ALLGEMEINE ENCYKLOPÄDIE DER WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE IN ALPHABETISCHER...

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Fünfunddreißigster Theil.

ENT — EPILOGUS.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1841.

Digitized by Google

★★

37829

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section

A — G.

LIBRARY

Fünfunddreißigster Theil.

ENT — EPILOGUS.

Digitized by Google

★★

3782g

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section

A — G.

LIBRARY

Fünfunddreißigster Theil.

ENT — EPILOGUS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Fünfunddreissigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Epaminondas . . . . . Alte Geschichte.
Epicykloide. (Tafel I. u. II.) . . . . . Mathematik.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY of CALIFORNIA

E N T.

ENT (Georg), der Sohn eines niederländischen Kaufmanns, der vor Alba's Tyrannei nach England geflüchtet war, als Arzt und besonders als Physiolog ausgezeichnet. Er wurde am 6. Nov. 1604 zu Sandwich geboren (andere Angaben nennen das J. 1603, ohne aber den Tag zu erwähnen); seine Humanitätsstudien machte er in Cambridge; nach deren Beendigung widmete er sich dem Studium der Medicin, und wurde in Padua Doctor. Bei seiner Rückkehr nach England wurde er ins Collegium der Wundärzte von Oxford aufgenommen, und er ließ sich in London nieder. Hier nahm er an den Verhandlungen des Collegiums der Ärzte und Wundärzte, dem er sechsmal als Präsident vorstand, lebhaften Antheil, besonders aber auch an der Redaction der zu seiner Zeit beginnenden Philosophical Transactions. Ent hielt Vorlesungen, denen auch König Karl II. beiwohnte; dieser ernannte ihn dafür zum Ritter. Er erklärte sich bald für Harvey's Kreislauf des Blutes, und trat als scharfsinniger Vertheidiger dieser Lehre auf, wenngleich er von seinem Eignen manche sonderbare Ansichten einflocht, z. B. von einer Lebensflamme, die im Herzen aus der Vermischung der Salze erzeugt würde. Diese Streitschrift war hauptsächlich gegen Parisanus gerichtet. Weniger ruhmvoll war sein Streit mit Thruston, wegen der Ansichten über die Respiration, wo er z. B. die irrige Behauptung aufstellte, das Zwerchfell sei unbeweglich beim Aus- und Einathmen, und es diene eben nur als Scheidewand zwischen der Brust- und Bauchhöhle. Er hat ferner die bekannte Schrift von Charleton: Exercitationes physico-anatomicae de oeconomia animali, vor dem Drucke durchgesehen. Noch größer ist aber sein Verdienst dadurch, daß er den bescheidenen und furchtsamen Harvey, der durch die verschiedenen Anfechtungen seiner Lehre vom Kreislauf so eingeschüchtert war, daß er seine Forschungen über die Zeugung mitzutheilen Bedenken trug, vermochte, ihm das Manuscript zur Herausgabe zu überlassen, wogegen sich Ent verpflichtete, die Vertheidigung des Buches zu übernehmen. Ent gab daher noch bei Lebzeiten Harvey's die berühmten Exercitationes de generatione animalium heraus (s. die Vorrede dazu). Er starb am 13. Oct. 1689 *). (*Fr. Wilh. Theile.*)

*) Apologia pro circulatione sanguinis, qua respondetur Aemilio Parisano (Lond. 1541. lb. 1685). Antidiatriba in Mayalachiam Thruston de respirationis usu primario. (Ich finde das J. 1679 für dieses Buch angegeben, allein es muß wenigstens neun Jahre früher erschienen sein. Ich habe nämlich eine Ausgabe von Thruston's Schrift: De respirationis usu primario diatriba (Lond. 1670), vor mir, mit einem Anhange, in welchem Ent's Einwürfe der Reihe nach aufgeführt und widerlegt werden.) Noch bei Lebzeiten Ent's erschienen seine Schriften gesammelt, unter dem Titel: Opera omnia medico-physica, observationibus ratiociniisque ex solidiori et experimentali philosophia petitis, nunc primum juncta edita (Lugd. Bat. 1687).

ENTADA. Eine von Rheede aufgestellte, von Adanson (Fam. des pl. 2. p. 318) angenommene, von Linné aber mit Mimosa vereinigte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Mimoseen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Die Blüthen polygamisch; der Kelch glockenförmig, fünfzähnig; fünf getrennte, kleine, ablange Corollenblättchen; 10 bis 25 lange Staubfäden mit rundlichen, an der Spitze drüsigen Antheren; die Hülsenfrucht sehr groß, zusammengedrückt, gegliedert: die Klappen trennen sich bei der Fruchtreife häufig in zwei einsamige Häute mit stehenbleibenden Rippen. Die sechs bekannten Arten sind in West- und Ostindien und auf den Südseeinseln einheimisch, als kletternde Sträucher mit doppelt gefiederten, in eine Klettergabel auslaufenden Blättern, zahlreichen, weißen Blüthenähren und sehr großen (oft acht Fuß langen), glatten, lederartigen Hülsenfrüchten. 1) Ent. Gigalobium *Cand.* (Mém. sur les Lég., prodr. 2. p. 424. Gigalobium *P. Browne*, Jam. 362. Mimosa scandens *L.* Entad. Parrana *Spreng.* Syst. 2. p. 325), auf den karaibischen Inseln. 2) Ent. Pursaetha *Cand.* (l. c. p. 425. Pursaetha *L.* Fl. zeyl. 644. *Rheede* Hort. malab. 8. t. 32—34. *Rumph.* Herb. amb. 5. t. 4. Mimosa scandens *L.* Ent. Parrana *Spr.*) in Ostindien, auf den molukkischen, marianischen und mascarenischen Inseln; unterscheidet sich von der vorhergehenden Art nur durch die geringere Anzahl der Staubfäden. 3) Ent. monostachya *Cand.* (l. c. Entada *Rheed.* l. c. 9. t. 77. Mimosa Entada *L. Willd.* Ent. Rheedii *Spr.* l. c.) in Malabar. 4) Ent. Polystachya *Cand.* (Mém. t. 61. 62. l. c. Acacia *Plumier* ed. *Burmann* t. 12. Mimosa polystachya *L.*, *Jacquin* amer. p. 265. t. 183. f. 93. Mim. bipinnata *Aublet*, Gui. 2. p. 946. Ent. Plumerii *Spr.* Cur.

Digitized by Google

Post. p. 164) in Westindien. 5) Ent. chilantha *Cand.* (l. c. Mimosa chilantha *Meyer*, Prim. Fl. essequ. p. 163) in Guiana. 6) Ent. Adenanthera *Cand.* (l. c. Adenanthera scandens *Forster* Prodr. p. 117), eine zweifelhafte Art von der neuhebridischen Insel Mallicolo, mit einfachgefiederten zweipaarigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

Entaliten s. Tubuliten.

ENTASSA. Die von Salisbury so benannte Pflanzengattung ist von Colymbea (s. d. Art.) desselben Botanikers nicht verschieden. (*A. Sprengel.*)

ENTAXIS (*ἔνταξις*), ein im Kriegswesen vorkommender Kunstausdruck, welchen Suidas (l. p. 754. *Kuster*) erläutert hat, wenn nämlich in die Zwischenräume der aus Schwerbewaffneten bestehenden Phalanx andere Truppen, zunächst Leichtbewaffnete, gestellt wurden, um diese Räume auszufüllen. Dieses Einschieben leichter Truppen in die Schlachtreihe oder Linie hieß *ἐντάσσειν*, auch *παρεντάσσειν*; selbst das Verbum *ἐνάττειν* in diesem Sinne kommt bei Xenophon (Anab. III, 3. 18) vor. (*Baehr.*)

Entbindungs- oder Entwickelungsapparat, s. Pneumatischer Apparat.

ENTBINDUNGSKUNST (*Geschichte der Geburtshilfe*). Die Entstehung der Geburtshilfe, ihre Entwickelung und weitere Ausbildung macht den Inhalt einer Geschichte der Geburtshilfe aus. Wenn wir aber den Ursprung der Geburtshilfe aufsuchen wollen, müssen wir es aufgeben, sie nach ihrem jetzigen Inhalt und Zweck im Auge zu haben, sondern vielmehr von der hohen Stufe, die sie jetzt einnimmt, auf die niedern sehen, um sie auf der niedersten in ihrer Entstehung zu finden. In ihrem Aufsteigen hatte aber auch sie, mehr noch als die Medicin und Chirurgie, von welchen die letztere ihr noch überdies lähmende Fesseln anlegte, ihre traurigen und glücklichen, ihren Aufschwung hemmende und fördernde Zeiten, und war in rohen und mörderischen Händen bald ein dürres Reis, bald wieder in weiser Pflege ein frischer und Früchte tragender Zweig. So kam es denn, daß die Schriftsteller, die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichend, und auf diesem Wege der Geburtshilfe in ihrer Ausbildung von Stufe zu Stufe folgend, auch verschiedene Ruhepunkte nahmen, entweder da, wo sie in Nacht gehüllt erschien, oder wo ein neuer Morgen ihr dämmerte. Es hat aber die Geburtshilfe der schlimmen und guten Zeiten so viele gehabt, daß man bei einer Eintheilung der Geschichte derselben in gewisse Zeiträume in der That willkürlich verfahren kann, da sie zumal noch überdies die Schicksale der Medicin und Chirurgie getheilt hat, bis sie, spät genug, selbständig geworden, ihre eigene Geschichte sich errungen hat. Wir heben daher solche Momente für Abschnitte gewisser Perioden heraus, welche der Geschichte der Geburtshilfe ausschließlich angehören, und nehmen fünf Zeiträume an. Der *erste* umfaßt die älteste Zeit bis auf Celsus. Der *zweite* beginnt mit Celsus und reicht bis zu der Erscheinung des ersten gedruckten Werkes über geburtshilfliche Gegenstände. Wenn wir hier mit Celsus, und nicht mit Hippokrates beginnen, so finden wir Gründe dafür darin, daß zwar die Geburtshilfe des Celsus von den grausamen Lehren des Hippokrates sich noch nicht getrennt hatte, er aber zuerst die Wendung auf die Füße, und die Extraction an denselben auf dem Querlager empfahl, einen hohen Werth auf die geburtshilfliche Untersuchung legte, und gute Regeln für die Wegnahme des Mutterkuchens gab, die noch heute zum Theil befolgt werden. Den *dritten* Zeitraum lassen wir mit Eucharius Rößlin, dem Verfasser des ersten Buchs über Geburtshilfe, anfangen, und bis zu der Erfindung der Zange reichen. Es ist daher Palfyn, mit dem wir die *vierte* Epoche eröffnen, und die wir bis zu Boër ausdehnen, mit dem die *fünfte* Epoche zweckmäßig beginnt, und bis auf die neueste Zeit sich erstreckt.

Erster Zeitraum. Die älteste Zeit bis auf Celsus. Die Hilfsbedürftigkeit der Gebärenden, und das dem Weibe angeborne Mitleiden und Bestreben, seinem Geschlechte in geschlechtlichen Verrichtungen mit Rath und That beizustehen, hat natürlich zunächst auch Frauen, und besonders ältere an das Kreißbette geführt. So ist es nach den Berichten der Reisenden auch heute noch unter den uncultivirten Völkern. Solche Frauen, durch eigene und fremde Noth mit den Vorgängen der Geburt bekannt geworden, mögen sich bald ein besonderes Geschäft daraus gemacht haben, Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen Rath zu geben und Hilfe zu leisten, sodaß der Stand der Hebammen schon in den ältesten Zeiten sich finden läßt. Dies beweisen theils die für Hebammen gebrauchten ältesten Bezeichnungen, theils Stellen des alten Testaments. So konnten denn auch die Hilfsbedürftigen in ihrer Noth von dem weiblichen Beistand nur wenige Hilfe erwarten, und nur auf Trostsprüche rechnen, wo die Natur von dem gewöhnlichen Hergange abwich, wie denn auch die Rahel (1 Mos. 35, 17. 18) unter Trostsprüchen der Wehemutter ihren Geist aufgab, welches Loos sie mit vielen Gebärenden der ältesten Zeit getheilt haben mag. Denn die Hilfsleistungen bestanden nur in Empfangnahme, Baden und Reinigen des Kindes, in Besorgung des Nabelstranges und des Mutterkuchens, und ist so wenig über die Art und Weise der Ausführung bestimmt zu urtheilen, als aus den vorhandenen Quellen auf weitern Beistand geschlossen werden kann.

So nun war es bei den *Israeliten*, nicht anders bei den *Aegyptiern* und in andern Ländern des Orients (Indien und China), noch viel besser bei den *Griechen*. Wo die weibliche Hilfe — denn auch hier finden wir nur Hebammen am Gebärbette — in der Noth nicht ausreichte, da wendeten sich die bedrängten Gebärenden an die Here oder riefen die helfende Eileithyia, die Tochter der Here, an, wie die Aegyptierinnen sich an die Göttin der Gebärenden, an die Bubastis, wandten. Denn noch zu des Hippokrates Zeiten, 460—370 v. Chr., wurden Aerzte nur bei Abweichungen der Geburt berathen und zugezogen, sodaß wol in den meisten Fällen des Kindes Leben schon erloschen war, oder nun der Tod durch die langen Versuche der allein geltenden Wendung auf den Kopf herbeigeführt wurde. Und so hatten sie es denn auch nur mit mörderischen Instrumenten, mit Perforation und Zerstückelung zu thun, aber weniger aus Grundsätzen, als vielmehr, weil ihnen die Beobachtung der regelmäßig wirkenden Natur ganz

Digitized by Google

entgangen war, anatomische Kenntnisse der Geschlechtstheile und des Beckens nebst den pathologischen Zuständen derselben ihnen fremd waren, und sie die Einflüsse, welche Seitens der Mutter und des Eies die Geburt sehlerhaft machen können, bei ihrer Entfernung vom Kreißbette nicht kennen lernten. Wie viel durch diese Zurückgezogenheit der Ärzte vom Gebärbette verloren ging, dafür sprechen die Stellen in den Schriften des Hippokrates, in welchen überall Einsicht und Erfahrung durchleuchtet, so lange nicht vom Fache der Entbindungskunst gehandelt wird. Werfen wir nur auf die als echt erkannten Schriften einen Blick, so finden wir Niesmittel empfohlen, um die Nachgeburt auszutreiben (Aphorisme 49), und dies ist die einzige Bemerkung, die auf praktische Geburtshilfe zu beziehen ist. Mehr Ausbeute geben uns die Schriften, die wol einer spätern Zeit angehören, aber dem Hippokrates zugeschrieben werden. Die Bücher „von der siebenmonatlichen und achtmonatlichen Geburt," auf Ausbagen der Frauen gestützt, enthalten Bemerkungen über Empfängniß und Frühgeburten, wobei der Zahl sieben eine nicht kleine Rolle überlassen ist, sowie hier das Stürzen der Kinder im siebenten Monat, das Leben einer im siebenten Monat geborenen, aber der Zeit der in dem achten Monat zu Tage kommenden Frucht behauptet wird. In dem Buche „von der Natur des Kindes" wird die Kopflage als das Bedingniß einer leichten Geburt, die Quer- und Fußlage als eine schwere Geburt bedingend angenommen. Das sich bewegende und mit Händen und Füßen zappelnde Kind zerreißt die Eihäute. — Das Buch „von den Weiberkrankheiten" enthält einige auf Geburtshilfe bezügliche Stellen, deren Inhalt bis auf Celsus, und in manchen Beziehungen noch später in Kraft sich erhalten hat. Für die Frühgeburt werden verschiedene Ursachen angeführt: Zerreißung der Eihäute, entstehende Magerkeit der Schwangern, Ohnmacht, Erscheinen des Monatsflusses, der Genuß scharfer und bitterer Speisen und Getränke, große körperliche Anstrengung, Einfluß der Kälte. Auch wird des Abtreibens, Verderbens der Früchte durch Abführungsmittel, Getränke, Speisen u. s. w. Erwähnung gethan. Der habituelle Abortus scheint schon dem Verfasser dieser Bücher nicht unbekannt gewesen zu sein. Querlagen, Steißlagen und Geburten mit den Füßen voran, werden als gefährlich für Mutter und Kind geschildert, und soll sowol hier als bei dem Vorfallen der Extremitäten und lebendem Kinde die Wendung auf den Kopf, bei todtem Kinde und fehlerhaftgelegener Wendung auf den Kopf die Zerstückelung, d. h. die Öffnung des Kopfes, Wegnahme der einzelnen Knochen, Abschneiden der Extremitäten, Exlocation der Brust- und Bauchhöhle mit einem Messer (μαχαιρίον) oder mit einer Knochenzange (πλεκτρον) und einem Haken (ἄγκιστρον) ausgeführt werden. In den Fällen, wo die Extremität der Wendung hinderlich wäre, soll sie abgeschnitten werden. Bei Zögerungen in der fünften Geburtsperiode werden Bäder und treibende Mittel empfohlen, wobei jedoch der gewöhnliche Übergang der Nachgeburt in Fäulniß nicht überlehen ist. Merkwürdig ist es, daß der Verfasser dieses Buches, sowie des Buches „von der Natur des Weibes" in der Untersuchungskunst wohl unterrichtet war. — Bei der bestehenden Ansicht über den menschlichen Uterus, nach welcher er in zwei Hörner ausging, wird in dem Buche „von der Überfruchtung" die Zwillingsschwangerschaft erklärt. Außerdem wird daselbst bei abgestorbenen Früchten, wo Medicamente nicht ausreichen, die Zerstückelung, und bei vorgefallenen Extremitäten die Zurückbringung derselben empfohlen. — Das Buch „von der Ausscheidung des Kindes" wiederholt die Lehre der Zerstückelung nach dem Buche über Weiberkrankheiten. Wie dort wird auch hier als Mittel der Umwandlung einer fehlerhaften Lage in eine bessere, die Erschütterung des Körpers der Gebärenden anempfohlen. Auf ein Bette gebunden soll die Kreißende nach Erhebung desselben und während einer Wehe kräftig geschüttelt werden.

Wir dürfen Griechenland nicht verlassen, ohne des Aristoteles (384 — 322 v. Chr.) Naturgeschichte der Thiere noch in Erwägung gebracht zu haben, zu welcher Zeit die griechischen Hebammen fast mehr noch als früher in Ansehen waren, obschon auch zu des Plato Zeiten (430 —348) daselbe in nicht geringem Grade bestanden hat. So aber konnten auch des Aristoteles unterrichtende Lehren, insoweit sie Schwangerschaft und Geburt des Menschen umfaßten, auf den praktischen Theil der Geburtshilfe keinen Einfluß haben, der denn blieb, wie früher er beschaffen war. Endlich ist noch des Herophilus (310 v. Chr.) zu gedenken, der sich um die Anatomie nicht wenig verdient gemacht hat, die Trompeten der Gebärmutter mit halbkreisförmigen Windungen verglich, und lehrte, daß während der Schwangerschaft der Muttermund fest verschlossen sei. Bei ihm nahm die Agnobite, als Mann verkleidet, Unterricht, übte dann die Geburtshilfe aus, und veranlaßte das Gesetz des Areopagus, nach welchem auch Weibern die Erlernung und Ausübung der Arzneikunst und Geburtshilfe gestattet wurde.

Wenden wir uns nun zu den Römern, so werden wir theils durch ihre Gesetzgebungen (Pandect. Lib. L. tit. 13. Lib. IX. tit. 2. Lib. XXV. tit. 4) belehrt, in welchem Ansehen die Hebammen standen, und welche Gültigkeit ihre Angaben vor Gericht hatten, theils sehen wir aus den bei Geburten stattfindenden Gebräuchen und den Geschäften der Hebammen dabei, daß sie einen besondern Stand bildeten, und die männliche Hilfe bei Geburten keinen Eingang gefunden hat. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß griechische Hebammen nach Italien gekommen sind, und den römischen noch unwissenden weiblichen Geburtshelferinnen Unterricht ertheilt haben. Waren doch auch die griechischen Schriften die Quellen, aus welchen die römischen Ärzte schöpften. Dessenungeachtet beschränkten sich ihre Hilfsleistungen nur auf das Empfangen, Abnabeln und Reinigen des Kindes, vielleicht auch auf Darreichung von Arzneien, wie sich aus den Worten des Ulpianus: „item si obstetrix medicamentum dederit et inde mulier perierit" (Lib. IX. tit. 2. Pandect.) vermuthen läßt. So nahmen denn die in ihrer Noth verlassenen Gebärenden gleich den Griechinnen ihre Zuflucht zu den Göttinnen, der Lucina, Postverta u. s. w., wie sie schon in Zeit der Schwangerschaft gethan, und als Wöchnerinnen wiederholten, hier Pilumnus, Intercl-

Digitized by Google

dena, Deverra u. s. w., für sich und das Wohl ihres Kindes anrufend. Wo der Mensch in Noth ist, da wendet er sich am liebsten an höhere oder ein höchstes Wesen. Und so dürfen wir daraus auch wol nicht mit Unrecht den Schluß ziehen, daß die Gebärenden jener Zeit wohl wußten, daß sie von der Hilfe der Menschen, der Hebammen und Ärzte verlassen wären, wenn sie die Natur in dem Acte des Gebärens verließe.

Während man so wohl begreift, wie die menschliche Hilfe bei Geburten gegen den Beistand der Gottheiten gering geachtet, und wie besonders die männliche Hilfsleistung da, wo nur Göttinnen als Hilfe bringend angesehen und Hebammen gleichsam für Dienerinnen derselben galten, ganz vom Kreißbette verwiesen werden konnte, muß es auffallen, ein Gesetz zu finden, das Jahrhunderten vor Christo angehörend die Ausschneidung der Leibesfrüchte schwanger Verstorbener befiehlt. In den Pandekten aufbewahrt, und als die Lex regia bekannt, dem Numa Pompilius (715—673 v. Chr.) zugeschrieben, lautet es: „Negat lex regia mulierem quae praegnans mortua sit, lumari, antequam partus ei excidatur: qui contra fecerit, spem animantis cum gravida peremisse videtur." Nicht fern liegen die Fragen, die sich uns dabei aufdrängen, nämlich 1) wie kam der Gesetzgeber auf diese Anordnung, und 2) wer verrichtete die Operation? Die Beantwortung der ersten Frage hat mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen, als die Lösung der zweiten Aufgabe, zu der wir nirgends eine Erläuterung auffinden können. Denn schon in der grauen Fabelwelt erhält Hermes von Zeus den Auftrag, die unreife siebenmonatliche Frucht der Semele aus ihrem Körper zu schneiden. Auf gleiche Weise läßt Ovid den Äskulap, Virgil den Lychas zur Welt kommen. Auch konnte es nicht fehlen, daß bei den Opfern der Thiere lebende Junge vorgefunden und herausgenommen wurden, was sich auch bei den Untersuchungen der Thiere, auf die sich die Nachforschungen der Ärzte allein beschränkten, nicht selten ereignet haben mag. Auf diesem Wege also ist man wol auf die Ausschneidung der Früchte aus den schwangern verstorbenen Müttern hingeführt worden.

Zweiter Zeitraum. Von Celsus bis auf die Erscheinung des ersten gedruckten Werkes über geburtshilfliche Gegenstände (30 Jahre v. Chr. — 14 n. Chr. bis 1513). Wenn auch ein langer Zeitraum vor uns liegt, den geschichtlich zu verfolgen wir beginnen, und derselbe altberühmte Namen, den eines Celsus, Moschion, Galen, Aëtius, Philumenos, Paulus von Ägina u. a. umfaßt, so finden wir doch kaum Vorschritte der Geburtshilfe, die noch immer in weiblichen Händen blieb, und nur unter besondern Umständen von Ärzten und Chirurgen geübt wurde. Die letztern behandelten sie zwar als zu ihrem Fache gehörig, doch mehr als ein angenommenes Kind, und so bildete sie noch lange keinen eigenen selbständigen, fruchttragenden Zweig.

Aulus Cornelius Celsus (30 J. v. Chr. — 14 J. n. Chr.) hat uns in dem auf uns gekommenen Werke „Medicina" und daselbst im 6. Buche Cap. 28 und 29 hinterlassen, daß nur dann erst die Hilfe der Chirurgen gesucht wurde, wenn weder die Götter helfen wollten, noch die Hebammen helfen konnten, und das Kind in seiner Hilflosigkeit verschieden war. Da nun die männlichen Eingriffe für die Mutter nothwendig abschreckend sein mußten, obwol Erhaltung derselben das einzige Ziel sein konnte, nach dem noch zu streben war, so liegt doch die Erklärung nahe genug, daß die Geburtshilfe auf diese Weise durch Beobachtungen und Erfahrungen von den Ärzten dortiger Zeit nicht gefördert werden konnte, da ihnen die Vorgänge der regelmäßigen Geburt eigentlich fremd und ein Geheimniß blieben.

Um so mehr aber muß es unsere Bewunderung erregen, daß dessenungeachtet von Hippokrates bis zu Celsus die Geburtshilfe nicht auf einer gleichen Stufe stehen blieb, vielmehr unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Denn kann man auch nicht leugnen, daß die Lehren des Celsus in vielen Beziehungen von den Lehren des Hippokrates nicht wesentlich abweichen, indem er noch viel auf den scharfen Haken, auf Ablösung und Zerstückelung hält, so war er es doch, der einen besondern Werth auf die Untersuchung legte, zweckmäßige Regeln für die Wegnahme der Placenta gab, das Querlager bei den Operationen anempfahl, und namentlich die Wendung auf die Füße lehrte. „Sed in pedes quoque conversus infans non difficulter extrahitur: quibus apprehensis per ipsas manus commode ducitur." So lauten die Worte von einer Operation, durch welche so manches Leben von Müttern und Kindern würde gerettet und erhalten worden sein, wenn man ihre Anwendung auch auf lebende Kinder ausgedehnt hätte. Allein sie kam — merkwürdig genug — so in Vergessenheit, daß Peter Franco, der sie nach langen Jahren (1560) wieder in die Reihe geburtshilflicher Operationen aufnahm, als Erfinder derselben gelten kann.

Durch die Vorarbeiten des Rufus von Ephesus und Soranus, die zu Trajan's und Adrian's Zeiten lebten, und von welchen der letztere über die weiblichen Geschlechtstheile nicht allein durch Zergliederungen der Thiere, sondern auch nach seiner Versicherung aus Sectionen menschlicher Leichen Kenntnisse erlangt hatte, war Moschion, den wir nun besonders zu nennen haben, von der Beschaffenheit der Geburtstheile unterrichtet, und gibt uns in seinem Buche „de mulierum passionibus," das als erstes Lehrbuch für Hebammen besonders zu bezeichnen ist, von den damaligen Ansichten über den Hergang bei der Geburt, über die Hilfsleistungen, Behandlung des neugebornen Kindes und der Nachgeburt nicht unwichtige Kunde. Dieses Buch in Fragen und Antworten zeigt uns noch immer den weiten Kreis, in dem sich die Thätigkeit der Hebammen bewegte.

Moschion sah, wie Soranus, die Scheide und Gebärmutter für ein Ganzes an, und vergleicht die letztere mit einem Schröpfkopf. Die Zeichen des Geschlechts vom Fötus gibt er nach Hippokrates an, und nennt die zum Fötus gehörenden Theile Chorion, mit Einschluß der Placenta, Amnion und Nabelstrang, den er aus zwei Venen und zwei Arterien bestehen läßt. Wie er die Zeichen der ersten Menstruation gut beschreibt, so lehrt er auch die Symptome des drohenden Abortus mit Sachkenntniß. Er gibt

Digitized by Google

nicht nur den ersten Gebärstuhl (sedile obstetricium) an, sondern auch die Zeit, in welcher die Gebärende ihn einzunehmen habe, lehrt die Wegnahme der Nachgeburt, wenn sie nicht mehr adhärire, und warnt vor mechanischen Mitteln, wie sie Hippokrates empfohlen habe. Das Abnabeln des Kindes gibt er so an, wie es heute noch ausgeführt wird, nur daß die Ligatur nach Durchschneidung der Nabelschnur angelegt wurde, wenn die Placenta gleich mit ausgestoßen war. Zu den diätetischen Verordnungen für Schwangere fügte er auch Vorschriften für das Wochenbette und Stillungsgeschäft, und fand nicht ohne richtigen Blick die Ursachen der schweren Geburten theils in der Mutter, theils in dem Kinde, und theils in äußern Einflüssen.

Vielleicht noch zur Zeit des Moschion wurde zu Pergamus in Kleinasien ein Mann geboren (131 n. Chr.), dessen Name in allen Zweigen der Medicin bei geschichtlichen Darstellungen zu nennen ist, Claudius Galenus. So hoch nun aber dieses seltenen Mannes Verdienste um die Medicin und besonders die Anatomie und Physiologie sind, so gering sind sie in Hinsicht auf Geburtshilfe, die er nie ausgeübt hat, weil er in Rom aller chirurgischen Operationen sich enthielt, zu welchen auch die geburtshilflichen gehörten, denn noch bestand die Herrschaft der Hebammen, und nur im Falle der Noth wurden Chirurgen verlangt. Aus seinen Schriften, die geburtshilflichen Inhalts sind (de uteri dissectione, de semine, de foetuum formatione, de usu partium, de septimestri partu) ergibt sich deutlich genug, daß Galen theils nur Thiere untersucht hat, theils den Lehren früherer Ärzte gefolgt ist.

Für die Folge war diese Zurückgezogenheit Galen's von der praktischen Geburtshilfe von großer Wichtigkeit, denn sein umfassender Geist würde auch auf diesem Gebiete fruchtreichen Samen ausgestreuet, und seinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben haben, eine gute Ernte zu machen. So aber entstand ein langer Stillstand, den der Verfall der Wissenschaften mit Roms Fall unterstützte; die Hebammen blieben in ihrem Recht, und den Ärzten entgingen die Beobachtungen der Natur, wofür ihnen noch lange das Studium blutiger und zerstückelnder Operationen blieb. Erst im 6. Jahrh. finden wir seit Celsus und Moschion wieder einen neuen Anstoß für unsere Wissenschaft und Kunst, wenn auch immer noch kein wahrhaft fördernd reges Leben. Es folgte nämlich Aëtius von Amida in Mesopotamien, der vielleicht Leibarzt des Kaisers Justinian (527 — 565) gewesen sein mag, dem Beispiele des Leibarztes vom Kaiser Julianus Apostata (361—363) des Oribasius von Pergamus, und sammelte aus ältern Schriften, wobei er theils dem Galen, theils den berühmtesten Methodikern und Empirikern folgte, und dabei seine eigenen Grundsätze entwickelte. Unter den von Aëtius gesammelten Werken befinden sich in Bezug auf Geburtshilfe auch nachher verloren gegangene Schriften von Philumenos, Rufus Soranus, und von der erst durch Aëtius bekannt gewordenen Aspasia u. s. w. Das 16. Buch handelt besonders von den Frauenzimmerkrankheiten, und enthält die Lehren über geburtshilfliche Gegenstände. Hier nun finden wir zweckmäßige Regeln der Aspasia für Schwangere, die Bäder im letzten Monat der Schwangerschaft mit vollem Rechte empfohlen, und Vorschriften zur Behandlung der Wöchnerinnen nach der Zerstückelung des Kindes, Mittel, die noch heute als Ursachen des Abortus aufgeführt werden, z. B. Tanzen, Heben schwerer Lasten, Reiben des Bauches u. s. w., werden zu Hervorbringung des Abortus empfohlen, wenn die Frau das Kind wegen Kleinheit des Uterus, Enge des Muttermundes u. s. w. nicht gebären kann. Denn überall läßt jene Zeit die Geringschätzung des Kindes erkennen. Wie schon Hippokrates, so empfiehlt auch die Aspasia Niesemittel, Anhalten des Athmens, Verschließen des Mundes zur Entfernung der Nachgeburt. — Die Capitel 22—24 enthalten die Lehren des Philumenos über schwere Geburten. Während hier die Ursachen schwerer Geburten von Seiten der Mutter, selbst nicht ohne Berührung der Seelenthätigkeit in der That umfassend angegeben werden, wird als die Geburt hindernd die zu starke Verbindung der Schambeine genannt, eine Ansicht, die sich den Ärzten dieser frühern Zeit wol durch Beobachtungen an Thieren aufgedrängt hat. Auch die Ursachen schwerer Geburten, die von der Frucht ausgehen, sind im Allgemeinen gut aufgefaßt, und ist bei den Schieflagen die Seitenlage der Querlage, mit Berücksichtigung der Wendung auf die Füße vorgezogen. Endlich sind auch die äußern Einflüsse auf die Geburt nicht übergangen. Nicht zu verkennen ist in manchen Stellen, daß die Chirurgen wol oft genug mit roher Hand und ohne weitere Versuche eingegriffen, und das härtere Verfahren dem mildern vorgezogen haben mögen. Denn nachdem viele Mittel empfohlen sind, die vor den manuellen und instrumentalen Eingriffen erst angewendet werden sollen, wird der weise Rath ertheilt, daß Alles sanft und mild geschehen möge. Dieser Rath erweist sich auch als nothwendig, da noch immer gleichwie zu den Zeiten des Celsus, so auch in der Zeit des Aëtius, der ja des Philumenos Regeln als geltend vorträgt, die Messer, Haken, gezähnten Zangen, das Ablösen der Glieder, das Entleeren der Körperhöhlen u. s. w. eine wichtige Rolle spielen. Unbegreiflich ist es, daß man dabei der Wendung auf die Füße mehrfach gedacht findet, ohne daß ihr eine Würdigung zu Theil wurde, deren Erfolg zu den glänzendsten Resultaten geführt und die Geburtshilfe bald auf eine höhere Stufe erhoben haben würde. Die Lehren des Philumenos (Cap. 24) über die Wegnahme der Nachgeburt zeichnen sich in der That aus, und sprechen dafür, wie schon in frühester Zeit das gewaltsame Eindringen durch den verschlossenen Muttermund gefürchtet wurde. — Was endlich Aëtius über die Anatomie und Physiologie des Uterus, über die Veränderungen desselben zur Zeit der Schwangerschaft, über die Menstruation und Pubertät lehrt, scheint aus dem Moschion, Rufus und Soranus entnommen zu sein. Endlich finden wir auch eine Stelle bei Aëtius, die aus einer verlorenen Schrift der Aspasia entlehnt ist, die eine Andeutung der erst im 18. Jahrh. in Ausführung gekommenen künstlichen Frühgeburt enthält.

Wie wenig diese neue Sammlung der besten Schrift-

Digitized by Google

steller, deren Grundsätze und Handlungsweisen Aëtius seiner Zeit darstellte, gefruchtet hat, ersehen wir schon daraus, daß Alles blieb, wie es war. Denn obgleich ein Jahrhundert nach Aëtius ein Arzt, Paulus von der Insel Ägina, dessen beste Zeit in die Jahre 668—685 fiel, vorzugsweise „Alkawabeli" Weiberarzt, Geburtshelfer, genannt wurde, so haben wir bei ihm mit Hinblick auf die Geburtshilfe doch keinen neuen Schritt zu bewundern, den er vorwärts gethan; ja wir haben vielmehr zu beklagen, daß schon von ihm die Wendung auf die Füße aus der Reihe geburtshilflicher Operationen gestrichen ist, und die Anwendung des scharfen Hakens, die Eröffnung des Kopfes, die Zerstückelung, die Abschneidung des vorgefallenen Armes, als einzige geburtshilfliche Operationen aufgenommen sind. Anders verhält es sich mit seinen Lehren, die sich auf Weiberkrankheiten beziehen, indem wir aus den einzelnen auf uns gekommenen Abschnitten auf die Gediegenheit des ganzen Werkes schließen können.

Mit Paulus von Ägina verlassen wir ein Land, über das eine lange Nacht einbrach, indem der noch schwach glimmende Funken gelehrter Cultur nach und nach ganz verlöschte, und wenden uns einem Volke zu, das als nomadische Stämme, bisher unbekümmert um äußere Weltbegebenheiten, auf seiner asiatischen Halbinsel gelebt hatte, und nie in gänzliche Barbarei versunken, nun plötzlich nach allen Seiten hin erobernd und siegreich sich ausbreitete, wir meinen die Araber. Wie konnte es anders kommen, als daß sie im Glücke ihrer Eroberungen auch das Glück der wissenschaftlichen Cultur kennen lernten? Die Fürsten sorgten dafür, daß Schulen und Bibliotheken theils wieder hergestellt, theils neu errichtet wurden, die Zahl der Gelehrten und Schriftsteller mehrte sich, und so blühten unter dem Schutze dieser Fürsten die Künste und Wissenschaften, und unter diesen die Medicin. Ob wir nun den Arabern in Rücksicht der Geburtshilfe nur die Erhaltung derselben auf der Stufe, auf der sie ihnen überkommen war, oder auch eine Erhebung, eine Bereicherung derselben verdanken müssen, das stellt sich aus einer kurzen Betrachtung der Leistungen einzelner der berühmtern Männer ihrer Zeit leicht dar. Noch war die Geburtshilfe in den Händen der Frauen, die in großem Ansehen standen, selbst Operationen ausführten, und es sich angelegen sein ließen, Ärzte und Chirurgen noch mehr vom Kreißbette zu entfernen, als es früher der Fall war. So konnten sie unmöglich einen Schritt weiter thun, als die römischen und griechischen Ärzte und Chirurgen gethan hatten, von denen ihnen die Geburtshilfe doch noch immer auf einer tiefen Stufe überliefert worden war. Irren wir nicht ganz, so möchten wir schon in den vielen Mitteln, die sie zur Erleichterung der Geburt aufstellten, sowol den Widerwillen gegen die zerstückelnden Eingriffe erkennen, zu welchen sie bei den Versäumnissen des weiblichen Beistandes genöthigt wurden, als auch das Bestreben finden, das mildere Mittel dem stärkern und eingreifenden vorzuziehen.

Wir beginnen mit Jakiah Ebn Serapion, einem Syrer von Geburt, der von Albanus Torinus auch Janus Damascenus genannt wurde, und zu Anfange des 9. Jahrh. lebte. In seinem syrisch geschriebenen Buche, das von Musa ben Ibrahim Alodaithé ins Arabische übersetzt, Aggregator, Practica oder Breviarium (Gerard von Carmona) Therapeutica methodus (Torinus) genannt wurde, enthält für die Geburtshilfe durchaus nur Wiederholungen der Lehren griechischer Ärzte. Hält er doch noch die Gebärmutter für ein „animal," das bei seinem Aufsteigen in hysterischen Leiden mit schlechten Gerüchen von Oben nach Unten verscheucht, und mit Wohlgerüchen nach Unten gelockt werden soll.

Im J. 860 n. Chr. wurde zu Ray in Irak ein Mann geboren, auf den die Araber stolz zu sein nicht unrecht hatten. Dieser Mann war Muhhamed Ebn Secharjah Abu Bekr Arrasi, genannt Rhazes. Aus dem Hauptwerke des Rhazes, Hawi (Helchani) gehört das neunte Buch, Cap. 4 und 6 hierher. Hier ertheilt Rhazes semiologische Lehren in Bezug auf Schwangerschaft, Abortus und Voraussagung des Geschlechtes des Kindes. Er führt die Rundung des Muttermundes als Zeichen der Conception, das Einsinken der Brüste als Vorboten des Abortus an. Die Kopflage ist die einzig natürliche Lage, alle andern sind widernatürliche. Wo es nicht gelingt, den Kopf einzuleiten, soll so lange zerstückelt werden, bis die Einführung des Kopfes ausgeführt werden kann. Die Perforation des Rhazes besteht in Eröffnung des Kopfes, Enthirnung und Ablösung der Kopfknochen. Vorgefallene Glieder werden zurückgebracht oder abgeschnitten. Auch er nimmt das Stürzen des Kindes im achten Monat an. An Arzneimitteln zur Beförderung der Geburt fehlt es nicht, und unter diesen spielen die Niesemittel, Bäder, Einölungen u. s. w. nicht die kleinste Rolle. Dies wird auch in dem Buche „von den Divisionen" wiederholt. Die zehn Bücher des Rhazes an den Mansor zeigen (Cap. 25 und 26 im ersten Buch), daß Rhazes die Gebärmutter für zweigehörnt, die Eierstöcke für die weiblichen, den Samen enthaltenden Hoden hielt. Das Hymen, die Beschaffenheit der Scheide, die verschiedenen Erscheinungen der Molen- und wahren Schwangerschaft (Cap. 88. Buch 5) werden genau beschrieben.

Nach Rhazes lebte Ali, ein Perser, Sohn des Abbas, genannt der Magier. Auf Befehl des Königs von Buita schrieb er ein großes Werk, dedicirte es jenem, weshalb es „das königliche" genannt wurde. Aus diesem ergibt sich, daß auch Ali die Gebärmutter für ein „animal" hält, das Hörner und eine vielfache Kraft hat. Knaben werden schwerer geboren, als Mädchen; Scheinreibungen, Bäder u. s. w. die Lage auf den Knien und Ellenbogen bei fetten Frauen finden wir empfohlen. Die geburtshilflichen Operationen werden im neunten Buche berührt, und hier spielen die scharfen Haken, die Forcipes ad caput conterendum eine nicht kleine Rolle, sowie das Ablösen der Glieder, die Perforation, das Abschneiden des Fleisches u. s. f. gelehrt wird. Bis zu Anfange des 11. Jahrh. blieb des Ali Werk sehr hoch gestellt. Hier aber wurde es durch ein anderes ganz in Schatten zurückgedrängt.

Es lebte nämlich in dieser Zeit (980—1036) der „Fürst der Ärzte" Abn Ali Alhossain Ebn Abd'Alla Ebn

Digitized by Google

Sinab, gewöhnlich Avicenna genannt, dessen großes Werk, von ihm Kanon genannt, durch Jahrhunderte sich allein geltend erhielt. Aus diesem lernen wir recht eigentlich, daß die Geburtshilfe jener Zeit eine wahrhaft schauderhafte war. Denn wenn auch Avicenna, fast nur ältere Lehren vortragend, das Stillungsgeschäft, die Entwöhnung und Behandlung des Kindes, die Unterbindung der Nabelschnur, die Zeichen und Diätetik der Schwangerschaft, die Lehre von den Molen, in der That umsichtig und in mehrfachen Beziehungen selbst mit Kritik vorträgt, so hängt er doch noch aus Unkunde in anatomischen Beschreibungen an dem Alten, richtet seine Lehren von der Eröffnung des Muttermundes, von dem Gebrauche der Haken, von der Einleitung des Kopfes bei Fußlagen und der Zerstückelung, wenn sie nicht gelingen will, von der Anwendung der gezähnten Zange bei zu großem Kopfe an die Hebammen. Man darf aber nicht glauben, daß Avicenna dabei nur den todten Fötus vor Augen hatte, sondern ihm galt unter Umständen auch das lebende Kind nicht viel mehr, als das todte. Dies wird zur Genüge darthun, daß auch Avicenna um die Geburtshilfe keine Verdienste sich erworben hat, und daß er, der Fürst der Ärzte, bei seinem Ansehen und seinem wissenschaftlichen Despotismus das Vorurtheil gegen die männliche Ausübung der Geburtshilfe doch nicht zu verdrängen im Stande war, aber auch, wie es scheint, keine Versuche dazu machte.

Es bleibt uns noch übrig aus dem 12. Jahrh. einen spanischen Arzt anzuführen, den Khalaf Ebn Abbas Abu'l Kasem, genannt Abulcasis.

Abulcasis zeichnete sich als Arzt, aber besonders als Chirurg aus. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, in seinem Werke „Altasrif“ (Sammlung) den operativen Theil der Geburtshilfe vorzugsweise, und selbst mit Abbildungen geburtshilflicher Instrumente versehen, bearbeitet zu finden. Indessen sucht man vergebens nach einer gründlichen Beschreibung der operativen Eingriffe und ihrer Ausführung. In jenem Werke sind die Capitel, welche diese Operationen enthalten, überschrieben: „de doctrina obstetricum,“ und an die Hebammen gerichtet. Hier ist die Kopflage die natürliche, und werden dabei, wenn der Kopf nicht vorrückt, Niesemittel, Kleinreibungen und dergl. empfohlen. Der vorgefallene Arm wird zurückgebracht, an eine Schlinge gelegt und angezogen, oder auch abgeschnitten. Fuß-, Seiten- und Knielagen sind in Kopflagen umzuwandeln. Den todten Fötus will Abulcasis mit dem Haken ausgezogen haben, auch selbst bei vorliegenden Füßen. Ablösungen der Extremitäten, Öffnung des Schädels mit einem Scalpell, Zerknirschung desselben mit einer auch abgebildeten gezähnten Zange, Almisbach genannt, sind bei ihm Hauptoperationen. Neben dieser Zange finden wir auch bei ihm ein Ausdehnungswerkzeug, Vertigo, ein Instrument zum Zurückschieben vorliegender Theile, Impellens, Haken, breite Scalpelle. Da die folgenden arabischen Ärzte der Geburtshilfe keine Aufmerksamkeit weiter geschenkt haben, so verlassen wir die Zeit, in welcher die Geburtshilfe nach der bisher verfolgten Betrachtung auf keine Weise erhoben, vielmehr noch tiefer gestellt wurde, als wir sie zu des Celsus Zeiten gefunden haben.

Wir könnten diesen zweiten Zeitraum der Geschichte der Geburtshilfe hier beschließen, denn im 13., 14. und 15. Jahrh. wurde unsere Wissenschaft in keinerlei Weise bereichert und erhoben, und ein Blick auf das Abendland vor diesen Jahrhunderten fällt nur auf finstere Nacht im Gebiete der Geburtshilfe. In den Händen der Mönche lag die Arzneikunde, die mit Blut sich nicht besleckten durften, und die Schriften jener Zeit, in der auch die Lex regia aus religiöser Speculation erneut wurde, enthalten in Bezug auf Geburtshilfe nur abergläubische, fabelhafte Sachen. Nicht viel besser war es im 13. Jahrh., wo die Geistlichkeit sich immer noch in die Handlungen der Ärzte einmischte, und diese es unter ihrer Würde gehalten zu haben scheinen, der Geburtshilfe auch nur ein Blatt in ihren Werken zu widmen. Nicht viel mehr geschah im 14. Jahrh., obgleich durch das Aufleben der Anatomie und durch die neue Gestaltung der Chirurgie durch Guy de Chauliac (1350), der auch die Geburtshilfe in seinem Lehrbuche der Chirurgie in zwei Capiteln wieder aufnahm, eine Vorbereitung besserer Zeit nicht zu verkennen ist. Auch im 15. Jahrh. blieb die Geburtshilfe in den Händen der Hebammen, und die Ärzte und Chirurgen gedachten zwar derselben, lehrten aber nur Gelehrtes, und nahmen sich also nicht die Mühe, dieses Fach der Medicin nur einigermaßen zu cultiviren. Doch müssen wir von diesem Jahrhunderte als einflußreich für die Folge die Verbreitung der griechischen Gelehrten, die sich nach dem Occident flüchteten, und die Erfindung der Buchdruckerkunst hervorheben.

Dritter Zeitraum. Von der Erscheinung des ersten gedruckten Buchs über Geburtshilfe, bis zu der Erfindung der geburtshilflichen Zange (1513—1723). Jetzt schwere Fesseln waren es, die der Geburtshilfe wie bleierne Flügel auflagen, und sie bei jedem Versuche eines Auffluges schwer zu Boden drückten, die alleinige weibliche Ausübung der praktischen Geburtshilfe und die Chirurgie, die nur als ein angenommenes Kind sie behandelte. In dem Zeitraume, den wir näher zu betrachten uns anschicken, wurde endlich das lastende Joch allmälig abgeschüttelt, und die Geburtshilfe auf ein höhere Stufe geführt. Das Erscheinen von Büchern, die nur geburtshilfliche Gegenstände abhandelten, so kümmerlich sie auch noch waren, machte auf eine eigene, neue Wissenschaft aufmerksam. Die Bearbeitung der Anatomie konnte nicht anders, als auch für die Geburtshilfe die schönsten Früchte bringen, und ein neues reges Leben entstand durch die Ausführung des Kaiserschnittes an Lebenden, und die darüber entstehenden Streitigkeiten. Die Wendung auf die Füße kam wieder in glückliche Anregung, und die Unwissenheit der Hebammen wurde zuerst öffentlich ins Licht gestellt. — Soviel im Allgemeinen von dem 16. Jahrh. Das erste gedruckte Buch über geburtshilfliche Gegenstände ist 1513 von Eucharius Rößlin (Rhodion), einem teutschen Arzte zu Worms und Frankfurt. Aus 55 nicht paginirten Quartblättern bestehend und mit Holzschnitten versehen, führt es den

Digitized by Google

teutschen Titel: „Der schwangern Frawen und Hebammen Rosengarte.“ Das Beste an und in ihm ist, daß es ausschließlich geburtshilfliche Gegenstände abhandelt. Entlehnt aus ältern Schriftstellern, enthält es auch noch die Fehlgriffe früherer Zeit, die Regeln zur Einleitung des Kopfes und die Hilfsleistungen bei todtem Kinde mit Haken und andern verletzenden Instrumenten. Es blieb dessenungeachtet lange Zeit ein Musterbuch, und erweckte die Lust, Gleiches zu leisten. So erschien denn auch von Walther Herrmann Ryff (1545), ein zweiter „Frawen-Rosengarten,“ und von Jacob Rueff, Wundarzt zu Zürich, ein Buch mit dem Titel: „Ein schön lustig Trostbüchlein von den Empfängnissen und Geburten des Menschen u. s. w. Zürich 1553.“ Es enthält nur Wiederholungen des Rößlin'schen Buches, und die Zeichnungen einer Zange zum Zusammendrücken des Kopfes. Später (1566) begann Conrad Gesner, ein schweizerischer Arzt, eine Sammlung älterer griechischer und römischer Schriftsteller über geburtshilfliche Gegenstände unter dem Titel: „Gynaeciorum s. de mulierum affectibus.“ welche Kaspar Wolf fortsetzte, und Kaspar Bauhin, später Israel Spach, neu herausgaben.

Die Entdeckungen der Anatomen und das Bestreben derselben, die irrigen Lehren des angebeteten Galen ins Licht zu stellen, trugen nicht wenig zur Verbesserung der theoretischen und somit auch der praktischen Geburtshilfe bei. Wir nennen nur die gefeierten Namen eines Vesalius (1514—1564), Eustachius, Falopia, Zerbi, Aranzi, und erinnern daran, daß durch diese und andere Anatomen des 16. Jahrh. die weiblichen Geschlechtstheile theils treuer nach der Natur beschrieben, theils bisher noch nicht gekannte Theile derselben durch eigene Untersuchungen gefunden wurden. Falopia beschrieb zuerst die Clitoris als einen der männlichen Ruthe ähnlichen Theil, kannte das Hymen genau, verfolgte die runden Mutterbänder bis in die Fetthaut des Schambergs, und erklärte den Bau der Eierstöcke und Muttertrompeten, sodaß diese ja noch heute nach ihm Tubae Fallopiae genannt werden. Er und Vesalius zeigten, daß sich der menschliche Uterus anders verhalte, als der thierische, und beide kannten die Bläschen im Eierstocke, deren Veränderungen nach der Empfängniß Regner de Graaf 1677 beschrieb. Hatte man bis jetzt den Kaiserschnitt nach weltlicher und kirchlicher Verordnung nur an verstorbenen Schwangern und Gebärenden ausgeführt, so war doch noch kein Beispiel von einer gleichen Operation an einer lebenden vorhanden. Das 16. Jahrh. führte auf diesen Gegenstand, obwol schon Nicolaus de Falconiis (serm. de chirurg. fol. VII. 1491) einen Fall von glücklich verrichtetem Kaiserschnitte an einer Lebenden erzählt. Jacob Nufer, ein Schweineschneider zu Siegersbausen, dessen Frau in Gegenwart von 13 Hebammen doch unentbunden blieb und die heftigsten Schmerzen zu ertragen hatte, erkannte in der ungewöhnlichen Weghahnung zu dem Kinde das einzige Rettungsmittel für seine Frau. Im Beisein von zwei Hebammen und von mehren seiner Collegen machte er 1500 die Operation, förderte das lebende Kind zu Tage und rettete die Mutter. So erzählt Bauhin (Foetus vivi ex matre viva sine alterius vitae periculo caesura a Francisco Rousseto, medico gallico, conscripta, Casparo Bauhino, medico Bas. ord. latio reddita, variis historiis aucta et confirmata [Bas. 1591]. p. 177). Wenn nun auch die Worte: „Abdomini vulnus infligit: verum *primo* ictu ita feliciter abdomen aperuit, ut *subito* infans absque ulla laesione extractus fuerit.“ den Schluß zulassen, daß der Fötus nur in der Bauchhöhle gelegen habe, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Fall und ähnliche dem Kaiserschnitte eine wissenschaftliche Bearbeitung vorbereitet haben. Diese lieferte Franz Rousset, Arzt des Herzogs von Savoyen, und trat als eifriger Vertheidiger derselben auf, indem er sich theils auf fremde, theils auf eigene Beobachtungen und die glücklichen Resultate bezog. Üble Bildung des Beckens, zu große Stärke des Kindes, wurden von ihm als Indicationen bezeichnet. Traité nouveau de l'hysterotomotocie ou enfantement césarien [Par. 1581]). Die Übersetzung dieser den Gegenstand umfassenden Schrift durch Bauhin im J. 1591, die der Übersetzer mit neuen Beispielen bereicherte, trug nicht wenig dazu bei, den Gegenstand in belebte Aufnahme zu bringen. Was Wunder, wenn nun auch unberufene Diener sich fanden, von denen der Kaiserschnitt wol ohne Sinn und Verstand ausgeführt wurde, sodaß Scipio Mercurio 1642 schon meinte, daß in Frankreich der Kaiserschnitt so bekannt sei, als in Italien das Aderlassen. Es hatte aber auch schon Ambrosius Paré (1594), der berühmte Chirurg und Leibarzt der Könige Franz II. und Karl IX., sowie sein Schüler Jacob Guillemeau aus Orleans, Leibwundarzt des großen Heinrich und Aufseher über das Hôtel-dieu gegen die zu häufige Anwendung des Kaiserschnittes sich erhoben, und namentlich Guillemeau's Schrift, der nur unglückliche Erfolge mittheilte, eine neue vortreffliche Vertheidigung Rousset's veranlaßt. Auf eine unwürdigere Weise wurde Rousset 1598 von Marchand angegriffen, dem er in einer scharfen Apologie schlagend geantwortet hat. So war eine großartige Operation begonnen, über die der Streit noch im folgenden Jahrhunderte nicht ganz beendet war.

In derselben Zeit (1598), in der man sich dem Kaiserschnitt eifrig zuwendete, kam durch Severinus Pinäus eine Annahme des Hippokrates in neue Anregung, das Auseinanderweichen der Beckenknochen, besonders der Schambeinverbindung während der Geburt. Erst gegen das Ende des 18. Jahrh. wurde auf diese Annahme die Erfindung einer unglücklichen Operation, des Schamfugenschnittes, gestützt.

Noch ist in diesem 16. Jahrh. ein Verfahren, das Celsus zuerst gelehrt, Aëtius noch angeführt hat, und dann in gänzliche Vergessenheit kam, die Wendung auf die Füße von P. Franco (1561) wieder neu erfunden und dringend empfohlen worden (Traité des hernies contenant une ample déclaration de toutes leurs espèces, et autres excellentes parties de la chirurgie etc. [Lyon 1561]). Dem Beispiele Franco's folgte Ambr. Paré und dessen Schüler Guillemeau.

Bis zum Jahre 1587 hatte sich noch keine Stimme gegen die Ausübung der Geburtshilfe durch die Hebam-

Digitized by Google

men erhoben. In diesem Jahre geschah es zuerst durch einen Franzosen Gervais de la Touche, der, die männliche Geburtshilfe empfehlend, die Unwissenheit der Hebammen ins Licht stellte (La très-haute et très-souveraine science de l'art et industrie naturelle d'enfanter contre la maudite et perverse impéritie des femmes, que l'on nomme sages-femmes etc. [Paris 1587]).

Siebenzehntes Jahrhundert und Anfang des 18. Reich an Ergebnissen für die Geburtshilfe war das 17. Jahrh. Die Fortschritte in der Anatomie, gefördert durch die Errichtung naturforschender Gesellschaften und deren Leistungen, besonders aber durch Männer, deren Namen noch heute unvergeßlich sich erhalten haben, Fabricius ab Aquapendente, Fabricius Hildanus, Harvey, Bartholin, de Graaf u. A., lichteten auch manche dunkle Flecken im Gebiete der Geburtshilfe. Guillemeau's Aufforderung an die Chirurgen seiner Zeit, der Geburtshilfe mehr Aufmerksamkeit zu schenken, war auf fruchtbringenden Boden gefallen, und von glänzendem Erfolge waren die Bestrebungen und Resultate der Arbeiten von den berühmten Chirurgen Mauriceau, Dionys, de la Motte, die zugleich als Geburtshelfer bekannt genug sind. Nicht fruchtlos war die Geheimnißkrämerei des geizigen Chamberlaine, noch das zufällige, aber glückliche Ereigniß, das dem Wundarzt Clement den Titel „Accoucheur“ brachte, indem dadurch die Ärzte jener Zeit von nun an eifriger mit Ausübung der Geburtshilfe sich abgaben, wie die genannten Chirurgen, aber auch der Geburtshilfe vorzugsweise sich widmeten. Hier glänzen die Namen eines Portal, Peu, v. Hoorn, Deventer. Es konnte nicht fehlen, daß durch solche Männer auch die Literatur der Geburtshilfe in einem hohen Grad bereichert wurde.

Wenden wir uns den einzelnen Ereignissen zu, hier und da nur flüchtig vorübergehend. Von den Beobachtungen und Beschreibungen einzelner Anatomen dieser Zeit heben wir nur die Darstellung und Abbildung der menschlichen Frucht und der Theile des Eies heraus, die Hieronymus Fabricius aus Aquapendente gab, und die lehrreichen Untersuchungen, die Hohokens mit dem Mutterkuchen und den Eihäuten anstellte, indem er gleichzeitig die ernährende Natur des Fruchtwassers darzuthun suchte. Harvey's Lehre vom Kreislaufe des Blutes, und seine Versuche mit dem bebrüteten Ei und den Embryonen vierfüßiger Thiere veranlaßte eine tiefere Prüfung, die Joh. v. Hoorn, Regnerus, de Graaf und Joh. Swammerdam übernahmen. Durch diese Untersuchungen erkannte de Graaf die Bläschen im Eierstocke, deren Veränderungen nach der Empfängniß er sorglich beobachtete und beschrieb (1677). Die bisher als testes muliebres bekannten Eierstöcke hatte schon vor de Graaf Nicol. Stenson (1667) zuerst Ovaria genannt. Bertholinus untersuchte ebenfalls die Eierstöcke, unterschied die zuweilen in ihnen vorkommenden Hydatiden von den Graaf'schen Eiern, und leugnete den weiblichen Samen, indem er ihn für Schleim der Scheide erklärte, der seine Quelle in den Drüsen derselben habe. Nach ihm steht die Frucht in keiner unmittelbaren Verbindung mit der Mutter, und die Ernährung der Frucht geschieht durch das Fruchtwasser. — Durch die Erfindung des Mikroskops wurden die Samenthierchen (1677) entdeckt, über deren Auffindung sich ein Streit über das Recht der Priorität erhob, das wol dem Forscher Leeuwenhoek gebühren dürfte. Swammerdam untersuchte den Bau der Gebärmutter, und fand sich veranlaßt, sie ein Miraculum naturae zu nennen. Wharton beschrieb zuerst die Sülze der Nabelschnur, und theilte Beobachtungen über den schwangern Uterus mit.

Ehe wir die Leistungen berühmt gewordener Chirurgen und Geburtshelfer näher beleuchten, müssen wir eines Ereignisses gedenken, das uns zeigt, wie noch in der Mitte des 17. Jahrh., von dem wir sprechen, die Hebammen in Ansehen standen, und wie es dazu beitrug, daß sich die männliche Geburtshilfe schnell über die Hebammenkunst erhob. Ludwig XIV. erreichte es, daß Clement, ein in der Geburtshilfe zu seiner Zeit berühmter Chirurg zu Paris (1663), die Geliebte Ludwig's entbindet, erhebt ihn in den Adelstand, und ertheilt ihm den Titel „Accoucheur,“ der den Chirurgen so wohl gefiel, daß sie ihn nach und nach annahmen, und die Vorurtheile gegen die männliche Geburtshilfe zu weichen begannen.

Frankreich war nun das Land, in dem die Geburtshilfe mit Fleiß bearbeitet wurde. Ohne bei den Geburtshelfern Cosme Viardel (Observations sur la Practique des Accouchemens naturels, contre nature etc. [à Paris 1671]), Pierre Dionys (Traité général des Accouchemens [à Paris 1724]) u. A. zu verweilen, wenden wir uns gleich zu François Mauriceau, geboren 1637 zu Paris, und am 17. Oct. 1709 gestorben. Erster Wundarzt an der Schule zu St. Come in Paris hat er sich wie als Schriftsteller, so auch als praktischer Geburtshelfer ausgezeichnet. Er erkannte den hohen Werth der geburtshilflichen Untersuchung, huldigte der Wendung auf die Füße, deren Aufführung aber noch unvollkommen war, zog die Fußlage der Steißlage vor und lehrte zuerst, dann mit den hakenförmig in die Weichengegend eingelegten Fingern die Natur zu unterstützen, sobald die Steißlage nicht mehr in eine Fußlage umgewandelt werden könne. Dem Kaiserschnitte war er nicht besonders hold. Während bei Nachgeburtszögerungen der Natur das Weitere überlassen wurde, rieth Mauriceau zuerst, die Entbundene von der Nachgeburt ohne Zeitverlust zu befreien. Dessenungeachtet war Mauriceau den schneidenden Werkzeugen zugethan, wodurch bei seinem großen Ruhme die mildern Methoden verdunkelt wurden. Sein Instrumentenapparat rechtfertigt diesen Ausspruch. Denn wir haben von ihm einen Kopfzieher, Tire-tête, einen stumpfen Haken, crochet mousse, einen pfeilförmigen Kopfbohrer, crochet à amputation, einen scharfen Haken. Mauriceau hat seine Erfahrungen und Lehren in seinen Schriften niedergelegt, von welchen vorzüglich zu nennen sind: Traité des maladies des femmes grosses et de celles qui sont nouvellement accouchées (Paris 1668. 4.) — Observations sur la grossesse et l'accouchement des femmes et sur leurs maladies et celles des enfans nouveaux-nés (Paris 1706). — Aphorismes touchant la grossesse etc. (Paris 1694).

Digitized by Google

Nach Mauriceau ist Paul Portal, Geburtshelfer am Hotel de Dieu zu Paris, zu nennen, der in seinem vorzüglichen Werke: La pratique des accouchemens (Paris 1685) sich gegen die zu frühzeitigen Eingriffe ausspricht und der Natur mehr zu vertrauen räth. Ihm würdig zur Seite steht Philipp Peu (1695), der einer der beschäftigtsten und glücklichsten Chirurgen und Geburtshelfer zu Paris war, woselbst sein Werk erschien: La pratique des accouchemens 1695.

Im Anfange des 18. Jahrh. begegnet uns ein Mann, dessen große Verdienste als Chirurg um die Geburtshilfe nicht allgemein gebührend anerkannt wurden, und der daher nach Haller, Sue, Capuron noch 1820 seinen wackern Vertheidiger in einem Teutschen, in W. J. Schmitt, fand. Dieser Mann war Guillaume Mauquest, genannt de la Motte, Chirurg zu Lalogne (1710), der seine Lehren besonders in dem trefflichen Werke: Traité complet des Accouchemens naturels, non naturels et contre nature (Paris 1765) niederlegte. Nicht ohne Grund legen jene Männer einen hohen Werth auf seine Wahrhaftigkeit, die er durch offene Darlegung seiner menschlichen Fehlgriffe mehr als ein Mal bethätigt, auf seine Beobachtungsgabe, seine vieljährige Erfahrung, seine Einfachheit der Methode, seine Geistesgegenwart in schwierigen Fällen, seine Gewissenhaftigkeit und Gemüthlichkeit. Dem zu seiner Zeit hochgefeierten Mauriceau vermied er nicht, sich bescheiden in manchen Lehren gegenüber zu stellen, und wir suchen daher vergebens bei ihm nach einem großen Instrumentenvorrath. Er, der die Wendung vor allen seinen Zeitgenossen begriff, ihre Vortheile kannte, und sie auszuführen verstand, schritt nur zur Perforation, wo die Wendung nicht ausführbar war, öffnete den Kopf je nach dem Stande desselben mit einem unbedeckten oder bedeckten Bistouri oder mit einer Scheere, und vermied den Haken zur Extraction, indem er die Entwickelung der Natur überließ, oder nur mit Grauen sie ihr abnahm. La Motte, dem nur die Zange fehlte, hatte seine Irrthümer, aber weit überwiegende Sachkenntniß und Umsicht. Er war es, der den Zwang der Lage einer Kreißenden für schädlich erachtete, der in dem langsamen Vorschreiten der Geburt bei Erstgebärenden die Wohlthat der Natur erkannte, der lehrte, daß auch bei der besten Geburt unvorhofft ein Ereignis störend eingreifen könne, und bei der schlimmsten die Hoffnung nicht aufgegeben werden dürfe. De la Motte that durch Erfahrungen dar, daß seine Zeitgenossen mit Unrecht an den Einsalbungen, Bähungen u. s. w. hingen, während er die Bäder bei allen zum ersten Mal Gebärenden billigte. Das Stürzen des Kindes leugnend, kannte er wol die möglichen Veränderungen der Lage während der Geburt. Ganz besondere Verdienste aber hat de la Motte um die Wendung. Hier zeigt er sich als Meister des Fachs, und kaum ist Besseres nach ihm in dieser Beziehung gelehrt worden, wir mögen die Operation überhaupt nehmen, oder einzelne Punkte herausheben. Auch erklärte er sich bei vorliegendem Mutterkuchen gegen das Durchbohren desselben. Der männlichen Geburtshilfe nahm sich de la Motte 1718 gegen Hecquet an, der sich in einer Schrift: de l'indécence aux hommes d'accoucher les femmes etc. (Paris 1708) dagegen aussprach.

Nachdem wir noch einer Sammlung guter Beobachtungen von Pierre Amand, einem Wundarzt und Geburtshelfer zu Paris, gedacht haben, die daselbst unter dem Titel: Nouvelles observations sur la pratique des accouchemens, 1775 erschien, verlassen wir die französischen Geburtshelfer, und richten uns nach Holland, wo Sam. Janfoniüs (1681), Dionys van der Sterre (1682), Cornelis von Solingen (1694) über geburtshülfliche Gegenstände schrieben, besonders aber Heinrich van Deventer (1651—1724) als Geburtshelfer sich auszeichnete. Er war der erste, welcher der Geburtshilfe eine wissenschaftliche Form gab, und als Geburtshelfer so berühmt, daß ihn Christian V. von Dänemark mehrmals nach Kopenhagen rief. Er widmete den Schiefslagen der Gebärmutter seine Aufmerksamkeit, und fand in ihnen ein Hinderniß der Geburt, das nicht mit Grund später von Boër verworfen wurde. Deventer trat auch auf die Seite Mauriceau's, und lehrte die Nachgeburt ohne Verzug zu entfernen. Er erklärte sich gegen die von Pineau ausgesprochene Ansicht über die Auseinanderweichung der Symphysen Behufs einer Erweiterung des Beckens, und erwarb sich dadurch besonders Verdienste um die Geburtshilfe, daß er zuerst die geburtshülfliche Untersuchung in ihrer ganzen Wichtigkeit darstellte und mit überzeugenden Gründen seinen Schülern empfahl. Auch zog er die Hülfsleistungen mit der Hand der Anwendung von scharfen Instrumenten vor, und trat so gegen den damaligen Misbrauch mit denselben mit Ernst auf, weil er die Schwierigkeit der Diagnose über Leben und Tod des Kindes einsah. Diese und noch andere wichtige Lehren legte Deventer in seinem Werke nieder: Operationes chirurgicae novum lumen exhibentes obstetricandi, quo fideliter manifestatur ars obstetricandi etc. (Lugd. Batavor. 1701.) Pars I. Operationum chirurgicarum novum lumen exhibentium obstetricantibus, Pars II. (L. B. 1724). — Zuletzt nennen wir Friedr. Ruysch (1720), der durch seinen Muskel, den er im Muttergrunde entdeckt haben wollte, und ihm die Bestimmung zur Austreibung der Nachgeburt ertheilte, die Lehre von Mauriceau und Deventer, mit Hinwegnahme der Nachgeburt nicht zu zögern, so verdächtigte, daß sich in allzugroßem Vertrauen auf die Natur eine Partei gegen das rasche Eingreifen in das Nachgeburtsgeschäft erklärte, und in der folgenden Zeit eine nicht geringe Zahl von Schriften über diesen Gegenstand veranlaßte.

In Schweden brachte gegen Ende des 17. Jahrh. Joh. von Hoorn, Geburtshelfer und Leibarzt in Stockholm, die Geburtshilfe in Umschwung, und schrieb: die zwo um ihrer Gottesfurcht und Treue wohlbelohnten Wehmütter Siphra und Pua etc. (Stockholm und Leipzig 1726.) Er errichtete eine Hebammenschule, und bediente sich zuerst beim Unterricht eines Beckens und einer ledernen Puppe.

Endlich müssen wir auch außer den bereits angeführten Schriften von Viardel, Dionys, Mauriceau, Portal, Peu, de la Motte, Amand, van Deventer, von Hoorn

Digitized by Google

einiger Hebammenbücher gedenken, die im 17. Jahrh. erschienen sind.

Louise Bourgeois, genannt Boursier, Hebamme der Maria von Medicis, schrieb: Instructions à ma fille (Paris 1616). Ferner Observations diverses sur la stérilité, perte de fruits, fécondité, accouchement et maladies de femmes et enfans nouveaux-nés (Paris 1644). De la Marche: Instruction familière et très facile etc. par M. du Tertre veuve du Sieur de la Marche à Paris 1677.

Indem wir die Hebammenbücher der Horenburgin, Perin, Keilin übergehen, müssen wir Wölter's neu eröffnete Hebammenschule, Stuttgard 1679 nennen, und besonders bei der Justine Siegemundin, geb. Dietrichin von Kamstock aus Schlesien, einen Augenblick verweilen. Ihr Lehrbuch für Hebammen ist betitelt: Die Königl. Preußische und Chur-Brandenburgische Hof-Wehe-Mutter u. s. w. in Gesprächen durchgeführt, und mit vielen Abbildungen versehen. Über die Brauchbarkeit desselben befindet sich an der Spitze ein Attest von der medic. Facultät zu Frankfurt an der Oder 28. März 1689. In diesem Hebammenbuche leuchtet der fromme Sinn der Siegemundin, Vorsicht in ihren Hilfsleistungen und verständige Benutzung ihrer Erfahrungen überall durch. Eindringend sind ihre Ermahnungen über das Zufühlen, gegen das nutzlose und schädliche Ausdehnen der Geburtswege, gut ihre Lehren über die Beschaffenheit und verschiedene Richtungen des Muttermundes. Ein Muttermund, der sich beim Abortus öffnet, zerstört die Hoffnung der Erhaltung des Eies. Ältere Frauen, die zum ersten Mal gebären, müssen länger kreißen als jüngere, bei welchen die Faser nicht so stramm ist. Die Schambeinfuge gibt sich nicht aus einander. Sie tadelt das zu frühe Herabreiten der Wehen. In ihrer Lehre der Wendung auf die Füße und der Extraction des Fötus, in ihrer Anweisung, wie die Wendung, und wie der Haken, den sie sehr fürchtet, zu vermeiden sei, zeigt sie sich als eine gewissenhafte, sorgliche und ihre Erfahrungen zweckmäßig benutzende Frau. Es kann nicht fehlen, daß sie auch oft den Irrthümern ihrer Zeit verfallen ist, doch machte sie eine löbliche Ausnahme von ihren Collegiunen, deren Unwissenheit sie öfters, und namentlich wegen des Stürzens der Kreißenden verwehrt, das darin bestand, daß die Kreißende entweder auf ein Bret gebunden, und so auf den Kopf gestürzt oder seitwärts überkugelt, oder auf einen Tisch gelegt, und von demselben rückwärts schwebend auf eine Streu geworfen wurde.

Vierter Zeitraum. Von der Veröffentlichung der Zange bis auf Lucas Joh. Boër. 1723—1790. Wenn die bessern Geburtshelfer, die wir im dritten Zeitraume unserer Geschichte vorgestellt haben, das unter dem Namen „Geburtszange" im Anfange des 18. Jahrh. veröffentlichte Instrument gekannt hätten, so würden sie manchen Fehlgriff in der praktischen Ausübung der Geburtshilfe vermieden, die scharfen Instrumente aus der Hand gelegt haben, und ihren Nachfolgern gewiß mit andern, die Geburtshilfe mehr erhebenden und fördernden Lehren vorgeschritten sein. Wenn schon dies die Wichtigkeit der Erfindung und Veröffentlichung der Zange genügend darthut, und zeigt, wie manches Leben gerettet und erhalten worden wäre, so gilt dies auch für die folgende Zeit. Hatte somit dies Instrument einen wahrhaft segensreichen Einfluß, so führte es auch ein neues und reges wissenschaftliches Streben ein, indem es theils zu Verbesserungen desselben mächtig anregte, theils zu Anweisungen über seine zweckmäßige Handhabung Anlaß gab, theils auch zu Lehren über den rechten und zeitgemäßen Gebrauch desselben, gestützt auf Erfahrungen und Beobachtungen, führte. War schon diese Erfindung ein neuer Edelstein für das Diadem der Lucina, so wurden ihm in diesem Jahrhundert — und vorgreifend sei es bemerkt — auch in dem folgenden, zahlreiche hinzugefügt. Hatte schon Röslin mit seinem Buche den Anfang zu einer Trennung der Geburtshilfe von der Chirurgie gemacht, war des Clement Ehrentitel ein neuer Impuls dazu, so vollendeten das Werk Ereignisse, denen wir uns nun nähern. Es entstanden Entbindungsanstalten und Lehrstühle der Geburtshilfe.

Von diesen heben wir zunächst die in Strasburg 1728 heraus. Sie war nicht nur zur Aufnahme schwangerer Frauen, sondern auch als klinisches Institut für den Unterricht bestimmt, und ihm ein trefflicher Lehrer und Geburtshelfer, J. Jac. Fried, der 1689 geboren wurde, und 1769 starb, vorgesetzt. Ihm folgte sein Sohn G. Albrecht, der „Anfangsgründe der Geburtshilfe (Strasb. 1769)," geschrieben, auch einige Instrumente (Wassersprenger) erfunden hat. Er componirte eine Zange nach Levret und Smellie. Der erstere hatte das Glück, sehr vorzügliche Geburtshelfer zu bilden. Eilf Jahre später errichtete Manningham eine Privatentbindungsanstalt in London. Im J. 1751 wurden Entbindungsinstitute zu Berlin, Göttingen und Wien gestiftet, welche letztere Anstalt 1784 mit dem großen Spitale vereinigt wurde. Der ersten Anstalt stand J. F. Meckel, der zweiten der berühmte Röderer vor. Edinburgh erhielt 1783 ein Entbindungsinstitut. Die Erfindung der Fantome durch Mohr (1750) und der Hysteroplasmata durch die Biberon 1770 unterstützte den Unterricht. Auch Kindbetterinnenhospitäler werden zu Dublin (1745) und zu London (1749) errichtet. — In Teutschland fing man an, dem Hebammenunterricht mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als bisher geschehen war; es erschienen die Hebammenbücher von Storchens und Themels, und Joh. Phil. Hagen (1785) strebte dahin, die Hebammen- und Entbindungskunst durch bestimmte Grenzen zu scheiden. In Frankreich wurde für die beste Abhandlung geburtshilflichen Inhaltes ein jährlicher Preis durch D. T. Vermont (1785) ausgewirkt. Während man mehr Fleiß darauf verwendete, den Schleier zu lüften, den der Mechanismus der Geburt immer noch verhüllte, dem Becken eine größere Aufmerksamkeit schenkte, und die Structur des Uterus durch Albin (Tabulae uteri mulieris gravidae [L. B. 1749]) und Hunter (Anatomia uteri humani gravidi etc. [London 1774.]) meisterhaft gelehrt wurde, wurden neue Methoden für die Ausführung des Kaiserschnittes angegeben.

Als einen ganz besonders glücklichen Vorschritt in

Digitized by Google

unserm Zeitraume müssen wir das Erscheinen geburtshilflicher Zeitschriften herausheben, die zugleich einen Beleg dafür abgeben, daß die wissenschaftliche Regsamkeit das Verlangen herbeiführte, die gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen theils mitzutheilen, theils von Andern zu hören. Man müßte mit Fleiß die Augen schließen, wollte man nicht in diesem Ereignis ein Mittel erkennen, durch welches die Geburtshilfe wesentlich gefördert wurde. Wieder in Teutschland zuerst, und zwar im J. 1787, finden wir drei für die Geburtshilfe allein bestimmte, schnell sich folgende Zeitschriften. Der erste war J. S. Busch, der 1786 seine: Lucina oder Magazin für Geburtshelfer ankündigte, die er aber erst 1787 herausgab. Durch diese Verzögerung kamen ihm zwei andere Zeitschriften zuvor, und zwar: D. Joh. Christ. Stark's Archiv für die Geburtshilfe, Frauenzimmer- und neugeborner Kinder-Krankheiten (Jena 1787), und Journal für Geburtshelfer (Frankfurt und Leipzig 1787).

Endlich müssen wir bemerken, daß am Ende unseres Zeitraums und hinüberleuchtend in den folgenden, ein guter Stern für die Geburtshilfe aufging, indem Simon Zeller (1789), Geburtshelfer am Entbindungsinstitut zu Wien, der Natur immer mehr zu vertrauen, und der operativen Geburtshilfe eine Grenze zu setzen anfing.

Soviel Gutes konnte glücklicherweise durch einen Fehlgriff in Erfindung einer Operation so wenig, als durch zwei Männer, die wir ungern nennen, und durch den Streit, der sich in England über die männliche und weibliche Geburtshilfe kleinlich genug erhob, verdunkelt werden. Jene Operation war der Schamfugenschnitt, dessen Erfinder wir weiter unten in Sigault werden kennen lernen, und die zwei Schandflecken unseres Zeitraums sind die berüchtigten Namen des Joh. Andr. Oeisch in Augsburg, 1740, und Joh. Dav. Mittelhäuser zu Weißenfels, 1750, bei deren mörderischem Treiben wir uns nicht verweilen, um lieber diejenigen ausgezeichneten Geburtshelfer näher kennen zu lernen, die sich in Holland, Frankreich, England, Dänemark und Teutschland um die Geburtshilfe die größten Verdienste erworben haben.

Mit Holland beginnend, tritt uns die Erfindung und Veröffentlichung der Zange entgegen. Wenn man bedenkt, daß schon Hippokrates die Hände zur Extraction des Kopfes wie Zangenlöffel angelegt haben wollte, derselbe auch eine Knochenzange für die Ausziehung der Kopfknochen beschrieb, dann Aetius, Paul von Aegina, und die arabischen Aerzte sich gezähnter Zangen bedienten, auch Mauriceau einen „Tire-tête“ angab, so begreift man kaum, wie nicht einer der Geburtshelfer darauf kam, aus der schädlichen und verletzenden Zange eine unschädliche und nicht verletzende zu machen. Dies scheint einem Engländer, Chamberlen, vorbehalten gewesen zu sein. Derselbe behauptete, ein Geheimniß, das man für die Zange hält, zu besitzen, schwere Geburten leicht zu beenden. Mit diesem kam er 1670 nach Paris, und bot es dem Leibarzte des Königs für 10,000 Thlr. an. In einer Prüfung, die Mauriceau mit ihm anstellte, indem er ihm die Entbindung einer Kreißenden überließ, die Mauriceau von dem Kinde nicht befreien konnte, bestand Chamberlen nicht, sodaß er Paris wieder verlassen mußte und nach London zurückkehrte. Später kam Chamberlen nach Holland, und verkaufte sein Geheimniß an Roonhuysen, von dem es an C. Bökelmann und an Ruysch kam. So wanderte es unter einem geheimnißvollen Schleier durch mehre Hände, und veranlaßte die verschiedensten Meinungen, indem man in ihm bald die Wendung, bald den Hebel, bald endlich die Zange suchen zu müssen glaubte. Die letzte Annahme scheint die richtige zu sein, indem man 1815 oder 1816 in dem ehemaligen Chamberlen'schen Hause zu Woodham in Esser Hebel und drei stählerne, gefensterte, mit Kopfkrümmung versehene Zangen fand. — Es hat demnach Chamberlen das Geld der Ehre vorgezogen, und müssen wir demnach Joh. Palfyn, Wundarzt und Lehrer der Anatomie zu Gent, als den Ersten nennen, der sein Instrument, eine Zange, im J. 1723 der Akademie zu Paris vorlegte und es veröffentlichte. Diese stählerne Zange war ungefenstert, nicht gekreuzt, gerade, und nur an den Löffeln zur Aufnahme des Kopfes gekrümmt. Von nun an wendete sich der Erfindungsgeist der Geburtshelfer diesem Instrumente zu, und es gibt kaum einen Geburtshelfer von Namen, der nicht eine Zange erfunden oder nach andern gemodelt hätte. Schon 1733 wurden die Blätter durch Ousse, einen pariser Arzt und Geburtshelfer, am Schluß gekreuzt, und durch eine Schraube vereinigt. Chapman war in England der Erste, der die Zange einführte, und fast scheint es, daß sein Instrument das Chamberlen'sche ist, da es mit den in Woodham aufgefundenen Zangen die größte Ähnlichkeit hat. Über die Erfindung vergaßen aber die Erfinder die Bestimmung desselben, achteten die Führung desselben zu gering, und gebrauchten es ohne die nöthigen Indicationen. Zwei berühmte Geburtshelfer Frankreichs und Englands, Levret und Smellie, entgingen diesen Fehlern, erfanden zweckmäßige Instrumente, der erstere 1747, 1751, 1760, der zweite 1752, und erhoben erst den Gebrauch desselben zu einer wahren Operation. Die nun folgenden Zangen der Franzosen hatten ihr Vorbild in dem Levret'schen Instrument, und die Engländer bildeten ihrem Smellie nach. Durch Stein wurde die Zange von Levret in Teutschland verbreitet, und die teutschen Zangen haben bald mehr, bald weniger von der einen oder andern an sich. Als Eigenthümlichkeiten der Erfindung nennen wir hier noch die Dammkrümmung, die Johnson 1769, Mulder 1794, v. Eckardt 1800, v. Froriep 1804, Veit Karl 1805, anbrachte; die dreiblättrige Zange von Leaf 1773, Ritgen; die Druckregulatoren und Kopfmesser von Aitken, v. Froriep, Evans; verlängerbare und verkürzbare Löffel von Ritgen, 1825; ungefensterte Löffel von Osiander, Weißbrod, Asalini, Uthoff, Montain; Löffel, die auf dem Griffe sich drehen, nach Dugés 1833.

Von den Geburtshelfern in Holland, die unserm Zeitraum angehören, nennen wir noch Peter Camper, Professor der Anatomie und Chirurgie in Amsterdam, der eine neue holländische Ausgabe des Mauriceau mit sehr guten Anmerkungen begleitete. Von 1722 — 1789 lehrend und wirkend, schrieb er: „Betrachtungen über einige Gegen-

Digitized by Google

stände der Geburtshilfe und über die Erziehung der Kinder. Übers. (Leipzig 1777.)"

In Frankreich eröffnete sich für die Geburtshilfe eine neue Epoche mit Andr. Levret (1703—1780), Geburtshelfer der Königin von Frankreich. Gleich groß als Lehrer und Schriftsteller war er der Begründer der französischen Geburtshilfe, die manche seiner Schüler auch nach Teutschland verpflanzten. Hatte man sich in Frankreich seit Mauriceau daran gewöhnt, den Hergang der Geburt unter der Form eines gewöhnlichen Mechanismus zu betrachten, dieser Alles anzupassen, was die Natur that, und die Kunst thun sollte, war man durch die Abweichungen der Natur von diesem angenommenen Mechanismus befangen, sodaß man sie unendlich vervielfältigte, und darnach die Hilfsleistungen rubricirte, Instrumente und Apparate in Menge erfand, weil man der Natur alles abnehmen zu müssen glaubte, und besonders in der Zange das Hauptmittel dazu fand, so ordnete nun Levret dieses Chaos unter ein bestimmtes System, das man auch im Ausland adoptirte. Indem nun dieser Meister die mathematischen Grundsätze feststellt, vertraute er der Natur oft allerdings zu wenig, und suchte zwar durch die Erfindung seiner Zange und durch seine Lehren über deren zweckmäßigen Gebrauch die blutigen Operationen zu verdrängen, aber erfand selbst der Instrumente zu viele. Wir haben z. B. von ihm eine Pince à faux germe zur Wegnahme der Nachgeburt, zwei Kopfzieher, und zwar a) Tire-tête à trois branches, und b) den Tire-tête à boscule, ein Messer für den Kaiserschnitt; einen scharfen Haken, und einen mit der Scheide versehenen Haken, crochet à gaine. Der Zangen ist schon oben gedacht. So groß aber Levret's Verdienste um die Zange sind, so groß auch sind sie um die Wendung auf die Füße, indem er die Indicationen feststellte, die Ausführung der Operation namentlich durch seine „préparations" vervollkommnete und in schweren Fällen erleichterte. Auch in der Lehre vom Kaiserschnitt beschreibt Levret den Ort des Schnittes neben der weißen Linie sehr genau. Seine vorzüglichsten Werke sind: Observations sur les causes et les accidens de plusieurs Accouchemens laborieux (Paris 1748) m. K. Suite des observations etc. (Paris 1751.) L'Art des Accouchemens etc. (Paris 1766.) — Indem wir diesen berühmten Mann verlassen, tritt uns ein anderer trefflicher Geburtshelfer entgegen, Franz Louis Jos. Solayrès de Renhac in Paris (1737—1772), der in der kurzen Zeit seines Wirkens Treffliches geleistet hat. In seinem Buche: Elementa artis obstetriciae (Monspel. 1765), und in seiner ganz classischen Dissertation: de partu viribus maternis absoluto (Paris 1771), zeigt er sich als den Begründer einer geordneten Lehre der Lagen des Kopfes, kannte den Eintritt und Durchgang des Kopfes durch das Becken bei der ersten Scheitellage ebenso genau, als die Drehung der Schultern, wußte schon, daß die Lage des Hinterhauptes nach Hinten und Rechts nach der Lage desselben nach Vorn und Links die häufigste sei, und will die Fußlagen nicht immer zu den regelwidrigen Lagen gezählt haben. — Von F. A. Deleurye, Wundarzt beim Chatelet, 1770, nur anführend, daß er bei der Wendung die Lehre gab, die Eihäute erst in der Nähe der Füße zu zerreißen, und treffliche Ansichten über den Schnitt in der weißen Linie aussprach, nennen wir einen würdigen Schüler des Solayrès, Jean Louis Baudelocque (1745—1810), der nach Levret der erste Geburtshelfer in Frankreich, Professor an der Ecole de Médecine und Accoucheur en chef de l'hospice de la maternité zu Paris war. Sein treffliches Lehrbuch hat vielen der folgenden zum Muster gedient: L'Art des Accouchemens etc. 4. édition. 2. Vol. (Paris 1807.) Bescheiden und fremde Verdienste anerkennend, achtete er seinen Lehrer besonders hoch. Einen großen Werth auf die geburtshilfliche Untersuchung legend, würdigte er die zusammengesetzte Untersuchung (äußere und innere) und hob ihre Vortheile richtig hervor. Wie er in vielen Punkten seinem Lehrer Solayrès folgte, so nahm er auch sechs Kopflagen an, in deren Häufigkeit er jedoch von Solayrès abwich. Auch widerlegte er den Irrthum, daß Anfangs schon das Hinterhaupt hinter dem Schambogen sich befinde, und bestätigte die Beobachtungen seines Lehrers, nach welchen die dritte Lage sich in die zweite verwandelt. Wenn er auch noch die Gesichtslage eine „mauvaise position" nennt, so trug doch seine Stimme nicht wenig dazu bei, daß die Steiß- und Fußlagen zu den gesundheitgemäßen gezählt wurden, und daß auch monströse Kinder durch die alleinigen Kräfte der Natur geboren werden könnten. Von hohem Werthe sind seine Verdienste um den operativen Theil. Hier würdigte er seinen zahlreichen Erfahrungen zufolge das Verfahren des Wassersprengens während der Geburt auf eine sehr belehrende Weise; hatte gediegene Grundsätze in der Lehre von der Extraction des Fötus an den Füßen, beschränkte den Misbrauch der Perforation, und erklärte sich mit Gründen gegen den Schamfugenschnitt, weniger so gegen die künstliche Frühgeburt. Wenn auch Baudelocque fast für jede Kopflage die Anlegung der Zange modificirt haben wollte, auch durch die zu hohe Application derselben den französischen Geburtshelfern nicht das beste Beispiel gab, so lieferte er doch die wichtigsten Beiträge zur Lehre von den Anzeigen der Zange, und gab eine musterhafte Darstellung der Operation selbst. Er bediente sich einer zwei Zoll längern Zange als Levret. Außerdem erfand er einen stumpfen Haken, einen Hebel, und einen werthvollen Beckenmesser, Compas d'épaisseur.

In die Zeit Baudelocque's fällt auch eine neue Operation, die Synchondrotomie, der Schamfugenschnitt. J. R. Sigault schlug nämlich 1768 der Akademie zu Paris die künstliche Trennung der Schambeinfuge vor, wodurch das Becken erweitert, der Kaiserschnitt entbehrlich gemacht und die Zange ersetzt werden sollte. Ein Streit erhob sich für und gegen diese Operation, und während desselben führte Sigault 1777 unter der Assistenz des A. Leroy den Schamfugenschnitt an einer lebenden Schwangern, Namens Souchot, aus. Obgleich diese Frau viel an der Wunde, und noch nach acht Jahren, in welcher Zeit sie Boër sah, an den traurigsten Folgen, Harnfisteln, Schreiden- und Blasenvorfall, Wanken der Beckenknochen, litt, so machte die Operation doch ein so merkwürdiges

Digitized by Google

Aufsehen, daß die medicinische Facultät eine Silbermünze schlagen ließ, und zwar auf der einen Seite mit den Worten: Sectio Symphys. oss. pub. Lucina nova. 1768 invenit, proposuit 1777 fecit feliciter J. R. Sigault D. M. P. juvit Alph. Le Roi. D. M. P. Sigault erhielt 100 solcher Münzen, A. Leroy 50 und die Soucho wurde ebenfalls von der Facultät mit Geld beschenkt. Obwol die Operation mehrfach ausgeübt wurde, so zeigten sich doch die Folgen von so entschiedener Art, daß endlich die vortrefflichen Widerlegungen Baudelocque's Anklang fanden, und das schmerzhafte nutzlose Verfahren aus der Reihe geburtshilflicher Operationen gestrichen wurde. Dieser vertrocknete Stamm erzeugte indessen einen andern Auswuchs, die Pelviotomie von Galbiati zu Neapel (1819), nach welcher das Becken an fünf Stellen getheilt werden soll.

In England hatte Mawbray (1725) Deventer's Grundsätze bekannt gemacht; Edmund Chapman (1739) den Gebrauch scharfer Instrumente getadelt; Fielding Oult (1742) den Geburtsmechanismus erkannt und mitgetheilt; Benjamin Pugh, ein geachteter Geburtshelfer und Wundarzt zu Chelmsford, seine Grundsätze in seinem schätzbaren Buch: A Treatise of Midwifery etc. (London 1754) niedergelegt, als William Smellie in London 1751 auftrat. Dieser Mann, den wir als den verdienstvollsten Geburtshelfer unseres Zeitraums vorstellen, und den Schöpfer der englischen Geburtshilfe nennen dürfen, brach eine neue glückliche Bahn, und die französische Schule Levret's fand in der des Smellie und seiner Schüler einen entgegengesetzten Pol. Man lernte die Kraft der Natur kennen, und sah ein, daß man nicht immer zu der Kunsthilfe seine Zuflucht zu nehmen habe, eiferte daher gegen den Mißbrauch der Instrumente, und war auf diesem Wege so glücklich, zu reinen Erfahrungen zu gelangen. Es konnte aber nicht fehlen, daß man auch oft der Natur zu viel vertraute, und so in der französischen und englischen Geburtshilfe zwei Extreme sich gegenüberstellten, aus welchen die teutsche Geburtshilfe später (Boër) die goldne Mittelstraße wählte. Smellie fand zuerst die Ursachen der Veränderungen der Kopflagen während der Geburt in der Verschiedenheit des Raums in der Beckenhöhle. Er war der erste, der die Wendung auf den Kopf wieder zur Sprache brachte, der die Wendung auf einen Fuß unter Umständen vertheidigte, der sich mit Bestimmtheit und Sachkenntniß der Wendung auf den Steiß annahm, und hier zuerst den Gebrauch des stumpfen Hakens einführete. In seiner Zange zeigt sich die Kunst und das Vertrauen auf die Natur, wie in der Levret'schen sich die Kraft darstellt und der schwache Glaube an die Natur. Sie blieb daher das Vorbild der englischen, wie die Levret's der Grundtypus der französischen Zangen. Die Regeln für die Anwendung der Zange sehr genau angebend, waren seine Verdienste um die Zange auch auf andere Nationen von dem bestimmtesten Einfluß. Smellie legte auch zuerst die Zange nach gebornem Rumpfe an den Kopf, und lichtete mit Levret und Baudelocque manches Dunkel in der Lehre von der Perforation. An Instrumenten erfand Smellie eine Zange, deren Schloß noch heute an den meisten Zangen gefunden wird, einen Kopfzieher, eine Kopfschlinge, einen scharfen und einen stumpfen Haken, eine Hakenzange, ein scherenförmiges Perforatorium. Seine Grundsätze finden wir in seinen Schriften: A Treatise on the Theory and Practice of Midwifery (London 1752. 1779). A Collection of cases and observations of Midwifery (London 1754. 1779). A set of anatomical tables etc. (London 1754.)

Wir nennen noch von den englischen Geburtshelfern John Burton (1752), der die Seitenlage angab, gegen Smellie ohne Erfolg auftrat und eine eigenthümliche nutzlose Zange erfand; Erton (1752), Macaulay, der 1756 in England zuerst die künstliche Frühgeburt vollführte; William Hunter (1770) Geburtshelfer der Königin von England, von dem die Verbindung der Schambeine sehr gut beschrieben, und ein treffliches Werk über die schwangere Gebärmutter herausgegeben worden ist. Ein mächtiger Feind der Zange, sprach er sich über die Wendung auf den Steiß und ihre Vortheile aus, und lehrte die Operation in seinen Vorträgen. Zu seiner Zeit lebte John Leak, Geburtshelfer am Westminster-Entbindungs-Hospital, der eine dreiblättrige Zange erfand, und ein gutes Buch über die Puerperalkrankheiten schrieb; Rab. Wallace Johnson, der Erfinder der Dammkrümmung an der Zange, ein Anhänger der Hunter'schen Grundsätze, und ein Geburtshelfer, der von dem Eindringen des Kopfes in die Beckenhöhle eine richtige Ansicht hatte; Alexander Hamilton, Professor der Geburtshilfe zu Edinburgh, der die Methode, die künstliche Frühgeburt durch Trennung der Eihäute von der Gebärmutter zu bewirken, angab; Robert Bland, Geburtshelfer in London; William Deafe, dessen Beobachtungen, die er 1783 herausgab, von Werth sind. Unter diesen ist aber Thomas Denman, Geburtshelfer am Middle-Esser-Gebärhaus zu London, besonders nahmhaft zu machen. In seinen Schriften: An Essay on natural labours (London 1786). An Essay on praeternatural labours (London 1787). An introduction to the practice of Midwifery (London 1795) etc. sind werthvolle Bemerkungen niedergelegt. Denman gab zuerst Nachricht von der künstlichen Frühgeburt, führte sie selbst mehrmals mit Glück aus, und empfahl sie daher den englischen Geburtshelfern. Er gibt eine genaue Beschreibung der Selbstwendung, die er zuerst „Evolution spontaneous" nennt. Er vertheidigte die Operation mit dem Hebel, und erfand eine Zange, einen Haken und ein scherenförmiges Perforatorium. Er starb 1815. Zu seiner Zeit lebte auch William Osborn, Geburtshelfer und Lehrer in London, und John Aitken, Professor zu Edinburgh, ein zwar unterrichteter und erfahrner, doch aber in Vorschlägen und Erfindungen nicht sehr glücklicher Geburtshelfer. Man erinnere sich dabei nur daran, daß er den Vorschlag gethan hat, das ganze Schambein am Ende beider horizontalen und absteigenden Äste auszuschneiden, sodaß ihm also die Synchondrotomie noch nicht genug war. Er entleidte sich 1790. Osborn aber hatte einen bedeutenden Einfluß auf die englische Geburtshilfe, was um so gefährlicher war, als er, ein großer Freund der Perforation, in dieser Beziehung nicht den besten Sa-

Digitized by Google

men ausstreute. Seine Erfahrungen hat er in folgenden Schriften mitgetheilt: Essay on laborious parturitions (London 1783), Essay on the Practice of Midwifery etc. (London 1792.)

In Teutschland gewann die männliche Geburtshülfe mehr Eingang, seit in Göttingen das Entbindungsinstitut errichtet war. Noch blieb die Levret'sche Geburtshülfe die herrschende, die Naturhülfe wurde zu wenig gewürdigt, und der operative Theil immer mehr cultivirt. Was in diesem Zeitraume Levret der französischen, Smellie der englischen Geburtshülfe war, das wurde der berühmte Johann Georg Röderer, Professor und Director des Entbindungsinstituts zu Göttingen, 1725 — 1763, der teutschen. Durch sein vortreffliches Werk: Elementa artis obstetriciae (Gött. 1753), erwarb er sich einen bleibenden Ruhm. Dringend empfahl Röderer die geburtshilfliche Exploration, und ließ es sich sehr angelegen sein, die Extreme in der Behandlung der Nachgeburtsverzögerungen zu vereinen. Auf dem festen Grunde, den Fried in Strasburg für die geburtshilflichen Operationen gelegt hatte, baute er mit Fleiß und Umsicht fort. Und so gab er nicht nur wichtige Beiträge zu den Indicationen der Zange, sondern lehrte auch ihre Anwendung mit großer Sachkenntniß, und handelte selbst nach richtigen geläuterten Grundsätzen. Seine Verdienste um die Wendung auf die Füße überhaupt, und besonders bei der Schulterlage mit vorgefallenem Arm, wobei er sich nach Deventer und de la Motte gegen die Repositionsversuche ausspricht, und das Anlegen des Armes an eine Schlinge dringend empfiehlt, finden wir namentlich in seiner Schrift: Opuscula medica sparsim prius edita etc. (Gött. 1763.) Röderer's Name glänzt auch bei der Läuterung der Perforation. An Instrumenten erfand er ein umbrauchbares messerförmiges Perforatorium, einen nicht zu empfehlenden Wasserspreuger und ein Geburtsbette. — Ein ausgezeichneter Schüler Röderer's, der sich auch unter Levret in der Geburtshülfe vervollkommnete und dessen Grundsätze noch Teutschland brachte, war Georg Wilhelm Stein (geb. 1737, gest. 1803), Professor zu Marburg. Wenn er auch, seinem Lehrer Levret folgend, das Mechanische doch aufnahm, so ist doch nicht zu leugnen, daß er um die wichtigsten geburtshilflichen Operationen ein großes Verdienst sich erworben hat, und nicht wenig dazu beitrug, daß man anfing, die Embryulcie aus der Reihe geburtshilflicher Operationen zu streichen. Sein Eifer für die Perforation und den Kaiserschnitt, zu dem er eine neue Schnittstelle angab, haltbare Indicationen aufzustellen, führte ihn auf die Unkunde in der Abschätzung und Diagnose des Beckenraumes. So geschah es, daß er zuerst ein Instrument angab, mit dessen Hilfe die Conjugata im Eingange des Beckens gemessen werden sollte. So zahlreich nun auch die folgenden Erfindungen waren, so steht noch heute sein einfaches Stäbchen in Rücksicht der Brauchbarkeit obenan. Wie sich Stein zuerst verdient machte um die Anzeigen und Methoden des Wassersprengens während der Geburt, und so das Werk seines französischen Lehrers fortsetzte, so hat er sich durch seine Bearbeitung der Wendung auf die Füße, sowie durch seine Beiträge zur Lehre von den Anzeigen der Zange, deren Handhabung er sehr gründlich lehrt, ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Operation mit dem Hebel fand in ihm einen Vertheidiger, und in der Behandlung der Nachgeburtszögerung empfahl er die goldene Mittelstraße. Seine Grundsätze legte er in folgenden Werken nieder: Theoretische Anleitung zur Geburtshilfe ꝛc. (Cassel 1770), Praktische Anleitung zur Geburtshilfe (Cassel 1772), Kleine Werke zur praktischen Geburtshilfe (Marburg 1798). Von Instrumenten gab er an: einen Beckenmesser, einen Neigungsmesser (Cliseometer), eine Nabelschnurscheere, Schlingen, ein Führungsstäbchen, ein scherenförmiges Perforatorium, einen Wassersprenger. Auch hat er ein Gebärbette eingerichtet.

Ein anderer Schüler Levret's war Joh. Heinr. Nepom. Crantz, Professor der Geburtshilfe zu Wien (1756), dessen würdiger Schüler J. J. Plenk, Professor in Wien, war. Mit ihm ist vorzüglich Heinr. Aug. Wrisberg (1765), Professor der Geburtshilfe zu Göttingen, zu nennen. Der Erfinder einer Zange lieferte eine treffliche Arbeit über die Indicationen dieses Instrumentes, sowie er auch vorzügliche Lehren über die Geburt des Kindes mit vorangehendem Steiße gab.

Endlich müssen wir noch eines würdigen und achtbaren Geburtshelfers unseres Zeitraums gedenken, wir meinen Joh. Christ. Stark, Professor in Jena, geb. 1753, gest. 1811. In der Zeit, wo es in Rücksicht der Behandlung bei verzögertem Abgange der Nachgeburt zwei weit von einander entfernte Parteien gab, schloß er sich keiner an, sondern gab den Rath, die Mittelstraße zu verfolgen, und so die Parteien zu vereinen. Seine Arbeiten für die Indicationen zur Zange sind schätzenswerth. Stark trug durch sein Archiv, dessen schon oben gedacht ist, nicht wenig dazu bei, daß durch schnelle Mittheilungen von Erfahrungen und Beobachtungen die Geburtshilfe wesentlich gefördert wurde. Nachdem von 1787 bis 1794 sechs Bände erschienen waren, schloß er das Archiv und gab 1798 eine neue Folge, in der nun auch Physiologie, Diätetik und Chirurgie berücksichtigt werden sollten. Das Unternehmen erwarb sich allgemeinen Beifall und erfreute sich tüchtiger Mitarbeiter. Stark's Instrumente sind: ein Beckenmesser, ein Hebel, eine Zange, ein Wassersprenger, ein messerförmiges Perforatorium, ein Nachgeburtslöffel.

Indem wir in Italien, das in der Geburtshilfe zurückblieb, nur den Giuf. Vespa (Trattato della arte ostetricia, 1761), den Pietro Paolo Tanaron (1768), Professor zu Pisa, den Lorenzo Nannoni zu Siena (Trattato di Ostetricia e di lei respettive operazione 1785) und den Giuf. Neff, Professor der Geburtshilfe zu Pavia, nennen, finden wir in Dänemark einen Schüler Levret's, und Fried's, einen um die Geburtshilfe hochverdienten Mann, den Matthias Sartorph, geb. 1740, gest. 1801. Er war Professor und Director an der Entbindungsanstalt zu Kopenhagen, und sein Name darf da nicht fehlen, wo Levret, Smellie, Röderer, Stein, Solayrès de Renbac, Baudelocque genannt sind; denn so groß seine Verdienste um den Mechanismus der Geburt sind, so

Digitized by Google

groß sind sie in Bezug auf die Vervollkommnung der geburtshilflichen Operationen. Bei der Extraction des Kindes an den Füßen lehrt er die Handgriffe mit der sorglichsten Prüfung. Seine vielgelesenen Schriften, seine zahlreich besuchte Entbindungsanstalt trug zur Bekanntwerdung der Zange sehr wesentlich bei. Als vortrefflicher Beobachter erkannte er auch in der Schulterlage die einzige fehlerhafte Lage, und seine Lehren von der Wendung zeichnen sich für seine Zeit aus. Werthvolle Schriften desselben sind: Theoria de diverso partu etc. (Havn. et Lips. 1772.) Classisch. Umriß der Entbindungskunst, überf. von Tode (Kopenh. und Leipz. 1792). Gesammelte Schriften u. s. w. überf. von Scheel (Kopenh. und Leipz. 1803—1804. 2. Bd. m. K. Von ihm angegebene Instrumente: eine Zange, eine Hakenzange, eine stumpfe Scheere.

Fünfter Zeitraum. Lucas Joh. Boër und die folgende Zeit. Kaum 50 Jahre umfaßt der Zeitraum, dem wir uns zuwenden, und doch drängt sich bei einem Überblick desselben ein so großer, fast unübersehbarer Reichthum an Material dem Historiker auf, daß er damit wol ein Buch zu füllen vermag, kaum aber weiß, wie er den für den Aufschwung der Geburtshilfe so wichtig gewordenen reichen Stoff auf einige Seiten zusammendrängen soll. Waren es bisher nur Einzelne in den einzelnen Ländern, die der Geburtshilfe ihre Tage geweiht hatten, mit regem Fleiße und Eifer sie förderten, und wackere Schüler bildeten, so finden wir wieder aus deren Schulen tüchtige Männer hervorgegangen, die mit der Liebe zum Fach auch nicht zurückgeblieben sind in der Pflege und Förderung ihrer Wissenschaft. Daß eine solche vom Anfange unseres Zeitraums an stattgefunden, und noch heute stattfindet, weil eben das gesteckte Ziel doch noch nicht in allen Punkten erreicht ist, auch nach der Erfahrung aller Zeiten Rückschritte nicht fehlen, wo eine Höhe erstiegen und der Gipfel erstrebt werden soll, wird Niemand leugnen. Wir haben gesehen, daß im vorhergehenden Zeitraum die mechanische Geburtshilfe durch Levret und seine Schüler die herrschende wurde, und daß Smellie und seine Anhänger dieser Lehre entgegenarbeiteten. Auch in unsern Zeitraum greift jenes Levret'sche System herüber, indem wir in demselben noch hochachtbare Geburtshelfer als Schriftsteller und Lehrer in kräftiger Thätigkeit finden, die in jener Schule gebildet waren. Es war daher für die Geburtshilfe von der größten Wichtigkeit, daß Männer von Autorität und durchgreifendem Sinne, ausgestattet mit den reichsten Erfahrungen und geübter Beobachtung, den Smellie'schen Grundsätzen ergeben waren, und ohne Scheu die Theorie des alten Systems angriffen. Dies geschah durch Zeller, aber besonders durch Boër. So war es denn abermals in Teutschland, wo ein wichtiger Schritt zum Besten der Geburtshilfe geschah. Denn hier lernte man nun die Kräfte der Natur nicht nur in ihrem regelmäßigen Wirken beim Geburtsgeschäft kennen, sondern man erkannte auch ihre Macht bei Abweichungen des gewöhnlichen Herganges, und überzeugte sich, daß die Hilfe der Natur einer zweifelhaften Kunsthilfe in der Regel vorzuziehen sei. Die Schwangerschaft und der Geburtsact wurden bald nicht mehr zu den pathologischen Verhältnissen des weiblichen Körpers gezählt; die Lagen des Kindes wurden vereinfacht und der Mechanismus der Geburt ins Klare gestellt. Die Gesichts-, Steiß- und Fußlagen strich man in den Capiteln der regelwidrigen Geburten, lehrte nach den Vorgängen in der Natur ihre Behandlungsweise, und erkannte auch die Einfachheit der fehlerhaften Lagen. Mit der Beschränkung der Instrumentalhilfe wurde die medicinische Geburtshilfe gefördert, und auch der Mißbrauch mit der Zange bekämpft, und nicht blos die Mutter, sondern sie und das Kind sollten von nun an gerettet werden, weshalb denn auch die Frage, ob der Geburtshelfer auch ein lebendes Kind perforiren dürfe, wenn die Mutter den Kaiserschnitt ausschlage, das lebhafteste Interesse erregte. Sie schenkte man denn auch den Operationen, durch welche dies erreicht werden konnte, die größte Aufmerksamkeit und somit auch endlich in Teutschland der künstlichen Frühgeburt, während man über die Embryulcie gerecht der Stab brach. Die Extraction des Kindes trennte man als eine eigene Operation von der Wendung, führte die Wendung auf den Steiß wieder ein, und lehrte die zweckmäßigsten äußern und innern Handgriffe zur Ausführung der Wendung auf den Kopf. Das Wichtige und Gefahrvolle der Placentarstörungen auf der einen Seite und das schwankende behandelnde Verfahren auf der andern veranlaßte manchen Streit, ließ in den Extremen des vorliegen Handelns und des zweckvollen Säumens das Irrige zwar erkennen, doch ohne daß Alle zu einem Gesammtresultat sich vereinigt haben. Nicht minder aufmerksam ist man auf die physiologischen und pathologischen Vorgänge und Erscheinungen des Wochenbettes gewesen, und vertrauter geworden mit der Natur so mancher Wochenbettkrankheiten, hat man auch in der Behandlung derselben glückliche Fortschritte gemacht. Und so lehrt uns auch schon ein flüchtiger Blick auf die Literatur, daß die Geburtshelfer unseres Zeitraumes den Weiber- und Kinderkrankheiten thätige Theilnahme geschenkt, und auch von dieser Seite die Geburtshilfe auf eine höhere Stufe gefördert haben. Hat man doch auch den Krankheiten des Fötus und den ihm angehörenden Theilen, namentlich den pathologischen Zuständen der Placenta, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sich den Forschungen in der Entwickelungsgeschichte des Eies nicht nur nicht entzogen sondern sich ihnen mit glücklichem und fördernden Fleiß unterzogen, und so gleichen Schritt mit den Leistungen der Anatomen und Physiologen gehalten.

Neue Entbindungsinstitute entstanden. Die Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland läßt in Petersburg ein Gebärhaus und eine Hebammenschule einrichten. Im J. 1804 erhielt die Universität Halle ein Entbindungsinstitut, das zuerst unter von Froriep's, dann unter Senff's Direction gestellt war. In Leipzig wurde 1810 eine zum Unterricht bestimmte Gebäranstalt unter Jörg errichtet, und die in Tübingen bestehende unter v. Froriep erweitert. Für die bereits besetzten und wieder frei gewordenen Lehrstühle für Geburtshilfe suchten die Regierungen Männer von anerkanntem Rufe zu gewinnen, die wackere

Digitized by Google

Schüler bildeten, und durch die öffentlichen Mittheilungen der Leistungen und Vorfälle in den Anstalten wichtige Beiträge zur Förderung der Wissenschaft lieferten. Die Vorträge der theoretischen Geburtshilfe machten das Bedürfniß der Lehrbücher fühlbar, und während früher das ganze Gebäude der teutschen Geburtshilfe nur wenig Zusammenhang hatte, befleißigte man sich einer systematischen Bearbeitung. Durch diese Erhebung der Geburtshilfe von Seiten der Männer war endlich die Macht der weiblichen Geburtshilfe gebrochen. Um aber für die Ausbildung der in Finsterniß irrenden Hebammen zu sorgen, wurden theils mit jenen Anstalten auch Hebammeninstitute vereint, theils solche für sich bestehend errichtet, Lehrcurse für sie eröffnet, eine Schlußprüfung mit den Schülerinnen vor ihrem Eintritte in das praktische Leben angeordnet, und ihre Handlungsweise unter Aufsicht gestellt. Eine nicht geringe Zahl von Lehrbüchern für Hebammen erschien.

Bei einer solchen Regsamkeit mußte sich auch das Bedürfniß nach schneller Mittheilung der Erfahrungen und Beobachtungen steigern. Der Weg, den J. C. Busch und J. Ch. Stark mit Herausgabe ihrer Zeitschriften eingeschlagen hatten, wurde weiter verfolgt. Schon im J. 1794 erschien C. L. Schweickard's Magazin für Geburtshelfer, das jedoch gleich der Lucina von Busch, und dem Journal für Geburtshelfer bald wieder einging. Im J. 1802 gab Elias von Siebold heraus: Lucina. Eine Zeitschrift für Vervollkommnung der Entbindungskunst (Leipzig 1802). Nachdem 1811 der sechste Band herausgegeben war, erschien zwei Jahre später nach einem erweiterten Plan das: „Journal für Geburtshilfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten," das nach dem Tode v. Siebold's von seinem Sohne Ed. Kaspar Jac. von Siebold mit gleichem Eifer und unter dem Titel: Neues Journal für Geburtshilfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten fortgesetzt wurde. Im J. 1807 eröffneten die Aerzte und Geburtshelfer J. J. Gumbrecht und J. H. Wigand ihr: Hamburgisches Magazin für die Geburtshilfe. Im J. 1821 erschienen: „Bereicherungen für die Geburtshilfe u. s. w. von L. Choulant, Fr. Haase, Moriz Küster, Fr. Ludwig Meißner," und drei Jahre später begegnen uns: Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshilfe u. s. w. von L. Mende (Göttingen)." Im J. 1826 trat ein Verein angesehener Geburtshelfer zusammen, der unter dem Titel: „Gemeinsame teutsche Zeitschrift für Geburtskunde," ein Journal erscheinen ließ. Sie wurde von 1834 an unter dem Titel: „Neue Zeitschrift für Geburtskunde" fortgeführt. Endlich eine periodische Schrift von 1828: „Zeitschrift für Geburtshilfe und praktische Medicin von W. Herm. Niemeyer." Während alle genannten Zeitschriften für Geburtshilfe wieder eingegangen sind, und Ed. Kasp. Jac. von Siebold sein Journal mit der „Neuen Zeitschrift für Geburtskunde," vereint hat, besteht diese als die alleinige Zeitschrift für Geburtshilfe unter der Redaction von Dietr. Wilh. Heinr. Busch, Jos. d'Outrepont, Ferd. Aug. Ritgen, und Ed. Kasp. Jac. von Siebold noch (1840) wirksam fort.

Von hoher Wichtigkeit für die Geburtshilfe war auch in unserm Zeitraume die erste Anwendung der Auscultation auf das Studium der Schwangerschaft und Geburt, die Lejumeau de Kergaradec 1821 einführte, Lännec, Bréheret, de Lens prüften, und teutsche Geburtshelfer, Ulsamer, Carus, Ritgen, Hohl u. A., schon von 1823 an mit Fleiß und Eifer ihrer Vervollkommnung und Erweiterung näher führten, und auf ihren praktischen Werth aufmerksam machten.

Wenn nun auch das Ausland vom Beginn unseres Zeitraumes an bis auf den heutigen Tag vorzügliche Geburtshelfer besitzt, und ihre Leistungen durchaus nicht gering anschlagen werden dürfen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Geburtshelfer Teutschlands unendlich mehr dazu beigetragen haben, die Geburtshilfe auf die Stufe erhoben zu haben, auf der sie gegenwärtig sich befindet. Eine kurze Angabe der verdienstvollsten Männer wird diese Wahrheit ins Licht stellen.

Von der Entbindungsanstalt zu Wien gingen, wie oben bemerkt, die ersten geläuterten Grundsätze einer naturgemäßen Geburtshilfe aus, und zwar von Zeller, besonders aber von Boër, den ersten Vorstehern jener großartigen Anstalt. Lucas Joh. Boër, geb. 1751, seit 1789 Professor, starb 1835. Ihm war es vergönnt, eine lange Reihe von Jahren zu wirken, und seinen Einfluß um so geltender zu machen. Ein ebenso guter Beobachter als geschickter Operateur, entgingen ihm die Wirkungen der Natur nicht, die er daher mit eindringendem Worte lehrte, und so das unzeitige und voreilige Handeln seiner Fachgenossen in das gebührende Licht stellte. Was er gepflanzt und zum Theil selbst mit geerntet hat, das trägt noch heute die schönsten Früchte. So der Natur vertrauend, weil er ihre Mittel und Kräfte hatte kennen gelernt, stellte er mit Zeller die Gesichtslagen zuerst den Schädellagen gleich, trug durch seine Autorität wesentlich dazu bei, daß die Steiß- und Fußlagen zu den gesundheitsgemäßen gezählt wurden, und beschränkte auf diese Weise die Indicationen der Extraction an den Füßen, die namentlich tadelnd, welche bei etwas engem Becken die Füße voreilig herabzogen. Boër's Vertrauen auf die Natur ordnete das Chaos der Indicationen für die Zange, und strich so manche, die von der mechanischen Geburtshilfe geltend gemacht waren. Auch konnte es nicht fehlen, daß Boër seine Stimme gegen das voreilige Perforiren und den nutzlosen Schmalzeugenschnitt erhob. Die Cryulsiokraft der Scheide erwähnt er zuerst. Seine Grundsätze finden wir in seinem Werke: Naturalis medicinae obstetriciae libri VII. (Vien. 1812.) Er erfand eine Zange und eine Excerebrationspincette.

Von ganz andern Grundsätzen, und doch ein Mann von großen Verdiensten um die Geburtshilfe war Fr. B. Osiander; geb. 1759, gest. 1822. Im Geiste der Levret'schen Schule fortarbeitend, und darauf bedacht, den Mechanismus des Handelns weiter auszubilden, strebte er dahin, die sogenannte künstliche Geburtshilfe vorzugsweise geltend zu machen. Dies zeigt sich in seinen Grundsätzen, die er in seinen Schriften ausgesprochen, und in den von ihm zahlreich angegebenen Instrumenten. Geschickt in der Wendung und kräftig mit seiner kräftigen Zange, war er

Digitized by Google

natürlich ein Gegner der künstlichen Frühgeburt und ein Feind der Perforation, in beiden zu weit gehend. Seine Darstellung der Operation mit der Zange ist ebenso meisterhaft, als die von ihm gelehrte Art der Beckenmessung mit der Hand verdienstvoll, und die von ihm geschriebene Abhandlung über die Anzeigen und Gegenanzeigen des Wassersprengens während der Geburt höchst werthvoll ist.

Nebst seinen Denkwürdigkeiten und Annalen ist sein Handbuch der Entbindungskunst bemerkenswerth. Ofiander gab von Instrumenten an: einen Beckenmesser, Wassersprenger, Hebel, eine ungefensterte Zange, Nabelschnurscheere, einen stumpfen Haken, ein Hysterotom, ein Dilatatorium des Muttermundes.

Während wir nur vorübergehend von Joh. Phil. Vogler bemerken, daß er der mechanischen Geburtshilfe abhold, der medicinischen dagegen hold gewesen ist, und gute Beobachtungen geliefert hat; von Ch. Ludw. Mursinna, geb. 1744, gest. 1823, daß er wie als Lehrer an der Entbindungsanstalt in der Charité zu Berlin, so durch seine Zeitschrift für Chirurgie, Arzneikunde und Geburtshilfe (1800) sich um unsere Wissenschaft verdient gemacht hat; von Franz Ant. Mai, geb. 1742, gest. 1814, daß er der erste Teutsche war, der die künstliche Frühgeburt gründlich lehrte und Instrumente dazu angab; von Joh. Pet. Meidmann, geb. 1751, gest. 1819, daß er durch Schrift und Lehre zur Begründung und Ausübung der Zangenoperation, sowie zur Förderung der Geburtshilfe, die er nur von Männern ausgeübt wissen wollte, überhaupt nicht wenig beigetragen hat, dürfen wir an Wilh. Jos. Schmitt in Wien, geb. 1760, gest. 1827, so wenig, als an Just. Heinr. Wigand in Hamburg, geb. 1769, gest. 1817, und E. v. Siebold, geb. 1775, gest. 1828, flüchtig vorübergehen. Mit großer Liebe die Entbindungskunst umfassend, der sie ihr Leben gewidmet hatten, gehörten sie zu den Geburtshelfern, die mit großer Umsicht die einzelnen Lehren der Geburtshilfe behandelten und den operativen Theil besonders cultivirten. Während sie wichtige Beiträge zu der Lehre der Anzeigen der Zangenoperation lieferten, suchten sie auch die wichtige Operation selbst ihrer Vervollkommnung näher zu führen, und Wigand besonders das Verwerfliche des hohen Anlegens der Zange darzustellen, Schmitt zuerst das gewöhnliche Lager für die Operation zu empfehlen. W. Schmitt und v. Siebold haben mit großer Sachkenntniß die streitigen Punkte der Perforation, in der Wigand etwas zu weit ging, geprüft und ausgeglichen, und während dieser der Natur im Nachgeburtsgeschäfte zu großes Vertrauen schenkte, haben mit Andern auch W. Schmitt und v. Siebold den umausreichenden Mittelweg empfohlen. Mit Meisterschaft haben Wigand und Schmitt die geburtshilfliche Exploration in ihren classischen Werken als höchst wichtig dargestellt, und Beide haben große Verdienste um die Diagnose der Schwangerschaft. Während W. Schmitt die Wendung auf den Steiß schon lange in seiner Praxis ausgeübt hatte, führte Wigand die Wendung auf einen Fuß aus; trug dazu bei, daß die Steiß- und Fußlagen zu den gesundheitsgemäßen gezählt wurden, und stellte in einer trefflichen Abhandlung zuerst den Nutzen und die Art der Ausführung der Wendung auf den Kopf durch äußere Handgriffe dar, sodaß er als Begründer derselben anzusehen ist. Der gewöhnlichen Annahme der Einfachung des Mutterkuchens durch die Sandubrform des Uterus widerspricht Schmitt, und Wigand stimmte mit Boër, auf viele, doch nicht haltbare Gründe sich stützend, für die Expulsivkraft der Scheide. Jeder der drei genannten Geburtshelfer erfand eine Zange, Wigand einen Beckenmesser, v. Siebold auch eine Steißzange, wie Steidele und Gergens, dann ein scheerenförmiges Perforatorium, eine Nabelschnurscheere und ein Gebärkissen. Daß Wigand und v. Siebold auch durch ihre Zeitschriften sich Verdienste um die Geburtshilfe erworben haben, wurde oben bemerkt, wie denn auch Siebold als Lehrer an der Entbindungsanstalt in Berlin, Schmitt als Professor an der Akademie zu Wien. Von des Letztern Schriften nennen wir: Sammlung zweifelhafter Schwangerschaftsfälle (Wien 1818). Über obstetricische Kunst und Künstelei (Wien 1816). Gesammelte obst. Schriften (Wien 1820). Von Wigand: die Geburt des Menschen u. s. w. 2. Aufl. (Berlin 1839.) Drei geburtshilfliche Abhandlungen (Hamburg 1812). Von v. Siebold: Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten (Frankft. 1811—1826). 3. Th. Lehrbuch der theor. und prakt. Entbindungskunde (Nürnberg 1824).

Nicht übergehen dürfen wir von den durch den Tod von ihrer Laufbahn abgerufenen Geburtshelfern Joh. Ant. Schmidtmüller in Landshut, geb. 1776, gest. 1830, der ein praktisches Handbuch der medicinischen Geburtshilfe herausgab; noch auch Karl Wenzel in Frankfurt a. M., geb. 1777, gest. 1827, der über die Krankheiten des Uterus, und über die künstliche Frühgeburt geschrieben, diese auch in Teutschland zuerst (1804), eingeleitet hat. Endlich gedenken wir unseres Ludw. Mende, geb. 1779, und als Director der Entbindungsanstalt zu Göttingen 1832 gestorben. Ein fleißiger und bedachter Geburtshelfer, hat er auch einen Theil seiner Wirksamkeit auf die gerichtliche Medicin verwendet, und wie um diese, so anerkannt auch um die Geburtshilfe sich mannichfache Verdienste erworben.

Verlassen wir mit Achtung die Geschiedenen, um einen Blick auf die in voller Thätigkeit lebenden Geburtshelfer Teutschlands zu richten, und besonders auf diejenigen, die den Unterrichtsanstalten vorstehen.

Es haben rührige Hände daran gearbeitet, die Geburtshilfe auf die Stufe zu bringen, auf der sie jetzt sich befindet. Dies ist zwar eine hohe, aber noch lange nicht die höchste. Auch reißen viele Hände viel wieder ein, nicht jedem ist das Glück glücklicher Beobachtungen verliehen, und die Beobachtung am Schreibtisch tritt der Beobachtung der Natur oft widerwärtig entgegen. So gibt es denn der Arbeit zur Vollendung des Baues noch immer in Fülle, und damit beschäftigt finden wir auch die Geburtshelfer unserer Tage in rühmlicher Thätigkeit, indem sie theils durch werthvolle Schriften ihre Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen bekannt machen, ankämpfen gegen noch bestehende Vorurtheile aus der ältern und ältesten Zeit, ohne die Goldkörner des Alterthums zu verachten, theils als Lehrer junger Ärzte und Hebam-

Digitized by Google

menschkeinnen sich nahmhafte Verdienste erwerben, und dahin streben, die Geburtshilfe als eine eigene, die Gesammtheit der Natur des Weibes wie in physiologischer, diätetischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht umfassende Wissenschaft ihrem Ziele immer näher zu führen. Dies unterstützen und erleichtern auch die in Deutschland besonders zweckmäßig eingerichteten Institute. Berlin besitzt deren zwei. An der Entbindungsanstalt der Universität, in welcher 400 Geburten jährlich vorkommen, ist Dietrich Wilhelm Heinrich Busch, geb. 1788, Director während Karl Aler. Ferd. Kluge, geb. 1782, die Direction der gleichartigen Anstalt in der Charité leitet. Busch hat besondere Verdienste um die Wendung auf den Kopf, indem er nicht nur auf die dynamische Wirkung aufmerksam macht, welche durch die äußern Handgriffe hervorgerufen wird, und eine Art der Selbstwendung begünstigt, sondern auch eine eigene Methode lehrt, die Wendung auf den Kopf durch innere Handgriffe zu bewirken. Über die Wirkungsweise der Zange hat er sich nicht minder einsichtsvoll und sachkundig ausgesprochen, als über die Indicationen der Zange. Auch gehört Busch zu denen, welche die streitigen Punkte der Perforation erwogen, und zu ihrer Berichtigung beigetragen haben. An Instrumenten hat er angegeben eine Zange, eine Nabelschnurscheere, einen Wassersprenger, ein Ausbrechungswerkzeug zur künstlichen Frühgeburt. Nebst schätzenswerthen Aufsätzen in der neuen Zeitschrift für Geburtskunde, deren Mitherausgeber er ist, besitzen wir von ihm: Geburtsh. Abhandlungen (Marburg 1826) m. K. Lehrbuch der Geburtskunde, 3. Aufl. (Berlin 1836.) Das Geschlechtsleben des Weibes u. s. w. 2 Bde. (Leipzig 1839 und 1840.) Handbuch der Geburtskunde in alphabetischer Ordnung 1. Bd. (Berlin 1840.) Kluge hat zwar kein Hauptwerk geburtshilflichen Inhalts geschrieben, es finden sich aber von ihm theils in Meude's Beobachtungen und Bemerkungen, theils in v. Siebold's Journal werthvolle Abhandlungen. So verbanken wir ihm wichtige Mittheilungen über die Nachblutungen aus der Nabelschnur bei unterlassener Unterbindung des am Kinde bleibenden Theils. Kluge hat um die künstliche Frühgeburt, die er 20 Mal eingeleitet und wobei er die Brüninghausen'sche Methode bewährt gefunden, sie verbessert, und eine Zange zu Einbringung des Preßschwammes angegeben hat, bestimmte Verdienste. Von ihm erfundene Instrumente sind: ein Becken- und Neigungsmesser (Pelicometron), ein Stechzauger, ein scherenförmiges Perforatorium. Nur beiläufig gedenken wir seiner Lucinendose, und der Angabe zu anatomisch-geburtshilflichen Wachspräparaten, die der Wachsmodellirer Heinemann in Braunschweig gut ausgeführt hat.

Das Entbindungsinstitut zu Bonn, in dem 110—120 Geburten vorkommen, dirigirt Herm. Friedr. Kilian, ein ebenso fleißiger Lehrer als Schriftsteller, der auf seinen eignen Füßen steht. In seinem Buche: Die Geburt des Kindeskopfes in derjenigen Scheitelstellung, welche man Hinterhauptslagen zu nennen pflegt (Bonn 1830), hat er nicht nur die Lagen des Kopfes auf eine in der Erfahrung begründete Weise vereinfacht, sondern auch die von Ragele aufgestellten Lehren bestätigt. Dieselbe Vereinfachung für die übrigen Lagen des Fötus finden wir in seiner „Geburtslehre u. s. w. (Frankfurt a. M. 1839)" 1. Theil, wieder. Ein mit vieler Kritik von ihm geschriebenes Werk ist: die operative Geburtshilfe, 2 Theile (Bonn 1834 und 1835). Weitere Schriften sind: Über den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat (Karlsruhe 1826). Beiträge zu einer genauern Kenntniß der allgemeinen Knochenerweichung der Frauen u. s. w. (Bonn 1829.) Er erfand ein trepanförmiges Perforatorium und ein Geburtsbette.

Dem Gebärhause zu Breslau, 170—200 Geburten, steht Jul. Wilh. Betschler vor, der im J. 1824 die Wendung auf den Steiß wieder zur Sprache brachte, nachdem er sie in einem schwierigen Falle auch ausgeführt hatte (Rust's Magazin. XVII. Bd. 2. Heft. S. 262). Nebst seinen Annalen für Geburtshilfe (Bresl. 1832. 1834) gab er heraus: De naturae auxilio dystocias e situ infantis vitioso ortas absolvente (Vratisl. 1834).

Auch Dresden hat eine Entbindungsanstalt, in der 200—250 Geburten vorkommen, früher unter Carus, jetzt unter W. A. Haase's Direction. Karl Gustav Carus, geb. 1789, hat sowol um die Physiologie, als auch um die Geburtshilfe nicht unbedeutende Verdienste. Wir finden ihn bei den Geburtshelfern, die dazu beitrugen, daß die Lagen, die sonst zu den regelwidrigen gerechnet wurden, ihre Stelle bei den gesundheitgemäßen fanden, bei jenen, die der Wendung auf den Kopf das Wort redeten, und für die künstliche Frühgeburt wichtige und praktische Regeln gaben. Ihm gebührt auch das Verdienst, den ersten Schwangerschaftskalender angegeben zu haben. Von seinen Schriften geburtshilflichen Inhalts führen wir an: Lehrbuch der Gynäkologie u. s. w. 3. Aufl. (Leipz. 1838.) 2. Thle. m. Abb. Zur Lehre von Schwangerschaft und Geburt u. s. w. (Leipz. 1822.)

Das Gebärhaus in Erlangen, 20 Geburten, steht unter der Direction von Eugen Roßhirt, geb. 1795. Die Anzeigen zu den geburtshilflichen Operationen (Erlangen 1835).

Gießen hat ein Entbindungsinstitut, in dem unter Ferd. Aug. Ritgen's (geb. 1787) Direction 100—150 Geburten geleitet werden. Das Alterthum ehrend, hat Ritgen die Geburtshilfe des Hippokrates bearbeitet. Seine Verdienste um die Wendung auf den Kopf dürfen wir so wenig verkennen, als wir seine Mittheilungen über den gewöhnlichen Hergang der Geburt gering achten können. Für den Kaiserschnitt gab er den Bauchscheidenschnitt an, führte diesen Schnitt an einer Lebenden mit unglücklichem Ausgange aus, und war offen genug, den Erfolg mitzutheilen. Auch erfand er einen Stechzauger, den er nicht blos zur Einleitung der künstlichen Frühgeburt benutzt haben wollte, sondern mit dem er auch bei Querlagen des Kindes durch den Eihautstich den Uterus auf seine Form zurückführen (Beilegen des Uterus) und dadurch die Wendung (Beiwenden) bewirken wollte. Außerdem gab er einige Beckenmesser, eine Zange und ein trepanartiges Perforatorium an. Schriften: Anzeigen der mechanischen Hilfen bei Entbindungen (Gieß. 1820). Handbuch der niedern Geburtshilfe (Gieß. 1824). Beiträge zur Auf-

Digitized by Google

bellung der Verbindungen der menschlichen Frucht mit dem Fruchthälter u. s. w. m. Abb. (Leipz. u. Stuttg. 1835).

In dem Entbindungsinstitute zu Göttingen, dem Ed. Kasp. Jac. von Siebold, geb. 1801, versieht, kommen 100 — 150 Geburten vor, über deren Verlauf v. Siebold früher in seinem Journal, jetzt in der „neuen Zeitschrift für Geburtskunde" berichtet. Schriften desselben sind: Commentatio exhibens disquisitionem, an ars obstetricia sit pars chirurgiae (Gott. 1823). Anleitung zum geburtshilflichen technischen Verfahren am Phantom u. s. w. (Berlin 1828.) Abbildungen a. d. Gesammtgebiete der theoret.-praktisch. Geburtsh., nebst beschreibender Erklärung. Nach Maygrier u. s. w. (Berlin 1829.) Versuch einer Geschichte der Geburtshilfe 1. Bd. (Berlin 1839.) Ein ausgezeichnetes Werk.

Das Gebärhaus in Halle, verbunden mit einer Poliklinik, nimmt 60—80 Schwangere auf. Der Director dieses Instituts ist Anton Fried. Hohl, geb. 1794. Schriften: die geburtshilfliche Exploration. Erster Theil: das Hören (Halle 1833). Zweiter Theil: das explorative Sehen und Fühlen, nebst einem Anhange (Halle 1834).

Heidelbergs Entbindungsanstalt zählt jährlich 150—190 Geburten. Ihr steht als Director vor Franz Karl Nägele d. B., geb. 1777. Einer der verdienstvollsten öffentlichen Lehrer ist er zugleich ein bewährter Beobachter der Natur, und sowol dadurch, als durch seine vieljährige Erfahrung ein Meister des Faches, dem er Zeit, Fleiß und Mühen gewidmet hat. Es gibt kaum eine Lehre in der Entbindungskunde, die er nicht umfassend, sachkundig und vorsichtig bearbeitet und geläutert hätte. So würdigte er die Lehre von dem Becken überhaupt, wie auch von der Neigung des Beckens, und schenkte auch den krankhaften Veränderungen desselben seine volle Aufmerksamkeit. Dies bewesen die Schriften: Das weibliche Becken, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung u. s. w. (Karlsr. 1825) m. K. Das schräg verengte Becken u. s. w. (Mainz 1839), auf dessen Eigenthümlichkeit und Existenz er zuerst aufmerksam gemacht. Nägele war es, der durch seine beharrlichen Forschungen am Kreißbette in den Stand gesetzt wurde, die ältern Ansichten über Kindeslagen und den Mechanismus der Geburt anzugreifen, und was Solayres angedeutet hatte, als unumstößliche Wahrheit ins Licht zu stellen. Zugleich hat er sowol die Kopf- und Steißlagen, als auch die fehlerhaften Lagen treu nach der Natur vereinfacht. Diese Lehren veröffentlichte er: Salzburger medic. chir. Zeitung 1817. No. 57. Meckel's Archiv für die Physiologie. 5. Bd. 4. Heft. 1819. S. 483. Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen (Heidelberg 1839). 4. Aufl. Mit Meisterschaft hat er die wichtigen Punkte der Perforation erwogen und geläutert, wie dies auch seine Schrift: De jure vitae et necis, quod competit medico in partu (Heidelb. 1826), darthut, und manche höchst beachtungswerthe praktische Regel, theils in den angegebenen Schriften, theils in den „Heidelberger Klinischen Annalen," theils in seinen „Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts (Mannheim 1812)," gegeben. Von ihm besitzen wir eine einfache Vorrichtung, die Neigung des Beckens zu messen, eine Zange, ein scheerenartiges Perforatorium, einen halbstumpfen Haken. An dieser Anstalt lehrt auch Herm. Franz Nägele d. S., von dem bereits erschienen ist: Comm. de mogostocia e conglutinatione orificii uteri externi (Heidelb. 1835). Comm. de causa quadam prolapsus funiculi umbilicalis in partu etc. (Heidelb. 1839.) Mechanismus der Geburt (Heidelb. 1838). Die geburtshilfliche Auscultation (Heidelb. 1838).

Das Entbindungsinstitut zu Jena, 40—50 Gebarten, unter Direction von Stark und Walch. Das Gebärhaus zu Königsberg, 50 Gebarten, steht unter der Direction von Albert Hayn, der ein trepanartiges Perforatorium angegeben und geschrieben hat: Über die Selbstwendung (Würzb. 1824). Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshilfe (Bonn 1828). In dem Gebärhause von Landshut kommen gegen 50 Geburten vor. Director ist Adam Ulsamer, der besonders um die Frühgeburt und das Nachgeburtsgeschäft, wobei er sich für eine entschiedene nicht zögernde Handlungsweise erklärt, sich Verdienste erworben hat. Dissert. de partu praematuro arte legitime procurando (Vireeburg. 1820). Das Nachgeburtsgeschäft und seine Behandlung (Würzb. 1827). Auch ist er einer der ersten Geburtshelfer Teutschlands, der die Auscultation gewürdigt hat. Leipzigs Gebärhaus, 100 Gebarten, dirigirt Jo. Chr. Gottfr. Jörg, geb. 1780. Die Wichtigkeit und den hohen Werth der geburtshilflichen Exploration erkennend, hat er die entscheidenden Punkte derselben mit Umsicht hervorgehoben. Auch er trug dazu bei, daß die sonst als regelwidrig erkannten Lagen des Kindes zu den gesundheitgemäßen gezählt wurden. Jörg erklärte sich zuerst mit Bestimmtheit für die Wendung auf einen Fuß, trennte zuerst die Extraction des Fötus als eine eigene, auf besondere Indicationen gestützte Operation von der Wendung, und gab beachtungswerthe Regeln für die Ausführung derselben an. Die erste Idee zu dem Bauchscheidenschnitte gab er 1806. Wir besitzen von ihm eine Zange und ein trepanartiges Perforatorium. Von seinen Schriften nennen wir nur: Handbuch der Krankheiten des Weibes (Leipz. 1831). Handbuch der Geburtshilfe (Leipz. 1833). Handbuch der speciellen Therapie für Ärzte am Geburtsbette (Leipz. 1835). Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten (Leipz. 1836). Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden (Leipz. 1837).

Marburg hat ein Institut, in dem jährlich 80—100 Geburten gezählt werden. Der Director desselben ist Karl Christoph Hüter, geb. 1803, dessen Verdienste um die Aufklärung der dynamischen Störungen der Geburt, sowie um die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode, und um die Fieber der Wöchnerinnen wir nicht übergehen dürfen. Seine Lehren darüber finden wir in folgenden Schriften: Die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode (Marb. 1828). Die dynamischen Geburtsstörungen (Berlin 1830). Die Lehre von den Wöchnerinnenfiebern (Marb. 1832). Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen (Marb. 1838).

Reich an Gebarten — jährlich gegen 600 — ist das Entbindungsinstitut zu München, das unter der Direction

Digitized by Google

von J. B. Weißbrod steht, der eine ungesensterte Zange angegeben hat; reicher das Gebärhaus zu Prag, indem in ihm 1100—1150 Geburten vorkommen. A. J. Jungmann, geb. 1775, ist Director dieser Anstalt, der geschrieben hat: Lehrbuch der Geburtshilfe (Prag 1812). Das Technische der Geburtshilfe (Prag 1824). Stuttgard's Gebäranstalt — 100 Geburten jährlich — dirigirt Elsässer, und die zu Tübingen, in der 70 Entbindungen geleitet werden, L. S. Riecke, geb. 1790. Diss. utrum funiculus umbilicalis nervis polleat an careat (Tüb. 1816). Von den obstetricischen Kliniken in Wien zählt die eine jährlich 3000—3300, die andere 1600—1700 Geburten. In jener hat Joh. Klein, an dieser Franz Bartsch die Direction. Endlich nennen wir die Entbindungsanstalt zu Würzburg mit 150—180 Entbindungen, und mit ihr Jos. d'Outrepont, geb. 1778, als Director derselben. Gleich bekannt als Lehrer, Schriftsteller und guter Beobachter, trat auch er auf die Seite derjenigen Geburtshelfer, welche die Gesichtslagen nicht weiter zu den regelwidrigen Kindeslagen gezählt haben wollten, gab schätzbare Lehren über die vorgefallene Nabelschnur, und mißbilligte mit Recht das schwankende und zögernde Verfahren bei der Nachgeburtsoperation. Große Verdienste erwarb sich d'Outrepont um die Wendung auf den Kopf, zu deren Ausführung er eine zweckmäßige Methode lehrte. Neben sehr vortrefflichen Aufsätzen, die wir von ihm in der Gem. teutsch. Zeitschrift finden, schrieb er: Von der Selbstwendung und der Wendung auf den Kopf (Würzb. 1817). Abhandlungen und Beiträge geburtshilflichen Inhaltes (Würzb. 1822). Auch verbesserte er den Apparat von Wenzel zur künstlichen Frühgeburt.

Außer diesen Lehrern an den öffentlichen Anstalten Teutschlands haben wir noch eine große Zahl Geburtshelfer zu nennen, die an der Erhebung der Geburtshilfe nicht geringen Theil nahmen, und von welchen wir nur Einige namhaft anführen wollen. G. W. Stein d. j., geb. 1773, Gegner der künstlichen Frühgeburt, gab gute Lehren zu der Extraction des Fötus an den Füßen, prüfte die Wirkung der Zange, und gab den Diagonalschnitt bei dem Kaiserschnitte an. Lehre der Geburtshilfe u. s. w. (Elberf. 1825—1827) 2 Thle. Geburtshilfliche Abhandlungen (Marb. 1803). Annalen der Geburtshilfe (1808—1811). Jo. Fr. Osiander, Prof. in Göttingen, geb. 1787: Die Ursachen und Hilfsanzeigen der unregelmäßigen und schweren Geburten. 2. Aufl. (Tübingen 1833.) Zur Praxis der Geburtshilfe (Hanov. 1837). Ludw. Fr. v. Froriep, dessen wir oben bei der Errichtung der Entbindungsanstalt zu Halle und der Erweiterung des Instituts zu Tübingen gedacht haben, trug durch Mittheilung seiner in England über die künstliche Frühgeburt gesammelten Notizen zu der allgemeinern Aufnahme dieser Operation wesentlich bei. Wir besitzen von ihm eine Zange, Hysteroplasmen, ein Pelviarium von Papier-maché. Handbuch der Geburtshilfe (Weimar 8. Aufl. 1827). Geburtshilfliche Demonstrationen (Weimar). Fried. Ludw. Meißner, Privatdocent zu Leipzig, schrieb: Die Dislocation der Gebärmutter und der Mutterscheide (Leipz. 1821 und 1822). 3 Thle. Forschungen des 19. Jahrh. im Gebiete der Geburtshilfe u. s. w. 6 Thle. (Leipz. 1826—1833.) Die Kinderkrankheiten (Leipz. 1838). 2 Thle. In Wien sind zu nennen: Raph. Hussian, Handbuch der Geburtshilfe (Wien 1827). 3 Thle.; Jos. Ph. Horn, der eine Zange angegeben, und geschrieben hat: Bemerkungen und Erfahrungen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshilfe (Wien 1826). Lehrbuch der Geburtshilfe, 3. Aufl. (Wien 1838.) Gesammelte Aufsätze u. s. w. (Wien 1838.) Endlich Clemens Schwarzer, Handbuch der Geburtshilfe, 2 Thle. (Wien 1838.) Ignaz Schwörer in Freiburg im Breisgau: De situ pelvis in ventre (Frib. 1828). Grundsätze der Geburtskunde u. s. w. Erste Lief. (Freib. 1831.)

Unsern Zeitraum verfolgend verlassen wir Teutschland, dessen Geburtshelfer mehr als andere geleistet haben und noch leisten, und betreten französischen Boden. In Frankreich hatte Levret's Lehre zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß sie, wie in Teutschland, bald eine durchgreifende Läuterung hätte erfahren können. Nicht minder schadete der französischen Geburtshilfe das blinde Anhängen an Baudelocque's Lehren, wodurch noch heute Irrlehren in ihren Werken sich vorfinden. Während in Teutschland die Wendung auf den Kopf gerechte Anerkennung fand, wurden ihre Vortheile in Frankreich mit Ausnahme von Flamant und Schweighäuser großentheils verkannt, wie auch das Verfahren teutscher Geburtshelfer bei der Extraction an den Füßen dem der Franzosen und Engländer vorzuziehen ist. Wie in den Geburtszangen die Levret'sche auf Kraft berechnete als Vorbild sich erhalten hat, so haben die veralteten Lehren Baudelocque's in Hinsicht ihres Gebrauchs beim hohen Stand und bei für die Zange ungünstiger Stellung und Richtung Gültigkeit behalten. Durch Baudelocque's Ausspruch gegen die künstliche Frühgeburt blieb sie in Frankreich auch unkultivirt, wie die Lehre von der Perforation daselbst nicht so eifrig bearbeitet worden ist, als in Teutschland. Noch heute hat der Schamfugenschnitt in jenem Lande treue Anhänger, in dem auch der Kaiserschnitt anfänglich zu häufig und ohne bestimmte Indicationen gemacht wurde. Und so stiftete Sacombe am 21. Dec. 1797 eine Société anti-césarienne, ließ eine silberne Münze schlagen, die auf der einen Seite den Herkules vorstellt, wie er die lernäische Hyder erschlägt, auf der andern einen Bienenkorb mit mehren Gruppen von Bienen und der Unterschrift: École anticésarienne de Sacombe. Auch eine Schandsäule, auf welcher würdige Namen zu lesen sind, ist sein Werk. Mit einer Schülerin Baudelocque's müssen wir unsern Zeitraum beginnen. Marie Louise Lachapelle, geb. 1769, gest. 1821, legte ihre zahlreichen Beobachtungen, die sowol für die Lehre der Kopflagen und namentlich des Mechanismus der Geburt, als auch für die Vereinfachung der fehlerhaften Fötuslagen von großem Nutzen waren, in ihrem Werke nieder: Pratique des accouchemens. Vol. III. (Paris 1821—1825.) Mißbilligend die Anlegung der Kopfzange an den Steiß, und der Wendung auf den Kopf nicht gewogen, zeichnet sie sich vor ihren Landsleuten in der Lehre von der Extraction des Fötus an den Füßen vortheilhaft aus, und übergibt uns einen Vorschlag von praktischem

Digitized by Google

Wehe, wenn die vordere Fläche des Kindes der vordern der Mutter sich zuwendet, nämlich die Lehre, an dem Schenkel zu ziehen, der der Schambeinverbindung zunächst liegt. Treffich sind ihre Worte über das Accouchement forcé, wobei sie mit Recht warnt, dem Tampon als blutstillendes Mittel ein zu großes Vertrauen zu schenken. Bekannt als Anatom und Physiolog war J. F. Lobstein in Strasburg, geb. 1777, gest. 1835, auch ein Geburtshelfer von nicht geringen Verdiensten, zu welchen wir auch sein kräftiges Auftreten gegen die Annahme, daß Gesichtslagen zu den sogenannten regelwidrigen gehörten, zu zählen haben. Observations d'accouchemens etc. (Strasb. 1816.) Remarques sur la critique de ses observations etc. (Paris 1817.) Compte rendu à la société de Médecins à Strasbourg sur l'état etc. (Strasb. 1820.) Mit Lobstein nennen wir auch J. F. Schweighäuser in Strasburg, der Geburtshelfer am Gemeindehospital war, der künstlichen Frühgeburt unter den Franzosen mit Ernst sich annahm, und sie accouchem. provoqué, zum Unterschied von dem accouch. forcé nannte. Als N. P. Flamant in Strasburg (Tableau synoptique des Accouchemens etc. (Strasb. 1796.) Mémoire pratique sur le forceps (Strasb. 1816.) 1795 die Wendung auf den Kopf wieder zu lehren angefangen hatte, war auch Schweighäuser später für die Operation, und führte schon die Wendung auf den Steiß aus: Instruction pratique sur l'usage du forceps dans l'art des accouchemens (Paris 1799). Aufsätze über einige physiologische und praktische Gegenstände der Geburtshilfe (Nürnb. 1817). Das Gebären nach der beobachteten Natur u. s. w. (Strasb. 1825.) Als ausgezeichneten Lehrer übergehen wir nicht: Antoine Dubois, Prof. in Paris, der 1837 starb. Er hat eine Zange angegeben und war ein Anhänger des Schamfugenschnittes.

Von den noch thätigen französischen Geburtshelfern sind zu nennen: G. M. Gardien, Prof. in Paris, Gegner der künstlichen Frühgeburt, Anhänger des Schamfugenschnittes. Du toucher (Paris 1811). Traité complet d'accouchemens, des maladies des femmes et des enfans (Paris 3. édit. 1823).

J. P. Maygrier, Prof. in Paris, reich an Erfindungen von Instrumenten. So gab er an eine Zange, ein Instrument zum Zurückstoßen des vorliegenden Theils, einen Kopfzieher, ein messerförmiges und ein scherenförmiges Perforatorium, einen Hebel. Er ist ein Anhänger des Schamfugenschnittes. Nouvelle méthode pour manoeuvrer les accouchemens (Paris 1802. 1804). Nouveaux élémens de la science et de l'art des accouchemens (Paris 1817). Nouvelles demonstrations d'accouchemens etc. (Paris 1822. 1824) (gut bearbeitet von Ed. v. Siebold).

F. Capuron, Prof. in Paris, ein Gegner der künstlichen Frühgeburt und Anhänger des Schamfugenschnittes. Traité des maladies des femmes etc. (Paris 1817.) Cours théorique et pratique d'accouchemens (Paris 1828). La médecine legale relative à l'art des accouchemens etc. (Paris 1821.)

A. C. Baudelocque, der Neffe, Prof. in Paris, Erfinder des Kopfzerschellers „Cephalotribe," den er in einer Sitzung des Institut royal zu Paris 1829 zur Prüfung vorlegte, schrieb: Traité de la péritonite puerpérale (Paris 1830). Traité des hémorrhagies internes de l'uterus (Paris 1831).

Paul Dubois, Prof. in Paris, der die von Lejumeau de Kergaradec zuerst auf Schwangerschaft angewendete Auscultation besonders prüfte, über die Scheitelgeburt den Mechanismus der Geburt und Backemenge gute Aufsätze geliefert hat. „De l'application de l'auscultation à la pratique des accouchemens." Im Archiv Général de Méd. T. XXVII. 1831. T. XXVIII. 1832.

M. A. Desormeaux, de Aborta (Paris 1811) *J. Hatin*, Le Manoeuvre de tous les Accouchemens contre nature etc. 2. Edit. (Paris 1832.) Traité des Accouchemens, Maladies des femmes et des enfans. 2. Edit. (Paris 1835.)

Ant. Dugés, Prof. in Paris, schrieb: Manuel d'obstétrique ou Précis de la Science et de l'Art des Accouchemens etc. (Montp. 1826.) Er hat eine Zange angegeben, deren Löffel auf dem Griffe sich drehen, und ein einfaches Perforatorium. Nicht ohne anatomische Kenntnisse und von guter Beobachtungsgabe ist die Boivin, Obervorsteherin des königl. Krankenhauses. Wir besitzen von ihr einen Intro-pelvimètre, einen Hebel, und an Schriften: Memorial de l'Art des Accouchemens ou principes Fondés sur la pratique de l'hospice de la maternité de Paris etc. (Paris 1812. 4. Edit. 1836 1837.) Mémoire sur les hémorrh. inter. de l'uterus (Paris 1819). Nouvelles recherches sur l'origine la nature, et le traitement de la môle etc. (Paris 1827.) Recherches sur une des causes les plus frequentes et la moins connue de l'avortement etc. (Paris 1828.) Observations et reflexions sur les cas d'absorption du Placenta (Paris 1829). Auch sie hat wie Dupuytren, Recamier, Lair, Lisfranc, Dugés, mit dem sie Traité pratique des maladies de l'uterus etc. (Paris 1833) herausgegeben hat, Verdienste um die Anwendung der Mutterspiegel zur Diagnose der Uterinkrankheiten.

Jos. Aler. Stolz, Prof. in Strasburg, war es der in Frankreich die künstliche Frühgeburt 1830 in Anregung brachte, 1831 sie mit glücklichem Erfolge machte (Archiv médical de Strasbourg 1835). Considérations sur quelques points relatifs à l'Art des Accouchemens (Strasb. 1826).

Alf. Velpeau, Prof. in Paris, hat sich Verdienste erworben um die Entwickelungsgeschichte des Fötus, und gehört in der neuesten Zeit zu den wenigen Franzosen die sich für die künstliche Frühgeburt erklärt haben. Embryologie ou Ovologie humaine etc. (Paris 1833. Traité complet de l'Art des accouchemens (Paris 1835). Er führt auch mehre noch nicht bekannte Zangen in dem letztern Werke an. So von Brulatour, Mérycu Capuron, Pront.

Auch in Vergleich zu den Leistungen der Geburtshelfer in England und Amerika müssen wir den Teutschen den Vorzug einräumen, wir mögen dabei an die

Digitized by Google

Fortschritte der Geburtshilfe überhaupt in Teutschland denken, oder auch nur den operativen Theil im Auge haben. Ist doch in England in der Lehre der Zangenoperation seit Smellie kaum ein Schritt vorwärts geschehen, wie ein englischer Geburtshelfer, Conquest, deutlich genug erkennen läßt, wenn er von der langen Zange in seinem Werke sagt, daß sie noch zu wenig bekannt und beachtet sei, indem sie sonst von den Geburtshelfern als das wichtigste Ersatzwerkzeug für den Perforator und das Crochet, in vielen Fällen, wo die Kinder zu Grunde gehen, benutzt werden würde. So aber kommt es eben, daß bei den Engländern die Embryotomie noch hochgestellt ist, wie dies Davis beweist, der ihr einen großen Abschnitt in einem seiner Werke (Elements of operative midwifery by Davis [Lond. 1825]), einräumt, und Rumpfhakenzangen, Embryotomiehaken, Kopfabschneider u. s. w. hinzufügt. Auch Rob. Collins, durch sieben Jahre Vorsteher des Lying-in-hospital in Dublin zeigt, daß die alte Vorliebe für die Perforation in England noch nicht verscheucht ist, und selbst in den Lehranstalten, unter welchen das genannte auf einer tiefen Stufe zu stehen scheint, noch Huldigung findet, indem er unter 16,654 Geburten 118 Mal die Perforation gemacht hat. Unerfahren und befangen im Kaiserschnitt, haben sie dagegen die künstliche Frühgeburt, die auf englischem Boden gedieh, fortwährend in Schutz behalten. Dies gilt besonders von Sam. Merriman, Professor der Geburtshilfe zu London, und Geburtshelfer des Middlesexhospitals, welcher die besten Erfahrungen und die geläutertsten Grundsätze in dieser Operation sich erworben und ausgesprochen, auch die Einwürfe von James Leighton gründlich widerlegt hat. Er hat vortreffliche Aufsätze und ein gutes Buch geliefert: Synopsis of the various Kinds of difficult Parturition etc. 4. Edit. (London 1826.)

Auch James Blundell in London, sowie John Rambsbotham (Practical Observations in Midwifery (Lond. 1832)), machten lehrreiche Beobachtungen über die künstliche Frühgeburt bekannt. Der Erstere trat als Hauptvertheidiger der Wendung in der Seitenlage auf, und ist einer der wenigen Geburtshelfer Großbritanniens, dessen Grundsätze in der Zangenoperation angeführt zu werden verdienen. Principles and practice of obstetricy etc. (London 1834.) So auch hat John Burns, Prof. in Glasgow, gehaltvolle Worte über die künstliche Frühgeburt ausgesprochen, macht durch seine Lehren von der Zangenoperation eine löbliche Ausnahme von seinen Landsleuten, und hat sich für den Querschnitt beim Kaiserschnitte ausgesprochen. Auch ist Burns bei dem Nachgeburtsgeschäft nicht für ein langes zögerndes Abwarten. The anatomy of the gravid uterus with practical inferences relative to pregnancy and labour (Glasgow 1799). Principles of Midwifery etc. 8. Edit. London 1832.)

D. D. Davis, Prof. in London, ein Freund von zerstückelnden Instrumenten, wie oben bemerkt wurde, nicht ausgezeichnet in seiner Darstellung der Zangenoperation, schrieb: Elements of operative Midwifery etc. (London 1825.) Principles and Practice of Obstetric Medecine, in a series of systematic dissertations etc. (London 1833.) Wie Davis' Zangenoperation nicht musterhaft ist, so gilt dasselbe von den Grundsätzen und Lehren darüber von J. T. Conquest in London, dessen Zange etwas länger ist, als das Maß der englischen Zangen zu sein pflegt. Er gab auch eine Zange zum Gebrauch nach der Perforation (Craniotomy forceps) und einen Taschentasterzirkel an. Schriften: Outlines of Midwifery, developing its principles, practice, &c. ed. (London 1831.)

A. Hamilton (gest. 1839), Prof. in Edinburgh, ein guter Lehrer, gab zur Bewirkung der künstlichen Frühgeburt die Trennung der Eihäute von den Uterinwänden an. Outlines of Midwifery etc. (Edinb. 1826.)

Ein trefflicher Beobachter und umsichtiger Geburtshelfer ist Will. Dewees, Prof. in Philadelphia. A compendious system of Midwifery etc. (Philadel. 1824.) Treatise on the diseases of females (Philad. 1826).

Namhaft zu machen sind noch J. C. Douglas in Dublin, W. F. Montgomery und Kennedy daselbst; in London Robert Lee, Michael Ryan, Joh. Power, Rob. Ferguson, Ed. Rigby; Rob. Goosch, gest. 1830, James Hogben, gest. 1816; in Edinburgh Will. Campbell; in Birmingham John Ingleby; in Philadelphia Mr. Horner.

In Holland zeichneten sich in unserm letzten Zeitraum aus Abr. van Solingen, Prof. in Lömen, gest. 1830. Das Mechanische der Geburt. Aus dem Holl. von Salomon (Hanover 1801). Er hat ein Messer zur Durchschneidung der umwundenen Nabelschnur angegeben. Fernet Gottl. Salomon in Leyden: Handleiding tot de Verloskunde. 2 Thle. 2. Aufl. Over de nuttigheid der Schaambeensnede etc. (Amsterd. 1809—1813.) Dann G. Vrolik in Amsterdam: Considerations sur la diversité des bassins de différentes races humaines (Amsterd. 1826). Endlich J. H. J. Wellenbergh in Haag: Abhandlungen über einen Pelvimeter (Haag 1831).

Von den Geburtshelfern Dänemarks führen wir an P. Scheel, der zur Bewirkung der künstlichen Frühgeburt den Eihautstich angab: Commentatio de liquoris amnii asperne arteriae foetuum humanorum natura et usu etc. (Hafn. 1799.) Gust. Ad. Michaëlis, Prof. in Kiel, der vielfache Verdienste um die Geburtshilfe hat, und uns schätzenswerthe Beiträge in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshilfe (Kiel 1833), überliefert hat.

Wie in Italien die Geburtshilfe immer ein kränklicher Baum gewesen ist, so haben auch noch in der heutigen Zeit die Geburtshelfer dieses Landes keine besondere Stimme, obwol einzelne sich ausgezeichnet haben. Wir nennen daher nur Franzesco Asbrubali in Rom, der Director einer von Pius VI. im J. 1789 gegründeten geburtshilflichen Lehranstalt gewesen ist, einige Instrumente hinterlassen und geschrieben hat: Elementi di Ostetricia (Rom 1795 und 1797). Elementi di Ostetricia (Napol. 1811). Franzesco Balle, Lehrer der Geburtshilfe in Florenz: Opera d'Ostetricia etc. T. III. (Florenza 1792.) Schließlich nennen wir noch Lovati, Bonziovanni und Farrario. (*Hohl.*)

Digitized by Google

ENTE (Anas) *). **Anas acuta, caudacuta, longicauda, pfeilschwänzige, langschwänzige Ente, Pfeilschwanz, Spießente, Mexicanisch: Tzitzihoa.** Diese Ente unterscheidet sich beim ersten Anblicke durch ihren langen dünnen Hals, und überdies als Schwimmente durch ihren geraden, ziemlich breiten Schnabel, und ihren keilförmigen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanz. Das Männchen wird etwa 24 Zoll, das Weibchen 20 Zoll lang, doch ist auch beim Männchen die Länge nur dann so beträchtlich, wenn es in seinem hochzeitlichen Kleide erscheint, in welchem die beiden mittelsten Ruderfedern um zwei Zoll länger als die beiden daran grenzenden sind, welches man außerdem und beim Weibchen und jungen Männchen nie bemerkt. Der Schnabel ist bleifarben und sein Nagel, auch häufig die untere Kinnlade schwarz. Der Kopf ist mäßig erhaben und mit kleinen Federn bedeckt. Beim Männchen reichen im Sommer die Flügel bis zur Mitte, beim Weibchen und dem Männchen im Winter bis drei Viertheile des Schwanzes; ihre erste Schwungfeder ist fast so lang wie die zweite, und die Schulterfedern sind schmal, spitz, und beim alten Männchen sehr lang und sichelförmig gebogen. Die Füße sind vorn etwas geschildet, schwärzlich, welches bald ins Graue, bald ins Rothe fällt, und bis zu den Nägeln ihre Vorderzehe verbunden; die Hinterzehe ist ganz ohne Lappen. Beim alten Männchen sind der Kopf und die Kehle braun, beide oft am Rande der Kehle, am Wirbel und Hinterhaupte entengrün, und ein breiter Strich dieser Farbe zieht sich hinten am Halse hinab, bis er sich in die abwechselnden, krummen, grauweißen und schwarzen Wellenlinien des Rückens verliert. Die Flügel sind graulichbraun, aber der Spiegel entengrün, nahe am Rücken sammetschwarz, vorn durch ein röthliches Band, welches die Enden der Deckfedern zweiter Ordnung bilden, hinten durch ein weißes begrenzt. Die langen Schulterfedern sind sammetschwarz, weiß gesäumt. Die beiden mittleren Ruderfedern und die Afterfedern sammetschwarz, alle übrigen untern Theile weiß, nur die Seiten, besonders wo sie bedeckt sind und in der Schenkelgegend, von der Farbe des Rückens, und die übrigen Ruderfedern braun, mit hellerer Einfassung. Beim jungen Männchen sind der Kopf und Hinterhals braun, oft die Wangen und Kehle weißgefleckt, der Oberrücken und die Seiten grau und schwarzbraun gewellt, der Unterrücken, After und die Rückenfedern braun; die schmalen Schulterfedern kürzer. Dies ist auch beim Weibchen der Fall, bei welchem Kopf und Anfang des Halses braunroth und schwarz gefleckt sind; die Kehle fällt ins Weiße; die übrigen obern Theile bedecken schwärzlichbraune Federn, mit rostgelben Bändern und Einfassung, die untern Theile sind rostiggelb, braun gefleckt, und der Spiegel braun mit vorn röthlicher, hinten weißer Einfassung. Die Luftröhre ist gleich weit und hat beim Männchen eine kleine knöcherne Pauke mit einer knöchernen Scheidewand.

Diese Ente bewohnt den ganzen Norden von Europa, Asien und Amerika; nistet zwar gewöhnlich nur in den kältesten Gegenden, doch auch zu Zeiten in Teutschland, zieht aber gegen den Winter nach südlichern Ländern, und verweilt dann schon in Oesterreich, Neuyork, Mexico, der Schweiz, am kaspischen Meere, der chinesischen Grenze u. s. w. und kehrt im März zurück. Sie zieht bald heerdenweise, bald paarweise oder einzeln. Im April bereiten sie ihr Nest in Brüchern oder auf kleinen Inseln der Sümpfe aus Rohr, Binsen und Gras, füttern es mit Federn und legen 8 bis 12 bläulichgrüne Eier, welche sie in vier Wochen ausbrüten. Ihre Stimme hat viele Aehnlichkeit mit der der gemeinen Ente, welcher sie auch am Wohlgeschmack ziemlich, doch nicht völlig gleichkommen, da sie zwar gern auf Haferfelder fallen, viele Körner und Wasserpflanzen und nur aus Noth kleine Fische fressen, doch aber auch besonders von Crustaceen, Mollusken und Laich sich ernähren, die sie mit dem Vorderleibe eingetaucht aus dem Wasser hervorholen.

Anas aduncа, krummschnäbelige Ente. Diese Ente ist der gemeinen (Anas Boschas) so ähnlich, daß die Meinung der meisten Ornithologen höchst wahrscheinlich ist, daß sie eine bloße Abart derselben sei, um so mehr, da man sie bis jetzt nur zahm kennt, blos Pallas hat ein Exemplar beschrieben, welches wild in Holland gefangen, vielleicht ein blos verwildertes war, und welches er gradezu für den Stammvater der zahmen zu erklären Bedenken trägt, und daher Anas curvirostra nennt. Die zahme krummschnäbelige Ente unterscheidet sich von der gemeinen blos durch ihren längern etwas herabgebogenen Schnabel, eine etwas beträchtlichere Größe, denn sie wird zwei Fuß lang, einen schlankern Bau und kleinern schmälern Kopf. Sie ist zärtlicher als die gemeine, und soll wohlschmeckender sein. Ihre Farbe ist gewöhnlich weiß, doch sehr verschieden, wie bei allen Hausthieren. Die wilde des Pallas war schwarz, nur spielten Kopf, Hals, Steiß und die gekrümmten Ruderfedern ins Grüne, und der Spiegel ins Blaue, und hatte eine weiße Einfassung wie bei der wilden gemeinen Ente. Der Luftröhrenbau der zahmen, krummschnäbeligen ist auch wie bei dieser, und sie also am wahrscheinlichsten eine bloße Abart.

Anas aegyptiaca *Linn.* A. varia *Beckst.* **Anser aegyptiacus** *Lath.* **Aegyptische Gans, bunte Gans oder Ente, große Tauchente, gespornte Eider.** Alle Ornithologen nannten diesen Vogel eine Gans bis auf Naumann, der sie für eine neue Art ansah, und eine Ente nannte. Da ich dieselbe nie gesehen habe, so kann ich allein aus Naumann's Beschreibung des Schnabels schließen, daß sie weder Ente noch Gans, sondern eine Eider (Ganza) sein müsse, da ihre Schnabel an der Wurzel sehr erhaben ist, und nach Vorn in Breite abnimmt, vorn sehr flach gewölbt, die untere Kinnlade in die obere eingeschlossen ist, und beide Kinnladen mit platten, aber scharfen Zähnen besetzt sind. Diese ägyptische Gans ist etwas größer als die türkische Ente (Anas moschata), 26 Zoll lang, wovon der Schwanz 5½ Zoll hält. Die Flügelweite ist 4 Fuß 2 Zoll. Der Schnabel ist roth, doch sein Nagel schwarz; die Augenlider sind nackt und roth, die Regenbogenhaut hellgelb. Die Flügel reichen fast bis zur Spitze des stumpfabgerundeten

*) Man vergleiche diesen Artikel.

Digitized by Google

Schwanzes, der aus 14 Ruderfedern besteht, und haben am Bug eine stumpfe, einen halben Zoll lange Kralle. Die Füße sind roth, die Fußwurzel 3" hoch, die mittlere Zehe etwas länger, und die hintere mit einem schwachen Lappen versehen. Die Farbe des Gefieders scheint einigen Abänderungen unterworfen zu sein; im Allgemeinen indessen sind der Kopf und Hals weiß, welches nach Hinten ins Rostfarbene fällt. Das Auge umgibt ein brauner Fleck, und ein solches Band die Mitte des Halses. Der übrige Rumpf ist schmutziggrün, welches auf dem Rücken ins Gelbbraune oder Rostfarbene fällt, mit gekrümmten Wellenlinien. Vor der Brust ein brauner Fleck. Die Flügeldeckfedern sind weiß, nur die größern am Ende schwarz, wodurch eine schwarze Binde über die Flügel läuft. Die fünf ersten Schwungfedern sind schwarz, die 13 folgenden an der innern Seite schwarz, an der äußern goldglänzend grün, ins Violette schillernd; die fünf folgenden an der äußern Seite braunroth, an der innern aschgrau. Der Unterrücken, Steiß und Schwanz sind schwarz. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und das braune Halsband schmäler, der Fleck an der Brust kleiner. Bei den Jungen fehlt dieser gänzlich.

Außer durch den Mangel dieses Fleckes, einen kleinen Knollen an der Wurzel des Oberschnabels, einen vielleicht etwas längern Sporn am Flügelbug, den ganz rostfarbenen Rücken und eine beträchtlichere Größe ist von der eben beschriebenen diejenige in Nichts verschieden, welche Busson, unter dem Namen Oye du Cap de bonne esperance, in den Planches enluminées absilden ließ, und für Willughby's Anser gambensis, Linné's Anas gambensis, die Gambenser-Gans, gambischer Schwan, hielt. Man darf nur die Abbildung bei Willughby mit den Pl. enl. vergleichen, um sich von der Gleichartigkeit beider, aber auch, wenn man die letzteren mit der Abbildung in *Busson*, Hist. des oiseaux vergleicht, um sich davon zu überzeugen, daß auch diese nicht wesentlich verschieden sind, und Latham sie mit Recht vereinigte, aber irrte, wenn er die Anas gambensis Linn. als verschieden von ihnen ansieht, und für einerlei mit derjenigen, welcher er diesen Namen ertheilt, und die hier unter dem Namen Anas armata als eigene Art beschrieben werden wird.

Man darf ferner nur Hasselquist's freilich durch Druckfehler und manche offenbare Unrichtigkeiten sehr entstellte Beschreibung seiner Anas nilotica, die Nilente, lesen, sowie die von Sonnerat's Oye du Cap de bonne esperance, um gewiß zu sein, daß auch diese keine andere als die ägyptische Gans beschrieben.

Diese ist demnach durch ganz Afrika vom Nil in Oberägypten und dem Gambia an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung an Flüssen und auf Brüchern einheimisch, doch scheinen sie sich auch zu Zeiten nach Europa zu verfliegen, da das Brisson'sche Exemplar bei Senlis gefangen und von Naumann eins im Anhaltischen geschossen wurde. Dies können indessen auch Flüchtlinge gewesen sein, da man diese Ente ehemals wenigstens häufig in Thiergärten hielt, und die Jungen, wenn ihre Flügel nicht gelähmt waren, im Herbste fortflogen. Sie ernähren sich vorzüglich von Wasserpflanzen, Getreide, Gras, Würmern und Laich. Fische sollen sie nach Meyer gar nicht fressen, gleichwol soll nach Naumann ihr Fleisch sehr thranig schmecken. Am Vorgebirge der guten Hoffnung legen sie ihr Nest in Brüchern auf einer derben Unterlage dicker Rohrstengel in viereckiger Gestalt, aus Halmen und Blättern an, und füttern es mit Federn und Pflanzenwolle; gezähmt scharren sie ein flaches Loch in frische Erde unter Gesträuche, nicht weit von Flüssen und Teichen, und füttern es mit Gras, Laub und Unden. Sie legen 6—8 grünlichweiße Eier und brüten sie in 28 Tagen aus. Während der Brutzeit hält das Männchen fleißig Wache, und hilft die Jungen erziehen.

Anas aestiva, s. A. Sponsa.

Anas africana, s. Anas Nyroca.

Anas alandica oder **Sparrmanni.** Graukehlige oder alandische Ente. Diese Ente, welche wir blos nach Sparrmann's Abbildung und Beschreibung kennen, ist gewiß ein Weibchen oder Junges einer andern bekannten Art, vielleicht der Anas strepera. Sie ist 19 Zoll lang; Schnabel und Füße sind schwarz; die Haube und Gurgel rostfarben mit schwarzen Flecken; die Seiten des Kopfes und der Hals aschfarben mit braunen Punkten, der Oberrücken, die Schulterfedern und einige Federn der Weichen schwarz mit blaß rostfarbigem Rande, und zwei blässern Binden, die gegen die Spitze einen Winkel bilden. Die obern und untern Deckfedern der Flügel sind rußschwarz mit weißlichen Rändern. Von den Schwungfedern erster Ordnung ist die äußerste schmutzigweiß mit brauner Spitze; die übrigen sind an der äußern Seite und der Spitze braunschwarz, an der innern Seite bräunlichweiß. Der Steiß ist rostfarben und weißlich mit schwarzen Flecken; der fast gerade Schwanz rostfarben, schwarz bandirt; Brust und Bauch sind schmutzigweiß; die langen Afterfedern weiß. Sie lebt in der Ostsee bei den alandischen Inseln. Retzius vermuthet, daß sie Anas Skoorra sein könne; diese ist aber unstreitig das Weibchen oder Junge von Anas Fuligula.

Anas Albeola, dickköpfige Ente, Weißling, Querquedula ludoviciana. Diese Ente ist 15 bis 15½ Zoll lang, und ihre Flügelweite beträgt 21 Zoll. Ihr Schnabel ist schwarz, kurz und sehr erhaben, ihr Kopf durch große Federn wulstig, ihre hintere Zehe belappt, die mittlere fast noch einmal so lang wie die Fußwurzel, und die äußere noch länger als diese. Die Füße sind orange. Ihre Flügel bedecken ein Drittheil des aus 16 Ruderfedern bestehenden, runden, fast keilförmigen 2½ Zoll langen Schwanzes. Der Kopf und Anfang des Halses sind goldgrün, ins Violette spielend, nur von dem hintern Augenwinkel läuft ein weißes Band über das Hinterhaupt. Ebendieselbe Farbe hat auch der übrige Körper, nur die Ruderfedern erster Ordnung sind schwärzlich, ebenso die äußern Ränder der drei folgenden; die fünf letzten, der Oberrücken, der Flügelrand und die dem Flügel nächsten Schulterfedern sammetschwarz; der Unterrücken, die Flügel unten und die bedeckten Theile der Schwungfedern zweiter Ordnung grau. Ebenso die Ruderfedern, von den

nen jedoch die erste bis dritte an der äußern Seite weiß gesäumt sind.

Mit dieser Beschreibung stimmt die von Linné sogenannte Anas bucephala, Brisson's Anas hyberna bis auf die geringsten Kleinigkeiten überein; nur sind die Federn, welche ihren ganzen Kopf bekleiden, länger, und machen den Kopf daher wulstiger. Sie ist unstreitig, wie Latham aus der Vergleichung vieler Exemplare schließt, nichts anderes, als ein altes Männchen.

Die Ente endlich, welche auch als eigene Art unter dem Namen Anas rustica, graue Haubente, Querquedula carolinensis, aufgeführt wurde, ist nach Forster, Pennant und Latham das Weibchen dieser Art. Sie ist nur etwas über 13 Zoll lang, graubraun oder dunkelbraun, unten hellgrau, mit einem weißen Flecken in der Ohrengegend, und einem, durch den äußern Rand der Schwungfedern zweier Ordnung gebildeten weißen Spiegel. Ihre Füße sind schwarz. Diese Ente ist eine Zugente im nördlichen Amerika, die im Winter nach Neuyork und Carolina kommt, und gegen den Sommer nach Norden zieht. In Hudsonsbai brütet sie im Juni in Gehölzen nahe bei süßen Gewässern. Ihr schnelles Tauchen hat ihr vermuthlich den Namen Spirit, Gespensterente, zugezogen.

Anas albicans, s. Anas Fuligula.

Anas albigena, s. Anas nigra.

Anas Alexandrina, die alexandrinische Ente. Säu-Sárai, ist nichts anderes als das Männchen der Schnatterente, Anas strepera.

Anas americana *Bonnet*. ist Anas carolinensis *Gmelini*, eine bloße Abart der Kricke (Anas Crecca).

Anas americana *Gmel.* Amerikanische Pfeifente, mericanisch: Xolcuani. Sie ist nach Mauduyt's und Pennant's Vermuthung, welche sie beide zu beobachten Gelegenheit hatten, eine bloße Abart der europäischen Pfeifente (Anas Penelops), von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß sie etwas größer ist, ihr Hinterhaupt und ihr Hals schwarz und weiß gefleckt sind und sie hinter den Augen einen langen schwarzen, grünglänzenden Strich hat. Man findet sie in Louisiana, und, wiewol selten, in Neuyork, auch gewiß in Mexico; denn die von Fernandez beschriebene Xolcuani kann nicht wol eine andre sein. Buffon hielt die ihm von einer Ente, die auf Domingo und Martinique Vigeon oder Gingeon heißt, mitgetheilten Nachrichten für zu dieser Art gehörig, irrte sich aber darin gewiß, und was also darnach von Latham und Andern von der Lebensart der amerikanischen Pfeifente erzählt wird, ist ihr ganz fremd, und gehört der Opano-Ente (Anas arborea).

Anas arabica, Scar chir, arabische Ente. Forskål, durch den allein wir diese Ente kennen, beschreibt sie so: „Ihr Körper ist grau gefleckt, ihr Unterleib und der After weißlich mit aschfarbigen Flecken; der Schnabel in der Mitte schwarz, an den Seiten und unten gelb; die Füße aschfarbiggelb mit brauner Schwimmhaut; der Spiegel schwärzlich, vorn und hinten weiß." Es ist unstreitig ein nicht mit Gewißheit zu bestimmendes Weibchen irgend einer vielleicht bekannten Art, am wahrscheinlichsten der Anas Querquedula.

Anas arborea, Anas fistularis Jamaicensis, Opano, Baumente, schwarzschnäbelige Pfeifente. Diese Ente ist der Herbstente, Anas autumnalis, so ähnlich, daß Klein, Halle u. A. sie als eine Art ansahen, und sie, wegen ihrer hohen Füße und langen Halses unter die Gänse stellten. Beide zeichnen sich auch durch einen pfeifenden Ton aus, woher sie die Engländer auf den bahamischen Inseln Whistling Ducks (pfeifende Enten) nennen. Gleichwol sind sie verschieden, und die Opano insbesondere beim ersten Anblick an einer kleinen Holle schwarzer Federn und einem schwarzen Schnabel kenntlich. Sie ist etwas kleiner als eine gemeine Ente, der Kopf an den Seiten braun, unterhalb und die Kehle weiß; die übrigen obern Theile sind braun, am Rücken und den Deckfedern der Flügel heller gerändet, und mit einem schwarzen Flecke auf den kleinern Deckfedern; der Unterrücken, Steiß, die Schwanzfedern und Ruderfedern sind braunschwarz; der Vorderhals weiß mit schwarzen Flecken; die Gurgel und Vorderbrust braunroth, schwarz gefleckt, die Unterbrust, Seiten und Bauch ebenso, aber das Braunroth mehr weißlich, am Bauche fast weiß. Die Füße haben eingeschnittene Schwimmhäute, sind schuppig und bleifarben, ihre Hinterzehe steht so hoch, daß sie kaum die Erde berühren kann. Diese Ente ist auf Jamaica häufig; auch auf Domingo findet man sie, und zu Zeiten soll sie nach Guyana ziehen und dort Opano heißen. Daß die Pfeifenten, die nach Lawson und Catesby im Winter in Carolina sind, diese Art seien, ist nicht wahrscheinlich, weil kein Vogel gegen den Winter nach kältern Gegenden zieht. Sie setzt sich auf Bäume, weidet auf Wiesen, und hat ein wohlschmeckendes Fleisch.

Anas atricapilla *Merrem*, schwarzköpfige Ente. Canard à tête noire *Azara*. Sie ist 13½ Zoll lang, die Flügelweite 23½ Zoll, der Schnabel 1½", der Schwanz 2", das Weibchen ist etwas kleiner. Der Schnabel ist dunkelgrün, mit etwas Roth beim Männchen, oder Orange beim Weibchen an den Seiten der Wurzel. Das Gefieder ist schwarz, am Kopfe am dunkelsten, übrigens kaum merklich braunroth punktirt; die Enden der mittleren Schwungfedern und größern Flügeldeckfedern weiß; der Hals vorn, die Seiten und der Steiß hell braunroth, schwärzlich gefleckt, die Afterfedern röthlich. Die übrigen untern Theile silbergrau und schwärzlich marmorirt; die Flügel am Rande und unten silbergrau. Buenos-Ayres.

Anas autumnalis, Anas fistularis Americana, Anas melanura, flötende Ente, Herbstente, rothschnäbelige Pfeifente, schwarzschwänzige Ente. Linné gab ihr den ersten, Brisson den zweiten und Scopoli den dritten Namen, und so unverkennbar er sie auch beschrieb, so wurde doch seine A. melanura als eine von A. autumnalis verschiedene Art betrachtet. Sie ist der A. arborea nahe verwandt, und sehr hochbeinig wie diese, 16½ Zoll lang, ihre Flügelweite 30½ Zoll. Ihr 22½ Lin. langer Schnabel ist roth (bei dem Exemplare, welches ich sah, gelb) und der Nagel schwarz; bei Jungen ganz schwärzlich. Das Auge ist braun; der Kopf ohne Holle; die Flügel reichen nicht völlig bis zur Spitze des 2½ Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die

Digitized by Google

Füße sind fleischfarben oder gelb, ihre Schwimmhaut etwas ausgeschnitten, und die hintere Zehe verhältnißmäßig lang. Die Farben des Gefieders sind einigen Abweichungen unterworfen. Im Allgemeinen ist es braun, die Wangen sind grau, der Vorderhals braunroth; Brust, Bauch, Steiß, die ersten Schwungfedern und die Ruderfedern schwarz; die kleinern Flügeldeckfedern rostfarben, die größern Deckfedern weiß; die Afterfedern schwarz und weißbunt. Sie ist auf den westindischen Inseln, in Neugranada und Guyana zu Hause und wird im spanischen Amerika zahm gehalten, geht jedoch leicht bei Nacht mit den wilden Enten ihrer Art durch. Auch in Schönbrunn bei Wien haben sie sich fortgepflanzt. Sie sind indessen sehr beißig, selbst gegen einander. Sie setzen sich gern auf Bäume, und haben eine pfeifende Stimme, die wie Pisasi lautet.

Anas Azarae *Merr.* Azara's Ente. Canard à bec jaune et noir *Azara.* Diese Ente zeichnet sich unter denen, die nur zwölf Ruderfedern haben, durch einen an der Wurzel eingedrückten Schnabel aus. Sie ist nur 15 Zoll lang, ihr Schnabel 15½ Linien, ihr Schwanz 34 Linien lang, und ihre Flügelweite 24½ Zoll. Kopf und Oberhals sind schwärzlich und schmutzigweiß gestreift, die Federn des Nackens, Oberrückens und die kleinern Deckfedern schwärzlich mit hellbraunen Einfassung; Unterrücken, Steiß, Schwanz und Flügel braun; doch der Spiegel sammetschwarz, nahe am Körper goldschillernd grün, vorn und hinten braunroth eingefaßt. Der Vorderhals ist weißlich, schwarz gefleckt, die Brust fast weiß, mit schwärzlichen unterbrochnen Streifen; der Bauch und die Schenkel braun, der Schnabel gelb mit schwarzer Wurzel und Spitze; die Füße bleifarben. Azara sah nur eine einzige Ente dieser Art zu Buenos-Ayres.

Anas bahamensis *Linn.* Anas Huthera *Bonnet.* Weißkehlige oder bahamische Ente. Diese und die Cutiriente (A. brasiliensis) führen in Brasilien den Namen Marreca und scheinen einander nahe verwandt zu sein. Die gegenwärtige, welche wir bis jetzt unvollkommen kennen, ist ungefähr 16 Zoll lang, und ihr Schnabel in der Mitte, sowol oben wie unten eingedrückt, wodurch sie eine Aehnlichkeit mit der vorhergehenden Ente Azara's verräth. Ihr Schnabel ist bräunlichgrau, hat aber an jeder Seite nahe bei der Wurzel einen orangerothen Fleck. Ihr Gefieder ist oben gelbgemischt bräunlichgrau; Backen und Kehle sind weiß; Gurgel, Brust und Schnabel röthlichgrau mit schwarzen Flecken, die Afterfedern ebenso, aber ungefleckt; die kleinen Deckfedern der Flügel sind graubraun, die der zweiten Ordnung entengrün mit schwarzen Spitzen; die Schwungfedern erster Ordnung schwarzbraun, die der zweiten rostgelb; die Ruderfedern bräunlichgrau; die Füße schwarz oder bleifarben. Sie ist in Brasilien, und, wiewol selten, auf den bahamischen Inseln einheimisch, ein Standvogel, und soll sich nach Pennant auf Bäume setzen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

Anas Balbui *Gmel.* Die unter dem arabischen Namen Balbul von Forskål beschriebene Ente ist nichts anderes als die männliche kleine Kriekente (A. Crecca), und keine besondere Art.

Anas Boschas *Linn.*, Anas schlechtweg, gemeine Ente. Insbesondere wild: Anas fera, Boscas oder Boschas maior, wilde Ente, Stockente, Märzente; zahm: Anas domestica, zahme Ente, Hausente; das Männchen: Endrach, Entrich, Entvogel, Drake, Wyf, Warte, Antrich, Anter; das Weibchen: Ente, Nätsche, Hatsche. Keine Art der Enten ist in der ganzen nördlichen Hälfte der Erde in der gemäßigten Zone so häufig wie diese. Nach Pennant wurden in der Nachbarschaft von Wainfleet allein in einem Jahre 31,200 Stück gröstentheils Märzenten, und nach Latham in zwei Tagen 2646 gefangen. Daß bei dieser ungeheuren Menge Verschiedenheiten in der Größe und in der Farbe des Gefieders sich zeigen müssen, ist sehr begreiflich, ohne daß diese dazu berechtigten, diese als Abarten zu betrachten. Die wilde Ente ist 1 Fuß 9 Zoll bis 2 Fuß lang und wiegt von 2½ bis 3½ Pfund. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie 34 bis 36 Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, welches sich noch beim ersten Anblick dadurch unterscheidet, daß seine mittleren Ruderfedern aufgerollt sind; auch ist sein Schnabel stärker. Von den andern Entenarten unterscheiden sich beide Geschlechter dadurch, daß ihr Schnabel gleichbreit, ihr Kopf ohne Holle, ihre Hinterzehe hochstehend und mit einem kleinen Lappen versehen ist, und die Flügel den aus 20 Ruderfedern bestehenden Schwanz über die Hälfte bedecken. Das Männchen hat eine große Pauke. Der Schnabel des Entvogels ist am gewöhnlichsten grünlichgelb, doch bei einem sehr großen Exemplare, welches ich besitze, schwarz. Die Regenbogenhaut ist braun, der Kopf und Anfang des Halses ist glänzend schwärzlichgrün; seine Farbe hat dem sogenannten Entengrün seinen Namen gegeben. Unter diesem Grünen in der Mitte des Halses umgibt diesen ein weißes Halsband; die Gurgel und der Anfang der Brust sind rothbraun; der Rumpf ist greiß mit äußerst feinen zickzackförmigen schwarzen Querlinien; der Steiß, die gerollten Ruderfedern und Afterfedern sind schwarz; die Schwungfedern erster Ordnung und kleinern Deckfedern hell graubraun, die eilfte bis zwanzigste Schwungfeder bilden den Spiegel; sie sind glänzend violett, welches ins Blaue oder Grüne schillert, sodaß der Spiegel oft indigblau und oft goldglänzendgrün erscheint; die ersten Spiegelfedern sind an den Seiten, die übrigen am Ende schwarz mit weißer Spitze; ihre Deckfedern grau, gegen das Ende hin weiß, und an der Spitze sammetschwarz; die geraden Ruderfedern sind graubraun, weiß gerandet. Die Füße sind bei beiden Geschlechtern, wenn sie erwachsen sind, orangeroth, wenn sie jung sind, schwärzlich; übrigens ist das Weibchen außer im Spiegel, dem Männchen in der Farbe sehr unähnlich, der Schnabel desselben ist häufig olivengrün, doch auch zu Zeiten mehr gelb, oder fast orange, auch bisweilen gefleckt. Seine Federn sind braun, mit rostfarbenen Rändern, doch die Kehle und ein Strich von der Schnabelwurzel über das Auge bis zum Ohre sind weißlichrostfarben; die Flügel wie beim Männchen.

Als Abarten gibt man folgende an:

1) Die Storente, Storzente, Anas torquata

UNIVERSITY CALIFORNIA

Digitized by Google

major, Boschas major. Sie soll viel größer als die gemeine, nach Brisson 30 Zoll lang und 45 Zoll breit sein, einen an der Spitze schwarzen Schnabel und schwarzbraunen Rücken haben.

2) Die Roßente, Boschas naevia, von der Größe der gemeinen, mit schwarz und gelb gefleckten Rücken. Sie ist vielleicht nichts weiter als ein junger Erpel.

3) Die Schildente, Heideente, Anas Boschas nigra, etwas kleiner als die gemeine und dunkler gefärbt, besonders der Kopf fast schwarz.

4) Die Schmielente (unrichtig Schmalente), Anas juncea, ist vielleicht eine eigene Art, welcher ich unter diesem Namen besonders gedenken werde.

Die zahme Ente gleicht oft vollkommen der wilden, nicht selten unterscheidet sie sich aber von ihr durch die Farbe des Gefieders, die bald dunkler, bald heller, oft ganz weiß ist, und dann fehlt ihr selbst der anders gefärbte Spiegel; auch trifft man sie mit einer Holle an. Überall, wo man die wilde Ente antrifft, ist sie häufig, und mehr Strichvogel als Zugvogel. Selbst Grönland verläßt sie im Winter nicht, und nur die Kälte, welche alle Gewässer gefrieren macht, treibt sie nach solchen Gegenden hin, wo sie offenes Wasser findet. Doch scheint sie auch hin und wieder wirklicher Zugvogel zu sein, und so erscheint sie in Frankreich, Syrien, Ägypten, vorzüglich nur im Winter in großer Menge. Die schnatternde Stimme, die beim Männchen tiefer und heiserer als beim Weibchen und ungefähr wie Draak, oder Draak klingt, ist allgemein bekannt. Sie leben im Sommer paarweise, im Winter in große Truppen versammelt, und gewöhnlich nur an süßen Wassern, Seen, Flüssen, Sümpfen und Teichen. Sie fliegen mehrentheils unordentlich, doch zu Zeiten auch in Reihen und einem V, und streichen vorzüglich des Nachts von einem Wasser zum andern. Sie fliegen mit großer Schnelligkeit, und steigen, aufgejagt, selbst vom Wasser oft senkrecht in die Höhe, gehen aber watschelnd und schlecht. Obgleich ihre Hinterzehe nicht ganz ohne Lappen ist, so tauchen sie nach ihrer Nahrung doch nur mit dem halben Leibe unter. Sowol wild als zahm sind sie wahre allesfressende Thiere. Kleine Fische, Fischrogen, Reptilien aller Art, selbst Schlangen, Regenwürmer, Engerlinge, Raupen, Schnecken, Grustaceen, Wasserkräuter, besonders das Entengrün, Gras, Getreide aller Art, vorzüglich Gerste, sind ihre gewöhnlichste Nahrung; sie suchen sie schwimmend, nach ihnen gehen sie auf den Rasen und wühlen mit ihrem Schnabel, der durch die starken, sich unter seiner Oberhaut verbreitenden Nerven ein äußerst feines Gefühl hat, in der Erde und im Miste; vorzüglich gern besuchen sie zur Erntezeit und nach derselben die Äcker, und werden durch den Genuß der Getreidekörner sehr fett. Eben daher lassen sich auch die zahmen Enten leicht da halten, wo es ihnen nur nicht an Wasser fehlt, und gern begatten sie sich mit den wilden. Wo der Entenstall gegen das Wasser hin von Latten erbaut ist und Fallthüren hat, welche die Enten von Außen öffnen können, nehmen die zahmen ihre wilden Gatten, Gattinnen oder Freunde mit in den Stall, und werden leicht die Beute des Besitzers, da, wenn er hineingeht, die wilden sich gleich durch ihr Auffliegen verrathen, indem die zahmen sich ruhig verhalten. Jene werden dann gefangen und geschlachtet. Die Bastarde, welche man durch die Vermischung der wilden und zahmen Enten erhält, müssen aber gegen den Winter gelähmt, oder durch einen zahmen Entrich zusammengehalten werden, wenn sie nicht mit ihren wilden Verwandten fortfliegen sollen. Die zahmen Enten leben zwar in Polygamie, die wilden aber in Monogamie, und wenigstens vom März bis in den October paarweise beisammen. Das Männchen vertreibt mit Beißen seine Nebenbuhler. Im März begatten sie sich, und im April legt die wilde Ente 9 bis 15, die zahme 20 bis 30 hellolivengrüne Eier entweder auf das bloße Gras, zwischen Heidekraut, unter Sträuchern, ja nicht selten auf ziemlich hohe Bäume in ein Nest von Binsen, Gras, Gusser, u. dgl., und einigen Federn; am gewöhnlichsten nahe am Wasser, nicht selten ziemlich weit davon entfernt. In 20 bis 30 Tagen werden die Eier ausgebrütet, und die Ältern führen ihre Jungen sofort zum Wasser. War das Nest auf einem Baume, so tragen sie die Jungen im Schnabel herunter. Die Jungen sind an den obern Theilen mit dunkelbraungrünem, unten mit schmutziggelbem Flaum bedeckt, haben über den Augen einen gelben, durch dieselben einen schwarzen Strich. Im ersten Gefieder sind Männchen und Weibchen in der Farbe wenig verschieden. Man hat häufige Beispiele, daß zahme Entriche Hühner, und Hähne Enten treten, und Tauben in seiner Naturgeschichte, von Zelle und Schöpf in seiner Reise durch Nordamerika wollen sogar aus dieser Begattung entstandene Bastarde gesehen haben. Die Entriche mausern am Ende des Mai, wann die Weibchen brüten, diese erst gegen das Ende des Juni. Bei beiden währt es beinahe drei Wochen, ehe sie ihr vollständiges Gefieder wieder erhalten. So schen auch die wilde Ente ist, so leicht läßt sie sich doch zähmen. Das Fleisch der wilden Enten ist gewöhnlich zarter als das der zahmen, hat aber leicht einen fischigen Geschmack, den man indessen auch nicht selten bei den letztern findet, besonders wenn sie viele thierische Nahrung genossen. Die Eier sind nicht so wohlschmeckend, wie die der Hühner, aber doch an Gebackenem ebenso brauchbar, und dazu werden sie oft ihres dunkelgelben Dotters wegen vorgezogen. Die Federn und Dunen sind zwar nicht so gut wie die der Gänse, und ballen sich leicht in den Betten, können aber doch auf die nämliche Weise angewendet werden.

Anas brasiliensis, Cutiri oder brasilische Ente, Mareca. Diesen Namen führt sie nach Markgraf, sowie die weißkehlige Ente (A. bahamensis) in Brasilien. Sie gleicht derselben an Größe und Gestalt, hat einen schwarzen Schnabel, ist oben schwarzbraun, die Kehle weiß, vor den Augen ein runder gelblichweißer Fleck, Brust und Bauch sind graubraun mit Goldgelb gemischt, der Spiegel schön blau, grünschillernd, hinten mit einem schwarzen und weißen Bande eingefaßt, die Füße sind hochroth. Ihre ich nicht sehr, so ist sie das Weibchen derjenigen, welche in Paraguay nach Azara Ipecutiri heißt, von ihrer Stimme, die wie Tiri oder Cutiri lautet. Das Männchen ist 16½ Zoll lang, wo-

Digitized by Google

von der Schnabel 1½ Zoll, der aus 14 Ruderfedern bestehende Schwanz 26 Zoll wegnehmen. Der Schnabel ist dunkelröthlich, der Kopf gelbröthlich braun: an den Seiten und die Kehle weiß; Hinterhaupt und Genick schwarz; der Rest des Halses und der Unterleib braun mit Fuchsroth vermischt, und einigen schwarzen Flecken an der Seite; der Vorderrücken, die Flügeldeckfedern und letzten Schwungfedern dellbraun; der Unterrücken, der Schwanz und die hintern Flügeldeckfedern glänzend schwarz; der Spiegel, wie ihn Markgraf beschreibt; die Füße roth. Das etwas kleinere Weibchen hat minder lebhafte Farben, einen bleifarbenen Schnabel, und über dem vordern Augenwinkel, sowie am Mundeswinkel, einen weißen Fleck. Diese Ente ist in Paraguay häufiger als am Plataflusse. Man sieht sie gewöhnlich paarweise, doch auch in Truppen. Sie sind nicht scheu, mausern Anfangs August, und nisten in ebendiesem Monate im Schilfe. Ihre Eier sind 23 Linien lang, 16 Linien dick, an einem Ende viel dünner als am andern, und weiß.

Anas bucephala, s. **Anas Albeola.**
Anas cairina, s. **Anas moschata.**
Anas campestris, s. **Otis Tetrax.**

Anas capensis, *braunrüthige Ente, capsche Pfeifente.* Diese Ente vom Vorgebirge der guten Hoffnung beschrieb Latham nach einer Zeichnung in Banks' Sammlung. Sie ist 15 Zoll, ihr Schnabel 2 Zoll lang und roth, an der Wurzel schwarz, der Kopf ist bläulichgrau mit kleinen schwärzlichen Punkten, der Unterhals und die Brust sind bläulichgrau, grau gerändet, der Rücken röthlichbraun, mit gelblichweißen Rändern, die Schwungfedern dunkelaschfarben, der Spiegel hellbläulichgrün, oben und unten mit einem weißen Bande; die Füße hellroth, die Schwimmhaut schwarzbraun.

Anas carolinensis, *carolinische Ente, amerikanische Kriekente.* Forster und Pennant halten sie mit Recht für eine bloße Abart der Krieke (A. Crecca), von welcher sie sich blos dadurch unterscheidet, daß ihr wie es auch bei dieser manchmal der Fall ist) der weiße Streif über und unter dem Auge fehlt, und sie über jeder Schulter einen weißen monförmigen Streif hat. Sie findet sich von Carolina bis Hudsonsbai als Zugvogel in Wäldern und Ebenen an kleinen Teichen, und brütet fünf bis sieben Junge aus.

Anas caryophyllacea *Lath.*, **A. erythrocephala** *Bonnat.*, *rothköpfige Ente.* Nach der Abbildung zu urtheilen ist der an der Spitze etwas herabgebogene, etwa 17 Zoll lange rothe Schnabel halbkegelförmig, und so mithin eine Eider. Ihre Länge beträgt 20 Zoll, und sie unterscheidet sich dadurch, daß ihr Kopf und Genick mit nelkenrothem Flaum bedeckt sind; ihr Schwanz ist 2 Zoll lang, und wird zu einem Drittheil mit den Flügeln bedeckt, über welche sich die Schulterfedern gekrümmt legen. Übrigens ist sie chocolatbraun, nur drei oder vier der mittlern Schwungfedern bilden einen rostrothen Spiegel; die Füße sind bläulichgrau. Sie ist in mehren Gegenden Indiens, besonders in Oude, einheimisch, lebt gewöhnlich paarweise und wird häufig zahm gehalten.

Anas Casarca, s. **A. rutila.** **Anas caudacuta**, s. **A. acuta.** **Anas Chilli colore**, s. **A. cyanoptera.**

Anas chinensis *Osbeck.* **A. Hina** *Gmel.*, *chinesische oder Hinaente, Hinakriekente, chinesisch: Hina-a* ist, wenn man die unvollkommene Beschreibung Osbeck's aufmerksam liest, zuverlässig nichts anders als die Krieke (A. Crecca).

Anas cinerascens, und **Anas cinerea**, *aschgraue Ente.* Beide Artikel müssen wir, wegen schrecklicher Verwirrung, durchaus vereinigen. Unter dem Namen Anas cinerea beschrieb S. G. Gmelin in seiner Reise durch Rußland, wie es bereits Pallas in der Vorrede zum vierten Bande dieser Reisen angab, und Beschreibung und Abbildung es beweisen, das Weibchen der **A. rufina.** Bechstein beschrieb in seiner Naturgeschichte Teutschlands, erste Aufl. unter ebendiesem Namen ein Männchen und ein Weibchen in Teutschland geschossner Enten. Sie waren 1½ Fuß lang, ihre Flügel reichten bis zur Spitze des Schwanzes, der Schnabel hatte an der Wurzel auf beiden Seiten erhöhte Furchen, endigte sich in einen bloßen Fortsatz, war oben schwarz und unten fleischfarben; die Füße stahlfarben; die Schwimmhaut schwarz; der Kopf des Männchens sehr erhöht, in der Mitte schwärzlich, die Federn braungerändet, die Seiten aschgrau mit gelber Einfassung, das Kinn weißlich mit gelben Endspitzen; die Zügel weißgelb, die Augenkreise weiß; der Hals dunkelroth, die Gurgel weiß; der Rücken schwärzlich, gelb punktirt, der Steiß schwarz, Brust und Bauch aschgrau, der After abwechselnd weiß, aschgrau und schwärzlich; die großen Flügeldeckfedern schwärzlich, die übrigen grau, alle wenigstens an der Spitze grau punktirt (relata refero, denn wie man grau auf grau unterscheiden könne, wenn nicht das eine dunkler ist als das andre, sehe ich nicht ein, welches aber das dunklere sei, die Grundfarbe oder die Punkte, wird selbst in der zweiten Auflage nicht gesagt); die Schwungfedern aschgrau, die vordern an ihrer äußern Fahne und Spitze schwarz, die folgenden vorn mit weißem Rande, und neben demselben weiß punktirt, die letzten ganz schwarz. Der runde Schwanz besteht aus 14 schwärzlichen, gelbgerändeten Federn. Beim Weibchen war auch die untere Kinnlade schwarz, die weißgelben Zügel fehlten; der Hals war schmutzig rothbraun, an der Gurgel die Federn gelb, braun gerändet; der Rücken schwarzbraun mit theils gelbbraunen, theils weißen Rändern; Unterrücken und Steiß schwärzlich; Brust und Bauch weißgrau, Deckfedern der Flügel grau. Woher er es wisse, daß diese wirklich Männchen und Weibchen derselben Art waren, sagt Bechstein nicht. Keine von beiden stimmt vollkommen mit Gmelin's Anas cinerea überein, Meyer, in Meyer und Wolf Taschenbuch, hält sie für eine junge Trauerente (Anas nigra), Bechstein selbst in der zweiten Ausgabe seiner Naturgeschichte Teutschlands, wo er sie Anas cinerascens nennt, für eine junge Tafelente (A. serina), und sagt im dritten Theile seines ornithol. Taschenbuches: „Meine aschgraue Ente scheint ein junger Vogel zu sein, oder ein alter nach der Mauser. Ob aber grade eine junge Trauerente, oder nicht vielmehr eine Tafelente, oder, wie Pallas will, eine Kol-

Digitized by Google

benente, darüber ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit zu entscheiden." Ich lasse es also auch unentschieden, glaube indessen, daß Bechstein selbst am richtigsten muthmaßt, wenn er sie für eine junge Tafelente hält. Suckow hat den Namen Anas cinerea der kurzflügeligen Eider (Anas brachyptera), und dieser aschgrauen Ente den, der schwärzlichen Ente, Anas nigricans, gegeben. Meyer und Temminck sehen diese Ente mit Naumann's weißwangiger Ente, Anas albigena, für einerlei an, und der letzte hält sie für eine eigene Art, die er auch Anas cinerascens nennt.

Anas Circia, Sommerhalbente, Sommerkriekente, Sommerente, Zirpente. Das Männchen und Weibchen der kleinen Krieke (A. Crecca) sind in ihrem Farbenkleide so verschieden, daß sie häufig als verschiedene Arten betrachtet wurden. Jenes nannten die alten Ornithologen, ebenso wie die männliche Knäkente (A. Querquedula): Querquedula, dieses: Anas Circia, und Willughby im Englischen das Männchen Teal, das Weibchen Summer-Teal, Albin dagegen bildete unter dem Namen Teal, Querquedula die männliche, unter dem The Hen French Teal, Querquedula Franciae, die weibliche kleine Krieke (Anas Crecca), unter dem Namen The Summer-Teal, Anas Circia aber Männchen und Weibchen der Knäkente (Anas Querquedula) ab. Linné beschrieb die Knäkente zweimal, einmal nach der Natur unter dem Namen Anas Querquedula, das andere Mal nach Rudbeck's und Albin's Abbildungen als Anas Circia, führte aber dabei unrichtig Anas Circia Gesn. Aldrov. *Will.* an. Ebendiesen Fehler beging Brisson, welcher die Knäkente nach der Natur als Sarcelle, Querquedula, nach Albin als Sarcella d'été, Querquedula aestiva, beschrieb. Hierdurch entstand nun eine große Verwirrung, die Buffon vorzüglich dadurch vermehrte, daß er unter seiner Sarcelle d'été die Beschreibung der Knäkente, und die Lebensart der kleinen Krieke vereinigte. Die spätern Naturforscher und Reisenden nennen noch oft drei Arten, Anas Querquedula, Circia und Crecca, und dann ist es schwer zu entscheiden, was sie unter dem einen oder andern Namen verstehen, am gewöhnlichsten indessen, wo Beschreibungen es möglich machen, sie zu erklären, unter Anas Circia die weibliche oder junge männliche, unter Anas Querquedula die alte männliche Knäkente; doch hat Bloch die Luftröhre der männlichen Knäkente als die der Anas Circia, die der Krieke als der Anas Querquedula und Crecca abgebildet, und Hönert nennt die Knäkente A. Crecia, die Krieke A. Circia.

Anas cirrhata, s. Anas Fuligula.

Anas Clangula, A. platyrhynchos, goldaugige Ente, Schellente, Quackente, Goldäugelein, Kobelente, Brillente, Klapperente, u. s. w. Das Weibchen und junge Männchen insbesondere: Anas Glaucion, A. melanocephala *Herm.*, Glaucion *Bel.* Spatelente. Die goldäugige Ente unterscheidet sich dadurch, daß ihr Kopf wulstig ist und die beiden mittelsten Ruderfedern ihres übrigens keilförmigen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanzes kürzer als die nächst vorhergehenden sind. Das Männchen ist 18¼ bis 19 Zoll lang und klaftert 28½ bis 29 Zoll. Der Schnabel ist von der Stirn viel höher als breit, sehr convex und schwarz, die Augen haben einen goldgelben Regenbogen. Die Füße sind reichen bis zu einem Drittheil des Schwanzes und b stehen aus 23 Schwungfedern; die Schulterfedern sin abgerundet; die Füße stehen weit zurück, sind röthlichgel die Schwimmhaut aber schwarz, und die hintere Zehe u ten breitlappig. Beim alten Männchen ist der Kopf m dem Anfange des Halses sammetschwarz, ins Grüne un Violette schimmernd, und neben dem Mundeswinkel befi det sich ein großer weißer Fleck, der übrige Hals un alle untere Theile sind schneeweiß, sowie der größte Th der kleinen Flügeldeckfedern, und die 16. bis 21. Schwung feder. Der Rücken und die ihm nächsten Schulterfeder die letzten Schwungfedern und der Rand des Flügels sin sammetschwarz; die Ruderfedern und 14 ersten Schwung federn mit ihren Deckfedern sind graulich-braunschwar die nächst folgenden schwarz und weiß; die Seiten un der hintere Theil der Schenkel schwarzbraun. Man fin det zu Zeiten einige Abänderungen in der Farbe, z. B einen grauen Kopf und Rücken, eine weiße Kehle u. s. w Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, nur 15 bis 16' Zoll lang und der Kopf nicht so wulstig. Beim alte Weibchen ist der Schnabel schwarz, zu Zeiten oben a der Wurzel gelblich, der Kopf und Anfang des Halse dunkelbraun, doch das Genick weiß punktirt; der Hal weiterhin weiß, vorzüglich vorn, wodurch ein Halsban gebildet wird, Gurgel und Nacken stahlgrau; das übrig ungefähr wie beim Männchen, nur das Schwarze braun schwarz, das Braune eisengrau und die Deckfedern d Flügel schwärzlich, und die der zweiten Ordnung wei mit braun gerandeter Spitze. Bei vielen alten Weibche fehlt das weiße Halsband, oder ist nur am Vorderhal bemerkbar, bei andern sind die obern Theile des Körper mehr aschgrau oder braun, mit mehr oder weniger helle Rändern, manche haben einen schwarzen Kopf, doch ohn Schiller u. s. w. So sehen auch die Männchen im erste Jahre aus, nur ist bei jungen Vögeln der Schnabel meh bleifarben, und die Augen grünlichgelb. Ein solcher jun ger Vogel ist von Linné als das Weibchen der Ana Glaucion, und als das Männchen derselben entwede ein heuriges Männchen oder altes Weibchen beschrieben und daraus eine eigene Art gebildet, als zu welcher e richtig Belon's Morillon oder Glaucion, aber unrichtig Brisson's Glaucion, brachte, da diese letztere eine jung Straußente (Anas Fuligula) ist. Beim jungen Männchen ist doch der Kopf wulstiger und gewöhnlich schwärzer als beim Weibchen, aber der weiße Fleck am Mundeswinkel fehlt ihm noch. In diesem Zustande scheint e die isländische Ente (A. islandica) zu sein. Die Luftröhre des Männchens hat in der Mitte eine große ellipsoidische Erweiterung und eine große Pauke.

Man findet die Schellente in ganz Europa, einem großen Theile von Asien, wenigstens bis an den Baikal, und in den östlichen Gegenden von Nordamerika, nach Beschaffenheit des Klima's als Zugvogel, Strichvogel oder Standvogel. Die Küsten des Meeres und tiefe Teiche

Digitized by Google

und Landseen sind ihr angenehmster Aufenthalt, und auf den letztern hält sie sich immer auf den tiefsten Stellen auf, schwimmt dort und taucht mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, wobei sie nicht selten auf derselben Stelle wieder heraufkommt, auf der sie sich in die Tiefe versenkte, um ihr Futter zu suchen. Beim Schwimmen sträubt sie die Federn des Kopfes, und ist über die Hälfte im Wasser. Selten kommt sie, ausser zur Brütezeit, ans Ufer, putzt und trocknet sich aber bei Sonnenaufgange auf kleinen, aus dem Wasser hervorragenden, Erhöhungen. Sie fliegt gewöhnlich niedrig, mit starker Bewegung der Flügel, wodurch sie ein Geräusch hervorbringt, von dem sie den Namen der Schellente erhalten hat. Ihre Stimme selbst klingt wie Krah. Sie ernährt sich fast von allem, von Wasserpflanzen und andern Kräutern, Wasserinsekten, Crustaceen, Knospen, Wurzeln, Schalthieren, Fröschen und Fischen, und ihr Geschmack ist daher bald gut, bald thranig. Sie brütet in Teutschland im Anfange des Aprils, am Don im Mai, in hohlen Bäumen, Fuchslöchern, auf Bäumen, am Ufer, oder auf kleinen beschilften Erhöhungen im Wasser, und legt in ihr kunstloses doch mit vielem Flaum gefüttertes Nest 7—10, ja bis 17 weiße Eier, die in 28—30 Tagen ausgebrütet werden. Das Männchen bekümmert sich wenig darum, sondern besucht nur am Abend sein Weibchen, sie zu treten; dies dagegen ist so sorgfältig bei seinem Brüten, daß es, auch oft vom Neste verjagt, doch seine Eier nicht verläßt, und leicht auf denselben erschlagen werden könnte.

Anas clypeata, platyrhynchos, latirostra major, Löffelente, Schildente, Taschenmaul, breitschnäbelige Ente, Mexicanisch: Tempatlahoac, das Weibchen Yacapatlahoac (s. A. mexicana *Gmel.*), wie es mir scheint die *Boaxàc* der Griechen, Boscis des Columella. Das Männchen ist 18½ bis 19 Zoll, des Weibchen 16 Zoll lang; die Flügelweite des erstern beträgt 30, des letztern 28 Zoll. Sie ist auffallend durch ihren Schnabel von den andern Enten verschieden, denn die obere Kinnlade beschreibt nach Vorn hin mit ihrem Rande einen nach Außen und nach Unten converen Bogen, wodurch er etwa in zwei Drittheilen seiner Länge die größte Breite erhält, und von da an in die Höhe steigt; er ist an der Wurzel 11 Linien hoch, und 7½ Linien breit, weiterhin beträgt aber seine Breite 13 Linien. Die obere Kinnlade ragt überall weit über die auch erweiterte untere herüber, die Blätter, besonders der obern Kinnlade sind sehr lang und fast borstenartig; seine Farbe ist bei alten Männchen schwarz, bei jüngern unten gelb, bei noch jüngern schwarzgrün; bei den Weibchen braun mit gelbem Rande. Die Augen haben einen gelben Regenbogen. Die Flügel bedecken drei Viertheile des 3 Zoll 7 Linien langen, aus 14 keilförmigen Rudersedern bestehenden, keilförmigen Schwanzes; die Füße sind orangegelb oder roth, und die Hinterzehe mit einem schmalen Lappen versehen. In der Farbe sind Männchen und Weibchen sehr verschieden, bei jenem ist der Kopf am gewöhnlichsten dunkelgrün, manchmal mit einem schwarzen über den Oberhals hinlaufenden Strich, oder grauschwarzbraun, mit helleren Rändern, grünschillernd; der Anfang des Halses stets glänzendgrün; der Unterhals, die Schultern, ein durch die Enden der Deckfedern zweier Ordnung gebildetes Band über die Flügel, und die Seiten des Unterrückens sind weiß; die Federn des übrigen Rückens graubraun mit sehr schmalen weißen Rändern, die Brust und der Bauch rothbraun; die Schwungfedern erster Ordnung graubraun, die der zweiten sammetgrün, die Ellenbogenfedern und langen, spitzen, keilförmigen Schulterfedern schwarz oder schwarz und weiß; die letzten Schulterfedern ganz weiß; die kleinern Deckfedern graublau, die Rudersedern grauweiß gerandet, oft die äußersten oder alle ganz weiß; die Steißfedern glänzend schwärzlichgrün.

Zu Zeiten ist der Spiegel statt grün purpurfarben, violett oder blau, und Brust und der Bauch weiß, oder die Gurgel statt weiß braunroth, und aus diesen Abänderungen sind die Anas platyrhynchos, und die Anas rubens, die rothbrüstige oder lincolnische Ente gebildet.

Das Weibchen ist braun, mit weißlichrostfarbiger Einfassung der Federn; ihre Kehle und Brust rostfarbig weiß, das Übrige wie beim Männchen, nur die Farben minder lebhaft. Die Lufträhre des Männchens ist gleichweit und hat am Ende eine kleine Pauke.

Die Löffelente bewohnt die nördliche gemäßigte Zone in Asien, ganz Europa und dem östlichen Amerika, und fleigt weder weit nach Norden hinab, noch ziehend bis Süden hinauf; in Holland ist sie fast das ganze Jahr hindurch häufig, auch im Norden von Teutschland brütet sie, und gegen den Winter, doch sehr spät und nur durch die zugefrornen Gewässer verdrängt, wandert sie nach dem südlichen Teutschland, der Schweiz, Italien, Griechenland, Syrien und Mexico. Sie ernährt sich vorzüglich von Wasserinsekten, Wasserpflanzen und Crustaceen, doch auch von kleinen Schnecken, Muscheln und seltner von kleinen Fischen. Ebendaher ist ihr Fleisch wohlschmeckend. Sie nistet in sumpfreichen und mit vielem Gebüsch bewachsenen Teichen und legt 11—14 hellgelblichgrüne Eier. Das Männchen ist sehr hitzig und verfolgt selbst oft die weiblichen Märzenten. Vielleicht werden so manchmal Bastarde erzeugt, die dann als neue Arten oder Abarten in den Systemen prangen.

Anas Cogolca, s. A. Penelops.

Anas collaris *Merr.* Halsbandige Ente. Le Canard rouge et noir, *Azara.* Diese Ente unterscheidet sich in der Bildung ihres Körpers dadurch, daß von ihren 27 Schwungfedern die erste die längste ist, und sie 16 Rudersedern besitzt. Sie ist 17 Zoll, ihr Schnabel 22 Linien, der Schwanz 2½ Zoll lang, die Flügelweite 31¼ Zoll. Der Schnabel ist oben dunkelblau, am Rande und unten himmelblau; die Füße bleifarben; der Kopf braunroth, mit einem schwarzen Strich über die Haube hinter den Hals hinab, den ein vorn breiteres, weißliches Halsband in zwei gleiche Theile theilt; der Rest des Halses rostgelb; die Schulterfedern fast schwarz, mit braunrothen Rändern; die Steißfedern gelblich-weiß; Rücken, Schwanz und Flügel schwarz, mit einer röthlichen Einfassung der kleinern Deckfedern mitten auf dem Flügel; Brust und Bauch braunroth. Sie hält sich seltener in

Digitized by Google

Paraguay, als zu Buenos-Ayres auf, und schreit bi-bi-bi. Zwischen Männchen und Weibchen findet man keinen Unterschied.

Anas cornuta, s. A. Tadorna.

Anas coromandelinna. Schillernde oder coromandelsche Ente oder Kriekente. Sie ist um ein Drittheil kleiner, wie die Kricke (A. Crecca); der Schnabel schwarz; die Füße schwärzlich, doch die Zehen oben ins Gelbe fallend. Beim Männchen umgeben den Schnabel weiße Federn, auch die Wangen und alle untern Theile sind weiß; die Haube, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind schwärzlich, am Kopfe und Rücken grün schillernd; der Hinterhals ebenso gefleckt; die größern Schwungfedern gegen das Ende hin weiß, mit schwarzer Spitze. Bei dem Weibchen ist das Schwärzliche ohne grünen Schiller und fällt mehr ins Braune; der Unterhals ist wellenförmig weiß, schwarz und rostfarben gestreift, der Bauch und After rostfarben. Küste Coromandel.

Anas Coscoroba *Molina*. Coscoroba, Coscoroba-Ente oder Gans. Obgleich Molina sie eine Gans nennt, so ist sie doch unstreitig eine Ente, weil sie einen vorn erweiterten Schnabel hat. Sie ist ganz weiß und Schnabel und Füße sind roth. Sie ist in Chili zu Hause, und sowol wegen ihrer Größe, als der Leichtigkeit, womit sie sich zähmen läßt, schätzbar; sie gewöhnt sich leicht an den, der ihr zu fressen gibt, und folgt ihm überall nach.

Anas Crecca *Linn*. Anas chinensis *Osbeck*. Anas Hina *Gmel*. Kricke-Ente, Kricke, kleine Kricke oder Kriete, Krickente oder Kriekente (unrichtig Kriechente), Franzente; griechisch: *Πτερόλοφος*; mericanisch: Pepitz on; chinesisch: Hina-a. Insbesondere das Männchen Querquedula, Querquedula secunda oder minor. Anas Balbul *Forsk*. Das Weibchen Anas Circia *Gem*. Anas Sirsaeir *Forsk*. So ähnlich auch die kleine Kricke, besonders das Weibchen, der großen Kricke (A. Querquedula *Linn*.) ist, so kann man doch beide gleich an der Zahl der Ruderfedern unterscheiden, deren die kleine 16, die große nur 14 hat; auch sind bei den alten Vögeln der gegenwärtigen Art die Federn am Genicke länger und können aufgerichtet werden. Die männliche Kricke ist 14½—14⅔ Zoll lang, die weibliche höchstens um einen Zoll kleiner. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie 20—22 Zoll. Der 17 Linien lange Schnabel ist gleichbreit und schwarz. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des 3 Zoll langen, rundlichen Schwanzes und bestehen aus 23 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist. Die Schulterfedern sind lang, zugespitzt und schlagen sich bei alten Vögeln etwas über den Flügel. Die Füße sind grau oder braun, die Schwimmhaut schwarz und die Hinterzehe mit einem schwachen Lappen versehen. Kopf und Anfang des Halses sind beim Männchen braunroth, doch das Kinn schwarz. Die Augengegend und von da ein breiter Streif bis zum Genicke sind atlasgrün, violettschillernd, und dies Grün oben sowol wie unten mit einem weißen Streife eingefaßt, von denen jedoch zu Zeiten einer fehlt. Die langen Federn am Genicke sind violettglänzend schwarz. Der Nacken, Oberrücken und die Schultern sind zart schwarz und wei wellenförmig gestrichelt; der Unterrücken graulichbraun; d Rumpf unten weiß, mit ziemlich großen, schwarzbraune Flecken an der Gurgel und schwarzbraunen, wellenförm gen Streifen am Bauche. Die Flügel sind bräunlich-grau doch die 11—16. Schwungfeder an der äußern Fah sammetschwarz, am Rande der Spitze weiß; die 17—1 glänzendgrün, ins Violette schillernd, mit weißer Spitz die 20., soweit sie nicht bedeckt ist, glänzendschwarz, gell lichweiß gerandet; die Deckfedern zweiter Ordnung a der äußern Seite und Spitze weiß, die dem Körper näch sten aber an der Spitze ziegelroth. Die Ruderfedern grau schwarz, die Steiß- und Afterfedern schwarz, weiß g randet. Nach Naumann soll das Männchen nach d Mauser im Kleide des Weibchens erscheinen und nur a schönern Spiegel und den heller aschgrauen Flügeln kennt lich sein. Die Federn des Weibchens sind dunkelbraun mit hellern Rändern, nur Kinn und Kehle weiß und di Flügel fast wie bei dem Männchen; der Schnabel i braunschwarz, am Rande und unten bräunlichgelb. Di gleichweite Luftröhre des Männchens hat ein sehr kleine Labyrinth.

Die kleine Kricke ist eine der häufigsten und, wenn gleich die kleinste, doch die wohlschmeckendste und feistest der inländischen Enten. Sie hält sich mehr auf Sümpfen, Morästen und Seen, als auf Flüssen auf, und i in Teutschland mehr Strich- als Zugvogel. Sie bewohnt die ganze nördliche Hälfte der Erde, und steigt vielleicht selbst bis zur südlichen hinab. Döbeck fand sie in Chin (denn seine A. chinensis ist keine andere), und selbs sah Latham Abbildungen von ihr aus Coromandel. Fors kål fand sie in Ägypten; denn die Ente, welche dor Balbul heißt, ist nach seiner Beschreibung nichts ande res, als das Männchen, die Sirsaeir nichts anderes, al das Weibchen der Kricke. Fernandez fand sie in Mexico und unstreitig ist sie auch in Nordamerika, denn die Anas carolinensis ist wol, wie der alte Forster bemerkte, ein Abart von ihr, die sich nur durch einen weißen, halb mondförmigen Fleck am Flügelbug unterscheidet. In Holland ist sie auf ihrem Zuge so häufig, daß Sepp ganz beladene Wagen auf den Markt von Alkmaer bringen un das Paar für einen Stuiver (8 Pfennige) verkaufen sah Die Kricke fliegt schnell, leicht, geräuschlos, und taucht außer in Gefahr, nicht weiter, wie mit halbem Leibe un ter. Ihre Stimme klingt bei beiden Geschlechtern wie quäk, quäk, auch zu Zeiten wie krek, woher sie ihren Namen hat. Sie ernährt sich von Meerlinsen und andern Wasserpflanzen, besonders deren Samen und denen der Gräser, kleinen Schnecken, Insekten, und besonders gern such sie auf den Stoppelfeldern ausgefallene Gerste und Hafer auf. Sie lebt in Monogamie und brütet in einem kunstlosen Neste aus Gras, Rohr ꝛc., das mit Flaum gefüttert und am Ufer oder auf kleinen Erdöhungen der Gewässer zwischen Schilf, Liesch ꝛc. angelegt ist, 9—14 schmutzigweiße Eier, nach Baillon (in *Buff*. Hist. des Ois.) in 21—23, nach Bechstein in 25—28 Tagen aus, und die Jungen folgen gleich den Ältern ins Wasser. Sie lassen sich leicht zähmen und sind vielleicht die Querque-

Digitized by Google

dulae, welche die alten Römer mit den gemeinen Enten auf ihren Höfen hielten.

Anas cristata *Aldrov.* et *Raii*, ist das alte Männchen von A. Fuligula, und ganz verschieden von

Anas cristata *Gmel.* Buschige Ente, Strauß-ente, Buschente. Dieser Vogel, den wir nur aus Latham's nach Banks' Abbildungen verfertigter Beschreibung kennen, ist vielleicht eine Ente, denn man bemerkt, wie Latham in einer Anmerkung sagt, in der Zeichnung am Flügelbug einen Knollen, der doch sonst in der Regel nur den Eidern eigen ist. Latham wollte diesen Knollen indessen nicht in die Beschreibung aufnehmen, weil die Handschrift nichts davon sagte. Ich lasse ihn daher vorläufig auch unter den Enten, da ich die Gestalt seines Schnabels nicht kenne, und dessen aufwärts gebogene Richtung, wie die Holle, mit dafür zu reden scheinen. Er ist so groß, wie eine gemeine Ente und 26½ Zoll lang. Der 22½ Linien lange Schnabel ist schwarz, doch die Ränder der Unterkinnlade sind gelblich; die Augen roth; die Haube, deren Federn am Hinterhaupte sich in eine Holle verlängern, schwarzbraun; die Stirn, die Wangen und der Hinterhals hell aschgrau; der Vorderhals hell isabellfarben, gegen die Mitte schwarzbraun und rostig gefleckt; Rücken und Flügeldeckfedern schwarzbräunlich-grau, Unterrücken und Steiß hell rothlichgrau, der Spiegel schönblau, unterhalb mit einem weißen Bande; Schwungfedern und Ruderfedern schwarz; die erstern sind spitz und ragen über den Schwanz hinaus. Staatenland.

Anas curvirostra, s. A. adunca. A. S. Cutberti, s. Anas mollissima.

Anas cyanoptera *Merrem.* Blauflügelige Ente. Azara's Canard aux ailes bleues. Diese Ente ist am Plata und in Buenos-Ayres einheimisch. Sie ist 17½ Zoll lang, ihre Flügelweite 25 Zoll, die Länge ihres schwarzen Schnabels 20 Linien, ihres Schwanzes, der nur 12 Ruderfedern enthält, 3½ Zoll. Sie hat 24 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist. Außer einem schmalen, sich nach Hinten erweiternden, schwärzlichen Streifen über den Kopf, ist der Kopf, Hals, Brust und Bauch roth, der After schwarz; die kleinern untern Flügeldeckfedern sind himmelblau, die mittlern braun, mit rostfarbenen Rändern, die großen weiß; die obern Deckfedern schön himmelblau, die mittlern an der Spitze weiß, mit etwas Braunroth; alle äußern Theile der Flügel sind schwärzlich, mit einer himmelblauen Einfassung der obern Deckfedern; die mittlern Schwungfedern schillerndgrün; Rücken und Steiß schwärzlich; die großen Schulterfedern in der Mitte weiß, übrigens schwärzlich, die kleinern röthlich, schwärzlich quergestreift; die Füße gelb.

Das Weibchen ist einen Zoll kleiner, Kopf und Anfang des Halses sind braun, die Haube dunkler, das übrige Gefieder des Rumpfes schwärzlich, heller gerandet, das Grüne der Flügel minder lebhaft, und der Körper unten braunroth und weißlichbunt.

Bei einem andern Männchen, fährt Azara fort, welches 15 ⅞ Zoll lang war, sah man den weißen Strich auf dem Kopfe nicht (bei der vorhergehenden Beschreibung ist von gar keinem weißen Striche, trait blanc, sondern einem schwärzlichen, bande .... noirâtre, die Rede), und alle untern Flügeldeckfedern waren braun. Bei einem andern Pärchen war das Männchen 18¼ Zoll lang; die Grundfarbe des Kopfes ein Gemisch von Braun, weiß und rostfarben, mit schwarzen Flecken; der Rest des Halses rostfarben, mit runden, schwarzen Flecken; der Unterleib dunkelröthlich, mit kleinen, schwarzen Flecken; die Afterfedern schwarz; die Ruderfedern unten silberfarben, oben schwarz, mit weißer Einfassung; die Steißfedern und Schulterfedern fuchsroth gerandet. Beim Weibchen waren der Kopf und Oberhals wie beim Männchen.

Ob diese drei Abarten einerlei sind, ob Azara's Übersetzer nicht gefehlt habe, müssen wir dahin gestellt sein lassen; das bezweifeln wir aber, daß diese Enten die Succérote, Anas *Jacquins*, seien. Ich vermuthe dagegen, daß Hernandez diese Ente unter dem Namen Chilcanauhtli seu Anas chilli colore als mexicanischen Vogel beschreibe. Diese ist nämlich so groß, wie eine Krick, hat einen ziemlich breiten Schnabel und ein rostfarbenes Gefieder, aber bald blaue, bald weiße Flügel und hell orangegelbe Füße. Wenigstens scheint sie nach dieser Beschreibung eher der gegenwärtigen als der stachelschwänzigen Ente zu gleichen, zu welcher sie Brisson bringt.

Anas Damiatica *Hasselq.* Damiatische Ente, Mondente, ist keine andere als die Bergente (Anas Tadorna).

Anas discors. Sukururu, bunte, Bläßsenente. Unter diesem Namen vereinigte Linné, und zwar mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, zwei von Catesby als verschiedene Arten abgebildete Enten, nämlich als Männchen das schäckige amerikanische Kriechentlein (White-faced Teal), Brisson's Querquedula americana, und als Weibchen das blaue amerikanische Kriechentlein (Blue-winged Teal), Brisson's Querquedula Virginiana. Mit Gewißheit läßt sich nicht behaupten, daß sie es wirklich seien, um so weniger, da Catesby beide als Männchen angibt, deren Weibchen braun sein sollen; das ist aber nicht weiter denkbar, als insofern das von Linné angenommene Weibchen ein junges Männchen im ersten Jahre, mithin dem Weibchen ähnlich ist; weil nie das Weibchen der Enten in der Farbe der Flügel so sehr abweicht, daß diese bei Catesby's beiden angeblichen Arten braun sein könnten. Für Linné's Meinung reden Pennant und Latham, welche beide Enten sahen, und Mauduyt, der die freilich etwas abweichende Soerourette Buffon's, die doch wahrscheinlich Catesby's blaues Kriechentlein (nach Seligmann's Übersetzung) ist, für das Weibchen des Sukururu hält. Mir ist es höchst wahrscheinlich, daß Hernandez' Teltecolocotli, Gmelin's Anas Novae Hispaniae, ebendiese Art, höchstens eine hellere Abart, sei; da ich dies aber nicht mit Gewißheit behaupten kann, so führe ich sie in der Folge besonders auf; dagegen ist der Schwimmvogel, den Latham und nach ihm Gmelin als Abart der Anas discors, unter der Bestimmung remigibus secundariis extus albis, viridibus, pectore, pedibus, crissoque caeruleis der blaue Meerrache, Mergus caeruleus, und als solcher von Latham selbst im zweiten Supplement anerkannt.

Das wahrscheinliche Männchen des Sukururu ist 15¼ Zoll lang, das wahrscheinliche Weibchen etwas kleiner. Beide haben nach den Abbildungen einen gleichbreiten, vom Anfange bis zu Ende fast gleichdicken Schnabel, in welchem die Nasenlöcher nicht weit von der Stirn entfernt liegen, und einen kurzen Schwanz aus spitzen Ruderfedern, den die Flügel zur Hälfte oder etwas darüber bedecken.

Der Schnabel des Männchens, die Haube, die Einfassung der Schnabelwurzel und die Afterfedern sind schwarz. Zwischen dem Auge und dem Schnabel ist ein von der Mitte der Augenbrauen bis zur Mitte der Kinnbacken gekrümmt herabsteigender, in der Mitte breiter, weißer Fleck; der Rest des Kopfes und Anfang des Halses sind glänzendgrün, ins Violette schillernd; der Nacken, die Gurgel und der Oberrücken dunkelbraun, mit wellenförmigen, grauen, krummen Querlinien; Unterrücken und Steiß hellbraun; Brust und Bauch rostfarben, mit braunen Flecken; Flügeldeckfedern schönblau, nur die der zweiten Ordnung mit weißer Spitze, die der ersten braun; die Schwungsedern dunkelbraun, doch die der zweiten Ordnung, soweit sie unbedeckt sind, grün; die Schulterfedern des alten Männchens lang, fein, hellbraun, über die Flügel gekrümmt; der Schwanz braun, die Füße gelb.

Beim Weibchen ist nach Cateśby der Schnabel schwarz, die Füße braun, nach Buffon der Schnabel schwärzlich mit röthlicher Schattirung an der Firste und den Nasenlöchern, die Füße gelb; Kopf, Hals und Rumpf schwarzbraun, mit hellbräunlichgrau gerandeten Federn, unten mehr weißlich; die Flügel wie beim Männchen; die Ruderfedern braun, mit weißlicher Einfassung.

Man findet diese Ente von Neuyork bis Guyana. Nach Carolina kommt sie im August und bleibt bis in den October da, auf Seen und Sümpfen, und ernährt sich besonders von Reis und in Ermangelung dessen von andern Grassamen. Ihr Fleisch wird für das wohlschmeckendste aller amerikanischen Enten gehalten.

Anas dispar, s. A. Stelleri. A. domestica, s. A. Boschas. A. domestica rostro aduncо, s. A. aduncа. A. dominica, s. A. spinosa.

Anas dominicana. Dominikanerente. Sonnerat's Canard Dominicain du Cap de bonne espérance. Diese Ente ist so groß, wie die gemeine; Schnabel, Füße, Schwungsedern, Ruderfedern, Hinterkopf, Hals und ein Strich von dem Mundwinkel durch die Augen sind schwarz, Stirn und Kehle weiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel dunkelgrau mit zwei hellgrauen Querstreifen. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Anas erythrocephala, s. A. caryophyllacea und ferina.

Anas erythrorhynchos *Gmel.* Rothschnäbelige Ente. Wir kennen sie nur unvollständig aus Latham's Beschreibung. Sie ist 14 Zoll und ihr am Ende etwas aufwärtsgebogener, dunkelcarmoisinrother Schnabel 22½ Linien lang; die Regenbogenhaut roth, das Gefieder oben dunkelbraun, an der Stirn am hellsten, auf dem Rücken sehr blaß gerandet; unten weiß, doch die Seiten der Brust braun gefleckt, die Schenkelgegend schmal braun quergestreift; über die Flügel läuft ein schmales, weißes Band und unter demselben ein gelbliches. Der Schwanz und die Füße sind braunschwarz. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Anas falcaria oder

Anas falcata *Pall.* A. jauanensis *Bonnat.* Kosakente, Sichelente. Sie ist der Krike (A. Crecca) und mähnigen Ente (A. jubata) nahe verwandt, und zeichnet sich, wie diese, durch die Schönheit ihres Gefieders und die langen Federn am Hinterhaupte und Genicke, deren Länge von Oben nach Unten so sehr zunimmt, daß die untersten 3 Zoll halten, von den beiden genannten aber durch ihre Flügel aus, welche über die Spitze des Schwanzes herüberragen, oder doch bis zu derselben reichen. Sie ist 1⅛ Fuß lang und wiegt 25½ Unzen. Ihre Flügelweite ist 26⅛ Zoll. Der 1¼ Zoll lange Schnabel ist schwarz, der Kopf wulstig, die Stirn und der Scheitel rostfarben, mit einem kleinen, weißen Fleck an der Schnabelwurzel; der Hinterkopf und das Genick atlasgrün, an den Seiten ins Kupferfarbene spielend; die Kehle weiß. Die Genickholle bildet an den Seiten des Halses ein glänzend schwarzgrünes Band, unter diesem ist ein weißes. Der Körper ist mit krummen schwarzen und grauen Wellenlinien gezeichnet. Die Deckfedern der Flügel und die ersten Schwungfedern sind grau; der Spiegel ist nach Georgi glänzendgrün, nach Pallas stahlschwarz, nach Beiden weiß eingefaßt. Die letzten fünf Schwanzfedern ragen 1½ Zoll weit über den 3 Zoll langen, rundlichen, aus 13 Ruderfedern bestehenden Schwanz, sind sichelförmig herabgekrümmt und violett und weißbunt. Sie ist ein Zugvogel, der in den Busen und Mündungen der Flüsse des Baikals in der Mitte des Aprils erscheint und vor dem Ende des Septembers wegzieht, dort nur selten und paarweise sich aufhält und in den Brüchern nistet. Zahlreich kommt er aus südlichen Gegenden in das östliche Sibirien, und besonders Dauxien. Seinen Winteraufenthalt scheint er in China und selbst in Java zu haben, denn Buffon's Sarcelle de Java ist unstreitig ein Weibchen oder Junges dieser Art.

Anas fera, s. A. Boschas.

Anas fera fusca ist A. ferina. Anas fera fusca minor ist A. Nyroca.

Anas ferina *Linn.* A. erythrocephala *S. G. Gmel.* A. rufficollis *Scop.* Penelops *Geen.* Penelope *Briss.* Rothhalsige, rothköpfige Ente, Tafelente, Rothhals. Das Männchen ist 16—18, das Weibchen 15—17 Zoll lang. Ihr 25 Linien langer Schnabel, gleichbreit, oben bleifarben, unten schwarz; die Nasenlöcher liegen näher nach der Stirn als der Spitze desselben; die Regenbogenhaut ist roth; der Kopf erhaben; ihre Flügel bedecken fast den ganzen 2½ Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden, keilförmigen Schwanz; ihr Hals ist dick, kegelförmig, ihr Leib plump, ihre Füße stehen weit zurück, sind grünlich bleifarben, die Mittelzehe und die äußere Zehe sind fast noch einmal so lang wie die Fußwurzel, und die Hinterzehe lappig. Der Kopf und Anfang des Halses sind beim Männchen lebhaft, beim Weibchen dunkel braunroth, der Rest des Halses und

Digitized by Google

der Vorderrücken beim Männchen schwarz, beim Weibchen dunkelbraun, an den der Brust nähern Theilen beim letztern an der Spitze grau gerandet, welches Graue an der Brust immer mehr die Oberhand gewinnt. Beim Männchen ist die Brust, sowie der Mittelrücken und die Deckfedern des Oberarmes beider Geschlechter hellgrau, mit zickzackförmigen, äußerst feinen Bändern; Unterrücken, Steiß und After sind schwarz. Die Schwungfedern erster Ordnung grau, am Ende braun, ihre Deckfedern schwarzbraun; die Armschwungfedern grau, an den Spitzen weiß, ihre Deckfedern und die Deckfedern dritter Ordnung eisengrau. Die Ruderfedern dunkelgrau, mit hellgrauer Einfassung. Bei jungen Vögeln ist der ganze Obertheil des Rumpfes schwarzbraun, und Brust und Bauch sind braun, mit weißgrauen Rändern. Die gleichweite Luftröhre des Erpels hat ein großes, knöchernes Labyrinth, dessen linke Kammer die größte und mit einer zarten Haut überzogen ist. Die Tafelente bewohnt ganz Europa, doch nur bis zum 63° nördl. Br., theils als Strichvogel, theils und häufiger als Zugvogel, da sie bis nach Ägypten reist. Auch in Nordamerika ist sie einheimisch und zieht bis Carolina hinab. Nicht blos süße Gewässer besucht sie, sondern auch die Baien, welche das Meer bildet. In den nördlichern Gegenden nistet sie, im mittlern Teutschland sehr selten, in Frankreich vielleicht gar nicht. Sie zieht familienweise oder auch in Scharen von 20—40 Stück im October und November, und kehrt im März zurück; doch bleiben auch einige den Winter über hier an warmen, stets offenen Bächen und Quellen. Ihr Flug ist schnell, sie geht aber sehr schlecht, taucht dagegen mit großer Geschicklichkeit, und bleibt lange unter dem Wasser. Obgleich sie eine Tauchente ist, so ernährt sie sich doch wahrscheinlich mehr von Wasserpflanzen und Wasserinsekten als von Fischen, welches auch ihr sehr wohlschmeckendes Fleisch beweist, wodurch sie den Namen Tafelente erhalten hat. Ihre Stimme gleicht nach Buffon dem Zischen großer Schlangen, nach Naumann, wenn sie aufgejagt wird, wie görr, görr, und außerdem hört man noch ein rauhes Geschnarche, einige bauchende und andere sonderbare Töne von ihr.“ Sie brütet auf großen Teichen und Sümpfen zwischen Rohr und Schilf in einem aus diesen verfertigten kunstlosen Neste 8—13 grünlichweiße (nach Siemssen gelbröthliche) Eier aus. Die Mutter sorgt sehr für die Jungen, welche mit grauen Dunen bedeckt sind, und schnell wachsen und befiedert werden.

Anas Feroensis, s. A. glacialis.

Anas ferruginea *Gmel.* Rothbraune Ente. Linné gab in der ersten Ausgabe seiner Fauna suecica nach Rudbeck's Gemälden eine Ente blos mit den wenigen Worten an: Anas rufa, rostro pedibusque cinereis, und bemerkte nichts weiter dabei, als daß sie auf den Flüssen selten vorkomme. Pennant hält diese Ente für gleichartig mit einer die in Lincolnshire geschossen wurde, und wovon ihm Bolton die Beschreibung mittheilte. Sie wog 20 Unzen; der Schnabel war lang, plattgedrückt und hellblau; Kopf, Hals und alle obern Theile schön röthlichbraun; Kehle, Brust und Bauch ebenso, aber heller; die Füße hellblau, aber die Schwimmhaut schwarz. Er nannte sie Ferruginous Duck, hernach Red Duck, und sagt da, sie habe einen weißen Bauch, und sei ihm aus Dänemark zugesandt. Latham vermuthet, sie sei das Weibchen der stellerischen Ente (A. Stelleri), und Pennant gesteht selbst, daß dies Weibchen ihr sehr gleiche. Der plattgedrückte Schnabel dieser Anas ferruginea redet aber dagegen (wenn anders Linné, Bolton und Pennant einerlei Enten beschrieben), und läßt eher vermuthen, daß von einer jungen, schwarzen Ente die Rede sei, deren Gefieder freilich ungewöhnlich lebhaft gewesen wäre.

Anas fimbriata. Gesäumte Ente. So nenne ich Azara's Canard à bec rouge et plombé. Er schoß zwei Stück auf einem Teiche der Pampas zu Buenos-Ayres, die gänzlich gleich waren, und traf diese Art nie weiter an. Sie waren 19¼ Zoll, der Schwanz 4¼ Zoll, der Schnabel 18 Linien lang; die zweite Schwungfeder die längste; der Schwanz ist rundlich und enthält 16 sehr spitze Ruderfedern. Der Schnabel ist bleifarben, mit orangefarbenen Rändern; Haube, Rücken und Flügel schwärzlich, aber der Spiegel glänzend grün, am Ende 9 Linien weit braunroth, und darüber schwarz, sowie oben durch die Deckfedern röthlich eingefaßt. Wangen und Kehle sind weiß, die Schultern und Steißfedern schwarz, mit fuchsrothem Rande; der Unterleib röthlich, mit glänzendschwarzen Flecken; die Afterfedern braunroth, in der Mitte dunkler; die Ruderfedern weißlich, mit fuchsrother Einfassung; die Füße schwärzlich bleifarben.

Anas fistularis, s. A. Penelops. A. fistularis Americana, s. A. autumnalis. A. fistularis Jamaicensis, s. A. arborea.

Anas formosa *Georgi.* Schöne Ente, baikalische, bekränzte Krickente, s. A. glocitans.

Anas fraenata *Sparrm.* ist das Weibchen von A. Marila. A. Freti Hudsonis *Briss.*, s. A. spectabilis. A. fuliginosa, s. A. fusca.

Anas fuligula *Linn.* Glaucium minus *Briss.* Straußige Ente, Haubenente, Reiherente, Kobelente, Straußente, Freseke. Altes Männchen: Anas cirrhata, cristata, Moorente, Schopfente, Bollente. Altes Weibchen und junges Männchen: Glaucium, Anas albicans, A. Glaucion, A. Skoorra, A. Scandinica, A. latirostra *Brünn.* Branta albifrons. Dänische, lappmarkische, weißstirnige Ente. Diese Menge von Namen gehören unstreitig einer einzigen Art, bei der man, wie es so oft der Fall war, altes und junges Männchen und altes und junges Weibchen nicht gehörig unterschied. Bei dieser und vielen andern Arten hat Naumann's unübertrefflicher Beobachtungsgeist uns erst nähere Aufschlüsse gegeben. Die Straußente unterscheidet sich von den andern Tauchenten durch eine herabhängende Holle (welche indessen beim Männchen weit größer ist, als beim Weibchen, bei dem man, so lange es jung ist, kaum eine Spur derselben wahrnimmt) und durch 14 spitze Ruderfedern des sehr kurzen, runden Schwanzes, den die Flügel bis zur Mitte bedecken. In der Größe findet man große Verschieden-

Digitized by Google

heit, beim Männchen von 14¼ — 16¼ Zoll. Der Schnabel ist 18⅓ Linien lang, vorn etwas breiter als an der Wurzel, mithin schaufelförmig und bleischwarz. Die erste der 25 Schwungfedern ist fast länger als die zweite; die Füße sind tief bleifarben, die Schwimmhaut schwarz, die äußere Zehe länger als die mittlere, und die hintere lappig. Die Farbe des Gefieders ist schwarz, am Kopfe und Halse ins Grüne oder Violette schillernd, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze mit kaum merklichen weißen Punkten. Die Schwungfedern zweiter Ordnung sind weiß, mit schwarzer Spitze; Brust, Schenkel, Bauch und zu Zeiten ein Fleck an der Schnabelwurzel weiß, die Seiten sind grau, weißlich gewölkt. Bei dem kleinern Weibchen ist alles, was beim Männchen schwarz ist, braun. Bei ganz alten Weibchen sollen Kopf, Vorderhals und Brust entengrün werden. Die heurigen Jungen haben keine, oder nur sehr kleine Holle. Ihr Kopf ist hellbraun, welches hernach durch mehre Stufen ins Dunkelbraune oder beim Männchen ins Schwarze übergeht. Nicht selten ist die Stirn weiß und braunbunt, oder ein weißer Fleck an den Seiten der Schnabelwurzel, nach Temminck auch manchmal hinter dem Ohre, und ein junges Männchen, wobei dies stattfand, beschreibt wahrscheinlich Hermann unter dem Namen A. leucotis. Ich selbst besitze eine junge Reiherente, die noch keine Holle hat, deren Schnabel ganz mit einem weißlichen Ringe umgeben ist, und welche, außer daß sie eine ganz weiße Brust hat, der A. frenata *Sparrm.* vollkommen gleicht. Der Rücken ist hellbraun gesäumt, die Brust braun oder weißlich, mit braunrothen Flecken, die Seiten braunroth, der Bauch grau und braun bunt. Die Anfangs etwas weite, am Ende verengerte Luftröhre des Männchens bildet ein knöchernes Labyrinth, dessen große linke Kammer mit einem feinen Häutchen überzogen ist.

Die Reiherente überwintert in den südlichen Gegenden Europa's, am kaspischen und Baikalsee, ist die spätteste der Zugenten im Herbst, und eilt im März, April und Mai dem Norden Europa's und Asiens zu. Sie liebt große Teiche und Seen, und schwimmt am liebsten auf ihren tiefsten Stellen mit aufgerichteter Holle. Sie geht ungern ans Land, fliegt schwerfällig und hat eine starke, pfeifende Stimme. Sie ernährt sich mehr von Wassergewächsen als von Insekten und Fischen, und schmeckt daher nicht so fischig wie andere Tauchenten. Bis jetzt ist nur noch Kamtschatka als ein Brütort derselben bekannt. Sie legt viele, 25½ — 27 Linien lange, 17⅓ — 18⅓ Linien dicke, grünlichweiße, marmorirte, gleichsam polirte Eier.

Anas fulva *Gmel.* Penelope Mexicana *Briss.* Gelbgelbe oder orangebraune Ente; mexicanisch: Quapach canauhtli. Alles, was uns Hernandez von ihr sagt, besteht in Folgendem: Der breite Schnabel und die Füße sind blau, Kopf, Hals, Brust und Bauch rothgelb (fulva), der kurze Schwanz schwarz und weiß, der Rücken braun, mit rothgelben Querstrichen und schwarzen Flecken. Sie bewohnt die mexicanischen Seen.

Anas fusca *Linn.* A. Indica alia *Geen.* A. nigra *Aldrov.* Turpanente, braune, schwarze Ente, Sammetente, Makreuserente; Weibchen Brillenente, Raum. Die Turpane gehört zu den größten Arten dieser Gattung, denn das Männchen ist 20¼, das Weibchen 19½ Zoll lang. Sie hat einen Lappen an den Hinterzehen, und unterscheidet sich durch ihren vorn etwas erweiterten und aufsteigenden Schnabel, glatten Kopf und ziemlich kurzen, runden Schwanz. Der Schnabel steigt von der Stirn beim Männchen stark herab, bildet einen Knopf und ist an der Wurzel und dem Rande der Oberkinnlade schwarz, übrigens aber orangegelb. Beim Weibchen steigt er minder stark herab, hat keinen Knopf und ist ganz schwarz. Die Nasenlöcher liegen sehr hoch und die Augen sind orangeroth. Der Hals ist ziemlich lang und beim Männchen dicker, beim Weibchen dünner. Die Flügel reichen bis zu einem Drittheile des 5½ Zoll langen, aus spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes, und ihre erste Schwungfeder ist die längste; ihre Ellenbogenfedern sind rundlich und reichen nicht bis zur Wurzel des Schwanzes; die Füße haben eine ganze, schwarze Schwimmhaut und sind übrigens orange. Das Männchen ist schwarz, das Weibchen (welches zuverlässig Buffon's Canard brun, Pl. enl. 1007, und diese weder, wie Temminck will, das Weibchen von Anas Fuligula, noch, wie Latham behauptet, von Anas Morila ist), braun, bei beiden die Schwungfedern zweiter Ordnung und die Ohrengegend, beim Weibchen auch die Zügelgegend weiß. Das Weiße am Ohr ist beim Männchen manchmal wenig bemerklich, dagegen hat es häufig einen weißen Strich unter den Augen. Seine am Anfange weitere Luftröhre erweitert sich in der Mitte noch einmal und hat am Ende einen nicht großen, knöchernen Labyrinth.

Die Turpane bewohnt den Norden der Erde, doch nicht viel weiter als bis zum 30. Grade der Breite. Am häufigsten findet man sie im nördlichen und östlichen Sibirien, weit seltener in Europa. Sie hält sich an der See auf, nistet aber tief im Lande hinein, an Seen und Sümpfen, und selten in der Nähe der Küsten, im Juni und Anfang des Juli. Sie füttert ihr Nest mit vielem elastischen Flaum und legt 8 — 10 glatte, glänzende, weiße Eier, welche 28 Linien lang und 18 Linien im Durchmesser halten. Sobald das Nest fertig ist, verlassen die Männchen ihre Weibchen, welche die Jungen so lange erziehen, bis sie flügge sind, da sie dann mit der ganzen Brut den Männchen nachfolgen. Sie ziehen früh nach Süden, bis Neuyork, Teutschland, Frankreich, der Schweiz, dem kaspischen See, dem Baikal, und kehren seht spät zurück. Sie ernähren sich von Conchylien und haben einen thranigen Geschmack; gleichwol werden sie, wenn sie am Ende des Juli und Anfangs August durch die starke Mauser nicht gut fliegen können, von den Tungusen auf seichte Stellen in den Mündungen der Flüsse getrieben und in großer Menge erschlagen, oder ergriffen, oder mit Schlingen vermittels eines Köders von Fischrogen gefangen, oder die Männchen mit einem langen Spieß erstochen, auf welchem ein aus Holz nachgebildetes Weibchen sitzt.

Anas fuscescens. Braune Ente. Sie ist 15 Zoll lang; ihr Schnabel groß, an der Wurzel dick, bläu-

Digitized by Google

lich, an der Spitze schwarz; Kopf und Hals hellbraun, der untere Theil des letztern und die Brust ebenso, mit rostfarbenen Rändern; Flügel aschgrau; Spiegel blau mit weißen Spitzen; Schwanz und Füße schwarzbraun. Neufoundland.

Anas Gambensis *Linn.*, s. A. Aegyptiaca. A. Gambensis *Lath.*, s. A. armata. Anas Gattair, s. A. Nyroca.

Anas Georgica. Aschfarbige oder georgische Ente. Latham beschreibt sie nach einer Zeichnung in Banks' Sammlung so: „Sie ist 18¼ Zoll lang; der Schnabel 22½ Linien, er steigt gegen die Spitze hin etwas in die Höhe, und ist gelb, an der Wurzel und Spitze braunschwarz; Augen rothbraun; Kopf und Hals hell röthlichgrau, vorn heller, mit feinen dunkelbraunen Strichen; Oberleib hellröthlichgrau, dunkelbraun gefleckt; Schulterfedern ebenso, aber dunkler; Flügeldeckfedern hellgrau; Spiegel spangrün, mit schwarzen Spitzen und einem weißen Bande oben und unten; Seiten hellgrau, dunkler gefleckt; Schwungfedern und Schwanz schwarzbraun; Füße grünlichgrau. Es war ein Männchen, welches man im Januar in Süd-Georgia antraf und wohlschmeckend fand. Eine ziemlich ähnliche Ente fand man am Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Farbe war im Allgemeinen braun aschfarben, an der Gurgel weiß gefleckt.

Anas Glaucion, Spatelente. Unter diesem Namen beschrieb Linné ein junges Männchen und junges Weibchen der goldäugigen Ente (Anas Clangula), sowie Belon bereits ebendiese unter dem Namen Morillon Glaucion, beschrieben hatte; Brisson hingegen wandte diese Namen zur Bezeichnung der jungen Straußente (Anas Fuligula) an, die er, sowie Linné die goldäugige junge Ente, für eine von der alten verschiedene ansah. Linné beging aber den noch größern Fehler, daß er Brisson's Glaucion bei seiner A. Glaucion als synonym anführte. Seine Nachfolger, deren Finger fertiger waren als ihr Kopf, schrieben nun entweder Brisson oder Linné ab, oder mischten, was der Eine sagte, unter das, was der Andere gesagt hatte, und so war ihre Anas Glaucion bald die weibliche oder junge goldäugige, bald die junge gehaubte Ente, bald ein Bastard aus beiden, der nie da war. Latham entdeckte zuerst den Irrthum, und Bechstein und Temminck setzten ihn noch heller in das Licht. Beseke beschreibt sogar die Wartenente (A. Marila), sowie Hönert die Löffelente (A. clypeata), unter dem Namen Anas Glaucion.

Anas glocitans *Pall.*, A. formosa *Georgi*. Gluckende Ente. Pallas erwähnt der Beschreibung dieser Ente durch Georgi nicht, von dem er sie selbst erhalten hatte, aber die Vergleichung beider Beschreibungen läßt keinen Augenblick daran zweifeln, daß nicht beide einerlei seien. Pennant hatte ohne von beiden etwas zu wissen, nach seiner eigenen Angabe, die Anas glocitans unter dem Namen Bimaculated Duck beschrieben. Nach ihm mißt sie 18⅞ Zoll pariser (20″ englisch) Maß, war also größer, da die des Pallas und Georgi nur 16 Zoll lang sind; auch hatte sie am Gemicke, wie die kleine Kricke (A. Crecca) eine Holle, deren Pallas und Georgi nicht gedenken, vermuthlich weil sie dieselbe, wie die meisten Schriftsteller bei der kleinen Kricke, übersahen, mit der diese gluckende Ente viel Übereinstimmendes hat. Ihr 15 Linien langer Schnabel ist schwarz, die Augen braun; die Füße schmutzigorange, der aus 14 oder 16 Ruderfedern bestehende 3½ Zoll lange Schwanz etwas spitz; die Haube der Länge nach schwarz, mit einer weißen über die Augen laufenden Linie eingefaßt; zwischen dem Schnabel und dem Auge ist ein blasser Fleck, den das schwarze Kinn und tiefschwarze vom Auge herabsteigende Bogen einschließen; hinter diesen liegt ein blasser Bogen von der Kehle bis zum Auge, den ein sammetgrüner am Ende schwarzer, weiß eingefaßter Bogen umschließt. Das Genick ist violettschwarz, Nacken, Vorderrücken und Seiten sind grau mit feinen Wellenlinien; die Gurgel gelbroth, schwarz gefleckt, der Unterleib weiß, nur die Afterfedern schwarz, mit rostfarbenen Rändern, und durch ein weißes Band von den Seiten abgesondert; Deckfedern und Steiß graubraun, Schwanzfedern und Ruderfedern braun, doch die beiden mittelsten Ruderfedern weiß; der Spiegel schwarz, oben atlasgrün, vorn ziegelroth, hinten weiß eingefaßt. Männchen und Weibchen sind in der Farbe fast gar nicht verschieden, nur das letztere minder lebhaft gefärbt. Die Pauke des Männchens ist nicht größer als eine Haselnuß. Die gluckende Ente erscheint fast jährlich im März und April am östlichen Baikal, und zieht im Mai ab.

Anas Jacquini. Jacquin's oder Jacquinische Ente. Sagte Jacquin (Beitr. zur Gesch. der Vögel S. 5) nicht von dieser auf St. Domingo einheimischen Ente, welche daselbst Succé heißt, sie sei so groß, wie die stolende (A. autumnalis), so würde ich sie für die weibliche stachelschwänzige Ente (A. dominica, A. spinosa) halten, so aber muß ich sie vorläufig als eigene Art mit Latham, Gmelin u. A. betrachten. Sie hat einen schwarzen Schnabel und schwarze Füße; der Hals, die Brust und Seiten sind rothbräunlich; der Rücken schwärzlich, ins Rothbraune verflößt, und ihre Stimme durchdringend.

Anas Huthera, s. A. Bahamensis.

Anas Jamaicensis *Gmel.* Hochäugige oder jamaikaische Ente oder Löffelente. Sie ist eine nicht genau bestimmbare, bis jetzt nur von Latham beschriebene Art; 15 Zoll; ihr sehr breiter, an der Spitze etwas aufwärts steigender Schnabel über 19 Linien lang, seine obere Kinnlade blau, die Gegend der Nasenlöcher aber, die Seiten, und die ganze untere Kinnlade orange; die Augen stehen sehr hoch und sind braun; die obere Hälfte des Kopfes schwarz, die untere und die Kehle weiß, schwarz gefleckt, der Hinterhals braun; Gurgel und Brust dunkelbraun und rostfarben bandirt; Bauch, After und Steiß dunkelbraun, mit rostbräunlich-weißen Bändern, nächste untere Schwanzdeckfedern schmutzigweiß; Rücken- und Schulterfedern braun, mit wenigen gelblichen Flecken; Flügel und Schwanz dunkelbraun, der letzte keilförmig und ziemlich lang; Füße orange. Sie kommt nach Jamaica im October und November, und bleibt dort bis in den März. Latham vermuthet, es sei dieselbe Art, welche Bankroft eine Gattung von Schopfenten nennt.

Digitized by Google

Anas Javanensis, s. A. falcaria.

Anas Indica *Aldrov.*, s. A. moschata.

Anas Indica *Gesn.*, s. A. fusca.

Anas Islandica. Isländische Ente, Hrafn-Dend. Anas cristata nigra, pedibus croceis, collo inferius pectore et abdomine albis; dies ist alles, was wir von dieser isländischen Ente aus Olaffen's und Pavelsen's Reise durch Island I. S. 292 wissen. O. F. Müller bildete eine eigene Gattung daraus, die Pennant, und nach ihm Latham und Gmelin annahmen, und der letzte Anas Islandica nannte. Mir scheint sie nichts weiter als eine junge Schellente Anas clangula, zu sein.

Anas jubata *Lath.* Mähnige Ente? oder Eider? Nach Latham's Abbildung scheint der Schnabel die Gestalt eines Gänseschnabels zu haben, und sie mithin eine Eider zu sein. Sie ist von der Größe einer Pfeifente, 22½ Zoll lang; ihr Schnabel verhältnißmäßig kurz und schwarz; die Füße braun oder schwarz; Kopf und Hals sind chocolatbraun, zu Zeiten braunroth; die Federn am Genick viel länger, etwas heller und haben schwarze Spitzen; der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind bräunlich aschfarben, manchmal auf dem Rücken vier oder fünf schwarze Flecken; der Unterrücken, Steiß, Schwanz, die Mitte des Unterleibes, der Bauch, die After- und Schwungfedern sind schwarz; die Seiten grau mit kleinen wellenförmigen Querlinien; der Spiegel grün, oben und unten weiß eingefaßt. Die Enden der Federn der Gurgel sind silbergrau, mit einem schwarzen Fleck an jeder Seite des Grauen. Die Flügel reichen nicht ganz bis zu Ende des Schwanzes. Bei dem Weibchen ist der Bauch weiß und der grüne Spiegel kleiner. Sie ist in Neu-Südwales zu Hause, am Flusse Hawksbury häufig und setzt sich auf Bäume.

Anas juncea vel graminea. Schmielente *Gesn.* Gesner sagt, sie habe ihren Namen daher, weil sie gern Schmielen fresse; Schnabel und Füße seien schwarz, übrigens gleiche sie der Märzente (A. Boschas fera), außer, daß ihre Farbe heller sei. Nachher bildete Frisch eine solche Ente unter ebendiesem Namen ab, die sich, außer, daß sie nicht größer als eine Kricke ist, noch durch den Mangel der gekrümmten Ruderfedern von der Märzente unterscheidet. Schon Brisson hielt sie indessen für eine bloße Abart derselben, und diese Meinung ist auch die gewöhnlichste und wahrscheinlichste, indessen immerhin ungewiß, und sie vielleicht eine eigne, wenig bekannte Art.

Anas Kekuschka, s. A. strepera. A. Kogolka, s. A. Penelops.

Anas Labradorica *Gmel.* Schäckige oder labradorische Ente. Sie ist von der Größe der gemeinen Ente und 17¾ Zoll, der Schnabel etwas über 2 Zoll lang, der größte Theil der Oberkinnlade an der Wurzel orange, das übrige gelb; die Federn auf dem Wirbel erheben sich in eine schmale Kante, über welche ein schmaler weißer Streif bis zum Genicke läuft, übrigens sind Kopf und Hals rostigweiß; die Mitte des Halses umgibt ein schwarzes Halsband, welches über den Nacken bis zum Rücken läuft; dieser, Brust, Bauch und Schwungfedern sind nach Pennant schwarz, nach Latham braun, die Schulterfedern und Schwungfedern zweiter Ordnung weiß, die Füße gelb mit schwarzer Schwimmhaut. Bei dem Weibchen sind die Füße schwarz, übrigens das Gefieder braun oder grau wolkig, der Spiegel nach Pennant weiß, nach Latham haben die Schwingen zweiter Ordnung nur eine weiße Spitze, und bilden blos ein Band. Labradorische Küste und Connecticut.

Anas latirostra, s. A. clypeata, Fuligula und Nyroca. A. leucocephala, s. A. glacialis und A. mersa.

Anas leucophrys. Weißbranige Ente, Merrem. Le Canard à sourcils blancs, *Azara.* Die Flügelweite dieser Ente ist 22 Zoll, ihre Länge 13⅓", die des schwärzlichen, an der Wurzel bläulichen Schnabels 17½ Linien, des nur 12 Ruderfedern enthaltenden Schwanzes 2½ Zoll; die Schenkel sind fast ganz befiedert, und von den 25 Schwungfedern die erste und zweite die längsten. Die Augen sind braun; die Füße röthlichweiß; Kopf, Hinterhals, Ellenbogenfedern und Schulterfedern sind braun, nur läuft über die Augen bis zum Genick ein weißer Strich; das untere Augenlid und die Kehle sind gleichfalls weiß; der Vorderhals und Unterleib weiß, braun bandirt; die Afterfedern sind nur an der Spitze braun; die Deckfedern der Flügel stahlfarben; die Ruderfedern schwärzlich mit blaßrostfarbener Spitze; die Schwungfedern erster Ordnung und die breite Fahne der Schwungfedern zweiter Ordnung schwarzbraun; der Spiegel lebhaft grün, mit violetter Einfassung (La partie extérieure de l'aile est d'un brun-noirâtre, comme le grand côté des autres pennes, dont l'autre côté est d'un vert vif avec une bordure violette). Azara beobachtete nur zwei Enten dieser Art in Paraguay, die in der Lebensart mit der Cutiri-Ente (A. Brasiliensis) übereinstimmten.

Anas leucophthalmos und A. leucopis, s. A. Nyroca.

Anas leucopsis *Bechst.* Anas erythropus *Gmel.* Anas Canadensis *Lepech.* Anser leucopsis *Bechst.* Anser erythropus *Bonnet.* Brenta Bernicla *Scop.* Bernicla *Briss.* Weißwangige Gans, Bernakelgans, mittlere Kaßarka, englisch: Bernacle, isländisch: Helsingen. Der Engländer Turner verwechselte sie mit der Ringelgans (Anas Brenta), und durch ihn verleitet Gesner, welcher gleichwol eine sehr gute Abbildung derselben lieferte. Willughby trennte beide zuerst, doch zweifelhaft, ob sie nicht blos dem Geschlechte nach verschieden sein möchten. Linné sah sie einmal als Abart der Ringelgans an, und sie ist die Abart β seiner Anas Bernicla, und das andere Mal noch unbegreiflicher, als das Weibchen der weißstirnigen Gans, seiner Anas erythropus. Gleichwol ist sie von beiden sehr wesentlich verschieden. Die weißwangige Gans ist 26 bis 27 Zoll lang; ihre Flügelweite 3 Fuß; ihr verhältnißmäßig kleiner, halbkegelförmiger, dicker Schnabel ist nur 26 Linien lang und schwarz, wie die Füße, welche eine kleine schwachbelappte Hinterzehe haben; ihre 16 Zoll langen Flügel reichen bis zur Spitze des 6 Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanzes; die Stirn, die Seiten des Kopfes, die Kehle, die Brust, der Bauch, die After- und

Digitized by Google

Steißfedern sind weiß; die Zügel, der Wirbel, das Hinterhaupt, der Hals, der Anfang des Rückens und die Rudersedern schwarz; der übrige Rücken braungraulichschwarz, welches sich gegen den Steiß hin allmälig ins Dunkelgraue verliert; die Federn des Vorderrückens sind oft weißgerandet, wie die Deckfedern der Flügel; die größern derselben vor dem Weißen schwarz eingefaßt; die größern Schwungfedern schwarz, grau gerandet; die Schenkelgegend weiß, mit braunen Flecken.

Sie bewohnt Island, Lappland und Samojedien, erscheint auch, wiewol selten, in Hudsonsbai und Teutschland, aber in großer Menge im Winter in Holland und besonders an der Nordwestküste Großbritanniens, und hat daher vermuthlich, sowie die geringelte Gans, zu der Fabel die Veranlassung gegeben, daß sie auf alten Mastbäumen wüchse, oder aus der Entenmuschel (Lepas anatifera) entstände. Sie ernährt sich vorzüglich von Wasserpflanzen, grünem und reifem Getreide, und hat daher ein wohlschmeckendes Fleisch, weßhalb sie von den Samojeden zur Zeit der Mauser auf seichten Seen in Menge erschlagen wird. Sie läßt sich leicht zähmen, und nimmt dann mit der gewöhnlichen Nahrung des Hofgeflügels vorlieb. Ihre Stimme ist ein heiseres Kak, Kak, Kak.

Anas leucoptera *Gmel.* Anser leucopterus *Bonnet.* Hochbeinige Eider, gestreifte Gans, Trappgans. Bougainville fand auf den Falklandsinseln eine Gans, der man von ihren hohen Beinen und langem Halse den Namen Trappe (Outarde) gab, deren Männchen weiß, auf dem Rücken und den Flügeln mit Schwarz und Grau vermischt, das Weibchen braunroth (fauve) war, und die ein wohlschmeckendes Fleisch lieferte, und sechs Eier legt. Cook glaubte sie in einer Gans an der Magellanischen Straße wieder zu finden, deren Männchen ganz weiß, das Weibchen schwarz mit weißen Bändern, und die wahrscheinlicher die spiegelige Eider (A. Antarctica) ist, wenn beide wirklich verschiedene Arten sind. Bol gewiß bildete aber Brown (Illustr. t. 40) das Männchen unter dem Namen: The white-winged antarctic Goose, ab, welches Gmelin's A. leucoptera, ist, und gern glaube ich mit Maudupt (Encycl. méth. Anim. II. p. 251), daß Buffon's Oie des terres Magellaniques, Gmelin's A. Magellanica, Bonnet Anser Magellanicus, die magellanische Gans das Weibchen sei. Das angenommene Männchen ist 30—37½ Zoll lang, der Schnabel noch nicht 2 Zoll lang, und wie die Füße schwarz. Am Flügelbug hat sie einen stumpfen Knopf. Es ist schneeweiß, am Nacken und Oberrücken sind zahlreiche braunschwarze Querlinien, die Schwungfedern erster Ordnung sind schwärzlich, die der zweiten haben ein breites schwarzbraunes und weißes Band, und bilden einen dunkelgrünen Spiegel (der nach Latham einem Exemplare im britischen Museum fehlt), die größern Deckfedern sind schwarz, mit weißen Spitzen und die beiden mittelsten Rudersedern grünglänzend schwarz. Das angenommene Weibchen beschreibt Maudupt so: Es ist viel größer als unsere Gans; Kopf und Oberhals sind purpurfarbig, braun, die Federn des übrigen Halses, der Oberrücken und die Brust fuchsroth, mit einem rothbraunen Querstrich am Ende jeder Feder; die Seiten und der Bauch weißlich, braungrau, schwärzlichbraun quergestreift, die Afterfedern und ein großer Fleck mitten auf den Flügeln weiß; die größern Schwungfedern schwärzlich, einige der kleinen goldglänzend braunlichgrau; Unterrücken und Steiß schwärzlich mit einem Purpurglanze; der Schnabel kurz und schwarz.

Anas leucotis. *Herm.* Obs. zool. I. p. 144. Sie ist so groß wie die Reiherente (A. Fuligula), braun, unten heller, und hat einen weißen Fleck vor und hinter den Augen, in dem letztern aber einige braune Federn, einen weißen Spiegel, eine einzige schwarze Feder unter den letzten Deckfedern, einen breiten schwarzen Schnabel, schwarze Füße und einen Labyrinth. Unstreitig ist sie nichts anderes als eine junge männliche Reiherente (A. Fuligula).

Anas lobata *Lath.* Lappige Ente. Sie ist so groß wie die gemeine Ente und unterscheidet sich auf eine merkwürdige Weise durch zwei breite rundliche Hautlappen von dunkler Farbe, welche von der Unterkinnlade herabhangen. Ihr Schnabel ist breit, an der Spitze herabgebogen; ihr Gefieder braunschwarz mit zahlreichen weißlichen Querlinien und Flecken; unten ist sie weiß, mit unregelmäßigen braunschwarzen Flecken; die Schwungfedern und der etwas keilförmige Schwanz sind braunschwarz; die Füße bleifarben. Sie bewohnt Neu-Holland.

Anas longicauda, s. A. acuta. A. longicauda glacialis und A. l. ex insula Terrae Novae, s. A. glacialis. Anas longirostra, s. Mergus Serrator.

Anas lucida *S. G. Gmelini*, A. Gmelini *Lath.* Bleifarbne, schwarzrothe, caspische Ente. Unter dem Namen A. lucida beschrieb S. G. Gmelin (Reise durch Rußland. I. S. 70. II. S. 182. Taf. 16. III. S. 146) eine Ente, die er für neu ansah, und welche er zu Woronesch und Astrachan antraf. Ihre Größe war die der kleinen Kricke, und ihre Farbe dunkelroth, Nacken und Gurgel schwarz, die letztere aber mit röthlichen Querstreifen überlaufen; der Rücken fiel ins Schwarze; der Spiegel war weiß; die Deckfedern der Flügel spielten ins Grüne; ein Fleck am Mundeswinkel war weiß; die Brust weißlich mit schwärzlichen Flecken; die Seiten schneeweiß; die 12 (?) Rudersedern schwarz. Abbildung und Beschreibung sind so schlecht, daß man mit Gewißheit über diese Ente nicht urtheilen kann. Nach Pallas ist sie A. Glaucion, aber dieser Name ist ebenso zweifelhaft. Vielleicht war sie eine junge Reiherente (A. Fuligula), oder, was mit wahrscheinlicher ist, eine junge weißäugige Ente (A. Nyroca).

Anas Lybica, s. A. moschata und A. rutila.

Anas Madagascariensis *Gmel.* Dunkelgrüne oder madagaskarische Ente oder Kriekente. Sie ist ungefähr so groß wie eine Kricke (A. Crecca). Die Federn des Genickes sind verlängert; die Stirn, die Seiten des Kopfes, die Kehle, ein schmaler Strich an den Seiten des Halses, ein Band um diesen, die Brust und der Bauch sind beim Männchen weiß; an den Seiten des Genickes ist ein länglichrunder grüner Fleck, hinten und vorn schwarz eingefaßt; der Nacken schwarz; die Gurgel und die Seiten fuchsroth, mit einigen schwärzlichen Querstrichen; der Rücken, die Schulter- und Deckfedern

Digitized by Google

der Flügel sind dunkelgrün; die größern Deckfedern sind aber an der äußern Seite weiß, und bilden dadurch ein weißes Band über den Flügel; die Schwungfedern sind schwärzlich; die Ruderfedern ebenso, aber grün schimmernd; der Schnabel ist weiß, doch sein Nagel und vorn die halbe Unterkinnlade schwarz. Beim Weibchen ist der Körper oben braun und bräunlichgrau bunt, unten weißlich bräunlichgrau. Madagaskar.

Anas Magellanica *Sparrm.*, ſ. A. antarctica.

A. Magellanica *Gmel.*, ſ. A. leucoptera.

Anas Malacorhynchos *Gmel.* Weichſchnäbelige Ente. Sie iſt von der Größe der Pfeifente, und nicht völlig 17 Zoll lang. Ihr hellgrauer, 14 Linien langer, Schnabel iſt vorn häutig, biegſam und ſchwarz; die Haube grünlichgrau, ihr Körper hellbläulich bleifarben, über die Flügel läuft ein weißer Fleck, an der Bruſt iſt eine Miſchung von Roſtfarben, die Füße ſind bräunlich bleifarben. Sie wurde zu Duſkyhai auf Neuſeeland im April beobachtet, wo ſie He-Wihgo heißt, und man von ihr erzählt, daß ſie eine pfeifende Stimme habe. Ihr Männchen iſt vielleicht die Ente, welche in Neuholland Wrongi, bei Latham Anas membranacea genannt wird, und deren Beſchreibung ich hier gleich folgen laſſe. Sie iſt etwa ſo groß, wie die gemeine Ente, und 18 Zoll lang; der vordere breitere Theil ihres großen Schnabels iſt ſchwarz, häutig und weich; die Augen ſind blau; die Haube, die Augengegend und der Hinterhals ſind ſchwarzbraun, Rücken und Flügel roſtigbraun; über und hinter dem Auge iſt ein roſtfarbiger Strich; einige der innern Flügelfedern haben ſehr helle Spitzen, wie auch der Unterſteil des Steißes um den Schwanz herum; der Unterleib iſt ſchmutzigweiß mit grauen Querflecken, gegen den After und die Weichen ſchwarz. Man fand dieſe Ente auf Neu-Südwales aber ſelten.

Anas Manillensis *Gmel.* Weißmaskige Ente, manilliſche oder luzoniſche Ente oder Kriekente. Sie iſt kleiner als unſre kleine Krieke (A. Crecca). Das Geſicht und die Kehle ſind weiß; Hinterhaupt, Genick und Gurgel und die kleinern Deckfedern der Flügel rothbraun; die Schwungfedern und Ruderfedern ſchieferſchwarz; die Rückenfedern gelb, die des Unterleibes weiß, beide ſchwarz gerandet; Füße und Schnabel ſchwärzlich. Inſel Luzon.

Anas Mareca, ſ. A. Bahamensis.

Anas Marila *Linn.* A. Glaucion *Beseke.* Warten-Ente, Bollente, Bergente, Ente Kagolka Lepech.; das Weibchen Anas fraenata *Sparrm.* Das Weibchen dieſer Ente, und wahrſcheinlich auch das junge Männchen iſt dem Weibchen und Jungen der Reiherente (Anas Fuligula) unter gewiſſen Umſtänden ſo ähnlich, daß es Mühe koſtet, ſie zu unterſcheiden. Beide haben faſt gleiche Größe, 16—17 Zoll, beide 14 ſpitze Ruderfedern in dem runden Schwanze, bei beiden iſt der Schnabel breit und an der Spitze breiter; der jungen Reiherente fehlt auch die Holle, oder iſt doch kaum bemerkbar, und die Farbe iſt dieſelbe, oder doch wenig verſchieden; denn beide ſind oben braun, bei beiden oft, nicht immer, die Schnabelwurzel mit weißen Federn umgeben, beide haben einen weißen, vorn und hinten braunſchwarz eingefaßten Zügel, beide eine weißliche Bruſt, die jedoch bei dem gewöhnlich größern Weibchen des Warten roſtfarbene Wellenlinien hat. Sie unterſcheiden ſich aber dadurch, daß beim Warten die Flügel nur wenig über die Schwanzwurzel treten, und die Mittelzehe noch einmal ſo lang wie die Fußwurzel, die äußere nicht viel kürzer iſt. Die Männchen ſind leicht zu unterſcheiden. Sie haben bei dieſer Art nie eine Holle; Kopf, Hals, Unterrücken und After ſind braunſchwarz, die beiden erſten grün, der Unterhals violett ſchillernd; der Oberrücken iſt weiß mit weilenförmigem ſchwarzen Querlinien; ebenſo aber dichter banbirt ſind die kleinern Deckfedern der Flügel und die Seiten des Bauches; die Schwungfedern der erſten Ordnung ſind bräunlichweiß, mit brauner Einfaſſung und Spitze, die zweiten weiß, mit braunen Enden; ihre Deckfedern braun, und gegen die Spitze hin etwas braun punktirt; die Bruſt weiß. Vielleicht wird das alte Weibchen dem Männchen ähnlich, denn es iſt wenig bekannt, wenig beſchrieben, nur Hermann ſah mehre, die nicht alle die weiße Einfaſſung der Schnabelwurzel hatten. Überall ſcheint ſie ſelten zu ſein, obgleich man ſie in der Hudsonsbai, durch ganz Europa und Sibirien findet, die meiſten Naturforſcher ſahen nur das Männchen, auch ich ſah das Weibchen nie. Die Luftröhre des Männchens iſt Anfangs weit, verengert ſich allmälig, und hat am Ende eine große knöcherne Pauke, deren große linke Kammer ein großes Trommelfell hat. Sie erſcheint nur einzeln im Zuge, oder in kleinen Geſellſchaften, und ernährt ſich vorzüglich von Schalthieren, doch auch von Fiſchen, Amphibien und Waſſerpflanzen, und hat ein widrig ſchmeckendes Fleiſch.

Anas melancorypha, ſ. A. nigricollis.

Anas melanocephala. Unter dieſem Namen beſchrieb Hermann (Obs. zool. l. p. 145 und tab. aſſin. anim. p. 161) unverkennbar ein junges Männchen der Schallente (A. clangula), Gmelin wandte ihn zur Benennung des chiliſchen Schwans an, der höchſt wahrſcheinlich mit dem ſchwarzhälſigen (A. nigricollis) einerlei iſt.

Anas mersa *Pall.* A. leucocephala *Scop.* A. ruthenica *Bonnet.* Steuernde, weißköpfige, uraliſche Ente, Ruderente, Faſanenente. Sie iſt etwas größer als die Knäkente, und das Männchen 15—16 Zoll lang, wovon der Schnabel beinahe 2 Zoll und der Schwanz etwa 4 Zoll wegnimmt. Der Schnabel iſt vorn breiter als an der Wurzel, wo er ſehr dick iſt, und mit zwei ſpitzen Winkeln gegen die Stirn hin ausläuft. Er iſt blau, hat an der Spitze divergirende Furchen und einen kleinen ſtark gekrümmten Nagel. Die Füße ſtehen faſt ſo weit nach Hinten, wie bei den Steißfüßen, haben eine breit belappte Hinterzehe und ſind bräunlichgrau mit dunklern Schwimmhäuten; die Flügel reichen nur bis zur Wurzel des aus 18 ſehr ſchmalen und ſteifen Ruderfedern beſtehenden Schwanzes; der Kopf des Männchens iſt weiß, doch ſein Scheitel bis zum Genick, und ein breites Halsband ſchwarz; die Gurgel und die Bruſt ſind gelbbraun mit ſchwarzen Wellenlinien; der Rücken grau, braungewölkt; Bauch, After und Steiß

Digitized by Google

braun, grau bespritzt; die Flügel braun; die Ruderfedern schwarz. Der Schnabel des kleinern Weibchens ist beiweitem nicht so dick, und braun, und der Kopf gleichfalls braun, nur die Kehle weiß, und von ihr läuft ein weißer Streif bis zum Genick. Sie hält sich auf den großen Seen des uralischen Gebirges, am Irtisch und Ob auf; auch verfliegt sie sich zu Zeiten bis nach Livland, Finnland, Teutschland und dem Bodensee. Nur mit Mühe kommt sie an das Land, da sie kaum zu gehen im Stande ist, sondern hält sich stets auf den tiefsten Stellen der Seen auf, wo sie mit bis zum Steiß im Wasser befindlichen Schwanze, den sie als Steuerruder anwendet, schwimmt, doch ihn auch aufrichten und als Segel anwenden soll. Sie ernährt sich von Schalthieren und Fischen, hat eine der Stimme der Eisente ähnliche Stimme, baut aus Rohr ein schwimmendes Nest, und wird in ihrem eigenthümlichen Vaterlande in Schneusen mit einem Klebnetze, oder mit pferdehaarenen Schlingen, die an einem Stricke über dem Spiegel des Wassers hängen, gefangen.

Anas Mexicana *Bonnet.*, s. A. Novae Hispaniae.

Anas Mexicana *Gmel.* **Anas clypeata Mexicana** *Briss.* Buntrückige Ente, mexicanische Löffelente, Mexicanisch: Yacapatlahoac. Diese Ente ist nach Hernandez etwas kleiner als eine Hausente, ihr Schnabel sehr breit, besonders gegen die Spitze hin, und unten, wie die Füße blaßroth, oben braunroth, am Rande schwärzlichorange; das Gefieder mit rostfarbigen (fulvis), schwarzen und weißen Halbkreisen; der Bauch ganz rostfarben; die Flügel theils weiß, theils glänzendgrün, theils braun. Er fügt hinzu, manche wollten diese Ente lieber Tempatlahoac nennen, dieses ist aber der Name des Männchens der Löffelente (Anas clypeata) in Merico, und die gegenwärtige offenbar das Weibchen. Azara fand sie auch in Paraguay.

Anas Monacha *Scop.* Mönchente, Nonnenente. Unter diesem Namen beschreibt Scopoli (Ann. h. n. I. p. 65) eine Ente, welche etwas größer als die Hausente war, aus dem kaiserlichen Cabinette, und mithin wahrscheinlich keine Abart der gemeinen, wie Bechstein vermuthet, sondern eine ausländische. Ihr Schnabel war gelb mit schwarzen Flecken und einem schwarzen Nagel; die Oberkinnlade hatte an jeder Seite 43—45 Zähne. Sie war weiß, aber die Zügel grau; der Kopf und die Gurgel schwarz gefleckt; die ersten Schwungfedern an der Spitze braunbunt; der Spiegel grünviolett, und mitten auf jeder Ruderfeder ein brauner lanzenförmiger Fleck.

Anas Monachus, s. A. Brenta.

Anas moschata, Indica, Lybica, Cairina. Türkische Ente, Bisamente, in Brasilien und Paraguay: Ipecati-Guaçu, oder Ypeguaçu. Wie alle Hausthiere hat die Bisamente im gezähmten Zustande manche Veränderungen erlitten; ich theile daher die Beschreibung derselben im wilden Zustande nach Azara mit. Das Männchen ist 34 Zoll lang, wovon 7½ Zoll auf den Schwanz kommen, der 18 Ruderfedern enthält, von denen die äußersten um 3 Zoll kürzer als die mittelsten sind. Die Flügelweite ist 56 Zoll. Die Flügel enthalten 26 Schwingen, von denen die dritte die längste ist. Die Federn der Haube und des Genickes sind lang und schmal, und der Vogel kann sie nach Willkür aufrichten. Das Auge umgibt eine nackte schwarze Haut, welche sich bis zum Mundeswinkel, und an der Oberkinnlade bis zu den Nasenlöchern erstreckt, zwischen denen man eine große, weiche, schwarze Warze bemerkt; hinter ihr ist eine Gruppe rother Warzen bis zur Stirn, die sich von da bis über das Auge erstreckt; und noch hinter diesen liegen ähnliche, kleine, einzelne, rothe Warzen. Das Gefieder ist grün- und violettschillernd schwarz. Einige haben weiße Flecken am Hinterhaupte, und ebenso sind bei manchen die Deckfedern der Flügel weiß; die Füße sind schwarz; die Regenbogenhaut gelb, und der Schnabel schwarz mit einem himmelblauen Bande vor den Nasenlöchern, einem Fleck von derselben Farbe nahe am Ende, und einem rothen hinter diesem. Das Weibchen ist nur 26½ Zoll lang, die nackte Haut an den Seiten des Kopfes kleiner, und an der Schnabelwurzel bemerkt man die Warzen nicht, welche das Männchen daselbst besitzt; den jungen Vögeln fehlen die nackte Haut und die Warzen; die Kehle ist braun und hell fuchsroth, die Seiten des Kopfes und der Anfang des Vorderhalses, wie auch die Aftersedern sind schwärzlich; die Schwungfedern sind glänzend silberfarben und ihre Deckfedern schwärzlich mit weißen Rändern, das übrige Gefieder ist glänzend schwarz. Im zahmen Zustande sind die Warzen, welche die Augengegend und die Schnabelwurzel bedecken, größer, sie geht in demselben weniger aufrecht und minder beschwerlich, und zeigt in der Farbe des Gefieders mehre Abänderungen.

Das Vaterland dieser Ente ist Brasilien und Paraguay, und sie auch dort die Art, welche gewöhnlich zahm gehalten wird. Die Benennungen, türkische Ente, Anas Lybica, Indica, Muscovy Duck etc. sind also ebenso falsch, wie die, welscher oder kalekutischer Hahn, bologneser Hündchen u. s. w. Gleichwol hat sie sich in der alten Welt weit verbreitet, und kommt nicht nur in derselben gut fort, wenigstens wenn man sie mit Sorgfalt im Winter behandelt, sondern erzeugt auch mit der gemeinen Ente wohlschmeckende Bastarde. Sie ist überhaupt sehr hitzig, und läßt sich selbst leicht von Hähnen und Putern treten, legt aber bis jetzt stets taub befundene Eier darnach. Zahm kann man sie übrigens ganz wie die gemeine Ente behandeln, außer, daß sie einen warmen Stall im Winter verlangt. In Paraguay ist sie sehr häufig, doch erblickt man sie gewöhnlich nur paarweise, doch auch in Ketten von 20—30 Stück. Sie sind Standvögel, und ernähren sich vorzüglich von Pflanzen, nicht blos von im Wasser wachsenden, sondern auch von Maniokwurzeln, Mais, Getreide ꝛc., und gehen am liebsten im Mondenscheine ihrer Nahrung nach. Im wilden Zustande fängt ihre Legezeit im September an, und sie legen 10—14 Eier in eine Höhle, oder in einen Baumstamm, ohne ein weiteres Nest zu bereiten, als daß die Mutter einigen Flaum von ihrer Brust hinlegt. Ihre Stimme ist tief, und man hört sie nur ganz in der Nähe. In Teutschland wird sie mehrentheils nur einzeln

Digitized by Google

gehalten, Grossinger aber sah an der Mündung der Donau ganze Heerden derselben.

Anas muralis *Merr.* Kirchliche Ente. Le Canard à bec tricolor *Merr.* Sie ist 14½″, ihr Schwanz 2½″, ihr Schnabel 17″ lang und ihre Flügelweite 22¼. Zoll. Von den 24 Schwungfedern ist die zweite die längste, und der Schwanz enthält 14 Ruderfedern. Der Kopf ist oben schwarz, am Hinterhaupte braun, übrigens weiß; die Federn des Hinterhauptes und Rückens sind schwärzlich mit rostigweißer Einfassung und Querstrichen; die Schulterfedern und letzten Schwungfedern schwärzlichbraun, mit einem weißen Längsstreifen; die Deckfedern schwärzlichbleifarben, die größern an der Spitze weiß; der Spiegel ist grün, in das Blaue, Violette und Goldfarbene spielend, die Schwingen, welche ihn bilden, sind an der Spitze weiß, und die erste derselben hat ein sammetschwarzes Band; Steiß, Schwanz, Unterleib und Schenkel sind schwarz und weiß quergestreift; der Vorderhals und die Gurgel rostigweiß, schwarz gefleckt; die Füße sind bleibleifarben; die Augen roth und der Schnabel himmelblau, an der Wurzel und am Nagel schwarz, mit einem orangefarbenen Fleck bei den Nasenlöchern. Das Weibchen unterscheidet sich blos durch die etwas kleinere Größe. Sie hält sich in Paraguay, vielleicht auch in Buenos-Ayres auf und kommt in ihrer Lebensart mit der Cutiriente (A. Brasiliensis) überein. Einige Enten dieser Art nisteten in den Mauerlöchern der Kirche zu Areco.

Anas muscaria, s. A. Strepera.

Anas nigra, so nennt Aldrovandi die Turpanente (Anas fusca), Besele die türkische Ente (A. moschata), Linné die schwarze Ente, Trauerente, wovon das Junge von Naumann (der indessen selbst diese in der Folge als Irrthum erklärt) unter dem Namen Weißbackenente, von Temminck unter dem Namen: Anas cinerascens, und von Besele unter dem: Anas Orphanos, als besondere Art beschrieben wurde. Der Erpel ist 20½ Zoll lang und mißt mit ausgebreiteten Flügeln 30 Zoll. Der 2¼ Zoll lange Schnabel wird gegen die Mitte hin breiter, und ist an der Wurzel höckrig erhöht; sein Nagel ist kaum zu unterscheiden, da er sehr breit und flach ist; er ist schwarz, um die Nasenlöcher herum aber orangefarben, und auf seiner Wurzel liegt beim alten Männchen ein kugelförmiger Wulst, welcher auch schwarz oder dunkelolivenfarben ist, und über welchen ein orangefarbener Strich von Hinten nach Vorn läuft. Die Augen sind braun. Die Flügel reichen nur etwas über die Wurzel des 4 Zoll langen, sehr keilförmigen, aus 16 harten und spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die Füße stehen weit rückwärts, sind grünlichbleifarben, ihre Schwimmhaut aber schwarz, und die Hinterzehe belappt. Das ganze Gefieder ist glänzend schwarz. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, und nur 17 Zoll lang; ihr fehlt der Wulst über den Schnabel; die Haube und das Genick sind braunschwarz; die Wangen und Kehle hellgrau, braun gefleckt; Rücken, Flügel und Bauch dunkelbraun, mit weißlichbraunen Rändern. Die jungen Vögel sind fast ebenso gefärbt, ihre Wangen grau, ihre Kehle weißlich. Im zweiten Jahre ist das Männchen braunschwarz, nur seine Wangen weißlichgrau.

Die schwarze Ente ist im Norden von Norwegen und Lappland, vermuthlich auch im Norden von Amerika und Asien im Sommer, und zieht gegen den Winter nach wärmern Gegenden. Wenigstens hat man sie in Kamtschatka, Neuyork, Berefof, selten an der Küste von Livland, selten in Teutschland und der Schweiz angetroffen. In größerer Menge findet man sie an den englischen, und in der größten an den nördlichen Küsten von Frankreich im Winter, wo man ihre vorzügliche Gabe sehr tief unterzutauchen, und Muscheln aus der Tiefe herauszuholen benutzt, sie mit einem unter dem Wasser ausgespannten 50 Toisen langen, 1½ Toise breiten Netze zu fangen, wodurch man auf einem Zuge oft 20—30 Dutzende erhält. Gleichwol schmecken sie so schlecht und fischig, daß sie als Fastenspeise zu essen erlaubt sind. Sie fliegen sehr niedrig, stets nahe an der Oberfläche des Wassers und lassen sich zähmen.

Anas nigra major, s. A. fusca. Anas nigra major Freti Hudsonis, s. A. perspicillata. A. nigricans, s. A. cinerea.

Anas Nilotica, s. A. Aegyptiaca.

Anas Novae Hispaniae *Briss.* A. Mexicana *Born.* Querquedula Mexicana *Briss.* Mondliebende, surinamische, mexicanische, punktirte, orangeköpfige Ente, mexicanisch: Tolteocoloctli oder Metzcanauhtli. Diese mexicanische, nur durch Hernandez bekannte Ente ist nach meiner Vermuthung von der Sukuruente (A. discors) nicht verschieden; doch wage ich es nicht zu bestimmen, weil bei der gegenwärtigen die Grundfarbe weiß, bei der Sukururu hellrostfarben ist. Die mondliebende Ente, Metzcanauhtli, hat ihren Namen daher, weil die Mexicaner sie beim Mondenscheine zu fangen pflegen, und ist so groß, wie eine Kricke. Ihr mäßig breiter Schnabel ist oben blau, unten schwarz; ihr Gefieder weiß, schwarz gefleckt; die Flügel oben abwechselnd blau, weiß, grün, rostfarben und schwarz; die Füße hellroth; der Kopf ist hellorange und schwärzlich, zum Theil pfauenschweifig (caput partim subfulvum et subnigrum, et partim pavoninum colorem imitatur); zwischen dem Schnabel und Auge ist ein oben breiterer, unten spitz zulaufender weißer Fleck; der Schwanz ist unten blau, oben schwärzlich, mit weißer Einfassung. Beim Weibchen ist der Schnabel schwarz; die Füße sind bleifarben; das Gefieder ist unten größtentheils weiß und schwarz, oben hat das Schwarze die Oberhand und die Flügelränder sind rostfarben; an den Flügeln bemerkt man am Ende zu Zeiten etwas Grünes oder Pfauenschweifiges (pavoninum). Sie sind Zugvögel.

Anas Novae Selandiae *Gmel.* Hepatek oder neuseeländische Ente. Diese nur nach Banks' Zeichnungen bekannte Ente ist so groß wie eine Kricke (A. Crecca) und 14 Zoll lang. Der 22¼ Linien lange, ziemlich dicke Schnabel ist bläulichweiß, mit einem schwarzen Nagel; die Augen goldfarben; Kopf und Hals schwarz, hinten mit Purpurglanz ins Blaue schillernd; Oberleib und Flügel grünglänzend-schwarz; Unterleib und Füße

Digitized by Google

bräunlichgrau; Schwungfedern dunkelgrau, über die der zweiten Ordnung ein weißes Band; Schwanz schmutziggrün. Dusky-Bai in Neuseeland.

Anas Nyroca *Güldenst.* A. palustris *Frisch.* Anas Gantäir und A. Africana *Gmel.* A. Aegyptiaca *Bonnet.* A. leucophthalmos *Bekker.* Weißäugige Ente, Moorente, Moderente, Murente, Brandente, Braunkopf, Donente, afrikanische Ente, oder Kriekente, Gattairente. Willughby beschrieb diese Ente zuerst sehr gut unter dem Namen: Anas fera fusca minor. Capo rosso Venetiis; aber man erkannte sie in seiner Beschreibung nicht, und fast jeder Naturforscher, welcher sie späterhin sah und beschrieb, gab ihr einen neuen Namen und bildete eine eigene Art daraus. Sie hat so viele Aehnlichkeit in Größe, Farbe und Bildung mit der jungen oder weiblichen Reiherente, daß man nur bei genauer Aufmerksamkeit beide unterscheiden kann; sie hat aber keinen herabhängenden Federbusch, sondern nur einen dichbefiederten, wulstigen Kopf, weiße Augen und Afterfedern, und ist etwas kleiner. Das Männchen ist etwas über 15 Zoll lang, seine Flügelweite 22½ Zoll. Der Schnabel ist 19 Linien lang, vorn sehr plattgedrückt und wenig breiter als an der Wurzel, bläulichschwarz; die Flügel reichen bis zur Mitte des 2½ Zoll langen, keilförmigen, aus 14 spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes; die Füße sind grünlichbleifarben, ihre Schwimmhaut schwarz; Kopf, Hals und Brust des Männchens sind glänzend-kastanienbraun, nur das Kinn weiß, und den Hals umgibt ein dunkelbrauner Halsband, welches sich am Nacken herabzieht; der Oberrücken und die Deckfedern der Flügel sind braunschwarz, kaum merklich mit Rostfarbe bespritzt; der Unterrücken schwarz ins Olivenfarbene schillernd; die Ruderfedern und ersten Schwungfedern braunschwarz, die Schwungfedern zweiter Ordnung weiß, mit braunschwarzen Spitzen; die zugespitzten Ellenbogenfedern und Schulterfedern bräunlichschwarz ins Grüne schillernd; die Brust weiß; die Seiten braun, mit rostfarbener Einfassung der Federn; der Bauch und die Schenkel dunkelbraun und der After weiß. Das Weibchen ist etwas kleiner, 14—14½ Zoll lang, und alle seine Farben minder lebhaft, die des Kopfes, des Halses und der Brust ins Braune fallend, und die des Rückens und der Flügeldeckfedern rostfarbig eingefaßt. Bei den Jungen ist das Auge braun, der Kopf fast schwarzbraun, und der Bauch stark braun gewellet. Ich vermuthe, daß S. G. Gmelin's A. lurida ein solches Junges sei. Die Luftröhre des Männchens ist in der Mitte bauchig erweitert, und hat einen großen knöchernen Labyrinth, und an dessen linker Seite eine große mit feiner Haut überzogene Kammer.

Sie lebt am Don und hin und wieder in Teutschland, aus den nördlichen Gegenden der letztern zieht sie nach den südlicheren, der Schweiz, Italien und selbst in Aegypten findet man sie. Sie hält sich am liebsten auf Mooren, Brüchern, und mit vielem Schilfe, Binsen u. s. w. bewachsenen Teichen auf, und ist sehr gesellig. An tiefen Stellen taucht sie wie die Tauchenten, an seichten mit halbem Leibe wie die Schwimmenten, und ernährt sich von Wurzeln, Samen der Wasserpflanzen, Blättern, Knospen, Wasserinsecten, Fröschen und Fischen. Ihre Stimme klingt wie körr, körr. Sie bereiten nach Naumann auf kleinen Erhöhungen im Wasser ein sehr kunstloses Nest aus Rohr und andern Wasserpflanzen, und füttern es mit vielem Flaum, nach Güldenstädt brüten sie in einer kleinen Grube. Sie legen 6—10 weißliche Eier, und für die mit graubraunen Dunen bekleideten Jungen sorgt die Mutter und vertheidigt sie mit einer Gefahr. Ihr Fleisch ist ziemlich schmackhaft.

Anas obscura. Blaupiegelige, dunkelbraune, neuyorkische Ente. Sie ist 22½ Zoll lang. Ihr Schnabel lang, schmal, bläulich-schwarzbraun; die Haube schwarzbraun; der Hals hellbraun, mit schwarzbraunen Strichen; Rücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun; Brust und Bauch gleichfalls, aber schmutziggelb gerandet; Schwungfedern erster Ordnung schwarzbraun; der Spiegel schönblau, mit einem schwarzen Bande; die Ruderfedern des keilförmigen Schwanzes schwarzbraun, mit weißen Rändern; die Füße schwarzbraun oder gelb. Neuyork.

Anas Orphanos, s. Anas nigra.

Anas Oxyura *Merrem.* Spitzschwänzige Ente. Le Canard à queue pointue *Azara.* So wahrscheinlich es auch manchem vorkommen mag, daß diese südamerikanische Ente, die pfeilschwänzige (A. acuta), wenigstens der Tzitzihoa des Hernandez sei, so müssen wir sie doch als eine eigenthümliche Art betrachten, weil die pfeilschwänzige 18, die spitzschwänzige Ente nur 16 Ruderfedern besitzt, welche alle sehr spitz sind, vorzüglich die beiden mittelsten, welche um 15 Linien länger sind, als die beiden daran stoßenden, und diese um 23 Linien länger als die Seitenfedern, die keilförmig wachsen. Die Länge des ganzen Vogels ist 22 Zoll, des Schwanzes 5½ Zoll, des Schnabels, der oben schwärzlich, unten gelb ist, 21 Linien. Die Flügel enthalten 25 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist. Die Füße sind grünlichbraun; der Kopf ist oben gelbbraun, etwas schwarzbunt; an den Seiten aber, sowie das Genick und die Seiten des Halses weißlich, schwarz punktirt; übrigens sind der Hals oben, der Rücken und Steiß braun, mit helleren Rändern; die Deckfedern etwas heller; über die größern läuft ein weißes Band in der Mitte der Flügel; die Schwungfedern sind sammetschwarz, dann folgt ein weißes Band; die letzten Schwungfedern sind an der Wurzel weiß und darauf an der äußern Seite braun, an der innern schwärzlich; die Ruderfedern braun, mit weißem Rande; die Kehle schmuzigweiß; die übrigen untern Theile schwärzlich, bräunlichweiß gerandet. Buenos-Ayres.

Anas palustris, s. A. Nyroca.

Anas parvirostris *Merr.* Kleinschnäbelige Ente. Le Canard à petit bec *Azara.* Sie ist 20 Zoll, der oben blaue, unten schwarze Schnabel 15 Linien, der aus 14 etwas spitzen Ruderfedern bestehende Schwanz 3½ Zoll lang; ihre Flügelweite 33½ Zoll. Von den 25 Schwungfedern ist die zweite die längste; die Federn der Haube und des Genickes sind etwas verlängert. Ihr Gesicht ist bis zum Auge weiß; der Kopf übrigens schwärzlich; vom Auge bis zur Mitte des Halses läuft ein veilchenblau und grün schillernder Streif; der Rest des Hal-

Digitized by Google

ses, Brust und Bauch sind schwarz, und weiß bandirt; die Seiten hellgelb; die Federn der Schultern und des Rückens schwärzlich, weiß gerandet; der Steiß weiß; die Schwungfedern und erste Deckfedern dunkelbraun, die übrigen Deckfedern weiß, mit sammetschwarzer Spitze, ebenso die Schwungfedern zweiter Ordnung; der Schwanz sammtschwarz. Buenos-Ayres.

Anas Penelope, unrichtige Schreibart für Anas Penelops *Linn.* A. fistularis *Geen.* A. Cogolca oder Kogolka *Gmel.* Penelope *Aldrov.* Pfeifende Ente, Pfeifente, Bläßente, Schmeiente. Das Männchen ist 16½ — 19 Zoll lang und 30 Zoll breit; das Weibchen etwa um 2 Zoll kleiner. Die Länge des Schnabels ist 16½ Linien. Er ist gleichbreit, stark gewölbt, beim Männchen bleifarben, an der Spitze schwarz, beim Weibchen braunschwarz; die Augen braun; der Kopf hat hinten etwas längere, spitze Federn. Der Schwanz ist etwas über 4 Zoll lang, stark keilförmig, besteht aus 16 Ruderfedern und wird zu zwei Drittheilen von den 25 Schwungfedern enthaltenden Flügeln bedeckt, deren beide erste Schwingen die längsten sind. Die Füße sind dunkelgrau und die hintere Zehe ohne Lappen. Beim Männchen sind Kopf und Anfang des Halses lebhaft braunroth, gewöhnlich auch, doch nicht immer, die Stirn und der Wirbel rostgelblich-weiß. Hinter dem Auge ist ein schwarzer, grünglänzender Fleck, und häufig das Genick glänzend entengrün bespritzt. Der Anfang der Gurgel ist schwärzlich, weiterhin ist sie, wie der Anfang der Brust, weißlich-braunroth. Der Rücken, die Schenkelgegend und kleinsten Deckfedern sind fein schwarz und grauweiß, zickzackförmig bandirt; der übrige Unterleib, mit Ausnahme der schwarzen Afterfedern, und der größte Theil der Deckfedern ist weiß; die Schwungfedern erster Ordnung sind braungrau, die der zweiten an der äußern Fahne atlasgrün, an der Spitze, sowie ihre Deckfedern, sammetschwarz. Die ersten Ellenbogenfedern weiß, die folgenden weiß und schwarz; die beiden mittelsten Ruderfedern schwarz, die übrigen graubraun, weiß gerandet. Beim Weibchen sind Kopf und Hals graulich-rostfarben, mit schwarzen Flecken; die Ruderfedern graulich-schwarzbraun, mit rostfarbenen, die Flügeldeckfedern graubraun, mit weißlichen Rändern, der Spiegel hellgrau, die Vorderbrust und Seiten von der Farbe des Rückens; übrigens gleicht es dem Männchen. Die Luftröhre des Männchens ist Anfangs etwas weiter als in der Folge, und bildet an der linken Seite eine ziemlich große, knochige, balbkugelförmige, durch eine knochige Scheidewand getheilte Trommel. Obgleich die Pfeifente nicht weiter nordwärts als Schweden zu gehen scheint, so nistet sie doch selten bei uns, sondern besucht uns nur im Durchzuge, wobei sie fliegend einen angenehmen, pfeifenden Ton hören läßt, im September und October, und im Rückzuge im März und April. So durchwandert sie Europa und Asien vom 18. bis zum 110. Grade der Länge und vom 65. bis 35. Grade nördl. Br. In geschlossenen Scharen sallen sie während der Reise auf seichte Gewässer, entfernen sich nie weit von einander, und gehen besonders bei Nacht auf den begrasten Ufern ihrer Nahrung nach, die in allerlei Sämereien, besonders der Gräser, Kräutern, Insekten, Crustaceen, Würmern und Fröschen besteht. Auch die Küsten des Meeres sind ihnen ein angenehmer Aufenthalt, und beim stärksten Sturme schwärmen sie umher. Sie legen 8—9 schmuzig-graugrüne Eier. Im Herbste sind sie sehr fett und von unvergleichlichem Wohlgeschmacke; auch lassen sie sich zähmen.

Anas peregrina, s. A. strepera. Anas Persien. s. A. rutila.

Anas perspicillata *Linn.* Weißnackige Ente, Brillenente, Weißnacken. Sie ist von der Größe der Turpanente (A. fusca), und durch Verwechselung mit dieser hat man geglaubt, daß sie auch in der Ostsee und Teutschland vorkomme. Sie ist 19½ Zoll, der Schnabel bis zum Mundwinkel 28‴ lang, daselbst am breitesten, in der Mitte niedergedrückt, an den Seiten zusammengedrückt, mit einem gelben Wulste an seiner Wurzel. Übrigens ist er orange, in der Gegend der Nasenlöcher und am Nagel roth und an der Wurzel der obern Kinnlade an jeder Seite ein großer, etwas erhöhter, viereckiger, schwarzer Fleck. (In P. enl. 995 fehlt dieser, und die Schnabelbaut scheint das Auge einzuschließen; ich vermuthe aber, das Exemplar, wornach die Zeichnung verfertigt wurde, habe hier seine Federn verloren.) Die Füße sind roth, ihre Schwimmhaut schwarzbraun und die hintere Zehe belappt. Das ganze Gefieder ist schwarz, doch steht ein weißer Fleck auf dem Wirbel und ein anderer dreieckiger, dessen Basis oben ist, läuft vom Genick am Nacken hinunter. Das Weibchen ist kleiner, nur 17½ Zoll lang; rußbraun, ohne die weißen Flecken, sondern statt deren mit zwei schmuzigweißen Flecken auf den Wangen. Diese Ente bewohnt nur Nordamerika, von seiner nordwestlichen Küste bis nach Hudsonsbai. Gegen den Winter zieht sie bis Süd-Carolina und ist dann in Neu-York häufig. Sie ernährt sich von Gras und bereitet auch daraus ein Nest am Gestade, worin sie 4—6 weiße Eier legt, die sie im Juli ausbrütet.

Anas platyrhynchos, s. A. Clangula und clypeata. A. plumis mollissimis, s. A. mollissima.

Anas poecilorhyncha *Forst.* Buntschnäbelige Ente. Der Schnabel hat die Länge des Kopfes, an der Wurzel einen rothen Fleck, ist oben schwarz, die Spitze weiß; die Füße sind rothgelb. Vom Schnabel geht ein schwarzer Strich bis hinter das Auge. Die Backen und ein Theil der Unterseite des Halses sind weißgrau; die obern Theile schwarz, grau gerandet; der Spiegel grün, oben mit Weiß, unten mit Schwarz und Weiß eingefaßt; die kleinen Schwungfedern weiß, die Afterfedern schwarz. Sie ist die gewöhnliche wilde Ente auf Ceylon.

Anas pratensis, s. Otis Tetrax.

Anas pulchricollis, s. A. ruficollis.

Anas Quacula *Klein.*, ist A. discors.

Anas Querquedula *Linn.* und A. Circia *Linn.* Querquedula *Autt. Brits.* Querquedula aestiva *Brits.* Knäkende Ente, Knäkente, Kricke, große Kricke, Krickente, Kernell. Große Verwirrung erregten Linné und Brisson, weil sie, einer durch den andern verführt, die Knäkente als zwei verschiedene Arten

Digitized by Google

beschrieben, wie ich dieses im Artikel Anas Circia gezeigt habe. Die wahre große Kricke (denn unter diesem Namen ist sie am bekanntesten) ist nicht viel größer als die kleine; das Männchen 14—15, das Weibchen 13—14 Zoll lang. Die Flügelweite des Männchens ist 21 Zoll, des Weibchens 20. Der Schnabel ist bis zur Stirn 16 Linien lang, gerade, gleichbreit, an der Wurzel etwas zusammengedrückt, gegen die Spitze hin plattgedrückt und schwarz, welches bald ins Grüne, bald ins Braune, bald ins Graue fällt; die Augen sind braungelb; die 25 Schwungfedern enthaltenden Flügel, von denen die drei ersten wenig in Länge verschieden sind, bedecken drei Viertheile des 3½ Zoll langen, runden, aus 14 spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die Schulterfedern schlagen sich beim alten Männchen gekrümmt überher. Die Füße stehen nicht weit hinter dem Gleichgewichte, sind bräunlichgrau und der Lappen der Hinterzehe sehr schmal. Die Knäkenten zeigen nach Alter und Geschlecht, doch aber auch in den Individuen, was ihre Farbe betrifft, manche Verschiedenheiten, die alle anzuführen unmöglich sein würde. Ich beschreibe also blos in gedrängter Kürze ein altes Männchen und ein altes Weibchen, wie ich sie vor mir habe. Beim Männchen sind Haube, Kinn und Anfang der Kehle glänzend schwarzbraun; über das Auge läuft ein breites, weißes Band bis zum Genick. Die Wangen und der Anfang des Halses sind rothbraun, mit feinen, weißen Strichen; Nacken, Gurgel und Anfang der Brust braungelb, mit schwarzen, dem Rande der Federn parallelen Strichen; Oberrücken glänzendschwarz, mit silbergrauen Federrändern; Steißfedern ebenso und mit weißlichen Bändern; Unterrücken schwarz; Unterbrust weiß; die langen Federn der Seiten und Schenkel haben äußerst feine, zickzackförmige, weiße und schwarze Querlinien; Bauch und After braunschwarz, weiß bandirt; die Schwungfedern erster Ordnung an der Spitze schwarzbraun, gegen die Wurzel hin graubraun, mit silbergrauer äußerer Einfassung. Spiegelfedern glänzendgrün, mit weißen Spitzen, die letzten dunkelgrün. Deckfedern grau, die der zweiten Ordnung bilden durch ihre Spitzen ein weißes Band. Die Ellenbogenfedern sind sammetschwarz, außen graugesäumt, am Schafte schneeweiß; Ruderfedern schwarzbraun, mit silbergrauem oder weißlichem Rande. Bei dem Weibchen sind Haube und Genick rostbraun, braun gefleckt, die Seiten des Kopfes und die Kehle weißlicher und feiner punktirt; das Kinn weiß, zu Zeilen auch ein Fleck am Mundwinkel. Das Band über die Augen ist bräunlichgelb, dunkelbraun gestrichelt; die Federn des Rumpfes braun, oben fast schwarz, mit rostfarbigen Rändern, die an der Gurgel ins Weiße fallen; Unterbrust und Bauch schmutzigweiß; die Flügel bräunlich-schwarzgrau, nur der Spiegel wie beim Männchen; der After weiß oder auch hellbraunroth, stets schwarz gefleckt; die Ruderfedern schwärzlich, mit schmalem, grauem Rande. Die jungen Männchen gleichen ungefähr den Weibchen, und der weiße Augenstreif wird erst im zweiten Jahre sichtbar. Die männliche Luftröhre ist Anfangs ziemlich weit, verengert sich dann und erweitert sich darauf wieder, sodaß sie am Labyrinth am weitesten ist; dieser ist birnförmig, knöchern und besteht aus zwei Kammern, einer größern auf der rechten und einer kleinern auf der linken Seite.

Vermuthlich findet man die Knäkente durch ganz Europa und Sibirien, doch wahrscheinlich nicht weiter nördlich als Schweden. In Holland, dem nördlichen Teutschland, Polen, am Don und Baikal nistet sie und zieht im Sommer nach wärmern Gegenden, England, Frankreich, Italien, dem kaspischen See, und vielleicht nach Ägypten, wenn, wie ich vermuthe, Forskål unter dem Namen Scar-chir die weibliche Knäkente beschrieben hat. Sie kehrt zu uns im März und April meistentheils paarweise zurück, und geht vom August bis in den November in Truppen und Familien ohne Ordnung weg. Nicht tiefe, schilfreiche Flüsse, Seen, Teiche und Brücher sind ihr Aufenthalt. Auf ihnen ernährt sie sich von Wasserpflanzen, Grasſamen, Insekten und Würmern, selten frißt sie Fische, und gewöhnt sich ohne viele Mühe in der Gefangenschaft an Getreide, Brod und klein geschnittene Möhren. Sie taucht nur mit halbem Leibe, läuft ohne große Beschwerde am Ufer und fliegt schnell, leicht und ohne Geräusch. Die Stimme des Entrichs gleicht der des Wachtelkönigs, beim Weibchen mehr der der gemeinen Ente. Sie leben in Monogamie und nisten zwischen dem hohen Grase und den Kräutern feuchter Wiesen. In ihr kunstloses, mit Flaum gefüttertes Nest legen sie 6—12 gelblich-olivengrüne Eier, welche etwa in vier Wochen ausgebrütet werden. Beide Ältern führen die Jungen gemeinschaftlich aus und verbergen sie bei Gefahr mit vieler List. Sonst ist die große Kricke nicht scheu und leicht zu schießen und zu zähmen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, doch minder als das der kleinen Kricke (A. Crecca).

- Anas raucedula, s. Mergus Merganser.

Anas regia *Molina*. Königliche, chilische Ente, Königsente, Kronenente. Alles, was wir von ihr wissen, besteht darin, daß sie viel größer als eine Hausente, der obere Theil ihres Körpers blau, der untere braun, ihr Schnabel mit einem großen, rothen Kamm, der Hals mit einem Bande schöner weißer Federn geziert, und sie in Chili zu Hause ist. Sollte sie die türkische oder schwarzrückige Ente (Anas moschata oder melanotos) sein?

Anas rhodopus *Merr.* Rosenfüßige Ente. Le Canard à collier noir *Azara*. Sie ist 14 Zoll lang, wovon der nur aus 12 Ruderfedern bestehende Schwanz 2½ Zoll hält. Ihre Flügelweite ist 23 Zoll. Der 18 Linien lange Schnabel ist bleifarben. Von ihren 23 Schwungfedern ist die dritte die längste. Die Füße sind weißlich-rosenfarben. Die Federn der Stirn, der Wangen und einige am Vorderhalse sind weißlich, mit etwas Braunem in der Mitte; der Kopf ist übrigens oben schwarz, und diese Farbe bildet unter dem Genick ein Halsband, bis zu welchem von den Seiten des Hinterhauptes ein weißer Strich hinabsteigt; der übrige Hinterhals und die letzten Schwungfedern sind braun, Rücken, Steiß, Schwanz und die Flügeldeckfedern sind schwarz, doch auf den letztern ein großer, weißer Fleck, nur ihre Enden, sowie die äußersten Schwungfedern, schwarz. Der

Digitized by Google

Spiegel glänzendgrün, blau schillernd; die Schulterfedern röthlich; die Gurgel zeigelroth, schwarz gefleckt; die Brust schmutzigweiß, mit feinen, schwarzen Querstrichen; der Bauch schwarz; an jeder Seite des Steißes ein großer, weißer Fleck, welcher durch einen schwarzen Strich von einem andern ähnlichen, weiter nach Hinten liegenden, Fleck getrennt wird. Paraquay.

Anas rhynchotis *Lath.* Löffelschnäbelige Ente. Sie ist etwa 17 Zoll lang, hat einen sehr breiten Schnabel, hell fleischfarbige Füße, einen grauen Körper, blaue Deckfedern der Flügel und schwarze Afterfedern. Sie wird zu Botanybai in Neuholland im Mai geschossen.

Anas rubens, s. A. clypeata. A. rubricapilla, s. Mergus Merganser.

Anas rufa *Gmel.* ist

Anas ruficollis *Scopoli* und diese A. ferina.

Anas rufina *Pall.* Einsame, rothhaubige, türkische Ente, Rothkopfente, Kolbenente, Capo rosso. maggiore. Sie ist 18—21 Zoll lang und mit ausgespannten Flügeln 2½ Fuß breit. Ihr 26 Linien langer Schnabel ist unten etwas conver, oben etwas concav, und also mit der Spitze etwas aufwärts steigend, bis zur Mitte gleichbreit, dann schmäler werdend, roth, der Nagel weiß. Der Kopf des Männchens hat eine 1¼ Zoll hohe, aufrechte Holle an der Spitze nach Hinten gebogener, weicher, haaratiger Federn, die bei dem Weibchen nur wenig bemerkbar ist. Die Flügel bedecken drei Viertheile des 2¼ Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden, runden Schwanzes. Die Füße sind dunkelroth, ihre Schwimmhaut schwarz; die Hinterzehe etwas vom Boden entfernt und lappig. Beim Männchen sind der Kopf und die erste Hälfte des Vorderhalses rostfarben; der übrige Hals und alle untern Theile schwarz; der Rücken und die Flügel braun; die Seiten und kleinen Deckfedern der Flügel weiß; die Schwungfedern zweiter Ordnung weißlich, mit schwärzlichen Spitzen; die Ruderfedern bräunlichgrau. Beim Weibchen sind Haube und Genick dunkelbraun; Wangen und Kehle grauweiß; Gurgel und Seiten gelbbraun; Brust und Bauch schmutzigweiß, mit Grau gemischt; der Rücken braun, mit okergelben Rändern; die Flügel wie beim Männchen, nur der Spiegel minder lebhaft; Schnabel und Füße rothbraun. Die Luftröhre des Männchens ist Anfangs weit, wird dann enger, erweitert sich dann stark und wird zuletzt sehr enge. Ihr Labyrinth besteht aus zwei Kammern, von denen die linke die größte ist, und von Knochenbogen und dazwischen ausgespannten Häuten gebildet wird. Sie bewohnt das kaspische Meer und die großen Seen der tatarischen Wüste. In Osterreich findet man sie im Frühlinge auf den Seen und Flüssen, und zu Zeiten trifft man sie in Schlesien, Ungarn, Italien, am Bodensee und auf dem Rhein an. Sie lebt immer paarweise oder familienweise.

Anas rustica, f. A. Albeola. A. ruthenica, f. A. Mersa.

Anas rutila *Pall.* A. Casarca *Linn.* A. Persica *Frisch.* A. Libyca *Grossinger.* Rothe Eider, rothe, persische, astrakanische, rostfarbene Ente, Pfefferente, in Sibirien Turpan, nie Kasarka, und der ihr von Linné gegebene Name ist mithin falsch. Ihr Schnabel ist schmal und halbwalzenförmig; sie scheint daher eine Eider zu sein. Sie ist 17½—20 Zoll, ihr Schnabel 2½ Zoll, der aus 14 Ruderfedern bestehende, wenig abgerundete Schwanz 4½ Zoll lang, die Flügel bedecken ihn ganz und haben eine Weite von 3¼—4 Fuß. Die Füße sind schwarz und die Hinterzehe ist ohne Lappen. Wild ist sie größer, und fast so groß wie die türkische Ente, scheint aber ihrer höhern Füße wegen größer zu sein. Der Kopf und Anfang des Halses sind weiß, welches an der Stirn, den Wangen und der Kehle ins Rostgelbe fällt. Den Hals des Männchens umgibt ein schwarzes Halsband, welches dem Weibchen fehlt. Ihr Gefieder ist rostfarben, oben heller, an der Gurgel und dem After am dunkelsten und rostroth; am Hinterrücken schwach grau und braun gewellt; Steiß und Schwanz schwarz, ebenso die ersten Schwungfedern, die zweiten sind atlasgrün, violett schillernd, an der innern Seite an der Spitze schwarz. Die Flügeldeckfedern sind weiß, nur die der ersten Ordnungen an der Spitze gelblich. Der Labyrinth des Männchens ist nicht größer als eine Erbse. Sie bewohnt das ganze südliche Rußland und Sibirien, und überwintert in Persien und vermuthlich in Indien. Zu Zeiten verfliegen sich einige nach Teutschland, und vielleicht bis zum Rhein, wenn ich darin nicht irren sollte, das Hermann's Anas testacea diese Art ist. Besonders ist sie auf dem Baikal, seinen Flüssen und den benachbarten Seen häufig. Sie nistet in Felsenlöchern, in von Marmotten verlassenen Höhlen, ja zu Zeiten soll sie sich selbst Höhlen graben, oder in hohlen Baumstämmen nisten; am Baikal stets in einem Walde, und sollte er eine Werst vom Wasser entfernt sein. Ihr Nest füttert sie, wie gewöhnlich, mit Flaum, den sie sich selbst ausrupft. Sie lebt in Monogamie und legt ungefähr neun glänzendweiße Eier, welche größer als Enteneier sind. Diese sammelt man häufig an der Wolga und legt sie gemeinen zahmen Enten unter. Diese gezähmten rothen Eider werden aber nie so groß und schön wie die wilden, und fliegen weg, wenn man ihnen nicht die Flügel verschneidet, pflanzen sich auch in der Gefangenschaft nicht fort, sondern verschleppen ihre Eier. In Europa muß dies weniger der Fall sein, da sie in Ungarn, wiewol selten, zahm gehalten werden. Die Mutter sorgt sehr für ihre Jungen, und soll sie mit dem Schnabel am Flügel zum Wasser schleppen, und verläßt sie auch nicht, während sie dieselben führt, sodaß man sie darüber greifen könnte. Sie ernährt sich von Wasserpflanzen, Wasserinsekten und dergl., frißt aber auch Fische, und hat gleichwol einen sehr angenehmen, durchaus nicht fischigen Geschmack. Sie fliegt sehr leicht und ohne Geräusch und geht bequem und mit Anstand. Wenn sie aufgejagt wird, gleicht ihre Stimme dem Tone der Clarinetten, am Abend und Morgen aber die der Männchen dem Pfauengeschrei. Sie sind nicht scheu, und Pallas beobachtete ein Weibchen, welches, nachdem das Männchen getödtet war, erst durch den dritten Flintenschuß verjagt werden konnte.

Digitized by Google

Anas Sau Sarai *Forst.* A. Alexandrina *Gmel.* ist nichts anderes, als das Männchen der Anas Strepera.

Anas Scandiaca ist das Weibchen der Reiherente, A. Fuligula, *Müller's* A. Skoorra.

Anas Scarchir, s. A. Arabica.

Anas Sinensis *Klein.* ist A. Galericulata.

Anas Sirsaeir *Forst.* Sirsair-Ente, ist nichts anderes, als das Weibchen der kleinen Krücke (A. Crecca).

Anas Skoorra *Müll.* A. Scandiaca *Gmel.* Lappmarkische, dänische Ente. Lappländisch: Skaar. Sie ist oben braun, dicht punktirt; eine schief über die Flügel laufende Binde und ein Fleck an jeder Seite der Schnabelwurzel sind weiß, die Seiten rostfarben. An diesen Kennzeichen glaube ich die junge Reiherente (A. Fuligula) zu erkennen.

Anas Soucroura, s. A. discors. A. Sparrmani, s. A. Alandica.

Anas Strepera. Anas musearia *Geen.* Anas subulata *S. G. Gmel.* (Weibchen). A. peregrina *S. G. Gmel.* (Männchen). A. Kekuschka *S. G. Gmel.* (Männchen und Weibchen). A. Sáu Sárai *Forst.* (Männchen). A. Alexandrina *Gmel.* (Männchen). Schnatternde Ente, Schnarrente, Schnatterente, Muggente, Mittelente u. s. w. Vom Geschlecht und Alter, wie es scheint auch oft von der Individualität abhängende Verschiedenheiten in der Farbe des Gefieders und eine in Willughby's Beschreibung eingeschlichene wahrscheinliche Unrichtigkeit, die Linné aufnahm, waren Ursache, daß aus dieser Ente mehre Arten gebildet wurden. Sie ist 1½ — 2 Pfund schwer und das Männchen 18 — 19 Zoll lang. Seine Flügelweite 32 Zoll. Das Weibchen ist um einen Zoll kleiner. Der schmale, plattgedrückte, 2 Zoll lange Schnabel ist beim Männchen schwarz, beim Weibchen braun, und oft an den Seiten und unten röthlichgelb; die Augen hellbraun, die Flügel reichen bis zu Ende des Schwanzes und enthalten 26 Schwungfedern, von denen die fünf letzten sehr lang und spitz sind. Die Füße sind orange, die Schwimmhaut schwarz, die hintere Zehe unbelappt. Der 3½ Zoll lange, beim Männchen keilförmige, beim Weibchen zugerundete Schwanz besteht aus 16 spitzen Rudersedern. Beim Männchen sind der Kopf und Anfang des Halses wollgrauweiß, dunkelbraun gesprenkelt; Kinn und Anfang der Kehle ungefleckt; Gurgel und Nacken braunschwarz, mit weißlichen, dem Federrande gleichlaufenden Linien; der Oberrücken braunschwarz, mit wellenförmigen, röthlichweißen Querlinien; der Unterrücken dunkelbraun; Steiß- und Afterfedern bläulichschwarz; die Brust weiß, manchmal mit grauen Flecken; Seiten, Bauch und Schenkel weißlich und schwärzlich wellenförmig und sehr fein quergestreift; die dem Rücken nächsten Schulterfedern dunkelbraun, mit hellern geschlängelten Querlinien; die größern spitzen Schulterfedern graubraun, einige wollfarbig gerandet; die kleinsten Flügeldeckfedern aschfarben, mit wollgrauweißen Querstreifen oder Punkten; die Schwungfedern und Deckfedern erster Ordnung äußerlich graubraun, die der zweiten Ordnung braunroth mit einem Purpurglanze, schwarz gerandet; von den Schwungfedern zweiter Ordnung 11 — 14 grau, an der Spitze weiß gerandet; 15 — 18 äußerlich grauweiß, mit einem sammetschwarzen Saum; 19 — 22 auswendig weiß, alle inwendig, sowie die fünf letzten ganz grau. Die Rudersedern sind braungrau und die äußern weiß eingefaßt. Bei dem Weibchen sind die Federn des Unterhalses und Rückens schwarzbraun, mit rostgelben Rändern, die der Seiten rostgelb, mit großen, schwarzbraunen Flecken; der Bauch weiß. Übrigens ist es dem Männchen ziemlich ähnlich. Die Luftröhre des Erpels erweitert sich unten etwas und bildet an der linken Seite eine große, aufstehende Knochenblase.

Die Schnatterente ist durch einen großen Theil von Europa und Sibirien verbreitet, nur im östlichen Asien ist sie nicht. Sie ist bald Standvogel, bald Zugvogel, und als letztern sehen wir sie größtentheils in Teutschland. Im Herbste reist sie einsam, kehrt aber im Frühling in größern Truppen nach Norden zurück. Sie fliegt schnell, mit einem gelinden Rauschen, ohne pfeifendes Getön, und die Männchen schreien dabei oft wiederholt rätträträt, piep, rätträträt u. s. w. Die Stimme der Weibchen gleicht sehr der der gemeinen Ente. Sie geht vorzüglich Abends und Morgens auf den flachern Stellen der Flüsse, Seen, schilfreichen Teiche und Brücher ihrer Nahrung nach, die in Wasserpflanzen, Sämereien, Insekten, Amphibien und Fischen besteht, welche sie mit halb eingetauchtem Leibe erhascht. Am Tage ist sie in Rohr und Binsen verborgen. Sie nistet auf Wiesen, Brüchern und kleinen Erhöhungen berohrter Teiche, und legt 8 — 9 Eier, die denen der gemeinen Ente ähnlich, nur kleiner sind. Ihr Fleisch ist zwar eßbar, wird aber leicht ranzig.

Anas subterranea. Unterirdische Ente. Scopoli (Ann. h. n. I. p. 67) beschreibt unter diesem Namen eine Ente, von welcher er sagt, sie sei kleiner als die Hausente; ihr Schnabel braun, oben mit 40 Zähnen an jeder Seite; ihre Füße und der Körper oben braun; der letztere, die Schwungfedern an der innern Seite und die Rudersedern, von denen keine gekrümmt sei, weiß, die letzten an der Spitze braun. Sie nistet in unterirdischen Höhlen am cirkniger See, ginge haufenweis hervor und würde dann durch die Sonne geblendet und mit Knüppeln erschlagen. Ihm schien sie von der Wartenente (A. Marila) verschieden zu sein. Gleichwol führen mehre neuere Naturforscher sie bei dieser an. Mir scheint sie auch eine andere Art zu sein, aber bestimmen kann ich sie nicht.

Anas subulata, s. A. strepera.

Anas superciliosa *Gmel.* Heturrera-Ente, Ente mit weißen Augenbrauen, Augenbrauen-Ente. Sie ist ungefähr so groß wie eine gemeine Ente und 19½ Zoll lang. Ihr 28‴ langer Schnabel ist bleifarben, mit weißem Nagel; ihre Füße graulich-braunschwarz; das Gefieder graubraun, mit sehr hellen Rändern, über den Augen ein weißer Strich; unter denselben ein anderer noch breiterer; Kinn und Vorderhals weiß; Spiegel bläulichgrün, schwarz eingefaßt. Neuseeland, sowol in Charlottensund als Dusky-bai. Latham beschrieb sie nach Banks' Gemälden.

Anas Terrae Novae, s. A. fuscescens.

Anas testacea. Hermann erhielt diese Ente aus Rastadt. Sie war so groß wie die gemeine, fast ziegelroth (subtestacea), mit weißlicheren Flügeln, und die vier hintersten Schwungfedern zweiter Ordnung wie abgestoßen (lacero-detritae). Aus diesen sehr wenigen

Digitized by Google

Worten läßt sich die Art schwer errathen; vielleicht war es die rothe Ente (A. rutila).

Anas torrida *Gmel.* Branta torrida *Scop.* Schwarznackige oder weißköpfige Ente. Scopoli sah diese Ente im kaiserl. Thiergarten zu Schönbrunn, und vielleicht daſselbe Exemplar, welches hernach Jacquin unter dem Namen A. viduata beſchrieb.

Anas varia, ſ. A. Aegyptiaca.

Anas viduata *Linn.* Branta oder Anas torrida, verſchleierte oder ſpaniſche Ente, die Witwe. Dieſe Ente iſt 18 Zoll lang, ihre Flügelweite beträgt 33 Zoll. Ihr Schnabel iſt ſchwarz, mit einem kleinen himmelblauen Bande hinter dem Nagel deſſelben. Ebendieſe Farbe haben auch die Augen und die Füße. Die Flügel beſtehen aus 27 Schwungfedern, von denen die zweite und die dritte die längſten ſind, und gegen die Spitze hin einen Ausſchnitt haben. Der $2^1/_2$ Zoll lange Schwanz enthält 14 Ruderfedern; das Geſicht, nämlich Stirn, Scheitel, die Zügel und Augengegend, die Kinnladen und die Kehle ſind weiß; das Hinterhaupt und der Nacken bis zur Mitte des Halſes ſind ſchwarz. Dieſs Schwarze bildet bei dem Männchen bald unter dem Kinne ein Halsband, wodurch das Weiße der Kehle in zwei Theile getheilt wird, der übrige Hals iſt ſchön braunroth, der Rücken iſt roſtbraun; die Seiten und die Bruſt weißlichroſtfarben, mit ſchwarzen ſchmalen Querlinien. Ein ſchwarzer breiter Streifen läuft über ganzen Länge nach über die Bruſt; die Schenkel, der Bauch, die Afterfedern, die Schwungfedern, die größern Deckfedern der Flügel und der Schwanz ſind gleichfalls ſchwarz; die kleinern Deckfedern der Flügel ſind röthlich und braunbunt; die Schulterfedern ſchwärzlich, mit weißlicher Einfaſſung. Übrigens ſcheint ſie in der Farbe Abänderungen zu leiden, denn Jacquin's, Pennant's, Buffon's und Azara's Abbildungen und Beſchreibungen weichen ſehr von einander ab, und Jacquin's Abbildung iſt durchaus von ſeiner Beſchreibung verſchieden. Bei den jungen Vögeln iſt der ganze Kopf ſchwarz, ſodaß man ſie dann für eine andere Art halten ſollte.

Sie bewohnen die Länder der heißen Zone in Südamerika, von Terraſirma bis Paraguay. Im letztern Lande ſind ſie vorzüglich häufig, und bleiben das ganze Jahr hindurch. Sie bilden Scharen von oft 200 Stück, die ſich ſtets nahe beiſammenhalten, ſodaß man mit einem Schuſſe 16—20 Stück erlegen kann. Sie fliegen viel in geraden und mondförmigen Linien, beſonders bei Nacht, und laſſen ihren pfeifenden Ton bi, bi, beſtändig hören. (*Merrem.*)

ENTEDIDE, Ἐντεδίδη, eine von den 50 Töchtern des Theſpios, vom Herkules Mutter des Menippides. (*Apollod.* II, 7, 8.) (*Richter.*)

ENTELEA, eine von R. Brown aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Tiliaceen. Char. Der Kelch vier- oder fünfblätterig; der Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, durchgängig fruchtbar (daher der Gattungsname: ἐντελής, vollkommen), während bei der ſonſt ſehr nahe verwandten Gattung Sparrmannia die äußern Staubfäden unfruchtbar ſind; der Griffel einfach; die Kapſel ſtachelicht, fünffächerig, vielſamig. Die einzige Art, Ent. arborescens *R. Brown* (im Bot. mag. t. 2480), iſt ein auf Neu-Seeland einheimiſches, durch ſternförmige Behaarung filziges Bäumchen mit herzförmigen, ungleichgezähnten, fünfnervigen Blättern und weißen Blüthendolden. (*A. Sprengel.*)

Entelechie, ſ. Aristoteles. 5. Bd. S. 202.

ENTELLA. Die meiſten Sagen leiteten die Gründung dieſer ſikeliſchen Stadt von Troja her und nannten den Äneaſtes ihren Erbauer, ſowie der beiden Städte Ägeſta und Eryx. Dieſe Sagen ſind uns erhalten beim Servius zu Virgil (Äneis I. an verſchiedenen Stellen) und bei Tzetzes zum Lykophron (v. 964). Schon etwas umgeſtaltet gibt ſie Dionyſios von Halikarnaß (I, 52). Das wichtigſte Moment in dieſer Sage iſt die Bemerkung, daß aus der Vermiſchung der Troer mit den Sikanern am Fluſſe Krinisos die Völkerſchaft der Elymer hervorgegangen ſei. Thukydides (VI, 2) nimmt es daher für ganz unzweifelhaft an, daß troiſche Flüchtlinge nach der Zerſtörung ihrer Stadt und ihres Reichs ſich in dieſen weſtlichen Gegenden niedergelaſſen haben. Dagegen läßt Hellanikos die ſikeliſchen Elymer von Italien herkommen. Aber nicht blos Troer ſollen die Väter der Elymer geweſen ſein, ſondern mit den Beſiegten zugleich auch ein Theil der Sieger, nämlich auf der See verſchlagene Phokier ſollen ſich mit den flüchtigen Troern vereinigt und auf Sikelien am Fluſſe Krinisos niedergelaſſen haben. Seitdem aber die Römer auf der Inſel Sikelien erſchienen, gewannen dieſe Sagen immer mehr an Feſtigkeit, und man ſtellte die Sage von des Äneias Erſcheinung in jenen Gegenden und vom troiſchen Urſprunge der Römer als erwieſene Wahrheit auf. In neueſter Zeit ſind dagegen mit Recht bedeutende Zweifel erhoben worden, und man vermuthet eine Völkerverbindung und Völkerverwandtſchaft auf Sikelien von einer ganz entgegengeſetzten Seite. Auffallend bleibt jedenfalls die Namensähnlichkeit ſikeliſcher und liguriſcher Orte, wie wir denn auch einen Fluß Entella in der Gegend von Genua bei Ptolemäos (II, 1) angegeben finden. Es dürfte alſo wol der iberiſche Urſprung der Elymer nicht ganz abgeleugnet werden. — Soviel ſcheint aber aus jenen Sagen mit Gewißheit entnommen werden zu dürfen, daß Entella eine ſehr alte ſikaniſche oder elymiſche Stadt war, die ſich zugleich durch ihren Weinbau auszeichnete (*Sil. Ital.* XIV, 204. 5). Als die Karthager auf der Inſel feſten Fuß zu faſſen ſuchten und deswegen hauptſächlich mit den Fürſten von Syrakuſä Krieg führten, ſtand Entella zwar mit den Karthagern in enger Verbindung, behauptete aber dabei ſeine Verfaſſung. Als aber Dionyſios I. ums J. 402 vor Chr. Geb. eine Schar campaniſcher Miethsſoldaten verabſchiedete, ſo machten dieſe es, wie gewöhnlich jene Söldlinge (Mamertiner), ſie zogen nach Entella, beſetzten die Stadt, brachten die männliche Bevölkerung um und vertheilten die Weiber und die Stadt unter ſich. Dieſe frevelhafte Umwälzung brachte keine Veränderung in den Verhältniſſen zu den Karthagern hervor; allein Dionyſios benutzte darauf den Zeitpunkt der Schwäche Karthago's im J. 368 und belagerte und eroberte Entella (*Diod.* XV, 73). Welche Behandlung dabei die Mamertiner erfuhren, wird uns nicht berichtet. Seitdem verſchwindet

Digitized by Google

die Stadt zwar aus der historischen Kunde, aber untergegangen scheint sie vor dem Verfalle des römischen Reiches nicht zu sein, denn Cicero (in Verr. III, 43) und Plinius (H. N. III, 14) führen noch die Entellini an. (*L. Zander.*)

ENTELLOS, ein sicilischer Heros, der mit Ägestos nach Sicilien kam und im Kampfe mit dem Eestus sich auszeichnete. Von ihm hatte die Stadt Entella den Namen. (*Virg.* Aen. V, 389. Cfr. *Heyne* ad *Virg.* Aen. V. Exc. 3.) (*Richter.*)

ENTENEIERÖL, Geiseler (s. Brandes' Archiv für Pharmac. 2. Reihe. XI. S. 173) stellte dieses Öl auf dieselbe Weise dar, wie er sie für die Darstellung des Öles aus den Hühnereiern am zweckmäßigsten gefunden hatte, nämlich durch Ausziehung der hart gekochten Dotter mit Äther, Verdampfen desselben und Behandlung des Rückstandes mit Alkohol, wobei aus 6½ Unzen Dotter 6 Drachmen Öl erhalten wurden. Dieses Öl war mehr dunkelgoldgelb gefärbt als das aus Hühnereiern, aber minder consistent und riechend. (*Döbereiner.*)

ENTENEIERSCHALEN, sind ebenfalls von Geiseler (s. a. a. O. S. 168) untersucht und in ihnen Kalk, Magnesia, Eisen, Natron, Mangan?, Kohlensäure, Phosphorsäure, Eiweißstoff, Ptyalin, Osmazom und ein eigenthümlicher Mucus gefunden worden. Geiseler führt noch an, daß nach der Aussage erfahrener Landwirthe die blaugrünlich gefärbten Eier bei der Brütung und Zucht bunte Enten und weiße Eier auch weiße Enten produciren sollen. (*Döbereiner.*)

Entenflott, s. Lemna.

Entenfuss, s. Podophyllum.

Entengrün, s. Lemna.

Entengrütze, s. Lemna.

Entenlinse, s. Lemna.

Enteridium *Ehrenb.*, s. Reticularia.

Enterographa *Fée*, s. Medusula (Asterisca).

ENTFÄRBUNG DURCH KOHLE. Von Lowitz (s. Scherer's Journal für Chemie u. s. w. III, 300) wurde zuerst die höchst merkwürdige Eigenschaft der ausgeglühten Kohle beobachtet, gewisse in Flüssigkeiten aufgelöste Farbestoffe anzuziehen und jene farblos zu machen; er stellte seine Versuche mit der Auflösung des Indigs in Schwefelsäure, mit Syrup und mit Auflüssen von Safran und Krapp an. Diese Entdeckung wurde bald von der Technik benutzt zur Entfärbung von Syrup, Honig, Runkelrübensaft u. s. w., und kommt sogar bei der Zuckerraffination in Anwendung.

Die Eigenschaft zu entfärben kommt nicht allein der aus Vegetabilien erhaltenen Kohle zu, sondern auch die aus thierischen Substanzen, wie Knochen u. s. w., äußert sie, und zwar in gewissen Fällen noch stärker als die Pflanzenkohle. Sie ist dadurch bedingt, daß die Kohle entweder, zu Folge ihrer Porosität, als eine capillarische Substanz auf die Farbestoffe anziehend wirkt, oder daß sie sich mit diesen auf dieselbe Weise verbindet, wie sich die Faser (Leinwand, Baumwolle, Seide, Wolle) in dem Färbungsproceß mit den substantiven Farben vereinigt. Zuweilen vermehren auch die Beimengungen der Kohle ihre farbenanziehende Kraft, wie z. B. der phosphorsaure Kalk der Knochenkohle in vielen Fällen ebenso den Farbestoff anzieht, wie die lockere Kohle selbst (s. d. Art. Kohle).

Nach den Versuchen Payen's sind alle Thier- oder Pflanzenkohlen untauglich zum Entfärben, welche ein glänzendes, glasiges Ansehen haben, hingegen alle diejenigen gut entfärben, welche ein mattes, erdiges Ansehen und eine ins Graue gehende Farbe haben; die Porosität der Kohle bedingt ihre entfärbende Eigenschaft, weßhalb man fonst dichte und nicht entfärbend wirkende Kohle leicht zum Entfärben bringen kann, wenn man sie, mit Substanzen vermengt, erhitzt, welche ihre Porosität vermehren. So wird eine sonst unbrauchbare Kohle durch Vermischen mit einer Pottaschelösung, Eindampfen bis zur Trockene, Glühen und nachheriges Auslaugen der salzigen Theile zum höchsten Grade der entfärbenden Kraft gebracht, und deßhalb wird die sonst wenig entfärbende Blutkohle nach ihrer Verwendung zur Darstellung des Cyaneisenkaliums oder des sogenannten blausauren Kali (m. s. d. Art. Eisen) so kräftig in Beziehung auf Entfärbung von Flüssigkeiten.

Außer der Pflanzen- und Thierkohle dient auch die ausgeglühte Braunkohle, ausgeglühter bituminöser Mergelschiefer, oder ein ausgeglühtes Gemenge von 100 Theilen mit Wasser zu einem Brei angerührtem Thon, 20 Theile Theer und 50 Theile feingepulverter Steinkohle zum Entfärben von Flüssigkeiten. Bussy hat folgende Tabelle über die entfärbende Kraft der Kohlen entworfen:

Bezeichnung der angewendeten Kohlen.	Gewicht in Grammen.	Quantität der entfärbten Indigauflösung, welche in 1000 Th. 1 Th. enthält.	Quantität der entfärbten Meisenfeinlösung, bestehend aus 1 Meisenfe, 20 Wasser.	Entfärbende Kraft gegen Indigo.	Entfärbende Kraft gegen Meisenfe.
		Litre.	Litre.		
Blut mit Potasche calcinirt	1	1,6	0,18	50	20
Blut mit Kreide calcinirt	1	0,57	0,10	18	11
Blut mit phosphorf. Kalk calcinirt	1	0,88	0,09	12	10
Gallerte mit Potasche calcinirt	1	1,15	0,14	36	15,5
Eiweiß mit Potasche calcinirt	1	1,08	0,14	34	15,6
Stärkemehl mit Potasche calcinirt	1	0,34	0,08	10,6	8,8
Kohle aus essigsaurem Kali	1	0,18	0,04	5,6	4,4
Kohle aus kohlensaurem Natron und Phosphor	1	0,58	0,08	12	8,8
Ruß für sich calcinirt	1	0,128	0,03	4	3,3
Ruß mit Potasche calcinirt	1	0,55	0,09	15,2	10,6
Knochenkohle	1	0,032	0,009	1	1
Knochenkohle mit Salzsäure behandelt	1	0,06	0,015	1,87	1,6
Knochenkohle mit Salzsäure und Potasche behandelt	1	1,45	0,18	45	20
Pflanzen- oder Thieröl mit phosphorf. Kalk calcinirt	1	0,064	0,017	2	1,9

Digitized by Google

Bei der Verwendung der Kohle zum Entfärben ist jedoch zu berücksichtigen, daß sie nicht allein diese Eigenschaft besitzt, sondern auch auf riechende Substanzen und mehre andere unorganische und organische Verbindungen anziehend wirkt, und daß bei Entfärbung saurer Flüssigkeiten, wie z. B. die Lösungen der Pflanzensäuren, die thierische Kohle in ihrem rohen Zustande wegen ihres Gehaltes an kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, zweier durch die meisten Pflanzensäuren zersetzt oder gelöst werdender Salze, entweder eine neue Verunreinigung, oder ein Verlust an Säure bedingt wird. So darf man z. B. einen misfarbigen Wein nicht durch Kohle zu schönen suchen, da er hierdurch nicht allein die Farbe, sondern auch das Aroma verlieren würde. Auch viele Metalle werden aus ihren Auflösungen durch thierische Kohle wegen ihres Gehaltes an phosphorsaurem Kalk niedergeschlagen, und zwar nach Geiger's Beobachtung alle diejenigen, welche mit Cyan unlösliche Verbindungen bilden.

Über die passendste Form, welche die zum Entfärben dienende Kohle haben muß, sind die Meinungen noch verschieden; Einige verwenden sie im grobgekörnten, Andere im grobgepulverten und noch Andere im feingepulverten Zustande; es mag jedoch die Natur des anzuziehenden Farbestoffes viel dazu beitragen, in welcher Form die Kohle verwendet werden muß. Die entfärbende Wirkung derselben findet aber überhaupt am besten im erhitzten Zustande der Flüssigkeit statt, diese mag nun mit ihr gekocht oder, wie bei der Entfärbung des Zuckersaftes, im erhitzten Zustande auf die in einem passenden Gefäße befindliche Kohle gegossen werden. Im erstern Falle wird die Kohle nach stattgefundener Wirkung durch Seihen durch dichte leinene oder wollene Tücher entfernt; im andern Falle vertritt das Gefäß, in welchem sich die Kohle befindet, das Seihetuch, indem jenes einen falschen mit einem Tuche bedeckten Boden enthält, wo dann die entfärbte Flüssigkeit frei von kohligen Theilen abläuft. Die Kohle wird zuletzt noch einige Male mit derselben reinen Flüssigkeit behandelt, in welcher die zu entfärbende Substanz gelöst ist, um die noch anhängenden Theile derselben zu gewinnen.

Man hat vorgeschlagen, die Kohle, welche zum Entfärben gedient hat, durch Glühen wieder mit der entfärbenden Eigenschaft zu begaben. Diese Wiederbelebung findet aber nur im geringen Maßstabe statt, da die aufgenommenen Stoffe beim Glühen die feinen Poren der Kohle verstopfen. Wird hingegen eine gebrauchte Kohle mit einer Potaschenlösung getränkt eingetrocknet und geglüht und die salzigen Theile durch Wasser ausgezogen, so ist sie zum Entfärben vollkommen wieder tauglich.

Um die Wirksamkeit der thierischen Kohle zu vermehren, schlug man vor, sie durch Behandlung mit Salzsäure von dem phosphorsauren Kalk zu befreien, aber der Erfolg bestätigte die Voraussetzung, daß der durch die Entfernung der unorganischen Verbindungen hervorgebrachte vermehrte poröse Zustand ihre entfärbende Kraft vermehren würde, nicht. Aber nothwendig ist es, nach des Verfassers frühern Versuchen, sie vor ihrer Benutzung zur Entfärbung mit Wasser zu behandeln, da sie eine ziemliche Menge in Wasser lösliche Salze enthält, welche die zu reinigende Substanz von Neuem verunreinigen, und z. B. beim Zucker den Übelstand des Feuchtwerdens, wegen des von der Flüssigkeit mit gelösten salpetersauren Kalkes, bedingen würden.

Literatur über Entfärbung mit Kohle: Berliner Jahrb. XXIV. S. 106. Dingler's Polytechn. Journ. XXVII. XL. XLI. Buchner's Repert. für Pharm. N. R. IX, 329. Erdmann's Journ. für techn. und ökon. Chemie. VIII. 20. Journ. für prakt. Chem. IX, 114. Magaz. für Pharmac. XI. XV. XXXII. Döbereiner's Handb. der pharmac. Chemie 1831. S. 259. (*Döbereiner.*)

ENTFERNUNG. ist die kürzeste unter allen Linien, die von einem Gegenstande zum andern gezogen werden können. Solcher kürzesten Linien kann es aber zwischen zwei Gegenständen mehre geben.

Einmal, wenn die Gegenstände, wie z. B. zwei Städte, viele Theile haben, so kann von jedem Theile des Einen zu jedem Theile des Andern eine unendliche Anzahl Linien gedacht werden, worunter immer eine die kürzeste ist. Man muß also, um zu erkennen zu geben, von welcher kürzesten Linie man rede, bestimmen, von welchen Theilen oder Punkten aus und zu welchen hin die Linie gedacht werden solle. Sehr oft nimmt man dazu die Mittelpunkte der Gegenstände; ein anderes Mal diejenigen Punkte derselben, in welchen sie sich am nächsten liegen; ein anderes Mal diejenigen, wo kürzeste Linien zwischen beiden die Grenzen der Gegenstände senkrecht schneiden.

Zweitens sind die kürzesten Linien verschieden, je nachdem man sich zwischen beiden Gegenständen, seinem besondern Zwecke gemäß, gerade oder krumme Flächen denkt, über welche die Linien hingezogen werden.

Eine Art der kürzesten Linien nennt man Abstand. Es muß aber darauf gemerkt werden, welche Art von der Wissenschaft so genannt wird.

Abstand eines Punktes von einem andern ist überhaupt die kürzeste Linie zwischen beiden, welche jedoch gerade ist, wenn die Punkte auf einer geraden Fläche gedacht werden, und krumm auf einer krummen Fläche, z. B. auf der Kugelfläche.

Abstand eines Punktes von einer Linie oder Fläche, sie seien gerade oder krumme, und es werde über eine gerade oder krumme Fläche hingemessen, ist diejenige kürzeste Linie zwischen dem Punkte und der Linie oder Fläche, welche die letzteren irgendwo senkrecht trifft. Zuweilen finden sich zwischen dem Punkte und der Linie oder Fläche mehre kürzeste Linien dieser Art, wie z. B. zwischen Mittelpunkt und Umkreis eines Cirkels; zuweilen gar keine; und hier finden sie sich dann vielleicht, wenn die Linie oder Fläche nach der Regel, durch welche ihre Gestalt bestimmt ist, erweitert wird, z. B. wenn man die gerade Fläche in gerader Richtung weiter ausgedehnt denkt, alsdann beobachtet man dieses Verfahren. Findet man aber auch auf diese Weise solche Linien nicht, so kann gar kein Abstand bestimmt werden.

Abstand einer Linie oder Fläche von einer andern ist diejenige kürzeste Linie zwischen beiden, welche beide irgendwo senkrecht berührt. Bei parallelen Linien oder Flä-

Digitized by Google

chen gibt es zwischen beiden in jedem ihrer Punkte solche Linien, und sie sind alle von gleicher Länge.

Das Hauptmerkmal derjenigen kürzesten Linie also, welche Abstand genannt werden soll, ist, daß sie die Gegenstände senkrecht trifft, insofern die Natur dieser Gegenstände ein senkrechtes Berühren zuläßt; der Natur des Punktes ist dies zuwider; oder man müßte vielmehr sagen, jede Linie, die sich mit einem Punkte endigt, steht auf demselben senkrecht. Hiernach wird man ferner beurtheilen können, wo noch eine Anwendung des Begriffes Abstand möglich ist. (*Maertens.*)

Entfernung, scheinbare, s. Gesicht und Sehen.

ENTFÜHRUNG, von Entführen, im Allgemeinen soviel als: Wegführen, in welchem allgemeinen und Urbegriff es nur noch als Provinzialismus, z. B. im Altenburgischen, gefunden wird [1]). Im Hochteutschen bezeichnet man damit nur das unter diesem Namen bekannte Verbrechen, gebraucht jedoch hiervon den Ausdruck auch figürlich in obiger allgemeiner Bedeutung [2]). Das Verbrechen der Entführung, sonst auch, wiewol zu beschränkt, Jungfernraub genannt (lat. crimen raptus, davon raptor, der Entführer) [3]), ist, nach unsern Gesetzen, die von einer Mannsperson durch List oder Gewalt verübte rechtswidrige Bemächtigung und Besitzergreifung einer fremden Ehefrau, einer Klosterfrau, einer Wittwe, oder einer unbescholtenen Jungfrau, gegen, wenigstens ohne deren eigenen, oder desjenigen, dessen rechtlicher Gewalt sie unterworfen ist, oder Beider Willen, Behufs der Erzwingung der Verehlichung oder des unerlaubten Geschlechtsgenusses für sich oder Andere [4]). Die nachfolgende dogmatische Darstellung zeigt, wie streitig diese ganze Lehre ist, was zur Folge hatte, daß die Definitionen dieses Wortes beinahe in jedem Lehr- und Handbuche verschieden sind. Im weitesten, aber ebendeshalb ziemlich allgemein anerkannt am unrichtigsten faßt dies Verbrechen der berühmte Tittmann [5]) auf. Ältere Schriftsteller [6]) halten dasselbe ganz irrig für identisch mit der Nothzucht [7]). Allein von letzterer ist es schon dadurch ganz verschieden, daß diese zu ihrem Begriffe directe Nöthigung zur Erreichung der wollüstigen Absicht verlangt, während bei der Entführung nur die Absicht der Ehe oder eines unerlaubten Geschlechtsgenusses wesentlich erforderlich ist und also dazu eine indirecte Nöthigung durch Freiheitsberaubung, eine Vorbereitung zur Unzucht, ausreicht [8]).

Wenn auch das Verbrechen der Entführung in den neuesten Zeiten, außer in Schauspielen, Novellen und Romanen, und mit Ausschluß einiger Vorfälle in Frankreich, beinahe zur Antiquität geworden ist [9]); so beweisen doch die ältern Gesetze, wie häufig es in den frühern Zeiten der Geschichte war. Wir brauchen nicht auf die diesfallsigen Andeutungen in unserm Religionscodex [10]), nicht auf den bekannten Sabinerraub der Römer, also nicht auf die Zeiten der größten Rohheit, zurückzugehen, von denen uns die Geschichte lehrt, daß da die Sache ins Große getrieben ward. Ebenso wenig in die ältesten Zeiten Griechenlands, wo übrigens schon, nach Herodot's Zeugniß, an die Stelle der Entführungen gegen den Willen der Entführten, häufig freiwillige Entführungen traten, als Veranlassung blutiger Kriege [11]). Die Menge der römischen Gesetze, besonders aus den Zeiten der spätern Imperatoren, begründet einen sichern Schluß rückwärts auf die Menge derartiger Verbrechen in jener Zeit, das Mittelalter überdies die eigentliche Zeit der Gewalt für Recht, erzeugte jenes Verbrechen ungemein häufig. Wir erwähnen hier nur der berühmten Entführung von Seiten Karl's VIII. von Frankreich, der dem teutschen Könige, nachmaligem Kaiser Maximilian I., im März 1491 durch Procuration angetrauten Anna von Bretagne [12]), um auch die

1) Adelung, Wörterbuch der hochteutschen Mundart, u. d. W. Entführen. 2) Adelung führt dafür die Stelle des alten Hofmannswaldau an: So wird auch keine Zeit dir diesen Ruhm entführen. 3) *Colovni* Lexicon jurisdicum s. v. *Raptor.* 4) Bachow, Lehrbuch des peinlichen Rechts (Halle 1829). §. 178. Henke, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 2. Th. (Berlin und Stettin 1826). §. 116. S. 172. Martin, Lehrbuch des Criminalrechts (Heidelberg 1820). §. 302. Bauer, Lehrbuch des Strafrechts (Göttingen 1833). §. 200. Abegg, Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft (Neustadt a. d. O. 1836). §. 278. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts (Giessen 1836). §. 255. Kappler, Handbuch der literatur des Criminalrechts (Stuttgart 1838). §. 178. S. 673. Heffter, Lehrbuch der gemeinen teutschen Criminalrechts (Halle 1889). §. 458. Außer den verstehend und nachstehend in gegenwärtigem Artikel angezogenen Schriften bietet uns die Literatur unter Andern nachfolgende, dem Verbrechen der Entführung gewidmete Abhandlungen dar: *G. Ad. Struv*, Diss. de raptu (Jenae 1665); teutsch: Von Entführung der Jungfrauen, wie auch anderer Personen (Frankf. 1723). *Vinc. Rumpff*, Diss. de crim. raptus (Gruening. 1725). *Dan. Jac. Meinertzhagen*, Diss. de raptu mulierum (Lugd. Bat. 1729). *Bernh. Wilhelm*, Diss. de raptu mulierum (Traj. ad Rhen. 1737). *J. S. F. Böhmer* in Observ. qu. Carpzov. qu. 40. obs. 3, worin der Verfasser eine vollständige Theorie dieses Verbrechens, zur Ergänzung der diesfallsigen Lücke in Carpzov, aufstellt. *Nad. Christoph Hlenne*, Diss. de raptu sponsae (Lips. 1776). *Schorch*, Diss. de raptu sponsae, Erf. 1776 et in opusc. I. no. 10. *G. de Brouesny*, De crim. rapt. (Arg. 1782.) *Henr. Blümner*, Diss. de raptu (Lips. 1788). *Andr. Lundström*, De crim. raptus (Upsala 1792). K. A. Tittmann, Beiträge zur Lehre von dem Verbrechen gegen die Freiheit, insbesondere vom Menschenraub und Menschenhandel (Meißen 1806), besonders S. 85 fg. *Jo. Geo. Gottfr. Hessel*, Diss. de crimine raptus (Wirceb. 1815), eine nur aphoristische Darstellung der diesfallsigen Grundsätze. *Alex. Chotin*, Diss. inaug. de crimine raptus secundum jus Romanum, hodiernum et Canonicum, Tornac. (Gandae) 1825, eine Schrift, die nicht immer günstig beurtheilt worden ist, z. B. in Mohl, Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft. 2. Bd. 2. Heft. S. 224. Hepp, Versuche ꝛc. S. 67 fg.

5) In seinen in voriger Note erwähnten Beiträgen und im Handbuche der Strafrechtswissenschaft. 1. Bd. (Halle 1822). §. 198 fg. 6) z. B. *Matthaeus*, De crim. L. 48. T. IV. cap. 2. 7) über Beides vergl. Wächter, Lehrbuch des Strafrechts. 2. Th. (Stuttgart 1826). §. 157. Not. 28. 8) Henke a. a. O. S. 178 und 179. Martin a. a. O. §. 300. 9) Wächter, Abhandlungen aus dem Strafrechte. 1. Bd. (Leipzig 1835). S. 42. Kappler a. a. O. S. 675. 10) 1 Mos. 31, 26. Buch Judith 16, 6. 11) Vergl. Hepp, über den Einfluß des Geschlechtspunkts auf die Beurtheilung verbrecherischer Handlungen, im Neuen Archive des Criminalrechts. 14. Bd. 4. St. (Halle 1854.) Nr. XXI. S. 473, wo dieser Autor an die Worte des Horaz erinnert: nam fuit ante Helenam cunnus teterrima causa belli. 12) Vergl. *Leyser*, Diss. de raptu (Viteb. 1739) in med. ad *n.* Vol. IX. spec. 590. med. 1. 2. 3.

Digitized by Google

teutschen Gesetze der ältern Zeit dadurch zu erklären. Bei den Römern finden wir zuerst von Antoninus Pius ein Rescript, wonach die Entführung eines Knaben (wie es scheint in wollüstiger Absicht) streng (wie?) gestraft werden soll. In den Pandekten ist es in einem Auszuge aus Ulpian so gestellt, als ob die Bestrafung nach der Lex Julia de vi publica geschehen solle [13]). Ein ebendaselbst befindliches Fragment aus Marcian's Institutionen [14]) sagt, daß der Räuber einer vacans mulier vel nupta mit dem Tode bestraft werden soll und jeder Dritte die Sache auch nach der fünfjährigen Verjährung zur Anklage bringen kann [15]). Diocletian endlich verordnete, daß die Lex Julia auf dieses Verbrechen angewendet werden solle [16]), sodaß nach allem diesen wol gegen den Entführer aus der lex Julia de vi privata, auch extra ordinem, auf eine poena extraordinaria Klage erhoben werden konnte. Constantin zeichnete sich durch eine wahrhaft grausame Gesetzgebung in dieser Materie aus: Danach sollten, der Entführer und die Entführte, wenn sie freiwillig folgte, mit dem Tode, wahrscheinlich dem Feuertode, letztere, folgte sie nicht freiwillig, sondern auf angewendete Gewalt, dennoch mit Verlust des Erbrechts auf das Vermögen ihrer Aeltern, die etwa dazu behilflichen Ammen mit, ihnen in den Mund zu gießendem heißem Blei, andere dazu behilfliche Sklaven und Sklavinnen mit dem Feuertode, sonstige Gehilfen und selbst parentes, wenn sie das Verbrechen begünstigten, mit Deportation bestraft werden. Die Strafbarkeit sollte durch eine nachfolgende Ehe des Entführers mit der Entführten nicht aufgehoben werden. Nur Personen weiblichen Geschlechtes waren als Gegenstand der Entführung angenommen. Constantius, der Sohn des Vorigen, milderte die von seinem Vater gedrohte qualificirte Todesstrafe in Schwerterstrafe [17]), Gratian, Valens und Valentinian gestatteten für den Fall einer nachfolgenden Verheirathung fünfjährige Verjährung des Verbrechens, Jovian dehnte die Strafen der Entführung auf den Versuch, eine Nonne zur Ehe oder Unzucht zu verführen, aus, für welchen Fall Honorius und Theodosius im J. 420 die Strafe auf Deportation und Vermögensconfiscation herabsetzten. Justinian nun gab, unter Aufhebung aller frühern Gesetze, mit Ausschluß des Jovianischen, ein ganz neues Gesetz im J. 528 [18]), wiederholte dies einige Jahre darauf mit specieller Beziehung auf die Nonnen und erläuterte und modificirte es überhaupt später durch einige Novellen [19]). In diesem allen sind die verschiedenen, bei gegenwärtigem Verbrechen zu nehmenden Rücksichten (darüber s. w. u.), wenn sie gleich nicht bei jeder Entführung vorhanden sind, vereinigt. Danach ist jedem Entführer die Todesstrafe gedroht mit Vermögensconfiscation, dies Letztere nicht bei Entführung einer Sklavin oder Freigelassenen. Das Vermögen fällt, bei Entführung einer sanctimonialis virgo vel vidua, dem Kloster oder der Kirche, deren Dinconissa sie ist, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, wenn sie nicht freiwillig folgte, hingegen dem Fiscus, falls Kloster oder Kirche binnen Jahresfrist ihren Anspruch nicht geltend machten, bei einer andern Entführung, welche von der Entführten weder vor noch nachher, wenn auch durch Heirath, genehmigt wurde, ihr selbst, im Falle der Genehmigung aber, ipso jure im Augenblicke der Entführung den Altern der Entführten, wenn sie Erstere nicht begünstigten, außerdem, oder wenn die Altern todt sind, dem Fiscus zu. Die Theilnehmer und Gehilfen der That trifft gleiche Strafe wie den Urheber. Das Verbrechen kann aber nur begangen werden an einer Frauensperson, mittels Bemächtigung derselben, durch welche sie in die Gewalt eines Mannes kommt, jedoch wider ihren oder mit ihrem Willen, und im letztern Falle nur, wenn die „parentes, consanguinei, tutores vel curatores, patroni, domini, mariti" dagegen sind. Daher ist bei einer freiwillig folgenden Frauensperson die Entführung nur möglich, wenn sie Ehefrau ist, gegen den Willen des Mannes, ist sie Haustochter (Mädchen oder Witwe), gegen den Willen des Hausvaters, auch wenn sie minderjährig ist; im letztern Falle, wenn der Hausvater nicht mehr lebt, gegen den Willen ihrer Mutter und ihrer proprinqui, lebt Erstere nicht mehr, gegen den Willen des Curators und ihrer proprinqui. Die ältern christlichen Kirchenversammlungen behielten die Ansichten des römischen Rechtes bei. Allein das neuere kanonische Recht [20]), ausgehend von dem Grundsatze, daß der Entführer seiner eigenen Braut kein Verbrechen begehe, und in Berücksichtigung des hohen Werthes der Sponsalien, nimmt an, daß keine Entführung begangen sei, wenn der Thäter sich mit der unter väterlicher Gewalt stehenden Tochter gegen den Willen der Altern verlobt hat und sie, Behufs der Vollziehung der Ehe, gegen den Willen des Vaters hinwegführt [21]). Unbedingt gestattet es die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten [22]), und kann die Todesstrafe in der Regel nicht erkennen [23]), nur in außerordentlich schweren Fällen durch die weltliche Obrigkeit erkennen lassen. Die Grundsätze Gratian's [24]), welcher den Begriff der Entführung unverhältnißmäßig erweiterte, haben nie bei uns Eingang gefunden. In den vorher ausgesprochenen Grundsätzen des neuern kanonischen Rechtes machte jedoch das tridentinische Concilium die merkwürdige Veränderung [25]), daß es die Ehe, so lange die Entführte sich in der Gewalt des Entführers befindet, für ungiltig erklärt; die Entführte soll vom Entführer getrennt und an einen sichern Ort gebracht werden, um sich völlig frei

13) fr. 6. D. ad Legem Juliam de vi publica (XLVIII, 6). 14) fr. 5. §. 2. eod. tit. 15) „cum raptus crimen Legis Juliae de adulteriis potestatem excedat." 16) c. 3. C. ad Legem Juliam de vi publica vel privata (IX, 12). 17) „ne sub specie atrocioris judicii aliqua in ulciscendo crimine dilatio sequatur." — also war dies wahrscheinlich geschehen. 18) c. un. C. de raptu virginum sou viduarum nec non sanctimonialium (IX, 13). 19) Nov. 123. cap. 43. Nov. 143. Nov. 150 (diese letztere aber, nicht glossirt, ein bloßer Auszug aus Nov. 143, nicht von Justinian herrührend).

20) *Böhmeri* Jus Eccl. Prot. T. III. Lib. V. Tit. XVII. §. 138 sq. 21) c. 6. X. de raptorib. incendiariis et violatoribus. eccles. (V, 17). 22) c. 7. X. eod. 23) c. 4. X. eod. 24) caus. 36. qu. 1. 2. *Böhmer* l. c. Lib. III. Tit. II. §. 6. Lib. V. Tit. XVII. §. 114. 25) Sessio 24. cap. 6. de reformat. *Henke a. a. O.* S. 183.

Digitized by Google

darüber zu erklären, ob sie den Entführer heirathen wolle. Nach protestantischem Kirchenrecht ist die Ehe ohne Einwilligung der Ältern nichtig (s. w. u.), daher sich danach diese Grundsätze modificiren. Einige specielle Gesetze alt-germanischer Völker sind uns über diesen Gegenstand bekannt [26]). Nach den Gesetzen der Ripuarier wurde eine **Entführung** mit 200 Solidi, nach dem Dagobert'schen Gesetze der Baiwarii, mit 40 Solidi für die geraubte Jungfrau und ebenso viel für den Fiscus, mit 80 für die geraubte Witwe und 60 für den Fiscus, nach den alten sächsischen Gesetzen mit 600 Solidi für die Ältern, wenn die Entführte eingewilligt hatte; hingegen ohne diese Einwilligung, mit 300 Solidi für die Ältern, 240 für die Entführte, neben deren Zurückgabe, endlich die Entführung einer Braut mit 300 für den Vater und 300 für die Braut, welche der Entführer noch für 300 Solidi kaufen mußte, gebüßt. War die Entführung auf offener Straße geschehen, wo die Mutter mit der Entführten ging, so mußten auch der Mutter noch 300 Solidi gezahlt werden. Ebenso strafte das alte alemannische Recht die Entführung nur mit einer Geldstrafe. Nach den alten salischen Gesetzen verlor eine Freie, welche in ihre Entführung willigte, ihre Freiheit. Allein über das gemeine urteutsche Recht in dieser Lehre haben wir nur Eine Gesetz, den 118. Artikel der peinl. Gerichtsordnung Karl's V. Dieser aber hat blos die Entführung eines Eheweibes oder einer unverleumdeten Jungfrau gegen des Ehemannes und Vaters Willen zum Gegenstande, und bezieht sich rücksichtlich ihrer Bestrafung auf das gemeine Recht [27]).

Nach allem diesen sind die Hauptgesetze, auf die es ankommt, die oben erwähnte Justinianische Constitution [28]) und der oben bezeichnete Artikel der peinlichen Gerichtsordnung. Beide sind zu einflußreich auf nachstehende Darstellung der Sache, um sie nicht wörtlich, soweit es nöthig ist, dem dogmatischen Theile dieses Artikels vorauszusenden. Die Constitution Justinian's, welche übrigens auch die Vermögensconfiscation und die Gleichstellung der Gehilfen rücksichtlich der Strafen mit den Urhebern dieses Verbrechens ausspricht, enthält in der Hauptsache folgende Dispositionen: Raptores virginum honestarum, vel ingenuarum, sive jam desponsatae fuerint, sive non, vel quarumlibet viduarum foeminarum, licet libertinae, vel servae alienae sint, pessima criminum peccantes, capitis supplicio plectendos decernimus: et maxime, si deo fuerint virgines, vel viduae dedicatae, quod non solum ad injuriam hominum, sed etiam ad ipsius Omnipotentis Dei irreverentiam committitur; maxime cum virginitas, vel castitas corrupta restitui non possit. Et merito mortis damnautur supplicio: cum nec ab homicidii crimine hujusmodi raptores sint vacui. Ne igitur sine vindicta talis crescat insania, sancimus per hanc generalem Constitutionem, ut hi, qui ejusmodi crimen commiserint, et qui eis auxilium invasionis tempore praebuerint: ubi inventi fuerint in ipsa rapina, et adhuc flagranti crimine comprehensi, et a parentibus virginum, vel ingenuarum, vel viduarum, vel quarumlibet foeminarum, aut earum consanguineis, aut (a) tutoribus, vel curatoribus, vel patronis, vel dominis convicti interficiantur. Quae multo magis contra eos obtinere sancimus, qui nuptas mulieres ausi sunt rapere; quia duplici tenentur crimine, tam adulterii (scilicet) quam rapinae: et oportet acerbius adulterii crimen ex hac adjectione puniri. Quibus connumeramus etiam eum, qui saltem sponsam (suam) per vim rapere ausus fuerit. Außer dieser werden noch um der Vollständigkeit willen genannt: aus den Justinianischen Gesetzen c. 54. C. d. episc. et cler. (1, 3 eine Wiederholung vorstehender Constitution, auf Klosterfrauen angewendet), dann Nov. 123. cap. 43 und Nov. 143, verglichen mit fr. 5. §. 2. D. ad Leg. Jul. de vi publica (XLVIII, 6); Nov. 150 (s. o. Note 19), endlich aus dem kanonischen Rechte der Titel des Decrets de raptoribus, incendiariis et violatoribus ecclesiarum (V, 17). Der fragliche 118. Artikel der peinlichen Gerichtsordnung aber lautet so: „Straff der ihenen, so eheweiber oder jungkfrawen entfüren. ITem so eyner jemandt sein eheweib oder eyn unverleumbte jungkfrawen wider des ehemanns oder des ehelichen vatters willen, eyner unehrlichen weiß entfüret, darum mag der ehemann oder vatter, vnangesehen ob die ehefraw oder jungkfrawe jren willen darzu gibt, peinlich klagen, vnd soll der thetter, nach satzung vnser vorfarn, vnd vnser Keyserlichen recht darumb gestrafft und derhalb bei den rechtuerstendigen radts gebraucht werden" [29]).

Eine Hauptfrage bei der dogmatischen Behandlung irgend eines Verbrechens ist immer der Gesichtspunkt, von welchem die Gesetzgebung bei den Principien darüber ausging. Dieser bestimmt nicht allein den Begriff und Umfang, sondern auch die Strafbarkeit verbrecherischer Handlungen [30]). Er wurde neuerlich bei dem vorliegenden Verbrechen vorzüglich in dem Eingriffe in die Rechte der Väter, der Ehemänner und sonstigen Vorgesetzten gesucht. Mindestens wurde behauptet, daß dies die Ansicht des Justinianischen Rechts und diese auch in der peinlichen Gerichtsordnung begründet sei, sodaß an solchen Frauenspersonen, die sich nicht in einer derartigen Gewalt befänden, z. B. an Witwen, wol des crimen vis, aber nicht das Verbrechen der Entführung begangen werden könne. Man meinte, daß sich dies vorzüglich in dem §. 1 der obigen Justinianischen Constitution aussprechе, wo als Grund der Bestrafung angegeben ist: Oportet enim *ut quicunque* uxorem ducere voluerit, sive ingenuam, sive libertinam, secundum nostras leges et antiquam consuetudinem, *parentes, vel alios quos decet* (worun-

26) Man vergl. *Schilteri* Praxis juris Romani in foro germanico (Francof. et Lips. 1713). exerc. 49. §. 99 seq. et §. 104.

27) Wie sind in dieser historischen Darstellung der oben in Note 9 angegogenen Wächter'schen Abhandlung und dem damit übereinstimmenden Abegg a. a. O. §. 275—277 gefolgt. 28) c. un. C. de raptu etc. (IX, 13.)

29) Diesen Artikel interpretirt Tittmann, oben Note 4 angez. Beiträge zu der Lehre von den Verbrechen gegen die Freiheit. S. 57 fg. 30) Hepp a. a. O., besonders in dem S. 467 aufgestellten Resultat.

Digitized by Google

ter offenbar die in der oben ausgezogenen Stelle genannten Personen gemeint wären), *pelat*, ut cum eorum voluntate fiat legitimum conjugium. Nur als eine beiläufige Äußerung glaubte man die Stelle in der oben ausgezogenen Constitution über die Gefahr des Verlustes der Geschlechtslehre: maxime cum virginitas vel castitas corrupta etc. annehmen zu müssen und ebenso die rücksichtlich der Klosterfrauen: si Deo fuerint virgines vel viduae dedicatae etc. — dies Letztere ein Gesichtspunkt, der blos in der bambergischen Halsgerichtsordnung wahr berücksichtigt sei. Man meinte, die beiden Gesichtspunkte, der Eingriff in die eheliche und älterliche Gewalt, und die Gefahr des Verlustes der Geschlechtslehre ständen nach der Peinl. Gerichtsordnung in dem Verhältnisse zu einander, daß der Letztere den Ersteren nur beschränke, aber zugleich auch die Strafbarkeit der Entführung erhöhe [31]). Damit stimmen Andere wenigstens insofern überein, als sie meinen [32]), daß nicht sowol die Rechtsverletzung der Entführten selbst, als vielmehr, neben der in der Entführung enthaltenen allgemeinen Sicherheitsstörung, die Kränkung der Rechte bestimmter Dritter, welchen dergleichen an der Person der Ersteren zustehen, in das Auge gefaßt und darum die Zustimmung der Frauensperson in ihre Entführung als unerheblich betrachtet worden sei. Wieder Andere haben die Ansicht [33]), daß das Verbrechen wider die persönliche Freiheit den Hauptcharakter gegenwärtigen Verbrechens ausmache, welches sich von dem Menschenraube nur durch den besondern Zweck unterscheide. Noch Andere stellen dies Verbrechen ohne Weiteres unter die Verletzungen der rechtlich anerkannten sittlichen Gesetze, welche das würdige Verhältniß der Geschlechter festsetzen und sichern [34]), mindestens hat man den eigenthümlichen Charakter des Verbrechens in einer Verletzung der weiblichen Ehrbarkeit, d. i. derjenigen Zucht und Sitte gesucht, welche gegen Personen des weiblichen Geschlechts oder gegen die zu ihrer Beschützung und sittlichen Beaufsichtigung berechtigten und verpflichteten Personen in Beziehung auf die innigern Geschlechtsverhältnisse zu beobachten ist [35]). Einen damit verwandten Gesichtspunkt hat man in der Ansicht aufgefaßt, daß die Entführung, als eine indirecte Nöthigung zur Wollustbefriedigung zu betrachten und daher nicht zu den Verbrechen gegen die Freiheit, nicht zu dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit (weil dann einerseits der eigenthümliche Zweck der Wollustbefriedigung nicht berücksichtigt werden würde und weil andererseits das Verbrechen nicht blos durch Gewalt, sondern auch durch List und Betrug begangen werden könne), sondern zwar zu den Angriffen auf die Sittlichkeit, aber nicht (wie selbst die Peinl. Gerichtsordnung thut) zu den Fleischesverbrechen zu rechnen sei, weil, was das Letztere anlangt, die Erreichung der wollüstigen Absicht für den Begriff des gegenwärtigen Verbrechens durchaus gleichgültig ist [36]). Am meisten hat, wenn man einmal dieses Verbrechen unter eine der gesetzlich benannten Verbrechenskategorien stellen will, die Theorie für sich, nach welcher dasselbe zu den gesetzlich ausgezeichneten Unterarten des Verbrechens der Gewaltthätigkeit (crimen vis) [37]) gerechnet wird [38]). So thut dies Wächter, indem er den Gegnern vorzüglich damit begegnet, daß er ausführt [39]), wie eine Unterart eines Verbrechens darum nicht aufhört diese zu sein, weil sie nach ihrem Erfolge, ihrer nächsten Richtung und dem Endzwecke des Verbrechens besonders bezeichnet und benannt, oder mit besondern Strafen belegt wird. Er bewirft dies ferner durch die Ausführung, daß, wenn man gleich solche Verbrechen nicht zum crimen vis rechne, bei welchen die Gewalt nur als Begehungsart vorkomme, welche aber nach ihrem Thatbestande vom crimen vis verschieden wären, man doch solche nicht davon ausschließen könne, die, wie die Entführung, in nichts anderem bestehen, als in Ausübung crimineller Gewalt, deren crimineller Charakter einzig und allein in dieser Gewalt beruhe, und die völlig den Thatbestand des crimen vis haben, sich von dieser Gattung blos durch specielle Richtung unterscheiden. Es dürfte für den vorliegenden Zweck zu weit führen, wenn wir die Gründe umständlich herausbehen wollten, wodurch ebenso gediegen als ansprechend Wächter [40]) dem Hauptvertheidiger der ersten oben (S. 53 fg.) angeführten Meinung, Hepp, begegnet, nach welcher Meinung Witwen und unabhängige Mädchen von dem besondern Schutze des Gesetzes gegen derartige Verbrechen ausgeschlossen wären. Nur das bemerken wir über diese verschiedene Ansichten noch, daß uns diejenige am meisten zusagt, wonach die verschiedenen Gesichtspunkte, unter welche dieses Verbrechen gestellt werden kann und welche von den Gesetzen in der Hauptsache neben einander anerkannt werden, sich auf zwei reduciren, auf den formalen einer Gewalt, selbst wenn sich diese als List äußert, und auf den materialen eines Angriffs gegen die Persönlichkeit [41]).

Nach allem diesen und mit Berücksichtigung der im Eingange dieses Art. (S. 51) aufgestellten Definition kann das Subject gegenwärtigen Verbrechens nur ein Mann sein [42]), da die Gesetze bei diesem ausgezeichneten

31) Hepp a. a. O., besonders S. 470. 471—473. 475. 480 fg. Koppler a. a. O. S. 675. 32) Martin a. a. O. §. 301. 33) Bauer a. a. O. §. 200. Not. b. 34) Welcker in von Rotteck und Welcker's Staatslexikon. 6. Bd. 5. Aufl. (Altona und Leipzig 1838) u. d. W. Geschlechtsverhältnisse. S. 658 und 659. 35) Heffter a. a. O. §. 458.

36) Henke a. a. O. Über die Gründe gegen die verschiedenen oben angeführten Ansichten s. kürzlich Abegg a. a. O. §. 275. 37) übereinstimmend mit dem ältern römischen (frag. 5. §. 2. D. ad Leg. Jul. d. vi publ. [XLVIII, 6] c. 3. C. eod. [IX. 12] und mit dem ältern germanischen und teutschen Rechte (Heffter a. a. O. Not. 1), aber gegen Martin (a. a. O. §. 185. Note 9), der übrigens doch die Entführung nur für ein durch ein späteres römisches Gesetz zu einem besondern Verbrechen erklärtes und mit eigenthümlicher Strafe bedrohtes crimen vis hält (§. 181/185), und gegen Bauer (a. a. O. §. 200/204. Not. a). 38) Wächter in der oben Not. 9 angeführten Abhandlung. S. 21. 39) Im Neuen Archive des Criminalrechts. 13. Bd. 3. St. (Halle 1832.) Nr. XIV. §. 23. S. 388. 389. 393. 394. 40) In der vorstehend Note 38 wiederholend angezogenen Abhandlung. S. 72 fg. 41) So stellt die Sache Abegg a. a. O. §. 274, welcher übrigens die Entführung unter den Angriffen auf die persönliche Freiheit (ebendas. §. 267) behandelt. 42) Abegg a. a. O. §. 279.

Digitized by Google

Verbrechen nur einen Mann als Subject unterstellen [42]). Daher kommt es bei der Untersuchung hierüber, wenn wir auch nicht mit Feuerbach [43]) die Fragen über Entführung eines Weibes durch ein Weib, eines Mannes von einem Weibe in einen Roman verweisen, gar nicht auf die Fragen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Wegführung eines Mannes durch ein Weib, Behufs der Befriedigung der Wollust, über die dadurch entstehende Verletzung der Freiheit u. s. w. [44]) an, sondern lediglich auf die durch die klaren Gesetzesworte selbst beantwortete Frage des Geschlechtes des Subjectes. Wenn daher auch eine Frau eine solche Handlung begehen sollte, die bei einem Manne eine Entführung wäre; so würde sie es doch nicht bei einer Frau sein, eben weil sie von einer Frau begangen ist. Diese kann daher auch nicht auctor intellectualis raptus sein [45]), selbst wenn sie die Entführung ganz veranlaßte, eben weil sie keine Entführung begehen kann; sie kann höchstens als Gehilfin oder Begünstigerin concurriren [46]), und ihr Verbrechen, wenn sie auch alles thut, was ein Entführer thun könnte, kann immer nur als crimen vis oder injuria angesehen werden [47]). Dies, wenn ein Mann durch eine Frau Behufs der Befriedigung wollüstiger Absichten wegeführt würde; die irrig sogenannte Entführung eines Weibes von einem Weibe in gedachter Absicht würde nur ein Attentat zur Sodomie begründen. Vorzüglich streitig ist immer die Frage gewesen, ob ein Bräutigam an seiner Braut eine Entführung begehen könne? [48]) Der Grund des Streites liegt in den letzten, oben (S. 53) aus der Justinianischen Constitution ausgezogenen Worten: qui saltem sponsam (suam) per vim rapere ausus fuerit. Es ist durch kritische Beleuchtung dieses Textes ziemlich bestimmt nachgewiesen [49]), daß, gegen die richtigen Worte des Urtextes, in den spätern Handschriften entweder das Wort suam eingeschaltet, oder das Verneinungswort non ausgelassen ist: qui saltem sponsam non suam per etc. Unter dieser Voraussetzung würden jene Worte nichts weiter als die in der Natur der Sache liegende Dispositition enthalten, daß auch eine Braut von einem Dritten entführt werden könne. Allein Viele bleiben bei den Textesworten, sowie wir sie haben, stehen, indem sie die Textesveränderung als grundlos, die jetzigen Textesworte aber als eine absichtliche Derogation der frühern Gesetze [50]) durch Justinian, nach welchen diese Handlung kein Verbrechen war, ansprechen. Sie berufen sich darauf, daß die Basiliken [51]) und die bekannte Compilation des Harmenopulus [52]) dieselbe Lesart haben, daß die Peinl. Gerichtsordnung in ihren oben (S. 53) ausgezogenen Bestimmungen die Entführung der eigenen Braut zwar nicht erwähne, aber auch nicht ausschließe, und daß es zweifelhaft sei, ob das kanonische Recht, welches klar diesen Fall von der Entführung ausnimmt [53]), und insbesondere seine Grundsätze von den Erfordernissen und der Wirksamkeit gültiger Sponsalien staatsrechtlich anerkannt sind [54]). Andere Schriftsteller huldigen der entgegengesetzten Meinung, weil der Fall, den die Peinl. Gerichtsordnung bei der Entführung voraussetze, daß nämlich die Wegführung „einer unehrlichen weiß" (s. o. S. 53) geschehe, dann, wenn der Bräutigam die Braut entführe, nicht eintrete; weil die oben erwähnte Textesveränderung schon vor den Basiliken und der Harmenopulischen Compilation geschehen sein kann und der Justinianische Text in seiner jetzigen Gestalt keinen eigentlichen innern Zusammenhang hat; weil die Beziehung der Peinl. Gerichtsordnung auf das römische Recht blos Art und Grad der Strafe, nicht dessen übrige Grundsätze zum Gegenstand hat, und weil das kanonische Recht, anerkannt unsere Hauptrichtschnur in der Lehre von den Sponsalien, überhaupt da, wo es mit dem römischen Recht im Widerspruche steht, diesem vorzuziehen ist, dessen erwähnte Gesetze aber klar sagen, daß die Wegführung der eigenen Braut keine Entführung sei [55]). Anspruchsvoller als beide einander entgegengesetzte Meinungen ist die, wonach, weil das römische Gesetz ungewiß, das kanonische auf den bei den Protestanten nicht angenommenen Grundsatz der Gültigkeit der Sponsalien ohne väterliche Einwilligung gegründet ist, allgemeine Grundsätze darüber in Anwendung kommen müssen und so, wenigstens bei den Protestanten, anzunehmen sein wird, daß die Wegführung der eigenen Braut gegen ihren oder ihres Vaters Willen, Behufs der Eingehung der legal versprochenen Ehe, blos gewaltsame Selbsthilfe, Behufs der außerehelichen Wollustbefriedigung aber, da auch dem Bräutigam hierauf kein Recht zusteht, eigentliche Entführung ist [56]). Dies Letztere ist ebenfalls der Entscheidungsgrund in der Streitfrage, ob Jemand, dem eine rechtmäßige Gewalt über eine Frauensperson zusteht, z. B. ein Vormund, an dieser eine Entführung begehen könne? Da eine solche Gewalt nicht die Befugniß des Beischlafes in sich schließt, außer bei dem Ehemanne, so muß unter übrigens gegebenen ausreichenden Umständen die Frage bejaht werden;

Bauer a. a. O. §. 201. Feuerbach a. a. O. §. 260. Heffter a. a. O. §. 459. Salchow a. a. O. §. 179.

43) In den oben ausgezogenen Worten (S. 53): Raptores virginum etc., und: Wenn so einer jemand sein ehewerb etc. 44) a. a. O. Not. b. 45) Besonders gegen Littmann im angezogenen Handbuche. §. 198 und Henke a. a. O. S. 173 und 175, der auf die von ihm selbst zugestandene Beschränkung des Textes des fraglichen Art. der P. G. O. auf Männer nur mit der Autorität Böhmer's antworten kann; endlich gegen Gebrüder Overdiek, in den Meditationen. 3. Bd. Med. 163. S. 262: „Eine Frauensperson, die eine Mannsperson entführt, wird mit der ordentlichen Strafe der Entführung belegt." 46) Wie Henke a. a. O. S. 174 behauptet. 47) Abegg a. a. O. in der Note. 48) Salchow und Abegg a. a. O. Heffter a. a. O. Not. 1 und 2. Wächter a. a. O. Not. 30. Bauer a. a. O. Not. a. 49) Die Literatur darüber s. bei Salchow a. a. O. Not. ***). 50) Henke a. a. O. S. 176. Wächter a. a. O. Not. 31. S. 31.

51) const. 1. Cod. Theod. d. rapt. virg. (l. 9, 24.) 52) Lib. 60. tit. 58. 53) Lib. 6. tit. 7. 54) can. 49. Caus. 27. qu. 2; can. 2. Caus. 36. qu. 1 et c. 5. qu. 2; cap. 6 et 7. X. de raptoribus etc. (V, 17.) 55) Feuerbach a. a. O. §. 259 und Not. b. Heffter a. a. O. §. 459. Heyp a. a. O. §. 27 a. E. S. 490 fg. Littmann a. a. O. §. 198, wo die ältere Literatur sich in Not. 1 findet. 56) Bauer a. a. O. Not. e. Henke a. a. O. S. 176 und 177. Böhmer l. c. §. 139. Über beiderlei Meinungen mit der Literatur s. Wächter a. a. O. Not. 31. 57) Abegg a. a. O. §. 376 und in der Zusatz zu §. 279. S. 380; vergl. auch Henke a. a. O. S. 176.

Digitized by Google

nur kann der Ehemann an seiner Ehefrau, die sich unrechtmäßiger Weise von ihm entfernte, höchstens eine unerlaubte Selbsthilfe, aber keine Entführung begehen [58]).
Daß eine Entführung an der Braut eines Dritten ausgeführt werden könne, liegt zu sehr in der Natur der Sache, als daß es großer Discussionen über die anscheinend widersprechenden Gesetze bedürfte [59]).

Das Objekt der Entführung ist die Ehefrau eines Andern, eine unbescholtene Jungfrau, eine Wittwe [60]), oder eine Nonne. Rücksichtlich der Ehefrauen und der unbescholtenen [61]), unter väterlicher Gewalt stehenden, Jungfrauen ist gar keine Frage, da solche die Peinl. Gerichtsordnung in der oft angeführten Stelle ausdrücklich nennt [62]). Nur ist es streitig, was man unter unbescholten „unverleumdet" verstehen soll. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Peinl. Gerichtsordnung unter dem Gegentheile nicht blos erklärte Huren, sondern überhaupt jede Frauensperson verstanden, die ihre Geschlechtslehre durch leichtsinniges, fleischlichen Umgang in der öffentlichen Meinung bereits verscherzt und dieselbe nicht durch Besserung und musterhafte Aufführung wiedererlangt habe [63]). Milder sehen Andere [64]) dies und zwar mit Recht an. Sie glauben, daß Alles hier auf den Ruf (unbescholten, unverleumdet) ankommt, in welchem die Person steht. Also Huren, Kupplerinnen, Diebinnen, Betrügerinnen sind nicht unbescholten, unverleumdet, ebenso solche Personen, welche notorisch in einem anstößigen Verhältnisse mit einer Mannsperson leben, z. B. Maitressen. Allein eine Frauensperson, die, vielleicht selbst wiederholt, dem Entführer vor der Entführung den Beischlaf im Geheim und ohne, daß ihr Ruf dadurch gelitten, gestattet, oder die einmal vor längerer Zeit geboren, aber durch nachmaliges, ganz sittliches Leben, vielleicht entfernt vom Orte ihres ersten Vergehens, dies ganz vergessen gemacht und so sich zur Zeit der Begehung der Entführung, wieder in die Classe der unbescholtenen, unverleumdeten Weibspersonen erhoben hat, muß auch dafür geachtet werden. So viel aber ist nach allem diesen ganz gewiß, daß die Wegführung einer Jungfrau von übelm Rufe keine Entführung ist [65]). Ob aber andere Frauenspersonen, außer Jungfrauen, auch unverleumdet sein müssen, damit ihre in geschlechtlicher Absicht bewirkte Wegführung als Entführung angesehen werde? ist streitig. Die Gesetze sagen dies nicht; sie gebrauchen dies Prädicat (s. die vorstehende Note 61) nur von Jungfrauen, und der römische Gesetzgeber schien nach dem (in ebendieser Note) bemerkten Grunde der strengern Bestrafung zugleich auf den Verlust der physischen und moralischen Jungfrauschaft (castitas) Rücksicht zu nehmen. Da allerdings der gegen die Entführung bestehende ausgezeichnete gesetzliche Schutz durch die Qualität der Unbescholtenheit sehr beschränkt wird, obgleich der Fall sehr möglich ist, daß selbst bescholtene Personen durch unglückliche Zufälle unschuldig um ihren (so oft ganz verkehrten Ansichten der Umgebungen unterliegenden) Ruf gekommen sind, auch von der Entführung denselben Nachtheil haben wie unbescholtene; so darf diese Beschränkung nicht über die klaren Worte des Gesetzes ausgedehnt werden [66]). Sehr richtig bemerkt Wächter [67]) rücksichtlich der Ehefrauen: „Die Verletzung des ehrlichen Verhältnisses ersetzt hier an der Strafbarkeit, was das Verleumdetsein mindern würde." Eine andere Frage ist auch, ob Jungfrauen, die nicht unter väterlicher Gewalt stehen, Gegenstand der Entführung sind. Die, welche dies leugnen, haben zum Theil die Ansicht, daß die Peinl. Gerichtsordnung in dieser Disposition nicht aus dem römischen Rechte zu ergänzen, vielmehr anzunehmen sei, als les das solle nicht als Entführung gelten, was die Peinl. Gerichtsordnung nicht als solche bezeichnet [68]) — eine Ansicht, die dem allgemein im gemeinen Rechte angenommenen Charakter des römischen Rechts, als eines subsidiarischen, gradezu entgegen ist und eine durch nichts gerechtfertigte Ausnahme von der diesfallsigen allgemeinen Regel macht [69]). Das erwähnte römische Gesetz spricht ganz im Allgemeinen von virgines honestae, ohne abhängiger Verhältnisse dabei zu gedenken [70]), und so können auch wir diese nicht als eine Bedingung der Entführung ansehen, da die Carolina jene Bestimmung des römischen Rechtes nicht ausdrücklich aufhebt. Dadurch entscheidet sich sofort die (besonders von Hepp [71]) bestrittene Frage, ob eine Wittwe Gegenstand der Entführung sein könne? die nothwendig bejaht werden muß [72]). Endlich ist auch darüber gestritten worden, ob Klosterfrauen noch jetzt Gegenstand der Entführung sein könnten? Die Frage wird indessen unbedenklich zu bejahen sein, wenngleich ausgezeichnete Rechtsgelehrte [73]) in dem Umstande, daß die Peinl. Gerichtsordnung, im Widerspruche nicht nur mit ihrer Mutter, der bambergischen Peinl. Gerichtsordnung, sondern auch mit ihrem eigenen ersten Entwurfe, der im römischen Rechte genannten Klosterfrauen nicht gedenkt, einen aus-

58) Henke a. a. O. S. 175 fg. 59) Wächter a. a. O. Not. 52. lit. e. Abegg a. a. O. §. 275. 60) Rücksichtlich dieser Beiden in der angegebenen Ausdehnung gegen Martin und Henke in den nachher anzuführenden Stellen. 61) Nach den Worten der Justinianischen Constitution: „virginum honestarum" und „cum virginitas vel castitas corrupta restitui non possit;" (ingleichen in der P. G. O.: „unverleumdete Jungfrau." 62) Henke a. a. O. S. 175 fg. Abegg a. a. O. §. 279. Bauer a. a. O. §. 201. Salchow a. a. O. §. 179. Martin a. a. O. §. 801. Hepp a. a. O. §. 19. S. 479. 484. Heffter a. a. O. 63) Heffter a. a. O. §. 293. Not. 1 (mit der dort angeführten Literatur). Hepp a. a. O. §. 22. S. 484 fg. Koch, Institutiones juris criminalis. §. 285. 64) Tittmann a. a. O. §. 196, mit der literatur in den Noten. Über die verschiedenen Begriffe hierüber s. Wächter a. a. O. §. 134. Not. 17. lit. e. 65) Gegen Tittmann a. a. O. §. 193. Man s. hierüber die Recension über Tittmann in der Jena'schen Allgem. Lit.-Zeit. 1825. Nr. 203. S. 180.

66) Einverstanden mit Hepp a. a. O. §. 23. S. 485, zum Theil gegen, zum Theil einverstanden mit Henke a. a. O. S. 174 und Abegg a. a. O. §. 278 und 279. S. 380. Vergl. Wächter a. a. O. lit. b. Martin a. a. O. §. 801. Bauer a. a. O. 67) In der wiederholt angezogenen Abhandlung S. 77. 68) Hepp a. a. O., besonders §. 20 fg. S. 480 fg. 69) Vergl. Wächter a. a. O. S. 72 fg. Heffter a. a. O. §. 459. Abegg a. a. O. §. 279. Tittmann a. a. O. §. 193. 70) Heffter a. a. O. Not. 6. 71) a. a. O. §. 18 und 21. S. 478 und 481 fg., aber auch von Martin und Salchow a. a. O. 72) Abegg a. a. O. Wächter a. a. O. S. 74. 73) Vergl. Abegg und die daselbst angeführten Schriften.

Digitized by Google

reichenden Grund für die Verneinung finden. Indessen kann man bei dem Gesetzgeber die Ansicht, daß es der besondern Erwähnung derselben nicht bedürfe, da das römische [74]) und kanonische [75]) Recht für sie schon sattsam sorgen, mindestens ebenso gut voraussetzen, als die, durch gedachte Auslassung die Klosterfrauen ausschließen zu wollen, welche letztere Ansicht man mindestens dann nicht annehmen kann, wenn man überhaupt, wie wir, auch in dieser Materie der unbedingten Ergänzung des vaterländischen Rechtes durch das römische und kanonische das Wort redet [76]). Übrigens ist es auf den Begriff der Entführung ganz ohne Einfluß, ob die Frauensperson erwachsen, mannbar oder Kind ist [77]), da nicht augenblickliche Befriedigung der Geschlechtslust den Charakter dieses Verbrechens ausmacht, mithin eine Entführung mit Verschiebung der Erfüllung der dieses Verbrechen charakterisirenden Absicht sehr wol denkbar ist. Die Wegführung eines Mannes durch einen Mann oder durch ein Weib, ingleichen eines Weibes durch ein Weib (s. o. S. 54) in wollüstiger Absicht ist nach allem diesen nicht Entführung, sondern crimen vis oder Conat zur Sodomie, oder Lesbee [78]). Auch darüber, ob das Verbrechen der Entführung an einem Hermaphroditen begangen werden könne, ist unwidersprochen gestritten worden [79]). Nach allem diesen wird man rücksichtlich des Objectes folgende Unterarten des Verbrechens der Entführung annehmen müssen: Entführung einer großjährigen ledigen, einer großjährigen verheiratheten, einer minderjährig verheiratheten und einer minderjährigen ledigen Frauensperson [80]).

Der Thatbestand des Verbrechens besteht in der durch List oder Gewalt bewirkten rechtswidrigen Bemächtigung und Besitzergreifung der erwähnten Frauensperson gegen deren eigenen oder desjenigen, dessen rechtlicher Gewalt sie unterworfen ist, oder Beider Willen, Behufs der Erzwingung der Verehelichung oder des unerlaubten Geschlechtsgenusses für sich oder Andere. Das römische Recht setzt in der Regel Gewalt bei der Entführung voraus [81]), doch kennt es Entführung auch mit dem Willen der Entführten, und so nimmt man gewöhnlich an, daß auch durch Drohungen [82]), Betrug und List [83]) das Verbrechen geschieht [84]). Indessen können diese nicht allein die Entführung vollenden, wenn nicht die andern Erfordernisse des Thatbestandes vorhanden sind. Bloße Schmeicheleien und Überredungskünste, durch welche die Frauensperson bewogen wird, dem Thäter gegen den Willen derer zu folgen, von welchen sie abhängig ist, können das Verbrechen der Entführung nicht [85]) erwirken [86]). Man nannte indessen sonst die Handlung, wenn eine Frauensperson durch Überredungskünste zur Entfernung von den Personen, von denen sie abhängig war, durch eine Mannsperson verleitet wurde, raptus seductionis zum Unterschiede von der eigentlichen Entführung, raptus violentiae [87]). Jedenfalls wird vorausgesetzt, daß die Wegführung bei unabhängigen Personen gegen oder doch wenigstens ohne deren eigenen [88]), bei abhängigen gegen oder doch ohne derer, von welchen sie abhängen [89]), Willen geschehe [90]). Bei der großen Abhängigkeit der Klosterfrauen von ihren Vorgesetzten ist die vorhin (Note 75) erwähnte Bestimmung wegen Persection des Verbrechens der Entführung auch mit ihrem Willen eigentlich keine Ausnahme von der Regel [91]). So klar auch die römischen Gesetze und die Peinl. Gerichtsordnung es aussprechen, daß, wenn die Entführte ihre Zustimmung zur Entführung gibt, doch dieses Verbrechen vorhanden ist, falls die Vorgesetzten der Erstern nicht einwilligen; so hat man dies doch, wegen der, aus ganz andern Rücksichten zu beurtheilenden, widersprechenden kanonischen Gesetze [92]), zu leugnen versucht. Allein jetzt man über die Existenz der Entführung in diesem Falle einverstanden [93]). Daß die Einwilligung einer noch unmündigen Person, eben wegen zu jugendlichen Alters, ohne allen Einfluß ist, versteht sich von selbst, und ist auch in den neuern Gesetzgebungen allgemein anerkannt [94]). Diejenigen, welche es für eine Entführung halten, wenn auch die fragliche Frauensperson, obwol der väterlichen Gewalt unterworfen, in die Wegführung einwilligt, nehmen häufiger den Fall davon aus, wenn der Entführer sie heirathet, bevor er den Beischlaf mit ihr vollzogen hat. Allein da das durch das teutsche gemeine Recht, die Peinl. Gerichtsordnung, bestätigte römische Recht, wie wir oben sahen, grade das Gegentheil disponirt; so muß es auch dabei bewenden. Es findet dies in allen den Fällen statt, wo die Entführung zum Zwecke der Ehe geschah, mag der Vater aus triftigen oder nicht triftigen Gründen die Zu-

74) Nach der oben ausgezogenen Justinianischen Constitution und noch c. 54. C. de episcop. et cleric. (I, 3.) 75) c. 2. Caus. 36. qu. 2, wo ausdrücklich gesagt ist, daß selbst die Einwilligung der Nonne in die Entführung den Begriff der Letztern nicht ändert. 76) Bauer a. a. O. Not. d. Hefftera. a. O. §. 459. Salchow a. a. O. Not. ***). Henke a. a. O. §. 116. a. E. Martin a. a. O. Hepp a. a. O. §. 16. S. 472. §. 27. S. 489. 77) Henke a. a. O. S. 174. 78) Bauer a. a. O. Not. a. Wächter in der angez. Abhandl. S. 74. Not. 56. Feuerbach a. a. O. §. 260 gegen Henke a. a. O. §. 116. S. 173. 79) s. Wächter ebendas. 80) Jenull, über das Verbrechen der Entführung nach dem §. 80. des österr. Straf-Gesetzbuches über Verbrechen, s. Wagner, Zeitschrift für österreich. Rechtsgelehrsamkeit (Wien). Jahrg. 1828. 2. Bd. Abh. 23. S. 1. 81) Hefftera. a. O. §. 460. Not. 6. 82) Leyser l. c. med. 1 et 2. 83) s. d. durch Verlegung der zu Entführenden, mittels angewendeter betäubender Mittel, in den Zustand der Ohnmacht oder Trunkenheit. Henke a. a. O. §. 174. Bal. arg. fr. 1. §. 3. D. d. servo conupto (XI, 8). Martin a. a. O. §. 501. Not. 19.

85) Gegen Böhmer l. c. §. 143. Koch l. c. §. 868. Geo. Jac. Fried. Meister, Principia juris crim. (Göttingae 1792.) §. 303. 86) Feuerbach a. a. O. §. 257. Hefftera. a. O. Bauer a. a. O. Not. c. Abegg a. a. O. §. 581. Henke a. a. O. §. 181. Wächter im Lehrbuche. §. 138. Not. 32. lit. a. Tittmann a. a. O. §. 195. unter den ältern l. v. Quistorp, Grundsätze des teutschen peinlichen Rechts. 1. Ab. (Rostock und Leipzig 1794.) §. 510. und unter den noch frühern Schilter l. c. §. 105. 87) Andreas Müller, Lexikon des Kirchenrechts, u. d. W. Entführung. 2. Bd. S. 480. 88) Außerdem ist in diesem Falle keine Entführung vorhanden. Abegg a. a. O. §. 380. 89) Gegen Tittmann a. a. O. Vergl. Hefftera. a. O. §. 460. 90) Salchow a. a. O. §. 179 und Not. ***). Henke a. a. O. §. 180. 91) Salchow a. a. O. 92) c. 6. X. de raptoribus (V, 17). 93) Henke a. a. O. S. 184. 94) Henke a. a. O. §. 185.

Digitized by Google

stimmung zur Ehe verweigert haben [95]). Am wenigsten hat die Meinung einiger ältern Juristen Grund, und hat daher auch am wenigsten Beifall gefunden, welche nicht einmal da eine Entführung annimmt, wo die Entführte mit Gewalt, gegen ihren Willen, aber zum Zwecke der Ehe [96]) weggeführt wird. Die Personen, auf deren Einwilligungsvorfragung es bei der Entführung abhängiger Frauenspersonen ankommt, sind nach dem Justinianischen Rechte, je nachdem die Frauensperson von Einem oder dem Andern abhängig ist, vorzüglich die parentes, jedoch so, daß im Allgemeinen Entführung stattfindet, wenn eine Ehefrau oder Haustochter, Mädchen oder Witwe, wider Willen des Mannes oder Vaters, oder eine Minderjährige, sei sie Witwe oder nicht, wider den Willen des gewesenen Hausvaters oder der Mutter und der propinqui oder des Tutors oder Curators weggeführt wird [97]). Wegen der dies klar aussprechenden Gesetze [98]) kann man denen nicht beistimmen, welche dies bei verletzten Rechten des Tutors oder Curators [99]), oder auch bei Wegführung einer Tochter nach dem Tode des Vaters, wider den Willen der Mutter, zumal wenn diese Vormünderin ist [1]), leugnen wollen (vergl. S. 52). Eine Entführung findet auch statt, wenn jene Personen einwilligten (wodurch sie freilich häufig, je nach Verschiedenheit der Fälle, der Theilnahme am Stuprum ꝛc. oder gar des Lenocinium sich schuldig machen würden), die Entführte aber gegen ihren Willen entführt wurde [2]). Eine schwierige Frage ist die über den Einfluß einer nachfolgenden Einwilligung, nach, gegen den frühern Willen der zu einem Widerspruche berechtigten Personen, bewirkter Entführung. Da nirgends ein Gesetz existirt, das den Charakter des Verbrechens dadurch als geändert ansieht, so müssen wir auch theoretisch-rechtlich die Ansicht nehmen, daß auf die Frage über den Charakter des Verbrechens selbst die nachfolgende Einwilligung keinen Einfluß hat. Denn das Verbrechen muß so betrachtet werden, wie es im Augenblicke der Begehung ist. Nie wird auch ein menschliches Auge sicher zu unterscheiden vermögen, welche Motive nach der Entführung die Einwilligung hervorgebracht haben, und ob sie von der Art sind, daß sie auch ohne die Entführung zur Einwilligung geführt hätten, da im entgegengesetzten Falle der Entführer für sein Verbrechen noch eine Belohnung erhielt. Am wenigsten können wir uns daher mit dem, von einigen Rechtslehrern [4]) gemachten, Unterschiede rücksichtlich des Effectes der nachfolgenden Einwilligung nach Verschiedenheit der bei der Entführung vorgewalteten Absicht der Ehe oder unerlaubten Geschlechtsbbefriedigung rechtlich einverstehen, wenn wir auch die politischen Gründe nicht verkennen mögen, welche die Praxis in diesen Fällen (s. w. u.) zu mildern Ansichten geführt hat. Nur bemerken müssen wir noch, daß, da nach Justinian's Gesetzgebung die Todesstrafe für dieses Verbrechen gedroht war, darnach von der noch besonders untersagten Verehelichung des Entführers mit der Entführten nicht die Rede sein konnte, während, wie schon erwähnt (S. 52), das kanonische Recht hierüber ganz andere Grundsätze aufstellt. Daß übrigens, sowol Stillschweigend als ausdrücklich, die Zustimmung zur Entführung, sowie die Weigerung dagegen erklärt werden kann, liegt in der Natur der Sache [5]). — Die zum Thatbestande gehörige rechtswidrige Bemächtigung und Besitzergreifung hat auch zu vielen gelehrten Streitigkeiten Veranlassung gegeben. Die ältern Juristen pflegten die Handlung immer als translatio de loco in alium locum zu bezeichnen [6]), und so entstanden die vielen Streitigkeiten über die Frage, wie weit zu dem Begriffe der Entführung der Ort, wohin die Entführte gebracht ist, von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte entfernt sein müsse [7]) ob eine Entführung durch Wegführung aus einem Theile in den andern eines und desselben Hauses, aus einem Theile in den andern eines und desselben Ortes (Dorf, Stadt), an einen der Entführten bekannten Ort ꝛc. geschehen könne? Alles dies erledigt sich von selbst, auch die Qualität des Ortes, woher die Entführung geschah, ob aus dem Hause der Ältern, oder aus einem andern, ob von der Straße, aus einem öffentlichen Gebäude, Gefängniß ꝛc., ist ganz gleichgültig, wenn man sich nicht zu sklavisch an das teutsche Wort „Entführen" hält und den jetzt allgemeinen Begriff annimmt. Dieser ist, daß die Entführung geschehe durch Wegführen von dem Orte, wo die Entführte der willkürlichen Gewalt des Entführers entzogen war, oder durch Zurückbehaltung an einem von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt entfernten Orte [8]), wo sie der Macht desjenigen, zu dessen Gunsten die Entführung vollführt wurde, unterworfen ist — Beides unter der Voraussetzung, daß dies gegen den Willen der zum Widerspruche nach Obigem Berechtigten geschieht. Denn darauf, daß die Entführte da, wo sie in Folge der Handlung ist, sich unrechtmäßig in der Gewalt dessen befindet, zu dessen Gunsten die Entführung geschah, nicht auf die Entfernung eines Ortes vom andern, reducirt sich Alles [9]). Noch mehr dehnten vielleicht die Römer diesen Begriff

95) Gebrüder Overbeck a. a. O. 3. Bd. Med. 168. S. 257: Wer eine Frauensperson in der Absicht, um sich mit ihr zu verheirathen, entführt, ist nichtsdestoweniger mit der auf die Entführung gesetzten Strafe zu belegen. Wächter a. a. O. Not. 31. Nr. 1. S. 51 und 52. Bauer a. a. O. Not. e. 96) Wächter a. a. O. S. 31. 97) Abegg a. a. O. §. 275. S. 276. Wächter in der angef. Abhandl. S. 56 fg. Saldow a. a. O. Hepp a. a. O. §. 16. S. 471. §. 24. S. 486 fg. Heffter a. a. O. §. 459. Not. 7. 98) Man vergl. die oben aufgezogene const. un. C. (S. 53), besonders auch §. 1. und Nov. 143. 99) Wächter im Lehrbuche. §. 138. Not. 32. lit. c.

1) Wächter a. a. O. lit. d. Saldow a. a. O. Not. ***) a. E. 2) Abegg a. a. O. §. 279. Zusatz. Wächter in der angef. Abh. S. 60 und 81; vergl. mit der Recension darüber im Neuen Archive des Criminalrechts. Jahrg. 1836. 1. St. (Halle 1836.) S. 165 gegen Hepp a. a. O. §. 25. S. 487.

3) §. B. Henke a. a. O. S. 182 fg. 4) Henke a. a. O. S. 181. Tittmann a. a. O. S. 398. 5) Wächter a. a. O. §. 138. S. 32. 6) Vergl. Leyser l. c. med. 10. 7) Gegen §. B. Saldow a. a. O. Not. **). 8) Henke a. a. O. S. 178 fg. Feuerbach a. a. O. §. 256, besonders auch Not. a. Abegg a. a. O. §. 279. Zus. S. 381. Heffter a. a. O. §. 460. Bauer a. a. O. §. 201. Martin a. a. O. §. 301. Wächter a. a. O. S. 33. Abweichend hiervon, wenn auch nicht im Princip, doch in dem Resultate daraus ist Tittmann a. a. O. §. 194.

Digitized by Google

aus [9]). Daß aber, ungeachtet der eben angegebenen weitern Begriffsbestimmung der Entführungshandlung, diese doch nicht mit der Nothzucht in Eins zusammenfällt, ergibt sich aus Obigem (S. 51), wenngleich oft Entführung und Nothzucht concurriren können. — Zum Thatbestande des Verbrechens erfodert, wie gedacht, die Peinl. Gerichtsordnung, daß die Entführung „eyner unehrlichen weiß" geschehe. Was diese Worte bedeuten, ob sie überhaupt nur den dolus bezeichnen, oder die Absicht der Gefährdung der weiblichen Ehre, dieß ist streitig. Diese letztere wurde jedoch nach den Begriffen der damaligen Zeit, wie wir aus mehren Statuten ersehen, schon durch eine Entführung Behufs der Verehelichung gegen den Willen des Vaters gefährdet [10]), und so werden jene Worte mit Recht sowol auf die Absicht der Verehelichung mit der Entführten, als der unerlaubten Wollustbefriedigung bezogen. Diese Absicht wird daher zum Begriffe der Entführung erfodert [11]), nicht aber deren Erreichung (durch welche eine Verbrechensconcurrenz entstehen würde) [12]); vielmehr ist das Verbrechen durch die in obiger Maße näher charakterisirte, in der fraglichen unehrlichen Absicht bewirkte Entfernung der Frauensperson vollendet [13]). Daß es übrigens für den Begriff der Entführung ganz gleichgültig ist, ob diese für den Entführer selbst oder für einen Dritten geschah, dieß liegt in der Natur der Sache. Ebenso braucht auch der Entführer die That nicht selbst zu thun; er kann sie, als auctor intellectualis, durch Mittelspersonen begehen [14]).

Die Strafe der Entführung, welche, nach Vorstehendem, rücksichtlich der Ehefrauen und unbescholtenen Jungfrauen durch die Peinl. Gerichtsordnung bestätigt wurde, ist die Strafe des römischen Rechts, Schwerstrafe und Vermögensconfiscation — außer bei der Entführung von Sklavinnen oder Freigelassenen [15]) — in der Maße, wie solches oben (S. 52) näher angegeben worden, mit, was hier noch besonders zu erwähnen ist [16]), Ausschluß des Pflichttheils der Kinder des Entführers. Auch dürfen die Vorgesetzten der Entführten den Entführer, wenn sie ihn auf der That betreffen, umbringen [17]). Indessen wurde schon frühzeitig an diesen gesetzlichen Dispositionen gemäkelt. Wenn man vor allen Dingen in dem Umstande, daß die Carolina nur zweier Arten von Entführung gedenkt, in denen sie die Grundsätze des römischen Rechts, aber auch nur rücksichtlich der Strafbestimmungen, bestätigt, schon Veranlassung zu der Frage fand, ob sie auch die übrigen Grundsätze Justinian's dadurch bestätigt haben wollte [18])? so fand man übrigens durch den Schluß des fraglichen Artikels, wonach (S. 53), selbst wegen Bestrafung nach dem römischen Rechte „bei den rechtuerständigen radts gebraucht werden" solle, sich zu der Meinung veranlaßt, daß das teutsche Gesetz keineswegs, selbst in den von ihm ausdrücklich genannten Fällen der Entführung einer Ehefrau oder unbescholtenen Jungfrau, immer die Todesstrafe habe executirt haben wollen. Weil nun überdies das, dem römischen Rechte, inwiefern es nicht durch die spätere Carolina bestätigt ist, derogirende kanonische Recht, durch Gestattung der Verheirathung des Entführers mit der Entführten, die Todesstrafe in vielen Fällen ausschloß; so kam man sehr bald dahin, daß man die Todesstrafe für nur in den schwersten Fällen anwendbar erachtete [19]), zumal nicht undeutlich die römischen, den Tod drohenden Gesetze (s. o. S. 57) bei der Entführung in der Regel gewaltsame Bemächtigung voraussetzen, mithin eine Disposition für den Fall des freiwilligen Folgens der Entführten in manchen Fällen zu fehlen scheint. Keineswegeſ scheint jedoch dadurch der von Einigen [20]) angenommene Unterschied begründet, daß das römische Recht nur die Entführung einer Nonne mit dem Tode bestraft wissen wolle, im Übrigen aber, wenn der Geschlechtstrieb nicht befriedigt worden sei, nur zeitige Freiheitsberaubung stattfinde. — Das Recht der Vorgesetzten der Entführten, den Entführer zu tödten, das wol die römischen Gesetze unbedingt geben [21]) (es fragt sich sogar, nach dem Worte „interficiantur" [S. 53], ob sie nicht die Tödtung befehlen [22]), wollte man schon früher darum bezweifeln, weil die Peinl. Gerichtsordnung nur rücksichtlich der öffentlichen Strafe, nicht ausdrücklich rücksichtlich der Privatrache das römische Recht bestätige [23]) (als ob es einer solchen Bestätigung bedürfe). Andere meinen noch jetzt, es liege in der gesetzlichen Disposition nur eine Verzeihung für die Privatrache [24]), woraus sich wol deren jetzige Unanwendbarkeit leicht demonstriren lassen würde. Noch Andere [25]) finden das Gesetz nicht klar, indem es ausdrücklich eine Überführung („convicti") des Thäters voraussetzt, um von den fraglichen Vorgesetzten umgebracht werden zu können, woraus man (während man zeither bei einem Betreffen in flagranti die Überführung in der That selbst suchte) eine Hindeutung auf das uns unbekannte Verfahren der Römer bei delictis manifestis demonstrirt. So ist man dazu gekommen, diese Tödtungsbefugniß nur auf den Fall einer gerechten Nothwehr und

9) Heffter a. a. O. Not. 10. 10) Neues Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1836. 1. St. (Halle 1836.) S. 165. 11) Feuerbach a. a. O. §. 256 und 259. Martin a. a. O. Abegg a. a. O. S. 380 fg. Bauer a. a. O. Heffter a. a. O. Hepp a. a. O. S. 488. Die Meinung Altmann's (a. a. O. §. 154) und Salchow's (a. a. O. §. 180), welche die beabsichtigte unerlaubte Befriedigung des Geschlechtstriebes auf eine „naturgemäße" bei diesem Verbrechen beschränken wollen, ist nicht begründet. Auch in der Ehe findet sich zuweilen unerlaubte Wollustbefriedigung. 12) Henke a. a. O. S. 179 u. fg. 13) Feuerbach a. a. O. §. 259. Bauer, Salchow, Altmann und Heffter a. a. O. Abegg a. a. O. S. 379 und 382. Wächter a. a. O. §. 139. S. 36. lit. b. 14) Zittmann a. a. O. §. 193. 15) Calvinus l. c. 16) Nov. 123. cap. 43. Feuerbach a. a. O. §. 201. Not. c. Henke a. a. O. §. 117 und Not. l. Salchow a. a. O. §. 181. Heffter a. a. O. §. 461. Not. 4. 17) c. 54. C. d. epise. et cler. (I, 3.) c. un. C. de raptu virg. (IX, 13.) Feuerbach a. a. O. §. 261. Martin a. a. O. §. 302. Bauer a. a. O. §. 202. Henke a. a. O. §. 117. Zittmann a. a. O. §. 196.

18) Henke a. a. O. S. 189. 19) Abegg a. a. O. §. 280. Heffter a. a. O. §. 461 und Not. 8. 20) Salchow a. a. O. §. 181. 21) Obendaſ. u. a. E., auch Not. ****). Feuerbach a. a. O. und Not. d a. E. 22) Bauer a. a. O. Not. e. 23) Martin a. a. O. und Not. 12. 24) Heffter a. a. O. Not. 1.

Digitized by Google

des höchsten Affectgrades zu reduciren — eine Erklärung, die freilich mit dem Gesetze, das offenbar etwas Besonderes für jene Vorgesetzten statuiren wollte, nur schwer vereinbar ist [25]). Auch die Vermögensconfiscation [26]) griff man an, indem man durch Vergleichung des 218. mit dem 131. Art. der Peinl. Gerichtsordnung, ganz gegen deren Sinn, eine Aufhebung jener, nach den jetzigen Ansichten so sehr bedenklichen, in mehren Landesverfassungs-Urkunden ganz untersagten Strafe zu demonstriren suchte [27]). Durch alle diese Anfechtungen ist die gesetzliche Strafe der Entführung außer Anwendung gekommen und man sieht sie als eine willkürliche [28]) an, ungeachtet von einem Gerichtsgebrauch, auf den man sich übrigens seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beruft [29]), wegen der Seltenheit der vorkommenden Fälle kaum die Rede sein kann [30]). Man hat die Ansicht, daß, im Verhältnisse zur Bestrafung der übrigen, die Persönlichkeit verletzenden Verbrechen [31]), Todesstrafe in der Regel nicht stattfinden könne. Selbst die ältern Juristen [32]) gestatteten dieselbe blos noch, wenn die Entführung mit großer Gewaltthätigkeit und wider den Willen der entführten Person, wol gar zum Nachtheil ihrer Gesundheit, geschah, auch wol noch andere grobe Verbrechen concurrirten. Im Übrigen statuirt man, unter Wegfall der Vermögensconfiscation [33]), blos zeitige, gewöhnlich mehrjährige Freiheits-, Gefängniß-, Festungs- oder Zuchthausstrafe, welche nach Beschaffenheit der dabei angewendeten Mittel, nach den persönlichen Verhältnissen und dem Rufe der Entführten, besonders im Vergleiche zu den Verhältnissen des Entführers, nach dem Umstande, ob die Entführung mit oder wider den Willen der Entführten geschah, ob mehr oder weniger Personen dadurch verletzt wurden, nach der Absicht und nach den Folgen der Entführung, namentlich danach, ob der Entführer seine Absicht erreichte, auch nach der etwanigen Concurrenz anderer Verbrechen normirt wird. Danach wird bei blos angewendeter List und bei gänzlich ermangelnder Gewalt das Verbrechen milder bestraft als bei Gewalt, bei welcher es wieder auf deren verschiedene Grade, und namentlich auf die etwa zu Schulden gebrachten Mißhandlungen ankommt. Ebenso wird die Entführung einer Person von höherm Stande, besonders wenn der Entführer von viel niedrigerm war, für strafbarer geachtet, als die Entführung einer gemeinen Person. Eine härtere Strafe steht dem Entführer einer Ehefrau, als dem einer Jungfrau, ferner demjenigen bevor, der blos um unerlaubten (noch mehr, um unnatürlichen) Geschlechtsgenusses willen, zumal wenn er diesen Zweck wirklich erreichte, das Verbrechen beging, während man die nachmals auf gültige Weise zu Stande gekommene Ehe als einen Milderungsgrund der Strafe ansieht, ja durch die nachmalige Genehmigung der Ehe von Seiten der Entführten und deren Vorgesetzten, zumal wenn der Letztern vorheriger Widerspruch nichtig war, den Wegfall der Strafe begründet glaubt. Im Falle nachmaliger Einwilligung der Vorgesetzten der Entführten in die Ehe begeben sich jene wenigstens ihres Anklagerechtes [34]). Die bloße Absicht der Verheirathung von Seiten des Entführers nimmt man nur dann als Motiv zu milderer Bestrafung an, wenn nicht seine Verhältnisse so sind, daß die Entführte durch die Ehe offenbar herabgewürdigt, oder sonst dadurch in eine ihren Verhältnissen gar nicht angemessene, oder sonst unglückliche Lage gebracht werden würde. Das Einverständniß der Vorgesetzten der Entführten mildert die Strafe des Entführers nicht, Ersterе kommen vielmehr als Miturheber, Gehilfen ꝛc. zur Verantwortung. Die Privatrache der Verwandten fällt jetzt auch weg [35]). Übrigens gibt es eigentlich gesetzlich und bei Anwendung der gesetzlichen Strafe keine besondern Milderungsgründe [36]). Dennoch haben die Rechtslehrer auch dafür dergleichen angenommen, die außer den so eben erwähnten Rücksichten bei Normirung der jetzigen willkürlichen Strafe besonders beachtet werden. Dahin gehören das schon angeführte Anerbieten zur Heirath (s. oben), obgleich an sich die nachfolgende Eingehung der Ehe keinen Milderungsgrund abgeben kann [37]), Entführung nicht weit vom sonstigen Aufenthaltsorte der Entführten weg, der Letztern Fürbitte für den Verbrecher, Rückgabe und gute Behandlung der unbeschädigt gebliebenen Entführten (namentlich wenn der Entführer die Entführte entehren konnte und es doch nicht that), der Letztern Einwilligung in die Flucht, Minderjährigkeit des Entführers oder der Entführten, oder Beider, Meinung des Entführers, daß die Entführte unabhängig, oder nicht unbescholten sei, insonderheit übler Ruf der Letztern, der Umstand, daß der Entführer mit der Entführten verlobt war, oder vor der Entführung schon den Beischlaf mit ihr gepflogen hatte [38]). Daß die meisten dieser angeblichen Milderungsgründe wenig oder nichts für sich und ihren Ursprung großentheils in einer s. g. aequitas cerebrina haben, wird bei der jetzigen Bildungsstufe der Strafrechtswissenschaft wol Niemand leugnen. Von nicht viel größerem Werthe sind die gewöhnlich angegebenen Schärfungsgründe, Begehung des Verbrechens mit großer Gewalt, Heiligkeit des Ortes oder der Person, sehr hoher Stand der Entführten [39]).

Den gleichzeitigen Gehilfen des Entführers (bei

25) Bauer und Heffter a. a. O. Salchow a. a. O. §. 182. Wächter a. a. O. §. 189. Not. 33. Kappler a. a. O. S. 674. Abegg a. a. O. §. 275 a. E. 26) Vergl. die bei Salchow Not. **) zum §. 182 angezogenen Schriftsteller. 27) Abegg a. a. O. §. 280. Zus. Martin a. a. O. §. 302. Not. 6. 28) Heffter, Bauer, Salchow a. a. O. Feuerbach a. a. O. Not. d. 29) Wächter a. a. O. §. 189. Not. 33. 30) Kappler a. a. O. S. 674. Heffter a. a. O. Not. 9 a. E. 31) Henke a. a. O. §. 117. S. 187. 32) z. B. v. Quistorp a. a. O. §. 514. Vergl. Henke a. a. O. S. 190. 33) Feuerbach a. a. O. Heffter im angef. §. a. E. und Not. 10. Henke a. a. O.

34) Heffter a. a. O. §. 463 a. E. 35) Über alles dies s. Bauer im angef. §. 202 und Not. e. Heffter im angef. §. 461 und Not. 9 und 10. §. 463 und Not. 6 und 7. Abegg a. a. O. §. 280. Zus. Henke a. a. O. S. 188. 191. 196. Zittmann a. a. O. §. 196. 36) Feuerbach a. a. O. §. 262 und Not. b. Martin a. a. O. §. 302. 37) Heffter a. a. O. §. 463, besonders Not. 8. 38) Salchow a. a. O. §. 185. Henke a. a. O. S. 191 fg. und 196. Wächter a. a. O. §. 189. Not. 34 (24). 39) Feuerbach a. a. O. Salchow a. a. O. §. 185.

Digitized by Google

concursus concomitans) drohte das römische Recht, wie dem Entführer selbst, Todesstrafe und Vermögensconfiscation, den übrigen Gehilfen blos Todesstrafe. Allein die ganz allgemein derogirende Vorschrift des 177. Art. der Peinl. Gerichtsordnung gestattet, außer im Falle eines Complottes, nicht, jener singulären Verordnung des römischen Rechtes nachzugehen und es sind daher die Gehilfen nach den allgemeinen Grundsätzen über Gehilfen, im vorliegenden Falle übrigens willkürlich, zu bestrafen [40]). Im wenigsten kann die Entführte selbst als Theilnehmerin an dem Verbrechen gestraft werden [41]). Zwar macht das bloße Schweigen Justinian's über diesen Gegenstand die Sache bedenklich, da kaum anzunehmen ist, daß Justinian dadurch eine Abweichung rücksichtlich der Entführten von allen Grundsätzen über Bestrafung der Gehilfen bei einem Verbrechen habe sanctioniren wollen [42]), und daher hielten auch die ältern Juristen wenigstens eine willkürliche Strafe für die freiwillig dem Entführer Folgende für angemessen [43]). Mehre Particularrechte (s. w. u.) scheinen auch dies Princip angenommen zu haben. Indessen ist man im Allgemeinen doch anderer Meinung [44]). Ebenso streitet die Verordnung des Justinianischen Rechtes [45]), welche schon den Versuch eine Nonne zu verführen, geschweige denn zu entführen, mit dem Tode bedroht, zu sehr gegen die allgemeinen Grundsätze über Bestrafung eines Versuchs, und hängt zu sehr mit jetzt veralteten religiösen Ansichten zusammen, als daß man nicht allgemein die Ansicht hegen sollte, daß jeder Versuch zu einer Entführung nur nach den allgemeinen Grundsätzen über Bestrafung des Attentates zu beurtheilen sei [46]).

Darf das Verbrechen der Entführung von Amtswegen untersucht, oder muß Anklage der Betheiligten erwartet werden? [47]) Zu dieser Frage gibt die oben (S. 53) ausgezogene Stelle der Peinl. Gerichtsordnung durch die Vorschrift Veranlassung, daß dem verletzten Ehemann oder ehelichen Vater, worunter man gewöhnlich jeden Ascendenten versteht [48]), das Recht zustehen soll, „unangesehen ob die ehefraw oder jungkfrawe jren willen darzu gibt," gegen den Entführer peinlich zu klagen. Die ältern Juristen der neuern Zeit und, ihnen folgend, einige der neuern hielten daher eine verneinende Antwort obiger Frage für begründet und machten jede gerichtliche Procedur von der Anzeige der Altern oder des Ehemannes, im Falle nicht eine Bigamie vorlag, abhängig [49]). Die Juristen der ältern Zeit dagegen nahmen auf das in der Peinl. Gerichtsordnung vorgeschriebene Anklagerecht des Vaters und Ehemannes gar keine Rücksicht [50]). Die richtigere und neuerlich ziemlich allgemein (außer in einigen Particulargesetzgebungen) angenommene Meinung ist wol, daß nicht nur der wider ihren Willen Entführten das Klagrecht, im Fall die vorhin genannten, dazu berechtigten Personen nicht davon Gebrauch machen, nicht abgesprochen werden kann, sondern, daß auch das Einschreiten von Amtswegen, wo es überhaupt zulässig, auch jetzt nicht ausgeschlossen ist. Denn nicht nur macht die Peinl. Gerichtsordnung nicht, sowie bei dem Ehebruch und der Nothzucht, die Anklage zur ausschließenden Bedingung eines gerichtlichen Verfahrens, sondern das römische Recht gebietet auch sogar, gegen seine sonstigen Grundsätze, für diesen Fall das Verfahren ex officio [51]). Einige scheinen jedoch die in der Peinl. Gerichtsordnung namentlich aufgeführten zwei Fälle davon ausnehmen zu wollen [52]). Nach der Praxis findet vorzüglich dann keine Untersuchung von Amtswegen statt, wenn der Entführer die wider den Willen der Altern entführte Person geheirathet hat [53]). Jedenfalls muß dann die Untersuchung dieses Verbrechens von Amtswegen geschehen, wenn es bei Gelegenheit eines andern, der amtlichen Untersuchung unterliegenden Verbrechens zur Sprache kommt [54]). — Da die Entführung, nach Obigem (S. 54), eine Unterart der Gewaltthätigkeit ist, mindestens gewiß nicht zu den der lex Julia de adulteriis unterworfenen Verbrechen gehört, welchen schon eine fünfjährige Verjährung zu statten kommt, so verjährt sie gemeinrechtlich erst in 20 Jahren [55]). Daß die Entführung sowol nach dem römischen als dem ältern kanonischen Recht ein Ehehinderniß war, ergibt sich aus Obigem. Die jetzigen Ansichten des protestantischen und katholischen Kirchenrechts sind bereits unter dem Artikel Ehe [56]) auseinandergesetzt worden. Danach ist auch die frühere, auf die Dispositionen des römischen Rechtes, durch welche eine solche Heirath unterlagt war und die mit ihrem Willen Entführte nichts vom Vermögen des Entführers erhielt (s. o. S. 52), gestützte Behauptung, als ob eine von der Entführten dem Entführer gemachte Schenkung ungültig sei, schon längst als widerlegt angesehen worden [57]). Die Privatansprüche, welche einer Entführten für sich und ihr Kind zustehen, sind, wenn die Entführung und der Beischlaf gegen ihren Willen geschehen, unstreitig nach den höchsten Ansätzen der Grundsätze über Dotation und Alimentation, geschah er mit ihrem Willen nur nach den gewöhnlichen diesfallsigen Ansätzen, erlitt sie durch die angewendete Ge-

40) Henke a. a. O. S. 189. Martin a. a. O. Salchow a. a. O. §. 184. Wächter a. a. O. Not. 35. Feuerbach a. a. O. §. 262. Heffter a. a. O. §. 462. 41) Ebendas. a. E., und besonders Not. 2, sammt der dortigen Literatur. Wächter a. a. O. Not. 38. 42) Hepp a. a. O. §. 25. S. 487. 43) Henke a. a. O. S. 191. Vergleiche Bauer a. a. O. Not. d. 44) Bauer im angef. §. 202. 45) c. 5. C. de episcop. et cleric. (I, 3.) 46) Salchow a. a. O., besonders auch Not. *). Henke, Feuerbach und Heffter a. a. O. 47) Wächter a. a. O. Not. 54 (24) a. E. 48) Heffter a. a. O. §. 465. Not. 1. 49) Kittmann a. a. O. Not. v. Man vergl. hierüber Henke a. a. O. und die in Not. 7. S. 197 dort angeführte ältere Literatur.

50) Hierüber s. Heffter a. a. O. Not. 2. 51) const. unic. in prooem. C. de raptu virginum (IX, 13). Nov. 24. cap. 2. Abegg a. a. O. 52) Heffter a. a. O. §. 463 und Not. 3. 53) Salchow a. a. O. §. 183. 54) Henke a. a. O. 4. Bd. (Berlin und Stettin 1838.) §. 27. S. 206 fg. und Not. 4. S. 210 und §. 28. Not. 4. S. 214. 55) Abegg a. a. O. §. 172. Henke a. a. O. §. 23. S. 182 und Not. 11. S. 187. 56) 1. Sect. 31. Th. S. 344. Man vergl. übrigens Salchow a. a. O. Andreas Müller, kritisches Kirchenrechts u. d. Th. Entführung, und noch umständlicher Glück, Pandecten-Commentar. 24. Th. §. 1216 c. S. 22 fg. 57) Strube, Rechtliche Bedenken, Spangenberg'sche Ausg. 2. Bd. (Hanover 1827.) Bd. 430. (IV, 79.)

Digitized by Google

walt Nachtheile, nach den allgemeinen Grundsätzen über Entschädigung zu normiren.

Die Particular- und ausländische Gesetzgebung hat in diesen gemeinrechtlichen Grundsätzen sehr viel geändert. Das österreichische Strafgesetzbuch über Verbrechen (§. 80. 81) nennt Entführung alle die Handlungen, durch welche mit List oder Gewalt in der Absicht der Heirath oder Unzucht eine Weibsperson (ohne Unterschied der Bescholtenheit oder Unbescholtenheit), oder durch welche eine verheirathete Weibsperson zwar mit ihrem Willen, aber gegen den des Ehemannes, ein Kind seinen Ältern, seinem Vormunde oder Versorger weggeführt wird. Die Entführung einer Unmündigen, oder wider den Willen der Entführten, wird, nach Verschiedenheit der angewendeten Mittel, des beabsichtigten oder erreichten Nachtheils, mit fünf bis zehn Jahre, die Wegführung einer mündigen, einwilligenden Person mit sechs Monaten bis zu einem Jahre schwerem Kerker bestraft. Auch ist die Einwilligung in eine Ehe nach dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche (§. 94) „ungültig, wenn sie von einer entführten und noch nicht in ihre Freiheit versetzten Person gegeben worden“ [58]). Streitig ist nach dem österreichischen Strafgesetzbuche, ob die mit ihrer Einwilligung und Mitwirkung entführte Gattin als Mitschuldige an der Entführung angesehen werden könne? [59]) — Durch das preußische allgemeine Landrecht (2. Th. Tit. 20. §. 1095 fg.) ist verordnet, daß, wer ein Frauenzimmer (womit offenbar ein ehrbares gemeint ist, wie aus der nachher vorausgesetzten Absicht hervorgeht) [60]) wider ihren und ihres Vaters, Vormundes oder Ehegatten Willen, in der Absicht, sie um ihre Ehre zu bringen, entführt, und die Entehrung wirklich vollzieht (§. 1095), mit achtjähriger Festungsstrafe, bei nicht erreichter Absicht und ohne Mißhandlung (§. 1096), mit zwei bis dreijähriger Zuchthausstrafe (in beiden Fällen wegen Mißhandlungen um 2—3 Jahre geschärft), im Falle dabei verübter Nothzucht und für die Gesundheit der Entführten hervorgebrachten Nachtheils, mit ewigem Zuchthaus, beim Tode der Entführten in Folge der Mißhandlungen mit dem Beile bestraft werden soll. Geschah die Entführung in der Absicht auf Heirath und mit Bewilligung der Entführten, aber gegen den Willen derjenigen Personen, deren Zustimmung zur Gültigkeit der Ehe gesetzlich nöthig war; so ist, je nachdem Letztere zur Verlagung der Einwilligung mehr oder weniger Gründe gehabt haben, der Entführer mit sechs Monaten bis zu zwei Jahren Gefängniß oder Zuchthausstrafe (§. 1100), willigen jene Personen nach vollbrachter That ein, mit willkürlicher Gefängnißstrafe (§. 1101) bedroht. Auf den Antrag obgedachter Vorgesetzten der Entführten wird diese, nach Ermessen des Richters, mit Gefängniß- oder Zuchthausstrafe [61]) belegt, sowie andererseits gar keine gerichtliche Untersuchung stattfinden soll, wenn Jene sich dieselbe verbitten [62]). Das bairische Strafgesetzbuch (Art. 201. 202. 203) und die Anmerkungen dazu verändern den gemeinrechtlichen Begriff sammt Strafe der Entführung. Wer sich einer bescholtenen oder unbescholtenen Weibsperson bemächtigt und dieselbe mit sich hinweggeführt, oder sie von ihrem Aufenthaltsorte, in demselben oder einem andern Orte, Stadt ꝛc. zurückgehalten hat, soll, wenn er die Absicht der Wollustbefriedigung nicht erreichte, mit ein- bis vierjähriger, nach dem Grade der angewendeten List, Gewalt oder Mißhandlungen und nach Beschaffenheit der Entführten, zu bemessender Arbeitshausstrafe, wäre aber der Beischlaf mit der Entführten vollzogen, mit vier bis acht Jahren Arbeitshaus bestraft werden. Eine durch ermangelnde Einwilligung nichtige Ehe erhält durch nachfolgende Einwilligung ihre Gültigkeit. Nach geschlossener Ehe ist nur auf Klage oder Denunciation des beleidigten Theiles, bei erkannter Nichtigkeit der Erstern, sie sei durch Beischlaf vollzogen oder nicht, eine Strafe zulässig. Ist jedoch die Ehe für nichtig erklärt, vorher aber der Beischlaf vollzogen worden, so wird dieser als außerehelich angesehen und der Entführer mit vier- bis achtjähriger, im entgegengesetzten Falle mit ein- bis vierjähriger Arbeitshausstrafe belegt [63]). Im Königreiche Sachsen existirte sonst eine Constitution, wonach der Entführer und Schänder einer abhängigen oder unabhängigen Frauensperson, gegen deren Willen und im Falle „geübter Gewalt, feindseliger Weise“ zugleich mit seinen Gehilfen der Schwerstrafe, im Falle aber die Entführung „der Ehe halber geschehen,“ mit willkürlicher Strafe, „nicht ultra relegationem, ohne Leibesstrafe“ bedroht war [64]). Im J. 1834 [65]) wurden schon nachstehende Grundsätze in einem Gesetze, die Bestrafung der fleischlichen Vergehungen ꝛc. betreffend, in der Hauptsache aufgestellt und nachmals wurden sie in das Strafgesetzbuch des Königreichs Sachsen von den Jahren 1836 und 1837 [66]), und zwar in die Abhandlung der Verletzung der persönlichen Freiheit, aufgenommen. Bestraft wird (art. 148) mit zwei- bis vierjähriger Zuchthausstrafe zweiten Grades, wer sich einer Person [67]), zu Befriedigung des Geschlechtstriebes [68]), mit Gewalt oder List bemächtigt, sie wider ihren Willen aus dem Staatsgebiet entfernt, oder innerhalb desselben außer Stand setzt, den bürgerlichen Schutz anzurufen und obgedachte Absicht wirklich erreicht; mit ein- bis zweijähriger dergleichen Zuchthausstrafe, wenn die Absicht nicht erreicht wird; mit ein- bis dreijähriger Arbeitshausstrafe (art. 149) (falls nicht die Fälle höherer Strafbarkeit der Un-

58) Henke a. a. O. Z. Th. §. 116. S. 175 und §. 117. S. 195. Müller a. a. O. 59) Vom Hofrath Edlen von Hes in Wien ist die Frage verneint, vom Criminalrath Abach in Teschen bejaht, Beides in der schon angezogenen Wagner'schen Zeitschrift, Ersteres im Jahrg. 1826, 2. Bd. 27. Abh. S. 20 fg. Letzteres im Jahrg. 1827. 1. Bd. 6. Abh. S. 82 fg. 60) A. M. ist zum Theil Salchow a. a. O. §. 179. Not. *).

61) Salchow a. a. O. §. 181. Not. ****) beschränkt dies auf sechs Wochen Gefängniß. 62) Henke a. a. O. S. 174 und 192. Salchow a. a. O. 63) Henke a. a. O. S. 175. 179 und 193. Martin a. a. O. Not. 2. 64) Kommel, Rhapsod. quaest. obs. 455. 65) In den Gesetze vom 8. Febr. 1834. Gesetz- und Verordnungsblatt von diesem Jahre. 5. St. Nr. 10. S. 48. §§. 6—11. 23. 1—5. 24. 66) Art. 148—154 incl., Gesetz- und Verordnungsbl. von 1838. 6. St. S. 150 fg. 67) Gleichviel, ob Manns- oder Weibsperson. 68) Gleichviel, ob auf natürliche oder unnatürliche Art.

Digitized by Google

zucht mit Kindern unter 14 Jahren [art. 161] eintreten), wenn Ersteres an einer einwilligenden Person unter 14 Jahren, gegen Willen und Willen ihrer Ältern oder deren Stellvertreter, geschah; mit ebenso viel Gefängniß bei nicht erreichter Absicht; in allen vorhergehenden Fällen (Art. 151) mit dreimonatlichem bis einjährigem Gefängniß, wenn der Entführer die Absicht freiwillig aufgab und die Person unverletzt zurücklieferte; mit zwei bis vier Monaten Gefängniß (Art. 150), wenn der Gegenstand eine zustimmende, noch im älterlichen Hause lebende, über 14 Jahre alte Person gegen den Willen ihrer Ältern, mit vier bis acht Monaten Gefängniß, wenn es eine einwilligende Ehefrau gegen den Willen ihres Ehemannes ist, mit ein- bis dreijähriger Arbeitshausstrafe, wenn, Behufs der Nöthigung zu Eingehung einer Ehe (§. 152), die Entführung an einer unverheiratheten Frauensperson geschieht — die Strafe fällt weg, wenn die Entführte die Ehe eingeht —; mit ein- bis dreimonatlichem Gefängniß (Art. 153), wenn die Entführung, Behufs der Verehelichung, an einer über 14 Jahre alten Frauensperson mit deren Willen, aber wider den Willen derjenigen, deren Einwilligung gesetzlich erforderlich ist, vollbracht wurde. Auf den Antrag der Letztern wird in diesem Falle die Entführte mit 14 Tagen bis zu vier Wochen Gefängniß belegt, sowie überhaupt (Art. 154) in allen den genannten Fällen nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag der Verletzten mit der Untersuchung verfahren wird [69]). Ausgezeichnet umsichtig und mit strenger Berücksichtigung der damals in der Theorie aufgestellten Controversen ist die Behandlung der Entführung in der herzoglich sachsen-gothaischen Constitution, die fleischlichen Verbrechen ꝛc. betreffend, vom 29. Juni 1804. Die Entführung wird, nach jener Ansicht, zu den fleischlichen Verbrechen gerechnet und angenommen (§. 36), „wenn Jemand eine Person von einem andern Geschlechte [70]), entweder wider ihren eigenen Willen [71]), oder doch ohne Einwilligung derjenigen, von welchen sie abhängt [72]), in der Absicht, sich fleischlich mit ihr zu vermischen [73]), an einen andern Ort bringt, wo sie seiner Gewalt unterworfen ist" [74]). Das obrigkeitliche Einschreiten ist (§. 38) durch eine Anzeige der Entführten oder ihrer Vorgesetzten bedingt und die Strafe festgesetzt auf (mit ausdrücklicher Ausschließung des Willkommens) zwei Jahre Zuchthaus oder achtmonatliches Gefängniß und 8 Thlr. zu milden Stiftungen im Falle noch nicht erfolgten Beischlafes, für den Entführer, halbjähriges Zuchthaus, oder zwei Monate Gefängniß, und 4 Thlr. zu milden Stiftungen für die einwilligende Entführte; Strafe des Ehebruchs überdies für Diese, wenn Eins von Beiden verheirathet war; bei nicht erfolgtem Beischlafe einjähriges Zuchthaus, oder viermonatliches Gefängniß, und 4 Thlr. zu milden Stiftungen, für den Entführer, vierwöchentliches Gefängniß und 2 Thlr. zu milden Zwecken für die einwilligende Entführte. Wird (§. 39), während die Entführte noch in des Entführers Gewalt ist, sie mit ihm wider ihren, oder der vorgenannten (Note 72) Personen Einwilligung getraut, so verliert er alle gesetzlichen Vermögensrechte des Ehemannes. Willigen die Betheiligten noch vor der Trauung ein, so fällt dieser Nachtheil, ebenso fallen nach jeder Trauung, wenn die Betheiligten nicht die Annullirung der Ehe verlangen, alle vorgedachten Strafen weg, nur der Entführer wird mit zwei Monaten Gefängniß oder 5 Thlrn. Geldstrafen und außerdem 2 Thlrn. zu milden Stiftungen belegt; die einwilligende Entführte trägt blos ihren Theil Untersuchungskosten. Im Herzogthume Sachsen-Altenburg wird schon von der Landesordnung des Jahres 1705 [75]) „Entführung einer Jungfrauen, Ehefrauen, oder Witwen" zu den Fällen des „Ober- und Halsgerichts" gerechnet. Die „Constitution über die fleischlichen Verbrechen ꝛc." vom 7. Juli 1823 [76]) zählt sie zu diesen Letztern und stimmt rücksichtlich der Begriffsbestimmung (§. 36) mit dem eben referirten gotha'schen Gesetze überein, nur daß sie Entführung auch an einer Person desselben Geschlechtes statuirt (§. 37. Nr. 8) und sonach nicht blos eigentliche fleischliche Vermischung, sondern auch Befriedigung widernatürlicher Sinneslust in die zur Charakterisirung dieses Verbrechens erforderliche Absicht, dagegen „die mit gegenseitiger freier Zustimmung unternommene Flucht aus dem Bereiche derjenigen Personen, von welchen ein oder der andere Theil abhängt ꝛc." nicht in den Begriff der Entführung aufgenommen, obwol das Gesetz dies „für eine eigenmächtige Verletzung der Familienrechte und der Kirchen- Polizeigesetze" erklärt hat. Folgende Strafen sind festgesetzt (§. 38): zwei- bis vierjähriges Zuchthaus, wenn der Beischlaf mit Einwilligung der Entführten, fünf- bis zehnjähriges in der Regel mit dem Willkommen und noch längere Detention, wenn er ohne jene Einwilligung erfolgte, die Strafe des Todtschlages, wenn der Tod der Genöthigten die Folge davon war; ein- bis dreijähriges Zuchthaus, wenn der Beischlaf nicht zu Schulden gebracht wurde, oder eine Person desselben Geschlechtes Object der Entführung war; willkürliche Strafe für die Theilnehmer, wenigstens die Hälfte der ordentlichen Strafe für unmittelbare Gehilfen; ein- bis sechswöchentliches Gefängniß oder 6—40 Thlr. Geldstrafe für die Flucht zweier Personen aus dem Bereiche Derjenigen, denen sie unterworfen sind, je nachdem damit Ausübung der Geschlechtslust

69) Man vgl. die Bemerkungen zu diesen Artikeln in der Ausgabe des Criminalgesetzbuchs von Günther (Leipz. 1838). S. 90 fg.

70) Gleichviel, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, und im letztern Falle ob ledig oder verheirathet, ob bescholten oder unbescholten (§. 37. Nr. 1. 2); auch ob die eigene Braut (ebendaselbst Nr. 11) oder nicht. 71) Durch Betrug, Gewalt, Drohungen, körperlichen Zwang (§. 37. Nr. 5). 72) d. i. des Ehemannes, des Vaters bei noch nicht der väterlichen Gewalt entlassenen Töchtern, der Mutter nach dem Tode des Vaters in den letztgedachten Fällen, des auch für die Person, nicht blos für das Vermögen bestellten Vormundes, mag die Entführte im Hause gedachter Vorgesetzten gewohnt haben, oder nicht (§. 37. Nr. 7 und 12). Bei einer Witwe kann die Entführung, auch wenn ihr Vater noch lebt, blos gegen ihren eigenen Willen geschehen (ebendas. Nr. 10). 73) Sei diese Absicht erreicht, oder nicht, wenn auch nachher eine Trauung erfolgt (§. 37. Nr. 3 und 6). 74) Gleichviel, ob nah oder fern (§. 37. Nr. 3 und 4).

75) P. 2. C. 1. Th. V. Nr. 10. S. 128. 76) In der Gesetzsammlung für das Herzogthum Altenburg von jenem Jahre. Nr. 19. S. 225 fg.

Digitized by Google

verbunden war oder nicht; willkürliche Strafe für Verheirathung ohne Zustimmung gedachter Personen; bei alle dem härtere Bestrafung der eine solche Familienpflicht verletzenden Person, als der andern, und härtere Bestrafung der Manns- als der Weibsperson. Rücksichtlich der Vermögensrechte des Mannes finden wir (§. 39) bei Eingehung der Ehe zwischen Entführer und der Entführten, in der Hauptsache dieselben Vorschriften wie im gotha'schen Gesetze, nur ist die für den Fall einer nachmals gültigen Ehe zuletzt bei dem gotha'schen Gesetze erwähnte Strafe des Entführers hier auf vier- bis achtwöchentliches Gefängniß oder 20—50 Thlr. festgesetzt [77]). — In den frühesten Zeiten Frankreichs stimmten die Capitularien der fränkischen Könige [78]) mit den Grundsätzen Justinian's, der, wie erwähnt, die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten untersagte, überein. Nach den frühesten Gesetzen der Franken war die Entführung kein Capitalverbrechen, sondern konnte mit Geld gebüßt werden. Allein schon Childebert verordnete Landesverweisung für den Entführer und die Entführte, wenn diese später in die That des Entführers willigte, Todesstrafe, wenn sie außerhalb der Kirche betroffen wurden und Ablieferung ihres Vermögens theils an ihre legitimen Ältern, theils an den Fiscus. Ludwig der Fromme verbot die Ehe zwischen Beiden; er drohte den Entführern der Klosterfrauen (religiosarum mulierum) Todesstrafe, und andern Entführern, Entführten und Gehilfen öffentliche Buße [79]). Späterhin waren bei den Franzosen der raptus seductionis (s. o. S. 57), wenn eine minderjährige Haustochter wider den Willen ihres Vaters mit ihrem Liebhaber sich entfernte, straflos und dergleichen Ehen gültig, daher die französischen Bischöfe ein Verbot dagegen bei der Kirchenversammlung in Trient durchsetzen wollten, doch ohne Erfolg [80]). Der französische Code pénal verbreitet sich über Entführung einer Frauensperson Behufs der Verehelichung oder unerlaubten Wollustbefriedigung gar nicht, sondern spricht nur von Entführung der Minderjährigen, insonderheit Kinder (enlèvement d'un enfant et des mineurs) [81]) und bedroht die Thäter mit der infamirenden Strafe der Einsperrung (réclusion). Der Code Napoléon [82]) enthält in dieser Materie die einzige Verordnung, daß der Entführer, wenn die Zeit der Entführung und der Empfängniß zusammentreffen, für den Vater des Kindes der Entführten erklärt werden soll. Daß übrigens, trotz der Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung des Code pénal in dieser Materie, im Falle der Entführung nach unsern Begriffen, ernste Untersuchungen eingeleitet werden, freilich aber die Erkenntnisse sehr verschieden ausfallen, ersehen wir aus den Rechtsfällen, die zu unserer Kenntniß kommen [83]). — Die Entführung einer Ehefrau in England — nur in dieser Beziehung finden wir der Entführung in den dortigen Gesetzen gedacht — kann zwar auch durch List, Überredung und offene Gewalt geschehen; allein die Gesetze nehmen immer an, daß in allen Fällen Gewalt geschehen sei, weil die Frau gar nicht einwilligen könne (having no power to consent). Daher geben sie dem beleidigten Gatten ein Rechtsmittel durch einen förmlichen writ of ravishment, oder eine Klage wegen Verletzung durch Gewalt und Waffen (action of trespass vi et armis, de uxore rapta et abducta). Dadurch bekommt er aber seine Ehefrau nicht wieder, sondern nur Entschädigung für deren Wegführung (damages for taking her away); der Entführer soll zwei Jahre eingekerkert und nach dem Ermessen des Königs mit Geld bestraft werden. Das alte Gesetz war darin so streng, daß kein Mann wagen durfte, eine Frau, die sich von der Straße verirrt hatte, in sein Haus aufzunehmen, außer wenn sie von der Nacht übereilt und in Lebensgefahr war [84]). Das neue Strafgesetzbuch des Königs Otto für Griechenland vom $^{16}/_{30}$. Dec. 1834 führt die Entführung unter den Verbrechen der widerrechtlichen Gewalt und Drohung auf und versteht darunter (§. 331) die Bemächtigung einer Person ohne deren Willen durch List oder Gewalt, oder einer Person unter zwölf Jahren selbst mit ihrer Einwilligung, und deren Wegführung, oder Zurückhaltung von ihrem Aufenthaltsorte in der Gewalt des Thäters, Behufs der Misbrauchung zur Unzucht oder zur Erzwingung der Ehe, für sich oder für einen Andern. Es bestraft den Entführer mit Arbeitshaus, wenn er gedachten Zweck erreichte, im entgegengesetzten Falle mit Gefängniß nicht unter zwei Jahren, jedoch, wenn der Entführer freiwillig abließ und die Entführte unbeschädigt zurückgab, nur bis zu einem Jahre. Die Entführung einer Person zwischen 12 und mit 21 Jahren mit ihrem Willen aus der Gewalt derer, denen sie unterworfen ist, wird mit Gefängniß, am Entführer, bei der Absicht der Unzucht, wenn sie nicht erreicht wurde, bis zu sechs Wochen, bei erreichter Absicht von einem bis zu drei Monaten, bei der Absicht der Verehelichung bis zu einem Monate, an der Entführten in den ersten zwei Fällen bis zu einem Monate, im letzten bis zu zwei Wochen bestraft [85]).

(*Buddeus.*)

ENTFUSELN DES BRANNTWEINS. Bei der Gährung der meisten zuckerhaltigen Flüssigkeiten bildet sich außer Alkohol eine eigenthümliche fettige Substanz, welche bei der Destillation der gegohrenen Flüssigkeit den auftretenden Weingeist begleitet und diesem einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack gibt. So beliebt nun diese

77) Vergl. Haberland und Schultes, Realrepertorium sämmtlicher Landesgesetze des Fürstenthums Altenburg (Kahla 1786) und dessen Fortsetzung von Schultes (Altenburg 1836). Beide unter dem Worte: Entführung. 78) Lib. VII. cap. 595. Vergl. Henke a. a. O. §. 116. S. 183. 79) *Schilter* l. c. §. 99 et 104. 80) Andreas Müller a. a. O. 81) Art. 345 et 354. 82) Art. 340. 83) z. B. Lassaulx, Annalen der Gesetzgebung Napoleon's. 3. Bd. S. 43. Hitzig, Annalen der teutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. 2. Bd. 4. Heft. S. 335.

84) *Blackstone*, Commentaries of the laws of England, by *Edward Christian*, Esq. Vol. III. (London 1809.) p. 138. Vergl. den Auszug daraus von John Gifford, Esq., übersetzt von Coldiz. 2. Bd. (Schleswig 1823.) 3. Bch. Cap. 8. S. 74. 85) Vergl. die Übersetzung des oben erwähnten griechischen Gesetzbuchs in von Maurer, Interessante neugriechische Urkunden (als 3. Bd. des Werkes: Das griechische Volk ꝛc. [Heidelberg 1835]). S. 361 fg., besonders S. 425 und 426.

Digitized by Google

in manchen Fällen sind, und oft den relativen Werth eines Weingeistes bedingen, so unangenehm sind sie in andern Fällen, und die Beimischung dieser Substanz kann oft dem Branntwein höchst nachtheilige Wirkungen auf den thierischen Organismus mittheilen und seinen Werth verschlechtern. Diese Substanz hat, da sie, den gewöhnlichen Branntweinen beigemischt, das sogenannte Fuseln desselben bedingt, den Namen Fuselöl erhalten, und unter diesem Artikel soll sie ihrer wahrscheinlichen Entstehung und ihrem, je nach der Natur der in Gährung versetzten Subßanzen, verschiedenen Charakter nach beschrieben, hier aber von der Art und Weise, wie sie aus den Branntweinen geschieden werden kann, gehandelt werden.

Die Entfernung des Fuselöles wird besonders in dem aus Kartoffeln gewonnenen Branntwein zu bezwecken gesucht, da der Getreidebranntwein, der Franzbranntwein (durch Destillation von Wein oder von in Gährung versetzten Weintrestern), Hefenbranntwein (durch Destillation der Weinhefen erhalten), Rum, Arak, Cognac, Taffia u. s. w. Fuselöle enthalten, welche den Geschmack und Werth dieser Flüssigkeiten bedingen. Sie wird im Allgemeinen auf zwei Weisen bewerkstelligt, nämlich auf mechanischem und auf chemischem Wege, und kann auch für die Entfernung der Fuselöle in den andern weinigen destillirten Flüssigkeiten in Anwendung gebracht werden.

A. Auf mechanischem Wege: 1) Der Branntwein wird zu wiederholten Malen destillirt und das Destillat jedesmal vor der neuen Rectification mit Wasser vermischt; das Fuselöl bleibt bei diesen Operationen nach und nach in dem Wasser zurück, jedoch kann seine Trennung nie vollständig auf diese Weise bewerkstelligt werden. 2) Der Branntwein wird mit Milch vermischt rectificirt und, um das Anbrennen des beim Erhitzen der Milch sich ausscheidenden Käsestoffes zu vermeiden, zugleich etwas Stroh in den Destillirapparat gegeben. Dieses Verfahren, den Branntwein zu entfuseln, wird schon seit langen Zeiten von verschiedenen Liqueurfabrikanten benutzt, und ist in neuern Zeiten von Meurer (s. Pharmac. Centralbl. 1832. S. 794), Cadet de Vaux (s. Dingler's Polytechn. Journ. XVI. 59) und Joß (s. Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chemie IX, 337) als zweckerfüllend empfohlen worden, womit auch die Erfahrungen des Verfassers stimmen. Die Milch wirkt wahrscheinlich in der Weise, daß sich ihre fetten Theile mit dem Fuselöle vereinigen und der Siedpunkt des letztern dadurch erhöht wird. 3) Das sicherste Mittel zur Entfernung des Fuselöles aus dem Branntwein ist die vegetabilische Kohle, statt deren wol auch thierische oder mineralische Kohlen, aber mit minder gutem Erfolg, angewendet werden. Diese, am zweckmäßigsten Lindenkohle, wird vor dem Gebrauche nochmals ausgeglüht und in einem verschlossenen Gefäße der Erkaltung überlassen, und kann dann auf zweierlei Weise zur Reinigung des Branntweins benutzt werden. In dem einen Falle werden die Kohlen mittels einer Maschine in möglichst gleichgroße Stücke zerbrochen, der Staub abgesiebt und jene in ein cylindrisches, kupfernes Gefäß gebracht, welches oben und unten mit einem durchlöcherten Boden versehen und so zwischen dem Destillir- und Kühlgefäß aufgestellt ist, daß der Weingeistdunst aus dem Destillirgefäße von Unten nach Oben durch die Kohlen steigt. Eine zweimalige Rectification des Weingeistes und Durchstreichen durch die Kohlen, von welchen auf 100 Quart Branntwein ungefähr 6—10 Pfund erforderlich sind, und welche zweimal zur Reinigung derselben Quantität Branntwein benutzt werden können, ist hinreichend, um das Fuselöl vollkommen aus dem Weingeiste zu entfernen und denselben auch auf dem Lager fuselfrei zu erhalten. — In dem andern Falle wird die ausgeglühte Kohle in das feinste Pulver gebracht, 6—10 Pf. von diesem auf 100 Quart Branntwein, welcher in einem geräumigen, mit einer Flügelwelle versehenen Faße befindlich ist, gegeben und dann durch Umdrehung der Flügelwelle innigst vermengt, worauf der Branntwein der Ruhe überlassen und nach dem Klarwerden abgezogen und destillirt wird. Würde man die Kohlen zugleich mit in das Destillirgefäß bringen, so würde das von diesen angezogene Fuselöl in der Wärme sich ebenfalls großentheils wieder mit dem Weingeistdampfe verflüchtigen. Nach Lüdersdorf sind auf 1 Quart Kartoffelspiritus von 80% Tr.

Fichtenkohle (Meilerkohle)	3½ Loth
Elfenkohle	5 "

und dieser mit ½ Quart Wasser vermischt.

Fichtenkohle (Meilerkohle)	1¼ Loth
Fichtenkohle, durch offenes Verbrennen erhalten .	2¼ "
Lindenkohle	1¾ "
Birkenkohle	2¾ "
Weidenkohle	3¼ "
Elfenkohle	4¼ "
Eichenkohle	4¾ "
Knochenkohle	10 "

und Getreidespiritus von 80% Tr.

Fichtenkohle (Meilerkohle)	2¼ Loth
Birkenkohle	3¼ "
Eichenkohle	8 "
Lindenkohle	2¼ "
Weidenkohle	5 "
Elfenkohle	3¼ "
Knochenkohle	14 "

nothwendig, um denselben vollkommen zu entfuseln. Die Kohle wirkt hier, vermöge ihrer Eigenschaft, riechende und schmeckende Subßanzen anzuziehen; der durch Kohle gereinigte Branntwein nimmt den Geruch nach bittern Mandeln an, indem er etwas Blausäure aus den Kohlen aufnimmt; dieser Geruch soll sich besonders stark zeigen, wenn man den Branntwein vor der Rectification über Kohlen mit etwas Salpetersäure vermischt.

B. Auf chemischem Wege: 1) Der fuselige Branntwein wird mit concentrirten Säuren, wie Schwefelsäure, Salpetersäure, Essigsäure, oder essigsaure Salze mit Schwefelsäure, vermischt, wodurch das Fuselöl aber nur zum Theil zersetzt wird; wird der Branntwein vor der Destillation nicht mit irgend einem Alkali gesättigt, so greift er nicht allein die Blasen an, sondern es bildet sich auch

Digitized by Google

in ihm eine gewisse Menge Äther. 2) Durch Behandlung des Branntweins mit reinen, noch besser mit kohlensauren Alkalien läßt sich das Fuselöl größtentheils entfernen; es wird durch die Einwirkung der Alkalien emulsionirt und versetzt. 3) Diejenige Substanz, welche das Fuselöl am kräftigsten zerstört, ist der Chlorkalk; dieser ist in der neuern Zeit besonders empfohlen worden; da er aber nicht allein das Fuselöl zerstört und sich der Kalk mit den vorhandenen Fettsäuren verbindet, sondern auch einen Theil des Alkohols zersetzt, und dabei Producte bildet, welche dem unzersetzten Branntwein beigemischt, demselben einen nichts weniger als angenehmen Geschmack mittheilen, so wird die Reinigung des Branntweins durch Kohle nicht von der durch Chlorkalk verdrängt werden. Ein durch Chlorkalk gereinigter Alkohol eignet sich nicht einmal zur Verwendung als Politur, da er Chlorverbindungen enthält, welche beim Eintrocknen der Politur an Luft und Licht zersetzt werden und dann den Glanz derselben zerstören. 4) In neuester Zeit ist von Hühneseld das manganfaure Kali, bereitet durch Schmelzen von 1 Theil gepulvertem Braunstein und 3 Theilen Salpeter, bis die Masse grün geworden ist, zur Zerstörung des Fuselöles in dem Branntwein vorgeschlagen worden; es erfüllt gewiß seinen Zweck recht gut, aber es wirkt, wie der Chlorkalk, ebenfalls auf Alkohol zersetzend.

Um zu prüfen, ob ein Branntwein oder Weingeist frei von Fusel ist, reibt man ihn zwischen den Händen, oder gießt ihn auf ein Uhrglas zur Verdunstung, oder gießt ihn auf warmes Wasser, wo in den beiden ersten Fällen der Fuselgeruch sich nach einigen Secunden, im letzten Falle augenblicklich erkennen läßt. Auch gibt sich die Gegenwart von Fuselöl kund, wenn man den Weingeist mit Wasser verdünnt, wobei es auf der Oberfläche opalisirend wird, indem sich das Fuselöl abscheidet. Meurer verwendet die Auflösung des salpetersauren Silberoxydes zur Erkennung des Fuselöles im Weingeist, welcher in diesem Falle eine mehr oder weniger rothbraune Färbung durch jenes Agens erhält, die bei geringen Mengen oft erst nach einer Stunde eintritt. Da aber andere organische Substanzen, wie Zucker, ätherische Öle, Farbstoffe u. s. w., dieselbe Färbung bedingen, so ist dieses Reagens doch nicht so zuverlässig, als zu wünschen wäre. (*Döbereiner.*)

Entgegengesetzte, negative Grössen, s. Grössen.

Enthalt, s. **Burg.**

ENTHAUPTUNG, das Enthaupten, statt des Gemeinern: das Köpfen, Straf e des Schwertes und Schwertstrafe (im weitern Sinne), Abschlagen des Kopfes, Hauptabschlagen, lat. *decollatio* (daher das Französische: *la décollation*, das Englische: *the decollation*, auch im Teutschen Decollirung, *decapitatio* (davon decapitiren, fälschlich decapatuiren), *poena gladii* (im weitern Sinne) im guten Latein: *capitis s. cervicis amputatio* (securi, gladio percutere, animadvertere), im Mönchslatein: *cervicatio*, im Altteutschen: Haubeten (haupten, dem neuteutschen: köpfen, entsprechend), inthalsen (enthalsen)[1], im Oberteutschen: Abköpfen[2], ist diejenige einfache Todesstrafe, bei welcher durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe der Verbrecher des Lebens beraubt wird[3]). Der Versuch einiger Teutschpuristen, statt der Benennung der bekannten grammatischen Figur, aphaeresis (*ἀφαίρεσις*) das teutsche Enthauptung einführen zu wollen, ist wegen seiner Lächerlichkeit nicht gelungen. Die Ansicht der Rechtslehrer[4]), welche[5]) unter der römischen poena gladii die damnatio ad ludos gladiatorios verstehen wollen, wird durch ein ausdrückliches römisches Gesetz[6]) ebenso widerlegt und ist einerseits ebenso zu beschränkt, als die Ansicht derer zu ausgedehnt ist, welche verführt durch den Gebrauch des Schwerts, als Symbol des Rechts über Leben und Tod, unter poena gladii jede Art der Hinrichtung verstehen wollen[7]), während sie nur, und zwar nur zuweilen, jede Art der Enthauptung bezeichnet[8]).

Wenn nämlich dieselbe jetzt auch nur dreierlei Art, mit dem Schwerte, Beile, oder Fallbeile, zu geschehen pflegt, so lehrt uns doch die Geschichte, daß es in früherer Zeit noch andere Arten derselben gab. Den rohesten Zeiten teutscher Grausamkeit gehört 1) die Abhäurung (Abackerung) des Halses mit einem Pfluge an, eine Strafe derer, die heimlich Grenz- oder Marksteine ausgegraben, oder sonst geändert haben. „Wo einer Marksteine ausgräbet, den soll man in die Erde graben, bis

2) Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyklopädie. 44. Th. (Berlin 1796) u. d. W. Köpfen, S. 220. 3) Stelzer, Grundsätze des peinlichen Rechts. 1. Th. Cap. 8. §. 60. Wie die Alten zu bestimmten pflegten, davon ein Beispiel in Schulze (praeside *Heinrici*, unter welchem Namen diese Dissertation immer allegirt wird), De poena decollationis (Lipsiae 1680). 4. 4) z. B. Wesphal, Criminalrecht (Leipzig 1785). S. 100. 5) Beroniaßt durch fr. 1, besonders §. 5. D. de abigeis (XLVII. 14), dessen Auslegung jedoch noch sehr zweifelhaft, gewiß nur auf jenen Fall zu beschränken ist. 6) fr. 8. §. 1. D. de poenis (XLVIII, 19). 7) Böhmer, über die Wahl der Todesstrafen: im Neuen Archiv des Criminalrechts. (4 Bde. 1. und 8. St. 5. Bd. 4. St. 6. Bd. 1. St.) 5. Bde. 4. St. Nr. XXIV. Nrot. S. 577 und Not. 178. S. 601. 8) c. 5. C. ad Leg. Jul. majest. (IX, 8.) Die literatur über die Enthauptung, soweit nicht die Schriften zu einzelnen Ausführungen dieses Artikels besonders angeführt werden, findet sich in Salchow, Lehrbuch des peinlichen Rechts. §. 141. Not. *). Bauer, Lehrbuch der Strafrechts (Göttingen 1833). §. 110 (103). Not. c. Koppler, Handbuch der literatur des Criminalrechts. S. 411 fg. In Betreff der so merkwürdigen physiologischen Punkte bei dieser Strafe ist die literatur sehr vollständig zusammengestellt von Phöbus, über die Todesstrafe der Enthauptung, in Hitzig, Annalen der teutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Neue Folge. 5. Bd. 1. Heft. (Berlin 1835.) S. 191. Nur folgender akademischer Schriften gedenken wir besonders, die wir nicht haben zu Gesicht bekommen können: *Heyne*, Progr. cur virgis caesi romano more, qui mos securi percutiendi essent (Göttingae 1784). *Schulz*, De gladii poena (Kint. 1665). Häufig findet man, wiewol immer ohne Angabe des Ortes und Jahres der Herausgabe, eine angeblicht Dissertation von *Heinericus*, De poena decollationis, citirt. Bei der Gleichheit des Titels mit der schon angeführten Heinrici'schen Dissertation (s. o. Not. 3), bei dem Mangel der Nachrichten über das Erscheinen derselben, und weil wir sie unter den Verzeichnissen der Heinecius'schen Schriften (z. B. bei Stepf, Galerie aller juridischen Autoren. 4. Bd. [Leipzig 1825.] S. 99) nicht finden, halten wir dies Allegat für eine Verwechselung mit der gedachten Heinrici'schen Dissertation.

1) Adelung's Wörterbuch u. d. W. Enthaupten.

Digitized by Google

an den Hals, und soll dann nehmen vier Pferde, die des ackern nicht gewohnet sind, und einen Pflug, der neu ist, und sollen die Pferde nicht mehr gezogen, und der Enke, i. e. Agaso oder Treiber nicht mehr geähren, und der Pflughalter nicht mehr den Pflug gehalten haben, und ihm nach den Hasse ähren, bis so lange er ihm den Hals abgeahren hat" [9]). Ob je 2) die Hinrichtung mit dem Messer irgendwo eine gesetzliche Strafart gewesen sei, erscheint sehr zweifelhaft; noch zweifelhafter, ob mit dem Messer blos die Gurgel oder auch der Hals abgeschnitten worden ist. Denn was der sehr unglaubwürdige [10]) Döpler von dieser Hinrichtungsart in einem Königreiche Norsingen (!), in Spanien und Virginien, sowie unter Papst Pius IV. in Calabrien erzählt [11]), bedarf unstreitig der kritischen Sichtung sehr. Viel klarer scheint aus einer Stelle des Plutarch [12]) hervorzugehen, daß in Persien in frühern Zeiten die wirkliche Enthauptung mit dem Rasirmesser (ξυρόν) vollzogen wurde [13]). Die gewöhnlichste Enthauptungsart ist

3) die Enthauptung mit dem Schwerte (poena gladii in sensu stricto). In den Landen, wo diese Art der Enthauptung (im guten Latein auch animadversio im engern Sinne, gladio animadvertere) gewöhnlich ist [14]), lautet daher auch in der Regel, die der Vorschrift des gemeinen Rechts [15]) entsprechende Formel, womit auf die Enthauptung erkannt wird: Daß N. N. mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu richten und zu strafen ist [16]). Die Hinrichtung geschah in Teutschland dazu gebräuchliche Richtschwert ist ein zweischneidiges, gerades, gegen zwei Ellen langes, 2—3 Zoll breites, gegen die Spitze etwas schmaler zulaufendes Schwert mit einem geraden Griffe, zwischen welchem und der Scheide ein Quereisen befindlich ist. Gewöhnlich wird die Execution auf einer besonders dazu hergerichteten Bühne, Blutbühne, Schaffot, Chavot (franz. échafaud) vollzogen, oder auf einer für immer dazu bestimmten kreisförmigen Erhöhung (Rabenstein) auf einem freien Platze (Richtplatz), um welche ein Kreis von der zu Handhabung polizeilicher Ordnung commandirten Mannschaft geschlossen ist. Der Delinquent kniet auf einem aufgeschütteten Sandhaufen, oder sitzt auf einem Stuhle (Richtstuhl), und es werden ihm zuvörderst die Augen von einem Gehilfen des Scharfrichters verbunden, wenn er dies nicht verbeten hat, der Hals und die Schultern werden entblößt, und der Kopf wird an den Haaren, oder, besonders wenn der Delinquent kein langes Haupthaar hat, an einem dazu eigens verfertigten sogenannten Zaum, von einem Gehilfen des Scharfrichters in die Höhe gehalten. Dann wird durch den Scharfrichter selbst von hinten der Kopf vom Rumpfe in der Maße getrennt, daß das, bis dahin von einem andern Scharfrichter unter einem Mantel verborgene Schwert mit beiden Händen gefaßt, aus der Scheide gezogen, an derjenigen Stelle, wo die Schwerkraft desselben am meisten concentrirt ist (gewöhnlich 2—3 Zoll unter dem Eingelegten) mit einem starken Schlage auf den Nacken aufgeseßt und schnell so gezogen wird, daß die Enthauptung mehr durch Abschneiden, als Abhacken, daß sie durch Abhauen geschieht [17]). Zuweilen hat auch der exequirende Scharfrichter vorher das Schwert selbst unter dem Mantel und läßt diesen bei der Execution fallen. Der Leichnam wird sodann in einen dazu in Bereitschaft gehaltenen Sarg gelegt, wenn nicht die Schärfung der Flechtung des Körpers auf das Rad, der Aufnagelung des Kopfes auf den Pfahl, oder der Verbrennung des Leichnams erkannt ist, wodurch die außerdem, wie gedacht, nicht als entehrend angesehene Strafe des Schwertes den Charakter einer entehrenden annimmt. Es wird hierauf der Leichnam zuweilen auf dem gewöhnlichen Gottesacker, zuweilen an einem abgesonderten Orte desselben, jedoch jederzeit in der Stille, ohne weitere kirchliche Ceremonien, begraben, oder, wie gewöhnlich in Großbritannien, den Angehörigen des Hingerichteten zur Beerdigung übergeben. Ist diesem ein ehrliches Begräbniß im Urthel aberkannt, wo dieselbe Folge wie bei den eben bemerkten Schärfungen eintritt, so wird er auf der Richtstätte, unter dem Galgen ꝛc. begraben. In vielen Landen [18]) wird der Leichnam auf die Anatomie, Behufes des Zergliederungsunterrichts, abgeliefert [19]). In China wird die Schwertstrafe durch einen Soldaten in der Regel verrichtet, der, wenn er in seinem Geschäfte, sehr geschickt ist, in großen Ehren steht und bei der Hinrichtung eine Binde und Schwertscheide von gelber Seide, der kaiserlichen Leibfarbe, trägt. Dem Delinquenten sind die Hände auf den Rücken gebunden und er wird von einem Manne so gehalten, daß er sich nicht rühren kann, während der Hinrichtende ihm den Kopf abschlägt und ihn (angeblich?) so geschickt auf den Rücken legt, „daß nicht ein Tropfen Blut auf seine Kleider fällt," die ihm zu der Execution die Seinigen gewöhnlich neu machen las-

9) *Jacobi Döpleri* Theatri poenarum, oder Schauplatzes derer Leibes- und Lebensstrafen anderer Theil (Leipzig 1697). Cap. XIII. p. 271. 10) Man vergl. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts vor §. 142 (167). Martin, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 86. Not. 9. Wächter, Lehrbuch des Strafrechts vor §. 97. 11) a. a. O. Cap. I. §. 1 fg. 12) Artaxerx. cap. 29. 13) Böhmer a. a. O. §. 980. 14) §. B. im Königreiche Sachsen, §. Verordnung zur Ausführung einiger Bestimmungen des Criminalgesetzbuchs vom 27. April 1838. §. I. im Gesetz- und Verordnungsbl. dieses Jahres. 11. St. Nr. 52. S. 376. 15) C. C. C. art. 192. §. 2. 16) Hommel, Teutscher Flavius, u. d. W. Schwert I.

17) Grolman, Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzkunde. 1. Th. 1. St. C. Miscellen. Nr. III.: Die Guillotine, verglichen mit andern, zu Bewirkung der Todesstrafe gebräuchlichen Instrumenten. S. 393. 18) §. B. im Königreiche Sachsen (vergl. Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. §. 6. im Gesetz- und Verordnungsbl. von 1838. S. 115), im Herzogthume Sachsen-Altenburg (vergl. Erste Beil. Samml. zur altenburgischen Landesordnung S. 117. Dritte Sammlung S. 475. Nachtrag dazu S. 158) u. s. w. 19) Über alles dies vergl. Meils, Judex et defensor. Cap. VI. §. LXIX. num. I. Stelzer a. a. O.

Digitized by Google

sen. In China erhalten die Enthaupteten kein ehrliches Begräbniß, sondern werden in den nächsten Graben geworfen [20]). Auch bei den Birmanen ist die Schwertstrafe, und zwar vorzüglich für Mord gebräuchlich. Ist der Ermordete ein Mann von hohem Range, so muß die ganze Familie des Mörders die Schwertstrafe mit leiden, damit, wie die Birmanen sagen, die Kinder des Verbrechers den Tod des Vaters nicht rächen können [21]). Ob die Schwertstrafe bei den Israeliten zur frühern Zeit des Bestehens ihres großen Reichs üblich war, ist höchst streitig [22]). Die jüdische Schwertstrafe, deren übrigens nur Ein Mal in der Bibel als einer ägyptischen Todesart gedacht wird, war ganz verschieden von der unsrigen. Mit dem Schwerte wurde nicht der Kopf abgehauen, sondern der Jude, der Blutrache wegen seines Verwandten nehmen wollte, konnte sich des Schwertes dazu bedienen, wie er wollte, und dem Mörder auf jede ihm beliebige Art damit das Leben nehmen. Das Abhauen des Kopfes geschah vorzüglich am Leichname nach vorher auf andere Art bewirkter Umbringung des Menschen [23]). Ebenso bestand die Gewohnheit in Persien neben der des Köpfens lebendiger Personen. Die Abhauung des Kopfes nach erfolgter Hinrichtung durch den Strang hat man unter neuern Völkern selten gefunden. Bekannt ist nur ein Fall vom J. 1724, wo diese Strafe in Mailand auf Erkenntniß des dasigen Senats angewendet wurde [24]). Erst in den spätern Zeiten des jüdischen Reichs, nach Unterjochung der Juden durch die Römer, nahmen sie den Gebrauch des Köpfens mit dem Schwerte von jenen an, wie dies aus der Enthauptung Johannes des Täufers hervorgeht. Bei den Ägyptern hatte man diese Strafe unstreitig. Bei den Römern geschah in den ältesten Zeiten die Hinrichtung durch Ruthenhiebe bis zum Tode. Man vermuthet, daß man spaterhin diese grausame Marter durch das Beil beendigt habe, und so veränderte sich endlich die ganze Hinrichtungsart in die Enthauptung mittels des Beiles durch einen Lictor nach vorheriger Peitschung mit Ruthen [25]). Diese Letztere blieb in der Folge auch weg. An die Stelle dieser geschärften Beilhinrichtung trat die Strafe des Säckens (poena cullei) und das Beil wich endlich dem Schwerte [26]). Zu welcher Zeit dies geschehen und ob schon in den Zeiten der römischen Republik das Schwert neben dem Beile angewendet wurde, ist ungewiß. Der häufige Gebrauch des Schwertes neben dem Beile kommt erst unter den Kaisern vor; ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß zu den Zeiten der wahren Freiheit der Republik das Schwert als Strafmittel ganz unbekannt war [27]). Dasselbe trat endlich durch einen in Justinian's Gesetzbuch aufgenommenen Ausspruch Ulpian's [28]) ganz an die Stelle des Beiles, und es wurde die Schwertstrafe von einer in besondern Schulen als Nachrichter unterrichteten [29]) Abtheilung der kaiserlichen Leibwache (speculatores) executirt. Die künstliche Form derselben soll folgende gewesen sein: „Man grub auf dem ersten besten Acker (proximo in agro) eine Grube (scrobam) von einer bestimmten Tiefe und Weite (non humilem et angustam). In dieses offene, von Soldaten umstellte Grab stieg der Hinzurichtende hernieder und streckte dann sein Haupt in die Höhe (protendere cervicem), das hierauf der Vollzieher, je nachdem er glücklich, unglücklich oder boshaft war, mit einem oder mehren Hieben vom Rumpfe sonderte.“ Dies Letztere geschah absichtlich unter Caligula auf dessen Befehl, auch unter dem Nero, mit kleinen, oft wiederholten Streichen. Die Executirung der Enthauptung durch das Militair aber führte ganz natürlicherweise zu der bereits erwähnten gänzlichen Verdrängung des Beiles durch das Schwert. Fassen wir alles über diesen Gegenstand Bekannte zusammen, so müssen wir der Meinung eines ausgezeichneten Schriftstellers [30]) beitreten, der in seiner diesem Gegenstande eigens gewidmeten Abhandlung die Behauptungen ausführt, daß zur Zeit der freien Republik blos durch das Beil, unter den Kaisern zugleich durch Beil und Schwert, seit den Zeiten des Alexander Severus blos durch das Schwert die Enthauptung bewirkt worden sei. In Teutschlands frühern Zeiten geschah die Hinrichtung sowol mit dem Beil, als mit dem Schwerte. Schon seit den Zeiten der Karolinger scheint die letztere Hinrichtungsart bekannt gewesen zu sein, und wenn auch frühere Hinrichtungen, z. B. die des heiligen Bonifacius, rücksichtlich des dabei angewendeten Instrumentes die Sache im Unklaren lassen, so finden sich wenigstens bestimmte Beispiele dieser Hinrichtungsart im 13. und 14. Jahrh. [31]), in welche Zeit unter Andern auch die an teutschen Fürsten, wenngleich in Neapel, vollstreckte und daher ganz gewiß in ganz Teutschland bekannt gewordene Hinrichtung Konradin's von Schwaben und Friedrich's von Österreich auf Befehl Karl's von Anjou fällt [32]), welche übrigens mit einer Art von Fallbeil vorgenommen worden sein soll. Durch die Einführung des römischen Rechtes wurde natürlicherweise diese Hinrichtungsweise in Teutschland immer allgemeiner, bis endlich durch die Peinl-

20) Krünitz a. a. O. 21) Freidenberg, Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Mai 1836. Nr. 4. Notizen über die Küste von Tenasserim. S. 98. 22) Die Gründe für und wider s. bei Böhmer, dem wir bei gegenwärtiger Darstellung vorzüglich gefolgt sind, a. a. O. S. 578 fg. 23) Krünitz a. a. O. S. 220. 24) Dieser Fall gab Veranlassung zu der Dissertation von Treiber, De poena gladii post suspendium (Halae Magdeb. 1750). 25) Conf. Heyne not. 8 ad. Ecl. 6 und Krünitz a. a. O. S. 221. 26) Rivinus, De poena gladii ex legibus romanis (Lipsiae 1727). Schlosser, De usu gladii in supplicils apud Romanos (Francof. ad Moenum 1769), in Pütter Analectis juris criminalis (Francof. et Lips. 1791). p. 1. Beckmann (nicht, wie man ihn gewöhnlich allegirt findet, Beckmann), De delictis poena gladii coercendis (Jenae 1677).

27) Böhmer a. a. O. Not. 164. S. 592 und 593. v. Quistorp, Grundsätze des peinlichen Rechts. 1. Th. §. 75. Not. b. 28) fr. 8. §. 1. D. de poenis (XLVIII, 19): Vita adimitur, ut puta si damnatur aliquis, ut gladio in eum animadvertatur. Sed animadverti gladio oportet, non securi vel telo, vel fusti, vel laqueo, vel quo alio modo. Vergl. oben S. 66. 29) Böhmer a. a. O. Not. 173. S. 598 erinnert bei der oben im Texte wörtlich aus jener Note ausgezogenen Hinrichtungsbeschreibung an die Worte Lucan's in Bezug auf die Hinrichtung des Pompejus auf Befehl des Ptolemäus: Nondum artis erat, caput ense rotare. 30) Schlosser loco citato p. 6 seq. Krünitz a. a. O. S. 221. 31) Böhmer a. a. O. im Archiv. 4. Bd. 3. St. Nr. XV. Not. 53. S. 353 und im 5. Bd. 4. St. Nr. XXIV. S. 604. 32) Ebendas. S. 603.

Digitized by Google

liche Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. [33]) sie reichsgesetzliche Kraft erhielt, sodaß, wiewol unter ziemlich willkürlicher Beziehung auf ein römisches Gesetz [34]), man immer da die Hinrichtung mit dem Schwerte versteht, wo die Peinl. Gerichtsordnung unbestimmt der Todesstrafe erwähnt [35]). Jetzt ist sie in Lutschland, mit Ausschluß Preußens [36]) und Holsteins [37]), wo das Beil, ingleichen der Rheinprovinzen, wo die Guillotine angewendet wird, die allgemeinste Enthauptungsart. Im ältern Dänemark war das Schwert die einzige Todesstrafe, die jetzt dem Beile gewichen ist. In Frankreich waren beide Enthauptungsarten früherhin gewöhnlich, das Beil ein Vorzug des Adels; bekanntlich ist dieses Land seit der Revolution der Hauptschauplatz der Guillotine. England kannte, soviel man weiß, nie das Schwert als Strafe [38]), dagegen ist es in der Türkei noch üblich. Nicht unerwähnt kann die dem neuern amerikanischen Landesgesetze nicht unähnliche, in Teutschland nur bei Entbauptung mit dem Schwerte vorgekommene, hier aus den Zeiten des Faustrechts herrührende [39]), in Rom jedoch bei verunglückten Hinrichtungen mit dem Beile auch schon bekannte [40]) Gewohnheit bleiben, nach welcher sich das Volk in Fällen; wo der Scharfrichter nicht mit Einem Hiebe den Maleficanten tödtet, der Bestrafung des Scharfrichters durch Steinigen ꝛc. anmaßt, welche Bestrafung häufig mit dem Tode des Scharfrichters geendigt hat. Schon die Peinl. Gerichtsordnung [41]) deutet darauf durch die Anordnung hin, daß der Richter dem Scharfrichter vor der Hinrichtung ein sicheres Geleit ausrufen lassen soll. Die Zahl der Fälle ist freilich nicht ganz gering, in denen schon die Hinrichtung mit dem Schwerte soweit mißlungen ist, daß mehre Male hat gebauen werden müssen, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Der schon oft angeführte Böhmer [42]) zählt 22 authentische Beispiele [43]) und ein vom Hörensagen nacherzähltes solcher unglücklichen Hinrichtungen auf, wo, soweit die authentischen Beispiele reichen, bis zu fünf Streichen zur Erreichung obigen Zweckes haben geführt werden müssen. Das nur von Hörensagen nacherzählte Beispiel aus Wolhynien ist das einzige, wo sogar sieben Streiche dazu erforderlich gewesen sein sollen [44]). Allein eine authentisch erwiesene Execution dieser letztern Art fand auch am 9. Jan. 1776 zu Gotha statt, wo Katharine Elisabethe Trotz, wegen an ihrem achtjährigen Sohne begangenen Giftmordes, nach den Worten des diesfallsigen Gerichtsprotokolls, durch den vor Andern vorgezogenen und daher besonders verschriebenen „Scharfrichter Meister Messing von Ohrdruff, mit sieben recht unglücklicher Schwertshiebe enthauptet, mithin elendiglich und zum äußersten Abscheu derer Zuschauer, vom Leben zum Tode gebracht rc." worden ist [45]). Böhmer erzählt [46]) neun ähnliche Vorfälle, bei welchen das Volk Rache am Scharfrichter genommen hat, unter denen wol der interessanteste die Hinrichtung des Regierungsbeamten Hieroslaus zu Wien im J. 1485 auf Befehl des Königs, Matthias Corvinus von Ungarn, ist, welcher Erstere an einem vom Scharfrichter, statt der Abhauung des Kopfes, in die Schulter erhaltenen Hiebe verblutete. Der schrecklichste dieser Fälle ist die Ermordung von fünf Scharfrichtern zu Anfange des 16. Jahrh. in Zeritz auf ähnliche Veranlassung, der neueste die verunglückte Hinrichtung mit dem Schwerte in einem teutschen Bundesstaate im J. 1820 oder 1821 [47]). Bei diesem letztern Vorfalle mußte die Obrigkeit mit gewaffneter Macht den Ausbrüchen der Volkswuth begegnen. Ob dies derselbe Fall sei, von dem mehre Abgeordnete der hanoverschen Stände, als Augenzeugen, sprachen, wo der Mann erst mit fünf Hieben habe getödtet werden können, der Kopf aber im Sande habe abgesäbelt werden müssen, die Frau hingegen, die sich nun einen andern Scharfrichter erbeten habe, doch erst mit drei Hieben getödtet worden sei, sodaß mehre Zuschauer hätten fortgetragen werden müssen [48]), wissen wir nicht. Allein auch in dem oben erzählten gotha'schen Falle hat, sicherem Vernehmen nach [49]), der Justizamtmann den Scharfrichter unter seinem Mantel in seine Wohnung mitgenommen, um ihn den Mißhandlungen des auf ihn eindringenden Volkes zu entziehen. So gewiß dieses Beginnen des Volkes im höchsten Grade unerlaubt und strafbar, daher häufig, besonders wenn der Tod des Scharfrichters die Folge davon wurde, die Veranlassung bedeutender Criminaluntersuchungen gegen die Thäter war [50]); so gewiß muß die Gesetzgebung den Veranlassungen zu solchen, dennoch in der vermeinten Volksberechtigung eines gewissen Stützpunktes sich erfreuenden Excessen entgegenarbeiten. Dazu kommt, daß auch der ohnehin mit den Hinrichtungen so häufig getriebene Aberglaube durch die unglücklichen Schwerthinrichtungen noch befördert wird. Denn die Scharfrichter suchen gegen den sie verfolgenden oder schon vor der Hinrichtung für den eintretenden Fall bereit stehenden [51]) Haufen sich durch solche Entschuldigungen bezüglich im Voraus zu rechtfertigen, welche diesem zusagen. Dahin ge-

33) Art. 119. 126. 137 und 192. §. 2. 34) fr. 70. D. d. Reg. Jur. (L. 17.) 35) *Böhmer* ad C. C. C. art. 192. §. 2. 3. Daniforp a. a. O. §. 73. Not. b. 36) Nach der Cabinetsordre vom 19. Juni 1811. Vergl. Hefftter, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 128. Not. 6. Salchow a. a. O. §. 141. Not. *). 37) Nach der Circularverfügung vom 30. März 1779. Vergl. Salchow und Hefftter a. a. O. Kramer, Versuch einer systematischen Darstellung des peinlichen Rechts (Schleswig 1798). §. 44. 38) Böhmer in der Abhandlung im Archiv des Criminalrechts a. a. O. S. 583 und 607. 39) *Böhmer* ad C. C. C. art. 97. 40) Krünig a. a. O. S. 221. 41) Art. 97. 42) In der Abhandlung im Archive des Criminalrechts a. a. O. S. 609—623. 42a) Sollten darunter nicht auch mehre sein, wo, sowie bei der neuesten Hinrichtung in Leipzig am 18. Nov. 1840, zwar mehre Streiche geschahen, aber auf den ersten der Delinquent todt war, da die Halswirbel durchhauen waren? 43) Böhmer a. a. O. S. 625.

44) Mercau, Samml. auserlesener Actenstücke (Jena 1798). S. 59. 61. 62, und besonders 69. 45) a. a. O. S. 618 fg. 46) Böhmer a. a. O. 4. Bd. 1. St. Nr. III. §. 1. S. 56. 47) Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 1. St. S. 117. 48) Obgleich die so eben Not. 44 angezogenen Actenstücke nichts hiervon enthalten, so haben doch glaubhafte, zu jener Zeit lebende, dem damaligen Justizamtmann verwandte und sich sehr für diesen Criminalfall interessirende (vergl. geb. Acten. S. 10) Personen der Familie des Verf. des gegenwärtigen Artikels ihm dies in seiner Jugend wiederholt umständlich erzählt. 49) z. B. in dem unter Nr. 7 von Böhmer a. a. O. 5. Bd. 4. St. S. 620 fg. erzählten Falle. 50) Vergl. Böhmer a. a. O. Nr. 8. S. 621.

Digitized by Google

hört der Aberglaube, daß anzunehmen sei, der Verbrecher habe so viele todeswürdige Verbrechen begangen, als Streiche zu seiner Hinrichtung erforderlich gewesen seien[51]); ferner die noch unter dem rohen Pöbel, besonders unter vielen Henkerknechten, und von diesen verbreitete Sage, daß dem Scharfrichter übelwollende Personen, besonders andere Scharfrichter, um die Hinrichtung zu vereiteln, einen Mann setzen, d. h. ihm ein solches Glaukoma vormachen könnten, daß er im Augenblicke der Hinrichtung mehre, z. B. drei gleiche Delinquentenköpfe, vor sich sehe, sodaß er, nach welchem er hauen solle, nicht wisse, und daß, wenn er nicht nach dem mittelsten haue, der Hieb verunglücke. Daher pflegt dem exequirenden Scharfrichter für den eintretenden Fall von seinen Collegen das Hauen nach dem mittelsten Kopfe sehr ernsthaft empfohlen zu werden. Es ist wol glaublich, daß mancher noch nicht ganz abgestumpfte Scharfrichter (die Zahl derselben wird bei den immer mehr sich mindernden Hinrichtungen immer größer werden) durch das Imposante der Wichtigkeit der vorstehenden Handlung, durch den natürlichen Widerwillen gegen Vollziehung der Handlung, wenn er sich auch vielleicht aus Standesehrgeiz zc. dazu drängt, durch die ihn umgebende Menschenmasse, durch zu viel oder zu wenig genossene Speisen, besonders durch erhitzende Getränke, in eine Art von Fieberzustand versällt, wo ihm seine Phantasie solche Trugbilder vormalt. Dagegen wird ruhige Vorausüberlegung der ganzen Operation und aller sie begleitenden Umstände, häufige Übung an auf einander gestellten hölzernen Tellern und an Thieren, Mäßigkeit, aber auch nicht Fasten[52]), vor der Execution am besten schützen.

Indessen mag es nicht geleugnet werden, daß jeden Falles

4) die Enthauptung mit dem Beile[53]) eine beiweitem sicherere Enthauptungsart ist, doch keineswegs ganz sicher. Die Geschichte erzählt viele Beispiele, besonders aus England, in denen diese Hinrichtung mißglückte und nur wiederholte Streiche das Haupt vom Rumpfe zu trennen vermochten. Beispielsweise erwähnen wir der Hinrichtung des Grafen Esser im J. 1601, welcher erst durch drei, des Lord Wilhelm Ruffel im J. 1683, welcher, „der gemeinen Sage nach" durch drei oder vier, des Herzogs Jacob von Monmouth im J. 1685, welcher gar durch fünf und selbst der Maria Stuart, im J. 1587, welche erst durch zwei Hiebe mit dem Beile getödtet wurde[54]).

Die Hinrichtung auf diese Art geschieht nicht so wie bei dem Schwerte, während der Verbrecher aufrecht steht oder sitzt, sondern indem er den Kopf auf einen Block legt. In der Regel werden ihm in Teutschland die Hände oder der ganze Körper an den Block gebunden oder geschnallt, und es wird auch noch ein Riemen quer über den Kopf weg befestigt, sodaß er den Kopf nicht bewegen kann[55]). Unstreitig war wol das Beil die älteste Art der Hinrichtung, früher von Stein, später von Eisen[56]). So führte, wol nicht ohne Bezug hierauf, der König von Lydien[57]), statt des Scepters, ein Beil, und unter den Griechen wurde dazu bekanntlich das berühmte zweischneidige tenedische Beil angewendet[58]). Wie in Rom das Beil in und außer Gebrauch kam, ergibt sich zum Theil schon aus Obigem (S. 68). Die Execution geschah durch die Lictoren, welche daher den Königen, später den Consuln, Ruthenbündel, aus denen scharfe Beile hervorsahen (fasces), zum Zeichen des Rechts über Leben und Tod, vorauß trugen. Wenn auch die Peitschung mit Ruthen vor der Hinrichtung in den spätern Zeiten — die Hinrichtung mit dem Beile war länger als tausend Jahre im Gebrauche — in der Regel wegblieb, so wurden doch sie, vorherige Entblößung und Ausstellung an den Schandpfahl häufig als Schärfungen der Beilstrafe beigefügt. Diese war oft sehr schmerzlich, da der Lictor, wenn er nicht mit einem Hiebe den Verurtheilten tödtete, nur noch zwei Mal hauen durfte, der unglücklichen Gerichtete so halb todt liegen blieb und höchst schmerzhaft sein Leben aushauchte. Übrigens wurde, selbst nachdem die Enthauptung durch das Schwert, wie wir oben (S. 68) sahen, als gesetzliche Regel aufgestellt war, doch zuweilen das Beil wieder gebraucht. Die berühmtesten Hinrichtungen mit dem Beile in Rom sind die von den Vätern der Verbrecher selbst genehmigten Hinrichtungen der beiden jüngern Brutus und des Titus Manlius, dann die öffentliche Hinrichtung der Volsker zu Antium und der 358 Tarquinier auf dem Markte zu Rom[59]). Bei den alten Teutschen wurde die Hinrichtung mit dem Schwerte für ehrenvoller, als die mit dem Beile, der Barte, geachtet[60]); diese bestand noch vor Abfassung der altteutschen Gesetzbücher, kam aber, wie wir oben (S. 68) gesehen haben, durch die Einführung des römischen Rechtes beinahe ganz außer Übung. Von Kaiser Otto dem Großen (geb. 912) erzählt uns die Geschichte eine auf seinen Befehl geschehene Beilhinrichtung[61]). Ebenso beziehen wir uns rücksichtlich dieses Gebrauchs in mehren teutschen Län-

51) Von der oben erwähnten Giftmörderin Troz, einer allerdings berüchtigten schlechten Person, war allgemein in Gotha das Gerücht verbreitet, sie habe sieben Capitalverbrechen begangen. 52) Der als Sammler historischer Nachrichten über den Egerkreis und als Kunst-, Naturalien- und Curiositätensammler berühmte Scharfrichter Karl zu Eger, welcher als Aufseher über die Kunst- und Naturaliensammlungen Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich zu Königswart in Böhmen vor einigen Jahren starb, pflegte den ihn häufig besuchenden Gelehrten und andern Fremden, wenn er von den durch ihn glücklich bewirkten ziemlich vielen Executionen sprach, zu bemerken, daß er früh vor der Execution nichts als eine Fleischsuppe genieße. 53) Darüber s. Mascov in der in nachstehender Not. 58 dieser Seite angez. Stelle. Böhmer ad C. C. C. art. 192. §. 2. Ormeni, De jure criminali. Lib. I. P. II. Cap. VII. §. 6. 54) Böhmer in der angez. Abhandlung im Archive a. a. O. S. 585 und 590. Döpler a. a. O. Cap. II. Nr. XXXVI. XXXVIII. LI. S. 20. 22. 26. 27.

55) Krünitz a. a. O. S. 223. Stelzer a. a. O. 56) Böhmer a. a. O. S. 581. 57) Herodoti Problem. c. 158. 58) Mascov, De bipenni tenedia, in opusc. (Lipsiae 1776.) p. 81 sq. 59) Döpler a. a. O. Nr. 24. 25. 26 und 28. S. 14 fg. 60) Das sächsische Weichbild sagt in Bezug auf Könige, die das Leben verwirkt haben: „man soll zc. ihm das Haupt abschlagen mit einer guten Parten" (cum aureo dolabro, seu bipenni aut securi), und in der sächsischen Glosse zum Weichbild Art. 8. Nr. 16. §. 1 finden sich die Worte: „also ist er nicht würdig der ehrlichen pin des Schwertes." 61) Böhmer a. a. O. im Archive. 6. Bd. 1. St. Nr. III. S. 68.

Digitized by Google

dern, dann in Frankreich und Dänemark auf die eben erwähnte obige Darstellung rücksichtlich des Schwertes. Auch auf Island wird das Beil zur Enthauptung benutzt. Am merkwürdigsten ist seine Anwendung schon seit Jahrhunderten in England. Sie ist da, mit Ausschluß der Hinrichtung wegen Mordes, ein Vorrecht des Adels, statt der gewöhnlichen Strafe des Henkens, welche übrigens ohne Rücksicht des Standes erkannt und das Beil nur durch königliche Gnade bewilligt wird. Die Hinrichtung wird von einem Fleischer verrichtet, den die Familie des Hinzurichtenden gewöhnlich wählt, dem sie dazu ein Beil mit silbernem Hefte zu schenken pflegt und der vor der Hinrichtung den Hinzurichtenden wegen Übernahme dieser Execution um Verzeihung bittet. Die bekanntesten Beilhinrichtungen angesehener Engländer, außer den oben (S. 70) schon bemerkten, sind die des berühmten Kanzlers, Thomas Morus, im J. 1535 unter Heinrich VIII., des Grafen zu Warwick, Johann Dudley, im J. 1553, seines Sohnes, Gilford Dudley, dessen Gemahlin, Johanna Gray, und deren Vaters, Heinrich Gray, im J. 1554, des Vicekönigs von Irland, Thomas Wentworth, Grafen von Staffort, im J. 1640, des Erzbischofs, Wilhelm Laud, im J. 1645, des Königs Karl I. im J. 1649, — diese von einem masquirten Scharfrichter [62]) — des Grafen Derby in demselben Jahre u. s. w. In England existiren übrigens auch, soweit bekannt, die einzigen Beispiele, daß der Strang mit Schärfung der Abhauung des Kopfes mit dem Beile erkannt worden ist. So geschah es im J. 1650 dem Markgrafen Montrose, welcher überdies geviertheilt wurde, und sollte im J. 1681 dem Grafen von Staffort geschehen, welcher lebendig vom Galgen abgenommen, verstümmelt und ihm dann der Kopf mit dem Beile abgeschlagen werden sollte, welches Erkenntniß jedoch Karl II. in die bloße Strafe des Beiles verwandelte. Von außereuropäischen Landen ist blos Japan in Bezug auf seine Hinrichtungen mit dem Beile merkwürdig, wo der Hinzurichtende blos seinen Hals dem Scharfrichter hinstreckt und, sobald ihm der Kopf abgeschlagen ist, von dem umstehenden Militair mit den Säbeln in Stücken gehauen wird [63]). Doch die beiweitem interessanteste Hinrichtung ist

5) die Enthauptung mit der Guillotine (dem Fallbeil, Fallschwert, oder der Richtmaschine *sur l'échafaud*) [64]). Mit Unrecht [65]) pflegt man den lyoner Arzt, früher Geistlichen und Professor am irländischen Collegium zu Bordeaux, Jean Baptiste [66]) Guillotin, geboren zu Saintes am 28. Mai 1738, gestorben als geachteter Arzt zu Paris am 26. Mai 1814 [67]), den Erfinder dieser Maschine zu nennen. Er verbesserte nur die frühern Maschinen dieser Art in einer höchst bewegten Zeit, in der Zeit der französischen Revolution, wo, leider! Hinrichtungen an der Tagesordnung waren, und da er, aus reiner Menschenliebe, die Veranlassung zur Einführung dieses nachher so gemißbrauchten Hinrichtungsmittels in Frankreich war, so erhielt dasselbe seinen Namen. Erster Erfinder und Zeit der ersten Erfindung der Richtmaschinen im weitesten Sinne, im Gegensatze von Richtinstrumenten, Beil, Schwert, Messer ꝛc., sind im Dunkel des Mittelalters zu suchen. Irrig ist unstreitig die Behauptung, daß sie eine persische Erfindung wären [68]). Englische Zeitschriften wollen Spuren davon in ihrem Lande 1553 und 1590 gefunden haben [69]). Der bekannte Lichtenberg [70]) aber theilt eine Beschreibung und Abbildung einer solchen Maschine, wie er sie schon in einem, im J. 1514 herausgekommenen, Werke [71]) gefunden hat, mit, wonach sie „aus einem schweren Beil besteht, das, wie der Block einer Ramme, zwischen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt" [72]). In den ältern Zeiten Teutschlands wurde diese Maschine von der schweren eichenen Pfoste, an welcher das schneidende Instrument angebracht war, die Planke, Diele, Windbrechen-Diele (Planka, Asser) genannt, und man schreibt daher das teutsche Sprüchwort: „Ehe ich das thäte, wollte ich mir lieber den Kopf mit einer Diele abstoßen lassen." Ein gewisser Wiedemann, Chronikenschreiber der Stadt Schwäbisch-Hall, erwähnt, da er von einer, im J. 1381 geschehenen Hinrichtung erzählt, einer in Hall von ihm selbst gesehenen solchen Maschine, welche ausgesehen habe „wie ein Zwagstuhl [73]) und an beiden Seiten Grundleisten gehabt, auf welchen der Diel, an dessen Ende sich ein wolschneidends Eisen befand, auffaß" [74]). In Böhmen

62) Böhmer a. a. O. 5. Bd. 4. St. S. 589. 63) Über alles dies vergl. Böhmer a. a. O. im Archive. 5. Bd. 4. St. Nr. XXIV. S. 581 fg. und 589 fg. Krünitz a. a. O. S. 221 und 226. Stelzer a. a. O. Döpler a. a. O. Nr. 1. 3. 6. 17. 32—35. 37. 39. 40. 41. 44—46. S. 9 fg. 64) Wegen mehrerer anderer teutscher Namen s. diese und folgende Seite. Den Namen dieser Maschine tragen folgende Schriften auf dem Titel und derschäftigen sich vorzüglich mit ihr: *Sömmering* sur le supplice de la Guillotine, im Magazin encyclop. T. III. p. 475 sv. Böhmer, Kritische Geschichte der Guillotine (Weimar 1821); auch in dem 9. Bde. 1. St. der Curiositäten. Vergl. die Anfänge über diese Schrift im Neuen Archive des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. Nr. XIV. 4. S. 358. 65) Abegg, Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft (Neustadt a. d. O. 1836). §. 125. S. 187. Henke, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 1. Th. §. 66. S. 421.

66) So Grolman a. a. O. S. 588; hingegen Böhmer in der angezogenen Abhandlung im Archive 6. Bd. 1. St. Nr. III. S. 74 nennt ihn „Joseph Ignaz," und die gewöhnlichen Encyklopädien (z. B. Pierer 8. Bd. 2. Abth. S. 669 und Brockhaus in der 8. Aufl. des Conversationslexikons, 4. Bd. S. 1011, Beide unter dem Namen Guillotin) lassen, wahrscheinlich wegen dieser Ungewißheit, die Vornamen ganz weg. 67) So Böhmer in der oben Note 7 und nachher öfter angezogenen Abhandl. im Archiv, 6. Bd. 1. St. S. 74, und Brockhaus a. a. O. sagt nur: „Er fehlte wenig, daß er unter ihr nicht selbst als Revolutionsopfer fiel" — und dies dürfte die richtige Lesart, aber auch die Veranlassung der eben angegebenen verschiedenen Sagen sein. 68) Böhmer a. a. O. S. 67. 69) Grolman a. a. O. 70) In dem Göttinger Taschenkalender für 1795. S. 159. 71) Catalogus Sanctorum et gestorum eorum ex diversis voluminibus collectus etc. a Domine Petro de Natalibus de Venetiis, Dei gratia Episcopo Equilino. Impressum Lugduni per Jacobum Saccon. 72) Grolman a. a. O. 73) d. h. Bahnstuhl. Döpler a. a. O. Cap. XII. Nr. III. S. 269 macht einen Zwangstuhl daraus, und auf dem in dieser Stelle gebrauchten Zeitwort zwagen, s. v. a. baden, macht er: zwacken. 74) Wir entneh-

Digitized by Google

finden wir dies Instrument im 13. Jahrh. (1248) [74]). Nach mehren von Dufresne und Dreyer gesammelten Nachrichten war auch eine solche Maschine in der damals noch teutschen, jetzt niederländischen Stadt Dendermonde im Jahre 1233, dann in Saalfeld im 13., in Schwaben (1381) und in Lübeck (1392) im 14. [75]), in Kärnthen im 15. Jahrh. im Gebrauche. In letztgedachtem Lande war deren Gebrauch ein seit langer Zeit her bestehendes, von den frühern Herzogen anerkanntes Landesprivilegium, um dessen, sowie der andern Landesprivilegien Bestätigung seit dem 15. Jahrh. bei jeder Regierungsveränderung nachgesucht werden mußte [76]). Einen Beweis, wie sehr diese Maschine im 16. Jahrh. bekannt war, liefern die Anachronismen, welche mehre berühmte Künstler des Mittelalters bei Darstellung früherer Hinrichtungen sich zu Schulden kommen lassen, indem sie diese Maschine in die Zeiten der Römer und Griechen versetzen. So der berühmte Lucas Kranach bei einem Holzschnitte, die Hinrichtung des Apostels Matthäus, und Albrecht von Soest in einem über einer Thüre des Rathhauses zu Lüneburg [77]) angebrachten Schnitzwerke, die Hinrichtung des oben (S. 70) erwähnten jüngern Manlius darstellend [78]). Außerhalb Europa sind keine Spuren früherer Maschinen der Art vorhanden. Nur nach Ostindien wurde eine Richtmaschine um die Mitte des 17. Jahrh., wahrscheinlich aus Holland, gebracht, und ist dort seitdem bis jetzt noch üblich [79]). In Europa außerhalb Teutschlands finden wir in Polen und zwar auf einem in der St. Nikolauskirche zu Kalisch geschnitzten hölzernen Täfelchen Spuren vom Gebrauche einer Richtmaschine im Mittelalter [80]), dann eine berühmte Richtmaschine in Italien unter dem Namen Mannaja, zuerst im 16. Jahrh. und überhaupt im Kirchenstaate bei Verbrechern aus den vornehmen Ständen noch in ganz neuerer Zeit gebräuchlich. Sie wird beschrieben als ein Gestelle, 4—5 Fuß hoch, 15 Zoll im Lichten breit, aus zwei, inwendig mit Fugen, in denen ein Querholz läuft, versehenen, 3 □Zoll starken, mittels dreier eingelochten und eingezapften Riegel verbundenen Säulen bestehend. Zwei der Riegel sind an den entgegengesetzten Enden der Säulen, 15 Zoll über dem unterſten ist der dritte befestigt, auf welchen der Hinzurichtende knieend den Hals legt. Darauf fällt das, bis auf 1—2 Zoll an den obern Riegel angezogene Querholz herab, das auf der obern Seite mit einem 60—80 Pfund schweren Bleigewichte, an der untern Seite mit einer 9—10 Zoll langen, 6 Zoll breiten Klinge versehen ist [81]). Eine neue Art von Richtmaschine, von einem Doctor Raja angegeben, soll im J. 1797 bei einer Hinrichtung in Mailand gebraucht worden sein. Die italienischen Richtmaschinen haben übrigens wahrscheinlich Veranlassung zu der Benennung der ältern teutschen Richtmaschinen: welsche Falle, Falle, Fallbeil, gegeben [82]). In England hatte man in dem Umfange des Waldes von Hardwick oder Sowerdyshire mit Einschluß von Halifax in 18 Städten und Dörfern seit den Zeiten des grauen Alterthums, namentlich unter der Regierung der Königin Elisabeth und bis zum J. 1650 eine häufig, ja angeblich im Anfange des vorigen Jahrhunderts nicht ganz außer Gebrauch gekommene Richtmaschine, der Galgen (gibbet) genannt, weil, obgleich zum Köpfen bestimmt, sie doch Ähnlichkeit mit dem Galgen hatte [83]). In Schottland wurde diese Maschine durch den Regenten Marton, nach einem in Halifax entnommenen Modell eingeführt, gedachter Regent war aber der erste, der darunter bluten mußte, daher sie dort die Jungfer (maiden) genannt wird. Sie wird jedoch nur bei adeligen Verbrechern angewendet. Krünitz [84]) beschreibt sie ziemlich unvollständig als ein einen Fuß breites, viereckiges Stück Eisen mit scharfer Schneide, welcher gegenüber sich ein Stück Blei von so großem Gewichte befinde, daß zu der Bewegung des Instrumentes Gewalt erforderlich sei. Dasselbe werde bei der Execution aus einer hölzernen Einfassung von 10 Fuß Höhe herausgenommen (?), in der es „vorgeklatt liege, daß es ungehindert schießen könne. Sobald das Zeichen gegeben sei, lasse man es frei fallen ꝛc." Der englischen Maschine soll übrigens, nach dem von dem damaligen beständigen Secretair der Akademie der Wundärzte zu Paris, Louis, unter dem 7. März 1792 der Nationalversammlung in Frankreich erstatteten Gutachten die neuere nach Guillotin's Angaben verbesserte Richtmaschine, Guillotine, nachgebildet sein. Es sind nämlich vor mehr als 300 Jahren in Frankreich erschienene Abbildungen von Richtmaschinen vorhanden. Eine dergleichen unter dem Namen doloire (dolabra) soll noch im J. 1632 bei der Enthauptung des Herzogs von Mont

men dies theils aus Döpler a. a. O., theils aus Greiman a. a. O. S. 388. 389 und 390, theils aus Böhmer a. a. O. S. 68 und 69. Vergl. Kappler a. a. O. S. 413. In diese alle aber scheint die letztgedachte Nachricht übergegangen zu sein aus *Crusine*, Analecta suevica. P. III. Lib. V. c. 13. fol. 852, woraus sie auch wol Gräter in seiner Braga und Hermode, 1. Bd. 2. Abth. (Bragur 4. Bd. 2. Abth.) Nr. VI. S. 57, auf welchen sich Greiman beziehe, entnommen hat.

74) Böhmer a. a. O. S. 68. Kappler a. a. O. S. 414. (Nach *Pez*, Script. rer. Austriac. T. II. p. 1099.) Döpler a. a. O. Nr. IV. S. 270 und die bei diesem letztern allegirten ältern Schriftsteller. 76) Kappler a. a. O. Böhmer a. a. O. S. 69. 77) Kappler und Böhmer a. a. O. 78) Man vergl. hierüber die interessante Nachricht vom Bürgermeister Degen zu Lüneburg, in dem Hannöver'schen Magazin von 1821. 31. St., worauf sich in dem Neuen Archive des Criminalrechtes, 5. Bd. 2. St. S. 338, bezogen ist. 79) Böhmer a. a. O. S. 70 und 71. Kappler a. a. O. 80) Böhmer a. a. O. S. 69 und 70. Greiman a. a. O. S. 389. Not. *). In den schon angezogenen Schriften zum Theil, vorzüglich aber in der alten Zeitschrift: Der Weltbürger. 1. Jahrg. 6. St. (Leipzig 1800) finden sich S. 467 fg. Abbildungen alter teutscher Hinrichtungsmaschinen. 81) Kappler a. a. O. und die dort angeführte Zeitschrift: Themis, von Tannberg. 1. Bd. S. 203.

82) Man beruft sich rücksichtlich des Zeitalters dieser Maschine auf *Guido Panciroli* (welcher 1599 starb), Thesaur. variar. lect. Lib. I. c. 41. Vergl. Neues Archiv des Criminalrechts. 5. Bd 2. St. S. 339. 83) Über alles dies s. Böhmer a. a. O. S. 67 und 71 und Meiners in der Berliner Monatsschrift, Mai 1784. S. 408—422, im Auszug in Günther und Otto, Leipziger Magazin für Rechtsgelehrte. 1. Bd. 4. St. S. 357. Vergl Döpler a. a. O. Cap. II. Nr. XXXI. S. 16. 84) Darüber sowie über Schottland, s. Böhmer a. a. O. S. 72 und 73 85) a. a. O. S. 226.

Digitized by Google

morency zu Toulouse gebraucht worden sein [86]). Man meint, daß sie vorzüglich im südlichen Frankreich üblich gewesen, doch auch da bis zu Guillotin's Auftreten in Vergessenheit gerathen sei [87]). Seine Verbesserungen geben den Richtmaschinen insofern einen andern Charakter, als dieselben früher mehr Hackmaschinen waren und jetzt mehr Schneidemaschinen sind. Sonst fiel das Beil senkrecht auf den Hals herunter, faßte alle Fibern desselben nach der Breite auf ein Mal und, nur mit einem kleinen Theile der Schneide wirksam, hackte es den Kopf ab und blieb dann auf dem Klotze liegen. Bei der Guillotine aber ist die Schneide stark gegen den Horizont geneigt, greift Anfangs wenige Fibern des Halses an, bahnt sich so [88]) mit einem beiweitem längern Theile der Schneide den Weg zu dem stärkern Theile des Halses und schneidet also (hackt nicht) diesen so ab, daß die Schneide, wenn dies geschehen ist, zwischen Kopf und Hals herunter fällt, nicht liegen bleibt. Deshalb liegt der Hals bei der Guillotine nicht frei, sondern, damit er sich beim ersten Angriffe nicht bewegen kann, in einer Aushöhlung. Man glaubt darum, daß dies Schneiden, wenn es mit derselben Schnelligkeit, wie das Abhacken geschieht, minder schmerzhaft sei. Denn, heißt es in der schon angezogenen Groiman'schen Bibliothek [89]) „das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und schneidet und klemmt also auch, weil es hackt; die Scheere klemmt und schneidet; die Säge, das schmerzhafteste Werkzeug unter allen, zerreißt durch Drehung und schneidet; nur die Guillotine schneidet allein im eigentlichen Verstande ꝛc." Wie schnell aber dieser Schnitt geschieht, zeigt die amtliche Erklärung, daß in einer Stunde 33 Personen damit hingerichtet werden können. Nicht ganz richtig ist daher die Definition Campe's [90]) von dem jetzigen Fallbeile, es sei ein Werkzeug (sollte heißen: eine Maschine), dessen Haupttheil in einem Beile (besser, großem Messer) mit runder oder länglicher Scheibe besteht, welches an einem Querholze, das sich zwischen zwei Säulen mit Fazen (Fugen) auf und nieder bewegen läßt (befestigt ist), und dessen man sich zum Köpfen bedient, indem man das schwere Beil auf den gerade darunter befindlichen Nacken fallen läßt (sollte heißen: so auf den darunter befindlichen Nacken fallen läßt, daß es den Kopf davon abschneidet). Am 1. Dec. 1789 trat Guillotin in der constituirenden französischen Nationalversammlung auf und empfahl die Wiedereinführung der Richtmaschine. Wir sagen wegen der eben vorgetragenen historischen Momente: Wiedereinführung. Guillotin gebrauchte bei seiner Anpreisung dieser Maschine in der Nationalversammlung die merkwürdigen Worte: avec machine je vous fais sauter la tête et vous ne souffrez pas [91]). Schon am 25. (oder 26.) April 1792 wurde eine Hinrichtung mit dieser Maschine gemacht und sie ist bis jetzt in Frankreich in Übung geblieben [92]). Nach dem Beispiele Frankreichs wurde die Guillotine in Griechenland [93]), neuerlich in Zürich [94]) eingeführt. In Würtemberg wurde sie im J. 1838 in der Ständeversammlung beantragt [95]), von der Regierung aber abgelehnt [96]). In Baden haben das Oberhofgericht und die Hofgerichte dafür gestimmt, die Sanitätscommission, mit Ausschluß Eines Mitgliedes, das wenigstens mehre Bedenken über die angebliche geringe Schmerzhaftigkeit äußerte, hat diese Hinrichtungsart für die sicherste und geschwindeste erklärt; die erste Kammer hat sich dagegen ausgesprochen [97]). In Hanover wich der revidirte Entwurf des Strafgesetzbuches darin vom frühern Entwurfe ab, daß er statt des früher erwähnten Fallbeils im 8. Artikel so lautete: Mittels des Schwertes soll, wer zum Tode verurtheilt ist, enthauptet werden [98]). Die erste Kammer genehmigte dies, die zweite sprach mit eminenter Majorität für das Fallbeil [99]). Die erste Kammer mit nur einer Minorität von acht widersprach dieser letztern Ansicht bei der Berathung darüber [1]). Späterhin vereinigten sich beide Kammern dahin, daß des Mittels der Enthauptung gar nicht im Gesetze gedacht, dieses also der Regierung überlassen werden solle [2]). In den Niederlanden wurde durch Gesetz vom 11. Dec. 1813 das früher mit dem Code Napoléon eingeführte Fallbeil mit mehren andern, den Ansichten des Landes widerstreitenden Einrichtungen abgeschafft und durch Strang und Schwert ersetzt. Ein neuer Entwurf spricht sich für den Erstern allein aus [3]).

Bei einer Vergleichung der verschiedenen Enthauptungsarten müssen wir vor allen Dingen davon ausgehen, daß, selbst nach den ältern Strafttheorien, die Enthauptung zu den einfachen Todesstrafen gehört, d. h. zu denen, die möglichst ohne alle Qualen den Tod des Verbrechers erwirken sollen [4]), daß dabei, selbst nach der ältern Theorie, nur solche schärfende Zusätze eintreten können, welche, wenn sie auch für sich Schmerz verursachen, doch nicht den Tod selbst erschweren, z. B. vorherige Ausstellung des Verbrechers, Schleifung zur Richtstätte, Reißung

86) *Seckillot*, le jeune, Réflexions historiques et physiologiques sur le supplice de la Guillotine (Paris 1795). 87) Böhmer a. a. O. §. 72 und 73. 88) Lichtenberg in der obern Note 70 angezogenen Schrift sagt: „unvermerkt;" wir zweifeln an der Wahrheit dieser aus Liebe für die Sache zu Schulden gebrachten Übertreibung. 89) §. 393, nach Lichtenberg's Worten. 90) Im Wörterbuche der teutschen Sprache, u. d. W. Fallbeil. 91) Neues Archiv des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. S. 339.

92) Man vgl. über alles dies Böhmer a. a. O. §. 66 u. 74. Groiman a. a. O. §. 391 fg. 93) Strafgesetzbuch des Königreichs Griechenland vom 18. (30.) Dec. 1834. Art. 5. Vergl. die Übersetzung davon in Maurer, Neugriechische Urkunden, im 3. Bde. von: Das griechische Volk (Heidelberg 1835). §. 362. 94) Mit 54 gegen 47 Stimmen. Vergl. Leipz. Zeitung von 1835. Nr. 240. S. 3068. 95) Von der zweiten Kammer mit 74 gegen 10 Stimmen. 96) Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 4. St. §. 562. 564. 97) Clorer und Bender, Allgemeine juristische Zeitung. 1. Jahrgang 1828. §. 161. Vergl. Kappler a. a. O. §. 414 fg. 98) Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 1. St. §. 114. 99) Ebendaselbst Jahrg. 1835. 2. St. §. 238 und 290.

1) Ebendaselbst 3. St. §. 464. 2) Ebendaselbst Jahrg. 1838. 1. St. §. 117 fg., wodurch sich die noch hier und da obwaltende Meinung (z. B. im Brockhaus'schen Conversationslexikon a. a. O.), als ob seit 1834 in Hanover die Guillotine eingeführt sei, erledigt. 3) Ebendaselbst Jahrg. 1840. 1. St. §. 6 und 8. 4) Heffter a. a. O. §. 128. Salchow a. a. O. Stelzer a. a. O.

Digitized by Google

mit glühenden Zangen, Abhauung der Hand, Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses, Flechtung des Körpers auf das Rad, Nageln des Kopfes auf den Pfahl, Viertheilen des Körpers nach der Hinrichtung, dessen nachherige Verbrennung u. s. w. (s. auch o. S. 67) [5]). Ja früherhin hielt man sogar unbestritten, zum Theil hält man noch jetzt das Enthaupten für die möglichst leichte und also für die geringste Todesstrafe. Seneca sagt davon: Nullo genere homines mollius moriuntur [6]). Die neuere Theorie und die neuern Gesetzgebungen, mit Ausschluß der französischen, welche noch die Schärfung der Abhauung der Hand, außer der auch anderwärts gebräuchlichen Ausstellung, kennt [7]), gestehen überhaupt in der Regel gar keine Schärfung der Todesstrafe zu, sondern halten diese selbst nur dann für gerechtfertigt, wenn sie weiter nichts als den Tod des Verbrechers bezweckt und erreicht, nicht Qualen desselben, soweit die Entfernung der Letztern irgend möglich ist [8]). Gehen wir nun von diesen Ansichten aus, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diejenige Enthauptungsart, wenn einmal Enthauptung nothwendig — die Frage, ob Enthauptung wirklich die mildeste Todesstrafe sei, gehört nicht hierher, sondern in den Art. Todesstrafe — die vorzüglichste ist, bei welcher der Hinzurichtende am wenigsten leidet. Diese Frage aber hängt, wie wir glauben, einestheils sehr von der Frage [9]) über die Schmerzhaftigkeit jeder Enthauptung im Allgemeinen, anderntheils von der Individualität des Hinzurichtenden ab. Die Erstere ist in neuern Zeiten durch einen merkwürdigen Fall sehr zur Sprache gekommen. Im J. 1803 wurde ein gewisser von Troer in Breslau enthauptet. Der dasige Doctor Wendt machte nun mit dessen Kopfe unmittelbar nach der Enthauptung solche Versuche, um zu beobachten, ob und wie lange noch Bewußtsein im Kopfe statt habe, daß sie nicht nur eine von Seiten des zuletzt verstorbenen Königs von Preußen selbst veranlaßte Untersuchung, das Verbot künftiger derartiger Versuche und die Zurechtweisung des Beamten [10]), welcher die Execution dirigirt, zur Folge hatten, sondern auch, neben dem gutachtlichen Berichte des Obercollegium medicum, einen bedeutenden Schriftenwechsel veranlaßten. Zuerst erzählte der Doctor Wendt in einer Schrift [11]) seine Versuche selbst. Der Kopf erlitt beim Abschlagen und Abnehmen keine Erschütterung; beim Anblicke desselben war keine Verzerrung sichtbar, das Gesicht ruhig, das Auge offen und hell, der Mund geschlossen. Als das Rückenmark mit einem Troikar gereizt wurde, entstand im Gesichte der Ausdruck von Schmerz, jeder Muskel zuckte, die Lippen wurden verzerrt. Kurz darauf, als der Arzt mit den Fingern gegen die Augen fuhr, schlossen sich die Augenlider, ebenso geschah es mit dem gegen die Sonne gerichteten Auge. Nach 1 Minute 30 Secunden öffnete sich auf zweimaligen Namensruf in das Ohr das Auge jedes Mal sanft und drehte sich nach der Seite, woher der Schall kam, öffnete dabei auch einige Male den Mund. Auf abermalige Reizung des Rückenmarks durch den Troikar folgte krampfhaftes Schließen der Augenlider, Zusammenbeißen der Zähne, zuckende Näherung der Backenmuskeln; beim Einstecken des Fingers in den Mund drückten ihn die Zähne. Nach 2 Minuten 40 Secunden folgte der Tod, aus welchem allen bis dahin der Verfasser Leben und Empfindung schloß. Ein gewisser Friedrich August Zadig suchte in seiner Gegenschrift [12]) das zu erweisen, was deren Titel sagt, indem er vor allen Dingen bemerkt, daß die Enthauptung eine der schrecklichsten Todesstrafen wäre, wenn ein solcher Kopf nach der Execution noch Bewußtsein hätte und doch wären „die Erscheinungen an dem Kopfe während der Versuche so frappant, daß es wirklich hätte scheinen müssen, als gesche alles dies mit Bewußtsein.“ Dagegen replicirte nun D. Wendt [13]). Minder wichtig sind, wie immer, Duplik und Triplik der beiden Streitenden, die auch noch in jenem Jahre herauskamen [14]). Das Obercollegium medicum aber [15]) war der Meinung, daß die Enthauptung keine grausame oder martervolle Todesart sei, weil der größeren Wahrscheinlichkeit zufolge mit dem Schwertstreiche, welcher den Kopf vom Rumpfe trennt, Empfindung und Bewußtsein des Hingerichteten augenblicklich dahin schwinden. Eine andere Frage sei, ob nicht durch heftige galvanische und mechanische Reize, Empfindung und Bewußtsein wenigstens auf einige Augenblicke wieder zurückkehren könnten, daher dergleichen Versuche ohne vorherige Zustimmung des Delinquenten zu untersagen sein dürften. Das gedachte Collegium macht auch besonders darauf aufmerksam, daß Störung des Bewußt-

5) Oesfter und Stelzer a. a. O. Martin a. a. O. §. 86 und Not. 14 und 15. Krünitz a. a. O. S. 223. 6) Döpler a. a. O. Cap. V. S. 73. v. Quistorp a. a. O. §. 89. Not. d. Stelzer a. a. O. Martin a. a. O. §. 97. 7) Abegg a. a. O. §. 125. S. 187. 8) Bei der gänzlichen Unbestrittenheit dieser, eine Foderung der Zeit ausmachenden, in allen Criminalrechtsschriften einstimmig aufgestellten Behauptung enthalten wir uns jedes weitern Allegats, gedenken vielmehr nur einer der vorzüglichsten frühern Abhandlungen darüber und der neuesten Schrift, in welcher dies ausgeführt ist. Die erstere ist im (alten) Archive des Criminalrechts. 6. Bd. 4. St. Nr. III. S. 48: Warum müssen die Criminalgesetze menschlich sein? beantwortet mit Rücksicht auf den Vorschlag, die Schmerzen der Enthauptung zu mildern, in Fauste's und Hunold's Abhandlung über die Anwendbarkeit und den Nutzen des Oles und der Wärme bei chirurgischen Operationen (Leipzig 1806). Es war darin Bewahrung des tödtlichen Werkzeugs vor Kälte und die Bestreichung desselben und des Halses des Delinquenten mit ungefatzener frischer Butter vorgeschlagen. Die neueste Schrift ist: Messerschmidt, über die Rechtsmäßigkeit der Todesstrafe durch Enthauptung (Weimar 1840). S. 1 fg., besonders S. 37. Vergl. übrigens die Anzeige über diese Schrift in Gersdorf, Repertorium der gesammten teutschen Literatur. 23. Bd. 1. Heft. Nr. 17. S. 23. 9) Die diesfallsigen königlichen Cabinetsbefehle vom 21. März und 10. April 1803 s. im (alten) Archive des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. Nr. 1. 1 fg.

10) Über Enthauptung im Allgemeinen und über die Hinrichtung Troer's insbesondere. Ein Beitrag zur Physiologie und Psychologie (Breslau 1803). 11) Beweis, daß ein vom Rumpfe getrennter Kopf sogleich das Bewußtsein verliere. Nebst Erklärung der an dem Kopfe des enthaupteten Troer wahrgenommenen Erscheinungen (Breslau 1803). 12) Über die wahrscheinliche Fortdauer des Bewußtseins in einem vom Rumpfe getrennten Kopfe. Eine Apologie der Abhandlung über Enthauptung ꝛc. (Breslau 1803.) Über die drei vorgedachten Schriften vergl. die Recensien in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 3. Bd. (Göttingen 1803.) 194. St. S. 1936 fg. 13) s. bei Hitzig a. a. O. S. 192. 14) (Alte) Archiv des Criminalrechts a. a. O. 4. St. Nr. V. S. 152.

Digitized by Google

seins schon durch das plötzliche Eindringen der atmosphärischen Luft auf das Gehirn entstehen müsse. Die letzte königliche Cabinetsordre [15]) enthält die merkwürdige Stelle: „Die Erzählung von den Resultaten des gegenwärtigen Versuchs beweiset nichts, als daß in den von dem Körper getrennten Haupte und dessen Theilen auf einige Zeit noch Bewegungskraft fortdaure, enthält aber nichts, wovon auf die Fortdauer des Bewußtseins ein sicherer Schluß gemacht werden könnte. Allenfalls ließe sich daraus schließen, daß, wenn der Kopf nach der Trennung vom Körper noch Empfindungsfähigkeit behalte, diese erst gereizt werden müsse, um eine schmerzhafte Empfindung zu erwecken. Sonst, wenn es anders wäre, würde es nöthig sein, in den Gesetzen über die Anwendung der Strafe des Schwertes eine Änderung zu treffen." Bei diesen Resultaten ist es auch seitdem, trotz aller Streitschriften [16]), geblieben. Das Endresultat aber ist und bleibt das, was Phöbus in der schon wiederholt angeführten Abhandlung [17]) aufstellt: „Die unbefangneren Autoren entnehmen aus den (obigen) Gründen pro et contra, daß bei Geköpften eine Fortdauer der Irritabilität ebenso wol, eine Fortdauer der Sensibilität ebenso wenig erweisen sei, als bei allen andern Gestorbenen, daß sich aber freilich das allobaldige Erlöschen der Sensibilität auch nicht streng erweisen lasse." Bei dieser Sachlage wird nun allerdings, um auf die Hauptfrage (s. St. 74) zurückzukommen, wenn wir das blos auf den körperlichen Schmerz sehen, diejenige Art der Hinrichtung die zweckmäßigste sein, wobei der Tod am sichersten und schnellsten erreicht wird, und in dieser Beziehung ist man ziemlich allgemein geneigt, dem Fallbeile den Vorzug zu geben [18]), da, wenngleich auch Fälle existiren, in denen das Fallbeil nicht sogleich seine Schuldigkeit gethan hat, doch diese in der That zu den Seltenheiten gehören, da die oben (S. 73) erwähnte Schnelligkeit der Hinrichtung nichts zu wünschen übrig läßt, höchst wahrscheinlich der Schmerz in der Regel mögelichst gering ist, da durch den Schlag des Messers und die dadurch hervorgebrachte Erschütterung sogleich Betäubung eintritt — ein Grund, der übrigens ebenso bei Beil und Schwert vorhanden ist — und da der Strafvollzieher dabei ungleich weniger, als bei andern Hinrichtungsarten vom Zufalle abhängt u. s. w. Gewiß scheint daher zu sein, wenigstens was die Sicherheit der Hinrichtung anlangt, daß die Guillotine dem Beil und besonders dem Schwerte vorzuziehen sei, wie die oben bemerkten verunglückten Executionen (s. St. 69 u. 70) beweisen [19]). Indessen hat man doch auch darauf aufmerksam gemacht, daß die Größe des körperlichen Schmerzes nicht die einzige Qual sei, auf die es bei einer Hinrichtung ankomme. Abgesehen davon, daß das Fallbeil nicht untrügliche Sicherheit gewähre, so habe diese Hinrichtung etwas Empörendes, indem der Mensch dabei wie ein Vieh gehandhabt werde, ein Instrument, welches ein Product der Gräuelscenen der französischen Revolution sei, nie bei dem Charakter des teutschen Volkes werde Beifall finden können; die Verbrechen hätten sich wegen der Leichtigkeit der Hinrichtung für die Begriffe Einiger während der französischen Revolution sehr gemehrt, aber der Anblick dieses Mordinstrumentes selbst und die nöthigen, auch bei der Hinrichtung mit dem Beile eintretenden Vorbereitungen durch Binden an das Instrument rc. qualten den Hinzurichtenden mehr als ein nur Minuten dauernder, etwas verstärkter Schmerz. Daher haben ausgezeichnete Rechtslehrer grade darauf, wie sehr die Guillotine dem bloßen Gefühle zuwider sei, ein sehr bedeutendes Gewicht gelegt [20]), da diese Gründe der Schwerthinrichtung beiweitem nicht so entgegenstehen. Denn selbst die Gegner des Schwertes müssen bekennen, daß die Strafe des Schwertes, dessen Anblick sogar bei der Hinrichtung dem Hinzurichtenden erspart zu werden pflegt, stets (mit Ausschluß der Chinesen, bei denen sie eine entehrende Strafe ist) [21]) sür nicht entehrend geachtet wird, und daß dies beiweitem nicht so rücksichtlich anderer Richtinstrumente (mit Ausschluß der Kugel) der Fall ist, daß diese Strafe daher auch für die Familie des Verbrechers nichts Anstößiges hat [22]). Wenn hiernächst gleich nicht geleugnet werden kann, daß bei der Leichtigkeit des Schwertes, bei der Führung desselben in einer ungewohnten (horizontalen) Richtung und aus den oben (S. 70) herausgesetzten Gründen ein Verfehlen des Zweckes leichter möglich ist; so steht doch der Grund, daß es grausam sei, einen Menschen zu zwingen, sich mit dem Blute seines Nebenmenschen zu beflecken, jeder andern Enthauptungsart auch entgegen [23]). Und so sind wir nach alle dem der Meinung, daß sich im Allgemeinen die Frage, welche Enthauptungsart die am wenigsten qualvolle sei? gar nicht entscheiden läßt, sondern von der Individualität jedes Hinzurichtenden abhängt und daher Jedem eigentlich die Wahl zu lassen sei, wobei jedoch aus gleichen Gründen Strick,

15) (Altes) Archiv d. Criminalrechts. 1. St. S. 8. 16) Sie finden sich bei Hitig a. a. O. S. 191. Man vgl. aber auch das, was Greiman darüber sagt a. a. O. S. 393 fg. 17) S. 186, nachdem der Verfasser alle Gründe pro und contra gründlich und umfichtig zusammengestellt, welches er bis zum Schlusse der Abhandlung fortgeführt hat. Der größere Theil dieses Aufsatzes steht im 11. Bde. des zu Berlin erschienenen Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften abgedruckt. 18) Vor allen Böhmer a. a. O. 6. Bd. 1. St. S. 73 fg., dann Bauer, Anmerkungen zum hanoverschen Entwurf eines Strafgesetzbuchs I. S. 317 fg. 19) Böhmer a. a. O. 5. Bd. 4. St. S. 608.

20) Besonders Abegg in der Recension der halle'schen Allgem. Lit.-Zeitung, März 1830. Nr. 46. S. 363, über Rohbirt, Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts, zu §. 78. Vergl. auch Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 2. St. S. 289 und 4. St. S. 562 fg. Clvers und Bender a. a. O. 1. Jahrg. 1828. S. 161. 21) Nach der Meinung des Confucius, daß der den Ältern nicht gehorsam gewesen sein müsse, der verstümmelt in den Himmel komme. Krünitz a. a. O. S. 224 fg. Döpler a. a. O. Cap. V. Nr. XV. S. 75. 22) Böhmer a. a. O. S. 586 fg. 616. Heffter a. a. O. §. 128. Henke, Geschichte des teutschen peinlichen Rechts. 1. Th. (Gulpbach 1809.) S. 248. v. Quistorp a. a. O. §. 73. Not. k. Salchow a. a. O. §. 141. Not. *). Steltzer a. a. O. Kleinwa l. c. §. II. Grade der Mangel der Ehrlosigkeit bei der Schwertstrafe veranlaßte, daß sie häufig nur als Vorzug gewisser Stände angesehen wurde, v. Quistorp a. a. O. §. 358. Not. p, wogegen Genfler in der Dissertation: Reatus omnem excludit dignitatem (Viteb. 1791), eifert. 23) Vergl. das Leipziger Magazin a. a. O. S. 356.

Digitized by Google

Gift, Kugel u. ſ. w. nicht auszuſchließen ſein dürften. Übergehen können wir nicht, daß der oben erwähnte Meſſerſchmidt im laufenden Jahre in dem (Note 8 S. 74) angegebenen Werke eine neue Richtmaſchine, die er Collumpön (Halsſtrafe) nennt, als ſeine Erfindung, beſonders darum empfohlen hat, weil ſie den Kopf zugleich ſchneidend und hauend, ſchnell vom Rumpfe trenne, der Körper ſo befeſtigt ſei, daß er keine ſchädliche Bewegung machen könne, die Menſchen nicht viel dabei zu thun hätten und der Verbrecher in der demüthigen Stellung eines reuigen Sünders, nämlich vor Gott kniend, den Tod empfange [24]). Wir müſſen bekennen, daß uns dagegen ganz dieſelben Bedenken, wie gegen die Guillotine, beigegangen ſind. Erfreulich iſt dagegen die Nachricht, daß die öſterreichiſchen Juſtizbehörden ſeit mehren Jahren auf Zuſtandebringung einer, der Humanität und Bildung unſerer Zeit entſprechenden Richtmaſchine angetragen haben. Sind nun gleich die bis jetzt vorgelegten Modelle von Seiten der techniſchen Facultäten nicht ganz befriedigend gefunden worden; ſo läßt ſich doch ein endliches genügendes Reſultat erwarten, da der Monarch durch die Verfügung dazu aufgefordert hat: die Beſeitigung der Mängel zu bewerkſtelligen, was bei den Fortſchritten der Wiſſenſchaft und des Maſchinenweſens nicht unmöglich, noch ſchwierig ſein werde [25]).

Fragt man zum Schluſſe, welches die hauptſächlichſten Verbrechen ſind, wegen deren auf die Enthauptung erkannt wird; ſo iſt dies freilich nach den Particularrechten ſehr verſchieden. So beſtimmt das ſächſiſche Landrecht auf Todtſchlag, Brandlegung, Nothzucht, Friedensbruch ꝛc. die Schwertſtrafe [26]). Nach gemeinem Rechte möchten indeſſen folgende Verbrechen vorzüglich dahin zu rechnen ſein: Todtſchlag, Menſchenraub, Verbrechen bewirkter Zeugungsunfähigkeit, Kinderabtreiben, einfache Brandſtiftung, Hochverrath, Landfriedensbruch, Majeſtätsverbrechen, Aufruhr [27]). Übrigens pflegt man auch bei ſchwerern Verbrechen, unter vorwaltenden Milderungsgründen (die älteren auch wegen Alters) [28]), die härtere Strafe in das Schwert zu verwandeln. Daß man ebenſo wol in neuern Zeiten die Anwendung dieſer Strafe ſelbſt bei den erwähnten Verbrechen beſchränkt, wie man ſie in ältern Zeiten auf noch mehre andere ausgedehnt hat [29]), liegt in dem ganzen Gange, den die Bildung der Criminalgeſetzgebung und des Criminalrechtes genommen hat. (*Buddeus.*)

ENTHELMINTHOLOGIE [1]), **ENDOZOOLOGIE, ENTOZOOLOGIE** (ſchlechthin Helminthologie), iſt die Naturgeſchichte der Endozoen (Entozoen), Binnen- oder Eingeweidewürmer, welche, eine ſehr große Abtheilung (Claſſe) der wirbelloſen, unbegliederten (d. h. mit keinen äußern gegliederten Gliedmaßen verſehenen) Thiere (Vermes *Linn.*) ausmachend, unter ſich von dem verſchiedenartigſten und mannichfaltigſten, innern und äußern, Baue, nur darin mit einander übereinkommen, daß ſie ſämmtlich, und zwar (wie ich dies ſchon in meinen Novae Obss. de Entozois p. 17 ausgeſprochen habe) nach ihren ganzen Gattungen, in andern Thieren, zu einem ſehr geringen Theile ganz außen an ihnen, nicht allein leben, ſondern ſelbſt in dieſen, urſprünglich immer ohne Ältern [2]), alſo durch Generatio originaria s. aequivoca, erzeugt werden, ſich durch Saugen ernähren und, von dem heimathlichen Thiere getrennt, ihre Exiſtenz auf die Länge nicht behaupten können.

Faßt man den Begriff eines Endozoons auf dieſe Weiſe, ſo ſind die auch mitunter als Binnenthiere vorkommenden Infuſorien (z. B. Opalina oder Bursaria ranarum, u. a.) und Vibrionen (Anguillulae *Ehrenb.*), ferner die aus einer Art von trematodenähnlichen Weſen im Körper von Waſſerſchnecken entſpringenden, aus dieſem hervorgeſchlüpft ins Waſſer gehenden, dort munter herumſchwimmenden und ebenda ihr Leben endigenden Cercarien, endlich die Samenthiere (wenn dieſe überhaupt, wie es mir doch ſcheint, wirkliche Thiere ſind [3]) von den Eingeweidewürmern ausgeſchloſſen, und es iſt der Endozoologie ihre gehörige Grenze abgeſteckt. Man könnte hier indeſſen den Einwurf machen, daß unſere Definition wol auf die ausgebildeten Endozoen, aber nicht ganz auf alle Jugendzuſtände derſelben paßte. Die Jungen der Trematoden haben nämlich, ſoweit ſie noch erforſcht worden ſind, keine Saugwürmergeſtaltung, ſondern verhalten ſich in allen Stücken wie gewiſſe bewimperte Infuſionsthierchen, und daſſelbe oder ein ähnliches Verhalten ſcheint auch bei den Ceſtoiden ſtattzufinden. Aber dieſe Geſtaltung der Trematoden- (und Ceſtoiden-) Brut möchten wir wol bei der Definition eines Endozoons ſo lange aus der Acht laſſen dürfen, als noch gar nicht bewieſen worden iſt, was aus jener infuſoriellen Brut eigentlich wird. Nach aller Analogie der Vermehrung und Fortpflanzung im Thierreiche durch älterliche Zeugung, welche immer eine Art nur von derſelben Art entſtehen läßt, ſollte man ſich freilich wol für befugt halten zu der Annahme, daß auch die mit Geſchlechtstheilen verſehenen Eingeweidewürmer ebenſo ihre Art fortpflanzten. Es mag auch ſein, daß dies die Rundwürmer wirklich thun; es findet ſich in ihren Eiern wenigſtens deutlich ein Embryo, wie ein Nematodeum langgeſtreckter Embryo, der auch in derſelben Geſtalt als Junges ausſchlüpft. Von den Hakenwürmern iſt in dieſer Rückſicht nichts bekannt. Aber bei den Saugwürmern (und bandförmigen Würmern) wäre es wenigſtens doch wol möglich, daß die Natur anders ver-

24) In der oben (Note 8. S. 74) citirten Schrift S. 46 fg. 25) Alex. Müller, Telegraph für teutſche Geſetzkunde. Neue Folge des Archivs ꝛc. 1. Jahrg. 5. Heft (Heidbronn 1840). S. 657. 26) Sächſ. Landrecht. 2. Bd. Art. 13. Vergl. Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 2. Th. §. 379. Not. d. 27) Martin a. a. O. §. 115. 127. 134. 137. 155. 180. 206. 209. 215. 240. 28) v. Quiſtorp a. a. O. §. 107. 29) Heinrici l. c. §. 13 seq. Bechmann l. c. §. 6 seq.

1) Zur Vervollſtändigung des Artikels Helmintha. 2. Sect. 5. Bd. S. 378 fg.

2) Oder (doch wol ſehr ſelten) ihnen ſelbſt ganz unähnlichen, dann ihrerſeits durch Urzeugung entſtandenen Ältern, wie z. B. eine Art Saugwurm aus dem endozoenartigen Leucochloridium paradoxum (ſ. *Carus*. Nova Acta Leop. T. XVII. P. I. m. Abb.) entſteht. 3) Valentin zeichnet uns (Nova Acta Leop. T. XIX. P. I. Tab. XXIV) die Samenthierchen des Bären ganz cercarienähnlich.

Digitized by Google

führe, und aus deren Eiern Thiere entspringen ließe, die zu der Gestaltung und Lebensweise der Ältern nie gelangen, wol auch gar nicht in Thieren, sondern in der freien Natur leben sollen. Ich würde die Gründe für die, von mir seit einiger Zeit gepflegte Ansicht, daß ein solches Verhalten bei den Trematoden und Cestoiden wirklich stattfinde, hier darlegen, wenn mich nicht einige Zweifel, die ich bis jetzt nicht zu beseitigen vermag, noch zurückhielten, meine Meinung über die Sache entschiedener auszusprechen.

Ein zweiter Einwurf könnte mir von Manchem gegen die obige Definition in der Rücksicht gemacht werden, daß ich in derselben die in den letztern Decennien soviel bestrittene Lehre von einer Urzeugung zu Hilfe genommen und als erwiesene Sache zu einem festen Bestandtheile des Begriffs von einem Endozoon gemacht habe. Aber ich gestehe gern, daß sie für mich eine erwiesene Sache ist; auch ist es eben die Lehre von ihr, welche aus dem Studium der Eingeweidewürmer sowol die festeste Stütze gewinnt, als auch die Erscheinung dieser Würmer in den Thierkörpern in den meisten Fällen einzig und allein erklärlich macht.

Es kann nicht meine Absicht sein, in diesem Aufsatze die Gründe alle anzuführen, welche überhaupt für die Urzeugung sprechen; sie sind in den Werken eines Needham, Brisberg, O. Fr. Müller, Ingenhouß u. a. trefflicher Beobachter und Schriftsteller enthalten. G. R. Treviranus hat im 2. Bande seiner Biologie die dahin gehörenden frühern Beobachtungen gesammelt, bündig zusammengestellt, mit eignen vermehrt und die Gründe für die Wirklichkeit der Urzeugung aus ihnen entwickelt [4]). Für die Urzeugung der Endozoen insbesondere führten J. H. Jäger [5]) — dieser noch nicht völlig entschieden — dann a. a. O. wieder Treviranus, ferner J. A. Braun [6]), endlich Rudolphi [7]) und Bremser [8]) das Wort. Durch diese Männer wurde die Lehre von der Urzeugung so siegreich verfochten, daß sicher die Mehrzahl der besten Köpfe von ihrer Existenz überzeugt ward und blieb, bis Ehrenberg auftrat [9]) und durch seine Beobachtungen an den Infusionsthierchen das bekannte Harvey'sche Omne vivum ex ovo wieder in seiner vollen Kraft auftreten lassen zu müssen glaubte. Er stützte sich dabei auf die immer wiederkehrenden bestimmten Arten der Infusorien, auf ihren zusammengesetzten Bau und auf ihre Fortpflanzung durch Eier. Aber von diesen drei Punkten ist nur der erste völlig erwiesen, der zweite beruht großentheils auf Vermuthungen und auf Schlüssen nach der Analogie und der dritte scheint einzig und allein für die Abtheilung der Räderthierchen zu gelten, für die sogenannten Polygastrica es aber nicht erwiesen zu sein, daß das, was Ehrenberg als Eier angibt, auch wirklich Eier seien. Doch sei dem auch, wie ihm wolle, die Nichterisstenz der Urzeugung wird durch diese Umstände, hätten sie auch in dem ganzen von Ehrenberg ihnen zugeschriebenen Umfange statt, keineswegs erwiesen. Festbestimmte und immer wiederkehrende Arten bilden auch die Eingeweidewürmer, ein viel zusammengesetzteren Bau kommt ihrer Mehrzahl zu, als wenigstens den Ehrenberg'schen Magenthierchen, und daß alle, außer den Blasenwürmern [10]), Eier in sich entwickeln, weiß jeder Naturkundige. Wären die Infusorien und Würmer nicht zu einer bestimmten Gestalt, je nach den verschiedenen Arten, geformt, so hörte hier aller Streit über ein ursprüngliches, alternloses Entstehen oder Nichtentstehen von Thieren überall auf, weil wir gar keine Thiere hier in Rede stehender Art in den Infusionen und den thierischen Organen vor uns haben würden; das Zusammengesetztere aber kann die Natur unter den hier in Betrachtung kommenden Umständen gewiß ebenso gut schaffen, als das Einfachere, und daß die durch eine Urzeugung zum Vorscheine gekommenen Thiere mit Geschlechtstheilen und Eiern versehen sind, legt ja durchaus nicht dar, daß sie selbst aus Eiern hervorgegangen sein müßten, sondern nur, daß sie, nun einmal Thiere geworden, auch in den Stand gesetzt sind, in sich wieder neue Thiere ihrer, oder (wenn sich das Räthsel mit den Trematoden- [und Cestoiden-] Jungen auf die von mir vermuthete Weise löst) anderer Art zu erzeugen. Diesen Punkt, den Genitalienapparat betreffend, hat auch schon Rudolphi (a. a. O. S. 413—14) auf ebenso gründliche Weise beleuchtet, wie andere, welche der Annahme einer Urzeugung, besonders in Bezug auf die Endozoen, möchten im Wege zu stehen scheinen, und wir verweisen deswegen hier auf sein Werk.

Wir wollen uns nun hier nicht näher auf die Beweise für die thierische Urzeugung im Allgemeinen einlassen, nicht fragen oder untersuchen, was rücksichtlich der Infusorien den schönen Needham'schen Beobachtungen [11]), wie sie C. H. Schultz (gegen Ehrenberg, Berl. Jahrb. für wissensch. Kritik. J. 1832. Nr. 61—64) auf eine würdige Weise von Neuem vor Augen gelegt und durch seine eigenen Beobachtungen bestätigt hat; ferner den sorgfältigen Beobachtungen C. A. S. Schultze's [12]) zum directen Beweise einer ersten Entstehung von Infusorien ohne Keime und Eier aus formloser organischer Materie, fehle, wollen auch rücksichtlich anderer Wahrnehmungen über Infusorien die alte Frage nicht wiederholen, wie man behaupten oder auch nur als wahrscheinlich annehmen könne, daß die Eier von Infusorien, oder, wenn sie, wie wol alle Polygastrica *Ehrenb.*, keine Eier erzeugen, diese Infusorien selbst, beständig, ihrer Heimath, dem Wasser, entrückt, in der Luft herumschwimmen könnten, ohne daß

4) In seinem spätern Werke: „Die Erscheinungen und Gesetze des org. Lebens," zeigte er sich wieder zweifelhaft bei der Sache. 5) Spicilegium de Pathologia animata, praemissa tractatione de generatione aequivoca. (Gott. 1775. 4.) 6) Diss. de vermium intestinal. prima origine etc. (Jen. 1804.) 7) Entozoorum s. Verm. intest. Hist. nat. Vol. I. (Amsterod. 1808.) 8) Über lebende Würmer im lebenden Menschen. (Wien 1819. 4.) 9) Organisation, Systematik und geographisches Verhalten der Infusionsthierchen (Berlin 1830. Fol.); s. ferner Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. 24. Bd. (Leipzig 1832.)

10) Vergl. hierbei jedoch auch meine Bemerkung in Wiegmann's Archiv. 4. Jahrg. 1. Bd. S. 373. 11) Nouvelles observations microscopiques (à Leyde 1747). 12) s. dessen Mikroskop. Untersuchungen über Rob. Brown's Entdeckung lebender, selbst im Feuer unzerstörlicher, Theilchen in allen Körpern, und über Erzeugung der Monaden (Karlsruhe und Freiburg 1828). S. 29 fg.

Digitized by Google

irgend ein Mensch etwas von ihren Massen gewahr würde, die doch auf irgend eine Weise sichtbarlich und allenthalben da sein müßten, wenn sich jedes Glas voll Pflanzenaufguß ꝛc. durch ihr Hineingerathen beleben sollte, wollen ferner nicht zu dem Beweise auffodern, daß alle Eier von Räderthieren, alle Räderthiere selbst, und alle Polygastrica, die ja sämmtlich Wasserthiere sind, sände jenes Herumschweben in der Luft wirklich statt, mit der Fähigkeit, ohne Schaden eine völlige Austrocknung dergestalt zu erleiden, daß eine Befeuchtung ihre Restitutionem in integrum bewirkte und alle Lebensthätigkeiten in ihnen wieder hervorriefe, begabt seien, welche Fähigkeit, soviel uns bekannt geworden, mit Sicherheit nur bei einigen wenigen Räderthierarten, einigen Anguillulis und Arcticis, und zwar auch nur unter gewissen Umständen, beobachtet ward und wird, — wir wollen selbst rücksichtlich der Eingeweidewürmer hier nicht von Neuem auf die unstatthafte Annahme eines Eintretens der Eier oder Jungen von Darmwürmern von Außen in den Mund oder andere Körperöffnungen beim Menschen und einer großen Anzahl von Thieren, die in ihren Gebärmen doch so häufig große Mengen von ihnen beherbergen [15]), aufmerksam machen, sondern den strengen Anhängern des Omne vivum ex ovo nur noch die einzige Frage vorlegen, wie sie die Entstehung von Eingeweidewürmern in den geschlossensten Höhlen des thierischen Körpers, in denen des Gehirns, im Auge, außen an den Organen der Brust- und Bauchhöhle, im und am Bauchfelle, tief zwischen den Muskeln, ja, in Knochen u. s. w. erklären wollen, nachdem es völlig erwiesen ist, daß kein Ei eines bekannten Eingeweidewurms von der Feinheit ist, daß es durch die feinsten Capillargefäße des thierischen Körpers durchkommen könnte, welches doch geschehen müßte, wenn die Filaria medinensis zwischen die Muskeln der Menschen, das Distomum pusillum in großer Menge in das Zellgewebe unter der Haut des Igels, jene von Nordmann entdeckten Saugwürmchen in die Augenflüssigkeiten der Fische, von Außen her durch Speise und Trank u. s. w. gerathen sollten u. s. w. Nun aber vollends, — woher sollen die Cysticа kommen, welche keine Geschlechtstheile haben und keine Eier erzeugen? Sollen sie etwa aus Eiern von gewissen andern Außen- oder Binnenthieren entspringen? Was für Thiere könnten dies sein, und existirten wirklich solche, welcher Gestalt kämen denn wieder ihre Eier in das Zellgewebe der Muskeln, in welchen beim Schweine bisweilen allenthalben, selbst im Herzen, zu großen Mengen, die Finnenwürmer, fest eingeschlossen in ihren Blasen, leben, wie kämen solche etwanige Eier in das den Cysticercus fasciolaris beherbergende Leberparenchym der Maus, in die Spinnwebenhaut am und im Gehirne und Rückenmarke des Schafes, um den Coenurus aus sich erwachsen zu lassen, in die Knochen, in denen sich Echinokokkusblasen vorfanden? [16]) Wie nun aber eben die Blasenwürmer den schlagendsten Beweis für die Existenz der Urzeugung geben, so zeigt uns auch eine Gattung derselben, und zwar die ebengenannte der Echinokokken, wie Blasenwürmer entstehen können, ohne daß älterliche Individuen sie erzeugten. Soviel man nämlich aus den Beobachtungen über diese Gattung schließen kann, sondert sich in einem festen Balge, welcher in irgend einem thierischen Organe krankhaft erzeugt wird und mit diesem organisch verbunden bleibt, eine lymphatische Flüssigkeit ab, welche den ganzen Balg erfüllt. In dieser Flüssigkeit bildet sich ringsum eine Membran, welche dem innern Umfange des Balges an Größe und Gestalt gleichkommt. Ob ihre Entstehung durch eine Lebensthätigkeit des Balges, oder ohne Zuthun einer solchen zu Wege komme, ist nicht ermittelt. Diese Membran aber ist der mütterliche Boden, aus welchem die Echinokokken, oder auch erst noch minder kleinere Blasen hervorwachsen, welche dann aus sich die Echinokokken hervorgehen lassen. Es gibt mit jener lymphatischen Flüssigkeit gefüllte Bälge ohne diese freie Membran; aber keine Echinokokken eher, bis sie erzeugt worden ist [17]). Ist uns hier nun die Möglichkeit und Wirklichkeit eines ersten Entstehens von Thieren ohne älterliche Zeugung deutlich vor Augen gelegt, wie will man ein solches denn, und zwar einer bloßen vorgefaßten Meinung zu Liebe, in Tausenden von andern Fällen leugnen, welche auf seine Existenz so deutlich hinweisen und durch diese allein ihre, und zwar sehr leichte und leichtfaßliche Erklärung finden. Die Lehre von der Generatio originaria — um die Summe dessen, was wir behaupten, kurz auszusprechen, — zeigt und belegt es durch Beobachtungen, daß die Natur auch da organische Wesen schafft, wo die Bedingungen zu dieser Schöpfung zusammentreffen, ohne daß dieselben in einer älterlichen Zeugung statt hätten; aus formloser Flüssigkeit geschieht das Schaffen neuer Wesen überall, sei diese eingeschlossen im Eierstocke und in der Gebärmutter von Thieren, in diesen entsprechenden Organen bei Pflanzen, sei sie in der freien Natur, sei sie in irgend einer Höhle, irgend einem Organe des animalischen oder vegetabilischen Leibes. Sie bildet ohne Hilfe einer geschlechtlichen Zeugung, im Sonnenscheine im Wasser Algen und Infusorien, im feuchten Schatten Pilze und Schwämme, im tiefsten Dunkel der Organe thierischer Körper Eingeweidewürmer — und auch wol noch höhere Thiere [18]). Das Alles thut und schafft die Natur, ohne daß wir die nähern Bedingungen zu der Möglichkeit ihres Schaffens kennen, durch eben die ihr einwohnende himmlische Kraft, von welcher schon Hieron. Mercurialis die Entstehung der Endozoen, so wahr, als schön, herleitet, indem er sagt: „Externa lumbricorum causa efficiens nihil aliud est, nisi vis quaedam coelestis, quae medio causarum immediatarum, animalia formet et effin-

15) Eine Ausnahme hiervon machen die Ligulae piscium und der Schistocephalus, welche bekanntlich (vergl. meine Novae Obss. p. 90 sq.) mit den Fischen, in deren Bauchhöhle sie sich erzeugt hatten, von fischfressenden Vögeln lebendig verschluckt, sich in deren Darmkanale höher entwickeln. 14) s. den Art. Echinococcus, S. 371.

15) Vergl. den Art. Echinococcus. 16) Die merkwürdige Krankengeschichte, welche Bremser (über leb. Würmer im leb. Körper, S. 55) erzählt, wo sich eine enorme Menge von Räsen in einer völlig geschlossenen Kopfgeschwulst bei einem Knaben von kachektischem Ansehen fand, gibt davon unter Anderm gewiß ein Beispiel ab.

Digitized by Google

git;“ und weiche nicht allein jeden Organismus aus dem Formlosen hervorruft und erschafft, sondern den Erschaffenen auch sein ganzes Leben hindurch begleitet, ihn ernährt und erhält, und selbst durch den Tod ihn nicht vernichtet, sondern nur in andere Formen des Daseins hinüberführt.

Die Eingeweidewürmer kommen bei den vier Classen der Wirbelthiere, ferner in Insekten, Arachniden, Crustaceen und Mollusken vor; zwei Arten sind auch (von Forbes) an einer Qualle (Beroë Pileus) und ein Distom ist (von Henle) in einem Egel (Hirudo vulgaris *L.*) gefunden worden. Sie hausen in den verschiedenartigsten Organen der thierischen Körper, meistens wol ohne Schaden für die Organe, in vielen Fällen aber doch auch diese verletzend, zerstörend und selbst den Tod des Heimaththieres herbeiführend. Die zu starke Vermehrung des gemeinen Spulwurmes tödtet manches Kind; der Quesenwurm macht durch seinen Druck auf Gehirn und Rückenmark die Schafe närrisch, lähmt und tödtet sie; der Riese unter den Pallisadenwürmern kann die Niere, in welcher er lebt, zu einem bloßen Sacke ausdünnen u. s. w. Auf der andern Seite schaden sie aber selbst da nicht, wo man es wol glauben sollte. Der Bauch des Flußfischlings ist bisweilen von mehren Spaltköpfen (Schistocephalus *Orpl.* Bothr. solidus *Rud.*), einem Wurme, welcher im Verhältnisse zu dem kleinen Fische sehr groß ist, und von dem ich doch bei einem dieser Fischchen einmal neun ansehnliche Individuen fand, außerordentlich aufgetrieben, so auch bei dem kleinen Seestichlinge; und doch schwimmen diese Fische dabei ganz lustig herum. Der Darmkanal des rothbalsigen Tauchers, des Sägetauchers, der Tauchergans und anderer fischfressender Wasservögel kann von Riemenwürmern, wie eine Wurst, ausgestopft sein, neben diesen noch eine sehr große Menge kleinerer und feinerer Würmer enthalten, und dem Vogel geht an Stärke und Beibeleibtheit nichts ab. Große Massen eines Spulwurmes (Asc. osculata *Rud.*) füllen oft Schlund und Magen der Seehunde, und keineswegs fehlt es ihnen an Gesundheit und trefflicher Verdauungskraft.

Die Gestaltungen der allmälig mehr und mehr bekannt gewordenen Eingeweidewürmer sind neben ihren Lebensverhältnissen durch frühere und spätere endozoologische Beobachter mit mehr oder weniger Sorgfalt beschrieben worden. Wie aber die Naturforscher überhaupt in den neuesten Zeiten die kleinsten Details der innern und äußern Verhältnisse des Baues organischer Geschöpfe sorgsamer und genauer ins Auge gefaßt haben, als selbst die besten frühern Forscher, wozu sie aber auch, vor diesen voraus, durch die herrliche Verbesserung des Mikroskopes in den letzteren Jahrzehnten, welche sie befähigt, Structur und Form der Organe mittels viel stärkerer und dabei doch auch viel lichthellerer Vergrößerungen in ihren äußersten Feinheiten scharf und genau zu erkennen, mehr in Stand gesetzt sind; so geschah es auch bei den Eingeweidewürmern. Man hielt sich ganz früh mehr an den äußern Bau und die äußern Lebensverhältnisse und beschrieb diese; aber etwas wurde doch auch bei diesen Thieren von jeher schon auf den innern Bau gesehen. — Das genauere und umfangreichere Suchen nach Eingeweidewürmern wurde zuerst von Francesco Redi unternommen, und mit Recht hat Bremser deshalb mit seinem Bildnisse, als dem Bilde des Mannes, welcher eigentlich zum Studium der Enthelminthologie den ersten Anstoß gab, den Titel seiner schönen Icones Helminthum geziert. Redi's Werk: Osservazioni intorno agli animali viventi che si trovano negli animali viventi, kam in Florenz 1684 in 4. und, ins Lateinische übersetzt, zu Leyden 1708 in 12., in beiden Ausgaben mit 26 Kupfertafeln heraus. Die Schriften der Männer, welche von da an mehr oder weniger die Endozoologie förderten, findet man sorgfältig von Rudolphi (Endoz. Hist. nat. Vol. I.) aufgezeichnet. Mit dankbarer Verehrung wird der Endozoolog stets unter den ältern Schriftstellern nennen: einen Swammerdam, welcher sich schon dagegen erklärte, daß die Eingeweidewürmer von Außen herkämen; Leeuwenhoek, welcher den ersten Echinorrhynchus entdeckte und dessen Hakenrüssel abbildete; Andry, welcher zuerst an einem Kettenwurme (Taenia Solium) die Oscula capitis fand (die er freilich nicht für solche, sondern für Augen hielt); Vallisnieri, welcher die Meinung widerlegte, die Endozoen entständen aus Insekteneiern, und, wenngleich selbst wieder in manchen Stücken irrig, doch auch manche frühere Irrthümer berichtigte; Morgagni, welcher den ersten Haarkopf (Trichocephalus dispar) auffand, über die Würmer mehrer Thiere sprach und gegen Vallisnieri bewies, daß der Kettenwurm ein einzelnes Thier, und keine Kette von solchen sei; Frisch, welcher über mehre von ihm beobachtete Würmer schrieb; Edw. Tyson, den verdienten Beobachter und Untersucher der Ascaris lumbricoides und der Taenia Solium und serrata, bei welcher letztern er den Hakenkranz des Kopfes fand und abbildete, und endlich mit Phil. Jac. Hartmann und mit Malpighi fast gleichzeitig auf das Belebtsein der Blasenwürmer aufmerksam machte; Daniel Clericus, dessen gelehrtes Werk: Historia naturalis et medica latorum lumbricorum, des Wissenswürdigen aus ältern Schriftstellern über Tänien und andere Würmer so Vieles liefert und die Abbildungen jener selbst genau copirt wiedergibt, — vieler andern früheren verdienstvollen endozoologischen Schriftsteller zu geschweigen. Von ihnen kommen wir auf die spätere Zeit eines Pallas, O. Fr. Müller, Goeze, Bloch, Schrank, Frölich, Abildgaard u. s. w., sämmtlich trefflicher, fleißiger Sammler und Erforscher der Eingeweidewürmer, ihrer Arten und ihrer Lebensverhältnisse. Als Helminthotomen insbesondere zeichnete sich P. Chr. Fr. Werner aus. Nun erschien Zeder, lieferte im J. 1800 seinen berühmten „Ersten Nachtrag“ zu Goeze's so ungemein reichhaltigem, großem Werke („Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, mit 44 Kupfert. [Leipz. 1782. 4.]), welcher zum Theil auch noch von Goeze nachgelassene Beobachtungen enthielt, und schrieb dann seine „Anleitung zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer,“ welche in Bamberg 1803, mit eleganten Zeichnungen, wie das erstere Werk, geziert, herauskam. Kein Freund von der Anwendung des Mikroskopes, und zu seinen feinern Untersuchungen sich nur

Digitized by Google

der Loupe bedienend, aber mit Hilfe dieser scharf, genau und gründlich beobachtend, lieferte Jeder in seinen Werken nicht allein einen Schatz von neuen Thatsachen, sondern ordnete auch das Beobachtete zweckmäßiger, als es von Goeze u. A. geschehen war, und theilte die Classe der Eingeweidewürmer in die Ordnungen, welche wir noch jetzt als naturgemäß und für das Unterbringen der Gattungen und Arten zweckmäßig bestimmt anerkennen müssen. Endlich, und noch während Jeder's helminthologischer Thätigkeit, trat Karl Asmund Rudolphi auf. Nachdem er in seinen beiden Inauguraldissertationen, 1793 und 1795, sich als früh fleißigen Forscher nach Eingeweidewürmern, ihren Formen und Lebensverhältnissen, gezeigt, nachher in Wiedemann's Archiv für Zoologie und Zootomie, in seinen Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneikunde auf einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Holland und Frankreich, 1. und 2. Th. (Berl. 1804—1805), und in Albers' Beiträgen zur Anatomie und Physiologie der Thiere werthvolle endozoologische Mittheilungen gemacht hatte, gab er seine in alle Wege epochemachende, classische Entozoorum s. Vermium intestinalium Historia naturalis (Amstelodami 1808—1810), mit Kupf., heraus. Ein wahrhaft bewundernswerthes Buch! Denn, wer die in demselben sich zeigende, Alles, auch das Geringste, in das Fach Einschlagende, berücksichtigende Belesenheit, die ganze, mit Genauigkeit und in bündiger Kürze beurtheilend aufgeführte und wiederum an den betreffenden einzelnen Stellen allenthalben benutzte, ausgebreitete helminthologische Literatur, die Menge des Neuen, zu einem so großen Theile von dem Verfasser selbst Beobachteten, die umsichtige Kritik des Alten und Bekannten, die mit scharfer, zweckmäßig sondernder und wiederum einigender Prüfung und strenger, immer gleicher Wahrheitsliebe, Ruhe und Freiheit von Egoismus und Parteilichkeit aus den Thatsachen gezogenen Schlüsse für das Allgemeine, wie für das Besondere, endlich die durchweg in dem Ganzen herrschende, immer klare und bündige Darstellung, — wer, sage ich, alles dies in seiner Vereinigung in Betrachtung zieht, wird diesem Werke meines alten, trefflichen Lehrers seine wahrhafte Bewunderung nicht versagen können. Im J. 1819 beschenkte derselbe, nachdem er, der Endozoen wegen, eine Reise nach Italien gemacht hatte, die Freunde der Wissenschaft mit seinem zweiten großen Werke, der Entozoorum Synopsis, welches ebenso und in derselben Art treflich und ausgezeichnet ist, wie das erstere, und in welchem er die bis dahin irgend bekannt gewordenen Species, deren ihm, außer den von ihm selbst gesammelten, eine Menge von den Vorstehern des reichen kaiserl. Museums in Wien und andern Gelehrten, die er dankbar in der Vorrede erwähnt, zu Gebote gestellt war, charakterisirt — dies natürlich mit Ausnahme der ihm zweifelhaft gebliebenen Arten — und großentheils mit den reichhaltigsten Bemerkungen versehen, aufführt, die Literatur bis auf jene Zeit fortsetzt, und auch die neuern anatomischen und physiologischen Entdeckungen beurtheilend mittheilt. Die Anzahl der aufgeführten Species beläuft sich im erstern Werke auf 603, im andern auf mehr als 1100. Linné hatte in der 12. Ausg. seines Systema Naturae nur 11 Arten, Zeder in seiner Anleitung zur Naturgesch. der Endoz. 391. Indessen sind unter den 1100 Rudolphi'schen Arten freilich auch noch viele unbestimmte und zweifelhafte. Die von Zeder aufgestellten Ordnungen der Classe behielt Rudolphi bei. Er hatte nun die Enthelminthologie auf eine so hohe Stufe erhoben, daß sie mit jeder andern Abtheilung der Zoologie wenigstens gleich, und höher, als verschiedene andere, stand. Nun wurde Bremser von der Endozoologie angelockt, widmete ihrem Studium fast ausschließlich, wie er selbst erzählt, seit dem J. 1806 seine Zeit, wurde bei dem kaiserl. Naturaliencabinet in Wien angestellt, untersuchte bei demselben, von Joseph und Johann Natterer unterstützt, viele Tausende von Thieren der Endozoen wegen, schuf auf solche Weise die von da an so berühmt gewordene wiener Endozoensammlung, welche späterhin durch Beiträge Joh. Natterer's, von dessen Reisen in Ungarn, Italien, Südamerika, anderer zu geschweigen, immer mehr bereichert wurde, und gab als Frucht seiner Studien das von Rudolphi (Synops. p. 615. 616) nach seinem wahren Werthe geschätzte, so gelehrte als anziehend geschriebene Werk: „Über lebende Würmer im lebenden Menschen" (Wien 1819. 4.), mit Kupf., heraus. Viel war nun schon für die Kenntniß auch des innern Baues der Endozoen geschehen; Rudolphi leistete auch in dieser Hinsicht mehr, als größtentheils seine Vorgänger. Aber das tiefere Eindringen in den feinern Bau und die Anatomie kleinerer Enthelminthen blieb doch andern, theils noch ihm gleichzeitigen, theils spätern Forschern vorbehalten, und wird nun, seit der Erfindung der aplanatischen Mikroskope, mit immer mehr Glück betrieben. Welche Aufschlüsse hat seitdem die Anatomie und Physiologie der Endozoen gewonnen! Otto entdeckte das Nervensystem des Strongylus Gigas, Bojanus das des Amphistomum subtriquetrum, Cuvier das des Pentastomum taenioides, Mehlis das des Distomum hepaticum, Lauer das des Amphistomum conicum, Diesing das des Amph. gigantcum, während man früher gar keine Nerven bei den Eingeweidewürmern erkannt hatte; Nitzsch beobachtete und beschrieb zuerst die männlichen Geschlechtstheile eines Akanthocephalen (Echinorh. Gigas) richtiger; Ader. v. Nordmann führte uns ein Doppelthier vor, dessen beide Hälften, jede ein besonderes Thier, gemeinschaftlich nur einen Magen haben; lehrte uns an demselben, wie an einigen andern Würmchen, früher noch nicht geahnete äußere, durch ein hornartiges, sehr künstliches Skelet gestützte Haftorgane kennen, und fand mit Mehlis — dieser etwas früher — zuerst die aus Eiern geschlüpften, wie Infusorien gestalteten Trematodenjungen. Die bedeutendsten Aufschlüsse erhielt die Anatomie und Physiologie der Reproductions- und die der Geschlechtsorgane durch mehre der genannten Männer; K. Th. v. Siebold entdeckte Samenthierchen bei Cestoiden, Trematoden und Akanthocephalen, und zeigte eine innere Übergangsverbindung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile bei zwei Distomen und die dadurch mögliche innere Befruchtung der Eier dieser hermaphroditischen

Digitized by Google

Thiere. Das Angeführte diene als Beweis der endozoologischen Thätigkeit von Rudolphi's Zeit bis auf unsere Tage. Die Verdienste der genannten Männer in dieser Hinsicht aber, die von ihnen gemachten bedeutendern, zur Erläuterung und Aufhellung der endozoischen Physiologie dienenden Entdeckungen specieller und umfassend darzustellen, würde die Grenzen, welche wir uns für diesen Aufsatz abgesteckt haben, weit überschreiten. Wir müssen uns begnügen, hier nur noch ihre einzelnen Abhandlungen oder Schriften anzuzeigen.

A. W. Otto, Über das Nervensystem der Eingeweidewürmer, im Magazin der berliner Gesellsch. naturf. Freunde. 7. Bd. Mit Abb. B. H. Bojanus, Bemerkungen aus dem Gebiete der vergl. Anat., in den Russischen Sammlungen für Naturwissensch. und Heilk. II, 4. Derf. Enthelminthica. Ifis 1821. Mit Abb. C. L. Nitzsch, die Artikel Acanthocephali, Acephalocystis, Amphistoma, Ascaris, Capsala (Tristomum), Capsularia, Caryophyllaeus in dieser Encyklopädie. Derf. Spiropterae strumosae descriptio. C. Tabula aeri inc. (Halae 1829. 4.) G. Baron von Cuvier, Le Règne animal. *E. Mehlis*, De Distomate hepatico et lanceolato (Gott. 1825). Mit schönen illuminirten Abb. Fol. Derf. Die sehr viel Neues und Schätzbares enthaltende Recension meiner Novae Obss. de Entozois. Ifis 1831. Mit Zeichn. *J. F. Laurer*, Disquisitiones anatomicae de Amphistomo conico. Diss. inaug. (Gryph. 1830.) Mit einer Kupfertafel, auf welcher der innere und äußere Bau des Wurmes durch die genauesten Zeichnungen vortrefflich dargelegt ist. Alex. v. Nordmann, Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. 1. und 2. Heft. (Berlin 1832. 4.) Mit herrlichen illum. Abb. K. Th. v. Siebold, Helminthologische Beiträge, zum Theile mit schönen Zeichnungen, in Wiegmann's Archiv für Naturgesch. 1. Jahrg. 1. Bd. 2. Jahrg. 1. Bd. 4. Jahrg. 1. Bd.; ferner die interessanten Jahresberichte zur Helminthologie im 2. Bde. deff. Archivs der 3—5. Jahrg. — Bemerkungen über die Samenthierchen der Endozoen, in Müller's Archiv für Anatomie, Physiol. ꝛc. Jahrg. 1836. S. 51. 232 fg. — Zur Entwickelungsgeschichte der Helminthen, in Burdach's Physiologie. 2. Aufl. 2. Bd. K. M. Diesing, Tropisurus und Thysanosoma, zwei neue Gattungen von Binnenwürmern, in den Medic. Jahrb. des k. k. österr. Staates. 16. Bd. 1. St. Derf. Aspidogaster limacoides, neue Art Binnenwürmer. Ebendas. 3. St. Derf. Versuch einer Monogr. der Gatt. Pentastoma, in den Ann. des wiener Mus. der Naturgesch. 1. Bd. 1. Abth. Derf. Monogr. der Gatt. Amphistoma und Diplodiscus. Ebendaselbst 2. Abth. Derf. Monogr. der Gatt. Tristoma und eine Beschr. des Heteracanthus *Dies.* (Axine Abbild.) und des Tristoma papillosum, in den Nova Acta Leopold. Vol. XVIII. P. I. Derf. Neue Gattungen von Binnenwürmern, in den ebenerwähnten Ann. des wiener Mus. 2. Bd. 2. Abth. Sämmtliche Schriften von Kupfern begleitet.

Sehr ehrenwerthe Verdienste um die Helminthotomie haben noch A. H. L. Westrumb, durch sein endozoologisches wie endozootomisches Werk: De Helminth. acanthocephalis (Hanov. 1821. Fol.), mit Kupf.; J. Cloquet, durch seine umfassende Anatomie des vers intestinaux, Asc. lombr. et Echinorhynque Géant (à Paris 1824. 4.), mit Kupf.; K. E. v. Baer, durch das in seinen reichen „Beiträgen zur Kenntniß der niedern Thiere" (Nova Acta Leop. Vol. XIII. P. II.) auch in dieser Rücksicht Niedergelegte und durch Zeichnungen Erläuterte; ferner Ehrenberg, Leuckart (auch besonders verdient durch seine schöne Monographie der Bothriocephalen [Zoologische Bruchstücke von Fr. S. Leuckart I. Mit 2 Kupfert. (Helmst. 1819. 4.)] und seinen „Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen ꝛc." [Heidelb. und Leipz. 1827]), Delle Chiaje (Werk des Compendio di Elmintografia umana [Napoli 1833], mit Abb.), K. E. Miram (Beitrag zur Anat. des Pentast. taeniöides. mit Abb. in den Nova Acta Leop. Vol. XVII. P. II.), Joh. Müller, Henle, Purkin, Owen, K. H. A. Burow (Echinorhynchi strumosi anatome. Diss. zoot. [Regiom. 1836). mit einer Kupfert., Burmeister, Rathusius, Mortens, Eschricht u. M. Als zweckmäßige Compilation schätzenswerth sind Ed. Schmalz's XIX Tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes etc. (Dresd. et Lips. 1831. 4.) [Kupfertafeln.] Ferner führen wir noch als gute helminthologische Schriftsteller neuerer Zeit an: J. A. Zenker (Parasitae corp. hum. internae s. Vermes intestinales hominis [Lips. 1827]). J. Chemnitz (De hydatidibus Echinococci hominis Commentatio. Diss. inaug. [Hal. 1834], mit Fig. [das Anatomische und die Figuren sind von Dr. Focke]), Gurlt (s. Lehrb. der pathol. Anat. der Hausäugethiere. 1. Th. [Berlin 1831], mit schönen Abbildungen der Würmer dieser Thiere), Hammerschmidt (welcher wichtige Beiträge zu den Endozoen der Insekten, Ifis 1838, mit Abb., lieferte), J. M. Birkmeyer (De Filaria medinensi commentatio propriis observationibus illustrata [Onoldi 1838], mit einer Steindrucktafel [die Beschreibung des Wurmes ist von Rud. Wagner]), Tschudi, den Verf. einer gelehrten Monographie der Cystica (Die Blasenwürmer. Ein monogr. Versuch [Freiburg 1837. 4.], mit schönen Abb.), Minscher (Beschr. und Unterf. des Monostoma bijugum [Basel 1838. 4.], mit einer Steindrucktafel; auch trefflich über den innern Bau). Viele Andere gibt es noch, die auch mehr oder weniger wichtige endozoologische Beiträge geliefert haben, welche hier aber nicht Alle namentlich aufgeführt werden können. Bei dem, womit ich selbst der Wissenschaft habe nützen wollen [17]), wünsche ich es nur

17) Observationis de Entozois P. I. (Gryph. 1825.) Mit einer Kupfertafel. — Novae Observationes de Entozois (Berol. 1829). Mit zwei Kupfertafeln. (Die Zeichnungen von Laurer.) — Filariae et Monostomi speciem novam in Balaena rostrata repertam descr. *F. C. H. C.*, in den Nova Acta Leop. Vol. XIV. P. II. — Helminthologische Bemerkung, in Wiegmann's Archiv. 4. Jahrg. 1. Bd. — Beschreibung des Monostomum Faba *Bremsr.*, in Wiegmann's Archiv. 5. Jahrg. 1. Bd. Mit zwei von Laurer gezeichneten illum. Figuren. Die Artikel: Distomum, Echinococcus, Echynorhynchus und Eingeweidewürmer, in dieser Encyklopädie. — Über eine Beobachtung von Blasenschwänzen, mit dem Urin ausgeleert, in Müller's Archiv. J. 1840. S. 149. 150.

Digitized by Google

anerkannt zu sehen, daß ich meinem Vorhaben mit Ernst und Eifer nachgestrebt, Wahrheit zu fördern, Prunk und leeren Schein zu vermeiden und Jedem nach Recht und Billigkeit das Seine zu geben und zu lassen gesucht habe.

Über die mannichfachen äußern Formen der bekannten endozoischen Gattungen sehe man die Charakteristik derselben in dem Artikel Eingeweidewürmer und den ausführlichen Aufsätzen in der Encyklopädie über die einzelnen Gattungen, wohin wir auch rücksichtlich des innern Baues und aller andern Verhältnisse verweisen. Seit dem Erscheinen des genannten Artikels sind nun noch einige neue Gattungen hinzugekommen, welche wir hier wenigstens dem Namen nach aufführen wollen.

Nematoïden: Sphaerularia *Léon-Dufour*, aus der Leibeshöhle einiger Bombi Gregarina *Léon-Dufour*, eine zweifelhafte Gattung aus verschiedenen Insekten (s. über dieselbe Siebold, Beitr. zur Naturgesch. der wirbellosen Thiere (Danzig 1839). S. 56 fg.). Zu dieser Gattung scheinen mehre von Hammerschmidt (Isis 1838. 5. Heft, mit Abb.) aufgeführte Gattungen gebracht werden zu müssen. — Chiracanthus *Diesing*. Ch. robustus, aus dem Magen von Felis Catus ferus und F. concolor, vielleicht einerlei mit Gnathostoma spinigerum *Owen*, aus dem Magen des Tigers. Ch. gracilis, aus dem Darme des Sudis Gigas *Cuv.* — Leeanocephalus *Dies.* L. spinulosus, aus dem Magen des Sudis Gigas. — Ancyracanthus *Dies.* A. pimatidus, aus dem Dünndarme und Magen von Podocnemis expansa *Wagl.* und dem Magen von Podoen. Tracaxa *Wagl.* — Heterochilus *Dies.* H. tunicatus, aus dem Magen und Dünndarme von Manatus exunguis *Natt.* — Stephanurus *Dies.* St. dentatus, aus Kapseln zwischen den Häuten des Schmeeres einer chinesischen Race des Hausschweines.

Trematoden: Aspidoootylus *Dies.* A. mutabilis, aus dem Darme eines wahrscheinlich neuen Cataphractus. — Polyporus *Grube.* P. Chamaeleon, von den Kiemen des Sparus erythrinus. — Tetrastoma *delle Chiaje.* T. renale, aus den Nierenkanälen einer Frau [18]).

Die Organisation der Eingeweidewürmer ist im Ganzen, und theils mit der Organisation derjenigen Thiere verglichen, zwischen und neben welche wir sie im Systeme stellen müssen, ziemlich, bei den niedersten sehr, einfach, in dieser Einfachheit aber dem Zwecke ihres eigenthümlichen Schmarotzerlebens ganz angemessen und für dasselbe völlig ausreichend. Ein Saugmund (oder auch dergl. mehre) allenthalben; bei den Nematoïden ein meistens gerader und einfacher, doch auch von Hilfsorganen zur Verdauung schon öfters begleiteter Darmkanal, welcher mit einem muskulösen Schlundkopfe anfängt und einem After [19]) endigt, sich bei den Trematoden und den Akanthocephalen doppelt zeigt, bei beiden aber schon nicht mehr so völlig vom Parenchym des Körpers gesondert, auch (ausgenommen bei den Pentastomen unter den Trematoden, bei welchen er auch nicht doppelt ist) ohne After ist, und bei den Cestoïden (und Cysticis) noch mehr mit demselben verfließt; ein Gefäßsystem, sehr ausgebildet bei vielen Trematoden und den Akanthocephalen, zum geringen Theile nur erforscht (in jedem Falle weniger zusammengesetzt und ausgebreitet als bei jenen) bei den Nematoïden; ein eigenes Respirationssystem vielleicht doch nur diesen oder einigen von ihnen und den Pentastomen zukommend, ein deutliches Nervensystem nur von einem Nematoïdeum und einigen Trematoden bekannt; Haut- und Hautmuskelsystem einfach, aber kräftig ausgebildet bei den Nematoïden und Akanthocephalen, bei den letztern eigene Muskeln zur Bewegung des Rüssels und, wie auch bei den Nematoïden, für die männlichen Geschlechtstheile; eine meistens weiche Haut bei den Trematoden, aber oft bei ihnen, wie bei mehren Nematoïden und Akanthocephalen, eine reiche Stachelbewaffnung der Körperoberfläche; bei den Trematoden starke Muskulosität der Saugnäpfe und anderer, klappenartiger Haftorgane, welche beiderlei Organe auch eben bei ihnen oft ungemein vielfach vorhanden sind, während die Nematoïden, um sich festzuhalten, in den meisten Fällen nur ihren Mund, die Akanthocephalen nur ihren behaften Rüssel, die Cestoïden ihren (ein- oder mehrfachen) Mund, oder auch blinde Gruben am Kopfe zum Ansaugen, und oft zum festern Anhalten noch überdies stark behafte Rüssel, einzelne Haken, oder einen aus solchen zusammengesetzten Kranz am Kopfe besitzen, mit welchem letzteren Apparate neben ihren vier Saugmünden auch alle Blasenwürmer (die bothriocephalusköpfigen Anthocephalen sind sicher aus der Reihe derselben zu entfernen) ausgerüstet sind; bei den Cestoïden und Cysticis reichliche Fasern durch den ganzen Körper mit der weichen Haut verflossen; Geschlechtstheile bei allen — mit Ausnahme der Blasenwürmer [20]) — hoch ausgebildet, und ungemein große Fruchtbarkeit (mit ebenderselben Ausnahme) bei der ganzen Classe: das ist die Hauptsumme von dem, was die Nachforschungen über den anatomischen Bau der Eingeweidewürmer im Allgemeinen gelehrt haben.

Ihr einfaches und so sehr beschränktes Schmarotzerleben, meistens in dunkeln, schleimigen Höhlen der Thierkörper, ein Leben, bei welchem sie nach Nahrung nicht mühsam zu suchen haben, die leichtest-verdauliche und assimilirbare einziehen, ihre Zeit hindurch ohne Weiteres, als sich nur noch zu begatten, — welches auch bei den Trematoden und Cestoïden vielleicht allgemein ohne Zuthun des Wurmes, als eine von selbst erfolgende innere Function vor sich gehen mag und bei den Blasenwürmern überall nicht stattfindet —, alles dies zeigt die ungemein niedere Stufe, welche diese Geschöpfe in der Reihe der thierischen Wesen einnehmen. Rücksichtlich ihrer äußern Gestalt und des bei Strong. Gigas entdeck-

18) Forbes hat ein „Tetrastoma" an Boros Pileus gefunden, von welchem mir weiter nichts bekannt ist. Ich kann daher nicht sagen, ob hier das Wort in derselben Bedeutung als Gattungsbenennung angewendet worden sei, wie von delle Chiaje. 19) Bei den männlichen Trichocephalen läuft jedoch der Darm mit seinem Hinterende nicht unmittelbar in einen After, sondern in den Ductus ejaculatorius seminis aus; s. Meckel, Isis 1831. S. 86. Anm. Ich habe mich bei Trichocephalus dispar von der Richtigkeit dieser Beobachtung überzeugt.

20) Vgl. jedoch meine Bemerkung in Wiegmann's Archiv IV, 1. S. 373.

Digitized by Google

ten Nervenstranges reihen sich die Nematoideen unter den nicht endozoischen Thieren an die Ringelwürmer; sonst aber, wenn man auf diese einzige Darlegung eines Nervenstranges bei jenem, vielleicht unter allen Nematoideen am höchsten und vollkommensten organisirten, Wurme nicht sehen will, durch verschiedene Structurverhältnisse an keine Geschöpfe mehr, als an die Anguillulae *Ehrenb.* Ich habe unter diesen eine große, feingeringelte Art von ¼ —1″ Länge in dem Schmuze der Dachrinne meines Hauses gefunden, welche mit drei große Kopfknoten, wie ein Spulwurm, zeigte, deren Männchen aber, wie die Männchen der Strongyli, eine mit starken Rippen versehene förmliche Bursa caudalis hatten, während die Weibchen ihre Vulva in der hintern Körperhälfte, weit vom Schwanze entfernt, zeigten. Die Übereinstimmung des Darmkanales bei den Essig-, Kleister- und Weizenälchen mit dem bei einigen Asfariden ist bekannt; und so mehr. Die Echynorrhynchen stehen ganz für sich, und ihre Ähnlichkeit mit einem Siphunculus ist immer nur eine oberflächliche. Die Trematoden stehen wol eigentlich zwischen mehren Thierabtheilungen, rücksichtlich ihres Nervensystems, soweit dies bekannt ist, an den Mollusken, einiger äußern Verhältnisse und ihrer Saugnäpfe an den Egeln einer- und den Cercarien andererseits, ihres Verdauungs- und Assimilationssystems an den Planarien, und auch hier wiederum an den Cercarien. Die bandförmigen Würmer stehen, wie auch die Blasenwürmer, wieder ganz isolirt.

Die verschiedenen Eintheilungssysteme der Enthelminthen anzugeben und zu beurtheilen, würde uns an diesem Orte bald zu weit führen. Was die Zeder'sche Haupteintheilung betrifft, so ist sie noch immer als die naturgemäßeste und für das Unterbringen der Würmer, wenn man deren Begriff nach der von uns angegebenen Weise feststellt und nicht ungebührlich ausdehnt, zweckmäßigste zu betrachten, in welcher Ansicht auch Siebold und Joh. Müller mit uns übereinstimmen, außer daß der Letztere die Cystica zu den Cestoideis gesetzt wünscht, wofür er freilich Gründe anführt, welche nicht unerheblich zu sein scheinen, die aber doch, wie mich dünkt, durch andere gute Gründe zu beseitigen sein dürften. Voigt stimmt ebenfalls damit überein, hat in seinem „System der Natur ꝛc." (S. 662 fg.), wie in seinem Lehrbuche der Zoologie (5. Bd. S. 23. 24 und 46 fg.), Zeder's Ordnungen unverändert beibehalten, und im letztern Werke nur als Anhang noch eine sechste, die der Turbellaria *Ehrenb.*, hinzugefügt, was wir nach unsern Grundsätzen ebenso wenig billigen können, als daß Rud. Wagner in seinem Lehrbuche der vergleichenden Anatomie (S. 18. 19) ihnen in einer sechsten Ordnung die Räderthiere beigesellte. (*Creplin.*)

ENTHENIS, *Ἐνθηνίς*, vielleicht richtiger Antheis, eine von den Töchtern des Hyakinthos, welche die Athener am Grabe des Kyklopen Geräsles opferten. *Apollod.* III, 15, 8; s. Hyakinthos. (*Richter.*)

ENTHUSIASMUS, bezeichnet im Allgemeinen den Zustand einer ungewöhnlichen Aufregung des Geistes, namentlich der Einbildungskraft, des Gefühls- und Begehrungsvermögens, in Folge welcher der Mensch gleichsam von einem höhern Geiste oder Wesen beseelt erscheint; daher auch das Wort Begeisterung in unserer Sprache gleichbedeutend mit Enthusiasmus genommen zu werden pflegt. Das Wort Enthusiasmus stammt bekanntlich aus dem Griechischen *Ἐνθουσιασμός*, von Gott eingenommen; *ἐνθουσιάω*, ich bin eines Gottes voll, von einem Gotte begeistert, daher *ἐνθουσιαστής*, der, in welchem ein Gott ist oder wirkt (auch kommt dafür der Ausdruck vor *θεοφορούμενος*, ein Gottgetriebener; vgl. Creuzer: Symbolik 1820. 2. Bd. S. 28; zuweilen auch *μάντις*, Gottbesessener, vgl. Eberhard-Gruber's: Synonymik. 2. Bd. S. 225). Diese Etymologie, sowie der gemeine Sprachgebrauch sind ganz der noch kindlichen Psychologie früherer Zeiten angemessen, welche alle besonders außerordentlichen Naturwirkungen aus personificirten Kräften ableitete, und namentlich alle ungewöhnlichen oder außerordentlichen Gemüthszustände den Einwirkungen eines Gottes zuschrieb. So finden wir, daß schon Homer alle Tapfern, besonders Anführer und Stammobere, Gottgepflegte (*Διοτρεφεῖς*) nennt, und daß, wenn z. B. Odysseus plötzlich an etwas dachte, dies der Pallas Athene zugeschrieben wird, welche zu ihm getreten sei und ihm jene Gedanken gleichsam soufflirt habe. Ebenso wird das „sich zur rechten Zeit erinnern" als eine Göttergabe angesehen (Odyssee II. B. 61); ebenso die Einbildungskraft, als momentane Wirkung eines Gottes (Ilias V, 431. XX, 318 fg. Odyss. XIII, 119). Ebenso viele Handlungen, namentlich alle Bethörungen (Ilias IX, 601. XVI, 805. XIX, 91 fg.). Bekannt ist auch die berühmte Schilderung Homer's von der Ate, der Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung [1]), sowie der Mythus von den Erinnyen oder Eumeniden (Furien bei den Römern) als Personificationen der Qualen des böse Gewissens. — Der Natur der Sache nach wurde der Enthusiasmus in jenem wörtlichen Sinne vorzugsweise allen Propheten oder Sehern, besonders aber den Dichtern zugeschrieben, wie schon Euripides sagt: „*Θεὸς γάρ τις ἐν ἡμῖν.*" So auch Dod (Fast. VI. v. 5): „Est deus in nobis, agitante calescimus illo." Aber auch in die Philosophie fand dieser Begriff Eingang, und zwar vornehmlich durch Sokrates, der bekanntlich nicht nur überhaupt an die Mantik glaubte (*Xenophon*, Memor. Buch I, 1, 7 fg. Buch IV, 7, 10), sondern auch namentlich alle Tugendhaften als „göttliche Inspirirte" ansah (vgl. Platon's Menon, Carus, Gesch. der Psychol. S. 254. Krug, Ethik. S. 158), und welcher insbesondere sich selbst immer von seinem Genius oder guten Dämon leiten ließ. Man kann hierher auch die bekannte Anekdote ziehen, daß Sokrates, wenn eine

1) — — — — — — — — Die Göttin wirkt ja zu Allem,
Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die Alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
Nahet sie, nein, hoch wandelt sie hier auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl, und wenigstens Einen verstrickt sie.

Digitized by Google

speculative Untersuchung seinen Verstand plötzlich reizte, sich ihr so völlig hingab, daß er nicht eher aufhörte, bis er das Ziel erreicht hatte, und daß er bei solchen Gelegenheiten stundenlang, ja tagelang der Außenwelt und ihrer Berührungen ganz uneingedenk und unempfänglich in Nachdenken versunken blieb (*Plato*, Sympos. p. 171. Bip. *Aul. Gell.* II, 1); ohne Zweifel ein Vorbild des spätern zur „Ekstase" gesteigerten Enthusiasmus der Neuplatoniker.

Beim Platon spielt der Enthusiasmus eine Hauptrolle. Der Mittelpunkt der Platon'schen Philosophie ist bekanntlich die Lehre von den Ideen, welches Wort beim Platon nicht Vorstellungen irgend eines denkenden Wesens, sondern reale Wesen bedeutet, absolute Qualitäten, die Urformen oder Urgestalten der Dinge selbst, das wahre Wesen der Dinge oder dasjenige, was an den Dingen zu bemerken sein würde, wenn in der Erfahrung etwas anderes, als eine unreine Nachbildung jener Urbilder stattfinden könnte. In der Sinnenwelt, in Zeit und Raum, ist Alles nur halb oder unvollkommen und mit innern Widersprüchen das, was es ist; daher kann uns keine Erfahrungserkenntniß das wahre Wesen eines Dinges kennen lehren. Die Ideen aber, welche dieses wahre Wesen sind, und die der menschlichen Vernunft aus einem frühern, vollkommnern Zustande (Präexistenz) einwohnen oder angeboren sind, und namentlich die wichtigsten derselben, die moralischen und religiösen, kommen dem Menschen nur in dem Zustande des Enthusiasmus zum Bewußtsein[1]). Mit Recht hat in dieser Hinsicht Ancillon[2]) bemerkt, daß hierin der charakteristische Unterschied der Platon'schen Philosophie, die mittels des Enthusiasmus die Existenzen selbst erfaßt, von allen übrigen Philosophien liegt, die immer von Vernunftschlüssen ausgehen und durch Argumentationen des Verstandes ihren Weg bezeichnen. — Daß grade hierdurch die Platon'sche Philosophie sich leichter, als jede andere, mit dem alles Wissen des bloßen Verstandes demüthigenden Christenthum vertrug und verschmolz[3]), sowie daß der philosophisch-religiöse Enthusiasmus in der sogenannten neuplatonischen Philosophie in mystische Schwärmerei und sogenannte Ekstase ausartete, können und brauchen wir wol nur kurz anzudeuten. Daß überhaupt der zuerst erwähnte etymologische Begriff des Enthusiasmus mit der sowol jüdischen, als christlichen Angelologie und Dämonologie oder Pneumatologie überhaupt sich wohl vertrug, indem sowol die guten als bösen Regungen des menschlichen Gemüths, besonders in deren höherer Potenz, den Einwirkungen guter und böser Geister zugeschrieben wurden, ist ebenfalls unbestreitbar; wir erinnern nur noch an die bekannten Erzählungen von den sogenannten Besessenen, sowie an den Ausspruch, daß in dem wahren Gläubigen nicht eigentlich dieser selbst, sondern Christus lebt und wirkt u. dergl. m. (man vergl. hierüber Usteri Paulin. Lehrbegriff, Anhang Beil. II und III. S. 417 fg. 5. Ausg.) Überhaupt ist das Christenthum, wenn es in seinem wahren Wesen aufgefaßt wird, also als Religion der thatkräftigen Menschenliebe, und in seinem Gegensatze gegen allen todten, religiösen Gesetzesdienst, ganz vorzugsweise dem echten religiösen Enthusiasmus günstig, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß in der zeitlichen Entwickelung oder Erscheinung des Christenthums jener Enthusiasmus nur zu oft in seiner Verzerrung als blinde Schwärmerei und Fanatismus hervorgetreten ist. Dieses Letztere ist ohne Zweifel auch der Grund, warum die neuern Philosophen, wie Locke, Leibnitz, Shaftesbury u. A., das Wort Enthusiasmus gradezu mit Schwärmerei gleichbedeutend nehmen[4]), eine Ansicht, welcher auch Kant im Wesentlichen beistimmt, zumal derselbe den Principien seiner rigoristischen Moralphilosophie zufolge eine moralische Apathie anpreist, mit der sich freilich kein Enthusiasmus verträgt. Wir kommen hierauf noch zurück, und bemerken nur noch folgende neuere Begriffsbestimmungen. Ernst Platner rechnet den Enthusiasmus zu den begehrenden Affecten oder lebhaften Thätigkeiten des Begehrungsvermögens, und bezeichnet ihn als einen gemeinschaftlichen Affect, der theils der ästhetischen, theils der moralischen Sinnlichkeit angehörigen, wiewol nicht einmal in richtigen Vorstellungen beruhenden Leidenschaften, theils für Personen, theils für Dinge, denen wir einen ausnehmenden Werth beilegen. Daher wird der Enthusiasmus erregt durch Freundschaft, Dankbarkeit, Liebe, Hochachtung und Bewunderung; durch Interesse für Menschenwohl, Vaterland, Religion, Staatsverfassung, Wissenschaften, Künste und überhaupt für das Wahre, Gute und Schöne[5]). Maaß erklärt den Enthusiasmus als eine besondere Art der Begeisterung, von welcher er drei Arten unterscheidet und die er überhaupt erklärt als ungewöhnliche, wie durch einen höhern Geist bewirkte, Aufregung und Erhöhung entweder der Vorstellungs-, oder der Gefühls- oder der Begehrungskraft. Diese letztere ist nach Maaß das, was man Enthusiasmus nennt, und hierauf soll dieses Wort, freilich nicht seiner Abkunft, aber dem jetzigen Gebrauche nach eingeschränkt sein; denn Enthusiast werde nur genannt, wer mit Begeisterung nach etwas strebt, es sei, um dasselbe erst zu erreichen, oder es sich zu erhalten (s. Maaß, Verf. über die Einbildungskraft §. 71; vgl. Desselben Vers. über die Gefühle Bd. I, 162 fg. und 250). — G. E. Schulze rechnet im Gegensatze zu den auf persönliche Annehmlichkeiten oder deren Gegentheil sich beziehenden Affecten den Enthusiasmus zu den sogenannten Rührungen als den höhern, lebhaften uninteressirten oder idealen Gefühlen und Gemüthsstimmungen, und hält Enthusiasmus und Begeisterung nur der Dauer nach für verschieden, indem jene bald vorübergehend, dieser dagegen anhaltend sei[6]). Diese Ansicht, welcher viele andere Psychologen folgen, scheint von Eberhard entlehnt zu sein, welcher in seiner Syno-

2) *Hausch*, De enthusiasmo Platon. (Lips. 1716). *Heusde*, Init. phil. Plat. I, 1. p. 124 sq. Forttage, Meditationen über Platon's Symposion. 1835. S. 44 fg. 52. 3) Über Glaube und Wissen in der Philosophie. 1824. S. 11. 4) Vergl. Ackermann, Das Christliche im Plato. 1835. S. 132.

5) Vergl. Reinhard, Christl. Moral. 5. Ausg. 1. Bd. S. 442. 6) Platner, Philosophische Aphorismen. 2. Th. S. 625. 7) Psych. Anthropologie. 3. Ausg. S. 370.

Digitized by Google

nomik behauptet, daß sich der Enthusiasmus von der Begeisterung dadurch unterscheide, daß er ein gewöhnlicher dauernder Zustand ist, da die Begeisterung augenblicklich und vorübergehend sein könne, deshalb man auch das fremde Wort Enthusiasmus in der teutschen Sprache nicht wohl entbehren könne. Eberhard setzt hinzu[8]): „beide, die Begeisterung und der Enthusiasmus, beleben auch die begehrenden Kräfte, indem sie Liebe und Verlangen nach dem schönen Bilde erregen, das der Einbildungskraft vorschwebt; nur daß, wenn der Gegenstand der Liebe eine fortdauernde Anstrengung erfodert, die Leidenschaft aus Enthusiasmus entstehen muß. Der große Künstler muß ein Enthusiast für seine Kunst sein, und wenn er arbeitet, muß er sich begeistert fühlen. Rafael liebte die Malerei mit Enthusiasmus, und arbeitete mit Begeisterung. Man kann die Speculation mit Enthusiasmus lieben, aber wem man ein System von Wahrheiten durchdenkt, oder über die Auflösung einer schweren Aufgabe nachdenkt, so muß man sich aller Begeisterung entschlagen, und die ruhige, kalte Vernunft allein wirken lassen." Diese Eberhard'sche Unterscheidung möchte sich jedoch schwerlich rechtfertigen lassen; denn offenbar und auch nach Eberhard selbst gehört der Enthusiasmus wie die Begeisterung dem Gefühlsvermögen an, und bei allen Gefühlen besteht die Dauer nicht darin, daß ein einziges Gefühl in einem Zuge anhaltend einen langen Zeitraum einnimmt, sondern in der Dauer der Empfänglichkeit für Gefühle gewisser Art; vergl. G. E. Schulze, Psych. Anthropol. S. 334. Man kann mithin weder dem Enthusiasmus noch der Begeisterung eine Dauer im gleichen Sinne, wie etwa einer Erkenntniß oder Begierde, beilegen, mithin auch keinen Unterscheidungsgrund hiervon hernehmen. Ferner, wenn die Frage ist, ob der wirkliche Sprachgebrauch einen solchen Unterschied zwischen Enthusiasmus und Begeisterung anerkennt, so muß dieses gelegnet werden. Alle ausgezeichneten Schriftsteller brauchen beide Worte durchaus synonym, und hiermit stimmt der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens ganz überein. Wir erinnern nur an das kleine Gedicht von Goethe: Frisches Ei, gutes Ei[9]). Mithin erscheint allerdings dieses fremde Wort entbehrlich, statt dessen auch schon Campe für den niedrigsten Grad Wärme, für die höhern Grade in gutem Sinne Begeisterung, in nicht gutem Sinne Schwärmerei vorgeschlagen hat. Gruber (Synonymik a. a. O. S. 225) bemerkt, daß sich diese Angaben durch die Etymologie von Enthusiasmus vollkommen rechtfertigen lassen (vgl. oben), wonach die Enthusiasten, der Begeisterte, der Dichter und Prophet, von der einen, und der von Leidenschaft Getriebene, ja der Rasende und Wüthende, also der Schwärmende (wie die Mänas) von der andern Seite mit einander in Verwandtschaft stehen. Gruber setzt hinzu: „man sollte um so mehr glauben, daß wir des fremden Wortes Enthusiasmus nicht bedürften, da es seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, und eine ausgebildetere Seelenlehre die Untersuchung über diesen Gegenstand nicht von dem unmittelbaren Einfluß höherer Wesen anfangen kann, sondern von der Menschenseele selbst anfangen muß; hier also von Begeisterung, welche zurückführt auf Geist, und zwar insofern, als darunter insbesondere gedacht wird das belebende Princip der Gedanken, wodurch am Ende Alles zurückgeführt werden muß auf die Untersuchung der Einbildungskraft und der Blüthe desselben, des Genies, welches freilich wieder ein ausländisches Wort ist, und auch auf die Geisterwelt zurückführt. Wir lassen aber die Geister fahren, und behalten blos den Geist, den eigenen, als Ursache der Begeisterung." Gleichwol hält dennoch auch Gruber mit Verweisung auf die erwähnten Unterscheidungen von Eberhard und Maaß das Wort Enthusiasmus für unentbehrlich. Soll indessen wirklich ein Unterschied zwischen beiden nach der Verschiedenheit ihrer Beziehungen entweder auf das Gefühls- oder das Begehrungsvermögen angenommen werden, so möchte doch wol das Wort Enthusiasmus in letzterer Hinsicht oder in diesem engern Sinne vollkommen genügend durch Feuereifer ersetzt werden, welches einerseits der eigentliche höhere Grad für das von Campe vorgeschlagene (jedenfalls den Begriff des Enthusiasmus nicht erschöpfende) Wort Wärme ist, und andererseits keine mystischen Nebenbeziehungen mit sich führt, auch bestimmt auf das Begehrungsvermögen oder die Thatkraft hinweist, und, was die Hauptsache, bereits eingebürgert ist[10]).

Was die durch das Wort Enthusiasmus bezeichnete Sache selbst (die Gefühlsstimmung des Enthusiasmus) betrifft, so ist schon oben angedeutet worden, daß die Kant'sche Philosophie (die in dieser Beziehung sehr mit der stoischen[11]) harmonirt) den Werth dieser Gemüthsbeschaffenheit überaus gering anschlägt, worin ihr auch die Hegel'sche Philosophie folgt; dabei es nicht unpassend sein möchte, hierüber noch einige Worte hinzuzufügen. Kant selbst sagt in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft §. 29 (S. 121 3. Ausg.): „Die Idee des Guten mit Affect

8) Synonymik. 2. Bd. S. 224.

9) Enthusiasmus vergleich ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeisterung ist feine Häringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.
(Goethe's Gedichte. 2. Bd. S. 301.)

10) Beiläufig erwähnen wir noch des Wortes Enthusiasterei, worunter ein besonderer Grad der religiösen Schwärmerei verstanden wird, nämlich der Wahn, in einer Gemeinschaft mit höhern Naturen zu stehen und ihren Einfluß zu fühlen. Diese höhern Naturen oder Wesen sind von verschiedener Art, indem dabei Alles auf theoretische Grundsätze oder Dogmen der Religion eines solchen, von Enthusiasterei Besessenen ankommt. Man vergl. hierüber besonders Reinhard, Christl. Moral. 5. Ausg. S. 445 fg. und die daselbst angeführte Literatur. Über Enthusiasmus in den Künsten vergl. man *Bettinelli*, dell' entusiasmo nelle belle arti (Mailand 1769, teutsch Bern 1778). Fernow, über die Begeisterung des Künstlers, in dessen Röm. Studien. 1. Th. 2. Abh. 11) Das Ungenügende dieser letztern in dieser Beziehung hat G. E. Schulze (Psych. Anthr. S. 370. 3. Ausg.) gezeigt; vergl. auch Schopenhauer, Die Welt als Welt der Vorstellung. S. 186.

Digitized by Google

heißt der Enthusiasmus. Dieser Gemüthszustand scheint erhaben zu sein, vermaßen, daß man gemeiniglich vorgibt: ohne ihn könne nichts Großes ausgerichtet werden. Nun ist aber jeder Affect blind, entweder in der Wahl seines Zweckes, oder wenn dieser auch durch Vernunft gegeben worden, in der Ausführung desselben; denn er ist diejenige Bewegung des Gemüths, welche es unvermögend macht, freie Überlegung der Grundsätze anzustellen, um sich darnach zu bestimmen. Also kann er auf keinerlei Weise ein Wohlgefallen der Vernunft verdienen." Ebenso heißt es in den metaphys. Anfangsgründen der Tugendlehre Einl. §. 17: „zur Tugend wird Apathie (als Stärke betrachtet) oder die moralische Apathie nothwendig vorausgesetzt, kraft welcher die Gefühle aus sinnlichen Eindrücken ihren Einfluß auf das Moralische nur dadurch verlieren, daß die Achtung fürs Gesetz über sie insgesammt mächtiger wird. — Es ist nur die scheinbare Stärke eines Fieberkranken, die den lebhaften Antheil selbst am Guten bis zum Affecte steigen, aber vielmehr darin ausarten läßt. Man nennt den Affect dieser Art Enthusiasmus. Der Affect gehört immer zur Sinnlichkeit, durch was für einen Gegenstand er auch erregt werden möge. Die wahre Stärke der Tugend ist das Gemüth in Ruhe, mit einer überlegten und festen Entschließung ihr Gesetz in Ausübung zu bringen. Das ist der Zustand der Gesundheit im moralischen Leben; dagegen der Affect, selbst wenn er durch die Vorstellung des Guten aufgeregt wird, eine augenblicklich glänzende Erscheinung ist, welche Mattigkeit hinterläßt."

Diese Ansicht hängt mit dem Grundirrthume der Kant'schen Moralphilosophie ebenso genau zusammen, wie mit ihrer Grundwahrheit, und erklärt sich vollkommen aus dem geschichtlichen Hergange. Bis auf Kant war die Moralphilosophie entweder nur eine sogenannte Güterlehre (Lehre vom höchsten Gute), namentlich eine Glückseligkeitslehre (Eudämonismus), oder eine empirische blos formelle Vervollkommnungstheorie (nach Wolff's perfice te!), oder gradezu ein moralischer Skepticismus (z. B. der französischen Encyklopädisten), in allen Fällen auf einen seichten Empirismus begründet, und durch die Principien der Weichlichkeit, Sentimentalität, des Egoismus u. s. w. ihrer wahren Würde völlig beraubt. Kant griff dies Übel an der Wurzel an, indem er alle diese empirischen Principien in ihrer Unlauterkeit und Unzulänglichkeit aufwies und verwarf, und die Moral auf ihren eigenthümlichen Grund und Boden, die reine Vernunft, stellte, wie dies unter Andern Schiller [12]) treffend nachgewiesen hat. Aber Kant ging hierbei (wie auch im Gebiete der speculativen Philosophie) im Eifer seiner Polemik viel zu weit, indem er alle Triebfedern als sinnlich verwarf und nur den Gehorsam gegen den sogenannten kategorischen Imperativ des Pflichtgebotes gelten ließ, die Natur unseres Geistes durchaus verkennend, namentlich, daß es auch höhere, übersinnliche, nicht-egoistische und nicht-empirische Gefühle gibt [13]), ohne deren Mitwirkung das eigentliche moralische Leben gar nicht stattfinden kann, und zu denen eben der Enthusiasmus vor Allem gehört. Diesen Irrthum Kant's hat ebenfalls Schiller zuerst (in dem erwähnten trefflichen Aufsatze: „Über Anmuth und Würde") nachgewiesen, wo es unter Andern heißt: „Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reiche der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der beseelten Welt. — Nicht genug; daß alle Aufklärung des Verstandes nur insofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückwirkt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopfe durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Gefühlsvermögens ist also das dringendste Bedürfniß der Zeit" u. s. w. Hierher gehört auch das bekannte Xenion, „Gewissensscrupel," wodurch Schiller treffend den Rigorismus der Kant'schen Moralphilosophie persiflirt [14]). Auch Herder hat die richtige Ansicht in folgenden treffenden Worten ausgesprochen, in denen zugleich die hohe Wichtigkeit dieser Gefühlsstimmung in pädagogischer Beziehung angedeutet ist: „Begeisterung (Enthusiasmus) für alles Große, Wahre, Schöne und Edle ist ein so treffliches Vermögen, eine so unentbehrliche Disposition der menschlichen Seelenkräfte, daß sie sich nicht etwa nur durch ihre Wirkungen, sondern ihrer Natur nach selbst rechtfertigt und vertheidigt. Unwillkürlich zieht die

12) „Sowie Kant nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowol da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung foderte die Cur, nicht Einschmeichelung und Überredung; und je härter der Absicht war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solon's noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit auf vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen." (über Anmuth und Würde; Bd. 17. Bd. S. 218. Vergl. Fortlage, über die Kant'sche Philos., in der Teutsch. Vierteljahrsschrift. 1838. 4. Heft. S. 113.

13) H. Schmid, Revision der Moral.

14) „Gern dien' ich den Freunden, doch thu' ich es, leider, mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin."
„„Da ist kein andrer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut!""

Digitized by Google

Begeisterung an und theilt sich mit und reißt fort mit unwiderstehlichen Reizen; Mitbegeisterung, Bewunderung, Liebe, Nacheiferung folgen ihr. Den kalten Spott stößt sie hinweg; die schärfsten Pfeile des Witzes fallen vor ihr nieder [15]). — In den Briefen über das Studium der Theologie (Nr. 28) heißt es in Beziehung auf die Äußerung von Begeisterung: „Schämen Sie sich Ihrer Empfindung nicht. Es wäre ein übles Zeichen, wenn Sie sowol bei diesem Gesange, als bei den Gesprächen, die ich Ihnen sonst nannte, unempfindlich geblieben wären. Im Alter wird die Seele kalt und der Schwung des Enthusiasmus nimmt ab; wir werden durch so mancherlei traurige Erfahrungen aus der idealischen in die Körperwelt, oft in eine sehr dürre oder unreine Welt zurückgestoßen, daß uns der Aufflug in die blumigen Gegenden der Phantasie wol vergeht; wehe aber dem Jünglinge, dessen Herz und Sinn für die Reize der Natur, für die Schönheit der allgemeinen Wahrheit und Tugend verschlossen ist, der an die Sonne des Himmels wie an einen kalten Fels denkt. Ich wünsche mir noch oft die Stunden jener ersten, süßen Begeisterung zurück, da in den Wissenschaften mir Alles neu war, da die Wege des Studiums und des Lebens wie holde Auen im Glanze der Morgenröthe vor mir lagen und ich noch keine Schlangen, Dornen und Disteln kannte, die leider auch zu ihnen gehören." — Daß auch Joh. Heinr. Jacobi, dessen ganze Philosophie auf der Lehre von der Unmittelbarkeit aller höhern übersinnlichen Erkenntniß durch das Vermögen der Gefühle (früher von Jacobi Glaube, dann Vernunft, im Gegensatze gegen den Verstand, genannt) beruht, gegen den Kant'schen Formalismus stritt, und namentlich den Enthusiasmus in Schutz nahm, ist bekannt; am ausführlichsten erklärt er sich hierüber an vielen Stellen des „Allwill" und „Woldemar" [16]). Hierher gehört besonders Jacobi's Unterschied der sogenannten Heldentugend, die sich über den Buchstaben der Moralgesetzgebung erheben darf, von der gemeinen, an diesem Buchstaben hängenden, gleichsam spießbürgerlichen Moral [17]). Das Richtige dieser (übrigens leicht zu mißbrauchenden) Lehre Jacobi's ist eben der Gedanke, daß bloße Vorschriften oder Sittengebote keine wahre Tugend hervorbringen, daß Tugenden nicht Grundsätze, sondern lebendige Kräfte sind, welche mit einer entschiedenen Energie (d. h. durch Enthusiasmus) den niedern Begierden widerstehen sollen und in Grundsätzen nur erkannt werden; daß überhaupt es (wie Schleiermacher richtig in den Monologen sagt) „eitler Tand und leeres Beginnen ist, im Reiche der Freiheit Regeln zu geben," — dieser richtige Grundgedanke, und damit die hohe Bedeutung des Enthusiasmus, ist auch von den bedeutendsten übrigen Philosophen anerkannt und weiter wissenschaftlich entwickelt worden, so von Fichte [18]), Schelling [19]), Fries [20]), G. E. Schulze [21]), Bouterwek [22]) und Anderen [23]). Daß Hegel's entgegengesetzte Ansicht hierin nicht sonderlich ins Gewicht fallen kann, ergibt sich schon von selbst, da Hegel auf dem Felde der praktischen Philosophie und der Psychologie sich bekanntlich keine Lorbeeren verdient hat und keine Autorität ist. Denn eine praktische Philosophie gibt es nach Hegel eigentlich gar nicht, da die Philosophie nur zu erkennen hat, daß „das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig ist," und durchaus nicht auf das wirkliche Leben einwirken, d. h. eben praktisch sein, darf. Namentlich hängt seine Ansicht vom Enthusiasmus eben auch mit seiner Verkennung des Wesens und Werthes der (höhern) Gefühle zusammen, sowie mit seinem Grundphilosophem, welches alles Sein als identisch mit dem Denken, den Begriff für die Sache selbst (oder die sogenannte „Wahrheit der Sache"), ja das All der Dinge selbst nur als „dialektische Selbstbewegung der Begriffe und Gott als die selbstbewußte Logik" erklärt. Sofern alles hiernach blos ins Denken gesetzt wird, findet freilich sich kein Raum in der Philosophie für das Gefühl, und ganz consequent kann Hegel (z. B. in seinem Naturrecht) kaum Worte genug finden, ja das „Gefühl" und insbesondere die „Begeisterung" (Naturr. Vorr. S. XI) als subjective, nichtige und unklare Überzeugung, als „welches Element, dem sich alles Mögliche beliebig eindrücken lasse" u. d. m., zu bezeichnen. Es würde nicht möglich sein, in der Kürze diese Irrthümer zu widerlegen, auch kaum der Mühe werth, da der Hegelianismus bereits in sein Stadium des Marasmus senilis eingetreten (vergl. Fichte's Gegensatz und Wendepunkt ꝛc. S. 88 fg.); wir verweisen auf die bekannten Gegenschriften gegen Hegel's System von Bachmann, Fichte d. J. und Anderen. — Daß das Christenthum des Enthusiasmus oder der Begeisterung gar nicht entbehren kann, ist schon oben angedeutet und weiter nachgewiesen in Reinhard's Predigt: „daß man ohne einen gewissen Grad von edler Begeisterung kein wahrer Christ sein kann" (s. dess. Pred. vom J. 1797. S. 222 fg.); vergl. Desselben Christl. Moral. §. 140. 2. Bd. S. 133. — Daß auch im Staats- oder politischen Leben der Enthusiasmus die bedeutendste Rolle gespielt hat und zu den wichtigsten Kräften gehört, lehrt die Geschichte alter, mittler und neuester Zeit, und ebenso die Staatskunst; vergl. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate. I, 435; Jean Paul, Polit. Nachklänge. 1832. S. 47. 110; Scheidler, Psychol. S. 186. Joh. Müller sagt in dieser Hinsicht sehr richtig: „Oft hat kühle Staatskunst an Völkern sich verrechnet, weil sie die Macht der Gefühle nicht kannte;" und G. E. Schulze (a. a. O.): „Der Enthusiasmus hat die rohe Stärke des menschlichen Willens, blos nach den Triebfedern des Eigennutzes berechnende Klugheit und Schlauheit immer zu Schanden gemacht u. s. w. (*K. H. Scheidler.*)

15) Werke zur Philos. und Gesch. XI. S. 177. 16) J. H. Jacobi's Werke. I, 72. II, 76. IV, 1. S. 230. Vergl. Schmid's Revision der Moral, im Hermes 1835. 27. Bd. S. 50 fg. 17) Vergl. Köppen's Darst. des Wes. der Philos. S. 218. H. Schmid a. a. O. S. 64. 18) Wes. d. Gelehrt. S. 2 fg. 19) Philos. und Relig. S. 60 und Philos. Schr. I, 384.

20) Philos. Glaube und Abnd. S. 249. Psychol. Anthrop. I, 216. 281. 284. Ethik S. 367. 21) Psychol. Anthrop. S. 180. (S. 370 fg. 3. Ausg.) 22) Lehrb. der philos. Wiss. II, §. 41. 23) Vergl. Scheidler, Paränesen I. Vorr. S. XXI fg.

Digitized by Google

ENTHYMEMA (*Ἐνθύμημα* von *ἐνθυμεῖσθαι*, in Gedanken behalten), heißt in der Logik eine Art verstekter Schlüsse, in welcher man eine der beiden Prämissen des vollständigen Schlusses, es sei im Ober- oder im Untersatze, verschweigt und gleichsam in Gedanken behält, wie wenn Chremes bei Terentius (Heaut. I, 1, 25) sagt: Homo sum: humani nihil a me alienum puto, wobei der Obersatz fehlt, welcher bei Ambrosius (De officiis III, 7) also lautet: Homo nihil alienum a se debet credere, quicquid humanum est; aber auch nach Cicero (De legibus I, 12) also ausgedrückt werden kann: Quo modo est natura, sic judicio homines humani nihil a se alienum putant. Ebenso könnte man mit dem verschwiegenen Untersatze ego sum homo sagen: Errare humanum est: ergo meum est errare; oder mit Cicero (De officiis I, 9) Est difficilis cura rerum alienarum, quanquam (hominum propria: nam) Terentianus ille Chremes humani nihil a se alienum putat. In beiden Schlußarten findet ein Sprung statt, welcher rechtmäßig oder unrechtmäßig heißt, je nachdem die fehlende Prämisse leicht hinzugedacht werden kann, oder nicht. Es können aber auch beide Prämissen fehlen, wenn nur der Mittelbegriff kurz angegeben wird, wie wenn man sagte: Humani nihil a me qua homine alienum puto. In diesem Falle heißt der Schluß ein zusammengezogener, fosern man statt des ausführlichen Schlusses: Omnes homines errare possunt: ego sum homo: ergo possum ego errare, nur kurz spricht: Qua homo sum, errare possum. — Ich habe hier nur kurz bemerkt, was die neuere Logik Enthymema nennt; verwirrter sind dessen Bestimmungen bei den alten Rhetorikern der Griechen und Römer, worüber man das Nähere in Ernesti's Lexicis technologiae Graecorum et Latinorum rhetoricae angeführt findet. (*G. F. Grotefend.*)

ENTIMUS, Käfergattung, von mir errichtet[1]), aus der Familie der Rüsselkäfer (curculionitis), und der Abtheilung mit kurzem, dickem Rüssel und gebrochenen Fühlern. Sie zeichnet sich durch einen kurzen, dicken, im Durchschnitte viereckigen, an der Spitze stark verdickten Rüssel, mäßig lange Fühler mit siebengliederiger Schnur, breite, mit stark vorstehenden Schultern versehene Deckschilde, und gerade, an der Spitze nicht mit Dornen versehene Schienen aus. Die dazu gehörigen, sämmtlich in Südamerika einheimischen Arten, deren Schönherr[2]) fünf aufzählt, sind durch ziemlich beträchtliche Größe, prachtvolle grüne und goldgelbe Farben, lebhaften Demantglanz und Farbenspiel bei vollem Lichte sehr in die Augen fallend. Die bekannteste Art ist: Entimus imperialis[3]) (Juwelenkäfer, Brillantkäfer) schwarz, auf dem Halsschilde eine eingedrückte Linie und die runzelig gefurchten Seiten, auf den Deckschilden die groben, in Reihen geordneten Punkte und die eingestochenen Punkte des Unterleibes mit blaugrünen glänzenden Schüppchen ausgefüllt. Einen Zoll lang. In Brasilien häufig. (*Germar.*)

1) Magaz. der Entom. II. S. 340. 2) Genera et species Curculionidum. T. I. P. II. p. 454. 3) Curculio imperialis *Fabr. Oliv. Herbst.* Lindenberg im Naturforscher. 10. St. S. 86. t. 2. f. 1.

ENTLIBUCH, 1) **Geschichte**, s. die Nachträge. 2) **Topographie**. Das Entlebuch ist der südlichste Theil des schweizerischen Cantons Luzern. Es grenzt gegen Morgen an den Canton Unterwalden ob dem Walde, gegen Mittag an das berner Oberland, gegen Abend an das berner Emmenthal und gegen Mitternacht an die luzerner Ämter Willisau, Sursee und Luzern. Es bestehet aus einem von der Waldemme (kleinen Emme) von Südwesten gegen Nordosten durchströmten Haupthale und mehren Neben- und Seitenthälern. Die Durchschnittshöhe des Thalgrundes über dem Meere wird auf 1560 bis 2000 Fuß, die Länge von Tann-Horn bis nach Werthenstein auf neun bis zehn Stunden, die Breite vom Glauber-Stock bis auf die Höhe des Enzi auf sieben bis acht Stunden und der gesammte Flächenraum auf etwa fünf □Meilen berechnet[1]). Dem um die Specialkunde des Entlebuchs vielfach verdienten sel. Joseph Xaver Schnyder von Wartensee verdankt man eine sehr genau graphische Darstellung des Landes, die, aus zwei Blättern bestehend, unter folgenden Titeln von dem bekannten Künstler Joseph Clausner in Zug in Kupfer gestochen ist, a. „Geographische Tabell der beyden Entlebucherämter Schüpfheim und Eschlismatt im Canton Luzern. Carte de la partie supérieure de l'Entlibuch 1780 und b. Carte der luzernerischen Landvogtey Entlebuch in ihre Pfarreyen eingetheilt 1782. Ein Auszug aus diesen beiden Blättern bildet das Titelkupfer des Verfassers Geschichte der Entlebucher. Außer der oben genannten Waldemme wird das Land noch von manchen forellenreichen Alpbächen, als z. B. den beiden Fontanen bei Romoos, der Ilfis bei Marbach, dem von dem kleinen Bergsee am Feuerstein abfließenden Kragenbach und der verheerenden Entle bewässert. Dieser letzte wilde Bergstrom entsteht durch die Vereinigung des Rothbaches, der an der Grenze von Obwalden entspringt, mit dem von der Schaafmatt herkommenden Wasserfallenbach und der kleinen Entle, die zwischen der Schaafmatt und dem Farnern ihre Quellen hat. Einige dieser Bergwässer, namentlich die Waldemme, führen Goldsand oder Waschgold[2]). Auch gibt es im Lande Mineralquellen, als z. B. das Salvoben- oder Salvidenbad zwischen dem Lüegberg und der Hirs-Egg, das Kreyenbad, das Bad im Kragen, in Roriqmoos an dem Baichtenberg bei Escholzmatt und im Farnbühl an der Bramegg. Die Hügel und Berge, welche die Thäler einfassen und aus Sandstein, Gerölle und Nagelfluе bestehen, erreichen die Schneelinie nicht; denn die höchsten steigen nicht über 7000 Fuß über das Meer empor. Wer sie einzeln will kennen lernen, den verweisen wir auf die bereits genannten J. X. Schnyder's von Wartensee „besondere Beschreibung etlicher Berge des Entlebuchs, mit

1) Die Grundfläche wird im Helvetischen Almanach für das J. 1804 (Zürich). S. 185 nach der damaligen Eintheilung des Landes in unteres, mittleres und Oberamt zu 22,500,000 + 17,000,000 + 30,000,000 = 69,500,000 □Klaftern (Toises) franz. Maßes, zu 6 par. Fuß die Klafter berechnet. 2) S. den Aufsatz, betitelt: „Emmengold," in Balthasar's Historische, topographische und ökonomische Merkwürdigkeiten des Cantons Luzern (Luzern 1786). 2. Bd. S. 142.

Digitized by Google

verschiedenen historischen Anekdoten, ökonomischen Beobachtungen und andern Erklärungen über die Geschichte der Entlebucher (Luzern 1783 und 1784) 3 Hefte, und dessen Anleitung eine kleine Bergreise nach dem Entlebuch schicklich anzustellen. Sie ist im luzerner Intelligenzblatte 1781. Nr. 30—36, 39—41, 43 und 45 abgedruckt. Überhaupt findet man wertvolle Beiträge zur Topographie des Entlebuchs in J. L. Schnyder's von Wartensee Geschichte der Entlebucher (Luzern 1781—1782). 2 Bände [3]), in F. J. Stalder's Fragmenten über Entlebuch. Nebst einigen Beilagen allgemeinen schweizerischen Inhalts (Zürich 1797). 2 Thle. und in einer „Malerischen Skizze über das Land Entlebuch," welche im Jahrgange 1804 des helvetischen Almanachs S. 174 u. f. enthalten ist. Die entlebucher Bergmassen erreichen die höchste Höhe, d. h. 6—7000 Fuß über dem Meere im Süden und verflachen sich gegen Norden fast um die Hälfte. Die bedeutendsten dieser Berge sind im Süden die aus Kalkstein bestehende Pilatuskette (über 6000 Fuß), die Nieseten, der Schlierenberg (5130 Fuß), Schafmatt, die Farnern, der Sörenberg, die Hinter-Fluh. Auf der Hinter-Fluh ragen besonders hervor das Tann-Horn, das Roth-Horn, der Trisenberg, der Nessel-Stock, die Blatten-Fluh und die Schwarzen-Egg. Nordwestlich von der Hinter-Fluh zieht sich in einer Länge von viertehalb Stunden der noch zur nördlichsten Kalkalpenkette gehörende, vielfach zerklüftete Schratten, dessen Spalten und Höhlen das Bild gräßlicher Zerstörungen darbieten und dessen höchstes Joch die Scheibenfluh (6280 Fuß) heißt. Nördlich vom Schratten liegt der alpenreiche Gsteig. Im Norden und Westen des Entlebuchs herrscht die Enzikette, deren höchster Punkt, der Napf, 4950 Fuß über das Meer steigt. Die herrlichsten Fernsichten hat man auf dem Tann-Horn, auf dem Gsteig, bei der Wallfahrtsstätte zum heiligen Kreuze in Wittenbach, 3780 Fuß über dem Meere, auf der Bramegg (3390 Fuß), wo die neue Fahrstraße von Luzern nach Bern herüberführt und auf dem Napf. Dieser letztern hat Häfliger in Helvetischen Almanach für das Jahr 1804 S. 197 eine Beschreibung und ein eigenes Lied „das Napflied" geweihet. Die Kämme der Gebirge sind mehrentheils mit Tannenwäldern bekränzt, ihre oft steilen Abhänge, ihre Klüfte und Schlünde mit kräuterreichen Alpentristen bedeckt und die meisten mit Sennthümern wie besät. An den Stellen, die es gestatten, wechseln mit diesen Bergwiesen kleine Felder ab, auf welchen Kartoffeln, Haser, Roggen und Gerste gezogen werden. Zur Erntezeit ziehen ganze Schaaren von Jünglingen und Mädchen als Schnitter entweder ins „Gäu," d. h. in andere Theile des luzerner Gebietes oder in entfernetere Cantone. Andere sammeln sogenannte Gesundheitskräuter und verkaufen sie weithin als Schweizertheé; Andere treiben einzelne Gewerbe, namentlich die Weberei; während die Weiber und Mädchen im Spinnen ein großes Geschick besitzen; was wol jährlich 40—50,000 Gulden ins Land bringt. Die einzige Glashütte im ganzen Canton steht unweit des bereits erwähnten Badehauses in dem kleinen Thälchen, im Kragen. Die eigentliche Alpenwirthschaft bleibt indessen die Hauptnahrungsquelle der Einwohner. Sie begreift die Zucht des Hornviehes, der Pferde, der Schafe, der Ziegen und Schweine auf den Alpweiden, den Hainweiden und in den Hochwäldern, die Stalder a. a. O. I, 210 fg. namentlich aufzählt; — ferner die Gewinnung der Milch, der Butter, die Fabrication des Käses und selbst mitunter die Verfertigung des Milchzuckers, oder, wie man sich im Lande ausdrückt, des Schottenzuckers. Das Hornvieh verkaufen die Entlebucher entweder nach dem Emmenthal oder nach Italien; ein beträchtlicher Theil der auch im Auslande berühmten emmenthaler Käse wird im Entlebuch gekocht, und aus der Wolle der einheimischen Schafe verfertigt man das wollene Zeuch, welches Landtuch heißt und aus welchem die Alltagskleidung der Männer (der Tschoppen) besteht [4]). Wie hochwichtig die Viehzucht ist, geht schon daraus hervor, daß nach Stalder's Fragmenten 6731 Kühe, 2221 Gusti, 872 Pferde, 11,156 Schafe und Ziegen auf den entlebuchischen Bergtristen durchsömmert, während im Winter etwa 2000 Stück Hornviehes weniger als im Sommer ernährt werden. Wegen des Absatzes nach dem Emmenthal werden an den Grenzen die dort beliebten rothen Kühe gezogen, doch hält der Entlebucher vorzugsweise auf schwärzlichbraunes Vieh mit einem weißgrauen Streife über dem Rücken. Dieses „bergfärbige" Vieh, wie es in der Landessprache genannt wird, ist auf den italienischen Viehmärkten so beliebt, daß das Stück um acht bis zehn Thaler theurer verkauft werden kann als Vieh von gleichem Werthe, aber von anderer Farbe. Die entlebucher Rindviehrace hat Ähnlichkeit mit der in den kleinen Cantonen.

Nach obrigkeitlichen Zählungen betrug die Volksmenge im J. 1783 = 10,546 Seelen. Im J. 1796 war diese Zahl auf 12,557 und im J. 1817 auf 17,077 gestiegen [5]). Im Durchschnitt stirbt nur der 39. von allen Lebenden, was auf ein sehr gesundes Klima deutet. Die Ehen sind so fruchtbar, daß Stalder a. a. O. I, 195 auf drei Ehen 19 Kinder rechnet. Alle Einwohner, ohne Ausnahme, sind katholisch. „Dies Volk," sagt Johannes von Müller, „in seiner Gestalt, in seinen Gesinnungen, in seiner Lage ist von den merkwürdigsten." An einer andern Stelle seiner Schweizergeschichte fügt er hinzu: „es ist an Stärke, Schönheit und Witz unter allen schweizerischen Völkerschaften beiweitem eine der trefflichsten." In der

3) Der Altseckelmeister Joseph Anton Felix von Balthasar in seinem „Verzeichniß der Handschriften und Collectanien, vaterländischen Inhalts, die zu den Druckschriften der Schweizer-Bibliothek gehören, welche der Besitzer sämmtlich der Vaterstadt Luzern und seinen Mitbürgern zu überlassen gesinnt ist" (Luzern 1809). S. 87 sagt ausdrücklich, daß der. lesenswerthen Geschichte der Entlebucher von Schnyder die handschriftliche Beschreibung des Landes Entlebuch u. s. w. von Renward und Ludwig Cysat zum Grunde gelegt habe, deren v. Haller in seiner „Schweizer-Bibliothek" IV. Nr. 704 ausführlich gedenkt.

4) s. die Beschreibung der Landestracht und der entlebucher Nationaluniform in Stalder's Fragmenten I. S. 57 und 47, sowie die Abbildungen in dem Helvetischen Almanach für das Jahr 1804 und die folgende Note 8. 5) s. Stalder's Fragmente I. S. 183—196 und Bernoulli's Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie (Basel 1827). S. 101.

Digitized by Google

That, die Entlebucher gehören zu den ausgezeichnetesten Völkerschaften der Schweiz. Eine meisterhafte Schilderung, man möchte sagen, eine psychologische Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeiten hat F. J. Stalder im ersten Theile seiner schätzbaren Fragmente geliefert. Die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Hirtenvolkes sind Ehrfolg, glühender Freiheitssinn, Anhänglichkeit an sein Land und an Seinesgleichen, Frohmuth, Munterkeit, freundschaftliche Geselligkeit im Umgange mit Fremden, große Gelehrigkeit, treffender Witz und ein entschiedener Hang und Geschick zu satyrischen Gelegenheitsgedichten. Die Ausartungen dieser Anlagen bilden die Schattenseite des Gemäldes. Stalder verschweigt sie nicht, doch widerlegt er mit derbrm Freimuthe die ungerechten Anschuldigungen eines oberflächlichen Reisenden[6]). Von den übrigen Cantonsangehörigen, die von ihnen die „Gäuer"genannt werden, unterscheiden sich die Entlebucher auch durch die physische Stärke des Körpers, einen gedrungenen nervichten Wuchs, Behendigkeit der Glieder, Geschicklichkeit in allen gymnastischen Künsten, ferner, wie wir gesehen haben, durch eigene Nationaltracht und endlich durch einen eigenen Dialekt[7]). Stalder's Behauptung: „von Natur scheuet der Entlebucher den Kriegsdienst" (Fragmente I. S. 76) vermögen wir indessen nicht mit der großen Menge von Entlebuchern in Einklang zu bringen, die bei den capitulirten Regimentern der schweizerischen Cantone gestanden haben, nicht mit dem Gefechte am Buttisholz gegen Enguerrard von Coucy im J. 1375, nicht mit den Heldenthaten auf dem Hirzel im züricher Kriege im J. 1443. Ihr Verhalten im Schwabenkriege, die Beweise von Tapferkeit bei dem Auszuge wider die Appenzeller im J. 1490 stimmen auch nicht damit überein. Und wer hat wol den heldenmüthigen Antheil vergessen, den dieses Volk an der Schlacht bei Murten genommen, von der ein Augenzeuge Wit (Weith) Weber singt:

Die Vorhut, die zoch vornenbran,
Darunter waren zwey schöne Fahn'
Entlebuch war das eine,
Das andre Thun mit seinem Stern.
Sie warent bey einander gern
Man sach ihr stieben keine.

Endlich möchten wir selbst für unsere Ansicht das Verhalten der entlebucher Mannschaft bei den sogenannten Zuzügen[8]) anführen. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, ein so eigenthümliches Volk hat auch seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, wie z. B. bei der Hochzeitfeier u. s. w. Daß ein Alpler- oder Hirtenvolk sich vorzugsweise von Milchspeisen ernährt, das liegt gleichsam in der Natur der Dinge; um so auffallender erscheint der Abscheu, den der Entlebucher vor der saurern Milch hat. Daß dieser Abscheu wirklich stattfindet, versichert der bereits mehrmals genannte Schnyder von Wartensee in seiner „Systematischen Darstellung der schweizerischen Milchspeisen." In diesem im schweizerischen Museum (Zürich 1784). S. 133—145 abgedruckten höchst launigen Aufsatze werden, um es hier beiläufig zu sagen, nicht weniger als 124!! verschiedenartige Milchspeisen aufgezählt. Wie in mancher andern Gegend der Schweiz ist auch im Entlebuche das Kilchgeben (der Kiltgang) im Schwange. Auch alle körperliche Übungen, wie Jagen[9]), Tanzen, Singen, Reiten, Laufen, Springen, Bergklettern, Scheibenschießen und das Spielen von allerlei Blasinstrumenten gehören zu den täglichen Beschäftigungen der Entlebucher. Außerdem sind sie Meister in einer künstlich ausgebildeten Kampfgymnastik, besonders im Schwingen — einer Art Palästrik — und im Ringen — mehr dem Faustkampfe vergleichbar. Man erstaunt über die Verschiedenartigkeit beider Kampfweisen und über alle die Kunstausdrücke, die dabei gebraucht werden. Sie bilden eine eigene Kunstsprache. Sowol über die Gymnastik der Entlebucher als über die Volksfeste derselben erschöpft Stalder a. a. O. II. S. 8—126 Alles, was sich darüber sagen läßt. Zu diesen Volksfesten kann man namentlich rechnen die Schwingfeste[10]), die gewöhnlich an den Kirchweihtagen einer belebenden Pfarrgemeinde gehalten werden. Diese birtlichen Wettkämpfe werden auch an außerordentlich ausgeschriebenen Schwingtagen mit den benachbarten emmenthaler, obwaldner oder brienzer Hirten begangen. Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte nennt als unüberwundene entlebucher Ringer Anton Brun und Klaus Dikler; Stalder fügt die Namen des Hans Eichenbrenner, Jakob Bucher, Jakob Schmid, Jakob Schwegler, Jakob Schwarzenbach, Jakob Schwegler, Jakob Schwarzenbach, Jakob Schwegler, Jakob Schwarzenbach

mann, genannt Heinli Roth, und des Joseph Vogel hinzu. Dann wird der letzte Montag in der Fastnachtzeit, den die Entlebucher den Hirsmontag (Hirsmändig) nennen, im ganzen Lande gefeiert. Ist der Gottesdienst beendigt, dann schicken die verschiedenen Kirchgänge einander die von den Ortsgeschwornen ernannten reitenden Hirsmontagsboten, mit den üblichen von Außen mit dem Landeswappen, d. h. einer Buche und einem Kreuze hochroth und grün bemalten Briefen ab, die vor dem versammelten Volke vorgelesen werden. Diese ganz in Reimen und im entlebuchischen Dialekt abgefaßten Schreiben sind eigentliche Stacheigedichte, in welchen die geheimen Geschichten aller bei der betreffenden Gemeinde seit Jahresfrist vorgefallenen Albernheiten, Thorheiten, Lächerlichkeiten, Übereilungen und sittlichen Verstöße unbarmherzig gegeißelt werden [11]). Das erhabenste Nationalfest war unstreitig bis zur schweizerischen Staatsumwälzung „der Schwörtag" oder, wie Stalder sich ausdrückt „die Huldigung," welches alle zwei Jahre in Schüpfen, als in der Mitte des Thals Entlebuch, begangen wurde. Mit militairischem Gepränge und unter dem Vortritte aller Behörden sowol Ehren- als Dienstämter wurden an diesem „offenen Schwörtage" die bei den Verwaltungs- und Gerichtsstellen entstandenen Lücken wieder besetzt, sowie jeder über 14 Jahre alte Entlebucher den feierlichen Schwur der Treue vor den Abgeordneten der Stadt Luzern ablegte.

Bevor wir die bedeutendern Ortschaften des Landes namhaft machen, wollen wir im Allgemeinen bemerken, daß das Entlebuch eine der Landvogteien bildete, in welche der Canton Luzern vor der neuern politischen Gestaltung der Schweiz zerfiel. Damals, also vor 1798, unterschied man in derselben drei Ämter, das Unteramt oder Amt Entlebuch, das mittlere Amt oder Amt Schüpfen und das Oberamt oder Amt Escholzmatt. Jetzt ist das Entlebuch eins der fünf Ämter des Cantons Luzern mit einem Amtsstatthalter, einigen Amtsräthen, einem Amtsschreiber, einem Amtsweibel und Gemeindeammännern, die zugleich Botenweibel sind zur Besorgung der Amts- und Gemeindeangelegenheiten. Dagegen zerfällt es in drei Gerichtsbezirke, Entlebuch, Escholzmatt und Schüpfheim. Ein jedes dieser Bezirksgerichte hat einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einige Friedensrichter als Beisitzer, einen Gerichtsschreiber und einen Gerichtsweibel. Die verpflichtete Geistlichkeit, d. h. die Pfarrer, ihre Vicare, Kapläne u. s. w. gehören zum fursteer Capitel. Die nennenswerthen Ortschaften sind folgende:

11) Vergleiche die Beschreibung dieses Festes in Stalder's Fragmenten, dann „Le Carnaval de l'Entlibouch," in Bridel's Conservateur Suisse (Lausanne 1817). T. VIII. p. 88—99, und endlich „Die Hirsmontagsfeier im Entlebuch." Was sie war und was sie werden könnte und sollte, von J. Schweizer in den Alpenrosen auf das J. 1828 (Bern). S. 367—389. Stalder in seinen „Fragmenten" beschreibt auch das von ihm sogenannte Huldigungsfest; im Lande selbst heißt es der Schwörtag. Als Ergänzung zu dieser Beschreibung kann ich auch meiner Schweizer-Bibliothek ein „Schwörtagslied für die Entlebucher" nach der Melodie: Auf, auf, ihr Brüder! und sehr stark ꝛc., und ein anderes nach der Melodie: Stimmt, wackre Schweizerbauern ꝛc., anführen, die beide ohne Druckort und Angabe des Jahres wahrscheinlich in Luzern erschienen sind.

A. Im Gerichtsbezirke Entlebuch.

Entlebuch, Pfarrdorf mit den Filialen Egg und Schimberg, am Zusammenflusse der Waldemme und der Entle, über welche die große Entlebrücke führt. Der hier abgehaltene Jahrmarkt pflegt sehr besucht zu sein, auch ist der Ort der Sitz des Bezirksgerichts und eines Postamtes. Stalder vermuthet, daß nicht nur das Dorf, sondern auch der Gerichtsbezirk, ja selbst das ganze Land von der Entle den Namen erhalten haben; dagegen wird in den Alpenrosen auf das J. 1828. S. 369 die Behauptung aufgestellt, daß der Name Entlebuch von einer berühmten Buche, die bei Buttisholz stand und von der Entlebrücke herkomme.

Doppelschwand liegt auf einem Berge mit Obstbäumen umgeben. In die durch einen Leutpriester bediente Kirche nebst zwei Kapellen sind 130 Gebäude eingepfarrt. Nach dem Kirchenurbar hatte vor Zeiten der Pfarrherr daselbst die Verpflichtung, im Nothfalle, Wein auszuwirthen. Jetzt besorgt dies ein förmlicher Gastwirth. Über den Ort ragen die Trümmer einer alten Burg hervor. Sie war der Stammsitz der Edlen von Lütishofen.

Haßle oder Hasli, Pfarrdorf mit dem Filial Ennetegg, dessen Kirche auf einem Hügel höchst malerisch liegt. Der Ort, in welchem ein Jahr- und Viehmarkt abgehalten wird, ist der Stammsitz der längst erloschenen Edlen von Haßle. In dem wildesten Theile dieses Pfarrsprengels, auf dem Gebirge nach Schüpfen zu, steht die Kapelle zum heiligen Kreuze im Wittenbach, gestiftet im J. 1340 vom Freiherrn Johann von Aarwangen. Es ist ein Wallfahrtsort.

Romoos. Der Name dieses Pfarrdorfes wird von Romanorum ossa hergeleitet, ohne daß dieser Ableitung geschichtliche Thatsachen zum Grunde liegen. Die Gebirge dieser Pfarrei sind rauh und noch vor 30 Jahren todte Stalder die natürliche Sitteneinfalt ihrer Einwohner. Die Kirche, deren Begründung ins 11. Jahrh. zurückreicht, ist die älteste im Lande. Zur Verbesserung der Pfarre schenkte ihr schon im J. 1133 Lutolf von Wolhusen den Maierhof Tannbach. Ganz in der Nähe fließt die forellenreiche Fontane. Von Romoos führt ein Fußweg nach Trübschachen über das Romooseregg unweit des Napfs. Noch kann erwähnt werden, daß man im 15. und 16. Jahrh. in der Nähe von Romoos Versuche angestellt hatte, um Gold bergmännisch zu gewinnen. Das Unternehmen hat indessen einen erwünschten Fortgang nicht gehabt.

Werthenstein, Pfarrdorf mit einer Brücke über die Waldemme, einem im J. 1630 gestifteten, noch jetzt besetzten Franziskanerkloster und den noch sichtbaren Überresten der Stammburg der Freiherrn von Werthenstein.

Wolhausen oder Wolhusen, eigentlich Wohlhausen. So heißen zwei durch eine über die Waldemme führende Brücke verbundene Ortschaften; ein Dorf und ein Flecken, mit dem Beinamen im Markte. Wolhusen im Markte, ehemals eine Stadt, liegt am Einflusse der Sigern in die Waldemme. Die Einwohner sind in die, beim Dorfe Wolhusen auf einer Anhöhe stehende Kirche eingepfarrt. Den Edlen von Wolhausen, die hier ihren Stammsitz

Digitized by Google

hatten, soll in dem der Geschichte gewidmeten Abschnitte dieses Artikels gedacht werden.

B. Im Gerichtsbezirke Escholzmatt.

Escholzmatt oder Eschlismatt, Pfarrdorf, 2820 Fuß über dem Meere, am Fuße des rauhen Schwendelbergs, auf dessen Gipfel eine Wallfahrtskirche steht. Es ist der Sitz des Bezirksgerichts und durch seine sehr besuchten Viehmärkte berühmt; unstreitig noch berühmter dadurch, daß der Dekan Franz Joseph Stalder, der nach Beromünster als Chorherr des dortigen Stifts versetzt ward, eine lange Reihe von Jahren die Pfarrstelle inne hatte. In Escholzmatt hat der hochverdiente Mann seine in diesem Artikel oft angezogenen Fragmente, sein bekanntes Werk über die Landessprachen der Schweiz oder schweizerische Dialektologie mit kritischen Sprachbemerkungen, sein schweizerisches Idiotikon und seine in der helvetischen Gesellschaft mit so vielem Beifalle vorgelesenen Abhandlungen, namentlich seinen Versuch über die Gymnastik der Schweizer (neues schweizerisches Museum [Zürich 1794] S. 861—889) ausgearbeitet. Außer dem Pfarrer ist noch ein Kaplan im Orte.

Marbach oder Marpach, nicht weit vom Illis, früher ein Filial des Klosters Trub, jetzt ein eigenes Pfarrdorf. Die Erwerbsquellen der Einwohner sind ein bedeutender Pferdehandel und die Handspinnerei des feinsten Flachsgarns. Es gibt hier Mädchen, sagt Stalder (Fragmente I, 208), die für ein Pfund Flachses 40—50 Batzen Spinnerlohn empfangen.

Wiggen, Weiler mit einer Getreide- und Sägemühle nebst einer den heiligen drei Königen geweiheten Kapelle. Im Meyer'schen Atlas de la Suisse steht neben Wiggen „H. 3. König“ als ein bedeutendes Pfarrdorf aufgeführt, was unrichtig ist.

C. Im Gerichtsbezirke Schüpfheim.

Schüpfheim oder Schüpfen, Pfarrdorf und Sitz des Bezirksgerichts fast in der Mitte des Entlebuches, am Fuße des Schüpferberges, an der Waldemme, über welche eine bedeckte Brücke führt. Es wird in vier Theile eingetheilt: Vorderberg, Hinterberg, Dorfrotten und Clausrotten. In dem 1654 gestifteten Mannkloster leben elf Capuciner unter einem Guardian. Die Viehmärkte werden stark besucht. Auch hat der Ort, der früher seine eigenen gleichnamigen Edeln besaß, eine zweifache politische Bedeutung erlangt; einmal werden hier in einem alten Thurme, der die Heimlichkeit heißt, die von den Entlebuchern eroberten Panner, ihre Fahnen und alle auf das Land sich beziehenden Privilegien aufbewahrt. In diesem Landesarchive befinden sich namentlich die Originalschriften des Landes, oder die sogenannten „weißen Urkunden“ und darunter insbesondere die mit Luzern am St. Jacobstage im Heumonate des Jahres 1405 abgeschlossene „Verburgrechtung“ oder das eigentliche entlebucher Staatsrecht.

Alsdann führt die erwähnte Brücke auf die Allmend, den Platz, auf welchem die öffentlichen Volksversammlungen, wie z. B. der Schwörtag, abgehalten wurden. Stalder gedenkt (Fragmente I. S. 111) eines aus Schüpfen gebürtigen ausgezeichneten Botanikers, Namens Jost Unternährer, der jedes Alpengewächs beim ersten Blick und oft schon in beträchtlicher Entfernung nach Classe, Ordnung, Geschlecht und Art zu erkennen weiß. Wir gedenken eines andern in seiner Art auch ausgezeichneten Mannes, der in Schüpfen Pfarrherr war, nämlich des als Naturforscher, Kenner des Entlebuches und eifriger Freund seines Vaterlandes hochgeachteten Joseph Xaver Schnyder von Wartensee[12]). Er hat als Pfarrer soviel Gutes gewirkt und durch seine gemeinnützigen Schriften soviel zur Kunde des Entlebuches und Belehrung der Entlebucher beigetragen, daß die Letzten seinen Namen nur mit Dank nennen.

Am Schüpfenberg liegt eine 1680 gestiftete Kapelle nebst einem Wohnhause, die beide in dem Meyer'schen Atlas unter der Benennung „St. Joseph“ als ein bedeutendes Pfarrdorf prangen. Die Kapelle ist Jesus, Maria und St. Joseph geweihet.'

Flüele oder Flühli bildet seit 1781 eine eigene, von der Mutterkirche zu Schüpfheim getrennte Pfarrgemeinde. Stalder (Fragmente II. S. 104) bezeichnet Flüele als den ödesten und wildesten Ort im Lande. Die auf den rauhsten Bergen zerstreute Pfarrgemeinde zerfällt in die Cluser- und in die Clusfaldner Hälfte. Auf allen Karten heißt der Ort Clusfalden. Übrigens hat Schnyder von Wartensee mit Bezug auf eine unrichtige Angabe in Fäsi's Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft bereits im schweizerischen Museum (Zürich 1784) S. 858 dargethan, daß die Waldemme und die Weißemme nicht bei Clusfalden, sondern vielmehr oberhalb Schüpfen sich mit einander vereinigen.

Sörenberg, im, ein Alpthal, auf den meisten Karten als Marienthal bezeichnet. Dieses Filial ist zwei Stunden vom Pfarrort Flüele entfernt. Die Lage schildert Stalder (Fragmente II. S. 66) mit folgenden Worten: „und in Mitte dieser Wunder steht freundlich und schmucklos eine kleine Kapelle, wie ein Tempel der Unschuld und Einfalt des Herzens, für Hirten, denen sich die Welt rund und schön zuschließt.“ Ein anschauliches Bild dieser Kapelle und des ganzen Bergthales gibt das von M. Meyer gemalte und von J. H. Meyer geätzte Titelkupfer zum ersten Bande des eben erwähnten Stalder'schen Werkes mit der Aufschrift: Sörenberg in der Pfarre Flühli. Es fehlt begreiflicher Weise in dem im Herbstmonat 1793 verfertigten reichen „Verzeichnisse von topographischen Kupferstichen und Holzschnitten des Canton Luzern,“ welches im Neuen schweizer Museum (Zürich 1794) die S. 754—772 einnimmt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

12) s. Denkmal auf Joseph Xaver Schnyder von Wartensee, Pfarrherrn in Schüpfen und Mitglied der Naturforschergesellschaft in Zürich, von Judas Thaddäus Müller in Schweizerischen Museum 1784. S. 225—256, und Balthasar's Historische, topographische und ökonomische Merkwürdigkeiten des Cantons Luzern (Luzern 1785). I. S. 5. Schnyder war 1750 geboren und starb im 34. Jahre seines Alters. Ein unvergängliches Denkmal hat er sich bei seinen Landsleuten durch seine Forschungen gestiftet, das auf seine Veranlassung auf dem Flühli errichtet wurde. Dies ward erst dadurch möglich, daß er einen fest beträchtlichen Antheil von seinen Einkünften als Pfarrer zu Schüpfheim dazu hergab.

Digitized by Google

ENTOBDELLA, nannte Blainville eine später von ihm selbst wieder eingezogene Wurmgattung aus der Familie der Blutigel, welche mit Oken's Gattung Phylline identisch ist. Die beiden dahin gezogenen Arten, nämlich Hir. grossa und Hippoglossi *Linn.*, leben parasitisch an Fischen oder Muscheln, und sind noch nicht genauer bekannt. Die eine, H. Hippoglossi *Linn.*, aus welcher Blainville nunmehr seine Gattung Epibdella bildet, scheint ein hartes Gerüst in der hintern Sauggrube zu besitzen, und also meiner Familie, der Pegmatobdellei, anzugehören; die andere, H. grossa *Linn.*, zeichnet sich durch ein gespaltenes Kopfende aus, und führt jetzt den Gattungsnamen Malacobdella bei Blainville. Vergl. über beide die Artikel Saugsues (T. 47. p. 269) und Vers (T. 57. p. 566) des Dictionn. des sciences naturelles, sowie den Artikel Phyllide in dieser Encyklopädie, woselbst der genauen Schilderung von Ph. Hippoglossi, die neuerdings G. Johnston (Annales of natural history. Vol. I. p. 431. pl. 15. 1838) gegeben hat, ausführlicher gedacht werden soll. Dieser zufolge hat der Wurm einen zweischenkeligen Darm, und gehört also nicht zu den Hirudineen, sondern zu den Dicranocoelis mit Knorpelgerüst in der Sauggrube, meinen Pectobothriis (vergl. diesen Artikel). (*Burmeister.*)

Entoganum *Banks*, s. Melicope.

ENTOMODA, eine von Lamarck (Système des animaux sans Vertèbres. T. III. p. 232) aufgestellte Gattung parasitischer Krebse, welche er aus der Linné'schen Gattung Lernaea absonderte und auf L. salmonea *Linn.*, L. gobina-*Müll.*, L. cornuta *Müll.* und L. radiata *Müll.* gründete. Blainville zieht diese Arten größtentheils zu seiner Gattung Lernentoma, auf welche, und besonders auf den Artikel Lernaea, wir die Leser verweisen. (*Burmeister.*)

ENTOMOLOGIE, heißt diejenige Abtheilung der Naturgeschichte, welche die Insekten (s. d. Art.) zu ihrem Gegenstande hat. Bei dem großen Umfange dieser Thierclasse fühlte man schon lange vor Linné's Reformation das Bedürfniß einer selbständigen Bearbeitung derselben, und behandelte daher diesen Theil der Naturgeschichte früher, als viele andere, von besondern Gesichtspunkten aus als eigenthümliches Ganze. Daher kommt es, daß die Literatur und Geschichte der Entomologie für sich allein sehr gut geschildert werden kann, zumal da nur einzelne besonders begabte Naturforscher in allen Zeiten der Wissenschaft uns begegnen, welche, wenn sie vorzugsweise Entomologen waren, außerhalb ihres wissenschaftlichen Kreises sich geltend machen konnten. Wir werden also im Nachfolgenden eine kurze Schilderung der allmäligen Entwickelung dieser zoologischen Disciplin versuchen können, ohne dadurch einer geschichtlichen Darstellung der gesammten Zoologie (s. d. Art.) Eintrag zu thun.

Die Benennung Entomologie ist nicht sehr alt, sondern entstand erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. auf Veranlassung des Bestandwortes Insektologie, unter welchem Bonnet eine entomologische Schrift (Traité d'Insectologie [Paris 1745]) publicirt hatte. Durch seine Kritiker auf den Fehler in der Bildung dieses Wortes aufmerksam gemacht, war er selbst später geneigt, es in Entomologie umzuändern (vergl. dessen Betrachtungen über die Natur; teutsche Übers. 3. Aufl. S. 278, oder 5. Aufl. 2. Bd. S. 41); und da hernach J. Chr. Fabricius, welcher unter den entomologischen Systematikern die erste Stelle einnimmt, diesen verbesserten Ausdruck mit Recht vorzog, so ward er durch den allgemeinen Beifall, welchen die Schriften (von 1775—1805) des genannten Autors erhielten, in der spätern und neuesten Zeit allein üblich und angenommen, besonders da auch Linné ihn anwandte. Mehre eifrige Anhänger Bonnet's, wie J. A. E. Goeze und J. S. Schröter, schrieben Anfangs noch Insektologie, später ebenfalls blos Entomologie.

Erste Periode. Die Wissenschaft von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer eigentlichen Begründung durch selbständige Beobachter.

Man ist gewohnt, mit der historischen Schilderung der Zoologie bis auf das griechische Alterthum zurückzugehen, oder gar versucht worden, wie dies noch J. R. Eisell in seiner „Geschichte, Systematik und Literatur der Insektenkunde" (Leipz. 1836) gethan hat, Adam für einen Naturforscher zu halten, weil er den Thieren Namen gegeben habe; allein Beides scheint mir unpassend zu sein, wenn auch nicht in gleichem Grade, denn das letztere Verfahren ist in der That abenteuerlich. Aristoteles nämlich, den man den Vater aller Naturgeschichte, zumal der Zoologie, nennt, war durchaus kein Zoolog im spätern Sinne, dem es also darauf angekommen wäre, eine systematisch angeordnete Schilderung der damals bekannten Thiere zu geben; sondern vielmehr ein physiologischer Forscher, welcher, mit echt philosophischem Geiste ausgerüstet, die ihm vorliegende Mannichfaltigkeit der Thierwelt studirt hatte, um aus ihr die subslanziellen Resultate zu ziehen und die Einheit zu erkennen, welche der Mannichfaltigkeit zum Grunde liege, in die sie sich auflöst. Er geht daher bei seiner Thiergeschichte sogleich vom Thiere, als Gruppenbegriff, aus, und bringt dessen Theile je nach ihrer Übereinstimmung oder Verschiedenheit unter bestimmte allgemeine Gesichtspunkte, sodaß uns schon auf den ersten Seiten seines Werkes die gesammte thierische Organisation in ihre Elemente zerlegt erscheint; eine Betrachtungsweise, bis zu welcher sich kein Zoolog der spätern Zeit, fast bis auf Cuvier, der überhaupt dem großen Stagiriten unter den Neuern am nächsten tritt, erheben konnte. Die einzelnen Thiere aber, welche bei den spätern Zoologen in den Vordergrund treten, bilden bei ihm blos Typen für die aufgestellten Gesetze, und werden daher jedesmal nur insoweit von ihm berücksichtigt, als sie das eben besprochene Gesetz beweisen helfen. Nur in seltenen Fällen, nämlich da, wo eine gewisse Organisationsweise sich blos über eine bestimmte Thiergruppe verbreitet, erscheint diese dann auch als Ganzes in der Schilderung, und wird nach der Art, wie sich die berührte Organisation in ihr ändert, in verschiedene Gruppen gesondert. Es kann daher von einer Systematik des Thierreiches in unserm Sinne nicht die Rede sein, vielmehr begegnen uns bei Aristoteles sehr verschiedene Eintheilungen, je nachdem diese oder jene Beziehung zum Eintheilungs-

Digitized by Google

grunde gewählt wird. So theilt er Lib. I. Cap. 1. §. 6 die Thiere nach der Lebensweise ein, und definirt §. 7 die Insekten (ἔντομα) als solche nicht Luft athmende Landthiere, welche an ihrem Körper Einschnitte haben. Da er an dieser Stelle ausdrücklich sagt, daß Er sie so nenne, so darf man wol annehmen, daß er den Namen ἔντομα für diese Thiere erfunden habe, mithin von ihm eigentlich die wissenschaftliche Benennung der Insektenwelt herrühre. Weiterhin Cap. 5 unterscheidet er die Thiere nach ganz andern Gesichtspunkten, nämlich nach den Bewegungsorganen. Hier begegnen uns §. 5 die Insekten als die geflügelten Thiere ohne Blut, welche in κολεόπτερα und ἀνέυντρα zerfallen, und diese wieder in δίπτερα und τετράπτερα; Unterschiede, welche unter denselben Namen die Wissenschaft bis auf unsere Tage mit Recht festgehalten hat. Allein alle diese Unterschiede zu machen, war nur insofern Zweck, als es darauf ankam, die thierische Organisation in ihre Elemente zu zerlegen, nicht die Summe der verschiedenen Einzelnwesen kennen zu lehren, aus denen die Thierwelt besteht. Hätte Aristoteles dies gewollt, wie es die Aufgabe der Zoologie durch Linné geworden ist, so würde er nicht so oft von Thieren gesprochen haben, die ähnlich gebildet seien, aber wegen Mangels besonderer Namen nicht weiter angeführt werden könnten. Nur diejenigen Thiere, welche die Volkssprache schon als besondere unterschieden hatte [1]), treten bei Aristoteles als Repräsentanten seiner die Resultate der Bildungswesen darstellenden Schilderung auf, und nur wo die Volkssprache das von ihm gefundene Resultat nicht angedeutet hatte, gab er neue, Hauptabtheilungen bezeichnende, Namen. Hiernach erscheint uns Aristoteles in der That als ein wahrer Naturforscher, der seine Aufgabe sehr wohl kannte, und dieselbe mit dem Hauptmittel der damaligen Zeit, der Schärfe des Verstandes, zu lösen wußte, wie Keiner vor und Wenige nach ihm; aber die Zoologie, wie sie im Verlaufe der Zeit sich gestaltete, kann ihn nur insofern für ihren Vater anerkennen, als er der einzige Schriftsteller des Alterthums ist, in dem zoologische Thatsachen, die auf eigener Untersuchung beruhen, niedergelegt sind, und grade diese Thatsachen die einzigen waren, von denen die Wissenschaft bei ihrer neuen Begründung nach dem Dunkel von 18 barbarischen Jahrhunderten ausgehen konnte. Uebrigens konnte Aristoteles die Metamorphose der Insekten wenigstens theilweise, und beschreibt sie (Lib. V. Cap. 19) von den Schmetterlingen, wie von den Bienen (Lib. IX. Cap. 41), wenn ihm gleich von den letztern das eigentliche Geschlechtsverhältniß dunkel geblieben zu sein scheint; auch wußte er, daß die Insekten sich häuten (Lib. VIII. Cap. 17), um zu wachsen, daß sie ihre Töne auf verschiedene, zum Theil sehr richtig erklärte, Weise hervorbringen (Lib. IV. Cap. 9), daß sie Geruch besitzen (ibid. Cap. 8), sowie manche andere im Cap. 7 desselben Buches mitgetheilte Eigenschaften. Auffallend bleibt es aber, daß er ihnen die Athmung abspricht, da er doch wußte, daß sie, mit Öl bestrichen, sterben (Lib. VIII. Cap. 26); und daß er noch viele aus Thau, Mist, Aas, Fleisch, Holz, Wolle, Pelzwerk u. dgl. m. entstehen läßt (Lib. V. Cap. 17), wiewol er von mehren ihren Ursprung aus Eiern, die er bei Schmetterlingen mit Pflanzensamen vergleicht (ibid.), und die Metamorphose des aus dem Eie kriechenden Wurms zum vollkommenen Insekt vermittels des Puppenschlafes beobachtet hatte.

Caj. Plinius der Jüngere (lebte von 62—110 n. Christ.), dessen auf uns gekommene große Encyklopädie das zweite naturhistorische Werk ist, aus dem wir die Kenntnisse der Alten ersehen können, hat mit Aristoteles verglichen eine ungleich geringere Bedeutung, schon deshalb, weil er in der Regel blos diesen Autor excerpirt hat und höchstens einige Bemerkungen anderer Schriftsteller, welche im Laufe der Zeiten verloren gegangen sind [2]), mit diesen Excerpten vereinigte. Allein diese Art, sein Werk zu verfassen, brachte eine Eigenschaft mit sich, die ihn den modernen Zoologen näher stellt, nämlich die naturgemäße Anordnung der Stoffe, welche er vorträgt. So findet sich denn auch die eigentliche Naturgeschichte der Thiere im Lib. VIII—XI seines Werkes vereinigt, und unter diesen nimmt der entomologische Theil den Anfang des Lib. XI. bis zu Cap. 44 ein, worauf als Schluß des Ganzen eine anatomisch physiologische Schilderung des Thieres, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Menschen folgt. Von den Insekten hat er nicht viel mehr, als was er bei Aristoteles vorfand, entstellt jedoch Einiges durch verkehrte Auffassung, welcher Umstand es wahrscheinlich macht, daß er Aristoteles' Werk gar nicht im Urterte las, sondern in späteren Überarbeitungen. Am ausführlichsten handelt Plinius von den Bienen, diesem im Alterthume, wie noch jetzt, so sehr geschätzten Insekt, dessen Naturgeschichte schon den Alten in ihren Hauptzügen bekannt war. — Sie wandten auch, nach Plinius' Zeugniß (Lib. XI. Cap. 16), dieselben Mittel an, ihre Synonime zu studiren, welche in neuern Zeiten soviel Aufschlüsse über dieselbe uns verschafft haben; nämlich Bienenstöcke mit Glasfenstern, durch welche man das Verfahren der Bienen beobachten kann. An die Bienen reiht er die Wespen, von denen er nach Aristoteles' Vorgange (Lib. IX. Cap. 41), mehre Arten unterscheidet; die eigentliche Wespe (vespa, σφήξ) [3]) und den crabro, gewiß unsere Hornisse, die aber bei Aristoteles keinen besondern Namen führt, sondern blos als die größere wilde (ἄγριος) Art unterschieden wird. Die ἀνθρήνη des Aristoteles (Lib. IX. Cap. 42) ist gewiß nicht die Hornisse, sondern eine zur Abtheilung der Fossoria gehörige Hymenopterengattung, welche ich auf Scolia flavifrons deuten möchte; dagegen läßt sich im βομβύλιος, den Plinius durch bombyx übersetzt, wenigstens nach der Stelle des Aristoteles Lib.

1) Aristoteles beschreibt daher ebenso wenig, wie irgend ein anderer alter Schriftsteller, die Thiere, von denen er redet; ein Umstand, der es für uns in der Regel unmöglich macht, das Thier genau zu ermitteln, welches er aufführt. Fast alle Insektennamen sind daher problematisch.

2) Unter den verloren gegangenen naturhistorischen Schriftstellern scheint Publ. Nigidius Figulus, der etwa 60 Jahre vor Chr. Geb. lebte, der bedeutendste zu sein. Von seinen Werke: De animalibus, existiren nur noch Fragmente. 3) Conf. Macrobii Saturnalia. Lib. III. Cap. 16.

Digitized by Google

IX. Cap. 43 mit ziemlicher Gewißheit eine große Bombus-Art vermuthen (vgl. Kefersteín in Germar's Magazin III, 10). Was aber der gleich darauf folgende κανθαρῶν für ein Thier sei, weiß ich nicht; faſt ſcheint es, als bezeichne dieſer Name die echte Weſpe (Vespa vulgaris Linn.), und unter dem σφήξ ſei eine andere Weſpenart, etwa Polistes gallica, zu verſtehen. Bei Plinius iſt nach Cap. 27 der Bombyx zugleich ein Seidenwurm und daſſelbe ſcheint bei Ariſtoteles Lib. V. Cap. 19 βομβύλιος zu bezeichnen, denn von dieſer Stelle iſt die erwähnte des Plinius die Übertragung; wenngleich die Überſetzung anders lautet, als das Original. Ariſtoteles ſagt nämlich (a. a. O.), es entſtehe zuerſt aus dem Wurme eine Raupe (κάμπη), aus dieſer der βομβύλιος und aus dem der κεντόβαλος; Plinius dagegen läßt aus dem letzteren wieder den bombyx in ſechs Monaten entſtehen, während Ariſtoteles blos bemerkt hatte, daß die ganze Verwandlung der drei in ſechs Monaten vollendet werde. Ich deute nun dieſe Stelle ſo, daß κάμπη die älteren, σκώληξ (Wurm) dagegen die jüngern Perioden des Raupenalters bezeichnet, βομβύλιος aber, welcher das Geſpinſt (τὰ βομβύκια) bereitet, die ſich verpuppende Raupe, oder vielmehr die Puppe ſelbſt iſt, aus welcher dann der Schmetterling κεντόβαλος entſteht. Dieſer mochte anderswo, und namentlich in ſpäterer Zeit, bombyx heißen, und daher ſetzte Plinius auch dieſen Namen hinzu, ihn fälſchlich für eine vierte Form des Thieres erklärend. Man ſieht aus dieſen Verwechſelungen, daß ſowol Ariſtoteles, als auch noch mehr Plinius, es mit den Namen der Thiere ſo genau nicht nahmen, wie wir zum Verſtändniß ihrer Mittheilungen wünſchen müſſen, und daß ihnen oft ſelbſt eine und dieſelbe Benennung für zwei höchſt verſchiedene Geſtalten diente. Dieſer Umſtand vergrößert noch die Verwirrung, welche in der Nomenclatur der Alten herrſcht, und macht es für uns ganz unmöglich, die von ihnen gebrauchten Namen mit Sicherheit auf beſtimmte Thiere zurückzuführen, wenn es gleich in vielen einzelnen Fällen möglich iſt, aus gemachten Andeutungen mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit eine Thierform zu errathen, die etwa gemeint ſein könnte.

Auf den Seidenwurm folgt bei Plinius die Spinne, von der die ähnliche Eigenſchaft des Gewebebereitens als Grund dieſer Nähe hervorgehoben iſt; daran ſchließen ſich die Scorpione und nun kommen die Cicaden, deren Schilderung (Cap. 32) faſt ganz aus dem Ariſtoteles (Lib. V. Cap. 30) entnommen iſt. Bemerkungen über die Unterſchiede im Bau der Flügel, der Beine, der Lebensweiſe und der Entſtehung, welche alle ebendaher genommen zu ſein ſcheinen, da es in der Regel nicht ſchwer hält, die Parallelſtelle bei Ariſtoteles aufſindig zu machen, bilden den Schluß dieſer Plinius'ſchen Entomologie.

Älian, der dritte Schriftſteller des Alterthums (lebte um 221 nach Chr. Geb.), von dem wir ein naturgeſchichtliches Werk beſitzen, hatte mit der Zeit, in welcher er lebte, den Sinn für rein wiſſenſchaftliche Dinge verloren, und die Curioſitäten, welche den Inhalt ſeiner Thiergeſchichte ausmachen, treten zu ſehr in den Vordergrund ſeiner Schilderungen, als daß es lohnend wäre, bei ihnen länger zu verweilen.

Nicht anders können wir über die Schriftſteller des Mittelalters urtheilen, welche von der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften bis ziemlich in die Mitte des 16. Jahrh. hinein der Naturgeſchichte ihre Aufmerkſamkeit zuwandten; kaum lohnt es, die Namen derſelben zu nennen, da in keinem derſelben mehr als eben Excerpte aus den Alten enthalten ſind. Gravenhorſt hat in ſeinem Conspectus histor. Entomologiae (Helmst. 1801. 4.) die Namen und die Titel ihrer Werke verzeichnet, und daſſelbe hat Eiſelt in ſeinem oben erwähnten Werke gethan (S. 13. 14); auf welche beiden wir unſere Leſer mit der Bemerkung verweiſen, daß er auch hier nicht mehr als eben Namen von Schriften zuſammengetragen finden wird, deren Studium der Inhalt, den ſie bieten, nicht belohnen kann. Am vollſtändigſten und intereſſanteſten ſcheint noch die Compilation des Albertus magnus (lebte von 1193 —1280) zu ſein, in deſſen Werke: De virtute herbarum, lapidum et animalium, das 26. Buch von den Inſekten in alphabetiſcher Ordnung handelt, und ziemlich das enthält, was man bei Ariſtoteles, Plinius und andern Schriftſtellern vor ihm über dieſe Thiere niedergelegt findet.

Noch drei Jahrhunderte faſt hielt ſich dieſe, gleich der ſcholaſtiſchen Philoſophie, ſteife und unbehoſfene Art der Naturbetrachtung, da nahete der geſammten Naturgeſchichte eine gewaltige Reformation durch die Entdeckung Amerika's und die vielen neuen Thiergeſtalten, welche von dort nach Europa gebracht wurden. Nicht blos daß durch deren Erſcheinung und ungewohnte Bildung die Aufmerkſamkeit ſich angezogen fühlte und zur nähern Unterſuchung veranlaßt wurde, ſondern auch auf das Studium der einheimiſchen Thiere wirkte ihre abweichende Natur vortheilhaft zurück, inſofern man an ihnen Dinge kennen lernte, die man an den einheimiſchen überſehen hatte, und die doch auch hier vorhanden ſein konnten. So wurde denn der noch vorräthige wiſſenſchaftliche Stoff mit größerem Fleiße als bisher geſammelt, verarbeitet, überſichtlich angeordnet, mit den ſpätern Erfahrungen in Verbindung gebracht und zu einem Ganzen verſchmolzen, das durch die unſägliche Mühe, welche man auf die möglichſte Vollſtändigkeit verwandte, einen erſtaunungswürdigen Umfang erhielt.

Der erſte zoologiſche Schriftſteller des 16. Jahrh., welcher auf dieſe Weiſe verfuhr, war der Engländer Eduard Wotton, deſſen Werk unter dem Titel: De differentiis animalium, zu Paris 1552 in Fol. erſchien (vergl. darüber die Jſis. Jahrg. 1833. S. 1173). Es beſteht aus zehn Büchern, unter denen das neunte den Inſekten gewidmet iſt, und wieder in 27 Capitel (Cap. 197—223) zerfällt, von denen die erſten und letzten die Inſekten im Allgemeinen ſchildern, während die mittlern von einzelnen Inſekten, als Bienen, Weſpen, Ameiſen, Spinnen, Cicaden, Lokuſten, Koleopteren und Raupen, handeln, Alles getreu nach Mittheilungen der Alten entworfen, und nur hier und da mit eigenen Zuſätzen vermehrt. Auch hier findet man ein eigenes Capitel (217),

Digitized by Google

in welchem der Insektenmetamorphose als einer Manchen eigenen Entwickelungsweise gedacht wird, der Name Metamorphose kommt aber noch nicht vor, und fehlt ebenso bei allen älteren Schriftstellern.

Im gleichen Sinne, allein weniger umfassend, arbeiteten mehre Zeitgenossen Wotton's, nämlich C. Wonder (De pisc. mar. etc. [Lugd. Gall. 1554—1555.] Vol. I. et II.), G. Agricola (De animant. subterr. [Bas. 1549. Fol.], auch als Anhang in dessen De re metallica. Lib. XII. [Bas. 1556. Fol.]), C. Peucerus (Appell. quadruped. Insect. Voluer. Pisc. etc. [Lips. 1550. Wittenb. 1556. Lips. 1558]), P. A. Mathiolus (Comment. in libr. VI Dioscoridis etc. [Venet. 1583. Fol.]), Joh. Bauhin (Histor. novi et admirab. fontis etc. [Montisbeligardi 1598. 4.]) und C. Schwenkfeld (Theriotropheum Silesine [Lignici 1603]); beide Letztgenannten die ersten Faunisten, welche die Wissenschaft aufzuweisen hat. Ihre Werke haben insofern manches Interesse, als in ihnen gemeiniglich schon eigene Beobachtungen enthalten sind, und namentlich die der Letztern ein Zeugniß von der Art und Weise ablegen, wie man damals die Naturkörper betrachtete und unterfuchte. Wissenschaftlicher Werth läßt sich ihnen freilich kaum zuschreiben.

Übertroffen wurde dagegen Wotton von zwei andern Gelehrten seiner Zeit, besonders im Fleiße des Sammelns und in der Masse der zusammengebrachten Thatsachen, nämlich von C. Gesner (geb. 1516, gest. 1558) und U. Aldrovandi (geb. 1522, gest. 1605). Ersterer, ein Schweizer, lebte in Zürich und verfaßte eine große Naturgeschichte, von welcher aber nur die fünf ersten Bücher, welche die Säugethiere, Vögel, Fische und Amphibien umfassen, in ebenso viel Folianten (Historia Animalium. Libr. V. [Tigurici 1551—1558; spätere Ausgabe Francof. ad Moen. 1584—1587]) erschienen. Seine auf die Insekten bezüglichen Manuscripte geriethen zuerst in die Hände des bekannten Gelehrten Joachim Camerarius (II.), welcher sie durch Kauf mit dem gesammten naturhistorischen Nachlasse des Verstorbenen für 150 Gulden an sich brachte. Von ihm erstand den entomologischen Theil wieder Wotton, der Verfasser des oben erwähnten Werkes, und schickte ihn an Th. Penn (gest. 1589) nach London zur Herausgabe. Bei dem blieben die Manuscripte liegen, bis sie Th. Mouset seinem später zu besprechenden Theatrum Insectorum einverleibte. Nicht viel glücklicher war Ulysses Aldrovandi, Arzt und Professor zu Bologna, mit den Resultaten seiner vieljährigen Studien. Von dem Fleiße und der Sorgfalt, mit denen er seiner Aufgabe, eine vollständige Naturgeschichte aus den alten Autoren zusammenzustellen, oblag, geben die 300 Folianten, welche er im Manuscript hinterließ, und die sich zum Theil noch jetzt im Besitze der alten Akademie zu Bologna befinden, gewiß das sicherste Zeugniß. Aber nicht blos Zeit und Mühe, auch sein Vermögen wandte er seiner Aufgabe zu, unternahm zu ihrer Lösung mehrfache Reisen, und führte selbst einen Maler mit sich, welcher die mannichfachen von ihm gesehenen Gegenstände seiner Wißbegierde zeichnen und abbilden mußte. Von den 13 Foliobänden, in denen seine sämmtlichen Schriften erschienen sind, gab er selbst nur vier heraus, nämlich die Ornithologie in drei Bänden (Bologn. 1599) und De animalibus Insectis libri VII. (Bologn. 1602; späterer Abdruck zu Frankfurt 1623. Fol. und Bologna 1638. Fol.) An der Veröffentlichung der übrigen hinderte ihn seine zunehmende Altersschwäche, welcher er auch, wie es scheint verarmt, und verlassen, im Hospitale seines Wohnortes unterlag. Die Arbeit über die Insekten ist ihrem Umfange nach die bedeutendste Schrift, welche wir über diese Thierclasse aus jener Zeit besitzen. Sie zeichnet sich außerdem auch darin vortheilhaft aus, daß die Thiere in einen systematischen Verband gebracht sind, der freilich auf Aristotelischen Andeutungen beruht, aber doch manches Eigene hat. Die Hauptgegensätze sind nämlich nach dem Aufenthalte auf dem Lande (Terrestria) oder im Wasser (Aquatica) gebildet, und jede dieser beiden Gruppen ist dann wieder in Pedata und Apoda gesondert, von denen die Terrestria pedata in Alata und Aptera eingetheilt werden. Die Alata zerfallen nach der Flügelbildung und Zahl in Anelytra und Coleoptera; jene aber in quadripennia und bipennia, sowie endlich die quadripennia wieder in membranacea und farinacea. Noch eine Trennung erleiden dann die ersten, welche zum größern Theile den Hymenopteris entsprechen, nach der Lebensweise, insofern sie theils gesellige (favifica) sind, theils nicht gesellige (non favifica), und zu diesen werden auch die heutigen Neuropteren gezogen. Die farinacea sind die jetzigen Lepidoptera, die bipennia unsere Diptera, mit Einschluß von Ephemera; die Coleoptera enthalten außer den echten Käfern auch noch die Heuschrecken. Die terrestria pedata aptera theilen sich in paucipeda und multipeda, und jene wieder nach der Zahl der Füße in die mit sex (alle Parasiten, aber auch die Ameisen und Ohrwürmer, Forbicinae genannt), mit octo (Scorpio et Aranea), mit duodecim (Geometra, die Raupen der Spanner) und mit quatuordecim (eruca, die übrigen Raupen); die multipeda, auch centipeda s. millepeda genannt, befteken aus Oniscus s. Asellus, Scolopendra und Julus. Für die fußlosen Landbewohner ist kein Theilungsgrund weiter angenommen, sie zerfallen vielmehr sogleich in die Binnenwürmer (Vermes), welche sich je nach ihrer Entstehung in die des Menschen, der Thiere, Pflanzen, Steine und Metalle sondern, in den Bohrwurm (Teredo), Regenwurm (Lumbricus), in Tinea (Insektenmaden), Orips (Würmer, die im Schnee entstehen, also auch wol Insektenlarven) und Limax. Die Aquatica pedata sind theils paucipeda (wahre das Wasser bewohnende Insekten), theils multipeda (mehre kleinere Krebse und Würmer); die apoda dagegen umfassen eine Anzahl verschiedener Wasserwürmer, unter denen die Blutigel als besondere Gruppe vorkommen. Auch der Hippocampus und die Stellae marinae werden hierher gezogen. In der ausführlichen Behandlung nehmen dann die favifica das erste Buch ein, das zweite Buch die caetera anelytra, im dritten wird von den anelytris bipennibus gehandelt, im vierten von den coleopteris, das fünfte ist den

Digitized by Google

apteris pedatis gewidmet, das sechste den vermibus, das siebente endlich den aquaticis. Jedes Buch ist mit einer Tafel (bei der frankfurter Ausgabe in Kupferstich) begleitet, auf welcher die Hauptformen, und manche kenntlich genug, dargestellt sind.

Zeitgenosse von Ul. Aldrovandi war der schon früher erwähnte Engländer Thom. Mouset, welcher sich in den Besitz der von C. Gesner auf E. Wotton und von diesem auf Thom. Penn gekommenen entomologischen Manuscripte gesetzt hatte und dieselben zur Herausgabe vorbereitete. Nach seiner eigenen Mittheilung hatte Thom. Penn 15 Jahre hindurch das Manuscript überarbeitet und mehre von ihm namhaft gemachte Schriftsteller neben den Alten dazu studirt. Dennoch gelang es auch Mouset nicht, das gemeinschaftliche Werk herauszugeben; vielmehr ereilte ihn, wie seine Vorgänger, der Tod, ehe es dem Druck übergeben wurde. Sein Tod (1604) fiel mit dem der Königin Elisabeth ziemlich in dieselbe Zeit, und die unruhigen Auftritte, deren bald darauf England Zeuge wurde, ließen den Curatoren des Mouset'schen Nachlasses keine Gelegenheit gewinnen, das Manuscript zu ehren. So lag es an 30 Jahre, bis der frühere Famulus des Verstorbenen, Darnell, dasselbe an Theod. Mayerne, Baron von Aubonne, brachte, einen Franzosen, welcher, so scheint es, durch die Ermordung Heinrich's IV. (1610) aus Frankreich verscheucht worden war, und darauf in England sich niedergelassen hatte, wo er bis zum Leibarzte Karl's I. emporstieg. Derselbe gab sich viele Mühe, das Manuscript an einen Buchhändler zu bringen, damit er es drucke; endlich übernahm es Thomas Cotes, und so erschien das Werk fast 100 Jahre nach seinem ersten Entstehen in London 1634 in fl. Fol., mit vielen, aber ziemlich rohen Holzschnitten geziert. Wiewol diese Schrift, welche den Titel: Insectorum sive minimorum Animalium theatrum, führt, zu einer Zeit bekannt wurde, in welcher eigene Naturbeobachtung schon allgemein war, und als eigentliche Quelle des Wissens galt, so findet man in ihr doch die genaueste Beachtung der Alten, und fast nur Thatsachen, die aus diesen geschöpft waren. Dies darf uns bei der Zeit ihrer Verfassung nicht auffallen, vielmehr müssen wir sie nach dieser beurtheilen, und also in die Nähe von Wotton und Aldrovandi, deren Zeitgenosse sie ist, versetzen. Sie ist übrigens mit mehr Kritik als Aldrovandi's gleichartige Arbeit verfaßt, und gibt von dem kritischen Talente ihrer verschiedenen Urheber kein unrühmliches Zeugniß. Ihr Inhalt zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste 29, das zweite 42 Capitel umfaßt. Jedem Capitel ist in der Regel eine besondere Insektenart gewidmet, deren Synonymie in verschiedenen, meist lebenden, Sprachen vorangeht. Das erste Buch enthält die geflügelten Insekten, das zweite die ungeflügelten. Letzteres beginnt mit einer tabellarischen Eintheilung derselben, welche wir als Probe hier mittheilen:

Impennia quaeque Insecta sunt.

I. *Terrestria*, et quidem

1) *Ἔμπεδα*. Pedatorum alia

a) *Multis* pedibus incedunt, ut Erucae, Spondyli, Staphilini atque Julorum gens.

b) *Octonis*, ut Scorpio et Aranea.

c) *Senis*. Anthreni, Cicindela et Meloe femina, vermes item lignarei, arborei, stirparii, fructuarii, escarii, vestiarii, cubicularii, lumorarii.

2) *Ἄνοδα*, ut Oripae et Lumbrici, terrae intestina. Vel

II. *Aquatica*.

1) Pedata, quorum alia

a) *Senis* natant pedibus, ut Squilla, Scorpio palustris, Notonectus.

b) *Pluribus*, ut Scolopendra marina et Squilla multipeda.

2) Expedata; ut Hirudo, vermis setarius.

Offenbar zeugt diese Eintheilung von einer sehr richtigen Würdigung zoologischer Unterschiede, und wenngleich die Haupteintheilung nach dem Aufenthaltsorte, welche bei den Alten so beliebt ist und auch eine Nachahmung des Aristoteles zu sein scheint, noch vorherrscht, so fehlt es doch nicht an Gruppen, welche, wie z. B. die mit acht Füßen, noch in der heutigen Systematik ganz denselben Umfang mit Recht behalten haben.

Nachfolger von Aldrovandi waren Wolfg. Franz (Historia animalium sacra [Wittenb. 1612. Fol. Spätere Editionen zu Antwerpen 1638 und 1653. 12.]), der die Insekten in drei Gruppen bringt: 1) aërea s. volatilia, 2) aquatica, 3) terrea s. reptantia. — Joh. Jonston (Historiae animalium libr. XX. [Francof. 1653—1658. Fol.] Spätere Ausgabe von Heinrich Ruysch unter dem Titel: Theatr. Animalium universale [Amstelod. 1718. Fol.] 2 Voll.), ein Pole, welcher Aldrovandi excerpirte, viel unnöthigen gelehrten Wust fortließ und sein Werk mit Kupferstichen schmückte, die jedoch, da sie nach Aldrovandi's Holzschnitten gearbeitet waren, diese an Naturwahrheit eben nicht übertreffen. Die zweite Ausgabe des Ruysch hat mehr Werth wegen vieler Zusätze neuer Entdeckungen, die sich bei den Fischen allein auf 300 belaufen sollen. Die Insekten umfassen drei Bücher, welche je nach ihren Unterschieden als Alata und Apennia und diese wieder als Pedata und Apoda bestimmt sind. — Robert Lovell (Panzoologicomineralogia, or a complet history of Animals and Minerals [Oxfort. 1661]), der erste, welcher in seiner Muttersprache die Insekten behandelte. — Gualterus Charleton (Onomasticon zoicon [Lond. 1668] und Exercitationes de differentiis animalium [Oxon. 1667]), welcher, wie auch sein Vorgänger, die Insekten nur beiläufig berührt, und daher kaum der Erwähnung bedurfte.

Die genannten Schriftsteller binden sich noch ziemlich streng an die Alten und suchten ihr Wissen aus diesen vorzugsweise zu schöpfen. Ihnen gegenüber tritt dann eine Reihe gleichzeitiger Schriftsteller, welche vorzugsweise oder allein eigene Beobachtungen vortrugen, und gleichsam den Übergang bilden von dieser antiquarisch-historischen Periode der Entomologie zu der modern empirischen, welche mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., als die inzwischen erfundenen Mikroskope allgemeiner zu werden anfingen, begonnen werden muß. Der erste, welcher blos

Digitized by Google

mit eigenen Beobachtungen auftrat, war Johann Hoefnagel, Hofmaler des Kaisers Rudolf II. Er gab unter dem Titel: Diversae Insectorum volatilium icones, ad vivum accuratissime depictae. Typis mandatae a *N. J. Visscher* (Antwerp. 1630. Quer 4.), eine Sammlung von Abbildungen einheimischer Insekten heraus, welche 14 Tafeln umfaßt und 336 Figuren enthält, unter denen die kleinern freilich sehr unkenntlich sind, und die größern zwar kenntlicher, aber doch wenig genauer. Indessen ist das Werk von Wichtigkeit, insofern es vorzugsweise Abbildungen geben sollte, und letztere hier zum ersten Male colorirt erscheinen. Sehr nahe an diese Arbeit schließt sich eine ähnliche von Wenzel Hollar (Muscarum, scarabaeorum vermiumque variae figurae et formae, omnes primo ad vivum coloribus depictae [Amstel. 1646. Fol.]), worüber man die Anzeige im Naturforscher 9. St. S. 215 vergleiche. Ausländische Formen beschrieben um dieselbe Zeit Karl Clusius (Exoticorum libr. X. etc. [Antwerp. 1605]), Eufeb. Nierenberg (Historia naturae, maxime peregrinae, in libr. XVI. distincta etc. [Antwerp. 1635]), Georg Marcgrave (Historiae rerum naturâl. Brasil. libr. VIII. etc. [Lugd. Batav. et Amstel. 1648]) und Olaus Worm (Museum Wormianum etc. [Lugd. Batav. 1655]), der eine sehr ausgezeichnete Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen zu Kopenhagen besaß, welche er in dem genannten, nach seinem Tode publicirten Werke beschrieben hat. Mit Marcgrave gemeinschaftlich arbeitete Wilh. Piso (De Indiae utriusque re naturali et medica libr. XIV. [Amstel. 1658. Fol.]). Sie beschließen diese erste und älteste Periode der Entomologie, welche nach ihrer vorzugsweisen Richtung als die antiquarisch-historische oder gelehrte am füglichsten bezeichnet werden kann. Durch die Entdeckung der Mikroskope und das mit diesem Instrumente eröffnete ganz neue Feld des Wissens wurde diese Richtung umgekehrt, und die empirische trat als die allein geltende an ihre Stelle.

Zweite Periode. Zeitalter der gesunden Empirie. Von Goedart und Swammerdam bis auf Linné. Der Erste, welcher den durch die Erfindung der Mikroskope angezeigten Weg eigener Beobachtung in der Entomologie betrat, war der Holländer Joh. Goedart, ursprünglich Maler, daher seine Mittheilungen mehr den Charakter eines Dilettanten besitzen und seine Figuren in vielen Stücken mangelhaft sind. Indessen verdankt man ihm mehre Beobachtungen über die Metamorphose verschiedener Insekten, die damals noch ziemlich unbekannt war, und die von ihm gemachte Anregung dieser Erscheinung ist offenbar ein bedeutendes Verdienst, welches er um die Wissenschaft sich erwarb. Seine Arbeit erschien zuerst in holländischer Sprache (Historische Beschryving van den oorspronk, aard. eegenschappen en veranderingen der Wormen, Rupsen en Maden. 3 Voll. [Middelburg 1662), ist aber jetzt sehr selten. Eine lateinische Übersetzung davon veranstaltete noch in demselben Jahre H. van May, Prediger zu Middelburg, und fügte derselben mehre Bemerkungen und Anhänge bei (Metamorphosis et Historia natur. Insector. 3 Voll. [Mediob. 1662]); später erschien auch eine französische (Metamorphoses naturelles, ou histoire des Insectes etc. [Amst. 1700.] 3 Voll.). Eine völlige Umarbeitung aber lieferte M. Lister (*Joh. Goedart*, De Insectis, in methodum redactus etc. [Londin. 1685]), indem er die von Goedart ohne Ordnung an einander gereihten Beobachtungen in einen systematischen Verband brachte und die Kupfer in ebendieser Reihenfolge neu, aber minder gut, stechen ließ. Seine Ausgabe ist nicht selten und findet sich in den meisten Bibliotheken. Ein von ihm selbst gemachter Anhang beschreibt mehre englische Coleopteren.

Ungleich bedeutender und wertbvoller für die Wissenschaft war Goedart's Landsmann und nächster Nachfolger, Joh. Swammerdam, geb. den 12. Febr. 1637, gest. den 15. Febr. 1685.

Mit einem seltenen Talente für die Anatomie seiner thierischen Körper verband dieser ausgezeichnete Mann eine ebenso wahre als genaue Beobachtungsgabe, und benutzte diese von der Natur ihm gegebenen Geschenke mit rastlosem Eifer zur Vervollkommnung der Naturgeschichte. Besonders aber waren es die Insekten, denen er seine Zeit widmete, und ihm verdankt die Entomologie die ersten ausführlichen Beobachtungen über die Metamorphose dieser Geschöpfe. Swammerdam theilte selbst nach den Verschiedenheiten in der Metamorphose alle Insekten in vier Classen, sie sind:

1. Cl. Es findet bloße Häutung statt, und die Gliedmaßen bringt das Insekt vollständig aus dem Ei mit. Beispiel: Pediculus.

2. Cl. Das Insekt verläßt sein Ei als ein sechsfüßiges Thierchen, das sich häutet, aber schon Flügelspuren bekommt, so lange es noch frißt; Puppenruhe findet nicht statt. Beisp.: Ephemera.

3. Cl. Das junge Insekt ist ein Wurm oder eine Raupe mit Füßen, die sich häutet, auch wenn sie sich verpuppt, und als Puppe Flügelspuren und deutlich erkennbare Füße zeigt. Beisp.: Nashornkäfer, Biene, Schmetterlinge.

4. Cl. Die Metamorphose der vorigen, aber die Puppe steckt in ihrer alten Larvenhaut. Beisp.: Käsefliege, Breme.

Es ist bekannt genug, wie richtig diese Unterschiede aufgefaßt waren, und daß sie noch jetzt die Grundlage aller Hauptdifferenzen in der Metamorphose bezeichnen. Wir wollen uns daher nicht länger bei ihrer Würdigung aufhalten, sondern zunächst einige Notizen über das Leben ihres Erfinders vorausschicken. Joh. Swammerdam war der Sohn eines wohlhabenden Apothekers zu Amsterdam, dessen Familie eigentlich Dürkz hieß. Er erbte von seinem Vater, der ein nicht unbedeutendes Naturaliencabinet besaß, die Liebe zur Natur, und widmete sich in Folge dessen der Medicin, obgleich ihn die Ältern zum Theologen bestimmt hatten. Seit 1661 studirte er unter J. v. Hoorne und Fr. de Boës Sylvius, zugleich mit N. Steno, Regnier de Graaf, Fr. Ruysch zu Leyden, ging 1663 nach Frankreich und lebte hier besonders mit M. Thevenot und N. Steno. Gegen 1666 kehrte er nach Holland zurück, lebte Anfangs in Amsterdam, ging aber

Digitized by Google

bald nach Leyden und promovirte daſelbſt am 22. Febr. 1667. Jetzt widmete er ſich ausſchließlich ſeiner Wiſſenſchaft, der Anatomie, beobachtete aber immer mehr die Inſekten, deren innern Bau er an mehren Tauſend Individuen unterſucht hatte. Dieſe Beſchäftigung bis zum J. 1674 fortſetzend, verfiel der als Beobachter der Natur ſo umſichtige und vorurtheilsfreie Mann in eine Art religiöſer Schwärmerei, die ihn veranlaßte, den Umgang der durch dieſelbe Geiſtesrichtung bekannten Antoinette de Bourignon zu ſuchen. Seitdem gab er ſeine frühern wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ganz auf und lebte faſt nur noch erbaulichen Betrachtungen, welche, im Verein mit häuslichen Unannehmlichkeiten, ſeine Geſundheit ſo ſchwächten, daß, als ſeit 1680 zuſehends alle Kräfte abnahmen, eine hektiſche Krankheit ſich ausbildete, welcher er nach fünf traurig verlebten Jahren erlag. Seine Mittheilungen über die Inſekten fallen der Zeit ihres Erſcheinens nach kurz vor dieſe Periode der krankhaften Geiſtes- wie Körperbeſchaffenheit, ſind aber noch viel ältern Urſprungs, und meiſtens in den J. 1664—1674 entſtanden, namentlich während ſeines Aufenthaltes in Frankreich im Umgange mit dem berühmten Anatomen Nicol. Steno und einem Hrn. Thevenot, dem er bis an ſein Ende mit Freundſchaft anhing, und daher auch ſeine Manuſcripte vermachte. Die erſte entomologiſche Schrift, welche Swammerdam publicirte, war ſeine Historia Insectorum generalis (zwar unter dieſem Titel, aber doch holländiſch geſchrieben, als: Algemeene Verhandelinge van de Bloedelose Dierkens (Leyd. 1669. 4.); dieſelbe, in welcher die oben mitgetheilten vier Claſſen der Inſektenmetamorphoſe zuerſt aufgeſtellt und geſchildert ſind. Er geht hier Anfangs darauf aus, zu zeigen, daß die verſchiedenen Stadien jedes Inſekts, als Larve, Puppe und Fliege, blos Metamorphoſen eines und deſſelben Individuums ſeien, und daß Ariſtoteles, wie nach ihm Harvey, Unrecht thäten, zu behaupten, die Puppe ſei das wahre Ei, aus dem die Fliege hervorgehe, wie der Vogel aus ſeinem Ei, jenes frühere Ei aber ſei ein unvollkommenes. Nachdem er dieſe Anſicht im zweiten und dritten Capitel dargethan und bewieſen hat, daß der Unterſchied in den thieriſchen Entwickelungszuſtänden, wie ihn Harvey durch die Ausdrücke metamorphosis und epigenesis feſtgeſetzt hatte, unſtatthaft ſei, indem auch bei der metamorphosis eine epigenesis ſtattfindet, ſetzt er im vierten Capitel die vier Arten der Inſektenevolution, für welche er den Ausdruck metamorphosis beibehält, aus einander, und erläutert ſie durch bildlich dargeſtellte Beiſpiele. Der Beifall, den eine ſo wichtige und neue Arbeit nothwendig erhalten mußte, ſpricht ſich in den mehrfachen Überſetzungen aus, die Swammerdam's Werk erfuhr, nämlich eine franzöſiſche ohne Namen des Überſetzers (Utrecht 1685. 4.) und eine lateiniſche von H. Ch. Hennius, die in demſelben Jahre zu Leyden erſchien und ſpäter (1693) auch in Utrecht gedruckt wurde. Nicht minder von Bedeutung war dann ſeine Naturgeſchichte der Eintagsfliegen (Ephemeri vita, afbülding vans Menschenleven, vertoont in de historie van het Haft af Oeveraas [Amsterd. 1675]), in welcher er die merkwürdige Lebensweiſe dieſer Thiere und ihre nochmalige Häutung außerhalb des Waſſers vollkommen an der größten europäiſchen Art, die Latreille nach ihm Eph. Swammerdammiana genannt hat (Hist. natur. des Crust. et des Insectes. T. XIII. p. 98), ausführlich ſchildert. Beide Werke ſind übrigens die einzigen, welche Swammerdam ſelbſt herausgab; denn ſchon in dem zweiten ſpricht ſich die bald darauf ihn beherrſchende religiöſe Schwärmerei kenntlich genug aus. Bei ſeinem Tode hinterließ er mehre Manuſcripte in den Händen eines gewiſſen Wingendorp, um ſie ins Lateiniſche zu überſetzen. Dieſelben hatte er durch ein Teſtament ſeinem Freunde M. Thevenot vermacht; allein der konnte nicht ſogleich in ihren Beſitz gelangen, weil Wingendorp die Herausgabe verweigerte. Durch richterlichen Spruch dazu gezwungen, erhielt ſie Thevenot erſt im J. 1692, und als dieſer bald darauf ſtarb, erkaufte ſie Joubert, königl. Maler zu Paris. Auf dieſelbe Weiſe erwarb ſie von ihm der geſchickte Anatom Duverney, und als auch dieſer ſie nicht publicirte, bewarb ſich der berühmte H. Boerhave um deren Beſitz. Für 1500 franzöſiſche Gulden endlich (1727) in denſelben gelangt, publicirte er ſie unter dem Titel: Bybel der Nature, af historie der Insecten (Leyden 1738. fol.) 2 Voll., begleitet mit einer von Hier. Dav. Gaubius verfertigten lateiniſchen Überſetzung. Ihr folgte eine teutſche ohne Namen des Überſetzers (Leipzig 1752. Fol.). Das Werk enthält zuvörderſt eine Bearbeitung von Swammerdam's früher publicirten beiden Schriften, dann aber ganz beſonders ausführliche anatomiſche Schilderungen, unter denen die der Biene wol die bedeutendſte iſt. Angehängt ſind Beobachtungen über das Wachsthum der Neſſel, den Bau und die Metamorphoſe der Froſche und die Anatomie der Sepia officinalis, hier die ſpaniſche Seeratze genannt.

Dieſe Beobachtungen Swammerdam's erregten nicht blos allgemeine Anerkennung und Bewunderung, ſondern ſie veranlaßten auch viele Naturforſcher in den meiſten Ländern Europa's zu ähnlichen Unterſuchungen. Indeſſen gab es auch Beobachter, die, unabhängig von Swammerdam, gleichartige Reſultate, wenn auch nicht in der Maſſe, wie dieſer, gewonnen hatten und dieſelben faſt gleichzeitig mit ihm bekannt machten. Zu den letztern gehört ganz beſonders Franz Redi von Arezzo, Leibarzt des Großherzogs von Florenz, Cosmus III., welcher es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, die Unhaltbarkeit der alten Lehre, daß viele Larven, Maden und Inſekten aus fauligen Stoffen aller Art entſtänden, durch genaue Beobachtungen darzuthun. Er legte dieſelben in einem Sendſchreiben an ſeinen Freund Karl Dati öffentlich vor (Esperienze intorno della generazione degli Insetti etc. [Firenze 1668. 4.]), und zeigte hier, zumal von den Maden im faulen Fleiſch, daß ſie von Fliegen hineingelegt würden. Dennoch hält er die Puppenhülle, aus welcher die Fliege hervorgeht, mit Ariſtoteles für ein Ei, indem er behauptet, daß alle Fliegen ſogleich in ihrer natürlichen Größe aus ihren Eiern hervorkrochen (*Redi*, Exper. ed. 12. p. 25 sq.). Redi's Schrift, durch welche Harvey's zwei Decennien früher aufgeſtellter Satz: omne vivum ex ovo, eine ſo treffliche Stütze erhielt, erregte, zumal im

Digitized by Google

südlichen Europa, eine solche Aufmerksamkeit, daß bis zum J. 1687 fünf Auflagen davon vergriffen wurden, und außerdem eine lateinische Übersetzung von Frisius in Holland erschien, welche den ersten Band der Opuscula (Amstelod. 1686. 12. 2 Voll.) unseres Autors bildet. In letzterer Form ist sie häufig und fast in allen Bibliotheken.

Ebenso unabhängig von Swammerdam's Arbeiten war die Anatomie des Seidenwurmes, welche Marc. Malpighi, Leibarzt des Papstes Innocenz XII., um diese Zeit bekannt machte (*M. M.* Dissertatio de Bombyce [Lond. 1669. 4.] Auch in dessen Opera omnia [Lugd. Bat. 1684. 4.] T. II.). Sie steht Swammerdam's Untersuchungen in Hinsicht der Genauigkeit nicht nach, erreicht sie aber kaum in Ansehung der bildlichen Darstellung. Da nicht blos, wie später von Lyonet, die Raupe berücksichtigt wurde, sondern auch der Schmetterling, so ist sie bis in die neueste Zeit hinein die vollständigste anatomische Monographie geblieben, welche wir von irgend einem Insekt besitzen. Noch jetzt hat sie ihren Werth und verdient also Beachtung.

Werfen wir, nach Berücksichtigung von Redi und Malpighi, zweien Männern, die Swammerdam würdig zur Seite gestellt werden können, noch einige Blicke auf die übrigen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger dieser berühmten Triumvirn, so thun wir wol am besten, wenn wir sie unter drei Gesichtspunkten vereinen, je nachdem dieselben theils vorzugsweise Mikrographen sind, welche an den Insekten blos einzelne Theile genauer mit dem Mikroskope untersuchten, theils reine Metamorphosefogen, theils endlich mehr Systematiker, welche die neuen Entdeckungen zur richtigern Begründung der Eintheilung benutzten.

Unter den Mikrographen nimmt der Zeit nach P. Borelli die erste Stelle ein, welcher in seiner den Erfinder des Mikroskopes besonders berücksichtigenden Schrift (De vero Telescopii inventore [Hagae Comit. 1655]) auch einzelne Beobachtungen an Insekten mittheilt. Auf ihn folgt Rob. Hooke, dessen Micrographia (Lond. 1665. Fol.; aufs Neue herausgegeben und mit frischem Text versehen unter dem Titel: Micrographia restaurata, or the copperplats of Dr. Hookes wunderful discoveries by the microscope etc. [Lond. 1745. Fol.]) ziemlich gute Abbildungen vom Kopf einer Fliege, von Mücken und kleinen Motten enthält. Unbedeutender sind J. F. Griendel von Ach (Micrographia curiosa [Norimb. 1687. 4.]) und Ph. Bonanni (Observat. circa vivent. in rebus non vivent. etc. [Romae 1691. 4.]); aber ein flußreicher als alle seine Vorgänger ist Ant. v. Leeuwenhoeck, dessen Arcana naturae (Amstelod. 1695 seq. 4.) eine neue Welt eröffneten, und auch für die Entomologie einzelne wichtige Beiträge lieferten. Er war es, welcher die Entstehungsweise des Flohes aus Eiern zuerst wahrnahm und in seinen Epistol. physiol. (Delft. 1719. 4.) beschrieb. — Seine entomologischen Beobachtungen hat L. Frisch in der Vorrede zum eilften Theile der „Beschreibungen von allerlei Insekten in Teutschland" umständlich aufgezählt.

Von den Metamorphosefogen ist P. P. Sangalle, welcher die auch von Swammerdam gelieferte Naturgeschichte der Mücke beschrieb (Lettera etc. [Fiorenze 1679]), einer der Ersten. In demselben Jahre trat die als Insektenmalerin und Kennerin ihrer Metamorphose so berühmt gewordene Mar. Sib. Merian auf, ein Sprößling jener frankfurter Familie, in der Talente für graphische Kunst heimisch gewesen zu sein scheinen. An einen nürnberger Maler, Andr. Gräfe, verheirathet, zog sie mit ihm in diese Stadt und gab hier ihre erste entomologische Arbeit heraus (M. S. Gräffin, Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung. 1. Th. Nürnb. 1679. 4. 2. Th. Frankf. a. M. 1683. 3. Th. Amst. 1717. Ins Lateinische übersetzt als *M. S. Merian*, Erucarum ortus, alimentum et paradoxa metamorphosis etc. [Amstel. 1718. 4.). Im J. 1685 ging sie aus Liebe zur Wissenschaft mit ihren Kindern nach Holland, lernte hier größere Gelehrte und Sammlungen kennen, und wurde durch diese veranlaßt, die tropische Natur an Ort und Stelle zu studiren. Zu diesem Endzweck schiffte sie sich 1698 mit einer Tochter nach Surinam ein, und blieb sich dort sieben Jahre auf, während derselben mit Beobachtungen der Insekten vorzugsweise beschäftigt. Heimgekehrt, veröffentlichte sie ihre Wahrnehmungen unter dem Titel: Metamorphosis Insectorum Surinamensium (ohne Jahrzahl, aber seit 1705 erschienen), in holländischer Sprache, welche Mittheilungen einen Band in Roy.-Fol., begleitet von 60 Tafeln, bilden, dessen Vollendung sie aber nicht mehr erlebte. Sie starb zu Amsterdam 1717, und hinterließ ihrem Sohne die Ausführung ihrer Arbeiten, der auch 1729 eine zweite Ausgabe des Werkes veranstaltete, in welcher noch zwölf Tafeln mehr enthalten sind. Es gehört diese Schrift zu den Prachtwerken der Entomologie, und übertrifft an Schönheit der Darstellung alle, die bis dahin geliefert waren. Auch jetzt noch nimmt sie unter den besten neuern eine rühmliche Stelle ein. Es gibt davon auch eine französische und eine lateinische Ausgabe, die ebenda und um dieselbe Zeit erschienen. Auch ihr Werk über die teutschen Insekten wurde unter dem veränderten Titel: De Europische Insecten etc., ins Holländische übertragen und neu bearbeitet, Amsterd. 1730. Roy.-Fol. Minder bedeutend als die Merian waren Stephan Blankaard (Schouburg von de Rupsen, Wormen, Maden en fliegende Dierkens, daaruit vorkommende etc. [Amstel. 1688.] Ins Teutsche übersetzt von Th. Rodochs [Leipz. 1690]), Jul. Ludolf (Dissertatio de Locustis, anno praeterito immensa copia in Germania visis etc. [Francof. ad Moen. 1694. Fol.]) und Ant. Vallisnieri (Dialogi supra la curiosa origine, sviluppi e costomi di varii insetti [Venez. 1700. Fol.] und Experienze ed osservazioni intorno all' origine, sviluppi e costomi di varii Insetti etc. [Padua 1713. 4.]); Letzterer indessen wegen der fortlaufenden Geschichte mehrer Insektenmetamorphosen, z. B. der Hylotoma Rosarum, Lema merdigera, Oestrus und vor allen des Flohes, noch jetzt von Wichtigkeit. Dann Joh. von Muralt (*J. de Muralti* Dissertatio physica de

Digitized by Google

Insectis eorumque transmutatione [Tigurici 1718] und Wolfg. Jengerd (*W. Tengerdius*, Disquisitio de Tarantula, in seinem Rationis atque experientiae connubium [Rotterd. 1715]), und eine Reihe ähnlicher Monographen (*Mart. Triewald*, Tractat on Bij. [Stockh. 1728.] *Rembaldus*, Tractatus de Locustis [Berol. 1731]. *C. H. Rappolt*, An dammum per locustas compensetur? [Berol. 1730. 4.] *Joh. M. Barth*, Dissertatio de Culice. [Ratisb. 1737. 4.] *M. v. Ruysscher*, Natuerlyke historie van de Cochenille [Amsterd. 1729]. *J. Ph. Breynii* Hist. natur. Cocci radicum tinctorii. [Gedan. 1731. 4.])[3]).

Von ungleich gröberem Einflusse für die Entwickelung der Entomologie wurden dagegen die Arbeiten von L. Frisch und Ant. Réaumur, beide, unbekannt mit einander, denselben Gegenstand, die Insektenmetamorphose, bearbeitend. Ersterer in Berlin als Rector des Gymnasiums zum grauen Kloster anfänglich, beschrieb 300 Arten (L. Frisch, Beschreibung von allerlei Insekten in Teutschland [Berl. 1730—1734. 4.], mit Kupf.), und lieferte von vielen derselben ihre ganze Metamorphose, sie durch bildliche Darstellungen erläuternd, die sein Sohn, der später als vortrefflicher Vögelzeichner bekannt wurde, angefertigt hatte. Mehre dieser Entwickelungsgeschichten sind von spätern Beobachtern nicht wiederholt worden, und haben daher noch jetzt ihren Werth; bei einigen aber finden sich arge Verwechselungen, so z. B. beim Sc. nasicornis, dessen Larve bei Cerambyx heros abgebildet ist, und umgekehrt, diese bei jenem. — Umfassender und einflußreicher waren die Arbeiten des berühmten Akademikers zu Paris, Réaumur's (Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes. [Paris 1734—1742. 4.] 6 Voll. Ein Nachdruck erschien davon zu Amsterdam 1738 fg. 12 Bde.). Ohne Frage bildet sein Werk die großartigste Ausführung der durch Swammerdam's Lehren in Anregung gebrachten Metamorphose, welche die Wissenschaft je erhalten hat. Leider sind die darin gelieferten Zeichnungen in vielen Fällen so roh, daß ihre Entzifferung schwer hält, und man kaum im Stande ist, das beschriebene Insekt wieder zu erkennen. Bei den Schmetterlingen, wo dieser Mangel sich am fühlbarsten macht, hat die neueste Kritik Erfreuliches geleistet[4]). Da Réaumur's Werk sich noch jetzt in den Händen aller Entomologen befindet, so scheint mir eine nähere Angabe seines Inhaltes überflüssig zu sein; ich beschließe vielmehr mit seiner bloßen Nennung die Reihe der Metamorphoseologen dieser Zeit, insofern bei ähnlichen spätern Schriftstellern schon der Einfluß der systematischen Schule Linné's hervorleuchtet. Indessen sollen hier noch einige Beobachter namhaft gemacht werden, welche weniger die Entwickelungsstadien als die Thiere im reifen Lebensalter beschrieben, und insofern sie Neues bekannt machten, doch nicht übergangen werden dürfen. Es genüge uns aber, ihre Schriften nach der Zeit ihrer Publication blos anzuführen. *Jac. Petiver*, Gazophylacii naturae et artis decades X. (Lond. 1702. Fol.) *Ej.* Icones et nomina aquatilium animalium Amboinae (Lond. 1713). Beide wieder abgedruckt in dessen Opera, ad histor. natural. spectantia. (Lond. 1767. Fol.) *G. E. Rumph*, De Amboinsche Raritæt-Kammer etc. (Amsterd. 1705—1741. Fol.) Ins Teutsche übersetzt von Ph. St. Müller, mit Zusätzen von J. H. Chemnitz. (Wien 1766. Fol.) *H. Sloane*, A voyage to the Islands Madera, Barbados etc. (Lond. 1707—1725.) *El. Albin*, A natural history of English Insects. (Lond. 1724. 4.) Auch lateinisch (London 1731. 4.); wichtig wegen guter und zahlreicher Abbildungen von Raupen; vergl. Frisch a. a. O. 4. Th. Vorrede. *Ej.* A natural history of Spiders and other curious Insects. (Lond. 1736. 4.) *Aloys. Ferd.* comit. *Marsigli*, Danubius Pannonico-Moesicus etc. seu hist. natur. Danubii etc. (Hagae com. etc. Amstelod. 1726. Fol.) 6 Voll. *M. Catesby*, A natural history of Carolina, Florida and Bahama-islands etc. (Lond. 1731—1743. Fol.) 2 Voll. *Ej.* Piscium, serpent., insector. alior. anim. icones etc. etc. edd. *N. T. Eisenberger* et *G. Lichtenberger*. (Norimb. 1750. Fol.) Dasselbe ins Teutsche übersetzt und fortgeführt von G. W. Knorr's Erben. (Ebenda 1777. Fol.) *Alb. Sebae* Locupletissimi rer. natural. thesauri descriptio etc. (Amstelod. 1734—1765. Fol.) 4 Voll. *J. E. Hebenstreit*, Museum Richterianum. (Lips. 1743. Fol.) *Ej.* Programma, sist. histor. natur. Insectorum institutiones. (Lipsiae 1745. 4.) *G. Edwards*, A natural history of uncommon birds and other rare animals etc. (Lond. 1743—1751. 4.) 3 Voll. *Ej.* Gleanings of natur. history etc. (Lond. 1758—1764.) Das letztere auch in französischer Uebersetzung vorhanden.

Was nun die Systematiker dieser Periode betrifft, so treten ihre Leistungen gegen die vortrefflichen anatomischen und physiologischen Arbeiten sehr in den Hintergrund. Man hat sich gewundert, wie dieses Verhältniß in der nächsten Zeit so ganz in seinen Gegensatz umschlagen konnte, und selbst der neuesten Zeit zum Vorwurfe gemacht, daß sie diesen alten bessern Weg verlassen habe; allein diese oft sehr unberufenen Tadler vergessen, daß jene Beobachtungen grade an solchen Arten angestellt wurden, die noch jetzt die häufigsten sind, und keiner Beobachtung mehr bedürfen, weil sie die Vorgänger einer solchen unterwarfen. In unserer Zeit Beobachtungen über die Metamorphose in dem Umfange, wie Swammerdam, Réaumur und später de Geer oder Lyonet sie anstellten, machen zu wollen, ist unmöglich, da Letztere die Gelegenheit benutzten, welche sich ihnen zunächst darbot, und eben nach deren Benutzung so leicht keine mehr getroffen wird. Daß aber der Sinn für solche Beobachtungen gestorben sei, wird Niemand behaupten können, der dem eine allseitige

3) Hier erwähne ich noch einige ältere, mir blos dem Titel nach bekannte Monographien, als: *Moschetti*, De pulice (1644). *C. Th. Kenyo*, De cucculionibus. (Berol. 1665. 12.) *Joh. Wilkinson*, Dialogus de Locustis (1544). *Aug. Clutius*, Opusculum de Hemerobio et verme majali. (Amstel. 1634. 4.) *Th. Clutius*, Van de Byn (1597). *C. Butterus*, Monarchia feminis (Lond. 1673). 4) Die Redaction der Isis hatte auf die richtige Deutung der Réaumur'schen Abbildungen einen Preis gesetzt, um den sich Zeller und Freyer bemerben haben. Vergl. Isis 1838. 9. Heft.

Digitized by Google

Entwickelung erstrebenden Laufe unserer Wissenschaft gefolgt ist. Arbeiten von wahrem Verdienste werden zu allen Zeiten ihre Anerkennung finden, und dürfen den Weg ins Publicum auf keine Weise fürchten, auch wenn sie den Lieblingsneigungen der Menge nicht zusagen sollten.

Der einzige Systematiker dieses Zeitraums war übrigens der als solcher bekannte und berühmte Engländer John Ray, in seinen lateinischen Schriften gewöhnlich Rajus genannt. Ein zweiter Aldrovandi in Bezug auf die Studien, welche er gemacht hatte, übertraf er diesen in der bessern, durch die selbstständiger gewordene wissenschaftliche Forschung bedingten Auswahl der nunmehr vorliegenden Materialien. Seine zahlreichen Arbeiten hinderten ihn, die auf Entomologie bezüglichen Manuscripte, wozu er besonders Willughby's, den ein früher Tod dahinriß, Vorarbeiten benutzt hatte, alle selbst zu publiciren, und so erschien sein Hauptwerk erst nach seinem Tode, während er nur die Grundzüge seines Systems früher herausgegeben hatte (Methodus Insectorum etc. [Lond. 1705.] Historia Insectorum, opus posthumum, cura *M. Lister* [Londin. 1710. 4.). Letzteres ging von den neuen Entdeckungen in der Metamorphose sehr richtig aus und gestaltete sich auf folgende Weise:

I. Ametamorphota.
  A. Apoda.
    1) Terrestria.
    2) Aquatica.
  B. Pedata.
    1) Hexapoda.
      a) Terrestria.
      b) Aquatica.
    2) Octopoda.
      a) Caudata.
      b) Ecaudata.
    3) Pedibus quatuordecim.
    4) Pedibus vigintiquatuor.
    5) Pedibus triginta.
    6) Polypoda.
      a) Terrestria.
      b) Aquatica.

II. Metamorphota.
  A. Pupa agilis (Swammerdam's zweite Classe).
  B. Pupa immobilis (Swammerdam's dritte und vierte Classe).
    1) Coleoptera.
    2) Anelytra.
      a) Alis farinaceis.
      b) Alis membranaceis.
        α) Diptera.
        β) Tetraptera.
          aa) Gregaria sive Favifica.
          bb) Solitaria.

III. Metamorphosi simplici e vermiculo in animalculum volatile, interposita aliqua quiete (Hafte).

Dies ist das von Ray selbst im Method. Ins. publicirte System; das in der Histor. Insect. ist einfacher, und besteht blos aus zwei Hauptgruppen, welche nach dem Mangel und der Anwesenheit einer Metamorphose bestimmt sind. Die erstere zerfällt nach der Anzahl der Füße (6, 8, viele, keine) in vier Unterabtheilungen; die zweite hat blos diejenigen Sectionen, welche in der frühern Eintheilung als Untergruppen der Insekten mit pupa immobili auftreten. Zu den Tetrapteris werden auch die Mitglieder der dritten Hauptabtheilung des ersten Systems gezogen. Eine genaue Vergleichung des frühern echt Ray'schen Systems mit denen der Vorgänger zeigt gar bald, daß in ihm Swammerdam's und Aldrovandi's Ansichten vereinigt erscheinen, und daß der Verfasser desselben mehr compilatorisch verfuhr, als auf eigenen Beobachtungen gegründete Eintheilungen vorlegte. Seine Arbeiten hatten indessen, wegen ausführlicher und genauer Beschreibungen, in denen Ray seine Vorgänger beiweitem übertrifft, ihren Werth; allein seinen Systemen läßt sich nur ein historisches Interesse zuschreiben, da sie bald nach ihrem Erscheinen, durch Linné's scharfsinnige Eintheilungen verdrängt, in Vergessenheit geriethen. — Zeitgenosse Ray's, doch etwas jünger, war der als Herausgeber fremder Arbeiten schon mehrmals erwähnte M. Lister. Seine bedeutendste eigene Arbeit handelt von den Spinnen (De Araneis. [Lond. 1678. 4.] Ins Teutsche übersetzt von Martini und Goeze [Quedlinburg 1778), und zeichnet sich durch bündige, scharf charakterisirende Schilderungen aus. Noch fallen der Zeit ihres Erscheinens nach zwei Arbeiten in diese Periode, welche zwar keiner der in ihr vorzugsweise verfolgten Richtungen angehören, aber doch wegen der großen Aufmerksamkeit, die sie erregten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Es waren F. Chr. Lesser's und Will. Derham's Naturtheologien, welche eigentlich dem großen Publicum bestimmt gewesen zu sein scheinen, und diesem allgemein faßlich und anziehend geschildert das vorlegen sollten, was bis dahin an Kenntnissen von den natürlichen Dingen vorhanden war, großentheils in der Absicht, um durch Schilderungen der Weisheit und Allmacht Gottes in der Natur die Gemüther der Leser zur wahren Gottesfurcht zu bestimmen. Lesser, der ältere als Schriftsteller, verfaßte für verschiedene Zweige der Zoologie besondere Theologien, und schrieb auch eine „Insektotheologie," welche zuerst 1738 zu Jena herauskam und bis 1757 zweimal wieder aufgelegt wurde. Fast in alle Sprachen wurde sie übersetzt (ins Englische Lond. 1799, ins Italienische Venezia 1751), in keine aber mit soviel Sachkenntniß und Verbesserungen, als ins Französische durch P. Lyonet (à la Haye 1745). Die Übersetzung übertrifft das Original beiweitem durch die kritische Behandlung des vorliegenden Stoffes und die schönen Zeichnungen von der Hand des Übersetzers, mit denen sie geziert ist. W. Derham's Werk (Physico-theology etc. [Lond.]) ist allgemeiner gehalten, und wurde vielleicht deshalb mit so großem Beifalle in England aufgenommen, daß es bis 1768 13 Ausgaben erlebte. Eine teutsche Übersetzung veranstaltete Schwaben (Hamburg 1764).

Dritte Periode. Zeitalter der künstlichen Systematik. Von Linné bis auf Latreille. Die Geschichte der Entomologie zeigt uns bis ins zweite Viertel des 18. Jahrh. hinein einen Entwickelungsgang, welcher

Digitized by Google

mit dem Laufe der allgemeinen Geschichte des Menschengeschlechts und seines Geistes vollkommen übereinstimmt. Große, ihre Zeitgenossen überragende Naturen, welche, wie Aristoteles, nicht blos alle bis dahin empirisch gefundenen Kenntnisse besaßen, sondern auch mit ihrem eigenen inneren Lichte sie durchdringend dieselben in ein geordnetes Ganze verarbeiteten, waren es, die den Grund zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Natur gelegt haben. Die geistige Übermacht, welche sie in der Zeit ihres irdischen Daseins besaßen, wirkte mit so gewaltigem Nachdrucke auf die spätern Zeiträume, daß der Geist ihrer Nachfolger sich unwillkürlich nicht blos ihnen hingab, sondern auch von den Strahlen ihres Lichtes so geblendet wurde, daß er von ihm allein alle Heiligkeit des Wissens und der Wahrheit ausgehen ließ und keine andere Quelle derselben vermuthete. Jahrhunderte nicht blos, nein Jahrtausende beherrschte so Aristoteles mit unumschränkter Gewalt die Gemüther der geistig langsamer sich entwickelnden Germanen, und galt bei ihnen als die einzige Quelle alles Wissens wie der gesammten Wissenschaft. Da rüttelte die Entdeckung eines neuen Welttheils, von dessen Dasein die Alten weder etwas gewußt noch gemuthmaßt hatten, die im Halbdunkel des Wissens träumende Menschheit aus ihrem Schlummer, und feuerte sie an, einen Weg der Belehrung ferner zu betreten, auf dem sie so eben die größte, die ungeheuerste Entdeckung gemacht hatte. Dieser Weg war die eigene selbständige Forschung, unabhängig von den Lehren und Vorschriften den Alten. Man betrat ihn und fand gar bald, daß nicht alles sich so verhielt, wie jene großen geistigen Ahnherren und Machthaber es angegeben hatten, und diese theilweis bei ihnen wahrgenommenen Unrichtigkeiten brachten sie bald in Mißcredit, wie später in unverdiente Vergessenheit. Als nun gar die Erfindung des Mikroskops in den kleinsten Räumen Entdeckungen machen ließ, die denen ganzer Welttheile an Bedeutung in Bezug auf geistigen Fortschritt, wie diese auf materiellen, an Werth gleichzukommen schienen, so ging das Ansehen des Aristoteles vollends verloren, und selbst das, was ihn so auszeichnete, seine ruhige, verständige, klare Auffassung der Thatsachen, fand keinen Anklang mehr in einer Zeit, die ihm an Thatsachen überlegen war. Seit man mehr wußte, als er, schien das, was man von ihm gelernt hatte, zu unbedeutend, um annehmen zu können, daß überhaupt noch etwas von ihm zu lernen wäre; und seit dieser Zeit bildete seine Thiergeschichte ein bestäubtes Prachtstück der Bibliotheken, das allenfalls Philologen noch zu berücksichtigen hätten.

Die Perioden unserer Wissenschaft, welche wir bis jetzt geschildert haben, zeigen uns diese gänzliche Vernachlässigung des alten Weisen noch nicht in dem Grade, wie die dritte, zu deren Schilderung wir nun übergehen; denn in der That findet sich in ihr auch nicht ein einziger Schriftsteller von Bedeutung, der den Aristoteles berücksichtigt hätte. In jener Zeit war der alte Lehrmeister zwar schon todt, aber noch kein neuer an seine Stelle getreten; ein solcher fand sich nun in Linné mit dem zweiten Viertel des neuen Jahrhunderts. Verweilen wir also bei diesem großen oder gar gewaltigen Geiste, der, wie einst Aristoteles das Alterthum und die mittlere Zeit beherrscht hatte, so die neuere und moderne unter sein Joch beugen sollte, noch einige Augenblicke, um die Momente seines Lebens näher kennen zu lernen.

Karl Linnäus wurde am 13. Mai 1707 in frühester Morgenstunde zu Stenbrohult, einem Kirchdorfe Smalands im südlichen Schweden, geboren. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater, der Prediger des Ortes war, und sandte ihn später auf die Schule zu Werid, woselbst er bis 1727 verweilte, und von da nach Lund ging, um Medicin zu studiren. Hier lebte er besonders im Hause des Dr. Stobäus, und schloß Freundschaft mit Artedi, dem einzigen Studenten in Lund, der sich um die Naturgeschichte kümmerte. Das folgende Jahr vertauschte er diese Hochschule mit Upsala, wo er mehr Nahrung für seinen Geist und auch bald mehr Theilnahme fand. Als Adjunct des Prof. Rudbeck trat er schon 1730 ein akademisches Lehramt an und gewann sich so vielen Beifall, daß die königl. Akademie ihm eine Reise nach Lappland antrug, um die Natur des entlegensten Endes Skandinaviens zu untersuchen. Er erfüllte diesen Auftrag zur allgemeinen Zufriedenheit, und erwarb sich überhaupt ein solches Vertrauen, daß schon jetzt der Neid auf ihn mit scheelen Blicken sah, und der Vorschlag einiger Gönner, seinem ferneren Fortkommen durch im Auslande erworbenen Ruf eine sichere Stütze zu gewinnen, bald so sehr Anklang fand, daß er den jungen Linné zu einer Reise nach Holland bestimmte. Gleich nach Neujahr 1735 trat er diese Reise an, wandte sich über Lübeck und Hamburg nach Amsterdam, promovirte am 13. Juni zu Harderwyk, und ging nun nach Leiden. Hier nahm sich zuerst J. F. Gronovius seiner an, bestimmte ihn, das in der Handschrift fertige Systema Naturae dem Drucke zu übergeben, und verschaffte ihm dann einen freien Aufenthalt bei Burmann in Amsterdam, woselbst er seine Fundamenta botanica herausgab. Von Burmann zog er zu Clifford, dessen prächtigen Garten er ordnete und später beschrieb. Zugleich veröffentlichte er seine Flora Lapponica. Im J. 1736 ging Linné auf Clifford's Kosten nach England und gab bald nach seiner Heimkehr die genera plantarum heraus, eine Arbeit, die seinen Ruf zumeist begründete; ihnen folgten der hortus Cliffortianus und die critica botanica, denen er im nächsten Jahre die classes plantarum und des eben verstorbenen Artedi's Ichthyologia anreihete. Nach Vollendung dieser Arbeiten trat er seine Rückreise an, besuchte zuvor Paris, wo er bei den Gebrüdern Jussieu freundliche Aufnahme fand, und kehrte im Herbste zur See von Rouen aus nach Schweden zurück. Hier ließ er sich in Stockholm als praktischer Arzt nieder, gewann bald das Wohlwollen mehrer hochgestellter Männer, besonders des Grafen Tessin, und erhielt durch dessen Vermittlung die Anwartschaft auf eine Professur in Upsala, die ihm auch im J. 1741 zu Theil wurde. Von jetzt an wuchs, bei ungestörter wissenschaftlicher Thätigkeit, sein Ruhm mit jedem Tage, und während ältere Schüler in alle Weltgegenden reisten, um den Durst des unermüdlichen Lehrers nach neuen Naturprodukten zu be-

Digitized by Google

friedigen, sandte ihm ganz Europa die fähigsten Köpfe zu, neue ebenso begeisterte Anhänger aus ihnen zu bilden. In der That wurde seine Methode auch bald die allgemeine, und die Art, Naturgeschichte zu treiben, welche er einführte und erfand, ist ohne Frage das größte Verdienst, welches er sich um die Wissenschaft erworben hat; ein Verdienst, das ihn unsterblich macht, und eine solche Revolution in der Wissenschaft herbeiführte, daß sie schon nach zwei Decennien von ihrem früheren gesetzlosen Zustande völlig befreit war und eine Gestalt angenommen hatte, mit der jene frühere fast kindische Haltung vor Linné im grellsten Widerspruche stand. Dies alles vermochte der durchdringende Scharfsinn eines Mannes, dessen Anfänge so unbedeutend waren, wie sein Verfahren einfach, und der nichts bezweckte als Ordnung und Einheit in eine Forschung zu bringen, der bis dahin die streng wissenschaftliche Form noch gefehlt hatte. Und indem er dies that, führte er sie der Vollendung, welcher sie noch jetzt mit jedem Tage näher rückt, zuerst entgegen.

Linné's neue Methode bestand nun besonders in der dyonymischen Nomenclatur, die er zuerst anwandte. Vor ihm bezeichnete man die Naturkörper mit den Namen, die sie bei den Alten führten, und unterschied verwandte Arten durch den Zusatz ihrer Haupteigenschaft zu dem Namen. Linné sonderte nun zuerst die Naturkörper je nach ihrer nähern oder fernern Verwandtschaft in bestimmte Gruppen, die er Classen (classes), Ordnungen (ordines), Gattungen (genera) und Arten (species) nannte, und belegte jede der drei ersten Gruppen mit einem besonderen Namen, diejenigen der bisher üblichen beibehaltend, welche schon ein allgemeines Verständniß sich erworben hatten. Für die vierte Gruppe, die der Art, erfand er keinen besondern Namen, sondern bezeichnete sie durch den Gattungsnamen und ein Beiwort, welches gemeiniglich ein Adjectiv, seltener ein Substantiv war, und gleichsam den Vornamen darstellte, während der Gattungsname dem eigentlichen Zu- oder Geschlechtsnamen zu vergleichen war. Er gewann durch diese Methode den großen Vortheil, vermittels der bloßen Benennung eines Naturkörpers sein Verwandtschaftsverhältniß zu andern bezeichnen zu können, eine Aufgabe, welche er zuerst sich stellte, und dadurch der neueren Naturgeschichte eigentlich ihre gegenwärtige Richtung anwies. In der vorherigen Bearbeitung erschien diese Wissenschaft immer noch als eine Sammlung von Curiosis, ohne inneren Zusammenhang; Linné erhob sie durch seine Methode zur wahren Wissenschaft, der weder Plan, noch Endzweck, noch systematische Behandlung des Stoffes, an welchen dreien es bisher gefehlt hatte, von jetzt an abging. Die Richtigkeit seines Verfahrens, das man hiernach als ein ihm geoffenbartes bezeichnen kann, beweist nicht blos der allgemeine Beifall in jener Zeit, sondern auch das unveränderte Festhalten an demselben in allen folgenden Perioden der inzwischen doch nach manchen Seiten hin sehr veränderten Wissenschaft. Bei der Systematik der Naturproducte und mit derselben, bezweckte nämlich Linné vorzugsweise eine übersichtliche Anordnung, um denen, welche Naturgeschichte treiben wollen, einen allgemeinen Überblick der bisherigen Erfahrungen zu gewähren. Er suchte daher an den Dingen die wesentlichsten Merkmale von den minder constanten zu unterscheiden, und bildete blos aus den erstern die Beschreibungen, welche er von den Dingen gab. Nur diese kurzen, die eigentlich charakterisirenden Merkmale enthaltenden Beschreibungen, welche er Diagnosen oder Charaktere nannte, wurden in das System der Naturkörper aufgenommen, und alle ausführlichen Schilderungen in speciellere Darstellungen verwiesen. Auch hierin wich er wesentlich von seinen Vorgängern ab, die alles Wissenswerthe aufgeführt und berücksichtigt hatten. Diese wissenschaftlichen Definitionen, so ordnete er an, seien lediglich c situ, numero et figura partium zu entnehmen, durften sich also keineswegs auf Entwickelungsstadien, Lebensweise, Aufenthaltsorte und andere bei den Alten so beliebte Eigenschaften beziehen. Damit möglichste Präcision erreicht werde, statuirte er für eine Definition höchstens zwölf Worte, gebrauchte selbst aber in der Regel weniger. Eine von ihm erfundene und seitdem allgemein angenommene Kunstsprache, Terminologie genannt, in welcher jeder abweichend geformte Theil der Naturkörper einen besondern Namen erhielt, bot zur Erreichung dieser Aufgabe die noch nöthigen Mittel an die Hand.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese letzten Bestimmungen willkürliche waren, die keine Nothwendigkeit in sich selbst trugen; auch scheint die ganze Auffassung der Wissenschaft, als eines bloßen Registers der formellen Mannichfaltigkeit, einen untergeordneten Standpunkt anzudeuten, den sie, so lange die Linné'schen Leistungen nicht blos als die Anfänge einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Naturgeschichte, sondern schon als das non plus ultra derselben angesehen wurden, in der That nicht wieder verlassen konnte. Hieran war Linné selbst, der die Bahn brach, viel weniger Schuld, als vielmehr waren es seine Jünger, welche von der ersten Bahn durchaus nicht abweichen zu dürfen glaubten, weil sie der Entwickelungsgang eines großen Talentes gewesen war. Man vergaß nämlich, daß das Talent, und sei es auch das größte, immer Kind seiner Zeit ist, und nur in ihr die höchste Staffel geistiger Größe zu erreichen vermag. Da aber die Zeit und mit ihr der Entwickelungsgang der Menschheit wie der Wissenschaft fortschreitet, so muß derselbe nothwendig die Höhe jenes bevorzugten Individuums in der Folge nicht blos erreichen, sondern auch überschreiten, und es ist daher immer ein Zeichen untergeordneter Geistesgaben, wenn der Jünger diesen Fortschritt der Wissenschaft mit der Zeit nicht empfindet oder gar ihm halsstarrig entgegentritt. Für die geistige Größe des Meisters aber gibt es ein bedeutendes Zeugniß, wenn die Anzahl der in seine Ideen eingehenden Jünger nicht blos eine sehr beträchtliche ist, sondern auch wenn ebendiese, in steifer Unbeweglichkeit durch den Gewaltigen festgehaltenen, seine Ideen den nächstfolgenden Zeitperioden aufdrücken und sie mit ihnen gleichsam paralysiren. Da die Linné'sche Reformation der Wissenschaft diesen letztern Fortgang gehabt hat, so läßt sich daraus rückwärts auf ihre hohe Bedeutung schließen, und wir wollen hier nicht genau bestimmen, die meinen, daß die Linné'sche Schule eine grade-

Digitized by Google

zu nachtheilige gewesen sei, wenn wir auch gern zugeben, daß der Gewinn, den wir aus dieser Schule gezogen haben, in einer kürzern Zeit hätte erzielt werden können.

Wir haben nach diesen einleitenden Bemerkungen über Linné und die von ihm gegründete neue Schule den Faden unserer geschichtlichen Entwickelung der Entomologie wieder aufzunehmen und finden uns also durch ihn in das erste Viertel des 18. Jahrh. versetzt, wo wir John Ray als ersten Systematiker, und Reaumur, dessen Arbeiten freilich erst 1734 bekannt wurden, als größtem Beobachter jener Zeit begegnen. Die Methodik dieser Männer, so sehr sie auch im Laufe der Zeit geläutert sein mochte, war eigentlich doch immer die alte, schlechthin erzählende, welche das Wesentliche mit dem Unwesentlichen in gleiche Höhe stellte, und einen Unterschied von dieser Art zwischen den Eigenschaften noch gar nicht kannte. Diesen Gedanken brachte also Linné in die Wissenschaft, insofern er von Vorn herein darauf ausging, Eintheilungen festzustellen, welche eine Übersicht über die vorhandene Menge möglich machten. Er sagte zwar, der erste Schritt zum Wissen sei die Erfahrung, aber nicht sie allein, sondern auch der Begriff, welcher in ihr sich aussprechen, gehöre mit dazu. (Primus gradus sapientiae est res ipsas nosse, quae vero notitia in vera objectorum idea consistit. Praef. ad Syst. Natur. ed. I.) Diese Begriffe aber erhalte man durch eine ordentliche Eintheilung der Dinge und deren passende Benennung, welche daher den Grund aller wahren Naturforschung bildeten (ebenda). Demnach ging er darauf aus, den Begriff (idea) oder das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern, und nach diesen der Natur zum Grunde liegenden Begriffen eine Eintheilung ihrer Productionen zu liefern, die gleichsam das Gerüst der unendlichen Mannichfaltigkeit bilde, welche dem einfachen Empiriker bei seiner äußerlichen Naturbetrachtung entgegentritt. Daß er hiermit die höchste Aufgabe des Naturforschers klar bezeichnet hatte, liegt am Tage, daß er aber, dieser Aufgabe sich bewußt seiend, sie dennoch nicht löste, ist begreiflich, wenn man bedenkt, welche Mittel zu dieser Lösung erforderlich sind, und einen wie kleinen Theil von ihnen Linné damals in Anwendung bringen konnte. Den Begriff eines Naturkörpers drückte er übrigens durch die oben näher bezeichnete Definition, welche er den Charakter nannte, aus, und ordnete die erhaltenen Charaktere einander unter, wie es die Verwandtschaft der Begriffe unter einander verlangte. Leider war er im Auffuchen der Begriffe nicht immer gleich glücklich und brachte dadurch von Vorn herein Irrthümer in seine Constructionen, die das Gelingen und die Ausführung des Vorhabens ihm unmöglich machten. So definirte er z. B. die drei großen Reiche der Natur durch die wenigen Worte: *Mineralia* crescunt, *plantae* crescunt et nutriuntur, *animalia* crescunt, nutriuntur et sentiunt, und schob hiermit den Mineralien einen falschen Begriff nicht blos unter, sondern ließ auch vermuthen, daß alle drei Formen der Naturkörper Potenzen einer Grundidee sein möchten, da doch die organischen und unorganischen sich wie Gegensätze zu einander verhalten und nur die Pflanzen und Thiere wie Potenzen einer Wurzel. Ähnliche Irrthümer finden sich mehre, und schon die Eintheilung der Thiere liefert uns einen zweiten. Hier erscheinen nämlich die sechs Classen: Quadrupedia, Aves, Amphibia, Pisces, Insecta und Vermes, als gleichwerthige Begriffe neben einander, während sie doch in der That ungleichwerthige sind, insofern nämlich die vier ersten Classen zusammengenommen einen Begriff geben, der dem der fünften Classe an Werth gleichkommt. Noch ärgere Mißgriffe that er bei den untergeordneten Gruppen, z. B. den Ordnungen, deren eigentliche Begriffe er in den meisten Fällen gar nicht kannte, und die er daher nur nach oft unwesentlichen Eigenschaften charakterisirte. Mehr Glück hatte er mit den Gattungen, welche, wenn sie gleich den heutigen Gattungen in der Regel nicht mehr entsprechen, doch häufig sehr natürliche, richtig aufgefaßte Gruppen sind und daher noch jetzt, wenngleich in anderer Bedeutung, als systematische Abtheilungen vorkommen. Den meisten Takt bewies er bei den Arten, und zwar gleich Anfangs, während die Gattungen in der ersten Ausgabe des Systema Naturae, mitunter noch sehr rage bestimmt sind, z. B. die Katzengattung (Felis), welche in drei: Leo, Tigris und Felis, getrennt erscheint.

Kommen wir aber zum entomologischen Theile des Linné'schen Systemes, so zeigt jene obige Angabe der sechs Classen des Thierreichs, daß Linné für die Insekten eine besondere gegründet hatte, welche er durch die Worte: corpus crusta ossea cutis loco tectum, caput antennis instructum, definirte. Auch in dieser Definition traf er nur einen Theil des eigentlichen Begriffes der Classe, und ließ die Hauptsache, die Zusammensetzung ihres Leibes aus einzelnen Gliedern, unberücksichtigt; welcher Umstand ihn auch hinderte, die wahren Würmer mit zu dieser Classe zu rechnen, wie es eine naturgemäße Eintheilung vorschreibt. In der ersten Ausgabe des Systema naturae, welche 1735 zu Leyden auf drei Foliobogen erschien, und von welcher die dritte, zu Halle 1740 in quer Quart von J. J. Langen herausgegebene, ein bloßer Abdruck ist mit teutscher Übersetzung, umfaßt die Classe der Insekten vier Ordnungen, nämlich:

1) *Coleoptera*, alae elytris duobus tectae.
2) *Angioptera*, alae omnibus datae, elytris destitutae.
3) *Hemiptera*, alae elytris destitutae, quibusdam tantum individuis concessae.
4) *Aptera*, alae nullae.

Man sieht es schon diesen Definitionen an, namentlich der zweiten und dritten, daß sie unmöglich richtig sein können, und also die durch sie bestimmten Gruppen wol wenig Werth haben. Linné fühlte dies selbst, und änderte vielleicht schon bei der zweiten Ausgabe des Systema Naturae (Holmiae 1740), die ich nicht kenne, gewiß aber bei der nächsten, welche er selbst besorgte, nämlich der sechsten (Holmiae 1748) mir vorliegenden, dahin seine Eintheilung ab, daß statt der vier, fortan sieben Ordnungen erscheinen, welche durch folgende Definitionen bezeichnet waren:

Digitized by Google

1) *Coleoptera*, Elytra alas tegentia, os maxillis transversis.
2) *Hemiptera*, Os sub thorace inflexum.
3) *Neuroptera*, Alae quatuor venis reticulatae.
4) *Lepidoptera*, Alae quatuor, squamulis imbricatis tectae; os (saepius) spirale.
5) *Hymenoptera*, Alae quatuor membranaceae.
6) *Diptera*, Stylus capitatus sub singulis alis, alae duae.
7) *Aptera*, Alae nullae.

Diese Eintheilung blieb in allen späteren Ausgaben ungeändert, doch erhielten die Ordnungen einen etwas verschiedenen Inhalt. Dieselben näher betrachtend, müssen wir zuerst erwähnen, daß die vier neuen Ordnungen aus der zweiten des ersten Systems entstanden waren und nun so ziemlich gewissen Gruppen des Ray'schen Systems entsprechen. Die Coleopteren begriffen übrigens außer den echten Käfern auch die Heuschrecken, welche später, jedoch erst in der zwölften Ausgabe (Holmiae 1768. T. 1—3), zu den Hemipteris gezogen wurden, mit Ausschluß von Forficula, welche Gattung bei den Coleopteren blieb. Dadurch erlitt nun die Definition dieser Ordnung eine Änderung, insofern das os maxillis transversis auch einigen Hemipteris zukam, also wegfallen mußte; für die Hemiptera aber genügte das os inflexum nicht mehr und sie erhielten daher einen Zusatz in dem Charakter: alae hemelytratae, superioribus semicoriaceis. Das Übrige blieb ungeändert, doch wurden die zahlreichen (30) Gattungen der Coleoptera nach den Fühlhörnern in drei Sectionen gebracht (antennis clavatis, filiformibus und setaceis), die der Aptera dagegen nach den Fußzahlen ebenfalls in drei (pedibus sex, pedibus pluribus, welche sich theilten in die mit capite cum thorace unito und capite a thorace discreto). Hierbei blieb Linné stehen und änderte blos die Zahl und Definitionen der Arten, indem ihre Menge mit jeder Ausgabe um ein Beträchtliches zunahm. In der ersten Ausgabe des Syst. Naturae (1735) wurden sie gar nicht definirt, blos namhaft gemacht; Definitionen bekamen sie erst in der zweiten (Holmiae 1740). In der sechsten (Holm. 1748) zähle ich 90 Coleoptera, 58 Hemiptera, 11 Neuroptera, 9 Lepidoptera, 31 Hymenoptera, 32 Diptera, 59 Aptera; die letzte zwölfte Ausgabe hat dagegen 913 Coleoptera, 353 Hemiptera, 780 Lepidoptera, 83 Neuroptera, 318 Hymenoptera, 262 Diptera, 289 Aptera, wozu anhangsweise noch 11 Coleoptera und 3 Lepidoptera kommen, welche also die Zahl aller beschriebenen oder vielmehr diagnostizirten Insekten auf 3052 bringen, während in der ersten Artenaufzählung nur 290 vorkommen. So entwickelte sich während Linné's nie rastender Thätigkeit das System, welches er gegründet hatte, und das ohne wesentliche Veränderungen überall gleich willkommene Aufnahme fand, ausgenommen in Frankreich, wo man, durch den Einfluß der großen Forscher in der Botanik bestimmt, auch früh in der Zoologie eine vorherrschende Neigung zur natürlichen Systematik an den Tag legte.

Es läßt sich nämlich bei vorurtheilsfreier Betrachtung dieser Linné'schen Systeme nicht verkennen, daß, wie wir schon früher aussprachen, viel Willkürliches in ihnen vorhanden ist und namentlich die Ordnungen der Insekten keinen natürlichen Inhalt haben. Besonders gilt dies von der zweiten und siebenten, deren Mitglieder kaum in andern Merkmalen übereinstimmten, als in den genannten Charakteren. Ausstellungen dieser Art zeigten schon damals, daß, wenn auch das neue Princip der Naturbetrachtung richtig sein mochte, doch die Ausführung an Mängeln leide, weil die Natur ihre wahren Unterschiede weder überall in demselben Organe ausdrückt, noch sich mit der Differenzirung eines einzigen Organs begnügt, um wirkliche Unterschiede hervorzurufen. Wollte man also die natürlichen Differenzen aufdecken, so durfte man nicht bei einem einzigen Körpertheile stehen bleiben, und von diesem allein, ihn als den wesentlichsten ansehend, die Charaktere hertholen, sondern man mußte vielmehr untersuchen, an welchem Theile des allseitig differenzirten Organismus die Differenz am einleuchtendsten sei, und nach diesem Theile mußte man den Charakter bestimmen. Linné scheint es allerdings gefühlt zu haben, daß dies die eigentliche Aufgabe des Systematikers sei, allein das Riesenwerk, welches er begonnen hatte, war für die Kräfte eines Einzigen zu groß und er mußte sich damit begnügen, vor der Hand grade den Unterschied zu wählen, der am meisten in die Augen fiel, die Entscheidung, ob er der bestimmende sei oder nicht, von der Zukunft hoffend. Indem nun seine Schule das, was er wol nur aus Noth gethan hatte, als das allein Richtige ansah, entstand die sogenannte künstliche Systematik, welche wenig sich um die eigentliche Natürlichkeit der Unterschiede bekümmerte, wenn die Gruppen, welche sie aufstellte, nur leicht kenntlich und bestimmt abgeschlossen waren. Und bei dieser Aufgabe, welche, wie es mir scheint, nur ein Nothbehelf des ersten Anfanges sein sollte, blieb die Zoologie und mit ihr die Entomologie stehen, bis sie von der allseitig prüfenden französischen Schule, und zwar die Entomologie besonders durch Latreille, aus ihrem sklavischen Verhältnisse der Einseitigkeit errettet ward.

Der Zeitraum, in welchem die Linné'sche Systematik herrschte und, wie gesagt, der Naturforschung ihre Richtung gab, dehnt sich so ziemlich über das ganze 18. Jahrhundert aus und reicht selbst noch in den Anfang des 19. hinein. Wenn nun gleich während der 80—90 Jahre, aus denen dieser Zeitraum besteht, die systematische Behandlung der Naturgeschichte die vorwiegende war, so gab es doch auch in dieser Zeit Beobachter, welche mehr als blos neue Arten, oder Gattungen festzustellen bemüht waren. Wir können dieselben, obwol auch sie von dem Einflusse des Systems nicht ganz frei blieben, als mehr selbständige Individualitäten von der systematischen Schule ausscheiden die letztere aber wieder in zwei Perioden theilen, je nachdem von den Anhängern derselben das Flügelsystem Linné's, oder das spätere Kiefersystem des Fabricius befolgt wurde. Wenngleich dieses System in der Ausführung völlig von dem Linné's verschieden ist, so beruht es doch ganz auf Linné's Principien, ist in seinem Geiste angelegt und mit seinen Typen gebildet; daher dasselbe keine An

Digitized by Google

sprüche darauf machen kann, eine eigene Hauptperiode in der Wissenschaft zu bezeichnen. Übrigens beginnt das Fabricius'sche Kiefersystem mit dem J. 1775 und reicht etwa bis zum J. 1810; konnte indessen auch während dieser Periode nur in Teutschland, Schweden und England festen Fuß fassen, in Frankreich aber noch weniger Eingang finden als das Linné'sche Flügelsystem.

Die Idee, noch, nachdem Linné's Eintheilungen da waren, ein neues System zu erfinden, lag nahe genug, und man muß sich nur wundern, daß Versuche der Art nicht mehre gemacht wurden. Hatte man es einmal zur Aufgabe der Systematik erhoben, scharf begrenzte Abtheilungen nach den Differenzen eines und desselben Organes aufzustellen, um vermittels dieser Gruppen zu einer Übersicht des gesammten Reiches zu gelangen; und nun, nachdem mit den Flügeln der Versuch gemacht war, sich überzeugt, daß deren Unterschiede nicht wohl tauglich seien, sichere Grenzen zu liefern, so blieb keine große Wahl mehr in Bezug auf die äußern Körpertheile der Insekten, indem außer den Flügeln nur noch die Füße und Freßwerkzeuge sich darboten. Da aber jene bei allen Insekten nach demselben Typus gebildet sind, und lediglich in der Zahl der letzten oder Tarsalglieder differiren, so konnten von ihnen nicht gut Hauptunterschiede hergeleitet werden, und es blieb also dem nächsten Systematiker keine andere Wahl, als die, welche er traf. Daß aber auch diese Wahl ihn auf Irrwege leitete, wird sich unten bei Angabe der Fabricius'schen Systeme ergeben; hier mögen zunächst diejenigen Autoren erwähnt werden, welche als strenge Schüler Linné's in der Entomologie sich einen Namen erworben haben.

Linné selbst lieferte außer den verschiedenen Auflagen des systema naturae, deren oben gedacht wurde, eine Fauna suecica (Stockh. 1761), mehre Beschreibungen von größeren Museen (Adolphi Friderici, Regis. 1754. fol. Louisae Ulricae, Reginae 1764 — Com. a Tessin. 1753. fol.) und viele kleinere Monographien, die Insektenbeschreibungen enthalten. Letztere stehen zum Theil in seinen Amoenit. academ. (9 Voll.). Alle europäischen Arten, die er erwähnt hatte, sammelte Sh. de Villers, und gab sie unter dem Titel: Caroli Linnaei Entomologia (Lugduni Gallor. 1789 seq. 4 Tomi), begleitet mit den von andern Autoren beschriebenen Arten derselben Heimath heraus. Diese Schrift ist meines Wissens das einzige in Frankreich gedruckte entomologische Werk, welches sich streng an Linné bindet, und daher auch von dieser Seite betrachtet interessant, wie ihrem Inhalte nach verdienstlich. Neben de Villers kann als Linné'scher Jünger unter den Franzosen nur noch Geoffroy genannt werden, der Verfasser der histoire abregée des Insectes, qui se trouvent aux environs de Paris (2 Vol. 4. 1762); allein auch der weicht durch eigenthümliche Gruppirungen der Gattungen innerhalb jeder Ordnung von seinem Meister ab, und bediente sich zu diesem Endzweck zuerst der Fußgliederzahl, welche Methode auch die heutige Entomologie noch anwendet. Außerdem verschmähte er die Linné'sche Ordnung Neuropteren, indem er sie mit den Hymenopteris vereinigte. Daher hat er nur sechs Ordnungen in der Linné'schen Reihenfolge.

In Teutschland sind als unbedingte Anhänger der Schule J. E. D. Schreber [5]), J. H. Sulzer [6]), J. A. Scopoli [7]), Fr. v. Paula Schrank [8]), J. R. Forster [9]) und J. A. E. Goeze [10]) zu erwähnen, allein keiner von ihnen war als Entomolog von besonderer Bedeutung. England zeigt uns zwar mehre Namen, aber unter ihnen ebenso wenig hervorragende Persönlichkeiten; B. Willes [11]), John Hill [12]), Mos. Harris [13]), J. Drury [14]) verdienen Erwähnung. Holland verräth auch in dieser Periode viel Sinn für Naturgeschichte, hält sich aber in seinen bedeutendsten Individualitäten von der systematischen Richtung ferner; ihr schließen sich nur an: J. Admiral [15]), E. Voet [16]), Chr. Sepp [17]) und P. Kramer [18]). Auch in Italien werden Linné'sche Schüler angetroffen, so: D. Vandelli [19]), N. Poda [20]) und C. Allioni [21]). Schweden selbst bietet dagegen kaum Namen dar, welche neben dem Meister einer Erwähnung bedürften; ich nenne daher nur: C. Clerk [22]), C. Leche [23]), sowie die Dänen M. Th. Brünnicke [24]), H. Ström [25]), und den als umfassender Beobachter der Natur berühmten O. Fr. Müller [26]).

Bevor nun die Darstellung der Fabricius'schen Systeme, welche der Zeit nach sich hier anschließen müßte, versucht wird, scheint es zweckmäßig, zunächst die mehr selbstständigen Beobachter und Forscher, welche die Entomologie in dieser Zeit mit neuen Entdeckungen bereicherten, einzuschalten, besonders weil auch die meisten je nach ih-

5) Novae species Insectorum (Halae 1759). 6) Die Kennzeichen der Insekten ꝛc. (Zürich 1761. 4.) Abgekürzte Geschichte der Insekten ꝛc. (Zürich 1776—1789. 4.) 2 Thle. 7) Fauna carniolica (Vindob. 1763). 8) Enumeratio Insectorum Austriae (Vindob. 1781). 9) Novae species Insectorum. (Lond. 1771. 4.) 10) Entomologische Beiträge zur zwölften Ausgabe des Syst. Naturae (Leipz. 1777—1783). 3 Theile in 6 Bänden. 11) 120 copperplats of Engl. moths and butterflys. (Lond. 1773. 4.) 12) A Decade of curious Insects. (Lond. 1773. 4.) Enthält schlechte Insekten. Damarandae vero memorius *J. Hill* et *L. Renard*, qui Insecta ficta proposuere, *Fabricius.*) 13) The Aurelian (Lond. 1766). 14) Illustrations of natural history etc. (Lond. 1770. 4.) 15) Naauwkeurige Waarneemingen van veele Gestalt verweselende gekorvene Diersjens etc. (Amstel. 1746. Fol.) 16) Catalogue raisonné ou systematique du genre des Insectes qu'on appelle Coléoptères etc. (à la Haye 1779. 4.) übersetzt von F. Bh. Panzer. (Erlangen 1785 fg.) 17) Beschowing der Wondern Gods in de minstgeachte Schepgelen af Nederlandische Insecten. (Amst. 1762. 4.) Ins Teutsche übersetzt mit den (vortrefflichen) Originalkupfern 1781 fg. 4. 18) De uitlandsche Capellen etc. (Utrecht 1779 sq. 4.) 4 Bände. 19) Dissertationes tres de nonnullis Insectis (Patav. 1758). 20) Insecta musei Graecensis etc. (1761). 21) Manipulus Insector. Taurinensium. (Melang. de la soc. Roy. de Turin. T. III.) 22) Icones Insector. rariorum. 3 fasc. (Holm. 1759. 4.) 23) Novae spec. Insectorum. (Aboae 1758. 4.) 24) Entomologia (Hafn. 1764). 25) Physike och oekonomische beskrivelse over Fogderiet Saandmoër (Soroë 1762). 2 Voll. 26) Die wichtigsten entomologischen Arbeiten dieses emsigen Mannes sind: Fauna insectorum Friderichsadianna (Hafn. et Lips. 1764). Zoologiae Danise prodromus (Hafn. 1776). Hydrachnae, quas in aquis Daniae observ. etc. (Lips. 1781. 4.) Entomostraca s. Insecta testacea aquatica. (Hafn. 1785. 4.)

Digitized by Google

rem Auftreten sich in die Mitte von Linné und Fabricius stellen.

Unter ihnen verdient sowol der Zeit, als auch der Bedeutung nach Ch. Bonnet eine der ersten Stellen. Im J. 1720 zu Genf geboren, zeigte dieser Anfangs den Rechtswissenschaften obliegende Mann bald eine so große Neigung zu den Naturwissenschaften, daß er sich ihnen ganz hingab und mehre Disciplinen derselben mit glänzenden Entdeckungen bereicherte. Namentlich verdankt die Entomologie ihm nicht blos ihren Namen, sondern auch bedeutende Erweiterungen. Schon im 26. Jahre schrieb er seinen Traité d'Insectologie (Paris 1745), worin die merkwürdige Lebensweise und Fruchtbarkeit der Blattläuse auseinandergesetzt wurde. In Folge dieser Entdeckungen machte ihn die pariser Akademie, vielleicht auf Reaumur's Betrieb, zu ihrem Correspondenten. Dieser Arbeit folgten neun Jahre später seine: „Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bei Pflanzen," welche eine fast noch willkommnere Aufnahme fanden. Am meisten Aufsehen erregten aber seine Considérations sur les corps organisés (Genève. 1762 2 Voll.) und noch mehr seine Contemplations de la nature (Amsterd. 1764), welche allein in der teutschen Uebersetzung von J. D. Titius fünfmal (1766, 1772, 1774, 1783 und 1803) aufgelegt wurden. Namentlich die letztgenannte Schrift ist für die Entomologie höchst wichtig, und enthält eine vollständige Physiologie der Insekten, nach den Kenntnissen der damaligen Zeit. Übrigens verband Bonnet mit den Talenten eines genauen Beobachters auch die meditirende Seite eines philosophischen Kopfes, ein Verein der nicht blos überhaupt selten ist, sondern auch in der damaligen, auf reine Empirie besonders ausgehenden, Zeit ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Von ihm wurde zuerst behauptet, daß sich in der thierischen Organisation ein Fortschritt vom Unvollkommneren zum Vollkommneren aufspreche, und daß es die Aufgabe des Naturforschers sei, diesem Fortschritte nachzuspüren und ihn zu entwickeln. Er meinte freilich, daß derselbe sich auf jede einzelne Art erstrecke, sodaß alle zusammen eine fortlaufende Stufenleiter vom unvollkommensten Thiere bis zum Menschen bildeten, welche er „Leiter der Natur" nannte. Gemäß diesen Grundsätzen war er, wie Buffon, ein Verächter des künstlichen Linné'schen Systematik, übertraf aber seinen berühmten Zeitgenossen an philosophischem Scharfblicke ebenso sehr, wie dieser ihn an oratorischem Schmuck hinter sich ließ. Trotz dieser falschen Entwickelung einer richtigen Grundidee und mancher dem damaligen Zeitgeiste entsprechenden teleologischen Richtungen haben Bonnet's Schriften noch jetzt ihren Werth und zeigen uns am klarsten den Standpunkt, auf welchem in jener Zeit unsere Wissenschaft sich befand.

In Teutschland hatte die von Bonnet angeregte Richtung wenig Anklang gefunden, vielmehr begegnen uns hier mehre zwar unabhängig von Linné, aber in anderer Weise thätige Forscher. Der der Zeit nach älteste von diesen ist Johann Rösel v. Rosenhof, Miniaturmaler zu Nürnberg, dessen „monatlich herausgegebene Insektenbelustigungen" (Nürnberg von 1746—1755, 4 Bde. 4. nebst J. Ch. Kleemann's Beiträgen dazu. 1. Bd. 1792—1794. 4. und Ch. Schwarz Nomenclator über alle Abbildungen. Nürnberg in 7 Abth. 1793—1831) reich sind an guten Beobachtungen aus der Metamorphose und für jene Zeit vortrefflichen Abbildungen aller Lebensstadien der Insekten. In der Systematik schließt sich Rösel mehr an Aldrovandi und Ray als an Linné, und verräth überhaupt eine schon damals veraltete Methode. Zeitgemäßer, doch gleichfalls frei von Linné'scher Systematik und Nomenclatur halten sich die zahlreichen entomologischen Schriften J. Ch. Schäffer's, welche meistens in einzelnen Bruchstücken erschienen (seit 1753) und mit guten Abbildungen begleitet sind. Sie beziehen sich zwar größtentheils nur auf das letzte Lebensstadium der Insekten, enthalten jedoch mitunter auch recht gute Beobachtungen über die Metamorphose. Für die systematische Entomologie sind seine „Abbildungen regensburger Insekten" am wichtigsten geworden [27]). Nahe an Bonnet schließt sich dem Stoffe nach F. W. v. Gleichen, gen. Aufwurm, ein zweiter Leeuwenhoek hinsichtlich der zahlreichen mikroskopischen Beobachtungen, die er anstellte, aber umfassender als dieser seine Materien verfolgend. Die Entomologie verdankt ihm eine ausführliche „Geschichte der gemeinen Stubenfliege" (Nürnberg 1764. 4.), welche J. Ch. Keller herausgab, und Beobachtungen über Blattläuse (Versuch einer Geschichte der Blattläuse und Blattlausfresser des Ulmenbaums [Nürnb. 1770. 4.]), welche Bonnet's Beobachtungen unterstützen. Ähnliche mikroskopische Untersuchungen stellten M. F. Ledermüller (Mikrosk. Gemüths- und Augenergötzung [Nürnb. 1750—1761. 4.] nebst vier Nachlesen 1763—1765) und J. Th. Needham an (New microscopical discoveries [Lond. 1745]. Französische Übersetzung von Trembley [à Leide 1747]), lieferten indessen der Entomologie nur wenige brauchbare Thatsachen. Von anderer und in seiner Art größerer Bedeutung ward aber für unsere Wissenschaft das „Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend" (Wien 1766. 4.), welches zwei Lehrer am k. k. Theresianum, Denis und Schiffermüller, herausgaben und in demselben eine sehr sorgfältige Anordnung ihres Stoffes nach eignen und genauen Principien lieferten. Sie befolgten dabei Linné's Nomenclatur nur theilweis und stellten eine große Anzahl unbenannter Gruppen auf, welche die spätern Entomologen meistens zu Gattungen erhoben. Es muß daher dies Werk als die Grundlage aller neuern lepidopterologischen Arbeiten angesehen werden. Eine spätere Ausgabe, welche K. Illiger besorgte (Braunschw. 1801. 2 Bde.) hat die Linné'sche, Fabricius'sche und spätere Nomenclatur mit ihren Synonymen angenommen.

Einflußreicher für die Förderung der Entomologie im Ganzen waren die Arbeiten von de Geer und Lyonet.

27) Die wichtigsten Schriften Schäffer's sind: (Gesammelte) Abhandlungen über Insekten. (Regensb. 1764—1779. 4.) 5 Bde. Elementa Entomologiae, iconibus illustrata (Ratisb. 1766—1768. 4.) und *Ejusd.* Appendix, contin. insector. nova genera. (Ibid. 1787. 4.) Icones insectorum circa Ratisbonam indigenorum. (Ratisb. 1767 sq. 4.) 3 Voll. J. A. Harrer's Beschreibung dieser Insekten. 1. Bd. Käfer. (Erlangen 1791. 4.) Fr. W. Panzer's Systematische Nomenclatur über die Schäffer'schen Insekten. (Erlangen 1804. 4.)

Digitized by Google

CALIFORNIA

Ersterer, schwedischer Reichsfreiherr und Hofmarschall, hatte, eine seltene Erscheinung unter seinen Standesgenossen, alle Mußestunden mit der Beobachtung der Insekten seiner Umgebung ausgefüllt, und außerdem eine schöne Sammlung ausländischer Arten zusammengebracht. Er schließt sich in der Art, sein Material zu behandeln, aufs Genaueste an Reaumur, und scheint überhaupt diesen als Vorbild sich genommen zu haben; übertrifft ihn indessen an präciser Haltung der Gegenstände und Menge der von ihm wahrgenommenen Formen. Auch sind seine Abbildungen besser als die Reaumur's und seine Untersuchungen mannichfaltiger. Es bilden daher die Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes (Stockh. 1752—1774. 4. 4 Voll. Ins Teutsche übersetzt von J. A. E. Göze, Leipzig und Nürnberg 1775—1783. 4. 7 Bde.) eine wahre Fundgrube von Thatsachen, sowol für die Metamorphosenlehre, als auch für die systematische Entomologie, und sind jedem wissenschaftlichen Entomologen unentbehrlich. De Geer folgt in seinem Werke einer ihm eigenthümlichen Ordnung, deren Princip selbst nirgends gegeben ist, wie auch nicht die Übersicht seines Systems. Letztere veröffentlichte erst A. J. Retzius nach seinem Tode in einer besondern Schrift (*Car. de Geer*, Genera et species Insectorum etc. [Lips. 1783.]), welche alle von de Geer aufgeführte Arten kurz diagnostisirt und mit den Linné'schen Namen und Citaten belegt; hier erscheint de Geer's System in folgender Weise:

I. Alata. Insekten mit Flügeln.

A. Gymnoptera. Mit vier gleichen Flügeln.

1) Lepidoptera. Bestäubte Flügel und ein Spiralrüssel (wie Linné).
2) Elinguia. Nackte Flügel, weder Rüssel noch Kiefer (Phryganea und Ephemera).
3) Neuroptera. Nackte netzförmige Flügel und Kiefer (die übrigen Neuroptera Linné's).
4) Hymenoptera. Nackte ungleiche Flügel mit Längsadern und Kiefer (wie Linné).
5) Siphonata. Häutige Flügel, ein unter die Brust gebogener Schnabel (Apis und Cicada).

B. Vaginata. Mit Flügeldecken und Flügeln.

6) Dermaptera. Flügeldecken halb leder-, halb hautartig; ein Schnabel (Cimex und Notonecta).
7) Hemiptera. Flügeldecken ganz lederartig; Kiefer (Blatta, Gryllus und Forficula).
8) Coleoptera. Flügeldecken ganz hornig; Kiefer (wie Linné, aber ohne Forficula).

C. Diptera. Mit zwei Flügeln.

9) Halteratа. Mit Schwingkolben und fleischigem Rüssel (Linné's Diptera).
10) Proboscidea. Ohne Schwingkolben und Rüssel (Coccus).

II. Aptera. Insekten ohne Flügel.

D. Saltatoria.

11) Suctoria. Mund zum Saugen, vollkommene Verwandlung (Pulex).

E. Gressoria.

12) Auc(h)enata. Sechs Beine, Kopf frei (Lepisma, Podura, Termes, Pediculus).
13) Atrachelia. Sechs oder mehr Beine, Kopf verwachsen.
14) Crustacea. Vierzehn und mehr Beine, Kopf frei.

In seinem großen Werke stellte de Geer auch mehre neue Gattungen neben den schon vorhandenen Linné's auf, oder nahm dieselben von Andern an, besonders von Geoffroy; unter denen Pterophorus, Nomada, Telephorus, Colliuris, Pyrochroa, Clerus, Stratiomys, Nemotelus und Ricinus die wichtigsten sind.

Viel eingeschränkter, aber darum doch nicht minder bedeutungsvoll, ist die Thätigkeit P. Lyonet's. Er war mit Linné in demselben Jahre geboren (den 21. Juli 1707) und wie Bonnet Anfangs Jurist, zeigte aber gleich diesem früh Neigung zur Naturkunde, welche vielleicht im Umgange mit Trembley, den er im Haag kennen lernte, eine Richtung auf die Untersuchung sehr mühsamer Gegenstände erhielt. Ein ungemeines Talent für schwierige Manipulationen und eine seltene Leichtigkeit, sie zu überwinden, förderten ihm seine Unternehmungen außerordentlich und setzten ihn in den Stand, nicht blos, nach wenigen Stunden Unterricht, als vortrefflicher Kupferstecher, sondern auch als ebenso genauer Zergliederer sich auszuzeichnen. Das Resultat solcher Anlagen und Thätigkeiten war eine unübertreffliche Anatomie der Weidenraupe, womit er im J. 1760 die Entomologie bereicherte (Traité anatomique de la chenille, qui ronge le bois de saule [à la Haye 1760. 4.]), ein Werk, das seines Gleichen weder an Form noch an Inhalt hat, und in jeder Beziehung die höchste Stufe der Vollendung erreichte. Erst seit seiner Veröffentlichung war es möglich, eine klare Vorstellung vom innern Bau der Insekten zu gewinnen. Leider ereilte den Verfasser desselben der Tod (den 11. Jan. 1789), ehe es ihm gelang, die Fortsetzung, welche die Anatomie der Puppe und des Schmetterlings (Cossus Ligniperda *Latr.*) liefern sollte, zu vollenden; so blieben die schon angefertigten Kupfertafeln und Manuscripte liegen, bis sie erst in unsern Tagen durch die Fürsorge de Haan's auf Kosten der pariser Akademie und in deren Schriften bekannt gemacht wurden (auch besonders abgedruckt unter dem Titel: Recherches sur l'anatomie et les métamorphoses de différentes espèces d'Insectes, etc. 1 Vol. 4. av. 54 pl. [Paris 1832] chez Roret). Zahlreiche andere Beobachtungen über die Metamorphose mehrer Insekten, besonders der Schmetterlinge, begleiten die leider unvollendete Hauptarbeit, und zeigen, wie genau ihr Urheber auch in solchen Untersuchungen war, die ihn nur nebenbei beschäftigten.

Nach Darstellung dieser für die Entwickelung der Entomologie höchst bedeutungsvollen Individuen haben wir noch die Modificationen der Linné'schen Schule zu erörtern, welche durch J. Chr. Fabricius herbeigeführt wurden. Offenbar berühren wir mit ihnen diejenige Stelle in der Geschichte unserer Wissenschaft, welche als der eigentliche Wendepunkt ihrer alten und neuen Zeit angese-

Digitized by Google

hen werden muß, und dürfen daher mit demselben Rechte, wie bei früheren Veranlassungen der Art, einige kurze Bemerkungen über die Lebensmomente des Mannes, der diese Umwälzung der Dinge herbeiführte, hier einschalten. Joh. Chr. Fabricius wurde am 7. Jan. 1745 zu Tondern im Herzogthume Schleswig geboren und erhielt in seiner Vaterstadt von Privatlehrern den ersten Jugendunterricht; später besuchte er das Gymnasium zu Altona. Mit dem J. 1762 bezog er die Universität Kopenhagen und vertauschte dieselbe noch im Herbste desselben Jahres mit der Hochschule zu Upsala, wohin ihn seine frühe Neigung zur Naturgeschichte führte, wie später nach Leipzig seine Bestimmung zu den Cameralwissenschaften. Von hier bereitet er die Universitäten zu Leyden und Edinburgh, wo sein Bruder Medicin studirte, hielt sich eine geraume Zeit in London auf, ging von da über Paris nach dem südlichen Frankreich, durchstreifte Nordsalien und kehrte von Venedig aus durch Teutschland 1769 in seine Heimath zurück. Anfangs trat er als Lehrer der Cameralwissenschaften in Kopenhagen auf, folgte aber 1775 dem Rufe, den er als Professor dieser Wissenschaften nach Kiel erhielt, und blieb in dieser Stellung bis an sein Ende. In Upsala gehörte er zu den am meisten geachteten Schülern des großen Reformators und erfuhr mehrmals die Auszeichnung, von ihm als ein solcher genannt zu werden, dem er in der Entomologie die Palme zuerkenne. Schon hier faßte er den Plan, die Gruppen der Insekten nach den Mundtheilen zu bestimmen, theilte diese Idee an Linné mit, und ward von ihm zur Verfolgung seiner Unternehmung dringend aufgefordert. Mit den Resultaten derselben trat er zuerst 1775 hervor durch Publication seines Systema Entomologiae, in welchem alle damals bekannten Insekten aufgeführt waren. Ihm folgten 1777 die genera Insectorum, 1781 die Species Insectorum und 1787 die Mantissa Insectorum; Werke, worin die inzwischen entdeckten oder bekannt gewordenen Arten, welche er auf seinen vielen Reisen kennen lernte, veröffentlicht wurden. Von 1792—1794 gab er sein ganzes System neu heraus als Entomologia systematica, emendata et aucta (4 Bde.) und fügte 1798 noch ein Supplementum hinzu, in welchem die vollständigste Übersicht seines Systems enthalten ist. Aber bald war die Zahl der Neuigkeiten wieder so angewachsen, daß er zu einer dritten Überarbeitung sich entschließen mußte, und that dies, indem er die einzelnen Hauptgruppen, Ordnungen nach Linné, von ihm Classen genannt, besonders erscheinen ließ. Mit dem J. 1801 erschien das System der Käfer (Syst. Eleutheratorum. 2 T.), dem 1803 das Syst. Rhyngotorum und 1805 das System Antliatorum folgte, mit welchem er die Reihe seiner Arbeiten schloß, denn ein in der Handschrift zum Theil vollendetes Systema Glossatorum blieb liegen, als der Bankrott seines Verlegers ihn störte, und fortschreitende Altersschwäche zu sehr seine Arbeiten beschränkte. Er starb am 3. März 1808, wie mit Bestimmtheit aus der Nachschrift zu seiner Autobiographie in den „Kieler Blättern" (1819. 1. Bd. S. 88 fg.) hervorgeht.

Fabricius ist der ganzen Art nach, wie er die Wissenschaft aufgefaßt hat, ein strenger Schüler von Linné, dessen Formen und Grundsätze er sich so aneignete, daß zwischen beiden in dieser Beziehung kaum ein Unterschied wahrgenommen wird. Am deutlichsten hat er diese geistige Identität mit der seines Lehrers in der Philosophia entomologica (Haml. et Chil. 1778), eine treue Copie von Linné's Philosophia botanica, beurkundet. Demnach weichen beide lediglich in Anwendung ihrer Grundsätze auf verschiedene Gegenstände von einander ab, und nur dadurch gelangten sie zu verschiedenen Resultaten. Linné hatte nämlich weder bei den Ordnungen, noch bei den Gattungen, die Mundtheile der Insekten besonders berücksichtigt, sondern sie meistens ganz außer Acht gelassen. Es lag daher ihre Untersuchung für jeden, der nicht blindlings in Linné's Fußtapfen treten wollte, als interessanter Gegenstand eigner Beobachtungen zunächst vor und war auch von de Geer bei der Bestimmung der Ordnungen schon in Anwendung gebracht worden. — Fabricius, dem Neigung eine so vorwiegende Richtung zur Entomologie angewiesen hatte, wie Linné'n zur Botanik, erkannte noch bestimmter, als de Geer, die Nothwendigkeit, auch diese für die Lebensweise der Thiere so höchst wichtigen Organe in den Kreis der diagnostischen Merkmale zu ziehen, und fand bei ihrer Berücksichtigung, daß vorhandene Unterschiede durch sie nicht blos bestätigt würden, sondern auch, daß sich alsbald da Unterschiede darböten, wo das Linné'sche System keine mehr angab. Dadurch ward sein Entschluß, sie zur Basis einer kritischen Revision der Insektengruppe zu machen, bestärkt, und sogleich ging er an die Ausführung des Unternehmens.

Der erste, in dem Systema Entomologiae (1775) enthaltene, Versuch entspricht freilich den Foderungen einer natürlichen Systematik noch weniger, als die Linné'sche Classification, und mußte daher den Wunsch einer baldigen Ausbesserung sehr rege machen, wie schon die bloße Betrachtung der nachfolgenden Tabelle, die dieses System mittheilt, zeigen wird.

I. Insekten mit beißenden Mundtheilen.
1) Vier oder sechs Taster an Unterkiefer und Unterlippe.
a) Unterkiefer unbedeckt. 1) Eleutherata (Coleoptera *Linn.*).
b) Unterkiefer vom Helm bedeckt. 2) Ulonata (Hemiptera *de Geer*).
c) Unterkiefer mit der Unterlippe verwachsen. 3) Synistata (Neuroptera, Hymenoptera und einige Aptera [Monoculus, Oniscus, Lepisma, Podura] *Linn.*).
d) Keine Unterkiefer. 4) Agonata (Scorpio und Cancer *Linn.*).
2) Nur zwei Taster, und zwar am Unterkiefer. 5) Unogata (Libellula, Scolopendra und Aranea *Linn.*).

II. Insekten mit saugenden Mundtheilen.
1) Mit einem Rollrüssel. 6) Glossata (Lepidoptera *Linn.*).
3) Mit gegliedertem, aus Borsten bestehendem Schnabel. 7) Rhyngota (Dermaptera *de Geer*).

Digitized by Google

4) Mit fleischigem, Borsten enthaltendem Rüssel. 8) Antlista (Diptera *Linn.*).

Die Vereinigung der Libellen, Skolopendern und Spinnen in eine Gruppe konnte so wenig Beifall finden, als die Verbindung der Monoculus und Dnisken mit den Bienen und Wespen zu derselben Hauptabtheilung; sodaß diese Gruppirung, auch abgesehen davon, daß in der Mundbildung aller hier verbundenen Formen die wesentlichsten Verschiedenheiten herrschen, an Natürlichkeit beiweitem hinter der Linné'schen zurückstand. Auch würde Fabricius schwerlich durch die Verbesserungen, welche im Supplement der Entomologia systematica gemacht wurden, einen größern Anklang als Linné sich verschafft haben, wenn nicht zugleich die vielen neuen Gattungen, welche er vorschlug und nach den Unterschieden der Mundtheile festsetzte, die Entomologen von der Zweckmäßigkeit der gewählten Kriterien überzeugt hätten. Jene angedeuteten Verbesserungen bestanden nun darin, daß er die Synistata in zwei Gruppen trennte, indem er die Hymenoptera Linné's zu einer eigenen erhob, und nach ihren dünnen, lederartigen, zusammengedrückten Unterkiefern Piezata nannte; ferner darin, daß er die Skolopendern oder Vielfüße, weil sie gar keine Taster hätten, zu einer eigenen, nunmehr sechsten, Classe erhob, und die siebente Classe: Unogata, auf Skorpione und Spinnen beschränkte, sie nach der Anwesenheit eines einzigen klauen- oder scherenförmigen Kieferpaares bestimmend. Die frühere vierte Classe: Agonata, ging ganz ein und aus den Crustaceen der modernen Systeme wurden drei Classen (die achte, neunte und zehnte) gemacht, welche durch die über zwei hinausgehende Menge der Kieferorgane zu einem Ganzen verbunden waren. Bei der achten Classe: Polygonata, sein die vielen Kiefer innerhalb der Lippe, bei den beiden andern außerhalb derselben; in welchem Falle sie den Mund selbst schlössen (Kleistagnatha), oder noch von den Tastern bedeckt würden (Exochnata). Die Insekten mit saugenden Mundtheilen blieben ungeändert. Demnach verhält sich dies System tabellarisch, wie folgt:

I. Insekten mit beißenden Mundtheilen.
  A. Mit zwei Paar Kiefern.
    a) Die Unterkiefer mit Tastern.
      1) Eleutherata (Coleoptera *Linn.*).
      2) Ulonata (Hemiptera *de Geer*).
      3) Synistata (die meisten Neuroptera *Linn.*).
      4) Piezata (Hymenoptera *Linn.*).
      5) Odonata (Libellula *Linn.*).
    b) Alle Kiefer ohne Taster.
      6) Mitosata (Myriopoda *Latr.*).
  B. Ein Paar Kiefer.
      7) Unogata (Arachnidae *Lam. Latr.*).
  C. Mehr als zwei Paar Kiefer.
      8) Polygonata (Isopoda et Amphipoda *Latr.*).
      9) Kleistagnatha (Decapoda brachyura *Latr.*).
      10) Exochnata (Decapoda macrura *Latr.*).

II. Insekten mit saugenden Mundtheilen.
      11) Glossata (Lepidoptera *Linn.*).
      12) Rhyngota (Dermaptera *de Geer*).
      13) Antliata (Diptera *Linn.*).

Aber auch diese Bestimmung und Anordnung der Gruppen konnte die Linné'schen Ordnungen, welche nicht blos deutlicher bezeichnet, sondern auch passender an einander gereiht waren, keineswegs verdrängen; ja wer weiß, ob Fabricius mit den von ihm aufgestellten neuen Gattungen eine bessere Aufnahme gefunden hätte, wenn ihm nicht bei Bestimmung derselben die allgemeine Gestalt zu Hilfe gekommen wäre. Wiewol also das Fabricius'sche System im Ganzen vielleicht Niemandem gefiel, so ward doch die größere Anzahl der entomologischen Schriftsteller jener Zeit auf seine Bahn gezogen, und die genaue Untersuchung der Mundtheile galt von jetzt an als unerläßliches Bedürfniß für die Begründung neuer Gattungen. Selbst Olivier, der sich schon 1789 in der Einleitung zu seiner Entomologie (Paris 1789 sq. Fol. 5 Voll.) entschieden gegen die Brauchbarkeit der Mundtheile zur Begründung der Insektenordnungen ausspricht, und jenen Organen die Flügel beiweitem vorzieht, ist doch im Grunde ein Jünger von Fabricius, da er es nicht versäumt hat, bei jeder Gattung eine Analyse ihres Mundes zu geben und darnach die Gattungsmerkmale zu bestimmen.

Bekanntlich liegt bei Streitfragen in der Regel die Wahrheit in der Mitte, und so war es auch hier; denn wir wissen nun, daß weder die strenge Befolgung der Flügeldifferenzen, noch die alleinige Beachtung der Mundtheile uns zur Einsicht in den natürlichen Zusammenhang der Gliederthiere führen könne, und daß ein natürliches System, d. h. ein solches, welches die stufenweise Modification der einer bestimmten Abtheilung von Organismen zum Grunde liegenden Idee darthun und uns den Zusammenhang aller aus dieser Modification resultirenden verschiedenen Gruppen zeigen will, keineswegs einseitig nur dieses oder jenes Organ unter den sämmtlichen berücksichtigen dürfe, sondern eben sie alle. Da indessen die Naturgeschichte im Ganzen so wenig, wie die Entomologie im Besondern, zu jener Zeit soweit vorgeschritten war, um sich dieser ihrer Endaufgabe bewußt werden zu können, so dürfen wir den Mann, welcher den ersten einseitig befolgten Weg verließ, nicht tadeln, wenn er wieder eine einseitige Richtung einschlug, sondern müssen ihm vielmehr Dank wissen, durch ihn auch von dieser Seite her zur Erkenntniß gelangt zu sein, daß eben die Einseitigkeit in der Richtung der Hauptfehler sei, keineswegs diese oder jene bisher verfolgte. Denn weder in Fabricius, noch in einem seiner Jünger konnte das Gefühl erwachen, die Aufgabe des Naturforschers sei jene oben angedeutete; davon überzeugen uns seine mehrfachen Äußerungen, daß das System der Natur aufgedrückt werden müsse, und man sich hüten solle, durch genaue Befolgung der natürlichen Unterschiede den Ariadneischen Faden des Systems zu verlieren (Systema Entomol. praefat.). Er meinte, man treibe Entomologie, um die verschiedenen Einzelnheiten in ihr, die Arten, kennen zu lernen; und es gibt noch jetzt Leute, die diese Kenntniß für die höchste in der Wissenschaft halten; — da sie doch nur das Mittel ist, um zum Ziele, der Einsicht in den Ideengang der Natur, zu gelangen. Dies können wir aber nur, wenn

Digitized by Google

wir die sämmtlichen Unterschiede aufsuchen, welche die Natur an ihren Einzelnheiten uns vorlegt. Das genaue allseitige Studium der Arten ist daher der Anfang aller wahren Naturgeschichte, nicht ihr Ziel und Ende. Indem nun Linné auf die Nothwendigkeit des Artenstudiums zuerst hinwies, zeigte er der Naturgeschichte ihre nächste Aufgabe, und Fabricius, der mit Recht der Meinung war, daß die Entomologie hinter andern naturgeschichtlichen Disciplinen in jener Zeit noch sehr zurückstehe, konnte, wenn er ihr wahrhaften Nutzen gewähren wollte, nichts anderes thun, als das Studium der Arten dadurch fördern, daß er für dieselben eine neue Seite der Betrachtung einführte, nämlich die ihres Mundes. Indem er nun an dieser Seite vortreffliche Unterschiede wahrnahm, hielt er sich für berechtigt, diese Unterschiede für die hauptsächlichsten und wichtigsten zu erklären, was doch, wie spätere Erfahrungen bewiesen haben, nur theilweise wahr ist. Er lieferte daher gleich seinem Meister nur Materialien zu einem Gebäude, dessen Ausführung erst seinen Nachfolgern übertragen werden sollte, und dessen erste, freilich ungenügende, Anlage er selbst für ein Chaos erklärte, in dem endlose Verwirrung herrsche, wie er später einmal zu beweisen denke (Entom. syst.m. suppl. Praef.). Diesen Beweis hat er nicht geführt, vielmehr hat der Nachwelt prüfendes Auge in jenem Chaos die Elemente erkannt, aus welchen die neue Wissenschaft in schöner Ordnung sich gestalten konnte.

Obgleich also Fabricius' System in seinem ganzen Umfange von seinem entomologischen Schriftsteller eigentlich angenommen ist, so gab es auf der andern Seite doch auch Niemanden, der, nachdem Fabricius mit seiner Reformation der Linné'schen Genera hervorgetreten war, es wagen mochte, die letztern gegen jene zu behaupten. Wir dürfen daher, da diese Reformation der Linné'schen Genera offenbar Fabricius' Hauptverdienst und auch seine Hauptarbeit war, jeden Entomologen für einen Jünger dieses zweiten Restaurators der Wissenschaft erklären, welcher von seinen Gattungen Gebrauch machte, und in seine Art, dieselben zu begründen, einging; selbst dann, wenn er, wie Olivier, sich ausdrücklich gegen das Fabricius'sche System erklärte, oder wie Clairville und Illiger eine Vereinigung desselben mit dem Linné'schen in Bezug auf die Ordnungen beabsichtigte. In diesem naturgemäßen Sinne gab es allerdings keinen Entomologen bis auf Latreille und dessen Zeitgenossen, der nicht ein Jünger des großen Vorgängers genannt werden müßte; alle nahmen Theil an seinen Untersuchungen und förderten die Wissenschaft, indem sie seinen Pfad, sie zu ebenen, betraten.

Inzwischen hatte die durch Linné geweckte Vorliebe für Naturgeschichte eine so große Menge Freunde und Verehrer auch für die Entomologie gewonnen, daß es für den Raum dieser Mittheilung zu weitläufig sein würde, sollten noch ferner alle, die es zu irgend einer Berühmtheit in der Wissenschaft gebracht haben, hier aufgeführt und je nach ihren Leistungen gewürdigt werden. Wir verlassen daher von jetzt an dieses auch nur in den frühern Zeitperioden interessante Verfahren, und beschränken uns darauf, bei denjenigen Persönlichkeiten länger zu verweilen, die aus irgend einem Grunde unser vorwiegendes Interesse zu beanspruchen haben. Als solche erscheinen in dem Zeitraume von Fabricius bis auf Latreille besonders Olivier, Clairville, K. Illiger, G. Panzer, F. W. Panzer und die beiden, auch in die neueste Periode hinübergreifenden, Schüler Linné's: D. Schönherr und Leon. Gyllenhall.

Ant. Guill. Olivier (geb. 1756, gest. 1814) hat sich am meisten durch eine umfassende, aber nicht beendete Naturgeschichte der Coleopteren, welche als erste Abtheilung seiner Entomologie, ou l'histoire naturelle des Insectes (Paris 1789—1808. Fol.) 5 Voll. erschienen ist, um die Wissenschaft verdient gemacht. Seine Eintheilung der Insekten hatte er indessen schon früher, nämlich in der großen französischen Encyclopédie méthodique, sect. Insectes, aufgestellt, deren Bearbeitung ihm übertragen war. Er führte sie bis zum achten Bande, wo sie Latreille aufnahm, und nach ihm Lepelletier und Serville, welche sie mit dem zehnten Bande (Paris 1826. 4.) beendeten. Das hier von Olivier aufgestellte System der Insekten ist deshalb besonders wichtig, weil aus ihm die spätern französischen Systeme hervorgegangen zu sein scheinen; es lautet, wie folgt:

I. Insekten mit vier unbedeckten Flügeln.
1) Flügel mit schuppigem Staube bedeckt; Mund eine Rollzunge. — 1) Lepidoptera.
2) Flügel nackt, mit Netzadern; Mund mit Ober- und Unterkiefern. — 2) Neuroptera.
a) Drei Fußglieder (Libellula, Semblis).
b) Vier Fußglieder (Rhaphidia).
c) Fünf Fußglieder (Hemerob., Panorp., Termes, Phryganea, Ephemera).
3) Flügel nackt, mit zweigförmigen Adern; Mund mit Oberkiefern und Rüssel. — 3) Hymenoptera.
a) Rüssel undeutlich (Formica, Vespa, Ichneumon, Tenthredo).
b) Rüssel deutlich (Sphex, Scolia, Bembex, Apis).

II. Insekten mit zwei Flügeln und Flügeldecken.
4) Flügel kreuzen sich unter weichen Decken; Mund ein spitzer, unter die Brust gebogener Rüssel. — 4) Hemiptera.
a) Flügeldecken aus einer Masse (Cicada, Aphis, Coccus, Thrips).
b) Flügeldecken halb lederartig, halb häutig (Notonecta, Nepa, Cimex).
5) Flügel der Länge nach gefaltet, unter weichen, fast häutigen Flügeldecken; Mund mit Ober- und Unterkiefer. — 5) Orthoptera.
(Blatta, Mantis, Locusta, Gryllus.)
6) Flügel der Quere nach gefaltet, unter harten, hornigen Flügeldecken; Mund mit Ober- und Unterkiefern. — 6) Coleoptera.
a) Fünf Fußglieder an allen Füßen.
b) Fünf Fußglieder an den vier vordern Füßen, vier an den hintern.

Digitized by Google

c) Vier Fußglieder an allen Füßen.
d) Drei Fußglieder an allen Füßen.
(Hierher auch Forficula.)

III. Zwei unbedeckte Flügel.
Flügel mit zweigförmigen Adern, dahinter Schwingkolben; Mund ein gerader oder gebrochener zurückziehbarer Rüssel. — 7) Diptera.

IV. Keine Flügel.
Mund von verschiedener Beschaffenheit. — 8) Aptera.
a) Sechs Beine (Pulex, Pediculus, Ricinus, Lepisma, Podura).
b) Acht Beine (Acarus, Aranea, Phalangium, Scorpio).
c) Zehn oder noch mehr Beine (Monoculus, Cancer, Gammarus, Oniscus, Scolopendra, Julus).

Dies System ist übrigens kaum ein neues oder dem Verfasser eigenes zu nennen, indem es sich ziemlich genau an das von de Geer (s. oben) anschließt, und dabei die von Linné vorgeschlagenen Namen der Ordnungen, sowie Geoffroy's Eintheilung derselben nach den Fußgliedern, mit in Anwendung bringt. Das einzige Neue und Wichtige ist die Erfindung des Namens Orthoptera für die Hemiptera de Geer's, und die Beibehaltung dieses Namens für die de Geer'schen Dermaptera. Obwol diese Neuerung durch Nichts motivirt ist, so fand sie doch in Frankreich allgemeinen Beifall, und da später dieses Olivier'sche System mit den von Latreille vorgenommenen Modificationen desselben dasselbe herrschende ward, so hat auch die jüngere Olivier'sche Benennung über die ältere de Geer'sche den Sieg davon getragen. Mit Verwunderung sieht man auch in diesem Systeme den Ohrwurm wieder bei den Käfern, nachdem sowol de Geer als Fabricius ihm eine beiweitem richtigere Stelle unter ihren Hemipteris oder Ulonatis, den Orthopteris Olivier's, angewiesen hatten.

Clairville's (Entomologie helvétique [Zur. 1798—1806]. 2 Voll.) und Illiger's (Verzeichniß der Käfer Preußens [Halle 1798]) Eintheilungen sind von geringerem Interesse, da sie weniger Beifall oder Eingang fanden. Dennoch läßt sich die Clairville'sche gewissermaßen als eine Vorläuferin der spätern englischen Systematik ansehen, insofern von beiden die Gesammtbeschaffenheit des Mundes vorzugsweise berücksichtigt wurde. Sie lautet, wie folgt:

I. Insekten mit Flügeln. Pterophora.
A. Mit beißenden Mundtheilen.
a) Vorderflügel hornig. — 1) Elytroptera.
b) Vorderflügel lederartig. — 2) Dermatoptera.
c) Flügel mit Nebadern. — 3) Dictyoptera.
d) Flügel mit Zweigadern. — 4) Phlebоptera.
B. Mit saugenden Mundtheilen.
a) Mit Flügeln und Schwingkolben. — 5) Halteriptera.
b) Mit schuppigen Flügeln. — 6) Lepidoptera.
c) Flügel verschiedenartig. — 7) Hemineroptera.

II. Insekten ohne Flügel.
a) Mit saugenden Mundtheilen. — 8) Rhophotera.
b) Mit beißenden Mundtheilen. — 9) Pododunera.

Auch hier stoßen wir auf neue Namen für längst bekannte Gruppen, denn die Elytroptera sind Linné's Coleoptera, die Dermatoptera de Geer's Hemiptera, die Dictyoptera Linné's Neuroptera, und die Phlebоptera dessen Hymenoptera. Die Diptera der alten Systeme heißen bei Clairville Halteriptera, ein noch dazu falsch gebildeter Name, und seine Hemineroptera sind die de Geer'schen Dermaptera. Was die Identität dieses Systems mit dem spätern von Mac Leay betrifft, so braucht man nur statt der Flügel die Metamorphose, welche der genannte englische Naturforscher wieder in ihr Recht einsetzte, zum Haupttheilungsgrunde zu erheben, und die Gruppen so zu spalten, wie es in der spätern Zeit üblich wurde, so geht das System jenes Engländers hervor; zum Beweise, daß, man mochte auch noch so eigenthümliche Principien der Eintheilungen erfinden, die Resultate derselben doch schon bekannte waren, welche bei den mannichfachen Versuchen der Systematik auf schon vorhandene Gruppirungen zurückführten. Dieser Umstand, den man auch meiner Eintheilung zum Vorwurfe gemacht hat (Lacordaire in seiner Introduct. à l'Entomologie. 2 Vol. Suites à *Buffon* [Paris 1838]), versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß die Natur nur eine gewisse Summe von Merkmalen in Anwendung bringt, um die vorhandenen Unterschiede zu bezeichnen, und der Naturforscher, wenn er nicht willkürlich verfahren will, nichts anderes thun kann, als diese Unterschiede auffuchen und nach ihnen die natürlich begrenzten Gruppen festsetzen. Man hat dabei nur von ihm zu verlangen, daß er den Werth der Unterschiede kenne, und nicht eine Differenz zweiten Ranges zur ersten erhebe, wie dies Linné, Fabricius, Olivier und Latreille thaten. Weiß er die Hauptdifferenz herauszuziehen und sie als solche zu begründen, so ist seine Eintheilung neu, sobald diese Differenz noch nicht als solche erkannt gewesen ist, wenngleich alle seine untergeordneten Gruppen mit denen seiner Vorgänger übereinstimmen; ja selbst dann noch, wenn diese Hauptdifferenz schon richtig erkannt war, allein die ihr untergeordneten Gruppen noch nicht in die gehörige Beziehung zu einander gebracht waren. Und nur diesen letzten Vorzug nehme ich für meine Eintheilung der Insekten in Anspruch, wohl wissend, daß alle Gruppen, die ich zulasse, schon von Andern vor mir angenommen waren, und daß auch die Charaktere, nach denen ich sie bestimme, im Grunde längst verbrauchte sind. Wie wäre es auch möglich, noch jetzt neue eigenthümliche und zugleich werthvolle Abtheilungen in einer Thierclasse aufzustellen, an der seit mehr als hundert Jahren die ersten Talente ihre Kräfte versucht haben, und in welcher man alle, auch die geringfügigsten, Erscheinungen schon hervorzog, sobald sie Eintheilungsgründe zu gewähren versprachen. Meine Eintheilung der Insekten sollte auch gar nicht originell sein, sondern nur mit der Natur übereinstimmen, und indem ich dies wollte und fand, daß mein Resultat genau mit keinem frühern stimmte, hielt ich mich berechtigt, von

Digitized by Google

meinem Systeme zu reden. Dieses und seine Principien werde ich am Schlusse meiner Schilderung mittheilen.

Illiger's (a. a. O.) gegebenes System ist nicht neu, und wird auch von ihm selbst nicht dafür gehalten; er nimmt Linné's Ordnungen an, und theilt jede nach den von Fabricius aus einer solchen Ordnung gebildeten Gruppen in Unterabtheilungen, welchen er die Fabricius'schen Namen läßt. Er selbst erklärt dies für einen Versuch, beide Systeme mit einander zu vereinen, um durch ihn zur Wahrheit zu gelangen. — Übrigens verdient Illiger (s. d. Art.) unsere ganze Anerkennung als scharfsichtiger, vorurtheilsfreier Forscher, welcher die Wissenschaft mit unzähligen Entdeckungen bereicherte, und besonders als umsichtiger Kritiker fremder Arbeiten sich Verdienste erwarb. Sein „Magazin für Insektenkunde" (Braunschw. 1801—1808. 6 Bde.) ist eins der wichtigsten Repertorien für neue Thatsachen, und nicht minder bedeutend seine Übersetzung von Olivier's Entomologie (Braunschw. 1800. 4.), wovon leider nur die beiden ersten Bändchen erschienen. Sie bilden mit J. Sturm's Nachstich der dazu gehörigen Kupfer (Nürnberg 1800. 4.) eine für die damalige Zeit vortreffliche Monographie der Lamellicornien. Seine Bearbeitung von Kugelan's „Käfer Preußens" und dem „Verzeichniß der Schmetterlinge der wiener Gegend" wurden schon früher als verdienstliche Arbeiten erwähnt.

G. von Paykull ist unter den Entomologen Schwedens einer der bedeutendsten; wir erhielten von ihm mehre Monographien schwedischer Käferfamilien (Staphylinorum 1789, Caraborum 1790, Curculionum 1792) und eine vollständige schwedische Käferfauna (Fauna suecica Ups. 1800. 3 Voll.), welche den Grund zu der spätern von Gyllenhall legte. Am meisten Anerkennung fand mit Recht seine meisterhafte Monographia Histeroidum [Ups. 1811]).

L. Gyllenhall und Dr. J. Schönherr gehören schon mehr der neuern Zeit an, und verließen zum Theil Fabricius' Bahn, indem sie von den Latreille'schen Familien Gebrauch machten. Beide gehören nach Umfang und Inhalt ihrer Arbeiten zu den genauesten und emsigsten Entomologen. Gyllenhall schrieb eine Käferfauna Schwedens (Insecta Suecicae [Stockh. 1808—1813. 3 Voll. und 4. Voll. Lips. 1827]), Schönherr revidirte die gesammten Käfer in seiner Synonymia Insectorum (Holm. 1806—1817. 3 Voll. und Faris 1833 sq. 5 Voll.), welche er neuerdings mit unnachahmlicher Ausführlichkeit, aber vielleicht allzugroßer Spitzfindigkeit, über die Familie der Curculionen ausgedehnt hat, der Fabricius'schen Reihenfolge der Gattungen sich anschließend.

F. W. Panzer ist in Teutschland unter den Jüngern von Fabricius nach Illiger wol der thätigste und einflußreichste geworden, besonders durch seine vorzügliche Richtung auf die Insekten seines Vaterlandes. Er trat freilich zuerst mit mehren Schilderungen ausländischer Käfer und Übersetzungen ausländischer Werke auf, entschied sich aber später für die teutsche Entomologie. Seine Faunae Insectorum initia (Nürnberg. 12.), welche mit dem J. 1792 begannen, und noch jetzt von Heinrich Schäffer fortgesetzt werden, sind offenbar die erste Quelle zum Studium der teutschen Insekten. Bis zum 109. Hefte, dem letzten, das Panzer herausgab, hat J. Sturm die Kupfer gestochen; von da an folgen ungleich schlechtere, oft sehr mißrathene Steindrücke, die mit jenen frühern Bildern keinen Vergleich aushalten.

Neben diesen besonders thätigen Entomologen aus Fabricius' Schule verdienen noch eine Menge andere als Förderer der Wissenschaft genannt zu werden. Ich erwähne daher zunächst unter den Teutschen einige ältere, welche Anfangs noch Linné'schen Principien huldigten und erst später die von Fabricius annahmen, wie E. J. Ch. Esper, der Erste, welcher eine Naturgeschichte der gesammten Schmetterlinge unternahm (Erlangen 1777 fg. 4. 6 Bde.); J. C. Fließly, durch sein Verzeichniß der bekannten Schweizerinsekten (Zürich 1775. 4.) und seine beiden Magazine für die Liebhaber der Entomologie (Zürich 1778—1786. 5 Bde.), wie sein Archiv für Insektengeschichte (Zürich 1781—1786. 4.) die Wissenschaft förderndn. Weniger umfassend waren die Leistungen von J. A. B. Bergsträsser (Nomenclatur und Beschreibung der Insekten in der Grafschaft Hanau-Münzenberg. [Hanau 1779—1780. 4.] 4 Hefte. Abbild. und Beschreib. aller europ. Tagfalter. [Hanau 1779—1781. 4.] 5 Hefte); J. N. Laicharting (Verzeichniß und Beschreibung der tyroler Insekten [Zürich 1781—1784]. 2 Bde.); D. H. Schneider (Nomenclator entomologicus. [Stralsund. 1785. 4.] Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge [Halle 1787]. 1. Bd. Neuestes Magazin für die Liebhaber der Entomologie [Stralsund 1791—1794]. 5 Hefte) und A. W. Knoch (Beiträge zur Insektenkunde [Leipz. 1781—1783]. 3 Hefte, und Neue B. rc. [Leipz. 1801.]). Viel versprachen die großen Unternehmungen von F. W. Herbst, welche indessen alle unvollendet geblieben sind; zu seinen wichtigsten gehört: Das Natursystem der Schmetterlinge (Berlin 1783—1795. 7 Bde. Mit Kupf. in Fol.) und das von Jablonsky angefangene Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Käfer (Berlin 1783—1795. 10. Bde. Mit Kupf. in Fol.); ferner die Naturgeschichte der ungeflügelten Insekten (Berlin 1797—1800. 4. 4 Hefte) und der Versuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse (Berlin 1790—1799. 4. 3 Bde.), beide Werke durch für die damalige Zeit ganz vorzügliche Abbildungen sich auszeichnend. — Von noch geringerer Bedeutung waren die Arbeiten von Schmiedlein, Kugelan, Wieweg, Scriba, Preisler, Klemann, Greutzer, Schwarz, Brehm, Fröhlich, Weber, Hoppe, Reich und Jac. Hübner, welche alle in das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts fallen und größtentheils nur einzelne neu bekannt gewordene Arten beschrieben, daher die specielle Angabe ihrer Arbeiten nicht nöthig zu sein scheint.

In Frankreich, wo, wie gesagt, die Schule von Fabricius so wenig Anklang fand, war außer Olivier, dessen früher gedacht wurde, keine Persönlichkeit, von der die Entomologie wesentlichen Vortheil gewonnen hätte; denn Coquebert, welcher in diese Zeit fällt, gab blos Abbildungen solcher Arten, die Fabricius in Paris gesehen und beschrieben hatte, und J. Hermann's vortreffliche, erst

Digitized by Google

nach seinem Tode veröffentlichte, Untersuchungen (Mémoires apterologiques [Strasb. 1804. Fol.]) gehören eigentlich dem teutschen Boden an, da sie von teutscher Hand geführt wurden. Die große politische Katastrophe, welche um jene Zeit in Frankreich sich entfaltete, drängte alle Wissenschaft, und so auch die Entomologie, in den Hintergrund.

England nahm zwar größern Antheil an unserer Wissenschaft, aber in einer sehr einseitigen, fast nur die Bekanntwerdung neuer Arten beabsichtigenden Richtung. Im Sinne derselben arbeitete besonders der schon oben erwähnte Drury und später Donovan, von dem wir auch eine Natural history of British Insects (Lond. 1792 seq. und second edit. Lond. 1802 seq. 16 fasc.) erhielten, die sich, gleichwie die andern Arbeiten desselben Verfassers, durch gute Abbildungen auszeichnet. Eine bloße Beschreibung der Käfer Englands lieferte Th. Marsham (Entom. britann. Vol. I. [Lond. 1802]). Unbedeutender sind die Schriften von Martyn, Berkenhout, Lewin und Low. Mehr Ruf als die Arbeiten erlangten in jener Zeit die großen Sammlungen eines John Hunter, Jac. Banks, W. Smith, Lee, Francillon, Martyn, Latham u. a.

Schweden leistete durch die drei schon erwähnten Männer: Paykull, Schönherr und Gyllenhall, Bedeutendes in der Wissenschaft, hatte aber außerdem noch eine ziemliche Anzahl von Entomologen zweiten Ranges aufzuweisen. Als solcher ist C. P. Thunberg zu erwähnen, dessen zahlreiche entomologische Aufsätze theils in seinen Dissert. academic. Upsaliae habit. (Gott. 1801 seq.) 3 Voll., theils in den Schriften der stockholmer wie petersburger Akademie enthalten sind; ferner Afzelius, Swederus, Swarz und Iser.

Als Persönlichkeiten dieser Art können auch der Däne Jng. Ljungh, von dem einzelne entomologische Aufsätze herrühren, und der Ehstländer Cederhjelm (Faunae Ingricae prodrom. [Lips. 1798]) angesehen werden; gleichwie die Italiener Petagna, Cyrillo und Rossi; Letzterer indessen durch seine Fauna etrusca (Liburn. 1791. 4. Nov. ed. cur. *Hellwig*. Helmst. 1795. 2 Voll.) größere Verdienste um die Entomologie des südlichen Europa's sich erwerbend.

Mit ihnen schließen wir diese dritte Periode der Wissenschaft.

Vierte Periode. Zeitalter der natürlichen Systematik. Von Latreille bis auf die gegenwärtige Zeit. Es ist bekannt und aus der Geschichte der Botanik zumal ersichtlich, daß in Frankreich zuerst eine besondere Neigung für natürliche Systematik sich aussprach, von welcher Tournefort und die Gebrüder (Anton und Bernhard) de Jussieu als die bedeutendsten Träger der ältesten Zeiten zu betrachten sind. Hier hat der Sinn für naturgemäße Auffassung in Wissenschaft und Kunst, dessen sich dieses Volk rühmen darf, schon früh der Naturgeschichte ihre Unabhängigkeit von herrschenden, einseitigen Richtungen zugesichert; und die Schärfe des Verstandes, mit welcher man in Frankreich alle wissenschaftlichen Leistungen zu prüfen gewohnt ist, hat der französischen zoologischen Literatur eine gewisse Selbständigkeit gegeben, welche bei den wissenschaftlich mündigen Völkern des übrigen Europa's nicht in dem Grade hervortritt. Freilich verhindert diese Skepsis der Franzosen das Auftreten bedeutender Persönlichkeiten, die mit genialem Schwunge den jedesmaligen Zustand der Wissenschaft ergreifen, und dieselbe gleichsam im Strudel mit sich zu einer Höhe fortreißen, zu welcher das staunende Auge der Zeitgenossen nur mit Sehnsucht hinaufblickt; aber dafür hat die französische Forschung auch nicht jene excentrischen Bahnen durchlaufen müssen, auf denen der durch solche Schwungkraft entführte Forschungsgeist in sein gewohntes und naturgemäßes Gleis zurückkehrt, dafür hat er selbst auf der gewohnten Bahn zwar langsamer, aber sicherer zum Ziele fortschreiten können. Durch solche Eigenschaften sind die Franzosen in den Stand gesetzt worden, mehr als jede andere Nation Europa's der gesunden Empirie treu zu bleiben und dieser ruhig vertrauend, wissenschaftliche Gebäude aufzuführen, welche weniger originell als zweckmäßig, weniger schön als brauchbar, weniger genial als dauerhaft sich bewiesen. Allerdings ist eine gewisse Leichtfertigkeit, welche in Sitte und Politik mit Recht den Franzosen vorgeworfen wird, auch in dem Gros ihrer Naturforscher nicht zu verkennen; aber dieses Gros ist nicht gemeint, wenn von Persönlichkeiten, die in der Geschichte ihrer Wissenschaft sich einen Namen erworben haben, die Rede sein soll. Diese letztern haben allein jenen oben bezeichneten Charakter und zeigen, wohin das Genie eines Franzosen sich wendet, wenn der gemeine Volksgeist zum Genie gesteigert wird. Diese Steigerung ist aber ohne Frage von der Art, wie wir sie oben angegeben haben, also grade die Umkehrung der Teutschen; welcher Nation im Ganzen der Vorwurf langsamer Geistesbewegung wol mit Recht gemacht wird, und die doch immer in ihren erleuchteten Jngenien alle Zeitgenossen überflügelnde geistige Forscher uns darbietet.

Unter solchen Verhältnissen traf Linné's gewaltsame Reformation der Naturgeschichte in Frankreich keineswegs einen günstigen Boden, und wenngleich auch hier seine Methode der Bearbeitung später Eingang fand, so wollte doch die künstliche einseitige Systematik des großen Schweden dem französischen Forschergeiste nicht zusagen. Es entwickelte sich vielmehr die von Tournefort zuerst eingeschlagene Richtung eines allseitigen Studiums der Gewächse, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Frucht, in den Gebrüdern Jussieu weiter zur Jdee einer natürlichen Familie, welche Jdee Linné Anfangs gar nicht gehabt hatte, aber später von den Franzosen annahm, wenn er gleich dieselbe mit seinem Systeme unverträglich fand, und daher auch keinen Versuch machte, Familien in dasselbe einzuführen. Der Begriff einer natürlichen Familie beruht nämlich grade auf dem, was Linné bei seiner Systematik des Gewächsreiches so ganz aufgab, nämlich auf der allgemeinen Ähnlichkeit ihrer Glieder; und da Linné keineswegs von ihr, sondern von den bestimmenden Charakteren der Gruppen sich leiten ließ, so verstand es sich von selbst, daß er die nach solcher allgemeinen Ähnlichkeit gebildeten Gruppen nur dann anerkannte, wenn

Digitized by Google

sie zugleich einen sehr sichern, seinen Principien entsprechenden Charakter besaßen. In der Zoologie, wo die allgemeine Ähnlichkeit der Mitglieder einer natürlichen Gruppe noch größer ist, als bei den Pflanzen, konnte er dieselbe in den meisten Fällen nicht übersehen, und es standen daher seine Classen und Ordnungen meistens auf der Stufe natürlicher Gruppen; allein auch hier hatte ihn oft sein bestimmender Charakter verleitet, der Natur Gewalt anzuthun, um so mehr, wenn er in der richtigen Wahl des Charakters sich vergriffen hatte, was öfters vorgekommen war. Die unnatürlichen Verbindungen oder Trennungen, welche sich daraus ergaben, erregten mit Recht die Aufmerksamkeit französischer Zoologen, und während die älteren, wie Reaumur, das Linné'sche System ganz fallen ließen, versuchten es jüngere, wie Brisson, der Wissenschaft durch bessere Eintheilungen zu Hilfe zu kommen. Letzterer nahm deshalb neun Classen, statt der Linné'schen sechs, an (Regnum animale, in classes IX distributum [Parisiis 1756. 4.]); war aber in der Erhebung der Walfische, die Linné selbst noch in der sechsten Ausgabe des Syst. Natur. (Holm. 1748) mit den Fischen verbunden hatte, zu einer besonderen Classe, und der Trennung der Fische in zwei gleichwerthige: Knorpel- und Knochenfische, weniger glücklich, als in der Erhebung aller mit mehr als sechs Füßen versehenen Insekten zu einer besondern Classe, welche er Crustacea nannte. Übrigens wurde Brisson's Arbeit, in welcher alle damals bekannten Säugethiere nebst den Walfischen aufgeführt und beschrieben waren, weniger beachtet, als sie es verdiente; vielleicht weil Buffon's blühende Schilderungen seine Ansicht, daß alle systematischen Eintheilungen in der Natur keine Unterstützung fänden, wenigstens in Frankreich so lange zur allgemeinen machten, bis eine genauere Beobachtungsweise die bedächtigsten Forscher von der Irthümlichkeit solcher Vorstellungen überzeugte. Dieser als Redner der Natur so berühmt gewordene Gelehrte war es besonders, welcher der Ausbreitung des Linné'schen Geistes in Frankreich hemmend entgegentrat, und bis zu seinem Tode (1788) nicht blos, sondern auch später noch, insofern er seine Ansichten auf seinen Schüler und Nachfolger Daubenton übertrug, die ganze schulgemäße Systematik der damaligen Zeit aus Frankreich verbannte. Nur Olivier, der Zeitgenosse und College Daubenton's, nahm von der systematischen Richtung des übrigen Europa's, wie wir oben sahen, Kunde, und benutzte sie bei seinen entomologischen Arbeiten. Die politische Revolution, welche gleich nach Buffon's Tode in Frankreich ausbrach, und bis zum Tode Daubenton's (1800) in ihren Nachwehen für Wissenschaft und Kunst fortdauerte, mag indessen der französischen Unabhängigkeit von Linné's Schule wesentlichen Vorschub geleistet haben.

Noch während derselben trat in Frankreich ein Mann auf, der von der Natur dazu berufen ward, nicht blos in seinem Vaterlande der Entomologie eine andere Richtung zu geben, sondern auch die veränderte Betrachtungsweise zur herrschenden in Europa zu machen. Dieser Mann war Peter Andreas Latreille. Als natürlicher Sohn vornehmer Ältern am 29. Nov. 1762 zu Brives im Departement der Corrèze geboren, wurde er, wie es bei Kindern seiner Art üblich war, schon bei der Geburt zum geistlichen Stande bestimmt, aber auch mit großer Sorgfalt erzogen. Schon in erster Jugend beschäftigte er sich mit Insekten, wozu ihn ein beim Ärdzler erstandenes entomologisches Buch veranlaßt hatte. Mit dem 16. Jahre kam er durch einflußreiche Freunde seiner Familie nach Paris, und wurde hier in einer der ersten geistlichen Erziehungsanstalten weiter ausgebildet. In derselben blieb er bis zum 23. Jahre, wo er Paris mit seiner Vaterstadt wieder vertauschte, und in ihr das Studium der Entomologie eifrig fortsetzte. Im J. 1791 ging er zum zweiten Male nach Paris, und trat in Verbindung mit Olivier, Bosc und Fabricius, der damals grade dort anwesend war. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt, dem er jetzt diese Freunde verdankte, wurde ihm indessen bald verderblich, da man ihn als Priestor einzog und zur Deportation verurtheilte. Er ward nach Bordeaux gebracht, um von dort seinem Ziele entgegenzugehen, allein hier errettete ihn die schützende Hand der Vorsehung aus den Händen seiner Henker. Ein kleiner Käfer, Necrobia ruficollis, den er an der Wand seines Gefängnisses entdeckte, und in einem Schächtelchen, welches er nach Entomologen-Art immer bei sich führte, zu Born de St. Vincent schickte, ward Veranlassung, daß ihn dieser mit Hilfe von Dargelas aus dem Gefängnisse befreite. Später kam er, den man emigrirt glaubte, noch einmal auf die Liste der Proscribirten; allein ohne weitern Erfolg, da er in der That nicht ausgewandert war, sondern ruhig in der Nähe seiner Vaterstadt entomologischen Studien oblag. Die Resultate derselben machte er 1796 unter dem Titel: Précis des caractères génériques des Insectes disposés dans un ordre naturel zu Brives bekannt, nachdem er schon früher mit einzelnen Beobachtungen im Magaz. encyclop. und den Actes de la soc. d'hist. natur. de Paris aufgetreten war. Jene Schrift enthält nun eine neue Gruppirung der Insekten und eine kurze Übersicht der Charaktere aller damals bekannten genera mit Hinzufügung einiger neuen. Die Gesammteintheilung schließt sich, wie gesagt, zunächst an die Olivier'sche, und weicht von ihr blos darin ab, daß die Insekten in zwei Hauptabtheilungen Pterota und Aptera gebracht sind, von denen jede aus sieben Ordnungen besteht. Die sieben Gruppen der Pterota sind dieselben Olivier's, die der Aptera aber folgende:

1) Suctoria *de Geer* (Pulex).
2) Thysanura (Lepisma, Podura).
3) Parasita (Pediculus, Ricinus *de Geer*).
4) Aecphala (Unogata *Fabr.* Acarus, Araneo, Scorpio).
5) Entomostraca (wie O. F. Müller).
6) Crustacea, wie Brisson, doch ohne die Entomostraca, Aecphala und Myriopoda.
7) Myriopoda (Mitosata *Fabr.* Iulus, Scolopendra, Oniscus).

An dieser Eintheilung war also wenig Neues; denn die Suctoria und Entomostraca hatten schon de Geer und O. Fr. Müller als besondere Gruppen aufgestellt,

Digitized by Google

und die Crustacea hatte Brisson zuerst benannt, wenngleich anders begrenzt. Neu war nur die Trennung der Thysanura von den Parasitis, die weder de Geer noch Olivier machte, und die Veränderung der Namen für die Unogata und Mitosata *Fabr.* in Acephala und Myriopoda. Wichtiger als diese Gruppirung ist offenbar die Methode der Charakteristik, welche Latreille in seiner Schrift befolgte. Sie bestand in der Einführung natürlicher Familien in die Entomologie, worin er dem Beispiele seiner Landsleute für die Botanik folgte, und in der Benutzung aller vorhandenen Unterschiede des gesammten Körpers zur Feststellung dieser Familien wie der Gruppen überhaupt. Auch hierin hatte Latreille, wie er selbst zugibt (Gener. Crust. et Ins. I. praef. p. VII), einen Vorgänger an Scopoli, welcher in seiner Introduct. in Histor. natural. (Pragae 1777.) schon 20 Jahre früher erklärt hatte: Classes et genera naturalia non sola instrumenta cibaria, non solae alae, nec solae antennae constituunt, sed structura totius ac cujusque vel minimi discriminis diligentissima observatio; allein dieser vortreffliche Fingerzeig war bei der einseitigen Richtung, die Fabricius einschlug, überseben worden, und sollte erst jetzt, wo er nicht mehr Wink blieb, sondern thatsächlich in die Verhältnisse eingriff, die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregen. Und darin erkennen wir das Hauptverdienst Latreille's, nicht in seiner Gesammtgruppirung der Insekten, welche lediglich eine eklektische ist, und die Ansichten Anderer benutzt oder vielmehr ihnen sich anschließt, wie sie nun grade geäußert wurden, womit denn Latreille den Mangel allgemeiner Principien auf der einen Seite, und einer tief begründeten Einsicht in den Zusammenhang der thierischen Organisation auf der andern klar beurkundet. Auch hatte er sich selbst diese Aufgabe gar nicht gestellt, insofern er die Ehre, ein neues System gründen zu wollen, ganz zurückwies (Gen. Crust. et Ins. I. praef. p. IV.); vielmehr war sein Zweck eine naturgemäßere Behandlung des Stoffes, welche er auch in die Entomologie einführte, und zunächst bei der Gründung von Gattungen und Familien geltend machte. Denn so sehr er sich bemüht haben mag, die höhern Gruppen nach denselben Principien zu begründen, so gelang es ihm doch nicht; sie blieben, was sie waren, einseitig bestimmte Abtheilungen, deren Zusammenhang unter einander nirgends erörtert ist, und die daher auch nur in einem willkürlichen, keineswegs in einem nothwendigen Verbande stehen. — Herr Lacordaire hat (a. a. O.) in diesem Vorwurfe, den übrigens auch Kirby seinem großen Landsmanne dadurch macht, daß er ihn einen Eklektiker nennt (Introd. to Entom. Vol. 4. lettr. 48. No. 6), eine arge Mißachtung der großen Verdienste Latreille's um die Wissenschaft gefunden, und Herr Erichson, der Berichterstatter über Lacordaire's Arbeit (in Wiegmann's Archiv. Jahrg. 1839. II. S. 288), hat sogar diese meine Aufstellung an Latreille's Systematik eine „hochfahrende Manier" genannt; allein ich kann mich durch solche Bekenntnisse böswilliger oder beschränkter Urtheilskräfte nicht irre machen lassen, wiederholt zu behaupten, daß Latreille's Hauptverdienst in der Einführung einer besseren Methode, die untergeordneten Gruppen naturgemäß zu bestimmen, liege, und daß er es nicht verstanden habe, seine eigne Methode bei Prüfung der höhern Gruppen, seien sie nun von ihm selbst, oder von Andern aufgestellt, in Anwendung zu bringen; — sondern das er vielmehr dieser sich bediene ganz in derselben Weise, wie z. B. Fabricius sich der seinigen, nach einseitigen Motiven bestimmten. Den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung fand ich damals (in meinem Handbuche der Entomologie I. Bd. S. 673 [Berlin 1832]) in dem Umstande klar ausgesprochen, daß Latreille bei jeder neuen Arbeit sein System nicht blos in Einzelnheiten änderte, sondern auch ganz und gar umschuf; woraus doch wol hervorgeht, daß er bis in die spätesten Tage hinein über die Gründe seiner Eintheilung im Unklaren war, und immer aufs Neue versuchte, durch Änderungen und vermeinte Verbesserungen (denn ohne diese wären Änderungen ja nutzlos gewesen) sich Klarheit zu verschaffen. Es kann durch dieses Urtheil, wodurch, wie gesagt, weniger ihm persönlich ein Vorwurf gemacht wird, als es vielmehr die Richtung der damaligen Zeit, und vor allen die besondere wissenschaftliche Tendenz in Frankreich bezeichnen soll, das Verdienst einer bedeutenden Persönlichkeit um die Wissenschaft nicht geschmälert werden; sondern es kann dasselbe lediglich zum Beweise der Thatsache dienen, daß die Wahrheit im Leben wie in der Wissenschaft nicht leicht von irgend Jemandem sogleich ganz und vollständig erfaßt wird, vielmehr nur stückweise einer jeden Zeitperiode und den in ihr hervorragenden Männern zugänglich sei. Wir, die jüngern, sind daher schon deshalb der Wahrheit um einen Schritt näher, als jene älteren Vorgänger, und überheben uns dieses natürlichen Vorzuges nur dann, wenn wir die Leistungen der Vorgänger absichtlich schmälern, und dagegen die unsrigen über Gebühr selbst erheben. Ich weiß aber nicht, mit welchem Rechte man dem dieses Verfahren aufbürdet, der die Leistungen der Vorwelt in das gehörige Licht stellt, und der Mitwelt zeigt, welche Räthsel noch zu lösen sind, und wie er selbst im Geiste seiner Zeit sich bemühe, an ihrer Lösung zu helfen. Wohl aber weiß ich, welchen Namen ein Kritiker verdient, der es weder gesteht, noch einsieht, daß die Wissenschaft überall im Fortschritte sich befinde; sondern vielmehr keck behauptet, die absolute Vollendung sei schon in den ersten Ahnherrn vorhanden, und alle Versuche, ihre Bahn zu verlassen, seien Beweise von Hochmuth, Eitelkeit, Selbstsucht und Anmaßung. Solche Vorwürfe aus solchem Munde darf ich daher ohne Scheu als unwahre zurückweisen.

Wenn also, wie ich behaupte, Latreille's Eintheilungen der Insekten weder originelle sind, noch allen Anforderungen einer naturgemäßen Gruppirung entsprechen, auch in der Ausstellung dieser Systeme gar nicht das Hauptverdienst des für die Wissenschaft allerdings sehr bedeutungsvollen Mannes liegt, so scheint es für die geschichtliche Entwickelung der Entomologie, wie ich sie hier beabsichtige, am passendsten zu sein, der verschiedenen Modificationen seiner Gruppirung nicht ferner Erwähnung zu thun, sondern blos in der Kürze diejenigen Persönlich-

Digitized by Google

keiten hervorzuheben, deren Vorschläge und Eintheilungen Latreille besonders benutzte. Diese sind aber G. Cuvier, F. B. Lamarck und W. E. Leach. Von Cuvier entlehnte er die zootomischen Charaktere der Hauptgruppen, von Lamarck ließ er sich zur Annahme der alten Brisson'schen Classe Crustacea bestimmen, und nahm später auch die von ihm zuerst aufgestellte[28]) Classe der Arachniden an (in den considérations générales sur l'ordre natural. etc. [Paris 1810]). Während dieselbe anfänglich den von Lamarck ihr gegebenen Umfang behielt, und also noch die Myriopoden, Thysanuren und Parasiten in sich begriff, wurden diese drei Gruppen bei der nächsten Bearbeitung der Entomologie in Cuvier's règne animal (Paris 1817. 4. Voll.) mit zur Classe der Insekten gezogen. Als aber inzwischen W. E. Leach die Myriopoda zu einer besonderen Classe erhoben hatte (The Edinburgh Encyclopaedia, by Brewster. 4. T. VII. 1813 und Appendix 1814; ferner Linnean Transact. Vol. II. p. 2. 1815. 4.), that Latreille dasselbe in seinen Familles naturelles du règne animal (Paris 1825), wo er auch die sämmtlichen Gliederthiere mit articulirten Bewegungsorganen zuerst Condylopa nannte. Übrigens hatten die Ordnungen der eigentlichen Insekten durch Annahme der Thysanura, Parasita und Strepsiptera, einer inzwischen von englischen Naturforschern aufgestellten neuen Gruppe, schon bei der vorletzten Bearbeitung einen Zuwachs erlitten, welche später durch Erhebung der Gattung Forficula zu demselben Range unter dem Namen Dermaptera, wozu ebenfalls Leach's Beispiel ihn bestimmte, noch gesteigert wurde. So bestand denn zuletzt das System der Condylopen aus vier Classen: Crustacea, Arachnides, Myriopoda und Insecta, von denen die vierte in zwölf Ordnungen zerfiel, deren Namen und Reihenfolge diese ist: 1) Thysanura, 2) Parasita, 3) Siphonoptera (früher Suctoria), 4) Coleoptera, 5) Dermaptera, 6) Orthoptera. 7) Hemiptera, 8) Neuroptera, 9) Hymenoptera, 10) Lepidoptera, 11) Rhiphiptera (Strepsiptera *Kirb.*), 12) Diptera.

Seitdem hat man sowol in Frankreich, als auch in England und Teutschland, diese vier Classen der Gliederthiere als solche angesehen, und dieselben einzeln bearbeitet; sodaß es in unsern Tagen keinen Entomologen mehr gibt, der sich einer gleichmäßigen Kenntniß aller rühmen könnte. Wir müssen daher, wenn wir die zahlreichen Individuen, welche von jetzt an in der Wissenschaft auftreten, übersehen wollen, sie nach der Richtung ihrer Studien eintheilen, und indem wir das thun, können wir zugleich die verschiedenen Seiten hervorheben, welche mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts in der Wissenschaft verfolgt wurden. Bevor wir aber diese Darstellung beginnen, mögen hier die fernern Lebensmomente Latreille's, als desjenigen Mannes, der die meisten dieser verschiedenen Richtungen noch in sich vereinigte, und daher für den Culminationspunkt der Wissenschaft in dieser Zeit angesehen werden kann, noch eine Stelle finden.

Bald nach der Herausgabe seiner ersten größeren Arbeit, des Précis des caractères génériques, also im J. 1798, ging Latreille zum dritten Male nach Paris, um es fortan nur auf kürzere Zeit wieder zu verlassen. Er beschäftigte sich auch hier blos mit wissenschaftlichen Untersuchungen, und publicirte in kurzen Zeiträumen nach einander die Hauptresultate seiner Studien, die Histoire natur. des Crust. et des Insectes (14. Voll. 1802—1805) und die Genera Crust. et Insector. (4. Voll. 1806—1809), von welchen die letzteren an Präcision und Umfang der Beobachtungen einestheils und an Kritik der vorliegenden fremden Materialien anderntheils alle Arbeiten ähnlicher Art beiweitem übertreffen. Die ausgezeichnete Aufnahme, welche dieselben überall fanden, ließ auch in seiner Heimath die Anerkennung ihm werden, welche seine Mühen verdienten; man zog ihn 1814 in das Institut de France und ernannte ihn 1821 zum Ritter der Ehrenlegion. Trotz dem war seine äußere Stellung als Gehilfe des schon lange altersschwachen, ja blinden Lamarck keineswegs bedeutend, und als dieser 1829 der Tod abrief, war auch Latreille schon der Gruft nahe. Dennoch nahm er von jetzt an die Stelle eines wirklichen Professors am Jardin des plantes ein, und eröffnete dieselbe mit der Publication seines cours d'Entomologie (Paris 1831), dem letzten größeren Werke, das er herausgab. Mit der Vollendung des zweiten Theiles noch beschäftigt, ereilte ihn der Tod am 6. Febr. 1833 und beschloß sein durch harte Prüfungen des Schicksals wie durch unermüdete Forschung gleich ausgezeichnetes Leben. Seine Freunde setzten ihm auf dem Kirchhofe Père Lachaise ein einfaches, mit seiner Büste gezieretes Denkmal.

Die Richtungen, welche während der letzten Periode unserer Wissenschaft, und zwar besonders seit dem ersten Decennium des neuen Jahrhunderts, in ihr verfolgt wurden, waren eigentlich nur dreifacher Art, nämlich eine allgemein systematische, eine monographische und eine zootomisch-physiologische, welche letztere besonders durch Blumenbach in Teutschland wie Cuvier in Frankreich angeregt wurde.

An der systematischen Richtung nahm nur eine geringe Anzahl von Forschern Theil und zwar in Frankreich außer Latreille und Lamarck nur etwa noch Dumeril; in England wurde dagegen diese Seite mit großer Vorliebe besonders von W. E. Leach, W. Kirby und Mac Leay verfolgt, während in Teutschland eigentliche Systematiker der Entomologie außer nir nicht mehr auftraten. Die Hauptbemühung aller dieser Männer ging darauf aus, neue Gesichtspunkte zu erfinden, nach denen die vorhandenen Gruppen an einander geknüpft werden konnten, oder auch selbst neue Gruppen aufzustellen und schon vorhandene richtiger zu begrenzen. In dieser Beziehung haben besonders Latreille und Leach sich verdient gemacht. Nach neuen Gesichtspunkten der Eintheilung strebte vorzugsweise Mac Leay. Ohne nun hier die verschiedenen systematischen Versuche weiter zu verfolgen, genügt es uns wol, zu erfahren, von wem besonders solche Gruppen gegründet und benannt wurden, die noch jetzt bleibende Anerkennung finden und daher auch im Systeme der Na-

28) In dem Système des animaux sans Vertèbres (Paris 1801). p. 171.

Digitized by Google

turkörper als solche sich erhalten werden, wenn auch öfters noch die Beziehung geändert werden sollte, in welcher sie jetzt grade zu den übrigen stehen.

Was zunächst die Classe der Crustacea betrifft, so ist es ein wesentliches Verdienst von Lamarck, daß er dieselbe zuerst nach der Beschaffenheit ihrer Augen in Pediocles und Sessiliocles eintheilte (Syst. d. an. s. Vert. 1801), für welche Gruppen Leach später (Linnean Transact. XI, 2. 1815) die neuen Namen Podophthalma und Edriophthalma erfand, zugleich aber sie auch richtiger begrenzte, indem er die von Lamarck nicht angenommene Gruppe Müller's, die Entomostraca, dem Beispiele Dumeril's und Latreille's folgend, wieder hervorrief, die zweite Hauptgruppe der Crustacea aber, Latreille's Malacostraca, welche eben in jene beiden nach den Augen bestimmten Gruppen eingetheilt wurde, richtiger begrenzte, als es Latreille gethan hatte, indem er dessen zu den Insekten gezogene Gruppe Tetracera (Hist. natur. des Crust. et des Insect. 1802) wieder mit den Krebsen verband. Die Eintheilung der Malacostraca podophthalma in Macrura und Brachyura war eigentlich Lamarck's Erfindung (1801), allein die Namen der Gruppen gingen von Latreille aus (1802). Leach nahm beides, Eintheilung und Namen, an, zog aber zu den Macruris noch die Bronchiogastra Latreille's mit gestielten Augen, welche dieser, da sie mehr als zehn Gangfüße besaßen, von den hiernach Decapoda genannten Malacostracis podophthalmis des Leach getrennt hatte. Allerdings war diese Trennung naturgemäß, und als nun Latreille in Cuvier's règne animal (1817) die ganze Classe neu umarbeitete, folgte er dem Beispiele Leach's nicht, sondern hob zwar seine alte Gruppe Bronchiogastra auf, machte aber aus ihren beiden, durch die Bildung der Augen unter sich sehr verschiedenen Hälften zwei gleichwerthige Ordnungen: Stomatopoda (mit gestielten Augen) und Amphipoda (mit festsitzenden Augen), welche er zwischen die Decapoda und Isopoda (seine frühern Tetracera) in die Mitte stellte, alle Malacostraca Leach's nun in vier Zünfte: Decapoda, Stomatopoda, Amphipoda und Isopoda eintheilend. Die Entomostraca aber, die früher seinen Malacostracis gleichwerthig gewesen waren, sah er nun als eine jeder dieser vier Zünfte gleichwerthige Gruppe an und nannte sie analog Bronchiopoda. Diese Bestimmungen und Begrenzungen sind bis auf unsre Tage der Hauptsache nach geblieben, und ich habe mir nur erlaubt (in meinen Beiträgen zur Naturgesch. der Rankenfüßer 1834 und in meinem Handb. der Naturgesch. 1836) jene ältesten Verhältnisse dieser Gruppen auf die Weise wieder herzustellen, daß ich die Crustacea in zwei Hauptabtheilungen bringe und diese wieder in zwei, mithin die ganze Classe in vier Ordnungen, welche sich so zu einander verhalten:

I. Krebse mit schwankendem (4—12) Grundzahlenverhältniß der Brustkastenringe (Entomostraca *Latr.*, doch mit Hinzufügung der Rotatoria und Cirripedia).
   1) Mit rückschreitender Metamorphose. — 1. Ordn. Pseudocephala.
      1) Rotatoria.
      2) Cirripedia. Cirrhopoda *Cuv.*
      3) Parasita s. Siphonostomata *Latr.*
   2) Mit vorschreitender Metamorphose. — 2. Ordn. Aspidostraca.
      4) Lophyropoda *Latr.*
      5) Phyllopoda *Latr.*
      6) Poecilopoda *Latr.*

II. Krebse mit constantem (10) Grundzahlenverhältniß der Brustkastenringe (Malacostraca *Leach.*).
   1) Mit Cephalothorax und gestielten Augen. — 3. Ordn. Thoracostraca (M. podophthalma *L.*).
      7) Decapoda brachyura.
      8) Decapoda macrura.
      9) Stomatopoda.
   2) Mit gegliedertem Brustkasten und festsitzenden Augen. — 4. Ordn. Arthrostraca (M. edriophthalma *Leach.*).
      10) Laemodipoda.
      11) Amphipoda.
      12) Isopoda.

Die Metamorphose, welche bei den Krebsen von allen frühern Systematikern als Eintheilungsmoment übersehen war, spielt bei ihnen eine nicht minder wichtige Rolle, als bei den Insekten, und mußte daher in ihr wohlverdientes Recht eingesetzt werden. Ich that es meines Wissens zuerst, und schuf hiernach, sowie durch Berücksichtigung der in jeder natürlichen Gruppe streng befolgten, unabänderlichen Zahlenverhältnisse der Körperglieder, ein gleichfalls bis dahin ungenügend beachtetes Organisationsmoment, jene eben mitgetheilte Eintheilung, welche allen Anforderungen einer natürlichen Systematik entspricht, und wie ich gegen jeden Angriff darzuthun bereit bin, in sich selbst unumstößlich begründet ist. Die in meinem Systeme von Latreille angenommenen, größtentheils richtig von ihm bestimmten Unterabtheilungen, welche ich für Zünfte (tribus) erklärte, hat er theils in der Hist. natur. (1802), theils in Cuvier's Règne animal (1817) gegründet; sie wurden seitdem mit Recht allgemein anerkannt.

Die Classe der Arachnides oder Arachnodea, gleichfalls eine Stiftung Lamarck's, enthielt, sowie er sie gebildet hatte, sehr verschiedenartige Insassen, nämlich nicht blos die achtbeinigen Aptera-Linné's, sondern auch alle sechsbeinigen, mit Ausschluß des Flohes, und die von Latreille mit dem Namen Myriopoda zuerst belegte, von Fabricius als Mitosata aber zuerst gegründete Gruppe. Latreille machte weder in seiner Histoire naturelle (1802), noch in seinen Gener. Crust. et Ins. (1806) von dieser Classe Gebrauch, sondern ließ ihren ganzen Gehalt bei den Insekten; allein in den Considér. génér. (1810) nahm er die neue Classe nicht blos an, sondern vermehrte sie auch noch um seine Tetracera; sie in sechs Ordnungen: Tetracera, Myriopoda, Thysanura, Parasita, Pycnogonides und Acera eintheilend. Anders begrenzte er

Digitized by Google

die Classe in Cuvier's règne animal (1817), wo er die Tetracera unter dem Namen Isopoda zu den Krebsen zog, die drei folgenden Ordnungen aber zu den Insekten. Kurz vorher hatte nun Leach (Linn. Transact. XI, 2, 1815) die Myriopoda zu einer besonderen Classe erhoben, die Thysanura und Parasita aber, gleichwie Latreille, zu den Insekten gebracht, sodaß für die Arachnides nur noch die Pycnogonides und Acera übrigblieben. Dieser Ansicht trat Latreille zuletzt (im Cours d'Entomologie [Paris 1832]) bei, nachdem dieselbe schon früher so ziemlich die allgemeine geworden war. Aus Gründen, deren Erörterung hier uns zu weit führen würde, habe ich mich für die ältere Ansicht, als die wenigstens theilweis richtigere, entschieden (in meinem Handb. der Naturgeschichte [Berlin 1836]) und die Myriopoda mit den Arachnides wieder in eine Classe vereinigt, welche ich Arachnodea nenne. Sie zerfällt, ähnlich wie die Classe Crustacea, in zwei Hauptabtheilungen, von denen die erste aus zwei, die zweite aus vier Gruppen besteht. Diese letztern Gruppen sind nicht ganz dieselben, welche Latreille in seinen verschiedenen Schriften aufstellte; sie schließen sich vielmehr am genauesten an eine von C. J. Sundeval gegebene Eintheilung (Conspectus Arachnidum [Lond. Goth. 1833]), worin aber die Pycnogoniden, welche alle Entomologen hierher stellen, mit Unrecht ausgelassen sind, denn diese gehören ohne Zweifel zu den Arachnoden, und zwar in die Mitte zwischen den Acarinen und Opilionien, wenn nicht gar zu den letzteren ganz. — Demnach ist die schicklichste Gruppirung der Arachnoden folgende:

I. Körper homonom (gleichmäßig gegliedert). — 1. Ordn. Myriopoda.
1) Chilognatha *Latr.*
2) Syngnatha *Latr.* (später Chilopoda genannt).

II. Körper heteronom (immer ein Cephalothorax, aber keine Fühler und zusammengesetzte Augen; daher Acera *Latr.*). — 2. Ordn. Arachnides.
3) Acarina (Körper ungegliedert).
4) Opilionina (Hinterleib gegliedert; Taster fadenförmig).
5) Scorpionina (Hinterleib gegliedert; Taster scheerenförmig).
6) Aranina (Hinterleib ungegliedert, völlig abgeschnürt).

Die Classe der Insekten besteht in gegenwärtiger Zeit nur aus solchen Gliederthieren, welche durch Tracheen athmen und im reifern Lebensalter drei Paar Füße besitzen. So wenig Widerspruch diese Definition der Classe eigentlich jetzt noch findet, so groß ist derselbe oder vielmehr die Meinungsverschiedenheit, wenn es sich um die Eintheilung in Ordnungen handelt. Schon früher sahen wir, daß Latreille in seinem Cours d'Entomologie (1832) zwölf annimmt, nämlich die acht ältern Olivier's, die Aptera freilich auf die Gattung Pulex beschränkend; ferner zwei von ihm selbst gegründete: Thysanura und Parasita, sowie zwei der englischen Entomologen: Dermaptera und Rhiphiptera (Strepsiptera *Kirb.*). Diese beiden Ordnungen waren indessen nicht die einzigen, welche von dem sorgsam scheidenden Leach gegründet wurden, vielmehr hatte er im dritten Bande seiner Zoological Miscellany (Lond. 1817), woselbst er das in den Transact. of the Linnean Society (Vol. XI. p. 2. 1815) bis zu den Insekten entwickelte System der Gliederthiere fortsetzte und theilweise revidirte, denn eigentlich war dasselbe schon früher in der Edinburgh Encyclopedia Tom. VII. (1813) von ihm bekannt gemacht worden, eine Eintheilung gegeben, die 16 Ordnungen annimmt und sich so verhält:

I. Insecta ametabolia. Insekten ohne Verwandlung.
1) Thysanura.
2) Anoplura (Parasita *Latr.*).

II. Insecta metabolia. Insekten mit Verwandlung.
A. Maul mit vollständigen Kiefern und Lippen; Flügel unter Deckschilden versteckt.
a) Verwandlung vollkommen (M. incompleta *Fabr.*).
3) Coleoptera.
b) Verwandlung unvollkommen (M. semicompleta *Fabr.*).
4) Dermaptera (Gatt. Forficula *Linn.*).
5) Orthoptera.
6) Dictyoptera (Gatt. Blatta *Linn.*).
B. Maul mit borstenförmigen Kiefern, Hinterflügel der Länge nach gefaltet, Verwandlung unvollkommen.
7) Hemiptera (Hemipt. sect. 1. Olivier's).
8) Homoptera (Hemipt. sect. 2. Olivier's).
C. Maul mit borstenförmigen Kiefern. Keine Flügel, Verwandlung vollkommen.
9) Aptera (wie Lamarck, die Gatt. Pulex).
D. Maul mit verkümmerten Oberkiefern, aber sichtbaren, mit der Unterlippe verwachsenen Unterkiefern. Vier Flügel, Verwandlung vollkommen.
10) Lepidoptera *Linn.*
11) Trichoptera (Gatt. Phryganea *Linn.*).
E. Maul mit vollständigen Kiefern und Lippen, Flügel frei, Verwandlung verschieden.
a) Vier Flügel.
12) Neuroptera *Linn.* (ohne Phryganea).
13) Hymenoptera *Linn.*
b) Zwei Flügel.
14) Rhiphiptera (Strepsiptera *Kirb.*).
F. Maul mit verlängerten Kiefern und rüsselförmiger Lippe, zwei Flügel, Verwandlung vollkommen.
15) Diptera *Linn.* (ohne die folgende Ordnung).
G. Maul mit verlängerten Kiefern, aber einfacher Unterlippe; zwei oder keine Flügel, Verwandlung vollkommen.
16) Homaloptera (die Gatt. Hippobosea *Linn.*).

Wir theilen dieses System mit, um von der Trennungslust, die den meisten Engländern eigen ist, ein ausführliches Beispiel zu geben, und verdenken es Latreille keineswegs, daß er Bedenken trug, alle diese Ordnungen

Digitized by Google

in sein System aufzunehmen. Übrigens ist trotz dieser Zersplitterung doch die Berücksichtigung der Metamorphose eine lobenswerthe Seite, wenngleich die unzweckmäßigen Bezeichnungen von Fabricius nicht hätten in Anwendung kommen sollen, daher sie hier auch nicht so übersetzt sind, wie sie übersetzt werden müßten. Mit größerem Erfolge würde übrigens Leach die Metamorphose benutzt haben, wenn er sie allen andern Unterschieden vorgezogen hätte, was bisher nur von den ältesten Entomologen gethan war. Linné's Ausspruch, daß alle Charaktere e situ, numero et figura partium zu entnehmen seien, herrschte noch zu sehr in den Köpfen seiner Schüler, als daß es Jemand hätte wagen mögen, diesem Cardinalsatz aller Systematik zuwider zu handeln. Daher theilten Kirby und Spence, die berühmten Verfasser der Introduction to Entomology (Lond. 4 Voll.), alle Insekten lieber nach der Mundbildung in beißende (Mandibulata) und saugende (Haustellata); Benennungen, die sie von Mac Leay entlehnten, und schufen so ein System, das mit dem von Clairville auf denselben Grundsätzen ruht, und blos in der Annahme mehrer neuer Ordnungen (Strepsiptera *Kb.*, Dermaptera, Trichoptera, Aphanipters *Kb.* [Suctoria *de Geer, Latr.*]) sich von ihm unterscheidet. Zu ihren Apteris wurden auch die Thysanura, Parasita, Myriopoda und ein Theil der Arachnides gezogen.

Mac Leay, dessen System noch zu berücksichtigen bleibt, nimmt unter den Entomologen eine sehr bedeutende Stelle ein. Er ist der erste, welcher die inzwischen auch in Teutschland durch Oken in Anregung gebrachte physiologisch-philosophische Systematik auf die Entomologie anwandte, und diesen Principien zufolge ein System aufstellte (in seinen Horis entomologicis [Lond. Vol. I. 1819. Vol. II. 1821]). Nach seiner Meinung bilden alle wahrhaft natürlichen Gruppen ein in sich geschlossenes Ganzes, welches er unter der Form eines Kreises darstellte. So richtig diese Ansicht sein mag, so wenig hat seine zweite Behauptung, daß jede Hauptgruppe wieder in fünf ähnlich geschlossene Unterabtheilungen zerfalle, eine Wahrscheinlichkeit für sich, und wird daher bei näherer Betrachtung auch nicht als wahr erkannt. Indem, sagt er ferner, von den fünf Gruppen einer Hauptgruppe sich immer je 2 und 2 mit entgegengesetzten Punkten berühren, entstehen an diesen Stellen nicht blos einander ähnliche, analoge, Formen, sondern es bilden sich auch ganz eigenthümliche Zwischengruppen, welche die Charaktere der sich berührenden Abtheilungen in sich vereinen. Diese Zwischengruppen nennt er osculirende. Beide Behauptungen sind wahr, denn auch ohne die gezwungene Fünfzahl erscheinen sie als vorhanden. In der That wählt die Natur in verschiedenen Hauptabtheilungen oft ein und dasselbe Mittel, um untergeordnete Verschiedenheiten hervorzurufen, und bildet so einander ähnliche Formen (Gesetz der Analogie). Solche Analogien berechtigen aber nicht, auf nähere Verwandtschaft der analogen Gestalten zu schließen, was in der Regel geschieht. Eher läßt sich eine Gruppe, deren bestimmende Charaktere von zwei verschiedenen andern Gruppen entlehnt sind, für ein Zwischenglied dieser beiden betrachten, das also schon deshalb in einer Art von Verwandtschaft zu beiden steht, aber nicht gut mit der einen oder andern jener beiden Gruppen verbunden werden kann. Hiernach beruhen Mac Leay's Vorstellungen, mit Ausschluß der willkürlichen Fünfzahl, in der That auf sehr guten Gründen; das System aber, welches er auf ihnen aufbaute, war nicht so vortrefflich, als man bei so guten Ansichten hätte erwarten sollen.

Das Thierreich zerfällt ihm zunächst in fünf Gruppen, welche diesen Kreis beschreiben.

Mollusca

Vertebrata

Acrita
Infusoria

Articulata s.
Annulosa

Radiata.

Wir können gegen die Existenz solcher fünf Gruppen, wenn sie richtig begrenzt werden, nichts einwenden, und finden sie ganz natürgemäß; allein der aufgestellte Zusammenhang ist unnatürlich, und blos durch schwache Analogien, die eben keine Verwandtschaft anzeigen, vermittelt. Die Annulosa bestehen also wieder aus fünf Gruppen, welche so zu einander stehen:

Ametabola

Mandibulata

Crustacea

Haustellata.

Arachnida.

Hier ist nun nicht blos der Zusammenhang, sondern auch die Annahme der Gruppen selbst, durch Nichts als nothwendig motivirt, wie Jeder zugeben wird, der hört, daß die Mandibulata und Haustellata den eigentlichen Insekten entsprechen, die Ametabola aber aus den Myriopoden, Thysanuren, Parasiten und Würmern bestehen. Daß eine solche Gruppe künstlicher sei, als irgend eine der frühern Systeme, ja eigentlich gar keinen Charakter für sich habe, muß Jeder, der einigen Sinn für natürliche Systematik besitzt, sofort eingestehen. Bei der Eintheilung der Mandibulata und Haustellata zeigte Mac Leay einen glücklichern Takt, indem er die Trichoptera zu den erstern zog, aber, um die Zahl fünf voll zu machen, die Hemiptera in zwei Gruppen, Hemiptera und Homoptera, theilte, im Übrigen zu den Haustellatis die Lepidoptera, Diptera und Aptera (Pulex); zu den Mandibulatis die Coleoptera, Orthoptera, Neuroptera und Hymenoptera verweisend. Jede der fünf Ordnungen einer von beiden Hauptgruppen besteht demnächst wieder aus fünf Abtheilungen oder Zünften (tribus), hat aber zwischen sich und ihren nächsten Nachbarn eine osculirende Zunft, sodaß die Anzahl aller Zünfte zweimal dreißig ist. Um diese bestimmte Zahl herauszubringen, hat Mac

Digitized by Google

Leay nicht blos mehre Lücken lassen müssen, sondern auch sehr willkürliche Gruppirungen vorgenommen. So stellt er z. B. in die Ordnung Trichoptera, auch die Perlariae *Latr.* (Semblodea s. Plecoptera *mihi*), ja sogar die sämmtlichen Blattwespen (Tenthredonoden), und sieht die Familie der Holzwespen (Urocerata *Latr.*), welche er Bombopteren nennt, als eine osculirende Gruppe zwischen den Trichopteris und Hymenopteris an, während sie doch ebenso sicher mit in diese Ordnung gehört, wie die Tenthredonoden. Man sieht hieraus, daß Jemand theilweise sehr richtige Grundsätze haben kann, aber doch unfähig bleibt, sie in Anwendung zu bringen, wenn er willkürliche Annahmen mit ihnen vermengt. Selbst sehr genaue und schätzenswerthe Untersuchungen, welche Mac Leay über einzelne Familien, z. B. die der Lamellicornien, anstellte, blieben unfruchtbar, da er auch hier die erfahrungsgemäßen Resultate nach seinen theoretischen Ansichten modelte, und so zu keinem richtigen Ziele gelangte. Interessen ist ihm ein großes Talent im Auffinden von Analogien und ein, besonders bei seinen Landsleuten, seltener Sinn für philosophische Systematik nicht abzusprechen, und er würde gewiß höchst Erfreuliches geleistet haben, wenn er sich unabhängiger von fixen Ideen hätte halten können.

Dies Letztere ist ganz besonders mein Streben bei allen meinen systematischen Versuchen gewesen, indem ich es mir zum Gesetz machte, nie der Natur ein System aufzudrücken, sondern vielmehr es ihr abzulauschen. Dazu war aber ein sorgfames Studium verwandtschaftlicher Verhältnisse nöthig, denn diese ergeben sich erst aus der genauen Kenntniß der Dinge selbst. Auf solchem Wege glaube ich gefunden zu haben, daß die Metamorphose alle andern Verhältnisse an Bedeutung übertreffe, und daß nächst ihr die Flügel- und Mundbildung die wichtigsten Rollen spielen; daß man aber bei deren Beachtung weniger auf die Form selbst, als auf den Typus oder die Grundidee zu sehen habe, von welcher jede besondere Form nur eine einzelne Modification ist. Letztere pflegt die Natur, den Bedürfnissen ihrer Organismen gemäß, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin vorzunehmen, ohne darum ihren Grundgedanken zu verlassen. Überhaupt ist die Lebensweise der Organismen ein einflußreiches Verhältniß, dessen Folgen um so größer sind, je bestimmter und eigenthümlicher sie selbst ist. Offenbar bleibt aber der Parasitismus eine Lebensweise der eigenthümlichsten Art, eigenthümlicher, als der Aufenthalt in diesen oder jenem Klima, Elemente u. dgl. m.; daher die Folgen parasitischer Lebensweise sehr bedeutend sind, und namentlich durch sie die Bewegungsorgane und Mundtheile sehr auffallende Veränderungen erleiden können. Für die erstern scheint es Regel zu sein, den Organismus in ihrer Benutzbarkeit zu beschränken, daher den Parasiten meistens die Flügel fehlen; für die letztern scheint eine kräftige Entwickelung in allen den Fällen nöthig, wo der Parasit nicht flüssige Stoffe einsaugt. Solche und ähnliche Gesetze, welche die Beobachtung der Natur mir verschaffte, veranlaßten mich, das nachstehende System zu entwerfen.

I. Insekten mit unvollkommener Verwandlung [29]). Hemimetabola.

A. Mundtheile zum Saugen bestimmt, beide Kiefer borstenförmig, stecken in einer aus den Lippen gebildeten, allermeist gegliederten Scheide. — 1. Ordn. Rhynchota (Hemiptera *Linn.*).

Auf der Grenze zwischen dieser und der folgenden Ordnung steht die Gruppe: Physopoda *mihi* (Thysanoptera *Haliday*, Thrips *Linn.*).

B. Mundtheile vorzugsweise kauend, in der Regel kein Kiefer borstenförmig, sondern beide hornig und gezähnt, seltener ganz weich oder verkümmert. — 2. Ordn. Gymnognatha *mihi* (Neuroptera, Orthoptera et Thysanura *Latr.*).

Auf der Grenze dieser Gruppe und der Insekten mit vollkommener Verwandlung, doch sich am meisten an die Schmetterlinge anschließend, steht die Gruppe Trichoptera *Leach.*

II. Insekten mit vollkommener Verwandlung. Holometabola.

A. Mundtheile zum Saugen bestimmt, aber sehr verschieden gebildet. Flügel von gleicher Beschaffenheit, aber ungleicher Größe und die hintern kleiner. Alle drei Ringe des Brustkastens innig mit einander verbunden. In der Regel 2—3 Nebenaugen und 5 Fußglieder, aber sehr verschiedene Fühlergliederzahlen.

a) Hinterflügel bis auf kleine Schwingkolben verkümmert, beide Kiefer borstenförmig. Nie Legestachel. — 3. Ordn. Diptera *Linn.* (Antliata *Fabr.*)

b) Hinterflügel deutlich entwickelt; kein Kiefer borstenförmig.

α) Flügel mikroskopisch behaart; Oberkiefer stark, hornig; die untern lederartig, zahnlos, dienen zum Einhüllen der weichen Saugzunge. Weibchen mit Legestachel. — 4. Ordn. Hymenoptera *Linn.* (Piezata *Fabr.*)

β) Flügel mit größern schuppenförmigen Haaren bedeckt; Oberkiefer ganz verkümmert, Unterkiefer lange, spiralförmig aufrollbare Saugfäden, die von den Tastern der Unterlippe eingehüllt werden. Weibchen ohne Legestachel. — 5. Ordn. Lepidoptera *Linn.* (Glossata *Fabr.*)

B. Mundtheile zum Kauen bestimmt; beide Kiefer mehr oder weniger hornig, seltener häutig, zumal die untern, welche bisweilen sogar fadenförmig werden. Flügel von ungleicher Beschaffenheit und Größe, die vordern hornige Deckschilde, die hintern allermeist größer und häutig. Vorderer Ring des Brustkastens für sich allein beweglich, die beiden andern inniger unter

29) Nur in dieser Gruppe finden sich nesförmige Flügeladern, welche das Hauptmerkmal der vollkommenen Insekten für die Hemimetabola zu sein scheinen.

Digitized by Google

sich und mit dem Hinterleibe verbunden. In der Regel keine Nebenaugen, verschiedene Zahlen (2—5) der Fußglieder, Weibchen ohne Legestachel; meistens eilf Fühlerglieder. — 6. Ordn. Coleoptera *Linn.* (Eleutherata *Fabr.*)

Bei dieser Eintheilung sind die vier letzten Ordnungen ziemlich ebenso gefaßt, wie sie Linné, Fabricius, Latreille, also die bedeutendsten systematischen Entomologen, gefaßt haben, nur bei den Dipteren welche ich von allen dreien ab, indem ich die Gattung Pulex, worauf Latreille und die meisten Systematiker mit ihm eine eigne Ordnung bilden, mit dahin ziehe. Da indessen der Floh vollkommene Verwandlung besitzt und borstenförmige Kiefer hat, so bleibt für ihn keine andere Stellung übrig, auch harmonirt der Bau seiner Larve ganz mit dem Dipterentypus und die Organisation seines Mundes schließt ihn am nächsten an die Hippobosca, Leach's Homaloptera, über deren Verwandtschaft mit den Dipteren alle übrigen Autoren einig sind. Für beide ist der Parasitismus diejenige Bedingung, welche die äußere Abweichung von den Dipteren veranlaßte. Dieselbe Ursache hat auch die Divergenz des Coleopterentypus hervorgerufen, welche uns in den Strepsipteris oder Rhiphipteris begegnet. Wiewol diese Gruppe auch von Latreille für eine eigne Ordnung erklärt wird, so kann ich doch in ihr nichts als eine durch den Parasitismus etwas sonderbar modificirte Käserfamilie erkennen, welche sich an die Mordellinen, zumal an Symbios und Rhipiphorus, am nächsten anschließt. — Weniger Übereinstimmung mit den Arbeiten meiner Vorgänger zeigt die Gruppirung der Insecta hemimetabola; indessen fehlt es auch hier weder an ähnlichen Ansichten, noch an Gründen, die meinige zu rechtfertigen. Zunächst die Rhynchota unterscheiden sich von den Hemipteris Olivier's, Latreille's und den Rhyngotis des Fabricius besonders nur durch die Hinzuziehung der Gattung Pedicelus, welche bei jenen zu den Apteris gerechnet wird, bei Fabricius aber merkwürdiger Weise unter den Antliatis (Dipteris *Linn.*) steht. Diese Gattung, eine strenge Parasitenform, verhält sich nun zu dem höheren Rhynchotentypus, wie Pulex zu dem der Dipteren oder die Strepsiptera zu dem der Coleopteren, und nimmt daher hier sich als das analoge Glied einer differenten Reihe meiner Meinung nach sehr gut aus. Dagegen habe ich von den Rhynchotis die Blasenfüße (Physopoda *mihi.* Thrips *Linn.*) entfernt, weil ihre Mundbildung durch die Anwesenheit von Tastern an den nicht borstenförmigen Unterkiefern und deutlichen Tastern an der Unterlippe sehr vom Typus der Ordnung abweicht. Indessen stimmen die borstenförmigen Oberkiefer und manche andere Punkte auch sehr mit jenem Typus überein, und es wäre vielleicht ebenso richtig, wenn man die Physopoda zu den Rhynchotis zöge, und sie zwischen die Pediculina und Coccina einschöbe. „Ich würde diese Stellung für die schicklichere halten, wenn Erichson's Behauptung, daß Pedicelus „ein Paar sehr entwickelter Taster" habe, richtig wäre, allein ich finde weder diese Taster, noch Kiefer, die ebenderselbe gesehen haben will (vergl. Wiegmann's Archiv Jahresb. der Entomologie für 1838 und Jahrg. 1840). Da also eine solche Verwandtschaft der Physopoden mit den Pediculinen nicht stattfindet, so ziehe ich es vor, mit den ersteren die zweite Ordnung zu beginnen, obwol der Typus ihrer Mundtheile nicht beißend ist, und sie auch blos flüssige Pflanzensäfte einsaugen. Man könnte die Blasenfüße am richtigsten für eine oscilirende Gruppe in Mac Leay's Sinne erklären, wenn solche Gruppen überhaupt im Plane der Natur lägen, was ich übrigens nicht ganz ableugnen möchte. Denn die Gruppe der Trichoptera, welche ich ebenfalls zu den kauenden Hemimetabolis gezogen habe, obwol sie weder kaut noch unvollkommene Verwandlung hat, scheint sich ganz ebenso zu den echten Gymnognathen und den Lepidopteren zu verhalten, sodaß durch beide der Übergang der Gymnognathen nach zwei entgegengesetzten Seiten vermittelt wird. Nicht blos deßhalb, sondern weil überhaupt der Gymnognathentypus der unbeständigste von allen ist, erklärte ich diese Ordnung für die Durchgangsgruppe in der Entwickelungsreihe der Insekten, und sah in diesem Verhältnisse die Polymorphie ihrer Bildung als begründet an. Noch jetzt muß ich dieser im zweiten Bande meines Handb. der Entomologie weitläufiger erörterten Meinung beistimmen, und will sie hier noch näher durch den alten Satz: natura non facit saltus, motiviren, der überhaupt ein Schlüssel für jene oscillirenden Gruppen zu sein scheint. Gibt man die Richtigkeit der Gymnognathen als Durchgangsgruppe zu, so ist an dem Systeme der Insekten, wie ich es vorgeschlagen habe, nichts weiter auszusetzen. Für neu dielt ich es, weil es Niemand irgendwo ebenso aufgestellt hat und für richtig, weil es die Gründe seiner Existenz in sich selbst trägt. Diese Gründe glaube ich entwickelt zu haben.

Nachdem hiermit die Geschichte der systematischen Entomologie in neuester Zeit zur Genüge behandelt worden, sollte ich zur Schilderung der monographischen Arbeiten und Bemühungen übergehen. Da indessen dieselben schon theilweise unter besondern Artikeln aufgeführt worden sind, so ziehe ich es vor, diesen Weg für alle Zweige der gegenwärtigen Entomologie zu verfolgen und verweise also meine Leser auf die besondern Artikel, namentlich aber auf Crustacea, Krebse, Arachniden, Spinnen, spinnenartige Gliederthiere, Myriopoda, Vielfüßer, Parasita, Schmarotzer, Thysanura, Hemiptera, Orthoptera, Neuropteren, Gymnognatha, Diptera, Lepidoptera, Hymenoptera und Coleoptera oder die entsprechenden Fabricius'schen Ordnungsnamen, wo auch die bedeutendste Literatur bis auf die Zeit, wo jeder Artikel abgefaßt wurde, angegeben ist.

Es bleibt daher noch der zootomisch-physiologischen Richtung im Kurzen Erwähnung zu thun. — Aus frühern Mittheilungen wissen wir, daß dieselbe keineswegs eine ganz neue ist, sondern daß schon sehr Erfreuliches auf diesem Felde von Swammerdam, Malpighi, Redi, Reaumur, de Geer und Lyonet geleistet worden war. Leider gerieth die Entomotomie durch Linné's terminologisch-systematische Schule in Verfall, und erst Cuvier war es vorbehalten, durch sein Beispiel auch diese Seite der Naturforschung wieder ins Leben zu rufen.

Digitized by Google

Marcel de Serres war einer der Ersten, welcher sich der Insekten-Anatomie befleißigte und seine Untersuchungen über die Verrichtungen der Theile des Darmkanales bekannt machte (Bullet. des sciences de la soc. philom. [Paris 1800.] T. XIII.). Später wiederholte er dieselben in ausgedehnterer Weise und veröffentlichte sie in den Annales du Museum d'hist. natur. T. XX. (1813). Inzwischen waren auch in Teutschland Beobachter dieser Art hervorgetreten. Der älteste von ihnen ist C. F. Posselt, welcher eine Anatomie des Ohrwurms (in Wiedemann's Archiv für Zool. und Zoot. 2. Bd. S. 230 fg. 1802) lieferte und später (1804) „Beiträge zur Anatomie der Insekten" (Tübingen 4.) herausgab. Sein frühzeitiger Tod entriß der Wissenschaft einen talentvollen Arbeiter. Ihm folgten in Teutschland G. R. Treviranus und J. F. Meckel, beide dereinst die bedeutendern Physiologen und Anatomen ihrer Zeit, jetzt in frischer Jugendkraft der Insektenanatomie sich zuwendend. Des Ersteren Arbeiten stehen theils in den Schriften der „Wetterauischen Gesellschaft" (1. Bd. 1809. 4.), theils in seinen „Vermischten Schriften" (Göttingen und Brem. 1816—1821. 4.); des Letztern finden sich in seinen „Beiträgen zur vergleichenden Anatomie" (Leipz. 1809. fg.), seiner Übersetzung von Cuvier's „Vergl. Anatomie" (Leipz. 1809 fg. 4. Bd.) und die spätern in seinem eignen System der vergleichenden Anatomie (Halle 1821—1833). Übrigens untersuchten beide nur einzelne Gattungen, und lieferten keine Hauptarbeit über Insektenanatomie. Ausschließlich mit dieser beschäftigten sich: E. M. Gäde (Beiträge zur Anatomie der Insekten [Alton. 1815. 4.]) und vor allen K. A. Ramdohr, dessen Abhandlung über die Verdauungswerkzeuge der Insekten (Halle 1811. 4.) die Grundlage einer vergleichenden Darstellung dieses Organes wurde und alle ähnlichen Arbeiten seiner Vorgänger beiweitem übertraf. Seine richtige und bessere Methode, nicht blos den Bau einer Thierart zu schildern, sondern vielmehr die Variationen eines und desselben Organes in einer ganzen Thierabtheilung zu verfolgen, reizte mehre Forscher zu ähnlichen Unternehmungen, und hier war wieder Marcel de Serres einer der Ersten, welcher ihm folgte. Das Rückengefäß, dieses von Malpighi entdeckte, immer in seiner Bedeutung noch höchst dunkle Organ, ward der Gegenstand einer umfassenden Arbeit (in den Mém. du Mus. d'hist. natur. Tom. IV. 1819 und daraus in der Isis 1819. I. 593), in welcher zugleich der Luftröhren und ihrer formellen Unterschiede auf eine sehr lehrreiche Weise gedacht wurde. Leider gelang es dem fleißigen Beobachter nicht, das eigentliche Ziel seiner Untersuchungen zu erreichen und die Dunkelheiten zu sichten, welche über den Functionen des Rückengefäßes und seiner Bildung noch schwebten. J. F. Meckel, der dieselbe Untersuchung gemacht hatte (in seinem Archiv für Physiologie I. Bd. S. 469. 1815), war nicht glücklicher gewesen; ebenso wenig J. Müller (De vasc dorsali Insector. [Berol. 1816]) und Herold (Über das Rückengefäß der Insekten [Marburg 1824]), Anatomen, deren Talente selten sind und die sonst so Bedeutendes bewirkten. Erst als K. G. Carus den Blutlauf entdeckt hatte (Entdeckung eines Blutkreislaufes ꝛc. [Leipz. 1827. 4.]) gelang es, eine Einsicht in die Function dieses räthselhaften Organes zu gewinnen, welche bald darauf durch Straußs-Durckheim's meisterhafte anatomische Darstellung (in dessen Considér. général. sur l'anatom. comp. des anim. articul. [Paris 1828. 4.]) bis zur völligen Klarheit gebracht wurde. R. Wagner (Isis 1832. Heft 2 und 7) hat die Beobachtungen beider in Teutschland bestätigt, sowie Bowerbank in England (The Entomol. Magaz. I, 244). Letzterer behauptet sogar, noch außer dem Hauptrückengefäße seitliche sehr zarte Gefäße gesehen zu haben, welche alle anderen Beobachter nicht annahmen, und Newport, der genaue und vortreffliche Zergliederer des Hartriegelschwärmers (Sphinx Ligustri, vergl. Philosophic. Transactions 1834. T. II.), ist der Beobachtung seines Landsmannes beigetreten (*Todd*, Cyclop. of anat. and physiolog. Artikel Insecta); sodaß die Anwesenheit eines sehr zarten venösen Gefäßsystems, in welchem das arterielle Centrum oder Rückengefäß, ähnlich wie das Herz der Krebse, eingeschlossen sein könnte, mir sehr wahrscheinlich zu sein scheint. Nur die ungemeine Zartheit der Wände solcher Gefäße hat es bisher unmöglich gemacht, sie als besondere Organe erkennen zu können.

Länger war der Bau und die Function der Luftröhren oder Tracheen und ihr eigentlicher Ursprung von seitlichen Luftröhren, Stigmen, die Swammerdam und Malpighi zuerst beobachteten, bekannt gewesen; indessen waren dieser Schriftsteller und Lyonet's Schilderungen, so vortrefflich sie auch sind, doch immer zu gering an Zahl, um eine allgemeine Erkenntniß zu erlauben. H. L. L. Löwe's Untersuchungen über die Respirationsorgane, welche durch C. Sprengel erweitert wurden (Commentatio de partib., quib. Insecta spiritus ducunt [Halae 1815. 4.]), gaben daher einen willkommnen Beitrag ab zur Erweiterung unsrer Kenntnisse von den genannten Werkzeugen. Schon viel früher hatte übrigens J. F. L. Hausmann den Respirationsproceß selbst sorgfältigen Untersuchungen unterworfen (De animalium exsanguium respiratione [Hannover. 1803. 4.]), die F. L. A. W. Sorg (Disquis. phys. [Rudolst. 1805]) fortsetzte und Ch. L. Nitzsch wiederholte oder erweiterte durch neue Beobachtungen (De respirat. animal. [Vitenberg. 1808. 4.]). Ebenderselbe beschrieb auch zuerst das merkwürdige Respirationsverfahren des großen Wasserkäfers Hydrophilus piceus (in Reil's Archiv für Physiologie 10. Bd. S. 440). Hieran schließt sich die Schilderung der eigenthümlichen Respirationsorgane bei den Libellenlarven, welche zuerst von G. Cuvier (Mémoir. de la soc. d'hist. natur. de Paris 1800. 4.) gegeben wurde, und die später in Teutschland Suckow ähnlich als neue Entdeckung wiederholte (in Heusinger's Zeitschrift für die organische Phys. 2. Bd. S. 24 fg. 1828), wie W. Audouin Nitzsch's Entdeckung in Frankreich zum zweiten Male als die seinige vortrug (vergl. dessen und Brulé's Hist. natur. des Insectes [Par. 1836]). Übrigens war die Metamorphose dieses Käfers auch Gegenstand einer trefflichen Monographie von Miger (Annal. du Mus. d'hist. natur. T. XV.), deren Resultate wieder noch

Digitized by Google

einmal in Lyonet's nachgelassenen Werken (siehe oben) enthalten sind.

Die Geschlechtstheile erfreuten sich lange keines solchen Bearbeiters, wie die übrigen Organe des Insektenkörpers ihn an Rambohr, Marcel de Serres, Herold, Löwe u. A. m. gefunden hatten. Zwar lagen einzelne Beobachtungen vor, aber eine allgemeine Übersicht der bisherigen Erfahrungen fehlte noch. Für eine solche waren freilich J. J. Hegetschweiler's (Dissert. de Insectorum genitalibus [Turici. 1820. 4.) Mittheilungen zu dürftig, allein sie regten doch an und füllten wenigstens vor der Hand eine Lücke nothdürftig. Auch später hat sich diese Lücke fühlbar gemacht, nachdem mehre Publicationen von bedeutendem Werthe erschienen waren. Wir rechnen dahin J. Müller's Schilderung der allmäligen Entwickelung des Eies im Eierstocke (in Nova acta physico-med. soc. Caes. Leop. Carol. nat. cur. T. XII. p. 2. 1825), sowie seine ebenda niedergelegte Entdeckung des Zusammenhanges der Eierstöcke mit dem Rückengefäße; V. Audouin's Beobachtung eines eigenthümlichen Behälters zur Aufnahme des männlichen Samens, in welchem wenigstens bei der Honigbiene der bem Männchen ausgerissene Penis stecken bleibe (Annal. des scienc. natur. T. II. p. 281); und Fr. Suckow's zahlreiche Schilderungen von Geschlechtsorganen, welche, von guten Abbildungen begleitet, in Heusinger's Zeitschr. für die org. Phys. (II. Bd. 1828) enthalten sind. Leider blieb der letztere Beobachter bei einer bloßen Schilderung der Form stehen, und versuchte es nicht, die verschiedenen Anhänge an den Genitalien nach ihren Functionen zu deuten. Dies gelang erst in neuester Zeit, wo man gelernt hatte, durch den Inhalt des Secretes die Bedeutung jedes Theiles zu verstehen, Th. v. Siebold, welcher seine schätzenswerthen Beobachtungen darüber in Müller's Archiv für Physiologie (Jahrg. 1838 und 1839) bekannt machte.

Früher als die Genitalienformen erregte die allmälige Entwickelung derselben während der Metamorphose und die Veränderung, welche der gesammte innere Bau durch sie erleidet, die Aufmerksamkeit der Entomologen. Herold, dessen schon als eifrigen Anatomen der Insekten Erwähnung geschah, war nicht blos einer der ersten, sondern auch derjenige, welcher auf diesem Felde das Bedeutendste geleistet hat. Seine Entwickelungsgeschichte der Schmetterlinge (Cassel und Marburg 1815. 4.) ist ein Werk, dessen Verdienst um die Wissenschaft auf immer sich erstrecken wird. Nicht minder werthvolle Untersuchungen lieferte derselbe Verfasser über die „Entwickelungsgeschichte der Spinnen im Ei" (Marburg 1824. Fol.), an welche sich die von H. Rathke über den Flußkrebs (Leipz. 1829. Fol.) würdig anschließen. Ebenderselbe Verfasser hat sich dieses Zweiges der Wissenschaft, der Entwickelungsgeschichte, zumal bei den Gliederthieren mit einem Eifer und einer Ausdauer angenommen, deren sich kein Beobachter neben ihm rühmen kann. Seine Leistungen sind daher auch die bedeutendsten in ihrer Art. Herold ist eben jetzt beschäftigt, die Resultate seiner Untersuchungen über die Entwickelung der eigentlichen Insekten zu veröffentlichen (Frankf. a. M. 1834 und 1838), stößt aber durch die etwas veraltete Manier, bei welcher fast zu viel Fleiß für ein solches Resultat verwendet zu sein scheint, auf manche Widersprüche, welche erst eine geschicktere Hand zu heben im Stande sein wird. Ein Vorläufer in diesen Untersuchungen war ihm wieder Fr. Suckow (Anatomisch-physiol. Untersuch. der Insekten ꝛc. [Heidelberg 1820. 4.]); während in der Metamorphose des Darmkanales, welche er in seiner ersten Schrift über die Schmetterlinge mit geschildert hatte, Dutrochet seine Fußtapfen betrat und verfolgte (Journ. de physiq. T. 86. p. 130. und daraus in Meckel's Deutsch. Archiv für Phys. 4. Bd. S. 285 fg.). Auch Suckow hat später (in Heusinger's Zeitschr. für die org. Phys. 3. Bd. 1829) ähnliche Untersuchungen veröffentlicht.

So hatten von allen innern Organen der Gliederthiere nur noch das Nervensystem und die Muskeln keinen Monographen gefunden. Das erstere war freilich schon von Lyonet mit einer Sorgfalt behandelt worden, die noch jetzt kaum wieder erreicht ist; allein es gilt von dieser Schilderung, was schon bei mehren ähnlichen erwähnt wurde, sie war die einzige brauchbare, und konnte daher unmöglich für eine allgemeine Darstellung der Formen des Nervensystemes gelten, da schon Swammerdam's Beobachtungen wesentliche Unterschiede darlegten. Dennoch fand sich bis in die neueste Zeit hinein kein Monograph für dieses wichtigste aller organischen Systeme, und erst als J. Müller seine Beobachtungen über das Nervensystem der Eingeweide bei den Insekten bekannt gemacht hatte (Nova acta phys.-medica etc. T. XIV. I. 1827), erhielt auch dieses Organ wieder neuere Beobachter. Übrigens war Marcel de Serres auch mit Untersuchungen über das Nervensystem beschäftigt gewesen, wie seine Explicat. du système nerveux des anim. invertèbres (Annal. des scienc. natur. T. III. p. 377. 1824) beweisen. Am ausführlichsten aber und für die Fortschritte unserer Kenntnisse am bedeutendsten wurde Newport's Schilderung des Nervensystemes von Sphinx Ligustri (Philosoph. Transact. 1834. T. II.) durch die glänzende Entdeckung der Sonderung des motorischen Systemes vom sensiblen auch bei den Gliederthieren; eine Entdeckung, die in ihren formellen Theilen zum Theil freilich schon bei Lyonet sich findet, die aber so lange werthlos bleiben mußte, als der functionelle Unterschied der vom Rückenmark höherer Thiere ausgehenden Äste noch nicht dargethan war. Newport wendete diese Entdeckung zuerst auf die Gliederthiere an, und Joh. Müller erläuterte das Verhältniß des motorischen Systemes zum sensiblen genauer (in seinem Archiv. 1835. S. 81 fg.). Das von ebendiesem geschilderte Schlund- und Magennervensystem, dem n. sympathicus höherer Thiere vergleichbar, verfolgte Newport ebenfalls sehr genau, und hatte hierin an J. F. Brand einen Nebenbuhler (Mémoir. de l'acad. imp. des scienc. de St. Petersbourg. Sect. phys. 1835). Später hat Ersterer alle seine Beobachtungen auszugsweise in Todd's Cyclop. of anat. and physiol. Artikel Insects, sehr präcis mitgetheilt und mit denen Anderer verglichen.

Viel früher als das Nervensystem erregten die Sin-

Digitized by Google

nesorgane der Insekten die Aufmerksamkeit der Naturforscher. Einer der frühesten Beobachter dieser Art war Comparetti (De aure interna comparata. 1789); allein seine Wahrnehmungen sind zu sehr mit phantastischen Vorstellungen vermischt, als daß sie bleibenden Werth hätten haben können. Seine nächsten Nachfolger, F. J. Schelver (Versuch einer Naturgesch. der Sinneswerkzeuge bei Insekten und Würmern [Götting. 1798]) und Ch. M. G. Lehmann (De sensib. externis anim. exsanguium [Gotting. 1798. 4.]), förderten die Kenntnisse nur wenig. Der erste, welcher wesentlich Neues bekannt machte, war auch hier wieder Marcel de Serres (Mémoires sur les yeux composés et lisses des Insectes [Montp. 1813], teutsch von Dr. Dieffenbach [Berlin 1826]), indem er die Hauptheile des Auges der Insekten kennen lehrte; später verfolgte Joh. Müller diese Untersuchungen (Zur Physiologie des Gesichtsinnes [Leipzig 1826] und Meckel's Archiv. 1829) mit großer Sorgfalt und Ausdauer, sowie nach ihm G. R. Treviranus (Beiträge zur Lehre von den Gesichtswerkzeugen [Bremen 1828. Fol.]) und A. Dugés (Annal. des scienc. natur. T. XX. p. 341. 1831), der Müller's Beobachtungen gegen die etwas abweichenden von Strauß-Durkheim (ebenda T. XVIII.) in Schutz nahm. Indessen war die Structur des Gesichtsorganes bei den Insekten, Arachniden und Krebsen noch keineswegs ganz klar; erst spätere Entdeckungen von R. Wagner (Wiegmann's Archiv. 1835. I, 372), Milne Edwards (Hist. natur. des Crustacés [Paris 1834]. I, 116) und mir (Müller's Archiv. 1835. S. 524) führten diesen Theil der Insektenanatomie der Vollendung zu, welche ihm ebenjetzt Fr. Will (Beiträge ꝛc. [Leipz. 1840. 4.] gegeben hat. Desto unvollkommener sind aber unsere Kenntnisse von den übrigen Sinnesorganen, besonders des Gehörs und Geruchs, denn ein eigentliches Geschmacksorgan scheint den Insekten zu fehlen. Ramdohr (Berliner Magazin. 5. Bd. S. 386. 1811), Rosenthal (Reil's Archiv. 10. Bd. S. 427) und G. R. Treviranus (Vermischte Schriften. 2. Bd. S. 146) bemühten sich, Geruchs- und Gehörsorgane zu entdecken, aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. So schön auch die des letztern bei Blatta zu sein schienen, so zeigte ich doch jüngst (in meinem Handbuch der Entomologie. 2. Bd. 2. Abth. 1. Hälfte), daß er die obliterirenden Nebenaugen dieser Thiere für ein Gehörsorgan angesehen hatte, und daß also auch diese wichtigste aller Beobachtungen falsch sei. Die meisten Autoren entscheiden sich nun dahin, daß die Fühler zum Gehör tauglich seien, und daß die Ansicht derer, welche sie zum Geruchsorgan macht, weniger begründet zu sein scheine.

Was endlich die Musculatur, nebst der Skeletbildung und den besondern Bewegungsorganen, betrifft, so wurden die letztern zuerst genauer untersucht, zumal die Flügel auf den Verlauf ihrer Adern. Da sich in ihnen eine große Gesetzmäßigkeit ausspricht, so benutzte man sie bald zu systematischen Eintheilungen; ein Verfahren, das zuerst L. Jurine (Nouvelle methode de classer les Hymenopt. et les Diptères [Genève 1807. 4.]) bei den Hymenopteren anwandte, und das J. W. Meigen (Systemat. Beschreib. der zweiflügeligen Insekten [Hamm und Aachen 1818—1839]) mit großem Erfolge auf die Dipteren ausdehnte. Den Bau der Füße verfolgte zuerst E. Home (Philos. transact. 1816. p. 152) monographisch, doch waren deren Verschiedenheiten schon längst, wie wir wissen, von Geoffroy, Olivier und Latreille zu systematischen Eintheilungen gebraucht worden. Auf das Unpassende einer strengen Benutzung dieser Organe zu dem genannten Zwecke machte indessen schon Mac Leay (Linnean Transact. T. XV. p. 63) und vor ihm Illiger (Magazin I, 285) aufmerksam. — Die Bildung der harten Theile, aus denen die Oberfläche der Insekten besteht, wurde von frühern Systematikern und Anatomen nicht beachtet. Cuvier war einer der Ersten, welcher auf die Zusammensetzung des Insektenpanzers, zumal am Brustkasten, aus mehren Stücken hinwies, und Blainville, wie Geoffroy St. Hilaire, verfolgten seine Beobachtungen weiter (die Abhandl. aller drei s. in Meckel's Teutsch. Archiv. 6. und 7. Bd.). Letzterer sprach sich zuerst für die Analogie dieser Stücke mit dem Skelet der Rückgratthiere nicht blos in der Bedeutung, sondern auch in der Form aus, und lehrte, daß die Gliederthiere mit Wirbeln versehen seien. Diese Ansicht verfolgte am weitläufigsten sein Schüler J. B. Robineau-Desvoidy (Recherches sur l'organis. vertébr. des Crust. des Arach. et des Insectes [Paris 1828]). Auf eine mehr empirische Darstellung des Brustkastens waren die Mittheilungen von Latreille (Mém. du Mus. d'hist. natur. T. VII. p. 1), Audouin (Annales des scienc. natur. T. I., teutsch in Meckel's Archiv. 7. Bd. S. 435 und der Isis 1831. S. 89, wovselbst auch 1822. S. 80 der Abdruck des Originals sich findet) und Mac Leay (Zool. Journ. T. V. p. 145, teutsch in der Isis 1831. S. 98) gerichtet; auch Kirby und Spence schilderten in ihrer Einleitung in die Entomologie (3. Bd.) den Brustkasten genauer, aber indem sie nicht blos die einzelnen wirklich getrennten Stücke, sondern, gleichwie Audouin, alle verschiedenen Gegenden und Fortsätze mit besondern Namen belegten, erschwerten sie die Einsicht in die Organisation dieses Körpertheiles gar sehr. Hierzu kam, daß Latreille und auch Audouin bei den Hymenopteren einen Theil des Metathorax für den ersten Hinterleibsring erklärten, und dadurch die Verwirrung der Begriffe noch vermehrten. Es war deßhalb in meinem Handbuch der Entomologie (1. Bd.) mein besonderes Streben, durch schickliche Benennung und Sonderung der Theile Einheit in die Darstellung der Organisation des Brustkastens zu bringen, welche Aufgabe gelöst zu haben die Urtheile von Westwood (Partington's Cyclop. of natur. history, Artikel Insects) und Newport (Todd's Cyclop. of anat. and phys., Artikel Insects) bestätigen.

Die Musculatur der Insekten hat außer Lyonet, welcher die der Larve schilderte, nur Chabrier in seinem Essai sur le vol des Insectes (Paris 1822. 4. und Mém. du Muséum d'hist. natur. Vol. 6. 7 und 8) untersucht, aber auch diesen Theil der Insektenanatomie so vervollständigt, daß nur noch einzelne Lücken zu füllen blieben. Dies versuchte H. Strauß-Durkheim in seiner

Digitized by Google

meisterhaften Anatomie des Maikäfers (Consid. génér. etc. [Paris 1828] f. oben) mit so gutem Erfolge, daß wir uns jetzt einer ziemlich genügenden vergleichenden Myologie der Insekten rühmen können. Seine Arbeit ist zugleich eine vollständige anatomische Monographie ersten Ranges, ein wahres Gegenstück zu Lyonet's Werk, und besonders dadurch noch von höherem Werthe, daß Strauß zugleich seine zahlreichen Beobachtungen über andere Gliederthiere mit in Betracht zieht. Man kann daher seine Schrift als den dermaligen Codex der Insektenanatomie mit Recht betrachten. Aus diesem schöpfend und zugleich alle übrigen hier erwähnten Beobachtungen mit berücksichtigend, versuchte ich selbst, unterstützt von mannichfachen eigenen Untersuchungen, eine Übersicht über die gesammte Organisation der Insekten zu geben (Handbuch der Entomologie [Berlin 1832]. 1. Bd.), welche bis zum Zeitpunkte ihres Erscheinens die vollständigste Arbeit dieser Art ist, und ziemlich allgemeinen Beifall fand, auch im Auslande, zumal in England, wo W. E. Shuckard sie in die Landessprache übersetzte (London 1836). Hier war nämlich durch Kirby's und Spence's schon früher erwähnte vortreffliche Introduction to Entomology (Lond. 4 Voll.) der Wissenschaft eine breite ebene Bahn gebrochen, und in diesem Werke besonders das allgemein interessirende Material der äußern Lebensgeschichte der Insekten sehr fleißig zusammengetragen und vortrefflich verarbeitet. Über grade die neuern anatomisch-physiologischen Thatsachen waren den Verfassern weniger zugänglich gewesen, als mir, und so fand denn meine Arbeit neben jener frühern ähnlichen grade hier willkommene Aufnahme. Wenn übrigens auch nicht alle in ihr niedergelegten Thatsachen wahr sind, denn wie könnte eine zum großen Theile compilatorische Schrift sich solcher Vorzüge durchaus eigener sorgfältiger Beobachtungen rühmen, so hat sie doch einen großen Impuls gegeben für die fernere Bearbeitung der Insektenlehre, indem sie der Mitwelt die damaligen Resultate vorlegte und zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken aufforderte. Mehre schon erwähnte spätere Forscher haben sich dieses Geschäft angelegen sein lassen.

Noch ist dann eine Seite des Studiums der Entomologie zu erwähnen, welche durch die naturphilosophische Schule angeregt wurde, und vorzugsweise während derselben ihre Theilnehmer fand; ich meine die Reduction der formellen Mannichfaltigkeit auf Grundeinheiten, von denen jene mannichfaltigen Formen nur als theilweise Modificationen zu betrachten seien. Diese Lehre ward in Teutschland zuerst von Oken vorgetragen und für die Insekten bei der Schilderung ihres Mundes in Anwendung gebracht, indem er (in seiner Naturphilosophie §. 3085 fg. [Jena 1811]) zeigte, daß die Kiefer der verschiedenen Ordnungen nicht blos sich auf einander zurückführen ließen, sondern auch, daß den Kiefern überhaupt blos die Form der Füße zum Grunde liege. Einige Jahre später trat der als Beobachter der Natur unübertroffene J. C. Savigny, der Begleiter Napoleon's auf der Expedition nach Ägypten, mit demselben Resultat hervor (Mémoir. sur les animaux sans Vertèbres [Paris 1816]. 2 Voll. Isis 1818. S. 1020. 1200. 1405 und 2075); welche in Frankreich eben nicht mit Beifall aufgenommen, und wahrscheinlich unabhängig von der Oken's entstandenen Entdeckung den Letztern veranlaßte, seine früher ausgesprochene Ansicht noch einmal umständlich zu erörtern (Isis 1818. S. 477). Derselbe geistvolle Naturforscher ging in einer solchen Reduction der Organe auf einander noch weiter, und erklärte die Flügel der Insekten als Analoga der Kiemen bei den Krebsen, sie demgemäß Luftkiemen nennend; eine Idee, welche allerdings ebenso wahr zu sein scheint, wie die Deutung der Mundtheile. Auch die ganze Metamorphose der Insekten sah er als eine Wiederholung früherer Classenformen an den Individuen der höchsten Classe in ihren verschiedenen Lebensperioden an, und behauptete, „jede Fliege krieche als Wurm aus dem Ei, stelle als Puppe den Krebs dar, und werde demnächst erst Insekt im reifen Lebensalter;" eine Ansicht, der wir ebenfalls unsern Beifall nicht versagen können. Diesen Entdeckungen, wofür sie die heutige Wissenschaft unbedingt anzunehmen hat, folgten unmittelbar Geoffroy's Ansichten über Wirbelbildung bei den Insekten, deren schon früher gedacht wurde, und die sich nunmehr ebenfalls als wahr bestätigt haben. Carus verfolgte sie bis in Einzelnheiten in seinem Werke von den „Urtheilen des Knochen- und Schalengerüstes (Leipz. 1828. Fol.), war aber in der Anwendung constanter Zahlenverhältnisse auf die Körpertheile minder glücklich, indem er dabei von falschen Grundgesetzen ausging. Ich habe später (Über Calandra Oryzae [Berlin 1837] und Handbuch der Naturgesch. [Berlin 1836]) die richtigen Grundzahlen, welche die Körperringe der Gliederthiere bestimmen, zuerst angegeben, und behalte es mir noch vor, über diesen wichtigen Theil ihrer Organisation, der zumal für die Begrenzung natürlicher Gruppen von der höchsten Bedeutung ist, an einem andern Orte weitläufiger zu reden. Durch diese spätern Mittheilungen hoffe ich eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der gesammten Reihe der Gliederthiere zu bringen und alle die willkürlichen Eintheilungen für immer abzuwehren, denen diese Thiergruppe bisher ausgesetzt gewesen ist.

Dies sind die Arbeiten, aus denen die allgemeine Darstellung vom Bau der Gliederthiere geschöpft werden muß, und es bliebe demnächst nur noch der Männer zu gedenken, welche blos einzelnen Gruppen ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Wir thun es, indem die Namen der bedeutendsten unter ihnen aufgezählt werden.

Für die Crustaceen sind Suckow's Untersuchungen über die Musculatur, Brandt's und Newport's Darstellungen des Nervensystems und Milne Edwards' und Audouin's umfassende Beobachtungen über das Gefäßsystem die wichtigsten. Die Function des Herzens, das schon so viele Beobachter vor ihm untersuchten, erkannte richtig zuerst Krohn (Isis 1834. S. 518).

Für die Arachniden sind noch immer die Untersuchungen von Treviranus das Bedeutendste. Die Gruppe der Myriopoden, und zwar die Chilognathen, haben Gervais (Annales des sciences naturelles; nouv. série) und Brandt mit großer Sorgfalt studirt (Bullet. de

Digitized by Google

la soc. des natur. de Moscou), die der Chilopoden untersuchte Kutorga auf die Abweichung ihres Gefäßsystemes (Miscell. zootom. phys. [St. Petersb. 1834. 4.]) Joh. Müller erweiterte besonders die von Treviranus angestellten Untersuchungen über den Scorpion (Isis und Meckel's Archiv) und Brandt die über die echten Spinnen (Annal. des scienc. natur. 1840 und Medicin. Zool.). Eine sehr umfassende Arbeit über die Acarinen lieferte Dugès (Annal. des scienc. natur. nouv. Ser. I.).

Die Kenntnisse über die eigentlichen Insekten sind vorzugsweise aus den allgemeinen, oben erwähnten Werken von Kirby und Spence (teutsche Übersetzung [Stuttgart und Tübingen 1823—1833]. 4 Bde.), Strauß-Durkheim und mir zu entnehmen; eine sehr empfehlenswerthe Schilderung der äußern Organisation lieferte im systematischen Zusammenhange auch J. O. Westwood in seiner Introduction to the modern classification of Insects (Lond. 1839—1840. 2 Voll.); sie ist indessen minder vollständig und detaillirt als der bis jetzt vollendete systematische Theil meines Handbuches (2. Bd. Berl. 1835—1840). Einzelne Familien oder Ordnungen fanden ihre Bearbeiter an Leon Dufour, welcher die Käfer, zumal Caraboden, Clavicornien, Lamellicornien, Heteromeren, untersuchte, und die Hemiptera einer sehr umfassenden Arbeit unterwarf. Daran schließen sich die Monographien von Audouin und Brandt über Lytta und Meloë, von Cuvier über Gryllotalpa, von Ramdohr und Brandt über Apis, von Meckel, Leon Dufour und Carus über Cicada. Die Lichterscheinungen der Insekten hat zuletzt Carus, die verschiedene Tonbildung aber Goudot (Annal. de la soc. entom.) untersucht. (*Burmeister.*)

Entomolithes, s. Trilobites.

ENTOMOPHAGA, hat Latreille einmal dieselbe Gruppe der Käfer genannt, welche Clairville vor ihm mit dem Namen Adephaga (sollte heißen Adenophaga) belegt hatte. Später nahm Latreille den letztern Namen an und ließ den seinigen wieder fallen. Dumeril nannte dieselbe Gruppe Creatophaga; ein indessen schon mehrmals in Anwendung gekommener Name. Die beiden großen Familien der Läufe (Caraboden) und Schwimmkäfer (Hydrocanthari) bilden den Inhalt der genannten Hauptabtheilung; stets fünfgliedrige Füße, fadenförmige Fühler, kräftige, stark entwickelte Mundtheile mit hornigem, meist hakigem Kaustück und fadenförmigem, zweigliedrigem Helm (hier innerer Taster genannt) an den Unterkiefern bilden, im Verein mit der aus frischen Thierstoffen bestehenden Nahrung, die Hauptcharaktere der Entomophagen. Letztere besteht übrigens keineswegs blos aus Insekten, sondern aus mancherlei andern Gliedertieren. (*Burmeister.*)

ENTOMOSPHECES, habe ich diejenige Gruppe der Hymenoptera genannt, deren Larven als Parasiten in andern Insekten, meistens Schmetterlingsraupen, sich aufhalten, und von der Mutter durch Anbohren des betreffenden Wohnthieres schon als Eier an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Durch die schwankende Bildung ihrer Fühler, deren Glieder weder an ein bei allen gleiches Zahlengesetz gebunden sind, noch eine der ganzen Gruppe eigenthümliche typische Form haben, zeichnen sich die Mitglieder der Gruppe vor den übrigen Hymenopterenabtheilungen gleichen Werthes am bestimmtesten aus. Alle Weibchen haben einen zum Einlegen der Eier tauglichen Bohrstachel und, gleichwie die Männer, einen gestielten Hinterleib. Nach der Anzahl der Schenkelhalsringe zerfallen die Entomospheces oder Kerfwespen in solche mit zweien (Ditrocha) und solche mit einem (Monotrocha). Zu jenen gehören nur Familien mit vielgliedrigen, ungebrochenen Fühlern, nämlich die Ichneumonidae, Braconidae, Alysiidae, Evanidae und Cynipidae; zu diesen kommen meistens Familien mit gebrochenen, 9—13gliedrigen Fühlern, als die Chrysididae, Chalcididae, Omalidae, Psilidae und Myrmaridae. (*Burmeister.*)

ENTOMOSTRACA, nannte zuerst O. F. Müller eine Abtheilung der heutigen Krebse (Crustacea), deren Mitglieder Linné unter seine Insecta aptera unmittelbar hinter die Gattung Cancer gestellt und als besondere Gattung mit dem Namen Monoculus belegt hatte. Letzterer beschrieb sowol in der zehnten (Holm. 1758) als auch in der zwölften (Holm. 1766) Ausgabe seines Natursystems neun Arten. Als O. F. Müller mit seiner Bearbeitung dieser Gruppe auftrat (Entomostraca seu Insecta testacea. [Lips. et Hafniae 1785. 4.] c. fig.) hatten schon mehre gründliche Beobachter sich mit einzelnen Arten derselben beschäftigt. Namentlich war es Joh. Ch. Schäffer, welcher in seiner Schrift über die grünen Armpolypen (Regensburg 1755. 4.), die unter der Benennung Wasserfloh bekannte, von F. O. Müller mit dem Gattungsnamen Daphnia zuerst belegte Gruppe ausführlich beschrieb; sowie die beiden Kiefenfüße (Branchipus), von denen der eine (Br. piscifórmis) von ihm entdeckt wurde (besonders beschrieben Regensburg 1753. 4. und schon früher lateinisch), der andere (Br. cancriformis, Monoc. apus *Linn.*) aber genauer beschrieben und in zwei nah verwandte Arten gesondert (Regensburg 1756. 4.). Schäffer war so glücklich, die ganze Metamorphose des letztern verfolgen zu können, und indem er sie ausführlich beschrieb, öffnete er den Naturforschern eine Aussicht, deren weitere Beachtung schon jetzt für die Naturgeschichte dieser Thiere von großer Bedeutung hätte werden können, zumal da auch de Geer (Memoires etc. T. VII. 7. pl. 30 [Holmiae 1778]) diese Metamorphose der Kiefenfüße durch Beobachtung einer ähnlichen bei Cyclops *Müll.* bestätigte. Allein O. F. Müller, der sonst als Beobachter so ausgezeichnete Forscher, übersah diesmal die Beobachtungen seiner Vorgänger ganz, und erhob jene freilich sehr abweichend geformten Jungen seiner Entomostraca zu einem Paar besondern Gattungen, je nachdem sie mit vier (Amymone) oder sechs Beinen (Nauplius) versehen waren; ja er ging gar so weit, die durch ihre Metamorphose mit seinen Entomostraceis so nah verwandten Kiefenfüße von denselben auszuschließen, vielleicht indessen nur, weil er sie in dänischen Gewässern noch nicht beobachtet hatte. Dafür spricht wenigstens seine auf der ersten Seite gemachte Bemerkung; er würde diese Gruppe mit Schäffer's Namen Branchiopodes belegt haben, wenn nicht mehren Mitgliedern der-

Digitized by Google

selben Kiemen an den Füßen abgingen. Daher zog er die von ihm erfundene Benennung, welche zugleich den Charakter der Gruppe mit angibt, vor, und bezeichnete dieselbe als: „Insekten, die nach Art der Conchylien von einer Schale umgeben seien." — Der gesammte Inhalt dieser Gruppe zerfiel ihm in zwei Abtheilungen und eilf Gattungen, welche folgende Übersicht unterschied:

I. Einäugige. Monoculi.
A. Einschalige. Univalves.
1) Amymone, mit vier Füßen.
2) Nauplius, mit sechs Füßen.
B. Zweischalige. Bivalves.
3) Cypris, mit vier Füßen.
4) Cythere, mit acht Füßen.
5) Daphnia, mit acht bis zwölf Füßen.
C. Krebsartige. Crustacei.
6) Cyclops, mit acht Füßen und zwei Fühlern.
7) Polyphemus, mit acht Füßen, aber ohne Fühler.

II. Zweiäugige. Binoculi.
A. Einschalige.
8) Argulus, die Augen unter der Schale.
9) Caligus, die Augen am Rande der Schale.
10) Limulus, die Augen auf der Schale.
B. Zweischalige.
11) Lynceus, die Augen an den Seiten.

Wenngleich die hier aufgestellten Gattungen eine ziemlich allgemeine Aufnahme und Anerkennung fanden, mit Ausnahme der beiden ersten, auf falscher Ansicht beruhenden, so blieb doch die von Müller in diesem Umfange aufgestellte Gruppe keineswegs ungeändert; und namentlich waren es französische Naturforscher, die mit Beibehaltung des Müller'schen Gruppennamens den Inhalt seiner Gruppe wesentlich und vortheilhaft modificirten. Ohne auf die verschiedenen Veränderungen, die bald da, bald dort auf solche Weise mit den Entomostracis vorgenommen wurden, hier umständlich einzugehen, genügt es wol für unsern Zweck, die hauptsächlichsten Arbeiten zu nennen, auf welche die nunmehrige genauere Kenntniß der Gruppe sich gründet, und das Resultat demnächst anzugeben, was jetzt über ihren richtigen und wahren Inhalt vorliegt. Auf diesem Wege müssen uns zuerst die Beobachtungen derjenigen Zoologen beschäftigen, durch welche der Beweis geführt wurde, daß die Nauplii und Amymonae nur junge Entomostraca seien. Unabhängig von einander und ohne nähere Kunde von dem gemeinsamen Unternehmen, stellten L. Jurine in Genf und K. A. Ramdohr zu Schloß Beichlingen bei Merseburg diese Untersuchungen an. Ersterer, welcher das Glück hatte, mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern seiner Zeit im Verkehre zu stehen, wurde als Entdecker dieser Thatsachen früher bekannt, als seine Arbeit selbst, denn schon Fabricius (Entom. syst. suppl. p. 306. 1798) und Latreille (Genera Crust. et Insect. I, 20. 1806) erwähnen seine Beobachtungen; Letzterer publicirte dagegen seine Wahrnehmungen früher (Mikrograph. Beitr. zur Entom. und Helminth. 1. Th. [Halle 1805. 4.]), und kannte blos das von Fabricius (a. a. O.) mitgetheilte Resultat Jurine's, daß nämlich jene Müller'schen Gattungen Junge von Cyclops seien; eine Beobachtung, die übrigens schon viel früher de Geer (a. a. O.) gemacht hatte, die aber von den spätern Schriftstellern, gleichwie von D. F. Müller, nicht beachtet worden war. Ramdohr kannte diese de Geer'sche Beobachtung sehr wohl, und erwähnt sie sogleich beim Eingange in seine Mittheilungen. Jurine's Werk erschien erst nach seinem Tode, herausgegeben von seinem Sohne (Histoire des Monocles [Genève 1820. 4.]). In ebendiesem Werke wird anhangsweise die Untersuchung von B. Prevost über eine dem Br. pisciformis Schäffer's, welchen Linné schon unter dem Namen Cancer stagnalis in das System aufgenommen hatte, nah verwandte Krebsart, die hier als besondere Gattung den Namen Chirocephalus diaphanus führt, mitgetheilt, und durch dieselbe bewiesen, daß auch dieses Thier, gleich dem Br. caneriformis Schäffer's, eine Metamorphose, ähnlich der der Entomostraca, bestehe, und mithin in deren Nähe gehöre. Beide Beobachtungen waren indessen nicht neu, denn den Chiroc. diaphanus hatte schon D. F. Müller entdeckt und als Canc. paludosus in der Zool. Danic. t. 48. f. 1—8 beschrieben; seine Metamorphose aber war von Shaw (Linnean transact. Vol. IX. 1808) beobachtet und bildlich dargestellt worden, wenngleich beide Mittheilungen minder genau sind, als die allerdings sehr dankenswerthe von Prevost. — Seit Jurine's und Ramdohr's Entdeckungen ist für die physiologische Seite unserer Kenntnisse von den Entomostracis wenig Neues mehr geleistet, desto zahlreicher aber sind rein zoologische Arbeiten gewesen, welche uns mit neuen Arten oder Gattungen dieser Gruppe bekannt machten, oder schon bekannte genauer untersuchten und unterschieden. In letzterer Beziehung sind die Beobachtungen von H. Strauß-Durkheim (Mém. du Mus. d'hist. natur. T. V. und VII.) über Daphnia und Cypris offenbar das Genaueste, was geleistet wurde, und ein würdiger Vorläufer der vortrefflichen Analyse einer neuen Gattung, Evadne, welche S. L. Lovén (Kon. Wetenskaps Akad. Handl. 1835) gegeben hat. Neben ihnen verdienen die Beobachtungen über Limnadia, eine von A. Brogniart (Mém. du Mus. d'hist. natur. T. VI.) entdeckte, von Guérin Méneville (Magazin de zoolog. 1837) mit einer neuen Art bereicherte Gattung, besonderer Erwähnung, sowie die genauere Schilderung der Gattung Argulus durch den jüngern Jurine (Annal. du Mus. d'hist. natur. T. VII.). Unter den neuesten Bearbeitern hat sich wieder Strauß-Durkheim durch Schilderung der Gattung Estheria (Museum Senkenberg. T. II.) besonders ausgezeichnet, während Meyen (Acta ac. Caes. Leop. Carol. Vol. XVI. suppl. p. 279. t. 37), R. Templeton (Transact. of the entom. soc. of London I, 185) und R. A. Philippi (Wiegmann's Archiv. 1839. I, 128. Taf. und 1840. I, 186. Taf. 3. 4) kürzere Notizen über hierher gehörige neue Formen bekannt machten. Eine sehr genaue kritische Revision der von ihm beobachteten britischen Entomostraca hat ganz kürzlich W. Baird gegeben (Magazin of zoolog. and

Digitized by Google

botany 1837. 1838 und Annales of natur. history 1838) und darin alle Arbeiten seiner Vorgänger theils verbessert, theils bestätigt. Seine Arbeit gehört zu dem Besten, was wir über die Entomostraca besitzen. Auch der dritte Band von Milne Edwards' Hist. natur. des Crustacées darf, als eine vollständige Übersicht aller bisher bekannten Entomostraca, hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, und verdient, wie alle ähnlichen Arbeiten dieses ausgezeichneten französischen Gelehrten, ruhmvolle Erwähnung.

Nach diesen historischen Erörterungen gehe ich nunmehr zur Gesammtschilderung der Gruppe über und bemerke dabei, daß ich sie nicht mehr in dem alten Müller'schen Umfange gelten lasse, sondern sie vielmehr als synonym mit der von mir aufgestellten und benannten Krebsordnung Aspidostraca nehmen werde (vergl. mein Handb. der Naturgesch. II, 554 [Berl. 1837]), obwol sie derselben im Sinne ihres Stifters nur theilweis entspricht, und auch von späteren Naturforschern gemeiniglich mit engern Grenzen umgeben wurde. Will man aber ihr denjenigen natürlichen Umfang ertheilen, welchen sie nothwendig vermöge des Inhaltes, den ihr erster Stifter ihr gab, erhalten muß, nachdem alles Fremdartige von ihr entfernt und alles Hinzugehörige mit ihr verbunden ist, so ergibt sich daraus diejenige Gruppe, welche ich zuerst meines Wissens als natürliche erkannt und deßhalb auch mit einem neuen Namen belegt habe. Da indessen der Band dieser Encyklopädie, worin mein Name (Aspidostraca) vorkommen müßte, schon längst ausgegeben ist, und zwar früher als ich jenen Namen bekannt machte, so scheint es mir das Gerathenste zu sein, hier mit den Müller'schen Entomostracis diejenige Reform vorzunehmen, welche sie ihrer Natur nach erleiden müssen. Ich schließe daher die Gattung Caligus von den hier zu schildernden Entomostracis aus, weil deren Mundbildung und Lebensweise dem Typus der Entomostraca fremd ist, und ziehe hierher außer den Müller'schen acht Gattungen (denn zwei gehen ein, da ihre Arten blos Junge sind) noch Branchipus *Schäffer*. sowie die oben erwähnten neueren Genera späterer Schriftsteller. In diesem Umfange erlaubt sie folgende Gesammtschilderung.

Die Entomostraca, welche ich also Schild- oder Schalenkrebse (Aspidostraca) nenne, sind in der Regel sehr kleine, weiche, von großen hornigen Schalen bedeckte, selten nackte und dann sehr zarte Thierchen, deren charakteristisches Merkmal mit darin liegt, daß sie alle unter einer ganz andern Gestalt geboren werden, als die ist, in welcher sie ihre Geschlechtsreife erlangt haben. Sie bestehen also sämmtlich in Folge mehrfacher Häutungen eine Metamorphose und zwar eine fortschreitende, insofern während und mittels derselben alle höhern Organe der thierischen Dignität, zumal die Sinnes- und Bewegungsorgane, an Ausdehnung und Zahl zunehmen, während die der vegetativen Sphäre niemals ein bemerkbares Übergewicht über die animalen Organe erlangen. Ihre Jungen sind kleine, eiförmige Thierchen mit einem einfachen Stirnauge, Fühlern und einem (Amymone *Mall.*) oder zwei (Nauplius *Mall.*) Paar Füßen, von denen die hintern gespaltene Flossen zu sein pflegen. Indem sich ihr Körper Anfangs blos verlängert und bald an seinem hintern Theile Gliederung zeigt, bilden sich als warzenförmige Seitenhöcker an ihm die hinteren Fußpaare aus, und während diese nach jeder Häutung deutlicher werden und neue Keime hinter den frühern sich zeigen, bildet sich auch die Schale, deren erste Rudimente die Jungen unter der Form einer dünnen Hautfalte schon aus dem Eie mitbringen. Diese Methode der allmäligen Ausbildung aller äußern Organe verfolgen sie so lange, bis dieselben fertig sind und zumal an den Beinen die Normalzahl erreicht ist, bis zu welcher die Gattung es bringen soll. Hierin sowol, als auch in der Größe und Zahl der Augen, herrscht bei den ausgebildeten Krebsen eine große Verschiedenheit, welche jedoch auf Einheiten reducirbar ist. In Bezug auf die Augen gilt als Gesetz, daß dieselben immer zur Gruppe der zusammengesetzten mit glatter Hornhaut gehören und in der Regel einen verhältnißmäßig großen Umfang haben. Alle höhern Gattungen besitzen zwei solcher Augen, alle niedern nur eins, das indessen mitunter aus zwei hinter, oder dicht neben einander stehenden Gruppen besteht. Sehr auszeichnend und nur Mitgliedern dieser Gruppe eigenthümlich ist die Anwesenheit einfacher Nebenaugen, welche also nur bei Schildkrebsen, aber bei keiner andern Krebsfamilie, gefunden werden. Einige Gattungen haben ein solches Nebenauge, andere zwei. Minder constant ist die Mundbildung, doch findet man in der Regel wenigstens ein starkes Kieferpaar mit oder ohne Taster, hinter welchem noch ein oder zwei Paare accessorischer Mundtheile auftreten, oder auch fehlen können. Fühler finden sich bei den Schildkrebsen in der Regel nur ein Paar, die jedoch auch fehlen können; andere Gattungen haben zwei Paare. Übrigens ist der Kopf, an dem alle die bisher genannten Organe haften, in der Regel von dem übrigen Körper durch eine bestimmte Gliederung gesondert, also für sich allein beweglich, trägt aber bisweilen ein so großes Schild, daß dasselbe den größern Theil des Rumpfes, ja selbst den ganzen, mit bedeckt. Dieses Schild, bisweilen zweiklappig, wie bei Muscheln, besteht aus Horn, enthält keine Kalkerde, und ist daher mehr oder weniger durchsichtig. — Der auf den Kopf folgende Brustkasten oder Thorax trägt die eigentlichen Bewegungsorgane und besteht aus 3, 4, 6, 8, 10, 12 oder vielleicht noch mehr Ringen, deren jeder mit einem Paar Füße begabt ist. Die Anzahl der Ringe überschreitet bei lebenden Gattungen die Zahl zwölf nicht, scheint aber bei fossilen, hierher gehörigen Formen größer gewesen zu sein, was sich nie wird genau bestimmen lassen, da das einzig sichere Kennzeichen für das Ende des Brustkastens die Lage der Geschlechtsöffnung ist. Diese liegt immer genau hinter seinem letzten Ringe, und bezeichnet den Anfang des Hinterleibes. Das Vorkommen von Füßen, die allerdings in den meisten Fällen auf den Brustkasten beschränkt sind, ist trügerisch, da es mehre Gattungen gibt (Limnadia, Apus, Limulus), die am Hinterleibe noch Füße haben. Die Füße zeigen zwar mancherlei Verschiedenheiten, allein in der Regel eine sehr zarte häutige Beschaffenheit, und

Digitized by Google

bestehen dabei fast immer aus zwei Lappen, die an einem gemeinsamen Grundgliede oder Stamme haften. Beide Lappen haben an ihren Rändern lange, steife oftmals gefiederte Schwimmborsten, und dienen dadurch als ein sehr geschicktes Werkzeug zum Rudern, sind auch in der Regel mit blasigen Anhängen am Grundgliede versehen, welche Blasen als Respirationsorgane dienen, daher man nach Schäffer's Vorschlag solche Gattungen Kiemenfüßer (Branchiopodas) genannt hat. Der dritte Hauptabschnitt des Körpers, der Hinterleib (abdomen), scheint manchen Gattungen ganz zu fehlen, und blos von einem kurzen Fleischkegel vertreten zu werden; ist er vorhanden, so besteht er auch aus mehren (3, 6, 9, 12, selbst 18) Ringen, wird vom Darmkanal seiner ganzen Länge nach durchbohrt, und endet in der Regel mit zwei langen Borsten oder kurzen borstigen Fleischlappen, zwischen welchen die Afteröffnung sich befindet. Bisweilen ist über ihr noch eine Schwanzklappe angebracht, oder der ganze Hinterleib von einem Schilde, ähnlich wie der Kopf bedeckt.

Die innern Organe dieser Krebse sind im Grunde sehr einfach. Ein ziemlich weiter Darmkanal läuft, ohne Windungen zu machen, vom Munde zum After, hat in der Regel einen kurzen abgesetzten Oesophagus, und nimmt hinter diesem ein Paar gleicher, oft sackförmiger Organe auf, die man für die Leber hält. Das Circulationsorgan besteht aus einem über dem Darme am Rücken gelegenen Längskanal oder Herzen, zu welchem das klare wasserhelle Blut vermittels sehr feiner Gefäße gelangt, und unterwegs die Kiemen passirt, wenn solche vorhanden sind. Fehlen dieselben, so vertritt ohne Zweifel die sehr zarte Körperhaut ihre Stelle. Die Generationsorgane bestehen aus paarigen Säcken, welche an der bemerkten Stelle mit getrennten Öffnungen münden; es fehlen also alle Ausführungsgänge und mit ihnen auch eigentliche äußere Genitalien; dennoch findet eine wirkliche Begattung mit langdauernder Copulation statt, zu welchem Ende die Männchen häufig verschiedene Klammerapparate besitzen. Letztere sind immer beträchtlich kleiner als die Weibchen und unterscheiden sich vom Weibchen auch im Umriß, wie in der Form einzelner Organe. Die Weibchen tragen ihre befruchteten Eier in der Regel in besondern Säcken so lange mit sich herum, bis die Jungen ausschlüpfen. Dies gab zur Entdeckung ihrer sonderbaren Metamorphose Veranlassung. Das Nervensystem der Entomostraca zeigt getrennte Knotenpaare am Bauchstrange, die durch dünne Commissuren zusammenhängen, sonst aber wenig Bemerkenswerthes.

Alle Mitglieder dieser Gruppe sind Bewohner des Wassers und zwar theils des süßen, theils des salzigen. Sie erscheinen zu Zeiten in ganz ungeheuren Mengen, und färben dann die Gewässer, in denen sie sich aufhalten, durch ihre Menge und Kleinheit, wie mit besondern Farbestoffen. Auch in der Vorwelt waren sie häufig, und zwar sehr früh, sodaß ihre Reste mit zu den ältesten Thierversteinerungen gehören, welche man kennt. Sie müssen damals ebenso zahlreich gewesen sein. Diese ältesten Repräsentanten der Schildkrebse sind indessen völlig ausgestorben und können jetzt nur noch in ihren analogen, lebenden Gliedern studirt werden. Letztere fressen blos thierische Nahrungsmittel, dienen aber auch wegen ihrer Menge sehr vielen Wasserbewohnern wieder zur Nahrung. Selbst die Walfische suchen unter den Entomostraceä ihre Speise. Der Mensch hat von ihnen noch keinen erheblichen Nutzen gezogen.

Die Eintheilung der Entomostraca in untergeordnete Familien ist von den Naturforschern sehr verschieden bestimmt worden, je nachdem man bald den Mangel oder die Anwesenheit von Kiemen, die Zahl der Augen, oder die Form der Füße zum Eintheilungsgrunde machte. Ich ziehe die letztere, von Latreille befolgte, Methode vor, und bringe die ganze Gruppe, welche ich für die zweite Ordnung der Krebse erkläre (siehe mein Handb. der Naturgesch. II, 556), in drei Zünfte und Familien, deren charakteristische Unterschiede folgende Übersicht angibt.

I. Zunft. Büschelfüßer (Lophyropoda). Die allermeist kurzen Füße sind gegliedert und bestehen aus einem oder zwei parallelen Fortsätzen, von denen jeder an der Innenseite mit Schwimmborsten besetzt ist.

A. Copepoda *M. E.* Der Körper zeigt deutliche Gliederung, aber keine ihn vollkommen bedeckende, große Schale. Ihren Füßen fehlen die Kiemenblasen. Sie besitzen zwei Paar große einfache Fühler, zum Theil von Körperlänge, und haben einen mehrgliedrigen fußlosen Hinterleib. Die ziemlich langen, sehr deutlich gegliederten, Flossenfüße haben in der Regel ungleiche Gliederreihen, von denen die innere kleiner ist, weniger Glieder hat, oder bisweilen ganz fehlt. Ihr Kopf ist mit dem ersten großen Rumpfringe in einen Cephalothorax verbunden und an diesem bemerkt man außer den eigentlichen mit Tastern versehenen Kiefern noch mehre Paare accessorischer Mundtheile. Hinter diesem Cephalothorax folgen mehre (4—5) Ringe mit den gespaltenen Flossenfüßen; der fußlose Hinterleib endet mit zwei Flossen oder langen Borsten. Die Weibchen tragen einen oder zwei Eiersäcke und die ausschlüpfenden Jungen haben, soweit man sie kennt, drei Paar Bewegungsorgane.

1. Fam. Pontiidae *M. Edw.* (Dicladopoda *Latr.*) Sie haben zwei weit getrennte Augen in der Mitte oder am Vorderende des Cephalothorax, zwischen den Fühlern, deren inneres kleineres Paar nicht immer vorhanden zu sein scheint, oder vielleicht seiner Kleinheit wegen nur übersehen worden ist.

a) Mehre Gattungen, die man zu einer besondern Familie (Sapphirinidae) erheben könnte, zeichnen sich durch einen sehr flachen, fast scheiben- oder blattförmigen Körper und kurze Fühler aus, von denen das innere Paar noch nicht entdeckt wurde. Zwei Gattungen: Hersilia und Peltidium, haben einen eingliedrigen Hinterleib (Philippi in Wiegmann's Archiv 1839. I. S. 128. t. 4), und unterscheiden sich nach der Fußzahl, die bei jener vier Paar beträgt, bei dieser sechs; die dritte Gattung Sapphirina *Thompz.* (Zool. res. Nr. 2. p. 46. t. 8. f. 2) oder Carcinium *Meyen* (Nov. acta phys. med. S. C. L. Nr. 5. T. XVI. suppl. 155. t. 27), hat einen viergliedrigen Hinterleib und vier Paare gespaltener Flossenfüße. Alle drei sind mikroskopische Thier-

Digitized by Google

chen, von denen das letztere leuchtet. Vergl. auch Templeton in den Transact. of the entom. soc. of Lond. I, 194. pl. 21. f. 8, wo das Männchen als Cyclops laticauda dargestellt ist, p. 195. f. 10.

b) Die andern Gattungen haben einen drehrunden Körper, sehr lange äußere, aber kurze, wenngleich sichtbare, innere Fühler, fünf Ringe mit Flossenfüßen hinter dem Cephalothorax und einen deutlich gegliederten Hinterleib. Die eine: Pontia (*Milne Edw.* Annal. des sc. nat. T. XIII. p. 296) hat zweigliedrige innere Fühler, die andere: Cetochilus (*Russel Vauzème*, Ann. d. sc. nat. nouv. sér. T. I. 331) ungegliederte. Die Arten jener bewohnen nordische Meere, dieser südliche, und dienen den Walfischen zur Speise.

2. Fam. Cyclopidae (Monoculi *M. Edw.*). Sie haben nur ein Auge, welches indessen mitunter aus zwei dicht an einander gerückten Hälften besteht.

a) Dies Letztere ist namentlich bei den Gattungen mit flachem, fast scheibenförmigem Körper der Fall, die daher eine besondere Unterabtheilung bilden müssen. Phitippi hat in Wiegmann's Archiv (1840. I. S. 189 fg. Taf. 4) zwei solche Gattungen, Thyone (mit ungegliedertem Hinterleibe) und Psamathe (mit gegliedertem Hinterleibe), bekannt gemacht.

b) Die andern haben nur ein einfaches, nicht halbirtes Auge und einen mehr gewölbten, fast drehrunden Körper. Ihr Hinterleib besteht immer aus mehren Gliedern und endet mit zwei Flossen oder langen Borsten. Hierher zwei neue, ebendort von Philippi aufgestellte Gattungen: Nauplius und Laophante, mit denen Anopherura *Templet.* (l. l. 187. t. 20. f. 3), nahe verwandt ist, sowie die große Gattung Cyclops *Müll.*(s. d. Art.), welche man neuerdings in die Gattungen Cyclops (C. quadricornis *aut.*), Cyclopsina (Calanus *Leach.*? C. castor, C. staphylinus, C. arietis *Templ.* l. l. 195. t. 21. f. 9) und Arpacticus (C. chelifer *Müll.*, C. armatus *Tides.*) getheilt hat; die letztere enthält blos Meerbewohner, die Arten der beiden andern sind gemischt. Über den merkwürdigen Begattungsact der Cyclopen hat Th. v. Siebold interessante Aufschlüsse gegeben (Schrift. der Danzig. naturf. Gesellsch. 2. Bd. 2. Heft. 1839. S. 38).

B. Ostracoda *Latr.* Der Körper wird von einer großen, oft zweiklappigen und blos unten offenen Schale bedeckt, die eigentlich nur oben am Kopfe oder Nacken des Thieres festsitzt und den ganzen Leib frei umgibt, mithin ausschließlich der Kopfpanzer ist. Vorn ragen aus ihr die Fühler und Augen hervor, unten reichen die Füße mit ihren Spitzen darüber hinaus. Die meisten Mitglieder haben nur ein großes Auge, sehr kurze Beine und einen ungegliederten Hinterleib. Die Weibchen tragen keine Eiersäcke, sondern beherbergen die reifen Eier mit unter den Schalen in leeren Räumen über dem Rücken; die Jungen haben gleich Anfangs nur ein oder zwei Paar Bewegungsorgane.

3. Fam. Daphniidae (Cladocera *Latr.*). Die Schale ist nicht zweiklappig, sondern besteht aus einem Stück, wenn sie gleich die Form einer Muschelschale hat, aber unten offen ist. Unter einer vordern Kappe steckt der Kopf, dessen Mundöffnung ganz zurückgezogen ist. In ihr bemerkt man ein Paar grosser tasterloser Kiefer, daher dahinter keine accessorischen Mundtheile. Die eigentlichen Füße sind auffallend klein, sitzen über dem Munde, etwas vor den Augen, und das sehr große, langgestielte erste Fußpaar, was beständig aus der Schale dicht neben dem Munde hervorragt, und daher Fühler genannt wird, vertritt ihre Stelle. Außer diesem finden sich noch 4—5 allmälig kleinere, zum Theil unter der Schale versteckte gefaltene Fußpaare mit Kiemenblasen und ein kegelförmiger, gekrümmter, am Ende gespaltener Hinterleib.

a) Zwei Gattungen haben nur vier Paar hintere Füße mit ungleichen Gliederreihen, aber ein sehr großes Auge. Die eine: Polyphemus, zeigt fünf Glieder an beiden Reihen der großen vordern Ruderfüße oder Fühler, und lebt in süßen Gewässern; die andere: Evadne (Löwen a. a. O.), besitzt drei Glieder an der vordern Reihe, vier an der hintern ebendieser Ruderfüße, und lebt im Meere.

b) Die andern Gattungen haben fünf Paar hintere oder untere Füße in der Schale, von denen das zweite einen sehr großen ruderförmigen Anhang besitzt. Eine von ihnen (Lynceus *Müll.*) hat zwei Augen hinter einander, von denen das vordere einfach zu sein scheint, und viergliedrige Reihen der Ruderfüße; die andere (Daphnia *Müll.*, s. d. Art.) hat nur ein Auge. Strauß (a. a. O. Mém. d. Mus.) hat sie in mehre Untergattungen getheilt, als Daphnia: mit vier Gliedern an der einen, drei an der andern Reihe der Ruderfüße; Sidia: mit drei an der einen, zwei an der andern, und Latonia: mit drei eingliedrigen Reihen an den Ruderfüßen.

4. Fam. Cypridae. Die Schale besteht aus zwei völlig getrennten, symmetrischen Hälften, und kann durch willkürliche Action des Thieres vollkommen gleich einer Teichmuschel geschlossen werden. Das Thier besitzt zwei Paar fühlerartige, einfache Bewegungsorgane vor dem Munde unter dem Auge; große, mit einem Taster versehene, borstige Kiefer; zwei Paare accessorischer Mundtheile und zwei oder drei Paare einfacher, nicht gefaltener Ruderfüße ohne Kiemenblasen. Man kennt drei Gattungen aus dieser Familie:

Die eine: Cypris *Müll.* (s. d. Art.), hat längere, mehrgliedrige, mit fein langen Borsten besetzte, obere Fühler, zwei Paar Ruderfüße und einen mehr oder minder langen, gespaltenen Schwanz. Ihre Arten leben in süßen Gewässern.

Die andere: Cythere *Müll.* (s. d. Art.), hat kürzere, minder borstige obere Fühler und drei Paar Ruderfüße hinter dem Munde. Beide tragen am ersten Paare der accessorischen Mundtheile einen großen, ruderförmigen, gefranzten Hauptlappen.

Die dritte Gattung: Asterope, hat Philippi jüngst in Wiegmann's Archiv (1840. I. S. 186. Taf. 3) aufgestellt und von Cypris unter Andern durch den Einschnitt am Rande der Schale in der Gegend des Maules unterschieden. Von Cypris sind auch fossile Arten bekannt geworden.

II. Junft. Blattfüßer (Phyllopoda). Die Füße sind eigentlich nicht gegliedert, sondern bestehen aus einem

Digitized by Google

breiten Hauflappen, welcher von einzelnen schwachen Muskelbündeln durchzogen wird und sich am Ende in zwei Lappen spaltet. Beide haben am Umfange einen Besatz langer, gefiederter Flossenborsten. Am äußern Rande des ungespaltenen Grundtheiles bemerkt man Kiemenblasen, welche von einem Fortsatze des äußern Ruderlappens bei den mit einer Schale versehenen Gattungen geschützt werden. Die Mundtheile bestehen aus großen, hornigen, tasterlosen Kiefern und 1—2 Paaren accessorischer, häutiger, lappenförmiger Organe. Die lebend beobachteten Arten dieser Zunft schwimmen rückwärts, die Bauchseite nach Oben wendend, und rudern dabei beständig mit ihren Füßen. Man muß diese Zunft, über welche ich nächstens eine ausführliche Monographie veröffentlichen werde, so eintheilen:

A. Neogeneta. Ihre Körperringe haben keine besondern Schalen oder Panzerdecken, sondern sind entweder ganz nackt, oder werden von der großen Kopfschale, die bis zum Hinterleibe reicht, mit eingehüllt. Ihr Brustkasten besteht aus zwölf Körperringen, von denen der erste dicht an den Kopf gerückt ist, und gar kein, oder ein abweichend geformtes Fußpaar trägt. Die Jungen haben, soweit sie bekannt sind, zwei Paare großer Bewegungsorgane, die später sich zu den Füßlern des reifen Lebensalters ausbilden, falls solche vorhanden sind. Alle bekannten Arten bewohnen Binnengewässer, und halten sich am liebsten in kleinen, austrocknenden Gräben oder Lachen auf; einige sind Freunde salziger Seen. Hierher drei Familien.

5. Fam. Branchiopodae s. Gymnota. Ihr Kopf hat keine Schale, daher auch der ganze Leib beständig nackt ist. Am Kopfe finden sich zwei Paar Fühler, von denen das hintere sich zu großen Klammerorganen verwandelt hat, und besonders stark beim Männchen entwickelt ist. Zwischen den vordern ein einfaches Auge, neben den hintern große, gestielte, bewegliche Augen. Blos eilf Fußpaare am Brustkasten, deren jeder eine die Kiemenblase trägt, und einen schützenden Fortsatz daneben. Der Hinterleib ist neungliedrig, fußlos und endet mit zwei Flossen. Am Grunde desselben haben beide Geschlechter äußere Genitalientaschen, in denen die Weibchen ihre Eier mit sich führen. Hierher die Gattung Branchipus oder Branchiopus (s. d. Art.), deren sechs bekannte Arten von den Naturforschern in vier Gattungen zerspaltet worden sind. Die eine (Eulimene *Eatr.*) soll einen eingliedrigen, kegelförmigen Hinterleib haben und ist nicht genügend bekannt; die zweite (Artemia *Leach.*) hat ganz kurze, blos am Ende gewimperte Terminalflossen und im männlichen Geschlechte einen kurzen warzenförmigen Anhang am Grunde des auffallend großen, klammerförmigen Fühlerpaares; die dritte (Branchipus *sens. strict.*) besitzt lange gefiederte Terminalflossen und einen zweiten fadenförmigen Anhang am Grunde der klammerförmigen Fühler des Männchens, und die vierte (Chirocephalus *Prev.*) hat dieselben Terminalflossen, aber einen sehr breiten, am Rande gezackten, spiralförmig aufgerollten Hautlappen am Grunde der männlichen, stark zangenförmigen hintern Fühler. Am genauesten wurde neuerdings die Gruppe Artemia, deren Arten in starken Salzseen leben, von Rathke (Beiträge zur Fauna der Krimm. In den Mém. de l'acad. imp. des scienc. de St. Petersb.) und Joly (Annal. des scienc. natur., nouv. sér. zool. T. XIII. 1840) erörtert; früher hatte sie Thompson (Zool. research. no. 5. t. 1 et 2) schon gut geschildert. Über die Augen derselben vergleiche meine Notiz in Müller's Archiv. 1835. S. 529. Taf. 13.

6. Fam. Limnadiidae. Ihr Kopf hat eine große, zweiklappige, wie bei Muscheln, um den ganzen Rumpf hängende Schale, welche blos die Hinterleibsspitze unbedeckt läßt. Am Kopfe bemerkt man ein einziges, aus zwei dicht an einander gerückten Hälften bestehendes großes, zusammengesetztes Auge und dicht daneben zwei Paar Fühler, von denen das vordere aus je zwei gleichen, gegliederten Fäden besteht, die an einem dicken Grundgliede haften, das hintere aber ein je einfacher, scheinbar ungegliederter Fortsatz ist. Die Mundöffnung ist hinter diesen Fühlern und hat minder kräftige Kiefer. Die Anzahl der Brustkastenringe scheint zwölf zu sein, die des Hinterleibes ebenso groß, wenn nicht beträchtlicher. Jeder Brustring, und die sechs ersten des Hinterleibes, trägt Füße, deren jeder eine Kiemenblase und einen sie schützenden aufsteigenden Anhang des äußern Lappens besitzt. Der Hinterleib endet mit einem großen, hornigen, in zwei Backen auslaufenden Gliede, unter denen noch zwei größere, bewegliche, zurückgebogene Horngriffel an ihm befestigt sind.

Man zieht zu dieser Gruppe, welche alle frühern Entomologen mit der folgenden vereinten, was aber die Kopfbildung, die Fühler und die gesammte Organisation unmöglich macht, zwei ebenso gut unterschiedene Gattungen, wie die vier der Branchiopoden.

Die eine: Limnadia *A. Brogniart*, scheint eine nicht bewegliche Schale, die am Rücken kein Schloß hat, zu besitzen, und zeichnet sich durch den fast kreisförmigen Umriß derselben aus; ihre gespaltenen Fühler sind kürzer als die halbe Körperlänge, und bestehen aus 9—12 Gliedern in jeder Reihe; im Nacken hat sie einen beweglichen Fortsatz, mit dem sich das Thier willkürlich festsetzen kann. Hierher zwei Arten: L. Hermanni, mit zwölfgliederigen Fühlern (bei Paris; *Brogn.* Mém. du Mus. T. VI.), und L. mauritiana, mit neungliedrigen Fühlern (auf der Insel Morit; *Guérin*, Mag. de zool. 1837. cl. 7. pl. 21).

Die andere: Estheria *Ruppel*, hat eine bewegliche, mit einer Art Schloß längs des Rückens versehene, dort grade, unten abgerundete Schale, längere mehrgliedrige Fühler von halber Körperlänge, deren Gliederreihen ungleich sind, und keinen Fortsatz zum Festsetzen im Nacken. Auch hier muß man zwei Arten annehmen: E. tetracera, mit 16- und 18gliedrigen Fühlern (bei Charkow; *Krynicki*, Bullet. de la soc. des natur. de Moscou. T. II. p. 173), und. E. dahalacensis, mit 13- (hintere Reihe) und 14gliedrigen (vordere Reihe) Fühlern. (Auf der Insel Dahalah, auch in Sicilien. *Strauss-Durkheim*, Museum *Senkenberg*. T. II. p. 119. t. 7.) Anbouin hat dieselbe Gattung unter dem Namen Cyzicus aufgestellt (Annal. de la soc. entom. de France. 1837. Bulletin p. 10). Man kennt von ihr auch Männchen,

Digitized by Google

bei denen die beiden ersten Fußpaare hinter dem Munde zu Klammerapparaten umgestaltet sind.

7. Fam. Apidae (Aspidophora *Latr.*). Der Kopf hat eine flache, scheibenförmig-elliptische, hinten ausgeschnittene Schale, welche den ganzen Brustkasten und einen Theil des Hinterleibes mit bedeckt und in der Mittellinie zu einem erhabenen, auf dem Kopfe gespaltenen Mittelkiel sich erhebt. Vor der Spaltung stehen auf der Mitte des Kopfes dicht neben einander die zwei zusammengesetzten Augen und hinter ihnen ein einfaches Nebenauge. Unten bemerkt man vor dem Munde ein Paar kurze, ungegliederte Fühler neben der großen, die Kiefer bedeckenden Oberlippe. Die eilf Ringe des Brustkastens tragen je ein Fußpaar, von denen das vorderste mit drei langen und zwei kurzen gegliederten Fäden besetzt ist, während die zehn nächsten statt der Fäden blos lanzettförmige, zackige Hornblättchen an denselben Punkten tragen. Diese fehlen an den Füßen hinter dem eilften, und statt derselben sind blos häutige Lappen vorhanden. Die Anzahl dieser Füße steigt bis auf 20. Sie sitzen an den ersten zwölf Ringen des Hinterleibes, und zwar Anfangs je zwei an jedem Ringe; die letzten sechs Ringe haben keine Füße mehr, und der allerletzte trägt zwei lange, gegliederte Borsten. Männchen und Weibchen gleichen einander vollkommen, aber letzteres ist größer und besitzt am eilften Fußpaar, hinter welchem die Geschlechtsöffnungen sich befinden, eine große Tasche, worin die befruchteten Eier ausgebrütet werden. Alle Füße haben eine Kiemenblase und unter derselben einen großen, dreieckigen, sie schützenden Hautlappen. An diesem hängt die Eierstache des Weibchens. Man kennt zwei Arten, die eine größere (A. cancriformis) hat keine Schwanzklappe zwischen den Endborsten, die andere (A. productus, Lepidurus prod. *Leach.*) ist mit einer solchen versehen. Thompson hat eine dritte Art (A. Guildingii) aus Westindien beschrieben; sie gleicht der ersten, aber das Kopfschild ist viel kürzer (vergl. Zool. research. no. 5. pl. 6. f. 3). Über die beiden Europäer handelt ausführlich Schäffer's einleitungsweise erwähnte Monographie, worin auch die Jugendstadien beschrieben sind. Vergl. noch Bertholdt in der Isis 1830. S. 685. Taf. VII.

B. Palaeadae. Die Mitglieder dieser Gruppe sind sämmtlich ausgestorben und finden sich nur noch als fossile Reste in der Grauwacke und dem Übergangskalkstein an sehr verschiedenen Stellen der Erde, zumal in Nordamerika, England, Schweden, Böhmen, am Rhein in der Eifel und spärlich auch am Harze. Sie führen auch den Gruppennamen Trilobiten, welcher sich auf die dreitheilige Form ihrer Schale beziehen soll. Nach den genauesten vieljährigen Untersuchungen, welche ich über diese Thiere angestellt habe und deren Resultate ich demnächst zu veröffentlichen denke, stimmen sie in allen wesentlichen Organisationsmomenten mit den Phylloposden überein, und unterscheiden sich typisch nur dadurch von ihnen, daß jeder Ring des Brustkastens eine besondere, nach Außen in einen breiten Seitenlappen erweiterte Schale besitzt, während die Ringe des Hinterleibes theils eine ähnliche Bedeckung haben, theils von einem gemeinsamen Schilde bedeckt werden, welches dann dem Kopfschilde in Form und Größe analog ist. Unter den Seitenlappen der Brustringe steckten die zarten häutigen Füße, aus deren großer Vergänglichkeit und Weichheit es sich erklärt, warum sie keine Abdrücke in den Gebirgsgesteinen hinterlassen haben. Indessen habe ich an vielen, schalenlosen Kernstücken die Stelle, wo sie sitzen mußten, aufs Deutlichste erkennen können. Wahrscheinlich waren sie, wie bei Branchiopus, alle von gleicher Form, denn sonst würden wol Spuren der fühlerartigen Verlängerungen des ersten Paares vorhanden sein. Die Augen bestehen aus zwei mondförmig gestalteten Gruppen, die weitgetrennt von einander auf der Fläche des Kopfschildes hervortragen. Sie waren sämmtlich mit einer einfachen glatten Hornhaut versehen, und das granulirte Ansehen, was man an den meisten noch sieht, rührt daher, daß diese sehr zarte Hornhaut verloren gegangen ist, während sich die harten hornigen Linsen erhielten und gleich der hornigen Schale mit petrificirt wurden. Der einzige erhebliche Umstand, welcher sich gegen die Verwandtschaft der Paläaden mit den Phylloposden geltend machen läßt, ist die Verschiedenartigkeit des Zahlengesetzes in den Ringen des Brustkastens, insofern man bald 6, 7, 8, 10, bald zahlreiche Ringe an ihm erkannt hat; indessen wird der Kenner verwandter Organismen nicht außer Acht lassen dürfen, daß bei allen diesen die Zahl der Ringe erst im reifen Lebensalter constant wird, bis dahin zunimmt, und da die in Größe zahllos differenten Stücke einer Paläadenart immer dasselbe Zahlenverhältniß darbieten, so müssen diese mit Recht für junge Individuen in noch unreifen Zustande erklärt werden. Die frisch auskriechenden Jungen, welche wegen ihrer Kleinheit und Zartheit nicht im Abdruck sich erhalten konnten, hatten ohne Frage Anfangs ein bloßes Kopfschild, und für Abdrücke eines solchen könnte man die ganz anomale Form Agnostus *Brogn.* (Battus *Dalm.*) annehmen. Übrigens besaßen die meisten Paläaden die Fähigkeit, sich zusammenkugeln zu können, in welcher Stellung sie das große Schwanzschild von Unten her an das Kopfschild legten, und dadurch die weichen, häutigen Füße schützten.

Die zahlreichen Arten haben zuerst Desmarest und Brogniart (Hist. natur. des Crust. fossil. [Paris 1822. 4.]), später Dalman (Über die Paläad. [Nürnb. 1828. 4.]) monographisch behandelt und in mehre Gattungen getheilt, deren Menge sich unter den Händen späterer Beobachter noch vergrößert hat. Milne Edwards (Hist. nat. des Crustac. T. III. p. 293) führt 12 genera auf, und beschreibt dort über 70 Arten. Über die Unterschiede dieser Gruppen vergleiche man die Artikel Paläaden und Trilobiten.

III. Zunft. Kaufüßer. Poecilopoda *Latr.* Die Füße sind hornige, kräftige, gegliederte Gangfüße, deren flachelige Hüften die wahren Kiefer sind und zum Kauen benutzt werden.

Hierher die einzige Familie Xiphosura, mit der einzigen Gattung Limulus, deren charakteristische Organisationsmomente folgende sind.

Der Leib hat das Ansehen einer mäßig gewölbten,

Digitized by Google

vorn abgerundeten, hinten kantigen, zackigen Scheibe, welche bei genauerer Besichtigung aus zwei Stücken besteht, einem vordern fast kreisförmigen, und einem viel kleinern hintern sechsseitigen, welches in einen Ausschnitt des vordern hineinpaßt und an der geraden breiten Vorderseite mit ihm durch Gelenkung verbunden ist. Da an dem vordern Körpertheile die Sinnes-, Kau- und Bewegungswerkzeuge dasten, so muß man denselben für einen Cephalothorax erklären, und da unmittelbar am Anfange des hintern Stückes die Genitalienöffnung sich befindet, so ist dieses der Hinterleib.

Das vordere Stück oder der Cephalothorax hat einen schwachen, mittlern Längskiel und zwei stärkere Seitenkniele, welche von den Ecken des hintern Einschnittes ausgehen und unter sanfter Biegung mit dem mittlern Kiele vorn in der Mitte der Schale zusammentreffen. Unmittelbar neben dem Vereinigungspunkte stehen zwei einfache Nebenaugen; zwei andere große, zusammengesetzte Augen bemerkt man neben der Mitte jedes Seitenkieles nach Außen zu. Unten ist der Cephalothorax vertieft, aber nach Vorn von einem verdickten Rande umgeben. Die Mitte der Vertiefung ist der Mund, um den sechs Paare von Vorn nach Hinten allmälig größerer Scheerenfüße stehen. Jeder Fuß sitzt an einer großen, kräftigen Hüfte, von welchen die beiden des ersten sehr kleinen Paares mit einander verwachsen sind, während die sehr großen des zweiten bis fünften Paares mit Stacheln besetzt sind und statt der Kiefer dienen; die Hüfte des sechsten Paares hat fast keine Stacheln mehr, trägt aber einen großen, gebogenen Fortsatz nach Außen, und der Fuß selbst ist am Ende seines vierten Gliedes mit einem Kranze von vier lanzettförmigen, großen Stacheln besetzt. — Andere Organe trägt der Cephalothorax nicht, Fühler fehlen also ganz.

Der Hinterleib ist viel kleiner, sechsseitig und in der Mitte ebenfalls der Länge nach gekielt. Die hinterste oder Endseite ist die schmälste, dabei tief ausgebuchtet, und trägt hier einen großen, geraden, dreikantigen Stachel, vor dessen Basis die Afteröffnung liegt. Die beiden schiefen Seiten neben dem Ende haben sechs tiefe Einbuchten und sieben Zähne daneben, tragen aber außerdem in jedem Einschnitt einen langen, beweglichen Stachel. Die Unterfläche des Hinterleibes ist vertieft und mit sechs Paar gespaltenen, ungleichlappigen, gegliederten Flossenfüßen besetzt, von denen jedes Paar zwei große, vielfach in die Quere gefaltete Kiemenblasen trägt. Am Grunde des ersten dieser Fußpaare befinden sich auch die von Außen unsichtbaren, nach Innen an der Seite gegen das nächste Paar hin mündenden Genitalienöffnungen. Die Geschlechter sind getrennt und unterscheiden sich äußerlich blos darin, daß das zweite Fußpaar des Cephalothorax allein oder mit dem dritten bei den Männchen mancher Arten nicht scheerenförmig ist.

Der innere Bau, welcher lange Zeit unbekannt war, jetzt aber durch van der Hoeven ziemlich vollständig geschildert ist (Recherch. sur l'hist. natur. et l'anat. des **Limules** [Leyd. 1838. 4.]), weicht von dem aller Krebse in keinen wesentlichen Punkten ab; dagegen harmonirt die Form der Jungen, welche zuerst von Milne Edwards beobachtet wurden (Hist. natur. des Crust. T. III. p. 546), mit dem Typus der Entomostraca, insofern sie in ihrer Gestalt von der Form der alten abweichen, und, wenigstens am Hinterleibe, keine Füße haben, auch ihnen der lange Stachel abgeht. Sowol dieser Umstand, als auch besonders die Anwesenheit von Nebenaugen, gleichwie das nach der Zahl sechs geregelte Gliederverhältniß des Körpers, entscheidet für die Verwandtschaft der Ziphosuren mit den Entomostracis und die Vereinigung aller dieser in eine Hauptgruppe. Offenbar ist die Gattung **Limulus** in dieser Gemeinde das vollendetste Glied, und daher auch im Besitz einzelner Charaktere, welche dasselbe schon an höhere Abtheilungen anschließen. Sein Cephalothoraxschild ist eine interessante Analogie zu dem Kopfschilde der Palaäden, die augenscheinlich zwischen **Limulus** und **Apus** in der Mitte stehen, und gleichsam **Limuli** sind mit Blattfüßen, deren Brustkastenringe nicht mit dem Kopfe in einen Körpertheil verschmolzen, sondern selbständig blieben. Diese Ansicht gibt den Schlüssel zur gesammten Organisation der Palaäden oder Trilobiten, wie ich in meiner oben erwähnten Abhandlung später zeigen werde.

Man hat neuerdings vier Arten in dieser Gattung unterschieden, welche alle an Küsten wärmerer Meere gefunden werden, und deren Charaktere folgende sind:

I. Beide Geschlechter mit Scheeren an allen Füßen und gleich großen Randstacheln.
   1) **L. rotundicauda** *Latr. Sebae* thes. III. t. 17. f. 1. An den Küsten Ostindiens.

II. Einzelne männliche Füße bilden keine Scheeren.
   a) Blos das zweite Fußpaar der Männchen hat keine Scheere; die Randstacheln werden bei beiden Geschlechtern allmälig nach Hinten etwas kleiner.
      2) **L. Polyphemus** *autor.* An den Küsten Amerika's.
   b) Das zweite und dritte Fußpaar der Männchen ist keine Scheere; die drei hintern Randstacheln des Abdomens sind beim Weibchen plötzlich viel kleiner und warzenförmig.
      α) Die Seitenkniele des Cephalothorax glatt; der Vorderrand beim Männchen ausgebuchtet. **L. longispina** *Van d. Hoev.* An Java.
      β) Die Seitenkiele des Cephalothorax sind stachelig und der Vorderrand ist beim Männchen nicht ausgebuchtet. **L. moluccanus** *autor.* An den Molukken.

Mehre fossile Arten dieser Gattung wurden in der obern Juraformation entdeckt, und sind schon seit langer Zeit bekannt; manche kommen häufig im lithographischen Schiefer vor. Vgl. *Van d. Hoeven*, Récherch. p. 39. (*Burmeister.*)

Entomostraciten, s. Trilobiten.

ENTOMOTILLA, nannte Dumeril eine Familie der Hymenoptera, deren Mitglieder im Larvenzustande als Parasiten in andern Insekten leben, und von ihm folgendermaßen charakterisirt werden: „Hymenopteren mit gestieltem, aber unten nicht ausgehöhltem Hinterleibe, de-

Digitized by Google

ren Unterlippe die Länge der Oberkiefer hat und deren nicht gebrochene Fühler aus 17—30 Gliedern bestehen." Es entspricht diese Gruppe den beiden ersten Familien (Evaniales und Ichneumonides) der Latreille'schen Gruppe Pupivora, und hat, wegen ungenügender Charakteristik, keine weitere Anwendung gefunden. Vergl. des Verfassers Zoologie analytique und Considér. général. sur la classe des Insectes. (*Burmeister.*)

ENTOMOZOAIRES, oder latinisirt Entomozoa, nennt Blainville die gesammten Gliederthiere (s. d. Art.), mit denen er auch die Eingeweidewürmer richtig verbindet. Es hat diese Gruppe also denselben Umfang, wie meine zweite Hauptabtheilung des Thierreiches: Arthrozoa, welche ich unter dem Artikel Gliederthiere ausführlich schildern werde, und unterscheidet sich von den Animaux articulés Cuvier's und der meisten Zoologen eben durch die schon erwähnte Hinzuziehung der Eingeweidewürmer. Über die fernere Eintheilung der Entomozoa vergleiche man Blainville's Aufsatz in dem Bulletin des sciences de la société philomathique pour 1814 (Paris). (*Burmeister.*)

Entophyta *Link.*, s. Pilze (Coniomycetes).
Entosthodon *Schwägr.*, s. Weisia.
Entozoa, s. Eingeweidewürmer.

ENTRAGUES, Städtchen der Limagne von Auvergne oder des Departements Puy-de-Dôme, an der Morges. Ein altes Lehen der Grafschaft Clermont, kommt dasselbe bereits zu Anfange des 15. Jahrh. als die Hauptbefestigung der Familie von Balsac vor. Das Städtchen Balsac, von dem Erpilly nichts weiß, ist in Auvergne, zwei Stunden von Brioude gelegen, und war das Eigenthum eines Odo, der im März 814 mehre Gefälle in besagtem Orte an St. Julians-Stift zu Brioude vergabte. Raimund von Balsac lebte 1200. Sein Sohn, Berold von Balsac, bekennt in Juli 1230, daß er den Ort Balsac, vorbehaltlich Wiederkaufs, um 20 Livres an das Stift zu Brioude verkauft habe und von demselben fortan zu Lehen tragen werde. Derselbe Berold bekennt 1268, daß er von St. Julians-Stift seine Güter und Gefälle zu Brioude, Coyede und Chaimac zu Lehen habe, und 1278 erklärte er le Mas de Lavau in Gemeinschaft mit dem besagten Capitel besitzen zu wollen. Rosset von Balsac empfängt 1336 von St. Julians-Stift über Balsac und 1366 über das Schloß Lestoing, Brossac, Vernussat u. s. w. aus den Händen Berold's, des Dauphin von Auvergne, die Belehnung. Rosset's Enkel, Johann von Balsac, auf Entragues, Antoing, Roumartin und Binsac, ein standhafter Verfechter der Rechte Karl's VII., wurde in seiner Ehe mit Agnes von Chabannes, Vater von sieben Söhnen, deren einer, Anton, Bischof von Die, 1474, im J. 1475 zu dem Bisthume Valence gelangte, und den 3. Nov. 1491 in seinem Priorat Ambert verstarb. Des Bischofs ältester Bruder, Rosset II., auf Glisenove, Binsac, St. Amand, Prelat, Pauthac, Roumartin, Severac, Rosières, Cusset, Montmorillon, St. Clement, Chatillon-d'Azergues, Baigneul und la Rigaudiere, war Seneschalk von Nimes und Beaucaire, Hauptmann über zehn Lanzen und 4000 Schützen, Gouverneur von Pont-St.-Esprit, Ritter des St. Michaelsordens, und erscheint als Königs Ludwig XI. Rath und Kämmerer in der Urkunde, wodurch der Monarch ihn mit des Grafen von Armagnac confiscirten Herrschaften Marsillac und Cassaignes beschenkt (1471). Er starb den 25. Oct. 1473; durch seinen letzten Willen vermachte er noch St. Julians-Stift zu Brioude 2000 Schilde zu Errichtung von vier Vicariaten. Seine beiden Söhne, Roffet III. und Gottfried, starben ohne Nachkommenschaft. Johann's dritter Sohn, Robert von Balsac, Herr von Entragues, Seneschalk von Gascogne und Agenois, Schloßhauptmann zu Tournon, Hauptmann über 20 Lanzen 1471 und 1472, erhielt für die in dem Kriege gegen Armagnac geleisteten Dienste, aus des Grafen Confiscation Malause, Clermont-sous-Biran und den vierten Theil der Herrschaft Aiafort. Überhaupt stand er in hohen Gnaden bei Ludwig XI., der ihm unter andern einen Jahrmarkt für seine Herrschaft St. Amand bewilligte. In demselben St. Amand hat Robert 1484 ein Collegiat-Stift begründet für sechs Chorherren, sechs Präbendaten und mehre Vicarien. Als Karl VIII. von Neapel, aufwärts ziehend, in Pisa eine neue Besatzung legte, gab er das Commando der Citadelle an Entragues „homme bien mal conditionné" schreibt Commines. Diener oder vielmehr Unterthan des Herzogs von Orléans, wurde Entragues gleichwol zu diesem Posten von dem Grafen von Luxemburg-Ligny empfohlen, als der eine vorübergehende Absicht nähren, in Toscana seine Herrschaft zu begründen. Durch den Einfluß des Grafen gelangte Entragues auch noch zu der Hut von Pietrasanta, von Librafatta und von Porto di Motrone. Laut des Vertrags von Asti, August 1495, sollten diese Festungen den Florentinern zurückgegeben werden, allein d'Entragues, aufgefordert zu thun, wie der Commandant in Livorno gethan hatte, behauptete von seinem Patron, dem Grafen von Luxemburg, geheime Befehle zu haben, die so lange gültig, bis ihm die Vorzeigung der contrasegni occulti erlaube, den seiner Treue anvertrauten Posten aufzugeben. Es scheint aber, daß die Liebe zu des Lucas del Lante Tochter ihm Theilnahme für der Pisaner Geschick einflößte, und daß er sie möglichst lange vor der Wiederkehr der tyrannischen Herrschaft der Florentiner zu bewahren wünschte. Darum gab er ihnen den Rath, bei Mailand und Venedig Hilfe zu suchen; darum erlaubte er ihnen, in der Fronte des Borgo di San Marco eine mächtige Bastion aufzuführen, die es den Florentinern unmöglich machen sollte, die Citadelle zu erreichen, für den Fall, daß der Commandant sich genöthigt sehen sollte, zuletzt den Befehlen seines Hofes zu gehorchen. Allein die Pisaner wähnten sich stark genug, im offenen Felde dem Feinde entgegen zu treten, sie wurden geworfen, es drangen, mit den Fliehenden vermischt, die Florentiner in den Borgo di San Marco ein, und es wäre noch an diesem Tage Pisa verloren gegangen, ohne die Geschütze der Citadelle, die Entragues alsbald gegen die Stürmenden richten ließ. Von diesem Feuer fortwährend belästigt, mußten nach einigen Tagen die Florentiner selbst den Borgo wieder aufgeben, und seines Vortheils froh, ging Entragues einen Vertrag mit den

Digitized by Google

Pisanern ein, des Inhalts, daß er seine Feste ihnen überliefern werde, falls der König von Frankreich nicht vor Ablauf von 100 Tagen, das ist vor dem 1. Jan. 1496, nach Italien zurückkehre. In der Zwischenzeit sollten die Pisaner monatlich 2000 Goldgulden für den Unterhalt der Besatzung, und bei deren Abzug 14,000 Gulden bezahlen. Es kam der 1. Jan. und wie abgeredet, überlieferte Entragues den Behörden von Pisa die Citadelle, nachdem er vorher verlangt und erhalten hatte, daß die Bürgerschaft dem Könige von Frankreich den Eid der Treue schwöre. Durch diese den Pisanern aufgedrungene Verpflichtung hoffte er, die Nichtachtung der von seinem Könige empfangenen Befehle zu entschuldigen. Ohne sonderliche Schwierigkeit war der Schwur durchgegangen, nicht so leicht fiel es den Pisanern die bedungenen 14,000, und andere 26,000 Goldgulden aufzubringen, diese als den Preis der Geschütze und Kriegsvorräthe, so Entragues ihnen zurücklassen wollte. Es brachten aber die Frauen ihren Schmuck dar, als ein Opfer den Bedürfnissen des Vaterlandes; es wurde ein portugiesisches Schiff, das in der Mündung des Serchio aufgelaufen war, zum Vortheil des Schatzes versteigert, es bewilligten die Genueser und Lucheser einige Geldhilfe, und Entragues empfing seine Bezahlung. Insofern konnte des Commandanten Verfahren durch seine Theilnahme für die Pisaner, durch die Verpflichtungen, welche in früherer Zeit König und Herr übernommen hatten, entschuldigt werden, aber in dem Gebrauche, welchen er von den übrigen seiner Hut anbefohlenen Festen machte, gibt sich lediglich Geldbegierde zu erkennen. Am 26. Febr. 1496 verkaufte er Sarzana und Sarzanello um 80,000 Goldgulden an die Genueser, und um 30,000 Goldgulden überlieferte der ihm untergeordnete Bastard von Roussy Pietrasanta an die Lucheser. Robert oder Roffec hat sein Testament, vom 3. Mai 1504, nur kurze Zeit überlebt. Sein Sohn Peter, Baron von Entragues und St. Amand, Herr von Prelat, Baubac, Joiß, Dunes und Clermont-sous-Biran, war 13 Jahre alt, als ihm 1494 die von seinem Vater besessene Hauptmannschaft von Tournon, Fort de Penne und Chastel-Cultier, anwartschaftsweise übertragen wurde. Nachmals kommt er als Schloßhauptmann zu Corbeil und Fontainebleau vor, auch führte er zu einem Einfall in Burgau das Aufgebot von Melun, Montargis, Etampes und Montfort. Als Lieutenant du Roi für die Provinz Auvergne wurde er 1523 verleidet. Mit seiner Muhme, Anna Mallet de Graville, unterhielt er ein geheimes Liebesverständniß, das mit einer Entführung endigte. Der Vater, Ludwig Mallet, der unermeßlich reiche Admiral, war entschlossen, die ungehorsame Tochter zu enterben, und besuchte, von dieser Absicht erfüllt, am Charfreitage der Cölestiner Kirche zu Marcoussis. Indem er zu des Kreuzes Anbetung sich niederwarf, trat vor ihn der Prior, an der einen Hand die Tochter, an der andern Hand den Schwiegersohn führend, und es gelang dem frommen Manne, dem strafbaren Paare Verzeihung zu erwirken. In seinem Testamente bat Peter von Entragues die Königin Margaretha von Navarra, sie möge seinen Kindern ihren Schutz gewähren in den vielfältigen um die Erbschaft des Admirals Mallet und des Gottfried von Balsac zu führenden Processen; es scheint aber dieses Gesuch die Königin belästigt zu haben, denn sie ließ sich von ihrem Bruder, von König Franz I., durch Briefe vom November 1531 von jeder Verpflichtung in dieser Hinsicht loszählen. Die Frau von Entragues bekag aus der väterlichen Erbschaft Montagu und le Bois-Malesherbes, und mußte auf der Königin Claudia Geheiß übertragen „De viel langage et prose en noveau et rime le roman des amours d'Arcite et de Palemon, tous deux amis et tous deux rivaux, extrait de la Theseide, poëme italien de Bocace." Anna hatte überhaupt ihrer literarischen Ansprüche kein Hehl, „musas natura, lacrymas fortuna." heißt es in ihrem Wahlspruche. Von ihren zwei Söhnen stiftete der jüngere, Thomas, die mit dessen Söhnen im Mannsstamme wieder erloschene Nebenlinie in Montagu. Johann von Balsac-Montagu, der älteste von des Thomas Söhnen, starb in dem Alter von 36 Jahren, den 8. Dec. 1581. Er hatte den Herzog von Guise auf seinem Zuge nach Ungarn begleitet, und besaß zuletzt das Gouvernement von Brouage; sein Bruder, Karl, Bischof von Noyon, 1596, starb den 27. Nov. 1627. Wilhelm, der Anna Mallet älterer Sohn, geb. zu Marcoussis, den 14. Dec. 1517, wurde seiner Tante, der Johanna Mallet, Haupterbe, 1540, und theilte alsbald mit seinem Bruder. Auf Wilhelm's Antheil fielen Entragues, Clermont-sous-Biran, Marcoussis, mit seiner Prachtburg, unweit Montlhery, le Bois-Malesherbes. Er war Hauptmann über 200 leichte Reiter, und zugleich Lieutenant in der Ordonnanzcompagnie des Herzogs von Guise, dem er in der Vertheidigung von Metz zur Seite stand. Er starb 1555 zu Montreuil, an den in dem Treffen bei Renty empfangenen Wunden. Aus seiner Ehe mit Louise von Humières kamen neun Kinder, unter denen die Söhne Franz, Karl I. und Karl II. zu merken. Karl II., Herr von Dunes und Graf von Graville, gemeiniglich le bel Entragues genannt, war Lieutenant-général in dem Gouvernement von Orléans, Gouverneur von St. Dizier, Hauptmann über 50 Lanzen. Ihn verwickelte die Königin Margaretha von Navarra, sich ihrem Bruder, dem Herzog von Anjou, gefällig zu erzeigen, durch eine Reihe von Klatscherein in Zwist mit des Königs Liebling, mit Jacob von Levis, dem Grafen von Luelus. Nicht anders als mit dem Degen wußten die beiden jungen Männer sich zu verständigen, und gefiel es ihnen, zu ihrem Zweikampfe von Freunden sich begleiten zu lassen, die dessen nicht müßige Zeugen, sondern Theilnehmer sein sollten: eine neue Erfindung, die seitdem vielfältig in Frankreich nachgeahmt und erweitert worden ist. Des Dunes Waffenbrüder waren Franz d'Aydie de Riberac und Georg von Schomberg; mit Luelus kamen Franz von Maugiron und Johann Darces de Rivarot. Sie trafen sich mit Tagesanbruch, den 27. April 1578, unweit der Porte St. Antoine, auf dem Roßmarkte und griffen alsbald, in der tiefsten Stille, zum Degen. Maugiron wurde von Riberac, Schomberg von Rivarot getödtet: dieser kam mit einer schweren Kopfwunde davon. Luelus und Riberac wurden tödtlich verwundet aufgeho-

Digitized by Google

den, und dieser starb nach kurzer Frist in dem der Wahlstatt anliegenden Hôtel de Guise. Quelus lebte, ungeachtet des in den Lungenflügel empfangenen Stiches, bis zum 31. Mai. Dunes, nur leicht verletzt, erhielt später, wie Heinrich's III. Trauer um den Liebling vergessen, Begnadigung, wird als einer der Theilnehmer von des Salcede Verschwörung, 1582, genannt, befand sich in des Herzogs von Guise Gefolge bei dem wunderbaren Rückzuge von Pont-St.-Cyprien, den 5. Sept. 1587, und betrieb 1588 mit Schomberg und Villeroy die Unterhandlung, durch welche Orléans dem Könige zurückgegeben und die Familie Balsac wieder zu Gnaden aufgenommen werden sollte. In dieser Unterhandlung scheint Villeroy durch Nebenabsichten geleitet worden zu sein, um welche Dunes ihn nach dem Edit d'Union bei dem Könige verklagte, hierdurch des Ministers Verweisung vom Hofe und eine große Veränderung in dem übrigen Personale herbeiführend. Dunes hatte der Liga vollkommen abgesagt, und war nur mehr bedacht, sich der Gunst des Königs zu bemächtigen. Dazu fehlte es ihm keineswegs an Mitteln: „C'étoit l'homme du monde le plus habile à ménager une intrigue de cour. Aussi la ressemblance de son nom avec son caractère (die Beweglichkeit der Dünen) fut-elle souvent, au objet de plaisanterie.“ Besitzer aller Geheimnisse der Liga, wußte er sich dieses Besitzes zu bedienen, um die unter den lothringischen Prinzen bereits sich äußernde Verschiedenheit in Stimmung und Absichten zu nähren und zu steigern, ihre Macht zu theilen und den König zu führen zu einem Coup d'état gegen die verhaßten Gegner. Vorzüglich war es die Frage um den Besitz von Orléans, welchen der Herzog von Guise nach den Bestimmungen des mit dem Hofe errichteten Vertrags forderte, so zu solcher Thätigkeit den von Dunes führte, denn war seinem Bruder das Gouvernement der Stadt verliehen worden, so gebot er in der an dem Thore von Bannier errichteten Bastille. Darum glaubte auch auf ihn Heinrich III. unter allen Umständen zählen zu dürfen, und war ihm ausdrücklich aufgegeben, in des Königs Cabinet sich zu befinden, während der an dem Herzoge von Guise verübten Schlächterei. Unmittelbar nach dem blutigen Ereignisse wurde er nach Orléans versendet, um von seiner Bastille aus die schwierige Bürgerschaft im Zaume zu halten. Die hatte sich aber bereits vor dem Beginnen der Mordscene in Blois zu einer Belagerung der Bastille erhoben, und obgleich der Marschall von Aumont und Franz von Entragues mit den Gardes suisses und einer Abtheilung der Gardes-françaises sich der tapfern Vertheidigung des Barons von Dunes anschlossen, so konnte solche doch nicht länger als bis gegen Ende Januar 1589 fortgesetzt werden. Für den Verlust der Bastille wurde Dunes entschädigt durch das Gouvernement von Pithiviers, so der König von Navarra mit Sturm genommen, es ging aber des Mannes ganze Wichtigkeit unter, in dem bald hierauf eingetretenen Regentenwechsel, und er starb zu Toulouse 1599, verlobt mit einer Tochter des Marschalls von Montluc. Sein Bruder, Karl I. von Balsac, Herr von Clermont-sous-Biram, in Agenois, war K. Heinrich's III. Gentilhomme de la chambre und Capitaine des cent archers de sa garde du corps, begleitete den König in die Fahrt nach Polen, wurde auch von demselben am 31. Dec. 1583 mit dem heil. Geiste Orden bekleidet. Er besonders wirkte auf seine Brüder, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, er unterzeichnete mit andern Großen die berühmte Erklärung vom 4. Aug. 1589, enthaltend die Anerkenntniß K. Heinrich's IV. und beförderte in der Schlacht bei Ivry, den 14. März 1590, mit seinem Leben die dem Monarchen geschworne Treue. Von seinen fünf Söhnen hat der zweite, Karl von Balsac, Herr von Dunes, durch seines Oheims, des schönen Entragues, Testament, vom 4. April 1598, nur Töchter hinterlassen aus seiner Ehe mit Katharina Hennequin. Der älteste von Karl's I. Söhnen, Heinrich von Balsac, Marquis von Clermont-d'Entragues (diesen Namen trägt die Herrschaft Clermont-sous-Biram, seitdem sie für ihn im Januar 1617 zu einem Marquisat erhoben worden) Graf von Graville, Baron von Dunes und Mezieres, hatte ebenfalls nur Töchter aus seiner Ehe mit Louise l'Huillier, und ist darum die jüngere, Maria de Balsac, den 28. Mai 1651 mit Johann Kaspar Ferdinand de h. R. R. Grafen von Marchin vermählt worden. Sie starb den 9. Nov. 1691. Wilhelm's, des Herrn von Entragues, ältester Sohn, Franz von Balsac, auf Entragues, Marcoussis und le Bois-Malesherbes, geb. 1540, erscheint in allen Beziehungen als einer der vornehmsten Edelleute des Reichs, namentlich auch in seiner Vermählung mit Jacobine von Rohan, einer der drei Erbtöchter des Franz von Rohan-Gyé, der selbst ein Enkel des berühmten Marschalls von Gyé. Frau Jacobine, die u. a. Gyé in das Haus Entragues brachte, starb im Mai 1578, worauf Franz die zweite Ehe einging mit Maria Touchet, auf Belleville, der Tochter von Johann Touchet, Lieutenant particulier au bailliage et présidial d'Orléans. Maria, weiland die Maitresse K. Karl's IX., hatte einen Sohn Karl, den Bastard von Valois, nachmaligen Herzog von Angoulême und Grafen zan Auvergne, geb. den 28. April 1573, der vielfältigen Einfluß auf des Stiefvaters Geschicke zu üben bestimmt war. Bei K. Karl IX. selbst hatte Entragues in Gnaden und Vertrauen gestanden, ihm verdankte der Herzog von Guise die Nachricht, daß der König, beleidigt durch seiner Schwester Margaretha Vertraulichkeit mit dem Herzoge, den Großprior von Frankreich, seinen natürlichen Bruder, beauftragt habe, unter dem Scheine eines zufälligen Zwistes, auf der Jagd den Herzog zu tödten. Diese Warnung, indem sie eine nähere Verbindung des Entragues mit den lothringischen Prinzen' herbeiführte, mag ihm bei dem neuen König, Heinrich III., nachtheilig geworden sein. Zwar empfing er in der ersten Promotion, 1578, den heil. Geisterden, aber im Übrigen traf er nur auf Zurückhaltung und Kälte. Er gesellte sich den Gegnern des Hofes, wurde 1582 als einer der Theilnehmer der Verschwörung von Salcede, und alterwärts als einer der thätigsten Beförderer der Liga genannt. Dem Herzoge von Montpensier, so von dem Könige abgesendet, um in Orléans sich festzusetzen, verweigerte er den Eingang, und schließlich ließ er ihn mit Ka-

Digitized by Google

nonenschüssen abweisen; Entragues führte nämlich das Commando in dieser Stadt, als des Kanzlers Hurault de Chiverny Lieutenant. Eine Beleidigung dieser Art schien jeden Gedanken an Versöhnung zu entfernen, jedoch schon im nächsten Jahre, 1588, vertraute Merp de Barbezieres, der Herr von Chemerault, dem Staatssecretair Villeroy, daß die Balsac der Liga herzlich überdrüssig, einem Vergleiche nicht abgeneigt seien. In einer Zusammenkunft mit des Entragues Bruder Dunes vernahm Villeroy, daß jener die Stadt Orléans dem König öffnen wolle, unter der Bedingung, daß er mit dem dasigen Gouvernement bekleidet werde, und daß sein Sohn, Karl de Marcoussis, Genugthuung von dem Herzoge von Epernon für eine frühere Beleidigung empfange. Diese Forderungen wurden der Gegenstand lebhafter Unterhandlungen, ohne daß doch Villeroy die Wichtigkeit, eine Stadt wie Orléans, für des Königs Dienst zu gewinnen, begriffen hätte. Nicht unbestraft blieb seine Zögerung, der eigenen Partei verdächtig, verlor Entragues auch die Zuneigung der Bürger von Orléans, sodaß bald er nur mehr über die Bastille am Thore Bannier zu verfügen hatte; ihn gänzlich von der Stadt zu entfernen, bestand der Herzog von Guise darauf, daß bei seiner Aussöhnung mit dem Könige Orléans und Bourges als Sicherheitsplätze ihm eingeräumt würden. Die Königin-Mutter und der Staatssecretair Pinart mußten am Ende sich das gefallen lassen, allein sogleich erhoben sich gegen solche Bestimmung die Balsac, denen der König selbst beitrat, vorbringend, er habe Dourlans zu geben vermeint; nur durch ein Versehen könne an dessen Stelle Orléans genannt werden. Die Debatte wurde sehr ernsthaft, entscheidend beinahe für die Katastrophe der Guisen; Entragues büßte das ihm von dem Könige zugesagte Gouvernement, der König die für die Umstände so hochwichtige Stadt ein, aber die Balsac verharrten in ihren kürzlich eingegangenen Verpflichtungen, obgleich wir nicht einmal wissen, ob die Summe von 20,000 goldenen Schilden bezahlt worden, die der König geboten hatte als Abfindung für die dem Vater Entragues in seinem Sohne von dem Herzoge von Epernon angethane Beleidigung. Von dem Mächtigen war in keiner Weise eine Genugthuung zu erzwingen gewesen. Auch die Zerwürfniß, in welche mit seinen bisherigen Verbündeten Entragues gerathen, nahm einen sehr leidenschaftlichen Charakter an, die Ligisten beschuldigten ihn, daß allein die Hoffnung, um höhern Preis sich an den König zu verkaufen, ihn zur Desertion verleitet habe, und seinen Sohn schickte der Herzog von Mayenne in die Bastille. Wie groß aber die Hoffnungen gewesen sein mögen, die Entragues auf den König baute, sie wurden alle durch Jacob Clement vernichtet, und der neue Regent verrieth keine Neigung für die Balsac. Entragues, Inhaber einer Compagnie von 50 Lanzen, verharrte gleichwol in Heinrich's IV. Gefolge, und Sully erzählt uns, wie jener 1593 einen Abgeordneten Bernardin's de Mendoza, den Nuñez oder Ordoñez bei sich aufnahm, der angewiesen, dem Könige eine Vermählung mit der Infantin Clara Isabelle Eugenia vorzuschlagen. Ein Verkehr mit spanischen Unterhändlern könnte allerdings das von Sully an Entragues gespendete Prädicat „esprit brouillon“ rechtfertigen. Des Entragues eigentlich strafbare Umtriebe sollen jedoch, nach Sully, erst mit dem Jahre 1594 beginnen: „Trois jours que je passai à Paris, suffirent, pour me mettre au fait des liaisons dangereuses du comte d'Auvergne, de d'Entragues et de sa femme. Leur maison était le rendez-vous de tout ce que le roy avait d'ennemis soit dans la Ligue, soit dans le parti espagnol: il ne se passait point de nuits qu'il ne s'y tint des conseils secrets contre l'intérêt et le service du roi.“ Später, indem Sully von seiner 1603 in England verrichteten Gesandtschaft spricht, erzählt er von Unterhandlungen, die Entragues daselbst durch einen gewissen Dupanni verfolgen lassen, und deren Zweck kein anderer, als der Calvinistischen Partei in Frankreich den König von England zum Protector, und diesem für solche Verrichtung den Kurfürsten von der Pfalz zum Substituten zu geben. Für seinen Entwurf fand Entragues mächtige Fürsprecher an den beiden Söhnen seiner an Esme Stuart, den Grafen von Lenox, verheirathet gewesenen jüngsten Schwester Katharina, besonders an Heinrich Stuart, Herzog von Lenox. „Certainement Entragues gagnoit à négocier ainsi par seconds; il aurait été bientôt connu à Londres pour ce qu'il était; c'est à-dire pour un homme de beaucoup de paroles, et de peu d'esprit. Le certificat que je lui rendis là-dessus en toute occasion n'avança pas ses affaires.“ Es steht aber diese Äußerung in sichtlichem Widerspruche mit dem Urtheile, so späterhin Sully über eine Vertheidigungsschrift des Entragues fällt: „Cette pièce était bien digne de son auteur, par le tour adroit et spécieux, dont il colorait sa conduite.“ Diese Vertheidigung hat Entragues aufgesetzt in der gegen ihn 1604 erhobenen peinlichen Anklage. Seine Beziehungen zu dem Hofe hatten fortwährend zu größeren Verwickelungen geführt, 1599 mit seiner Familie aus Paris verwiesen, war ihm für das Gouvernement von Orléanais jede Entschädigung versagt, niemals hat er den ihm ausdrücklich verheißenen Marschallsstab empfangen, als Vater mußte er auf das Tiefste verletzt sich fühlen durch des Königs Liebschaften in seinem Hause, durch den wunderlichen Wechsel von blinder Leidenschaft, von Brutalität, von tückischer List, abwechselnd entfaltet von Heinrich IV., den man für diesen Punkt und Fall Heinrich VIII. zu vergleichen sich geneigt finden möchte. Daneben konnte Entragues nicht gleichgültig bleiben in den fortwährenden bittern Neckereien zwischen der Königin und seiner Tochter; er empfand tief das 1602 gegen den Grafen von Auvergne, den er als einen rechten Sohn liebte, gesprochene Urtheil. Er sah seit 1594 sich fortwährend beargwohnt, belauscht, beaufsichtigt, getrieben sogar von den Werkzeugen einer geheimen Polizei. Weniger hätte es bedurft, um einen andern Mann zur Verzweiflung zu führen, ihn herauszufordern, daß er zu Selbstvertheidigung sich rüste. Der allerdings strafbare Graf von Auvergne, nachdem man ihn von Seiten der Regierung ermächtigt, in Spanien eine trügliche Unterhandlung zu führen, die einem gemeinen Späher beinahe unanständig, wurde durch

Digitized by Google

gleich unanständige Mittel in seinem Zufluchtsorte, in der Auvergne, umgarnt, ergriffen, nach der Bastille gebracht, während zu gleicher Zeit Entragues zu Bois-Malesherbes, auf seinem Schlosse, seine Tochter in ihrem Hause, rue St. Paul zu Paris, verhaftet wurde. Sie durfte in diesem Hause, unter der Aufsicht des Chevalier du guet, verweilen, dem Vater wurde eine Celle in der Conciergerie angewiesen (1604), und es begann die Instruction des Processes. Entragues bestand drei verschiedene Verhöre, in denen er zwar die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen nicht vollständig zu leugnen wagte, doch vielem eine günstigere Deutung zu geben wußte. Den widrigen, durch diese Anschuldigungen hinterlassenen Eindruck, suchte er in einer eigenen Schrift zu tilgen. Da heißt es im Eingange: „J'ai dissimulé mes chagrins, et quelque raison que j'eusse de me plaindre, ma douleur est restée dans le silence. Pour réparer les pertes qu'avait souffertes ma famille, et y trouver un remède, que j'avais inutilement attendu de la bonté du roi, je me retirai dans mes terres, où accablé d'années et d'infirmités, je ressentis encore les plus cruels coups d'une aveugle fortune. Ma fille, l'unique consolation de ma vieillesse, plut au roi, et ce dernier trait du sort vint mettre le comble à mes malheurs. Le chagrin augmenta mes maladies, et des peines d'esprit encore plus violentes se joignirent aux maux du corps. Je me voyais exposé à toutes les railleries des courtisans, et ce qui fait ordinairement le plaisir des pères et qui devait faire la gloire et le bonheur de ma famille, était au contraire la cause de ma honte, du deshonneur de ma maison, et des mépris outrageans, dont on m'accablait. Combien de fois ai-je très-humblement demandé à S. M. la permission de me retirer d'une cour, dans laquelle j'étais ou méprisé ou odieux? j'ai été refusé. Comme le mal augmentait, j'ai prétexté une maladie pour faciliter mon congé, j'ai voulu sortir du royaume, prêt à laisser ma femme et mes enfants, mais toutes prières ont été inutiles. Dans la suite, sur quelques soupçons, dont je ne sais point la cause, on me refusa avec plus de cruauté ce que je demandais avec tant d'ardeur, et l'on m'ôta ce qui dans ma mauvaise fortune pouvait me consoler et me soûtenir; on me defendit enfin, de voir ma fille.“ Dann erzählt er, wie er, im Einverständnisse mit seiner Tochter, die Absicht gehabt, sie, in einer Prinzessin von Oranien Gefolge nach England zu geleiten, wie aber auch diesem der König seine Zustimmung verweigert habe. Hierauf sei er zu Rathe gegangen mit dem Grafen von Auvergne um irgend ein Mittel, dem Zorne des Königs zu entstehen, und im Laufe solcher Berathung sei Thomas Morgan, der vormalige Agent der Königin Maria Stuart, ihm aufgestoßen. Als alter Bekannter sich bei ihm einführend, habe Morgan ihm einen Gruß von einem andern Bekannten, von Johann de Tarik, dem spanischen Gesandten, ausgerichtet. Da sei ihm eingefallen, er könne von Taxis Aufklärung empfangen über jene Sendung des angeblichen Spaniers Nuñez oder Ordoñez, den er von Anfang für einen Betrüger gehalten, und diese Hoffnung habe ihn verleitet, am 2. Nov. 1602 in der Nacht, dem Gesandten einen Besuch abzustatten. Das Gespräch habe zuerst die Liga betroffen, deren Urheber zu sein Taxis sich gerühmt. Von des Nuñez Sendung habe derselbe jede Kenntniß abgeleugnet, vielmehr stets das Gespräch auf des Königs Liebschaft mit der Marquise de Verneuil zurückzuführen sich bemühet, und endlich den Wunsch geäußert, des Monarchen Eheversprechen, zum mindesten in Abschrift, ausgeliefert zu erhalten. Darauf habe er geantwortet, daß wenn auch bis jetzt S. M. um dieses Versprechen sehr wenig Kummer sich zu machen scheine, so könne er jedoch niemals, und gleich wenig seine Tochter, eine Schrift von dieser Wichtigkeit in fremde Hände legen. Demnächst habe Morgan eine zweite Zusammenkunft veranstaltet, im Juni 1603, in welcher vornehmlich der Graf von Auvergne das Gespräch geführet. Des Gesandten Klage um den niederländischen Rebellen bewilligten Beistand, habe jener zu widerlegen gesucht. Von des Königs von Frankreich vorgerückten Jahren habe der Gesandte gesprochen, auch über die Aufrichtigkeit von dessen Bekehrung Zweifel geäußert. Wie der König die Augen schließe, würden spanische Heere in drei verschiedenen Richtungen die französischen Grenzen überschreiten, und zugleich würden mehre französische Große mit dem rothen Kreuze sich bezeichnen. Den Spanier weiter auszuholen, habe der Graf von Auvergne ihm zu bedenken gegeben, daß auf den genannten drei Punkten Frankreich wol schwerlich verletzbar sein dürfte, daß aber ein Angriff von Roussillon aus, wenn anders dort Spanien 10,000 Pikeniere, eine verhältnißmäßige Anzahl von Büchsenschützen und zehn Kanonen zu vereinigen vermögend, entscheidende Resultate bieten müsse. Für solchen Fall, erwiederte Taxis, wünsche er den Grafen von Auvergne, mit dem rothen Kreuze bekleidet, an der Spitze der spanischen Völker zu sehen. Wenn dann, habe der Graf weiter ausgeführt, der Herzog von Savoyen eine Diversion bewerkstelligte, so könnten binnen wenigen Tagen die Spanier die Loire erreichen. „Was mich selbst betrifft,“ habe der Graf in sichtlichem Abscheu hinzugefügt, „wollte ich lieber sterben, als mit einem solchen Complote mich befassen.“ Ohne bestimmte Absicht, blos um zu sprechen, sei das Alles gesagt worden. Zum Abschiede habe er, Entragues, noch erinnert, daß auch nicht der fernste Anschein eines Krieges sich zeige. Zu einer dritten Unterredung sei er von Morgan eingeladen worden, mit dem Zusatze, daß der Gesandte zur Abreise sich anschicke, nachdem der ihm bestimmte Nachfolger, Balthasar de Zuniga, bereits eingetroffen sei. Hierauf habe er in der Nacht, in des Grafen von Auvergne Begleitung, zu Taxis sich begeben. Gleich nach den ersten Begrüßungen habe dieser gefragt ob Zuniga der Unterredung beiwohnen dürfe. Das habe er ablehnen wollen, jedoch von dem Gesandten seine Einwilligung sich abloken lassen. Damit sei Zuniga zum Vorscheine gekommen, und habe sich mit dem Grafen in ein Zwiegespräch eingelassen, während ihn selbst Taxis fortwährend unterhielt, bald aber wieder, in einer Wen

Digitized by Google

dung, auf das Ehevorsprechen kam. Für dessen Auslieferung habe der Spanier ihm eine Jahrespension von 10,000 Thlrn. verheißen, worauf er entgegnet, daß er das Versprechen nicht in Händen habe, nicht einmal eine Abschrift. Dann fragte Taxis, ob die Berichte von der Königin Unwillen gegründet seien; man habe ihn versichert, sie wolle, wie der König die Augen schließe, meine Tochter und den Grafen von Auvergne einsperren lassen. „Das alles," versetzte ich, „halte ich für leere Sagen." Hinwiederum versicherte mich Taxis, daß ich jeder Zeit in den Niederlanden eine Freistätte finden würde. „Ich hat ihn, nicht zu sehr um mich sich zu interessiren, ich würde seiner Dienste nicht bedürfen." Diesen Angaben blieb Entragues in allen Verhören getreu: man wollte ihm aus einigen, bei Morgan gefundenen, Briefen beweisen, daß eine Abschrift des Ehevorsprechens nach Spanien gesendet worden, dem setzte er jedesmal eine standhafte Verneinung entgegen. Mit gleicher Bestimmtheit beheuerte er, daß seine Tochter niemals die geringste Kenntniß von dem Verkehr mit dem spanischen Minister gehabt habe. Nicht bedeutender ergaben sich des Grafen von Auvergne Aussagen in Bezug auf seinen Vater und seine Schwester, und auch Morgan konnte auf beide keine Schuld wälzen. Das Parlament hielt sich aber für hinreichend belehrt durch andere Zeugen, wahrscheinlich Sully's Spione und Moutons, und durch aufgefangene Briefe, und verurtheilte am 1. Febr. 1605 den Grafen von Auvergne, den Baron von Entragues, den Thomas Morgan, als Majestätsverbrecher und Verschwörer, zum Verlust aller Ehren und Würden und zur Confiscation ihrer Güter; dann sollten sie mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Dieses Urtheil wurde jedoch nicht vollzogen, indem der König dem Parlament weiteres Einschreiten untersagt hatte. Auch in seiner eigenen Entschließung scheint Heinrich geraume Zeit zweifelhaft gewesen zu sein, bis er am 21. Aug. 1605 eine Erklärung erließ, wodurch Entragues und Auvergne in ihre Güter, nicht aber in ihre Ämter, wieder eingesetzt wurden; statt der Lebensstrafe sollten sie ewiges Gefängniß erleiden. Der Graf von Auvergne blieb, während Heinrich's Lebzeiten, im Gefängnisse, denn der König wollte sich an dem Sohne für die von Karl IX. erlittenen Unbilden rächen, Entragues wurde entlassen und auf seine Güter verwiesen. Den wurmte es aber, daß er den Sohn in der Bastille zurücklassen solle, und wenige Tage vergingen, und er hatte die Mittel zu einer Befreiung vorbereitet. Einen Augenblick vor der Ausführung setzte einer der Mitwisser, le Cordier, den Grand-prévôt von dem Entwurfe in Kenntniß. Eine Haussuchung, in Bois-Malesherbes veranstaltet, brachte eine Menge Stricke und Flaschenzüge zum Vorscheine, es wurde die Dienerschaft vernommen, le Cordier genauer und umständlicher befragt, aber Entragues leugnete jeden Gedanken einer gesetzwidrigen Anwendung jener Werkzeuge, und die Anklage erlosch in sich selbst. Indessen hatte man sich einmal gewöhnt, in Entragues einen Theilnehmer aller, gegen den König gerichteten, Verschwörungen zu erblicken, und das sollte auch namentlich der Fall sein bei Ravaillac's That. Der Prévôt von Pithiviers, „homme mal famé et renommé par-tout," sagt l'Etoile „et qui avait deux fils Jésuites, quod erat notandum, reconnu pour un très-mauvais serviteur du roi, mais très-bon de la maison d'Entragues et de la marquise de Verneuil," hatte zu Pithiviers, beim Kegelspiel, in der Stunde, als der König den tödtlichen Stich empfing, gesagt: „le roi vient d'être tué et est mort à cette heure, n'en doutez point," und ward auf diese Worte hin zu Haft gebracht. Er erkenkte sich aber im Kerker, und schreibt wiederum l'Etoile: „mon Dieu, que la mort de ce méchant homme avenue, vient bien à point pour M. d'Entragues, la marquise de Verneuil, sa fille, et tous ceux de sa maison." Des Entragues Todesjahr finden wir nirgends angemerkt, wie denn überhaupt die französischen Schriftsteller von ihm zu handeln vermieden, in dem Gefühle der Unwürdigkeit der Beziehungen, in welchen zu ihm der gepriesene Heinrich IV. stand. Von seiner ersten Gemahlin hinterließ Entragues drei Kinder, Karl, Cäsar und Charlotte Katharina; aus seiner zweiten Ehe kamen die Töchter Henriette und Maria. Cäsar von Balsac, Herr von Gyé, befehligte in des Herzogs von Guise Zug gegen Dohna und die teutschen Reiter, 1587, ein Regiment Fußvolk, und stand in der gleichen Eigenschaft in des Herzogs von Mayenne Armee, als dieser ihn 1589 greifen und nach der Bastille bringen ließ, um in dem Sohne den Abfall des Vaters zu bestrafen. Später kommt Cäsar als Colonel-général des carabiniers, Staatsrath und Generallieutenant, auch in dem Gouvernement von Orléans als Lieutenant-général vor. Er verheirathete sich 1612 mit Katharina Hennequin d'Aſſy, der Witwe seines Vetters, des Barons von Dunes, gewann aber mit ihr keine Kinder. Charlotte Katharina von Balsac, geb. 1568, wurde den 23. Nov. 1588 an Jacob d'Alliers verheirathet. Ihren Sohn, Leo d'Alliers, den Herrn von Entragues und Chantemerle, hat ihr Bruder Cäsar in dem Namen und Wappen von Entragues substituirt; von diesem Leo stammen die Alliers d'Entragues auf Marcoussis ab. Karl von Balsac, wie er seit der Firmung hieß, denn er war Wilhelm getauft, Herr von Marcoussis, Hauptmann über 50 Lanzen, Gouverneur der Herzogthümer Orléans und Estampes, nahm zwei Frauen, die erste, Maria de la Chastre, des Marschalls Claudius de la Chastre Tochter, vermählt 1595, starb 1597, von der zweiten Johanna Gaignon, kamen vier Kinder. Der ältere Sohn, Karl von Balsac, blieb im Zweikampfe 1616, der andere, Claudius, starb unvermählt, den 26. Jan. 1636. Anna verlor das Leben auf einer Spazierfahrt, durch den Sturz des Wagens, Franziska, Klosterfrau zu Faremoütier und demnächst zu Bonlieu, starb 1650.

Henriette von Balsac, des Barons von Entragues und der Maria Touchet ältere Tochter, kann nicht vor dem Märzmonat 1575 geboren sein. Sie lebte in Einsamkeit zu Bois-Malesherbes, mit ihren Ältern, als Heinrich IV., in seiner Trauer um den Verlust der schönen Gabriele d'Estrees (gest. den Charsamstag 1599), von der Schönheit und dem lebhaften Geiste des Fräuleins von Entragues feuriges Lob vernahm. Er hatte

Trost um seinen Kummer in den Armen einer lockern Dirne, la Glandée genannt, gesucht, die der Entragues gespendeten Lobsprüche erweckten in seiner Brust Wünsche anderer Art. Er kam nach Malesherbes, von Angesicht so seltene Vollkommenheit zu schauen, und erlag sofort, ungeachtet seiner 46 Jahre, der heftigsten Leidenschaft. Gern kam ihm dabei zu Hilfe die Mutter, die eingedenk ihres Verkehrs mit Karl IX., vornehmlich den hohen Gast in die Familie eingeführt haben soll; ihm stellten sich aber entschieden entgegen der Vater und der Graf von Auvergne. Sie suchten Händel mit dem Grafen du Lude, der dem Monarchen als Liebesbote diente, sie entführten aus dem offenen Bois-Malesherbes die Schöne nach Marcoussis. Der gewaltigen Burg hohe Mauern und Zugbrücken, die Kanonen der Brustwehr, die ergebene Besatzung schienen ihnen für jedes verliebte Unternehmen eine zureichende Abwehr. Dennoch fand der König, den noch dazu eine vorübergehende Liebschaft mit einem Fräulein la Bourdaisiere beschäftigte, Eingang in die sorgfältig bewachte Feste. Innerhalb der Mauern warteten seiner neue Gegner. Nicht die Person des königlichen Liebhabers, nur seine Würde, scheint auf das Fräulein Eindruck gemacht zu haben, und mit großem Geschicke wußte Henriette den Ungestüm der Leidenschaft zu bekämpfen. Bald war es der Stolz auf ihre vornehme Herkunft, bald die Schamhaftigkeit, so sie zu Hilfe rief, dann schien sothane Sprödigkeit einem Geschenke von 100,000 Thlrn. weichen zu wollen. Das Geld konnte Heinrich nur mit der äußersten Gewalt den Händen Sully's entreißen, denn es haben die Surintendants jederzeit die Staatskasse als ihr Eigenthum angesehen, endlich wurde der goldene Regen zu den Füßen der Schönen niedergelegt, und nützlich angenommen, aber den Minnesold verweigerte sie nach wie vor. Keine Gunstbezeigung dürfe sie ihm verstatten, also sprach sie in einem traulichen Augenblicke zu dem König, er habe ihr denn vorher schriftlich und eigenhändig das Versprechen ausgestellt, sie in des Jahres Lauf heirathen zu wollen. Für sich selbst verlange sie das keineswegs, gern bescheide sie sich, daß ihr Herkommen ihr nicht erlaube, nach so außerordentlicher Ehre zu streben, aber etwas Schriftliches müsse sie vorzuzeigen haben, um damit in ihrer Altern Augen einen Fehltritt zu beschönigen. Das Versprechen wurde ausgestellt, beschränkt durch die einzige Bedingung, daß Henriette in Jahresfrist einen Knaben gebäre, doch vor der Auslieferung der Prüfung Sully's unterworfen. Dieser zerriß die Schrift, ungehalten im höchsten Grade ging der König augenblicklich in sein Cabinet zurück, ließ sich von Loménie das Tintenfaß reichen, schrieb eine zweite Versicherung, wozu er eine halbe Viertelstunde brauchte und warf sich dann zu Roß, geradeswegs nach Malesherbes [1]). Da verweilte er zwei Tage. In derselben Zeit wurde seine Vermählung mit Maria von Medici verhandelt. Das Fräulein von Entragues oder die Marquise von Verneuil, nach dem neuen, ihr von dem König verliehenen Titel, war weit vorgerückt in der Schwangerschaft, als der Blitz in ihre Stube traf, unter ihrem Bette durchging: darüber sich entsetzend, wurde sie von einem todten Kinde entbunden. Kaum von diesem Zufalle hergestellt, begab sie sich auf die Reise, um dem König nach Savoyen zu folgen; sie traf ihn zu la Côte-Saint-André, erzürnte sich mit ihm bei dem ersten Zusammentreffen, daß der König schon nach den Pferden gerufen, um nach Grenoble zurückzukehren, doch ließ die Zürnende sich wieder versöhnen, und in des Monarchen Gesellschaft fuhr sie am andern Tage nach Grenoble, daselbst acht Tage zu verweilen, dann weiter nach Chambery. Von da kehrte sie nach der Heimath zurück, und in Verneuil, so von den ihr gemachten Geschenken das wichtigste, empfing sie den Besuch des Königs, der vorausgeeilt war, während seine am 27. Dec. 1600 ihm angetraute Königin in kurzen Tagereisen sich der Hauptstadt näherte. Drei Tage verweilte Heinrich mit den vier Personen seines Gefolgs in Verneuil, dann eilte er nach Nemours, um die Königin zu empfangen und vollends nach Paris zu geleiten. An dem Abende noch ihres Eintreffens wurde die Marquise von Verneuil von dem König selbst vorgestellt, „et Marie de Medicis lui fit bonne chère.“ Dieser Empfang bestärkte den König in dem Wahne, daß die beiden Frauen sich friedlich in ihn theilen würden, er ließ der Marquise eine Wohnung in dem Louvre anweisen, und daselbst wurde sie, wenige Wochen nach der Geburt des Dauphin, von einem Knaben entbunden (October 1601). Es ist begreiflich, daß eine solche Stellung zu den heftigsten Reibungen führen mußte. Die Königin bemühte sich im mindesten nicht, ihre eifersüchtigen Gefühle zu verbergen, und der Marquise Gemüthsart erlaubte ihr von fern nicht den Versuch, durch Demüthigung und Aufmerksamkeiten den Groll der überlegenen Gegnerin zu beschwichtigen. Stark in dem Besitze des Ehevorsprechens, erzählte sie jedem, der es zu hören begehrte, „que cette grosse banquière lui avoit enlevée sa place.“ In Mitten der fortwährenden Streitigkeiten der beiden Nebenbuhlerinnen erscheint Heinrich als ein willenloser Knabe, als ein vollendeter Thor, oft in noch verächtlicherer Gestalt. Er mußte der einen, wie der andern Frau Achtung und Zuneigung verlieren, von beiden der Unannehmlichkeiten viele hinnehmen. „J'ai bien connu par votre lettre,“ schreibt er an die Marquise, „que vous n'aviez pas les yeux bien ouverts, ni les conceptions aussi; car vous avez pris la mienne d'un autre biais que je ne l'entendois: il faut cesser ces brusquettes, si vous voulez l'entière possession de mon amour, car comme roy et

1) Pour recueillir „Je ne sais quoi de précieux dans la première faveur, dont le roi convenoit en même-temps, qu'il n'étoit plus au pouvoir de sa maîtresse de disposer.“ Also Sully, und anderwärts: „je ne dis rien des raisons qu'il avoit, de ne la croire rien moins qu'une vestale.“ Weniger elegant, aber bestimmter, drückt Bassompierre sich aus. S. 507: „le roy ne possedoit pas encore Mademoiselle d'Entragues. S. 59: „allant de fois à autre voir mademoiselle d'Entragues à Malherbes, où il en jouit, et sur l'automne estant de retour à Paris, il la fist loger à l'hostel de Larchant. Cet hiver je devins amoureux de la Rancire, le Roy le devint aussi de Madame de Boisnille et de Mademoiselle Clin.“ Man meint, die officielle Phrase unserer Zeit zu vernehmen: „le Roi a travaillé avec le Ministre de la guerre.“

Digitized by Google

comme Gascon, je ne sais pas endurer: anssi ceux qui aiment parfaitement comme moi, veulent être flatés, non rudoyés.“ Dem fügt Sully hinzu: „ce prince essuya toutes les hauteurs, les inégalités, les caprices, dont est capable une femme fière et ambitieuse. La marquise avoit assez d'esprit pour connaître tout l'ascendant, qu'elle avoit sur le roy, et elle n'en usoit que pour le désespérer. Elle ne l'entretenoit que de ses scrupules sur la facilité, avec laquelle elle s'étoit rendue à ses désirs; scrupules qui l'impatientoient avec d'autant plus de raison, qu'il n'ignorait pas, qu'elle les oublioit sans peine avec des personnes d'un assez médiocre étage: bientôt ils ne se firent plus l'amour qu'en se grondant. Henri achetoit fort chèrement des faveurs, que rien n'assaisonnoit de ce qui fait le plaisir des coeurs tendres; et qui, pour comble, entretenoient un divorce presque continuel entre lui et la reine son épouse.“ Die Königin bestand auf der Vernichtung jenes Eheversprechens, und der König fand den Muth seine Schrift in den bestimmtesten Ausdrücken zurückzufodern, auch zugleich der Marquise Verbindungen mit ihrem Bruder, dem Grafen von Auvergne, und andern Unruhstiftern, zu rügen. Das nahm sie doch auf, das Eheversprechen möge er suchen, übrigens, betheuerte sie, werde es ihr nachgrade zur Unmöglichkeit, mit ihm zu leben. Das Alter habe ihn mißtrauisch gemacht, mit Vergnügen gebe sie einen Verkehr auf, der so schlecht vergolten und nichts ihr einbringe, als Eifersucht und den Unwillen des Publicums. Dann sprach sie in so verächtlichen Ausdrücken von der Königin, daß Heinrich sich versucht fühlte, mit einer Ohrfeige zu antworten, und in voller Wuth die Stube verließ, mit dem Schwure, daß er das Eheversprechen wol finden wolle. So hat er wenigstens zu Sully gesagt, ohne jedoch sich enthalten zu können, bei dieser Gelegenheit sogar der störrischen Geliebten Lob zu verkünden. In ruhigem Zustande sei sie von dem lieblichsten Verkehr, von unerschöpflicher Heiterkeit, überreich an den treffendsten Witzworten. Dann kam er zurück auf der Königin unerträgliche Gemüthsart. Zu einer vernünftigen Entschließung vermochte er nicht zu gelangen, und als die Marquise, hierzu mit Sully sich vereinigend, das Schreiben vom 16. April 1604 entwarf, den Liebeshandel aufzukündigen, sagte Heinrich wol, „elle le veut, je le souhaite encore davantage, elle sera prise dans ses propres filets.“ aber gleich darauf lag er wieder zu den Füßen der Geliebten, sich des an ihr verübten Unrechts anzuklagen, aller Theilnahme an den von Sully mit ihr geführten Unterhandlungen sich loszusagen, auf Gnade sich ihr zu ergeben. Die Marquise ihrerseits ließ es an nichts ermangeln, um diese veränderte Stimmung zu benutzen: alle Triebfedern setzte sie in Bewegung, um des Königs Zuneigung festzuhalten, seine Begierden, seine Eifersucht zu wecken, um sogar fürchterlich ihm zu erscheinen. Darauf beruht sich vielleicht die von Vittorio Siri aufbewahrte Anekdote: „der König war in einer Verkleidung von Fontainebleau aufgebrochen, um in Verneuil die Marquise heimzusuchen. Es war ihm aber ein Hinterhalt gelegt worden: es warteten seiner die Entragues mit ihren Verwandten, 15 oder 16 an der Zahl, um ihn zu ermorden, und er entging allein durch einen glücklichen Zufall ihren Händen.“ Himmel und Erde rief die Marquise zum Beistand auf, sie ergab sich der Andacht, sie neigte sich zu den Mißvergnügten hin, sie suchte alle die Frauen auf, mit welchen jemals der König in Vertraulichkeit gestanden, und brachte deren einige dahin, daß sie falsche Eheversprechungen sich schmiedeten, nach dem Muster derjenigen, so Heinrich ihr ausgestellt. Sie selbst ließ, mit dieser Schrift bewaffnet, sich beigehen, die Ehe der Königin vernichten lassen zu wollen, und sie fand sogar Priester, zu verkündigen die Proclamationen der Ehe, welche demnächst sie mit dem Könige einzugehen sich vermaß. Flugschriften und Briefe wurden in Menge verbreitet, um ihr Anrecht zu des Königs Hand der Nation darzulegen, gleichwie vor dem heil. Stuhle dieses Recht durch den Capuciner, den P. Hilarius von Grenoble, bebauptet wurde. Die Marquise mußte sich indessen allmälig überzeugen, daß allzuwagt solches Spiel; sie erbat sich die Erlaubniß, nach England auszuwandern; die konnte, in seiner Stimmung, der König ihr nicht gewähren, zumal da Sully ihm die Möglichkeit erblicken lassen, seiner Maitresse übermuth zu zügeln. Ihr Bruder, der Graf von Auvergne, verletzet vielleicht durch eine testamentarische Anordnung K. Karl's IX., welche eventualiter ein Successionsrecht ihm zuerkannte, befand sich in strafbaren Beziehungen zu den Feinden des Staates: in dieselben Beziehungen die Schwester und ihren Vater zu verwickeln, mußte dem erfahrenen Sully ein Leichtes sein. Die erste Nachricht von der Festnehmung Morgan's benutzte er, um die Angelegenheit des Eheversprechens endlich zu schlichten: in der Bestürzung nahm die Marquise die ihr dafür gebotenen 20,000 Thlr., denen das Versprechen des Marschallstabes für ihren Vater hinzugefügt, und sie überlieferte die verhängnißvolle Schrift. Als Zeugen dieser Handlung erschienen der Graf von Soissons und der Herzog von Montpensier, der Kanzler Sillery, la Guële, Jeannin, Geures, Villeroy; es wurde auch über dieselbe ein Protokoll aufgenommen. Gleich darauf fiel der Graf von Auvergne in die ihm gelegten Schlingen, und die Marquise empfing Hausarrest, während das Parlament gegen sie procedirte. Sully, der im Laufe der Untersuchung an sie abgesendet worden, erzählt: „Je trouvai une femme, à qui son humiliation n'avoit rien ôté de sa première fierté, et qui bien-loin de vouloir s'abaisser jusqu'à demander grace et se justifier, parloit en femme outragée, et prétendoit se faire à elle-même ses conditions: plaintes et emportemens contre le roy, nouvelles demandes: voilà par où elle débuta en prenant un air prude et même dévôt. Je lui reprochai ses liaisons avec les ennemis de l'état .... ses indignes procédés pour la reine ..... son affection ridicule à se mettre de pair avec la reine et à égaler ses enfans[2]) aux enfans de France, sa malignité à

2) Der Marquise zweites Kind, Gabrielle-Angelique, legitimés de France, wird demnach Ende 1602 oder 1603 geboren

Digitized by Google

jetter la discorde entre L. L. M. M. Je ne l'épargnai pas davantage sur la prétendue dévotion, dans laquelle elle se retranchoit, pendant qu'elle ne craignoit pas de manquer à ses principaux devoirs, je tranchai le mot que cette apparente régularité n'étoit qu'une pure grimace, et je le lui prouvai, par le détail de sa vie, qui lui fit voir que j'étois bien informé de ses galanteries. Je les lui particularisai toutes“ [5]). Dieser Einleitung folgten Rathschläge und Ermahnungen in Menge, von denen der Minister zwar keine sonderlichen Früchte erwartete, die aber die Marquise zu der wiederholten Erklärung führten, daß sie nichts sehnlicher begehre, als mit ihren Ältern, Kindern und Geschwistern das Königreich verlassen zu dürfen, um im Auslande der so lange entbehrten Ruhe zu genießen. Nur müsse ihre Existenz gesichert werden, dazu sei eine Summe von wenigstens 100,000 Franken, in Grundstücken angelegt, erforderlich; sie dürfe doch nicht verhungern, das hieße zu große Freude der Königin bereiten. Das Begehren dem Könige vorzutragen, übernahm Sully, und er ließ zu dessen Unterstützung es an seinem Fleiße nicht fehlen. Allein Heinrich hörte nicht auf solche Vorstellungen; er wollte, so scheint es, nur den Trotz der Geliebten brechen, nicht aber sie aufgeben. Der Graf von Auvergne hatte sich bemüht, einen Theil seiner Schuld der Schwester zuzuschieben; mit der drohenden Meldung hiervon begab sich ein zweiter Abgeordneter zu der Marquise. Unbewegt gab sie zur Antwort: „qu'elle ne se soucioit pas de mourir, au contraire, qu'elle le desiroit; mais que quand le Roy le feroit, on diroit toujours, qu'il auroit fait mourir sa femme, et qu'elle étoit reine avant l'autre: au surplus, qu'elle ne demandoit que trois choses à S. M.: un pardon pour son père, une corde pour son frère, une justice pour elle.“ Diejenigen, welche zu solchen Botschaften dem Könige riethen, hatten eines in jenem Zeitalter sehr beliebten juridischen Kunstgriffes sich zu bedienen gedacht. Durch die ihr bewiesene Nachsicht, durch die ihr gebotene Versöhnung, sollte die Marquise zu einem reumüthigen Geständnisse geführt werden, welchem für den Augenblick die Begnadigung nicht zu versagen, welches aber, in dem Falle einer neuen Anklage, genau wie in der verfänglichen Form der Hexenprocesse, zu einem untrüglichen Mittel werden mußte, die unverbesserliche Sünderin zu verderben. Das wird die Marquise eingesehen haben, und der König sah sich veranlaßt, auch gegen sie die eigentlichen gerichtlichen Verhandlungen eröffnen zu lassen. Sie wurde vernommen, und erklärte, daß sie niemals mit Taris verkehrt, ihn einmal nur gesehen habe, als er, mit des Königs Vergünstigung und in Gegenwart mehrer Personen, ihr, vor seinem Abgange nach Spanien, die Abschiedsvisite gegeben. Von ihres Vaters und Bruders Zusammenkünften mit jenem Minister habe sie die erste, verspätete Kunde von dem Könige selbst empfangen. Dieser Zusammenkünfte alleiniger Zweck sei es gewesen, für sie, und für sie allein, die Vergünstigung zu erwirken, daß sie in irgend einer Provinz der spanischen Monarchie leben dürfe: Niemand habe sich beigehen lassen, ihre Kinder in die Hände eines auswärtigen Monarchen liefern zu wollen. Daß Ludwig de Velasco, einer der Begleiter des Condestable von Castilien, auf der Gesandtschaftreise nach Frankreich sich anheischig gemacht habe, mit seinen Reitern sie an der Grenze zu empfangen, daß Taris geäußert habe, der König von Spanien sei reich genug, um zu Unterhaltung der Marquise und ihrer Kinder 50,000 Dukaten aufzuwenden, dieses leugnete sie auf das Entschiedenste. Das Parlament, so willig es auch zum Verurtheilen, nahm Anstand, gegenüber so unvollständigem Beweise, die Marquise zu behandeln, wie ihren Vater; es verordnete in Ansehung ihrer weitere Untersuchung, bis zu deren Ausgang sie in der Abtei Beaumont-lès-Tours leben sollte. Verboten wurde ihr, mit Jemandem, außer mit den Nonnen, zu sprechen. Zwei Monate später wurde Berneuil der Marquise zum Aufenthaltsorte angewiesen, und noch im Laufe des Jahres erfolgte die Aussöhnung der beiden Liebenden. Der König vernichtete die Anklage und die Beweismittel, setzte die Marquise in den Genuß ihrer Güter wieder ein, untersagte den Generalprocuratoren und den Parlamenten jede fernere Untersuchung, und entband sogar die Marquise von der hergebrachten Förmlichkeit, in Person dem entérinement dieser lettres d'abolition durch das Parlament (den 16. Sept. 1605) beiwohnen zu müssen. „On se persuada facilement, que le roi n'avoit pas agi sérieusement, et qu'il n'avoit jamais eu intention de faire exécuter l'arrêt que le parlement rendroit. On étoit indigné de voir le ministère du tribunal le plus respectable profané par une intrigue de cour. Le roi, disoit-on, a fait faire le procès à la marquise, non pas pour la punir, mais afin que son père et son frère, qui avoient tâché de l'éloigner de la cour, fussent les premiers à l'exhorter de renouer ses anciennes liaisons avec un prince, qui en est éperdument amoureux.“ In alle Rechte einer Maitresse wieder eingesetzt, bediente sich ihrer die Marquise wie in der frühern Zeit, der Königin bei jeder Gelegenheit Trotz bietend, den König bald durch unterwürfige Zärtlichkeit blendend, bald despotische Launen ihm entgegensetzend, übte sie an dem Hofe eine unabhängige, Jedem fühlbare Herrschaft, die selbst nicht durch ihren Liebeshandel mit Karl von Lothringen, dem Herzoge von Guise, erschüttert werden konnte, wie ernstlich darüber auch der König gegen Sully sich aussprach (1608):

---

sein, heirathete den 12. Dec. 1622 den Herzog Bernhard von Epernon, und starb im Wochenbette den 24. April 1627. Ihr Bruder, Heinrich, oder, wie er zuerst hieß, Gaston, Herzog von Berneuil, wurde im Januar 1603 legitimirt und 1608 zum Bischof von Metz ernannt. Zum Besitze des Bisthums gelangt (1621), entkleidete er sich dessen 1641, und 1668 gab er seine übrigen Beneficien, ein Gesammteinkommen von mehr denn 400,000 Livres, auf, um sich mit Charlotte Seguier, des Herzogs Maximilian Franz von Sully Wittwe, zu verheirathen (den 29. Oct. 1668). Er ist zu Berneuil den 28. Mai 1682 gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen.

5) „Ses coffres fouillés et ses papiers tous inventoriés, on y trouva force petits poulets amoureux, et entr'autres de Sigogne, qui furent cause de la disgracier.“ (Journal du règne de Henry IV.)

Digitized by Google

„vous lui direz (à Mde de Verneuil), que comme son ami particulier vous l'avertissez, qu'elle est à la veille de perdre mes bonnes graces; que vous avez découvert, qu'il y a des personnes qui me sollicitent de faire les doux yeux à d'autres: que si cela arrivoit, vous sçavez à n'en point douter, que je lui ôterois ses enfans, et la confinerois dans un cloître. Que ce refroidissement, selon toutes les apparences, vient en premier lieu de l'opinion où je suis, qu'elle ne m'aime plus, qu'elle se permet de parler fort souvent de moi avec mépris, et même qu'elle m'en préfère d'autres; secondement, de ce qu'elle cherche à s'appuyer de la maison de Lorraine, comme si elle avoit voulu prendre d'autre protection, que la mienne: que ses intelligences surtout et ses familiarités avec Messieurs de Guise et de Joinville me déplaisent au dernier point; étant persuadé qu'elle n'en recevoit que des conseils pernicieux à ma personne et à mon etat, non plus que de son père et de son frère, avec lesquels elle ne laissoit pas, malgré mes défenses, de continuer d'avoir commerce, lorsqu'elle auroit dû se trouver fort heureuse, qu'à sa prière je leur eusse fait grace de la vie.“ Ein andermal schreibt der König: „quoique je sois parti mal d'avec Madame de Verneuil, je ne laisse pas d'être curieux de sçavoir la vérité d'un bruit, qui court ici, que le prince de Joinville la voit; apprenez en la vérité; on dit que c'est ce qui le retient si longtemps: vous sçaurez bien, si c'est faute d'argent.“ Der König, fügt Sully hinzu, hatte sich nicht geirrt. Joinville, s'étoit laissé surprendre aux charmes de la marquise, qui ne le désespéra point, dit-on. Il ne fut bruit que de leur bonne intelligence, et des lettres fort passionnées, qu'on prétendoit, qu'ils s'étoient écrites. Enfin l'on assura que la proposition d'épouser avoit été faite très-sérieusement. Il parolt que Madame de Verneuil en fut la dupe, et que malgré toute son expérience, elle ne connut pas assez bien le style et la marche d'un jeune homme, plus étourdi qu'amoureux. Engagemens, sermens, privautés, lettres, tout cela aboutit, en assez peu de temps, à une rupture, qu'on attribue à l'un et à l'autre, mais à dire vrai, la faute en est à Madame de Villars, qui parut trop belle aux yeux de Joinville, pour ne pas le rendre infidèle.“ Inmitten aller seiner Liebschaften und weitaussehenden Entwürfe wurde der König ermordet, und in Frankreich konnte es an Stimmen nicht fehlen, welche das Haus Balsac der That beschuldigten. Jacobine le Boyer, Frau von Jsaac de Varennes, dem Herrn von Coman oder Escoman, bezeichnete in einer umständlichen schriftlichen Eingabe den Herzog von Epernon und die Marquise von Verneuil als Verbrecher. Von einer Vertrauten der Marquise, von Charlotte Dutillet, wollte sie das Geheimniß vernommen haben. Die Dutillet wurde befragt und mit der Coman confrontirt, was zu gegenseitigen, höchst ergötzlichen Vorwürfen über Unsittlichkeit und schlechten Wandel führte. Auch die Marquise mußte am 30. Jan. 1611 vor dem ersten Präsidenten in seinem Hause erscheinen, und wurde von 1—5 Uhr Nachmittags befragt. Hierauf verordnete ein Parlamentsbeschluß vom 5. März weitere Untersuchung, zugleich aber die Freilassung von zwei verhafteten Individuen, von des alten Herrn von Entragues Kammerdiener, Stephan Sauvage, und von Peter Gaubin. Durch Endurtheil vom 31. Juli 1611 wurden die Marquise, die Dutillet, Gaubin und Sauvage als vollkommen unschuldig der Ermordung des Königs befunden, die Coman, wegen falschen Zeugnisses, zu ewigem Gefängnisse verurtheilt. Die Coman, nachdem sie vorgegeben, daß Ravaillac ihr von der Marquise mit einem Briefe zugesendet worden, um den Mörder mit der Dutillet in Berührung zu bringen, auch daß diese den Ravaillac in ihr Zimmer habe kommen lassen, wurde überführt, daß sie selbst nicht von Angesicht den Mörder kenne. Um dieselbe Zeit mußte die Marquise mit einer zweiten Sorge ringen; der Herzog von Guise freiete um die Erbin des Hauses Joyeuse, um die verwittwete Herzogin von Montpensier. Gegen ihn suchte frühere Rechte die Marquise geltend zu machen, „fit bruit de certains articles de mariage;“ allein sie war einmal nicht bestimmt, Glück zu haben mit Eheversprechungen, und der ungetreue Herzog wurde zu Fastnacht 1611 mit der neuesten Geliebten getraut. Von dem an konnte nicht weiter von der Marquise die Rede sein; sie starb am Aschermittwoch, den 9. Febr. 1633. Ihre jüngere Schwester, Maria, war ebenfalls ein Gegenstand der Begierden Heinrich's IV. geworden, und hatte sogar dessen Muse begeistert. Ihr zu Ehren dichtete der König das an Lise gerichtete Sonnet, das also anhebt:

> Je ne sais par où commencer,
> A louer votre grande beauté.
> Car il n'est rien, ni a été,
> Que vous ne puissiez effacer.

In der That hat Maria an Schönheit, so versichert man, die Schwester weit übertroffen. Auf diese Reize soll in der Verschwörung von 1604 vornehmlich der Vater Entragues gerechnet haben, in seinem Bestreben, den König zu bethören und in einen Hinterhalt zu locken. „Zu dem Ende,“ schreibt Vitt. Siri, „soderte er die Tochter von Fontainebleau nach Hause, nicht zweifelnd, daß der König, allen Gefahren zum Trotze, sie in Bois-Malesherbes, das von Fontainebleau nur drei Stunden entlegen, besuchen würde. Es kamen auch Botschaften über Botschaften von dem Könige, Höflinge in Bauerntracht. Das Fräulein von Entragues konnte nur die eine Antwort geben, daß die Strenge der Aufsicht ihr jede Hoffnung, den König zu sehen, unterfage. Darauf begab sich, von Bassompierre begleitet, der Monarch auf den Weg; er sprach, um jeder Möglichkeit einer Entdeckung zu entgehen, die Geliebte an einem Fenster des Erdgeschosses. Täglich wurden auch Liebesbriefe von ihm abgegeben, und Gedichte voll Zärtlichkeit und Süße, zu denen die trefflichsten Poeten des Hofes die Feder liehen. Endlich wurde für einen unbewachten Augenblick ein Stelldichein auf einer benachbarten Wiese verabredet, da wollte

Digitized by Google

in einer Vermummung der König sich einfinden. Lange that der Vater, als wenn er das Alles nicht gewahre, am Ende konnte er aber doch sich nicht enthalten, seine geheimen Entwürfe der Tochter mitzutheilen, oder aber, er ließ sich in seinem Geheimnisse belauschen. Wie dem sei, Maria, die Folgen einer verzweifelten That befürchtend, oder auch auftrichtig den König liebend, ließ ihm eine Warnung zukommen; Heinrich, die Größe der bestandenen Gefahr bedenkend, ließ ab von der jüngern Schwester, um der ältern nochmals seine ganze Leidenschaft zuzuwenden." Von dem Herrn verlassen, wurde Marie des Diener's Beute. Bassompierre erzählt uns von dem nächtlichen Besuche, den er ihr abstattete (1605), und wie er nach Hause gehend um 4 Uhr Morgens, bekleidet mit dem Mantel des Großstallmeisters, für diesen gehalten wurde von zwei eifersüchtigen Nebenbuhlern, von dem König und von dem Herzoge von Guise. „Ils en advertirent la mère, laquelle y prenant garde de plus près, un matin, voulant cracher, et levant le rideau de son lit, elle vit celuy de sa fille descouvert, et qu'elle n'y estoit pas. Elle se leva tout doucement, et vint dans sa garderobe, où elle trouva la porte de cest escalier desrobé, qu'elle pensoit qui fust coudamnée, ouverte. Ce qui la fit crier, et sa fille à sa voix se lever en diligence et venir à elle. Moy cependant, je fermay la porte, et m'en allay bien en peine de ce qui seroit arrivé de toute cette affaire: qui fut que sa mère la battit, qu'elle fit rompre la porte pour entrer en cette chambre du troisième estage, où nous estions la nuit, et fut bien estonné de la voir meublée de beaux meubles de zammet avec des plaques et flambeaux d'argent. Alors tout notre commerce fut rompu; mais je me racommoday avec la mère par le moyen d'une damoiselle, nommée d'Azy, chez laquelle je la vis, et lui demanday tant de pardons, avec asseurance que nous n'avions point passé plus outre que le baiser, qu'elle feignit de le croire." Das Fräulein von Entragues sollte an einen Grafen d'Aché verheirathet werden, die Unterhandlung zerschlug sich aber, und Mutter und Töchter kamen nach Conflans, in der nächsten Umgebung von Paris, zu wohnen. „Mr. de Guyse et moy faisions la nuit les chevaliers errans, et les allions trouver." Bassompierre kam aber zu Streit mit seiner Geliebten, und es erfolgte ein Bruch, der unheilbar zu werden schien. Die Versöhnung blieb jedoch nicht aus, und im Sommer 1610 wurde des Fräuleins von Entragues Schwangerschaft bemerkbar. „Quand Madame d'Entragues s'avisa de la grossesse de sa fille, et la chassa de son logis, elle me fit prier, de luy donner une promesse de mariage, pour appaiser sa mère, m'offrant toutes les contrepromesses, que je désirerois d'elle, et ce qu'elle en désiroit, estoit pour pouvoir accoucher en paix et avec son ayde." Bassompierre stellte, nachdem er mit Advocaten sich berathen, das Eheversprechen aus, und empfing hiergegen die schriftliche Quittanz dieses Versprechens. Von der Quittanz erfuhr die Mutter nichts, und sie verfolgte den Ehrenräuber vor den Officialaten zu Paris und Sens, nachmals auch vor dem Parlament zu Rouen, ohne doch ihren Zweck erreichen zu können. Das Söhnlein, von welchem das Fräulein von Entragues entbunden worden, Ludwig, Bastard von Bassompierre, ward Bischof zu Saintes, Abt von St. Louisien zu Foir und zu St. Georges de Bocherville, premier aumônier des Herzogs von Orléans, und starb den 1. Juli 1676. (*v. Stramberg.*)

ENTRAIGUES, lat. Interaquas. 1) C., an der Bonne im französischen Isèredepartement, Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Grenoble, ist der Sitz eines Friedensgerichtes und einer berittenen Forstwache und hat eine Succursalkirche und 484 Einwohner. — Der Canton Entraigues enthält in zehn Gemeinden 5627 Einwohner. 2) C., Gemeindedorf im französischen Departement Vaucluse (Comtat), Canton und Bezirk Carpentras, hat eine Succursalkirche und 1228 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRAINES, kleine Stadt im französischen Departement der Nièvre (Nivernais), Canton Varzy, Bezirk Clamecy, liegt 5¼ Lieues von dieser Stadt und 7 Lieues von Cosne entfernt, zwischen mehren Teichen am Nohain, und hat eine Succursalkirche und 2069 Einwohner, welche 14 Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRAMES, Gemeindedorf im französischen Departement der Mayenne (Maine), Canton und Bezirk Laval, liegt 2 Lieues von dieser Stadt entfernt auf dem linken Ufer der Mayenne, und hat eine Succursalkirche, 250 Häuser und 1059 Einwohner. Im J. 861 leistete hier der Herzog von der Bretagne, Salomo, dem König Karl dem Kahlen den Lehenseid. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRAQUE, Marktflecken in der sardinischen Provinz Cuneo (Piemont), hat 3462 Einwohner, welche starke Viehzucht treiben und gesuchte Käse verfertigen. In der Nähe sind Eisenminen. (*Fischer.*)

ENTRAYGUES, kleine Stadt im französischen Departement des Aveyron (Rouergue), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Espalion, liegt am Einflusse der Truyère in den hier schiffbar werdenden Lot, war ehemals der Stapelort der Quercyweine, und hat ein Friedensgericht, ein Einregistrirungsamt, eine Gendarmeriebrigade, eine Pfarrkirche und 2916 Einwohner, welche neun Jahrmärkte unterhalten, sich mit Drechslerarbeit beschäftigen und bedeutenden Handel mit Stabholz treiben. — Der Canton Entraygues enthält in neun Gemeinden 7150 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRECASTEAUX, Gemeindedorf im französischen Departement des Var (Provence), Canton Cotignac, Bezirk Brignoles, hat eine Succursalkirche und 2197 Einwohner. Entrecasteaux war ehemals ein Marquisat, mit welchem Bonifaz von Castellane im J. 1226 von dem Grafen von Provence belehnt wurde. Seine Nachkommen blieben im Besitze desselben bis zum J. 1714, wo Franz, Graf von Grignan, ohne männliche Nachkommen starb. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Digitized by Google

ENTRECASTEAUX (Joseph Antoine Brüny d')*), wurde aus einer adeligen Familie der Provence stammend 1739 zu Aix geboren, wo sein Vater Parlamentspräsident war. Dieser hatte ihn zum Stande der Rechtsgelehrten bestimmt und ließ ihm den ersten Unterricht in einem Jesuitencollegium ertheilen. Dort erhielt er, von Natur schon für religiöse Eindrücke empfänglich, eine fromme Richtung, der er durch sein ganzes Leben hin folgte und die er auch nicht blos äußerlich vor sich hertrug, sondern ebenso durch strenge Pflichterfüllung als durch Liebe und Wohlwollen gegen Andere bethätigte. Dabei war er mit einem so scharfen Verstande begabt, daß er schon im Knabenalter die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog und er entwickelte später seine guten Anlagen so vielseitig, daß sein Vater durch einen nahen Verwandten, Herrn von Süffren, der die hohe Militairstelle eines Bailli d'epée bekleidete, sich dazu bewegen ließ, ihm das Betreten einer Laufbahn zu gestatten, die seinen Befähigungen angemessener als das Rechtsstudium war, und diesen auch ein noch weiter ausgedehntes Feld öffnen konnte. Letzterer stellte ihn nämlich bei der Marine an, in welcher d'Entrecasteaux sich mit Eifer dem Dienste und allen dafür noch zu erlernenden Wissenschaften hingab, sodaß er sich hier ebenfalls bald durch umfassende Kenntnisse bemerkbar machte. Noch im ersten Mannesalter fand er auch Gelegenheit sie in Anwendung zu bringen, indem ihm bei der Expedition, die der Marschall de Baur 1769 zur Unterwerfung von Corsica leitete, als Schiffsfähnbrich das Commando einer Barke anvertraut wurde, welches er mit Auszeichnung führte. Nach dem stieg er weiter auf und wurde zu Anfange des Kriegs von 1778 zum Capitain einer Fregatte von 32 Kanonen ernannt, mit der er von Marseille aus mehre Kauffartheischiffe nach verschiedenen Handelsplätzen der Levante zu escortiren hatte. Auf der Fahrt dahin begegnete er zwei Korsarenschiffen, von denen ein jedes ihm an Geschütz und Bemannung überlegen war. Dennoch vertheidigte er die seinem Schutze anvertrauten Kauffahrer mit so vielem Geschicke und Muthe, daß alle Schiffe ohne Verlust ihre Bestimmung erreichten. Diese Waffenthat erwarb ihm die Ernennung zum Flaggencapitain auf dem Majestueur, einem von Rochechouart befehligten Linienschiffe von 110 Kanonen. Als solcher gab er neue Beweise von Unerschrockenheit und Talenten, die ihn fortan in die Reihe der ausgezeichnetsten Marineofficiere stellten. Nach Beendigung des Kriegs benutzte er den Frieden zur Fortsetzung der Studien seines Fachs und drang in alle Zweige desselben nicht nur mit unermüdlichem Fleiße, sondern auch mit Geist ein. Vorzugsweise beschäftigte er sich aber mit allem dem, was zur Einrichtung und Verwaltung der Kriegsseehäfen und Arsenale gehört und stellte für betreffende Verbesserungen ganz neue und großartige Ansichten auf. Die Beweise von besonderer Einsicht, die er in dieser Partie des Seewesens gegeben, im Vereine mit seiner erprobten Rechtlichkeit, waren nun die Veranlassung, daß der Marineminister de Castries bald nach seiner Ernennung dazu im J. 1780 ihn zum Directeur général aller königlichen Seehäfen und Seezeughäuser beförderte. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich durch zweckmäßige Anordnungen und Unbescholtenheit seines Charakters allgemeine Zufriedenheit und Achtung, hatte aber nach einigen Jahren den Schmerz, kränkendes Unglück in seiner Familie zu erleben, was ihn in eine so trübe Stimmung versetzte, daß er gesonnen war, sich ganz zurückzuziehen und sein Vaterland zu verlassen. Aber de Castries, der nicht wünschen konnte, ihn dem Dienste entzogen zu sehen, verweigerte ihm den gefoderten Abschied und übertrug ihm 1785 das Obercommando der französischen Seemacht in Ostindien. Von dort ging d'Entrecasteaux mit der Fregatte la Résolution nach China auf dem geraden östlichen Wege gegen den Passatwind durch die Sundastraße (zwischen Sumatra und Java); hierauf weiter durch die Sunda- und Molukkeninseln bis in das stille Meer, und gelangte, nachdem er die Mariannen- und Philippineninseln, jene östlich und beide dann nördlich, umschifft hatte, glücklich nach Canton. Nachdem er auf der Station im ostindischen Meere wieder eingetroffen, war die für sein Commando bemessene Zeit abgelaufen; doch sollte er noch länger in jenen Gegenden verweilen, indem ihm 1787 die ehrenvolle Anstellung als Gouverneur von Ile Bourbon und Ile de France (letztere seit 1815 im Besitze der Engländer und wieder, wie vor Alters, Mauritiusinsel benannt) zu Theil ward. Auf diesem Posten blieb er bis zum J. 1791, in welchem er nach Frankreich zurückkehrte. Sein Unternehmen, nach China auf einem gefahrvollen Wege zu segeln, den noch keiner vor ihm zu wählen gewagt, und die Umsicht, die er dabei bewiesen, hatten seinen schon früher erlangten Ruf noch erhöht und ließen ihn zur Ausführung einer Entdeckungsreise als den geeignetsten unter allen Seemännern Frankreichs erkennen. Daher wurde er dazu ausersehen, den Weltumsegler la Pérouse, von welchem über zwei Jahre lang keine Nachricht eingegangen war, aufzusuchen und er stach deshalb als Contreadmiral am 29. Sept. 1791 mit den zwei Fregatten la Recherche und l'Espérance von Brest aus in See. Sein Auftrag war im Besondern dahin gestellt: alle Küsten, die Jener, nachdem er im Laufe des Jahres 1788 die Botanybai verlassen, muthmaßlich berührt haben dürfte, zu untersuchen, um wo möglich eine Spur von ihm aufzufinden, und dabei die von ihm schon gemachten Entdeckungen, über die man nur theilweise und allgemeine Berichte erhalten hatte, zu vervollständigen und zu erweitern. Beide Gesichtspunkte verlor d'Entrecasteaux während seiner ganzen Reise nie aus den Augen und verstand sie fast immer mit einander zu vereinigen. Sein seltener Muth, sowie die ihm eigene erfahrene Gewandtheit, welche erfodert wird, um gefährlichen Küsten beizukommen, unterstützten ihn dafür, und so ging er, wenn es die Zeit nur irgend erlaubte, immer da vor Anker, wo er nur hoffen konnte, eine Kunde von la Pérouse zu erhalten und auch so nahe an den Küsten, daß keine Andeutung verunglückter Seefahrer vom Lande her ihm entgehen konnte. Wenn nun auch alle seine Bemühungen, irgend etwas über la Pérouse's Schicksal zu

*) Nach anderer, auch vorkommender, Schreibart: Dentrecasteaux.

Digitized by Google

erforschen, fruchtlos gewesen, so hat dies nur daran gelegen, daß ihm nicht das Glück begünstigte, grade die Insel oder die Küste zu treffen, wo Jener sein Ziel gefunden. Dennoch aber gebört die Seereise d'Entrecasteaux' wegen der ihr zu verdankenden zahlreichen Aufklärungen über Vieles, was bis dahin noch ungewiß oder unbekannt war, zu den glänzendsten von französischen Seemännern je unternommenen. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus richtete er zuerst seinen Lauf nach dem Meere südlich von Neuholland und entdeckte an der südlichen Küste von Vandiemensland in der Sturmbai nicht nur einen großen und sichern Hafen (von ihm port du Nord benannt), in welchem er am 21. April 1792 Anker warf, sondern auch in der Tiefe jener Bai einen Kanal, den er in seiner ganzen Ausdehnung gegen Nordost durchschiffte. Am 28. Mai ging er von Vandiemensland nach Neukaledonien, dessen ganze westliche Küste er ebenso zuerst genau bestimmte, wie hierauf dieselbe Küste von den Inseln Bougainville und Buka im Salomonsarchipel. Nachdem er dann die südliche Küste von Neuhanover, die Admiralitätsinseln, mehre nördlich von Neuguinea gelegene und die Nordküste des letztern Landes recognoscirt hatte, passirte er die Meerenge von Sagewien (zwischen den Inseln Sallawatty und Batenta nordwestlich von Neuguinea) und gelangte am 6. Sept. nach Amboina, wo er bis zum 13. Oct. verblieb, um sich mit nothwendigen Bedürfnissen zur Fortsetzung seiner Reise zu versehen. Von da wendete er sich nach den Timor- und den Sawüinseln und umsegelte in südwestlicher und südlicher Richtung Neuholland, an dessen Südküste er am 9. Dec. in der Hoffnungbai anlegte, um von da die westlich und östlich gelegene Küste des Nuytzlandes zu untersuchen. In der zweiten Hälfte des Januar befand er sich wieder an der Südküste von Vandiemensland, wo er am 21. im sogenannten Südhafen einlief, dort an das Land stieg und von da, sowie auch vom Nordhafen aus bis in den Februar mehre Excursionen in das Innere machte, durch die viele schätzbare Notizen über die dortige Naturbeschaffenheit und den Charakter der Einwohner gewonnen worden sind. Am 21. Febr. verließ er wiederum Vandiemensland, nachdem er durch den sogenannten Südkanal gegangen, umschiffte Neuseeland nördlich und landete am 23. Mai auf Tongatabu, einer der bedeutendsten der freundschaftlichen Inseln. Sein Aufenthalt daselbst bis zum 9. April setzte ihn in den Stand, eine sehr genaue Beschreibung dieses Eilandes geben zu können und verschaffte ihm auch die Überzeugung, daß la Pérouse in keinem Hafen der freundschaftlichen Inseln eingelaufen sei. Von Tongatabu steuerte er wieder nach Neukaledonien, wo er im Hafen von Balade an der nordöstlichen Küste bis zum 9. Mai verweilte. Hier fand er Gelegenheit die frühern Angaben Forster's und anderer Seefahrer über die Eingebornen zu berichtigen, die er noch als völlige Wilde, gewohnt, sich von Menschenfleisch zu nähren, kennen lernte. Hierauf recognoscirte er noch die südlichen Inseln des Salomons- und die nördlichen des Louisiadenarchipels, sowie die Südostküste von Neuguinea und ging durch die Dampierssstraße, um an die Nordküste von Neubritannien und die Ostküste von Neuhanover zu gelangen. Bei letzterer angekommen wurde d'Entrecasteaux, da sich seit einiger Zeit der Skorbut unter der Schiffsmannschaft gezeigt und er selbst schon, seitdem er den Hafen von la Balade verlassen, daran gelitten hatte, zu dem Entschlusse genöthigt, vor der Hand weitere Entdeckungen aufzugeben, und seine Richtung nach den Molukken zu nehmen, um auf einer dortigen Insel gegen das Übel, welches allgemein zu werden drohte, noch ernstere Vorkehrungen zu treffen, als dies auf dem Meere möglich war. Doch auf der Fahrt dahin steigerte sich dasselbe bei ihm bis auf den höchsten Grad. In der Nähe der Insel Waigiu baten ihn die Ärzte und seine Umgebungen dringend, sich auf das Land zu begeben, was vielleicht zu seiner Rettung noch hätte beitragen können; er war aber nicht dazu zu bewegen, sondern blieb bebarrlich darauf stehen, daß er wegen seines persönlichen Vortheils die Reise nicht aufhalten wolle, indem dies ebenso seinen Grundsätzen als seinen Instructionen zuwider sei. Endlich gab er am 20. Juli 1793 unter großen Schmerzen im 54. Jahre seines Alters den Geist auf. Sein Tod verbreitete große Trauer unter allen, die während des Seezugs unter seinen Befehlen gestanden, deren ungetheilte Verehrung und Liebe er sich durch seine seltenen Eigenschaften erworben hatte. Herr von Rossel, sein Flaggenkapitain, der acht Jahre hinter einander unter ihm Dienste gethan, hat die Beschreibung seiner Entdeckungsreise in einem Prachtwerke von zwei Bänden, dessen Herausgabe zu Paris vom Kaiser Napoleon unterstützt wurde, im J. 1808 niedergelegt. Selbige zeichnet sich durch Gründlichkeit und Klarheit aus, enthält eine große Menge von neuen und zuverlässigen Ortsbestimmungen und hat auch noch einen besondern Werth nicht nur durch die Zeichnungen der besuchten Küsten, welche mit einer Genauigkeit ausgeführt sind, wie man sie früher noch nicht gekannt hatte, sondern auch durch einen beigefügten von Beautemps-Beaupré, welcher die Expedition als ingénieur hydrographe begleitete, bearbeiteten vorzüglichen Atlas erhalten. (*Heymann.*)

ENTRE DURO E MINHO, Provinz im Königreiche Portugal. Sie liegt zwischen 8° 54′ — 10° 4′ östl. L. und 41° 6′ — 42° 6′ nördl. Br., wird im Norden von der spanischen Provinz Galicien, im Osten von Traz os montes, im Süden von Beira, im Westen von dem atlantischen Ocean begrenzt und verdankt ihren Namen der Lage zwischen dem Duro und Minho, weshalb sie auch Antonio Arando de Azevedo das portugiesische Mesopotamien nennt. In Hinsicht des Flächenraums ist sie die kleinste der Provinzen des Reichs, denn er beträgt nach der niedrigsten Angabe 110, nach der mittlern und höchsten 135 — 163 □Meilen, dagegen ist sie die volkreichste. Nach Balbi beträgt die Zahl ihrer Einwohner 744,000, nach Ebeling 817,167, nach Antillon 907,965 und nach Barros sogar 1,123,495. Mäßig, thätig, unverdorben, und deshalb stark und tapfer, bewohnen sie 2 Städte, 24 Flecken, 1327 Kirchspiele in den 7 Corregiçoes Braga, Porto, Penafiel, Guimaraes, Viana, Barcellos und Valença. Die Hauptflüsse der Provinz sind der Douro im Süden, welcher die Tameja und Sousa aufnimmt, und der Minho im Norden, dem bei seiner Mün-

Digitized by Google

dung der Couro zufließt. Zwischen ihnen befinden sich die Lima, welche durch den Bez verstärkt, bei Viana das Meer erreicht, der Carabo, welcher den Caldo aufnimmt und bei Espofende mündet, und der Ave, welcher bei Villa do Conde dem Meere zueilt. Man zählt 200 steinerne Brücken, welche über diese Flüsse, sowie über eine Menge kleinere geschlagen sind. Alle nützen der Provinz mehr durch die Bewässerung als durch die Schiffahrt. Denn obgleich die drei ersten für dieselbe benutzt werden, so stehen ihr doch auch viele Hindernisse, die ihren Grund in der Natur dieser Flüsse haben, im Wege. Unter den Gebirgen, woran vorzüglich der nordöstliche Theil reich ist, zeichnet sich die Serra de Gerez mit dem 4000 Fuß hohen Murro de Burrageiro aus. Sie streicht mit südlicher Richtung aus Galicien herüber und verbindet sich mit der Serra de Marão. Größtentheils mit Wäldern besetzt, nährt sie den Mouffion, Wölfe, Hirsche und wilde Schweine. Andere Gebirge sind die Serren Amarella, Soazo, Estrica und St. Catarina. Die beiden letzteren an der Lima und Tamega. Der Boden der Provinz ist mit Ausnahme eines dürren Heidestriches, welcher sich von Porto nordostwärts nach Chaves hinzieht, von Natur fruchtbar und wird es noch mehr durch die Thätigkeit der Einwohner. Daher erbaut die Provinz Weizen und Mais, mehr als sie bedarf, auch Hülsenfrüchte und Gemüse im Überflusse. Gerste und Hafer wird wenig erzeugt, auch reicht der Ertrag des Flachs- und Hanfbaues nicht für den Bedarf hin. Apfelsinen, Pomeranzen und andere Südfrüchte sind häufig und von großer Güte, ebenso die Wallnüsse und Kastanien. Von Wein baut man vorzüglich in den Thälern und an den Abhängen des Gerezgebirges eine weiße und eine rothe Sorte. Beide werden nicht gekeltert, sondern ausgetreten. Denjenigen Wein, welchen man nicht verfahren will, läßt man nur 24, den andern 72 Stunden auf den Trestern stehen. Der eigentliche Portwein ist roth und erhält einen Zusatz vom stärksten Branntwein, indem man nur dadurch ihn dauernd machen zu können glaubt. Die Schaf-, Ziegen-, Schweine- und Rindviehzucht ist bedeutend, weniger beschäftigt man sich mit der Pferdezucht, da Esel und Maulesel die Arbeit dieser Thiere verrichten. Man rechnet gegen eine Million Schafe, welche in Alentejo überwintern. Die Bienenzucht wird stark getrieben, auch werden viele Hühner und Tauben gehalten. Die Fluß- und Küstenfischerei ist äußerst ergiebig; man fängt vorzüglich Störe, Lachse, Lampreten und Sardinhas. Der Bergbau liegt ganz danieder und außer Thon und Bausteinen wird fast nichts von dem benutzt, was das Mineralreich bietet. Unter den Industriezweigen wird vorzüglich die Leinwandweberei stark betrieben; zu Guimaraes verfertigt man schönes Tafelzeug. Auch hat man Band- und Hutfabriken. Der Handel begünstigt durch die Häfen zu Porto und Viana, ist sehr blühend und beschäftigt sich vorzüglich mit der Versendung von Wein, Branntwein, Leinwand, Sumach und andern Producten der Provinz. (*Fischer.*)

ENTRENA und ENTREÑA, zwei Villas in der spanischen Provinz Burgos, von welchen die erstere in der Tierra de Naida in der Mitte zwischen Najera und Lograno auf der diese Orte verbindenden Straße, die andere aber in der Rioja Alta liegt. (*Fischer.*)

ENTREVAUX, lat. Intervalles (Br. 44° 1′, L. 24° 46′), Stadt und Festung vierten Ranges und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Departement der Niederalpen, Bezirk Castellane, liegt 14 Lieues von dieser Stadt und 209 Lieues von Paris entfernt, auf einer Anhöhe am Fuße der Alpen und am rechten Ufer des Var, nahe an den Grenzen von Piemont, war ehemals die Residenz des Bischofs von Glandevez, der hier die Kathedralkirche seines Sprengels hatte, und hat ein Friedensgericht, ein Etappen- und ein Postamt, eine Pfarrkirche und 1401 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. — Nach Honoré Bouche lag an der Stelle von Entrevaux, oder wenigstens in dessen Nähe, die Stadt Dratelli. Der Canton Entrevaux enthält in acht Gemeinden 3105 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTROCHITEN, nennt man aus mehren Trochiten zusammengesetzte Säulenbruchstücke versteinerter Crinoiden. (*Rost.*)

ENTSATZ einer belagerten Festung, die Befreiung derselben von dem Angriffe des Feindes, läßt sich auf zweierlei Art bewirken: durch unmittelbaren Angriff des Belagerers, um ihn aus dem Felde zu schlagen, oder auch durch besonders entsendete Truppen, seine Verbindungen rückwärts zu stören, sich seines herankommenden Geschützes und seiner Munition zu bemächtigen. Letzteres geschah dem großen Könige 1758 in der Belagerung von Olmütz, wo allerdings der Fehler begangen ward, die Laufgräben am 27. Mai in zu großer Entfernung von der Stadt zu eröffnen. Dies und ihre fehlerhafte Richtung verzögerte den Fortgang des Angriffes, sodaß man erst 25 Tage nach Eröffnung der Trancheе bis an den Fuß des Glacis gekommen war. Um das wegen der Entfernung der Batterien nur wenig wirksame Feuer fortzusetzen, erwartete man einen Transport von fast 4000 Wagen, wovon allein 818 mit Munition und Artilleriebedürfnissen versehen waren, und der von 12 Bataillonen und 1100 Reitern unter dem Obersten Mosel begleitet ward. Dieser Transport ward am 30. Juni von den Österreichern in dem Engpasse bei Domstädtl mit überlegener Macht angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande zerstreut, sodaß nur etwa 200 Wagen durchkamen, die übrigen aber in die Hand des Feindes fielen. Der König sah sich dadurch gezwungen, die Belagerung am 2. Juli aufzuheben und sich nach Böhmen zurückzuziehen. Durch seine Umsicht und Schnelligkeit — von der Unthätigkeit des Feldmarschalls Daun begünstigt — führte er den Rückzug nach Königsgrätz ohne allen Verlust aus.

Die Belagerungen der Engländer in Spanien wurden meistentheils mit unzureichenden Streitmitteln unternommen, und nach Jones' Zeugniß oft mit zu wenig Intelligenz geführt. Vielfacher Verlust und erschwerte Eroberung war die nothwendige Folge davon. So ward die Belagerung von Burgos 1811 aufgehoben, nachdem 15,500 Kanonenschüsse und 2780 Granaden dagegen verschossen worden, weil der Sturm auf das Fort Christoval

Digitized by Google

mislang, Munition fehlte, 18 unbrauchbar gewordene Geschütze nicht ersetzt werden konnten und der Marschall Soult zum Entsatze sich näherte. Dasselbe geschah auch vor dem nur schwach befestigten Schlosse Burgos, am 21. Oct. 1812, nach vierwöchentlichem Angriffe, der den Engländern nicht weniger als 24 Officiere und 485 Todte und 68 Officiere und 1487 Verwundete gekostet hatte; wo noch zum Überfluße bei dem Abzuge die zur Schleifung des vorliegenden Hornwerkes bestimmte Mine von 2000 Pfund Pulver versagte, und die zum Angriffe gebrauchten drei Achtzehnpfünder wegen der durch den Regen verdorbenen Straßen unterwegs zurückgelassen werden mußte.

Ein Entsatz durch Hinwegschlagen des Belagerers fand 1706 bei der Belagerung von Turin statt, wo der Herzog von Feuillade sich vom Po bis an die Dora durch eine gute, widerstandsfähige Verschanzung gedeckt, zwischen der Dora und der Stura aber diese Vorsicht unterlassen hatte, weil man nicht geglaubt, daß die Alliirten die Dora überschreiten würden. Als dies dennoch geschah, wurden zwar — nun zu spät — in der Nacht vor dem Angriffe einige Verschanzungen aufgeworfen, aber nicht vollendet, und daher, als jener erfolgte, leicht überstiegen. Vergebens thaten die Franzosen herzhaft Widerstand, sie wurden durch die wiederholten Angriffe der Teutschen endlich zum Weichen gebracht, und gingen theils über die Stura nach Chivasso, theils über die Dora auf die Hauptarmee, und mit dieser, doch unverfolgt, nach Pignerol zurück. (*v. Hoyer.*)

ENTSCHÄDIGUNG, Schadenersatz, Schadloshaltung (damni resarcitio, damni praestatio, damni reparatio, indemnitas, im mittlern Latein: indemnisatio, als Zeitwort: dedamnificare [1]), die Handlung, wodurch der einer Person verursachte Schade wieder gut gemacht wird [2]), davon abgeleitet auch das Object, durch welches diese Handlung bewirkt wird. Es sind eigentlich obige drei Worte nicht ganz gleichbedeutend. Schadloshaltung wird mehr gebraucht von dem Falle, wo gleich im Voraus, oder bei der Handlung, durch welche der Schade entsteht oder entstehen könnte, darauf Rücksicht genommen wird, daß dem betroffenen Subjecte kein Schade geschehe. Daher der Ausdruck Schadlosbrief, ursprünglich s. v. w. Revers, besonders von Fürsten den Landständen dahin ertheilt, [3] daß gewisse einzelne Bewilligungen deren Rechten nicht nachtheilig sein sollen [4]); noch neuerlich in der Schweiz gleichbedeutend mit Gültbrief, beides ähnlich unserm Hypothekenbrief oder Hypothekenschein, doch mit einigen nicht hierher gehörigen Modificationen [5]). Schadenersatz (restitutio) ist die vollständige Vergütung gehabten Schadens. Damit stimmt auch unsere Gesetzessprache überein: Cum praetor dicat, ut opus factum *restituatur*, etiam damnum datum actor consequi debet: nam verbo *restitutionis* omnis utilitas actoris continetur [6]). Entschädigung wird theils in der allgemeinsten Bedeutung in obigem Sinne und sonach auch mit für die beiden eben gedachten Worte gebraucht, theils und jetzt vorzüglich in dem Sinne einer nicht vollständigen Vergütung des Schadens, in dem Sinne des Falles, wo der Beschädigte nur ein quid pro quo bekommt. So sprechen die neuesten Staatsdienergesetze, wenn sie von dem Rechte der Regierung handeln, die Staatsdiener nach Willkür zu versetzen, immer nur von einer Entschädigung des Staatsdieners in einem solchen Falle, nicht von Schadenersatz. Denn die Staatsdiener erhalten bei solchen Versetzungen in der Regel nicht alle die Emolumente in der neuen Stelle wieder, die sie in der vorigen hatten, indem in der Hauptsache nur die baare Besoldung ihnen vergütet wird, zufällige Vortheile ihrer Stelle aber, z. B. wohlfeile und gute Gelegenheit zur Erziehung ihrer Kinder, wohlfeileres Leben am Orte ihrer zeitherigen Stelle u. s. w., nicht in Anschlag kommen. Daher bringt Krug [7]) in seine Definition des Wortes Entschädigung die nähere Bestimmung: soweit die Vergütung des Schadens im gegebenen Falle möglich ist — ein Zusatz, der richtig andeutet, aber nicht ganz erschöpfen dürfte. Entschädigungsrecht ist nach allem diesen das Recht, Entschädigung zu fodern; Entschädigungspflicht die Verbindlichkeit zu Leistung der Entschädigung. Übrigens steht das Entschädigen dem Beschädigen gegenüber, Beides entspringend aus dem alten Intensivum schädigen von schaden, einen Schaden anrichten. Daher hängt die Erklärung dieser Ausdrücke wieder von dem Begriffe des Wortes Schade ab —, wol richtiger als das in einigen Mundarten gebräuchliche, der Schaden [8]), obgleich in allen Beugungen dieses Wort das n wieder annimmt, also der Schade, des Schadens ꝛc. So wird das Wort auch gewöhnlich in der Lutherischen Übersetzung der Bibel [9]), mit nur etwa zwei Ausnahmen [10]), gebraucht. Der Schade (lat. damnum, in der fränkischen Mundart des 8. Jahrh. schon Scadhe, ebenso im Angelsächsischen Scathe, engs-

1) Adelung's Wörterbuch der hochteutschen Mundart. 1. Th. u. d. W. Entschädigen. 2) Ebendaselbst. Pierer, Encyklopädisches Wörterbuch. 7. Bd. 1. Abth. S. 76, u. d. W. Entschädigung. 3) Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Th. (Göttingen 1836.) §. 427. S. 270. Mittermaier, Grundsätze des teutschen Privatrechts. §. 423. Not. 7. 4) Mittermaier, über die Fortschritte der Gesetzgebung über Hypotheken ꝛc., im Archiv für die civilistische Praxis. 19. Bd. 1. Heft (Heidelberg 1836). Nr. VI. S. 128.

5) fr. 81. D. de verb. signif. (L. 16.) Umständlich verbreitet sich über die Fragen, wie und in welchem Umfange der Schade zu ersetzen, was unter dem allgemeinen Ausdruck Ersatz zu verstehen, wie der Ersatz zu leisten, wenn Jemand am Körper verletzt, durch solche Verletzung verunstaltet oder gar getödtet, wenn eine Weibsperson verführt und geschwängert, wenn Jemand seiner Freiheit beraubt, wenn er an der Ehre oder an seinen Verwögen verletzt worden sei u. s. w. der in Note 80. S. 151 angezogene Scheidlein a. a. O. 4. Hr. §. 75 fg. S. 142 fg. 6) Im Encyklopädisch-philosophischen Lexikon, u. d. W. Entschädigung. 7) Adelung a. a. O. 5. Th. u. d. W. der Schade, Anm. 1. S. 1320. Krug a. a. O. u. d. W. Schade. 8) 5 Mos. 24, 20: Schade um Schade, Auge um Auge ꝛc., doch hier in der Beugung abweichend gegen Amos 6, 6: und bekümmert euch nichts um den Schaden Joseph's, u. a. m. Klaglieder Jeremiä 2, 13: Denn dein Schade ist groß ꝛc., u. s. w. 9) Jesaias 32, 7: Denn des Geizigen Regieren ist eitel Schaden ꝛc., und 59, 7: ihr Weg ist eitel Verderben und Schaden.

Digitized by Google

lisch Scath, schwedisch Skada, isländisch Skade, böhmisch und wendisch Skoda, polnisch Szkoda) bedeutet im Urbegriffe Körperverletzung, und zwar besonders Verletzung eines lebenden Körpers (daher das isländische Manskiaed, Todtschlag), dann Verletzung auch anderer Körper, Feuer-, Wasser-, Wetterschade ꝛc., weiter überhaupt jede Verringerung des Zustandes einer Sache, sonach jede Einbuße [10]), jedes uns zugefügte Übel [11]), jede Einbuße eines Gutes, dies sei an Gesundheit, Freiheit, Ehre u. s. w. [12]), oder — und dies hat sich bei dem hohen Werthe, den die meisten Menschen den pecuniären Interessen beilegen, zur Hauptbedeutung des Wortes erhoben — an Vermögen — damnum pecuniarium [13]). So bezeichnet dieses Wort im engern Sinne den Verlust an Vermögen, die Verringerung des Vermögens einer Person [14]). Nach diesem Begriffe besteht daher der Schadenersatz, der Hauptsache nach, in der Ausgleichung des einem Andern gewordenen Schadens durch Überlassung eines Äquivalentes [15]). Mit dem Begriffe des teutschen Wortes Schade stimmt der des lateinischen damnum überein. Unsere Gesetze [16]) enthalten übrigens eine etymologische Derivation des Wortes: Damnum et damnatio ab ademtione et quasi deminutione patrimonii dicta sunt [17]); in einer weitern Ausdehnung ist es auch neuerlich z. B. in der bekannten Zusammensetzung damna secundarum nuptiarum gebraucht worden [18]). Damnum dare heißt Schaden zufügen, damnum pati vel sentire Schaden leiden, damnum facere bedeutet sowol das Eine als das Andere [19]). Übrigens ist als reiner Schade nur das Resultat anzusehen [20]), welches nach Abzug des aus der schadenden Handlung dem Beschädigten erwachsenen Vortheils verbleibt [21]). Da

10) Daher vielleicht die elliptische Redensart: „Ach Schade dafür!“ Vergl. über alles dies Adelung a. a. O. S. 1319 fg. 11) Krug a. a. O. 12) Mackeldey, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. §. 399 (549). Glück, Pandekten-Commentar. 4. Th. §. 318. S. 313. v. Wening-Ingenheim, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. 3. Buch. §. 193 (14). Hänel, Versuch einer Darstellung der Lehre vom Schadenersatz (Leipzig. §. 1. 13) fr. 5. §. 5. i. f. D. de his qui effuderint (IX, 3). 14) Zachariä, System des Pandektenrechts. 3. Ausg. §. 184. v. Wening-Ingenheim a. a. O. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 360. 15) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (14). 16) fr. 3. D. de damno infecto (XXXIX, 2). 17) Conf. *Calvini* Lexicon juridicum s. v. *damnum*. 18) *Mühlenbruch* l. c. §. 542, zuweilen heißt es auch §, v. Geldstrafe. v. Wening-Ingenheim a. a. O. Not. k. a. a. O. §. 4. Not. a. 20) Schweppe, Das römische Privatrecht. 1. Bd. §. 202. Scheidlein, Mitcollen aus dem Gebiete der Gesetzgebung des österreichischen Kaiserstaates (Wien 1820—1822). 4. Heft. §. 2. S. 2. 21) Rücksichtlich der ältern Literatur, den Schadenersatz betreffend, verweisen wir zunächst auf *Lipenii* Bibliotheca jur. mit den Supplementen unter den Worten Damnum und Indemnitas. Außer den bei einzelnen Materien theils schon angegangen, theils im Verfolge dieses Artikels noch zu benennenden Schriften, erwähnen wir hier vorzüglich: *J. M. Magnus*, Ration. et differ. jur. civ. Lib. II. i de eo quod interest (in *Meermann*. Thes. T. III. p. 294). *Gab. de Gast*, Comment. in tit. C. de sentent. quae pro eo quod interest. (ibid. T. VI. p. 762 sq.) *G. Cantinel*, De eo quod interest. (ibid. T. VII.) *Donellus* ad leg. unic. C. de sent. quae pro etc. s. liber de eo quod interest (1596) et in Comm. jur. civ. L. 26. c. 13—24.

Entschädigung in der Regel nur rücksichtlich des damnum pecuniarium denkbar ist, übrigens die Grundsätze über Entschädigung, Schadenersatz und Schadloshaltung nur aus einem gemeinschaftlichen Principe hervorgehen, nämlich aus dem, daß Niemand mit dem Schaden eines Andern sich bereichern und Niemand durch einseitige Handlungen die Rechte eines Andern schmälern darf; so wird in diesem Artikel unter Schaden in der Regel damnum pecuniarium verstanden und die obigen drei Worte werden nur in ihrem gemeinschaftlichen Sinne, nicht nach ihrem oben angedeuteten Unterschiede, gebraucht werden.

Der Schade wird rechtlich betrachtet [22])

1) inwiefern derselbe schon vollbracht ist — *damnum factum*, oder inwiefern er nur zu befürchten steht — *damnum metuendum s. damnum infectum* [23]). Nur der Erstere ist Gegenstand der Entschädigung. Rücksichtlich des Letztern geben die Gesetze mehre andere Rechtsmittel, z. B. wegen solcher Gebäude, die durch ihre Baufälligkeit dem Dritten Schaden drohen, die cautio damni infecti, wegen eines drohschtigten, dem Dritten schädlichen Neubaues die nunciatio novi operis [24]). Eine andere Rücksicht bei dem Schaden ist

2) der Umstand, ob durch die schädliche Handlung dem Beschädigten ein schon wirklich in seinem Vermögen befindliches Gut entzogen wird — positiver Schade (*damnum emergens*, *d. positivum*, *damnum κατ' ἐξοχήν*, franz. dommage), oder ob ihm nur die Möglichkeit, sich einen Vortheil zu erwerben, benommen wird —

Masii Tract. de rei debitae aestimatione (Lovan. 1653). *Schmidt* (resp. *Herzberg*). Diss. selecta capita ex doctrina de lucro cessante et damno emergente continens (Jenae 1763). *Guil. Wehrs*, Doctrina juris explicatrix principiorum et causarum damni etc. (Lips. 1795.) Schman, Die Lehre vom Schadenersatz (Gießen und Wetzlar 1806, wovon der erste Theil auch in dessen Handbuche des Civilrechts. 1. Bd. Nr. V. S. 161 fg. enthalten ist). *Diedemann*, Diss. de damno et pauperie (Lipsiae 1804). Ludwig, Erläuterung der Rechtstheorie vom Schadenersatze aus unerlaubten Handlungen, vom Beisp. ꝛc. (Breslau 1815 [1816]). Den übersichtlichsten und daher am brauchbarsten für den Handgebrauch ist unstreitig die oben schon Note 12 angegegne Pölnel'sche Schrift; man vergl. die Recensien darüber in der Leipziger Literaturzeitung von 1823. Nr. 241. S. 1926. In folgenden größern Sammlungen finden sich nachbemerkte Abhandlungen über diesen Gegenstand: über die Lehre vom Schadenersatz, in Seuffert, Erörterungen einzelner Lehren des römischen Privatrechts. 1. Heft. (Würzburg 1820.) Abh. 20; dann: über die Lehre von dem Schadenersatze, den Beweis des Schadens und des lucrum interceptum, in Gesterding, Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien. 1. Th. (Greifswalde 1826.) 1. Abh.

22) Über die nachstehenden sechs Eintheilungen des Schadens vergl. Glück a. a. O. 4. Th. §. 313 fg. Thibaut a. a. O. §. 184 und 187. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193. (14 fg.) Mackeldey a. a. O. §. 399. Schweppe a. a. O. §. 202. 203. *Mühlenbruch* l. c. Göschen in dem Not. 34. S. 152 angezogenen Werke. §. 395. Hänel a. a. O. §. 2 und 3. 23) fr. 2. D. de damno infecto (XXXIX, 2): Damnum infectum est damnum nondum factum, quod futurum veremur. *Calvinus* l. c. p. 256. 24) Glück a. a. O. *Mühlenbruch* l. c. §. 459. Schweppe §. 205 fg. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 286 (221). *Wenke*, Quaestiones juris civilis (Zwickau 1831). quaest. I. p. 1: De damno infecto ex solivitio. Mackeldey a. a. O. §. 433.

Digitized by Google

negativer Schade (*damnum privativum*, *damnum negativum*, *lucrum cessans*, *lucrum interceptum*, franz. intérêt). Die Römer verstehen unter damnum immer nur den positiven Schaden; beides zugleich begreifen sie nur unter dem Worte utilitas [25]). Auch im Teutschen pflegt man die erste Art des Verlustes vorzugsweise Schaden zu nennen, und man versteht daher auch unter dem Ausdrucke „Schaden" ohne weitern Zusatz in der Regel den entzogenen Gewinn nicht mit [26]), nur den Ausdruck „alle verursachte Schäden" pflegt man auch von lucrum cessans mit zu verstehen [27]). Dieses kommt überhaupt nur dann mit in Betrachtung, wenn der verlangte Gewinn, ohne die schädliche Handlung, sicher [28]) und rechtlich (honestum) war [29]). Den Gewinn [30]) pflegt man, je nachdem er blos in einer Ersparniß, also in einem blos negativen Factum oder in der Erlangung eines positiven Vortheiles besteht, noch näher in *damnum cessans stricte sic dictum* und *lucrum emergens stricte sic dictum* einzutheilen [31]). Im Allgemeinen gilt vom Gewinne die Regel, daß der, welcher gewinnen will, weniger im Rechte begünstigt ist, als der, welcher blos Schaden abzuwenden beabsichtigt [32]). Übrigens ist es nicht immer klar, ob ein Verlust zu der einen oder der andern Kategorie gehört. So hat man gefragt, ob der künftig entgehende Verdienst als ein Schade, oder als ein Entgang des Gewinnes anzusehen sei? [33]) Wenn man

3) das Verhältniß des schädlichen Ereignisses zum entstandenen Schaden in seinem ganzen Umfange berücksichtigt, so ist der Schade entweder eine unmittelbare Folge jenes Ereignisses — unmittelbarer Schade (damnum circa ipsam rem, bei den Römern: utilitas, quae circa ipsam rem consistit, rei aestimatio, quanti ea res est, quanti eam rem paret esse), oder er ist eine blos mittelbare Folge desselben und des Zusammenhanges des fraglichen Ereignisses mit andern Umständen — mittelbarer Schade (damnum extra rem, bei den Römern: id quod interest, im engern Sinne) [34]). Der letztere Schade wird in der Regel nicht ersetzt, außer wo es sich um Vergütung eines positiven Schadens handelt [35]).

4) In Hinsicht auf die den Schaden bewirkenden Ursachen ist derselbe entweder ein zufälliger — *damnum casuale* v. *fatale*, oder ein freier — *damnum liberum*, *non casuale*. Der blos durch Zufall verursachte Schade ist nach den Grundsätzen vom Zufall (s. den Artikel Zufall) [36]) zu beurtheilen. Hier ist nur im Allgemeinen und Behufs der Vollständigkeit zu bemerken, daß die Regel, der Zufall treffe den, in dessen Person und Sache er sich ereigne, sehr viele Schwierigkeiten und Ausnahmen hat. Ebenso ist auch der Ausdruck periculum (Gefahr), den man gar oft blos für die durch einen Zufall entstehende Gefahr nimmt, keineswegs blos davon zu verstehen, sondern aus dem Zusammenhange, in welchem er vorkommt, sehr verschiedenartig zu erklären, da die Gesetze, z. B. in den ganzen Titeln de administratione et periculo tutorum [37]), nur von solchem Schaden sprechen, den die Vormünder verschuldet haben, also keineswegs von zufälligem Schaden, da sie sogar den durch dolus entstandenen Schaden periculum [38]) nennen, mithin unter diesem Ausdrucke im Allgemeinen die Möglichkeit eines Schadens zu verstehen scheinen. Die Regel, daß Niemand den durch Zufall entstandenen Schaden zu ersetzen hat (damnum praestare), sondern daß ihn der tragen muß, den er trifft (Casum sentit is, quem tangit), hat, wie wir schon andeuteten, viele Ausnahmen. Schon einigermaßen gehört dahin der Fall des casus mixtus, casus dolo vel culpae subordinatus, d. i. des Zufalles, dessen Möglichkeit durch die Handlung einer Person herbeigeführt, und welcher nach den Grundsätzen des dolus und der culpa (s. w. u.) zu beurtheilen ist [39]). Sieht man gleich unwillkürliche Handlungen wie Zufall an (s. w. u.), so wird doch, abgesehen davon, was wir weiter unten vom Wahnsinne erwähnen werden, jedenfalls dann der Schade aus einer unwillkürlichen Handlung zu ersetzen sein, wenn Jemand durch eigenes oder fremdes Verschulden in den Zustand vorübergehender Sinnenverwirrung gesetzt, oder durch Mangel an Aufsicht der Schade verursacht worden ist [40]). Allein es gehören zu jenen Ausnahmen auch testamentarische, contractliche und gesetzliche Dispositionen, durch welche gewisse Personen zu Vergütung des zufälligen Schadens für bestimmte Fälle verbunden sind. So muß der, welcher zu einer Leistung ex obligatione verpflichtet ist, aber durch eine relative Unmöglichkeit daran gehindert wird, den diesfallsigen Schaden ersetzen, nicht wenn eine absolute Unmöglichkeit durch Zufall eintrat; denn in diesem Falle muß jeder Contrahent, der hierdurch einen Vortheil verliert, diesen Schaden tragen. Ebenso müssen den zufälligen Schaden ersetzen in vielen Fällen der in mora solvendi Befindliche, dann der, aus dessen Wohnung durch Ausgießen und Auswerfen ein Schade verursacht wird, endlich Schiffer und Wirthe bei Entwendungen und Beschädigungen an Sachen der Reisenden, in welchem Falle sie sogar für den von ihren Dienstleuten verursach-

25) s. o. S. 150. Hänel a. a. O. §. 3. S. 3. 26) *Pufendorf*, Observationes juris universi, Tom. IV. obs. 117. 27) *Hommel*, Rhapsodia quaestionum, obs. 522. 28) fr. 29. §. 3. D. ad leg. Aquil. (IX, 2.) 29) Glück a. a. O. §. 332. S. 446. Schweppe a. a. O. 1. Bd. §. 203. S. 468. 30) Im Allgemeinen verst. hierüber noch Oesterding a. a. O. 31) Schweppe a. a. O. §. 206. 32) fr. 7 et 8. D. de juris et facti ignorantia (XXII, 6). 33) Scheidlein a. a. O. 4. Hft. §. 3 und 4. S. 9. 34) Über die Ausdrücke der Römer vergl. man besonders Göschen, Vorlesungen über das gemeine Civilrecht, von Errieden, 2. Bd. (Göttingen 1839.) §. 395. 35) So v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (14 vergl. mit 16), hies jedoch nicht ohne Widerspruch; über die verschiedenen Meinungen gibt er umständliche Nachweisung in der Note q. Abweichende Ansichten haben auch Schweppe a. a. O. §. 468. Glück a. a. O. §. 440. Hänel a. a. O. §. 77.

36) Cf. *Mühlenbruch* l. c. §. 362. 37) D. XXVI, 7. C. V, 33. 38) fr. 14. §. 3. D. de furtis (XLVII, 2). 39) fr. 1. §. 4. in fine D. de obligationibus et actionibus (XLIV, 7). 40) Vergl. Scheidlein a. a. O. 4. Hft. §. 31. S. 61, während wir den übrigen von dem Verfasser aufgestellten Ausnahmen von gedachter Regel, §. 32 fg., nicht immer beistimmen möchten.

Digitized by Google

ten Schaden haften müssen[41]). Geht eine Sache durch Zufall unter, so trägt, insoweit dadurch die Ausübung eines Rechts unmöglich oder fruchtlos wird, diesen Schaden Jeder, dem die Ausübung des Rechtes zustand[42]). Bei

5) dem freien Schaden unterscheidet man wieder den gerechten Schaden (*damnum indirectum*) nach dem Grundsatze: Qui jure suo utitur, nemini facit injuriam (s. w. u.), von dem ungerechten Schaden (*damnum directum s. injuria datum*). Zu dem Ersteren gehört der Schade, der durch eine erlaubte Handlung verursacht wird, auch in gewisser Maße der durch die eigene Handlung des Beschädigten verursachte: Quod quis ex sua culpa sentit damnum, sentire non videtur (s. w. u.). Bezüglich auf das den Schaden anrichtende Subject unterscheiden die Gesetze aber klar *injuria* und *pauperies*, je nachdem der Schade von einem Menschen — *damnum injuria datum*, oder von einem Thiere angerichtet wurde — *pauperies*, indem sie dies sehr richtig so erläutern[43]): Ait Praetor: *pauperiem fecisse*. Pauperies est damnum sine injuria facientis datum: nec enim potest animal *injuria fecisse*, quod sensu caret. Beiden steht gegenüber der blos durch Zufall entstandene Schade — *damnum fatale* (s. oben S. 152). Das damnum injuria datum ist jeder, durch widerrechtliche Thätigkeit (culpa s. injuria in faciendo)[44]), nicht durch Unthätigkeit einer andern Person verursachte Schade, es mag die Thätigkeit an sich widerrechtlich, oder nur von einem schädlichen, bei Vorsicht zu vermeiden gewesenen Erfolge begleitet sein. Dieses damnum ist der Gegenstand eines der ältesten, noch aus den mittlern Zeiten der römischen Republik herrührenden Gesetzes des ersten und dritten Capitels der Lex Aquilia, während das zweite Capitel nur einen nicht hierher gehörigen rechtsgeschichtlichen Gegenstand behandelt. Die Klage aus diesem Gesetze setzt voraus, daß der Kläger ein dingliches Recht an dem fraglichen Gegenstande habe, daß der Schade einer bestimmten Schätzung fähig sei, und daß er corpore corpori, also in der Regel mit der Hand, sondern durch Zerstören oder Verderben einer Sache, zugefügt sei. Doch sind die erste und letzte Voraussetzung durch den nützlichen Gebrauch dieser Klage (actio ex lege Aquilia utilis) und dadurch, daß eine Actio in factum ad exemplum legis Aquiliae verstattet wurde, nach und nach sehr beschränkt worden. Nach dem ersten Capitel derselben soll der, welcher einen Sklaven oder ein Thier eines Andern (injuria) tödtet, auf den höchsten Werth belangt werden können, den dieser Gegenstand in dem laufenden Jahre hatte; nach dem dritten Capitel[45]), das sich auf alle übrigen im ersten Capitel nicht erwähnten Schäden erstreckt, soll durch die Klage der höchste Werth eingeklagt werden, den die Sache in den nächsten und den vorhergehenden 30 Tagen hatte; in beiden Fällen mit dem id quod interest (s. w. u.). Leugnete der Beklagte wahrheitswidrig die Thatsache, so war er sonst zum Ersatze des Doppelten verbunden (lis infitiando crescit in duplum). Übrigens concurrirt diese Klage electiv mit allen Contractsklagen, inwieweit es bei letzteren auf Schadenersatz ankommt, und sie tritt ein auch bei dem geringsten Vergehen gegen die Lex Aquilia, da dieses die Verbindlichkeit zum Schadenersatz allemal mit sich führt. Man glaubt jetzt den Grundsatz aufstellen zu können[46]): Wer einem Andern, mit welchem er nicht in einem Obligationsverhältnisse steht, durch eine widerrechtliche positive Handlung Schaden zufügt, kann auf den Ersatz desselben durch eine actio in factum belangt werden[47]). Unter pauperies verstehen die römischen Gesetze den durch ein vierfüßiges Hausthier contra naturam sui generis, d. h. durch eine Handlung, die Thiere dieser Art gewöhnlich nicht zu thun pflegen, ohne Schuld eines Menschen angerichteten Schaden. Die diesfalls in den Gesetzen gegebene Klage, welche auch als actio utilis gestattet wird, wenn das schädliche Thier kein vierfüßiges Hausthier ist, geht auf Ersatz des Schadens gegen den Eigenthümer des Thieres, wovon sich dieser, wenn er die Klage nicht fälschlich geleugnet hat, durch Abtretung desselben an den Beschädigten (noxae datio, n. deditio) befreien kann. Bei Körperverletzung eines freien Mannes gewährt die Aquilische Klage Ersatz der Curkosten und der Einbuße am Erwerbe. Erwägt man die verschiedenen Fälle, in denen ein Thier Schaden anrichten kann, nach den zeither darüber aufgestellten Grundsätzen, so stellen sich folgende Ergebnisse dar: Wenn ein wildes Thier, das in dem Eigenthume eines Herrn war, ohne des Letztern Schuld Schaden that, so geben die Gesetze dafür keine Klage; nur im Fall eines Verschuldens trifft ihn die actio de pauperie utilis. Wenn aber ein Thier seinen Herrn hat, so kann der von ihm gethane Schade nur in dem Falle, wenn zu des ersten Erlegung der Jagdberechtigte allein befugt ist, zu einer actio in factum wider diesen Befugniß gehen. War aber der Eigenthümer eines zahmen Thieres oder ein Dritter Ursache des von diesem Thiere angerichteten Schadens, so ist gegen Beide die actio legis Aquiliae, und nur, wenn von dem Dritten nichts zu erlangen wäre, gegen den Eigenthümer die actio de pauperie begründet. Geschah der Schade durch Abweiden und Abfressen von einem fremden Grundstücke,

41) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 51 fg. S. 95 fg. 42) Glück a. a. O. 4. Th. §. 319. 326 a fg. S. 315. 368 fg. Mackeldey a. a. O. §. 340. 346. Göschen a. a. O. §. 394. 43) fr. 1. §. 3. D. si quadrupes pauperiem fecisse dicatur (IX, 1). *Calvinus* l. c. p. 265. 44) Der Ausdruck culpa wird hier dadurch gerechtfertigt, daß culpa jede Illegalität bezeichnet. Schöman im angezogenen Handbuche. 1. Bd. S. 205. 45) Richter, Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen (Tübingen 1834): Rechtsfall, eine Entschädigungsklage aus dem 3. Capitel des Aquilischen Gesetzes.

46) Mackeldey a. a. O. §. 454. 47) Über die ganze Materie vom damnum injuria datum vergleiche Glück a. a. O. 10. Th. §. 692. S. 284 und §. 700 fg. S. 319 fg. Schöman a. a. O. S. 204. Mackeldey a. a. O. §. 452 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 450. Schweppe a. a. O. §. 547 fg. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 330 (311). Göschen a. a. O. §. 389 und 390. S. 62 und 64 fg. v. Bera, Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle. 1. Bd. (Hanover 1802). S. 260: über den Schadenersatz ex lege Aquilia.

Digitized by Google

so tritt gegen den Viehbesitzer, der das Vieh dahin treiben ließ, die actio de pastu pecoris, geschah es durch Abweiden fremder Früchte auf eigenem Grundstücke, so tritt gegen den dahintreibenden Viehbesitzer eine actio in factum ein. Wurde auf dem fremden Grundstücke blos aus Nachlässigkeit geweidet, so ist dafür die actio legis Aquiliae geschrieben. Ganz eigentlich tritt der Fall der pauperies und die deshalb gegebene Klage ein, wenn, wie gedacht, ein zahmes Thier contra naturam sui generis schadet; ist es aber blos seinem Naturtriebe gefolgt und hat, gereizt vom Thiere eines Dritten, Schaden gethan, so findet gegen diesen Dritten die actio de pauperie statt, deren man sich aber nicht bedienen kann, wenn das Thier den Schaden ungereizt, aber durch einen gewöhnlichen Zufall dazu veranlaßt, anrichtete. Schadete das Thier, seinem Naturtriebe gemäß und ohne äußere zufällige oder willkürliche Veranlassung, so geht gegen den Eigenthümer die actio de pauperie [48]). Doch sind diese ziemlich allgemeinen Grundsätze späterhin fest bestritten worden, namentlich die Frage, ob wegen eines secundum naturam animalium aber nicht durch Abweiden gestifteten Schadens eine actio in factum gegen den Vieheigenthümer eintritt [49])? Man hat namentlich bei zahmen Thieren den Unterschied zwischen Schaden contra und secundum naturam als verwerflich dargestellt und die Frage beleuchtet: Wie soll man sich gegen Bienen schützen, die der Nachbar hält [50])? Oft ist auch die Frage untersucht worden: Ob ein von einem Wahnsinnigen, ohne Schuld der über ihn bestellten Aufseher — denn dafs diese den Schaden ersetzen müssen, wenn durch Mangel an Aufsicht der Wahnsinnige die Möglichkeit solchen anzurichten erhielt, ist schon längst unbestritten [51]) — verursachter Schade aus dem Vermögen des Wahnsinnigen ersetzt werden müsse und ob derselbe durch die actio de pauperie utilis oder durch die actio legis Aquiline einzuklagen sei? Noch neuerlich wurde mit vielem Scharfsinne die actio de pauperie utilis für diesen Fall vertheidigt [52]); auch mögen wir uns mit denen nicht vereinigen, welche den durch einen Wahnsinnigen angerichteten Schaden blos für ein damnum fatale (s. o. S. 152), für einen von Niemandem zu ersetzenden Zufall (casus) ansehen [53]). Uns ist die von Schöman [54]) aufgeworfene Frage: „ob dann der Furiosus nicht wegen einer Pauperies seines Pferdes mit der actio de pauperie belegt werden kann? dafür ist er ja doch auch keiner Imputation unterworfen — warum sollte er denn nicht für sich selbst haften?“ zu einleuchtend, als daß wir nicht mit denen stimmen sollten, die den in dem vorliegenden Falle angerichteten Schaden aus dem Vermögen des Wahnsinnigen verlangen, ohne auf den Namen der Klage großen Werth [55]) zu legen. Die gewöhnliche Ausbilfe mit einer actio in factum wird auch hier stattfinden. In der Regel wird jedoch bei der Verbindlichkeit zum Schadenersatze

6) die Möglichkeit der Zurechnung [56]) vorausgesetzt. Der Schade, den ein Mensch in dieser Beziehung anrichtet, wurde entweder in gesetzwidriger Absicht von ihm verursacht — *damnum dolosum*, oder es ist ihm dabei blos eine Schuld ohne dolus, also blos culpa beizumessen — *damnum culposum*. In den Gesetzen wird von dem diesfallsigen Schadenersatze der Ausdruck gebraucht dolum, culpam praestare, de dolo, de culpa teneri. Namentlich sind es Vergehungen, welche hierzu die Veranlassung geben. Jedoch gibt es auch ganz andere Verhältnisse, in denen dies eintritt; oft z. B. schon wegen eines übeln Rathes [57]); ebenso wenn ein Feldmesser aus dolus oder culpa lata (s. w. u.) falsch gemessen hat und ein anderes Rechtsmittel als die actio in factum gegen den Feldmesser zur Entschädigung für den Beschädigten nicht vorhanden ist [58]). In Hinsicht auf Vergehungen handelt es sich um die durch dolus entstehende Ersatzverbindlichkeit (siehe den Art. Dolus I. Sect. 26. Bd. S. 347 fg. und 350 fg.). Man nimmt in den Gesetzen an, daß in der Regel nur wegen dolus, welchem jedoch lata culpa, culpa latior, c. dolo proxima (s. w. u.), gleichgesetzt wird, Schadenersatz gefodert werden könne. Da jedoch die culpa levis in concreto oft wiederum ebenso wie die culpa lata beurtheilt wird, so führt auch sie häufig zur Schadenersatz-Verbindlichkeit. Was aber auf keinen dieser Grundsätze sich zurückführen läßt — wenn in den Gesetzen blos dolus genannt ist, wird culpa lata immer mit darunter verstanden — das kann auch mit keiner der für den dolus bestimmten Klagen eingeklagt werden. Der Dolus muß in jedem Vertrage, sogar im Schenkungsvertrage, wenn z. B. der Schenkgeber eine schädliche Sache schenkte, prästirt werden, und das pactum ne dolus praestetur ist gesetzlich verboten [59]), wenn von zukünftig zuzufügendem dolus die Rede ist [60]). Über bereits begangenen kann man sich vergleichen. Übrigens zieht insonderheit jedes Vergehen die Verbindlichkeit zum Schadenersatze (quanti ea res est, de veritate) nach sich [61]). Bei Raub und Diebstahl steht nach römischem Rechte die actio furti jedem, der einen positiven Schaden dadurch erlitten und ein Interesse dabei hat, als Pönalklage, gegen den Thäter, ge-

48) Göschen a. a. O. §. 664. Glück a. a. O. §. 692. S. 271 fg. 49) *Diedemann* l. c. obs. II. p. 12 sq. 50) Diese zwei Punkte sind besonders hervorgehoben in der, überhaupt die ganze Materie beleuchtenden, Abhandlung von Gesterding, Rechtsverhältnisse in Beziehung auf fremde Thiere, in der Löhr-Marezoll-v. Wening-Ingenheim'schen Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 4. Bd. 2. Heft. Nr. XI. S. 261 fg. 51) fr. 14. D. de officio Praesid. (I. 18.) *Struk*, Usus modernus pandectarum, Lib. IX. tit. 1. §. 1 et 2. 52) Schöman a. a. O. S. 202 fg. 53) Glück a. a. O. 1. Th. §. 7 und 8. S. 68 und 10. Th. §. 695. S. 294 fg. Thibaut, Versuche über einzelne Theile des Rechtes. 2. Bd. 8. Abh. S. 210. 54) a. a. O. S. 203.

55) *Diedemann* l. c. obs. 1. p. 1 sq. 56) Göschen a. a. O. §. 386. S. 53. 57) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 16—18. 58) Glück a. a. O. 11. Th. §. 764. S. 379 fg. 59) fr. 27. §. 3. D. de pactis (II, 14). fr. 17. D. commodati v. contra (XIII, 6). fr. 1. §. 7. D. depositi vel contra (XVI, 3). fr. 5. §. 1. D. de pactibus dotalibus (XXIII, 4). fr. 23. D. ed. reg. jur. (L. 17.) 60) Gegen diese Beschränkung s. *Leyser* in medit. ad π. Vol. VII. spec. 416. med. 1 et 2, bündig widerlegt von Glück a. a. O. 4. Th. §. 320. Not. 97. 61) Kleinschrod, Abhandlungen aus dem peinlichen Rechte. 3. Bd. (Erlangen 1806.) 14. und 15. Abh. S. 517.

Digitized by Google

gen Mehre in solidum, bezüglich auf das Vierfache und Doppelte des Interesses (s. w. u.) zu. Wird das Verbrechen von mehren gemeinschaftlich begangen, so ist die Verbindlichkeit zum Schadenersatze solidarisch (s. d. Art. Solidarische Verbindlichkeit), ohne daß, nach römischem Rechte, die Zahlung des Einen den Andern befreit. Der teutsche Gerichtsbrauch nimmt nur einfachen Schadenersatz an, allein wenn nur Einer den eigentlichen Schaden verursachte, er aber nicht auszumitteln ist, so kann sich der Beschädigte an jeden der Andern nach seiner Wahl halten. Nach den römischen Gesetzen hat auch der bei einem Auflaufe von wenigstens zehn Menschen (delictum in turba commissum) dolo malo Beschädigte eine Klage innerhalb Jahresfrist auf das Doppelte, nachher das Einfache des Werthes der beschädigten Sache. Aus Verbrechen und Vergehen entspringt, gegründet auf den dolus, gegen den Thäter, aber nicht, wenn sie keinen Vermögensschaden zum Gegenstand hat oder die Erben durch das Delict nicht reicher geworden sind, gegen die Erben, eine actio poenalis auf Strafe oder wenigstens mehr als Schadenersatz, in diesem letzten Falle als actio poenalis mixta angesehen. In allen übrigen Fällen ist die Klage eine actio rei persecutoria, unbedingt auf beiderseits Erben übergehend. Im Übrigen ist es Pflicht des peinlichen Gerichts, auch ohne eine solche Klage das Interesse des Beschädigten in jedem peinlichen Processe möglichst zu berücksichtigen [62]), sowie denn auch unter gewissen Umständen ein Criminalurtheil für den, im besondern Processe handelnden, Civilkläger zur Begründung seiner Anträge auf Schadenersatz hinreicht [63]).

Unerwähnt kann hierbei die singuläre Verordnung einiger Gesetze darüber nicht bleiben, daß die Gemeinden für Entschädigung der in Folge von Tumulten aus ihrer Mitte, Beschädigten haften müssen. Schon in der ältesten germanischen Institution der Gesammtbürgschaft [64]) findet diese Einrichtung ihren Grund, die sich jedoch in der Hauptsache nur in Frankreich und England erhalten hat. Gedachte Verantwortlichkeit wurde, als auf einer frühern allgemeinen Ansicht beruhend, schon durch das Gesetz vom 23—26. Febr. 1790 in Frankreich gesetzlich ausgesprochen und durch das Gesetz vom 10. Vendemiaire des Jahres IV. der Republik (2. Oct. 1795), auf Veranlassung eines im Jahre vorher bei einer Mehlvertheilung in Paris entstandenen Aufruhrs, umständlich erörtert und definirt. Es geht dasselbe von dem Grundsatz aus: „Sämmtliche in einer Gemeinde wohnende Bürger sind civiliter verantwortlich für alle in dem Bezirk dieser Gemeinde gegen die Personen oder das Eigenthum verübten Frevelthaten (attentats)." Dies ist noch weiter ausgedehnt im ersten Artikel des vierten Titels auf Schäden, welche „durch Zusammenrottungen, oder bewaffnete oder unbewaffnete Versammlungen gegen Personen oder Eigenthum der Nation oder Privaten" zu Schulden gebracht werden. Nach dem 5. Titel. Art. 6 muß die Schadloshaltung (dommages-intérêts) „wenigstens dem vollen Werthe der geplünderten und weggenommenen Gegenstände gleichkommen." Obgleich dieses Gesetz während der Restauration öfter als ein Ausfluß der Revolutionszeit, der durch die charte von 1814 aufgehoben sei, angesprochen wurde; so hat doch der Cassationshof immerfort darauf erkannt. – Wenn hiernächst schon die Schäden der Julirevolution von 1830, als zum Gemeinwohl der ganzen Nation gerichtend (cause national), angesehen und daher vom Staate getragen, auch die dem Erzbischofe von Paris im J. 1831 durch Zerstörung seines Mobiliares zugefügten Beschädigungen, in Ermangelung gerichtlicher Verhandlungen darüber, nicht von der betroffenen Commun vergütet worden sind; so wurde doch die Stadt Paris in die Entschädigung wegen der Tumulte vom April und Juni 1832 verurtheilt, und diesem Beispiele sind der lütticher Gerichtshof und das belgische Cassationsgericht in dem diesfallsigen Processe der Stadt Verviers im J. 1834 [65]) gefolgt. Dagegen ist dies Gesetz in den preußischen Rheinprovinzen durch Cabinetsordre vom 7. Dec. 1824 [66]) suspendirt worden. Auch in England muß die Gesammtheit der Einwohner eines Gemeindebezirkes (hundred) oder eines dem hundred ähnlichen Bezirkes für alle innerhalb desselben durch Zusammenrottungen verursachte Schäden haften und den Beschädigten volle Schadloshaltung gewähren, wenn diese innerhalb dreier Monate klagen und innerhalb sieben Tage nach dem begangenen Verbrechen dem Friedensrichter die bekannten Thäter anzeigen, auch ihre Angabe beschwören [67]). Beläuft sich der Schade nicht auf 30 Pf. St., so muß der Beschädigte innerhalb sieben Tagen bei dem Oberconstable des hundred klagen und eine Anzeige darüber an der Kirchenthüre der treffenden Pfarrei anschlagen, worauf in einer petty-session über diese Angelegenheit erkannt wird [68]). Auch in Teutschland fand diese in der That nur politische, nicht rechtliche Maßregel ihre Vertheidiger und ward namentlich auf dem sächsischen Landtage von 1833 beantragt [69]) und discutirt. Sie erhielt jedoch sowol dort als unter den teutschen Schriftstellern [70]) bedeutende Gegner, theils wegen der Lockerheit der jetzigen Ge-

62) Über diesen letzten Punkt vergl. v. Berg a. a. O. S. 291; über das dammum doloum überhaupt und das damnum ex delicto insonderheit s. Glück a. a. O. 4. Th. §. 319. 320. S. 316 fg. 20. Th. §. 1107. S. 43 fg. Mackeldey a. a. O. §. 342 und 343. Schweppe a. a. O. §. 540. 541. v. Weising-Ingenheim a. a. O. §. 340 (328. 331). Göschen a. a. O. §. 389 fg. 63) Archiv für d. Civil- und Criminalrecht der k. preuß. Rheinprovinzen. 9. Bd. (Cöln 1827.) 1. Abth. S. 41. 64) Eichhorn a. a. O. 1. Th. §. 18. 48.

65) Leipziger Zeitung v. J. 1834. Nr. 270. S. 2935. 66) Königl. Preuß. Ges.-Samml. v. 1824. S. 222. 67) Statut von Winchester 13. Eduard I., dann Stat. 8. Georg II. c. 16. St. und 8. Georg IV. c. 12. 68) Wer sich in dieser Darstellung der Tumultentschädigungen vorzüglich dem Aufsatze vom Advocat Fölix zu Paris in Mittermaier und Zacharia, Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. 7. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 26 fg. gefolgt. 69) Von dem Verf. nachstehender Schrift, welche die Geschichte dieser Discussionen beim Landtage enthält: Wiesand, Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit ꝛc., insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? (Leipz. 1835.) 70) Vergl. die Anzeige über vorstehende Schrift in Gersdorf, Repertorium der gesammten teutschen Literatur für das J. 1835. 5. Bd. 8. Heft. Nr. 2457. S. 642, und einen Aufsatz in der Zeitschrift „das Vaterland" 1835. Nr. 57. S. 225.

Digitized by Google

meindeverbände, welche dergleichen Vorgänge gar nicht zu hindern im Stande sein und daher für Etwas bestraft werden würden, zu dessen Vermeidung ihnen die Mittel nicht zustehen, theils weil in Fällen großer Revolutionen, wo das Gesetz grade am nöthigsten wäre, es so wenig wie in der Julirevolution zu executiren sein würde.

Dem dolus ist die *culpa*[71]) im engern Sinne entgegengesetzt (s. d. Art. Culpa 1. Sect. 20. Th. S. 334), sodaß man darunter ein unwissentliches Verschulden (negligentia, desidia, imperitia, ignorantia) versteht [72]). Sie schließt allen auf die schädliche Wirkung einer positiven oder negativen Handlung gerichteten Willen aus; sie entspringt blos aus Nachläßigkeit, Mangel an Nachdenken über die Folgen einer Begehung oder Unterlassung und aus dem daher entstandenen Irrthume [73]). Sie hat ihren Grund in der gesetzlichen Foderung, daß jeder Staatsbürger die gehörige Vorsicht beobachte, um Niemanden zu beschädigen, setzt also eine solche Handlung des Beschädigenden voraus, deren schädliche Folgen er, als mindestens möglich, voraussehen konnte. Nur von dieser Art der culpa ist hier die Rede. Denn ein ohne Verschulden zugefügter Schade ist in der Regel nicht zu ersetzen [74]) (s. o. S. 154) und im Zweifel wird bei einem Schaden, daß er ohne Verschulden entstanden sei, vermuthet [75]). Bei der praestatio culpae ist zu unterscheiden, ob die Schuld bei einem Contracte, auch bei einer obligatio quasi ex contractu, oder ob sie außerhalb eines solchen Verhältnisses gewirkt wurde [76]). Es haftet derjenige, welcher mit einem Dritten nicht in einem obligatorischen Verhältnisse rücksichtlich der Sache steht, die er durch eine Unterlassung beschädigte, nicht für den Schaden, wol aber, wenn er den letztern, wol wissend, daß die Sache einem Dritten gehöre, durch eine positive Handlung erzeugte. Wußte er dies im letztgedachten Falle nicht, sondern hielt die Sache bona fide für die seinige; dann haftet er, jedoch nur von Zeit der Einlassung auf die Klage an, für jedes damnum culposum, die culpa besteht in positiver oder negativer Thätigkeit. Wer Jemandem in der Noth einen Dienst leistete, dabei aber einen oder den andern Schaden nicht verhütete, haftet für diesen nicht verhüteten Schaden nicht, wenn er nicht Andere, die mehr geleistet haben würden, von der Dienstleistung abhielt [77]). Anders gestaltet sich die Sache bei einem obligatorischen Verhältnisse, gehe es aus einem Contracte oder quasi ex contractu hervor. Dies Erstere besteht in einer persönlichen Verpflichtung, deren Entstehungsgrund durch Contract in der positiven Verbindlichkeit der Contrahenten liegt, bei der betreffenden Angelegenheit mit Vorsicht zu verfahren. Gedachte Verpflichtung, Schaden auf jede mögliche Art zu verhüten — *diligentia* mit ihrer Unterart der *diligentia custodiendae rei*, *custodia*, welche auch für die heimliche Entwendung der zu bewahrenden Sache einstehen muß [78]) (vergl. den angez. Art. Culpa), findet statt, sobald sie unter den Contrahenten verabredet ist und die Verabredung nicht gegen gesetzliche Vorschriften verstößt. Außerdem aber treten die, nach den verschiedenen Rechtsverhältnissen höchst verschiedenen, gesetzlichen Bestimmungen ein. Denn hier ist der doppelte Fall möglich, daß das obligatorische Verhältniß zunächst auf den Schadenersatz geht, oder daß das obligatorische Verhältniß die Verpflichtung dazu, also die Verpflichtung zur Diligenz, nur secundär mit sich führt. Der Grad der Verschuldung ist dabei nicht gleich und fällt theils unter die Grundsätze des Aquilischen Gesetzes, theils außerhalb derselben. Nur das ist zu bemerken, daß, wenn in den Gesetzen gesagt wird, daß dolus und culpa oder nur dolus, nicht aber culpa, zu prästiren sei, dieser letztere Ausdruck blos von der culpa levis zu verstehen ist. Stets aber steht die Regel fest, daß der zur diligentia Verbundene auch in dem Falle zunächst für die Sachen des Dritten sorgen muß, wenn er selbst außer Stand ist, seine eigenen Sachen gegen Beschädigung zu schützen [79]). Hierher gehören nun vorerst solche Geschäfte, wo die Gesetze blos die praestatio culpae levis voraussetzen. Die Entschädigung wird, wenn der Schade unter die Kategorien der lex Aquilia fällt, auch durch die Aquilische Klage eingeklagt. Bei außeraquilischer Verschuldung wird nur culpa levis in concreto (vergl. d. Art. Culpa) prästirt. Dies ist aber bei andern Geschäften nicht der Fall, wo die Gesetze die praestatio culpae levis in concreto, der dili-

71) Rücksichtlich der in der Note *) zu dem Art. Culpa angegebenen Schriften bemerken wir noch, daß zuerst Schöman und Löhr im J. 1806 der Theorie der culpa eine größere Aufmerksamkeit widmeten. Schöman gab seine Theorie der culpa als ersten Theil seiner oben (Note 21. S. 151) angeführten Lehre vom Schadenersatz, und nahm sie zugleich, wie gebacht, in sein Handbuch auf. Späterhin im 2. Bande seines Handbuches S. 358 berichtigte er eine seiner frühern Aeußerungen und gab noch in demselben Jahre und Verlage eine „Prüfung der Theorie der Culpa des Herrn Cajd v. Löhr" heraus, welche auch diese seinem Handbuche ein, und zwar dem 2. Bande unter Nr. 10. S. 227. Im J. 1813 trat nun Gensler mit einer Dissertatio pro loco, excercitationes juris civilis ad doctrinam de culpa, zu Jena auf. Als aber Hasse in seiner hochberühmten Theorie der culpa (zuletzt herausgegeben von Bethmann-Hollweg [Bonn 1838]) mehre Ansichten Gensler's bestritten hatte, so erschien der „Beitrag zu der Lehre von der Diligenz und Culpa, eine Nebenschrift des Archivs für die civilistische Praxis" von Gensler (Heidelberg 1827), ein nur aus einer Periode und 17 Noten auf 47 Seiten bestehendes, höchst animoses Schriftchen, dessen Zurückhaltung zur Ehre des sonst wackern Gensler zu wünschen gewesen wäre. Die Hasse'sche Theorie ist als die noch jetzt bestehende anzusehen. 72) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 6. S. 14: Was ein Verschulden sei, was es in sich begreife und wenn man sagen könne, daß ein Schade aus böser Absicht, wenn, daß er aus Versehen zugefügt worden sei? 73) Glück a. a. O. 4. Th. §. 321. S. 320 fg. 74) Unter dieser Rubrik mit der beigefügten Frage: Wenn man sagen könne, daß ein Schade ohne Verschulden zugefügt worden sei? s. die Abhandlung bei Scheidlein a. a. O. §. 7. S. 15. Oft treten hierbei sehr schwierige Fragen ein. Man vergl. die Entschädigungsklage wegen behaupteter Ansteckung mit einer venerischen Krankheit zwischen zwei männlichen Personen durch das Tragen von Kleidern, bei Hohnhorst in den Note 21. S. 160 angezogenen Jahrbüchern S. 60. 75) Auch unter dieser Rubrik mit dem Zusatze: Was hat also derjenige, der den Ersatz eines Schadens einklagt, zu beweisen? s. ebendas. §. 8. S. 18.

76) Glück a. a. O. §. 324 a. S. 342. 77) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 42 und 43. S. 83 und 84. 78) Mackeldey a. a. O. §. 342 a. E. 79) s. §. 4. D. Commodati vel contra (XIII, 6).

Digitized by Google

gentia *eaᵗ' ἐξοχήν*, der diligentia patrisfamilias verlangen [80]). Ist wegen des Grades der Schuld, welcher, in Bezug auf eine obligatio ex contractu oder quasi ex contractu, prästirt werden muß, im Contracte nicht eine, durch die Gesetze nicht untersagte Bestimmung getroffen; so sind bei einem Vertrage, dessen Gegenstand in der Leistung einer Sache besteht und von dem beide Theile Vortheile haben, auch beide Theile die culpa levis zu gewähren verbunden, bei einigen Contracten culpa levis in abstracto, bei andern in concreto. Hat hingegen nur der, welcher die Sache gegeben hat, den Vortheil vom Contracte, so trägt der Empfänger die culpa lata, der Geber aber haftet für die geringste Nachlässigkeit. Wenn jedoch der Empfänger den Vortheil davon hat, ihm die Sache zu einem von seiner Willkür abhängigen Gebrauche gegeben wurde und daran noch vor der Zurückforderung ein Schade geschah; so prästirt der Empfänger nur dolus und culpa, nach der Zurückforderung hingegen und bei Verzögerung derselben jede Art von Schuld, ja sogar das damnum fatale. Erhielt er die Sache nur zu einem bestimmten Gebrauche, so haftet er für das geringste, der, welcher die Sache gab, nur für das gröbste Versehen. Die oft bestrittene Frage: Kann Jemand für Vortheile, die er dem Andern factisch zukommen läßt, ohne dazu rechtlich verbunden zu sein, oder ein Versprechen der Vergütung für sich zu haben, Entschädigung fodern [81])? hängt eben von diesen factischen Umständen ab und möchte im Allgemeinen und abstract schwerlich zu beantworten sein. Ist der Gegenstand des Vertrages die Leistung einer gewissen Handlung, so muß der, welcher sich dem Geschäft ohne Auftrag unterzog, die höchste Diligenz gewähren. Wurde aber ihm das Geschäft aufgetragen, und zwar ein solches, das seiner Natur nach besondere Kenntnisse oder Sorgfalt erfodert, so muß auch für das geringste Versehen ebenso, wie wenn sich Jemand zu einem nur gewöhnliche Kenntnisse erfodernden Geschäfte gedrängt hat, Entschädigung geleistet werden. Bei übernahme eines so gewöhnlichen Geschäftes aber, ohne daß sich der dasselbe Besorgende dazu freiwillig erboten hat, muß dieser, wenn ein Lohn dafür bedungen ist, oder wenn keiner bedungen ist, die Person aber, welche sich der Handlung unterzieht, sich derselben nicht entziehen konnte, blos die culpa levis, übernahm er sie ohne eine Verbindlichkeit dazu, auch das geringste Versehen prästiren [82]).

Nicht blos in der Verringerung des Werthes einer Sache oder deren gänzlicher Vernichtung besteht der Schade, der durch Beschädigung erwirkt wird, sondern es werden dadurch oft noch andere nachtheilige Folgen hervorgebracht, deren Ersatz dem Beschädigten werden muß, wenn er nicht bei bloßem Ersatze des Werthes (*pretium, aestimatio rei, quanti ea res est*) [83]) immer noch Schaden haben soll. Dieses Überschießende über den bloßen Werth der betroffenen Sache, welches auch berücksichtigt werden muß, wenn Jemandem ein erlittener Schade ersetzt werden soll, mit Einschluß des wahren Werthes, heißt das *id quod interest, quanti interest* (scilicet hoc vel illud non factum esse), das Interesse, dasjenige, was Jemandem an einer Sache liegt. Indem wir im Übrigen rücksichtlich dieses Punktes auf den Artikel Interesse verweisen, bemerken wir hier nur Folgendes. Das Interesse ist unterschieden von der bloßen Schätzung des Werthes dadurch, daß diese nur das pretium commune, Jenes auch das pretium ex utilitate singulorum, also auch das pretium affectionis vor Augen hat. Denn es können bei allen Arten der Sachen besondere Affectionen stattfinden, wenn man nämlich nicht die Gattung nur, sondern eine besondere species zu fodern hat. Das Interesse berücksichtigt ferner nicht blos das damnum positivum, sondern auch das damnum negativum, das lucrum cessans (s. o. S. 151). Es begreift Beides, obgleich es öfters nur das bezeichnet, was Jemand außer dem wahren Werthe der beschädigten Sache fodern kann. Indessen kommt zuweilen in den Gesetzen der Ausdruck id quod interest auch als gleichbedeutend mit quanti ea res est vor. Da bei Geldzahlungen sich oft am schwersten ermitteln läßt, was für Nachtheile aus verzögerter Zahlung entstehen, so ist dafür, ohne daß es des weitern Erweises des Interesses bedarf, gesetzlich bestimmt, daß Verzugszinsen gezahlt werden müssen, wenn nur der Verzug bewiesen ist. Dadurch wird jedoch dem Gläubiger das Recht nicht genommen, ein Mehres zu fodern, wenn er beweist, daß sein Interesse größer als die Verzugszinsen ist [84]). Das directe Interesse (s. o. S. 153) kann man, wenn man Schadenersatz überhaupt zu fodern berechtigt ist, stets fodern, zur Prästation des indirecten ist nur der verpflichtet, welcher aus einem Vergehen oder bei Contracten und in andern rechtlichen Verhältnissen wegen dolus Schadenersatz leisten muß. In der Regel ist auch blos das gemeine, nicht das besondere Interesse (ausgenommen beim juramentum in litem, s. w. u.) zu gewähren. Überhaupt findet die Verbindlichkeit zur Leistung des Interesses statt, wenn Jemand dolose oder durch eine zu vertretende Schuld, oder durch Verzug, oder durch Ungehorsam seine Verbindlichkeit nicht erfüllt hat, wiewol bei einem mäßigen Versehen das indirecte Interesse nicht gewährt zu werden pflegt [85]).

Wer überhaupt das Interesse zu leisten hat, gewährt nur das damnum ex re, nicht das extra rem datum, und zwar, wie ein ausdrückliches Justinianisches Gesetz [86])

80) Über alles dies vergl. Mackeldey a. a. O. §. 342. 343. Göschen a. a. O. §. 389 fg. 81) Kori und Langenn in dem Rot. 21. S. 160 anaz. Werke. 1. Abth. 82) So die Theorie Glück's a. a. O. 4. Th. §. 324 b. S. 346 fg., welcher wir beistimmen. 83) Daß sich Schadenansprüche nicht realisiren lassen, wenn sich nicht ermitteln läßt, quanti ea res sit, darüber s. Schlüter und Wallis, Juristische Zeitung. 3. Jahrg (Küneburg 1828.) 2. Heft. 7. Abh.

84) Vergl. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 98. S. 189. 85) Über die ganze Materie vom Interesse s. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 195 (14). Schweppe a. a. O. §. 201. Mackeldey a. a. O. §. 339. *Mühlenbruch* l. c. §. 360. 363. 364. Thibaut a. a. O. §. 185. 186. Göschen a. a. O. §. 395. 396. Glück a. a. O. 4. Th. §. 333. S. 446 fg. 86) c. un. C. de sententiis, quae pro eo, quod interest, proferuntur (VII, 47).

Digitized by Google

sagt, das freilich dunkel und daher vielfacher Deutung ausgesetzt ist [87]), in allen Fällen, wo der Verletzte ein bestimmtes Object (casus certi), nicht einen Gegenstand von unbestimmtem Werthe und nicht außerhalb der Obligation bei der Aquilischen Klage zu fodern hat, nicht über den doppelten gemeinen Werth desselben. Für indirecten, oder durch zufälllige, nicht durch ungerechte freie Handlungen entsprungenden Schaden hat Niemand zu stehen, wogegen das damnum mixtum dem directen rechtlich gleichgeachtet wird. Dolus und culpa lata producirten die Verbindlichkeit zu Leistung des besondern, eine geringere Schuld zu Leistung des gemeinen Interesses. Für den durch einen Dritten verursachten Schaden haftet Niemand, als der, welcher die Pflicht und Möglichkeit, den Dritten abzuhalten, hatte, oder ihn zu der Beschädigung reizte. Der geringste Grad des zu leistenden Schadenersatzes ist, wenn dem Beschädiger durch Gesetze oder Vertrag nur soviel zu ersetzen zur Pflicht gemacht ist, um wie viel er sich durch die beschädigende Handlung bereichert hat. Zunächst ist daher diesen folgt die Verpflichtung zu Gewährung des wahren Werthes der Sache; die höchste Entschädigung ist die Ersetzung des gesammten Interesses in den eben (S. 157) angegebenen Fällen des dolus u. s. w. Doch kann in einigen derselben sich durch die noxae datio (s. den Art. Noxa) von der Gewährung des Interesses befreit werden; in andern kann durch Vertrag oder Gesetz, statt des id quod interest, eine bestimmte Prästation vorgeschrieben sein. Die Hauptgrundsätze, wovon bei Gewährung des Interesses ausgegangen wird, sind: Niemand soll sich mit dem Schaden des Andern bereichern [88]); wer die Gelegenheit zur Beschädigung gegeben hat, wird so angesehen, als habe er den Schaden selbst verursacht [89]); der Schade, den Jemand durch seine eigene Schuld hat, wird ihm von Niemandem vergütet [90]). Diesen letzten Fall anlangend, ist jedoch die Entscheidung dann sehr schwierig, wenn der Schade durch Schuld sowol von Seiten des Beschädigers, als des Beschädigten entstanden — ein Fall, der nur in concreto und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu beurtheilen ist [91]); keineswegs kann aber die Regel allgemein angenommen werden, daß, wenn Andere dabei mitwirkten, dies keinen Einfluß auf die Anwendung des erwähnten allgemeinen Princips habe. Niemals kann eigene Nachlässigkeit die Folgen absichtlicher Beschädigung von Seiten des Dritten aufheben [92]); auch hört dadurch, daß der Beschädiger dem Beschädigten auf eine andere Art Vortheile verschafft, des Erstern Ersatzverbindlichkeit nicht auf [93]). Endlich gilt der Grundsatz: Wer sich seines Rechtes bedient, thut Niemandem Unrecht [94]), hat also auch deßhalb keinen Schaden zu ersetzen [95]). Nicht ersetzt wird auch aller unehrbare, aller nicht sichere Gewinn, alles lucrum extra rem; daher soll nicht ersetzt werden, was der Käufer an der nicht gelieferten Waare durch Wiederverkauf verdient, der Kaufmann mit dem nicht gezahlten Gelde im Handel noch über den Betrag der Zinsen gewonnen hat, außer wo Ort oder Zeit der Erfüllung genau bestimmt war. Keine Entschädigung findet statt ferner rücksichtlich jedes außerordentlichen Vorzugs der beschädigten Sache, der erst nach Begründung der Schadenersatz-Verbindlichkeit entdeckt wurde, jeder Verlust an Gegenständen, die dem Beschädigten ohnehin verloren, und an solchen, welche widerrechtlich hingestellt oder hingelegt waren, jeder Verlust, bei welchem der Beschädigte nicht vorwurfsfrei ist [96]).

Diese allgemeinen Regeln werden in folgenden Beispielen ihre Bestätigung finden. Ein Hauptfall der Art, wo der Schadenersatz der unmittelbare und erste Zweck des Contracts ist [97]), tritt bei dem Assecuranzgeschäft, namentlich bei der Seeassecuranz, ein. Der Assecurateur haftet hier für allen Schaden, der durch den schädlichen Einfluß entsteht, gegen welchen er assecurirt, also der Seeassecurateur gegen den durch äußern Unfall, Strandung, Sturm, Uebersegelung, Untergang des Schiffes, mittels Feuers u. s. w., der Feuerschadensassecurateur für die mittels des Feuers und dessen Löschung, Beide nicht für die durch den innern Verderb von Waaren, dem sie ihrer Natur nach unterworfen sind, entstehenden Schäden [98]). Grade bei den Schäden durch Seesturm tritt, wenn von der Assecuranz nicht die Rede ist, eine unmittelbar durch das Gesetz festgestellte Entschädigung ein. Die *lex Rhodia de jactu* [99]) verordnet, daß, wenn bei einem Sturme, um das Schiff zu erleichtern, Effecten ausgeworfen werden müssen, derjenige, dessen Effecten von diesem Seewurfe betroffen werden, von den Übrigen, die für ihre Effecten dadurch Rettung finden, verhältnißmäßig zu entschädigen ist. Fälle, wo der Schadenersatz nur secundair den Gegenstand der Obligation ausmacht, treffen wir bei-

87) Schweppe a. a. O. §. 203. S. 469. Böschen a. a. O. §. 398. S. 89 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 367. Rüling, Entscheidungen des kurhandver'schen Oberappellationsgerichts in Celle (Celle 1805). Nr. 49. 88) fr. 206. D. d. div. reg. jur. (L. 17): Jure naturae aequum est, neminem cum alterius detrimento et injuria fieri locupletiorem. Vergl. Seil, Versuche im Gebiete des Civilrechts. 1. Th. (Giessen 1833.) Nr. 1. S. 1 fg.: über den Grundsatz des römischen Rechts, daß Niemand mit oder aus dem Schaden eines Andern sich bereichern dürfe. 89) fr. 30. §. 3. D. ad Leg. Aquil. (IX. 2): Qui occasionem praestat, damnum fecisse videtur. 90) fr. 203. D. d. div. reg. jur. (L. 17): Quod quis ex culpa sua damnum sentit, non intelligitur damnum sentire. Cf. *Zachariae*, Liber quaestionum (Wittenb. 1805). N. 28. 91) Scheitlein a. a. O. 4. Heft. §. 25. S. 48: Was ist Rechtens, wenn bei einer Beschädigung ein Verschulden von Seite des Beschädigers und des Beschädigten eintritt?

92) fr. 9. §. 4. fr. 31. i. f. D. ad leg. Aquil. (IX. 2.) fr. 45. §. 1. D. d. actionibus emti et vendit (XIX. 1). 93) fr. 23. §. 1. fr. 25 et 26. D. pro socio (XVII. 2). Die gelehrten Streitigkeiten rücksichtlich einer widersprechenden Stelle s. bei Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (15). Not. y. 94) fr. 155. §. 1. D. d. div. reg. jur. (L. 17.) 95) Thibaut a. a. O. §. 188. *Mühlenbruch* l. c. §. 363. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (15). Glück a. a. O. 4. Th. §. 319. 320. 324 a. S. 315 fg. 10. Th. §. 692. S. 273 fg. 21. Th. §. 1130. S. 47. 96) Über alles dies s. Schweppe a. a. O. §. 203. S. 468 fg. 97) Böschen a. a. O. §. 386. 98) Glück a. a. O. 21. Th. §. 1141. S. 204. über den Ort der Schadenberechnung bei Versicherungsgeschäften s. Günther, Rechtliche Bemerkungen. 1. Th. (Heimstedt 1802.) S. 62. 99) fr. 1. D. de lege Rhodia de jactu (XIV. 2). Vergl. Glück a. a. O. 14. Th. §. 883 fg.

Digitized by Google

nahe bei allen andern Contracten, und es concurrirt da die actio legis Aquiliae electiv mit der Contractsklage, wenn es sich um Schadenersatz handelt und der Schade unter eine Kategorie der lex Aquilia gehört [1]). So muß der Pfandgläubiger für seine culpa haften, wenn dadurch das Pfand zu Grunde geht oder beschädigt wird; doch kann er abziehen, was er an Hauptstamm, Zinsen und Kosten zu fodern hat [2]). Der Mandant muß seinen Mandatar wegen aller für Ersteren aufgewendeter Auslagen sammt Zinsen nicht nur, sondern auch wegen aller Schäden, die derselbe aus der Erfüllung seines Auftrages, wenn auch nur durch die geringste Schuld des Mandanten, erlitten hat, entschädigen, wogegen der Mandatar das geringste Versehen, als culpa, seinem Gewaltgeber zu prästiren und allen dadurch entstehenden Schaden zu ersetzen hat. Daher ist z. B. der gerichtliche Sachwalter zum Ersatz alles durch seine Schuld verursachten Schadens verbunden [3]). Auch bei der *Negotiorum gestio* tritt für den Geschäftsführer Verpflichtung zum Schadenersatz ein, nur ist es streitig, welche Art der Schuld der Negotiorum gestor zu prästiren habe. Einige verlangen den höchsten, Andere den gewöhnlichen Fleiß; das Erstere scheint die überwiegende Meinung [4]). Er muß daher auch den durch unterlassene Besorgung solcher Geschäfte, die mit dem Hauptgeschäfte conner sind, entstehenden Schaden vergüten [5]). Beim Depositum trägt, weil der Depositar keinen Vortheil von diesem Geschäfte, nur der Deponent solchen hat, Letzter alle Gefahr und muß das geringste Versehen prästiren, wenn dadurch der Depositar Schaden leidet, welcher Erstere nur für dolus haftet, es wäre denn, daß der Depositar sich selbst zur Deponirung angeboten hätte, in welchem Falle er auch die geringste Schuld prästirt [6]). Der Commodatar muß die geliehenen Sachen mit allem Gewinne, den der Kläger immittels davon hätte ziehen können, dem Commodanten ersetzen, also mit allen Früchten und Accessionen, wenn nicht beim Abschlusse des Contractes die Absicht war, daß der Commodatar die Früchte beziehen sollte. Der Commodant dagegen muß den Schaden erstatten, den der Commodatar von der mit dem Bewußtsein der Schädlichkeit ihm geliehenen Sache gehabt hat; dann allen außerordentlichen, unmäßigen, zur Erhaltung der Sache mit seiner Zustimmung gemachten Aufwand [7]). Unter den zweiseitigen Contracten erwähnen wir vor allen Dingen des Kaufes. Der Verkäufer hat, sobald der Kauf zu Stande gekommen ist, die Sache vor Beschädigungen zu behüten, und steht in dieser Hinsicht für culpa levis. Geht das Kaufobject durch seine Schuld zu Grunde, so haftet er auch für das geringste Versehen, und muß dem Käufer alles Interesse ersetzen, wenn durch seinen dolus oder culpa lata die Übergabe der verkauften Sache unmöglich wird; wogegen er überhaupt nur für dolus und culpa lata haftet, wenn der Käufer in mora accipiendi ist (s. d. Art. Mora). An diesem Falle hat der Käufer den Verkäufer für alle dadurch entstehenden Kosten und Schäden ebenso wol zu entschädigen, als wenn er sonst dolo oder culpa dem Käufer Schaden zufügt [8]). Vorzüglich aber kommt hierbei die Evictionsleistung oder Gewährleistung in Betracht, rücksichtlich deren wir auf den besondern diesfälligen Artikel verweisen. Beim Pacht- und Miethcontracte ist die Entschädigungsverbindlichkeit in der Maße gegenseitig, daß die Contrahenten verbunden sind, alle Schäden mit der möglichsten Diligenz von einander abzuwenden und daher alle diejenigen einander zu ersetzen, die durch diligentia oder custodia hätten vermieden werden können, wie vielmehr die, welche durch dolus oder culpa lata verursacht sind, sonach Alles, was nicht rein zufällig ist. Daher hat der Verpachter und Vermiether dem Abpachter und Abmiether durch die Ruinosität der verpachteten Sache entstehende Schäden zu gelten, wenn nicht Letzterer die Sache, wohlwissend, daß sie so sei, dennoch in diesem Zustand erpachtete. Dagegen hat dieser alle die Schäden zu erstatten, die wegen nicht gehöriger Aufsicht über die erpachteten oder vermietheten Sachen selbst durch Dritte verursacht werden [9]). Ihm gebührt aber, wenn der Contract selbst aus gesetzlichen Gründen früher, als bestimmt war, sich endete, Ersatz alles dadurch ihm zugezogenen Schadens, selbst mit Einschluß des entzogenen Gewinnes (lucrum cessans) [10]). Der Gesellschaftsvertrag verbindet die Gesellschafter zum Ersatz alles durch dolus und culpa levis in concreto et abstracto von ihnen verursachten, aber auch des von einem Gesellschafter in Geschäftsangelegenheiten erlittenen zufälligen Schadens. Bei diesem Vertrag ist übrigens besonders zu bemerken, daß man unter Schaden aus der Societät selbst nur das versteht, was, nach Abzug des Gewinnes, an der Einlage oder noch darüber verloren geht [11]). Daß ein nicht gehaltenes Eheversprechen ausreichenden Grund zur Foderung des Ersatzes alles des Schadens gibt, der durch solche rechtliche Handlungen des an der Nichterfüllung unschuldigen Theiles entsteht, welche dieser in der Voraussetzung der Erfüllung des Versprechs unternahm, liegt klar vor. Nur werden in vielen Ländern zur Gültigkeit des Eheversprechens gewisse Bedingungen erfodert, in deren Ermangelung auch ein Schadenersatz nicht stattfindet [12]). Aus andern als klar contractlichen

1) Glück a. a. O. 10. Th. §. 699. S. 316. 2) Derselbe 14. Th. §. 868. S. 85 fg. 3) Derselbe 5. Th. §. 402. S. 295. 14. Th. §. 954. S. 261. §. 956. S. 315. 4) Derselbe 5. Th. §. 422 n. S. 351. 5) Ebendaf. §. 422 b. S. 369. 6) Glück a. a. O. 4. Th. §. 324 b. S. 552. 15. Th. §. 941 und 942. 7) Derselbe a. a. O. 13. Th. §. 857. S. 461 und §. 859. S. 473.

8) Glück a. a. O. 16. Th. §. 984. S. 104 fg. §. 987. S. 147. 9) Derselbe a. a. O. 17. Th. §. 1050. S. 350. §. 1053. S. 392. §. 1059. S. 488. 10) Derselbe a. a. O. 18. Th. §. 1062. S. 31. 11) Derselbe a. a. O. 15. Th. §. 966. S. 404. §. 968. S. 438 und 440. Vergl. auch Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 44. S. 87. 12) So, nach dem preuß. Landrechte, 2. Th. 1. Tit. 2. Abschn. §. 82—92, gilt vor erfolgtem Aufgebote nur ein gerichtlich, oder vor Notar und Justizcommissair, auf dem Lande vor den Dorfgerichtspersonen, schriftlich aufgesetzter Eheversprech; nach königl. sächsischen Gesetzen (§. 58 des Gesetzes vom 28. Jan. 1835 im Ges.- und Verordn.-Bl. v. d. J. S. 85) nur, wenn er unter Zustimmung der Ältern und, leben diese nicht mehr, vor zwei Zeugen geschlossen ist (Curtius, Hand-

Digitized by Google

Verhältnissen ist hier zunächst der *ex recepto* haftenden, schon oben (S. 152) erwähnten Schiffer, Gastwirthe u. s. w. zu gedenken, welche für allen Schaden an den Effecten der von ihnen aufgenommenen Fremden haften müssen, wenn solcher nicht durch die eigene Schuld des Reisenden oder unvermeidlichen Zufall verursacht ist [14]). Merkwürdig sind die Verhältnisse, welche durch die Vormundschaft hervorgebracht werden. Schon wegen verzögerter Antretung der Vormundschaft, namentlich wegen vorgebrachter unhaltbarer Entschuldigungsursachen ist der Vormund zum Schadenersatze dem Pupillen verantwortlich, und zwar so, als ob er schon die Vormundschaft angetreten hätte, die er wie ein diligens paterfamilias verwalten und daher nicht nur dolus, sondern auch culpa lata und levis und das daraus entstehende lucrum cessans prästiren muß. Haben die Ehrenvormünder oder die Obervormundschaft [15]) es an der nöthigen Aufsicht über den administrirenden Vormund fehlen lassen, so sind sie gleichfalls zur Entschädigung des Pupillen, jedoch nur subsidiarisch, verbunden. Für den Schaden, den ein zurechnungsfähiger Pupill durch Verbrechen anrichtet, haftet er selbst [16]), sowie er auch dem Vormund allen Schaden, den dieser von der Vormundschaft hat, ersetzen muß. Noch schwieriger als bei diesem öffentlichen Amte sind die Verhältnisse rücksichtlich der Entschädigungsverbindlichkeit bei den Staats- und Communalbeamten. Sie selbst haben ihrerseits das Recht auf Schutz und Vertretung von Seiten des Staates in Beziehung auf ihre Amtswirksamkeit und ihren Nahrungsstand, und daher muß sie der Staat entschädigen, wenn sie ohne ihre Schuld durch Verwaltung ihres Amtes Schaden erleiden; er muß sie entschädigen, wenn sie ihres Amtes von der Regierung ohne einen in den Gesetzen gebilligten Grund und nicht auf dem rechtlichen Wege ent- oder auch nur versetzt werden (s. o. S. 150) [18]). Was dagegen die von den Staatsbeamten angerichteten Schäden selbst anlangt, so muß der Staat jedenfalls alle diejenigen Schäden, unter Vorbehalt seines Regresses gegen die Beamten, ersetzen, welche durch eine den Beamten gewährte rechtswidrige Befugniß oder dadurch entstanden sind, daß er ihnen eine Gewalt eingeräumt hat, die ihnen die Möglichkeit zu gewissen rechtswidrigen Handlungen gab [17]). Das Regreßrecht des Staates geht aber freilich nur gegen solche Beamte, die mit den gehörigen Kenntnissen angestellt wurden; denn z. B. gegen ungelehrte Gerichtsbesitzer findet, wenn sie sich nicht grobe Excesse haben zu Schulden kommen lassen, die auch jedem nicht juristisch Gebildeten einleuchten, keine Entschädigungsklage wegen Justizamtsfehlern statt [19]). Sehr schwierig ist überhaupt die Frage, inwieweit der Richter für seine Urtheilssprüche und sonstigen Amtsgeschäfte zum Schadenersatze verbunden ist [20])? Allein wenn auch einerseits jeder Staatsbürger, der durch ein Vergehen oder Verbrechen leidet, berechtigt ist, seine Entschädigung zunächst von demjenigen zu fodern, der die Gesetzwidrigkeit begangen hat; wenn andererseits jede Unterbehörde die auf geordnete Weise ihr zugehenden Befehle ihrer Oberbehörde ohne Weiteres zu befolgen, nichtsdestoweniger aber civilrechtlich für die aus ihren, selbst auf höhern Befehl unternommenen, Handlungen entstandenen Schäden, mit Vorbehalt des Regresses gegen die Oberbehörde, zu haften verbunden ist; so macht doch von alle dem die Justiz eine bedeutende Ausnahme. Da sie ganz unabhängig von jedem Einflusse der Administration im Staate steht und durch den Instanzenzug jeder durch eine richterliche Verfügung Beeinträchtigte sich gegen Schäden schützen kann; so kann die Regierung, die sich in die eigentlich richterlichen Handlungen nicht mischen darf, nicht dafür haften. Daher geben die Gesetze wegen Beschädigungen durch leichtsinnige oder böswillige Richter nur Schadenklagen gegen diese [21]). So ist ein Richter zur Schadloshaltung wegen unrechtmäßig erkannten Arrestes oder Concurses nur dann verpflichtet, wenn er seine Verfügung mit der Absicht des Schadens und der Ehrenkränkung erlassen hat [22]). Doch ist dies Alles nur von eigent-

buch des in Kurfachsen geltenden Civilrechts. §. 94 und 97). Ähnlich sind die Vorschriften im Herzogthume Sachsen-Altenburg (vergl. Haberland und Schultes, Realrepertorium der altenburgischen Landesgesetze u. d. W. Ehevertrag. S. 170), ebenso die des Schweizercantons Aargau (vergl. *Folix*, Revue étrangère, Octobr. 1834. p. 749).

15) Glück a. a. O. 6. Th. §. 486 und 487. S. 108. 14) Linde von dem Beweise verneinender Sätze, in der schon angeführten Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 1. Bd. 1. Heft (Gießen 1827). S. 116. 15) Glück a. a. O. 29. Th. §. 1304. S. 178. 30. Th. §. 1328. S. 148. §. 1333 a. S. 244. §. 1338. S. 446. 32. Th §. 1357 b. S. 112. §. 1371 a. S. 284 fg. 16) Diese Materie ist vom Verf. des gegenwärtigen Artikels umständlich abgehandelt in Weicke, Rechtslexikon. 1. Bd. 4. Heft (Leipzig 1839), u. d. W. Beamte, S. 753—759. Über die Literatur vergl. noch Erich, Literatur der Jurisprudenz und Politik (Leipzig 1823). S. 166. Nr. 1520 fg. und S. 190. Nr. 1703. 17) Sundheim, Praktische Rechtsfragen (Gießen 1827). Nr. 1: über Schadenstiftung durch Staatsbeamte und Haftverbindlichkeit des Staates dafür, besonders §. 3. S. 4 fg.

18) v. Quistorp, Rechtliche Bemerkungen. 2. Th. von Wiese. Nr. LXXIII. S. 266. 19) Bülow und Hagemann, Praktische Erörterungen. 8. Bd. (Hannover 1829.) 36. Abh. 20) Dieselben 6. Bd. S. 263: über die Verurtheilung des Richters zum Schaden- und Kostenersatz. 21) Dieselben 8. Bd. 11. Abh. Zur Entschädigung wegen unrechtmäßigen Arrestes schreibt das sächsische Landrecht Lib. II. art. 34 und Lib. III. art. 45 die Sachsenbusse vor, bestehend in 30 Schillingen oder 2 alten Schock, d. i. 1 Thlr. 16 Gr. Conventionsgeld, 20 Fl. Fuß, für jeden Tag und Nacht. Über Entschädigung wegen unschuldig erlittener Haft verbreitet sich im Allgemeinen Mininger ode, Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung und Jurisprudenz in Teutschland (Darmstadt 1836). Einige besondere Fälle über Entschädigung wegen schädlicher richterlicher Handlungen sind in folgenden Abhandlungen erörtert: Bejahend ist die Frage beantwortet: Ist ein Beamter, der die Schönheit einer Unterschrift beglaubigt, zum Ersatze des durch die unechte Unterschrift entstehenden Schadens verbunden? in Elvers und Bender, Allgemeine juristische Zeitschrift. 1. Jahrg. (Göttingen 1828.) S. 467, dann: über Ersatz eines von einem ganzen Beamtencollegium, oder einzelnen Mitgliedern und Subalternen derselben durch pflichtwidriges Handeln oder Unterlassen in Amtssachen verursachten Schadens, in Langenn und Kori, Erörterungen praktischer Rechtsfragen. 2. Bd. (Dresden und Leipzig 1830.) 3. Abh. Man vergl. über diese Abhandlung die Jenaische Literaturzeitung 1831. Nr. 123. S. 21. — Judex, qui in hypotheca coram se constituta officio non satisfecit suo, an damnum exinde ortum resarcire teneatur? in Kimdii Quaest. forens. Tom. IV. (Lipsiae 1802.) p. 101. — Über die Verbindlichkeit des Richters oder des

Digitized by Google

lich richterlichen Handlungen zu verstehen. Daher haftet der Gerichtsherr und, ist dies der Staat, dieser, für Unterschlagung der gerichtlichen Depositen durch sein Gericht und für die widerrechtlichen Handlungen desselben, bei welchen die Letzterem übertragenen Geschäfte Ausfluß der Theilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt sind [22]). Es versteht sich von selbst, daß von einer durch die Staatsgewalt zu leistenden Entschädigung nicht die Rede ist, wenn es Beschädigungen durch sogenannte patentirte Staatsdiener gilt, falls diesen nicht gewisse wirkliche Staatsämter, z. B. Ärzten das Physicat, übertragen sind [23]). Am schwierigsten ist überhaupt die Beurtheilung der Frage, inwiefern Privatpersonen vom Staate Entschädigungen zu fodern haben? Namentlich trifft dies den Fall neuer Staatseinrichtungen oder Staatsoperationen, insbesondere bei der Veränderung der staatswirthschaftlichen und in Beziehung darauf, der staatsrechtlichen Grundsätze über die historischen Rechte. So ist dies bei den neuen Steuersystemen der Fall, z. B. bei dem Entschädigungsanspruche des Erbleihebesitzers, im Falle dem Erbleihegute die damit verbunden gewesene Freiheit von öffentlichen Lasten entzogen wurde. Daß die Frage ob? in dieser Beziehung zu bejahen sei, möchte kaum bezweifelt werden können [24]). Schwieriger ist die Frage bei allgemeinen Gesetzen rücksichtlich derer, die das volle Eigenthum an den davon betroffenen Grundstücken besitzen [25]). Es ist indessen soviel gewiß, daß der Staat befugt ist, die Ausübung wohl erworbener Privatrechte auf eine solche Weise zu modificiren, wie es ein vorhandener, zur Erhaltung des Staatswohles nothwendiger und anders nicht zu erreichender Zweck erfodert. In jedem Falle aber, wo ein Staatsbürger durch Ausübung der Staatsgewalt in seinen wohl erworbenen Privatrechten verletzt und dadurch zu einem verhältnißmäßig größern Opfer, als seine Mitbürger, genöthigt worden ist, kann er Entschädigung von Seiten des Staates fodern [26]). Es werden aber dabei solche Privatrechte vorausgesetzt, welche vermittels eines besondern Rechtsgrundes erworben wurden, und deren Titel im Allgemeinen und an und für sich der Staat als zuständig anerkennt und nicht etwa, als mit dem Staatswohle unvereinbarlich, ganz mißbilligt [27]).

Die Erlangung einer Entschädigung kann, wenn sie demjenigen, der sich dazu berechtigt glaubt, nicht in Güte gegeben wird, oder wenn sie, im Falle der Veranlassung dazu durch ein Vergehen oder Verbrechen, nicht im Strafprocesse Amtswegen berücksichtigt wird (s. o. S. 155), nur durch Klaganstellung erwirkt werden. Diese muß in der Regel in dem competenten Forum des Beklagten geschehen. Streitig aber ist die Frage, ob, wenn blos auf Schadenersatz im Falle eines Verbrechens geklagt wird und wenn der Civilpunkt nicht im Criminalprocesse zugleich mit berücksichtigt worden ist, bei dem Gerichte des begangenen Verbrechens die Civilklage angebracht werden könne? Obgleich nach römischem Rechte dies wol unbedingt zu bejahen ist, so weicht doch der Gerichtsbrauch so sehr davon ab, daß man sogar den Civilpunkt häufig an die competente Civilbehörde des Beklagten verweist, wenn er im Criminalprocesse zur Sprache gebracht wird [28]). Die Entschädigungsfoderung aber kommt bald als einziges selbständiges Object der Klage vor — denn aus der Natur jedes Geschäftes kann auf das Interesse geklagt werden [29]) — bald nur accessorisch neben einer Hauptfoderung [30]), mit welcher sie dann auch erlöscht [31]). So bei dem judicium finium regundorum, dem judicium communi dividundo (s. d. Art. Theilungsklagen) u. s. w. [32]). Der Nebenpunkt der Entschädigung muß aber dann analog nach denselben Grundsätzen behandelt werden, wie da, wo das Hauptobject der Klage die Entschädigung ist, doch kann man sich im ersten Falle zuweilen mit der allgemeinen Klagbitte um das Erkenntniß auf Ersatz alles Schadens begnügen. Die Schädenklage ex professo muß 1) die widerrechtliche Handlung anführen, aus welcher der Schade entstanden sein soll, und welche ebenso wol eine positive Handlung, als in den Fällen, wo Jemand aus einem obligatorischen Verhältnisse

---

Landesherrn zum Ersatz des Schadens, welcher aus einer von demselben bestellten Hypothek oder ertheilten Landesconsense entstanden ist, in Gönner, Auserlesene Rechtsfälle. 2. Bd. (Landshut 1803.) Abh. XXV. — Inwieweit ist der Patrimonialgerichtsherr schuldig, für die Handlungen seiner Gerichtshalter einzustehen, und findet insbesondere gegen Letztern eine Schadloshaltungsklage wegen übertretener Amtespflichten direct statt, oder muß diese nicht zuvörderst gegen Ersteren angebracht werden? in v. Hohnhorst, Jahrbücher des Oberhofgerichts zu Mannheim. 1. Jahrg. (Mannheim 1824.) S. 381. — Der Gerichtsherr ist nicht immer verbunden, den Schaden zu ersetzen, welchen sein Beamter, der Ausübung der Rechtspflege, aus Versaß, Unachtsamkeit, Übereilung oder Nachlässigkeit verursacht hat, bei Bülow und Hagemann a. a. O. 4. Bd. (Hanover 1804.) S. 260.

22) Auch diese ganze Materie ist vom Verf. des gegenwärtigen Artikels umständlich abgehandelt bei Weiske a. a. O. 1. Bd. 2. Lief. u. d. W. Amtsverbrechen rc. S. 229 fg. 23) Reuhold, Versuch einer Darstellung der besondern Rückstichten, welche bei jurdischer Zurechnung der in der medicinischen Praxis vorkommenden Fehler gefodert werden. (Wien 1834.) Vergl. hierüber Jena'sche Allgem. Literatur-Zeitung 1837. Nr. 66. S. 43. 24) Pfeiffer, Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. 1. Bd. (Hanover 1825.) Nr. X. S. 109 fg. Rücksichtlich der landesherrlichen Kammer in Bezug auf deren Erbpachtsrente ist die Frage, ob sie dieselbe von den Jurisdictionsacquirenten wie Reteck und Halle und dem benachbarten Obergerichte zu Glückstadt, bei Elvers, Themis. 2. Bd. (Göttingen 1830.) Nr. VI. S. 150. Vergl. auch Tausch, Rechtsfälle aus dem Civil- und Criminalrecht. 1. Bd. 1. Heft. (Wien 1832.) Nr. 1, 2: über den Entschädigungsanspruch des Erbpachters an den Erbpachtherren bei dem neuen Steuersystem. 25) Kann derjenige, dem durch ein allgemeines Landes-Cultursgesetz früher wohlerworbene Rechte entzogen werden, Entschädigungen verlangen und von wem? v. Hohnhorst a. a. O. 2. Jahrg. (Mannheim 1825.) S. 126.

26) Pütter, Beiträge zum teutschen Staats- und Fürstenrechte. 1. Th. Nr. 20. S. 357. Jo. Christ. Meier, Diss. de regimine territoriali ejusque habitu ad jura quaesita singulorum. (Tubingae 1791.) §. 13 seq. 27) Pfeiffer a. a. O. Nr. XVI. S. 213 fg., besonders 246 und 248. 28) Glück a. a. O. 6. Th. §. 517. S. 314 fg. 29) Thibaut a. a. O. §. 189. 30) So sagen es die Gesetze selbst deutlich in fr. 2 et 15. D. ad Leg. Aquil. (IX, 2.) fr. 3. D. d. condict. furt. (XIII, 1.) fr. 19. §. 1. D. locat. cond. (XIX, 2.) Vergl. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193. (14 a. E.) 31) Schweppe a. a. O. §. 203. 32) Glück a. a. O. 11. Th. §. 739. S. 139 fg. und 10. Th. §. 717. S. 445 und §. 723. S. 464 fg.

Digitized by Google

zu einer Thathandlung verbunden ist, eine Unterlassung sein kann; 2) den wirklich erlittenen Schaden, 3) den Causalnexus zwischen der gedachten Handlung und dem Schaden, sodaß klar erhellt, daß dieser die Folge der Ersteren sei; 4) specielle Thatsachen, aus welchen der Betrag des Geforderten hervorgeht. Denn da, wenn der Beschädiger nicht eine widerrechtliche Handlung zu Schulden gebracht hat, er zum Schadenersatz nicht verbunden ist (s. o. S. 153), so bildet jene natürlicherweise die erste Voraussetzung eines Schädenanspruchs. Ebenso nöthig ist die Nachweisung des Schadens selbst, ohne welchen eine Entschädigung nicht denkbar ist, sowie die Begründung des Schädenanspruches durch Nachweisung des Causalnexus zwischen Handlung und Schaden darum unerläßlich erscheint, weil ein Anderer auch durch eine rechtmäßige Handlung einem Dritten Schaden zufügen, dieser an seinem Schaden selbst Schuld sein, oder ein Zufall, oder bei Obligationsverhältnissen nur ein solcher Grad des Verschuldens von Seiten des Beschädigers, für welchen dieser zu haften nicht verbunden ist, den Schaden hervorgebracht haben kann — in welchen sämmtlichen Fällen der Beschädigte zu einer Entschädigungsforderung nicht berechtigt ist. Ein gewöhnlicher Irrthum der Schädenkläger ist aber der, daß sie sich mit diesen drei Theilen der Klage begnügen und höchstens noch rund die Summe nennen, auf welche sie den ihnen geschehenen Schaden schätzen. Allein dies reicht keineswegs hin, indem jede Klage so gestellt sein muß, daß der Gegner im ersten Verfahren sich bestimmt über alle Theile des Anspruchs erklären und seine Einwendungen dagegen vorbringen muß. Auch muß der Richter sofort beurtheilen können, ob der geforderte Ersatz mit den erlittenen Schäden im richtigen Verhältnisse stehe, da selbst in den Fällen, wo der Kläger auf den Würderungseid (s. w. u.) Anspruch machen kann, doch das richterliche Ermessen nicht ausgeschlossen, der Richter vielmehr die Summe auszusprechen befugt ist, über welche hinaus nicht geschworen werden darf. Da reicht es also nicht hin, sich auf solche Thatsachen zu berufen, welche eine Geldleistung des Beklagten nur möglicher Weise zur Folge haben können. Es müssen vielmehr solche specielle Umstände angeführt werden, welche ein sicheres, wo möglich numerisches, Anhalten für den Richter oder die Sachverständigen zur Ausmittelung und zur Berechnung des zur Entschädigung zu gewährenden oder in Abzug zu bringenden Betrages abgeben, damit der Beklagte sich über das Gegründete oder Ungegründete der Prämissen verbreiten könne, auch dadurch im ersten Verfahren das Materiale für den künftigen Beweis enthalten sei. Denn zu diesem kann, was im ersten Verfahren nicht enthalten ist, ebenso wenig ausgestellt werden, als es Gegenstand des Gegenbeweises werden kann. Nach römischem Rechte findet, wenn ein Schade durch eine leblose Sache eines fremden Eigenthümers gestiftet wird, ohne daß Jemandes Schuld dabei concurrirt, gar keine Entschädigungsklage statt, wenn nicht vorher die cautio damni infecti (s. o. S. 151) geleistet worden ist; der dadurch verletzte Eigenthümer kann nur die beschädigende Sache bis zur Erlangung einer Entschädigung zurückbehalten. Entgegengesetzten Falles tritt die actio legis Aquiliae ein (s. o. S. 153). Geschah der Schade durch ein fremdes Thier, dann finden die Klagen statt, deren Natur oben auseinandergesetzt worden ist (S. 153). Noch existirten besondere Vorschriften über Beschädigung durch einen fremden Sklaven, die keinen praktischen Werth mehr haben [32]). Hat ein Dienstbote einer fremden Herrschaft Jemanden in Schaden gebracht, so findet gegen den Dienstherrn, wenn er nicht selbst dazu Veranlassung gab, keine Schädenklage statt, außer wenn er die, jedem Hausvater zukommende, Aufsicht vernachlässigt [33]), oder schlechtes, gefährliches Gesinde wissentlich in Dienst genommen hat [34]). Gleich aber ist es in Bezug auf die Anstellung der Klage, ob der Schade durch eine positive Thätigkeit oder durch eine rechtswidrige Unterlassung verursacht wurde [35]). Die Klage geht übrigens ebenso wol auf die Erben des Beschädigten über, als sie gegen die Erben des Beschädigers, ohne daß hierzu eine besondere Condiction eingeführt wäre [36]), auf so weit gerichtet werden kann, als die Erbschaft dazu hinreicht [37]). Die wirklichen Erben beabsichtigten bei der Erbsonderungsklage auch den Ersatz alles Schadens von Seiten derer, die sich der Erbschaft ganz oder zum Theil unrechtmäßig anmaßen. Wird die Klage gegründet befunden und es ist Schadenersatz für nicht mehr vorhandene Erbschaftssachen zu leisten; so gewährt diesen der bonae fidei possessor, wenn der Schade noch vor begonnenem Processe angerichtet wurde, nicht; den während des Processes entstandenen muß er ebenso wol ersetzen, wie der malae fidei possessor von der Zeit an, wo er dies ist, nicht nur die dolos und culpos verursachten, sondern auch die durch Zufall hervorgebrachten Schäden leisten muß [38]). Dagegen trifft den in Klage genommenen Miterben nur die Ersatzverbindlichkeit für Dolus und Culpa [39]). In andern Fällen, wo mehre Mitbeklagte bei der Entschädigungsklage concurriren, darf nicht vergessen werden, daß das römische Recht den Ersatz des durch widerrechtliche Handlungen entstandenen Schadens nicht blos als Gegenstand des civilrechtlichen Anspruchs, sondern zugleich als Strafe ansieht. Deshalb ist Jeder unter mehren Mitschuldigen, ohne Rücksicht darauf, ob der Schade durch die Thätigkeit des Einen oder des Andern entstanden ist, blos wegen der Concurrenz Aller bei der Handlung, in Ersatz des ganzen Schadens, zu verurtheilen, es mögen Andere den Schaden schon ersetzt haben, oder nicht. Dagegen sieht der teutsche Gerichtsbrauch die Klagen aus dem Aquilischen Gesetze blos als Schadenklagen an, daher durch die Zahlung des Einen der Beschädiger

33) über die ganze Materie vergl. Glück a. a. O. 10. Th. § 692. S. 270 fg. 34) s. 27. §. 9. D. ad Leg. Aquil. (IX, 2) 35) Glück a. a. O. 9. Th. S. 418 und die da angezogenen Stryk l. c. Lib. IX. Tit. 4. §. 5. Struve, Rechtl. Bedenken. 2. Bd. Bed. 456 (I, 179). Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 51 fg. S. 96 fg. 36) Schöman a. a. O. 1. Bd. S. 253, besonders Not. *). 37) Glück a. a. O. 15. Th. §. 842. S. 256 gegen die dort angeführten Dissentienten. 38) Ebendaselbst S. 257 und 10. Th. §. 705. S. 387. 39) Glück a. a. O. 7. Th. §. 568 und 569. S. 556 fg. 40) Derselbe a. a. O. 11. Th. §. 734. S. 111.

Digitized by Google

die übrigen befreit werden. Haben jedoch Mehre gemeinschaftlich, als Miturheber oder Gehilfen, zu derselben Zeit, nicht einzeln und für sich zu verschiedenen Zeiten, schädliche Handlungen derselben Art unternommen, so ist jeder Theilnehmer zum Schadenersatz des Ganzen verpflichtet, wenn auch nicht nachgewiesen werden kann, daß grade durch seine Thätigkeit der schädliche Erfolg hervorgebracht wurde. Die Zahlung des Einen befreit aber die Übrigen, und der Gerichtsbrauch verpflichtet zunächst den Urheber zum Schadenersatz, die Gehilfen nur subsidiarisch. Im entgegengesetzten Falle ist Jeder nur für seine Handlungen und deren Folgen verantwortlich. Auch wirkt die bloße Genehmigung einer Schadenszufügung keine Verpflichtung zum Schadenersatz [41]). Eine besondere Form hat die Entschädigungsklage nicht; zuweilen, jedoch mit Unrecht [42]), ist behauptet worden, daß sie dem Provocationsprocesse beigemischt werden könne.

Das *Beweisthema* sind die oben angegebenen vier Theile der Klage. Dem Beweis des ersten Theiles, des widerrechtlichen Factums, kann der Beklagte den direkten Gegenbeweis entgegenstellen, daß er zu der positiven Handlung berechtigt oder zu dem, was er unterließ, nicht verbunden gewesen sei. Gegen den Beweis des Causalnexus kann im Gegenbeweise ausgeführt werden, daß der Beklagte überhaupt durch die fragliche Handlung keinen Schaden angerichtet, oder daß sie den entstandenen Schaden nicht verursacht habe, daß dieser vielmehr vom Kläger selbst, oder durch Zufall, oder durch einen nicht zu leistenden Grad der Schuld verursacht sei. Endlich kann der Beklagte, wenn der Kläger die Richtigkeit der Prämissen, aus welchen er seine Schädensumme ableitete, zu beweisen sucht, deren Unrichtigkeit im Gegenbeweise darzuthun unternehmen [43]). In Gemäßheit des geführten Beweises bestimmt der Richter die Höhe des zu gewährenden Interesses nach seinem billigen Ermessen, wobei er ebenso, wie die Taratoren, die er wo möglich mit zu Hilfe nimmt, nicht Affectionen [44]), sondern nur den gemeinen Geldwerth, den Marktpreis des übrigens sowol positiven als negativen Schadens in Anschlag bringt. Auch ist dabei insofern auf die Person des Beschädigten Rücksicht zu nehmen, als das Interesse zu ersetzen ist, was grade die Person des Beschädigten dabei hat, daß der Schade nicht geschehen wäre. Bei unbeweglichen Sachen gilt stets der Werth des Ortes der gelegenen Sache, bei Mobilien, wenn ein Ort der Leistung bestimmt war, der Preis an diesem Orte, außerdem der am Orte der Klage, jedoch wenn der Verpflichtete widerrechtlich zögerte, auch in dem ersten Falle mit dem Wahlrechte des Klägers zwischen dem Erfüllungs- oder Klagorte. Wenn die Zeit für eine gewisse Leistung festgesetzt war, so bestimmt diese Zeit der bedungenen Leistung den Werth, außerdem wird nach dem Werthe der Zeit der Verurtheilung und zwar des erstinstanzlichen Erkenntnisses, wenn nicht dieses abfällig und daher erst das Erkenntniß einer spätern Instanz entscheidend war, der Preis regulirt. Wird eine frühere Zeit, als die Rechtskraft des Erkenntnisses, für die Werthsbestimmung angenommen, so folgt daraus doch nicht, daß dem Kläger auch von jener Zeit an Zinsen zustehen; diese können immer erst von erwähnter Rechtskraft an gefordert werden [45]). Gedachte Zeitbestimmungen waren schon bei den Römern rücksichtlich der bonae fidei actiones angenommen, während bei den actiones stricti juris die Zeit der Litiscontestation entscheidend war. Durch Mora ändern sich diese Bestimmungen, bei welchen zwar der Kläger den höchsten Werth der Sache zwischen der Mora und dem Urtheil nur von dem Diebe fodern kann, aber auch, falls er selbst in mora accipiendi ist, sich mit dem geringern Preise begnügen muß, wenn ein solcher zur Zeit der Verzögerung stattfand. Ist die versprochene Sache eine Species, so ist schon die Zeit des Untergangers der äußerste Termin der Ästimation, oder, wenn sie da sehr werthlos geworden war, der nächstvorhergehende Moment, wo sie noch ihre gewöhnliche Beschaffenheit hatte. Auch bei der Klage ex lege Aquilia entscheidet jetzt die Zeit des gestifteten Schadens. Die bis jetzt abgehandelte Schätzung wird jedoch in der Regel nur da angewendet, wo culpa levis zu prästiren ist; bei dolus, culpa lata und contumacia [46]) muß das gewährt werden, was der Beschädigte durch das Juramentum in litem als sein Interesse eidlich erhärtet. Dies findet indessen bei einer Sache, die in sich selbst ihre Schätzung, oder einen bestimmten Marktpreis hat, also vorzüglich beim bloßen Gelde in gemeinen Sorten nicht statt [47]), wol aber bei Immobilien [48]). Das *Juramentum in litem* (Schätzungseid, Würderungseid) ist der Eid, zu welchem in den eben angegebenen Fällen der Beschädigte in der Maße berechtigt ist, daß er verlangen kann, den Beweis seiner Angabe durch diese eidliche Bekräftigung ohne Weiteres zu führen [49]). Dieser Eid hat das Eigenthümliche, daß der Beweisführer, ohne dem Gegner den Beweis angetragen zu haben, den Beweis durch den Eid führen darf [50]). Der Erstere hat dies Recht, nicht die Verpflichtung dazu, und es findet, wenn der Beschädigte diesen Eid, was er, ohne sachfällig zu werden, thun kann, ablehnt und eine andere Schätzung verlangt, auch diese, jedenfalls aber findet der Eid nur dann statt, wenn die Existenz des Schadens und die Verbindlichkeit zum Schadenersatze schon ermittelt ist und es nur noch auf die Größe des Scha-

41) Glück a. a. O. 10. Th. §. 705. S. 385 fg. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 19—24. S. 37 fg. 42) v. Duisdorp a. a. O. 2. Th. Bem. LXV. S. 251. 43) Vergl. übrigens die in Not. 21 a. E. S. 151 angegebene Schrift von Gesterding. 44) In gewisser Art gegen Schweppe a. a. O. §. 303. S. 467.

45) v. Duisdorp a. a. O. Bem. LXIV. 46) In gewisser Maße gegen von Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (17). 47) Göschen a. a. O. t. 397. S. 86 und §. 898. S. 88. Mühlenbruch I. c. §. 365 et 366 in fine. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (16. 17). Schweppe a. a. O. §. 200 und 204. Glück a. a. O. 12. Th. §. 813. S. 404. 407. 437. 48) Glück a. a. O. S. 438 fg. gegen v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (17) und Schweppe a. a. O. §. 204. 49) Die Literatur über diesen Eid s. bei Glück a. a. O. Not. 91. S. 398 und im Archiv für die civilistische Praxis. 10. Bd. 1. Heft. §. 13. Not. 89. S. 66. 50) Linde in der so eben Note 49 angegogenen Stelle des Archivs.

Digitized by Google

denersatzes ankommt. Er ist dann nicht blos ein Erfüllungseid, der nur erkannt würde, um die Unvollständigkeit des Beweises der Summe des Schadenersatzes zu vervollständigen, sondern er beweist ganz allein für sich diese Summe, ohne daß es des unvollständigen vorherigen Beweises bedarf. Er bildet so das ganze eigenthümliche Juramentum quantitatis. Er ist aber auch kein zugeschobener Eid, bedarf daher nicht erst der Zustimmung des Richters, sondern er ist ein richterlicher Eid, aber nicht ein subsidiäres Beweismittel; es wird vielmehr das dem Kläger gegebene Recht der eigenen eidlichen Würderung als Strafe für die zu Schulden gebrachte contumacia, dolus oder culpa lata angesehen. Bei Ableistung desselben ist der Kläger nicht an den gemeinen Werth und an das bloße Interesse gebunden; er darf den Schadenersatz nach demjenigen Werthe schätzen, den er der Sache nach seiner individuellen Meinung beilegt, weshalb dieses Juramentum in litem als ein Juramentum affectionis von den meisten Rechtslehrern charakterisirt wird. Der Schwörende kann so hoch schwören, als er es mit seinem Gewissen zu vereinigen vermag (in infinitum), wenn nicht der Richter eine gewisse Grenze bestimmt hat, über die er nicht schwören darf (judex taxationem jurijurando adjicere potest, sagen die Gesetze [51]). Die oben (S. 157 fg) erwähnte, bei der Ästimation immer zu beobachtende Beschränkung Justinian's trifft ihn nicht. Die Gesetze wollen die Entschädigung dadurch so regulirt haben, daß der Beschädigte ganz in den Zustand wieder versetzt werde, als wenn er die Beschädigung nicht erlitten hätte. Da überhaupt eine eidliche Schätzung ohne vorherige richterliche Genehmigung ohne Wirkung ist; so muß der Kläger bei dem Richter darauf antragen, ihn dazu zu lassen [52]); dieser kann geeigneten Falles ihm dies verweigern; doch nur geeigneten Falles, d. i. wenn die Voraussetzungen nicht vorhanden sind, unter welchen es dem Kläger erlaubt ist, den Werth des Schadenersatzes nach seiner Willkür zu bestimmen. Der Richter darf aber noch nach bereits geleistetem Eide das Quantum aus zureichenden Gründen (ex magna causa et postea repertis probationibus) [53]) ermäßigen. Daher wollen Mehre [54]) nicht zugeben, daß dieser Eid ein juramentum affectionis sei [55]). Man setzt ihm gewöhnlich das *juramentum veritatis*, *juramentum suppletorium quantitatis* [56]), entgegen. Der Beschädigte kann nämlich zum Beweise seines Schadens durch den Eid auch in anderer Maße als zum juramentum in litem gelassen werden, nämlich, wenn der Beweis der Quantität des Schadens nur zum Theil geführt, diese Quantität wahrscheinlich gemacht ist, zum gewöhnlichen Erfüllungseide, oder, wenn die Sache sich nicht so gestaltet, wenn alles Andere bis auf die Quantität erwiesen ist, zu demjenigen juramentum quantitatis, welches unter dem freitigen Namen jusjurandum in litem veritatis bekannt ist. Schon das römische Recht [57]) kannte diesen Eid, der darum beinahe nothwendig wird, weil die Beschädigten nur selten Beweise über den Betrag ihres Schadens haben können. Er ist indessen von dem eigentlichen Juramentum in litem (affectionis) dadurch sehr verschieden, daß er nur subsidiarisch in Ermangelung anderer Beweismittel gilt, der Beschädigte ihn nicht ablehnen kann, ohne zugleich sachfällig zu werden und, daß er von den Römern selbst bei actiones stricti juris und bei Beschädigungen ex culpa levi zugelassen wurde. Bei ihm ist daher auch von dem Interesse der Affection nicht die Rede. Er erscheint überhaupt als eine Art von Erfüllungseid, als ein förmliches Beweismittel [58]). Von allen diesen Eiden verschieden ist endlich das *Juramentum Zenonianum*, so benannt von der dasselbe charakterisirenden Verordnung des Kaisers Zeno. Dieser Eid setzt einen, durch die bewiesene Gewalt des Beschädigers erlittenen Verlust voraus, dessen einzelne Gegenstände der Beschädigte nicht beweisen kann, daher der Eid den Verlust dieser Gegenstände und deren Werth, wenn zuvor der Richter ein Maximum dieses Werthes festgesetzt hat, das der Schwörende nicht überschreiten darf, beweisend erhärtet. Deshalb unterscheidet sich dieser Eid vom Juramentum in litem dadurch, daß dieser wegen jedes dolus, culpa lata und contumacia, jener nur wegen Verlustes durch Gewalt geleistet werden kann; daß er nur subsidiarisch eintritt, wenn die einzelnen Gegenstände nicht anders zu erweisen sind, und daß im entgegengesetzten Falle der Richter den Kläger nicht dazu lassen darf; daß er nicht, wie das Juramentum in litem, blos zur Ausmittelung des Verlustwerthes, sondern auch zur Ausmittelung des Verlustes selbst angewendet wird, daß hier der Richter alle Mal nach der Beschaffenheit des Vorfalles und der Personen ein nicht zu überschreitendes Maximum bestimmen muß, welches beim Juramentum in litem nur geschehen kann, ohne immer nothwendig zu sein. Dieser Eid stimmt aber mit dem Jur. in litem darin überein, daß er ein richterlicher Eid ist und daß dabei das volle Interesse, auch das lucrum cessans, mit in Anschlag kommt [59]). Der sonst hier und da gewöhnliche Minderungseid (Juramentum minorationis), durch welchen der Beklagte die von dem Kläger verlangte Summe auf eine ihm gut dünkende minderte, ist nicht gemeinrechtlich [60]).

51) fr. 4. §. 2. fr. 5. §. 1. D. de in litem jurando (XII, 3). fr. 18. pr. D. de dolo malo (IV, 3). fr. 2. D. ad exhib. (X, 4.) 52) fr. 4. §. 1. D. de in litem jurando (XII, 3): Deferre autem jusjurandum judicem oportet. 53) §. 3. ibid. 54) z. B. Schweppe a. a. O. §. 204. *Mühlenbruch* l. c. §. 366 et ibid. not. 15, nec non §. 365. not. 2 citati. 55) Göschen a. a. O. §. 397. Schweppe a. a. O. §. 204 und 205. *Mühlenbruch* l. c. §. 366. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (17). Glück a. a. O. S. 421. 435. 443. 446. Mackeldey a. a. O. §. 344. 56) Busch, Beiträge zur Lehre vom Eide, im Archiv für die civilistische Praxis. 21. Bd. 2. Heft. Nr. VII. (II.): Was ist vom sogenannten juramentum suppletorium quantitatis zu halten? S. 206.

57) fr. 5. §. 4. D. d. in litem jurando (XII, 3). Vermuthlich, weil in dem Titel, der vom eigentlichen jusjurandum in litem handelt, diese Stelle vorkommt, trennt man oft jenes uneigentliche jusjurandum in litem nicht von diesem. Glück a. a. O. §. 814. S. 446. 58) Schweppe a. a. O. §. 205. v. Wening-Ingenheim a. a. O. Göschen a. a. O. §. 398. S. 89. 59) Besonders umständlich verbreitet sich hierüber Glück a. a. O. §. 819. S. 473 fg. Vergl. auch *Mühlenbruch* l. c. §. 366. Göschen a. a. O. §. 397. S. 87. v. Wening-Ingenheim a. a. O. a. E. 60) Glück a. a. O. S. 480. Schweppe a. a. O. §. 265 a. E.

Digitized by Google

Das Erkenntniß auf diese Beweisführung, wenn der Beweis auf die eine oder andere Art erbracht ist, kann nach römischem Rechte nur auf Restitution der Sache, Wiederherstellung des Zustandes, oder Vergütung mittels eines Geldäquivalentes gehen. Man kennt im Grunde nur Einen Fall, in welchem der Beschädigte sich mit dem Ersatze durch eine ebenso gute Sache begnügen muß. Dies ist bei vermietheten evincirten Wohnungen, wo der Vermiether, statt der evincirten, eine ebenso gute anbieten darf [61]). Wird die Reparatur einer beschädigten Sache erkannt, so muß der Beschädiger soviel an Geld zulegen, als die Sache, trotz der Reparatur, minder werth geworden ist. Würde sie aber durch die Reparatur besser als vorher, so braucht der Beschädigte nichts herauszuzahlen, wenn er nicht die Sache um einen höhern Preis verkauft und sich dadurch bereichert. Hat der Beschädiger blos die Kosten der Deterioration zu vergüten, so kann er nicht gezwungen werden, das Ganze zu bezahlen und die Sache dagegen zu nehmen [62]).

Die Particularrechte sind rücksichtlich der Grundsätze über Schaden und Schadenersatz von den, in der That der Natur der Sache entnommenen gemeinen Rechtsprincipien wenig abweichend, doch behandeln z. B. das allgemeine österreichische bürgerliche Gesetzbuch [63]) und das preußische Landrecht [64]) diese Materie in besondern, ihr gewidmeten, bedeutenden Abschnitten. Nur rücksichtlich des Letztern bemerken wir folgende interessanteren Vorschriften desselben: Schaden heißt ihm (6. Tit. §. 1) jede Verschlimmerung des Zustandes eines Menschen in Ansehung seines Körpers, seiner Freiheit, oder Ehre, oder seines Vermögens. (§. 7.) Zu einer vollständigen Genugthuung gehört Ersatz des gesammten Schadens und des entgangenen Gewinnes. (§. 8.) Wer Jemandem ohne Recht Schaden zufügt, der kränkt oder beleidigt denselben. (§. 9.) Unterlassung einer Zwangspflicht wird einer Kränkung oder Beleidigung gleich geachtet. (§. 15 und 18.) Bei geringern Versehen ist nur der unmittelbare Schaden, aber auch selbst dann, wenn die Schuld des Beschädigten mit eintritt, zu ersetzen. (§. 10. 11.) Der mittelbare Schade wird im Falle eines bösen Vorsatzes, groben oder mäßigen Versehens ersetzt; (§. 21.) in den beiden letztern Fällen nicht, wenn der Beschädigte ihn durch gewöhnliche Aufmerksamkeit hätte vermeiden können. (§. 4 und 16.) Zufälliger Schade wird nur vertreten, wenn die Handlung gegen ein Verbotsgesetz lief oder der Handelnde durch gesetzwidriges Verhalten zu dieser Handlung veranlaßt wurde.

Das englische Recht beruht in dieser Beziehung vorzüglich auf dem Gerichtsbrauche [65]) und ermangelt eines vollständigen Systemes. Die merkwürdigsten, blos mit dem abweichenden englischen Gerichtsverfahren zusammenhängenden Gewohnheiten und Vorschriften sind folgende: Jeder Schade wird durch Geschworne geschätzt und so die Entschädigung ermittelt. Wenn nun in einem Rechtsstreite von dem Gerichte zwar das Recht des Klägers auf Schadenersatz anerkannt, aber, weil keine Geschwornen zugegen waren, das Quantum nicht bestimmt wird, so ist dies nach englischen Begriffen ein Beiurtheil (*interlocutory judgement*). Wird der Schadenersatz verlangt, so wird der sogenannte Erforschungswrit (writ of inquiry) erlassen, die Geschwornen werden zusammengerufen und sie müssen, unter dem Vorsitze des Sheriffs, als Richters, die Entschädigung aussprechen. Der Sheriff berichtet das Resultat; dasselbe wird durch ein sogenanntes Postea in das Protokoll eingetragen und als Entschädigung zuerkannt. Erkennen die Geschwornen unter 40 Schilling Schadenersatz, so erhält der Kläger auch nur soviel an Proceßkosten erstattet, es wäre denn, daß der Richter bezeugte, wie wirkliche Thätlichkeiten, nicht blos ein Angriff, erwiesen, oder bei Eigenthumsverletzungen, wie das Freilehn oder Anrecht des Landes hauptsächlich in Frage gekommen, oder wie die Eigenthumsverletzung durch geringe Leute, einen geringen Handelsmann, Lehrling oder andere lose Personen (dissolute persons), auf der Jagd beim Fischen, Vogelfangen ꝛc. oder gefliſſentlich und boshaft begangen wäre, wo dann jeden Falles sämmtliche Kosten erstattet werden [66]).

Nach dem französischen Gesetzbuche [67]) verbindet jede Handlung, Nachlässigkeit oder Versehen, welche durch Verschuldung Schaden anrichtet, den Handelnden zum Ersatze nicht blos für sich, sondern auch für die Personen, für welche man zu haften hat, d. i. für minderjährige Kinder rücksichtlich des Vaters und nach dessen Tode, der Mutter, für Hausgesinde und Geschäftsführer in den ihnen anvertrauten Geschäften rücksichtlich der Haus-Handels- und Fabrikherren, für Zöglinge und Lehrlinge rücksichtlich der Lehrer und Handwerker, hiernächst für die Sachen, die man in seiner Verwahrung hat, also für den Schaden durch solche Thiere und eigene Gebäude. Außerdem berechtigen zur Schadenfoderung Fälschungen in den Urkunden zu Beglaubigung des bürgerlichen Zustandes (Art. 52), Fertigung der Heirathsacte ohne Berücksichtigung diesfallsigen Einspruchs (Art. 68), gesetzwidrige Einsprüche gegen Heirathen (Art. 179), Unterlassung der Nachsuchung zu Bestätigung eines neuen Vormundes von Seiten des Nebenvormundes (Art. 424) u. s. w. Mit den so eben ausgezogenen Artikeln 1382—1386 des französischen Gesetzbuches stimmen die Gesetzbücher von Sardinien [68]), vom Canton Waadtland [69]), von Holland [70]) und von Louisiana [71]) überein. Das Gesetz-

61) fr. 9. pr. D. Locati (XIX, 2). 62) Schweppe a. a. O. §. 203. 63) Im 30. Hauptstücke. Vergl. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. S. 1: Über das 30. Hauptstück des allgemeinen österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches, von dem Rechte des Schadenersatzes und der Genugthuung. Zugschwerdt, Das Recht des Schadenersatzes und der Genugthuung nach den österreichischen Civilgesetzen. (Wien 1837.) 64) Im ganzen 6. Titel des 1. Th. und im 5. Titel §. 277 fg. 65) Über die Verpflichtung zum Schadenersatze nach den Grundsätzen des englischen Gerichtes, bei Elvers und Bender a. a. O. 2 Jahrg. (Göttinq. 1829.) S. 141.

66) *Blackstone*, Commentaries, im Auszuge von Gifford, übersetzt von Colbiz. 2. Bd. (Schleswig 1823.) S. 114. 203—205. 67) Code Napoléon. art. 1382—1386. Zachariä, Handbuch des französischen Civilrechts. §. 382 fg. und die da angezogenen Merlin m. quasi-delit. Fr. des oblig. par Pothier. T. I. n. 116 sv. 68) Art. 1500—1504. 69) Art. 1037—1086 mit Ausschluß des Schlusses des 1384. Art. im 1039. Art. 70) Art. 1401—1405. 71) Art. 2294—2299 und 2502, jedoch ist Art. 1385 des Cod. N. nicht beibehalten.

Digitized by Google

buch von Louisiana fügt noch hinzu [72]): die Verbindlichkeit der Vormünder zum Ersatz des von ihren Pflegebefohlenen verursachten Schadens, der Herren [73]) für die Schäden ihrer Sklaven und Thiere mit Vorbehalt der noxae datio (abandon), und derer, welche Andere zu einer unerlaubten Handlung anreizen, und zwar im letztern Falle mit solidarischer Verbindlichkeit. Jenes Gesetzbuch beschränkt aber [74]) dann die Summe des Schadenersatzes, wenn der Beschädigte seine Sache unklug ausgesetzt hat. Das Gesetzbuch von Holland bestimmt dabei insbesondere [75]) den Ersatz des Interesses (dommages — intérêts) für die, von der Arbeit eines Getödteten oder Verwundeten, lebenden Personen, z. B. Kinder, Ältern ꝛc., ingleichen [76]) die Gewährung des Interesses im Falle von Injurien. Obgleich hiernächst auch in Baden der Code Napoléon in den erwähnten Artikeln angenommen ist, so sind denselben doch [77]) einige Bestimmungen beigefügt, wonach der Hauseigenthümer oder Hauptmiether eines Hauses für den Schaden, welcher Vorbeigehenden zugefügt wird, mit Vorbehalt des Regresses an den Thäter, haftet, der Eigenthümer eines schädlichen Thieres sich von Schadenersatz durch den Abandon befreien und der, welchem ein damnum infectum bevorsteht, auf Präventivmaßregeln dringen kann. (*Buddeus.*)

ENTWÄSSERUNG, oder Befreiung einer Erdfläche von dem auf oder in derselben befindlichen, ihre Benutzung störenden Wasser, wird nach der Verschiedenheit des Terrains und nach Verschiedenheit der dadurch beabsichtigten Zwecke auf verschiedene Weise vorgenommen. So geschieht die Entwässerung der Polder in Holland auf andere Weise, als die Entwässerung der Wiesen auf höher gelegenen Ländereien; anders die durch einen Fluß überschwemmter Uferlande, als die der Sumpfgegenden mancher Länder. Denn aus den meistentheils tiefer als die Nordsee liegenden Poldern Hollands kann dem in denselben sich sammelnden Quell- und Regenwasser kein mit dem nöthigen Gefälle versehener Abzugsgraben gegeben werden, sondern die Mechanik muß dabei zu Hilfe genommen und das Wasser mittels Archimedischer Schrauben oder Schnecken, die Windmühlenwerke in Bewegung setzen, in höher als die Polder und über dem gewöhnlichen Niveau der nahen See liegende Kanäle gehoben werden, in denen es der See zugeführt wird. Wiesengründe hingegen werden von dem ihrem Graswuchs nachtheiligen Quell-, Schnee- oder Regenwasser, sowie von dem durch Kunst zur Beförderung des Graswuchses darauf gebrachten Wasser durch bloße Abzugsgräben befreit. Ebenso die von einem Fluß überschwemmten Uferlande. Sind diese jedoch durch Dämme gegen eine solche Überschwemmung geschützt, und haben daher nur von dem Austreten der Binnenwasser und an dem sich sammelnden Regenwasser zu leiden, so sind zu diesem Zwecke Schleußen nothwendig, welche, in die Dämme gebaut, wenn sie geschlossen sind, den Hauptstrom bei hohem Wasserstande von den Uferlanden abhalten, dann aber, wenn sie bei mittlerm und niederm Wasserstande des Hauptstromes wieder geöffnet werden, die in den Uferlanden während ihres Verschlusses sich gesammelt habenden Binnenwasser dem Hauptstrome zuführen, und deshalb auch Entwässerungsschleußen genannt werden.

Ländereien, welche durch Quellen zu Morästen geworden sind, entwässert man durch Abfangung der Quellen und legt sie auf diese Art trocken (s. Eytelwein's Abhandlung in der Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten der Baukunst betr., 1. Bd., und Scheyer's Wasserbaukunst). Können aber sumpfige Ländereien weder durch Abzugsgräben, noch durch Abfangen der Quellen entwässert werden, so gibt es, wenn ein Erdmaterial mit sich führender Bach oder Fluß in der Nähe ist, noch ein anderes Mittel, sie trocken zu legen, welches hier nur deshalb erwähnt werden muß, weil durch dasselbe eine zu viel Wassertheile enthaltende und deshalb nutzlose Erdfläche trocken gelegt und auf diese Weise nutzbar gemacht wird. Dieses Mittel ist die Aufschlämmung, welche mit vielem Nutzen zur Trockenlegung großer Sümpfe in Frankreich angewendet worden ist.

Hierüber sowol, wie über Entwässerung überhaupt, findet man das Nähere in Woltmann's Beiträgen zur hydraul. Architektur. 2. Bd. S. 247 fg. John Johnston's Abhandl. über das Austrocknen der Sümpfe und Entwässerung kalkgründiger Äcker ꝛc., übers. von Graf v. Podemils. Wedge's Abhandl. on draining Land im 10. Bde. der Transactions of the society for the encouragement of arts, manufactures and commerces. Pechmann's Jahrbücher der Baukunde (Stuttgart 1828). Rau's Übersicht der Entwässerungsarbeiten von der Linth (1825) und Wiebeling's Wasserbaukunde. 2. Bd. (*Batsch.*)

ENTZENDORF, ungar. Encs (sprich Entsch), auch Ents und Jenes, 1) ein großes Dorf im buzaer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) und im untern Kreise der dobokaer Gespanschaft, im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, zwischen Bergen gelegen, nicht weit von der Grenze des innern szolnoker Comitats und 3¼ teutsche Meilen von der Stadt Bißtritz entfernt, von Walachen bewohnt, mit einer eigenen griechisch-unirten und einer nicht unirten Pfarre, einer griechisch-katholischen und einer nicht unirten griechischen Kirche und einer Schule. 2) Encs, auch Ents, ein den Grafen Keglevics gehöriges großes Dorf im szikszoer Gerichtsstuhle der abaujvárer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des kleinen Hernadflusses in gebirgiger Gegend, an der Verbindungsstraße von Forró und Szánto gelegen, mit 91 Häusern, 668 magyarischen Einwohnern, welche Feldbau treiben, und 573 Katholiken, 86 Evangelische und 9 Juden unter sich zählen, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum szikszover Vice-Archidiakonatsdistricte der kaschauer bischöflichen Diöcese gehört, unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers steht, erst im J. 1747 errichtet wurde und 1625 katholische Pfarrkinder (1831) in ihrem Sprengel zählt,

72) Art. 2299. 73) Art. 2300. 2301. 2304. 74) Art. 2303. 75) Art. 1406. 1407. 76) Art. 1408 fg. 77) Art. 1384—1386.

Digitized by Google

einer dem heil. Joſeph geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule. (*G. F. Schretzner.*)

Entzündung (phyſikaliſch), ſ. Feuer und Wärme.

ENTZÜNDUNG [1]), Inflammatio, Phlegmone, Phlegmasia, Phlogosis, Stasis, ſind Benennungen für einen pathologiſchen Proceß, deſſen äußere Zeichen zwar ſeit dem Beginn ärztlicher Kunſt bekannt, deſſen Weſen

---

1) *P. Spors*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1563. 4.) *Varismoni*, Diss. de inflammatione. (Basil. 1593. 4.) *Fluch*, Diss. de phlegmone. (Jenae 1600. 4.) *Fankii* Diss. de phlegmone. (Lips. 1608. 4.) *Sennert*, Diss. de inflammatione. (Viteberg. 1610. 4.) *Moegling*, Diss. de inflammatione partium corporis humani. (Tubing. 1619. 4.) *Widmacher*, Diss. de inflammatione. (Viteb. 1640. 4.) *Bieben*, Diss. de inflammatione. (Basil. 1660. 4.) *Corbeel*, Diss. de inflammatione. (Leydae 1661.) *Sylvius*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1671. 4.) *Bruynstern*, Diss. de inflammatione. (Leyd. 1674. 4.) *Freytag*, Diss. de inflammatione. (Leyd 1675.) *Daelhauser*, Diss. de inflammatione. (Duisburg. 1680. 4.) *van der Meulen*, Diss. de inflammatione. (Leydae 1682. 4.) *Lossius*, Diss. de inflammatione. (Viteb. 1683. 4.) *Hofer*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1683. 4.) *van der Lahr*, Diss. de fermantatione, effervescentiis et inflammatione. (Leydae 1685. 4.) *Bohn*, Diss. de inflammatione. (Lips. 1686. 4.) *Erkels*, Diss. de inflammatione in genere. (Basil. 1686. 4.) *J. Ch. Adami*, De phlegmone. (Erford. 1690. 4.) *Petri*, Diss. de phlegmone. (Erford. 1690. 4.) *Schreck*, Diss. de inflammationibus in genere. (Leydae 1691. 4.) *Jo. Godfr. de Berger*, Diss. de inflammatione. (Viteberg. 1695. 4.) *Maynwaring*, Of fevers and inflammations. (London 1697.) *E. Stahl*, De inflammationis vera pathologia. (Halae 1698. 1705. 4.) *H. A. Roell*, Diss. de natura phlegmones. (Traj. ad Rh. 1706. 4.) *H. Boerhaave*, Diss. de inflammationibus in genere. (Lugd. Bat. 1708. 4.) *H. Huddelston*. Diss. de inflammatione. (Traj. ad Rhen. 1711. 4.) *J. H. ten Dam*, Diss. de inflammatione in genere. (Harderov. 1717. 4.) *Feltrup*, Diss. de inflammatione in genere. (Harderov. 1720. 4.) *E. Ch. Loeber*, Diss. historia inflammationis ex principiis anatomicis et mechanicis deducta. (Halae 1722. 4.) *D. Schuckinck*, Diss. de inflammatione in genere. (Lugd. Bat. 1723. 4.) *De Pré*, Diss. theoria et therapia inflammationum. (Erford. 1727. 4.) *H. Koelmann*, Diss. de inflammatione. (Harderov. 1728. 4.) *H. J. Schroeder*. Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1731. 4.) *Vater*, resp. *Mohring*, Diss. de inflammationis sanguineae theoria mechanica. (Viteberg. 1733. 4.) *M. Geene*, Diss. de inflammatione. (Harderov. 1736. 4.) *G. du Fen*, Diss. de inflammatione. (Harderov. 1738. 4.) *Mauchart*, Diss. de inflammatione in genere. (Tubing. 1740. 4.) *a Bergen*, Diss. de inflammatione sanguinea ex principiis anatomicis et mechanicis deducta. (Francof. 1741. 4.) *Scrinii* Diss. de inflammatione, gangraena et sphacelo in genere. (Prag. 1741.) *Walther*, Diss. de inflammatione. (Lips. 1741.) *F. B. Sauvages*, Inflammationis theoria. (Monspel. 1743. 4.) *J. F. Zeberg*, De inflammatione vera et ejus resolutione. (Lugd. Bat. 1745. 4.) *Hamberger*, Diss. de inflammationum pathologia. (Jenae 1745. 4.) *C. A. Jannus*, praes. *Kaltschmied*, Diss. de inflammationibus febre acuta stipatis. (Jenae 1750. 4.) *Oestm. Rosenblad*, Diss. de inflammatione, potissimum venosa. (Lund. 1750. 4.) *Fizes*, Diss. de theoria inflammationis. (Monspel. 1751. 4.) *Büchner*, Diss. de inflammatione sanguinea. (Hal. 1752. 4.) *Ch. A. Foerstsch*, praes. *L. Heister*, Diss. de inflammatione. (Helmstedt. 1753. 4.) *A. R. Jongerheld*, Diss. de inflammationibus in genere. (Lugd. Bat. 1755. 4.) *Gardane*, Diss. de theoria inflammationis. (Monspell. 1758. 4.) *C. F. Kaltschmied*, Theses de inflammationibus in genere consideratis. (Jenae 1758. 4.) *R. L. Tellegen*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1758. 4.) *B. M. de Fons*, Diss. de inflammatione. (Traj. ad Rhen. 1760. 4.) *N. Paradys*, Spec. quo inquiritur in naturam inflammationis. (Lugd. Bat. 1763. 4.) *van der Hort*, Diss. de inflammatione in genere. (Utrecht. 1763. 4.) *Nonne*, Diss. inflammationis theoria. (Erford. 1765. 4.) *Fr. Vacca*, Liber de inflammationis morbosae, quae in humano corpore fit, natura, causis, effectibus et curatione. (Florent. 1765.) *J. L. S. Dufay*. De inflammationis theoria ejusque per resolutionem curatione. (Monspell. 1766.) *El. Büchner*. Diss. de vasorum obstructione, quatenus febris et inflammationis causa habenda sit. (Halae 1766. 4.) *Büchner*, resp. *Richter*, Diss. de inflammatione ejusque in tela cellulosa sede frequentissima. (Halae 1767. 4.) *A. C. Kessler*, Diss. de inflammatione sanguinea sive vera, pathologice considerata. (Halae 1767. 4.) *Thom. Houleston*. Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1767. 4.) *Jac. Jos. Winterl*, Diss., proponens inflammationis theoriam novam. (Viennae 1767.) *Streng*, De inflammatione partium tam solidarum, quam fluidarum in corpore humano. (Erford. 1768. 4.) *J. B. Gerrarts van der Horst*, De φλεγμόνη, seu inflammatione in genere. (Traj. ad Rhen. 1768.) *G. J. Beuth*, De theoriae inflammationis Boerhaavianae falsitate ejusque theoria nova. (Duisburg. 1768. 4.) *Dan. Magenise*, The doctrine of inflammation, founded upon reason and experience, and entirely cleared from the contradictory systems of Boerhaave, van Switen and others. (London 1768.) D. Magenise, Theorie der Entzündung. Aus dem Engl. von F. X. Weber. (Göttingen 1776.) *Campbel*, Diss. de phlegmone. (Edinburg. 1771.) J. Aler. von Brambilla, Chir.-prakt. Abhandlung von der Phlegmone und ihren Ausgängen. Aus dem Ital. Mit Kupf. (Wien 1773.) Derſelbe, über die Entzündungsgeſchwulſt und ihre Ausgänge. Aus dem Ital. von J. X. Schmidt und W. Schmitt. 2 Thle. (Wien 1786.) *A. Oderdahl*, De inflammationis ratione, praes. *Gattenhoff*. (Heidelberg. 1773. 4.) *J. F. Carrère*, Traité théorique et pratique des maladies inflammatoires. (Paris 1774.) *J. G. Wendt*, praes. *Gattenhof*, Diss. s. inflammationis causas et eventus. (Heidelberg. 1775. 4.) *A. Bicker*, Diss. pro Boerhaavianaa de inflammatione doctrinae prae aliis hodie magis celebratis theoriis firmitate. (Prag. 1776. 4.) recus. in Dissertat. Pragens. Vol. II. Wasserberg. Opusc. fasc. 4. *J. A. van den Grootenacker*, Diss. de inflammatione in genere. (Lugd. Bat. 1776. 4.) *Johnston*, Diss. de phlegmasiis. (Edinburg. 1777.) *P. P. Kerens*. De inflammatione topica ejusque vario exitu. (Lugd. Bat. 1778. 4.) *P. van Genderen*, Diss. de inflammatione. (Traj. ad Rh. 1779. 4.) *Röslin*, Diss. de inflammatione. (Gotting. 1779. 4.) *Kratzenstein*, Theoria inflammationis. (Halae 1781. 4.) *J. Barklay*, Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1784.) *F. A. van den Bosch*, Diss. de inflammatione in genere. (Lugd. Bat. 1785. 4.) H. van den Bosch, Theoretisch-prakt. Versuch über die Entzündung und ihre Ausgänge und mancherlei andere Krankheiten, wobei die Muskelkraft der Haargefäße zum Grunde gelegt wird. (Münſter und Osnabrück 1786.) E. A. Nicolai, Theoretisch-prakt. Abhandlung über Entzündung, Eiterung, Brand, Skirrhus und Krebs. 2 Thle. (Jena 1786.) *Goldhagen*. De inflammatione analecta. (Halae 1788. 4.) *J. Carmichael Smith*, On the different kinds or species of inflammation and of the causes, to which those differences may be ascribed, in Medic. Communications, Vol. II. (Lond. 1788.) *L. Molenschot*, De inflammatione in genere, varioque ejus axitu at cura. (Lugd. Bat. 1788. 4.) *J. G. Müller*, Diss. s. theoriam inflammationis. (Jenae 1788. 4.) *Florren*, Diss. de inflammatione. (Bonn. 1788.) *F. A. Nicolai*, Theoria inflammationis. (Jenae 1789.) *P. Schumlansky*. Diss. de proxima topicae inflammationis causa (Argentor. 1789. 4.), teutſch in Neueſte Sammlung für Wundärzte. VII. St. *Gahagan*. Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1790.) *S. de Leon*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1790. 4.) J. G. Ziegenhagen, Beitrag zur Berichtigung der Entzündungslehre. (Straßburg 1790.) Chr. L. Hoffmann, Von der Entzündung und ihren Ausgängen, in deſſen Vermiſchte Schriften, 1. Bd. Münſter 1790.) G. Wedekind, Allgemeine Theorie der Entzündung und ihrer Ausgänge, in fünf Vorleſungen. (Leipz. 1791.) J. D. Juſtamond, Verſuch über die Entzündung und das Eiter-

Digitized by Google

aber noch immer in mehr als einer Hinsicht dunkel genannt werden muß. Kann es uns deßhalb Wunder nehmen, wenn wir seit den ältesten Zeiten die Ärzte vergebens bemüht sehen, dem allgemein angenommenen Worte

geschwür, in dessen Chirurg. Werken. (Hanover 1791.) S. 104. Wölfing, Versuch einer Kritik der von Richter bekannt gemachten Recensionen von Wedekind's Theorie der Entzündung. (Leipz. 1792.) *Janssens*, Diss. de inflammatione in genere ejusque exitu. (Duisburg. 1792. 4.) *Jo. Wermers*, Diss. inaug. de inflammationis. (Gotting. 1792. 4.) *Fowler*, Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1793.) *Chr. Wachtel*, prses. *Reil*, D. Animadversiones quasdam circa naturam inflammationis continens. (Halae 1793.) *J. H. A. Mathy*, prses. *Gutberlet*, Diss. de inflammationis genesi et natura. (Wirceburg. 1794.) *J. Redman Coxe*, An inaug. essay on inflammation. (Philadelphia 1794.) *Jo. Hunter*, Treatise on the blood, inflammation and gunshot wounds, publ. by E. Home. (Lond. 1794. 4.) J. Hunter, Versuche über das Blut, die Entzündung und Schußwunden; aus dem Engl. mit Anmerk. von C. B. G. Hebenstreit. 2 Bde. (Leipzig 1797—1800.) *Heisterhagen*, Diss. de inflammatione ejusque causis. (Marburg. 1795.) *Wolker*, Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1796.) *Hecker*, Diss. Phlegmonis aetiologia, subjectis quibusdam corollariis therapeuticis. (Erford. 1797. 4.) *C. J. Ludewig*, De stasi sanguinis in venis inflammationem mentiente, in Adversaria medica pract. Vol. I. (Lips. 1797.) p. 178. *J. Burns*, Dissertations on inflammation. 2 Vol. (London 1800.) *Mirus*, Diss. de inflammatione. (Erford. 1801. 4.) J. G. Kuny, Neuere Theorie der Entzündungen, in Martens' Paradoxien. 1. Bd. 2. Heft. (Leipzig 1801.) S. 76. *Cuno*, Diss. de inflammatione in genere. (Jenae 1801.) *C. A. Lenac*, Meletemata ad doctrinam de inflammatione. (Lips. 1802. 4.) *John Herdman*, On white swelling, and the doctrine of inflammation. (Edinb. 1802.) Derwes, über die Entzündung, in Marfina's Journal. 2. Bd. S. 221. (1802.) *J. P. V. Troxler*, Diss. sist. primas lineas theoriae inflammationis, suppurationis et gangraenae centiae. (Jenae 1802.) *Baldwin*. Diss. de inflammatione. (Kölnburg 1803.) *P. J. Bapt. Postel*, Diss. sur l'inflammation. (Paris 1803. 4.) *Sem. Perrel*, Appreçu sur les phénomènes généraux de l'inflammation, considérés dans les différens systèmes. (Paris 1803.) *H. Berlina*, Propositions sur l'inflammation. (Paris 1804. 4.) G. M. Fegstein, Versuch einer Nosologie und Therapie der Entzündungen im Allgemeinen. (Bamberg 1804.) F. C. Nägele, Beitrag zu einer naturgeschichtlichen Darstellung der krankhaften Erscheinungen am menschlichen Körper, welche man Entzündung nennt, und ihre Folgen. (Düsseldorf 1804.) *P. Lalanne*, Quelques considérations sur l'inflammation en général et sur ses différentes terminaisons. (Paris 1804. 4.) W. A. Fischer, Gedanken über die Entzündung, in dessen Aufsätze und Beobachtungen. 1. Bd. (Hanover 1804.) *J. G. Walter*, Momenta quaedam de natura inflammationis. (Dorpat. 1805.) K. G. Neumann, über das Verhältniß der größern und kleinern Blutgefäße und die Natur der Entzündung, in Hufeland's Journ. 23. Bd. 3. und 4. St. W. Hofrichter, über das Entzündungsfieber und die Entzündung. (Breslau 1806.) *A. G. Starke*, Diss., exhib. inflammationis theoriarum epicrisin adjuncta nova hujus morbi formae theoria. (Helmstad. 1806.) *F. J. V. Broussais*, Etude raisonnée des phlegmasies, fondée sur l'anatomie pathologique et sur l'observation clinique. (Paris 1808.) Derselben Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques. 2 Tomes. (Paris 1808. 2. édit. 1816. 3. édit. 3 Tomes. 1822. 4. édit. 1826.) *J. F. Chortet*, Traité de l'inflammation et de ses différentes terminaisons. (Paris 1808.) J. Meier, über die Natur der Entzündung; ein philosophischer Versuch. (Berlin 1810.) *M. H.* Diss. de febre inflammatoria quaestiones. (Lips. 1810.) *Ch. W. A. Schroeder*, Capita quaedam de inflammationis genesi et cura. (Jenae 1810. 4.) H. A. Gröben, Die Theorie der Entzündung. (Berlin 1811.) F. v. Paula Gruithuisen, Theorie der Entzündung, in Salzb. medicin. chir. Zeitung. 1811. 2. Bd. S. 298. 1816. 2. Bd. S. 129. *A. Tiscyre*. Considérations pratiques sur le phlegmone. (Paris 1811. 4.) *Ch. F. W. Clawes*, prses. *Schreyer*, Disquisit. pectorum inflammationis theoriarum continens. (Viteberg. 1811. 4.) *J. M. Scavini*, Précis historique de la doctrine de l'inflammation. (Turin 1811. 4. 2. édit. 1812. 8.) *A. H. Stevens*, On the proximate causes of inflammation, with an attempt to establish a rational plan of cure. (Philadelphia 1812.) J. Meier, Versuch einer kritischen Geschichte der Entzündungen. 1. Th. (Berlin 1812.) A. D. E. Bartels, Pathologische Untersuchungen. 1. B. Die allgemeine Theorie der Entzündung und des Fiebers. (Marburg 1812.) *F. T. W. van Coath*, De inflammatione ejusque speciebus et exitu. (Traj. ad Rh. 1814.) *H. C. Brandt*, Aphorismorum de inflammatione Lib. I. (Halae 1814. Lib. II. 1831.) H. von Wedekind, Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen ꝛc. (Darmstadt 1814.) *J. Thomson*, Lectures on inflammation (London 1814. 1818. 1823), teutsch herausgegeben von P. Krukenberg. 2 Bde. (Halle 1820), französisch par *Jourdan* et *Boisseau* (Paris 1827), italienisch von Berazzi. 4 Vol. (Pavia 1824.) *J. Bozzini*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1816. 4.) *A. Decourtray*, Diss. de phlegmasiis in genere. (Lugd. Bat. 1816. 4.) *C. H. Rosenfeld*, Animadversiones nonnullae ad doctrinam de inflammatione. (Lips. 1817. 4.) F. Nasse, Unterfuchungen über die Entzündungen, in Horn's Archiv. 1818. 1. Bd. 1826 März, April. 1830 Januar, Februar. 1834 April. *W. Fr. Hemprich*, Diss. de inflammationis notione. (Berol. 1818.) R. Friedrich, Entzündungen, deren endemischer Charakter in Würzburg. (Würzburg 1818.) *F. W. Cassin*, Du caractère de l'inflammation, de la congestion et de l'épanchement pendant la vie et après la mort. (Paris 1819. 4.) *C. R. Hoffmann*, Sententia de inflammationis natura. (Erlang. 1819.) *F. Mantovani*, Lezione di nosologia e terapia speciale sulla infiammazione. 2 Vol. (Pavia 1820. 12.) G. H. Dzondi, über die Rothwendigkeit und Wichtigkeit der Unterscheidung der Entzündung nach den verschiedenen Systemen, in Gräfe und Walther, Journal. 1. Bd. 2. Heft. S. 221—257. *G. Tommasini* Considerazione pathologico-pratiche sulla infiammazione e sulla febbre continua. (Pisa 1820. 2. edit. 2 Vol. 1826.) *Ch. Bastings*, A treatise on inflammation of the mucous membrane of the lungs. To which is prefixed, an experimental inquiry respecting the contractile power of the blood vessels and *the nature of inflammation* (London 1820); teutsch von G. van den Busch. (Bremen 1822.) W. A. Fischer, Von der Entzündung, in Horkel, Rheinische Jahrbücher. 4. Bd. 1. St. (1821.) *L. B. Verschuyten*, De inflammationis definitione, symptomatibus causis et exitu. (Gandav. 1820. 4.) *J. A. James*, Observations on some of the general principles, and of the particular nature and treatment of the different species of inflammation. (London 1821.) *R. Hamilton*, On febrile and inflamm. diseases. (London 1821.) K. H. Dzondi, über die Grenzen ihrer Erforschung der Natur der Entzündung und über den Begriff der Entzündung, in Aeschap. 1. Bd. S. 6—30. (Halle 1821.) *C. H. Gollner*, Diss. de inflammatione. (Halae 1821.) *Funke*, Diss. de inflammatione. (Kasendae 1821.) *G. de Filippi*, Nuovo saggio analitico della infiammazione. (Milano 1821.) K. Caspari, über die Entzündung, ihre Folgen und ihre Behandlung, in Gräfe und Wachter's Journal. 4. Bd. S. 25—69 (1822). Derselbe, Die Kupferstichprobe — eine Entzündungs-therapeutischen Abhandlung über die Entzündung. (Leipzig 1823.) *C. E. Lucas*, On the principles of inflammation and fever. (Lond. 1822.) *T. A. Stewart*, De inflammatione speciatim de phlegmone. (Lugd. Bat. 1823. 4.) *L. Emiliani*, Commentario della infiammazione. (Modena 1824.) *Jos. Black*, A short inquiry into the capillary circulation of the blood; with a comparative view of the more intimate natural of inflammation. (London 1825.) *A. Galdini*, Sulla infiammazione, trattato diviso in tre parti. Parte I. (Modena 1825.) *E. Burdach*, Observationes nonnullae microscopicae inflammationem spectantes. Diss. (Regiomont. 1825.) *C. F. Koch*, Diss. de observationibus nonnullis microscopicis sanguinis cursum et inflammationem spectantibus atque de suppura-

Digitized by Google

auch eine allgemein angenommene Begriffsbestimmung zu verschaffen und einige in der neuesten Zeit sogar verzweifelnd an dem Erfolge ihres Bemühens das Wort lieber ganz aus der medicinischen Kunstsprache verbannt wissen wollen, da das, was es bezeichnen solle, gar kein einfacher, für sich bestehender Proceß sei, sondern als der Ausdruck eines zusammengesetzten betrachtet werden müsse, welcher mehre Erscheinungen einbegreift, die übrigens weder nothwendig, noch beständig mit einander verbunden sind (Andral). Neben der Schwierigkeit zur klaren Einsicht eines allerdings scheinbar verwickelten Processes zu gelangen, hat die übergroße Ausdehnung, welche die Schüler Broussais' dem Begriffe Entzündung gaben, ohne Zweifel den größten Antheil an diesem verzweiflungsvollen Schritt, welcher jedoch vergebens sich allgemeine Billigung zu verschaffen gesucht hat. Eine durchgreifende Geschichte der Entwickelung des Begriffes der Entzündung würde uns hier viel zu weit führen, da bei der Bedeutsamkeit der Lehre von der Entzündung für die ganze Pathologie, dieselbe zu einer Geschichte der letztern werden müßte, wie denn auch J. Meyer seinen unten genannten Versuch einer kritischen Geschichte der Entzündungen nicht mit Unrecht den ersten Theil oder die Einleitung in die Geschichte der speciellen Pathologie und Therapie genannt hat; wir werden uns hier mit der Andeutung derjenigen Punkte begnügen, welche wirklich als Momente der fortschreitenden Ausbildung des Begriffes von der Entzündung betrachtet werden müssen. Sowie der natürliche Verstand die Zusammenstellung einer gewissen Anzahl von äußern Merkmalen als Begriff gelten läßt, so finden wir auch die natürliche Medicin, welcher Definitionen ohnedies fremd sind, sich damit begnügen, unter Entzündung eine Affection zu verstehen, in welcher der afficirte Theil Röthe, Hitze, Geschwulst und Schmerz bemerken läßt, alles Erscheinungen, die man an der Oberfläche des thierischen Körpers wahrnehmen kann. Da es nun charakteristisch für die Hippokratische, echt griechische Medicin ist, daß sie ihre Semiotik, Diagnose und Prognose vorzugsweise aus den Veränderungen, die sich an der Oberfläche wahrnehmen lassen, schöpft, so kann es uns nicht wundern, daß sie die Entzündung auf dieselbe Weise erklärt und sich dabei beruhigt, daß jene Erscheinungen durch Andrang des Blutes in dem afficirten Theile verursacht werden. Mit dem Untergange des echt griechischen Nationalgeistes ging auch die Hippokratische Medicin unter und mit ihr der Sinn für feine Auffassung der äußern Form und ihrer Veränderungen; was man auf der Oberfläche nicht mehr entdecken konnte, suchte man im Innern des Körpers, um so mehr als gleichzeitig das anatomische Zeitalter der alten Medicin in Alexandrien begann und seinen Culminationspunkt erreichte; für die Entzündung begnügte man sich nicht mehr mit der bloßen Annahme des Andranges des Blutes, man wollte wissen, wo dieser Andrang stattfand; man hatte Venen und Arterien mit ihren Verzweigungen genauer kennen gelernt; natürlich fragte man, welche der beiden Gefäßarten den Andrang des Blutes erlitten, und so finden wir z. B. bei der Peripneumonie den Diokles sich für die Venen, den Erasistratus sich für die Arterien entscheiden (*Cael. Aurelian.* Acut. II, 28) und zwar deshalb, weil die Arterien (in den Leichnamen gewöhnlich) blutleer im gesunden Zustande nur (das von den Stoikern eingeführte) Pneuma enthalten, bei der Entzündung aber dringe das Blut aus den Venen in die Arterien und dränge das Pneuma zurück. Man hat diese Ansicht wol lächerlich zu machen gesucht, aber ist nicht das Factum richtig? Finden wir nicht stets bei jeder wahren Entzündung nach dem Tode die Arterienenden mit Blut angefüllt und verstopft, sodaß es sich nur schwer oder gar nicht aus ihnen entfernen läßt? Ist hierin nicht zugleich der Grund zu der später deutlicher entwickelten Lehre von dem Error loci gegeben? und behauptet nicht fast zweitausend Jahr später van Swieten, daß bei

tione, adjecta analysi puris chemica (Berolin. 1825); teutsch in Meckel's Archiv für Phys. 6. Bd. *V. Prus*, De l'irritation et de la phlegmasie, ou nouvelle doctrine médicale. (Paris 1825.) *G. Kaltenbrunner*, Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione; c. IX tab. lithogr. et color. (Monachii 1826. 4.), in Heusinger's Zeitschrift für organ. Physik. 1. Bd. S. 319. *L. Emiliani* Dell' infiammazione commento. (Modena 1826.) *A. N. Gendrin*, Histoire anatomique des inflammations. 2 Vol. (Paris et Montpellier 1826); teutsch von J. Radius. 2 Bde. (Leipzig 1828—1829.) *T. Bargen*, Diss. de inflammatione ejusque theoriis. (Berol. 1827.) M. Raumann, Zur Lehre von der Entzündung. (Bonn 1828.) *C. H. Dzondi*, Pathologiae inflammationis systematum corporis humani succincta adumbratio. (Halae 1829.) *J. P. Caffort*, Mémoire sur la nature de l'inflammation. (Paris 1829.) *Somné*, Études sur l'inflammation. (Bruxelles 1830. 2. édit. 1838.) *J. K. James*, Observations on the general principles and on the particular nature and treatment of various species of inflammation. (London 1832.) *Ph. L. Philips*, An essay on inflammation. (London 1833.) W. Sprengel, Die Lehre von den Entzündungen und Wunden. (Halle 1832.) [1828.] *D. Badham*, Reflexions on the nature of inflammation and its alleged consequences. (Glasgow 1834.) 67 S. *J. P. Caffort*, Mémoire sur les caractères anatomiques et physiologiques de l'inflammation. (Paris 1834.) 102 S. Eisenmann, Zur Naturgeschichte der Entzündung, in Gräfe und Walther, Journal für Chirurgie. 1834. 21. Bd. S. 192—222. 426—459. *J. G. Soelti*, De inflammatione et sanguinis evacuantibus in ea curanda diss. (Bamberg. 1835.) *H. W. Emmert*, Nonnulla de inflammatione, turgore et erectione diss. (Berol. 1835.) *C. Fr. Emmert*, Observationes quaedam microscopicae in partibus animalium pellucidis institutae de inflammatione diss. (Berol. 1835.) *Th. Gluge*, Observationes nonnullae microscopicae fila, quae primitiva dicunt, in inflammatione spectantes diss. (Berol. 1835.) U. F. Hausmann, Über Entzündung. (Hanover 1836.) *R. Latour*, Qu'est-ce que l'inflammation? qu'est-ce que la fièvre? (Paris 1838.) *G. Rasori*, Teoria della flogosi. (Milano 1837.) 2 Vol.; teutsch von Runge. 1. Th. (Bremen 1838.) *J. Macartney*, A treatise on inflammation (Dublin 1838. 4.) with plates. F. A. G. Berndt, Die Lehre von den Entzündungen nach dem jetzigen Standpunkte der medicinischen Erfahrung zum Gebrauche für praktische Ärzte bearbeitet. 2 Bde. (Greifswald 1836.) J. Rosenbaum, Über Congestion, Blutfluß, Entzündung und deren Ausgänge in ihrer genetischen Entwickelung, in Blasius' Zeitschrift für klinische Chirurgie und Augenheilkunde. 1. Bd. S. 332. M. Hager, Die Entzündung, beschrieben und durch Beispiele erläutert. (Wien 1835.) Cruse, Zur Lehre von der Entzündung, in Rust's Magazin. 51. Bd. S. 195. *Weaterhead*, Observations intended to illustrate and determine the essential nature of inflammation, in Edinburg. med. and surg. Journ. 1838. Jan. p. 176. *Graves*, On inflammation, in London medic. Gazette, June p. 530. July p. 559. 600. Vergl. außerdem die größern Werke über Chirurgie.

Digitized by Google

der Entzündung ein Rückwärtsgehen der Blutkügelchen durch die Zusammenziehung der kleinen Arterien stattfände? Den Methodikern war die Entzündung ein Strictum, was offenbar Ähnlichkeit mit dem spätern Krampf der Gefäßendigungen hat, und bei Soranus ist sie nur der örtliche Ausdruck einer allgemeinen Affection des Organismus. Ein neues Moment machte sich jetzt in der ganzen Pathologie und somit auch in der Lehre von der Entzündung geltend, wir möchten es das asiatische nennen; es ist die Berücksichtigung der Qualität der Säfte und namentlich des Blutes, denn der saftreiche Süden mußte nothwendig der Humoralpathologie huldigen, wie der starre Norden der Solidarpathologie. So ist es schon bei Galenus nicht blos Blut, welches in die Gefäße des entzündeten Theiles bringt, sondern es ist widernatürlich warmes Blut, und dieses nicht allein, sondern auch andere Flüssigkeiten können durch ihr Eindringen Entzündung erregen und das Blut stockt nicht blos in dem Theile, sondern es geht auch in Fäulniß über, eine Idee, die sich nur im heißen Süden erzeugen konnte, und die wir daher auch bei dem Asiaten Galenus trotz seiner Verehrung des Hippokrates, vorherrschend finden. Die Araber behielten diese Ansichten ebenso bei, wie die Ärzte des 16. Jahrh., nur daß man jetzt wieder sich mehr der Hippokratischen Lehre näherte, gewissermaßen also wieder von Vorn anfing. Obgleich Paracelsus die Fäulniß im Blute leugnete und erklärte, im Scharben sei es faul, im Menschen nicht, so läßt er es doch in Verderbniß übergehen und hinsichtlich seiner chemischen Mischung verändert werden. Unter den Händen der spätern Chemiatriker wurde die Entzündung zur Fermentation und immer nur hatte man das Blut im Auge, was selbst bei van Helmont der Fall ist, obgleich er durch seine berüchtigte Spina deutlich zeigte, daß er erkannt habe, der nächste Grund liege außerhalb des Materiellen. Ein Fortschritt zu der bessern Einsicht in den Proceß der Entzündung war dadurch allerdings angedeutet, indessen wurde er damals ebenso wenig ausreichend benutzt, als Stahl's Erklärung, daß die Entzündung ein Actus salutaris sei, bestimmt, die stockenden Säfte in Bewegung zu setzen, damit sie nicht in Verderbniß übergehen. Die Verderbniß des Blutes konnte man also nirgends aus dem Ideenkreise verbannen, indessen wird dies leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß es weniger die Entzündung als vielmehr die ihr folgende Eiterung und der Brand war, welche man zu erklären suchte. Die genauere Bekanntschaft mit dem Capillargefäßsysteme konnte nicht ohne Einfluß auf die Lehre von der Entzündung bleiben, und so stellte es sich denn fest, daß dieses der Hauptsitz dieses Processes sei; namentlich war es Rob. Whytt, welcher nachwies, daß die selbständige oscillatorische Bewegung des Capillargefäßsystems unabhängig vom Herzen die Hauptrolle bei der Entzündung spiele. Indessen beging man hierbei den Fehler, daß man über den Antheil des Capillargefäßsystems alles Übrige vergaß und die Entzündung gradezu als eine Affection jenes Systems darstellte, was die meisten Ärzte zum Theil jetzt noch thun. Haller's Lehre von der Reizbarkeit war im Ganzen wenig fördernd, wol aber diente sie gewissermaßen als Übergang zu der richtigen Würdigung des Antheils des Nervensystems, den man bisher beinahe ganz vernachlässigt hatte, weil die Humoralpathologie noch immer die ganze Medicin beherrschte. Allerdings wurde die letztere endlich durch Cullen's Nerventheorie und den sich daraus entwickelnden Brownianismus mit seinem Sproß, der Erregungstheorie, gestürzt, aber die Lehre von der Entzündung hatte nur Nachtheil davon, denn sie verlor ihre Activität beinahe ganz und erschien fast nur als ein Zustand der Schwäche, weil die Gefäße in einem Zustande der Erweiterung sich fanden, und man irrigerweise darin nur ein Zeichen des passiven, geschwächten Zustandes erblickte, indem der active Zustand Contraction sei; eine Ansicht, die noch in der neuern Zeit ihren Einfluß besonders auf Hastings geäußert hat. Nur das Gute hatte der Brownianismus, daß er auf das Vorhandensein einer entzündlichen Diathese aufmerksam machte, welche als entzündliches Fieber sich manifestirend, erst die örtliche Entzündung sich gleichsam concentrirend hervorrief, eine Ansicht, die, wie wir bereits angedeutet, schon von Soranus ausgesprochen worden war. Das Materielle hatte bisher die ganze Medicin beherrscht, da trat die Naturphilosophie auf, um die bisherige Meditatio mortis in eine Meditatio vitae zu verwandeln; indessen vergeistigte sie so sehr alles Materielle, daß fast nichts mehr davon übrig blieb. Dennoch hatte die Lehre von der Entzündung den Vortheil von ihr, daß sie die Entzündung selbst als einen Lebensact des ganzen Theiles betrachten lehrte, und so konnten Kreyßig, Langenbeck, Bartels u. A. sie endlich als den abnorm gesteigerten Proceß der Vegetation des ergriffenen Theils bezeichnen. Der physikalischen Richtung der heutigen Physiologie bleibt es nun vorbehalten, besonders mit Hilfe des Mikroskopes die materiellen Vorgänge jenes Processes darzulegen, um so zu einem wirklichen Begriff von der Entzündung zu gelangen, zu dem die Bemühungen von Jahrhunderten die Elemente herbeigeschafft haben. Bis dahin, daß nun jene Darlegung in ihrem ganzen Umfange erfolgt ist, müssen wir uns schon begnügen, nach dem bis jetzt Bekannten den Begriff der Entzündung zu construiren, und die genetische Entwickelung derselben im Allgemeinen wie im Besondern zwar versuchen, aber immer dabei auch im Auge behalten, daß es eben nur ein Versuch sein kann, der der Ausbildung wie der Berichtigung bedarf.

Entzündung ist das regelwidrige Streben eines Theils oder Organs des thierischen Körpers, seine Massenbildung auf Kosten der übrigen zu steigern, um mit vergrößerter Raumeinnahme auch eine größere Selbständigkeit zu erringen. Um diese Definition zu rechtfertigen und zugleich eine klare Einsicht in den Proceß der Entzündung zu gewinnen, ist es nothwendig, daß wir zuvor einen Blick auf einen andern verwandten, aber häufig mit der Entzündung verwechselten Proceß, die Congestion, werfen; dies um so mehr, als ohne Congestion gar keine Entzündung zu Stande kommen kann und man nicht mit Unrecht das erste Stadium der Entzündung das Stadium der Congestion genannt hat. Congestion nennen wir denjenigen Zustand, in welchem durch eine veränderte Be-

Digitized by Google

wegung der Blutmasse irgend ein Theil oder Organ auf Kosten der übrigen eine verhältnißmäßig größere Menge an Blut erhält, als es sein normaler Zustand erfodert. Da nun aber die veränderte Thätigkeit in der Bewegung eine zweifache sein kann, eine erhöhete und verminderte, so hat man eine active und eine passive Congestion unterschieden. Die erhöhte Thätigkeit spricht sich aber im Zufluß des Blutes durch die Arterie, die verminderte im gehinderten Rückflusse durch die Vene aus; jene bezeichnet also die arterielle, diese die venöse Congestion. Wenn es nun zu activen oder arteriellen Congestionen kommen soll, so ist dazu ein Reiz nöthig, der entweder in dem Theile selbst oder außer ihm liegt. Ist Ersteres der Fall, so trifft die Congestion gewöhnlich ein Organ, welches nach einer höhern Ausbildung strebt, die es entweder für immer erreichen muß (wie bei Kindern das Gehirn, bei Jünglingen die Brust, beim Weibe der Uterus zur Zeit der Pubertät), oder nur für einen bestimmten Zeitpunkt sich aneignet (wie die Lungen im Winter, die Leber im Sommer, die Secretionsorgane zur Zeit der Krise u. s. w.). Da jedoch diese Zustände von der Erhaltung des ganzen Organismus und seiner vollkommnen Ausbildung gefodert werden, so gehören sie nicht in die Reihe der krankhaften Erscheinungen, wofür sie zu halten sich der Arzt vielmehr sehr hüten muß. Daß sie sämmtlich oder als solche auftreten können, wenn sie das Normal überschreiten, bedarf kaum eines Beweises, wol aber die größte Aufmerksamkeit von Seiten des Arztes, um diesem Übermaß sogleich Schranken setzen zu können. — Anders ist es da, wo der Reiz von Außen kommt; hier ist eine doppelte Äußerlichkeit zu unterscheiden. Der Reiz kann nämlich von irgend einem andern Theile des Körpers, mag er in gesunder oder krankhafter Beziehung zu ihm gehören, oder von einem ganz außerhalb des Körpers sich befindenden Dinge veranlaßt werden und auf das in Congestion zu setzende Organ einwirken. Die Congestion selbst ist in allen diesen Fällen eine krankhafte, somit Gegenstand der Heilung, obschon diese nicht immer durch besondere Arzneimittel von Seiten des Arztes erzielt zu werden braucht. Findet arterielle Congestion in einem Theile statt, so wird derselbe an Wärme und Umfang zunehmen und eine mehr oder weniger rothe Farbe bekommen, während die Arterie stärker und voller pulsirt (wie diese örtlichen Vorgänge zu Stande kommen, werden wir nachher sehen). Es kann aber weder der in Congestion gesetzte Theil das Übermaß, noch die übrigen den dadurch für sie entstehenden Mangel gleichgültig ertragen, weshalb sie durch bestimmte Thätigkeiten denselben zu beseitigen trachten werden. Zunächst wird das Centrum der Blutbewegung, das Herz, durch eine größere Thätigkeit das Gleichgewicht herzustellen suchen, während zugleich das am meisten mit dem ergriffenen Organe sympathisirende, seine Function bethätigend, eine größere Menge von Blut an sich zu ziehen sucht. Diese Bestrebungen werden nun von dem in Congestion gesetzten Organe selbst unterstützt, indem es alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, sich des Überflusses zu entledigen. Zunächst wird die der stärker Blut zuführenden Arterie entsprechende Vene das Blut schneller zurückzuführen suchen, dann eine größere Menge bildenden Stoffs abgelagert, welcher aber von dem Organe selbst auf normale Weise verbraucht wird, indem es, wenn es ein Secretionsorgan ist, stärker secernirt, oder wenn es dies nicht ist, in seinem Parenchym die seröse Aushauchung verstärkt. Hierzu ist nun aber nöthig, daß das Blut eine qualitative Änderung erleide; je schwerer dieselbe aber zu Stande kommt, desto mehr wird das Blut seine natürliche Beschaffenheit behalten, als solches in die feinsten Verzweigungen der Gefäße getrieben worden, deren Wände es dann sprengt und sich nach Außen ergießt; kurz, es wird arterielle Blutung entstehen, sowie das Streben zur Ablagerung bildenden Stoffs zur Entzündung führt. — Etwas anders verhält sich freilich die Sache bei der venösen oder passiven Congestion, bei welcher jedoch keineswegs Unthätigkeit herrscht. In demselben Maße, als hier nämlich der Rückfluß des Blutes in der Vene gehemmt ist, wird auch der Zufluß durch die Arterie verlangsamt werden, da die neu andringende Blutwelle von dem bereits in der Arterie vorhandenen Blut in der Bewegung aufgehalten, gleichzeitig aber auch das Blut von den Venen langsamer und in geringerer Quantität dem Herzen zugeführt wird. Auch hier sucht die Natur Hilfe zu schaffen, indem die oberhalb der belästigten gelegenen Venenzweige ihre rückführende Kraft verstärken, was sich selbst bis zum Venenpulse steigern kann, wodurch das stockende Blut dann von selbst gezwungen wird zurückzufließen. Gleichzeitig werden die zunächstgelegenen Secretionsorgane ihre Thätigkeit erhöhen, sowie auch das Organ selbst, wenn es ein solches ist, oder es sucht sich in ein solches umzuwandeln, was durch die Dünnheit der Venenwände erleichtert wird; und wie bei der arteriellen Congestion zuletzt Ablagerung bildenden Stoffs erfolgt, wodurch der Übergang zur Entzündung gebildet wird, sodald sich das Streben nach selbständiger Ausbildung hinzugesellt (der Bildungsstoff wird durch den arteriellen Theil des Capillargefäßsystems dem Organe geboten), so erfolgt bei der venösen Congestion, da der venöse Theil des Capillargefäßsystems den Secretionsflächen den Stoff zum Secret zuführt, Durchschwitzung von Serum (Oedema, Hydrops). Kommen diese Vorgänge aber nicht zu Stande, vermag die Vene die Blutmasse nicht zu gewältigen, so wird auch sie endlich von derselben zersprengt werden, und so entsteht venöser Blutfluß. Bei einigermaßen heftigen Congestionen und Blutungen, und da, wo edlere Theile den Sitz derselben abgeben, muß nothwendig der ganze Organismus Theil nehmen und dies sich durch Fieber aussprechen, welches entweder den Charakter des Erethismus, der Synocha oder des Torpor hat. Die ersten beiden Arten des Fiebers finden sich meistens bei jungen kräftigen Subjecten und bei arteriellen Congestionen und Blutungen, sowie bei solchen oberhalb des Zwerchfells, wo es sich aber während der letztern gewöhnlich mildert. Bei alten Leuten aber, bei Congestionen und Blutungen unterhalb des Zwerchfelles und solchen venöser Art, stellt sich das Fieber meistens erst mit dem Blutfluß ein, und hat den torpiden Charakter.

Digitized by Google

Nach diesen Vorbemerkungen, deren Wichtigkeit sich nachher ergeben wird, wollen wir zur Betrachtung der Vorgänge bei der Entzündung übergehen.

Wirkt ein Reiz, welcher im Stande ist Entzündung zu erregen, auf irgend einen Theil oder ein Organ ein, so ist zunächst nothwendig, daß derselbe percipirt werde; diese Perception kann aber eine doppelte sein, eine bewußte und eine unbewußte, was von der Stärke und Dauer der Einwirkung des Reizes, besonders aber auch davon abhängt, ob der Reiz außer dem vegetativen Nervensystem auch das animale afficirt oder nicht; in dem letztern Falle fehlt der Schmerz, welcher im erstern vorhanden ist, und wohl unterschieden werden muß von dem eigentlichen Entzündungsschmerze, weshalb wir ihn den Irritationsschmerz nennen möchten. Sein Zweck ist, das Individuum von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Die unbewußte Perception geschieht nur von Seiten des Organs und hat unmittelbar die erhöhete Vegetationsthätigkeit desselben zur Folge. Da zu allem erhöhten Leben im Organismus auch eine größere Menge des Nahrungssaftes oder Blutes erfodert wird, so ist es natürlich, daß der durch den Entzündungsreiz irritirte Theil sich gleichfalls dieselbe zu verschaffen sucht; dies geschieht auf doppelte Weise, indem er die grade in ihm vorhandene Menge Blut an sich hält und eine größere an sich zu ziehen strebt. Um den Nahrungssaft an sich zu halten, ist es nöthig, daß der Rückfluß gehemmt und die Umwandlung des Arterienblutes in Venenblut gehindert werde, denn nur ersteres ist zur Vegetation brauchbar; dem gemäß muß das Organ nun den arteriellen Theil des Gefäßsystems auf eine active Weise erweitern[2]), wodurch dann von selbst eine Contraction seines Endes nach der venösen Seite hin erfolgt, und somit der Übergang in das Venensystem gehindert ist. Mit dieser Erweiterung der arteriellen Gefäße wird nun ein leichteres Eindringen der Blutkügelchen selbst in die feinsten Verzweigungen, wohin sie im gesunden Zustande nicht dringen konnten, möglich, so entsteht die Röthe des entzündeten Theils, welche verschiedene Nuancen darbietet. Mit dem gehinderten Rückflusse und der Erweiterung der Gefäße ist aber zugleich eine Verlangsamung der Bewegung des Blutes in ihnen gegeben, welche mit der Zunahme der Entzündung immer bedeutender wird. Anfangs wird es zwar durch die vis a tergo vorwärts getrieben, indessen staut es immer mehr und macht abwechselnd selbst rückgängige Bewegungen. Mit dem Widerstande an den Enden suchen die zunächst gelegenen Theile der zuführenden Arterie ihre Contraction zu verstärken, um die Blutwellen desto kräftiger in das Capillargefäßsystem zu treiben und so den Widerstand zu besiegen; mit den stärkern und auch häufigern Contractionen wird nun natürlich auch eine immer größere Menge Blut zugeführt. Während dieser Vorgänge im Gefäßsysteme finden sich ähnliche Zeichen eines erhöhten Lebens in den übrigen Systemen, aus denen der Theil oder das Organ zusammengesetzt ist. Vor allen wird das Zwischenzellgewebe, welches auf der niedrigsten organischen Bildungsstufe steht und somit am leichtesten ein selbständiges Leben zu führen im Stande ist, ähnlich dem Capillargefäßsysteme seine Maschen ausdehnen, indem zugleich der seröse Hauch in ihnen in größerer Quantität abgesondert wird, wodurch der ganze Theil nothwendig lockerer und weicher wird, was sich äußerlich durch Anschwellung zu erkennen gibt, und so wiederum die Ausdehnung des Capillargefäßsystems erleichtert. Wie alle erhöhte Thätigkeit im Organismus, zumal von der vegetativen Seite her, von einer stärkern Wärmeentwickelung begleitet wird, so wird auch hier eine erhöhte Temperatur und zwar sowol subjectiv als objectiv bemerkbar, denn die Versuche Hunter's, Scudamore's, Goupil's und Anderer fanden, daß das Thermometer, auf entzündete Theile gebracht, 1—5 Grad höher stand, als an der entsprechenden nicht entzündeten Stelle. Nicht blos die Wärmeentwickelung, sondern auch die Ausstrahlung der Wärme ist erhöht, was nicht nur die schnelle Verflüchtigung von Flüssigkeiten und die schnelle Erwärmung kalter Substanzen, welche mit dem entzündeten Theile in Berührung gebracht werden, sondern auch das Thermometer nachweist.

Der sensitive Nerv nimmt an diesen Vorgängen insofern Theil, als er neben dem Gefühle der erhöhten Temperatur auch das des Druckes als drückendes Gefühl zum Bewußtsein leitet, welches sich erst nach und nach zum Schmerze gestaltet, der aber niemals eine bedeutende Intensität erreicht, so lange die Entzündung eine reine ist und überhaupt bei der Entzündung ein mehr accessorisches als essentielles Symptom bildet, weshalb auch der Satz: wo Schmerz ist, findet auch Entzündung statt, durchaus falsch ist, zumal da auch die Beobachtung längst ganz schmerzlose Entzündungen nachgewiesen hat. Man kann sogar sicher behaupten: je heftiger der Schmerz ist, auf desto niedrigerer Stufe befindet sich die Entzündung. Die bisher dargestellten Erscheinungen stellen aber fast nur die Phänomene der activen, arteriellen Congestion dar und bilden als solche das erste Stadium der Entzündung; indessen waltet dabei doch ein nicht unbedeutender Unterschied ob, indem die genannten Erscheinungen bei der Congestion nur als Zeichen der Reaction dastehen, welche das Organ macht, um die gleichsam gegen seinen Willen ihm zugeführte größere Blutmenge zu gewältigen und ihm gar nicht das Streben inne wohnt, dieses Übermaß an

2) Schon Lobstein (Lehrbuch der pathologischen Anatomie, teutsch bearbeitet von A. Neurohr. 1. Bd. S. 223) sagt: „Die Entzündung beginnt also ganz offenbar mit einem Nerveneinfluß, den man einen plastischen nennen könnte, und dessen unmittelbare Wirkung nur darin zu bestehen scheint, daß er die von mir oben (§. 178) bezeichnete expansive Bewegung hervorbringt, worauf sogleich eine Strömung der Säfte gegen die gereizte Stelle hin folgt. Indessen werden diese Säfte nicht blos herangezogen und in ihrem Laufe zu den Capillargefäßen des gereizten Organs beschleunigt, sondern sie werden in demselben auch festgehalten. Das, was sie festhält, ist jedoch nicht etwa ein mechanisches Hinderniß, das sich ihrer Rückkehr widersetzt, sondern es ist vielmehr ein vitaler Zustand, den man Krampf nennt. Indessen dürfte es vernünftiger sein, diesen Zustand als die Wirkung der fortgesetzten expansiven Bewegung zu betrachten, weil der Begriff von Krampf den der Zusammenschnürung und momentanen Verschließung der Gefäße in sich faßt." Hätten Hastings und Andere dies bedacht, so würden sie nicht aus der Erweiterung des Gefäßsystems auf einen passiven oder Zustand von Schwäche geschlossen haben.

Digitized by Google

Lebenssaft zu seinem eigenen Vortheil, zu einer erhöhten Vegetation zu benutzen; sobald dieses Streben aber sichtbar wird, ist nicht nur das Congestionsstadium vorüber, sondern es findet auch, wenn in der That vorher nur einfache Congestion stattfand, Übergang derselben in Entzündung statt. Das erste Zeichen dieser Veränderung besteht darin, daß der Theil aus dem ihm zuströmenden Blute den Stoffansatz verstärkt, die festen Theile des Plasma an sich zieht und nur den flüssigern an die Venen abgibt. Die vorangegangene Auflockerung der Zellschichten erleichtert den Ansatz. Indem die Zellenwände wachsen, werden die Zellhöhlen verkleinert, das Gewebe wird dichter und fester, und dadurch specifisch schwerer, sodaß z. B. die entzündete Lunge untersinkt, während die gesunde auf dem Wasser schwimmt. Da alle Theile des Organs gleichmäßig an diesem erhöhten Stoffansatze Antheil nehmen, seine ganze Masse also an Umfang und Dichtigkeit zunimmt, so muß es sich vor den gesunden Nachbartheilen nothwendig durch ein größeres Volumen auszeichnen, und sich als eine gleichmäßige, pralle, gespannte Geschwulst darstellen. Durch das vergrößerte Volumen ist nun von selbst auch eine größere Raumeinnahme bedingt, sodaß bei einigen Organen, welche freier liegen, wirkliche Lagenveränderung eintritt; und zwar folgen sie dabei nicht etwa dem Gesetze der Schwere, wie bei der Congestion, sondern sie nehmen, wie Schönlein richtig bemerkt, diejenige Lage ein, welche sie im Momente ihrer höchsten Entwickelung behaupten. Der Uterus z. B. steigt bei der Entzündung ebenso wie bei der Befruchtung und beim Gebären tiefer in das Becken hinab, die Hoden werden wie beim Coitus an den Unterleib gezogen, der Magen dreht sich mit der großen Curvatur nach Vorn, die Leber und Milz werden näher an das Zwerchfell gezogen! Organe dagegen, welche weniger frei liegen, füllen wenigstens den ganzen, ihnen zu Gebote stehenden Raum bis aufs Äußerste aus, so die Lungen den Thorax, das Gehirn die Schädelhöhle, das Auge die Orbita; sodaß wenn der Kranke in dieser Zeit plötzlich stirbt und jene Höhlen eröffnet werden, sie nachher nicht mehr die Organe zu fassen im Stande sind, was man am deutlichsten beim Gehirne sieht, das nach geöffneter Calvaria nicht mehr von dieser ganz bedeckt und in seine Höhle eingeschlossen werden kann; eins der sichersten Kennzeichen der wirklichen Encephalitis. Auf der Oberfläche der Lungen bemerkt man aus demselben Grunde, wenn der Kranke einer heftigen Pneumonie erlag, auch Eindrücke der Rippen. Durch diese Volumenvermehrung und größere Raumeinnahme werden die Nachbartheile und die das Organ einschließenden Höhlenwände nothwendig beeinträchtigt und namentlich gedrückt, wodurch in ihnen ein drückender Schmerz entsteht, der wol von dem drückenden Schmerze in dem entzündeten Theile selbst unterschieden werden muß und ihn oft beweitem an Intensität übertrifft, sodaß leicht selbst Verwechselungen und Zweifel über den wahren Sitz der Entzündung entstehen können, woraus die Angaben zu erklären sind, daß der Sitz des Schmerzes nicht immer den Sitz der Entzündung bezeichne. So hat der Kranke bei der Encephalitis und Ophthalmie ein drückendes Gefühl, als wollten Schädel oder Orbita springen oder aus ihren Fugen weichen; bei Pneumonie ein spannendes Gefühl über den ganzen Thorax oder eine Hälfte desselben, welches bei der Inspiration, die der Kranke deshalb auch zu meiden sucht, vermehrt, bei der Exspiration vermindert wird, weshalb auch jene kurz und abgebrochen, diese stets in größern Zügen erfolgt; ein ebenso evidentes Zeichen, als irgend ein durch das Stethoskop gewonnenes! Beim Beginn dieser Vorgänge, sowie bis zu einer gewissen Höhe derselben, wird sich das regere Leben in dem entzündeten Organe auch durch stärkere Entfaltung aller seiner Functionen aussprechen; daher größere Denkschärfe und feinere Sinnenperception im Allgemeinen bei beginnender Encephalitis, schärferes, nicht soviel Licht oder Schall beeinträchtendes Gesicht und Gehör bei Ophthalmie und Otitis (Licht- und Schallscheu); Diarrhoe bei Enteritis u. s. w., Momente, die sich bei der arteriellen Congestion nur Anfangs und vorübergehend, bei der venösen eigentlich nie finden; da bei ihr, anstatt der größern Schärfe, Klarheit und stärkern Secretionsthätigkeit mehr Trübung, Verwirrung oder Trägheit in den Functionen der befallenen Organe sich zeigt. Bei Congestionen zum Kopfe also Eingenommenheit desselben, Dummheit, wie das Volk sagt; Sausen vor den Ohren, Schwarzsehen u. s. w. bei Congestionen zum Auge und Ohr. Während der an Encephalitis Leidende im Zusammenhange phantasirt, nur daß die Vorstellungen und Bilder schneller aufeinanderfolgen, sich gewissermaßen jagen, sind die Phantasien der an Congestion zum Gehirn Leidenden undeutlich, verwirrt, oder sie betreffen einen Gegenstand, von dem sie sich nicht losmachen können. Daher findet man auch in den Leichen solcher Irren, die an fixen Ideen litten, wol Spuren wiederholt aufgetretener Congestionen, nie aber eigentlicher Entzündung, die sich nur bei Tobsüchtigen wahrnehmen lassen. — Hat der Theil auf die angegebene Weise die möglichste Masse bildsamen Stoffes an sich gezogen, so ist für ihn das Bedürfniß der übrigen Theile des Organismus zu seiner Erhaltung mitzuwirken, immer geringer geworden; nur mit der Bildung in sich beschäftigt, sagt er jenen selbst den Dienst auf; daher alle Functionen, die er zu jener Bestem übernommen, mehr oder weniger schnell ihre frühere Regsamkeit verlieren, stocken; das Secretionsorgan sondert nicht mehr auf der Höhe der Entzündung ab; das entzündete Auge percipirt nicht mehr den Licht-, das entzündete Ohr nicht mehr den Schallstrahl, das entzündete Gehirn hört auf zu denken und zu combiniren, es liegt in Sopor befangen. Dagegen nimmt der Nerv Theil an der errungenen Selbständigkeit des Organes; anstatt die äußern Eindrücke zu leiten, leitet er nur die innern im Organe selbst, die früher wenig oder gar nicht von ihm percipirt wurden, leicht zum Bewußtsein, und so fühlt der Kranke neben der erhöhten Temperatur (Hitze und Brennen) selbst die Blutbewegung in dem klopfenden Schmerze[3]! Wir hätten somit die

3) Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie. Aus dem Engl. von Fr. Behrend. (Leipzig 1832.) 1. Bd. S. 63: „Der Kranke scheint gleichsam die gesteigerte Thätigkeit der Arterien selbst zu

Digitized by Google

für charakteristisch gehaltenen Zeichen der Entzündung, vermehrten Blutandrang mit größerem Lumen der Arterien, erhöhte Temperatur, Anfangs gesteigerte, später gehemmte Function, Röthe, größere specifische Schwere, Geschwulst und Schmerz, durch die örtlichen Vorgänge in dem entzündeten Theile selbst, erklärt; aber zu einer vollständigen Einsicht in den Proceß, namentlich da, wo das Organ zu dem Punkte der Selbständigkeit zu gelangen im Begriffe ist, werden wir erst dann gelangen, wenn wir zugleich nachforschen, wie sich der übrige Organismus bei diesen Vorgängen, welche auf ihre Höhe gelangt, bei wichtigen Organen nothwendig sein Leben gefährden müssen, verhält.

Sowie in dem gesundesten Organismus bereits der Keim des Todes liegt (Interitus autem est omnibus mutuus, et majori a minore et minori a majore sagt schon Hippokrates), so wird auch in dem entzündeten Theile — der zwar als werdender Organismus [4]) erscheint, ohne indessen die wesentlichsten Bedingungen seines Seins und seiner Dauer zu besitzen, — die vernichtende Kraft nicht fehlen, die um so mächtiger sein muß, als sie von allen der Selbsterhaltungskraft des Organismus zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt wird. Wir haben oben gesehen, daß der entzündete Theil soviel als möglich Blut an sich zu ziehen und dasselbe in Bildungsstoff umzuwandeln bemüht ist; um die Kraft dazu zu behalten, bedarf es, wenn an sich die letztere nicht erschöpfen soll, gewisser Ruhepunkte, zumal da er zugleich gezwungen ist sich des Übermaßes und des unbrauchbaren Stoffes zu entledigen; daher wird das unterdrückte Venenleben jene Ruhepunkte (Remission) benutzen, um das Versäumte nachzuholen; es wird seine rückführende Kraft verstärken, indem die Venen zugleich ihre Lumina soweit als möglich öffnen, um desto mehr und desto schneller von der ihm zuströmenden Masse aufzunehmen. Diese Maße aber wird, je mehr sich die Entzündung entwickelt, desto weniger aus nur unbrauchbaren Stoffen bestehen, es wird immer mehr an Plasma und Cruor reiches Arterienblut unverändert und selbst plastischer Stoff in die Venen übergehen [5]), wodurch diese zu immer größerer Thätigkeit angetrieben und durch die auch auf sie übergehende Stoffanbildung gleichsam zu Arterien umgewandelt werden. Zugleich erstreckt sich die Umwandlung in plastischen Stoff nicht blos auf das in das Capillargefäßsystem des entzündeten Theiles gelangende Blut, sondern immer mehr auf die ganze Blutmasse, die durch die Wechselwirkung des entzündeten Festen auf das Flüssige gewissermaßen inficirt in sich selbst das Streben der Umwandlung in plastischen Stoff zeigt; daher die Erscheinung der Crusta pleuritica [6]), Speckhaut, Entzündungshaut, Lederhaut auf dem Blute (Crusta inflammatoria, phlogistica), die röthere Farbe, der geringere Gehalt an Serum des aus der Vene gelassenen Blutes, in dem selbst Flocken bildsamen Stoffes schwimmen. Mit diesen verhält es sich folgendermaßen. Zunächst kommt es sehr darauf an, zu welcher Zeit der Aderlaß veranstaltet ward, obgleich die Beobachter hierauf wenig geachtet zu haben scheinen, und es sind die meisten abweichenden Ansichten hieraus zu erklären. Ließ man zur Ader zu einer Zeit, wo die Absetzung bildenden Stoffes noch nicht eigentlich begann, dieser vielmehr noch im Arterienblute enthalten war, und so nur bildsames Arterienblut von den Venen aufgenommen ward, so wird der Blutkuchen auch bei übrigens gesunden, kräftigen Subjecten eine compacte, dicht zusammenhängende Masse darstellen, welche wenig oder kein Serum abgibt, aber auch keine Entzündungshaut zeigt. Die mikroskopischen Untersuchungen haben deutlich dargethan, daß im Centrum der entzündeten Stelle die Blutkörner stocken und zusammenkleben, wodurch späterhin die Gefäße ausgefüllt und selbst ganz unwegsam werden. — Hatte die Absetzung bildsamen Stoffes dagegen bereits seit längerer oder kürzerer Zeit begonnen, so trennt er sich schon in den Arterienendigungen von den Blutkügelchen, erscheint mehr mit dem Serum, in das er auflöslich ist, gemischt, und geht nun mit diesem auch in die Venen über. Wird daher jetzt Blut aus der Ader gelassen, so gerinnt der bildsame Stoff, sich vom Serum trennend, mehr oder weniger schnell an der Oberfläche, indem ihm die Tendenz zur selbständigen Bildung bereits inne wohnt (nach Schönlein beobachtet man zuweilen sogar Blutpunkte in der Crusta pleuritica; als Analogon der ersten Gefäßbildung beim Fötus?), sucht er ein Continuum zu bilden, drängt daher die an und für sich schon schwerern Blutkügelchen aus sich selbst heraus, und diese senken sich zu Boden, während das Serum von beiden verlassen, selbst den natürlichen Antheil an Eiweiß an den bildsamen Stoff oder hier die Crusta pleuritica abgab, und so selbst dünner und leichter nach Hewson, immer aber nur in geringer Quantität erscheint, da das

empfinden, und es ist dies keineswegs ein täuschendes, blos auf dem reinen Krankheitsgefühle beruhendes Moment, sondern es ist ein wirkliches; denn setzen wir die Finger auf die dem entzündeten Theile zugehenden Arterien, so finden wir da eine beträchtliche Steigerung in den Pulsationen."

4) In der Entzündung ist das Leben einer Sphäre des Schlagadersystems erhöht, und dieselbe bildet sich selbstisch aus und sucht in sich selbst neue Centralpunkte der Circulation, gleichsam ein als ein punctum saliens sich darbietendes neues Herz und eine neue (kiemenartige) Lunge darzustellen, sodaß nun das Herz nicht mehr als das herrschende Organ im Blutsysteme, sondern als beherrscht erscheint, schreibt Jahn in seiner Naturheilkraft. 1. Bd. S. 347. Während des Entzündungsprocesses athmet auch das neue stockende Blut gleich dem Lungenblute, denn es ist roth, oft röther als das im Kreislaufe begriffene. Gruithuisen. 5) Daher rühren meistens auch jene polypösen Concremente in den größern Gefäßstämmen und dem Herzen, welche mitunter in den Leichen gefunden werden und von den Alten, nicht ebenso lächerlich, wie manche Neuere wol darstellen, als neue Bildungen betrachtet wurden.

6) *Gattenhof*, De crusta inflammatoria sanguinis. (Heidelberg. 1766. 4.) *H. P. Leveling*, Disquisitio crustae inflammatoriae ejusque mire variantium phaenomenorum. (August. Vindel. 1772.) *Kraus*, Diss. de natura crustae inflammatoriae. (Prag. 1773.) *Baerts*, Diss. de natura sanguinis inflammatoria, inprimis de crusta phlogistica et spissitudine, quae vocatur inflammatoria. (Harderov. 1782. 4.) *Lappenberg*, Diss. de diathesi sanguinis inflammatoria. (Gotting. 1783. 4.) *F. S. Ratier*, Diss. sur la couenne du sang. (Paris 1819.) *J. L. C. Schroeder van der Kolk*, Diss. inaug. sist. sanguinis coagulantis historiam. (Groning. 1820.) H. Nasse, Das Blut in mehrfacher Beziehung physiologisch und pathologisch untersucht. (Bonn 1836.)

Digitized by Google

Arterienblut an und für sich schon weniger Serum bei der Entzündung enthält. Auch L'Héritier fand, daß das vom speckhäutigen Blute sich trennende Serum weniger schwer und weniger dicht ist, als bei Polyämie, und Parmentier bemerkte, daß das Serum eines Blutes, auf dem sich eine sehr dicke Speckhaut gebildet hat, in der Hitze nicht mehr gerinnt und nur ein milchartiges Aussehen annimmt. Ist freilich die Bildung der Speckhaut unvollkommen, wirken Verhältnisse ein, welche die Gerinnung des Blutes zu sehr beschleunigen oder verlangsamen, dann bleibt natürlich nicht nur eine Menge Eiweißstoff, sondern auch Faserstoff in dem Serum aufgelöst, sodaß dasselbe selbst, wie Gendrin sah, eine schleimige Schicht bildet. Daß die Bildung der Speckhaut bei der Entzündung durch einen Lebensact des Faserstoffes, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, vermittelt wird, hat schon Bostock (Elementary system of Physiology p. 444) vermuthet, indem er sagt: „Vielleicht ist die einleuchtendste und haltbarste Ansicht des Gegenstandes die, daß der Faserstoff eine natürliche Neigung für die feste Form hat, wenn nicht etwa ein anderer Umstand dieser Tendenz entgegenwirkt. Da er dem Blute allmälig Partikel für Partikel hinzugefügt wird, während dieses in einem Zustande der Bewegung in den Gefäßen ist, so hat er keine Gelegenheit, fest zu werden; läßt man ihn aber ruhen, entweder in den Gefäßen oder außerhalb derselben, dann ist er in den Stand gesetzt, seiner natürlichen Tendenz zu folgen. In dieser Hinsicht ist die Gerinnung des Blutfaserstoffes sehr analog mit der Bildung von organisirten festen Theilen im Allgemeinen, welche ihre Eigenschaft des Festwerdens nur unter gewissen Umständen ausüben." Diese Ansicht wird endlich auch dadurch bewiesen, daß Alles, was die Vitalität im Allgemeinen herabzusetzen und den organischen Bildungsproceß zu sistiren vermag, auch die Bildung der Speckhaut hindert; dahin gehört niedere Temperatur des Zimmers, wo man dem Kranken zur Ader ließ, Kälte des Gefäßes, worin das Blut aufgefangen [7]), zu weite Entfernung des Gefäßes von der Aderlaßstelle, zu große Flachheit des Gefäßes, sodaß die atmosphärische Luft, namentlich wenn sie kalt ist, in zu großer Fläche auf das Blut einzuwirken vermag, vor Allem aber die auch von Andern bestätigte Beobachtung Gendrin's, daß das nach dem Eintritt einer Ohnmacht gelassene Blut keine Speckhaut zeigt, wol aber das vor dem Eintritte der Ohnmacht entzogene; denn die Ohnmacht setzt die Vitalität des ganzen Organismus, also auch die des in ihm kreisenden Blutes herab. Alle den angeführten entgegengesetzten Momente erleichtern dagegen die Bildung der Speckhaut, deren becherförmige Gestalt gleichfalls aus dem Vitalitätsacte des Faserstoffes zu erklären, indem derselbe im Centrum kräftiger ist und sich länger erhält, als an der Peripherie. Da durch den Aderlaß gleichfalls die Vitalität herabgesetzt wird, so ist es erklärlich, daß das durch die folgenden Aderlässe entzogene Blut, zumal wenn die Venäsectionen schnell auf einander folgen, geringere Neigung zur Bildung der Speckhaut zeigt, wenn nicht Steigerung des Entzündungsprocesses stattgefunden hat. Zuweilen ist zwar das Blut eines Organes mit plastischem Faserstoff überladen, aber das Organ steht in zu geringem Wechselverhältnisse mit dem Organismus, und der erste Aderlaß gibt kein Blut mit Speckhaut, wol aber der bald nachher angestellte zweite, da durch den ersten Aderlaß die Resorptionsthätigkeit der Venen angeregt wurde und das Bedürfniß nach Ersatz der verloren gegangenen Lebensflüssigkeit das Wechselverhältniß erhöhte; wie denn überhaupt wol nie eher eine Speckhaut auf dem aus der Vene gelassenen Blute sich zeigt, als bis Fieber vorhanden ist; denn wenn Hunter, Parry und Thackrah bei langsamem Pulse eine Speckhaut beobachteten und der Puls erst nach dem Aderlasse beschleunigter, selbst voller und härter ward, so war der Puls hier entweder unterdrückt, oder die Fälle gehörten zu den oben angedeuteten. Was die äußere Beschaffenhaut der Speckhaut anbelangt, so ist ihre Farbe gewöhnlich weißgrau, weißgelblich oder ganz leicht grünlich, auch zuweilen etwas röthlich. Wo man sie gelblichgrau oder bläulich findet, ist schon die Diagnose einer reinen Entzündung verdächtig; daß bei sehr dünner Kruste der untenliegende Blutkuchen bläulich, livid durchscheint, darf hier nicht täuschen. Das entzündete Organ hat natürlich auch Einfluß auf die Farbe der Speckhaut. Diese ist zwar etwas durchscheinend, aber nicht in einem sehr hohen Grade; im Betreff der Consistenz ist sie fest, zähe, lederartig, elastisch, schwer zu zerschneiden; legt man sie in die Sonne, so wird sie brüchig, erhält aber schnell ihre Elasticität wieder, wenn man sie einige Minuten lang ins Wasser legt. Ihre Dicke variirt von $^1/_{12}$ Linie bis beinahe 1 Zoll, gewöhnlich beträgt sie $^1/_4$—$^1/_2$ des ganzen Coagulums; nur selten kommt sie dem rothen Theile desselben gleich; meist ist sie scharf von dem Blutkuchen gesondert, oft hängt sie aber auch fest mit ihm zusammen. Von dem Rande des Gefäßes abgesondert sind die zackigen Ränder nach Innen umgebogen, sodaß die Mitte der Oberfläche vertieft ist und sie selbst ein becherförmiges Ansehen erhält, wodurch sie sich namentlich von der nicht entzündlichen Speckhaut unterscheidet. Falls keine Blasen die Oberfläche einnehmen, ist dieselbe glatt; zuweilen sieht sie jedoch auch rauh aus, wie geschröpft, was nach Nasse von den geplatzten Blasen herkommen mag. Dem genannten Schriftsteller verdanken wir überhaupt die ausgedehntesten Untersuchungen über diesen Gegenstand in der neuesten Zeit; daher entlehnen wir aus seinem Werke hier noch Folgendes. Betrachtet man einen Tropfen der frischen Faserhautflüssigkeit unter dem Mikroskope, so sieht man, wie in einer fast gänzlich durchsichtigen Flüssigkeit runde, helle, ganz von einander getrennte, nur wenig verbundene Körperchen schwimmen, die alle fast gleich groß sind und einen hellen Punkt in ihrer Mitte haben. Die meisten Körperchen liegen ruhig, während einzelne sich wirbelnd herumdrehen. Außerdem enthält die Flüssigkeit noch verschieden gestaltete, 5—30mal größere, dunkelrothe Klümp-

7) Wenn Geurseut und L'Héritier (Bulletin clinique I. p. 90) die Bildung der Speckhaut in Gefäßen sahen, deren Temperatur von 0—50° Réaumur wechselte, so fanden gewiß andere, die niedrige Temperatur ausgleichende, Momente statt.

Digitized by Google

chen, welche wahrscheinlich aus rothen Blutkörperchen bestehen. Kurze Zeit, kaum 1—2 Minuten, nachdem der Tropfen abgesondert worden, findet man ihn schon geronnen, wobei man keine Veränderungen wahrnimmt. Läßt man nach der Gerinnung das Serum abfließen, so rücken die Kügelchen näher an einander, und das Häutchen wird etwas trüber. Die mit fortgerissenen Blutkörnchen zeigen keine Neigung, zusammenzukleben. Die Gerinnung der ganzen Faserhaut erfolgt oft sehr langsam; sie ist gewöhnlich noch halbflüssig, wenn der Blutkuchen schon gallertartig geronnen ist, und selbst zu der Zeit, wo die Oberfläche des Blutkuchens schon Serum ausschwitzt, das denselben vom Rande des Gefäßes ablöst, hat die Speckhaut oft noch nicht ihre gehörige Festigkeit erlangt. Auf dem Feuer wird die Speckhaut ganz hornartig, bläht sich auf, verkohlt oder verbrennt unter Verbreitung eines ammoniakalischen Geruches zu einer leichten, schwer einzuäschernden Kohle. In kochendem Wasser verhält sie sich wie Fleischfaser, schrumpft nämlich zusammen, indem sie einen eiweißähnlichen Schaum gibt; bei längere Zeit fortgesetztem Kochen beträgt der Gewichtsverlust von 1000 Theilen Faserhaut 175. Die chemische Untersuchung ergab, daß der größte Theil der Speckhaut aus Faserstoff besteht, dem etwas Eiweiß und Fett oder Öl beigemischt ist. Was den Blutkuchen betrifft, so ist er häufig mit Schaum bedeckt; seine Gestalt entspricht nicht vollkommen der Form des innern Gefäßraumes, sondern ist wie die Speckhaut becherförmig und bildet einen abgestumpften Kegel, dessen obere Fläche gewöhnlich kaum halb so groß ist, als die untere. Je vollkommener sich der Faserstoff von dem Blutkuchen getrennt hat, desto mürber ist der letztere, und umgekehrt, sodaß Entzündungsblut ohne Speckhaut einen festen, compacten Kuchen gibt. Meistens bemerkt man um den obern Theil des Kuchens einen rothen Ring. Der Kuchen liegt nie auf dem Boden des Gefäßes, und stets liegt seine Oberfläche in gleicher Höhe mit der des Serums, welches nach den meisten Beobachtern an Quantität abnimmt, und meistens hell und klar, durchsichtig, farblos, höchstens blaß citronengelb erscheint; die Klebrigkeit soll nach Gendrin vermehrt sein.

Wohl unterschieden von der Entzündungshaut muß die Speckhaut bei Schwangern werden, obgleich sie dieselbe Bedeutung hat, denn sie zeigt hier an, daß die ganze Blutmasse mit bildendem Stoffe geschwängert ist, welcher vom Uterus aus in dieselbe geführt wurde. Mehr Noth hat aber die sogenannte falsche Speckhaut den Ärzten und Physiologen gemacht; sie erscheint in typhösen Fiebern und Krankheiten mit den Zeichen der Dissolution der Säfte, sowie auch zuweilen beim acuten Rheumatismus, und dürfte leicht im Folgenden ihre Erklärung finden. Bei den genannten Zuständen wird zwar in den Arterienenden der zum normalen Ersatz des Verlorenen dienende plastische Stoff abgesetzt; allein anstatt von den festen Theilen angezogen und aufgenommen zu werden, gewissermaßen krystallinisch anzuschießen, wozu jene Theile zu schwach sind, zu wenig Energie besitzen, tritt er größtentheils unmittelbar wieder in die Venen über, die schon die normale Quantität der Blutmasse nur schwer fortzuführen im Stande sind. Dieser plastische Stoff ist aber aus einem schlechten Chylus bereitet, an und für sich schon dem Serum analoger, löst sich daher leichter in diesem und verstärkt seine Menge durch den größern Wassergehalt. Daher das aus der Ader gelassene Blut nur jene schleimige, gallertartige Masse von grünlicher Farbe, wie das Serum, abscheidet, und so jene schmierige, hautartige Decke auf dem Blutkuchen bildet, ohne jedoch jene becherförmige Gestalt, aus Mangel an Vitalität, zu zeigen, welche auch dem Blutkuchen fehlt, welcher gleichfalls eine mehr schmierige Masse darstellt und nur schwer das Serum abscheidet, immer aber den Boden des Gefäßes berührt. Ähnlich verhält es sich beim Rheumatismus, wo der Stoffansatz gleichfalls gehindert erscheint, der hier aber besser bereitete Chylus ein besseres Blut und somit auch bessern plastischen Stoff gibt, welcher in die Venen geführt, jene der entzündlichen mehr ähnliche Speckhaut auf dem Blutkuchen bildet. Den Beweis eines mangelhaften Stoffansatzes entnehmen wir aber aus der Neigung zum Durchschwitzen von Flüssigkeit (um dadurch die Festbildung zu erleichtern?) in das Zellgewebe (Ödem), oder auf den Flächen der serösen Häute in die von ihnen ausgekleideten Höhlen (Hydrops).

Kehren wir jetzt zum weitern Verlaufe des Entzündungsprocesses zurück, so wird durch das auf die oben beschriebene Weise mit Bildungsstoff überladene Blut, welches von den Venen dem Herzen zugeführt wird, dieses selbst zu schnellerer und kräftigerer Thätigkeit gereizt; es treibt mit kräftigern Contractionen das bildstoffreichere Blut in die kräftiger sich zusammenziehenden Arterien, und so wird die ganze Blutmasse endlich jener an der entzündeten Stelle analog, mit plastischem Stoffe überladen. Wie das Thier aber vor dem Genusse des Fleisches seiner eigenen Species erschrickt und schauert, so erschrickt und schauert sich auch der Organismus vor dem ihn überfluthenden Thierstoff; daher beginnt die allgemeine Reaction gegen die Entzündung auch mit Frostschauer, der den Organismus zur äußersten Thätigkeit aufruft, weshalb auch schnell ihm die Hitze folgt, welche bei heftigen Entzündungen niemals wieder von Frost unterbrochen wird, es müßte denn eine größere Energie Noth thun, wie beim Eintritt der Eiterung. Durch jene Überladung des Blutes mit plastischem Stoffe werden nun aber zugleich auch auf der andern Seite alle übrigen Organe in den Stand gesetzt ein regeres Leben zu entfalten und ihre Existenz gegen das Alles für sich in Anspruch nehmende entzündete Organ zu sichern. Zunächst werden sie freilich das ihnen Anfangs Entzogene zu ersetzen streben; sie werden mehr nach Innen thätig sein als nach Außen. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß bei einer einigermaßen heftigen, bereits eine Zeit lang dauernden Entzündung eines edlen Organes des Körpers alle Se- und Excretionen eine Zeit lang aufgehoben sind, um dann aber desto kräftiger als Krisen wieder aufzutreten. Bei den paarigen Organen zeigt sich eine solche Reaction selbst in dem andern freigebliebenen; so bei den Nieren, Hoden und selbst bei den Lungenflügeln, welche alle ihre Thätigkeit in dem Maße, als die Entzündung des andern zunimmt, steigern,

Digitized by Google

tehaft sie selbst endlich sogar mit entzündet werden, was man mit dem Namen der sympathischen Entzündung belegt hat, deren Zustandekommen die von Kaltenbrunner angestellten Versuche dargethan haben. Wenn ein Reizmittel auf die Schwimmhaut eines Frosches applicirt wird, so werden nicht nur alle Symptome der Congestion in dem der Reizung zuerst unterworfenen Theile, sondern beinahe in gleicher Ausdehnung auch an der Schwimmhaut der andern Extremität beobachtet. Daher kann es aber auch kommen, daß nun z. B. bei den Lungen, wo nur ein kleiner Theil des einen Flügels entzündet ist oder applicirt wird, der Tod durch Lähmung in Folge der zu großen Anstrengung des freigebliebenen Flügels erfolgt, worüber die Section dann freilich wenig Aufschluß zu geben vermag. Auf gleiche Weise kann auch ein ferner liegendes Organ selbst in der Reaction so übernehmen, daß es selbst in Entzündung geräth, wodurch möglicher Weise die frühere Entzündung ganz beseitigt wird und man nur nach dem Tode die Spuren der Entzündung an einem ganz andern Orte, als man sie im Leben vermuthete, findet; hierdurch entstehen die sogenannten metastatischen Entzündungen. Die entgegenwirkende Thätigkeit, welche sich hier im ganzen Organismus zeigt, nennt man nun gewöhnlich entzündliches Fieber[8]), Synocha, und zwar, da die örtliche Affection vorausging mit dem Beisatze des secundären, zum Unterschied derjenigen Fälle, wo erst nach vorausgegangenem Fieber die Entzündung auftritt, indem sich der Krankheitsprocess localisirt. Man hat die Essentialität solcher primären entzündlichen Fieber geleugnet, was wir aber für einen freilich zur Zeit noch nicht näher zu begrenzenden Zeitpunkt, welcher Tage und Stunden dauern kann, keineswegs zugeben können, da das Fieber recht gut zu Grunde gehen kann, sei es durch Hülfe der Natur oder Kunst, bevor die Entzündung eines einzelnen Theils zu Stande kommt. Ebenso wie es geschehen kann, daß, wenn in einer gegebenen Zeit keine Entzündung eines andern Theiles oder Organes zu Stande kommt, die Gefäße selbst in einen solchen Zustand geraten können, ähnlich wie das angestrengte Denken zur Gefäßverwirrung führt, wenn es zu keinem bestimmten Resultate gelangt. Bereits Lobstein (Pathog. Anatomie. 1. Bd. S. 230) spricht sich darüber sehr gut folgendermaßen aus: „Können primäre Fieber bestehen, die ihrerseits örtliche Entzündungen hervorrufen? Allerdings; schon die Vernunft beweist es und die Beobachtung bestätigt es. Man treibe einmal ein Pferd oder einen Hirsch zu angestrengtem Laufe an; das Thier wird in die gewaltigste Bewegung kommen; sein arterielles System wird außerordentlich gesteigert werden, das Blut mit Macht ins Netz der Capillargefäße getrieben werden und bei der Öffnung des Cadavers wird man unzweideutige Spuren von Entzündung in mehren Organen, z. B. am Herzen und an den Wänden der Arterien, finden. Ist in diesen Fällen die örtliche Entzündung der unmäßigen Thätigkeit des arteriellen Systems vorhergegangen, oder ist sie vielmehr der excentrischen Bewegung des Blutsystems gefolgt? Wenn man, wie es Weinhold (Medicinisch-chirurg. Zeitung 1815. S. 285) that, ein Thier, z. B. eine Maus, elektrisirt und diesen Versuch alle Tage 15—20 Minuten lang wiederholt, so bringt man in dem Thiere Hitze und ein Fieber hervor, es wird gegen den siebenten Tag sterben und bei der Zergliederung wird man die seröfen Membranen entzündet, von einer coagulirten Lymphe überkleidet und an verschiedenen Stellen Eiterung finden. Hat wol die Entzündung der seröfen Häute das Fieber in diesem Thiere verursacht, oder war es vielmehr das elektrische Fluidum? Man denke sich nun statt dieser physischen und augenfälligen Ursachen seine Agentien, moralische Einwirkungen u. s. w., die die schlimme Eigenschaft besitzen, das Nerven- und Gefäßsystem aufzuregen und es zu tumultuarischen und regelwidrigen Bewegungen fortzureißen, und man wird den Schlüssel zu einer großen Anzahl von Fiebern und acuten Krankheiten haben, die von örtlichen Affectionen begleitet sind. Und ist es nicht möglich, schon a priori zu errathen, welche Gebilde bei der Leichenöffnung die meisten Veränderungen in Folge dieses gesteigerten Nerveneinflusses, dieser beschleunigten Circulation darbieten werden? Dies werden ohne Zweifel jene Gebilde sein, die am gefäßreichsten sind und eine schlaffe, weiche Textur haben, wie z. B. die Milz, die Lunge und die Schleimhäute. Hüten wir uns also allemal, das für ursprüngliche Veränderungen zu nehmen, was genau erwogen und richtig aufgefaßt nur die Wirkung einer allgemeinen Perturbation ist. Gibt es übrigens nicht Fälle, wo das Fieber ganz augenscheinlich der örtlichen Affection vorhergeht? Ist der Anthrax das erste Phänomen, das sich an den Pestkranken manifestirt? Geht bei gewissen saulignen Fiebern die Angina gangraenosa voraus? Sind die Lippenefflorescenzen vor gewissen ephemeren Fiebern vorhanden? Sind die Blatternknötchen, die Masernpunkte, die Scharlachflecken früher da als das Fieber? Ich weiß wohl, daß das Fieber, welches drei oder vier Tage dem Erscheinen des Exanthems vorhergeht, von den Anhängern der physiologischen Schule einer Gastro-Enteritis zugeschrieben wird; ist aber diese Meinung bewiesen? Ist sie bis jetzt etwas anderes als eine sehr willkürliche Behauptung und eine reine Hypothese?" — Was nun die Symptome des entzündlichen Fiebers betrifft, so bestehen sie in Folgendem: Das Herz macht große und kräftige Schläge, der Puls ist voll, hart, gespannt (nicht blos wegen der sich kräftiger zusammenziehenden Arterie, sondern auch wegen

8) Boekmer, Diss. de proxima febrium et in specie inflammatarum quarundam causa. (Halae 1767. 4.) Forst, De febribus inflammatoriis in genere. (Argentor. 1747. 4.) Henckell, De febribus inflammatoriis (Erford. 1747). Kattschmied, De inflammationibus febre acuta stipatis, sive de febribus inflammatoriis a genere. (Jenae 1750. 4.) Ludolf, Diss. de febribus inflammatoriis. (Erford. 1755. 4.) Ittner, De febribus inflammatoriis. (Mogunt. 1762. 4.) Harrer, De febribus inflammatoriis earumque phaenomenis. (Manheim. 1769. 4.) Buschow, Von dem entzündlichen Fieber bei Entzündungen, in Tode's Annalen. 1. Bd. S. 66. Müller, De febribus inflammatoriis. (Erford. 1777. 4.) Reil, De febre inflammatoria stipatia, sive de febribus inflammatoriis a genere. (Halae 1794). Fr. Hoffmann, Diss. sur la fièvre angéiotenique inflammatoire (Paris 1809). Ch. Gaudichau-Delastre, Essai sur la fièvre inflammatoire. (Paris 1806. 4.) Jos. Tonnet, Essai sur la fièvre inflammatoire. (Paris 1813. 4.)

Digitized by Google

des gewissermaßen bärtern, consistentern Blutes) und mehr oder weniger schnell, aber gleichmäßig. Das Athmen geschieht kräftig, mit voller Brust, zuweilen, jedoch ohne Hindernis, ist es tiefschöpfend; der Hauch heiß, die Haut ebenfalls heiß, aber weich, zur Ausdünstung geneigt. Das Gesicht geröthet, etwas aufgetrieben, heiß, die Augen glänzend, der Blick lebhaft, feurig; der Kopf in den Schläfen, wo die stark klopfende Art. temporalis, und im Innern, in der Gegend der Sella turcica, wo die stark klopfende Carotis cerebralis sich befindet, schmerzhaft, die vermehrte Thätigkeit des Gehirns steigt wol bis zum Phantasiren, während das nicht minder thätige Rückenmark, zumal bei reizbaren Personen, zu Krämpfen Veranlassung gibt. Der Schlaf ist unruhig, voll lebhafter, oft schreckhafter Träume. Alle Secretionen stocken mehr oder weniger, die Excretionen fehlen fast ganz, daher Nase, Lippen, Mund, oft selbst die Zunge trocken, hochroth, letztere auch wol dünnweißlich belegt ist. Der Durst ist anhaltend, stark, besonders von Verlangen nach kühlem, säuerlichem Getränke begleitet. Dagegen fehlt die Eßlust, besonders widern Fleischspeisen an (der Organismus ist ja überladen mit thierischem Bildstoffe[8]); der Geschmack ist fade, zuweilen metallisch, der Urin sparsam, durchsichtig, hochroth, geflammt, ohne Sediment, der Stuhlgang sparsam und trocken, schwärzlich, selbst wie verbrannt. Daß bei so regem Leben der Kranke sich bald matt und abgespannt fühlen muß, kann nicht verwundern.

Ist es nun bei der Entzündung eines Organes zu dieser allgemeinen Reaction gekommen, d. h. ist Fieber hinzugetreten, so sind drei Fälle möglich[9]), entweder die Reaction ist zu stark, oder zu schwach, oder sie reicht grade hin, um den entzündlichen Proceß ganz aus dem Organismus zu entfernen. Ist Letzteres der Fall, so entsteht vollkommene Genesung, d. h. die Entzündung verschwindet, ohne weiter eine Spur zurücklassen; man nennt dies Zertheilung (resolutio)[10]). War der entzündete Theil äußerlich sichtbar, so sehen wir zuerst seine Röthe sich mindern, der pulsirende Schmerz wandelt sich wieder in das Gefühl von Druck um, die Härte schwindet nach und nach, wodurch die Geschwulst zwar Anfangs um ein Weniges zunimmt, dies aber nur so lange, bis alles Harte geschwunden ist, worauf der Theil oder das Organ dann um so schneller auf seinen normalen Umfang zurückkehrt; ähnlich wie Wasser, in welches wir Schnee oder Eis legten, auf den Ofen gesetzt seine niedrige Temperatur so lange behält, bis alles von jenem geschmolzen ist, dann aber um so schneller warm wird. War der entzündete Theil ein innerer, so ist dieser Vorgang freilich nicht bemerkbar; wir erkennen den Eintritt der Zertheilung dann nur aus den localen Krisen, wenn ein Secretionsorgan befallen ward, oder aus dem Auftreten von allgemeinen durch Haut und Harn. In Bezug auf den letztern bemerkt man, daß er, auf der Höhe der Krankheit hochroth und hell, eine bedeutende Quantität eines rothen Sediments fallen läßt, welches bald erdig, bald krystallene Schüppchen darstellt. Die Chemiker sagen, daß bei Entzündungen sich in dem Urin ein Überschuß von Salpetersäure bilde, welche auf die lithische Säure wirkt und einen Theil derselben in eine neue Säure, die sogenannte Purpursäure, verwandle, welche in Verbindung mit den Salzen des Urins die Purpurate erzeugt. Vermischt man diese letztere mit dem lithischen Ammonium, welches beständig im Urine ist, so bildet sich ein blaßrother Niederschlag, welcher wiederum in Verbindung mit dem gelben färbenden Safte dunkelroth wird. Auf der Höhe der Entzündung sind diese Stoffe zwar auch schon vorhanden, befinden sich aber in einem aufgelösten Zustande. Lassen die Symptome nach, dann entsteht ein Überschuß von lithischer Säure und es bilden sich übersaure lithische Salze, welche unauflöslich sind und daher in Form eines rothen Präcipitats zu Boden fallen (Elliotson). Entfernt sich die Farbe von der rothen, erscheint der Niederschlag mehr flockig, so soll man nach Schönlein auf Verbindung mit einem andern Krankheitsprocesse (erysipelatösen z. B.) schließen. Indessen finden sich auch bei reinen Entzündungen gar nicht selten Massen von formlosem, schleimgallert- und eiterähnlichem organischem Stoff, die wir dann offenbar als ausgeschwitten, wieder in die Blutmasse übergeführten Bildungsstoff betrachten müssen. Ähnlicher Bildungsstoff scheint in dunstförmiger Gestalt durch die äußere Haut zu entweichen, wie denn nach Fr. Jahn's (Naturheilkraft I. S. 361) Experimenten in der Atmosphäre der Entzündungskranken zur Zeit der Krisen ein feines, dem Thierschleim gleichstehendes, an Wasserdämpfe gebundenes und von ihnen getragenes Wesen schwebt, das, mit Zimmermann's Pyrrhin zunächst vergleichbar, sich aus der Atmosphäre niederschlagen und sammeln läßt und deutlich gegen Gährestoff und Metallsalze reagirt. Kommen diese allgemeinen Krisen bei weniger deutlich ausgesprochenen localen Symptomen vor, so können sie allerdings den Verdacht eines reinen Entzündungsfiebers erregen, was jedenfalls nur äußerst selten und dann immer nur von kurzer Dauer ist. Auf der andern Seite mag auch wieder manches wirkliche rein entzündliche Fieber für Entzündung des Gehirns oder seiner Häute gehalten sein, in die es freilich am leichtesten übergeht. Ähnlich kann es sich zuweilen auch mit der Entzündung des Rückenmarkes und des Herzens verhalten haben. War jedoch der befallene Theil ein Secretionsorgan, dann kann eine solche Verwechselung nicht stattfinden, indem dieses dann vorzugsweise seine Krisen zeigt, wie man dies am augenscheinlichsten bei den Tonsillen[11])

8) Ch. G. Kreyger, De inflammationis exitu. (Erford. 1767. 4.) Huckauf, De inflammationis exitu vario. (Regiom. 1797. 4.) Plouequet, De multifariis inflammationum terminationibus. (Tubing. 1803. 4.) 10) de la Riviere. An inflammationi pro varia sede resolutio vel suppuratio potior. (Paris 1742.) van Sanden, De cura inflammationum per resolutionem. (Regiom. 1747.) Macquer, An inflammationi pro varia sede resolutio vel suppuratio potior. (Paris 1748.) J. C. Lavrsohn, praes. Ki. de Rüchner, De solutione inflammationis per discussionem facta non semper optima. (Halae 1762. 4.) Guillotin, Ergo inflammationi pro vario sede resolutio vel suppuratio potior. (Paris 1779. 4.)

11) „Im Parenchym der Organe hat sich überflüssiger Bildungsstoff ergossen. Dieser Stoff wird aus dem Innern der befallenen Theile auf ihre Oberfläche durch die bekannt-unbekannte tro-

Digitized by Google

wahrnehmen kann. Die vorher ganz unterdrückte Secretion nämlich beginnt wieder in demselben Maße, als die Entzündung schwindet und das allgemeine Band der Organe wieder hergestellt wird; Anfangs allerdings nur mühsam, als folgte das Organ ungern und nur aus gebietendem Zwange seiner Pflicht für das Ganze, bis es einigermaßen sich aus sich selbst herausgearbeitet hat, wo es dann aber mit um so größerer Gewalt und Kraft das Aufgespeicherte dem allgemeinen Besten darbringt, sodaß es zuweilen selbst wieder in Gefahr geräth, ein Opfer dieser Hingebung zu werden. Das Anfangs spärliche, nicht selten eigenthümlich veränderte Secret wird mitunter nämlich so profuse, daß Erschöpfung einzutreten droht (colliquative Krise), welche entweder den animalen, sensitiven Nerven trifft, wodurch Lähmung bedingt wird, oder von dem vegetativen Nerven ausgeht und Atrophie des Organes herbeiführt, oder endlich, um dem fortgesetzten Absonderungstriebe zu genügen, den dazu nöthigen Stoff aus sich selbst herzunehmen gezwungen, fällt das Organ in den Schmelzungsproceß, es tritt Erweichung seines ganzen Gewebes ein, wie ja schon im normalen Zustande jedes Organ bei der Absonderung einen Theil seiner absondernden Fläche zur Bildung des Secrets hergibt. Bei nicht absondernden Organen wird derselbe Schmelzungsproceß durch die abnorm gesteigerte Aufsaugungsthätigkeit von dem interstitiellen Zellgewebe aus herbeigeführt, indem die Anbildung neuen Stoffes gleichzeitig mehr oder weniger ganz darniederliegt, was in der Mehrzahl der Fälle dann vorzukommen pflegt, wenn der entzündliche Proceß plötzlich gehemmt und schnell die Zertheilung ins Werk gesetzt wird.

In andern Fällen ist aber die hervorgerufene Reaction zu heftig, was jedoch im Allgemeinen nur kurze Zeit stattfindet, indem bald eine anderweitige örtliche Affection hervorgerufen wird, welche gewissermaßen als Ableitung dient. Diese findet sich nun entweder in dem ursprünglich ergriffenen Organe selbst, oder in einem mit ihm meistens sympathisirenden. In dem ursprünglich ergriffenen Organe ist diese Ableitungsaffection verschieden nach den Structurverhältnissen, welche jenes Organ besitzt. Sind es seröse Häute oder Höhlen, welche damit ausgekleidet sind, so bahnt sich der angehäufte und noch andringende plastische Stoff entweder unmittelbar einen Weg durch die aushauchenden Gefäße derselben, und es entsteht Erguß plastischer Lymphe von Seiten der Arterienendigungen oder Erguß von Wasser von Seiten der Venenanfänge (?). Der Erguß plastischer Lymphe, Ausschwitzung, exsudatio, ist zugleich als der äußerste Versuch des entzündeten Theiles, seine größere Massenzunahme und volle Selbständigkeit zu erreichen, zu betrachten, um von sich aus einen neuen Organismus zu bilden. In den weniger heftigen Fällen bedeckt sich blos die seröse Haut, z. B. die Pleura, mit einer Schicht plastischer Lymphe, welche fest an ihr adhärirt und in die sich die Gefäße verlängern, um sie in ihr organisches Leben aufzunehmen. In heftigern Fällen dagegen ist der Erguß plastischer Lymphe oft von bedeutender Menge; hier bildet sich in ihr selbst ein Gefäßsystem, das sich mit den ihm entgegenmündenden Gefäßen des Mutterbodens verbindet, oder wenn andere diesem ähnliche Organe in der Nähe sind, wie z. B. in der Brusthöhle die beiden Pleurawände, so wendet es sich auch nach jenen zu, adhärirt mit ihnen und vermittelt eine ähnliche Gefäßverbindung, wie zwischen Placenta und Uterus; kurz, es entsteht organische Verwachsung der Theile. Da in den Erscheinungen der Entzündung und in der darauf ausgehenden Thätigkeit eines Organes, wie wir bereits oben erwähnten, gewisse Ruhepunkte oder Remissionen und neue Exacerbationen eintreten, so geschieht es nicht selten, daß nach der Organisation der ersten Schicht der ergossenen plastischen Lymphe ein neuer Erguß derselben erfolgt, und so die anatomische Untersuchung nach dem Tode mehre deutlich unterscheidbare Schichten bildet. Man belegt diese Schichten mit dem Namen der Pseudomembranen [12]), und unterscheidet nach Dupuytren vier Perioden in Ansehung der Veränderungen, welche diese Membranen erleiden. In der ersten Periode, der Bildung, findet man 24 Stunden nach der Entzündung der serösen Membranen, die man künstlich, z. B. in dem Bauchfelle eines Hundes, hervorgerufen, daß diese Haut von einer großen Anzahl von Gefäßen wie injicirt ist, und daß sich auf ihrer Oberfläche eine äußerst dünne und zarte Schicht von breiartigen, mattweißen, sehr kurzen Zotten bildet, die eine Art von Schleiergewebe darstellen, welches die geringste Reibung zerstört. Die eine Fläche des Häutchens liegt an der serösen Membran an, die andere ist frei, sammetartig und zuweilen warzenförmig, nach der innern Cavität hin gerichtet. Die zweite Periode, des Wachsthums, beginnt, sobald die Ausschwitzung das membranförmige Ansehen hat, und charakterisirt sich durch die Zunahme der Dicke und Dichtigkeit. Diese Dicke erreicht die eines Franken-, selbst eines Fünffrankenstücks; die Dichtigkeit ist verschieden, sowie das Aussehen und die Organisation. So sah Lobstein an einer und derselben Lunge in Folge einer Pleuritis die lymphatische Schicht an einer Stelle sehr wenig mit der Oberfläche des Eingeweides verwachsen, an einer andern wie an derselben angeleimt und an einer dritten mit einem deutlichen Gefäßnetz versehen. Öfter geschieht es, daß ganze Stücke von breiartigen Pseudomembranen sich von der serösen Haut ablösen, ohne sich ganz loszumachen; sie hängen dann in die Höhle frei hinein, während andere losgerissene Stücke in dem gleichzeitig abgesonderten Serum schwimmen, was man besonders in der Bauchhöhle beobachtet. Die dritte Periode, der Organisirung, charakterisirt sich durch eine der Speckhaut ähnliche Dichtigkeit und durch

tische Bewegungskraft der Natur getrieben. An den Tonsillen sieht man diesen Hergang recht deutlich. Nachdem sie einige Zeit entzündet waren, erscheinen auf ihrer Oberfläche mehr oder minder große, rundliche, weiße Scheiben von coagulabler Lymphe." Steinheim.

12) *Dupuytren*, Propositions sur quelques points d'anatomie, de physiologie et d'anatomie pathologique (Paris an XII). *Nupple*, Diss. sur les fausses membranes. (Paris 1812.) *Villermé*, Essai sur les fausses membranes. (Paris 1814.)

Digitized by Google

die Gegenwart der Blutgefäße. Über die Entstehung dieser Blutgefäße ist man nicht einig. Während ein großer Theil der Beobachter in dieser plastischen Lymphe eine der im Ei ähnliche Neubildung der Gefäße annimmt, leugnen andere, namentlich Gendrin, diese Entstehungsweise ganz, und nehmen nur eine Verlängerung der bereits vorhandenen Gefäße der serösen Häute in die Pseudomembran an. Die Gefäßendchen, sagt Gendrin, verengern sich beträchtlich, indem sie sich an der Stelle, wo sie in die falsche Haut eindringen, theilen; hierauf vereinigen sie sich, indem sie sich zu mehren Stämmen verbinden, welche sich von Neuem theilen und auf verschiedene Arten in dem krankhaften Gewebe verbreiten. Dies ist der Zustand der neugebildeten Haargefäße, wenn sie völlig ausgebildet sind; aber an den Stellen, wo sie noch nicht soweit vorgerückt sind, sieht man deutlich, daß die kleinen Stämme, welche aus der Vereinigung mehrer sehr zarten Fädchen entstehen, die sich in die seröse Haut fortsetzen, nur noch gelbliche, gebogene Fädchen, welche sich kaum einige Linien weit erstrecken, in die falsche Haut abgeben. Bei wiederholten, sehr langsam und nur immer in kleinen Quantitäten erfolgenden Exgießungen mag dies sich allerdings auf die von Gendrin angegebene Weise verhalten, bei schnell erfolgendem copiösem Erguße dingegen findet sich gewiß auch eine der im Ei ähnliche Neubildung von Gefäßen. In der vierten oder Verwandlungsperiode verliert die Pseudomembran nach und nach dieses speckartige Ansehen, sie wird dünn, nähert sich täglich mehr dem Zellgewebe, und bietet gar bald durchsichtige, äußerst dünne, dem Zellgewebe analoge Lamellen dar. Übrigens ist sie nicht nur in Ansehung der äußern Form mit dem Zellgewebe identisch, sondern auch in Ansehung der Verrichtungen, wie dies die Infiltrationen beweisen; doch macht Lobstein darauf aufmerksam, daß dieses Gewebe niemals Fett enthält. Daß es zu Lymphersudat kommen werde, erkennt man nach Schönlein aus folgenden Erscheinungen: Der Blutandrang nach dem entzündeten Organe nimmt von Stunde zu Stunde zu, und erreicht kurz vor dem Ergusse sein Maximum; läßt man unter diesen Verhältnissen zur Ader, so wird eine deutliche Speckhaut beobachtet, in der sich deutlich die Spuren des organischen Lebens bemerkbar machen. Daß es aber wirklich zum Ergusse gekommen, erkennt der Arzt aus den Functionsstörungen und Hemmungen des Organes, aus der Geschwulst und dem veränderten Tone bei der Percussion. Das Fieber läßt entweder ganz nach, oder verändert seinen Charakter, ohne daß Krisen erfolgt wären; das Blut enthält viel Serum, der Blutkuchen hat eine cochenillrothe Farbe, ist weich, leicht zerfließlich und von Speckhaut ist keine Spur mehr. Da das Exsudat aus dem Bereiche des Kreislaufes gekommen ist, so hat die Reaction des Organismus natürlich keinen Einfluß darauf, zur Anfangs, wenn es noch nicht fest geworden in geringer Menge und auf kleinen Raum beschränkt ist, kann es bei schneller Sistirung des Exsudationsprocesses durch Resorption der normal gebliebenen Flächen wieder in das allgemeine Bereich des Gefäßsystems aufgenommen werden. Eine ähnliche Ausscheidung des Faserstoffes in Gestalt von Lymphersudat findet auch auf den Schleimhäuten statt, besonders in den Lungen, der Luftröhre und dem Kehlkopfe, seltener in der Gebärmutter (das Analogon der Decidua *Hunters*) und in dem Darmkanal, wobei die Membranenbildung dann die Gestalt der Schleimhauthöhle annimmt und so röhrenförmig im glücklichsten Falle nach Außen gestoßen wird, was nur in den feinsten Bronchialverzweigungen nicht möglich ist, weshalb dann die Lunge den Zustand der Hepatisation darbietet. Vermag der Nerv der Schleimhaut dieses Zuströmen des plastischen Stoffes zu beherrschen, so übt die Schleimhaut auch ihren Einfluß auf denselben aus, versetzt ihn gewissermaßen erst, bevor er nach Außen tritt, oder nimmt eine Rückbildung mit ihm vor, und so erscheint anstatt des plastischen Stoffes eine eigenthümliche Flüssigkeit, welche eine Emulsion darstellt und mit dem Namen Eiter belegt wird. Es reicht nämlich die Kraft des Nerven nicht soweit, daß die Schleimhaut aus dem andringenden plastischen Stoffe Epithelialzellen und Schleimblasen bilden kann, sie vermag vielmehr nur Eiterkörperchen zu bilden, denen aber die Tendenz zur Membranenbildung zuweilen noch inne wohnt, sodaß sie sich, wie Vogel sah, zu einer Art dünner Membran vereinigen. Freilich ist hierbei noch immer Vieles dunkel, und namentlich wissen wir nicht, ob sich nicht ein verschiedener Antheil der Schleimhautstäche und der Schleimdrüsen geltend macht. Sollte vielleicht nur das Eiterserum von der Fläche, die Eiterkörper aber von den Drüsen abgeschieden werden, sodaß sie dieselbe Function hier haben, wie die Granulationen und diese ihr Analogon wären? In jener Tendenz zur Häutchenbildung ist nun, unserm Bedünken nach, der Grund angegeben, warum der Eiterungsproceß austritt. Auf einer gewissen Höhe der Entzündung hörte der Erzeugungsproceß des Epitheliums der Schleimhaut auf, dieses schwand also nach und nach ganz, es ist mithin eine Art Substanzverlust eingetreten; und wie jeder Substanzverlust von einiger Bedeutung sich nur unter Vermittelung der Eiterbildung ersetzt, so auch hier das Epithelium. Da nun aber der plastische Stoff beiweitem das Bedürfniß überschreitet, so wird derselbe auch in größerer Quantität in Eiter verwandelt, und erscheint als solcher auf der Oberfläche, bis er zum größern Theil consumirt ist, worauf die wirkliche Epithelialumbildung wieder beginnt, und nicht mehr Eiter, sondern Schleim abgesondert wird. — Zum Wassererguß scheint es nur dann zu kommen, wenn die allgemeine Reaction plötzlich durch einen zu starken Eingriff unterdrückt wird, und der Organismus bereits auf dem Wege war, Herr der Entzündung zu werden. Der Sturm des Gefäßsystems wendet sich dann auf die Venen, diese sind zu schwach, die Masse zu gewältigen, und durchs ihre dünnern, ohnehin mehr aufgelockerten Wände tritt das Serum. Wenn Druck, sagt J. Müller (Physiologie I. S. 240), den Durchgang durch die Poren der thierischen Wände begünstigt, so müssen nach physikalischen Gesetzen auch tropfbare Flüssigkeiten in freie, mit Gas oder Dunst gefüllte Räume durchdringen — und man kann, wie Bouillaud gezeigt hat, eine Wassersucht des Zellgewebes künstlich erzeugen durch Unterbin-

Digitized by Google

dung großer Venenstämme. Am häufigsten kommt der Wassererguß bei der sogenannten rheumatischen Entzündung vor, und wird in der Mehrzahl der Fälle durch einen unzeitigen Aderlaß hervorgerufen. Doch kann dies durch denselben Eingriff auch da geschehen, wo die Entzündung in der Bildung begriffen, die Venen noch keinen plastischen Stoff von den Arterien, sondern, damit jener eben gebildet werde, nur das Serum überkommen; weshalb wir zuweilen neben Verhärtung eines Organes (die dann nothwendig entstehen muß, wie bei unzeitig geöffneten Drüsenabscessen) auch Wasser in seiner Umgebung finden, so z. B. neben Hepatisation der Lungen, Hydrops pectoris. Diese Entstehung ist uns um so wahrscheinlicher, weil unter diesen Verhältnissen nicht nur allgemeine Krisen fehlen, sondern das ergossene Wasser auch fast nie hell, verhältnißmäßig eine große Menge gerinnbaren Stoffes, nach Schönlein Eiweißstoff zu 10—20 Proc., während es bei Hydrops nur 2—3 Proc. enthält, oft trübe, selbst fast milchig erscheint, und fast immer confervenähnliche Fäden und Flocken plastischen Stoffes schwimmend zeigt. Schönlein selbst gesteht auch, daß sich keine scharfe Grenze zwischen diesem Wasser und der plastischen Lymphe ziehen lasse, zumal da man auch umgekehrt im Lymphexsudat oft Zellen findet, die mit wässeriger Feuchtigkeit erfüllt sind. Daß es zur Wasserbildung kommen werde, dafür spricht die eigenthümliche Beschaffenheit des aus der Ader gelassenen Blutes; das Serum ist trübe, molkig, selbst milchig, der Blutkuchen weich, und es kommt zu keiner Crusta pleuritica. Den eingetretenen Wassererguß geben folgende Zeichen zu erkennen: Das Fieber schwindet, oder mindert sich, ohne daß Krisen eintreten, vielmehr sind die Absonderungen, namentlich die des Harns, vermindert; die nahe liegenden Organe zeigen die Symptome des Druckes von dem Wasser, man bemerkt Fluctuation, oder wenigstens Verschiedenheit des Tones bei der Percussion. — War nun aber der entzündete Theil ein parenchymatöses Organ, so geben nicht selten die von der immer stärker andringenden Blutmasse ausgedehnten Gefäße nach, oder werden gewaltsam gesprengt, zumal da, wie auch Lawrence bemerkt, eine Wirkung des Entzündungsprocesses in der Verminderung der natürlichen Cohäsion, also im Mürbewerden der Theile, sodaß sie leichter zerreißen, besteht, und so geschieht dann die Ausgleichung der ganzen krankhaften Thätigkeit durch eine entstehende kritische Blutung, einen natürlichen Aderlaß, aus dem entzündeten Organe selbst. Compressus sanguis sua copia, qua maxime impressionem fecerit, venas perrumpit, sagt schon Hippokrates. Indessen geschieht dies im Ganzen nur selten im entzündeten Organe selbst, häufig dagegen in einem entfernten, und zwar oft in einem mit dem entzündeten sympathisirenden, welches den Strom der Säfte an sich reißt. Außerdem haben folgende Momente einen bedeutenden Einfluß: 1) Das Alter; indem bei Kindern die Blutung gewöhnlich aus der Nase, bei Individuen aus den Blüthenjahren aus den Lungen, im Mannesalter aus dem Magen erfolgt. 2) Die Lage des entzündeten Organes; bei Organen oberhalb des Zwerchfelles tritt Hämorrhagie ein aus der Nase oder den Lungen, bei solchen unterhalb des Zwerchfelles aus dem After, der Harnröhre, bei Frauen aus dem Uterus, und selbst die Menstruation ist kritisch, wenn der Augenblick der Krise mit dem Zeitpunkte der erstern zusammenfällt; ebenso wie bei hämorrhoidalischen Männern der Eintritt der Hämorrhoiden kritisch ist. Wenn wir nicht irren, sagt Jahn (Naturheilkraft I. S. 359), so wirken solche Blutungen weniger dadurch hilfreich, daß sie die allgemeine Blutmasse, die zur Durchführung der Reaction so nothwendig ist, vermindern, als dadurch, daß durch sie die von den rückführenden Gefäßen des leidenden Theiles aufgenommenen und in den Kreislauf geführten Krankheitsmaterien, die ergossene plastische Lymphe und das stockende entzündete Blut direct und ohne daß sie erst weit den Organismus zu durchwandern und in ihm bearbeitet zu werden brauchen, ausgeleert werden. Entsteht eine solche Hämorrhagie nicht, oder kann sie der Natur des sympathisirenden Organes nach nicht entstehen, so steigert sich die reagirende Thätigkeit in diesem selbst wol gar zur Entzündung, welche dann, wie wir schon oben darthaten, als metastatische zu betrachten (Orchitis — Parotitis). Ist dies ein weniger edles Organ, so ist die Gefahr meistens geringer, umgekehrt aber oft sehr groß. Seltener und meistens wol nur bei chronischem Verlauf geht die Reaction vom Gefäßsystem auf das Nervensystem über, indem die Thätigkeit des erstern mehr oder weniger zur Norm zurückkehrt. Auf diese Weise sehen wir oft plötzlich Neuralgien auftreten und aus Entzündung der Bauchorgane sich selbst Intermittens ausbilden. Leider haben die Ärzte auf dieses Verhältniß bisher wenig geachtet, obschon die Exsudate und kritischen Absonderungen schon auf ein zur größern Herrschaft Gelangen des Nervensystems hindeuten, da ohne erhöhete Nerventhätigkeit überhaupt keine Absonderung möglich ist.

Da wo das entzündete Organ ein parenchymatöses, an Zellgewebe reiches ist und die Entzündung mehr in der Tiefe desselben ihren Sitz nahm, erfolgt das Exsudat, der Erguß plastischer Lymphe in die Maschen des Gewebes auf dieselbe Weise, wie auf der Oberfläche der serösen Hüllen, und besteht hier wie dort in der verstärkten, aber alienirten Absonderung des serösen Hauches, welcher aus dem gasförmigen in den tropfbarflüssigen Zustand übergeht. Die Natur sucht auf diese Weise sich des überflutkenden plastischen Stoffes, den das Organ nicht im Ansatz gewältigen kann, zu entledigen, ohne daß jedoch die völlige Ausstoßung aus dem Organismus gelingt, daher Schönlein nicht mit Unrecht alle diese Bestrebungen mit dem Namen der Pseudokrisen belegt. Da bei jeder Entzündung, wie bereits oben dargethan, alle Gewebe des Organes, somit auch das Zellgewebe Anfangs wirklich durch Ansatz wächst, seine Wände stärker und somit auch fester werden, so muß nothwendig das Organ durch die in den Maschen ausschwitzende plastische Lymphe größer und compacter werden, alle Maschen des Zellgewebes werden ausgefüllt und gleichsam verklebt, zumal da die Resorption ohnehin geschwächt ist, indem der Absatz vorherrscht. Wirken nun deprimirende Einflüsse ein, die sowol die allgemeine Reaction ver-

Digitized by Google

nichten als auch das Leben des Organs herabsetzen und so auch den Entzündungsproceß aufheben, so wird zugleich auch die Vitalität des abgesetzten plastischen Stoffes herabgesetzt, und da weder er noch das Organ reagirt, sie sich gegenseitig beinahe passiv verhalten, so bleibt der Zustand unverändert, der abgesetzte Bildungsstoff liegt unthätig in den Maschen des Gewebes, d. h. es tritt Verhärtung (Induratio) ein. Erfolgt dieser Vorgang schnell und plötzlich, ist das Organ ein edles, so wird seine ganze Function dadurch vernichtet und der Organismus gefährdet, wie wir dies bei der sogenannten Hepatisation der Lungen sehen, die nichts als eine plötzlich eingetretene Verhärtung ist. Indessen sind die Lungen auch fast das einzige Organ, wo eine acute Entzündung in Verhärtung übergeht; denn außerdem findet sie sich nur bei Organen von sehr geringer Dignität, wenn die allgemeine Reaction den Entzündungsproceß in ihnen sistirte, die Theile selbst aber zu wenig intensive Vitalität besitzen, um die Beschaffung des abgelagerten Bildungsstoffes zu vermitteln. Häufig dagegen ist die Verhärtung ein Ausgang der chronischen Entzündung. — Erlangt der Nerv das Übergewicht über das Capillargefäßsystem noch mehr, denn die eintretende Ausschwigung zeigt schon, daß das Capillargefäßsystem nicht mehr allein vorherrschend thätig ist, so wird zwar nicht reiner seröser Hauch oder reines Serum abgeschieden, ebenso wenig als die plastische Lymphe zum wirklichen Ansatz an die organischen Gewebe verbraucht werden kann, dazu ist sie immer noch in zu großer Quantität vorhanden, sondern es entsteht ein Mittelding zwischen Serum und plastischer Lymphe, eine niedrigere Stufe der letztern, der Eiter (s. d. Art.), und zwar zuerst an dem Punkte, wo zuerst dem Weiterschreiten des Entzündungsprocesses Grenzen gesetzt werden, oder er eine Umwandlung erfährt, was meistens in der Mitte des Herdes der Krankheit geschieht. Die Zellen des Gewebes reagiren nämlich auf die in ihre Höhlen ergossene plastische Lymphe, die für sie ein fremder als solcher nicht mehr durch Resorption in den Kreislauf aufzunehmender Körper ist, vermöge ihrer Contractilität, um ihn zu entfernen, aus sich heraus zu treiben, da sie aber durch den entzündlichen Proceß mürber geworden sind, ihre Cohäsion vermindert ist, was in der Mitte des entzündeten Theils auch am meisten der Fall ist, so geben sie oft nach, zerreißen, und nun wird aus dem Streben nach vermehrtem Ansatz das Streben nach Ersatz rege, um die Trennung der Continuität des Gewebes zu beseitigen. Dies spricht sich dadurch aus, daß der andringende plastische Stoff nicht mehr in plastische Lymphe, sondern in Eiter umgewandelt wird, und es bildet sich eine Eiterbeule (s. d. Art) oder ein Abceß, dessen Zweck darin besteht, die bereits abgelagerte plastische Lymphe zu entfernen und die durch sie gesetzte Continuitätstrennung zu beseitigen. Sowie in dem plastischen Stoffe die Tendenz liegt, sich zu organischem Gewebe zu gestalten, so hat der Eiter die Tendenz alles hierzu Unbrauchbare in eine ihm homogene Masse aufzulösen; ist dies vollkommen geschehen, so sucht er sich nach Außen zu ergießen; wird dies Letztere aber verhindert, so wirkt er zum Theil auch auf die ihn absondernde Höhle zurück, wie der Magensaft, wenn er in bedeutender Quantität abgesondert nichts mehr zu zerfetzen findet, die Schleimhaut des Magens selbst angreift, zumal da bei jeder Absonderung ein Theil der absondernden Fläche selbst mit abgestoßen und aufgelöst wird. Sowie in der Entzündung das Blut zur Absetzung des Plasma, des Faserstoffes, bestimmt wird, so durch die Eiterung zur Absetzung von Eiter und das entzündete Organ macht durch den Übergang in Eiterung den Versuch sich in ein Secretionsorgan umzuwandeln, um den übermäßig angehäuften und zuströmenden Faserstoff als pathisches Product zu entfernen, denn der auflösende Eiter ist das Secret und zugleich die kritische Materie. Da diese Secretion aber zugleich auf Kosten des Organs selbst geschieht, mit dieser Krise eine theilweise Vernichtung des Organs verbunden ist, so wird die Eiterung mit Recht eine Pseudokrise genannt. Mit dem Eintritte der Eiterung ist das Streben nach vermehrter Plastik in dem Organe gebrochen und wird während ihrer Ausbildung ganz vernichtet, wie wir dies auch daraus sehen, daß das jetzt aus der Ader gelassene Blut keine Speckhaut mehr liefert. Wahrscheinlich wird der jetzt beginnende Proceß auch nicht mehr von dem arteriellen Theile des Capillargefäßsystems, sondern von dem venösen vermittelt. Die Symptome, welche die Eiterung begleiten und den Verlauf, den die Affection bei ihrem Eintritte nimmt, haben wir in dem Artikel Eiter und Eiterbeule angegeben, können daher hier füglich darauf verwiesen.

Die Reaction des Gesammtorganismus kann aber auch zu schwach sein, entweder weil es diesem überhaupt an Kräften fehlt, oder weil der ergriffene Theil zu wenig Wichtigkeit für das unmittelbare Fortbestehen des Lebens hat. Fehlt es dem Organismus an Kraft zur Entfernung der örtlichen Affection, so wird diese bis zu einem gewissen Punkte sich ausbilden, über den sie nicht mehr hinaus kann; der Theil erliegt nun entweder der eigenen Last, indem er sich selbst erschöpft, d. h. es tritt Lähmung ein, wenn die Erschöpfung zuerst den Nerven, welcher alle organische Vorgänge beherrscht, traf; oder der Theil erreicht die möglichste Selbstständigkeit, tritt aus aller Verbindung mit dem übrigen Organismus heraus, versiert aber dadurch, weil er es seiner Natur nach nicht zu einem organischen Ganzen bringen kann, sein animalisches Leben und muß so als ein gewissermaßen unorganischer Theil den chemischen Gesetzen folgen, kurz es tritt Brand ein, welcher wol immer vom Gefäßsystheme ausgeht und zwar in der Mehrzahl der Fälle, auf folgende Weise: Wir haben oben gesehen, wie der entzündete Theil zu Realisirung seines Strebens nach erhöhter Massenbildung die Maschen seines Gewebes ausdehnt und erweicht, und dadurch nothwendig seine Cohäsion vermindert, wie gleichzeitig aber auch sein Gewebe zu einer höhern Stufe der Bildung zu gelangen sucht und dem gemäß auch die Capillargefäße sich in Arterien umzuwandeln strebens; jemehr dies ihnen nun aber gelingt, desto mehr tritt das Bedürfniß nach Erzeugung eines neuen Capillargefäßsystems ein, durch welches die Stoffanbildung allein möglich ist; kann diese Erzeugung von Capillarge-

Digitized by Google

fässen nun nicht zu Stande kommen und erfolgt die Umbildung der normalen Capillargefäße in Arterien zu plötzlich, so wird auch plötzlich aller Stoffansatz und somit auch alles Leben in dem Theile aufgehoben, denn es treten dieselben Verhältnisse ein, wie bei Verknöcherung der Arterien oder Unterbindung derselben, mithin sind auch dieselben Folgen zu erwarten, zumal da gleichzeitig das in Bildungsstoff umgewandelte Blut die nicht mehr auf ihn einwirken könnenden Gefäße verschließt und der übrige Organismus durch die aufgehobene Wechselwirkung nicht mehr im Stande ist, auf den isolirten Theil zu wirken. Wie nun alles aus dem Kreise des Lebens entfernte Organische den chemischen Gesetzen anheimfällt, sich auflöst und zersetzt, so auch das Organ, und wie das auf der niedrigsten Bildungsstufe stehende Organische am wenigsten den Einwirkungen des Chemismus widerstehen kann, so beginnt auch die Zersetzung zunächst in dem degenerirten Blute und abgesetzten Bildungsstoff, geht dann auf das ihm am nächsten stehende Zellgewebe über und so fort, bis fast nur Nerv und ausgebildeter Gefäßstamm übrig bleiben, alles Andere aber in eine gleichartige, breiige Masse verwandelt ist. Die wahrnehmbaren Erscheinungen wenn es zum Brande kommt, bestehen darin, daß alle oben angegebene Symptome der Entzündung mit reißender Schnelligkeit sich entwickeln und ihre Höhe erreichen; durch das mächtig in das Capillargefäßsystem hineingezogene Blut und deren schnelles Umwandeln in Arterien nimmt die Geschwulst, Hitze und Röthe plötzlich zu, der vorher hellroth gefärbte Theil wird immer dunkler, blau und endlich selbst schwarz, zumal da fast immer gleichzeitig einige der Capillargefäße platzen und ihren Inhalt in die Maschen des Gewebes ergießen; mit reißender Schnelligkeit leitet der sensitive Nerv die Eindrücke in dem plötzlich auf die höchste Höhe gesteigerten Schmerze, wird aber ebenso plötzlich auch erschöpft und schweigt ganz, indem gleichzeitig auch die organische Wärme auf ihr Minimum nicht weniger plötzlich herabsinkt. War das Brandigewordene Organ ein zum Leben nothwendiges, so erlischt mit seinem Leben auch das Leben des übrigen Organismus; bei weniger wichtigen Organen oder nur theilweiser Zerstörung des Brandes sucht sich aber der Organismus zu retten und macht den Versuch das Brandige ganz von sich zu entfernen. Anfangs zeigt sich etwas über die Grenze des Brandigen hinaus, in dem Gesunden ein rother Kreis (Demarcationslinie) mit allen Erscheinungen der Entzündung. Es wird gesunder plastischer Stoff in den Maschen des Gewebes wie in den Höhlen der Gefäßenden abgelagert, welcher einen Damm bildet gegen das Brandige; indem das Gesunde sich von ihm zurückzieht durch vermehrte Contraction, trennt es sich von dem aller Elasticität beraubten Brandigen, es entsteht eine Spalte, in welcher von der gesunden Seite Eiter abgesetzt wird, während von der brandigen Jauche abfließt, bis diese letztere ganz abfällt und nur die Eiter secernirende Fläche des Gesunden zurückbleibt. Diese topische Reaction ist gewöhnlich mit Fieber verbunden, welches Anfangs den ertheilschen, später den torpiden Charakter hat, wenn die Isolirung und Abstoßung nicht schnell gelingt, indem von den Venen etwas von der Brandjauche aufgenommen wird. Hierdurch erfolgt in der Mehrzahl der Fälle der Tod, indem entweder Venenentzündung eintritt, oder eine neue Partie des zunächst gelegenen Gesunden von dem Brande ergriffen wird, der dann fortschreitet und so endlich das Leben vernichtet.

Verschiedenheiten der Entzündung. Nicht gering ist die Zahl der Verschiedenheiten, welche die Entzündung darbieten kann, und sie geben zugleich den Eintheilungsgrund für die verschiedenen Formen ab, welche die Ärzte im Laufe der Zeit annehmen zu müssen geglaubt haben. 1) Verschiedenheiten in dem zeitlichen Verlaufe. Der Zeitraum, welchen die Entzündung zu ihrer Ausbildung und Beendigung auf irgend eine der angegebenen Weisen bedarf, ist zwar nie ein bestimmter, und namentlich ist man in der neuern Zeit zu der Einsicht gelangt, daß der Entzündungsproceß zu jeder Zeit in Genesung übergeleitet kann, wenn Natur und Kunst sich zweckmäßig gegenseitig unterstützen; indessen ist doch immer eine bald kürzere, bald längere Zeit nöthig, ehe der eine oder der andere Ausgang eintritt und deßhalb der Unterschied in acute und chronische Entzündung als ein zumal für die Praxis wichtiger anzuerkennen. Erreicht die Entzündung einen der genannten Ausgänge bei ununterbrochnem Weiterschreiten der Entwickelung, wie wir dieß oben angegeben, innerhalb 7—14 Tage, so pflegt man sie acut zu nennen; doch gebraucht man diesen Ausdruck auch zur Bezeichnung des Grades der Heftigkeit der einzelnen Symptome und setzt ihm dann die Insl. subacuta, wo die Symptome weniger deutlich ausgeprägt und heftig sind, entgegen. Chronisch wird die Entzündung genannt, wenn sie die angegebene Zeitdauer überschreitet. Es hat dies darin seinen Grund, daß der Organismus zwar das Weiterschreiten des Processes über einen gewissen Punkt hinaus zu verhindern, aber niemals ihn ganz zu beseitigen vermag, sodaß er immer von Neuem sich auszubilden strebt; es treten daher längere oder kürzere Zeit dauernde Remissionen ein, in denen namentlich die oben besprochene Rückführung des Blutes und plastischen Stoffes durch die Vene verstärkt erscheint, was sich selbst zu wirklichen Intermissionen gestalten kann, in denen die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen fast ganz schwinden, um aber später wieder mehr oder weniger heftig aufzutreten; man hat dies dann intermittirende Entzündungen genannt, ebenso wie man sie remittirende Entzündungen dieß, wenn die Remissionen deutlich wahrnehmbar waren. Dieses fortwährende Steigen und Fallen in dem Streben nach Ablaß und Wegführung des plastischen Blutes erklärt es auch, warum im Ganzen seltner Zertheilung, Eiterung und Brand als Ausgänge der chronischen Entzündung beobachtet werden, vielmehr ist ihr besonders die Verhärtung, die Hypertrophie eigenthümlich. Die Absetzung des plastischen Stoffes erfolgt nämlich nur in Zwischenräumen, überschreitet nie ein bestimmtes Maß, worauf sich das Organ, eben da es nicht plötzlich damit überladen wird, gewöhnt, und keine bedeutenden Reactionserscheinungen macht, wol aber sein Streben nach möglichem Stoffansatz leicht befriedigen kann; aber nur da, wo der

Digitized by Google

Ansatz leicht ist, erfolgt er wirklich, daher nur im parenchymatösen Zellgewebe, während Nerven und Arterien nicht mit wachsen, und so relativ zu klein erscheinen. Da die Stockung in den Arterien nicht stetig ist, so wird ihr Lumen sich auch nicht gleichmäßig erweitern und gröber werden, wol aber das der Venen, wegen der permanent nöthigen erhöhten Resorption. Die Ursache, welche das Entstehen der chronischen Entzündung vermittelt, liegt entweder darin, daß der Entzündungsreiz mit geringer Intensität, aber dauernd einwirkt, oder das Organ zu arm an animalischen Nerven und Arterien ist, um örtlich wie allgemein eine bedeutende Reaction zu erregen; denn wie schon Berends ausſprach, finden ſich chroniſche Entzündungen beſonders in ſolchen Organen, in denen die Venen ein bedeutendes Übergewicht über die Arterien haben, und, kann man hinzuſetzen, die vegetativen Nerven über die animaliſchen. Die örtlichen Symptome zeigen bei der chroniſchen Entzündung gewöhnlich nur geringe Intenſität, treten mehr geſondert auf, wechſeln mit einander ab; der Antheil des Geſammtorganismus iſt gewöhnlich gering, zeigt den Charakter des Erethiſmus oder Torpor und nimmt nur da den der Synocha an, wenn die chroniſche Entzündung plötzlich in die acute übergeht, wo dann meiſtens Eiterung erfolgt, die leicht profus wird und den Zuſtand der Hektik begründet, der gewöhnlich zum Tode führt. War das chroniſch entzündete ein Secretionsorgan, ſo ſteigern nicht ſelten die Nachbarorgane ihre Secretionsthätigkeit, was namentlich von den ſeröſen Häuten gilt, wodurch dann oft Hydrops herbeigeführt wird. Auf ähnliche Weiſe entſteht nicht ſelten Entzündung in Folge von Secretionsſtörungen, indem ein Organ zu vicariren ſucht, beſonders findet dies auf der Schleimhaut des Darmkanals ſtatt, woraus der Irrthum der Brouſſaiſ'ſchen Schule gefloſſen iſt, die den ſecundären Zuſtand für den primären nimmt und ſo eine große Anzahl von Krankheiten auf Gastroenteritis beruhen läßt. Schon früher hatte man übrigens dergleichen Ideen und namentlich war es in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo man die Lehre von den verborgenen Entzündungen (Infl. occulta, latens) [13]) ſehr zu cultiviren ſuchte. Es war dies die Frucht einer zwar oberflächlichen, aber doch eifrigen Unterſuchung der Leichen, der wir zugleich die Localiſation einer beträchtlichen Menge früher für allgemein gehaltenen Krankheiten verdanken. Sind nun auch viele Fälle von verborgenen Entzündungen eine Folge fehlerhafter Erklärung und iſt ihr Begriff auch überhaupt ein relativer, da er von der Bildungsſtufe des Arztes abhängt, denn je feiner und ſchärfer er zu diagnoſticiren verſteht, deſto weniger Verborgenes wird ihm aufſtoßen, ſo kann man ihr Vorkommen doch keineswegs ganz leugnen; immer aber werden es chroniſche Entzündungen innerer Organe ſein, die mit andern Krankheiten complicirt ſind oder durch plötzliches Hervortreten der Herrſchaft des Nervenſyſtems die Vorgänge im Gefäßſyſteme der Beobachtung entziehen. Daher mag es denn auch gekommen ſein, daß Stoll, Richter, Vogel und Andere verborgene und chroniſche Entzündungen für identiſch gehalten haben. Dieſen verborgenen Entzündungen hat man die offenbaren (Infl. manifesta) entgegengeſetzt, welche mit ihren charakteriſtiſchen Zeichen deutlich in die Erſcheinung treten. 2) Verſchiedenheiten nach dem Grade der Ausbildung. Nicht immer erreicht der entzündliche Proceß ſeine Höhe und namentlich tritt ſehr häufig, beſonders bei innern, wichtigern Organen die Zertheilung beiweitem früher ein, daher hat man die Entzündungen nach den verſchiedenen Stadien eingetheilt, die ſie erreichten. Diejenigen, welche ſich noch in den Grenzen der arteriellen Congeſtion erhielten, nannte man entzündliche Reizung (Irritatio inflammatoria); wurden dieſe Grenzen eben nur überſchritten und trat dann über kurz oder lang Zertheilung ein, ſo iſt es eine unvollkommene Entzündung (Subinflammatio), kommt der Krankheitsproceß aber zur höchſten Ausbildung, ſo iſt die Entzündung eine vollkommene (Inflammatio vera, legitima). Eine andere Eintheilung hat Lobſtein verſucht, indem er vier Stufen der Ausbildung des Krankheitsproceſſes annimmt. Er nennt Phlogoſe denjenigen Zuſtand, in welchem die Membran in der Art injicirt iſt, daß man immer auf einem weißen Grunde die Äſte und kleinſten Zweige der Gefäße bis zur Oberfläche verfolgen kann, ohne daß die Membranen ſelbſt ihre phyſiſchen Eigenſchaften verändert haben, nur daß ihre Oberfläche feucht oder trocken iſt. In der Epiphlogoſe ſind die Häute ſtärker injicirt, die Blutkügelchen ſind bis in die aushauchenden Gefäße gelangt, und die Oberfläche der Häute erſcheint unter dem Vergrößerungsglaſe ſtruppig und flockig; auch bemerkt man Abſonderung einer gerinnbaren Lymphe, wobei jedoch das Gewebe ebenfalls noch nicht verändert iſt. Die Metaphlogoſe charakteriſirt ſich durch eine Blutanſchoppung der entzündeten Membran und durch eine Auflockerung ihres Gewebes ohne wahrnehmbare Renitenz und ohne Härte. Das Blut ſcheint nicht nur die Gefäße ausgedehnt, ſondern ſich ſogar in die Zellen ergoſſen zu haben, Gefäßramificationen laſſen ſich nicht mehr unterſcheiden, alles iſt gleichförmig, und der entzündete Theil gleicht einer rothen Fleiſchmaſſe. Die Hyperphlogoſe endlich iſt jener Zuſtand, wo das Gewebe der Membran ſehr ſtark angeſchoppt, die Geſchwulſt renitent und hart iſt und die allgemeine Reaction ſich ſehr deutlich ausſpricht. — 3) Verſchiedenheiten nach dem Grade der Reaction hat man mit ſehr verſchiedenen Ausdrücken bezeichnet; es gehört hierher der Unterſchied in

13) *Wienhold*, Diss. de inflammationibus occultis. (Gotting. 1772. 4.) *Mayer*, Diss. de inflammationibus latentibus generatim, in specie de pleuritide et peripneumonia. (Francof. 1785. 4.) *B. J. Reyland*, Diss. de inflammationibus latentibus. (Ingolstadiae 1787.) Dessen Abhandlung von verborgenen und langwierigen Entzündungen. (Wien 1790.) *Meckel*, Diss. de inflammationibus occultis et febribus putridis. (Halae 1778.) *M. Ch. Hartmann*, De inflammationum praesertim occultarum acutarum natura in genere. (Gotting. 1796. 4.) *K. F. Nietsch*, Über verborgene Entzündungen und die daraus entſpringenden beſondern Fieberformen. (Frankfurt am Main 1819.) *J. Wendt*, Die alte Lehre von den verborgenen Entzündungen durch neuere Beobachtungen beſtätigt. (Breslau 1824. 2. Aufg. 1826.) *Loewenhardt* in ſ. Diagnoſtiſch-praktiſchen Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin und Chirurgie. (Prenzlau 1835.) 1. Ab. S. 1 fg.

Digitized by Google

active und passive, arterielle und venöse, sthenische und asthenische, tonische und atonische Entzündung. Die Bezeichnungen active, arterielle, sthenische und tonische Entzündung können wir so ziemlich als gleichbedeutend annehmen, da sie alle nur dazu dienen, den wirklich hervorstechenden und als solchen bemerkbaren Zustand erhöhter Thätigkeit in dem afficirten Theile, wie im ganzen Organismus, auszudrücken; anders verhält es sich mit den ihnen gegenübergestellten Bezeichnungen, denen die Schriftsteller zum Theil sehr willkürliche Bedeutungen untergelegt haben. Ursprünglich sollten wol alle (passive, venöse, asthenische, atonische Entzündung) nichts anderes, als den Mangel einer deutlich wahrnehmbaren Reaction ausdrücken, was man dann für verminderte Thätigkeit überhaupt nahm, und so sich den Vorwurf zuzog, als spräche man eine Contradictio in adjecto aus, da es keine Entzündung ohne erhöhte Thätigkeit geben könne, was allerdings seine Richtigkeit hat. Jene Ausdrücke sind aber von Empirikern ausgegangen, gründen sich unzweifelhaft also auf Beobachtungen, die aber mangelhaft gedeutet wurden. Vor Allem wirkte hier die falsche Ansicht von der Bedeutung des Schmerzes in der Entzündung ein; so lange man diesen als essentielles Symptom der Entzündung betrachtete und aus seinem Vorhandensein oder Fehlen auf das Vorhandensein oder Fehlen der Entzündung schloß, mußten eine Menge Fälle vorkommen, wo man wenig oder keinen Schmerz fand, und dennoch der Ausgang der Krankheit zeigte, daß allerdings nicht nur eine Entzündung, sondern sogar eine rasch fortgeschrittene und Gefahr drohende vorhanden gewesen. Nun hatte man ferner dergleichen Fälle vergeblich mit Aderlaß behandelt, der die ohnehin schwache Kraft des Gesammtorganismus erst recht deprimirte und das örtliche Leiden sich rasch und schrankenlos entwickeln ließ; während hinwiederum eine reizende Behandlung, welche die mangelnde allgemeine Reaction des Organismus in einem solchen Grade hervorrief, daß der örtliche Proceß überwältigt wurde, von augenscheinlichem Erfolge war; da nun der Empiriker überhaupt nur das örtliche Leiden, das örtliche Symptom ins Auge faßt und sich wenig um den allgemeinen Zustand kümmert, so kann man sich nicht wundern, daß er die allgemeine Schwäche, Asthenie, Atonie, Passivität auf den örtlich afficirten Theil und den in ihm hausenden Krankheitsproceß bezog, und anstatt Entzündung mit Schwäche, Asthenie, Atonie oder Passivität des Gesammtorganismus eine asthenische, atonische, passive Entzündung sah. Da man nun ferner in den Arterien und ihrem Blute nur das Thätige, in den Venen und ihrem Blute das Unthätige, Passive zu sehen gewohnt war, das Blut aber bei der Entzündung die Hauptrolle spielt, so nahm man passive und venöse Entzündung wieder für Synonyma. Der Theoretiker, welcher alle diese Ausdrücke vorfand, aber aus Mangel an eigener praktischer Erfahrung nicht wußte, wie man dazu gelangt war, glaubte nun, daß ihnen wirklich etwas erfahrungsgemäß Reelles zum Grunde liege, und so gab er ihnen Deutungen, die sie gar nicht gehabt hatten, und schuf Begriffe von Dingen, die gar nicht vorhanden waren. Wenn der Schmerz, die Hitze und die Röthe nur gelind sind, die Anschwellung dagegen einen hohen Grad erreicht hat und mit reichlicher Secretion verbunden ist, so sagt man, daß die Entzündung passiv sei. Allein ist hier nicht Thätigkeit genug vorhanden, wenn das andringende Plasma in ein Secret umgewandelt werden kann? Die venöse Entzündung (Infl. venosa, hypostatica) der Schriftsteller soll dieselben Erscheinungen darbieten, wie die passive, nur daß eine unverhältnißmäßig große Menge Blut angehäuft und deshalb die Röthe sehr saturirt ist, kann man sie deswegen aber venös nennen? Ist wirklich eine Entzündung vorhanden, so muß auch das arterielle System vorherrschend afficirt sein. Aber freilich sind die meisten dahingerechneten Fälle gar keine Entzündungen, sondern heftige venöse Congestionen, aus denen sich allerdings Entzündungen herausbilden können, welche dann, in Bezug auf Röthe, Geschwulst und Hitze, den genannten Charakter tragen, und dann entweder chronisch verlaufen, mit großer Neigung in Erweichung überzugehen, oder wenn der Übergang plötzlich erfolgte, in Verjauchung endigen, wobei das Fieber leicht den typhösen Charakter annimmt, weshalb man dergleichen Entzündungen auch typhöse genannt hat, welche auch dann entstehen, wenn eine septische Ursache den Entzündungsproceß hervorrief, wo es aber nie eigentlich zum wirklichen vermehrten Stoffansatz kommt, das Hauptkriterium der Entzündung mithin fehlt; vielmehr wird hier der andringende Bildungsstoff gleich von der Sepsis ergriffen und in Jauche umgewandelt. Es gehören hierher zum Theil die Inflammationes neuroparalyticae oder toxicae Autenrieth's, welche Schönlein zu einer besondern Familie, als Neurophlogosen (s. d. Art.), erhob. Die obengenannten Ausdrücke beziehen sich gleichzeitig auf die örtliche, wie allgemeine Reaction; in Bezug auf die letztere hat man nach dem Grade des begleitenden Fiebers noch erethische, synochische und torpide Entzündungen unterschieden; Ausdrücke, die ihre Erklärung hinreichend in der frühern Darstellung finden. — 4) Verschiedenheiten nach den Ausgängen wurden früher von Hunter und in der neuern Zeit besonders von Gendrin als solche angenommen; es ist daher die Rede von in Ausschwitzung (Infl. exsudativa), in Eiterung (Infl. suppurativa) und in Brand (Infl. gangraenosa) endender Entzündung; Andere sprechen auch von einer exulcerativen (Infl. exulcerativa), indurativen (Infl. indurativa) und paralytischen (Infl. paralytica) Entzündung. Zu den exsudativen Entzündungen gehören zum Theil auch die transsudirenden Autenrieth's und die Neurophlogosen Schönlein's, wo das Nervensystem die Oberhand über das Gefäßsystem erhält und das andringende Blut nicht sowol in Bildungsstoff, als in ein eigenthümliches Secret umwandelt. Es sind dies deshalb auch keine echten Entzündungen, da der Stoffansatz nicht erhöht ist und das Blut weniger in den Arterienenden, als vielmehr in den Venenanfängen stockt, und von dieser Seite her die Ausschwitzung erfolgt, die im umgekehrten Verhältniß mit der arteriellen Röthe des Organes steht, z. B. beim Croup. Die ältern Ärzte nannten diese Krank-

Digitized by Google

heiten falsche oder unechte Entzündungen, im Gegensatze zu den wahren oder echten. — Man kann hierher auch die allgemeinen Ausdrücke gutartige (Infl. benigna) und bösartige Entzündung (Infl. maligna), sowie gesunde (Infl. sana) und ungesunde Entzündung (Infl. morbosa), welche sich auf das später zu besprechende Verhältniß der Entzündung zur Neubildung gründen, rechnen. — 5) Als Verschiedenheiten in Bezug auf den Ursprung hat man idiopathische, primäre, spontane, wo die Entzündung als erstes und Grundleiden auftritt, und deuteropathische, symptomatische, secundäre, accidentelle Entzündungen unterschieden, wo die Entzündung erst als Folge oder als Begleiter einer andern Krankheit erscheint. Zum Theil gehören hierher auch die kritischen und metastatischen Entzündungen, deren Bedeutung schon oben ihre Erledigung gefunden hat. — 6) Verschiedenheiten in Bezug auf die Complication der Entzündung kommen sehr häufig vor, da kein Krankheitsproceß sich so leicht zu andern gesellt, als sie, und dann neben jenen verläuft; es entstehen dadurch zum Theil die so eben genannten Verschiedenheiten, doch unterscheidet man in dieser Hinsicht eigentlich nur die einfache und zusammengesetzte Entzündung, welche letztere indessen in vielen Fällen durch den andern Krankheitsproceß getrübt und zum Theil in Bezug auf Verlauf und Ausgänge bestimmt wird, was jedoch sehr nach den verschiedenen Organen, welche entzündet werden, variirt, weshalb sich dafür, für jetzt wenigstens, keine allgemeinen Regeln geben lassen. Nicht selten übt die Entzündung dabei einen wohlthätigen Einfluß auf den bereits vorhandenen Krankheitsproceß aus, indem sie ihn oft sogar nicht blos unterdrückt, sondern selbst entfernt, mithin recht eigentlich kritisch ist, wohin gewissermaßen auch der Fall gehört, wo die locale Entzündung in Folge des entzündlichen Fiebers auftritt, wie denn überhaupt Entzündungen, die sich zu Fiebern gesellen, diese Bedeutung haben, wenn schon der Organismus nicht selten dadurch gefährdet und selbst wol getödtet wird. — 7) Verschiedenheiten in Bezug auf die Combination. Nicht immer bleibt es beim Zusammentritt der Entzündung mit andern Krankheitsprocessen bei der bloßen Complication, vielmehr vermischen sich beide, sodaß gleichsam ein dritter Zustand entsteht, wobei jedoch stets die Hauptcharaktere der Entzündung mehr oder weniger deutlich hervortreten. Da die Entzündung nun vorzugsweise eine solche innige Verbindung mit Krankheitsprocessen eingeht, welche man specifische oder dyskrasische zu nennen pflegt, so hat man derartige Entzündungen selbst specifische oder dyskrasische genannt, zum Unterschiede von den reinen, genuinen, wo sich keine solche Verbindung zeigt. Man muß hiervon aber wol diejenigen Fälle unterscheiden, wo der Organismus das bei jenen specifischen Krankheitsprocessen sich bildende oder gebildete pathische Product, die sogenannte Schärfe der ältern Ärzte, an einer hierzu tauglichen Stelle abzusetzen und zu eliminiren sucht, diese Stelle deshalb in Irritationszustand versetzt und die Absetzung nun unter den Zeichen der activen Congestion erfolgt; denn nur die letztere, nicht Entzündung, ist vorhanden, wenngleich in einzelnen Fällen das abgesetzte pathische Product einen solchen Reiz auf die Ablagerungsstelle ausüben kann, daß wirklich Entzündung der Umgebung entsteht. Die laxen Begriffe, die besonders durch die Broussais'sche Schule verbreitet sind, haben freilich jene Irritationszustände zu Entzündungen gestempelt, und dadurch den falschen Grundsatz aufgestellt, daß alle Localisationen der specifischen Krankheitsprocesse, sowie die dadurch bedingten Pseudoorganisationen, auf Entzündung beruhen und mit dieser ins Leben treten, wobei sie sich namentlich auf die mißgedeutete Erfahrung berufen, daß die entzündungswidrige Behandlung die örtliche Weiterentwickelung des Krankheitsprocesses hemmt; indessen bedenken sie nicht, daß dabei der allgemeine Krankheitsproceß in der Mehrzahl der Fälle fortbesteht, indem sie nur das Symptom, nicht aber die Krankheit beseitigen. Nicht jede Entzündung in einem specifisch-erkrankten Organismus wird aber zur specifischen, vielmehr können beide Krankheitsprocesse auch recht gut neben einander als bloße Complicationen verlaufen. Zunächst hängt dies von dem Organe ab, auf welches der Entzündungsreiz wirkt; es muß dies nämlich gleichzeitig eine gute Keimstelle für den specifischen Krankheitsproceß abgeben, entweder mithin bereits Ablagerungsstelle für denselben sein, oder Neigung haben, sich in dieselbe umzuwandeln; je weniger dies der Fall ist, desto schwerer und lockerer wird die Combination zu Stande kommen, je mehr, desto leichter und inniger. Sowie dort aber sich die Entzündung mehr der reinen nähert, so läuft sie hier Gefahr, ihre Selbständigkeit einzubüßen, wenn sie nicht grade so heftig ist, daß sie sich den specifischen Krankheitsproceß örtlich ganz unterordnet, wo es dann wol selbst ganz vernichtet wird und zu Grunde geht. Trifft dagegen, wie gesagt, die Entzündung Organe, die wenig oder keine Neigung für den specifischen Krankheitsproceß zeigen, so wird sie auch mehr für sich verlaufen, und beide mithin neben einander bestehen; ein Fall, der gar nicht so selten vorkommt, und woraus man dann wol irrigerweise geschlossen hat, daß bei latenten Dyskrasien diese gar nicht vorhanden, oder die gleichzeitig vorhandenen örtlichen Symptome eben nur örtliche Krankheit, nicht Symptome eines Allgemeinleidens seien. Von nicht weniger Gewicht ist aber der Zeitpunkt, in welchem beide Krankheitsprocesse zu einander treten, was sich besonders bei den Dyskrasien herausstellt, welche sämmtlich mehr oder weniger deutliche Perioden in der Localisirung oder der Absetzung des pathischen Productes zeigen, indem die letztere schubweise erfolgt. Mit einer solchen Periode muß nun die Entzündung zusammentreffen, wenn sie den Charakter der Dyskrasie annehmen soll; von geringerem Belang ist es hierbei, ob sich die letztere bereits örtlich manifestirt hat oder nicht; denn nicht selten sehen wir Entzündungen den specifischen Charakter annehmen, ohne daß örtliche Symptome und von dem Vorhandensein der Dyskrasie unterrichteten, und die Entzündung bedingte hier erst den örtlichen Ausbruch, oder beschleunigte ihn wenigstens. War die Ausstoßungsperiode dagegen vorüber, oder überhaupt nicht nahe, so wird auch keine specifische Ent-

Digitized by Google

zündung entstehen. Die Art der Modification, welche die Entzündung durch den specifischen Krankheitsproceß erleidet, hängt zum großen Theil davon ab, in welchem Grade der Aus- oder Rückbildung sie sich bereits befand, als sie mit dem specifischen Krankheitsproceß zusammentraf und sich mit ihm combinirte. Am augenfälligsten ist der Einfluß der Dyskrasie auf die Entzündung in Bezug auf den Ausgang; dieser ist fast immer der in Eiterung; da nun aber zu dem pathischen Product der Entzündung sich das der Dyskrasie noch hinzugesellt, so ist der sich bildende Eiter kein reiner, sondern er nimmt den Charakter des dyskrasischen an, und anstatt daß mit der Entleerung des Eiters der Proceß des Wiederersatzes beginnt, wandelt sich der entzündete Theil in eine dyskrasischen Eiter absondernde Fläche um, es erfolgt nicht bloße Abscessbildung, sondern Geschwürsbildung, indem der Organismus die widernatürlich in ein Secretionsorgan umgewandelte Stelle zur mehr oder weniger vollständigen Ausstoßung des pathischen Productes der Dyskrasie benutzt. Der Ausgang in Geschwürsbildung ist mithin kein Ausgang der Entzündung an und für sich, wie mehre Schriftsteller angeben, sondern nur ein Ausgang der dyskrasischen Entzündung, und die ulcerative Entzündung ist fast immer eine dyskrasische. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Bildung der dyskrasischen Afterorganisationen, welche allerdings gar nicht selten aus einer solchen combinirten Entzündung hervorgehen, indem die Dyskrasie dem angeregten Stoffansatz mit Raumvermehrung ihren Charakter aufdrückt, aber anstatt eines normalen Gebildes eine Pseudoorganisation erzeugt, die dann den Säftezufluß zu ihrer Wucherung fortgesetzt benutzt. Hatte sich der specifische Krankheitsproceß bereits eine Ablagerungsstelle verschafft, als die Entzündung an einer andern Stelle auftrat, und ist er dort mächtiger als die Entzündung, so verschwindet diese mitunter an ihrer ursprünglichen Stelle, ehe sie sich weiter ausgebildet, und tritt dann an der specifisch-erkrankten Stelle auf, um hier die Combination einzugehen. War der specifische Krankheitsproceß nun gar flüchtiger Natur, so nimmt auch die Entzündung diesen Charakter an, und so entstehen die fyrinzenden Entzündungen bei Rheumatismus und Erysipelas, woraus sich zugleich manche wunderbare Eitermetastasen erklären lassen, die man hier und da mit dem Namen Congestionsabscesse belegt hat. Was endlich die Innigkeit der Combination der specifischen Krankheitsprocesse mit der Entzündung anbetrifft, so scheint sie nach Schönlein im umgekehrten Verhältniß zur Leichtigkeit, mit welcher die Verbindung zu Stande kommt, zu stehen. So verbindet sich der phlogistische Krankheitsproceß leicht mit dem erysipelatösen, aber die Verbindung ist nur locker, schwer dagegen mit dem impetiginösen Krankheitsproceß, und dann aber auch sehr innig. Was nun die verschiedenen specifischen Krankheitsprocesse, welche dergleichen Combinationen eingehen, betrifft, so haben die Schriftsteller folgende angenommen: a) Katarrh, wodurch die katarrhalischen Entzündungen entstehen, welche Eigenthum der Schleimhäute sind. Daß der Katarrh sich zur Entzündung steigern und Entzündung hinwiederum in Katarrh enden kann, wollen wir gern zugeben, aber katarrhalische Entzündungen scheinen uns ein Widerspruch in sich selbst zu sein, wirkliche Combination findet gewiß nicht statt. b) Erysipelas, wodurch die erysipelatösen oder rothlaufartigen Entzündungen entstehen, welche die ältern Aerzte häufig mit dem Namen der galligen Entzündungen belegten. In der Mehrzahl der Fälle gesellt sich das Erysipelas erst zur bereits vorhandenen Entzündung, namentlich der äußern Haut; die Röthe wird dann rosenroth mit gelblicher Tinctur, die Geschwulst wässerig, ödematös, oft von bedeutendem Umfange, wobei der Schmerz aber verhältnißmäßig gering ist. Seltener kommt es dabei zur Eiterung, häufiger zur Jauchebildung mit Brand, der oft sehr schnell eintritt. c) Rheumatismus, als rheumatische Entzündung, welche vorzüglich ihren Sitz in den fibrösen und serösen Häuten hat, äußerst wandelbar, und bei geringer mehr rosenrother Geschwulst unverhältnißmäßig schmerzhaft ist. Sie hat große Neigung zum Ausgange in Exfudation. d) Gicht, als gichtische oder arthritische Entzündung; sie ist eigentlich noch wenig gekannt, da man gewöhnlich die acute Gicht damit verwechselt. Auf der Haut geht sie meistens in Geschwürbildung über, im Innern, in den fibrösen und Gefäßhäuten mit chronischem Verlauf gewöhnlich unter Ablagerung kalkartiger Concremente, in Verknöcherung; acut geht sie leicht in Brand über und zeichnet sich durch große Wandelbarkeit aus. e) Skrofeln, als skrofulöse Entzündung, welche sich durch geringe Schmerzhaftigkeit, eine livide, missfarbene, umschriebene Röthe, schlaffe, teigige, lange anhaltende Geschwulst und sehr trägen Verlauf auszeichnet; sie befällt vorzugsweise die Drüsen, namentlich die oberflächlich gelegenen, hat große Neigung, in Induration oder in Geschwürbildung überzugehen, wobei eine dünne Jauche, mit Skrofelmaterie vermischt, abgesondert wird. f) Syphilis, als syphilitische Entzündung, welche mit acutem Charakter sehr schnell zu Brand oder jauchiger Zerstörung des Theiles führt, mit chronischem bei geringem Schmerz, kupferfarbener begrenzter Röthe mit charakteristischer Ulceration oder kondylomatöser Wucherung endet. g) Impetigo, als impetiginöse Entzündung. Sie zeichnet sich durch den juckenden Schmerz, glänzende, mehr bräunliche Röthe, deutliche Intermissionen und den Ausgang in Verhärtung oder Ulceration mit Bildung corrodirender Jauche aus. Über die angenommenen leprösen Entzündungen fehlt es noch an ausreichenden Beobachtungen, woran besonders der vage Begriff, den man mit der Lepra verbindet, Schuld ist; ähnlich ist es mit den scorbutischen Entzündungen, welche kaum wirklich vorkommen dürften, da das Wesen des Scorbuts dem der Entzündung grade entgegengesetzt ist, und deshalb die letztere beim Zusammentreffen mit dem erstern nothwendig untergehen muß, sich jedenfalls schnell in Brand oder jauchige Geschwürbildung endet. — 8) Verschiedenheiten nach dem Sitze der Entzündung. Diese wurden in der frühern Zeit sehr allgemein gefaßt, indem man nur die Organe als Ganzes dabei in Betracht zog, weshalb man

Digitized by Google

denn auch in den pathologisch-therapeutischen Lehrbüchern die einzelnen Entzündungen, wie seit Galenus lange Zeit alle übrigen Krankheiten, in der Reihenfolge, vom Kopfe bis zu den Füßen, abhandelte, wodurch weder Diagnose noch Therapie zur Klarheit kommen konnten, da jedes Organ ja aus verschiedenen anatomischen Systemen zusammengesetzt ist, welche alle für sich entzündet werden können. Selbst der größte Theil derjenigen, welche dies recht gut erkannten und einsahen, konnten sich nicht ganz von der hergebrachten Weise losmachen, und nahmen anstatt der anatomischen die physiologischen Systeme zum Eintheilungsprincip, und unterschieden so Entzündungen des Blutsystems (des Herzens, der Arterien, Venen und Lymphgefäße), des Nervensystems, der Athmungsorgane, der Verdauungsorgane, der harntreibenden Organe, der Genitalien und der Bewegungsorgane, wobei dann die besondern Entzündungen einzelner Gewebe nur als Varietäten betrachtet werden, was für die Klinik unleugbar mancherlei Vortheile gewährt, zumal wir allerdings bis jetzt nicht überall bei innern Organen genau zu unterscheiden vermögen, welches der sie zusammensetzenden Systeme entzündet ist, und gar nicht selten mehre Systeme der Reihe nach befallen werden, was oft in so kurzen Zwischenräumen geschieht, daß man sie fast für gleichzeitig von Haus aus erkrankt halten möchte. Indessen als wissenschaftlich kann diese Eintheilung nicht gelten, zumal sie die Desiderate eher verdeckt, als vor Augen legt, und so den Fortschritt der Kunst nothwendig hemmt. Deshalb können wir uns nun auch nicht wundern, wenn unsere Kenntniß in mehrfacher Beziehung hier besonders noch mangelhaft erscheint; denn eigentlich sind es nur die anatomischen Veränderungen, die uns soweit bekannt sind, daß wir allgemeine Schlüsse daraus zu ziehen vermögen, während das eigentlich Pathologisch-Physiologische, nur in Einzelnheiten benutzbar, sich noch immer nicht zu einem Gesammtbilde gestalten läßt, was beinahe auch nur von Dzondi in seiner ganzen Ausdehnung versucht ist, und auch dieser, sowie alle Übrigen, hat den Fehler begangen, daß er ein physiologisches System zu den anatomischen gestellt hat, indem er die Entzündung des Gefäßsystems mit abgehandelt hat. Die Entzündungen der einzelnen Gewebe hier genauer zu betrachten, scheint uns um so weniger gerathen, als einzelne bereits ihre besondern Artikel erhalten haben, mithin nothwendig Wiederholungen herbeigeführt würden. Auf das wesentlichste Allgemeine ist schon früher Rücksicht genommen, und über die materiellen oder anatomischen Veränderungen werden wir nachher noch Gelegenheit haben, Andeutungen zu geben. Auf die Verschiedenheit der Entzündung in den Geweben, die sämmtlich übrigens nur von secundärer Wichtigkeit sind, da die charakteristischen Zeichen der Entzündung überall auftreten, nur daß sie in den Graden der deutlichen Wahrnehmbarkeit verschieden sind, gründet sich nun die Eintheilung in *membranöse* und *parenchymatöse Entzündung*. Zu den membranösen, d. h. denjenigen Entzündungen, welche Membranen befallen, gehören die Entzündungen der serösen und fibrösen Häute und der Schleimhäute, dem größern Theile nach auch die der Gefäße; zwischen ihnen und den parenchymatösen Entzündungen steht die Entzündung des Zellgewebes und der conglomerirten Drüsen mitten inne, da bei den Entzündungen der Membranen das unter ihnen liegende Zellgewebe stets mit leidet und bei der Lymphdrüsenentzündung eigentlich nur das ihre Kanäle und sie selbst umgebende Zellgewebe afficirt ist. Zu den parenchymatösen Entzündungen, d. h. denjenigen, wo das Parenchym der Organe ergriffen ist, gehören die Entzündungen des Nervensystems, der Muskeln, Knorpel, Knochen und der conglobirten Drüsen, deren Parenchym wiederum nur Zellgewebe ist, weshalb man denn auch die Entzündung des Zellgewebes als die einzig legitime betrachtet hat, was aber offenbar eine hyperkritische Annahme ist. Als Eigenthümlichkeit der membranösen Entzündung hat man ihren vorzugsweisen Ausgang in Ausschwitzung plastischer Lymphe auf die Oberfläche betrachtet, während die Ausschwitzung bei den parenchymatösen Entzündungen in das Parenchym erfolgt und zur Eiterbildung Veranlassung gibt, diese Entzündungen also die Neigung haben, mit Eiterung zu enden; dagegen neigt die zwischen innesitzende Zellgewebsentzündung mehr zu Brand, indem bei ihr die Capillarität am schnellsten vernichtet wird. Zu den Verschiedenheiten nach dem Sitze gehört endlich noch die Eintheilung der Entzündungen in *äußere*, d. h. solche, die an der Oberfläche des Körpers auftreten, und *innere*, die Theile im Innern des Körpers befallen; da nun jene gewöhnlich der Chirurgie überwiesen werden, so hat man sie *chirurgische* Entzündungen genannt, während die innern als *medicinische* der Medicin anheimfallen. — Wesentlich auf der Verschiedenheit oder Gleichartigkeit der anatomischen Systeme beruht die *Vertheilung* und *Mittheilung* der Entzündung; Momente, deren Berücksichtigung wir dem genialen Schönlein verdanken, daher es am besten ist, wir lassen ihn hier mit seinen eigenen Worten reden. „Der phlogistische Krankheitsproceß erstreckt sich nicht immer gleich im Anfange über das ganze Organ; er beginnt vielmehr von einem, bisweilen von mehren Punkten her, und verbreitet sich von da aus weiter; wir nennen dies die *Vertheilung* der Entzündung. Der Ausgangspunkt ist für ein und dasselbe Organ gewöhnlich fix; bei der Lungenentzündung z. B. der untere Lappen, bei der Magenentzündung der obere Theil der kleinen Curvatur oder das blindsackige Ende; Inflammationen des Peritoneums gehen gewöhnlich von dem Punkte aus, welcher der Nabelvene entspricht. Die Entzündung hat gewisse Grenzen, die man *Entzündungssphären* nennen könnte. So ist die Entzündungssphäre bei Lungenaffectionen gewöhnlich der untere Lappen. Was die Art der Vertheilung vom Ausgangspunkte über die Entzündungssphäre betrifft, so geschieht diese nach dem Gesetze der Fläche, bei häutigen Gebilden wenigstens; Entzündung parenchymatöser Organe aber, z. B. der Leber, geht auch in die Tiefe. — Von der Vertheilung unterscheiden wir die *Mittheilung*, das Übergehen des Krankheitsprocesses auf physiologisch- oder anatomisch-heterogene Organe. Sie heißt die *stetige*, *permanente*, *fire* Mittheilung, wenn sich die Krankheit auf andere Organe verbreitet, ohne daß sie

Digitized by Google

in dem ursprünglich befallenen Organe aufhört; dagegen schleichende, springende Mittheilung, wenn sie nach dem Befallen anderer Organe in dem ursprünglich ergriffenen aufhört. So kommt es z. B. oft nach kaltem Trunke zur Entzündung, welche ursprünglich die Cardia ergreift, dann aber in der Richtung des Verlaufs des Nervus pneumogastricus zur Lunge übergeht und hier Pneumonie erregt, während sie als Carditis verschwunden ist. Die Mittheilung geschieht übrigens in beiden Fällen a) nach dem Gesetze der Continuität, d. h. nur zwischen Organen, die einander berühren. Metastatische Entzündung findet sich wenigstens so lange nicht, als die Phlogose rein besteht. b) Nach dem Gesetze der physiologischen Verwandtschaft. Zwischen physiologisch-verwandten Organen geschieht die Mittheilung am leichtesten. So geht Entzündung, die im Pancreas entsteht, leicht (nicht?) auf Duodenum, (wol aber auf) Lebergänge, nicht selten auf die Leber selbst über. Es ist dies um so merkwürdiger, da man hier sieht, daß die Entzündung an Theilen vorübergeht, die dem ursprünglich ergriffenen Organe heterogen sind in Bezug auf die Function, und entfernetere ergreift, die mit ihm gleiche physiologische Verrichtung haben. c) Nach dem Gesetze der Leitungsverschiedenheit; denn wie für das elektrische Fluidum alle Körper Leiter sind oder Nichtleiter (Conductores oder Isolatores), oder besser: wie hinsichtlich der Leitungsfähigkeit ein + oder — stattfindet (denn es gibt keine absoluten Isolatoren, wie die neuere Physik nachgewiesen hat), so auch hier bei dem phlogistischen Krankheitsprocesse. Manche Organe, organische Gewebe sind gute Conductoren der Entzündung, andere dagegen besitzen schlechte Leitungsfähigkeit, sind phlogistische Isolatoren. Der beste Isolator des phlogistischen Krankheitsprocesses ist das Zellgewebe, die Grenzmarke der organischen Gebilde. So ist die geringste Zellschicht zwischen Pleura und Intercostalmuskeln im Stande, bei Pleuritis die Entzündung von diesen muskulösen Gebilden abzuhalten. Am auffallendsten zeigt sich die Thatsache bei Entzündung von Organen, die aus verschiedenen Häuten bestehen, z. B. bei Entzündung des Darmkanals, wo die Entzündung, welche die Schleimhaut ergriffen hat, selbst wenn diese zerstört wird in Folge des Krankheitsprocesses, nicht auf die nächstliegende Muscularis übergeht. Wie bekannt, sind aber die besten Isolatoren die besten idioelektrischen Körper und umgekehrt; nicht so hier, denn die Organe, welche am wenigsten in Entzündung gerathen, sind die besten Isolatoren, wogegen jene, die sehr leicht phlogistisirt werden, die schlechtesten Isolatoren sind. Es wäre sehr interessant, die Reihenfolge zu kennen, in welcher die einzelnen Organe in Bezug auf die Leitungsfähigkeit des phlogistischen Krankheitsprocesses stehen. Vielleicht ist sie diese: seröse Haut, muköse Haut, Nerven, Parenchym, Knochengewebe. Wie aber schon oben bemerkt wurde, absolute Isolatoren gibt es nicht, und es kommen daher häufig genug Fälle vor, wo die isolirende Kraft eines Organs, z. B. des Zellgewebes, überwunden wird und die Krankheit das Gebilde, dessen Schutzwehr einmal überschritten wurde, ergreift." Abhängig von der so eben besprochenen Vertheilung der Entzündung ist die von manchen Schriftstellern angeführte Eintheilung in begrenzte (circumscripte) und diffuse Entzündung, sowie aus der Vertheilung und Mittheilung sich leicht der Begriff der primären und secundären, ebenso wie der metastatischen Entzündung entwickeln läßt.

Diagnose der Entzündung im Allgemeinen[14]). So lange man über den Begriff und das Wesen der Entzündung nur unklare Einsicht hatte, mußte natürlich die Diagnose auf schwachen Füßen stehen, dagegen aber an Sicherheit zunehmen, sobald die Einsicht in den Krankheitsproceß auch eine klarere wurde, sodaß man jetzt wol mit Gewißheit behaupten kann, die allgemeine Diagnose sei gesichert, während freilich für den speciellen Fall noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Eigentlich sind es nur zwei Phänomene, mit denen der Entzündungsproceß verwechselt werden könnte, und in der That auch noch häufig verwechselt wird; es ist dies die arterielle Congestion und der Neubildungsproceß. Was zunächst die arterielle Congestion betrifft, so haben wir uns schon oben über ihr Verhältniß zur Entzündung ausgesprochen, und gezeigt, wie allerdings jede Entzündung mit einer arteriellen Congestion beginnt, ihr sogenanntes erstes Stadium ausmacht, aber nur so lange als solche vorhanden sei, als nicht in dem anbringenden Blute die Umwandlung in Bildungsstoff beginnt und dieser selbst abgelagert werde, und zwar mehr, als es mit dem normalen Leben des Theiles verträglich ist. Stärkeres Andringen des arteriellen Blutes mit erhöhter Thätigkeit des Organs ist noch keine Entzündung, obwol sie häufig dafür angesehen wird; denn das Organ dient hier noch dem Ganzen und seine Reactionen kommen diesem zu Gute; zieht es aber das Blut eigenmächtig an, verbreitet es seine Kraft, aus dem arteriellen Blute Bildungsstoff abzuscheiden und für sich zum Wachsthum zu benützen, über die nächste Sphäre des Capillargefäßsystems, macht es die Umwandlung in Bildungsstoff selbst in dem noch in den Arterien rollenden Blute rege, so tritt es aus dem gemeinsamen Verbande heraus, verfolgt egoistische Zwecke und die arterielle Congestion hat sich in Entzündung verwandelt. Ähnlich ist es mit dem Secretionsproceß; so lange die Secretionskraft des Organes noch überwiegend ist, ist keine Entzündung vorhanden, wenn das Secret wirklich seine normale Beschaffenheit behält, ändert es diese aber und will das Organ das andringende Blut nicht mehr durch das Secret entfernen, sondern an sich halten zu seinem eigenen Wachsthum, welches nicht mit den Zwecken des Gesammtorganismus übereinstimmt, so wird auch hier aus der Congestion eine Entzündung. Dasselbe findet bei dem Evolutionsproceß statt, der so viel Ähnliches mit der beginnenden Entzündung hat, daß wir sie nicht anders zu unterscheiden vermögen, als dadurch, daß der Proceß zu einer Zeit auftritt, welche nicht mit dem normalen Zeitpunkte der

14) *Nicolai*, Progr. I — V. De diagnosi inflammationum. (Jenae 1792.) *Wittwerk*, Diss. de inflammationum verarum diagnosi. (Jenae 1793.)

Digitized by Google

Evolution zusammenfällt. Die ausgebildete Entzündung dagegen unterscheidet sich von der Evolution des Organes dadurch, daß bei ihr mehr Bildungsstoff aus dem Blute abgeschieden wird, als das Organ zu seiner homogenen Masse umzuwandeln vermag, daß der Bildungsstoff mithin mehr oder weniger roh bleibt und als solcher das Gewebe des Organs füllt, wodurch auch der nicht seltene Übergang des normal vorhandenen Evolutionsprocesses in wirkliche Entzündung angedeutet und charakterisirt wird. In demselben Momente besteht auch der Unterschied von dem der Evolution verwandten Neubildungsproceß. So lange nur soviel Bildungsstoff aus dem Blute abgeschieden wird, als zum Ersatze der verloren gegangenen Masse erfodert wird, diese neugebildete Masse selbst nicht das Volumen der vorher dagewesenen überschreitet und möglichst die specifischen Merkmale des normalen Gefüges des Organes an sich trägt, ist von einem pathologischen Proceß nicht die Rede; wird aber mehr Bildungsstoff abgesetzt, das Blutsystem in einer größern Sphäre zur Absetzung disponirt als nothwendig, und kann der Bildungsstoff nicht das specifische Gefüge annehmen, bleibt er mehr oder weniger roh und durchdringt als solcher das Gewebe, so entsteht Entzündung, während sich Hypertrophie und Heterotrophie ausbilden, wenn die Umwandlung in das specifische Gewebe länger fortdauert, als es zum Ersatze des verlorenen nöthig ist, oder eine andere Gestalt annimmt, als das specifische Gewebe des Organes im normalen Zustande zeigt. Je rascher diese Vorgänge auftreten, desto deutlicher wird dieser Unterschied hervortreten, je langsamer und in je längern Pausen, desto undeutlicher, und daher kommt es denn, daß man die chronischen Entzündungen gewöhnlich unter der Form der Hypertrophie und Heterotrophie beobachtet, und diese Processe mit der Entzündung für identisch hält, obschon sie eigentlich nur, wie wir gesehen, als Ausgänge der Entzündung zu fassen sind, die da zeigen, daß der Organismus bis zu einem gewissen Grade das egoistische, nothwendig zum Verderben führende Streben des entzündeten Organes zu beherrschen, oder vielmehr wieder unter seine Herrschaft zu bringen vermochte. Denn die einfache Hypertrophie ist stets von der entzündlichen dadurch zu unterscheiden, daß bei jener durchaus keine Structurveränderungen sich finden, die stets bei dieser, und zwar immer mit Ablagerung rohen Bildungsstoffes verbunden, vorhanden sind. Da die genannten Processe nun in den verschiedenen Organen auch verschieden sich gestalten, so müssen wir hier natürlich uns mit dem Angedeuteten begnügen und die Angabe der speciellen Unterscheidungsmerkmale für die Darstellung der Entzündung der einzelnen Systeme und Organe versparen, oder den Leser auf die bereits von Andern dargestellten verweisen. Überhaupt läßt sich ja aus einzelnen Symptomen die Diagnose der Entzündung nicht feststellen, wenn man früher auch der Ansicht war, daß Röthe, Schmerz, Geschwulst und Hitze charakteristisch seien, was allenfalls nur für die Entzündungen der oberflächlich gelegenen Organe und Theile gelten könnte, auf die sogenannten innern Entzündungen aber wenig oder gar keine Anwendung findet. Wie im Leben aber nur der Gesammtcomplex der Erscheinungen das Vorhandensein der Entzündung feststellt, so reicht auch nach dem Tode ein einzelnes Zeichen nicht aus, ihr Dasein zu beweisen, weshalb es leicht einzusehen ist, wie sich Broussais und seine Anhänger gewaltig täuschten, wenn sie überall da Entzündung sahen, wo sich die so trügerische Röthe fand, ebenso wie Andral und Andere in den entgegengesetzten Irrthum verfielen, daß sie das Vorhandensein der Entzündung ganz leugneten, weil die einzelnen Symptome so variabel sind und der Leichenbefund zuweilen so wenig von dem als vorhanden nachwies, was man während des Lebens beobachtet hatte. Sie bedachten aber nicht, daß die Entzündung ein lebendiger Proceß im lebendigen Organismus ist, der durch den Tod nothwendig zerstört werden muß, sodaß nur einzelne seiner materiellen Substrate, die bereits im Leben sich von dem Organismus gewissermaßen losrissen, nur einzelne Überbleibsel des nach der einen oder andern Richtung hin vollendeten abnormen Processes wahrzunehmen sind. Indem mit dem Tode der allgemeine Lebensturgor im ganzen Organismus schwindet, muß auch dies in dem entzündeten Organe stattfinden, wie dies überhaupt von allen Lebensactionen gilt. Da das Leben aber gewöhnlich vom Centrum nach der Peripherie hin abstirbt, hier sich also am längsten hält, so muß dies auch bei dem dem Centrum am fernsten liegenden Capillargefäßsystem der Fall sein, und zwar um so mehr, als dies ohnehin, wie schon früher angedeutet, einen gewissen Grad von Unabhängigkeit vom Herzen besitzt; nun ist diese Selbständigkeit bei der Entzündung, die ja hier ihren Herd hat, noch erhöht, folglich wird die Lebensthätigkeit sich hier am längsten halten, das Schwinden des Lebensturgors auch am spätesten stattfinden. Daher finden sich denn auch die früher angegebenen materiellen Veränderungen auch eine geraume Zeit lang noch in dem todten Körper als solche kenntlich und unterscheidbar, wenn nicht, wie allerdings häufig, in dem Todesact die rückführende Kraft der Venen und die Auffaugung des Lymphgefäßsystems die anziehende Kraft des entzündeten Theiles überwältigt und die noch im flüssigen Zustande befindlichen Ablagerungen aus dem Parenchym des entzündeten Organes wegführt, wodurch die Entzündungsgeschwulst sich verkleinert, ihre Härte verliert. Da aber die flüssigen Stoffe nicht weit weggeführt werden können, so bleiben sie in der vorher gefunden Umgebung, die weniger durch frühere erhöhte Thätigkeit den durch den Tod freiwerdenden chemischen Gesetzen widerstehen kann, und von den Flüssigkeiten durchdrungen, mit diesen selbst sich schneller auflöst. Diese Auflösung beginnt freilich noch schneller in dem entzündeten Organe, je vollkommener sich die Entzündung ausgebildet, je mehr sich das Organ von dem allgemeinen Bande losgerissen hatte, je mehr roher Bildungsstoff in sein Parenchym sich abgelagert hatte, da dieser selbst dadurch um so früher den chemischen Gesetzen anheimfallen mußte, als er isolirt dastand; er reißt, wie er schon im Leben begann, das bereits wirklich Angebildete mit in seinen Auflösungsproceß hinein, und so stellt das Ganze eine mehr homogene, mehr oder weniger breiige Masse dar. Nur das noch in den Capillargefäßen und

Digitized by Google

den zum Theil unwegsam gewordenen oder verschlossenen Arterienzweigen befindliche Blut erhält sein erhöhtes Leben, und daher bleibt auch die Röthe des zweiten Stadiums der Entzündung mehr oder weniger unverändert längere Zeit nach dem Tode bestehen, wie man selbst in getrockneten Membranen sehen kann, ja selbst längere Maceration vermag sie nicht zu entfernen. Von der Seite hätte man also Recht, die Röthe als Kriterium der vorhanden gewesenen Entzündung zu betrachten; nur müssen auch die übrigen Veränderungen zugegen sein, denn die einfache Röthe kann nichts entscheiden, da sie sogar erst nach dem Tode entstehen kann, durch Durchschwitzung des Blutes bei beginnender Fäulniß, Senkung in die am tiefsten gelegenen Theile, worüber Gelloly, Broussais d. J., Gendrin, Nasse und Andere eine Menge Thatsachen gesammelt haben, die die Unsicherheit der bloßen Röthe als Zeichen vorhandener Entzündung im Leichnam sattsam dargethan haben. Da alle diese Momente in den verschiedenen Systemen und Organen nicht unbedeutend variiren, so kann auch hier davon nicht weiter die Rede sein, sondern wir müssen, wie beim lebenden Organismus, so auch beim Leichnam, auf die von der Entzündung jener Systeme und Organe handelnden Artikel, sowie auf die vom Leichnam und von der Verwesung handelnden verweisen.

Ätiologie der Entzündung. Wie zum Zustandekommen aller Krankheitsprocesse, so wird auch zu dem der Entzündung zweierlei erfodert: eine Disposition des Organismus und seiner Organe und eine krankmachende Potenz, ein Krankheitsreiz. Die Disposition des Organismus zur Entzündung, welche als localer Krankheitsproceß begreiflicherweise auch nur einzelne Theile oder Organe des Organismus treffen kann, ist nun entweder eine angeborene oder eine erworbene. Was die angeborene Disposition anbetrifft, so ist kein Theil oder Organ davon ausgeschlossen, da ihnen allen nothwendig das Vermögen innewohnen muß, ihre Thätigkeit zu erhöhen; wol aber ist die Leichtigkeit, womit diese Erhöhung stattfinden kann, in den verschiedenen Organen verschieden. Da wir das Capillargefäßsystem von seiner arteriellen Seite her als den Herd der Entzündung kennen gelernt haben, so wird die Disposition der Organe zur Entzündung auch in geradem Verhältniß mit der Ausbildung dieses Systemes stehen, oder, wie Schönlein sagt, sie wird um so größer sein, je größer die Capacität der Arterien zu der der Venen in ihm ist. Daher werden auch die Organe, welche oberhalb des Zwerchfells liegen, leichter von Entzündung befallen, als die unterhalb desselben liegenden. Da aber die Entzündung nicht blos in einer erhöhten Thätigkeit, sondern in dem Streben, durch erhöhten Stoffansatz das Volumen zu vermehren und so zu größerer Selbständigkeit zu gelangen besteht, so werden auch die Organe, welche im normalen Zustande mehr Blut erhalten, als zu ihrer individuellen Existenz nöthig ist, leichter dahin gebracht werden, das ihnen zugeführte Blut nur für sich zu verwenden, als andere; daher sind es auch die Secretionsorgane, welche am leichtesten von Entzündung befallen werden, und die Entzündungsfähigkeit steigt mit der Entwickelung der Secretionsthätigkeit, wie wir dies am deutlichsten an dem Uterus sehen, welcher vor der Pubertät äußerst selten von Entzündung ergriffen wird. Im umgekehrten Verhältniß steht die Disposition zur Leichtigkeit des Befallenwerdens zu der zur Möglichkeit der Erreichung des höchsten Grades der Entzündung. Je selbständiger ein Organ bereits im Organismus dasteht, desto schwerer wird es von Entzündung ergriffen, aber desto kräftiger entwickelt sich dieselbe. Diese allgemeine Disposition der Organe zeigt sich deutlicher bei Männern als bei Frauen, weil bei jenen das arterielle System überhaupt entwickelter ist als bei diesen, wenngleich hier das vegetative Leben vorherrscht; aus demselben Grunde sind auch plethorisch-sanguinische Subjecte mehr disponirt als andere, und da die rechte Seite in der Regel kräftiger entwickelt ist als die linke, so ist die Disposition zur Entzündung auch bei den paarigen Organen auf der rechten Seite größer als auf der linken, z. B. bei den Lungen. Endlich zeigt sich diese Disposition noch deutlicher in dem Zeitraume des Lebens, wo überhaupt der Anbildungsproceß und die arterielle Thätigkeit vorherrscht, mithin von der Kindheit bis gegen die Mitte der Blüthenjahre, wobei jedoch die Leichtigkeit des Zustandekommens der Entzündung mit der Intensität derselben im umgekehrten Verhältniß steht; daher sind Entzündungen bei Kindern[15]) bis zur Pubertät häufiger als bei ältern Subjecten, erreichen aber selten eine große Intensität und die höhern Grade der Ausbildung, tragen vielmehr in der Mehrzahl der Fälle den Charakter der arteriellen Congestion an sich. Sowie die stetige Evolution des Organismus sämmtliche Organe zur Entzündung disponirt, so auch die stetige Evolution jedes einzelnen Organes dieses insbesondere, so das Gehirn bis zur Zeit des zweiten Zahnens, die Lungen zur Zeit der Pubertät bis zum Mannesalter; hieran schließt sich die Disposition der Organe zur Zeit ihrer cyklischen Evolution, z. B. des Uterus zur Zeit der Menstruation, der Lungen zur Zeit des Winters, der Leber zur Zeit des Sommers. Wie die stetige Evolution die einzelnen Organe zur Entzündung, und zwar zur acuten, disponirt, so zeigt sich etwas Ähnliches, wenngleich in geringerem Maße, auch zur Zeit des Beginnens der stetigen Involution, nur daß sich hier die Neigung mehr zu chronischen Entzündungen ausspricht. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den Geschlechtsorganen der Frauen, welche zur Zeit der Cessation der Menses gar häufig der Sitz chronischer Entzündungen werden; doch bietet auch die Prostata etwas Ähnliches bei Männern dar. Erworben wird die Disposition durch vorausgegangene Krankheiten, besonders Entzündungen, denn ein einmal befallen gewesenes Organ zeigt meistens mehr oder weniger große Neigung, sich wieder zu entzünden. Als die die Disposition unmittelbar begünstigenden Momente haben wir zunächst das Klima zu nennen, worauf die geographische Verbreitung der Entzündungen beruht; sowie das nördliche Klima überhaupt die Ar-

15) J. Ch. F. Harleß, Einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bei Kindern. (Nürnberg 1810.) *Ch. H. Ad. Henke*, De inflammationibus infantum comment. (Erlang. 1817. 4.)

Digitized by Google

teriellität begünstigt, so auch die Entzündungen und die Disposition dazu, und ihr eigentliches Vaterland sind die Länder zwischen dem 30—57. Grade der Breite, gegen den Äquator wie gegen die Pole hin nehmen sie ab. In Bezug auf die einzelnen Organe begünstigt das nördliche Klima die Lungenentzündungen, das südliche Entzündungen der Leber. Wie das Klima, so wirkt auch die Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, denn die Disposition und Häufigkeit der Entzündung nimmt mit ihrem Steigen zu, und ab mit ihrem Fallen; daher sind auf den Bergen Entzündungen häufiger als in den Ebenen, und zwar dort besonders Lungenentzündungen, hier Hepatitis, namentlich in der Nähe des Meeres, besonders auf der südlichen Hemisphäre, während sonst in der Nähe des Meeres Entzündungen selten sind. An die klimatisch-endemischen Verhältnisse schließen sich die epidemischen; insofern sie die Disposition zu Entzündungen begünstigen und respective selbst hervorrufen, treten sie als Constitutio phlogistica s. inflammatoria [16]) auf und erzeugen den Genius inflammatorius, dessen Werk die Diathesis inflammatoria ist. Durch ihre Vermittelung wird die Disposition sämmtlicher Organe zu Entzündungen so sehr gesteigert, daß selbst zu andern Zeiten nicht wirksame occasionelle Ursachen die Krankheit hervorrufen, und sogar das Blut eine große Neigung zur Abscheidung von plastischem Stoff zeigt; alle Krankheiten nehmen den acuten Charakter an, compliciren sich gern mit Entzündungen. So war es zur Zeit Sydenham's und in dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wodurch es erklärlich wird, wie die Broussais'sche Schule ein solches Ansehen und Sydenham's Lehren sich neue Anhänger gewinnen konnten. Welche Verhältnisse diesen Genius erzeugen, ist unbekannt; daß es ein verstärkter Grad der Lustelektricität sei, wie Hopf meint, ist mindestens zweifelhaft; jedenfalls reicht dies nicht zur Erklärung aus. Ganz rein pflegt übrigens ein solcher Genius selten aufzutreten, wenigstens erhält er sich nicht lange als solcher. Häufig entwickelt er sich nur für bestimmte Organe, wird dann aber auch nie stationär. Wie der Winter überhaupt das Arterienleben steigert, so begünstigt er auch die Disposition zur Entzündung und ruft sie hervor, namentlich in Bezug auf die Brustorgane, während die Bauchorgane durch den Sommer disponirt werden. Nicht weniger einflußreich sind die Winde, welche aus dem Norden kommen, da sie gewissermaßen eine momentane epidemische Constitution schaffen, wie denn überhaupt eine kalte, trockene Atmosphäre das Entstehen von Entzündungen begünstigt. Die Disposition, wie die ihre Ausbildung begünstigenden Einflüsse, können nun zwar vorhanden sein, aber es kommt doch nicht zur Entzündung, wenn nicht gleichzeitig eine Gelegenheitsursache als Entzündungsreiz einwirkt. Als Gelegenheitsursache muß Alles betrachtet werden, was im Stande ist, nicht nur den Andrang des Blutes nach einem Theile zu veranlassen, sondern auch diesen selbst in einen über das Normal erhöhten Reactionszustand, und somit in eine über das Maß erhöhte individuelle Thätigkeit zu versetzen vermag. Es kann dies aber auf eine doppelte Weise geschehen, auf eine directe und eine indirecte; direct, indem entweder der Reiz mit dem das Organ überhaupt zur Thätigkeit spornenden analog ist, ihn unmittelbar aber zu kräftig unterstützt, sodaß die Thätigkeit zu schnell einen erhöhten Grad einnimmt, wobei aber das Organ seine Function für den Gesammtorganismus nicht in gleichem Maße entwickeln kann, wie z. B. Hirnentzündung durch zu starkes Denken, Lungenentzündung durch zu rasches Athmen beim Laufen, oder durch Einathmen von Sauerstoff entsteht; noch deutlicher aber, wenn durch plötzlich erhöhten Temperaturgrad durch Verbrennen Entzündung hervorgerufen wird; — oder das Organ wird ohne weitere Verletzung seiner Structur und seines individuellen Lebens gradezu aus der Verbindung mit dem übrigen Organismus gerissen, z. B. durch Durchschneidung der sensitiven und selbst motorischen Nerven in einiger Entfernung von dem Organe, wodurch es ganz der Herrschaft des ihm eigenen vegetativen Nerven anheimfällt, wie dies mehrfache Versuche nachgewiesen haben, wodurch zugleich unsere Ansicht von der Entzündung auf das Evidenteste bestätigt wird. Analog sind die Fälle, wo sich aus Neurosen, z. B. heftiger Darmkolik, Entzündung bildet, die meistens schnell in Brand übergeht, weil die Nervenkraft erschöpft wurde. Indirect, indem der Reiz nicht nur die Function des Organes für den Organismus plötzlich unterdrückt, sondern auch das individuelle Leben des Organes selbst zu gefährden trachtet, und so das Organ zwingt, zur Selbstrettung mit Hintenansetzung seiner Function für den Organismus seine Kraft nur für sich zur Abwehr der Schädlichkeit und Wiedererlangung seiner Integrität zu benutzen. Diese indirecte Weise, wobei das Organ längere oder kürzere Zeit zu unterliegen droht, seine Kraftäußerung unterdrückt wird und die Zeichen der Schwäche darbietet, war früher wenig erkannt und gewürdigt worden, bis Brown und seine Schüler sie erfaßten, sie aber entweder falsch verstanden, oder zu viel aus ihr schlossen, indem sie daraus beweisen wollten, daß die Entzündung kein Zustand erhöhter Kraft, sondern ein Zustand der Schwäche sei. Außer der falschen Annahme, daß Expansion Zeichen der Schwäche sei, bedachten sie nicht, daß die Kraft des Organismus, seine Integrität gegen äußere Einflüsse zu schützen, nur ein bestimmtes Maß hat, daß es nothwendig Einflüsse geben muß, die diese Kraft vernichten oder wenigstens bis zu einem Punkte herabsetzen können, daß man ihre Äußerungen nicht mehr wahrnimmt; hier ist aber nur Schwäche im Verhältniß zum übermäßig starken Reiz, nicht im Verhältniß zum übrigen Organismus vorhanden, was unmittelbar daraus hervorgeht, daß die Kraftäußerung unmittelbar, und zwar im Verhältniß zum Normal viel zu stark, hervorbricht, sobald man das Übermaß des äußern Reizes entfernt hat, und zwar steht jenes Hervorbrechen der Kraftäußerung im geraden Verhältnisse mit der Schnelligkeit, womit das Übermaß des Reizes entfernt wird, und mit der entfern-

16) *C. G. Hopf*, resp. *C. Eschenmayer*, Diss. theoriae de principio febres inflammatorias epidemicas gignente rudimenta. (Tubing. 1794. 4.) *New*, Diss. quaenam pars aeris communis cavorum inflammationem concitat et quomodo? (Edinburg. 1795.)

Digitized by Google

ten Quantität desselben. Wäre wirkliche Erschöpfung der Kraft vorhanden, so würde sie sich weder gleichmäßig, noch überhaupt entwickeln können, viel weniger aber noch mit den Zeichen der erhöhten, und zwar über die Norm erhöhten, Thätigkeit auftreten, der Theil würde vielmehr gelähmt oder todt bleiben. Am deutlichsten sieht man dies bei der Einwirkung der Kälte; war ein Theil erfroren und man bringt ihn in die Wärme, so bricht die Reactionskraft im geraden Verhältniß mit der Schnelligkeit und dem Grade der Verminderung der Kälte hervor; er bietet die Zeichen des erhöhten Lebens, der Entzündung dar, welche sich oft so schnell entwickeln, daß dadurch nun erst die Kraft erschöpft wird, Brand eintritt; war die Kraft aber vorher wirklich geschwächt und gar erschöpft, so entstehen gar keine Fieberäußerungen, keine Reactionszeichen, sondern der Theil bleibt todt, mumificirt. Die Zeit der Einwirkung der Gelegenheitsursache ist also nicht mit dem Beginn der Entzündung zu verwechseln, denn diese beginnt ja erst mit der Reaction, mit den Zeichen der erhöhten Kraftäußerung. Daß in schwächlichen Subjecten leichter Entzündungsreize Entzündungen hervorrufen, ist natürlich, da ihre Vulnerabilität größer, ihre Widerstandskraft geringer, das Band der Organe unter sich schwächer ist, und somit ein einzelnes Organ sich leichter aus der Kette herausreißt, aber dafür erlangt die Entzündung auch hier nie eigentlich den Grad der Ausbildung, wie bei kräftigen Subjecten, ist flüchtiger und nähert sich daher mehr der arteriellen Congestion, oder kommt vielmehr nicht weit über diese hinaus, da ja überhaupt die Leichtigkeit des Befallenwerdens mit der Intensität des Krankheitsprocesses im umgekehrten Verhältniß steht. Daß aber bei solchen Subjecten, wenn die Entzündung ihre Höhe erreicht, der Ausgang in mehr oder weniger deutliche Vernichtung des Theiles erfolgt, ist ja der beste Beweis für den gewaltigen Aufwand von Kraft, der zur Ausbildung erfodert wird; wirkliche Schwäche läßt nie Entzündung aufkommen. Eigentlich schwächende Ursachen erregen daher auch nie Entzündung, sondern nur solche, die durch übermäßige Reizung schwächen. Die Gelegenheitsursachen, welche Entzündung herbeiführen können, sind in Bezug auf den Organismus entweder äußere oder innere; alle aber bedürfen einer gewissen Zeit und eines gewissen Maßes der Kraft, wenn ihre Wirkung von Erfolg sein soll; das Eine wie das Andere ist aber bis jetzt fast gleich unbekannt, da die Verschiedenheit der Reize, der Organismen und selbst der Organe zu groß ist, als daß sich allgemeine Punkte hier aufstellen ließen. Man hat die äußern Entzündungsursachen in mechanische, chemische und dynamische eingetheilt, allein diese Eintheilung ist für die Praxis nutzlos; sie verlangt eine Sonderung der Reize in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Organen, da jedem besondere Reize so feindlich sind, daß sie Entzündung erregen, während andere dadurch nicht auf diese Weise afficirt werden, und deshalb kann ihre Aufführung nur bei den Entzündungen der einzelnen Organe erfolgen, wenn schon es allerdings Reize gibt, die in jedem Organe die Krankheit erregen, wie dies von einem großen Theile der mechanischen und chemischen Reize gilt. Ähnlich verhält es sich mit den innern Reizen. Als allgemeinsten können wir das Blut betrachten, wenngleich es nicht ohne äußere Veranlassung wirksam auftreten kann. Wird es in seinem Laufe gehindert, z. B. durch Venenunterbindung, Druck auf diese Gefäße, so ist es gezwungen, in Theile zu treten und sich dort anzusammeln, die es nicht gewaltigen können, zumal wenn sie sich bereitß im Zustande der Vulnerabilität oder erhöhter Disposition befinden. Der Reiz des Lebenssaftes treibt sie zu erhöhter Thätigkeit, sie entzünden sich und suchen sich möglichst schnell in ein Secretionsorgan umzuwandeln, und so entsteht baldiger Übergang in Eiterung, oft in einer von der durch die äußere Ursache getroffenen, sehr entfernten Stelle, wodurch sich die sogenannten Congestionsabsesse bilden, die besonders für den Chirurgen von Wichtigkeit sind, da sie nicht selten nach größern Operationen, wo viele Gefäße, besonders Venen, unterbunden oder durchschnitten wurden. Noch häufiger haben diese Wirkung dem Blute beigemischte pathische Producte, welche Organen zugeführt werden, die keine oder nur geringe Secretionsfähigkeit besitzen, um das pathische Product auszuscheiden, wodurch die sogenannten dyskrasischen, wie auch die metastatischen Entzündungen entstehen. Oft wurde die Ausscheidung schon von einem andern Organe versucht, hier aber plötzlich gehindert, und nun wirft sich der Proceß auf das mit dem primär ergriffenen Organe sympathisirende Organ, welches seine Thätigkeit dann bis zur Entzündung steigert, was man auch häufig in Folge der Unterdrückung normaler Secretionen beobachtet. Hierher gehören auch die Fälle, wo sich aus einem vorausgehenden entzündlichen Fieber locale Entzündung ausbildet, denn hier ist die ganze Blutmasse mit Bildungsstoff überladen, oder zeigt vielmehr die Neigung, sich von ihm zu trennen, ihn abzulagern. Die ältern Ärzte nannten diesen Zustand entzündliche Diathese des Blutes (Diathesis sanguinis inflammatoria) [17]), obschon sie auch darunter zuweilen jene Fälle rechneten, welche die Beer'sche Schule unter der Benennung des vulnerabeln Hautcharakters, Andere als Sücht igkeit zusammenfaßten, wo Verletzungen leicht zu Geschwürsbildung Veranlassung geben.

Prognose bei der Entzündung. Da durch die Entzündung irgend ein Theil oder Organ sich aus dem allgemeinen Verbande herausreißen will, so ist es klar, daß, wenn ihm dies gelingt, der ganze Organismus nothwendig mehr oder weniger bedeutend in seiner Existenz gefährdet sein muß. Der Grad dieser Gefahr hängt deshalb unzweifelhaft von der Dignität des befallenen Organes ab, mit der sie in geradem Verhältniß steht; daher laufen Entzündung des Herzens, des Gehirns, der Lungen so leicht tödtlich ab; sodann kommt es darauf an, welche Ausdehnung die Entzündung in dem Organe gewinnt; denn je kleinere Partien davon befallen werden, desto geringer ist die Gefahr, welche mit der Ausdehnung

17) *V. A. Lappenberg*, De diathesi sanguinis inflammatoria. (Gotting. 1783.) *Haase*, De diathesi sanguinis phlogistica in synocho inflammatorio, Progr. (Lipsiae 1801. 4.)

Digitized by Google

wächst; dasselbe findet mit dem Grade der Ausbildung des Krankheitsprocesses Statt; einmal auf die Höhe gelangt, ist der Nachtheil für den Organismus stets mehr oder weniger bedeutend; ob diese Höhe erreicht wird, hängt von der größern Dispositon des Organes, von der Heftigkeit der Einwirkung der Ursache und des Verlaufes der Entzündung, besonders aber von der Reactionsfähigkeit des ganzen Organismus ab; da die letztere bei Kindern und Greisen am geringsten, so ist die Gefahr auch für sie am größten, wenn schon an und für sich die Entzündung seltener ihre höchste Ausbildung erreicht. Die Blüthenjahre sind zwar der eigentliche Zeitraum der Entzündungen, und sie erreichen hier am öftersten ihre höchste Ausbildung, aber der Organismus ist hier auch am kräftigsten, und vermag trotzdem am häufigsten des Krankheitsprocesses Herr zu werden, da das Gleichgewicht der Functionen hier vollständig hergestellt ist, somit seine Störung auch schwerer hält. Bei Kindern nimmt der Organismus zwar am schnellsten Theil an dem örtlichen Krankheitsprocess, aber dafür ist die Intensität auch nur gering, während in den Blüthenjahren das Fieber seltener, aber dann um so heftiger auftritt, und einmal aufgetreten, oft nur schwer zu bändigen ist. Viel hängt von der Zeit des Eintrittes des Fiebers ab; je früher und je später derselbe stattfindet, desto mehr Gefahr ist zu besorgen, da in jenem Falle leicht Erschöpfung des Organismus, in diesem Tod des Organs erfolgt; nicht weniger wichtig ist der Charakter des Fiebers; der erethische ist unter allen Verhältnissen gut, da er gewöhnlich eine günstige Entscheidung der Krankheit herbeiführt; der synochale Charakter ist für den Organismus gefahrdrohender, als für das leidende Organ, der torpide aber für beide. Ein Gleiches gilt von dem Antheile, welchen das Nervensystem nimmt, wenn schon hierüber noch viel Dunkelheit herrscht. Besonders gefährlich ist es, wenn der sensitive Nerv gleich Anfangs stark ergriffen wird, die Krankheit zuerst als Neurose auftritt, weil nur zu leicht der Ausgang in Brand erfolgt, indem die Nerventhätigkeit meistens schnell erschöpft wird. Zu berücksichtigen ist ferner, ob die Entzündung rein oder combinirt; im ersteren Falle ist die Vorhersage immer besser, als im letztern, wobei noch viel darauf ankommt, wann die Combination eintrat, und mit welchen andern Processen sie vor sich ging. Mislich ist es fast immer, wenn jene Combinationen und Complicationen durch constitutionelle, epidemische und endemische Ursachen und Einflüsse herbeigeführt werden, indem dadurch nicht selten widersprechende Indicationen entstehen. Nicht weniger einflußreich ist die Gelegenheitsursache, welche Entzündungen hervorrief, worüber sich freilich kaum allgemeine Bestimmungen geben lassen; doch sind Entzündungen aus äußern, besonders mechanischen und chemischen, Ursachen entstanden, stets besser, als solche aus innern und dynamischen. Sind Constitution, Genius endemicus und epidemicus begünstigend, so greift zwar die Entzündung leichter um sich und gewinnt eine größere Intensität, indessen werden dadurch auch wieder eine Menge übler Complicationen und Combinationen zum Theil unmöglich gemacht, oder wenigstens an ihrem verderblichen Einfluß gehindert. Im Bezug auf den Verlauf sind die acuten Entzündungen fast immer besser, als die chronischen. Was die Ausgänge anlangt, so ist natürlich der in Zertheilung der günstigste, an ihn schließt sich der Ausgang in Eiterung, alle übrigen sind zweideutig, richten sich aber sehr nach dem befallenen Organe; am übelsten ist der Brand. Von der größten Wichtigkeit ist es, zu welcher Zeit und bei welchem Grade der Ausbildung des Krankheitsprocesses eine geregelte Kunsthilfe möglich wurde, da über keine Krankheit die Kunst mehr vermag, als über die Entzündung, woher es eben kommt, daß kein Krankheitsproceß eine günstigere Prognose gestattet, als sie. In dem ersten Stadium führt die zweckmäßige Kunsthilfe fast immer zum Ziele der Genesung durch Zertheilung, da die Natur dies meistens schon für sich allein vermag, und es fast nur darauf ankommt, ob die Gelegenheitsursache sich beseitigen läßt, oder nicht; die ausgebildete Entzündung führt die Natur nur äußerst selten zur Zertheilung, in der Mehrzahl der Fälle erfolgt der Ausgang in Eiterung, wenn nicht die Kunst hinzutritt, welche die beginnende Eiterung freilich selten aufzuhalten vermag. In geradem Verhältniß steht der Erfolg der Behandlung mit der Zugänglichkeit des ergriffenen Organes; daher die äußern Entzündungen stets eine bessere Prognose zulassen, als die innern, weil hier auch schon die Diagnose beiweitem schwieriger ist. Überhaupt ist die Vorhersage um so besser, je weniger Hindernisse der Anwendung aller der Kunst zu Gebote stehenden Mittel entgegentreten. Endlich vergesse man nicht, daß die Natur sich nicht selten der Entzündung bedient, um anderweitige Krankheitsprocesse zu entfernen; wobei freilich die Fragg zu beantworten ist, ob nicht das Heilmittel für den Organismus gefährlicher als die Krankheit, die es entfernen will.

Behandlung der Entzündung[18]). Da das Geschäft des Arztes nicht blos in der Beseitigung einer bereits vorhandenen Krankheit, sondern auch in der Vorbeugung einer möglicherweise auftretenden besteht, und diese letztere um so dringender wird, je deutlicher sich bereits eine Anlage zu einer bestimmten Krankheit ausspricht, so werden wir auch von einer Prophylaxis der Entzündung sprechen müssen, da unzweifelhaft eine Disposition dazu besteht. Es kann dabei jedoch keinesweges auf eine Vernichtung der Entzündbarkeit, wenn wir dieses Wort gebrauchen dürfen, abgesehen sein, sondern nur darauf, daß wir die zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Verhältnissen sich deutlicher entwickelnde

18) *Myron*, Non ergo una visceram inflammatorum curatio. (Paris 1570. 4.) *Fischer*, Diss. Therapia inflammationis in se et generalissime spectatae. (Erford. 1722. 4.) *Schulze*, Diss. de inflammationum curationibus variis. (Halae 1741. 4.) *Fr. Hoffmann*, Compendiosa et clinica praxis inflammationum cum cautelis, in Opera Supplem. II. 2. *Reher*, Diss. de inflammationis cura et resolutione. (Lugd. Bat. 1745.) *Hamberger*, Diss. Inflammationum therapia. (Jenae 1754. 4.) *J. Quarin*, Methodus medendi inflammationibus (Viennae 1773), teutsch von J. Badig de Meza. (Kopenhag. 1776.) *Gattenhof*, Diss. Inflammationis therapia. (Heidelberg. 1781.) *F. Mantovani*, Lezioni de terapia speciale sulla infiammazione. (Pavia 1820. 12.) 3 Vol.

Digitized by Google

speciellere Disposition so in Schranken zu halten suchen, daß sich der Krankheitsproceß nicht wirklich entwickelt. Allerdings fällt die Aufgabe in vielen Beziehungen mit derjenigen zusammen, die wir bei dem sogenannten ersten Stadium der Krankheit zu lösen haben, indessen sind die Verhältnisse darum doch nicht durchaus dieselben, wie diejenigen zu glauben scheinen, welche die Möglichkeit des Vorhandenseins einer Prophylaxis der Entzündung leugnen. Im Allgemeinen ist freilich die Prophylaxis eine negative, indem es hauptsächlich darauf ankommt, alle diejenigen Reize abzuhalten, welche eine über die Norm erhöhte Thätigkeit der Plastik in einem Organe herbeizuführen im Stande sind, indessen gibt es doch noch Fälle genug, wo eine positive Prophylaxis nöthig wird, welche dann gewöhnlich die Derivation zu handhaben hat. Wir haben früher gesehen, daß es für einzelne Organe eine stetige wie cyklische Evolution gibt, und daß sie in der Zeit der Dauer derselben vorzugsweise zu Entzündungen disponirt sind; hier muß also der Arzt seine Pflegbefohlenen mit allen denjenigen Bedingungen bekannt machen, welche als Gelegenheitsursachen der Entzündung dienen können, damit dieselben möglichst gemieden werden; so wird er bei Kindern zur Zeit des Zahnens darauf sehen, daß sie immer einen mehr flüssigen Stuhlgang haben und keine Verstopfung eintritt, die er möglichst schnell beseitigt, um nicht den Strom der Säfte noch mehr zum Kopfe zu führen, und Hirncongestionen wie Hirnentzündung zu erregen; der Arzt wird jungen Mädchen zur Zeit der Menstruation ein sorgfältigeres Verhalten empfehlen, damit nicht durch plötzliche Unterdrückung Lungenentzündung entstehe u. s. w. Da wo der Genius epidemicus und endemicus herrschend ist, wird er bei allen Kranken stets darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß Complicationen, Combinationen und Übergänge anderer Krankheiten in Entzündung leicht erfolgen und dem gemäß sein Verfahren einrichten. Nähere Erörterungen sind hier freilich nicht möglich, und was besonders die positive Prophylaxis anbetrifft, so fällt sie theils mit der Indicatio causalis zusammen, theils besteht sie in der mehr oder weniger strengen Handhabung des für die Entzündung festzusetzenden Regimens. Diejenigen Fälle, wo der Arzt den Wiederausbruch einer bereits vorhanden gewesenen Entzündung zu verhüten und die Vulnerabilität eines bestimmten Organes in dieser Beziehung zu bekämpfen hat, fallen demjenigen Verfahren anheim, welches wir bei der Nachcur angeben werden.

Vermochte der Arzt nun aber nicht die Entzündung zu verhüten, entweder weil er überhaupt gar nicht zu Rathe gezogen wurde, oder weil seine Bemühungen durch irgend welche Verhältnisse vereitelt wurden, so muß er sein Verfahren gegen die Entzündung selbst wenden. Bevor er dies jedoch unternimmt, hat er zu entscheiden, ob die Entzündung überhaupt zu bekämpfen ist, oder ob sie nicht als ein vortheilhaftes Heilbemühen des Organismus zu betrachten, eine anderweitige gefährliche, oder auf keine andere Weise entfernbare Krankheit zu beseitigen, mithin wenn auch nicht immer zu unterstützen, so doch bis zu einem gewissen Grade zu unterhalten ist, wobei nur dafür zu sorgen, daß sie ebendiesen bestimmten Grad nicht übersteigt. Wie bei allen übrigen Krankheiten, so wird es auch bei der Entzündung zunächst darauf ankommen, die Gelegenheitsursache zu derselben zu ermitteln und möglichst schnell, wenn dies überhaupt thunlich ist, zu beseitigen, was die Schule die Erfüllung der Indicatio causae zu nennen pflegt. So mannichfaltig die Gelegenheitsursachen, so verschieden die Organe und Theile, ebenso mannichfaltig und verschieden werden auch die Mittel und Wege sein, welche der Arzt zur Beseitigung der Gelegenheitsursachen einzuschlagen hat; für alle gilt aber der Grundsatz, daß man sich ihrer nur alsdann bedienen darf, wenn mit ihnen nicht ein größerer Nachtheil und namentlich nicht eine dauernde und verderbliche Verstärkung der Entzündung verbunden ist, und wenn nicht zuvor dringendere Symptome zu beseitigen sind, deren Bestehen den Organismus wie das Organ mehr gefährdet, als die bestehende Gelegenheitsursache zur Entzündung. Im Allgemeinen sind es eigentlich nur die mechanischen und chemischen Reize, welche entfernt werden können, denn die dynamischen sind theils nur stets vorübergehend wirksam, theils liegt ihre Entfernung fast ganz und gar außer dem Bereiche der Kunst. Was die mechanischen Reize betrifft, so sind fremde Körper durch Ausziehen mittels Schnittes u. s. w. zu entfernen, wenn nicht die Natur bereits ihre Ausstoßung bei einem weniger wichtigen Organe durch Eiterung ꝛc. begonnen hat, oder die Operation, z. B. der Harn- und Nierensteine bei Kystitis und Nephritis, zu eingreifend und nachtheilig sein würde. Druck wird durch Entfernung des drückenden Körpers, bequemere Lagerung, Spannung und Zerrung durch Trennung beseitigt. Die chemischen Reize sucht man durch Zersetzung, z. B. Säuren durch Kalien und umgekehrt, oder wo dies nicht thunlich, durch verdünnende, einhüllende Mittel unschädlich zu machen. Was die innern Gelegenheitsursachen betrifft, so pflegt ihre Entfernung in der Mehrzahl der Fälle mit der Entfernung einer anderweitigen vorausgegangenen Störung des Organismus, besonders eines mit dem entzündeten in Sympathie stehenden Organes zusammenzufallen, und oft besteht darin, wenn sie zeitig genug geschehen kann, die ganze Behandlung der Entzündung, welche in demselben Maße schwindet, als das ursprünglich gestörte Organ zu seiner normalen Function zurückkehrt. Es gehören hierher alle diejenigen Fälle von Entzündung, welche in Folge der Unterdrückung von Secretionen anderer Organe entstehen; so z. B. Lungenentzündungen bei Frauen in Folge von Unterdrückung der Menstruation während des Flusses, bei Männern in Folge unterdrückter Hämorrhoidalblutflüsse. Hierbei gilt es aber als Regel, daß die zur Wiederherstellung der unterdrückten Secretion ꝛc. anzuwendenden Mittel fast niemals solche sein dürfen, welche das ganze Gefäßsystem, somit auch das des entzündeten Organes, aufregen, indem hierdurch die bereits vorhandene Entzündung nur noch mehr gesteigert werden würde, vielmehr sind es die von Außen anzuwendenden, mehr topisch wirkenden Mittel, welcher sich der Arzt bedienen muß. Selten aber kann dieser Indication allein genügt werden, meistens müssen die dazu erfoderlichen Mittel mit denen

Digitized by Google

den Entzündungsproceß direct bekämpfenden gleichzeitig in Anwendung gezogen werden, wodurch freilich oft therapeutische Verlegenheiten entstehen, denen sich der Arzt nicht immer glücklich zu entziehen vermag. Aber nicht blos die bereits eingewirkt habende Gelegenheitsursache ist zu entfernen, es müssen auch alle Anstalten getroffen werden, daß sie oder eine andere nicht während der Dauer des Entzündungsprocesses und seiner Ausgänge von Neuem einwirken, was besonders für die Behandlung der chronischen Entzündungen von Wichtigkeit ist, da hiervon oft allein die Heilbarkeit abhängt. In vielfacher Beziehung wird dieser Anforderung durch das Regimen genügt, welches an Entzündung leidende Kranke einzuhalten haben, und das man gewöhnlich mit dem Namen der antiphlogistischen Diät im weitern Sinne zu belegen pflegt, denn sie schließt alles dasjenige ein, was dazu bestimmt ist, nicht nur möglichst alle äußern Reize abzuhalten, sondern auch der bereits vorhandenen übermäßigen und perversen vegetativen Thätigkeit auf nicht pharmaceutischem Wege direct entgegenzuwirken, und dient in der letztern Beziehung zugleich zur Erfüllung der Indicatio morbi; ja sie reicht zuweilen allein hin, mit Hilfe der entsprechenden Reactionen des Organismus den ganzen Krankheitsproceß zu beseitigen. Die nächste Rücksicht verdient der Aufenthalt des Kranken. Das Zimmer muß möglichst groß, geräumig und hoch sein und die nöthigen Mittel zur Erneuerung der Luft enthalten; Zimmer, die nur eine Thür und kein Fenster haben, sollten überhaupt niemals zu Krankenzimmern verwendet werden, da die Atmosphäre in ihnen stets dumpfig wird und eine Menge fremder Stoffe gemengt enthält, die sich durch keine andern künstlichen Mittel entfernen lassen, als durch Erneuerung der Atmosphäre mittels Luftzug, zu welchem Behuf Thüre und Fenster mehrmals täglich geöffnet werden müssen, während welcher Zeit man den Kranken vor dem unmittelbaren Zuge schützt. Nächst der Reinheit der Atmosphäre verdient der Temperaturgrad die vorzügliche Rücksicht. Mit der Verminderung des Temperaturgrades nimmt auch die Fähigkeit des Organismus ab, seine vegetative Thätigkeit zu entwickeln, und diese hört bei einem gewissen Minimum sogar ganz auf. Leider herrschen hier eine zu große Menge Verschiedenheiten in Bezug auf die Individualität des Organismus im Allgemeinen, wie seiner einzelnen Organe insbesondere, als daß sich ins Einzelne gehende Bestimmungen auf die Thermometerskale reducirt hier geben ließen; man kann nur sagen, daß die Temperatur in jedem einzelnen Falle soweit herabgesetzt werden müsse, als es der Kranke ohne Misbehagen ertragen kann, wobei die Zunahme und Abnahme der Krankheitssymptome als Richtschnur dienen müssen; denn die Temperatur der Atmosphäre wirkt ja nicht auf den entzündeten Theil allein, sondern auf den ganzen Organismus, und dieser bedarf ein bestimmtes Maß der Wärme, wenn er seine Reactionen gegen den Krankheitsproceß mit gehöriger Kraft ausführen soll. Es ist daher ein zu unbestimmter Ausdruck, wenn man sagt: Kranke, welche an Entzündungen leiden, müssen von einer kühlen Temperatur umgeben sein, welcher noch mehr an Bedeutung verliert, wenn man die mannichfaltigen Complicationen und Combinationen mit in Anschlag bringt. Übrigens hängt die Unbestimmtheit über die Feststellung des Temperaturgrades zum großen Theile davon ab, daß man den Temperaturgrad, welchen der Organismus verlangt, nicht gehörig von dem sonderte, welcher dem entzündeten Theile oder Organe werden muß; in dem letztern Falle ist die Kälte nicht mehr diätetisches, sondern pharmaceutisches Mittel, worauf wir nachher noch zurückkommen werden. Je mehr freilich der ganze Organismus mit in den Krankheitsproceß hineingezogen wird, je deutlicher sich das entzündliche Fieber ausbildet, desto mehr verlangt der ganze Organismus eine dem entzündeten Organe ähnliche Behandlung. Da Luft und Licht zu jedem vegetativen Proceß nöthig sind, so ist es auch nicht ohne Bedeutung für den Kranken, in welchem Maße dem Lichte Zutritt zu seinem Lager gestattet wird, und zwar gilt dies oft noch mehr vom Mondlichte, als von dem der Sonne, indem die Erfahrung deutlich darthut, daß Kranke in Delirien verfallen, wenn das Mondlicht auf ihr Lager, besonders auf ihren Kopf, fällt. Das Sonnenlicht ist überall da abzuhalten, wo das Perceptionsvermögen in dem Lichtorgane, den Augen, oder in dem die Eindrücke zum Bewußtsein bringenden Gehirn krankhaft erhöht ist, was bei Entzündungen jener Organe offenbar der Fall ist, indem die Empfindlichkeit so groß ist, daß selbst der normale Lichtreiz zu starke Reactionen hervorruft. Da wo freilich die Krankheit mit dem Charakter des Torpor auftritt, erfordert es im Gegentheil der Heilzweck, den Lichtreiz in erhöhtem Maße einwirken zu lassen. Auch das Lager des Kranken bedarf der Berücksichtigung; es muß dem Luftwechsel möglichst vielen Zugang verstatten und die Wärmeausstrahlung möglichst begünstigen, besteht daher am besten aus Matratzen und wollenen oder Steppdecken, da Federbetten jene Erfordernisse weit weniger darbieten. Das Lager führt uns auf die Ruhe und Lage des kranken Theiles. Da der Organismus selbst mannichfache Anstrengungen macht, um den Krankheitsproceß zu beseitigen, so ist es natürlich, daß er darin so wenig als möglich gestört werde, deshalb muß er auch Ruhe haben, und zwar sowol er selbst, als der kranke Theil, da jede Bewegung zugleich die Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems verstärkt. Er muß außer sich Ruhe haben, da äußere Eindrücke die psychische Thätigkeit erregen und diese wieder auf den Körper zurückwirkt, was um so nachtheiliger ist, wenn das Organ der psychischen Thätigkeit, das Gehirn, selbst leidet, und durch äußere Ruhe die innere bedingt wird. Der Kranke muß also in einer ruhigen Umgebung ruhig liegen, der Theil selbst aber eine solche Lage haben, daß der Rückfluß des Blutes möglichst erleichtert, die Venen nicht gebrückt werden, der Zufluß dagegen erschwert wird, da ja Compression der Arterien selbst die Entzündung bedeutend zu mildern vermag. Den wesentlichsten Theil der antiphlogistischen Diät bilden die Nahrungsmittel; deshalb ist es auch sehr unrecht, wenn viele Ärzte sich damit begnügen, ihren derartigen Kranken eine kühlende Kost oder knappe Diät verordnet zu haben; denn dies sind nur einzelne, wenn

Digitized by Google

auch häufig erforderliche Momente, deren zu allgemeine Anempfehlung Nachtheil genug bringt. Allerdings verlangt ein durch Hitze hervorgebrachter Durst kühles, säuerliches Getränk in reichlicher Menge und ein mit Thierstoff überladener Körper eine schmale Pflanzenkost, nicht aber animalische Nahrung; indessen ist der Durst oft gar nicht vorhanden, die thierische Wärme ebenso wie der Thierstoff nur an einzelnen Stellen übermässig angehäuft, während der übrige Körper daran Mangel leidet. Alles, was die Schriftsteller über die Nahrung bei Entzündungen mittheilen, erstreckt sich fast nur auf Kranke, die im Blüthenalter von heftigen, acuten Entzündungen edler Organe, welche mit mehr oder weniger starkem Fieber verbunden sind, ergriffen werden, und leidet schon bei Kindern und Greisen keine Anwendung, vielweniger für die große Menge Constitutions- und andern Verschiedenheiten, welche die Individuen außer der Entzündung darbieten. Allerdings heißt es überall, der Arzt muß individualisiren, aber für den, welcher es lernen soll, ist dies eine inhaltsleere Redensart, wenn wir ihm nicht den Weg zeigen, wie er dies beginnen soll. Dergleichen ist aber nicht möglich ohne genaues Anschließen an den Krankheitsproceß, seine Aus- und Rückbildung, und muß Hand in Hand mit der übrigen Behandlung gehen, da nur durch Vereinigung beider der Indicatio morbi wirklich genügt werden kann. Eine allgemeine, auch nur für die meisten Fälle passende antiphlogistische Nahrungsweise gibt es ebenso wenig, als eine allgemeine, für die meisten Fälle passende antiphlogistische Heilmethode[19]) und wirkliche ausschließliche Medicamina antiphlogistica; woraus zum Theil auch Andral's freilich unrichtige Folgerung entstanden sein mag, oder wenigstens Unterstützung erhalten hat, daß es überhaupt auch keine Entzündung als selbständigen Krankheitsproceß gebe. Es kann hier der Ort nicht sein, eine Kritik der verschiedenen Begriffe und Annahmen vom Inhalte der antiphlogistischen Heilmethode, wie der einzelnen als Antiphlogistica betrachteten Mittel zu geben, vielmehr erfodert es unsere Aufgabe, Entwegeln aufzustellen für die einzelnen Ausbildungs- und Rückbildungsmomente, in denen die Entzündung dem Arzte entgegentreten kann, möglichst abgesehen von den Verschiedenheiten, welche sie in den einzelnen Systemen und Organen darbietet. Soll der Arzt thätlich gegen Entzündungen einschreiten, so hat er zunächst sich eine genaue Kenntniß zu verschaffen von dem Verhältniß, in welchem die heilkräftigen Bemühungen des gesunden Theiles des Organismus zu dem Krankheitsproceß stehen; die erste Aufgabe besteht also in der Berücksichtigung des dynamischen Charakters der Reaction, welcher leider so häufig mit dem dynamischen Charakter des örtlichen Krankheitsprocesses verwechselt wird, weil es allerdings oft schwer ist, die Zeichen der Reaction von den Symptomen der Krankheit zu scheiden, obwol beide im geraden Gegensatze zu einander stehen, denn jede Krankheit gewinnt um so mehr Übergewicht, je weniger kräftig der Organismus und das Organ gegen sie reagirt, die Krankheitssymptome mehren sich in demselben Maße als die Heilsymptome schwinden, und auf diese Weise unterliegt eben der Organismus, denn die allgemeine Krankheit ist der Moment des Todes. Die Äußerungen des dynamischen Charakters der Reaction sind in den verschiedenen Stadien verschieden, und darauf muß die Kunsthilfe besondere Rücksicht nehmen, denn die Symptome des erethischen Charakters im ersten Stadium werden auf der Höhe der Krankheit den torpiden bezeichnen, worin eben die Schwierigkeit der Unterscheidung liegt, denn dieselben Erscheinungen haben verschiedene Grundursachen. Aus der Verkennung oder Nichtachtung dieses Moments ist die unheilvolle Lehre von der Schwäche oder Asthenie erwachsen, welche verderblicher für das Leben der Menschen geworden ist, als irgend eine andere pathologische Irrlehre. Tritt die Reaction mit dem erethischen Charakter auf, d. h. ist sie dem Grade der Einwirkung des Entzündung erregenden Momentes entsprechend, so hat der Arzt nur die Indicatio causalis zu erfüllen, im Übrigen aber blos darauf zu sehen, daß den Organismus nichts in seinem Wirken stört, so lehrt wenigstens die Schule, hat aber insofern Unrecht, als sie daraus ein blos exspectatives Verfahren herleitet, was nur da stattfinden kann, wo die Kunst kein Mittel besitzt, den Krankheitsproceß direct zu vernichten, was bei der Entzündung am allerwenigsten der Fall ist; nur sind diese Mittel freilich nicht überall dieselben. Der erethische Charakter zeigt nur an, daß die Kraft des Organismus der der Krankheit gleich ist; ein Zustand, der aber nie lange anhalten kann, eine muß die Oberhand gewinnen, und daß es die Kraft des Organismus sei, dafür muß der Arzt sorgen, und zwar so schnell als möglich; er hat mithin nichts abzuwarten, sondern zu handeln! Wir haben gesehen, daß das sich entzündende Organ Anziehungspunkt für den Blutstrom wird, daß es dasselbe zurückhält und ihm möglichst viel Bildungsstoff zu entziehen sucht, wodurch der Bildungsstoff der ganzen Blutmasse sich nach dem Organe hinzuwenden veranlaßt wird. Die Aufgabe des Arztes ist also, die übermäßige Anziehungskraft des Organes für das Blut zu vernichten, dem Blute einen andern, vom entzündeten Organe fer-

19) *Hartig* praeside *Faselio*, Diss. de medicamentis refrigerantibus. (Jenae 1764. 4.) *Krocker* praes. *Büchner*, Diss. de methodo antiphlogistica in genere. (Halae 1768. 4.) *De Boissieux*, Mémoire sur les méthodes rafraichissente et échauffante. (Dijon 1772.) *Ryan*, Diss. de administratione antiphlogistica. (Edinb. 1775.) *Richter*, Progr. de remediis antiphlogisticis externis. (Gotting. 1780. 4.) *Ejusdem* Progr. de remediis antiphlogisticis internis. (Gotting. 1780. 4.) *Schroeder* praes. *A. F. Hecker*, Diss. de methodo refrigerante et antiphlogistica, per recentiorum de calore animali doctrinam explicata. (Erford. 1790. 4.) *C. G. Zimmermann*, De methodo antiphlogistica strictius definienda diss. (Berolin. 1820. 36 S.) *Sundelin*, über die Anwendung der antiphlogistischen Methode, in Horn's Archiv für med. Erfahrung. 1822. I, 179. *Olmade*, Appréciation de la méthode antiphlogistique dans le traitement de quelques lésions organiques, (Paris 1824.) *Boehr*, Diss. de methodo antiphlogistica, (Berolin. 1826.) *Arm. Jos. Verseu*, De Methodo antiphlogistica. (Berolin. 1836. 26 S.) *Salom. Loewenstein*, Quaedam ex dissertatione ampliore de methodi antiphlogisticae historia et singulis remediis. (Berolin. 1836. 61 S.) *Lion Hollstein*, De notione methodi antiphlogisticae diss. (Berol. 1836. 58 S.) *Ed. Hildebrandt*, De notione methodi antiphlogisticae diss. (Berolin. 1837. 28 S.)

Digitized by Google

nen Anziehungspunkt zu geben, den Rückfluß des Blutes aus dem entzündeten Organe zu beschleunigen und die Abscheidung von Bildungsstoff zu verhindern. Der erste Punkt ist offenbar der wichtigste, denn wenn es gelingt, die erhöhte Anziehungskraft des Organes für das Blut zu vernichten, so wird das Übrige ohne weiteres Zuthun der Kunst von dem Organismus selbst leicht besorgt werden. Leider aber kann der Arzt nur in sehr wenigen Fällen diese Aufgabe lösen, nämlich nur da, wo das Organ solchen Mitteln unmittelbar zugänglich ist, welche die Kraft besitzen, die Thätigkeit der vegetativen Nerven bis zu einem gewissen Grade zu lähmen. Dergleichen Mittel sind die Blausäure und zum Theil auch das Opium, wie dies die Erfahrung bei Augenentzündungen deutlich nachgewiesen hat. Diese Möglichkeit, durch Depotenzirung der Nerventhätigkeit die Entzündung zu vernichten, beweist auch das Experiment von Hausmann, welcher die Fußentzündung der Pferde durch Durchschneidung der Fesselnerven zum Schweigen brachte. Man hat die genannten Narkotita auch bei Entzündung innerer Organe zu gleichem Zweck innerlich vorgeschlagen und gar nicht selten mit glücklichem Erfolge angewendet, allein sie passen nicht bei dem erethischen, sondern bei dem synochalen Charakter, wie wir nachher sehen werden. Auf die Depotenzirung der Nerventhätigkeit wie der erhöhten Vegetation wirkt auch die Kälte, deshalb soll sich ja auch der Kranke in einer möglichst kühlen Temperatur aufhalten; aber ihre locale Anwendung ist auch nur bei von Außen zugänglichen Organen möglich, wo sie an feuchte Stoffe gebunden in Form von Überschlägen von ausgezeichnetem Nutzen ist, nur darf sie nicht parmanent, sondern in Zwischenräumen angewendet werden, weil sonst die Vitalität der Anwendungsstelle vernichtet wird. Da wo das entzündete Organ durch andere Theile von der Applicationsstelle getrennt ist, ist die Wirkung der Kälte eine indirecte, denn sie erfüllt hier fast nur den zweiten Punkt, sie gibt dem Blute einen neuen Anziehungspunkt, indem die Applicationsstelle, um ihre Integrität gegen die vernichtende Einwirkung der Kälte zu sichern, nothwendig ein erhöhtes Leben entfalten, also auch mehr Blut als gewöhnlich an sich ziehen muß; daher wird sie stets heißer und bietet immer deutlicher die Zeichen der arteriellen Congestion dar in dem Zeitpunkte, wo man die Kälte entfernt hält. Deshalb ist es ebenso nothwendig, Pausen mit der Anwendung der Kälte zu machen und ihre Dauer genau dem Grade der Heftigkeit der Entzündung anzupassen, wogegen leider so oft von den Ärzten gefehlt wird, da sie sich ohne nähere Bestimmung meistens begnügen, kalte Überschläge anzuordnen; indessen wird dies glücklicherweise in der Mehrzahl der Fälle durch den Mangel an Pünktlichkeit von Seiten der Wartenden ausgeglichen. Auf den entzündeten Theil selbst hat die Kälte noch den Vortheil, daß sie Contraction des Gewebes, und besonders der Capillargefäße, bewirkt, wodurch das Eindringen der Blutkügelchen erschwert und die rückführende Kraft der Venen gestärkt wird. Gewöhnlich bedient man sich der Kälte in Form des kalten Wassers, welches mittels Tüchern, zweckmäßiger aber und reinlicher in Thierblasen, die aber öfters gewechselt werden müssen, da sie leicht faulen, angewendet wird. Sie so wenig als die Compressen, Tücher ꝛc. dürfen fest anliegen, sondern müssen so leicht wie möglich, die Blasen am besten hängend, aufliegen, um, wie Josse sehr richtig erinnert, der Luft soviel wie möglich Zutritt zu verschaffen, damit die Verdunstung so leicht als möglich erfolge. Vermag der Arzt nun auf die angegebene Weise die abnorm erhöhte Vegetationskraft selbst nicht zu brechen, so muß er suchen, dem Blutstrome eine andere Richtung zu geben, und zwar eine solche, daß es möglichst direct von dem entzündeten Organe abgewendet wird. Hier kommen nun die Gesetze der Sympathie und des Antagonismus vorzugsweise in Anwendung, da sie ebendiese Richtung bestimmen. Die Schule belegt dies Verfahren gewöhnlich mit dem Namen der Ableitung oder Derivation. Das einfachste direct wirkende Mittel, dem Blutstrome eine andere Richtung zu geben, besteht in der Anwendung der trockenen Schröpfköpfe, besonders der in neuerer Zeit gebräuchlich gewordenen großen, mit einer Art Luftpumpe versehenen, auf einer Körperstelle, die früher von demselben Arterienstamme mit Blut versehen wird, als der entzündete Theil. Sie haben den Vortheil, daß die ganze Blutmasse nicht verringert zu werden braucht, was besonders für schwächliche, blutarme Subjecte von Wichtigkeit ist, und daß dadurch zugleich die Rückführung des Blutes durch die Venen verstärkt wird, indem sie das Blut aus den Venen an die Applicationsstelle gewaltsam hinziehen, während zugleich das in den Arterien zuströmende angehalten wird. Reicht dies jedoch nicht aus, zumal bei blutreichen Subjecten und bedeutender Congestion, so kann man sich auf dieselbe Weise der blutigen Schröpfköpfe bedienen; sie wirken kräftiger als die trockenen, da sie neben dem Anziehen des Blutstromes diesen zugleich auf eine beliebige, zugleich aber auch genau bestimmbare Weise an Masse verringern, und sind unter allen Verhältnissen, wo sie applicirbar, den Blutigeln vorzuziehen, die nur die Blutmasse mit einem oft nachtheiligen Reize und weit langsamer, ohne daß die Quantität genau und sicher bestimmbar wäre, verringern, wobei die Schmerzhaftigkeit und die von Piorry so sehr hervorgehobenen Narben der Schröpfköpfe wenig in Anschlag kommen. Weniger bedeutend, schnell und sicher wird der Blutstrom von dem entzündeten Organe abgelenkt, wenn wir ein mit ihm sympathisirendes oder in Antagonismus stehendes Organ in erhöhte Thätigkeit versetzen. Der Erfolg steht hier im geraden Verhältniß mit der Secretionsfähigkeit des Organes; daher kommt es denn auch, daß in der Mehrzahl der Fälle den Darmkanal die Wahl trifft und Abführungen zu den gewöhnlichsten Mitteln in der Behandlung der Entzündungen gehören. Sie dürfen aber nicht etwa copiöse, wässerige Stuhlgänge hervorrufen, welche durch Ausführung der wässerigen Bestandtheile des Blutes nur den Gehalt desselben an plastischem Stoff vermehren und gleichzeitig den Gesammtorganismus schwächen würden, sondern sie müssen so eingerichtet werden, daß sie nur 2—3 tägliche Stuhlgänge in Gestalt eines dünnen Breies herbeiführen, welcher Zweck mit den sogenannten abführenden Neutral-

Digitized by Google

salzen am besten erreicht wird, wenn nicht die Elasticität des Blutes bereits zu groß geworden ist, in welchem Falle das Kalomel vorzuziehen ist. Die Neutralsalze wie das Kalomel haben das Gute, daß, wenn sie Anfangs auch nicht gleich den Darm zu erhöhter Se- und Excretionsthätigkeit führen, sondern resorbirt und in die Blutmasse aufgenommen werden, sie zugleich die Plasticität des Blutes und das Abgehen des Plasma an den entzündeten Theil verhindern, worin wir die letzte Indication gesetzt haben. Hierzu dient auch der innere Gebrauch des Nitrums in mäßigen Gaben, besonders aber neben einer sparsamen, flüssigen, säuerlichen Pflanzenkost, ein häufiger Genuß des Wassers in nicht allzu großen Portionen, worauf in der neuern Zeit besonders Piorry aufmerksam machte. Er sagt (Hämopathologie oder Lehre von den Blutkrankheiten. Aus dem Franz. von Dr. Gustav Krupp. [Leipz. 1839.] S. 101 fg.): „Nach der Theorie und nach den meisten chemischen Thatsachen wird der Niederschlag eines in einer Flüssigkeit suspendirten Körpers durch nichts mehr gehindert, und seine Auflösung mehr befördert, als durch Zusatz einer größern Menge des Vehikels. Dieses Gesetz gilt vom Serum, welches den Faserstoff aufgelöst enthält, ebenso wie von jeder andern Flüssigkeit. Wenn man das reichliche Trinken in der Hämititis (Blutentzündung) für indicirt hält, so muß man je nach der Schwere der Fälle jede Viertelstunde oder alle zehn Minuten ein halbes Glas voll trinken lassen. Wird diese Vorschrift befolgt, so kann der Kranke in 24 Stunden 48—72 Gläser, oder 12—18 Pinten Flüssigkeit getrunken haben (was nur in schweren Fällen, dann aber auch mit aller Strenge durchgeführt werden muß). Sobald man reichliches Trinken für nützlich hält, so muß man jedesmal nur soviel in den Magen bringen, als er aufsaugen kann. Bekanntlich gelangen die Flüssigkeiten kaum über das Duodenum hinaus; folglich würde eine zu große Menge Wasser sich im Magen sammeln, vielleicht nicht in die andern Theile des Verdauungskanals dringen und so üble Zufälle verursachen können. Deshalb bewirkt der reichliche Genuß wässeriger Getränke in rascher Aufeinanderfolge eine schmerzhafte Empfindung. — Die Temperatur des Getränkes muß sich nach der der Atmosphäre richten, es darf nie lauwarm sein, weil es dann Ekel und Erbrechen erregt, was man verhüten muß. Im Allgemeinen muß es dem Kranken ein Gefühl von angenehmer Kühle erregen. Heißes Getränk ruft Schweiß hervor, welcher bei Hämitis nicht wünschenswerth ist; kalte Getränke sind zuweilen diuretisch, und bei Entzündung des Blutes darf man keine reichliche Urinsecretion hervorrufen. Die Wahl des Getränkes ist nicht gleichgültig. Starke Säuren sind zu verbannen, denn nach der Theorie muß man wenigstens desirchen, daß sie, wenn sie auch nur in kleiner Menge mit dem Blutwasser vermischt werden, die Bildung der Faserhaut, entweder in den Gefäßen oder in den serösen Häuten, erleichtern. Von den Säuren darf man höchstens eine schwache Orangeade, eine Abkochung von Kirschen, Äpfeln ꝛc. mit einem angenehmen Syrup, wie dem Syrup. capill. Veneris, Altheae u. s. w. erlauben. Die spirituösen Getränke sind, wenn sie auch eine noch so kleine Menge Alkohol enthalten, durchaus contraindicirt. Bekanntlich vermischt dieser sich mit dem Blute und bewirkt das Gerinnen des Eiweißes; man darf also eine solche Flüssigkeit nicht erlauben, wenn das Serum plastisch ist (die Aufregung des Gefäßsystems dürfte wol wichtiger sein, als die hypothetische Gerinnung des Eiweißes). Dagegen ist die Emulsion, welche die Alten für ein kühlendes Getränk hielten, vollkommen indicirt. Die Erfahrung lehrt, daß man nach dem Trinken von mit Wasser versetztem Orgeat ein Gefühl von Kälte spürt, welches den Ausdruck, dessen sich die Ärzte der Galenischen Schule zur Bezeichnung der sogenannten kalten Samen bedienten, ziemlich rechtfertigt. Die Molken (zumal mit Cremor tartari bereitet) sind bei der Hämitis ebenfalls ein ziemlich zweckmäßiges Getränk (sie haben das Gute, daß sie zugleich die Darmthätigkeit gelind anregen). Auch mittels Klystieren bringt man zweckmäßig eine größere Wassermenge in den Körper; sollen sie einigen Erfolg haben, so muß die Flüssigkeit im Darm behalten werden (was stets der Fall sein wird, wenn man den Kranken bei der Application auf der rechten Seite liegen läßt). Man läßt zuerst ein großes Klystier nehmen, um den Mastdarm von seinem Inhalte zu entleeren, alsdann aber alle Stunden 1—2 Gläser eines (kühlen) Infusum Flor. malvae oder eines Decocti parietar. in den Mastdarm einspritzen. Man empfiehlt dem Kranken die Flüssigkeit bei sich zu behalten und dem Drange der Ausleerung zu widerstehen. Auch das Ausfüllen von Gefäßen mit frischem Wasser gefüllt dient dazu, durch Lungen- und Hautresorption Wasser, wenn auch nur in gasförmiger Gestalt, in den Körper einzuführen. In der Mehrzahl der Fälle gelingt es auf diese Weise ziemlich schnell und sicher, die erhöhte Plastik in dem Organ zu fistiren, und es kommt nur darauf an zu verhüten, daß sie nicht von Neuem hervorbricht. Dies geschieht am besten dadurch, daß man nur nach und nach die eingeschlagene Behandlung verläßt, in der Anwendung der Mittel immer größere Pausen eintreten läßt, und sich endlich nur noch auf das diätetische Verfahren beschränkt. War das entzündete Organ ein Secretionsorgan, so hüte man sich die Anfangs meistens etwas mühsam hervorbrechende Secretion durch reizende Mittel zu unterstützen oder die darauf mitunter erfolgende heftig hervorbrechende Secretion beschränken zu wollen, beides würde verderblich sein, und das Wiederhervorrufen des Entzündungsprocesses zur Folge haben. Dasselbe gilt von der zuweilen zurückbleibenden Schlaffheit der Gefäße und nervösen Reizbarkeit, die bei fortgesetzter Ruhe und passender Diät von selbst schwinden, und weder Roborantia noch Sedantia bedürfen.

Zeigt die Reaction des Organismus den synochalen Charakter, so ist die nächste Aufgabe des Arztes die excessive Gefäßthätigkeit, die sich mehr oder weniger über die ganze Blutsphäre erstreckt, gewaltsam und möglichst mit einem Schlage zu brechen. Dies geschieht nun am besten durch die unmittelbare schnelle Entziehung einer solchen Menge von Blut, daß der Organismus nicht im Stande ist, in der nächsten Zeit Stoff zur Erzeugung von Bildungsstoff in Überschuß zu liefern, vielmehr gezwun-

Digitized by Google

gen wird zum Ersatz der für die normale Capacität seines Gefäßsystems zu gering gewordenen Quantität des Blutes mit der größern Menge von Serum allen überschüssigen Bildungsstoff in den Kreislauf zurückzuführen, und die örtlich zu sehr aneinandergedrängten Blutkügelchen von einander zu entfernen und so gleichmäßig in der Flüssigkeit zu vertheilen. Daß dieser Zweck beiweitem schneller und sicherer durch die Venäsection, als durch die Arteriotomie erreicht wird, ist leicht zu erweisen, wenn man sich nur die Vorgänge bei der Entzündung recht deutlich klar macht; denn abgesehen von den Schwierigkeiten und Nachtheilen, welche die Eröffnung einer Arterie mit sich führt, wird durch sie gar nicht direct auf das entzündete Organ selbst gewirkt, da man nur den Zufluß von Blut während der Dauer der Eröffnung hemmt, was durch einfache Compression der Arterie ebenfalls zu erreichen ist, nicht aber auf das bereits übermäßig im entzündeten Organe angesammelte und gleichsam in einander gedrängte einen unmittelbaren Einfluß ausübt, denn von diesem tritt nichts aus der Arterienöffnung, da es hier keine rückführende Kraft gibt. Ganz anders verhält sich dies bei der Venenöffnung [20]), wenn sie an einem Stamme vorgenommen wird, welcher von dem entzündeten Organe sein Blut herbekommt, denn dafür muß man möglichst sorgen, was die ältern Ärzte recht gut wußten, wenngleich sie sich dabei ebenso in kleinliche Rücksichten verloren, als die neuern Ärzte beinahe jede Rücksicht über Bord geworfen haben. Wir haben gesehen, daß die Venen während der Intermission in der Ausbildung der Entzündung ihre rückführende Kraft verstärken und dadurch immer bildungsstoffreicheres Blut, sowie selbst bereits ausgeschiedenen Bildungsstoff in sich aufnehmen, wodurch aber wieder die rückführende Kraft selbst gehemmt wird, da die Contractionskraft der schwachen Venenhäute auf das consistentere Blut geringern Einfluß ausüben kann; öffnen wir nun in einiger Entfernung von dem Krankheitsherde den Venenstamm, so dringt das sich selbst fortwälzende Blut mit einer Schnelligkeit, welche dem Grade der erhöhten Lebendigkeit entspricht, heraus, die Compression der Blutsäule hört auf, der Übergang aus den Arterien in die Venen in dem entzündeten Organe wird freier, das Blut hält sich nicht mehr so lange in demselben auf, daß das Organ seine Wirkung auf dasselbe äußern kann; es erfolgt also keine Ausscheidung des Plasma mehr, sondern dies dringt im Blute noch suspendirt in die Venen, und durch die darin gemachte Öffnung nach Außen. Da nun während der Zeit kein, oder nur sehr wenig Blut von dem entzündeten Organe zu dem Herzen und den Lungen geführt wird, so wird auch hier die Blutsäule an Dichtigkeit verlieren, diese Organe können sie wieder gewältigen und die gleichsam inficirende Kraft des im Blute schwimmenden Bildungsstoffes kann sich nicht mehr äußern, der Bildungsstoff selbst wird wieder in Blut umgewandelt, und so kommt schon kein zur Ablagerung von Bildungsstoff disponirtes Blut mehr durch die Arterie zu dem entzündeten Organe, dies kann um so weniger seinen Einfluß auf das Blut geltend machen, als es nicht mehr so lange in ihm verweilt, als nöthig sein würde, sondern schnell wieder in die Vene dringt. Durch das flüssigere Blut mit seiner Auflösungskraft des Festen, werden nun nicht nur die bereits stockenden Blutkügelchen wieder frei und in den Kreislauf aufgenommen, sondern auch das bereits Abgelagerte und die kleinern Gefäße Verstopfende, ja selbst von dem bereits Angebildeten nimmt das Blut wieder etwas auf, und so wird nicht nur die Circulation des Blutes wieder frei, sondern es beginnt auch ein regerer Stoffwechsel, wobei der Absatz größer ist als der Ansatz, wodurch der Zustand der Zertheilung der Entzündung eintritt. Leider ist es aber nicht gestattet, diese Wirkung durch den Aderlaß allein herbeizuführen, da zu viel Blut dabei verloren gehen würde, als der Organismus wirklich ertragen kann. Es entsteht also die Frage, wie weit kann man die Blutentleerung treiben, ohne den ganzen Organismus zu gefährden, und wie viel muß man durch andere Mittel und Wege zu erreichen suchen? So unfehlbar nun von der richtigen Beantwortung dieser Frage der ganze Erfolg der Behandlung abhängt, so wenig Material bieten uns doch unsere jetzige Erfahrung und Wissen, um allgemeine und sichere Normen damit aufstellen zu können, denn alle Momente, welche eine Verschiedenheit in dem Verlauf und Charakter der Entzündung bedingen, äußern hier ihren Einfluß, und so sieht sich der Arzt in den wichtigsten Momenten seines Handelns von seinem objectiven Wissen verlassen, und ist fast rein seinem subjectiven „Takte" überlassen. Die meisten wirklichen Regeln gelten nur für die Entzündungen einzelner Organe und Systeme, und müssen dort erwähnt werden. Hier können wir nur sagen, daß, je weiter die Entzündung noch von ihren Ausgängen entfernt ist, desto größere Menge Blut wird entzogen werden können, ohne den Organismus zu gefährden, aber eine desto kleinere Menge wird auch nöthig sein, um die übermäßige Reaction herabzusetzen. Je mehr Ablagerung bereits erfolgt ist, desto weniger wird der Aderlaß im Stande sein, allein das Organ zur Norm zurückzuführen, daher beginnende Entzündungen oft mit einem Schlage durch den Aderlaß vernichtet werden können; aber man muß auch das, was entleert werden muß, mit einem Male aus einer weiten Venenöffnung entleeren, wenn dieser Erfolg erzielt werden soll; wiederholte kleine Aderlässe können niemals einen nothwendigen starken Aderlaß ersetzen. Durch solche unzureichende Aderlässe geschieht es aber oft, daß die Reaction anstatt normalisirt

20) *L. Paniza*, Quaestio de phlebotomia fienda in omni dolore, inflammationibus etc. (Venetiis 1532. 4.) *de Baillou*, Ergo inflammationum et febrium venaesectio ἡγεμόνικον. (Paris 1602. 4.) *Germain*, Diss. ergo in magnis inflammationibus et doloribus sanguinis missio ad deliquium. (Paris 1688.) *Coschwitz*, Diss. de circumscripta utilitate et necessitate venaesectionis in inflammationibus. (Hal. 1731. 4.) *Bara*, Diss. de theoria inflammationis vulgari, venaesectionem in curatione acutarum inflammationum male dirigente. (Gott. 1757. 4.) *Kaltschmied*, resp. *Ch. J. Berger*, De inflammatione, quatenus per venaesectionem discutitur et quatenus inde gravior redditur. (Jenae 1766. 4.) *Zollikofer*, Diss. de abusu venaesectionis in sanandis inflammationibus. (Gotting. 1778. 4.) *Ch. G. Ch. Hartlaub*, Nonnulla de V. S. in organismum universalem vi et in curanda nominatim inflammatione usu. Diss. (Lipsiae 1824.)

Digitized by Google

zu werden, kurze Zeit nach dem Aderlasse beiweitem heftiger hervorbricht, als dies vorher der Fall war, weil der inficirende Bildungsstoff nicht entfernt, sondern nur frei in den Kreislauf geführt wird, und so der ganzen Blutmasse die entzündliche Diathese mittheilt, welche dann oft gar nicht mehr zu bändigen ist. Da es hier also so sehr auf subjective Überzeugung ankommt, so muß der Arzt sich diese auch möglichst zu verschaffen suchen, und keinen Aderlaß verordnen, bei welchem er nicht selbst zugegen sein kann, um aus der ganzen Symptomengruppe zu erkennen, wie lange das Blut aus der geöffneten Vene fließen darf. Nur berücksichtige er, daß der ganze Erfolg nicht sogleich in die Augen springen kann, sondern es einer gewissen Zeit bedarf, in der die Nachwirkung sichtbar wird, und wo man eigentlich erst die Überzeugung gewinnen kann, ob die entzogene Blutmenge hinreichend war, oder nicht. Auf der andern Seite darf man auch nicht zu lange auf die Nachwirkung warten, da sie nicht eintreten kann, wenn die Quantität zu gering war und bei zu großen Pausen die Blutmenge sich wieder regulirt, ja diese wird sogar nach jedem Aderlasse größer, und so kann man zumal durch zu kleine Aderlasse noch allgemeine Blutüberfülle herbeiführen, die vorher gar nicht vorhanden war. Ob man den Aderlaß zu wiederholen hat, kann nur die Gesammtmasse der Symptome entscheiden, niemals ein einzelnes, selbst der Puls nicht, noch weniger aber die Speckhaut, wie man früher besonders annahm, indem man glaubte, man müsse so lange Blut entziehen, als sich auf dem Blutkuchen noch eine Speckhaut zeige. Da die Speckhaut aber nur aus dem überflüssigen Bildungsstoff, der nicht an- und abgelagert werden kann, gebildet wird, so wird sie um so stärker und länger erscheinen, je weniger Parenchym das Organ besitzt, je weniger also Raum zur Ablagerung im Innern gegeben ist; folglich steht die Destruction im Innern des Organes im geraden Gegensatze zur Speckhautbildung. Daher treffen wir sie auch besonders da, wo plötzliche Zertheilung herbeigeführt wird, und ein dann noch gemachter Aderlaß wird Lähmung oder anderweitige Vernichtung des Organes, immer aber Nachtheil für den Gesammtorganismus zur Folge haben. Die Wahrheit des Gesagten bestätigen am besten die Entzündungen seröser Häute, welche das geringste Parenchym besitzen, aber auch die stärkste Speckhaut geben, und durch zu starken Aderlaß am schnellsten gelähmt, zum Ergusse in die von ihnen ausgekleideten Höhlen gebracht werden. So nachtheilig es nun auch ist, nicht genug Blut zu entziehen, so ist der Nachtheil, zu viel zu entziehen, doch oft noch größer, und so dürfen wir, wenn auch der Aderlaß im Stande ist, die Entzündung ganz allein zu brechen, es diesem doch selten allein überlassen, vielmehr werden noch andere Mittel in Anwendung zu ziehen sein, und zwar zunächst solche, welche der Plasticität des Blutes entgegenwirken und sie selbst möglichst rasch zerstören. Dergleichen gibt es nun mehre, die aber auf sehr verschiedene Weise wirken, wenn auch das Resultat ihrer Wirkung anscheinend dasselbe ist. Das stärkste, nicht nur die Plasticität, sondern auch selbst die ganze Vitalität des Blutes vernichtende Mittel ist die Blausäure, allein wir haben die Grade ihrer Wirkung zu wenig in der Hand, als daß wir immer mit Sicherheit selbst nur in der Mehrzahl der Fälle ein glückliches Resultat durch sie erzielen könnten, und die Gefahr wird um so größer, eine um so größere Menge Blut wir entzogen. Wir dürfen sie daher nur in so heftigen Fällen von Lungen- und Herzentzündungen innerlich anwenden, wo alles darauf ankommt, diese Organe vor dem Reize des entzündeten Blutes zu schützen; immer aber fragt es sich auch dann noch, ob wir wenigstens bei Carditis nicht besser thun, wir lassen bis zur Ohnmacht wiederholt zur Ader, da auch die Ohnmacht die Plasticität des Blutes erfahrungsgemäß vernichtet, was uns aber nicht verleiten darf, überall bis zur Ohnmacht Blut zu entziehen, wie von englischen und französischen Ärzten hier und da empfohlen ward; dagegen kann es öfter zweckmäßig sein, dem Kranken während der Venäsection eine solche Stellung zu geben, daß leicht Ohnmacht eintritt. Weniger heftig, aber noch immer kräftig genug wirken der Brechweinstein, das Quecksilber und das Nitrum auf die Vernichtung der Plastik im Blute; aber sie vertangen bei wirklich synochalem Charakter der Entzündung stets vorausgegangene Blutentziehungen, durch welche die Hauptgewalt bereits gebrochen ist. Die ältern Ärzte bedienten sich häufig der Antimonialpräparate, besonders des Antimonium diaphoreticum, welches aber viel zu schwach wirkt; in der neuern Zeit lernte man den schon von Brendel, Schröder und Richter gebrauchten Tartarus stibiatus durch die Empfehlungen der Contrastimulisten in großen Gaben mit entschiedenem Nutzen anwenden; dieser zeigt sich vorzugsweise in Entzündungen wenig parenchymatöser Organe, besonders der serösen Häute und der Lungen, während das Quecksilber als Calomel besonders gegen Entzündungen parenchymatöser Organe von Nutzen ist. Ungleich kräftiger als der innere Gebrauch des Calomels wirkt die von Niemann und Basedow empfohlene äußere Anwendung der grauen Quecksilbersalbe, von welcher alle ½, 2—4 Stunden 3ij—3j langsam und stät, dem Striche der Haare folgend, an den Extremitäten oder am Rumpfe (an der Achselgrube, Weiche) eingerieben wird. Während das Kalomel zuerst mehr auf die Magen- und Darmschleimhaut wirkt, dringt das Quecksilber durch die Hautdrüsen gleich in die Blutmasse und vernichtet hier die Vitalität und Vegetation, weshalb auch Sterne dies Verfahren Traitement abortif genannt haben mag. Geringer und da es in größern Dosen gereicht werden muß, leicht nachtheilig auf die Magenschleimhaut wirkt der Salpeter, sowie die übrigen Neutralsalze, welche nur gegen das Ende der Krankheit passen, um die Secretionen zu erhöhen. Neben diesen innern Mitteln muß nun die strengste antiphlogistische Diät beobachtet werden; die Kranken dürfen, so lange der synochöse Charakter anhält, gar nichts weiter genießen als Wasser, dem man allenfalls noch das von Masagni als Antiphlogisticum empfohlene Kali carbonicum (3ij auf 2—4 Pfund Wasser), um auch auf diesem Wege noch mehr die übermäßige Plastik zu brechen, hinzusetzen kann. Die Erfahrung hat sattsam nachgewiesen, daß nichts mehr den Stoffansatz und die Vitalität des Blutes her-

Digitized by Google

absetzt als Hunger, da er endlich eine gänzliche Dissolution der Säfte herbeiführt. Gelingt es auf die angegebene Weise den synochalen Charakter zu vernichten, so tritt die Behandlung ein, wie wir sie bei der exethischen Form angegeben haben.

Aber nicht immer geht die übermäßige Reaction vom Blutgefäßsysteme aus, sie findet sich auch als *übermäßig erhöhte Nerventhätigkeit*, besonders als Schmerz oder Convulsionen sich darstellend, wenn schon man diese Zustände vielleicht mit mehr Recht als Complicationen, nicht als reine Entzündungen betrachtet (*sensibele Entzündungen*, Sachs). Der Sturm des Gefäßsystems ist zwar auch hier groß, aber es mangelt ihm die Intensität, daher man auch oft deutlich genug ein Steigen und Fallen in den Symptomen der Entzündung bemerkt, und meistens gleicht die alienirte Nerventhätigkeit sich durch übermäßige Wasserbildung, sogenannten Hydrops acutus, aus, da es nicht zu festen Ablagerungen kommen kann, indem gewöhnlich das ergriffene Organ zu wenig Parenchym besitzt. Daher findet sich dieser Charakter vorzugsweise bei Entzündungen seröser Häute, und tritt in der Form der sogenannten *rheumatischen Entzündungen* auf. Da nun hier die Kraft des Blutsystems an und für sich schon geringer ist, als die des Nervensystems, von dem es beherrscht wird, so ist es klar, daß wir durch Aderlaß es nicht noch mehr schwächen dürfen, und in der That hat auch die Erfahrung sattsam gelehrt, daß unvorsichtige, wenigstens zu starke Aderlässe fast immer den Übergang in Wassererguß, Lähmung oder Brand herbeiführten. Die an und für sich schon schwierige Lage, in welcher sich der Arzt in Bezug auf die Blutentleerung befindet, ist hier noch bedeutend vergrößert und dennoch muß Blut gelassen werden, weil dies zugleich ein Mittel ist, die unterdrückte Gefäßthätigkeit zu heben und ihr die Herrschaft über das Nervensystem zu verschaffen. Hier wird aber die Gegenwart des Arztes bei der Blutentleerung vor allem erfodert und er wird sich dann überzeugen, daß während des Flusses des Blutes der vorher unterdrückte Puls sich entwickelt, voll und härtlich, der vorher weiche Puls härtlich wird, worauf dann auch meistens die Vene bald geschlossen werden muß, wenn nicht Nachtheil entstehen soll, was natürlich sogleich geschehen muß, wenn der Arzt sieht, daß das Gefäßsystem zu schwach ist, um selbst eine kleinere Quantität Blut verlieren zu können. Es sind dies die Fälle, für welche man die Lehre vom sogenannten *Probeaderlaß* geschaffen hat. Häufig ist man gezwungen, das Meiste durch örtliche Blutentziehungen in der unmittelbaren Nähe des entzündeten Theils zu bewirken, worauf man sich bei Kindern auch allein zu beschränken hat. Dergleichen Fälle sind es nun, wo man im Anfange gleich nach gemachter entsprechender Blutentziehung den Tartarus stibiatus anwenden muß, und zwar in Brechen erregender Form, um das Nervensystem zu erschüttern; geht dies aber nicht, weil die Krankheit sich schon zu weit ausgebildet hat, die Entzündungssymptome zu stark sind, so reicht man ihn in großen Dosen rasch hinter einander nach Peschier's Methode bei der Lungenentzündung. Überwiegen aber die Nervensymptome bedeutender, so ist es gerathener, sich der Narkotika, und namentlich des Extr. Hyoscyamus und Opiums, bei den mehr rheumatischen Formen auch wol des Colchicums, aber nicht allein, sondern in Verbindung mit Nitrum oder Kalomel, zu bedienen; auch die Digitalis findet hier ihre Stelle, besonders bei Entzündungen der Hirnhäute der Kinder, während Opium [21]) sich für die Entzündungen der Baucheingeweide mehr eignet, für die es auch namentlich von Hamilton im J. 1783 eingeführt wurde, aber zur Zeit des Brownianismus so übermäßig gemißbraucht ward, daß noch jetzt eine nicht geringe Anzahl Ärzte eine wahre Scheu vor seiner Anwendung haben. Ganz besonders schnell und kräftig muß man die Narkotika besonders in denjenigen Fällen von Entzündung anwenden, welche sich aus Neurosen entwickelten, da dies der einzige Weg ist, ihren baldigen Übergang in Brand zu verhüten. In dem Maße, wie die Nervenaufregung schwindet, müssen die Dosen der Narkotika auch seltner gereicht und verringert werden, um endlich den alleinigen rein antiphlogistischen Mitteln Platz zu machen, wie sie von dem Charakter des Leidens dann gefodert werden. Sehr häufig ist es bei Entzündungen der Fall, daß die *allgemeine Reaction zu schwach* ist, um die örtliche Affection zu beseitigen, was seinen Grund entweder in der geringen Dignität des entzündeten Organs für den Gesammtorganismus, oder in der zu großen Schwäche des Individuums hat, wornach die Behandlung natürlich sehr verschieden ausfallen muß. Liegt der Grund in dem Organe, so fragt es sich zuerst, ob es überhaupt nöthig ist, eine allgemeine Reaction hervorzurufen, oder ob die Kunst hinreichende Mittel besitzt, ohne eine solche die topische Entzündung zu vernichten. Bei acuten Entzündungen wird es schwerlich oft gerathen sein, eine allgemeine Reaction hervorzurufen, wozu auch dem Arzte die passenden Mittel fehlen, da alle gefäßerregenden Mittel auch die topische Entzündung steigern. Das einzige ist noch der Aderlaß, durch welchen wir den Organismus zwingen können, auf den örtlichen Krankheitsproceß einzuwirken, und diesen werden wir auch vielfach ohne Nachtheil anwenden können; auch für die einfach chronischen Entzündungen bleibt uns kein anderes Mittel übrig, wenn wir für manche Fälle das Emeticum ausnehmen, denn was die Ärzte sonst noch anführen, beruht auf mangelhafter Diagnose und namentlich auf der übermäßigen Ausdehnung, welche man dem Begriffe der Entzündung gegeben hat. Dagegen findet unter diesen Verhältnissen die Behandlung durch Derivation oder Ableitung eine sehr ausgedehnte Anwendung, welche natürlich nach den Organen verschieden eingeleitet werden muß; obgleich

21) *Robert*, Non ergo unquam incipientibus internis inflammationibus hypnotico ex opio phlebotomia praeferenda. (Paris 1696. 4.) *Haase*. Diss. I. II. de usu opii salubri et noxio in morbis inflammatoriis. (Lips. 1777. 4.) Rob. Hamilton, Methode, die entzündungsartigen Krankheiten mit Quecksilber und Mohnsaft zu behandeln, in Samml. auserlef. Abh. 11. Bd. S. 265—275. *Böhm*, Diss. de rite aestimanda opii virtute in febribus et morbis inflammatoriis. (Lips. 1777. 4.) *Zichm*, Diss. in vires antiphlogisticas mercurii, opii et balneorum tepidorum inquirens. (Erford. 1794. 4.) *Meyer*, Diss. de opii usu in inflammationibus. (Gotting. 1800. 4.)

Digitized by Google

wegen des großen Conneres faſt aller Organe mit dem Darmkanal dieſer am öfterſten und gefahrloſeſten in Anſpruch genommen werden muß, woher aber auch das Kalomel [22]) und die Brechmittel einen ſo großen Ruf als Antiphlogiſtica erhalten haben. Nicht weniger finden die Hautreize vom Senfpflaſter bis zum Glüheiſen hier ihre Stelle, und zwar die ſchwächeren bei den acuten, die ſtärkern bei den chroniſchen Entzündungen. Die weſentlichſte Behandlung trifft aber hierbei das Organ ſelbſt, um ſo mehr, als es meiſtens von Außen zugänglich zu ſein pflegt. Wir ſuchen daſſelbe direct von dem Überfluſſe an Blut zu befreien durch Blutigel, Schröpfköpfe oder Scarificationen, und den bereits im Überfluß abgelagerten Bildungsſtoff aufzulöſen durch Einreibungen von grauer Queckſilberſalbe in der Nähe oder unmittelbar in das Organ, welcher man da, wo gleichzeitig Aufregung im Nervenſyſteme vorhanden iſt, Narcotica, Ol. hyoscyami coctum, Belladonna, Cicuta etc. hinzufügt, und um die Reſorption noch mehr zu fördern, bedeckt man, wo es angeht, bei mehr chroniſchem Verlauf mit ſogenannten reſolvirenden Pflaſtern die Hautſtellen. In der neuern Zeit hat man in der Compreſſion für viele Fälle ein ſehr hilfreiches, die Reſorption beförderndes Mittel entdeckt, wodurch zugleich das weitere Eindringen der Blutkügelchen in das feinere Capillargefäßſyſtem verhindert, der Ablagerung wie dem Anſatze, alſo der Geſchwulſt, Grenzen geſetzt werden; doch darf dieſe natürlich nicht ſo ſtark angewendet werden, daß anhaltender Schmerz entſteht, weil ſonſt die einfache Entzündung in die gefährliche ſogenannte ſenſibele verwandelt werden würde. Zeigt ſich bei den chroniſchen Entzündungen bedeutende Trägheit in dem Verlauf, ſo muß man zu reizenden Waſchungen, Einreibungen und Pflaſtern, ſelbſt Veſicatoren, Pockenſalbe, Haarſeil ſeine Zuflucht nehmen, um die chroniſche Entzündung wo möglich in eine acute umzuwandeln, was ſich häufig durch Schmerz als gelingend anzukündigen pflegt, wo dann die reizende Behandlung, wenn nicht ganz bei Seite geſetzt, doch progreſſionsmäßig vermindert werden muß. Überhaupt gilt es hierbei aber als Regel, daß, wie der Krankheitsproceß in ſeiner Ausbildung Intermiſſionen macht, wodurch er eben die chroniſche Form gewinnt, ſo auch die Anwendung der Mittel nicht permanent, ſondern in Pauſen geſchehen muß, um dem Theile Zeit zu laſſen, ſelbſtändig an der Eliminirung des Krankheitsproceſſes größern Theil zu nehmen, und ihn nicht durch den fortwährenden Reiz noch mehr zu ſchwächen. Die Ärzte haben recht wohl bemerkt, daß die meiſten Mittel permanent angewandt, nach einiger Zeit keine ſichtbare Wirkung mehr zeigen, weil ſich der Theil an ihren Reiz gewöhne und deshalb andere und ſtärkere anwenden zu müſſen geglaubt, was aber in der Mehrzahl der Fälle nicht nöthig, ja ſelbſt ſogar nachtheilig iſt, indem zweckmäßige Pauſen mit einem und demſelben Mittel meiſtens beſſer zum Ziele führen. Überhaupt iſt es zweckmäßiger, die reizenden Mittel, wie auch ſelbſt die Blutentziehungen, wenn die Gefahr nicht ſehr dringend iſt, nicht zur Zeit der Exacerbation, wo man ja erſt die Kraft der Krankheit, wie der gegen ſie ankämpfenden Reaction genauer zu beurtheilen im Stande iſt, ſondern zur Zeit der Remiſſion anzuwenden, da ſie hier ihre Wirkung viel freier entwickeln können. Jenen nothwendigen Pauſen verdanken auch die wiederholten örtlichen Blutentziehungen und Emetica ihre Wirkſamkeit und ihren Ruf in der Behandlung chroniſcher Entzündungen, und grade in der Remiſſion entfaltet ſich ja die Heilkraft der Natur, und gewinnt Raum, den Krankheitsproceß zu zerſtören; iſt ſie alſo zu ſchwach, ſo bedarf ſie ja eben hier am deutlichſten der Nachhilfe, während die zur Zeit der Exacerbation gereichten und angewendeten Mittel der ohnehin mühſam das Gleichgewicht haltenden Heilkraft der Natur noch einen Theil zu ihrer Aſſimilation rauben, ſich alſo mindeſtens zu zerſplittern zwingen, was nur zu leicht Erſchöpfung zur Folge haben kann. Darin liegt auch der Grund, warum combinirte und complicirte Entzündungen ſo ſchwer zu beſeitigen ſind, wofür ſich übrigens keine allgemeinen Regeln aufſtellen laſſen. — War es endlich wirkliche Schwäche des Organismus, welche es weder zu einer allgemeinen noch topiſchen heilſamen Reaction kommen ließ, ſo entſteht die ſehr gewichtige Frage, ob dieſe Schwäche vom Blut- oder Nervenſyſtem ausgeht und in ihnen ſeinen Sitz hat, denn hier handelt es ſich um ganz entgegengeſetzte Heilmethoden, welche noch dazu beide mit den Indicationen für das topiſche Leiden in Conflict gerathen, da dies in dem einen wie in dem andern Falle mehr oder weniger verſtärkt wird, mithin noch eine dritte Indication herbeiführt, durch deren Erfüllung die nachtheilige Einwirkung der allgemeinen Behandlung, wenn nicht ganz aufgehoben, ſo doch weniger ſchädlich gemacht werden muß. Liegt die Schwäche im Blutſyſteme, ſo muß dieſes geſtärkt und ſeine Kraft gehoben werden. Hier finden die Säuren, die China [23]), wie auch der mäßige Genuß der gerbeſtoffhaltigen Weine ihre Stelle; die Säuren kann man mit flüchtigern Mitteln, wie Arnica, im Aufguß verbinden, ſie auch zur China hinzuſetzen, welche offenbar das vorzüglichere Präparat bildet, da man ſie zweckmäßig mit Nitrum und ähnlichen antiphlogiſtiſchen Mitteln verbinden, und ſo dem Grade der entzündlichen Reizung mehr anpaſſen kann. Hat die Schwäche ihren Sitz im Nervenſyſteme, ſo muß man flüchtige Reizmittel in Anwendung ziehen, aber ſolche, welche ſo wenig als möglich das Gefäßſyſtem reizen, vor allen den freilich theuren Moſchus, dann die flüchtigen Ammoniumpräparate, den Kampher und das Opium, welche letztere aber wie die China faſt immer mit antiphlogiſtiſchen Mitteln verbunden werden müſſen, wozu ſich beſonders das Calomel eignet, welches für die nervöſe Schwäche in demſelben Range ſteht, wie das Nitrum für die Schwäche im Gefäßſyſteme, und wie hier

22) *Goy*, Diss. de virtute mercurii inflammationes resolvente. (Mogunt. 1794. 4.) *Rambach*, Diss. Usus mercurii in morbis inflammatoriis. (Halae 1794.) Ziehm, Anmerk. 21 angef. Diss. Wedekind, Über den Gebrauch und Misbrauch des Kalomels in Entzündungskrankheiten; Horn's Archiv für medic. Erfahrung. 1827. Juli, Aug. S. 610 fg. *Müller*, De antiphlogistica Hydrargyri muriatici mitis virtute. (Vratislav. 1822.)

23) *Büchner*, Diss. de virtute corticis Peruvianae antiphlogistica. (Halae 1768. 4.)

Digitized by Google

die Arnica, so tritt bei der nervösen Schwäche die Valeriana als ein zweckmäßiges Verbindungsglied auf. Wie die allgemeine Behandlung, so muß auch die topische des entzündeten Organs, wo es thunlich ist, als eine gemischte auftreten, da in beiden Fällen zu befürchten steht, daß das Organ in seinem egoistischen Streben so wenig gehindert, sich ganz aus der Verbindung mit dem Organismus herausreißt, und dadurch sich nothwendig selbst vernichtet, indem es dem Brande und somit den chemischen Gesetzen anheimfällt. Örtliche Blutentziehungen müssen zwar stets und sogar oft wiederholt vorhergehen, allein weiter darf die örtliche antiphlogistische Methode selten angewendet werden; bei Schwäche des Blutsystems, die ja auch auf den entzündeten Theil ihren Einfluß ausübt, müssen Adstringentia in Form von Waschungen und Überschlägen (Blei, Eichenrinde, China) jedoch kalt, bei nervöser Schwäche, welche die Kälte nicht verträgt, Aromatica, selbst Nervina in gleicher Gestalt aber warm angewendet werden, natürlich steigend und fallend mit den Symptomen der Entzündung. Daß das diätetische Verfahren dieser pharmaceutischen Behandlung angepaßt werden muß, bedarf wol keiner Erinnerung. — Auf die Behandlung der übrigen Modificationen und Varietäten der Entzündung können wir hier nicht näher eingehen, da sie zu sehr von den jedesmal ergriffenen Organen und Systemen abhängig, und deßhalb in den für sie bestimmten eigenen Artikeln dargelegt werden muß.

Gelang es nun auf den angegebenen Wege nicht, den günstigen Ausgang der Entzündung in Zertheilung herbeizuführen, so darf man nicht hartnäckig diesen Zweck weiter verfolgen wollen, sondern muß zeitig solche Modificationen der Behandlung eintreten lassen, wie sie sowol der nun zu erwartende Ausgang, als auch dessen wirklicher Eintritt es erfodert, damit man die fernere Leitung des Krankheitsprocesses nicht ganz aus der Hand verliert, und der unausbleibliche Nachtheil für den Organismus möglichst vermindert wird. Die Schule belegt diese nothwendigen Modificationen der Behandlung mit dem Namen Indication der Ausgänge. Wir haben gesehen, daß es Fälle gibt, wo zwar Zertheilung eintritt, aber die dazu nöthige Krise wird colliquativ in dem entzündeten Secretionsorgane. Hier muß man Anfangs Antiphlogistika mit Narcotica frigida verbinden, weil die später erfoderlichen Adstringentia zu früh angewendet leicht die Secretion zu schnell ganz unterdrücken, und dadurch in dem leidenden oder einem mit ihm verwandten Organe leicht wieder Entzündung hervorrufen; es entsteht aber Gefahr, daß die Colliquationen zur Lähmung oder Atrophie des Organes führen, welche in der Regel unheilbar sind, was zum großen Theil auch von der aus Entzündung sich herausbildenden Erweichung gilt. Das Nähere sehe man in den genannten Artikeln. Oft gelingt es zwar, den Entzündungsproceß zu sistiren, aber es bleibt die bereits eingetretene Hypertrophie (s. d. W.) zurück, wobei in der Mehrzahl der Fälle auch der in das Parenchym der Organe abgelagerte rohe Bildungsstoff nicht wieder entfernt wird; es bleibt gleichzeitig Verhärtung (Induration) übrig. Hier muß die Resorption kräftig angeregt werden, indem man statt der Kälte die Wärme örtlich auf die Umgebung, nicht auf das Organ selbst anwendet, für welches neben den übrigen Ableitungsmitteln sich die kräftigen Resolventia, Jod, Queckſilber, allein oder in Verbindung mit einander oder mit andern Mitteln, wie Digitalis u. s. w., wenn der Verlauf mehr chronisch, und der Charakter mehr torpid ist, eignen. Die plötzlich eintretenden Indurationen, wie die Hepatisation der Lungen, lassen sich nur durch die kräftigsten Antiphlogistika, besonders aber Derivantia, verhüten, einmal eingetreten aber nicht mehr entfernen. Droht der Bildungsstoff sich auf die Fläche von Membranen zu ergießen, so muß man besonders mit den Blutentziehungen vorsichtig sein, dagegen energisch durch den Darmkanal mittels Kalomel und Jalappe oder Cremor tartari, durch die Urinsecretion mit dem Kalomel hinzugefügter Digitalis, vorzüglich aber durch kräftige Hautreize, namentlich Vesicantia[24]), die hier vorzugsweise ihre Stelle finden, ableiten. Erfolgt der Erguß dennoch, so ist die beim Empyem angegebene Behandlung einzuschlagen. Die häufig hiernach zurückbleibenden Verwachſungen sind der Kunst fast stets unzugänglich. Ähnlich ist die Behandlung, wenn der Erguß in Form des Wassers erfolgt; siehe den Artikel Hydrops oder Wassersucht. Über die Behandlung des Ausganges in Eiterung siehe den Artikel Eiterbeule, und die Behandlung des Brandes wird unter Gangrän oder Brand angegeben werden. (*J. Rosenbaum.*)

Enucleator, s. Fringilla.

ENUDA-MIMA, heißt in der tangutischen Sprache eine von seufzenden Menschen bewohnte Welt, und man verstand in der mythischen Geographie der Mittelasiaten den von den Mongolen Mod-Dootu-Tip genannten, nördlich vom Weltberge Sümmer-Ola gelegenen, silberreichen Welttheil. Die Einwohner desselben sind fast seelenlose, nur vegetirende Maschinen, ohne alle Leidenschaften, 230 Fuß hoch und von wunderbarer Gestalt. Sie werden alle 1000 Jahre alt, sind sehr weiß von Farbe und tragen nur weiße Kleider, die sie sich mit allen Zierathen ohne Mühe durch ihren Wunsch verschaffen. Der Baum Galbaras befriedigt alle ihre Bedürfnisse, und eine wildwachsende, den Früchten des Salogewächses ähnliche Frucht, oder nach Andern die Wurzel Amtatu-Semis, dient ihnen zur angenehmen Speise. Sie leben frei von allen Krankheiten; wenn aber die Zeit ihres Todes kommt, so läßt sich sieben Tage vorher eine Warnungsstimme hören, die ihnen ihren Hintritt ankündigt, worauf sie von ihren Freunden und Verwandten traurig Abschied nehmen; s. Pallas, Samml. histor. Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. II. S. 25 fg. (*Richter.*)

ENUDOS, Ἔνυδος, Sohn des Antäos, Königs der Leleger, und der Samia, also Enkel Neptun's (*Paus.* VII. 2). Er gehörte nebst seinen drei Brüdern, Samos, Perilaos und Alitherses, zu den Stammhelden der Samier. (*Richter.*)

Enula, s. Inula.

24) *Engel*, Diss. de explicandis generalioribus vesicantium effectibus, eorumque in inflammationibus usu. (Halae 1774. 4.) recus. in *Baldingeri* Sylloge dissertat. Vol. IV.

Digitized by Google

ENVERMEU, Marktflecken und Hauptort eines gleichnamigen Cantons im Bezirke Dieppe des französischen Departements der Niederseine (Normandie), liegt 3¼ Lieues von Dieppe entfernt an der Eaune, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, eines Einregistrirungs- und eines Postamtes, und hat eine Pfarrkirche, 212 Häuser und 896 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton Envermeu enthält in 40 Gemeinden 14,275 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENYALIOS, ein Beiname des Ares, welcher der Würger, der Städteverwüster bedeutet. Der Name ist unstreitig abgeleitet von dem Namen der Kriegsgöttin Enyo, deren Sohn vom Ares auch Enyalios genannt wird. Es scheint ein alter Name des Kriegsgottes zu sein, denn in einer Stelle des Sophokles wird er vom Ares unterschieden, und Andere machen ihn zum Sohne des Kronos und der Rhea. Histiäos von Milet nennt einen alten Gott der Babylonier Zeus Enyalios. Vorzüglich soll Enyalios den wilden Schlachtengott der Thraker, Ares aber auch zugleich den wohlthätig schützenden Kriegsgott bedeuten. (Cf. Schol. *Aristoph.* Pac. 456. Fragg. *Alcman.* Lyric. ed. *Welcker.* XLI. p. 55. *Sophocl.* Ajac. 179 und daselbst die Ausleger. *Cornut.* De N. D. XXI. p. 190.) (*Richter.*)

Enydra, s. Enhydra.

ENYDRIS. Unter diesem Namen stellte Lichtenstein die Seeotter (Lutra marina *Stell.*) als eigene Gattung auf, und unterschied dies im äußern Ansehen den Fluß- und Teichottern höchst ähnliche Thier von ihnen durch den Bau des Schädels, Gebisses und der Füße sehr genau und richtig. Folgende Charaktere gibt er an: Ohren klein, besonders niedrig, am Kopfe sehr abwärts stehend, tutenförmig eingerollt, mit abgestumpftem Zipfel und dicht behaart. Füße fünfzehig; die vordern mit auffallend kurzen, schwielig verwachsenen Zehen; die hintern mit gestreckten, von Innen nach Außen allmälig an Länge zunehmenden Zehen, die durch eine behaarte Schwimmhaut bis ans Ende verbunden sind; beide mit zusammengedrückten, sichelförmigen, spitzen, halb aufrechtstehenden Krallen bewaffnet. Schwanz kürzer als der vierte Theil des Leibes, ziemlich dick, mehr breit als rund, mit stärkerer Seitenbehaarung.

Wenngleich diese habituellen Merkmale die Seeotter schon genügend von ihren Verwandten unterscheiden, so steigert sich doch diese Differenz beiweitem durch die Bildung des Schädels und des Gebisses. Ersterer ist viel kürzer und breiter, als bei der Flußotter; namentlich ist der Schnauzentheil ganz auffallend kurz, dafür aber der Stirntheil im Verhältniß nicht blos länger, sondern auch viel breiter. Die crista verticalis und occipitalis, welche jungen Individuen, wie gewöhnlich, ganz fehlen, erreichen mit zunehmendem Alter eine beträchtliche Höhe, und übertreffen alsdann die der Flußotter um ein Bedeutendes. Sehr merkwürdig ist endlich das Gebiß durch die Differenz der Schneidezähne. Die ganz jungen Thiere haben nämlich oben und unten sechs Schneidezähne von auffallender Kleinheit, und blos zwei Backenzähne, die spätern Lückenzähne; bei ältern Exemplaren sind an die Stelle der untern sechs Schneidezähne vier etwas größere getreten, von denen die beiden mittlern mehr nach Innen stehen; dabei finden sich je drei Backzähne, von denen der hintere ein dreieckiger Fleischzahn ist. Ganz alte Individuen mit vollständigen cristis zeigen dieselben Schneidezähne, aber oben je vier, unten je fünf Backzähne, indem dort noch ein hinterer, viereckiger, großer Mahlzahn hinzugekommen ist, welcher an der innern oder Mundseite eine viel größere Breite hat, als an der äußern oder Backenseite. Dieses Verhältniß des Mahlzahnes scheint den Hauptgattungscharakter des Gebisses darzubieten, insofern bei der Flußotter derselbe Zahn an beiden genannten Seiten gleichbreit ist, letztere überdies aber einen Zahn mehr hat, nämlich einen sehr kleinen vordern Lückenzahn, dessen Auftreten durch die größere Länge des Schnauzentheiles bedingt ist. Dieser kleine obere Lückenzahn fehlt indessen ebenso häufig bei der gemeinen Flußotter (Lutra vulgaris), wie selten der mittlere untere Schneidezahn jeder Seite, sodaß in einem solchen Falle die Anzahl der Zähne bei beiden Gattungen ganz dieselbe ist, und nur die stumpfzackige Bildung aller Zähne der Seeotter ihr Gebiß von dem auffallend spitzzackigen der Flußotter unterscheidet.

Die einzige bekannte Art dieser Gattung heißt jetzt also Enydris marina und erreicht eine Größe von fünf Fuß. Sie ist schwarzbraun von Farbe und besitzt, gleich allen Ottern, einen sehr dichten Pelz, dessen Wollhaare braungrau aussehen, stark gekräuselt sind und kaum einen Zoll messen. Sie werden überragt von 2—2½ Zoll langen, schwarzen Grannenhaaren, zwischen denen in bestimmten Abständen andere noch etwas längere Grannenhaare mit weißer Spitze stehen. Letztere überragen die erstern grade um soviel, als das Weiß ihrer Spitze beträgt, und bedingen dadurch ein überaus schönes, reifartiges Ansehen des Pelzes. Mit zunehmendem Alter treten solcher weißspitzigen Haare immer mehre hervor; sie fehlen indessen an den Füßen ganz. — Die Seeotter bewohnt die nordwestlichen Küsten Amerika's und scheint sich bis zu den Aleuten zu verbreiten; nach Steller besteht ihre Nahrung in Muscheln, besonders Mytilusarten, zu deren Ablösen sie vorzüglich ihre kurzzehigen Vorderfüße benutze. Auch Patellen und andere festsitzende Mollusken frißt sie gern. Zu dieser Nahrung paßt auch ganz die stumpfhöckerige Bildung ihrer Backzähne. Vergl. über dieselbe: Steller in Nov. comm. acad. Petrop. T. II. P. II. p. 367. t. 26. Pallas' Reisen III. S. 127. 137. Schreber's Säugeth. III, 465. 4. t. 128, und besonders Lichtenstein im Naturhist. Atlas zu Ermann's Reise um die Erde. S. 19. t. 11 u. 12; sowie Hodgson in den Proceed. of zool. soc. IV, 59. (*Burmeister.*)

ENYEDI, 1) Georg, unitarischer (Socinianischer) Superintendent in Siebenbürgen, gest. 1597 im 42. Lebensjahre. Er studirte in Teutschland, in der Schweiz und in Italien classische Literatur und Theologie. Nach seiner Rückkunft aus dem Auslande, im 23. Lebensjahre, hielt er sich eine Zeit lang in Wien auf, wo er zuerst durch die magyarische Übersetzung eines lateinischen Gedichtes: De misera morte duorum amantium ob impatientiam

Digitized by Google

amoris, als Schriftsteller auftrat (Debreczin 1577. 4.). Nach Siebenbürgen zurückgekehrt, wurde er daselbst Erzieher, unitarischer Prediger und endlich Superintendent. Großes Aufsehen erregte sein opus posthumum: Explicationes locorum Scripturae Veteris et Novi Testamenti, ex quibus Trinitatis dogma stabiliri solet, auctore *Georgio Enyedi*, weil es ganz gegen das Dogma von der heil. Dreieinigkeit gerichtet ist. Es wurde zu Enyed gedruckt, allein sehr bald verboten, und die Exemplare, welche man auftreiben konnte, wurden öffentlich verbrannt. Es wurde aber in Holland neu aufgelegt, jedoch ohne Angabe des Druckortes und der Jahrzahl *). Dem Georg Enyedi wird auch von Vielen zugeschrieben die Explicatio locorum Catechesis Racoviensis und die Praefatio in Novum Testamentum versionis Racovianae; allein er kann nicht der Verfasser davon sein, da die Catechesis Racoviensis erst nach seinem Tode im Druck erschien.

2) Stephan E., Notar der königl. Freistadt Nagy-Bánya in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., schrieb in ungarischer Sprache die Geschichte Siebenbürgens von 1657—1660 unter dem Titel: Occasio suscepti itineris et belli Principis Georgii Rákóczy II. in Poloniam. Diese wichtige Schrift ist bis jetzt nur in der Handschrift vorhanden. Nähere Auskunft ertheilt darüber der siebenbürgische Literator Joseph Benkő in seiner Abhandlung: Selentés az Erdély historiája' irójinak magyar nyelven találtató Kézirásairól (Anzeige der Handschriften von Schriftstellern in ungarischer Sprache über die Geschichte Siebenbürgens), welche Rumy theils in dem pester Tudományos Gyüjtemény (Wissenschaftliche Sammlung), theils in der kaschauer Felső Magyar Országi Minerva (Oberungarische Minerva) mitgetheilt hat. (*Rumy.*)

Enygris *Wagler*, s. Boa und Riesenschlange.

ENYO, Ἐνυώ, 1) eine von den Gräen; s. d. — 2) Die Würgerin, Städteverwüsterin, eine Göttin des Krieges bei den Griechen, die Mutter oder Amme oder Schwester des Ares und Begleiterin desselben, indem sie mit Eris, Phobos und Deimos vor seinem Kriegswagen im Getümmel der Schlacht herschreitet. (*Hom.* Il. IV, 440. V, 333. *Hyg.* Praef.) Sie scheint ursprünglich die besondere Kriegsgöttin eines einzelnen Völkerstammes gewesen und dann in den griechischen Götterstaat übergegangen zu sein. Vom Ares unterscheidet sie sich blos durch das Geschlecht. Wie er, ist sie die Göttin des wilden Schlachtgetümmels, die allein am Blutvergießen sich ergötzt. Von der Kriegsgöttin Pallas ist sie daher ganz verschieden, denn diese ist auch Vorsteherin der Künste des Friedens. Bei den Römern ward sie unter dem Namen Bellona nationalisirt, und erlangte hier mehr Ruhm als bei den Griechen. Römische Dichter geben ihr eine blutige Peitsche (*Aen.* VIII, 703) und eine Fackel in die Hand und schildern sie mit fliegenden, blutbespritzten Haaren (*Syl. It.* v. 221); diese Bilder entlehnten sie wahrscheinlich, wie Seybold sagt, von einer Vorstellung derselben in ihrem Tempel zu Rom, oder von der Sitte ihrer Priester, sich bei den Opfern die Schultern zu ritzen und ihr eigenes Blut zu vergießen (*Mart.* Ep. II, 85). Vor ihren Tempeln stand eine kleine Säule, in welche, nach geschehener Kriegserklärung, ein Spieß gesteckt zu werden pflegte (*Ovid.* Fast. VI, 206). Der merkwürdigste Tempel derselben war der, welchen Appius gelobte. In einem zweifelhaften Treffen mit den Samnitern und Etruskern hob er vor den Augen des Heeres die Hände empor und rief: Verleihest du uns heute den Sieg, o Bellona, so gelobe ich dir einen Tempel (*Liv.* X, 19). Das begeisterte die Krieger mit neuem Muthe und die Schlacht ward gewonnen. In einem ihrer Tempel pflegte der Senat sich zu versammeln und so vor den Augen der hoch verehrten Göttin zu rathschlagen. — Die Tempel zu Komana in Kappadocien und im Pontus sind kein Heiligthum der Enyo oder Bellona, sondern der armenischen Anaitis, deren Verehrung hier einen kriegerischen Charakter angenommen hatte. (Creuzer's Symb. II, 22 fg.) (*Richter.*)

Enyo, s. Theridiidae.

ENZERSDORF. 1) Enzersdorf am Gebirge, auch Maria-Enzersdorf, ein zur Herrschaft Feste Lichtenstein gehöriges, großes, schön gebautes Dorf im V. U. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in der Nähe von Wien, zwischen Brünn und Mödling, in freundlicher Lage, fast durchaus von Weingärten umgeben, mit 101 Häusern, worunter sich viele Landhäuser der Wiener befinden, 820 teutschen Einwohnern, welche Wein- und Feldbau treiben und von der Vermiethung ihrer Häuser an die Bewohner der zwei Stunden entfernten Hauptstadt, sowie auch aus dem Verkaufe der Milch und des Obstes nach Wien, großen Gewinn ziehen; einer zum Dekanat Laa des wiener Erzbisthums gehörigen katholischen Pfarre von 900 Seelen, welche von drei Gliedern des Franziskanerordens versehen wird und unter dem Patronat des Religionsfonds steht; einem im J. 1454 gegründeten, 1533 aufgehobenen und 1632 wieder hergestellten Franziskanerkloster; einer katholischen, im J. 1726 in ihre gegenwärtige Gestalt gebrachten Wallfahrtskirche, Maria Heil der Kranken genannt, welche stark besucht wird und ein Hochaltarblatt von J. Höfel hat; einem Kirchhofe, in dessen Erde der verdiente Astronom Max Hell und der berühmte Dichter Fr. L. Zacharias Werner ruhen; einer Schule; einem freien Hofe, der alten Feste Lichtenstein und dem auf einem mäßigen Vorgebirge liegenden fürstl. Lichtenstein'schen Sommerschlosse, mit einem neu angelegten Parke und herrlicher Aussicht auf die nahe Hauptstadt der Monarchie und ihre belebten, schönen Umgebungen. 2) Enzersdorf an der Fischa, ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges Dorf desselben Kreises und Landes, am rechten Ufer der großen Fischa, wo sie den Reisenbach aufnimmt, in offener, wellenförmig geschwungener Gegend gelegen, eine halbe Stunde südlich von dem Markte Fischamend entfernt, mit 149 Häusern, 860 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feld- und

*) Dieses unitarische Werk suchten zu widerlegen Benedict Szent Királyi in lateinischer und Stephan Melotai in ungarischer Sprache.

Digitized by Google

Weinbaue und der Viehzucht ernähren; einem herrschaftlichen Schlosse, worin die Amtskanzlei der fürstl. Batthyani-Strattmann'schen Fideicommißherrschaft gleiches Namens ihren Sitz hat; einer zum Dekanat Fischamend des wiener Erzbisthums gehörigen katholischen alten Pfarre von (1829) 1560 Seelen, welche schon im 15. Jahrh. bestand, später von den Lutheranern in Besitz genommen, und erst im J. 1676 wieder hergestellt wurde, gegenwärtig unter dem Patronat der Ortsobrigkeit steht und von zwei Priestern versehen wird, einer alten, zum Theile noch aus dem 13. Jahrh. stammenden Kirche, einer Schule, einem freien Hofe und zwei Mahlmühlen. In der Gegend dieses Dorfes sollen mehre Avarenstämme, gleich nach ihrer Unterwerfung durch K. Karl den Großen, getauft worden sein. 3) Groß- oder Stadtl-Enzersdorf, eine k. k. Staatsherrschaft im V. U. M. B. Niederösterreichs, welche zugleich Landgericht, Grund-, Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist, die Stadt gleiches Namens, sieben Dörfer, einen Hof und zwei Ziegelöfen umfaßt, 10,879 n. ö. Joche und 1411 □Klaftern ökonomisch benutzten Bodens besitzt, einen Bevölkerungsstand von 2134 Seelen in 365 Häusern und einen Viehstand von 577 Pferden, 665 Rindern, 2124 Schafen und 680 Schweinen zählt. 4) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges Landstädtchen, im Marchfelde, nahe an jenem Arme des linken Donauufers, welcher die Insel Lobau umschließt, gelegen, 2½ Stunden östlich von Wien entfernt, ziemlich wohl gebaut und von einer Mauer umgeben, durch welche drei Thore führen, mit 110 Häusern, 823 teutschen Einwohnern, welche sich größtentheils mit Getreidebau und Handel beschäftigen; einer alten, zum Dekanat an dem Marchfelde neben der Donau des Erzbisthums Wien gehörigen katholischen Pfarre von (1829) 1150 Seelen, welche unter dem Patronat des Kameralfonds steht; einer ansehnlichen, aus dem 12. und 14. Jahrh. stammenden katholischen Kirche und Kapelle; einer Schule, Schießstätte, einer Apotheke, zwei Gasthäusern, einer Potaschensiederei, mehren Schiffmühlen, zwei Ziegelöfen, den in der Mitte des Städtchens gelegenen Ruinen eines alten Schlosses, von dessen Schicksalen aber nichts anderes bekannt ist, als daß es in der letztern Zeit als Braubaus verwendet wurde; einem stark besuchten wöchentlichen Körnermarkte und zwei Jahrmärkten. Dieses Städtchen ist vorzüglich in der Kriegsgeschichte des verhängnißvollen Jahres 1809 merkwürdig geworden, denn unterhalb dieses Städtchens ließ Napoleon vor der mörderischen Schlacht bei Wagram am Abende des 4. Juli bei Mühlleiten über die Donau setzen, am 5. Morgens die nicht sehr bedeutenden Feldverschanzungen zwischen Eßling und Enzersdorf nehmen und das hoch in Flammen auflodernde Städtchen erstürmen, worauf er sich erst im Marchfelde ensfaltete und gegen Teutsch-Wagram vorrückte. 5) Lang-Enzersdorf, auch Langen-Enzersdorf, ein zum Stifte Klosterneuburg gehöriges großes Dorf in demselben Kreise und Lande, am Fuße des wegen seines vortrefflichen Weines bekannten Bisamberges, an der von Wien nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße, in sehr malerischer Umgebung gelegen, zwei Meilen nordwärts von Wien und eine halbe Stunde vom linken Donauufer entfernt, zum Theil von ausgebreiteten Auen umringt, mit 110 Häusern, 650 teutschen Einwohnern, welche Feld- und Weinbau treiben und aus dem Verkaufe von Obst, Milch, Getreide und andern Erzeugnissen nach Wien großen Vortheil ziehen; einer alten katholischen Stiftspfarre der regulirten Chorherren zu Klosterneuburg, welche zum Dekanat am Michaelsberge des wiener Erzbisthums gehört, unter dem Patronat des Stiftes steht, im J. 1326 von dem Bischofe Albert von Passau gestiftet und im J. 1403 an das Stift der regulirten Chorherren übertragen wurde; einer katholischen Kirche, Schule, einigen Gasthäusern, einer Poststation, welche mit Wien und Stockerau Pferde wechselt, einer Wegmauthstation, einem k. k. Forstamte und schönen Gärten. Die hiesige Gegend litt von jeher durch die Verwüstungen des Krieges und durch Feuersbrünste viel Ungemach. 6) Ein zur Herrschaft Staatz gehöriges Dorf in demselben Kreise und Lande, in einem Thale westlich von der nach Brünn führenden Poststraße gelegen, zwei Stunden von der Poststation Poisdorf entfernt, mit 81 Häusern, 537 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feld- und Weinbau ernähren, und nach Staatz (Dekanat an der Hochleiten, Erzbisthum Wien) eingepfarrt und dahin auch zur Schule gewiesen sind, und einer Mahlmühle. 7) Enzersdorf im langen Thale, eine Herrschaft und Dorf in demselben Kreise und Lande, welche einem alten ritterlichen Geschlechte den Namen gaben; das Dorf liegt im sogenannten langen Thale am Göllersbache, hat 78 Häuser, 465 teutsche Einwohner, welche Feldbau treiben, eine eigene katholische Pfarre, welche zum Dekanat außer dem langen Thale des wiener Erzbisthums gehört und unter dem Patronat des Stiftes der Schotten zu Wien steht, eine katholische Kirche, ein neues herrschaftliches Schloß, eine Schule, zwei Mahlmühlen und ein Wirthshaus. 8) Ein zur Herrschaft Krumau gehöriges Dorf im V. O. M. B. Niederösterreichs. 9) Eine Gemeinde des Bezirkes Reifenstein im judenburger Kreise der obern Steiermark. (*G. F. Schreiner.*)

Enzian, s. Gentiana.

ENZIO, König von Sardinien, war der natürliche Sohn des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen, aus dessen Verhältniß mit einer edlen Dame, die nach Einigen eine Teutsche, nach Andern eine Italienerin gewesen ist, und gewöhnlich Bianca Lancia genannt wird.

Er wurde 1225 zu Palermo geboren und erhielt in der Taufe den Namen Heinrich, der bald in Heinz, in Henzio, Enzo, Entius, gewöhnlich aber in Enzio verwandelt wurde.

Seine Jugend, seine Erziehung sind in Dunkel gehüllt und nur das geht mit Bestimmtheit hervor, daß er mit unter allen seinen Brüdern, vielleicht Manfred ausgenommen, dem Herzen seines kaiserlichen Vaters am nächsten stand. Mit unbegrenzter Zärtlichkeit und Treue war er dafür dem Kaiser ergeben, dem er an körperlicher Schönheit ungemein glich.

Dichtkunst und Saitenspiel, welche am Hofe zu Palermo mit besonderer Sorgfalt gepflegt wurden, bildeten

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

früh den Geist und das Gemüth des schönen Jünglings, bei dem diese schönen Gaben mit kühner Tapferkeit und männlicher Thatkraft gepaart waren. Gleich seinem Vater war er fern von aller Priesterfurcht, und fern von aller Einwirkung religiöser Vorurtheile stand er demselben in allen seinen Kämpfen mit der Kirche aus voller Überzeugung bei und wurde so einer der geschäftigsten und gehaßtesten Gegner des Papstes.

Im J. 1237 erwarb sich Enzio in der Schlacht von Corte nuova die Sporen, als er tapfer an der Seite seines Vaters gegen die aufrührischen Lombarden focht. Wie in der Schlacht über seine Feinde, so siegte er im folgenden Jahre über viele Bewerber, welche um die Hand Adelasia's, der verwitweten Beherrscherin von Sardinien und Corsica, freieten. War auch der Ruf ihrer Schönheit weniger groß, denn sie war bereits 30 Jahre alt, so bewog doch der Reiz ihrer Reichthümer und der Theilnahme an einem Königthume den Kaiser, für seinen Sohn bei Adelasia zu werben, da er dadurch nicht allein der Macht seines Hauses und den Rechten des Reichs einen bedeutenden Zuwachs erwarb, sondern auch dem feindlich gesinnten Papst, der auf Sardinien von jeher Ansprüche machte, eine empfindliche Wunde schlug.

Adelasia, durch die Schönheit des tapfern Jünglings, der damals erst sein 15. Jahr erreicht hatte, bestochen, reichte ihm die Hand und der Kaiser gab ihm darauf den Titel eines Königs von Sardinien. Vermöge der Verfassung Sardiniens besaß aber Enzio, außer den von seiner Gemahlin ererbten Grafschaften (Judicaten) Torre und Logodurro, wenig mehr als den königl. Titel, und die thatenreiche Zeit, in welcher er lebte, hielt ihn, der die weiten Plane seines Vaters begriff und ins Leben rief, fern von diesem Eilande, wo er für seinen Geist und seine Thatkraft nur wenig Nahrung fand. Nur kurze Zeit blieb daher Enzio bei seiner Gemahlin in Sardinien, denn bald nach seiner Verheirathung rief ihn der Kaiser nach Italien zurück, um ihn unter dem 25. Juli 1239 zum Statthalter (Vicarius Imperii Generalis) von Italien zu ernennen. Die Bestallung des Kaisers findet man in den vorzüglichsten Schriftstellern jener Zeit, und sie zeugt sowol von dem hohen Geiste als von der schönen Sprache Friedrich's II.

Enzio wurde in dieser Bestallung mit aller Machtvollkommenheit bekleidet, ihm wurde die unbeschränkte Herrschaft und Schwertesgewalt gegeben: „damit du gleichsam als ein Spiegel unserer eigenen Person über Frieden und Gerechtigkeit wachest, und überhaupt und allenthalben unsere Stelle in jenem Lande vertretest."

Während im Verlaufe des Feldzugs der Kaiser seine Hauptmacht gegen Bologna führt, erobert Enzio die Festen Piumuzzo und Crevalcone; darauf drang er gegen die Mark Ancona vor, und faßte im October daselbst festen Fuß; der Papst zitterte in seiner Hauptstadt und voll von Zorn schleudert er am 11. Nov. den Bannstrahl gegen den jungen König von Sardinien. Dieser aber kümmerte sich wenig um den Bann des erschrockenen Papstes, rüstete sich zu dem neuen Feldzuge, in welchem er die Eroberung der Mark und der angrenzenden Länder fortsetzte. Orta, Civita Castellana, Montefiascone, Corneto, Sutri, Tuscanella und selbst das vom Papste schmerzlich bedauerte Viterbo fiel in die Gewalt des Königs.

Die Fehde des kaiserlich gesinnten Ferrara mit Ravenna leitete die Aufmerksamkeit des Kaisers auf Mittelitalien. Ferrara wurde von den Guelphen, den Feinden des Kaisers, genommen, und der Verlust dieser Stadt war zu wichtig, als daß er nicht alles zur Wiedereroberung hätte verwenden sollen.

Bald erschien daher Friedrich II. mit Enzio vor Ferrara und noch vor Ende des Jahres 1240 mußte sich die Besatzung ergeben und der Kaiser war wieder im Besitz seiner treuen Stadt.

Noch größern Ruhm sollte das Jahr 1241 dem jugendlichen Könige bringen. Der Papst hatte im vergangenen Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom auf Ostern 1241 ausgeschrieben, wogegen der Kaiser alle Prälaten gewarnt hatte, dem Rufe des Papstes zu folgen. Trotz dessen wagte es eine bedeutende Anzahl, vorzüglich der hohen französischen Geistlichkeit, gestützt auf die dem Papste verbündeten Genuesen, die gefährliche Reise auszuführen, und schiffte sich am 25. April im Hafen von Genua ein, um von da, gedeckt durch die genuesische Flotte, die Mündung der Tiber zu erreichen. Friedrich II., vom Vorhaben seiner Feinde unterrichtet, übertrug dem Könige Enzio den Befehl über die kaiserliche und pisanische Flotte, welche bereits im Hafen von Pisa insgeheim vereinigt war. Mitten auf der Fahrt erfuhren die Genuesen die Anwesenheit der kaiserlichen Flotte, dennoch setzte man trotz der kläglichen Bitten der Prälaten, die einmal beschlossene Fahrt längs der etrurischen Küste fort. Enzio erkannte den günstigen Zeitpunkt, ereilte am 3. Mai die genuesische Flotte unweit Livorno, bei der Insel Meloria, und errang nach mehrstündigem Kampfe einen vollständigen Sieg über dieselbe; 22 Schiffe wurden geentert, 3 in Grund gebohrt und nur 2 entkamen, um Genua die unglückliche Nachricht der Schlacht zu bringen.

Einige von den Prälaten zogen den Tod in den Wellen der Gefangenschaft vor, die andern aber, worunter 3 Cardinäle, 3 Erzbischöfe, 5 Bischöfe und viele Äbte, wurden gefangen und Enzio schickte auf Befehl seines Vaters, der ihm auf seine Anfrage

Omnes Praelati Papa mandante vocati
Et tres legati veniant hucusque ligati

geantwortet hatte, die Prälaten und drei Legaten gebunden nach Neapel, während die andern in pisanischen und sicilischen Kerkern untergebracht wurden.

Gedrückt von diesem Unglücke starb der Papst Gregor IX., und Friedrich II., der nun augenblicklich in Italien freien Athem schöpfen konnte, schickte den König Enzio mit 4000 Reitern und vielem Fußvolke nach Teutschland, um im Vereine mit seinem Bruder, dem Könige Konrad, gegen die Mongolen zu ziehen, die in diesem Jahre von Ungarn aus in Teutschland einzudringen versuchten.

Zum ersten Male sah der König von Sardinien das Vaterland seiner Ahnen und war so glücklich, sein Bürgerrecht mit dem Schwerte zu erwerben. Am Delphis, einem kleinen Arme der Donau in Österreich, kam es

Digitized by Google

zur Schlacht, und die Mongolen erlitten eine entscheidende Niederlage.

Kaum hatte Enzio Teutschland von der fürchterlichen Verwüstung der asiatischen Horden gerettet, so kehrte er nach Italien zurück, denn auch der neu erwählte Papst Innocentius IV. suchte den Krieg gegen den Kaiser von Neuem an. Doch bieten diese Feldzüge wenig mehr dar, als die Eroberung fester Schlösser und die Verwüstungen des flachen Landes, und so geschah in den Jahren 1242 bis 1243 nichts Entscheidendes. Für Enzio aber mußte es schmerzlich sein, daß sich seine Gemahlin, die freilich größtentheils fern von ihm leben mußte, unter dem Vorwande, daß Enzio gebannt sei, von ihm trennte, und später einen ihrer Liebhaber heirathete.

Noch thatenloser als die vorhergehenden Jahre war das Jahr 1244, da während dessen der Kaiser und der Papst Friedensunterhandlungen pflogen, die aber zu keinem Resultate führten und mit der Flucht des Papstes nach Lyon endigten. Enzio hielt sich zu Verona auf und hier wurde der nächste Feldzug gegen den Papst und seine Anhänger verabredet, der eine Entscheidung bringen sollte, aber auch nicht brachte. Zwar stand im October 1245 der Kaiser bei Abbiate am Ticino dem feindlichen guelphischen Heere gegenüber, während Enzio auf dem linken Flügel an der Adda die Kaiserlichen zu sammeln suchte; doch der Kaiser wagte die Schlacht nicht, und auch das Treffen bei Gorgonzuolas, welches Enzio bestand, um sich mit seinem Vater zu vereinigen, und in welchem er nur durch die Tapferkeit der Krieger von Reggio und Parma der Gefangenschaft entrissen wurde, gab keine Entscheidung. Der Kaiser zog nach Pavia, von dort nach Cremona; Enzio aber blieb in der Lombardei.

Das Jahr 1246 ging ohne besondere Kriegsthaten vorüber, der Kaiser war mit der verabredeten Kirchenversammlung zu Lyon beschäftigt, während Enzio und Friedrich von Antiochien die Macht ihres Vaters in Italien zu verstärken suchten, was ihnen auch gelang.

Nirgends hatten die guelphischen Lombarden ein erhebliches Heer, vielmehr breitete sich die kaiserliche Macht allmälig immer weiter aus, aber ebendiese Verbreitung zersplitterte auch die Kräfte des Kaisers und die aus Parma vertriebenen Guelphen benutzten dies, übertrumpelten am 14. Juni 1247 die Stadt und setzten sich in Besitz derselben. Der Papst und alle guelphischen Städte unterstützten nun ihre Partei in Parma schleunigst und bald faßte es eine zahlreiche, dem Kaiser feindlichgesinnte Besatzung in seinen Mauern.

König Enzio war, als er den Verlust dieser wichtigen Stadt hörte, mit der Belagerung von Quinzano beschäftigt; er zog sogleich alle verfügbaren Streitkräfte zusammen, und lagerte sich westlich vor Parma; der Kaiser eilte ebenfalls mit einem bedeutenden Heere dahin, und begann am 14. Aug. die Belagerung, bei der Enzio wichtige Dienste leistete. Trotz aller Anstrengungen aber zog sich die Belagerung in die Länge, und als der Kaiser im Anfange des J. 1248 schon glaubte, die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, so unternahmen die Belagerten einen Ausfall, überfielen das kaiserliche Lager und zerstörten es von Grund aus.

Trotz dessen wurde die Belagerung eine Zeit lang fortgesetzt und Enzio, der bei dem Ausfalle der Belagerten nicht zugegen gewesen, rächte den Überfall, indem er dem Parma verbündeten Mantua in einem Treffen auf dem Po über 100 Fahrzeuge wegnahm. Die Eroberung von Parma aber mußte der Kaiser aufgeben, da ihn selbst dringende Geschäfte nach Neapel riefen, während Enzio mit seinem Freund und Schwager Ezzelino nach Verona ging, wo er seine, ihm vom Kaiser bestimmte Braut (mit der er sich jedoch nicht vermählte), die Nichte Ezzelino's, kennen lernte. Über die Person derselben sind jedoch die Schriftsteller in Zweifel; es ist wahrscheinlich, daß, wenn sie nicht die Tochter der mit Enrico d'Egna vermählten Schwester ist, es eine der beiden so reizend als unglücklichen Töchter Alberigo's, Amabilia oder Grisseldis war, welche auf Befehl Azzo's von Este auf schimpfliche Weise getödtet wurden.

Die ausgebrochene Feindseligkeit zwischen Bologna und Modena rief jedoch den König zu neuen Thaten. Er erfuhr, wie die Bolognesser, durch 3000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk des Azzo von Este und anderer Bundesgenossen unterstützt, unter Anführung des Podesta Filippo Ugone gegen Modena anrückten.

Enzio, durch Gesandtschaft des bedrängten Modena's bestürmt, versprach der Stadt Hilfe, zog seine Streitkräfte aus Pavia und Cremona, sowie die aus Parma und Ferrara verwiesenen Ghibellinen an sich, und ging, durch die Besatzung von Modena verstärkt, kühn dem Feinde entgegen, der an dem rechten Ufer der Fossalata lagerte.

Am 26. Mai entbrannte die Schlacht; Enzio, unter den welschen wie teutschen Rittern an Würde wie an Heldenmuth der erste, war überall, wo der Kampf am heftigsten entbrannte. Im Gewühle des Kampfes traf er auf Antonio Lambertacci; das Pferd des Königs stürzte, und nur der unbeschreibliche Muth des teutschen Kriegers entriß ihn diesmal der Gefahr, allein sein Fall hatte das Heer entmuthigt, die Modenesser flohen und zogen die übrigen Abtheilungen mit nach. Der König suchte umsonst sein Heer zum Stehen zu bringen, die Nacht brach ein und der siegestrunkene Feind verfolgte unablässig, und Enzio mit mehren Edlen, Marinus v. Ebulo und Boso Doaro geriethen in seine Gewalt. Unter starker Bedeckung wurde der König vorläufig nach dem festen Castel Franco abgeführt, dann aber mußte er den Triumphzug des Filippo Ugone verherrlichen, welchen derselbe in Bologna hielt.

Hoch auf seinem Streitrosse sitzend ragte Enzio (er war 24 Jahre alt) vor allen seinen Mitgefangenen hervor, und erwarb sich durch seine männliche ungebeugte Haltung die Bewunderung der Männer ebenso, als er die Herzen der schönen Frauen bezauberte.

Wol regten sich in Bologna viele Stimmen, welche, durch Bewunderung des königlichen Helden hingerissen, darauf drangen, den König freizugeben, und so durch Großmuth den Kaiser zu gewinnen: trotz dem gewann die Gegenpartei die Oberhand und es blieb beschlossen, Enzio bis zu seinem Tode gefangen zu halten.

Digitized by Google

Friedrich II. ward durch diese Nachricht tief erschüttert; er schrieb bald drohend, bald bittend an den Rath und die Gemeinde von Bologna; umsonst: ja er bot der Stadt für die Freilassung seines Lieblings einen silbernen Ring von dem Umfange Bologna's; die Gefangenschaft blieb beschlossen.

Von Sorgen und Feinden aller Art umringt, vermochte der Kaiser nicht, gewaltsam die Befreiung seines Lieblings zu bewirken, und bald hinderte ihn sein Tod (13. Dec. 1250) daran.

Über zwanzig Jahre, von 1248—1269, blieb Enzio in der Gefangenschaft und überlebte so in derselben den Fall und Untergang seines Hauses.

Die Mittel zur Befreiung wurden dem Gefangnen mit aller Vorsicht abgeschnitten, außerdem aber behandelten die Bologneser ihn mit ungewöhnlicher Milde; der Palast des Podesta wurde ihm bis zur Erbauung eines eigenen für ihn bestimmten Hauses als Wohnung angewiesen, in welchem er die Besuche der Edlen von Bologna annehmen durfte. Der König aber wurde durch das Schicksal seines Hauses und die Kälte seiner geschiedenen Gemahlin, die sich abermals vertheirathete, tief gebeugt, und die rohe Gesellschaft des gefangenen Grafen Konrad von Solimburg, mit dem er sein Zimmer 14 Jahre lang theilen mußte, konnte ihn nicht trösten. Die Musik und Dichtkunst halfen ihm den trägen Lauf der Jahre beflügeln. Mehre seiner Lieder, die auf uns gekommen sind, zeigen sein hohes dichterisches Gemüth; außer seiner eigenen Dichtung sammelte er alte Sagen und Lieder, welche „das schöne Land, in dem das Si erklinget," damals kannte. Ein noch schönerer Trost als Poesie und Musik ward ihm aber durch die Liebe Lucia's Viadogli, Tochter einer armen, aber angesehenen Familie Bologna's, deren Herz er seit dem Tage seines Einzugs gefesselt hielt. Sie vermählte sich nach dem Berichte einiger Geschichtschreiber förmlich mit ihm und ein Sprößling dieses Verhältnisses soll Enzio Bentivoglio, der Stammvater des berühmten Geschlechts dieses Namens, geworden sein, von andern jedoch wird diese Liebe ganz bezweifelt. — Die Nachricht von dem Untergange seines Geschlechtes, von dem Geschicke Konradin's, erweckte in Enzio von Neuem den kühnen ritterlichen Geist und in der Idee, als letzter Sprosse des Stauffen'schen Geschlechts berufen zu sein, den völligen Untergang von demselben abzuwenden, schien ihm nur die Freiheit zu fehlen, um die französische Zwingherrschaft in Neapel zu zerstören und in Teutschland das Ansehen seiner Familie herzustellen.

Zwei seiner Freunde, Piedro de Asinelli und Rainerio di Gonfalonieri, verbanden sich zu seiner Befreiung. Ein großes Faß voll Wein wurde in des Königs Zimmer gebracht und nachdem es geleert war, legte sich Enzio hinein und hoffte in demselben zu entfliehen. Aber eine Locke, die aus dem Spundloche, wodurch der König Luft athmen sollte, herausfiel, verrieth den König, nachdem er schon sämmtliche Wachtposten getäuscht hatte. Die Mitschuldigen wurden hingerichtet, nur Asinelli rettete sich durch die Flucht. Der König wurde hierauf in engere Verwahrung gebracht, doch bald endigte die gänzliche Hoffnungslosigkeit sein Leben. Er starb am 15. März 1272 in einem Alter von 47 Jahren. Die feierliche Beisetzung fand zu Bologna in der Kirche St. Domenico statt, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt ward.

Enzio war von mittler Statur, jedoch kräftig und schön gewachsen, seine Haare ringelten sich in blonden goldnen Locken bis auf den Gürtel herab, und selbst seine Feinde nannten ihn den tapfersten, trefflichsten der Söhne Friedrich's II.

Enzio hinterließ von seiner ersten Gemahlin eine Tochter, Helene, welche sich 1262 mit einem Grafen von Donoratico vermählte und deren einer Sohn, Ugolino, mit dem Beinamen Nino später in der Geschichte öfters genannt wird.

Als Dichter steht Enzio in der Literaturgeschichte Italiens als einer der ältesten da; leider sind nur Bruchstücke seiner Dichtkunst auf uns gekommen, möglich jedoch, daß in bolognesischen Archiven, wie in den Manuscripten des Vaticans die übrigen Gedichte Enzio's, wie die seines Vaters und seines Bruders, noch verborgen sind *).

(*A. v. Witzleben.*)

ENZMÜLLER (Joachim), der H. R. R. Graf und Herr von und zu Windhaag, auf Pragthal, Münzbach und Sachseneck, Freiherr zu Rosenberg und Wolfshofen, Herr zu Groß-Poppen, Neunzehn, Wurmbach und Kirchstetten, Eigenthumsherr der Herrschaft Reichenau am Freiwald und Groß-Bertholds, ist nicht nur für die Geschichte der Kunst in Teutschland merkwürdig. Von Geburt ein Schwabe, von Gewerbe ein armer Schreiber, kam er, mit der Doctorwürde geschmückt, nach Wien, um sein Glück zu suchen. Er war der Landschaft Secretarius, als er sich am 21. Nov. 1627 mit des verstorbenen Kammersecretarius Christoph Kirchstetter Tochter, Maria Kirchstetterin von Kirchstetten, vermählte. Diese Heirath scheint ihm zwar kein Vermögen, aber Gönner und Freunde gebracht zu haben, durch deren vereinigte Bemühungen er allmälig in der Dienstlaufbahn vorgeschoben, endlich bis zu dem Posten eines k. k. Raths und Regenten des Regiments der niederösterreichischen Lande befördert wurde. In diesem Posten, den er vermuthlich so gut ausfüllte, wie ein anderer, erwarb er großen Reichthum. Die Mittel und Wege, deren er hierzu sich bediente, sind uns verborgen geblieben, sie müßten ungezweifelt für die Geschichte der Entwicklung der österreichischen Monarchie höchst belehrend sein, wenn sie verglichen werden könnten mit der Armuth des Staates in jener Epoche. Im J. 1633 erkaufte Enzmüller das große Haus auf dem Markte zu Linz, am 17. April 1636 die Herrschaft Windhaag, in Machland, sammt der ihr einverleibten Burg Pragthal, und den zerstörten Festen Sachseneck und Mitterberg, 1639 den dieser Herrschaft anstoßenden Markt

*) König Enzio, von Ernst v. Münch. (Stuttgart 1841.) Enthält nicht allein eine ausführliche Lebensbeschreibung, sondern auch in den Beilagen die auf uns gekommenen Gedichte und ausführliche Capitel über seine Familie und seine Liebe mit Lucia Viadogli, sein Testament, sowie die Angabe der Quellen für die einzelnen Begebenheiten. Friedrich v. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. 4. Th. Hörschelmann's Geschichte von Sardinien.

Digitized by Google

Münzbach, und 1641 das Gut Kirchberg an der Wild, V. O. M. B., um dessentwillen er unter seinem Geschlechtsnamen Enzmüller am 21. Aug. 1641 als Landmann in des Landes unter der Ens Matrikel von den neuen Geschlechten Ritterstandes aufgenommen wurde. Am 11. Febr. 1648 erkaufte er das stattliche, zu Wien in der Ober-Beckenstraße belegene Haus, den 4. Sept. 1653 die Herrschaft Reichenau oder Groß-Bertholds, V. O. M. B., am 14. Febr. 1656 die Herrschaft Groß-Poppen, V. O. M. B. und beinahe zu derselben Zeit die Herrschaft Kirchstetten, V. U. M. B., am 8. Oct. 1658 die bedeutende Herrschaft Rosenberg mit Wolfshofen, V. O. M. B., den 28. Oct. 1658 die Herrschaft Neunzehn, V. O. M. B., den 3. Juli 1659 das Amt Rausmanns. Auf allen diesen Gütern hat er große Bauten vorgenommen, namentlich zu Windhaag, wo bisher nur ein altes, unansehnliches Burghaus sich befunden. Die Grundlegung allein des neuen, stattlichen Schlosses, in dem rauhen Felsen, muß unermeßliche Summen verschlungen haben. Auch der innere Ausbau, die Auszierung der Gemächer, die daselbst aufgestellten Sammlungen und Bibliotheken, die Wasserwerke mußten den Bauherren ungemein hoch gekommen sein. Von 1636 an hat er daselbst gebaut, neben das Schloß, 1651, noch das Kirchlein zu Maria Portiuncula gesetzt. Das Prachtschloß zu Rosenberg erhielt durch ihn seine Vollendung. Es „ist dasselbe sehr köstlich, und mit 13 unterschiedlichen Thürmen (darunter theils mit Plech bedeckt) schön geziert, deren theils zwar damalen nur bloß in Grund gelegt, jedoch nicht aufgebawet waren; Sondern erst seithero durch jetzigen Herrn Grafen von neuem erbebt; ja das gantze auch fast pawfällige Schloß, sambt dem Meyer- und Scheffler-Hof mit großen Unkosten reparirt, und noch darzu ein ansehliche Papier- und Pulfer-Mühl, Item ein Hammerschmidten oder Eisen-Hammer und Walch von neuem erbaut, und also an dasselbe Gebäw, wie auch Reparirung deß alten schon über 12,000 Gulden angewendet hat." Im J. 1641 brachte er von den Erben Schütter das Patronatrecht der Schulstiftung zu Münzbach an sich. Begründet durch ein von Georg Kirchheimer bei der ober-ennserischen Landschaft 1599 angelegtes Capital von 22,000 Fl. hatte diese protestantische Schule bis zum J. 1625 bestanden; Enzmüller, indem er von den Erben die Verfügung über die der Schule eigentlich und besonders angewiesenen 600 Fl. jährlich erhielt, machte sich anheischig, solche ganz nach dem Willen des Stifters, doch ohne Nachtheil der katholischen Religion, zu verwenden. Demnach traf er die Einrichtung, daß auf solcher Schule allezeit „zwen oder drey taugliche gelehrte Professores, und sechs Alumni mit allen Nothdurfften beständig erhalten, auch alle daselbst studirende Jugend, ohne Bezahlung eines Minerval- oder Schuel-Gelds, nicht allein in humanioribus studiis, als Rudimentis, Grammatica Latinâ und Graecâ, Poësi und Rethoricâ, sondern auch in Musicâ Vocali und Instrumentali, auf allerley Arth unterrichtet werden." Wie aber Enzmüller im J. 1662 in Münzbach das Dominikanerkloster zu St. Joachim stiftete, den weitschichtigen und ansehnlichen Conventbau vornahm, auch die am 20. Sept. 1662 dem Kloster incorporirte Pfarrkirche von Grund auf erneuerte, übergab er auch die Schule an die Dominikaner. Enzmüller, Freiherr seit dem 5. Januar 1651, nachdem er so Vieles erworben und begründet, wünschte seine Leistungen der Welt mitzutheilen. Dafür steht den großen Männern des Tages irgend ein betreundetes Conversations-Lexikon offen, so weithin verbreitet den Bericht von Thaten und Werken, die außerdem ewiger Vergessenheit verfallen würden; Enzmüller war genöthigt, sich kostspieligerer Mittel zu bedienen, um seinen Zweck zu erreichen. Durch Vermittelung von Mart. Zeiler, dem Redacteur der Topographia Provinciarum Austriacarum, gelangte er zu Verbindung mit der Merian'schen Kunsthandlung, und diese übernahm es, als Anhang zu der größern Topographie herauszugeben die Absonderliche Beschreibung der Herrschaften, Städte und Schlösser Windhaag, Reichenau, Horn, Drosendorff und Petronell, sampt derselben Angehörungen. Frankfurt 1656 Fol. S. 14. Die Anzahl der beigefügten Kupfer können wir nicht bestimmen, weil in unserm ganzen Leben uns nur ein einziges Exemplar, in einer pariser Bibliothek, aufgestoßen, so vollständig diese Kupfer besessen hätte. Gewöhnlich sind ihrer, was die Herrschaften Windhaag und Reichenau angeht, nur drei, ungerechnet die zwei allerliebsten Karten in der in unsern Tagen wieder aufgenommenen Panorama-Methode à vue d'oiseau (Cavalier-Perspective). Um vollständig genannt werden zu können, müßte solcher Anhang noch 17 Kupfertafeln weiter, darunter sechs verschiedene Ansichten von dem Schlosse Windhaag enthalten. Vermuthlich ließ der Besitzer der Herrschaft die Platten, zu denen er die Kosten gegeben haben muß, bald wieder einziehen, und von den wenigsten nur waren Abdrücke in Frankfurt zurückgeblieben. Alle diese Platten finden sich aber vereinigt, mit vielen andern, so ähnlichen Gegenständen gewidmet, in der Topographia Windhagiana aucta, das ist: Vermehrte eigentliche Delineation oder Contrafaitur, Perspectiv, Aufsüg, Grund- und Abriß auff unterschidliche Prospecten und Form, mit beygesetzter kurtzer historischer Beschreibung der Graf- und Herschafften Windhaag, Rosenburg am großen Khamp und Wolfshofen, wie auch Groß-Poppen, Neuntzen, Wurmbach, Reichenau am Freywald, Groß-Pertholt, Langenschlag und Kirchstetten; auch aller derselben vornembsten Gebäuen, als Schlösser, Märckt, Aigen Dörffer, Kirchen, Clöster, Herrenhäuser, Mayrhöf, Lustgärten, Grotten und Brunnwercken, mit deren Bezürck im Landgericht, Wildpan, und Fischwassern ꝛc. Durch Fr. Hyacinthum Marianum, Ord. Praedic. SS. Theol. Lect. und gewesten Windhagerischen Bibliothecarium, anjetzo deß Wiennerischen Convents Vicarium. Gedruckt zu Wienn, bey Leopald Voigt, Anno 1673 fl. Fol. S. IV. und 62, mit 62 Kupfertafeln, worunter des Grafen Bildniß, in denen sich aber die Merian'schen Kupfer gar sehr von den übrigen unterscheiden. Im J. 1669 wurde Enzmüller in des H. R. R. Grafenstand erhoben, vermuthlich bei Gelegenheit seiner zweiten Vermählung mit Maria Amilia, Gräfin von Sprinzenstein, denn die erste Frau hatte er 1659 verloren. Es blieb ihm von ihr die einzige Tochter, Magdalena Fran-

Digitized by Google

ziska, so aber bereits am 2. Mai 1650 zu Ulm, in dem Dominikanernonnenkloster, Profession abgelegt hatte. Ihres Umgangs zu genießen, erlangte der Vater von dem Ordensgeneral, daß dieselbe, mit drei andern Schwestern aus dem Kloster Ulm nach Windhaag transferirt wurde, wo er ein Nonnenkloster zu stiften beabsichtigte. „Es ist auch auff die eingereichte Fundations-Versicherung der Bischöfliche Confens zu völliger Canonischen Einrichtung dieses newen Jungfrawen Closters, vermög außgefertigten Instruments, sub dato Passaw, den 10. Novembris 1670 erfolgt, und vielernante deß Herrn Fundators Tochter, die Wol-Ehrwürdige Frau Eva Magdalena zur ersten Priorin benennet, auch solches newes Closter (im alten Schlosse Windhaag) durch Gottes sonderlichen Seegen, in Kürhe also vermehrt worden, daß sich seithero in so weniger Zeit außer der obbemelten dreyen Tulnerischen Schwestern, die sich wieder in ihr Profeß-Hauß begeben) nunmehr allda in Profession und Novizin zwölff Tugendsame Jungfrawen befinden; Die sowol in Zimmern, Wohnungen und Gärten, als auch nach löbl. Ordens-Brauch, in allen Geist- und Weltlichen Nothdurfften, ohne allen Mangel oder Abgang, genuglamlich versehen seynd." Joachim Enzmüller starb im J. 1675 und wurde in der Klosterkirche zu Münzbach, an der Seite seiner ersten Hausfrau beerdigt. Das Haus zu Wien, in der Ober-Beckenstraße Nr. 215, oder nachmalen 801, widmete er zu einer Stiftung für Alumnen in der Philosophie, Medicin und Jurisprudenz, die von einem Hofmeister und Corepetitor geleitet, unter der Administration eines niederösterreichischen Landstands, der von der Priorin zu Windhaag zu präsentiren, stehen sollten. Die Zahl dieser Alumnen ist 1755 auf 26 gebracht worden. Nach demselben Hause wurde auch des Grafen Bibliothek gebracht und so, wie er es verordnet, von 1678 an der öffentlichen Benutzung gewidmet. Ihr eigentliches Fundament war derer von Jörger, vor dem böhmischen Kriege in Steyrreyg aufgestellte Bibliothek, „die man auff viel Tausend Gulden geschätzet, und die ihres gleichen, was gedruckte Sachen anbelangt, in Österreich nicht solle gehabt haben," also berichtet Zeilerus, in seiner Reisebeschreibung des Teutschlands, Cap. 8, welchem P. Hyacinthus Marianus hinzufügt: „Nun aber ist diese erkaufte Jörgerische Bibliothek gegen der jetzigen Windhaagerischen, fast nicht für den zwantzigisten Theil zu rechnen; sintemalen dieselbe nicht allein in denen von Buchführern und anderen Privat-Personen, in viel Tausend erkaufften Büchern bestehet, sondern es seynd auch anderwärts gantze Namhaffte Bibliotheecen als der Herrn von Minckenwitz, und Herrn Fernberger, ingleichem deß Herrn Sagittarii, Chur-Fürstl. Bayerischen gewesten Leib-Medici, wie auch beyder Wienerischen Medicorum, Herrn D. Clausen, und D. Mensurati, item, deß Herrn Hauptmanns Fuchsens, und viel anderer Privat-Bibliotheecen, darzu erkaufft worden." Zur Zeit von des Grafen Absterben zählte diese Bibliothek, von der ein Katalog, Bibliotheca Windhagiana, Viennae 1733. 4. gedruckt, über 20,000 Bände. Durch den letzten Willen des Erblassers war sie dem niederösterreichischen Landmarschallgerichte untergeordnet, welches seine Oberaufsicht durch zwei Superintendenten, den einen Herren- den andern Ritterstandes, ausüben ließ. Für den Dienst der Bibliothek war ein Bibliothekar aus dem Predigerorden, und ein weltlicher Gehilfe angeordnet. Zur Unterhaltung der Bibliothek und der Alumnenstiftung sind die Herrschaften Neunzehn und Groß-Poppen angewiesen. Die Herrschaft Windhaag wurde das Eigenthum des in dem alten Schlosse untergebrachten St. Marien Magdalenenklosters, und die Priorin, eben jene einzige Tochter des Stifters, ließ sofort das alte wie das neue, im italienischen Geschmacke erbaute Schloß abbrechen, und auf dem gegenüber liegenden Berge das neue Kloster aufführen. „Damit wurde nicht nur der weltlichen Herrschaft, sondern auch der Pracht und Zierde ein Ende gemacht; die herrlichen Fontainen, Grotten, Säle, Galerien verstieß die Zeit aus dem Andenken, nachdem auch das Kloster, denn es besteht nicht mehr." Heutzutage ist Windhaag, nachdem es geraume Zeit von dem Religionsfonds besessen worden, ein Dotationsgut des Bisthums Linz. „Pou comme les fondateurs," sagt das Sprüchwort.

(v. *Stramberg.*)

ENZOWAN, eine fürstl. Lobkowitzische Fideicommißherrschaft im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einer verwendbaren Bodenfläche von 5257 n. ö. Jochen 91 □Klaftern, einem Viehstande von 147 Pferden, 398 Rindern und 1240 Schafen und einer Bevölkerung von 1720 Seelen in sechs Dörfern (und einem Antheile an zwei andern), worunter sich auch das Dorf gleiches Namens (sonst Wenzowan) befindet; dieses liegt zwei kleine Stunden östlich von der Kreisstadt und eine halbe Stunde vom rechten Elbufer entfernt, am Fuße des Skalken- und Hollevberges, in einer angenehmen Gegend, von Wein- und Obstgärten und Obstbaumalleen umgeben, ist nach Ruschowan (Vicariatsdistrict Auscha, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, und hat 56 Häuser, worunter sich das herrschaftliche Wirthschaftsamtsgebäude befindet, 328 katholische Einwohner, welche sich von der Feldwirthschaft ernähren, ein altes Schloß, eine obrigkeitliche Ziegelbrennerei, bei welcher 17 Häuschen mit 98 Einwohnern liegen, ein Brauhaus, eine Branntweinbrennerei, einen Meierhof, ein Jägerhaus und ein Armeninstitut*). (*G. F. Schreiner.*)

EO, kleiner Fluß in der spanischen Provinz Galicia, durchfließt in nördlicher Richtung die Provinz Mondoñedo und fällt bei Ribadeo zugleich mit der Narceca in das vizcay'sche Meer. (*Fischer.*)

Eobanus, s. **Hessus.**

EOCHARICH, ein König der Alanen, wurde um 435 n. Chr. Geb. von dem römischen Feldherrn Aëtius, der unter der Regierung des Kaisers Valentinian III. in Gallien beschäftigte, nach Armorica gesendet, um einen dort ausgebrochenen Aufruhr zu dämpfen. Schon war Eocharich, dem Heidenthume noch ergeben, auf dem Marsche, da kam ihm der Bischof von Auxerre, St. Germain, ent-

*) s. Das Königreich Böhmen; statistisch-topographisch dargestellt von J. G. Sommer (Prag 1833). 1. Bd. Leitmeritzer Kreis. S. 375 fg.

Digitized by Google

gegen und flehete um Schonung für die Rebellen. Eocharich wollte ihn zurückweisen und weiter reiten; doch der Bischof faßte dessen Pferd am Zügel, hielt ihn an und hörte nicht auf, ihn inständig zu bitten. Diese edle Kühnheit und Selbstverleugnung überraschte und rührte den Heiden; er versprach, seine Truppen in ihre Quartiere an die Loire zurückzuführen und daselbst zu bleiben, bis Verzeihung von Aëtius oder vom Kaiser eingetroffen sein werde. St. Germain begab sich nach Ravenna, fand eine günstige Aufnahme bei der Kaiserin Placidia, und durfte Verzeihung für die Schuldigen hoffen. Doch diese hatten inzwischen ihre Unruhen erneuert, und nun verheerte Eocharich, auf wiederholten Befehl, ihr Land und übte strenge Ahndung an den Rebellen. (*Tillemont*, Hist. des Empereurs. T. VI.) (*A. Herrmann.*)

EOGAN (Eoghain, Eoghann, Eoan), ist der Name von 13 Regenten in Irland vom Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. an; s. Irland. (*H.*)

EON DE BEAUMONT, geb. den 5. Oct. 1728 zu Tonnère in Bourgogne, aus einem alten und angesehenen Geschlechte stammend, kam bereits in seinem sechsten Lebensjahre nach Paris, wo er unter den Augen seiner Verwandten erzogen ward. Dem Mazarin'schen Collegium verdankte er seine wissenschaftliche Bildung, in welcher er so rasche Fortschritte machte, daß er schon sehr früh zum Doctor beider Rechte und bald nachher zum Parlamentsadvocaten ernannt ward. Sein poetisches Talent zeigte er in einigen Lobschriften in lateinischen Versen, unter denen besonders die Éloge de Madame la Duchesse de Penthièvre großen Beifall fand. Mit der schönen Literatur verband er ein gründliches Studium der Staatswissenschaften. Er war noch sehr jung, als er einen nicht mißlungenen Versuch über die verschiedenen Lagen Frankreichs hinsichtlich des Finanzwesens schrieb. Ebenfalls noch in frühem Alter, ließ er zwei Bände politischer Betrachtungen über die Staatsverwaltung bei den ältern und neuern Völkern drucken. Über diesen gelehrten Beschäftigungen vergaß er nicht, sich in den Waffen und in allen ritterlichen Spielen seiner Zeit zu üben. Seine politische Laufbahn begann mit dem J. 1755. Empfohlen durch den Prinzen von Conti, erhielt er von Ludwig XV. den schwierigen Auftrag, insgeheim in Rußland an einer Versöhnung zwischen den Höfen zu Petersburg und zu Versailles zu arbeiten. Er gewann das Vertrauen der Kaiserin Elisabeth und ihres Günstlings, des Vicekanzlers Grafen von Woronzow. Auf seinen Antrieb geschah es, daß die russische Kaiserin die zu Gunsten Friedrich's II. ausgerüstete Heeresmacht nun gegen diesen König vorrücken ließ, zu großem Vortheil Österreichs und Frankreichs. Mit dieser Botschaft erschien d'Eon an den Höfen zu Wien und Versailles. Zugleich überreichte er dem zuletztgenannten Hofe ein von ihm entworfenes politisches Gemälde von der Verfassung Rußlands, in welchem er auch Muthmaßungen äußerte über die Absichten jenes Reiches auf Polen. Diese politische Vorahnung ward jedoch von dem Hofe zu Versailles damals wenig beachtet. Vielmehr richtete derselbe seine Aufmerksamkeit auf eine geheime Correspondenz, welche d'Eon zwischen dem russischen Großfürsten und Friedrich II. entdeckt haben wollte. Niemand war geschickter als er, um die Partei des Königs von Preußen an dem petersburger Hofe zu schwächen. Ludwig XV. schickte ihn daher abermals als Gesandtschaftssecretair nach Rußland, verdoppelte seinen bisherigen Gehalt und erhob ihn zu einem Dragonerlieutenant bei dem Generalstabe.

Bei dieser Sendung entsprach d'Eon auf mehrfache Weise den Wünschen der Höfe zu Wien und Versailles. Er brachte es dahin, daß der Großkanzler des Reichs, Graf Bestuschew-Rumin, der als das Haupt der preußischen Partei in Rußland galt, in dem kaiserlichen Palaste verhaftet ward. Während seines Aufenthaltes in Rußland, der bis zum J. 1759 dauerte, widmete er sich nicht ausschließlich seinen Geschäften als Gesandtschaftssecretair. Er theilte sich zugleich mit dem Grafen Woronzow, dem nachherigen Großkanzler, in die unmittelbare und geheime Correspondenz zwischen Frankreich und Österreich. Ludwig XV. verdankte er einen Jahrgehalt von 200 Dukaten und den Rang eines Dragonercapitains. Er sah sich dadurch an seinen Monarchen gefesselt, und ließ sich auch durch die glänzendsten Anträge nicht bewegen, in Rußlands Dienste zu treten. Als er nach Frankreich zurückkehrte, belohnte der Hof seine Verdienste mit einem Jahrgehalte von 2000 Livres.

Um jene Zeit (1760) eröffnete er auch seine militairische Laufbahn. Er erhielt die Erlaubniß, dem damaligen teutschen Feldzuge als Freiwilliger und als Generaladjutant des Marschalls Broglio beizuwohnen. Seine Tapferkeit rettete an den Ufern der Weser, mitten unter dem feindlichen Feuer, das Geschütz und die Equipage des Königs. In dem Treffen zu Ultrag bei Soest ward er am Haupt und an der Hüfte verwundet. Den 7. Nov. 1761 nöthigte er unweit Eimbeck die Bergschotten nach einem lebhaften Angriffe zur Flucht und verfolgte sie bis ins englische Lager. Einen andern Angriff richtete er mit seltener Unerschrockenheit und Gewandtheit auf ein preußisches Freibataillon, welches sich bei Osterwick, unweit Halberstadt, postirt und die Communication mit der französischen Armee bei Wolfenbüttel abgeschnitten hatte. Das ganze Bataillon mußte sich zu Kriegsgefangenen ergeben, und die bald nachher erfolgte Einnahme Wolfenbüttels durch den Prinzen Xaver von Sachsen war die unmittelbare Folge des persönlichen Muthes, den d'Eon bewiesen. Nach den bald nachher, im September 1762, abgeschlossenen Friedenspräliminarien begleitete er den Herzog von Nivernois nach London. Auch dort zeigte d'Eon eine seltene Umsicht und Gewandtheit, ohne welche sich vielleicht die damaligen, für zwei Nationen so wichtigen Friedenshandlungen wieder zerschlagen haben würden. Nivernois, eifrig bis zur Unbesonnenheit, wo es das Interesse seines Hofes galt, hatte einige Artikel in dem Ultimatum des Friedensvertrages abgeändert, und war darüber mit dem britischen Ministerium in manche Irrungen gerathen. Der Graf von Bury, welcher großen Antheil an den Unterhandlungen hatte, erklärte gradezu, daß der Herzog, falls er sein Ultimatum nicht wieder zurücknehme und das andere, von beiden Höfen genehmigte an dessen Stelle setzte,

Digitized by Google

nur ohne Weiteres nach Paris zurückreisen könnte. Entrüstet und bestürzt hierüber, äußerte der Herzog, daß wegen der Würde seines Hofes, noch seine eigene Ehre eine solche Zurücknahme gestatten, da die Schrift im Namen des Königs übergeben worden sei. Als nun zwischen dem Herzoge und dem englischen Ministerium eine offenbare Kälte eintrat, schlug sich d'Eon, der nicht ohne Grund manche nachtheilige Folgen hiervon befürchten mochte, ins Mittel. Er erbot sich, den Lords Bute und Egremont zu erklären, daß übertriebener Eifer für das Beste des französischen Hofes ihn vermocht habe, ohne Wissen des Herzogs mehre Worte und Stellen in dem Ultimatum abzuändern, und daß demgemäß das ganze Mißverständniß lediglich ihm beizumessen sei. Der Herzog ergriff mit Freuden dies Auskunftsmittel und das Einverständniß ward wieder völlig hergestellt.

Als Nivernois nach Frankreich zurückkehrte, ward d'Eon französischer Resident am londoner Hofe und einige Zeit nachher bevollmächtigter Minister. Auch in dieser neuen Stellung wußte er sich mit der Würde und Umsicht zu behaupten, welche das Interesse seines Monarchen erforderte. Eine besondere Anerkennung seiner Verdienste ward ihm nicht. Man wies ihm nicht einmal die seinem Charakter gemäßen Einkünfte an, noch weniger bezahlte man die Schulden, die er auf seiner, blos in Angelegenheiten des französischen Hofes unternommenen, Reise nach Rußland hatte machen müssen. Als er späterhin mit dem französischen Botschafter am großbritannischen Hofe, dem Grafen von Guerchy, in mehrfache Irrungen gerieth, büßte er dadurch zwar seine Titel und sein Glück ein, doch nicht das Vertrauen seines Fürsten, der ihn bis zu seinem Tode mit seiner geheimen Correspondenz beehrte. Gleichwol hatte er seinen Gesandtschaftsposten verloren, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil er die damaligen Pläne des französischen Ministeriums nicht billigte und an den Intriguen desselben durchaus keinen Antheil nahm. Der Aufforderung, nach Frankreich zu kommen und sich gegen manche ihm gemachte Beschuldigungen zu verantworten, gab er kein Gehör. Er blieb in London, wo er 14 Jahre hindurch als Privatmann lebte, in stiller Abgeschiedenheit mit mannichfachen Studien und literarischen Arbeiten sich beschäftigend [1]). Dem geselligen Leben schien er fast gänzlich entsagt zu haben. Im Winter pflegte er sich in seine Bibliothek einzuschließen, dort täglich 15 Stunden zu arbeiten und in der Woche gar keinen Besuch anzunehmen. Nur Sonntags konnte man ihn von 2—10 Uhr sprechen. Er ging sehr spät zu Bette, und stand öfters in der Nacht auf, um die Ideen, die ihn aus dem Schlafe geweckt, niederzuschreiben. Die übrige Zeit des Jahres, außer dem Winter, pflegte er auf dem Landgute seines Freundes, des Lords Ferreos, zuzubringen, theils den Studien, theils der Jagd sich widmend.

Im J. 1770 erwarb sich d'Eon sowol um den englischen Hof, als um den französischen, neue Verdienste. Die immer wachsende Gährung in dem englischen Parlament hatte die Verkleinerung des pariser Friedens zur Folge gehabt. d'Eon rechtfertigte das Benehmen des Hofes und des Ministeriums, und brachte durch seine juridischen Zeugnisse den Doctor Musgrave zum Schweigen. Standhaft lehnte er jedoch die Kriegs- und Staatsbedienungen ab, welche ihm der englische Hof anbot, als Ersatz für ähnliche Stellen, die er in Frankreich verloren. Gerührt von dieser Anhänglichkeit an sein Vaterland, fühlte sich Ludwig XV., der ihm einige Zeit vorher durch den französischen Minister in London einen Jahrgehalt von 12,000 Livres zugesichert hatte, dringend bewogen, ihn zurückzuberufen. Seinen Feinden bei Hofe entgegenzugehen, wagte gleichwol d'Eon nicht. Auch hatte man ihm zwar Glanz und Auszeichnung angeboten, doch die öffentliche Ehrenerklärung, die er verlangte, verweigert. Als bald nachher der König von Frankreich starb, fand dessen Nachfolger, Ludwig XVI., unter seinen Papieren auch den geheimen Briefwechsel mit d'Eon, und durch diese Papiere enthüllte sich ein seltenes Geheimniß, das ganz Europa in Staunen setzte.

Jene Papiere bestätigten das schon früher hier und da laut gewordene Gerücht, daß jener kluge und erfahrene Staatsmann, jener tapfere Krieger und einsichtsvolle Schriftsteller nicht *männlichen*, sondern *weiblichen* Geschlechtes, und ihr eigentlicher Name Charlotte Geneviève Louise Auguste André Timothea d'Eon de Beaumont sei. In England hatte man über ihr Geschlecht die größten Wetten gewagt, von denen sich einige über 200,000 Pfund Sterling beliefen. Von diesen Wetten hätte sie insgeheim beträchtlichen Vortheil ziehen können. Weit entfernt aber, sich auf solche Weise zu bereichern, fühlte sich ihr sittliches Gefühl dadurch so sehr verletzt, daß sie öffentlich auf die Abschaffung jener Wettspiele drang. Auf ihre dagegen erhobene Klage erfolgte (1778) ein Spruch, vermöge dessen Lord Mansfield, als Präsident bei der königl. Justizbank, in Gegenwart der zwölf englischen Oberrichter, alle geschehenen Wetten für ungültig erklärte. Laut einer englischen Parlamentsacte vom 20. März des genannten Jahres ward d'Eon in einem damals erschienenen Kupferstiche weder als Mann, noch als Weib dargestellt, sondern als Pallas, mit dem Helm auf dem Haupt und der Ägide unter dem Arm.

Ludwig XVI., der es nicht für geziemend hielt, daß d'Eon, dessen Geschlecht er aus den Papieren seines königlichen Vorgängers entdeckt, noch fernerhin sich mit kriegerischen Ehrenzeichen schmücke, sandte den Marquis von Pruneveaux nach London und ließ ihr, unter der Bedingung ihrer Rückkehr nach Frankreich, einen Gehalt von 15,000 Livres nebst sicherem Geleit anbieten. Sie drang indessen auf eine öffentliche Ehrenerklärung. Endlich erhielt sie (den 25. Aug. 1775) die von dem Minister von Vergennes und von dem Könige selbst unterzeichnete schriftliche Versicherung: „Seine Majestät würden alle

1) Die letztern wurden unter dem Titel: Loisirs du Chevalier d'Eon, 1775 in 13 Bänden gesammelt. Besonders hervorzuheben sind darin die Mittheilungen über seine Streitigkeiten mit dem Grafen von Guerchy und die Pensées sur le Célibat. Einzelne Schriften sind auch ins Deutsche übersetzt worden, unter andern die Statistik des Königreichs Neapel und Sicilien (Leipzig 1775) und eine historisch-statistische Abhandlung über Rußland (Altenburg 1779).

Digitized by Google

jene frühern Streitigkeiten für immer und ewig in das tiefste Stillschweigen vergraben, sodaß d'Eon unangefochten und mit völliger Freiheit — sei es auswärts oder in Frankreich — ohne die geringste Verletzung seiner Person oder seiner Ehre sich aufhalten könne. Wegen der Unterhandlungen, wegen der öffentlichen und geheimen Aufträge, denen er sich im Namen des verstorbenen Königs unterzogen, sowie wegen der deßhalb entstandenen Mißhelligkeiten sollte ihn Niemand beunruhigen, dagegen aber auch er (d'Eon) in dieser Hinsicht das heilige Stillschweigen beobachten."

Als d'Eon noch immer zögerte, London mit Paris zu vertauschen, erhielt er den 12. Juni 1777 ein abermaliges Schreiben von dem Minister Vergennes. „Sie können," hieß es darin, „auf sicheres Geleit rechnen, jedoch nur unter den Ihnen schon bekannten Bedingungen, daß Sie ein unbedingtes Stillschweigen beobachten über das Vergangene, daß Sie das Zusammentreffen mit Personen, die Sie als die Urheber Ihrer Unfälle betrachten, sorgfältig vermeiden, und daß Sie endlich — in weiblicher Kleidung erscheinen. Sie kennen die Strenge unserer Gesetze über die Verkleidungen."

Den 13. Aug. 1777 war d'Eon, in der Uniform des Regiments, von London abgereist und den 17. zu Versailles angelangt. Dort bot sie ihre gründliche Kenntniß der Politik und ihre ganze Beredsamkeit auf, den Grafen von Vergennes von der Theilnahme an dem amerikanischen Kriege abzubringen. Sie machte sich anheischig darzuthun, daß die in dem französischen Manifest angeführten Beweggründe zu jenem Kriege weder auf philosophischen, noch politischen Principien beruhten, und fügte, in prophetischem Geiste, hinzu, daß „der französische Hof sich selbst dadurch eine Ruthe gebunden habe, wenn es seinem eigenen Volke einmal einfallen sollte, auch frei zu werden." So hatte d'Eon zehn Jahre vorhergesagt, was in dem letzten Decennium des 18. Jahrh., in den Stürmen der Revolution, für Frankreich auf furchtbare Weise in Erfüllung ging. Gleichwol hatten auch ihre triftigsten Gründe kein Gehör gefunden. Einer ihrer Hauptgegner war Beaumarchais, der aus selbstsüchtigen Absichten zu einem Kriege rieth, bei dem er nur gewinnen konnte, und in dieser Hinsicht seinen Einfluß auf die damaligen französischen Minister Vergennes und Maurepas geltend zu machen suchte. Besonders wandte der Letztere Alles an, d'Eon den Zutritt zu dem Könige zu versperren, den sie sehnlichst zu sprechen wünschte. Er ersuchte sie vielmehr, Paris zu verlassen und sich nach ihrem Landsitze Tonnere zu begeben. In Versailles, wohin sie gegangen war, um ihre Papiere fortzuschaffen, ward sie von einer Krankheit befallen, die sie drei Wochen an ihr Bett fesselte. Während dieser Zeit ließ Maurepas sie gewaltsam bei Nacht nach Dijon fortschaffen auf die Burg der alten Herzoge von Burgund. Zugleich entwarf er einen Plan, sie mit Beaumarchais zu verheirathen. „Eine solche Verbindung," glaubte Maurepas, „sei der sicherste Weg, sie ohne königliche Kosten zu bereichern. Es bedürfe aber keines Capitalverbrechens gegen ihren Eheherrn, um bald nach der Hochzeit von ihm wieder verstoßen zu werden. Dann möchte sie unter dem Publicum ein Pamphlet gegen Beaumarchais verbreiten, welches er in Prosa und in Versen schon beantworten werde, um den Lachern in Paris eine Posse zu geben."

Bald nachher verließ d'Eon ihr Vaterland wieder, wo sie statt Dank und Belohnung nur Verdruß und Mißverstand gefunden. Sie wandte sich wieder nach London und lebte dort in geräuschloser Stille wissenschaftlichen Beschäftigungen und dem Umgange mit einigen auserwählten Freunden. Die französische Revolution mit den sie begleitenden großen und wichtigen Ereignissen erzeugte in ihr (1791) den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren. Auch bei dieser Gelegenheit bewies sie die Redlichkeit, von der sie nie abgewichen in ihrem ganzen thatenvollen Leben. Durch den Verkauf ihrer ausgezeichneten Sammlung von Handschriften und Büchern suchte sie einige Schuldforderungen zu berichtigen, die keineswegs Wirkungen ihrer Verschwendung oder Unbesonnenheit waren. Die Wahrheit des Letztern beweist schon der Umstand, daß Ludwig XV., um sie in den Stand zu setzen, einige während ihrer Gesandtschaft contrahirte Schulden zu bezahlen, einen Agenten mit ansehnlichen Geldsummen für sie nach England geschickt hatte. Dieser ließ die Zahlung durch einen englischen Lord besorgen. Als derselbe indessen bald nachher starb, gerieth d'Eon mit seinen Erben wegen der Depositengelder in einen langwierigen Proceß.

Die nähern Umstände, die bei dieser Streitsache obwalteten, lernt man aus dem Catalogue raisonné des livres et manuscrits de Madame d'Eon kennen. Im Schlusse jener Bekanntmachung heißt es ausdrücklich: „Sie will nicht, daß ihre Gläubiger bei dieser ungerechten Sache leiden. Sie erklärt hiermit, daß sie lieber Alles aufopfern will, was sie in London besitzt, und deswegen läßt sie bei dem Auctionator Christine verkaufen: alle ihre Bücher, Handschriften, Kupferstiche, Sachen, Meubles, Kleider, Uniformen, Negligés und Reitröcke, Flinten, Pistolen, Bajonette, Degen, Cuiraße, Schnürbrüste, Helme, Spitzen, Diamanten, Edelsteine, und besonders Alles, was zur Kleidertracht eines alten Dragonercapitains und eines Frauenzimmers gehört. Sie will nichts von dieser Insel mitnehmen, als — ihre Ehre, und die Betrübniß, sie zu verlassen. Bei der Ungerechtigkeit der Männer kann sie sich nur durch folgende Bibelstelle trösten: Was Männer ungerechterweise den Männern entziehen, wird Gott diesen zehnfach wiedergeben; was aber Männerhabsucht den Weibern vorenthält, wird Gott ihnen hundertfältig erstatten."

Begeisternd wirkte auf sie die französische Revolution. Die Erinnerung an ihre militairische Laufbahn im siebenjährigen Kriege trat wieder lebhaft vor ihre Seele, und in einem solchen Augenblicke bot sie (1792) dem gesetzgebenden Corps ihre Dienste an. Da gleichwol ihr Anerbieten, ein eigenes Regiment zu bilden, abgelehnt ward, ging sie wieder nach England zurück, und ward als abwesend unter die Liste der Emigranten gesetzt. Seit jener Zeit war ihr Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterstützung und Hilfsmittel beraubt, versank sie in die

Digitized by Google

tiefste Dürftigkeit, aus welcher sie sich einigermaßen zu ziehen suchte durch ihre Geschicklichkeit in der Fechtkunst. Aber Alter und Krankheit raubten ihr auch diese Erwerbsquelle, und ohne die Hilfe einiger edelmüthigen Freunde würden ihre letzten Tage noch trauriger gewesen sein. Sie starb im 79. Lebensjahre den 21. März 1810 in der Nähe von London.

Das nach ihrem Tode verbreitete Gerücht, daß sie durch das Zeugniß eines Chirurgen für einen Mann erklärt worden, scheint wenig Glauben gefunden zu haben. Soviel ist gewiß, daß sie von ihrer zarten Jugend an als Knabe gekleidet und erzogen worden, und zwar angeblich aus dem Grunde, weil ihr sonst das Erbtheil eines reichen Oheims, das ihr in dieser Metamorphose wirklich zufiel, entgangen wäre *). (*Heinrich Döring.*)

EONE, *Ἠώνη*, eine von den 50 Töchtern des Thespios und vom Herkules Mutter des Amestrios. (*Apollod.* II, 7, 8.) (*Richter.*)

EOOS, 1) ein Beiname des Sonnengottes, unter dem ihm die Argonauten die Insel Thynias widmeten und ihm ein feierliches Opfer in selbiger darbrachten. (*Apollon. Rhod.* II, 686.)

2) Eins von den vier Rossen des Sonnengottes. (*Ovid.* Met. I, 153. *Hyg.* f. 183.) (*Richter.*)

EORDAEA — *ἡ Ἐορδαία* — war eine Landschaft Makedoniens. Die Lage derselben wird von Strabon (VII. p. 323) im Allgemeinen schon dadurch bestimmt, daß er die egnatische Straße durch dieselbe über Edessa auf Pella gehen läßt. Außerdem erfahren wir durch Livius (XLV, 30), daß zu der Zeit, als die Römer Makedonien in vier Provinzen zerschnitten, zu dem vierten Kreise die Eordäer, Lynkesten und Pelagonen, sowie die Landschaften Atintania, Stymphalis und Elimiotis geschlagen wurden. Ferner gibt Livius (42, 53) an, daß der König Perseus aus der Gegend von Pella aufbrach und durch Eordäa nach Elimeia und zum Flusse Haliakmon kam. Endlich ersehen wir auch aus Livius (31, 40), daß Eordäa mit Elimeia grenzte. Darnach ist Eordäa im Norden des Gebirges Bermios anzunehmen. Es wurde also nördlich von dem Flusse Erigon begrenzt und dehnte sich westlich wahrscheinlich bis an die kambunischen Gebirge aus, und vielleicht entsprang der Fluß Lydias, welcher gegen Südwesten zum thermaischen Meerbusen floß, in Eordäa. Nach Plinius (H. N. IV, 17) waren die Bewohner dieser Landschaft Päonischen Stammes. Auch Herodotos (VII, 185) nennt die Eorder neben den Päonern. Strabon dagegen (VII. p. 326) scheint sie zu Illyriern zu machen; vom Hesychios aber und Tzetzes (zu Lykophron 1342) werden sie Makedoner genannt. Diese große Verschiedenheit in den Angaben läßt sich einigermaßen durch den Stephanos von Byzanz erklären, welcher anführt, es gebe zwei Landschaften dieses Namens in Mygdonien, außerdem noch zwei andere, die eine in Iberien, die andere in Thrakien *). Es ist schwer zu glauben, daß diese Stelle unverfälscht auf uns gekommen ist; wenigstens muß es schon als sehr auffallend erscheinen, daß in der einen makedonischen Landschaft Mygdonien zwei Districte Eordäa geheißen haben sollen. Deshalb ist Berkel der Meinung, man müsse lesen: *Ἐορδαῖαι, δύο χῶραι, πρώτη Τλληνίδος, δευτέρα Μυγδονίας*; dagegen schlägt K. O. Müller mit größerer Wahrscheinlichkeit vor zu lesen: *Μακεδονίας καὶ Μυγδονίας*. Gegen die nachfolgenden Worte aber, daß es außerdem noch ein Eordäa in Iberien, ein anderes in Thrakien gegeben habe, wendet er nichts ein, und doch steht hier Iberien in völliger Dunkelheit und dürfte wol nur für die kaukasische Provinz zu halten sein. Eine andere Nachricht hat uns Stephanos unter dem Worte *Ἄμυρος* erhalten, wo er erwähnt, Suidas habe in den Genealogien gesagt, daß die Amyrer Eorder genannt würden. Die Amyrer werden aber dort zugleich als Nachbarn der Molosser bezeichnet. Nun ersahren wir durch Thukydides (II, 99), daß die Makedoner die Eorder angriffen und einen Vernichtungskrieg mit ihnen führten, sodaß nur wenige Überbleibsel der Eorder sich bei Physka in Mygdonien anfiedelten; einer Landschaft, die zu der Zeit noch nicht makedonisch gewesen sein muß. Daß aber diese Eroberung von Eordäa durch die Makedoner schon in sehr früher Zeit geschehen sein muß, ersieht man aus Synkellos (Ausgabe von *Dindorf*. T. I. p. 373) und aus Eusebios (ed. *Aug. Mai.* p. 169), wo berichtet wird, daß der erste makedonische König, Karanos (im 9. Jahrh. vor Chr. Geb.), in Verbindung mit den Orestern die Unterwerfung der Eorder zu Stande gebracht und dadurch seine Herrschaft begründet habe. Dadurch wird jenes von Thukydides angedeutete Ereigniß ohne Zweifel genauer bestimmt.

(*L. Zander.*)

EOROSCH, in der persischen Myth. einer der vier Himmelsvögel, welche die Erde und die Menschen gegen die Dews beschützen. Sie sind sämmtlich lichtweißer Farbe mit Goldsüßen, reden mit Keinigkeit und sind wohl unterrichtet. Eorosch insbesondere ist weitschauend, vortrefflich, im Licht glänzend, verständig, rein und redet die Sprache des Himmels. Der Schlag seiner Fittige zerschmettert die Übelthäter, aber den Guten und Frommen schützen sie. Wenn er spricht, erschrecken alle in Laster verschlungene Dews. Raubt ein Mensch ihm Bein oder Fittig, so wird kein Lichtmensch geboren und der Überfluß in seinem Laufe gehemmt. Ruft man aber zu ihm, so wird er um und um viel Licht verbreiten. Jeschtt Behram oder Jeschts Sadés n. 94. Carde 14. Jeschts Mitra. Carde 31 und 17.

2) Vergl. Vie militaire, politique et privée de Mlle. d'Eon de Beaumont, par *de la Forelle*. (Paris 1779.) Mémoires du Chevalier d'Eon, par *Frédéric Gaillardet*. (Paris 1837.) Fast bearbeitet nach dem Französischen von Dr. C. Brinkmeier. (Braunschweig 1837.) 2 Bde. Leben d'Eon de Beaumont's, ehemaligen Ritters. (Leipzig 1779.) Europäisches Magazin. 1791. 1. St. S. 163 fg. S. 408 fg. Galerie berühmter Frauenzimmer. 1. Bd. S. 241 fg. Der Ritter d'Eon, Cavalier und Dame. (Ein Aufsatz von K. Lippert, in der Zeitung für die elegante Welt. 1857. Nr. 63. S. 249 fg.) Baur's Neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 561 fg.

*) Es möchte also der Herausgeber des Thukydides, Masse, nicht ganz ohne Grund dieses Volk für ein skythisches halten und seinen Namen auf das noch jetzt gebräuchliche „Horde" zurückführen.

Digitized by Google

Ein gleicher Vogel ist Eoroschasp, mit goldenem Schnabel und ehernen Flügeln und 6 Augen, mit denen er zugleich nach den Himmelsgegenden, und sowol hinauf, als unter sich hernieder schauet, sodaß seinen Blicken nichts entgehen kann. Seine Klauen sind mit langen Hanjars (dolchartig gekrümmten Messern) bewaffnet, mit denen er die Todten und Lebendigen des Ormuzdvolkes schützt. Er ist ein starker und gewaltiger Streiter und Hauptwächter über alle Ferwers der Welt. Jeschts Sabés n. 89. Carde 26.

Der König und Aufseher der vier-Himmelsvögel (die andern beiden heißen Hofraschmobad und Aschtrenghad) ist Mithra. Rhode will unter diesen vier Himmelsvögeln die vier kleinern Planeten verstanden wissen, die sich gleichsam wie Vögel durch den Raum des Himmels bewegen. Die ganze Vorstellungsart ist noch räthselhaft. (*Richter.*)

EORTA (Heorta), eine Stadt der Skordisker, welche Strabon (VII.) in folgender Verbindung nennt: Auch einige Eilande besaßen die Skordisker, ja sie dehnten ihr Gebiet sogar bis zu den Illyriern, Päoniern und Thrakiern aus. Sie besaßen die meisten Inseln im Ister; sie hatten auch Städte Eorta (nach anderer Lesart Heorta) und Kapedunum [1]). Da Eorta nur von Strabo und nach ihm nicht mehr erwähnt wird, so läßt sich über die Lage dieser Stadt nichts Näheres bestimmen. Muthmaßlich setzt man es nach Pannonien, nicht fern von der Donau [2]). (*Ferd. Wachter.*)

EOS, *Ἠώς*, bei den Römern **Aurora**, d. h. auri hora, die Göttin der Morgenröthe, Tochter des Titanen Hyperion und der Theia (*Hes.* Theog. 370), Schwester des Helios und der Selene. Eigentlich sollte sie des Helios Tochter sein, da sie die Wirkung seines Glanzes ist, aber die alte Welt im Heroenalter wußte nichts davon, daß die Brechung der Sonnenstrahlen in der Atmosphäre den goldschimmernden Glanz verursacht, der dem Aufgange der Sonne vorhergeht, da höher am Himmel kein solcher farbiger Lichtglanz um dieselbe wahrgenommen wird; ihr war daher die Morgenröthe ein eigenes Licht, also nicht des Helios Tochter, sondern Schwester, d. h. in der Wirkung ihm ähnlich. Sie verkündet die Ankunft des Bruders, öffnet mit rosigen Fingern die goldene Pforte und schmückt seinen Pfad mit Safran und Purpur. Im krokusfarbigen Gewande fährt sie in ihrem, mit den göttlichen Rossen, Lampos und Phaëthon, bespannten Wagen aus den Tiefen des Okeanos herauf. (*Hom.* Od. XXIII, 243 sq. Iliad. VIII. im Anf.) Sie und Helios kommen nämlich mit ihren Wagen jenseit Kolchis aus dem Okeanos durch das östliche Himmelsthor, fahren über die Dunstluft der Tagseite hinweg und entfernen sich durch das entgegengesetzte westliche Thor am Atlas, wo sie in einem Wunderschiffe auf dem Okeanos um die Nachtseite herum zu ihrer Wohnung am östlichen Sonnenreiche zurückkehren. S. Voß Homerische Welttafel. Eine gestalt gelte Eos mit vier muthigen Rossen bemerkt Cuper auf einer Münze des Plautischen Hauses bei *Ant. Augustin.* Dial. 5., und Ursinus. Auch Euripides (Troad. 848) nennt sie die hellgeflügelte Hemera und spricht 855 von ihrem vierrossigen Saffranwagen. — Ihr Gemahl war Astraos, der Sohn des Titanen Krios und Symbol des Sternhimmels. Ihm gebar sie die Winde Zephyros, Notos und Boreas, dann aber auch den leuchtenden Morgenstern Phosphoros und die andern Sterne, welche den Himmel schmücken, denn alle Gestirne gehen in Osten auf, also gleichsam als ihre Kinder vor der erhabenen Mutter her. Daß sie aber auch die Winde gebar, könnte sich auf die in der Tagesfrühe gewöhnlich wehenden Winde beziehen. Hermann de Mythol. p. XV. leitet *Ἠώς* von *ἄημι*, wehen, ab und findet darin den Begriff von aura, das sanfte Wehen in der Luft, sodaß sie schon dieser Grundbedeutung wegen als die Mutter der Winde vom Astraos erscheinen kann, weil man diese vom Aufgange gewisser Sterne sich abhängig dachte. Die Verse aber, in welchen Eos auch Mutter des Morgensterns und der andern Sterne genannt wird, sind nach seiner Meinung erst später, als man schon Eos für Morgenröthe nahm, bei Hesiodos eingeschoben worden. Dagegen bemerkt Creuzer (Briefe S. 186): eben, weil auch Eos Mutter des Morgensterns und der andern Sterne sei, könne man auch zweifeln, ob sie ursprünglich als aura genommen werden müsse. Es sei freilich folgerecht, daß von der aura die Lüfte kommen, aber die Schwierigkeit, daß Eos der Sonne Schwester sei, werde schon durch die einfache Vorstellung gehoben, daß beide sich gleichsam die Hände reichen.

Eos, die reizende Göttin der Frühe, die Wiedererweckerin des Lebens und jeder Kraftäußerung, war ebendarum die Liebe schöner Jünglinge, die sie an sich lockte und entführte. Da sie den Ares mit ihrer Liebe beglückte, denn der Krieger erhebt sich mit der Morgenröthe, so ward Aphrodite eifersüchtig, und entzündete sie gegen den schönen Jäger Orion. Sie entführte ihn nach Delos und genoß hier seiner Umarmung. Aber die Götter wurden neidisch und Diana erlegte ihn mit ihren Pfeilen. *Apollod.* 1, 4, 3. *Hom.* Od. V, 120. Ein anderer ihrer Lieblinge war Kleitos, den sie wegen seiner Schönheit raubte und unter die Götter versetzte. *Hom.* Od. XV, 250. Dann liebte sie auch den Tithonos, Laomedon's Sohn, und entführte ihn nach Äthiopien, dem Lande des Aufgangs. Alle Morgen erhebt sie sich aus seinem glanzvollen Bette und bringt Sterblichen und Unsterblichen das Licht. *Hom.* Il. XI. im Anf. Ihre Liebe war so innig, daß sie vom Vater der Götter die Unsterblichkeit für ihn erflehte, aber vergaß, auch ewige Jugend ihm zu erbitten. Da ward er denn ein kraftloser Greis, ihre Liebe erlosch, doch pflegte sie sein, bis sie endlich den ganz Hinfälligen einschloß, oder nach Andern, da er sie selbst bat, ihm die lästige Unsterblichkeit wieder zu nehmen und sie dies nicht vermochte, ihn in eine Cicade verwandelte, die immerwährend in Klagetönen den Verlust ihrer Jugendkraft singt. Von ihm gebar sie den Memnon und Emathion. *Hom.* Hymn. in Vener. 218. Il. XI, 1. Schol. *Lycophr.* 18. Hermann (de Myth. p. XXII), der die Eos für aura er-

28

1) Vergl. Strabo's Geographie, übers. von K. Kärcher. 5. Bd. S. 594. 2) Vergl. Mannert, Geogr. der Gr. und R. 3. Th. S. 758.

klärt, findet im Tithonos den Begriff des Nutricius, des Nährenden; die aura raubt ihn, d. h. durch die Wirkung der Luft steigen die nährenden Dünste aus der Erde in die Höhe. Nun gebiert sie ihm den Memnon, d. h. den Manturnus, den Bleibenden, Dauernden, weil in den wärmern Erdstrichen (Memnon, König in Äthiopien) in gewissen Jahresperioden immerwährende Regen herrschen, und den Emathion, d. h. den Eluus, nämlich den Platzregen, der mit seinen Strömungen alles fortreißt und den Boden mit Sand überzieht. Dagegen bemerkt Creuzer (Briefe S. 214), daß, wenn im Homer (Odyss. XI, 522. cf. IV, 188) von einem schönen Sohne der glänzenden Eos die Rede ist, doch dabei mehr an Morgenröthe zu denken sein möchte. — Nach dem Tithonos liebte Eos auch den schönen Kephalos und entführte ihn. Mit diesem erzeugte sie den Phaëthon, den wiederum wegen seiner Schönheit, Jugend und Klugheit Venus entführte und zum nächtlichen Aufseher in ihrem Tempel machte. *Hes.* Theog. 986. Bei Apollodor hat dieser Sohn den Namen Tithon, bei Hygin heißt er Hesperos mit dem Beinamen Venus. Hermann l. c. erklärt den Phaëthon durch Fulsius, den Glänzenden, den Sohn des Kephalos, des Capito, des Kopfes, für die Morgenröthe, weil die aus dem Haupte der Sonne aufsteigenden Strahlen in der Luft (aura) rothglänzend werden. Auch sei die Fabel von dem ungeschickten Lenker des Sonnenwagens daher entstanden, weil durch den röthlichen Glanz der aufgehenden Sonne oft alles zu brennen scheine. Ein Wächter oder Aufseher im Tempel der Venus werde er aber genannt, weil die Morgenröthe die Umarmungen der Liebenden trenne.

Eos, welche mit Rosenfingern den Schleier der Nacht wegnimmt, oder die schwarze Nacht unter die Erde zurücktreibt (*Orph.* Hym. 78), wird von vielen Dichtern gradezu mit der Tagesgöttin Hemera identificirt, nämlich als die Tagbringende oder weil sie mit ihrem flügelgespann über den Himmel hinfährt. Voß in den mythol. Brief. 2. B. S. 62 gibt über die Beflügelung des Gespanns und über die Bedeutung des Begriffes Eos folgende treffliche Bemerkungen. Zur Zeit der Tragiker scheint die Beflügelung der Rosse der Eos erst gewöhnlich geworden zu sein. Bei Schol. Il. VI, 155 erzählt Asklepiades aus den Tragikern, Eos habe den geflügelten Pegasos sich vom Zeus zum Geschenke erbeten, um ihren Umlauf mit desto weniger Mühe zu vollenden. Euripides Orest. 1004 nennt die Eos die eingaulige und der Scholiast deutet dies: Euripides lasse die Göttin auf einem Rosse reiten, während Andere sie im Wagen fahren ließen. Auch *Lycophr.* Alex. 16 singt, wie Eos auf raschen Fittigen des Pegasos dahinfliegt. Ebenso versichert Eustathios (Odyss. II, 1), Eos werde entweder fahrend im Wagen oder reitend auf dem Pegasos und zugleich als Fackelträgerin vorgestellt. Dagegen machen andere Dichter den Pegasos zum einzelnen Wagenroß der Eos und Voß bemerkt dabei, daß das Beiwort eingaulig bei Euripides wol natürlicher von der Eos als Lenkerin eines einzelnen Wagenrosses, als von einer Reiterin zu verstehen sei, in welchem Falle es ganz müßig da stehen würde, da man natürlich nur auf Einem Rosse reiten könne. Auch zeigt ein geschnittner Stein bei Sandrart (Iconol. Deor. Tab. D) die Eos im Wagen, von dem einzigen Pegasos gejocht; sie trägt in der Rechten eine Fackel und streuet mit der Linken Blumen, während der wachsame Hahn, der nach Ovid (Met. XI, 597) mit purpurkammigem Antlitz Aurora singend erweckt, vor ihr auf dem Wagen steht und oben der Morgenstern strahlet. Euripides spricht von einem täglichen Umlaufe, den die Eos vollende. Dies kann, sagt Voß, unmöglich etwas anderes heißen, als daß sie vor Helios des Morgens aufgehe, ihn den Tag über begleite, des Abends vor ihm untergehe und nun auf dem Okeanos zum Aufgange zurückschiffe. Dies thue sie, möge sie nun, wie bei Homer, mit zwei Rossen (Od. XXIII, 245), oder, wie bei Euripides (Troad. 855), mit safranfarbigem Viergespann, oder, wie bei Andern (*Aeschyl.* Pers. 386. *Theocr.* XIII, 11) mit weißschimmernden Gaulen fahren, oder gar mit den Scholiasten auf dem Pegasos reiten. Diese Vorstellung finde sich bei mehren Dichtern. Bei Quintus Smyrnäus, der ältern kyklischen Dichtern folge, steigt sie (II, 188) am Morgen des Tages unwillig (weil ihr Sohn Memnon durch Achilles sterben soll) empor und (v. 499) betrachtet nun (sie, die mit Rossen den Äther durchwandert) im Kreise der Töchter des Helios da, wo Zeus dem taglos leuchtenden Herrscher die jährige Bahn abzeichnete, angstvoll den Kampf und, da Memnon fällt, hüllt sie sich in Gewölke, daß die Erde dunkelt (v. 548) und senkt sich dann mit Helios weinend den Himmel hinab. Auch auf einem Philostratischen Gemälde (Icon. I, 7), das Memnon's Tod vorstellt, erscheint Eos mit ihren Nymphen oben am Himmel beim Helios. Nicht minder begleitet sie bei Quintus im ersten Gesange v. 823 den Sonnenwagen bis zum westlichen Weltrande, so auch im vierten Gesange v. 62, desgleichen bei Musäos in Hero und Leander v. 110 sinkt Eos, den Glanz einhüllend, im Westen hinab, und in den Dionys. des Nonnus (VII. 286) sagt der nach Semele's Umarmung verlangende Zeus:

Sage mir, grausame Nacht, wann sinkt die verderbliche Eos?

Es war also Eos den Griechen nicht blos das, was wir die Morgenröthe nennen, sondern überhaupt Licht, Helle, und wurde so im weitern Sinne von der ganzen Tageszeit gebraucht. So steht ἠοῖ bei Onomakritos (Argon. 647) gradezu für Tageslicht, Tag, wenn es heißt:

Aber sobald zu der Mitte der Eos die hurtigen Rosse Hellos treb',

oder bei Bion (Idyll. VI, 18), wenn es vom Frühlinge heißt: die Nacht ist gleich der Eos, d. h. dem Tage. Man sehe auch Quintus I, 118. *Nonn.* Dionys. XVIII, 157, *Claudian*, De raptu Proserp. II, 46. Gigant. v. 34. In diesem weitern Sinne ließ nun Eos auch Hemera, die Tagesgöttin und zwar schon bei den Tragikern, z. B. bei Äschylus (Pers. 384) die weißgaulige Hemera, und bei Euripides (Troad. 848) die hell-geflügelte Hemera. Man sehe auch die Scholiasten zu *Hom.* Il. XI, 1. *Pind.* Ol. II, 148. *Philostrat.* Icon. I, 7. Selbst, daß bei Hesiodos Eos die Winde Zephyros, Notos und Boreas

Digitized by Google

nebst dem Hesperos und den Sternen gebiert, konnte eigentlich nur von der Tagesgöttin gesagt werden. Die Gegend der Eos heißt daher bei den Dichtern nicht blos das Morgenland, sondern auch allgemein die ganze erleuchtete Erdfläche, oder besonders die südliche Seite des Erdkreises, über welche den Griechen Sonne und Tag hingeht.

Eine über den ganzen Himmel weggehende Eos liegt auch der Stelle in Virgil's Aen. VI, 535 zum Grunde, wenn es heißt: Während des Wechselgesprächs hatte Aurora mit rosigem Viergespann schon die Mitte des Pols im ätherischen Laufe durchwandert. Äneas nämlich stieg mit dem ersten Ausdämmern des Morgens durch die avernische Höhle in das Todtenreich hinab, schauet auf der Wanderung alle Schreckbilder desselben, kommt zum stygischen Gewässer, unterredet sich mit mehren Seelen, wird endlich vom Charon übergesetzt, durchwandert die verschiedenen Bezirke, unterhält sich wieder mit Freunden, besonders lange mit Deiphobos, und man kann wol annehmen, daß darüber die Hälfte des Tages verstrich und, daß also der Dichter mit Recht sagt, die vor dem Helios hergehende Aurora hatte schon die Mittagshöhe zurückgelegt. Die Sibylle ermahnt also den Heros, sich nicht länger aufzuhalten, denn nox ruit, die Nacht stürzt daher, d. h. sie wird bald einbrechen. Äneas bringt also den Nachmittag im Elysium zu und kehrt in der Nacht zur Oberwelt zurück. Daß der Aurora doch ein rosiges Viergespann zugeschrieben wird, läßt sich leicht theils daraus erklären, daß nirgends angegeben wird, die Rosse hätten während des Laufes ihre Farbe geändert, theils daraus, daß das Beiwort rosig einmal ein den Dichtern gewöhnliches Epitheton war, das freilich von dem Morgenschimmer abgeleitet worden sein mag. Überhaupt aber sind goldgelb und purpurroth immer die Prachtfarben des Alterthums und kommen nicht blos der Aurora, sondern auch andern Göttinnen zu.

Die Kunst malte die Eos in einem röthlichen Gewande mit einem Sterne auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand. Ihren Wagen ziehen zwei hellfarbige, meistens geflügelte, Rosse. Man hat aus dem Alterthume keine großen Kunstwerke, welche die Göttin vorstellen. Nur auf einigen geschnittnen Steinen glaubt man sie zu erblicken, z. B. bei *Lippert* Dactyl. Sauf. I. No. 738. In No. 739 ist eine weibliche Figur dargestellt, die einen schönen, schlanken Jüngling umarmt; man hält sie für die Eos, und den Jüngling für den Kephalos. Eine geflügelte Eos mit vier muthigen Rossen bemerkt Kuper auf einer Münze des Plautischen Hauses (s. oben). Die Entführung der Aurora ist auf einer kleinen Vase von dem Künstler Klenias dargestellt; s. Böttig. Vasengem. 1. B. 3. Heft. S. 30. — Daß Eos schöne Jünglinge entführt, hängt überhaupt mit der allgemeinen Idee zusammen, daß schöne Jünglinge und Mädchen durch Göttinnen und Götter entführt werden. Man wollte dadurch theils überhaupt ihre Schönheit recht herrlich und glänzend darstellen, sie waren so schön, daß sie selbst die Liebe der Unsterblichen verdienten, theils mag auch die Vorstellung durch die kretische Sitte veranlaßt worden sein, Jünglinge zu rauben und sie nach zwei Monaten reich beschenkt zurück zu senden, welches für etwas sehr Ehrenvolles gehalten wurde (*Strab. X. Athen.* XIII, p. 602. Heyne, Antiquar. Aufs. St. I. Herm., Handb. der Myth. der Gr. 1. Bd. S. 44, Anm. 49). Endlich sagte man auch von Jünglingen und Mädchen, die in früher Blüthe starben, Eos habe sie geraubt. Söhne der Eos nannte man auch solche, die im Orient geboren waren. (*Richter.*)

EOSANDER (Johann Friedrich), Freiherr von Göthe, um die Mitte des 17. Jahrh. in Schweden geboren, erschien schon 1692 am Hofe in Berlin. Später reiste Eosander zu seiner Ausbildung auf Kosten des Kurfürsten Friedrich's III. von Brandenburg in Italien und Frankreich, von wo er 1699 nach Berlin zurückkehrte, und mit einem Gehalte von 600 Rthlrn. nebst andern Vortheilen als Hauptmann und Hofarchitekt eine Anstellung fand. Zunächst wurden ihm decorative Arbeiten aufgetragen, namentlich bei Gelegenheit der Königskrönung im J. 1701 zu Königsberg. Darauf wurde er zum Generalquartiermeister-Lieutenant befördert; und 1704 zur Vermittelung des Friedens mit Schweden an Karl XII., der damals bei Warschau im Felde stand, abgesendet. Nach vergeblichen Versuchen bei diesem Monarchen begab er sich in gleicher Absicht nach Stockholm, um dort den Senat für den Frieden zu stimmen und durch diesen auf den König zu wirken. Nach seiner Rückkehr nach Berlin war er von 1705—1712 mit Ausführung von Bauaufträgen bei den königlichen Schlössern in der Nähe der Hauptstadt, wie in Charlottenburg, Monbijou, Schönhausen und Oranienburg beschäftigt, während er sich 1705 bereits zum Oberssten und Generalquartiermeister befördert sah. Im J. 1706 befand er sich in der Commission, welche König Friedrich I. zur Untersuchung und Begutachtung des vom berühmten Schlüter bei einem verunglückten Thurmbaue beobachteten Verfahrens niedersetzte. Nicht ohne Grund ist der Verdacht ausgesprochen, Eosander habe seines Nebenbuhlers Schlüter Sturz durch verschiedene Mittel herbeizuführen gewußt. Zu den am wenigsten löblichen müssen die hämischen, gegen Schlüter gerichteten Artikel im 17. Bande des Theatrum europaeum gezählt werden, die auch deshalb als aus Eosander's Feder geflossen angesehen sind, weil Merian, der Verleger und Eigenthümer jenes Werkes, des Ersteren Schwiegervater war. Im J. 1707, nachdem das Verfahren gegen Schlüter beendet, wurde an dessen Stelle dem Eosander die weitere Ausführung des Schlossbaues zu Berlin übertragen, und damit gleichzeitig die Anweisung eines jährlichen Gehaltes von 2000 Rthlrn., welche Schlüter bisher bezogen, verbunden. In den folgenden Jahren führte er den Schlossbau fort; zwar mit Beibehalt des Schlüter'schen Entwurfes, doch in dem Bestreben nach Pracht und Großartigkeit nicht selten mit Überladung und geringerem Geschmacke. Im J. 1709 finden wir ihn als königlichen Baudirector, mit einer abermaligen Gehaltszulage von 600 Rthlrn. jährlich, zu denen später noch außerordentliche Geschenke kamen. Im J. 1712 wurde Eosander an Karl XII. nach Bender, abermals zu einer Friedensunterhandlung, abgeschickt. Und da bald nach seiner Rückkehr in Berlin König Friedrich I., 1713, mit Tode ab-

Digitized by Google

ging, und Friedrich Wilhelm I. sich nicht geneigt zeigte, Eosander's hohe Besoldungen ferner zahlen zu lassen: so trat dieser 1714 als Generalmajor in schwedische Dienste. Der inzwischen noch nicht ganz vollendete Schloßbau wurde nun Böhme übertragen. Im J. 1715 befand sich Eosander unter den Vertheidigern Stralsunds. Dort wurde er preußischer Kriegsgefangener, erhielt aber die Erlaubniß, sich auf sein Ehrenwort nach Frankfurt am Main, zu seiner Gattin, der damaligen Besitzerin der Merian'schen Verlagshandlung, zu begeben. Zu Frankfurt widmete er acht Jahre der Muße schriftstellerischen Arbeiten, unter denen „Die Kriegsschule oder der teutsche Soldat." 1. Th. (Frankfurt a. M.) die bemerkenswertheste ist. Doch geriethen seine Vermögensverhältnisse, in Folge eines Hanges zur Verschwendung wie zur Alchemie, allmälig so sehr in Unordnung, daß selbst die Wohlhabenheit der Merian'schen Handlung darunter litt. Diese Umstände bewogen ihn von Neuem Dienste zu suchen. Wirklich ward er 1723 kursächsischer Generallieutenant, und starb als solcher 1729 zu Dresden. (*v. Gansauge.*)

EOSTRA oder OSTRA, in der teutschen Myth. eine Göttin der Angelsachsen, welche der Jahreszeit des Frühlings vorgesetzt war. Ihr Hauptfest fiel im Aasturmonat (Ostermonat), und nicht mit Unrecht leitet man wol von ihr den Namen unserer Ostern ab. Man weiß von dieser Gottheit wenig. Die Angelsachsen, welche sie vornehmlich verehrten, hatten sie aus Teutschland mitgebracht, und gehörten hier zu jenem Völkervereine, der in der Mitte des 5. Jahrh. unter dem Namen der Thüringer auftrat und sich vom Harze bis zur Donau ausbreitete. In Thüringen nun soll der heil. Bonifacius, der 725 sein Bekehrungsgeschäft begann, auch ein Idol der Astaroth zerstört haben, welches auf dem Osterberge unweit Gandersheim gestanden. Der aus der Bibel entlehnte Name Astaroth möchte wol unsere Eostra bezeichnen; ja einige Ausleger wollen in der Eostra gradezu die phönikische Astarte finden, deren Verehrung die Teutschen aus ihren asiatischen Stammsitzen mitgebracht hätten, und dem zufolge erklären sie die Eostra für Symbol des Mondes; s. im 6. B. des Bragur, die Abtheil. 1 und 2 die Abhandlung des Freiherrn von Münchhausen über den Götzen Ostar. In jedem Falle zeigen eine Menge Ortsnamen, daß die Verehrung der Ostra weit verbreitet war. So die Namen Osterode, Osterholz, Osterhagen, Osterberg, Osterwald, Osterhofen, die Osterkuppe in Thüringen, der Esterberg im Bairischen und ein gleichnamiger bei Tübingen, das Osterloch im Landgerichte Sulzbach, unweit davon der Markt Osternohe, das Osterholz in der Gegend von Seinsheim, wo auch merkwürdige altteutsche Todtenhügel gefunden wurden. Auch der berühmte Eggesterstein im Fürstenthume Lippe wird für eine der Eostra heilige Stelle gehalten, und man glaubt, der Name sei aus Eosterstein verdorben. Endlich hat man auch ein im Schaumburgischen auf einem alten Stein gefundenes Bild mit einer nicht mehr zu enträthselnden Inschrift auf diese Gottheit bezogen. Zu lesen sind noch die Worte: hohit und geuta oste — — — oulor sif sin froste. Die Buchstaben scheinen nordische Runen. Über dem Kopfe scheinen ein Paar Hörner zu schweben, das Gesicht ist fratzenmäßig; vor dem Leibe scheint sich ein Horn in die Höhe zu biegen, das der Figur vielleicht im linken Arme ruhete und aus dem Wasser hervorzuspringen scheint. Die rechte Hand, welche aber mit dem zerstückelten Steine abgebrochen, scheint etwas gehalten zu haben, wovon nur die Spitze zu sehen ist. Münchhausen erklärt sie entweder für die Spitze eines Scepters oder den Kopf eines krähenden Hahns, letzteres habe die meiste Wahrscheinlichkeit. Der untere Theil der Figur ist ganz verloren. Ebenderselbe findet nun in dieser Ostar oder Astar die phönikische Astarte und zwar als Mondgottheit. Die Hörner über dem Haupte seien das Symbol des Mondes, in der linken Hand habe sie ein Horn des Überflusses, wie auch dem slawischen Sonnengotte Swantewit beigelegt werde, auf der rechten Hand aber einen Hahn als Symbol der Wachsamkeit und des Schutzes. — Auf die Ostra könnte sich vielleicht auch der von Pomponius Mela III, 3 genannte See Estia (vielleicht der Salzsee bei Erdeborn im Mansfeldischen) und der Name der Fee Esterelle bei den Kelten beziehen. Besonders ist aber die Benennung des Ostermonats und Osterfestes für das Dasein der Göttin entscheidend. Beda (De temporum ratione. cap. XIII. Gloss.) sagt ausdrücklich: Die alten Völker der Angeln in England nennen den April Eosturmonath, nach ihrer ehemaligen Gottheit Eostra, der sie im April Feste feierten, deren Namen sie jetzt der Zeit des Paschafestes beilegen. Dieser Stelle zufolge feierten also die Angeln am Anfange des Frühlings, mit dem auch ihr Jahr, nämlich den 25. März, begann, der Göttin Ostar ein Frühlingsfest, dessen Namen die Christen auf das Auferstehungsfest des Heilandes übertrugen. Auf Beginnen des Jahres und Frühlings scheint auch der Name selbst hinzudeuten, denn die Wurzel East, Ost, Est bedeutet ursprünglich entstehen, hervortreten (oriri) und wurde auf die Morgengegend übergetragen, weil hier die Sonne aufgeht, also auch das Jahr beginnt. Es war also wol die Göttin Ostra eine Modification der großen Gebärerin, Erdmutter, Hertha, diese als Frühlingsgöttin gedacht. Im Skandinavischen bedeutet auch Aust, beinahe wie Ost gesprochen, die Liebe. Von Karl dem Großen berichtet Eginhard, daß er den Monaten vaterländische Namen gegeben und den April Ostarmanoth genannt habe. Wiederum ein Beweis, daß Eostra eine allgemeine teutsche Göttin war. Dahin gehört auch der in vielen Gegenden Teutschlands sich lange erhaltene, und vielleicht noch jetzt hier und da fortdauernde Gebrauch, Osterfeuer anzuzünden, womit auch die Walpurgis-, Pfingst- und Johannisfeuer zusammenhängen. Münchhausen, in seiner Abhandlung im Bragur, sagt, daß die Osterfeuer an der Weser, besonders im Schaumburgischen, noch gegen Ende des 18. Jahrh. gewöhnlich gewesen wären. Man brachte am dritten Ostertage ein ausgeleertes Theerfaß auf den nächsten Hügel, befestigte es an einer mit Stroh umwundenen Stange, zündete, wenn es Nacht wurde, das Stroh unten an und setzte so das Ganze in Flammen. Knechte, Mägde und Bauern tanzten nun unter frohem Jubel um das Feuer herum. Unstreitig feierten die alten Teutschen ihrer Göttin so ein

Digitized by Google

Opferfest, bei dem ein großer Ochse am Feuer gebraten wurde. Das Feuer und der Tanz erhielten sich unter dem Volke. Damals wurde das Feuer durch Reiben hervorgebracht und auch dieser Gebrauch blieb lange. Es war ein gutes Zeichen, wenn die Flamme gerade aufstieg. Diesen Menschen oder Vieh durch das Feuer oder auch nur durch dessen Rauch, so schützte dies das ganze Jahr durch vor Krankheiten. So meldet auch Münchhausen, daß man Schweine, die zur Mast sollten getrieben werden, hindurch gejagt habe. Auch bei den Persern wurden im April, sowie zur Zeit des Sommersolstitiums, Feuer angezündet; auch war bei ihnen die Sitte, sich im Beginne des Frühlings mit schön verzierten Eiern zu beschenken. Das war ein Symbol des großen Weltei's, aus dem Alles entstanden, überhaupt Symbol der Erzeugung, also des Frühlings. Noch sind beim Volke die Ostereier im Gebrauche und gewiß gehörten sie auch mit zu den heiligen Gebräuchen der Göttin Ostra, die dadurch sich allerdings an die griechische Aphrodite und die phönikische Astarte anschließt. Aus meiner Jugend kenne ich auch noch den Volksglauben des Osterwassers. Das schöpften die jungen Leute nach Mitternacht stillschweigend, es sollte sich das ganze Jahr hindurch frisch erhalten und heilbringend sein. Ja gegen Sonnenaufgang sollte das Wasser in Flüssen und Bächen sogar in Wein verwandelt werden, und die Sonne sollte am ersten Ostermorgen tanzend ihren Aufgang beginnen. Alles das sind Überbleibsel aus dem alten Glauben unserer Vorfahren und ebenfalls Symbole von Heil, Fruchtbarkeit und Erzeugung. Denn Wasser und Feuer, Feuchtigkeit und Wärme, sind ja die Hauptkräfte, die bei aller Erzeugung wirksam sind. Mone (Gesch. des Heidenthums II. S. 86) bemerkt noch: daß die Sonne, Ostar, und der Mond heilige Haine im Riesenwohld bei Nordhabstett, bei Osterwohld und in der glützinger Holzung im Kirchspiele Tellingstett gehabt haben. Ihre Höfe oder Tempel sollen gegen die gewöhnliche Sitte rund gewesen sein, und der Altar in Riesenwohld zwölf Steine zur Einfassung gehabt haben (s. Barth, Die altteutsche Religion. S. 116 fg.). (*Richter.*)

EPACHTHE, ἐπαχθή, d. h. das Fest des Verdrusses, ein Fest der Achäischen Ceres, welches in Böotien zum Andenken der über den Verlust ihrer Tochter trauernden Ceres im Monat Damatrios (dem Ägyptischen Athyr), etwa unserm November, gefeiert wurde. Plutarch (De Isid. p. 549. *Wyttenb.*) führt dabei die Worte an: Καὶ βοιωτοὶ τὰ τῆς Ἀχαιΐας μέγαρα κενοῦσιν „und die Böotier erschüttern die Tempel der Achäerin." Diese Stelle hat mehre Auslegungen veranlaßt. Squire dachte dabei an kleine Tempelchen, die man am Feste herumgetragen habe. Toup änderte die Lesart κινοῦσιν in οἰκοῦσιν, also: „sie wohnen in Tempeln." Spanheim veränderte μέγαρα in μεγαλίστια, „das Fest der großen Brode," weil Athenäos von einem Ceresfeste des Namens bei den Oeliern spricht, und erinnert dabei an die Schaubrode und an das Fest der großen Brode bei den Israeliten (Levit. XXIII, 17). Eine Handschrift hat statt κινοῦσιν die Lesart: κονοῦσιν, d. h. sie bestreuen den Tempel mit Staub. Creuzer, dem wir obige Bemerkungen entlehnen, billigt es, daß Wyttenbach die Lesart des Textes beibehalten hat, denn es sei noch zu fragen, ob κινεῖν von der Feier eines Festes gebraucht werden könne, und außerdem werde von Plutarch ausdrücklich eine Parallele mit Ägyptischen Festen gezogen. Nun sei Tithrambo die zürnende Ἰσίς, die Ceres Erinnys der Griechen, und Pausanias (IX, 25) beschreibe grade die Böotische Ceres als eine sehr furchtbare Göttin, von deren Gebräuchen er mit großer Scheu rede; das Fest aber heiße bestimmt das Fest des Verdrusses (ἄχος), sodaß selbst bei dem Beinamen Achäa weniger an die Achäerin, als an die trauernde, verdrüßliche Ceres zu denken sei. Dann fügt er hinzu: Der Raub der Proserpina und der Zorn der Mutter darüber waren tellurische Begebenheiten. Wann die Tochter hinabgerissen wird, verfinstert sich Ceres, die Mutter, und wird zur Erinnys, es bewegen sich alsdann die Gründe der Erde. Um dies anschaulich darzustellen, mochten wol die Böotischen Priester Mittel gefunden haben, die unterirdischen Kapellen (τὰ μέγαρα) wie durch ein Erdbeben zu erschüttern. Es wäre dies also ein Beispiel, wie die alte Welt auf den sinnlichen Menschen im Götterdienste zu wirken suchte. (*Richter.*)

EPACRIDEAE. Diese von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 535) zuerst begründete dikotyledonische Pflanzenfamilie ist so nahe mit den Ericeen, von denen sie sich nur durch die Antherenbildung (ähnlich der der Monotropeen) unterscheidet, verwandt, daß sie Link (Handb. I. S. 601) als Gruppe dieser Familie betrachtet. Die Epakrideen sind Sträucher oder Bäumchen mit abwechselnden, selten gegenüberstehenden, lederartigen, einfachen, meist ganzrandigen, gestielten, ungestielten oder halbstengelumfassenden Blättern und ähren- oder traubenförmigen, selten einzeln in den Blattachseln stehenden, mit Stützblättchen versehenen, regelmäßigen, meist zwitterigen, weißen, rothen oder blauen Blüthen. Ihr Kelch ist frei, fünftheilig, stehenbleibend, oft gefärbt; die Corolle unter dem Fruchtknoten stehend, fünfspaltig oder fünfblättrig, selten zu einer geschlossenen, später mit geradem Rande sich ablösenden Haube verwachsen (Cystanthe). Die fünf Staubfäden sind unter dem Fruchtknoten, oder in der Corolle eingefügt, mit den Corollenabschnitten abwechselnd, frei, mit einfächerigen, der Länge nach aufspringenden, ungespornten Antheren: die Pollenkörner fast kugelig, frei oder zu dreien zusammengeballt. Unter dem Fruchtknoten befindet sich eine drüsige Scheibe, welche oft fünf Schüppchen trägt; der Griffel ist einfach, mit ungetheilter, bisweilen gezähnter Narbe. Die Frucht ist eine Kapsel, Steinfrucht oder Beere zwei- bis zehn-, selten einfächerig; die auf der Mittelaxe angewachsenen, bisweilen herabhangenden Mutterkuchen tragen die zahlreichen, selten einzelnen Samen: der drehrunde, gerade Embryo liegt in der Längsaxe des Eiweißkörpers.

Die Epakrideen, ausgezeichnet durch zierlichen Wuchs und schöne Blüthen, sind in ihrem Vorkommen auf Neuholland und die übrigen Südseeinseln beschränkt (nur eine Pflanze dieser Familie, Leucopogon malayanus *Jack*, findet sich außerhalb Australiens, auf der Halbinsel Malakka) und bilden dort die Stellvertreter der Ericeen. Über ihren Nutzen ist nichts weiter bekannt, als daß die Bre-

Digitized by Google

ren von Lissanthe sapida *R. Brown* (Australian cranberries, australische Moosbeeren der Engländer) zu den wenigen ebbaren Früchten Neuhollands gehören.

Die Familie der Epakrideen umfaßt 30 Gattungen, welche in zwei Gruppen zerfallen:

I. Stypheleae *Bartling* (Ord. nat. p. 158). Die Fehen der Corolle zugespitzt, in der Knospe klappenförmig; die Pollenkörner frei; in jedem Fache des Fruchtknotens nur ein Eichen; die Frucht nicht aufspringend, mit saftiger, oder. krustenartiger Decke. Styphelia *Smith*, Soleniscia *Candolle*, Stomarrhena *Cand.*, Astroloma *R. Br.*, Conostephium *Bentham*, Stenanthera *R. Br.*, Melichrus *R. Br.*, Cyathodes *Labillardière*, Lissanthe *R. Br.*, Leucopogon *R. Br.*, Atherocephala *Cand.*, Monotoca *R. Br.*, Acrotriche *R. Br.*, Trochocarpa *R. Br.*, Decaspora *R. Br.*, Pentachondra *R. Br.*, Needhamia *R. Br.*, Oligarrhena *R. Br.*

II. Epacrideae genuinae *Bartl.* (l. c.). Die Corollenabschnitte stumpf, in der Knospe dachziegelförmig; je drei Pollenkörner zusammengeballt; die Fächer des Fruchtknotens mit vielen Eichen; die Frucht eine auffspringende Kapsel. Epacris *Forster*, Lysinema *R. Br.*, Prionotes *R. Br.*, Cosmelia *R. Br.*, Andersonia *R. Br.*, Ponceletia *R. Br.*, Sprengelia *Sm.*, Cystanthe *R. Br.*, Pilitis *Lindley*, Richea *R. Br.*, Dracophyllum *Labillardière*, Sphenotoma *Sweet*.

Von diesen Gattungen sind hier drei, Conostephium, Cyathodes und Atherocephala, alle aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, nachzutragen:

1) Conostephium *Bentham* (in *v. Hügel*, Enum. p. 76). Char. Der Kelch eiförmig-ablang, mit meist acht lederartigen Stützblättchen versehen; die Corolle röhrig, bauchig, kegelförmig (daher der Gattungsname: στέφος Krone, κώνος Kegel), mit fehr kleinem, aufrechtem Saume: die Röhre trägt innen an der Basis fünf Büschel von Zotten; die sehr kurzen Staubfäden sind in der Corollenröhre angewachsen; die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen mit knochenharter Schale. Die einzige Art, C. pendulum *Benth.* (l. c.), ist ein kleiner aufrechter Strauch mit sehr fein behaarten Zweigen, zerstreuten, ablang-linienförmigen, stachlicht-stumpfen, am Rande zurückgerollten, unten linirten und weißgrau-haarigen Blättern und in den Blattachseln stehenden, zurückgekrümmten Blüthenstielen. Dieser Strauch ist am Georgsfund und Schwanenflusse in Neuholland von Drummond und dem Freiherrn Hügel gefunden worden.

2) Cyathodes *Labillardière* (Nov. Holl. I. p. 57). Char. Der Kelch fünfklappig, mit mehren Stützblättchen versehen; die Corolle trichterförmig, wenig länger, als der Kelch, mit offenstehendem, bisweilen bärtigem, fünfspaltigem Saume; unter dem Fruchtknoten steht eine fünfzähnige, becherförmige Scheibe (daher der Gattungsname: κυαθώδης becherartig); die Frucht eine fünf- bis zehnfächerige, fünf- bis zehnsamige Beere. Die elf bekannten Arten sind Sträucher, zuweilen Bäumchen, mit unten gestrichelten Blättern und kleinen, achselständigen Blüthen: 1) C. glauca *Labill.* (l. c. t. 81. Trochocarpa glauca *Spreng.* Syst. veg. I. p. 660) auf der Vanbiemensinsel. 2) C. straminea *R. Br.* (Prodr. p. 539, Styphelia straminea *Spr.* l. c. p. 656) ebenda. 3) C. dealbata *R. Br.* (l. c., Styphelia dealbata *Spr.* l. c.) ebenda. 4) C. Tameiameine *Chamisso* (Linnaea 1826. p. 539) auf den Sandwichinseln. 5) C. Baxteri *A. Cunningham* (Mss., *Candolle* prodr. VII. p. 741) in Neuholland. 6) C. parviflora *R. Br.* (l. c. p. 540, Lissanthe parviflora *Spr.* l. c. p. 660) auf der Vanbiemensinsel. 7) C. Oxycedrus *R. Br.* (l. c., Styphelia Oxycedrus *Labill.* l. c. p. 49. t. 69, Lissanthe Oxycedrus *Spr.* l. c.) ebenda und in Neuholland. 8) C. abietina *R. Br.* (l. c., Epacris juniperina *Forster* prodr. n. 71, Styphelia abietina *Labill.* l. c. p. 48. t. 68) auf der Vanbiemensinsel und Neuseeland. 9) C. acerosa *R. Br.* (l. c. p. 539, Ardisia acerosa *Gärtner*, De fruct. II. p. 78. t. 94 f. 2, Styphelia acerosa *Solander* ms., Lissanthe acerosa *Spr.* l. c.) auf Neuseeland. 10) C. Macraeana *Cand.* (l. c. p. 742) auf dem feuerspeienden Berge der Insel Owaidi von dem englischen Reisenden Macrae gefunden. 11) C. Banksii *Gaudichaud* (Voy. de *Freycinet*, Bot. p. 98) ebenfalls auf den Sandwichinseln. — C. disticha *Labill.* ist Decaspora disticha *R. Br.* und C. laurina *R. Br.* = Trochocarpa laurina *R. Br.*

3) Atherocephala *Cand.* (Prodr. VII. p. 755) Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen versehen, tief fünftheilig: die Fetzen lang pfriemenförmig-zugespitzt, über die Corolle hinwegragend; die Corolle trichterförmig, mit drehrunder, glatter Röhre und fünflappigem Saume: die Lappen zurückgerollt, schmal, mit dichter, weißer Wolle bedeckt; die Staubfäden unter dem Fruchtboden eingefügt, mit ablang-linienförmigen Antheren; der Fruchtknoten fast kugelig, fünffächerig, in jedem Fache ein Eichen; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, Ath. Drummondii *Cand.* (l. c.) ist ein kleiner, kaum spannenhoher Strauch mit glatten, an der Basis scheiden-, an der Spitze pfriemenförmigen Blättern. Die weißlichen Blüthen bilden eine endständige, dichte, eiförmige Ähre, über welche die grannenförmigen Spitzen der Kelchfetzen hinwegragen (daher der Gattungsname: κεφαλή Kopf, ἄκρη Granne, Spitze). Dieser Strauch, welcher sich von Leucopogon nur durch die tiefere Theilung des Kelches und die hervorstehenden Staubfäden unterscheidet, ist von dem englischen Reisenden Drummond am Schwanenflusse in Neuholland gefunden worden.

(*A. Sprengel.*)

EPACRIS. Eine von Forster (Char. gen. 10. Prodr. n. 68—71) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der, nach ihr benannten, natürlichen Familie der Epakrideen. Char. Der Kelch gefärbt, fünftheilig, mit zahlreichen, den Kelchabschnitten ähnlichen Stützblättchen versehen; die Corolle röhrig; die Staubfäden in der Corolle angewachsen mit schildförmigen Antheren; fünf Schüppchen unter dem Fruchtknoten; die Kapsel fünffächerig, fünfklappig, vielsamig. Die von Forster zu dieser Gattung gerechneten vier Arten, welche er auf den höchsten Berggipfeln (daher der Gattungsname: ἐπ' ἄκροις) von Neuseeland fand, hat man jetzt zu den verwandten Gattun-

Digitized by Google

gen Dracophyllum, Pentachondra, Leucopogon und Cyathodes gestellt; es sind aber seit jener Zeit 29 andere Arten in Neuholland und auf den benachbarten Inseln entdeckt worden. Dies sind zierliche Sträucher mit zerstreuten Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, oder ährenförmigen weißen oder rothen Blüthen. Die drei am häufigsten in den europäischen Glashäusern vorkommenden Arten sind: 1) Ep. purpurascens *R. Brown* (Prodr. Fl. Nov. Holl. p. 550. *Loddiges*, Bot. cab. t. 876. Ep. pungens *Sims*, Bot. mag. t. 844), 2) Ep. pulchella *Cavanilles* (Icon. IV. p. 26 t. 345. *Lodd.* Bot. cab. t. 194. *Sims*, Bot. mag. t. 1170), beide mit blaß rosenrothen oder weißlichen Blumen, und 3) Ep. longiflora *Cavanill.* (l. c. p. 25. t. 344. Ep. grandiflora *Willdenow*, Sp. pl. I, 2. p. 834. *Smith*, Exot. bot. I. p. 75. t. 39. *Sims*, Bot. mag. t. 982) mit fast zollangen, an der Basis rothen, oberhalb gelblich-weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

EPAGATHUS, ein Kriegsoberster unter dem Kaiser Alexander Severus. Verworfen in Sitten und Denkungsart stand er bei dem mordbefleckten Caracalla in großem Ansehen; er war es, der mit einigen Soldaten den berühmten Rechtsgelehrten Ulpianus ermordete, 226. Der edle Kaiser Alexander Severus verabscheuete ihn und seine Thaten, wagte es aber doch nicht ihn zu Rom zur Rechenschaft zu ziehen, aus Furcht vor einem Aufstande, den sein Anhang hätte erregen können, darum ernannte er ihn zum Statthalter von Ägypten, und als er dort angelangt war, ließ er ihn durch einige Vertraute aus dem Wege räumen (Xiphilinus, Caracalla, Alexander). (*A. Herrmann.*)

EPAGOGE (*Ἐπαγωγή*), I. ein Ausdruck, der bei griechischen Schriftstellern über das Kriegswesen einige Male von einer besondern Art des Aufmarschirens einer Truppenabtheilung gebraucht wird, und hier die gerade und fortlaufende Linie der Colonnen, welche nach einer und derselben Richtung und Stellung hinter einander aufmarschiren, bezeichnet; s. *Arrian* Tact. p. 65. *Suidas* s. v. Eine Abbildung davon bei Potter, Griech. Archäolog. II. Bd. S. 127 t. XI. f. 2. Verschieden davon ist die *Παραγωγή*, s. den Artikel.

II. Ein technischer Ausdruck in der Rhetorik, um diejenige rhetorische Figur zu bezeichnen, nach welcher aus einem vorher zugestandenen Satze eine Reihe von andern, weitern Folgerungssätzen, die alle in natürlicher Folge einer dem andern unmittelbar sich anschließen, abgeleitet werden, was die Römer Inductio nennen (s. *Cicer.* De invent. I, 31. Topic. 10. *Quintil.* Inst. Orat. V, 10 §. 73 und V, 11 §. 2), was insbesondere dem Sokrates beigelegt und für eine Eigenthümlichkeit seiner Methode erkannt wird; s. *Aristot.* Rhet. I, 2. *Diogen. Laert.* III, 53 und andere Stellen in *Stephan.* Thesaur. L. Graec. (ed. *Hase* et *Dindorf*) Vol. III. Fasc. 5. p. 1370. Westermann, Gesch. der Griech. Beredsamk. §. 66. Not. 3.

III. Auch kommt das Wort von einer, wie es scheint, eigenen Art der Beschwörung unterirdischer Dämonen vor, die man heraufbeschwören und zum Beistand gegen Andere zu deren Verderben zu gewinnen suchte. Vgl. *Ruhnken.* ad *Timaei* Lex. Platon. p. 114 und *Lobeck*, Aglaopham. T. I. p. 221 sq. (*Baehr.*)

EPAKRIOS, *Ἐπάκριος*, der auf Höhen Wohnende, ein Beiname des Zeus. (*Richter.*)

EPAKTAEOS, *Ἐπακταῖος*, der am Ufer Wohnende, Beiname des Neptun bei den Samiern. (*Richter.*)

Epakten, s. Concurrenten und Cyclus.

EPAKTIOS, *Ἐπάκτιος*, einerlei mit Aktios, Beiname Apollon's (*Orph.* Argon. 1269), weil er auf dem Vorgebirge Aktium einen von den Argonauten erbauten Tempel hatte. (*Richter.*)

EPALLAGE. Eine von Candolle (Prodr. VI. p. 3) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Senecionideae Anthemideae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compositae. Lessing (Syn. p. 221) hatte diese Gattung mit Helicta *Cassin.* (s. Wedelia) vereinigt und zu der Untergruppe der Helianthеen gerechnet, Candolle erkannte sie als selbständig und zu den Anthemideen gehörig (diese Änderung soll der Gattungsname andeuten: *ἐπαλλαγή* Verwechselung). Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist aufrecht und besteht aus zwei oder drei Reihen ablanger Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden klein, fast flach, mit lanzettförmigen, steifen, zuletzt abfallenden Spreublättchen bedeckt; die Achenien sind gefurcht-eckig, fast kreiselförmig, mit kurzer, becherförmiger, ganzrandiger oder gezähnelter Samenkrone. Die vier Arten dieser Gattung, welche der teutsche Reisende Bojer auf Madagaskar entdeckt hat, sind aromatisch riechende Sommergewächse oder Halbsträucher mit aufrechtem Stengel, abwechselnden, gestielten, ganzrandigen, oder eingeschnitten-gezähnten Blättern, und endständigen, gestielten, gelben Blüthenknöpfen: 1) Ep. salvifolia *Cand.* (l. c. Anthemis salvifolia *Boj.* ms. Helicta alternifolia *Less.* l. c.), 2) Ep. rupestris *Cand.* (l. c. p. 4), 3) Ep. dentata *Cand.* (l. c., Anthemis dentata *Boj.* ms. Helicta madagascariensis *Less.* l. c.), 4) Ep. anemonifolia *Cand.* (l. c.).

Mit Epallage nahe verwandt und, wie diese Gattung, von Anthemis eigentlich nur durch den flachen Fruchtboden unterschieden, ist die Gattung Aganippea *Sessé* et *Moçiño* (Fl. mex. ined., *Cand.* l. c. p. 3). Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus zwei Reihen von Schuppen: die äußeren sind lanzettförmig, die inneren kurz und spreublattartig; der Fruchtboden ist flach, mit pergamentartigen Spreublättchen besetzt; die Achenien sind nackt, ungeschnäbelt, ablang. Die beiden Arten sind Kräuter mit gegenüberstehenden, gezähnten oder ganzrandigen Blättern und achselständigen, gestielten Blüthenknöpfchen, deren Strahl oben weiß, unten röthlich und deren Scheibe gelb ist: 1) Ag. bellidiflora *S.* et *M.* (l. c.) in den Gewässern um die Stadt Merico (daher der Gattungsname nach der im Alterthume berühmten Quelle Aganippe). 2) Ag. dentata *Cand.* (l. c.), von Berlandier auf den Bergen um die Stadt Merico gefunden. (*A. Sprengel.*)

Digitized by Google

EPALTES. Diese von Cassini (Bull. de la soc. philom. 1818. p. 139, Dict. des sc. nat. 15. p. 6, 37. p. 33) aus Ethulia divaricata *L.* gebildete Pflanzengattung gehört zu der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Asteroideae Tarchonantheae Plucheïnae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist glockenförmig und besteht aus zwei oder mehren Reihen dachziegelförmig über einander liegender Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist convex, nackt; die weiblichen Blümchen des Strahls sind sehr klein, fadenförmig, an der Spitze kaum gezähnt; die androgynischen Blümchen der Scheibe umgekehrt-kegelförmig, außen etwas drüsig; die Achenien, welche nur im Strahle sich entwickeln, sind umgekehrt-eiförmig, eckig, glatt, ohne Samenkrone. Die acht bekannten Arten dieser Gattung sind tropische Kräuter oder Halbsträucher mit ästigem Stengel, abwechselnden, ablangen oder umgekehrt-eiförmigen, fast ganzrandigen, bisweilen am Stengel herablaufenden Blättern, den Blättern gegenüber einzeln oder paarweise stehenden Blüthenstielen und meist rispenförmigen Blüthen. 1) Ep. divaricata *Cass.* (ll. cc., Ethulia divaricata *L.* mant. *N. L. Burmann*, Ind. 176 t. 58 f. 1) auf Äckern in Ostindien; 2) Ep. linearifolia *Cand.* (Prodr. V. p. 461) in Ava; 3) Ep. pygmaea *Cand.* (l. c.) im Carnatik; 4) Ep. brasiliensis *Cand.* (l. c.) in Brasilien; 5) Ep. mexicana *Lessing* (Linnaea 1830. p. 147) bei Veracruz; 6) Ep. australis *Less.* (l. c.) am Flusse Lachlan in Neuholland; 7) Ep. hirsuta *Less.* (Syn. p. 206) in Ostindien; 8) Ep. litoralis *Less.* (Linn. 1831. p. 151, Artemisia litoralis Retzius observ. V. p. 28) an den Meeresküsten Ostindiens.

(*A. Sprengel.*)

EPAMINONDAS, war der Sohn des Polymnis, eines armen, aber angesehenen Bürgers von Theben (*Plut.* Pel. III. *Corn. Nep.* I, 1. *Aelian.* v. h. II, 43. XII, 43. *Paus.* IX, 13). Die Familie soll von den Σπαρτοί abstammen, jenen aus Kadmus' Saat der Drachenzähne entsprossenen geharnischten Männern, die den ältesten Adel in Theben bildeten, weshalb sie auch einen Drachen im Schilde führte, kann aber, wenn auch an Vermögen heruntergekommen, nicht in solcher Dürftigkeit gelebt haben, wie Epaminondas sie auf philosophischen Grundsätzen liebte (*Paus.* VIII, 27. *Cic.* Tusc. I, 2. *Plut.* Pelop. III. *Nep.* Ep. II.), weil ihm sonst wol kaum eine so liberale Bildung hätte zu Theil werden können. (Ed. Bauch, Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie [Breslau.] S. 7. Sievers, Geschichte Griechenlands vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea [Kiel 1840.] S. 192. Not. 26.) Wahrscheinlich im J. 418 v. Chr. geboren, lebte er bis zu seinem 40. Jahre, da er bei der Befreiung Thebens handelnd auftrat, in philosophischer Zurückgezogenheit (Sievers S. 192. Not. 27. *Plut.* De occ. viv. Mor. VI. p. 274), ganz seiner Ausbildung für die höchsten Zwecke hingegeben. Ein Blick auf die äußere und innere Jugendbildung der Hellenen wird uns den Schlüssel zu Epaminondas' großer Erscheinung geben, in welcher, was so selten der Fall war, nicht nur der Bürger, Krieger und Staatsmann, sondern auch der Philosoph und Mensch zugleich auftreten, und manches Räthsel zu lösen ist.

Ein gesunder Körper ward von den Hellenen als die natürliche Bedingung geistiger Gesundheit betrachtet; darin stimmten sie mit Persern, Skythen und Römern und allen Völkern überein, welche sich in kriegerischer Lust und Freiheitsliebe gefielen. Diese beiden Neigungen waren in dem öffentlichen Leben der Hellenischen Republiken vereint und gleich stark, darum bestand die Erziehung oder Vorbereitung des jungen Bürgers auf die Zwecke des Staats zunächst in kunstgerechter Bildung des Körpers zur Schönheit und kriegerischen Brauchbarkeit. Lykurg's Erziehungsvorschriften, aus altdorischer, allen Hellenen ursprünglich eigenthümlicher Gewohnheit entsprossen, erhoben diese zum Gesetze, nicht blos für Sparta, sondern vorbildlich für das ganze Volk, dessen gleichartiges öffentliches und häusliches Leben nach seiner politischen und religiösen Seite dieselbe Nothwendigkeit der Bedürfnisse und Neigungen erzeugte. Wie die Gymnasien und Paläſtren für die Bürger der einzelnen Städte, so waren die mannichfaltigen Kampfspiele für einzelne Landschaften und für ganz Griechenland Pflanzschulen dieses wehrhaften Sinnes, welcher sich mit dem Verschwinden der öffentlichen Freiheit und jugendkräftigen Kampfslust stets auch verlieren mußte. Durch diese, vorzugsweise auf das Äußere des Lebens gerichtete Volksbildung konnte der Geist der Hellenen jene praktische Kraft und plastische Klarheit gewinnen, welche ihn vor allen Völkern alter und neuer Zeit auszeichnet und in einen lichten Gegensatz mit der nebelhaften Mystik Ägyptens, Paläſtina's, Syriens, Etruriens und des christlichen Mittelalters setzt. Das Streben nach Herrschaft, möge sie als Tyrannis der Einzelnen oder Hegemonie der Staaten auftreten, und festlicher Genuß des erworbenen Besitzes, als dessen Blüthe jener schwelgerische Sinnenreiz des Kunstluxus zu betrachten ist, drängten jedoch das innigere Gemüthsleben, den Werth der Sittlichkeit, Contemplation und Entfagung bei der Mehrzahl in den Hintergrund. Die gepriesensten Helden der politischen Schaubühne sind gleich den olympischen Göttern nur durch die sinnlichen Kräfte der niedern Menschennatur groß und schön; denn Recht gilt ihnen für Recht, List für Weisheit, Begierde für Liebe. Moralischer Adel, wie er christliches Princip ist, konnte bei dieser vorherrschenden Ausbildung der niedern Seelenkräfte wenigstens in der Masse des Volks nicht erzeugt werden; aus ihr ragen verhältnißmäßig nur wenige höhere Naturen hervor, in denen mit dem Nützlichen und äußerlich Schönen zugleich das Gute, Edle und Erhabene zur Erscheinung kommt; die ein ethisches Ideal mit Bewußtsein erstrebt und durch Anbau der höhern Seite des Geistes jene Einseitigkeit der politischen Volkserziehung ausgeglichen haben.

Epaminondas widmete sich, da er in die Ephebenjahre getreten war, durch Gesetz und Neigung getrieben, diesen gymnastischen Übungen mit größter Anstrengung, indem er sie als Mittel zum Zweck betrachtete. Meistens übte er sich im Laufen und Ringen, worin er es zu solcher Fertigkeit brachte (*Nep.* Ep. II. *Plut.* mor. II.),

Digitized by Google

daß er seinen Gegner stehend umfassen und mit ihm kämpfen konnte, legte jedoch weniger Werth auf die von den Thebanern überschätzte Körperkraft, als auf Gewandtheit, indem er jene für Athleten, diese für Krieger wichtiger hielt, und die Palästra nur als eine Vorschule der großen Wissenschaft des Krieges betrachtete, in welcher er Meister und Schöpfer werden sollte.

Als unmittelbaren Zweck selbst sah Epaminondas dagegen die Gymnastik des Geistes an, und suchte durch Beschäftigung mit ihr jene Einseitigkeit und Leere der gewöhnlichen Hellenischen Jugendbildung zu ergänzen und zu füllen. Zum Verständniß manches Auffallenden in seinem Charakter und in seiner Lebensweise scheint eine Erörterung der Lehre des Pythagoras in ihren Grundzügen nöthig, denn diese Philosophie liegt seiner ganzen Bildung zum Grunde. Sie ist als freies Ergebniß der gesammten Bildung der damaligen Welt und als die reife Frucht der schönsten Blüthe des damaligen Hellas zu betrachten.

Pythagoras hatte die gebildetsten Völker seiner Zeit auf weiten Reisen kennen gelernt und sich besonders mit ihrer religiösen Weisheit vertraut gemacht. Diese war im Alterthume meist Geheimlehre und nur in den Kasten der Priester und in den Mysterien zu suchen, welche das Heilige und Unaussprechliche den Augen der profanen Welt verhüllten. Er soll sie in Ägypten, Syrien, Phönicien und Kreta kennen gelernt haben. Das ganze Hellenische Mysterienwesen scheint einen gemeinschaftlichen orientalischen Ursprung, einen verwandtschaftlichen Zusammenhang gehabt, und dieselben oder doch ähnliche Geheimlehren symbolisirt zu haben, deren Inbegriff die verborgene Schöpfungskraft der Natur und der Übergang des Menschen aus dem Zustande der Natur in den der Cultur war. In Kreta war Pythagoras der Sage nach ein Schüler des Epimenides, des Vertrauten der Götter, und ward von diesem in die Mysterien der Griechen eingeweiht. Von hier begab er sich über Sparta, Elis, Phlius nach Samos, seiner Heimath, zurück. Nach Andern soll er von Ägypten in den Orient gegangen sein, wo ihn die Magier in Persien und die Gymnosophisten in Indien in ihren Bund aufnahmen. Gewiß ist, daß sich in Pythagoras' Philosophie, die er zuerst in Samos und dann in Kroton in Großgriechenland lehrte, Spuren und Anklänge aller genannten Religionen finden lassen (Ritter, Geschichte der Pythagoreischen Philosophie. [Hamburg 1826.]) Das Tiefsinnige und Symbolische des Vortrags gab seinen Aussprüchen das Ansehen göttlicher Orakel und seiner Person den Nimbus eines gottvertrauten Sehers. Sechshundert bisher der Schwelgerei ergebene Krotoniaten, durch sein Beispiel zur Mäßigkeit bekehrt und für seine Lehre begeistert, bildeten den Stamm jenes großen Bundes, dessen Bestimmung war, den Geist der Menschheit zu veredeln und ihn vom Gemeinen zu entwöhnen. Nach Art der Ägyptischen Priester hatte Pythagoras seinen Bund in eine exoterische und esoterische Abtheilung getrennt. Die von Spätern verfaßten „Goldenen Sprüche," der Unterricht für die Exoteriker, welchen das Innere des Heiligthums verschlossen war, bestanden in moralischen Vorträgen, worin die Tugend kasuistisch für die verschiedenen Stände, Geschlechter und Alter empfohlen ward, namentlich Enthaltsamkeit von gemeinen Genüssen, wodurch Erhebung des Geistes über die Materie erleichtert wird. Die Esoteriker bildeten den engern Bund, den eigentlichen Orden, und wurden nur nach strengen Prüfungen stufenweise für den höchsten Grad der Erkenntniß vorbereitet. So lange sie nur Hörende und nicht Wissende waren, mußten sie an das Wort des Meisters (αὐτὸς ἔφα) ohne Beweis glauben, und nach Umständen ein Schweigen von mehren Jahren beobachten; sowie überhaupt Verschwiegenheit das erste Gebot war. — Zu Kroton wohnten die Pythagoreer mit Weib und Kind zusammen in einem großen Hause, einer Art von Kloster. Morgens ward die Ordnung des Tages bestimmt, und man ging der aufgehenden Sonne Hymnen singend entgegen, um die Stimmung des Geistes zu läutern und zur Vollbringung der Pflichten des Tages zu stärken. Diese bestanden zunächst in ernstem Nachdenken über die höchsten Gegenstände, und in der Lösung aufgegebener Probleme. Nach einem einsamen Spaziergange erfolgten Unterredungen über die Aufgaben, und dann gymnastische Übungen zur Vorbereitung auf die gemeinschaftliche Mahlzeit, welche in Brod, Honig und Wasser bestand; denn nach dem Beispiele des Meisters enthielt man sich animalischer Nahrung, aber auch blähender Gemüse, wie der Bohnen. Den Ordensgliedern ward die Weisheit unverschleiert durch Symbole vorgetragen, um sie, die meist den ersten Familien angehörten, nicht blos ihrer selbst wegen zu belehren, sondern sie zugleich zu Staatsmännern und Herrschern auszubilden. Wenigstens wird dem Orden diese aristokratische Tendenz von seinen Feinden vorgeworfen, und gerechte ihm zum Verderben. Verfolgung zerstreute die Bundesglieder über das griechische Italien, Hellas und Kleinasien, wodurch das Wort des Meisters Gemeingut der Nation ward. Hier genügt es, einige seiner Hauptlehren herauszuheben, um zu zeigen, wie besonders auch der Pythagoreismus Einfluß auf Epaminondas' Charakter haben konnte, und überhaupt die höhere ethische Bildung förderte, welche die blos auf das Praktische und Politische gehende Jugenderziehung der Hellenen sonst nicht förderte, vielmehr eher zurückhielt.

Die Welt (κόσμος) bildet ein harmonisch Geordnetes, in dessen Mitte sich das Centralfeuer befindet, von welchem die Wärme alles Leben ausgeht. Der Himmel ist der Raum, in welchem sich die zehn Sphären bewegen: die Sphäre der Fixsterne, die Sphären der sieben Planeten, zu welchen Sonne und Mond gehören; die der Erde, welche die Sphäre der unsichtbaren Antichthon gegen sich über hat als die zehnte, die die Harmonie der himmlischen Sphären schließt und die Mondfinsternisse hervorbringt. Die sieben Planeten bewegen sich in der Feuersphäre, dem stets reinen, bewegten Äther; die Erde aber ist von der Atmosphäre umgeben, jener dicken, unbeweglichen Masse, in welcher die irdischen Geschöpfe leben. Von dem Centralfeuer geht auch die Gottheit aus, der Weltgeist, die Schöpferkraft, die das thierische Leben und Weben schafft, unbegreiflich, unzerstörbar, ewig. Ihr untergeordnet waren als Emanationen die Götter, Heroen,

Digitized by Google

Dämonen und Luftgeister, göttliche Wesen, welche je nach dem Grade ihrer Entfernung vom Centralfeuer, Einfluß auf die Welt, Erde und Menschen haben, und Gesundheit, Krankheit, Träume geben. Die Sterne selbst sind Götter oder von Göttern bewohnt. — Auch die Seele des Menschen ist dem Pythagoras ihrem höhern Wesen nach ein Ausfluß des Centralfeuers. Sie besteht nach ihm nämlich aus zwei Theilen, deren erster, der Ausfluß des Centralfeuers, im Gehirne wohnt. Dieser Theil ist die Vernunft (νους). Der zweite ist das Herz, die Leidenschaft, welche der Vernunft widerspricht (θυμος). Der νους ist unsterblich, weil er mit der Gottheit einerlei Ursprungs ist; der θυμος aber ist vergänglich, weil er den Thieren verwandt ist, die nicht durch Vernunft und Sprache, sondern nur durch Leidenschaft und Instinct getrieben werden. Wegen dieser zwiefachen Richtung der Seele zur göttlichen und thierischen Natur nannte Pythagoras den Menschen einen Mikrokosmus, weil er die Elemente des Weltalls oder des Makrokosmus in sich trägt. — Der rationale Theil der Seele, die Vernunft, umfaßt mit dem Denkvermögen die Verhältnisse von Zeit und Raum. Die Zahlenlehre des Pythagoras sollte diese Verhältnisse bildlich veranschaulichen. Daher wurden die Zahlen zu Symbolen der abstracten Begriffe gebraucht, die man in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte. Wie die Monas in ihrer Vervielfältigung als Dyas, Trias, Tetras einen Fortschritt von der Einheit zur Mannichfaltigkeit darstellt, und dem einfachen geometrischen Punkte in seiner Vervielfältigung durch Linie, Fläche und Körper entspricht, so sind Beide wieder der ursprünglichen Einheit der Gottheit zu vergleichen, die durch ihre vielfachen Ausflüsse die ganze Natur beherrscht. So legte Pythagoras die Wissenschaften der Arithmetik und Geometrie seiner Speculation zum Grunde, und schuf auf diesem Wege eine mathematische Philosophie. Sie ging von der Anschauung der natürlichen Welt aus, und erhob sich stufenweise zu den erhabensten Ideen, welche der Philosophie und dem auf das Äußerliche gestellten Leben der Griechen meist fremd waren, oder etwa nur symbolisch in den verschiedenen Mysterien gelehrt wurden. Erhebung des Endlichen zur Anschauung des Unendlichen, Vorbereitung des Geistes zur Erkenntniß der letzten Gründe der Dinge, und die unmittelbare Wahrheit war dem Pythagoras Zweck aller Bildung. — Für ein Hauptbildungsmittel galt ihm die Musik; sie sollte dem Geiste die Herrschaft über die Leidenschaften gewinnen, und ihn zur Ahnung des Ewigen läutern. Auch hier befolgte er ein arithmetisch-wissenschaftliches Verfahren, indem er die Verhältnisse der Töne berechnete, eine Tonleiter (Octochord) und ein Instrument mit einer Saite (Monochord) zur Messung der musikalischen Intervallen erfand. Ihre Anwendung fand diese mathematische Musik aber in der Astronomie, indem er, zu Folge seiner Ansicht von der stufenweisen Organisation des Weltganzen, annahm, daß sich dieselbe Harmonie auch in der außerirdischen und übermenschlichen Schöpfung wiederhole. Die Planeten und Weltkörper sollten bei ihrem Kreislaufe durch den Äther, je nach der Länge und Schnelligkeit des Umschwungs, und ihrer Entfernung von der Erde, dieselbe Leiter von acht Tönen hören lassen und eine Sphärenharmonie hervorbringen, nur dem geweihten Ohre des auf der höchsten Stufe der Erkenntniß und Läuterung Stehenden vernehmbar. So suchte die mathematische Philosophie das Endliche mit dem Unendlichen zu construiren. — Einen ähnlichen Zusammenhang des Endlichen mit dem Unendlichen lehrte Pythagoras auch in seiner gleichfalls auf astronomischen Vorstellungen ruhenden Metempsychosis. Diese Lehre von der Seelenwanderung ist eine zwar materielle, aber der Blüthungsstufe des Alterthums angemessene und sich über die gewöhnliche Vorstellung der Griechen vom Orcus bedeutsam erhebende Ansicht von fortschreitender Vervollkommnung des Geistes zur Unsterblichkeit. Sie ist ebenfalls eine Idee von hohem moralischen Einfluß auf die Bildung des griechischen Volkes, dessen politische Erziehung nur das Praktische des Lebens berücksichtigte.

In dieser Philosophie ward Epaminondas von dem aus den süditalischen Unruhen entflohenen Pythagoreer Lysis von Tarent unterrichtet. (*Nep.* Ep. 2.) Lysis war von Epaminondas' Vater, Polymnis, ins Haus genommen, einem Manne, dem die Erziehung und der Ruhm des Sohnes die größte Angelegenheit des Lebens waren, welches dieser auch in hohem Grade anerkannte, indem er nach der Schlacht bei Leuktra äußerte, das Schmeichelhafteste für ihn sei, daß seine Ältern noch lebten und Zeugen seiner That sein könnten. (*Plut.* Cor. 4. *Idem* Apophthegm. 10.) Lysis adoptirte den Epaminondas sogar und lebte in der Familie bis kurz vor Thebens Befreiung, da er starb. (*Diod.* Fragm. de vita et virtut. T. VI. p. 35. *Tauchnitz.* *Plut.* De gen. Socr. 13.) Als die italischen Pythagoreer dem Epaminondas durch den Theanor ein Geschenk für die Verpflegung des Lysis anboten, nahm er dasselbe nicht an. Den Umgang dieses ernsten Greises zog der Jüngling allen Jugendgenossen vor, und hat seiner Lehre vornehmlich den hohen Vorrang vor ihnen zu verdanken. (*C. Nep.* 2.) Durch ihn ward er in die tiefern Geheimnisse des Pythagoreischen Bundes eingeweiht, wodurch sein Charakter ein so eigenthümliches Gepräge erhielt. (*Plut.* l. c.) Befreiung des Geistes von den Banden der Sinnlichkeit war die Vorschrift des großen Meisters; daher des Epaminondas fast cynische Entsagung des Sinnenreizes, Verschmähung des Reichthums, ascetische Selbstqualerei und überhaupt Erhebung des Gemüthes zu dem Ernste der Idee. Da ihm der Körper nur ein Werkzeug des Geistes war, so bemühte er sich, denselben durch Mäßigkeit in einem stets brauchbaren Zustande zu erhalten und verachtete Schlemmerei und Dickleibigkeit. Der Aufopferungstod für das Vaterland und die Mitbürger schwebte ihm stets als die erhabenste Idee vor Augen (*Plut.* Apoph. 2.); daher war sein Grundsatz, der Körper der Hopliten müsse nicht blos nach Art der Athleten, sondern auch der Krieger geübt sein; auch stieß er einen sehr dicken Mann aus dem Heere, weil kaum drei bis vier Schilde seinen Bauch decken würden, vor dem er nicht einmal seine Scham sehen könne. (*Plut.* Apoph. 3.) Verächtlich waren ihm Schwelgerei und Überfluß, wo sie sich zeigten; daher kehrte er der von

Digitized by Google

köstlichen Speisen und Salben duftenden Tafel eines Nachbars, der ihn eingeladen, mit den Worten den Rücken: „Ich dachte, du bietest eine Opfermahlzeit, aber keine Schmauserei." Und als einst der Koch Rechnung von einigen Tagen ablegte, zürnte er über die Menge des gebrauchten Öls und sprach zu den Umstehenden, ihn ärgere nicht sowol die Größe des Aufwandes, als vielmehr die Masse des Öls, die in den Leib gekommen. (*Plut.* l. c. 4, 5.) Einen gleichen Ursprung hatte seine Äußerung bei Gelegenheit eines Festes der Thebaner, da er in schmutziger Kleidung tiefsinnend bei den Wachen und Mauern einherschritt, und einem Freunde auf dessen Verwunderung darüber antwortete: „Ich gehe deshalb so trauernd und nüchtern einher, damit ihr trinken, lustig sein und schlafen könnt." (*Plut.* l. c. 6.) Ebenso kam er den Tag nach der Schlacht bei Leuktra schmutzig und niedergeschlagen zum Vorscheine, obgleich er sonst stets gesalbt und mit heiterer Miene erschien. Seine Freunde fragten ihn um die Ursache seiner Trauer, und er antwortete: „Mir ist nichts Unangenehmes begegnet, aber ich bemerkte gestern, daß ich stolzer wurde, als sich ziemt, deswegen strafe ich heute die übermäßige Freude." (*Plut.* l. c. 11.) Eine solche Entsagung und Demuth, welche an christliche Kreuzigung des Fleisches und Selbstverleugnung erinnert, spricht auch aus der Antwort auf die Frage, ob er den Chabrias, oder Iphikrates, oder sich selbst für einen bessern Feldherrn halte: „Das ist schwer zu entscheiden, so lange wir leben." (*Id.* lb. 22.) Wenn diese Antwort zurückhaltende Bescheidenheit ausdrückt, so zeugt eine andere von nicht minder edler Selbstschätzung; denn er entgegnete dem Menekliden, der ihm spöttisch vorwarf, daß er sich mehr als Agamemnon einbilde: „Durch euch, ihr Thebaner, kann ich dies, da ich mit euch an einem Tage die Macht der Lakedämonier gebrochen habe." (Plut. Vom Selbstlobe 9.) Diese Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Duldsamkeit und Verschwiegenheit sind Grundzüge der Pythagoreischen Philosophie und ebenso viele Zierden der hohen Seele des Epaminondas, die ihre erste Nahrung dem Lysis verdankte. Demselben Lehrer verdankte er wahrscheinlich auch den Unterricht in der Beredsamkeit (Plut. Politische Vorschriften. Cap. 26); vielleicht aber auch dem Sophisten Gorgias, dessen Aufenthalt in Theben jedoch nur vorübergehend war. (*Plut.* De gen. Socr. Cap. 13.) Auch die Beredsamkeit beherrschte Epaminondas mit Pythagoreischer Enthaltsamkeit, indem er lieber schwieg, wenn das Reden unnöthig war, lakonisch sprach, wenn moralischer Ernst, oder die Bedeutung des Augenblicks es erheischten, und in längerem Vortrage mit Kraft und Gewandtheit redete, wenn Anschaulichkeit, Überzeugung und Überredung in der Versammlung es verlangten. (*Plut.* Apoph. Plut. Cap. 9. Vom Selbstlobe.) Er war seinen redeträgen Mitbürgern ein nachahmungswürdiges Beispiel im Reden, sodaß seit jener Zeit der Vorwurf des Redehasses sie weniger trifft. Die Thebaner Simmias und Cebes, der Priester Theokritus und der Chäroneer Timarchus hörten den mildredenden Sokrates in Athen; selbst Epaminondas mag den Plato in Athen gehört haben, da er mit Chabrias näher bekannt war, und nebst Dio von Syrakus Plato's Freund genannt wird. (Plut. Über Kindererziehung. Cap. 10.)

Eine andere ebenfalls aus dem Pythagoreischen System abzuleitende Lieblingsneigung des Epaminondas war seine Beschäftigung mit der Musik, in welcher er sich sogar ausgezeichnet haben soll. (*Cic.* Tusc. I, 2. *Nep.* Ep. 2.) Sein Lehrer im Spiele der Lyra und im Gesange, den Pythagoras zur Erhebung des Gemüthes empfahl, war Dionysus (Plut. Von der Musik. Cap. 31); im Flötenspiele, welches die Böotier besonders liebten, empfing er die Unterweisung des Olympiodorus und Ortagoras (*Athen.* IV. p. 184 e), wie auch unter seinen Freunden ein Flötenspieler Melissus genannt wird. (*Plut.* De gen. Socr.) Sein Meister im Tanz war Kallisphron, einer Kunst, welche in Griechenland ihrem Besitzer große Ehre brachte. (*Nep.* Ep. 2.) — Eben wie blos rohe Kraft ohne künstlerische Ausbildung verschmähte Epaminondas auch die rohe Pracht der Kleider und Tafel. Er trug nur Einen Mantel und ging nicht aus, so lange dieser beim Walker war. (*Plut.* Lycurg. 13. *Justin.* VI, 8. 6. *Aelian.* V, 5 und II, 43. *Frontin.* IV, 3. 6. *Athen.* X, 3.) Verachtung des Reichthums, eine natürliche Folge der idealen Lebensansicht, welche das geistig Ewige den materiellen Kräften und Mitteln vorzieht, erhob den Epaminondas auch zu jener bei den Griechen so seltenen und darum stets um so höher gepriesenen Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit, die ihn zum Ebenbilde des würdigen Aristides macht. Als Jason, der Tyrann von Pherä, nach Theben kam und dem Epaminondas 2000 Goldstücke schickte, nahm dieser sie nicht an, sondern rief ihm entgegen: „Ich habe dir keine Ursache gegeben, mich zu beleidigen." Ebenso schalt er den Diomedon, welcher ihm vom persischen Könige 2000 Dareiken brachte, daß er soweit geschritten sei, um den Epaminondas zu bestechen, und befahl ihm, dem Könige zu sagen, derselbe könne seine Freundschaft umsonst haben, wenn er Thebens Wohl beabsichtige, widrigenfalls er sein Feind sei. Zuweilen traten jedoch Fälle ein, wo die gering geschätzten Geldmittel fehlten und Epaminondas seine Zuflucht für den Augenblick zu der Casse seiner begüterten Freunde nehmen mußte. So war er genöthigt, sich 50 Drachmen zu einer Rüstung vom Pelopidas zu borgen, als dieser so eben erst den durch das verschmähte Geschenk beleidigten Jason begütigt hatte. Der reiche Pelopidas unterstützte den Freund auch bei Gelegenheit der Ausrüstung eines Corps von Flötenspielern, die Epaminondas zu übernehmen hatte; und galt es der Aussteuer der Tochter eines redlichen, armen Bürgers, oder der Loskaufung eines Gefangenen, so that Epaminondas bei den Reichen gleichfalls wirksame Fürsprache. Einst sandte er einen nothleidenden Freund zu einem Reichen mit dem Auftrage, ihn um 1000 Thlr. unsers Geldes anzusprechen, und antwortete dem Letztern, der ihn gelegentlich um die Ursache fragte, warum er dieses Geld durch seinen Freund fodern lassen: „Weil dieser redliche Mann Mangel hat, und du reich bist."

Mit den Pythagoreischen Grundsätzen von Entsagung und Heiligung scheint auch Epaminondas' ehelos Leben

Digitized by Google

zusammenzuhängen. Irrthümlich werden ihm nicht nur eine Frau, die Phöbidas geliebt haben soll (*Polyaen.* II, 2, 1), sondern auch ein Sohn Stesimbrotus beigelegt, den er wie Manlius bekränzen und enthaupten lassen (*Plut.* Opp. mor. II. p. 342. Cfr. *Plut.* Pelop. 3); endlich sogar eine Geliebte gegeben. (*Plut.* l. c. p. 76. und II. p. 56.) Aus der Ehelosigkeit selbst, wenn sie aus individueller Lebensansicht hervorging, wird ihm vernünftiger Weise kein Vorwurf gemacht werden; eine besondere Berücksichtigung verdient jedoch seine Liebe zu schönen Jünglingen, zumal da wir auch von der „heiligen Schar" der Thebaner zu reden haben. Epaminondas liebte den jungen Mikythus und Asopichus, welcher Letztere ihn als tapferer Mitstreiter in die Schlacht bei Leuktra begleitete (*Athen.* XIII. p. 605. A.); später den Kaphisodorus, der ihm in der Schlacht bei Mantinea zur Seite stand, blieb, und an demselben Orte mit ihm begraben wurde. Der Eros kann bei den Griechen als Gegensatz der Hetairásis betrachtet werden, und war bei Edlern stets die Tugend und Thaten führende Blüthe der Männerfreundschaft. Er ist nach dem Aufhören des Chaos das schaffende Princip, und sein Dienst so alt, wie das Volk selbst. Die Freundschaftsbündnisse der Heroen und unzähliger späterer Helden gründeten sich auf ein erotisches Verhältniß. Die Philosophen und edelsten Männer des Alterthums kannten diesen, allem Gemeinen fernen, erhabenen Dienst des Eros; darum war seine Statue in den Gymnasien mit denen des Hermes und Herakles aufgestellt, und das bedeutete den unter Männern so wichtigen Verein der Stärke mit der Rede und Freundschaft. Von Lykurg heißt es (*Xenoph.* De rep. Lac. Cap. 2.): „Wenn ein Mann, der ganz ist, was er sein soll, an dem Geiste eines Knaben Gefallen findet, und sich ihn zum Freunde zu machen und mit ihm umzugehen sucht, das ist gut und die beste Erziehung; wenn aber ein Mann sinnliche Begierde zu einem Knaben zeigt, das ist die größte Schmach." — In Sparta kannte die Männerliebe das Schändliche nicht, daher denn auch dort Entehrung eines Knaben mit dem Tode bestraft wurde (*Ael.* v. h. III, 13); in vielen andern Hellenischen Staaten hinderten die Gesetze jedoch die unerlaubte Knabenliebe nicht (*Xen.* De rep. Lac. 2); auch bei den Böotiern fand Umgang eines Mannes und eines Knaben in beständiger Verbindung statt. (*Xen.* l.c.) Der Liebhaber theilte Ehre und Schande des Knaben, den er liebte, und man erzählt (*Ael.* Var. hist. III, 13), daß ein Liebhaber einst von der Obrigkeit bestraft worden sei, als seinem Knaben in der Schlacht ein feiges Wort entschlüpft war. (*Plut.* Lyc. 18.) Kein Volk verknüpfte in allen Beziehungen des Lebens soviel Ethisches mit dem Physischen, als die Griechen, und darum war der Eros bei ihnen ein Staatserziehungsmittel. Die Musik, welche bei den Griechen das war, was wir Humanitätsbildung nennen, wirkte mit dem Eros zur Entwickelung und Erhebung der Kraft, und führte zur Idee der Freiheit. Die schönsten Jünglinge brachten dem Eros vor der Schlacht ein Opfer. (Wachsmuth, Hellen. Alterth. Öffentliche Zucht. Sorge für das Ethische.) Freundschaft bis in den Tod fürs Vaterland war die begeisterte Idee der Liebenden. Als König Kleomenes in der Schlacht auf den Tod verwundet war, befahl er seinem Lieblinge Panteus, sich nicht eher zu tödten, als bis alle Andern gestorben wären. Da ging Panteus umher und berührte Jeden mit der Spitze des Schwertes, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei. Als er dann wieder zu seinem Freunde kam und bei ihm dasselbe that, sah er, daß Kleomenes das Gesicht verzog. Da setzte er sich an seine Seite, küßte ihn und wartete, bis er völlig todt war. Dann umarmte er den Todten noch einmal, und stieß sich selbst das Schwert in die Brust. (Fr. Jacobs, Akad. Reden und Abhandlungen. Männerliebe von S. 212—252.) — Sokrates liebte den Alcibiades, Ismophon und andere Jünglinge; Pindar beschloß sein Leben in den Armen seines Lieblings, nachdem er die Schönheit desselben gepriesen. Wer wollte bei diesen edelsten der Griechen an unnatürliche Wollust denken? Ebenso wenig bei dem gedankenhohen Epaminondas, denn „in der Geschichte der menschlichen Bildung wird es immer als eine ausgezeichnete Thatsache feststehen, daß ein nicht kleiner Theil der Griechen fähig gewesen, auf dem jähen Rande, wohin Gefühl und Vernunft durch Leidenschaft und Beispiel in diesem Verhältnisse geführt werden konnten, ohne zu gleiten und mit Sicherheit und Freiheit sich zu bewegen." (Welcker, Über die Sappho. S. 52.) — „So wollen wir denn auch von denen, die das Hellenische Alterthum wegen ihrer Tugenden und des Adels ihrer Gesinnungen rühmt, darum nicht schlechter denken, weil sie der Sitte des Landes und dem Geiste des öffentlichen Lebens gemäß, einer Liebe gehuldigt haben, die in vielen Staaten Griechenlands ohne Zweifel einen Adel gehabt hat, von dem die neuere Welt, in der sie bei gänzlich veränderten Verhältnissen nur als Laster und schimpfliche Ausartung erscheint, kaum eine Vorstellung hat." (Jacobs, S. 242. Ganz einseitig, obgleich grundlich: J. G. Schreibel, Beiträge zur genauern Kenntniß der alten Welt. II. Theil: „Über die wollüstigen Ausschweifungen bei den vornehmsten Völkern der alten Welt.")

Eine aus diesem alterthümlichen Gefühl der Freundschaft hervorgegangene Verbindung war die der „Heiligen Schar" der Thebaner, welche mit demselben Rechte heilig genannt ward, mit welchem schon Plato (Gastmahl Cap. 7) den Liebhaber einen gottbegeisterten Freund hieß. Sie soll durch Gorgidas geschaffen sein, und bestand aus 300 auserwählten jungen Männern, welche auf der Kadmea wohnten, weshalb sie auch die Stadtschar hießen, weil die Burg vorzugsweise πόλις genannt ward. (*Plut.* Pelop. 18.) Hier wurden sie auf Kosten der Bürgerschaft verpflegt und standen wegen ihrer Unüberwindlichkeit und großen dem Vaterlande geleisteten Dienste in hoher Achtung. Auch wird ausdrücklich versichert, daß das vertraute Verhältniß der Männerliebe bei den Thebanern nicht aus der „Leidenschaft des Laius," sondern aus dem Bemühen der Stifter hervorgegangen sei, den Streit mit der Liebe, den Krieg mit dem Frieden zu vermählen, gleichwie Harmonia, die erste Königin Thebens, aus der Vermählung des Ares mit der Aphrodite entstand. (*Idem* l. c.) Die Gesetzgeber wollten die steinernen Herzen der

Digitized by Google

aus Kadmus' Drachensaat entsprossenen Geharnischten schon in jungen Jahren durch das Gefühl der Freundschaft erweichen und rühren, aus demselben Grunde, wie sie die Rauheit der Paläſtra und den Ernſt des Krieges durch den Ton der Flöte zu mildern ſuchten. Wie wenig an Entartung in dieſer heiligen Schar gedacht werden darf, beweiſet auch der Ausſpruch des Königs Philipp von Makedonien auf dem Schlachtfelde von Charonea: „Möchten die übel enden, welche in dem Wahne ſtehen, daß Dieſe etwas Schändliches thaten oder gewährten." (*Plut.* Pelop. 18.)

Der große Führer dieſer heiligen Schar, welchem der zweite Preis in der Geſchichte der Erhebung Thebens gebührt, iſt Pelopidas, des Hippoklus Sohn, gleich Epaminondas von altem Geſchlechte, im Wohlſtand aufgewachſen und hilfreich jeder redlichen Armuth; nur konnte er den Epaminondas nie zur Theilnahme am Genuſſe ſeines Reichthums bewegen. (*Plut.* Pelop. 3.) Auch ſuchte Pelopidas nie einen Vorzug in ſeinem Vermögen, ſondern ſtellte ſich der geſuchten Dürftigkeit des Freundes gleich durch ſchlichte Tracht, einfache Koſt, unermüdete Abhärtung und anſpruchsloſen Kriegsdienſt. Eine glänzende Verbindung, und Kinder aus dieſer Ehe konnten ſeine Sorge um Vermehrung des Vermögens ſo wenig erhöhen, daß dieſes vielmehr ſich verringerte, und die Freunde ihn tadelten, „er verſäume ein Nothwerk, nämlich, daß man Geld habe;" worauf er entgegnete: „Nothwerk, ja bei Gott, für dieſen Nikodemus!" und auf einen blinden Krüppel hinwies. Beide Freunde ergänzten einander in der Ausführung des großen Werkes der Befreiung des Vaterlandes. Was dem Einen mangelte, das beſaß der Andere, und umgekehrt. Pelopidas fand mehr Freude an Leibesübungen, Epaminondas an der Wiſſenſchaft und Kunſt; obgleich Letzterer während der ſpartaniſchen Unterdrückung auch die Gymnaſien oft beſuchte, die Thebaner auffoderte, ſich im Ringkampfe mit den Spartanern zu meſſen, und falls ſie ſiegten, höhniſch ſich verwunderte, wie ſie die Herrſchaft ſolcher Menſchen ertragen könnten. (*Idem* l. c.) Wenn Pelopidas im Dienſte des Vaterlandes öffentlich früher auftritt, ſo hat Epaminondas doch gewiß nicht mindern Antheil an dem Plane der Befreiung; nur ſollte ſie, Pythagoreiſchen Grundſätzen gemäß, ohne Blutvergießen geſchehen, auf geſetzlichem Wege, nicht durch Revolution. Er wußte, daß Samidas und Eumolpidas das Schwert in jenem Falle nicht eher niederlegen würden, als bis alle ihre Gegner gefallen wären; daher ſchien er an den Planen der Vaterlandsfreunde wenig Antheil zu nehmen; kam zwar zu Simmias, wo die Verſchwornen ihre Verſammlungen hielten, nahm aber nur Theil an philoſophiſcher Unterhaltung, und vertheidigte ſich gegen den Vorwurf der Thatloſigkeit, dem Charon gegenüber, der zwar kein Philoſoph, aber ein tüchtiger Mann ſei, mit ſeinen Grundſätzen, verſpricht jedoch, nebſt Gorgidas, die Freunde zur Ausführung bereit zu halten. Das Große in dem Verhältniſſe des Epaminondas und Pelopidas iſt ihre in Krieg und Frieden bis in den Tod unerſchütterliche, der Erhebung des Vaterlandes geweihte, uneigennützige Freundſchaft. Wie hoch ſtehen ſie durch dieſe Neidloſigkeit über Ariſtides und Themiſtokles, Cimon und Perikles, Nikias und Alkibiades! (*Plut.* Pelop. 4.) Dieſer Freundſchaft ward getrübt durch die Leidenſchaften der Ehrſucht, Habſucht und Eiferſucht, und hatte nicht immer das Vaterland, ſondern oft nur ihre eigene Perſon im Auge; die des Epaminondas und Pelopidas ruhte auf einer gleich klar gedachten, gleich tief empfundenen Idee, der ſich jede perſönliche Rückſicht von ſelbſt unterordnete.

Die Geſchichte Thebens hat ungeachtet ihrer hohen Wichtigkeit für ganz Griechenland noch nicht die Erforſchung und Beſchreibung gefunden, welche Athen und Sparta zu Theil ward. Theben iſt ein durch Mythus und Geſchichte gleich ſehr erweislicher Anknüpfungspunkt der Cultur unter den Hellenen; ſeine heroiſche Zeit tritt durch die Dichtung ſo glänzend hervor, wie diejenige irgend eines der andern Königsſtaaten; in dunkler Vorzeit reißt es ſich von dem an Macht und Herrſchaft älteren Orchomenos los; ſtrebt ſeit Einführung der republikaniſchen Verfaſſung unabläſſig nach dem Principat über den Böotiſchen Bund, wie nach Unabhängigkeit von Athen und beſonders Sparta; geräth dadurch während der Perſerkriege in eine ſchiefe Stellung zur guten Sache des gemeinſamen Vaterlandes; dann in ein drückendes und zuletzt unerträgliches Verhältniß zu dem übermächtigen Sparta, welches ſeit der Schlacht am Ziegenfluſſe und beſonders ſeit dem Frieden des Antalkidas Griechenland tyranniſirte. Rühmlich ſucht es ſich Schritt für Schritt von dieſer Abhängigkeit zu emancipiren, und erhebt ſich endlich, da Sparta wegen immer ſichtbarer hervortretender Unfolgſamkeit der Bundesgenoſſen ſich durch Beſetzung der Kadmea grauſam an ihr gerächt hat, durch die Heldenkraft zweier großer Männer von ſeinem tiefen Fall zur Herrſchaft über das ganze griechiſche Feſtland. Dieſe kurze Blüthe Thebens iſt die Schöpfung des Pelopidas und beſonders des Epaminondas, und nur zu ihrer Zeit war der Staat groß; die Urſachen dieſer Größe aber liegen nicht allein in dem Charakter jener Männer, ſondern ſie wurzeln zugleich tief in der ganzen voraufgegangenen Zeit, welche darum den Vorgrund zu dem Gemälde ihres Jahrhunderts und den Rahmen zu ihrem Bilde liefert.

Unter allen Städten Böotiens gelangte das durch die Atoler gegründete Orchomenos zuerſt zu einer Macht und Blüthe, welche durch Dichtung und Sage gefeiert wurden. Von hier ging der durch Eteokles eingeführte Cultus der Gratien aus, welche „der glänzenden Orchomenos geſangreiche Königinnen, der altgebornen Minyer Hort" heißen (*Pind.* Olymp. XIV.), weil unter den folgenden mythiſchen Herrſchern Minyas als der mächtigſte und durch großen Reichthum ausgezeichnete geprieſen wird, deſſen Schatzkammer, ähnlich der des Atreus, ein Wunder heroiſcher Baukunſt, und, wie der Charitendienſt, ein Beweis für die frühe Blüthe und Cultur des Staates iſt. Dieſes Minyeiſche Orchomenos war der Mittelpunkt eines ſo mächtigen Reiches, daß Homer (Il. IX, 381) es mit dem Ägyptiſchen Theben vergleicht. Die Orchomeniſchen, und die von ihnen abſtammenden Theſſaliſchen Minyer von Iolkos unternahmen den Argonautenzug, die erſte große gemeinſchaftliche Unternehmung, welche aus der griechi-

Digitized by Google

schen Vorzeit bekannt ist. (Boeckh, Staatshaushaltung der Athener 2. Bd. S. 366 fg. C. O. Müller, Orchomenos und die Minyer.) Selbst nach der Erhebung Thebens behauptete Orchomenos immer noch eine bedeutende Stelle unter den Böotischen Staaten, bildete nebst Hermione, Epidaurus, Ägina, Athen, Prasiá und Nauplia den Amphiktyonenbund von Calauria, der vielleicht ein Gegengewicht gegen die Macht der Pelopiden im Peloponnes war (Boeckh II, 368), und folgte unter seinen Königen Ascalaphus und Jalmenus dem Zuge gegen Troja. (*Hom.* Il. II, 511.)

Theben war Anfangs den Minyern von Orchomenos mit 1000 Ochsen zinsbar, und vielleicht gezwungen, den Orchomeniern ihr Feld zu bestellen (Boeckh a. a. O.), welches später der See Kopais mit seinen Fluthen bedeckte. Als aber Erginos, Klymenos' Sohn, König in Orchomenos war, befreiete Herakles seine Landsleute von dem schimpflichen Tribute, und zerstörte Orchomenos nebst der Burg der Minyer, denen er Tribut auferlegte, indem er zugleich die Mündung des Kephisos verstopfte, worauf dieser Fluß über seine Ufer trat, die Äcker der Orchomenier verwüstete, viele Städte verschlang, den großen See von Kopá bildete, und noch größere Verheerungen angerichtet haben würde, wenn das Wasser sich nicht durch wunderbare unterirdische Kanäle einen Ausweg ins Meer gesucht hätte. (*Strabo* IX, 2.) Das alte Orchomenos lag mitten in einer Ebene; als aber die Überschwemmung des Kephisos die Gegend verheert hatte, ward es an den Berg Acontius versetzt, der sich 60 Stadien weit bis nach Parapotamoi in Phocis erstreckt. Die Stadt ward nicht zu Böotien gerechnet (*Hom.* Il. II, 511), sondern bildete getrennt von den Böotiern vermuthlich den Sitz der Herrschaft über die ganze nördliche Landschaft. Erst 60 Jahre nach Troja's Eroberung ward es Böotisch, als die Böoter aus Arná in Thessalien das Land besetzten, welches nun erst Böotien genannt ward, während es früher das Kadmeische Land geheißen. (*Thuc.* I, 12. *Strabo* IX, l. c.) Aus den Zeiten der Jonischen Wanderung wird noch gemeldet (*Herod.* I, 146), daß auch Minyer aus Orchomenos nebst vielen andern nicht Jonischen Stämmen den Joniern beigemischt waren. — Theben, seit seiner Befreiung von Orchomenos ein selbständiger Staat, scheint sehr bald der erste in der Böotischen Amphiktyonie geworden zu sein. Haliartus, Koronea, Tanagra, Kopá, Thespiá gehörten zum Bunde (*Thuc.* IV, 93. *Herod.* V, 79); jeder unmittelbare Bundesstaat aber hatte andere Staaten unter sich in einem Unterthanenverhältniß, obgleich Theben sich die Herrschaft über Alle anzumaßen suchte. Das Königthum in Theben ging mit Xanthus unter, welcher 1126 in einem Zweikampfe durch Überlistung seinen Tod fand; dann nimmt die Republik ihren Anfang. Sie erhielt 400 Jahre später, während der 13. Olympiade, in den Jahren 728—724 vor Chr., da Diokles von Korinth Sieger war, in Philolaus aus Korinth ihren Gesetzgeber. (*Aristot.* Polit. II, 9—12.) Er war aus dem Geschlechte der Bacchiaden und ein Freund des Diokles, mit welchem er nach Theben ging, wo beide ihr Leben beschlossen und ihre Gräber noch zu Aristoteles' Zeit gezeigt wurden. Seine Gesetzgebung scheint sich auch auf die Adoption und auf festere Bestimmung des Erbrechts bezogen zu haben, indem er nicht zuließ, daß die herkömmliche Zahl der Feldbetheiligten verändert werde, denn die κληροῦχοι, welchen ein κλῆρος oder Ackerloos zuertheilt war, mußten dasselbe unverkürzt hinterlassen. Auch gab er ein Gesetz, daß kein Bürger obrigkeitliche Ämter erlangen könnte, der sich nicht zehn Jahre zuvor alles kaufmännischen Betriebes enthalten hätte. Von einer solchen Vorschrift finden wir bei den Athenern keine Spur, sondern wissen vielmehr, daß Kleon, Hyperbolus und andere Demagogen große Geschäfte machten, wodurch der Handelsgeist des Volkes belebt werden mußte. In Theben mag dagegen dieses Gesetz dem Handelsgeiste geschadet haben, während es die Aristokratie befestigte, indem nur Besitzer liegender Gründe zu Staatsämtern gelangten. Nach einem andern Gesetze wurden Maler und Bildhauer mit einer Geldstrafe belegt, die ihren Gegenstand nicht anständig behandelt hatten. Ferner war die Aussetzung neugeborner Kinder untersagt; auch stand den Kriegsgefangenen das Recht zu, sich loszukaufen; falls sie aber in Böotien selbst geboren waren, wurden sie getödtet. (*Aelian.* IV, 4. II, 7.)

Nun sehen wir den Böotischen Bund und Theben erst nach der Vertreibung des Tyrannen Hippias aus Athen wieder geschichtlich auftreten, als die Parteien des Isagoras und Klisthenes um das Bestehen der neuen Verfassung kämpften. Die mit Sparta verbündeten Böotier nahmen, als Kleomenes mit großer Macht in Eleusis eingerückt war, das mit Attika vereinte Önoë und Hysiá; die Chalcidier von Euböa griffen auf der andern Seite an, und die bedrängten Athener stellten sich den Peloponnesiern, Eleusis gegenüber auf, ihre Rache am Böotischen Bunde für eine gelegnere Zeit versparend. Chalcidier und Böotier erlitten alsbald eine Niederlage am Euripus. (*Herod.* V, 74—77.) Im folgenden J. 505 beschlossen die Thebaner, sich an Athen zu rächen, und riefen zu Folge der Deutung eines Delphischen Orakels die Bundesgenossenschaft der Ägineten an, welche Phalerum und die ganze Küste verwüsteten, während die Athener gegen den Böotischen Bund zu Felde lagen, in welchem Theben jetzt schon den Vorstand führte, und Tanagra, Koronea und Thespiá namentlich als Genossen bezeichnet werden. (*Herod.* V, 79 V, 90—93.) Sein Streben nach Herrschaft über die Bundesgenossen hatte ihm den Haß derselben schon in dieser Periode vor den Perserkriegen zugezogen. Da besonders Platäa bedrängt ward, so wollte es sich den Spartanern anschließen, ward aber von Kleomenes, dessen Verbündete die Thebaner waren, an die Athener verwiesen, welche den Platäern bereitwillig Hilfe leisteten. (*Herod.* VI, 108.) Als es jedoch zum Kampfe kommen sollte, traten die Korinther dazwischen, übernahmen die Theilung des streitigen Gebiets, und machten es den Thebanern zur Bedingung, alle diejenigen Böotischen Staaten für selbständig zu erklären, welche an ihrem Bunde keinen Theil nehmen wollten. Kaum hatten aber die Korinther den Rücken gewandt, als die Athener von den Böotiern angefallen, dieselben aufs Haupt schlu-

Digitized by Google

gen, die von den Korinthern gesteckten Grenzen überschritten und den Asopus und Hysiä zur Grenze Thebens gegen Platäa machten. Die überwundenen Thebaner schienen sich in diese Beschränkung gefügt zu haben, und das mächtig emporstrebende Platäa ward in dem nun folgenden Perserkriege eine getreue Bundesgenossin Athens.

Als Darius Herolde nach Griechenland schickte, um von den Freistaaten Erde und Wasser zu fodern, waren die Thebaner unter den Ersten, welche diese Zeichen der Unterwerfung auslieferten. (*Herod.* VII, 233.) In der Schlacht bei Thermopylä waren sie nur 400 Mann stark, während die unbedeutendere Stadt Thespiä 700 Kämpfer stellte. (*Herod.* VII, 202.) Leonidas entließ die übrigen Bundesgenossen; die Thespier und Thebaner blieben allein zurück, und zwar die Thespier unter Demophilus nach eigner Wahl, die Thebaner unter Leontiades aber unfreiwillig, indem Leonidas sie als Geiseln für die Treue ihrer Mitbürger bei sich behielt. (*Herod.* VII, 222.) Als er sich mit allen übrigen Streitern in den Paß warf und den Hügel besetzte, trennten sich nur die Thebaner von ihm, da sie die Perser die Oberhand gewinnen sahen, gingen denselben entgegen und streckten die Hände aus mit der Versicherung ihrer Treue gegen den großen König. Doch wurden sie, obgleich ihnen die Thessalier auch diese Treue gegen die Perser bezeugten, von diesen theils getödtet, theils gebrandmarkt, welches Letztere auf Xerxes' Befehl auch ihrem Feldherrn Leontiades widerfuhr.

In noch verwerflicherm Lichte erscheint der Böotische Bund und namentlich Theben im J. 479, da Mardonius den Kampf gegen die Griechen fortsetzte. Die ganze Föderation war medisch, und von ihrem Hauptorte Theben brach Mardonius gegen die Griechen auf. Die Thebaner gaben ihm Rathschläge über die Stellung seines Heers in der Schlacht bei Platäa. (*Her.* IX, 31. 38. 40. 47.) Sie hatten große Magazine für die Perser in Theben angelegt, sodaß Artabazus' Rath an Mardonius, die Festung Theben zum Mittelpunkte seiner Stellung zu machen, ganz auf die Gesinnung der Thebaner berechnet war. (*Her.* IX, 41. 58.) Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht flüchteten die Thebaner in ihre hölzerne Festung im Thebanergebiete (*Her.* IX, 65. *Diodor.* XI, 31), bis auf den Artabanus, der mit seinen 40,000 Mann sofort dem Hellespont zueilte. (*Her.* IX, 66.) Die Hellenen in Mardonius' Heer hatten sich alle absichtlich schlecht gehalten, und dadurch ein Zeichen ihrer patriotischen Gesinnung gegeben; nur die Thebaner, welche die Flüchtlinge aufnahmen, widersetzten mit ihnen vereint sich den nachfolgenden Athenern (*Diod.* XI, 32) und wollten sich nicht mit Fleiß schlecht halten (*Herod.* IX, 67), also daß ihrer allein 300 der besten Streiter vor den Thoren der Stadt fielen und die übrigen hinter den Mauern derselben Schutz suchten. (*Herod.* und *Diodor.* l. c. *Plut.* Arist. 19.) Nachdem aber die Hellenen bei Platäa ihre Todten begraben hatten, zogen sie unter Pausanias' Anführung gegen Theben und verlangten die Auslieferung der Medischgesinnten, vornehmlich des Timegenides und Attaginus, welcher dem Mardonius nebst 50 Persern ein prächtiges Gastmahl gegeben hatte. (*Her.* IX, 15.) Eilf Tage nach der Schlacht begann die Belagerung; als aber die Auslieferung verweigert ward, wurden die Mauern berennt und die Landschaft verwüstet. Diese Verwüstung dauerte bis zum 20. Tage, da entschloß sich Timegenides zu der edelsten Selbstaufopferung, indem er in der Versammlung vorschlug, den Belagerern Geld zu geben, wenn nur dieses ihre Absicht sei; sonst wollte er sich nebst Attaginus ihnen persönlich zur Rechtfertigung stellen. Allein Attaginus entwichte aus der Stadt; seine Söhne sprach Pausanias frei, als Kinder, die Nichts verschuldet hätten; die übrigen Ausgelieferten aber, die noch immer hofften, es sei nur auf Geld und nicht auf ihre Personen abgesehen, führte er nach Korinth und ließ sie dort hinrichten. (*Her.* IX, 86—88. *Diod.* XI, 33.)

Dieses Benehmen der Thebaner im Perserkriege hat ihnen nicht blos die Verachtung und Rache ihrer die Freiheit vertheidigenden Zeitgenossen zugezogen, sondern ihnen auch einen Schandfleck bei der Nachwelt angehängt, welcher kaum durch den Ruhm ihrer größten Männer, Epaminondas und Pelopidas, getilgt werden konnte, und selbst in noch spätern Zeiten als Grund des Hasses seiner Gegner gelten mußte. Allein es würde unhistorisch sein, die ungünstigen Umstände unberücksichtigt zu lassen, durch welche Theben in dieses Verderben gerissen ward. Der das Vertrauen und die Einheit im Volke störende Kampf der Adels- und Volkspartei (*Thuc.* III, 62), durch welchen hier wie überall in den Hellenischen Republiken die Sache des Vaterlandes an den gemeinsamen Feind verrathen und verkauft ward, ist kaum als Entschuldigungsgrund anzuführen, da dieses Verhältniß nicht allein hier stattfand. Der verderbliche Einfluß aber, welchen die Nähe der Perser seit Darius' Zuge gegen die Scythen und der Besetzung Thrakiens, Makedoniens, Thessaliens, der Inseln und Küsten auf die Moral der zerrissenen Böotischen Staaten ausgeübt hatte, und Verführungskünste, wie sie Alexander von Makedonien gebrauchte, welcher in allen Städten des Böotischen Bundes Spione hielt, um sie in das persische Interesse zu ziehen (*Herod.* VIII, 34), sind allerdings in die Wagschale der gerechten Beurtheilung zu legen. So hoch also auch das Verdienst Athens und Sparta's und ihrer Bundesgenossen um die Behauptung der Freiheit Griechenlands anzuschlagen ist, so wird doch gewiß auch ein Theil des Hochverraths des Böotischen Bundes und Thebens auf Rechnung seiner Lage kommen. (*Plut.* De maligu. *Herod.* p. 472. ed. *Wyt. Klütz.*, De foedere Boeotico §. 3.)

Seit den Perserkriegen war die Lage Griechenlands eine andere geworden. Die Defensive war seit der Schlacht bei Platäa und Mykale in die Offensive übergegangen. Die bisher durch das gemeinschaftliche Band der Vertheidigung zusammengehaltenen Staaten Athen und Sparta waren die heftigsten Feinde geworden, seit Athen den Angriffskrieg zur See fast allein führte und durch seine Flotte ein unberechenbares Übergewicht in der Herrschaft über das Meer, die Küsten und Inseln erlangt hatte. Theben war unter diesen Umständen eine natürliche Bundesgenossin Sparta's geworden, theils weil es aristokratische Regie-

Digitized by Google

rungsform, wie Sparta hatte, theils weil Platäa, sein entschiedenster Feind, mit Athen verbunden war, theils endlich, weil sein eigenes Streben nach Herrschaft einen so mächtigen Nachbar fürchtete. Veranlassung zum Ausbruche des Krieges gab im vierten Jahre der 80. Olympiade, also 458 vor Chr. und 21 Jahre nach der Schlacht bei Platäa, eine Fehde zwischen den Phocensern und Doriern. Der den Letztern durch ihre Stammesgenossen, die Spartaner, geleistete Beistand veranlaßt den Ausbruch des ersten Krieges zwischen Athen, Sparta und Böotien. In der ersten Schlacht bei Tanagra 457 tragen die Spartaner unter Nikomedes, des Kleomenes Sohn und Vormund des minderjährigen Pleistonax, den Sieg davon, in der zweiten aber, bei derselben Stadt, werden die durch sie aufgehetzten Böotier von den Athenern unter Myronides geschlagen, 456. (*Diod.* XI, 79. *Thuc.* I, 107 sq.)

Theben, an der Spitze des Böotischen Bundes, übte indessen eine immer drückendere Herrschaft über die Bundesstädte aus. Deren waren Anfangs wahrscheinlich 14, nämlich: Theben, Orchomenos, Lebadea, Koronea, Kopä, Haliartus, Thespiä, Tanagra, Okaleä, Onchestus, Anthedon, Chalia, Platäa, Eleutherä, später aber, da Eleutherä von den Athenern erobert war und Platäa sich denselben angeschlossen hatte, nur zwölf. Die regelmäßigen festlichen Versammlungen unter Thebens Vorsitz wurden bei dem Tempel der Athene Itonia am kopaischen See gehalten. Jede Stadt ward durch den von ihr gesandten Böotarchen vertreten, welche später wol gewöhnlich in Theben zusammenkamen, da dessen Oberherrschaft gestiegen war. Sie beriethen die äußern Angelegenheiten des Bundes, seine friedlichen Verhältnisse mit andern Völkern, und waren Anführer im Kriege, welches Amt später natürlich nur von den Böotarchen Thebens bekleidet ward. Bei wichtigen Angelegenheiten legten sie ihre Beschlüsse vier Rathsversammlungen der Böotier vor, welchen die letzte Entscheidung vorbehalten war. Außer diesen Verpflichtungen gegen den Bund übte indessen jede Bundesstadt Autonomie, und mußte es übel empfinden, wenn sie anderweitig von Theben bedrückt ward. Dies Verhältniß dauerte meist bis zum J. 374, da Theben den Städten die Autonomie raubte, und sich ganz Böotien unterwarf. Kleinere Städte und Orte Böotiens, welche nicht unmittelbare Mitglieder des Bundes waren, und keinen Böotarchen als Deputirten in die Versammlung schickten, waren nur als Theile einer bedeutenbern Stadt zu betrachten, in deren Gebiete sie lagen, und zu Steuern und Kriegshilfe verpflichtet. (*Klütz*, De foedere Boeotico. [Berolin. 1821.] p. 14—16.)

Nach den Siegen bei Tanagra und Önophyta hatte Myronides, Kallias' Sohn, in ganz Böotien die Demokratie eingeführt; nur Theben behielt noch seine alte Verfassung. (*Diod.* XI, 81—83.) Die unterliegende Partei ward in die Verbannung getrieben, verbreitete den Haß gegen ihre Dränger nach allen Seiten, und rüstete endlich Mannschaft, mit welcher sie 447 vor Chr. Orchomenos, Chäronea und einige andere Plätze Böotiens wieder besetzte. Ein Heer der Athener unter Tolmidas, Tolmäus' Sohne, nahm zwar Chäronea wieder, legte eine Besatzung hinein, zog aber bald wieder ab und ward bei Koronea von den Verbannten aus Orchomenos und den mit ihnen verbundenen Lokriern und Euböern angegriffen, geschlagen, gefangen und getödtet. Unter den vertragsmäßigen Bedingungen der Herausgabe ihrer Gefangenen räumten die Athener hierauf ganz Böotien. Die Verbannten wurden zurückberufen, und alle Städte erhielten ihre frühere Verfassung. (*Thuc.* I, 113.) Diese Demüthigung konnte Theben schwer verschmerzen, das Feuer glomm unter der Asche, bis der Peloponnesische Krieg ausbrach. Im Frühlinge dieses Jahres 431 vor Chr. sollte Platäa für sein Bündniß mit Athen büßen. Die aristokratische Partei unter Naukleides hatte Verrath angesponnen mit Eurymachus, dem angesehensten Manne Thebens, um die demokratischen Gegner zu stürzen, und Platäa sollte überrumpelt werden. Die Böotarchen Pythangelus und Diemporus drangen mit etwa 300 Mann um die Zeit des ersten Schlafs durch die von Naukleides geöffneten Thore, und stellten sich auf dem Markte auf, indem sie durch Herolde wegen der friedlichen Übergabe zu unterhandeln begannen. Kaum hatten aber die Bürger, welche nicht geneigt waren von Athen abzufallen, die geringe Zahl der Feinde im Dunkeln wahrgenommen, als sie mit großer Vorsicht und Entschlossenheit angriffen, nachdem zuvor das Thor verschlossen worden, und die Thebaner auftrieben. (*Thuc.* II, 1—6.) Die Gefangenen, 180 an der Zahl, wurden hingerichtet, und unter ihnen Eurymachus, mit welchem die Verräther unterhandelt hatten. — Hierauf legten die Athener, welche Nachricht von der Sache erhalten, eine Besatzung in Platäa und rüsteten sich zum Kriege; ein Gleiches thaten die Lacedämonier und ihre Bundesgenossen. Ganz Griechenland war in gespannter Erwartung. Im Heere der Peloponnesier unter Archidamus dienten die Böotier und wahrscheinlich auch die Thebaner meist als Reiter (*Thuc.* II, 9. 10. 12. *Diod.* XII, 42. 45); ebenso werden sie bei der Belagerung von Platäa erwähnt. (*Thuc.* II, 78.) Diese Stadt mußte sich nach fast fünfjähriger heldenmüthiger Vertheidigung vor Hunger ergeben. Vergebens baten die Bürger in den beweglichsten Ausdrücken um ihr Leben (*Thuc.* III, 53—59); aber sie wurden hingerichtet, und zwar auf die Vorstellung der rachedürstenden Thebaner (*Thuc.* III, 60—67. 68. *Diod.* XII, 52), und ihre Stadt ward zerstört. So fiel Platäa im J. 427 vor Chr. durch Theben, 93 Jahre, nachdem es sich zuerst mit Athen verbündet.

Im J. 424 hatten die Athener den Nikias, den Sohn des Nikeratos, zum Feldherrn ernannt. Dieser that einen Einfall in Böotien, ließ seine Flotte bei Oropus stehen, und rückte mit den Schwerbewaffneten in das Gebiet von Tanagra, welches er verheerte. Als die Thebaner den Tanagräern zu Hilfe eilten, erlitten sie eine Niederlage. Nikias verfolgte nach erfochtenem Siege seinen Vortheil jedoch nicht, und befreiete durch seine Rathlosigkeit Theben von einem unvermutheten Überfalle. (*Thuc.* III, 91. *Diod.* XII, 65.)

Die Unzufriedenheit der Böotier mit Thebens Herrschsucht stieg mit dessen wachsender Macht, darum traten die Demokraten in Unterhandlungen mit den Athenischen Feld-

Digitized by Google

herren Hippokrates und Demosthenes, und versprachen den Athenern die Städte zu übergeben, wenn diese die Volksherrschaft in denselben gegen Theben aufrecht erhalten würden. Allein die Thebaner mit ihren treugebliebenen Bundesstädten, angeführt von Pagondas, erschienen vor dem durch Hippokrates befestigten Delium mit einem großen Heere von fast 21,000 Mann, und trugen durch ihre Tapferkeit und gerühmte Leibesstärke (*Diod.* XII, 70. *Thuc.* IV, 91—100) einen glänzenden Sieg davon. Aus dem Erlös der Beute erbauten sie die große Halle auf ihrem Markte, und schmückten die Hallen und Tempel mit ehernen Bildsäulen und Trophäen. Nach der Schlacht nahmen die Böotier Delium mit Sturm ein.

Im Sommer des folgenden Jahres — Ol. 89¾ — 423 rissen die Thebaner den Thespiern ihre Mauern nieder, unter dem Vorwande, sie seien mit Athen im Einverständnisse (*Thuc.* IV, 133); auch scheinen sie mit der Befestigung ihrer Macht in Böotien mehr und mehr auf Unabhängigkeit von Sparta, ungeachtet des Bündnisses, bedacht gewesen zu sein. Der Friede des Nikias erregte Anstand, und Theben so wenig wie Korinth, Elis und Argos schlossen diesen Frieden mit Wohlgefallen. (*Diod.* XII, 75.) Endlich war man nach vielen Ränken und Ausflüchten wieder auf dem Punkte zur Entscheidung der Waffen zu schreiten. An der Spitze der Unzufriedenen stand Argos; zu dem Heere der Lakedämonier unter Agis mußte Theben allein 10,000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter stellen, denn er konnte sich seiner Bundesgenossenschaft noch nicht entziehen. Agis demüthigte mit Hilfe dieser Thebaner Argos und besiegte Bundesgenossin Mantinea.

Wir nehmen nicht Anstand, die Theilnahme des Böotischen Bundes und Thebens an den folgenden Kriegsbegebenheiten kurz anzudeuten; wie Theben im zwölften Jahre des Peloponnesischen Krieges den bedrängten Herakleoten 1000 Hopliten zu Hilfe sendet (*Diod.* XII, 77. *Thuc.* V, 52. 58—60); wie es die von Thrakiern überfallene Stadt Mykalessus rettet (*Thuc.* VII, 29—30. 57—58); wie Böotische Schiffe auch die Peloponnesische Flotte nach Sicilien begleiten (*Thuc.* VIII, 60); wie die Böotier die Athener in Oropus überfallen, und Theil an dem Seesiege nehmen, durch welchen die Peloponnesier Euböa in ihre Gewalt bekamen. (*Thuc.* VIII, 94—96.)

Indessen hatte sich das Verhältniß zu Sparta im Peloponnesischen Kriege wesentlich geändert. Die Volkspartei ward auch in Theben mächtiger, und neigte sich in demselben Grade dem Athenischen Interesse zu, in welchem Sparta's Macht und Herrschsucht furchtbarer wurden. Die thebanische Regierung, durch Athens Mishandlung empört, gewährte den hilfs- und schutzbedürftigen Athenischen Verbannten Gastfreundschaft, und erlaubte, Waffen zur Vertreibung der Tyrannen nach Athen zu bringen. Thrasybulus ward mit Waffen, Geld und Kriegsbedürfnissen versehen und rückte von Theben aus nach Phylä, um Athen zu befreien. (*Plut.* Lys. 27. *Plut.* Pelop. 6. *Xen.* Hell. II, 4. *Diodor.* XIV, 6, 32.) Ebenso bitter sprach sich die Stimmung der Thebaner gegen Sparta's Übermuth aus, als Agesilaus, bei seinem Abgange nach Asien, in Aulis, gleich Agamemnon vor seiner Abfahrt nach Troja, ein Opfer bringen wollte. Kaum hatten die Böotarchen dies vernommen, als sie eine Abtheilung Reiter sandten, und ihm das Opfern nicht nur untersagen, sondern sogar, was bereits geopfert war, vom Altare werfen ließen. Agesilaus rief die Götter zu Zeugen an, bestieg zornig sein Schiff, und segelte davon. (*Xen.* Hell. III, 4.)

Zum wirklichen Ausbruche des Böotischen Krieges zwischen Theben und Sparta gab folgende Begebenheit Veranlassung. Bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Agesilaus in Asien beschloß Tithraustes, der Satrap Vorderasiens, dessen Zurückberufung durch Aufwiegelung der Hellenischen Staaten gegen Lakedämon zu bewirken. Dies gelang ihm durch den Rhodier Timokrates, auch den Thebanern Androkleidä, Ismenios und Galaridorus. Auf ihren Rath mußten die opuntischen Lokrier die Phocer zu einem Einfall in Lokris reizen. Sobald dies geschehen war, setzte Androklidäs es durch, daß Theben die Lokrier als Bundesgenossen unterstützte, worauf Phocis Lakedämons Beistand gegen Theben anrief. Sparta, zuletzt besonders durch Thrasybulus' Unterstützung gegen Theben aufgebracht, aber auch wegen des Opfers in Aulis, und weil die Thebaner dem Agesilaus nicht nach Asien gefolgt waren, ferner weil sie bei Dekelea den Zehntheil der Beute für den Tempel zu Delphi in Anspruch genommen, und weil sie der mächtig emporstrebenden Nebenbuhlerin längst eine Demüthigung gönnte, folgte dem Rufe, schickte den Lysander, welcher sich mit einem in Phocis vereinigten Heere bei Haliartus aufstellte, und Orchomenos zum Abfalle von Theben bewog. Auch machte der König Pausanias vom Peloponnes aus einen Einfall in Böotien, und wollte sich mit Lysander bei Haliartus vereinigen. Lysander fiel in der Schlacht bei dieser Stadt; die Seinigen wurden von den Thebanern bis ans Gebirge verfolgt, wo jedoch diese hinwiederum tapfern Widerstand fanden und einen Verlust erlitten. Als nun auch Pausanias mit seinem Heere eintraf, schien Thebens Lage gefährlich. Jedoch hatten die Thebaner am folgenden Tage die Freude, daß ein erbetenes Hilfscorps von Athen zu ihnen stieß. Pausanias, den überdies die Korinther nicht, wie er gehofft, unterstützten, wagte es nicht, seine vereinten Feinde anzugreifen, und begab sich, von den Thebanern verfolgt, auf den Rückweg. In Sparta des Todes angeklagt, floh er nach Tegea, wo er an einer Krankheit starb. (*Xen.* Hell. III, 5.)

Dies war das erste Zeichen der Wiedererhebung des tiefgefallenen Athen und des muthigen Entschlusses der Thebaner, Sparta's für ganz Griechenland unerträgliche Herrschaft zu stürzen. Ein Hilfscorps, welches Theben der Bundesarmee (*Xen.* Hell. IV, 2) von Korinth, Argos und Athen in den Peloponnes gesandt hatte, litt bei Sicyon bedeutenden Verlust. Zwar gewannen Konon und Pharnabazus 394 vor Chr. einen Seesieg gegen den Spartaner Pisander bei Knidus; da war jedoch Agesilaus aus Asien zurückgekehrt; es kam zur Schlacht bei Koronea. Die Argiver hatten schon große Vortheile errungen, als Agesilaus mit überlegener Kriegskunst dem Flügel in die Seite fiel, auf welchem die Thebaner standen,

Digitized by Google

und selbst schwer verwundet den Sieg davon trug. Von den Böotiern waren 6000, von den Lakedämoniern 3030 geblieben. (*Xen.* Hell. IV, 3. *Plut.* Ages. 18—19. *Diod.* XIV, 84.) Agesilaus konnte seinen Sieg jedoch nicht verfolgen, weil sich ein Heer gegen Sparta verbündeter Staaten auf korinthischem Gebiete gesammelt hatte; deshalb drang er durch Lokris vor und kehrte zu Schiffe nach Sparta zurück. Der Athener Iphikrates führte den kleinen Krieg mit Erfolg gegen die spartanische Partei im Peloponnes; Agesilaus berennt Korinth 392, wo die Thebaner einen Theil der Besatzung bilden; Iphikrates, unter welchem auch die Böotier fechten, wird geschlagen und verliert 1000 Mann. (*Xen.* Hell. IV, 3. *Diod.* XIV, 86.) Ebenso erfolglos kämpft Theben einige Jahre später gegen das von Sparta unterstützte Achaja (*Xen.* IV, 6); auch sendet es den Argivern ein Hilfscorps. (*Idem* IV, 7.)

Nachdem im J. 392 Konon die Mauern Athens wieder hergestellt hatte, sandte das beunruhigte Sparta mehre Gesandte an den persischen Hof und an Teribazus, Tithraustes' Nachfolger. Unter diesen befand sich auch der Spartaner Antalkidas, ein kühner, beredter, feiner Mann, welcher durch seine guten Eigenschaften, wie durch seine Laster ganz für die Rolle geschaffen schien, welche ihm als Sparta's Unterhändler an dem verdorbenen persischen Hofe übertragen war. Umsonst suchten Athen und Theben seinen Ränken in der Person des Konon ein Gegengewicht zu geben; es vergingen mehre Jahre, bis Artaxerxes endlich 387 jenen Frieden dictirte, welcher den Namen des Antalkidas trägt. „Die griechischen Städte Kleinasiens sollen in voller Souveränetät Persien angehören. Athen soll die Oberherrlichkeit über die Inseln Lemnos, Imbros und Skyros erhalten. Alle großen und kleinen Republiken Griechenlands sollen die Freiheit haben, sich nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren. Jeder Staat, der diesen Vertrag verletzt, hat den Zorn des großen Königs zu erwarten, und derselbe wird im Einverständniß mit den Spartanern Jeden zu Wasser und zu Lande bekriegen, der dawider handelt." Agesilaus erzwang die Annahme dieses Friedensschlusses durch drohende Erklärungen und Bewegungen gegen Theben, Korinth und Argos, wodurch die Herrschaft Sparta's in ihrer ganzen Größe erschien.

Theben hatte sich zwar geweigert, die Böotischen Städte frei zu lassen, jedoch ward keine Rücksicht auf diese Protestation genommen, und so trat es denn erschöpft durch fruchtlose Anstrengung vom Kampfplatze. (*Xen.* Hell. V, 1. *Diod.* XIV, 110.) Schon in den Schlachten bei Haliartus und Koronea hatte es Bundesgenossen an Athen, Korinth und Argos und den Vortheil gehabt, daß der Krieg meist auf korinthischem Gebiete geführt ward; aber Athen war noch nicht wieder zu entscheidendem Einflusse gelangt und mit Persien wegen Unterstützung des Evagoras von Cypern in Spannung gerathen; die griechischen Staaten, in ihrer gemeinsamen Kraft zersplittert, hatten sich den Bedingungen des Friedens unterworfen, und Sparta in seiner unbestrittenen Macht fuhr ungescheuet fort, Gewaltthätigkeiten zu üben. Seine Rache traf zuerst Mantinea, weil es nach dem Frieden des Nikias dem großen Bündnisse gegen Lakedämon beigetreten war, und nachher sichtbar nur gezwungen sich zur spartanischen Partei gehalten hatte. Als nun 386 der bis dahin bestandene Friede abgelaufen war, verlangten die Spartaner, Mantinea solle seine Mauern niederreißen, weil man sonst seiner Gesinnung nicht trauen könne; die Einwohner sollten ihre Wohnungen verlassen und wieder die Dörfer bewohnen, wo die Väter gelebt. Diese Foderung ward zurückgewiesen, und ein spartanisches Heer rückte nach Arkadien. Mantinea war von Sümpfen umgeben, besaß hohe, starke Mauern, gefüllte Magazine, und fürchtete eine Belagerung nicht. Der König Agesipolis aber sperrte den Lauf des Flusses Ophis, setzte die Befestigungswerke unter Wasser, sodaß diese, nur von Backsteinen erbaut, aufweichten und einstürzten. Jetzt mußten sich die unglücklichen Mantineer der barbarischen Foderung unterwerfen, und in vier Gemeinden getrennt sich in den Thälern des Mänalus ansiedeln. Sechzig Demokraten ward die Auswanderung gestattet. Athen befand sich noch nicht in dem Zustande, solchen Gewaltthätigkeiten steuern zu können. (*Xen.* Hell. V, 2, 1—7. *Diod.* XV, 5, 12. *Paus.* VIII, 8.) Theben, tiefgebeugt durch den Antalkidischen Frieden, hatte seinem Principat über den Böotischen Bund entsagt, hatte auch seiner Verbindung mit Athen entsagt, und zu den Spartanern ein Hilfscorps gegen Mantinea stoßen lassen, in welchem auch Epaminondas und Pelopidas kämpften. (*Xen.* Hell. V, 2. *Paus.* IX, 13, 1. *Plut.* Pelop. 4. *Bauch*, Epam. p. 5. Not. 3. Sievers, Gesch. Griechenl. S. 157.) Sie standen neben einander unter den Hopliten, und ließen sich, Schild an Schild gedrängt, nicht durch die allgemeine Flucht mit fortreißen, als der spartanische Flügel wich. Pelopidas stürzte mit sieben Wunden in der Brust auf einen Haufen Erschlagener; da trat Epaminondas vor ihn, entschlossen eher selbst zu sterben, als den Freund in der Noth zu verlassen. Schon war auch er mit einem Speerstich in die Brust und mit einem Hiebe in den Arm verwundet, als der König vom andern Flügel her zu Hilfe eilte und Beide rettete.

Mit gleicher Gewaltthat versuhr Sparta gegen Phlius, welches scheinbar freiwillig, in der That aber aus Furcht vor einem Kriege, seine Verbannten wieder aufnehmen, in ihre Besitzthümer wieder einsetzen, oder aus dem Staatsschatz entschädigen mußte. (*Xen.* l. c. V, 2.)

Ihren Gipfel erreichte Sparta's Gewaltherrschaft aber in der Übermuthwelung der Kadmea durch Phöbidas. Olynth an der makedonischen Küste war von den benachbarten Städten wegen seiner Vergrößerungssucht bei der Spartanern angeklagt worden, welche deßhalb Krieg gegen diese blühende Colonie beschlossen. Eudamidas ward mit etwa 2000 Mann zu diesem Zuge abgeordnet, und bat die Ephoren (*Xen.* Hell. V, 2), ihm doch seinen Bruder Phöbidas mit den noch rückständigen Truppen nachzusenden (382). Phöbidas folgte ihm mit noch 8000 Mann, und lagerte sich, bei Theben angelangt, außerhalb der Stadt in der Gegend des Gymnasiums. Der verderbliche Streit der aristokratischen und demokratischen Partei in Theben ward die Ursache seiner tiefsten Erniedrigung. Leontiades, an der Spitze der erstern, sparta nisch gesinnten Partei, hatte, mit Hilfe der Spartaner

Digitized by Google

seines Gegners Ismenias und dessen demokratischer, wahrhaft patriotischer Partei Untergang beschlossen. Verabredet, und wahrscheinlich von Agesilaus befohlen, war des Phöbidas Seitenmarsch nach Theben, da er sonst den geraden Weg durch Böotien und Thessalien eingeschlagen hätte. (*Plut.* Ages. 23.) Ismenias näherte sich aus Haß gegen Sparta dem Phöbidas nicht; Leontiades dagegen drängte sich an ihn: „Es steht jetzt nur bei dir, deinem Vaterlande einen großen Dienst zu leisten. Ich will dich in unsere Burg einführen, wenn du mir mit den Hopliten folgen willst; dann wird Theben Sparta und uns (den Oligarchen) unterthan werden. Jetzt darf kein Thebaner mit dir gegen Olynth ziehen (*Xen.* Hell. V, 3, 27. V, 2, 15); wenn du aber Theben erobert hast, viel größer als Olynth, so werden wir dich mit vielen Hopliten und Reitern auf deinem Zuge begleiten." Phöbidas, ein unüberlegter, unternehmender Mensch, entschloß sich, das jetzt zu thun, was Sparta nach der Schlacht bei Koronea unterlassen hatte, um so mehr, da er um des Agesilaus Absicht gewußt zu haben scheint. Schon stand er zum Abmarsch gerüstet, als ihm Leontiades rieth, aufzubrechen, und versprach, nachzufolgen und ihn mit seinem Heere zurückzuführen. Einige Stunden nach Sonnenaufgang ward der Marsch zum Schein begonnen; es war ein heißer Juniustag und die Mittagszeit herangekommen, da sich keine Menschen auf dem Felde blicken ließen, als Leontiades zu Pferde nachgesprengt kam, den Phöbidas umkehren hieß und ihn sogleich in die Burg führte, deren Thore offen standen, weil die Frauen an diesem Tage das Fest der Thesmophorien auf ihr feierten (*Plut.* De Iside 69), bei welchem keine Männer zugegen sein durften. Der Rath hielt ebendeshalb seine Sitzung an diesem Tage in der Halle des Marktplatzes. Leontiades hatte dem Phöbidas die Thorschlüssel mit dem Befehle gegeben, Niemanden in die Kadmea einzulassen, ohne seinen Befehl; ging dann in die Rathshalle, ließ den Ismenias verhaften und schickte ihn gefangen auf die Burg. Viele von der Volkspartei, die für ihr Leben fürchteten, zogen sich in ihre Wohnungen zurück, Andere flüchteten aus der Stadt. Ein Haufe, der zu den Waffen griff, ward von Phöbidas auseinandergesprengt; das Schicksal des Ismenias und seiner vornehmsten Anhänger bewog etwa 400 von den Demokraten, nach Attika auszuwandern. Leontiades ließ statt des Ismenias einen neuen Polemarchen wählen, und reiste nach Sparta. Agesilaus und die Ephoren schienen gegen Phöbidas aufgebracht, beschlossen aber doch, die Burg besetzt zu lassen (*Xen.* Hell. V, 2) und den Ismenias als vorgeblichen Hochverräther hinzurichten. Phöbidas ward, wahrscheinlich um die That als von ihm ausgegangen darzustellen, um Geld gestraft und, wie es heißt, abgesetzt. (*Diod.* XV, 20. *Plut.* Pelop. 6.) Die Besetzung der Kadmea durch die Spartaner geschah im Sommer des J. 383. Ol. 99, 2.

Die Gewalt war jetzt in den Händen der Aristokratie, nachdem die Häupter der Volkspartei getödtet und, wie Pelopidas, Phereníkus, Androklidas, geächtet und verbannt waren. An der Spitze der Oligarchen standen Archias, Philippus und Leontiades. Letzterer, vielleicht ein Sohn des 431 in Platäa getödteten Eurymachos, welcher den Überfall besonders herbeigeführt, und ein Enkel des Leontiades, welcher die Thebaner bei Thermopylä anführte, war zwar in seinem häuslichen Leben ein einfacher Mann (*Xen.* Hell. V, 4, 7), auch ohne Zweifel ein Mann von Geist und Kraft, und schon dadurch zum Führer seiner Partei geeignet (*Plut.* De gen. Socr. 31), übrigens aber durch Geburt und Familiengrundsätze ein adelsstolzer Egoist, dem die Behauptung der altväterlichen Geschlechtsherrschaft und die Unterdrückung der aufkeimenden Gemeinfreiheit ein höheres Ziel als das Vaterland selbst dünkten. — Die geflüchteten Volksfreunde waren in Athen gastfrei aufgenommen, wohlgelitten, und harreten in Hoffnung und geheimer Thätigkeit besserer Zeiten. Da fiel Androklidas durch einen von Leontiades gesandten Meuchelmörder; seine Freunde sollte ein gleiches Schicksal treffen. Dazu erhielten die Athener einen Drohbrief von Sparta, die Verbannten als gemeinschaftliche Feinde der Bundesgenossenschaft auszutreiben, statt sie als Gastfreunde zu behandeln, oder gar aufzuwiegeln, woran man sich in Athen jedoch theils aus gewohnter Humanität, theils in dankbarem Andenken an die dem Thrasybulus von Theben und Böotien aus gewordene Unterstützung wenig kehrte. Indessen begann vornehmlich Pelopidas, obgleich einer der Jüngsten unter den Ausgewanderten, die Unglücksgefährten einzeln und insgesammt in seinen Plan der Befreiung Thebens einzuweihen; nicht unwahrscheinlich im Einverständnisse mit Epaminondas, welchen die Oligarchen als einen armen Mann ohne Einfluß und als einen den öffentlichen Angelegenheiten abgeneigten, in sich gekehrten Philosophen, nebst Galaxidorus, dem Hipparchen Gorgidas und Charon, übersehen und nicht verbannt hatten. Amphitheos saß noch im Gefängniß und fürchtete gleich Ismenias als Opfer eines Justizmordes der Tyrannen zu fallen, während Damokleidas, Theopompos, Mellon, Phereníkus und Andere der Verbannten in Athen die thätigsten Werkzeuge zur Befreiung ihres Vaterlandes unter Pelopidas' Leitung wurden. Die Erinnerung an des Thrasybulus hohe That flößte ihnen Muth und Hoffnung ein, und Epaminondas förderte die Ausführung des gewagten Unternehmens selbst unter den Augen der Tyrannen. (*Plut.* Pelop. 7.) Wie Thrasybulus einst aus Theben mit den verbannten Athenern zur Befreiung Athens vom Joch der spartanischen Tyrannen aufgebrochen, also wollte man jetzt zu ihrer Vertreibung von Athen nach Theben ziehen. Einer der mitwissenden Volksfreunde in Theben war Phyllidas, welcher sich bei den Polemarchen Archias und Philippus das Amt eines Schreibers zu verschaffen gewußt und ihnen auch sonst nach ihrer Meinung treu gedient hatte. Dieser ward jetzt von ihnen in Geschäften nach Athen gesandt, wo ihn Mellon, nächst Pelopidas der Angesehenste unter den Freunden, mit welchem jener schon in geheimer Verbindung stand, besuchte, nach der Lage der Dinge befragte, als einen erprobten Vaterlandsfreund erkannte, und nach gegenseitigen Versicherungen der Treue in den Bund der Verschworenen einweihte. An dem zur Ausführung be-

Digitized by Google

stimmten Tage brachen die Verbannten, gegen 400 Mann, von Athen auf, zogen bis zur Ebene von Thria und lagerten sich hier, unter Pherenikus' Anführung die Fortsetzung des Marsches erwartend. Aus ihrer Mitte sollten sich einige der Entschlossensten voraus in die Stadt begeben, wozu sich Pelopidas, Mellon, den Einige an die Spitze stellen (*Xen.* Hell. V, 4), Damotidas und Theopompus erboten. Sie stammten aus den ersten Familien, erhöhten jedoch ihr Ansehen noch durch Wetteifer in rühmlicher Auszeichnung, und erhielten als Beweis der allgemeinen Achtung das Versprechen der Fürsorge für ihre Ältern und Kinder, falls ihnen ein Unglück begegnen würde. Ihre Zahl schwankt, oder sie stieg von sechs (*Xen.* l. c.) auf zwölf (*Plut.* l. c.), die das Abenteuer bestehen und den Übrigen den Weg bahnen wollten. Den Freunden in Theben war Nachricht gegeben, und Charon, welcher hier den Mittelpunkt bildete, hatte sich erboten, sein Haus zum Empfange offen zu halten. Nach herzlichem Abschiede verließen die Zwölf bei Anbruch der Nacht die thriasische Ebene zwischen Acharna und Eleusis, bekleidet mit kurzen Mänteln, wie Reiter und Jäger sie trugen, und versehen, wie zur Jagd, mit Hunden und Wurfstangen, die Wildnethe aufzustellen (conf. *Plut.* 8. *Xen.* V, 3. *Nep.* Pel. 2. *Plut.* De gen. Socr. 26), damit kein Begegnender Argwohn fassen, sondern Jeder sie für harmlose Jäger halten möge. Bewaffnet waren sie nur mit Dolchen oder kurzen Schwertern, die sie unter dem Kleide verbargen. Den Tag hielten sie sich an einem einsamen Orte verborgen und näherten sich der Stadt erst in der Abenddämmerung, da die letzten Arbeiter vom Felde zurückkehrten, als gehörten sie zu ihnen. Ein Bote meldete dem Charon ihre Annäherung; dieser blieb seinem Versprechen getreu und hielt als ein Mann von Wort sein Haus offen; aber ein anderer braver Vaterlandsfreund, Hippostheneidas, ward im Augenblicke der Gefahr wankelmütig, ging still nach Hause, und gab einem Vertrauten, Namens Chlidon, den Auftrag, dem Pelopidas und Mellon entgegenzueilen, mit dem Rathe, die Sache aufzuschieben und für dieses Mal nach Athen umzukehren. Chlidon springt in seine Wohnung zurück, führt sein Pferd heraus, sucht aber den Zaum vergebens, den die Frau einem Bekannten geliehen haben will, und erzürnt sich mit ihr dergestalt, daß sie ihm und denen, die ihn abgeschickt, Flüche als böse Vorbedeutung auf den Weg wünscht. Dadurch geräth der Mann auf andere Gedanken, und gibt zu Thebens Glück die Reise auf, nachdem er einen halben Tag in Ärger verloren. (*Plut.* Pel. 8.) Pelopidas und seine Getreuen schlichen sich indessen verkleidet, der Eine hier, der Andere dort, in die Thore hinein, begünstigt durch Wind und Schneegestöber, welches spät aufgekommen war und die Leute von den Straßen in die Häuser getrieben hatte. Es war eine Winternacht im J. 379—378. Die Angekommenen wurden von mitwissenden Einwohnern empfangen und schnell in Charon's Haus geleitet, wo ihrer bald 48 Verschworene beisammen waren und den folgenden Tag zubrachten. (*Xen.* Hell. V, 4. *Plut.* De gen. Socr. 26. *Corn. Nep.* Ep.)

Phyllidas hatte indessen den Polemarchen Archias und Philippus, deren Vertrauen er durch wohlberechneten Dienstfleiß erworben, auf den Abend dieses Tages ein Aphrodisisches Fest zugerüstet, mit welchem sie den Schluß ihres Amtsjahres zu feiern gedachten, und ihnen für dieses Fest schon lange die vornehmsten und schönsten Frauen aus Theben zur Gesellschaft versprochen, um sie recht erschöpft durch Wollust und Wein dem Schwerte zu überliefern. Die lustige Nacht hatte nach ihrer Gewohnheit begonnen, diesmal im Hause des Gastgebers Phyllidas, und noch waren die Gäste ziemlich nüchtern, als ein dunkles, jedoch unverbürgtes, Gerücht bei Tafel umlief, die Verbannten seien zurückgekehrt und hielten sich in der Stadt versteckt. Phyllidas bemerkte die Bewegung und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; allein Archias schöpfte Verdacht und schickte einen Diener an Charon, er solle sogleich vor ihm erscheinen. Der Diener klopft an Charon's Thür, die er schon deshalb verschlossen fand, weil es spät Abends war und der Priester für das Gelingen der That ein Opfer brachte. Entsetzen ergreift die Verschworenen drinnen, welche sich gewarnicht und die Schwerter in den Händen um Pelopidas gestellt hatten, als der auf das Pochen an die Thür Greifte meldet, ein Diener des Archias rufe den Charon vor die Polemarchen, denn Alle waren augenblicklich überzeugt, ihr Anschlag sei verrathen und sie vor Ausführung der That verloren. Dessenungeachtet ward beschlossen, Charon solle dem Befehle gehorchen und sich dem Tyrannen arglos stellen. Der edle Mann, unerschütterlich in Gefahr, ist bereit; besorgt jedoch, man möge an seiner eigenen Treue zweifeln, holt er aus dem Frauengemach seinen jungen Sohn, schöner und kräftiger als Alle seines Alters, und übergibt ihn dem Pelopidas als Bürgen für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung; er dürfe im Falle des Verraths nach der ganzen Strenge des Kriegsrechts an diesem als Geisel handeln. Thränen entfielen Manchem der Umstehenden bei diesem Anblick; Alle aber entrüsteten sich über den Gedanken, daß Einer unter ihnen ihn des Verraths für fähig halten könne, und baten, den Knaben aus dem Spiele zu lassen, damit derselbe der Gefahr um so sicherer entrinnen und der Stadt und den Freunden der Freiheit dereinst ein Retter werden möge. Charon bestand indessen auf seinem Vorsatze, denn der Sohn könne keinen schönern Tod, als im Verein mit dem Vater und solchen Freunden sterben, rief darauf die Götter an, umarmte Alle mit Worten des Trostes, und schied mit der Miene und dem Tone der entschlossensten Ergebung in sein Schicksal. So kam er an die Thür des Phyllidas, wo ihm Archias nebst Philippus mit den Worten entgegentrat, er habe gehört, es seien Leute in die Stadt geschlichen und versteckt worden, welche mit einigen Bürgern in Verbindung ständen. Charon, Anfangs bestürzt, faßte sich und erwiederte: Wer sich eingeschlichen habe und welche die Hehler seien? Aus Archias' Antwort sah er nun, daß noch keine bestimmte Anzeige gemacht sei, gab ihm den Rath, sich nicht durch unverbürgte Gerüchte beunruhigen zu lassen, und versprach, der nöthigen Vorsicht halber selbst Erkundigungen einziehen zu wollen. Diese gewandte Ausrede hatte den Beifall

Digitized by Google

des auch herbeigekommenen Phyllidas, der den Archias auf seinen Platz zurückführte, ihm vom besten Wein tüchtig einschenkte, und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ihn an die bald zu erwartenden Tänzerinnen und Hetären erinnerte. Charon kam ebenfalls in sein Haus zurück, wo er die Freunde nicht in hoffnungsvoller, sondern todesmuthiger Stimmung antraf; doch unterrichtete er nur den Pelopidas und dessen nächste Umgebung von dem Stande der Sache, und fabelte den übrigen andere Äußerungen vor, die Archias gethan haben sollte. Fast wäre aber die Ausführung der That noch an einem andern Unglück gescheitert. Der Athenische Hierophant Archias hatte dem gleichnamigen Polemarchen in Theben, seinem Gastfreunde und Vertrauten, einen Eilboten mit der genauen Auseinandersetzung der Verschwörung gesandt; der aber traf den Archias schon völlig betrunken, denn dieser antwortete ihm auf die Mahnung: „Der mich sendet, bittet, diesen Brief sogleich zu lesen, weil er wichtige Dinge enthält!" lächelnd: „Auf Morgen die Sorgen!" nahm den Brief, steckte ihn unter sein Polster und setzte das abgebrochene Gespräch mit Phyllidas fort. Alle waren sorglos und guter Dinge, und drangen in den gewandten Gastgeber, ihnen doch endlich einmal die verheißenen Damen zu bringen. Da ging dieser hinaus und gab den Verschworenen das Zeichen. Sie brachen in zwei Abtheilungen auf, Pelopidas und Damokl[illegible] gegen Leontiades und Hypates, welche nahe bei einander wohnten und nicht zum Mahl geladen waren; Charon und Melon aber gegen die Polemarchen beim Phyllidas. Dieser zweite Haufe hatte auf des Letztern Rath Frauenkleider über die Harnische gezogen und, das männliche Antlitz zu verstecken, den Kopf dicht mit Olivenlaub und Fichtenkränzen umhüllt, und wurde als die ersehnten Frauenzimmer beim Erscheinen an der Thür des Saales von der Gesellschaft mit rauschendem Händeklatschen empfangen. Drei der Vermummten waren wie vornehme Frauen und drei andere als ihre Sklavinnen verkleidet. Unter dem Vorwande, die schüchternen Freundinnen wollten sich nicht in Gegenwart der Diener enthüllen, hatte Phyllidas diese hinausgehen heißen und in das Haus eines zur Dienerschaft Gehörenden geschickt, gleichfalls reichlich mit Wein versehen, um sich gütlich thun zu können. Nun setzte sich jede der vermeintlichen Damen einem der Gäste zur Seite, enthüllte sich, zog das Schwert und begann den Angriff. Wer des Phyllidas Rath folgte und ruhig blieb, ward verschont; die Mehrzahl griff zur Gegenwehr und ward in ihrer Trunkenheit nebst den Polemarchen leicht überwältigt. Dasselbe geschah dem Kabirichos, einem Opferpriester.

Der erste Haufe unter Pelopidas und Damoklidas scheint nun erst vom Phyllidas, der drei Männer zum Morde auswählte (*Xen.* Hell. V. 4 und *Plut.* Pel. 11), nach Leontiades' Wohnung geführt zu sein, mit welchem sie, da er ein starker Mann und nüchtern war, einen härtern Stand hatten. Sein Haus fanden sie geschlossen, da er schon lag; deshalb mußten sie lange pochen, bis man es hörte. Endlich zog der Pförtner den Riegel weg; Alle stürzten über ihn hin auf das Schlafgemach zu; Leontiades war vom Lager aufgeschreckt durch den Schlag der Hausthüre, den Lärm, das Laufen, und griff zum Schwert; seine Gattin, nach dem Abendessen noch mit Wollenarbeit beschäftigt, hatte neben ihm gesessen. In der Eile vergaß er die Lichter zu löschen, um die Angreifenden im Dunkel zu täuschen und zum Fallen zu bringen, sondern trat ihnen an der Schwelle des erleuchteten Gemachs entgegen und stach den Kephisodorus nieder, der zuerst hereindrang. Dann ward er mit Pelopidas handgemein und, im Kampfe behindert durch den in der engen Thür liegenden sterbenden Freund, von jenem niedergemacht. Als dies Kephisodorus sah, gab er dem Sieger die schwache Rechte, nickte ihm Beifall und verschied. Pelopidas brachte die Gattin durch Drohungen zum Schweigen, denn Alles im Hause sollte erwürgt werden, wenn sie die Thür nicht verschlossen hielte; ging dann, wieder vom Phyllidas geleitet, mit den Gefährten weiter zum Hypates, welcher den Überfall gemerkt hatte und zu den Nachbaren geflüchtet war, aber ereilt und auch getödtet ward. Darauf vereinten sich die beiden Abtheilungen der Tyrannenmörder; Phyllidas begab sich mit zweien der Männer zu dem Stadtgefängnisse, in welchem viele unschuldige Opfer des Aristokratendrucks schmachteten; rief den Gefangenwärter, er bringe ihm in Leontiades' Auftrage den Amphitheos zur Bewachung, der schon an diesem Tage hingerichtet werden sollte. Dem Kerkermeister fiel die ungewöhnliche Zeit, das erhitzte Gesicht und die zerstreute Rede des Phyllidas auf, weshalb er nur gezwungen öffnete und sogleich von Phyllidas niedergestoßen ward. Die Kerkerthüren wurden nun gesprengt, Amphitheos und andere Gefangene beim Namen gerufen, die, die Stimmen der Retter erkennend, vom Lager aufsprangen, und froh des Tages der Freiheit, die Arme mit den rasselnden Ketten ausstreckten und, sich einander befreiend, auch denen die Bande lösten, welchen die Füße gefesselt waren. Ihrer etwa 150 wurden auf freien Fuß gesetzt (*s. Xen.* Hell. V, 4, 14) und mit Waffen versehen, die man aus den etbrochenen Werkstätten der Waffenschmiede und aus den Hallen nahm, wo die Beutewaffen aufgehängt waren; dann stellte sich diese rachedurstende Schar bei dem Amphium auf, welches vielleicht ein Tempel oder Monument des mythischen Erbauers der Stadtmauern war. Herolde der Trompeter, die bei der Feier des Heraklesfestes gebraucht werden sollten, verkündeten den Tod der Tyrannen, und riefen aus, daß alle Thebaner, Reiter und Hopliten, unter die Waffen treten sollten. Die Bürger mißtrauten zwar der frohen Botschaft, und verhielten sich ruhig, so lange es dunkel war; doch gerieth die ganze Stadt schon in Bewegung; überall Getöse; Lichter um die Häuser; bestürztes Hin- und Herrennen der nahewohnenden Bürger, und selbst der Weiber, welche, den Anstand in dieser Verwirrung vergessend, die Begegnenden neugierig ausfragten, um das Schicksal der Väter und Brüder zu erfahren. Erst mit Anbruch des Tages rückten die Hopliten und Reiter bewaffnet aus. Zugleich war der auf der thriasischen Ebene in Attika unter Pherenikus zurückgebliebenen Hauptschar der Verbannten durch reitende Boten die Nachricht des glücklichen Er-

Digitized by Google

folges der Befreiung zugesandt, und auch an die beiden Athenischen Feldherren die Auffoderung ergangen, schleunig mit Hilfe zu nahen. (*Plut.* Pel. und De gen. Socr. *Xen.* Hell. *Nep.* Ep. *Diodor.*)

Die spartanische Besatzung der Burg von 1500 Mann (*Plut.* Pel. 12. *Diodor.* XV, 25) ward durch den Lärm, die Fackeln zwischen den Häusern, die strömenden Volksmassen in der Stadt so geschreckt, daß sie den geeigneten Zeitpunkt zur Dämpfung des Aufruhrs vorübergehen ließ, sich ruhig verhielt, und vielen von der siegenden Volkspartei verfolgten, spartanisch-gesinnten Aristokraten Gelegenheit gab, sich auf die Akropolis zu flüchten und mit deren Vertheidigern zu vereinigen. Mit Tagesanbruch hatten sich die Thebaner unter Epaminondas und Gorgidas am Tempel der Athene in Waffen geschart, verstärkt durch die zurückgekehrten Verbannten von der Grenze, und zahlreiche Athener, wie Thrason und Helios, welche dazu beigetragen, daß Demophon durch Volksbeschluß den Thebanern als Feldherr mit Truppen zu Hilfe gesandt wurde. (*Diodor.* XV, 26.) Zu den thebanisch-gesinnten Athenern gehörten Aristophon, Leodamas, Thrasybulus von Kolyttos, Archedemos, Pyrrhandros, und wahrscheinlich auch die Familien des Timotheos, Archinos und Thrasybulus von Stiris. (*Aeschines* cont. Ktesiphon. §. 138 sq. *Plut.* De gen. Socr. Cap. 1.) Das Volk war in Theben zur Versammlung gerufen. In diese wurden nun Pelopidas und die übrigen Retter, welche von Priestern geleitet, Kränze vorhaltend wie Schutzflehende, die Bürger mit aufgehobenen Armen zum Streit für die Götter des freien Vaterlandes anriefen, von Epaminondas und Gorgidas eingeführt. Freudig erhob sich bei ihrem Anblick die versammelte Menge und begrüßte die Erretter mit Händeklatschen und Zuruf. (*Plut.* Pel. V, 12.)

Epaminondas' Verhalten bei dieser Revolution zeugt von der Überlegenheit seines Charakters und entspricht seinen Pythagoreischen Grundsätzen. Diesen gemäß hielt er es für Unrecht, einen ohne gerichtliches Urtheil zu tödten und eine Staatsumwälzung zu unternehmen, deren Ausgang zweifelhaft sei, und welche statt die Guten zu retten, sie in die Hände ihrer Feinde liefern könne; sodaß Pelopidas' und Pherenikus' Blut durch Samidas und Eumolpidas vergossen würde. Er lehnte daher die Theilnahme an der Ermordung der Tyrannen standhaft ab, obgleich sein Bruder Kapheisias und seine theuersten Freunde unter den Verschworenen waren; trat dagegen von dem Augenblicke des Gelingens an als die zuverlässigste Stütze der neuen Freiheit und als Mittelpunkt des Volkes auf, stets bereit, seine von Bürgerblut rein erhaltenen Hände gegen die Feinde des Vaterlandes zu erheben.

In dieser ersten Volksversammlung nach dem Siege über die spartanisch-oligarchische Partei ward die Staatsverfassung verändert. (*Plut.* Pelop. 13.) Während der spartanischen Unterjochung mußte Theben den Principat über Böotien aufgeben; das Böotarchat ward also während dieser Zeit nicht mehr besetzt; an der Spitze standen nun Polemarchen, vielleicht sechs (*Boeckh*, Corp. inscr. I. p. 730), oder zu Zeiten nur zwei (*Xen.* V, 2, 25), auch wol nur einer. (*Plut.* Ages. 24. *Xen.* V, 4, 7 und 2.) Vielleicht wurden sie jährlich neu gewählt. (*Xen.* IV, 4.) Die Beibehaltung der Polemarchen und Hipparchen während der spartanischen Besetzung scheint zu beweisen, daß die strenge Oligarchie die frühern Staatsformen nicht ganz ausschloß. (Wachsmuth, Hell. Alth. I, 2. S. 256.) Den Polemarchen stand zur Seite ein Schreiber, der die Geschäfte führte und Gesandtschaften übernahm; ferner ein Archont, der auch das Priesterthum führte. Ein Amthaus war der Versammlungsort der Regierung und diente zur Bewahrung des Staatsschatzes. (Sievers S. 162). Eine ähnliche Verfassung hatten die Spartaner auch in den bisherigen Böotischen Bundesstädten eingeführt. Die oligarchischen Parteihäupter regierten in Sparta's Namen; spartanische Harmosten befehligten die Besatzungen, als Schutz der Verfassung. — Die wiederhergestellte Demokratie wird bezeugt durch die Versammlung des Demos. Der Volksversammlung gegenüber steht ein Rath mit großer Vollmacht. (*Xen.* Hell. VII, 3, 5.) Wie bisher Athen, so vertritt von jetzt an Theben das demokratische Element in dem griechischen Staatensystem, dem aristokratischen Sparta's gegenüber. Die Volksparteien in den Böotischen Städten wandern aus und schließen sich an die thebanische Demokratie an (*Xen.* Hell. V, 4, 46), die jetzt wieder in verändertem Maße das Bundesverhältniß herzustellen gedenkt. Darum werden wieder Böotarchen erwählt; vom Jahre der Befreiung an bis zur Schlacht bei Mantinea ist ihre Ordnung folgende: 379 einige Tage Pelopidas, Mellon, Charon (*Plut.* Pel. 13); 378 Pelopidas, Gorgidas (*Polyaen.* II, 1, 2. *Plut.* Pel. 14); 373 Neokles (*Paus.* IX, 1, 3); 371 Epaminondas, Malgis, Xenokrates (*Paus.* IV, 32), Damokleidas, Simangelos, Branchylidas, Damophilos (*Paus.* IX, 13. *Diod.* XV, 53); 370 Epaminondas, Pelopidas (*Plut.* Pel. 14); 369 Epaminondas, Pelopidas, wenn nicht zu Böotarchen erwählt, so doch mit Geschäften beauftragt; 369 Epaminondas abgesetzt (*Diod.* XV, 68); 368 Pelopidas, Kleomenes (*Paus.* IX, 15); 366 Epaminondas (*Plut.* Pel. 29. *Xen.* VII, 1, 41); 364 Pelopidas und vielleicht Malkitas und Diogeiton. (*Plut.* Pel. 34. 35. Sievers S. 186.) Ob auch jetzt noch Polemarchen und ein Archon Eponymos erwählt wurden, lassen wir dahingestellt. (*Boeckh* ad Corp. Inscript. I. p. 750.) Daß das Böotarchat jetzt nicht mehr von den Städten des Bundes besetzt ward, sondern ausschließlich eine thebanische Würde geworden war, scheint ausgemacht, denn früher waren von den eilf Böotarchen nur zwei Thebaner und jetzt drei oder mehre; auch haben die Böotarchen jetzt nicht mehr dem Bundesrathe, sondern der Volksversammlung in Theben Rechenschaft von ihrer Amtsführung abzulegen. (Sievers S. 187. 188.) Theben nahm den Böotischen Bund in sich auf.

Die spartanischen Harmosten hatten während des Tumults Gelegenheit gefunden, Boten von der Kadmea nach Platäa und Thespiä zu schicken, und diese Städte um eiligen Beistand gebeten, denn sie hingen nebst meh-

Digitized by Google

ren andern noch an Sparta, von dem sie Schutz gegen Thebens Herrschsucht erwarteten. Die zum Entsatze herbeieilenden Platäer wurden von den thebanischen Reitern zurückgeschlagen und verloren über 20 Mann. (*Xen.* V, 4. *Isocrat.* Plataicus 3.) Die Reiter trafen wieder in Theben ein, da Pelopidas, dem die Eroberung der Burg als Strategen übertragen war, noch vor Ankunft spartanischer Hilfe schon mehre Stürme unternommen hatte, wobei ihn die Athener eifrig unterstützten. Die belagerten Harmosten Hermippidas, Arkesius und Lysanoridas, deren Besatzungscorps von 1500 Mann durch die Flüchtlinge aus der Stadt sich auf 5000 vermehrt haben soll (*Plut.* Pel. 12. *Diod.* XV, 25. *Plut.* De gen. Socr.), vertheidigten sich hartnäckig gegen die Belagerer, welche, nebst den 5000 Athenern unter Demophon und den Hilfstruppen aus den betreuenden Böotischen Städten, gegen 12,000 Mann (10,000 Hopliten und 2000 Reiter) zählten (*Xen.* V, 4, 10. *Diod.* XV, 26), wurden aber endlich durch Hunger genöthigt, auf eine Capitulation anzutragen, die ihnen auch gewährt ward. Sie zogen in Waffen ab und begegneten schon in Megara dem Kleombrotus, der mit starker Macht zum Entsatze heranrückte. Wegen dieser voreiligen Übergabe wurden Hermippidas und Arkesius zum Tode, Lysanoridas aber zu einer großen Geldbuße verurtheilt, daß er sie nicht bezahlen konnte und aus dem Peloponnes entfloh. (*Plut.* Pel. 13. *Xen.* V, 4, 13. *Diod.* XV, 27.) Schrecklich und kaum glaublich ist die Nachricht, daß die Thebaner vertragswidrig Alle von der abziehenden Besatzung getödtet, die sie für ihre Gegner hielten, und selbst deren Kinder hingerichtet hätten, deren einige von den Athenern heimlich entfernt und gerettet wurden. (*Xen.* Hell. l. c.) Ebenso wenig Glauben verdient es, daß die Athenischen Feldherren gar nicht durch ein Psephisma beauftragt, nur ihrer Neigung und Überzeugung folgend, den Thebanern zu Hilfe gezogen seien. Ist Einer von ihnen zum Tode verurtheilt und der Andere dem Urtheile durch die Flucht entgangen, wie es heißt, so war das, wie die Strafe des Phöbidas, sicher nur eine Scheinstrafe und ein Justizmord, um die Politik der Regierung nicht zu compromittiren. (*Diod.* XV. 26. *Plut.* Pel. 14. *Xen.* V, 4, 10. *Id.* V, 4, 19. *Dinarch.* in Demosth. p. 30. *Aeschines* in Ctesiphont. §. 138. *Plut.* De gen. Soer. Cap. 1. Vergl. Sievers a. a. O. S. 182 und Bauch a. a. O. S. 16. Not. 29.)

Ungeachtet der kühnen Schilderhebung Thebens gegen Sparta scheint man in beiden Staaten nicht sogleich zu einem Kriege entschlossen gewesen zu sein, denn einer Nachricht zufolge (*Isocr.* Plataicus 12) mistrauten die Thebaner ihren Kräften, da sie durch den Antalkidischen Frieden nicht nur die Böotischen Städte, sondern wahrscheinlich auch die umliegenden, früher unterworfenen Ortschaften verloren hatten, und thaten deßhalb den Spartanern den Vorschlag, in ihrer Symmachie bleiben zu wollen, zumal da sie auf die Zuverlässigkeit des neuen Bündnisses mit Athen nicht große Hoffnungen bauen durften; aber auch Sparta scheuete den Krieg, denn Agesilaus weigerte sich, den Oberbefehl zu übernehmen, theils wegen seines Alters, theils damit die Bürger nicht von ihm sagen sollten, er beläßtige das Vaterland, um Tyrannen zu unterstützen. (*Xen.* Hell. IV, 13.) Dennoch riethen die Stimmführer von beiden Seiten den Krieg. Die Ephoren sandten den König Kleombrotus, Sohn des Pausanias, Bruder und Nachfolger des Agesipolis, mit einem schon vor dem Falle der Kadmea gebildeten Heere mitten im Winter des J. 378 nach Böotien; Chabrias hielt aber mit den Athenischen Peltasten, die schon bei der Wiedereinnahme der Burg Hilfe geleistet, den Paß bei Eleutherä besetzt, und deßhalb marschirte Kleombrotus grade nördlich auf Platäa, nachdem er zuvor auf der Höhe des Cithäron die 150 befreiten thebanischen Gefangenen niedergemacht, welche diesen Posten besetzt hielten, und rückte dann über Thespiä nach Kynoskephalä, dem ersten thebanischen Dorfe, vor, wo er ein Lager aufschlug. (*Xen.* l. c.) Nach 16 Tagen ließ er jedoch den Sphodrias dort als Harmosten mit einem starken Corps und mit Gelde zur Anwerbung von Miethstruppen zurück, ging über Kreusis am halcyonischen Meere, an dessen Gebirgsküste er einen verderblichen Sturmwind erlebte, wieder in den Peloponnes und entließ seine Truppen. Dieser Feldzug scheint eine bloß militairische Demonstration gewesen zu sein, um den Bundesgenossen Sparta's Macht zu zeigen und Athen zu imponiren, welches auch in dem Grade gelang, daß letzteres sich den Thebanern entzog und die geleistete Hilfe der Willkür Einiger zuschrieb, die dafür bestraft wurden.

So war Theben der spartanischen Übermacht preisgegeben; darum suchten die Böotarchen Pelopidas und Gorgidas (*Plut.* Pel. 14), vielleicht auch Mellon (*Plut.* Ages. 24), Athens Bundesgenossenschaft durch List wieder an sich zu reißen, indem sie den vom Kleombrotos bei Thespiä zurückgelassenen Sphodrias, einen hochfahrenden, vorschnellen Mann, durch einen abgesandten Kaufmann mit Geld und Schmeichelworten dahin vermochten, den Piräeus anzugreifen, der noch keine Mauern und Thore wieder hatte. (*Plut.* Pel. 14. *Xen.* Hell. V, 4.) Sphodrias handelte vielleicht in Kleombrotos' Sinne, wenn nicht auf dessen Befehl (*Diodor.* XV, 29), wenigstens ganz im Geiste der spartanischen Regierung, wenn er nach dem Abendessen mit mehr als 10,000 Mann (*Diodor.* l. c.) von Thespiä aufbrach, um noch vor Tage den Weg nach dem Piräeus zurückzulegen. Aber der Tag überraschte ihn schon auf dem thriasischen Felde, unweit Eleusis, denn die Soldaten hatten sich von der Hauptstraße zerstreut, Heerden geraubt, Häuser geplündert, und waren auf Leute gestoßen, welche eilig nach Athen flüchteten, um die Anzeige von dem Überfalle zu machen. Die Athener ließen sogleich Reiter und Fußvolk ausrücken, um ihre Stadt zu decken, wodurch Sphodrias zur Rückkehr bewogen ward. Die spartanischen Gesandten in Athen wußten nicht um die Sache, welches daraus erhellt, daß sie sorglos bei dem Staatsgastfreunde Kallias geblieben waren, und behaupteten, Sphodrias werde von den Ephoren gewiß zum Tode verurtheilt; allein sie irrten sich, denn obgleich vor Gericht geladen, erschien er nicht, und ward dennoch vom Agesilaus, der ja den Phöbidas gleich-

Digitized by Google

falls geschützt hatte, losgesprochen, weil es eine schwere Aufgabe sei, einen Bürger zu tödten, der sich als Knabe, als Jüngling und als Mann stets rühmlich betragen habe, denn Sparta bedürfe solcher Krieger. (*Xen.* V, 4. *Diod.* XV, 19.)

Der Zweck war nun erreicht; Athen trat gegen Sparta und für Theben auf, indem es den Piräeus mit Thoren versah, Schiffe baute und die Böotier mit allem Eifer unterstützte. Es bildete sich wieder eine Athenische Seemacht, an welche sich Chios, Rhodos, Mityiene, Euböa und Byzanz anschlossen. Jede der fast 70 Städte hatte ihre Stimme im Bundesrath, dessen Sitz Athen war, wo sich auch der Schatz befand.

Indessen hatte sich Agesilaus doch bewegen lassen, selbst an der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern nach Böotien aufzubrechen. Er hatte den Kithäron besetzt und Thespiä erreicht; das thebanische Gebiet war durch Gräben und Pfahlwerk versperrt, und Chabrias, den Thebanern mit 5000 Mann zu Hilfe geeilt, hatte die Anhöhen, 20 Stadien vor Theben, besetzt und den König unter mancherlei Scharmützeln durch seine neue Stellung und Kriegskunst mehre Tage abgehalten, bis es diesem gelang, bei Kynoskephalä in die Verschanzung einzudringen und das thebanische Gebiet bis unter die Mauern der Stadt zu verwüsten, worauf er sich nach Thespiä's Befestigung in seine Heimath zurückzog. Er hatte den Phöbidas als Harmosten in Thespiä gelassen, welcher von hier aus in Verbindung mit den Thespiern Streifzüge ins thebanische Gebiet machte und die Thebaner unter Gorgidas zu einem glücklichen Angriffe reizte (*Diod.* XV, 33), der mit einer wahrscheinlich verstellten Flucht endete. (*Polyaen.* Strateg. II, 5, 2. *Xen.* Hell. V, 4, 42.) Phöbidas benutzte diese zum Nachsetzen, ward aber mit 500 der Seinigen (*Diod.* l. c.) von der thebanischen Reiterei niedergemacht. Dieser Sieg ermuthigte die Thebaner zum Angriffe auf das feindliche Thespiä und andere, noch spartanisch-aristokratisch gesinnte, Städte, während deren Volkspartei die neue Demokratie verstärkte. Noch diesen Herbst schickte Sparta eine Mora über das Meer den Thespiern zu Hilfe (*Xen.* V, 4, 46), und im Frühling 377 trat Agesilaus selbst seinen zweiten Feldzug gegen Theben an, besetzte den Kithäron, ging nach Platäa, und gab den Thebanern Veranlassung zu glauben, als wolle er auf der linken Seite von Thespiä aus in ihr Gebiet einbringen, weshalb sie sich bei dieser Stadt aufstellten. Er aber drang hierauf mit einem Gewaltmarsch über Erythrä (*Xen.* V, 4, 49. *Polyaen.* II, 1. §. 11. 25) bei Skolos in ihre Verschanzungen, verwüstete die bisher verschont gebliebene Landschaft, zog sich dann wieder an die Schanze zurück und stellte sich innerhalb derselben auf. Nun erst kamen die Thebaner ihm entgegen bei Graos-Sethos, wurden aber, da er unerwartet gegen Theben aufbrach, gewungen, ihm zu folgen, um ihn von der Stadt abzuschneiden, welches in dem Grade gelang, daß sie eine Trophäe errichten konnten (*Diod.* XV, 34), als Agesilaus abzog (*Xen.* V, 4, 54) und über Thespiä nach Megara ging. Als er sich hier von dem Tempel der Aphrodite in das Rathhaus begeben wollte, sprang ihm eine Ader unter der Haut, aus welcher, nach gemachtem Einschnitte, das gehemmte Blut so stark strömte, daß er in Ohnmacht sank, nach Lakedämon gebracht ward und diesen Sommer, wie den folgenden Winter, unfähig war, den Oberbefehl zu führen. (*Xen.* V, 4, 58. *Plut.* Ages. 27.) Mit den Thebanern und in Böotien hat er nicht wieder gekämpft. — Einen andern Verlust erlitt Sparta auf Euböa. Die Thebaner hatten ihre Äcker zwei Jahre lang nicht bestellen können, und deshalb zwei Triremen mit 10 Talenten nach Pagasä in Thessalien gesandt, um Korn zu kaufen. Diese Zufuhr ward durch den spartanischen Harmosten Alketas in Oreus (Ästiäa, Metropolis) aufgefangen und die Mannschaft in die Akropolis gesperrt, wo sie sich jedoch, weil Alketas einem schönen Knaben mehr Aufmerksamkeit schenkte, schlecht bewacht, bald befreite, die Burg für Theben einnahm und damit den letzten Rest der spartanischen Herrschaft auf Euböa vernichtete. Wahrscheinlich ward Oreos auch demokratisirt. (*Xen.* Hell. V, 4, 56. 57. *Polyaen.* Strat. VII, 9. *Frontin.* IV, 7, 9.) Auch der Feldzug des folgenden J. 376 war für Sparta ohne Erfolg. Kleombrot fand den Kithäron schon durch Thebaner und Athener besetzt, erlitt einen Verlust und entließ sein Heer. (*Xen.* l. c. Cap. 59. *Plut.* Pelop. 25.)

Agesilaus, der große Kriegsmeister, hatte die Thebanern siegen gelehrt. Taktische und strategische Erfindungen von Iphikrates, Chabrias, Gorgidas, Pelopidas und besonders Epaminondas gaben der Kriegskunst einen andern Charakter; die Thebaner wurden in kurzer Zeit die besten Krieger ihres Jahrhunderts. Durch eigene Erfolge zu Lande und durch die Fortschritte des Seekrieges der Athener gegen Sparta wurde Thebens Kriegsmuth gehoben. Sparta beschließt, Athen zur See anzugreifen (*Xen.* V, 4, 60), und dieser Seekrieg gewährt Theben Zeit, sich die bisher noch Sparta anhängenden Städte Böotiens zu unterwerfen. Diese hatten seit Phöbidas' Besetzung der Kadmea auch Harmosten annehmen und sich die spartanische Herrschaft gefallen lassen müssen; doch zogen Viele diesen Druck dem von Seiten Thebens vor, und waren darum noch Sparta's Verbündete geblieben, bis dieses bei der veränderten Richtung des Krieges seine Heere aus Böotien rief und diesen Städten den bisher geleisteten Beistand entzog, wodurch sie nun der Rache der Thebaner preisgegeben wurden. Platäa, Tanagra, Thespiä und Orchomenos waren Sparta's treue Verbündete in den letzten Kriegen gewesen. Letzteres mit seiner spartanischen Besatzung ward von Pelopidas vergebens angegriffen. (*Plut.* Pel. 16.) Auf dem Rückwege trifft dieser an der Spitze der heiligen Schar von 300 Hopliten und nur von 200 Reitern begleitet auf die 1000 oder gar 1800 Mann starken Spartaner bei Tegyra und bringt ihnen eine empfindliche Niederlage bei. (*Plut.* Pel. 16. 17. *Diodor.* XV, 37.) Bei diesem Treffen, in welchem die heilige Schar und die höhere Taktik der Thebaner zuerst erscheinen, war es, daß Einer Pelopidas sagte: „Wir sind den Feinden in die Hände gefallen!" und er antwortete: „Warum nicht lieber sie uns?" Dieses Treffen

Digitized by Google

war das Vorspiel von Leuktra und Mantinea, und ganz Griechenland ward überzeugt, daß die Gegend am Eurotas und zwischen der Brücke Babyka und dem Flusse Knakion, wo die spartanische Volksversammlung gehalten ward, nicht die einzige sei, welche starke und streitbare Männer hervorbringe. (*Plut.* Pel. 16. 17. *Diodor.* XV, 37. *Plut.* Ages. 27.)

Einen andern Zug hatte Pelopidas gegen die Phokier unternommen, denen Kleombrotus zu Hilfe kam, wodurch die Thebaner zur Rückkehr genöthigt wurden. (*Xen.* VI, 1. 5, 2, 1.) Durch diese spartanische Unterstützung der phokischen Städte scheinen die benachbarten Böotischen, Platäa und Thespiä, ermuthigt worden zu sein, sich der allgemeinen Unterwerfung unter Theben zu entziehen. Platäa verlangte eine Athenische Besatzung zu seinem Schutze, und dies war die Losung zu seinem Untergange. Der Böotarch Neokles erhielt Befehl, der Athenischen Hilfe zuvorzukommen, rückte mit einem ansehnlichen Heere gegen Platäa, fand die Bürger bei der Feldarbeit ohne Waffen, und nahm sie großentheils durch seine schnellen Reiter gefangen, sodaß nur wenige in die Stadt entkamen, die sich der schnödesten Behandlung ausgesetzt sahen. Sie mußten mit wenigem Hausrath die Stadt und das Land verlassen und flohen mit Weib und Kind nach Athen, wo sie gastfrei aufgenommen wurden. Platäa, erst seit 13 Jahren wieder aufgebaut, ward von den Thebanern niedergerissen und, mit Ausnahme der Heiligthümer, zerstört. (*Diodor.* XV, 46. *Isocratis* Plataicus. p. 448 *Lange.*) Bald darauf erfuhr Thespiä dasselbe Schicksal, vielleicht weil es Athen auch um Schutz gebeten. Die Bürger mußten den Thebanern gezwungen Kriegsdienste leisten. — Im J. 374 hatte Theben den Böotischen Städten die Autonomie genommen; Böotien sollte nur als das Gebiet der Hauptstadt Theben erscheinen. (*Diodor.* XV, 38. 50. *Xen.* Hell. VI, 3, 19.) Solche Gewaltherrschaft Thebens trug jedoch den Keim ihres Unterganges in sich, und zog sich namentlich nach Platäa's und Thespiä's Fall den Fluch aller Griechen zu. Die allgemeinere historische Bedeutung gewinnt Theben erst nach dieser Unterwerfung Böotiens, nach seiner Verbindung mit auswärtigen Fürsten, wie Jason von Pherä (*Xen.* VI, 1, 10), und durch seine Helden Epaminondas und Pelopidas, die es zu Angriffen gegen das Ausland führten. Epaminondas selbst wird von aller Theilnahme an den Ungerechtigkeiten seiner Regierung freigesprochen, denn er verleugnete auch im Triumph des Sieges nie jene Großmuth und Menschenfreundlichkeit, welche als das Ergebniß seiner erhabenen Bildung zu betrachten sind. (*Paus.* IX, 14.)

Nach dieser Mißhandlung von Platäa, Thespiä und Phokis, welche sämmtlich seit den Perserkriegen Athens Bundesgenossen gewesen, wollte dieses nicht länger gemeinschaftliche Sache mit Theben machen, sondern wünschte Frieden mit Sparta, und begnügte sich, Friedensboten nach Sparta zu senden, und die Thebaner aufzufordern, ein Gleiches zu thun. (*Xen.* Hell. VI, 3.) An der Spitze der Athenischen Gesandtschaft standen Kallias, nach welchem dieser Friede seinen Namen hat, und Kallistratus, an der Spitze der thebanischen Epaminondas. (*Diodor.* XV, 38. *Xen.* l. c.) Dieser, seit der Befreiung seiner Vaterstadt vielleicht darum nicht genannt, weil die Thebaner ihren Errettern das Böotarchat vorzugsweise übertrugen, vielleicht auch, weil ihm Menekldes schon damals entgegenarbeitete (*Nep.* Ep. 5), trat in diesem Congreß mit großer Charakterfestigkeit und Staatsklugheit auf, indem er der überlegenen Stellung des Agesilaus gegenüber seine persönliche Würde und des Vaterlandes Recht behauptete. Zuerst redete Kallias von Athen und äußerte, wie natürlich es sei, daß Athen und Sparta bei gleich tiefem Unwillen über die Zerstörung Platäa's und Thespiä's Freunde würden. (*Xen.* VI, 3.) Dann folgte der Vortrag des Autokles von Athen, welcher den Spartanern ihre Ungerechtigkeit vorwarf, indem sie die Erfüllung des Antalkidischen Friedens, das heißt die Gewährung der Autonomie, von andern Staaten verlange und sich selbst Bedrückungen der Bundesgenossen und mancher Städte, wie Athen und Theben, erlaube; wie sie wol vorher gewußt hätten, daß die Thebaner die Friedensbedingungen des Perserkönigs nicht annehmen und ihren Bundesgenossen die Autonomie nicht zugestehen konnten, und wie sie den Thebanern selbst doch durch Besetzung der Kadmea ihre Freiheit geraubt hätten. Diese treffenden Vorwürfe brachten Alle zum Schweigen, und gereichten denjenigen zur Freude, die das Verfahren der Thebaner mißbilligten. Kallistratus von Athen redete vermittelnd ungefähr in demselben Sinne, und die Staaten schlossen einen Frieden auf der Basis des Antalkidischen ab, mit der Bestimmung, die Harmosten aus den Städten abzuberufen, die Heere zu Lande und zur See aufzulösen und den Städten ihre Autonomie wiederzugeben. Sollte ein Staat dagegen handeln, so dürfe, wer da wolle, den gekränkten Städten Hilfe leisten; wer sich dieser Bedingung nicht unterwerfen wolle, sei durch den Eid nicht verpflichtet, den Benachtheiligten Waffenhilfe zu bringen. Diese letzte Clausel war offenbar gegen Theben gerichtet, weil es im Namen des ganzen Böotischen Bundes zu schwören verlangte, dessen Haupt es bleiben wollte. Deshalb trat Epaminondas auf und bewies in einem bündigen Vortrage, welcher selbst die Athener, die Meister der Rede, in Verwunderung setzte, daß Sparta allein Vortheil aus dem Peloponnesischen Kriege zu ziehen gewußt, worauf ihn Agesilaus voll Zorn fragte, ob er nicht glaube, daß es dem Rechte und der Billigkeit gemäß sei, den Böotischen Staaten die völlige Autonomie zuzugestehen. Epaminondas erwiederte sogleich, ob Agesilaus nicht glaube, es sei recht und billig, Lakonien in Freiheit zu setzen. Solcher Sprache ungewohnt, sprang Agesilaus auf und fragte ihn noch einmal: ob er Böotien die Freiheit geben wolle? und erhielt dieselbe Antwort: ob Sparta Lakonien befreien werde? Diese Standhaftigkeit des Epaminondas nahm der erbitterte König zugleich zum Vorwande, den Namen der Thebaner auszulöschen, weil sie keinen Antheil an dem Bundesvertrage haben wollten. (*Xen.* Hell. VI, 3. *Diodor.* XV, 38, 50. *Plut.* Ages. 27, 28.)

Somit war Theben, den verbündeten Mächten gegenüber, in Kriegszustand erklärt; aber Epaminondas

Digitized by Google

konnte nicht anders handeln, denn die Böotischen Städte jetzt freigeben, würde soviel gewesen sein, als Theben Sparta unterwerfen. Er eilte sofort nach Theben zurück, wo ihm das Böotarchat nebst Malgis, Xenokrates, Damokhidas, Simangelus, Branchhlidas und Damophylus übertragen ward. In Sparta ward schnell ein Heer gerüstet; auch erhielt Kleombrotus, welcher während des Congresses sich noch (oder wieder?) in Phokis befand, Befehl, mit 11,000 Mann gegen Theben zu rücken, weil es die von Persien und Sparta gethanene Forderung zurückgewiesen hätte. (*Xen.* Hell. VI, 9. 2. VI, 4. 3. *Diodor.* XV. 51.) Diese überlegene Macht der Feinde erzeugte in Theben lebhafte Besorgnisse, denn das versammelte Heer der thebanischen Bürger und Böotischen Bundesgenossen belief sich nicht höher als auf 6000 Mann. Weiber und Kinder wurden nach Athen in Sicherheit gebracht. (*Diodor.* XV, 52.) Der berüchtigte Aberglaube des Volkes zeigte sich in seiner ganzen Größe. Die alten Krieger nahmen ungünstige Zeichen wahr. Unter dem Thor begegnete ihnen ein Herold, welcher einen entlaufenen Stieren eingefangen hatte, und rief, man solle ihn nicht aus Theben hinausführen und nicht verrathen, sondern, wenn er aufgefucht werde, wegbringen und dann wieder aufnehmen. Kaum hatte Epaminondas die Besorgnisse der Altgläubigen durch den Homerischen Vers: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!" (Ilias XII, 243) beseitigt, als ein noch ungünstigeres Omen erschien. Ein Kriegsherold ging voran mit einem Spieß, an welchem ein Band befestigt war, und machte die Befehle der Anführer zum Voraus kund. Da erhob sich ein Wind, der das Blatt wegriß und um eine Säule schlang, welche auf dem Grabe mehrer Lakedämonier und Peloponnesier stand, die in einem Feldzuge des Agesilaus umgekommen waren. Epaminondas achtete jedoch nicht weiter auf die abermalige Einsprache der Alten, die ihm riethen, nicht gegen der Götter Willen vorzurücken, und führte, obgleich als ein Freigeist getadelt, ohne etwas zu erwiedern, das Heer weiter. (*Diodor.* l. c.) Vielleicht war es auch bei diesem Einfalle der Lakedämonier, daß allerlei Orakelsprüche gebracht wurden, die theils eine Niederlage, theils einen Sieg verkündigten. Epaminondas ließ die einen auf die rechte Seite der Rednerbühne und die andern auf die linke legen, und äußerte: „Wenn ihr eurem Anführer folgen wollt, so habt ihr diese guten, wenn ihr aber in der Gefahr verzagt, so habt ihr jene schlimmen Orakel!" Ein Ausspruch ähnlicher Art bei Übernahme des Oberbefehls war: „Bedenkt, es wäre möglich, daß ihr dann nicht viel mehr aus dem Feldlager kämet, wenn ich einmal den Oberbefehl übernommen habe!" (*Plut.* Apoph. Ep. 8. 9.) Diese Festigkeit flößte dem Heere Vertrauen ein. Aber auch die Lakedämonier wurden durch Zeichen geschreckt, denn es erschien ihnen mehre Nächte nach einander eine große brennende Leuchte am Himmel, welche der feurige Balken genannt ward. Die Vernünftigen erklärten diese Erscheinung aus natürlichen Ursachen, die Abergläubigen deuteten sie auf eine große Niederlage, durch welche Sparta die Oberherrschaft verlieren werde. (*Diodor.* XV, 50.)

Kleombrotos war bis Chäronea vorgegangen, wo a die nachkommenden Bundesgenossen erwartete. Epaminondas beschloß, ihn anzugreifen, ging ihm entgegen und besetzte die Engpässe bei Koronea, welches den Kleombrotos nöthigte, sein Vorhaben, hier einzudringen, aufzugeben, und südlich über Ambrysos (*Paus.* IX, 13) durch die Gebirgsgegend von Thisbe, wo er einen Posten unter Chäreas vernichtete (*Paus.* l. c.), nach Kreusis vorzurücken, welches er einnahm. Nachdem er sich hier zugleich zwölf thebanischer Trieren bemächtigt, zog er landeinwärts vom Meere und lagerte sich bei Leuktra auf thespischem Grund und Boden. (*Xen.* VI, 4.) Während eine Abtheilung des thebanischen Heeres unter Branchylidas noch bis zum Anfange der Schlacht den Übergang über den Kithäron besetzt hielt (*Paus.* IX, 13, 3), schlug Epaminondas in geringer Entfernung vom Kleombrotos auf einem Hügel sein Lager auf, ohne andere Kampfgenossen als die Böotier. Als diese das große feindliche Heer in der Ebene vor sich ausgebreitet erblickten, verbreitete sich wieder eine muthlose Stimmung. In einem Kriegsrathe stimmten Damokhidas, Damophilos und Simangelos für den Rückzug, um die Feinde in eine günstigere Gegend zu locken; Epaminondas aber war gesonnen, hier einen Entscheidungskampf zu wagen. Ihm pflichtete Branchylidas bei, der indessen mit seiner Abtheilung vom Kithäron zum Hauptheere gestoßen war; ebenso Malgis und Xenokrates, und vor Allen der Führer der heiligen Schar, Pelopidas, welcher beim Abschiede von Hause seiner Gattin, die ihn unter Thränen bat, sich zu erhalten, erwiederte: „Weib, das muß man den Gemeinen empfehlen, dem Hauptmanne aber, daß er die Andern erhalte!" (*Plut.* Pel. 20.) Also behielt des Epaminondas Meinung die Oberhand, um so mehr, da die Böotarchen wußten, daß die umliegenden Städte von ihnen abfallen würden, wenn sie den Kampf ausschlügen, und daß, falls sie in Theben belagert würden, bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln auch ein Aufstand des Bürger zu befürchten wäre. (*Xen.* l. c.) Zugleich deutete Epaminondas einige Umstände als glückliche Vorzeichen, um den Muth seines kleinen Heeres zu erhöhen. Man meldete aus der Stadt, alle Tempel hätten sich von selbst geöffnet, und die Priesterinnen hätten erklärt, daß die Götter den Sieg verkünden. (*Xen.* VI, 4, 7. *Frontin.* I, 11, 16.) Aus dem Herakleion seien die Waffen verschwunden, weil Herakles selbst in den Kampf gehe. (*Xen.* l. c.) In andern Tempeln waren die zur Erinnerung aufgehängten, verrosteten Waffen in frischem Glanze gesehen. (*Polyaen.* II, 2, 8.) Pallas Athene hatte beim Auszuge der Scharen aus der Stadt noch unbeweglich auf ihrer Stelle gestanden, ihre Stellung aber dann plötzlich verändert und die Hand an den erhobenen Schild gelegt. (*Idem* II, 2, 12.) Die Spinnen hatten die Tempelthüren der Demeter Thesmophoros mit weißem Gewebe überzogen (*Paus.* IX, 6, 2) und die Hähne von Tanagra durch ihr lautes Krähen den Sieg verkündet. In der Höhle des Trophonius bei Lebadea war ein Orakel des Zeus erschollen (*Paus.* IV, 16, 4. 32, 4 und 5. IX, 39, 5. *Cic.* De

Digitized by Google

divin. I, 34), Aristomenes werde mit den Thebanern streiten:

Eh' mit dem Speere ihr treffet den Feind, erhebt zum Tropäon
Meinen Schild, geschmücket zum Sieg; ihn weihte im Tempel
Einst Messeniens Held Aristomenes. Ich aber selber
Will verderben das Heer der feindlich beschildeten Männer.

Apollo hatte im Ismenion und im ptoischen Heiligthume günstige Orakel ertheilt, sodaß seine lakonisirenden Aussprüche zu Delphi keine Beachtung für Theben verdienten. Auch befanden sich in der Ebene von Leuktra die Grabmale der Töchter des Skedasos, Hippo und Miletia, welche, von Lakedämoniern geschändet und gemordet, hier begraben wurden. Der Vater fand in Sparta kein Recht und entleibte sich an den Gräbern der Töchter. Nun träumte Pelopidas, er schliefe im Lager und sähe die Jungfrauen an ihren Grabsteinen klagen und den Spartanern fluchen, und Skedasos trüge ihm auf, seinen Töchtern eine blonde Jungfrau zu schlachten, wenn er den Feind besiegen wolle. Dies schreckliche Gebot theilte er den Wahrsagern und Anführern mit, und noch stritt man im Kriegsrath, ob es zu erfüllen sei, als ein von der Heerde entsprungenes weibliches Füllen mit feuerfarbener Mähne muthwillig wiehernd durch das Lager rennte und sich vor ihnen hinstellte. Man griff das Thier, führte es an die Gräber der Jungfrauen, segnete, kränzte und schlachtete es mit Freuden. Nun schien das Orakel erfüllt, daß die Lakedämonier an diesem Orte geschlagen werden mußten, um ihre Blutschuld zu sühnen; darum schmückten die Thebaner dies Grabmal vor der Schlacht. Schon im Alterthume war die Meinung herrschend, daß Epaminondas einige dieser Zeichen und Wunder absichtlich herbeiführte, um den Aberglauben seiner Landsleute zur Befestigung ihres Muthes und zur Erhebung des Vaterlandes zu benutzen. (*Xen.* Hell. VI, 4, 7. *Callisthenes* ap. *Cic.* De divin. I, 34. *Plut.* Pelop. 20 —22. *Diod.* XV, 53. 54. *Paus.* IX, 13. *Polyaen.* II, 3, 8 und 12. *Frontinus* I, 11, 16.)

Auch Kleombrotos, von Freunden und Feinden angetrieben, beschloß die Schlacht. Die Freunde stellten ihm vor, er müsse eine Schlacht wagen, wenn er seine Heimath ungestraft wiedersehen wolle; Agesilaus sei immer über den Kithäron gedrungen; er aber habe weder damals das thebanische Gebiet verheert, als er bis Kynoskephalä gekommen, noch sei ihm der spätere Einfall in Böotien geglückt. Die Feinde sagten, jetzt werde es sich zeigen, ob Kleombrotos wirklich ein so großer Thebanerfreund sei, wie es heiße. Er entschied sich also auch für die Schlacht. Das Heer der Spartaner war 24,000 Mann zu Fuß und 1600 zu Roß, mit dem Gesicht nach Norden sichelförmig aufgestellt (*Diodor.* XV, 55), weil es sich mit dem Rücken in den Keil lehnte, welchen zwei zusammenströmende Flüßchen bildeten. Diese, nach Andern Bäche oder Gräben (*Xen.* l. c.), deckten das nicht ganz in der Ebene, sondern mehr an einem emporsteigenden Hügel befindliche Lager (*Xen.* VI, 4), hart an dem Wege von Platäa nach Thespiä. (*Strabo* IX, 2.) Vor dem spartanischen Heere dehnte sich bis zu dem der Thebaner eine Ebene; in dieser stellte Kleombrotos seine durch die Herakleoten und Phliasier verstärkte Reiterei (*Xen.* l. c.) vor die Phalanx, in welcher die Enomotie drei Mann hoch gestellt war, sodaß die Tiefe nur zwölf Mann betrug. (*Xen.* l. c.) Auf dem linken Flügel, es fragt sich, ob unter Archidamus, Agesilaus' Sohne (*Diodor.*), standen die Bundesgenossen, die Miethstruppen des Hiero und die leichten Schildträger der Phoceer (*Xenoph.*); den rechten befehligte Kleombrotos selbst. Gegen diesen war des Epaminondas Hauptangriff gerichtet. Das Heer der Thebaner, von 6000 Mann zu Fuß und 400 zu Roß, mit dem Gesicht nach Süden gekehrt, lehnte mit dem Rücken gegen einen Hügel. Seine Reiterei, in den Kriegen mit Orchomenos und Thespiä wohlgeübt (*Xen.* l. c.), und vielleicht durch die Thessalische unter Jason verstärkt (*Diodor.* l. c. Sievers S. 244. Not. 27), war der spartanischen überlegen, bei welcher die körperlich schwächsten und am wenigsten ehrliebenden Menschen dienten, welche, wie sie die Reihe traf, ihre Pferde und Rüstungen von den reichen Bürgern annehmen mußten, denen die Erhaltung und Lieferung oblag. (*Xen.* l. c.) Das thebanische Fußvolk war gleichfalls Mann für Mann auserlesen und von Epaminondas keilförmig schräg zur linken Seite vorgeschoben, damit der linke Flügel der Spartaner möglichst fern bliebe (*Plut.* Pel. 23) und die ganze Gewalt des Stoßes ihren rechten Flügel treffen mußte. Den Kern der zu diesem Zweck bestimmten thebanischen Hopliten hatte er 50 Mann hoch aufgestellt; Pelopidas folgte dem Schlachtkeil auf der linken Seite mit der heiligen Schar. Epaminondas' Absicht war, sein Heer vor der Schlacht von allen Menschen zweifelhafter Treue zu reinigen, und erklärte daher, es stehe Jedem frei, das Lager zu verlassen. Als darauf die Thespier abgezogen waren (*Paus.* IX, 13. *Polyaen.* II, 32), suchten sich auch die Marketender und Troßknechte, vielleicht auch andere unzuverlässige Böotier, zu entfernen, wurden aber von den Miethstruppen des Hiero, den phokensischen Peltasten, wie auch von den umherschwärmenden herakleotischen und phliasischen Reitern auf ihre Hauptcolonne zurückgeworfen. (*Xenoph.*) Kleombrotos hatte nach dem Frühstück zum letzten Male Kriegsrath gehalten; Mittags ward stark getrunken und die Erhitzung gereichte der Spannkraft des Körpers zum Nachtheil. (*Xenoph.*) Als nun die Trompeten auf beiden Seiten das Zeichen zum Treffen gaben (*Diodor.* XV, 55), da rückte der König mit Schlachtgeschrei zum Angriffe vor; ehe diese Bewegung jedoch durchweg stattfand, war seine Reiterei schon mit der thebanischen handgemein geworden und von dieser auf den rechten spartanischen Flügel zurückgeworfen worden, wodurch dieser schon in Unordnung gerieth. Während sich nun die Thebaner plangemäß mit ihrem rechten Flügel zurückzogen, brach Epaminondas auf dem linken mit dem schrägen Schlachtkeil (*Ael.* Tact. 47. Bauch Anm. 80 und 81) der dicht gedrängten Hopliten in die schon durch die geworfene Reiterei erschütterte spartanische Phalanx, die dennoch Anfangs Widerstand leistete (*Xen.* VI, 4, 13) und sich sogar mit einer Schwenkung rechts zu entfalten begann, um dem Epaminondas in die linke Flanke zu fallen. (*Plut.* Pel. 23.) Kaum aber hatte der dem Epa-

Digitized by Google

minondas mit der heiligen Schar folgende Pelopidas die Bewegung des Kleombrotos wahrgenommen, als er diesem nicht Zeit ließ, sie auszuführen, sondern mit seinen 300 im Sturmschritt auf die noch nicht in völlig geschlossener Linie aufgestellten Lakedämonier stürzte, und durch diesen unglaublich schnell und kühn ausgeführten Streich dem Epaminondas die Bahn des Sieges brach. Der rief den Seinigen zu: „Gebt mir nur Einen Schritt!" (*Polyaen.* II. 3, 9) drang unaufhaltsam mit der Colonne des Fußvolkes und mit der Reiterei vor, und wagt, obgleich die Spartaner wegen ihrer großen Fertigkeit, die gesprengte Schlachtreihe schnell wieder aufzustellen, gerühmt werden, Alles vor sich nieder. (*Plut.* l. c.) Des königlichen Zeitgenossen Sphodrias Sohn, Kleonymus, war als Vorkämpfer seines Königs dreimal vor ihm gestürzt und hatte sich immer wieder erhoben; da fiel Kleombrotos selbst im Kampfe, als er zu demselben ermunterte (*Diodor.*); mit ihm Kleonymus, der Polemarch Dinon, Sphodrias und die Blüthe der Spartaner, die ihres Königs Leichnam vertheidigten. Dieser ward zurückgebracht, während die vor ihm Kämpfenden den Feind noch abhielten (*Xen.* Hell. VI, 4), welche aber der siegenden Tapferkeit des schrägen Schlachtkeils der Thebaner ebenfalls bald wichen. Da zog sich zugleich der linke Flügel der Lakedämonier über den das Lager deckenden Graben zurück und stellte sich, obgleich mit großem Verluste an Todten besiegt, wieder in Waffen an dem Orte seiner ersten Stellung, weshalb noch nicht Alles verloren schien, und man die Thebaner an der Errichtung eines Siegeszeichens zu hindern und die Todten nicht durch einen Vertrag, sondern durch ein Gefecht zu erhalten beschloß. Es fehlten aber in den Reihen der Lakedämonier nahe an 1000 Mann, und von den 700 Spartanern waren gegen 400 gefallen; dazu war allen Verbündeten der Muth zum Kampfe vergangen, sodaß die Anführer in einem Kriegsrathe dennoch beschlossen, um Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten zu bitten, und zu diesem Zweck einen Herold ins Lager der Thebaner zu senden. Diese gewährten den Vertrag, lieferten die Todten aus und errichteten ein Siegeszeichen. (*Xen.* VI. 4, 15. *Ages.* II, 24. 28. *Paus.* IX, 13. *Dionys.* Hist. rom. II, 17. *Diodor.* XV, 56.) Da Epaminondas wußte, daß die Spartaner solche Unglücksfälle zu verhehlen pflegten, so verstattete er, um die Größe ihres Verlustes recht augenscheinlich zu machen, nicht Allen auf einmal die Wegschaffung der Gebliebenen, sondern nur jeder Stadt allein, und so erfuhr man, wie gering der Verlust der Lakedämonischen Bundesgenossen gegen den der Spartaner gewesen, welche wenigstens 1700 Mann einbüßten. (*Dionys.* II, 17. *Plut.* Apoph. Ep. 12.) Die Thebaner sollen nur 47 und die Böotier 300 Mann eingebüßt haben. (*Paus.* IX, 13.) Eine Zeichnung des Planes der Schlacht bei Leuktra ist von Mehren mit verschiedenem Glück versucht (in der Ausgabe des Arian von Arcerius. [Amsterdam 1613.] S. 173. Guichard's Mémoires militaires des Grecs et des Romains. Folard, Über die Colonne — vor Dönitz' Übersetzung des Polybius. I. Th. S. 136 fg.); beiliegender Entwurf (vom Professor Ludw. Zander in Ratzeburg) möge zur Veranschaulichung des oben Gesagten beitragen:

1) Erste Stellung der Thebaner. 2) Die durch Verdoppelung der Phalanx formirte Angriffscolonne. 3) Zweite Stellung derselben. 4) Die Angriffscolonne. 5) Die heilige Schar. 6) Thessalische Reiterei gegen die Lakedämonier. 7) und 8) Erste Stellung der Lakedämonier. 9) Zweite Stellung, wie sie die Colonne 4 flankiren wollen, allein die heilige Schar 5 nimmt sie selbst in 10 in die Flanke, während die Colonne 4 in ihre Front einbricht. 11) Flucht der durchbrochenen Phalanx 9. 12) Flucht der geschlagenen Reiterei. 13) Bewegung des Lakedämonischen linken Flügels, der aber den thebanischen rechten nicht erreicht.

Die Nachricht von der Niederlage bei Leuktra kam nach Sparta am letzten Tage des Festes der Gymnopädien, welches jährlich zu Ehren des Apollo und der Berthyrea gefallenen Spartaner mehre Tage lang durch einen Tanz nackter Jünglinge gefeiert ward. (Manso, Sparta. 1. Bd. 2. Th. S. 210 fg. *Valkenaer* ad *Herod.* VI, 67. *Ernesti* ad *Xen.* Mem. I, 2, 61.) Obgleich die Ephoren die Folgen für Sparta's Hegemonie ahnen konnten (*Xen.* Hell. VI, 4, 16. *Plut.* Ages. 29), denn die Blüthe der Peloponnesischen Jugend lag auf dem Schlachtfelde (*Plut.* Pelop. 20. *Frontin.* IV, 2, 6. *Polyaen.* II, 2, 12. *Xen.* l. c. *Plut.* Ages. 28. *Paus.* IX, 13. *Dionys. Hal.* Archaeol. rom. II, 17. Bauch, Epam. S. 41. Not. 83. Sievers, Gesch. Gr. S. 246), so duldeten sie dennoch nicht, daß der männliche Reigen im Theater unterbrochen ward, sondern ließen das Kampfspiel vollenden. Dann zeigten sie jeder Familie die Namen ihrer gebliebenen Verwandten an, mit dem Gebote an die Frauen, kein Klaggeschrei zu erheben, sondern ihren Schmerz still zu ertragen. Den folgenden Tag erschienen die Trauernden in festlichem Aufzuge und mit heiterer Miene, um ihre Selbstbeherrschung zu zeigen; wenige aber sah man von denen, welche keinen Verlust erlitten, und zwar in düsterer Miene und mit niedergeschlagener Stimmung. (*Xen.* l. c.) Mütter, welche die Rückkehr ihrer Söhne erwarteten, drückten ihre unnatürliche Vaterlandsliebe durch Stillschweigen, Schmerz und Thränen aus, während diejenigen, die ihre Söhne verloren hatten, einander beglückwünschten, in die Tempel liefen und den Göttern dankten. Diejenigen, welche im Treffen flohen, wurden sonst nach dem Gesetze für ehrlos gehalten, mußten in schmutzigen, aus vielfarbigen Stücken zusammengeflickten Kleidern, bald kahl geschoren, öffentlich erscheinen; Niemand verband sich mit ihnen durch Heirath; wer ihnen begegnete, durfte sie schlagen, und Gegenwehr war verboten. In diesem traurigen Falle befanden sich jetzt viele Mitglieder vornehmer Familien, und man fürchtete durch strenge Anwendung des Gesetzes einen Aufstand zu erregen; deshalb ward dem Ageslaus die Vollmacht ertheilt, nach den Umständen Milderung eintreten zu lassen. Ohne nun das Gesetz aufzuheben oder zu verändern, erklärte er, daß es nur für den einzigen Tag ungültig sein, den folgenden Morgen aber wieder in Kraft treten solle (*Plut.* Ages. III.), und han-

Digitized by Google

delte hierin politisch richtig, weil Aufrichtung des gesunkenen Muthes zu der durch die Noth gebotenen neuen Kriegsrüstung als erste Bedingung erschien. Er kränkelte noch, und deshalb übertrugen die Ephoren seinem Sohne Archidamus den Oberbefehl, und erließen ein strenges Aufgebot an die Spartaner, Lakedämonier und ihre Bundesgenossen, denn noch war die Macht der Peloponnesischen Symmachie nicht gebrochen. Tegea, Korinth, Sikyon, Phlius, Achaja und selbst die auf ihre Dörfer verpflanzten Mantineer nahmen Antheil an diesem Feldzuge gegen Böotien; der Contingente kleinerer Städte nicht zu gedenken. Sparta und Korinth rüsteten Kriegsschiffe und forderten auch Sikyon dazu auf. (*Xen.* VI, 4. 17. 18.)

Theben war, ungeachtet des Sieges, weit entfernt, seinen eigenen Kräften allein zu vertrauen, sondern bewarb sich ebenfalls um Bundesgenossen. Gleich nach der Schlacht ward ein bekränzter Herold nach Athen gesandt, um den Sieg zu verkünden und Hilfe gegen Sparta zu erbitten. Der Rath hielt bei der Ankunft des Herolds grade eine Sitzung auf der Akropolis, nahm ihn aber nicht als Gastfreund des Staates auf und ertheilte ihm keine Antwort, sondern äußerte vielmehr sein tiefes Bedauern unverhohlen, denn ihm leuchtete die Bedeutung des Sieges bei Leuktra zu sehr ein, als daß er der plötzlich sich erhebenden Übermacht Thebens hätte unvorsichtigen Vorschub leisten sollen. (*Xen.* l. c.)

Desto glücklichern Erfolg hatten Thebens Bewerbungen bei seinem Bundesgenossen, dem Tyrannen Jason von Pherä. Dieser talentvolle, ehrgeizige Herrscher hatte das durch innere Theilungen geschwächte Thessalien fast ganz unter sein Scepter gebracht, und wartete nur auf eine Gelegenheit, in die innern Angelegenheiten Griechenlands einzugreifen. Sein Geschlecht leitete er bis zu den Heroen hinauf, und sein Haus war das reichste in Pherä, denn er hatte durch List und Gewalt das Vermögen seiner Brüder und Verwandten an sich gebracht, eine Schar Miethstruppen geworben und sich in den Besitz eines mächtigen Reiches gesetzt. Seinen um sich greifenden Eroberungen trat vornehmlich Polydamas entgegen, welchem die Bürger von Pharsalus, der Bürgerzwiste müde, die Sorge für das öffentliche Wohl anvertraut hatten. Mit Genehmigung der Volksgemeinde befestigte dieser gleich einem Könige die Burg und herrschte wie ein Vater des Vaterlandes. Ihn zu gewinnen erschien Jason in Pharsalus, allein und ohne Leibwache, legte dem Polydamas seine Entwürfe vor, schilderte ihm seine Hilfsmittel und bot ihm den zweiten Rang in der Herrschaft an, wenn er sich entschließen könnte, ihm die Burg von Pharsalus zu räumen. Dann, sprach er, ist uns die Herrschaft über Griechenland gewiß! Polydamas weigerte sich des Antrags, um das Vertrauen seiner Mitbürger nicht zu verrathen, ward von dem schlauen Jason deshalb gelobt, wandte sich an die Spartaner ohne Erfolg um Hilfe, obgleich sie sich als die Schutzherren von Pharsalus betrachteten, und sah sich endlich doch genöthigt, dem Tyrannen die Burg abzutreten, der sich nun zum Oberfeldherrn Thessaliens erklärte. Jason vergrößerte jetzt sein Heer von Miethstruppen auf 20,000 Hopliten und 8000 Reiter, und besaß außerdem eine Schar mit Schilden, die kein Pfeil durchdringen konnte. So unterwarf er die Dryoper, Doloper und die tapfern Bewohner des Öta und Pindus; ging über dieses Gebirge, eroberte Epirus und dehnte seine Herrschaft auf dieser Seite bis an das adriatische Meer und auf der östlichen bis zum thermaischen Meerbusen in Makedonien aus. Dem höchsten Ziele seines herrschsüchtigen Ehrgeizes stand das mächtige Sparta im Wege. Diesem Staate Verderben zu bereiten, knüpfte Jason Verbindungen an mit Theben und Männern, wie Pelopidas und Epaminondas. Er erschien in dem demüthigen Gewande eines Flehenden, um den Richtern seinen Proceß gegen den Athener Timotheus zu empfehlen, und suchte durch Geschenke und Versprechungen auch den Epaminondas zu gewinnen, der ihn aber mit Verachtung zurückwies. Indessen schloß er Freundschaft mit den Thebanern, und ließ sich bewegen, ihrem Bunde gegen Sparta beizutreten. Auch rückte er nach der Schlacht bei Leuktra sogleich auf Thebens Hilferuf in Böotien ein, ungeachtet des blutigen Krieges mit Phokis, in welchen er noch verwickelt war. Schnell gerüstete Trieren brachten Hilfe von der Seeseite, während die Kunde von der Erscheinung des Landheeres demselben überall in den Städten Böotiens voranseilte. Als ihm jedoch die Thebaner vorstellten, er möge, während sie den Angriff von Vorn erneuern würden, den geschlagenen Feind mit seinen Miethstruppen von den Höhen aus anfallen, so widerrieth er diesen Plan aus politischen Gründen, weil er Thebens Macht fürchtete, und zog es vor, einen Vertrag zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, welcher auch angenommen ward, als Epaminondas mit seiner Meinung beitrat, daß man den geschlagenen Feind nicht zur Verzweiflung bringen müsse. (*Paus.* IX. 14. *Xen.* VI, 4. 21 — 25.) Die Lakedämonier erhielten freien Abzug. Nach der Abendmahlzeit brachen sie auf und schlugen die unwegsame und in der Dunkelheit schwierige Straße nach Kreusis ein. Mit Tagesanbruch kamen sie nach Agosthena im Gebiete von Megara, wo sie sich mit dem unter Archidamos aus dem Peloponnes schon angelangten Heere vereinigten. Als dieser sämmtliche Bundesgenossen an sich gezogen hatte, ging er mit ihnen nach Korinth zurück, entließ sie hier und begab sich mit seinen Mitbürgern in die Heimath. Dieser unglückliche Feldzug war der letzte, welchen die Spartaner außerhalb ihrer Halbinsel gemacht haben. Durch Jason's schlaue Vermittelung sollen die Achäer zu Schiedsrichtern in den verwirrten Verhältnissen der hellenischen Staaten erwählt sein, weil man den Athenern eine solche Stimme einzuräumen für zu gefährlich halten mochte. (*Polyb.* II. 39, 8. *Strabo* VIII. p. 384. Wachsmuth, Hellen. Alterth. 1, 2. S. 289.) Als Jason durch diesen in den Angelegenheiten der Griechen erworbenen Einfluß seinem Ziele, der Oberfeldherrenschaft über sie, einen Schritt näher gerückt war, eroberte er auf seinem Rückwege durch Phokis die Vorstadt von Hyampolis und verheerte die Gegend. Dann brach er die Mauern des festen Herakleä am Eingange der Thermopylen, damit ihm durch anderweitige Besetzung dieses Postens nie der Eingang in Hellas versperrt werden

Digitized by Google

könnte. Nach Thessalischen Gesetzen als Fürst erwählt, ruhte seine Herrschaft auf einem legitimen Grunde, und ward unterstützt durch ein starkes Soldheer und eine zahlreiche Bundesgenossenschaft. Da feierte er im J. 370 das Pythische Fest mit ungeheurem Aufwande, und bot die Thessalier für die Zeit dieser Spiele zu einem Feldzuge auf, ward aber, mitten in seinen großen Entwürfen, nach einer Musterung der Reiterei von Pherä, von sieben Jünglingen niedergemacht. Die Leibwache tödtete ihrer zwei; die übrigen fünf flüchteten sich auf bereit gehaltenen Pferden und wurden in den meisten griechischen Städten gern aufgenommen, da sie den Tod des allgemein gefürchteten Tyrannen verkündeten. (*Xen.* l. c.)

Theben, von den Spartanern und Jason befreit, konnte jetzt seine Macht ungehindert nicht blos im mittlern, sondern auch im nördlichen Griechenland ausbreiten. Die Thebaner, welche nach Epaminondas' Erlaubniß das Schlachtfeld von Leuktra verlassen und den Keressos, ein Castell bei Kynoskephalä, an der nördlichen Seite des Helikon bezogen hatten, wodurch sie ihre feindliche Stimmung unverhohlen an den Tag legten, wurden zuerst zur Übergabe gezwungen. (*Paus.* IX, 14.). Dann fiel das durch die Erscheinung der Spartaner ebenfalls ermuthigte Orchomenos, dessen Bürger nur durch Epaminondas' Großmuth dem Loose der Sklaverei entgingen und wieder als Bundesgenossen angenommen wurden (*Diodor.* XV. 57), worauf das thebanische Heer, nachdem auch die Phokier, Atolier und Lokrier in den Bund aufgenommen worden, wieder nach Böotien zurückkehrte. (370 vor Chr.) Auch erscheinen in diesem Jahre Euböa, Akarnania, Heraklea und Melos schon in Thebens Bunde. (*Xen.* VI, 5, 23.)

Durch die Grausamkeit gegen Mantinea und Phlius waren die oligarchischen Staaten des Peloponnes von Versuchen zurückgeschreckt, sich der Abhängigkeit von Sparta zu entziehen, sodaß dieses die Arkader, Eleer, Achaier, Korinther, Megarer, Sikyonier, Phliasier, die Bewohner der Aktä, worunter die Oistäste des Peloponnes zu verstehen ist, und die Arkader als Bundesgenossen zur Heeresfolge aufbot. Den ersten der zehn Militairdistricte Sparta's bildeten die Lakedämonier, den zweiten und dritten die Arkader (*Xen.* V, 4, 37), den vierten die Elier, den fünften die Achäer, den sechsten die Korinther und Megarer, den siebenten die Sikyonier und Phliasier, nebst den Bewohnern der Aktä, den achten die Akarnaner, den neunten die Phokier und Lokrer, und den zehnten die Oynthier, nebst den an der thrakischen Grenze wohnenden Bundesgenossen. (*Diodor.* XV, 31.) Diese mächtige Symmachie erhielt sich auf ihrer Höhe bis zu dem Frieden im J. 374, durch welchen Persien die Autonomie selbst der kleinern Staaten gebot und diese dadurch gegen die größern ermuthigte, und bis zu der trotz aller Versuche ungerächt gebliebenen Befreiung Thebens, wodurch die Scheu vor Sparta's Herrschaft verringert und mehre Bundesgenossen veranlaßt wurden, sich diesem Drucke zu entziehen. Die Volkspartei empörte sich gegen die Oligarchen, entriß ihnen die Herrschaft und verbannte sie. Dies geschah in Phigalia; aber die Verbannten nahmen Heräa ein (Sievers S. 251. Note zu *Boeckh*, Corp. inscript. I. p. 27) und kehrten von hier nach Phigalia zurück, wo sie sich durch ein furchtbares Blutbad rächten. (*Diodor.* XV, 40.) In Korinth und Phlius zog die zurückkehrende demokratische Partei den Kürzern, und die Oligarchen behaupteten sich in der Herrschaft. (*Diodor.* l. c.) Letzteres geschah auch in Mantinea und Tegea. (*Xen.* VI, 4, 18.) Überhaupt scheinen sich die Oligarchen in den größern Städten noch behauptet und die meisten Peloponnesier, wenn auch nur gezwungen, Heeresfolge geleistet zu haben (*Polyaen.* II, 1, 18. 20. 23), bis Athen nach der Schlacht bei Leuktra auftrat und durch seine Stellung die Auflösung der Peloponnesischen Symmachie herbeiführte. Es hatte aus der Folgsamkeit der Peloponnesier, mit welcher sie den Archidamos nach Böotien begleitet, gesehen, wie weit jene Staaten noch von der Erfüllung des Antalkidischen Friedens entfernt seien, ohne welche kein Gleichgewicht der Streitkräfte denkbar schien, und foderte sie deshalb auf, Gesandte zu schicken, damit unter Athens Vorstand Sparta zur Gewährung der Autonomie seiner Bundesgenossen gezwungen würde. Dies geschah (*Xen.* VI, 5, 1—3); die Symmachie mußte sich auflösen, und einzelne Staaten setzten sich wieder in den Besitz ihrer frühern Rechte und Freiheit. So die empörend von Sparta dioikisirten Mantineer, welche beschlossen, ihre gezwungenen Wohnsitze in den Dörfern zu verlassen und die Stadt wieder aufzubauen. Agesilaus ging zu ihnen und spiegelte ihnen vor, sie würden ihre Mauern künftig mit Einwilligung der Spartaner weit wohlfeiler wieder errichten können, wenn sie nur für jetzt die Arbeit einstellen wollten; erhielt aber zur Antwort, das sei nicht möglich, da jede Stadt bereits beschlossen hätte, die Mauer zu bauen, und ging erbittert hinweg, ohne jedoch für jetzt Rache nehmen zu können. Einige Arkadische Städte halfen den Mantinearn bei dem Mauerbau, und selbst die Elier gaben ihnen drei Talente Silbers zu Hilfe, obgleich sie auf dem Gesandtencongreß allein Widerspruch gethan, weil man die Marganeer, Stiliuntier und Triphylier nicht für unabhängig erklären könne, denn diese Städte seien ihr Eigenthum. (*Xen.* VI, 5.) Die Tegeaten Kallibius und Prorenus hielten sogar Versammlungen, um eine Bundesgenossenschaft aller Städte Arkadiens zu Schutz und Trutz gegen Sparta zu stiften, welche jedoch erst später zu Stande kam, da sie gegen Stasippus, das Haupt der Aristokraten, den Kürzern zogen. (*Xen.* VI, 5.) Obgleich einer der zahlreichsten, unverdorbensten Hellenischen Stämme und durch die Natur ihres Landes geschützt, hatten die Arkader sich bisher noch nie als ein Ganzes betrachten und gemeinschaftliche Unternehmungen wagen können, da sie, durch ihre Viehzucht auf das Hirtenleben hingewiesen, meist zerstreut auf dem Lande lebten und wenige und kleinere Städte besaßen, in denen das Bürgerthum nicht zu Macht und Glanz gedeihen konnte, um so mehr, da dieselben nicht durch ein politisches Band verknüpft waren und des gemeinschaftlichen Mittelpunktes entbehrten. Lykomedes von Mantinea erhob sich gleich den Tegeaten zu der Idee eines Arkadischen Bundes. Er hielt ebenfalls Versammlungen, um die Ar-

Digitized by Google

kaber zu einer gemeinsamen Verfassung zu bereden; allein auch dieser Versuch scheiterte und endete mit blutigen Zwistigkeiten. (*Diodor.* XV, 59.) Selbst Epaminondas soll für diesen Plan gewirkt und den Pammenes mit einem 1000 Mann starken thebanischen Corps den Arkadern zur Unterstützung gesandt haben. (*Paus.* VIII, 27.) Der Gedanke, Sparta durch ein demjenigen entgegengesetztes Mittel zu untergraben, wodurch dieses Mantinea vernichtet hatte, fand den meisten Beifall, und kam endlich zur Ausführung. Wie nämlich die Mantineer bisolirt und durch Verpflanzung aus der Stadt auf die Dörfer zerstreut waren, also sollten jetzt die 39 zerstreuten kleinern Ortschaften des südwestlichen Arkadiens synoisirt und zu einer großen Stadt, Megalopolis, vereint werden, um durch wehrhaftes Bürgerthum und starke Eidgenossenschaft Sparta das Gegengewicht zu halten, wie es noch kürzlich den Argivern gelungen war. (*Paus.* VIII, 27. *Xen.* VI, 5, 6.) Wenn die Idee der Gründung dieser Stadt von Epaminondas ausgegangen ist, so verdient er schon wegen der Wahl des Ortes hohe Bewunderung, denn der nachmalige Wiederaufbau Messene's spricht für tiefe politische Berechnung, indem Sparta durch eine von Argos über Mantinea, Tegea, Megalopolis bis Messene gehende Linie von Besatzungen auf ein sehr geringes Gebiet beschränkt ward. Selbst die Überwindung der großen Schwierigkeiten, welche sich der neuen Schöpfung in den Weg stellten, namentlich die Abneigung der Ortschaften in den Gauen, sich zu einer Stadt zu vereinigen, ist ein Zeugniß mehr für die politische Größe des Schöpfers. (*Xen.* VII, 5, 11. *Paus.* VIII, 27. *Polyb.* IV, 10, 77.) Megalopolis war nun der Mittelpunkt einer demokratischen Eidgenossenschaft Arkadiens. (*Xen.* VI, 5, 6. *Diodor.* XV, 59.) Der berathende Landtag bestand aus 10,000 Deputirten, welche sich in Megalopolis versammeln, Gesandte absenden und annehmen, Bündnisse schließen, Streitsachen der Bundesmitglieder schlichten, Obrigkeiten einsetzen und über Krieg und Frieden entscheiden. Das Bundesheer (*Xen.* VI, 5, 12) ward von denem erwählten Feldherrn angeführt (*Xen.* VII, 4, 33), unter welchem auch das Aufgebot Sparta's stehende Corps der etwa 5000 Eparitoi stand. (*Xen.* VII, 4, 22. 23. *Diodor.* XV, 62—67.)

Eine so drohende Veränderung in den bisherigen Verhältnissen der Peloponnesischen Staaten, und namentlich die Vertreibung der rachedürstenden Lakonisten aus Tegea, wie auch der Synoikismus Mantinea's, bewogen den Agesilaus zu einem Feldzuge, um den gesunkenen Muth der Spartiaten zu heben und den Abtrünnigen die noch nicht gebrochene Kraft zu zeigen. Er besetzte die Grenzstadt Eutäa, deren wehrhafte Bürger sich bei dem zu Asea stehenden Arkadischen Bundesheere befanden, besetzte sie, und rückte dann, ohne den Zuzug der Soldtruppen zu erwarten, ins Gebiet von Tegea und darauf von Mantinea, wo er sich auf den westlichen Bergen lagerte. Indessen war auch das Arkadische Bundesheer von Asea in der Nacht bis Tegea gekommen, vermied aber eine Schlacht, weil es die nahe Ankunft der Thebaner erwarten wollte; auch Agesilaus war zufrieden, nicht angegriffen zu sein und das Land verheert zu haben. Als die Arkadier hörten, daß er nach Lakonika zurückgezogen sei und sein Heer entlassen habe, verwüsteten sie das Gebiet der Heräer am Alpheus, weil dieselben sich bei dem Einfalle der Lakedämonier an diese angeschlossen und vom Arkadischen Bunde losgesagt hatten. (*Xen.* VI, 5.) Obgleich Meister im Felde, fürchteten sie aber dennoch Sparta's Macht, und glaubten den Kampf gegen dieselbe nicht ohne Hilfe Thebens fortsetzen zu können; daher nahmen sie nicht nur die Elier und Argiver zu Hilfe, welche letzteren 12—1500 Lakonisten todtgeschlagen hatten und sich nach Beistand gegen Sparta sehnten, sondern foderten auch Athen zu einem Bündniß auf. Nach diesem fruchtlosen Versuche wurden in gleicher Absicht Gesandte nach Theben geschickt, denen dieses schien jetzt der natürlichste Bundesgenosse gegen Sparta zu sein. (*Diod.* XV, 62.)

Theben hatte jetzt im nördlichen Griechenland keinen Feind mehr, sondern nur Bundesgenossen, da auch Jason todt und sein Bruder Polydorus ihm in der Regierung gefolgt war; es konnte also den neubelebten Kriegsmuth des Volkes gegen Sparta richten, und nahm die Einladung der Arkader an (*Xen.* Hell. VI, 5, 23. *Diod.* XV, 62), mit welchen, wie mit Elis und Argos, Epaminondas und Pelopidas wahrscheinlich schon früher in einflußreicher Verbindung standen. (*Plut.* Pelop. 24.) Diese, die bedeutendsten unter den übrigen Böotarchen, welche ihnen entweder schon jetzt (*Diod.* XV, 62), oder später, den Oberbefehl freiwillig überließen, machten zum Zwecke des Feldzugs eine Anleihe bei den Eliern, und rückten im Winter 370—369 mit dem Bundesheere ins Feld, welchem auch die Phocenser, Euböer von sämmtlichen Städten der Insel, beide Stämme der Lokrier, die Akarnaner, Herakleoten, Malaier und Thessalischen Reiter und Hopliten folgten. (*Xen.* Hell. VI, 5.) Auf Seiten Sparta's befanden sich jetzt als Bundesgenossen nur noch Korinth, Epidaurus, Trözene, Hermione, Halid, Sicyon, Pellene, Phlius und vielleicht auch Megara (*Diod.* XV, 68), welches sich aber bald neutral erklärt zu haben scheint. (*Isocr.* De pace. Cap. 38.) Diese gesunkene Macht stößte den Arkadern, Eliern und Argivern, mit welchen das höchstens 6000 Mann starke Thebanerheer vereint eine Streitmasse von gegen 70,000 Mann (worunter 40,000 Hopliten) bildete, ein solches Selbstvertrauen ein, daß sie die Böotarchen zu einem sofortigen Angriffe auf Sparta ermunterten. (*Plut.* Pelop. 24. *Ages.* 31. *Diod.* XV, 62.) Epaminondas erwog jedoch die Jahreszeit, denn es war der kürzeste Tag nahe (*Plut.* l. c.); ferner die Beschaffenheit des Lakedämonischen Gebietes, dessen Gebirgspässe auf der Grenze für wohlbesetzt und schwer angreifbar galten (*Xen.* Hell. l. c.), denn in Hum oder Jos in der Landschaft Skiritis stand Jscholaos mit einer Besatzung von Neubürgern und den jüngsten der tegeatischen Flüchtlinge, etwa 400 Mann; und eine andere Besatzung stand zu Leuktra auf der Südostseite des Lykaios. Als jedoch Männer von Karyä kamen und versicherten, es sei das ganze Land unverheidigt, und als man von den Perioiken das Versprechen des Abfalls von Sparta erhielt, wenn das Heer der Böotarchen in ihre Landschaften einrücken

Digitized by Google

würde (*Xen.* I. c.), entschlossen sich Epaminondas und Pelopidas, die den Oberbefehl, wenn nicht früher, doch jetzt gewiß von ihren vor der Verantwortlichkeit furchtsamen Amtsgenossen überkamen (*Plut.* Pel. 24. *Diod.* XV, 62), und die wenigen Tage bis zum Schlusse des Jahres, da sie ihr Amt gesetzlich niederlegen mußten, noch durch eine unsterbliche That zu bezeichnen hofften, das gefährliche Unternehmen zu wagen, und nicht blos das Leben, sondern auch ihre Bürgerehre für die Herrschaft Thebens und die endliche Demüthigung Sparta's einzusetzen. Sie rückten demnach über Karyä und die Arkader über Dum (Jon), im Gebiete Skiritis, in Lakonika ein (*Xenoph.* VI. 1. c.); während die Argiver von Tegea, und die Elier, welche die vierte Abtheilung bildeten, auf einem andern Wege kamen, wo das Land offen war, vielleicht über Leuktra. (*Diod.* XV, 64.) Den Grenzposten in der Skiritis, welcher, aus spartanischen Neubürgern und tegeatischen Flüchtlingen zusammengesetzt, in Jon stand, befehligte Ischolaos, ein vorzüglich tapferer und einsichtsvoller Feldherr (*Diod.* l. c.), welcher aber den Fehler begangen haben soll, daß er in der Stadt stehen blieb, um sich durch die Bürger zu verstärken, während es seine Pflicht gewesen wäre, die schwierige Stelle des Gebirgspasses zu besetzen, um die Arkader abzuhalten, welche nun in großer Anzahl den Punkt erstiegen. Dadurch zugleich von Hinten, von der Seite und von den erstiegenen Häusern aus bedroht und zur Vertheidigung genöthigt (*Xen.* l. c.), beschloß Ischolaos gleich Leonidas zu sterben, schickte die Jüngern nach Sparta zurück, um ihr Leben für die drohende Zukunft aufzusparen, und behauptete mit den Älteren in verzweifeltem Kampfe die gefaßte Stellung, bis er mit etwa 400 Helden den gesuchten Tod fand. (*Diod.* l. c.) Wenige entrannen unerkannt; die Arkader gingen den Thebanern nun nach Karyä entgegen, und diese rückten mit ihnen vereint, neu ermuthigt, in die Thäler hinab gegen Selasia, dem gemeinsamen Sammelplatze, welches verbrannt ward. (*Xen.* l. c.) — Die über Tegea einbrechenden Argiver nahmen den Paß, welchen Alexander besetzt hielt, und tödteten diesen nebst etwa 200 Spartanern, unter welchen sich auch die Verbannten aus Böotien befanden. (*Diod.* l. c.) Darauf trafen auch sie, wie die Elier, bei Sellasia ein, von wo aus der gemeinschaftliche Angriff auf Sparta unternommen werden sollte. Das Heer war in der Ebene südlich vom Berge Olympos zwischen den Flüssen Önos und Eurotas gelagert, wo das dem Apollo heilige Gebiet sich ausdehnte, und zog am folgenden Tage weiter, verfuchte aber nicht über die Brücke des Eurotas zu gehen, weil man in dem Tempel der Alea (Athene) jenseit des Flusses Hopliten zur Abwehr aufgestellt fand, sondern setzte den Marsch gegen Sparta auf dem linken Ufer fort. Die seit 500 Jahren von der Verheerung verschonte Gegend, nebst Elis die einzige in Hellas, ward jetzt mit Feuer und Schwert verwüstet und die Wohnungen voller Habe wurden geplündert und verbrannt. Den Rauch der feindlichen Feuer erblickten die stolzen Spartanerinnen, den sie bisher nie gesehen zu haben sich rühmen konnten (*Plut.* Ages. 31), und brachen in Wehgeheul aus, noch schrecklicher als der Feind selbst; die Greise beklagten solche Zeit unerhörter Noth (*Id.* Ibid.), denn Sparta war ohne Mauern, und die streitbare Jugend, sonst die starke Mauer des Vaterlandes genannt, zusammengeschmolzen; die gedrückten Perioiken und Bundesstädte fielen ab, und suchten rachsüchtig in den Reihen der Feinde. (*Xen.* VI, 5, 25. 32. *Plut.* Ages. 32.) Aber noch war nicht alle Hoffnung verloren! Die Stadt, von der Natur selbst stark befestigt, und, obgleich 48 Stadien im Umkreise, glich einem militairischen Lager. Auf einem sehr ungleichen Boden gelegen, lehnte sie an einem Vorsprunge des Taigetus, dessen mit Häusern besetzte Hügel sich terrassenförmig über einander erhoben, sodaß sie stets unerobert blieb, und weder jetzt eine Beute der Böotier, noch auch später der beiden Philipp, des Pyrrhus und der Römer geworden ist. Eine noch stärkere Bürgschaft der Rettung Sparta's ruhte jedoch in Agesilaus, Epaminondas würdigem Gegner, selbst. Er überließ die Landschaft ihrem unvermeidlichen Schicksale, und vertheilte die geringe Anzahl der streitbaren Bürger an verschiedene Stellen; da sie aber wirklich zur Vertheidigung nicht hinreichte, so ließ er den Heloten die Freiheit anbieten, wenn sie Waffen ergreifen würden. Und es erhoben sich ihrer 6000 in Waffen für Sparta; ein furchtbarer Feind, wenn er sich gegen dasselbe erklärte. Deshalb war der König Anfangs nicht ohne Besorgniß, sodaß Agesilaos trotz dem Verrathe der Perioiken und der häufigen Desertion der Heloten, und vielen andern Schwierigkeiten sich an der Spitze einer Vertrauen einflößenden Vertheidigungsmacht befand, die eilig in Waffen geübt ward. Geistesgegenwart rettete auch das Isserion, einen für die Vertheidigung wichtigen Punkt, welcher von Verräthern besetzt ward, um ihn dem Feinde zu übergeben. Agesilaus sah die Gefahr, eilte mit getreuen Leuten dorthin, ertheilte den Verräthern, als ob er glaube sie wären ihrer Pflicht getreu, Lobsprüche, nur hätten sie seinen Plan mißverstanden, und sollten sich auf einen andern Punkt begeben. Nachdem sie sich also überlisten lassen, wurden sie über Nacht hingerichtet, und das Isserion besser besetzt. (*Plut.* Ages. 32. *C. Nep.* Ages. 6. *Polyaen.* II, 1, 14.) Ebenso ward eine Verschwörung spartanischer Bürger bestraft, deren Theilnehmer Agesilaus mit Genehmigung der Ephoren ohne Urtheilsspruch gleichfalls in der Nacht tödten ließ. (*Ael.* Var. hist. XIV, 27. *Plut.* Ages. l. c. *Val. Max.* VII, 2.)

Indessen war Epaminondas bei Amyklä, der alten Hauptstadt der Tyndariden, südlich von Sparta, über den Eurotas gegangen, welcher, als ein Gebirgsstrom von nicht langem Laufe, reißend ist, und geschwollen, wie jetzt im Winter, einen schwierigen Übergang gewährte. Als die Lakedämonier merkten, daß ihre Feinde dadurch in Unordnung geriethen, nahmen sie diese Gelegenheit zum Angriff wahr, ließen Weiber, Kinder und Greise in der Stadt

Digitized by Google

zurück, stürzten sich in Schlachtordnung auf die Übersetzenden, und fügten ihnen einen bedeutenden Verlust zu (*Diod.* XV, 65. *Plut.* Ag. 32); ob aber dieser Angriff als Überfall eines von Agesilaus gelegten Hinterhaltes anzusehen ist, bleibt zweifelhaft. (*Polyaen.* II, 1, 27. *Frontin.* I, 10, 3.) Die Böotier und Arkader suchten das Lakedämonische Corps abzuschneiden, jedoch gelang es demselben, sich nach Sparta zurück durchzuschlagen, und dem Könige die Nachricht von der nahen Ankunft des Feindes zu bringen. (*Diod.* l. c.) Dieser aber war so sehr auf seiner Hut, daß er nach seinem Übergange sich jeden Lagerungsplatz durch einen starken Verhack von Bäumen sicherte; nur die Arkader ahmten diesem Beispiele der streng disciplinirten Thebaner nicht nach, sondern entfernten sich von dem Waffenplatze, um die Dörfer und Wohnungen zu plündern. (*Xen.* l. c.) Agesilaos, durchdrungen von Bewunderung des Epaminondas, ließ sich denselben aus der Ferne zeigen, verfolgte ihn lange mit nachdenkendem Blicke und rief aus: „Welch ein unternehmender Mann!" Und wirklich war dieser kürzlich erst aus der Verborgenheit des Privatlebens aufgetauchte seltene Mann im Begriff, mit einem Schlage das Wunderwerk vieler Jahrhunderte von Lykurgus bis Agesilaus zu zertrümmern. (*Plut.* Ag. 32.)

Drei bis vier Tage nach dem Übergange über den Eurotas, bereitete sich Epaminondas zu einem allgemeinen Angriffe auf die Stadt; die Reiterei rückte bis in den Hippodromus zum Tempel des Poseidon Gäochos in geschlossenen Gliedern vor; es war die sämmtliche Cavalerie der Thebaner, Eleer, Phokier, Thessalier und Lokrier. Ihr gegenüber zeigte sich nur ein kleiner Theil der Lakedämonischen Reiter und etwa 400 der jüngern Hopliten lagen bei dem Hause der Tyndariden in Hinterhalt. Dieses befand sich im westlichen Theile der Stadt, wie das Isforion (*Paus.* III, 14. §. 3), und deckte den starken Hinterhalt, von welchem die angreifenden Verbündeten mit solchem Nachdrucke empfangen wurden, daß die Reiter umkehrten, und das nachfolgende Fußvolk zum Theil mit in Unordnung brachten. (*Xenoph.* VI, 5, 30 und 31. *Polyaen.* II, 1, 14 und 27.) Vielleicht war es hier, wo die Thebaner durch eine List des Agesilaus mit Symmachus von Thasos 600 Mann verloren (*Polyaen.* i. c.); viele Menschen kamen gewiß ums Leben. (*Diod.* XV, 65.) Die Verfolger hielten bald ein; das Heer der Thebaner machte Halt und lagerte sich wieder. (*Xen.* l. c.)

Epaminondas scheint die Schwierigkeit einer Erstürmung Sparta's erkannt, und deßhalb seinen Operationsplan geändert zu haben, indem er den Angriff nicht erneuete, sondern sich begnügte, den König zum Entscheidungskampfe in der Ebene herauszufordern, und Sparta's Niederlage zu bekennen. (*Diod.* XV, 65.) Da Bieles, wie vorauszusetzen, nicht geschah, so beschlossen die Böotarchen, die Hauptstadt zu verlassen, um deren Fall auf anderem Wege zu beschleunigen. Dazu mag die rauhe Jahreszeit, Mangel, eine Folge der Verheerung, das verderbliche Beispiel der Raubsucht und Wildheit der Arkader (*Plut.* Ages. 32. *Xen.* VI, 5, 50), Epaminondas' politische Berechnung als Beweggrund gekommen sein (*Ael.* Var. hist. IV, 8. *Polyaen.* II, 3, 5); gewiß, das Heer zog ab, nachdem Agesilaus den Böotarchen noch überdies zehn Talente als Abkaufssumme durch den Spartaner Phrynis übersandt (*Plut.* Ages. 32), welches jedoch ein Irrthum, oder vielleicht eine Ironie auf die von den Eleern geborgte Summe zu sein scheint. Auch die zu spät gekommenen Athener zogen sich nun unverrichteter Sache zurück (*Diod.* l. c.); den Lakedämoniern aber kamen von den Bundesgenossen 4000 Mann zu Hilfe, wozu sie noch 1000 vor Kurzem freigelassene Heloten und 200 von den herbannten Böotiern aufnahmen, auch viele Mannschaft in den benachbarten Städten von Phliasia, Argolis und Korinth ausboden, wodurch das gesunkene Selbstvertrauen gehoben und der Entscheidungskampf vorbereitet ward. (*Diod.* 65.)

Zur Unterwerfung der Städte im Süden von Lakonika ging Epaminondas von Sparta den Eurotas hinab und bemächtigte sich mit leichter Mühe des offenen Helos auf der Ostseite des Meerbusens, welches, wie die übrigen unbefestigten Städte der Landschaft, angezündet ward. Darauf ward das feste Gythion auf der Westseite des Busens, wo die Schiffswerfte der Lakedämonier waren, nach dreitägiger Berennung gleichfalls genommen (*Xen.* l. c.) und mit einer thebanischen Besatzung versehen. Diese ward nach einiger Zeit von Isadas, Phöbidas' Sohne, angegriffen. Auch er suchte den Tod für das geliebte Vaterland zu sterben, wählte hundert Jünglinge gleiches Alters und gleicher Gesinnung, hieß dieselben sich salben und, mit Ölzweigen bekränzt, Schwerter unter dem Arme verbergend, ihm nackend, wie zu einem religiösen Kampfspiel, im vollen Laufe zum Sturm der Festung folgen. Die Thebaner, durch den Festaufzug getäuscht, ließen die Jünglinge ein, und wurden von ihnen theils getödtet, theils herausgeworfen. (*Polyaen.* II, 9.)

Epaminondas, von vielen Arkadern, Argivern und Eliern verlassen, ward dagegen auch von manchen der Lakedämonischen Perióken in der Fortsetzung seines Feldzugs unterstützt (*Xenoph.* l. c.), und begnügte sich nicht, Sparta durch Eroberung der Städte Lakoniens die Lebenswurzeln abgeschnitten zu haben, sondern setzte ihm auch durch die Gründung einer neuen Stadt, Messene, seinen ältesten unversöhnlichen Feind wiedererweckt an die Seite. Da die Arkader und andere Bundesgenossen mit diesem Plane einverstanden waren, so suchte er die vertriebenen, in Sicilien und Libyen zerstreuten Messener zur Rückkehr zu bewegen (*Paus.* IV, 26. 27. *Diodor.* XV, 66), denn die Zahl der in der entwürdigten Heimath gebliebenen war nur gering; auch wurden die Lakedämonischen Perióken und Heloten und alle Hellenen (*Diodor.* XV, 66) zur Niederlassung in der zu gründenden Stadt eingeladen. (*Diodor.* l. c. *Lyc.* in Leocr. p. 182. *Archidamos* ap. *Isocratem*, Archidam. 9.) Eine der alten Städte, wie Andania, die Residenz der Könige vom Geschlechte des Leler, oder Ithalia, schon zerstört und nichts als ein Cypressenwald (*Paus.* IV, 33) wollte man, als üble Vorbedeutung, nicht wieder aus dem Schutte erbauen; selbst Ithome, erfreulichern Andenkens, schien an den Untergang der alten Freiheit zu mahnen,

Digitized by Google

bis Epaminondas, wiederum den Aberglauben des Volkes benutzend, durch Trauererscheinungen und des Bakis alte Sprüche die Aufmerksamkeit dennoch auf diesen strategisch wichtigen Punkt lenkte und der Bau am südlichen Abhange des festen Berges beschlossen ward, dessen Gipfel die Akropolis bilden sollte. Baumaterial und Arbeiter waren angeschafft, da beauftragten die Argiver ihren Feldherrn Epiteles mit dem Beginnen des Werkes (*Paus.* IV, 26, 6), und brachten nebst den Thebanern und Messeniern den ersten Tag unter Gebet hin, wobei die Thebaner dem Dionysos und dem ismenischen Apollo opferten; die Grundsteinlegung geschah unter Flötenspiel der Böotier und Argiver nach den Melodien des Pronomos und Sakadas. Mauern, Tempel und Wohnhäuser erhoben sich durch den Wetteifer der für denselben Zweck arbeitenden verschiedenen Völkerschaften (*Paus.* X, 10, 2) in kurzer Zeit (Sievers S. 272. Not. 42), und viele Trümmer bezeugen noch jetzt den Umfang und die Pracht (Expédition scientifique de Morée par *Abel Blouet*. [Paris 1831.] p. 22. 23. 38—41. *Paus.* IV, 31, 5) dieser Schöpfung des Epaminondas. Ihm und der Stadt der Thebaner setzten die dankbaren Messenier aber eine Bildsäule. (*Din.* in Dem. p. 52. *Plut.* Pel. 24.)

Nun stand Messene als Wächter und Gegengewicht Sparta's im Peloponnes und als Schlußstein jener Kette von Festungen da, durch welche Epaminondas Lakonika vom übrigen Griechenlande ausschloß. (*Nepos*, Ep. 8.) Zugleich förderte er auch den Bau von Megalopolis, indem er die Anbauer durch eine Wache unter Pammenes sicherte (*Din.* in Dem. p. 52. *Plut.* Pel. 24), und den von Mantinea (*Paus.* IX, 14), denn nur durch die Stärke und Eintracht dieser Städte konnte nach seiner Ansicht Sparta eingeschränkt werden. (*Polyb.* IV, 32, 10.) Messene erhielt eine demokratische Verfassung und gleichfalls eine Abtheilung Thebaner zum Schutze des Baues. Epaminondas ward von den Hellenen als der Wiederhersteller der unterdrückten Freiheit gepriesen (*Diodor.* XV, 66), indem er Sparta zu demjenigen zwang, wozu dieses Theben nöthigen wollte, nämlich zur Erfüllung der Hauptbedingung des Antalkidischen Friedens.

Auf welchem Wege er von Gythium mit dem Heere nach Messene gegangen, ist nicht zu bestimmen. Lakonien war drei Monate von der Geißel des Krieges heimgesucht (*Plut.* Agesil. 32), oder doch wenigstens 85 Tage. (*Diodor.* XV, 67.) In Messene ließ Epaminondas außer jener Schutzwache noch eine ansehnliche Besatzung zurück, als er sich auf den Rückweg in die Heimath begab. (*Diodor.* l. c.) Der ganze Feldzug hatte 4—6 Monate gedauert (Bauch S. 51. Not. 108), und die Böotarchen hatten außer den angeführten Gründen und ihrer abgelaufenen Dienstzeit auch zur schleunigen Beendigung des Zuges noch den Grund der Besorgniß, im Peloponnes durch die Athener unter Iphikrates abgeschnitten zu werden, welcher, mit Vernachlässigung der Straße über Kenchreä (*Xen.* VI, 5, 49—51), die Pässe des Oneion besetzt hielt.

Die wandelbaren Athener hatten nämlich ein anderes System angenommen und, eifersüchtig auf das Glück der Thebaner, durch rasches Einschreiten dem Kriege eine andere Wendung zu geben beschlossen. In einer dem Beschlusse des Raths zufolge gehaltenen Volksversammlung hielten die Lakedämonischen Gesandten Kratus, Okyllos, Pharar, Etymokles und Dionotheus den Athenern ihre Bestimmung vor Augen, gemeinschaftlich mit Sparta die Herrschaft in den Hellenischen Angelegenheiten auszuüben, und erinnerten daran, wie den Athenern nach gemeinsamer Vertreibung der Perser die Anführung im Seekriege, den Spartanern aber die Leitung des Landkrieges überlassen sei. Nach langen Debatten (*Xen.* VI, 5, 33—48) beschlossen die Athener, den Lakedämoniern mit ganzer Macht zu Hilfe zu kommen, und übertrugen dem Iphikrates den Oberbefehl, welcher aber, da Sparta gerettet war (conf. *C. Nepos*, Iphicr. 2 ad fin.), aus Arkadien zurückging, und den Gedanken faßte, durch Besetzung des Passes über den Oneion den Böotiern den Rückweg abzuschneiden. Es wird aber mit Recht getadelt, daß er die Straße über Kenchreä unbesetzt ließ (*Xen.* VI. ad fin.); auch war er sich seiner Lage wohl bewußt (*Polyaen.* III, 9, 28), denn die planlos zur Recognoscirung vorgesandte sämmtliche Reiterei von Athen und Korinth erlitt einen Verlust (*Xen.* l. c.); die Athener konnten den Engpaß bei Kenchreä nicht halten und wurden geschlagen (*Plut.* Pelop. 24); auch ein Angriff auf den Epaminondas bei Lechäum ward von diesem zurückgeworfen, der sich mit überlegener Feldherrenkunst glücklich durchschlug (*Paus.* IX, 14, 3. *Polyaen.* III, 9, 20), den Iphikrates mit seinen 12,000 Mann bis Athen zurücktrieb und nur durch eine List desselben zur Fortsetzung seines Heimzuges bewogen ward. (*Polyaen.* III, 9, 19.) Ein im folgenden Jahre 369 zwischen Athen und Sparta abgeschlossener förmlicher Vertrag *Xen.* VII, 1, 1—14. *Diodor.* XV, 67. *Xen.* Vect. 5, 7) enthielt den Beschluß der Athener, alle fünf Tage im Oberbefehle zu Lande und zu Wasser mit den Spartanern abzuwechseln.

Kaum war das Heer der Thebaner wieder in seiner Heimath angelangt, als die Böotarchen wegen willkürlicher Verlängerung ihres Oberbefehls angeklagt wurden, denn ein Gesetz verhängte die Todesstrafe für dies Vergehen. Diesem zufolge hätten die Böotarchen ihr Amt mit dem ersten Tage des Bukatios niederlegen und ihren Nachfolgern überlassen sollen, aber Epaminondas überzeugt, daß der Zweck dieses Gesetzes die Erhaltung des Staates sei, konnte sich nicht entschließen, ihm in dem Augenblicke Folge zu leisten, da er mitten in dem Laufe seiner Thaten in Lakonien, Messenien und Arkadien unterbrochen wäre und behielt den Oberbefehl vier Monate länger, als das Volk ihm aufgetragen hatte, weßhalb er nebst seinen Mitbefehlshabern, namentlich auch Pelopidas, zur Verantwortung gezogen wurde. (*Nep.* Ep. 7—8. *Plut.* Pel. 25. *Ejusd.* Opp. moral. V. p. 97. *Appian.* Syriaca 41. *Ael.* Var. hist. XIII, 41. *Plut.* Apophth. Epam. 23. *Paus.* IX, 14.) Pelopidas ward zuerst vor die Schranken gefodert und vertheidigte sich mit der ihm eigenthümlichen energischen Hitze (*Plut.* Pel. 25), durch welche er vielleicht nicht zu weit hingerissen worden wäre, wenn nicht Epaminondas die Mitschuldigen vermocht hätte, ihm

Digitized by Google

als der Ursache ihrer Übertretung zugleich deren Vertheidigung allein zu überlassen. Darauf erklärte er, der Geduld im Staatsberufe für ein Hauptforderniß männlicher Seelenstärke ansah (*Plut.* Pel. 1. c.), wenn er durchaus gezwungen sei, vor seinen Richtern zu reden, obgleich er besser zu handeln, als zu reden verstehe, so verlange er von ihnen, falls sie ihn zum Tode verurtheilen sollten, daß man das Urtheil auf eine Säule (oder in das öffentliche Jahrbuch) schreibe, damit die Hellenen erführen, daß er die Thebaner gegen ihren Willen genöthiget, das lakonische Gebiet zu verheeren, welches 500 Jahre lang keinen Feind sah; Messene 230 Jahre nach seiner Zerstörung wieder herzustellen; die Arkader zur Gründung eines unabhängigen Staates zu vereinigen, und den Völkern ihre Freiheit wieder zu erkämpfen. Hierauf erfolgte ein heiterer Beifall der Richter und Epaminondas ging, ohne daß über ihn abgestimmt wäre, mit dem größten Ruhme aus dieser peinlichen Anklage hervor. Doch ward ihm das Böotarchat für dieses Jahr nicht wieder übertragen, welches wol hauptsächlich den feindseligen Ränken des eifersüchtigen Meneklides zuzuschreiben ist. Dieser Meneklides war zwar auch in Charon's Hause gewesen, als sich die Verschwornen unter Pelopidas und Mellon dort versammelten, glaubte aber später seine Verdienste nicht anerkannt, da den Epaminondas' Ruhm Alle überstrahlte, und arbeitete allen Bessern, mit seinem durch eine gute Rednergabe unterstützten boshaften Charakter entgegen. Dem Charon, welcher am Tage vor der Schlacht bei Leuktra Sieger in einem unbedeutenden Reitergefecht bei Platäa gewesen, suchte er durch Volksbeschluß die Ehre eines Denkmals zu verschaffen, um Epaminondas' und Pelopidas' Ruhm zu verdunkeln, ward aber von Letzterem muthig entlarvt und vermochte es nicht, ihn weder mit Charon zu verseinden, noch dem Volke zu verleiden; den Epaminondas aber verdrängte er wirklich von der Böotarchenwürde und entkräftete seinen Einfluß auf ein Zeit lang. (*Plut.* Pel. 25.) Als er nämlich sein steigendes Ansehen im Kriegswesen sah, rieth er den Thebanern, den Frieden dem Kriege vorzuziehen; worauf ihm Epaminondas bemerkte, er hintergehe seine Mitbürger mit trüglichen Worten, denn unter dem Namen der Ruhe wolle er ihnen die Sklaverei geben, weil der Friede nur durch Krieg errungen werden könne. Wollten sie an der Spitze Griechenlands stehen, so müsse ihr Aufenthalt das Feldlager und nicht die Fechtschule sein. (*Nep.* Ep. 6.) Eine Geldstrafe, in welche er nach der Demüthigung durch Pelopidas fiel, war ihm unerschwinglich und verleitete ihn nachmals zu einem Versuche und Angriff auf die Regierung. (*Plut.* Pel. 25.)

Vermuthen läßt es sich, daß Meneklides die Stimmung einiger Kurzsichtigen zu benutzen suchte, welche es dem Epaminondas verdachten, Sparta nicht zerstört zu haben (*Polyaen.* II, 2, 5); dessenungeachtet sehen wir ihn bald wieder an der Spitze einer zweiten Heerfahrt in den Peloponnes. Die Arkadier hatten den Lykomedes zum Feldherrn erwählt, und ihm 5000 sogenannte Auserlesene zu einem Streifzuge gegen Pellana, Sparta's Verbündete, anvertraut. Er eroberte die Stadt mit Sturm, tödtete die Lakedämonische Besatzung, welche über 300 Mann stark war, machte die Einwohner zu Sklaven, verheerte das Land und kehrte noch vor der Ankunft eines spartanischen Entsatzes, nach Hause zurück. (*Diod.* XV, 67.) Bald aber, durch diesen glücklichen Erfolg ermuntert, beschloß der Arkadische Bund im Vereine mit den Argivern und Eliern eine größere Unternehmung gegen Sparta, wozu sie auch Theben durch eine Gesandtschaft einluden (*Diod.* XV, 68), zumal da die Argiver gegen Phlius nicht glücklich gewesen waren. (*Xen.* VII, 2, 4.) Ihrem Vertrage mit Sparta gemäß, daß ein Staat um den andern fünf Tage lang den Befehl führen sollte, rückten die Athener im Sommer 369 unter Chabrias nach Korinth, welcher hier ein mit den Bundesgenossen, den Korinthern, Pelleneern und Megarern, an 10,000 Mann starkes Heer zusammenzog. Zu ihm stießen die Spartaner, welche mit ihren Verbündeten ebenfalls 10,000 Mann stark waren. Man beschloß, der Isthmus gemeinschaftlich zu besetzen und von Kenchreä bis Lechäum mit Pfählen und Gräben zu decken (*Diod.* l. c.); die Pässe des oneischen Gebirges wurden besetzt (*Xen.* VII, 1), sodaß die Lakedämonier und Pelleneer die gefährlichste Stelle inne hatten. Alles war durch die Menge der Arbeiter und den Eifer derselben schon fertig, als die Böotier naheten. Es fragt sich, ob Epaminondas das Böotische Heer als Böotarch befehligte, oder nicht (*Diod.* XV, 68. *Paus.* IX, 15, 2); gewiß standen ihm mehre Böotarchen zur Seite, nur Pelopidas nicht, welcher sich zu der Zeit in Thessalien befand. Die Thebaner, 7000 Mann Fußvolk und 600 Reiter, lagerten sich in der Ebene am nördlichen Fuße des Oneion, 30 Stadien von den Wachtposten der fast dreimal so starken Feinde. Epaminondas bot seinen Gegnern eine Schlacht an; da sie es aber vorzogen, ihn in ihrer festen Stellung zu erwarten, so säumte er nicht mit dem Angriffe auf die Höhen. Er berechnete die Zeit des Weges von dem Lager in der Ebene bis zu jenen Posten auf den Bergen, und brach mit der Morgendämmerung, wie er stets pflegte, gegen sie auf. (*Xen.* l. c.) Der Angriff erstreckte sich längs der ganzen Linie, und war besonders hitzig gegen die Lakedämonier, deren Stellung leicht einzunehmen und schwer zu behaupten war. Auch ward sie bald erstürmt, jedoch nicht ohne große Anstrengung der besten thebanischen Truppen, da die Gegenwehr der Lakedämonier und Pelleneer verzweifelt war, ungeachtet sie um die Stunde überfallen wurden, da die Nachtwachen bereits abgegangen waren, und die Leute, so eben vom Lager aufgestanden, noch ungerüstet, Jeder seinem Bedürfnisse nachgingen. Die Geworfenen flüchteten sich auf den nächsten Hügel, wo es dem Lakedämonischen Polemarchen ein Leichtes gewesen wäre, soviel Hopliten und Peltasten von den Bundesgenossen zusammenzuziehen, um diesen Posten zu halten, da er von Kenchreä aus ungestört Lebensmittel beziehen konnte; aber er war entmuthigt und zog es vor, mit den Thebanern um freien Abzug zu capituliren, wodurch es dem Epaminondas erleichtert ward, sich auf die andere Seite des Berges über Lechäum, wo er sich durchschlagen mußte (*Paus.* IX, 15), nach Sikyon hinabzuziehen. Die nördlichen Staaten im Peloponnes

Digitized by Google

bingen den Spartanern noch an, und konnten der Verbindung Thebens mit seinen Peloponnesischen Verbündeten hinderlich sein; doch brachte Epaminondas seine Vereinigung mit den Argivern, Arkadiern und Eleern zu Stande, welche von Nemea aus jenen fruchtlosen Angriff auf Phlius gemacht hatten (*Xen.* VII, 2, 5), und griff das noch feindliche Sikyon an. (*Xen.* VII, 1, 18.) Dieser kleine Staat ward gezwungen, sich Theben anzuschließen, nachdem sein Hafen von Pammenes erobert (*Polyaen.* V, 16, 5. *Frontin.* III, 2, 10) und einer seiner Anführer durch einen Eleer im Zweikampfe getödtet war. Der förmliche Übertritt von Sparta zu Theben geschah später nach einer Abstimmung der Bürgerschaft, wodurch der Schein des Zwanges vermieden ward. (*Xen.* VII, 3, 2.) Auch besetzte Epaminondas nun den Sikyonischen Ort Phyibia, und behandelte die hier gefangenen Böotischen Flüchtlinge mit gewohnter Milde (*Paus.* IX, 15), daß er aber zugleich Phlius genommen, welches sich ihm im ersten Schrecken ergeben haben soll (*Diod.* XV, 69), scheint zweifelhaft. (*Xen.* VII, 2.) Über den Erfolg eines Angriffes auf Pellene sind wir ebenfalls zweifelhaft. Von hier ging der Heereszug der Thebaner gegen Trözene (*Diod.* l. c.) und Epidaurus (*Xen.* VII, 1, 18. *Diod.* l. c.); diese Städte konnte Epaminondas aber nicht in seine Gewalt bekommen, weil sie von starken Besatzungen vertheidigt wurden, darum begnügte er sich, ihre Landschaften zu verheeren. (*Diod.* l. c. *Xen.* l. c.) Darauf marschirte er gegen Korinth, und schlug die ihm entgegenrückenden Korinther in einem Treffen, sodaß sie Schutz hinter ihren Mauern suchen mußten (*Diod.* XV, 69); als er nun aber die nach Phlius führenden Thore angriff, und einige Böotier voreilig in die Stadt drangen und die erschreckten Einwohner in ihre Häuser jagten, machten die Leichtbewaffneten unter Chabrias, des Atheners, Anführung einen Ausfall, und stießen auf den Kern der thebanischen Truppen, welche nicht mehr als 400 Schritte von der Mauer waren. Epaminondas führte sein ganzes Heer in Schlachtordnung zum ernstlichen Kampf, aber Chabrias sammelte mit ebenso viel Muth als Besonnenheit die Athener und Korinther, besetzte die Denkmäler und hochgelegenen Punkte, tödtete durch Pfeilschüsse und Wurfspieße sehr viele der Angreifenden, und behauptete sich nach erhaltener Verstärkung aus der Stadt gegen die auf ihre Körperstärke und erprobte Erfahrung trotzenden Böotier von seinem höher gelegenen Standpunkte aus, sodaß diese mit großem Verluste zurückgeschlagen und drei bis vier Stadien weit verfolgt wurden. Die Korinther schleppten die Todten an die Mauern und lieferten sie nur nach einem abgeschlossenen Vertrage aus, worauf sie ein Siegeszeichen errichteten (*Diod.* XV, 69. *Xen.* VII, 1), welches Epaminondas spottweise ein Hekatemal nannte. (*Plut.* Apophth. Ep. 19.)

Dieser Unfall schwächte nicht so sehr die thebanischen Waffen, als er den Muth der Lakedämonischen Bundesgenossen hob. (*Xen.* l. c.) Bedenklicher war die Ankunft eines Hilfsgeschwaders von mehr als 20 Dreiruderern, welches Dionysius der Ältere (*Diodor.* VII, 4, 12. XV, 70) den Spartanern zur Unterstützung sandte. Es war mit Galliern, Spaniern und 50 Reitern bemannt, und hatte Sold auf fünf Monate erhalten. Den Tag nach der Ausschiffung dieser Truppen stellten sich die Thebaner wieder in Schlachtordnung auf, sodaß sie die Ebene bis an das Meer und die an die Stadt grenzenden Hügel einnahmen, und durch ihre vortheilhafte Stellung der Reiterei der Athener und Korinther imponirten. Diese überließen den ersten Angriff den Reitern des Dionysius, welche hin und her sprengend in kleinen Haufen angriffen, mit Gewandtheit und Muth Speere schleuderten, viele Böotier tödteten, sich dann zurückzogen, vom Pferde stiegen, um auszuruhen, aber schnell wieder aufsaßen, wenn der Feind den Kampf erneuete. Durch dieses Plänkeln nöthigten die Barbaren das Heer der Böotier, seine Stellung mehrmals zu verändern, und sich nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen ganz zurückzuziehen. Es gelangte ohne Aufenthalt über den Isthmus in die Heimath zurück, aber auch ohne einen andern Erfolg dieses Feldzugs, als den Gewinn des höchst wichtigen Sikyon. Gegen dieses wandten sich nun die siegestrunkenen Truppen des Dionysius, schlugen die Vertheidiger in der Ebene vor der Stadt und tödteten ihrer gegen 70, ohne Sikyon einzunehmen, welches ihnen vielleicht mit dem festen Platze Gerasa gelang. (*Xen.* l. c.) Dann segelte dieses erste Hilfsheer des Dionysius nach Syrakus zurück, und zwar noch vor dem Septembr, nachdem es vier Monate in Griechenland gewesen. Vielleicht war es Plan des Epaminondas, die Lakedämonier im nördlichen Peloponnes zu beschäftigen, damit Messene und Megalopolis ungestört fortschreiten könnten. Die Thebaner entsetzten ihn wegen geringer Erfolge seines Amtes (*Diod.* XV, 72); namentlich weil er in der Schlacht bei Korinth, wo er die Lakedämonier aus der Schanze warf, sich mit dem errungenen Vortheile begnügte, und ihrer schonte, wodurch er sich in den Verdacht des Verraths gesetzt habe. „Die Athener würden den Stolz und die Verachtung des Mannes nicht ertragen haben, wie er bei der Anklage sich auf dem Theater erhob, die Volksversammlung verließ, und nach dem Gymnasium ging, ohne eine Vertheidigung für seiner würdig zu halten." (*Plut.* V, 56.) Mit gleicher Würde benahm sich Epaminondas, als ihn die Thebaner ein anderes Mal, um ihn zu demüthigen, zum Aufseher über die Straßen und Kanäle machten, indem er dieses untergeordnete Amt dadurch zu Ehren brachte. (*Plut.* V, 82. Wachsmuth I, 2. S. 285. Nr. 19.) Geduld in undankbaren Geschäften, Unterordnung unter die Gesetze und Großmuth gegen Neider und Feinde sind Hauptzüge seines durch eine erhabene Philosophie geläuterten Charakters. (*Nep.* Ep. 7. *Val. Max.* III, 7, 5. *Plut.* Philopoem. 3.)

Nachdem Epaminondas den Peloponnes seinem Schicksale überlassen, und die Verbündeten in dem fortgesetzten Kampfe gegen Sparta ihre Kräfte üben, bot sich für Theben eine Gelegenheit dar, seinen Einfluß auch im Norden geltend zu machen. In Thessalien waren nach Jason's Tode seine Brüder Polydorus und Polyphron in der Herrschaft gefolgt. Auf einer Reise nach Larissa ermordete aber, wie es heißt, Polyphron seinen Bruder Nachts im Schlafe, herrschte ein Jahr lang als wahrer Tyrann

Digitized by Google

in Thessalien, indem er in Pharsalus den Polydamas mit acht der angesehensten Bürger tödten und aus Larissa Viele verbannen ließ, und fiel deshalb selbst von der rächenden Hand des Alexander, seines Neffen (*Xen.* VI, 4), der ihn zur Trunkenheit verführte und in derselben durch Gift tödtete. (*Diod.* XV, 61.) Auch Alexander ward ein grausamer Tyrann, ein Land- und Seeräuber und gefährlicher Feind der Thebaner und Athener. (*Xen.* VI, 4.) Da vereinigten sich einige Bürger von Larissa, aus dem edlen Geschlechte der Aleuaden, um der Herrschaft des Wütherichs ein Ende zu machen, und foderten den König Alexander von Makedonien auf, zu seinem Sturze mitzuwirken. Alexander von Pherä rüstete sich, als er dies erfuhr, allein der König kam ihm zuvor und erschien mit seinem Heere vor Larissa, dessen er sich durch Verrath der Bürger bemächtigte. Dann belagerte er die Burg, nahm die Stadt Kranon ein, legte beträchtliche Besatzungen in die Plätze und betrachtete Thessalien als seine Eroberung, während Alexander der Tyrann, überall verfolgt und geschreckt, sich nach Pherä zurückzog. In dieser zweifachen Noth wandten sich einige Thessalische Städte nach Theben um Hilfe. Pelopidas ward mit einem Heere und dem Auftrage nach Thessalien gesandt, die dortigen Verhältnisse dem Vortheile der Thebaner gemäß zu ordnen. Als er nach Larissa kam, fand er die Burg durch Alexander von Makedonien besetzt, ließ sich dieselbe übergeben und schloß mit dem Könige ein Bündniß. Der Tyrann Alexander nahete sich ihm darauf mit Bitten um gütliche Vermittelung, und Pelopidas setzte ihn wieder ein in seine Herrschaft, vertrieb ihn aber auch ebenso bald wieder wegen fortgesetzter Grausamkeit, Unzucht und Habgier. Als er das Land also von seinem Dränger befreiet und den Städten Eintracht empfohlen hatte (*Diod.* XV, 67. *Plut.* Pel. 26. *Polyaen.* II, 4, 1—2. *Frontin.* I, 5, 2. III, 8, 2), nahm er die Einladung des Königs Alexander an, ihn nach Makedonien zu folgen, und seinen Thronstreit mit Ptolemäus zu schlichten. Da auch dieser den Pelopidas zum Schiedsrichter herbeigerufen, so gelang es dem Thebaner, die Könige zu vereinigen; die während des Bürgerkrieges Verbannten wurden zur Wiederkehr eingeladen, und zur Bestätigung des Vertrages 30 Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern, und unter ihnen Philipp, des Königs jüngerer Bruder, als Geißeln nach Theben gesandt, „um den Hellenen zu zeigen, wie weit sich thebanischer Einfluß im Glanze der Macht und im Glauben an ihre Rechtlichkeit erstrecke." (*Plut.* Pel. l. c.) Der junge Philipp, zu Theben bald bei Pammenes, bald bei Pelopidas, bald bei Epaminondas, bildete sich im Umgange mit diesen und andern großen Männern, und ahmte besonders dem Epaminondas nach, aber nur in der äußern politischen und strategischen Tüchtigkeit, nicht in der Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Seelenhoheit und Milde, Tugenden, die weder ursprünglich in seinem Charakter lagen, noch jemals durch Anbildung von ihm gewonnen wurden. (*Plut.* Pel. l. c.)

Die Ruhe Thessaliens ward jedoch bald wieder durch Alexander von Pherä gestört, der nach Wiedereroberung seiner Herrschaft strebte. Pelopidas ward abermals dorthin abgeordnet, aber diesmal nicht mit einem Heere, weil es unter Epaminondas im Peloponnes focht, sondern nur in Begleitung seines Freundes Ismenias, der wegen seiner Tapferkeit bewundert wurde. (*Plut.* Pel. 27. *Diod.* XV, 71.) In Makedonien hatte im J. 368 vor Chr. jener Ptolemäus Alorites, der Sohn des Amyntas, seinen König Alexander mit Hinterlist aus dem Wege geräumt und den Thron schon drei Jahre besessen, als Pelopidas diesmal in Thessalien erschien und der Anhang des Ermordeten ihn abermals nach Makedonien zu Hilfe rief. Da Pelopidas kein Heer hatte und doch die Gelegenheit nicht versäumen wollte, Thebens Autorität im Norden zu befestigen, so sammelte er schnell einen Haufen Söldner, die aber bei ihrer Annäherung vom Ptolemäus durch Geld zum Übertritt verleitet wurden. Desungeachtet ging dieser dem Pelopidas entgegen, bewillkommete ihn als seinen Herrn und Meister, und versprach, die Krone den Brüdern des Entseelten aufzubewahren und mit Theben in ein Trutz- und Schutzbündniß treten zu wollen, zu dessen Bekräftigung er seinen Sohn Philorenus und 50 von seinem Anhange als Geißeln gab, welche Pelopidas nach Theben schickte. Voll Unmuth über die Verrätherei seiner Söldner, deren Hauptmiederlage Pharsalus sein sollte, sammelte Pelopidas wieder einen Haufen Thessalier und zog nach dieser Stadt, um sie zu bestrafen. Kaum war er aber dort angelangt, als der Tyrann Alexander mit bewaffneter Macht erschien. Pelopidas und Ismenias begaben sich zu ihm, weil sie, wie es heißt (*Plut.* Pelop. 27), glaubten, er komme zu seiner Verantwortung, und werde nicht so kühn sein, sich an ihren Personen zu vergreifen; in der That aber wol den Umständen nachgebend. Kaum sah Alexander sie allein und wehrlos vor sich, als er sie festnahm und sich der Stadt Pharsalus bemächtigte. Den Pelopidas schleppte er nach Pherä, wo er Anfangs Jeden zu ihm ließ, in der Meinung, das Unglück habe ihn demüthig gemacht. Pelopidas tröstete die Pheräer mit der Hoffnung auf den baldigen Sturz des Tyrannen, ihn selbst aber schalt er wegen der Unmenschlichkeit gegen die Unterthanen, und nannte ihn einen Thoren, daß er den Tod dessen nicht beschleunige, dessen Leben und Freiheit nothwendig seinen Untergang nach sich ziehen werde. Der Tyrann äußerte: „Warum eilt Pelopidas so mit seinem Tode?" und dieser entgegnete: „Damit die Götter desto schneller mit dir enden!" Darauf war jeder Zutritt zu ihm untersagt, und er der strengsten Wache überantwortet. Das hörte Thebe, Jason's Tochter und Alexander's Frau, und war begierig den heldenmüthigen Mann, den sie schon früher gesehen, im Kerker zu besuchen. Sie erkannte ihn aber nicht sogleich wieder in seinem bittern Elende, denn Haar und Gewand waren verwildert und zerrissen, und sein Körper durch die schlechte Nahrung und Pflege abgemagert. Da ging ihr weibliches Auge in Thränen über und Pelopidas sah sie weinen und besann sich Anfangs verwundert, wer die Frau wol sei; erkannte sie alsdann als Jason's Tochter und begrüßte sie als seine alte Freundin. Sie sprach: „mich jammert dein Weib!" — „Und du mich," sprach er, „daß du, ohne in Ketten zu sein, es mit Alexander aushältst!" Das Wort ging ihr zu Her-

Digitized by Google

zen; sie besuchte den Gefangenen wiederholt, bekannte ihm das tiefe Elend ihrer Lage, und nährte das durch ihn geweckte Gefühl der Verachtung ihres Gatten, welches später zu dessen Tode führte. Als die Thebaner das Schicksal des Pelopidas vernahmen, beschlossen sie Rache an dem Tyrannen zu nehmen und rüsteten sogleich ein Heer von 8000 Hopliten und 600 Reitern (*Diod.* XV, 71), unter dem Böotarchen Kleomenes (*Paus.* IX, 15) und andern unberühmten Feldherren, welchen sich Epaminondas als gemeiner Krieger unterordnen mußte, weil er abgesetzt war und seine Feinde ihn mit unverständigem Groll verfolgten. (*Plut.* Pel. 28.) Der Tyrann fürchtete sich vor diesem Heere und schickte deshalb Gesandte nach Athen, um wegen eines Bündnisses zu unterhandeln. Wirklich schickten ihm die Athener sogleich 30 Schiffe und 1000 Mann unter der Anführung des Autokles, welcher grade um Euböa segelte, als die Thebaner in Thessalien eintrafen. Alexander hatte ein ansehnliches Fußvolk geworben, und eine zahlreichere Reiterei als die Böotier. Kleomenes beabsichtigte, verstärkt durch die dem Tyrannen auffässigen Thessalier, dem Kriege sogleich durch eine Schlacht ein Ende zu machen, ward aber von den unzuverlässigen Thessalischen Kriegsbanden verlassen, während die Athener und andere Hilfsvölker das Heer des Alexander vergrößerten, und beschloß darum, zumal Speisen, Getränke und andere Bedürfnisse zu mangeln anfingen, den Rückweg nach Hause anzutreten. Schon war das Heer im Begriff, Thessalien zu verlassen und durch den Paß von Thermopylä nach Hellas zurückzukehren, als der Tyrann, welcher mit seiner Reiterei auf dem Fuße nachgefolgt war, aus einem Hinterhalte hervorbrach und den Nachtrab angriff. Viele Böotier sanken unter den Speerwürfen todt oder verwundet, da sie eingeschlossen waren und sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnten; schon verzweifelten sie an ihrer Rettung aus dieser großen Noth, als das Heer den Epaminondas aus seiner Mitte hervorzog und sich zum Feldherrn erwählte. (*Diod.* XV, 71.) Sofort übernahm er den Auftrag, ohne eine Erinnerung an die erlittene Beschimpfung blicken zu lassen (*Nep.* 7); las die leichten Truppen und die Reiter aus, und hielt mit ihnen, die er selbst anführte, indem er den Nachtrab machte, die nachdringenden Feinde auf, sobaß der Heerhaufen der voranziehenden Hopliten gedeckt war. Während der Gefechte dieses Rückzuges wandte er künstliche Schlachtstellungen an, erreichte den Zweck der Rettung vollkommen, zu seinem größten Ruhme bei Mitbürgern und Bundesgenossen, indessen die wirklichen Böotarchen von den Thebanern zur Verantwortung wegen ihrer Ungeschicklichkeit gezogen und Jeder um 10,000 Drachmen bestraft wurden. (*Plut.* Pel. 29. *Diod.* l. c.) Durch den Ruhm und die Thaten seines überlegenen Gegners eingeschüchtert, zog der Tyrann die Flügel ein, und ließ sich eilends bei ihm entschuldigen. (*Plut.* Pel. l. c.) Epaminondas hielt es jedoch weder für rathsam noch würdig, mit einem solchen Barbaren Frieden und Freundschaft für Theben abzuschließen, sondern bewilligte ihm nur einen 30tägigen Waffenstillstand gegen die Auslieferung des Pelopidas und Ismenias, und kehrte in die Heimath zurück. Wahrscheinlich bestätigten ihn die Thebaner in der Böotarchenwürde. (*Diod.* XV, 72.)

Seit Theben vornehmlich mit Thessalien und Makedonien beschäftigt war, hatten mehre Peloponnesische Völkerschaften auch die Verbindung mit Böotien drückend gefunden und nach Unabhängigkeit gestrebt. Unter allen zuerst die Arkader, an deren Spitze der Mantineer Lykomedes stand, ein Mann von edler Geburt und dessen Ehrgeiz durch Reichthum und eine große Gabe der Überredung unterstützt ward. Er war außerordentlich beliebt bei ihnen, sobaß sie zu Vorstehern ihrer Eidgenossenschaft anstellten, wen er vorschlug, und seinem Willen in allen Unternehmungen folgten. Unter seiner Anführung befreiten sie die Argiver, welche bei einem Einfalle in das Gebiet von Epidaurus, durch die Miethtruppen unter Chabrias und die Athener und Korinther abgeschnitten waren; schlugen auch die Lakedämonische Besatzung von Asine in Lakonika, tödten deren Anführer, den Spartiaten Geranor und verheerten das Gebiet dieser Stadt. Ihr nationaler Sinn und kriegerischer Muth waren durch den trefflichen Führer so gehoben, daß sie auf einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Oberbefehle im Kriege gegen Sparta Anspruch machten, und sich weder durch die Nacht, noch durch stürmische Witterung, noch durch die Länge des Weges, noch durch schwer zugängliche Gebirge von ruhmvollen Unternehmungen abhalten ließen. (*Xen.* VII, 1, 23—25.) Dieses offenbare Streben der Arkader nach der Hegemonie im Peloponnes erregte nicht blos die Eifersucht der Thebaner, sondern entfremdete ihnen auch die Eleer, welche jene Städte von den Arkadern vergebens zurückforderten, die Elis gehörig als Periöken, demselben von Sparta entrissen wurden, und sich nach dessen Demüthigung dem Arkadischen Bunde angeschlossen hatten. (*Xen.* l. c.) Da mischte sich Persien wieder in die griechischen Angelegenheiten, um deren Verwirrung zu benutzen, und Philistkus aus Abydos erschien als Abgeordneter des Satrapen Ariobarzanes von Phrygien mit vielem Gelde, um sich des Beistandes der Griechen gegen seinen König zu versichern, da er sich schon 372 des Reiches des Mithridates bemächtigt hatte und abzufallen drohte. Er berief die Thebaner und deren Verbündete, sowie auch die Lakedämonier zu einem Friedenscongreß nach Delphi, wo aber nichts beschlossen ward, da Theben auf die Unabhängigkeit Messene's von Sparta bestand; sodaß Philistkus nun ein Soldheer zum Beistand Sparta's warb. Dieses war zugleich durch ein zweites Hilfscorps vom Tyrannen Dionysius unterstützt, dem an der Erhaltung der spartanischen Macht und aristokratischen Politik ebenso sehr, wie dem Artaxerxes gelegen war; denn ein Gegengewicht gegen Theben sollte in die politische Wage der Staaten gelegt werden; nach Athens Ansicht mußte in Thessalien die Gegenmacht gebildet werden, nach der Ansicht Sparta's in Lakonika. (*Xen.* VII, 1.) Diese letztere Meinung drang bei den Verbündeten durch. Archidamus, des Agesilaus Sohn, zog mit den durch die Sicilier verstärkten Spartanern zuerst gegen das abgefallene Karyä (im J. 367) und ließ die Einwohner niedermachen (*Polyaen.* I, 41, 5); dann gegen die Parrhasier in Ar-

Digitized by Google

kadien, deren Gebiet er verheerte; zog sich jedoch bei der Annäherung der zur Abwehr vereinigten Arkader und Argiver wieder zurück und lagerte sich auf den Hügeln bei Midea. (Müller, Dorier II, 448.) Hier gab Kissidas, der Anführer der Sicilier, vor, seine Zeit sei abgelaufen und machte sich nach Sparta auf den Weg. Die Messenier verlegten ihm aber diesen Weg in einem Engpasse, worauf er den Archidamus um Hilfe bat, welcher auch sogleich aufbrach und auf dem Seitenwege nach Eutresia wieder auf die verbündeten Arkader und Argiver stieß, die ihm den Rückzug nach Sparta abzuschneiden drohten. Der König, von Feinden umstellt, rückte vereint mit den Sicilern auf den ebenen Platz, wo die Straßen nach Eutresia und nach Midea zusammentreffen, begeisterte sein Heer durch eine Anrede, und benutzte einen Gewitterschlag aus heiterem Himmel, und ein Heiligthum des Herkules seines Abnherrn zur rechten Seite, als günstige Vorzeichen, sodaß er die Feinde warf und ein Siegeszeichen errichten konnte. Bei der durch den Herold Demoteles nach Sparta gesandten Botschaft des Sieges, der den Spartanern nicht Einen, den Feinden aber 10,000 (*Diod.* XV, 72. *Plut.* Apophth. lacon. t. II. p. 125 und Prov. quibus Alex. M. us. s. t. VI. p. 564)*Mann gekostet haben sollte, vergossen Alle Thränen der Rührung, Agesilaus, die Geronten und die Ephoren; die Thebaner und Eleer aber, durch das Streben der Arkader nach der Hegemonie gegen sie aufgebracht, sollen eine Schadenfreude über diesen Unfall ihrer Nebenbuhler nicht verhehlt haben. (*Xen.* l. c.) Nach diesem Kriege, welchen die Priesterinnen zu Dodona als θρήνελος für die Lakedämonier vorausgesagt hatten, schlossen die Arkader ihren bedrohten Bund enger und arbeiteten unverdrossen an der Vollendung ihrer Hauptstadt Megalopolis. (*Diod.* XV, 72.) Dieses zweifelhafte Schwanken der Hegemonie im Peloponnes konnte den nach dem Alleinbesitz derselben in Griechenland strebenden Thebanern nicht gleichgültig sein; deshalb suchten sie sich die durch Artaxerxes dargebotene Gelegenheit zu Nutze zu machen, und durch Persiens Hilfe zur Alleinherrschaft zu gelangen, zumal da ihnen Athen und Sparta durch Gesandte an den persischen Hof den Vorsprung abzugewinnen schienen. Unter dem Vorwande, die Lakedämonier hätten den Euthykles zum großen Könige als Unterhändler geschickt, bewogen sie ihre Verbündeten, ein Gleiches zu thun; demnach begaben sich von Theben Pelopidas (*Xen.* VII, 1) und Ismenias (*Ael.* Var. hist. I, 21), von Arkadien Antiochus der Pankratiast, von Elis Archidamus, ein Argiver, aber kein Messenier an den persischen Hof. (*Xen.* l. c.) Die Athener sandten, als sie von dieser Botschaft vernommen, den Timagoras und Leon. Pelopidas' Ruhm gab ihm ebenso wol wie seine Persönlichkeit ein großes Übergewicht über die andern Gesandten. Schon bei seiner Reise durch die persischen Statthalterschaften ward er überall gefeiert, mehr noch am Hofe zu Susa. Artaxerxes zeichnete ihn ehrenvoll aus, denn es schmeichelte ihn, daß so große Männer von fernher kämen, ihm zu huldigen, und gewann ihn noch lieber, als er ihn auch von Angesicht erblickte und in seiner Sprache mehr Kraft als in der attischen und mehr Einfachheit als in der spartanischen bemerkte. War er gleich gegen Pelopidas, der sich nicht wie Ismenias zur Hofetikette der Adoration bequemte, weniger gnädig, als gegen den in höfischer Servilität geübten Antalkidas, welchem er den Kranz in Duftöl getaucht überschickte, den er bei Trinkgelagen trug, und weniger verschwenderisch freigebig, als gegen den unverschämt habsüchtigen und bestechlichen Timagoras, so zeichnete er ihn vor ihnen desto mehr durch Gewährung seiner Anträge aus, und gab gegen Vorbehalt des ungestörten Besitzes von Asien (*Isocrat.* Archidam. 9) seinen geschichtlich begründeten Vorstellungen für Griechenlands Unabhängigkeit, die Einschränkung der Athenischen Flotte (*Xen.* VII, 1, 36), Messene's Wiederherstellung und Thebens altherkömmlicher Freundschaft für Persien (*Plut.* Pel. 30) die Bestätigung. (*Plut.* Pel. 30. *Xen.* VII, 1.) Als Pelopidas seinen Zweck erreicht und mit Ehrengeschenken vom Könige entlassen, in Begleitung eines das königliche Handschreiben überbringenden Persers nach Theben zurückgekehrt war, verlangten die Thebaner von den versammelten Abgeordneten der Städte, den Eid auf diese Urkunde: mit dem Könige und ihnen Freundschaft halten zu wollen. Die Gesandten verweigerten den Eid; Lykomedes, an der Spitze der gegen Elis zurückgesetzten und mit tiefer Beachtung gegen das persische Hofgepränge erfüllten Arkader, verlangte sogar, daß die Zusammenkunft nicht in Theben, sondern dort gehalten werden sollte, wo der Krieg geführt würde. Als er hierauf von den Thebanern mit Vorwürfen überhäuft ward, er zerrüttete die Bundesgenossenschaft, so verließ er die Sitzung des Bundesrathes, und reiste ab. Ihm folgten alle Arkadischen Deputirten. Eine Gesandtschaft Thebens an die Städte mit der Aufforderung zum Eide auf das königliche Schreiben ward durch die Protestation der Korinther gleichfalls vereitelt, sodaß Pelopidas' Bemühungen nicht den gehofften Erfolg hatten (*Xen.* VII, 1), und Sparta um so entschiedener bei seinem Widerspruche gegen Messene's Autonomie beharren konnte (*Plut.* Ages. 34), weil diese eine den Bestimmungen des Antalkidischen Friedens entgegenlaufende Neuerung war, der bis dahin als die rechtliche Grundlage der Hellenischen Staatenverhältnisse betrachtet ward. Persien hatte sich durch Messene's Anerkennung von Sparta ab- und Theben zugewandt, dem gewissermaßen eine Hegemonie durch die Verwirklichung der neuen Bestimmungen eingeräumt, und die Nothwendigkeit geboten war, die Staaten im Falle des Widerstrebens mit Waffengewalt zur Genehmigung zu zwingen.

Epaminondas, der das Heer in Thessalien gerettet und den Pelopidas und Ismenias befreiet hatte, ward in hoher Anerkennung seiner Verdienste um das Vaterland von demselben jetzt an die Spitze einer dritten Heersahrt in den Peloponnes gestellt, welche, außer den nach Unabhängigkeit strebenden Arkadern, zunächst den Achaiern galt. Diese, meist Aristokratien, waren bisher dem spartanischen Interesse zugethan und Thebens Verbündeten im Wege gewesen; deshalb mußte Theben sie gewinnen oder bezwingen. Epaminondas begann sein Unternehmen damit, daß er den Peisias, welcher in Argos Feldherr war, bewog, das Gebirge Oneion zu besetzen, dessen Bewachung von

Digitized by Google

dem Naukles, dem Anführer der Lakedämonischen Miethtruppen, und von dem Athener Timomachus vernachlässigt ward. Peisias besetzte den Hügel oberhalb Kenchreä in der Nacht mit 2000 Hopliten, und war auf sieben Tage mit Lebensmitteln versehen. In diesen Tagen kamen die Thebaner an, überstiegen den Berg, vereinigten sich mit den Bundesgenossen und drangen mit ihnen in Achaja ein. Die Aristokraten, längst von Sparta's Hilfe abgeschnitten, glaubten sich nicht anders im Besitze der Herrschaft behaupten zu können, und warfen sich dem Epaminondas in die Arme, welcher, ohne die Häupter zu verbannen, noch die Verfassung zu verändern, von den Achaiern das Gelübde treuer Kampfgenossenschaft empfing, und, nachdem er also die Landschaft für Theben gewonnen, wieder heimzog. Da ward er jedoch von den Arkadern und ihren Verbündeten verklagt, Achaja eine den Lakedämoniern günstige Einrichtung gegeben zu haben, und die Thebaner beschlossen deshalb, Harmosten in die Achäischen Städte zu senden und demokratische Verfassungen einzuführen. Die nun in Scharen vertriebenen Aristokraten aber vereinigten sich, eroberten eine Stadt nach der andern, setzten sich wieder in den Besitz ihrer vorigen Gewalt, sagten sich von Theben los und schlossen sich wieder an die Spartaner an, die sie nach Kräften im Kriege gegen die Arkader unterstützten, wodurch diese von zwei Seiten bedrängt in eine schwierige Lage geriethen. (*Xen.* VII, 1.)

In Sikyon, wo bis dahin noch die aristokratische Verfassung bestanden, erhob sich damals Euphron, und versprach den Argivern und Arkadern, unter ihrem Beistande die Verfassung zu verändern, von Sparta abzufallen und dem Bunde gegen dasselbe beizutreten. Sie gingen auf den Vorschlag ein; Euphron berief mit ihrer Hilfe eine Volksversammlung und gründete eine Demokratie. Er selbst ward nebst Hippodamus, Kleander, Akrisius und Lysander zum Feldherrn erwählt, und ernannte seinen Sohn Adeas zum Anführer der Miethtruppen, die er sich durch Geldspenden verpflichtete, wozu er die Güter der 40 Verbannten (*Diodor.* XV, 70) confiscirte, die Staatscasse verwandte und selbst die Tempelschätze angriff. Seine Mitbefehlshaber räumte er dann durch Verbannung und Mord aus dem Wege und schwang sich, mit Genehmigung der durch Geld und Kriegshilfe gewonnenen Verbündeten, als Tyrann an die Spitze des Staates, ohne von der thebanischen Besatzung in der Burg daran verhindert zu werden. (*Xen.* l. c. 2, 11.) Diese machte, verbunden mit den Bürgern von Sikyon und Pellene und den Söldnern des Euphron, einen vergeblichen Angriff auf das den Spartanern stets treue Phlius (*Xen.* VII, 2, 11—16), welches darauf durch Absperrung ausgehungert und zur Übergabe gezwungen werden sollte, indem die Sikyonier Thyamia und die Argiver Trikaranon anlegten, um durch diese Forts der Stadt jede Zufuhr abzuschneiden. Da erschien Hilfe von Athen unter Chares, der Thyamia einnahm (*Xen.* VII, 2, 18. *Aesch.* De fals. leg. p. 146. *Diod.* XV, 75), während die Argiver sich in Trikaranon behaupteten. Eine Veränderung in den Verhältnissen Sikyons ward durch Äneas aus Stymphalus bewirkt, welcher Anführer der Arkader geworden war. Dieser beschloß den Tyrannen zu stürzen und besetzte mit seinen Truppen die Akropolis, worauf er die Verbannten zur Rückkehr aufrief. Der erschrockene Euphron flüchtete sich in den Hafen von Sikyon und übergab ihn, mit Hilfe des Pasimelus von Korinth, den Lakedämoniern, denen er einzubilden versuchte, er sei ihnen beständig treu geblieben. (*Xen.* VII, 3, 2—3.) Dann holte er Miethtruppen aus Athen und ward durch sie und mit Hilfe der Volkspartei wieder Herr eines Theils der Stadt; weil er aber sah, daß er sich der ganzen Stadt nicht würde bemächtigen können, so lange die Thebaner die Burg behaupteten, so ging er, mit Geld versehen, nach Theben, um die dortigen Stimmführer für sich zu gewinnen. Ihm waren jedoch einige seiner Feinde aus Sikyon auf dem Fuße nachgefolgt, die ihn in Theben auf der Kadmea, vor den Augen der versammelten Häupter der Stadt, ermordeten. Die Thebaner erklärten, ihm sei Recht geschehen; seine Mitbürger aber ließen seine Leiche holen, begruben sie auf dem Marktplatze und verehrten ihn wie einen Stifter der Stadt. (*Xen.* VII, 3, 12.)

Wichtiger als diese zu kurze Verbindung mit Sikyon war für die Arkader ein Bündniß mit Athen. Dieses hatte, ungeachtet der den Lakedämoniern geleisteten Dienste, keine Anerkennung gefunden; und als nun Oropus, von Flüchtlingen besetzt, sich denselben unterwerfen mußte, schien es für Athen verloren zu sein, denn Theben warf sich als Vermittler auf und gab den Ort nicht wieder heraus. (*Xen.* VII, 4, 1. *Diodor.* XV, 76.) Umsonst bat Athen jetzt Sparta um einen Gegendienst, und entsagte, erbittert über solchen Undank, der bisherigen Bundesgenossenschaft. Lykomedes, schon längst darauf bedacht, Arkadien von Theben unabhängig zu machen, benutzte diese Gelegenheit, und bewog die Zehntausend, Athen ein Bündniß anzutragen, welches von demselben angenommen ward. (*Xen.* VII, 4, 2—3.) Bald darauf fiel dieser für Arkadien so bedeutende Mann durch Mord; die Arkader blieben mit Athen verbündet, setzten aber zugleich den Krieg gegen Sparta fort, und die Athener wußten ihnen sogar ein Corps Reiter unter Lysistratus zu Hilfe geben. (*Xen.* VII, 4, 6 und 29. *Diodor.* XV, 77. *Xen.* De vect. 3, 7.) Die Athenische Besatzung, welche noch in Korinth gestanden, erhielt von dieser, durch eine in der Athenischen Volksversammlung ausgesprochene Absicht mistrauisch gemachten Stadt Befehl, sich zurückziehen; ja die unter Chares nach Kenchreä gekommene Athenische Flotte ward nicht einmal in den Hafen aufgenommen. (*Xen.* VII, 4, 4—5.) Da die Korinther sich nun durch kostbare Miethtruppen schützen mußten, zogen sie es vor, Theben einen Frieden anzutragen, welches auch Phlius und einige andere Staaten thaten. (*Xen.* VII, 4, 6—11. *Isocr.* Archid. Cap. 39.) Durch diese Friedensschlüsse wurden die kriegführenden Staaten weiter von einander getrennt, der Krieg aber dauerte fort, und die Spartaner eroberten Sellasia, unterstützt durch ein von Dionysius II. gesandtes sicilisches Hilfscorps. Die Verwirrung vermehrte sich, als jetzt die Elier ihre Foderung des ihnen von Sparta entrissenen, jetzt von

Digitized by Google

Arkadien besessenen, Gebietes erneuerten; sie erlitten eine wiederholte Niederlage von den Arkadern, warfen sich den Lakedämoniern in die Arme und foderten diese zum Kriege gegen Arkadien auf, welcher, mit Erbitterung geführt, selbst die Feier der olympischen Spiele unterbrach. (*Xen.* VII, 28—32. *Diodor.* XV, 78. *Paus.* VI, 22. VI, 4.) Theben war durch seine Thessalischen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen, und mußte die erst gegen Sparta verbündeten, jetzt unter einander in unselligem Hader zerfallenen, Staaten ihrem Schicksale überlassen. Um diese Zeit (*Diodor.* XV, 79, 364 vor Chr.), oder früher schon, als Epaminondas den Pelopidas befreite, welches wahrscheinlicher ist (*Paus.* IX, 15), zerstörten die Thebaner auch Orchomenos, dessen Ritter sich mit einigen Oligarchen in Theben verbunden hatten. (*Diodor.* l. c.) Auch mag um diese Zeit Epaminondas in einer Volksversammlung der Arkader das bekannte Gespräch mit dem Athenischen Gesandten Kallistratus gehabt haben, in welchem er diesen Redner, der Thebaner und Argiver zu beschimpfen suchte, mit schlagender Gewandtheit abfertigte. (*Nep.* 6. *Plut.* Apophth. 15.) Kallistratus warf den Thebanern und Argivern die Verbrechen des Orestes und Ödipus vor, worauf ihm Epaminondas entgegnete: „Wir geben zu, daß bei uns ein Vatermörder und bei den Argivern ein Muttermörder gewesen; indessen haben wir die, welche eine solche That verübt, zum Lande hinausgeworfen, ihr Athener aber habt sie aufgenommen." Vielleicht hat dieser Landtag auch früher stattgefunden, da Thebens Einfluß im Peloponnes noch größer war. Jetzt hielt es nur noch in Sikyon und Tegea Besatzungen.

So groß auch die Thaten der Thebaner im Peloponnes wie in Thessalien und Makedonien gewesen, konnten sie doch jetzt weder hier noch dort ihren Einfluß vergrößern, da es den Athenern durch ihre Politik gelungen war, eine Art Gleichgewicht unter den Staaten zu erhalten, wodurch Theben die Erwerbung der Hegemonie zu Lande erschwert ward. Nun konnte es aber dem Scharfblicke des Epaminondas schwerlich entgangen sein, daß Athen diese Bedeutung nur durch seine Seemacht besaß, welche durch die Verbindung mit Sparta noch gewonnen hatte. Weil die Hegemonie zu Lande jedoch durch eine Thalassokratie unterstützt sein will, so beschloß Epaminondas, den Thebanern auch diese zu schaffen, obgleich der Delphische Gott ihm gerathen, sich vor dem πέλαγος zu hüten. (*Paus.* VIII, 11, 6.) Die Thebaner, durch ihren Gesetzgeber Philolaos an Ackerbau und Viehzucht gewiesen, waren dem Handel, der Schiffahrt und dem Seekriege bisher fremd gewesen, und hatten nur wenige Kriegsschiffe gehalten. Es ist erzählt, daß sie im J. 413 den Spartanern 25 Trieren mit nach Sicilien gaben (*Thuc.* VIII, 3); daß 373 ihre Schiffe mit den Athenischen vereint waren (*Dem.* Tim. 1190), und daß die Spartaner deren zwölf in Kreusis nahmen (*Xen.* VI, 4, 3); jetzt sollten aber, so sehr dies eigentlich gegen Epaminondas' Neigung war, seine hochstämmigen Hopliten (*Plut.* Philopom. 14) durch ihn auch zum Matrosendienste herabgewürdigt werden. Darum besprach er sich mit seinen Mitbürgern in öffentlicher Volksversammlung, um sie zu dem Entschlusse zu bewegen, sich um den Oberbefehl zur See zu bemühen. (*Diodor.* XV, 78.) In einer wohl durchdachten Rede (*Aesch.* De fals. leg. p. 123) wies er die Vortheile und die Möglichkeit dieses Unternehmens nach, und bemerkte, daß es leicht sei, sich die Herrschaft zur See zu erwerben, wenn man die Herrschaft zu Lande besitze. Hierauf beschloß das Volk den Bau von hundert Trieren und ebenso viel Schiffshäusern. (Aristides' erste leuktrische Rede. *Dindorf.* l. p. 634.) Er selbst ward an die Spitze einer Expedition gestellt, um die Rhodier, Chier und Byzantiner zur Unterstützung des Vorhabens aufzufordern, und um, wie er sich in der Volksversammlung ausdrückte, die Propyläen der Athenischen Akropolis unter den Vorstand der Kadmea zu stellen. (*Aeschin.* l. c.) Als er im Frühlinge 363 in See gehen wollte, mußte er erst den Laches zurückschlagen, welcher mit einer ansehnlichen Athenischen Flotte abgesandt war, ihm das Auslaufen zu wehren; er zwang ihn, abzusegeln, überwand glücklich die unregelmäßigen Strömungen des Euripus (*Strabo* IX, 11, 8. *Liv.* XXVIII, 6. XXXI, 24), gewann die Rhodier, Chier und Byzantiner (*Isocr.* ad Phil. 21) für Thebens Sache (*Diodor.* l. c. *Justin.* XVI, 4), lehnte die Auffoderung des Adels zu Heraklea am Pontus zum Beistande gegen das Volk ab, und kehrte wieder zurück, nachdem er den Athenern neue Feinde erweckt und den ersten Anstoß zu dem Abfalle der Bundesgenossen und jenem verderblichen Bundesgenossenkriege gegeben hatte. Sein großer Gedanke, der Schöpfung einer thebanischen Seemacht, scheiterte an der Abneigung der Böotier gegen das Meer, an dem Mangel guter Kriegshäfen und großer Städte an der Böotischen Küste und an der kurzen Dauer seines Lebens; denn wenn er länger gelebt hätte, so würden die Thebaner den Oberbefehl zu Lande mit der Herrschaft zur See zugleich erlangt (*Diodor.* XV, 79) und er die Befriedigung gehabt haben, eine dauernde Grundlage für den Bau der Größe und Herrschaft Thebens gelegt zu sehen.

Der Tyrann Alexander von Pherä hatte die Zeit jener Unternehmungen der Thebaner benutzt, seine Macht zu vergrößern, hatte Thessalische Städte eingenommen und den Phthioten, den gesammten Achäern und Magnesiern Besatzungen aufgedrungen. Da wandten sich die bedrängten Städte durch Gesandte an die Thebaner um Hilfstruppen, und erhalten sich zugleich den aus Asien zurückgekehrten Pelopidas zum Anführer. Der Gewährung des Gesuchs durch den Böotischen Bundesrath (*Diod.* XV, 80) folgte der Aufbruch des Heeres von 7000 Hopliten, im J. 364; in dem Augenblicke trat eine Sonnenfinsterniß ein (13. Juni; Dodwell), welche Alles in angstvolle Bestürzung versetzte, und den Pelopidas nöthigte, mit nur 300 freiwilligen Reitern und einigen Miethsoldaten den Marsch anzutreten, denn er verachtete das Omen und dürstete nach Rache an Alexander, und hoffte durch Hilfe der Thebe den Hof schon im Zustande innerer Zerrüttung anzutreffen. Ein höherer Antrieb jedoch war für ihn der edle Ehrgeiz, den Griechen zu zeigen, wie Ty-

Digitized by Google

den das Schwert für die Unterdrückten führe und ruchlose Gewaltthat in Griechenland stürze, in einer Zeit, wo Sparta dem Tyrannen Dionys von Sicilien Hauptleute und Vögte sandte, und wo Athen von Alexander Sold bezog und ihn als seinen Wohlthäter in Erz aufstellte. (*Plut.* Pel. 31.) In einer Heerschau zu Pharsalus musterte er seine mit den Thessaliern vereinten Truppen, um den Tyrannen sogleich anzugreifen, welcher ihm mit noch einmal soviel Fußvolk, als die Thessalier stark waren, bis Thetidion, einem Städtchen unweit Pharsalus, entgegenzog. Als man ihm dies bemerkte, antwortete er: „desto besser, desto mehr erschlagen wir!" Und als ein Soldat ausrief: „Wir sind unter die Feinde gerathen," entgegnete er: „Ist es nicht besser so, als daß Jene unter uns gerathen sind?" (Apophth. Pel. III.) Zwischen beiden Heeren lagen in der Gegend, welche Kynoskephalä heißt, einige Hügel hoch und abschüssig neben einander; diese beherrschten die Ebene, und deßhalb suchte Jeder sie zuerst zu gewinnen. Pelopidas machte mit seiner Reiterei einen Angriff auf die feindliche, welche geworfen ward und sich in der Ebene zerstreute; indessen aber erschien Alexander mit seinem Fußvolke auf diesen Höhen und das Thessalische Fußvolk machte zu spät einen Versuch, sie zu stürmen; er mißlang. Da rief Pelopidas seine Reiter von der Verfolgung zurück, und setzte auf den Feind an, da wo er Front bot. Selbst flugs den Schild zur Hand, stürzte er sich voran in das Gefecht um die Hügel, begeisterte die Thessalier zu neuem Muthe, und Fußvolk und Reiterei stürmten noch zwei bis dreimal vergebens, da wich Alexander von den Höhen und zog sich Schritt für Schritt zurück. Pelopidas gewann die hohe und feste Position, von welcher herab er das zwar noch nicht fliehende, aber doch in Unordnung gebrachte Heer des Feindes überschauete und seinen verhaßten Gegner mit den Augen suchte. Endlich sah er ihn auf dem rechten Flügel die Söldner sammeln und ermuthigen, und rannte, von der Phantasie hingerissen, gleich den Heroen der Mythe, die gemeinen Haufen weit hintee sich, den Tyrannen an mit lauter Herausforderung zum Zweikampfe. Doch der Verfroch sich hinter schützende Hellebarden, die der stürmische Held zurückwarf und einen Haufen von Leichen um sich thürmte, bis ihn die Trabanten mit ihren langen Speeren durch die Rüstung überall wund stachen. Da eilten die Thessalier voll ängstlicher Besorgniß von den Hügeln zu Hilfe, fanden ihn jedoch bereits gefallen. Die thebanischen Reiter vollendeten die Niederlage der Feinde, deren mehr als 3000 die Wahlstatt mit ihren Leichen deckten. Doch der Vater und Retter war nicht mehr! (*Plut.* Pel. 33.) Die Schaaren überboten einander in der Trauer um ihn; kein Thebaner schnallte teog der Arbeit des Tages den Panzer ab, Keiner zäumte sein Pferd ab, Keiner verband seine Wunden. Schweiß triefend unter dem Harnisch schichtete man die Beute der Schlacht um den Leichnam des Helden, schor die Mähnen des Streitrosses, schor sich sein eigenes Haar. Aus den Städten erschienen die Behörden, Jünglinge, Knaben und Priester, zum Ehrenempfang der Leiche, Trophäen und Kränze und volle goldene Rüstungen auf die Bahre legend, und ersuchten die Thebaner, ihnen die Bestattung zu überlassen, die ihnen gewährt ward. (*Plut.* Pel. l. c.) — Theben vollendete das angefangene Werk des Pelopidas dadurch, daß es sogleich 7000 Mann Fußvolk und 700 Reiter unter Malkites und Diogeiton nach Thessalien sandte, welche den geschwächten Tyrannen zwangen, den Thessalieen die Städte herauszugeben, Magnesia, Pythiotis und die Achäer von den Besatzungen zu befreien, und mit einem körperlichen Eide den Thebanern überallhin Heeresfolge zu schwören. — Bald darauf, im J. 359, fand dieser ausgezeichnete, aber furchtbare Despot, der Menschen lebendig begraben, Andere in Eber- und Bärenhäute genäht mit Jagdhunden zu Tode hetzen lassen (*Plut.* Pel. 29), seinen eigenen Tod durch seine Gattin Thebe und deren Brüder. Die Wohnung des Tyrannen war Nachts von Wachen umringt; ein Kettenhund, Jedem furchtbar außer der Thebe, ihren Brüdern Tisiphonus, Pytholaus, Lykophron, und seinem Wärter, der ihn fütterte, lag vor dem Schlafgemach im obern Söller. Am Tage vor der That hielt die Frau ihre Brüder schon nahe bei in einer Kammer verborgen, ging dann ihrer Gewohnheit nach zu dem schon schlafenden Gatten hinein, kam aber bald wieder heraus und befahl dem Wärter, den Hund fortzuschaffen, denn der Herr wolle die Nacht in Ruhe schlafen. Daeauf belegte sie selbst die Treppe mit Wolle, führte die schwergerüsteten Brüder hinauf und stellte sie vor die Thür, ging hinein, nahm das zu seinen Häupten hängende Schwert herab und zeigte es zum Beweise, daß er fest schlafe. Als die Jünglinge schauderten und zagten, drohte sie, den Alexandee zu ihrem Verderben wecken zu wollen; da folgten sie ihr, die voranleuchtete, und stellten sich um das Bett; Einer faßte ihn bei den Füßen, der Andere bog den Kopf an den Haaren zurück, und der Dritte gab ihm den Todesstreich. (*Plut.* Pel. 35.) Thessalien ward jetzt der Schauplatz noch größeren Elends.

Seit dem Abfalle der Achaiee und Eliee hatten sich die Verhältnisse im Peloponnes ungünstig für Theben gestaltet. Da entstanden auch unter den Arkadern Spaltungen, aus welchen eine Thebenfeindliche Partei hervorging. Nachdem nämlich die Arkader in Gemeinschaft mit den Pisäern die olympischen Spiele geordnet, waren sie Herren des Tempels und der Schätze in demselben. Als ihre Archonten aber die Tempelgelder angriffen und davon ihre Söldlinge, die Epaeiten, unterhielten, faßten die Mantineer, obgleich auch sie Weihgeschenke genommen haben sollen (*Diod.* XV, 82), in ihrer Versammlung den Beschluß, sich dieser Maßregel zu widersetzen, und sandten den auf sie zur Bezahlung ihrer Epariten gefallenen Antheil an die Archonten zurück. (*Xen.* VII, 4, 33.) Das erklärten die Archonten für eine dem Nutzen des Bundes zuwiderlaufende strafbare Handlungsweise, forderten die Vorsteher der Mantineer zur Verantwortung vor das Gericht der Myrioi, und sandten nach gesprochenem Urtheile, als jene nicht erschienen, Epariten ab, sie zu holen, welchen die Mantineer aber die Thore verschlossen. Bald trat sogae die Mehrzahl der Zehntausend der Ansicht der Mantineer bei; weil aber diejenigen Archonten, die den Tempelschatz angegriffen hatten, fürchteten, wenn sie Rechenschaft ablegen müßten, und

Digitized by Google

deshalb die Fortsetzung des Krieges wünschten, so wandten sie sich nach Theben mit der Vorstellung, die Arkader seien im Begriffe, sich wieder auf spartanische Seite zu schlagen, und Theben möchte, um dies zu verhindern, mit den Waffen einschreiten. Diesen Wunsch theilten auch die Tegeaten. (*Diod.* XV, 62.) Die Landesgemeinde der Arkader schickte auf die Nachricht, daß Theben rüste, Gesandte dorthin mit der Bitte, die Rüstung einzustellen, denn es sei gar keine Ursache zum Kriege vorhanden; auch schlossen Arkader und Eleer eilends einen Vergleich, um den Thebanern jeden Vorwand zur Einmischung in ihre Angelegenheiten zu benehmen. Wie erwünscht diesen jedoch die Gelegenheit war, das Ansehen ihrer Waffen im Peloponnes wieder geltend zu machen, bezeugt das Benehmen des thebanischen Harmosten, welcher mit 300 Hopliten als Besatzung in Tegea stand. Als hier der Friede geschlossen, beschworen und durch eine Mahlzeit, Trankopfer und Festgesänge gefeiert ward, ließ jener Harmost, obgleich er selbst mitgeschworen, im Einverständniß mit den Böotiern, der Mehrzahl der Tegeaten, den tempelräuberischen Beamten und den Gleichgesinnten unter den betheiligten Epariten die Thore der Stadt schließen, und die Vornehmsten der aus allen Arkadischen Städten hier unter Zelten Versammelten ergreifen, sodaß das Stadtgefängniß und das Gemeindehaus die Zahl der Gefangenen kaum faßte. Da aber Viele, und besonders Mantineer, über die Mauer und aus den Thoren entkommen waren und sich nach Hause geflüchtet hatten, so schickten die Mantineer, welche von der friedliebenden Partei waren, den folgenden Tag sogleich Boten in die andern Arkadischen Städte umher, mit der Aufforderung, unter Waffen zu treten und auf ihrer Hut zu sein, sowie auch nach Tegea mit dem Verlangen der Herausgabe ihrer Mitbürger, und der bestimmten Foderung, daß kein Arkader gefangen gehalten, oder vor rechtlicher Entscheidung hingerichtet werden sollte. Die Stadt Mantinea, so lautete die Erklärung, verbürge sich, alle Angeklagten vor die Landesgemeinde der Arkader zu stellen. Diese Entschlossenheit setzte den Thebaner in solche Verlegenheit, daß er alle Gefangenen in Freiheit setzte und sich vor öffentlicher Versammlung mit einer Lüge entschuldigte, die Niemand glaubte. Sie hörten dies an und ließen ihn gehen, schickten aber Gesandte nach Theben, die ihn auf den Tod anklagen mußten. Hier soll sich der als Böotarch mit der Rüstung zum beschlossenen Peloponnesischen Feldzuge beauftragte Epaminondas seiner angenommen und den Gesandten geantwortet haben, der Mann habe weit vernünftiger gehandelt, wie er die Leute gefangen setzte, als wie er sie los ließ. Er warf ihnen als Verrath vor, daß sie Theben aufgefodert, mit den Waffen einzuschreiten, und nun ohne sein Wissen Frieden machten, und kündigte ihnen an, daß er nächstens mit einem Heere in Arkadien erscheinen und den Freunden der Thebaner helfen werde. (*Xen.* VII, 4.)

Diese Antwort bestärkte die Mantineer und ihre Verbündeten in der Furcht vor Thebens Waffen, und in dem Entschlusse, sich zu vertheidigen. Der Gedanke, den Peloponnes vor der angedrohten Unterjochung zu schützen, vereinte jetzt die sonst so eifersüchtigen Staaten zu gemeinsamer Abwehr. Mantinea, längst mit Athen befreundet und voll Vertrauen auf dessen Beistand (*Diod.* XV, 5), dem es seine Wiederherstellung verdankte (*Xen.* VI, 2, 3—5), war die Vaterstadt des Lykomedes, des Schöpfers des Arkadischen Bundes, und stand jetzt Tegea gegenüber an der Spitze der patriotischen Partei des Peloponnes. Von dieser Stadt gingen im Namen der andern, wie auch der Eleer und Argiver jetzt Gesandte nach Athen, die um Hilfe baten. Ebenso fragten Abgeordnete der Epariten in Lakedämon an, ob es nicht zu gemeinsamem Widerstande bereit sei, wenn eine fremde Macht zur Unterjochung des Peloponnes heranzöge, und so kam denn ein Bündniß zwischen jener Arkadischen Partei, den Athenern, Lakedämoniern, Achaiern und Eleern zu Stande. In Betreff des Oberbefehls wurde durch die Bundesverhandlungen festgesetzt, daß jedes Bundesglied denselben in seinem Lande führen solle. Athen und Sparta rüsteten sofort Hilfsheere.

Während dies geschah, rückte Epaminondas im Frühlinge des J. 362 vor Chr. mit allen Böotiern, Euböern, und vielen Thessaliern aus, sowol von Alexander als auch von dessen Gegnern, die sich sämmtlich in der thebanischen Symmachie befanden. Die Phocier verweigerten die Heeresfolge unter dem Vorwande, wol zur Vertheidigung Thebens, nicht aber zu einem Angriffskriege desselben verbunden zu sein. Im Peloponnes waren Argos, Messene, Tegea, Megalopolis, Asea, Palantium und einige kleinere Arkadische Städte den Thebanern verbündet, welche durch ihre Lage dazu gezwungen waren. (*Xen.* VII, 5, 1—3. *Diod.* XV, 62.) Epaminondas ging diesmal ungehindert über das Oneion in den Peloponnes und verweilte zuerst in Nemea, um hier die Athener auf ihrem Durchzuge vor der Vereinigung mit ihren Bundesgenossen zu vernichten, wodurch das Vertrauen der thebanischen Verbündeten sehr gehoben werden mußte; da hörte er aber, daß sie den Plan aufgegeben hätten, den Zug zu Lande zu machen und sich rüsteten, zur See über Lakedämon nach Arkadien zu gehen, und setzte seinen Heereszug bis Tegea fort, wahrend sich seine Feinde bei Mantinea zusammengezogen hatten. Daß er sein Lager innerhalb der Mauern von Tegea aufschlug, war der Vorsicht gemäß, denn hier war er gesicherter als außerhalb, und konnte von den Feinden unbemerkt seine Unternehmungen im Verborgenen vorbereiten, dagegen aber die außerhalb gelagerten Feinde ruhig beobachten. Auch gewährte ihm die Stadt mehr Mittel des Unterhaltes, als ein von Feinden umschwärmtes Lager in der offenen Landschaft, denn er hatte den Plan, sich, ungeachtet seiner Überlegenheit, hier zu halten, bis seine Gegner Fehler machten, und war nicht gesonnen, sie in vortheilhaften Stellungen anzugreifen. Die Zeit verstrich indessen, ohne daß sich mehr Städte mit den Thebanern vereinigt hätten; ihre Feinde verschanzten sich bei Mantinea; und riefen den Agesilaus mit den Lakedämoniern herbei, der schon bis Pellana in Lakonika, oder gar bis Mantinea (*Polyb.* IX, 8) vorgerückt war. Da hielt Epaminondas es für gerathen, eine Unternehmung zu wagen; ließ seine Leute eine Mahlzeit halten, befahl den Aufbruch und führte das

Digitized by Google

15,000 Mann starke (*Justin.* VI, 7) Heer mit anbrechender Nacht (*Diodor.* XV, 82) gegen das von Vertheidigern entblößte Sparta. Er hatte, um den Feind zu täuschen, ihm vorher eine Schlacht angeboten, die derselbe aber nicht annahm, weil die Athenischen Truppen noch nicht eingetroffen waren (*Plut.* Glor. Ath. 2), und Sparta wäre ohne Zweifel wie ein leeres Nest (*Xen.* l. c.) von ihm eingenommen worden, wenn nicht Agesilaus durch einen Kreter (*Xen.* VII, 5, 10) oder Thespier (*Plut.* Ages. 34. Cfr. *Polyb.* IX, 8. *Polyaen.* II, 3, 10. *Diod.* l. c.) Nachricht erhalten und wenigstens mit einem Theile seines Heeres kurz vor ihm in Sparta eingetroffen wäre. Seine Truppen waren nur gering an Zahl, denn die Reiterei nebst den Miethtruppen und drei von den zehn Abtheilungen des Fußvolks waren nach Arkadien abgegangen; doch besetzte er die Wachtposten. Epaminondas drang nicht auf einem solchen Punkte in die Stadt ein, wo er auf einem freien Platze hätte kämpfen, oder aus den Häusern hätte beschossen werden können, oder wo seine Überzahl ihm nicht zugleich ein Übergewicht über die Minderzahl gegeben hätte, sondern besetzte eine Gegend, wo er im Vortheile zu sein glaubte, und zog von einer Anhöhe herunter, gegen den Archidamus, welcher ihm mit nicht einmal 100 Mann den Hügel herauf entgegen kam. Die Thebaner mußten ungeachtet ihrer günstigen Stellung der verzweifelten Tapferkeit der Spartaner weichen; ihre Vorderstten fielen, aber die Sieger drangen im Verfolgen zu weit vor und erlitten ebenfalls einen Verlust an Todten. Doch errichtete Archidamus auf dem Kampfplatze ein Siegeszeichen, und lieferte die Todten nach geschlossenem Stillstande aus. Der fast 80jährige Agesilaus selbst hatte sich in den Kampf gestürzt (*Plut.* Ages. 34), und der Jüngling Isadas ward sich hier abermals blos mit Lanze und Degen bewaffnet mit Aufopferungslust auf die Thebaner, und stürzte Alles zu Boden, was sich ihm widersetzte. Die Ephoren beehrten ihn mit einer Bürgerkrone für seine Tapferkeit, verurtheilten ihn aber zugleich zu einer Geldstrafe, weil er ohne Harnisch und Schild gefochten hatte. (*Plut.* Ages. 34. *Aelian.* Var. hist. VI, 3.) Da die Überrumpelung mißlungen war, so setzte Epaminondas den Sturm auf die durch ihre Lage begünstigte (*Polyb.* V, 22), durch Greise und Kinder von den Dächern vertheidigte (*Diod.* XV, 83. *Xen.* VII, 5, 11), im Innern der Straßen verrammelte (*Diod.* l. c.) Stadt nicht weiter fort, sondern zog sich, nachdem er bis zur Agora vorgedrungen (*Polyb.* IX, 8), noch vor der Ankunft der übrigen Spartaner mit den Arkadern, ihren Verbündeten, im Bewußtsein eine große Thal (*Diod.* XV, 84. *Plut.* De glor. Ath. 2. *Front.* III, 11, 5) gethan zu haben, nach Tegea zurück. Hier ließ er sein schwer es Fußvolk ausruhen, sandte aber die Reiterei mit der Ermahnung, in der Anstrengung auszuhalten, sogleich weiter gegen Mantinea, wo er wegen der Ernte jetzt alles Vieh und alle Einwohner außerhalb der Mauern vermuthete. In Mantinea war an demselben Tage, kaum eine Stunde vorher, auch die Athenische Reiterei eingetroffen, welche früh von Eleusis aufgebrochen, auf dem Isthmus Mahlzeit gehalten, dann ihren Weg über Kleonä genommen hatte, und in der Stadt bei den Bürgern einquartirt lag. Diese, obgleich weder Pferde noch Leute Zeit gehabt, Nahrung zu sich zu nehmen, ward, trotz eines bei Korinth entweder durch Thebaner oder Argiver erlittenen Verlustes, durch die Bitten der Einwohner bewogen, sogleich wieder aufzusitzen, und hatte das Glück, alles Vieh, die Arbeiter, Kinder und Greise edler Familien aus den Händen der freilich an Zahl übertegenen, trefflichen, aber durch Kriegsarbeit und Gewaltmärsche erschöpften thebanischen und Thessalischen Cavalerie zu befreien. (*Xen.* VII, 5, 15—18.) Es wird erzählt, der erste Zug der thebanischen Reiter, gegen Mittag vor Mantinea angelangt, schon den Poseidontempel, sieben Stadien vor dem Thore, erreicht hatte, als plötzlich die Athener, 6000 Mann stark, unter dem Strategen Hegesilaus (*Ephor.* XXV, bei *Diogen. Laert.* Vit. Xen. p. 124. *Steph. Xen.* Vect. III, 7) oder Hegelochus (*Diod.* XV, 84) auf den gegenüberliegenden Hügeln erschienen und die Stadt besetzten. Der Hipparch, welcher das Reitergefecht mit den Thebanern bestand, war Kephisodorus (*Ephor.* Ibid. *Paus.* VIII, 9, 5); er schloß einen Vergleich, und die Leichname der Gebliebenen wurden gegenseitig ausgeliefert.

Epaminondas' Botarchat war in wenigen Tagen wieder abgelaufen, darum beschloß er, eine ohnehin durch die Umstände gebotene Schlacht zu liefern. Er konnte seine Verbündeten nicht verlassen, ohne etwas für sie gethan zu haben, wenn er nicht Thebens Hegemonie und die eigene Ehre aufs Spiel setzen wollte. (*Xen.* Hell. VII, 5, 18.) Und er durfte einen Kampf nicht scheuen, denn er hatte sein Heer so gebildet, daß es sich durch keine Anstrengung weder bei Tage noch bei Nacht ermüden ließ, daß es keine Gefahr vermied, und auch bei Mangel an guter Verpflegung stets willig gehorchte. Als er den Kriegern Befehl ertheilt, sich zur Schlacht zu rüsten, putzten die Reiter ihre Helme blank und die schwerbewaffneten Arkadischen Keulenträger malten eine Keule auf ihre Schilde, um als Thebaner zu erscheinen (*Xen.* VII, 5, 20. *Eckhel.* Doctr. num. II. p. 203); Alle schärften ihre Lanzen und Schwerter, und machten ihre Schilde glänzend. So gerüstet hieß er sie aufbrechen, und stellte sie in die gewöhnliche Ordnung, führte das Heer dann aber nicht auf dem kürzesten Wege, sondern vielmehr nach den westlichen Bergen von Tegea, der Stadt gegenüber, um die Feinde glauben zu machen, er beabsichtige an diesem Tage noch kein Treffen. Am Fuße des Gebirges angekommen, entwickelte er auf demselben seine Schlachtordnung, um sie dem Feinde zu zeigen, und schien sich sodann hier lagern zu wollen, indem die Soldaten die Waffen zusammenstellten, wodurch seine Gegner wirklich getäuscht wurden und die Anordnungen zur Schlacht aufgaben. (*Xen.* l. c. §. 22.) Das Ersteigen dieser Höhen hatte er den Augen des Feindes dadurch entzogen, daß er dem Hipparchen Befehl gab, mit 1600 Reitern vor dem Heere einen solchen Staub zu machen, daß dieses dadurch verhüllt ward. (*Polyaen.* II, 3, 14.) Darauf ließ er die bisher nach dem Flügel zu bewegten Massen durch eine Schwenkung Front machen, um so den Keil zu verstärken (*Xen.* l. c.), dann die Waffen aufnehmen und vorrücken. Das machte den getäusch-

Digitized by Google

ten Feind bestürzt; Keiner blieb ruhig; Einige liefen auf ihren Posten, Andere stellten sich in Reihe und Glied, Andere zäumten die Pferde, Andere legten die Panzer an. Das Heer der Thebaner soll 30,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Roß, das der Spartaner 20,000 zu Fuß und 2000 zu Roß stark gewesen sein. Beide Theile rüsteten sich zu der Entscheidungsschlacht, und stellten sich in Ordnung, während die Seher auf beiden Seiten Opfer schlachteten und den Sieg verkündigten. (*Diodor.* XV, 85.) Ungefähr 30 Stadien südlich von Mantinea lag der Eichenhain Pelagos, an der nach Tegea führenden Heerstraße, wo sich die den rechten Flügel der spartanischen Schlachtordnung bildenden Mantineer mit den übrigen Arkadern und den Lakedämoniern aufstellten, denen zur Seite die Elier, die Achäer und die andern schwächern Truppen standen bis zum linken Flügel, den die Athener einnahmen. Die Thebaner stellten sich auf ihren linken Flügel; ihnen zur Seite standen die Arkader; auf den rechten Flügel schicken sie die Argiver; der übrige Haufe machte das Mittelstreffen aus, nämlich die Euböer, Lokrer, Sicyonier, Messenier, Malier, Änianen, Thessalier und die andern Bundesgenossen. Die Reiterei war bei beiden Theilen auf die zwei Flügel vertheilt, und begann den Streit, nachdem die Trompeten das Zeichen zum Angriffe gegeben, mit lautem Schlachtgeschrei. Während mit Wetteifer gefochten ward, gerieth die Reiterei der Athener, welche die der Thebaner angriff, in Nachtheil, nicht weil sie an Tüchtigkeit der Pferde, oder an Tapferkeit der Mannschaft, oder an Erfahrung im Reiterdienst ihr nachgestanden, sondern weil sie der größern Zahl, der leichtern Bewaffnung und kunstgerechtern Schlachtordnung nicht gewachsen war. Die thebanische Reiterei zählte nämlich dreimal soviel Speerschützen und Schleuderer aus Thessalien, welche von Jugend auf in solchen Waffen trefflich geübt waren; ihnen wich die Athenische Reiterei, die nur wenige Speerschützen hatte; jedoch zog sie sich in der Richtung außerhalb der beiden Flügel und zwar in so guter Ordnung zurück, daß sie noch eine Söldnerschar Euböischen Fußvolkes aufreiben konnte, welche zur Besetzung der Anhöhen abgeschickt war. Auch ward sie von der thebanischen Cavalerie auf ihrem Rückzuge nicht verfolgt, sondern diese sprengte auf die gegenüberstehende Schlachtreihe an und suchte das Fußvolk zu überflügeln. Da auch dieses geworfen ward, eilte ihm der die Reserve befehligende Hipparch der Elier zu Hilfe herbei und machte viele Böotier nieder. Auf dem andern Flügel blieb das Reitertreffen eine Zeit lang unentschieden, bis auch hier die Mantineer durch die Überzahl und Tapferkeit der Böotischen und Thessalischen Reiter auf ihr Fußvolk zurückgeworfen wurden. (*Diodor.* XV, 85.) Vielleicht gereichte es der Böotischen und Thessalischen Reiterei zum Nutzen, daß Epaminondas sie mit Fußsoldaten untermischte, während die feindlichen Reiter wie eine Phalanx von Hopliten ohne Beiläufer aufgestellt waren. (*Xen.* VII, 5, 23.)

Nach diesem Ausgange des Gefechtes der Reiterei beider Heere begann Epaminondas den großen Kampf des Fußvolks. Er führte dasselbe wieder wie bei Leuktra in einer schrägen Ordnung wie ein Kriegsschiff mit der Spitze gegen den rechten Flügel des Feindes, wo die Arkader und Lakedämonier standen, die sich nachher um die Ehre stritten, ihn getödtet zu haben. (*Xen.* l. c.) Der Kampf begann mit Lanzen, und ward, da diese zerbrachen, mit den Schwertern fortgesetzt; lange und hartnäckig ward er geführt, ohne Entscheidung. Da glaubte Epaminondas nur durch persönliche Aufopferung den Sieg an sich reißen zu können, sammelte schnell die Tapfersten um sich, und drang in festgeschlossener Reihe mitten in die Feinde ein. An der Spitze dieses gewaltigen Schlachtkeils schleuderte er den ersten Speer auf den Anführer der Lakedämonier, warf Alles um sich her nieder und durchbrach die Schlachtreihe des Feindes, der sich in allgemeine Flucht ergoß. Die Sieger setzten ihnen nach und bedeckten das Feld mit den Leichen der Erschlagenen. (*Diod.* XV, 86.)

Da wagte sich der Held im Eifer der Verfolgung zu weit voraus, und kaum bemerkten dies die Lakedämonier, so rannten sie alle gegen ihn an. Eine Menge von Geschossen flog auf ihn zu, aber theils wich er ihnen aus, theils prallten sie ab; einige zog er aus seinem Körper und vertheidigte sich damit gegen seine Angreifer; da entspann er eine tödtliche Wunde in die Brust; die Lanze brach ab und das Eisen blieb in dem Körper zurück. Sogleich fiel er entkräftet nieder. Um den Gefallenen erhob sich ein wüthender Streit, in welchem die Böotier mit überlegener Körperstärke den Sieg über die Lakedämonier davontrugen, und sie eine kleine Strecke verfolgten, worauf sie wieder umkehrten, um die Todten in ihre Gewalt zu bekommen. Die Trompeten bliesen zum Rückzuge, die Scharen zogen sich zurück, aber beide Heere schrieben sich den Sieg zu und errichteten ein Siegeszeichen. Doch sandten die Lakedämonier zuerst Herolde wegen Bestattung der Todten ab, und beide Theile begruben die ihrigen. Die Schlacht fiel den 12. Juni (Skirrophorion) im J. 362 vor Chr. Geb. vor. (Dönitz, Übersetzung des Polybius I. S. 138. *Folard*, Traité de la colonne. Cap. 10.) Nach beiliegendem Schlachtplane war die Stellung der Truppen nach einander folgende (Professor Ludw. Zander in Rastenburg):

1) Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen. 2) Lakedämonische, 3) Athenische Reiterei. 4) Reservecorps von eleischer Reiterei.

I. Mantineer und Arkader; II. Lakedämonier; III. Eleer und Achäer; IV. Athener. 5) Erste Stellung der Thebaner, die Reiterei auf beiden Flügeln mit leichtem Fußvolke vermischt. 6) Angriffscolonne der Thebaner, welcher die übrige Phalanx durch eine Viertelschwenkung in 7 und 8 nachrückt: Die Colonne 6 bricht in die feindlichen Corps I und II und wirft sie in 9, während die spartanische Reiterei 2 von der thebanischen besiegt und in die Flucht gejagt wird. Die Reiterei des rechten Flügels der Thebaner bringt bis 10 vor, und bringt die Athenische 3 zum Weichen in 11, faßt auch sogleich das Athenische Fußvolk IV in die Flanke und in den Rücken, wird aber von der eleischen Reservereiterei 4 und 13 ebenfalls in die Flanke genommen und in ihre erste Stellung 14 zurückgetrieben; 15 Euböisches Fußvolk.

Digitized by Google

Den großen Epaminondas getödtet zu haben war eine Ehre, um welche sich die Völker und Einzelne stritten. Ein Mantineer oder Spartaner Machairion sollte die That gethan haben (*Paus.* VIII, 11. 4); nach einer andern Nachricht hieß der Lakedämonier Antikrates (*Diocscorides* ap. *Plut.* Ages. 35), ward aber Machairion genannt, und seine Nachkommen die Machairioneş genossen noch im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. Steuerfreiheit. (*Plut.* l. c. *Paus.* l. c. *Diod.* XV, 87. *Nep.* 9.) Die Athener und Böotier schrieben die That dem Gryllos, Xenophon's Sohne, zu (*Paus.* IX, 15. *Diog. Laert.* p. 124. *Plut.* Amator. V. p. 492); selbst ein Amphissenser Euonamos wollte den Epaminondas getödtet haben.

Der große Gefallene ward noch lebend ins Lager gebracht; die herbeieilenden Ärzte erklärten aber, der Tod müsse nothwendig erfolgen, sobald das Eisen aus der Wunde gezogen werde. Epaminondas behielt die Hand auf der Wunde, sah unverwandten Blicks in das Schlachtgetümmel, weßhalb die Stelle nachher σκοπή genannt ward (*Paus.* VIII, 11), rief seinen Waffenträger und fragte ihn, „ob er den Schild gerettet habe," und als ihm der vor Augen gelegt ward, „Wer gesiegt habe." Auf die Antwort des Schildträgers, die Böotier hätten gesiegt, erwiederte er: „So ist es Zeit zu sterben!" und hieß ihn das Eisen herausziehen. Noch hörte er, daß Iolidas und Diophantos gefallen seien, und rieth seinen Mitbürgern Frieden zu schließen (*Plut.* Apophth. Ep. 24), weil sie keinen Feldherrn mehr hätten. Der Blutstrom machte seinem Leben bald ein Ende; er gab seinen Geist ohne allen Kampf auf. (*Diod.* XV, 87.) Er ward von Staats wegen an der Stelle bestattet, wo das Treffen seinen Anfang genommen hatte. (*Plut.* Fab. Max. 27.) — Seine Statue stand noch nach mehren Jahrhunderten in Theben (*Paus.* l. c.), mit einer Inschrift, die den Ruhm des Helden feierte, und sein Bildniß von Aristolaos war geröhmt. (*Plin.* Hist. nat. XXXV, 40, 31.) Eine Säule mit Böotischer Inschrift stand auf seinem Grabe. Der Kaiser Hadrian errichtete an deren Stelle eine neue, mit einer von ihm selbst gedichteten Grabschrift. (Dr. *Heinrich Francke* in Wismar.)

EPANA, ist eine Verbindung zweier griechischen Präpositionen, welche, wie die teutschen auf er und auf er, nur in zusammengesetzten Wörtern vorkommt, aber diesen auch eine prägnante Bedeutung mittheilt, wie wenn der Teutsche eine Erwählung mit Auswahl Auserwählung nennt. Gleichwie ἐνθετις nur ein Hineinsetzen, ἐπίθετις nur ein Hinzusetzen, ἐπένθετις aber zugleich eine Zugabe beim Hineinsetzen andeutet, weßhalb die grammatische Figur der Epenthesis oder Parenthesis nach Charisius (ed. *Putsch.* p. 248) und Donatus (ed. *Putsch.* p. 1772), welche in der Zugabe eines Buchstaben oder einer Sylbe in der Mitte eines Wortes, wie meint- oder meinetwegen für meinwegen, besteht, nach Diomedes (ed. *Putsch.* p. 436) von Einigen auch παρογκασμός genannt wurde: so ist die ἐπανόρθωσις keine einfache correctio, wie diese rhetorische Figur, welche Vorhergesagtes verbessert, beim Auct. ad *Herennium* IV, 26 und anderwärts genannt wird; sondern drückt zugleich ein Hinterherverbessern aus, weßhalb sie auch μετάνοια oder poenitentia dicti bei Quint. (IX, 2, 68) hieß: quum corrigimus nosmet ipsos, quasi reprehendentes, nach Cicero (Orat. 39) z. B. qui scriptores Graecos latine *verterunt*, vetus dicam, *perverterunt*. So setzen die griechischen Rhetoriker die ἐπιδιόρθωσις der προδιόρθωσις oder προδιασκευή, prae-munitio (Vorbauen oder Bevorworten), bei Cicero (De Orat. III, 53) entgegen, worauf auch Cicero (l. l.) deutet, wenn er sagt: Correctio vel ante vel postquam dixeris, wiewol Ernesti irrte, wenn er glaubte, daß Cicero (De Orat. III, 54) eine aliam correctionem der praecedenti correctioni bei Aquila Rom. (Antiq. rhet. lat. ed. *Capperonner.* p. 16) entgegenstelle. Besonders bildeten aber die griechischen Rhetoriker mit den Präpositionen ἐπί, ἀνά und ἐπανά allerlei Benennungen solcher Wort- und Redefiguren, durch welche fregnd etwas wiederholt wird. Weil aber hierin mancherlei Verwechselungen stattfinden, so wollen wir hier alle Figuren, welche sich auf eine Wiederholung beziehen, zu deren besserer Unterscheidung zusammenstellen.

Wie sich die Figuren überhaupt, sofern sie sich entweder auf die Bildung der Wörter oder Sätze oder Gedanken beziehen, in grammatische, rhetorische und logische theilen; so haben wir auch die Wiederholung einzelner Buchstaben und Sylben in den Wörtern von der Wiederholung einzelner Wörter und Sätze in der Rede zu unterscheiden. Man hat zwar die Benennungen ἀναστροφή oder ἐπαναστροφή bei *Tiber. περὶ σχημ.* 25 und *Hermog. περὶ ἰδ.* I, 12, worunter man das Anheben eines zweiten Gliedes mit dem Schlusse des vorhergehenden verstebt, und umgekehrt, wie in dem Beispiele, welches Quintilian (IX, 3, 40) aus Cicero anführt: *Vestrum* jam hic factum deprehenditur, Patres conscripti, *non meum*; ac pulcherrimum quidem factum, verum, ut dixi, *non meum, sed vestrum*; auch auf bloße Selbstwiederholungen, z. B. ὑγὼ ὑγὼ σάσαιν, πρὸ ὁδοῦ ὁδός, wie auf ungewöhnliche Wortstellungen, z. B. Τυδεὺς περί, und Gedankenveränderungen, z. B.: „Dem Cato wurde nicht die Prätur, sondern der Prätur Cato verliehen," übertragen; aber gewöhnlich haben doch die grammatischen Figuren andere Benennungen, als die verwandten rhetorischen, wie überhaupt in vergleichen Namen viele Willkür herrscht. So heißt der Schluß mehrer Sätze mit einerlei Worte Epiphora, ein gleicher Anfang aber Anaphora, wie in den Versen Ovid's (Met. I, 594 sq.):

> Praeside tuta *Deo* nemorum secreta subibia:
> Nec de plebe *Deo*, *sed qui* coelestia magna
> Sceptra manu teneo; *sed qui* vaga fulmina mitto.

Unter Epanaphora könnte man daher diejenige Redefigur verstehen, welche mehre Sätze mit gleichen Worten anhebt und schließt, wie bei *Juvenal.* XIV, 139: *Crescit* amor nummi, quantum ipsa pecunia *crescit*; doch wird Epanaphora gewöhnlich nur für Anaphora gebraucht, wie bei Julius Rufinianus, welcher fünf Beispiele derselben aus Virgil (Ecl. X, 42 sq. G. I, 289 sq. II, 323 sq. A. III, 539 sq. IV, 369 sq.) anführt:

Digitized by Google

und wenn ebenderselbe zwischen der Anadiplosis und Epanadiplosis also unterscheidet, daß jene Benennung eine unmittelbare Wiederholung desselben Wortes bezeichne, wie Vale, vale (*Virg.* Ecl. III, 79), Corydon, Corydon (Ecl. II, 69), Me, me (Aen. IX, 427), diese aber eine Wiederholung desselben Wortes am Anfange und Ende eines Gedankens oder Verses, wie *Virg.* A. XI, 358. III, 435; so wird von Charisius (ed. *Putsch.* p. 250) jene Redefigur *Ἐπίζευξις*, diese *Ἐπανάληψις*, dagegen die unmittelbare Wiederholung desselben Wortes am Ende des einen und zu Anfange des andern Verses, wie Astur, Astur (*Virg.* A. X, 180 sq.), Gallo, Gallo (Ecl. X, 72 sq.), Orpheus, Orpheus (Ecl. VIII, 55 sq.), *Ἀναδίπλωσις* genannt, statt daß Aquila Romanus (ed. *Capperonn.* p. 24) in den Versen des Terentius (Phorm. II, 3, 5 sq.):

Negat Phanium esse hanc sibi cognatam *Demipho*?
Hanc *Demipho* negat esse cognatam? — *Negat*,

zwischen einer Palilogia (Wiederholung), Epanalepsis (Wiederaufnahme) und Anadiplosis (Verdoppelung) ähnliche Unterschiede aufstellt, welche dem Alexander (*περὶ σχημ.* II, 2) auf eins hinauslaufen. Der Scholiast zu des Aristophanes Wolken (v. 266) nennt sogar die unmittelbare Wiederholung einer Negation, dergleichen Homer besonders in den Ausdrücken *οὐδὲ μὲν οὐδέ, οὐδὲ γὰρ οὐδέ, οὐ μὰν οὐδέ* für *οὐδ' ἡμεῖς, οὐδὲ τυτθόν, οὐδὲ μίνυνθα* und dergl. liebt, eine *Ἐπαναδίπλωσις*, statt daß Phöbammon IV. (Rhet. gr. ed. *Walz.* Vol. VIII. p. 516) in dem Beispiele *βαρὺς, βαρὺς σύνοικος* eine Epizeuxis anerkennt, die ihm freilich eine Art der Anadiplosis ist.

Phöbammon ordnet unter den Figuren *κατὰ πλεονασμὸν* der *Συντολογία* das *Πολύπτωτον* und die *Κλῖμαξ* und *Ἀντίδοσις* bei; der *Ἀναδίπλωσις* die *Ἀντιστροφὴ* und *Ἐπίζευξις*; der *Παρονομασία* die *Πλοκή*; der *Ἀναφορὰ* die *Ἐπαναφορὰ* und *Ἐπιβολὴ* u. s. w. Die *Συντολογία* oder ejusdem verbi aut sermonis iteratio ist nach Quint. (VIII, 3, 51) ein Fehler, in welchen Cicero oft verfiel, der aber als *Ἐπανάληψις* zu einer Redefigur wird, und nur höchst unangenehm für das Ohr ist, wenn er in eine *Ὁμοιοτέλευτα* ausartet. Zum *Πολύπτωτον* zählt Quint. (IX, 3, 36) nicht nur die Wiederholung desselben Gedankens in verschiedenen Casus, sondern auch grammatischen Geschlechtern und dergl., wie bei Virgil (Ecl. I, 39 sq.): *Ipsae* te, Tityre, pinus, *Ipsi* te fontes, *ipsa* haec arbusta, vocabant; conf. Ecl. V, 62 sq.:

Ipsi laetitia voces ad sidera jactant
Intonsi montes; *ipsae* jam carmina rupes,
Ipsa sonant arbusta; *deus*, *deus* ille, Menalca.

So Cicero (pro Archia 6): *Pleni* omnes sunt libri, *plenae* sapientium voces, *plena* exemplorum vetustas. Noch gedünsteter ist die *Κλῖμαξ* oder Gradatio (Steigerung) nach Quint. (IX, 3, 54), von Aquila Rom. (ed. *Capperonn.* p. 26) ascensus, von Andern auch scala oder gradicveli genannt, die nur selten angewandt werden darf, aber, richtig gebraucht, große Wirkung thut. Musterhafte Beispiele derselben liest man bei Quint. und Aquil. (l. l.). Aristoteles (Metaph. III.) nannte sie mit Andern *Ἐποικοδόμησις*. Mit der *Ἀντίδοσις* verbunden ist bei Phöbammon das Beispiel aus Demosthenes (pro Corona, ed. *Reisk.* p. 288), welches Quintilian also übersetzt: Non enim *dixi* quidem, sed non *scripsi*: nec *scripsi* quidem, sed non *obii* legationem: nec *obii* quidem, sed non *pervasi* Thebanis. Aus derselben Rede gibt Phöbammon ein Beispiel der *Ἀναδίπλωσις* in Verbindung mit einer Epanorthosis: *Ὑμεῖ γάρ ποτε ὑμῖν λέγω· χθὲς μὲν οὖν καὶ πρώην.* Diese wird zur Antistrophe, wenn sie, nach Alexander *περὶ σχημ.* II, 4) der *Ἐπαναφορὰ* entgegengesetzt, mehre Sätze mit demselben Worte schließt; z. B. Äschines (in Ctesiph. p. 450. ed. *Bekk.*): *Ὅστις δ' ἐν τῷ συλλόγῳ τὴν ψῆφον αἰτεῖ, ὅρκον αἰτεῖ, νόμον αἰτεῖ, δημηγορίαν αἰτεῖ.* Zur Epizeuxis wird sie aber durch unmittelbare Wiederholung desselben Wortes, wie im Homerischen *Ἀρες, Ἄρες* (Il. V, 31 und 455) oder bei Cicero (in Catil. I, 1. extr.): *Nos, nos*, dico aperte, consules desumus; zur Epanalepsis aber ebendaselbst in folgendem Beispiele: Consul videt: hic tamen *vivit*. *Vivit*? imo vero etiam in senatum venit.

Die *Ἐπιστροφὴ* und *Ἐρώτευσις* sind nach Phöbammon zugleich eine *Παρονομασία* oder Annominatio nach dem Auct. ad *Herenn.* IV, 21, welche dasselbe Wort mit geringer Veränderung der Buchstaben oder des Sinnes wiederholt. Auf wie mancherlei Weise dieses geschehen könne, entwickelt der Auct. ad *Herenn.* l. l. Phöbammon ordnet ihr aber die *Πλοκὴ* bei, oder Copulatio nach Aquila Rom. (ed. *Capperonn.* p. 23), welche dasselbe Wort in verschiedenem Sinne gebraucht, z. B. Ad illum diem *Memmius* erat *Memmius*. Etwas verschieden davon sind die von Quintilian (IX, 3, 41 sq.) und Rufinian (ed. *Capperonn.* p. 40) gegebenen Beispiele; aber Phöbammon bemerkt, daß das *Ὁμοιοτέλευτον*, wie *Hom.* Il. XX, 392:

Ὑλῆι ἐπ' ἰχθυόεντι καὶ Ἕρμῳ διηνεκέι,

welchem ähnlich Charisius (ed. *Putsch.* p. 251) die *Παρονομασία* bestimmt, eigentlich hier nicht hergehöre. Als Beispiel der *Ἀναφορὰ* oder des *Ὁμοιοάρκτον* nach dem Scholiasten zu Hermogenes führt Phöbammon *Hom.* Il. IV, 405 sq. an, ohne weiter zu bestimmen, wie sich davon die *Ἐπαναφορὰ* unterscheide; aber Alberius (*περὶ σχημ.* 29) führt mehre Beispiele davon an, wie das Homerische (Il. XVIII, 535; cf. V, 740 sq.):

Ἐν δ' Ἔρις, ἐν δὲ Κυδοιμὸς ὁμίλεον, ἐν δ' ὀλοὴ Κήρ.

Diesem entspricht die *Ἐπιβολὴ* des Phöbammon in dem Beispiele des Sophokles oder Äschylus:

Ὁ δ' αὐτὸς ὑμῶν· ὁ δ' αὐτὸς ἐν γαμοῖς παρών,
Αὐτὸς τάδ' ἔπλευ, αὐτὸς ἔσιν ὁ κτανών,

mit demselben Unterschiede, welcher zwischen der *Ἀναφορὰ* und *Πλοκὴ* stattfindet, da zwar jedes Komma mit demselben Pronomen, aber in verschiedenen Gedanken, anhebt. Anders unterscheidet Rutilius Lupus (ed. *Capperonn.* p. 3) die Epibole von der Epiphora, von welchen ihm zufolge jene jede Periode mit demselben oder einem gleichbedeutenden Worte anhebt, diese aber beschließt,

Digitized by Google

wie die *Προσαπόδοσις* bei Phöbammon in dem Beispiele: *Τίς ὁ λόγος τῶν χρεμῶν; Θεμιστοκλῆς· Τίς ὁ βασιλέα καταναγκάσας; Θεμιστοκλῆς*, welche jedoch zugleich mit demselben Pronomen die Fragen beginnt. Ebendiese Figur nennt Aquila Romanus (ed. *Capperonn.* p. 25) Symploce, welche Epanaphora und Antistrophe zugleich sei, und erklärt als Prosapodosis oder Reddítio einen Gedanken, welcher mit demselben Worte anhebt und schließt, während er die Wiederholung desselben Wortes in der Mitte der Rede nach geringer Unterbrechung Epanalepsis, dasjenige aber, was sonst Epanalepsis heißt, wie in den Homerischen Versen (Il. XX, 371 sq.):

Τοῦ δ' ἐγὼ ἀντίος εἶμι, καὶ εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικεν,
Εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μέρος δ' αἴδωνι σιδήρῳ,

und Il. XXII, 127 sq.:

Τῷ δαμέμεναι, ἥτε παρθένος ἠΐθεός τε,
Παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαριζέτον ἀλλήλοιϊν,

Anadiplosis nennt. Bei so vielerlei Verschiedenheiten der Ansichten mag es daher genügen, nur noch anzuführen, was Quintilian (IX, 3, 35) Epanodos oder Regressio nennt: Illud repetendi genus, quod semel proposita iterat et dividit; *Virg.* A. II, 435 sq.:

Iphitus et Pelias mecum, quorum *Iphitus* aevo
Jam gravior, *Pelias* et vulnere tardus Ulixi,

wogegen Alexander (*περὶ σχημ.* 13) die Homerischen Verse (Od. I, 22 sq.):

Αἰὲ ὁ μὲν Αἰθίοπας μετεκιάθε τηλόθ' ἐόντας,
Αἰθίοπας, τοὶ δίχθα δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν,

sowol als die Sophokleischen (Elektr. 1169 sq.):

Ὦ φίλταί, ὥς μ' ἀπώλεσας,
Ἀπώλεσας δῆτ', ὦ παλίγγητον κύρα,

und den Orakelspruch:

Ἀρκαδίην μ' αἰτεῖς· μεγα μ' αἰτεῖς· οὐτοι δώσω·
Δώσω τοι Τεγέην,

und anderes zur Epanalepsis zählt. (*G. F. Grotefend.*)

Epanadiplosis, s. Epana.
Epanalepsis, s. Epana.
Epanaphora, s. Epana.
Epanastrophe, s. Epana.
Epanodos, s. Epana.
Epanorthosis, s. Epana.

EPAPHOS, *Ἔπαφος*, 1) Sohn des Jupiter und der Io, den die Mutter, als sie wieder menschliche Gestalt erhalten, in Ägypten gebar. Auf Betrieb der Juno entführten ihn gleich nach der Geburt die Kureten; zur Strafe tödtete sie Jupiter. Die Io fand ihn endlich wieder bei der Königin von Byblos an der Grenze von Äthiopien (*Aeschyl.* Prom. 810) und brachte ihn wieder nach Ägypten; ein Mythos, der offenbar an die Isis erinnert, die den getödteten und geraubten Osiris sucht und auch in Byblos wiederfindet. In Ägypten wurde nun Epaphos König, heirathete des Nilos Tochter Memphis, erbaute die Stadt ihres Namens und noch viele andere Städte (*Pind.* N. 10, 8), und zeugte mit ihr die Libya, die vom Poseidon Mutter des Agenor und Belos ward; auch die Lysianassa, welche vom Poseidon den Busiris gebar (*Apollod.* II, 1. 3. 4. *Hyg.* f. 145. 147. Einige geben ihm die Kassiopea zur Gemahlin. *Hyg.* f. 149. *Lutat.* ad *Stat.* Theb. IV, 737. *Herodot.* III, 27. 28), erklärt ihn für den Ägyptischen Stier Apis, den eine von einem Strahl des Himmels berührte Kuh geboren hatte, wofür er Epaphos, der Sohn der Berührung, gedeißen. Der Mythos scheint also ursprünglich Ägyptisch. Die Ägyptischen Ansiedler in Argolis brachten ihre Landesgötter mit dahin, die später gräcisirt wurden. So ist Isis mit dem Stierhaupte; auch die Hellenen bildeten ihre Jo mit Kuhhörnern. Isis und Jo sind die Erde, die im Orient so oft unter dem Bilde der Kuh erscheint. Ein Himmelsstrahl, oder wie es bei Plutarch (De Isid. p. 508. *Wyttenb.*) bestimmter heißt, ein Mondstrahl, befruchtet sie, und das Kind ist Apis, das Symbol der Fruchtbarkeit. Der Mond aber empfängt seine befruchtende Kraft von der Sonne, und diese ist also die Befruchterin in höchster Instanz und die Erweckerin aller im Schooße der Erde schlummernden Keime, die vom Strahle des Frühlings ins Leben gerufen werden. 2) Ein Sohn des Erebos und der Nacht. *Hyg.* Praef. 1. 3) Ein König in Sikyon, der aber richtiger Epopeus genannt wird. (*Richter.*)

EPAPHRODITOS, d. h. von der Venus begünstigt, Beiname mehrer schönen Frauen des Alterthums, z. B. der Semele, Thetis, Deidamia u. a. (*Richter.*)

EPAPHRODITUS, ein Freigelassener Nero's, der ihm, nach seinem eigenen Willen, behilflich war, sich den Todesstoß zu geben. Mit unsinnigem Trotz und Leichtsinn hatte der Tyrann den immer häufiger werdenden Verschwörungen im Volke und in den Heeren zugesehen, ohne seinen Kaffereien ein Ziel zu setzen. Als er aber die Empörung Galba's vernahm, hielt er sich für verloren. Die Leibwache fiel von ihm ab, seine Freunde verschlossen die Thüren vor ihm, nur sein Freigelassener Phaon bot ihm eine Zuflucht auf seinem Landgute an. Mit Gefahr erreichte er selbiges in einer stürmischen Nacht, verbarg sich in einem entlegenen Winkel, rang zwischen Angst und Verzweiflung, versuchte es mehrmals, sich den Tod zu geben, bebte aber jedesmal scheu zurück. Da sprengte ein Trupp Reiter heran, um ihn zu greifen. Nun endlich überreichte er dem Epaphroditus den Dolch, und dieser half ihm, sich denselben in die Kehle zu stoßen. Der Kaiser Domitian verurtheilte ihn, also mindestens 13 Jahre nachher, zum Tode. (*Sueton.* Nero. *Tacit.* Annales. L. XV.) (*A. Herrmann.*)

EPARCHIA (*Ἐπαρχία*, *Ἔπαρχος*), scheint zunächst wol in allgemeinem Sinne, wie dies in der Natur und in der Ableitung des Wortes liegt, von jedem Oberbefehl oder Obercommando, zunächst in militairischer Beziehung, angewendet worden zu sein, wie dies insbesondere bei dem Worte *Ἔπαρχος* der Fall ist, das jeden Befehlshaber einer Land- und Seemacht (schon bei *Aeschylus*, Agamemn. 1228, *ἔπαρχος νεῶν*), jeden Befehlshaber oder Commandanten einer Stadt (z. B. *ἔπαρχος Τάραντος* bei *Plut.* Vit. Flamin. 1 und sonst), jeden Aufseher (z. B. *ἔπαρχος τεκτόνων* bei *Plut.* Cicer. 32, *τεχνιτῶν* bei *Plut.* Brut. 51) oder Beamten bedeutet. Dann aber wird *Ἐπαρχία*

Digitized by Google

besonders im politischen Sinne genommen und von griechischen Schriftstellern angewendet, um das auszudrücken, was die Römer mit dem Worte Provincia zu bezeichnen pflegten: ein Gouvernement, ein außerhalb Rom und Italien befindlicher, größerer Landstrich, der einem eigenen, von Rom aus gesendeten, Oberbeamten zur Civil- und meist auch zur Militairverwaltung übergeben war, welcher dann selbst ebenso mit dem allgemeineren Ausdrucke Ἔπαρχος bezeichnet ward. In diesem Sinne haben Plutarchus (vergl. z. B. Vit. Cicer. 4), Polybius (I, 15. II, 19) und Andere diese Ausdrücke nicht selten angewendet, welche auch öfters in griechischen Inschriften vorkommen, und so findet sich auch bei Plutarch (Vit. Cicer. 36) der Ausdruck ἐπαρχικὸς von einem Provincialen gebraucht. Es tritt aber dann insbesondere in dem oströmischen oder byzantinischen Reiche die Benennung Ἐπαρχία hervor, um die einzelnen Provinzen oder Gouvernements dieses Reiches, deren mehre eine Diöcese bildeten (s. Encykl. 1. Sect. 26. Bd. S. 296), zu bezeichnen; ja es wird dann selbst der Ausdruck in kirchlichem Sinne genommen, und von einer einem Metropolitanbischof übergebenen Kirchenprovinz gesagt, deren mehre, ganz analog der eben bemerkten politischen Eintheilung, eine unter einem Patriarchen stehende Diöcese bildeten. Daher der Ausdruck: οἱ τῆς ἐπαρχίας ἐπίσκοποι; s. die Stellen bei *Suicer.* Thes. Eccl. I. p. 1159. *Du Cange*, Glossar. p. 417. In den byzantinischen Schriftstellern finden sich daher öfters Eparchien, als die Bezirke einer kirchlichen Metropole genannt; vergl. z. B. nur die Notitia Graece. Episec. a Leone Sapiente. p. 291 der venet. Ausgabe hinter *Codinus Curopalat.* De offic. Constant., oder *Bingham*, Origg. Eccless. I. p. 213. 218, besonders III. p. 373 sq. Bei einer so allgemeinen Anwendung und Verbreitung dieses Wortes, um kirchliche wie politische Landesabtheilungen oder Provinzen zu bezeichnen, erklärt sich auch die Glosse bei Hesychius (I. p. 1315), wo Ἐπαρχία durch φυλὴ ἢ πατρὶς erklärt wird, wobei wir freilich an den ältern Begriff des Wortes φυλή und dessen engere Bedeutung im alten Hellas, zunächst in Athen, nicht mehr denken dürfen.

In derselben byzantinisch-römischen Hierarchie wird dann auch der Ausdruck ἔπαρχος angewendet, um die höhere Würde eines Praefectus urbis oder eines Praefectus praetorio zu bezeichnen, wie die Bemerkungen zu Procopius (Nott. historr. in *Procopii* Hist. arcan. cap. 20. 21. p. 157. 169), bei Codinus (am oben a. O. cap. II. not. 23. p. 23) und die bei Du Cange (l. l. p. 416) angeführten Stellen beweisen, aus denen wir zugleich ersehen, daß auch der Ausdruck Ἔπαρχία gebraucht ward, um die Würde und das Amt eines solchen Ἔπαρχος oder Praefectus Praetorio zu bezeichnen, von dessen Dienern und Unterpersonale der Ausdruck ἐπαρχικοί (s. *Du Cange* l. l.) vorkommt. Es wird dann auch der Ausdruck Ἔπαρχος unterschieden von Ὕπαρχος, das ebenfalls zur Bezeichnung solcher Militair-, wie Civilbeamten gebraucht wird, jedoch, wie es scheint, mit dem Unterschiede, daß Ἔπαρχος den höhern Beamten, den Obergouverneur bezeichnet, welchem die Ὕπαρχοι untergeordnet sind, obwol Verwechselungen beider nicht selten vorkommen; s. *Codinus a. a. O. Valesius* ad *Eusebii* Vit. Constant. IV, 1. p. 627. *Heyler* ad *Julian.* Epist. p. 196. (*Baehr.*)

EPÉE (Charles Michel, Abbé de l'), der Stifter eines methodischen Unterrichts der Taubstummen in Frankreich, ward zu Versailles geb. den 25. Nov. 1712. Sein Vater war Architekt des Königs. Der junge de l'Epée bestimmte sich aus innerem Berufe für den geistlichen Stand. Da er aber, um die ersten Weihen zu erhalten, das damals wegen der Jansenistischen Streitigkeiten entworfene Formular, als seinen Grundsätzen widerstreitend, nicht unterzeichnen wollte, verweigerte man ihm die Aufnahme in den geistlichen Stand. Er war damals 17 Jahre alt. Hierauf widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward nach rühmlich bestandenem Examen Parlamentsadvocat zu Paris. Gleichwol zog ihn sein innerer Drang aufs Neue zum geistlichen Stande; er betrieb die theologischen Studien abermals und erhielt von dem Bischofe von Troyes die priesterlichen Weihen. Nach einiger Zeit ward er Kanonikus an der Kirche zu Troyes. In einem echt christlichen Sinne übte er die Pflichten eines wahren Seelsorgers mit der höchsten Duldsamkeit in Religionsmeinungen, und führte den Wahlspruch Heinrich's IV.: „alle Guten sind meiner Religion," oft im Munde. Auch den Ausfällen gegen die damals eine neue Zeit verkündenden Schriftsteller war er abhold. Der Bischof von Troyes starb; ein schmerzlicher Verlust für de l'Epée, doch entschädigte ihn bald ein inniges Freundschaftsbündniß mit Soanen, dem Bischofe von Senez, in welchem er eine vollkommene Geisteverwandtschaft entdeckte. Diese freiere Denkweise aber zog beiden den Unwillen des Erzbischofs von Paris, von Beaumont, zu; sie wurden suspendirt, und de l'Epée durfte die Ausübung des Beichtstuhles, selbst bei den ihm anvertrauten Zöglingen, nicht mehr verrichten. Zu wiederholten Malen flehete er den Erzbischof um diese Vergünstigung an; dieser verharrte in einem unbeweglichen Schweigen; de l'Epée erklärte endlich, er werde dieses als eine Zustimmung auslegen, und als der Prälat dennoch schwieg, trat de l'Epée seine Functionen wieder an.

Zufällig lernte der Abbé de l'Epée ein taubstummes Zwillingspaar, zwei Schwestern, kennen. Ihr bisheriger Religionslehrer, Pater Vanin oder Famin, war gestorben, und Niemand wollte sich jetzt der armen Verlassenen annehmen. Ihr hilfloser Zustand jammerte den menschenfreundlichen de l'Epée, und er begann das schwere Werk ihres Unterrichts. Eben damit beschäftigt, bot ihm eines Tages ein Unbekannter ein in spanischer Sprache geschriebenes Buch zum Kauf an; de l'Epée, des Spanischen unkundig, war schon im Begriff, den Handel abzulehnen, warf aber doch einen Blick auf den Titel des Buchs. Er lautete: „Arte para ensenär à hablar los mudos;" ohne Spanisch zu verstehen, entsifferte er doch leicht, daß dieses heiße: „Kunst, die Stummen sprechen zu lehren;" zugleich war auch eine Tabelle zur Erlernung der Fingersprache beigefügt. Jetzt stand ihm sein künftiger Beruf klar vor Augen; er lernte Spanisch, um dieses Buch zu verstehen, und weihte sich von nun an dem menschenfreund-

Digitized by Google

lichen Geschäfte, der unglücklichen Classe der Taubstummen beizuspringen, ausschließlich.

Allerdings waren schon Versuche gemacht worden, Taubstumme sprechen zu lehren. Zuerst von einem spanischen Benedictinermönch, Pedro de Ponce, starb 1584; doch hat er seine Methode nicht bekannt gemacht. Dieses that in einem (1620) herausgegebenen Werke ein anderer Spanier, Don Juan Paolo Bonnet. Er unterrichtete den im vierten Jahre taub gewordenen Sohn des Connetable von Castilien, welcher nach seiner Methode deutlich sprechen lernte. Gleiche Versuche wurden gemacht von Wailly, Digby, Wallis und Burnet in England, von Ramirez in Spanien, von Pietro de Castro aus Mantua, von Konrad Amman, einem geborenen Schweizer, der als Arzt in Holland lebte, und von einem Teutschen, von Helmont. Don Antonio Pereira, ein Portugiese, erregte 1735 in Paris Aufsehen, indem er der Akademie einige von ihm gebildete taubstumme Zöglinge vorstellte; indessen machte er ein Geheimniß aus seiner Methode. Ein Professor Ernaud trat neben ihm auf, welcher sein Verfahren öffentlich darlegte; beide gaben sich für die Erfinder der Kunst, Taubstumme zu unterrichten, aus.

Von allem diesem hatte de l'Epée keine Kenntniß genommen. Jener Anlaß und der zufällig erhaltene Fingerzeig waren die einzigen Anregungen seines nunmehr stets flammenden Eifers. Selbständig bildete er eine neue Methode, die Taubstummen zu unterrichten, aus. Er brachte zuerst die rohe Zeichensprache unter feste Regeln, ging dann zu einer geordneten Fingersprache fort, und unternahm es endlich, die Taubstummen auch sprechen zu lehren. Ihre innere intellectuelle und sittliche Bildung war und blieb dabei sein Hauptzweck. Zum Beleg seiner Leistungen ließ er einen seiner Zöglinge, Clement de la Pujade, öffentlich zu Paris eine lateinische Rede von ziemlicher Länge hersagen, und eine Taubstumme recitirte die 28 Capitel des Evangeliums Matthäi auswendig. Mit glühendem Enthusiasmus lebte, wirkte de l'Epée einzig für sein nun auf eigene Kosten und durch milde Beiträge entstehendes Institut. Alle seine Einnahmen, eine Rente von 10,000 Francs, opferte er seinen geliebten Zöglingen bis zur eigenen Entbehrung des Nothwendigsten; denn während er selbst dürftig gekleidet einherging, waren sie wohl gekleidet, und in dem harten Winter von 1788 entbehrte er oft des Feuers, damit er für ihre Erwärmung sorgen könnte. Der Herzog von Penthièvre war einer der thätigsten Wohlthäter seines frommen Werkes, die Regierung ließ es unbeachtet.

Bei seinem wachsenden Ruf erwachten auch der Neid und die Eifersucht, und der edle de l'Epée hatte mancherlei Angriffe von einzelnen Gelehrten und ganzen Corporationen zu bestehen, gegen welche er aber, zwar ohne Bitterkeit, doch mit Festigkeit auftrat. So verwickelte ihn auch der innige Antheil in viele Verdrießlichkeiten, welchen er an einem taubstummen Jünglinge nahm, welchen man 1773 in Lumpen gehüllt auf der Straße von Peronne aufgefunden und zu ihm gebracht hatte. De l'Epée glaubte, dieser Unglückliche sei ein Mitglied und Erbe der reichen, gräflichen Familie Solar, erhob zu dessen Gunsten einen Proceß, und wußte auch den Herzog von Penthièvre zu bewegen, sich dieses Handels anzunehmen. Bereits war er für den armen Taubstummen entschieden, da starb der Herzog und der Abbé de l'Epée; das bisherige Rechtsverfahren ward hierauf wieder umgestoßen und der junge Mensch dem Elende aufs Neue preisgegeben; er war endlich genöthigt, Dienste als gemeiner Cuirassier zu nehmen, und starb bald darauf im Hospital. Bouilly benutzte diesen Stoff zu einem Drama, „l'Abbé de l'Epée“ genannt, und Kotzebue bearbeitete es unter demselben Titel für die teutsche Bühne.

Der Abbé de l'Epée wirkte in seinem edlen Berufe bis zu seinem 77. Jahre fort und starb den 23. Dec. 1789. Er hatte viele geschickte Lehrer gebildet, welche seine Methode nach allen Ländern Europa's verpflanzten. Das Wesentliche derselben stellte er dar in seinem Werke: De la véritable manière d'instruire les sourds et muets de naissance. (Paris 1774.) Erst zwei Jahre nach seinem Tode (1791) wurde zu Paris durch die gesetzgebende Versammlung ein Taubstummeninstitut auf Kosten des Staates gegründet und der Leitung des Abbé Sicard anvertraut. Dieser starb 1822. Biographie nouvelle des Contemporains. T. VI. art. *de l'Epée.*

(*A. Herrmann.*)

EPEI, Ἐπειοί. Unter diesem Namen führt schon Homer (Il. II, 619. Od. XV, 298) die Bewohner von Elis an. Daß die Epeier ursprünglich von den Eleiern verschieden waren, und daß erst, nach der Verschmelzung beider Volksstämme, der Name Eleier allgemein geworden sei, behauptete der Milesier Hekatäos. (*Strabo* VIII. p. 341.) Die Epeier aber standen in Verkehr und Verwandtschaft mit den Bewohnern des jenseit des Meerbusens liegenden Ätolien, wie denn Ephoros (*Strabo* X. p. 463) bestimmt die Ansicht aussprach, die Epeier hätten sich in Ätolien niedergelassen. Daher wird behauptet (*Strabo* l. c.), Oryolos, welcher bei der Dorischen Wanderung Besitz von Elis nahm, sei ursprünglich aus Elis gebürtig gewesen. Auch in den Namen der Herrscher gibt sich diese Stammeinheit der Ätolier und Epeier zu erkennen. Denn Endymion soll das Reich der Epeier in Hohl-Elis gegründet haben, und der Name des Volkes soll von seinem Sohne Epeios ausgegangen sein; dieses Epeios Sohn war dann Ätolos, welcher auszuwandern genöthigt und Stifter des Ätolischen Reichs wurde. (*Pausan.* V, 1.) Dieser Stammeinheit wegen fand auch bei Oryolos' Einwanderung kein Krieg mit den Eleiern, sondern nur eine Aufnahme der Eingewanderten statt. (*Pausan.* V, 4.) Daher erhielten auch die Heroen der Ätoler nach der Einwanderung gleiche Verehrung in Elis, wie die ursprünglich eleischen. (*Paus.* V, 15.) (*L. Zander.*)

Epeion, s. Elis 33. Bd. S. 344.

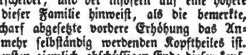
EPEIOS, EPEUS, Ἐπειός, 1) Sohn des Panopeus. (*Paus.* II, 29. *Serv.* ad *Virg.* Aen. II, 264.) Er scheint ein Künstler gewesen zu sein, denn man zeigte von ihm eine hölzerne Bildsäule des Hermes zu Argos (*Paus.* l. c.), und das berühmte hölzerne Pferd von Troja wurde als sein Werk gepriesen. (Odyss. VIII, 493.

Digitized by Google

Hyg. f. 108.) Athene hatte ihm bei der Arbeit geholfen, und im Tempel derselben zu Metapont bewahrte man noch die Werkzeuge auf, deren er sich dabei bedient hatte. (*Justin.* 20. 2, 1.) Nach Dictys (Cret. I, 17) war er mit 30 Schiffen, welche die Krieger der kykladischen Inseln führten, vor Troja gekommen. Nach Varro (De S. L. 4) war er aber nur Koch und Wasserträger bei den Helden vor Troja, in welcher Function er auch zu Karthea auf der Insel Keos im Tempel des Apollo abgemalt gewesen sei. Doch erhielt er nach Il. XXIII, 668 bei den Leichenspielen des Patroklos den Preis im Faustkampfe, nämlich eine Mauleselin.

2) Der Sohn des Endymion. Er überwand seine Brüder im Wagenrennen, und ward daher, vermöge der Anordnung des Vaters, Nachfolger in der Regierung. Von ihm bekamen die Eleer den Namen Epeer. (*Paus.* V, 1.) (*Richter.*)

EPEIRA, eine von Walckenaer (Tableau des Aranéoïdes [Paris 1805]) aufgestellte Gattung der echten Spinnen (Araninа), welche zur Latreille'schen Familie der Orbitelae gehört und mit diesen in der Anwesenheit von zwei Luftlöchern und sechs Spinnwarzen harmonirt. Auch im Übrigen ist ihre allgemeine Bildung der aller Spinnen (s. d. Art.) ganz gleich, und nur die Stellung der Augen oder die Umrisse des Cephalothorax bilden unterscheidende Gattungscharaktere. Was letztern betrifft, so ist seine verkehrt-herzförmige, am Vorderende abgestutzte und hier stärker gewölbte Bildung Familiencharakter, welcher die Epeiriden- oder Orbitelen von den meisten übrigen Spinnen unterscheidet, und der insofern auf eine höhere Entwickelung dieser Familie hinweist, als die bemerkte, oft ziemlich scharf abgesetzte vordere Erhöhung das Anzeichen eines mehr selbständig werdenden Kopftheiles ist. Auf dem vordersten ziemlich abschüssigen Ende dieser kopfartigen Erhebung sitzen die acht einfachen Augen in einer bestimmten, bei allen Epeira-Arten gleichen Figur, welche sich am besten durch dieses Schema versinnlichen läßt:



Hierin zeigt der Strich die vorderste Grenze des Cephalothorax an und seine aufgebogenen Enden die nach Hinten sich umbiegenden Ecken desselben. Von den acht Augen stehen also je zwei in der Form der Zahl 8 schief neben einander hinter den Außenecken, die vier andern bilden ein Trapez in der Mitte des Vorderrandes, indem zwei größere mehr entfernte unmittelbar am Rande stehen und zwei kleinere mehr genäherte hinter ihnen. Im Übrigen ist Epeira durch die auffallende Breite des hintern flachern Theiles am Cephalothorax und den eiförmigen, gleichmäßig gewölbten, aber sehr hohen, am Basalende bisweilen mit zwei Höckern versehenen, ziemlich haarlosen Hinterleib noch kenntlich. Gewöhnlich haben die Arten schöne und grelle Zeichnungen auf seiner Oberfläche. — Von dem innern Bau, wenigstens einer der zu dieser Gattung gehörigen Arten, sind wir durch Brandt's schöne Untersuchungen (Medicin. Zoologie II, 88), wodurch G. R. Treviranus' ältere Beobachtungen (Vermischte Schrift. I.) zum Theil bestätigt und meistens erweitert wurden, ziemlich vollständig unterrichtet. Dieselben lehren, daß der Darmkanal geradlinig vom Munde zum After, welcher am Ende des Hinterleibes über den Spinnwarzen liegt, sich begibt, im Cephalothorax aber sich erweitert und jederseits fünf Blindsäcke ausschickt; eine zweite Erweiterung findet sich am Anfange des Hinterleibes. In seinen kurzen, kaum unterschiedenen Mastdarm senkt sich ein großer Blindsack, welcher zwei sich vielfach durch den Hinterleib verästelnde Gefäßstämme aufnimmt, die eine weiße, besonders im Herbst häufige, Flüssigkeit enthalten. Offenbar sind es nierenartige Organe, nicht Gallengefäße, wofür Treviranus sie hielt. Den übrigen Raum im Hinterleibe, neben dem hier engen Darm, erfüllen die Spinngefäße, und beim Weibchen besonders die großen Eierstöcke. Von erstern finden sich drei Paare, deren Stämme sich auch noch verästeln; sie begeben sich

zu den sechs in dieser Figur unter dem After am Bauchende angebrachten Spinnwarzen, und ergießen ihr Secret durch die zahlreichen feinen siebartigen Öffnungen, wovon die Endstäche jeder Warze durchbohrt ist. Die Genitalien münden an der Basis des Hinterleibes dicht hinter seiner Verbindungsstelle mit dem Cephalothorax unter einer Klappe, neben welcher die Querspalten stehen, die den Eingang zum Respirationsorgan bilden. Letzteres besteht blos aus zwei gefalteten Lungensäcken, und macht dadurch die Anwesenheit eines ausgebildeten Gefäßsystemes nöthig, dessen Stamm (Herz) am Rücken, zunächst unter der Haut, über allen Eingeweiden liegt. Außer diesen Organen bemerkt man nur noch ein Paar Speicheldrüsen, welche durch den Kieferbaken sich öffnen, und den aus einem fünfstacheligen Brustknoten bestehenden Nervenstamm, dessen Äste sich zu den verschiedenen Organen begeben. — Viel Schwierigkeit bot den Beobachtern die Bildung der äußern Genitalien und deren Copulationsact dar. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nämlich bei den Epeiriden, und wahrscheinlich bei allen Spinnen nicht blos beträchtlich in der Größe, sondern auch im Bau einzelner Theile, die nicht grade Genitalien sind.

Die Größe der Individuen betreffend, so sind die Männchen zwar in allen Theilen des Rumpfes, und besonders im Hinterleibe, viel kleiner und schmächtiger als die Weibchen, haben aber dennoch längere Extremitäten, bei sonst gleicher Färbung und Zeichnung. Unter den Gliedmaßen zeichnen sich die bei allen Spinnen in einfachem Paare vorhandenen accessorischen Mundtheile, hier Unterkiefertaster genannt, besonders durch ihre Größe beim männlichen Geschlechte aus, und weichen auch in der Form des letzten verdickten, kolbigen Gliedes auffallend von dem Weibchen ab. An diesem Gliede hatte man lange Zeit nicht blos eine taschenartige Bertiefung, sondern auch in ihr versteckte bewegliche Haken und Fortsätze erkannt, welche, so nahm man an, die Weibchen zur Copulation reizen sollten, weil die Männchen grade mit ihnen die weibliche Scheide so häufig berühren. Neuere

Digitized by Google

Beobachtungen bei andern Gliederthieren, besonders von Siebold's Entdeckungen über die Befruchtung der Libellulinen, machen es wahrscheinlich, daß diese Organe nicht bloße Reizer sind, sondern die Befruchtung selbst bewerkstelligen, indem wahrscheinlich das Männchen jene Tasche mit seinem Samen anfüllt, durch freiwillige Ergießung aus der Öffnung der Hoden, und nun während des Spiels die Spermatozoen in die vulva der Weibchen gelangen. Eine solche Einrichtung mag besonders bei Thieren wünschenswerth und nothwendig gewesen sein, welche, wie die Spinnenweibchen, so gleichgültig gegen den Begattungsact sind, gewöhnlich erst nach langen Versuchen das schwächere Männchen zulassen, und nicht selten dasselbe für seine vorschnelle Kühnheit mit dem Tode bestrafen. Ja selbst nach der wirklichen Befruchtung muß es schleunig auf seinen Rückzug bedacht sein, um den rachsüchtigen Verfolgungen seiner Geliebten zu entgehen. Daher also schreibt sich seine größere Beweglichkeit auf der einen und seine Einrichtung zu einer selbst per distans möglichen, momentanen Befruchtung auf der andern Seite.

Die Epeira-Arten, deren es nach Koch (Übersicht des Arachnidensystems. I, 2) 14 europäische gibt, sind durch das häufige Vorkommen einer von ihnen, der sogenannten Kreuzspinne (E. diadema), in ihren Gewohnheiten sehr bekannt geworden. Sie gehören zur Gruppe der sitzenden Spinnen (Sedentariae), welche zur Erlangung ihrer Nahrung vermittels der Spinnorgane verschiedene Gewebe ausführen, in denen sie ihren aus andern Insekten bestehenden Fraß einfangen. Von den Epeiren werden diese Gewebe in Form eines senkrecht schwebenden Kreises ausgeführt, und darauf bezieht sich der von Latreille vorgeschlagene Familienname. Das Verfahren, welches die erwähnte Kreuzspinne dabei beobachtet, ist folgendes: Hat sie nach vielfachem, sorgfältigem Suchen einen Ort entdeckt, den sie zur Anlegung eines Gewebes tauglich findet, so läßt sie sich von dem erhabensten Punkte dieser Stelle an ihrem Gespinnstfaden, der, wie die oben gegebene Beschreibung der sechs Spinnwarzen zeigt, aus hundert und mehr einzelnen Fädchen besteht, senkrecht herab, bis sie einen gegenüberstehenden, unter ihr befindlichen festen Punkt trifft, an dem sie das Ende des Fadens befestigt. Alsdann kriecht sie an demselben Faden, oder wenn sie einen andern Weg findet, auf diesem in die Nähe des ersten Befestigungspunktes zurück und befestigt in einiger seitlichen Entfernung von ihm den hinter sich hergezogenen zweiten Faden, sodaß beide mit einander einen Winkel bilden. Ist dieser Winkel schon groß genug, um zwischen seinen Schenkeln ein Gewebe anlegen zu können, so erfolgt nun dessen Einrichtung auf die Weise, daß die Spinne beide Schenkel an verschiedenen Stellen, oben wie unten, durch gerade Linien verbindet; ist aber der Winkel zu klein, so wird nach der andern Seite hin ein ähnlicher dritter Hauptfaden gezogen, oder auch noch ein vierter, je nachdem das Bedürfniß des Ortes und der Spinne es erfodert. In dem auf die angegebene Weise zwischen den Schenkeln des Winkels abgeschnittenen, vier- oder mehreckigen Raume legt nun die Spinne das Gewebe an, indem sie zuerst den Raum durch eine Querlinie halbirt und dann vom Mittelpunkte derselben aus Radien nach dem Umfange des Raumes zieht, die sie dadurch an einzelnen Stellen zu verstärken sucht, daß sie die Ecken des ganzen Raumes durch andere gerade Linien abschneidet. Das ganze Verfahren ist natürlich sehr mühsam, da die Spinne immer, um zu zwei gegenüberstehenden Punkten, die sie verbinden will, zu gelangen, wenigstens den halben Umfang des ganzen Raumes zwischen beiden Punkten durchlaufen muß. Dennoch geht die Arbeit, nachdem die ersten Grundfäden und die sie verbindenden Sehnen gezogen sind, ziemlich rasch von statten. Sind alle Radien fertig, so beginnt die Spinne vom Mittelpunkte aus den Kreisfaden, der ununterbrochen fortläuft, mithin eine Spirale beschreibt. Anfangs ist sein Gang gewöhnlich sehr regelmäßig; später werden die Abstände ungleicher, und bei ältern Geweben, die ausgebessert wurden, zeigen sich auch mancherlei Lücken, Ungleichheiten und regelwidrige Verbindungen der Fäden. Im Mittelpunkte eines solchen Gewebes sitzt die Spinne und wartet, bis sich Insekten im Gewebe fangen, stürzt, sowie es geschieht, auf dieselben los und tödtet sie mit ihrem giftigen Speichel, das bewegliche Ende beider Kiefer in den Leib der Beute hineinschlagend. Ist sie gesättigt, so umspinnt sie den Raub und läßt ihn an Ort und Stelle, bis sie ihn braucht; bedarf sie der Nahrung, so nimmt sie ihn mit sich zur Mitte und verzehrt ihn hier, indem sie alle weichen Theile aussaugt, die trockenen Hülsen aber fallen läßt. Gewöhnlich hat die Spinne neben ihrem Gewebe noch einen Schlupfwinkel, in den sie sich bei schlechtem Wetter und großer Gefahr zurückzieht; oft auch lauert sie in demselben auf Beute und stürzt erst hervor, wenn das Gewebe durch ein gefangenes Insekt erschüttert wird. Gegen Nässe und Kälte sind diese Spinnen sehr empfindlich, und suchen namentlich Regenschauer soviel als möglich zu vermeiden. Daher ist die Spinne ein sehr guter Wetterprophet und ihr Betragen den Kundigen das beste Zeichen der Witterung. Steht Regen bevor, so sind sie unruhig und entfernen sich aus ihren Geweben, um in dem Schlupfwinkel den Regen abzuwarten. Ist derselbe vorüber, so kommt die Spinne nicht sogleich hervor; erst wenn die Sonne wieder durchbricht, zeigt sie sich. Beginnt sie nun die Ausbesserung ihres vom Regen zerstörten Gewebes, oder gar ein neues, so kann man sicher sein, daß der Regen für dies Mal sein Ende habe; denn wenn er fortdauert oder bald wiederkehrt, so fängt keine Spinne die Reparatur ihrer Wohnung an, wohl wissend, daß sie bald wieder zerstört werden würde. Auch kann man an schwülen Tagen aus der Abwesenheit von Spinnen aus ihren Geweben schließen, daß bald Regenschauer sich einstellen werden. — Übrigens hat jede Spinne, sowol Männchen als Weibchen, ihr eigenes Gewebe, und duldet in ihm keinen fremden Gast; kommt ein solcher, so wird er unfreundlich empfangen, durch erschütternde Schwingungen, welche die im Centrum sitzende Besitzerin macht, verscheucht, und wenn er nicht weicht, mit gehobener Waffe angegriffen. Auch zur Brunstzeit ist die erste Annäherung der Männchen in der Regel einem stürmischen Über-

Digitized by Google

falle von Seiten der Weibchen ausgesetzt, und wird daher mit großer Vorsicht ausgeführt. Fügt sich das Weibchen, so erfolgt hier, am Rande seines Eigenthums, die Befruchtung, und erst wenn der lüsterne Fremdling nach erlangter Befriedigung sich schnell entfernt hat, kehrt das Weibchen in sein Centrum zurück. Die Eier, welche es im Spätherbst legt, werden klumpenweis irgendwo untergebracht, leicht umsponnen und so ihrem Schicksal überlassen. Die im nächsten Frühjahre auskriechenden jungen Spinnen halten sich hier noch einige Zeit in Gesellschaft bei einander auf, entfernen sich aber bald, bevor Noth oder Hunger sie drängen, weil diese sie veranlassen dürften, gegen einander zu wüthen; da Unverträglichkeit schon ihnen inwohnt. Über ihre Entwickelung im Ei hat Herold vortreffliche Beobachtungen bekannt gemacht. (Untersuch. über die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere. 1. Bd. [Marburg 1824. Fol.]) — Das Charakteristische der Art, deren Ökonomie wir so eben in einigen allgemeinen Umrissen geschildert haben, besteht in der Zeichnung ihres Hinterleibes. Sie hat, gleich allen bis jetzt bekannten Epeira-Arten, eine röthlich-braungraue Grundfarbe, die bei einzelnen Individuen mehr ins Graue und Schwarze, bei andern mehr ins Gelbe übergeht; die Beine sind heller und dunkler geringelt und der Cephalothorax pflegt einen hellern Saum zu besitzen. Auf dem Hinterleibe, dessen Mittelfeld dunkler und von einem hellern Saume umgeben ist, stehen symmetrisch vertheilte kreideweiße Punkte und Flecke, von denen die der Mittellinie größer sind und an der breitesten Stelle des ganzen Bauchs zwei große elliptische Flecken neben sich haben, welche mit ihnen ein Kreuz bilden; die Seitenräume sind mit dunklern Querbinden versehen, auf denen auch wol noch weiße Punkte stehen. Bei den Männchen ist diese Zeichnung sehr fein, und daher undeutlicher. — Die beste Abbildung beider Geschlechter dieser an Gartenmauern, Spalieren, Holzwänden ꝛc. so häufigen, aber fast immer gegen die Sonnenseite hin ihr Gewebe aufrichtenden Spinne findet sich in der schon erwähnten Medicin. Zoologie. Taf. 14. Fig. 1—4; sehr schlecht ist die größere Darstellung von Hahn in seinem Werke über die Arachniden (Nürnberg 1834 fg.) 2. Bd. Taf. 45. Fig. 110, wofelbst auch noch mehre andere einheimische Arten abgebildet sind. (*Burmeister.*)

EPENTHESIS (*Ἐπένθεσις*), ist der Name einer etymologischen Figur in der Grammatik, welcher, wie schon die Zusammensetzung des Wortes aus dem Griechischen *ἐπί*, *ἐν* und *τίθημι* lehrt, das Einschieben, das Hinzufügen in der Mitte bedeutet. So erklärt es unter den alten Grammatikern bereits Donatus (De schematibus. p. 1772. 2. ed. *Putsch.*): est appositio ad mediam dictionem literae aut syllabae, ut *relliquiis* pro *reliquiis*, *Induperator* pro *Imperator*. Aber eine solche Begriffsbestimmung beruht blos auf äußerlicher Beobachtung einer orthographischen Eigenthümlichkeit, über welche auch neuere Grammatiker nicht hinausgegangen sind. Scheiden wollen wir daher zunächst zwischen den wenigen Überresten archaistischer Formen, zu deren Anwendung sich der Dichter im daktylischen Versmaße genöthigt sah, weil in der lateinischen Sprache sich die langsylbigen Stämme gegen die kurzsylbigen zu sehr vermehrt und dadurch die Erlangung der beiden Kürzen des Daktylus erschwert hatten. Zu den in solcher Bedrängniß angewendeten Hilfsmitteln gehörte eine Anzahl Wörter, welche mit der alten Präposition endo oder vielmehr nach lateinischer Vocalisirung indu statt in zusammengesetzt sind, z. B. indugredi bei Lucrez (I, 83. IV, 310), indupeditus (I, 241) statt des unfügsamen ingredi und impeditus; induperator (IV, 964) statt imperator, das schon Ennius sich im Hexameter gestattet hatte, bei Cicero (De divinat. I, 48), das aber im spätern Gebrauch auffallend erscheinen mußte, und darum auch von Juvenal (Satir. IV, 29) mit lächerlicher Gravität angewendet wurde. Cf. *Gifanii* Conlectanea v. *endo*, *Columna* ad *Ennii* Fragm. p. 16. 22. *Wakefield* ad *Lucret.* I, 83. Hierher gehören ferner Formen wie Alcumena statt Alcmena in dem Amphitruo des Plautus; navita für nauta, sowie in den weniger fügsamen Casus navifragus statt naufragus, selbst bei den epischen Dichtern des goldenen Zeitalters (*Virg.* Aen. III, 553. *Ovid.* Metam. XIV, 6); Mavors für Mars, siem und possiem für possim und sim (worüber Pareus im Lex. crit. p. 1155); fuvimus und fuvat statt fuimus und fuat (cf. *Wakefield* ad *Lucr.* I, 387); das gedehnte alituum für alitum, was nach Lucretius' (II, 927) Vorgange selbst Virgil (Aen. VIII, 27) nicht gescheut hat. Nicht ganz mit Recht hat man die vollere Form divitior statt der allerdings häufigern ditior hierhergezogen; denn da sich bei Cicero immer die vollere Form findet und eigentlich erst in der silbernen Latinität die abgekürzte allgemein wird (vergl. die von mir zu *Voss.* De analog. II. c. 25. p. 685 gegebenen Nachweisungen), so ist es leicht zu erklären, warum die Epiker zwar immer ditissimus sagten, aber im Comparativ die vollständige Form gebrauchten, sobald dieselbe dem daktylischen Versmaße sich fügte, z. B. bei *Ovid.* Heroid. XVI, 34. Metam. VI, 452. Auch der teutschen Poesie sind solche Formen nicht fremd geblieben, besonders hat sie Goethe in den kleinern Gedichten häufig angewendet, z. B. I. Bd. S. 195: Röslein, Schlösslein, manniger Sieg; S. 137: geliebet, geglaubet u. a. — Von der Epenthesis scheiden einige Grammatiker den Diplasiasmus, und bezeichnen damit die aus metrischen Gründen zur Verlängerung einer ursprünglich kurzen Sylbe angewendete Verdoppelung eines Consonanten. Die dafür beigebrachten Beispiele sind entweder unpassend oder ganz falsch. Denn die Schreibart Juppiter mit doppeltem p ist die durch Etymologie und alte Zeugnisse allein bestätigte (vergl. nur *Manutii* Orthogr. p. 442), dasselbe Verhältniß findet bei quattuor statt (s. Schneider's Elementarlehre. S. 446); die Verdoppelungen repperi, rettuli, reppuli müssen aus der Reduplication des Perfectums erklärt werden (s. *Ritter*, Elem. gramm. lat. p. 137); ganz grundlos ist die Schreibung relliquiae (*Virg.* Aen. I, 34), relligio (sehr häufig), da hier eine Dehnung der Sylbe re mit demselben Rechte angenommen werden kann, wie in einer Menge von Verbalformen der mit re zusammengesetzten Zeitwörter, die man ohne diese Licenz nicht hätte

Digitized by Google

gebrauchen können. Daher ist es falsch, wenn man reducere, reccidere, resfugere und Ähnliches, namentlich in den Ausgaben des Lucrez, geschrieben findet. Es ergibt sich hieraus, daß die Erörterungen der neuern Grammatiker, wie Jani's in der Ars poet. p. 70, Ramshorn's §. 88 u. A., wenig befriedigen. (*F. A. Eckstein.*)

EPEOLUS, eine von Latreille aufgestellte, von Fabricius (Syst. Piezat. 388) angenommene Gattung der Bienen (Apina), welche im äußern Habitus sich am meisten an Nomada anschließt, und auch in ihrer als Larve parasitischen Lebensweise mit den Nomaden übereinkommt. Sie gehört also zur Gruppe der nichtgeselligen Bienen mit langer Mittelzunge, und schließt sich unter diesen in ihrer Mundbildung den Gattungen zunächst an, welche, wie Anthidium, eingliederige Kiefertaster besitzen, unterscheidet sich aber von dieser Gattung durch die Oberkiefer, welche bei Epeolus länglich, schlank, fast zahnlos sind, bei Anthidium aber breit, gebrungen und stark gezahnt, und durch die Flügel, welche bei Anthidium nur zwei, bei Epeolus drei Cubitalzellen haben. Ganz innig schließt sich dagegen Epeolus an Melecta *Fabr.* (Crocisa *Latr.*), von welcher Gattung äußerlich das bei ihr erweiterte ausgeschnittene Rückenschildchen, innerlich aber der völlige Mangel von Kiefertaster die Unterscheidungscharaktere liefern. Übrigens ist bei Epeolus die merkwürdige Bildung des Schildchens der Melectae durch zwei an den Seiten desselben befindliche Höcker schon angedeutet. Europa beherbergt von dieser Gattung nur eine Art, die Apis variegata *Linn.*, welche etwa vier Linien lang wird und einen fast nackten Körper von schwarzer Farbe hat, auf dem gelbe, aus Haaren gebildete, breite Randsäume der Ringe sich befinden, die auf der Mitte des Hinterleibes unterbrochen sind; ihre Beine haben eine gelbrothe Farbe und die Flügel sind farblos. Man findet sie im Sommer nicht selten auf Schirmblumen und kennt ihre frühern Lebensstadien noch nicht genauer, wenngleich ihre Bildung die obenerwähnte Lebensweise wahrscheinlich macht. Eine gute Abbildung gab Panzer in der Fn. Germ. f. 61. t. 20; vorzüglich ist die von Curtis in seiner Brit. Entom. Vol. II. t. 516; ebenfalls sehr getreu die von Lepelletier de St. Fargeau in seiner Hist. natur. des Hymenopt. T. II. p. 462. pl. 17. f. 5. 6 gegebene, besonders weil hier beide Geschlechter neben einander dargestellt sind. Dieser Schriftsteller nennt übrigens die Art Ep. tricolor, und zieht als zweite Art noch die Melecta remigata *Fabr.* (Syst. Piez. 387. 5) hierher; eine dritte, wie es scheint noch unbeschriebene, Art erhielt ich aus Mexico. Fabricius führt (a. a. O.) noch zwei Arten auf, wovon eine, E. punctatus, bei Paris vorkommen soll; sie scheint das Weibchen unserer gemeinen Art vorzustellen; die zweite, E. mercatus, aus Carolina, kenne ich nicht. (*Burmeister.*)

EPEOSCHE, in der altpers. Rel. ein mächtiger Dew, Feind des Wassers und des Taschter, des Genius desselben. Meschia und Meschiane, das erste Menschenpaar, somit Repräsentanten des ganzen Geschlechts, hatten es unterlassen, den Ormuzd gehörig zu verehren. Da ermahnte Taschter zuerst in der Gestalt eines 15jährigen schönen Jünglings, dann als goldgehörnter Stier und endlich in der Gestalt des edlen Rosses mit Goldohren und Goldschweif die Menschen zu ihrer Pflicht, aber sie achteten seiner Worte nicht und die Dürre begann hereinzubrechen. Taschter floh nach dem Zare Vookoreshe (dem Meere) und der Dew Epeosche, der Genius der Dürre, folgte ihm dahin nach in Gestalt eines schrecklichen Rosses mit steifen Ohren, fester und ungebeugter Brust und starkem, mächtigem, hoch emporfliegendem Schweif, und kämpfte drei Tage und drei Nächte gegen Taschter, ward Sieger und der Gegner mußte um die Weite eines großen Fesarà (soviel als fünf Farsangs) aus dem Zare Vookoreshe fliehen. Taschter sah das Wasser, gedrückt mit Noth und gebunden, gegen Mittag fließen, d. h. die dürre Jahreszeit begann wirklich; das Wasser konnte sich nicht in Dünsten erheben und regenbringende Wolken bilden. Da rief Taschter selbst den Ormuzd an und dieser schuf augenblicklich zehn große Rosse, zehn große Stiere, zehn hohe Berge und zehn große Ströme. So mit Macht verstärkt kehrte Taschter zurück nach dem Zare Vookoreshe und besiegte den Dew Epeosche, daß er um die Weite eines großen Fesars vom Zare fliehen mußte, d. h. mit dem Taschternonat, dem vierten des Jahres, wo die Sonne im Zeichen des Krebses steht, begann die Regenzeit wieder, und die Erde nebst Menschen und Thieren wurden aufs Neue erquickt. Die ganze Mythe bezieht sich offenbar auf den Jahreslauf im Klima von Persien, wo mit dem Zeichen des Krebses die Regenzeit anfängt und die vorhergegangene Dürre endet. (*Richter.*)

EPERATOS (*Ἐπήρατος*), ein Achäer aus Pharä, ein Zeitgenosse des Aratus, ohne jedoch dessen Ruhm und Ansehen, wie dessen Verdienste zu theilen. Wir hören von ihm zuerst im Frühlinge des Jahres 218 vor Chr. Geb., als die Abgeordneten der Achäischen Bundesgenossenschaft sich zur Wahl eines Vorstehers oder Strategen zu Ägion versammelten und die Ränke des Apelles, der vom König Antigonus dem jungen Philipp von Makedonien beigegeben war, die Wahl des von Aratos empfohlenen Timoxenus zu hintertreiben suchten, nachdem Apelles schon vorher des Aratus Gegner dem Könige empfohlen und diesen gegen Aratus einzunehmen versucht hatte. So gelang es ihm, nachdem er den König bewogen hatte, sich selbst nach Ägion zu begeben, um die Wahl eines den makedonischen Interessen ergebenen Bundeshauptes durchzuführen, die Achäischen Gesandten ungeachtet des anfänglichen Widerspruches und der Abneigung, doch theils durch Bitten und Versprechungen, theils selbst durch Drohungen dahin zu bringen, daß Eperatos, welcher der Gegenpartei des Aratus angehörte, ein, wie sich bald auswies, schwacher, unfähiger, von Niemandem geachteter Mann, zum Strategen erwählt wurde. Das geringe Ansehen und der geringe Einfluß dieses makedonischen Schützlings zeigte sich aber bald, als der makedonische König, nachdem er von dem Zuge gegen Elis zurückgekehrt war und nun an Allem zur weitern Fortsetzung des Krieges Mangel litt, sich an den Achäischen Bund wen-

Digitized by Google

dete, dessen Haupt keineswegs im Stande war, durch seinen Einfluß den Wünschen des Königs Gehör zu verschaffen. Erst nachdem dieser sich wieder an Aratus gewendet, konnte er die gewünschten Unterstützungen, sowie das Versprechen weiterer Unterstützung für die Folge erhalten. Später finden wir den Eperatos als Strategen an der Spitze der Truppen, welche der Achäische Bund den Messeniern zu Hilfe schickte, in deren Gebiet Lykurgus von Sparta eingefallen war, während Philipp mit dem Kriege gegen die Atolier beschäftigt war. Noch einmal aber stellte sich im Winter des Jahres 21⁴/₅ vor Chr. Geb. die Unthätigkeit des Eperatos heraus, als er die Grenzen der Achäischen Landschaft gegen die von Elis aus in das Gebiet von Dyme eingefallenen und dieses, wie die nahen Umgebungen von Pharä und Paträ verheerenden Scharen vertheidigen sollte, und weder Söldner, noch die kriegsfähige Jugend des Bundes zusammenzubringen vermochte, bis bei dem äußerst zerrütteten Zustande im Frühjahre 217 Aratus wieder zum Strategen erwählt ward. Von Eperatos aber hören wir weiter nichts. Vergl. über diese Ereignisse Helwing, Geschichte des Achäischen Bundes. S. 194 fg. *Merleker*, Achaicc. libr. p. 206 seq. Schem, Gesch. von Griechenl. S. 157 fg. Hauptstellen darüber sind bei *Polybius* IV, 82 fin. V, 1, 5 und 30. *Plutarch.* Vit. Arat. 48. — Als Name eines Ephoren zu Sparta im 19. Jahre des Peloponnesischen Krieges kommt ebenfalls ein Eperatos vor bei *Xenoph.* Hellen. II, 3. §. 7. (*Baehr.*)

EPERIES, latein. Eperiesinum, slaw. Pressow, so genannt von dem ungarischen Worte Eper, Erdbeere, daher im Lateinischen auch Fragopolis (Br. 48° 58′ 45″, L. 38° 55′ 30″), eine königliche Freistadt im sároser Comitate im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, zugleich Versammlungsort des Adels dieser Gespanschaft zu den General- und Particularcongregationen, von Mauern umgeben, die durch Basteien befestiget sind, am linken Ufer des Tarczaflusses in sehr anmuthiger, von Hügeln und Bergen, Gärten, Feldern und Wiesen auf das Lieblichste ausgeschmückten Gegend, in der Nähe und zwischen den Märkten Soóvár, Also-Sebes, Nagy-Sáros und Prickze gelegen, und auch von Zeben nur zwei teutsche Meilen entfernt, gut gebaut, gepflastert und überhaupt nach Kaschau die hübscheste Stadt Oberungarns, mit 952 Häusern, welche in breiten Gassen aneinandergereiht sind, und mitunter sehr hübsche Gebäude sind, 7666 teutschen und slowakischen Einwohnern, welche 6316 lateinische und griechische Katholiken, 1266 Reformirte und 74 Juden unter sich zählen; einem griechisch-katholischen Bischof, welcher der nach dieser Stadt benannten Diöcese vorsteht; der Districtualtafel für den Kreis diesseit der Theiß; einem organisirten Magistrate, welcher aus einem Stadtrichter, Bürgermeister, Stadthauptmann und neun Senatoren besteht; einem griechisch-katholischen Domcapitel; einer griechisch-katholischen und einer Pfarre des lateinischen Ritus, deren letztere schon 1255 errichtet wurde, zum eperieser Districte des kaschauer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Magistrats steht, einem Pastorate der Evangelischen, augsburgischer Confession; vier katholischen Kirchen, einem Lutherischen Bethause; einer jüdischen Synagoge; einem katholischen Gymnasium; einem evangelischen Districtualcollegium; einer Normalhauptschule; einem Kloster der Franziskaner, welchen das katholische Gymnasium anvertraut ist; der bischöflichen Bibliothek; einer Buchdruckerei; einem Armen- und Waisenhause; einer Steingutfabrik; einem Calvarienberge mit mehren Kapellen und dem schönen Grabmale des Grafen Vandernath; einer Kaserne; einem Postamte und einer Station, welche mit Ternye auf der Straße nach Bartfeld, Lemes auf dem Wege nach Kaschau und Berthot auf der Straße nach Leutschau Pferde wechselt; besuchten Jahrmärkten und einem sehenswerthen Wasserdruckwerke, welches das Wasser der Tarcza fast 30 Fuß hoch in die Stadt, der es an gutem Brunnenwasser mangelt, hinaufhebt und allbort in Cisternen leitet. Eperies besteht aus der innern Stadt, mit einer schönen breiten Hauptstraße, aus der zwei Thore und eine kleinere Pforte in die ungepflasterten Vorstädte führen, welche ringsum von der herrlichsten Landschaft eingeschlossen sind. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnen sich am vortheilhaftesten aus: die St. Nikolaskirche mit einem schönen Thurme, die ehemalige Jesuitenkirche im Geschmacke dieses Ordens, der aber hier nicht mehr besteht, ausgeschmückt, das sehr schön gebaute Comitatshaus, das im Gevierte aufgeführte Gebäude des Lutherischen Collegiums, das Capitelhaus und m. a. In der Nähe der Stadt befinden sich einige Schloßruinen, mehre hübsche Gärten und Landhäuser ungarischer Großen, die Sauerbrunnen zu Cremete und Kraßnavoda, und die bedeutende Saline Soóvár, welche reizende Spaziergänge darbieten. Die Einwohner der Stadt verfertigen viele Leinwand und Tücher, und treiben auch mit Wein, Vieh, Getreide, mit weißer, gedruckter und gefärbter Leinwand und mehren andern Gegenständen einen nicht unwichtigen Handel. Von gelehrten Hilfsanstalten finden sich hier eine Mineraliensammlung, ein Conchyliencabinet, die bischöfliche Bibliothek, welche auch einige Kunstschätze, Kupferwerke u. dgl. enthält, vor. — Den Ursprung der Stadt führen Einige bis in die Zeiten Arpád's zurück; nach Andern soll sie ungefähr in der Mitte des 12. Jahrh. entstanden sein, als König Geysa II. um 1150 eine zahlreiche teutsche Colonie hierher und in die benachbarte Gegend einführte. Hundert Jahre später war Eperies schon ein beträchtlicher Ort. Die Grafen von Eperies, deren die Geschichte erwähnt, waren höchst wahrscheinlich nur die Richter und Vorstände des Ortes und der Gemeinde. Im J. 1288 wurde hier ein Kloster der Karmeliter gegründet, welches später einen großen Ruf erlangte. In viel spätern Zeiten wurden zu Eperies auch die Klöster der Franziskaner und Minoriten gegründet. Im J. 1374 erhob K. Ludwig I. den Ort zur königl. Freistadt, und im J. 1394 wurde sie mit Mauern umgeben. Besonders ließ sich K. Sigismund die Befestigung, größere Bevölkerung und Bereicherung von Eperies angelegen sein, die er seine königl. Stadt nannte. Nach dem königl. Briefe vom J. 1435 wurde der Stadt die Freiheit der Wochenmärkte eingeräumt. Schon ein Jahr früher hatte der König Eperies durch das ganze Königreich zoll- und mauthfrei gemacht, wozu später K.

Digitized by Google

Wladislaw noch das Privilegium fügte, daß die Bürger ihre Waaren ebenfalls zoll- und mauthfrei nach Krakau führen konnten. Im J. 1445 ertheilte der Feldoberst Giskra, ein glühender Vertheidiger der Rechte des Königs Ladislaus Posthumus, der Stadt einen Schutzbrief und König Ladislaus selbst ein eigenes Stadtwappen. Im J. 1490 bekam Johann Albert, der Bruder des K. Wladislaw Eperies, Zeben und das Schloß Sáros durch einen Vergleich zu seiner Sicherheit. K. Wladislaw selbst beehrte die Stadt mit einem Besuche im J. 1494, bei welcher Gelegenheit die Stadt auch wieder an Festigkeit gewann. Als ein besonderes Zeichen königlicher Huld und zur Belohnung der ihm bewiesenen Treue verlieh er der Stadt im J. 1508 das Vorrecht, sich des rothen Wachses sowol in hangenden als aufgedrückten Siegeln bedienen zu dürfen. Im J. 1514 verlieh ihr K. Wladislaw auch das Privilegium zur Abhaltung des Andreasmarktes. In den nach dem Tode des unglücklichen Königs Ludwig II. folgenden Wirren lagerte sich im J. 1537 der kaiserl. Feldherr von Fels vor der Stadt auf dem sogenannten Taborhelly, wo er von den Anführern des Zapolyischen Heeres vergebens zu einem Treffen gereizt wurde. Im J. 1547 ließ K. Ferdinand I. das Schloß Sobor der Stadt Eperies pfandweise zuerkennen, aber auch noch in demselben Jahre demoliren. Ob der standhaften Treue, welche die Stadt inmitten der bürgerlichen Kriege ihm immer bewiesen, bestätigte und vermehrte er das Stadtwappen wiederholt in den Jahren 1552 und 1558. Im J. 1558 verlieh er ihr das Dreyßigstgefälle, welches der Stadt auch von den späteren Regenten in den Jahren 1571, 1573 und 1649 bestätigt wurde. Maximilian II., welcher der Stadt sich auch sehr gnädig bewies, räumte ihr im J. 1567 auch das Niederlagsrecht ein, das sonst zum Emporblühen des Handels der Stadt sehr viel beitrug. Im J. 1563 wurden hier die Judicia octavalia eingeführt, wodurch dort öfters ansehnliche Versammlungen veranstaltet wurden. Als unter K. Ferdinand II. königl. Commissarien nach Oberungarn gesendet wurden, um den bürgerlichen und kirchlichen Zustand zu untersuchen, übergaben die Städte Kaschau, Eperies, Leutschau, Bartfeld und Zeben hier ihr Glaubensbekenntniß, welches bis jetzt die Confessio quinque civitatum genannt wird. Im J. 1633 kam hier zwischen dem siebenbürgischen Fürsten Georg Rákoczy und den kaiserlichen Abgeordneten ein Vergleich zu Stande, welcher aber nicht lange Bestand hatte, denn schon 1644, unter der Regierung Ferdinand's III., kam Eperies nebst mehren andern Orten in die Hände der Feinde. Die alte Stadtschule, welche sich schon seit längerer Zeit einen sehr guten Ruf errungen hatte, wurde im J. 1666 von dem Adel und den fünf königl. Freistädten, deren Einwohner meist der neuen Lehre zugethan waren, in ein großes Collegium umgestaltet, zu dessen Dotirung reiche Beiträge aus allen Theilen Ungarns und aus der Fremde eingingen. Bis zum J. 1673 blühte diese Lehranstalt und verblieb in den Händen der Protestanten. In dem genannten Jahre wurde es aber geschlossen und den Jesuiten übergeben. Im J. 1682 wurde es unter Tökely zwar wieder den Protestanten zurückgegeben, allein schon in kurzer Zeit erhielten es die Jesuiten wieder, um es fortan bis zu ihrer Aufhebung zu behalten. Da die Stadt im J. 1672 80 kaiserliche Soldaten, welche hier Sicherheit suchten, nicht aufnahm, sondern ihrem Schicksale überließ, das sie in die Hände des Feindes fallen ließ, verlor sie im darauf folgenden Jahre den Salzhandel; alles Geschütz, die Munition und die auf dem Rathhause vorhandenen Waffen wurden ihr genommen, die Thürme und Mauern abgebrochen und ihr zur Vergütung der beschlossenen Plünderung 11,000 Gulden auferlegt und ihr die Unterhaltung des als Garnison eingelegten Regiments zwei Monate hindurch zur Pflicht gemacht. Bald darauf, nämlich im J. 1688, nahmen die Tökeli'schen Unruhen ihren Anfang. Eperies mußte eine harte Belagerung aushalten, die von dem berüchtigten Pater Joseph befehligt, bei dem Herannahen der kaiserlichen Generale Leslie und Wurm aber aufgehoben wurde. Auch im weitern Verlaufe der Zeit mußte die Stadt noch manches andere Drangsal sowol durch Krieg als auch durch Pest und andere Unglücksfälle erdulden. Insbesondere hatten die Protestanten viel zu erdulden. Im J. 1701 saß hier Fürst Franz Rákoczy II. einige Zeit hindurch mit seiner Gemahlin gefangen, von wo er später nach Wienerneustadt abgeführt wurde. Im J. 1723 wurde die Districtualtafel errichtet. In den Jahren 1750, 1751 und 1752 erbauten die Evangelischen ihre Kirche und Schule neu auf und erhielten im J. 1750 von dem Landesfürsten auch die Erlaubniß, die höhern Wissenschaften hier lehren zu dürfen. Eperies ist der Geburtsort des verdienstvollen Gelehrten J. M. Korabinsky.

(*G. F. Schreiner.*)

EPERNAY (Sparnacum), Stadt der Champagne, Hauptort eines Bezirkes des Marnedepartements, der in neun Cantonen 185 Gemeinden zählt, mit einer Bevölkerung von 83,278 Köpfen. Die sehr angenehm, auf dem linken Ufer der Marne belegene Stadt wird für das alte Aquä Perennes gehalten, obgleich sie bereits in dem frühesten Mittelalter den Namen Sparnacum trägt. Von einem großen Eigenthümer, von Eulogius, an den heil. Remigius verkauft, verschaffte dieser durch seinen letzten Willen Sparnacum, sammt seinen übrigen Besitzungen, der Kirche in Reims. Einer der Nachfolger des heil. Remigius, der Erzbischof Hinkmar, suchte in Epernay Zuflucht vor der Wuth der Normänner, und starb daselbst 882. Zwölf Jahre später, 894, wurde zu Epernay Flodoard geboren, der Geschichtschreiber der Kirche von Reims. Eudo II., den man als den ersten Grafen der Champagne ansehen kann, erbaute hierselbst eine Burg, erhob auch aus seinen Trümmern das in einer Fehde eingeäscherte Kloster, um solches 1032 mit Chorherren zu besetzen. Von dem an folgte die Stadt dem allgemeinen Schicksale der Provinz. K. Franz I. ließ sie 1544 ausbrennen, damit nicht die reichen Magazine den Kaiserlichen zur Beute würden, und verlieh einige Jahre später die langsam wieder mit Wohnungen sich bedeckende Brandstätte an Peter Strozzi. Es war das eine fürstliche Vergeltung der unermeßlichen Opfer, welche Strozzi dem Dienste Frankreichs gebracht. Den Ligisten wurde die Stadt 1594 durch eine Belagerung entrissen, welche dem Marschall von Biron

Digitized by Google

das Leben kostete. In einem der damals unter den Mauern gelieferten Gefechte glänzte besonders der alte Parchappe, ein städtischer Beamter, der seine Treue dem Könige zu bethätigen, Haus und Hof verlassen, und mit seinen fünf Söhnen dem Heere des Belagerers sich angeschlossen hatte. An des Königs Seite stritt er als ein Held, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, der eine Sohn fiel vor seinen Augen, selbst verwundet, ließ er nicht ab von dem Kampfe, bis er der Feinde gänzliche Niederlage gesehen. Einen Adelsbrief hat der Mann sich verdient in jenem Strauße, und ein ihm gewidmetes Denkmal ward noch unlängst in der Salle de l'arquebuse des Rathhauses gezeigt, nämlich eine Tapete, welcher das Gefecht bildlich eingewirkt, zusammt einer poetischen Beschreibung. Durch den Tauschvertrag von 1651 wurde Epernay als ein Bestandtheil des neu errichteten Herzogthums Château-Thierry an das Haus la Tour d'Auvergne gegeben. Gegenwärtig zählt der Ort, schlecht gebaut, wie die meisten Städte der Champagne, kaum 6000 Menschen; der einzigen Pfarrkirche Pfarrer ist bis zu der Revolution der Prior der Abtei zu St. Martin, Augustinerordens, gewesen. In diese Abtei hatte, auf Verwendung des heil. Bernhard, Graf Theobald IV. von Champagne 1128 Augustiner Chorherren eingeführt, statt der seit 1032 in ihr hausenden Weltgeistlichen. Zu der Election von Epernay gehörten 86, zu 8957 Feuerstellen berechnete Kirchspiele. Die Stadt steht auswärts in hohem Rufe, als Pflanzstätte einer der edelsten Weine, dem ist nicht vollkommen also. Eine Quelle des edelsten Wassers besitzt sie allerdings als einen unschätzbaren Vorzug, inmitten der kalichten, unlautern, widrigen Gewässer der Champagne, aber der Wein gehört höchstens nur in die zweite, dritte und vierte Classe der Champagnergewächse, zumal, da der dasige Producent in unsern Tagen mehr auf Quantität, denn Qualität achtet. Einzig in der Richtung von Pierry befinden sich einige Weingärten, wie les Semons, les Rocherets, les Closets, les Justices, les Parletines, Belnaut und Chelignon, so dem ersten Rang zuzutheilen. Dafür aber liegt die Stadt ungemein vortheilhaft, im Mittelpunkte der ersten Weinlagen, auf einem dem Bau wohlsicher und vortrefflicher Keller ungemein günstigen Boden. Diese Keller werden in die weiche Kreide getrieben, sind nicht minder haltbar, als diejenigen, so durch massive Wölbungen geschützt, und befördern durch ihre Temperatur ganz ungemein die weitere Bildung der ihnen anvertrauten Weine. Manche dieser Keller, besonders jener des Hauses Moët, haben sich einen europäischen Ruf erworben; man bewundert, bei Moët zumal, Aushöhlungen, die in Umfang und künstlicher Verschlingung den Labyrinthen der Alten vergleichbar. Sie liegen, zusammt den Bureaux, in der Vorstadt, zu beiden Seiten der meyer Heerstraße. Unter den Gebäuden und Gärten dehnen in mehren Stockwerken die Keller sich aus, schmal, mit glattem Stein parquettirt. Die Hauptgänge mögen eine Länge von 1000 Fuß einnehmen (sind demnach den riesenhaften Verhältnissen mancher Kellerburgen in Ungarn keineswegs zu vergleichen); die Wände sind in der Höhe von sechs Fuß mit geschmackvoll geordneten, den edelsten Saft bergenden Flaschen bekleidet. Eine marmorne Tafel in einem Hauptgange berichtet, wie einstens Kaiser Napoleon diese Gewölbe mit seinem Besuche beehrte. Überhaupt pflegen durchreisende Fürsten ohne Ausnahme bei Moët einzukehren, und wir können das nur loben. Auch wir, als König, würden viel eher unter Weinhändlern wie Moët, denn unter Apothekern z. B. unsere Freunde suchen. Der den Kellerbau so sehr erleichternde und begünstigende Boden, verbunden mit den noch wesentlichern Vortheilen der Lage mußte an Epernay den Weinhandel binden, und hat in dieser einen Hinsicht selbst das stolze Reims, mit aller seiner Überlegenheit in den übrigen Handelszweigen, der unbedeutenden Nachbarin nicht Meister werden können. Das eigentliche champagner Weinland erstreckt sich von beiläufig Reims bis Vertus, in einer Längenausdehnung von 12—15 Stunden, in gerader Linie von Norden nach Süden, daher die Weinlagen im Allgemeinen eine östliche Richtung empfangen sollten. Es erhebt sich aber auf der Nordseite der Marne, zwischen Epernay und Reims, ein waldiges Mittelgebirge, welches der auf dem rechten Marneufer belegenen größern Hälfte des Weinlandes, in ihrer mit Reben bepflanzten nördlichen Ausdachung den Namen la montagne de Reims, in ihrer südlichen, gegen die Marne gerichteten Abdachung den Namen la côte d'Ay, dem ganzen Gebirge aber die Gestalt eines Halbcirkels aufdrückt. Der Richtung dieses Halbcirkels müssen die Expositionen nothwendig folgen; zunächst an Reims werden sie beinahe vollkommen nördlich, in weiterer Entfernung, wie zu Verzenay, Verzy, Villers-Marmery, Bouzy, werden sie meist östlich; die in der nächsten Umgebung von Epernay belegenen Ortschaften Ay, Mareuil, Dizy und Hautvillers, sind rein südlich exponirt. Hier, in dem herrlichen Marnethale, erscheint auffallend günstiger das Verhältniß der, im Allgemeinen ansteigenden Lagen, die hingegen in der östlichen, die besten Weine erzeugenden Region des Halbcirkels, zur Fläche beinahe sich senken, oder kaum merklich ansteigen. Die Montagne und die Côte d'Ay, oder jener Halbcirkel in seiner Gesammtheit, werden durch die Marne von der andern, mindern Hälfte des Weinlandes getrennt. Lagen und Örtlichkeitsbeziehungen versagen jedoch dem linken Ufer ein Erzeugniß, so in seinen Qualitäten jenem des rechten Ufers gleichgestellt werden könnte. Auch bildet dieses linke Ufer, oder la côte d'Avize, obgleich in seinem Rücken, gegen Westen, von ziemlich bewaldeten Höhen umfaßt, weder eine eigentliche regelmäßig fortlaufende Côte, den Strich von Cramant bis Vertus ausgenommen, noch auch einen Halbcirkel, wie das Schwestergebiet, sondern es beschreiben die Weinlagen eine verworrene, in etwas gekrümmte Linie, die sich von Epernay bis Vertus zieht. Als regellose Anhäufung von meist gegen Osten ausgeflächten Kreidehügeln und Kreidebergen gestaltet sich, von Pierry an, die über Monthelon, Cuy, Cramant, Avize, Oger, le Menil, über Vertus hinüber sich ausdehnende Landschaft. Minder begünstigt durch die Exposition, erfreut sie sich gleichwol eines eigenthümlichen Vorzugs; sie bereitet aus weißen Trauben den Wein, welcher zu Erhöhung der Mousserung den aus rothen Trauben gekelter-

Digitized by Google

ten Weinen des rechten Ufers beigegeben werden muß. Wie bekannt wird der mousstrende Champagner auf künstliche Weise bereitet. Wird die Gährung gar nicht unterbrochen, so gibt es einen nicht mousstrenden Wein, nonmousseux. Ist das in geringerem Maße geschehen, so wird der Wein halb mousstrend (crémant), ließ man ihn noch eine Gährung auf der Flasche machen, und ward ihm der Liqueur, weißer Zucker, in allem, gutem Weine aufgelöst, beigesetzt, so ist der vollmousstrende Wein (grand mousseux) fertig. Fleur de N. N. (in der Regel Sillery) ist das für die feinsten Gewächse beliebte Prädicat. Tisane heißen leichte, nicht mousstrende, im Auslande selten oder niemals vorkommende Tischweine; ein unwürdiges, süßliches, fades Getränk, das seines, an die häßlichste aller Krankheiten mahnenden Namens vollkommen würdig. Vin rosé ist ein blaßrother Mousseux, wovon Oeil de perdrix eine etwas dunklere Schattirung. In vorigen Zeiten wurde der in unsern Tagen überhaupt weniger begehrte Vin rosé dadurch erzielt, daß man die Würze vor dem Keltern einige Tage auf den Trebern stehen ließ; davon empfing der Wein eine dem Auge sehr wohlgefällige, tief rosenrothe Farbe, die er jedoch mit einer gewissen, von den Trebern herstammenden Rauhigkeit erkaufen mußte. Im Übrigen gleich dem weißen Champagner behandelt, mußte er in den ersten Jahren verbraucht werden, denn die Farbe geht allmälig in das Gelbe über. Diesem letzten Übelstande abzuhelfen, hat man in der neuern Zeit einen dauerhaften Färbungsstoff erfunden, einen aus Hollunderbeeren und Weinstein, mit einem Zusatze von etwas Spiritus bereiteten Wein. Eine Bouteille voll dieser gehörig vergohrenen Mischung reicht aus, um 200 Bouteillen Wein die dauerhafte Rosafarbe mitzutheilen. Sie wird im Großen für den Verkauf zu Fimes bereitet, und heißt daher im gemeinen Leben Vin de Fimes. Zu den non-mousseux, vins secs, die nur vom Boden des Glases, ohne zu brausen, seine Perlen treiben, wählt man die reifsten Beeren und die vorzüglichsten Gewächse. Dasselbe gilt von den crémans, welche beim Einschenken nur soviel Schaum geben, daß derselbe als eine leichte, von den aufsteigenden Perlen auf der Oberfläche des Glases erhaltene Decke schwebt; überhaupt wird zwischen crémant und non-mousseux nur wenig Unterschied gemacht. Fleur, Blume, deutet auf etwas Ausgesuchtes, gleichwie die nicht minder häufig vorkommenden Prädicate Qualité supérieure und première qualité. Zu dergleichen pompösen Titeln berechtigte Weine sollen nur aus den ersten Cuvées bereitet werden, wohingegen der gewöhnliche grand-mousseux den besten letzten Pressen anzugehören pflegt. Heiße Jahre erzeugen geistige, körperliche (corpsés) Weine, mit geringer Mousse; je leichter, grüner, geistloser der Wein, um so stärker das Schäumen. Aus diesem erklärt sich, warum die Weine de la montagne edler und feiner, jene der Marne teigiger und süßer, jene der côte d'Avize leichter und schäumender sind. Die besten mousstrenden Weine werden durch Mischung dieser verschiedenen Eigenschaften erzeugt, und eine lange Erfahrung steht für solche Verrichtung den Handelshäusern zu Gebote: sie wissen hierbei vortrefflich die Bouzy Milde und Zartheit, des Sillery und Verzenay Körperkraft und pikante Bitterkeit, des Ay und Mareuil Festigkeit, des Avize Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und reichliche Mousse zu paaren. Auch der Jahrgang ist von vorzüglicher Bedeutung, und ein wohleingerichtetes Handelshaus darf der guten, zu Kräftigung der jüngern und minder vorzüglichen Gewächse bestimmten Weine niemals entbehren, gleichwie von der andern Seite eine vernünftige Handelspolitik fodert, daß man in ausgezeichneten Jahrgängen die Kunden nicht verwöhne durch Lieferungen, deren Vollkommenheit in minder günstigen Jahren nicht zu erreichen. Für solche Fälle werden geringere Weine beigegeben, stets von kunstgerechter Hand, denn es bereitet kein Weinbergsbesitzer, einige Häuser ausgenommen, den edeln Mousseux: dieses Geschäft wird lediglich von den Handelshäusern zu Epernay, Ay, Mareuil, Avize, Chalons und Reims betrieben, als welche ihren Bedarf an noch nicht präparirten Weinen von Winzern und Gutsbesitzern erkaufen. Daß der Champagner sich demnach gänzlich und ohne alle Controle, in dem Bereiche der Industrie, nicht der Producenten, befindet, wird wol auch die auffallende Erscheinung erklären, daß man in der neuesten Zeit an andern Orten mousstrende Weine zu bereiten gelernt hat, die eine Concurrenz mit dem echten Champagner zu bestehen vermögend, obgleich an Rhein und Mosel die materia prima so unendlich viel geringer. Denn was sind jener Flußgebiete edelste rothe Weine, verglichen mit den rothen Weinen der Champagne, die aus denselben rothen Trauben, wie der mousseux bereitet, mit den trefflichsten Burgunderweinen um den Vorzug streiten durch Feinheit, Feuer und geistige Flüchtigkeit? Der Champagne jährliche Crescenz wird zu 700,000 Hektoliter, über 80 Millionen Flaschen, berechnet; ein Viertel davon mag etwa zu Mousseur verarbeitet werden, und das zwar erst seit 1814, in frühern Jahren war der Absatz der mousstrenden Weine ungleich geringer. Es wird, wie bereits gesagt, durch die Marne und das Gebirge von Reims das Weinland abgetheilt in die Montagne, in die Côte d'Ay oder die Marne, und in die Côte d'Avize, wozu noch stromabwärts die Côte de Châtillon zu fügen, und nordwestlich von Reims das sogenannte Pays de St. Thierry, so durch eine ebenfalls mit Reben bedeckte Höhenkette im Süden der Vesle mit der Montagne verbunden. St. Thierry selbst hat den Namen von einer Benedictinerabtei, und producirt besonders in dem Clos de St. Thierry Weine, die mit der Färbung und dem Geschmacke des edelsten Burgunders die Flüchtigkeit der Champagnerweine verbinden. Die übrigen Weine hingegen der Markung von St. Thierry und des Pays de St. Thierry, wie Trigny, Chenay, Pouillon, Villers-Franqueux, Armonville, gehören nur an das Ende der dritten Classe: es sind sehr gesuchte, hellrothe Weine von dem angenehmsten Geschmacke. Südlich der Vesle, an der untern Montagne, 2—3 Lieues von Reims, treffen wir zuerst Pargny, dessen rother Wein, um seiner geringern Haltbarkeit willen, der vierten Classe zuzutheilen, während hingegen das benachbarte Chamery-Ecueil und Villedemange zumal Weine von sehr guter Art, die 10—12 Jahre haltbar, erzeugen, und darum

Digitized by Google

an die Spitze der zweiten Classe gehören. Villers-aux-noeuds, zwischen Chamery und Reims, baut weiße, flüchtige, angenehme, aber schwache Weine, die man selten das zweite Jahr antreten läßt. In gleicher Nähe zu Reims, aber hart auf dem linken Ufer der Besle, ist Taissy gelegen, dessen rother Wein beinahe den Gewächsen von Bouzy und St. Thierry gleichzustellen, und sich von ihnen einzig durch Nuancen unterscheidet, so allein für erfahrne Weinkenner verständlich. Es folgt zunächst, die Besle aufwärts, an der Straße von Chalons nach Reims (zwei Lieues) das weltberühmte Sillery, die Pflanzstätte der edelsten und feurigsten von allen Champagnerweinen, den weniger seine Bernsteinfarbe, als der ihm eigenthümliche Mandelgeschmack charakterisiren. Dichtigkeit, Geist, eine herrliche Blume, die auftregende Kraft, womit er begabt, sichern ihm den Vorzug vor allen andern Gewächsen der Provinz; außerdem wird von ihm gerühmt, daß er den Mund frisch erhalte, und, selbst in einigem Übermaße genossen, keine dauernde Unbequemlichkeit veranlasse. Er hält sich sehr lange und gewinnt mit den Jahren; als besonders vorzüglich ist der Sillery ermannt bekannt, und wenn er von Hause aus als ein sec behandelt worden, kann er in seinen wesentlichsten Eigenschaften den schwersten Rhein- oder Maderaweinen gleichgestellt werden. Wenn er im Keller zu hoch stand, und dadurch, oder durch andere widrige Zufälle, zu Gährung kam, darf man nur, um ihn wieder herzustellen, die entstöhselte Flasche eine Stunde lang in Eis setzen. Überhaupt läßt man diesen Wein, bevor er zur Tafel gezogen wird, vom Froste berühren. Die Weinberge erheben sich gegen eine dem Dorfe anliegende Höhe, von etwa zehn Grad Abdachung und nordnordöstlicher Exposition, und wird ihr Product heutzutage nur mehr in geringen Quantitäten zu rothen Weinen, die nicht einmal von besonderer Güte, verwendet. Sillery und das benachbarte Puisieulx waren das Eigenthum von Maria Cauchon, so durch Ehevertrag vom 30. Nov. 1543 des Peter Brulart Hausfrau geworden ist. Ihr Sohn, Nicolaus Brulart, der Kanzler von Frankreich, ließ 1619 Sillery zu einem Marquisat erheben. Die Erbin einer Linie der Brulart trug das Marquisat 1744 an ihren Gemahl Ludwig Cäsar le Tellier de Louvois, den nachmaligen Marschall von Frankreich und Herzog von Estrées, indem sie aber ohne Kinder blieb, mußte sie bei ihrem Ableben ein jährliches Einkommen von 100,000 Livres, auch Sillery und Puisieulx, einem andern Brulart, dem Grafen von Genlis, hinterlassen. Dessen jüngere Tochter trug Sillery an ihren Gemahl, den General Valence, und weiter an den heutigen Marschall Gérard. Zu dessen Zeiten, 1814, wurde das schöne Schloß von den Russen verbrannt; das Gut verkaufte er 1816 an die sogenannte schwarze Bande. Alles wurde sofort vereinzelt; die Schloßtrümmer und einen Theil des Ackerlandes brachte Hédin, der Maire von Sillery, an sich. Dieser Wechsel wurde dem Weinbaue und dem Rufe von Sillery sehr nachtheilig. Die Marschallin von Estrées hatte sorgfältig gebaut, die Stöcke standen vier Fuß und darüber von einander; außerdem wurden nicht nur die zu Sillery selbst gewonnenen Weine, sondern auch der Ertrag der herrschaftlichen Weinberge in Lubes, Mailly, Verzenay und Verzy, in Allem über 300 Morgen, nach dem Schloßkeller geschafft, um dort gepflegt, von dort aus verkauft zu werden. Die Käufer hatten sich gewöhnt, alle diese Weine als Erzeugnisse der Flur von Sillery zu betrachten. Die Zerschlagung des Guts in so viele kleine Parzellen mußte von den gewöhnlichen Folgen der Bettelwirthschaft begleitet sein. Der treffliche Boden, der nur seltenen Dünger fodert, die vielfältigen Mißjahre in Wein, die hohen Fruchtpreise, veranlaßten viele der kleinern Eigenthümer, die Reben auszurotten, und in den herrschaften Weinlagen, wie wir dieses auch auf Schloß Johannisberg gesehen haben, Weizen und andere Körnerfrüchte zu bauen, die bei geringern Culturkosten einen höhern und minder zufälligen Ertrag erwarten ließen. Indessen wurden die moussirenden Weine überall beliebter, der auf sie begründete Handel gewann mit jedem Tage eine größere Ausdehnung, und von allen Seiten kam Nachfrage um Sillerywein. Die Aufmerksamkeit für jenes berühmte Clos de Sillery wurde neu geweckt; man begann die besten Stellen mit jungen Reben zu besetzen, namentlich die Côte, die den Witterungszufällen, vorzüglich dem Froste, weniger ausgesetzt, von jeher den feurigsten und kräftigsten Wein erzeugte. Besonders verdient hat sich um jenen neuen Anbau gemacht August Ruinart; von 1832 an hat er mit schweren Kosten in jener vortrefflichen, damals noch ganz vernachlässigten Lage, 70 Morgen an sich gebracht, auch deren allmälige Bepflanzung bewerkstelligt. Schon vor 40 Jahren kostete die Bepflanzung eines Morgens 1200 Franken. Wir können von Sillery nicht schreiben, ohne die Stelle bei Jullien (Topographie de tous les vignobles. p. 30) abzuschreiben: le corps de ce vin, le spiritueux, le charmant bouquet et les vertus toniques, dont il est pourvu, lui assurent la priorité sur tous les autres.“ Eine halbe Stunde von Sillery, an der Höhe, hat Hr. Moët sich das stattliche Schloß Romont erbaut, um zu zeigen, wie es scheint, was Reichthum und Beharrlichkeit gegen die Natur vermögen. Die ganze Anlage kostet ihm 1,500,000 Franken; dafür besitzt er ein vollständiges Gut von 800 Morgen, darunter bedeutende Stücke der berühmten Bruyères von Mailly. Das höher hinauf, zwischen der Besle und der Straße von Chalons belegene Beaumont baut einen Wein, der in allen Dingen jenem von Villers-aux-noeuds ähnlich. Verzy, so südlich von Beaumont, aber schon an der Montagne gelegen, und das dicht an Verzy gelehnte St. Basle, eine ehemalige Benedictinerabtei, liefern mit dem weiter nach Westen, und in größerer Nähe zu Romont gelagerten Verzenay, Weine im ersten Range, Nr. 2, doch dergestalt, daß die meisten Gewächse von Verzy jenen von Verzenay nicht völlig gleichkommen. Bei Verzenay werden als die besten Weingärten gerühmt Pisse-Renard, Bas-Pertuis, Carreaux, Blanc-fossés, Demi-demies, Basses-coutures, Basses-bruyères, Champ-Saint Martin; zu Verzy haben vorzüglichen Ruf les Vignes-Gosset, Terres de Saint-Basle, Baillons, Houtes, Charronnés, Noyers d'or, Basses-Vincelles, Foncelles. Alle diese Weinberge liegen an einer nordöstlichen, beholzten Ecke der

Digitized by Google

Montagne, und bilden gewöhnlich ganz flache Mulden von 6—10 Grad Abdachung durchschnittlich, die sich gegen Osten ausmünden, und mit der einen Seite der Mulde vortreffliche südliche Expositionen bieten, daher nicht nur die Morgensonne, der im Lande so gepriesene Soleil de dix heures, sondern auch die Abendsonne in voller Kraft wirken kann. Im Allgemeinen finden sich die bessern Lagen, wo die rothen Trauben wachsen, unterhalb der Ortschaften, namentlich am Fuße der Höhen, wohingegen die zunächst an die Waldkuppen stoßenden Spitzen nur geringe Weine erzeugen, auch gar vielfältig nur mit der weißen Burgunderrebe, die vielen, aber minder werthvollen Wein liefert, bepflanzt sind. Als vormaliger Bestandtheil des Marquisats Sillery mag Verzenay nicht geringen Antheil haben an der frühern Berühmtheit der Sillerweine. Jetzt behauptet das hiesige Gewächs einen eigenthümlichen ausgezeichneten Rang: es besitzt bei einer in etwas schillernden Farbe viel Feuer, und ein aromatisches Bouquet, ist, mit dem Sillery, der feurigste, schwerste Wein der Champagne, geht sehr zu Blut, und wird, wegen seiner Stärke, selten rein gefüllt. Die lebhaften Auvize- und Pierrywein geben ihm die dem besten Mousseur eigenthümliche Feinheit im Geschmacke, indem sie zugleich die übermäßige Kraft mildern. Die crémans und non-mousseux von Verzenay sind zumal vortrefflich, und werden Liebhaber von starken Weinen unter allen Umständen den Sillery und Verzenay dem zarten Bouzy und Ay vorziehen. Mailly und Lubés, von Verzenay die nächsten Nachbarn gegen Westen, gehören theilweise mit ihren Weinen in dieselbe Kategorie, daher Jullien zu der Zeit, als noch die Benutzung zu rothen Weinen vorherrschte, schreiben konnte: „Verzy, Verzenay, Mailly und Saint-Basle, geben von rothen Weinen die besten, nämlich die von der Montagne; sie haben eine schöne Farbe, Körper, Geist, und hauptsächlich große Feinheit, Würze und Blume.“ Mailly hat, als ganz besonders vorzügliche Weinlage, seine berühmten Bruyères, die mit den Bruyères von Sillery zusammenhängen. Immer in westlicher Richtung folgen auf Lubés die Ortschaften Chigny, Rilly-la-montagne, Villers-Allerand, die schon im Nachtheile gegen Verzenay stehen, obgleich Jullien versichert, „ihre (rothe) Weine besitzen alle Eigenschaften der in der ersten Classe verzeichneten Berge, und unterscheiden sich von ihnen lediglich durch Abstufungen, welche allein erfahrne Weinkenner zu schätzen verstehen.“ Indem hiermit die ganze nördliche Linie der Montagne beschrieben, wenden wir uns ihrem südöstlichen Ende zu, wo, anderthalb Stunden von Verzy, und von demselben zum Theil durch Feldbau getrennt, das kleine Kirchdorf Bouzy am Fuße eines kegelförmigen, mit Reben bepflanzten Hügels gelegen. Unabhängig von den günstigsten Bodenverhältnissen, genießt dieser Hügel von Morgen bis zu Abend der Sonne, daher sein Erzeugniß, geistig im hohen Grade, zugleich begabt ist mit der zartesten Feinheit, mit herrlicher Würze und unvergleichlichem Bouquet, Vorzüge, denen zwar nicht der gleiche Grad von Stärke beigegeben. Früher wurde hier nur rother Wein, in Zartheit und Bouquet unstreitig einer der besten des Landes, bereitet, seitdem aber der Verkehr mit moussirenden Weinen zu so großer Ausdehnung gelangte, wird zu solchen theilweise auch das hiesige Gewächs, und zwar mit dem besten Erfolge, verarbeitet. Die Quantität des gewonnenen Weines ist aber gering, und darum der Preis stets höher, als in den Nachbarorten; deshalb wird er vor der Lese von den ersten Häusern allein gegen gleich baare Bezahlung aufgekauft, während unbemittelte Käufer durch die hohen Foderungen der Producenten abgeschreckt werden. Als Mousseux kommt der Bouzywein niemals pur in den Handel, theils, weil es zu wenig davon gibt, theils, weil er ungemischt nicht haltbar ist, sondern durchaus mit einem andern Weine verschnitten werden muß. Jedenfalls wird er, vermöge der geographischen Lage der Pflanzungen, die Eigenschaften der Montagne- und Marneweine vereinigend, dem Sillery zur Seite die erste Stelle in der ersten Classe einnehmen. Hinter Bouzy verliert sich der Weinbau, und man betrachtet den Ort als den Grenzpunkt der Montagne; von da sind es zwei Stunden bis nach Mareuil, einem der Diamanten unter den Weinen des Marnethales. So man aber von Bouzy seitwärts der Höhe sich zuwendet, gelangt man über einen schmalen Rücken in das Thal von Aure, zunächst, in des Thales letzter Schlucht, zu dem einst weitbekannten Schlosse Louvois, dem Sitz der le Tellier, dann, gegen des Thales Mündung, nach Avenay, mit der anliegenden, von der heil. Bertha, der Gemahlin von Gunnbert, dem heil. Mayordomus, gestifteten Frauenabtei, Benedictinerordens. Es behauptete dieses Kloster einen ausgezeichneten Rang im Orden, war auch regelmäßig, bis zu seinem Erlöschen, von wenigstens 40 Schwestern bewohnt. Heute ist der Weinbau die einzige Merkwürdigkeit von Avenay, und setzt Jullien den hiesigen rothen Wein in die vierte Classe, sodaß er noch dem Champillon und Damery vorzuziehen. Gegenwärtig wird das Gewächs von Avenay wol meistentheils als Mareuil versendet, was um so leichter, da die beiden Markungen mit einander grenzen. Mareuil, ganz nahe am rechten Ufer der Marne gelegen, hängt durch seine Weinberge links mit denen von Ay, rechts mit denen von Avenay und Bouzy zusammen. Als die vorzüglichsten Weingärten von Mareuil nennt man die Place-Saint-Pierre, les Macrets, la Blanche-voie, les Charmons und les Bourdeleuses. Die Lagen sind entweder eben, oder an die Kreideselsen gehängt; man sollte ein solches Terrain als dem Weinbau weniger günstig betrachten, und doch wird versichert, daß einige der hiesigen Weine mit jenen von Ay wetteifern, daß manche Gärten ein Gewächs erzeugen, das die Vorzüge des Bouzy theilt. Gleichwol ist im Allgemeinen der hiesige Wein gröber, härter, grünlich und minder haltbar, sodaß nur die besten Jahre ihn gut, reif und süß hervorbringen. Darum hat Mareuil vordem schlechter rangirt, als Epernay, jetzt darf man jenem den Vorzug zuerkennen, und seine Gewächse noch zur ersten Classe, unter Nr. 6, stellen. Die drei Söhne des Marschalls Lannes, Herzogs von Montebello, haben als Besitzer des vormals dem Hause Orléans zuständigen Schlosses auf demselben ein großes Etablissement für moussirende Weine begründet, das sich unter der persönlichen Leitung

Digitized by Google

des einen der Brüder, des Marquis Alfred de Montebello, befindet. In der Firma des Hauses heißt es: Duc de Montebello, propriétaire de l'ancien vignoble de la famille d'Orléans, au château de Mareuil-sur-Ay, Marne, exploité par M. Alfred de Montebello. Sein Besitzthum ist nicht gar bedeutend, die meisten Rebgüter befinden sich in den Händen von kleinen Eigenthümern. Ay, das mit Mareuil und Avenay, dann wieder mit Epernay und Mareuil ein Dreieck bildet, liegt eine kleine halbe Stunde von Epernay, nach Mareuil zu nur eine Viertelstunde von der Marne entfernt, und ist ein bedeutendes Städtchen, von großer Ausdehnung und von schönen, den Wohlstand der Bewohner verkündigenden Gartenanlagen umgeben. Die Weinberge lehnen sich theils an die Abhänge steiler Kreidefelsen, theils sind sie auf vorliegende, nach allen Seiten freie und sanft ablaufende Hügel gegründet. Diese geben, vorzüglich in den Mittellagen, die besten Weine. Man rühmt die Weingärten Charmont, Avniers, Blancs-fossés, les Droualles, les Meuniéres, Cheuselle, les Côtes-Bonnates, Goutte d'or, les Villers, les Bauzelles, le Terme, Pierre-Robert und les Chaubds-terres. Der Wein zeichnet sich nicht durch Kraft und Schwere aus, sondern im Gegentheil durch hohe Feinheit, die ihn zum lieblichsten Weine der Champagne macht. Weiß von Farbe, wird er hier und da auch bläulich und dann oft, mit der Zeit, ganz fett; als Ursache hiervon läßt sich angeben, daß der in diesem Weine enthaltene natürliche Zuckerstoff stärker ist, als seine Vinosität, er daher nicht selten matt wird und in eine Art von Gährung übergeht, die ihn zum Getränke untauglich macht. Aus diesem Grunde wird der Ay ebenso selten wie der Bouzy, pur versendet, sondern man verschneidet ihn mit den solidern Weinen der Montagne, die ihn nicht nur haltbar machen, sondern auch durch ihre Vinosität ihm jene angenehme Fülle verleihen, welche eines vollkommenen Champagners besonderer Vorzug ist. Einer der bedeutendsten Eigenthümer ist der Contreadmiral, Graf Villermont: er soll die besten Weine keltern. Durch Lage, Form, Abdachung und Exposition ganz besonders ausgezeichnet, vereinigt der Berg von Ay alle Schönheiten, die man bei einer vorzüglichen Weinlage begehren kann. Das nächste Dorf, Dizy, bildet mit dem weiter westlich entlegenen Hautvillers gewissermaßen ein Weingebiet, verwandt durch Lage, Boden und Rebsatz. Hautvillers erhebt sich auf einem der Vorberge des Waldgebirges und gehört demnach zu den Punkten, von welchen der Beschauer das ganze herrliche Marnethal beherrscht. Diese Lage, so abstechend gegen die milden, lieblichen Formen des Weingeländes von Ay, verleihet manchem der unterhalb des Orts belegenen Weinberge eine starke Abdachung, die an der Côte de Leris bis zu 26 Grad, ohne Terrassen, ansteigt. Die hiesige, 670 von dem Erzbischofe Nivard von Reims gestiftete Abtei Benedictinerordens war eine der reichsten der Provinz, und besaß besonders die vorzüglichsten Weingärten, deren Product den ersten Lagen von Ay gleichkam, ja dieselben oft übertraf. Die Vereinzelung dieser Weingärten und ihr minder sorgfältiger Betrieb durch kleine, unbemittelte Eigenthümer ist dem Rufe von Hautvillers sehr nachtheilig geworden. Doch rangirt der Ort als Nr. 5. in der ersten Classe. Weniger süß, aber körperlicher, als die von Ay, haben seine Weine viel Feinheit, Geist, Wohlgeruch und einen vortrefflichen Geschmack. Moët, der zu Hautvillers, wie zu Dizy, die vorzüglichsten Lagen besitzt, verwendet deren Ausbeute vorzüglich zu seinem Mousseur, indem er damit den Epernay verschneidet und auf diese Weise ein gutes, stark brausendes und bouquetreiches, oder, wie der Kunstausdruck lautet, ein süßiges Getränk bereitet. Die werthvollsten Lagen sind zu Hautvillers der Clos-Saint-Pierre, Champ de Linette, Montimelles, Côtes-de-Lern, Bismarlettes, Pignon, Trésor, Prières, Vorivat, Maladries und Garennes; les Quartiers, und besonders der in deren Mittelpunkt, auf halber Höhe belegene Weinberg Hataut, erzeugen einen rothen Wein, der dem vormals in Bouzy bereiteten sehr ähnlich. Er muß 2—3 Jahre auf den Fässern liegen bleiben, und hält sich hernach auf Flaschen zehn und mehr Jahre, nur daß er in schlechten Kellern leicht umschlägt. Die Weine von Dizy, obgleich sie in den meisten Eigenschaften, mit denen von Hautvillers, dem Ay am nächsten stehen, können gleichwol, genau genommen, nicht derselben Classe zugetheilt werden, weil sie zu sehr insluencirt und modificirt durch die Lage sind. Nur der unter dem Namen les Crayons bekannte Theil der Markung erzeugt Weine, welche, wenigstens theilweise, den Charakter und alle übrigen Eigenschaften des Ay besitzen, und sich nur dadurch unterscheiden, daß sie feiner, aber etwas weniger geistig sind. Die Millenons, Souchienne, Moque-bouteille und les Léons werden als die vorzüglichsten Weinberge genannt. Champillon, an der Quelle des Bachs, der unterhalb Dizy in die Marne geht, baut Weine, die jenen von Avenay nicht viel nachgeben. Cumières, ein Stündchen von Epernay, die Marne abwärts, kann wol als der Schlußstein der Côte d'Ay, gegen die Côte von Châtillon hin, betrachtet werden. Es schreibt davon Julien: „Das Rebland von Cumières, auf den Anhöhen, so den Namen Rivière de Marne führen, gelegen, grenzt an die durch ihre weißen Weine berühmten Bezirke, steht indessen blos durch seine rothen Weine in Ruf. Sie sind noch feiner und zarter, als jene der Montagne von Reims, haben aber weniger Körper und Geist, und sind so früh reif, daß sie in heißen Jahrgängen schon im ersten Jahre gut werden, und selten länger, als 3—4 Jahre sich halten." Die hinter Cumières, landwärts, belegenen Ortschaften Romery und Cormoyeux bauen nur bessere Sorten von Landwein. Die Côte d'Avize, oder die auf dem linken Marneufer belegene Hälfte des Weingeländes, nimmt ihren Anfang mit dem eigentlichen Weinbebiete von Epernay selbst. Das von da ¾ Stunde südlich entlegene Pierry erzeugt, gleich den übrigen Arten der Côte d'Avize, einen leichten, lebhaften, stark schäumenden Wein mit scharf in die Nase steigendem Flintensteinduft. Er ist mehr trocken als markig, selten würzig, und verbindet sich sehr gut mit den Weinen der Marne, und noch besser mit den edeln Weinen der Montagne. Ungemischt hält er sich nicht lange, weil er, hierin dem Moselweine ähnlich, zu Kälte geslimmt, auch, unbeschadet seiner elegan-

Digitized by Google

ten, weißen Farbe, viel Rebengrüne enthält. Pierrywein, mit Bouzy gemischt, gibt einen ungemein zarten Mousseur, hingegen dem Verzenay zugesetzt, einen genügenden, kräftigen, körperlichen Wein, der seine berauschende Kraft meistentheils aufgegeben hat, und darum zumal in Teutschland sehr gesucht wird. In den ersten Rang der hiesigen Weinberge setzt man les Bordets, les Porgeons, les Gouttes-d'or, les Rocherets, les Folies, les Collines, En-renard, als unter den auf halbem Abhange belegenen Gärten die besten weißen Weine hervorbringend; aus dem Erzeugnisse der höher oder tiefer liegenden Gärten werden nur rothe Weine bereitet. Viele Eigenthümer haben den Meunier oder Brie vervielfältigt, eine weiße Rebe, die von weitem schon kenntlich an dem weißen Filz, mit welchem die Oberfläche der dunkelgrünen Blätter bekleidet; sie gibt reichliche Ernten, aber einen sehr schlechten, wenig haltbaren Wein. Viele Käufer meiden Pierry, lediglich aus Furcht vor dem Product dieser Reben, welche mehr als die halbe Markung bedecken. Der Boden, licht braunröthlicher Thon, ist mit röthlichen Feuersteinen erfüllt, die als zerfressene Nieren unter der Erdoberfläche zerstreut liegen, und nährt eine Vegetation, die üppiger, als irgendwo in der Champagne. Besonders sind die Trauben viel größer und schwärzer, als an andern Orten, daß man bei oberflächlicher Betrachtung versucht werden sollte, in dem Stocke die gemeine Burgunderrebe zu verkennen. Westlich von Pierry, am Saume des Waldes von Epernay, folgt zunächst Moussy, mit seinen bessern Gewächsen, aus les Balavennes, les Aventures, le Chardeloup, les Côtes-aux-cerisiers, les Crayons, En-Rigobelin und les Culbutes, gar sehr dem Pierrywein verwandt, gleichwie auch in Moussy die Meunierrebe gar sehr vervielfältigt ist. Das an Moussy beinahe anstoßende Chavot, gleichwie das der Marne benachbarte Mardeuil erbauen Weine, die jenen von Vertus nicht unähnlich, doch minder haltbar; Vinay, und das im Süden davon belegene Molins, geben, wie Chouilly, Monthelon, Grauves, Mancy und Montgrimaud, weiße, flüchtige, angenehme, aber schwache Weine, die gewöhnlich im ersten Jahre verbraucht werden. In heißen Jahrgängen werden die besten Qualitäten oft zu Bereitung von moussirenden Weinen dritter Classe benutzt; dann erhalten sie durch 1/10 Zusatz in Ay oder Mareuil Körper, Geist und Haltbarkeit. St. Martin d'Ablois, das Städtchen, macht gegen Westen die äußerste Grenze der Côte d'Avize, und producirt aus weißen Trauben weiße Weine, die zum Theil zwei, durchaus aber eine Classe höher stehen, als Vinay und Molins; besonders vortheilhaft bekannt sind die Crayons zu St. Martin-d'Ablois. Nach Osten zurückkehrend finden wir der Marne zunächst Chouilly, von welchem bereits die Rede gewesen. Auf der eigentlichen, östlich exponirten, von der Marne etwa 2 Lieues abstehenden Côte, folgen auf Pierry, südlich, erst Monthelon, dann Mancy; Montgrimaud, von Mancy der nächste Nachbar, steht damit in gleichen Verhältnissen, das zwischen Montgrimaud und Avize belegene Grauves aber baut in den Roualles gute Weine, die ungezweifelt der dritten Classe angehören. Ungefähr in gleicher Höhe mit Mancy, aber an dem Abhange, erscheint Cramant, von vielen unmittelbar hinter Pierry in Nr. 8. des zweiten Ranges, von andern sogar höher gestellt als Pierry, indem die Winzer, mehr wie dort, der Quantität die Qualität vorziehen. Die Haupteigenschaft des Cramant, der im Übrigen dem Pierry ähnlich, ist das starke Petillant, schäumen und perlen, welches kein anderer Wein der Champagne im gleichen Grade besitzt. Das Städtchen Avize, sowie das noch weiter südlich gelegene Dorf le Ménil, rangiren in der zweiten Classe, unter Nr. 10. Die Pflanzungen bestehen im Allgemeinen, wie überall auf der Côte d'Avize, aus weißen Reben, die besser gedeihen, als die rothen. Außer den vielerlei Mischungen, zu welchen der Avize verwendet zu werden pflegt, geht er noch besonders als Tisane in den Handel, und ist die hiesige Tisane verhältnißmäßig wol die beste, zum Zeichen, daß sie nicht, wie anderwärts, das ärmliche Ergebniß der letzten aller edeln Stoffe beraubten Pressen ist. Es wird diese Tisane mit Ablauf des ersten Jahres auf Flaschen gezogen und von den Ärzten in Blasenkrankheiten verordnet, auch von Leuten, die daran gewöhnt, als ein Reizmittel für den Appetit gepriesen. Mehre Weinhandlungen befinden sich im Orte, darunter solche, welche die auf Flaschen gezogenen Weine in gehöriger Vorbereitung zu weiterer Behandlung an die eigentlichen Champagnerhandlungen liefern. Die Gemarkung von Avize enthält 700—800 Morgen Weinberge, unter diesen eine südliche Lage von 14 Grad, les Gouttes d'or genannt. Oger, gleich bei Avize, und das ebenfalls südlich, aber im weitern Abstande belegene le Ménil erzeugen Weine, die überhaupt denen von Avize ähnlich, doch behauptet Oger unter den drei Orten einen gewissen Vorzug. Vertus ist der letzte Ort der Côte, und nicht nur wegen des Schlachtfeldes von 1814 berühmt, sondern auch als Hauptort einer alten Grafschaft, welche der erste Titel der Visconti von Mailand gewesen ist, bevor ihr Staat von K. Wenceslaus zu einem Herzogthum erhoben worden. Die rothen Weine von Vertus verbinden mit einer ausgezeichnet schönen Farbe, mit Körper und Geist einen sehr angenehmen Geschmack, sind zwar in dem ersten Jahre fest, gewinnen aber viel, wenn sie altern, und halten sich lange. Die Côte de Châtillon hingegen, als deren Grenze wir Cumières annehmen, baut gemeine, viel Wein gebende Reben, und preßt daraus rothe Landweine ohne Dauer, während die bessern hier und da vorkommenden Gewächse sich ungenannt in den Kellern der Handlungshäuser verlieren, um der Mousseurfabrication zu dienen. Es umfaßt dieses Weingelände das Marnethal bis einschließlich Dormans. Châtillon selbst, das berühmte Stammhaus eines Geschlechtes, dem nur wenige in der Christenheit zu vergleichen, besitzt eine ganz vorzügliche Weinbergslage, und genießen seine Weine darum eines gewissen Rufes, den mit ihm die benachbarten Gemeinden Reuil, Vanteuil, Fleury-la-rivière theilen, während über alle das mit Cumières grenzende Damery sich erhebt. Die genannten Ortschaften liegen sämmtlich auf dem nördlichen Ufer der Marne, gleichwie Villers, bei Reuil, Vendières-sous-Châtillon, Verneuil und Vincelles, so mit Oeuilly und Troissy, auf dem südlichen Ufer, unter jenen Landweinen

Digitized by Google

die bessern erzeugen. Zum Beschlusse wollen wir die von Jullien versuchte Classification der Champagnerweine hier wiedergeben, dabei jedoch an die große, seitdem in der Fabrication eingetretene Revolution, von der zumal die rothen Weine betroffen, erinnernd. Rothe Weine, erste Classe: Verzy, Verzenay, Saint-Basle, Mailly, Bouzy, Clos de St. Thierry; zweite Classe, Hautvillers, Mareuil, Dizy, Pierry, Epernay, Sillery, Taissy, Ludes, Chigny, Rilly, Villers-Allerand, Cumières; dritte Classe, Villedemange, Ecueil, Chamery, St. Thierry, Trigny, Chenay, Pouillon, Villers-Franqueux, Armonville; vierte Classe, Bertuis, Avenay, Champillon, Damery, Monthelon, Mardeuil, Mousssy, Binay, Chavot, Mancy, Chamery, Pargny, Banteuil, Reuil, Fleury-la-rivière. Weiße Weine, erste Classe: Sillery, Ludes, Mailly, Verzenay, Verzy, Ay, Mareuil, Dizy, Hautvillers, Pierry, Mousssy, Epernay; zweite Classe, Cramant, le Ménil, Avize, St. Martin-d'Ablois; dritte und vierte Classe, Epernay, le Ménil, Avize, St. Martin-d'Ablois, Oger, Grauves; fünfte Classe, Chouilly, Monthelon, Grauves, Mancy, Molins, Binay, Montgrimaud, Beaumont, Villers-aux-noeuds. (*v. Stramberg.*)

EPERNON, kleines Städtchen des Bezirkes von Chartres, Departement von Eure und Loir, erhebt sich auf steiler Höhe über das liebliche, von der Ouille durchströmte Thal, und zählte, die jenseit der Ouille belegene, einstens der Election von Montfort, nicht aber von Chartres, gleichwie die Stadt, unterworfene Vorstadt Bourg-Saint-Thomas mit eingerechnet, nicht mehr denn 187 Feuerstellen. Auch in grundherrlicher Beziehung war von der Stadt diese Vorstadt geschieden, als die abhängig von dem in ihrem Umfange belegenen Priorat von St. Thomas. Die Stadt hingegen erheirathete mit Montfort und Rambouillet jener Wilhelm von Hennegau, des Grafen Amalrich Sohn, der in seiner Ehe der Stammvater des großen Hauses Montfort-l'Amaury geworden ist. Wilhelm's Sohn, Amalrich, erbaute die Burgen in Montfort und in Epernon, und hinterließ diese letzte Herrschaft seinem jüngern Sohne Meginer, der wiederum der Vater eines Amalrich (1133) und der Großvater Simon's und Meginer's geworden ist. Nach der beiden Brüder Ableben wird Epernon an die Hauptlinie der Montforts zurückgefallen sein, und erscheint Amalrich's VI. von Montfort Tochter Laura als Besitzerin von Epernon. Sie war in erster Ehe an den Infanten Ferdinand, Grafen von Aumale und Ponthieu, den Sohn K. Ferdinand's des Heiligen von Castilien, in anderer Ehe an den Grafen Heinrich VII. von Grandpré vertheirathet. Ihre Urenkelin, Johanna von Ponthieu, als jüngere Tochter mit der Herrschaft Epernon abgefunden, brachte solche auf ihren Gemahl, den Grafen Johann VI. von Lendôme, und mit allen übrigen Besitzungen des Hauses Lendôme erwarb sie Johann I. von Bourbon, Graf von la Marche, durch seine Vermählung mit Johann's VI. Erbtochter, Katharina. Epernon vererbte sich hierauf, immer noch ein Lehen der Herrschaft oder Grafschaft Montfort, in dem Hause Bourbon-Lendôme, bis der König von Navarra, nachmals Heinrich IV., den Ort an Johann Ludwig Nogaret de la Valette verkaufte, zu dessen Gunsten sodann K. Heinrich III. im November 1581 die Duché-pairie Epernon errichtete. Johann Ludwig war der Sprößling einer Familie, die gar gern ihren Ursprung von jenem, in dem Zwiste Philipp's des Schönen mit Papst Bonifacius VIII. so berühmt gewordenen Wilhelm von Nogaret herleitete. In dem Adelsbriefe, im December 1372 für Jacob von Nogaret auf Marquesave und St. Hippolyte ausgefertigt, heißt es aber: „licet ex neutro parentum suorum nobilis existat.“ Dieses in oder um Toulouse ansässigen Jacob Abkömmling war Johann von Nogaret, Ritter, Baron von la Valette (ein Lehen des Erzbisthums Toulouse), von Caſaur und Caumont, mestre-de-camp von der cavalerie-legère, lieutenant-général in dem Gouvernement von Guyenne, Hauptmann über 50 Lanzen. Er hatte in Piemont und in den Niederlanden gedient, besondern Ruhm in den Bürgerkriegen sich erworben. Von dem Licomte von Joyeuse wurde er 1566 nach Pamiers entsendet, um in dieser Stadt die Ruhe wiederherzustellen. Ihrer hatten in einem Aufruhr die Hugenotten sich bemeistert. „Les protestans se confièrent à l'équité de la Valette, dont ils connaissoient la moderation, et ils firent tout ce qu'il leur preservirt.“ Als des Herzogs von Nemours Lieutenant in dem Commando der cavalerie-legère, wurde la Valette mit 18 Cornetten französischer Reiterei und einigen Compagnien Italiener nach Houdan beordert, um von dort aus den Prinzen von Condé in der vorgenommenen Belagerung von Chartres durch Ueberfälle und Streiferein zu belästigen und aufzuhalten. Der Bequemlichkeit der Verpflegung wegen vertheilte er sein Volk in ausgedehnte Quartiere. Das erfuhr man in dem Belagerungsheere vor Chartres, und urplötzlich führte der Admiral von Coligny 3500 Reiter vor Houdan. Einige Italiener, die daselbst vereinigt, hielten Stand, und während diese, nicht ohne Anstrengung, überwältigt wurden, versammelte la Valette den Rest seiner Scharen, mit denen er, von dem Admiral scharf verfolgt, doch ungebrochen, einen meisterhaften Rückzug nach den Ufern der Seine bewerkstelligte. In dem Feldzuge von 1573 an der Garonne wird la Valette, der nach dem Marquis von Villars den ersten Rang im Heere einnahm, nochmals bemerkbar durch seine versöhnenden Rathschläge. Er starb, nachdem er noch die hohe Gerichtsbarkeit der Herrschaft la Valette an sich gebracht, in seiner Burg zu Caumont, den 18. Dec. 1575, in dem Alter von 48 Jahren, und empfing seine Ruhestätte in der Kirche des Paulanerklosters zu Caſaur. Seine Hausfrau, Johanna von St. Larry de Bellegarde, eine Schwester des berühmten Marschalls Roger de St. Larry-Bellegarde, vermählt 1551, gest. den 9. April 1611, hatte ihm sechs Kinder geboren; eine Tochter, Helena, wurde an Jacob von Goth, Marquis von Rouillac, die zweite, Katharina, an den Herzog Heinrich von Joyeuse, den nachmaligen Papst Angelus, die dritte, Anna, an Karl von Luxemburg, den Grafen von Brienne und Ligny, verheirathet. Von den Söhnen starb der jüngste, Johann, in dem Alter von 15 Jahren; mehr werden uns die beiden ältern, Bernhard

Digitized by Google

und Johann Ludwig, beschäftigen. Bernhard von Nogaret, Herr von la Valette, geb. 1553, und ohne Zweifel durch seinen Oheim, den Marschall von Bellegarde, bei Hofe eingeführt, erscheint alsbald in der langen Reihe der Mignons Heinrich's III. Als er den höhern Reizen seines Bruders weichen mußte, verschmähte er es nicht, aus den Händen eines glücklichen Nebenbuhlers die statt der königlichen Gunst gebotene Entschädigung anzunehmen. Er empfing die Statthalterschaft von Saluzzo, die Stelle eines Mestre-de-camp de la cavalerie legère, so der Vater gehabt, und 1583 das Gouvernement von Dauphiné. Die Behauptung desselben, gegen einen Gegner von des Lesdiguières Gepräge, erforderte die äußerste Anstrengung, und nicht unwürdig hat la Valette sich gezeigt des großen, von den Protestanten ihm entgegengesetzten Feldherrn. Er nahm Pierre-Longue, dessen Lesdiguières vor einem Monat sich bemächtigt hatte; er besiegte am 19. Aug. 1587 ein Corps von 3000 Schweizern, die, unterstützt von 400 Büchsenschützen des Leddiguières, unweit Grenoble den Übergang der Isère zu erzwingen trachteten; von der ganzen Schar entkamen keine 100 Mann. Gleichwie la Valette im Herbste 1586 des Bruders Unternehmungen in der Provence unterstützt hatte, mußte er nach dessen Abzug auch die Lieutenance-générale in jener Provinz übernehmen, ohne darum doch die Angelegenheiten von Dauphiné verabsäumen zu dürfen. Am 7. Dec. 1587 wurde er selbständig mit dem Gouvernement der Provence bekleidet; er empfing auch 1588 die durch seines Bruders Verzicht erledigte Admiralswürde, und bewies alsbald seine Dankbarkeit für des Königs Huld, indem er eine der Liga ergebene Besatzung aus Valence vertrieb, und statt ihrer ein von des Königs Willen abhängiges Volk einlegte. Diese Handlung zumal machte ihn den eifrigen Katholiken verdächtig, und er sah sich genöthigt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, vor der öffentlichen Meinung durch eine Denkschrift sich zu vertheidigen. Gleichwol wird von diesem Zeitpunkte an eine Verminderung seiner Thätigkeit in dem Kampfe mit Lesdiguières sichtbar, während von der andern Seite der ganze Süden der Provence von ihm abfiel. Air hatte hierzu das Beispiel gegeben und wurde der Brennpunkt der Ligisten, während die wenigen, der königlichen Sache treugebliebenen Parlamentsglieder, wie der Präsident Coriolis und der Generaladvocat Monnier mit der Frau von la Valette, in Pertuis Zuflucht suchten. „Les deux frères“ (Epernon und la Valette), schreibt Sully, s'aidant mutuellement, eurent souvent du pire, et ne purent empêcher qu'il ne se formât en Dauphiné et en Provence, trois ou quatre partis principaux, qui leur tinrent tête, sans compter que presque toutes les grandes villes en avoient un, et cherchoient à se rendre indépendantes. Le duc de Savoye et le duc de Nemours, son frère, y avoient une forte brigue, et leur parti devint extrêmement puissant, après que le roi d'Espagne eut consenti, que le duc de Savoye, son gendre, fut reconnu comte de Provence, et tint ce fief de sa couronne. Au milieu de leurs succès, ces deux princes rencontrèrent un adversaire redoutable, qui les arrêta dans leur carrière, et réduisit leur parti aux abois: c'est Lesdiguières connu par sa valeur et son bonheur contre le duc de Savoye. M. M. de Montmorency et d'Ornano donnaient beaucoup de force à ce parti. Les autres étoient formés par le duc de Joyeuse, la comtesse de Sault, et le comte de Carces, avec le sieur de Vins: Louis d'Aix et Casaux, Ligny, Martinengue et une infinité d'autres y firent parler d'eux, et remplirent ce pays de divisions et de carnage, mais leur faction ne passoit guères les bornes d'une simple ville. La Valette ne se soutenoit deja presque plus en Dauphiné, lorsqu'il fut tué en assiégeant une bicoque.“ Die Nachricht von dem bevorstehenden Anzuge des Herzogs von Mayenne veranlaßte eine Unterhandlung zwischen la Valette und Lesdiguières. Die beiden Anführer errichteten am 13. Aug. 1588 zu Montmaur ein Schutz- und Trutzbündniß, dem nachmals die Stände der Provinz Saluzzo beitraten, indem sie sich in dem Vertrage von Bojancy zu regelmäßiger Theilnahme an den Kosten des Krieges verpflichteten. Während die in Air versammelten Stände der Provence Anträge und Mandate gegen la Valette erließen, bemühte sich eine seinem Interesse ergebene, in Pertuis hausende Versammlung dieser Stände durch ihre Verordnungen, dem sinkenden Ansehen des Gouverneurs zu Hilfe zu kommen, der seinerseits die Durance überschritt, Valensole, Riez, Peyroles wegnahm, und für einige Augenblicke durch ein Detachement sogar Air bedrohte. Hingegen legte de Vins sich vor Pertuis, und die Stadt wurde allein durch die Frau von la Valette gerettet, als welche der überraschten Besatzung ihren Muth mitzutheilen wußte. Eine königliche Commission, auf Ort und Stelle sich begebend, suchte den Frieden zu vermitteln, indem sie von la Valette den freiwilligen Verzicht seiner Statthalterschaft foderte. Dazu war der stolze Mann nicht zu bewegen, und der König, den Umständen weichend, verfügte über das Gouvernement zu Gunsten des Parlaments von Air, zwar fest entschlossen, sobald wie möglich auf diese, einen treuen Diener beeinträchtigende, Maßregel zurückzukommen. Das bewerkstelligte Heinrich III. im März 1589, kurz darauf nachdem die Ligisten sich der Stadt Brignolles bemeistert hatten, worauf dann la Valette, in seinem Gouvernement hergestellt, die Vorkehrungen zu einem entscheidenden Feldzuge traf, zugleich aber in Pertuis am 26. Juli ein sogenanntes königliches Parlament seine Sitzungen eröffnen ließ. La Valette's erste Anstrengungen trafen das Dorf Monjustin, dessen feste Lage zu hartnäckiger Vertheidigung die Einwohner ermunterte; drei Stürme wurden abgeschlagen, der vierte endigte mit der Vernichtung des Dorfes; die Wenigen, die dem Schwerte entronnen, mußten ohne Unterschied des Geschlechtes am Galgen sterben. Der hierdurch verbreitete Schrecken öffnete die Thore von Apt, Saignon und Digne; Frejus wurde von dem Baron von Montaut wieder eingenommen, Beaumont, so Gouvernet mit 2000 Mann eingeschlossen, durch Capitulation gewonnen, dann geplündert und ein Theil der Bürgerschaft

Digitized by Google

zum Tode geschickt. Dann zog la Valette mit 2000 Mann Fußvolk und 600 Reitern hinab gegen Air, de Vins trat ihm entgegen, und es erfolgte die hartnäckige Schlacht vom 25. und 26. Juni, die zwar in Ansehung des Menschenverlustes den berühmtesten von Macchiavel besprochenen Schlachten zu vergleichen: „d'où l'on doit conclure que l'on ne combattoit pas en bataille rangée, mais par pelotons épars, et que le plus souvent on tiroit avant d'être à la portée du fusil.“ Einen Augenblick schien la Valette die Belagerung von Air selbst zu bezwecken, er begnügte sich jedoch, die Landhäuser und Saaten der Umgegend den Flammen zu liefern, Ölbäume und Weinstöcke zu fällen, und wendete sich im halben August gegen das dem Hause Guise zuständige Städtchen Lambese. Der Ort wurde geplündert, die Burg, nach längerem Widerstande, begehrte zu capitulliren. Tödtlich verwundet wurde durch einen Büchsenschuß der an sie abgesendete Officier, und la Valette, zum Äußersten entrüstet, gebot den Sturm. Es erlag die Besatzung, und nicht ein Mann von derselben entging dem Tode, der Ort wurde bis auf den Grund abgebrannt. Einverständniß öffnete dem Gouverneur die Thore von Tarascon, des Schlosses zu Toulon bemeisterte er sich durch Kriegslist. In der Verzweiflung über so vielen Verlust rief de Vins die Savoyarden zu Hilfe, und ihre Dazwischenkunft setzte alsbald die streitenden Parteien in Gleichgewicht, zumal da die bisher in der Neutralität verharrenden Städte, Marseille und Arles, der Liga sich anschlossen. Die von la Valette gemachten Eroberungen gingen meistentheils verloren; die Hilfstruppen, welche Montmorency aus Languedoc ihm zusendete, wurden in zwei verschiedenen Gefechten zerstreut, und das Parlament von Pertuis, nachdem es kurz vorher den König Heinrich IV. ausgerufen, sah sich genöthigt, bis Manosque zurückzuweichen. Auch die Resultate des Feldzuges von 1590 waren im Ganzen für la Valette ungünstig, da von nun an der Herzog von Savoyen selbst sein Gegner war. Doch siegte er in verschiedenen Gefechten, und es gelang ihm, Juli und August, den Savoyarden die Burg Pertuis, Puy-Michel, Valensole und Montagnac zu entreißen. Vor Valensole verwundet, vollführte er gleichwol im October einen glücklichen Angriff gegen Kaspar von Pontevez, den Grafen von Carces, der mit einer Heeresabtheilung Salon de Craux belagerte; mühsam entrann mit den Trümmern seiner Mannschaft der Graf nach Air. Um so größer ergeben sich des Herzogs von Savoyen Anstrengungen für den folgenden Feldzug. Ein Heer von 1000 Geharnischten, meistentheils Edelleute, und 1500 Archibusieren, Savoyarden, Spanier, Provenzalen, hatte sich die Belagerung von Berre vorgesetzt, und einer solchen Macht keineswegs gewachsen, mußte la Valette seinen Verbündeten Lesdiguières aus dem Norden zu Hilfe rufen. Das am 13. April 1591 bei Vinon, an dem Verdon, vereinigte Heer zählte 800 Reisige, meistens Edelleute, die trefflich beritten und bewaffnet, und 2000 Archibusiere. Sothane Vereinigung zu hintertreiben, hätte den Savoyarden leicht fallen müssen, da ihr Lager von dem Sammelplatze aus zwei Stunden entlegen, aber sie scheinen nicht die mindeste Kunde von des Lesdiguières Anzuge empfangen zu haben. Mit gleichem Ungeschick ließen sie sich in ihrer Stellung bei Esparron überfallen. Es glückte ihnen, durch eine rasche Wendung eine Höhe einzunehmen, mittels deren sie das Gefecht abbrechen konnten, aber durch eine von Lesdiguières angeordnete Flankenbewegung von diesem Punkte verdrängt, blieb ihnen nichts übrig, als ein übereilter Rückzug, der sich bald in vollständige Flucht auflöste. In dem Augenblicke traf den Savoyarden zur Unterstützung der Graf von Martinengo ein mit 500 Reisigen, die in Rians gelagert gewesen. Bei ihrem Anblicke ermannen und ordnen sich wiederum die Flüchtlinge, daß sie den nächsten Angriffen der Franzosen zu widerstehen vermögen, aber la Valette verdoppelt seine Anstrengungen, und es bleibt ihm ein vollständiger Sieg. Drei Fahnen wurden erbeutet, 200 reisige Savoyarden erschlagen, die übrigen warfen die Waffen von sich, um nach verschiedenen Richtungen sich zu zerstreuen. Noch an demselben Abend, den 15. April 1591, erschienen die Sieger vor Rians, doch verhindert die einbrechende Dämmerung sie an der Bestürmung der errichteten Barricaden. Das bleibt dem kommenden Morgen vorbehalten; 200 der Feinde, die sich theils in die Kirche, theils in ein Taubenhaus und eine Mühle geworfen, ergaben sich auf Gnade, und wurden zum Theil an den nächsten Bäumen aufgeknüpft. Ein ungleich größerer Haufe hatte in Esparron sich zusammengefunden; von Hunger und Durst und von dem Gestanf der vielen Leichname geplagt, mußten daselbst 300 Reisige und 1000 Fußgänger das Gewehr strecken, unter der einzigen Bedingung, daß das Leben ihnen bleibe. In allem kostete das Treffen von Esparron, an Todten und Gefangenen, den Savoyarden 500 Reisige und 1500 Archibusierer; Lesdiguières und la Valette theilten sich in die Gefangenen, in die erbeuteten Fahnen und Pferde; der Fahnen waren 15, der gefangenen Hauptleute 32, darunter Alexander Vitelli und St. Roman die vornehmsten. An Air vorbei zogen die Sieger der Seeküste zu, um nach einem Marsch von sieben Tagen Marignane zu erreichen; der Ort wurde ihnen am 24. April durch Capitulation überliefert. Grans, unweit Salon, wurde mit Sturm genommen und von Besatzung und Einwohnern alle, die der ersten Wuth entronnen, aufgehenkt. Auf der Brandstätte nahm Lesdiguières, unter gegenseitigen Danksagungen und Freundschaftsbezeigungen, seinen Abschied, um nach den Alpen zurückzukehren. La Valette hingegen erneuerte und erfrischte die Besatzung von Berre, ließ durch den Baron von Montaud Pignans wegnehmen und hielt am 14. Mai einen Landtag in Sisteron, während der Herzog von Savoyen alle Kräfte seiner Erblande aufbot, um den erlittenen Schaden zu ersetzen. Berre ging nach einer Belagerung von einem Monat an die Savoyarden verloren, und ihrer Herrschaft hätte die ganze Provinz sich unterwerfen müssen, ohne die unter den Ligisten ausgebrochenen Zwistigkeiten, ohne die offene Opposition, welche gegen den Herzog die Gräfin von Sault erhob. Die politischen Fehler seiner Gegner benutzend, unternahm la Valette im Herbst die Belagerung von Digne; in deren

Digitized by Google

Verlauf viel von den Streifereien der Besatzung des benachbarten Fleckens Gaubert erleidend, wendet er unversehens sich gegen sie, und der Überraschung erliegt der Muth der Vertheidiger. Sie ergeben sich auf Gnade, und wurden alle, bis auf zwei Mann, zum Galgen geschickt. Am 4. Nov. capitulirte die Stadt Digne. Im Vereine mit Lesdiguières nöthigte hierauf la Valette den Herzog von Savoyen, die Belagerung von le-Puy-de-Sainte-Reparate aufzuheben; doch hatte der Waffenbruder sich kaum von ihm getrennt, als er vor Beynes, welches er seit dem 20. Nov. belagerte, denselben Unfall erfuhr. Der Herzog von Savoyen führte seine ganze Macht zum Entsatze, und la Valette konnte nicht eilig genug mit seinen Kanonen sich auf Mezeuil zurückziehen. Dieser im Angesichte des feindlichen Vortrabs zu bewerkstelligende Rückzug würde dem kleinen Heere der Royalisten vernichtend geworden sein ohne die Lauheit des Grafen von Carces. Von der ersten Bestürzung zurückgekehrt, ordnete la Valette sofort in Mezeuil seine Scharen zum Streite, und auf das Neue gegen Carces sich wendend, bestand er ein Gefecht, welches nur durch die Nacht unterbrochen wurde. Die Savoyarden, nachdem sie Verstärkung in Beynes geworfen, gingen über den Verdon zurück, die Belagerung von Vinon vorzunehmen, während la Valette die verlassenen Linien um Beynes wieder bezog. In seinen Arbeiten wurde er abermals gestört durch die Meldung, daß die Vorstadt von Vinon verloren, daß der eigentlichen Stadt Festungswerke, aus aufgeschichteten, durch Mörtel nicht verbundenen Steinen bestehend, dem feindlichen Geschütze, zwei Feldschlangen, beinahe erlegen; er zieht seine ganze Macht, 500 Reiter und 600 Büchsenschützen, zusammen, entschlossen, um jeden Preis den Entsatz der bedrängtigten Stadt vorzunehmen. Am 21. Dec. 1591 näherte er sich den Ufern des Verdon; seinen Vortrab, 150 Reiter, führte Buous. Dem hielt zur Linken St. Canat mit 20 Cuirassieren, denen einige Büchsenschützen und Enfans perdus beigegeben. Weiter rückwärts entwickelte Montaud seine 150 Reisige, denen ein Haufe folgte von 200 Mann, an dessen Spitze la Valette selbst, und endlich die von Gouvernet befehligte Reserve. Nicht für gut hatte es der Herzog von Savoyen befunden, seiner Feinde auf dem linken Ufer des Verdon zu erwarten; mit 800 Reisigen und 500 Archibusieren den Fluß überschreitend, ließ er nur soviel Mannschaft vor Vinon zurück, als erforderlich, um die Belagerten in Schranken zu halten. In dieser Stellung, das reißende Gewässer im Rücken, schien er die Verpflichtung zu siegen übernommen zu haben; statt dessen mußte er zusehen, wie seine Reiterei, beunruhigt durch des de Buous ersten Angriff, durch einen von St. Canat ausgeführten Flankenangriff zum Weichen gebracht wurde. Montaud, nachrückend, warf die Savoyarden vollends über den Haufen, daß sie kopfüber in den Fluß sich zu stürzen genöthigt. Da ist Mancher ertrunken; 100 Mann wurden erschlagen, darunter der Graf Vinciguerra von St. Bonifacio. Der Herzog von Savoyen selbst entkam unter Begünstigung der Nacht, denn nicht lange vor Sonnenuntergang hatte das Gefecht angehoben. Anstatt den Feind in seiner Flucht, die Durance abwärts, zu verfolgen, wendete la Valette abermals sich gegen Martigues, welches auch mit allen Festen der Umgebung von Marseille sich an ihn ergab. Hierauf gegen Osten seinen Zug richtend, legte er am 25. Jan. 1592 sich vor Roquebrune, unweit Frejus. Die Geschütze, vier Kanonen, wurden gegen die Mauer gerichtet; allein der Sturm auf die Bresche mißglückte. Das Feuern begann von Neuem, und la Valette mußte sich überzeugen, daß seine Batterie an unrechter Stelle angebracht. Er ließ die Geschütze abführen, und indem er allzuverwegen auf einer unbeschützten Stelle mit ihrer zweckmäßigen Richtung sich beschäftigte, empfing er eine tödliche Schußwunde, daß er nach Verlauf von 13 Stunden, den 11. Febr. 1592, sterben mußte. „D'un courage invincible, modeste dans la bonne fortune, ferme dans l'adversité, il ne fut jamais ébranlé par le péril. Libéral, poli, habile dans le maniement des affaires, on ne lui connût qu'un seul défaut. Une finesse outrée l'avoit rendu un objet de défiance pour tout le monde; plus tard, soit qu'il se fut corrigé, soit qu'il apprit à s'entourer des dehors de la candeur, il vint à-bout de dissiper les fâcheuses impressions, que son début avoit provoqué." Er starb in dem Augenblicke, als er den Lohn seiner langen und mühsamen Anstrengungen ernten, vollständig über Ligisten und Savoyarden triumphiren sollte. Seine Hausfrau, Anna von Batarnay, des Grafen Renat von Bouchage Tochter und der Joyeuse Tante, vermählt den 13. Febr. 1582, war nicht lange vor ihm kinderlos gestorben.

Johann Ludwig von Nogaret de Caumont, geb. im Mai 1554, sollte in seines ältern Bruders Gesellschaft, in dem Collegium von Navarra zu Paris, den Studien obliegen; damit wollte es aber keinen Fortgang gewinnen, daß der Vater die beiden unverbesserlichen Schüler wieder zu sich nehmen und sie zu Genossen seiner Kriegsfahrten machen mußte. In einem Gefechte bei Marans (1570) rettete Caumont seinem Vater das Leben, und der dankbare Vater verzichtete natürlich von dem an jedem Gedanken, des Sohnes Neigungen Gewalt anzuthun. Caumont, mit einem Jahrgelde von 400 Livres ausgestattet, mochte nach seinem Sinne Abenteuer aufsuchen. Er diente 1573 bei der Belagerung von la Rochelle, und ging demnächst, in des Herzogs von Anjou Gefolge, an den Hof, in der Hoffnung, sich die Anwartschaft auf des Vaters Ämter zu verdienen. Daß solche fehlschlug, maß er dem Einflusse des Herzogs von Guise zu; sich zu rächen, trat er in den Dienst des Königs von Navarra, den er sogar 1575 auf seiner Flucht vom Hofe begleitete. Es mißlief ihm aber dieses Königs Rücktritt in den Schoos der reformirten Kirche; er erinnerte sich auch, wie gnädig sich ihm in der Belagerung von la Rochelle der Herzog von Anjou erwiesen, und glaubte auf diese Erinnerung die kühnsten Hoffnungen bauen zu dürfen, seitdem nach Karl's IX. Ableben der Herzog den Thron von Frankreich bestiegen hatte. Jacob von Levis-Quelus, Franz von Maugiron, Johann Dares de Livarot, Franz von Espinay-Saint-Luc, Paul Stuart de

Digitized by Google

Caussade de St. Megrin, Anna von Joyeuse, sein eigener Bruder, Bernhard de la Valette, waren nach einander Gegenstände der zärtlichsten Neigung des Monarchen geworden; Caumont trug kein Bedenken, in solcher den eigenen Bruder zu ersetzen und den zweifelhaften Kampf anzutreten gegen Joyeuse, den begünstigtsten aller Mignons. „Ces jeunes seigneurs, à mesure qu'ils se succédoient ou se supplantoient les uns les autres, gouvernoient l'esprit du roi. Contents d'abord de posséder en secret le coeur de ce prince, ils ne cherchoient point à faire éclater leur faveur au dehors. Mais bientôt leurs desirs s'accrurent; leur pouvoir s'augmenta; ils s'enivrèrent de leur fortune; les murs du Louvre ne furent plus capables de les contenir, et comme ils étoient déjà les maîtres de la personne du monarque, ils voulurent rendre le public témoin de leur gloire et de leur triomphe, recevoir des respects, et se faire suivre sous les yeux du prince et même par son ordre de tout ce qu'il y avoit de plus grand dans l'état. Eux seuls disposoient des honneurs et des emplois, des charges et des gouvernemens; gardant pour eux les plus considérables, qui étoient autrefois la récompense du mérite, et faisant des autres un trafic honteux, ou les remplissant de sujets indignes de les posséder: ensorte que personne n'étoit moins maître que le roi dans son royaume.“ Es ist begreiflich, daß unter so vielen Nebenbuhlern Caumont nur allmälig den lieblichen Zweck seiner coquetten Bemühungen erreichte, zumal er, seinen kriegerischen Neigungen sich hingebend, für gut gefunden, seine Rückkehr an den Hof (1577) durch Unternehmungen im Felde einzuleiten. Bei der Einnahme von la Charité, Issoire, Brouage (1577) hat er sich ausgezeichnet. In dem vollen Besitze seines königlichen Liebhabers erscheint er 1579, und zwar namentlich in einer jener Zwistigkeiten, die unter Liebenden so häufig vorzukommen pflegen. Daß er sich in vernachlässigter Kleidung vor dem Könige sehen lassen, nahm dieser übel, mit scharfen Worten eine Unachtsamkeit bestrafend, welche ihn den geliebten Gegenstand in minder vortheilhaftem Lichte erblicken ließ. Seine Worte schmerzlich empfindend, dachte Caumont bereits den Hof zu verlassen; doch fiel das ihm schwer, und auch Heinrich bereuete sofort seine Übereilung; so feierte denn das Liebespaar seine Versöhnung, welcher noch absonderlich Caumont seine Bestallung als Staatsrath und Kammerherr verdankte, sammt dem ehrenden Auftrage, den Herzog von Savoyen von den die Genfer bedrohenden Rüstungen abzumahnen. Seine Entfernung glaubte der von Espinay-Saint-Luc benutzen zu können zur Wiedereroberung der verlorenen Stellung; die heftigen, gegen Caumont gerichteten Angriffe dienten aber nur, den Eindruck, den seine Reize in des Königs Phantasie hinterlassen, dem ganzen Hofe anschaulich zu machen, und Caumont, von der Sendung heimgekehrt und von der Eifersucht der Frau seines Nebenbuhlers unterstützt, fand es nicht schwer, diesen vollends aus des Monarchen Nähe zu verdrängen. Zum Mestre-de-camp des Regiments von Champagne ernannt (1580), diente Caumont unter dem Marschall von Matignon bei der Belagerung von la Fère, in gleicher Stellung mit Anna von Joyeuse, demjenigen Nebenbuhler, dem er niemals vollständig obsiegen können. Vom 1. Juli bis 12. Sept. währte die Belagerung, und Caumont wollte, daß die Besatzung ihre Hartnäckigkeit büße. Während Matignon die Capitulation verhandelte, ließ jener, als des Heeres Zeugmeister, fortwährend die Geschütze gegen die Mauern der Stadt spielen, dann verließ er, ohne bei dem Marschall sich zu beurlauben, das Lager, um als Preis der frohen Botschaft von der Einnahme von la Fère das Gouvernement des Platzes von dem Könige zu empfangen. Als im August 1581 für Joyeuse ein Herzogthum errichtet worden, durfte natürlich Caumont, seit Kurzem Colonel-général de l'infanterie française, nicht zurückbleiben [1]). Er wurde durch Diplom vom November 1581 zum Herzoge von Epernon creirt, in der Weise, daß er unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses, vor allen andern Dues et pairs, den von Joyeuse ausgenommen, Rang haben sollte. Zum Ankauf der Herrschaft empfing er aus dem Schatze 300,000 Goldthaler, als eine Aussteuer für seine bevorstehende Vermählung, zusammt andern 300,000 Goldthalern, als die Aussteuer der ihm bestimmten Braut, der Prinzessin Christina von Lothringen, einer Schwägerin von König Heinrich III. und von Joyeuse, um deretwillen er die ihm verlobte Tochter des Marquis von Mouy aufgeben mußte. Belehrt durch die Unannehmlichkeiten, welche die Eifersucht von des Espinay de Saint Luc Hausfrau ihm bereitet, zog der König es vor, seinem Günstling eine Frau zu ermitteln, die noch nicht in den Jahren, die Ehe vollziehen zu können, und Epernon erwägend, daß eine Schwägerin des Königs für ihn die einzige ebenbürtige Gemahlin, seitdem die andere Schwägerin an Joyeuse gegeben worden, daß auch durch die Auslieferung der Heirathsgelder sein finanzielles Interesse gedeckt, ließ es sich gefallen, ein Kind als seine Frau anzusehen. Wie sehr aber der König bekümmert war, die beiden Günstlinge stets im Gleichgewichte zu erhalten, daher auch beide an einem Tage, den 31. Dec. 1582, den h. Geistorden empfingen, die Charaktere und Fähigkeiten vermochte er nicht auszugleichen, und den Hof abgerechnet, erscheint Epernon allerwärts im Vortheil. Seine politische Überlegenheit macht sich zumal bemerklich in dem Processe des Parlamentsraths Pöesle, der, so strafbar er auch gewesen sein mag, doch nur darum Strafe empfing (1582), weil er den Guisen ergeben und weil diese Epernon verabscheute, nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern auch aus Antipathie gegen Joyeuse. Ein naher Anverwandter der lothringischen Prinzen hatte ihre Partei ergriffen; Joyeuse an sich allein schon war für Epernon

1) Le roi, qui les aimoit tous deux éperdûment, quoique peu maître de lui d'ailleurs, avoit une attention infinie à leur partager également ses bienfaits, de crainte que la moindre inégalité n'excitat entre eux de la jalousie: mais il n'étoit pas aisé de l'empêcher, et l'envie de les voir unis l'inquiétoit beaucoup plus, que le repos et la tranquillité de son royaume.

Digitized by Google

ein hinreichender Grund, um ihn dem König von Navarra zuzuwenden, obgleich er an sich keineswegs den Protestanten geneigt. Die Spaltungen am Hofe, die bisher mehr den Charakter persönlicher Rivalität bewahrten, bildeten sich zu politischen Factionen aus, und die beiden Häupter bemühten sich in verdoppeltem Eifer, ihre Macht auszubreiten oder an den Tag zu legen. Durch unmäßige Geldopfer erwarb Joyeuse sich das Gouvernement der Normandie; Epernon verschaffte sich wohlfeilern Kaufs die Gouvernements von Boulogne und Metz (1583), benutzte eine zwischen dem König und Joyeuse sich äußernde Mißstimmung, um in dem Rangstreite der Cardinäle von Bourbon und von Joyeuse, von denen dieser Priester, eine Entscheidung zu des Prinzen von Bourbon Vortheil zu bewirken, und wußte auch dem Könige seine Überzeugung mitzutheilen, daß eine genaue Verbindung mit dem geseßlichen Thronerben, dem König von Navarra, das einzige Mittel sein würde, die in ihren Grundfeſten erschütterte Monarchie aufrecht zu erhalten. Diese Verbindung einzuleiten, trat Epernon, unter dem Vorwande, seine betagte Mutter zu beſuchen, eine Reiſe nach dem Süden an, und in einer Zuſammenkunft zu Pamiers bot er Alles auf, um den König von Navarra von der Beteuſamkeit ſeines Auftrags zu überzeugen, von der Nothwendigkeit, alle Glieder des königlichen Hauſes zum Widerſtande gegen die ehrgeizigen Entwürfe des Guiſen zu vereinigen. Nicht nur Verheißungen, ſondern auch baare Unterſtützung zu ſpenden war er ermächtigt; 200,000 Goldthaler ſoll er dem geſährlichſten Gegner der katholiſchen Liga überbracht haben (1584); eine Angabe, der zwar auf das Entſchiedenſte widerſprochen worden, die aber in einem zufälligen Geſtändniſſe von Duplesſis-Mornay ihre Beſtätigung findet. Es weiß dieſer von einer Summe von 100,000 Thalern, welche genau in derſelben Zeit der außerdem regelmäßig mit Geldnoth ringende König von Navarra baar beſeſſen und zu dem Ankaufe von la Ferté-vidame verwendet hat. Vielleicht geſchah es in Erwägung dieſer Sendung, daß der König im December 1584 das Amt eines Colonel-général de l'infanterie française, wie es bisher Epernon ausgeübt, in eine charge de la couronne verwandelte, auch weit über die bisherigen Grenzen die Gewalt des Colonel-général, durch Verleihung des Blutbanns über die Soldaten, ausdehnte. Es begannen aber die Folgen jener zu Pamiers gepflogenen Unterhandlung bemerkbar zu werden in der unbegreiflichen Entſchließung des Hofes, die Vertheidigung der niederländiſchen Rebellion zu übernehmen. Verderblich der Sache des Katholicismus im Allgemeinen, mußte ſolche Entſchließung alle noch übrigen Zweifel der Führer der Liga löſen, und der Herzog von Guiſe eilte, ſein Volk zuſammenzuziehen, bezeichnete auch die Eröffnung der Feindſeligkeiten mit der Wegnahme von Verdun und Toul. Das gleiche Schickſal war für Metz bereitet, wo mehre Officiere von der Beſatzung für die Liga gewonnen, aber Epernon fand Mittel, Verſtärkung in die bedrohte Stadt einzuführen, begab ſich auch ſelbſt, als im Verdruſſe um den verfehlten Anſchlag weiter zog nach der Champagne der Herzog von Guiſe, an Ort und Stelle. Da wurden alle Verdächtigen ausgewieſen; der Commandant, Lupiac de Montcaſſin, obgleich des Epernon Anverwandter, mußte ſeinen Poſten an Roger de Comminges-Sobole abtreten; den Proteſtanten, hoffend, hiermit ihre Zuneigung ſich zu verſichern, erlaubte Epernon, in Courcelles ihren Gottesdienſt zu üben. Dann eilte er zurück an den Hof, nach allen ſeinen Kräften den König zu entſcheidenden Maßregeln gegen die Guiſen zu beſtimmen. Thätlichen Antheil zu nehmen an der Zerſtreuung der auf allen Punkten des Reichs ſtattfindenden ligiſtiſchen Werbungen, wurde er verhindert durch ein Geſchwür an der rechten Wange, welches eine langwierige Behandlung erforderte, und bei ſeinem endlichen Aufbrechen den Patienten gar ſehr entſtellte. Kaum geneſen, eilte Epernon im Felde ſich zu zeigen, wie vor ihm Joyeuſe gethan; er zerſtreute die um Gien verſammelten ligiſtiſchen Völker, mußte aber gleichzeitig vernehmen, daß die von einer ſeiner Creaturen bewachte Citadelle von Lyon durch die Bürgerſchaft eingenommen und geſchleift worden ſei (den 5. Mai 1585). Alle ſeine Bemühung, den König zu einer Beſtrafung dieſer Rebellion zu veranlaſſen, blieb unfruchtbar. Glücklicher in ſeiner Bewerbung um das durch den Tod des Baſtards von Angouleme erledigte Gouvernement der Provence, neben welchem er jene von Boulogne, Metz und Loches beibehalten durfte, erbeilt er zugleich eine Armee, ſich einzuführen in das neue Gouvernement. Nachdem er ſeines Bruders Mannſchaften an ſich gezogen, fand er unter ſeinen Befehlen vereinigt ſieben franzöſiſche Regimenter, 3000 Schweizer, 5 Compagnien Corſicaner, an Chevaux-legers 18, an Gendarmen 20 Compagnien, daneben eine Artillerie von 14 Feuerſchlünden. Am 1. Nov. 1586 ließ er Chorges brennen, während eine andere Abtheilung ſeiner Truppen durch eine Belagerung von vier Tagen Seine zur Übergabe nöthigte. Durch die Capitulation war der Bürger Leben und Eigenthum geſichert, nichtsdeſtoweniger ließ der Herzog den Präbicanten la Combe, den Advocaten Merche und den Hauptmann Arnauld henken. Der Einnahme von Seine folgte jene des Schloſſes la Breole, das 564 Kanonenſchüſſe aushielt, und die Belagerung von Chorges gewann ebenfalls ernſtlichern Fortgang, nachdem Epernon am 17. Nov. ſich daſelbſt eingefunden. Die Beſatzung empfing indeſſen, ſo enge ſie eingeſchloſſen, eine Verſtärkung von 120 Arcbibuſieren, ſo Lesdiguières ihr zugeſendet, und denen es gelang, die Wachtpoſten der Belagerer zu überwältigen; Epernon's Hoffnungen beruhten daher einzig auf dem gewaltigen, gegen die Werke der Stadt gerichteten Feuer; allein am 23. Nov. wurden 1000 Kanonenſchüſſe gezählt, auch mehr oder minder die Baſtionen Sarrazin und St. Jean beſchädigt. Der eintretende Froſt, indem er die Operationen hemmte, führte zu Unterhandlungen, welche nach langem Bedenken in eine Capitulation ausgingen. Die Beſatzung erhielt freien Abzug, und Epernon entſchädigte ſich für die ihm abgedrungene Schonung durch zwei Hauptleute von der Beſatzung von Seine, die noch in ſeiner Gewalt: Bougearel und Eugent mußten am Galgen ſterben, der Herzog aber ging an den Hof zurück, am Erholung für die Thaten

Digitized by Google

seines Feldzuges zu suchen. Boulogne, wo er so allgemein gehaßt, daß es schwer zu ermitteln, ob ihm feindlicher die Ritterschaft oder das Volk, wäre beinahe durch einen von dem Herzog von Guise geleiteten Handstreich ihm entrissen worden; es starb Epernon's an Heinrich von Joyeuse, den Grafen von Bouchage, verheirathete Schwester, dafür aber fand er reichlichen Trostgrund in seines Schwagers Entschlusse, die Welt zu verlassen, indem dieser Schritt eines geliebten Bruders, eines nützlichen und zuverlässigen Bundesgenossen dem Herzoge von Joyeuse höchst unangenehm fallen mußte. Gleich darauf vollzog Epernon zu Vincennes, den 23. Aug. 1587, seine Vermählung, nicht mit Christina von Lothringen, sondern mit Margaretha von Foix, Gräfin von Candale, Benauges und Astarac, Captale von Buch, und wurde die Hochzeitfeier acht Tage später zu Paris in dem Hôtel von Montmorency, mit Vermeidung übermäßigen Prunkes, begangen. Denn der Hochzeiter, der gleich allen Gascognern unter dem Schein ungemessener Freigebigkeit den Knauser zu verbergen wußte, zog es vor, die von dem Könige für jene Feier ausgesetzte Summe baar zu empfangen. Die neuen Zumuthungen, welche dem Volke gemacht wurden, um dergleichen außerordentliche Ausgaben zu bestreiten, verbunden mit den Fortschritten des von dem Burggrafen von Dohna befehligten teutschen Heeres, veranlaßten in Paris den Aufruhr vom 2. Sept. Das Volk, indem es sich zu der Vertheidigung des Greffier Hatte erhob, verkündigte laut seine Besorgnisse um die allen wahren Katholiken bereiteten Gefahren; das sei, hieß es, unter den Schreiern, ein Stücklein des Herzogs von Epernon, des Beschützers der Ketzer und des Bearners, aber nimmer würden die Pariser dergleichen leiden, ihnen gelte Religion und Staat unendlich mehr, als das Interesse der Lieblinge zusammengenommen. Um den Sturm zu beschwören, mußte, wider Willen, der König ausziehen (den 12. Sept.) und die bei Estampes versammelten Truppen zu Vertheidigung des linken Ufers der Loire aufstellen. In seinem Gefolge zog Epernon auf, und begierig, unter den Augen des Monarchen sich auszuzeichnen, überschritt dieser bei Neuvy den Fluß. Es gelang ihm, eine vollständige Recognoscirung der feindlichen Armee vorzunehmen, dann durch rasche Bewegungen der Verfolgung von Châtillon und Dohna sich zu entziehen. Gleichwol hatte der von ihm, in der Kenntniß der Quartiere der feindlichen Infanterie, in der nächsten Nacht ausgeführte Überfall keinen Fortgang, und in einem spätern Angriff auf das Schweizerquartier konnte er den einzigen Villeneuve de Cormont gefangen abführen. Die mit den Schweizern bestehende Unterhandlung hatte er durch jenen Angriff zu fördern gedacht; Cormont wurde ihm das Werkzeug, auch mit den Reitern Unterhandlungen einzuleiten, die zu Auflösung der ganzen feindlichen Heeresmacht führten. Den Abschluß des Vertrages feierte er durch ein großes Gastgebot, in dem Priorat von Marcigny gegeben, welchem Dohna und die sämmtlichen teutschen Officiere beiwohnten[2]). Auf den Dank des Königs nicht nur, auf jenen der Pariser nicht minder, für seine in diesem Feldzuge geleisteten Dienste mag Epernon gerechnet haben. Von Heinrich III. empfing er in der That am 7. Nov. 1587 Bestallung als Admiral; ganz verschieden hiervon aber wurde seine Wirksamkeit durch die Ligisten beurtheilt. Sie fanden höchst zweideutig seine Haltung während des ganzen Zuges, als die entweder Feigheit verrathe, oder die strafliche Absicht, den König von Navarra zu begünstigen. Er, hieß es, habe den König bestimmt, freien Abzug den Teutschen zu bewilligen, anstatt sie zu vernichten; den Ruhm eines solchen Ausganges habe er nicht gönnen mögen dem guten Herrn, dem soviel die Religion verdanke (dem Herzoge von Guise). Viele Schmähschriften wurden verbreitet, für Epernon alle mehr oder minder anzüglich. „Grands faits d'armes du due d'Epernon contre les hérétiques," so ertönte in allen Straßen der Colporteurs mächtiger und unermüdlicher Ruf, und wenn der Käufer das gepriesene Büchlein begierig durchlief, dann fand er leere Blätter, auf jedem ein strahlendes „Rien." In dem Maße der König, nach des Herzogs von Joyeuse gewaltsamem Ende, ausschließlich an Epernon sich überließ und immer höher trieb des Lieblings Macht und Ansehen, unter Andern durch Verleihung des von Joyeuse besessenen Gouvernements der Normandie, in dem gleichen Maße wuchs des Publicums und besonders der Ligisten Feindschaft für den Gegenstand so übertriebener Gnadenbezeigungen. Aber trotzig und kühn trat Epernon allen seinen Widersachern entgegen. In einer vor dem Könige gehaltenen Predigt stellte Peter von Espinac, der Erzbischof von Lyon, den Satz auf, daß Heinrich von Navarra der Thronfolge sich unwürdig gemacht habe. Darauf erhob sich der Herzog, um in des gesammten Hofes Beisein ihn zu befragen, ob derjenige, der eines sträflichen Umganges mit der eigenen Schwester überwiesen, der mit dem Heiligsten einen schimpflichen Handel treibe, der durch seine Ausschweifungen sich zu Grunde gerichtet, seines Hauses Stammgut verschleudert habe, ob dieser würdig sein könne, eine der höchsten Würden der Kirche zu besitzen? Den verletzenden Angriff beantwortete der Erzbischof in einer dem König übergebenen Klageschrift, dann, fortwährend der Genugthuung entbehrend, wendete er sich an das Publicum in einer Denkschrift: Histoire tragique et mémorable de Gaverston, worin der Herzog verglichen mit Eduard's II. von England Günstling Gaveston. Nicht nur in den Beziehungen, sondern auch in den Namen Gaverston und Noguarest wollte die Denkschrift wunderbare Anklänge finden. Der Herzog erwiederte in seinem an Heinrich von Baudemont, alias von Lothringen, d. i. an den Herzog von Guise gerichteten Antigaveston, worin dem Erzbischof abermals der sträfliche Verkehr mit seiner Schwester Grisole, Ketzerei und Laster aller Art

2) Viele der Gäste wurden schnell nach einander durch Seuchen, Folgen der ertragenen Beschwerden, hingerafft, und Epernon wußte in dem Sprüchworte: „Dieu nous préserve du dîné de Marcigny," den Vorwurf vernehmen, daß er seine protestantischen Tischfreunde vergiftet habe. Unter den Opfern solcher Treulosigkeit nennt Courtépée den Baron de Donen; es ist aber Fabian, Burggraf von Dohna, erst im J. 1621 verstorben.

Digitized by Google

vorgerückt, dann Zweifel an der Echtheit von des Gaveston Geschichte erhoben, endlich versucht wird zu beweisen, daß für dieselbe einzig in dem Hause Guise ein Pendant zu finden. Hingegen wurde der Herzog am hellen Mittag auf dem Pont Nôtre-Dame von dem Pöbel insultirt; es erhob auch die im Mai 1588 zu Chartres von den Ligisten dem König übergebene Requête gegen ihn und seinen Bruder, la Valette, als offene Beförderer der Ketzerei, gehässige Anklage. Jenem insbesondere wurde seine Fahrt nach Guyenne vorgeworfen, zusammt der in solcher mit den Protestanten eingegangenen Verbindung. „Deren Interessen habe er allerwärts beschützt, die eifrigen Katholiken hingegen verfolgt; mit dem Baron von Clervant habe er Einverständnisse unterhalten, dessen Unternehmen auf Metz, den Kehern zum Besten, zu befördern, auf Cambray, welche Stadt doch S. M. zuständig, habe er selbst einen Anschlag auszuführen gesucht. In den Verhandlungen mit den Reitern habe er offenbar die Regierung verrathen, indem er sie bewogen, jenen Räubern den Rückzug nach Teutschland zu verstatten. Dem Könige den Rath ertheilend, bewaffnetes Volk in Paris einzuführen, habe er den Aufruhr veranlaßt, durch seine geheimen Unterredungen mit Châtillon allen Gutgesinnten die peinlichsten Besorgnisse erweckt. Es könne nicht fehlen, daß über kurz oder lang die Weisheit S. Maj. die beiden Brüder von sich entfernen werde, dann könne man darauf rechnen, daß sie ihre ganze, auf Kosten des Staats erworbene Macht den Ketzern zutragen würden, den Theilnehmern aller ihrer Interessen. An sich schon seien sie Gegenstände des öffentlichen Hasses, der in ihnen die Urheber aller auf Frankreich lastenden Übel erblicke. Von ihnen sei der schimpfliche Amterhandel ausgegangen, sie hätten die tausenderlei Mittel erfonnen, das Volk auszusaugen, sie hätten des Königs Gemüth vergiftet, ihn entfremdet den Großen des Reichs, ihn dahin gebracht, daß er die vor allen ihm zu dienen geeigneten, meide." Der König begnügte sich, zu versichern, „qu'il feroit droit sur cet article," der beiden Brüder Rechtfertigung aber unternahm in einer Druckschrift der sogenannte vrai Catholique-Romain, der jedoch meist auf Abnegationen sich beschränkt, und die Klagepunkte gegen das Haus Guise zu retorquiren sucht. Als diese Vertheidigung veröffentlicht wurde, den 21. Mai, war eben der Herzog aus der Normandie an den Hof zurückgekommen. Viel Erfreuliches hatte er bei der Besitznahme seines Gouvernements, bei dem feierlichen Einzuge in Rouen, den 3. Mai, nicht wahrnehmen können, obgleich bei dieser Gelegenheit Stadt und Land, Bürgerschaft und Behörden, in Ergebenheit für seine Person, in Pracht zu wetteifern schienen. Mit Tapeten waren alle Gebäude bekleidet, mit Blumen die Straßen bestreut. Beritten auf einem stattlichen Streitrosse, sah Epernon von der gesammten Ritterschaft der Provinz sich umgeben. In dem Palaste angelangt, wurde ihm von wegen der Stadt, eine Statue der Glücksgöttin, in Silber ausgearbeitet, überreicht; es hielt die Göttin des Gefeierten Bild eng umarmt. „E per no lasciarti," sagte die Devise. Die Nachricht von den Ereignissen in Paris benahm dem Herzoge alle Haltung. Er eilte nach Chartres, dem Könige zu folgen, traf aber auch hier Unerwartetes. Neue Liebschaften beschäftigten den Monarchen, der zudem den Gedanken ergriffen hatte, los sich zu sagen von dem Gehäßten, um den Frieden zu haben, wie er vermeinte mit seinem Volke. Durch Concessionen suchte Epernon den herannahenden Sturm zu beschwören, er entsagte dem Gouvernement der Normandie, unter dem Vorbehalte, es nicht an einen seiner Feinde verlieben zu sehen, er verzichtete zu Gunsten seines Bruders der Admiralswürde, er ließ sich gefallen, daß sein Schwager, der Graf von Luxemburg-Brienne, mit dem Gouvernement von Metz belehnet werde. Viel zu wenig schien das alles seinen Feinden, zumal dem Staatssecretair Villeroy; den Mann hatte Epernon tödlich beleidigt, als er zu St. Aignan, auf dem Zuge gegen die Reiter, ihn des Einverständnisses mit den Ligisten beschuldigte. Villeroy bewirke des Epernon Verbannung nach Loches. Da verweilte der Herzog, bis am Hofe ihm verblichene Freunde berichteten von einer immer feindlicher sich äußernden Stimmung und von Anstalten, die nichts weniger denn seinen Untergang zu bezwecken schienen; durch fortwährende Unthätigkeit die Bestrebungen seiner Gegner zu fördern, hätte er zu Schimpf sich gerechnet. Darum begab er sich auf den Weg nach seinem Gouvernement von Angoumois und Saintonge, um in Angoulême sich festzusetzen, daraus eine Place-de-sureté sich zu schaffen und einen Waffenplatz zu Erleichterung der Verbindungen mit dem Könige von Navarra. Den Behörden in Angoulême war von dem Hofe untersagt, irgend Jemanden, wer es sei, mit Truppen aufzunehmen, wenn nicht dazu von dem Könige die bestimmte Weisung gegeben; das Verbot war aber verspätet, oder für die Ortsbehörde überrasschend. Epernon fand nicht nur Eingang in die Stadt, sondern auch eine ungemein schmeichelhafte Aufnahme. Es wurmte den Maire der begangene Fehler, und er entsendete seinen Schwager Souchet an den Hof, um den scheinbaren Ungehorsam für des Königs Befehl zu erklären, und Mittel und Wege auszugeben, wie das Vorgefallene zu verbessern. Souchet, durch Villeroy bei dem Monarchen eingeführt, empfing das den guten Absichten der Bürgerschaft geziemende Anerkenntniß; doch meinte Heinrich, es würde wenig gewonnen sein mit des Epernon Vertreibung aus Angoulême. Sich seiner Person zu versichern, müsse man trachten, damit er nicht in der Verzweiflung Verbindungen eingehe mit den Feinden des Staats und der Kirche, damit eine Gelegenheit sich ergebe, ihn vollends einer die öffentliche Sicherheit bedrohenden Macht zu entkleiden. Solche Worte hinterbrachte Souchet seinen Committenten, entschiedenen Ligisten, und der Plan für die Aufhebung des Herzogs wurde verabredet. Am 10. Aug. 1588 besuchte Epernon, wie es seine Gewohnheit, die Reitbahn: da fand er den Maire und einige der vornehmsten Bürger, die gekommen, seiner Reitkünste Zeugen zu sein. Freundlich die Anwesenden begrüßend, machte er die Schule durch, dann ging er hinauf in das Schloß, um sich zu Anhörung der Messe vorzubereiten. Die Herzogin hatte sich bereits in der gleichen Absicht nach der Dominikanerkirche begeben. Nicht lange, und Norman, der Maire, nachdem er den Com-

Digitized by Google

mandanten der Citadelle in sein Haus gelockt und darin festgehalten hatte, verfügte sich nach dem Schlosse. Ihm folgten 40 Mann, die Waffen unter den Kleidern verborgen; zehn davon, dann zwei Kerle in Kanonen, hiermit vom Hofe eingetroffene Couriere vorzustellen, traten zugleich mit ihm in den Hof, ohne daß die Wache von ihm Notiz genommen hätte. In dem Vorzimmer angelangt, fand Norman daselbst die Geheimschreiber des Herzogs, den Rouillart und Seguencio, den Wundarzt Sorlin, den Florentiner Rafael Girolami und den Peter Aubin, der, Rath an dem Präsidial von Angoulême, des Herzogs Geschäfte im Lande zu besorgen pflegte. Sorlin wurde zuerst angegriffen, auf ihn drückte der Maire seine Pistole ab, die fehlte, und dem ungeschickten Schützen den Säbel über den Kopf hauend, stürzt Sorlin hinab in die Küche, um die Dienerschaft zu Hilfe zu rufen. Während mit Bratspießen, Ofengabeln und Beilen diese sich bewaffnet, fällt oben, nach tapferm Widerstande Girolami unter den Streichen der Mörder. Vergeblich müht der Entsatz sich ab, die auf des Maire Geheiß versperrte äußere Thüre des Vorgemachs zu sprengen, und ebenso wenig gelingt es den Mördern, in das Cabinet zu dringen, wo eben dem Herzog, unter vertraulichem Gespräche mit Claude de l'Isle, dem Herrn von Marivaux, und mit dem Abbé d'Elbène, das Hemde gereicht wurde. Auf den Lärm im Vorzimmer, dem das Sturmläuten in der Stadt sich gesellte, hatte er mit Bänken und Stühlen den Eingang barricadirt: von dem Maire zur Übergabe aufgefodert, nannte er ihn einen Schurken, den er zum Galgen schicken werde. Es haben die Verschwornen nachmals bekannt den großen Schrecken, der mit diesen Worten auf sie gekommen. Auch der Angriff, den des Maire draußen vor der Schloßpforte zurückgelassenes Volk versuchte, gewann keinen Fortgang. Die wenigen Edelleute, die im Schloßhofe sich herumtrieben, in der Absicht, den Herzog zu seinem Ausgange zu begleiten, wiesen die Angreifer mit blutigen Köpfen zurück und schlossen das Thor, nachdem sie vorher andere durch Zufall herbeigeführte Herren, darunter den Grafen von Luxemburg, an sich gezogen. Der also gesammelte Haufen verharrte einige Augenblicke in dumpfer Unschlüssigkeit, denn Niemand wagte es zu hoffen, daß der Herzog dem Streiche entgangen sein könne. Endlich fassen sich die Beherztesten, sie empfangen von der gesammten Gesellschaft das Versprechen, zusammenzuhalten bis zum Tode, und stürmen die Treppe hinan. Gleich weichen die Verschwornen, deren Hitze abgekühlt durch die vergeblichen Bemühungen gegen die Barricaden des Cabinets, und die jetzt, vermittels einer Seitentreppe den Hauptthurm einzunehmen sich bemühen. Gedrängt durch rasche Verfolgung müssen sie aber in einer dem Thurme angebauten Stube Zuflucht suchen. Mittlerweile hatte der Herzog unter den Männern des Entsatzes bekannte Stimmen vernommen, und sammt Marivaux und d'Elbène, alle drei mit Säbel und Pistolen bewaffnet, zu einem Ausfalle sich entschlossen. Der führt, von der entgegengesetzten Seite, sie an den Fuß der Schnecke, die beherrscht durch das von den Verschwornen eingenommene Zimmer, und einiger Unschlüssigkeit kann Epernon sich nicht erwehren bei dem Anblicke des engen, unter dem Geschosse der Feinde zu ersteigenden Aufgangs. Indem meldet athemlos eine Magd, wie eben des Maire Bruder versuche, an einer schadhaften Stelle die Ringmauer zu überschreiten. Gleich eilte dahin der Herzog, nur drei Mann zurücklassend vor dem belagerten Zimmer, er erlegt den Norman und einen von dessen Begleitern, und wirft einem abermaligen, auf das zweite Schloßthor gerichteten Angriff sich entgegen; schon war dort die Petarde angeschraubt. Im Fluge läßt er die Stelle vermauern, und er vertheilt die 15 Mann, welche ihn dahin begleitet, in die am stärksten bedrohten Punkte. Also gerüstet, beunruhigt ihn allein die Betrachtung, daß das Schloß gänzlich von Lebensmitteln entblößt, sodann das hartnäckige Schweigen der Citadelle. Denn dahin hat ein wüthiger Volkshaufen sich gewendet, zu verheißen augenblicklichen Tod dem gefangenen Commandanten, für den Fall, daß eine einzige Kanone gelöset werde. Diese Drohung vermag zwar nicht, den Lieutenant des Commandanten zur Übergabe zu bestimmen, noch die Besatzung, aber in dem Zweifel lassen sie einige Stunden hingehen, ohne sich zu rühren. Das machten die in dem Schlosse belagerten Verschwornen sich zu Nutze, um den Leuten des Herzogs anzukündigen, daß die Citadelle genommen, daß augenblicklich ihre Geschütze gegen das Schloß gerichtet werden, wenn dasselbe in zwecklosser Vertheidigung verharren sollte. In nicht minder verzweifelter Lage befand sich während des ganzen Hergangs die Herzogin. Sie hatte auf den Ruf, daß Hugenotten vor der Stadt, die Kirche verlassen, um nach der Citadelle zu flüchten, wurde aber auf diesem Wege ergriffen und zur Gefangenschaft abgeführt, nachdem ihre beiden Begleiter in ihrer Vertheidigung mehre Wunden empfangen. Gefangenschaft war auch das Loos aller Edelleute von des Herzogs Gefolge, das durch die Stadt vereinzelt, und selbst der Bote, der beauftragt, die kurz vorher von Lupiac de Tagens nach Saintonge abgeführte Reiterei zurückzurufen, konnte der Aufmerksamkeit der Belagerer nicht entgehen. Er wurde ergriffen, indem er die Mauer des Schloßparks überstieg. Zum Glücke erhielt Tagens von Flüchtlingen aus der Stadt die Kunde jener Ereignisse. Seines Anzugs von fern nicht sich versehend, wähnten die Städter, es habe keine Eile mit dem Schlosse, und ergriffen, statt die Vertheidiger durch regelmäßig fortgesetzte Angriffe zu ermüden, den Weg der Unterhandlung. Ihrem Trompeter erwiederte Epernon, daß seinen Mandanten bald eine andere Sprache beigebracht werden solle. In demselben Ton ließ die Herzogin in ihrem Gefängnisse sich vernehmen. Man drohte ihr, bei fernern Angriffen auf das Schloß sie als Schanzkorb zu gebrauchen, oder aber ihr den Hals abzuschneiden, wenn sie nicht den Gemahl zur Übergabe vermöge: sie antwortete, den Tod fürchte sie nicht, halte ihres Mannes Ehre und Heil viel werther, denn das eigne Leben. Darauf wußte Bourgoing, der zweite Maire, vermittels einer Schießscharte, ein Gespräch anzuknüpfen mit dem Abbé d'Elbène und mit dem von Amblèville: ausgemacht wurde nichts, nur ließ Bourgoing sich schrecken durch eine Darstellung von den Gefahren, womit des Herzogs Zorn die Stadt be-

Digitized by Google

drohe. Gleich darauf ging ein Schreiben ein von den Verschwörern im Schlosse; Epernon hatte die Thüre der ihnen Zuflucht gewährenden Stube anzünden lassen, hiermit sie zur Übergabe genöthigt, und auch das Schreiben erpreßt, worin sie ihrer Mitbürger Barmherzigkeit anflehten. „Sie alle müßten sterben, wenn das Schloß angegriffen würde." Und die Schreiber wußten, wie ernstlich die Drohung gemeint, denn ihr Anführer, der Maire Norman, hauchte eben sein Leben aus auf der Folter, zu der Epernon ihn verurtheilt, in der Hoffnung, von ihm das Geständniß von einer Einwirkung Villeroy's auf den ganzen Handel zu erpressen. Sterbend war Norman gefunden worden, eine tödtliche Schießwunde hatte er empfangen, indem er neugierig den Schalter der schützenden Stubenthüre zurückschob, aber die Qualen der letzten Stunde konnten ihn nicht befreien von den Qualen der Marterbank. Das Schreiben verfehlte der Wirkung nicht auf die Gemüther der Bürgerschaft, und Bourgoing kam nach dem Schlosse, die Absendung eines Deputirten zu betreiben. Zu solcher Unterhandlung erbot sich der Abbé d'Elbène, und sie war vorgerückt, als de Meré, einer der vornehmsten Leiter des Aufruhrs, der Versammlung mittheilte, daß der Baron von Aubeterre, gehorsam den von Villeroy, in des Königs Namen, gegebenen Befehlen, unverzüglich den Bürgern zum Beistande, mit seinem Volke eintreffen würde. Der Abbé, nachdem er eine mühselig erbettelte Erlaubniß benutzt, um der gefangenen Herzogin seine Aufwartung zu machen, kehrte zum Schlosse zurück. Am andern Morgen wirbelten in allen Straßen der Stadt die Trommeln, alle Glocken riefen zum Sturme, und ein unzähliges bewaffnetes Volk zeigte sich vor des Schlosses schwächster Seite. Angeschraubt wurde die Petarde, im Knall fürchterlicher denn in der Wirkung; dann prallten die Verwegensten vor zum Sturme, oder vielmehr, wie sie wähnten, zum Drohbild für die Belagerten. Indem diese aber den Entschluß zu mannhafter Vertheidigung offenbarten, kühlte sich der Muth der Angreifer, sie stockten, wechselten einige Flintenschüsse, sahen einen ihrer Anführer, den von Fleurac, fallen, und verschwanden um so eiliger, da jetzt auch die Kanonen der Citadelle ihr Spiel begannen. Wiederum gewannen die Oberhand die Gemäßigten in der Bürgerschaft, wiederum wurde ein Unterhändler gefodert, und wiederum dazu der Abbé d'Elbène ausersehen. Lebhaft betrieb der sein Geschäft, obgleich ihn noch das Gedächtniß der in solchem gestern ausgestandenen Gefahr beunruhigte, da ritt ein der Baron von Toverac, begleitet von des von Aubeterre Maréchal-des-logis, und beauftragt, für den andern Tag des von Aubeterre Eintreffen mit 300 Reisigen und 500 Fußknechten zu verheißen. Das durch sothane Meldung in die äußerste Aufregung zurückgerufene Volk gebot den Unterhandlungen Schweigen, und ein wilder Haufen schleifte den Abbé d'Elbène zum Fuße der Citadelle, und zwang ihn, Namens des Herzogs das Einstellen des Feuers zu befehlen. Allein in demselben Augenblick schmetterten die Trompeten, den Anzug von Tagens und seinen Reitern zu verkündigen, und während diese in den Vorstädten sich ausbreiteten, wurde von einer andern Seite der Graf von la Rochefoucault sichtbar, den mit einigen Truppen der König von Navarra anrücken ließ, dem Herzog zum Beistand. Dieser Umstand zumal beschleunigte die Wiederherstellung der Ruhe. Nur mit Widerwillen konnte Epernon den Beistand der Hugenotten annehmen, ungern mußte Tagens sich gefallen lassen, den Ruhm der Befreiung des Herzogs mit andern zu theilen; nicht minder fühlte die Bürgerschaft sich vollständig entmuthigt bei dem Anblicke der neuen Feinde. Sie beeilte sich, nochmals von d'Elbène die Vermittelung anzurufen, und an demselben Abend wurden die Vergleichspunkte beliebt. Es fielen die Barricaden, es wurde in geziemender Ehrerbietung die Herzogin zum Schlosse geführt, oder vielmehr zum Fuße der Leiter, die sie ersteigen mußte, da alle Eingänge vermauert. Der Commandant der Citadelle trat sein Amt wieder an, alle Gefangene wurden zurückgegeben, zusammt den Leichen der Gebrüder Norman; daß diese in der Stille beerdigt würden, wollte der Herzog zugeben. Ganzer 30 Stunden hatte er sich vertheidigt, ohne zu essen, noch zu trinken, und kein Schuß Pulver mehr war im Schlosse übrig. Den ersten freien Augenblick ergriff Epernon, um über den Hergang an den König zu berichten, und bittere Klage über Villeroy, als den eigentlichen Leiter der Verschwörung, zu führen. Es hätten, schrieb Heinrich III. zurück, auf seinen Befehl die von Angoulême gehandelt: er habe ihnen aufgegeben, den Flüchtling zu fahen und wohlbehalten in seine Gewahrsam zu überliefern, da es seine Absicht sei, von nun an ihn zu hüten und zu halten, als den leiblichen Sohn. Den süßen Worten folgte aber auf dem Fuße Miron, der königliche Leibarzt, belastet mit Botschaft ganz andern Inhalts. Daß Epernon sogleich alle festen Plätze seines Gouvernements überliefere, bei Strafe des Majestätsverbrechens, das foderte Miron, im Auftrage seines Königs, der handelte nach dem Willen des zu Blois versammelten, von den Guisen beherrschten Reichstags. Anstatt zu gehorchen, bereitete Epernon sich zu Widerstand, zugleich fortsetzend die früher mit dem Könige von Navarra gepflogene Unterhandlung; die Furcht um den Verlust einer Summe von 360,000 Thlrn., so für ihn Heinrich III. bei Zamet und Bandini niedergelegt, hatte bis dahin wenigstens ebenso sehr ihn gezügelt, als die Besorgniß, für immer und gänzlich mit den Katholiken zu brechen. Jetzt bot der König von Navarra hinlängliche Sicherheit für den Ersatz solcher Summe, und schon waren die Commissarien ernannt für den Abschluß des Bündnisses, als die Kunde von dem an den Guisen verübten Morde ganz neue Combinationen hervorrief. Auf eine Versöhnung mit seinem königlichen Liebhaber zählend, beobachtete Epernon eine vorsichtige Neutralität, während um seinetwillen der König den beunruhigendsten Zweifeln sich hingab. Es fürchtete der Monarch, wenn er den hochmüthigen Günstling zurückrufe, allen Großen seiner Umgebung zu misfallen, vorzüglich aber den Marschall von Aumont zu beleidigen, dessen Zwistigkeiten mit dem Herzoge den Charakter ungewöhnlicher Bitterkeit trugen. Doch hatte nicht sobald der Marschall des Gebieters Zweifel vernommen, als er der erste zu einer Maßregel rieth, welche unvermeidlich geworden durch die Lage der Dinge. An

Digitized by Google

den Hof zurückgefodert, eilte Epernon dem Marschall zu danken für seine großmüthige Verwendung: er komme, ihm seine Freundschaft und seine willigen Dienste zu bieten. Befehlen möge der Marschall, und mit seinem Diener schalten nach Belieben. Denn seines Vorgesetzten Befehle zu vollstrecken würde stets als eine Lust ihm gelten. Also, und nie mehr in der gleichen Weise zu einem Sterblichen, hat Epernon gesprochen, und ist der beiden Aussöhnung herzlich und vollständig gewesen. Nach dem Willen des Königs besetzte Epernon sogleich mit seinem aus Angoumois herbeigeführten Fußvolk, 4000 Mann, die Stadt Blois, seine 800 Reiter aber schickte er, unter den Befehlen seines Schwagers, des Grafen von Brienne, auf Kundschaft aus, der zwar unweit Amboise von dem Herzoge von Mayenne sich überfallen ließ, 600 Mann und 17 Standarten verlor, und zuletzt mit den Trümmern seines Volks in dem Schlosse St. Ouen capituliren mußte. Unangesehen dieser herben Einbuße behauptete Epernon seinen Posten, bis er in dem Zuge gen Paris, unter des Königs Oberbefehl, die Leitung des Heeres übernahm, mehre wichtige Punkte in der Umgebung der Hauptstadt, auch das muthig vertheidigte Pontoise einnahm. Allein es fand in diesem Zuge Heinrich III. den Tod, und von der Mehrzahl der im Lager versammelten Großen ward als dessen Nachfolger Heinrich von Navarra anerkannt. Dazu wirkte Epernon in aller Weise, wie aber dem über die Eidesleistung aufgenommenen Protokoll die Unterschriften beizufügen, erhob sich zwischen ihm und den Marschällen von Aumont und Biron ein Rangstreit. Unter dieser Unterschrift die seinige zu setzen betrachtete Epernon als verkleinerlich für den Rang eines Duc et pair, wogegen die Marschälle einwendeten, daß ihr Amt ihnen nicht erlaube, im Felde einen Vorgesetzten anzuerkennen, und daß sie demnach berufen, unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses zu unterzeichnen. Der Streit wurde förmlich verhandelt, und zu Gunsten der Marschälle entschieden. Da ergrimmte Epernon höchlich, oder vielmehr er freute sich der Gelegenheit, das Heer zu verlassen. Denn er wünschte, bevor er für eine der streitenden Parteien sich entscheide, den fernern Verlauf der Dinge abzuwarten, war auch nicht frei von Sorge um den Eindruck, den sein früheres Benehmen bei dem Regenten hinterlassen haben mußte, und der verstärkt durch Ereignisse aus der jüngsten Zeit. In der Belagerung von Jargeau führte Epernon den König nach einer dem Gewehrfeuer der Belagerten besonders ausgesetzten Stelle. Es wurden diesem zur Seite zwei Hofjunker erschossen, und leichtlich ließ er sich überreden, daß Epernon in der Absicht seinen Tod herbeizuführen, ihn, ohne den Schutz einer Rüstung, den feindlichen Kugeln ausgesetzt habe. Bei der Einnahme von Etampes hatte Epernon bei einer Kirche Schutzwachen aufgestellt, die aber die Navarreser vom Plündern nicht abhalten konnten. Da eilte Epernon hinzu und erlegte eigenhändig einen der Trabanten des Königs von Navarra, diesen hiermit auf das Äußerste verletzend. Epernon kam, bei dem Könige sich zu beurlauben. „Ne me reconnaissez-vous pas pour votre roi," fragte dieser am Schlusse einiger in leidenschaftlicher Bewegung vorgebrachten Worte. Welchen der Herzog entgegnete: „qu'il estoit son très-humble sujet et serviteur; qu'il n'y avoit personne dans le royaume, qui eust desiré plus ardemment que luy, de le voir sur le thrône, si le roy son maistre venoit à luy manquer, qu'il ne seroit jamais rien contre son service; qu'il aimeroit mieux mourir, que d'en avoir formé la pensée: mais qu'il suppliоit très-humblement S. M. de l'excuser, si estant d'une réligion différente de la sienne, il ne pouvoit demeurer auprès de sa personne, ne croyant pas le pouvoir faire sans blesser sa conscience." Es fiel diese Abschiedsscene vor, wie Epernon eben den Leichnam des verstorbenen Königs nach Compiègne gebracht hatte, und fand das Beispiel, durch seinen Abzug dem Heere gegeben, viele Nachfolger. Auf seinem Rückzuge besah er sich das für ihn von Sallerm bewehrte Loches, dann ging er durch Poitou nach Angoulême, dessen Citadelle er, gleich jener von Saintes durch neue Werke verstärkte, zugleich aber einen lebhaften Krieg führte mit den Ligisten, seinen und des Königs Feinden. Sie bemeisterten sich zu Limoges der Cité, sogleich war Epernon zur Stelle, um den Grafen von Bentadour, der den übrigen Theil der Stadt noch behauptete, zu entsetzen. Bei seiner Annäherung zerstreuten sich die Feinde, und mit unerbittlicher Strenge verjagte der Herzog alle diejenigen, die eines Einverständnisses mit ihnen verdächtig. Er nahm auch S. Germain und schien der Rebellion in Limosin vollständig Meister zu werden, als die Botschaft von Villebois ihn nach Hause foderte. Diese gewaltige, beinahe unzugängliche Burg, südlich von Angoulême, hatte der Chevalier von Aubeterre durch Überfall gewonnen. Genöthigt zu einer regelmäßigen Belagerung fand Epernon in des Ortes Gelegenheit die größte Schwierigkeit für die Aufführung seiner Geschütze; als diese überwunden, war die Besatzung bald dahin gebracht, auf Gnade sich ergeben zu müssen. Gnade hoffend ließ der Commandant, Maumont, mittels eines Strickes in den Schloßgraben sich herab: in der Luft noch wurde er erschossen. Dann strenge Schau über die übrige Besatzung haltend, schickte Epernon zum Galgen alle diejenigen, so bei der Verschwörung von Angouleme betheiligt gewesen. Ihrer sanden sich 18. In seinem Gouvernement sicher, konnte Epernon wieder mit den Ereignissen der Nachbarschaft sich beschäftigen. Das Schloß von Bourg, an der Gironde, war noch vertheidigt durch den tapfern la Jouisiere, während die Stadt den Ligisten zur Beute geworden. Den Entsatz des Schlosses bewerkstelligt Epernon, zugleich den Commandanten für seinen Dienst gewinnend: indem er aber die Besatzung wechselte, verrieth er allzu deutlich die Absicht, den Ort für sich zu behalten, und das konnte der Marschall von Matignon, in dessen Gouvernement Bourg gelegen, so wenig, wie der König zugeben. Seine Eroberung mußte Epernon fahren lassen, nichtsdestoweniger fand er sich, da Heinrich's IV. Übermacht nicht länger zweifelhaft, in dem Heere ein, welches zum andern Male die Belagerung von Paris unternahm, 1591. Nachdem er bei der Einnahme von Chartres und Noyon gedient, wurde ihm die Erlaubniß bewilligt, seine eigenen

Digitized by Google

Angelegenheiten zu besorgen, d. h. es wurde ihm ein Asylrug nach Boulogne verstattet, wo seine Herrschaft durch die Umtriebe der Ligisten bedroht. An der Spitze von 500 Reisigen legte er ohne Hinderniß den Weg zurück, aber auf der Heimfahrt erwarteten seiner an der Authie südlichen Ufer der Herzog von Aumale, auf dem nördlichen Ufer der ligistische Gouverneur von Montreuil, Maignieu, mit einem auserlesenen Volke. Indem des Epernon Vortrab in die Authie sich stürzte, brach Maignieu aus dem Hinterhalte hervor, wendete Epernon sich zum Widerstand, und es erfolgte eins der glänzendsten Gefechte, daß mit der gänzlichen Zerstreuung der Ligisten endigte. Ihrer Flucht von jenseits Zeuge, vernehmend, daß die Maignieu, Vater und Sohn, wie auch ihre vornehmsten Officiere gefangen, bereilte Aumale sich, sein Volk in Sicherheit zu führen. Ohne fernern Widerstand wurde der Übergang vollbracht, und seinen Marsch gegen Noyon fortsetzend, meinte Epernon im Vorbeigehen der Burg Pierrefonds sich zu bemächtigen, von wo aus der Hauptmann Rieux durch unglaubliche Tapferkeit und Verwegenheit Schrecken trug in die fernsten Provinzen. Aber Rieux wachte, und Epernon ließ ab von dem Versuche, der ihm einige Zähne kostete; eine Flintenkugel war ihm durch den Backen gegangen. Den in jenem Feldzuge erlittenen Verlust durch neue Werbungen zu ersetzen, beschäftigte sich in seinem Gouvernement von Angoumois der Herzog, als er des Bruders gewaltsames Ende vernahm. Ohne Säumen dachte er 500 Cuiraſſiere und 500 Archibusiere nach der Provence zu führen, aber es foderte seinen Beistand Themines für das belagerte Villemur, in Quercy, und solchen zu verweigern, erlaubten die Umstände nicht. Indem Epernon seine Truppen zu des Themines Verfügung stellte, hatte er bereits den höhern Officieren seine eigentliche Willensmeinung eröffnet: den Schein des Krieges sollten sie nur bewahren, jedes entscheidenden Gefechtes sich enthalten. Allzu buchstäblich wurden diese Anordnungen befolgt, und es mißbrauchten die an des Herzogs strenge Zucht gewöhnten Soldaten gar bald der Nachsicht ihrer Befehlshaber. Die Archibusiere, sorg- und ordnungsloser Ruhe sich hingebend, wurden um die Mitternacht des 18. Juni 1592 von dem Herzoge von Joyeuse überfallen, und bis auf einhundert etwa niedergemacht. Seiner Waffen Schimpf, seiner Soldaten Verwilderung, boten dem Herzoge eine willkommene Gelegenheit, der Fehde weiterer Theilnahme sich zu entziehen, und des Königs dringendste Befehle konnten ihn nicht anspornen, zu der Rettung von Villemur ferner zu wirken. Mit unerbittlicher Strenge bestrafte er diejenigen, deren Unordnungen den Verlust herbeigeführt, und wie derselbe kaum durch neue Werbungen ersetzt, mußte der längst beabsichtigte Marsch nach dem Rhone angetreten werden. Am Ende des Augustmonats erreichte Epernon die Provence, wo trotz seiner gehaßten Persönlichkeit, die royalistische Partei genöthigt gewesen, sich ihn von dem Könige zum Gouverneur zu erbitten. Denn es hatten des la Valette Veteranen, durchaus Gascogner, den Behörden allen Gehorsam versagend, den Entschluß offenbaret, der Liga sich zu ergeben, falls ein anderer, denn der Bruder, den unvergeßlichen Anführer ersetzen sollte. Ungern der Nothwendigkeit weichend, ernannte der König nicht zum Gouverneur, sondern zum Generallieutenant der in der Provence aufgestellten Truppen den von allen Seiten empfohlenen Bewerber. An die 10,000 Streiter unter seinen Fahnen vereinigend, bewerkstelligte Epernon den Entsatz von Favence, dann belagerte er Montaurour, dessen Besatzung, 900 Savoyarden, auf Gnade sich ergab, nachdem jegliche Capitulation ihr verweigert worden. Vierzehn der Hauptleute ließ Epernon henken, 500 von den Gemeinen nach den Galeeren abführen, dann schrieb er auf den 25. Sept. einen Landtag nach Brignoles aus. Da fanden sich zu ihm viele Edle, die zeither in der Gegenpartei gewesen, die Gräfin von Sault, mit ihrem Sohne Crequy, der Graf von Bar, Villeneuve-Vauclause, Castellane-Bezaudun, der Chevalier von Castellane-Bioſe, der Baron von Trez, Alagonia-Meirargues, und es ließen, durch solchen Abfall erschreckt, für einen partiellen Frieden die eifrigsten Ligisten Vorschläge vernehmen. In dem Moment, die Unterhandlungen zu eröffnen, legte Epernon sich vor Antibes, und es zog die Besatzung, nach kurzer Belagerung, mit allen Kriegsehren, am 6. Dec. 1592 aus, die Citadelle hingegen erlag am 23. Dec. dem auf sie gerichteten Sturm. Von ihren Vertheidigern schickte Epernon 23 zum Galgen, die übrigen nach den Galeeren. In dem hierdurch veranlaßten Schrecken ergab Cannes sich ohne Widerstand, und Epernon verlegte seine Artillerie und theilweise seine Truppen nach Brignoles und St. Tropés, wo er die Anlage von Citadellen beabsichtigte. Das konnten die Einwohner ihm nicht verwehren, aber es vereitelte der Bau dieser Bastillen allgemeines Mißvergnügen im Lande, das ohnehin schwierig wegen der an wehrlosen Gefangenen verübten Metzeleien. Nur die strenge, von dem Herzoge bei seinen Truppen eingeführte Disciplin wehrte einer thätigen Äußerung dieser unfreundlichen Stimmung. Die von beiden Seiten für das Friedensgeschäft ernannten, und in St. Marimin seit dem 22. Jan. 1593 versammelten Commissarien trennten sich, ohne zu einem Resultat gelangen zu können, und Epernon, dem der Landtag in Brignoles, den 9 März, die Mittel für den Unterhalt von 800 Reitern und 1500 Knechten bewilligte, eröffnete den neuen Feldzug mit der Wegnahme von Gardane und Auriol. Der Commandant von Auriol, Hauptmann le Blanc, mußte, nachdem er eine mehrtägige Belagerung ausgehalten, auf Gnade sich ergeben: er, alle seine Officiere, Sergeanten und Corporale verfielen den Galgen, die Gemeinen den Galeeren. Voll des Entsetzens bequemte sich die Stadt Arles in Epernon ihren Gouverneur anzuerkennen, auch jeglicher Conföderation mit dessen Gegnern abzusagen. In der Nacht vom 12. April ließ der Herzog durch Petarden zwei Thore der Stadt Marseille sprengen, die Zeit aber, die er mit dem Fällen der Zugbrücke verlor, ließ die Bürger zur Besinnung kommen. Von einer unzählbaren Menge bedrängt, entflohen die Angreifer, um in der Erstürmung von Roquevaire ihren Grimm auszulassen. Da wurden alle erdenkliche Greuel verübt, der Hauptmann Bourdon, der Consul, 30 Bürger aufgeknüpft. Am 1. Mai betrat Epernon verwüstend das Ge-

Digitized by Google

biet von Aix. Die Mühle bei dem Pont de l'Are, so durch eine Compagnie Marseiller vertheidigt, ließ er nehmen, acht der Vertheidiger henken, wofür der Graf von Carces an acht Gefangenen das Vergeltungsrecht übte. Den Lambesc sich wendend, empfing der Herzog von den Consuln von Peissane, Alenson, Malemort und Alen, auch von Robert von Porcelet, dem Herrn von Foz, den Treueid, aber von Neuem trieb es ihn an, der Hauptstadt sich zu versichern. Am 17. Juni bemeisterte er sich des in ihrer Nähe, auf einem Hügel belegenen Thurmes von Entremond. Am 22. besitzmte er das Capucinerkloster und das Hospital, Punkte von großer Bedeutung für den Angriff. Er traf auf entschlossenen Widerstand, der zu einem kräftigen Ausfall sich steigerte. Erfrischungen den Freunden und Landsleuten zuzutragen, wagten die Bürgerfrauen sich mitten unter die Streitenden, und nicht selten, in solcher Verwirrung bewegte sich das Gefecht, wurden jene Frauen verletzet, Feinde zu erquicken. Epernon genöthigt, sein Lager nach der Höhe von S. Eutrope zu verlegen, fand diese Lufthaus vor allen geeignet zu dem Bau einer Citadelle. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden hierzu die Arbeiten betrieben, unter dem Schutze von sieben schweren, gegen die Stadt gerichteten Geschützen. Von den Anstrengungen des Tages pflegte der Herzog sich am Spieltische, in einem seinem Gezelte anstoßenden Gartenhause zu erholen: dieses Lusthaus ersah sich ein städtischer Constabler zum Ziele (den 9. Juli), und seine Kugel erschlug zwei der Spieler, zerschmetterte den Spieltisch und die Stühle, und verletzte dergestalt durch die auffahrenden Holzsplitter den Herzog, daß dieser mehre Tage lang für todt gehalten wurde. Durch solchen Glauben und durch eingetroffene Verstärkungen ermuthigt, wagte der Graf von Carces einen Angriff auf St. Eutrope, dem abermals Unterhandlungen folgten. Ausgemacht war nichts, als die Nachricht eintraf von des Königs Religionswechsel und von dem mit dem Herzog von Mayenne verabredeten Anstand der Waffen. Was bisher in dem Reiche der Leidenschaften, meist nur von Gegnern, empfunden worden, die Anmaßung, die Härte, die Raubsucht des Generalliutenants, das wurde selbst erklärten Anhängern unerträglich, sobald ihnen Zeit zum Nachdenken und Vergleichen bewilligt. Besonders erregten die Erpressungen allgemeinen Unwillen. In seinem den Herzog anklagenden Manifest sagt Castellane-Bezaudun: „Quels trésors et quels ruisseaux de richesses faudroit-il, pour désaltérer cette soif inextinguible, que la substance et le sang du peuple, tant de fois sucé par cette sangsue, n'a jamais pu étancher? Si nos prédécesseurs avoient écrit ce que nous avons vu, par les effets de ses débordemens, ou par ses dépenses inappréciables, nous en réputerions le discours fabuleux; et ce que nous en laissons à la posterité, ne sera peut-être pas reçu pour véritable; car d'affirmer qu'un pays aussi stérile et aussi petit que la Provence, après les ravages de cinq ans de la guerre la plus cruelle et la plus débordée qui se vit jamais, ait, sur ses derniers abois, pu payer trois ou quatre millions d'écus en subsides et impositions au sieur d'Epernon, et qu'outre cela les soldats aient vécu à discrétion, et pillé indifféremment amis et ennemis avec toutes sortes de licence, et que ces ravages aient presqu' égalé les sommes en argent, si l'on n'avoit en main de quoi le montrer, il vaudroit mieux s'en taire que d'avancer une chose si excessive et si incroyable." Die Beschwerden der misshandelten Provinz erweckten die Aufmerksamkeit des Königs, der an sich schon bezweifelnd die treue Ergebenheit des Herzogs, besondere Aufmerksamkeit den Angelegenheiten einer Grenzprovinz zuzuwenden sich verpflichtet fühlte. Zum Scheine übertrug er die Prüfung der von den Provençalen erhobenen Beschwerden dem Connétable von Montmorency, in der Stille aber empfingen Lesdiguières und Ornano die Weisung, eine Bewegung, die allenfalls gegen Epernon gerichtet werden könnte, zu unterstützen. Daß diese Bewegung nicht ausbleibe, erwartete der König nach den schriftlichen Aufforderungen, so er an den Marquis d'Oraison, an Forbin Saint-Canat und andere Edelleute der Provinz ergehen lassen. Im Gegentheile trafen diese Schreiben allerwärts auf Zweifel und Unentschlossenheit; so lebhaft die Aufregung, so scheute doch jeder die schwere Hand des Gewaltigen, und den mächtigen Beistand, den ein Nachbar und naher Anverwandter, der Connétable von Montmorency, Gouverneur von Languedoc, ihm reichen konnte. Den Connétable zu besuchen, fuhr Epernon hinüber nach Pezenas, und gleich ließ Lesdiguières, voll Ungeduld über das feige Schwanken derjenigen, so am meisten von dem Sturze des Tyrannen zu gewinnen hatten, 200 Reiter unter Bintimille-Tourvez in die Provence einrücken. Bei dem Anblicke der Bewaffneten erhoben sich die Zweifelnden; Forbin Saint-Canat empfing des Grafen von Carces Versprechen, daß Epernon bei der Liga keine Hilfe finden werde, und eilte zurück nach Pertuis. Alsbald bewaffnete sich auf seinen Ruf die Bürgerschaft, und unter dem Rufe: „vive le roi et la liberté," wurde am 20. Nov. die Besatzung ausgetrieben. Dem Beispiele folgten ohne Säumen die meisten Städte, und einzig die Citadelle von Toulon und die Tour de Bouc setzten den Angreifern Widerstand entgegen. Auch das Lager von St. Eutrope wäre verloren gewesen, hätten die Verschworenen nur daran gedacht, der Übergänge von Rhone und Durance sich zu bemeistern, und hiermit dem Herzoge das Land zu verschließen. Bitter haben sie diese Versäumniß gebüßt, obgleich Epernon, nachdem er mit den in Languedoc gesammelten 400 Reitern S. Eutrope erreicht, verurtheilt schien, ein mißtiger Zuschauer von den Fortschritten seiner Gegner zu bleiben. Schon am dritten Tage fiel die Citadelle von Toulon; der Commandant, der Gascogner Signac, wurde in ihrer Vertheidigung mit einer Partisane durchbohrt, die Mehrzahl seiner Soldaten ermordet. Pelissane wurde am 13. Dec. eingenommen, einige Tage später auch Martigues. In der Tour de Bouc wurde allein der Provençalen verschont, alle Gascogner mußten am Galgen oder durch das Schwert sterben. Die Stände vereinigten sich zu einer Bittschrift an den König, um die Abberufung des Gehaßten zu erlangen, und das Parlament von Aix erließ Advocatorien an

Digitized by Google

alle, so in dessen Diensten verharrten. Indem dieses Parlament zugleich die gesetzliche Autorität des Königs anerkennend, den Herzog aller Gründe zu einer Fortsetzung des Kriegs beraubte, sah der stolze Mann sich gemüßigt, von dem Parlament, von dem Grafen von Carces, von den landschaftlichen Procuratoren Commissarien sich zu erbitten, mit welchen die Grundlage eines dauerhaften Friedens zu verhandeln. Hierum abschlägig beschieden, erneuerte Epernon Ende Januar 1594 den Versuch, sich der Stadt Aix zu bemächtigen, und von da abgewiesen, fiel er auf Aiguilles, wo der Widerstand unbedeutend, aber desto unbarmherziger das Gemetzel und die Verwüstung. Alle, die unter Gewehr sich betreten lassen, wurden niedergemacht oder gehenkt. Die Besatzung von St. Canat erhielt freien Abzug, Lambesc, Marignane, Tretz, St. Maximin und Rians öffneten ihre Thore, ein heftiges Gefecht, den 19. Febr. am Fuße der Verschanzungen von St. Eutrope geliefert, blieb unentschieden. Während der Landtag zu Aix, den 8. März, beschloß, 1200 Reisige, 100 Archibusiere und 8000 Fußgänger dem Herzog entgegenzustellen, hielt dieser mit den Gemeinden seiner Botmäßigkeit einen Landtag zu Riez, um sein Verfahren zu rechtfertigen, jenes der Gegner zu verdammen. An der Spitze eines Heeres von 11,000 Mann schien er sogar dem König fürchterlich, und empfing deshalb Johann Lasin, zugleich mit dem Auftrage, an der Beruhigung des Landes zu arbeiten, eine doppelte Instruction: von lange her durch Intriguen aller Art berüchtigt, und daher geeignet, nach Advenant in seiner Sendung entweder anerkannt oder verleugnet zu werden, sollte Lasin, im Falle er des Grafen von Carces Partei zu schwach befinde, nicht nur des Hofes Theilnahme an dem Vorgefallenen in Abrede stellen, sondern auch des Grafen Proceß einleiten. Vor solcher Niederträchtigkeit wurde Heinrich IV. durch Lesdiguières bewahrt, als der am 2. April 1594 in Pertuis mit 1500 Fußgängern und 500 Reisigen eintraf und durch seine Vereinigung mit Carces das Gleichgewicht zwischen den streitenden Heeren herstellte. Aber es erkrankte Lesdiguières, daß er erst am 24. April die Durance überschreiten konnte, Angesichts der feindlichen, in Malmort und Senas concentrirten Truppen. In dem am 25. April bei Durgon gelieferten Gefechte wurde Castellane-Bezaudun des Boyer Gefangener. Boyer beeilte sich, bei dem Herzog um seines Gefangnen Leben zu bitten, verschwieg aber den Namen, denn er erinnerte sich der herben Ausdrücke in des Bezaudun Manifest, wußte auch, daß diesem Epernon den an seinem Vetter, dem Gascogner Etampes, verübten Mord zuschreibe. Etampes war der Gefangene gewesen von des Bezaudun Bruder Ampus. Boyer wünschte, daß sein Gefangner dem Herzog Dank abstatte für die ihm erwiesene Gnade, und dieser Pflicht entledigte sich Bezaudun, ohne das Visier aufzuschlagen. Dem Herzog fiel es auf, daß ein Mann, der einer Verpflichtung geständig, Ursache haben sollte, sein Antlitz zu verbergen, und fragte um den Namen. Der mußte endlich genannt werden, der Herzog gab ein Zeichen, und in seiner Gegenwart wurde der ritterliche, hochgebildete Bezaudun durch einen Pistolenschuß zu Boden gestreckt. Gleich darauf, am 1. Mai, vermittelte Lasin einen Waffenstillstand für drei Monate, dessen Verlängerung um die gleiche Frist der Connétable am 19. Aug. durchsetzte, zugleich mit der Räumung der Citadelle von St. Eutrope. Sie wurde an Lasin zu Sequester übergeben, bald aber gegen die genommene Abrede von Grund aus geschleift. Auch in anderer Beziehung wurde der Anstand nur unvollkommen beachtet, Ligisten, Royalisten, Savoyarden, Marseiller und des Herzogs von Epernon Anhänger wetteiferten fortwährend in Verwüstungen und Gewaltthätigkeiten, obgleich sichtlich des Herzogs Stern erbleichte, seitdem der König ihn suspendirt hatte in dem Kriegsbefehle der Provence. Nur der Gräfin von Sault Bruch mit Carces und des Erzbischofs Genebrard Bemühungen um die Wiederbelebung der Liga, konnten ihn auffodern zu neuen Hoffnungen und Anstrengungen. Statt die von dem König gebotene Verlängerung des Waffenstillstands anzuerkennen, nahm er die Burg Souliers, deren Besitzer, wie alle Forbins, ihm stets feindlich und verhaßt gewesen, er verwüstete die Gebiete von Toulon, la Garde, la Valette, Aix; foderte, als Basis der Friedenshandlung, seine Anerkennung in der Eigenschaft eines Gouverneurs, und erpreßte, von dem unter seinen Auspicien im Februar 1595 zu Riez versammelten Landtage die Genehmigung aller seiner gewaltthätigen Handlungen. Nicht gewachsen sich fühlend den Royalisten und Ligisten zugleich, verbündete er sich mit Mayenne, denselben anerkennend als General-Lieutenant der Krone von Frankreich, und von demselben hiergegen seine Bestätigung als Gouverneur der Provence empfangend. In Marseille, dem Hauptsitze der Liga, wurde der Herzog alsbald in der ihm von Mayenne verliehenen Eigenschaft anerkannt; das Nämliche geschah in Arles. Vitelli, der für Savoyen Berre behauptete, wurde aus einem Feinde des Herzogs Verbündeter. Für ihn erklärte sich Saint-Romans, einer der berühmtesten Anführer der Liga. Durch Verrath von Carces aus dem Besitze von Salon geworfen, wird er in dem dasigen Schlosse Saint-Romans belagert. Ihm eilt Epernon zu Hilfe, und die Burg von Salon belagernd, wird Carces in der Stadt belagert. Abermals um Beistand angerufen, überließ Lesdiguières seine Eroberungen in Piemont, zumal das unmittelbar bedrohte Cavore, ihrem Schicksal, und Alpen und Durance überschreitend, warf er Lebensmittel und Volk in das in Hast von den Feinden verlassene Salon. In der Richtung von Rognes sich zurückziehend, schrieb Epernon an Saint-Romans, den Vertheidiger der Burg von Salon: „Je suis venu au pas vous secourir, je me retire au trot, mais je vous promets, foi de chevalier, que si vous tenez encore quinze jours, je viendrai vous délivrer.“ Die 14 Tage waren aber nicht herum, als die Burg, am 22. April, mit Sturm genommen wurde, mit Ausnahme der Franziskaner- und der St. Laurentienkirche. Eben hatte Epernon einen Besuch empfangen von de Fresne, dem königlichen Bevollmächtigten, der ihn bedeutete, daß er die Provinz zu räumen habe, indem dieselbe anderweitig vergeben sei. Dem entgegnete in zorniger Bewegung Epernon, er habe mit seinem und seines Bruders, mit seiner Angehörigen

Digitized by Google

und Freunde Blut das Land den Savoyarden und Ligisten entrissen, nur Ungerechtigkeit könne ihn des auf solches erworbenen Rechtes entsetzen wollen. Durchdrungen von diesem Rechte werde er mit Gewalt dasselbe behaupten; sollte das Glück ihm ungünstig sich erzeigen, so besitze er in seinem Degen das Mittel, eine Entehrung nicht zu überleben. Der Abgeordnete bedrohte ihn mit des Königs Ungnade: „Qu'il vienne," versetzte jener, „je lui servirai de fourrier, non pour marquer, mais pour brûler les logements sur son passage." In etwas beruhigt, willigte Epernon nachmals in einen Stillstand, der bis zum November 1595 verlängert, nach altem Brauche gleichwol nicht in gänzlicher Unthätigkeit hingehen konnte; so ließ der Herzog z. B. zwei Parlamentsräthe auf ihrer Rückreise von Digne aufheben. Zu dem Könige nach Lyon berufen, trat er nur zögernd die Fahrt an; Valence hatte er noch nicht erreicht, als der Monarch genöthigt, der Nordgrenze zuzueilen. In jener Stadt erwarteten aber des Herzogs der Connétable, Roquelaure, de Fresne und Pisani, und von ihnen wurde er in des Königs Namen bedeutet, in die Hände des Herzogs von Guise sein Gouvernement niederzulegen. Ohne in weitere Erörterungen sich einzulassen, ging er seines Weges zurück; der Freundschaft von Spanien gewiß, durch die Versicherung seiner Residenten Mons in Turin und Caumeny in Mailand glaubte er gegen den Willen Aller in seiner Stellung sich behaupten zu können. Allein es eilte ihm voraus der Ruf von des Königs Entschließung, und alle Geschwindigkeit und Thätigkeit waren nicht hinreichend, um dem beinahe allgemeinen Abfalle der Städte und des Adels vorzubeugen. Selbst Pontevez-Bouous und der Chevalier, sein Bruder, dann der Hauptmann Boyer vergaßen der so oft erprobten Treue, um welche Epernon meinte, daß seine Angelegenheiten in der Provence stets gedeihen müßten, „parcequ'il avoit deux bons boeufs et un bon bouvier." Bouous bemeisterte sich der Städte Riez und Moustiers, um sie dem Herzoge von Guise zu überliefern; in Aulps wurde die ganze Besatzung, durchaus Gascogner, von den Bürgern ermordet. Lesdiguières, der als General-Lieutenant und als Mentor dem Herzoge von Guise zur Seite gestellt, unterwarf die obere Provence, während der Herzog selbst in langsamen Märschen der Durance zuzog. Der beiden gleichzeitiges Eintreffen in Aix wurde durch einen Parlamentsschluß gefeiert (den 17. Nov. 1595), der allen Söldnern Epernon's, vorzüglich den Gascognern, auferlegte, das Land zu räumen und binnen acht Tagen die von ihnen besetzten Plätze an die königlichen Commissarien zu übergeben, bei angedrohter harter Strafe. Vergeblich sich abmühend, dem unaufhaltsamen Strome der öffentlichen Meinung zu widerstehen, und in dem Versuche, an der Spitze von 200 Mann den Fall von Sisteron aufzuhalten, ganz eigentlich seine Schwachheit offenbarend, hatte Epernon zuletzt nach Brignoles sich zurückgezogen, nach dem Punkte, der als Hauptstadt ihm diente. Da ihn zu tödten und hiermit der landverderblichen Fehde Ende herbeizuführen, nahm sich vor Bartholomäus de Bergue, ein schlichter Landmann, in dem benachbarten Flecken Duval wohnhaft. Zuerst erbat sich der Mann die Erlaubniß, in der Stadtkirche, wohin der Herzog täglich zur Messe kam, zwei Kisten niederlegen zu dürfen. Das bewilligte der Kirchherr, verlangte aber vorher den Inhalt der Kisten zu untersuchen; dazu konnte Bergue sich nicht verstehen, denn mit Schießpulver waren sie gefüllt. Wiederum dachte er, das Haus, welches dem Herzog zur Wohnung diente, in die Luft zu sprengen; er füllte in zwei Säcke sein Pulver, 300 Pfund, verbarg in jedem Sacke das Schloß einer Archibuse, an welches Bindfaden geheftet und solchermaßen verschlungen in den Strick, mit welchem der Sack zugebunden, daß dessen Öffnung unmöglich, ohne daß zugleich das Schloß losginge. Um nach Willkür dieses Losgehen zu beschleunigen, hatte er den Säcken längere Fäden angeheftet, die er von der Straße aus durch die Kellerlöcher zu regieren gedachte. Aber es befanden sich die Kellerlöcher fest verschlossen, als durch sie die Säcke eingeschwärzt werden sollten. Bergue verzweifelte nicht. Der Eigenthümerin des Hauses, der Frau Roger, Pächter, hatte er durch seine Lässigkeit im Entrichten des Pachtes sie zu einer gerichtlichen Klage veranlaßt; zu ihr begab sich Bergue, meldend, draußen halte seine Fuhre, beladen mit dem ihr bestimmten Weizen, er aber fürchte, die Schweizer und Gardisten des Herzogs würden ihm, oder vielmehr seinen Säcken, den Eintritt des Hauses verweigern. Die Frau versprach, mit den Schweizern zu reden, daß er sicher die Ablieferung vornehmen könne. Bergue ging, um gegen die zwölfte Stunde mit seinen Trägern vor dem Hause einzutreffen, denn er wußte, daß der Herzog um 12 Uhr speise. Die Säcke wurden in einem Raume unterhalb des Speisesaales wider eine Zwergmauer niedergelegt, und gleich trat das Hausgesinde hinzu, der Bäcker zuvörderst, um den Weizen zu beschauen. Wie die Stricke angezogen wurden zu dem Eröffnen der Säcke, knackten die Schlösser, und es erfolgte eine Explosion, welche die Zwergmauer umwarf und die Hauptwände des Gemachs zu beiden Seiten auseinanderschob. Indem aber Thüren und Fenster offen standen, war die Gewalt des Schlages gebrochen, nicht zertrümmert, wie doch Bergue gerechnet hatte, das Haus. Nicht einmal von seinem Stuhle, der zufällig auf einem Balken ruhte, wurde der Herzog geworfen, nur an Arm und Schenkel verwundet, an Haar und Bart versengt; mit dem Schrecken kamen die Gäste davon, der Bäcker aber und einer der Sackträger blieben todt, während andere, die mit ihnen in der Unterstube gewesen, Brandwunden oder Verstümmelung zu beklagen hatten. Die herzogliche Dienerschaft litt am wenigsten, weil sie eben mit dem Empfangen der zweiten Tracht in der Küche beschäftigt gewesen. In der Stadt glaubten die Meisten, den erschütternden Knall vernehmend, der Feind habe mittels des Petarde ein Thor gebrochen; Andere, den Tod des Herzogs nicht bezweifelnd, erhoben in den Straßen großes Geschrei; die Kramläden wurden geschlossen, und Alles drängte sich um der Roger Haus. Einzig der Herzog handelte in voller Besinnung; er ließ Wachtposten aufstellen, andere Mannschaften auf den Wällen vertheilen, 50 Reiter eine Recognoscirung der

Digitized by Google

Umgegend vornehmen. Ein Detachement ging nach Duval, um des Bergue Haus zu durchsuchen, denn ihn hatten die Roger und der überlebende Träger als den Urheber des Mordversuchs bezeichnet. Er war aber bereits nach Air entlaufen, um den Tod Epernon's anzukündigen, und wie vorellig er damit gewesen, so hat er doch nicht gänzlich sein verzweifeltes Unternehmen verfehlt. Von dem Tage an suchte Epernon die Mittel, in anständiger Weise die Provence aufgeben zu können; durch so viele Gefahren geprüft, wußte er des Schreckens, den jener Bauer ihm bereitet, nicht mehr Meister zu werden. Dabei waren seine Mittel, um Geld oder Volk aufzubringen, erschöpft, ausgegeben sogar die 60,000 von Mailand her bezogenen Thaler. Während des Herzogs von Guise Aufmerksamkeit einzig auf die Vorfälle in Marseille gerichtet, glaubte Epernon die Belagerung von St. Tropés stören zu können; allein es erwartete seiner daselbst eine vollständige Niederlage; sein Volk, 300 Reisige und 200 Fußgänger, wurde nach erlittener schwerer Einbuße zerstreut und zum Theil in den Argensfluß getrieben (den 25. Febr. 1596). In dessen silbernen Fluthen ertranken namentlich die beiden Landesprocuratoren, Allamanon und St. Marc-Châteauneuf; sie hatten den größten Einfluß geübt auf des Herzogs Politik, und es konnte demnach dieser mit einigem Rechte sagen: „Retirons nous, la paix est faite, nos deux procureurs du pays sont allés boire ensemble.“ Nochmals und in geschärftem Ausdrücken wurde ihm von dem König geboten, bis zum 14. März 1596 seinen Abzug zu nehmen, und er entsendete seinen Secretair Guet an den Hof, um des Königs Gnade zu suchen. Roquelaure bewährte sich bei dieser Gelegenheit als ein treuer Freund, und auf dessen Fürsprache empfing Epernon die Zusage einer angemessenen Entschädigung für dasjenige, so bereits seinen Händen entschlüpfte. Theuer genug ließ er sich die Kosten eines muthwilligen Krieges bezahlen; nachdem er von den Ständen 50,000 und andere 30,000 Thaler für seine Hauptleute empfangen, überlieferte er an Bevollmächtigte die ihm noch übrigen festen Plätze, Brignoles, St. Tropés, St. Maximin, Riez, Hières, Manosque, Rognes, le Puech, Montpahon, St. Paul de Durance, Beauvezer und Thoramenés, und am 27. Mai 1596 verließ er für immer das Land, dem er so lange eine Geißel gewesen. Ein demüthiges Schreiben schickte er voraus, dann eilte er, dem Könige sich zu Füßen zu werfen; es sei, bat nachmals Heinrich IV. bekannt, der feurigste seiner Wünsche gewesen, zu schauen die Demüthigung von Bouillon, la Tremouille und Epernon. Diesem ist sie einträglich genug gewesen, in dem Gouvernement von Limosin empfing er die verheißene Entschädigung für die Provence, und daneben, für sich und seine Abkärenten, die baare Summe von 496,000 Livres; endlich durfte er sogleich bei der Belagerung von Amiens dienen. Bedeutend durch die Ausdehnung seiner Gouvernements, durch seine Reichthümer und seine verwandschaftlichen Beziehungen, blieb, auch nach der gänzlichen Beruhigung des Reichs, Epernon fortan ein devoter Höfling, immer noch dem Könige ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, wenn auch nicht der Zuneigung. Einstens, in einer Aufwallung von Zorn, gab Heinrich, der, gleich andern Königen, aller Menschen Zuneigung zu verdienen wähnte, dem Herzog Schuld, daß er seinen König nicht liebe. „Lè duc, sans s'étonner de la colère du roy, lui repartit avec froideur: Sire, V. M. n'a point de plus fidèle serviteur que moi dans le royaume, j'aimerois mieux mourir, que de manquer à la moindre partie de mon devoir. Mais, Sire, pour ce qui est de l'amitié, V. M. sçait bien qu'elle ne s'acequiert que par l'amitié. Le roy qui sçavoit également estimer les grandes actions et les paroles de cette nature, convertit toute son indignation en estime.“ Es hatte von den an Epernon bei Hofe eine behaglichere, durch Augenblicke von Gunst verschönerte Existenz, und er zeigt sich eifrig der Pflichten eines vollkommenen Höflings befliſſen. Nur in seinen Beziehungen zu Sully offenbart sich nicht selten die Störrigkeit seines Gemüths. Durch Verordnung des geheimen Raths wurde den Gouverneurs der Provinzen bei harter Strafe jede eigenmächtige Gelderhebung untersagt. Das empfand zumal Epernon, der in dergleichen Erpressungen vorzüglich thätig gewesen sein muß, wenn anders die Angabe richtig, daß er allein von den Insassen und unmittelbaren Nachbarn seiner Güter alljährlich die unglaubliche Summe von 60,000 Thalern zu erheben pflegte. Die Sitzung des geheimen Raths, in welcher die Verordnung definitiv durchzusehen, wurde bei dem Kanzler gehalten, den 29. Oct. 1598. Auch in dem Feldzuge von Savoyen (1600) zeigt sich Epernon stets beschäftigt, den von Sully empfohlenen Maßregeln entgegenzuwirken. Als Folge dieser Antipathie mag theilweise die Hinneigung zu Biron dienen, die beinahe ihm selbst verderblich geworden wäre. Wie Biron, an den Hof zurückkehrend, blindlings in die ihm gelegte Falle stürzte, schickte Epernon einen Vertrauten, den Duplessis-Bauſſommiere, ihm entgegen, nicht nur die unter den Großen jener Zeit üblichen Dienstanerbietungen auszurichten, sondern zumal um den Marschall von dem Verrathe des uns schon bekannten Lafin zu unterrichten, ihn zu überreden, daß er unbedingt der Gnade des Königs sich hingebe. Solche Sendung wurde als ein schweres Verbrechen angesehen, und diejenigen, welche sich dessen zu Epernon's Verderben zu bedienen gedachten, wendeten den äußersten Fleiß an, um zur Flucht nach dem Auslande den Duplessis zu bestimmen. Allein es widerstand dieser nicht nur den trüglichen Rathschlägen, sondern er veranlaßte auch den Herzog, dem Könige den ganzen Hergang und den Zweck jener Sendung mitzutheilen. Der Bericht allein konnte den Verdacht des Monarchen nicht zerstreuen. Eine für Epernon weniger günstige Wendung nahmen die Händel zu Metz, wo die Gebrüder de Comminges-Sobole seit Jahren ihm eine Herrschaft bewahrt hatten, die unter der vorigen Regierung allein dem Namen nach von Souverainetät verschieden. In der Zeiten Lauf gefiel es aber den Brüdern, auch zu eigenem Vortheil diese Herrschaft auszubeuten, und sie geriethen darum in so arge Zerwürfniß mit der zahlreichen und streitbaren Bürgerschaft, daß Epernon selbst die Nothwendigkeit empfand,

Digitized by Google

die übermüthig gewordenen Diener zu beseitigen. Dieses durch eigene Kraft zu bewerkstelligen unvermögend, mußte er den Beistand des Königs anrufen, und Heinrich, die Wichtigkeit von Metz für seine Vergrößerungsentwürfe einsehend, unterzog sich willig der Aufgabe, die Sobole ihres Reiches zu entsetzen. Begleitet von der Königin und dem gesammten Hofstaate begab er sich, Ende Februar 1603, auf den Weg nach Metz, und er durfte nur sich zeigen, um den ganzen Vertheidigungsplan der beiden Brüder zu nichte zu machen. Sie wurden gemüthigt, Stadt und Land zu räumen, und an ihre Stelle traten die Gebrüder von La Grange, indem diese aber nicht des Gouverneurs, sondern des Königs Geschöpfe, fand zugleich Epernon seines Fürstenthums in Metz sich entsetzt. Das mußte er geduldig ertragen, nachdem er selbst hierzu die Veranlassung gegeben, aber um so lebhafter widerstand er, als der König die durch Crillon's Abdankung (1605) erledigte Mestre-de-camp des Gardes-françaises an des Lesdiguières Schwiegersohn Crequy vergab. Als Colonel-général de l'infanterie française hatte Epernon alle Mestres-de-camp zu ernennen, und sehr hoch nahm er die Ausnahme auf, so hierdurch Heinrich IV. für das Garderegiment einführte. Ungehört in seinen Einwendungen, begab er sich nach Angoulême, seinem eigentlichen Herrschersitze, und dahin mußte Crequy ihm folgen, um das Exequatur seines Patents zu erhalten. Das wurde dem Candidaten sauer gemacht; einen ganzen Tag ließ Epernon an seines Gemachs Ausgang ihn um eine Audienz suppliciren, mehre Tage mußte er dem herzoglichen Hofgesinde, in der demüthigen Gestalt eines Bittstellers, zur Ergötzlichkeit dienen, bis das königliche Schreiben eintraf, dem so wenig der Gehorsam, als den hinzugefügten Vergleichsbedingnissen die Zustimmung zu versagen möglich. Dem Anspruche, den Mestre-de-camp der Garde zu ernennen, entsagend, sollte der Colonel-général wechselsweise mit dem Könige, die Compagnien in diesem Regiment, auch künftig alle Officierstellen bei Colonel-général, namentlich die des Oberstlieutenants und der Enseigne-Colonels vergeben. Auch in seinem Zwist mit Ornano hatte Epernon gegen den König seine Selbständigkeit behauptet. Die mit dem Frieden von Lyon (1601) eingetretene Pause benutzte er zu einer Reise nach Guyenne, und ein Aufenthalt in Bordeaux gab ihm Gelegenheit, die ganze Pracht des altfürstlichen Hauses Foix und jener glänzenden Capitale von Buch zu entfalten. Die durch ihn angeordneten Ritterspiele erregten aber besonders die Eifersucht des Lieutenant-général der Provinz, des Marschalls von Ornano, der bereits in der Provence dem Herzoge ein erbitterter Gegner gewesen, und es wurden die Ritterspiele untersagt. Darauf antwortete Epernon durch eine dem Marschall zugesendete Ausfoderung, und allein der König konnte den Zweikampf hintertreiben, indem er die beiden Zänker zu sich nach Paris foderte. Sie zu vergleichen, wurde ihm aber, zumal durch Epernon, gar sehr erschwert. Des Königs Wunsch hingegen, seine und der Henriette von Balsac-Entragues Tochter dem Lieblingssohne von Epernon zu vermählen, wurde, wie Niemand zweifeln wird, mit großer Bereitwilligkeit von dem Vater aufgenommen. Es erklärt sich hierdurch die besondere Gunst, deren Epernon in den letzten Zeiten von Heinrich's IV. Regierung genoß. Ihm wurde, in Rücksicht seiner Gichtübel, vergönnt, zu Wagen den Hof des Louvre zu durchschneiden, ja von seinen Staffirern bis in der Königin Zimmer sich tragen zu lassen, wenn er, wie täglich und zu jeder Stunde vorkam, ihre Spielpartie machen wollte. Noch deutlicher spricht sich jene Gunst aus in dem Machtgebote, welches des Herzogs Schwägerin, die sogenannte Madame de Candale, Franziska von Foix, nach der Abtei Moncel verwies. Als der Herzogin von Epernon einzige Schwester war Franziska befugt, die Hälfte des älterlichen Nachlasses anzusprechen. Ihr das zu verwehren, hielt der Herzog sie bis 1590 in Angoulême gefangen, dann wurde sie am 22. Sept. 1591 gezwungen, die klösterlichen Gelübde abzulegen, nachdem sie vorher, gegen Zusicherung einer Pension von 600 Thalern, zu Gunsten der Herzogin von Epernon, allem Erbanspruche verzichtet hatte. Aus dem Kloster zu Saintes wurde sie 1600 nach St. Glossindis binnen Metz als Äbtissin versetzt, ihre fortwährende Protestationen über erlittene Gewalt nöthigten jedoch den König, der Sache sich anzunehmen. Er bat sie, nicht weiter ihren Schwager zu belästigen, konnte aber damit so wenig erreichen, als mit der Verbannung nach Moncel, denn Franziska hat bis zu ihrem im September 1649 erfolgten Ende die Epernon durch Processe verfolgt. In dem Vollgenusse seiner Hofgunst blieb Epernon stets gepaart mit Sully, so sehr dieser auch das Gegentheil zu verschern sich abmühet, und bei jeder Gelegenheit erfolgten Reibungen; namentlich erscheint Epernon einer der Eifrigsten in dem Widerstande gegen die Abschließung der Contracte mit den Lieferanten von Lüttich, Aachen, Trier und Cöln (October 1609). Es dienten diese Contracte dem jülichschen Feldzuge, der projectirten Umwälzung von Europa, zur Einleitung. Am 14. Mai 1610 befand sich Epernon mit fünf andern Herren in des Königs Wagen, und man hat ihn selbst der Theilnahme an Ravaillac's Verbrechen bezüchtigt. Namentlich haben ihn deren Jacobine le Boyer, verehelichte Varennes-Coman, und der Hauptmann Lagarde angeklagt; es wurde aber von dem Parlament den Äußerungen der Coman in Beziehung auf Epernon keine Folge gegeben, sie selbst vielmehr, als Verleumderin, zu ewigem Gefängnisse verurtheilt. Es darf auch nicht, der projectirten Heirath der beiderseitigen Kinder unbeschadet, übersehen werden, daß Epernon es gewesen, welcher den Mörder der Wache überlieferte: einem Mann seines Gepräges konnte nicht entgehen, daß ein einziger Stich hinreiche, ihn gegen alle Geständnisse eines Mitschuldigen zu sichern. An dem Tage nach der verübten Mordthat verhandelte das Parlament die Frage um die Regentschaft, und Epernon faßte seines Degens Griff. „Noch," bedrohte er die bestürzten Väter, „noch ruhet er in der Scheide, aber ziehen werde ich, so man nicht augenblicklich der Königin die Gewalt verleihet, zu welcher sie durch Natur und Recht berufen." Den ihr geleisteten Dienst wußte Maria von Medici zu würdigen. In allen seinen

Digitized by Google

Ämtern bestätigt, gelangte Epernon zu ungemessenem Einflusse in dem Cabinetsrathe, und er benutzte ihn vornehmlich, um in allen Dingen der bisherigen Richtung der auswärtigen Politik entgegenzuwirken, die zwar in der That unzweckmäßig, seitdem der Gedanke an Eroberung von Gebiet und Einfluß durch des Reichs innere Lage gestört. Er benutzte auch diesen Einfluß zu einer Handlung, die endlich einmal in einem liebenswürdigen Lichte ihn erscheinen läßt, und die, nach den mancherlei durch sie geweckten Erinnerungen, viel kosten mußte dem stolzesten Manne seines Zeitalters. Heinrich's III. Leichnam stand immer noch vergessen zu Compiègne, in St. Cornelienabtei; daselbst erhob ihn Epernon, um die theuern Reste am 23. Juni 1610 nach St. Denys in die Gruft der Könige zu übertragen. Im Übrigen fand Epernon in der Königin Gnade vielmehr eine Gelegenheit, seiner Eitelkeit zu fröhnen, als es ihm gelingen wollte, Theil zu nehmen an der Ausübung einer Macht, die das ausschließliche Eigenthum von Concini zu werden schien. Während dieser Hof und Reich beherrschte, empfing der Herzog regelmäßig die Aufwartung von 700—800 Edlen; von ihnen begleitet, verfügte er sich nach dem Louvre, und Trabanten, in seiner Livrée, folgten ihm bis in der Königin Cabinet. Aus diesem Cabinet den Concini zu verdrängen, ward des Herzogs Bestreben, sobald er des Irrthums ansichtig geworden; allein dafür war der Augenblick verabsäumt, und wenn jener auch zu allen gegen des Italieners Herrschaft gerichteten Bestrebungen wirkte, wenn er selbst bis zu groben und drohenden Worten gegen den Nebenbuhler sich vergaß, so verharrte nichtsdestoweniger Concini unerschütterlich in seiner Stellung. Gleich unerschütterlich die Partei der Königin haltend in den durch die Prinzen des königlichen Hauses erregten Unruhen, wußte Epernon ebenso wenig zu vollständigem Bruche, als zu einer festen Verbindung mit Maria von Medici zu gelangen. Nur hat er verstanden, zu persönlichen Zwecken die Augenblicke der Gunst zu benutzen. Ein Corps Infanterie wurde ihm bewilligt, das von der Regierung zu besolden, und eine starke Summe für die Erweiterung und Ausbesserung der Festungswerke von Angoulême und Saintes. Seine Garde wurde auf festen Fuß gestellt, die Anwartschaft aller seiner Gouvernements seinen Söhnen verheißen, die Gebrüder la Grange-Montigny mußten der Lieutenance-générale in Metz entsagen. Gleich andern Großen buhlte Epernon um die Freundschaft des Gebieters, den in Luines Ludwig XIII. sich erwählt, aber der längst seinem jüngsten Sohne zugesagte Cardinalshut wurde an Gondi vergeben, und in einem Rangstreite mit dem Garde-des-sceaux du Vair, „l'intérêt des robbes longues l'emporta sur les Pairs de France." Als der älteste der Ducs et pairs mußte Epernon ihre Sache vor dem Könige führen und dabei harte Worte vernehmen; der Bastille zu entgehen, flüchtete er nach Metz. Von da sollte er, nach dem Willen des Ministeriums, das Verbindungen mit der Königin Mutter geahnet zu haben scheint, nicht weichen; das Verbot wurde ihm ein Sporn zu Ungehorsam. Halb Frankreich durchziehend, begab er sich nach Angoulême, und von da, in Begleitung von 200 — 300 Edelleuten, nach Loches. Daselbst empfing er die Königin, welche durch seinen Beistand der Haft in Blois entflohen (den 21. Febr. 1619) und entschlossen war, ihren Aufenthalt in Angoulême zu nehmen. Von da sie zurückzufordern, setzte der Minister Armee sich in Bewegung, und in wahrhaft ritterlichem Sinne zweifelte Epernon nicht, um einer Dame willen seine ganze Existenz einzusetzen. Beistand empfing er von keinem, „parceque beaucoup de gens envioient la bonne action du duc, peu se vouloient ranger sous son humeur altière, et tous croioient que le tout aboutiroit à une bonne paix, et se fascheroient de s'embarquer pour avoir la haine du roy, et laisser l'honneur de l'entreprise à l'autre" (Mém. de *Rohan*). Nicht nur das von dem Herzoge von Mayenne angeführte Heer hatte Epernon zu bekämpfen, sondern auch einen falschen Freund, der ungleich gefährlicher werden sollte den Angelegenheiten der Königin. Man hatte den Bischof von Luçon, Armand du Plessis-Richelieu, an sie abgesendet, und dessen Werk war der Vertrag vom 30. April 1619. Daß Epernon wenigstens theilweise das Wesen des Unterhändlers erkannte, verräth sich durch einen Traum, den er um jene Zeit erzählte; ihm begegnete, auf der großen Treppe des Louvre, der Bischof von Luçon, und es fragte dieser, nach schuldiger Begrüßung, was es Neues gebe. „Ne rien," versetzte der Herzog, „sinon que vous montez, et que je descends." Über 200,000 Kronen hat der kurze Krieg ihm gekostet, dessen einzige Frucht für ihn, außer der vollständigen Begnadigung, ein schöner von der Königin ihm gespendeter Diamantring war. Eine abermalige Demonstration zu der unglücklichen Fürstin Diensten wurde alsbald, durch ihres Volkes Niederlage bei dem Pont-de-Cé, zwecklos, hingegen führte Epernon im April 1621 ein kleines Heer nach Béarn, wo er die unter dem Marquis de la Force vereinigten Insurgenten zerstreute und die Ruhe herstellte. Hierauf zu einem größern Commando berufen, machte er am 26. Juli 1621 den Anfang mit der Blokade von la Rochelle, und am 11. 1622 eroberte er, nach kurzer Belagerung, Royan. Indem er aber eine Verletzung seines Rechtes als Gouverneur der Provinz darin erblickte, daß die Blokade von Rochelle dem Grafen von Soissons übergeben worden, empfand er urplötzlich einen Widerwillen für das Land, das blindlings ihm unterworfen gewesen, seit der Belagerung in Angoulême (1588). Der Statthalterschaft von Angoumois, Saintonge, Aunis und Limosin verzichtend, nahm er statt ihrer das allerdings einträglichere Gouvernement von Guyenne (er soll daraus jährlich eine Million Livres bezogen haben). Bei dem Wiederausbruche des Bürgerkrieges führte er, obgleich Soubise eine Landung in Medoc vornahm, um ihn zu Hause und in der Vertheidigung seines Eigenthums zu beschäftigen, ein Heer von 1500 Reitern und 4000 Fußgängern nach der Gegend von Montauban (Juni 1625), und große Verheerungen wurden dort angerichtet, auch die wiederholten Ausfälle der Einwohner sämmtlich zurückgeworfen. Jener vom 27. Juni kostete nur an Todten den Städtern 800 Mann. In dem Feldzuge von 1628 diente Epernon als General-

Digitized by Google

Lieutenant unter dem Prinzen von Condé in Languedoc, und ihm wird von seinem Biographen der erste Gedanke zu dem Damme beigelegt, welcher die Unterwerfung von la Rochelle herbeiführte. Es begann der Herzog unheimlich sich zu fühlen unter dem Ministerium Richelieu, und er verrieth, der Stadt Montauban sich bemächtigend, die Absicht, zu des Herzogs von Orléans Unternehmen auf Languedoc zu wirken. Um solche Absicht suchte er, um nicht des Montmorency Schicksal zu theilen, sich zu rechtfertigen; unschwer mag ihm das bei dem König, unmöglich bei dem Minister geworden sein. Durch Richelieu's Einfluß wurde zu dem Erzbisthume Bordeaux Heinrich d'Escoubleau de Sourdis befördert; vergeblich hatte Epernon der Erhebung dieses unbeugsamen Trotzkopfes entgegenzuwirken gesucht. Des Erzbischofs Einzug in Bordeaux, Ende October 1633, wurde durch Zänkereien mit dem Gouverneur bezeichnet, die bald, bei Gelegenheit des Fischmarktes la Clie, zu gewaltsamen Händeln führten. Als Captal von Buch und Herr von Puymaurin behauptete Epernon, selbst gegen die königliche Küche, das Recht des Vorkaufs auf der Clie, sodaß der Markt nicht eröffnet werden dürfe, er habe denn zuvor seinen Bedarf an frischen Fischen eingehandelt. Dieses Recht wollte gegenstlich des ersten etatsmäßigen Schmauses der Erzbischof verkennen, gleich verbreiteten sich in den Straßen um den erzbischöflichen Hof des Herzogs Gardisten, in grauer Montur, braungrünen Casaken mit weißen Kreuzen, und mißhandelten des Prälaten Küchenofficianten, „qui s'en retournèrent chargés de coups et déchargés de provisions.“ Unter dem Vorwande, dem Erzbischof Gelegenheit zu geben, daß er die Thäter ermittle, läßt Epernon dessen Wagen durch seine Gardisten anhalten. Naugas, der Gardeofficier, wird darum excommunicirt, und ein 40stündiges Gebet angeordnet, um die Bekehrung der Urheber des Attentats zu erflehen. Epernon fand aber unter dem Klerus von Bordeaux selbst Parteigänger, und zur Rechenschaft werden diese Abtrünnigen in den erzbischöflichen Hof gefodert. Ihnen den Gehorch unmöglich zu machen, bestehen abermals die Söldner des Herzogs die Straßen. Hiervon unterrichtet, wirft der Prälat sich in die bischöflichen Gewänder, und zu Fuße, begleitet von einer Anzahl von Priestern, durchzieht er diese Straßen, während sich um ihn ein mit jedem Augenblicke anwachsender Volkshaufe sammelt. Epernon tritt ihm in den Weg, schlägt ihm Hut und Calotte von dem Kopfe, hält ihm die Faust ins Angesicht, stößt ihm den Stockknopf in den Magen, alle diese Handlungen mit einem Strome von Schmähungen begleitend. Keineswegs ruhige Fassung, aber begeisterte und erhabene Leidenschaftlichkeit setzt der Erzbischof dem Sturme entgegen, mit den Worten schließend: „et te dirai encore une fois de la part du Dieu vivant, que tu es excommunié“ (den 10. Nov.). Am 11. Nov. wurde in voller Versammlung der Klerisei diese Excommunication wiederholt, die Stadt Bordeaux und das benachbarte Castillac mit dem Interdict belegt. Inzwischen das Parlament die Untersuchung des Vorgefallenen verfügte, kamen von dem Hofe Befehle und Entschließungen. Epernon wurde nach seiner Burg Plassac, in Saintonge, verwiesen, und gehorchte ohne Säumen. In Einsamkeit verlebte er zu Plassac traurige Tage, ohne, als ein Excommunicirter, auch nur die Kirche betreten zu dürfen. Es vereinigte sich der gesammte Klerus, um die Bestrafung des Frevlers zu fodern; schon war durch Rathsbeschluß dem Herzoge die Ausübung aller Amtsverrichtungen, der Genuß jeglicher damit verbundenen Ehren untersagt, die Entlassung seiner Garden verfügt. Viel Schlimmeres ließ sich noch von dem Gange der Untersuchung erwarten, zumal der h. Stuhl, bei aller Theilnahme für den ritterlichen Verfechter der katholischen Interessen, doch die von ihm nachgesuchte Intervention unthunlich fand, als der Herzog von la Valette sich entschloß, seines Vaters Leben zu retten durch seine Heirath mit Maria de Cambout, einer nahen Anverwandten des Cardinals von Richelieu. Sauer wurde es dem alten Herzog, hierzu seinen Willen zu geben, aber es erlag der Kinder anhaltendem Bitten seine Standhaftigkeit. Sofort schwanden alle die Gefahren, mit denen er absolten des Ministeriums bedroht, und nur das Gouvernement von Metz durfte er aufgeben, zu Gunsten zwar seines Sohnes, des Cardinals von la Valette. Dann aber, daran war nicht vorbeizukommen, mußte er, von Seiten des Erzbischofs, die Aufhebung der Excommunication nachsuchen. Die Form, in welcher solche zu ertheilen, wurde von dem Minister vorgeschrieben, aber von dem hochmüthigen Prälaten nicht vollständig beachtet. Die Ceremonie sollte in der Schloßkapelle zu Coutras vorgenommen werden, neben dem Saale, welcher 45 Jahre früher den blutigen Leichnam des Herzogs von Joyeuse, des unwandelbaren Nebenbuhlers von Epernon, aufgenommen hatte; der Erzbischof wählte statt der Kapelle die Pfarrkirche. Am Portal saß der Prälat (den 20. Sept.), auf den Knien lag vor ihm der Sünder, dem zur Buße aufgegeben wurde, drei der heil. Jungfrau geweihete Kapellen zu besuchen, drei Rosenkränze und dreimal das officium parvum B. V. zu beten. In sein Gouvernement wieder eingesetzt, besiegte Epernon den Bauernaufruhr von 1635, um in dem folgenden Jahre eine von dem Almirante von Castilien geführte feindliche Invasion zu bekämpfen. Kaum hatten die Spanier die Terre de Labour betreten, als der alte Herr in Bayonne sich warf. Erkrankt von der Uebereilung seiner Reise traf er daselbst den 16. Oct. 1636 ein, aber weder Siechthum noch Altersschwäche wurden seiner Thätigkeit ein Hinderniß. In unglaublicher Geschwindigkeit hatte er die aller Vertheidigungsmittel entbehrende Stadt bewehrt, den hartnäckigen Widerstand von St. Jeanpié-de-port organisirt, daß den Spaniern kein anderer Vortheil blieb, als die momentane Occupation von St. Jean-de-Luz und Socoa. In des Sieges Hochgefühl mag Epernon sich berechtigt geglaubt haben, die für das nächste Jahr beabsichtigte Expedition gegen Fuenterabia an der Grenze seines Gouvernements zu leiten, es wurde aber zu solcher Ehre der Prinz von Condé ihm vorgezogen, und für diesen mußte um jeden Preis eine Ursache des beschämenden Ausganges jenes Zuges aufgefunden werden. Zu solcher wurde der Herzog von la Valette

Digitized by Google

ausersehen, und hatte der Vater dessen herbe Ungnade zu theilen. Inmitten seiner Trauer um den Verlust der beiden andern Söhne wurde Epernon seines Gouvernements und eines anderweitigen Einkommens von 50,000 Kronen entsetzt; der Mann, der es einstens mit der Liga und zugleich mit dem größten der französischen Könige aufzunehmen sich gettraute, wurde durch den Hauch eines Ministers verweht, zum Zeichen, daß menschliche Größe weder auf Fähigkeiten, noch auf Seelenstärke, sondern einzig auf der Gunst der Umstände zu beruhen pflegt. In Kenntniß gesetzt von der bildlichen Vollstreckung des gegen seinen Sohn erlassenen Urtheils, sprach Epernon folgendes kurzes Gebet: „Seigneur, puisque vous avez réservé ma vieillesse pour survivre à la perte de mes trois enfants, donnez-moi, s'il vous plait, la force de supporter la rigueur de vos jugemens.“ In einer Anwandlung von Reue (1640) ließ der Prinz von Condé dem alten Manne Versöhnung mit dem Hofe und für den Sohn die Rückkehr aus freiwilliger Verbannung anbieten, weil Epernon aber verweigerte, mit der Abtretung seiner Würde als Colonel-général diese Versöhnung zu erkaufen, foderte er zu erneuerter Verfolgung seine Gegner heraus. Auf königlichen Befehl mußte er Plaisac verlassen und seinen Aufenthalt zu Loches, dem einzigen ihm gebliebenen Gouvernement, nehmen. Auch dahin folgte ihm die Tücke eines Angebers. Von Madaillan eines Anschlags auf des Königs und des Cardinals Leben beschuldigt, rechtfertigte er sich vollständig, aber seine 87 Jahre erlagen der Gemüthsbewegung, durch jene Beschuldigung veranlaßt. Er starb zu Loches den 13. Jan. 1642. Nicht freundlich, doch nicht zu streng, würdigt seinen Charakter Sully. Wenn Voltaire bezeugt, „que d'Epernon n'a jamais fait que des actions généreuses,“ wenn St. Aulaire ihm „vertus, vices brillans et encore bassesses“ abspricht, so dachten sie wahrlich nicht an den Weg, der zu Gunst und Macht ihn geführt hatte. Gascogner in dem vollen Sinne des Wortes, besaß er in eminenter Weise die Gabe, sich geltend zu machen, seinen Lastern und Thorheiten eine glänzende Außenseite zu verleihen. Ein Dornstrauch für die Berührung Aller, die ihm untergeordnet oder gleichgestellt, verwandelte er unter der Hand eines Höhern sich in spiegelglatten Marmor. Von der Schule her war ihm einige Bildung geblieben; das Katholicon, jenen bittern Angriff auf die Liga, zu lesen und andern vorzulesen, gereichte ihm zu besonderem Vergnügen. Ein leidenschaftlicher Spieler, verspielte er einst an den Portugiesen Pimentel, neben bedeutenden Summen seine sämmtlichen Juwelen. Ein Monument seines Kunstsinnes ist das stattliche Schloß zu Cadillac an der Garonne. „Der Grund des Schlosses ist in die Tiefe, von sehr harten Steinen über sich, bis an das Dach gesühret, und seyn die Marmelstein auff die 25 Meil Wegs, von dem Pyrenäischen Gebürg, zum Gebäu hieher gebracht worden. Hat vier Stöck, und in denselben 60 Zimmer. Die äusserste Mauren seyn mit Bley überzogen, daß sie das Ausfressen des Gebäus vom Fluß verhüten sollen. Und wird das Regenwasser durch bleyerne Rinnen herumter geleytet. Die Zimmer seyn Königlich gezieret und hat man zwantzig Camin von unterschidtlichen Marbel alda gezählet, dergleichen in gantz Franckreich nicht sollen zu finden gewest seyn. Sie waren alle wol und künstlich disponirt, außgearbeitet und gemahlet; auch die Wände der Zimmer desgleichen gemahlet, und mit köstlichen Tapezereyen, wie nicht weniger auch die Stül, die Bett und der Boden, von eingelegter Arbeit ꝛc. aufs stattlichste gezieret. Die Capell soll allein über 30,000 Cronen zu erbauen und zu zieren gekostet haben. Die Gewölber unter der Erden seyn auch stattlich. Am Schloß liegt ein schöner und weiter Garten, darinn ein palemaille oder Kleinkugel Spiel von 450 Schritten. Von bedeckten Gängen, Gallerien und Grotten, werden, mit ihren Cammern, auff die 64 gezählet, darunter sonderlich eine schöne von Blumen- und Kräuterwerck überzogene, darinn der verstorbene alte Herzog, der dieses überzähltes alles so prächtig hat anrichten lassen, offt zu essen pflegte. Das Wässerlein Lille umbgibet diesen Garten, nach welchem man hernach auch den Marstall dahey, Item das Ballenhauß, und das in der Nähe gelegene Capuciner-Closter besuchen kann.“ Des Herzogs Leben, von seinem Secretair Girard beschrieben (Paris 1655. Fol. und 1730. 4. oder in 4 Bdn. in 12.), darf nur mit der äußersten Vorsicht benutzt werden. Sein Leichnam ruht in Cadillac an der Seite seiner Gemahlin, die, kaum 26 Jahre zählend, zu Angoulême den 23. Sept. 1593 verstarb, aus Entsetzen über die Botschaft von ihres Mannes Verwundung, an dem Spieltische auf St. Eutrope. Sie hatte drei Kinder geboren, Heinrich, Bernhard und Ludwig. Von des Herzogs Bastarden sind fünf bekannt. Einer starb als Prior zu Belle-fonds, ein anderer begab sich in den Franziskanerorden. Eine Tochter, Louise, Äbtissin zu St. Glossindis binnen Metz, starb den 23. Dec. 1647. Ludwig, zu Mirepoix seit 1630, zu Carcassonne seit 1656 Bischof, starb den 10. Sept. 1679. Johann Ludwig, der Chevalier de la Valette, von den Bastarden der älteste, diente als General-Lieutenant den Venetianern zur See, dann in der gleichen Eigenschaft, während der Unruhen der Fronde, in den königlichen Heeren. Er überfiel den Marquis von Sillery in Térasson, an der Grenze von Limosin, und von da am 25. Mai 1650 auf brechend, störte er durch die Occupation von Brive-la-gaillarde die Prinzessin von Condé und ihren Hof in dem Genusse der thörichten Freuden des Schlosses Turenne. Es verließ die Prinzessin den ferner keine Sicherheit bietenden Aufenthalt, und während sie auf der Dordogne sich einschiffte, bestand das ihre Bedeckung ausmachende Landheer ein Gefecht mit la Valette, dessen Vortrab vernichtet, dessen Hauptmacht bis Bergerac verfolgt wurde. Gleich darauf, unter seinem Bruder, dem Herzoge von Epernon, bei der Belagerung von Bordeaux dienend, empfing er in Vertheidigung der Insel St. Georges, vier Stunden oberhalb der Stadt, eine Wunde, welche er nur wenige Tage überlebte. Aus seiner Ehe mit Gabriele Aymar hinterließ er drei Kinder, namentlich den General-Lieutenant Ludwig Felix Marquis de la Valette, Graf von Beaumont, der bei der Belagerung von Luxemburg (1684), auch in den Schlachten von Fleurus

Digitized by Google

und Neerwinden diente, und in dem Alter von 60 Jahren zu Courtray den 9. Febr. 1695 verstarb, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Paula d'Astarac de Fontrailles zu haben.

Des Herzogs von Epernon ältester Sohn, Heinrich de Nogaret de la Valette de Foix, Graf und demnächst Herzog von Candale *), Captal von Buch, premier gentilhomme du roi, geb. 1590, wurde 1596 mit der Survivance des von seinem Vater bekleideten Gouvernements von Angoumois, Saintonge und Aunis begnadigt. Es war ihm von dem Vater alles persönliche oder erworbene (nicht ererbte) Eigenthum, das über 80,000 Kronen jährlich betrug, das Herzogthum Epernon, die anstoßende Grafschaft Montfort-l'Amaury u. s. w. zugedacht worden in seinen Ehepacten mit Anna, des Herzogs von Hallwyn und Marquis von Maignelay einziger Tochter; bei dem Vollzuge des Ehebündnisses ergaben sich aber Umstände, welche beiden Theilen eine Trennung wünschenswerth machten. Der unglückliche junge Ehemann, von seiner Frau geschieden durch die kirchliche Behörde, mußte aber so Vieles erleiden von den Spöttereien seiner Freunde, daß er in einem Anfalle von Verzweiflung (1612) das Königreich verließ, zuerst dem Kaiser seine Dienste antrug, dann auf der Florentiner Galeeren eine Karavane nach Caramanien machte. Mit dem Ruhme, den wesentlichsten Antheil genommen zu haben an der Eroberung von Aghaliman, dem Hafen von Seleffihe, Seleucia Trachea, kam er nach Frankreich zurück, um bei König Ludwig XIII. das Amt eines premier gentilhomme de la chambre zu übernehmen (1614). Eine Hofintrigue oder ein Verdruß um die ihm verweigerte mütterliche Erbschaft führten, nach Verlauf weniger Monate, ihn dem Prinzen von Condé zu, oder vielmehr der protestantischen, momentan den Prinzen unterstützenden Partei. Es berichtet der Herzog von Rohan: „en ce voyage il vit le duc de Candale, qui luy declara le dessein qu'il avoit de se rendre reformé, et de passer en Languedoc vers l'assemblée, qui s'estoit transportée à Nismes.“ Von seinen neuen Glaubensgenossen zum General für die Cevennen bestellt, leistete Candale in der nach der Rochelle übertragenen Generalversammlung der protestantischen Deputirten dem Herzog von Rohan wichtige Dienste, ohne doch an der Partei selbst ein dauerhaftes Interesse gewinnen zu können. Mit der Kirche und mit dem Vater ausgesöhnt, wurde ihm durch königliche Briefe von 1621 der Titel eines Herzogs von Candale bestätigt, auch vergönnt, daß er den Holländern seinen Degen widme. An dem Entsatze, nicht aber an der Vertheidigung von Bergen-op-Zoom nahm er Antheil, dann beschäftigte er 1624 der Venetianer Volk im Veltlin. Im J. 1630 zum General der venetianischen Infanterie ernannt und 1633 mit dem h. Geistorden bekleidet, besuchte er den französischen Hof, in der Absicht, um den Marschallsstab zu buhlen. Es trat ihm aber Richelieu entgegen, und zum dritten Male wurde Candale genöthigt, über die Alpen zu wandern. Von den Venetianern als Generalissimus in Bestallung genommen, gelang es ihm endlich, durch seines Bruders, des Cardinals, Vermittelung, die Vorurtheile des Ministers zu besiegen. In Gesellschaft dieses Bruders diente er 1637 an der niederländischen Grenze; wirksam bei allen Unternehmungen dieses Feldzuges, nahm er noch zu dessen Schlusse, den 29. Nov., an der Spitze eines unabhängigen Heerhaufens Chimay. Auch in dem Feldzuge von 1638 stand er in Italien als General-Lieutenant unter seines Bruders, des Cardinals, Befehlen, und für den dritten Feldzug mochte er eben sich anschicken, da fand er sein Sterbestündlein in Casale, den 11. Febr. 1639. Ein ausgezeichneter Officier war er vorzüglich im freien Felde, weniger zu Belagerungen brauchbar.

Ludwig, von den rechtmäßigen Söhnen des Herzogs von Epernon der jüngste, geb. den 8. Febr. 1593, wurde, unangesehen seiner kriegerischen Neigungen, dem geistlichen Stande bestimmt. Abt zu St. Victor von Marseille, St. Vincent zu Metz und le Gard, Prior von St. Martin-des-champs zu Paris, wurde er auch noch auf den erzbischöflichen Stuhl von Toulouse erhoben. Ein Weltmann in allen seinen Richtungen, wirkte er mit besonderer Lebhaftigkeit, um die Königin Mutter aus der Gefangenschaft zu Blois zu befreien, und seinen Verdiensten um den Friedensvertrag, der im Allgemeinen durch das Gefecht bei Pont-de-Cé herbeigeführt, verdankte er den Cardinalshut. Es wurde ihm derselbe, sammt dem Titel St. Adriani, am 11. Jan. 1621 von Paul V. verliehen. Im J. 1628 verzichtete Ludwig auf das Erzbisthum Toulouse: nicht unmöglich wäre es, daß er hierzu durch seines hohen Gönners, des Cardinals von Richelieu, Ansichten von Kirchendisciplin und Cumulation der Beneficien sich verleiten lassen. Richelieu, indem er gar gern von der Beobachtung der kirchlichen Vorschriften sich los zählte, war in Ansehung des Nächsten ein Zelot, ihm aber hatte mit Leib und Seele der Cardinal von la Valette sich verschreiben müssen. In der berühmten journée des dupes 1630, war seiner Freunde nicht nur, sondern auch der Herrschaft über sich selbst, Richelieu verlustig gegangen; eingeschlossen in sein Cabinet, beschäftigte der staatskluge, der unerschütterliche Richelieu sich nur noch mit der Verbrennung seiner Papiere, dann wollte er, wo möglich, vor dem anziehenden Sturme in Pontoise sich verbergen. Aus dem Todesschlafe weckte den Löwen la Valette, der allein es gewagt, die traurige Einsamkeit jenes Cabinets zu theilen. „Klammern Sie sich fest an den König,“ sprach er zu dem Verzagenden, „versuchen Sie, den verlornen Einfluß wiederum zu erfassen. Wie Sie den Hof verlassen, sind Sie vergessen, bleibt offenes Feld Ihren Feinden.“ Sich erhebend bei diesen Worten, folgte, von la Valette begleitet, Richelieu dem König nach Versailles nach dem einsamen Jagdhause, und gewaltiger als jemals, erstand der Minister von seinem Falle. Die Rolle, die la Valette hierbei übernommen, wurde niemals ihm von dem Vater verziehen, der auch, über das ganze Verhältniß seine Mis-

*) Es ist das ein Ansprucheltitel, entlehnt der Baronie Kendale in Westmoreland, welche Johann Captal von Buch, um 1440 mit Margaretha de la Pole, des Herzogs Richard von Suffolk Tochter, erheirathete.

Digitized by Google

billigung auszudrücken, gewöhnlich le cardinal valet seinen Sohn nannte. La Valette war aber nicht nur des Ministers, sondern auch des P. Joseph Knecht geworden, denn Joseph übte unwiderstehlichen Einfluß auf die Angelegenheiten der Politik und des Kriegs in Teutschland, und vorzüglich in diesem Lande des großen Kriegs wünschte la Valette ein Commando zu bekleiden. Das wurde ihm gewährt 1635, zusammt den Gouvernements von Anjou und Metz, und dem heil. Geistorden. Er übernahm als Generallieutenant den Oberbefehl der dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar bestimmten Hilfsvölker, 18,000 Mann Infanterie und 6000 Reiter. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen ergaben sich Schwierigkeiten um die Regulirung des Ceremoniels zwischen dem Cardinal und einem teutschen Fürsten, der als die vornehmste Stütze der französischen Interessen besondere Berücksichtigung erwartete. Am 13. Aug. wurde Bingen von dem vereinigten Heere eingenommen: dem Entsatze von Mainz, den 24. und von Zweibrücken den 28. Aug. folgte ein Einfall in das Gerauer Land und weiteres Vorrücken bis zu den Thoren von Frankfurt. In der verdöten Wetterau konnte das zahlreiche Heer nur mühsam bestehen, „indem es aber denselben an Geldt und Proviandt abginge, dannenhero etwas schwürig worden, daß zu besorchten, sie möchten von den Kayserischen, welche gar starck sich zusammen gezogen, unversehens überfallen werden," blieb als einziges Rettungsmittel schleuniger Rückzug übrig. Am 14. Sept. ging die Reiterei über die mainzer Rheinbrücke und von Bingen aus wurde der weitere Marsch durch den wildesten Theil des Hundsrückens angetreten. „Man hätte gern gesehen, daß die Französische Armee sich der schweren Stücke abgethan hätte, die es aber nicht für gut befunden, sondern mitnehmen wollen; hat derselbe schwere und übele Bespannung ziemliche Ungelegenheit verursacht, und grosse Hinderniß gegeben, welche aber doch nach und nach einen guten Theil unterwegen haben müssen zurück lassen. Wie sie nun angezogen, und bey Creutznach die Kayserlichen nicht angetroffen, und also nicht vermeynt, daß sie ihnen folgen, treffen sie solche zu Meisenheim nicht auff der Seyten, sondern just vor ihnen auff dem Weg, an einem Paß an, da sie in Bataglia mit 9 Regimentern zu Fuß, und 13 zu Pferdt gehalten. Wie nun kein anderer Weg seyn wollen, als zu schlagen, seynd Ihr. Fürstl. Gn. in der Person mit etlichen Französischen Reutern und Fußvolck angeruckt und getroffen, allda sie starcken Widerstand gethan, in der Nachfolge einen guten Theil erlegt, unterschiedliche Officirer gefangen bekommen, unter andern den Obristen Bender, und bey diesem Treffen 13 Stück klein und groß erobert. Wie nun durch die Gefangene die Herren Generalen vernommen, daß der Herr General Gallas ihnen mit der gantzen Armee auff den Halß wäre, haben sie sich erst in rechter Postur zu einer retraite geschickt, und meistentheils ihre Wägen und ungebindert fortzukommen verbrennt, und sich auf die rechte etwas näher nach den Bergen der Saar nach, und auff Waldersangen begeben, und also in die 34 Stunden an einander fast marchiret, in welcher Zeit die Armee jederzeit hinden und zur Seyten verfolgt, und angegriffen worden, da jederzeit die Kayserische abgewiesen worden, hingegen aber haben die Schwedischen auß Mangel Pferdt, auch habenden bösen Wegs, auff 10 Stück und viel Pagagy abgeladen und stehen lassen müssen, so die Kayserlichen mehrentheils bekommen. Im übrigen ist nicht genugsam zu sagen, über was schröckliche hohe Berg die Crabaten geritten, der Schwedischen Armee in die Seyten zu kommen, biß endlichen solche bey Waldersangen ankommen, und die Königliche und Schwedische Armee über die Saar gangen, haben die Kayserlichen mit Macht und auffs wenigst mit 3000 Pferdten, darunter mehrentheils Crabaten, samt 800 Tragonern, auff den Rest von der Arriere Guarde angesetzt, und in die Flucht gebracht, daß viel 100 auf der Wahlstatt geblieben, doch wiederum 2 Obristen, neben etlichen Rittmeistern und andern Officirern gefangen, und 5 Standarten darvon gebracht worden. In diesem letzten Treffen (den 27. Sept.) aber haben allein das Kanoffskische, Bodendorffische, Berckische, Öhmische und Kalenberzische Regiment neben drei Truppen Frantzosen getroffen. Dupadel, Hofstirch und Rose aber neben noch etlichen Frantzosen seyn in reserva gestanden. Hingegen aber wird anderer seits erzehlet, daß der Graff Gallas den Schwedisch- und Frantzösischen den Paß allenthalben verlegt, sie zu fechten genöthigt, sie in eine solche Disordre und unglaubliche Confusion getrieben, daß Herzog Bernhard den meistentheil seiner Schwedischen und Frantzösischen Soldaten eingebüsset, und sollen die Kayserlichen viel oysterne und metallene kleine Feldtstücklein, 19 grosse Canonen, alle Munition und Pagagy-Wägen, deren über 2000 gerechnet, mit allem Vorrath erobert, und denselben biß an Metz vor die Thor verfolgt haben." Mit den ärmlichen Trümmern seines Heeres flüchtete la Valette nach Pont-à-mousson, während in Vic und Moyenvic die Schweden Zuflucht suchten. Papst Urban VIII. fand es aber höchst unangemessen, daß in der Führung eines Heeres einem Lutherischen Prinzen ein Cardinal beistehen solle. Ein Breve untersagte die monströse Mischappel, blieb aber ohne Wirkung, da Ludwig XIII. und sein Minister gegen den heil. Stuhl des Cardinals hohen Beruf für Kriegsbefehl, und des Cardinal-Infanten Beispiel geltend machten. Vielmehr bewerkstelligte la Valette am 25. Jan. 1636 den Entsatz von Colmar, von dem die Befreiung von Schlettstadt, Dachstein und Benfeld eine Folge, dann begab er sich auf den Weg nach Paris, um mit dem Herzog von Weimar, mit Richelieu und dem P. Joseph die Operationen des bevorstehenden Feldzugs zu berathen. Gegen Ende Mai brach der Cardinal mit einem Theile seines Heeres und mit vier Regimentern weimarischer Reiterei aus den Quartieren um Toul und Verdun auf, und die wenigen ihm entgegengestellten kroatischen Haufen vor sich her treibend, befreite er das von andern Kroaten zeither blokirte Hagenau, während er einen Theil seines Volkes aufwärts sendete, um dem über Pfalzburg anziehenden Herzog von Weimar bei der Belagerung von Elsaß-Zabern hilfreiche Hand zu leisten. Die Stadt ergab sich mit Accord den 14. Jul., nachdem der Cardinal selbst Antheil genommen an den Mühseligkeiten dieser Belagerung, aber es zog über

Digitized by Google

Speier heran die große kaiserliche Armada, und vor dieser wichen allmälig Franzosen und Weimarische bis nach St. Jean-de-Lône, um spät im Jahre ihre Rache zu nehmen, und bis zum Rheine die zu verfolgen, die jüngst noch Verfolger gewesen. Nicht allein des Gallas Unternehmungen, auch der Spanier Fortschritte in der Picardie hatten im Laufe des J. 1636 mehrmals mit dem äußersten Entsetzen den Cardinal von Richelieu geschlagen, und es zeugt von seinem Vertrauen in das Feldherrentalent des la Valette, daß er diesem 1637 die Vertheidigung jener gefährlichen Grenze übergab. Ein Heer von 15,000 Mann Infanterie und 7000 Reitern wurde bis Ende Mai in der Umgebung von Châteaux-Porcien versammelt, und fand la Valette seine Aufgabe gar sehr erleichtert durch die im Norden von den Holländern bewerkstelligte Diversion, welche lange den Cardinal-Infanten und seine Hauptmacht in dem Lande Waes und bei Antwerpen festhielten. Cateau-Cambresis widerstand nur drei Tage den Franzosen, Landrecies vier Wochen. Der Fall dieser Festung, den 20. Juli, bestimmte auch jenen von Maubeuge und Bouchain, ohne daß Piccolomini, von dem Cardinal-Infanten mit einem Beobachtungscorps an der Sambre aufgestellt, den Franzosen nur das Streifen hätte wehren können. In diesen Streifereien zeigten sich des la Valette Banden als die wahrhaftigen Landsleute und Verbündete der Bestien, durch welche 1635 das unglückliche Tillemont heimgesucht worden. In der Kirche zu Gomignies verbrannten sie zur Lust 200 Menschen, die allda Zuflucht gesucht, und nur unvollständige Rache nahm dafür Piccolomini in der Vernichtung des Regiments Gassion, so dem Cardinal von la Valette das Geleite gab, wie er von Landrecies aus seinem bei Maubeuge stationirten Bruder einen Besuch geben wollte. Indem hierauf la Valette mittels einer Seitenbewegung sich zu der Belagerung von la Capelle anschickte, kam, in der Hoffnung die bedrohte Festung zu retten, der Cardinal-Infant in Eilmärschen herangezogen. Allein des Herzogs von Candale festes Lager bei Maubeuge widerstand den verschiedenen darauf gerichteten Stürmen, la Capelle fiel den 21. Sept. und la Valette konnte seine ganze Macht dem Bruder zum Beistand verwenden. Des Cardinal-Infanten Rückzug auf Mons war hierdurch dringend geboten, und es hatte sein Nachtrab noch nicht vollständig das rechte Ufer der Sambre verlassen, als zum Angriffe la Valette herankam. Es entspann sich das hartnäckigste Gefecht, denn ganze Geschwader von Spaniern, die bereits auf das linke Ufer übergesetzt, warfen die Kleider ab, und stürzten, den Degen zwischen den Zähnen, nackt sich in den Strom, um ihren bedrängten Landsleuten beizustehen. Doch mußten die Tapfern einige Stücke und vieles Gepäcke den Franzosen als Siegeszeichen hinterlassen. Der Feldzug wurde mit der Einnahme von Chimay beschlossen; die von seinem Bruder geführte Belagerung hatte der Cardinal la Valette mit einem Beobachtungscorps gedeckt. In dem Feldzuge von 1638 trat er an die Stelle des vor Breda erschossenen Marschalls von Crequy. Das Schutz- und Trutzbündniß vom 3. Juni 1638 sicherte ihm für seine Operationen den Beistand der verwitweten Herzogin von Savoyen, indessen zählte das combinirte Heer nicht über 10,000 Fußgänger und 3000 Reiter. Mit so geringen Kräften durfte der Cardinal nicht hoffen, die Aufhebung der Belagerung von Vercelli zu erzwingen, doch gelang es ihm, nach zwei vergeblichen Versuchen, am 19. Juni 900 Fußgänger und 200 Reiter in die Stadt zu werfen, und es gewann das Ansehen, als würde das hierdurch ungemein erschwerte Unternehmen von selbst der Marquis von Leganez aufgeben, als ein zweites Heer durch den Cardinal Trivulzio aus dem Mailändischen herbeigeführt wurde. In Fronte und Flanke zugleich bedroht, verließ la Valette die bisher behauptete Stellung, und Vercelli capitulirte den 4. Juli. Lagerkrankheiten, durch den Ausenthalt in den ungesunden Marschen erzeugt, versetzten die Spanier in die Unmöglichkeit, ihren Vortheil weiter zu verfolgen. Um so lebhaftere Thätigkeit entwickelten sie in dem Feldzuge von 1639; während la Valette von der Herzogin von Savoyen den Vertrag vom 1. Juni, und die Auslieferung von Cherasco, Savigliano und Carmagnola erzwang, wurde der größere Theil von Piemont von dem Prinzen Thomas und den Spaniern eingenommen. Zwar eroberte la Valette den 19. Juni Chivasso wieder, Angesichts des feindlichen Heeres, dessen Reiterei in einem Gefechte bedeutende Einbuße erlitt, es wurden auch dem zweiten Prinzen von Savoyen, dem Cardinal Moritz, alle seine in Ober-Piemont gemachten Eroberungen entrissen, nachdem la Valette ihn genöthigt hatte, die am 16. April vor Turin gelegte Belagerung wieder aufzuheben, aber die mit gleich viel Überlegung und Glück von dem Prinzen Thomas und dem Marquis von Caracena ausgeführte Überrumpelung der Stadt Turin, den 5. Aug., verlieh den spanischen Waffen die entschiedenste Überlegenheit. Nach einigen unerheblichen Versuchen, des verlornen Turins sich wiederum zu bemeistern, bot der Cardinal die Hände zu einem Waffenstillstand, der vom 24. Aug. zum 24. Oct. zu währen hatte. Vor dessen Ablauf, den 28. Sept. 1639, starb zu Rivoli der Cardinal von la Valette, erliegend, wie es scheint, einem bösartigen Fieber, wenngleich der Cardinal von Richelieu erzählt: „que l'infidelité de son frère et le dépit de voir périr le Piémont à sa vue, lui donnèrent le coup de la mort.“ Um diesen Bruder hatte kurz vorher la Valette an den Minister geschrieben: „Je suis le premier contre lui, car il est certain, Monseigneur, que je serais le plus ingrat homme du monde, si je ne préférais vôtre service, non-seulement à ses intérêts, mais aussi aux miens propres.“ Der Cardinal wurde zu Cadillac beigesetzt, und gab ein Franziskaner, der P. Vincent von Rouen, 1643 zu Toulouse in Druck: Discours sur la mort du cardinal de la Valette, welchem beigefügt: Cardinalis Valetae tumulus, epitaphium etc. in 4. „Fort civil, très-libéral, sûr et genéreux ami, homme de coeur et de tête, ayant beaucoup de talens pour la guerre,“ wird von einigen Schriftstellern la Valette genannt. Die letzte Eigenschaft zumal scheint der eigne Vater ihm bestritten zu haben: von des Cardinals Mißgeschick im Felde hörend, sagte verächtlich Epernon: „je l'avais pourtant bien fait

Digitized by Google

étudier à la Flèche.“ Auch in anderer Beziehung scheint jenes günstige Urtheil nirgends begründet. Hochmüthig und gierig, wie der Vater, verschwenderisch und nicht allzu lauter in seinen Sitten, unterhielt der Cardinal einen mehr als verdächtigen Umgang mit der Prinzessin von Condé, der merkwürdigen Frau, deren Zauberkraft keiner widerstand, nicht der große König Heinrich IV., nicht Ambrosius Spinola, der gefeierte Held. Man hat Mémoires de Louis de Nogaret, cardinal de la Valette général des armées du roi en Allemagne, Lorraine, Flandre et Italie, années 1635—1639 (Paris 1772.) 2 vol. in 12. Jacob Talon, des Cardinals Secretair, hat diese Mémoiren zu Papier gebracht, und wurde die Urschrift in dem Schlosse Beaupuy, in Guyenne, aufgefunden.

Bernhard von Nogaret, la Valette und Foix, Herzog von Epernon und la Valette, Graf von Candale, Montfort-l'Amaury, Alarac, Benauges und Loches, Capital von Buch, Vicomte von Castillon, Baron von Castillac, Caumont und Plassac, Sire von l'Esparre, Colonel-général de l'infanterie française, Gouverneur von Guyenne, Ritter des heil. Geist- und des Hosenbandordens, war von der Wiege an der Sohn, welchem der alte Herzog die Früchte seiner Bemühungen um die Herrlichkeit des Hauses zugedacht hatte. Geboren zu Angoulême, 1592, empfing Bernhard 1610 die Survivance für das Amt eines Colonel-général, wahrscheinlich als die Ausstreuer der ihm zugedachten, 1602 oder 1603 geborenen, legitimirten Tochter K. Heinrich's IV., Gabrielle Angélique de France. Auch in dem Gouvernement von Metz sollte Bernhard dereinst, kraft ähnlicher Expectanz, succediren, aber Ludwig XIII., den Groll im Herzen um den Beistand, den eben Epernon der Königin Mutter geleistet, glaubte in anderer Weise über besagtes Gouvernement verfügen zu können. „Dahero dann die Bürgerschafft zu Metz Anlaß bekommen, auff Mittel zu trachten, wie sie sich dessen von Epernon Sohn, Marggrafen von la Valette, erledigen, und das Castell in ihren Gewalt bringen möchten: Umb der Ursachen willen sie offt Convent gehalten, und von solchem ihre am Vorhaben berathschlaget. Welches endlich dem von Valette durch seine gute Gönner und Favoriten entdecket worden, der dann darauff, als er diesen Braten gerochen, seine Sachen fleißig in Acht genommen, in der Stille in Lothringen eine gute Anzahl Kriegs-Volck zusammen bringen, und in Bereitschafft seyn lassen. Wie er nun vermerket, daß es an dem wäre, daß die Bürgerschafft ihr Vorhaben ins Werck richten wollen, hat Valette (im Eingang des Maji 1619) das grobe Geschütz auff dem Castell in die Stadt gerichtet, und das geworbene Volk eingelassen, selbiges ist auß dem Castell in grosser Fury in die Stadt gelossen, bey sich habende, neben anderm Gewehr, in der linken Hand ein brennende Fackel, unter demselben Arm ein Wäll Stroh, und am Gürtel ein Axt, mit solchem haben sie die Bürgerschafft auf Feuer und Blut gedrauet, und sie genöthiget, all ihr Wehr und Waffen von sich zu geben, die man alsbald ins Castel getragen, den andern Tag hat die Bürgerschafft all ihr Silbergeschirr, Baarschafft und Kleinodien liefern müssen, folgends wurde auch das Landvolck umb Metz gedrungen, Fütterung, Getrayd und Wein in die Stadt zu führen, ingleichem mit den Bürgern Schantzen davor auffzuwerffen. Als nun diese Sachen dem König vorkommen, hat er alsobald das Auffbot ergehen lassen. Weil aber die Reichsräthe vor gut angesehen, daß diesem Wesen besser in der Güte als mit Gewalt könnte abgeholffen werden, in Betrachtung, er Valette, ihm Anhang machen, und die Stadt wol gar von der Cron Frankreich bringen möchte, ist die Sach zu einem Vergleich kommen, und der König alles in vorigem Stande gelassen.“ Der Marquis von la Valette diente sodann bei den Belagerungen von St. Jean d'Angely, 1621, und Royan, und feierte zu Lyon, den 12. Dec. 1622 sein Beilager mit der ihm vorlängst verlobten Prinzessin. Wenige Tage vorher hatte er sie Angesichts des ganzen Hofs, geschlagen, „pour quelque petit dépit qu'elle lui avait fait,“ und Ludwig XIII. wollte darum seiner Schwester Verbindung mit dem ungeschlachten Bräutigam hintertreiben. Aber um keinen Preis konnte die Prinzessin sich entschließen, den schönen Mann auszugeben, und ihr Wille geschah. Fünf Jahre trug sie ein eisernes Joch, dann starb sie zu Metz, den 24. April 1627, im Wochenbette, wie es hieß; oder aber, wie dessen wenigstens der Hof überzeugt, an dem ihr von dem Manne gereichten Gifte. Es hatte, in Betracht dieser Vermählung, Ludwig XIII. seines Schwagers Baronie Villebois, in Angoumois, im März 1622, zu einer Duché-Pairie, unter dem Namen la Valette erhoben, es ist aber das hierum gegebene Diplom erst im J. 1631 im Parlament einregistrirt worden. In des Vaters Leben ist erzählt worden, wie diesen aus großer Noth zu erretten, der Herzog von la Valette eine Anverwandte des Cardinals von Richelieu heirathete. Marie de Cambout, vermählt den 28. Nov. 1634, war die Enkelin von Louise du Plessis, einer Tante des Cardinals. Auch der Maria Ehe scheint in hohem Grade unglücklich gewesen zu sein, und gleich unglücklich ergaben sich alle Versuche des Cardinals das unbändige Gemüth des Herzogs zu zügeln. Zumal mögen dessen, auf die Abstammung von dem souverainen Hause Foix gegründete Ansprüche alles Maß und Ziel überstiegen zu haben, nachdem es ihm geglückt, in der Besiegung der Rebellen von Perigord, der sogenannten Croquans, und in der Abweisung der die Pyrenäen überschreitenden Spanier, 1636, erhebliche Dienste zu leisten. „Der Duc de la Valette ward wider das in der Provintz Perigort auffgestandene rebellische Landvolck geschickt, mit 4000 zu Fuß, 500 Pferden und vier Stücken Geschütz, welche er hart geschlagen, daß deren über viel hundert geblieben, gleichwohl die Königliche Officirer auch sehr eingebüsset, und deren sehr viel auff dem Platz geblieben, die Auffrührere retiriten sich, hatten aber (welches das beste) sein Haupt, und wurden von den Königischen verfolget. Man trachte sehr darnach, sie auß den Waffen zu bringen, mit Verheissung, die Auffslagen abzuthun, sie wollen aber der Parole nicht trauen.“ Ein zweites Gefecht nahm einen minder günstigen Ausgang. „Duc de la Valette schlug abermahls mit der auffgestandenen Bauerschafft in Perigort, büsset aber ein, dann ihrer gar viel tausend waren, und auch die zu

Digitized by Google

Toloſen in Furcht brachten." Nicht nach ſeinen Verdienſten belohnt, wie es ihn bedünkte, ſtets im Streite mit dem Hofe und mit den Großen, um die von wegen des Hauſes Foix gefoderten Ehrenrechte, unwillig ertragend die Herrſchaft, ſo auch ihm ſtiklbar zu machen der allgewaltige Miniſter ſich bemühte, ergab der Herzog ſich verzweifelten Entwürfen. Ein Bündniß mit dem Herzog von Orléans und mit dem Grafen von Soiſſons ſollte ihn in den Stand ſetzen, den König und den Cardinal in Amiens oder Corbie aufzuheben, 1638. Der Plan der Verſchwörer wurde entdeckt und vereitelt, aber zur Strafe ſie zu ziehen, fand für den Augenblick der Miniſter unthunlich. Im Gegentheil wurde der Herzog von la Valette zu einem Commando in des Prinzen von Condé Armee berufen. Dieſer Armee war die Belagerung von Fuenterabia aufgegeben, und nach zwei mühſamen Monaten ſchien ein Generalſturm thunlich. Dazu befehligt, blieb la Valette einen ganzen Tag unthätig, unter dem Vorwande, daß die Breſche der gehörigen Weite ermangele. Der Prinz von Condé veränderte ſeine Dispoſition, und ernannte zu den Ehren des vorhabenden Sturmes den Erzbiſchof von Bordeaux. Zum Äußerſten verletzt, ſchied la Valette aus dem Lager, um ſich rückwärts, eine Meile von dannen, niederzulaſſen. Eine koſtbare Zeit war verloren gegangen, und am 7. Sept. 1638 erſchien der Admirante von Caſtilien zum Entſatz. In unglaublicher Kühnheit durchbrach ſein Häuflein die Linien der Belagerer, und in unglaublicher Verwirrung warfen dieſe ſich in die Flucht. Nicht der Erſte, aber auch nicht der Letzte, entlief der Prinz von Condé, und in einer weiten Strecke durchwatete er den flachen Meeresrand, um das rettende Boot zu erreichen. Andere Befehlshaber flohen nach dem Quartier des Herzogs von la Valette, der die Flüchtlinge ſammelte und ordnete und ohne weitern Verluſt über die Bidaſſoa zurückführte. Lager, Geſchütz und Gepäck blieben den Siegern zur Beute, den Franzoſen, außer großem Verluſt, die größere Schande. Damit den Herzog von la Valette zu belaſten, trachtete der Prinz von Condé. Jener ließ zu ſeiner Rechtfertigung drucken: Relation du siège de Fontarabie, und es erſchien von Seiten des Prinzen eine weitläufige Widerlegungsſchrift. Des Hin- und Herredens wurde kein Ende. La Valette ſchildert den Prinzen als einen ſchlechten Redner, der in Wort und Schrift nicht weniger ungeſchickt, denn in der Waffen Führung. „Puisque vous m'avez tiré," ſagt er, den Gegner anredend, „de mon poste, qui vous empêchait de mieux faire par un autre? Une heure de vigueur suffisait, dites-vous, pour vous rendre maître de la place. En cela vous vouz condamnez vous-même. Je ne vous ai lié ni la langue ni les mains pour vous empêcher de commander et d'agir .... Si vous m'imputez votre déroute, je puis répondre que s'il y avait encore quelque reste de fortune et d'honneur à sauver, je le garantis du naufrage; j'empêchai que tout le sang de l'armée ne fût répandu avec honte, et que la perte ne fût plus grande que le déshonneur." Dann des Prinzen Äußerungen um ſeinen Vater und ſeine Brüder auffaſſend, ermangelt er nicht, auf des Cardinals von la Valette Beziehungen zu der Prinzeſſin von Condé anzuſpielen: „mes frères ne sont pas plus coupables, que mon père. Je ne sais pourquoi vous voulez les envelopper dans ma disgrace: peut-être vous les haïssez pour quelque raison, que vous ne voulez pas dire." Gründe und Witze waren in der Lage der Dinge gleich vollſtändig verloren, denn es hatte Richelieu die Stunde gefunden, den lange aufgeſparten Groll zu äußern. „Er werde," ſo ließ er ſich vernehmen, „im Falle einer gerichtlichen Unterſuchung gegen la Valette, das Amt des Generalprocurators üben." Unmittelbar darauf an den Hof gefodert, um Rechenſchaft von ſeinem Betragen abzulegen, entfloh der Herzog nach England. Während da der franzöſiſche Geſandte fruchtlos um ſeine Auslieferung handelte, arbeiteten zwei Staatsräthe, Machault und de la Poterie, an der Inſtruction des gegen den Flüchtling eingeleiteten Proceſſes. „J'oserai bien répondre," ſagte wiederum Richelieu, „que M. de la Valette ne peut être convaincu de trahison: mais je crains qu'il n'ait beaucoup de peine à se justifier d'une jalousie furieuse, qui l'a empêché de faire son devoir, et a produit un aussi mauvais effet que s'il avait été d'intelligence avec les ennemis. Il paraît coupable d'une jalousie criminelle, ou fort inhabile dans le métier de la guerre, ou avoir manqué du courage nécessaire dans une pareille occasion." Ein Specialgericht wurde angeordnet, um den Verbrecher zu beſtrafen; Ducs et Pairs, Staatsräthe, die ſämmtlichen Présidents à mortier und der Doyen du Parlement empfingen eine Einladung nach St. Germain. Nach einem reichen Schmauſe trat ein Staatsſecretair unter die Herren, ihnen anzukündigen, daß ſie als Staatsräthe beſchieden ſeien, nach ihrer Patente Ordnung und Datum. Dem wurden Schwierigkeiten entgegengeſetzt von Seiten der Parlamentsmitglieder: in Corpore anweſend, könne ihnen nicht zugemuthet werden, ſich zu vereinzeln. Das wurde ihnen nach längerer Verhandlung nachgegeben, und die ganze Geſellſchaft ließ ſich, unter des Königs Präſidentſchaft, in der Salle du conseil nieder. „Ich habe Sie berufen," hob der Monarch an, „von wegen des Proceſſes des Herzogs von la Valette." Sogleich trat der erſte Präſident, le Jay, mit der Vorſtellung auf, daß über ſolche Angelegenheit nur im Parlament und in Form Rechtens berathſchlagt werden könne. Den Einwand verwies ihm der König in harten Worten, und ohne weitere Unterbrechung wurde der Bericht der beiden Referenten verleſen, ſammt den Concluſionen des Generalprocurators Molé. Bei dem Abſtimmen ſammelte der König ſelbſt die einzelnen Vota, zugleich durch ſein Anſehen und durch Machtſprüche die von allen Seiten gegen ſo tumultuariſches Verfahren ſich erhebenden Einwürfe zum Schweigen bringend. Verloren iſt des Präſidenten Bellièvre edelmüthige Aufwallung: „V. M. Sire, pourrait-elle soutenir ici la vue d'un gentilhomme sur la sellette, et qui ne sortirait de vôtre présence que pour aller mourir sur un échafaud? Cela est incompatible avec la majesté royale. Le prince

Digitized by Google

porte partout les graces avec soi; s'il entre dans une église interdite, la censure est aussitôt levée selon les règles du droit. Tous ceux qui paraissent devant lui, doivent se retirer contents et joyeux.“ Beinahe einstimmig wurden des Generaladvocaten Conclusionen für des Angeklagten Verhaftung und Einkerkerung beliebt, und mit einem derben Verweise entließ der König die Parlamentspersonen, daß sie einen Augenblick zweifelhaft gewesen in dem blinden Gehorsam für einen Machtspruch. Schon am folgenden Tage erschien ein Beschluß des geheimen Raths, zu verordnen die Verhaftung des Herzogs von la Valette und seine Ablieferung an den Gouverneur der Bastille. Fände dieselbe Schwierigkeit, so sollte der Herzog unter Trompetenschall vorgefodert, außerdem sein Eigenthum mit Beschlag belegt werden. Am 14. Mai 1639 trat nochmals das Commissionsgericht in des Königs Cabinet zusammen. Der Cardinal von Richelieu, als dem Angeklagten verschwägert, nahm seinen Abtritt. La Poterie berichtete, Molé concludirte, daß der Herzog von la Valette des Majestätsverbrechens schuldig erklärt, wegen Verrath, Feigheit und Ungehorsam zum Tode verurtheilt und sein Vermögen confiscirt werde. Die sämmtlichen Anwesenden fielen den Conclusionen bei, bis auf den einzigen Bellièvre. Er finde von Verrath keine Spur, betheuerte dieser, noch weniger Beweis in den Worten einer alten Frau von Fuenterabia. Die Frau sollte den von dem Prinzen von Condé in der Eile der Flucht auf dem Schlachtfelde zurückgelassenen Mantel zum Verkaufe ausgeboten und dabei geäußert haben: „on ne vendra jamais ainsi les hardes du duc de la Valette, il est trop de nos amis.“ Ludwig XIII. gab sein Votum in folgenden Worten: „Je dirai qu'il ne s'agit ici ni de la lâcheté du duc de la Valette, ni de son ignorance dans les fonctions de sa charge. Il l'entend fort bien, et a du coeur. Je l'ai vu moi-même se comporter avec courage en plusieurs rencontres; mais il n'a pas voulu prendre Fontarabie. Il n'a pu se conduire comme il l'a fait que par un mouvement de jalousie, qui ne peut être justifié par aucun prétexte. J'avais dessein de vous parler de ce qui arriva à Corbie; mais cette circonstance n'est pas dans le procès. Il est vrai que M. de la Valette voulut débaucher M. le duc d'Orléans et M. le comte de Soissons, pour tourner leurs forces contre moi, et m'enlever avec M. le cardinal de Richelieu; et cette entreprise ne leur ayant pas réussi, lui-même l'a declaré, ce qui fait connaître le caractère de son esprit.“ Ein König gesellt sich den Richtern, um von ihnen ein Todesurtheil zu erzwingen! Allein im Bilde konnte das gegenwärtige vollstreckt werden. Am 8. Juni 1639 trug der Scharfrichter von der Bastille nach dem Greveplatze ein Gemälde, darstellend des Herzogs von la Valette Hinrichtung, und ähnliche Possen wurden in Bordeaux und Bayonne veranstaltet. Der Cardinal von Richelieu starb den 4. Dec. 1642, und la Valette wartete den Tod des Königs nicht ab, um in Paris und sogar in der Halle des Schlosses von St. Germain sich blicken zu lassen. Nach kurzer Frist, am 16. Juli 1643, wurde durch Parlamentsbeschluß das gegen ihn erlassene Todesurtheil vernichtet, ihm bewilligt, wie in dem Titel eines Herzogs von Epernon, so, kraft der königlichen Expectanzen, in den Ämtern des Vaters Nachfolger zu werden. Eine eiserne Hand lastete von dem an auf der großen Provinz Guyenne, die alle Anfoderungen von Stolz, Härte und Raubsucht schweigend ertrug, die Opposition der einzigen Stadt Bordeaux abgerechnet. So lebhaft, so bedrohlich wurde da die Opposition, daß der Herzog bald freiwillig dem Aufenthalte in Bordeaux verzichtete, um das fügsamere Agen zu dem Mittelpunkte seiner Herrschaft, zu dem Schauplatze seiner Freuden zu erheben. Da lebte er mit einem Weibe aus der Hefe des Volkes, mit der berüchtigten Nanon, die, trotz ihres vorgerückten Alters, den Gouverneur gänzlich beherrschte. Nichts war zu erhalten, denn durch ihre Vermittelung, und wie kostspielig diese zu erkaufen, wie geschäftig das gegen die Provinz geübte Raubsystem, wird man daraus ersehen, daß die Nanon ein Vermögen von vier Millionen Livres und darüber zusammenbrachte. Die Aussicht auf den Beistand der Fronde gegen solche Unterdrückung wurde, zumal in Bordeaux, mit Jubel begrüßt. Noch war Paris nicht von den Truppen der Königin belagert, und schon hatten die Feindseligkeiten zwischen dem Parlament und dem Gouverneur von Guyenne ihren Anfang genommen. Kaum unterbrochen durch den Tractat von St. Germain, erhob sich die Fehde auf das Neue, in doppelter Wuth, wegen der Festungswerke, die auf verschiedenen Punkten des Dordogneufers der Herzog errichten ließ, und wovon den Bürgern von Bordeaux besonders die Citadelle in Libourne feindlich erschien. Das Abkommen, durch einen königlichen Commissarius, den Vicomte von Argenson, zwischen Epernon und dem Parlament vermittelt, hatte die Einstellung der Arbeiten zu Libourne verheißen. Im Widerspruche zu solcher Verheißung wurden die Arbeiten mit der größten Lebhaftigkeit fortgesetzt. Die gesammte Bevölkerung von Bordeaux gerieth in Gährung; ein Parlamentsbeschluß verstattete ihr bewaffneten Auszug und gewaltsame Vertreibung der in Libourne beschäftigten Arbeiter, und die Stadtmiliz, 6000 Mann, bot zu dem Ende ihre Dienste an. Der den Nachbarn in Libourne zugedachte Besuch wurde abgestattet, aber bei der Heimkehr erwarteten des Herzogs von Epernon Völker die sorglosen Freiwilligen, und nur wenigen gelang es, dem Gemetzel zu entrinnen. Sofort berichtete der Gouverneur an den Hof von dem Angriffe, zu dem gegen ihn das Parlament herausgefodert, und es wurde von dem Ministerium die Interdiction des Parlaments verfügt. Alles konnte damals Epernon durchsetzen, denn Mazarin hatte seinen Sohn sich zum Gemahl für eine seiner Nichten ausersehen. Mit einem zahlreichen Gefolge von Edeln und unter militairischer Bedeckung ritt am 24. Juli 1649 Epernon zu Bordeaux ein, seines doppelten Triumphs sich zu freuen und das Interdictionspatent in dem Parlament intabuliren zu lassen. Den Justizpalast hatte er eben erreicht, als zu wüthigem Aufruhr das Volk sich erhob. Es zerstreute sich des Her-

Digitized by Google

zogs bewaffnetes Gefolge, er selbst, der Gnade seiner Feinde überlassen in dem Palast, entkam wie durch ein Wunder. Das Parlament beschloß, unangesehen der Interdiction, seine Verrichtungen fortzusetzen, zugleich aber, mittels Entsendung von Deputirten, den Hof aufzuklären um die eigentliche Lage der Dinge. Epernon, seinerseits, beantragte neue und strengere Zwangsmaßregeln gegen die Rebellen, wie er sie nannte, foderte aber zumal Verstärkungen, die ihm erlauben möchten, dergleichen Maßregeln durchzuführen. Eine Truppensendung wurde ihm verheißen, einstweilen aber zog er zusammen, was in dem Bereiche seiner Statthalterschaft an Kriegsvolk zerstreut, und mit der also vereinigten Macht überzog er unter argen Verheerungen das Gebiet der feindlichen Stadt. Das Parlament stellte ihm den Beschluß vom 9. Sept. entgegen: „considérant que des massacres, pillages, ruines, ravages, démolitions de maisons, étaient journellement commis par les ordres du sieur duc d'Épernon; qu'il avait été tiré, par ses troupes, plus de quatre mille coups de canon sur la ville, et qu'après tant de désolations réiterées et de lois violées, il serait impossible d'entretenir avec lui la correspondance nécessaire pour le service du roi, il declarait le dit sieur duc d'Epernon perturbateur du repos public, faisait inhibitions et défenses à tous gentilshommes et sujets du roi de le suivre et d'exécuter ses ordres." Sodann wurden neue Truppenaushebungen verordnet, und der Marquis von Sauveboeuf übernahm den Befehl der parlamentarischen Völker. Der Château-Trompette, so noch von den Herzoglichen besetzt, wurde am 15. Oct. mit großem Ernste angegriffen, und capitulirte nach dreitägiger Vertheidigung, Angesichts der Vorbereitungen zum Sturme: „au moment, où la garnison allait sortir, il commença à tomber une pluie si grosse et si importune, qu'il était du tout impossible de demeurer parmi la campagne, ce qui fut cause que par courtoisie on laissa la garnison dans le château le jour entier et la nuit suivante." Auch Epernon verordnete neue Werbungen, denn unzertrennlich mit der Sache des Hofs verbunden, sah er sich bedroht durch die lebhafte Bewegung des Adels von Aquitanien zu Gunsten des Hauses Condé; zählend auf die Mitwirkung der Stadt Bordeaux, hatte die Prinzessin von Condé jenen Adel eingeladen, der Hauptstadt von Guyenne als eines Stützpunktes zu fernern Operationen sich zu bedienen. Unangesehen der Bewegungen des Chevalier de la Valette, welchen der Herzog der Condé'schen Armee entgegengestellet, gelang es der Prinzessin, Bordeaux zu erreichen. Zu ernsthaft wurde hiermit die Fehde, um länger auf Epernon allein beruhen zu können. Der Marschall von la Meilleraye führte ihm ein Truppencorps zu Hilfe, und sollte zugleich die oberste Leitung des Krieges übernehmen. Eine mißliche Sendung, wie er sehr bald zu seinem Erstaunen wahrnehmen mußte, denn sicher durch des Cardinals Mazarin Gunst, spottete Epernon der Befehle des Hofs, um endlich mit Gewalt den Marschall aus der Provinz zu vertreiben. Dagegen eine bedeutende Macht gen Bordeaux führend, bemeisterte er sich der Insel St. Georges, in der Garonne; er ging auf das linke Ufer hinüber, und lagerte sich vor den Thoren der Stadt, ungeduldig die Gelegenheit zu einem bedeutenden Gefechte erwartend, das im Nothfalle ihn den Freunden so fürchterlich mache, als den Feinden. Eine solche Gelegenheit schien sich zu bieten, die nicht minder streitlustigen Bürger, an der Zahl 5000, verabsäumten in einem stürmischen Ausfalle die ersten Regeln der Kriegskunst, und entgingen der vollständigsten Niederlage einzig durch die Entschlossenheit des Herzogs von Bouillon, der den unordentlichen Rückzug zu decken herbeigeeilt war. Dagegen gelang am folgenden Tage den Städtern die Wiedereinnahme der Insel St. Georges, wo 300 Mann von den Herzoglichen in Gefangenschaft geriethen. Die Annäherung des Königs und des Cardinals mit einem vollständigen Heere, an dessen Spitze abermals der Marschall von la Meilleraye, gab der Fehde eine veränderte Richtung, und führte zu dem Vertrage vom 1. Oct. 1650, dessen erste, wenn auch nicht in das Instrument aufgenommene, Bedingung, die Entfernung des verabscheuten Gouverneurs war. Die mußte Mazarin sofort bewilligen, gleichwie Epernon sich genöthigt sah, das ihm zur Entschädigung gebotene Gouvernement von Burgund, Bresse und Bugey anzunehmen: er errichtete um dasselbe mit dem aus dem Gefängnisse zu Havre entlassenen Prinzen von Condé einen Tauschvertrag, und hielt am 29. Nov. 1651 zu Dijon seinen Einzug. Das Schloß der burgundischen Hauptstadt, wo Laplanchette commandirte, verweigerte ihm aber den Gehorsam, und es währte dessen Widerstand, verbunden mit einem gegen die Stadt gerichteten Bombardement, bis zum 8. Dec., als an welchem Tage Laplanchette capitulirte. Viel länger setzte von Seurre aus den Krieg fort der dem Prinzen von Condé gänzlich ergebene Bouteville, nachmals als Marschall von Luxemburg so berühmt. Durch unausgesetzte Streifereien beunruhigte er das flache Land, und in einem Umkreise von sechs Stunden hob er regelmäßige Contributionen. Auf der Elus (der landschaftlichen Verordneten) Bitten legte Epernon am 8. Mai 1653 mit 4500 Mann sich vor die gewaltige Festung, und in Monatsfrist erlag sie den unermüdlichen Angriffen. Bouteville zog aus mit den wenigen Officieren und Soldaten, die zu folgen ihm geneigt, und begab sich nach Stenay, die Festung aber wurde geschleift. Keine Mishandlung der Einwohner ließ Epernon sich zu Schulden kommen, und man gewahret in dem ganzen Laufe seiner Wirksamkeit in Burgund, daß er durch einen mächtigen und geregelten ständischen Einfluß beaufsichtigt, beschränkt und verhindert, wie außerdem aller Orten, sich den Haß der Menge aufzuladen. Im J. 1655 wurde ihm in Dijon ein triumphirender Einzug bereitet, davon eine Druckschrift berichtet, so betitelt: Armes triomphantes du duc d'Epernon (Dijon.) Fol. Hiervon ist vielleicht nur eine Übersetzung: Serenissimi ducis Espernonii triumphalia, seu honoraria ac superba hujus herois in urbem Divionensium ingressio, in 4. Durch den pyrenäischen Frieden wurde der Prinz von Condé in sein Gouvernement von Burgund wieder eingesetzt, gleichwie Epernon berufen wurde, nochmals jenem von Guyenne

Digitized by Google

vorzustehen. Er mag nicht ungeneigt sich gefühlt haben, wiederum der Provinz seine Allgewalt fühlen zu lassen, allein es überraschte ihn der Tod inmitten seiner Vorsätze und Vorbereitungen. Er starb den 25. Juli 1661, und gleich am folgenden Tage beeilte sich der König, die allzu gewichtige Stelle eines Colonel-général de l'infanterie française sür immer abzuschaffen. Die Leiche wurde von Paris nach Cadillac gebracht, und in dem Erbbegräbnisse beigesetzt, wie einige Jahre früher geschehen mit des Herzogs einzigem Sohne, mit Ludwig Karl Gaston de Nogaret, de la Valette et de Foix, mit jenem glänzenden Herzog von Candale, um dessen Hand Mazarin so eifrig für eine seiner Nichten buhlte. „Cet homme perdra la France pour les beaux yeux de M. de Candale," sagte einstens von dem Minister der geistreiche Senneterre. Geboren zu Metz, den 14. April 1627, erhielt Candale 1649 ein Infanterieregiment seines Namens, und 1652 die Anwartschaft auf die Würde eines Colonel-général, sammt der Statthalterschaft von Auvergne, deren Mazarin um seinetwillen sich entkleidete. Noch in demselben Jahre löste Candale in dem Commando in Guyenne den Grafen von Harcourt ab, dann stand er 1654 als Generallieutenant bei der von dem Prinzen von Conti und dem Marschall von Hocquincourt befehligten Armee von Catalonien, deren Anführung, nach des Prinzen Abgang, ihm allein verblieb. Der Herzog von Candale starb unvermählt, zu Lyon, den 28. Jan. 1658. Sein Portrait, nach dem Kunstausdrucke, hat S. Evremond, Oeuvres t. 2. entworfen, in vielen zierlichen Worten über nichts nichts sagend. Doch lernen wir daraus, daß der junge Mann des Cardinal Mazarin Zärtlichkeit keineswegs erwiederte. Es schreibt ferner S. Evremond: „Je n'ay jamais vû un air si noble que le sien. Toute sa personne étoit agréable, et il faisoit tout ce qu'on pouvoit faire d'un esprit naturellement mediocre, pour la douceur de la conversation et pour les plaisirs. Une legère habitude le faisoit aimer, un profond commerce ne s'entretenoit pas long-tems sans dégoût." Ein Kind war dem stolzen Herzog geblieben, Anna Maria Christiana Ludovica, geboren um 1629. Das glänzendste Geschick war von der Wiege an ihr verheißen, aber die Eitelkeit fand keinen Eingang zu ihrem Herzen, und sie nahm 1648 den Schleier in der Karmeliterinn Kloster der Straße St. Jacques zu Paris. Daselbst ist Schwester Anna Maria von Jesu nach 53 Jahren des auferbaulichsten Wandels, am 22. Aug. 1701 verschieden. Ihr Bild hat Edelinck in einem Kupferstich aufbewahrt, ihr Leben beschreibt Jacob Boileau, des Dichters Bruder. Seine Arbeit, durch manche Mittheilung von dem Hofe Ludwig's XIV. merkwürdig, ist nur in Abschriften vorhanden. Des letzten Herzogs von Epernon andere Gemahlin, Maria de Cambout, starb zu Paris, im Val-de-grace, den 12. Febr. 1691; ihr zu Ehren hatte der Jesuit Molet geschrieben: Entrée de la duchesse de la Valette dans Metz, en 1650 (Paris 1654. fol.) mit Kupfern. Sie war ohne Kinder geblieben, und das Herzogthum Epernon vererbte sich an Ludwig de Goth, den Marquis de Rouillac, dessen Mutter die älteste Schwester des Herzogs Johann Ludwig gewesen. Es ist merkwürdig, und verstattet einen tiefen Blick in die Armuth der sogenannten großen Häuser, daß der Marquis von Rouillac des Herzogs Bernhard von Epernon Erbschaft nur unter der Wohlthat des Inventars antreten konnte. Von diesen Sohne erbte der Herzog von Antin, und es erhob sich vor dem Parlament ein langer, zu vielen gedruckten Denkschriften Anlaß gebender, Proceß um die Frage von dem Fortbestande des Herzogthums Epernon. Sie wurde durch Cabinetsordre negativ entschieden. Von den Schicksalen der von dem Hause Foix herstammenden Güter wissen wir nichts zu berichten, nur finden wir, daß die Grafschaft Astarac, in Folge der Achtung des Herzogs Bernhard von Epernon von Staatswegen an den Herzog von Roquelaure verkauft worden. (*v. Stramberg.*)

EPERUA. Eine von Aublet (Guj. I. p. 369. t. 142) aufgestellte Pflanzengattung aus der achten Ordnung der 16. (oder aus der ersten Ordnung der zehnten) Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Cassieen der Gruppe der Cäsalpinieen der natürlichen Familie der Leguminosen. Den barbarischen Namen hat Necker (Elem. n. 1284) mit Rotmannia, Willdenow (Sp. pl. II. p. 540) mit Panzera vertauscht. Char. Der Kelch stehenbleibend, fruchtförmig, ungleich viertheilig; die Corolle besteht aus einem einzigen rundlichen, gefranzten Blättchen, welches mitten im Kelche eingefügt ist; die zehn langen, an der Basis verdickten, zottigen Staubfäden sind unten zu einem schmalen Ringe zusammengewachsen; der Fruchtknoten ist gestielt, der Griffel lang, fadenförmig; die Hülsenfrucht lederartig, zusammengedrückt, sichelförmig einbis vierfamig. Die einzige Art, Ep. falcata *Aubl.* (l. c. Pois-Sabre der französischen Creolen), ist ein in Guyana einheimischer, gegen 60 Fuß hoher Baum mit abwechselnden, abgebrochen-gefiederten, zwei- oder dreipaarigen, glänzenden Blättern, eiförmigen, langzugespitzten Blättchen, langgestielten, herabhangenden Rispen und rothen Blumen. Das Holz dieses Baumes ist hart, fest, röthlich, harzig und widersteht lange der Fäulniß.

(*A. Sprengel.*)

EPETION — *Ἐπήτιον* — war eine Stadt an der dalmatischen Küste, wahrscheinlich am Kanal der heutigen Insel Brazza. Die Hauptstelle über diesen Ort findet sich bei Polybios (XXXII, 18), durch welche wir erfahren, daß Epetion zu den ältesten Städten der Ilsier gehörte. Ganz unbedeutend mag die Stadt wol nicht gewesen sein, da Plinius (H. N. III, 26) die Epetini anführt, sowie Ptolemäos (II, 17) und die Peutinger'sche Tafel den Ort ebenfalls, und zwar in der Nähe von Salona, nennen; die letztere auch noch den portus Epetius hinzusetzt. Bei dem Dorfe Stobrazh finden sich in der bezeichneten Gegend Ruinen, welche vielleicht von der Lage der ehemaligen Stadt Epetion Zeugniß geben. (*L. Zander.*)

EPFIG, lat. Epiacum, Flecken im französischen Departement des Niederrheins, Canton Barr, Bezirk Schlettstadt, liegt an der Straße von Zabern nach Schlettstadt und hat mit den Wellern Frohnholz, St. Margaretha und einigen einzelnen Häusern 2000 katholische und 167

Digitized by Google

jüdiſche Einwohner; auch befindet ſich hier die Cantonpfarrei. In der Nähe ſind gute Thongruben. — Im J. 1439 wurde Epfig hart von den Armagnaken, welche damals plündernd und verheerend durch das Elſaß ſtreiften, mitgenommen. Im J. 1493 ſchloſſen ſich viele Einwohner dieſes Orts der Rotte aufrühriſcher Bauern an, welche unter dem Namen des Bundſchuh die Geiſtlichkeit und den Adel bekämpften, um ſich dadurch von dem Drucke und der Noth, unter welchen ſie ſeufzten, zu entreißen. (Nach Expilly, Barbichon und Aufſchlager.)

(*Fischer.*)

EPHA (hebr. אֵיפָה, bisweilen auch אֵפָה), ein Hohlmaß der alten Hebräer für trockene Sachen, beſonders Getreide. Was die Größe des Epha betrifft, ſo erkennen wir aus der Bibel ſelbſt wenigſtens das Verhältniß deſſelben zu andern Maßen. Aus Ezech. 45, 11 geht zunächſt hervor, daß das Epha (oder die Epha, wie man eigentlich ſagen ſollte, da das Wort ſowol im Hebräiſchen als im Ägyptiſchen weiblich iſt) an Gehalt dem Bath gleich kam, nur daß letzteres ein Maß für Flüſſigkeiten war. Dieſem Bath nun gibt Joſephus [1]) den Inhalt von 72 Xeſten oder Sextarien, welche grade Einen Attiſchen Metretes ausmachen. Einem ſolchen Attiſchen Metretes entſpricht alſo auch an Gehalt die Epha. Folglich iſt, wie ſich ſchon hieraus allein ergibt, eine andere Angabe des Joſephus, von welcher man ſich bei Beſtimmung der Epha gewöhnlich leiten läßt [2]), durchaus irrig; ſei es, daß der Text eine Corruption erlitten, oder daß Joſephus ſelbſt den Fehler verſchuldet hat, welches Letztere wahrſcheinlicher iſt, da die Lesart nicht allein die der griechiſchen Handſchriften iſt, ſondern auch durch die alte lateiniſche Verſion und durch Zonaras beſtätigt wird. Es ſteht dort nämlich die Notiz, daß der Kor (כּוֹר) oder Chomer (חֹמֶר, denn beide Namen ſind gleichbedeutend und bezeichnen ein Maß, das 10 Epha oder 10 Bath umfaßt) zehn Attiſchen Medimnen entſpreche, wornach alſo die Epha = 1 Att. Medimnos wäre, d. i. 6 römiſche Modii oder 96 Sextarien, circa $^{11}/_{100}$ eines berliner Scheffels. Aber es iſt dies gegen die obige Berechnung des Bath offenbar zu viel; denn ein Metretes enthält nur $^{3}/_{4}$ des Attiſchen Medimnos oder 72 Sextarien oder $4^{1}/_{2}$ römiſche Modii. Schon Capellus und andere Metrologen [3]) haben den Fehler in jener Stelle des Joſephus erkannt, und durch Böckh's gründliche Erörterung iſt die Sache außer Zweifel geſtellt [4]). Der Inhalt der Epha wäre hiernach auf ungefähr 1994 oder genauer 1993.95 pariſer Kubikzoll zu berechnen [5]). Der berliner Scheffel hält 2770 par. Kubikzoll, die Epha war alſo um etwa 776 par. Kubikzoll kleiner und verhält ſich zu jenem ungefähr wie 7 : 10. Es mag nur dies noch zur Beſtätigung dieſer Berechnung erwähnt werden, daß das Maß Seah (hebr. סְאָה, griech. σάτον, bei den Septuaginta oft μέτρον) von den meiſten Autoritäten als der dritte Theil der Epha beſtimmt wird. So ſetzen die LXX für das hebräiſche Wort Epha bisweilen τρία μέτρα, 2 Moſ. 16, 36. Jeſ. 5, 10; desgleichen erklären die chaldäiſchen Überſetzer an den genannten Stellen und außerdem 3 Moſ. 5, 11. 6, 20. 4 Moſ. 5, 15. Ruth 2, 17 Epha durch „drei Seah;" ebenſo einſtimmig die Rabbinen. Halten wir damit die ausdrückliche Angabe des Didymus [6]) zuſammen, daß der phöniſikiſche Kor 30 Seah, die Seah aber $1^{1}/_{2}$ Modien enthalte, ſo führt auch dies wieder auf das obige Reſultat; denn $1^{1}/_{2}$ Modien ſind 24 Sextarien auf die Seah, und dies dreimal genommen gibt eine Epha von 72 Sextarien oder 1 Att. Metretes. Zum Überfluß beſtimmen auch Joſephus, Heſychius und Hieronymus die Seah auf $1^{1}/_{2}$ italiſche Modien [7]).

Freilich gibt es daneben der abweichenden und irrigen Angaben genug, wie man es in dieſen Dingen kaum anders erwartet; aber das richtige Verhältniß dieſes Maßes iſt durch eine hinreichende Anzahl gewichtiger Zeugniſſe conſtatirt. Wie wir auf jene Abweichungen hier nicht wohl eingehen können, ſo würde es auch unangemeſſen ſein, die Vergleichung mit andern Maßen noch weiter zu führen. In der letztern Beziehung wird nur etwa das Ägyptiſche Maß nachher noch zu berückſichtigen ſein, und es genügt wol, für die Epha in dem Attiſchen Metretes einen ſo feſten und entſprechenden Vergleichungspunkt erkannt zu haben. Zu weiterer Feſtigung dieſes Punktes können wir uns indeſſen noch auf die exegetiſche Tradition berufen, welche in den alten Überſetzungen der Bibel niedergelegt iſt. Zwar ſchwanken dieſelben vielfach in der Übertragung der hebräiſchen Maße, oder ſie verſchmähen auch wol jede Vergleichung, indem ſie nur den hebräiſchen Namen wiedergeben; aber dennoch gibt es eine Anzahl von Stellen, wo ſie dem Bath (= Epha) ausdrücklich den Metretes gegenüberſtellen. So die Septuaginta 2 Chron. 4, 5, die Vulgata in derſelben Stelle und 2 Chron. 2, 10 (obwol hier unmittelbar daneben satum, d. i. Seah, dafür ſteht), die alte ſyriſche Verſion 1 Kön. 7, 26. 38, auch Luc. 16, 6; endlich auch Saadia Jeſ. 5, 10 (denn daß das hier von ihm gebrauchte Wort مطر dieſen Sinn habe, ſchließt man aus Joh. 2, 6, wo der Araber der Polyglotten daſſelbe für μετρητής ſetzt).

Da das Wort Epha in den Semitiſchen Sprachen keine eben ſehr wahrſcheinliche Etymologie hat [8]), ſo iſt längſt vermuthet worden, daß der Name Ägyptiſch ſei, und es vereinigt ſich faſt Alles zur Beſtätigung dieſer Annahme. Unwahrſcheinlich iſt ſie ſchon darum nicht, weil auch der Name eines andern Hohlmaßes, des Hin (הִין), welches $^{1}/_{6}$ Bath oder 12 Sextarien enthält, und

1) *Joseph.* Antiq. VIII, 2, 9. Er ſchreibt βάδος. 2) Ibid. XV, 9, 2. Vgl. *Eisenschmid*, De ponderibus et mensuris. p. 88. Bauer's Lehrb. der hebr. Alterth., herausg. von Roſenmüller. (1835.) S. 56. de Wette's Archäologie. §. 183. *Gesenius*, Thesaur. l. hebr. I. p. 83. Winer's Bibl. Realwörterb. II. S. 50. 2. Ausg. 3) *Capellus*, De mensur. et pond. p. 108. Cf. *Salmas.* ep. 67. p. 142. 4) Böckh's Metrologiſche Unterſuchungen. (Berl. 1838.) S. 259 fg. 5) Böckh a. a. O. S. 261. 278.

6) *Didymus* Cap. 21 (edirt von A. Mai im Anhange zu Iliadis fragm. et pict.). Vgl. Böckh S. 259. 7) *Joseph.* Ant. IX, 4, 5. *Hieron.* in *Matth.* XIII. Böckh S. 260. 8) Man hat אפף (umgeben) verglichen und „rundes Maß" erklärt.

Digitized by Google

also auch zu dem Inhalte der Epha in einem bestimmten Verhältnisse steht, entschieden Ägyptischen Ursprungs ist *). Es spricht ferner dafür, daß die Alexandrinischen Übersetzer das Wort meist beibehalten, und zwar in einer etwas abweichenden Form, sodaß es nahe liegt zu glauben, daß sie dieselbe der Ägyptischen näher zu bringen suchten. Sie haben am häufigsten die Form οἶφι oder οἶφει, daneben findet man in den Handschriften οἶφεϊ, ὑφί, ὑφεί, Formen, welche bei itacistischer Aussprache mit jenen fast ganz übereinstimmen. Der koptische Übersetzer des Pentateuch setzt dafür gleichfalls ⲟⲙⲉ, und der arabische Übersetzer der Propheten, der, selbst ein Alexandrinischer Geistlicher, von den LXX abhängig ist, wählt wenigstens an einer Stelle (Ezech. 45, 13) dafür das gleichlautende arabische Wort وَيْبَة (weibeh). Dies letztere ferner gebraucht auch der Ägyptische Jude Saadia, um das hebräische אֵיפָה auszudrücken, wenigstens an allen den Stellen, wo es das bestimmte Gemäß dieses Namens bezeichnet, wo darnach gezählt oder gerechnet wird. Man s. Saadia in den Stellen 2 Mos. 16, 36. 3 Mos. 5, 11. 6, 20. 4 Mos. 5, 15. 28, 5 und Jes. 5, 10. — Das koptische ⲟⲩⲟⲙⲉ und ⲟⲩⲙⲙⲓ weisen als Getreidemaß, und zwar als gleichbedeutend mit وَيْبَة, de Sacy und Peyron aus Kircher und Zoega's Katalog nach *), und die Ableitung desselben von ⲙⲛ, ⲟⲩⲙ, en, zählen, berechnen, Passiv ⲙⲛ, gezählt werden, ⲙⲛⲓ, Zahl u. s. w., deutet schon Jablonsky an **). In hieroglyphischen Denkmälern kommt dasselbe in der Figur eines gebäuften Getreidemaßes vor, dessen Namen Champollion ome schreibt und durch boisseau übersetzt ***). Nach diesem Allen wird es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wenigstens die Benennung dieses Ägyptischen Maßes mit dem Namen der hebräischen Epha eins ist, und es würde sich nur darum handeln, auch noch die Übereinstimmung des Inhalts beider Maße nachzuweisen, um die völlige Identität derselben zu constatiren. Aber dieser Versuch will uns zur Zeit bei den unvollständigen und schwankenden Nachrichten über die Maße des alten Ägyptens noch nicht gelingen. Böckh, der neueste und gründlichste Forscher in diesen Dingen, hat im Gegentheil nach Didymus, Epiphanius und Isidor festgestellt †), daß die alte Artabe (jetzt Ardebb, إِرْدَبّ, genannt) mit der hebräischen Epha gleichen Gehalt gehabt; und doch ist in Ägypten jetzt, und soweit die Nachrichten der Araber zurückgehen, dieses Maß das Sechsfache der Weibeh, in welcher wir die alte ome und die Epha selbst erkannten! In der That scheint gegen Böckh's Annahme nicht blos jenes neuere Ägyptische Maß zu streiten, sondern auch eine von ihm übersehene Stelle der LXX, die in dieser Sache, so unsicher oder nachlässig sie sich auch sonst erweisen, immerhin eine gewisse Autorität in Anspruch nehmen. Sie setzen nämlich Jes. 5, 10 für den hebräischen Chomer „sechs Artaben." Da nun der Chomer 10 Epha und folglich 720 Sextarien befaßt, so würde die Artabe nach dieser Angabe 120 Sextarien enthalten haben, also grade soviel wie der babylonisch-syrische Metretes ††), oder 48 Sextarien mehr als der Attische Metretes oder die Epha. Indessen bliebe diese Artabe noch um ein Bedeutendes hinter der neuern zurück. Letztere beträgt nämlich nach Lane ††), einer der besten Autoritäten, in Cairo ungefähr 5 englische Bushels. Der Bushel enthält nach Niemann 1831's par. Kubikzoll, folglich diese neuere Artabe nicht weniger als etwa 9159 par. Kubikzoll. Da nun die Weibeh den sechsten Theil davon ausmacht ††), so erhalten wir für dieselbe circa 1526's par. Kubikzoll, was wiederum gegen die Epha von 1994 Kubikzoll viel zu gering ist. — Es scheint hieraus wenigstens das zu folgen, daß diese Ägyptischen Maße im Laufe der Zeiten manche Veränderung erlitten haben; und so wäre die Möglichkeit nicht abgeschnitten, daß einst Epha und Weibeh oder Ossi wie im Namen, so auch im Inhalt mit einander übereinkamen. (*E. Rödiger.*)

EPHA (עֵיפָה), ist der Name eines Landes oder Volkes, das Jes. 60, 6 neben Midian und Saba gestellt wird, und dessen Karavanen Gold und Weihrauch nach dem vom Propheten geschilderten neuen Jerusalem bringen sollen. In einer Genealogie der Genesis (25, 4) wird Epha als ein Sohn Midian's aufgeführt, und ebenso in der Wiederholung dieser Stelle 1 Chron. 1, 33. Alles dies führt auf eine arabische Völkerschaft an den nördlichern Küsten des rothen Meeres, in der Nachbarschaft der Midianiter, mit welchen dieselbe den Binnenhandel zwischen dem südlichern Arabien (Saba) und Palästina betrieb. Es ist dabei allem Anscheine nach an die alte Handelsstraße zu denken, welche über Elath nach Gaza und andern Punkten dieser Gegend führte. Von ähnlichen Namen aus der neuern Zeit hat sich bis jetzt kaum etwas Entsprechenderes dargeboten, als der Ort Gaifa (غَيْفَا) in der heutigen Provinz Scharkije unweit Belbeis, also in der Nähe des alten Pelusium ‡). Den ersten Buchstaben des Namens sprachen auch die Septuaginta als hartes Ain, denn sie schreiben Γαιφά oder Γαιφάρ, welche letztere corrumpirte Form auch der von den LXX abhängige arabische Übersetzer des Jesaia ausdrückt. Diese Combination, welche schon Bochart andeutet §), würde vollständig genügen, wenn sie uns nicht von dem eigentlichen Wohnsitze der Midianiter (am östlichen Ufer des elanitischen Golfes) fast zu weit abführte. In dieser Beziehung wäre die Vergleichung des Berges und Fleckens Hippus (Ἵππος), welchen Ptolemäus nicht weit südlich von Modiana oder Midian verzeichnet, angemessener; aber hierbei hat man wiederum keine so schlagende Ähnlichkeit des Namens, wie im ersten Falle. Auf keinen Fall darf man jedoch mit Bochart dieses Hippus mit jenem Gaifa identificiren. (*E. Rödiger.*)

*) *Leemans*, Lettre à Salvolini. p. 160. 9) *De Sacy*, Abdallatif. p. 158. *Peyron*, Lex. copt. p. 150. 10) *Jablonsky*, Pantheon aegypt. II. p. 229. *Kjard.* Opusc. ed. *le Water*. I. p. 182. II. p. 335. 11) *Champollion*, Gramm. égypt. p. 221. 12) Böckh a. a. O. S. 242. 13) Böckh S. 258. 14) *Lane*, Account of the manners and customs of the modern Egyptians. (London 1836.) Vol. II. p. 377. 15) Lane ebendas.

†) Firufabadi's Kamus. S. 1211 der Calc. Ausg. De Sacy's Abdallatif. p. 616. ‡) *Hieros.* I. p. 15. ed. Lips.

Digitized by Google

ΕΦΗΒΕΙΑ, ΕΦΗΒΕΙΟΝ, ΕΦΗΒΟΙ (*Ἐφηβεία, Ἐφήβειον, Ἔφηβοι*). So wenig Schwierigkeit und Zweifel in sprachlicher Hinsicht über Sinn und Bedeutung dieser Ausdrücke herrschen kann, welche auf die Jünglingsperiode, wie sie dem Eintritt in das kräftige Mannesalter zunächst vorhergeht, sich beziehen [1]), so knüpfen sich doch in Athen an diese Ausdrücke politische Beziehungen von solcher Wichtigkeit und Bedeutung, daß wir darin wol einen Hauptabschnitt in der Lebensperiode eines jeden frei geborenen Atheners anzuerkennen, den Eintritt in die Ephebie aber als einen wichtigen politischen Act zu betrachten haben [2]). Die Wichtigkeit dieses Eintrittes läßt sich schon aus dem Umstande ermessen, daß demselben gesetzmäßig eine zweijährige Vorbereitung vorausgehen mußte, welche von dem jungen Athener zunächst den Übungen der Gymnastik, also der körperlichen Ausbildung und Ertüchtigung — denn kräftige, gesunde, starke Männer wollte und sollte der Staat sich erziehen — gewidmet wurden. Man nannte dies *δυεῖς ἐφήβαι* (s. *Bekker*, Anecdd. p. 255. *Harpocrat.* s. v. *ἐνιαυτὸς ἐφήβαι*. Etymolog. Magn. p. 359, 17. *Suidas* s. v. *Demosthen.* Adv. Steph. II. p. 1135 etc.); und es scheint nach diesen und andern Stellen kaum zweifelhaft, daß an die Zeit vom 16—18. Jahre bei dieser zweijährigen Vorbereitung zu denken ist, mithin an das 14. Jahr oder irgend ein anderes nur irrthümlich gedacht werden kann (s. K. *Hermann*, Griech. Staatsalterth. §. 123. Not. 3). War diese Periode der *ἐφηβεία* geschlossen, so folgte die Aufnahme unter die *ἐφηβοί* oder der Eintritt in die Ephebie. Ob dieser Eintritt in den Anfang des 18. Lebensjahres zu setzen, wie mehre Gelehrte anzunehmen geneigt sind, oder nach Ablauf dieses Jahres, wie Andere behaupten, wollen wir hier nicht entscheiden; doch scheint uns die letztere Annahme wahrscheinlicher, und selbst in den Ausdrücken der Lexikographen [3]) begründeter, und höchstens die Ausnahme zu verstatten, daß in einzelnen Fällen die Aufnahmezeit verschieden gewesen, ohne jedoch damit daß, was als allgemeine Regel und Norm angenommen werden zu müssen scheint, umzustoßen. (Vgl. K. *Hermann* a. a. O. Not. 5 und daselbst die Stelle aus *Tales* bei *Stobaeus*, Serm. XCVI. p. 533: *ἐξ ἐφήβων ἐστὶ καὶ ἤδη εἴκοσιν ἐτῶν.*) Ob diesem Eintritt auch eine Untersuchung des Körpers vorausgegangen, um sich von der vollen Pubertät des Jünglings zu überzeugen, oder ob diese, wie Schömann (De Comitt. p. 78 seq. 379) glaubt, nur dann stattgefunden, wenn Vormünder ihren Mündel vor dem 20. Jahre unter die Männer aufnehmen und dadurch zum Antritte des väterlichen Erbes ermächtigen lassen wollten, oder ob gar, wie Petitus (Legg. Att. II. 4. p. 229 seq.) annimmt, eine doppelte Beschauung der Art stattgefunden, die eine vor Aufnahme unter die Epheben im 18., die andere beim Austritte im 20. Jahre, wollen wir nicht entscheiden, da die Stellen der Alten (s. insbesondere *Aristoph.* Vesp. 578 [553 *Both.*] mit den Scholien, und andere bei Schömann a. a. O.) sich über diese Dokimasie, welche die Aufnahme unter die Epheben oder die Männer bestimmt haben soll, nicht näher erklären, obwol sie besonders in Bezug auf Waise und Mündel davon reden, während eine Stelle des Plato (De legg. XI. p. 925 A.) eher vermuthen lassen könnte, daß vielmehr physische Rücksichten mit Bezug auf die nun zu schließende Ehe und Kindererzeugung, die ja nach Attischem Gesetz als Zweck und Ziel der Ehe angesehen ward, bei dieser Dokimasie zu Grunde gelegen, die dann nicht wol in den Anfang der *ἐφηβεία* (wie K. Hermann richtig gegen Böckh bemerkt a. a. O. Not. 3), sondern in das 18. Jahr verlegt werden mußte.

Wie dem auch sei, so erfolgte jedenfalls die Aufnahme des Jünglings, der die bemerkte zweijährige Vorbereitung erfüllt hatte, unter die Epheben durch die feierliche Einzeichnung seines Namens in das Gemeindebuch (*ληξιαρχικὸν γραμματεῖον*), welches das Verzeichniß der zu der Gemeinde (*δῆμος*) gehörigen Bürger enthielt, darum auch durch die Gemeinde- oder Ortsvorsteher, die Demarchen, geführt ward, und, wie sein Name andeutet, insbesondere zum Antritte seines Antheils am väterlichen Vermögen (*λῆξις*) den Einzelnen ermächtigte [4]). Mit dem Eintrage in dieses Buch erfolgte dann die feierliche Leistung des Bürgereides in dem Heiligthume der Agraulos, oder, wie Andere sie nennen, Aglauros [5]), welches nach Pausanias (I, 18. §. 2) oberhalb des Tempels der Dioscuren lag, da wir hier doch schwerlich an die Kapelle dieser Göttin auf der Burg, da wo sie sich herabgestürzt haben sollte, und wo später die Perser eindrangen (s. *Herodot.* VIII, 53 und daselbst meine Note T. IV. p. 70) denken dürfen. Diese Gottheit wird bekanntlich als eine von den Töchtern des Kekrops in dem Mythus bezeichnet, welche sich sammt ihren beiden Schwestern Herse und Pandrosos von der Akropolis und zwar da, wo sie am abschüssigsten war, heruntergestürzt; ihr Name — die Helle — mit welchem Athene selbst mitunter bezeichnet wird (*Harpocrat.* s. v. *ἐστὶ δὲ καὶ ἑπώνυμον Ἀθηνᾶς*), sowie andere Spuren eines strengen und feierlichen Cultus führen uns hier auf einen alten

1) Daher auch *ἐφηβᾶν* ad pubertatem accedere, pervenire bei *Herodot.* VI, 83. *Aeschyl.* Sept. c. Theb. 662. *Blomf.* — Ganz verschieden von den oben genannten Worten ist *ἔφηβος* als Bezeichnung einer eigenen Art von Trinkgefäßen bei *Athenaeus* X. p. 424 C. und XI. p. 469 A. 2) Außer den im Verfolg genannten Schriften von Schömann, Wachsmuth, C. Hermann, C. O. Müller und Andern s. über die Attische Ephebie insbesondere die beiden Abhandlungen von Böckh im Index Lect. von Berlin, Sommer 1819 und Winter $18^{19}/_{20}$, abgedruckt auch bei Seebode, Neues Archiv. 1828. III. S. 78 fg. 3) *Pollux* VIII, 105: *εἰς μὲν τοὺς ἐφήβους πεῖραν ὀκτωκαίδεκα ἔτη γενόμενοι* (nicht *γενόμενον*) — *εἰσιτητὸν δὲ ἐνεγράφοντο τῷ ληξιαρχικῷ γραμματείῳ. Harpocrat.* am oben a. O.: *ἔφηβοι παῖδ' Ἀθηναῖον ἐκπεπαιδευκότες γίγνονται καὶ μέτεισιν ἐν τοῖς ἐφήβοις ἔτη δύο· ἔπειτα τῷ ληξιαρχικῷ ἐγγράφονται γραμματείῳ* etc., was die andern oben genannten wiederholen.

4) S. *Schömann*, De comit. Atheniens. p. 379 und daselbst in der Note die Stellen des Harpokration, Suidas, Hesychius u. b. *Pollux* VIII, 104. 5) So schreibt Pausanias (I. 2. §. 5. I, 18. §. 2), so auch Herodotus (VIII, 53); Andere, z. B. Plutarch (Vit. Alcib. 15.), haben die andere, ebenfalls in Athen, wie es scheint, gebräuchliche Form; s. Creuzer, Symbol. II. S. 729. Not. 515 der zweiten Ausg.

Digitized by Google

Feuer- und Lichtdienst [6]), der in den Personificationen und Genealogien des altattischen Königshauses überhaupt angedeutet ist und insofern auf die ersten Spuren einer Civilisation und eines geordneten Staatslebens im alten Attika uns zurückweist. Dann würde es minder auffallend erscheinen, sondern einigermaßen erklärbar, warum grade in dem Tempel dieser Göttin die feierliche Ablegung des Bürgereides, durch welchen der junge Athener nun erst in den Staat als ein selbständiges Glied aufgenommen ward, stattfand. Die Worte des Eidschwures selbst, den uns Stobäus (Sermon. XLI, 141) und Pollux (VIII, 106) aufbewahrt haben, und der daraus auch in die neuesten Ausgaben des Redners Lykurgus (z. B. §. 77. ed. *Baiter*) übergegangen ist, während Plutarch (Vit. Alcib. Cap. 15) dessen Hauptinhalt kürzer andeutet, bestätigen gewissermaßen diese Vermuthung; sie lauten nämlich, wie folgt:

„Ich will nicht beschimpfen die heiligen Waffen, noch verlassen den Nebenmann, bei dem ich stehe, ich will vertheidigen die Tempel und die Heiligthümer, einzeln und mit Vielen; das Vaterland aber will ich nicht geringer hinterlassen, sondern größer und mächtiger, als ich es empfangen; auch willig Gehör geben den jedesmal verständig Richtenden, und den bestehenden Satzungen, sowie allen andern, die das Volk in Eintracht feststellen wird, gehorchen. Und wenn Jemand die Satzungen umstößt oder ihnen keinen Gehorsam leistet, so will ich dieselben, allein wie mit Allen, vertheidigen; auch will ich die väterliche Religion in Ehren halten. Deß Zeugen sind die Götter: Agraulos, Enyalios, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemona."

Nach diesen höchst merkwürdigen Worten möchte man wol schließen, daß der Eid in der vollen Rüstung, mit welcher der junge Athener hier zum ersten Male feierlich erschien, abgelegt worden sei; was, wenn wir der Annahme Böckh's [7]) folgen dürfen, im Herbste, und zwar im Monat Boedromion, bei dem der Agraulos zu Ehren in diesem Monat gefeierten Feste der Agraulien, geschehen. Wenn nun aber mehrfach in neuern Schriften [8]) diese erste Anlegung der Rüstung als ein feierlicher Act der Wehrmachung dargestellt wird, welche vor dem versammelten Volke, also öffentlich, stattgefunden, indem der junge Mann Speer und Schild erhalten, um so gerüstet dann den bemerkten Bürgereid abzulegen, so scheint doch kaum aus der in dieser Beziehung nicht ganz bestimmten und klaren Stelle des Aristoteles bei Harpokration [9]), aus welcher dies gewöhnlich abgeleitet wird, die Allgemeinheit einer solchen Sitte hervorzugehen, die darum Böckh [10]) unter Beiziehung einer andern Stelle des Äschines (in *Ctesiph.* Cap. 47 p. 541 seq.) blos auf die Söhne der im Felde gefallenen Athener, also auf Waisen, beschränkt wissen will, insofern diese mit dem vom Staate ihnen verliehenen Waffen, welche die andern Athener aus eigenen Mitteln anzuschaffen genöthigt waren, feierlich bei dem Feste der städtischen Dionysien, die unter großem Zulaufe des Volks im Monat Elaphebolion gefeiert werden, im Theater vor dem zahlreich versammelten Volke erschienen, und dann gegen Ende des Jahres mit den übrigen jungen Athenern in das Gemeindebuch eingetragen wurden und den Bürgereid ablegten.

War also der junge Athener auf diese Weise mit vollendetem 18. Jahre unter die Epheben feierlichst aufgenommen (εἰς ἐφήβους τελεῖν bei *Pollux* II, 19), so erfolgte ein zweijähriger Waffendienst für den Staat. Es erstreckte sich derselbe jedoch nicht über die Grenzen Attika's, außerhalb deren nur diejenigen verwendet wurden, welche bereits älter, aus der Zahl der Epheben getreten waren; die Epheben dienten als eine Grenzwache unter dem Namen *Περίπολοι* [11]); sie lagen in den verschiedenen festen Plätzen an den Grenzen des Landes, umzogen dieselben bewachend (daher auch wol der Ausdruck *Περίπολοι*, Circuitores), und übten sich so auch in andern Theilen des militairischen Dienstes, als Vorbereitung zum künftigen Dienste im Felde, wozu selbst Aufwerfen von Schanzen und ähnliche Arbeiten, nach Plato's Äußerung (De legg. VI. p. 778 vgl. 760 C.), gehören mochten, ohne daß jedoch dieser Dienst, wie wir aus den Worten des Scipio bei *Cicero*, De republ. IV, 4 („quam levis epheborum illa militia") schließen können, besonders streng war. Übrigens möchte man fast nach der bemerkten Stelle des Aristoteles [12]) schließen, daß dieser eigentliche Grenzdienst abwechselnd ein um das andere Jahr versehen worden, und in dieser Beziehung eigentlich nur ein Jahr gedauert, während das andere der beiden Jahre, welche die Dauer der Ephebie jedenfalls umfaßte, anderen Waffenübungen und gymnastischen Übungen zugetheilt gewesen. So gelangte der Ephebe eigentlich erst mit vollendetem 20. Jahre in den Genuß und in die Ausübung aller der bürgerlichen und politischen Rechte, deren er durch seine Aufnahme in das Gemeindebuch und die Leistung des Bürgereides, wodurch seine politische Mündigkeit erklärt war, theilhaftig

6) s. Creuzer, Symbol. II. S. 729 fg., vergl. mit *Meursius*, Athen. Att. I, 7, und Anderes, was ich zu Plutarch's Alcibiad. cap. 16. p. 143 und 144 nachgewiesen habe; vergl. mit S. 240 fg. 7) Index Lectt. 18³/₄₀. (Berolin.) p. 4. 5. 8) z. B. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. I, 1. S. 252. Schömann, De comitiis Athen. p. 331. Vergl. auch K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 123. Not. 8. 9) Die Worte selbst lauten s. v. περίπολοι p. 241 (*Aristotel.* Rerr. publl. Reliq. ed. Neumann. p. 92): Ἀριστοτέλης ἐν Ἀθηναίων Πολιτείᾳ περὶ τῶν ἐφήβων λέγων φησὶν οὕτως· „τὸν δεύτερον ἐνιαυτὸν, ἐκκλησίας ἐν τῷ θεάτρῳ γενομένης, ἀποδεξάμενοι τῷ δήμῳ περὶ τὰς τάξεις καὶ λαβόντες ἀσπίδα καὶ δόρυ παρὰ τοῦ δήμου περιπολοῦσι τὴν χώραν καὶ διατρίβουσιν ἐν τοῖς φυλακτηρίοις· παρατηρητέον οὖν, ὅτε ὁ μὲν Ἀριστοτέλης ἕνα φησὶν ἐνιαυτὸν ἐν τοῖς περιπόλοις γίγνεσθαι τοὺς ἐφήβους· ὁ δὲ Αἰσχίνης δύο." Ebenso *Photius* p. 420 und *Suidas* s. v.

10) Am oben a. O. S. 5. 11) s. außer der angef. Stelle des Harpokration *Pollux* VIII, 105: – ἔφηβοι – περιῆσαν τὴν χώραν φυλάττοντες, ὥσπερ ἤδη μελετῶντες τὰ στρατιωτικά — δύο δὲ (ἦσαν) εἰς περιπόλους ἠριθμοῦντο. 12) s. die Anfangsworte (τὸν δεύτερον ἐνιαυτὸν etc.) und den Schluß der vorhin angeführten Stelle von den Worten παρατηρητέον οὖν an, wo der mehr scheinbare als reelle Widerspruch des Aristoteles mit Äschines gewiß nicht mit Neumann so zu deuten, als ob Aristoteles die ältere Zeit, Äschines die spätere, welche zwei Jahre statt einer frühern einjährigen Frist festgesetzt, bezeichne. Weit vorsichtiger drückt sich Schömann aus a. a. O. S. 332. Auch die vorher citirte Stelle des Pollux von zwei Jahren wird sich dann als allgemeine, minder genaue Ausdrucksweise erklären lassen, ohne daraus einen Widerspruch abzuleiten.

Digitized by Google

geworden war, und daraus möchte es sich am ersten erklären lassen, warum mehre alte Grammatiker den Eintrag in das Gemeindebuch in das 20. Jahr setzen [13]), was sicher nicht der Fall war. Nun war der Ephebe in jeder Beziehung mündig und selbständig geworden, er konnte vor Gericht erscheinen wie in der Volksversammlung, und hier die Rechte eines Bürgers in vollem Umfange des Wortes ausüben; nur die Theilnahme an dem Volksgerichte oder der Heliäa gewann er erst mit vollendetem 30. Jahre. Aber nicht blos in Bezug auf politische Rechte war er mündig; auch in allen andern häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen war er es; er konnte nun sich standesmäßig verheirathen und einen eigenen Hausstand sich bilden, sein Vermögen selbst verwalten und alles dahin Gehörige besorgen, er konnte erben, oder auch selbst ein Testament machen und dergl.

Was die bereits oben angeführten körperlichen Übungen der Epheben betrifft, so waren dazu nicht blos in Athen, sondern auch in andern griechischen Städten, wie denn Pausanias (II, 10. §. 6. VII, 27. §. 2) Beispiele aus Pellene in Achaja und Sikyon anführt, zunächst die Gymnasien bestimmt, jedoch schwerlich so ausschließlich, daß nicht auch Knaben in denselben sich geübt [14]). So erklärt es sich, wie Theophrast (Charact. IV. und dazu *Casaubon.*) zwischen solchen Gymnasien, in welchen Epheben sich übten, und andere, wo dies nicht stattfand, unterschied, Strabo aber (V. p. 268. s. 377) *γυμνάσια* und *ἐφηβεῖα* neben einander nennt, ohne daß jedoch daraus, wie Petitus und Corsini (Fast. Att. II, 11. p. 135) gethan, die Annahme von besondern Gymnasien für die Epheben, und von besondern für die Knaben gefolgert werden kann, zumal da in den Gymnasien ein besonderer Raum, τὸ ἐφηβεῖον, genannt wird, der für die Übungen der Epheben zunächst dienen mochte [15]), oder auch, wie bei Pausanias (Lacon. 14) *Ἐφηβεῖον* von dem Gymnasium überhaupt gesagt wird. Vitruvius (V, 11) verlangt in seiner Beschreibung von der Anlage einer Palästra und zwar einer griechischen, in der Mitte ein Ephebeum als einen geräumigen Saal, der um den dritten Theil länger als breit ist, mit Sitzen versehen, rechts mit einem Corpeeum und einem an dieses stoßenden Conisterium, während auf der linken Seite das Elaeothesium und Frigidarium oder die Räume zum Baden und zum Abkühlen sich anschließen. Die Aufsicht über die Epheben bei diesen Übungen führte wahrscheinlich der Gymnastes; vielleicht nahm, in der spätern Zeit wenigstens, auch der Pädotribe daran Antheil [16]). Auch der Gymnasiarch beaufsichtigte die Epheben, insbesondere früherhin, insofern aus Inschriften späterer Zeit hervorzugehen scheint, daß die Epheben wie die Knaben besondere Gymnasiarchen hatten, wie denn auch in einer Stelle (bei *Arrian*, Epictet. III, 7 vergl. 1) neben dem *γυμνασιάρχος* ein *ἐφήβαρχος* genannt wird [17]).

Da die Epheben auf diese Weise einen besondern, selbst politischen Stand bildeten, so wird es auch nicht befremden, wenn wir sie durch eine besondere Kleidung ausgezeichnet finden; in dieser Beziehung legt ihnen Pollux (X, 164) unter Anführung einer Stelle des Attischen Komikers Philemon die Chlamys, oder den leichten Mantel, der mit einer Schnalle oder Spange über der rechten Schulter befestigt wurde und bis auf die Kniee herabfiel, bei, sowie als Kopfbedeckung den Petasos [18]), den, gleich der Chlamys auch Reiter gern zu tragen pflegen, sowie ihn auch Merkur trägt, ein leichter Hut mit breiter Krämpe, auch als Sonnenhut und Schirmhut gebraucht. Nach einer Angabe des Philostratus (Vit. Sophist. II, 1. §. 5) hätten die Epheben, mit einer schwarzen Chlamys bekleidet, in der Volksversammlung gesessen, wofür jedoch Herodes eine weiße substituirt. Auch im Theater scheint, nach einer andern Stelle des Pollux [19]) zu schließen, ein besonderer Platz ihnen angewiesen gewesen zu sein.

Blicken wir endlich noch auf andere griechische Staaten, so finden wir, wenn auch unter veränderten Namen, obwol auch hier der Attische Ausdruck *ἔφηβοι* in allgemeinerem Sinne, blos um die gleiche Altersperiode zu bezeichnen, oftmals angewendet wird, ähnliche Einrichtungen, wie zu Athen; zumal in Dorischen Staaten, wo auf die kräftige Ausbildung des Körpers und auf Alles, was in das Gebiet der Gymnastik gehört, ein so hoher Werth und eine so große Bedeutung gelegt ward. So trat in Sparta [20]) der Jüngling mit dem 18. Jahre aus den Knaben heraus, und hieß im zweiten Jahre darauf *εἴρην*; auch kommt der Ausdruck *σφαιρεῖς* von solchen dort vor, welche auf dem Übergange von den Epheben zum Mannsalter standen: ein Ausdruck, der allerdings auf das Ballspiel (*σφαῖρα*), als eine ihrer Hauptübungen, sich zu beziehen scheint, grade wie zu Athen auch eine eigene Art des Ballspiels der Epheben (*ἡ ἐπίσκυρος ἐφηβική* bei *Pollux* IX, 104) erwähnt wird. Auch die Aufsendung der jungen Spartaner zur Kryptie, welche in die Jahre vor zwanzig fällt, und Ähnliches, kann als Analogie zu dem Dienste der Epheben als *περίπολοι* zu Athen, mit Bezug auf militairische Vorbereitung zum eigentlichen Feldienste gelten. Endlich werden auch in Sparta eigene Aufseher oder Sophronisten dieser Epheben genannt, die selbst in gewisse Abtheilungen getheilt gewesen zu sein scheinen, grade wie dies zu Kyrene der Fall war, wo die Epheben in ähnlichen Verbindungen standen, die nach der Zahl der

13) s. die eben schon angeführten Stellen des Harpokration und Pollux. Wie folgen Hermann a. a. O. §. 123. Not. 11. 14) Das Nähere darüber, sowie über das Folgende s. in Krause, Abeagenes oder wissenschaftl. Darstellung der Gymnastik. S. 160. 15) s. Krause a. a. O. S. 154 fg. 162 fg. — Von diesem *Ἐφηβεῖον* ist wohl zu unterscheiden *Ἐφηβεῖον*, d. i. die Scham, bei *Pollux* II, 170; vergl. *Poesios* s. v. *Ἐπίσειον*. 16) s. Krause a. a. O. S. 241. 244 und vergl. Hermann a. a. O. §. 150. Not. 4. §. 176. Not. 18.

17) Bei Plutarch (Arat. 53) heißt es bei dem dem Andenken des Aratus zu Ehren gefeierten Feste: *συνεπόμενον ὁ γυμνασίαρχος ἡγούμενος τῶν τε παίδων καὶ τῶν ἐφήβων*. Ein Mehres über diese Verhältnisse bei Krause a. a. O. S. 216. 217. 18) s. Schneider a. d. W. im Lexikon und daselbst auch 2 Macc. cap. 4, 12. 19) IV, 122: *ἐκάθητο δὲ τὸ καὶ βουλευτικὸν μέρος τοῦ θεατροῦ καὶ ἐφηβικόν*. 20) Das Nähere darüber s. bei Müller, Dorer II. S. 301 fg. — *ἐφηβοῦν* in Sparta nennt Pausanias (Lacon. 14. §. 9 und 20. §. 1), wo sie demselben Cupalos ein Opfer bringen, dem auch die Attischen Epheben den Bürgereid (s. oben) schwören.

Digitized by Google

Dreihundert den Namen τριακάτιοι führten. Vgl. Müller, Doxer II. S. 304. (*Baehr.*)

Ephebus *Salisb.*, s. Erica.

EPHEDRA. Eine Pflanzengattung, welche zuerst bei Tournefort (Institt. p. 663. t. 477) unter diesem Namen mit Sicherheit nachzuweisen ist, aus der 7. Ordnung der 16. (oder aus der 10. Ordnung der 22.) Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Taxinen (Coniferae). *Char.* Die Blüthen diöcisch: die männlichen fast kätzchenartig, mit schuppenförmigen Stützblättchen versehen; der Kelch bei beiden Geschlechtern zusammengedrückt, bis zur Hälfte gespalten; die Corolle fehlt; die Staubfäden sind zu einem oberhalb zertheilten Säulchen zusammengewachsen: die Antheren zwei- oder vierfächerig, jedes Fach sich mit einem Löchlein an der Spitze öffnend; zwei kurze fadenförmige Griffel mit zugespitzten Narben; die Frucht besteht aus dem saftig werdenden Kelche, welcher zwei Samen einschließt; der Embryo ist umgekehrt. (*Richard*, Conif. t. 4. 29.) Es sind fünf Arten dieser Gattung bekannt, welche als blattlose, den Casuarinen und Schachtelhalmen ähnliche Sträucher mit gelblich-grünen Blüthen und süßlichen, rothen Beeren auf felsigem, sandigem Boden sehr zerstreut vorkommen. 1) Eph. distachya *L.* (Schkuhr, Handb. t. 339, die weibliche Pflanze. *Lamarck*, ill. t. 830. Polygoni quartum genus *Plinius*, H. N. 27, 91. τρίγος *Dioscorides*, Mat. med. IV, 51. Meertrauben, Sea-grape der Engländer, Uvette der Franzosen), ein 2—3 Fuß hoher, sehr ästiger Strauch mit zweizähnigen, stumpfen Gelenkscheiden und zu zwei oder drei beisammen- und einander gegenüberstehenden Blüthenkätzchen, deren Stiele kürzer als die Kätzchen sind. Die Blüthen dieses Strauches, welcher im südlichen Europa (auch in Ungarn, Tyrol und in der Schweiz) und im nördlichen Afrika einheimisch ist, waren früher unter dem Namen Amenta Uvae marinae officinell. 2) Eph. monostachya *L.* (Ephedra amentis solitariis *Gmelin*, Fl. sibir. I. p. 171. t. 37. 38. *Pallas*, Fl. ross. II. p. 87. [Eph. polygonoides.] t. 83), etwas kleiner und mit einzeln zerstreut- oder gegenüberstehenden Kätzchen, deren Stiele länger als die Kätzchen sind. Wächst in Sibirien, in der Krim, in Bessarabien und in Ungarn. Die Zweige dieses Strauches, welche scharf und widerlich schmecken, werden von den Kirgisen gegen Katarrh gebraucht, und sind auch in einige europäische Pharmakopöen aufgenommen worden. 3) Eph. fragilis *Desfontaines* (Flor. atlant. II. p. 372. Equisetum montanum creticum *Pr. Alpin.* Exot. 141, die männliche Pflanze), wie die vorhergehende Art, aber mit tiefgespaltenen stumpfen Gelenkscheiden und zusammengehäuften, ungestielten Blüthenkätzchen. Auf Kreta und im nördlichen Afrika. 4) Eph. altissima *Desfont.* (l. c. p. 371. t. 253. Eph. aphylla *Forsk.* aeg.; vielleicht Ephedra s. Anabasis *Plin.* H. N. XXVI, 20), ein 12—24 Fuß hoher Strauch mit sparrigen, oft kletternden Zweigen, halbgespaltenen, langzugespitzten Gelenkscheiden, zusammengehäuften männlichen Blüthenkätzchen und einzeln stehenden, gestielten weiblichen Blüthen. Bei dieser Art, welche im nördlichen Afrika einheimisch ist, sind die Staubfäden frei. 5) Eph. americana *Humboldt* (in *Willdenow*, Sp. pl. IV. p. 858), ein in Quito wachsender Strauch mit straff aufrechten Zweigen, tiefgetheilten, pfriemenförmig-langzugespitzten Gelenkscheiden, kurzgestielten, zusammengehäuften männlichen Blüthenkätzchen und einzeln gegenüberstehenden weiblichen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Epheticker, s. Skepticismus.

EPHEMERA. Dem Beispiele der alten Schriftsteller folgend, nannte Linné in seinem Systeme der Thiere diejenige Insektengattung mit obigem Namen, deren Arten sich durch eine auffallend kurze Lebensdauer im vollkommenen Zustande auszeichnen, und führte so diese Benennung in das System ein.

Bei Aristoteles kommen diese Thiere zu verschiedenen Malen unter dem Namen ἐφήμερον vor, namentlich hist. anim. I, 6; V, 19 und de part. anim. III, 5. Das hier von dem ἐφήμερον Gesagte bezeichnet unzweifelhaft unsere Eintagsfliegen, enthält aber zugleich Mißverständnisse, die eben die Identität der damaligen und jetzigen Benennung darthun. Aristoteles sagt nämlich an der zuerst erwähnten Stelle, daß das ἐφήμερον zugleich vier Füße und Flügel habe, was merkwürdig sei; weil, müssen wir aus seinem Gedanken hinzufügen, die übrigen Geflügelten entweder zwei oder sechs Füße haben. In der That hat aber unsere Ephemere ebenfalls sechs Füße, allein die beiden vordersten benutzt es nicht zum Gehen und Sitzen, sondern streckt sie, gleich Fühlhörnern, weit vor sich. Da nun zugleich bei ihr die wahren Fühlhörner ganz auffallend klein sind, so ist es begreiflich, wie Aristoteles diese übersehen und die Vorderbeine für Fühler halten konnte. An ebendieser Stelle wird auch auf das kurze Lebensalter der Ephemeren angespielt, ausführlicher jedoch von ihr Lib. V. Cap. 19 gehandelt. Hier heißt es: „Vom Flusse Hypanis, dem am kimmerischen Bosporus, werden zur Zeit der Sonnenwende Schläuche, größer als Weinbeeren, mit fortgeführt, aus welchen, nachdem sie zerrissen sind, ein geflügeltes vierfüßiges Thierchen hervorgeht. Dieses lebt und fliegt bis gegen Abend, wenn aber die Sonne sich senkt, wird es matt, und wenn sie untersinkt, stirbt es, blos einen Tag gelebt habend, weshalb es auch Eintagsfliege genannt wird." In dieser Darstellung sind wieder Unrichtigkeiten, insofern die jungen Ephemeren nicht in Schläuchen gleich Weinbeeren stecken, sondern frei in Röhren des Flußschlammes, welche sie erst verlassen, wenn sie sich zum letzten Lebensstadium anschicken. Jene weinbeerenförmigen Schläuche kann man nur für die Larvenhülsen der Phryganeae halten und also schließen, daß Aristoteles dem Berichte wenig genauer Beobachter trauend, beide sehr verschiedenen Thierformen zusammengeworfen habe. Diese Behauptung zugegeben, paßt alles Gesagte vortrefflich auf die Ephemerinen, welche der häufigen Gattung Palingenia angehören, und die auch an unseren Flüssen zur Zeit der Sonnenwende dasselbe Schauspiel gewähren. In der dritten Stelle, De part. anim. III, 5, erwähnt Aristoteles die Ephemerinen (welche am Pontus geboren wurden) nur beiläufig als Thiere „von kurzer Lebensdauer, welche sich von der aus dem Pneuma übrigbleibenden Feuchtigkeit

Digitized by Google

ernähren" und bezeigt dadurch, daß er ihre Verkümmerung der Mundtheile und damit ihr Unvermögen, Nahrung zu sich nehmen zu können, entweder beobachtet oder aus ihrer kurzen Lebenszeit erschlossen hatte.

Plinius gedenkt der Ephemeren Lib. II. Cap. 43 unter dem neuen, bei griechischen Autoren in dieser Bedeutung nicht üblichen Namen Hemerobion, und erzählt an dieser Stelle dasselbe, was bei Aristoteles Lib. V. Cap. 19 vorkommt, indessen mit einigen Corruptionen. Er sagt nämlich, daß die weinbeerenförmigen Schläuche häutig seien, was bei Aristoteles nicht steht, und auch auf meine Vermuthung, daß damit die Hülsen der Phryganeen gemeint seien, nicht paßt. Wollte man aber annehmen, daß mit den tenuibus membranis des Plinius, wofür bei Aristoteles blos ὑάλινοι steht, die abgestreiften Häute der Ephemerenlarven gemeint seien, so würde wieder der Vergleich mit Weinbeeren unstatthaft sein, da an diesen Häuten ja alle Theile des Insektes, mit Ausnahme der Flügel, sichtbar sind.

Der dritte naturhistorische Schriftsteller des Alterthums, C. Aelianus, bespricht allerdings auch die Ephemeren, aber unter zwei verschiedenen Namen. Das ἡμέρριον des Aristoteles, vom Flusse Hypanis, nennt er μονήμερον (Lib. V. Cap. 3) und erwähnt blos seine eintägige Existenz; unter dem Namen ἡμέρριον dagegen führt er (Lib. II. Cap. 4) ein eintägiges Thierchen an, welches er sogar aus dem Weine entstehen läßt, statt daß seine Vorgänger dessen Hülsen blos mit Weinbeeren verglichen hatten, und macht dann einige teleologische Nutzanwendungen, die noch weniger Interesse haben.

Bei den gelehrten Compilatoren des Mittelalters kommt die Benennung ephemeron theils gar nicht vor, theils nur beiläufig. So beschreibt Mouset in seinem Theatr. Insector. zwar eine Eintagsfliege, und zwar die häufige Eph. vulgata, ziemlich kenntlich (p. 64 lin. 17. Est et musca tripilis etc.), bildet sie auch ab (S. 63, oben rechts); allein sagt nicht, daß seine musca tripilis das ἡμέρριον des Aristoteles oder das hemerobion des Plinius sei, was um so auffallender ist, da er hier nach Penn's Beobachtung die Lebensweise der Ephemeren, mit Ausnahme ihres bald eintretenden Todes, richtig angibt. Ul. Aldrovandi widmet dagegen der Eintagsfliege ein besonderes Capitel (Lib. III. Cap. 3. p. 146. b. ed. Frankof. 1618), nachdem er Alian's ephemeron, welches im Weine entsteht, für die moscinos der Italiener, kleine Fliegen, deren Larven in Weinschläuchen und Fässern im Erdbat zu leben pflegen, erklärt hat. Im Capitel von der Eintagsfliege selbst theilt er dann die Übersetzung der Aristotelischen Stellen mit, vergleicht damit die Beschreibung beim Plinius, und erwähnt mehre Commentatoren, besonders Scaliger. Viel Mühe scheint den letzteren die richtige Deutung des ephemeron gemacht zu haben, weil sie sich auf Aristoteles' Aussage, daß das Thierchen nur vier Beine habe, verließen, und bei dem Thiere, welches in der Lebensweise mit dem geschilderten ephemeron übereinkam, in der That sechs Beine fanden. Wie diese Differenz zu erklären sei, haben wir oben gesehen.

Dies waren die Kenntnisse, welche man von den Eintagsfliegen besaß, als Joh. Swammerdam mit seiner Ephemerae vitae, afbildung vans Menschenleben, vertoont in de historie van het Hafts of Oeveraas (Amstel. 1675.) auftrat und dadurch 70 Jahre nach Aldrovandi's Tode die Naturgeschichte dieser merkwürdigen Thiere vollständig erhellte. In der Einleitung zu dieser Arbeit, welche ich leider nur aus dem in der Bybel der Natur (teutsche Übers. S. 100 fg.) aufgenommenen Auszuge kenne, gedenkt Swammerdam freilich noch eines Vorgängers, nämlich des Augerius Clutius, welcher eine Schrift (opusculum de Hemerobio sive Insecto Ephemero, nec non de Verme majali. [Amstelod. 1634. 4.] Auch enthalten in seinem Tractatus de nuce medica) über die Ephemeren herausgegeben habe; allein auch diese sah ich noch nie und kann daher über ihren Inhalt nichts berichten. Ebenso wenig gelang es mir, in der von Mey besorgten Ausgabe des Goedart die gelehrten Anmerkungen zu entdecken, welche der genannte Herausgeber bei Gelegenheit der von Goedart mitgetheilten, allerdings höchst unvollkommenen Abbildungen einer Ephemerenart über A. Clutius Werk gemacht haben soll; in meinem Exemplar der gedachten Ausgabe, sowie auch in der von M. Lister besorgten, finde ich darüber kein Wort.

Swammerdam's Schilderung der Ephemeren beginnt mit dem Momente des Eierlegens und verfolgt dann die Geschichte der aus dem Ei kriechenden Larve bis zum Momente ihres Todes als geflügelten Insekt nach sechsstündigem Dasein. Wir finden also die ganze Metamorphose der Thierchen deutlich vorgelegt und sehen, daß seine Beobachtungen mit denen späterer, ebenso sorgfältiger Naturforscher, wie Reaumur (Mém. pour serv. à l'hist. nat. des Insect. T. VI. mém. 12) und de Geer (Mém. etc. T. II. ps. II. mém. 9) fast vollständig übereinstimmen. Nur die Angabe, daß das Weibchen die Eier vor der Befruchtung lege und die gelegten Eier erst im Wasser von den darüber flatternden Männchen befruchtet würden, erregt den Verdacht einer Täuschung um so mehr, als die männlichen Ephemeren mit äußeren Copulationsorganen versehen sind, die sie doch bei einer solchen Befruchtungsweise nicht brauchen würden. Ich habe daher diese Bemerkung Swammerdam's in meinem Handb. der Entomol. (2. Bd. S. 788 fg.), wo ich die Ephemerinnen schildere, übergangen und glaubte zur Annahme einer Täuschung von Seiten Swammerdam's um so mehr Grund zu haben, als v. Siebold lebendige Junge gebärende Ephemeren beobachtet hat (vergl. Müller's Archiv 1837. S. 425). Auch de Geer widerspricht, auf eigene Beobachtungen der Begattung gestützt, der Meinung von Swammerdam gradezu, während Reaumur ihre Richtigkeit dahin gestellt sein läßt. Wahrscheinlich erfolgt die Begattung der kurze Zeit lebenden, von denen doch Swammerdam redet, bald nach dem zweiten Häutungsacte, wenn die dadurch sehr erleichterten Thierchen sich höher in die Luft erheben, und ist hier, sobald das Männchen seinen Samen entleert hat, beendet. Daß ich, wie Swammerdam, keine Begattungstasche an den weiblichen Genitalien, sondern blos zwei große sackförmige Eierstöcke fand,

Digitized by Google

paßt ganz mit dieser Ansicht einer schnellen Befruchtung und mit de Geer's Beobachtung, nach welcher die Eier als ein großer Klumpen zugleich gelegt werden, mithin jeder Eierstockſack ſich auf einmal entleeren und ſchon in ſich befruchtete Eier enthalten muß. Auch O. F. Müller beobachtete Begattung bei Ephemeren, wie er in ſeinem Zool. Daniae prodr. p. 144 No. 1624 erzählt. — Die jungen aus den Eiern gekrochenen Larven haben im Allgemeinen das Anſehen der alten Ephemeren, unterſcheiden ſich aber von ihnen nicht blos durch die viel geringere Größe und den Mangel der Flügel, ſondern auch durch die Anweſenheit äußerer kiemenartiger Reſpirationsorgane an den ſechs Ringen des Hinterleibes hinter dem erſten, oder allen ſieben, den erſten mitgerechnet. Vielleicht bekommen indeſſen die Larven ihre Kiemen erſt ſpäter, während des erſten Lebensſtadiums, ſodaß ſie erſt nach der erſten Häutung hervorwachſen. Bald nach dem Auskriechen bohren ſich nun die Larven in den Schlamm, und ſtecken daſelbſt in ſenkrechten Röhren oft dicht neben einander. Jedes Thierchen ſoll zwei Röhren bewohnen, die unten zuſammenhängen, ſodaß es, um hinauszugehen, nie rückwärts ſich zu bewegen braucht, was auch die Stellung ſeiner Kiemen ihm beſchwerlich, wenn nicht gar unmöglich macht. In dieſe führen ſie durch Oscillation der Kiemen beſtändig einen Waſſerſtrom ein wie aus, und mit ihm erhalten ſie die zu ihrer Exiſtenz nöthigen Nahrungsmittel, welche in kleinen Waſſerinſekten, nach Andern aber im Extract des Erdſchlammes beſtehen. Um dieſe Materien geſchickt ergreifen zu können, vielleicht auch um mittels derſelben ihre Gänge ſich auszuhöhlen, haben die Larven nicht blos ſehr kräftige, hornige, gezähnte Oberkiefer, ſondern auch ſtark entwickelte, mit einem hornigen gezähnten Kauſtück verſehene Unterkiefer. Taſter ſand ich an ihnen, gleichwie an der Unterlippe nicht (vergl. Handb. der Entom. II. Anh. S. 1016); wol aber einen zweigliedrigen, ſtark gewimperten äußern Lappen, den ich für das Analogon der Galea bei Orthopteren und Libellulinen halte; indeſſen hat J. O. Weſtwood Abbildungen von den Mundtheilen einer Ephemerenlarve gegeben (modern classif. of Ins. II, 25. f. 61. 10. 11), an welchen die äußern Anhänge aus mehren Gliedern zu beſtehen ſcheinen und ſehr das Anſehen von Taſtern haben. Nicht blos dieſe ſtark entwickelten Mundtheile, ſondern auch die langen vielgliedrigen Fühler, unterſcheiden die Larven noch mehr von den vollkommenen Inſekten. Im Übrigen haben ſie einen ziemlich großen Kopf mit zwei zuſammengeſetzten Augen, einen freier abgeſetzten Prothorax, welcher das erſte oft größere und faſt ſchauſelförmige Fußpaar trägt, was offenbar mehr als die Mandibeln zum Graben der Erdröhren beſtimmt iſt, und einen mit dem Meſothorax inniger verwachſenen aber im Vergleiche mit letzterem nur kleinen Metathorax, an welchen beiden in den ältern Lebensſtadien der Larven Flügellappen ſichtbar werden. Auch dieſe beiden Ringe tragen Füße, aber etwas längere und ſchlankere gebaute, deren Tarſus nur aus einem einzigen Gliede beſteht und mit einer einfachen Kralle endet. Der Hinterleib beſteht ſehr deutlich aus neun Ringen, iſt doppelt ſo lang wie Kopf und Bruſtkaſten zuſammen, und hat bei älteren Larven einen beträchtlichen Umfang. An ihm bemerkt man ſtatt der ſeitlichen Luftlöcher des vollkommnen Inſektes fünf, ſechs oder ſieben Kiemenpaare von dreifach verſchiedener Bildung. Bei den kleineren, vielleicht frei im Waſſer herumſchwimmenden Arten beſteht jede Kieme aus zwei gleichen ovalen zugeſpitzten Hautlappen, von denen der eine faſt ſenkrecht, der andere mehr wagerecht ſteht; bei den in Röhren ſteckenden Gattungen pflegen dagegen beide Blätter eine zweiſeitig gefiederte, doppelt kammförmige Bildung zu haben. Endlich findet man Larven, bei welchen das ſenkrechte Blatt einfach iſt, das wagerechte aber gefiedert oder büſchelförmig. Durch alle dieſe Kiemenblätter verbreiten ſich zahlreiche Luftgefäße, welche mit den Tracheen im Innern des Körpers zuſammenhängen. Wegen der Klarheit des Körpers kann man nicht blos die Tracheenſtämme darin ſehr gut verfolgen, ſondern auch den Lauf der Blutkügelchen ſehr deutlich ſehen, und eben Ephemerenlarven waren es, an denen Carus dieſe Blutbahn entdeckte und an denen Bowerbank u. A. ſie weiter verfolgten (vergl. darüber den Art. Insecta). In Bezug auf die Vertheilung dieſer Kiemen iſt noch zu erwähnen, daß, wenn ſieben Paare vorhanden ſind, ſie an den erſten ſieben Ringen des Hinterleibes ſitzen, wenn aber nur ſechs oder fünf Paare, ſo hat der erſte Hinterleibsring keine Kiemen. Der letzte Ring trägt endlich noch drei gegliederte Borſten über dem After, welche mit jeder Häutung ſich verlängern, bei weiblichen Individuen aber kürzer ſind als bei männlichen, bei welchen indeſſen die mittlern kürzer zu ſein pflegen als die ſeitlichen.

Nahet für die Puppe die Zeit der Verwandlung zum vollkommnen Inſekt, ſo verläßt ſie, falls ſie eine Röhrenbewohnerin iſt, ihre Behauſung, und ruhert gegen Abend einige Stunden vor Sonnenuntergang zur Oberfläche des Waſſers. Hier angekommen, platzt ihre Puppenhaut ſogleich längs der Mitte des Rückens, und das geflügelte Inſekt ſteigt aus derſelben hervor, erſt den Kopf, dann die Vorderbeine, nunmehr die Flügel und Hinterbeine, endlich auch den Hinterleib mit den Schwanzborſten herausziehend. Es benutzt dabei die Puppenhaut als einen Kahn, und fliegt davon, ſobald es mit dem Abſtreifen fertig iſt. Anfangs hat es eine blaſſe, unreinliche, wie von Rauch getrübte Färbung, und bewegt ſich noch ſchwerfällig. Es ſucht daher alsbald einen am Ufer, oder ſelbſt auf dem Waſſer befindlichen Gegenſtand auf, und läßt ſich daſelbſt nieder, um noch einige Zeit zu ruhen. Während dieſer Ruhe erfolgt nun die ſehr merkwürdige und dieſer Thiergruppe allein eigene Erſcheinung einer zweiten Häutung, die ganz ebenſo von Statten geht, wie die erſte, und in der Regel noch viel ſchneller ausgeführt wird. Nun erſt hat das Inſekt ſeine volle Reife erlangt und iſt erſt jetzt im Beſitz ſeiner normalen Ausbildung. Daher nehmen auch alle äußeren Organe nach dieſer zweiten Häutung ein Beträchtliches an Länge und Schlankheit zu, und färben ſich ſo rein aus, wie es von der Natur beſtimmt iſt. Man bezeichnet dieſe eben geſchilderte Zwiſchenſtufe daher mit Namen subimago, das Inſekt im reifen Lebenszalter, wie überall, imago nennend. In dieſem reifen Lebensalter hat nun die Ephemere nicht blos vollſtändige

Digitized by Google

Flügel, sondern auch einen andern Kopf, andere Füße, und einen veränderten Hinterleib. Am Kopfe sind die Augen, zumal bei den Männchen, viel größer geworden und bestehen bei denen der Gattung Cloë sogar aus zwei getrennten Hälften. Außerdem haben alle reifen Ephemeren noch 2—3 Nebenaugen auf dem Scheitel. Neben diesen stehen die ganz kurz gewordenen, feinborstenförmigen Fühler. Noch mehr sind die Mundtheile vervollkommnet; die Oberkiefer scheinen ganz zu fehlen, und von den untern mit der Unterlippe bemerkt man nur noch häutige Spuren, den ganzen Mundraum bedeckt übrigens das sehr große erweiterte Kopfschild von Vorn und Oben. Von den Ringen des Brustkastens haben sich der erste und dritte verkürzt, während sich der mittlere auf ihre Kosten erweitert hat. Dieser trägt einen großen, von Längsadern, und bei den meisten Arten auch von zahlreichen Queradern durchzogenen häutigen Flügel, dessen Vorderrand in der Regel eine etwas derbere Beschaffenheit hat. Hinter dem Vorderflügel folgt bei den Gruppen Ephemera, Palingenia und Baëtis noch ein viel kleineres, aber ähnlich gebildetes Flügelpaar, welches am Metathorax haftet, und allen Oxyecyphis fehlt, bei mehren Clois aber noch ein Rudiment als schmaler Hautstreif vorhanden ist. Mehr Übereinstimmung findet sich in den Beinen, von denen das erste Paar, zumal bei den Männchen, eine sehr beträchtliche Länge hat. Schenkel und Schienen sind schon sehr zart, fast haarfein, aber die Füße noch viel feiner; sie bestehen in der Regel aus fünf, mitunter nur aus vier Gliedern, von denen das letzte das längste ist. An ihm bemerkt man zwei ungleiche Krallen, denn die äußere hat allein eine hakige, gekrümmte Spitze, die breitere innere ist blos abgerundet. Am Hinterleibe fehlen nur die Kiemen, dafür sind die Schwanzborsten aber sehr lang. Alle Ephemeren haben auch jetzt noch drei solche Borsten, allein die mittlere ist theils an sich sehr klein (bei den Männchen von Palingenia) theils bricht sie unmittelbar am Grunde gern ab, sodaß nur noch zwei bemerkt werden. Unter ihnen ragen beim Männchen zwei gekrümmte Haken hervor, die Copulationsorgane sind, und vom Bauchsegment des vorletzten Ringes ausgehen: die Weibchen haben keine äußeren Genitalien.

Der innere Bau dieser Thiere, den ich untersuchte und in meinem Handbuche der Entomologie beschrieb, zeigt nichts Merkwürdiges, daher ich seine Schilderung unterlasse. Wol aber verdient die fernere Lebensweise dieser Thierchen in ihrem letzten Lebensstadium hier noch einige Beachtung. Allerdings ist es richtig, daß viele Ephemeren wenige Stunden, nachdem sie sich zum letzten Male gehäutet und darauf ihren Begattungsact vollbracht haben, wieder sterben, und bald nach der untergesunkenen Sonne des Tages, der sie gebar, wieder verschwinden; allein diese Angaben gelten aller Wahrscheinlichkeit nach blos von den Arten meiner Gattung Palingenia, denn alle andern Ephemerinen trifft man nicht blos vereinzelt überall, auch während anderer Tageszeiten an, sondern bemerkt auch von ihnen nicht leicht eine so ungeheure gleichzeitige Entstehung, wie sie den Palingenien eigen ist. Nur die Oxyecyphas haben dieselbe Gewohnheit und vielleicht auch dieselbe kurze Lebensdauer.

Directe Beobachtungen von de Geer, Reaumur und Anderen beweisen, daß manche Arten mehre Tage hinter einander leben, und jeder Sammler weiß auf der andern Seite, daß wieder andere Ephemerinen selten genug sind und keineswegs in so ungeheuren Schwärmen vorkommen, wie die Palingeniae und Oxyecyphae. Nur von diesen gilt also, was man von allen Ephemerinen berichtete, daß sie um Johannis an zwei oder drei Tagen hinter einander zu Tausenden aus dem Wasser hervorkommen, alle Gegenstände am Ufer mit der abgestreiften Subimagohaut bedecken, und dann wenige Stunden später in solcher Zahl todt zu Boden fallen, daß man ihre Cadaver als Dung auf die Felder führen könnte. Hierbei ist noch zu beachten, daß die Larven beider Gattungen sitzende zu sein scheinen, und daß die der Palingenia blos in fließenden Gewässern leben, die der Oxyecyphae aber, so weit meine Erfahrungen reichen, in stehenden. Von den übrigen Gattungen scheinen die Larven der echten Ephemerae auch noch eine sitzende Lebensweise zu führen die der Baëtes aber herumschwei fende zu sein. Diese Gattung und Cloë scheint die meisten Arten zu besitzen, und sehr allgemein verbreitet zu sein. Auch Palingeniae der Tropenzone sind mir bekannt geworden.

Was nun die Unterschiede der mehrmals erwähnten fünf Gattungen, in welche man die von Linné und Fabricius als einfache betrachtete Gattung Ephemera getheilt hat, so bemerke ich darüber Folgendes. Leach war der Erste, welcher dieselbe in drei Gattungen: Ephemera, Baëtis und Cloëon, spaltete, zu deren Definition aber unrichtig die Zahl der Schwanzborsten mit in Anwendung brachte, denn diese ist bei allen Ephemerinen ursprünglich dieselbe, und die Verschiedenheit der Zahl entsteht blos durch Abbrechen der mittleren. Daher kommt es auch, daß eine und dieselbe Art von verschiedenen Schriftstellern bald als zweiborstige, bald als dreiborstige erwähnt wird, je nachdem der eine ein verstümmeltes, der andere ein vollständiges Individuum vor sich hatte. Bei Bearbeitung meines Handbuches der Entomologie mußte ich deßhalb die Schwanzborstenangahl als Eintheilungsgrund der Ephemerinen zurückweisen, konnte aber doch nicht umhin, mehre Gattungen in dieser Familie anzunehmen, weil die große und durchgreifende Differenz im ganzen Körperbaue dringend dazu aufforderte. Ich nahm daher fünf Gattungen an, und unterschied sie, wie folgt.

I. Die Vorderflügel enthalten theils gar keine Querädern, theils nur sehr wenige am Grunde der Längsadern; die Hinterflügel fehlen entweder ganz, oder sind nur schmale linienförmige Hautlappen.

1. Gatt. Oxyecypha *Burm.* Der kurze gedrungene, zumal am Brustkasten sehr hohe Körper trägt einen kleinen queren Kopf, dessen einfache Netzaugen bei beiden Geschlechtern gleiche Größe haben. Die Vorderflügel auffallend groß und breit, die hintern fehlen ganz. Der Hinterleib trägt drei sehr zarte Borsten, die beim Männchen wol dreimal so lang sind wie beim Weibchen. Dieselbe

Digitized by Google

auffallende Geschlechtsdifferenz zeigen die Vorderbeine, deren Füße nur aus vier Gliedern bestehen.

Hierher meistens kleine ($1^1/_2$—$2^1/_4$ Linien lange) weißliche Arten, deren Brustkasten und vorderer Flügelrand dunkelgrau oder schwarz zu sein pflegt. Sie leben gesellig, und erscheinen an den Ufern stehender Gewässer bisweilen zu Tausenden. Die kurzschwänzigen Weibchen bilden die Gatt. Brachycercus *Curtis*, Lond. and Edinb. new phil. magaz. IV. 122, 3. Ich habe a. a. O. S. 796 drei Arten unterschieden, wovon eine am Cap der guten Hoffnung lebt.

2. Gatt. Cloë *Burm.* (Cloëon *Leach*). Leib lang, ziemlich schmächtig, der Kopf groß, beim Männchen mit je zwei Augen an jeder Seite, von denen die obere Hälfte höher und größer ist; Flügel wasserklar mit verdicktem Rande und einzelnen zerstreuten Queradern; nur zwei Nebenaugen; Hinterleib schlank mit langen, aber nach dem Geschlechte weniger ungleichen Borsten, von denen die mittlere in der Regel fehlt.

a) Einigen Arten fehlen die Hinterflügel ganz, und dahin gehört die Eph. bioculata *Linn. Fabr.*, zu welcher Eph. diptera derselben Schriftsteller das andere, weibliche Geschlecht ist. Beide sind bei de Geer a. a. O. t. 18. f. 5—10 abgebildet.

b) Bei Anderen sind die Hinterflügel in der Form schmaler Hautlappen vorhanden. Dahin gehört als bekannteste Art die Eph. halterata *Fabr.*, ein Männchen, welches ebenfalls bei de Geer a. a. O. t. 17. f. 17. 18 abgebildet ist. Eine andere Art wurde in der Descr. de l'Egypte Neur. pl. 2. f. 4 von Savigny sehr schön dargestellt und analysirt; auch ein Weibchen, vielleicht derselben Art, findet sich dort f. 8.

II. Alle vier Flügel mit vielen in quadratförmigen Abständen auf einander folgenden Queradern zwischen den Längsadern, die Hinterflügel immer vorhanden.

A. Mit drei ziemlich gleich großen Nebenaugen.

3. Gatt. Baëtis *Leach*. Die drei Nebenaugen stehen dicht neben einander auf der Mitte des Scheitels; die Netzaugen sind sehr groß, und ragen bei den Männchen, woselbst sie noch viel größer sind als bei den Weibchen, soweit vor, daß sie beinahe zusammenstoßen; bestehen indessen bei beiden Geschlechtern nur aus einer einzigen Kugelfläche. Die Vorderbeine derselben Geschlechter sind auffallend lang und haben fünf Glieder, von denen das erste mitunter das längste ist. Die Flügel sind lang schmal, im Zustande des subimago trübe, aber nicht behaart; im Zustande des imago vollkommen gläsern, wenngleich auch gefärbt. Von den drei Schwanzborsten fehlt die mittlere in der Regel. Die Larven haben einen breiten Kopf, keine vorragenden Mandibeln und wenigstens ein ungetheiltes Kiemenblatt. Sie leben wahrscheinlich nicht in Röhren. Die vollkommenen Insekten leben mehre Tage und sind nirgends in großen Schwärmen gleichzeitig beobachtet worden. — In meinem Handbuche der Entomologie habe ich sieben Arten unterschieden, von denen drei schon früher bekannt waren; die eine: B. fusca, ist bei de Geer a. a. O. t. 17. f. 11—16 abgebildet; die zweite: E. marginalis, bei Schäffer, Icon. Insec. Ratisb. t. 42. f. 7; die dritte: E. venosa *Fabr.*, wieder bei de Geer, t. 18. f. 1—4 und zugleich vortrefflich von Curtis in seiner Brit. Entomol. pl. 484 unter dem neuen Namen B. dispar.

4. Gatt. Palingenia *Burm.* Die drei Nebenaugen sind weit aus einander gerückt und die zwei seitlichen, etwas größern, stehen dicht neben den bei beiden Geschlechtern kleinen Netzaugen. Der Prothorax ist groß, dick und fast breiter als der Kopf. Die Flügel haben matte Farben, selbst im Zustande des imago, und schwache, fast häutige Adern. An den Füßen bemerkt man nur vier Glieder, und von den drei Schwanzborsten ist die mittlere der Männchen sehr verkürzt. Die subimaginales haben gefranzte behaarte Flügel und haarige Schwanzborsten; die Larven stecken in Röhren, haben große, hervorragende Oberkiefer, stark entwickelte Grabfüße und fünf Paare ungleicher gefiederter Kiemen. Sie leben wol nur in fließenden Gewässern und entwickeln sich zugleich an einem Abende in ungeheurer Menge. Die Individuen leben nur wenige Stunden. Die größte und schönste Art dieser Gattung beschrieb zuerst Swammerdam in dem oben erwähnten Werke; Olivier gab ihr in der Enc. meth. zuerst den Namen longicauda, den Jliger in E. flos aquae, und Latreille in E. Swammerdammiana veränderten. Sie findet sich im mittleren und südlichen Europa an verschiedenen Flüssen, ist wachsgelb, mit braunem Rücken und Flügeln, und wird im Rumpfe über einen Zoll lang. In der Bibel der Natur und bei *Schaeffer* Icon. Ins. Ratisb. t. 204. f. 3 ist sie abgebildet. Die zweite Art, welche mehr im Norden und Westen Europa's einheimisch zu sein scheint, beachtete Reaumur genauer (Mém. etc. Vol. 6. pl. 42. 44) und erhielt von Linné den Namen Eph. horaria (S. N. I, 2. 907. 2), den spätere Schriftsteller in E. albipennis veränderten; sie ist nämlich milchweiß, mit röthlichem Brustkasten, schwarzen Augen, Vorderschenkeln nebst Schienen, und rauchigem Flügelrande. Ihre Größe beträgt nur $^1/_4$ Zoll. Das Weibchen im Zustande des subimago beschrieb O. F. Müller (Zool. Dan. prod. 144) als Eph. plumosa. Außer diesen beiden Arten kenne ich noch eine Art aus Brasilien, und eine aus Ägypten, welche in der Descr. de l'Egypte Neur. pl. 2. f. 5 abgebildet ist.

B. Das dritte vordere Nebenauge fehlt ganz.

5. Gatt. Ephemera. Diese Gattung hat die Kopfbildung der vorigen, unterscheidet sich aber von ihr durch die klaren, schmäleren, gestreckten, hornigadrigen Flügel, fünfgliedrige Füße und drei gleichlange Schwanzborsten bei beiden Geschlechtern. Die Larven haben sehr lange, gekreuzte, weit vorragende Oberkiefer und sechs Paar gefiederter gleicher Kiemenblätter. Sie scheinen mehr in Gräben und Wiesenbächen sich aufzuhalten, und entwickeln sich auch nicht so gleichzeitig wie die vorigen. Dennoch sind die ausfriechenden Fliegen häufig genug, aber nie so zahlreich wie jene. Hierher gehört die überall verbreitete große und schöne Eph. vulgata *Linn. Fabr.*, welche de Geer a. a. O. t. 16 abbildete und in allen Lebensstadien erörterte. Eine nah verwandte Art, die vielleicht bloße Varietät der vorigen ist, bildete Curtis in seiner Brit. Entomol. pl. 508 als

Digitized by Google

Eph. cognata ab, eine dritte ist die Eph. lutea *Linn. Fabr.* (*Burmeister.*)

Ephemerae *Batsch*, ſ. Commelineae.

Ephemerum *Dodon.*, ſ. Lysimachia.

EPHESIA, *Ἐφέσια*, Beiname der Artemis von ihrem Tempel zu Epheſos. Aber auch an andern Orten verehrte man ſie unter dieſem Namen (*Spanh.* ad *Callim.* Hymn. in Dian. 36), und ihr Bildniß erblickt man auf vielen alten Münzen und Denkmälern, kennbar an den vielen, mit verſchiedenen Binden umwundenen Brüſten; ſ. Artemis. (*Richter.*)

EPHESISCHE CHARAKTERE, *Ἐφέσια* oder *Ἐφέσεια*, in den Anapäſten des Komikers Anaxilas bei Athenäos (XII, 70) auch *Ἐφεσίῃσι γράμμασι*, nannten die Alten gewiſſe magiſche Wörter von räthſelhafter Dunkelheit, welchen man Schutz gegen alle Unfälle und Verletzungen und glücklichen Ausgang bei jeder Unternehmung zuſchrieb, und deshalb auch die Benennung *Ἐφέσια ἁλεξιφάρμακα* bei Suidas (im Etymol. M. und *Photii* Lexicon) beilegte. Sie ſtanden auf den Füßen, dem Gürtel und Kranze der Bildſäule der Artemis zu Epheſos geſchrieben, und wurden von Abergläubigen auf Riemen in ledernen Beuteln oder ſonſt irgendwo aufgezeichnet getragen, ſowie man von einem Epheſier, der in den olympiſchen Spielen mit einem Mileſier rang, erzählt, daß er nicht habe beſiegt werden können, weil er dergleichen Charaktere um ſeinen Knöchel hatte, wogegen er, ſobald man ihm die bemerkten 30 Charaktere abnahm, ſofort beſiegt wurde. Wie es am Ende der fünften Frage in Plutarch's Tiſchreden heißt: „Die Magier ſchreiben den Beſeſſenen vor, die epheſiſchen Charaktere für ſich herzuſagen und abzuleſen;“ ſo ſoll auch Kröſos, wie mit Andern Euſtathius (ad *Hom.* Od. XXI, 247) verſichert, ſeine Rettung auf dem Scheiterhaufen dieſem Verfahren verdankt haben. Nach Clemens Alexandrinus (Strom. V. p. 568), welcher am ausführlichſten über dergleichen Charaktere ſchreibt, waren ſie Symbole der göttlichen Weltordnung, welche ſich durch die Gegenſätze der perſiſchen und Heraklitei ſchen Lehre in Verbindung mit dem aſiatiſchen Sternbienſte, Finſterniß und Licht, Erdenrund und Kreislauf des Jahres, Nachtbeſiegende Sonne und ſchaffendes Wort der Wahrheit ausſprach. Als urſprünglich echte und heilige Charaktere, welchen aber nach Heſychius betrügeriſche Gaukler noch viele andere hinzufügten, erkannte man folgende ſechs: *Ἄσκιον, Κατάσκιον, Αἴξ, Τετρᾶξ, Δαμναμενεὺς* und *Λίσιον* oder *Λίσια*. Nach Heſychius bedeutet *ἄσκιον* ſchattenlos und *κατάσκιον* völlig beſchattet; der Pythagoreiſche Androkydes erklärte jedoch umgekehrt *ἄσκιον*, wie *ἀάσκιον*, ſehr ſchattig, und *κατάσκιον*, wie *καταυγάζον τὴν σκιάν*, ſchattentilgend, und verſtand darunter das Licht, wie unter *ἄσκιον* die Finſterniß. *Αἴξ* zur Bezeichnung der Erde könnte für *λίς πέτρη* geſagt ſein, wie *τετρᾶξ* für *τετρὰς*, wodurch nach Clemens die vier Zeiten des Jahres angedeutet wurden; daher Heſychius auch *λίξ* durch *πλάγιος* und *λίθος πλατὺς*, wie *λὶν* durch *πέτρα*, *ἀφ' ἧς ὕδωρ στάζει*, erklärt. Durch den Namen *Δαμναμενεὺς*, welchen nach dem Scholiaſten des Apollonius Rhodius (ad I, 1129. *Strab.* X. p. 473 und *Euseb.* Praepar. evang. X, 6. p. 475) auch einer der idäiſchen Daktyle führte, auf welche Clemens Alexandrinus (Strom. I. p. 306) die epheſiſchen Charaktere überhaupt bezieht, wird die Sonne als Bezwinger bezeichnet, und *Λίσιον* hat unter den vielerlei Bedeutungen, welche das Etym. M. und Heſychius davon anführen, auch die auf das Wort der Wahrheit anwendbare des Schickſlichen. Dieſe waren alſo wirklich dergleichen magiſche Wörter, welchen man eine beſondere geheime Kraft inwohnend dachte, und welche nach Jamblichus (De myster. Aegypt. VII, 3 sq.) nicht aus menſchlicher Willkür, ſondern göttlich entſtanden, in keine andere Sprache übertragen werden durften, wenn ſie nicht ihre Kraft verlieren ſollten. Von ganz anderer Art waren die Bannrunen, welche Clemens Alex. (Strom. V. p. 569 sq.) als ähnliche *Μιλήσια γράμματα* zu erläutern ſich abmüht, ungeachtet ihnen die *στοιχειωτικὴ τῶν παίδων διδασκαλία* ihren Urſprung gab; daher auch nach Apollodorus von Corcyra der Seher Branchus, zur Vertreibung der Peſt das Volk mit Lorbeerzweigen beſprengend, ſeinen Hymnus mit dem Hexameter anhob:

Μίλητε, ὦ παῖδες, Ἑκάεργον καὶ Ἐκαέργην.

Kinder! den treffenden Gott ſingt laut, und die treffende Göttin. (Nach Voß.)

Denn wenn hierauf das Volk die Litanei nach Joniſchem Rhythmus anſtimmte:

Βέλτ, Ζεῦ, Χθὼμ, Πλῆκτρον, Σχῖγξ·
Κναῖξαι, Χάνιτι, Φλεγμὸς, Ἀμοὺς;

ſo war dieſes nur ein Spiel mit den 24 Buchſtaben des Joniſchen Alphabetes ſeit dem Ende des Peloponneſiſchen Krieges, welche man in magiſche Wörter zu ordnen verſuchte, gleich dem *ἐπογραμμὸς παιδικός*, wie es Clemens nennt:

Μάρπτις, Σχῖγξ, Κλὼψ, Ζυβχθηδών.

Zu Folge der Erläuterung des Clemens oder des Grammatikers Didymus, welcher in den vier erſten Benennungen die vier Elemente, wie in der Sphinx, welche nach dem Dichter Aratus die Weltordnung oder den das ganze All durchdringenden Weltgeiſt bezeichnete, den Anfang erkennt, nach den Verſen des Empedokles:

Εἰ δ' ἄγε, τοῦνιν ἐγὼ λέξω πρῶτ' Ἥλιον ἀρχήν,
Ἐξ ὧν δὴ ἐγένοντο τὰ νῦν ἐσορώμενα πάντα·
Γαῖά τε καὶ πόντος πολυκύμων ἠδ' ὑγρὸς ἀήρ,
Τιτὰν τ' αἰθὴρ, σφίγγων περὶ κύκλον ἅπαντα.

ſollte eigentlich *χθὼν* geſchrieben werden, aber vor *π* wurde *ν* wie *μ* geſprochen, wie es die Buchſtabenordnung verlangt, nach welcher im erſten Verſe ebenſo wenig zwei Wörter mit *ν*, als im zweiten, wo man *χθόνιπτις*, oder im dritten, wo man gegen den Rhythmus *Μάρπτις* las, zwei Wörter mit *ς* ſchließen durfen. So tiefe Weisheit aber auch Clemens im erſten Verſe zu finden glaubt, ob es gleich nur ein Buchſtabenſpiel iſt, wie wenn man in den Buchſtaben *Z H Θ I* den Umfang *ζῆϑι* fand, oder Euſebius (Praepar. evang. X, 5. p. 474) der des Clemens ſpottet, das hebräiſche Alphabet alſo deutet: *Μάθησις οἴκου, πλήρωσις ὅλτων αὐτῆ· ἐν αὐτῇ ζῇ ὁ ζῶν· καλὴ ἀρχή· ὁμιὸς μάθε· ἐξ αὐτῶν αἰωνία βοήθεια· πηγὴ ἡ καὶ ὀφθαλμὸς, καὶ στόμα δικαιοσύνης· κλῆσις*

κεφαλὴς καὶ ὀδόντων σημεῖα" und so richtig er auch das Phrygische *Bόυ*, was Andere für die reine und lautere Lebensluft nahmen, durch Wasser erklärte, so ist doch die Deutung des Wortes Zaps, welches vermuthlich im Genitive von πλῆκτρον für ἠλέκτωρ, strahlende Sonne, dem zendischen Vsaps für Nacht entspricht, als Meer ebenso unrichtig, als dessen griechische Ableitung von ζέειν zur Bezeichnung der Wallung des Feuers. Daß die Ephesier ebenso häufig, wie die Pamphilier, ihrer Artemis auch das Fabelthier Sphinx beilegten, hat Creuzer in seiner Symbolik (II. S. 180) nachgewiesen; sehr unglücklich ist aber des Clemens Erläuterung der folgenden Wörter aus griechischen Wurzeln, in welchen nicht mehr Sinn zu suchen ist, als in den 13 Worten: Sindi, Hadi, Hamdmae, Comdardne, Kerker, Lice, Unholizae, Erns-Lucam, Curide, Sagina-Sagine, Cati, Eckmaly, Tunery, durch welche man nach Horst's Zauberbibliothek (IV. S. 31) die wundersame weiße Otter beschwören kann. Merkwürdigerweise soll aber, der späten Einführung des η und ω ungeachtet, schon der Tragiker Thespis die Geisseśnahrung der Sterblichen aus den 24 Buchstaben des Alphabetes in folgenden Anapästen angedeutet haben:

Τάδε σοι σπένδω Κνᾳξίη τὸ λευκὸν
ἀπὸ θηλαιέων δάθηος κραιπνῶν·
ἴδε σοι χρύπτην τυρὸν μέγας
ἰουθοῦς μέλιτι, κατὰ τῶν σῶν, Πάν
ἄλκεφος, τίθεται βωμῶν ἀγίων·
ἴδε σοι βρομίου αἶδοπα ἱλαγμὸν
λείβω κ. τ. λ. (*G. F. Grotefend.*)

EPHESUS, war eine der von den Joniern erbauten zwölf Städte, nachdem dieselben in Folge ihrer Wanderung aus dem Mutterlande auch in dem mittlern Theile der Westküste Kleinasiens und den nahe gelegenen Inseln sich niedergelassen hatten. Diese Stadt lag an der Mündung des Kaystros nicht weit von der Meeresküste, war mit Häfen und Schiffswerften versehen, und also zum Handel vorzüglich geeignet. Strabo nennt sie die vorzüglichste Handelsstadt des innerhalb des Taurus gelegenen Asiens, und berichtet zugleich, daß sie ursprünglich von Lelegern und Kariern sei gegründet worden. Plinius (H. N. 5, 31) nennt sie ein Werk der Amazonen und sagt, daß sie früher verschiedene Namen geführt habe: Alopes zur Zeit des trojanischen Krieges, dann Ortygia, Morges, Smyrna-Trachea, Samornion, Ptelea. Diese alte, von den eingewanderten Joniern nachmals in Besitz genommene und erweiterte Stadt, die sich mit einer Befestigung an einem Berge erhob, wurde sodann von Krösus erobert und kam dann unter persische Herrschaft. Während dieser bauten sich die Einwohner in der Ebene näher dem Hafen an. Da war die Stadt nicht befestigt, erblühte aber durch die Benutzung ihrer Lage an der zum Handel so günstig gelegenen Küste immer mehr. Nach der Schlacht am Granikus kam Ephesus unter Alexander den Großen, und unter einem seiner Nachfolger, Lysimachos, veränderte sich die Lage der Stadt von neuem. Lysimachos, um die Überschwemmungen zu vermeiden, denen sie bei ihrer dermaligen Lage häufig ausgesetzt war, verlegte sie an die südliche Seite des Berges neben dem Flusse, wo er sie auch mit Mauern umgab. Er wollte dieser von ihm gegründeten Stadt den Namen seiner Gemalin Arsinoë geben, vermogte aber nicht diesen allgemein gebräuchlich zu machen, und so erhielt sich der alte Name. Nachdem Vorderasien unter die Herrschaft der Römer gekommen, war Ephesus die Hauptstadt von Asia Proconsularis, gehörte dann zu dem oströmischen Reiche, bis sich unter den Kaiser Alexius, dem Vater der Anna Komnena, die Mahomedaner seiner bemächtigten: doch eroberten es die Griechen wieder im J. 1206, behielten es aber nur bis 1283, und zu Anfange des 14. Jahrh. kam es zu dem türkischen Reiche, wo man es in dem Paschalik Anatoli, freilich in sehr verändertem Zustande, findet. Wo einst die Stadt stand, welche Plinius den Glanzpunkt Asiens (lumen Asiae) nannte, findet man jetzt den Flecken Ajasaluk mit 50—60 Familien, in dessen Umgebung aber noch Überreste ehemaligen Glanzes, des Gymnasiums, zweier Theater, eines Odeums, eines Circus, mehrerer großer prächtiger Gebäude. Viele derselben waren ohne Zweifel mit Marmor überzogen, und Pocoke sagt: „Alle diese Gebäude müssen, als sie noch standen, einen überaus schönen Anblick gewährt haben, und nicht leicht hat eine Stadt zum Bauen die Vortheile gehabt, wie Ephesus. Der Berg Lepre und Koressus sind Marmorfelsen. Man durfte also nur den Marmor brechen und ihn zu den Orten hin wälzen, wo man bauen wollte." (II. 67 fg.)

Die größte Merkwürdigkeit von Ephesus bleibt aber der berühmte Tempel der Artemis, der zu den sieben Wundern der Welt gerechnet wurde. Die hier verehrte Artemis war die große asiatische Naturgöttin, die Allmutter der Natur, und darum mit vielen Brüsten dargestellt, mit ausgebreiteten Armen, mit allerhand Thieren umgeben, die theils auf ihren Achseln sitzen, theils in ihr Gewand eingewebt sind. Diese Göttin war es, deren Dienst, nach Kallimachos, am Strande von Ephesus die Amazonen einführten (s. Artemis 5. Bd. S. 444; sowie über das Verhältniß der Amazonen zur Artemis das. S. 446). Sie brachten dahin ein Standbild der Göttin aus Ebenholz oder Weinrebenholz, welches in der Umlaubung eines Ulmbaums aufgestellt wurde, und dies gab in der folgenden Zeit Veranlassung zum Bau eines Tempels, dessen Bau und Zerstörung doppelt merkwürdig ist. Zum Bau dieses Tempels trugen Krösos und andere Könige und Städte Kleinasiens bei, und er wurde für alle der gemeinschaftliche. Angelegt ward er zwischen der Stadt und dem Hafen in einem sumpfigen Boden, den man aber absichtlich wählte, um dadurch zu verhüten, daß der Tempel durch Erdbeben oder Erdrisse nicht beschädigt werden möge. Deshalb erforderte nun aber schon die Grundlegung ungeheure Kosten und Arbeit. Der berühmte Künstler Theodoros von Samos ertheilte den Rath, den Sumpfgrund mit Schichten von zerstoßenen Kohlen zu füllen und, wie Plinius sagt (36, 21), mit Wollfellen darauf. Chersiphron von Knossus leitete den Bau des Tempels, dessen Länge, nach Plinius, 425 und die Breite 220 Fuß betrug. Die (Jonischen) Säulen waren auf 10 Stufen aufgestellt, auf der Vorder- und Rückseite eine

Digitized by Google

Doppelreihe von je 8 und mit Inbegriff der Eckſäulen 17, eine zweifache Säulenſtellung auf den Seiten. Die Anzahl der Säulen gibt Plinius auf 127 an, jede von 60 Fuß Höhe, 36 davon mit erhabener Arbeit geſchmückt, eine von Skopas*). 220 Jahre lang hatte man mit Erbauung dieſes Tempels zugebracht, der zuletzt durch Demetrios und Päonios von Epheſus vollendet wurde, und den Heroſtratos, um ſeinen Namen zu verewigen, in der Nacht, in welcher Alexander der Große geboren wurde, in Brand ſteckte. Ein anderer, noch prächtiger und ſchöner, wurde wieder aufgebaut, wozu, wie Strabo berichtet, die Frauen von Epheſus ſogar allen ihren Schmuck hergaben. Der Erbauer deſſelben war, nach Strabo, Cheiromokrates, nach Andern Deinokrates. Außer dem Wunderwerke des Tempels ſelbſt war viel Bewundernswerthes darin zu finden, Weihgeſchenke, deren Werth durch die Namen ihrer Künſtler noch erhöht wurde; der Altar war faſt ganz das Werk des Prariteles. Das Standbild der Göttin war, wie die Decke, aus Cedernholz.

Schon in älteſter Zeit war der Tempelbezirk ein Aſyl, welches Alexander auf ein Stadium, Mithradates auf einen Bogenſchuß und M. Antonius um das Doppelte erweiterte, Auguſtus aber und Tiberius zu beſchränken Urſache fanden. Es beſtand bis 262 n. Chr.

Epheſus war der Geburtsort mehrerer berühmter Männer, des Philoſophen Herakleitos, des Dichters Hipponax, der Maler Parrhaſios und Apelles und des Rhetors Alexandros mit dem Beinamen Lychnos.

Der Wohlſtand der Stadt, die Blüthe ſeines Handels und ſeiner Künſte hing genau zuſammen mit dem Kultus der einheimiſchen Göttin und deren Tempel; es war daher natürlich, daß eine andere Religion, die hier eingeführt werden ſollte, Widerſtand fand, und zwar um ſo mehr, je nachtheiliger die Verbreitung einer ſolchen Lehre dem Erwerbe werden mußte. Dies erfuhr Paulus, als der Goldarbeiter Demetrius, welcher ſilberne Dianentempel verfertigen ließ, wodurch er vielen ſeiner Kunſtgenoſſen bedeutenden Gewinn verſchaffte, die Möglichkeit großen Verluſtes durch des Paulus Lehre bemerkt, vielleicht auch Verminderung des Abſatzes bereits erfahren hatte; denn da verſammelte er ſeine Kunſtgenoſſen, machte ihnen den großen Gewinn von ihrem Handel bemerklich, und ſagte: „Ihr ſehet und höret, daß nicht allein zu Epheſus, ſondern auch faſt in ganz Aſien, dieſer Paulus viel Volks abfällig macht, überredet und ſpricht: Es ſind nicht Götter, welche von Händen gemacht ſind. Aber es will nicht allein unſer Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte, ſondern auch der Tempel der großen Göttin wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majeſtät untergehen, welcher doch ganz Aſien und der Weltkreis Gottesdienſt erweiſet." Die Apoſtelgeſchichte erzählt es (K. 19), welchen Aufruhr dies veranlaßte, wie man an zwei Stunden lang ſchrie: Groß iſt die Diana der Epheſer! Paulus entging damals dem Sturme nur, weil ſeine Freunde ihn zurückhielten, und ſeine Gefährten rettete die Vernunft eines Gerichtsſchreibers. Auf ähnliche Auftritte mag es ſich wol beziehen, wenn Paulus an die Korinther ſchreibt (1, 15, 32): „Habe ich um menſchlicher Meinungen willen zu Epheſus mit wilden Thieren gekämpft?" Drei Jahre hatte er daſelbſt gelehrt, von Milet aus ſtiftete er aber die erſte chriſtliche Gemeine in Epheſus (K. 20), und ſendete nachmals Mehrere dahin, um dieſer Gemeine Dauer und Feſtigkeit zu geben. Nach einer alten Sage ſoll Timotheus der erſte Biſchof daſelbſt geweſen ſein. Nachdem es ganz chriſtianiſirt worden, war der Biſchof von Epheſus das Haupt der Provinz (*Evagr.* hist. eccl. 3, 6) mit allen Vorrechten eines Patriarchen. Trotz des mehrfachen Wechſels bald chriſtlicher, bald mahomedaniſcher Beherrſcher von den Zeiten der Kreuzzüge an erhielt ſich die Stadt, und erſt nachdem Tamerlan lange ſein Standquartier da gehalten, und auch hier das Werk der Zerſtörung geübt hatte, verſchwindet der Name Epheſus. Der Name Aja Soluk könnte aber nicht jetzt erſt an deſſen Stelle getreten ſein, weil dieſer auf Entſtehung aus chriſtlicher Zeit hinweiſet, wenn es mit der Erklärung dieſes Namens ſeine Richtigkeit hat, daß er ſoviel ſei als Hagios Theologos nach Ausſprache der Neugriechen. Dieſer heilige Theolog iſt der Jünger Johannes (wegen ſeiner Offenbarung ſo benannt), von welchem geſagt wird, daß er zu Epheſus ſich aufgehalten und daſelbſt geſtorben ſei. Pocoke ſagt, der heutige Flecken Aja Soluk ſcheine wegen der vielen umher liegenden Moſcheen eine anſehnliche mahomedaniſche Stadt geweſen zu ſein.

Alte Münzen von Epheſus ſind noch viele übrig, ſowol aus der Zeit, wo es noch eigne Regirung hatte, als der Zeit der Triumvirn und der Kaiſer; ſ. *Rasche*, Lex. r. n. vett. II, 1, 642—675. (*H.*)

EPHETEN, Ἐφέται, in der ältern Attiſchen Gerichtsverfaſſung eine eigene Claſſe von Richtern, welche zunächſt den Blutbann übten, deren Einſetzung aber nach der ausdrücklichen Verſicherung des Pollux (VIII, 10. §. 125) auf Drako zurückfällt. Wir hätten demnach darunter ein Richtercollegium (τὸ τῶν Ἐφετῶν δικαστήριον, ſagt Pollux a. a. O.) uns zu denken, in deſſen Competenz ein Theil der Criminaljuſtiz gehörte, das heißt zunächſt nur diejenigen Verbrechen oder Proceſſe (δίκαι φονικαί), über welche in den vier oder fünf alten Blutgerichtshöfen entſchieden wurde, deren Stiftung wol in frühere Zeiten ſich verliert, deren Richter aber aus den Epheten, ſeit Drako's Anordnung, genommen wurden. Hiernach war ihre Zahl auf 51 beſtimmt[1]); ſie waren aus

*) Von neuen mechaniſchen Erfindungen, welche bei dieſem Bau Kteſiphon und deſſen Sohn Metagenes gemacht, ſ. *Plin.* H. N. 36, 21 und *Vitruv.* 10, 6.

1) Die bei Photius vorkommende Zahl 80 beruht wol auf einem Schreibfehler; bei der Zahl 51 war, wie Müller (Dorer II. S. 137) vermuthet, der Phylobaſileus mit eingerechnet; 50 aber konnten hiernach erſt ſeit des Kliſthenes neuer Phyleneintheilung es ſein, nämlich fünf aus jeder Phyle, grade wie auch die Zahl der Naukraren auf 50 ſich belief, und ſomit eine merkwürdige Übereinſtimmung zwiſchen der richterlichen Behörde und der Verwaltungsbehörde eintritt. Vor Kliſthenes wären es, wie Müller (a. a. O.) vermuthet, nach den vier Phylen, 48 Epheten geweſen. Beſtimmte Nachrichten darüber fehlen uns gänzlich.

Digitized by Google

dem Adel erwählt (*ἀριστίνδην αἱρεθέντες*), mußten, wie Suidas (s. v., vergl. *Photius* Lex. p. 41) versichert, über 50 Jahre alt sein und unbescholtenen Lebenswandels. Den Namen selbst, über dessen Zusammenhang mit *ἐφιέναι* wol nicht gezweifelt werden kann, leiten indessen die Grammatiker auf verschiedene Weise ab, Pollux zunächst von dem Begriffe der Appellation, insofern man von dem Basileus, welcher bisher über unvorsätzlichen Mord (welcher hauptsächlich in die Competenz der Epheten an den alsbald zu nennenden Gerichtshöfen gehörte) gerichtet hatte, an die Ephetenrichter appelliren konnte; eine Ableitung, bei welcher bereits auf die Schwierigkeit hingewiesen worden, in dem Worte *Ἐφέτης*, dem doch zunächst eine activische Bedeutung zukommt (*ὃς ἐφίησιν*), eine passivische (*πρὸς ὃν τις ἐφίησιν*) anzunehmen; vergl. Meier und Schömann, Der Attisch. Proceß. S. 16. Not., nebst K. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 103. Not. 12. Noch weniger Wahrscheinlichkeit bieten andere, dort angeführte Vermuthungen, als hätten diese Richter Epheten geheißen, weil von ihrem Richterspruche keine weitere Appellation (*ἔφεσις*) an ein anderes Gericht stattgefunden, oder mit Bezug auf den Vorfall mit dem Attischen Könige Demophon bei dem palladischen Gerichtshofe und die Überlassung der Entscheidung (*ἐφιέναι τὴν κρίσιν*) an eine aus 50 Argivern und ebenso vielen Athenern zusammengesetzte Jury. Diese und ähnliche Erklärungen sind offenbare Versuche der spätern Zeit, von der Entstehung, Benennung und dem Wirkungskreise einer in die ältere Zeit fallenden, später aber in Abgang gekommenen Institution sich historisch die befriedigende Rechenschaft zu geben.

Es waren demnach die Epheten als Richter in allen einen Mord, zunächst einen unvorsätzlich begangenen, betreffenden Processen für die vier (oder nach Pollux[2]) fünf) alten Gerichtshöfe bestimmt, in welchen diese Gegenstände verhandelt werden sollten. Wer vor ihnen in diesen Gerichtshöfen, welche sich in die ältere mythische Zeit Athens verlieren, zu Gericht gesessen, wissen wir nicht; die Verbindung dieser Blutgerichte mit Tempeln und Sühngebräuchen scheint vermuthen zu lassen, daß es ehedem Priester gewesen, welche hier den Richterspruch gefällt. An ihre Stelle traten dann die, wahrscheinlich zur bessern Ordnung der Gerichtspflege durch Drakon angeordneten, Epheten, welchen demnach folgende Gerichtshöfe[3]) zufielen:

1) Der Gerichtshof bei dem Tempel der Pallas (*τὸ ἐπὶ Παλλαδίῳ*), welchen Pausanias (I, 28) unter den für Mord bestimmten Gerichten hervorhebt, mit der Bemerkung, daß hier diejenigen gerichtet worden, welche einen unfreiwilligen Mord begangen hatten, wie dies auch Harpokration und Pollux[4]) versichern, sowie einige Fälle, aus welchen wir sehen, daß unfreiwilliger Todtschlag, gefährliche Verwundungen, welche den Tod nach sich zogen, Nachstellungen der Art (*βούλευσις*), welche für ebenso gefährlich und strafbar erachtet wurden, vor diesen Gerichtshof gehörten. Entschieden die Epheten, daß der Mord vorbedachtlos stattgefunden, so mußte der Mörder das Land so lange verlassen, bis die Anverwandten des Gemordeten ihre Einwilligung zur Rückkehr gegeben hatten, nachdem sich der Mörder mit ihnen verständigt hatte. Daß der Attische König Demophon der erste gewesen, welcher vor diesem Gericht gestanden wegen eines unvorsätzlich durch ihn veranlaßten Todes eines Atheners, der sich nicht vorgesehen und bei dem Gefechte des Demophon mit den unter Diomedes von Troja heimkehrenden, an Attika gelandeten Argivern durch das Pferd des Demophon zertreten worden, bemerkt Pausanias ausdrücklich, jedoch mit dem Beifügen, daß über diesen Vorfall verschiedene Erzählungen existirten[5]), die ebenfalls wol nur so viel beweisen können, wie man in spätern Zeiten bemüht war, einer in das unsichere Dunkel der Vorzeit sich verlierenden Einrichtung, die offenbar den Grund hatte, durch ein mit religiöser Weihe und Sühnung ausgestattetes Gericht dem Mord, vorsätzlichem wie unvorsätzlichem, entgegenzuarbeiten und die Blutrache zu hemmen, eine historische Grundlage zu geben und damit gewissermaßen zu befestigen.

2) *Τὸ ἐπὶ Δελφινίῳ*, mit dem Apollinischen Cultus zusammenhängend, wie der ebengenannte Gerichtshof mit dem Minervencultus. Es wird aber dieser Gerichtshof noch von Demosthenes[6]) als der heiligste von allen bezeichnet, vor welchem diejenigen gerichtet wurden, die eines begangenen Mordes geständig, diesen als einen gerechten Mord vertheidigen zu können glaubten, wie z. B. den Tod eines auf der That ertappten Ehebrechers, oder Nothwehr und dergl. Welche Fälle insbesondere hierher gehörten, scheint durch ein Gesetz oder auch durch Herkommen bestimmt gewesen zu sein, wie aus einigen Stellen des Demosthenes[7]) und Lysias, welche Matthiä (De judicc. I. in Miscell. phill. I. p. 151 sq.) anführt, deutlich hervorgeht. Auch hier fehlt es nicht an einer

2) *ἐδίκαζον δὲ τοῖς ἐφ' αἵματι διωκομένοις ἐν τοῖς πέντε δικαστηρίοις.* Daher auch bei *Suidas* s. v. *Ἐφέται*: — *οἱ τὰς φονικὰς δίκας ἔκρινον.* — *Harpocrat.* s. v. *Ἐφέται*: — *οἱ δικάζοντες τὰς ἐφ' αἵματι κρίσεις ἐπὶ Παλλαδίῳ καὶ ἐπὶ Πρυτανείῳ καὶ ἐπὶ Δελφινίῳ καὶ ἐν Φρεαττοῖ Ἐφέται ἐκαλοῦντο.* 3) Die Stellen über diese vier alten Blutgerichtshöfe s. bei *A. Matthiae*, De judicc. Athen. I. in dessen Miscell. philoll. I. p. 149 seq. Vergl. auch Creuzer, Symbolik. II. S. 692 fg. der zweiten Ausg. und K. O. Müller zu Äschyl. Eumenid. S. 151 fg.

4) s. VIII, §. 118. Ich lese hiernach auch bei Pausanias (I, 28. §. 9) mit den neuesten Herausgebern: *ὁπόσα δὲ ἐπὶ τοῖς φονεῦσίν ἐστιν, ἄλλα καὶ ἐπὶ Παλλαδίῳ καλοῦσι, καὶ τοῖς ἀποκτείνασιν ἀκουσίως κρίσις καθέστηκε*, was auch Walz und Schubert mit Recht aufgenommen, obwol in der darunter stehenden lateinischen Übersetzung, welche doch nach S. XLII der Vorrede eine „*recensioni nostrae adaptata*" sein soll, die ganze Stelle übergangen ist, indem sich hier nichts weiter findet als: „*In eo foro* [?] *quod Palladium appellant, caedis causae agitantur.*" 5) Daher auch bei Harpokration und Pollux (l. l.) einige Abweichungen dieser Tradition. 6) in Aristocr. p. 644, 16: — *δικαστήριον, ὃ πάντων ἁγιώτατα τούτων ἔχει καὶ φρικωδέστατα, ἂν τις ὁμολογῇ μὲν κτεῖναι, ἐννόμως δὲ φῇ δεδρακέναι.* Vergl. *Pausan.* l. l. §. 10. 7) Insbesondere in Aristocrat. p. 637: *ἐάν τις ἀποκτείνῃ ἐν ἄθλοις ἄκων ἢ ἐν ὁδῷ καθελὼν ἢ ἐν πολέμῳ ἀγνοήσας, ἢ ἐπὶ δάμαρτι, ἢ ἐπὶ μητρὶ ἢ ἐπ' ἀδελφῇ ἢ ἐπὶ θυγατρὶ, ἢ ἐπὶ παλλακῇ, ἣν ἂν ἐπ' ἐλευθέροις παισὶν ἔχῃ, τούτων ἕνεκα μὴ φεύγειν κτείναντα.*

Digitized by Google

ähnlichen Tradition hinsichtlich dessen, der zuerst vor diesem Gerichte gestanden; es war Theseus wegen der Ermordung des Pallas und seiner Söhne bei einem Aufstande (s. *Pausan.* l. l. §. 10 und *Euripid.* Hippolyt. 34 mit den Scholien).

3) Τὸ ἐπὶ Πρυτανείῳ; ein Gericht, welchem eiserne Werkzeuge und überhaupt alle leblose Gegenstände anheimfielen, durch welche zufällig der gewaltsame Tod eines Menschen veranlaßt worden war; solche Gegenstände mußten dann, einer ausdrücklichen Bestimmung gemäß, über die Grenze geworfen werden *). Wie man auch hier die aus alter Zeit stammende und deren volles Gepräge tragende Einrichtung auf ein historisches Factum zu begründen und damit auf die Zeiten des Erechtheus zurückzuführen suchte, kann die von Pausanias (l. l. §. 10) mitgetheilte Sage zeigen. Ohne Zweifel hängt die uns auffallend, ja lächerlich scheinende Einrichtung mit demselben ersten Bestreben zusammen, das auch die Einrichtung und die Bestimmung der übrigen eben genannten Blutgerichtshöfe, die wir wol als eine Art geistlicher Sühngerichte vor der Anordnung der Epheten betrachten dürfen, hervorrief, und keinen andern Zweck hatte, als dem Mord und der Blutrache auf alle mögliche Weise zu steuern, und damit einen geordneten, politisch-gesicherten Zustand der Bevölkerung herbeizuführen. Wol aber muß von diesem Gerichtshofe, der, wie sein Name schon andeutet, bei oder neben dem Prytaneum seinen Sitz hatte, und nach Allem nur eine symbolische, religiöse Bedeutung haben konnte, durch welche das Sträfliche jedes gewaltsamen Todes dargethan und, bei leblosen, der eigentlichen Bestrafung nicht unterliegenden Gegenständen, durch einige Ceremonien, mit welchen wol auch ein feierlicher Fluch oder eine Verwünschung verbunden war, recht in die Augen springend gemacht werden sollte, unterschieden werden ein anderer Gerichtshof, der in dem Prytaneum selbst seinen Sitz hatte, in welchem daher auch Prytanen zu Gericht saßen und keine Epheten. Das Nähere darüber s. bei Meier und Schömann a. a. O. S. 19 fg. Faßt man aber die bloß religiöse Bedeutung des Gerichtshofes ἐπὶ Παλλαδίῳ ins Auge, so wird sich dann auch eher es erklären lassen, wie Pollux (VIII, 120) sagen konnte, daß die φυλοβασιλεῖς in demselben den Vorsitz geführt, während derselbe Schriftsteller an einer andern Stelle (VIII, 90) die vor die Competenz dieses Gerichtshofes gehörigen Gegenstände (τὰς τῶν ἀψύχων δίκας) dem Archon zutheilt; s. Meier und Schömann a. a. O. S. 116 fg.

4) Τὸ ἐν φρεαττοῖ; eine Gerichtsstätte am Meere, bei dem Piräeus, wo diejenigen, welche wegen eines unvorsätzlich begangenen Mordes zum Exil von den Epheten bei dem Palladium (s. oben) verurtheilt, und noch ehe sie sich mit den Verwandten des Ermordeten über die Rückkehr verständigt hatten, eines neuen Mordes angeklagt worden waren, vom Schiffe aus (weil sie das Land nicht betreten durften) von den am Lande sitzenden Richtern, also den Epheten, vernommen und gerichtet wurden, demnach, im Falle der Verurtheilung, den gesetzlichen Strafen über Mord unterlagen; andernfalls aber damit noch nicht von ihrer frühern Schuld, die ihr Exil herbeigeführt hatte, frei wurden. Die Tradition, die auch hier eine historische Begründung durch ein Factum suchte, läßt den Teucer zuerst hier sich auf diese Weise gegen Telamon seine Unschuld am Tode des Ajax darthun. So Pausanias (l. l. §. 12), womit noch die Stellen des Pollux, Harpokration und einige Stellen des Demosthenes (bei Matthiä a. a. O. S. 156 fg.) zu verbinden sind. Über die Gerichtsstätte selbst vergl. die 12. Note in K. Hermann's Lehrb. d. griech. Staatsalterthümer. §. 105, dessen Vermuthung, daß das in einer Stelle bei Bekker (Anecdd. p. 311, 17) genannte Ζέα für dieselbe Gerichtsstätte anzusehen, in der Notiz des Grammatikers selbst (Ζέα· ἐνταῦθα κρίνεται ὁ ἐπ' ἀκουσίῳ μὲν φόνῳ φεύγων, αἰτίαν δ' ἔχων ἐφ' ἑκουσίῳ φόνῳ) so begründet erscheint, daß man an eine Zusammenstellung mit dem Hofe bei dem Delphinium (wie Wachsmuth [Hellen. Alterth. II, 1. S. 320] irrthümlich thut), oder gar an die Annahme eines fünften Ephetenhofes Ζέα wahrlich nicht denken sollte.

5) Wenn es demnach keinem Zweifel unterliegt, daß die Richter bei den bemerkten vier Gerichtshöfen Epheten waren und den Blutbann in der bemerkten Weise übten, so kann die oben erwähnte Stelle des Pollux (VIII, 123) insofern Zweifel erregen, als dieser von fünf Gerichtshöfen spricht, an welchen die Blutgerichtsbarkeit von den Epheten geübt worden, und weiter hinzufügt, daß Solon ihnen den Rath der Areopagiten zugeordnet [9]). Daß aber der Areopag, dessen erste Einsetzung durch Solon, wie einige spätere Schriftsteller behauptet haben, jetzt so ziemlich allgemein und mit Recht verworfen wird, da er jedenfalls längst vor Solon, wenn auch in anderer Art und in verändertem Wirkungskreise, existirt, auch schon vor Solon, der ihm die eigentliche Gerichtsbarkeit über vorsätzlichen Mord, Giftmischerei, boshafte Verwundung und dergl., also einen wesentlichen Antheil der Criminaljustiz übertrug, in Gegenständen, welche einen Mord betrafen, gerichtet hat, zeigen mehre Fälle zu bestimmt [10]), als daß wir daran einen Zweifel nehmen könnten, so auffallend es sonst auch erscheinen mag, daß bei dem, was von Drakonischen Gesetzen und Einrichtungen zu unserer Kunde gekommen, des Areopags nirgends gedacht wird (vergl. *Plut.* Solon. 19), mithin die Annahme, daß

8) S. besonders *Demosthen.* in Aristocr. p. 645, 14 (Ἐὰν λίθος ἢ ξύλον ἢ σίδηρος ἢ τι τοιοῦτον ἐμπεσὼν παταξῃ καὶ τὸν μὲν βαλόντα ἀγνοῇ τις, αὐτὸ δὲ εἰδῇ καὶ ἔχῃ τὸ τὸν φόνον ἐξομαμεῖνον etc.) und die oben bereits angeführten Grammatiker: Pollux, Harpokration, Suidas. Ein Mehres bei *Matthiae* l. l. p. 152 sq.

9) Die Worte selbst lauten: Ἐφέται — ἐδίκαζον δὲ τοὺς ἐφ' αἵματι διωκομένους ἐν τοῖς πέντε δικαστηρίοις· Σόλων δ' αὐτοῖς προσκαθίσας τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλήν. Vergl. dazu *Matthiae*, De judice. l. l. p. 146 sq. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 17 fg. 10) S. *Matthiae* l. l. p. 142 seq. Meier im Rheinisch. Museum. II. S. 267 fg., auch mit Bezug auf *Plutarch.* Vit. Solon. cap. 19. Im Allgemeinen s. auch die Nachweisungen in K. Hermann's Griech. Staatsalterthümer. §. 105. Not. 4 und 5.

die ganze Blutgerichtsbarkeit in allen Fällen den Epheten übertragen, nicht unwahrscheinlich wird. Der Widerspruch, der auf diese Weise sich erhebt, wird sich zwar aus Mangel näherer Nachrichten über diese dunkeln Verhältnisse altattischer Staatseinrichtungen schwerlich mit Sicherheit beseitigen, sondern nur durch mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen heben lassen. Wir können daher entweder mit K. O. Müller (Dor. I. S. 333. II. S. 137 und zu Æschyl. Eumenid. S. 153) annehmen, daß außer den vier genannten Gerichtshöfen an den oben bezeichneten Orten auch der Areopag als ein fünfter existirt, an welchem ebenso gut, wie bei den vier andern, Epheten zu Gericht gesessen, diese mithin das gesammte Richterpersonale für alle fünf Gerichtshöfe gebildet, oder wir können es mit Meier und Schömann (Der Attische Proceß. S. 11. 12) für wahrscheinlicher ansehen, daß ein und dasselbe Gericht, der Areopag, nach Verschiedenheit der Gegenstände an den verschiedenen oben bezeichneten Gerichtshöfen seine Sitzungen gehalten; sodaß dann auf die am Areshügel, dem Sitze des Areopags, selbst verhandelten Gegenstände die Äußerung des Pollux (der doch wahrscheinlich hier ältern Quellen folgte, vielleicht aber auch Verschiedenartiges zusammenwarf und so den Widerspruch herbeiführte) von fünf Gerichtshöfen für den gesammten Blutbann zu verstehen ist. Jedenfalls aber scheint die Solonische Gesetzgebung, indem sie den eigentlichen Blutbann der Competenz des Areopagus unterwarf, und so nur die oben bemerkten minder wichtigen Gegenstände den vier Ephetengerichten zur Entscheidung überließ, diesen unwillkürlich von ihrem Ansehen und ihrer Bedeutung entzogen, und so ein Sinken derselben herbeigeführt zu haben, das bei der später immer mehr hervortretenden demokratischen Richtung und der in diesem Sinne vorgenommenen Besetzung der Gerichte, bei der Nichtachtung der religiösen Verhältnisse, welche bei den Ephetengerichten ein so wesentliches Element bildeten und ihnen eine solche Bedeutung gaben, natürlich immer mehr zunehmen mußte. Daher sind auch im Ganzen die Fälle, wo von einer Berufung auf die Ephetengerichte die Rede ist, nicht sehr zahlreich, der Spuren überhaupt nur wenige, und eben dadurch über die ganze Einrichtung ein Dunkel verbreitet, das wir vergeblich durch Vermuthungen aufzuhellen suchen; ja es scheint sogar, daß diese Gerichtshöfe später, zum Theil wenigstens (wie das Gericht bei dem Palladium und Delphinium), den Heliasten, also den Volksgerichten, eingeräumt und überlassen wurden (vergl. Meier und Schömann a. a. O. S. 143 fg.), wodurch ihr aus alter Zeit stammendes, an alte Traditionen und religiösen Glauben geknüpftes Ansehen immer mehr verlieren und zuletzt so herabsinken mußte, daß Pollux (VIII, 125) selbst seine Nachrichten über das Ephetencollegium, das nun eine leere Form geworden war, mit den Worten schließen konnte: κατὰ μικρὸν δὲ κατελάσθη τὸ τῶν Ἐφετῶν δικαστήριον. — Über die Epheten und deren Gerichte im Allgemeinen können außer den bereits angeführten Schriften von Matthiä, Meier und Schömann, K. Hermann (Griech. Staatsalterthümer. §. 103—105), und dem, was kürzer, bei Tittmann (Darstellung der griech. Staatsverfass. S. 222) und Wachsmuth (Hellen. Alterthumsk. I. S. 243, wo jedoch auch einige von K. Hermann bereits berichtigte, irrige Behauptungen vorkommen) sich bemerkt findet, noch benutzt werden: die ältere Abhandlung von *F. T. Krebs* (praesid. *Fr. Menxio*), De ephetis Atheniens. judiciibus Diss. (Lips. 1740. 4.), die auch in desselben Opusc. (Lips. 1778.) p. 1 sq. steht, und die neuere von *H. F. Kayemann*, De origine Ephetarum et eorum judiciis. (Lovan. 1823.) — Schließlich bemerken wir noch, daß bei Æschylus (Pers. 80. ed. *Blomfield*; vergl. dessen Glossar) der Ausdruck ἐφέτης auch in einem allgemeinern Sinne, als Befehlshaber gebraucht, vorkommt; welche Anwendung des Wortes indessen schon den alten Grammatikern aufgefallen zu sein scheint, da wir bei Hesychius die Glosse finden, die wol aus einer ältern Quelle geflossen sein mag: Ἐφέτας· τοὺς ἡγεμόνας τῶν Περσῶν, καταχρηστικῶς· κυρίως δὲ οἱ τὰς φονικὰς δίκας Ἀθήνησι διάζοντες. Oder verhält sich die Sache vielmehr umgekehrt insofern in beiden Fällen der allgemeinere Begriff eines Vorgesetzten oder Vorstehers zum Grunde liegt. (*Baehr.*)

EPHEU, dieser durch ganz Europa verbreitete, in Wäldern an Bäumen und an Felsen und Mauern wachsende baumartige Strauch (m. s. Hedera) lieferte schon in den ältesten Zeiten verschiedene Theile als Arzneimittel, die aber in der neuern Zeit fast gänzlich obsolet geworden sind. Es sind diese folgende:

Epheublätter, folia Hederae arboreae, sie haben frisch, besonders wenn sie gerieben werden, einen balsamisch harzigen Geruch, und entwickeln beim langen Kauen einen widerlichen, harzig kratzenden, trocknenden, lang anhaltenden Geschmack. Die trocknen Blätter sind neuerlich mit Erfolg bei Lungenkrankheiten in Pulverform angewendet worden, die frischen werden auch jetzt noch zur Erregung gelinder Eiterung auf Fontanelle und Seidelbastwunden aufgelegt; ihr vorwaltender Bestandtheil ist Harz.

Epheubeeren, Baccae Hederae arboreae, schmecken säuerlich, harzig reizend, wirken brechenerregend und wurden als Brech- und Purgirmittel benutzt; ihre vorwaltenden Bestandtheile sind Harz und eine Pflanzensäure.

Epheuholz, Lignum Hederae arboreae, hat den Geruch und Geschmack der Blätter und wurde früherhin nicht allein zur Verfertigung von Fontanellkügelchen benutzt, sondern es wurden auch Becher aus ihm gedreht, aus welchen man bei Entzündungen trinken ließ; sein vorwaltender Bestandtheil ist Harz.

Epheuharz, Resina s. Gummi Hederae arboreae, fließt im südlichen Europa und im Orient aus gemachten Einschnitten in dem Stamm und den Zweigen des Epheus aus, zuweilen auch im südlichen Teutschland, und Göppert in Breslau (s. Brandes' und Wackenroder's Archiv der Pharm. XX, 94. Jahrg. 1839) beobachtete an einem 80 Jahre alten Epheustamm nicht allein in dem Innern desselben, sondern auch auf der Rinde eine große Menge ausgeschwitzten Harz. Auch Geiger gibt in seinem Handbuche der Pharmacie 2. Bd. S. 613. 1829,

Digitized by Google

an, daß der an den Burgruinen von Heidelberg wachsende Epheu nach gemachten Einschnitten Harz gebe.

Im Handel kommt das Epheuharz in größeren oder kleineren unregelmäßigen, rauhen Körnern oder in ei- bis faustgroßen Klumpen von dunkelbraungelber, zum Theil ins Orangegelbe gehender Farbe, welche aus mehr oder weniger glänzenden, auch matten Theilen zusammengesetzt sind, zum Theil aber auch in kleinen durchsichtigen oder kaum durchscheinenden Stücken von granatrother Farbe vor. Es ist spröde, leicht zerreiblich und gibt ein lebhaft orangegelbes Pulver; es riecht, besonders beim Erwärmen und Anzünden, eigenthümlich, nicht unangenehm aromatisch-balsamisch und schmeckt schwach bitterlich, und gelind kratzend. Guibourt beschreibt drei verschiedene Sorten Epheuharz, in Teutschland kommt aber nur das beschriebene in den Handel.

Man wendet das Epheuharz noch hin und wieder in Pulver und Pillenform innerlich an; äußerlich wird es als wundenheilendes Mittel, als Zusatz zu Pflastern und zum Räuchern, sowie auch als Witterung für Fische, indem man die Angel damit bestreicht, benutzt. Pelletier fand es zusammengesetzt in 100 Theilen aus

harzigen Theilen . . .	23,0
Gummi	7,0
Apfelsäure	0,3
Holzfaser	69,7
	100,0

der Gehalt an holziger Substanz variirt aber sehr, sowie es auch oft mit erdigen Theilen vermischt ist, weshalb man es für den innerlichen Gebrauch reinigen sollte.

(*Döbereiner.*)

Epheu, s. Hedera.

EPHIALTES (*Ἐφιάλτης*). Wir unterscheiden hier zuvörderst die mythischen Personen dieses Namens von denjenigen, welche unter demselben Namen in der wirklichen Geschichte von Hellas uns entgegentreten. In erster Beziehung haben wir zu nennen:

1) Den himmelstürmenden Giganten Ephialtes, welchem durch Apollo das linke, durch Herkules das rechte Auge ausgeschossen ward, wie Apollodor in der Att. Biblioth. I, 6, 6 erzählt;

2) Ephialtes, den Sohn des Neptun und der Iphimedia, der Gattin des Aloeus, den Bruder des Otus, beide bekannt unter dem Namen der Aloiden, deren riesenhafter Leib jedes Jahr um eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Länge wuchs, und daher schon im neunten Jahre, wie Homer (Odyss. XI, 304 sq.) singt, neun Ellen breit und neun Klaftern lang war, welche Städte, wie Ἄκρα, gebaut (*Diod. Sicul.* IV, 87. *Pausan.* IX, 29), und den Dienst der Musen eingeführt, die aber auch vermessen genug sind, an die Götter sich zu wagen, den Ossa auf den Olymp, und darauf den Pelion thürmen, um so den Himmel zu ersteigen, und dort sich göttliche Frauen, Otus die Diana und Ephialtes die Juno, zu gewinnen; die selbst den Mars in Fesseln legen, den mit genauer Noth des Mercurius List ihnen entführt, bis sie zuletzt sich gegenseitig mit ihren Pfeilen, mit welchen sie auf den Hirsch, in welchen Diana sich verwandelt, zielen, sich gegenseitig erlegen, oder durch die Pfeile des Apollo und der Diana, wie Andere melden, oder wie Homer sagt, durch die Pfeile des Apollo, noch ehe der Bart ihnen keimte, fallen. (Ilias V, 385 sq. mit den Scholien, vergl. mit *Apollon. Rhod.* I, 484 mit den Scholien, *Hygin.* Fab. 28 mit den Auslegern, *Apollodor.* I, 7. §. 4 sq. und die übrigen, diesen Mythus betreffenden Stellen bei Creuzer in den Melet. I. p. 85. not. 56. Einiges auch oben Band 3 dieser Encyklopädie S. 189.) Fragen wir aber nach Sinn und Bedeutung dieses Mythus, so werden wir bald in diesen Aloiden, den Söhnen des Mannes der Tenne (*Ἀλωεύς* von *ἀλωά* Tenne, *τὰ ἀλῶα* Saatfeld) und ihren riesenhaften Leibern und ungestümem Vermessen, ein Bild und eine Personification der wilden, ungemessenen Naturkräfte, wie sie in wilden Wogen und Wellen aus der Tiefe des Meeres aufsteigend, über die nahen Gestade, Fluren und Saatfelder verheerend sich wälzen und diesen Anfall immer und so lange wiederholen, bis sie durch höhere Kräfte gebändigt, in ihr Nichts zurückfallen, und nun es möglich machen, Fluren und Felder zu bebauen, und mit ihrem Ertrag die Tenne zu füllen; wir werden nun erkennen, warum sie die Söhne des Neptun, wild und vermessen, wie dieser, heißen, und so als die Kinder des wilden Meeres, als gewaltig anstürmende Wogen und Wellen erscheinen; selbst der Name des Ephialtes, d. i. des Heranstürzenden und Angreifenden, wird dann leicht seine Deutung finden. Wir sehen also in diesem Mythus dargestellt den Kampf wilder Meereswogen mit der Erde an fruchtbaren Gestaden und Ufern, und werden dann auch, wenn wir, wie billig, die localen Beziehungen der Sage beachten, erinnert an die großen tellurisch-vulkanischen Veränderungen, wie sie an den Küsten Böotiens und Thessaliens, den Stromgebieten des Peneus und Asopus, sich einst zugetragen haben mögen. Vergl. Creuzer Symbolik II. S. 386 fg.

Treten wir aus dem Gebiete des Mythus auf das Feld der Geschichte, so finden wir zuerst den Ephialtes, den Sohn des Eurydemos, aus Malia, oder, was auf Eins hinausläuft, aus Trachis, bekannt durch den Verrath, den er an Griechenland beging, als er dem Xerxes und seinen Persern, nachdem sie vergeblich sich bemüht, den von Leonidas und seinen Spartanern besetzten Engpaß der Thermopylen zu erstürmen, einen Fußsteig über das Gebirge vertieth, mittels dessen sie den Paß umgehen und so den tapfern Vertheidigern jenes Passes in den Rücken fallen konnten. Während die Mehrzahl der alten Schriftsteller, welche dieses Factum erwähnen, der Angabe des Herodotus (VII, 213) folgen (vergl. *Oudendorp* ad *Frontin.* Strateg. II. 2. 13), nennt, statt des Ephialtes, Ktesias in seinen durch Photius im Auszug erhaltenen persischen Geschichten §. 24 zwei vornehme (*οἱ δυνατώτατοι*) Trachinier Kallidas und Timaphernes, welche in dieser Absicht zum Perserkönig sich begeben und ihm den Weg gezeigt; was bei dem nicht selten vorkommenden Widerspruch der Angaben des Herodotus und Ktesias in Bezug auf die Geschichte der Perserkriege, und bei dem ausgesprochenen Bestreben des Letzteren, irrige Angaben des Ersteren zu widerlegen, um so mehr Beachtung verdient, als

Digitized by Google

Herodot selbst (VII, 214) einer andern Sage gedenkt, welche diesen Verrath einem gewissen Onatas von Karystos und Korydallos von Anticyra zuschrieb, aber diese Sage als unglaubwürdig bezeichnet, wahrscheinlich in Folge der Erkundigungen, die er an Ort und Stelle darüber selbst eingezogen hatte; denn er erzählt uns, wie Ephialtes aus Furcht vor den Lakedämoniern nach Thessalien geflohen, und wie dann ein Preis auf seinen Kopf von den Amphiktyonen gesetzt worden; wie hernach Ephialtes wieder nach Anticyra zurückgekommen, und dort von einem Trachinier Athenades, um einer andern Ursache willen, deren nähere Angabe er späterer Erzählung vorbehalten, erschlagen worden sei, und wie Athenades dessenungeachtet den bemerkten Preis erhalten. Aus diesen Gründen glaubt der Vater der Geschichte mit vollem Rechte den Ephialtes als den Schuldigen zu betrachten, welcher den schändlichen Verrath begangen. Vielleicht war auch Ephialtes nur das Werkzeug, dessen sich die den Hellenen abgeneigten, und Xerxes befreundeten Oligarchen und Dynasten von Thessalien und der anstoßenden Gegenden bedienten, um den beabsichtigten und von ihnen ausgegangenen Verrath auszuführen. Dann würde sich der Widerspruch zwischen den Angaben und Versicherungen des Herodotus und der kurzen, nur allzu unvollständigen Nachricht des Ktesias vielleicht eher lösen oder doch einigermaßen erklären lassen. Was endlich jenen Fußsteig selbst betrifft, von dem uns Herodotus (VII, 216 fg. vergl. mit Kruse, Hellas II, 2. S. 125 fg.) wahrscheinlich aus eigener Anschauung wie aus Mittheilungen der dortigen Gebirgsbewohner eine so genaue Beschreibung liefert, mit der auch die Angaben anderer späterer Schriftsteller (z. B. *Livius* XXXVI, 16. *Diodor. Sicul.* IX, 8. *Appian.* Syr. Cap. 18. *Pausan.* X, 22. §. 5. *Plutarch.* Cat. maj. 13) so ziemlich übereinstimmen, indem auf ebendemselben Pfade später Alexander der Große, wie Brennus und seine Gallier einfielen, so wollen neuere Reisende denselben an Ort und Stelle wieder aufgefunden und bald erkannt haben, da auf ihm noch heutigen Tags die dortigen Bewohner nach Salona oder Amphissa ziehen. So *Clarke*, Travels etc. II, 3. p. 250; und ebenso versichert Roß (Morgenblatt 1835. Nr. 204), als er am Fuße des Öta angelangt war, ohne viele Mühe die von Herodot genannte Felsschlucht Anopaea (*Ἀνόπαια*), nach der ja auch der Fußweg selbst den Namen führte (obwol ihn Appianus einfach *Ἀνωπός* nennt) erkannt zu haben, der sich, nach dem Öta zu aufsteigend hinter dem über den Thermopylen ragenden Gipfel herumzieht, und so es möglich machte, den Griechen in den Rücken zu kommen. Nach Leake (Travels in Northern Greece II. p. 53 sq. 59) führt jetzt der Fußsteig den Namen *μονοπάτι*.

In der Geschichte Athens haben wir einen doppelten Ephialtes zu unterscheiden. Der eine, ungleich bekanntere und berühmtere, ist Ephialtes, des Simonides oder, wie Älian sagt, des Sophonides Sohn, ein Zeitgenosse des Perikles, und dessen Gehilfe in dessen politischen, demokratischen Tendenzen [1]), insofern Ephialtes als einer der Häupter der demokratischen Partei zu Athen erscheint, und in diesem Sinne die aristokratischen Elemente der Solonischen Verfassung zu beseitigen bemüht war, weshalb ihn die Alten mehrfach als Demagogen bezeichnen. Doch ruhen auf seinem politischen Charakter keine moralischen Flecken; im Gegentheil, er wird neben einen Cimon und Aristides gestellt, als höchst uneigennützig und freigebig, wie gerecht geschildert, und ihm gleich einem Aristides, Phocion, Epaminondas, selbst große Armuth beigelegt. So lauten wenigstens die Zeugnisse eines Älianus (Var. Hist. II, 43. XI, 9. XIII, 39, vergl. mit *Plutarch.* Demosth. 14. Cimon 10. *Valer. Max.* III, 8, 4), bei dem er als *πενέστατος* bezeichnet wird, wozu freilich die Angabe des Heraklides (p. 206 Cor.), wonach er zur Herbstzeit einem Jeden den Zutritt zu seinen Gärten oder Feldern verstattet, und Viele damit bewirthet, nicht ganz passen will, sodaß Sintenis (ad *Plutarch.* Pericl. p. 105) hier sogar an eine Verwechslung des Ephialtes mit Cimon denken möchte, die wir indessen noch nicht so bestimmt auszusprechen wagen.

Von der politischen Wirksamkeit des Ephialtes zeugt, außer einigen minder bedeutenden Spuren, wie z. B. daß er einst als Stratege eine Flotte von 30 Galeeren geführt (*Plut.* Cimon 13), oder daß auf seinen Antrag die Solonischen Gesetzestafeln von der Burg, wo sie bisher aufbewahrt gewesen, nach dem Prytaneum und Markt gebracht worden (vergl. *Pollux* VIII, 128. *Harpocrat.* s. v. *ἄξονες*. *Photii* Lexic. s. v. *ὁ κάτωθεν νόμος*), wo sie auch noch in späten Zeiten gesehen wurden (s. *Harpocrat.* l. l. *Paus.* I, 18, 3), insbesondere ein Factum, das, als besonders wichtig und einflußreich auf die Attischen Staatsverhältnisse, von den Alten hervorgehoben wird, da es dem Areopag, diesem wichtigen aristokratischen Institut, nach Solon's Bestimmung, sein Ansehen und seinen politischen Einfluß, durch welchen es in Widerspruch trat mit der von ihm und Perikles beabsichtigten Entwickelung der reinen Demokratie, entreißen sollte. Auf Betrieb des Perikles, wie es scheint (*Plutarch.* Pericl. 9) [2]), machte er einen Antrag, durch welchen dem Areopag ein großer Theil seiner richterlichen Befugnisse entzogen, und überhaupt das Ansehen und die Bedeutung desselben geschwächt, mithin seine politische Macht und sein Einfluß gebrochen werden sollte. So, und nur in allgemeinen Ausdrücken, sprechen sich die Alten über diesen von Ephialtes auch durchgesetzten Antrag aus, welcher nach K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 109. Not. 6) auf Olymp. 80, 1, nach Sintenis (ad *Plut.* Pericl. p. 107) ein oder zwei Jahre früher, auf Olymp. 79, 3 oder 4 fällt. Es entsteht daher die nächste Frage, worin denn eigentlich die einzelnen Bestimmungen dieses Psephisma bestanden, und was denn eigentlich dadurch dem Areopag von seinen durch die Solonische Verfassung ihm

1) *Plut.* Pericl. 10: — *τοῦ Περικλέους — τὸν δημαγωγὸν Ἐφιάλτην φίλον γενόμενον καὶ κοινωνὸν ὄντα τῆς ἐν τῇ πολιτείᾳ προαιρέσεως* etc.

2) Dies scheint jedenfalls wahrscheinlicher, als die nach einer unsichern Notiz bei Bekker (Anecdd. p. 188) aus einer Privatbeleidigung abzuleitende Veranlassung. Vergl. *Sintenis* ad *Plutarch.* Pericl. p. 106.

Digitized by Google

zugewiesenen Rechten entzogen worden, namentlich in Bezug auf die richterliche Competenz, und hier zunächst auf die Blutgerichtsbarkeit, insofern der Areopag über vorsätzlichen Mord und lebensgefährliche Verwundung, Giftmischerei, Brandstiftung und dergl. die Entscheidung gab. Ist nun diese ganze Criminaljurisdiction in ihrem vollen Umfange dem Areopag durch das Psephisma des Ephialtes entrissen worden, und besteht ebendarin die im Interesse der reinen Demokratie von ihm und seinem politischen Freunde Perikles beabsichtigte Schmälerung und Erniedrigung eines seiner ursprünglichen Bestimmung nach allerdings mehr aristokratischen Instituts? Es ist dieser Punkt in der neuesten Zeit Gegenstand lebhafter Controversen [3]) unter den gelehrten Forschern des Hellenischen Alterthums geworden, da man sich über die Beantwortung dieser Frage nicht vereinigen konnte, und sogar dieses Psephisma des Ephialtes dahin deutete, daß dem Areopag allerdings die bisherige Jurisdiction, zunächst die Blutgerichtsbarkeit, nach ihrem vollen Umfange dadurch entzogen, aber bereits zwischen Olymp. 88 und 92, oder erst später, um Olymp. 94, 1, wieder zugetheilt worden, und von dieser Zeit an, jedenfalls kurz nach dem Sturze der Vierhundert, fortwährend wieder von ihm ausgeübt worden sei; es wären dann in jener Periode dem Areopag höchstens einige und wol nicht bedeutende Geldstrafen u. dgl. übriggeblieben. Diese von Böckh [4]) aufgestellte Ansicht ist indessen in neuern Zeiten mehrfach bestritten worden, wobei man theils von dem allgemeinen politischen Standpunkte ausging und diesen zunächst ins Auge faßte, theils die Stellen der Alten, welche von dieser durch Ephialtes bewirkten Veränderung überhaupt reden, zum Gegenstande näherer Untersuchung machte. Es gehört hierher, außer dem, was von Platner (Proceß und Klagen bei den Attikern. I. S. XXI. Zusatz zu §. 27) bemerkt worden ist, insbesondere die Abhandlung von *F. W. Forchhammer*, De Areopago non privato per Ephialten homicidii judiciis contra Boeckhium Disputatio (Kiliae 1828), und die Recension derselben von K. Hermann in den Heidelb. Jahrb. 1830. Nr. 44. Beachten wir zuvörderst die Stellen der Alten, so spricht Plutarch [5]) nur von den meisten Entscheidungen (τὰς πλείστας κρίσεις oder τὰς κρίσεις πλὴν ὀλίγων ἁπάσας); andere Schriftsteller, wie Aristoteles [6]) und Diodorus [7]), nur im Allgemeinen von der Schwächung und Schmälerung des Areopags, wobei sie die Ausdrücke κολοῦσαι und μειῶσαι gebrauchen; letzterer mit einem allerdings verstärkenden Zusatze, welcher auf den beabsichtigten Umsturz der alten Gerechtsame des Areopags schließen läßt. Bei der Unbestimmtheit und Allgemeinheit dieser Angaben muß aber eine Stelle des Demosthenes (adv. Aristocr. p. 642) von um so größerem Gewichte sein, da sie auf das Bestimmteste ausspricht [8]), daß der Areopag unter keiner Staatsform und unter keiner politischen Veränderung zu Athen den Blutbann verloren; was wir wol schwerlich mit einigem Rechte für eine rhetorische Übertreibung werden erklären dürfen, und es wird damit auch die Stelle des Lysias (De Caede Eratosthen. c. 30) [9]), wenn wir sie mit K. Herrmann in dem, wie es doch scheint, allein wahren Sinne auffassen, nicht in Widerspruch stehen; denn sie würde dann nur bezeugen können, daß der Areopag die Blutgerichtsbarkeit schon zu der Väter Zeiten besessen, und auch in den Zeiten des Redners (ἐφ' ἡμῶν) ausdrücklich wieder bestätigt erhalten. Noch entscheidender aber spricht sich eine Stelle des Philochorus in einem Lexic. Rhett. bei *Photius* ed. *Pors.* p. 585. ed. Lips. aus, nach welcher Ephialtes dem Areopag blos die Blutgerichtsbarkeit — τὰ ὑπὲρ τοῦ σίματος, was gewiß nicht anders gedeutet werden kann, gelassen, alles Andere ihm also entzogen. Es kann aber, wenn wir die damaligen Verhältnisse, das Streben der beiden demokratischen Häupter, des Perikles und Ephialtes, und den Gesichtspunkt berücksichtigen, aus welchem dieser ganze Angriff des Ephialtes auf die Macht des Areopags hervorgegangen, kaum zweifelhaft bleiben, daß es dabei hauptsächlich auf die politische Macht dieses Senates und eine Schmälerung seiner Befugnisse in dieser Beziehung, nicht sowol aber auf die richterliche Competenz desselben, abgesehen gewesen [10]); sodaß wir die oben angeführten Aussprüche der Alten dann auch nur in diesem Sinne von einer Schmälerung oder Erniedrigung des Areopags zu verstehen haben, zumal da sich, ohne daß man die Stelle des Lysias, die wir eben angeführt,

3) s. die Literatur darüber und die Angabe der Hauptstellen bei K. Hermann, Griechische Staatsalterthümer. §. 109. Not. 6. 7. 4) In dem Index Lectt. (Berolin. 1826—1827), wieder abgedruckt in Seebode's Archiv. I, 3. S. 115 fg. und daselbst die Hauptstelle: „Ephialtae plebiscito plurima judicia Areopago erepta esse diserte testatur Plutarchus et ad ordinarios judices translata; in quibus consentaneum est, *capitales potissimum causas fuisse*, quae longe gravissimae veteribus visae sunt, *relictis haud dubie iis tantum causis, in quibus judicandis multam irrogandi potestas fuit.*" Vergl. damit Index Lectt. (Berolin. 1828—1829) mit Bezug auf Meier im Rhein. Museum. II. S. 265 fg. und die Behauptung, daß in der Zwischenzeit heliastische Richter auf dem Areopag zu Gericht gesessen und die Blutgerichtsbarkeit ausgeübt. 5) Vit. Pericl. 9: διὸ καὶ μᾶλλον ἰσχύσας ὁ Περικλῆς ἐν τῷ δήμῳ κατεστασίασε τὴν βουλὴν (nämlich den Areopag), ὥστε τὴν μὲν ἀφαιρεθῆναι τὰς πλείστας κρίσεις δι' Ἐφιάλτου. Vergl. Vit. Cimon. 15 und cap. 10.

6) Polit. II, 9, 3: τὴν ἐν Ἀρείῳ πάγῳ βουλὴν Ἐφιάλτης ἐκόλουσε καὶ Περικλῆς. In demselben Sinne sagt Plutarch (Reip. G. Praecept. p. 812 C.): Περικλῆς — δι' Ἐφιάλτου τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν ἐταπείνωσε. 7) Die Stelle selbst lautet: Ἐφιάλτης ὁ Σιμωνίδου δημαγωγὸς ὢν καὶ τὸ πλῆθος παροξύνας κατὰ τῶν Ἀρειοπαγιτῶν ἔπεισε τὸν δῆμον ψηφίσμασι μειῶσαι τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν καὶ τὰ πάτρια καὶ περιβόητα νόμιμα καταλῦσαι. 8) τοῦτο μόνον τὸ δικαστήριον οὐχὶ τύραννος, οὐχ ὀλιγαρχία, οὐ δημοκρατία τὰς φονικὰς δίκας ἀφειλέσθαι τετόλμηκεν κ. τ. λ. 9) τῷ δικαστηρίῳ τῷ ἐξ Ἀρείου πάγου, ᾧ καὶ πάτριόν ἐστι καὶ ἐφ' ὑμῶν ἀποδέδοται τοῦ φόνου τὰς δίκας δικάζειν; s. dazu K. Hermann in der oben angeführten Recension S. 696. Vergl. *G. Hermann*, Opusc. T. IV. p. 299 sq. 10) Auch die Stelle des Cicero (De Republ. I, 27 fin.): „Si Athenienses quibusdam temporibus, *sublato Areopago, nihil nisi populi scitis ac decretis agebant*, quoniam distinctos dignitatis gradus non habebat, non tenebat ornatum suum civitas," wird doch immerhin nur von dem politischen Standpunkte aus als eine allgemeine Äußerung aufzufassen sein, wobei die richterliche Autorität ganz unbeachtet gelassen ist.

Digitized by Google

herbeizieht, durchaus keine Stelle, kein Factum beibringen läßt, aus welchem ersichtlich wäre, daß der Blutbann, wie ihn der Areopag geübt, eine Zeit lang wenigstens andern Richtern oder gar den Volksgerichten überlassen worden, der Ausspruch des Demosthenes mithin nicht widerlegt werden kann, und das Psephisma des Ephialtes diesen Theil der Thätigkeit des Areopags, soweit er die Criminaljurisdiction befaßte, nicht berührte.

Das weitere Schicksal des Ephialtes ist aus Plutarch (Pericl. 10) und Diodor (XI, 77) bekannt. Er fiel als ein politisches Opfer durch Mord, dessen Veranlassung, nach den Äußerungen des Plutarchus, in der Strenge seiner antioligarchischen und antiaristokratischen Grundsätze und der dadurch geleiteten politischen Handlungsweise zu suchen ist. Nach Aristoteles war Aristodikos aus Tanagra der von der Gegenpartei angestellte Mörder. Plutarch, der dieser Angabe folgt, erklärt sich dabei sehr stark gegen die durch Idomeneus in Umlauf gebrachte Sage, als habe Perikles, aus Eifersucht und Neid auf den Ruhm und das Ansehen des Ephialtes, diesen, seinen politischen Freund, aus der Welt schaffen lassen. Doch waren zur Zeit des Redners Antiphon die Mörder des Ephialtes nicht bekannt (De Caede Herod. p. 137. §. 68), und es stimmt auch damit die Angabe des Diodorus an dem angeführten Orte überein.

Verschieden von diesem Ephialtes ist Ephialtes, ein Athenischer Staatsmann und Redner aus der Zeit des Demosthenes und Hyperides, zur Zeit der Thronbesteigung Alexander's des Großen, der seine Auslieferung verlangte, da er zu der den makedonischen Interessen entgegengesetzten Partei gehörte, und, wie behauptet ward, durch persisches Geld bestochen war; s. *Plutarch.* Vit. Demosthen. 23 und X Oratt. (*Morel.* T. II.) p. 848 E. *Photius*, Bibl. Cod. CCLXVI. p. 495 B. Ob dieser Ephialtes derselbe ist, der im persischen Heere gegen Alexander diente (*Diodor. Sicul.* XVII, 26 und daselbst Wesseling), wird ungewiß bleiben. (*Baehr.*)

Ephielis *Schreb.*, s. Matayba.

EPHIPPIUM nannte Latreille eine Gattung der Waffenfliegen (Stratiomydae s. Notacantha), für welche Meigen den Namen Clitellaria vorgeschlagen hatte. Unter letzterem ist sie von den meisten Entomologen angenommen worden. Vergl. daher diesen Artikel. (*Burmeister.*)

EPHIPPUS, eine von G. Cuvier aufgestellte Gattung aus der Familie der Klippfische (Squamipennes, Chaetodon *Linn.*), welche sich von ihrer älteren Stammgattung Chaetodon (s. d. Art.) durch die Form der Rückenflosse unterscheidet, insofern dieselbe bei Ephippus aus zwei Hälften besteht, von denen die vordere blos allmälig kleinere Stachelstrahlen enthält, keinen Schuppenbesatz hat, und in einer Furche auf der Kante des Rückens niedergeschlagen ganz versteckt werden kann. Ihr Körper ist weniger hoch als bei den echten Chätodonarten. Neuerdings hat Cuvier die Gattung wieder in drei Untergattungen gesondert (Hist. natur. des poissons. T. VII. p. 112): 1) Ephippus, mit drei Stachelstrahlen in der Afterflosse und eirunden Brustflossen; 2) Drepane, mit ebenso vielen Stacheln in der Afterflosse, aber langen sichelförmigen Brustflossen; und 3) Scatophagus, mit vier Stacheln in der Afterflosse. Die Arten der beiden letzten Gruppen bewohnen die ostindischen Gewässer ausschließlich; Ephippusarten findet man auch an Amerika. Cuvier beschreibt deren a. a. O. zwei von dieser Localität, zwei andere aus Ostindien. Als bekannteste Art gehört hierher der Chaetodon faber Bloch's, den zuerst H. Sloane (Iam. II. pl. 251. f. 4) abbildete und den Linné als Ch. triostegus in das System aufnahm. Dieser Fisch hat im Alter einen kreisrunden, in der Jugend einen mehr ovalen Umriß, wird von 3—12 Zoll Länge gefunden und ist bleigrau, mit sechs dunkelblauen Querbinden und schwarzblauen Flossen. Er bewohnt die Ostküste Amerika's, von Neuyork bis Rio Janeiro. Eine Abbildung desselben nach Bloch's Figur theilte ich in meinem zoologischen Handatlas (t. 23. f. 7) mit. Die zweite Art von Amerika: E. gigas *Cuv.*, wird viel größer und ist einfarbig bleigrau, von mehr ovalem Umrisse mit merkwürdigen Auftreibungen am Schädelknochen und den Tragknochen der Afterflosse. Besonders letztere kannte man lange, und hielt sie für Theile einer Platarart; B. Wolf beschrieb indessen zuerst dieselben richtig als Theile dieses Fisches, den er jedoch für einerlei mit E. faber hielt. (Conf. Dissertat. inaugural. de Chaet. fabri sceleto. [Berol. 1824.] c. tab. aen.) Cuvier wies a. a. O. diesen Irrthum nach. — Die beiden ostindischen Arten sind E. goreensis *Cuv.* l. c. 125. pl. 178 und E. orbis, ein schon von Bloch als Chaet. orbis beschriebener und abgebildeter (t. 202 f. 2) Fisch von sechs Zoll Länge und silberweißer Farbe mit bräunlichen Flossen. Zu Drepane rechnet Cuvier zwei Arten: Dr. punctata und Dr. longimana, beide schon bekannte von Linné und Bloch unter demselben Artnamen als Chätodonarten beschriebene Fische, von denen der erstere bei Cuvier auf t. 179 abgebildet ist. Zu Scatophagus zieht Cuvier fünf Arten, unter denen Chaet. argus *Linn.* und Chaet. tetracanthus *Lacep.* als früher bekannte vorkommen. (*Burmeister.*)

EPHOD (hebr. אפוד eigentlich „Überzug" bedeutend) hieß das prachtvolle Schulterkleid, welches mit seinem Zubehör, insbesondere dem Orakelschild, den hauptsächlichsten Schmuck des jüdischen Oberpriesters oder sogenannten Hohenpriesters ausmachte. Derselbe trug nämlich außer der weißen Tunika, welche allen Priestern gemein war, über dieser zunächst noch eine zweite Tunika, die in einem Obergewande bestand und Meil (מעיל) hieß, aus baumwollenem Zeuch von purpurblauer Farbe, ohne Ärmel und etwas über die Kniee herabreichend, der untere Saum abwechselnd mit baumwollenen dreifarbigen Granatäpfeln und goldenen Schellen besetzt. Über diesem Meil hing dann noch, bis etwas über die Hälfte des Leibes herunter, das Ephod, im Allgemeinen der griechischen Epomis, ἐπωμίς, sehr ähnlich, was auch Josephus ausdrücklich bemerkt [1]). Es war aus Goldstoff, mit blauen und rothen Purpurfäden durchwirkt, und bestand, gleich dem katholischen Meß-

1) *Joseph.* Antiq. III, 7, 5. Vgl. C. A. Böttiger, Raub der Cassandra S. 60. Die LXX übersetzen es auch durch ἐπωμίς, die Vulg. superhumerale, Luther: Leibrock.

Digitized by Google

gewande, aus Vorder- und Hinterblatt, sodaß beide Stücken auf den Schultern durch kostbare Spangen und Schnuren verknüpft, wie auch unter der Brust durch einen zu beiden Seiten am Ephod befestigten und aus gleichem Stoffe gewirkten Gürtel zusammengehalten wurden. Auf jeder Schulter war ein in Gold gefaßter Onyx aufgehefet, worin die Namen der zwölf Stämme Israels (in jedem Steine sechs) eingegraben waren, und vorn auf der Brust hielten Ringe, Kettchen und Schnuren das Ephod mit dem viereckigen, eine Spanne langen und breiten, dabei doppelten, also hohlen Orakelschild (bei Luther: das Amtschildlein, LXX λογεῖον, Vulg. Rationale) zusammen, in welchem die geheimnißvollen Orakelsymbole, die Urim und Thummim, bei Luther Licht und Recht genannt, aufbewahrt wurden. Nach dem Pentateuch (s. bes. 2 Mos. Cap. 28 und 29) gehörte das Ephod ausschließlich zum Ornat des Hohenpriesters, und von einem Ephod der gemeinen Priester ist dort überall nicht die Rede; aber zu David's Zeit scheint man von dieser Vorschrift abgewichen zu sein, wenn sie überhaupt schon vorhanden war. Denn nach 1 Sam. 22, 18 trugen sämmtliche Priester zu Nob wenigstens ein leinenes Ephod, und David selbst bekleidete sich mit einem solchen, als er die Bundeslade nach Jerusalem brachte (2 Sam. 6, 14). Desgleichen war Samuel, als er als Opferknabe bei dem Oberpriester Eli Dienste that, mit einem solchen leinenen Ephod bekleidet, wie ihm denn seine Mutter auch einen kleinen Mell machen ließ, nach 1 Sam. 2, 18. 19. Indessen scheint aus 1 Sam. 14, 3 wieder hervorzugehen, daß auch in jener Zeit der Oberpriester vorzugsweise das Ephod trug [2]. Vergl. überhaupt *Braun*, Vestitus sacerdotum Hebraeorum. Lib. II. Cap. 6, und unten den Art. Priester. — Wir müssen hier nur noch der auffallenden Art gedenken, wie das Ephod einige Male in den Büchern der Richter und Samuelis erwähnt wird. Nach Richt. 8, 27 nämlich machte Gideon aus erbeutetem Golde („1700 Sekel Gold") ein Ephod, und „stellte es auf in seiner Stadt Ophra, und ganz Israel verhurete sich daran." Dieser letztere Ausdruck bezieht sich ohne Widerrede auf einen illegalen Cultus, und zwar, da Gideon ganz deutlich als Jehovaverehrer geschildert wird (s. V. 7. 19 und 23 in demselben Cap.), nicht auf Götzendienst, sondern auf einen wenigstens nach dem Sinne des Erzählers illegalen Jehovacultus. Man hat nun früher gewöhnlich behauptet, daß Ephod hier für den ganzen Apparat eines Priesterthums zu nehmen sei, da es zu den vorzüglichsten Insignien desselben gehöre, und daß nichts Anderes gemeint sei, als dieses: Gideon habe eine Priesterschaft creirt, die nicht zu dem legitimen, d. h. Levitischen, Stamme gehörte. Aber man sieht leicht, wie gezwungen diese Erklärung ist [3]. Noch weniger kann man mit den Rabbinen an ein kolossales Schulterkleid von Gold denken, welchem göttliche Verehrung bezeugt worden. Ephod muß daher hier eine andere Bedeutung haben, und für eine solche spricht auch eine exegetische Tradition, nicht blos die jüngere des arabischen Übersetzers (wie Spencer, Gesenius u. A. angeben), sondern auch die viel ältere der Peschito, auf welche das Zeugniß des Arabers sich erst stützt [4]. Beide übersetzten es nämlich durch Bild, Statue. Daß das Wort so etwas bedeuten könne, schließt man schon allenfalls aus einem andern Derivat desselben Stammes, welches sich Jes. 30, 22 auf die Bekleidung von Statuen mit Goldblech bezieht. Gideon errichtete also ein Bild, das den Jehova vorstellen sollte, ähnlich vielleicht dem goldenen Kalbe in der Wüste, oder den von Jeroboam in Dan und Bethel aufgestellten Stieren, die ja auch Jehovabilder sein sollten [5]. Dieselbe Bedeutung scheint nun Ephod auch in der Richt. 17 und 18 erzählten Geschichte zu haben, und zwar ebenfalls mit Beziehung auf einen bildlichen Jehovacultus. Viel weniger sicher scheint uns das in den Stellen 1 Sam. 22, 10. 23, 9 sq. 30, 7 sq. und 2 Sam. 2, 1, welche Worte großentheils dahin zieht; sie lassen sich füglich auf das Priesterkleid und das damit in Verbindung stehende Orakel der Urim und Thummim beziehen, wie man vielleicht schon aus 1 Sam. 28, 6 schließen muß. Zweifelhaft ist auch Hos. 3, 4; wenigstens ist hier nicht der Ort, die Schwierigkeiten dieser Stelle zu erörtern. (*E. Rödiger.*)

EPHOI, nach den Talmudisten ein Engel, der dem Isaak die geöffnete Hölle zeigte, als er den Jacob verfluchen wollte, weil er ihn um den Segen für Esau betrogen hatte. Dies bewog den Erzvater, von seinem Vorhaben abzustehen. Eisenmenger II. S. 262. (*Richter.*)

EPHOREN, Ἔφοροι. Diesen seiner Natur nach ganz allgemeinen Ausdruck, womit Jeder, der eine Aufsicht führt, bezeichnet werden kann [1], finden wir zuerst in verschiedenen Dorischen Staaten in einem bestimmten Sinne zur Bezeichnung eines Magistrates angewendet, der insbesondere in Sparta zu so großem Ansehen und zu einer fast alle politischen Behörden des Staates überragenden Stellung gelangt ist. Wir finden Ephoren [2] mit strafrichterlicher Gewalt zu Cyrene, ebenso in Thera, der Mutterstadt von Cyrene, was uns, da Thera selbst eine

2) „Und Abia . . . war Priester Jehova's in Silo h, der das Ephod trug." Dieser Ausdruck scheint allerdings eine Bevorzugung dieses Priesters anzudeuten, was wir gegen Bacte (Bibl. Theol. I, 269) bemerken. 3) Sie findet sich u. a. bei Cleriens zu d. St. Vgl. Rosenmüller zu Hos. 3, 4. Saalschütz in Illgen's Denkschrift. III, 36 fg. Theile in Winer's Journ. V, 186 fg. Winer selbst im Hebr. Lexikon. Hengstenberg, Christol. III, 127 fg. f. dagegen schon *Spencer*, De legg. Hebr. ritual. p. 945 sq. ed. Tubing., besonders aber Studer zu Richt. 8, 27 und 17, 5. Batke, Bibl. Theol. I, 267 fg.

4) Dies ist zuerst von dem Verf. dieses Artikels nachgewiesen mittels einer Emendation in den Ausgaben der Peschito, die sich ihm nachher durch Ephraim's Commentar bestätigt hat. Man s. *Rödiger*, De orig. et ind. arab. interpr. p. 75. 5) Der Ausleger, der diese Ansicht begründet findet, vermuthet darum Jehova nicht in einen Götzen, wie Hengstenberg (a. a. O.) in unvorsichtigem Eifer behauptet; mindestens träfe ihn derselbe Vorwurf, da er nicht umhin kann, anzunehmen, daß unter den Israeliten wirklich zu Zeiten bildliche Verehrung Jehova's bestanden hat. Auch Säulen wurden dem wahren Gott errichtet, 1 Mos. 28, 16. 35, 14.

1) Daher bei *Suidas* s. v. διὰ τὸ ἐγορᾶν τὰ τῆς πόλεως πρόγνωστον. Vergl. *H. Stephani* Thesaur. L. Gr. T. V. p. 6898 der londoner Ausg. 2) Die Belege zum Folgenden bei K. O. Müller, Dorer II. S. 111 fg.

Digitized by Google

Lakedämonische Colonie war, auf Lakedämon zurückweist; wir finden weiter Ephoren zu Heraklea, einer Colonie von Tarent; in Messenien sehen wir die Ephorie seit der Erneuerung des Staates, was gewiß nur mit Bezug auf ältere Institutionen der Dorischen Messenier geschah; und wäre uns überhaupt ein Mehres von den Staatseinrichtungen der verschiedenen Dorisch-griechischen Staaten, im Mutterlande wie außerhalb desselben in den Colonien, bekannt, so würden sich außer den angeführten Beispielen gewiß noch manche andere Belege dazu bieten. Nur über die spartanische Ephorie sind wir, in Folge der großen Bedeutung, zu der sich dort diese Behörde nach und nach, besonders in der blühendsten Zeit von Hellas, erhoben hat, etwas näher, keineswegs aber so vollständig unterrichtet, um die merkwürdige Erscheinung nach allen ihren Richtungen und Beziehungen befriedigend uns zu erklären und sie in ihrem eigenthümlichen Wesen völlig zu würdigen. Hier erscheint die Ephorie als ein alle Zweige der Staatsverwaltung in sich vereinigendes, ja, wie schon die Alten sich ausdrücken, tyrannisches Amt, durch welches die Geschicke des Staates hauptsächlich und zunächst geleitet wurden.

Wenn die Errichtung der Ephoren von Herodotus (I, 65), an den sich auch einige andere Zeugnisse anschließen[3]), dem Lykurgus, so gut wie die Einführung der Gerusia zugeschrieben, von Andern aber auch dem Philosophen Cheilon beigelegt wird[4]), so scheint es doch eine im Alterthum noch weit mehr verbreitete Angabe gewesen zu sein[5]), daß Theopompus, der Enkel des Charilaus, die Ephoren, und zwar in der Absicht, durch diese Einrichtung die königliche Macht zu beschränken, in Sparta eingesetzt habe; und so wird Clatus als der erste Ephore zu Sparta 757 vor Chr. genannt. Indessen bei dem frühen Vorkommen der Ephoren auch an andern Dorischen Orten, wodurch wir eben darauf hingewiesen werden, in ihnen eine ursprüngliche und alt-dorische Institution von einer freilich der spätern Gestaltung und Umbildung zu Sparta wenig ähnlichen Art zu erkennen, scheinen jene Angaben kaum in einem andern Sinne gefaßt werden zu können, als daß man die neu befestigte und bestimmte Anordnung dieses Amtes zu der in der Folge immer mehr hervortretenden Bedeutung, als eines wesentlichen Gegengewichtes der königlichen Gewalt, auf bestimmte, bedeutende Namen der frühern Zeit zurückführte, wie dies überhaupt allgemeine Sitte des Alterthums war, das, was im Laufe der Zeit und unter dem Gange der Verhältnisse sich allmälig zu einer bestimmten und festen Form herangebildet hatte, auch auf bestimmte, einzelne Namen, wie eben den des Lykurgus oder Theopompus zurückzuführen. Wir wollen daher nicht entscheiden, ob Lykurgus es gewesen, der das Ephorat zu einer bedeutenden Stellung erhoben und somit in seiner politischen Bedeutung eingeführt und errichtet[6]), oder ob von ihm vielmehr ganz abzusehen bei der Einführung der Ephorie, die dem ganzen Wesen der von ihm eingeführten Verfassung entgegen, diese nur habe erschüttern und im Verfolg zerstören können[7]): wir wollen nur den Satz festhalten, daß die Ephorie, als ein alt-dorisches Institut, gewiß ursprünglich etwas ganz anderes gewesen ist als das, wozu es sich später ausgebildet hat, daß allerdings diese spätere Entwickelung dem Geiste und dem einfachen Charakter der Lykurgischen Institutionen, welche auch die Ephorie in sich aufgenommen und damit gewissermaßen bestätigt zu haben scheinen, durchaus fremd ist[8]), und mithin die oben als Grund der Einsetzung angeführte Absicht der Schmälerung und Beschränkung der königlichen Gewalt gewiß nur das andeutet, wozu später allerdings die Ephorie angewendet ward und wozu sie später auch wirklich dienen sollte.

Die ursprüngliche Bestimmung der Ephoren scheint aber die einer richterlichen Behörde gewesen zu sein, die zunächst auf den Verkehr, auf den Markt sich bezog, und die hier entstehenden Streitigkeiten zu schlichten bemüht war und damit zugleich über den ganzen Verkehr, wie er stattfand, die Aufsicht führte. So stehen diese Aufseher dann auch den Königen zur Seite, welche die Gerichtsbarkeit in Händen hatten[9]). Darum hatten sie auch auf dem Markte ihren Amtssitz, und besorgten hier noch ihre Geschäfte zu einer Zeit, wo ihr Geschäftskreis ein ganz anderer, weit ausgedehnterer geworden war; dort war ihr ἀρχεῖον, ihr ἐφορεῖον; heißt doch der Markt selbst in altattischen Gesetzen ἐφορία[10]) und eine Bemerkung des Etymologic. Gudianum s. v. ἔφορος p. 225 enthält die Worte: καλοῦνται δὲ καὶ οἱ τὰ τῶν πόλεων ὤνια ἐπισκεπτόμενοι. Daher auch Aristoteles (Polit. III, 1, 7) den Ephoren in dieser ihrer richterlichen Eigenschaft die δίκας τῶν συμβολαίων zutheilt, und sie damit als ein Civilgericht bezeichnet im Gegensatze zur Gerusia, die als höchster Gerichtshof die Criminalgerichtsbarkeit übte und über Leben und Tod entschied.

Wenn wir demnach in den Ephoren[11]) eine ursprünglich richterliche Behörde erkennen, ohne Bedeutung und Einfluß in die eigentliche Staatsverwaltung, die später ganz in ihre Hände kam, so wird es doch immerhin, aus Mangel an näheren Angaben, schwer zu bestimmen sein, in welcher Weise sich die Ephorie von dem beschränkten Kreis einer den Königen zur Seite stehenden, im Ganzen

3) *Plut.* Epist. VIII. p. 354 B. *Stobaeus*, Sermon. p. 288. ed. *Gesn.* aus *Xenoph.* De Republ. Lacon. VIII, 3. 4) *Diogen. Laert.* I. §. 68. 5) ſ. *Plutarch.* Vit. Lycurg. VII. 29. *Aristot.* Polit. V. 9, 1. *Cicero*, De Legg. III, 7. De Rep. II, 33. Noch Anderes führt K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 43. Not. 5) an. 6) Vergl. Lachmann, Die spartanische Staatsverfassung. S. 161 fg. 165: „Lykurg scheint es daher gewesen zu sein, welcher die Ephorie zu einem öffentlichen Amte machte."

7) Vergl. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 43 am Schlusse. 8) ſ. K. O. Müller a. a. O. II. S. 113. 114. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. I, 1. S. 192 fg. 222. 9) ſ. Müller, Dorer II. S. 115. 116. Als Gemeindevorsteher, wie Kittmann (Darstellung der griech. Staatsverfassung. §. 104) will, glauben wir sie daher betrachten nicht zu können. 10) Dies schreibt selbst aus den weiter unten anzuführenden Worten des Kleomenes bei Plutarch (Vit. Cleomen. 10) mit Sicherheit hervorzugehen. 11) Vergl. die Stellen bei Lachmann, Spartan. Staatsverfassung. S. 163. Not. Jedoch will dieser S. 164. Not. 5 beweisen, ob ἔφορος von ἐφοράω abzuleiten sei, da die Ephoren ursprünglich Marktrichter und keine politische Behörde gewesen.

Digitized by Google

untergeordneten, richterlichen Behörde zu einer so hohen Stellung hinaufgeschwungen, in der wir sie zu den Zeiten der Perserkriege und nach denselben grade in der Zeit, als Sparta auf dem Gipfel seiner Macht stand, erblicken. Die in dem Gange der griechischen Geschichte überhaupt bemerkliche Erweiterung und Ausbehnung der Civilgerichte zu einem gesteigerten Ansehen, in Verbindung mit dem Sinken der meistens den aristokratischen Staatskörpern zugewiesenen Criminalgerichte, worauf Müller [12]) aufmerksam macht, ist gewiß nicht zu übersehen, aber auch und vielleicht noch mehr die Ausdehnung und Erweiterung des spartanischen Staates über die engen, durch die Lykurgischen Einrichtungen ihm so fest abgeschlossenen und vorgezeichneten Grenzen hinaus in Anschlag zu bringen. Denn es scheint vielmehr die Ephorie in dieser ihrer weitern Entwickelung und Ausbehnung nur die nothwendige Folge dieser Ausbehnung des Staates und der erweiterten politischen Verhältnisse zu sein, denen die älteren, einfachen Formen der Lykurgischen Verfassung oder vielmehr der altdorischen Stammverfassung nicht mehr genügen konnten; das demokratische Element, das in den Staaten Jonischen Stammes sich so sehr ausbildete und durch die ganze Staatsverwaltung hindurch sich geltend machte, erscheint in anderer Weise zu Sparta in der Ephorie, die hier unter veränderten Verhältnissen, indem sie das Recht der Volksversammlung gewissermaßen auf sich nahm, zu einer Art von Alleinherrschaft dieser Behörde führen mußte, die keiner weitern Beschränkung ihrer Macht unterlag, die insofern aber in die spartanische Verfassung ein ihr ursprünglich gewiß fremdartiges, durch die veränderten Verhältnisse aber nothwendig herbeigeführtes Element brachte, das darum schon von Plato [13]) als ein tyrannisches bezeichnet worden ist: eben weil es, obwol selbst demokratischen Ursprungs, doch in Sparta unter den dortigen Verhältnissen einen oligarchisch-tyrannischen Charakter annehmen mußte, der es zum Theil so in Verruf gebracht hat.

Auf den demokratischen Ursprung der Ephoren und das in ihnen repräsentirte demokratische Element [14]) führt aber ebenso wol die Fünfzahl der Ephoren, und der jährliche Wechsel ihres Amtes (worüber die Zeugnisse der Alten ziemlich übereinstimmend sind [15]), zumal da die Fünfzahl auch bei andern spartanischen Magistraten vorkommt [16]), als insbesondere der Umstand, daß Jeder aus dem Volke zu diesem Amte gelangen konnte, das also an durchaus keine bestimmte Bedingungen der Wahlfähigkeit geknüpft gewesen zu sein scheint. Auf welche Weise aber die Ephoren bestellt wurden, ob durch die freie Wahl des Volkes oder durch das Loos, oder endlich durch Ernennung des Senats, scheint nicht ganz klar, und wird daher schwerlich mit Bestimmtheit nachzuweisen sein; daß ihre Ernennung nicht durch die Könige geschah, wie an einer Stelle Plutarch's (Morall. II. p. 197) sich angegeben findet, scheint wol wenigstens für die spätere Periode, d. h. für die der eigentlichen Entwickelung und Blüthe der Ephorie, nicht annehmbar, auch wenn in der frühesten Zeit so etwas stattgefunden haben könnte; auch bezeichnet Aristoteles [17]) sie ganz bestimmt als eine ἀρχὴ αἱρετή, sodaß demnach nur die Frage wäre, ob sie durch den Senat gewählt worden, wie K. Hermann [18]) vermuthet, oder durch das Volk, wie Lachmann [19]) als unzweifelhaft annimmt, oder ob ein Mittelweg einzuschlagen [20]), sodaß unter einer durch die Stimmen des Volkes außerwählten Anzahl dann das Loos entschieden, zumal da auch Plato [21]) die Ephorie als ein den durch Loosung vergebenen Ämtern nahe stehendes bezeichnet, jedenfalls mit Rücksicht auf den demokratischen Ursprung und Charakter der Behörde, zu der Jeder aus dem Volke, wie Aristoteles [22]) aufs Bestimmteste versichert, gelangen konnte. Es kann dies Alles jedoch nur von der Zeit gelten, wo die Ephorie bereits zu der großen Ausdehnung ihrer Macht gelangt war, die eben ihre Blüthe bezeichnet; und selbst dies scheint doch nur nach und nach, selbst langsam, erfolgt zu sein. Eine nähere und erste Veranlassung zur Erweiterung der Ephorie außer ihrem ursprünglichen Verhältnisse scheint durch die längere Abwesenheit der Könige, während des ersten Messenischen Krieges herbeigeführt worden zu sein; wir glauben dies wenigstens aus den Worten, die Plutarch [23]) dem Kleomenes in den Mund legt, wonach dieser Umstand zur ersten Einführung der Ephoren Veranlassung gegeben, schließen zu

Kuhnk.) nennt fünf größere und fünf kleinere; s. jedoch daselbst die Note von Ruhnkenius.

12) a. a. O. II. S. 117. 13) De Legg. IV. p. 712 D.: τὸ γὰρ τῶν ἐφόρων ἀναμετὸν ὡς τυραννικὸν ἐν αὐτῇ γέγονε, Aristotel. Polit. II, 6, 15: — καὶ, διὰ τὸ τὴν ἀρχὴν εἶναι μεγάλην καὶ ἰσοτύραννον, δημαγωγεῖν αὐτοὺς ἠναγκάζετο καὶ οἱ βασιλεῖς· ὥστε καὶ ταύτῃ συνεπλάπτεσθαι τὴν πολιτείαν· δημοκρατία γὰρ ἐξ ἀριστοκρατίας συνέβαινε γί. 14) Vergl. die Erörterungen bei Aristoteles, Polit. II, 6, §. 14—16; insbesondere auch II, 3. §. 10, wo es in Bezug auf die spartanische Verfassung, die Manche als eine weise Mischung monarchischer, oligarchischer und demokratischer Elemente betrachten, und beshalb belobten, heißt: — λέγοντες τὴν μὲν βασιλείαν μοναρχίαν, τὴν δὲ τῶν γερόντων ἀρχὴν ὀλιγαρχίαν, δημοκρατεῖσθαι δὲ κατὰ τὴν τῶν ἐφόρων ἀρχήν, διὰ τὸ ἐκ τοῦ δήμου εἶναι τοὺς ἐφόρους. Οἱ δὲ τὴν μὲν ἐφορείαν εἶναι τυραννίδα, συμπεπτῶδαι δὲ κατὰ τὸ συσσίτια καὶ τὸν ἄλλον βίον τὸν κατ' ἡμέραν. 15) Gegen Böttling's Annahme (ad Aristotel. Polit. p. 466) von einer Zehnzahl der Ephoren haben sich Wachsmuth (Hellen. Alterthumsk. I, 1. S. 222) und K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 44. Not. 1) nicht ohne Grund erklärt. Ximäus (Lex. Platon. p. 183.

16) Vergl. Müller a. a. O. II. S. 116. Not. 8. 17) Polit. II. 6. 5. 15. 18) De Homoeis p. 15, auch mit Bezug auf Xenoph. Cyrap. I. 2. §. 14. Vergl. auch Griech. Staatsalterth. §. 44. Not. 5. 19) Spartanische Staatsverfassung. S. 165. Ebenso auch Tittmann, Darstell. d. griech. Staatsverfass. S. 107. 20) s. Schömann zu Plut. Agis VIII. §. 1. p. 120 sq., wo die ganze Streitfrage (p. 117—121) näher besprochen worden ist, und am Schlusse beigefügt wird: „Sed haec omnia quam incerta sint quotquot dubitationibus obnoxia, et quam amplus in certorum testimoniorum defectu etiam aliis conjecturis campus pateat, quilibet intelligit. Ego quidem in tali re ignorantiam fateri quam hariolari satius duco." 21) De Legg. III. p. 692 B.: τὴν τῶν ἐφόρων δύναμιν ἐγγὺς τῆς κληρωτῆς ἀγαγὼν συνάμεως. 22) Polit. II, 6. §. 14: γίγνονται δ' ἐκ τοῦ δήμου πάντες, und §. 16: πολίτευμα (ἡ ἐφορία) γὰρ ἐξ ἁπάντων, mit Bezug auf die Ephoren. Vergl. dagu auch Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. I, 2. S. 214 fg., der sich gegen die Annahme, als seien die Ephoren aus den niedern Bürgerclassen gewählt worden, entscheiden ausspricht, da sie vielmehr als ein Ausschuß der Altbürger anzusehen seien, und daher auch deren Standesfinn, als eine oligarchische Behörde, getheilt. 23) Vit. Cleomen. 10: „τοιοῦτον δὲ τοῦ πρὸς Μεσσηνίους πολέμου

Digitized by Google

dürfen, während zugleich dort ein sonst nicht weiter uns bekannter Asteropos für denjenigen ausgegeben wird, welcher viele Jahre nachher die Ephorie so verstärkt und gehoben (*τὸν πρῶτον ἐπισφοδύνησαντα τὴν ἀρχὴν καὶ ἀναπετάσαντα Ἀστερωπὸν ἡλικίας ὕστερον πολλαῖς ὑπέρον γενέσθαι*). Näher die Stufen und gleichsam die Stadien dieser Entwicklung anzugeben, ist bei dem Mangel aller Nachrichten des Alterthums nicht möglich. Fassen wir daher dieselbe hier so auf, wie sie in der Fülle ihrer Macht zu den Zeiten der Perserkriege und nach denselben entwickelt und fast ausgebildet uns entgegentritt. Die früher ursprünglich nur auf den Marktverkehr beschränkte richterliche Gewalt erscheint nun ausgedehnt und zu politischer Wichtigkeit erhoben, dadurch, daß sie die Prüfung und gewissermaßen die Aufsicht über alle anderen Behörden erhielten, die ihnen Rechenschaft abzulegen hatten [24]); übrigens waren die abgetretenen Ephoren selbst darin einbegriffen. Es konnten die Ephoren jeden Magistrat zur Verantwortung ziehen, und sie brauchten dazu nicht einmal den Ablauf der Amtsführung abzuwarten, sondern konnten unmittelbar in die Verwaltung einbrechen und diese suspendiren; sie konnten, wie Xenophon [25]) sich, vielleicht nur allzubestimmt und allgemein, ausdrückt, Jeden strafen, den sie wollten, und da die Könige ja selbst nur erbliche Magistrate waren, so mußte sich diese Macht selbst über die Könige erstrecken, die vor den Ephoren von ihren Sitzen aufzustehen und auf ihre Ladung vor Gericht zu erscheinen hatten, was freilich Kleomenes in der Rede bei Plutarch (Vit. Cleomen. 10) als eine Usurpation und Anmaßung darstellen mochte [26]). War doch einer seiner Ahnen, der König Kleomenes, vor den Perserkriegen vor den Ephoren der Bestechung angeklagt worden [27]); andere Beispiele bietet die spätere Geschichte Sparta's. Ausdrücklich wird bemerkt [28]), daß sie die Magistrate, also auch den König, in Gewahr nehmen und vor ein Gericht stellen konnten, zu dem sie selbst gehörten, außer ihnen die Geronten, der andere König und wol auch noch andere Magistrate. Von diesem höchsten Gerichtshofe wurde dann die letzte Entscheidung gegeben [29]): nicht blos und unmittelbar von den Ephoren, so thätig sie auch als Ankläger wie selbst als Richter dabei erscheinen mochten. Wol waren sie übrigens, vermöge ihrer richterlichen Gewalt, befugt, Andern Bußen und Strafen zuzuerlegen; ihre Rüge trat, wie es scheint, sogar in Fällen ein, die außerhalb der Sphäre richterlichen Erkenntnisses lagen und so die Ephoren gewissermaßen mit den römischen Censoren vergleichen lassen. Sie legten dem Agesilaus eine Strafe auf [30]), weil er sich beliebt zu machen suche; sie rügten es am Archidamus, daß er eine zu kleine Frau geheirathet, ebenso wie sie den Anaxandridas nöthigten, zwei Frauen zu nehmen; was aus der Sorge für die Erhaltung des Königsgeschlechtes und zwar eines kräftigen, sich erklärt. In diesem Sinne überwachten sie die Erziehung und die Feier der öffentlichen Spiele u. s. w.; sie waren bei dem Allen nicht durch bestimmte, schriftlich aufgezeichnete Gesetze bestimmt, sondern durch Herkommen und Sitte, durch ein ungeschriebenes Recht und die Überzeugung von dem, was des Staates Wohlfahrt erheischte. Als Beamten wird von ihnen dann auch der allgemeine Ausdruck *τὰ τέλη* gebraucht [31]).

Besonders aber zeigt sich die politische Bedeutung und Wichtigkeit der Ephoren, in der sie die ganze Staatsgewalt überragen, in ihrem Verhältniß zu der Volksversammlung [32]), die grade zu der Zeit, wo Sparta in seiner größesten Blüthe stand, durch sie geleitet und geführt wurde. Sie konnten die Versammlung einberufen und abstimmen lassen, sie konnten Gesetze derselben vorlegen und von ihr auch genehmigen lassen. Daher waren die Ephoren es auch, die zunächst die Verhältnisse zum Auslande besorgten und den ganzen diplomatischen Verkehr leiteten, fremde Gesandte zuließen oder abwiesen; im ersteren Falle mit ihnen verhandelten, während sie ebensalls die Absendung von Gesandten auch Sparta besorgten. Auf diese Weise war der Abschluß aller Verträge, Bündnisse, Friedensschlüsse u. dgl. in ihre Hände gelegt, sie selbst dadurch nicht selten Herren über Frieden und Krieg, der von ihren Verhandlungen und Bestimmungen abhing. Daher sie bisweilen sogar Heereszüge anordneten und die ins Feld ziehende Mannschaft feststellten, und wenn auch gleich im Kriege selbst der König den Oberbefehl führte, so empfing dieser doch nicht selten von ihnen Verhaltungsbefehle durch die Skytale, und mußte ebenso an sie Bericht erstatten; oder er ward durch beigeordnete Rathgeber beschränkt; später folgten zwei Ephoren dem Könige ins Feld und gehörten mit zu dem Kriegsrathe, vielleicht auch, daß sie für den Unterhalt des Heeres zugleich Sorge zu tragen hatten, jedenfalls aber als Repräsentanten der höchsten Volksgewalt, die in der durch die Ephoren geleiteten Volksversammlung ihren Sitz hatte. Daher denn auch weiter in den vom Heere eroberten Städten und Ländern alle Anordnungen von ihnen ausgehen und Verfassung und Ver-

---

μακρὸν γενομένου, τοὺς βασιλεῖς, διὰ τὰς στρατείας ἐσχόλους ὄντας αἰτοὺς πρὸς τὸ πρίνειν ἀφεῖσθαί τινας ἐκ τῶν φίλων καὶ ἀπολέπειν τοῖς πολίταις ἀνθ' ἑαυτῶν, ἐφόρους προσηγορευθέντας καὶ διαπλεῖν [τε] τοῦτον τὸν πρώτον ὑπηρέτης τῶν βασιλέων ὄντας, εἶτα κατὰ μικρὸν εἰς ἑαυτοὺς τὴν ἐξουσίαν ἐπιαιρεθέντας, [καὶ] οὕτως ἀυξεῖν ἴδιον ἀρχεῖον κατασκευασαμένους."

24) Vergl. *Aristotel.* Polit. II, 6, §. 16 (*κρίσεων μεγίστων κύριοι*) und §. 17, weselbst die Worte: *δόξειε δ' ἂν ἡ τῶν ἐφόρων ἀρχὴ πᾶσαι εὐθύνειν τὰς ἀρχὰς κ. τ. λ.* Mehr Müller a. a. O. II. S. 118 fg. 25) Rep. Laced. VIII. §. 4: *ἐφόροι οὐκ ἐκανοὶ εἰσι εἰσι ζημιοῦν ὃν ἂν βούλωνται, κύριοι δ' ἐκρεπάτειν παρανόμως, κύριοι δὲ καὶ ἄρχοντας μεταξὺ καταπαύσαι καὶ ἀρξαι καὶ περὶ ψυχῆς εἰς ἀγῶνα καταστῆσαι.* 26) *„καπηλὸν δὲ τοῦτον τὸ μέχρι νῦν, μεταπιπτομένων τῶν βασιλέα τῶν ἐφόρων τὸ πρώτον ἀντιλέγειν καὶ τὸ δεύτερον, τὸ δὲ τρίτον καθοσιοῦσθαι ἐπιφέρειν βαδίζειν πρὸς αὐτούς."* *Xenophon.* Republ. Laced. XV. §. 6: *ἕδρας πάντες ἐπανίστανται* (in Bezug auf den König) *πλὴν οἶν ἐφόροι ἀπὸ τῶν ἐφορικῶν ἑδρῶν.* 27) *Herodot.* VI, 82. 28) §. die eben angeführte Stelle bei *Xenophon.* Rep. Laced. VIII. §. 4. 29) *Pausan.* III, 5, 3. Vergl. Müller a. a. O. S. 119.

30) Die Belege zu diesen und dem Folgenden §. bei Müller II. S. 120. 31) Vergl. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 45. Not. 1. 32) Über das Einzelne, das hier berührt ist, §. ebenfalls Müller II. S. 121 fg. Wachsmuth, Hellen. Alterthumskunde. 1, 1. S. 225 fg. 1, 2. S. 212 fg. Tittmann, Darstell. der griech. Staatsverfass. S. 108—115.

Digitized by Google

waltung derselben durch sie nach den Grundsätzen der spartanischen Staatspolitik bestimmt wird. Daß die Ephoren, wenigstens in der spätern Zeit, auch die Aufsicht über die Finanzen und die Staatskasse führten, scheint ebenfalls ziemlich sicher.

Wir haben schon oben bemerkt, daß es fünf Ephoren waren; alljährig gewählt traten sie ihr Amt mit der Herbstnachtgleiche, die den Anfang des Lakonischen Jahres bildete, an, und erließen, wie es scheint, bei ihrem Antritt eine Art von Edict, worüber sich noch einige Spuren erhalten haben, wie z. B. die merkwürdige Vorschrift, den Schnurrbart zu scheeren und die Gesetze zu beachten [31]). Nach dem ersten unter ihnen (ἐπώνυμος), ward das Jahr benannt: gewiß ebenfalls ein Zeichen ihres Ansehens und ihrer Bedeutung; in dem ἀργεῖον auf dem Markte kamen sie täglich zusammen, um ihre Sitzungen zu halten und die Geschäfte zu besorgen, speisten auch hier zusammen; dort wurden auch die fremden Gesandten aufgenommen und beherbergt. In der Nähe fand sich, bedeutsam genug, ein kleiner Tempel der Furcht; dort war auch wol der Ort, wo sie ihre nächtliche Himmelsschau anstellten, von der Plutarch im Leben des Agis Cap. 11 erzählt. Alle neun Jahre, heißt es dort, nehmen sich die Ephoren eine reine, mondlose Nacht, setzen sich in der Stille nieder und schauen so nach dem Himmel. Zeigt sich von der einen Seite zur andern eine Sternschnuppe (δοκὶς), so schließen sie daraus, daß die Könige sich gegen die Gottheit versündigt und setzen sie ab, bis ein Orakel von Delphi oder von Olympia zu Gunsten der Könige anlangt [32]). Eine Vergleichung der Ephoren mit den kretischen Kosmen [33]) ist kaum statthaft; noch viel weniger aber die mit den römischen Volkstribunen [34]).

Als Sparta von der Höhe, die es nach dem Peloponnesischen Kriege gewonnen, herabsank und innerlich, durch Erschlaffung der alten Sitte, zerfiel, zeigt sich dies insbesondere auch bei den Ephoren, welche schon Aristoteles [37]) in dieser Beziehung tadelt: daher auch das Bestreben des Kleomenes (226 v. Chr.), als er die alte Verfassung Sparta's wieder herzustellen gedachte, auf den Sturz der Ephorie gerichtet war [38]), die jedoch später unter der römischen Herrschaft wieder zum Vorschein kommt, da aus dieser Zeit hinwiederum Ephoren zu Sparta erwähnt werden [39]), so namentlich auch in den Städten der Eleutherolakonen, wie Gerontrhá und Stylus, und es läßt sich die Reihe der Ephoren bis auf das Antoninische Zeitalter, ja bis auf Gordianus III. herab, zunächst aus Inschriften verfolgen [40]).

In Athen finden wir nur bei einer Gelegenheit Ephoren genannt, als nämlich nach der Schlacht bei Ägos Potamos (405 vor Chr.) fünf Ephoren mit einer ungewöhnlichen und außerordentlichen Vollmacht bestellt wurden, um die Angelegenheiten des Staates zu leiten: wobei es jedoch nicht näher sich nachweisen läßt, in welchem Umfange und mit welcher Macht wir uns diese Behörde, wenn sie anders überhaupt als eine solche zu betrachten ist, zu denken haben; denn es scheint fast, daß diese Ephoren eigentlich nur die von den einzelnen politischen Clubs oder Hetairien gewählten Häupter derselben waren, bestimmt, in dem Sinne dieser Gesellschaften auf die Staatsgeschäfte und deren Leitung einzuwirken; s. *Lysias*, Advers. Eratosth. cap. 43 sq. und dazu Böckh, Staatshaush. der Athen. II. S. 264. *Sievers*, Comm. hist. de *Xenophont.* Hellen. I. p. 92. — Daß die christlichen Bischöfe bisweilen auch den Namen ἔφοροι führten, obwol sie ihn wegen des heidnischen Anstrichs zu vermeiden suchten, sieht man aus *Bingham*, Origg. Ecclesiast. Lib. II. cap. 2. §. 5 (T. I. p. 74), vergl. mit Augusti, Handbuch der christl. Archäolog. I. S. 185. (*Baehr.*)

EPHOROS (Ἔφορος). Wenn der Name dieses Geschichtschreibers, der mit Theopompus eine neue Periode der griechischen Historiographie beginnt, schon bei den Alten manchen Verwechselungen und selbst Verderbnissen ausgesetzt war, indem der Name Ἔφορος bald in Ἔφιππος (wie z. B. früher in der Stelle des Suidas), bald in Εὔφορος, bald in Εὐφρόνιον verwandelt erscheint [1]) und zu manchen Verwechselungen und Verderbnissen Veranlassung gegeben hat, so sind die Nachrichten über die Persönlichkeit des Mannes, über sein Leben und seine Bildung im Ganzen höchst spärlich und ungenügend zu nennen [2]). Ephoros stammte nach den so ziemlich einstimmigen Zeugnissen der Alten aus Kumä in Aolien, nicht aus Samos; sein Vater hieß Demophilus, nach Andern Antiochus; wir wissen nur dies von ihm, daß er den Sohn der Schule des Isokrates, die dieser damals zuerst in Chios, später in Athen, eröffnet hatte [3]), übergeben [4]), und hier mit Theopomp den Unterricht dieses Rhetors benutzte; was allerdings von dem wesentlichsten Einfluß auf die ganze Bildung des Mannes und seine wissenschaftliche Richtung gewesen zu sein scheint. Zur gerichtlichen Praxis, wozu der junge Ephoros zunächst sich bilden sollte, scheint er wenig Neigung gehabt zu haben, und da der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprach, so scheint Isokrates, der die Abneigung des Ephoros gegen die praktische Laufbahn bemerkt hatte, selbst die Nothwendigkeit gefühlt zu haben, seinem Geiste eine andere Richtung zu geben, indem er ihn auf die geschichtliche Darstellung hinwies, die seinen Neigungen und Gesinnungen am entspre-

33) s. *Plut.* Vit. Cleomen. 9 und De sera num. vindict. 4, nebst Wyttenbach's Note. Wegen des übrigen s. Müller a. a. O. II. S. 125 fg. 269. 34) Vergl. dazu Müller II. S. 100. 35) Vergl. Müller II. S. 130 und die, daselbst angeführten Stellen des Aristoteles (Polit. II, 7, 5), Strabo (X. p. 482 D.) und Cicero (De republ. II, 33). 36) Vergl. *Cicer.* De Legg. III, 7. Wachsmuth a. a. O. I, 2. S. 214. 37) Vergl. Polit. II, 6, 16. 38) *Plutarch.* Vit. Cleomen. 7 sq. Vergl. Wachsmuth a. a. O. I, 2. S. 421. 39) Vergl. *Pausan.* III, 11. §. 2. *Meursius*, Miscell. Lacon. II, 4. Tittmann a. a. O. S. 116. 40) s. *Osann*, Sylloge Inscript. p. 279 und *Boeckh*, Corpus Inscript. Graec. I. p. 608 sq. 649 und 624; s. auch No. 1241. 1249. 1321—1325. 1334.

1) Das Einzelne bei *Marx*, Ephori Cumaei fragmm. p. 4—8. *Suidas s. v.* T. I. p. 925. 2) Das Folgende ebenfalls nach *Marx* p. 9—22. 3) s. darüber Westermann, Gesch. der griech. Beredt. §. 48. Not. 6 fg. 4) Daher bei *Cicero*, Orat. 51. De Orat. II, 13. 23. III, 9. *Philostrat.* Vit. Sophist. I, 17. §. 4. Andere Stellen bei Westermann a. a. O. §. 50. Not. 1. *Marx* l. c. p. 11 sq.

Digitized by Google

chendsten sei [4]). Weil er nämlich bemerkte, daß Ephoros von ruhiger Gemüthsart sei, so rieth er ihm, die Geschichte der frühern Zeit zu behandeln, wo er zugleich, der Gegenwart vergessend, sich ganz in die vergangene Zeit zurück versenken könne, während er dem rascheren Theopompus die Behandlung der Zeitgeschichte anrieth. Die bekannte Äußerung des Isokrates [5]), daß Ephoros der Spornen, Theopompus aber des Zügels bedürfe, ist in dieser Hinsicht äußerst bezeichnend. Über die weitern Lebensverhältnisse und Schicksale des Mannes herrscht ein völliges Schweigen, das die Schrift des Hermippus [6]) *περὶ τῶν Ἰσοκράτους μαθητῶν*, wenn wir sie noch besäßen, wol aufzuklären im Stande wäre. Daß er Reisen unternommen, läßt sich wol vermuthen [7]), aber nicht erweisen. Selbst die Zeit seines Lebens läßt sich nicht so ganz genau bestimmen. Seine Geburt verlegt Marx [8]) um Olymp. 93, 4; eine Angabe des Diodorus (XVI, 76) läßt ihn Olymp. 109, 4 seine Geschichte enden; doch ist es aus manchen Gründen erweislich, daß er Olymp. 111, 3, wo Alexander nach Asien zog, noch gelebt, und so mag er allerdings in gleichem Alter mit Theopompus gestanden und als ein 70jähriger Greis gestorben sein [9]).

Von den verschiedenen Schriften des Ephoros, welche sämmtlich in das Gebiet der Geschichte fallen, hat sich leider nichts erhalten und nur die verhältnißmäßig bedeutenden Bruchstücke, die wir aus seinem Hauptwerke bei spätern Schriftstellern, namentlich bei Strabo, Diodor, Plutarch u. A., finden, vermögen uns einen Begriff von der Ausdehnung und dem Umfange desselben zu geben. Dieses Hauptwerk war eine Geschichte, welche nach Suidas mit der Zerstörung Iliums und dem troischen Kriegszug, nach der richtigern Angabe des Diodor (a. a. O.) mit der Rückkehr der Herakliden begann und bis auf die Belagerung von Perinthos fortgeführt, einen Zeitraum von 750 Jahren umfaßte, abgetheilt in 30 Bücher, deren jedes mit einer besondern Vorrede versehen war, das Ganze nach Polybius (IV, 2) auch mit einer allgemeinen. Eine bestimmte Aufschrift des ganzen Werkes ist uns nicht bekannt; es scheint aber, daß die einzelnen Bücher auch noch besondere Aufschriften führten, mit Bezug auf den in ihnen behandelten und gewissermaßen abgeschlossenen Gegenstand; wie denn Strabo [11]) ausdrücklich eine solche Aufschrift des vierten Buches Europe anführt, anderer Spuren nicht zu gedenken. Denn daß Ephorus bemüht gewesen, innerhalb eines Buches einen bestimmten Kreis vollständig zu behandeln und zu umfassen, geht aus einer Äußerung des Diodor [12]) so ziemlich hervor, und hängt auch mit dem Charakter einer streng methodischen Behandlung der Geschichte, die ihm von Seiten der Schule her eigen war [13]), zusammen. Soweit sich der Inhalt des Ganzen aus einzelnen Fragmenten bemessen läßt [14]), hatte das erste Buch die Rückkehr der Herakliden und die dadurch bewirkte Umwälzung der bisherigen Verhältnisse des Peloponnes zu seinem Gegenstande; das zweite Buch bezog sich auf das übrige Griechenland, im dritten war die Gründung griechischer Colonien in Asien enthalten, und wie es scheinen will, die Geschichte bis kurz vor die Zeit der Perserkriege herabgeführt. Das vierte Buch gab eine Schilderung von Europa, das fünfte von Asien und Afrika; im sechsten scheint, nach den wenigen daraus erhaltenen Fragmenten zu schließen, auf den Peloponnes besondere Rücksicht genommen worden zu sein; ebenso im siebenten von dem ältern Zustande Siciliens, im achten von verschiedenen Völkern und Reichen Asiens, im neunten von Skythen, Amazonen und dergl. die Rede gewesen zu sein; während im zehnten der Anfang der Perserkriege, Veranlassung u. dgl. m. enthalten und dann in den übrigen Büchern die weitere Geschichte Griechenlands bis zu der oben bemerkten Periode fortgeführt war, also bis zu Olymp. 110, 1 oder 340 vor Chr., wonach also, wenn die obige Angabe von dem Zeitraume von 750 Jahren ihre Richtigkeit hat, Ephoros seine Geschichte etwas über 300 Jahre vor der Olympiadenrechnung um 1090 vor Chr. begann, und demnach die Züge der Herakliden, die den Ausgangspunkt bildeten, in einer von den Bestimmungen des Isokrates wie des Eratosthenes und Apollodorus nicht sehr abweichenden Weise festsetzte [15]). Den letzten Theil des Werkes, welcher den heiligen Krieg befaßte, vollendete Demophilus, des Ephoros Sohn, wie Diodor (XVI, 14) ausdrücklich versichert; eine weitere Fortsetzung des großen Geschichtswerkes wird dem Diyllos [16]) beigelegt (ib. XVI, 14. 76); sie hat sich ebenso wenig wie jenes erhalten.

Mit erstaunlichem Fleiße scheint Ephoros den Stoff zu diesem großen Werke gesammelt und alle älteren Quellen, namentlich auch die der älteren Dichter, der Sagenschreiber, der Orakel und anderer öffentlicher Denkmale, die damals noch überall vorhanden waren, aufs Sorgfältigste benutzt zu haben: in der Behandlung des Stoffes,

5) *Photius*, Bibl. Cod. CLXXVI. p. 204 (121). nebst der aus Polybius wahrscheinlich entnommenen Stelle des Suidas (s. v.). Vergl. *Marx* p. 16 seq. Cicero in der a. St. (De Orat. II, 13): „Ephorus et Theopompus, ab Isocrate magistro compulsi se ad historiam contulerunt; causas omnino nunquam attigerunt." 6) Bei *Cicero*, Brut. 56. De Orat. III, 9. *Suidas* s. v. 7) Darüber s. die Stellen bei *Meursius*, Lectt. Att. V, 21 und Westermann a. a. O. §. 50. Not. 1. 8) So *Marx* p. 17. 9) l. c. p. 20 sq. 10) s. *Clinton*, Fast. Hellen. p. 385 und insbesondere p. 163. ed. *Krug.* und daselbst die Stellen des Clemens von Alexandrien, Stromatt. I. p. 337 A. und *Plutarch.* Morall. p. 1043 D, *Marx* p. 21 sq. 11) VII. p. 463. *Almel.* Vergl. *Marx* p. 25.

12) V, 2: *ἑκάστην τῶν βίβλων πεποίηκε κατὰ γένος περιέχειν τὰς πράξεις.* Vergl. *Marx* l. c. 13) Dies zeigen selbst die den eben angeführten vorausgehenden Worte des Diodor: *Ἔφορος δὲ τὰς κοινὰς πράξεις ἀναγράφων οὐ μόνον κατὰ τὴν λέξιν ἀλλὰ καὶ κατὰ τὴν οἰκονομίαν ἐπιτέτευχε.* 14) Das Folgende nach *Marx* p. 27 sq. Die einzelnen Bruchstücke des Werkes nach den einzelnen Büchern geordnet, ebendaselbst p. 89 sq. 15) Nach Ephoros fällt die Rückkehr der Herakliden 1090 vor Chr.; nach Isokrates um 1056; nach Eratosthenes und Apollodor um 1103; s. Fischer und Soetbeer, Griech. Zeittafeln. S. 24—27. In Absicht auf Ephorus scheint nach der Stelle des Clemens von Alexandrien (Stromat. I. p. 337 A.) ein niedrigeres Datum von 20 Jahren anzunehmen, wenn nicht, wie auch wir glauben, die Angabe des Diodor den Vorzug verdient. 16) Über die Person dieses Mannes s. Wesseling's Note zu *Diodor.* XVI, 14.

Digitized by Google

in Ausführung wie in Plan und Anlage und Fassung zeigt sich aber der Schüler des Isokrates, der das rhetorische und kritische räsonnirende Element in die Geschichtsschreibung einführte, die so nun allerdings eine neue pragmatische Richtung erhielt, die später in noch größerer Vollendung bei Polybius uns entgegentritt. Wir sehen hier in der Einführung eines solchen räsonnirenden Elements in Verbindung mit einem streng methodischen Gang des Ganzen und einem auf rhetorische Wirkung angelegten und berechneten Streben den Einfluß, den die Rhetorik und Sophistik der Schule nun auch auf andere Zweige des Wissens und der Literatur auszuüben begann. In der Behandlung des Gegenstandes, in der mehr rhetorischen Darstellung, sowie auch in dem universalhistorischen Umfang des Ganzen zeigt sich die große Veränderung und die neue Epoche, die mit Ephoros und seinem Zeitgenossen Theopompus für die Geschichtschreibung überhaupt beginnt. Darum bezeichnet auch Polybius [17]) den Ephoros mit vollem Rechte als den ersten, der eine Universalgeschichte zu schreiben unternommen, und die Vergleichung mit frühern Geschichtschreibern, die nur die Geschichte einzelner Perioden, einzelner Kriege oder einzelner Völker und Staaten behandelt, und daran wol auch manches Andere aus der Geschichte anderer Zeiten und anderer Völker, wie sich dazu grade die Gelegenheit bot, geknüpft, kann diese Angabe nur bestätigen. Ephoros hatte sich vorgenommen, die ganze Geschichte von Hellas in allen Beziehungen und nach allen Richtungen zu schildern; er hatte daher, wie selbst aus den vorhandenen Bruchstücken wol erkennbar, sogar die Geographie der einzelnen Länder in den Bereich seines Werkes gezogen [18]), und zwar in einer so genauen und umfassenden Weise, wie dies vor ihm noch kein Geschichtschreiber gethan zu haben scheint. Vielleicht hing dies auch mit der rhetorischen Tendenz zusammen, die in einzelnen Schilderungen sich gern gefallen mochte. Was nun aber den Ephoros weiter und insbesondere auszeichnet, ist sein Bestreben [19]), aus den Mythen, wie sie bei den ältern Dichtern, Logographen und sonst sich vorfanden, den historischen Gehalt, der in der Hülle der Sage verborgen, auszumitteln, und so für die ältere Geschichte Griechenlands eine sichere Grundlage zu gewinnen. Ephoros faßte den Mythus von der historischen Seite auf und suchte dessen Inhalt auf die Geschichte der Vorwelt zurückzuführen, um so aus dem, was aus dem Mythus als historisches Element sich erwiesen hatte, eine in sich möglichst zusammenhängende und vollständige Geschichte der älteren Zeit Griechenlands herauszubringen. Die Principien, denen Ephoros dabei huldigte, sind uns nicht bekannt, und wenn er hier bei einer pragmatischen Behandlungsweise allerdings seinen subjectiven Ansichten und Überzeugungen folgte, so war damit auch schon eine gewisse Willkür in die Behandlung und Auffassung der ältern Sagengeschichte gebracht, die leicht zu Misgriffen und irriger Darstellung da verleiten konnte, wo nach dem subjectiven Raisonnement der Gang der Thatsachen bestimmt und diese selbst in einen innern Zusammenhang gebracht werden sollten. Wenn Ephoros in dieser Beziehung selbst von neuern Schriftstellern [20]) getadelt worden ist, so verdient doch sein Bestreben einer kritischen Erforschung der Sagengeschichte zu dem Zwecke einer dadurch möglichen Feststellung des Thatbestandes um so mehr Anerkennung, als Ephoros gewiß von dem besten Streben beseelt, nur die Wahrheit suchen und auch nur diese finden wollte [21]). Auch hat ihm dies das besondere Lob eines Polybius [22]) und anderer alten Schriftsteller zugezogen, während die Alexandriner ihm unter den zehn von ihnen ausgezeichneten Historikern Griechenlands eine Stelle einräumten [23]). Auch hat sich Ephoros selbst über sein Bestreben historische Wahrheit auszumitteln, in einer Art und Weise ausgesprochen [24]), die über die Redlichkeit seiner Absichten durchaus keinen Zweifel gestattet. So enthielt also sein Werk die Summe dessen, was aus ältern Sagen für die ältere Geschichte von ihm als historische Wahrheit ausgemittelt worden war, während für die spätere Geschichte mit gleicher Sorgfalt der hier leichter zu gewinnende Thatbestand in seiner natürlichen Entwickelung dargestellt war. Dieser Umstand gibt seinem Werke so große Bedeutung und läßt uns seinen Verlust doppelt beklagen; auch wenn wir zugeben, daß der Geschichtschreiber bei einem so umfangreichen Gegenstande in einzelne Irrthümer gefallen [25]), oder einer subjectiven Willkür in Behandlung der alten Sagen hier und da einen zu großen Spielraum gelassen. Daß ein solches Verfahren schon im Alterthume Aufsehen machte, daß es ihm neben dem bemerkten Lobe auch Haß und Feindschaft zugezogen, zeigen die heftigen Angriffe des

17) V, 33: *Ἔφορος ὁ πρῶτος καὶ μόνος ἐπιβεβλημένος τὰ καθόλου γράφειν.* Vergl. wegen des Ausdrucks auch die Parallelstelle VIII, 4 (*ἡ καθόλου τῶν πράξεων ἱστορία*). Diodor (IV, 1) sagt wol in dieser Beziehung von Ephorus: *ὑποστησάμενος γράφειν τὰς κοινὰς πράξεις.* Ebenso V, 1: *Ἔφορος δὲ τὰς κοινὰς πράξεις ἀναγράφων.* 18) Vergl. die Anführungen des Strabo zu Anfang von Buch I. und VIII. Vergl. auch *Marx* p. 46 sq. Ukert, Geographie der Griech. und Röm. I. S. 85. II. S. 218. 19) Vergl. darüber im Allgemeinen *Marx* p. 51 sq.

20) K. O. Müller, Dorer. I. S. 58. 95 fg. 103. 187. II. S. 21. 21) Es heißt bei Strabo (IX. p. 646): „*ἐπιτιμήσας γοῦν (ὁ Ἔφορος) τοῖς φιλομυθοῦσιν ἐν τῇ τῆς ἱστορίας γραφῇ — — — προσιδῆσι, ὡς παντὸς ἄπιστον νομίζει τὰληθές.*“ 22) Sein von Strabo (X. p. 713 [T. IV. p. 620. ed. *Polyb. Schweigh.*]) angeführtes Urtheil: *περὶ τῶν Ἑλληνικῶν καλῶς μὲν Εὔδοξον, κάλλιστα δ' Ἔφορον ἐξηγεῖσθαι περὶ κτίσεων, συγγενειῶν, μεταναστάσεων, ἀρχηγετῶν.* Vergl. auch *Polyb.* VI, 45. IX, 1. 23) Vergl. *Ruhnken*, Hist. critic. oratt. Graecc. p. XCV. vor der Ausgabe des Rutilius Lupus. 24) In dem Fragment bei Harpokration v. *Ἀρχαιῶς* (p. 30. Lips.) *περὶ μὲν γὰρ τῶν καθ' ἡμᾶς γεγενημένων, φησὶ τοὺς ἀκριβέστατα λέγοντας πιστοτάτους ἡγούμεθα, περὶ δὲ τῶν παλαιῶν τοὺς οὕτω διεξιόντας ἀπιθανοτάτους εἶναι νομίζομεν, ὑπολαμβάνοντες οὔτε τὰς πράξεις ἁπάσας οὔτε τῶν λόγων τοὺς πλείστους εἰκὸς εἶναι μνημονεύεσθαι διὰ τοσούτων.* Wir folgen hier Marx (p. 64), der diese Stelle auf Ephorus bezieht. Ebenso *Westermann* ad *Voss.* De hist. Graecc. p. 67. 25) *Strabo* IX. p. 646: *Ἔφορος δοκεῖ μοι τἀναντία ποιεῖν ἑαυτῷ ὅτε τῇ προαιρέσει καὶ ταῖς ἐξαρχῆς ὑποσχέσεσιν.* Vergl. V. p. 375 und die noch stärkere Äußerung des Diodor (I, 39): *ἀλλὰ γὰρ οὐκ ἄν τις παρ' Ἐφόρῳ ζητήσειεν ἐκ παντὸς τρόπου τἀκριβές, ὁρῶν αὐτὸν ἐν πολλοῖς ὀλιγορηκότα τῆς ἀληθείας*, verglichen mit *Seneca*, Natt. Quaest. VII, 16.

Digitized by Google

wegen seiner Tadelsucht schon im Alterthume bekannten Timäus, von welchen Polybius spricht [26]); sowie die Erwähnung anderer Gegner, die gegen ihn schriftlich auftraten, eines gewissen Alexinus, des Peripatetikers Strato und Anderer [27]), wobei wir freilich auch an den Gegensatz und an die Feindschaft denken müssen, mit welcher die Peripatetiker Alles, was aus der Schule des Isokrates hervorgegangen war, behandelten. Weit mehr aber als alle Verleumdungen und aller Tadel spricht für unsern Geschichtschreiber der Werth, den spätere Schriftsteller auf ihn legten, indem sie so große Stücke aus seinen Schriften excerpirten, in die übrigen aufnahmen und auf seine Autorität sich beriefen. Es genügt hier nur die Namen eines Strabo, Diodorus, Plutarchus, Trogus und Justinus zu nennen, um sich davon zu überzeugen [28]).

Die Sprache [29]), deren Ephoros sich bediente, war nach den Angaben der Alten äußerst rein und correct, in der Redeweise des neuern Atticismus gehalten, aber nicht frei von einem gewissen epideiktischen Element, das sich mit dem sorgfältig ausgearbeiteten und wohlgerundeten Bau der Rede verband, sowie von einem rhetorischen Anstrich, der den Schüler des Isokrates [30]) verrieth und bei aller Sorgfalt und Klarheit des Ausdrucks doch nicht selten der Kraft wie der Anmuth [31]) ermangelte und dadurch zu einer gewissen Monotonie herabsank.

Außer diesem Hauptwerke werden aber auch noch einige andere Werke, die sich ebenso wenig erhalten haben, und uns ihrem Inhalte nach noch weniger bekannt sind, von den Alten namhaft gemacht, zunächst von Suidas in dem diesem Schriftsteller gewidmeten Artikel. Dieser nennt ein Werk über die Erfindungen in zwei Büchern (περὶ εὑρημάτων), aus welchem auch Stellen bei Athenäus und Strabo angeführt werden [32]); sonst ist der Inhalt nicht weiter bekannt, wol aber aus andern Anführungen bekannt, daß die namhaftesten Schriftsteller Griechenlands, ein Simonides, Aristoteles, Theophrastus und viele Andere, unter demselben Titel ähnliche Schriften geliefert hatten [33]). Von einem andern Werke des Ephoros, aus angeblich 24 Büchern Περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν ist fast gar keine Spur weiter vorhanden, und selbst das, was Suidas unter dem Namen Παραδόξων τῶν ἐκασταχοῦ βιβλία ιέ als ein eigenes Werk des Ephoros anführt, scheint vielmehr eine aus des Ephoros Schriften ausgezogene Sammlung von Natur- und andern Merkwürdigkeiten zu sein, durch einen späteren Autor verfertigt in einer Zeit, wo die Anlegung solcher Anekdoten- und Wunderbücher sehr verbreitet war [34]). Dagegen haben sich echte Bruchstücke einer Schrift rhetorischen Inhalts περὶ λέξεως erhalten [35]), unter welchem Titel auch Theophrast, Posidonius und Andere eigene, gewiß inhaltsverwandte, Schriften geliefert hatten; desgleichen wird in der dem Plutarch beigelegten Schrift über Homer (Cap. 2) auf eine eigene, sonst nicht bekannte Schrift des Ephoros verwiesen (ἐν συντάγματι τῷ ἐπιγεγραμμένῳ Ἐπιχορίᾳ), worin dieser über Homer sein Geschlecht u. s. w. gehandelt und seine Abkunft aus Kumä herzuleiten versucht hatte; ja es scheint in den verschiedenen, aus späterer Zeit auf uns gekommenen, Aufsätzen über Homer's Leben Vieles aus dieser Schrift des Ephoros entnommen gewesen zu sein [36]). Wahrscheinlich hatte das Ephoros Schrift zunächst seine Vaterstadt Kumä und deren ältere Geschichte, Angelegenheiten u. dgl. zum Gegenstande. Ob Ephoros außerdem noch andere Schriften abgefaßt, ist uns nicht bekannt. Die beste Schrift über ihn und die geordnete Zusammenstellung der auf uns gekommenen Bruchstücke gab Meier Marx in der mehrfach angeführten Schrift: *Ephori Cumaei* fragmenta. Collegit atque illustravit M. M. Praefatus est *Frid. Creuzer* (Carolirubae 1815), nebst einigen Nachträgen dazu in *Friedemann* et *Seebode*, Miscell. crit. T. II. P. 4. p. 754 sq. In frühere Zeit fallen die Abhandlungen von Bougainville in den Mem. de l'Acad. des Inscript. T. XXIX. p. 76 sq. und C. G. Heyne in den Comment. societ. Gott. T. VII. p. 107 sq. und T. VIII. p. 107 sq. Vergl. auch *G. J. Voss.* De historicc. Graecc. I, 7. p. 65 sq. ed. *Westermann* mit dessen Noten.

Außerdem wird noch bei Suidas ein zweiter, jüngerer Geschichtschreiber Ephoros angeführt, der die Geschichten des Galenus, oder, wenn die bei Suidas [37]) vorgeschlagene Verbesserung richtig ist, des Galienus, in 27 Büchern geschrieben, und außerdem Κορινθιακά, sowie περὶ Ἀλεξάνδου und Anderes geschrieben haben soll, wovon aber weiter durchaus nichts bekannt ist. Muthmaßlich würde dieser jüngere Ephoros dann in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu verlegen sein. (*Baehr.*)

EPHRAIM, zum Geschlechte Israels gehörig, war der Sohn Joseph's, erzeugt mit Asnath, der Tochter des Ägyptischen Priesters zu On, Potiphera (1 Mos. 46, 20). Der Stamm Ephraim's soll sich während des Aufent-

---

26) *Polyb.* XII, 23: κατὰ τοῦ Ἐφόρου Τίμαιος πλείστην πεποίηται κατηγορίαν κ. τ. λ. — über Timäus in dieser Beziehung s. Göller hinter der Schrift: De situ Syracuss. p. 187 — 194. 27) s. die Nachweisungen bei *Marx* p. 68. 28) Vergl. *Creuzer*, Praef. ad *Marx* p. XVII sq. *Marx* p. 72. 29) Das Nähere s. bei *Marx* p. 36—44 und daselbst insbesondere die Zeugnisse des Dionys von Halikarnaß (Vit. Isocr. T. II. p. 94. ed. *Sylb.* und De composit. verb. cap. 23). *Cicero*, Orat. 51: „Omitto Isocratem, discipulosque ejus, Ephorum et Naucratem; quamquam orationis faciendae et ornandae auctores locupletissimi, summi ipsi oratores esse debebant." Ebendaselbst 57: „Ephorus autem *levis ipse oratur*, sed *profectus ex optima disciplina* etc." 30) Über die Redeweise des Isokrates vergl. Westermann, Gesch. der griech. Beredsamkeit. §. 49, insbesondere Not. 9. 10. 31) Dies wirft ihm insbesondere Duris vor bei *Photius*, Cod. 176. p. 205. 32) Vergl. *Marx* l. c. p. 30. 261 sq. 33) Cfr. *Fabricius*, Bibl. Graec. II. p. 150. not. ed. *Harles.*

34) Cfr. *Marx* l. c. p. 31. 32. *Westermann*, Scriptt. Rerr. Mirabb. p. XXX. 35) *Marx* l. c. p. 33. 265 sq. 36) s. *Marx* l. c. p. 32 sq. 267 sq. und daselbst *Heyne*, Excurs. III. ad Iliad. ω. T. VIII. p. 823. *Nitzsch*, De historia Homeri melett. fasciculi poster. p. 86. 87. 37) T. I. p. 925 (vergl. *Kudocia*, Viol. p. 164), wo es heißt: ἱγραψε δὲ τὰς Γαλήνου ἐν βιβλίοις κ', wo Küster und Schneider vorschlagen Γαλίηνου. Vergl. *Marx* p. 7 und Westermann in der Not. 37 zu *G. J. Voss.* De hist. Graecc. p. 68, die beide diese Veränderungen billigen.

Digitized by Google

hattes der Israeliten in Ägypten bis zu 40,500 Mann vermehrt haben. Bei der Musterung, welche Moses kurz vor seinem Tode veranstaltete, werden vier Geschlechter dieses Stammes namhaft gemacht, und die Anzahl der Mannschaft 32,500, also 8000 weniger als früher (4 Mos. 26, 35 fg.). Nach der Ankunft in dem gelobten Lande wurde dasselbe unter die Stämme vertheilt, und der Stamm Ephraim, dessen Oberhaupt damals Kemuel war (4 Mos. 34, 24), erhielt seinen Antheil nördlich von den Stämmen Dan und Benjamin innerhalb der bei Josua verzeichneten Grenzen (16, 5 fg.). Von diesem Stamme hatte ein Gebirge den Namen, sonst auch das Gebirge Israel genannt, welches den mittleren Theil von Palästina einnahm und sich von der Ebene Esdrelon bis nach Jerusalem hinzog. Es gehören dazu die Berge Zalmon, Garisim und Ebal, Gilboa, Schomron, Gaas, Zemarain. — Einer Stadt Ephraim wird bei Samuel gedacht (2, 13. 23). Sie ist dieselbe, die bei Johannes (11, 54) Ephrem heißt, wohin sich Jesus begab, als er sich in Jerusalem nicht sicher hielt. — Auch eines Waldes Ephraim wird gedacht im Südwesten des Stammes, nördlich von Bethel, wo Absalom fiel (2 Sam. 18, 6, 17. Richter 12).

Als bei der Trennung des Reiches die zwei Monarchien Juda und Israel entstanden, gehörte die Provinz des Stammes Ephraim zu Israel, und weil hier der Sitz des Königs war, so wurden Ephraim und Israel häufig gleichbedeutend gebraucht. Nach der Eroberung durch Salmanassar wurden die Einwohner jenseit des Euphrat versetzt, und als nach dem Exil das jüdische Reich in vier Provinzen zertheilt wurde, gehörte Ephraim zu Samaria. (*H.*)

EPHRÄM SYRUS, einer der ältesten, bedeutendsten und fruchtbarsten theologischen Schriftsteller der syrischen Kirche im 4. Jahrh. Der Name Ephräm oder Aphrem (ܐܦܪܝܡ) ist kein anderer als der hebräische Name Ephraïm, nur nach syrischer Aussprache modificirt. Als hochgeachteter Kirchenlehrer, der in dem Rufe großer Heiligkeit stand, heißt er gewöhnlich Mor oder Mar(i) Ephräm, d. i. „mein Herr Ephräm." Sonst wird er oft „der Lehrer" vorzugsweise genannt, und „der Prophet der Syrer," auch „die Cither des heil. Geistes," „der beredte Mund," „die Säule der Kirche." Griechen und Maroniten feiern das Gedächtniß des heil. Ephräm am 28. Januar, die römische Kirche am 1. Februar, die Jacobiten an fünf verschiedenen Tagen des Jahres, ja die Liturgie der Jacobiten und Maroniten gedenkt seiner täglich in Verbindung mit dem heil. Jacob von Serug. Über das Leben des Ephräm gibt es eine nicht geringe Anzahl von Berichten, aber sie sind sämmtlich mehr oder minder mit Fabeln versetzt [1]). Schon das Encomium seines Zeitgenossen, des Gregorius von Nyssa [2]), enthält mehr allgemeine und hochgehende Lobsprüche als Data zu einer Biographie. Spätere Schriftsteller geben großentheils nur wörtliche Wiederholungen daraus. Selbständige, aber nur kurze Notizen über Ephräm gibt Sozomenus [3]). Reichhaltiger, aber beiweitem unzuverlässiger, sind die Nachrichten eines anonymen syrischen Schriftstellers, die sogenannten Acta Ephraemi, welche vollständig von Steph. Evod. Assemani [4]), und mit einigen Auslassungen schon von Jos. Sim. Assemani [5]) bekannt gemacht worden sind. In der neuern Zeit haben von Ephräm's Leben gehandelt Gaab, Hoffmann, Hahn, Credner, von Lengerke u. A. [6]).

Als sein Vaterland bezeichnet Ephräm selbst das Land zwischen dem Euphrat und Tigris [7]). Nach Sozomenus und dem syrischen Biographen war er aus Nesibis oder der Umgegend gebürtig, und wenn er zuweilen Edessener genannt wird, so deutet das nur auf seinen Aufenthalt zu Edessa. Das Jahr seiner Geburt ist nicht näher bekannt, es fällt aber in die frühere Regierungszeit Constantin's des Großen. Seine Ältern sollen Heiden, sein Vater sogar ein Götzenpriester gewesen sein, der den Sohn verstieß, weil er diesen falschen Cultus verwarf. Andere Nachrichten gehen indessen dahin, daß die Ältern Christen gewesen [8]). Genug, Jacob, der damalige Bischof von Nesibis, nahm sich seiner an, unterrichtete ihn und stellte ihn sodann bei der Schule, die der Bischof selbst leitete, als Lehrer an. Auch soll er den Bischof Jacob im J. 325 nach dem nicänischen Concil begleitet haben [9]). Ephräm weihete sich frühzeitig einer strengen asketischen Lebensweise und zog dadurch die Bewunderung seiner Zeitgenossen auf sich. Das Studium der heiligen Schrift, das Lehramt an der Schule zu Nesibis, vielleicht auch schon theologische Schriftstellerei scheinen seine Hauptthätigkeit ausgemacht zu haben. Als aber im J. 363 Nesibis von Kaiser Jovinian den Persern abgetreten wurde [10]), zog sich Ephräm auf römisches Gebiet zurück, wandte sich dann für eine Zeit lang nach Amid, dem Geburtsorte seiner Mutter, und nahm zuletzt seine Wohnung in Edessa (Orfa), wo die später so berühmt gewordene gelehrte Schule bereits aufzublühen begann. Hier soll Ephräm Anfangs, um sich seinen Unterhalt zu verdienen, bei dem Besitzer eines öffentlichen Bades in Dienst getreten sein. Bald wurde er aber mit den Einsiedlern der dortigen Gegend bekannt; er widmete sich selbst dem Einsiedlerleben und wohnte bis an sein Lebensende in einer

1) Eine Musterung derselben gibt Jos. Sim. Assemani in den Prolegomenen zu Th. 1 der griech. Werke Ephräm's in der röm. Ausgabe. 2) *Gregor. Nyss.* Opera, ed. Par. T. III. p. 695 sq., auch bei Assemani a. a. O. Wenn sich die Echtheit dieser Schrift nicht mit voller Sicherheit behaupten läßt, so muß sie doch alt und wenigstens bald nach Gregor's Tode verfaßt sein.

3) *Sozom.* Hist. eccles. III, 16. 4) *Ephraemi* Opp. syr. III. p. XXIII sq. 5) *Assemani*, Biblioth. orient. I. p. 26—55. Dazu noch eine andere kürzere Relation ebendas. p. 25. 26. 6) Gaab in Paulus' Memorabilien. 2. St. S. 136 fg. Hoffmann in Bertholdt's Krit. Journ. 14. Bd. (1822.) S. 258 fg. Hahn in den unten genannten Abhandlungen. *Credner*, De proph. min. vers. syr. (1827.) p. 9 sq. *Caes. a Lengerke*, Commentat. de Ephr. Syro S. S. interprete. (Hal. 1828. 4.) p. 1 sq. 7) Opp. syr. I. p. 23. 8) *Assem.* Bibl. or. I, 26. *Credner* l. c. p. 11. *Lengerke* l. c. p. 1. not. 3. 9) Die abendländischen Quellen melden dies nicht, wol aber die morgenländischen. *Assem.* Bibl. or. I. p. 31: „cui (concilio Nicaeno) S. Ephraemum interfuisse omnia orientalium monumenta clamant." Credner (p. 11) bezweifelt die Sache, und sie scheint mehr als zweifelhaft. 10) *Assem.* Bibl. or. I. p. 31.

Digitized by Google

Höhle in der Nähe der Stadt, wo er seine Zeit unter Gebet, Fasten, Bibelstudium und Schriftstellerei hinbrachte, so jedoch, daß er — wie man dies wol annehmen muß — mit den Bewohnern der Stadt und Umgegend in gewissem, vielleicht nicht seltenem, aber auch wol nicht immer freundlichem Verkehr blieb. Ja nach einigen Nachrichten errichtete er in Edessa selbst eine Schule, die noch nach seinem Tode fortbestand [11]). Sein Eifer im Bekehrungs- und Lehrgeschäfte soll ihm dabei viele Feinde erweckt haben, sodaß er gezwungen war, sich wieder ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er eiferte wider die Götzendiener, bekämpfte Juden und Chaldäer und stritt gegen die Häresien der christlichen Kirche, gegen Bardesanes und Harmonius, gegen Arianer und Sabellianer, gegen Manichäer und Novatianer, gegen Apollinaris, Marcion und andere Ketzer. Erst jetzt scheint Ephräm seinen Commentar über die Bibel geschrieben zu haben, nachdem er zuvor schon Homilien verfaßt. Wenigstens muß dies für den Commentar über die Genesis gelten, denn die ersten Zeilen desselben besagen es ganz deutlich.

In diese spätere Zeit fällt Ephräm's Besuch bei Basilius in dem kappadocischen Cäsarea, ein Factum, welches die Sage mit allerlei, zum Theil wunderbaren, Zuthaten ausgeschmückt hat. Namentlich berichten der anonyme syrische Biograph und (Pseudo-) Amphilochius (in der Schrift De Basilio Magno et Ephraemo Syro), daß bei dieser Zusammenkunft mittels eines Wunders Basilius plötzlich in syrischer, Ephräm aber in griechischer Sprache geredet, obwol vorher keinem von beiden die Muttersprache des Andern bekannt war. In Bezug auf Ephräm hat dies die Frage veranlaßt, die man bald bejaht, bald verneint hat, ob er nämlich überhaupt jemals der griechischen Sprache kundig und somit im Stande gewesen, den Grundtext des neuen Testaments, die alexandrinische Übersetzung des alten Testaments und die Schriften der griechischen Patres zu lesen. Am vollständigsten ist diese Streitfrage von Credner und von Lengerke verhandelt worden [12]). Ersterer findet die Sache gegründet, wie z. B. schon Assemani [13]), letzterer leugnet sie mit Tillemont, Cave [14]) u. A., und das wol mit Recht; denn es gibt keinen sichern Beleg dafür, so wenig wie für die Annahme, daß Ephräm des Hebräischen kundig gewesen [15]). Alles, was man zum Erweis solcher Behauptung angeführt hat, reducirt sich sicher theils auf mündliche Mittheilungen, die ihm über dergleichen Dinge zukamen, theils auf syrische Glossen, womit man schon damals die syrischen Bibelhandschriften versehen mochte. Schlecht verbürgt ist endlich auch die Nachricht, daß Ephräm, bevor er den Basilius besuchte, acht Jahre lang in Ägypten gelebt und dort Bücher in koptischer Sprache geschrieben habe [16]). Sein Aufenthalt in Cäsarea dauerte nur wenige Tage, worauf er nach Edessa zurückging, um dort in gewohnter Weise bis an seinen Tod im J. 378 thätig zu sein. Er hatte alle höhern kirchlichen Ämter verschmäht und war nur Diakonus, welches Amt ihm Basilius ertheilt haben soll.

Von den zahlreichen Schriften Ephräm's findet man die vollständigsten Verzeichnisse, sowie alle literarischen Nachweisungen bis auf Fabricius und Casimir Oudin herab bei Assemani in der Biblioth. orient. I, 59—164 und in den Prolegomenen der römischen Ausgabe, namentlich Opp. graec. T. I. p. LII—CCIII. Was in griechischer Sprache unter Ephräm's Namen auf uns gekommen ist, besteht größtentheils in geistlichen Sermonen oder Homilien und Tractaten exegetischen, dogmatischen, paränetischen und asketischen Inhalts. Photius kannte ein halbes Hundert solcher Ephräm'scher Reden und hörte, daß er deren mehr als tausend geschrieben [17]). Sozomenus (a. a. O.) spricht von „300 Myriaden von Versen," die Ephräm gemacht; er führt ausdrücklich seine poetischen Reden gegen Bardesanes und Harmonius, sowie einiges Andere an, und berichtet, daß Ephräm's Schriften frühzeitig, ja schon bei Lebzeiten des Verfassers, ins Griechische übersetzt worden seien. Dies hat auch eben nichts Unwahrscheinliches, da die griechischen und lateinischen Kirchenväter der nächstfolgenden Zeit, z. B. auch Hieronymus, mit denselben bekannt sind. Das Encomium des Gregor von Nyssa citirt eine Stelle, die sich in dem sogenannten Testament Ephräm's findet und bezeichnet daneben noch andere einzelne Schriften, namentlich die Commentare über die Bibel [18]). Unter den vorhandenen griechischen Tractaten sind aber mehre offenbar unecht, andere erregen wenigstens Verdacht und bedürfen noch einer kritischen Prüfung. In den syrischen Handschriften hat man diese griechischen Schriften nur zum Theil wieder gefunden, mehr davon enthält eine arabische Übersetzung [19]).

Die erste, etwas umfangreichere, Sammlung Ephräm'scher Schriften enthält die lateinische Übersetzung, welche Gerhard Vossius aus griechischen Handschriften der Vaticana und anderer italienischer Bibliotheken anfertigte und in drei Bänden zu Rom 1589, 1593 und 1598 herausgab. Es sind darin 171 Tractate u. s. w. enthalten (ein einziges Stück ist aus dem Syrischen übersetzt). Nachdrucke dieser Ausgabe, jedoch mit einigen Stücken vermehrt, kamen zu Cöln 1603, 1619 (1675), und zu Antwerpen 1619 heraus. Im J. 1709 erschien dann zu Oxford in Folio die erste vollständigere griechische Ausgabe, 156 Sermone u. s. w. enthaltend, nach 28 oxforder Handschriften von Ed. Thwaites besorgt. Endlich ist zu erwähnen die große Hauptausgabe der Werke Ephräm's, die in den Jahren 1732—1746 in sechs Foliobänden zu Rom unter päpstlicher Autorität erschien. Die ersten Vorbereitungen dazu wurden auf Befehl Clemens' XI. gemacht, welcher zu diesem Zwecke im Orient mehre Handschriften ankaufen ließ. Der Druck begann aber erst unter Clemens XII. auf Antrieb des Präfecten der Vaticanbibliothek, Gardi-

11) *Lengerke* p. 3. 12) *Credner* p. 48 sq. *Lengerke* p. 4 sq. 14 sq. 13) Biblioth. orient. I. p. 55. Doch s. denselben in den Prolegom. zu *Ephr.* Opp. graec. III. p. 46. 14) *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'hist. eccl. T. VIII. p. 743. *Cave*, Hist. liter. I. p. 133. 15) Über Letzteres s. besonders *Credner* l. c. p. 15—47. *Lengerke* p. 21 sq. Der unterzeichnete Verfasser dieses Artikels hat seine Ansicht hierüber kurz auseinandergesetzt in der Allgem. Literat.-Zeit. Jan. 1832. S. 42 fg. 16) *Assem.* Bibl. or. I, 40 sq. Wahl's Magazin. II. S. 87.

17) *Photii* Bibl. cod. 196. 18) *Ephr.* Opp. graec. T. I. p. VI. VII. VIII. 19) Man s. *Assem.* Bibl. or. I, 60.

Digitized by Google

nals Angelus Maria Quirinus. Zuerst erschien der 1. Bd. der griechischen Werke im J. 1732, bearbeitet und mit den schon erwähnten gelehrten Prolegomenen versehen von Joseph Simon Assemani; hierauf der 1. Bd. der syrischen Werke 1737 von dem Maroniten und Jesuiten Petrus Benedictus (Mobárek) besorgt [20]); dann unter Papst Benedict XIV. der zweite syrische Band von demselben Petrus Benedictus; ferner 1743 der dritte syrische Band nach dem Tode des Petrus Benedictus, vollendet von Steph. Evodius Assemani (dem Neffen des Joseph Simon Assemani); endlich 1743 und 1746 der zweite und dritte griechische Band von Joseph Simon Assemani. Den griechischen Texten liegt die orforder Ausgabe zu Grunde, doch sind sie aus vielen Handschriften verbessert und vermehrt; die lateinische Übersetzung ist hier im Wesentlichen die von Gerh. Vossius. Die lateinische Übersetzung der syrischen Texte von Petr. Benedictus und Evod. Assemani (Letzterer übersetzte von S. 425 im 3. Bd. bis zu Ende) ist sehr frei, oft ganz willkürlich und unzuverlässig. Auch die Vocalisation des Textes und überhaupt die kritische Behandlung desselben läßt manches zu wünschen übrig, obwol dies zum Theil an der geringen Zahl und mangelhaften Beschaffenheit der benutzten Handschriften liegen mag [21]).

Unter den in syrischer Sprache erhaltenen Werken Ephräm's sind nun wol seine Bibelcommentare in vieler Beziehung als die wichtigsten zu betrachten. Die römische Ausgabe enthält davon im 1. Bde. die Commentare über den Pentateuch, Josua, Richter, Samuel und Könige; im 2. Bde. Hiob, Jesaia, Jeremia mit den Klageliedern, Ezechiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Micha, Zacharja, Maleachi. Bei den ersten beiden Büchern des Pentateuch gibt die römische Ausgabe eigentlich zweierlei Commentare nach zwei Handschriften, von welchen der eine einen kürzeren Text enthält, der andere dagegen weitläufigere Bemerkungen über einzelne Stellen, und zwar untermischt mit andern Scholien, von welchen wenigstens bei der Genesis die des Jacob von Edessa mit abgedruckt sind. Es ist dies also ein catenenartiges Werk, worin ohne Zweifel gar manches den Namen Ephräm's mit Unrecht trägt. Ähnliche fremdartige Scholien kommen auch in dem Commentare über die Propheten vor. Barhebräus im 13. Jahrh. citirt lediglich jenen kürzeren Commentar [22]). Aber auch dieser hat nur selten die Form eines fortlaufenden Commentars, er besteht meistens aus unzusammenhängenden scholienartigen Bemerkungen. Assemani (B. o. I, 70) führt auch die Commentare über Jonas, Nahum, Habakuk, Zephanja und Haggai auf, und aus dem über Jonas gibt er sogar Auszüge; aber in der römischen Ausgabe fehlen diese allesammt. Ebedjesu ferner nennt in seinem Katalog [23]) die Psalmen als von Ephräm erklärt, wovon sich in der römischen Ausgabe gleichfalls keine Spur findet, obwol Cod. Vatic. 752 griechische Fragmente daraus enthält [24]). Noch unbekannt sind endlich Ephräm's Commentare über das neue Testament; die römischen Editoren konnten keine Handschrift davon auftreiben. Daß er aber wenigstens die Evangelien, und zwar nach der Ordnung des Tatianischen Diatessaron, commentirt hat, das geht aus den ausdrücklichen Zeugnissen des Dionys bar Salibi und des Barhebräus bei Assemani (B. o. I, 57) mit Sicherheit hervor; auch existiren davon Fragmente in griechischer Sprache [25]). Minder sicher ist dies bei den übrigen Schriften des N. T.; denn auf den enkomiastischen Ausdruck des Gregor von Nyssa, „daß Ephräm die ganze heilige Schrift commentirt habe von dem Buche der Schöpfung bis zu dem letzten Buche der Gnade," wird man nicht viel Gewicht legen können, so lange sich dazu keine sichere Bestätigung von anderer Seite her findet.

Der Text, welchen Ephräm seiner Erklärung zu Grunde legt, ist der der alten syrischen Kirchenversion, der Peschito, und seine Commentare bilden eine reichhaltige Quelle für die kritische Verbesserung unserer noch sehr im Argen liegenden Ausgaben der Peschito des alten Testaments, worauf man erst in neuerer Zeit recht bedacht gewesen ist [26]). Wenn nun nach dem oben Bemerkten die jeweilige Berücksichtigung des hebräischen Grundtextes und der Septuaginta wahrscheinlich auf mündlichen Mittheilungen und syrischen Randglossen beruht, so muß dagegen die Benutzung der alttestamentlichen Apokryphen, wie des Buches Judith, der Weisheit, Tobias, Sirach, Baruch, I und 2 Makkabäer, und der Gebrauch solcher neutestamentlicher Schriften, welche der Peschito eigentlich fehlen, wie 2 und 3 Johannes, 2 Petr., Br. Jud. und Offenbarung, auf eine schon damals vorhandene syrische Übersetzung auch dieser Bücher zurückgehen [27]). Nach dem allen dienen diese Commentare vorzugsweise nur der Kritik und Erläuterung der Peschito; aber sie enthalten nebenbei auch für das Verständniß des Grundtextes der Bibel hin und wieder einen guten Wink, besonders in dem, was zur philosophischen Erklärung gehört.

Über die exegetische Manier des Ephräm, wie über seine Vorzüge und Fehler in dieser Beziehung hat am vollständigsten und gründlichsten von Lengerke gehandelt in

20) Peter Mobárek war ein geborener Syrer, der im J. 1672 in das Maronitencollegium zu Rom aufgenommen wurde. Von da ging er als Missionar eine Zeit lang wieder nach dem Orient, kehrte aber nach Rom zurück, wurde Professor der Theologie zu Pisa und trat im J. 1707 in den Orden der Jesuiten. Er starb im J. 1742. 21) Es ist hiernach sehr zu wünschen, daß man edirer oder kritisch vergleiche, was sich irgend sonst von Ephräm's Werken handschriftlich vorfindet. Dahin gehört Bertheau's Ausgabe eines einzelnen Gedichtes aus einer noch unbenutzten römischen Handschrift. (Göttingen 1837.) Über einige exforder Handschriften s. Nicoll's Katalog. S. 11 und 14. 22) *Assem.* Bibl. or. I, 63.

23) Bei *Assem.* Bibl. or. III, 1. p. 62. 24) *Assem.* ibid. I. 157. 25) *Assem.* ibid. *Petr. Bened.* praef. in *Ephr.* Opp. syr. I. fol. 1. 26) *Spohn*, De ratione text. biblici in *Ephr. Syri* comm. obvii ejusque usu critico. (Lips. 1786. 4.) *Eduard.* Collatio vers. syr., quam Peschito vocant, cum fragmentis in comm. Ephr. obviis. Spec. 1. (Lips. 1785.) Spec. 2. (1794. 4.) (über Jesaia). Wahl, Magazin. 2. und 3. Lieferung. Kirsch, Vorrede zum syr. Pentateuch. Credner und Lengerke in den angef. Schriften. *Hirzel*, De Pentat. vers. syr. indole. (Lips. 1825.) *Roediger*, De orig. et indole arab. libror. V. T. histor. interpr. (Hal. 1829. 4.) 27) s. die Nachweisungen bei *Lengerke*, De Ephraemi Syri arte hermeneutica. (Regiom. 1831.) p. 3. 4.

Digitized by Google

der Schrift: De Ephraemi Syri arte hermeneutica (Königsberg 1831). Eine Schilderung seiner gesammten theologischen Bildung ist erst noch zu erwarten, da man bisher nur einzelne Seiten derselben ausführlicher besprochen hat [28]). Dafür nun, wie für die Geschichte der Dogmen enthalten vorzüglich die andern syrischen Schriften des Kirchenvaters, außer den Bibelcommentaren, reichliches Material. Sie sind sämmtlich in Versen geschrieben, d. h. in Zeilen mit einer gleichen Zahl von Sylben (die jedoch nicht prosodisch gemessen sind), am häufigsten in siebensylbigen Zeilen, welche Gattung den Namen des Ephrämischen Versmaßes führt. Entweder laufen diese Zeilen ohne Strophentheilung durch das ganze Gedicht hindurch, welche Form besonders die Homilien haben, oder sie sind in Strophen getheilt von verschiedenem Umfang, von vier bis zu zwölf Zeilen. Reim und Assonanz findet man nur hin und wieder angebracht, ohne bestimmte Regel [29]). Für unsern modernen Geschmack hat diese Form der Dichtung etwas Hartes und Eintöniges; doch ist nicht zu leugnen, daß dies zu der Einfachheit der syrischen Rede überhaupt nicht übel paßt und daß es öfter sogar dazu dient, den ernsten, feierlichen Ton, und die Grandiloquenz, welche in vielen Dichtungen Ephräm's herrscht, nicht wenig zu heben. Einen wirklich poetischen Gehalt haben fast nur die Dichtungen elegischer Gattung, die Grablieder u. dgl., und auch diese nur theilweise und so, daß das Beste der Art erst wieder dem Kreise der biblischen Dichtungen entnommen ist [30]). Übertrieben aber und ungerecht ist das wegwerfende Urtheil Eichhorn's über die syrische Poesie, sofern er Ephräm, offenbar ohne ihn hinlänglich zu kennen, mit den spätern Dichtern zusammenwirft [31]); ebenso Münter's Urtheil, der Ephräm's Verdienst in dieser Hinsicht nur nach den zwei syrischen Gebeten und einigen (vielleicht gar unechten) lateinischen Stücken im 3. Bde. der griechischen Werke S. 605 fg. mißt, indem er offenbar die vielen Poesien, welche im 2. und 3. syrischen Bande stehen, weil die Herausgeber die Zeilen nicht abgesetzt haben, für Prosa hielt [32]). — Diese poetischen Schriften können wir hier nur summarisch verzeichnen mit kurzer Andeutung des Inhalts. Hinter den Commentaren folgen in der römischen Ausgabe 1) eine Reihe von Homilien über einzelne Bibelstellen, besonders des A. T.; aus dem N. T. wird nur eine einzige behandelt (Opp. syr. T. II. p. 316—395). Sie heißen Madroshe und Puschoke (exegetische) Tractate und Auslegungen. — 2) Dreizehn (oder 15 nach *Assemani* B. o. I, 80, in den Handschriften eigentlich 27) Madroshe oder Tractate von der Geburt Christi. T. II. p. 396—436. — 3) Sechsundfunfzig Reden oder Tractate gegen die Ketzer (T. II. p. 437—560), außerordentlich wichtig für die Ketzergeschichte des Orients. Vorzüglich werden Bardesanes, Marcion, Manes, Chaldäer, Astrologen und Fatalisten hier im orthodoxen Eifer von Ephräm streng gezüchtigt [33]). — 4) Neunzig Reden vom Glauben „gegen die Grübler" (T. III. p. 1—208), nämlich vorzugsweise gegen die Arianer, gegen Eunomius, Aetius u. A. Unbegreiflichkeit Gottes, Trinität, und Menschwerdung Christi sind die Hauptgegenstände, die er hier behandelt, bald in polemischem Eifer gegen die Ketzer ankämpfend, bald in Klagen ausbrechend über die Thorheiten und Schwächen der Menschen. — 5) Ein Sermon gegen die Juden (T. III. p. 209—224) zum Palmensonntag. Eine teutsche Übersetzung desselben von Hahn steht in Illgen's hist.-theol. Abhandlungen III. (1824.) S. 1 fg. — 6) Fünfundachtzig Gebetlieder, Grabreden u. dgl. (T. III. p. 225—359.) Von ihrem poetischen Werthe war schon oben die Rede. — 7) Vier Reden de libero arbitrio (T. III. p. 359—366). Vergl. Hahn, Ephräm der Syrer über die Willensfreiheit des Menschen, in Illgen's Abhandlungen II. (1819.) S. 30 fg. — 8) Sechsundsiebzig Reden paränetischen Inhalts, meist Bußpredigten. T. III. p. 367—561. — 9) Zwölf Reden vom Paradiese (T. III. p. 562—598). Vergl. Uhlemann in Illgen's Zeitschrift für die histor. Theol. I, 1. S. 127 fg. — 10) Achtzehn Reden verschiedenen Inhalts. T. III. p. 599—687. — Sonst findet sich noch in syrischer Sprache 11) das sogenannte Testament Ephräm's (Opp. graec. T. II. p. 395—410), welches er auf dem Todtenbette geschrieben haben soll. In einer erweiterten Form ist es auch griechisch vorhanden; aber schon der syrische Text ist bedeutend interpolirt.

In den liturgischen Büchern der Syrer werden dem Ephräm mehre Lieder, Gebete u. dgl. zugeschrieben, die offenbar ihm nicht angehören, sondern höchstens in seiner Manier verfaßt sind. Bei andern ist es mindestens zweifelhaft. Dahin gehören auch die zwei Gebete am Schlusse der von Guido Fabricius Boderianus (Antwerp. 1572) herausgegebenen und fälschlich dem Severus beigelegten Taufliturgie. Dieselben sind wiederholt im 3. Bde. der griechischen Werke Ephräm's (p. 605) und vielfach emendirt. Auch die drei syrischen Theile der römischen Ausgabe mögen ein und das andere unechte Stück enthalten. Die Kritik hat sich noch wenig daran versucht, und es wird ihr schwer werden, bei dem Mangel an alten Handschriften immer eine bestimmte Entscheidung zu geben. Leichter lassen sich einzelne Zusätze und Interpolationen entdecken und ausscheiden. (*E. Rödiger.*)

28) Dahin gehört z. B. Hahn, Ephr. der Syrer über die Willensfreiheit des Menschen, in Illgen's Histor.-theol. Abhandlungen. II. (1819.) Uhlemann, Die Schöpfung, eine histor.-dogmat. Entwickelung der Ansichten Ephräm's, in Illgen's Zeitschrift für histor. Theologie III, 1. S. 104 fg. u. a. 29) Man s. über das Alles besonders *Hahn*, Bardesanes gnosticus. (Lips. 1819.) p. 28 sq. 30) Dahin gehören z. B. die Schilderungen der Auferstehung und des jüngsten Gerichts, die Beschreibung der Pest u. a. Einige Proben dieser Art in *Roediger*, Chrest. syr. (Hal. 1838.) p. 117 sq. ; auch Manches in *Hahn*, Chrest. syr. sive S. Ephraemi carmina selecta. (Lips. 1825.) 31) Eichhorn's Vorrede zu *Jones*, Poes. asiat. 32) Münter, über älteste christliche Poesie, vor s. übers. der Apokalypse, S. 50. Von ihm sind Auszüge (Diss. de hymnis Syrorum, 1814. p. 7) und Rambach (Anthologie christl. Gesänge. 1. Bd. 1817. S. 34. 46) abhängig; s. dagegen Hahn, über den Gesang in der syr. Kirche, in Stäudlin's Kirchenhist. Archiv. 1823. 3. H. S. 53. 66.

33) Vergl. Hahn's Abhandlungen über Marcion und über Bardesanes; Gesenius, Comm. zu Jesaia. 2. Beilage. S. 339 fg.; *Wegnern*, De indulgentiis Manichaeorum und andere dahin einschlagende Schriften.

Digitized by Google

Ephrat, Ephrata, s. Bethlehem. 9. Bd. S. 325.

EPHRON, Name mehrer Städte in Palästina 1) in dem Stamme Juda, 2) in dem halben Stamme Manasseh oberhalb Scythopolis, wurde durch Judas den Makkabäer zerstört. Denselben Namen führte auch ein Gebirg an der Grenze der Stämme Juda und Benjamin. (*H.*)

EPHYDATIA, *Ἐφυδατία*, eine Nymphe, welche den Liebling des Herkules, den Hylas, raubte, als er bei ihrer Quelle vorbeikam. (*Apollon.* l. 1229.) (*Richter.*)

EPHYDOR (*Ἐφ' ὕδωρ, ὁ ἐφ' ὕδωρ*). So hieß in Athen ein niederer Beamter oder Aufseher, welcher als ein durch das Loos erwählter (*κληρωτός*) bezeichnet wird, und bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen, wo den streitenden Parteien die zum Reden verstattete Zeit durch die Klepsydra zugemessen war, über die Klepsydra und Alles darauf Bezügliche die Aufsicht führte, damit in dem Aufschütten und Abfließen des Wassers Alles in der gehörigen Ordnung vor sich gehe, und nichts vorfiele, wodurch die eine Partei in der ihr durch das Wasser zugemessenen Zeitfrist im Reden verkürzt, die andere aber begünstigt werde, mithin eine volle Gleichheit hier eintrete und jeder Partei ihr volles Recht im Reden widerfahre. Daher gibt Pollux (VIII, 113) von diesem Aufseher die Erklärung: *ἐπιμελεῖτο δὲ τῆς κληρωτῆς ἐγίγνετο, ὃς ἐκαλεῖτο Ἐφ' ὕδωρ, ὁ παραφυλάττων τὴν ἰσότητα τῆς κλεψύδρας*, wozu noch nach Schömann's glücklicher Emendation (Der Attische Proceß. S. 716. Not. 40) aus dem unmittelbar Vorhergehenden die Worte gezogen werden können, *ἐν ταῖς πρὸς ὕδωρ δίκαις*, wie denn Suidas (T. I. p. 927) unter *ἐφ' ὕδωρ* die Aufsicht folgen läßt: *ἐν ταῖς πρὸς ὕδωρ δίκαις ἐλάγχανεν ὁ ἐπιμελησόμενος τούτου*, vergl. T. II. p. 38; nicht anders auch Photius im Lexikon (p. 38): *ἐπιμελητὴς κλεψύδρας ἐν δίκαις*. Dieser Aufseher ist es dann auch, an welchen bei den gerichtlichen Verhandlungen die Aufforderung ergeht, das Wasser nach Beendigung der Rede auszuschütten (*ἔξεσο τὸ ὕδωρ*), oder das Wasser innezuhalten, wenn Beweisstellen, Zeugnisse und dergl. vorgelesen werden sollten, damit nicht die mit dem Vorlesen dieser Gegenstände verstreichende Zeit in die dem Redner zugestandene und durch das Ablaufen des Wassers bestimmte Zeit mit eingerechnet werde, in welchem Falle es hieß: *ἐπλαμβε τὸ ὕδωρ*; Beweisstellen zu Beidem finden sich von Meier und Schömann (a. a. O. S. 717. Not. 41. 42) aus den Attischen Rednern angeführt. Daß die Stelle eines Ephydor nicht bedeutend war, sondern zu den niedrigsten Posten gehörte, welche nicht sowol Sklaven oder Freigelassenen, sondern freien Bürgern überlassen wurden, zeigen die Worte des Suidas (T. II. p. 38), wo er eine daraus entstandene sprüchwörtliche Redensart anführt: *εἰς' ἐφ' ὕδωρ κακός· ἐπὶ τῶν δυσκληρούντων ἢ παροιμία εἴρηται· ἐν γὰρ τοῖς δικαστηρίοις τὸ φαυλότατον ἔργον ἦν ὕδωρ διαμετρεῖν τοῖς δικαζομένοις· ἐγίνετο δὲ τοιοῦτος ὁ ἀπόκληρος*. Daß die *κρηνοφύλακες* oder curatores aquarum (vergl. *Pollux* l. c.) von diesem Ephydor wol zu unterscheiden sind, da ihr Geschäft ein ganz anderes war, bedarf jetzt, da wol Niemand mehr eine solche Verwechselung sich wird zu Schulden kommen lassen, kaum noch einer besondern Erinnerung. (*Baehr.*)

EPHYDRA, eine Gattung der Fliegen (Muscidae), welche Fallén (Hydromyzid. Suecine) so benannte. Sie gehört zur Unterabtheilung der Scatophilae Latreille's, und wird von ihren nächsten Verwandten am besten durch das hochgewölbte Untergesicht, das längliche dritte Fühlerglied, die ziemlich stark behaarte Fühlerborste, die ganz runden, hervorgequollenen Augen und die auffallende Kürze der ersten, dem Vorderrande parallelen, Flügellängsader unterschieden. Von den 33 Arten, die Meigen in seiner System. Beschr. der europ. Zweiflügler (Hamm 1830). 6. Bd. S. 114 fg. aufführt, ist keine in allen ihren Lebensstadien bekannt; sie finden sich nach diesem Schriftsteller zumeist an Gestaden und sumpfigen Stellen, welcher Aufenthalt indessen zu keinem Schluß auf ihre Lebensweise berechtigt. Eine Art, E. littoralis, ist a. a. O. t. 60. f. 8 abgebildet; sie besitzt, gleich den größten, eine Länge von zwei Linien, und ist dunkel metallisch grün, mit gelblichem Untergesicht und rußbraunen Flügeln, deren drei Queradern eine dunklere Färbung, aber zugleich einen hellern Saum haben. (*Burmeister.*)

EPHYDRIDES oder EPHYDRIADES, *Ἐφυδριάδες*, allgemeine Benennung der im Wasser waltenden Nymphen. *Parthen.* Erot. 14. (*Richter.*)

EPHYRA, eine von Peron (Annal. du Mus. T. XIV. p. 354) aufgestellte Gattung der Acalephae aus der Familie der Medusidae, welche nach Lamarck's Reformation, der Eschscholz (Syst. der Acal. 83) beipflichtet, die von Peron zugleich gegründete Gattung Euryale, wol von der Echinodermengattung gleichen Namens zu unterscheiden, mit in sich aufnehmen muß. In dieser Bestimmung unterscheidet sich Ephyra von den übrigen Medusiden durch den Mangel von Fangarmen um den einfachen centralen Mund und den gleichzeitigen Mangel aller Fangfäden. Es besteht hiernach ihr Leib blos aus einer kreisförmigen, am Umfange ungetheilten oder durch acht Einschnitte in ebenso viele Lappen zerfallenden Scheibe. Nach diesem geringfügigen Unterschiede trennte Peron die beiden Gattungen, und nannte die einfachen Ephyra, die gelappten Eurvale, von jeder eine Art aufführend. Zu diesen hat Eschscholz (a. a. O.) noch eine dritte Art hinzugefügt und daselbst auf t. 8. f. 1 abgebildet. Alle sind kleine Quallen, welche auf dem hohen Meere gefunden werden. Eine vierte, von Peron als E. simplex nach Borlase's Abbildung in der Natur. hist. of Cornwall. pl. 25. f. 13. 14 aufgestellte Art, muß nach Guvier und Eschscholz ganz aus der Reihe der Thiere gestrichen werden, weil ihr Typus ein verstümmeltes Bruchstück anderer Quallen gewesen zu sein scheint. (*Burmeister.*)

EPHYRA, Name mehrer Städte in Griechenland. Bei Gelegenheit der einen in Elis (s. Encykl. 33. Bd. S. 344) bemerkt Manner: „Es gab ein Ephyra überall, wo einst Pelasger ihre Sitze gehabt hatten; vorzüglich aber waren die Ausleger Homer's (Il. 2, 659. 14, 530. Odyss. 1, 261. 2, 328) immer im Streit zwischen diesem Ephyra und dem Ephyra in Epirus, weil man bei beiden einen Selleisfluß aufzuweisen hatte. Wenn, sagt

Digitized by Google

er dann, dieses elische Ephyra wirklich vorhanden war, so gibt es die einzige Spur von dem Dasein der Pelasger auch an diesen Küsten, wo sie sonst nirgends zum Vorschein kommen." Die zu Epirus gehörige Stadt lag in Thesprotien am Ufer des Acheron in der Nähe der Küste und hieß später Kichyros. Von einem Flecken Ephyra in der akarnanischen Landschaft Agreis sind die Spuren schon im Alterthume verschwunden. (*Strabo* 8, 521.) (*H.*)

EPHYRE (Ephyra), war der älteste Name von Korinth (s. dieses). Der Mythus leitet ihn ab von einer Tochter des Okeanos, Ephyre (die Wässernde), die sich in der Gegend von Korinth niedergelassen und der Stadt ihren Namen gegeben habe. (*Paus.* 2, 1. *Plin.* 4, 4.) Nach Andern war sie eine Tochter des Chimeteus und der Myrmir. (*Steph.* s. v. *Κορινθος.*) Bei Virgil kommt Ephyre als Meernymphe vor, Gefährtin der Kyrene. (Georg. 4, 343.) (*H.*)

EPIACUM (*Ἐπίακον*), ein Ort im alten Britannien, nach Ptolemäus 18° 30′ L., 58° 30′ Br., nach Mannert [1]) südlich unter Carlisle; A. Macpherson [2]) dagegen setzt es an den Fluß Vedra (Wear) [3]) unterhalb Binovium (dem jetzigen Dorfe Binchester nahe Bishop Auckland am Flusse Wear), und versteht Durham darunter. (*Ferdinand Wachter.*)

Epibaterium *Forst.*, s. Menispermum.

EPIBATERIOS (*Ἐπιβατήριος*), ein Beiname des Apollo, dem Diomedes eine Kapelle zu Trözene errichtete, als er dem Sturme, der die Griechen bei der Rückkehr von Troja überfiel, glücklich entgangen war. *Paus.* II, 32. Der Name bedeutet einen, der zugleich mit in das Schiff steigt und es durch seinen Schutz erhält. Diomedes erklärte also dadurch seine Überzeugung, daß Apollo mit ihm sein Schiff bestiegen und ihn so am Leben erhalten habe. (*Richter.*)

EPIBEMIOS, *Ἐπιβήμιος*, ein Beiname des Zeus, unter dem er auf der Insel Siphno verehrt wurde. (*Richter.*)

EPIBLEMA. Diese von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 315) aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Neottieen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Blumendecke regelmäßig, fünfblätterig, offenstehend; das Lippchen nagelförmig, mit umgetheilter Platte, an der Basis mit Anhängseln von hüschelförmigen Fäden; das Befruchtungssäulchen mit der Platte des Lippchens zusammengewachsen, an der Basis mit einem Anhängsel versehen; die Anthere auf beiden Seiten mit einem corollenblattartigen Lappen besetzt; der Befruchtungsstaub mehlig. (Der Gattungsname soll die Anhängsel des Lippchens, des Säulchens und der Anthere andeuten: *ἐπίβλημα*, Anhang.) Die einzige Art, Ep. grandiflorum *R. Br.* (l. c.), ist ein neuholländisches Kraut mit prächtigen himmelblauen Blumen. (*A. Sprengel.*)

Epibole, s. Epana.

EPIBOMIOS, der Priester, welcher bei den Eleusinischen Mysterien den Dienst am Altare verrichtete und symbolisch den Mond vorstellte (s. Eleusinia). (*Richter.*)

EPIBULUS, Fischgattung aus der Familie der Lippfische (Labroides), deren einzige bekannte Art: E. insidiator, Pallas zuerst systematisch als Scarus insidiator beschrieb (Spicil. zool. VIII, 41. t. 5. f. 1) und die Bloch, gleichwie alle spätern Ichthyologen, in ebendiese Gattung brachten. Schon vor Pallas hatten Ruysch (Theatr. anatom. I, 3. 6. t. 2. f. 6. 7) und Valentyn (Amboin. 384. 112. f. 112, nicht 122, wie gewöhnlich citirt wird) diesen Fisch bekannt gemacht, und seine eigenthümliche Mundbildung erwähnt. Dieselbe hat ihren Grund in einer auffallenden Ausdehnbarkeit der Kieferknochen, welche durch eine beträchtliche Verlängerung des obern Zwischenkieferknochens gegen die Stirn hin, auf welche dieser Fortsatz bis zum Hinterhauptskamme im Zustande der Ruhe sich auflegt, bedingt ist. Die entsprechende Größe des Unterkiefers wird dann durch eine Verlängerung des eigentlichen Kieferknochens nach hinten hervorgebracht, welche es nöthig macht, daß bei geschlossenem und zurückgezogenem Munde das Ende des Unterkiefers frei neben und unter dem Kopfe herabhängt, weit über die Kiemenspalte hinausreichend. Zur besseren Befestigung dieses großen Kiefergerüstes an den Schädel dient dann noch das auffallend lange, zum Ende des Unterkiefers gehende Jochbein (jugal *Cuv.*), sowie der hier ganz vom Zwischenkiefer getrennte Oberkieferknochen, dessen oberes Ende sich an den vordersten Augenrandknochen befestigt, während das Jochbein nach Oben an den Vorderdeckel gelenkt. — Im Übrigen hat der Fisch das Ansehen der Papageifische (Scarus), ist indessen verhältnißmäßig höher und sein Kopf spitzer, wegen des vorstreckbaren Maules. Er besitzt, gleich den Scaris, auffallend große Schuppen, die auch den ganzen Kopf, mit Ausnahme des Schnauzentheiles, bedecken, und alle Kopfknochen verhüllen. Die Kiefer sind mit kleinen Kegelzähnen besetzt, unter denen sich am vordersten Ende beider größere Fangzähne auszeichnen; die Schlundknochen sind höckerig, wie bei Scarus, und die feine spitzige Zunge ist zahnlos, die Flossen haben ganz das Ansehen der Scarusarten, doch ist die Brustflosse kürzer, breiter; die Bauchflosse viel spitziger; die Rücken- und Afterflosse sehr stark nach Hinten verlängert, sodaß dieselben bis ans Ende der Schwanzflosse reichen, die beiden langen Spitzen abgerechnet, in welche die letztere an ihren Enden ausgeht. In der Analflosse bemerkt man drei vordere Stachelstrahlen, in der Dorsalflosse besteht mehr als die Hälfte aus bloßen Stacheln, deren Zahl neun ist. Die Seitenlinie ist ganz wie bei Scarus durchbrochen; die vordere Hälfte läuft über die dritte Schuppenreihe und reicht bis auf $^5/_9$ der Rückenflosse, die hintere Hälfte beginnt in gleicher Höhe mit dem weichstrahligen Theile der Afterflosse und steht der untern Schwanzkante viel näher. Der ganze Fisch, dessen Größe sich bis auf 1½ Fuß Länge und etwas über ½ Fuß Höhe belaufen kann, ist auf der

1) Geogr. der Gr. und Röm. 2. Th. 2. Heft. S. 211. 2) s. die Karte: Britannia Antiqua secundum A. Macpherson zur Allgem. Encycl. d. W. u. K. 3) Nämlich nach Macpherson ist der Fluß Vedra der Wear. Die Meinungen Anderer s. im Artikel Vedra.

Digitized by Google

Rückenhälfte röthlich gefärbt, im Übrigen aber grünlich; die Rückenflosse hat grüne und rothgelbe Streifen, die Brustflosse einen breiten schwarzen Endfleck und einen weißen Rand. Andere Exemplare zeigen mehr gelb in ihrer Färbung, zumal an den Flossen. In Weingeist aufbewahrt nimmt der ganze Fisch einen bräunlichen Ton an. — Man findet die einzige bekannte Art dieser Gattung, den Epibulus insidiator, in der ganzen indischen See, von den Molukken bis zu den Maskarenen, doch scheint er in dem östlichen Ende derselben häufiger zu sein. Seine Mundbildung weist auf eine lauernde Lebensweise hin, und zeigt an, daß er vom Raube anderer Fische sich nähre. Sein Fleisch soll eßbar und wohlschmeckend sein. Bei den Malayen heißt er moelaet bezar, was die Holländer durch groot smoel übersetzten; andere, wie Rupsch, nennen ihn nach seiner Lebensweise Bedrieger, und auf diesen Namen gründete Pallas sein Beiwort insidiator, das Cuvier zur Gattungsbenennung ins Griechische übersetzte. In des Letzteren Histoire natur. des Poissons (T. XIV. p. 110. pl. 398) ist er vortrefflich geschildert und abgebildet. (*Burmeister.*)

EPICARPUS ORIENTALIS (pharmakolog.); von diesem auf Malabar und Java wachsenden Baum wird in Ostindien die Wurzel in Abkochungen bei Epilepsie und Entzündungsgeschwülsten, und die Abkochung der Blätter äußerlich gegen Gliederreißen benutzt. (*Döbereiner.*)

EPICES (Operarum judiciariarum pretia, mercedes, sportulae judiciariae). Mit diesem Worte bezeichnete man früher in Frankreich den Zucker, die eingemachten Früchte und das Confect, welche nach der Beendigung eines Processes dem Richter von der gewinnenden Partei als ein Zeichen der Dankbarkeit gereicht wurden. Was Anfangs ein freiwilliges Geschenk war, wurde nachher in gesetzliche Geldgebühren verwandelt. Denn bis zur Regierung K. Karl's VIII. hatte das Parlament den Parteien unentgeltlich Recht gesprochen. Jetzt entfloh ein Kanzeleibeamter, welcher die Casse, aus welcher die Kosten für die Ausfertigung der Urtheile bestritten wurden, unter sich hatte, und nahm das Geld mit. Der mit seinen Nachbaren in Krieg verwickelte und deshalb geldbedürftige König ließ sich leicht bereden, daß man die proceßführenden Parteien ohne Ungerechtigkeit die Urtheilskosten bezahlen lassen könnte, und diese hatten nicht Grund, sich grade sehr zu beklagen, denn ein ausgefertigtes Urthel kostete nicht mehr als sechs Blancs oder drei Sols. Unter Ludwig XII. kamen die Epices auf. Ein Kläger hatte, nachdem er seinen Proceß gewonnen, dem Richter aus Dankbarkeit eine Schachtel mit Confect, welches man damals vorzugsweise mit dem Worte Epices bezeichnete, überreicht. Die Sache fand Beifall, die Richter fingen an, diese Epices, als ihnen rechtlich zukommend, zu fodern; bald setzten sie ihren Werth fest und verwandelten diesen in Geld. Tout comme chez nous. (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

EPICHARIS, eine von Klug in Illiger's Magazin der Insektenk. (6. Bd. S. 212 und 226) aufgestellte Bienengattung, welche mit Centris nahe verwandt ist, und sich von ihr zumal durch die Anwesenheit zweier kleinen Glieder am Ende der Lippentaster unterscheidet. Dazu kommen dreizahnige Oberkiefer, sehr kurze Nebenzungen, kleine zweigliedrige Kiefertaster und eine Radial- nebst drei Cubitalzellen, an welche noch eine vierte undeutliche Zelle sich anschließen kann. Die dicht behaarten (bei Centris dagegen fast nackten) Hinterfüße haben ein sehr großes, nach Außen erweitertes erstes Glied und alle Füße mit einem Zahn versehene Krallen. Die älteste Art ist Centris hirtipes *Fabr.* S. Piez. 355. 4. (Ep. dasypus *Klug*, *Illiger*); eine spätere C. umbraculata *Fabr.* ibid. 5; sie bewohnen, wie alle bekannten, Südamerika. Latreille's Vermuthung, daß Xylocopa splendida *Fabr.* (Acanthopus *Klug*) das Männchen dieser Art sei, hat sich nicht bestätigt. Lepelletier de St. Fargeau beschreibt (Hist. natur. des Hymen. 1840. T. II. p. 170 sq.) fünf Arten, und darunter vier neue. (*Burmeister.*)

EPICHARIS, eine römische Freigelassene, zeichnete sich unter Nero durch heldenmüthige Standhaftigkeit unter den martervollsten Qualen aus. Eine weitverzweigte Verschwörung hatte sich gegen Nero gebildet, nachdem durch seine Grausamkeiten die Geduld des Volkes erschöpft war; Consularen, Senatoren, Ritter, Leute jedes Ranges, Alters, Standes und Geschlechtes nahmen daran Theil, auch Epicharis. Doch die Verschworenen zagten, zauderten, schwankten in ihren Entwürfen; dies weckte die Ungeduld der unternehmenderen Epicharis. Nach vergeblichen Versuchen zu ermuthigen und zum Beginnen anzutreiben, gedachte sie selbst handelnd einzuschreiten. Sie begab sich nach Campanien, um die Befehlshaber der Flotte zu Misenum zu gewinnen, und wendete sich an Volusius Proculus, den sie kannte. Er befehligte 1000 Mann, hatte sich von Nero zum Werkzeuge bei der Ermordung seiner Mutter brauchen lassen und war schlecht dafür belohnt worden. Ihm theilte Epicharis das Geheimniß der obschwebenden Verschwörung mit, verschwieg aber vorsichtig die Namen der Theilnehmer. Proculus hinterbrachte, was er vernommen, dem Kaiser, Epicharis ward vor ihn gebracht, entkräftete aber, dem Proculus gegenüber, seine Anzeige, welcher die Beweise mangelten, als sei dieselbe eine grundlose Angeberei; indessen Epicharis blieb in Haft als verdächtig. Eine abermalige Anzeige geschah durch den Freigelassenen des Ritters Natalis, eines Freundes Pisos. Er ward verhaftet; vor den Kaiser geführt, mit ihm die Senatoren Scevinus, Quintianus, Lucanus und Senecion. Eingeschüchtert durch Drohungen, erschreckt durch die Zubereitungen zur Folter, oder gelockt durch die angedeutete Hoffnung zur Begnadigung, gestanden sie Alles und nannten die vornehmsten Mitverschworenen. Jetzt erinnerte sich Nero der noch verhafteten Epicharis. Von einem Weibe hoffte man durch die Qualen der Folter anderweitige Geständnisse zu erpressen, und sie wurden mit satanischer Steigerung gegen die Unglückliche angewendet. Vergebens; die Folterknechte erschöpften ihre Kunst, ohne das Geringste zu erlangen. Die Tortur sollte sich den nächsten Tag erneuern; Epicharis mußte, weil ihre Glieder ausgerenkt waren, auf einem Sessel herbeigetragen werden. Unbemerkt hatte sie ein Tuch an selbigem befestigt und zu einer Schlinge geformt; sie steckte den Kopf hindurch, ließ

Digitized by Google

sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers fallen und bewirkte so augenblicklich ihre Erdrosselung. Einige französische Dichter haben versucht diesen Stoff zu einem Trauerspiele zu verarbeiten, wie Ximenès, Epicharis, ou la mort de Neron, 1753; und Legouvé. Tacit. Annal. — Biographie universelle. T. XIII. (*A. Herrmann.*)

Epicharis *Blum*, s. Guarea.

EPICHARMOS der Komiker[1]). 1) *Biographische Notiz.* Über das Leben dieses hochgeschätzten Dichters scheint Niemand unter den alten gelehrten Forschern einen Bericht gegeben zu haben; man darf sich also nicht verwundern, wenn die wenigen umlaufenden Notizen, die wol eher aus den Commentatoren seiner Komödie als den literarischen Registern der Alexandriner stammen mögen, ziemlich verworren und ungeschickt vorliegen. Einen Artikel fand Epicharmos ohne Zweifel in den biographischen Denkwürdigkeiten von Neanthes aus Cyzicus, einem sorgfältigen Sammler des zweiten Rangs, aber Stephanus citirt aus jenem Werke περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν nur eine Kleinigkeit. Weit lehrhafter war das Interesse an Form und Gehalt der Epicharmischen Poesie: worüber die Nachweisung im zweiten Abschnitte. Unsere Hilfsmittel bestehen daher gegenwärtig in wenigen und aphoristischen Compilationen, nämlich bei Diogenes Laertius[2]) und Suidas, aus welchen beiden Eudocia[3]) einiges an zwei Orten ausgezogen hat; ferner aus gelegentlichen, doch mehr unbequemen als förderlichen Angaben. Indem nun die Darsteller der früheren Jahrhunderte grade von letzteren sich bestimmen ließen, geriethen sie auf mancherlei Auskunftmittel, welche die Verwirrung recht eigentlich begründeten: worunter die Spaltung des Epicharmos in mehre Rollen, in einen Dichter, Philosophen und allenfalls auch einen Arzt. Jetzt lohnt es schwerlich diese Irrungen, dergleichen besonders in den Arbeiten sicilischer Antiquare über die Alterthümer ihrer Insel vorkommen, namhaft zu machen oder ernstlich zu prüfen; wir halten vielmehr für angemessener, der Verdienste, welche sich nach dem Jugendversuch von Harless[4]) durch methodische Kritik Gryfar und Welcker[5]) erworben haben, zu gedenken. Trotz der umsichtigsten Aufmerksamkeit, mit der das Material erwogen und ausgebeutet worden, ist gleichwol eine Reihe völlig sicherer und zusammenhängender Resultate nicht zu erwarten.

Abstammung und Jugend des Epicharmos. Epicharmos, sagt Diogenes, war aus Kos, Sohn des Elothales, kam aber als Kind von drei Monaten nach Megara in Sicilien. Noch vollständiger erzählt Suidas aus verschiedenen Gewährsmännern, er sei als Koer unter denen genannt, welche mit Kadmus nach Sicilien auswanderten; nach Anderen heiße er ein Samier, andere setzten ihn nach dem sicilischen Megara. Soweit erscheinen Trümmer einer und derselben Nachricht; obgleich der Name dieses Ortes einige Schwierigkeit erregt. Denn Kadmus zog, nachdem er freiwillig die Tyrannis von Kos aufgegeben hatte, herüber nach Zankle, dem späteren Messene, und wohnte dort, vermuthlich nicht ohne eine Partei übersiedelter Koer, in Gemeinschaft mit den Samiern, welche jener Stadt sich bemächtigt hatten[6]). Wenn man ferner

1) Der Name *Ἐπίχαρμος* ist so selten im Alterthume, daß es nicht überflüssig scheint, der seltenheiten Variante zu gedenken, welche sich früher neben dem richtigen *Ἐπιχάρμων* in *Pausan.* I, 23, 11 einfand; übrigens ist das Anwenden des dort erwähnten Mannes durch die Basis seiner Statue wieder aufgestrichen worden: s. Tübinger Kunstblatt 1840. S. 42. 2) *Diog.* VIII, 78. Der Artikel ist so wider Erwarten kurz ausgefallen (nun er berichtet aufs Bündigste von seiner Abkunft, dem Aufenthalt in Sicilien, dem Epigramm unter seiner Statue, der Fülle seiner dreifachen Schriftstellerei und dem hohen Lebensalter des Mannes), daß man billig nach dem Grunde dieser Abfertigung gefragt hat. Gryfar (Do Dor. comoed. p. 101) geht darauf zurück, daß Diogenes mit dem Leben von Philosophen und nicht von Dichtern zu thun habe, daß er den Epicharmos nur in jener Eigenschaft seiner Galerie Pythagoreischer Weisen einverleibe und über die Denkwürdigkeiten eines Autors, der als Komiker berühmter und hintänglich bekannt war, sich kurz fassen durfte. Vermuthlich will Gryfar die breite Ausführlichkeit ignoriren, mit welcher Diogenes kurz vorher über Empedokles, einen blos philosophirenden Dichter, uns belehrt; hiernach hätte man mindestens eine Reihe speculativer Sätze, ein Register classischer Aussprüche, woran unser Komiker so reich war, erwartet, zumal da Diogenes manche Bemerkungen des Aleimus über die Epicharmische Philosophie beim Plato der Länge nach ausschreibt. Diesen letzten Ausfall wird man kaum anders als aus Verlusten des heutigen Textes erklären können; über das Leben aber hat Diogenes, scheint es fast, nichts Wolständiges ermittelt und auf keinen Fall eine ergiebige Quelle besessen. 3) *Eudocia* p. 166. 193.

4) *Herm. Harless*, De Epicharmo (Kasseldae 1822), und weitere Ausführungen besselben in Jahn's Jahrbüchern für Philol. 1833. VII. S. 298 fgg., mit Benutzung der Welcker'schen Recension. 5) *C. Jos. Gryser*, De Doriensium comoedia quaestiones. (Colon. 1828.) p. 84—168. De Epicharmi vita et doctrina; der Schluß des Buches: De comoedia Epicharmo, Recension von F. G. Welcker in Zimmern. Schulzeit. 1830. 2. Abth. Nr. 75 fgg., vergl. mit den Bemerkungen von Müller, Gött. Anz. 1829. Nr. 205. Einiges bei *Koeder*, De tribus comoed. generibus. p. 26 sq. Compilation von G. H. Bode, Geschichte der dramat. Dichtkunst der Hell. 2. Th. (Leipz. 1840.) S. 56 fg. In allen diesen Werken (zumal im letzten, wo die Zahl der aus oberflächlicher Interpretation hervorgegangenen Misgriffe nicht gering ist) finden sich viele Differenzen und subjective Auffassungsweisen, welche jedesmal anzugeben keineswegs im Interesse unserer Darstellung liegt. Übrigens wird noch erwähnt *Tiritto*, Saggio storico sulla vita di Epicarmo coi frammenti delle di lui opere. (Palermo 1836.) Baitaluja die Bemerkung, daß der erste namhafte Gelehrte, welcher verschiedene Epicharme aufsonderte, Meursius war. 6) Hauptstelle *Herod.* VII, 164, wo zu beachten der Ausdruck: *Τῶν μετὰ Σαμίων ἔσχε τε καὶ κατοίκησε πολὺν Ζάγκλην*, also mit Anhängern und Colonisten, welchen die Samier einen Platz und politische Rechte vergönnten; woran die Wendung bei Suidas sich anschließt: *τινὲς δὲ αὐτὸν ἀνδρῶν, τῶν μετὰ Κάδμου εἰς Σικελίαν μεταναστάντων*. Eine seltsame Combination, welche mit der Chronologie zu vereinigen schwer hält, ist die von K. O. Müller (Dorier I, 170), gegründet wie häufig auf Wiederkehr desselben Namens, da Kadmus ein Sohn des Sththeobeist, Sthythes aber auch Name des Königs von Zankle war, welchen die Samier vertrieben. Das Resultat kommt darauf hinaus, daß Kadmus vor Ol. 75 nach einem Vertrage mit den (längst aus Zankle gewichenen!) Samiern in sein altes Heimathland sich begab. Daß übrigens Epicharmos von dieser vorübergehenden Berührung mit den Samiern das Prädicat *Σάμιος* erhalten hätte, scheint grade so glaublich als eine zweite Erklärung, welche den Grund im Zusammenhange des Dichters mit Pythagoreischer Philosophie sucht. Letztern Gesichtspunkt hat Bode (S. 58) auf die Spitze getrieben: wenn er sich wirklich des persönlichen Umgangs mit Pythagoras erfreute, wie berichtet werde das soll nämlich liegen in Plutarch's Worten: *τῆς Πυθαγορικῆς διατριβῆς μετειληφώς*), so könne er nicht erst Ol. 70 angekommen sein; also sei historisch gewiß, daß

Digitized by Google

sich erinnert, daß die Samier in Zankle Olymp. 70, 4 sich niederließen, Epicharmos aber, einem nicht verdächtigen Zeugniß zufolge, spätestens Olymp. 73, 3 mit Komödien hervortrat: so erhellt, daß die Familie des Dichters ziemlich lange vor dem Abenteuer der Samier müsse nach Sicilien gewandert sein. Hiernach ist die Angabe des Diogenes in der Ordnung und ohne Widerspruch: ein Koer mochte füglich Anlaß haben ins Dorische Megara zu ziehen, dann aber durch Verhältnisse zum ehemaligen Regenten von Kos, einem höchst geachteten Manne, bewogen werden, mit demselben sich den Samiern in Zankle anzuschließen. Nun wurden aber die letzteren bereits Ol. 71, 4 durch Anaxilas aus ihrer Besitzung vertrieben; Epicharmos verweilte mithin nur kurze Zeit unter ihnen, und wenn noch ein dritter Ort genannt wird, dem er angehört habe, so könnte man geneigt sein, auch diese Notiz bei einem Manne, welcher oftmals seinen Wohnsitz wechselte, zu rechtfertigen. Nämlich auf die Autorität des oben gedachten Neanthes hin sagt Stephanus von Byzanz, daß unser Dichter aus der sicilischen Stadt Krastos stammte; dieselbe Nachricht hat Suidas aufgenommen [7]). Wie unbequem nun immer ein solcher aus dem Winkel hervorgezogener Name sein mag, so hat doch die Muthmaßung eines geistreichen Mannes, der mittels einer allegorischen Auslegung sich dasselben entledigen will, kaum den bloßen Schein auf ihrer Seite. Lassen wir das gleich so vielen wingigen Dornen, welche die Literargeschichte des Alterthums belästigen, ohne tiefer in den Kern der Forschung einzugreifen, auf sich beruhen; und halten lieber daran fest, daß Epicharmos einen Theil seiner Jugend auf Sicilien in Megara, vorübergehend auch in Zankle oder Messana, vielleicht noch in anderen Städten, verlebte. Kein geringes Gewicht hat hier die bestimmte Tradition bei Aristoteles [8]): die Erfindung der Komödie eignen sich die Megarer an, sowol die Nachbarn der Athener als die in Sicilien wohnenden; denn letzteren gehört Epicharmos an.

Wir müssen aber auch auf den Vater des Dichters einen Blick werfen. Im voraus beseitigt man leicht die Namen seiner Ältern, welche Suidas [9]) unverkennbar aus guter Quelle entnommen hat: „Sohn des Tityrus oder des Chimarus und der Sikis.“ Aus einer Menge von Beispielen geht die sinnreiche Symbolik des höheren Alterthums hervor, welche die Personen der Dichter nicht als freie Individuen und bewußte Künstler faßt, noch weniger mit den subjectiven Zügen einer bürgerlichen Charakteristik verstandesmäßig umgibt, sondern ihnen halb phantastisch (man möchte sagen, in einer Art Abbreviatur) die Familie aus den Attributen ihrer poetischen Schöpfungen verleiht und anbildet. Wie nun Arion z. B. Sohn des Kykleus heißt, so bezeichnete ein witziger Epigrammatist den Epicharmos als Kind derjenigen Wesen, welche den Stoff und die Farbe seiner Komödie andeuteten, des Bockes oder der Naturwelt und der Schaffnerin. Hiervon abgesehen steht als Name des Vaters Elothales fest; denn Thyrsus, welcher an dessen Statt, wie es schien, genannt wird, ist dieser Untersuchung fremd [10]). Näheres läßt sich

der Vater bereits um Ol. 60 Kos verließ. Einen ganz abweichenden Weg hat Gryfar (p. 133 sqq.) eingeschlagen, indem er der Combination von Müller, welchen er verschweigt, eine andere Wendung gibt. Ausgehend von der prekären Voraussetzung, daß Epicharmos den Pythagoras selbst hörte, rückt er seine Geburt gegen Ol. 60 hin; demgemäß er etwa nach Ol. 82 geboren wäre. Um nun Diogenes mit Suidas zu vereinigen, stellt er die Hypothese auf, daß der Dichter eine zweifache Reise nach Sicilien unternahm, zuerst als Kind, lange vor Ol. 68, als der Pythagoreische Bund gesprengt wurde, dann aber aus Kos, wohin er aus unbekannten Gründen zurückkehrte, als Gesellschafter des Kadmus um Ol. 70 nach Zankle, von dort nach Megara. Diese Argumentation leidet unter Anderem an einem methodischen Fehler, wenn sie die biographischen Nachrichten alter Sammler als Trümmer einer und derselben Historie in Concordanz bringt, während solche im Gegentheil zu verreinigen und aufzulösen in ihren Werthe oder Unwerthe zu prüfen waren. Noch mehr wundert man sich, daß Gryfar aus Diomedes (III. p. 486) eine Gewähr ziehen wollte, nämlich aus den Worten: Sunt qui velint Epicharmum in insula Co exulantem primum hoc carmen frequentasse, et sic a Co comoedium dici. Mag nun exulantem verdorben oder falsche Übertragung eines griechischen Ausdrucks sein, ein so gräulicher Einfall, dem nichts als Epicharmus Cous zum Rückhalte dient, darf höchstens unter den Träumen alter Grammatiker aufbewahrt werden, nicht unter geschichtlichen Zeugnissen einen Platz erlangen. Auch ist Bleibtern (S. 426) die hierunter verborgene Täuschung nicht entgangen.

7) *Steph. Byz.* v. *Κραστός*: *ἐκ ταύτης ἦν Ἐπίχαρμος ὁ κωμικὸς καὶ Λαῖς ἡ ἑταίρα, ὡς Νεάνθης ἐν τῷ περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν. Suidas*: — *ἦ ἐκ πόλεως Κραστοῦ τῶν Συρακοσίων.* Wie Neanthes ins Detail berabging, kann man aus den Fragmenten bei Marquardt (Cyzicus S. 166) erkennen.

8) *Aristot.* Poet. 3: *ἀντιποιοῦνται . . . τῆς κωμῳδίας οἱ Δωριεῖς, τῆς μὲν κωμῳδίας οἱ Μεγαρεῖς, οἱ τε ἐντεῦθα — καὶ οἱ ἐν Σικελίᾳ· ἐκεῖθεν γὰρ ἦν Ἐπίχαρμος ὁ ποιητής.* Das letztere Wendung eine Ungenauigkeit verbirgt, welche sich leicht aus dem Umwandlungen oder Aphorismen der attisirenden Aristoteliker Form erklärt, während etwa gemeint war: inde enim prosectus est Epicharmus, wird sich Jedem bei unbefangener Erwägung darbieten. Denn den Megarensern, welche nach Möglichkeit ihre Ansprüche belegten, kam es nur auf irgend einen Zusammenhang an, in dem Epicharmos mit dem andern Megara stand. Es gehört also unter die vielen Übereilungen des neuesten Herausgebers (s. Ritter S. 99), wenn dieser den Ausdruck *ἐκεῖθεν ἦν* in aller Strenge festhält, und darum den vermeinten Pseudo-Aristoteles als dumm und nachlässig ausschilt; wenn er ferner die naheliegende Möglichkeit: Epicharmum, antequam Syracusas commigraret, Megaris in Sicilia ubi per aliquot (1) tempora fuit comoedias spectandas praebuisse, völlig abweist. Auf der andern Seite fehlt ein triftiger Grund für die Hypothese, daß die Komödie von Megara nach Syrakus, wohin Gelon die megarische Bevölkerung versetzte, übergegangen und mit ihr zugleich Epicharmos verpflanzt worden sei, was Müller selbst einräumt (Dorier II, 352). 9) *Suidas*: *Τιτύρου ἢ Χιμάρου (Χιμύρου) καὶ Σικέλος.* Die richtige Deutung gab Welcker bei Schwenk, Rhein. Zeitschr. S. 331. In den Noten zum Suidas ist erinnert worden, daß wahrscheinlich *Σηκέλος* zu berichtigen sei: die Schaffnerin hatte in den vielen Sittengemälden der bürgerlichen Welt ihren schicklichen Platz, auch kommt dieser Name in den Fragmenten vor. 10) Der Name *Μισθάλης* (zum Theil falsch accentuirt) steht bei Diogenes (VIII, 78). *Ἐπίχαρμος, Ἠλοθάλους*, und, seltsam genug, als Titel eines von Pythagoras herausgegebenen Buches (VIII, 7): *πίνυπον Ἠλοθάλη τὸν Ἐπιχάρμου τοῦ Κώου πατέρα.* Mit einer so monströsen Überschrift wird man sich am schonendsten abfinden durch Entfernung des Glossems *τὸν Ἐπιχάρμου τοῦ Κώου πατέρα*, das eine gelehrte Hand wol zuerst an den Rand hingeworfen hatte. Da nun hieraus ein infiges Verdältniß des Koers Elothales zu Pythagoras (*Gryfar* p. 96) zu folgern sei, wollen wir nicht entscheiden; ebenso wenig, ob ein Familie, die sich (nach dem

Digitized by Google

über Elothales nicht ermitteln, und weder mit Sicherheit aufstellen, daß er in vertrauter Beziehung zum Pythagoras stand, wiewol dafür einige Wahrscheinlichkeit spricht, noch daß er zum Geschlechte der Asklepiaden auf Kos gehörte. Immerhin darf man vermuthen, daß er eine Rolle spielte, und auf die Anleitung seines Sohnes zur Pythagoreischen Philosophie und zur Naturforschung einen unmittelbaren Einfluß ausübte [11]).

Fabulistен *Ptolemaeus Hephaest.* ap. *Phot.* p. 147. *Bekk.*) vom Achilles herleitete, vornehm war. Ernstlicher erscheint vielmehr die Frage, was es für eine Bewandniß habe mit jenem Thyrsus, der allein zur Unterscheidung mehrer Epicharme Veranlassung geben durfte. *Jamblichus*, V. Pythag. c. 54. §. 241: καὶ Μητρόδωρος τέ φ Θάσιον τοῦ πατρὸς Ἐπιχάρμου καὶ τῆς Ἑιλύου διδασκαλίας τὰ πλείστα πρὸς τὴν ἰατρικὴν μετενήνεγκε, ἱστορῶν τοῦτο τοῦ πατρὸς Ἐπιχάρμου καὶ πρὸ τούτου τὸν Πυθαγόραν τῶν διαλέκτων ἀρίστην λαμβάνειν τὴν Δωρίδα. Es ist unglaublich, wie viel man in diese zum Theil unverständlichen Worte gelegt hat; Bode (S. 89) sagt nach andern: „So war Metrodoros Sohn des Thyrsos ein Bruder von Epicharmos' Vater, und übertrug seine vielen seiner Lehren auf die Heilkunst, indem er einem sonst unbekannten Bruder des Epicharmos des Vaters Schriften erklärte;" Grysar (p. 93) folgert unbedenklich, daß Elothaleš Arzt war, wenn auch Jamblichus im Namen sich geirrt hätte; einen Schritt weiter ging Müller (Dor. II, 355), indem er mit des Epicharmos Herkunft aus Kos zusammenstellt, daß er selbst auch Arzt war, und sein Bruder diese Kunst ausschließlich übte; vielleicht die unschuldigste Auslegung ist die von Sprengel (Gesch. d. Arzneikunde. I. S. 357). Wenn wir aber dem Jamblichus eine leidliche Kenntniß der Grächtät und genügenden Verstand zutrauen, so konnte er weder verbunden wissen, ὁ Θάσιον τοῦ πατρὸς Ἐπιχάρμου, aber Sohn des Thyrsus, welcher des Epicharmos Vater war," noch seinem (folglich auch des Epicharmos) Bruder Metrodor Thasische Würde mittheilen, daß Epicharmos die Doris als den besten Dialekt behandelt hätte. Letzteres führt auf einen beträchtlich spätern Metrodor, und unter den vielen Homonymen dieses Namens (s. *Jonsius*, De S. H. Ph. I, 20) bietet sich kaum ein passenderer Mann, als jener von Scytus (Adv. Math. I, 258) erwähnte Arzt dar, der Lehrer vom Erasistratus. Übrigens will es mir die Sächsische, welche man aus diesem Zeugniß entnimmt, um den Vater des Epicharmos zum Arzt und noch weiter zum Asklepiaden zu machen, auf den ersten schärfern Blick zusammen. Ein Mann, dessen Dogmen ein anderer auf Medicin überträgt (διδασκαλίας τὰ πλείστα πρὸς τὴν ἰατρικὴν μετενήνεγκε), ist doch wol von ärztlicher Profession entfernt geblieben? Für Jamblichus indessen ist noch Einiges zu thun; uns genügt, seine Autorität für etwanigen Widerruch unschädlich zu machen.

11) Mit der Frage, ob Elothales Kenner der Arzneikunde gewesen, verbinden wir am natürlichsten die Notiz, daß sein Sohn medicinischer Schriftsteller gewesen sei. Stellen bei *Grysar* p. 97. Ganz allgemein erzählt *Plinius* XX, 9: Epicharmus inter medicos refertur. Ferner Diogenes in seinem Artikel: σύγγραμμα ἐπιγεγραμμένον κατὰ κλόνον, ἐν ᾧ φυσιολογεῖ, γυμναλογεῖ, ἰατρολογεῖ. Von diesem Zeugniß, das eher auf die ὑπομνήματα eines Grammatikers, als auf die freien Schöpfungen eines Dichters zu passen scheint, wird besser unten bei der Schriftstellerei des Epicharmos (Anm. 14) zu handeln sein; Komödien desselben hatte Diogenes, seinen Citationen zufolge, keine vor sich, und wenn jenes φυσιολογεῖ nicht auf förmliche Abhandlungen physiologischer Artikel gedeutet darf, so fällt auch die entsprechende Deutung des ἰατρολογεῖ fort. Die ganze Stärke des etwanigen Beweises geht demnach auf römische Autoren über. Diese nun belehren uns zur nicht geringen Verwunderung, in welchen praktische Detail ein so geistvoller Dichter sich eingelassen habe: wie man mit störrigen Böcken umgehe, *Columella* VII, 3, 6 (unter der allgemeinen Bemerkung: Epicharmus Syracusanus, qui peculum medicinas diligentissime conscripsit), wie man Krankheiten der Genitalien und den Biß eines tollen Hundes heile, *Plinius* XX, 34, 86. Vielleicht würde man etwas mehr Zutrauen fassen, wenn noch ein griechisches Fragment vorläge. Dies würde gleichwol die unbefangene Beurtheilung um nichts verrücken: denn die Gewißheit eines Faktum bliebe stets dieselbe. Daß alle jene Schriften unecht waren, meinte schon Bode (S. 89), wiewol er außerdem wissen will, sie müßten im Dorischen Dialekt abgefaßt gewesen sein. Soviel kann Jedem einleuchten, daß ihre Form für den Komiker Epicharmos weder in Prosa, noch in Versen denkbar war. Nicht in Versen, denn in seiner Zeit existirte keine didaktische Gedichtart, und Empedokles, dessen systematisirende Dichtung man vergleichen würde, verwebte die Beobachtungen der Physik und Medicin nur als Belege in seine Darstellungen der Natur. Noch weniger aber in Prosa, denn die griechische Literatur besitzt vor Jon dem Chier kein Beispiel eines Dichters, der zugleich Prosa herausgegeben hätte. Mithin sind die medicinischen Arbeiten (denn was Grysar [p. 100] noch geltend macht, verdient keine Erörterung) unter die weiterhin zu erwähnenden untergeschobenen Werke zu rechnen, die man durch den berühmten Namen unseres Dichters ungefähr in der Weise zu empfehlen hoffte, wie man den König Hiero unter die Botaniker brachte. *Columella* I, 1, 8: Sicuti quoque non mediocri cura issud negotium sunt prosecuti Hieron et Epicharmus.

Bildung und Wissenschaft des Epicharmos.

Die Alten haben vielfach angemerkt, was jeder auch aus dem Tone so manches goldenen Spruches und tiefsinnigen Bruchstückes ahnen würde, daß Epicharmos auf philosophischem Standpunkte schrieb, und zwar den Pythagoreern sich anschloß. Es bindert uns wenig, daß nur späte, zum Theil oberflächliche, Gewährsmänner dies ausdrücklich bezeugen. In den klassischen Zeiten achtete man selten auf die Momente, welche den inneren Lebenslauf von Individuen und ihren Bildungsgang bestimmt hatten, zumal bei denjenigen Denkern und Dichtern, die sich ohne politische Stellung in irgend eine Einfamkeit zurückzuziehen liebten; alsdann pflegten die Späten, durch die gelehrten Sammlungen der alexandrinischen Periode unterstützt und von eigenem Interesse für biographische Züge getrieben, die fragmentarische Tradition durch umlaufende Gerüchte, Deutungen wichtiger Ereignisse und selbst durch bloßen Schein auszufüllen, um ein Ganzes zu gewinnen und jede literarische Größe wie ihrer einen in Reihe und Glied zu stellen. Ein Pythagoreer ist also nächst anderen sogar Äschylus genannt worden, denn der bedeutsame Klang seiner religiösen Weisheit schien, verbunden mit dem Aufenthalte desselben in Sicilien, unter jener Formel bequem erklärt zu werden; um so weniger befremdet die Angabe vom Empedokles, bei welchem man außer jenem und verwandten Gesichtspunkten die mannichfaltigsten Einflüsse philosophischer Sätze wahrnahm, daß er, der beträchtlich jüngere, den Pythagoras gehört habe. Könnte nun die nur äußerliche Nachricht, daß Epicharmos zur Pythagoreischen Schule sich hielt, an sich für problematisch gelten, so wird sie doch durch eine viel bestimmtere Fassung gesichert: wonach er zwar kein Mitglied des esoterischen Kreises war, aber im Umgange mit echten Pythagoreern gebildet ihre Lehren unter der Herrschaft des Königs Hiero, welche kein freies Philosophiren gestattete, in poetische Formen verhüllt und in einem bald scherzhaften oder populären Tone vortrug. Letzteres freilich ließe sich etwas anders deuten, daß nämlich auch den schlichten Worten des Dichters ein tiefer Verstand, ein unzweifelhafter An-

Digitized by Google

klang an Pythagoreischen Dogma sprach, ohne deshalb einen mysteriösen Rückhalt voraussetzen; allein man erwäge zugleich, daß die Jugend des in den ersten sechsziger Olympiaden geborenen Epicharmos, abgesehen von den Einwirkungen seines Vaters, mit der höchsten Blüthe des Bundes zusammentraf, daß er in Gegenden wohnte oder solchen Städten nahe war, welche vorzugsweise die Tendenzen des Pythagoras ergriffen, daß endlich nach Zerstreuung der unmittelbarsten Jünger weit und breit durch Helias und die Colonien eine Kenntniß namentlich seiner ethischen und religiösen Principien drang. Dies eben ist es, woran wir festhalten müssen; denn Epicharmos verfolgte kein System, das auf Zahlen und geometrische Verhältnisse gegründet in Symbolen sich offenbart hätte [12]). Die Kürze und Schlichtheit seiner Dramen wäre schon ein Hinderniß gewesen; und erst eine mehr entwickelte, von subjectiver Reflexion bewegte Zeit, wie die des Euripides, des scenischen Philosophen, brachte jenen Verein von Speculation und Poesie zu Stande, worin letztere nur Gefäß und Hülle war. Epicharmos hingegen, ein Dichter gebundener Dorischer Sitte, zugleich ein kluger Beobachter des menschlichen Treibens, bestimmte das Leben nach allen seinen Erscheinungen hin zum Boden und Tummelplatz der Kunst; die innerlichen Motive desselben aber begriff er aus den großartigen, durch Pythagoras verbreiteten Ansichten, und es ist sein Verdienst, den sittlichen Gehalt eines für die Menge verschlossenen Gedankenreichs in gültigen Münzstücken von feinstem Korn und weitestem Umlauf ausgeprägt zu haben. In dieser Hinsicht heißt er den Alten ein ἐντενέστατος (γνωμικός) Dichter, und die allgemeine Bemerkung des Jamblichus: „wer über praktische Zustände sich in einer Sentenz äußern will, benutzt dafür die Aussprüche des Epicharmos, welche alle Philosophen im Munde führen" wird auf eine glänzende Weise bestätigt nicht nur durch die Anerkennung der Sokratiker, vorzüglich des Plato, der ihn in Ehren hielt und ihm wichtige Anregungen in der Wissenschaft soll verdankt haben, sondern auch durch den kanonischen Gebrauch einiger im ganzen Alterthume gepriesener Verse, die neben dem Werthe der scharfen Wahrheit so rund und voll wie wenige Lebenssregeln gefaßt waren [13]). Wer hat nicht die bewunderten Fundamentalsätze des praktischen Witzes und Verstandes angetroffen:

12) Erhebliche Zeugnisse über den Pythagoreismus von Epicharm: *Plutarch*, Numa c. 8. — ὅτι Πυθαγόραν Ῥωμαῖοι τὴν πολιτείᾳ προεγράψαν, ὡς ἱστόρηκεν Ἐπίχαρμος ὁ κωμικὸς ἐν τοῖς λόγῳ πρὸς Ἀντίγονα γεγραμμένῳ, παλαιὸς ἀνὴρ καὶ τὰ Πυθαγορικὰ δυνατῶς μεταγράψας. Diese Zuschrift an Antenor darf man mit Welcker (S. 481) bezweifeln, während das Zeugniß Plutarch's unangetastet bleibt. *Diog.* l. l.: καὶ αὐτὸς ἥκουσε Πυθαγόρου. *Clem. Alex.* Strom. V. p. 708: ὁ μὲν Ἐπίχαρμος, Πυθαγορικὸς ἐὼν τὰ κατ. *Jambl.* V. Pyth. c. 36. §. 266: τῶν δ' Ἰταλῶν ἀκροατῶν γενέσθαι καὶ Ἐπίχαρμον, ἀλλ' οὐκ ἐκ τοῦ συστήματος τῶν ἀκουσμάτων. Epicharmos als ein Mitglied des exoterischen Kreises gedacht habe, welches innerhalb des philosophischen Tentamens stehen blieb, wie Gryfar (p. 105) meint, steht dahin; genug, wenn wir selbst urtheilen können, daß der Dichter im Epicharmos mächtiger war und nur mit den Grundwahrheiten des Pythagoras sich befaßte. Darauf fährt Jamblichus fort: ἀφικόμενον δὲ εἰς Συρακούσας, καὶ τὴν Ἱέρωνος τυραννίδα τοῦ μὲν ἀρετῇ φιλοσοφίαν ποσησάμενον, εἰς μέτρον δ' ἐντείνων (vulg. ἐτείνατ) τὰς διανοίας τῶν ἀνδρῶν, ἀλλ' οὐκ εἰς διὰ τῶν ἀριθμῶν ἐκφέροντα τὸ Πυθαγόρου δόγματα. Man sollte meinen, hier die Geschichte vom Euripides zu vernehmen, der aus Mosficht die Sätze des Anaxagoras in dramatische Form kleidete; und in ähnlichem Sinne spricht sich Böttenbach (Opusc. T. II. p. 537) aus: „Hic ex Pythagoreorum schola profectus, cum nota haberetur illius placita vulgare, invenit novum poseos genus, quod Comoediae nomine celebratum est; ejusque poseos opportunitate usus philosophiam in theatro exhibuit." Indessen da Epicharmos gar kein philosophisches Geheimniß verrieth oder durchschimmern ließ, und bei ihm das poetische Element beiweitem überwog, so hat Jamblichus in seiner mystischen Weise den geistigen Eindruck dieses Komikers ungeschickt aufgefaßt und verkehrt motivirt. Die Analogie des Empedokles reicht hin, um einzusehen, wie Männer auf den unähnlichsten Standpunkten von einer so hervorragenden Erscheinung, wie Pythagoras, bedingt und in dessen Kreise gesehen wurden. Das Philosophiren des Epicharmos ging nicht bisweilen hinaus; denn es ist leere Täuschung, mit Bode (S. 41) zu wähnen, daß seine Komik bereits die Speculation der gleichzeitigen Philosophen angriff, und er nicht blos Xenophanes, sondern auch Heraklit dem Gelächter der Syrakusaner preisgab. Letzteres ist (auch von *Gryser* p. 119) unkritisch genug auf eine verdorbene Glosse des Antiatticisten (p. 83) gegründet: Ἀφάνως, Ἐπίχαρμος Ἡρακλείτῳ, wo der Titel Ἡρακλεῖ τῷ ... mit einem ausgefallenen Prädicat (vielleicht τῷ παρὰ Φόλῳ, woran Bergk dachte), sowie Ἀφάνως (f. *Steph. Byz.* v.) sich ohne Mühe darbietet. Jenes aber beweist sich auf Aristoteles (Metaph. III, 5. p. 1010, 5), wo die Meinung, daß die Sinne und die sinnliche Wahrnehmung täuschen, beurtheilt und eingeschränkt wird: ὃ δὲ ἐλάττως ἐᾶν λέγουσιν, οὐκ ἐληθῆ δι λέγουσιν· οὔτω γὰρ ἁμάρτειε ἀξίλογον εἶναι ἢ ὥρεις Ἐπίχαρμος εἰς Ξενοφάνην. Nur ein flüchtiger Blick konnte Gryfar (p. 115) zur Deutung hinziehen: Epicharmus subtilia Eleatici istius effata hic illic ad risum movendum more comicorum traduxit. Allein Epicharmos verschiedene, weit entfernt mit Xenophanes zu streiten, gleich diesem, daß die Sinnewelt eitel sei, daß alle zu allen Zeiten im Wechsel befangen lebten. *Diog.* III, 11. Dies hat der belgische Bearbeiter der Eleaten (*Karsten* p. 187) wohl durchschaut: non igitur erat (äußert er), quod Epicharmus hac in re Xenophanem reprehenderet; aber wie möchten mit ihm seine gewaltsame Veränderung des Textes wagen, oder die geringe Variante ὁ Ξενοφάνης benutzen; Aristoteles hat vielmehr den berühmten Spruch νοῦς ὁρᾷ u. s. w. im Sinne gehabt, und εἰς Ξενοφάνη ist ein offenbares, aus einer Randbemerkung eingeschlichenes Glossem, welches anderen sollte, daß die Kritik des Philosophen auf Xenophanes gehe. Vergl. Anm. 18.

13) *Anonymus* De Comoed. p. 23, 21 (ed. *Dind.* 1838): τῇ δὲ ποιήσει γνωμικὸς καὶ εὐρετικὸς καὶ φιλότεχνος. *Jamblich.* V. Pyth. c. 29. §. 166: οἱ τε γνωμολογήσαι τι τῶν κατὰ τὸν βίον βουλόμενοι τὰς Ἐπιχάρμου διανοίας παρεφέρονται, καὶ σχεδὸν πάντες αὐτὰς οἱ φιλόσοφοι κατέχουσιν. Unter diesen Philosophen bietet sich zuerst Prodikus dar. *Ariochus* p. 366: διὰ παντὸς δὲ ἴσος ἑαυτῷ μένῃ γνωείν τὸ Ἐπιχάρμειον, ἃ δὲ χεὶρ τὰν χεῖρα νίζει· δός τι καὶ λάβε τι. Die Worte klingen zwar nach einem trochäischen Tetrameter, aber die gewöhnliche Fassung δός τι καὶ τὶ λάμβανε ist grammatisch unrichtig, und unter andern Vorschlägen sieht auch δούς τι κἀτὰ καὶ λάβε viel zu gekünstelt aus. Kruseman (p. 84 und früher *Gryser* p. 216) hat Recht, wenn er δός τι καὶ λάβε τι mit ähnlichen Variationen ausscheidet, worin man den Gedanken ἃ δὲ χεὶρ τὰν χεῖρα νίζει blos populär umschrieb. Ferner läßt Xenophon (Mem. II, 1, 20) seinen Lehrer den Vers des Epicharmos ausprechen: τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τἀγαθ' οἱ θεοί. Ähnlich war ein anderer, den irgend kundige Leser hinzufügten: ὦ πονηρέ, μὴ τὰ μελλακὰ μόνα, μὴ τὰ καλὰ λέγε. Einer besondern Aufmerksamkeit würdigte den Dichter Plato, welcher ihn in der Lehre vom ewigen Fluß der Dinge unter den erlauchtesten Gewährsmännern anführt, Theact. p. 152 E.: καὶ τῶν ποιητῶν οἱ ἄκροι τὴν ποιήσεως ἕκατέρας, κωμῳδίας μὲν Ἐπίχαρμος, τραγῳδίας δὲ Ὅμηρος.

Digitized by Google

νοῦς ὁρᾷ καὶ νοῦς ἀκούει, τἄλλα κωφὰ καὶ τυφλά,
Geist ist sehend, Geist ist hörend, sonst ist alles stumpf und blind;

und jenen unübersetzbaren goldnen Spruch:

νῶϊε καὶ μέμνησ' ἀπιστεῖν· ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν.

Noch zahlreicher sind die pikanten, auf einen Rückhalt deutenden Wendungen, welche von begrifflicher Strenge zeugen: das von Plato gelobte Wort,

τὰ πρὸ τοῦ δὺ' ἐνδρες ἔλεγον, εἰς ἐγὼν ἀποχρέω,

ferner die Distinctionen moralischer Charakterzüge:

οὐ λέγειν τὸν' ἰσοὶ δεινός, ἀλλὰ αγῆν ἀδύνατος,

oder

οὐ φιλάνδρωπος τὸν' ἰσοῖ· ἴχεις νόσον, χαίρεις διδούς [1]).

Aber die zerstreuten und weder systematisch verknüpften noch in einem Mittelpunkte zusammengefaßten Aussprüche vom Charakter des Aphorismus lassen sich herauslesen und aus einer Kette von Principien zu entwickeln ist, wie man leicht sieht, nicht blos schwierig, sondern auch bedenklich; ohnehin sind die Fragmente selten lang genug, um einen Maßstab für die wahrscheinliche Anordnung zu begründen. Alle Gedanken von philosophischem Gehalte standen in den Komödien, und waren durch den mythischen Stoff gefärbt; denn von der Meinung, daß Epicharmos ein eigenes Werk über die Natur der Dinge, die Ideen und verwandte Fragen der Speculation hinterlassen habe, ist man bereits zurückgekommen. Dafür mochte man sich allenfalls auf den Epicharmus, das Lehrgedicht des Ennius, berufen; aber die wenigen Überreste desselben geben der Ansicht freien Raum, daß auch hier der römische Dichter in einer zwanglosen Zusammenstellung und Übersetzung das aus mehren Dramen gesammelte Material verarbeitete und diesen Gedanken der Naturphilosophie nach dem Meister überschrieb [2]). Wenn wir indessen die aller Orten zerstückelten Dogmen über Physiologie und Ethik, ohne Gewähr für deren ursprünglichen Zusammenhang, auf einen Platz drängen, so erscheint ihre Summe folgendermaßen. Indem er von

---

Noch merkwürdiger war die umständliche Beweisführung eines gewissen Aristides, von welchem vier Bücher πρὸς Δημόκριτον existirten, und woraus Diogenes (III, 9—17) Auszüge nebst längern Fragmenten gab, um den (auch aus allen Biographien Plato's bekannten) Satz zu beherzigen: Πολλὰ δὲ καὶ παρ' Ἐπιχάρμου τοῦ πυθαγορικοῦ παραγεγένηται, τὰ πλεῖστα μεταγράψας. Aristides (vermuthlich Ἀρίστιππος ὁ Σωκρατικός, aus dessen antiquarischen Büchern Einiges von Athenäus entnommen ist) scheint seine Ausgabe von der leichten Seite gefaßt zu haben, wenn er darthun wollte, daß (wie sich ein Neuerer ausdrückt) die Keime der Platonischen Stoiceischre sich bereits beim Epicharmos fanden; es mochte genug, mancherlei Anregungen von ihm herzuleiten. Solche waren allerdings in den Äußerungen vom Wechsel der Sinnenwelt und der Individuen, in der Scheidung des Abstracten vom Concreten, in der Relativität der Vorstellungen und andern scharfen Beobachtungen enthalten. Weiterhin geht auch Aristoteles öfters auf ihn ein; s. B oder C. 49. Später scheint sich der Ruhm des Dichters immer mehr auf einzelne kanonische Sprüche, die im ganzen Publicum umliefen.

14) Den dritten Sentenzen gilt im Allgemeinen die Beurtheilung des Cicero (Tusc. I, 8): Sed tu mihi videris Epicharmi, acuti nec insulsi hominis, ut Sicili, sententiam sequi. Für den Spruch: νοῦς ὁρᾷ καὶ νοῦς ἀκούει, s. die zahlreichen Nachweisungen bei **Krueseen** p. 83; für das νῶϊε, welches Polybius den Praktikern fleißig einprägte, ib. p. 87. Charakteristisch Cic. ad Att. I, 19: Ut crebro mihi vafer ille Siculus insusurret [Epicharmus] cantilenam illam suam, Νῶϊε etc. Die dritte Sentenz (welche auch Athenäus benutzt, s. **Krusem.** p. 59) citirt Plato (Gorg. p. 505 E.). Die beiden nächstfolgenden sind bei **Krusemen** fr. 54. 63. In der Natur der Sache liegt auch, daß manche dicta probantia mit Unrecht dem oft verschwendeten Epicharmos zugeschrieben wurden. So Schol. Soph. Ai. 1074: Ἐπίχαρμος· Ἔνθα δόος, ἔνθεῦδε καὶ αὐδός: dieser etwas entfernte Ausdruck gehört dem Verfasser der Kyprien. Fr. 20 aus der Appendix Stobaei, Πρὸς δὲ τοὺς πέλας ποριτέον ἐκμηρὸν ἡμίτιον ἔχων, Καὶ φρονεῖν πολλοῖσι δόξεις τυχὸν ἴσως, verräth nichts vom Styl oder Geist des Dichters. Ebenso wenig beruht die Meinung von Bernhardy, daß der von Suidas aufgestellte Aetrometer φιλὲ ἀνὴρ πλησγὲς (edd. vett. πλησγὲς) ἀμείνων καὶ διακονάστερος, welcher doch den ältischen Ton der Sprüchwörter zeigt, aus Epicharmos geflossen sei, auf einer innern Kenntniß beruhen. Man darf überdies zweifeln, ob einige Sentenzen bei Stobäus, in jambischen Aetrometern und sonst mehr bedeutet, mit den verwandten der neuern Komödie gefaßt, auf einen so hohen Ursprung zurückgehen. Uns bleibt indessen eine förmliche Sichtung, welche man dem Herausgeber der Fragmente verlangen durfte, fremd; und wir schließen vielmehr mit einer Vermuthung von Gryfar (p. 112), die sich trefig auf eine Observation des Suidas, λόγος Ἐπιχάρμειος, ὁ τοῦ Ἐπιγάρμου, und scheinbar auf das Anthologium des Aldimos (s. Anm. 18) gründet. „Nunquam fieri potuit ut patio post Epicharmi tempora sententias ejus philosophicas excerptas in compendium gnomologicum redigerent, quo facilior fieret earum conspectus atque divulgatio.“ In jedem Falle hat er den oben (Anm. 11) besprochenen Ausdruck des Diogenes: οὗτος ὑπομνήματα κατελέλοιπεν, ἐν οἷς φυσιολογεῖ, γνωμολογεῖ, richtig beurtheilt, daß er auf prosaische Sammlungen aus Epicharmos sich beziehe. Vgl. Anm. 19.

15) An förmliche, über Philosophie von Epicharmos hinterlassene Bücher dachte der gelehrte Mayneliener, Ph. Golumna, welcher eine Stelle von Leben und literarischen Nachlaß besselben als Einleitung dem Gedichte des Ennius vorzusetzen pflegt hat (p. 170): Scripsit praeter hunc de rerum natura librum, de republica, de bono atque ideis, aliaque quamplurima ad philosophiam spectantia, quorum nec nomen quidem est superstes. Minderstens müssen man einen Traetat περὶ φύσεως an. Diesem Vorurtheile der Grübern ist zuerst Gryfar (p. 108 sqq.) gründlich entgegengetreten, und wenn auch seine Darstellung hier und da der Vollständigkeit ermangelt, anderwärts auch zuviel beweist (z. B. aus der Verpflichtung aller Pythagoreer, nichts Schriftliches über die Lehren des Meisters zu veröffentlichen), so hat er doch dargethan, daß die Spaltung des Namens Epicharmos in einen Komiker und Philosophen nicht einmal scheinbar, für einen philosophirenden Dichter aber auch überflüssig sei. Äußerdem kann es für keinen ältern Zusatz gelten, daß dem Epicharmus bes Ennius, der nur in wenigen Fragmenten (hauptsächlich aus Priscian und Varro l. L. V, 59. 60) vorliegt, grade zwei erbrbliche Sätze mit Äußerungen des Epicharmos übereinkommen, welche im Dialog einen Platz einnahmen. Einige Beschwerde macht übrigens die Tentenz bei Diogenes (III. 17), welche sich eher ins Lehrgedicht, als in die Komödie schicken will; denn was Gryfar (p. 117) meint: „fieri potuit ut Epicharmus personam aliquam comoedine verba illa ita dicentem secerit, ut ipsum significari quivis sentire posset“ (um nichts von Bede [Z. 52] zu sagen, dem zufolge diese Stelle gewiß in einer Verschrift stand), das wird man umsonst in irgend einer Combination unterbringen. Wie urtheilen, daß ein solches Apophthegma: „ich ahne, vermuthlich keine trügliche Ahnung, daß mich das Gedächtniß meiner Gedanken überleben und alsdann einer kommen wird, der sie des jetzigen Metrums entkleidet, und nachdem er schöne Säze in prächtiges Gewand gehüllt, sich an vielen überwundenen als siegreichen Kämpfer bewähren mag,“ nach aller Wahrscheinlichkeit nur in einen Epilog sich fügen lasse. Wenn endlich der Epicharmische Dialog öfter in den trocknen Lehrton verfiel, den einige Auszüge bei Diogenes athmen, so war es nicht schwer, ihn für Blumenlesen und systematische Vorträge zu excerptren.

Digitized by Google

den Gegensätzen der Sinnenwelt und des göttlichen Geistes ausgeht, traf er in der Kritik des materiellen Lebens vielfach mit den Eleaten zusammen. Sollte er auch nicht gleich jenen einen unlösbaren Widerspruch zwischen beiden Gebieten erkannt und der sinnlichen Wahrnehmung, wie die greife Negation der Maxime „nur der Geist sieht und hört, alles andere ist taub und blind" erwarten lieſse, einen Anſpruch auf Seiendes verſagt haben: immer bliebe doch eine ſchroffe Trennung und ein nicht vermittelter Dualismus. Wir ſind insgeſammt, hieſs es bei ihm, zu jeder Zeit in ſtetem Wechſel beſangen, und wie kein Individuum heute wie morgen iſt, ſo duldet jedes ſinnliche Ding einen Wandel durch Zuſetzen oder Minderung; die Götter hingegen, unter ihnen das Chaos, der Urſprung der Welt, bleiben ſtets dieſelben und waren von Ewigkeit her [16]). Dieſem Princip lag die Zerſetzung der materiellen Subſtanz durch elementare oder bewegende Kraft am nächſten. Die Körper ſind aus göttlichen Urſtoffen zuſammengeſetzt; die belebten Weſen durchdringt ein göttlicher Trieb oder Inſtinct, der Tod aber löſt dieſe Beſtandtheile begreiflich, daſs Irdiſches zur Erde, der belebende Hauch zum Himmel zurückkehrt [17]). Demnach beſitzt den oberſten Platz die Intelligenz, welche ſowol der Gottheit angehört, als auch in der Kunſt waltet und das geiſtige Princip im Menſchen bildet, wodurch der ſittliche Werth oder Unwerth der Individuen beſtimmt wird [18]). Fehlt es nun grade nicht an Äuſserungen über die Macht und Würde Gottes, ſo fragt ſich doch, ob Epicharmos die ſeit den Perſerkriegen vielfach erörterte Frage, wie weit in der Geſchichte und in den Schickſalen der einzelnen eine göttliche Gerechtigkeit reiche, zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen machte, ja ob er nur die von ihm behauptete Autonomie des Geiſtes gegenüber dem irdiſchen Treiben entwickeln und an eigenthümlichen Kreiſen darlegen mochte; denn umſonſt ſieht man ſich nach Beweiſen um. Im Gegentheile hören wir, daſs die Lehren von ſtrenq philoſophiſcher Farbe, die Vorſtellung, daſs Maſs und Zahl das innere Weſen der Gottheit beſtimmen, wonach ſie die Ordnung der Welt geſtiftet und woran der Menſch ſeine Vernunft offenbare, dieſe und ähnliche Dogmen der ſtricten Obſervanz in untergeſchobene Schriften oder *Pseudepigrapha* gehörten; geſchweige, daſs von Ideen und ihrer Hermethwürdigkeit: *Εὖμαιε, τὸ σορὸν ἐστιν οὐ καὶ' ἓν μόνον, ἀλλ' ὅσσα πεφ ἐξ πάντα καὶ γνώμαν ἔχει*, d. h. die Intelligenz ruht nicht in dem einen oberſten Weſen, ſondern theilt ſich allen lebenden Dingen mit. — Die Scheidung phyſiſcher und geiſtiger Stoffe durch den Tod: *Plutarch*, Consol. ad Apoll. p. 110 A., aus dem ohne Mühe zwei Tetrameter ſich gewinnen laſſen:

σύνταφόν καὶ διαφθορὰ, κἀπήρατον τὸν ἥνιον πάλιν,
γᾶ μὲν εἰς γᾶν, πνεῦμ' ἄνω· τί τῶνδε χωλεύει; οὐδὲ ἓν.

Ob hiermit auch die Gleichgültigkeit gegen den Tod, unter Vorausſetzung eines künftigen Daſeins, in Verbindung ſtand, läſst ſich bezweifeln. Fr. 29: *Ἀποθανεῖν ἢ τεθνάναι, οὐδὲν μοι διαφέρει.* Cic. Tusc. I, 8: Kmori nolo, sed me esse mortuum nihil aestumo. Gilt auferdem Fr. 23, welches der unzweifelhafte Clemens citirt, für echt (was ſchwer zu glauben), vorausgeſetzt, daſs es ehemals beſſer ſtyliſirt war, ſo hätte der Dichter eine Belehnung der Frommen gelehrt:

εὐσεβὴς γὰρ παρικὼς οὐ πόδος ε' οὐδὲν πακὸν
κατθανών· ἄνω τὸ πνεῦμα διαμένει κπ' οὐρανόν.

18) Ebenan ſteht der Spruch vom *νοῦς* Anm. 14. Da hiermit der Gegenſatz von *νοητὰ* und *αἰσθητὰ* ausgeſagt war, ſo begreift man ſchwerlich, daſs Epicharmos (wie Welcker S. 485 will) dem Gott oder Princip des Xenophanes entgegentreten wollte; denn beide ſtanden auf demſelben Boden. Daran reiht ſich die von Clemens und andern Kirchenvätern aufbewahrte Sentenz, Fr. 24:

οὐδὲν ἐκφεύγει τὸ θεῖον· τοῦτο γνῳσόμενον σε δεῖ·
αὐτὸς ἐοῦ· ἐμὸν ἐπόπτας, αὐναται δ' οὐδὲν θεός.

Man kann zweifeln, ob dieſe Worte, welchen der Nerv und Klang Epicharmiſcher Rede abgeht, echt waren; ihr Anſpruch iſt um nichts ſicherer, als in der gleichfalls von Clemens angemerkten Gnome, Fr. 25:

καθαρὸν ἂν τὸν νοῦν ἔχῃς, ἔπαν τὸ σῶμα καθαρὸς εἶ.

Der Unterſchied zwiſchen dem Geiſte der Kunſt und dem Subjecte des Künſtlers iſt in etwas trockener Schulbeſchaffenheit bei Diogenes (III, 14) an den Beiſpielen des Plätonſpielers und Arztes dargelegt. Was oder Gryſar (p. 125) auffällt: Omnium idearum, quibus universum continetur et conservatur, complexus sive potius origo nunquam divinum est, und Verwandtes aus der Iberneſere Bode (S. 54), beruht auf keinem Zeugniſs. Erwähnung verdient daher nur der von vielen Philoſophen (*Davis*, in Cic. Div. I, 49. Tusc. V, 13) in verſchiedenen Beziehungen gedeutete Satz, die Seele des Menſchen ſei ein Gott oder Dämon. Fr. 12:

ὁ τρόπος ἀνθρώποισι δαίμων ἀγαθός, οἷς δὲ καὶ κακός.

16) Hauptſtelle bei *Diog.* III, 10. 11, deren Kern der Ausſpruch bildet: *ἐν μεταλλαγῇ δὲ πάντες ἐπὶ πάντα τὸν χρόνον*, im Gegenſatze zur unverändertlichen Exiſtenz der Götter. Mehres iſt aber augenſcheinlich verdorben, und einige Verſchärfer von Hermann, welche Hübner nach ſeiner Gewohnheit ſofort in den Text erhoben hat, dienen mehr dem Metrum, als dem Sinn. Sogleich der Anfang verräth einen Widerſpruch:

ἀλλ' ἀεὶ τοὶ (l. ἀεὶ τοὶ) θεοὶ παρῆσαν, χἠπέλιπον οὐ πάποκα·
τάδε δ' ἀεὶ πάρεσθ' ὅμοια, διὰ δὲ τῶν αὐτῶν ἀεί.

Schon Caſaubonus vermochte dieſen Gegenſatz nicht zu reimen: die Götter ſind von Ewigkeit her, aber auch die phyſiſche Welt bleibt ſich immer ähnlich und vermöge derſelben Stoffe; was der nächſten Demonſtration grade zuwider läuft. Wenn die Worte nicht Schlimmeres erlitten haben, ſo erwartet man wenigſtens folgende Wendung: τοὶ δ' ἀεὶ παρεσθ' ὅμοιοι διά τε τῶν αὐτῶν ἀεί. Wenn man übrigens die Lehre vom Fluſs der Dinge und der Individualität methodiſch verfolgen wollte, ſo wäre das Reſultat des Protagoras nicht fern: daſs alles Wiſſen ſubjectiv ſei. Dafür ſpräche ſcheinbar das Fragment bei *Diog.* III, 16, wo unter Andern es heiſst: *καὶ γὰρ ἐ κύων κυνὶ κέλλιστον εἶμεν φαίνεται καὶ βοῦς βοΐ κτλ.* Allein hierin liegt, wie in Cic. N. D. I, 27, nur die Subjectivität und Bedingtheit ſinnlicher Vorſtellungen angedeutet; ſelbſt Xenophanes wagte jenen Schritt nicht, dem erſt die gereifte Zeit der Sophiſten ſich gewachſen fühlte. 17) Über die Elemente und göttlichen Kräfte der phyſiſchen Welt *Menander*, Fr. inc. X.:

Ὁ μὲν Ἐπίχαρμος τοὺς θεοὺς εἶναι λέγει
ἀνέμους, ὕδωρ, γῆν, ἥλιον, πῦρ, ἀστέρας.

Eine wunderbar tiefe Weisheit (aumina quasi species quasdam esse, quibus tanquam involuero aliquo rerum omnium divinitas significaretur etc.), verbunden mit reformatoriſchen Planen, deutet Bergk (Comm. de comoed. Att. antiq. p. 146) hinein. Ähnlich Ennius (p. 172), nach welchem man Worum vorbilden, der gern mit zuſammengerafter Gelehrſamkeit prunkt, Praef. I. VIII. 1: Pythagoreas vero, Empedocles, Epicharmus aliique physici et philosophi haec principia quattuor esse proposuerunt, aërem, ignem, aquam, terram, eorumque inter se cohaerentiam naturali figuratione ex generum discriminibus effigere qualitates. Bergk, übrigens *Lobeck*, Aglaoph. p. 744. — Äſthiſch und antimaſſiche Weltſeele, dargelegt am Beiſpiel der brütenden Henne (wie *Ennius* p. 182 aq.); *Diog.* III, 16, wo die Popularität des Ausdrucks

Digitized by Google

lichkeit, welche von Neueren dem Dichter gar freigebig beigelegt werden, die Rede sein konnte [19]). Hierauf beschränkt sich unsere Kunde von der Philosophie des Epicharmos.

Wirksamkeit und letzte Schicksale des Epicharmos. Nehmen wir den etwas dünnen Faden der biographischen Notiz wieder auf, so verliebte der Dichter seine Jugend in Megara, vorübergehend auch in Messana. Nun zerstörte Gelon die Stadt Megara Ol. 74, 2 und vereinigte deren Bewohner mit den Syrakusanern; da ferner Kadmus der Koer sich in der Nähe des Machthabers von Syrakus befand, so lag hierin einiger Grund zur Muthmaßung, daß auch Epicharmos mit herübergewandert sei. Mindestens sehen wir ihn dort eingebürgert und mit der Bühne beschäftigt, sodaß ihn mehre Autoren einen Syrakusaner nennen und als solchen betrachten [20]). Indessen war er zuerst unter König Hieron öffentlich hervorgetreten, und an dessen Regierungszeit knüpften ihn die Chronologen, wie die Pariſche Chronik, die seiner unter Ol. 77, 2 gedenkt; wenngleich der Anonymus über die Komödie Ol. 73 ansetzt. In den wenigen Geschichten nun, welche diesen Zeitpunkt betreffen, erscheint uns der Dichter nahe mit dem Könige und dessen Hofe verbunden, wenn auch ohne Vertraulichkeit, woran Hieron's heftiger Charakter hindern mußte; und hiermit steht die Ansicht des Jamblichus (Anm. 12) in Zusammenhang, daß unter des Letzteren Regierung Epicharmos nicht gewagt habe, frei zu philosophiren, sondern zur Sicherheit in die Form der Poesie sich zurückzog [21]). Damals also und nach den Zeiten Hieron's schuf er neben den später verschollenen Dramatikern Phormus und Dinolochus die Komödie, welche durch ihn einen solchen Organismus, eine so gediegene künstlerische Verfassung empfing, daß er von mehren Alten als Erfinder dieser Gattung betrachtet werden konnte. Sie bekam vorzugsweise durch ihn einen festen Stoff, und unterwarf sich auch den örtlichen Bedingungen der syrakusanischen Bühne, welche gleichzeitig der Attischen

19) Die Hauptstelle über die Pseudepicharmea gibt *Athen.* XIV. p. 648 D.: *τὴν μὲν ἡμέραν οἱ τὰ εἰς Ἐπίχαρμον ἀναγεγραμένα ποιήματα παιοπηκότες ἀδουσι, κἀν τῷ Χείρωνι ἐπιγραφομένῳ οὕτω λέγεται — τὰ δὲ Ψευδεπιχάρμεια ταῦτα ἐπ πεποιήκασιν ἄνδρες ἐκόλιοι, Χρυσίππου τε ὁ σύμπας ὡς ἁγνὸν Ἀριστόξενος ἐν ὑμνῴ πολιτικῶν νόμων, τὴν Πολιτείαν ἐπιγραφόμενον, Διόλογος δ' ἐν τοῖς περὶ μαντικῆς Ἀξιόπιστον — τὸν Κανόνα καὶ τὰς Τριμμὺς πεποιηκέναι φησίν· ὁμοίως δὲ ἱστορεῖ καὶ Ἀπολλόδωρος.* Zur Bestätigung dienen die matterzigen und gräulich stylisirten Berstein der *Hoλιτεῖα* bei *Clemens*, Strom. V. p. 719, von denen statt der übrigen aus dem Anfange folgende stehen mögen:

ὁ βίος ἀνθρώποις λογισμοῦ πάρεσμοῦ δεῖται πάντ· ζῶμεν ἀριθμῷ καὶ λογισμῷ, ταῦτα γὰρ σώζει βροτούς.

Gryfar (p. 129) spielt Verstek, wenn er den Betrug des Chryfogonus immer noch nußbar machen will: Illum vero, cum scripta sua nomine Epicharmi divulgaret, sententias certe doctrinae Epicharmeae consentaneas pronunciare omnino oportuit. Bekker's Antintticlesse, er selbſt kein kritiſcher Grammatiker, citirt zweimal *Ἐπίχαρμος Πολίτειαι*, einmal *Χείρωνι*, sogar p. 99 *ἐν τῇ ἀναγεγραμένῃ τῆς Ἐπιχάρμου Ὑφοποιΐᾳ*. Ob nicht die *Τριμμύς*, wozu der Name vielleicht berechtigen kann, für die Sentenzensammlung echter und fremder Sprüche (vergl. Anm. 14) zu halten seien; aus welcher das Alterthum vieles in formaler Hinſicht Verdächtige citirt, wollen wir keineswegs entſcheiden; zuverſicht dürfen wir nicht, daß die trockene Moral in Trochäen und Asimetren, welche Stobäus und ähnliche Sammler aufheben, aus den Kalka herrührt. Im langen Fragment 118 hört jeder den Discours Menander's heraus, welchen Stobäus anderwärts als Verfaſſer nennt. Endlich findet man zwar auch Epicharmos unter den Dichtern des berühmten Skolion *Ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον* genannt; folgen wir indeſſen der Wahrſcheinlichkeit, ſo hat Simonides und jeder Andere ein größeres Recht. 20) Stellen der letzten Art gibt Gryfar (p. 157). Da nun gewöhnlich Epicharmos zugleich mit Syrakus gedacht wurde, ohne Rückſicht auf die frühern Stätten ſeiner Wirkſamkeit, ſo wird man keine unnöthige Schwierigkeit, das heißt, kein übertriebenes Gewicht auf die Worte des Suidas knüpfen: *ἦν δὲ πρὸ τῶν Περσικῶν ἔτη Κ βιόντων ἐν Συρακούσαις.* Der Zuſatz *ἐν Συρακούσαις* iſt hier vermuthlich ebenſo wenig ernſtlich gemeint, als anderwärts bei dem ſicilischen Komiker Dinolochus, den man bald für den Sohn, bald auch für den Schüler Epicharm's ausgab, die Beſtimmung bei Suidas: *ἦν καὶ τῆς οὐ Ὀλυπιάδος.* Man hatte ſich einmal gewöhnt, den Epicharmos mit ſeinen Zeitgenoſſen um Ol. 73 zu gruppiren: um ſo leichter verlief Suidas (oder ſein Gewährsmann) beim Chronikes, welcher auch nach des Ariſtoteles Zeugniß weit jünger als Epicharmos war, in den ſtarken Irrthum zu berichten: *διδάσκειν δὲ ἔτεσιν ὕστερο πρὸ τῶν Περσικῶν.* Gryfar, welcher durchaus jenen Lexikographen retten will, hat ſich gegen Meinekе (ſ. deſſelben Com. Gr. Vol. I. p. 27 sq.) in eine grundloſe Controverſie eingelaſſen, um das gar einfache Reſultat (p. 150) zu erzwingen: ab Epicharmo Ol. 71 inter et Ol. 73 primam comoediam Megaris esse editam; und zwar mit der Klauſel, ſogleich in Ol. 71, 1, damit mindeſtens zwei Olympiaden herausklämen, und Chionides richtig heiße ein viel jüngerer (um acht Jahre!) Dichter der Attiſchen Komödie. Beduſammer, wenngleich ohne den rechten Ausdruk, folgerte Wolf (Prolegg. Hom. p. 62 sq.): — comoedia Graecorum Siciliensium, ab Epicharmo, si nutus veterum recte assequor, perscripta jam ante Gelonis tyrannidem. Wir beſitzen aber kein älteres chronologiſches Merkmal in Epicharmos ſelbſt, als das in Schol. *Pind.* Pyth. I, 98 enthaltene: *ὅτι δὲ Ἀναξίλαος... ἐκυβέρνα πρὸς Ἱέρωνος, ἱστορεῖ καὶ Ἐπίχαρμος ἐν Νάσοις.* Alſo vor dem Tode des Tyrannen Anaxilas, Ol. 76, 1, und wer möchte dennoch behaupten, daß dieſe Anſpielung nicht ſpäter verfaſſt wurde? Übrigens iſt Gryfar (p. 156) noch die unnütze Conjectur entfallen, daß das Drama *Μέγαρις* vom Epicharmos während ſeines Aufenthalts in Megara gedichtet ſei.

21) Die beiden Züge, welche des Dichters Verhältniß zum Könige Hieron ausſprechen, haben einen hohen Beſtrkwert, und laſſen zweifeln, ob Letzterer (was kaum zu glauben) wirklich den Epicharmos als Genoſſen anerkannte, der ein dreiſter Werk erlauben durfte, oder ob dieſer nicht vielmehr ſeine Unabhängigkeit etwas ſchroff geltend machte. Wenn auch die berühmteſten Geiſter mit dem Könige, durch ſeine Freigebigkeit bewogen, nah und fern verkehrten, ſo war es doch allein einem ſo vollendeten Hofmanne, wie Simonides, der ſeine Perſönlichkeit um höherer Zwecke willen leicht unterordnete, gegeben, ſowol in die Politik durch klugen Rath einzugreifen, als den Anſpruch des dichteriſchen Ruhmes mit den Neigungen der Großen in Einklang zu bringen. So ſacht aufzurreten verſtand Epicharmos nicht, weshalb ihn Hieron ſogar in Strafe nahm: *Ps. Plut.* Apophth. p. 175 C.: *Ἐπίχαρμον δὲ τὸν ποιητὴν δυσωπῶν, ὅτι τῆς γυναικὸς αὐτοῦ παρόντος εἰπέ τι τῶν ἀπορρήτων, ἐξωλόησε:* auch klingt der Witz unſeres Komikers nicht fein, noch weitklug bei *Plut.* De discer. adul. et am. p. 63 A.: *Ἔτι δὲ οἱ ἐρῶντες τοῦ Ἱέρωνος ἀντέλεγον ἑνίοις τῶν συνήθων καὶ μετ' ἡμέρας ὀλίγας καλέσαντος ἐπὶ δεῖπνον πάντ', Ἀλλὰ πρωΐ, ἔφη, τοὺς φίλους οὐ καλέσεις.* Man urtheile hiernach (um von andern wunderſamen Folgerungen zu ſchweigen), ob Hieron an dieſem Manne ſich ergötzen konnte; *Gryfar* p. 160: Epicharmo in aulicorum numerum recepto mirum quantum delectari debebat; er müßte ihn dem im Range eines scurra mimicus oder Arretaden gefaßt haben.

Digitized by Google

Tragödie ihren scenischen Apparat, ihre Richter und Schauspieler besaß, sonst aber, wie es scheint, mit einer mäßigen Zahl agirender Personen sich begnügte [22]). Was die Stellung des Epicharmos zur damaligen theatralischen Technik betrifft, so fehlen uns hierüber die äußeren Angaben. Wir hören nur, daß er das hohe Alter von 90 Jahren und darüber erreichte, und die ihm gewordene Gunst des Schicksals mit heiterem Verstande zu beurtheilen wußte. Seine Mitbürger setzten ihm, mit dankbarer Anerkennung seines Talents und der von ihm geübten praktischen Weisheit, ein ehernes Standbild, zugleich mit folgender Inschrift [23]):

Wie die erhabene Sonne den Glanz der Gestirne verdunkelt,
Und wie die Fülle des Meers breiter als Ströme verrauscht,
Also an Weisheit strahlt, dem ich Zeugniß künd', Epicharmos,
Bürger der Stadt Syrakus, welche den Kranz ihm verlieh.

Seinen Ruhm bezeichnet schon die Ausmerksamkeit des jüngern Tyrannen Dionysius, welcher über die Poesie des sicilischen Dichters schrieb. Auch überfahren ihn die alexandrinischen Gelehrten nicht, wenngleich er keineswegs die Sorgfalt erfuhr, welche sie den Attischen Komikern zuwandten; ohne Zweifel verdankte man ihnen revidirte Exemplare (woran auch gelegentlich die Tradition anknüpfte, daß Epicharmos Erfinder einiger Buchstaben gewesen), und die Grammatiker von Rang beschäftigten sich mit ihm aus dialektologischem Interesse. Männer wie Aikimos (Anm. 13), die aus patriotischen Motiven seinen inneren Gehalt erforschten, gab es allerdings wenige; gewiß fanden sich weit mehr Sammler ein, welche den Schatz der Sentenzen und Lebenswahrheiten auf Blüthenlesen abzogen oder unter dem täuschenden Namen des Dichters selbst (Anm. 19) in eigenmächtiger Redaction verbreiteten. Um das Verständniß der Komödien aber, die von ihm in zehn Bücher eingetheilt wurden, erwarb sich Niemand größeres Verdienst als der pergamenische Grammatiker Apollodor, welcher ohne selbständigen Ruhm durch realistischen Sammlerfleiß und Popularisirung der älteren wissenschaftlichen Forschungen ein Ansehen gewann: seine Commentare zum Epicharmos (den Arbeiten desselben Verfassers über Sophron nahe verwandt) erläuterten kritisch, sprachlich und antiquarisch den mannichfaltigen Stoff, und man darf glauben, daß auch biographische Materialien aus ihm entlehnt worden seien [24]). Weiterhin treffen wir immer noch

22) Daß Epicharmos die Komödie erfand, sagt zuerst sein Landsmann Theokrit (Epigr. XVII.): χώρὶς δ' τὸν κωμῳδὸν εἶφον Ἐπίχαρμος, nach ihm einige Grammatiker, wie Diomedes (p. 486) und Diom. Aneed. T. IV. p. 516, dagegen mit einer Modification Suidas: ὃς εὗρε τὴν κωμῳδίαν ἐν Συρακούσαις ἅμα ῥόθῳ, und Themistius (Or. 27. p. 337). Unbestimmter lautet die Aufzeug des Aristoteles in Anm. 8. Was Andere vor ihm für die Bühne leisteten, erwähnt nur Suidas unter dem Artikel Φόρμις: ἐχορήγει τὰ πρῶτα Ἐπιχάρμου ποιήσει καὶ σκηνῇ διρράτων νοσνιῶν. Den Epicharmos wird dagegen keine Neuerung berichtet; nur sehen wir mehre Schauspieler bei ihm beschäftigt, ferner Einrichtungen zur Einübung derselben, oder auch der Chorleuten (Pollux IX. 41: ἐκάλουν δὲ τὸ διδασκαλεῖον καὶ χορόν, ὅπου καὶ τὸν διδάσκαλον χορηγὸν καὶ διδάσκειν χορηγεῖν· καὶ μάλιστα οἱ Δωριεῖς, ὡς Ἐπίχαρμος ἐν Ὀδυσσεῖ αὐτομόλῳ, ἐν δὲ Ἀμπυκῳ χορηγεῖον τὸ διδασκαλεῖον ὠνόμασεν), endlich die Einsetzung von fünf Richtern der Komödie mittels seiner Autorität bestätigt und zur Erklärung des Sprüchwortes: ἐν πέντε κριτῶν γώνιαι, verwandte s. Hermann Opusc. T. VII. p. 91. Doch hat vielleicht größere Bedeutung als die vorstehenden Zeugnisse der öfter genannte Anonymus (De Comoedia p. 25): τὸς ποιητὰς τὴν κωμῳδίαν διεῤῥυμένην ἀπειτήσατο πολλὰ προσφιλοτεχνήσας. Grysar (p. 71) versteht dort διεῤῥυμένην ganz wörtlich: durch den ältern Einrichtung μικρῶν μύθων, kleiner Sujets, die wechselseitig nicht verbunden gewesen; während die einfache Interpretation ergeben muß: Epicharmos setzte die Komödie in ihre Bahnen ein, nachdem sie in ausschweifenden Kleinigkeiten ohne Plan und innerlichen Umfang gehöft worden war. 23) Diogenes gibt 90 Jahre, der sogenannte Lucian gegen Ende der Makrobier 97 an; letzterem den Vorzug zu ertheilen, hindern die vielen Ungenauigkeiten und Hyperbeln seines Machwerks. In der artigen Aufzeug bei Ätian (V. H. 13), welche seinen Gleichmuth bezeugt, steht allgemein Ἐπίχαρμον πόνυ ὀγδόῃ προελθόντα ἔτεα. Über die letzten Worte Ätian's, wo der Dichter fokert τὴν τεχνικὴν ἀνάγνωσιν, steht hier eine gelegentliche Bemerkung, da Bekker die Schlußwendung: πρὸ τοῦ τινος καὶ ἀπολαῦσαι πεκνὸν προσῤῥυσίου, auffallend mißverstanden, Koray noch προσῤῥυτικοῦ gesetzt hat. Gemeint ist aber: lasset uns schleunigst einpacken, ehe man an unserem Greisenverstande seltsame Erfahrungen macht und uns als schwachköpfige Leute behandelt. Ähnlich erwähnen das eherne Standbild mit dem Epigramm Diogenes und Theokrit (Epigr. 17), letzterer mit dem naiven Schluß: πολλὰ γὰρ ποτὰν ἐὼν τοῖς πᾶσιν εἶπε χρήσιμα· μεγάλα χάρις αὐτῷ.

24) Den Dionysius dem Jüngern Suidas: Ἐπιστολὰς, καὶ περὶ τῶν ποιημάτων Ἐπιχάρμου. Aus flüchtiger Ansicht schrieb Grysar (p. 84): epistolas de Epicharmi poematis concipiendas tradit. Hiernächst fehlt uns ein kritisches Urtheil der alten Philologen; denn wenn Ruhnkenius (Hist. crit. Orat. p. 95) Epichармen, angeblich nach dem Kanon der Alexandriner, an die Spitze der alten Komiker stellt (was außer den Verfassern einiger Handbücher auch Bode [S. 58] wiederholt), so verfährt er hier gleich willkührlich, als in andern Theilen seines literarischen Registers. Nur der öfters gedachte Anonymus (De Comoedia), ein unvollständiges Excerpt aus reichen Subsidien, gibt ihm in der alten Komödie den Altersplatz und eine summarische Notiz. Jetzt widerspricht der Mangel an Nachweisungen, woraus grammatische oder exegetische Studien der classischen Grammatiker sich abnehmen ließen; nur die Paar Fragmente aus den Arbeiten Apollodor's (in der Hypothesen Lucagabe S. 440 sq.) bleiben als vereinzelte Erscheinung übrig. Demnach muß die Nachricht, daß Epicharmos einige Zeichen für Doppelconsonanten und lange Vocale erfand, als Überlieferung gelehrter Techniker erscheinen: wofern die Nachricht selbst hinreichende Gewähr besitzt. Allein die alten Sammler (Grysar [p. 158]. Bode [S. 47]) schwanken zwischen Cimonides und dem sicilischen Komiker; und kommt es darauf an, die Bestimmung dessen an, was Letzterer erfand, so bleibt nach Abzug der verdorbenen Stelle Diom. Aneed. T. IV. p. 400 nur die zufällige Randbemerkung im leydener Codex des Suidas, er sei Urheber der Längezeichen η und ω, neben der Erzählung des Aristoteles bei Plin. VII. 56, daß er δ und χ einführte. Gewiß ist, daß in den ältesten Inschriften niemals, auf den Basen von höherem Datum selten η und ω sich finden, während θφχ eben so jung nicht sein können. Aber sollen wir Epicharmos, dessen Name nun einmal in die Geschichte des Alphabets verflochten ist, als einen Grammatistiker, einen Bücherschreiber betrachten, oder, wie Grysar naiv äußert: Epicharmum cum Simonide commune studium suum ad literarum numerum complendum contulisse? Anstößiger wäre wol diese Ansicht, daß man, ehe die Attiker das volle Alphabet aufnahmen, die frühesten Belege einzelner Buchstaben in berühmten und vielgelesenen Dichtern (worunter auch Euripides gehört) antraf, und daß diese gebrauchten, was unter Joniern und Doriern bereits in Umlauf war. Und was das χ anlangt, so könnte dafür das von Diogenes erwähnte Merkmal dienen: καὶ παροιμίαιν τοῖς πλείοσιν τῶν ἐπομνημάτων πεποίηκεν, ὡς δικαιωτὶ ὃν αὐτοῦ ἔστι τὰ συγγράμματα, das heißt, an der Spitze der von Diogenes (irrig) für Epicharmisch gehaltenen Schrif-

Digitized by Google

Leser an; sie mindern sich aber seit dem 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung, und man kann sicher annehmen, daß in kurzem die Denkmäler der Dorischen Komödie völlig verschwanden.

2) Dichterischer Charakter des Epicharmos. Mißlich und in allen wesentlichen Beziehungen problematisch ist der Versuch, von der Kunst und dramatischen Eigenthümlichkeit des Epicharmos ein leibliches Bild, einen mäßig begründeten Umriß zu entwerfen; und je mehr sich Spuren des Geistes und der Erfindsamkeit in den Bruchstücken auffrändern und die Phantasie mit Ahnungen einer bewundernswerthen Größe beschäftigen mögen, desto nöthiger wird die Vorsicht und allenfalls die peinliche Skepsis, um nicht in die gemüthliche Täuschung zu verfallen, welche nur zu häufig aus zerrissenen Bruchstücken eitel Luftgebäude von Autoren und Gedichtarten aufzuführen liebt [24]).

Wer die Titel der Epicharmischen Komödie überblickt, wird unwillkürlich eine kecke Laune und schöpferische Kraft ahnen, wenigstens die Gabe der raschesten Erfindung voraussetzen; aber Niemand verräth uns in einer wenn auch durchsichtigen Skizze die jedesmal behandelten Stoffe und den Gang einzelner Dramen; ja sogar wenn wir eine erschöpfende Inhaltsanzeige besäßen, welche Kluft läge dann noch zwischen dem Argument, d. h. den aphoristischen Gedanken eines Ganzen und der mannichfaltigen Ökonomie! Wer vermöchte wol, wenngleich von den kühnsten Schwüngen der Phantasterei gehoben, aus der bloßen Ὑπόθεσις jene Gruppen und genialen Combinationen zu folgern und auszubauen, welche grade den Kern und Ton einer Aristophanischen Komödie bestimmen? Wir können selbst einen Schritt weiter gehen und unbedenklich behaupten, daß ohne den Nachlaß vollständiger Dramen von Aristophanes weder Nachrichten der Alten noch zahlreiche Fragmente einen klaren und sichern Begriff für die alte Komödie gewähren würden; woran um so weniger zu zweifeln, da die zum Theil nicht geringen Überreste des Kratinus und Eupolis noch zu keiner durchgreifenden Construction eines einzelnen Stückes und seines Bühnenspiels verholfen haben. Ein anderer Mangel, der uns beim Epicharmos noch empfindlicher beschränkt, liegt in der offenbaren Unkunde

ten stand eine Aτροκτίδις (ähnlich den metrischen Argumenten vor Plautinischen Dramen und den bis in unsere Zeit fortgesetzten Spielereien), deren Anfangsbuchstaben herabgelesen den Namen des Komikers, vielleicht auch den seines Stückes ergaben. Fleißige Leser wenigstens fand Epicharmos bald nach Plato; ein Beleg bei Alexis (ap. Ath. IV. p. 164 C.), wo Epicharmos als Bestandtheil einer Bibliothek unter andern Dichtern vorkommt. Übrigens ist der späteste Zeuge, nächst den von einander abhängigen Sammlern (worunter Athenäus und die meisten Fragmente überliefert hat), der maskirte Phalaris, welcher die Miene annimmt, Epicharmos aus eigener Einsicht zu kennen, bei dem Ep. 102 die überschwängliche Äußerung steht: εἰς γὰρ ἑνὶ τούτῳ ἅπαν τὸ τῶν ἀνάπτων ἐστὶ δεκτικὸν λόγων. Von dieser Correspondenz des Agrannen mit dem Komiker hat zuerst Bentley Anlaß genommen, die Chronologie des Letztern festzusetzen; s. Opusc. p. 259 sq.

25) Eine Ansicht über die hohe Virtuosität unseres Dichters stellte zuerst Müller (Dor. II, 354—359) auf, und zwar apho-ristisch in einer Reihe geistreicher Blicke, die großentheils ihm auch der Betrachtung der Nachbilder hervorgegangen waren, aber nur ein ungefähres Resultat ohne leitenden Beweis gewähren. Indem er voraussetzt, daß diese Komödie über bäurische Rohheit sich erhob, da sie alle Vortheile des gebildeten Stadt- und Hoflebens genoß (was wahr und anders sein konnte), betrachtet er ihren Stoff als einen mythischen oder Travestie des Mythos, etwa wie das Satyrspiel in Athen (also doch keine eigentliche Travestie), und vergleicht demgemäß mit Epicharmischen Titeln, unter denen Κωμασταὶ ἢ Ἀγαμεμνὼν der erheblichste sein mag, die auf Vasen erhaltenen burlesken Situationen. Nun ist zwar diese Wechselseitigkeit zwischen dramatischer Kunst und Vasenmalerei völlig begründet und späterhin mit Erfolg in der Auslegung von Bildern auf ärdenen Gefäßen ausgebeutet worden; aber Niemand darf sich auf so schwankende Analogien hin und zumuthen, die Duelle der plastischen Darstellungen in den Bühnenspielen von Syrakus und nicht lieber in der Tragikomödie und den verwandten Possen Mittel- oder Unteritaliens aufzusuchen. Außerdem will Müller die sicilische Komödie nicht auf Travestirung beschränken; bei großem Reichthume des Stoffes, der sich auch in Charakterstücken zeigte, habe sie auch politische Themata behandelt; der Beweis ist aber mißlungen. Doß er endlich das Streben des Epicharmos für allgemeiner und höher als die Tendenz der Attischen Komik erklärt, die ihm in der Art einer fast einseitig praktischen erschien (was Bezug ihm zuzig nachsprecht De comoed. Att. antiq. p. 151), ist Geschmacksache; sowie ein Andrer die Abweichheit der localen Tendenz rühmt, die auch den Römern erlaubte, seine Darstellungen sich anzueignen: daß aber Müller eine philosophische Weltansicht im Mittelpunkte seiner Poesie wahrzunehmen meint, darin liegt entweder eine Täuschung (denn die früher gegebenen Ausführungen haben und nur auf Momente philosophischer Bildung geführt), oder ein bedenkliches ästhetisches Princip, welches äußerlichen, moralischen, dem dramatischen Boden nicht entsprungenen Interessen einen Vorzug ertheilt. Die von Müller betretene Bahn ist im dritten Abschnitte des Gryfar'schen Buches (p. 169 sqq.), welcher in Breite das Mögliche geleistet hat, eifrig verfolgt worden. Als Voraussetzung gilt ihm, daß dem Dichter der die Meisterschaft Sicilien (p. 75: qui in comoedia perficienda palmam attigit!), müsse durch Andere vorgearbeitet sein; wenngleich uns nur Phormus und Dinolochus, und zwar als Zeitgenossen, bekannt sind. Hauptschädlich aber entwirft er ein Sittengemälde von Syrakus, dessen goldenes Zeitalter unter kunstliebenden und -mächtigen Herrschern, in der Fülle des Friedens und Reichthums, in Gesellschaft großer Dichter (den Epicharmos erlebte; worauf Jeder leicht adnehme, eum in arte sua non exiguam praestantiam assecutum fuisse. Kein verächtliches Moment wäre hier die Nachbarschaft des Äschylus, dessen Dramen auf der sicilischen Bühne bewundert wurden; ja wenn wir dem Schol. Aesch. Eum. 630 τριαλοφώνορον· συνεχὲς τὸ ὄνομα παρ' Ἀλεξίδι, διὸ σκώπτει αὐτὸν ὁ Ἐπίχαρμος, glauben (wie Gryfar [p. 191] thut), so verspottete der Komiker schon den tragischen Ausbruch. Allein die Parodie haftete nur an Gattungen, die bereits ihren Lauf vollendet hatten; von der beginnenden Tragödie mußte sie noch ziemlich fern bleiben, auch treffen wir beim Epicharm nichts Parodisches an, wenngleich Athenäus (XV. p. 696 C.) einen einzelnen Fall hervorhebt (κεχρηται δὲ καὶ ὁ Ἐπίχαρμος ὁ Συρακόσιος ἐν τοῖς δραμάτων ἐπ' ἄλλοις), und eine leichte Anspielung auf den Jambographen Ananius vorkommt, ib. VII. p. 282 A. Fassen wir nun die obigen glücklichen Zeitverhältnisse zusammen, unter denen dieser auftrat, so enthalten sie die Bedingungen seiner neuen Schöpfung und poetischen Entwickelung; seine Vollendung und dramatische Höhe begingen sie nicht. Was aber die Ökonomie betrifft, so legt ihr Gryfar (p. 248) eine sehr künstlerische Haltung bei: hanc imprimis harum Epicharmi comoediarum proprietatem fuisse concedes, ut artificiosa quadam atque varia rerum περιπλοκὴ delectarent. Nämlich unter der Voraussetzung, daß Epicharmos Vorbild des Plautus war; es ist nur hierin überseben, wie spät in Tragödie und Komödie eine organische Verschlingung und Katastrophe des künstlich geschürzten Knotens auftam. Endlich hat Bode (S. 58 ff.) diesen feinen Vorgänger mehr oder minder unverändert compilirt, und den Dichter, „der in der komischen Darstellung der Götter- und Heldenfabel das Höchste erreicht hatte," mit den hellsten Farben gemalt.

Digitized by Google

der Dorisch-sicilischen Komödie, von welcher uns weder ein Plan noch eine glaubhafte Definition überliefert ist: und wer wollte die vielen Spielarten der antiken Komödie blos nach der flüchtigen Ähnlichkeit abmessen und ihnen gewisse Aufgaben stellen? Wer getraut sich die frühe Form der Komödie in einen engen, mit Bewußtsein durchgebildeten Kreis zu bannen? In der Natur eines frisch begonnenen, aus tumultuarischen Elementen hervorgelockten Unternehmens lag vielmehr die Freiheit und Unbestimmtheit der Themen, welche skizzenhaft in jede Bahn ihren Lauf nehmen durften. Ebenso wenig ließe sich glauben, daß diejenige Komödie, welche sowol den politischen Interessen als auch den ethischen Motiven fremd war, aus welchen Männer wie Aristophanes und Menander einen reich gegliederten und verschlungenen Bau von Gruppen und patheti schen Gegensätzen aufführten, über einen mäßigen Umfang und eine gewisse Magerkeit sich hinaus gearbeitet hätte: man sollte grade für Epicharmische Sujets mehr Nerven als Fleisch vermuthen. Dies mit um so größerem Grunde, je kürzer alle bekannten Natur- und Sittenbilder bei den Sikelioten (wir denken hier besonders an die Mimen des Sophron, und selbst die Dichter der tarentinischen Posse gestatten denselben Maßstab) innerhalb eines fertigen Schema's sich entwickelten.

Dieses einmal nach literarhistorischer Analogie vorausgesetzt, geben uns nur zwei Stellen bei Aristoteles und Horaz einen schicklichen Ausgangspunkt. Phormus und Epicharmos, erzählt jener, begannen zuerst einen komischen Stoff dichterisch zu behandeln, mitUn den lustigen, sonst plantos verschleuderten Einfall nach Gesetz und Berechnung zu entwickeln; Horaz aber erwähnt mit spöttischer Miene, daß alwätterische Kunstrichter dem Plautus das Lob ertheilten, er eile nach dem Muster des Epicharmos, das heißt, der Gang seiner Dramen sei rasch und drange gewaltsam aufs Ende, ohne sonderliche Breite der Charakteristik und Motive[26]). So nehmen wir also zuerst unbedenklich an, daß unser Dichter eine komische Masse zur Einheit und Ordnung gewöhnte; zweitens, daß er die Fülle seiner Ideen und Laune nicht auf einem Platze zusammenhielt und in symmetrischer Gruppirung, in plastischen Individuen oder spannenden Contrasten gründlich verarbeitete, vielmehr seine Erfindungen in einen mäßigen Rahmen faßte, den lichten Vordergrund mit mannichfaltigen Figuren ausmalte und in der Lösung lustiger Widersprüche das Getümmel nicht zu mühsam entwirrte. Mit anderen Worten: wir meinen im Plautus, dessen Stärke sich in genialen Gedankenblitzen, in Verwickelungen und Überraschungen, in Schlaglichtern, die sich um lächerliche Charaktere lagern, kurz in der Spannkraft des Momentanen und nicht in der dauerhaften That eines übergegenen Künstlers offenbart, durchaus den Kern Epicharmischer Komik zu erblicken. Diese gehörte ohnehin Sicilien an und trug den ganzen Stempel des sicilischen Geistes. Kaum bedarf es der Erinnerung, daß die Zeiten eines Gelon und Hieron, gleich ausgezeichnet durch politischen Ruhm und den Glanz des bürgerlichen Gemeinwesens als durch allgemeinen Wohlstand, namentlich die Blüthe von Syrakus, in dem von Natur geweckten Volksflamme ein mächtiges Selbstgefühl und einen erhöhten Sinn für Lebensgenuß anregen mußten. Nicht minder bekannt ist der Hang dieser Dorier zum witzigen Gespräch, dessen Form sie den gewöhnlichsten Themen des Augenblicks anzupassen verstanden, der Scharf- und Spitzsinn des Ausdrucks, die unverwüstliche Munterkeit in Ernst und Scherz, welche sie beständigte (wie Cicero sagt), wenn es ihnen auch schlimm ging, ein witziges und schlagendes Wort zu finden; endlich die Gabe der durchdringenden Beobachtung: lauter Eigenschaften, welche noch jetzt in den Sicilern trotz aller Erniedrigung unverkümmert blühen und ein Gegenstand der Bewunderung sind. Auf diesem Punkte treffen wir aber einen wesentlichen Unterschied zwischen Sikelioten und Athenern an, der in ein zweifaches Resultat ausläuft. Jene besaßen die glücklichste Anlage zum lebhaften, selbst sprudelnden Dialog, aber das naive Zwiegespräch kommt bald an sein natürliches Ziel und würde bei längerer Ausdehnung ermüdet sich verzehren; die Attiker hingegen waren nicht blos dialogische, sondern auch dialektische Köpfe, welche nicht zufrieden, allerhand Differenzen mit scharfem Auge erspäht und im gesellschaftlichen Verkehre durchgesprochen zu haben, sich an die vollständige Vermittelung der Gegensätze wagten und auf diesem Wege der geistigen Wechselwirkung fortschreitend eine Reihe von Resultaten erkämpften. Dort also sind die Ergebnisse der Lach- und Sprechlust rein mimischer Art, enthalten in den kurzen Bildern der Geschlechter, Berufsweisen und Stände bei Sophron, Theokrit und, wie wir glauben, auch beim Epicharmos; die Früchte des Attischen Talents waren kritischer Natur und zugleich der vielseitigsten Gesellschaft entsprossen, wovon die unsterblichen Schöpfungen des Drama's wie der Wissenschaft ein bleibendes Zeugniß geben. Nicht minder bedeutsam ist

26) *Aristot.* Poet. 5, 5 in einer zertrümmerten Stelle, wovon der handschriftliche Bestand dieser ist: τὸ δὲ μῦθους ποιεῖν ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις· τὸ μὲν οὖν ἀρχῆς ἐν Συρακ. ἤλθεν, τοῦ δὲ λοιδόρησαι κτλ. Dennoch hat der Sinn kein Bedenken, nämlich wie Gevser (p. 75) ihn faßt: eum igitur μῦθους ποιοῦντα dicimus, qui actiones minutas ita componit, ut una eaque major actio inde efficiatur et perfectior. Die irrige Deutung, daß Epicharmos zuerst Mythen oder Travestien der Mythen zu Stoffen der Komödie wählte, theilt Bode (S. 45. 65) mit Andern, welche trotz häufiger Erinnerungen nicht begreifen können, was den Griechen μῦθος in der Poesie bedeutet. Auf ältere Autoschediasmen scheint Epicharmos anzuspielen ap. *Hephaest.* p. 45: Οἱ τοὺς ἰαμβους κατὰν ἀρχαῖον τρόπον, Ὃν πρῶτος εἰσηγήσατ' Ἰωνικὸς ἔτος. *Horat.* Ep. II, 1, 58: (Dicitur) Plautus ad exemplar Siculi properare Epicharmi. Die Auffassungen der Stelle variren beträchtlich, worüber ein Programm von *C. Lange*, De Plauto properante ad exemplar Epicharmi (Hatibor, 1827. in 4. Schulschriften Breslau 1828). Dieses properante beziehen die meisten willkürlich auf Styl, Form und Lebhaftigkeit des Plautus; vielmehr liegt darin ein Zug der comoedia motoria, welche den Bühneneffect durch ein rasches Exponiren von dramatischen Elementen und Charakteren erzielte. Das eigentliche Motiv war einfach, und war, wie Plautus öfters thut, durch größere Breite zu nehmen. Vom selbst erschienen die sicilischen Sujets sturzl. Peras III, 1, 66: Dabuntur dotis tibi inde sexcenti logi, atque Attici omnes; nullum Siculum acceperis. Vom Gedanken der Menächmen gibt er Prol. 12 unverhohlen diesen Ursprung an: hoc argumentum . . . non atticisitat, verum siciliensitat: wiewol Gevser (p. 301) anders urtheilt.

Digitized by Google

eine zweite Verschiedenheit. Die Attiker stellten das dramatische Spiel unter Obhut der Götter, ihr Mythos war ein Theil der Religion, und soviel immer die Reflexion des Tragikers oder die Ironie des Komikers an den göttlichen Personen zu berichtigen oder zu verzerren fand, die Substanz der Götter blieb heilig und unverletzt. Im Gegentheile stand die syrakusanische Komik außer einer genauen Beziehung auf Religion, und mochte sie sogar im Gefolge höherer Feste sich zeigen (wiewol sie hauptsächlich den Lustbarkeiten des Landbaues und der Weinlese sich anschloß), so war sie doch nicht aus religiösem Gedanken, sondern aus natürlichem Frohsinne und dialogischer Neigung entsprungen, hatte deshalb auch das Recht den Göttermythos als profan zu betrachten und die Figuren desselben mit unbeschränkter Freiheit umzuwandeln. Hier konnte nur ein phantastischer, nicht ein idealer Gesichtspunkt aufkommen.

Aus diesen Bedingungen wird das Wesen, die Haltung und das Gebiet der Epicharmischen Poesie sich ohne Schwierigkeit entwickeln lassen. Wir haben in ihren zertrümmerten Überresten keinen Anlaß zur Classification nach Travestien und Charakterstücken entdeckt, welche man ohne Nutzen versucht hat, sondern wir behaupten, daß durchweg, wenn auch bisweilen ein einzelnes Element überwog, einerlei Typus herrschte. Sie sollte in der buntesten Verkleidung stets sicilische Lebens- und Sittenbilder liefern, deren objectiver Gehalt durch die launigsten Hüllen und Metamorphosen hindurchschimmert. Und zwar drängen sich die Grundlagen der sicilischen Lebensart, welche für jene und spätere Zeiten im Sprüchwort „sicilischer (syrakusanischer) Tisch" erschöpfend bezeichnet wurde, recht augenscheinlich in den stets wiederkehrenden Erwähnungen der detailirtesten Fischwelt, der übrigen Victualien und Genüsse, des Hausraths und ähnlicher Bestände der feinen Diät auf, welche besonders des Athenäus Aufmerksamkeit erregten und einen hohen Grad des Materialismus verrathen. Eine Fundgrube solcher Wissenswürdigkeiten enthielt *Ἥβας γάμος*, in einer zweiten Bearbeitung *Μοῦσαι* genannt, die älteste Autorität der griechischen Ichthyologie: denn zum Hochzeitschmause des Herakles und der Hebe kam sogar Poseidon mit einer Flottille der reichsten Fischladung angefahren; die ausgesuchtesten Artikel mit selten gehörten Namen wurden oft in langen Registern aufgezählt, selbst das Brod in sechs verschiedenen Arten war nicht vergessen. Dieses Drama führt uns unwillkürlich zu den Götterkomödien. Ein Stück, wie die zuletzt gedachten Musen, worin Zeus für sich und seine Gemahlin zwei kostbare Fische auf dem Markte bezahlen läßt, ferner die ehrbare Athene zum Waffentanz der Dioskuren die Flöte bläst, während anderwärts Semele zum Gesange eines Citherspielers mit großem Entzücken tanzt: eine solche Mimik göttlicher Geschichten gleicht offenbar nicht den schneidenden Caricaturen in der Attischen Komödie, die mit besonderer Schadenfreude die niedrigen gedankenlosen Vorstellungen theils der Mythologie, theils des verworrenen Volksglaubens einem unermeßlichen Gelächter Preis gab; ebenso wenig finden wir darin die von Attikern betriebene Travestie wieder. Aber auch diejenige Komödie, deren Stoff wir mit einiger Bestimmtheit kennen, *Κωμασταὶ ἢ Ἀφαιστος*, die Fesselung der Hera auf einem Zaubersessel durch Hephästos, welcher dafür späterhin den Olymp meiden mußte, dann durch Dionysos trunken gemacht und auf einen Esel gesetzt im Getümmel von Zechgenossen in den Göttersitz zurückkehrt, — auch diese Scenerie weicht von der gewohnten Komödie völlig ab, und erinnert an eine Darstellung, wie Plautus sie im Amphitruo nach dem Muster der tarentinischen Tragikomödie unternahm. Nun müssen die meisten Schilderungen, die Epicharmos aus der Götter- und Heroenfabel entnahm, und gleichzeitig Phormus behandelte, solche wie man für die Titel *Ἄμυκος*, *Βάκχαι*, *Βούσιρις*, *Κύκλωψ*, *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, *Ὀδυσσεὺς ναναγός*, *Σειρῆνες*, *Σκίρων*, *Τρῶες*, *Φιλοκτήτης* wol voraussetzen darf, mehr auf die scherzhafte Weise dieser letzteren Form eingegangen sein, folglich dem Satyrspiele in allgemeinsten Umrissen nahe kommen: nicht der Mythos foderte dort zur spöttischen Kritik auf, sondern das mythische Personal gewährte fast überall Masken und eine bequeme Staffage, um die Gegenwart und Nachbarschaft in ihren Sitten und Unsitten vernehmlich durchscheinen zu lassen[27]). Einen tiefen Plan oder eine kunstvolle

27) Alles bisher Gesagte läßt sich kurz in den Ausspruch fassen, daß die Komödie des Epicharmos ein gesunder, aber einfacher Schwank war, im Sinne nämlich der Sikelioten, welche von Natur den burlesken Spaß in breiter Redeform liebten, als *πολυγέλωτες καὶ λάλοι*. Denn um dies sogleich anzumerken, Witz, wie nur die feine Gesellschaft ihn erzeugt und ihm Maß und rechtes Korn aneignet, kannten sie nicht; und vergebens wird man in den Fragmenten des Epicharmos nach einer witzigen Wendung, einem genialen komischen Einfall suchen. Sogenannte Wortwitze nach berliner Art, wie bei *Ath.* VIII. p. 338 D., der aus *γέραιον* und *γ' ἔραιον* gedrehte, oder Antitheta gleich jenem im Etym. M., *πολλοὶ σταγῆρες, ἀποδοτῆρες οὐδ' ἂν εἷς*, nicht zu gedenken des drolligen Wortwechsels bei *Ath.* II. p. 49 C. über den *τρίπους*, der doch vierfüßig sei, meinen wir natürlich nicht. Allein wie man sich überschwängliche Vorstellungen von der Tiefe des Epicharmos und dem freien philosophischen Geiste seiner Komik machte, so hat man vorzüglich auf Plato's Zeugniß sich berufen, der ihn (Anm. 13) an die Spitze der Komiker stellt. Vermuthlich wollte man nicht sehen, daß dicht daneben Homer das Haupt der Tragödie heißt, und daß der große Philosoph seiner Absicht gemäß sagen mußte: Homer und Epicharmos, der Quell oder Ausgangspunkt aller tragischen und komischen Darstellung, lassen die Dinge sich in stetem Fluß bewegen. Bode, der auf jenen Wink erstaunliches Gewicht legt und keinen Komiker mit einem so hohen Grade speculativer Erkenntniß begabt finden will, hat sogar den erhabenen Satz (S. 85) aufgestellt: „Nicht einzelne Sätze, sondern die ganze Physiognomie des Epicharmos hätte man in den Platonischen Schriften nachweisen sollen." Derselbe ist in der Analyse der Epicharmischen Dramen weiter als Andere gegangen, und während er dem Plane seiner Compilation gemäß die Resultate fremder Forschungen aufs Treueste vortragen und das Unbekannte, Problematische als solches bezeichnen mußte, hat er sich nicht gescheut, den Bericht zu verfälschen und die leeren Räume in den Sujets mit Firniß und Farbenpracht klingender Redensarten zu bedecken. Außer seiner Skizze vom *Ἥβας γάμος* und von den *Μοῦσαι*, wo die zu Fischweibern herabgewürdigten Göttinnen des Gesanges parodirt sein sollten (vorsichtiger und doch nicht glaubhaft hatte sie Hermann [De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli p. 11] gedeutet als rei piscariae magistras), sei es genug, die Phantasie über *Πύθια καὶ Προμαθεύς* zu erwähnen. Prometheus (heißt es S. 70 fg.) hat aus übergroßer Menschenliebe seinen „Dreckgebilden" auch den Gebrauch des Feuers verliehen; im Besitz desselben legen sie sich nur

Digitized by Google

Verwickelung, die sich in Bogen und Winkel herumgezogen hätte, wird Niemand dahinter vermuthen. Auch an einigen Komödien, deren Gewand minder durchsichtig sein mochte, wofern sie halb allegorisch einen freien sittlichen Gesichtspunkt verfolgten und ungefähr nach Art des Aristophanischen Plutus auf leichter mythologischer Basis ein Sittengemälde entwarfen, wird man schwerlich größere poetische Maße entdecken: dahin gehören am meisten die Titel *Τὰ καὶ Θάλασσα*, *Ἑλπὶς ἢ Πλοῦτος*, *Ἑορτὰ καὶ Νάσοι*, *Πέρδα ἢ Προμαθεύς*. Leicht wird man ahnen, daß ein Komiker, welchem der politische Gesichtspunkt versagt war und eine blos moralische Auffassung des Lebens noch fern lag, nothwendig die festen plastischen Figuren des Mythenkreises als bühnengerechte Träger seiner Ideen und als objectiven Rahmen verwenden mußte. Diese formalen Schemata bekamen Fleisch und Wahrheit, indem Epicharmos sie mit den Charakteren des sicilischen Stadt- und Naturlebens in Verein setzte, gleichsam den idealen Schein der Poesie in Schlaglichtern auf die markigen Erscheinungen der Wirklichkeit fallen ließ. Charakteristik also, wie der scharfe Beobachter des menschlichen Treibens sie rasch ergriff und in Ausdrücken oder Beobachtungen öfter, als wir jetzt sehen [28]), mag niedergelegt haben, bildete den wesentlichen Stoff seiner Dramen, und es fehlt jeder Anlaß zu der von einigen angenommenen Classe der Charakterstücke. Denn die wenigen Titel, deren Buchstabe auf die Zeichnung eines Berufs oder einer bestimmten gesellschaftlichen Form leitet, *Ἀγρωστῖνος* oder der Landmann, *Ἀρπαγαί*, *Θεαροί*, *Μῆνες* und *Τριακάδες*, *Χορεύοντες*, *Χύτροι*, lassen sich ohne Zwang auch mit freieren Situationen vereinigen, welche die Alten mit Titeln von sehr gleichgültigem Werthe zu bezeichnen liebten. Wenn mithin Epicharmos bereits die Ethopoïe gewisser Charaktere, namentlich des Parasiten, vielseitig verarbeitet und seinen Nachfolgern überliefert hatte, so lehrt doch die Combination der Menaechmen, daß Charakterrollen mit einer eigenthümlichen Zusammensetzung pikanter Geschichten sich wohl vertrugen.

Was die Composition und Sprache des Epicharmos betrifft, so verräth sie durchaus den heiteren redseligen, aber der Kunst wegen unbekümmerten sicilischen Dichter. Der Vortrag ist einfach und ungezwungen, der Satzbau naiv und in der losesten Gliederung, das Mehr oder Weniger der Worte nicht ängstlich abgewogen. In der letzten Hinsicht durfte schon manches Zuviel in Redefülle und dialogischem Wortwitze (s. Anm. 27) vor einem Publicum vergönnt sein, welches ein besonderes Gefallen an neckischen Einfällen, überraschenden Paradoxen und am Verfechten von Satz und Gegensatz fand. Diesem mehr auf Geselligkeit als Kunst berechneten Proceß widmete Epicharmos ein Scherzspiel *Λόγος καὶ Λόγιννα*, an dem wir etwas Wesentliches eingebüßt haben; vermuthlich auch *Σφίγξ* [29]). Der Dialekt ist ein sehr ermäßigter Dorismus; wenn man nicht annehmen soll, daß viel Charakteristisches abgeschliffen sei; Wörter vom engeren mundartlichen Gepräge werden fast nirgends angetroffen. Hierin läßt sich der städtische Darsteller nicht verkennen, welcher mit Rücksicht auf gebildete Zuhörer eklektisch verfuhr und alle gröberen idiotischen Züge (dem Sophron entgegengesetzt) vermied. Um so freier und erfindsamer wußte er die vorhandenen Formen und Sprachschätze den komischen Zwecken anzupassen und neue treffende Wörter zu stempeln, vorzüglich in Zusammensetzung von Adjectiven; doch besaß seine aus alten und frischen Mitteln geschaffene Diction, wenn wir am Gesammteindruck festhalten, weder die Gewandtheit, noch die geniale Schönheit und Grazie, wodurch die altattischen Komiker eine zauberische Wirkung gewannen [30]). Endlich war Epicharmos gleich einfach im Ge-

auf Kochkunst, verprassen Alles und machen Schulden über Schulden. Daher vertilgt Zeus das sündige „Dreckgeschlecht;" die übrigen bedienen Pyrrha und Deukalion retten sich und bilden aus Steinen, als soliderem Material, ein neues Geschlecht, unter Assistenz „und gewiß nicht ohne die philanthropischen Späße" des Prometheus. Diese und ähnliche mit größter Sicherheit vorgetragenen Schnurren muß man mit dem Paar nichtssagender Fragmente vergleichen, um den Umfang der neuesten literargeschichtlichen Methode zu begreifen. Doch muß man gestehen, daß auch Gryfar (p. 242 sqq.) eine nicht geringe Fülle solcher wohlfeilen Phantasterein aufgeboten hatte. Genau genommen steht nichts fest, außer der lächerlichen Schilderung des freßsenden Heraklès. *Ath.* X. p. 411. Übrigens hat Gryfar (p. 239 sqq.) die Ansicht von Böttiger und Andern bestritten, welche zwischen dem Satyrspiel und den Komödien unserer Dichter so nicht geringe Analogie fanden. Daß auf beiden Seiten große Differenzen bleiben, lohnte nicht umständlich darzuthun: wenn man nur anerkennt, daß die mythischen Figuren des Satyrdrama's und der sicilischen Komödie blos als typische zufällige Namen oder Reliefs behandelt wurden, um allgemeine Verhältnisse des Lebens in festere Umrisse zu bringen.

28) Unter diese Observationen gehören der Ausspruch bei Pollux (IX, 81) über böse, prellende Wahrsagerinen, *ἀπὸ ὀπονέμονται γυναῖκες μωρίας*, die mit größerem oder geringerem Gewinn an Gelde davonziehen; und die Sentenz bei Theodoret und *Cram.* Anecd. IV. p. 254. fr. inc. 22: *φυσις ἀνθρώπων ἀσκοῦ περιστομέστερον.* Eine gefällige Form haben die Gnomen bei Stob. 58, 7: *Ἀ δ' ἀσκρία χρυσέοισι, γυνὰ καὶ σαυροπώλου κἀστίον οἰκεῖ*, und bei *Ath.* XIV. p. 628 B.: *οὐκ ἔστι διόψασμος ὅκχ' ἴδωρ πίγε.* Das schönste dieser Art scheint in der Schilderung des Parasiten (*Ath.* VI. p. 235 sq. mit den Emendationen von *Meineke*, Com. I. p. 378) gelegen zu haben; worüber ausführlich *Gryfar* p. 252 sqq.

29) Für die Neigung zum spaßhaften, in frappanten Wendungen dinelinden Geschwätz fehlen nirgends Belege. *Ath.* II. p. 56 C. (fr. 48): *Ἐκ μὲν θυαίας δολυη, ἐκ δὲ δολυης πόαις ἐγένετο. — Ἐκ δὲ πόαις κώμοι, ἐκ δὲ κώμου γέγοτο θυμός. Ἐκ δὲ θυμοῦς λέκη, — Ἐκ δὲ κατακλέης πόθαι τε καὶ φρένελος καὶ ζημίαι.* Die Tändelei bei *Ath.* III. p. 91 C.: *Καρύκινα δ' ἔγονγ' ἐγένετ' ὁ', οἱ καὶ' ἀλμυρὸν ἄλα Νεῦν μὲν οὐκ ἐωνται, πεζῇ δ' ἐμπορεύονται μόνοι.* Als trägerisches Antitheton rügt Aristoteles jenen auch von Demetr. (De elocut. 24) citirten Vers: *τέκνα μὲν ἐν τοκοις ἐγώνν ἦν, τέκνα δὲ παρὰ τοκοις ἐγώνν.* Diefes Schauspiel des antithetischen Gedankens, die Lust an Gruppirung, den Epicharmos *λόγων ἐν λόγῳ* hieß (*Eustath.* in Od. IX. p. 1655), erklärt uns leicht, warum man ihn zum Erfinder der Figur *λόγος ἀδύνατος* machte: die Stellen gibt Wyttenbach (in *Plut.* S. N. V. p. 76), der ein metaphysisches Geheimniß dahinter sucht. Sprüchwörter werden aus ihm selten erwähnt: *Ath.* II. p. 58 D. 59 C. liefert zwei Belege: *Πρώτερος ἐγωγε μολέγει*, und *Ὑγιέστερον πολλάκοντες πολλὰ.* Ferner τὸ *παρὰν τὸ ποιεῖν* bei *Philodemus* ed. *Gottl.* p. 61, wovon *Welcker*, Zeitschr. für Alterth. 1835. S. 1125. Manches Plebejische (s. B. bei *Ath.* II. p. 60 E.) wurde durch den Platz entschuldigt, wie in den *Συβάριται ἀποφθέγματα* bei Suidas. 30) Über die Sprachform des Epicharmos hat eine fleißige Sammlung Gryfar (p. 223—226). Wenn jener bisweilen

Digitized by Google

brauche seiner Metra und gleich entfernt von der strengen Correctheit der folgenden Dichter. Denn er beschränkte sich erstlich auf drei Versmaße, den trochäischen Tetrameter, den jambischen Trimeter und den anapästischen Dimeter. Die meisten Verse sehen wir noch jetzt im trochäischen Tetrameter gedichtet, also in demjenigen Rhythmus, welcher, wie die Zeugnisse der Alten und die Anwendung in des Äschylus Persern darthun, wegen seiner Lebhaftigkeit und orchestischen Munterkeit im ältesten Drama für den Dialog sowol als die Erzählung überwog. Mit ihm wechselte der Trimeter ab; den letzten Platz nahmen anapästische Dimeter ein. Wie abstract, wie wenig aus den Stimmungen und mannichfaltigen Scenen entwickelt und ihnen geistesverwandt die Metra dort erschienen, mag allein die Bemerkung des Hephästion zeigen, daß zwei ganze Komödien, *Χορεύοντες* und *Ἐπινίκιος*, deren Stoff dazhin neigte, nur in anapästischen Tetrametern verfaßt waren. Zweitens aber hatten diese Metra genug Härten und Willkür, namentlich die Trochäen und Trimeter in Zulassung dreisylbiger Füße; sie schlenderten in ungezwungener Natürlichkeit, und verriethen am Mangel einer strengen musikalischen Technik hinlänglich, daß das Publicum nicht wie späterhin das Attische durch feines Gehör und Wahrnehmung des Maßes seine Dichter zu zügeln verstand [a]).

Über die Zahl der Epicharmischen Komödien war, wenn Suidas treu berichtet, ein Zweifel, da die einen 52 angaben, Lykon aber, der Forscher über Pythagoras, nur 35; welche Differenz schon in ihrer äußeren Erscheinung sich beseitigen läßt, da sie nächst der Echtheit von überarbeiteten oder doppelt herausgegebenen Dramen einen Zuwachs an untergeschobenen, mindestens zweifelhaften, vorausſetzt. Ziehen wir den Titel *Ἀταλάντα* ab, über dessen Verfasser die Alten nicht entschieden (sie nennen noch Phormus oder einen Anonymus), so bleiben jetzt 36, nämlich folgende [b]):

1) *Ἀγρωστῖνος*, Landmann, nur in unbedeutenden Notizen vorhanden; oder, in der geistreichen Wendung von Bode zu reden, nur eine Ohrfeige, Purpurschnecken und Rapunzeln sind daraus erhalten. Wie es mit der Ohrfeige steht, kann jeder aus der verdorbenen Stelle des Hesychius ersehen, *παρὰ δὲ Ἐπιχάρμῳ ἐν Ἀγρωστίνῳ καὶ παιδοτρίβαις ὄνομα.* Auch das entstellte Fragment im Artikel *Κολαφίζω* des Etym. M. (wo die Worte *τὸ δὲ ὄνομα Ἑλληνικὸν παρὰ Ἐπιχάρμῳ* noch auf Berichtigung warten) lehrt uns über die wahre Bedeutung des Wortes nichts.

2) *Ἀλκυών*, ohne nähere Charakteristik.

3) *Ἄμυκος*: Pollux stellte dort den im Zweikampfe überwundenen König der Bebryker.

4) *Ἀπραγαί*: auf die zerstörenden Kriege, mit denen sich die sicilischen Städte befehdeten, dieses Stück zu beziehen, fand man einen flüchtigen Anlaß im Fragmente des Etym. M. *ἃ δὲ Σικελία πέποσχε.* Die übrigen Sittenzüge deuten nichts Bestimmtes an.

5) *Βάκχαι*, aus zwei Fragmenten nicht zu erläutern.

6) *Βουσίρις*: das bekannte Abenteuer des Busiris mit Herakles, der sich für gehabte Mühe gründlich am Schmause entschädigt; ein bequemer Stoff für das Satyrspiel, um, wie auch Epicharmos that, die massive und gierige Person des Helden auszubeuten. Xgl. Num. 14.

7) *Γᾶ καὶ Θάλασσα*: vermuthlich als Wettstreit zu betrachten, ob die Producte des Landes oder die des Meeres vorzüglicher seien; nach Art einer in Mittelitalien und wol auch anderwärts einheimischen Komik der witzigen Redegewandtheit, Mortis et Vitae judicium, certamen coci et pistoris, certamen boleti et ficedulae et ostreae et turdi *Suet.* Tib. 42 und ähnliches aus römischen Atellanen, Satyren u. s. w. Dahin führen auch die Notizen von Fischen und Essenswürdigkeiten; so paßt für den Mund des einen Kämpfers selbst der spaßhafte Schwur *ναὶ μὰ τὰν χρόμιδαν.*

8) *Διόνυσος*: nur auf einem Fragmente beruhend.

9) *Ἕλκις ἢ Ὄνοις*, berühmt durch eine meisterhafte Schilderung des Parasiten, für welche komische Person Epicharmos die früheste Autorität war.

10) *Κωμὰς καὶ (ἢ) Νᾶσοι*: die erhebliche Notiz dieses Drama's beruht sich auf eine That des Königs Hieron, s. Anm. 20.

11) *Ἐπινίκιος*, ganz in Anapästen geschrieben, was für die Schilderungen eines Siegesliedes und verwandter gesellschaftlicher Scenen passt.

12) *Ἥβας (Ἄβας) γάμος*: die zahlreichen Fragmente (groß und klein, 27 Nummern) drehen sich um die Beschreibung des glänzenden Mahles, welches zur Vermählung des Herakles mit der Hebe besonders aus den Zufuh-

---

in den Genera oder Endungen anomal erschien (worin doch auch die besten Attischen Komiker genug Glossematisches hatten), so war er doch seiner Stellung nach befugt, den Maßstab der Correctheit abzuleihnen; eine zwar schlagende, aber bedenkliche Wortbildung, wie *Δημητριλλέσχιον* Cram. Anecd. T. IV. p. 275, paßte für die burleske Komödie, *αὐτότερος αὐτῶν*, was Apollonius anmerkt, ist von Attikern noch überdoten worden; auch das wunderliche *γυναικάνθρωπος* Schol. et Eust. in Il. VIII, 527 läßt sich trotz seiner Anomalie (Lobeck. Phryn. p. 687) rechtfertigen. In welchem Tone seine Rede stehend und energisch sein konnte, zeigen die malerischen Schilderungen *Ath.* VI. p. 235 sq. X. p. 411 A.

31) Die metrischen Thatsachen sind genügend dargestellt von *Gruyter* p. 202. 226 sqq. Obgleich die trochäischen Tetrameter beiweitem die häufigern waren, sodaß dieses Metrum nach Marius Victorinus (p. 2530) Epicharmium genannt wurde, manches Stück, wie *Ἥβας γάμος*, auch etwas flüssigere Formen darbot: so möchten wir doch den Bau der jambischen Trimeter für weit gelungener halten, und unter andern die schlanken und doch muthwilligen Scenare des Parasitenlobes *Ἕλκις* fr. 1 für die schönsten überreste der sicilischen Rhythmen erklären. 32) Suidas: *ἐδίδαξε δὲ δράματα πϛ, ὡς δὲ Λύκων φησὶ τριάκοντα πέντε.* Der oft erwähnte Anonymus (De Comoedia): *αὐτοῦ δὲ αὐτοῦ δράματα μ', ὧν ἀντιλέγονται δ'.* Da, wie man aus dem unten aufzustellenden Verzeichniß ersieht, der Anonymus gut unterrichtet war und mit Lykon (*Λύκων ὁ Ἰασεὺς ἐν τῷ περὶ Πυθαγόρου, Ath.* X. p. 418 E.) völlig übereinstimmt, so kommt die Zahl bei Suidas *πϛ* unverhältnißmäßig hoch und vermuthlich falsch heraus: wesshalb Bergk (De com. Att. antiq. p. 149), wo ein kritisches Register der 36 Komödien gegeben ist, *μϛ* als annähernd glaubhafte Zahl vorschlug. Darauf scheint auch die Variante des Cod. Leydensis zu führen; sonst müßte der Gewährsmann des Suidas durch Doppeltitel und Falsa getäuscht worden sein, und doch hat Meursius (in Hellad. p. 61 sqq.) mit allen Irrgängen nur 40 Titel herausgebracht.

Digitized by Google

ren der köstlichsten Fische bereitet wurde; woraus freilich über Plan und Bau des Stückes nichts entnommen wird, ebenso wenig aber hervorgeht, daß, falls Epicharmos die Sinnlichkeit der Götter verspottete, das ironisch ausgesprochene Princip des Lebens (*Grysar*, p. 285) sein sollte: die Welt beruht nicht auf Intelligenz, sondern dem Magen und guten Geschmack. Dennoch muß man voraussetzen, daß der Dichter, welcher mit studirter Genauigkeit gleichsam einen gastronomischen Cursus vortrug, die Üppigkeit seiner Zeitgenossen im Hintergrunde zeichnen wollte. Vgl. Num. 21.

13) *Ἡρακλῆς ὁ ἐπὶ τὸν ζωστῆρα*, citirt von Schol. Ven. *Aristoph.* Pac. 73.

14) *Ἡρακλῆς ὁ παρὰ Φόλῳ*, citirt von *Eustratius* in *Aristot.* Eth. III, 5, 5 (vulg. *τῷ παραφόρῳ*, MS. *τῷ παραφόλῳ*): gastronomisches Abenteuer des Herakles beim Centauren Pholus in Arkadien. Interessant sind die beiden daraus erhaltenen Verse:

ἀλλὰ μὰν ἐγὼ ναγκαῖος ταῦτα πάντα ποιέω,
οἶομαι δ', οὐδεὶς ἐκὼν πονηρὸς οὐδ' ἅταν ἔχων.

15) *Θεαροί:* eine Scenerie, wie sie Sophron in den Isthmiazusen, der Quelle von Theokrit's Adoniazusen, ausführte. Die Fragmente geben Auskunft von mancherlei Hausrath.

16) *Κύκλωψ*, der von Odysseus geblendete Polyphem: das Bruchstück *Ath.* XI. p. 498 *E. φέρ' ἐγχέας εἰς τὸ σκύφος* beweist dafür mehr als die Bewunderung von Wurst und Schinken, ib. IX. p. 366 A. Ein drittes bei *Herodian. π. μ. λ.* p. 10 ist unklar.

17) *Κωμασταὶ ἢ Ἄφαιστος*, die Fesselung der Hera, die Entfernung des Hephästos aus dem Olymp, die Rückkehr des trunkenen Gottes unter Mitwirkung des Dionysos und seines lustigen Komos (s. Müller, Dor. II, 354 fg.), diese Grundzüge des Ganzen wissen wir besser aus andern Quellen, als aus den unerheblichen Fragmenten.

18) *Λόγος καὶ Λόγιννα* (nicht *Λογέννα*), gesellschaftliches Witzspiel, wie es scheint vermittelt durch die männliche und weibliche Personification der Redekunst, vergleichbar den Aristophanischen *Λόγοι*.

19) *Μεγαρίς*, aus den Fragmenten nicht festzustellen.

20) *Μῆνες*, sicher als komischer Titel und vielleicht einerlei mit dem Drama *Τριακάδες*: die Conjectur *Μύες* entbehrt aller Wahrscheinlichkeit.

21) *Μοῦσαι* (*Μῶσαι* steht nirgends), nach *Ath.* III. p. 110 B. die *διασκευὴ* oder überarbeitete Ausgabe von *Ἥβας γάμος* (ob in diesem Sinne bei *Herodian. π. μ. λ.* p. 10 *παρ' Ἐπιχάρμῳ δευτέρῳ* zu fassen sei, kann man bezweifeln) und in der Hauptsache Darstellung desselben Thema's, nur daß die sieben Musen, nach Flüssen benannt und in Beziehung zur endlosen Aufzählung der Fische gebracht (wenn auch nicht in der niedrigen Haltung von Fischweibern, Anm. 27), dort eine Rolle spielten.

22) *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, nach der von Homer erzählten, von den Tragikern dramatisirten Geschichte des Odysseus, welcher in unscheinbarer Tracht, vielleicht als Hirt, Troja erspähte und, wie es scheint, mit Helena Verabredung nahm. Hauptfragment *Ath.* IX. p. 374 E. vgl. *Grysar* p. 288 sqq.

23) *Ὀδυσσεὺς ναναγός:* nicht der schiffbrüchig irrende Held, sondern die Heimkehr des Odysseus, welcher unter anderm mit Eumäus sich in philosophischer Weise besprach; denn das Fragment bei *Diog.* III, 16 gehört in kein anderes Stück.

24) *Ὀρύα* die Wurst, im einzelnen ebenso unbekannt als

25) *Περίαλλος*, wo schon der Titel (Casaubonus meint auf gut Glück, der Großsprecher) Bedenken erregt; man erwartet *Περίλαος* oder *Ἱππίλλος*, kann aber aus *Ath.* IV. p. 183 C. nichts ergründen.

26) *Πέρσαι*, schwerlich ein politischer Stoff, ebenso unklar als

27) *Πίθων*, der Affe, wofür wahrscheinlicher aus Pollux X, 179 zu setzen *Πιθών*, der Weinkeller.

28) *Πύρρα ἢ Προμαθεύς* (*καὶ Πρ. Ath.* III. p. 86 A. für jenes spricht die schlichte Citation *Πύρρα*): Geschichte von Pyrrha und Deukalion (daher *Δευκαλίων* Antiattic. p. 90); wovon sich mit Beseitigung der aufgestellten Phantasien (Anm. 27. *Grysar* p. 279 sq.) nur annehmen läßt, daß die Verderbniß der schwelgenden Menschen hiermit in Verbindung gesetzt war.

29) *Σειρῆνες:* das Wohlleben auf der Sireneninsel scheint zu beschreiben Fr. ap. *Ath.* VII. p. 277 F.

30) *Σκίρων*, nur obenhin erwähnt.

31) *Σφίγξ*, vielleicht ein Stück nach Art von Num. 18, worüber etwas bestimmter sich urtheilen ließe, wenn *Ath.* II. p. 49 C. daraus geschöpft hätte.

32) *Τριακάδες*, gleich dunkel als 33) *Τρῶες*.

34) *Φιλοκτήτης*, dessen Behandlung aus drei Fragmenten nicht ersichtlich ist. Lächerliche Fictionen trägt mit zuversichtlicher Miene Bode p. 73 vor.

35) *Χορεύοντες* (*Χορευταὶ Herodian. π. μ. λ.* p. 12), ganz in anapästischen Tetrametern gedichtet.

36) *Χύτραι*, gelegentlich von Pollux citirt.

Die Fragmente dieses originellen Dichters, welche nur in mäßiger Zahl und nicht ohne starke Verderbungen auf uns gekommen sind, haben ehemals den Eifer der Sammler wenig gereizt. Chrestomathisch pflegte man den sentenziösen Theil auszuheben, wie H. Stephanus in seiner Poesis philosophica, Morelli und Hertel in den Fragmenten der Komiker, H. Grotius in den Excerpta ex tragoediis et comoediis, beiläufig auch Rittershusius in den Commentaren zu *Porphyr.* V. Pyth. p. 38 und *Oppian.* p. 216 thaten. Indessen konnte das Register der Dramen bei Grysar (p. 274—295) füglich die Stelle einer weitläufigen Compilation vertreten. Nach diesem unternahm der Holländer Kruseman [32]) eine fast vollständige Fragmentsammlung, wobei von den literarischen Fragen völlig abgesehen ist. Allein da sie nur die Arbeit eines Anfängers darbietet, welcher ohne irgend eine kritische Leistung oder Fähigkeit, überdies unsicher im Metrum, sich begnügt, mit bescheidenem Fleiße die Varianten und Meinungen der Vorgänger aufzuzeichnen und je-

32) Specimen literarium inaugurale exhibens *Epicharmi* fragmenta, quod — defendet *Henricus Polman Kruseman*. (Harlemi 1834.) 138 Seiten. Dazu die Epikrisis von Welcker in der Zeitschrift für Alterth. 1835. Nr. 139. 140.

Digitized by Google

der weitern Erörterung entweicht, so hat sie blos den Nutzen eines Repertoriums. (*Bernhardy.*)

EPICHEIROTONIA (*Ἐπιχειροτονία*). Wenn, wie bekannt, zu Athen in den Volksversammlungen die Wahl gewisser Magistrate, die nicht auf andere Weise gesetzlich bestimmt war, oder die Annahme der vorgelegten Gesetzesvorschläge in der Weise geschah, daß das versammelte Volk durch Aufheben der Hände seinen Willen und seine Zustimmung zu erkennen gab — *χειροτονία, χειροτονεῖν* — so ist schon damit auf die Bedeutung des Wortes *Ἐπιχειροτονία* hingewiesen, aber auch die aus der Zusammensetzung des Wortes hervorgehende Verschiedenheit, in welcher dasselbe, so gut wie *χειροτονία*, ebenso wol in Bezug auf die Erwählung der Beamten wie der Genehmigung der Gesetze, gebraucht wird, weshalb wir eine *ἐπιχειροτονία ἀρχῶν* und eine *ἐπιχειροτονία νόμων* unterscheiden können.

In Bezug auf die erstere bemerken die griechischen Grammatiker [1]), daß in der ersten ordentlichen Volksversammlung einer jeden Prytanie, in der sogenannten *κυρία ἐκκλησία*, von Seiten der Archonten eine Anfrage an das Volk geschehen, ob es mit den Behörden zufrieden sei und Niemand eine Klage oder Beschwerde gegen einen Beamten, es sei in einer öffentlichen Angelegenheit, oder in einer Privatsache, vorzubringen habe, um so eine Entsetzung desselben von seiner Stelle zu veranlassen, falls nämlich der Beschwerdeführer seine Klage nicht bis zu Ende des Jahres hatte verschieben wollen. Ward nichts der Art vorgebracht, oder die Beschwerde vom Volke nicht gebilligt, so erklärte es durch eine mittels Aufhebens der Hände gemachte Abstimmung seine Zufriedenheit mit dem erwählten Beamten, und diese Abstimmung, welche zu der frühern Erwählung durch Aufheben der Hände gleichsam hinzukommend, die Wahl gewissermaßen genehmigt, heißt *Ἐπιχειροτονία, ἐπιχειροτονεῖν*, und es wird kaum zweifelhaft sein, daß alle Beamten ohne Ausnahme, also auch die, welche nicht durch Cheirotonie erwählt worden waren, einer solchen *Ἐπιχειροτονία* unterlagen [2]), deren Absicht und Zweck bei dem ganzen Wesen und Charakter der Attischen Demokratie bald erkannt werden kann. Fand das Gegentheil statt, und hatte das Volk auf die bemerkte Weise der Abstimmung seine Misbilligung ausgesprochen (was durch den Ausdruck *ἀποχειροτονεῖν* bezeichnet wird), so erfolgte der Rücktritt des Beamten von seinem Amte, und es hatten die Archonten dann gegen ihn die Untersuchung einzuleiten, wenn nämlich der Kläger darauf bestand, und sich nicht, wie dies wol meist der Fall sein mochte, mit dem erfolgten Rücktritt des Beamten zufrieden gab. Daher kommen auch keine einzelner Fälle einer solchen durch die Archonten geführten Untersuchung vor, obwol der auf diese Weise abgesetzten Beamten (*οἱ ἀποχειροτονηθέντες*) mehrfach bei den Attischen Rednern gedacht wird; s. bei *Schömann*, De comitt. Athen. p. 330. not. 84.

Verschieden davon ist die *Ἐπιχειροτονία νόμων*, welche regelmäßig in der ersten Volksversammlung eines jeden Jahres geschah, und, wie wir aus der Hauptstelle bei Demosthenes (in Timocrat. p. 706) ersehen, zunächst die Gesetze betraf, hinsichtlich deren die Prytanen das Volk befragen sollten, ob es mit denselben überhaupt zufrieden sei, keine Änderung wünsche, sondern sie für genügend halte. Auch hier gab das Volk durch Aufheben der Hände seinen Willen zu erkennen, und daher offenbar auch die Benennung der ganzen Einrichtung, die übrigens, wie wir mit K. Hermann (Griech. Staatsalterthümer. §. 131. Not. 3; vergl. Schömann a. a. O. S. 251 fg.) wol anzunehmen geneigt sind, nur die Absicht hatte, dem Volke Gelegenheit zu geben, seine Wünsche auszusprechen, oder einzelne mangelhafte Gesetze oder Theile der Gesetzgebung den dafür bestellten Behörden, den Nomotheten, anzugeben, die dann das Weitere zur Ausführung dieser Wünsche in Bezug auf die nun zu entwerfenden Gesetzesvorschläge einzuleiten hatten. So besteht also diese Epicheirotonie der Gesetze nur in einer von Seiten des Volkes durch Abstimmung mittels Aufhebens der Hände erklärten und öffentlich ausgesprochenen Billigung der bestehenden Gesetzgebung; oder andernfalls in einer Misbilligung, welche die Hebung einzelner Mängel in der Gesetzgebung durch die verfassungsmäßigen Behörden auf verfassungsmäßigem Wege veranlassen soll (*νόμοι ἀποχειροτονητέοντες*).

Aus diesen Bemerkungen erklärt es sich dann, wie der Ausdruck *ἐπιχειροτονεῖν* oder auch *ἐπιχειροτονία* zunächst gesagt wird von dem Vorsteher einer solchen Versammlung, wenn er sie zum Abstimmen über die bemerkten Punkte auf die bemerkte Weise auffobert; dann ist *ἐπιχειροτονεῖν* soviel wie *ἐπιψηφίζειν*, oder es wird dann auch *ἐπιχειροτονίαν διδόναι* gesagt; ja es kommt bisweilen der Ausdruck *ἐπιχειροτονεῖν* in ganz allgemeinem Sinne vor, und heißt nichts anderes, als durch Stimmenmehrheit eine Sache entscheiden oder bestätigen. Die nähern Belege dazu gibt *Schömann*, De comitiis Athen. p. 121 seq. (*Baehr.*)

EPICHEREMA, *Ἐπιχείρημα* von *ἐπιχειρεῖν*, Schlußfolgerungen machen, heißt in der Logik ein aus mehren einfachen Vernunftschlüssen zusammengesetzter Schluß, welcher entsteht, wenn man einer der beiden Prämissen, es sei im Ober- oder im Untersatze, sogleich den Grund beifügt, warum man ihn aufsagt, sodaß darin ein verkürzter oder zusammengezogener Schluß versteckt liegt; vgl. Enthymema. Dieses geschieht z. B. in folgendem Obersatze: „Alle Menschen können sündigen, weil sie auch irren können: ich bin ein Mensch: also kann ich auch sündigen;" oder im Untersatz: „Alles was irren kann, kann auch moralisch fehlen oder sündigen: alle Menschen können irren, weil sie unvollkommene Wesen sind: also können auch alle Menschen

1) *Pollux* VIII. §. 95: *τῶν δ' ἐκκλησιῶν ἡ μὲν κυρία, ἐν ᾗ τὰς ἀρχὰς ἐπιχειροτονοῦσιν, εἴπερ καλὸς ἄρχουσι ἢ ἀποχειροτονοῦσιν.* Vgl. VIII, 87 und II, §. 150. *Harpocrat.* s. v. *κυρία ἐκκλησία* und daselbst die Worte: — *προγγράφουσι δὲ καὶ κυρίαν ἐκκλησίαν, ἐν ᾗ δεῖ τὰς ἀρχὰς ἀποχειροτονεῖν εἰ δοκοῦσι μὴ καλὰς ἄρχειν* etc. Vorher: *Ἐπιχειροτονία· ἡ τῶν χειροτονητῶν κατάστασις.* Mehr bei *Schömann*, De comitt. Athenn. p. 231. K. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 128. Not. 1. 4. §. 154. Not. 1. 1) s. K. Hermann. §. 154 zu Anfang.

Digitized by Google

sündigen." Man sieht leicht, daß man auf diese Weise mehre verkürzte Schlüsse so mit einander verbinden kann, daß aus der Unterordnung mehrer einfacher Vernunftschlüsse nur Ein Schlußsatz gefolgert wird. In diesem Falle heißt der Schluß Sorites oder Kettenschluß, welcher entweder progressiv oder regressiv sein kann, je nachdem man in den einander untergeordneten Schlußsätzen vom nächsten Grunde bis zu den entferntesten aufsteigt, oder von den entfernten Gründen zu dem nächsten herabsteigt. Der erstere Kettenschluß, wie wenn man sagt: „Ich bin ein Mensch; alle Menschen sind unvollkommene Wesen; alle unvollkommene Wesen können irren; alles was irren kann, kann auch sündigen: also kann ich sündigen," wird auch ein gemeiner genannt; der umgekehrte dagegen, in welchem man den Satz: „Alles was irren kann, kann auch sündigen" obenan stellt, und mit dem nächsten Grunde: Ich bin ein Mensch," schließt, Goclenianisch, weil ihn Goclenius in seiner Einleitung zum Organon des Aristoteles zuerst vortrug.

Hier ist nur kurz bemerkt, was die neuern Logiker unter Epicherema verstehen; etwas abweichend davon sind die Bestimmungen der alten Rhetoriker bei Griechen und Römern, worüber man sich in Ernesti's Lexicis technologiae Graecorum et Latinorum rhetoricae näher belehren kann. (*G. F. Grotefend.*)

EPICHORII, EPICHTHONII (*Ἐπιχώριοι θεοί, Ἐπιχθόνιοι θεοί*), heißen Götter, die in einer Landesgegend, oder auf der Erde walten; beide Wörter also sind sinnverwandt und dem Lateinischen dii locales, dii terrestres entsprechend, Götter, die sich näher um Erde und Erdbewohner oder um gewisse Landesstriche bekümmern, Landesgötter. Man benannte damit mehre niedere Gottheiten, insbesondere Landesheroen, denen man eine göttliche Verehrung widmete. Statt *ἐπιχθόνιοι* findet man oft auch blos *χθόνιοι* in derselben Bedeutung, doch bezeichnet das Letztere mehr die unterirdischen Götter, die Götter der Unterwelt, welche sonst bestimmter *ὑποχθόνιοι* oder *καταχθόνιοι* heißen. Bei Pausanias (VIII, 15) kommt eine Stelle vor, wo das *ἐπιχθόνιοι* den Auslegern Schwierigkeit gemacht hat. Es heißt nämlich: Bei den Pheneaten in Arkadien legte am großen Jahresfeste der Eleusinischen Ceres ein Priester die Maske der Ceres an, und schlug mit Stäben *κατὰ λόγον δή τινα*, d. h. entweder, auf eine vorgeschriebene Weise (welches wol das Richtigste sein möchte), oder nach einer heiligen Sage, *τοὺς ἐπιχθονίους*. Dieser Ausdruck ist dunkel. Sollte es heißen die Landeseinwohner, so würde Pausanias den Ausdruck *ἐπιχωρίους* gebraucht haben, wie er sonst allemal spricht. Daher lesen Einige (Kuhn zuerst, dem Siebelis in der Ausgabe des Pausanias folgt) *ὑποχθονίους*, d. h. die Unterirdischen, und Siebelis erläutert in der Anmerkung: wenn man die unterirdischen Götter rief, schlug man die Erde mit den Händen (also hier mit Stäben). Dagegen erklärt sich Creuzer (Symb. IV. 267) für die gewöhnliche Lesart, welche auch alle Handschriften haben, und erklärt *ἐπιχθόνιοι* allgemein für die, welche auf der Erde leben, also Menschen, Irdische, und hält die Handlung des Ceresprieste rs bei den Pheneaten für eine symbolische. Der Priester in der Ceresmaske ist die Göttin selbst. Die Ceres schlägt die Irdischen, d. h. die Cerealische Religion ist eine Religion des Kampfes, wie die persische. Der wahre Verehrer der Göttin soll kämpfen gegen das Irdische, Sinnliche, wie es der Priester bei den Pheneaten symbolisch vorbildet. (*Richter.*)

EPICHYSIUM. Eine von Tode (Fung. meckl. II. p. I. t. 8. f. 60) aufgestellte Pilzgattung aus der Abtheilung der Byssoideen der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linnéschen Classe. Char. In einem umgestielten, rundlichen, kammenförmigen (daher der Gattungsname: *ἐπίχυσις* Kanne, Gießgefäß), aus ästigen Fasern bestehenden, glänzend weißen Behältnisse hangen innen fast kugelige Keimkörner. Die einzige Art, Ep. argenteum *Tod.* (l. c., Nees, Pilzsyst. f. 90), welche Tode auf Düngerhaufen gefunden hat, hält Fries (Syst. myc. III. p. 293), sowie die Gattung Atractobolus *Tod.* und einige Arten von Ascophora *Tod.* für kein Gewächs, sondern vielmehr für das Erzeugniß von Insekten.

(*A. Sprengel.*)

EPICOCCUM. Eine von Link (Berl. Mag. II. S. 32. t. I. f. 5) gestiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Staubpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linnéschen Classe. Char. Die undurchsichtigen, kugeligen Keimkörner sind auf ein gewölbtes, schwarzes Lager weise aufgestreut. Es gehören zwei Arten hierher: 1) Ep. nigrum *Link* (a. a. O.), das Lager halbkugelig, schwarz; auf dürren Pflanzenstengeln. 2) Ep. purpurascens *Kunze* (Mykol. Heft), das etwas gewölbte, schwarze Lager liegt in einem purpurrothen Flecken; auf faulenden Zweigen und Stengeln. K. Sprengel (Syst. veg. IV. p. 563) zog Dermosporium flavicans *Link* als dritte Art hierher, Fries aber (Syst. mycol. III. p. 466) hält Epicoccum für den unentwickelten Zustand von Markpilzen. (*A. Sprengel.*)

EPICOENA, oder **Promiscua**, auch **Subcommunia** von Diomedes (ap. *Putsch.* p. 276) genannt, sind solche Wörter, welche unter einerlei grammatischem Geschlechte beide natürliche Geschlechter bezeichnen, und daher, so bestimmt auch ihr grammatisches Geschlecht sein mag, das natürliche Geschlecht gleichwol unbestimmt lassen. Nach Isidorus (Origg. I, 6, 34) bilden sie einen Gegensatz zu den sogenannten Communibus, insofern diese bei bestimmtem natürlichem Geschlechte ein unbestimmtes grammatisches haben, jene aber bei bestimmtem grammatischem Geschlechte doch incerti sexus sind, „quia utrumque sexum sub uno genere enuntiant, quod nec natura nec oculis discernitur." Allerdings gibt es Wörter, die beides zugleich sind, wie tigris, dama, talpa: diese heißen aber Communia, sofern sie in beiderlei grammatischem Geschlechte vorkommen; Epicoena dagegen, sofern sie das natürliche Geschlecht nicht unterscheiden, mögen sie wie Masculina oder wie Feminina gebraucht werden, sowie derjenige, welcher nach provinzialem Sprachgebrauche den Raben oder Floh eine Rabe oder eine Floh nennt, darum doch nicht das weibliche Geschlecht vom männlichen unterschreibt. Zu solchen Epicoenis sind auch nur diejenigen Thiernamen

Digitized by Google

solchen Epicoenis sind auch nur diejenigen Thiernamen zu zählen, welche für beiderlei natürliches Geschlecht nur einerlei Wortform gestatten, wie der Rabe corvus und die Krähe cornix heißt, wenn man auch unter jener Benennung einen weiblichen, unter dieser einen männlichen Vogel meinen sollte. Auf Pflanzennamen ist diese Bezeichnung nicht anwendbar, da die Alten bei diesen keinen Geschlechtsunterschied kannten oder beachteten: noch weniger auf Namen von Flüssen oder andern leblosen Gegenständen, weil, wenn auch einigen Völkern die Flußgottheiten weiblichen Geschlechts zu sein schienen, welche andern männlich waren, deren Geschlecht doch nur ein fingirtes ist. Ebenso wenig ist es ein Epicoenum zu nennen, wenn die Römer ihre Sklaven, wie das Vieh, mit einem neutralen Namen mancipia nannten, oder die Griechen, gleich den Teutschen, ihren Geliebten ein neutrales Deminutiv, z. B. Glycerium für Glycera, wie Suschen für Susanna, gaben: und Fritzchen ist kein Epicoenum, mag es auch ebenso wol einen Friedrich als eine Friederike bezeichnen. Darum sind auch solche Namen keine Epicoena, welche nur durch willkürliche Namengebung in einem verschiedenen Geschlechte gebraucht werden, wie Tremellius *Scrofa* bei Varro, *Fenestella* scriptor, *Mosella* fluvius, und umgekehrt *Eunuchus* comoedia, *Orestes* tragoedia, *Centaurus* navis. Denn wenn auch in *Aquila* Orator oder *Tigris* navis das erste Wort ein Epicoenum genannt werden kann, sofern man weder bei Aquila, noch bei Tigris, ein natürliches Geschlecht unterscheidet; so sind beide Wörter doch nicht darum Epicoena, weil sie einer männlichen Person sowol als einer weiblichen oder sonst einem Gegenstande unter fingirtem Geschlechte beigelegt werden können. Dagegen gibt es Epicoena, deren grammatisches Geschlecht nur scheinbar unterschieden wird: denn wenn im Lateinischen auch sowol simius, als simia, gebräuchlich war, so konnte doch eine Äffin ebenso gut simius, als ein Affe simia genannt werden; woher es kam, daß man selbst dann die Thiernamen nicht unterschied, wenn sie auch für das männliche und weibliche Geschlecht verschieden lauteten, z. B. *lupus* femina, *ovis* mas, *ἵππος θήλεια*, *βοῦς ἄρσην*, wofür doch auch lupa, aries, *ἡ ἵππος* und *ταῦρος* im Gebrauche waren. *(G. F. Grotefend.)*

EPICYKLOIDE. Mit diesem Namen werden alle Curven belegt, welche von einem gegebenen Punkte in der Ebene einer gegebenen Curve beschrieben werden, während diese letztere Curve auf einer andern gegebenen festen Curve so fortgewälzt wird, daß die Bogen, die auf beiden Curven zwischen zusammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß sind. Die feste Curve heißt die Grundlinie oder Basis, die sich rollende Curve dagegen heißt die erzeugende oder beschreibende Curve. Man unterscheidet äußere und innere Epicykloiden, je nachdem die erzeugende Curve auf der converen oder auf der concaven Seite der Basis rollt. Letztere wird auch bisweilen mit dem Namen Hypocykloide belegt. Ferner nennt man die entstandene Curve eine Epicykloide im engern Sinne, wenn der beschreibende Punkt auf dem Umfang der erzeugenden Curve liegt, dagegen eine verkürzte (curtata), wenn er außerhalb und eine gestreckte (elongata), wenn er innerhalb der Curve liegt.

I. Allgemeinste Gleichung aller äußern Epicykloiden. Es sei in Fig. I. XAY das Coordinatensystem, NAS sei eine beliebige Curve, die zur Basis dienen soll, also fest liegt, ihre Gleichung sei $\eta = \varphi(\xi)$; ferner sei LAM eine andere beliebige Curve, welche auf der erstern rollen soll und in einer ursprünglichen Lage, auf dasselbe rechtwinklige Axensystem bezogen, zur Gleichung $v = f(u)$ haben mag. Die gemeinschaftliche Tangente beider Curven in dieser ihrer ursprünglichen Lage sei die Y Axe. Eine andere Lage der rollenden Curve sei L′A′M′, dann wird für diese Curve auch noch die Gleichung $v = f(u)$ gelten, wenn wir sie auf das Axensystem X′A′Y′ beziehen. Der beschreibende Punkt P, welcher sich mit der Curve LAM zu gleicher Zeit herumbewegt und also mit ihr auf unveränderliche Weise verbunden sein muß, sei durch $AP = \omega$ und $\angle PAX = \varepsilon$ bestimmt, sodaß also bei der zweiten Lage der Curve wieder $A'P' = \omega$ und $\angle P'A'X' = \varepsilon$ ist. Die Bedingung, welcher die rollende Curve in der zweiten, sowie in jeder folgenden Lage genügen muß, ist diese, daß der Bogen BA′ gleich dem Bogen BA sein soll, wenn B der Berührungspunkt beider Curven ist.

Die Coordinaten des Berührungspunktes B, bezüglich auf das feste Axensystem, seien $BD = \eta'$, $AD = \xi'$ und in Bezug auf das bewegliche Axensystem $BC = v'$, $A'C = u'$, dann gelten offenbar die Gleichungen:

$$\eta' = \varphi(\xi'), \quad v' = f(u')$$

Die Coordinaten des beschreibenden Punktes P′ im festen Coordinatensystem sind

$$x = P'R = GA' + A'J$$
$$y = P'Q = A'H + JP'.$$

Setzt man aber den Winkel, den die gemeinschaftliche Tangente des Berührungspunktes B beider Curven mit der X Axe bildet $\angle BTA = \psi$, und den Winkel, den dieselbe Tangente mit der beweglichen X′ Axe bildet, $BT'A' = \psi'$, dann wird der Winkel $T'BC = 90° - \psi'$ und wenn man durch B die BF parallel mit der X Axe zieht, $\angle T'BF = \psi$ also $\angle FBC = 90° - (\psi + \psi')$; mithin wird in dem Dreieck BCF, welches dadurch entsteht, daß CF parallel mit der Y Axe gezogen wird:

$$CF = v' \cos(\psi + \psi')$$
$$BF = v' \sin(\psi + \psi')$$

Ebenso erhält man aus den Dreiecken A′GK und CEK, weil der $\angle ECK = \psi + \psi'$ ist,

$$A'G = u' \cos(\psi + \psi') - EC$$
$$GE = u' \sin(\psi + \psi').$$

Da ferner $\angle P'A'X' = \varepsilon$, $\angle JA'T' = \psi + \psi'$ also $\angle JA'P' = 180° - (\varepsilon + \psi + \psi')$ ist, so gibt das Dreieck A′JP′, worin noch $A'P' = \omega$ bekannt ist:

$$A'J = -\omega \cos(\varepsilon + \psi + \psi')$$
$$P'J = \omega \sin(\varepsilon + \psi + \psi').$$

Endlich ist auch

$$A'H = BD + FC - GE \text{ und } EC = AD - BF,$$

oder

$$A'H = \eta' + v' \cos(\psi + \psi') - u' \sin(\psi + \psi')$$

und

$$EC = \xi' - v' \sin(\psi + \psi').$$

Digitized by Google

Setzt man daher diese gefundenen Werthe in die obigen Ausdrücke für x und y, so findet man:

1) $x = -\xi' - \omega\cos(\varepsilon+\psi+\psi') + v'\sin(\psi+\psi') + u'\cos(\psi+\psi')$,

2) $y = \eta' + \omega\sin(\varepsilon+\psi+\psi') + v'\cos(\psi+\psi') - u'\sin(\psi+\psi')$.

Nimmt man zu diesen beiden Gleichungen noch die Bestimmungen der Winkel ψ und ψ', für welche man, da sie Winkel zwischen der Tangente und den zugehörigen Abscissenaxen sind, erhält:

3) $\frac{d\eta'}{d\xi'} = \text{tang}\,\psi$, 4) $\frac{dv'}{du'} = \text{tang}\,\psi'$,

ebenso ferner die schon vorhin genannten Gleichungen

5) $\eta' = \varphi(\xi')$, 6) $v' = f(u')$,

und endlich die Bedingung, daß die Bogen BA und BA′ einander gleich sein sollen, nämlich:

7) $\int_0^{\xi'} \sqrt{1+\left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\cdot d\xi = \int_0^{u'} \sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du$,

wo überall die Buchstaben mit Strichen versehen sind, um anzudeuten, daß nach der Differentiation und Integration für die einzelnen Coordinaten die speciellen Werthe eingesetzt werden sollen, welche durch die entsprechenden Buchstaben mit Strichen angedeutet werden; dann hat man sieben Gleichungen, aus denen man die sechs Größen ξ', η', u', v', ψ, ψ', eliminiren muß, um eine Gleichung zwischen x und y zu erhalten, welche die gesuchte allgemeinste Gleichung jeder äußern Epicykloide sein würde.

II. Allgemeinste Gleichung aller innern Epicykloiden. Es sei in Fig. II. wieder NAS die zur Basis dienende feste Curve mit der Gleichung $\eta = \varphi(\xi)$, MAL und M′A′L′ die beschreibende Curve mit der Gleichung $v = f(u)$ und P′ der beschreibende Punkt. Wenn B ein Berührungspunkt beider Curven ist, so wird wie vorhin:

$BD = \eta'$, $AD = \xi'$, $BC = v'$, $A'C = u'$, $BTD = \psi$, $BT'A' = -\psi'$, $P'Q = -y$, $AQ = -x$,

und man findet auf ganz analoge Weise folgende sieben Gleichungen:

8) $x = \xi' + \omega\cos(\varepsilon+\psi-\psi') + v'\sin(\psi-\psi') - u'\cos(\psi-\psi')$,

9) $y = \eta' + \omega\sin(\varepsilon+\psi-\psi') - v'\cos(\psi-\psi') - u'\sin(\psi-\psi')$,

10) $\frac{d\eta'}{d\xi'} = \text{tang}\,\psi$, 11) $\frac{dv'}{du'} = \text{tang}\,\psi'$,

12) $\eta' = \varphi(\xi')$, 13) $v' = f(u')$,

14) $\int_0^{\xi'} \sqrt{1+\left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\,d\xi = \int_0^{u'} \sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du$,

aus denen man wieder die sechs Größen ξ', η', v', u', ψ, ψ', heraus eliminiren muß, um eine Gleichung zwischen x und y zu erhalten, welche die allgemeinste Gleichung jeder innern Epicykloide sein würde.

Es ist augenscheinlich, daß sowol bei den Gleichungen der vorigen Nummer, als auch bei den zuletzt genannten die erfoderliche Elimination bei der hier angeführten Allgemeinheit nicht zu bewerkstelligen ist, so lange nicht die Natur der durch φ und f angedeuteten Functionen bekannt ist. Im Folgenden beschränken wir uns daher auf die Untersuchung der Epicykloiden, welche bei der Annahme bestimmter Functionen entstehen, indem wir solche Fälle hervorsuchen, in denen das Resultat ein möglichst elegantes und brauchbares wird.

III. Die Basis ist eine gerade Linie und die beschreibende Curve ein Kreis. Die gerade Linie können wir hier zugleich als Y Axe annehmen, sodaß ihre Gleichung ist $\xi = 0$. Wenn der rollende Kreis mit dem Radius r, dessen Gleichung $v^2 = 2ru - u^2$ sein mag, eine solche Lage hat, daß sein Mittelpunkt mit dem beschreibenden Punkt P und dem Berührungspunkt mit der geraden Linie, in einer geraden Linie liegt, so soll dieser Berührungspunkt der Anfangspunkt der Coordinaten XY sein, also in Fig. III. der Punkt A. Bei dieser Annahme wird der Winkel ε, den wir in unsere Formeln eingeführt haben, entweder $= 180°$, wenn der beschreibende Punkt in P liegt, oder $= 0$, wenn er in π liegt. Der Winkel ψ, d. h. der Winkel, den die Tangente der ersten Curve mit der X Axe bildet, wird hier, da diese erste Curve eine gerade Linie und zwar die Y Axe ist, constant, nämlich $= 90°$ sein. Wenn der rollende Kreis bis B gekommen ist und wenn $AB = b$ gesetzt wird, so werden die Gleichungen I, 1—7 in folgende übergehen:

1) $x = -\omega\sin\psi' + v'\cos\psi' - u'\sin\psi'$,

2) $y = b - \omega\cos\psi' - v'\sin\psi' - u'\cos\psi'$,

3) $\infty = \text{tang}\,\frac{\pi}{2}$, 4) $\frac{dv'}{du'} = \frac{r-u'}{\sqrt{2ru-u^2}} = \text{tang}\,\psi'$,

5) $\xi' = 0$, 6) $v' = \sqrt{2ru' - u'^2}$

7) $b = \int_0^{u'} \sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du$.

Die Gleichung 4) gibt $u' = r(1-\sin\psi')$, mithin vermöge 6): $v' = r\cos\psi'$. Hierdurch verwandelt sich die Gleichung 7 in:

$$b = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} r\,d\psi' = r\left(\frac{\pi}{2} - \psi'\right);$$

und die beiden ersten Gleichungen endlich werden, wenn man noch überall $\frac{\pi}{2} - \psi' = \varphi$ setzt:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos\varphi + r - r\cos\varphi \\ y &= r\varphi - \omega\sin\varphi - r\sin\varphi \end{aligned}\right\} \ldots\ldots (15)$$

mithin

$$(r-x)^2 + (r\varphi - y)^2 = (r+\omega)^2,$$

woraus sich ergibt: $\varphi = \frac{y + \sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}{r}$.

Digitized by Google

Man muß hier bei der Wurzelgröße das positive Zeichen nehmen, weil, wenn $\omega = 0$ gesetzt wird, die Werthe $\psi' = 0$, $\varphi = \frac{\pi}{2}$, $x = r$, $y = \frac{r\pi}{2} - r$ zusammengehören.

Setzt man nun diesen Werth von φ in die zweite der Gleichungen (15), so wird sie:

$$\frac{\sqrt{2r+\omega-x)(\omega+x)}}{\omega+r} = \sin\left\{\frac{y+\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}{r}\right\},$$

oder

$$y = r.\arc\left\{\sin = \frac{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}{\omega+r}\right\} - \sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)} \quad \ldots\ldots \quad (16)$$

oder durch Differentiation

$$\frac{dy}{dx} = \frac{x}{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (17)$$

Diese Differentialgleichung kann man auch unmittelbar aus den Gleichungen (15) erhalten, wenn man sie in Bezug auf φ differentiirt, wodurch sich ergibt:

$$\frac{dx}{d\varphi} = (\omega+r)\sin\varphi,$$

$$\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} = r - (\omega+r)\cos\varphi$$

mithin $$\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2 + \left(r - \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}\right)^2 = (\omega+r)^2.$$

Wenn man aber in der vorletzten Gleichung den Werth für $\cos\varphi$ aus der ersten der Gleichungen 15 einsetzt, so gibt sie:

$$\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} = x,$$

dadurch erhält man:

$$\frac{x^2}{\left(\frac{dy}{dx}\right)^2} + (r-x)^2 = (\omega+r)^2,$$

und hieraus: $\frac{dy}{dx} = \frac{x}{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}$, wie vorhin.

Die Gleichung (16) oder auch deren Differential (17) ist die Gleichung einer gewöhnlichen Cykloide und zwar die einer Cykloide im engern Sinne, wenn $\omega = 0$ ist, d. h. wenn der beschreibende Punkt auf dem Umfange des rollenden Kreises liegt, oder die einer verkürzten Cykloide, wenn ω positiv ist, d. h. wenn der beschreibende Punkt um $r + \omega$ vom Mittelpunkte des rollenden Kreises entfernt ist. Die gestreckte Cykloide, d. h. die, welche entsteht, wenn der beschreibende Punkt innerhalb der Peripherie des rollenden Kreises liegt, erhält man entweder dadurch, daß man in den Gleichungen 1, 1—7 den Winkel $\varepsilon = 0$ und $\omega = \omega$ setzt, oder einfacher in (16) und (17) das ω negativ nimmt. In Fig. III. ist PQRST eine cyclois curtata, und in Fig. IV. UVW eine cyclois elongata.

IV. Die Basis ist ein Kreis und die darauf außerhalb rollende Curve ebenfalls ein Kreis. In Fig. V. sei NAS der zur Basis dienende feste Kreis, welcher in A, dem Anfangspunkte des Coordinatensystems, die Y Axe berührt. Zur ursprünglichen Lage des rollenden Kreises LAM nehmen wir wieder, sowie in der vorigen Nummer die an, in welcher dieselbe die YAxe ebenfalls in dem Punkte A berührt und zugleich der beschreibende Punkt P mit dem Mittelpunkte K und dem Anfangspunkte A in gerader Linie liegt, dann wird wieder $\varepsilon = 180°$ sein. Der Radius des festen Kreises sei r, der des rollenden r', dann ist die Gleichung des erstern $\eta = \sqrt{2r\xi - \xi^2}$ und die des andern $v = \sqrt{2r'u - u^2}$. Der Winkel BTA ist $= \psi$ und $BT'A' = -\psi'$. Ferner wird $\frac{d\eta'}{d\xi'} = \frac{r-\xi'}{\sqrt{2r\xi' - \xi'^2}} = \tang\psi$, also $\xi' = r(1-\sin\psi)$ und $\eta' = r\cos\psi$, und ebenso $\frac{dv'}{du'} = \frac{r'-u'}{\sqrt{2r'u' - u'^2}} = \tang\psi'$, also $u' = r'(1-\sin\psi')$ und $v' = r'\cos\psi'$,

$$\int_0^{\xi'} \sqrt{1+\left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\cdot d\xi = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} r\,d\psi = r\left(\frac{\pi}{2} - \psi\right),$$

$$\int_0^{u'} \sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}\cdot du = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} r'\,d\psi' = r'\left(\frac{\pi}{2} - \psi'\right).$$

Setzt man diese Werthe in die allgemeinen Gleichungen 1—7 von Nr. I. ein, so werden diese:

1*) $x = -r + r\sin\psi + \omega\cos(\psi+\psi') + r'\cos\psi'\sin(\psi+\psi') + r'(1-\sin\psi')\cos(\psi+\psi')$

2*) $y = r\cos\psi - \omega\sin(\psi+\psi') + r'\cos\psi'\cos(\psi+\psi') - r'(1-\sin\psi')\sin(\psi+\psi')$

7*) $r\left(\frac{\pi}{2} - \psi\right) = r'\left(\frac{\pi}{2} - \psi'\right)$.

Führen wir nun zunächst den Winkel $BOA = \frac{\pi}{2} - \psi = \varphi$ und $\angle BO'A' = \frac{\pi}{2} - \psi' = \varphi'$ ein, so gibt die letzte Gleichung $\varphi' = \frac{r}{r'}\varphi$ und hierdurch gehen die beiden ersten Gleichungen in folgende über:

$$x + r = (r+r')\cos\varphi - (\omega+r')\cos\left(1+\frac{r}{r'}\right)\varphi$$

$$y = (r+r')\sin\varphi - (\omega+r')\sin\left(1+\frac{r}{r'}\right)\varphi.$$

Um diese Gleichungen einfacher und namentlich um das nachfolgende Resultat eleganter zu machen, verlegen wir zunächst das Coordinatensystem parallel mit sich selbst so, daß der Anfangspunkt der Coordinaten in den Mittelpunkt des festen Kreises in O fällt, weshalb wir also $x + r = x'$ zu setzen haben; den Strich bei dieser neuen Abscisse x werde ich aber der Bequemlichkeit wegen immer fortlassen. Ferner soll $2r' + r$, d. h. die

Digitized by Google

größtmögliche Entfernung des Punktes A′ von O, oder wenn der rollende Kreis soweit gekommen ist, daß O, O′ und A′ in einer geraden Linie liegen, durch mr bezeichnet werden, also $2\frac{r'}{r}+1=m$. Endlich soll der Punkt P nicht durch seine Entfernung $AP=\omega$ vom Endpunkte des Durchmessers des rollenden Kreises, sondern durch seine Entfernung $KP=nr'$ vom Mittelpunkte dieses Kreises bestimmt werden, sodaß also $\omega=(n-1)r'$ zu setzen ist. Unter diesen Voraussetzungen werden die beiden vorigen Gleichungen diese Gestalt annehmen:

$$\left.\begin{aligned} x&=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\\ y&=\frac{m+1}{2}r\sin\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\end{aligned}\right\}\quad\ldots\quad(18)$$

Aus diesen beiden Gleichungen muß man noch den Winkel φ eliminiren, um die gesuchte Gleichung der Epicykloide zu erhalten. Diese Gleichung wird offenbar nur dann eine algebraische sein können, wenn m und dieses wieder wenn $\frac{r'}{r}$ eine rationale Zahl ist; im Allgemeinen wird sie transcendent.

Um die Elimination wirklich auszuführen, bringe man zuerst die ersten Glieder und dann die zweiten Glieder von der rechten Seite der Gleichheitszeichen auf die linke und addire in beiden Fällen die Quadrate der dadurch entstandenen Gleichungen zusammen, dann findet man

$$x^2+y^2+\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2-n^2\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2=-(m+1)r[x\cos\varphi+y\sin\varphi]$$

$$x^2+y^2-\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2+n^2\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2=-n(m-1)r\left[x\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi+y\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\right].$$

Setzt man aber hierin $x=\sqrt{\mu}.r\cos\lambda$, $y=\sqrt{\mu}.r\sin\lambda$, indem man Polarcoordinaten wählt und $OP'=\sqrt{\mu}.r$ und $\angle AOP'=\lambda$ annimmt; setzt man auch noch:

$$\frac{m+1}{2}+n\frac{m-1}{2}=\sqrt{m'}$$

$$\frac{m+1}{2}-n\frac{m-1}{2}=\sqrt{m''},$$

so werden die beiden vorigen Gleichungen:

$$\mu+\sqrt{m'm''}=(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}\cos(\varphi-\lambda)$$

$$\mu-\sqrt{m'm''}=-(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}\cos\left(\frac{m+1}{m-1}\varphi-\lambda\right),$$

und hieraus erhält man:

$$\varphi-\lambda=\arccos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}$$

$$\frac{m+1}{m-1}\varphi-\lambda=\arccos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}},$$

und wenn man hier φ heraus eliminirt:

$$\lambda=\frac{m-1}{2}\arccos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}-\frac{m+1}{2}\arccos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}},$$

oder

$$\lambda=m\left[\tfrac{1}{2}\arccos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}-\tfrac{1}{2}\arccos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{\sqrt{m'}+\sqrt{m''}\sqrt{\mu}}\right]-\left[\tfrac{1}{2}\arccos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}+\tfrac{1}{2}\arccos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right],$$

oder da $\operatorname{tang}\frac{1}{2}(\alpha+\beta)=\frac{\cos\beta-\cos\alpha}{\sin\alpha-\sin\beta}$ und $\operatorname{tang}\frac{1}{2}(\alpha-\beta)=\frac{\cos\beta-\cos\alpha}{\sin\alpha+\sin\beta}$ ist, so wird

$$\lambda=m.\operatorname{arc}\left(\operatorname{tang}=\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right)-\operatorname{arc}\left(\operatorname{tang}=\sqrt{\frac{m'}{m''}}.\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right)\quad\ldots\ldots\quad(19)$$

oder, wenn man alles durch die ursprünglichen Coordinaten ausdrücken will:

$$\operatorname{arc}\left(\operatorname{tang}=\frac{y}{x}\right)=\left(2\frac{r'}{r}+1\right).\operatorname{arc}\left[\operatorname{tang}=\sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r+2r')^2-(x^2+y^2)}}\right]-\operatorname{arc}\left[\operatorname{tang}=\left(\frac{2r'+r+\omega}{r-\omega}\right)\sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r+2r')^2-(x^2+y^2)}}\right]\quad(20)$$

welches die endliche Gleichung der Epicykloide ist, die dadurch entsteht, daß ein Kreis auf einem andern Kreise außerhalb rollt, während der beschreibende Punkt um das Stück $\omega+r'$ vom Mittelpunkte des rollenden Kreises entfernt ist. Wir wollen diese Epicykloide, um sie im Folgenden kurz bezeichnen zu können, eine äußere Kreisepicykloide nennen.

Um die Differentialgleichung dieser Curve zu erhalten, könnte man die Gleichung (20) differentiiren, welches offenbar der kürzeste Weg wäre; man kann jedoch auch zuerst direct zur Differentialgleichung und dann durch deren Integration zur Gleichung (20) gelangen, und da diese Art der Ableitung nicht ohne Interesse sein dürfte, so soll sie hier vollständig mitgetheilt werden.

Wir gehen wieder von den Gleichungen (18) aus:

$$\left.\begin{aligned} x&=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\\ y&=\frac{m+1}{2}r\sin\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\end{aligned}\right\}\quad\ldots\quad(21)$$

Differentiirt man diese beiden Gleichungen in Bezug auf φ, so ergibt sich:

Digitized by Google

$$\left.\begin{aligned}\frac{dx}{d\varphi}&=-\frac{m+1}{2}r\sin\varphi+n.\frac{m+1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\\ \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}&=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-n.\frac{m+1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\end{aligned}\right\}\quad(22)$$

und aus diesen vier Gleichungen erhält man durch einfache Elimination:

$$x-\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}=nr\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

$$y+\frac{dx}{d\varphi}=nr\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

$$(m+1)x-(m-1)\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}=(m+1)r\cos\varphi$$

$$(m+1)y+(m-1)\frac{dx}{d\varphi}=(m+1)r\sin\varphi.$$

Addirt man hier die Quadrate der beiden ersten Gleichungen für sich und die Quadrate der beiden letzten für sich zusammen, so folgt:

$$x^2+y^2-n^2r^2+2\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]\cdot\frac{dx}{d\varphi}+\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]\cdot\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2=0$$

$$\left(\frac{m+1}{m-1}\right)^2[x^2+y^2-r^2]+2\left(\frac{m+1}{m-1}\right)\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]\cdot\frac{dx}{d\varphi}$$

$$+\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]\cdot\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2=0,$$

und wenn man diese beiden von einander subtrahirt:

$$\frac{dx}{d\varphi}=-\frac{4m(x^2+y^2)-[(m+1)^2-(m-1)^2.n^2]r^2}{4(m-1)\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]}.$$

Setzt man nun diesen Werth in die erste der beiden letztern Gleichungen ein, so erhält man nach leichter Reduction:

$$\frac{\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]^2}{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}=\frac{[4m(x^2+y^2)-\{(m+1)^2-(m-1)^2n^2\}r^2]^2}{8(m^2-1)[2(x^2+y^2)-\{(m+1)-(m-1)n^2\}r^2]}\quad(23)$$

welches die Differentialgleichung jeder äußern Kreisepicykloide ist.

Um sie leichter übersehen zu können und sie zugleich zur Integration geschickter zu machen, wenden wir dieselben Substitutionen an, welche wir schon früher benutzt haben, nämlich:

$$x=\sqrt{\mu}\,.\,r\cos\lambda,$$
$$y=\sqrt{\mu}\,.\,r\sin\lambda,$$
$$\frac{m+1}{2}+n.\frac{m-1}{2}=\sqrt{m'},$$
$$\frac{m+1}{2}-n.\frac{m-1}{2}=\sqrt{m''},$$

woraus sogleich folgt:

$$\frac{dx}{d\lambda}=\frac{1}{2\sqrt{\mu}}r\cos\lambda\,.\,\frac{d\mu}{d\lambda}-\sqrt{\mu}\,.\,r\sin\lambda$$

$$\frac{dy}{d\lambda}=\frac{1}{2\sqrt{\mu}}r\sin\lambda\,.\,\frac{d\mu}{d\lambda}+\sqrt{\mu}\,.\,r\cos\lambda.$$

Hierdurch geht die Gleichung (23) in folgende über:

$$\frac{d\lambda}{d\mu}=\frac{m\mu-\sqrt{m'm''}}{2\mu\sqrt{(m'-\mu)(\mu-m'')}}\quad\ldots\ldots\ldots\quad(24)$$

welche, nach bekannten Regeln der Integralrechnung integrirt, die Gleichung

$$\lambda=m\,.\,\mathrm{arc}\left[\mathrm{tang}=\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right]-\mathrm{arc}\,.\left[\mathrm{tang}=\sqrt{\frac{m'}{m''}}\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right]$$

liefert, die mit der früher gefundenen (19) übereinstimmt. Daß die Constante der Integration $=0$ sein muß, folgt daraus, daß für $\lambda=0$, wobei $y=0$ und $x=r-\omega=r-(n-1)r'$ wird, sich $\mu-m''=\left[1-(n-1)\frac{r'}{r}\right]^2-\left[\frac{r'}{r}+1-n\frac{r'}{r}\right]^2=0$ ergibt.

Um die Natur einer Curve, hier der äußern Kreisepicykloide näher zu untersuchen, muß man bekanntlich besonders die Differentialquotienten beachten. Wenn man aber hier die beiden Gleichungen (22) durch einander dividirt, so findet sich

$$\frac{dy}{dx}=-\frac{\cos\varphi-n\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi}{\sin\varphi-n\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi}$$

und durch nochmalige Differentiation:

$$\frac{d^2y}{dx^2}=\frac{4mn\cos\frac{2}{m-1}\varphi-2[(m-1)+(m+1)n^2]}{r(m^2-1)\left[\sin\varphi-n\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\right]^3}.$$

Wenn man nun $\frac{dy}{dx}$ oder $\frac{d^2y}{dx^2}=0$ oder $=\infty$ setzt, so erhält man keine bestimmten Werthe für φ, so lange nicht n oder m oder beide bestimmte Zahlenwerthe erhalten. Man muß daher besondere Bedingungen über das gegenseitige Verhältniß der Radien beider Kreise und über die Lage des beschreibenden Punktes annehmen, um die Eigenschaften der dadurch entstehenden einzelnen Curven auffinden zu können. Dieses soll jetzt geschehen.

V. Äußere Kreisepicykloide, bei welcher die Radien beider Kreise einander gleich sind. Wenn in Fig. VI. der Radius des festen Kreises $AO=r$ gleich dem Radius des rollenden Kreises $=AK=r'$ ist, so wird $m=2\frac{r'}{r}+1=3$, wodurch die Gleichungen (18) der vorigen Nummer IV. in folgende übergehen:

$$\left.\begin{aligned}x&=2r\cos\varphi-nr\cos2\varphi\\ y&=2r\sin\varphi-nr\sin2\varphi\end{aligned}\right\}\quad\ldots\ldots\ldots\quad(25)$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und sodann addirt, so findet sich:

$$\cos\varphi=\frac{(n^2+4)r^2-(x^2+y^2)}{4nr^2},$$

Digitized by Google

und dieſes in die erſte der Gleichungen (25) eingeſetzt, gibt $(x^2+y^2)^2-2(n^2+2)r^2(x^2+y^2)+8nr^3x+n^2(n^2-4)r^4=0$ (26) als algebraiſche Gleichung für die Curve, welche dadurch entſteht, daß ein Kreis auf einem andern von gleichem Radius r rollt, während der beſchreibende Punkt um nr vom Mittelpunkt des rollenden Kreiſes entfernt iſt.

Um zunächſt die Durchſchnittspunkte der Curve mit der Abſciſſe, d. h. mit der XAxe, zu erhalten, ſetzt man $y=0$, wodurch die Gleichung (26) in dieſe übergeht:

$$x^4-2(n^2+2)r^2x^2+8nr^3x+n^2(n^2-4)r^4=0.$$

Die vier Wurzeln dieſer Gleichung ſind:

$$x=-(2+n)r,\quad y=0;$$
$$x=(2-n)r,\quad y=0;$$
$$x=nr,\quad y=0;$$
$$x=nr,\quad y=0.$$

Hiervon gehören die Werthe $y=0$, $x=-(2+n)r$ zum Punkte M, die Werthe $y=0$, $x=(2-n)r$ zum Punkte P und die Werthe $y=0$, $x=nr$ zum Punkte N, der, wie ſich hier ſchon aus dem doppelten Vorkommen des Werthes nr in der Gleichung vermuthen läßt, und wie ſich ſpäterhin noch beſtimmter herausſtellen wird, ein doppelter Punkt iſt.

Setzt man dagegen, um die Durchſchnittspunkte der Curve mit der YAxe zu erhalten, in der Gleichung (26), $x=0$, ſo wird ſie:

$$y^4-2(n^2+2)r^2y^2+n^2(n^2-4)r^4=0,$$

woraus man die Werthe findet:

$$y=+r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}},\quad x=0;$$
$$y=-r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}},\quad x=0;$$
$$y=+r\sqrt{n^2+2-2\sqrt{2n^2+1}},\quad x=0;$$
$$y=-r\sqrt{n^2+2-2\sqrt{2n^2+1}},\quad x=0.$$

Hiervon gehören die erſten Werthe $x=0$, $y=+r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}}$ zum Punkte S, die zweiten Werthe $x=0$, $y=-r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}}$ zum Punkte S'; die beiden letzten Werthe geben $x=0$ und $y=0$, d. h. den Mittelpunkt des feſten Kreiſes O, wenn $n=2$, d. h. wenn der beſchreibende Punkt P um 2r vom Mittelpunkte des rollenden Kreiſes entfernt iſt; ſie geben ferner zwei Durchſchnittspunkte mit der YAxe, wenn $n>2$, d. h. wenn der beſchreibende Punkt P um mehr als 2r, und werden endlich imaginär, oder geben keinen gemeinſamen Punkt der Curve und der YAxe, wenn $n<2$, d. h. wenn der beſchreibende Punkt P um weniger als 2r vom Mittelpunkte des rollenden Kreiſes entfernt iſt.

Um die Maxima und Minima der Curve in Bezug auf die Coordinatenaxen zu beſtimmen, muß man den Differentialquotienten näher unterſuchen. Es folgt aber aus Gleichung (26):

$$y^2=-x^2+(n^2+2)r^2\pm 2r\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx} \quad (27)$$

und hieraus

$$\frac{dy}{dx}=\frac{-x\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx}\mp nr^2}{\pm\sqrt{-x^2+(n^2+2)r^2\pm 2r\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx}}\cdot\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx}}.$$

Der Zähler dieſes Bruchs wird $=0$ für $x=nr$ und für $x=\frac{r[1\pm\sqrt{1+8n^2}]}{4n}$. Die beiden letzten Werthe machen den Nenner nicht verſchwinden, es wird alſo für ſie $\frac{dy}{dx}=0$, d. h. ſie gehören zu Punkten, in welchen die Tangente parallel mit der XAxe geht. Der Werth $x=\frac{r[1+\sqrt{1+8n^2}]}{4n}=OQ$ in die Gleichung (27) eingeſetzt, gibt die Punkte V und V' als maxima, wenn wir in dem Ausdrucke für y^2 das untere Zeichen bei der darin vorkommenden Wurzelgröße nehmen. Wählen wir dagegen das obere Zeichen, ſo erhalten wir zwar auch zwei reelle Werthe für y, welche zu den Punkten W und W' gehören; es wird aber dann $\frac{dy}{dx}$ nicht $=0$, d. h. W und W' ſind nicht maxima. Der zweite Werth $x=\frac{r[1-\sqrt{1+8n^2}]}{4n}=OR$ in die Gleichung (27) eingeſetzt, gibt, wenn man das obere Zeichen bei der dortigen Wurzelgröße nimmt, die Punkte U und U' als maxima. Das untere Zeichen gibt niemals maxima, und gibt ſogar nur dann reelle Werthe für y, wenn $n>\sqrt{\frac{7+\sqrt{45}}{2}}$ iſt, welchen Grenzwerth man dadurch erhält, daß man $x=\frac{r[1-\sqrt{1+8n^2}]}{4n}$ und $y=0$ in die Gleichung (27) ſetzt und dann n daraus beſtimmt. — Der Zähler des Ausdrucks für $\frac{dy}{dx}$ wird endlich $=0$, wenn $x=nr$ iſt, und wenn man beim zweiten Gliede des Zählers das untere Zeichen wählt; da aber für denſelben Werth $x=nr$ auch der Nenner $=0$ wird, ſo beſtimmen wir den Werth dieſes $=\frac{0}{0}$ werdenden Bruchs am bequemſten, wenn wir die Gleichung (26) zweimal in Bezug auf x differentiiren und dann $x=nr$ ſetzen, wodurch ſich findet:

$$\frac{dy}{dx}=\pm\sqrt{n^2-1}.$$

Es iſt alſo der Punkt N, in welchem $y=0$ und $x=nr$ iſt, ein doppelter Punkt, da $\frac{dy}{dx}$ zwei verſchiedene Werthe erhält.

Der Nenner des Ausdrucks für $\frac{dy}{dx}$ wird ferner noch $=0$, ohne daß der Zähler zu gleicher Zeit verſchwindet, für $x=\frac{2n^2+1}{2n}r$, wobei $y=\pm\sqrt{4n^2-1}$ wird, Werthe, die zu den Punkten L und L' gehören; ferner für $x=(2-n)r$, wodurch $y=0$ wird, was den Punkt P gibt, und endlich für $x=-(2+n)r$, wodurch ebenfalls $y=0$ folgt und den Punkt M liefert. In dieſen

Digitized by Google

vier Punkten wird also $\frac{dy}{dx} = \frac{1}{0}$, d. h. die Tangente geht parallel mit der YAxe.

In der bisher betrachteten Fig. VI. lag der beschreibende Punkt P außerhalb der Peripherie des rollenden Kreises, oder, da wir seine Entfernung vom Mittelpunkte dieses Kreises $= nr$ gesetzt hatten, es war $n > 1$. Nehmen wir jetzt dagegen $n < 1$ an, so bleibt Alles unverändert dasselbe, nur dieses Eine ändert sich: für $x = nr$ und $y = 0$ erhielten wir bei $n > 1$ einen Punkt N, in welchem sich zwei Äste der Curve schnitten. Da für diesen Punkt $\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{n^2-1}$ wurde, so wird dieser Differentialquotient hier für $n < 1$ imaginär, während die Gleichung der Curve durch $x = nr$ und $y = 0$ erfüllt wird. Dieser Punkt N (Fig. VII.) wird also hier ein beigeordneter Punkt sein.

VI. Äußere Kreisepicykloide, bei welcher der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist, als der des festen. Wenn in Fig. VIII. der Radius des festen Kreises AO $= r$ und der des rollenden Kreises $AK = \frac{1}{2}r$ ist, so wird $m = \frac{2r'}{r} + 1 = 2$, wodurch die allgemeinsten Gleichungen der Kreisepicykloide Nr. IV, 18 in folgende übergehen:

$$\left.\begin{aligned} x &= \tfrac{1}{2}r\cos\varphi - \tfrac{1}{2}nr\cos 3\varphi \\ y &= \tfrac{1}{2}r\sin\varphi - \tfrac{1}{2}nr\sin 3\varphi \end{aligned}\right\} \cdots\cdots\cdots (28)$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und addirt, so findet man

$$\cos 2\varphi = \frac{(9+n^2)r^2 - 4(x^2+y^2)}{6nr^2},$$

Differentiirt man die Gleichung (29), so erhält man:

$$\frac{dy}{dx} = -\frac{[16(x^2+y^2)^2 - 8(3+n^2)r^2(x^2+y^2) - n(3-n)(n^2+3n+6)r^4 + 36nr^4].x}{[16(x^2+y^2)^2 - 8(3+n^2)r^2(x^2+y^2) - n(3-n)(n^2+3n+6)r^4].y}.$$

Dieser Differentialquotient wird $= 0$ für $x = 0$ und $y = \pm\frac{1}{2}(3+n)r$, welche die Coordinaten der Punkte S und S′ sind, die also maxima in Bezug auf die X Axe sind; er wird $= \frac{1}{0}$ für $y = 0$ und $x = \pm\frac{1}{2}(3-n)r$, welche die Coordinaten der Punkt P und P′ sind, die also maxima in Bezug auf die Y Axe sind; er wird endlich $= \frac{0}{0}$ für $y = 0$ und $x = \pm\frac{1}{2}r\sqrt{n(3+n)}$, differentiirt man aber die Gleichung (29) zweimal und setzt dann jene Werthe ein, so ergibt sich:

$$\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{\tfrac{1}{2}(5+n)(n-1)},$$

woraus folgt, daß N und N′ doppelte Punkte sind.

VII. Äußere Kreisepicykloide, bei welcher der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß ist, als der Radius des festen. Wenn man in den Gleichungen Nr. IV, 18 $r' = 2r$, $m = \frac{2r'}{r} + 1 = 5$ und hieraus

$$\cos\varphi = \sqrt{\frac{(3+n)^2r^2 - 4(x^2+y^2)}{12nr^2}}.$$

Setzt man aber diesen Werth in die erste der Gleichungen (28), so erhält man die algebraische Gleichung der gesuchten Epicykloide:

$$\begin{aligned} &(x^2+y^2)^3 - \tfrac{1}{4}(3+n^2)r^2(x^2+y^2)^2 \\ &\quad - \tfrac{1}{16}n(3-n)(n^2+3n+6)r^4(x^2+y^2) + \tfrac{1}{64}nr^4x^2 \\ &\quad - \tfrac{1}{64}(9-n^2)^2n^2r^6 = 0 \quad\cdots\cdots\cdots (29) \end{aligned}$$

Wenn man hierin $x = 0$ setzt, so läßt sich die resultirende Gleichung so darstellen:

$$[y^2 - \tfrac{1}{4}(3+n)^2r^2].[y^2 + \tfrac{1}{4}n(3-n)r^2]^2 = 0.$$

Aus dem ersten Factor erkennt man, daß die Y Axe zweimal von der Curve durchschnitten wird, in den Punkten S und S′, wo $y = \pm\frac{1}{2}(3+n)r$ ist. Der zweite Factor gibt aber nur dann noch außerdem zwei reelle Durchschnittspunkte, wenn $n > 3$ ist.

Setzt man dagegen $y = 0$, so wird die Gleichung (29):

$$[x^2 - \tfrac{1}{4}(3-n)^2r^2][x^2 - \tfrac{1}{4}n(3+n)r^2]^2 = 0$$

und gibt also vier reelle Durchschnittspunkte mit der X Axe, nämlich in P und P′, wo $x = \pm\frac{1}{2}(3-n)r$ und in N und N′, wo $x = \pm\frac{1}{2}r\sqrt{n(3+n)}$ wird, von denen die letzten mit den ersten zusammenfallen, wenn $n = 1$ ist, d. h. wenn der beschreibende Punkt auf der Peripherie des rollenden Kreises liegt.

$$\left.\begin{aligned} x &= 3r\cos\varphi - 2nr\cos\tfrac{1}{2}\varphi \\ y &= 3r\sin\varphi - 2nr\sin\tfrac{1}{2}\varphi \end{aligned}\right\} \cdots\cdots\cdots (30)$$

Wenn man diese quadrirt und addirt, erhält man

$$\cos\tfrac{1}{2}\varphi = \frac{(9+4n^2)r^2 - (x^2+y^2)}{12nr^2},$$

welcher Werth in die erste der Gleichungen (30) eingesetzt, als algebraische Gleichung der gesuchten Epicykloide gibt:

$$\begin{aligned} &(x^2+y^2)^3 - 6(3+2n^2)r^2(x^2+y^2)^2 + 3(27+12n^2 \\ &\quad + 16n^4)r^4(x^2+y^2) - 216n^2r^2x + 16n^2(9-4n^2)r^6 \\ &\quad = 0 \quad\cdots\cdots\cdots (31) \end{aligned}$$

Setzt man hierin $y = 0$, so läßt sich diese Gleichung so schreiben:

$$[x-(3-2n)r].[x-(3+2n)r].\left[x+\left(\frac{3+\sqrt{9+16n^2}}{2}\right)r\right]^2.\left[x + \left(\frac{3-\sqrt{9+16n^2}}{2}\right)r\right]^2 = 0,$$

woraus man erkennt, daß die X Axe in vier Punkten von der Curve geschnitten wird.

Digitized by Google

Differentiirt man die Gleichung (31) in Bezug auf x, so ergibt sich:

$$\frac{dy}{dx} = \frac{(x^2+y^2)^2x - 4(3+2n^2)(x^2+y^2)r^2x + (27+12n^2+16n^4)r^4x - 36n^2r^4}{[(x^2+y^2)^2 - 4(3+2n^2)(x^2+y^2)r^2 + (27+12n^2+16n^4)r^4]\,.\,y}.$$

Setzt man hierin: $y = 0$ und $x = (3-2n)r$,
und ebenso $y = 0$ und $x = (3+2n)r$,

so wird in beiden Fällen $\frac{dy}{dx}$ unendlich, es gehören also diese Coordinaten zu Punkten, welche maxima in Bezug auf die Y Axe sind.

Setzt man dagegen:

$$y = 0 \text{ und } x = \frac{-3-\sqrt{9+16n^2}}{2}.r$$

oder:

$$y = 0 \text{ und } x = \frac{-3+\sqrt{9+16n^2}}{2}.r$$

in den Differentialquotienten, so wird er in beiden Fällen $= \frac{0}{0}$; um seinen wahren Werth zu erhalten, muß man die Gleichung (31) zweimal differentiiren und dann die genannten Werthe der Coordinaten einsetzen, wodurch sich ergibt

in dem einen Fall: $\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{\frac{(9+16n^2)(3+2n^2+\sqrt{9+16n^2})}{6n^2}}$

und im zweiten Fall: $\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{\frac{(9+16n^2)(3+2n^2-\sqrt{9+16n^2})}{6n^2}}$;

hieraus erkennt man, daß beide Coordinatenpaare zu Doppelpunkten der Curve gehören.

Die weitere Untersuchung dieser Curve gibt zu lästige und zu wenig elegante Resultate, weshalb wir sie hier übergehen.

VIII. Innere Kreisepicykloiden. Wenn wir in Fig. IX. den Kreis mit dem Mittelpunkte O und dem Radius OA als den festen Kreis, den mit dem Mittelpunkte K und dem Radius KA als den innerhalb rollenden Kreis und diejenige Lage als die ursprüngliche annehmen, in welcher beide Kreise die Y Axe im Anfangspunkte der Coordinaten A berühren und zugleich auch voraussetzen, daß der beschreibende Punkt P in gerader Linie mit K und A liegt, so sind dieses dieselben Bedingungen, unter welchen die allgemeinsten Gleichungen aller innern Epicykloiden in Nr. II, 8—14 aufgestellt wurden. Es wird $\angle OTB = \psi$, $\angle O'T'B = -\psi'$, $AT = \omega$, $\angle OAT = \varepsilon = 180°$. Die Gleichung des festen Kreises sei $\eta = \sqrt{2r\xi - \xi^2}$, woraus sich ergibt: $\frac{d\eta'}{d\xi'} = \frac{r-\xi'}{\sqrt{2r\xi' - \xi'^2}} = \operatorname{tang}\psi$, also $\xi' = r(1-\sin\psi)$ und $\eta' = r\cos\psi$ und auch

$$\int_0^{\xi'} \sqrt{1+\left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\,d\xi = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} r\,d\psi = -r\left(\frac{\pi}{2}-\psi\right).$$

Ebenso sei die Gleichung des rollenden Kreises $v = \sqrt{2r'u - u^2}$, woraus sich ergibt: $\frac{dv'}{du'} = \frac{r'-u'}{\sqrt{2r'u'-u'^2}} = \operatorname{tang}\psi'$, also $u' = r'(1-\sin\psi')$ und $v' = r'\cos\psi'$ und auch

$$\int_0^{u'} \sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} r'd\psi' = -r'\left(\frac{\pi}{2}-\psi'\right).$$

Setzt man nun diese Werthe in die Gleichungen (8), (9) und (14) ein, so werden diese

8*) $x = r - r\sin\psi - \omega\cos(\psi-\psi') + r'\cos\psi'\sin(\psi-\psi') - r'\cos(\psi-\psi') + r'\sin\psi'\cos(\psi-\psi')$

9*) $y = r\cos\psi - \omega\sin(\psi-\psi') - r'\cos\psi'\cos(\psi-\psi') - r'\sin(\psi-\psi') + r'\sin\psi'\sin(\psi-\psi')$

14*) $r\left(\frac{\pi}{2}-\psi\right) = r'\left(\frac{\pi}{2}-\psi'\right)$.

Führen wir nun hier ebenso wie in Nr. IV. den Winkel $BOA = \frac{\pi}{2}-\psi = \varphi$ und den Winkel $BO'A' = \frac{\pi}{2}-\psi' = \varphi'$ ein, so gibt die letzte Gleichung $\varphi' = \frac{r}{r'}\varphi$, und die beiden andern Gleichungen gehen in folgende über:

$$r - x = (r-r')\cos\varphi + (\omega+r')\cos\left(1-\frac{r}{r'}\right)\varphi$$

$$y = (r-r')\sin\varphi + (\omega+r')\sin\left(1-\frac{r}{r'}\right)\varphi.$$

Wir verlegen ebenso, wie in der genannten Nr. IV., das Coordinatensystem parallel mit sich selbst, sodaß der Anfangspunkt der Coordinaten in den Mittelpunkt O des festen Kreises fällt, wobei wir hier $r - x$ statt x setzen müssen, weil hier die positiven Abscissen nach der untern Seite hin gezählt werden. Ferner wollen wir auch wieder statt die Lage des Punktes P durch dessen Abstand von der Peripherie $PA = \omega$ zu bestimmen, dieselbe jetzt durch die Entfernung vom Mittelpunkte des rollenden Kreises $PK = nr'$ ausdrücken, sodaß $\omega = (n-1)r'$ wird. Endlich soll die kleinstmögliche Entfernung zwischen O und A', welche man dann erhalten wird, wenn O, A' und O' in einer geraden Linie liegen, durch $m_1 r$ bezeichnet werden, sodaß $m_1 r = r - 2r'$ oder $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r}$ wird. Unter diesen Voraussetzungen nehmen die vorigen Gleichungen diese Gestalt an:

$$\left.\begin{aligned} x &= \frac{m_1+1}{2}r\cos\varphi - n.\frac{m_1-1}{2}r\cos\frac{m_1+1}{m_1-1}\varphi \\ y &= \frac{m_1+1}{2}r\sin\varphi - n.\frac{m_1-1}{2}r\sin\frac{m_1+1}{m_1-1}\varphi \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots (32)$$

Digitized by Google

welche beide Gleichungen zusammengenommen die Gleichung jeder innern Kreisepicykloide bilden. Man müßte eigentlich aus ihnen noch zuerst den Winkel φ heraus eliminiren, um eine einzige Gleichung der gesuchten Curve zu erhalten. Da aber diese Gleichungen (32) vollkommen mit den obigen Gleichungen IV, 18 übereinstimmen, wenn man nur statt des dortigen $m = 1 + \frac{2r'}{r}$ hier $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r}$, d. h. $-r'$ statt r' setzt, so wird man alle in den Nummern IV. erhaltenen Formeln für die äußern Kreisepicykloiden unmittelbar auf die innern Kreisepicykloiden anwenden können, wenn man nur für das dortige m hier das ebengenannte m_1 einführt. Für die in den vorigen Formeln vorkommenden Größen m' und m'' hat man hier m_1' und m_1'' zu setzen, welche dadurch definirt werden, daß:

$$\sqrt{m_1'} = \frac{m_1+1}{2} + n \cdot \frac{m_1-1}{2}$$

und

$$\sqrt{m_1''} = \frac{m_1+1}{2} - n \cdot \frac{m_1-1}{2}$$

wird.

Hiernach gehen die Gleichungen (19), (20), (23), (24) aus Nr. IV. in folgende über:

$$\lambda = m_1 \cdot \operatorname{arc}\left[\operatorname{tang} = \sqrt{\frac{\mu - m_1''}{m_1' - \mu}}\right] - \operatorname{arc}\cdot\left[\operatorname{tang} = \sqrt{\frac{m_1'}{m_1''}} \cdot \sqrt{\frac{\mu - m_1''}{m_1' - \mu}}\right] \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (33)$$

$$\operatorname{arc}\left(\operatorname{tang} = \frac{y}{x}\right) = \left(1 - \frac{2r'}{r}\right)\operatorname{arc}\left[\operatorname{tang} = \sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r-2r')^2-(x^2+y^2)}}\right] - \operatorname{arc}\left[\operatorname{tang} = \left(\frac{\omega+r-2r'}{r-\omega}\right)\sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r-2r')^2-(x^2+y^2)}}\right] \quad (34)$$

$$\frac{d\lambda}{d\mu} = \frac{m_1 \mu \sqrt{m_1' m_1''}}{2\mu\sqrt{(m_1'-\mu)(\mu - m_1'')}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (35)$$

$$\frac{\left[y - x\frac{dy}{dx}\right]^2}{1 + \left(\frac{dy}{dx}\right)^2} = \frac{[4m_1(x^2+y^2) - \{(m_1+1)^2 - (m_1-1)^2 n^2\} r^2]^2}{8(m_1^2-1)[2(x^2+y^2) - \{(m_1+1) - (m_1-1)n^2\} r^2]} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (36)$$

worin die Größen x und y mit λ und μ ebenso verbunden sind, als dort, daß nämlich

$$x = \sqrt{\mu} \cdot r\cos\lambda$$

und

$$y = \sqrt{\mu} \cdot r\sin\lambda$$

ist. — Die Gleichungen (33) und (34) sind endliche Gleichungen und (35) und (36) Differentialgleichungen für jede innere Kreisepicykloide.

Gehen wir wieder zu einzelnen Fällen über, indem wir specielle Verhältnisse zwischen den Radien beider Kreise annehmen, so finden wir Folgendes:

a) Wenn der Radius des rollenden Kreises gleich dem des festen ist. Man setzt also $r' = r$, wodurch $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r} = -1$ wird. Dadurch gehen aber die Gleichungen (32) in diese über

$$x = nr,$$
$$y = 0,$$

d. h. man erhält nur einen einzigen Punkt, oder es findet gar kein Rollen statt.

b) Wenn der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist, als der des festen. Hier hat man $r' = \frac{1}{2}r$, also $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r} = 0$. Dadurch werden die Gleichungen (32)

$$x = \frac{1+n}{2} r\cos\varphi,$$

$$y = \frac{1-n}{2} r\sin\varphi,$$

woraus sich ergibt:

$$\frac{x^2}{\left(\frac{1+n}{2}\right)^2 r^2} + \frac{y^2}{\left(\frac{1-n}{2}\right)^2 r^2} = 1 \quad \ldots\ldots \quad (37)$$

d. h. man erhält eine Ellipse, deren halbe große Axe $= \frac{1+n}{2}r$ und deren halbe kleine Axe $= \frac{1-n}{2}r$ ist.

c) Wenn der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß, als der des festen ist. Man hat $r' = 2r$, also $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r} = -3$. Mithin werden die Gleichungen (32)

$$x = -r\cos\varphi + 2nr\cos\tfrac{1}{2}\varphi$$
$$y = -r\sin\varphi + 2nr\sin\tfrac{1}{2}\varphi.$$

Diese beiden Gleichungen quadrirt und addirt geben:

$$\cos\tfrac{1}{2}\varphi = \frac{(1+4n^2)r^2 - (x^2+y^2)}{4nr^2},$$

was in die erste der beiden vorigen Gleichungen eingesetzt diese in folgende umwandelt:

$$(x^2+y^2)^2 - 2(1+2n^2)r^2(x^2+y^2) + 8n^2r^2x + (1-4n^2)r^4 = 0 \quad \ldots\ldots \quad (38)$$

welches die algebraische Gleichung der gesuchten Epicykloide ist.

Setzt man hierin, um die Durchschnittspunkte der Curve mit der XAxe zu erhalten, $y = 0$, so wird sie:

$$x^4 - 2(1+2n^2)r^2x^2 + 8n^2r^3x + (1-4n^2)r^4 = 0$$

oder

$$[x - (2n-1)r] \cdot [x + (2n+1)r] \cdot [x - r]^2 = 0,$$

es gibt also solcher Durchschnittspunkte drei.

Setzt man dagegen in Gleichung (38): $x = 0$, so erhält man als entsprechende Werthe für y:

Digitized by Google

$$y = r\sqrt{[1+2n^2+2n\sqrt{2+n^2}]}$$
$$y = -r\sqrt{[1+2n^2+2n\sqrt{2+n^2}]}$$
$$y = r\sqrt{[1+2n^2-2n\sqrt{2+n^2}]}$$
$$y = -r\sqrt{[1+2n^2-2n\sqrt{2+n^2}]},$$

d. h. im Allgemeinen vier Durchschnittspunkte mit der YAxe, von denen aber die beiden letztern imaginär sind, wenn $n > \frac{1}{2}$ ist, wie es sich unmittelbar ergibt, wenn man sie folgender Weise schreibt:

$$y = \pm r\sqrt{[1+2n^2\sqrt{(1+2n^2)^2+4(n^2-1)}]}.$$

Die Gleichung (38) gibt:

$$y = \pm r\sqrt{\left[1+2n^2-\frac{x^2}{r^2}\pm 2n\sqrt{2+n^2-\frac{2x}{r}}\right]},$$

und diese nach einmaliger Differentiation:

$$\frac{dy}{dx} = \pm\frac{-\frac{x}{r}\sqrt{2+n^2-\frac{2x}{r}}+n}{\sqrt{2+n^2-\frac{2x}{r}}.\sqrt{1+2n^2-\frac{x^2}{r^2}\pm 2n\sqrt{2+n^2-\frac{2x}{r}}}}.$$

Dieser Differentialquotient wird unendlich für $x = (1+\frac{1}{2}n^2)r$, wozu $y = \pm nr\sqrt{1+\frac{1}{4}n^2}$ gehört, ebenso auch für $x = (2n-1)r$ und für $x = -(2n+1)r$, zu welchen beiden Werthen $y = 0$ gehört. Diese Coordinaten liefern also maxima in Bezug auf die YAxe.

Der Differentialquotient wird ferner $= 0$ für $x = \frac{nr}{4}(n \pm \sqrt{n^2+8})$, wozu die Werthe

$$y = \pm r\sqrt{[16+8n^2-2n^4 \pm 2n(8-n^2)\sqrt{8+n^2}]}$$

gehören, welche also maxima in Bezug auf die XAxe liefern.

Er wird endlich $= \frac{0}{0}$ für $x = r$, wenn man im Zähler sowol als im Nenner beim zweiten Gliede das untere Zeichen wählt. Wenn man, um seinen wahren Werth zu bestimmen, die Gleichung (38) zweimal differentirt, und dann $x = r$ und $y = 0$ setzt, so findet man:

$$\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{\frac{1-n^2}{n^2}},$$

woraus sich für $n < 1$ ein doppelter Punkt und für $n > 1$ ein beigeordneter Punkt ergibt.

IX. In den vorhergehenden Nummern haben wir die äußern und innern Kreisepicykloiden betrachtet, bei welchen der beschreibende Punkt außerhalb oder innerhalb der Peripherie des rollenden Kreises liegt. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Epicykloiden, welche entstehen, wenn der beschreibende Punkt in der Peripherie selbst liegt. Diese sollen jetzt näher untersucht werden.

Äußere Kreisepicykloide, bei welcher der beschreibende Punkt in der Peripherie des rollenden Kreises liegt. Es werden für diese Epicykloide offenbar alle Formeln der Nummer IV. gelten, wenn man darin $n = 1$ oder $\omega = 0$ setzt. Die dort eingeführten Hilfsgrößen m' und m'' erhalten hier die Bedeutung $\sqrt{m'} = m$, $\sqrt{m''} = 1$, während $m = \frac{2r'}{r}+1$ bleibt. Man erhält daher als Gleichung der gesuchten Curve: entweder

$$\left.\begin{aligned} x &= \frac{m+1}{2}r\cos\varphi - \frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi \\ y &= \frac{m+1}{2}r\sin\varphi - \frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ (39)$$

oder

$$\lambda = m.\arc\left(\tang = \sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right) - \arc\left(\tang = m\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right) \quad (40)$$

oder

$$\frac{d\lambda}{d\mu} = \frac{m}{2\mu}\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}} \quad \ldots\ (41)$$

wo λ und μ durch die Gleichungen

$$x = \sqrt{\mu}\,.\,r\cos\lambda$$
$$y = \sqrt{\mu}\,.\,r\sin\lambda$$

erklärt werden.

Wenn man die Gleichungen (39) in Bezug auf φ differentiirt und dann ihre Quadrate addirt, so erhält man:

$$\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2+\left(\frac{dy}{d\varphi}\right)^2 = \left(\frac{ds}{d\varphi}\right)^2 = (m+1)^2r^2\sin^2\frac{1}{m-1}\varphi$$

oder

$$s = \int_0^{\varphi}(m+1)r\sin\frac{1}{m-1}\varphi.d\varphi = (m^2-1)r.\left[1-\cos\frac{1}{m-1}\varphi\right];$$

und wenn man die Gleichungen (39) gradezu quadrirt und addirt, so ergibt sich:

$$\cos\frac{2}{m-1}\varphi = \frac{\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2+\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2-(x^2+y^2)}{2.\left(\frac{m+1}{2}\right)\left(\frac{m-1}{2}\right)r^2},$$

und hieraus:

$$\cos\frac{1}{m-1}\varphi = \sqrt{\frac{m^2r^2-(x^2+y^2)}{(m^2-1)r^2}},$$

wodurch der Ausdruck für den Bogen s folgender wird:

$$s = r\sqrt{m^2-1}\left[\sqrt{m^2-1}-\sqrt{m^2-\left(\frac{x^2+y^2}{r^2}\right)}\right] \quad (42)$$

Dieses ist also die Länge des Bogens AP (Fig. X.), wenn die Coordinaten des Punktes P, x und y sind. Derselbe läßt sich aber noch in Beziehung zu gewissen Linien der Figur bringen. Wenn man nämlich die Centrallinie beider Kreise bis zur Peripherie des rollenden Kreises, bis C, verlängert und diesen Punkt C mit dem beschreibenden Punkt P verbindet, so wird $\overline{PC} = 2r'\cos PCO$. Zieht man ferner PO, so wird im Dreieck $PQO : \overline{PO} = \sqrt{x^2+y^2}$ und im Dreieck $POC : \overline{PO} = \sqrt{(r+2r')^2+\overline{PC}^2-2(r+2r').PC.\cos PCO}$. Setzt man hierin den Werth $\cos PCO = \frac{\overline{PC}}{2r'}$ und vergleicht beide Werthe von $\overline{PO}$, so ergibt sich:

Digitized by Google

$$PC = r\sqrt{\frac{r'}{r+r'}}\sqrt{\left(1+\frac{2r'}{r}\right)^2-\left(\frac{x^2+y^2}{r^2}\right)},$$

oder da $\frac{2r'}{r}+1=m$, also $r'=\frac{m-1}{2}r$ ist, so wird:

$$PC = r.\sqrt{\frac{m-1}{m+1}}\sqrt{m^2-\left(\frac{x^2+y^2}{r^2}\right)},$$

und hierdurch geht der obige Ausdruck (42) in folgenden über:

$$s=(m+1)[(m-1)r-PC].$$

Wenn aber M denjenigen Punkt der Epicykloide bedeutet, der am weitesten vom Mittelpunkte des festen Kreises entfernt ist, so wird ja nach Nr. IV. $MO = mr$, also $MU = (m-1)r$ und $MV = (m+1)r$, mithin wird der endliche Ausdruck des Bogens:

$$AP=\frac{MV}{OV}\cdot[MU-PC] \quad \ldots\ldots\ldots \quad (43)$$

Denken wir uns den beschreibenden Punkt P bis nach M gekommen, so wird hier offenbar $x^2+y^2=m^2r^2$, man erhält also aus (42)

$$\text{arc . APM} = (m^2-1)r$$

oder

$$= \frac{MU\,.\,MV}{OV}.$$

Der Bogen APM ist aber offenbar die Hälfte der ganzen Epicykloide; es wird also die Länge der ganzen Curve, welche durch eine vollständige Umwälzung des rollenden Kreises erzeugt wird, sein:

$$APMN = 2(m^2-1)r = 2.\frac{MU.MV}{OV} \quad \ldots \quad (44)$$

Um den Flächeninhalt des von der Curve begrenzten Raumes zu bestimmen, wählen wir die Polarcoordinaten $PO = \sqrt{\mu}.\,r$ und $\angle POQ = \lambda$. Dann wird bekanntlich:

$$\text{area . POA} = \tfrac{1}{2}r^2\int_0^{\lambda}\mu\,.\,d\lambda,$$

oder da aus (41) $\frac{d\lambda}{d\mu}=\frac{m}{2\mu}\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}$ war:

$$\text{area POA} = \tfrac{1}{4}mr^2\int_r^{\mu}\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\,.\,d\mu$$

$$= \tfrac{1}{4}m(m^2-1)r^2.\text{arc}\left(\text{tang}=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right)-\tfrac{1}{4}mr^2\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)} \quad (45)$$

oder auch, wenn man das Dreieck

$$OBP=\frac{r^2}{2(m+1)}\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)}$$

dazu addirt und den Kreisausschnitt

$$AOB=\frac{m-1}{2}r^2\text{arc}\left(\text{tang}=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right)$$

davon subtrahirt:

$$\text{area ABPA} = (m+2)\left(\frac{m-1}{2}\right)^2 r^2\,\text{arc}\left(\text{tang}=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right) - \frac{(m+2)(m-1)r^2\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)}}{4(m+1)}.$$

Auch diese Fläche läßt sich mit einer andern Fläche in der Figur vergleichen. Es ist nämlich in dem Dreieck POK, in welchem $PO = \sqrt{x^2+y^2}$ ist:

$$\cos PKO = \frac{(r+r')^2+r'^2-(x^2+y^2)}{2r'(r+r')},$$

also wenn man berücksichtigt, daß $x^2+y^2=\mu r^2$ und $m=\frac{2r'}{r}+1$ ist:

$$\cos\tfrac{1}{2}PKO = \sqrt{\frac{m^2-\mu}{m^2-1}}$$

$$\sin\tfrac{1}{2}PKO = \sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-1}}$$

$$\text{tang}\tfrac{1}{2}PKO = \sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}$$

Nun ist aber der Kreisabschnitt $BDPB = r'^2.\tfrac{1}{2}\text{arc BP} - r'^2\sin\tfrac{1}{2}PKO\cos\tfrac{1}{2}PKO$, d. h.

$$\text{segm . BDPB} = \left(\frac{m-1}{2}\right)^2 r^2\,\text{arc}\left(\text{tang}=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right) - \frac{(m-1)r^2\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)}}{4(m+1)}$$

mithin wird der obige Ausdruck der Fläche (45)

$$\text{area POA} = \frac{m(m+1)}{m-1}\,.\,\text{segm . BDPB} \quad \ldots \quad (46)$$

oder auch, wenn man will $=\frac{MO\,.\,MV}{VO\,.\,MU}\,.\,\text{segm . BDPB}.$

Denkt man sich den Punkt P bis nach M gekommen, so wird $x^2+y^2=m^2r^2$ oder $\mu=m^2$, und segm. BDPB wird dem Halbkreise gleich, also $=\frac{r'^2\pi}{2}$ $=\frac{(m-1)^2r^2\pi}{8}$, mithin

$$\text{area APMO} = \frac{m(m^2-1)r^2\pi}{8},$$

und hieraus ergibt sich die ganze Fläche der Curve, welche durch eine vollständige Revolution des rollenden Kreises erzeugt wird:

$$\text{area OAPMNO} = \tfrac{1}{4}m(m^2-1)r^2\pi = \tfrac{1}{4}\frac{MO}{VO}\,.\,MV\,.\,MU\,.\,\pi \quad \ldots \quad (47)$$

oder auch

$$\text{area APMNUA} = (m+2)\left(\frac{m-1}{2}\right)^2 r^2\pi$$

Um ferner die Normale der Epicykloide zu bestimmen, haben wir die allgemeine Gleichung für die Normale einer Curve

$$\frac{\eta-y}{\xi-x}=-\frac{dx}{dy},$$

worin η und ξ die laufenden Coordinaten der Normale, und y und x die speciellen Coordinaten des Punktes in der Curve bedeuten, für den die Normale bestimmt wird. Wenn wir aber die Coordinaten in der Form (39) wählen, worin φ den Winkel AOK bedeutet, und sie in die Gleichung der Normale einsetzen, so wird diese:

Digitized by Google

$$\frac{\eta-\frac{m+1}{2}r\sin\varphi+\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi}{\xi-\frac{m+1}{2}r\cos\varphi+\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi}=\frac{\sin\varphi-\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi}{\cos\varphi-\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi}.$$

Da aber dieser Gleichung außer durch die Coordinaten, welche dem Punkt P zukommen, nämlich durch

$$\eta=\frac{m+1}{2}r\sin\varphi-\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

und

$$\xi=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

auch noch durch die Coordinaten des Punktes B, nämlich durch $\eta = r\sin\varphi$ und $\xi = r\cos\varphi$ genügt wird, so ergibt sich, daß die Normale des Punktes P durch den Berührungspunkt beider Kreise geht, oder daß die Sehne PB in der Normale der Epicykloide liegt; und hieraus folgt unmittelbar, daß PC in der Tangente liegt. Es hat also die Epicykloide ihre Tangente und ihre Normale gemeinschaftlich mit dem Kreise, der über der Sehne PB als Durchmesser beschrieben wird.

Um endlich die Evolute der Epicykloide zu bestimmen, nehmen wir wieder die Gleichungen (39), durch deren Differentiation man erhält:

$$\left.\begin{aligned}\frac{dx}{d\varphi}&=\frac{m+1}{2}r.\left[-\sin\varphi+\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\right]\\ \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}&=\frac{m+1}{2}r.\left[\cos\varphi-\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\right]\end{aligned}\right\}\quad\ldots\ldots\ (48)$$

oder wenn man diese durch einander dividirt:

$$\frac{dy}{dx}=\operatorname{tang}\frac{m}{m-1}\varphi\quad\ldots\ldots\ldots\ldots\ (49)$$

Differentiirt man diese Gleichung nochmals, so wird:

$$\frac{d^2y}{dx^2}=\frac{\frac{m}{m-1}}{\cos^2\frac{m}{m-1}\varphi}\cdot\frac{d\varphi}{dx}=\frac{m}{(m^2-1)r\cos^3\frac{m}{m-1}\varphi\sin\frac{1}{m-1}\varphi}\quad(50)$$

Setzt man aber diese Werthe in den bekannten Ausdruck für den Krümmungshalbmesser einer Curve:

$$\varrho=\frac{\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]^{\frac{1}{2}}}{\frac{d^2y}{dx^2}},$$

so wird dieser für die Epicykloide:

$$\varrho=\frac{m^2-1}{m}r\sin\frac{1}{m-1}\varphi.$$

Aus der Quadrirung und Addirung der Gleichungen (39) ergibt sich aber

$$\cos\frac{2}{m-1}\varphi=\frac{\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2+\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2-(x^2+y^2)}{2\left(\frac{m+1}{2}\right)\left(\frac{m-1}{2}\right)r^2},$$

und hieraus

$$\sin\frac{1}{m-1}\varphi=\sqrt{\frac{x^2+y^2-r^2}{(m^2-1)r^2}},$$

mithin:

$$\varrho=\frac{1}{m}\sqrt{m^2-1}\sqrt{x^2+y^2-r^2}=\frac{r}{m}\sqrt{m^2-1}\sqrt{\mu-1}\quad(51)$$

Da aber die Sehne $BP = 2r'\sin\frac{1}{2}$ PKO

$$\text{oder}=r.\sqrt{\frac{m-1}{m+1}}.\sqrt{\mu-1}$$

ist, so wird auch noch

$$\varrho=\frac{m+1}{m}.BP=\frac{MV}{MO}.BP,$$

oder, wenn E der Mittelpunkt des Krümmungskreises ist, so verhält sich:

$$PE:PB=MV:MO.$$

Wenn nun ferner η und ξ die Coordinaten dieses Mittelpunktes sind, so hat man bekanntlich:

$$\eta=y+\frac{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}{\frac{d^2y}{dx^2}}$$

$$\xi=x-\frac{\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]\cdot\frac{dy}{dx}}{\frac{d^2y}{dx^2}},$$

und setzt man hierin die Werthe aus (39), (49) und (50), so findet man:

$$\eta=\frac{m+1}{2}.\frac{r}{m}\sin\varphi-\frac{m-1}{2}\frac{r}{m}\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

$$\xi=\frac{m+1}{2}.\frac{r}{m}\cos\varphi-\frac{m-1}{2}\frac{r}{m}\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

welche beide Gleichungen zusammengenommen die Gleichung der Evolute bilden, die, wie ersichtlich ist, wieder eine ähnliche Epicykloide sein wird, für welche der Radius des festen Kreises $= \frac{r}{m}$ und der Radius des rollenden Kreises $= \frac{r'}{m}$ ist.

a) Sind die Radien beider Kreise einander gleich, so entsteht die Fig. XI., deren Gleichung eine algebraische wird. Man erhält dieselbe aus dem Vorhergehenden am einfachsten, wenn man in der Gleichung (26) der Nummer V, $n = 1$ setzt, nämlich:

$$(x^2+y^2)^3-6r^2(x^2+y^2)+8r^3x-3r^4=0\quad..\quad(52)$$

Von dieser Curve gilt im Allgemeinen dasselbe, was von der dortigen Fig. VI. galt, nur daß der dortige Doppelpunkt N hier ein Rückkehrpunkt A wird. Sie ist die Gleichung der unter dem Namen Cardioide bekannten Curve.

b) Wenn der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist, als der des festen, so entsteht die Fig. XII., deren algebraische Gleichung man dadurch erhält, daß man

Digitized by Google

in Nr. VI, 29 für n den Werth 1 einsetzt, wodurch diese wird:

$$(x^2+y^2)^3-3r^2(x^2+y^2)^2-\frac{15}{4}r^4(x^2+y^2)+\frac{27}{4}r^4x^2-r^6=0 \quad (53)$$

Bei dieser Curve sind ebenfalls zwei der dortigen Doppelpunkte in Rückkehrpunkte übergegangen.

c) Wenn der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß ist, als der des festen, so entsteht die Fig. XIII., deren algebraische Gleichung aus Nr. VII, 31 folgt, wenn man darin $n = 1$ setzt, nämlich:

$$(x^2+y^2)^3-30r^2(x^2+y^2)^2+165r^4(x^2+y^2)-216r^4x+80r^6=0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (54)$$

Bei dieser Curve geht der eine der dortigen Doppelpunkte, dessen Coordinaten dort $y=0$ und $x=\frac{-3+\sqrt{9+16n^2}}{2}r$ waren und hier $y=0$ und $x=r$ werden, in einen Rückkehrpunkt über.

Innere Kreisepicykloide, bei welcher der beschreibende Punkt in der Peripherie des rollenden Kreises liegt. Wir haben in Nr. VIII. gesehen, daß man alle für die äußern Kreisepicykloiden gefundenen Resultate auf die innern Kreisepicykloiden anwenden kann, wenn man darin nur $-r'$ statt $+r'$, d. h. $m'=1-\frac{2r'}{r}$ statt $m=1+\frac{2r'}{r}$ setzt; man wird also auch unmittelbar aus (39), (40) und (41):

$$\left.\begin{aligned} x &= \frac{m'+1}{2}r\cos\varphi-\frac{m'-1}{2}r\cos\frac{m'+1}{m'-1}\varphi \\ y &= \frac{m'+1}{2}r\sin\varphi-\frac{m'-1}{2}r\sin\frac{m'+1}{m'-1}\varphi \end{aligned}\right\} \quad \ldots \quad (55)$$

oder

$$\lambda=m'.\operatorname{arc}\left(\operatorname{tang}=\sqrt{\frac{\mu-1}{m'^2-\mu}}\right)-\operatorname{arc}\left(\operatorname{tang}=m'\sqrt{\frac{\mu-1}{m'^2-\mu}}\right) \quad (56)$$

oder

$$\frac{d\lambda}{d\mu}=\frac{m'}{2\mu}\sqrt{\frac{\mu-1}{m'^2-\mu}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (57)$$

als Gleichung der hier gesuchten innern Kreisepicykloide erhalten, sowie auch die übrigen unter (42) bis (51) gefundenen Resultate, unter der genannten Umwandlung des m in m′ hier ihre Gültigkeit haben.

α) Wenn der Radius des rollenden Kreises gleich dem des festen Kreises ist, so wird $r'=r$, $m'=1-\frac{2r'}{r}=-1$, also werden die Gleichungen (55):

$$x=r$$
$$y=0,$$

d. h. man erhält nur einen einzelnen Punkt.

β) Wenn der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist als der des festen, so wird $r'=\frac{1}{2}r$, $m'=1-\frac{2r'}{r}=0$, also werden die Gleichungen (55):

$$x=r\cos\varphi$$
$$y=0,$$

d. h. man erhält eine gerade Linie und zwar denjenigen Durchmesser des festen Kreises, der zur X Axe angenommen wurde.

γ) Wenn der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß ist, als der des festen, so wird $r'=2r$, $m'=1-\frac{2r'}{r}=-3$, also werden die Gleichungen (55):

$$x=-r\cos\varphi+2r\cos\tfrac{1}{2}\varphi$$
$$y=-r\sin\varphi+2r\cos\tfrac{1}{2}\varphi.$$

Quadrirt und addirt man diese, so findet man:

$$\cos\tfrac{1}{2}\varphi=\frac{5r^2-(x^2+y^2)}{4r^2},$$

und dieser Werth in den Ausdruck für x eingesetzt, gibt:

$$(x^2+y^2)^3-6r^2(x^2+y^2)+8r^3x-3r^4=0 \quad (58)$$

welche Gleichung vollkommen mit der Gleichung (52) übereinstimmt und also dieses merkwürdige Resultat liefert: Wenn ein Kreis auf einem andern Kreise von gleichem Radius außerhalb rollt, so beschreibt ein Punkt in der Peripherie des beweglichen Kreises dieselbe Curve, als ein Punkt in der Peripherie eines Kreises von doppeltem Radius, der auf dem festen Kreise so fortrollt, daß der letztere den andern von Innen berührt.

X. In den vorhergehenden Nummern IV. bis IX. haben wir nur solche Epicykloiden behandelt, welche durch das Rollen eines Kreises auf einem andern Kreise entstehen. Das Nächstliegende würde nun sein, diejenigen Curven zu untersuchen, welche entstehen, wenn irgend ein Kegelschnitt auf irgend einem andern Kegelschnitt gewälzt wird. Dieses führt aber meistentheils zu sehr unbequemen oder uneleganten Resultaten; weßhalb hier nur die einzelnen wenigen Fälle angeführt werden sollen, in welchen das Ergebniß ein leicht zu übersehendes ist. Dieses findet zunächst statt:

Wenn die zur Basis dienende Curve eine Ellipse und die darauf rollende Curve ebenfalls eine und zwar der ersten ganz gleiche Ellipse ist, wobei noch die Bedingung erfüllt werden muß, daß, in ihrer ursprünglichen Lage, die Scheitelpunkte der großen Axen beider Ellipsen zusammenfallen.

Um die Curve zu finden, welche ein mit der rollenden Ellipse fest verbundener Punkt beschreibt, gehen wir wieder zu den Gleichungen 1—7 aus Nr. I. zurück. Die dortigen Gleichungen (5) und (6) werden hier:

$$\eta=\sqrt{1-e^2}\sqrt{2a\xi-\xi^2} \text{ und } v=\sqrt{1-e^2}\sqrt{2au-u^2},$$

also die Gleichungen 3) und 4)

$$\frac{\sqrt{1-e^2}.(a-\xi)}{\sqrt{2a\xi-\xi^2}}=\operatorname{tang}\psi \text{ und } \frac{\sqrt{1-e^2}.(a-u)}{\sqrt{2au-u^2}}=\operatorname{tang}\psi',$$

woraus:

$$\xi=a-\frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}, \text{ also } \eta=\frac{a(1-e^2)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}$$

und

$$u=a-\frac{a\sin\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}, \text{ also } v=\frac{a(1-e^2)\cos\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}$$

wird.

Hier ist überall bei dem Wurzelzeichen nur das eine Vorzeichen gewählt, weil das andere Zeichen durch die

Digitized by Google

Annahme eines passenden Werthes für ψ ersetzt werden kann.

Die Gleichung (7) wird hier:

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} \frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}}\,d\psi = \int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} \frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}}\,d\psi,$$

woraus $\psi = \psi'$ folgt. Es gehen also die beiden Gleichungen (1) und (2) in folgende über:

$$x = -a + \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} - \omega\cos(\varepsilon+2\psi) + \frac{a(1-e^2)\cos\psi\sin 2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} - \left(a - \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right)\cos 2\psi$$

$$y = \frac{a(1-e^2)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} + \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + \frac{a(1-e^2)\cos\psi\cos 2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} + \left(a - \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right)\sin 2\psi,$$

oder:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos(\varepsilon+2\psi) - 2a\sin\psi^2 + 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \\ y &= \omega\sin(\varepsilon+2\psi) - 2a\sin\psi\cos\psi + 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \end{aligned}\right\} \quad (59)$$

und diese beiden Gleichungen zusammengenommen bilden die Gleichung der gesuchten Curve. Aus der Form dieser Gleichungen ist leicht ersichtlich, daß sie nur dann durch Elimination des Winkels ψ zu einer irgend brauchbaren endlichen Gleichung führen werden, wenn man dem ω und dem ε passende Werthe beilegt, d. h. wenn man dem beschreibenden Punkte P eine besonders passende Lage gibt. Wir wollen nur die Curven untersuchen, welche entstehen, wenn der beschreibende Punkt in der großen Axe der beweglichen Ellipse liegt, wobei also $\varepsilon = 0$ ist; und zwar

a) Wenn der beschreibende Punkt der Scheitelpunkt der großen Axe in der rollenden Ellipse ist. In diesem Falle hat man $\omega = 0$ zu setzen und dann kann man die Gleichungen (59) so schreiben:

$$x + 2a = 2a\cos\psi^2 + 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}$$
$$y = -2a\sin\psi\cos\psi + 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und addirt, so ergibt sich

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{x^2+4ax+y^2}}{2a\sqrt{1-e^2}},$$

welcher Werth in die erste Gleichung eingesetzt, diese in folgende umwandelt:

$$y^4 + 2[x^2+2ax-2a^2(1-e^2)]y^2 + x^3(x+4a) = 0 \quad (60)$$

welches die Gleichung der gesuchten Curve ist.

b) Wenn der beschreibende Punkt ein Brennpunkt der rollenden Ellipse ist. In diesem Falle setze man $\omega = a(1-e)$, dann werden die Gleichungen (59)

$$x + a + ae = 2ae\cos\psi^2 + 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2},$$
$$y = -2ae\sin\psi\cos\psi + 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Die Summe der Quadrate hiervon gibt:

$$(x+a+ae)^2 + y^2 = 4a^2 \quad \ldots\ldots\ldots \quad (61)$$

als Gleichung der gesuchten Curve, welche einen Kreis darstellt, dessen Mittelpunkt der vom Anfangspunkte entfernteste liegende Brennpunkt der festen Ellipse und dessen Radius gleich der großen Axe derselben ist.

c) Wenn der beschreibende Punkt der Mittelpunkt der rollenden Ellipse ist. Hier muß man $\omega = a$ setzen, wodurch die Gleichungen (59) diese werden:

$$x + a = 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}$$
$$y = 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Hieraus findet sich:

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{3a^2-x^2-2ax-y^2}}{2ae},$$

welches in den Ausdruck für y eingesetzt, zur Gleichung der gesuchten Curve gibt:

$$y^4 + 2[x^2+2ax-a^2+2a^2e^2]y^2 + (x+a)^2(x-a)(x+3a) = 0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (62)$$

XI. Wenn die zur Basis dienende Curve eine Parabel und die darauf rollende Curve ebenfalls eine und zwar der ersten gleiche Parabel ist, während in der ursprünglichen Lage die Scheitelpunkte beider Curven zusammenfallen.

Wir gehen hier, wie bei der vorigen Nummer, auf die Gleichungen 1—7 aus Nr. I. zurück. Die Gleichungen (5) und (6) werden im vorliegenden Falle:

$$\eta = \sqrt{2p\xi} \text{ und } v = \sqrt{2pu},$$

wobei wir wieder der Bequemlichkeit wegen nur das positive Vorzeichen wählen, weil das andere zu denselben Endgleichungen führt.

Mit Hilfe dieser Werthe werden die Gleichungen (3) und (4)

$$\sqrt{\frac{p}{2\xi}} = \operatorname{tang}\psi \text{ und } \sqrt{\frac{p}{2u}} = \operatorname{tang}\psi',$$

mithin

$$\xi = \frac{p.\cos\psi^2}{2\sin\psi^2}, \text{ also } \eta = \frac{p.\cos\psi}{\sin\psi},$$

und

$$u = \frac{p.\cos\psi'^2}{2.\sin\psi'^2}, \text{ also } v = \frac{p.\cos\psi'}{\sin\psi'}.$$

Die Gleichung (7) wird hier:

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} \frac{1}{\sin\psi^2}\,d\psi = \int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} \frac{1}{\sin\psi^2}\,d\psi,$$

woraus $\psi' = \psi$ folgt. Es gehen also die beiden Gleichungen (1) und (2) in folgende über:

$$x = -\frac{p.\cos\psi^2}{2\sin\psi^2} - \omega\cos(\varepsilon+2\psi) + \frac{p.\cos\psi.\sin 2\psi}{\sin\psi} + \frac{p.\cos\psi^2.\cos 2\psi}{2.\sin\psi^2}$$

$$y = \frac{p.\cos\psi}{\sin\psi} + \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + \frac{p.\cos\psi.\cos 2\psi}{\sin\psi} - \frac{p.\cos\psi^2.\sin 2\psi}{2.\sin\psi^2}$$

Digitized by Google

oder

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos(\varepsilon+2\psi)+p\cos\psi^2 \\ y &= \omega\sin(\varepsilon+2\psi)+\frac{p\cos\psi^3}{\sin\psi}\end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots (63)$$

und diese beiden Gleichungen zusammengenommen bilden die Gleichung der gesuchten Curve. Man sieht auch hier leicht, daß man nur dann, wenn ε und ω passende Werthe erhalten, zu brauchbaren Resultaten kommt. Wir nehmen wieder an, daß der beschreibende Punkt in der Axe der beweglichen Parabel liege, wodurch also $\varepsilon = 0$ wird.

Die Gleichungen (63) werden aber für $\varepsilon = 0$:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos 2\psi+p\cos\psi^2 \\ y &= \omega\sin 2\psi+\frac{p\cos\psi^3}{\sin\psi}\end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots (64)$$

Die erste liefert aber:

$$\cos\psi^2 = \frac{x-\omega}{p-2\omega}, \text{ also } \sin\psi^2 = \frac{p-\omega-x}{p-2\omega},$$

und wenn man den Werth für γ unter dieser Form schreibt:

$$y = [2\omega\sin\psi+p\cos\psi^2]\frac{\cos\psi}{\sin\psi}$$

und die gefundenen Werthe von $\cos\psi$ und $\sin\psi$ einsetzt, so erhält man:

$$y = (x+\omega)\sqrt{\frac{x-\omega}{p-\omega-x}} \quad \ldots\ldots (65)$$

welches die Gleichung der gesuchten Curve ist.

Man kann hier aber noch speciellere Fälle unterscheiden, und zwar:

a) Wenn der beschreibende Punkt im Scheitel der rollenden Parabel liegt. Hierbei wird $\omega = 0$, also die Gleichung (65):

$$y = x\sqrt{\frac{x}{p-x}},$$

oder

$$x^3 = (p-x)y^2 \quad \ldots\ldots (66)$$

welches die bekannte Gleichung der Cissoide des Diokles ist.

b) Wenn der beschreibende Punkt im Brennpunkte der rollenden Parabel liegt. Hierbei wird $\omega = \frac{p}{2}$ und setzt man diesen Werth in die Gleichungen (64), so erhält man:

$$\left.\begin{aligned} x &= \frac{p}{2} \\ y &= p.\operatorname{cotang}\psi\end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots (67)$$

d. h. die Gleichung einer geraden Linie, die in einer Entfernung $= \frac{p}{2}$ vom Anfangspunkte der Coordinaten senkrecht auf der XAxe steht, oder mit andern Worten die im Brennpunkte der rollenden Parabel in ihrer ursprünglichen Lage senkrecht auf ihrer Axe steht.

XII. Wenn die zur Basis dienende Curve eine Hyperbel und die auf ihr rollende Curve ebenfalls eine und zwar ihr gleiche Hyperbel ist, während in ihrer ursprünglichen Lage die Scheitelpunkte beider Curven zusammenfallen.

Wenn man hier wieder zu den Gleichungen 1—7 aus Nr. I. zurückgeht, so werden die Gleichungen (5) und (6)

$\eta = \sqrt{e^2-1}\sqrt{2a\xi+\xi^2}$ und $v = \sqrt{e^2-1}\sqrt{2au+u^2}$,

also die Gleichungen (3) und (4)

$$\frac{\sqrt{e^2-1}.(a+\xi)}{\sqrt{2a\xi+\xi^2}} = \operatorname{tang}\psi \text{ und } \frac{\sqrt{e^2-1}.(a+u)}{\sqrt{2au+u^2}} = \operatorname{tang}\psi',$$

woraus

$$\xi = -a+\frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}, \text{ also } \eta = \frac{a(e^2-1)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}},$$

und

$$u = -a+\frac{a\sin\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}, \text{ also } v = \frac{a(e^2-1)\cos\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}$$

wird.

Auch hier ist aus denselben Gründen, wie in den beiden vorigen Nummern, nur das eine Vorzeichen bei der Wurzelgröße gewählt.

Die Gleichung (7) wird hier:

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi}\frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}}\,d\psi = \int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'}\frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}}\,d\psi,$$

woraus $\psi = \psi'$ folgt. Es werden also die beiden Gleichungen (1) und (2) in folgende übergehen:

$$\left.\begin{aligned} x &= -a-\frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}-\omega\cos(\varepsilon+2\psi)+\frac{a(e^2-1)\cos\psi\sin 2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} \\ &\quad +\left(-a+\frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right).\cos 2\psi, \\ y &= \frac{a(e^2-1)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}+\omega\sin(\varepsilon+2\psi)+\frac{a(e^2-1)\cos\psi\cos 2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} \\ &\quad -\left(-a+\frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right).\sin 2\psi,\end{aligned}\right.$$

oder:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos(\varepsilon+2\psi)+2a\sin\psi^2-2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \\ y &= \omega\sin(\varepsilon+2\psi)+2a\sin\psi\cos\psi-2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}\end{aligned}\right\} \quad (68)$$

Diese beiden Gleichungen zusammengenommen bilden die Gleichung der gesuchten Curve; um aber auch hier nur die einfachsten und übersichtlichsten Resultate zu berücksichtigen, geben wir wieder dem ω und ε specielle Werthe, und zwar dergestalt, daß der beschreibende Punkt zwar immer in der ersten Axe der rollenden Hyperbel liegt, wobei also $\varepsilon = 0$ oder $= 180°$ ist, aber an besondern Stellen, nämlich:

a) Wenn der beschreibende Punkt der erste Scheitelpunkt der beweglichen Hyperbel ist, unter welchem Namen hier derjenige Scheitelpunkt verstanden werden soll, welcher beim Anfange der Bewegung mit dem Scheitelpunkte der festen Hyperbel zusammenfällt. Man hat in diesem Falle $\varepsilon = 0$ und $\omega = 0$ und es werden sich die Gleichungen (68) so schreiben lassen:

$$\left.\begin{aligned} 2a-x &= 2a\cos\psi^2-2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \\ y &= 2a\sin\psi\cos\psi-2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.\end{aligned}\right.$$

Digitized by Google

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und addirt, so ergibt sich:

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{4ax - x^2 - y^2}}{2a\sqrt{e^2 - 1}},$$

welcher Werth in die erste Gleichung eingesetzt, diese in folgende umwandelt:

$y^4 + 2[x^2 - 2ax + 2a^2(e^2 - 1)]y^2 - x^2(4a - x) = 0$ (69)

welches die Gleichung der gesuchten Curve ist.

b) Wenn der beschreibende Punkt, der dem Scheitelpunkte der festen Hyperbel zunächst liegende Brennpunkt der beweglichen Hyperbel ist. Hier ist $\varepsilon = 0$ und $\omega = a(e - 1)$, wodurch die Gleichungen (68) werden:

$$x = a(1+e) = -2ae\cos\psi^2 - 2a\sin^2\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2}$$

$$y = 2ae\sin\psi\cos\psi - 2a\cos\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2},$$

und wenn man diese quadrirt und addirt, so findet man:

$[x - a(1+e)]^2 + y^2 = 4a^2$ . . . . . (70)

d. h. die Gleichung eines Kreises, dessen Mittelpunkt der zweite Brennpunkt der beweglichen Hyperbel und dessen Radius die erste Axe derselben ist.

c) Wenn der beschreibende Punkt der Mittelpunkt der Hyperbel ist. Hier muß man $\varepsilon = 180°$ und $\omega = a$ setzen, wodurch die Gleichungen (68) diese werden:

$$x - a = -2a\sin\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2}$$

$$y = -2a\cos\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2},$$

woraus sich findet:

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{3a^2 - x^2 + 2ax - y^2}}{2ae}.$$

Dieser Werth in den Ausdruck für y eingesetzt, gibt:

$y^4 + 2[x^2 - 2xa - a^2 + 2a^2e^2]y^2 + (x-a)^2(x+a)(x-3a) = 0$ . . . . . (71)

als Gleichung der gesuchten Curve.

XIII. Die bisher angeführten Epicykloiden, welche durch das Rollen eines Kegelschnittes auf einem ihm congruenten entstanden, dürften wol die beachtenswerthesten sein. Die nähere Untersuchung ihrer Natur müssten wir aber jedem Leser selbst überlassen, weil sich sonst dieser Artikel, mehr als billig, ausdehnen möchte. Ebenso übergehen wir auch die Betrachtung jener Epicykloiden, welche durch das Rollen anderer speciellen Curven auf einander entstehen können.

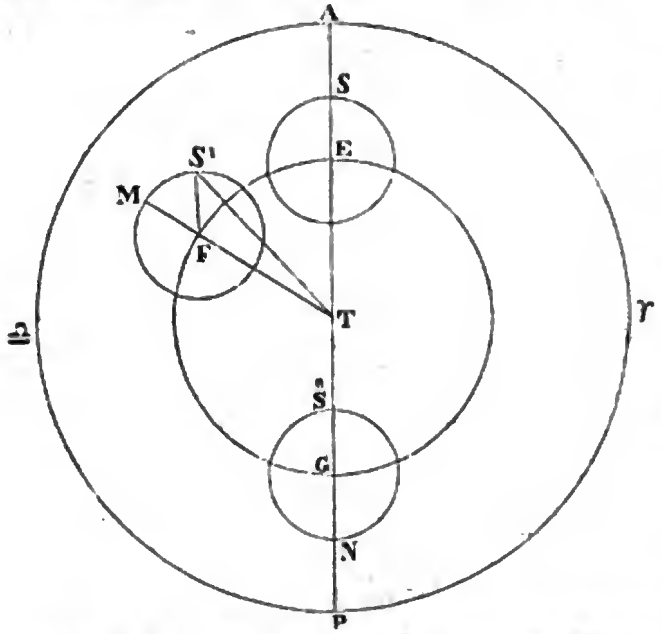
Auch kann man Epicykloiden untersuchen, die dadurch entstehen, daß ein Kreis auf einem andern rollt, während beide auf der Oberfläche einer Kugel liegen. Dieses ist geschehen von Hermann in Comment. Acad. Petrop. T. I. p. 210; ferner von Joh. Bernoulli, Maupertuis, Nicole und Clairaut in den Memoiren der pariser Akademie vom Jahre 1732; von Lexell in den Actis Petrop. T. III. 1779. p. 49.

Über die gewöhnlichen Epicykloiden sehe man: Halley in den Philos. Trans. Nr. 218: De la Hire in einer kleinen besondern Sammlung Mémoires de Mathématique et Physique (à Paris 1694); *L'Hôpital*, Analyse des infiniment petits, Nr. 100; *Joh. Bernoulli*, Lect. Hospit. Lect. XXI. *Newtons* Principia Phil. nat. Prop. 48, 49; *Euleri* Introd. in Annal. Infin. T. II. §. 523. So sehr die hier betrachteten Epicykloiden nur ein rein wissenschaftliches Interesse zu gewähren scheinen, so haben sie doch auch einen wesentlich praktischen Nutzen; denn die Zähne an den Kämmen der Räder, sowie auch die Hebedaumen, welche Hebel bewegen, müssen nach einer Epicykloide geformt sein, wenn die Maschine einen regelmäßigen Gang haben soll. Hierüber sehe man besonders die vorhin angeführte Abhandlung von de la Hire. (*L. A. Sohncke.*)

EPICYKLUS (von Ptolemäus Anomalia und von Copernicus Anomalia commutationis genannt), nennt man in der alten Astronomie einen Kreis, in dessen Peripherie sich ein Planet bewegt, während der Mittelpunkt dieses Kreises sich selbst wieder auf der Peripherie eines andern Kreises bewegt. Man hatte nämlich durch Beobachtungen erkannt, daß die Planeten nach einiger Zeit wieder an demselben Orte am Himmel erschienen, wo sie früher gestanden hatten, woraus man schloß, daß ihre Bahnen in sich selbst zurückkehrende krumme Linien sein müßten. Da nun die alten Griechen den Kreis und die Kugel für die vollkommensten Gestalten hielten, weil in jedem Punkte derselben Anfang, Mittel und Ende zugleich liegen, und da man von dem Grundsatze ausging, daß in der Natur Alles nach den vollkommensten Gesetzen eingerichtet sein müsse, so kam man zu der Annahme, daß die Planeten sich in Kreisen bewegen. Die Erde durfte aber nicht in dem Mittelpunkte dieser präsumirten Kreisbahnen liegen, weil die Beobachtungen gelehrt hatten, daß die Planeten bald näher, bald ferner von der Erde standen. Da man jedoch die Vorstellung festhielt, daß die Erde feststehe und die Planeten sich um dieselbe drehen, so verfiel man, um genannte Erscheinung zu erklären, auf die excentrischen Kreise (circuli excentrici), d. h. man nahm an, daß die Planeten kreisförmige Bahnen durchliefen, deren Mittelpunkte um gewisse Stücke (Excentricitäten) von der Erde entfernt waren. Dieses reichte so ziemlich hin, die Bewegung der Sonne darzustellen, um jedoch den Rücklauf, das Stillstehen und die Rechtläufigkeit der Planeten zu erklären, verfiel man auf die abenteuerlichsten Dinge. Pythagoras hatte schon jedem Planeten einen besondern Himmel gegeben, Eudoxus setzte noch die Planeten an kleinere Sphären, die sich an ihren größern Himmeln herumwälzten (*Aristoteles*, Metaphys. L. XII. c. 8). Apollonius, Hipparch (Comm. in *Aratum*) und Ptolemäus (Almagest) machten die sinnreiche Annahme, daß die Bahnen der Planeten nicht die Excentrici selbst wären, sondern, daß sie sich in Peripherien anderer Kreise bewegten, deren Mittelpunkte auf den Excentricis, die nun Deferentes genannt wurden, bewegten. Diese kleinen Kreise nannte man Epicycli. Wenn man hierdurch noch nicht genau die Bewegung des Planeten erhalten konnte, ging man wol noch weiter, nahm den Epicyclus als neuen circulus deferens an und ließ auf der Peripherie dieses Kreises den Mittelpunkt eines andern Kreises sich bewegen, dessen Peripherie von dem Planeten durchlaufen wurde und der Epicyceepicyclus hieß. Bei jedem Planeten waren die Excentricität und die Größe des Epicyclus besonders zu bestimmen.

Digitized by Google

Auch bei der Sonne nahm man einen Epicyclus an, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Deferens kein excentrischer Kreis war, sondern daß die Erde in seinem Mittelpunkte stand.



Es sei A ♎ PY die Ekliptik, in T, dem Mittelpunkte derselben, sei die Erde; dann nahm man, um die Bahn der Sonne darzustellen, einen Kreis EFG als circulus deferens an, der mit der Ekliptik concentrisch ist. Wenn nun in A das Apogaeum der Sonne ist, so befindet sich die Sonne in S auf der Peripherie eines um E beschriebenen Kreises, des epicyclus. Der Mittelpunkt dieses Kreises E bewegt sich nun auf der Peripherie EFG, während die Sonne S sich auf der Peripherie des Epicyklus E bewegt. Beide Bewegungen sind mit einander so verbunden, daß, wenn der Mittelpunkt des Epicyklus in F ist, die Sonne nach S' gekommen ist, wobei ∠ MFS' = ∠ MTS. Wenn der Mittelpunkt des Epicyklus nach G gekommen ist, so befindet sich die Sonne in S'', man sieht sie also im Perigaeum P. Der Durchmesser der Sonne wird in der Nähe des Apogaeum kleiner erscheinen, als in der Nähe des Perigaeum.

Gegenwärtig ist die Annahme der Epicykel überflüssig geworden, weil man die elliptischen Bahnen der Planeten kennt, wodurch sich die Specialitäten und Irregularitäten in ihren Bewegungen und Gestalten vollständig erklären lassen.

Über die specielle Anwendung der Epicykel auf die einzelnen Planeten sehe man *Purbachii* Theoricae Planetarum, *Wurstisii* Quaestiones, *Moestlini* Epitome Astron. L. 4. (*L. A. Sohncke.*)

EPIDAMNIOS, *Ἐπιδάμνιος*, ein König der Epidaurier, dessen Töchter den Dienst der Venus in Epidauros einführten. Letztere waren Dienerinnen der Göttin, die ihr bei den geheimen Zusammenkünften mit Adonis hilfreich beistanden; dafür schenkte ihnen die Göttin selbst göttliches Ansehen. Sie wurden daher in Epidauros verehrt, besonders von denen, die nach Geld und Gut trachteten. (*Ptol.* Heph. IV. p. 319.) (*Richter.*)

EPIDAOS, *Ἐπιδάος*, einer von den zwölf Söhnen des Königs Neleus und der Chloris, also Bruder des Nestor. Im Kriege des Herkules gegen Neleus fiel er mit allen übrigen Brüdern, den Nestor ausgenommen. (*Apollod.* I, 9. 9.) (*Richter.*)

EPIDAURIOS, *Ἐπιδαύριος*, Beiname des Äskulap (Asklepios) von der Stadt Epidauros. (*Ovid.* Pont. I. El. I, 21.) (*Richter.*)

EPIDAUROS, *Ἐπίδαυρος*, Sohn des Argolischen Königs Argos und der Evadne, einer Tochter des Strymon, Erbauer der Stadt Epidauros. Seine drei Brüder waren Jasos, Piranthos und Kriasos. (*Apollod.* II, 1. 2. *Paus.* II, 26.) (*Richter.*)

EPIDAURUS — *Ἐπίδαυρος* — lag an der sogenannten Akte, d. h. der nordöstlichen Küste der Landschaft Argolis und zwar auf dem Isthmos einer Halbinsel, weshalb es auf zwei Seiten einen Hafen hatte und bei Hesychios *δίστομος* heißt. Zugleich lag es an einem Winkel des saronischen Meerbusens, dessen Umfahrt 15 Stadien betrug (*Strabo* VIII. p. 374). Die Stadt hieß (Strabo a. a. O.) in früherer Zeit, — ein Ausdruck, der sich wahrscheinlich auf die Zeit vor der Dorischen Wanderung bezieht, — Epikaros*), weil sie von Karern bewohnt wurde, für welche Behauptung Strabo den Aristoteles als Gewährsmann angibt. Bei der Dorischen Wanderung in die Peloponnesos nahmen Deiphontes und Agraos, jüngster Sohn des Temenos (*Pausan.* II, 28. VII, 4. Scym. Ch. 532 *τῶν δὲ περὶ τὴν ἀκτήν*, der aber den Namen Agäos schreibt) Besitz von Epidauros und vertrieben den Prokles, Sohn des Pityreus, welcher vom Xuthos, Jon's Sohn, abstammte. Prokles zog mit vielen vertriebenen Epidauriern ab, wandte sich nach Attika und gründete von dort aus die Jonischen Colonien in Kleinasien. Die Dorier aber, welche Epidauros besetzt hatten, gingen darauf unter Anführung des Triakon (Schol. *Pindar.* Ol. VIII, 39) auch nach Ägina über, vertrieben jedoch die Myrmidonische Bevölkerung der Insel nicht, sondern siedelten sich neben derselben an. Allein Dorische Sitten, Gebräuche und Gesetze wurden auf der Insel herrschend (*Paus.* II, 29. *Herod.* VIII, 46. V, 83. *Strab.* VIII. p. 375). Aber auch nach Kleinasien gingen von Epidauros aus Colonisten mit den Dorischen Auswanderern von Megara (*Herod.* VII, 99. *Strab.* XIV. p. 653). Daher sagt Aristeides (ad Rhodios de concord. T. I. p. 839 *Dindorf*): Ihr seid von Alters her Dorier aus der Peloponnes und habt Herakleiden und Asklepiaden zu euren Stammvätern und Königen gehabt.

Es waren aber Epidaurier namentlich nach Kos gegangen, wie dies auch bestätigt wird durch die Übereinstimmung des Asklepiosdienstes in beiden Orten. Die Metropole dieses Cultes war Trikka in Thessalien. Epidauros scheint erst vermittels der kalaureischen Amphiktyonie durch das minyische Orchomenos den Dienst des As-

*) So hat Casaubonus die Lesart *Ἐπίταυρος* emendirt, sich stützend auf Eustath zu Il. II, 561.

Digitized by Google

klepios erhalten zu haben, denn diese Amphiktyonie bestand schon vor der Dorischen Wanderung und Orchomenos behauptete darin den Vorrang. Daß jedoch durch die Dorische Wanderung die Sage von Asklepios eine Umgestaltung erfuhr, erkennt man aus Pausanias (II, 26 vergl. mit *Apollod.* III, 10, 3. Schol. *Pind.* Pyth. III, 15). Denn seitdem wird Asklepios ein Sohn Apollon's genannt und seine Geburt nach Epidauros verlegt. Auf diese Weise, da die Dorier durch ihre Besitzergreifung der Peloponnes eine größere Bedeutung unter den Hellenen gewannen, wurde Epidauros der zweite Hauptort des Asklepiosdienstes und Apollon erscheint seitdem als Lehrer der Asklepiaden in der Heilkunde.

Das Gebiet des kleinen Staats von Epidauros reichte über die ganze Halbinsel von saronischen zum Argolischen Meerbusen, und scheint nach Skylax (51, 55) an jeder dieser Küsten eine Ausdehnung von 30 Stadien gehabt zu haben. Die Kräfte des Staats lassen sich einigermaßen nach Herodot's Angaben beurtheilen, denn zur Schlacht bei Salamis stellten die Epidaurier zehn Schiffe (*Herod.* VIII, 43), zum Treffen bei Platää 800 Mann Landtruppen (*Herod.* IX, 28). Der Tempel des Asklepios lag fünf Millien von der Stadt entfernt (*Liv.* XLV, 28), und wie man aus Pausanias (II, 26. 27) entnehmen darf, an der Straße nach Argos in einem Thale zwischen den Bergen Titthion und Kynortion.

Die Bildsäule des Gottes war aus Elfenbein und Gold (*Paus.* l. c.), welche, wie es scheint (*Strab.* XII. p. 567) von den Römern nach Rom gebracht wurde. Zu den Umgebungen des Tempels gehörten ein Hain und die Tempel mehrer anderer Gottheiten, sowie eine Anzahl Gebäude, unter denen ein Krankenhaus und ein Theater waren. Auch wird noch einer Rotunde, Tholos genannt, gedacht, an deren Säulen viele Votivtafeln aufgehängt waren von Genesenen, mit Anzeigen der Arzeneimittel, durch welche ihnen geholfen war. Das war nämlich die herrschende Sitte in allen Asklepiostempeln (*Strab.* XII. p. 567. VIII. p. 337). (*L. Zander.*)

EPIDAURUS LIMERA — *Ἐπίδαυρος ἡ Λιμηρά.* — Diesen Beinamen mag diese Stadt zur Unterscheidung von dem Argolischen Epidauros erhalten haben. Nach Strabo (VIII. p. 368) erhielt der Ort diesen Namen wegen seiner trefflichen Häfen, denn Limera sei aus Limenera abgekürzt. Allein wir finden sonst nur einen Hafen bei dieser Stadt angegeben (*Scylax* 47, vergl. mit *Pausan.* III, 23). Die Gründung der Stadt wird von Epidauros in Argolis hergeleitet (*Paus.* l. c.). Eine Gesandtschaft, welche von diesem Orte nach Kos geschickt wurde, um dahin eine Asklepiosschlange zu bringen, wurde an die lakonische Küste verschlagen; und da die Schlange aus dem Schiffe hinausprang und sich unweit des Meeres unter die Erde verkroch, so beschloß die Schiffsmannschaft sich dort niederzulassen. Es wurden daher an der Stelle, wo sich die Schlange verborgen hatte, dem Asklepios Altäre erbaut. Man erkennt aus dieser Angabe deutlich, daß Colonialverbindung zwischen den beiden Orten zum Grunde lag. Neben der Stadt erstreckte sich eine Landspitze in die See, welche Minoa hieß, und von Strabo (VIII. p. 368) als eine Feste bezeichnet wird. Dies wird die mit dem Festlande durch eine Brücke verbundene Insel sein, auf welcher jetzt die Stadt Napoli di Malvasia liegt. Bedenkt man diese Lage der Stadt, so möchte es eine große Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß Epidauros zwei Häfen gehabt hat.

Eine dritte Stadt des Namens Epidauros lag an der illyrischen Küste, einige Meilen südlich von Ragusa. Plinius (III, 26, 22) nennt dort ein Epidaurum colonia, Ptolemäus (II, 17) und die Peutinger'sche Tafel ein Epidaurus; allein wir erfahren durch diese Schriftsteller nichts weiter über den Ort. Es mag daher nicht ganz unwahrscheinlich sein, daß die von Polybios (II, 11) im Kriege der Römer mit der illyrischen Königin Teuta im J. 230 vor Chr. Geburt genannte Stadt Arbon an der Stelle der spätern römischen Colonie Epidauros lag. In der nachfolgenden Zeit unter den römischen Kaisern erfahren wir nichts über diesen Ort. Nur über den Untergang der Stadt durch die unaufhörlichen Angriffe der in jene Gegend eingedrungenen Slawen und über die Flucht der Einwohner nach dem im Gebirge liegenden Ort Rausium gibt *Constant. Porphyrog.* De administ. imp. Nachricht. Dadurch erhielt die jetzige Stadt Ragusa ihre Entstehung. (*L. Zander.*)

EPIDELIOS, *Ἐπιδήλιος*, d. h. der auf Delos Weilende, Beiname des Apollo, unter dem er bei Malea einen Tempel hatte, weil seine Bildsäule daselbst angeschwommen war, die ein Krieger vom Heere des Mithridates, das die Insel Delos geplündert, ins Meer geworfen hatte. (*Richter.*)

EPIDELIUM — *Ἐπιδήλιον* — war ein Flecken auf der Westküste Lakoniens, nach Pausanias (III, 23) hundert Stadien vom Vorgebirge Malea an der Grenze des Gebiets von Böa. Strabo (VIII. p. 368) nennt dort ein Heiligthum unter dem Namen Delion, welches dem Orte ohne Zweifel den Namen gegeben hatte. Dieser dem Apollon geweihte Tempel war nach Pausanias' Bericht auf folgende Veranlassung erbaut. Als Menophanes, der Feldherr des Königs Mithridates, sich der Insel Delos bemächtigt und dieselbe auf die roheste Weise hatte ausplündern und verwüsten lassen, wurde ein Bildniß des Gottes, ein altes Xoanon, ins Meer geworfen und trieb hinüber an die Westküste Lakoniens. Dort wurde es gefunden und ihm ein Tempel erbaut, neben welchem seitdem ein Flecken entstand. (*L. Zander.*)

EPIDEMIA, Feste, welche dem Apollo zu Ehren gefeiert wurden, theils zu Delphi, um seine Ankunft daselbst und seine Gegenwart in dem dortigen berühmten Tempel zu ehren, theils auch an andern Orten, welche von solchen Personen gefeiert wurden, die glücklich von einer Reise zurückgekommen waren. (*Richter.*)

EPIDEMIE [1]) nennt man im Allgemeinen den Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der orga-

1) *M. A. Florio*, Della natura de' mali epidemici e modo di curargli. (Ferrara 1587.) *T. Farina*, Ortus et occasus morborum epidemicorum. (Rom. 1672. 12.) *Menzer*, Diss. de morbis epidemicis antiquis. (Basil. 1704. 4.) *Sauvall*, An morbi omnes omnibus fiunt temporibus? diss. (Paris 1706. 4.) *Vater*,

Digitized by Google

nischen Wesen, herbeigeführt durch die Einwirkung der Außenwelt, welches sich zu einer und derselben Zeit oder doch nur in sehr kurzen Zwischenräumen bei einer mehr oder weniger großen Menge derselben in einem bestimmten Raume kund

Diss. de morbis epidemicis. (Viteberg. 1717. 4.) *J. Astruc*, De l'origine des maladies épidémiques et principalement de l'origine de la peste, ou l'on explique les causes de la propagation et de la cessation de cette maladie. (Montpellier 1721.) *Jo. Wilh. Albrecht*, praes. *J. A. Fischer*, Diss. de morbis epidemicis 1727. 32 S. 4. *J. Rogers*, An essay on epidemic diseases and particulary on endemial epidemic of Cork etc. (Dublin 1734.) *Clifton Wintringham*, Commentarius nosologicus, morbos epidemicos et aeris mutationes in Urbe Eboracensi locisque vicinis per XX annos grassantes complectens. (London 1739.) The works of the late Clifton Wintringham, now first collected and published entire by his Son *C. Wintringham*. (London 1752. 2 Vol. Cl. Wintringham, Von den endemischen und epidemischen Krankheiten, nebst einem Auszuge seiner übrigen Schriften, übersetzt und herausgegeben von Joh. Ephr. Lietzau. 2 Thle. (Berlin 1791.) *Ludolff*, Diss. generales de febribus epidemicis conceptus. (Erford. 1753. 4.) *P. T. Navier*, Diss. sur plusieurs maladies populaires. (Chalons 1753. 12.) *Andr. Nann*, Diss. de variis speciebus morborum epidemicorum atque eorum causa, indole et curatione. (Erford. 1758. 4.) *J. Sims*, Observations on epidemical disorders, with remarks on nervous and malignant fevers. (London 1775.) Jacob Sims, Bemerkungen über epidemische Krankheiten, denen einige Anmerkungen über die nerven- und bösartigen Fieber angehängt worden sind. Aus dem Engl. übersetzt von Jo. Wilh. Möller. (Hamburg 1775.) *J. Sims*, Observations sur les maladies épidémiques, avec remarques sur les fièvres nerveuses et malignes; ouvrage traduit de l'anglais par *M. Jaubert*. (Avignon 1778.) *Meyer Leiser Levi* (*Osann*), De morbis epidemicis diss. (Gotting. 1776. 50 S. 4.) *Lepecq de la Cloture*, Collection d'observations sur les maladies et constitutions épidémiques. 3 Vol. (Paris 1776—1778.) Teutsch: Anleitung für Ärzte nach Hippokratischen Grundsätzen epidemische Krankheiten zu beobachten. (Leipzig 1785.) *Le Brun*, Traité théorique sur les maladies épidémiques, dans lequel on examine s'il est possible de les prévoir et quels seroient les moyens de les prévenir et d'en arrêter les progrès? Ouvrage couronnée en 1772 par la faculté de Méd. à Paris. (Paris 1776. 8. 1784. 4.) Teutsch: Theorie über die epidemischen Krankheiten. Aus dem Franz. übersetzt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die erhaltenden und heilenden Naturkräfte des Menschen versehen, von J. C. F. Leune. (Leipzig 1790.) *Raymond*, Mémoire sur les épidémies, dans lequel on recherche particulièrement quels sont les rapports des maladies épidémiques avec celles qui surviennent en même temps et dans le même lieu, et qu'on appelle intercurrentes; quelles sont leur complications et jusqu'à quel point les complications doivent influer sur leur traitement; couroné par la Soc. royale, in Mém. de l'Acad. roy. An 1780. 1781. (Paris 1785. Vol. IV. p. 36 fg. Einzeln Paris 1785. 4.) *Jean Bénoit Zandyck*, Diss. de morbis epidemicis. (Donay [Derbais] 1786. 26 S. 4.) *de la Porte* et *Vicq d'Azyr*, Reflexions sur les maladies épidémiques et sur le plan, que la Société royale de médecine se propose de suivre dans la redaction de leur histoire, in Histoires et Mémoires de la Soc. royale da Méd. de Paris. An 1786. p. 87 fg. Einzeln Paris 1790. 4. *M. Rosa*, De epidemicis et contagiosis acroasis. (Neapol. 1788.) (*Reis*) Traité des principales maladies qui attaquent les peuples. (Paris 1790. (*F. Fernandez*) Trattado de las epidemias. (Madrid 1794. 4.) Phil. Friedr. Hopfengärtner, Beiträge zur allgemeinen und besondern Theorie der epidemischen Krankheiten. (Frankfurt und Leipzig 1795. 168 S.) *William Webb*, Diss. de morbis epidemicis. (Edinburg. 1796.) *Noah Webster*, A brief history of epidemic and pestilentisl diseases, with the principal phenomena of tha physical world, which precede and accompany them, and observations deduced from the facts stated. 2 Vol. (Hartford. 1799. London 1800.) *Don Joaquin de Villalba*, Epidemiologia Española ó historia cronológica de las pestes, contagios, epidemias y epizootias que han accecido en España desde de la venida de los Cartaginenses hasta el año 1801. Con noticia de algunas otras enfermedades de esta especie que han sufrido los Españoles en otros reynos, y de los Autores nacionales que han escrito sobre esta materia, asi en la peninsula como fuera de ella. II Tom. (Madrid 1802.) *J. F. M. Boyer*, Essai sur les épidémies. (Montpellier 1803. 4.) *M. Rochard*, Progr. d'un cours des maladies épidémiques. (Strasbourg 1804.) E. F. W. Heyne, Etwas über Epidemie und epidemisch, in Hanoversch. Magazin. Jahrg. 1805. S. 117—138. *Th. Hancock*, Diss. de morbis epidemicis. (Edinburg. 1806.) Kritische Blätter für die Gesch. der Epidemien. 1. St. (Rudolstadt 1805.) *Bigeon*, Reflexions sur les épidémies, en reponse à quelques observations critiques sur la lettre relative à l'épidémie observée en l'an XII. (Paris 1806.) *J. Adams*, An Inquiry into the laws of Epidemics. (London 1809.) *F. v. Schraud*, De eo quod est in morbis epidemium. (Viennae 1802. 4.) Fr. Schnurrer, Materialien zu einer allgemeinen Naturlehre der Epidemien und Contagien. (Tübingen 1810.) *Schnurrer*, Materiaux pour servir à une doctrina générale sur les épidémies et la contagion, traduit de l'allemand par *J. C. Gasc* et *Henry Breslau*. (Paris 1815.) *Cl. A. Barray*, Mémoires sur les maladies épidémiques. (Besançon 1813.) W. Knoblauch, Epidemion, oder Annalen der Epidemien, Endemien, Contagien, Constitutionen und des Genius der Krankheiten. 2 Hefte. (Leipzig 1815. 1816.) *Ambr. Laennec*, Considérations génerales sur les épidémies. (Paris 1816. 4.) *Ch. Maclean*, On epidemic and pestilential diseases. 2 Vol. (London 1817.) *J. A. F. Ozanam*, Histoire médicale générale et particulière des maladies épidémiques, contagieuses et épizootiques, qui ont regné en Europe depuis les temps les plus reculés et notamment depuis le XIVe siècle jusqu'à nos jours. V Tom. (Paris 1817. II. édit. 1835.) Teutsch: Allgem. und besondere medicinische Gesch. der epidemischen, ansteckenden und enzootischen Krankheiten, die in Europa seit den frühesten Zeiten, besonders seit dem 14. Jahrh., bis auf unsere Tage geherrscht haben. Aus dem Franz. von Dr. H. Brandeis. 1. Bd. (Stuttgart und Tübingen 1820.) *J. B. Traunoy*, Traité élémentaire sur les maladies épidemiques et populaires. (Paris 1819.) *Alex. Morton*, Diss. de febribus epidemicis. (Edinburg. 1822.) *Ant. Bodei*, Questioni di medicina pratico-teorica, tocanti l'origine, la natura ed la terapia de' morbi contsgiosi ed epidemici. Vol. I. (Milano 1822.) *F. M. Foderé*, Leçons sur les épidémies et l'hygiène publique faites à la faculté de médecine de Strasbourg. IV Tom. (Paris 1822.) *J. M. Audibert-Caille*, De l'analogie appliquée à l'étude des épidémies et à la determination des méthodes curatives qu'il faut choisir dans les cas douteux. (Montpellier 1823.) Friedrich Schnurrer, Chronik der Seuchen in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen. 2 Thle. (Tübingen 1823—1825.) *Smith*, Elements of the aetiology and philosophy of Epidemics. (New-York 1824.) *N. Chapman*, Thoughts on the causes phenomena and laws of epidemics, with suggestions for their prevention and suppression, in *Chapman*, Philadelph. Journal of med. and physic. Sciences. Vol. VIII. (1824.) p. 352—390. Vol. IX. (1824.) p. 116—140. 376—398. Vol. XII. (1826.) p. 104—117. *L. J. L. Leprieux*, L'homme considéré dans ses rapports avec l'atmosphère, ou nouvelle doctrine des épidémies. 2 Vol. (Paris 1825.) *N. Poutrain*, De morbis epidemicis in genere. (Gandav. 1826. 14. S. 4.) *J. F. Courhaut*, Mémoires sur les maladies épidémiques contagieuses. (Chalons s. S. 1827. 93 S.) Mart. Wilh. Mandt, Praktische Darstellung der wichtigsten ansteckenden Epidemien und Epizootien in ihrer Bedeutung für die medicinische Polizei. (Berlin 1828.) *Rivedo de Amados*, Mémoire sur les constitutions médicales et les épidémies, in Mém. des hôspitaux du Midi. T. II. 1830. p. 174—183, 295

Digitized by Google

gibt. Insofern wir jedes abnorme Reactionsverhältniß der Organismen im Allgemeinen mit dem Namen Krankheit belegen, wird die Epidemie auch gleichbedeutend mit der epidemischen Krankheit gebraucht, wenngleich richtiger hierdurch die besondere Art des abnormen Reactionsverhältnisses bezeichnet wird. Auf der andern Seite hat man entsprechender das Wort Epidemie auf den Ausdruck des abnormen Reactionsverhältnisses der menschlichen Organismen beschränkt und die epidemische Krankheit als Synonym von Volkskrankheit, wie es auch der Wortbegriff verlangt, betrachtet, während man für das abnorme Reactionsverhältniß bei den Thieren die Benennung Epizootie und bei den Pflanzen, nach Kieser nicht eben passend gebildet, Epiphytozie gebraucht und demgemäß die Lehre von den epidemischen Krankheiten der Menschen Epidemiologie, der Thiere Epizootiologie (unrichtig Epizoonologie), der Pflanzen Epiphytoniologie nennt. Die letztere besteht eigentlich noch gar nicht und auch die beiden übrigen sind eigentlich nur erst in Rudimenten vorhanden, wenngleich Materialien, wenigstens für die Epidemiologie, seit den ältesten Zeiten gesammelt wurden. Der vorzüglichste Begründer der wissenschaftlichen Heilkunde überhaupt, Hippokrates, war auch der Begründer der Lehre von den epidemischen Krankheiten, die er aber nicht von der theoretischen, sondern von der praktischen Seite her zu erfassen suchte. Wie das Hauptmoment der wissenschaftlichen Richtung seiner Zeit darin bestand, die Thatsachen so aufzufassen und darzustellen, daß jeder das ihnen zum Grunde liegende Gesetz selbst aufzufinden im Stande war, wenn er überhaupt das Talent dazu besaß, so ließ auch er sich davon in der Darstellung seiner Beobachtungen über den allgemeinen Bildungsgang der Krankheiten leiten, und wie der Hauptgegenstand jener wissenschaftlichen Richtung zu seiner Zeit in der thatsächlichen Ermittelung des Verhältnisses des Menschen zum großen All, dem Kosmus, bestand, so mußte auch er, getragen von dieser Richtung, nothwendig jenes Verhältniß vom ärztlichen Standpunkte aus in physiologischer wie pathologischer Hinsicht zu ermitteln suchen. Da für ihn aber die Geschichte fast nur leere Blätter darbot, — noch hatte ja keine inhaltsleere Gegenwart den Blick auf die Vergangenheit hingewiesen — so konnte auch er nur der Gegenwart die Beweise für jenes Verhältniß entnehmen, was um so leichter war, da sie eben selbst überreich an beweisenden Facten war; enthüllt ja doch überall selbst die Natur dem sinnigen Forscher ihr Innerstes und sorgt dafür, daß da, wo sie Großes schafft, es nicht an Kundigen fehle, die es zu würdigen wissen. So wurde Hippokrates das fast unübertreffliche Muster des Beobachters epidemischer Krankheiten. Wenn er auch die Lehre davon nicht systematisch zu ordnen vermochte, so stellte er doch fest, daß es eine stationaire Constitution gab und zeichnete mit kräftiger Hand die Jahresconstitution, sowie die durch sie begründeten Krankheiten, indem er zugleich vollständig die Wichtigkeit der einen wie der andern für den Arzt mit dem Blicke eines Sehers erkannte. „Denn wenn man," sagt er de aëre, aquis et locis, „die Abwechselungen der Jahreszeiten nebst dem Auf- und Untergange der Gestirne, wie jedes davon eintreten muß, genau kennt, so wird man auch die bevorstehende Jahresconstitution voraussehen können. Wer auf diese Weise forschend, die Verhältnisse der Jahreszeiten vorhersieht, der muß sich von jeder eine genaue Kenntniß erwerben; in den meisten Fällen wird ihm die Heilung gelingen und bei Ausübung seiner Kunst wird er am wenigsten den rechten Weg verfehlen. Wenn man aber glaubt, daß diese Dinge leere meteorologische Träumereien wären, so wird man nach Ablegung seiner vorgefaßten Meinung einsehen lernen, daß die Sternkunde nicht etwa wenig, sondern im Gegentheile sehr viel zur Ausübung der Medicin beitrage. Denn der Darmkanal wie die Eingeweide des menschlichen Körpers ändern sich zugleich mit den Jahreszeiten." Daß in der Luft das vermittelnde Moment für die Entstehung der epidemischen Krankheiten liege, war dem Hippokrates wohl bekannt, aber es entging ihm auch nicht, daß sie es nicht für sich allein war, sondern, daß noch ein unbekanntes Etwas, ein Unerforschliches (θεῖον)[2] hinzukommen müsse, um eine Epidemie zu erzeugen. Seine Beobachtungen enthalten außer dem bereits Genannten und den Aphorismen vorzugsweise die Bücher von den epidemischen Krankheiten, von denen zwar nur das I. und III. ihn wirklich zum Verfasser hat, die übrigen aber gewiß zum großen Theil aus seinen gesammelten Materialien entstanden sind, wenn schon seine nächsten Nachfolger sicher auch manches aus dem Schatze ihrer eigenen Erfahrung hinzugethan haben mögen. Ist uns aus der folgenden Zeit auch wenig oder nichts erhalten worden, so zeigt doch schon die Angabe des Plinius, daß die Epidemien sich von Osten nach Westen verbreiten, daß man bei dem Studium dieser Krankheiten über die Gegenwart hinausgegangen war und die Vergan-

298. *Lassis*, État de la science, relativement aux maladies épidémiques. (Paris 1831.) J. J. Sachs, Allgemeine Lehren von den epidemischen und ansteckenden Krankheiten, insbesondere der Cholera. (Berlin 1831.) S. L. Steinheim, Bau- und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemien und ihrer Verbreitung. 3 Hefte. (Altona 1831—1832.) J. D. Brandis, über den Unterschied zwischen epidemischen und ansteckenden Fiebern. (Kopenhagen 1831.) *Beaumont*, Conjectures sur la formation et la multiplication des épidémies actuelles. (Paris 1832.) G. M. Sporer, Versuch einer systematischen Darstellung der fieberhaften Volkskrankheiten. (Wien 1833.) *Ph. Duvivier de St. Hubert*, traité philosophique des maladies épidémiques. (Paris 1836.) *L. Marchant*, Esquisse sur l'étude et les causes des grandes épidémies. (Paris 1836. 48 S.) C. Manicus, Allgemeine Bemerkungen über die Natur und Verbreitung der Epidemien, in Pfaff's Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Pharmacie. 4. Jahrg. 1836. 7. und 8. Heft. S. 1—21. C. L. H. Lebenheim, über die Volkskrankheiten und deren Behandlung. (Hamburg 1836.) *Monneret*, Considérations générales sur les épidémies. Diss. (Paris 1833. 4.) H. Häser, historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. 1. Th. (Dresden und Leipzig 1839.) Vergl. außerdem Kieser's System der Medicin. 1. Bd. und Stark's allgemeine Pathologie.

2) *C. P. Gesner*, praes. *G. G. Richter*, Diss. de divino Hippocratis. (Gotting. 1739. 4.) *Ch. L. Moegling*, resp. *C. G. Pichler*, Diss. s. divinum Hippocratis in morbis epidemicis malignis. (Tubing. 1758. 4.)

Digitized by Google

genheit mit ihr verglichen hatte. Freilich mag sich das Meiste, was man zu leisten vermochte, nur auf das Commentiren der Hippokratischen Schriften beschränkt haben, was insofern sein Gutes hatte, als dadurch die Lehre von den Epidemien auch theoretisch, wenn auch nur für einzelne Punkte nach und nach ausgebildet wurde, wie dies namentlich von Galenus geschehen ist. Die Araber bemächtigten sich zwar der Hippokratischen Ansichten, daß die Luft die Hauptrolle bei der Entstehung der Epidemien spiele und der Lauf der Gestirne einen nicht unbeträchtlichen Antheil daran habe, legten aber zu viel Gewicht auf den letztern Punkt und geriethen so in das Gebiet der astrologischen Träumereien, welches jede anderweitige Beobachtung verschlang und so den Fortschritt der Lehre von den Epidemien fast für ein halbes Jahrtausend hemmte, was um so mehr zu bedauern, da grade in jener Zeit die gewaltigsten Epidemien die Völker heimsuchten. Das neu erwachte Studium der griechischen Literatur trat zwar auch dieser Richtung entgegen, war aber noch lange zu kraftlos, um ihm die gehörige Stelle anweisen zu können, um so mehr, als man sich fast allein darauf beschränkte, theils auf eine sehr nüchterne Weise die Schriften des großen Weisen von Kos zu commentiren, theils seine Lehren mit den herrschenden astrologischen Ansichten in Einklang zu bringen (Cardanus, Valesius, Mercurialis, de Heredia). Auch war die Zahl jener gelehrten Ärzte zu gering gegen den Troß gewöhnlicher Curirer, die mit dem großen Haufen in den Epidemien nur eine Zuchtruthe Gottes sahen und jeden Versuch einer natürlichen Erklärung für Ketzerei auslegten; dazu kam noch, daß man beinahe alle und jede epidemische Krankheit mit dem unglücklichen Namen Pest belegte, wodurch jede nähere Unterscheidung unmöglich gemacht und somit auch das überreiche Material, welches die Epidemien des 14., 15., 16. Jahrh. darbieten, kaum jemals gehörig benutzt werden kann. Außerdem hatte der seit Jahrhunderten herrschende Particularismus in der Medicin jede höhere Auffassung des Verhältnisses des Menschen zum großen All beinahe ganz vernichtet, bis die Ahnung davon in dem freilich in mehr als einer Hinsicht confusen Paracelsus wieder aufdämmerte, ohne daß er jedoch, allerdings zum großen Theil durch eigne Schuld, von seinen Zeitgenossen verstanden worden wäre. Nicht wenig trug endlich die in jener Zeit sich eigentlich erst gestaltende Lehre von der Ansteckung, um welche sich besonders Fracastori und Palmarius verdient machten, dazu bei, eine richtige Ansicht von den Epidemien zu erschweren, da man bald dahin gelangte epidemische und ansteckende Krankheiten für identisch zu erklären. Endlich kam man zu der Überzeugung, daß man aus diesem, sowie aus dem Wirrwarr überhaupt, in den die Medicin gerathen war, nur dadurch herauszukommen vermöge, wenn man den von Hippokrates betretenen Weg wieder befolge, und so sehen wir denn außer durch Fernelius (1497—1558) und Forestus (1520—1597) besonders durch Ballonius (1538—1616) und vor allen durch Sydenham (1624—1689) eine neue Ära für die Lehre von den epidemischen Krankheiten hereinbrechen. Zwar begnügte man sich vorzugsweise damit, die vorkommenden Epidemien in echt Hippokratischem Sinne aufzuzeichnen, allein man ging auch einen Schritt weiter und namentlich war es Sydenham, der die bedeutsame Lehre von der stationären und epidemischen Constitution schuf; indessen geschah auch dies nur von der praktischen Seite her und die Theorie konnte sich derselben noch nicht bemächtigen, da die Geschichte sich noch nicht des Materials bemächtigt hatte. In England schritten Morton, Hurham, Mead, Pringle und Grant auf der von Sydenham betretenen Bahn weiter; in Italien Baglivi, Ramazzini, Lancisi; in Teutschland von Boerhaave angeregt, van Swieten, de Haen und Stoll; in Frankreich, wo in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Lepecq de la Cloture glänzte, suchte vor allen die pariser Gesellschaft der Ärzte mit dem größten Eifer die Materialien zu sammeln, von denen jedoch nur ein kleiner Theil in den Zeitschriften veröffentlicht ward, der größere aber noch jetzt unbenutzt in ihrem Archive sich niedergelegt befindet, da die Arbeiten einer besonders dazu niedergesetzten Commission unter de la Porte und Vicq d'Azyr durch die Revolution unterbrochen wurden. In der neuern Zeit hat die Akademie zwar den Gegenstand wieder aufzunehmen beschlossen, allein die dazu bestimmte Commission scheint bis jetzt nicht weiter als zu einer allgemeinen, fast nur nominellen oder numerischen, Übersicht gelangt zu sein. Villeneuve erzählt in seinem Bericht, daß von 1771—1830, also innerhalb 60 Jahren, 900 Berichte von Epidemien veröffentlicht seien, aus 73 französischen Departements, und 1160 seien an die Akademie eingesandt. Auf diese Weise war die Zahl der Monographien über einzelne epidemische Krankheiten nach und nach bis in das Ungeheuere angewachsen, wozu besonders die Faulfieberepidemien, welche in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschten, nicht wenig beitrugen; aber nur hier und da hatte man in Dissertationen den Versuch gemacht, einige allgemeine Resultate zusammenzustellen und somit auch theoretisch die Lehre von den Epidemien im Allgemeinen näher zu begründen. Die ersten selbständigen Schriften lieferten Le Brün und Raymond, denen sich in Teutschland Hopfengärtner anschloß; allein viel vermochten sie nicht zu leisten, da der geschichtliche Boden, auf dem sie fußten, zu geringen Raum umfaßte. Endlich ließen die Verheerungen, welche das gelbe Fieber in Amerika anrichtete, Noah Webster den kühnen Entschluß fassen, die zerstreuten Materialien zu einer Geschichte der Epidemien zusammenzustellen und hieraus eine Anzahl festbegründeter Schlüsse zu ziehen; allein obgleich sein Werk in England sogleich einen Nachdruck erlebte, so konnte es sich doch nur einen mehr als beschränkten Kreis von Lesern erwerben, der größte Theil der Exemplare erlitt ungelesen das Schicksal der Makulatur und das Buch ist somit jetzt zu den Seltenheiten zu rechnen. Nicht besser ging es der auf gleiche Veranlassung verfaßten Schrift von Villalba, und beide sind den teutschen Ärzten fast erst durch Schnurrer's Werk dem Titel nach bekannt geworden, wenngleich auch sie durch die Furcht vor dem Weiterdringen des gelben Fiebers von Spanien her zu einem sorgfältigern Studium der Lehre von den Epidemien lebhaft angeregt, und das durch Cullen und Brown hereinbrechende

Digitized by Google

theoretische Zeitalter der Medicin, als dessen Blüthe sich die naturphilosophische Schule darstellte, auch in dieses Chaos Licht zu bringen versucht wurde. Die ersten Früchte der neu beginnenden, durch Hoyfengärtner eröffneten, theoretischen Richtung erhielten wir in Benditsch Untersuchungen über die herrschende Constitution, Wolsart über den Genius der Krankheiten und Schraud's kleiner Schrift; allein auch sie basiren sich meistens nur auf die Erfahrungen der Gegenwart. Das jetzt einmal Angeregte wurde durch die Typhusepidemien zu Anfange unsers Jahrhunderts, und die auffallende Umgestaltung des Genius epidemicus mächtig gefördert, und so konnte es nach Lentin's, Wittmann's, Huseland's, Autenrieth's und Harleß' Bemühungen der geniale Kieser wagen, freilich oft mehr ahnend, als durch sichere historische Facten beweisend, die Lehre von den Epidemien in ihren Grundzügen in dem ersten Bande seines Systems niederzulegen, die noch jetzt das Gediegenste sind, was wir besitzen, obgleich leider nur ein mehr als kleiner Theil der Ärzte von ihnen Kenntniß nimmt. Nicht besser erging es Schnurrer, der nur einen Theil seines, bei allen Mängeln im Einzelnen großartigen Werkes zu vollenden vermochte; geringern wissenschaftlichen Werth haben die mehr compilatorischen Werke von Ozanam und Fodéré, weshalb sie um so leichter das Schicksal mit den übrigen theilten, denn nur zu bald erkaltete der kaum belebte Eifer. Da erschien endlich die Cholera und rüttelte die Ärzte gewaltsam aus ihrem sorglosen Schlummer; vergebens mühte sich die herrschende Theorie ab, eine Erkenntniß zu affectiren, wie sehr sie sich auch wandte und sträubte, die Misgriffe, die sie jeden Augenblick beging, zwangen sie endlich zu dem Geständnisse, daß sie führerlos auf unbekannten Wegen wandle und sie bei ihren kühnen Sprüngen eine Lücke hinter sich gelassen, die nicht so leicht auszufüllen war. Da die Gegenwart so wenig der Hilfe bot, mußte man schon seinen Blick auf die Vergangenheit richten, und so erhielten erst jetzt die Bemühungen früherer Gelehrten die ihnen längst gebührende Anerkennung. So reich aber auch an Zahl die Literatur sich jetzt gestaltete, so gering an Inhalt ist der größere Theil dieser ephemeren Productionen, da die durch die dringende Gefahr gebotene Hast nur das einem jeden zunächst Liegende aufzuraffen zwang, und dann traf es meistens nur einen einzelnen für den Staat zwar sehr wichtigen, für die Kunst aber nur untergeordneten Punkt, das Verhältniß des Contagiums zur Epidemie, das der größere Theil der Ärzte, bornirt genug, aus den in der Gegenwart so unsicher gebotenen Daten festsetzen zu wollen sich anmaßte. So schnell wie der Eifer für die Ausbildung der Lehre von den Epidemien erwacht war, ebenso schnell verlor er sich auch bei den meisten Ärzten wieder, denn mit dem letzten begrabenen Cholerakranken wurde auch das Interesse für die Krankheit und die Epidemien überhaupt begraben. Vergebens suchte Hecker durch seinen zeitgemäßen Aufruf dieses Interesse für die Dauer zu fesseln, nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil schloß sich seinen verdienstvollen Bemühungen an, da die Meisten ohne das Feld zu bebauen und zu besäen ernten wollen. Auch der von Hecker betretene Weg, soviel Verdienstliches er auch bereits gefördert hat, kann nicht zum Ziele führen, da man zu wenig darauf bedacht ist, aus der Masse des Einzelnen bestimmte Resultate für die Lehre von den Epidemien im Allgemeinen zu gewinnen, und das rein Historische das Pathologisch-Physiologische zu sehr in den Hintergrund drängt. Grade darin liegt eben der Grund, warum so wenige Ärzte sich mit dem Studium der historischen Pathologie befreunden, weil ihnen in dem bisher Geleisteten zu wenig der praktische Nutzen in die Augen springt. Unendlich viel ist demnach hier noch zu thun übrig. Aber nicht leicht ist das Geschäft derartiger Untersuchungen und nur mühsam, nach den angestrengtesten Studien, wird hier eine Fußbreite Landes gewonnen. Die Sprache aller Völker und Zeiten muß dem Geschichtsforscher zu Gebote stehen; nicht blos die Werke der Fachgenossen sind mit kritischem Auge zu durchmustern, sondern auch die Jahrbücher aller Zeiten, Völker, Städte und selbst einzelner Menschen müssen sorgsam geprüft werden, Astronom und Physiker uns ihr Wissen überlassen, ja sogar die Klagen der Moralisten dürfen nicht ungehört verhallen. Das kann aber nicht eines Menschen Werk sein, dazu gehören Hunderte von schaffenden und sammelnden Händen, die von einem Geiste beseelt nicht Luftblasen, sondern Werkstücke dem aufzuführenden Gebäude darbringen. Zwei Aufgaben sind vorher zu lösen, wenn anders die Lehre von den Epidemien jemals mehr als eine nur zu lockere Verbindung von Bruchstücken darbieten soll; wir müssen eine geographische Nosologie und eine wirkliche Geschichten der Epidemien, wie der epidemischen Constitutionen besitzen; so lange aber diese uns fehlen, kann es keine auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machende Lehre von den Epidemien geben. Hieraus mag der Leser selbst den Maßstab zur Beurtheilung der folgenden Darstellung entnehmen.

Nähere Bestimmung des Begriffes von der Epidemie. Wir haben oben die Epidemie bezeichnet als den Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der organischen Wesen, herbeigeführt durch die Einwirkung der Außenwelt, welches sich zu einer und derselben Zeit oder doch nur in sehr kurzen Zwischenräumen bei einer mehr oder weniger großen Menge derselben in einem bestimmten Raume kund gibt; indessen bedarf diese ganz allgemeine Definition noch einer nähern Bestimmung, wenn sie als erschöpfend betrachtet werden soll. Zunächst haben wir den Begriff der Außenwelt hier näher festzustellen. Außenwelt nennen wir im Bezug auf den Organismus allerdings alles, was außer ihm befindlich ist, allein hier verstehen wir nur das allgemein ihn Umgebende, dessen Vehikel die Luft ist, sodaß namentlich der Boden, auf welchem sich der Organismus befindet, ausgenommen ist, welcher nur insofern in Betracht kommen kann, als er eine Einwirkung auf dies auch sie umgebende Medium, die Luft, auszuüben im Stande ist, und auch dann weniger auf die Entstehung einer Epidemie im Allgemeinen als vielmehr auf die Form und den Verlauf derselben von Einfluß ist. In gleichem Verhältnisse steht die Lebens- und Nahrungsweise des Volkes zur Epidemie, welche zusammen mit der Einwirkung des Bodens die Endemie

Digitized by Google

und endemische Krankheit (s. d. Artikel) setzen. Die Luft an und für sich bringt aber, wie wir nachher sehen werden, noch keine Epidemie hervor, sondern nur eigenthümliche Beschaffenheiten derselben, deren Grund außerhalb, in kosmischen Verhältnissen, liegt, welche nicht den normalen und gewöhnlichen Gesetzen gemäß auftreten, nicht z. B. durch den normalen Gang der Jahreszeiten herbeigeführt werden, obschon man auch auf die hierdurch veranlaßten Krankheiten den Ausdruck Epidemie angewendet und dadurch mancherlei Verwirrungen hervorgerufen hat. Demnach haben wir die Epidemie als den Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der organischen Wesen durch die Einwirkung einer ungewöhnlichen, durch kosmische Einflüsse herbeigeführten Luftbeschaffenheit, welche wir mit dem Namen epidemische Luft-Constitution belegen, hervorgerufen, zu definiren. Indem wir eine solche Luftbeschaffenheit als ungewöhnlich bezeichnet haben, ist es zugleich ausgesprochen, daß sie nur temporär sein kann, und hiermit in Beziehung steht es, daß die Epidemie einen Anfang und ein Ende, ebenso wie einen Zeitpunkt der Höhe haben muß, die epidemische Krankheit also in ihrem Verlaufe in der Masse der befallenen Organismen ein Gesammtbild darstellt, welches ein Analogon des Verlaufs der Krankheit in dem Individuum darbietet, gleichsam die Krankheit in vergrößertem Maßstabe darstellt. Dies durch die Epidemie dargestellte Gesammtbild ist nicht blos in Bezug auf die endemischen, sondern auch für andere zufällig entstehende, intercurrirende Krankheiten ein charakteristisches Unterscheidungszeichen, worauf zuerst Sydenham aufmerksam machte, da die Alten, namentlich Hippokrates, nichts von solch einem, gleichwol überall sich beständigenden, Gesetze gewußt zu haben scheinen. Es gibt eine nicht geringe Anzahl von Krankheiten, die den Epidemien im Übrigen vielfach ähnlich sind, denen aber dieses charakteristische Unterscheidungsmerkmal durchaus mangelt, und die deshalb auch aus der Zahl der epidemischen gestrichen werden müssen. Es können sich z. B., sagt Schnurrer (Materialien S. 13), die Bewohner einer Stadt bei einer öffentlichen Veranlassung zugleich in großer Anzahl der kalten Abendluft aussetzen, den Tag darauf können Katarrhe und Halsentzündungen allgemein werden, oder es können Soldaten, die sich gemeinschaftlich der Witterung und allen ihren übrigen Strapazen aussetzen, nach einem Gefechte unter freiem Himmel schlafen, dabei sehr durchnäßt werden und nach ein Paar Tagen ziemlich allgemein von der Ruhr befallen werden, wie dies Pringle beobachtete, welcher (Beobachtungen über die Krankheiten der Armee, übersetzt von Brande. S. 295) ausdrücklich dabei bemerkt, daß in diesem Falle die Krankheiten der einzelnen Individuen in ihrem Totalverlauf kein allgemeines Bild der Krankheit darstellten, sondern es sei nur ein Aggregat vieler einzelnen Krankheiten gewesen. Auffallend ist es daher, wie der gelehrte Harleß (Handbuch der ärztlichen Klinik 1. Bd. S. 479) dieses Merkmal als charakteristisch verwerfen und die daſselbe anerkennenden Ärzte, wie Schnurrer, tadeln und fragen konnte: warum sollen solche und ähnliche Krankheiten, die aus gleicher Ursache einen großen Theil der Einwohner einer Stadt oder eines Districtes zugleich befallen, nicht auch epidemisch heißen? Freilich, sagt er, können und werden solche mehr nur zufällig und terrestrisch-epidemische Krankheiten in einigen Hauptmomenten sich immer von den atmosphärisch-epidemischen, welchen ein gewisses atmosphärisch verbreitetes Miasma zum Grunde liegt, unterscheiden; aber man ist deswegen doch nicht berechtigt, diese letzteren, wenn sie auch immerhin die vollkommnere und die wichtigste und einflußreichste Classe von Epidemien bilden, als die einzigen Krankheiten dieses Namens aufzustellen." Eine solche Berechtigung ist nun allerdings nicht nur vorhanden, sondern man muß sich ihrer auch nothwendig bedienen, wenn man nach größerer Klarheit in der Lehre von den Epidemien strebt, welche durch jede fremdartige Beimischung verhindert wird. Darum, daß jene Krankheiten, welche wir syndemische nennen, Ähnlichkeit mit den Epidemien haben, sind sie noch nicht zu den Epidemien selbst zu rechnen, sonst müßte das Erbrechen, welches die Ärzte zufällig an einem Tage bei einer vielleicht nicht unerheblichen Menge von Kranken in einer Stadt oder Gegend durch Arzneimittel herbeiführten, auch eine Epidemie sein. Das Räumliche und Zeitliche ist für die Epidemie allerdings von geringerem Gewichte, eben, weil es auch für andere nicht eigentlich epidemische Krankheiten in Anspruch genommen wird; indessen darf es doch in der Definition nicht fehlen, ebenso wenig eine bestimmte Menge von Individuen, die sich freilich nicht durch die Zahl begrenzen läßt. Daß Einheit der Zeit und des Raums nothwendig ist, steht man daraus, daß z. B. in einem heißen Sommer in den verschiedensten Gegenden und Ländern eine bedeutende Menge Menschen von Apoplexie befallen werden können, ohne daß diese Fälle in einem weitern Zusammenhange stehen, mithin auch keine Epidemie begründen können, und dies zwar um so weniger, je größere Zeitabschnitte zwischen den einzelnen Erkrankungen stattfinden. Die Zahl der Kranken an und für sich kann schon deshalb nicht allein entscheiden, da im Anfange und zu Ende jeder Epidemie gewöhnlich nur wenige erkranken, und gleichwol die Epidemie bereits vorhanden ist, und selbst auf der Höhe wird keineswegs immer die Mehrzahl der Individuen wirklich krank, wenn schon der größere Theil auf irgend eine Weise den Einfluß des Genius epidemicus empfindet. Fast nur die Influenza scheint mit einem Male den größten Theil der Bewohner eines Ortes zu befallen, dafür ist aber auch ihr Gesammtbild weniger in kleinerem Raume, sondern meistens nur in der Gesammtmasse der Gegenden, die sie durcheilt, zu erkennen, und die einzelnen Orte stellen hier gleichsam die Individuen vor, weshalb man sie auch nicht mit Unrecht als das Muster der epidemischen Krankheiten bezeichnet hat. Werden alle oder doch die meisten Individuen derselben Species und Gattung in einer bedeutenden Anzahl von Orten eines oder gar mehrer Welttheile von der epidemischen Krankheit befallen, so nennt man dies eine Pandemie oder Weltepidemie, und wenn daran eine bedeutende Menge der erkrankten Organismen zu Grunde gehen, Weltseuche, da man überhaupt die mit zahlreichen Todesfällen verbundenen Epidemien Seuchen nennt, wofür die ältern Ärzte den Namen Pest gebrauchten, was zu einer Menge von Irrthümern

Digitized by Google

Veranlassung gegeben hat. Scaliger nannte die endemischen Krankheiten morbos populares, die epidemischen dagegen morbos vulgares oder vulgivagos; Fr. Hoffmann setzte die epidemischen Krankheiten den sporadischen und die pandemischen den endemischen entgegen, was aber schon Sennert als unstatthaft bezeichnet hatte. Endlich haben wir noch den hier in Betracht kommenden Begriff der Reaction der Organismen näher ins Auge zu fassen. Reaction nennen wir die Art und Weise, wie der Organismus sein Thätigsein gestaltet, um die von Außen eindringende Schädlichkeit fern zu halten, oder die bereits eingedrungene zu entfernen. Je allgemein wirkender die Schädlichkeit ist, desto allgemeiner muß auch der Organismus an der Reaction Theil nehmen. Der Repräsentant der allgemeinen Thätigkeit des Organismus ist aber das Blut, das beständig Thätige die Blutbewegung; da nun die epidemischen Einflüsse durchaus allgemein einwirkende sind, so müssen auch durch sie allgemeine Reactionen des Organismus hervorgerufen werden, mithin die epidemischen Krankheiten sämmtlich mit Fieber verbunden sein, und da keine fieberhafte Krankheit einen chronischen, vielmehr stets einen acuten Verlauf nimmt, so müssen auch die epidemischen Krankheiten einen acuten Verlauf zeigen. Dieser acute Verlauf ist sowol in dem einzelnen Krankheitsfalle als auch in der ganzen Summe der Krankheitsfälle der einzelnen Ortschaften und Districte, also in der ganzen Epidemie als Gesammtbild der Reaction wahrzunehmen. Abnorm ist jene Reaction aber in Bezug auf die befallenen Individuen insofern, als sie dasselbe aus dem gewöhnlichen Kreise der zum gesunden Leben nöthigen Functionen herausreißt und ein fremdartiges Wechselverhältniß der Organe hervorruft, während die Reaction in Bezug auf die epidemischen Einflüsse ganz gesetzmäßig erfolgt, also von dieser Seite normal zu nennen wäre. Fassen wir das Gesagte zusammen, so werden wir die Epidemie definiren als den „Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der menschlichen Organismen in Gestalt einer acuten, fieberhaften Krankheit, welche, hervorgerufen durch die Einwirkung einer ungewöhnlichen, durch kosmische Einflüsse herbeigeführten Luftbeschaffenheit, eine bestimmte Menge von Individuen in einem größern oder kleinern Raume mehr oder weniger gleichzeitig oder doch in einer unmittelbaren Aufeinanderfolge befällt, an den befallenen Individuen, wie im Ganzen einen bestimmten, regelmäßigen Verlauf zeigt, und dann nach einer bestimmten Zeit so lange wieder verschwindet, bis sich abermals die zu ihrer Entstehung nothwendigen Bedingungen erzeugen." Hieraus geht also hervor, daß wir die Epidemie mit der epidemischen Krankheit im Allgemeinen identificiren, denn die besondere epidemische Krankheit ist die besondere Form des Ausdrucks der Reaction, und sie namentlich von der epidemischen Constitution unterscheiden, die so häufig mit der Epidemie verwechselt wird, was zu einer Menge Verwirrungen Veranlassung gegeben hat, wie sich dies späterhin ergeben wird.

Ätiologie der Epidemie [3]). Sowie zu dem Zustandekommen einer jeden Krankheit, so wird auch zu dem Zustandekommen einer Epidemie eine besondere Disposition der Organismen erfodert, welche wol von der allgemeinen Receptionsfähigkeit der schädlichen Einflüsse überhaupt zu unterscheiden ist. Diese Disposition ist aber nach zwei Richtungen hin verschieden, je nachdem sie die Quantität oder Qualität der Reaction bestimmt, was früher fast ganz außer Acht gelassen ward; denn obgleich bereits Raymond und Wittmann diesen Unterschied kannten, so war es in der neuern Zeit doch erst Fuchs, welcher ihn ausführlicher begründete. Die Richtung der Quantität der Reaction und somit der Krankheit, drückt ihren Charakter aus, und wir belegen sie mit dem Namen des Genius epidemicus [4]), während die Richtung der Qualität die

3) *L. Meyssonier*, De abditis *ἐπιδημίων* causis paraenetica ventilatio. (Lugdun. 1641. 4.) *Jac. Moody*, De febrium epidemicarum communium causis et formis diss. (Edinburg. 1772.) *E. Rosenblad*, Diss. de causis morborum epidemicorum generatim. (Lundin. 1775.) *C. A. Eichelberg*, Diss. de causis phaenomenorum quae observantur in progressione morborum epidemicorum. (Neomag. 1776.) *Fr. Adolph Weise*, Diss. de causis epidemiarum generalioribus. (Halae 1797. 27 S.) (D. J. Friedländer) Versuch einer Auflösung des Stoll'schen Problems: Wie kann ein und derselbe Krankheitsstoff in der Luft verschiedene Krankheiten, die durch einerlei Mittel gehoben werden, hervorbringen? (Breslau 1797.) *Jean Louis Perrier*, Diss. sur les causes et sur les moyens préservatifs des maladies épidémiques. (Paris 1813. 84 S. 4.) *Th. Forster*, A brief inquiry into the cause and mitigation of pestilential fever, and into the opinion of the ancients respecting epidemical diseases. (London 1818.) *John O'Regan*, Diss. de causis febrium epidemicarum. (Edinburg 1822.) *S. Lassis*, Causes des maladies épidémiques, moyens de les prévenir et d'y remédier; avec quelques reflexions sur l'épidémie d'Espagne. (Paris 1822.) *J. A. Dupeau*, Quaenam sunt morborum epidemicorum causae? (Paris 1828. 4.) J. C. A. Biermann, Über das Wesentliche und Ursächliche epidemischer und contagiöser Krankheiten im Allgemeinen, in dessen Abhandlungen naturhistorischen, gerichtlichen und medicinischen Inhalts. (Leipzig 1828.) *G. Clymer*, Diss. on causes of epidemic diseases. (Philadelph. 1828.) *E. L. Brown*, Diss. on causes of malignant epidemics. (Philadelph. 1829.) *Bachoué de Loustalot*, La cause des épidémies devoilée, ou experiences tout à fait concluentes sur l'art d'assainir les hospitaux, les camps, les prisons, les palais, les vaisseaux, les habitudes particulières à la ville et à la campagne, les voitures publiques et de préserver infailliblement les nations du choleramorbus, de la peste, de la fièvre jaune et en général de tout fléau épidémique. Travail confirmatif de la découverte de la médecine physico-dynamique et destiné à renverser tous les sophismes de l'école dite physiologique ou d'irritation et de physique actuelle sur les attributs de la matière de l'homme et de la matière universelle. (Paris 1831.) *Alibert*, Sur les causes secrètes des épidémies, in Revue médicale 1833. T. I. und IV. *C. H. Neubert*, De morborum epidemicorum notione et causis. Diss. (Lipsiae 1835.) *Latour-Marliac*, Opinion sur les causes qui produisent les maladies épidémiques. (Paris 1837.) *Holt Yates*, On the causes of epidemic fever in the metropolis, especially among the labouring classes. (London 1838.)

4) Wittmann, über stehende Constitution in medicinisch-praktischer Hinsicht, in Harleß' Rhein. Jahrbüch. 4. Bd. 1. St. S. 80—118. Supplementband zu dem 1. und 4. Bde. (1822.) S. 33—57. Fuchs, Bemerkungen über Krankheitsgenius, Krankheitsconstitution und pandemische Krankheiten in ihrem gegenseitigen Verhalten, in Heidelberger klinische Annalen. 10. Bd. (1834.) S. 161—206. Dr. Martin Gelgel, Untersuchungen über Entste-

Digitized by Google

Form der Reaction und somit der Krankheit bestimmt, und als epidemische Constitution[5]) zu bezeichnen ist. Die frühern Ärzte haben nicht nur Genius epidemicus und Constitutio epidemica promiscue gebraucht, sondern auch die eigenthümliche Luftconstitution, welche die veranlassende Ursache der epidemischen Constitution abgibt, mit diesem Namen belegt, wodurch eine grenzenlose Verwirrung entstanden ist, welche eine klare Einsicht in die ätiologischen Verhältnisse der Epidemien fast zur Unmöglichkeit gemacht hat. Was nun zunächst den Genius epidemicus betrifft, so verstehen wir darunter im Allgemeinen die Disposition zu einem bestimmten Grade der Reaction, welche der Organismus der Bewohner ganzer Gegenden und Länderstriche gegen die auf ihn eindringende Schädlichkeit hervortreten läßt; es ist der Ausdruck der in der Gesammtheit eines Volkes allgemein verbreiteten Stimmung der Lebenskraft, welche wie jede Reaction nur in einer dreifachen Richtung, der sthenischen, asthenischen und erethischen, möglich ist. Da indessen der erethische Charakter der normale, mit der Gesundheit zusammenfallende ist, so tritt er, wenn nicht grade wirkliches Kranksein erfolgt, in den Hintergrund, und wird gewöhnlich deshalb übersehen oder nicht als der Ausdruck eines epidemischen Einflusses betrachtet, sodaß in der Regel nur von dem sthenischen und asthenischen Genius die Rede ist. In der That kann sich auch der erethische Charakter im Großen keiner lange bemerkbaren Dauer erfreuen, da er eben Indifferenzpunkt ist und jedes Gleichgewicht der Kräfte nur kurze Zeit anhält, um zu dem Mehr oder Weniger überzugehen. Die Zeit der Herrschaft des Genius epidemicus erethicus ist daher auch mehr die Zeit des Schwankens, man möchte sagen der Charakterlosigkeit der Gesammtmasse der Krankheiten, während die Individualität allerdings in vieler Beziehung deutlicher hervortritt, jedoch auch hier mehr örtlich als allgemein, daher denn auch die Gelegenheit zum Studium der örtlichen Krankheiten vorzüglich günstig ist, indem selbst sonst als allgemein auftretende Krankheiten eine große Neigung zeigen, sich zu localisiren, sodaß man in Versuchung geräth, jede allgemeine Krankheit zu leugnen. Die Erfahrungen der neuern Zeit haben dies auf das Unwidersprechlichste bewiesen. Seit dem J. 1825, wo der sthenische Genius epidemicus sein Ende erreichte, ist ein deutliches Schwanken zwischen ihm und dem asthenischen Genius bemerkbar, jedoch besonders bis zum J. 1830 mit größerer Neigung zum sthenischen, seit der Zeit aber zum asthenischen, und daraus erklärt sich auch das Schwanken der Ärzte in ihren pathologisch-therapeutischen Ansichten; in Verlegenheit sind alle Ultras gerathen, und so trotzig sie auch dagegen ankämpften, ihre Consequenz wurde erschüttert, die Zeit der Regeln schien vorüber und die Berücksichtigung der Ausnahmen gewann die Oberhand, die Empirie sang Siegeshymnen, der Kundige aber wußte, daß diesem Rausche bald das Wimmern der Verzweiflung folgen mußte, das auch, grauenvoll genug, zur Zeit der Cholera aus allen Weltgegenden her ertönte; und in der That befindet sich Niemand in verzweiflungsvollerer Lage, als der Empiriker und Routinier in der Zeit, wo der Genius morborum zwischen sthenisch und asthenisch schwankt, denn er kennt nur eine gewohnte Reihenfolge der Recepte, die er mit eiserner Consequenz verfolgt, und sein Wissen ist aus, wenn er diese Bahn verlassen soll; er zieht dann die Recepte wie Lotterieloose, sich dem Glücke überlassend, das ihm freilich bei gewöhnlichen Krankheiten oft günstig ist, denn der erethische Charakter läßt die Heilkraft der Natur am freiesten walten; gefährlichen Krankheiten, besonders epidemischen, wie die Cholera, gegenüber ist er rath- und glücklos, denn obgleich Allgemeinheit in der Grundform herrscht, tritt doch die Individualität des Kranken auf das Mächtigste hervor und stellt dem Arzt ein Labyrinth dar, aus welchem nur der wahrhaft philosophisch gebildete Arzt den Ausweg zu finden vermag. Denn hier gilt der kühne Ausspruch des koischen Weisen *ἰατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεός*. Vor der Cholera war freilich das Schwanken gering, der erethische Charakter fast überall rein ausgesprochen und mit ihm die Naturheilkraft am thätigsten, daher die Behandlung mehr negativ, fast nur erspectativ zu sein brauchte, um zu glücklichen Resultaten zu führen, weshalb aber auch die Receptschreiber so vieles verdarben, während die klugen Nichtsthuer mit bloßer Diät Wunder thaten. So mußte die Homöopathie zu Ansehen gelangen, denn das, was Wahres in ihr war, lag in dem nothwendigen Entwickelungsgange des Genius der Krankheiten, und es hätte der aberwitzigen Ausgeburten ihres Schöpfers nicht bedurft,

---

hung des Krankheitsgenius, dessen einzelne Formen und Gesetzgebung für ärztliches Handeln, namentlich in Bezug auf die Jetztzeit. (Würzburg 1840. 480 S.)

5) *Franc. Gouel*, Ergo in acutis morbis epidemicae constitutionis maxime habenda ratio. (Paris 1692. 4.) *A. El. Büchner*, Diss. de differentiis morborum quae constitutioni epidemicae debemur. (Halae 1768. 4.) *F. H. Schmitt*, praes. *Leveling*, Diss. de praestantia medicorum morbos acutos et chronicos ad normam constitutionis epidemicae et endemicae observantium. (Heidelberg. 1790. 18 S. 4.) *Aug. Fr. Hecker*, respond. *Wilh. Koch*, Diss. de constitutione epidemica ex mutato corporis humani calore, tam specifico quam sensibili explicanda. (Erford. 1791. 22 S. 4.) *Ph. Jac. Scheurer*, Quaedam de constitutione epidemica et endemica. (Jenae 1794. 44 S.) *Kramer*, Diss. de constitutionis epidemicae aerisque in morborum diagnosin influxu eorum praedicendo atque investigando. (Jenae 1799. 4.) C. Wolf, Über die Veränderung des Krankheitsgenius. Aus dem Lat. (Marburg 1799.) Derselbe, Über den Genius der Krankheiten. (Frankf. a. M. 1801. 343 S.) *Schraud*, De eo quod est in morbis epidemium. (Pesth. 1802. 4.) *Hopfengärtner*, De morbis annuis, endemiis, epidemicis et stationariis, in Denkschriften der schwäbischen Gesellschaft der Ärzte. (Tübingen und Stuttgart 1803.) 1. Bd. S. 97 fg. *J. P. Chauffe*, De genio morborum epidemico. (Paris 1804. 4.) *C. van der Hoven*, De constitutionis epidemicae doctrina. (Lugd. Bat. 1817. 4.) *Car. Gotthelf Gräfe*, Diss. exh. brevem quarundam veterum ac recentiorum de origine constitutionis epidemicae opinionum comparationem. (Jenae 1827. 17 S. 4.) C. W. Hufeland, Über den Unterschied von epidemischer Constitution, Epidemie und Contagion und die Verschiedenheit mittelbarer und unmittelbarer, lebender und todter Contagiosität, in Hufeland's Journal. 72. Bd. 4. St. (1831. April.) S. 91—106. Wilh. Büchner, Die vier Grundformen des epidemischen Krankheitsgenius und dessen Verhältniß zur allgemeinen stationairen Krankheitsconstitution. Ein Beitrag zur genauern Kenntniß epidemischer Krankheiten. (Erlangen 1836. 68 S.) Ebel, Die epidemische Constitution und ihr Verhalten in physiologischer, ätiologischer und pathogenetischer Hinsicht, in Hufeland's Journ. 1839. 89. Bd. 5. St. S. 3—72.

Digitized by Google

um die Gemüther zu fesseln; ja die Capucinaden des Alten von Göthen haben seiner guten Sache bei dem bessern Theile der Ärzte nur geschadet und ihre allgemeinere Anerkennung gehindert. Wie das Individuum vorzugsweise seine Rechte geltend macht, während des Herrschens des Genius erethicus, so auch die einzelnen Organe im individuellen Organismus, ohne daß jedoch darin ein vorwaltendes Streben nach erhöhter Vegetationsthätigkeit läge; vielmehr spricht sich dies dadurch aus, daß selten der Gesammtorganismus andauernd in Mitleidenschaft gezogen, selten heftigere Fieberbewegung hervorgerufen wird, die Fieber überhaupt seltner werden und die Fieber, wie überhaupt die Krankheiten, sich leichter localisiren, nicht sowol aber in Form von parenchymatösen Entzündungen, sondern als mehr circumscripte Affectionen der Häute und zwar mehr der innern, Schleim- und serösen Häute, seltener der Oberhaut, daher die exanthematische Constitution sich so selten, die gastrisch-rheumatische so häufig mit dem Genius erethicus gleichzeitig zeigt. Auch hierfür lieferten die letzten zehn Jahre vollgültige Beweise. Broussais und seine Schüler sahen Anfangs überall nur Entzündung, mit dem Eintritte des jetzigen Genius epidemicus localisirten sich ihre Ansichten, und die Mehrzahl der Fieber sollte auf Dothienteritis beruhen, und während die Systeme der ältern Ärzte als die vorzüglichste Classe die Fieber enthielten, kennen Schönlein und seine Schüler eine solche besondere Classe gar nicht mehr; ja die ganze Richtung der Pathologie ist jetzt local geworden, und in der That hat die topische Diagnostik zu keiner Zeit so reißende Fortschritte gemacht, als in den letzten Decennien, wo namentlich die Auscultation und Percussion ein Ansehen und eine Ausbildung erlangt haben, wie sie sie zu keiner früheren Zeit erlangt haben würden, wie das Schicksal von Auenbrugger's Entdeckung auf das Evidenteste darthut.

Den sthenischen Genius epidemicus schildert Fuchs folgendermaßen: „Er drückt schon dem gesunden Leben ein weit deutlicheres Siegel auf, als der erethische. Unter seinem Einflusse scheint das sanguinische und cholerische Temperament in der Population allgemein verbreitet zu werden; der Knabe reift früher zum Jünglinge, der Greis scheint wieder die Kräfte des Jünglings zu erlangen. Die Menstruation stellt sich nicht selten schon frühzeitig ein, die Fruchtbarkeit der Frauen ist groß, und Individuen, die schon lange nicht mehr gebaren, empfangen wieder. Aber auch Frühgeburten aus sthenischen Ursachen kommen wie active Congestionen und Hämorrhagien überhaupt häufiger vor. Alle Lebensäußerungen scheinen präcipitirt und anomal bethätigt; die Haut zeigt mehr Turgescenz und Farbe, der Muskel größere Spannkraft, Herz und Arterie lebhaftere und häufigere Contractionen, und alle Secretionsproducte haben größere Consistenz, verhältnißmäßig mehr feste Bestandtheile als Menstruum. Die Empfänglichkeit für krankmachende Einflüsse aus der Reihe der excitirenden ist übermäßig erhöht und schon leichte, unter andern Verhältnissen normale Reize erregen das Gefäßsystem zu heftigem Orgasmus; depotenzirende Einflüsse hingegen machen nur geringen und vorübergehenden Eindruck, und nicht selten folgt auf die momentane Depression der Lebenskraft um so stärkere Expansion derselben. Die Reaction gegen Krankheitsreize erfolgt ungewöhnlich schnell, übereilt, und ist im Verhältniß zu den excitirenden Momenten zu stark und zu stürmisch; sie währt daher häufig noch fort, nachdem die einwirkende Schädlichkeit längst vorübergegangen ist, und die dadurch veranlaßten Functionsanomalien lange ausgeglichen sein könnten. Sie spricht sich örtlich durch heftig vermehrten Blutzufluß und durch die Tendenz zu neuer Parenchymbildung aus dem faserstoffreichen Blute, durch Entzündung im wahren Sinne des Wortes mit ihren Ausgängen in Lymphersudat und Eiterung aus, und es bedarf unter Herrschaft des sthenischen Krankheitscharakters oft nur leichter Reize, um intensive Phlogose hervorzurufen. Insektenstiche erregen beträchtliche Geschwulst, intensive Röthe und heftigen Schmerz, chronische Hautausschläge compliciren sich mit Dermatitis und führen so zur Vereiterung der Cutis, und selbst leichte Trennungen veranlassen nicht selten einen so bedeutenden Entzündungsgrad, daß die Heilung per primam intentionem unmöglich wird und nur nach Anwendung strenger Antiphlogose oder durch Eiterung gelingt, die Sinapismen und Blasenpflaster, die Rinde von Daphne mezereum und andere rothmachende Mittel wirken ceteris paribus geschwinder und stärker; die künstliche Rose kommt häufiger vor, die Entzündungsränder der natürlichen Blattern, der Schutzpocken und der Krätzpusteln sind ungleich größer, als sie sonst zu sein pflegen; ja man sieht in der Scabies oft lange erysipelatöse Streifen, besonders an den Extremitäten, welche von einer pustulösen Stelle der Haut zur andern gehen und bisweilen selbst schmerzhaft sind, wie denn auch Panaritien oft in großer Menge beobachtet werden. Die Fieber beginnen meistens mit einer gleichzeitigen auffallenden Trockenheit der Haut, worauf schon Sydenham aufmerksam machte. Leichter und frühzeitiger als bei einem andern Krankheitscharakter wird die Reaction unter der Form des synochalen Fiebers allgemein. Vermehrter Turgor und erhöhte Temperatur, frequenter, harter und gespannter Puls, sparsamere, aber an festen Bestandtheilen reichere, consistentere Secretionen charakterisiren diese Fieberform; ihr vorherrschender Typus ist der anhaltende und das aus der Vene entleerte Blut zeigt große Gerinnbarkeit, viel Faserstoff, wenig Serum und gewöhnlich Crusta phlogistica. Die Perceptionsfähigkeit des Nervensystems ist krankhaft erhöht und es spricht sich dies nicht nur durch gesteigertes Schmerzgefühl, sondern nicht selten auch durch sympathische Functionsstörungen seiner Centralgebilde aus. Typus und Verlauf der Krankheiten sind durch die allzuheftige Reaction getrübt, übereilt; die Krisen treten häufig zu frühzeitig, unter stürmischen Erscheinungen, unvollständig und in perversiv nach Innen gekehrter Richtung als Pseudokrisen ein, und trotz der hartnäckig ausdauernden Lebenskraft und dem lebhaften Widerstande der Natur erfolgt unter keinem Krankheitscharakter der schlimme Ausgang frühzeitiger als unter dem synochalen, während die Genesung in der krankhaft gesteigerten Reaction selbst nicht selten Verzögerung und Hinderniß findet. Die Krankheiten sind viel weniger gutartig als bei erethischem Genius morborum; alle Leiden, ihr Charakter sei primär welcher er

Digitized by Google

wolle, haben die Tendenz in Entzündung überzugehen, oder sich mit ihr zu compliciren, und die Sterblichkeit ist daher nicht unbedeutend. Vorzüglich leiden vollsaftige und plethorische Individuen, Leute in den Blüthejahren, von sanguinischem oder cholerischem Temperament viel; decrepite Subjecte hingegen, schwache Kinder und Greise befinden sich verhältnißmäßig besser, da die Neigung solcher Individualitäten zu mehr asthenischen Krankheiten durch den Genius morborum sthenicus neutralisirt wird. Dagegen widersteht der Organismus lange deprimirenden Einflüssen, wie die nassen Hungerjahre 1816 und 1817 zeigten, wo alle Gelegenheitsursachen dem Typhus günstig waren, ohne daß es dazu kam. Die Convalescenz ist unter seinem Einflusse in der Regel kurz, aber Recidive werden selbst durch leichte Reize häufig herbeigeführt. Die dem synochalen Krankheitscharakter entsprechende Behandlungsmethode ist die antiphlogistische, und seiner Herrschaft verdankten Sydenham und Marcus ihr Ansehen, Brown seinen Untergang. Während selbst excessive Blutausleerungen vertragen werden und Nutzen stiften, sind Excitantia und Tonica der Kranken Verderben, und es ist von ihnen selbst in der Convalescenz kein Gebrauch zu machen, da sie leicht zu Recidiven und neuen Entzündungskrankheiten führen. Broussais' System, das erst in der Involutionsperiode des entzündlichen Krankheitsgenius ins Leben trat, und deshalb größern Werth auf topische als allgemeine Blutentleerung legt, das außer dem Krankheitscharakter auch die stationäre gastrische Constitution berücksichtigt und dem namentlich in Bezug auf die frühere Flebertheorie manche große Wahrheiten zu Grunde liegen, würde ein Decennium früher noch viel mehr Anerkennung gefunden haben. Allein kaum war es ins Leben getreten, so änderte sich der Genius morborum, die Einseitigkeit der neuen Lehre zeigte sich in ihrer ganzen Blöße, und Broussais' Abtheilung im Val de Grace lieferte die meisten Leichen; seine Reconvalescenten glichen wandernden Schatten." So weit Fuchs. Fassen wir das Mitgetheilte zusammen, so ergibt sich daraus, daß der sthenische Genius eine intensive Steigerung der Lebenskraft hervorruft, verbunden mit dem Streben des Organismus seine Massenbildung soweit als möglich zu fördern. Die Steigerung der Lebenskraft spricht sich vorzüglich dadurch aus, daß der Organismus an allen Vorgängen und Störungen in seinen einzelnen Theilen und Organen schnell einen sehr lebhaften Antheil nimmt, die meisten örtlichen Affectionen leicht und schnell von starkem Fieber ergriffen werden; dieses Fieber spricht sich vorzugsweise durch das Blutsystem aus, welches das Nervensystem durchaus beherrscht, während bei der asthenischen Constitution das Nervensystem das vorherrschende ist. Indessen haben wir wahrscheinlich auch bei dem sthenischen Genius eine doppelte Richtung zu unterscheiden, indem er gewissermaßen durch die Organismen selbst gespalten wird, zerfällt und so einseitig entweder das Blut- oder Nervensystem sthenisirt, worüber jedoch spätere Forschungen entscheiden müssen. Beim Beginn, wie gegen das Ende des Herrschens des sthenischen Genius ist sein Einfluß freilich nur auf einzelne Organe bemerkbar und zwar besonders auf diejenigen, welche irgendwie bereits eine regere Thätigkeit entfalten, und dadurch wird die Localisation des Krankheitsprocesses besonders zur Zeit der Abnahme des Genius sthenicus bedingt, die in dem Maße deutlicher hervortritt, als der Krankheitscharakter, welcher dem sthenischen folgt, der erethische ist. Die neuere Zeit hat auch hierfür die unzweideutigsten Belege gegeben, indem vom J. 1811—1823 der Genius epidemicus sthenicus sich stationair erhielt[6]), wie der geniale Kieser so meisterhaft nachgewiesen hat. Der asthenische Genius epidemicus nahte sich seinem Ende und der Einfluß des sthenischen machte sich zuerst auf das bisher deprimirte Nervensystem geltend, dessen vegetativer Theil in erhöhete Thätigkeit gesetzt ward, und zwar zunächst bei dem so leicht erregbaren Organismus der Kinder, es traten die sensitiven Entzündungen Sachs', die exsudativen Autenrieth's, die Neurophlogosen Schönlein's als Hydrocephalus acutus und Croup mit verheerender Kraft auf, während die typhöse Constitution, welche seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in Europa herrschte, unter dem Einflusse des sich entwickelnden neuen Genius, sich als Entzündung der Hirnhäute und des Gehirns zu localisiren suchte, oder sich in Cerebraltyphus umwandelte, besonders nachdem die abnorme Thätigkeit des Ganglienlebens durch die Wechselfieber der J. 1807—1810 sich geregelt. Sehr richtig sagt jedoch Kieser: „Wenn daher Markus behauptet, in allen Nervenfiebern liege örtliche Entzündung der Hirnhäute zu Grunde, das Nervenfieber sei also eigentlich nur Hirnentzündung, und es existire kein Nervenfieber als solches," so lag zur Zeit des Ausspruches dieses Satzes demselben eine große, für jene Zeit geltende, Wahrheit zum Grunde, indem auch im Nervenfieber der entzündliche Charakter vorherrschend war, und daher häufig örtliche Entzündung der Hirnhäute im Nervenfieber bildete; aber diese Wahrheit war einseitig, indem sie das Wesen des Nervenfiebers verkannte und die örtliche Entzündung der Hirnhäute für das Wesentliche des Nervenfiebers, also das hervorstechende Symptom für das Ganze nahm, und indem sie neben diesem Irrthume sich auf alle Zeiten geltend machen wollte. Nun begannen die parenchymatösen Entzündungen mit lebhaftem Fieber, besonders in den Organen aufzutreten, welche vorzüglich das mit neuer Vitalität begabte stürmisch kreisende Blut zu beherrschen haben; Lungen- und Herzentzündungen waren an der Tagesordnung und ließen die materiellen Krankheiten dieser Organe sich schnell ausbilden, daher die Lungenphthise so Viele wegraffte, und sich selbst da zeigte, wo sie kaum geahnt, lange Zeit als Anlage geschlummert hatte. Ebenso war es mit den Herzkrankheiten, die der große Haufe der Ärzte, die die Gegenwart nie eher begreifen lernen, als bis sie längst zur Vergangenheit geworden, erst in die Köpfe der weitersehenden Collegen durch die Lectüre von Kreyßig's damals so zeitgemäß erschiene-

6) Scheu, Über die entzündliche Krankheitsconstitution seit 1812, in Hufeland's Journal. 1823. Octoberh. Kieser, Über den entzündlichen Charakter der stehenden epidemischen Constitution in den letzten Quinquennien und über deren Einfluß auf einzelne medicinische Theorien der neuern Zeit, in Hufeland's Journal. 1825. Febr. 20. Bd. S. 3—41.

Digitized by Google

nem Werke eingeschwärzt wähnten. Auf gleiche Weise wie die Lungentuberkeln schnell in das colliquative Stadium übergehen, um von dem Organismus ausgeworfen zu werden, geschieht dies auch mit den Skrofeln, die eben wie die Lungenphthise den sogenannten floriden Charakter annehmen und auch da zum Vorscheine kommen, wo sie früher nicht bemerkt wurden; acute Darmskrofeln, als febris mesaraica, Scrofula fugax *Sauvagesii* waren häufig. Auch die Syphilis nahm Theil an diesem Einflusse, ihre Formen bildeten sich rascher aus, um um so schneller zu schwinden, wie wir das an einem andern Orte [7]) nachgewiesen haben. Man bedurfte der energischen Quecksilbercuren nicht mehr, deren Nachtheil die herrschende typhöse Constitution ohnehin in ein deutliches Licht gestellt hatte, und so wandte man sich zum simple treatment und der antiphlogistischen Methode, wobei freilich die Meisten nur der Mode zu huldigen meinten. Auch in den vielfachen Verästelungen des Pfortadersystems rollte das Blut rascher und durchbrach die bei vielen mürbe gewordenen Gefäßwände, gleichwie in dem Uterinsystem bei ältern Frauen, deren Menses bereits cessirten. Dieser Turgor des Blutes ließ instinctartig selbst den Laien alles meiden, was das wallende Blut noch mehr entzünden konnte. „Wenn früher," schrieb der geniale Kieser im J. 1824, „die schweren Weine, deren Wirkung vorzüglich in Erhöhung des animalischen Lebens besteht, und die nach dem Volksausdrucke mehr ins Blut gehen, die beliebteren waren, und hinsichtlich der Quantität ein gesunder Mensch ohne Nachtheil einige Flaschen derselben zu sich nehmen konnte, so erscheint es gewiß als etwas sehr Merkwürdiges, daß statt der schweren Weine jetzt die leichtern an der Tagesordnung sind, daß die Klage über die Wirkung der schweren Weine allgemein gehört wird, und daß einige Gläser oft dieselbe Wirkung zeigen, wie früher einige Flaschen. Und, daß die noch in den 70ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht selten vorgekommene Sitte, daß wenige Personen einen halben Eimer Wein auf den Tisch bringen, und den Tisch nicht eher verlassen, als bis der Wein verzehrt worden, gegenwärtig nicht mehr gefunden wird, möchte auch wol nicht blos einer Zunahme des sittlichen Gefühls oder größerer Mäßigkeit in der Lebensweise zugeschrieben werden können; diese Erscheinung, über welche die Weinhändler die beste Auskunft würden geben können, scheint also ebenfalls aus der gegenwärtigen stehenden epidemischen Constitution, die leichter abnorme Erhöhung des animalischen Lebens zuläßt, erklärt werden zu müssen." Zum Theil auf demselben Instinct beruht die Veränderung des Zuges nach den verschiedenen Mineralquellen, welche in einer großen Zahl von Fällen der Kranke ja selbst ex juvantibus et nocentibus sich auswählt. Auch dies ist dem sinnigen Kieser nicht entgangen; er sagt: „Nun ist es aber eine bekannte Erfahrung, wie verlassen gegen frühere Zeiten seit 10—15 Jahren alle Stahlbäder und Stahlwasser sind, wie Eger, Pyrmont, Driburg, Schwalbach, Spaa und die übrigen heilenden Eisen führenden Quellen der deorum minorum gentium außer Mode gekommen, wie dagegen die bittersalzhaltigen, alkalischen, salinischen und schwefelhaltigen Mineralwasser, besonders Karlsbad, Wiesbaden, Ems, Baden in Schwaben, nebst den Soolbadeanstalten, seit derselben Zeit an Frequenz ihrer Badegäste und an Ruf ihrer Heilwirkung zugenommen haben, wie selbst eine früher wenig beachtete und geachtete Quelle, die des Marienbades, alle ihre Schwestern durch ihren Ruf in den Hintergrund zu stellen droht. Diese eigenthümliche Erscheinung kann ebenfalls nicht wohl zufälligen Ereignissen, durch welche einzelne Badeörter und Gesundbrunnen in einzelnen Jahren häufiger oder seltener besucht werden, zugeschrieben werden, sondern sie hängt offenbar mit einem allgemein gefühlten größern Bedürfnisse dieser schwächendwirkenden Mineralwasser zusammen; und wollte man dennoch dieses größere Bedürfniß des Publicums im Abrede stellen, so führen wir für unsere Ansicht noch den überwiegenden häuslichen Gebrauch der genannten schwächenden Mineralwässer an, bei welchem jene die größere Frequenz mancher Brunnenorte scheinbar bedingenden zufälligen Ereignisse nicht einwirken. Nach einer in Hufeland's Journal. 58. Bd. I. Stück. Januar 1824. S. 114 mitgetheilten Notiz war der Verbrauch der verschiedenen Mineralwässer in Berlin im J. 1822 folgender:

	Krüge.		Krüge.
Driburg	651	Kreuzbrunnen . .	8612
Eger	4577	Oberfalzbrunnen	2850
Pyrmont . . .	2690	Selters	15,864
Spaa	410	Karlsbad	350
Codova	96	Ferdinandsbrunnen	300
Bitterwasser . .	5702	Ems	350
Geilnau	3936	Weilbach	100
Fachingen . . .	976		

und es ergibt sich auch hier also ein weit größeres Bedürfniß der schwächenden Mineralwasser, wobei auch nicht zu übersehen sein dürfte, daß hier nur Berlin berücksichtigt ist, wo durch die klimatischen Einflüsse der flachen Gegend bedingt der entzündliche stehende Charakter der Krankheiten nicht so rein auftreten kann, als in den höher liegenden Gegenden des übrigen Teutschlands, daß also in diesen Gegenden die Differenz noch bedeutender sein möchte." Und fügen wir noch hinzu, daß die Berechnung in einem Jahre stattfand, wo bereits der sthenische Charakter beinahe seine Endschaft erreicht hatte! Sprechender sind noch die Beweise, welche das ärztliche Handeln darbot; ihm hatten bisher Brown und die Erregungstheoretiker, wie es schien, unumstößliche Gesetze vorgeschrieben, allein als sie sich eben des besten Ansehens zu erfreuen glaubten, wurden sie selbst mit Gewalt in ihren Überzeugungen wankend gemacht, ja mehre der Ultras der Erregungstheoretiker, wie Marcus, wandelten sich schnell zu Ultras der fast vergessenen antiphlogistischen Theorie um, welche bald von dem großen Haufen für die allein seligmachende Kirche gehalten wurde, und wie früher Brown, so wurde jetzt Sydenham der Götze des Tages. „Wir möchten sagen," schreibt Kieser, „zu der Zeit, als in innern uns bislang nicht näher bekannten Naturgesetzen begründet, sich eine

7) Einige Fragen, die Lustseuche und ihre Geschichte betreffend, in Fricke und Oppenheim, Zeitschrift. 14. Bd. S. 472. Geschichte der Lustseuche. 2. Bd.

Digitized by Google

bestimmte Form des allgemeinen epidemischen Charakters der Krankheiten ausbildete, entstand nach denselben Naturgesetzen auch das Heilmittel derselben, in dem Vorherrschen derjenigen Theorie, welche diese bestimmte Form des allgemeinen Charakters der Krankheiten zum Augenmerke nahm und zwar einseitig, was nur für die damalige Zeit galt, als für alle Zeiten gültig aufstellte, aber in ihrer Ausführung jenem allgemeinen Charakter der Krankheiten entgegenwirkte. Der Geist des Lebens der Menschheit erzeugte also diese nur für jene Zeit gültige Theorie, deren beschränkte Gültigkeit aber die Kurzsichtigkeit der Zeit nicht einzusehen vermochte, gleichwie der aus Vernunftgründen handelnde Arzt oft für einen besondern Fall ein besonderes Mittel empfiehlt, welches der Laie für gegen alle Krankheiten helfend ansieht, und jene Theorie war das Heilmittel, welches der nach Naturgesetzen handelnde Geist der Menschheit für den gegenwärtigen Genius der Krankheiten schuf." Die Zeitgenossen, nachdem sie zuerst noch die frühere Zeit vor Augen habend, dieselbe bestritten hatten, huldigten indessen zum großen Theil dieser Theorie, weil sie fanden, daß die Behandlung der Krankheiten nach derselben ihnen glücklichere Resultate gewährte als nach der frühern Erregungstheorie, die jetzt, was ebenfalls durch den veränderten Krankheitsgenius bedingt war, die nachtheiligen Folgen ihres Misbrauchs sichtbarer, als früher der Fall gewesen, zu Tage gab." Nitrum, Kalomel, Mittelsalze, so lange gemieden, wurden wieder hervorgesucht und mit dem größten Nutzen gebraucht. Die Schnepper und die Lanzette, die Blutigel und die Schröpfköpfe erhielten auf einmal (zur großen Freude manches erstaunten Dorfchirurgus) die so lange verlorenen Rechte wieder! Ungeachtet des Wechsels der verschiedenartigsten Theorien verbrauchte die Charité in Berlin im J. 1811 nur 120 Blutigel, dagegen im J. 1819 der Berechnung nach 13,100 Stück nöthig waren. So lange der Genius sthenicus noch in der Evolution begriffen war, war der Verbrauch noch nicht so bedeutend, da die Venäsectionen das Meiste leisten mußten; als aber seine Involution begann, er immer mehr in den erethischen überging, die Krankheiten sich immer mehr localisirten, und zwar jetzt vorzugsweise dem Zuge nach dem Unterleibe folgend, während er zu Anfange der Herrschaft des Genius sthenicus nach dem Kopfe zu ging, somit Broussais' Lehre von der Dothienteritis auf der einen und später Schönlein's vom Ganglientyphus auf der andern Seite hervorgerufen ward, da stieg das Bedürfniß nach örtlichen Blutentziehungsmitteln ins Ungeheure, und artete bei den so leicht von der Mode beherrschten Franzosen zur wirklichen Verschwendung aus. Bereits im J. 1823 berichtete man (Froriep's Notizen. Nr. 112), daß sämmtliche Hospitäler in Paris jährlich fünf bis sechs Millionen Blutigel verbrauchten, die damals schon 150—180,000 Franken kosteten und von denen allein das Hôtel de Dieu täglich 400 Stück in jedem Krankensaale bedurfte. Von Jahr zu Jahr stiegen diese Summen bis zum Fabelhaften, bald wurde Mangel bemerkbar, es erschienen Ausfuhrverbote in mehren Ländern, und man sann auf künstliche Mittel, welche die lebendigen Blutigel ersetzen sollten; so gab die harlemer Societät der Wissenschaften im J. 1823 eine Preisaufgabe über die Verbesserung des Bdellometer von Sarlandière (Oken's Isis 1823. S. 472). Wollten sich die Apotheker die Mühe geben statistische Übersichten aus ihren Desectbüchern zu ziehen, wir würden staunen, wie schnell Tincturen, Opiate, Extracte zu Ladenhütern geworden und die Neutralsalze, vorzüglich aber das Kalomel in fast unglaublicher Menge verbraucht wurden. Auch bei den chronischen Krankheiten wurde das den Organismus beherrschende Streben nach erhöhter Vegetation und Massenbildung sichtbar, und wie man zur Bekämpfung der acuten einer streng antiphlogistischen Diät bedurfte, so der Hungercur für die chronischen Krankheiten. Bei so einfachem, deutlich ausgesprochenem Grundcharakter aller Krankheiten mußte auch die ganze pharmaceutische Behandlung einfach werden, die ellenlangen, künstlich componirten Recepte wurden zum großen Schrecken der Apotheker immer seltener, ja ein großer Theil der jüngern Ärzte hielt die Lehre vom Receptschreiben für eine pedantische Lächerlichkeit, wodurch es jetzt sogar dahin gekommen, daß nur wenige Ärzte ein kunstgerechtes Recept zu verschreiben im Stande sind, und da, wo sie nothgedrungen componiren müssen, nicht selten dem Apothekerlehrling Gelegenheit zur Erschütterung seines Zwerchfells geben. Auf solchem Boden mußte die negative Behandlungsweise der Homoiopathie, ihr Entziehen aller Reize, selbst der gewohnten, um so besser gedeihen, als sie ja aus ihm selbst unmittelbar hervorgesprossen, und die Lehre von den Decillionentheilchen der Arzneigaben war ja nur eine caricaturartige Vergrößerung des von der Erfahrung gebotenen Grundsatzes, die mächtig waltende Naturheilkraft nicht durch übergroße Arzneigaben und Mischungen zu ersticken. „In der Geschichte der Krankheiten und Heilmethoden sehen wir deutlich," sagt Wittmann, „wie an der Grenze des Überganges einer stehenden Constitution in die andere immer der Scheideweg war, wo die früher allgemein übliche Heilmethode einer neuen Platz machen mußte. Die Zeit wirft in diesem Ereignisse gleichsam jedesmal einen Zankapfel unter die Ausüber der Heilkunst, und ein ärztlicher Krieg wird unvermeidlich. Man streitet, ohne deutlich zu wissen, warum. Denn während des Kampfes bildet sich die neu eintretende Constitution unvermerkt aus, und die Mehrheit der Ärzte wird endlich durch die Macht der Ereignisse fortgerissen. Was man in des Zweifels Dämmerung nicht klar erkannte, liegt nun plötzlich, wie ein neuentdecktes Land vor unsern freudigen Augen. Alles legt überzeugt und beschämt die Waffen nieder, und der ärztliche Friede ist hergestellt. Die Wortführer in dem großen Kampfe nennt die Geschichte. So focht Sydenham unter dem Schilde einer neuen stehenden Constitution mit Glück gegen die hartnäckigen Anhänger des Alten, die Chemiatriker seiner Zeit. So stand Morton gegen Sydenham, der endlich doch seine allzu allgemeine und allzu lange vertheidigte antiphlogistische Heilart dem überwiegenden Einflusse der veränderten Constitution aufopfern mußte. So wurde Stoll mit seinen Anhängern durch eine neue stehende Constitution gezwungen, seine lang gepriesene gastrische Methode mit der antiphlogistischen zu vertauschen. Würde

Digitized by Google

wol Chr. Ludw. Hoffmann's sogenannte antiseptische Methode bei uns so viele Anhänger gefunden haben, hätte sie nicht grade der damaligen asthenisch-fauligen Constitution, welche unser achtbarer Strak mit seinen Schülern nach seiner frühern sehr glücklichen Methode auch diesmal durch Aderlaß und Purgirmittel bekämpfen wollte, auf das Vollkommenste Genüge geleistet? Verdankten nicht derselben stehenden Constitution, welche die reizende Heilmethode so sehr rechtfertigte, Brown und Röschlaub ihre damalige Celebrität? Endlich stieß in unserer Zeit Marcus in die Posaune, und erweckte nicht ohne Widerstand die seit Stoll's Epoche erstorbene antiphlogistische Heilart nochmals aus dem Grabe. Die veränderte Constitution allein beglaubigte ihn zu dieser Sendung, und die Stimme des Meisters hallt noch in den Schülern nach. Man schrie auch dies Mal über das neue System ohne Noth; denn die Natur rief es, gleich den frühern andern ins Dasein." — Nicht blos auf die innern Krankheiten zeigte sich dieser wohlthätige Einfluß des Genius sthenicus, sondern auch auf die sogenannten äußern oder chirurgischen. „Insbesondere," schreibt Wittmann, „ist es eine sehr erfreuliche Erscheinung für den rationellen Wundarzt, zu sehen, wie durch die Wirkung der stationairen Constitution allein, vermöge des allgemein erhöhten Lebensprocesses, im Ganzen genommen, bei den meisten Verletzungen eine gute Eiterung sich einstellt, mancher seiner Natur nach träge Abscess früher reif wird, manche Caries sich verbessert; manches alte Geschwür und manche krankhafte Metamorphose der Haut durch Erregung einer neuen Entzündung glücklich zur Heilung und überhaupt, vermöge der spontanen Energie der organischen Plastik der handärztliche Kunstzweck weit zuverlässiger als durch den ungewissen Gebrauch innerer Mittel erreicht wird." Daher kam es denn auch, daß die Chirurgie, durch die Kriege bereits zu größerm Ansehen gebracht, unter der Herrschaft des Genius sthenicus ihr Haupt so mächtig erhob und so reißende Fortschritte machte, daß die innere Medicin nothwendig in Schatten treten mußte. Namentlich war es die operative Chirurgie, welche durch jene Energie der organischen Plastik ihr weites Feld erhielt und zu den kühnsten Eingriffen ermuthigte; es heilte ja alles von selbst, was mit dem Messer getrennt war; und man wurde dadurch endlich so sicher gemacht, daß man beinahe jede Vorsicht aus dem Auge setzte, besonders was die Nachbehandlung betraf, die der größere Theil der Chirurgen verlernte. Indessen wird sich dies bald genug rächen und schon jetzt spedirt so mancher Chirurg nach einer glücklich vollbrachten Operation seine Kranken in die andere Welt. Aber nicht blos das somatische Leben der Menschen war durch den sthenischen Genius zu höherer Thatkraft entflammt, auch das geistige nahm Theil an dieser allgemeinen Kräftigung. Der Winterschlaf, worin ein großer Theil der europäischen Menschheit versunken war, ging in ein thatkräftiges Erwachen über, die jahrelang geknechteten Nationen durchbrachen muthig die Fesseln des corsischen Tyrannen. Ein bisher unerhörtes Factum wurde in die Bücher der Geschichte Europa's eingetragen, und von den Freiheitskriegen her datirte sich eine neue Phase in der Geschichte der Menschheit, deren Genesis freilich der in seinen Noten und Actenstücken versenkte, wie fein Pergament zusammengeschrumpfte Diplomat nicht zu begreifen vermochte, wenngleich das Volk, das vor seinen eigenen Handlungen erstaunte, eine Ahnung davon hatte, wenn es sagte, ihn habe Gottes Finger gezeichnet und Gott ihn gerichtet, denn keine leere Phrase war es, wenn Teutschlands Söhne mit Gott für König und Vaterland ihre Schwerter zogen. Das war das τὸ θεῖον des großen Weisen von Kos, welches den Knaben zum Jünglinge, den Jüngling schnell zum Manne reifen und das Blut in den Adern des Greises mit Jugendkraft kreisen ließ. Mit dem plötzlichen Eintritte des Genius sthenicus durchzuckte es dem elektrischen Funken gleich die Bewohner der teutschen Gauen; Jung und Alt erkannte das, was Noth that, und die stürmische Blutwelle des Herzens riß ihn zum Handeln fort, das Gehirn, zu dem der allgemeine Zug des Lebens ging, wurde sich der Kraft der Glieder bewußt, die gleichsam von Außen erst in sie gekommen war. „So wesentlich es für junge Bäume ist," sagt Wittmann, „in welcher Witterung und Jahreszeit sie gesetzt wurden, so wichtig ist es für die Kraft einer aufblühenden Generation, in welche Gattung stehender Constitution ihre Jugend fiel. So erzeugt die asthenisch-nervöse Constitution ein weichlich nervenschwaches Zeitalter; die sthenisch-phlogistische aber gibt Kraftmenschen, mehr zum Handeln als zum Leiden geeignet. Man vergleiche einmal die neueste Geschichte." Ein wahres, leider aber bisher in die Wüste hineingesprochenes Wort! Die Männer, welche um 1806 lebten, waren unter der Herrschaft des asthenischen Genius und der fauligen Constitution der 70ziger Jahre, die Jünglinge unter der Herrschaft des asthenischen Genius und der nervösen Constitution der 80 und 90ziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren; beide ohne Kraft wurden von krankhafter Phantasie und Eigendünkel geleitet, welche der eiserne Scepter Napoleon's bald zum Schweigen brachte, dessen eigne Heere nur in ihm lebten und webten, die nur durch seinen Willen und das felsenfeste, gleichwol nur in einer fixen Idee beruhende Vertrauen auf sein unzerstörbares Glück, wie sie selbst sagten, ihre Kraft erhielten, sodaß er mit Recht ausrufen konnte: „Was ist der Thron Frankreichs, ein mit Sammet überzogenes Stück Holz, ich bin der Thron Frankreichs, Frankreich ohne mich ist nichts, ich und Frankreich Alles!" Er war das Amulet, das, wie dem Pescherá, dem Franzosen die Seele lieh, so lange es an ihrem Halse hing; mit der ersten verlorenen Schlacht begann sich der Zauber zu lösen und schwand ganz mit der letzten. Frankreichs Jugend und Männer waren vernichtet, die übriggebliebenen hatten sich selbst aufgerieben, und ihnen konnte der neue Genius des Lebens keine Thatkraft mehr geben; anders war es bei den Teutschen, aber auch bei ihnen trat die Reaction zu plötzlich ein, als daß sie lange ausdauern konnte; entwickelte sich die Kraft auch von Innen, so war sie doch den Gliedern eine mehr fremdartige, daher staunten sie selbst das vollendete Werk an und vermochten nicht klar zu erkennen, wie sie es zu vollbringen vermocht hatten. Sie brachten nur die Sage von der errungenen Freiheit mit in die Heimath, um sie den unter einem günstigern Stern gebornen

Digitized by Google

Knaben zu erzählen, welche sie zum Jugendtraum ausbildeten, in dessen Realisirung sie das Ziel ihres Lebens setzten, das sie aber verfehlen mußten, weil ihnen die Reife der Erfahrung mangelte. Hier liegt die Chiffre für die geheimnißvolle Schrift von dem Entstehen und dem Treiben der burschenschaftlichen Demagogen, der Propaganda und der Constitutionsmänner unserer Zeiten, nur von dieser Seite her können sie erklärt und begriffen werden; denn sie sind nichts anderes als die Symptome der Entwicklungskrankheit der europäischen Menschheit!

In geradem Gegensatze mit dem sthenischen, sieht der **asthenische Krankheitsgenius**, dessen Wirkungen sich nach Wittmann in folgenden Erscheinungen kund geben: „Werfen wir zuerst unsern Blick auf die Haut, die als die allgemeinste Hülle des Körpers, der natürlichste Vitalitätsmesser und gleichsam das Zifferblatt des Lebens ist, so finden wir allmälig im Laufe einer asthenisch-nervösen Constitution Abweichungen, welche sich auf die gewöhnliche Farbe und Verrichtung dieses Organs beziehen. So geht bei schwarzhärigen Menschen die ihnen gewöhnliche braune Hautfarbe mehr oder weniger in eine gelbliche, gleichsam ikterische, über; bei Blonden bemerkt man eine eigentliche Blässe und fast leichenartige Weiße der Haut. Das Leben der Haut im Allgemeinen scheint zu leiden und herabgestimmt zu sein. Flohstiche und Insektenbisse bringen selbst bei Kindern keine Entzündung, keine Pusteln, sondern nur flache, entzündungslose Sugillationen hervor; auch entstehen nicht selten über der ganzen Haut Petechien, ohne daß übrigens das allgemeine Wohlbefinden merklich gestört ist. Häufige und erschöpfende Schweiße, deren Geruch etwas Ähnliches von der Ausdünstung Epileptischer hat, erfolgen nach mäßiger körperlicher Bewegung in der Wärme, nach heftigen Gemüthsaffecten und bei kleinen Krankheiten, welche ihre gewöhnliche Krise durch die Haut machen, z. B. bei dem Katarrhe, der Febris ephemera etc. Die Abschuppung der Epidermis in kleinartigen Staub, eine bekannte Wirkung von geschwächter Vitalität der Haut, wird fast allgemein und vorzüglich im reifern Alter beobachtet. Die **Fetterzeugung** wird im Allgemeinen, besonders nach der Convalescenz von Fiebern durch die Constitution begünstigt; die **Muskeln** erscheinen weicher und unkräftiger; die **Muskelkraft** ermüdet ungemein leicht, und ein kleiner Gang, eine mäßige körperliche Arbeit haben oft die Wirkungen eines starken Marsches, einer heftigen Anstrengung. Dieses ist am auffallendsten, wenn der Bewegung ungewohnte Muskeln in Thätigkeit gesetzt werden. Daher die häufigen Klagen nach dem Bücken, Steigen, Klettern, Ringen, Tanzen, Reiten, Laufen, Marschiren und dgl., wodurch nicht selten Schmerzen entstehen, die einem heftigen Rheumatismus gleichen. Krämpfe und partielle Zuckungen der Muskeln nach Anstrengungen werden allgemeiner als sonst beobachtet. So sah ich im Laufe der letzt verflossenen asthenisch-nervösen Constitution mehrmals Subsultus tendinum bei dem vollkommensten Wohlbefinden. Diese Erscheinung findet man gewöhnlich bei dem weiblichen Geschlechte, dem nervösen Temperamente und im jugendlichen Alter. Alte Leute zittern nunmehr stärker, Kinder fallen oft, und Erwachsene, die zu strauchetn pflegen, haben etwas Stolperndes in ihrem Gange (daher viele Beinbrüche). An Tischen sieht man das Verschlingen häufiger; die Stimme vieler Menschen weicht mehr oder weniger von ihrem natürlichen Tone ab. Diejenigen, die als Kinder stammelten, sind diesem Fehler neuerdings unterworfen; das unwillkürliche Zucken einzelner Gesichtsmuskeln, womit manche Leute behaftet sind, wie das des Levator palpebrae superioris, des Corrugator supercilii, des Zygomaticus minor, des Levator anguli oris etc. ist stärker, häufiger und bemerkbarer. Ermlahme sind schwächer und Hinkende hinken tiefer, längst gebeilte Lähmungen kehren gern wieder. Wenn Puchelt bemerkt haben will, daß die krankhaft erhöhte, überwiegende Venosität öfters das Moment sei, worauf sich der stationaire Charakter gründe, so gilt dies vorzüglich von der asthenisch-nervösen Constitution. Auch scheint in ihr der sympathische Nerv, wenigstens in dynamischer Hinsicht, eine ganz besondere Rolle zu spielen und auf den Kreislauf, das Athmen, die Verdauung, Assimilation, Ernährung u. s. w. sehr abnorm einzuwirken. Denn man beobachtet gar allgemein und häufig Beschleunigung und Kleinheit, Intermission des Pulses und Herzklopfen, wenn auch keine eigentliche Krankheit vorhanden ist, z. B. nach leichten körperlichen Bewegungen, nach Geistesanstrengungen, nach kleinen und unbedeutenden Diätfehlern, nach dem Beischlafe, nach der natürlichen Geburt u. s. w. In keiner Constitution ist ebendeshalb der sogenannte Pulsus medicus auffallender und die Erfüllung der Regel, den Puls nicht sogleich bei dem Eintritte in das Krankenzimmer zu fühlen, nothwendiger als in dieser. Das Gähnen und Seufzen, diese durch Schwäche und überwiegende Venosität der Lungen bedingten Modificationen des Athmens, sind bei den meisten Individuen häufiger als sonst, und müssen ebenfalls als charakteristische Zeichen der asthenisch-nervösen Constitution betrachtet werden. Nicht minder auffallend und bemerkenswerth sind die Erscheinungen des gestörten **Gemeingefühls** und abnormen **Gemüths**. Die meisten Menschen beklagen sich, bei übrigens ungestörter Gesundheit, über ein Klopfen und Schlagen in allen Theilen des Körpers, manche empfinden in jedem Momente deutlich den Herzschlag; einzelne verschetten mich, daß sie oft ihr ganzes Pulsadersystem durch alle seine Ramificationen fühlten. Eine gleiche Bewandniß hat es mit der erhöheten Sensibilität des Magens und des Unterleibes. Plötzliche Ängstlichkeit, Übelbefinden, Traurigkeit wechseln oft, ohne alle äußere bemerkbare Ursache in schnellen Sprüngen mit dem Gefühle des vollkommenen Wohlseins, mit der kühnsten und ausgelassensten Freude ab. Bald beobachtet man Volle des Magens und mangelnde Eßlust, bald Heißhunger und Wolfshunger, bald Apathie, bald den heftigsten Geschlechtstrieb. Ebenso wechselt die Lust zu rauschenden Vergnügungen mit dem Triebe zur Einsamkeit ab. Die seltsamsten Gelüste und Instinkte werden unter der Herrschaft dieser Constitution ins Dasein gerufen. Die Entwickelungsperiode des weiblichen Geschlechts und die Schwangerschaft bieten vorzüglich eine Menge der merkwürdigsten Beispiele dar. In dem Gemüthe einzelner am meisten ergriffener

Digitized by Google

Individuen herrschen wechselsweise Liebe und Haß, Gleichgültigkeit und Laune, Hoffnung und Verzweiflung, Lebenslust und Lebensüberdruß. Daher kommt auch in keiner Constitution der Selbstmord häufiger vor als in dieser. Da endlich aus denselben Gründen der Geschlechtstrieb sehr unordentlich ist, und mehr von der Stimmung des Nervensystems als von dem Überflusse des Samens abhängt, auch das weibliche Geschlecht ganz vorzüglich an erhöhter Sensibilität des Uterinsystems leidet, so treffen wir in dieser Constitution die meisten Abortus, die größte Anzahl unehelicher Kinder und venerischer Krankheiten an. Die Dynamik der Sinnesorgane bietet, meiner genauesten Beobachtung zufolge, sehr wichtige abnorme Erscheinungen dar, die meines Wissens von unsern Haut-, Nasen-, Zungen-, Augen- und Ohrenärzten bis jetzt noch nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet wurden. Die Haut, als Organ des Gefühls betrachtet, ist während dieser Constitution bei der Mehrheit der Menschen äußerst empfindlich. Alles klagt über beständiges Jucken und Beißen, ohne daß irgend ein Ausschlag zum Vorscheine kommt. Einzelne Stellen der Haut verlieren das Gefühl, man hört häufig über Ameisenkriechen oder Einschlafen der Glieder sich beklagen. Der Geschmackssinn wird in dieser Periode bei denjenigen am merklichsten verändert und herabgestimmt, die vermöge ihres Berufes von diesem Sinne den stärksten Gebrauch machen. Apotheker, Köche fühlten diese Abnormität am meisten, Wirthe und Küfer verloren auf längere Zeit die Weinprobe. Viele Menschen aus allen Ständen klagten entweder über einen beständig sauern oder alkalischen, fauligen oder faden Geschmack im Munde; einzelne, besonders alte Leute, verloren den Geschmack gänzlich. Ebenso verhielt es sich mehr oder weniger mit dem Geruchssinne. Viele klagten über einen beständigen durch nichts zu vertreibenden Gestank in der Nase, manche beschwerten sich über übermäßige Feinheit, andere über gänzlichen Verlust des Geruches. Die nervösen Zufälle des Gehörs und Gesichts scheinen ein ganz exquisites Diagnostikon der asthenisch-nervösen Constitution zu sein. Nervöses Ohrensausen und Ohrenklingen, Harthörigkeit und Taubheit kommen häufig vor. Gewöhnlich wurden früher Harthörige in dieser Periode gänzlich taub; andere der Art hörten dagegen jetzt besser als vorher, jedoch kehrte später die frühere Harthörigkeit wieder. Ermüdung des Sehvermögens, Nebel und periodische Verdunkelung des Gesichts, Lichtscheu und Lichthunger, übermäßige, meistens andern Ursachen zugeschriebene Erweiterung oder Verengerung der Pupille, Aneurose und ähnliche Fehler des Sehvermögens wurden damals häufiger als sonst beobachtet. Warum sah man wol in den letzten Decennien des 18. Jahrh. so allgemein in jedem Alter und in beiden Geschlechtern Brillen und Conservationsgläser im Gebrauch? Weil ebenso sehr die ophthalmologische Diätetik, als das reelle Bedürfniß der damaligen Constitution dazu auffoderte. Jetzt ist dieser Gebrauch beiweitem nicht mehr so allgemein und fast nur auf einzelne individuelle Anlage beschränkt. Der Schlaf ist bei den meisten Menschen übermäßig. Die allgemeinen Träume und die partiellen Sinnesträume, die Geisterseherei, das Alpdrücken, das Schlafreden und Nachtwandeln, überhaupt die ganze nächtliche Welt des höhern Traumlebens scheinen so recht in dieser Constitution ihr Theatrum phantasmagorieum aufgeschlagen zu haben. Daher ist wol keine Zeit den psychologischen Untersuchungen günstiger, als diese; der flüchtige nervöse Schwindel und das nervöse Kopfweh sind ein ganz eigner überaus allgemeiner Zufall, und ich möchte sagen, eins der vorzüglichsten diagnostischen Kennzeichen der asthenisch-nervösen Constitution. Zugleich leidet das Gedächtniß der meisten Erwachsenen und vorzüglich der Alten in dem Grade, als die Einbildungskraft der Jüngern erhöht ist. Ich habe wenigstens den noch immer bezweifelten Wahnsinn des kindlichen Alters, der sich gewöhnlich durch die närrischen Begierden, wilde Unbändigkeit des Gemüths, Beißen, Kratzen und dergl. zu erkennen gibt, nur in dieser Periode beobachtet. Anhaltende geistige Beschäftigung bringt überhaupt leicht Erschöpfung und jenen passiven Zustand des Denkvermögens hervor, den man schicklich die Ideenflucht nannte. Es scheint daher allerdings für die intellectuelle und moralische Cultur einer aufblühenden Menschengeneration gar nicht gleichgültig, ob sie längere oder kürzere Zeit unter der Herrschaft dieser Constitution lebte. Erfahrungsmäßig kann ich behaupten, daß der thierische Magnetismus und Mysticismus unter derselben die meisten Früchte bringen, und es würde nicht weniger interessant sein zu erfahren, inwieweit die kühnsten Schöpfungen des Genies, z. B. die Meisterwerke der Dichtkunst und Tonkunst, in diese Epoche fallen. Im Allgemeinen ist die asthenisch-nervöse Constitution dem jugendlichen und dem höhern Alter am ungünstigsten. Das weibliche Geschlecht leidet in ihr mehr als das männliche. Das phlegmatische Temperament wird durch sie bisweilen lebhafter und gespannter, das cholerische wird reizbarer, das melancholische leidender und das sanguinische frivoler. Das sogenannte Böotische oder Bauerntemperament leidet am wenigsten, das zarte oder nervöse am meisten. Daher wird der Einfluß dieser Constitution im Allgemeinen auf dem Lande und in den niedern Volksclassen weniger, als in den Städten und in den gebildeten Ständen der Gesellschaft empfunden. Fernere Zeichen der asthenisch-nervösen Constitution sind manche Abweichungen, welche in das Gebiet der Diätetik einschlagen; Wein, Bier und ähnliche geistige Getränke bringen bei Gewohnheitstrinkern entweder gar keine betäubende Wirkung hervor, oder sie werden von diesen Getränken schneller und leichter berauscht als ehemals. Diese entgegengesetzte Wirkung ist der Individualität zuzuschreiben. (Wir haben schon früher nach Kieser darauf aufmerksam gemacht, wie der Instinkt in jener Zeit zu den mehr Alkohol haltenden französischen Weinen geführt hatte, Franzweine zu trinken Mode geworden war.) Ebenso wollten mir Tabakraucher damals bemerken, daß sie, obgleich stets an denselben Tabak gewöhnt, beim Rauchen öfters von jenem Übelsein und Schwindel ergriffen würden, welchen sie nur in den Zeiten der Jugend, wo sie das Rauchen lernten, unterworfen waren. Kleine Debauchen, Nachtwachen, Beischlaf, Leidenschaften, körperliche Übungen wirken sehr schwächend, bringen im Allgemeinen, auch bei

Digitized by Google

gleichem Alter, den Körper in größere Unordnung als zu andern Zeiten, und es währt länger, bis er wieder zu seiner vorigen normalen Thätigkeit zurückkehrt. Mancherlei sonst nicht so leicht beobachtete Störungen in den organischen Se- und Excretionen sind die gewöhnlichen Folgen davon, als nervöse Trockenheit der Haut und des Mundes, Speichelflüsse, profuse Schweiße, Erbrechen, heftige Durchfälle, hartnäckige Verstopfung, weißer Fluß, übermäßige monatliche Reinigung, stark fließende Hämorrhoiden, Harnruhr u. s. w. Weiber abortiren überhaupt unter diesen Umständen leicht, und erhalten ungleich langsamer, als zu andern Zeiten, selbst nach der natürlichen Geburt, das vorige Maß ihrer Kräfte wieder. Ebendeshalb bietet die Ernährung im Allgemeinen die grellsten Wechsel dar. Das lymphatische und vollsaftige kindliche Alter und weibliche Geschlecht nehmen gar oft nach den genannten diätetischen Einflüssen durch Säfteverlust ab, um nachher wieder desto stärker zuzunehmen. Meistens tritt alsdann bei gesteigertem Ernährungsprocesse vermehrte Fetterzeugung ein. Dasselbe geschieht nach der Convalescenz der meisten Krankheiten, wovon selbst die unbedeutendsten eine ungeheure Abmagerung nach sich ziehen. Greise zehren Jahre lang allmälig bis zu lebendigen Skeleten ab und sammeln später bei erhöhtem Nutritionsproceß wieder Fleisch und Fett an, nachdem sie die asthenisch-nervöse Krise der stehenden Constitution glücklich überstanden haben. Daher der oft täuschende **Marasmus senilis** in dieser Periode. — Alle unter der Herrschaft dieser Constitution durch was immer für eine Gelegenheitsursache erzeugten acuten Krankheiten (Fieber) tragen, vermöge der durch die Constitution bedingten allgemeinen Lebensstimmung den Charakter der Schwäche und unordentlichen Reaction, und sind daher mehr oder weniger mit Nervenzufällen begleitet. Die einfachsten Fieber, wie das Katarrhalfieber, das rheumatische Fieber, das Wechselfieber, sind in diesem Betrachte schon sehr belehrend; ja ich möchte sie gleichsam als die ersten und zuverlässigsten pathologischen Wetterfahnen betrachten, welche den Geist der anrückenden Constitution prognostisch ankündigen. Wie grell und plötzlich wird nicht bisweilen der Praktiker von diesem neuen Geiste überrascht, wenn eine mit der **stationaria** gleichförmig wirkende **endemica** oder **annua** den erstern schnell verstärkt, und dadurch um so auffallender macht, wie z. B. in dem epidemischen Katarrhalfieber (Influenza) der Jahre 1802 und 1803. Im Allgemeinen betrachtet, ist die asthenisch-nervöse Constitution die Quelle und Mutter aller fauligen, nervösen, adynamischen, asthenischen oder Schwächefieber, sie mögen nun im Winter bei feuchter Witterung und sehr kalter Temperatur als sogenannte asthenische Katarrhalfieber und rheumatische Fieber, oder im Frühlinge bei dem Wechsel der Temperatur und Witterung als dynamische remittirende Fieber und Wechselfieber sich zeigen, oder im Sommer bei großer anhaltender Hitze als gastrisch-nervöse Fieber und Typhus, oder endlich im Herbste als adynamische Fieber, welche die Ruhr und Cholera begleiten, beobachtet werden. Hierher gehören ferner das von Hurham zuerst beschriebene schleichende Nervenfieber (**Febris nervosa lenta**), wenn es allgemein herrscht, sowie die epidemischen Schleim- und Wurmfieber der Alten, welche vielleicht als Producte zweier eigenen Species der asthenisch-nervösen Constitution angesehen werden dürften, in deren ersterer die allgemeine Asthenie des Nervensystems, in letzterer die besondere Asthenie des Darmkanals und gastrischen Systems überhaupt vorwaltend ist. Erscheint endlich der reine ansteckende Typhus (**Typhus contagiosus** *Hildenbrandi*) als Epidemie unter der Herrschaft dieser Constitution, so muß er, was auch immer Markus über die Identität desselben mit der Encephalitis zu seiner Zeit Gutes behauptet haben mag, als asthenisches Fieber betrachtet und behandelt werden. Die asthenisch-nervöse Constitution ist ferner, der Erfahrung zufolge, wenn auch nicht das einzige, doch das gewöhnlichste Princip von der sogenannten Malignität der Krankheiten, insofern man darunter den unerwarteten, plötzlichen und tödtlichen Ausgang einer Krankheit versteht, die unter keinen gefährlichen Zufällen angefangen hatte. So bietet die Beobachtung unter der Herrschaft dieser Constitution manche Fälle dar, wo einzelne Kranke, dem Übermaße der stationären Lebensschwäche unterliegend, bei einem einfachen Fieber im ersten Schweiße sterben, den der Arzt nach allen Zeichen und gewöhnlichen Regeln der Kunst für kritisch zu halten berechtigt war. Dasselbe Übermaß der Schwäche befördert oft bei accidentellen Fiebern, wie die Resultate der Leichenöffnung zeigen, den unerwarteten und tödtlichen Ausgang mancher organischen Fehler des Herzens, der Lungen, des Gehirns und anderer edler Eingeweide, die früher erkannt oder nicht erkannt, sich ohne diesen Umstand bei allgemeiner ungestörter Vitalität noch lange erhalten haben würden, und von dem Kranken durch die Angewöhnung der Natur, ohne für sich den Tod zu bewirken, ertragen worden wären. Das Fieber der intercurrirenden Krankheiten, wie das der Rose, der Pneumonien und Peripneumonien, der Entzündungen anderer Theile und Eingeweide, sowie der hitzigen Exantheme, ist der herrschenden Constitution gemäß und muß nach dem Grundcharakter derselben behandelt werden. Daher Fälle von **Erysipelas malignum**, **Peripneumonia nervosa, asthenica**, von Malignität des Scharlachs, der Pocken, Masern u. s. w. unter dem Einflusse dieser Constitution stehen. (Aus diesen Zeiten stammt auch die Lehre von den passiven, adynamischen, asthenischen und falschen Entzündungen, die in den Köpfen der großen Menge so viel Unheil während des Beginns des sthenischen Genius angerichtet und die Feststellung des wahren Begriffs der Entzündung so sehr gehindert hat.) Die Erfahrung lehrt ferner, daß sich die chronischen Nervenkrankheiten überhaupt unter keiner Constitution leichter entwickeln, als unter der asthenisch-nervösen. Zu welcher andern Zeit sieht man wol so viele hysterische Frauen und hypochondrische Männer, so viele arthritische und rheumatische Zufälle, Manien, Epilepsien und nervöse Apoplexien, als in dieser? Werden alsdann nicht auch der **Hydrocephalus internus**, das **Asthma spasmodicum**, der Keuchhusten und die mancherlei Convulsionen und Krämpfe des

Digitized by Google

kindlichen Alters, unter andern auch der Veitstanz, ganz vorzüglich häufig und weit öfter als zu jeder andern Epoche beobachtet? (Auch die Lehre von dem schweren Zahnen der Kinder stammt aus der Zeit der Herrschaft des asthenischen Genius.) Merkwürdig ist noch, daß die Kacherien überhaupt, was ihnen so selten eigen ist, unter der Herrschaft dieser Constitution durch hinzutretende Nervenzufälle oft schnell tödtlich endigen, und daß das hektische Fieber, besonders in der Lungenschwindsucht, einen viel raschern und kürzern Verlauf als gewöhnlich macht. Die Subjecte endlich, welche mit schwachen Nerven geboren, oder welche als Kinder häufig an Gichtern litten, hypochondrische und hysterische Kranke, und alle diejenigen, die bei schwächlicher Körperbeschaffenheit an krankhaft erhöhter Sensibilität leiden, müssen, unserer Beobachtung zufolge, als die ersten und empfindlichsten Pathometer der asthenisch-nervösen Constitution betrachtet werden. Ich habe gefunden, daß diese Subjecte zu der Zeit von den plötzlichen Übergängen und Abänderungen des Barometers, Thermometers, Hygrometers und der atmosphärischen Elektricität weit stärker ergriffen werden, und daß sie alsdann häufig Ohnmachten, Krämpfen, Gichtern und Lähmungen ausgesetzt sind; und wenn sie, durch was immer für eine Gelegenheitsursache, ein Fieber bekommen, so ist es meistens ein adynamisches oder Nervenfieber, wiewol die Constitution beiweitem noch nicht ihren Zenith erreicht hat und die Mehrheit des Volkes kaum noch die ersten Spuren der stationären Lebensstimmung in der Beobachtung darbietet. Dies sind dann die sogenannten sporadischen Nervenfieber, welche in einer und derselben Gegend oft viele Jahre den Epidemien dieser Art vorauszugehen pflegen. Auch das epidemische Wechselfieber, wie man es unter Andern 1809 in dem größten Theile von Teutschland beobachtete, dürfte vielleicht ebenso gut ein Vorläufer wie Nachläufer der asthenisch-nervösen stationären Krankheitsconstitution zu nennen sein. Nichts vermag uns indessen, wenn wir einmal den bisherigen diagnostischen Weg eingeschlagen haben, in der Beurtheilung dieser Constitution so sicher zum Ziele zu leiten, nichts uns mehr in der Erkenntniß der eigentlichen Indicatio stationaria zu unterrichten und zu bestärken, als die reine, durch keine vorgefaßte Meinung entstellte Beobachtung von der Wirkung unserer Arzneimittel und Heilmethoden. Man findet in diesem Betrachte Folgendes: Die im Anfange der Fieber früherhin übliche und mit Nutzen angewandte gastrische oder antiphlogistische, oder schweißtreibende oder alterirende Methode fängt nach grade an, unzureichend und schädlich zu werden. Selbst bei den intercurrirenden Fiebern und den durch Constitutio endemica und annua bedingten Entzündungskrankheiten kann die antiphlogistische Methode nicht mehr in ihrem ganzen Umfange Anwendung finden, und muß mit großer Vorsicht geleitet werden. Die Ausleerungen jeder Art, selbst wenn sie noch so klar angezeigt scheinen, bekommen nicht gut und vertragen sich nicht mit der stationären Lebensstimmung. Daher die häufigen Febres nervosae artificiales in dieser Periode. Deswegen kommen die Brechmittel, die Aderlässe und Mittelsalze nach und nach außer Cours und manche andere mit ihnen verwandte Arzneimittel, wie das Nitrum, Kalomel, Jalappe, Rhabarber, die Sennesblätter, haben gleiches Schicksal. Da die beiden ersten Mittel (Nitrum und Kalomel) unter der Herrschaft dieser Constitution so sehr geneigt sind, Durchfälle zu erregen, so werden, bei ihrer Unentbehrlichkeit in vorkommenden Entzündungskrankheiten, die praktischen Ärzte in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. So verdanken manche Mittel nicht, wie es scheint, der Mode, sondern der stationären Constitution ihr Aufkommen wie ihren Untergang, besonders je mehr sie sich in den Volksgebrauch eingeschlichen hatten. Denn notorisch ist es z. B., daß unsere Materialisten seit der langwierigen asthenisch-nervösen Constitution nicht mehr den zehnten Theil von Rhabarber, Jalappe, Sennesblättern und Mittelsalzen absetzen, wie vor derselben, obgleich in diesem Zeitraume die Bevölkerung beträchtlich zugenommen hat. Die Beobachtung überzeugt demnach jeden aufmerksamen und unbefangenen praktischen Arzt, daß jetzt die gelind stärkende, die excitirende und derivirende Heilmethode an der Tagesordnung sei. Baldrian, Kalmus, Chinarinde, Kamphor, Naphtha, Moschus, Opium, Wein und andere bekommen, nach Maßgabe angewandt, in den meisten Krankheiten am besten. Die asthenische Constitution ist die Constitution der ableitenden und stärkenden Bäder, der Zugpflaster, der Sinapismen und überhaupt die Feindin jeder schwächenden oder heftig alterirenden Heilmethode. Daher muß man auch bei dieser stationären Lebensstimmung, sowol in den acuten wie in den chronischen Krankheiten, mit den narkotischen Mitteln überhaupt sehr (?) vorsichtig sein, und ich bin gewiß, daß die unserer gegenwärtigen Constitution so ganz entsprechende, jetzt so beliebte Blausäure bei einer dereinstigen asthenisch-nervösen Constitution allen Credit verlieren wird. So schwankend ist unsere Materia medica und so unzuverlässig sind die meisten in unserer Zeit so sehr vervielfältigten Beobachtungen über die Wirkung neuer Arzneimittel, weil man dabei vergaß, die stehende Constitution in Anschlag zu bringen. Daß endlich das Quecksilber als Specificum gegen die Lustseuche während der asthenisch-nervösen Constitution seinen Dienst versagt, daß es öfter, als sonst, Speichelfluß erregt und die sogenannte Merkurialkrankheit erzeugt, die manchmal noch schlimmere Folgen als die venerische Krankheit selbst hat, sind Thatsachen, welche Ärzte und Wundärzte beobachteten. Öftere Versuche, die syphilitischen Übel ohne Quecksilber zu heilen, mußten deshalb nothwendig in jene Periode fallen, wie das Mittel von Laffecteur und von Besnard, die Vorschläge der Salpetersäure ꝛc. beweisen. Zum Schlusse glaube ich endlich nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, daß denkende Wundärzte manche fortdauernde Verblutung der feinsten Gefäße, manche durch nichts zu verbessernde schlechte Eiterung, manche ungewöhnlichen und schwer zu erklärenden Schmerzen bei Wunden und Geschwüren, sowie besondere, in Bezug auf ihre Ursachen unerforschliche Nervenzufälle, die bei gewissen Verletzungen eintreten, mit Recht dem stationären Genius zugeschrieben haben. Diese Beobachtungen gelten

Digitized by Google

wol zunächst der asthenisch-nervösen Constitution, unter deren Herrschaft nebst andern auch die Geschwülste im Allgemeinen seltener sein sollen, vermuthlich deshalb, weil durch jene Constitution der organische Bildungstrieb auch in pathologischer Hinsicht mehr oder weniger herabgestimmt ist."

Die vorliegende Darstellung des asthenischen Genius ist das Ergebniß einer sorgfältigen Beobachtung, und enthält Alles, was darüber nur beigebracht werden kann; nur hat der Verfasser derselben den Genius morborum mit der Constitutio freilich nur im Namen verwechselt; außerdem aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß er nur von der einen Richtung des asthenischen Genius spricht, nämlich insofern er sich vorherrschend im Leben des Nervensystems kund gibt, weshalb auch stets von einer asthenisch-nervösen Constitution bei ihm die Rede ist, während die Asthenie des Blutsystems, welche er allerdings als den höhern Grad der asthenisch-nervösen Constitution, als asthenisch-faulige bezeichnet, erwähnt, eigentlich ganz unberücksichtigt bleibt, wenn schon manches in der gegebenen Darstellung offenbar ihr angehört. Indessen wird dies leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Verfasser nur von ihm selbst Beobachtetes geben wollte; der Beginn seiner Beobachtungen fällt aber in die Zeit seit der letzten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts (er promovirte 1797), und damals war die Asthenie des Nervensystems, jedoch mit vorherrschender Erregbarkeit, eigentlich Genius epidemicus. Leider besitzen wir keine so detaillirte Darstellung des Genius asthenicus mit seiner vorwaltenden Richtung auf das Blutsystem von einem damaligen Arzte mit der Sorgfalt, wie sie Wittmann gegeben; doch hat uns der treffliche Lentin [8]), der die Nothwendigkeit einer solchen Darstellung wohl erkannt haben mußte, einige, wenn auch nur mehr rhapsodische, Andeutungen darüber hinterlassen, die wir hier deshalb mittheilen wollen. „Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der viele und mancherlei Calamitäten über meinen damaligen Wirkungskreis (Lauenburg) brachte, einen großen Theil der sonst stillen, ruhigen und freudigen Bewohner desselben in steter Furcht, Unruhe und Angst erhielt und großentheils in Dürftigkeit niederdrückte, wirkte so sehr auf die Gesundheit Aller, daß sie auch empfänglicher für alle die Krankheiten wurden, die mit dem damals temporären Sieger zugleich kamen. So allgemein vor dieser Epoche der Charakter der Krankheiten sthenisch war, so wirksam sich die Naturkräfte bei Krankheiten verhielten, so ordentlich bei ungestörtem Gange derselben die Abfälle zu erfolgen pflegten, ebenso sehr nahmen sie in der Folge einen asthenischen Charakter an. Faulfieber mit oder ohne Flecken, faulige Ruhr, Seitenstiche unter den kurzen Rippen mit Faulfieber und aufgelöstem Blute verbunden, in größeren Städten die sogenannten Lazarethfieber und dergl. traten an die Stelle der ehemaligen rein intermittirenden, rein entzündlichen oder rein galligen Fieber, echter Pleuresien, Hirnentzündungen und anderer dergleichen Krankheiten. Man erwartete nun vergeblich die ehemals bei Fiebern ordentlich eintretenden Abfälle; der animalisch-chemische Proceß, der zur Abreinigung hätte dienen können, hatte schon das Äußerste ungefühlt erreicht, ehe die Krankheit sich in ihrer Form darstellte. Das Blut bildete keinen festen Kuchen; statt einer Messerrücken dicken Entzündungsdecke auf gelassenem Blute (das aber bald genug unterblieb) bildete sich eine grünliche Schleimhaut, wie mit einem weißen Netze überzogen. Der Cruor erschien in einem aufgelösten klümperigen Zustande, mit dem Blutwasser vermischt. Die Kräfte waren mit dem Krankwerden erschöpft, kraftlose Deliria damit verbunden. Dies waren allgemeine Ereignisse und ganz unverkennbare Zeichen allgemein veränderter Constitution. Alle andern sporadisch-vorkommenden Krankheiten hatten doch einen solchen Anstrich davon, der allemal beobachtet werden mußte. Aber auch die Volksdiät hatte sich geändert. Auf der einen Seite hatten die französischen Soldaten das Kaffeetrinken in Haushaltungen eingeführt, in welchen man es bisher nicht kannte, und dazu die übliche Geräthschaft nicht da war. Die Weiber fanden dies Getränk bald angenehm, gewöhnten ihre Kinder daran und die Männer, um es in der Folge zu dulden, wurden gar leicht durch den gemächlichen Genuß und die täuschende Rechnung, daß manche Mahlzeit dadurch erspart würde, tägliche Gäste des neuen Getränks. Hieraus entstand aber, in Ansehung diensamer und nahrhafter Speisen, bei welchen sich die Kräfte bisher so gut erhalten hatten, besonders bei dem gemeinen Manne, ein Deficit, das sich in den nächsten Jahren ganz sichtbar an Kräften und Gesundheit äußerte. Die Last, welche sonst ein Mann bewältigte, wurde nun zweien beinahe zu schwer. Auf der andern Seite aber nahmen öftere, auch wol starke Einquartierungen, Lieferungen, auch wol Erpressungen, die Vorräthe, die auf längere Zeit bestimmt waren, und der Krieger die besten Bissen weg; ein Übel, dafür der Landmann, wenn es aus Miswachs oder andern häuslichen Unglücksfällen entstanden wäre, kaum Gleichmüthigkeit und Geduld genug gehabt hätte. Er überließ sich also dem Kummer, mit heiterem Gesichte gegen seine Unterdrücker, und eine unabsehbare Folge desselben Geschicks ließ keinen Strahl von Hoffnung durchbrechen. Alles dieses und so viele andere namenlose, unter anderer Form täglich kommende Ungemächlichkeiten wirkten so sehr nachtheilig auf die Gesundheit des allergrößten Haufens, daß man selten das Bild frischer, froher Gesundheit auf dem Gesichte eines Menschen sah. Nur Wenige, die vom Laufe aller Dinge Vortheil zu ziehen wußten, bereicherten sich durch Lieferungen aller Bedürfnisse für Freund und Feind; wer dann just ihr Nächster war, hob sich empor, schwelgte, schwelgte sich auch wieder arm und krank. An vielen Orten wurden für das Militair fliegende und stehende Hospitäler und Lazarethe errichtet, aus welchen sich, wie aus Pandora's Büchse, aller Art Miasmen unter die Wärter und unter das Volk verbreiteten. Die lange Dauer des siebenjährigen Krieges erfoderte mehre zahlreiche Ergänzungen der jungen, dienstfähigen Mannschaft, die größtentheils aus den Höfen genommen werden mußten. Der Ackerbau und jede andere, durch starke Manns-

8) Übersicht des Wechsels allgemeiner Gesundheitsconstitution vom J. 1756 bis zum J. 1803, in Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. 3. Bd. S. 220—228.

Digitized by Google

arme zu betreibende, Arbeit konnte nun nur, wenn ich die eigentlichen Wirthe ausnehme, durch größtentheils alte Leute, zum Soldatendienst untaugliche, ungesunde Knechte, Weiber und Mädchen verrichtet werden. Das Misverhältniß zwischen vorhandener Leibesstärke und der mit ungewohnter Anstrengung zu verrichtenden Arbeit, die in aller Eile und Dürftigkeit allemal beschaffte Nahrung, das hiermit verbundene Misvergnügen, die unerfüllte Sehnsucht nach besserem, reichlicherem und bequemerem Leben, auch wol nicht unwahrscheinlich nach längst entworfenen, und wer wußte wie lange noch unvollzogen bleibenden Heirathsplanen, alles dieses begünstigte die Fortdauer der fauligen Constitution auch lange nachher noch, als Ferdinand unser Land gerettet hatte. Im J. 1770 mißrieth die ganze Ernte und alles Obst, durch den vom Junius bis zum September anhaltenden Regen; die Flüsse waren ausgetreten, überschwemmten, besonders in der Elbgegend, die fruchttragenden Felder weithin; übrigens war viel Mutterkorn, das in einigen Gegenden mit dem sogenannten Honigthau beschmutzt war, entstanden. Das Korn hatte die gehörige Beschaffenheit nicht; die Krume im Brode floß, nach dem Aufschneiden, wie ein träger, ungarer Teig zwischen der Rinde heraus, hatte einen üblen Geruch, mußte aber doch wegen Mangels bessern Brodes vom Landmanne genossen werden. Nach dem Genusse desselben erzeugte sich in manchen Gegenden die sogenannte Kriebelkrankheit, die im J. 1771 unter dem gemeinen Manne fortdauerte. Der faulige, mit Abspannung aller Kräfte verbundene Charakter fast aller Fieber dauerte zwar noch lange fort, sodaß man wol das J. 1784 als das Letzte dieser Constitution ansehen kann: doch waren nach meiner Erfahrung diesseit des J. 1773 Flecken und Striemen und das Ansteckungsvermögen schon sehr gering. Ob nun schon vom J. 1785 an einige rein entzündliche oder rein gallige oder katarrhalische Züge von Krankheiten, die nicht länger anhielten als ihre vorbereitende Ursache, vorkamen, die mehr als Producte der Jahreszeit und Witterung anzusehen waren, so änderte sich doch die Constitution dergestalt, daß nun nach Verhältniß weit weniger sporadisch-gehende acute Krankheiten als sonst, dagegen aber viel mehr solche bemerkt wurden, die Überfluß von Schleim und einen nervösen Zustand mit Schwäche zum Grunde hatten. Intermittirende Fieber kamen fast gar nicht mehr vor, dahingegen weit mehr Kacherien unter den Kindern und Erwachsenen, viele Phthises pituitosae und purulentae, Wassersuchten, Rheumatismen ohne Zahl, viel gichtische Anomalien, weniger Podagra als sonst; auch hatte die Corpulenz gegen vorige Zeiten sehr abgenommen (vermuthlich weil der Häuser-, Gärten-, Meubeln-, Spiel- und Schuldenluxus zu sehr stieg, der Lebensgenuß bei der Jugend zu früh an die Tagesordnung kam und sich noch darin erhält), Skrofeln, Flechten und dergleichen. Durch Diät und Kleidung, die, was das weibliche Geschlecht anlangt, so dünn, so transparent, ich möchte wol sagen, so indecent als möglich angelegt wird, werden insonderheit rheumatische und gichtische Infirmitäten, und durch die Art, wie jetzt die jungen Leute tanzen, mancherlei Gattungen Hämorrhagien, Schwindsuchten, sowie durch das übermäßige Theetrinken und das unvorsichtige Romanlesen nervöse Krankheiten mehr als zu sehr unterhalten." An Materialien zur Gewinnung eines vollständigen Gemäldes des Einflusses dieses asthenisch-sauligen Genius fehlt es keineswegs; sie sind vielmehr überreich vorhanden, leider aber uns bisher nicht zugänglich gewesen, daher wir die weitere Erörterung auf eine spätere Untersuchung versparen müssen. Hecker hat neuerlich allerdings einen Theil dieser Periode monographisch beschrieben, allein hier, wie in seinen übrigen Monographien, den Antheil des Genius und der Constitution nirgends besonders nachzuweisen gesucht, vielmehr sich mit der Erklärung begnügt, daß damals eine scorbutische Lebensstimmung der Völker mit gastrischem Elemente geherrscht habe. — Werfen wir einen Blick auf den Einfluß, welchen die asthenische Constitution auf die pathologischen Ansichten der Ärzte ausübte, so wird es bald klar, daß die anfänglich vorzugsweise asthenische Richtung auf das Blutsystem die uralte Humoralpathologie bedeutend unterstützen mußte, und in der That sind beinahe alle Ärzte jener Zeit Humoralpathologen, soweit sie die Gründe ihrer Behauptungen und Ansichten aus den Beobachtungen in der Gegenwart hernahmen, besonders in Teutschland, Holland, Frankreich und England, und die Lehre von der Fäulniß im Körper erhielt mächtige Bearbeiter an Macbride, Pringle ꝛc., sowie an Ch. L. Hoffmann die antiseptische Heilmethode einen energischen Vertheidiger erhielt. In Schottland scheint gleich Anfangs die Asthenie mehr das Nervensystem getroffen zu haben, da das Klima und der Boden die Säfteentwickelung weniger begünstigt, deshalb sehen wir hier auch Cullen als eifrigen Vertheidiger der Nervenpathologie auftreten und Brown in seinem Systeme die Lehre von der Asthenie und der incitirenden Methode fast auf die Spitze treiben. Bis zu seinem Tode (1788) konnte Brown mit seinen Lehren keinen Anhang gewinnen, erst mit dem Bekanntwerden seines Systems in Italien (1792) und Teutschland (1794) fand es sein Publicum, und zwar mit einer Schnelligkeit, wie die Geschichte wenige Beispiele darbieten möchte; es war, wie selten ein System, zeitgemäß, denn es entsprach dem herrschenden Genius asthenicus nervosus, in dessen Würdigung sich weder Antiphlogistiker, noch Gastriker, noch Antiseptiker zurechtfinden konnten; man war des Schwankens ebenso müde, wie des Hergebrachten, mit dem man nichts mehr anzufangen wußte; darum griff man muthig und schnell zu dem Neuen, das noch dazu so einfach war, daß es selbst der weniger Gebildete fassen zu können meinte. Die scheinbar logische Consequenz nahm den Philosophen für sich ein, der Physiolog fand es mit Haller's Lehre von der Irritabilität vereinbar; die Verehrer der Naturwissenschaften, die damals einen mächtigen Aufschwung machten, fanden ihre Rechnung in dem empfohlenen Studium der äußern Reize oder einwirkenden Potenzen, wodurch es auch die Naturphilosophen für sich gewann, die mit pantheistischen Ideen ja dahin strebten, das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt, zum All und umgekehrt zu erfassen, und endlich einen Theil der durch Röschlaub ge-

Digitized by Google

bildeten Erregungstheoretiker ganz zu sich hinüberzogen. Der von Rasori gegründete Contrastimulus, ein Sproß des Brown'schen Systems, entstand zu spät, um eine allgemeinere Anerkennung finden zu können; denn der Genius dafür war bereits vorüber, und gegen denselben vermag kein System aufzukommen, so fein es auch ausgedacht sei. Alle Systeme, die sich Geltung verschafften, entsprachen dem herrschenden Genius und der Constitution, und fanden somit in der Erfahrung ihre Stütze, während die theoretische Afterweisheit wol eine kurze Zeit Aufsehen machen, nie aber Ansehen gewinnen kann. Die Vernichtung der Individualität, welche die der französischen Revolution zum Grunde liegende Idee beabsichtigte, hatte gewiß auch ihren Theil daran, um dem neuen, nach Gleichheit strebenden, Systeme einen günstigen Boden zu verschaffen, wie denn überhaupt jene Revolution, die unter der Herrschaft eines Genius epidemicus, welcher nervöse Schwäche mit Reizbarkeit setzte, allein möglich war, die Teutschen wenigstens veranlaßte, einen wissenschaftlichen Kosmopolitismus zu erschaffen, da ihnen für den politischen Sinn und Kraft so sehr mangelte, daß sie willig ihren Nacken unter das Joch des corsischen Machthabers beugten; denn ein asthenischer Genius kann nur eine asthenische Generation ins Leben treten lassen, die ohne Kraft zur Selbstbestimmung durch einen fremden Willen bestimmt werden muß. Daher sehen wir auch zu dieser Zeit den thierischen Magnetismus, Somnambulismus und Mesmerismus auftreten und eine nicht geringe Zahl von überspannten Cultoren gewinnen. — Die Leichtigkeit, womit der Organismus damals auf die äußern Reize reagirte, die Schnelligkeit, mit der, freilich mit Mangel der Intensität, Fieber entstand, mußte natürlich die Pathologen auf das Studium der Fieber selbst leiten, und so wurde die Fieberlehre vielleicht zu keiner Zeit in so vielen Schriften vorgetragen, als während der Herrschaft des Genius asthenicus, ja das Fieber absorbirte beinahe jede topische Krankheit, wie in Reil's Werke, wodurch die specielle Diagnostik vollends zu Grabe getragen ward. Dennoch war das Ansehen der Ärzte beim Publicum vielleicht zu keiner Zeit größer, da die Naturheilkraft nur geringe Energie besaß, Diät wenig fruchtete und Hausmittel ihr Vertrauen verlieren mußten; nur der Arzt konnte helfen, und er ermangelte nicht, die Apotheken zu leeren, um den gleichzeitig überall hausenden Feind gleichzeitig mit den verschiedensten Dingen zu besänftigen oder bis zur Flucht zu stimuliren. Die Kunst des Receptschreibens wurde mächtig geübt, und konnten die glücklichen Erfolge ihm auch nur selten eine Freude bereiten, so fand der Arzt doch Trost in dem Bewußtsein, durch die gut geordnete Formel für alle Beschwerden gesorgt zu haben. Mit selbstgenügsamer Verachtung schaute er auf den Chirurgen hernieder, der vergebens seine Kranken mit Pflastern und Salben bedeckte, um äußere Schäden zu entfernen; sie trotzten ja sichtbar wegen mangelnder Energie des Organismus solch einem Bemühen, wenn nicht gleichzeitig innere Mittel angewendet wurden. Mühe genug machte es, bereits vorhandene Wunden zu heilen, mit dem Messer neue zu machen durfte man nicht wagen. So machte die medicinische Chirurgie wol Fortschritte, nicht aber die operative, die nur die fortwährenden Kriege in Thätigkeit erhalten konnten. Der asthenische Genius erhebt die Ärzte und bringt die Chirurgen um ihr Ansehen, während der sthenische die Chirurgen erhebt und das Ansehen der Ärzte vernichtet.

Wenn der Genius epidemicus, wie wir ihn eben nach seinen drei verschiedenen Richtungen, auf den gesunden wie kranken Organismus hin genauer betrachtet haben, sich in der einen oder andern dieser Richtung einen größern Zeitabschnitt hindurch erhält und andauert, so pflegen wir ihn auch bestimmter noch mit dem Beisatz des stationairen, als Genius epidemicus stationarius, zu bezeichnen, sind aber für jetzt wenigstens nicht im Stande, diesen Zeitabschnitt durch Angabe bestimmter Zahlen zu begrenzen, und wenn schon es außer Zweifel ist, daß die drei Richtungen in einer bestimmten Reihenfolge einander ablösen, daß der erethische jedesmal zwischen beiden in der Mitte steht, sie verbindet, und ihren Übergang in einander gewissermaßen vermittelt, mithin ein gewisser Cyklus unverkennbar ist, so fehlen uns doch die Materialien dazu noch zu sehr, um eine ununterbrochene Reihe ihrer Aufeinanderfolge geben zu können, was bei der großen Lückenhaftigkeit der geschichtlichen Aufzeichnungen ärztlicher Beobachtungen auch schwerlich jemals für die Vergangenheit gelingen möchte, weshalb die Zukunft allein diese Aufgabe zu lösen und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes niemals aus den Augen zu verlieren hat, indem die Sicherheit und Vervollkommnung der Medicin als Wissenschaft zum großen Theil davon abhängt. Es gehören ganz andere Studien und Forschungen dazu, als sie bis jetzt vorgenommen sind, und namentlich bedürfen wir vollständige chronologische Tabellen über die epidemischen Krankheiten, mit einer großen Menge Spalten, ehe überhaupt die Lehre von den Epidemien Gesetze, und nicht blos Phantasiegemälde darbieten kann. Alles was bis jetzt historisch gewiß ist, geht nur bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, denn bis 1756 herrschte nach Lentin's Bericht der sthenische Genius (wahrscheinlicher wol nur noch der erethische), dann folgte von 1756—1785 der asthenisch-faulige, von 1785—1810 der asthenisch-nervöse, von 1810—1825 der sthenische, von 1825 an begann der erethische, welcher seit 1830 schon mehr zum asthenischen neigt. Dieselbe Unbestimmtheit, welche in Bezug auf die zeitliche Ausdehnung des stationären Genius herrscht, findet auch in Hinsicht der räumlichen Ausdehnung statt. Schon dadurch, daß sich nicht überall Beobachter finden, ist es fast unmöglich, eine vollständige Nachricht von der Ausbreitung des Genius epidemicus zu erhalten, und dann ist ja auch nicht einmal jeder Arzt fähig, einen Beobachter abzugeben, was noch auffallender bei der Bestimmung der Constitution hervortritt, worüber oft von den Ärzten derselben Gegend die verschiedenartigsten Behauptungen aufgestellt worden sind. Indessen kann man wol annehmen, daß der wirkliche stationäre Genius ein pandemicus ist, denn mehre Data, z. B. aus der Zeit der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, weisen darauf hin, daß in der nördlichen wie südlichen Hemisphäre derselbe Genius herrschte, wie ja auch die Influenza und

Digitized by Google

Cholera sich über den ganzen Erdball verbreiteten. Jedoch ist zu berücksichtigen, daß in der nördlichen wie südlichen Zone, besonders aber in der letztern, der Genius epidemicus, wie alle epidemische Einflüsse, von den klimatisch-endemischen sehr in den Hintergrund gedrängt, und nur dann deutlich bemerkt wird, wenn er sehr von den letztern differirt, sodaß der eigentliche Schauplatz für die Beobachtung der epidemischen Einflüsse die gemäßigte Zone ist, was seinen Grund darin hat, daß hier der Genius endemicus der erethische, also bei Abweichungen leicht in das eine oder andere Extrem übergeht, die dann ebenso leicht wahrgenommen werden, während der sthenische sich in der kalten, der asthenische in der heißen findet; ja man kann füglich den Grundsatz aufstellen, daß alles, was in einer Gegend als epidemischer Einfluß sich kund gibt, sich in einer andern als endemischer (klimatischer) Einfluß zeigt. Die epidemischen Einflüsse sind die zeitlichen, während die endemischen (klimatischen) die räumlichen sind. Der räumliche Genius (endemicus) wird aber durch zwei Momente bedingt, einmal durch die Breitengrade, wie wir so eben angaben, und dann durch die Elevation über die Meeresfläche; je bedeutender diese ist, also auf den (besonders trockenen) Höhen, desto mehr herrscht der sthenische Genius, je geringer oder gar unter der Meeresfläche, also in den Niederungen, Thälern, flachen Küsten, den Inseln der südlichen Meere, desto mehr der asthenische, während das Blachfeld für sich den erethischen Genius in Anspruch nimmt. Je ähnlicher der epidemische Genius stationarius dem endemischen einer Gegend ist, desto reiner wird er sich dort aussprechen, obgleich sein Vorhandensein dadurch an Augenfälligkeit verliert, da er nur in der Steigerung des bereits Vorhandenen besteht. Daher schrieb auch Lentin (a. a. O. S. 225), „die zehn Jahre, die ich zu Klausthal als Bergmedicus stand, kann ich nicht mit in diese Beobachtungen aufnehmen, indem diese Provinz fast in allen Stücken von den niedriger liegenden zu sehr verschieden und an Epidemien so sehr fruchtbar ist, daß ich in derselben Zeit 16 derselben unter Kindern und Erwachsenen erlebte." In je größerer Differenz dagegen der epidemische Genius stationarius mit dem endemischen steht, desto unreiner tritt der erstere auf, desto schwerer erhebt er sich zur Herrschaft und desto längere Zeit wird er verkannt, wenn nicht sehr sorgfältige und erfahrene Beobachter vorhanden sind. So erging es Reuß, welcher zu Aschaffenburg, wo der endemische Genius der sthenische ist, die Heilkunst ausübend, noch 1826 und 1827 das Vorhandensein des sthenischen stationären Genius epidemicus behauptete (Heidelberger klin. Annalen. 4. Bd. 1828. 1. Heft. S. 1—49) und Wittmann (Ein Wort über das gastrisch-nervöse Fieber, dessen Behandlung und Verhütung. [Mainz 1827.]), sowie Puchelt (Heidelberger klin. Annalen. 3. Bd. 2. Heft) mit Unrecht tadelte, daß sie eine Umänderung des stationären Genius, und zwar aus dem sthenischen in den asthenischen angenommen hatten (vergl. Wittmann in Heidelb. klin. Annal. 4. Bd. 3. Heft. S. 444—454). In einem ähnlichen Verhältnisse wie der endemische, steht auch der Genius epidemicus *annuus*, das heißt der durch die Jahreszeiten herbeigeführte Reactionsgrad, zu dem stationären Genius. Seine Beobachtung ist indessen schon bedeutend schwieriger, da er nicht nur von dem stationairen, sondern auch oft noch viel mehr von dem intercurrirenden zurückgedrängt wird; im Allgemeinen herrscht der sthenische Genius im Vorfrühling, der asthenische im Herbste. Über den monatlichen und täglichen Genius fehlt es noch weit mehr an sicheren Beobachtungen, ebenso über den intercurrirenden, obgleich dieser letztere von bedeutender Wichtigkeit für die Epidemie ist, und seinen Grund vorzugsweise in Witterungsverschiedenheiten, besonders aber in dem Herrschen der Winde hat, denn Nord- und Ostwinde erzeugen einen sthenischen, Süd- und Westwinde einen asthenischen Charakter, der gar nicht selten den durch den Genius stationarius und annuus gesetzten verdrängt, und so deren Erkennen schwierig macht. Hätte dies Fuchs gehörig berücksichtigt, so hätte er sicher nicht geschrieben, daß er bei Betrachtung des Genius stationarius kein Analogon von den intercurrirenden Constitutionen aufgefunden habe.

Vielfach mit dem Genius epidemicus verwechselt ist die epidemische Constitution, welche in der allgemeinen Anlage einer größern oder geringern Volksmenge zu einer bestimmten Krankheitsform besteht, und wie der Genius epidemicus entweder während eines größern Zeitraums andauernd erscheint, also wie jener stationär ist, und zwar entweder vorübergehend, als Constitutio stationaria epidemica oder an den Boden gebunden sich mit dessen Beschaffenheit fort erhält als endemische Constitution, oder durch den Wechsel der Jahreszeiten herbeigeführt als Constitutio annua oder endlich durch plötzlichen nach kürzeren Zeiträumen wieder verschwindenden epidemischen Einfluß bedingt, als Constitutio *intercurrens* auftritt. Was nun zunächst die stationaire epidemische Constitution betrifft [9]), so verstehen wir darunter, wie

9) *Riederer*, Diss. de febre stationaria. (Stuttgart. 1791.) Benditsch, über die herrschende Constitution und einige Krankheiten, welche 1797 und 1798 in Steiermark beobachtet worden sind. (Grätz 1799.) Harleß, Die Constitutio stationaria, ihre Wichtigkeit und ihr Einfluß auf Krankheitsbildung und Heilartbestimmung, in dessen Jahrbüchern der teutschen Medicin und Chirurgie. 1. Bd. (1813.) S. 1—73 und 266—333. *A. Bodel*, Nuovo ricercha sulla constitutio epidemiche dominante. (Milano 1816.) Horsch, Einleitung in die Klinik und die damit zu verbindende Untersuchung über die herrschende Constitution. (Würzburg 1817.) J. Auer, über den Genius epidemicus morborum stationarius. (Würzburg 1820. 47 S.) A. Sentrup, über den Charakter der herrschenden Krankheiten. (München 1820.) *Jos. von Zlatarowich*, Diss. de genio morborum stationario. (Viennae 1830.) *Fr. ab Hildenbrand*, Animadversiones in constitutionem morborum stationariam ejusque cum siderum laboribus necessitudinem. (Vindobon. 1831.) *Corneliani*, Osservazione intorno alla epidemia stationaria. (Padua 1831.) X. Baader, über die stehende Gesundheitsconstitution. (München 1833. 16 S.) *Frd. Const. Carger*, De constitutione morborum stationaria. (Dorpat. 1833. 31 S.) *J. G. Rothlauf*, Diss. de genio epidemico stationario. (München 1834. 18 S.) *F. X. Sinzinger*, De morborum charactere epidemico-stationario. (München 1834. 16 S.) *di Ceresa*, Memorie intorno alla constituzione cosidetta stazionaria, ossia precipue leggi fondamentali di Medicina speculativa. (Vienne 1835.) *J. A. Sandeyren* (praes. *Jac. Sönnerberg*), Diss. de constitutione epidemica praecipue stationaria. (Lund. 1840. 10 S. 4.)

Digitized by Google

gesagt, die allgemeine, an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Himmelsstrichen und zu verschiedenen Zeiten erscheinende, von äußern allgemeinen, vorzugsweise telluri-schen Ursachen bedingte Anlage zu besondern Krankheitsformen, welche ihre Eigenthümlichkeit auf längere oder kürzere Zeit, jedoch immer ohne eigentliche Unterbrechung, erhält und dann von einer andern Anlage verdrängt wird. Während der Genius epidemicus gewissermaßen die allgemeine Lebenskraft beherrscht und dieser eine bestimmte Richtung gibt, den Grad ihrer Äußerungen determinirt, so beherrscht die Constitution die an bestimmte Systeme und Organe gebundenen Äußerungen der allgemeinen Lebenskraft, determinirt also neben der Kraft auch und zwar vorzugsweise die Materie, sodaß sie also die Neigung gewisser Organe und Systeme vorzugsweise von bestimmten äußern, epidemischen Einflüssen ergriffen zu werden setzt. In der Mehrzahl der Fälle sind diese Einflüsse freilich dieselben, welche die Constitution hervorbringen, und dann erscheint das Ergriffensein, die epidemische Krankheit nur als eine ausgebildete, verstärkte epidemische Constitution, wie sich etwa aus phthisischer Anlage wirkliche Phthisis bildet; indessen ist dies keineswegs immer der Fall, sondern es gibt Einflüsse, die so besonderer Art sind, daß sie zwar den allgemeinen, die Constitution hervorbringenden Einflüssen nicht widerstreben, wol aber sie so zu modificiren im Stande sind, daß sie der allgemeinen Form der Reaction eine besondere Gestaltung geben, wie dies am deutlichsten die Exantheme darthun. Die Constitution setzt ein krankhaft erhöhtes und gleichzeitig verändertes Leben einzelner Systeme, während anderweitige epidemische Verhältnisse ein solches in einzelnen zu diesen Systemen gehörigen Organen herbeiführen, deren besondere Form des Erkrankens dann wieder von andern, wenn auch nicht generisch verschiedenen, Einflüssen abhängt, sodaß also die stationäre Constitution die Ordnung, die intercurrirende Constitution die Gattung und die speciellen epidemischen Einflüsse die Art der Krankheit bedingt. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen. Die stationäre Constitution bedingt z. B. ein erhöhtes Leben der Schleimhäute, die intercurrirende Constitution ein erhöhtes Leben der gastrischen Schleimhaut, der epidemische Einfluß bewirkt Dysenterie. Während der Genius epidemicus sich nur nach zwei Richtungen hin aussprach, deren Vereinigungspunkt der erethische Genius darstellt, wir also nur drei oder vielleicht eigentlich nur zwei Formen des Genius epidemicus stationarius haben, ist die stationäre Constitution beweitem zahlreicher, und tritt in soviel selbständigen Formen auf, als es Systeme von physiologischer Bedeutung im menschlichen Organismus gibt, wozu dann noch eine nicht unbeträchtliche Menge Combinationen, welche die einzelnen Formen unter sich eingehen, kommen. Die bisherige Pathologie hat die Sache freilich von dieser Seite noch nicht aufgefaßt, und daher durchaus keine wissenschaftliche Eintheilung der Constitutionen zu geben vermocht, vielmehr hat sie sich begnügt, die Ergebnisse der Empirie ohne nähere Prüfung sich anzueignen. Diese Ergebnisse können natürlich nur einseitig sein, und nur das Vorzüglichste überall und bald in die Augen Fallende darbieten, daher auch nur unvollständig sein. Fuchs gesteht zwar zu, daß es eine große Menge Constitutionen gebe, indessen beschränkt auch er sich auf eine nur kleine Zahl der gewöhnlichsten, ohne sie aber wissenschaftlich zu ordnen; er führt folgende auf: katarrhalische, rheumatische, gastrische, erysipelatöse, biliöse, miasmatische und nervöse. Die erysipelatöse ist nach ihm streng genommen nur eine Modification der gastrischen, und scheint die von Andern angenommene exanthematische mit einzuschließen; eine bloße Modification kann man sie kaum nennen, sie ist vielmehr eine Combination einer gastrisch-biliösen stationären Constitution mit der intercurrirenden exanthematischen und combinirt sich auch noch mit andern, weshalb sie auch weniger zu den eigentlich stationären Constitutionen zu rechnen ist, denn Combinationen halten nie lange an. Die Annahme einer miasmatischen Constitution scheint ihren Grund zunächst in einer Verwechselung der Krankheitsconstitution mit der Luftconstitution zu haben, auf der andern Seite aber auch wieder das zu umfassen, was andere Ärzte die typhöse, ältere die putride Constitution, Hecker die scorbutische Lebensstimmung nennen. Allerdings einer der dunkelsten Punkte in der Lehre von der Constitution, da es schwer hält, aus den Beobachtungen der Ärzte das zu sondern, was dem Einflusse des Genius stationarius asthenicus in seiner Richtung auf das Gefäßsystem, und was der wirklich typhösen Constitution angehört. Ähnlich verhält es sich mit der von Fuchs angenommenen nervösen Constitution, die wol nur ein Uberbleibsel der allgemeinen Verwechselung des Genius mit der Constitution sein dürfte. Indessen können wir uns darüber zur Zeit noch keine gewisse Entscheidung anmaßen, da aus dem vorhandenen Material sich nicht gut entnehmen läßt, ob das Gefäß- und Nervensystem wirklich, wie die übrigen physiologischen Systeme, eine Constitution haben, da sie als vorzugsweise Träger der allgemeinen Lebenskraft das eigentliche Gebiet des Genius morborum sind. Daß es eine typhöse Constitution gebe, ist kaum zweifelhaft; welchem Systeme sie aber zuzuschreiben, dürfte nicht so leicht zu entscheiden sein, wenn auch die Wahrscheinlichkeit für das Blutsystem spricht; jedenfalls gerathen wir hier in das streitige Gebiet der Humoral- und Solidarpathologie, dessen Separation kaum jemals vollendet werden wird. Daß die typhöse Constitution nicht bloßer Ausdruck des Einflusses des Genius asthenicus ist, scheint daraus hervorzugehen, daß Typhusepidemien auch, wenn auch mehr local während der Herrschaft des Genius sthenicus beobachtet sind; freilich ist es nicht ausgemacht, ob diese Epidemien auf intercurrirender Constitution beruhten, oder ob sie syndemisch waren. Sei dem aber, wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß die Zukunft hier noch viel Licht gewähren muß, wenn es zu wissenschaftlich klaren Einsichten kommen soll. Legen wir nun die verschiedenen physiologischen Systeme bei der Aufstellung von Gattungen der Krankheitsconstitution zum Grunde, so können natürlich hier nur diejenigen in Betracht kommen, durch die die Beziehung des Organismus mit der Außenwelt vorzugsweise vermittelt wird; es sind dies die Häute, nämlich die Schleimhäute, die äußere

Digitized by Google

Haut und die serös-fibrösen Membranen; nur durch sie äußert sich die stationäre Constitution, und zwar durch die Schleimhäute als katarrhalische, durch die äußere Haut als exanthematische, durch die serös-fibrösen Membranen als rheumatische Constitution, deren räumliche Ausdehnung man in Bezug auf die Breitengrade, wodurch die klimatischen Constitutionen entstehen, sich so bestimmen läßt, daß die rheumatische Constitution dem kalten, die exanthematische dem heißen und die katarrhalische dem gemäßigten Klima angehört; was die Elevation über die Meeresfläche anbetrifft, so dürfte sich darüber zur Zeit noch nichts Gewisses sagen lassen. Die katarrhalische oder Schleimhautconstitution zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, je nach den verschiedenen Expansionen der Schleimhäute. Die obere oder Respirationsexpansion gibt die eigentlich katarrhalische, während die untere oder Darmexpansion die gastrische Constitution darstellt; jene beobachten wir als die klimatische Constitution des Nordens, diese als die des Südens; denn hier herrscht das Bauchleben, das Vegetative (daher Harleß, Kieser und Andere, auch von einer vegetativen Constitution sprechen) dort das Brustleben, das Animalische vor (animalische Constitution). Was die zeitliche Ausdehnung dieser Constitutionen betrifft, so läßt sich auch darüber zur Zeit noch kein bestimmtes Gesetz aufstellen, wenn es auch kaum zweifelhaft ist, daß auch hier ein freilich nicht nach Zahlen bestimmbarer Cyklus stattfindet. Die Schwierigkeit liegt besonders darin, daß diese Constitutionen nur selten in großer räumlicher Ausdehnung wirklich rein auftreten, vielmehr meistens Combinationen und Complicationen eingehen. Doch wissen wir aus der neuern Zeit, daß 1816 die rheumatische, 1818—1820 die exanthematische, zuletzt als erysipelatöse vor dem Übergange in die gastrische Constitution, welche 1820 und 1821 besonders deutlich war, und zum Theil noch jetzt anhält [10]), vorhanden war. Dem Herrschen der letztern verdankte Stoll seine Größe, was er recht gut wußte, und bei der Veränderung der Constitution und des Genius einsichtsvoll genug war, sein Handeln darnach zu modificiren, während seine Anhänger die gastrische Methode für ewige Zeiten begründet wähnten. Was die übrigen Systeme anbetrifft, so ist es, wie schon gesagt, noch zweifelhaft, ob auch sie eine stationäre oder überhaupt eine Constitution begründen und manifestiren können. In Bezug auf das Gefäßsystem wird allerdings viel von einer venösen Constitution gesprochen, die besonders in Puchelt einen ausgezeichneten Vertheidiger gefunden hat, und auch jetzt wird von Vielen das Vorhandensein einer gastrisch-venösen Constitution behauptet, wofür sich allerdings auch manches anführen läßt. Daß das Blutleben einen periodischen Aufschwung macht, ist kaum einer Frage unterworfen, denn es spricht sich deutlich in dem Jahreswechsel aus, wo im Winter das Arterienleben, im Sommer das Venenleben vorherrscht. Unterscheiden wir nun, wie billig, von dem sthenischen Genius die entzündliche Constitution [11]), so werden wir dem Venenleben auch die venöse Constitution zuschreiben müssen, aus welcher sich dann die typhöse und pütride Constitution, unter Vermittelung des asthenischen Genius, herausbilden würde. Während in der entzündlichen Constitution die Anbildung, Massenbildung vorherrscht, wird in der venösen Constitution die Rückbildung, Auflösung und Excretion vorherrschen; was die Constitution der Profluvien und der Colliquation bezeichnen würde. Baader will überhaupt nur diese zwei stehenden Constitutionen als Hauptconstitutionen gelten lassen, indem er die übrigen als Modificationen der venösen betrachtet, je nachdem das Gefäßsystem zu den verschiedenen Ausscheidungsorganen in ein verschiedenes Verhältniß tritt, ob nämlich eine stärkere Spannung zu dem Gallenapparate, oder zu den Schleimhäuten, oder zu den serös-fibrösen Gebilden stattfindet. Indessen möchte sich dies kaum in der Art durchführen lassen. Es bliebe uns dann nur noch übrig, für das Pfortadersystem eine Constitution aufzusuchen, die wir, wenn wir die Leber als dessen Repräsentanten ansehen, in der biliösen Constitution finden würden. Rechnen wir freilich die Leber zu den drüsigen Organen, zum Drüsensystem, so würde durch sie sich keine stationäre, sondern nur eine vorübergehende epidemische Constitution manifestiren können, denn die einzelnen Organe werden weniger durch die stationäre als durch die übrigen Constitutionen in ihren Functionen beherrscht. Sowie die Lunge das Organ des Nordens ist, so ist die Leber das des Südens; jene macht im Winter, diese im Sommer ihre Evolution. Allerdings haben wir auch für das Drüsensystem eine Constitution zu suchen, die aber bisher nicht erkannt werden konnte, weil man die einfachen Drüsen nicht von den Häuten trennte, in denen sie sich befinden, woraus eine Menge Irrthümer geflossen sind, die namentlich durch das gänzliche Misverstehen des Wesens der Exantheme herbeigeführt wurden; denn bisher hat man nie so recht eigentlich gewußt, wohin man sie stecken sollte. Daß die Hautdrüsen, wie die Schleimdrüsen, besonders des Darmkanals, eine überaus wichtige Rolle für den thierischen Haushalt spielen, ist keine Frage, aber leider hat die Physiologie diese zur Zeit noch nicht für sich betrachtet und herausgestellt. Die Hautexantheme sind nun, mit Ausnahme des Scharlachs, nichts anderes als Affectionen der Hautdrüsen, ebenso wie die Schleimhautexantheme ihren Grund in einer Affection der Schleimdrüsen haben. Fassen wir dies ins Auge, so wird es klar, daß die exanthematische Constitution hiernach eine ganz andere Bedeutung gewinnen muß; sie fällt nämlich zusammen mit der Drüsenconstitution, welche aber nicht blos die Hautdrüsen (Schmeer-, Schweiß- und Haardrüsen), sondern auch die Schleimhautdrüsen und das in beiden wurzelnde System der Lymphdrüsen umfaßt; die Constitution kann sich demnach in drei Richtungen, als exan-

10) Berndt, über die jetzt herrschende Constitutio stationaria gastrica, in Hufeland's Journal. 1829. 3. St.

11) Fuchs (a. a. O. S. 182) will zwar von einer entzündlichen Constitution nichts wissen und ihren Ausdruck allein dem Genius zuschreiben, da niemals Entzündungen durch allgemein verbreitete Causalmomente bedingt würden, sich stets secundär erzeugten, und sich unter dem Einflusse der gastrischen, rheumatischen ꝛc. Constitution niemals reine Entzündungen, sondern gastrische, rheumatische ꝛc. bilden; indessen bleiben die Ausdrücke keiner Constitution rein, wenn sich eine andere zu ihr gesellt. Es bedarf daher noch anderer Gründe, wenn wir wirklich das Vorhandensein einer entzündlichen Constitution wissenschaftlich negiren wollen.

Digitized by Google

thematische, enanthematische und adenophymatische, kundgeben. Die exanthematische Constitution ist Eigenthum des Südens, daher wir auch alle acuten Exantheme dort geschichtlich nachweisbar ihren Ursprung nehmen sehen; die enanthematische Constitution findet sich im Norden, wo die äußere Hautthätigkeit antagonistisch in den Hintergrund tritt, und ihr verdanken die in den letzten Quinquennien vorherrschend sich kundgebenden Darmgeschwüre ihr Dasein. Die adenophymatische Constitution tritt selten allein auf, wie dies wahrscheinlich im 14. und 15. Jahrh. der Fall war; sie ist mehr an die exanthematische Constitution gebunden, kommt mit dieser gleichzeitig vor, und scheint mehr durch die Elevationsgrenze beherrscht zu werden; denn sie ist Eigenthum der feuchten Niederungen, und äußert sich besonders durch Bubonenbildung; in Ägypten als Bubonenpest, in den europäischen Thälern als Skrofeln, welche unter ihrem Einfluß acut werden (**febris mesaraica infantum, Scrofula fugax *Sauvagesii***). Was die Constitution des Nervensystems betrifft, so ist es, wie gesagt, noch zweifelhaft, ob sie existirt, wenigstens ist das Material, welches uns die Geschichte zu ihrer Constatirung darbietet, sehr mangelhaft, was um so mehr zu verwundern ist, als doch die Solidarpathologie das nächste Interesse hatte, ihr Vorhandensein nachzuweisen. Allerdings haben wir Epidemien von Geisteskrankheiten, wohin auch der Selbstmord gehört, von Krämpfen (Tanzwuth) und Störungen des Gangliensystems, welche auf eine Constitution des Gehirns, Rückenmarks und des Gangliensystems hindeuten, allein nur selten, und zwar nur für die beiden zuletzt genannten Systeme können wir das stationäre für sie in Anspruch nehmen; meistens treten sie als Epidemien oder intercurrirende Constitutionen auf, da sie der Natur der Sache nach nur selten sich selbständig ohne gänzliche Zerrüttung des Organismus auf längere Zeit erhalten können, meistens vielmehr, wenn auch die Phase ihrer Entwickelung gekommen, abortiv zu Grunde gehen, etwas, das man bei allen Constitutionen beobachten kann, wenn sie sich als intercurrirende zu der stationären gesellen; denn wie schon oben bemerkt, gehen die einzelnen Constitutionen sehr gern Combinationen unter einander ein, und zwar sowol dauernde als vorübergehende, wodurch sie sich von dem Genius unterscheiden, dessen Formen sich nicht eigentlich combiniren, wenigstens in der Weise, wie die Constitutionen, wenn man nicht die erethische Constitution als eine solche Combination betrachten will, die aber nur eine Ausgleichung, den Indifferenzpunkt bildet. Die Complicationen der Constitutionen sind nun sehr mannichfacher Art, und gestalten sich nach dem Verhältnisse der Sympathie und des Antagonismus, in welchem die einzelnen Systeme und Organe mit einander stehen, jedoch so, daß im graden Verhältnisse mit der Dignität der Systeme für das materielle Leben des Organismus die Häufigkeit der Complicationen der durch sie repräsentirten Constitutionen stattfindet. Da nun der Darmkanal unzweifelhaft die Hauptrolle für das materielle Leben des Organismus spielt, so gesellt sich auch die gastrische Constitution am leichtesten zu allen übrigen, und wenn sie auch nicht dominirt, so verleiht sie doch ihren Anstrich. So erhalten wir die gastrisch-katarrhalische, die gastrisch-rheumatische Constitution, welche zugleich die gewöhnlichsten und häufigsten sind. Bei der exanthematischen Constitution sind die Darmdrüsen so sehr betheiligt, daß wir gar nicht einmal eine Trennung der äußern Haut und Schleimhaut vornehmen können, daher auch nicht eigentlich von einer gastrisch-exanthematischen Constitution sprechen, wenn schon sich der Antheil deutlich herausstellt, den die gastrische Constitution als stationäre auf die intercurrirende exanthematische Constitution ausübt; denn nothwendig müssen wir die Affection der Darmdrüsen von der der eigentlichen Schleimhaut trennen. Es gehört dies auch eigentlich nicht zu den Complicationen, sondern richtiger zu den Combinationen der Constitutionen; denn in der That entsteht die exanthematische Constitution nur als ein Drittes aus der Verbindung des erhöhten und alienirten Lebens der äußern Haut und der Darmschleimhaut, wie überhaupt der Schleimhäute. Ähnlich ist es mit der biliösen Constitution, wie dies schon die enge Beziehung des Lebersystems zu dem Darmkanale von Vorn herein erwarten läßt. Die typhöse Constitution geht nicht weniger leicht mit der gastrischen eine Complication ein, und ihr zum Theil verdanken die häufigen Darmgeschwüre in unserer Zeit ihre Entstehung, da es unverkennbar ist, daß schon seit lange die typhöse Constitution Versuche macht, zur Herrschaft zu gelangen, aber nicht weiter als zu ihrem niedrigsten Grade der venösen Constitution gelangen konnte, daher auch die Ärzte jetzt fast allgemein von einer gastrisch-venösen Constitution sprechen. Mit der entzündlichen Constitution ist die Complication der gastrischen zwar leicht, aber nicht eng, da die vorwaltende Secretion auf der Darmschleimhaut den Stoffansatz nicht begünstigt; doch verdankt dieser Complication Broussais' Lehre von der Gastro-enteritis ihr Ansehen, ebenso wie man aus dem häufigen Vorkommen der Dothienteritis als Complication des typhösen Fiebers, die irrthümliche Ansicht schöpfte, der Typhus sei nichts anderes, als Darmgeschwürbildung, wovor doch der noch in frischem Andenken befindliche Irrthum von Marcus hätte bewahren sollen. Auch Schönlein's Lehre von dem Abdominaltyphus hat hierin ihren Grund. Es gibt aber nur einen Typhus, welcher aber mit Affection verschiedener innerer Organe auftreten kann, woraus Eisenmann seine verschiedenen Typhusformen gebildet hat. Der gastrischen Complication nahe steht die rheumatische in Bezug auf die Häufigkeit der Complication, aber im Gegensatze in Bezug auf die Intensität; denn während die gastrische Constitution durch ihre Stetigkeit und Energie die Häufigkeit vermittelt, kommt die Complication der rheumatischen Constitution durch ihre Flüchtigkeit so überaus leicht zu Stande, hält dafür aber auch meistens nur kurze Zeit an, und wird nur selten durchgreifend stationär, wenn sie nicht local durch endemische Verhältnisse begünstigt wird, wie dies im Norden leicht stattfindet, wo sie gewissermaßen endemisch ist; daher sie auch hier selbst dominirend auftritt, wie dies zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. der Fall war, als eine exanthematisch typhöse Constitution in Europa stationär wurde, indem sie sich zu jener im Norden gesellte, und

Digitized by Google

so eine Tripelverbindung einging, wodurch der Sudor anglicus entstand, während im Süden die binäre Complication sich im Petechialfieber aussprach. Seltener zwar, aber leicht, geht die exanthematische Constitution Complicationen ein. Von der gastrischen war bereits die Rede, auch die rheumatische wurde erwähnt, als deren Product wir namentlich die Frieselfieberepidemien zu betrachten haben. Die Verbindung der biliösen Constitution mit der exanthematischen wurde besonders zu den Zeiten Stoll's beobachtet, und in der neuern Zeit stellte sie sich als erysipelatöse Constitution dar, die aber mit der entzündlichen damals stationären Constitution zusammenfiel, woher sich denn auch die antiphlogistische Behandlung der Exantheme schreibt, die die früher gewohnte erhitzende Methode, wie die Meisten freilich glauben, für immer aus dem Felde schlug; ebenso, wie darin die Lehre ihren Grund fand, die acuten wie chronischen Exantheme seien nichts anderes als Hautentzündungen. Ähnlich der exanthematischen, hat auch die katarrhalische keine lange Dauer, wenngleich sie sich leicht mit den übrigen Constitutionen verbindet, wodurch die gastrisch-katarrhalische, rheumatisch-katarrhalische, exanthematisch-katarrhalische (als deren Ausdruck wir besonders Masern zu betrachten haben), die entzündlich-katarrhalische, typhös-katarrhalische, biliös-katarrhalische Constitution entsteht. Die Complicationen der entzündlichen Constitution sind zum Theil schon erwähnt, sie stellen sich dar als entzündlich-katarrhalische, entzündlich-rheumatische, entzündlich-exanthematische, entzündlich-typhöse und entzündlich-biliöse (der Stoll seinen Ruf in der Behandlung der biliösen Pneumonie durch Brechmittel verdankte) Constitution. Auf gleiche Weise bildet sich die bereits erwähnte Complication der venösen (typhösen) und biliösen Constitution. Über die nervöse Constitution müssen wir für jetzt uns noch des Urtheils enthalten, da aus den vorliegenden Beobachtungen sich nicht genau ermitteln läßt, was dem asthenischen Genius und was der etwa möglichen nervösen Constitution angehört; das Nervöswerden der Krankheiten, worin die ältern noch lebenden, besonders teutschen, Ärzte ihren Trost zu finden wissen, schreibt sich aus jener asthenischen Periode her, und die Neurophlogosen Schönlein's haben vielleicht zum Theil gleichfalls ihren Grund darin gefunden. Die Verbindung aller dieser Constitutionen kommt nun, wie schon erwähnt, in der Art zu Stande, daß während die eine stationär ist, sich die übrigen als intercurrirend zu ihr gesellen, und um so fester und länger mit ihr zusammenbleiben, je ähnlicher sie einander sind; kommen sehr differente Constitutionen zusammen, so fragt es sich, welche die mächtigere ist; ist dies die stationäre, so wird eine Complication entstehen, ist es die intercurrirende, so kommt es auf ihre Dauer an; ist diese nicht lange möglich, so kommt es zwar auch zur Complication, aber die stationäre tritt in den Hintergrund und verschwindet ganz, wenn es der intercurrirenden gelingt, zur gänzlichen Herrschaft zu gelangen, wo diese dann die Stelle der frühern einnimmt. Ob die Aufeinanderfolge nach bestimmten Gesetzen geschieht und zwar nach dem Gesetze der Heterogeneität, läßt sich für jetzt wol kaum bestimmen. Die räumliche Ausdehnung der stationären Constitution ist beiweitem geringer als die des Genius stationarius, sie hängt namentlich von der klimatisch-endemischen Constitution ab, die so großen Verschiedenheiten unterworfen ist, daß oft sehr nahe gelegene Orte bedeutende Unterschiede darbieten, woraus eben die große Verschiedenheit der Angaben der Ärzte über die herrschende Constitution zu erklären ist, die zugleich eine wissenschaftliche Begründung der ganzen Lehre bisher gehindert hat; grade hierbei wird man recht gewahr, welch ein Desiderat die medicinische Geographie und geographische Nosologie ist. Nur für größere Länderstriche und da, wo sie sehr hervorstechend auftritt, ist die endemisch-klimatische Constitution bekannt, und so sind wir bereits zu dem Resultate gekommen, daß von solchen Gegenden aus, sich unter günstigen Verhältnissen, die dort herrschende endemische klimatische Constitution nicht blos auf die Nachbarländer, sondern auch noch weiter epidemisch verbreiten kann, woraus denn eben die sogenannten wandernden Epidemien zum Theil wenigstens hervorgehen, wie z. B. dies der Fall mit der Cholera war, die durchaus das Gesetz bestätigte, daß die klimatisch-endemischen Krankheiten einer Gegend als Epidemien in eine andere getragen werden können, indem eben die stationäre klimatische Constitution eines Landes als intercurrirende Constitution in ein anderes geführt wird, oder sich hier epidemisch Verhältnisse bilden, die dort endemisch sind, was für die richtige Einsicht in die Ätiologie der Constitutionen von großer Wichtigkeit ist, und sich noch deutlicher herausstellt in den Jahresconstitutionen (Constitutio annua) [12]), welche ihren Grund offenbar in den, durch die Jahreszeiten gesetzten stationär-cyklischen Witterungsverhältnissen haben. Wie im Norden das Brustleiden, im Süden das Bauchleiden überwiegend erscheint, so findet dasselbe Verhältniß im Winter und Sommer statt, und nur diese Jahreszeiten treten in den Polarzonen auf, während in der gemäßigten Zone deutliche Übergangsabschnitte, als Frühling und Herbst, auftreten. Schon die Hippokratiker setzten fest, daß im Frühlinge die inflammatorische, im Sommer die biliöse, im Herbste die rheumatische und im Winter die katarrhalische Constitution stationär sei, was um so regelmäßiger hervortritt, je regelmäßiger die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten und die dadurch bedingte Witterung eintritt, umgekehrt aber auch um so schwankender erscheint, je unregelmäßiger die Jahreswitterung sich einstellt, was sich namentlich durch das übermäßige Anhalten der einen oder der andern ausspricht, wodurch es dann nicht mehr bei der Anlage bleibt, sondern sich unmittelbar Epidemien ausbilden, welche wohl von den Jahresepidemien zu unterscheiden sind, welche letztere nur der Ausdruck der energisch auftretenden Jahresconstitution sind, daher auch rein auftreten, während jene Epidemien stets Ausdruck einer gemischten Constitution sind. Außerdem hat man noch eine monatliche und tägliche Constitution angenommen, welche allerdings vorhanden ist, aber nie in dem Grade wirksam auftreten kann, daß sich aus ihr Epidemien zu entwickeln vermögen, vielmehr zeigt sich

12) *Inid. Kletzel*, De constitutione annua. (Viennae 1837.) *Herm. Lud. Gutknecht*, De genio epidemico annuo quaedam. (Halae 1838. 38 S.) Ebel a. a. O.

Digitized by Google

ihr Einfluß nur auf bereits vorhandene Epidemien, deren Ausbildung sie entweder begünstigt oder hindernd entgegen tritt. Von der stationären Constitution haben wir nun endlich noch die intercurrirende Constitution zu unterscheiden. Sie beruht im Ganzen auf denselben Verhältnissen, wie die stationäre, zeigt daher auch dieselben Hauptformen, unterscheidet sich aber von ihr besonders dadurch, daß sie plötzlich auftritt, und mit einer solchen Energie, daß es in der Mehrzahl nicht bei der durch sie gesetzten Anlage bleibt, vielmehr diese sich zur wirklichen Krankheit ausbildet, als Epidemie erscheint, daher auch dieser Ausdruck mit der intercurrirenden Constitution synonym gebraucht wird. Sämmtliche Constitutionen stehen nun unter Einfluß des Genius, und zwar sowol des stationären als des klimatischen, jährlichen und intercurrirenden, welche der Form den eigentlichen Charakter zubringen, welcher freilich dadurch in seinen Äußerungen, wie in dem Grade seiner Heftigkeit mancherlei Modificationen erleidet, sodaß man ihn selbst wol leicht verkennen könnte, wie das ja auch mit der stationären Constitution der Fall ist, welche durch den Hinzutritt der intercurrirenden auf einige Zeit mehr oder weniger ganz unterdrückt wird, um dann nach Verschwinden der letztern wieder aufzutreten. Um den Einfluß des Genius auf die Constitution einigermaßen anschaulicher zu machen, mag das Folgende dienen. Rheumatische Constitution unter sthenischem Genius setzt rheumatische Entzündungen, unter dem Einflusse des Frühlings in den peripherischen Theilen, im Winter in dem Brustfell, im Herbste im Bauchfell; unter asthenischem Genius entsteht acuter Hydrops, dessen Sitz nach denselben Verhältnissen variirt; tritt die exanthematische Constitution hinzu bei sthenischem Genius, so entsteht im Winter Brustfriesel, im Sommer Bauchfriesel, bei asthenischem Genius profuse Schweiße, die unter Vermittelung einer typhösen Constitution den englischen Schweiß geben. Ähnliches findet auch bei den übrigen Constitutionen statt, nur ist das Material, welches die Geschichte bietet, noch zu zerstreut, um factische Belege dafür anzuführen. Während der Genius den Grad der Kraft, welche der Organismus zur Beseitigung der epidemischen wie sporadischen Krankheiten aufzuwenden im Stande ist, anzeigt, gibt uns die Constitution den Weg und die Hilfsmittel an, wodurch der Krankheitsproceß beseitigt wird, und daraus geht ihre Wichtigkeit für die Therapie hervor, indem die Constitution gewöhnlich nach den Gesetzen des Antagonismus und der Sympathie, oft aber auch direct durch das ein erhöhtes und alienirtes Leben führende Organ und System, die Methode und das Arzneimittel andeutet, welches der Arzt in Anwendung zu ziehen hat, um das Bemühen der Natur zu unterstützen, während der Genius ihm sagt, in wie starker Dose das Mittel zu reichen, mit welcher Kraft die Methode zu verfolgen sei. Besonders wichtig ist dies für die sporadischen Krankheiten, auf welche die Constitution ebenso wie der Genius einen so bedeutenden Einfluß ausübt, daß ein großer Theil der Ärzte mehre derselben fälschlich zu der Zahl der Epidemien gerechnet hat; namentlich gilt dies von den Dyskrasien. Wir lesen noch jetzt vielfach von epidemischem Scorbut, epidemischer Lepra, epidemischen Skrofeln, epidemischer Syphilis, worunter aber weiter nichts zu verstehen, als daß diese Dyskrasien unter dem Einflusse einer sie begünstigenden Constitution stehen und dann sich rasch entwickeln und eine größere Ausbreitung erhalten, was ja nicht wunderbar erscheinen kann, wenn man bedenkt, daß Genius wie Constitution ihren Einfluß auf alles Lebendige ausüben, und zwar dies um so stärker, je geringer die Selbsterhaltungskraft und je größer die Abhängigkeit von den äußern Medien ist, womit zugleich die Schnelligkeit der Wirkung des Einflusses in geradem Verhältnisse steht. Am deutlichsten sieht man dies beim Eintritte der typhösen Constitution; daher kommt das Erkranken der Pflanzen, der Seidenraupen, der Fische, der in der Wildniß lebenden, wie der Hausthiere, das verschiedene Streichen der Fische, die Züge, wie das Ausbleiben von Insekten und Vögeln, Heuschrecken, worüber Schnurrer zahlreiche Beispiele gesammelt hat. Aber nicht blos auf das bereits Vorhandene äußert sich die Constitution und der Genius, auch auf das Entstehende wird ihr Einfluß beobachtet. Besonders merkwürdig ist hier das plötzliche Entstehen von zahlreichen Infusorien, sowol in der Luft wie im Wasser, worauf die die Völker des Mittelalters so sehr erschreckenden Signacula, die Entstehung von blutigen Flecken an den Häusern, auf dem Zeuche, selbst auf verschlossenen Sachen, der früher so häufig beobachtete Blutregen, wie das Rothwerden von Flüssen und Seen [15]), der rothe Schnee und Hagel beruhen, deren Bedeutung erst in der neuern Zeit richtig erkannt worden ist; nicht weniger hat hierin das Entstehen von pilzartigen Bildungen auf den Pflanzen, der Rost des Getreides, das häufige Aufschießen von Unkrautarten, Schwindelsaser ꝛc., die plötzliche Vermehrung des Ungeziefers, Insekten, Spinnen, Frösche, Mäuse, selbst das öftere Vorkommen von Mißgeburten bei Thieren und Menschen seinen Grund; wenngleich der Aberglaube früherer Zeiten darin etwas ganz anderes suchte, so irrte er doch darin nicht so gewaltig, wie man zuweilen glaubt, daß er dergleichen Dinge als Vorzeichen der Pest, unter welchem Namen man alle bösartigen Epidemien damals zusammenfaßte, ansah, denn Schnurrer's Seuchengeschichte bietet dafür die unzweideutigsten Belege.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung der den epidemischen Genius, die Constitution und die wirkliche Epidemie veranlassenden Ursachen über, so müssen wir von Vorn herein gestehen, daß, ungeachtet sich die Ärzte von jeher mit den dahin einschlagenden Untersuchungen bald mehr, bald weniger eifrig beschäftigt haben, dennoch, bis jetzt wenigstens, nur höchst ungenügende Resultate geworn-

15) C. G. Rees von Eisenbeck, über das organische Princip der Erdatmosphäre und dessen meteorische Erscheinungen. (Schmalkalden 1825.) Sette, über das Rothwerden der Speisen durch eine eigene Gattung der niedrigsten vegetabilischen Organismen, in Schweigger's Jahrb. der Physik. 50. Bd. (1827.) S. 396. Turpin, Quelques observations nouvelles sur les Protococcus, qui colorent rouge les eaux des marais salants, in Comptes rendus, de 18. Nov. 1839. p. 626. Martins, Du Microscope etc. (Paris 1839.) p. 19. Meyen, Noch einige Mittheilungen über den rothen und grünen Schnee, in Wiegmann's Archiv für die Naturgesch. 6. Jahrg. (1840.) 1. Heft. S. 166.

Digitized by Google

nen sind. Zum Theil lag die Schuld allerdings an der Untersuchungsweise, da man nur zu häufig die Untersuchungen vom theoretischen Standpunkte aus führte, die Erfahrung der Geschichte dagegen fast ganz bei Seite setzte, was freilich um so eher geschehen mußte, als man erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts daran dachte, die fast in unübersehbarer Masse angehäuften Materialien zu sammeln und eine Geschichte der Epidemien zu versuchen. Auf der andern Seite beging man bei den angestellten Untersuchungen den Fehler, daß man immer nur ein einzelnes Moment als die allgemeine und unter allen Bedingungen wirksame Ursache ins Auge fassen und nachweisen zu müssen glaubte. Daß hier die Erwartungen getäuscht werden mußten, wird dem vorurtheilsfreien Forscher schon auf den ersten Blick, ohne großes Studium, klar, wenn er bedenkt, daß weder Leben noch Gesundheit durch ein einzelnes isolirt dastehendes Moment bedingt werden; wie sollte es nun die Krankheit als bloße abnorme Modification des Lebens? In anderer Beziehung leugnete man nun wieder den Antheil einzelner Momente, weil sie eben nicht überall wirksam waren, ganz, und schüttete so nur zu oft das Kind mit dem Bade aus, weil man nicht bedachte, daß es nothwendig auch Einflüsse geben müsse, die, wenn sie zusammenkommen, sich gegenseitig mehr oder weniger aufheben, wodurch die so wenig beachteten Abortivformen entstehen, ebenso, wie man irrigerweise verlangte, daß der Einfluß stets unmittelbar bemerkbar werde. Oft aber setzt ein Moment nur die Disposition, und ist längst vorüber, wenn ein anderes günstigeres Moment hinzutritt und die Anlage zur Krankheit erhebt; häufig gibt es gar kein specifisches krankmachendes Princip außerhalb des Organismus, und nur allgemeine Momente regen die bereits in ihm liegenden, bisher aber schlummernden Elemente zur Bildung eines Krankheitsstoffes an, der dann erst die Krankheit selbst hervorruft; viele sogenannte Ursachen sind gar nicht einmal als solche zu betrachten, sondern stellen sich bei genauer Untersuchung nur als Folgen desselben Einflusses, der die Epidemie hervorrief, dar. Einen bedeutenden Antheil an dem Mißlingen der bisherigen Versuche, die veranlassenden Ursachen zu bestimmen, hatte endlich die ganzliche Unklarheit, worin man über die Begriffe: epidemischer Genius, epidemische Constitution und Epidemie, schwebte, ebenso wie der Zustand der Kindheit, in welchem sich noch jetzt die Meteorologie befindet, die doch einen großen Theil der Aufklärungen zu geben bestimmt ist. Da also hier zur Zeit noch von keinen bestimmten Gesetzen die Rede sein kann, so bleibt nichts anderes übrig, als sich an die Erfahrung, hier also an die Geschichte, zu halten, und sie zu befragen, welche Momente überhaupt in Betracht zu ziehen sind, gleichviel, ob wir ihren Antheil genau zu bestimmen und nachzuweisen im Stande sind, oder nicht. In den Zeiten der Kindheit der Völker wurde man freilich bald fertig, indem man die Epidemien (Pesten) als eine Rache, eine Folge des Zornes der Gottheit darstellte, und dadurch jedem Versuche einer natürlichen Erklärung aus dem Wege ging [14]). Bei den Griechen war es Apollo (Ilias V, 50), bei den Römern Mars (*Cicero*, N. D. III, 25. *Tacitus*, Hist. III, 3), bei den Ägyptern Typhon (*Boerner*, Antiq. medic. Aegypt. §. 62), bei den Juden Jehova oder ein von ihm gesandter Racheengel (2 Samuel 24. 2 Könige 19, 35. Jesaias 37, 36), späterhin Dämonen (*Lindinger*, De Ebraeorum arte med. p. 134). Diese Idee erwachte im Mittelalter [15]) wieder mit ihrer ganzen Stärke, und die Priester stempelten Jeden mit dem Namen Ketzer, der eine andere Meinung zu hegen wagen wollte. Allerdings sprach auch Hippokrates von einem τὸ θεῖον [16]) in den Epidemien, aber nicht, weil es unmittelbar von der Gottheit komme, sondern weil es unerforschlich war, wie wir Gott ja selbst auch den Unerforschlichen nennen. Ihm waren die Epidemien Folge der Einflüsse des Kosmos, worin ihm Plato und später Paracelsus zum Theil, wie die ganze neuere naturphilosophische Schule beistimmen. Um nun die Ursachen selbst einigermaßen zu ordnen und übersichtlich zu machen, so müssen wir sie in gewisse Abtheilungen zu bringen suchen, wie sie uns ihre Natur selbst an die Hand gibt. Hiernach sind alle zunächst in Betracht kommenden Einflüsse entweder siderische oder tellurische, denen sich dann noch die socialen wenigstens als begünstigende Momente zugesellen. Freilich bringt diese Eintheilung für die Lehre von den Epidemien nur wenig Vortheil, und es würde beiweitem fruchtreicher sein, wenn wir sie nach dem Antheile, den sie an der Hervorbringung des Genius, der Constitution und der wirklichen Epidemie und ihres Verlaufes ꝛc. haben, vornehmen könnten; indessen würde ein solcher Versuch für jetzt noch zu viel des Irrthums mit sich führen, und dann wird der Verfolg auch darthun, daß die erstere Eintheilung der letztern in mehren Beziehungen gar nicht so sehr fern steht.

A. Von den siderischen Einflüssen [17]). Unter siderische Einflüsse verstehen wir hier im Allgemeinen diejenigen, welche das Planetensystem auf die Organismen bei der Hervorbringung epidemischer Krankheiten ausübt. Schon im Voraus ist es klar, daß dieser Einfluß, wenn er stattfindet, fast nur ein mittelbarer sein kann, und die Vermittlerin ist vielleicht einzig und allein die Atmosphäre, wenn schon die Art und Weise, sowie die Veränderung selbst, die in der Atmosphäre vor sich geht,

14) Schon der Nichtarzt Hepne (Progr. de febribus epidemicis Romae falso in pestium censum relatis. [Gotting. 1782. 4.] p. 4) wies nach, daß durch solche Ansichten das Studium der Epidemien und ihrer Ursachen nur gehindert werden mußte.

15) *Rignult*, Ergo in pestilentia aliquid diviuum. (Paris 1574. 4.) *D'Amboise*, Ergo pestis a coelo. (Paris 1606. 4.) *J. C. Helbing*, De peste procreata ex triplici ente, divino, astrali et naturali. (Friburg. 1615. 4.) *Letzel*, Ergo pestis a coelo. (Paris 1621. 4.) *Reussel*, De pestilentia a deo immissi solita, in Sylloge. dissertat. (Amstelodam. 1701. 4.) Cf. *Th. Reinesii* Schola jurisconsultorum medica. p. 115. *Hoffmann*, Medicinae rational. System. T. II. p. 146. 16) *C. P. Gesner*, praes. *G. G. Richter*, De divino Hippocratis. (Gotting. 1739. 4.) *Ch. L. Mögling*, resp. *C. G. Pichler*, Diss. s. divinum Hippocratis in morbis epidemicis. (Tubing. 1758. 4.) 17) *Fr. ab Hildenbrand*, Animadversiones in constitutionem morborum stationarium ejusque cum siderum laboribus necessitudinem. (Vindobon. 1831. 80 S.)

Digitized by Google

unbekannt ist. Jedenfalls ist es nicht ein einzelnes Moment in dem Planetensystem, sondern ihr ganzes Verhältniß zur Erde, welches, wenn ein unmittelbarer Einfluß stattfindet, in Betracht zu ziehen ist, und vielleicht ist es der Genius morborum, der ihm sein Dasein verdankt. Die Sonne wurde schon frühzeitig als Pestbringerin angeklagt, wie wir aus Homer wissen; die Dydier nannten den Apollo den λοίμιο, nach Macrobius (Saturn. I, 17) leitete man selbst seinen Namen von τὸς ἀπολλύοντα τὰ ζῶα, dem Lebenden verderbenbringend, ab, und in neuerer Zeit bemühte sich besonders von Hildenbrand, den Einfluß der Sonnenfinsternisse [19]) geltend zu machen, indem er unter Andern darzuthun suchte, daß der Übergang der sthenischen Constitution in die asthenische durch die Sonnenfinsterniß am 7. Sept. 1820 angedeutet wurde. Der Pest zu Athen gingen Sonnenfinsternisse voraus, nach Plinius (H. N. XXXVI, 69) sagte Empedokles aus einer Sonnenfinsterniß die Pest vorher; 684 brach darnach zu Paria die Pest aus; ähnlich war es in den Jahren 827, 1003, 1021, 1093, 1206, 1239, 1406, 1408, 1473, 1547; indessen in der größern Zahl von Fällen läßt sich dergleichen nicht nachweisen, wenngleich auch Grainger (De febr. anomal. batav. p. 21) während einer Sonnenfinsterniß 20 Soldaten vom Wechselfieber befallen werden sah, und Ramazzini (Op. II. p. 78) am 27. Jan. 1694, wobei sich das Barometer zu 2″ hob, ähnliche Erfahrungen machte; weßhalb er sich auch wunderte, daß Hippokrates nicht darauf geachtet. Höher hat man allerdings den Einfluß des Mondes [19]) anzuschlagen, welchen die Milesier (*Strabo* XIV. p. 422) schon der Hervorbringung epidemischer Krankheiten beschuldigten; indessen ist darauf kein Einfluß sicher nur gering, wol aber bedeutend auf den Verlauf und die Intensität der Epidemien. Cornelius Gemma (*Schenk*, Obs. p. 872) fand in der Pest zu Flandern 1574, während des letzten Mondviertels, stets die häufigste Ansteckung; Oráus bemerkte, daß der abnehmende Mond die Pest verschlimmert habe; nach Liddelius (Lib. III. De febr. c. 4) genasen mehr im zunehmenden Mond. Joubert (*Schenk*, Obs. p. 872) bemerkte in den Syzygien eine allgemeinere Verbreitung der Pest, was auch Diemerbroef (De peste I, 4) zu Nymwegen sah. Nach Ebenot (De peste p. 31) nahm in Siebenbürgen die Zahl der Kranken von der Zeit des Neumondes an zu bis zum Vollmond, sodaß während des Zunehmens des Mondes viel mehr an der Pest erkrankten und starben, als zu der Zeit des abnehmenden Mondes. In Ägypten wurde zur Zeit des Neumondes eine Exacerbation der Pest, die bereits nachzulassen schien, beobachtet (Bibliothek der Reisen von Sprengel und Ehrmann. XIII. S. 186). Noch jetzt ist man in der Levante der Meinung, daß die Pest stets während des letzten Mondviertels ab- und während der beiden ersten Viertel zunehme (Berliner med. Centralzeitung. 1834. Nr. 47). Ähnliches beobachtete Jackson beim gelben Fieber. Dagegen sah Ramazzini (Constit. epid. II. p. 98) das Petechialfieber bei abnehmendem Monde auffallend stärker um sich greifen und verderblicher wüthen. Nach Ortons (Essay on the epidemic Cholera of India [London 1821]) trat auch die Cholera in Indien am häufigsten und heftigsten in der Voll- und Neumondsperiode auf, und ließ während der Viertel nach. Nach Buek's Untersuchungen (Gerson und Julius, Magazin. XVII. S. 357) sind im Neumond die Todesfälle am häufigsten, im Vollmond am seltensten. Schon Theophrast (Hist. plant. VIII, 9) machte darauf aufmerksam, daß der Rost in Gerste und Weizen sich vorzüglich im Vollmond erzeuge, und nach Schübler (Froriep's Notiz. XLI. S. 311) findet in der Mitte zwischen dem ersten Viertel und dem Vollmond die größte Neigung zu atmosphärischen Niederschlägen statt, welche das letzte Viertel und der Neumond nie zeigte. Bei der epidemisch-contagiösen Augenentzündung zu Vicenza im J. 1823 wurde am 26. Jan., am Tage der totalen Mondfinsterniß, eine auffallende plötzliche Verschlimmerung aller Kranken wahrgenommen. (Gräfe und Walther, Journal. VI. S. 114.) Ältere Beobachtungen sehe man bei v. Hildenbrand. Beiweitem größer ist überhaupt der indirecte Einfluß des Mondes auf die Epidemien durch die Bestimmung der Witterung [20]). — In einer Zeit, wo man jedem Theile des Körpers ein eigenes Gestirn als Beherrscher anwies, kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst die der Erde und ihrer Atmosphäre ferneren Planeten und ihre Constellationen als seuchebringende Momente aufgeführt wurden. Von Asien und Ägypten ausgegangen, wurde die Astronomie bei den Arabern in der Astrologie [21]) zur träumeri-

---

19) *J. T. Mören*, De effectibus ecclipsis solaris, in Misc. Acad. N. C. Dec. III. ann. 7. 8. (1699. 1700.) p. 163. — *Stevin*, Ecclipses solis morbos causant, in Ephem. acad. nat. cur. Cent. I. II. p. 156. *Rappolt*, Progr. quae et quantae sint vires solis ac lunae atmosphaeram nostram perturbantes. (Stuttgart 1798.) *Tourtelle*, Elémens d'hygiène. T. I. p. 126—132. 19) *R. Mead*, De imperio solis ac lunae in corpus hum. (Londin. 1704.) C. G. Kraqenstein, Von dem Einfluße des Mondes in den menschlichen Körper. (Halle 1747.) Fr. Balfour, Einfluß des Mondes auf die Fieber. Aus dem Engl. (Leipz. 1786.) Neues System über die faulen und nachlassenden Intestinalfieber und den Sonnen- und Mondeinfluß auf dieselben. Aus dem Engl. (Breslau 1792.) Über die merkwürdigen Wirkungen des Sonnen- und Mondeinflusses auf die Fieber, in Asiatic researches. Vol. VIII. (Lond. 1808.) p. 1—34. *C. E. Raschig*, De lunae imperio in valetud. c. hum. nullo. (Viteberg. 1737. 4.) Observations on the influence of the moon on climate and the animal oeconomy, in Albers, Amerik. Annalen. II. 1. Bireq, über den Mondeinfluß in Krankheiten, Morgenblatt 1819. Nr. 97. Baumgarten-Crusius, Periodologie. S. 269 fg. Stark, Allgem. Pathologie. I. S. 265 fg.

20) Gronau, über die Veränderungen der Witterung durch den Mondwechsel, in Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg. 1798. Dec. 1383—1387. Vergl. Kastner, Archiv. IV, 161. Schübler, Untersuchung über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, mit Nachweisungen der Gesetze, nach welchen dieser Einfluß erfolgt. (Leipzig 1830.) 21) J. Kuhniggepergers, Dem natürlichen Einflusse der Gestirne, Planeten und XII Zeichen. (Strasburg 1529. 4.) *Th. Erastus*, De coeli astrorumque potestate; in Diss. T. I. (Basil. 1572. *J. de Cremona*, Tractat. an Astrologia medico sit necessaria? (Hispal. 1590.) *H. Oldeli* Intratreonomia. (Vincent. 1610. 4. *N. Culpeper*, Semiotica uranica, or an astronomical judgment of diseases from the decumbence of the sick. (London 1651. 1666.)

Digitized by Google

schen Spielerei herabgewürdigt, und diese fand in dem abergläubischen Mittelalter nur allzu vielen Anklang. Allerdings lehrte auch Hippokrates den Auf- und Niedergang der Gestirne beachten, indessen vorzugsweise, um die kommende Witterung daraus zu entnehmen, worin auch Aristoteles (Meteorolog. I, 2. De coelo I, 9. II, 1. 7), Alexander Aphrodisius (Problem. II, 88), Cicero (De divinat. I, 57), Plinius (II. N. II, 7), Galenus (Optimus medicus et philosophus) ihm beistimmten, und auch spätere Beobachtungen bestätigten das Ersprießliche dieser Beobachtungen; allein man blieb dabei nicht stehen und wollte einen directen Einfluß der Planeten, besonders durch ihre Constellationen[22]), auf die Entstehung der Epidemien darthun; namentlich waren es die Constellationen zwischen Saturn, Mars und Jupiter, die gefürchtet wurden, und daß dies nicht ohne Grund geschah, schien die Erfahrung zu lehren. So erzeugte die Constellation des Saturn und Jupiter 1127, die des Saturn und Mars 1348 nach Boccaccio und Guido de Chauliac die Pest; dasselbe gibt Ficinus für das Jahr 1478 an; vor allen hat die Constellation des Saturn und Jupiter am 25. Nov. 1484, aus der Lichtinger, Joh. Müller, Paul Amman und Andere die Pest vorhersagten, und der Zusammentritt des Saturn und Mars im J. 1493 (*Alexander Benedetti*, De pest. febre. c. 1) ein großes Ansehen erhalten, da man ihnen die Entstehung der Lustseuche, wie des Petechialfiebers Schuld gab. Von dem Zusammentreten der Planeten im Wassermann leitete die pariser Facultät, als sie vom Könige Philipp von Valois befragt wurde, eine Pest her (Chronic. Engelhus.); Ähnliches geschah von Sennert 1624 und 1637, von Kasp. Bartholin 1628. Diese genannten Ereignisse wurden sämmtlich sogar vorhergesagt, wie dies auch noch Dr. Engelhard zu Moskau, auf Befehl des Zaren über die bevorstehenden Veränderungen des künftigen Jahres befragt, that, indem er in seiner am 23. Dec. 1664 eingereichten Schrift eine schreckliche Pest voraus prophezeiete, die in der That auch erfolgte. (Richter, Gesch. der Medicin in Rußland. II, 172. *Paul Neucrantz*, De purpura. p. 116.) Obgleich nun diese Facta nicht wegzuleugnet werden können, so möchte es doch kaum gerathen sein, sichere Schlüsse daraus zu ziehen. Hatten nun schon die regelmäßigen Erscheinungen des Planetensystems und die beständig vorhandenen Planeten die Aufmerksamkeit der Beobachter und Loimologen erregt, um wie viel mehr mußten es die unregelmäßigen Kometen und Meteore? Vor Allen hat sich Noah Webster und nach ihm Schnurrer große Mühe gegeben, ihren Einfluß auf die Entstehung von Epidemien darzuthun, indem sie das Erscheinen derselben sorgfältig in chronologischer Reihenfolge mit den Volkskrankheiten zusammenstellten, wobei ihnen sogar noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Angaben entgangen sind, was freilich bei der großen Menge des Materials und seiner noch größern Zerstreutheit eben nicht zu verwundern sein kann. Was zuerst die Kometen[23]) betrifft, so wurden sie im Alterthume bereits als mächtige Agentien bei dem Zustandekommen epidemischer Krankheiten betrachtet, worin sich die Römer besonders auszeichneten, wie die Geschichte des Livius zur Genüge darthut[24]). Auch die Schüler des Demokritus glaubten bereits, daß durch Zerstörung der Welten außer unserer Erde unbekannte Krankheiten entständen. (*Plutarch.* Sympos. IX, 8.) Späterhin war es vorzüglich Fracastori, welcher in seinem Gedichte über die Syphilis den Einfluß der Kometen auf die Erzeugung ansteckender Krankheiten geltend machte. Bis in die neuesten Zeiten sind daher die Kometen Gegenstand des Schreckens gewesen; fast bei jedem Erscheinen wurde ihr Einfluß besprochen und sogenannte Prognostika machten auf ihre verderbenbringende Wirkung aufmerksam, wie dies noch zuletzt mit dem 1835 erschienenen, sogenannten schönen Halley der Fall war. Pilgram suchte schon früher durch Zahlenverhältnisse ihren Einfluß auf Witterung und Krankheiten ausfindig zu machen und auszudrücken. Von 295 Kometenjahren waren 60 von einem kalten, 22 von einem gelinden, 213

Abel. Trew, Astrologia medica. (Norimberg. 1665. 4.) *Joh. Blagrave*, Astrologica praxis medica. (Londin. 1671.) *Lohmeier*, De astrologiae judiciorum vanitate et siderum influxu. (Rintela 1674.) *J. C. Sturm*, De siderum influentia. (Altdorf. 1679.) *Frankenstein*, De stellarum influxu in sublunaria. (Lipz. 1688.) *E. Koenig*, Signor. coelestium certis corp. partibus dominantium veritas, in Misc. Ac. N. C. Dec. II. (A. 9. 1690.) p. 226. *Cramvius*, De efficacia influxus astrorum in c. hum. (Jenae 1697.) *Adolphi*, De siderum influxu. (Lips. 1700.) *Roth*, De astrorum influxu in c. hum. (Ulm. 1703.) *Fr. Hoffmann*, De siderum influxu. (Halae 1706. 4.) Opp. T. V. *Franck*, De causis morborum ex influxu siderum. (Kilon. 1732. 4.) *C. A. Seibel*, Vom Einflusse des Gestirnes. (1733.) *J. Belgradi*, Sul influsso degli astri ne' corpi terrestri. (Padua 1757. 4.) *J. B. de Sauvages*, De astrorum influxu in hom. (Montispell. 1757. 4.) *Otto*, De planetarum in c. hum. influxu. (Francof. 1805.) *K. Ettinger*, Beiträge über den Einfluß der Himmelskörper auf unsere Atmosphäre. (München 1814.) *C. F. Kretschmar*, De astrorum in c. hum. imperio. (Chemnitz. 1821. 4.) *J. A. Schneider*, Beiträge zur Astro-Meteorologie, oder über den muthmaßlichen Einfluß des Standes der Planeten, Kometen rc. auf meteorologische Erscheinungen an der Erdoberfläche. Des Merkurs erste Periode. (Leipzig 1841.)

22) De magnis conjunctionibus, annorum revolutionibus etc. (Venet. 1515. 4.) *P. Roberts*, Essay on the origin of constellations. (Dublin 1802.)

23) *Balth. Becker*, Disq. de cometarum praesagiis. (Amstelod. 1692. 4.) *Comier*, De cometarum influxu, in *Blegny*. Zodiac. medic. Gallic. *Lienard*, Non ergo cometae mortes et morbos portendunt. (Paris 1682. 4.) *Reinsaud*, Non ergo cometa morborum praenuntius. (Paris 1699. 4.) *C. Lecchner*, Wunder Gottes in der Natur bei der Erscheinung der Kometen. Mit Kupf. (Frankf. 1744.) *Bode*, Allgemeine Untersuchungen und Bemerkungen über die Lage und Austheilung aller bisher bekannten Planeten- und Kometenbahnen. (Berlin 1791.) (Hat ein Verzeichniß aller seit 837 n. Chr. Geb. beobachteten Kometen.) *Litrow*, Über den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über die Kometen überhaupt. (Wien 1832.) *Arago*, Betrachtungen über die Bewegungen und die Natur der Kometen, nebst ihrer Einwirkung auf unsere Erde im Allgemeinen. Aus dem Franz. (Brünn 1832.) *W. Schäfer*, Chronologische Sammlung der Beobachtungen über das Erscheinen der Kometen. Mit 10 Abbild. (Dresden 1836.) *Forster*, Observations sur l'influence des Comètes sur les phenomènes de l'atmosphère, addressées à *M. Arago*. (Aix la Chapelle 1836.) 24) J. A. F. Steger, Die Prodigien oder Wunderzeichen der alten Welt. (Braunschweig 1800.)

Digitized by Google

aber von einem gewöhnlichen Winter begleitet; sie scheinen viel Schnee im Gefolge zu haben, hindern das zu frühe Eintreten des Winters; Trockenheit und Feuchtigkeit der Jahreszeiten scheinen sich ziemlich gleich zu bleiben, Nordlichter und Gewitter finden sich häufiger. In den 295 Kometenjahren kamen 101 Epidemien unter Menschen, 22 unter dem Vieh und 21 Insektenzüge (Heuschrecken) vor, und zwar finden wir Kometen den erheblichen Epidemien vorausgehen, sie begleiten oder kurz darauf folgen, in nachstehenden Jahren: 80, 167, 252, 375, 400, 445, 542, 590, 639, 679, 682, 745, 762, 802, 905, 994, 1005, 1031, 1044, 1069, 1106, 1135, 1142, 1162, 1181, 1222, 1244, 1300, 1347, 1368, 1400, 1477, 1500, 1531, 1577, 1602, 1625, 1636, 1665, 1692, 1709, 1719, 1722, 1738, 1743, 1751, 1760, 1770, 1783, 1789, 1811, 1832; namentlich aber stimmen viele Ärzte darin überein, daß der Übergang des asthenischen Genius in den sthenischen dem Kometen von 1811 zuzuschreiben sei. Allerdings sind eine Menge Kometen vorübergegangen, wo sich eine solche Wirkung nicht nachweisen läßt; indessen kennen wir auch nicht die anderweitigen Einflüsse, die ihren Einfluß vielleicht aufgehoben haben. Wenn übrigens derselbe Komet, sagt Geigel (S. 271), auch meistens bösartige Epidemien mit sich brachte, so dürfen wir deshalb noch keineswegs schließen, daß er bei seinem künftigen Erscheinen wieder die nämliche Krankheitsconstitution und auf derselben Höhe hervorrufen werde; denn es ist möglich, daß nur immer bestimmte Constellationen bestimmte Witterungsverhältnisse, dadurch bestimmte Blutkrasen und bestimmte Krankheitscharaktere und durch diese gewisse Epidemien hervorrufen, sodaß das Dasein desselben Kometen beim Mangel der frühern Constellation wahrscheinlich einen veränderten Einfluß auf die Witterungsverhältnisse hat, und ebendadurch andere Luft- und Blutkrasen bedingt. Besonders aber muß man sich hüten, das Gleichzeitige zu sehr zu urgiren, die Epidemie kann ja auch vorhergehen oder nachfolgen, weil besondere andere günstige Verhältnisse den Einfluß begünstigten oder ihm hindernd entgegentraten. Nebenmonde, Nebensonnen, Sternschnuppen, Feuerkugeln und die häufig mit ihnen herabfallenden Meteormassen stehen wahrscheinlich in gar keiner directen Beziehung zu Epidemien, sondern sind nur Äußerungen desselben Einflusses in der Atmosphäre, der auch gleichzeitig auf die Organismen einwirkt und alienirte Reactionen hervorruft; namentlich sind die Meteormassen wol am richtigsten als Niederschläge aus der Erdatmosphäre zu betrachten, wenngleich Chladni[25]), der sie sehr sorgfältig chronologisch gesammelt hat, sie für kosmischen Ursprungs hält. Zu diesen meteorischen Massen gehören auch der rothe Sand- und Erdregen 929, 1096, 1110, 1222, 1565, 1689 n. Chr. Geb., das Himmelspapier 1686, vielleicht auch der Milchregen (*Livius* XXVII, 11. *Plinius*, H. N. II, 56) als eine den mit Sternschnuppen herabfallenden gallertartigen Massen ähnliche Materie? Meteorschwefel als Schwefelregen soll am 24. Mai 1801 zu Rastadt, wo man ihn zu Schwefelhölzern benutzt haben soll (?), und am 18. Juni 1815 zu Petersburg (Morgenblatt. 1815. Nr. 181), wo die Stücke 3 Loth wogen, und früher schon im Juni 1642 bei Magdeburg, Lohburg in faustgroßen Stücken gefallen sein (Theatrum europaeum. T. IV. p. 899. Cf. Philosoph. Transact. 1736. p. 427), wenngleich die meisten derartigen Angaben auf Täuschung beruhen, indem man den Blüthenstaub von Lycopodium ꝛc. für Schwefel hielt; ähnlich ist es mit dem Wollregen, der in Samenbüscheln besteht, die der Wind aufgenommen und weggeführt hat, wodurch auch der Getreideregen, Schlangenregen, Froschregen, Fischregen zu erklären sein dürfte; Dinge, die übrigens selbst von unsern abergläubischen Altvordern nicht als Ursachen, sondern als Prognostika der Seuchen betrachtet wurden.

B. Von den tellurischen Einflüssen. Als tellurische Einflüsse betrachten wir hier Alles, was von der Erde und ihrer Atmosphäre ausgeht. Klar ist hierin, daß in den mächtigsten äußern Agentien des Lebens auch die wichtigsten allgemeinsten Momente des Erkrankens liegen müssen; ihr Einfluß wird sich daher auch weit leichter nachweisen und glaublich machen lassen, als der der vorher erwähnten siderischen, die größtentheils erst durch die tellurischen Medien auf die Organismen wirken. Müssen wir der Erde ein eigenes, bestimmtes Leben zuschreiben, wie die Naturphilosophie wahrscheinlich gemacht hat, so muß der Mensch auch als an sie gebunden an diesem Leben Theil nehmen, und sein materielles Leben diese Theilnahme beurkunden[26]). Das kosmische Leben der Erde zeigt sich von den siderischen Einflüssen abhängig, die vorzugsweise durch die Atmosphäre auf sie wirken und gleichsam die Kraft beherrschen, daher auch für den Menschen dieses kosmische Leben den Grad seiner Kraft bedingt und den epidemischen Genius des gesunden wie kranken Lebens erzeugt, während das individuelle Leben der Erde, die durch die Materie bedingte Kraft, der eigentliche Ausdruck der Form des Lebens, auch der Lebensform des Menschen die Richtung gibt, welche sich in den Constitutionen ausspricht. Daher sagt auch schon Sydenham sehr richtig: Variae sunt annorum constitutiones, quae neque calori, neque frigori, non sicco humidove ortum suum debent, sed *ab occulta potius et inexplicabili quadam alteratione in ipsis terrae visceribus* pendent, unde aër ejusmodi effluviis contaminatur, quae humana corpora huic aut illi morbo addicunt determinantque, stante scilicet praefatae constitutionis praedominio. Da aber die beiden Formen des Erdenlebens durch und mit einander bestehen, so kann eine wirkliche Trennung derselben auch nicht stattfinden, wenn schon ihr Antheil an dem materiellen Leben des Menschen nach jenen Richtungen hin gesondert werden kann, wobei aber immer, wie auch Sydenham bemerkt, die Luft das Medium aller dieser Einflüsse abgibt, wenn sie auch vorzugsweise die Äußerungen des kosmischen Lebens der Erde als Atmosphäre vermittelt.

25) Über Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen. (Wien 1819.)

26) *J. Ph. R. Bordenat*, Diss. sur les rapports des périodes de la vie avec le mouvement périodique de l'univers. (Paris 1816. 35 S. 4.)

Digitized by Google

1) Von den atmosphärischen Einflüssen. Wir verstehen hierunter diejenigen, welche die Luft und die durch sie wirkenden Medien, welche man als Atmosphärilien zu bezeichnen pflegt, auf die Organismen bei der Hervorbringung epidemischer Krankheiten zeigen. Für sich betrachtet, können die Atmosphärilien kaum Ursachen von Epidemien abgeben, oder überhaupt einen Einfluß auf sie haben, stets ist es die Luft, durch die sie wirken, die eben im Verein mit ihnen Atmosphäre genannt wird. In dieser Beziehung war die Atmosphäre von jeher Gegenstand der Aufmerksamkeit der Ärzte, an deren Spitze auch hier wieder Hippokrates steht. Das Charakteristische des Einflusses der Atmosphäre ist aber das, daß er vorzugsweise bei Tage durch Haut und Lungen, unter Vermittelung des animalischen Nervensystems, sich wirksam zeigt, während die tellurischen Einflüsse vorzüglich bei Nacht, und durch das vegetative Nervensystem, und so durch den Darmkanal ihre Wirkung ausüben. — Die Luft[27]), welche die Grundbedingung zum Athmen wie zum Leben ist, weshalb sie die Alten nicht mit Unrecht Pabulum vitae nannten, ist nun mannichfa-

27) *Alliot*, De morbis ex aëre profectis. (Pont à Mousson. 1663. 4.) *Rivinus*, De aëre morborum causa. (Lips. 1698.) *Alberti*, De efficacia aeris ad generandos morbos. (Halae 1720. 4.) *Berger*, De aeris potentia in epidemicorum morborum generatione. (Halae 1727. 4.) *Ch. Holmes*, De aere viribusque eidem ingenitis, quibus humano corpora vel morbos intendere vel sanitatem restituere valet. (Edinburg. 1737.) *Ebenezer M'Fait*, De aëre, aquis et locis (Edinburg. 1745), recus. in Thesaur. diss. med. Edinb. T. I. p. 239—316. *Pohl*, De morbis epidemicis ab aëre atmosphaerico. (Lips. 1749. 4.) *Lyttan*, Philosophicals conjectures on aerial influences, the probable origin of diseases. (London 1750.) J. Ch. Knoll, Die Wirkungen der Luft in den menschlichen Körper überhaupt. (Quedlinburg 1752. 4.) *Raulin*, Des maladies occasionnées par les promptes et frequentes variations de l'air. (Paris 1752. 12.) *J. Campbell*, De aëre quatenus morborum causa. (Edinb. 1754.) *Joh. Jac. Huber*, Observationes circa morbos epidemicos per reciprocum aëris humani et atmosphaerici commercium illustratae. (Cassel. 1755. 4.) *Sievers*, De morbis qui a diversis aëris constitutionibus originem petunt. (Helmstad. 1760. 4.) *Dethardinq*, De mutationibus aëris atmosphaerici praeternaturalibus in c. h. effectuum causis admodum foecundis. (Buzovii 1765. 4.) J. F. Zückert, Abhandlung von der Luft und der Witterung und der davon abhängenden Gesundheit der Menschen. (Berlin 1770.) *Guil. Brown*, De viribus atmosphaerae sentienti obviis. (Edinburg 1770.) *Thom. Sarden*, De atmosphaerae natura et effectibus. (Edinb. 1774.) M. Landriani, Physikalische Untersuchungen über die Gesundheit der Luft. (Basel 1778.) *Edm. Cullen*, De aëre et imperio ejus in c. h. (Edinburg. 1781.) *J. J. Menuret*, Essai sur l'action de l'air dans les maladies contagieuses. (Paris 1781, teutsch Leipzig 1784.) *Sam. de Butts*, Quaedam aëris in c. h. effectus amplect. (Edinb. 1782), recus. in Thesaur. diss. Edinb. T. IV. p. 306—324. T. Cavallo, über die Natur und Eigenschaften der Luft. (Leipz. 1783.) *J. Bapt. Nemetz*, De influxu atmosphaerae in corpora organica. (Vindobon. 1784. 44 S.) *Carmoy*, Les vices apparens de l'air, sont-ils des causes aussi frequentes des épidémics qu'on a coutume de l'affirmer? in Annales de la Soc. de méd. de Montpell. T. V. p. 1. 65. Mumsen, Gedanken über die Luft und ihren Einfluß. (Hamburg 1787.) *P. Schull*, De vi et efficacia, quam diversae tempestates in morbis modificandis exserunt. (Lugd. Bat. 1789. 34 S. 4.) *G. A. Dorn*, De aëris atmosphaerici in c. h. influxu salubri et noxio. (Bamberg. 1795.) *P. Renaudin*, Sur l'air atmosphérique, ses altérations, son influence sur les corps humains et moyens de corriger son infection dans les hospitaux specialement celui de Lyon. (Lyon 1797. 74 S.) *Bouffey*, Recherches sur l'influence de l'air dans le développement, le caractère et le traitement des maladies. (Paris 1799.) Alex. von Humboldt, Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises. (Braunschweig 1799.) G. A. Kohlreif, Abhandlung von der Beschaffenheit und dem Einflusse der Luft auf Leben und Gesundheit der Menschen. (Weißenfels 1800.) J. C. Ph. Grimm, Die Erde und ihre Atmosphäre. (Breslau 1800.) *Robertson*, De aëre atmosphaerico. (Edinburg. 1801.) *W. Cheekes*, De aëre. (Edinburg. 1803.) *N. Chavassieu d'Aubert*, Exposé des températures, ou les influences de l'air sur les maladies et la constitution de l'homme et des animaux et les effets dans la végétation. (Paris 1803. fol.) *L. S. W. Simonsen*, Momenta analyseos chemican aëris circumterranei, nec non commoda, quae de exacta atmosphaerae exploratione pro practicis sperare audemus. (Hafn. 1804. 87 S.) *Gouiffés*, Sur l'influence des climats et l'atmosphère au particuller. (Paris 1804. 4.) *H. Robertson*, A general view of the natural history of the atmosphaera and of its connexions with the sciences of medicine and agriculture, including an essay of the cause of epidemical diseases. 2 Vol. (Edinb. 1808.) *W. A. Scholz*, Influxum morbificum quarundam atmosphaerae qualitatum. (Pragae 1810. 32 S.) C. W. Hufeland, Die Atmosphäre in ihren Beziehungen zum Organismus, in s. Journal. 1810. Nov. W. A. Lampadius, Grundriß der Atmosphärologie. (Freiburg 1814.) *H. J. Jaeger*, Tract. physic. medic. de atmosphaera et aëre atmosphaerico, nec non de variis gasis, vaporibus effluviisque in iis contentis, respectu eorum in c. h. effectu. (Colon. 1815. 352 S.) Reuß, über den Einfluß einer herrschenden Luft- und Witterungsbeschaffenheit auf das Entstehen, Verbreiten und Erlöschen der Volkskrankheiten, in Hufeland's Journal. 45. Bd. 2. St. S. 4—105. *Barba*, Sur l'influence de l'air, sur l'origine, la marche et le traitement des maladies. (Paris 1818. 4.) *H. C. Boon-Mesch*, De proportione chemica quam servat natura inter principia proxima atmosphaerae. (Lugd. Bat. 1818. 4.) C. W. Hufeland, Die Atmosphäre in Bezug auf Lebende, Journal. 1819. Neue Auswahl kleiner Schriften. 1. Th. S. 125. *Ch. L. L. Bariot*, Essai sur l'air considéré comme cause des maladies. (Lyon 1812. Paris 1822. 24. S. 4.) C. W. Hufeland, Atmosphärische Krankheiten und atmosphärische Ansteckung. (Berlin 1824.) Neue Auswahl kleiner Schriften. I, 295. *Prieur*, L'homme, considéré dans ses rapports avec l'atmosphère, ou nouvelle doctrine des épidémies. (Paris 1825.) 2 Bde. J. H. Hoffbauer, Die Atmosphäre und deren Einfluß auf den Organismus. (Leipz. 1826.) *H. R. Stöckhardt*, De coeli in generis humani cultum vi ac potestate. (Lips. 1826. 4.) Ch. N. Amelung, über den Einfluß der Atmosphäre auf den menschlichen Körper und ihre Rückwirkung auf Geist und Gemüth, in Nasse, Zeitschrift für Anthropologie. 1826. 2. Heft. S. 201—228. *J. K. Finley*, On the influence of atmospheric air. (Philadelph. 1827.) *A. B. Chisholm*, De imperio, quo aër, aquae atque loca in valetudinem humanam regunt. (Edinb. 1828.) L. F. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie. 3 Bde. (Halle 1831—1837.) Baumann, Untersuchungen über die monatlichen Perioden in den Veränderungen unserer Atmosphäre. (Tübingen 1832.) Kastner, Archiv. 6. Bd. S. 225—257. J. Schröder, Die dynamischen Abweichungen in der Atmosphäre als krankmachendes Princip lebender Organismen. (Rostock 1833. 44 S. 4.) J. J. Günther, über die Atmosphäre und ihre vorzüglichsten Erscheinungen. (Frankfurt 1835.) J. M. Bluff, über die Ermittelung des Zusammenhanges zwischen den Veränderungen der Atmosphäre und dem Wechsel der Krankheitsconstitution, in Berliner medic. Centralzeitung. 1835. Nr. 41. J. Forbes, Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie. Aus dem Engl. von W. Mahlmann. (Berlin 1836.) Harleß, Die Meteorologie in ihrer Anwendung auf Medicin, in Hufeland's Journal. 76. Bd. I. S. 1—37. II. S. 3—32. Greenhow, Atmosphärischer Einfluß auf Krankheiten, in London medical Gazette. Vol. XVII. p. 6. March.

Digitized by Google

cher Veränderungen fähig, und muß nothwendig auch auf den Organismus, welcher sie durch Haut und Lunge athmet, einen verändernden Einfluß haben. Schon früh ward dies erkannt und als ein bestimmter Erfahrungssatz angenommen, bis die neuere Chemie diese Lehre erschütterte und zum Theil selbst vernichtete. Die frühern Chymiatriker ließen die Erfahrungen früherer Jahrhunderte noch gelten, und gestatteten der organischen Dynamik da noch einen Einfluß, wo sie mit den Ergebnissen der Retorte und des Kolbens nicht ausreichten. Die neuere Chemie, etwas zu stolz auf ihre allerdings bewunderungswürdigen Fortschritte und Ergebnisse, mußte nothwendig hier das Ende ihres Forschens und Wissens finden; anstatt aber ihre Ohnmacht einzugestehen, bestimmte sie dictatorisch, daß eine specifische Wirkung der Luft auf die Entstehung der epidemischen Krankheiten nicht vorhanden, ein Hirngespinnst früherer Jahrhunderte sei, und leugnete die Kraft wie die Materie, eben weil sie selbst auf ihre feinsten Reagentien schwieg und trotz Tortur und Daumschrauben stumm blieb. Hätten sie das berücksichtigt, was bereits Hippokrates (De flatibus) sagt: „Wir können dies zwar mit den Augen nicht wahrnehmen, wol aber mit dem Verstande begreifen," die Chemiker hätten sich dann sicher vor dem ihnen schmählichen Irrthum bewahrt. In Betreff der chemischen Zusammensetzung der Luft haben die Untersuchungen allerdings zu wenig Resultaten geführt; allein Kämtz sagt sehr richtig (a. a. O. 1. Th. S. 15): „Da wir mit den Eudiometern stets nur mit kleinen Quantitäten operiren können, so lassen sich diejenigen Bestandtheile, welche nur in geringer Menge vorhanden sind, entweder gar nicht, oder nur sehr schwierig nachweisen. Hierin liegt auch der Grund, weshalb so manche Dämpfe und Gase, welche sich durch ihre Einwirkung auf unsere Nerven zu erkennen geben, auf diesem Wege noch nicht aufgefunden sind." Dazu kommt noch, daß die Atmosphäre gewissermaßen ein eigenthümliches Leben, Assimilationskraft wie das Blut, zeigt; alle Mischungsverhältnisse also nur momentan, sehr kurze Zeit bestehen, was noch durch die Winde erleichtert wird, welche in wenigen Tagen Luft von dem Äquator zu den Polen führen können. (Munke in Gilbert's Annal. 34. Bd. S. 296. 38. 428. Gehler's Wörterbuch der Physik. 1. N. Aufl. S. 458.) Sind doch auch Dünste im Stande, die normalen Bestandtheile gleichsam mechanisch aus einander zu halten. Alle jene Versuche von Davy, Humboldt und Gay Lussac beweisen weiter nichts, als daß die Ungesundheit der Luft ihren Grund keineswegs in einem Mangel an Sauerstoff hat, wie dies wol angenommen ward. Daß der Gehalt an Sauerstoff aber in der Luft variirt, ein größerer sein kann an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, zeigten die Versuche von Hermbstädt, welcher ihn über der See größer fand als über dem Lande (Schweigger, Jahrb. N. Reihe. XXXII, 283), während sich Krüger das umgekehrte Verhältniß ergab. (Gilbert's Annalen. 66. Bd. S. 93.)

Gewitterregen oxydirt meist die Metalle, die ihm ausgesetzt sind, was freilich auch Folge der Elektricität sein kann. Wird nun durch irgend welche Bedingungen der Sauerstoffgehalt der Luft plötzlich erhöht, wie dies z. B. bei Nord- und Nordostwinden der Fall ist, so kann an den Orten, wo sich diese Erhöhung zeigt, allerdings eine epidemische Krankheit entstehen, deren Charakter entzündliches Fieber mit vorwaltender Brustaffection ist. Eine größere Verbreitung und lange Dauer solcher epidemischen Krankheit kann aber eben jener Assimilationskraft der Atmosphäre wegen nicht stattfinden. Mangel an Sauerstoff in der Luft bringt wol nie Krankheit, noch weniger eine epidemische hervor, sondern dies wird durch die alsdann vorwaltenden übrigen Bestandtheile bewirkt [28]).

Was den Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure betrifft, so ist dieser ebenfalls verschieden, es hängt dies ab von dem Gange der Witterung und den Jahreszeiten. Humboldt fand ihn (a. a. O. S. 109) im Sommer und bei feuchter Witterung größer als im Winter und bei trockner Witterung. Theodor v. Saussure gab dies Verhältniß wie 7:5 oder 3:2 an (Biblioth. univers. I, 130) und fand sie auch am Abende größer als am Mittage, wenn nicht starke Winde dies Verhältniß umkehrten. (Annales de Chemie. 38. Bd. p. 411 sq.) Zu Genf verhielt sich die Menge der Kohlensäure im December, Januar, Februar zu der im Juni, Juli, August am Mittage wie 77:100. Das Wasser absorbirt einen großen Theil der Kohlensäure, daher die Menge derselben über dem Meere sehr gering ist. (Vogel in Gilbert's Annal. 66. Bd. S. 96. 72. S. 277.) Ihr Einfluß auf epidemische Krankheiten ist im Ganzen sehr gering, wenn nicht etwa durch schnelle Zunahme ihrer Menge in der Atmosphäre Apoplexien bedingt werden, die dann meist wol von den Lungen ausgehen. Über den Einfluß des Stickstoffgehalts der Atmosphäre auf epidemische Krankheiten fehlt es noch an Beobachtungen. — Den freien Wasserstoff [29]), Hydrogen haben die Chemiker bis jetzt nicht in der Atmosphäre nachweisen können, indessen ist es wahrscheinlich, daß derselbe, wie Fischer glaubt (Allgem. nordische Annal. 3. S. 123) durch den Einfluß des Sonnenlichtes allmälig mit dem Sauerstoff in Wasserdampf umgebildet werde. Durch die größere oder geringere Ansammlung der Dämpfe wird nun die Feuchtigkeit oder Trockenheit der Atmosphäre bedingt, deren Einfluß auf die Krankheiten überhaupt und die epidemischen insbesondere kaum verkannt werden dürfte. Die Quellen des Hydrogens sind vorzüglich die Krater der Vulkane, die Zersetzung animalischer vegetabilischer Stoffe, die Quelle der Wasserdämpfe unmittelbar die Wasserfläche und die Erde, indem aus diesen mittels der Wärme das Wasser in Dämpfe verwan-

P. Nota, Quaedam de aëre et suis effectibus in oeconomia animali. (Padua 1839. 28 S.) L. Zierl, Die Atmosphäre und Erdoberfläche in ihren Beziehungen auf das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen. (München 1841.)

28) *G. C. H. Sander*, Diss. de aëris oxygenii vi ad procreandos et sanandos morbos. (Gotting. 1801.) 29) Brousignault, über die Beschaffenheit der Atmosphäre, über die Möglichkeit das Vorhandensein von Miasmen in derselben nachzuweisen und über die Gegenwart eines wasserstoffigen Princips in der Luft, Behrends, Repert. 1835. II. S. 107—109. III, 317. *Fr. W. Stohlmann*, De aëris humidi in c. h. effectu. (Berol. 1832. 43 S.)

Digitized by Google

delt wird. Versuche haben gezeigt, daß die Luft in der Mitte des Mai am trockensten, in der Mitte des Decembers am feuchtesten ist. (Lambert, Teutsch. gelehrter Briefwechsel. III, 318.) Die Örtlichkeit hat hierauf großen Einfluß, in den Binnenländern geht die Verdunstung des Wassers rascher vor sich, daher sie trockner sind als die Küstenländer, wo die Verdunstung langsamer ist. Ist z. B. in Ungarn während eines Tages kein Regen gefallen, so ist die ganze Atmosphäre mit Staub erfüllt, und der Schweiß hat sich auf der Oberfläche des Körpers kaum gebildet, so ist er auch bereits wieder verschwunden. (*Wahlenberg*, Flora Carpathica. p. 98. 101.) Daher ist auch das südliche Amerika trockener als Europa, Jamaica feuchter als Madera. Auch die Winde haben einen bedeutenden Einfluß auf den Wassergehalt der Atmosphäre; so ist die Luft durchschnittlich bei Nordostwinden trockener als bei Süd- und Südwestwinden. Haben indessen längere Zeit Südwinde geweht, und es tritt schnell Nordostwind ein, so ist die Temperatur kälter, die Feuchtigkeit größer; ähnlich ist dies mit dem Südwestwinde, wie Saussure's Beobachtung im März 1781 zeigt. (Hygrometrie. S. 367.) Je höher ein Ort liegt, desto weniger ist die ihn umgebende Atmosphäre feucht, weil sie in gewisser Höhe mit Feuchtigkeit gesättigt diese in Tropfen fahren läßt. (Gehler's Wörterbuch I, 469. Gay Lussac in Gilbert's Annal. 20. S. 28.) Dies ist insofern interessant, als, wie wir später noch nachweisen werden, epidemische und contagiöse Krankheiten in einer bestimmten Höhe über der Meeresfläche nicht mehr gedeihen, wozu eben der Mangel an Feuchtigkeit vieles beiträgt, da wir sehen, daß Wärme, Luft, Licht und Feuchtigkeit zu jeder neuen Production nothwendig sind. Wenn Dämpfe von der Oberfläche der Erde durch aufsteigende Luftströme schnell in kältere Regionen der Atmosphäre geführt werden, so bilden sich in kurzer Zeit Nebel und Wolken. Mit der Zunahme der Feuchtigkeit der Atmosphäre muß nothwendig ihre Schwere, ihr Druck[30]) zunehmen; durch beides werden nun eigenthümliche Einwirkungen auf den Organismus bedingt, welche sich vorzüglich durch Affectionen der Haut und Lungen aussprechen werden. Vor allen aber wird jene eigenthümliche Constitution hervorgerufen, welche wir die rheumatische nennen, und in ihrer großartigsten Ausdehnung im Anfange des 16. Jahrh. auftreten sahen, als Sudor anglicus im Norden Europa's herrschte. Ein fast unzertrennlicher Begleiter ist die Frieselbildung, die im Großen jetzt beinahe immer nur unter endemischen Verhältnissen epidemisch erscheint, so in der Picardie. Die feuchte, schwere Luft wandelt die Haut, welche die Gleichsetzung der atmosphärischen Elektricität mit der des Organismus vermittelt, in einen Isolator um, und die Elektricität selbst muß sich im Körper anhäufen. Tritt aber dieser Zustand der Atmosphäre nur nach und nach ein, so wird die Elektricität selbst zerstört, und so Veranlassung zu Petechialfiebern, oft aber auch zu Wechselfiebern gegeben. Die Elektricität[31]) der Luft selbst aber kann auf mehrfache Weise verändert werden; und eine Zeit lang glaubte man (Hopfengärtner, Harleß) in der verschiedenartigen Spannung derselben den vorzüglichsten Grund der epidemischen Krankheiten gefunden zu haben. In der neuesten Zeit ist es besonders Eisenmann, welcher die atmosphärische und tellurische Elektricität zu einer Theorie der Entstehung der Miasmen benutzt hat. Bei heiterm Himmel ist die Elektricität der Luft jeder Zeit positiv. Einige Stunden nach Sonnenaufgang und Untergang ist sie am stärksten, wenn nicht trockne, lebhafte Ostwinde wehen; am schwächsten ist sie im Mai, am stärksten im Januar, kommt also mit dem Zustande der Feuchtigkeit der Atmosphäre ziemlich überein. Die Elektricität nimmt ferner mit der Entfernung von der Erde in der Höhe zu (*Lambert*, Annales de Chimie. 42. Bd. p. 404); sie wird entwickelt theils durch die Winde, und zwar ist sie stärker bei nördlichen als bei südlichen, theils, und noch mehr durch die Verdampfung (Poggendorf, Annal. XI. S. 456) und durch die Vegetation. (Pouillet in Poggendorf, a. a. O. S. 420 fg.) Stark ist die Elektricität beim Thau und Nebel. Saussure (Reise III, 254) sah nie Nebel, welche nicht von einem starken Grade Elektricität begleitet gewesen wären. (Cavallo, Elektricitätslehre I, 345. Volta, Meteorolog. Briefe. S. 133.) Je dichter der Nebel wird, desto stärker ist die Elektricität. (Volta, a. a. O. Read in Philos. transact. 81.) War das Wetter längere Zeit trübe und heitert sich schnell auf, so nimmt die Stärke der Elektricität schnell zu. (*Beccaria*, Elettricismo. §. 1049.) Bei Niederschlägen, Thau, Regen ist die Elektricität um so stärker, je dichter der Niederschlag ist, häufiger aber negativ, als positiv. Regen bei Nordwinden ist am häufigsten positiv elektrisch, bei Südwinden negativ elektrisch. Im Sommer ist die Elektricität durch Niederschläge stärker als im Winter. Welchen Einfluß nun diese Zustände der Elektricität der Luft auf die Entstehung von Krankheiten haben, ist beinahe noch ganz unbekannt, wenigstens finden sich nur wenige brauchbare Beobachtungen vor. Indessen läßt sich vermuthen, daß plötzliche Ansammlungen der Elektricität leicht Schlagflüsse erzeugen können. Hätten wir Beobachtungen aus dem 13. Jahrh., das sich besonders durch eine übergroße Menge meteorischer Erscheinungen auszeichnete, so würden wir vielleicht im Stande sein, den Antheil zu bestimmen, welchen die Elektricität an der Hervorbringung des schwarzen Todes hatte. Daß sie einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Rheumatismen habe, ist nicht zu verkennen. Da die Gewitter, welche mit der Luftelektricität in der engsten Beziehung stehen, nur vorübergehende Erscheinungen sind, so wird ihr Einfluß auch mehr ein vorübergehender sein, und sich

30) *E. E. F. Courtois*, Des effets de la pesanteur de l'air sur l'homme, considéré dans l'état de santé. (Paris 1813. 31 S. 4.) *J. Guyot*, Des mouvemens de l'air et des pressions de l'air en mouvement. (Paris 1835.) J. Murray, über die Wirkungen des Drucks der Atmosphäre auf Entstehung von Krankheiten, in Behrend's Repert. 1836. I. S. 13.

31) *J. Read*, A sumary view of the spontaneous electricity of the earth and atmosphere. To which is subjoind the atmospherico-electrical Journal kept during two years. (London 1793.) Pelletier in Behrend's Repert. 1835. III. S. 318. Mateuci in Froriep's Notizen. 46. Bd. Nr. 13. (1835.) Stark, Allgem. Pathologie. I. S. 278 fg.

Digitized by Google

mehr auf den Verlauf der epidemischen Krankheiten äußern, als auf ihre Entstehung, was auch durch die Erfahrung nachgewiesen wird. Indessen findet man in gewitterreichen Jahren Erysipelas häufig, und Jos. Frank (Grundsätze der prakt. Heilk. [Leipzig 1829.] III. S. 151) sah zu Wilna im Juni 1815, wo es viel Gewitter gab, die Nesselsucht epidemisch auftreten, ebenso im Juli 1825 zu Wien, wo die Atmosphäre mit elektrischen Stoffen außerordentlich geschwängert war. Derselbe erzählt von einem Mädchen, das 1815 zu Wilna vom Blitze auf einer Seite heftig gesengt ward und in ein Nervenfieber verfiel, wobei die andere Körperhälfte ganz mit Nesselsucht bedeckt ward. Ein ähnlicher Fall wird in Casper's wöchentl. Repertor. II. S. 33 erzählt. Papon (De la peste. [Paris 1800.] I. p. 198) erzählt, daß bei der Pest zu Digne, welche im Juni 1629 ausbrach, während der vier Monate, wo sie herrschte, der Himmel dick bewölkt, die Temperatur brennend heiß war, und oft Donner und Blitz beobachtet wurden. Nach einem starken Gewitter wurde in der Epidemie der Augenblennorrhöe zu Vicenza in der Nacht des 22. Juli 1822 eine solche Verschlimmerung wahrgenommen, daß 22 schon in voller Genesung begriffene Kranke bedeutende Rückfälle erlitten, in deren Folge 13 an beiden Augen, 9 an einem erblindeten. (Gräfe und Walther, Journ. VI. S. 114.) Eine Verschlimmerung der Pestepidemie nach jedem Gewitter beobachtete auch Paré. (Oeuvres. lib. XXII. c. 3. p. 529.) In Wien beobachtete man während der Cholera 1835 Abnahme der Elektricität. (Hufeland's Journ. 1835. Dec.) In München war sie auffallend negativ nach Buzorini. (Allgemeine Zeitung. 1836. Nr. 363. 1837. Beilage Nr. 5.) Über den Erdmagnetismus und seine Veränderungen herrscht noch das größte Dunkel, deshalb vermögen wir auch nichts über sein Mitwirken zur Hervorbringung epidemischer Krankheiten zu sagen, ohne daß dieses jedoch dadurch geleugnet würde.

Hat sich die Atmosphäre mit einem gewissen Grade von Feuchtigkeit gesättigt, so fällt diese in Gestalt von Thau wieder nieder. Da nun in wasserlosen Ebenen die Atmosphäre wenig Feuchtigkeit aufnehmen kann, so ist es klar, daß hier der Thau auch nur sehr gering sein kann, so in Brasilien, der Wüste Nubiens und der Sahara; in wasserreichen Gegenden ist dagegen der Thau häufig; so werden in Arabien, in Alexandrien die Kleider der Reisenden so naß davon, als ob es geregnet hätte. (*Volney*, Voyage. I, 51. Kämtz I. S. 356.) In Griechenland findet Ähnliches statt, denn Gegenstände, welche die Nacht über im Freien sich befanden, sind am Morgen so naß, als hätte man sie in Wasser getaucht. Der Thau fällt hier gewöhnlich ½ Stunde vor Tagesanbruch, und die Griechen fürchten ihn so sehr, daß sie nicht vor 8—8½ Uhr des Morgens ausgehen; auch betrachten sie ihn als die häufigste Krankheitsursache. (Landerer in Buchner's Repertor. 48. Bd. S. 457.) Der Thau ist reichlicher in kalten Nächten als in wärmern, daher auch die große Kälte in thaureichen Nächten. (*Wahlenberg*, Flor. Carpath. p. 99.) Sowie hierdurch Gelegenheit gegeben wird zu einer Menge katarrhalischer und rheumatischer Affectionen, so kann dadurch allerdings auch die Erzeugung einer solchen Constitution bedeutend gefördert und der Ausbruch einer Epidemie begünstigt werden. Ob hiermit die Häufigkeit der Pest in Alexandrien z. B. in einiger Beziehung stehe, können wir nicht bestimmen. — Der gesammelte Thau ist meistens chemisch rein, nur zeichnet er sich durch einen Gehalt von Kohlensäure aus; in der Nähe von Salzseen hat er sehr viele salzsaure Salze. (Gilbert, Annalen. 31, 98.) Salzige Thaue erwähnen Falk (Beiträge zur topograph. Kenntniß von Rußland. 2. Bd. S. 3) in den Steppen von Rußland; Pallas (Reise I, 409. III, 336) in der Nähe des kaspischen Meeres, und auch in der Nähe des todten Meeres soll das atmosphärische Wasser Salz enthalten. (Gehler's Wörterbuch. I, 474.) Denham (Narrative p. 88) fand in der Nähe des Sees Tschad im Innern Afrika's nach einem nächtlichen Thau am Morgen krystallinische Efflorescenzen auf seinen Kleidern. Ähnliches zeigt sich im Deltalande des Nils. Im Seewasser bei Putbus fand Hermbstädt (Hufeland's Journ. 51. Bd. N. 1. S. 15) merkliche Spuren freier Salzsäure, die also auch in der Seeluft vorhanden sein muß. Vielleicht hängt hiermit das häufige Vorkommen verschiedenartiger Formen des Aussatzes in jenen Ländern, sowie an den Küsten der Lombardei, Norwegen, Island ꝛc. zusammen. — Lange Zeit wurde auch angenommen, daß zuweilen ein Thau herabfalle, welcher den Pflanzen sehr schädlich sei. Es ist dies der Mehlthau und Honigthau; beides sind klebrige Feuchtigkeiten, welche sich bisweilen plötzlich auf den Pflanzen zeigen, die Vegetation hindern, den Früchten schaden, und deswegen um so mehr gefürchtet werden, da die Pflanzen den Thieren schädlich sind. So erfolgte in den Jahren 1556 und 1669 auf einen solchen Thau in der Schweiz starkes Viehsterben. (Scheuchzer, Naturhist. des Schweizerlandes. 3. Bd. 20.) Scheuchzer vermuthete bereits, daß sich dieser Thau nicht in der Atmosphäre bilde, und Leché wies nach, daß es der Saft von Blattläusen sei, den diese aus zwei am Hinterleibe befindlichen Hörnern von sich geben. Daß sich indessen wenigstens etwas Ähnliches in der Atmosphäre bilden müsse, zeigt folgende Beobachtung: Am 14. Juli 1797 Nachmittags um 1—2 Uhr klopften mehre Mäher bei Schwanebeck ihre Sensen unter freiem Himmel, da fiel mit einem Male in Tropfen ein so starker Honigthau, daß Sensen und Tängelzeug ganz klebrig wurden. An andern Orten, schon eine Viertelmeile von dem Orte der Mäher, regnete es nach großer Hitze, während eines schweren Gewitters sehr stark. (Reichsanzeiger. Jahrg. 1797. Nr. 242. S. 2609.) Der Einfluß, welchen diese Thauarten haben, kann sich wol nur auf Thiere äußern, wie die genannten Beispiele aus der Schweiz zeigen, und die Krankheiten derselben sind dann wol nur Folgen des Genusses der damit befallenen Kräuter. — Wenn die Wärme der mit Dämpfen gesättigten Luft sinkt, so bildet sich der Niederschlag in der Atmosphäre selbst, und erscheint in der Nähe des Bodens als Nebel[32]).

32) *C. M. Adolphi*, De nebula quadam morbifera, in Act. Acad. nat. cur. II. p. 303. *Detharding*, De nebularum effectu

Der Boden oder die Wasserfläche, worüber sie sich bilden, muß immer einige Grad Wärme mehr haben, als die Luft. Mehr als der Thau hat die Nebelbildung auf die Entstehung von Volkskrankheiten Einfluß. So begann die 15jährige Krankheitsperiode putrider Fieber im J. 251 n. Chr. zu Rom, nach der Erzählung des heiligen Cyprianus, mit starker Nebelbildung, sodaß der Thau, welcher alles bedeckte, der Jauche faulender Körper glich. (Schnurrer I, 98.) Ebenso 1155, als Kaiser Friedrich I. nach Italien zog. (Schnurrer I, 243.) Vorzüglich zeigte sich seine Einwirkung beim englischen Schweiße, 1485, und den folgenden Ausbrüchen desselben, sodaß Hecker mit Recht ihn als „ein Gespenst betrachtet, das in dem grauen Nebel seine Schwingen regte." Er mußte vorzugsweise in London wüthen, wo ohnehin schon und noch jetzt im Winter der Nebel oft so dicht ist, daß man sich genöthigt sieht, die Läden und Werkstätten während des Tages künstlich zu erleuchten. (Forster, Wolken. S. 13.) Auch in Paris und Amsterdam bemerkt man Ähnliches (*De France* in Annales de Chemie 33. Bd. p. 413), wie dies schon früher auch bei der Schweißsucht, 1529, in Amsterdam der Fall war. Ausgezeichnet durch die Häufigkeit der Nebelbildung war das J. 1814. (Schnurrer II, 521.)

Wird in einer bestimmten Höhe die Atmosphäre mit Feuchtigkeit übermäßig gesättigt, so fällt sie nach vorausgegangener Wolkenbildung als Regen herab. Dieses geschieht in gebirgigen Gegenden häufiger, als in Ebenen; an manchen Orten regnet es gar nicht, so in Oberägypten (*Senec.* Quaest. Nat. IV, 2. *Burckhardt*, Nubia. p. 10. 362), in der Sahara, im Plateau von Iran in Persien, wo selbst das glänzendste Metall in der Luft nicht rostet (Olivier, Persien. I, 146), an den Küsten Arabiens. Wo zwischen den Wendekreisen der Passat mit größter Stärke und Regelmäßigkeit auf dem Meere weht, regnet es nicht, der Himmel ist stets heiter. Da, wo diese Regelmäßigkeit nicht beobachtet wird zwischen den Wendekreisen, regnet es in einem Theile des Jahres, während der Himmel im andern Theile heiter ist; daher hier nur zwei Jahreszeiten, die trockene und nasse, sich finden. Humboldt (Voyage. V, 108. VI, 179) hat sehr wichtige Beobachtungen hierüber am Orinokko geliefert. In der Nähe des Äquators finden sich zwei nasse Jahreszeiten. Überall sind in den Tropenländern die Regentropfen größer (*Humboldt*, Voyage. IV, 19), daher auch die Regenmenge größer, woraus sich auch das schnelle Anschwellen der Flüsse daselbst erklärt. In Hindostan regnet es fast das ganze Jahr. Nach Norden zu gibt es keine nasse Jahreszeit mehr. Das Vorherrschen der westlichen Winde in Europa, das weit ausgedehnte Meer auf der einen, das große Festland auf der andern Seite, sind die einflußreichsten Ursachen bei Bestimmung der Regenverhältnisse. Wehte hier beständig selbst noch in bedeutender Höhe der Nordostwind, so würde es nie regnen; sowie es unaufhörlich regnen würde, wenn beständig Südwestwind wehte. (von Buch, Abhandl. der berliner Akad. für 1818—1819. S. 101.) Regnet es bei Nordost, so regnet es stark und in größern Tropfen, aber nicht anhaltend; bei Südwest ist der Regen meist fein, und hält längere Zeit an. (*v. Buch*, l. c. *Daniell*, Essays meteorolog. p. 116. *De Luc*, Modif. de l'atm. III, 281. §. 727. Idées II, 46. §. 569.) In der niedern Temperatur, von welcher die nördlichen Winde zumal im Winter begleitet sind, liegt auch der Grund, daß es bei ihnen am häufigsten schneit. Die Regenmenge nimmt in Europa ab, je weiter man ins Innere des Continents kommt. (Hutton in Edinb. transact. I, 66.) Über den Gang des Regens in Europa hat von Buch (Physikal. Beschreibung der canarischen Inseln. S. 66. v. Poggendorff's Annal. 15. Bd. S. 355), sowie Gasparin (Bibl. univers. etc. 38. Bd. p. 54. 113. 180. 269) ausgezeichnete Untersuchungen angestellt. Aus ihnen geht hervor, daß die Sommerregen in Europa das Übergewicht haben. Wenn der Regen herabfällt, so kommt er aus höheren und kalten Schichten der Atmosphäre, deren Temperatur dabei nothwendig noch mehr sinken muß. So sah Humboldt das Thermometer in Cumana während eines Regens von 30° auf 21° sinken. (Voyage IX, 20.) Vielfach hat die Erfahrung nachgewiesen, daß zur Zeit vulkanischer Ausbrüche die heftigsten Regengüsse erfolgen. Du Carla (im Journ. der Phys. XX, 113) hat dies zuerst mit Recht aus dem aufsteigenden Luftstrome hergeleitet. Die stark erhitzte Luft über dem Krater steigt mit Schnelligkeit in die Höhe, die untern Luftmassen dringen gegen diese Stelle, werden in die Höhe gerissen; indem der Dampf in den obern Regionen anlangt, wird er niedergeschlagen, die Wolke breitet sich nach den Seiten aus, in Gestalt eines großen breiten Schirms steht sie über dem Vulkane, und in ungeheuren Massen fällt das Wasser in der Nähe des Kraters herab. Du Carla theilt eine große Menge von Thatsachen mit. Die Eruption des Cotopari am 9. Dec. 1742 gab einen Wasserstrom, welcher das Thal von Quito bis zu einer Höhe von 120 Fuß füllte und eine Geschwindigkeit von 4 Fuß in der Secunde hatte. (Bouguer in Mém. de l'acad. 1744. p. 270. Andere Thatsachen vom Vesuv siehe bei Nollet in Mém. de l'acad. 1750. p. 89. *de la Torre*, Hist. et phén. du Vésuve. [Paris 1760.] p. 22. 138. 225. Arthenay in Mém. présentés. IV, 272. *Ferber*, Lettres sur la minéralogie par *Dietrich*. p. 206. Philos. transact. 1737. Vom Ätna *Hamilton*, Oeuvres. [Paris 1781.] p. 136. Journal de Physique. 1780. p. 1. Über die Vulkane in Amerika, in *Ulloa*, Voyage hist. de l'Amérique. I, 468, im chinesischen Meere *le Gentil*, Voyage. II, 14. Hist. des voyages. 17, 108. 11, 213. 10, 451.) Bei diesen schnell erfolgenden Niederschlägen ist eine große Menge von Elektricität frei geworden, und das Donnern der von tausend Blitzen durchkreuzten Wolken accompagnirt das Toben im Innern der Erde. (Parrot, Physik der Erde. §. 170. S. 245.) — Einen ähnlichen Einfluß zeigt das Erdbeben auf die Regenbildung. Im J. 458, wo das Erdbeben in Antiochien, Griechenland große Verheerungen anrichtete, fielen in der Gegend von Constantinopel und Bithynien unerhörte Regen stromweise herab, worauf Berge einstürzten

noxio in c. human. (Buzow. 1763. 4.) Ramon de la Sagra in Froriep's Notiz. 1830. Nr. 555.

Digitized by Google

und Ortschaften weggeschwemmt wurden. (*Nicephor. Callist.* Histor. eccles. XV, 20.) Ähnlich war es 580, worauf eine heftige Dysenterie herrschte. Im J. 912 gab es Erdbeben in Italien, in Teutschland aber, und besonders in Sachsen, ereigneten sich große Überschwemmungen in Folge von Gewittern (Hist. eccles. cent. X. c. 13), in Ägypten viele Meteore. (*Abd-Allatif.* p. 340.) Gleiches ward beobachtet 1157, 1229, 1323, 1343, 1801. Der Einfluß, welchen der Regen auf die Hervorbringung epidemischer Krankheiten hat, ist nicht gering; indessen sind es mehr andere, durch ihn hervorgerufene, Veränderungen, namentlich des Erdbodens, als das Regenwasser selbst. Da wo epidemische Verhältnisse in Folge von Überladung der Atmosphäre mit Elektricität eintreten, kann dieses Übermaß der letztern allerdings durch den Regen entfernt werden, und somit auch die Bedingung der Weitererzeugung der Krankheit (wobei sich nach Berzelius [Jahrsbericht. VIII. S. 233] zugleich etwas Salpetersäure bildet). Die Erfahrung weist nämlich nach, daß jeder Regentropfen der Wolke, aus der er fällt, Elektricität entreißt und sich selbst damit schwängert. Dabei kann es geschehen, daß die Tropfen ihre Elektricität so lebhaft ausströmen, daß sie selbst leuchtend werden; wodurch zum Theil vielleicht der früher öfters beobachtete Feuerregen erklärt werden kann, ebenso wie einzelne Fälle vom Leuchten der Haare und des Elmsfeuers. So erzählt Schübler (Meteorolog. S. 153), daß bei einem Gewitter, welches den 26. Oct. 1824 Abends über die Felder in Würtemberg hinzog, die fallenden Regentropfen leuchtend waren, und es Feuer zu regnen schien; die auf die Erde überströmende Elektricität war so bedeutend, daß Personen, welche während dieses Regens über Feld nach Hause gingen, ihre Haare wechselseitig leuchten sahen. Auch Kastner (Meteorolog. III, 503) sah leuchtenden Regen. Daß eine bestehende Pest durch eine solche Umänderung der Atmosphäre unterdrückt werden kann, bestätigte sich im J. 1656, wo die Pest zu Neapel im August ihre größte Ausbreitung erreicht hatte; ein heftiger und starker Regen mäßigte die Wuth der Seuche, das tödtliche Gift fing an zu weichen, es erkrankte Niemand mehr, und diejenigen, welche davon ergriffen waren, wurden gesund. (Cf. *Giannone*, Storia delle guerre civili del regno di Napoli.) Auf der andern Seite aber sehen wir wiederum, daß der Regen, wenn er mit niedrigem Temperaturgrade der Luft zusammenkommt, die Heftigkeit der Krankheit steigern kann, wie beim gelben Fieber 1821 in Spanien. Man bemerkte nämlich z. B. den 13. Oct., daß die Zahl der Kranken zunahm, als ein kühler Regen drei Tage anhielt und das Thermometer bis auf 13° fiel. (*Bally, François, Pariset*, Histoire médicale de la fièvre jaune en Espagne dans l'année 1821. [Paris 1823.] p. 429.) Ähnliche Beobachtungen wurden bei der Pest gemacht. So wurden in der Pest, welche Pugnet beschreibt (Mémoires sur les fièvres pestilentielles et pernicieuses du Levant. [Lyon 1802]), bei nebeligem Himmel und vielem Regen zu Damiata binnen fünf Tagen eilf Soldaten von der Pest befallen. Schon Orräus hatte behauptet, daß bei sehr regniger und lauer Witterung die Pest jedesmal wüthender werde. (Descriptio pestis anni 1770 in Jassia et 1771 in Moscua grassantis. [Petropoli 1784. 4.] p. 61.) Den deutlichsten Beweis für den Einfluß des Regens liefert die Beobachtung, daß Epidemien in den Tropen zur Regenzeit oder kurz nach dieser am häufigsten und heftigsten wüthen. Lind (Versuch über die Krankheiten der Europäer in heißen Ländern. Aus dem Engl. von Reda. [1792.] S. 48) erzählt, daß in Guinea besonders der erste Regen eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit habe. Die Einwohner hüten sich, in Regenwasser zu baden; solches Regenwasser macht in 48 Stunden das Leder an den Schuhen schimmelig und rissig, erzeugt wirkliche Flecke an den Kleidern, und der vorher trockene und dürre Boden wimmelt gleich darauf von Fröschen. Zu dieser Zeit entstehen in den Häuten eine Menge Würmer, welche Vögel, die sonst von Würmern leben, verschmähen. Wollene Kleider, die von diesem Regen durchnäßt, nachher an der Sonne aufgehangen werden, sind nach ein Paar Stunden voller Maden. Dies war alsdann die Jahreszeit der Krankheiten, welche, so lange sie dauerte, die Hälfte der Menschen wegraffte. Der geringste Fehler, die unbedeutendste Unmäßigkeit zog den Tod nach sich. Daß durch den Regen terrestrische Einflüsse, die wir späterhin betrachten, hervorgerufen werden, zeigt derselbe Schriftsteller S. 50. Sobald nämlich die Regengüsse in Guinea fallen, sagt er, wird die verhärtete thonige Kruste der Erdoberfläche nach und nach erweicht, und der Boden, welcher vorher nicht den geringsten Geruch hatte, fängt an einen Gestank auszudünsten, der in vier oder fünf Wochen äußerst gefährlich wird, und alsdann sind die Krankheiten gewöhnlich am heftigsten. Die Geschichte der Epidemien weist nun eine Menge von Thatsachen nach, welche diesen Einfluß bestätigen; indessen ist häufiger Regen keineswegs allein im Stande, eine Epidemie hervorzubringen, obgleich dies keineswegs, wie manche Schriftsteller glauben, den Einfluß ganz aufhebt. So bemerkt Hufeland, daß man sich 1815 und 1816 bei vielem Regen und niedrigem Barometerstand in Norddeutschland allgemein einer sehr guten Gesundheit erfreute, daß intermittirende und adynamische Fieber selbst in sumpfigen Gegenden sich nur selten zeigten, während Entzündungen und Rheumatismen an der Tagesordnung waren. Der letztere Zusatz hebt aber augenscheinlich die erstere Behauptung auf, denn der Gesundheitszustand kann nicht gut sein, wenn Entzündung und Rheumatismus an der Tagesordnung sind. Sodann herrschte seit dem J. 1810 und 1811 überhaupt die entzündliche Constitution, wodurch adynamische Fieber an und für sich in den Hintergrund treten müssen. Namentlich hat allerdings die Vergleichung des sehr ähnlichen Witterungszustandes der Jahre 1770 und folgender mit dieser Zeit Veranlassung zu der Behauptung gegeben, daß die regnige Witterung wenig Einfluß auf die Gesundheit habe; die Jahre 1770 und 1771 waren bekanntlich, unter Herrschaft des Genius asthenicus, durch die weitverbreiteten Faulfieberepidemien ausgezeichnet. Indessen ist die Witterung der Jahre 1770 und 1816—1817 schon insofern bei aller Ähnlichkeit unähnlich, als in den letztgenannten Jahren viele Gewitter

Digitized by Google

vorkamen, die in den 70ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fehlten; was Hufeland, wie die übrigen Schriftsteller, übersehen zu haben scheinen. Später machte Shecut (Medical and physiological Essays [Charlestown 1819]) darauf aufmerksam, daß in gewitterreichen Jahren das gelbe Fieber z. B. nicht ausbricht; womit insoweit die meisten Schriftsteller übereinstimmen, als sie eine heiße, erschlende, wenig bewegte Luft als vorzügliche Gelegenheitsursache des gelben Fiebers bezeichnen. (Vergl. Joseph Frank, Grundsätze. 4. Bd. S. 249. Schnurrer, Gesch. der Seuchen. II. S. 540 fg.)

Zum Theil wenigstens eine Folge des Regens sind die Überschwemmungen [33]) durch Austreten der Flüsse und Seen, wodurch die betroffene Gegend auf längere oder kürzere Zeit in einen Sumpf verwandelt wird, der als plötzlich entstanden auch plötzlich seine Wirkung auf die Organismen äußert. Diese Äußerungen treffen aber vorzüglich das Ganglienſyſtem, und erregen entweder Intermittentes oder Fieber, zu denen ſich leicht Entmiſchung der Säfte hinzugeſellt. So entſtanden Fleckfieber in Folge des Überſtrömens des Po in Italien und durch Austritt der Sau und Drau in Ungarn nach Th. Jordanus (De pestis phaenomena tract. 2. cap. 19). Am deutlichſten wird dieſer Einfluß im Deltalande des Nils und in Bengalen bemerkt. Am verderblichſten iſt es aber, wo ſich Meerwaſſer mit ſüßem Waſſer dabei miſcht und das ſogenannte Brakwaſſer [34]) entſteht. Vorzüglich ausgeſetzt ſind dieſem die Küſtenländer, namentlich Holland, wie dies ſich im J. 1669 zeigte, wo eine heftige Epidemie zu Leyden herrſchte, welche von Sylvius (Prax. med. tract. 10) beſchrieben. (Vergl. auch deſſen Disputat. med. decas Edit. III. [Jenae 1674. 12.] p. 220—309.) Späterhin machte Pringle (Krankheiten einer Armee) ähnliche Erfahrungen. Auch zu Venedig ſah man dieſes beſtätigt, noch mehr aber in den nördlichen Freiſtaaten Amerika's, z. B. zu Philadelphia. (Schnurrer, Geograph. Noſologie. S. 248.) Die Geſchichte der Epidemien bietet eine reichliche Gelegenheit dar, den Einfluß der Überſchwemmungen kennen zu lernen; da es aber meiſt die Folgen ſind, welche durch den überſchwemmten Boden hervorgebracht werden, ſo gehört dies mehr zu den terreſtriſchen Einflüſſen.

Den Gegenſatz zur Feuchtigkeit bildet nun die Trockenheit der Atmoſphäre, welche entweder eine Folge der Wärme oder der Kälte iſt, deren Wechſel man im Allgemeinen mit dem Namen der Temperatur [35]) belegt. Die Wärme wird durch die Sonnenſtrahlen hervorgerufen, ohne daß wir jedoch im Stande ſind, anzugeben, auf welche Weiſe dies eigentlich erfolgt. Die Erde ſtrahlt die bei Tage aufgenommene Wärme des Nachts wieder aus. Die Feuchtigkeit der Atmoſphäre ſpielt dabei eine große Rolle, da durch ſie die Wärme gebunden wird. Im Winter, wo die durch Strahlung verlorene Wärme größer iſt als die von der Sonne erhaltene, werden Wolken und Nebel einerſeits die Strahlung verhindern, andererſeits durch die freiwerdende Wärme zur Erhöhung der Temperatur beitragen. Daher ſind bewölkte Wintertage nicht ſo kalt als heitere. (*de Luc*, Idées. II, 107.) Das Gegentheil erfolgt im Sommer, wo die Erde am Tage mehr Wärme von der Sonne erhält, als ſie in der Nacht durch Ausſtrahlung verliert, und trübe Sommertage ſind daher kälter als heitere (Scheuchzer, Naturg. des Schweizerlandes. I, 8), weshalb auch die Luft nach jedem Regen kälter iſt. (*Wahlenberg*, Flor. Carpath. p. XCIX.) De Luc ſah am 21. Aug. 1764 durch Regen das Thermometer von 27° auf 10° fallen. (Modificat. l'atmosph. T. III. p. 273. Anmerk.) Dieſer Unterſchied iſt um ſo größer, je weiter wir uns von den Küſten entfernen. Einen großen Einfluß auf die Temperatur haben die Winde; im Winter z. B. iſt es bei Nordwinden weit kälter als bei Südwinden. (*Hutton*, Edinb. transact. I, 73. v. Buch in Abh. der berl. Akad. 1818. S. 89. Dove, Über den Einfluß der Winde auf Barometer und Thermometer, in Poggendorff, Annal. XI, 567.) Im Mittel des Jahres liegt der kälteſte Wind in Europa etwas öſtlich von Norden, der wärmſte etwas weſtlich von Süden; im Winter und Frühling geht der kälteſte Wind mehr nach Oſten, der wärmſte mehr nach Weſten; im Sommer liegt der kälteſte Wind weſtlich von Norden, der wärmſte öſtlich von Süden. Gewöhnlich glaubt man, daß die Wälder die Temperatur niedriger erhalten, ihre Ausſtrottung ſie erhöhe [36]); daß dies indeſſen nur ſcheinbar ſei, weiß Kämtz (Meteorol. II. S. 83) nach. Die Örtlichkeit hat natürlich einen großen Einfluß, weshalb Humboldt (sur les lignes isothermes, in Mém. d'Arcueil. III, 462—602) diejenigen Orte, welche gleiche Wärme zeigten, durch Linien verband, die er dann Iſothermen nannte. Die Lage derſelben iſt folgende: 1) Die Iſotherme von 0° geht zwiſchen Ulea und Enontekis in Lappland fort und durch die Tafelbai in Labrador. 2) Die Iſotherme von 5° geht in der Nähe von Stockholm und

33) *Chevassieu d'Audebert*, Des inondations d'hiver et d'été, ou traité de l'humidité par rapport à l'homme et aux animaux. (Paris 1806. 127 S.) Spitz, Verzeichniß der merkwürdigſten Überſchwemmungen ꝛc. im 15. Jahrh. (Görlitz 1804. 85 S.) *Adami*, Diluvia Landshutanae memorabilia, oder Landshut in Waſſersnoth. (Landshut 1756. 4.) C. G. Pötſch, Chronolog. Geſchichte der großen Waſſerfluthen des Elbſtromes ſeit 1000 und mehr Jahren. (Dresden 1784. gr. 4. Nachtrag dazu Dresden 1786. 4.) Müller, Fragmat. Geſchichte der Theurung und anderer Beſchwerden, Peſt, Überſchwemmungen während der letzten 6. Jahrh. (Görlitz 1806. 4.) S. 41 fg. 34) *G. Giorgini*, Sur les causes de l'insalubrité de l'air dans le voisinage des marais en communication avec la mer, in Annales de Chemie et Physique. T. XXIX. p. 225—240. Gerſon und Julius, Magazin. XI. S. 291—295.

35) *J. Bellenghue*, La philosophie du chaud et du froid. (Besançon s. a. 1798.) *A. F. Josseran*, De influentia aëris temperaturae tam in statu sano quam morboso. (Lugd. Batav. 1821. 43 S.) *L. F. Benech de St. Cric*, De l'influence de la chaleur atmosphérique sur l'économie animale et des moyens hygiéniques et préservatifs auxquels on doit recourir pour la corriger, suivis d'une idée générale des maladies qu'elle cause. (Paris 1825. 16 S.) *Fel. Michielotto*, Diss. de nociva atmosphaerae calidae et frigidae in humanum organismum actione. (Padua 1839. 20 S.) 36) J. X. Morcau de Jonnes, Unterſuchungen über die Veränderungen, welche durch die Ausrottung der Wälder in dem phyſiſchen Zuſtand der Länder entſtehen. Aus dem Franz. von Wiedrmann. (Tübingen 1828.)

Digitized by Google

der St. Georgsbai auf Neufundland vorbei. 3) Die Isotherme von 10° geht durch Belgien und bei Boston vorbei. 4) Die Isotherme von 15° geht zwischen Rom und Florenz hindurch und bei Raleigh im nördlichen Carolina vorbei. Eine vollständigere Darstellung gibt Kämtz (II. S. 107), welcher auch über die Temperatur des Bodens eigene Isogeothermen aufstellte (II. S. 217). Ziemlich allgemein verbreitet ist der Glaube, daß die Erde früher wärmer gewesen; allein dann hätte sie einen größern Durchmesser haben und sich schneller um die Sonne drehen müssen, als jetzt. Laplace (Bulletin de la societ. philomathique. 1820. p. 21) folgert aus den ältern Messungen, daß die Dauer des Tages seit 2000 Jahren nicht um $^1/_{100}$ Secunde kleiner geworden sei; ein Beweis des stationären Zustandes der Wärme. Kann nun auch nicht von einer constanten Wärmezunahme die Rede sein, so doch von einer periodischen, die sich zunächst im Wechsel der Jahreszeiten [37]) und der Witterung überhaupt ausspricht, welche freilich noch durch andere Veränderungen, als die der Temperatur, bestimmt werden, allein doch zunächst durch diese influiren.

Im Winter, wo die atmosphärische Luft großentheils reiner, aber die Temperatur sehr gering ist, macht vorzüglich das Respirationsleben einen Aufschwung, daher hier vorzüglich Entzündung der dazugehörigen Organe, Katarrh und Rheumatismen erscheinen (*Linné*, De morbis ex hieme, in Amoenitat. acad. III.); von Pestepidemien, welche in der Mitte des Winters anfingen, gibt es eine Menge Beispiele, von denen Diemerbroek (De peste. I, 8. Anmerk. 5) mehre anführt. Die Antoninianische Pest herrschte nach Galen (De libr. propr. c. 2) während der größten Kälte zu Aquileja und richtete große Verheerung an. Radzivil beschreibt in seinem Itinerarium eine Pest, die in den Monaten December, Januar und Februar mit außerordentlicher Wuth herrschte. Die Pest, welche 1664 zu London herrschte, fing im December an, die zu Oczakow, 1738 und 1739, fing zwei Mal im Winter an. Die Pest zu Montpellier, 1629, war im October, November, December am heftigsten; ebenso hielt die 1708 in Siebenbürgen auftretende die strengste Winterkälte aus. Ähnliches zeigte die Cholera. Eine Pockenepidemie raffte im Winter in Frankreich mehr als im Sommer weg. (*Lamotte*, Traité complet de la Chirurgie. T. III. p. 383.) Im Frühlinge [38]), der zwischen Sommer und Winter in der Mitte steht, aber sich noch mehr zu letzterem neigt, ist die Anzahl der Krankheiten bedeutender, als im Winter; doch herrschen Affectionen der Brust und Haut vor, daher Katarrhe, Rheumatismen, Exantheme, und wegen der Nähe des Sommers Gastricnfieber des Ganglienfystems, daher Neigung zu putridem Charakter der Fieber, was zum Theil mit durch die größere oder geringere Feuchtigkeit der Atmosphäre bedingt wird. Wenn zu früh ein heißer Frühling einfällt, zumal nach vorhergegangenem starkem Frost, so bilden sich Katarrhe; ging ein naßkalter Winter vorher, so folgen typhöse Fieber mit oder ohne Exantheme. In trockenem kaltem Frühlinge nach gelindem Winter folgen Brustentzündung, Keuchhusten, Anginen, Croup.

Im Sommer [39]) geht nun die Evolution der Unterleibsorgane, namentlich des Leberfystems, rege von statten, daher Gallenfieber, Leberentzündung, Diarrhöen, Ruhr und dergleichen an der Tagesordnung sind. Daher ist dies auch die Zeit des Ausbruchs und des Herrschens des gelben Fiebers. Die Pest dagegen pflegt im Sommer meist aufzuhören. *Prosper Alpin.* De medic. Aegypt. I, 15. *Russel*, Von der Pest. S. 189.

Der Herbst [40]) ist den allgemeinen Erfahrungen nach die ungesundeste Jahreszeit, weil wie bei allen Involutionsperioden, so auch hier, die Umwandlung des einen Charakters in einen andern, die Gefahr beider vereinigt erscheint. Das Bauchleben soll sich in das Brustleben umwandeln; je stärker jenes entwickelt war, desto heftiger wird der Kampf werden, und wenn die Frühlingskrankheiten mehr denen gleichen, welche der Nordländer im Süden als Akklimatisation zu überstehen hat, so werden die Herbstkrankheiten denen ähnlich sein, welchen der Südländer bei seinem Besuche im Norden unterworfen ist; sein höher ausgebildetes Leberfystem wird am meisten dabei betheiligt sein, da es hier eine Rückbildung erleiden soll, während das Brustleben der Evolution nachstrebt. Wenn es im Sommer mehr Localaffectionen gab, so werden im Herbst mehr Allgemeinleiden hervortreten, und der Herbst ist der eigentliche Boden der größern Epidemien; Ruhr, Cholera, Wechselfieber, besonders Quartana, bilden die gewöhnlichen Leiden, welche um so heftiger sind, je mehr die Herbstwitterung gegen die Sommerwitterung absticht.

Außer diesen jährlich regelmäßig wiederkehrenden Temperaturveränderungen hat man nun auch eine regelmäßige Folge der Temperaturveränderungen in größern Zwischenräumen aufzustellen versucht; so fand man, daß die Jahre 1811 und 1819 ziemlich mit dem Jahre 1783 und die Jahre 1816 und 1817 mit denen 1770 und 1771 übereinkamen. Manche wollten dies mit dem Stande des Mondes zur Erde in Beziehung bringen, da die Beobachtung lehrt, daß nach 18 Jahren die Mondsbahn gleiche Lage zur Ekliptik hat; so der Verfasser einer Abhandlung über das Polareis und die Nordwestpassage in Edinburgh Review. Juni 1818, und Toaldo, der das bekannte Jahr 1740 als das Normaljahr für die Kälte annahm, und einen Cyklus von neun Jahren oder dessen Duplum statuirte; so harmoniren die Jahre 1740, 1731 und 1722.

37) *M. H. F. Roussel*, Observations sur les maladies qui resultent de la température des saisons. (Caen 1803.) *J. Scott*, De impulsu anni tempestatum. (Edinb. 1810.) *L. P. J. Legros*, De l'influence des saisons sur l'homme et dans la production des maladies. (Paris 1817. 4.) *A. Quetelet*, De l'influence des saisons sur l'homme, in Annales d'hygiène publique. 1832. T. VII. p. 561—568. 38) *J. H. Schulze*, De morbis verni temporis. (Halae 1738. 4.) *J. Junker*, De morbis vernalibus. (Halae 1745. 4.) *J. G. Roeckh*, De vere non saluberrimo. (Erlang. 1790. 28 S.) *Fre. Axter*, Diss. de veris atmosphaerici in c. hum. influxu salubri et noxio. (Bamberg. 1795.)

39) *M. Alberti*, De morbis aestivis. (Halae 1745. 4.) 40) *F. Scharten*, De morbis autumnalibus. (Giess. 1750. 4.) *G. E. Kletten*, De constitutione morborum atrabilaria seri autumni propria. (Viteberg. 1806. 4.)

Digitized by Google

Zwei solcher Zeiträume zurück finden wir mit einer kleinen Versetzung 1695 und dazwischen 1709 als ein gleiches Normaljahr für die Kälte; zwei große Cyklen zurück, zeigt der Winter von 1658—1659 den Abschnitt an. Dazwischen liegen nun die drei kleinern Perioden 1767, 1774 und 1783; noch zwei Mal diese 18jährige Periode zurück, treffen wir 1621 und 1622 kalte Jahre, und zwischen diesem größern Zeitraume stehen die Jahre 1635 und 1645. Noch eine gleiche Periode zurück wird im J. 1600 eine Kälte aufgeführt, daß die Weser bis auf den Grund gefroren. Auch in der Mitte dieses Zeitraums trifft eine schreckliche Kälte ein. Spürt man noch einem doppelten Cyklus nach, so findet man 1573 wieder eine solche Kälte angezeigt, und zwischen dieser Periode fehlt es nicht an gleichen Abschnitten. Die kleinern Abschnitte zwischen den ausgezeichneten kalten Wintern fallen zwar nicht immer genau auf das 9. oder 18. Jahr, aber doch in der Nähe dieser Zeitpunkte. Ebenso von 1740 vorwärts, finden wir 1749, 1758, 1767, 1776, 1785, 1794—1795, 1804, 1812 und 1813, 1822 und 1823. Der englische Sammler macht nach Toaldo's Beobachtungen nun auch die Anwendung dieses Gesetzes auf die wärmeren Jahre, die vier oder fünf Jahre nach den kalten, oder in die Mitte zwischen die kalten fallen, und rechnet von dem Normaljahre 1811 rückwärts auf 1802, 1792—1793, auf 1783 — das bekannte trockene Jahr des Heerrauchs — von da auf 1774, dann 18 Jahre zurück auf das merkwürdige Jahr 1756, wo das Erdbeben Lissabon zerstörte. Weiter zurückschreitend, kommt man auf das Jahr 1718 und 1700, dann mit einer kleinen Versetzung, wie bei der Kälte jenes Zeitraumes vom Jahre 1679, auf das merkwürdige Jahr 1652 und durch zwei Cyklus auf 1616 zurück. Auch Cotte nimmt mit Toaldo eine 19jährige Periode an. Prevost dagegen eine 25jährige, indem er 1811 mit 1783 und 1758 vergleicht. Professor Pfaff scheint einer 100jährigen Periode günstig zu sein. Er führt 1683 und 1783 als Beweise an, wozu wir noch 1822—1823 fügen könnten, das den Jahren 1722 und 1622 entspricht, und 1719 das 1819 gleicht, und so könnte man 1716 und 1816 für ähnlich halten, dem aber 1616 nicht entspricht; auch trifft das kalte Jahr 1709 seines Gleichen nicht in 1809, ebenso wenig 1811 rückwärts. In den nächsten Jahren von 100 trifft man allerdings ähnliche Jahre wirklich an, z. B. die Jahre 1333, 1427, 1520, 1616, 1719, 1811 sind in Rücksicht der Wärme und Fruchtbarkeit ähnlich. Diese bestätigen dagegen wieder die 18- oder 19jährige Periode, denn 90—95 macht fünf Mal den Mondscyklus aus. — Es scheint überdies, daß die kältesten Winter mit Erdbeben, diese mit Gewittern und diese wieder mit den Nordlichtern in Wechselwirkung stehen. Gewöhnlich steht ein heißer Sommer mit Erdbeben in Verbindung, wie 1756, 1783, 1802, 1822, worauf kalte Winter folgen. Bei vielen Gewittern verschwinden die Nordlichter. Diese erscheinen auch wol zuweilen, wie 1739, 1759 ꝛc., aber sie machen keine Anzeigen von kalten Wintern. Es trifft sich wol zuweilen, daß kalte, regnige Sommer vorausgehen, wie 1637, 1708, 1715, 1728, 1739, 1767, 1782, 1797, 1800, wie Kirwan meint. Pfaff scheint hingegen Cotte's Meinung beizustimmen, der heiße Sommer für Vorläufer strenger Winter hält, wie die Jahre 1433, 1494, 1659, 1766, 1775, 1783, 1802, 1810, 1822 als solche Ankündiger angesehen werden können. Es gehen bisweilen auch milde Jahre voraus, wie 1731 und 1788. Gelinde Winter kündigen indessen eher heiße Sommer an, wie 1509, 1520, 1592, 1703, 1756, 1773, 1788, 1811. Es folgen auch heiße Sommer nach kalten Wintern, wie 1660, 1695. (Mehr s. bei Müller S. 132 fg.) Das Angeführte wird hinreichen, zu beweisen, daß zwar ein annäherungsweise erfolgendes Gesetz in den größern Temperaturveränderungen stattfindet, aber keineswegs ein stetiges, da die influirenden Einflüsse zu mannichfach sind [41]).

Große Hitze wie große Kälte scheinen an und für sich keinen besondern Einfluß auf die Erzeugung von epidemischen Krankheiten zu haben, dagegen pflegen sie häufig die fernere Entwickelung derselben zu hemmen, indem die Erfahrung nachweist, daß zur Entwickelung einer Krankheit ein bestimmter Temperaturgrad durchaus nothwendig ist; über und unterhalb desselben aber gedeiht diese so wenig, als sie an einem Orte gedeiht, der mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Besonders zeigt sich dies da, wo mit der epidemischen Krankheit zugleich ein Contagium entwickelt wird. Der Einfluß dieser Temperaturgrade wird dagegen bedingt durch die darauf folgende Witterung; je schneller und je entgegengesetzter diese auftritt, desto heftiger wird der Einfluß auf die Organismen sein, und da hierdurch meistens die Hautthätigkeit gestört wird, da sie zunächst auf die veränderte Temperatur der umgebenden Atmosphäre zu reagiren hat, so werden es vorzüglich Krankheiten sein, denen gestörte Hautthätigkeit zum Grunde liegt. In den südlichen Ländern sind die stärksten Temperaturveränderungen, während auf dem Meere am Äquator die geringsten beobachtet werden; daher auch die Seeleute so sehr leicht erkranken, wenn sie landen, und überhaupt die häufigsten und verheerendsten Epidemien im Süden vorkommen, wie schon Humboldt bemerkte. Mit den veränderten Temperaturgraden steht die Schwere der Luft in Beziehung und, zum Theil wenigstens, hängen die Schwankungen des

41) A. Pilgram, Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde. 2. Th. (Wien 1788. gr. 4.) H. W. Rottermund, Beiträge zur Geschichte der strengen und lange anhaltenden Winter der vorigen Zeiten, in Neues hanoversches Magazin. 1796. S. 1457—1481. A. Strnadt, Chronol. Verzeichniß der Naturbegebenheiten von 633 bis 1700 nach Christus. (Prag 1796.) *J. H. van Swinden*, Lettres sur les grands hivers de ce siècle, in Journal de physique. 1800. J. Ch. Cantor, Geschichte der merkwürdigsten Naturbegebenheiten. 3 Bde. (Coburg 1804.) C. H. Pfaff, über die strengen Winter, vorzüglich des 18. Jahrh., und den letztverflossenen 1808—1809. (Kiel 1809.) *Cassini*, Recherches sur les plus grandes chaleurs qui ont eu lieu à Paris depuis 1682 jusqu'en 1794, in Mém. de l'Institut national. IV. p. 338. C. G. v. H., Denkwürdigkeiten der berühmten Winter von 1740 und 1709. (Leipz. 1830.) W. C. Müller, Fünfhundertjährige Witterungsgeschichte, besonders der außerordentlichen Wärme und Kälte. (Bremen 1823.)

Digitized by Google

Barometers (Bouvard in Bibl. universelle 41. p. 284. Schmidt, Mathem. und phys. Geographie. II, 328. §. 210) damit zusammen; diese sind am stärksten im Frühling. Das Quecksilber steht im Januar am höchsten, sinkt hierauf bis zum April, erreicht im Sommer sein zweites Maximum, im Herbste ein zweites Minimum, und steigt von nun an bis zum Januar. In der südlichen Halbkugel steht das Barometer bei südlicher Declination der Sonne höher, als bei nördlicher. (*Humboldt*, Voyag. X, 448. v. Buch in Poggendorff's Annalen. XV, 355.) Die Differenz zwischen dem Gange der Wärme in Küstengegenden und im Innern des Continents ist Ursache, daß dort das Barometer im Sommer etwas tiefer, im Winter etwas höher steht, als hier. (Kämtz II, 302.) Je weiter man sich vom Äquator entfernt, desto bedeutender wird die Größe der unregelmäßigen Schwankungen des Barometers. Thermometer- und Barometerstand stehen in umgekehrtem Verhältniß, und im Winter kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß das Barometer sinken werde, wenn die Temperatur steigt.

Weit mehr abhängig von dem Wechsel der Temperaturgrade sind die Winde, welche zu allen Zeiten Gegenstand sorgfältiger Beobachtungen der bessern Ärzte seit Hippokrates waren. Richtung und Geschwindigkeit sind die vorzüglichsten Momente, welche Berücksichtigung verdienen. Stärkere Winde, welche sich meistens über weite Länderstrecken verbreiten, heißen Stürme, wehen sie mit einer ungeheuern Heftigkeit, Orkane, wie dies bei dem Südweststurme am 14. Jan. 1827 der Fall war, welcher in Teutschland, England, Frankreich und Italien sehr viele Verwüstungen anrichtete; ebenso 1833 im December. Der über Gebirge gehende Wind verändert meistens Anfangs in den zunächstgelegenen Orten seine Richtung auf mannichfache Weise. Die Geschwindigkeit nimmt mit der Höhe zu (Sauſſure, Hygrometrie. S. 348); daher auf Bergen der Wind stärker ist, als in Ebenen. Während sich in unsern Gegenden die Richtung des Windes fast unaufhörlich ändert, kommt derselbe in andern lange Zeit aus derselben Gegend. Winde der letzten Art nennt man beständige. In einigen Gegenden, vorzüglich auf dem atlantischen Meere und dem großen Ocean, kommt der Wind das ganze Jahr hindurch aus derselben Richtung, Paſſatwind; in andern ist er nur mehre Monate hindurch constant, Mouſſons, vom malaiischen Worte Mussin, das Jahr oder Jahreszeit. Die Alten nannten sie die eteſiſchen Winde (*Camerarius*, Diss. de etesiis. [Tubing. 1705]), von ἔτος, Jahreszeit, später Hippalus, weil dieser zuerst mit ihm von Ägypten nach Indien zu fahren wagte. (*Plin.* H. N. VI, 26. 2. Bd. p. 670.) Zu diesen regelmäßigen Winden sind auch die Land- und Seewinde zu rechnen, welche an den Küstengegenden beide oft in kurzen Zwischenräumen mit einander abwechseln (Kämtz I. S. 170), was sogar an größern Landseen beobachtet wird. In der Nähe des Äquators sind im großen Ocean Ostwinde vorherrschend; daher der Seewind an der Ostküste der Inseln weit stärker ist, als der Landwind, was an der Westküste umgekehrt ist. Die Strömungen der Winde sind verschieden nach den Regionen. So findet in den obern Regionen über dem mittelländischen Meere und den nördlich von ihm liegenden Ländern ein warmer, aus Süden kommender Luftstrom statt, der sich zuweilen weit nach Norden erstreckt und sich dann gegen den Boden zu senken scheint, was man in der Schweiz Föhnwind nennt, während dessen das Thermometer plötzlich sehr hoch steigt. Am züricher See bringt dieser Wind, oft bei angehendem Herbste, die noch unreifen Trauben zur Zeitigung, und löst den Schnee in solcher Menge auf, daß dadurch alle Bergwasser anlaufen. (Scheuchzer, Naturgesch. der Schweiz. 2. Aufl. III, 3.) In Polen ist der Ostwind kälter als der Nordwind, weil er vom Ural und nicht über's Meer kommt; die Westwinde sind daselbst ungesund, sie sind mit vielen elektrischen Meteoren verbunden, daher Feuerkugeln, Nebensonnen, Sternschnuppen, Nordlichter, heftige Winde und Regengüsse einen auffallenden Charakterzug des dortigen Klima's bilden. (Froriep's Notiz. 46. Bd. S. 166.) An den Küstenländern, die mit Bergen umschlossen sind, ist der Wind am heftigsten, so in Norwegen (Buch, Reise nach Norwegen und Lappland. II, 40. 91), in Grönland und den Faroerinseln. (Scoresby, Reise auf den Walfischfang. S. 332.) In Teutschland kommt die herrschende Luftströmung mehr aus Westen, vorzüglich auf der nordteutschen Ebene; im südlichen sind die Abweichungen bedeutender wegen der Nähe der Gebirge. Die Luftströmung in Italien steht aber durchaus in keinem Zusammenhange mit der im übrigen Europa. (Kämtz I. S. 233.) Da in höhern Breiten eine westliche Luftströmung vorherrschend ist und die mittlere Wärme über dem Festlande geringer ist, als in gleicher Breite über dem Meere, so ist es begreiflich, daß in Amerika die Westwinde häufiger sind, als in Europa. Da das Festland im Sommer wärmer, im Winter kälter ist als das Meer, so muß im Sommer auch der Wind vom Meere gegen das Land, im Winter aber umgekehrt wehen. In Bezug auf die Jahreszeiten stellen sich nach Schouw (Klimatologie. I, 57) folgende Gesetze für die Winde heraus: a) Im Winter ist die Richtung der Luftströmung meistens südlicher, als im Durchschnitt des Jahres; die Stärke dieser Luftströmung ist im Januar, an vielen Orten auch im Februar, am größten. b) Im Frühling, an manchen Orten im März, an andern im April, erheben sich häufig Ostwinde, welche die Stärke der westlichen Luftströmung sehr vermindern, sodaß diese an allen Orten weit geringer ist, als im jährlichen Durchschnitt. Das Verhältniß der nördlichen Winde zu den südlichen ist weniger bestimmt; an einigen Orten ist es größer, an andern geringer, als im jährlichen Durchschnitte, sodaß die Luftströmung im Frühling bald nördlich, bald südlich von der jährlichen liegt. c) Im Sommer, namentlich im Julius, wehen die Winde vorzugsweise aus Westen, das Übergewicht der westlichen Winde über die östlichen erreicht dann das Maximum; zugleich werden die nördlichen Winde häufiger, sodaß die Luftströmung in dieser Jahreszeit nördlich von der mittlern liegt. d) Im Herbst nimmt das Übergewicht der westlichen Winde ab, dagegen nehmen die südlichen, namentlich im October, sehr schnell zu, dergestalt, daß an

Digitized by Google

vielen Orten die Luftströmung näher zu Süden liegt, als in irgend einem andern Monat. Da der Wind in Europa sich vorzüglich von Süden durch Westen nach Norden dreht und der vom Meere kommende Südwestwind feucht, der Nordostwind aber trocken ist, so muß auch hiernach die Witterung verschieden sein, und nach nassen Westwinden kann man meist auf trockenes Wetter schließen. Winde, welche über sandige, vegetationsleere Ebenen wehen, erzeugen ein verschiedenes Gefühl, je nachdem man schwitzt oder trocken ist; im ersteren Falle empfindet man eine angenehme Kühlung, im zweiten große Hitze. (*Oudney* in *Denham*, Narrative. p. LXI.) In trockenen Wüsten verschwindet der abgesonderte Schweiß sogleich, der Körper ist stets trocken und die Hitze größer, daher sich auch die Neger zur Zeit des Harmattan den Körper mit Talg einreiben, damit die Haut nicht aufspringe. (Harmattan ist corrumpirt aus Aherrhamantha, von Aherrhaman. wehen, und tah. Talg.) (*Dobson*, Philos. trans. 1781. p. 52 und *Greenhill* bei *Dampier*, Traité des vents. p. 50.) Die schädliche Wirkung des Windes liegt eben in der schnellen Verdunstung des Wassers, die er herbeiführt. (*le Gentil*, Voyage. I. 479. *Dampier*. Traité des vents. p. 98. *Burckhardt*, Nubia. p. 366. *Volney*, Voyage. I, 57.) Nach Rüppel (Reise S. 271) soll die Elektricität beim Samum einen sehr hohen Grad in der Luft erreichen. Zum Theil mag es hierdurch erklärlich sein, daß die Pest nicht nach Nubien gelangt. (*Burckhardt*, Nubia. p. 145. 229.) An der Westküste Afrika's folgt der Harmattan auf die nasse Jahreszeit, in welcher selbst die Neger sehr viel an Fieberanfällen leiden; sowie sich aber der Wind erhebt, verschwinden die Krankheiten, und selbst geimpfte Pocken kommen nicht zum Vorschein. (*Dobson* in Philos. transact. 1781. p. 53. *Golberry*, Fragmens. I, 229. *Winterbottom*, Nachrichten. S. 59. *Mungo Park*, Travels. p. 259. *Denham*, Narrative. p. 207.) Ebenso sollen die heißen Winde in Pondichery nach der nassen Jahreszeit gesund sein. (*le Gentil*, Voyage. I, 479.) An der Hochebene Kobi sind die heißen Winde zuweilen so heftig, daß sie den Menschen stumpfsinnig machen. (Ritter, Erdkunde. I, 498.) In Spanien in der Mancha erzeugt der Solano Schwindel und Neigung zu Ausschweifungen aller Art bei den Bewohnern. (Dillon, Reise durch Span. II, 95 und 148. Townsend, Reise durch Spanien, übers. von Volkmann. II, 133.) Auf Malta soll der Sirocco Faulfieber und Ruhren erzeugen. (Spix und Martius, Reise nach Brasilien. I, 30.) Nach Heinecken (in Edinburgh Journal of science. New Serie. I, 42) soll die Luft beim Sirocco in Italien feucht und nebelig sein. Wenn dieß auch der Fall ist, so ist doch wenigstens die frühere Ansicht bestimmt unrichtig, wornach der schädliche Einfluß der Winde aus einer chemischen Beschaffenheit der Luft, Übermaß von Ajot, Salpetergas, erklärt wurde, wie dieß früher v. Lindenau, später noch v. Zach thaten. Nach Baco von Verulam wehen einige Stunden vor Mondfinsternissen und um die Zeit der Planetenconjunctionen lebhafte Winde, ebenso zur Zeit des Aufganges großer Sterne. (Historia de ventis. [Lugd. Bat. 1648. 12.]) Der Zusammenhang der Winde mit andern Phänomenen wurde bereits mehrfach erwähnt, so auch das Verhältniß zum Barometerstand; dieser ist bei westlichen Winden ein höherer, bei östlichen ein niederer, oder mit andern Worten, das Barometer steigt bei Westwind, fällt bei Ostwind. Da wo nun der Wind lange ein beständiger ist, wie die Passatwinde und Moussons, gibt es natürlich auch wenig Barometerschwankungen. Dove (Poggendorff's Annalen. XIII, 305; vgl. Kämtz II, 358) hat das Verhalten des Barometers bei den verschiedenen Winden und den zugleich erfolgenden Niederschlägen untersucht. Erwähnt müssen ferner noch werden die Orkane, welche man als eigentliche Gewitterstürme zu betrachten hat, und meist nicht lange anhalten, wol aber häufig wiederkehren können. Aus ihrem Zusammenhange mit Gewittern erklärt sich auch die schnelle Depression der Temperatur. Wenn der Sturm im Anzuge ist, so sinkt das Thermometer nicht selten um 8—10° F. Die Einwirkung der Winde auf Epidemien ist, wie gesagt, mehr auf ihren Verlauf, den sie häufig abkürzen, wie bei der ersten Epidemie des Sudor anglicus 1486, beschränkt; in Constantinopel soll der Wind während der Pest fast beständig östlich wehen und die Schwankungen des Barometers und Thermometers sehr gering sein (Berliner med. Centralzeitung. 1834. Nr. 47); doch können sie auch ursächlich wirken, wenn sie Miasmen mit sich führen [42]).

2) Von den terrestrischen Einflüssen. Unter terrestrische Einflüsse verstehen wir diejenigen, welche von der Erde und deren Erzeugnissen hervorgehen. Sie lassen sich zwar weit deutlicher als die siderischen und selbst die atmosphärischen nachweisen, allein sie sind für die Entstehung von epidemischen Krankheiten meistens nur von secundärem Werthe, vorzüglich wichtig dagegen für die Verbreitung, da durch sie gewissermaßen die individuelle Anlage zu Epidemien bedingt wird. Es ist nämlich vorzüglich die Örtlichkeit, der Boden mit seinen Erzeugnissen, welche hier in Betrachtung zu ziehen ist; diese Örtlichkeit ist nun aber sehr verschieden, mithin müssen auch die Einflüsse derselben sehr verschiedenartig ausfallen; sie sind als endemische bekannt, und rufen eigenthümliche Krankheiten hervor, welche als Morbi endemici den epidemischen gewöhnlich entgegengesetzt werden. In welcher engen Beziehung sie jedoch gegenseitig stehen, geht aus der Erfahrung hervor, daß endemische Krankheiten unter gewissen Verhältnissen epidemisch werden, und sich weit über ihren ursprünglichen Erzeugungsherd verbreiten können,

42) *Fr. Hoffmann*, De potentia ventorum in corpus hum. (Halae 1700. 4.) *Bouffey*, Mémoire sur la question suivante: assigner dans la circonstance présente (au mois de Janvier 1789) quelles sont les causes, qui pourroient engendrer les maladies; déterminer, quel aera le caractère de ces maladies à l'époque où les vents du midi et du couchant nous rameneront un tems pluvieux ou moins froid; indiquer les moyens préservatifs et curatifs de ces maladies. (à Paris 1789.) *C. J. L. Schneider*, Diss. de efficacia ventorum. (Dulsburg 1790.) *R. Hooper*, Edinb. med. and surgic. Journal. 1814. *Jan. G. B. Carrtegni*, Trattado de venti in quanto si appartieno al medico e dal sito della citta di Pisa. (1628. 4.)

Digitized by Google

wie dies als neuestes Beispiel die Cholera gezeigt hat, welche ein Eigenthum der indischen Niederungen, sich fast über den größten Theil der bewohnten Erde verbreitete, und es dürfte die Frage sein, ob sich dies nicht von den meisten Epidemien nachweisen ließe. Hieraus möchte dann auch die umgekehrte Erfahrung ihre Erklärung finden, daß Krankheiten, die zuerst epidemisch auftraten, spätethin wieder local oder endemisch wurden, wie der Sudor anglicus in der Normandie. Die Oertlichkeit bot nämlich längst die Anlage dazu dar, es hatte sich längst eine eigenthümliche Constitution bei den Bewohnern gebildet, die aber gewissermaßen schlummernd, eines Erweckungszeichens bedurfte, um zu erwachen und als Krankheit aufzutreten. Einmal entstanden aber fand sie rings um sich reichlich die Bedingungen ihrer Existenz, und so lange diese nicht erschöpft wurden, konnte sie wol zuweilen nachlassen, nie aber ganz verschwinden. Ja es ist nicht einmal nöthig, daß die ausgebildete Krankheit gewissermaßen an solche Orte eingeschleppt werde; indem sich die Bedingungen einer Epidemie rings um einen Ort erzeugen, werden sie nothwendig auch an diesem wirksam sein, und da ihnen hier bereits vorgearbeitet ist, können sie früher und plötzlicher auftreten, als dies in den zunächst gelegenen der Fall ist, ohne daß eine Communication nöthig und selbst wirksam war; besonders auffallend wird dies bei den mit einem Contagium einherschreitenden Epidemien, was die Contagionisten, welche nur das Weitertragen des Krankheitsstoffes im Auge haben, gänzlich übersahen, und so sich vergebens abmühten, den Marsch des Contagiums, und so Übertragung aufzufinden, selbst auf die Gefahr, sich lächerlich zu machen. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen. Nicht selten hat man Gelegenheit zu beobachten, daß, wenn in einen schlechten Kerker, wo längere Zeit Menschen beisammengesessen hatten, ohne daß sich ein Zeichen von Krankheit unter ihnen fand, plötzlich ein neues, übrigens ganz gesundes Individuum, welches der Arm der Gerechtigkeit ereilte, hinzugebracht wird, sich bei diesem letztern fast augenblicklich die Spuren eines gefährlichen Typhus zeigen, der sich mit zerstörender Wuth auch auf die übrigen verbreitet. Zum Theil erklärt sich hieraus auch das scheinbare Freibleiben vieler Gegenden von einer Epidemie, während sie in andern oft ganz in der Nähe liegenden gräßlich wüthen; sie verläßt den für sie schlechten Boden, von dem sie durch die eigene Reactionskraft seiner Bewohner vertrieben wird, um mit desto größerer Wuth auf dem günstigern Terrain ihre Streitkraft zu entwickeln. Es würde uns nur offenbar zu weit führen, wollten wir alle auch hier in Anspruch zu nehmenden endemischen Einflüsse aufführen, und indem wir nur einige der vorzüglichern, durch ihre allgemeinere Verbreitung ausgezeichneten erwähnen, verweisen wir auf die trefflichen Aufsätze Klima und endemische Einflüsse und Krankheiten in Copeland's Encyklop. Wörterbuche. Aus dem Engl. von Kalisch. 2. Bd. S. 193—230. 3. Bd. S. 229—250, und die daselbst befindliche reichhaltige Literatur.

Außer der regelmäßigen Bewegung der Erde um ihre Axe und ihrem dadurch bedingten Lauf bemerkt man zu verschiedenen Zeiten eine unregelmäßige, nach keinem stetigen Naturgesetze erfolgende Bewegung in ihrem Innern, die Erdbeben, welche sich über größere oder kleinere Landstrecken verbreiten, und auf der Oberfläche der Erde, wie in ihrem innern Zusammenhange, nicht selten schreckliche Verwüstungen hervorbringen. Sie scheinen mit einem, gleich nachher zu betrachtenden, andern Phänomen, den vulkanischen Ausbrüchen, in enger Beziehung zu stehen, indem sie nicht selten als die Vorherverkündiger jener auftreten. Entbundene und sprengende Dämpfe, welche sich der äußern, die Erde umgebenden Luft beizumischen streben, scheinen das Hauptagens zu sein, was zum Theil daraus hervorzugehen scheint, daß sie um so heftiger auftreten, je weniger die Krater der Vulkane jene Dämpfe nach Außen treiben, d. h. wenn sie von keinen vulkanischen Ausbrüchen begleitet werden. Diesen Zusammenhang der Erdbeben mit vulkanischen Ausbrüchen beweist das eigene Getöse und Rollen, welches häufig unter der Erde vernommen wird, der nicht selten aus der Erde aufsteigende Dunst in der Art der Mofetten oder kohlensauren Gase, auch wol das wirkliche Hervordringen von Rauch und Flamme aus der sich spaltenden Erde. Der Erdboden wird dabei bald in horizontaler Richtung gehoben, bald in verticaler erschüttert, wodurch Gebäude umstürzen, Quellen, Bäche und Seen theils verschwinden, theils überfließen, und wenn das Erdbeben sich unter der Meeresfläche hin erstreckt, dieses in die heftigste Bewegung geräth. Zuweilen ist die mit der Zerstörung ganzer Erdstriche verbundene Erschütterung des Erdbodens das Werk weniger Minuten; andere Male dauern die Bewegungen, jedoch mit geringerer Stärke, Tage und Wochen lang. So legte das Erdbeben von 1759 in Syrien beim ersten Stoße Antiochien nebst sieben Städten in Trümmern, und kostete über 30,000 Menschen das Leben. Das Erdbeben, welches 1797 Peru verwüstete, wüthete bis auf 170 Meilen in der Länge und 140 in der Breite. Die geborstene Erde bildete ungeheure Schlünde, Berge zerrissen, und spieen eine ungeheure Menge von sinkendem Wasser und Schlamm; ein Vulkan in der Nähe war in der Eruption begriffen, die augenscheinlich nicht genug Ableitung bewirkte. Durch die theilweise Erhebung des Erdbodens unterhalb der Meeresfläche entstehen nicht selten Inseln, wie schon im Alterthume Therasia, von dem Strabo, Plinius und Seneca berichten. Vergl. Buffon, Allgem. Naturgesch. 3. Bd. Art. 17. Fern von dem Ursprunge des Erdbebens ist die Erschütterung oft so gering, daß sie von den Menschen nie bemerkt wird, wol aber von den Thieren, daher ist das plötzliche Erscheinen von Mäusen, Fröschen und Kröten, die man sonst für vom Himmel herabgeregnet hielt, zum Theil wenigstens zu erklären; ebenso wie vielleicht damit die Sage von Vergiftung der Brunnen und Quellen zusammenhängt, indem nicht selten in späterer Zeit beobachtet ward, daß das Wasser, besonders die Mineralwasser, durch Erdbeben, mochten sie nah oder fern sein, auf mannichfache Weise verändert, z. B. nach Schwefel, Bitumen schmeckend gefunden wurde. — Die Eruptionsphänomene der Vulkane sind von verschiedener Art. Mächtige Erschütterungen des Bergesund der umliegenden Gegend gehen ihnen zuvor, in dem Maße, als die Eruption verzögert oder erschwert erscheint.

Digitized by Google

Zuerst steigen Rauch, dann Asche und Steine aus dem Krater auf, endlich eine mehre tausend Fuß hohe Feuersäule von dem Durchmesser des Kraters selbst; ungeheure Steinmassen werden in die Höhe geschleudert, und oft Stunden und Tage lang in der Luft erhalten, zuletzt ergießt sich glühende Lava zu den Seiten des Berges meilenweit hinab, alles Entzündbare in Flammen setzend. War der Krater vor dem Ausbruche verschlossen, so wird er mit Gewalt oft in vielfachen Rissen gesprengt. Thätigen Antheil nimmt die Atmosphäre an dem vulkanischen Erdproceß; um die gebildete Feuersäule zieht sich ein dickes Gewölk zusammen, das von unzähligen Blitzen durchkreuzt wird, und zu dem Krachen in dem Innern der Erde gesellt sich das tausendfach widerhallende Gebrüll des Donners. Auf mehre hundert Meilen erstreckt sich der dadurch aufgeregte meteorologische Proceß. Aus weit entfernten Gegenden ziehen Wolken nach dem Vulkane hin und ergießen sich in dichten Regengüssen, die vom Winde meilenweit umhergetriebene Asche des Vulkans fällt mit dem Regen zugleich auf die umliegende Gegend herab, um den versengten Boden für die Zukunft zu düngen. Nach beendigtem Ausbruch dringt an den tiefern Stellen des Berges aus den Rissen des Bodens kohlensaures Gas als Mofetten hervor (*Leonardo di Capua*, Lezioni intorno alla natura delle mofette. Parrot, Grundriß der Physik der Erde. §. 192 fg. Pierer, Wörterbuch II. S. 676 fg.). Daß diese heftige Revolution im Innern der Erde auf die sie bewohnenden Menschen einen wichtigen Einfluß ausüben müsse, ist nicht zu bestreiten, wenn schon wir nicht im Stande sind, Gesetze dafür aufzustellen. Wird der Boden erschüttert, erhält er selbst Risse und Sprünge an seiner Oberfläche, so strömt aus diesen eine größere oder geringere Menge Gas aus, welches sich mit der Atmosphäre vermischt und geathmet durch Lunge oder Haut, nothwendig auf die Blutmasse zersetzend einwirken muß, wie es das Nervensystem zu heftigen Convulsionen anregt. Sehen wir noch heute nach der Urbarmachung längere Zeit hindurch unbebaut gelegener Landstrecken oft mit Blitzesschnelle typhöse Fieber entstehen, und bringt der Aufenthalt auf frisch gepflügtem Acker Wechselfieber hervor, wie vielmehr müssen es die Gase, welche aus der beiweitem tiefer erschütterten und aufgerissenen Erde emporsteigen, bewirken! Die Erfahrung bestätigt dies hinlänglich; auf die unbedeutendsten Erdstöße sah man Masern, Keuchhusten, Halsentzündungen epidemisch herrschen in den Jahren 1669, 1720, 1737, 1757, 1761, 1769, 1771, 1791, 1797. Die Fröste während der Winter 1762 und 1779 waren hauptsächlich von vulkanischen Ausbrüchen begleitet. Seit 1631—1637 spieen die drei Hauptvulkane Europa's eine ungeheure Menge von Feuer und Lava, und eine fürchterliche Seuche herrschte durch Europa und Amerika; dasselbe hat man seit 1660— 1663, seit 1783—1786 bemerkt. Nach dem Bericht des Eusebius in seiner Chronik entstand nach heftigem Erdbeben und dem stärksten Ausbruch des Vesuvs, der jemals stattfand, bei welchem Plinius sein Leben einbüßte, unter Vespasian eine Seuche, die zu Rom täglich 10,000 Menschen hinwegraffte. Auch wenn kein Erdbeben, kein Ausbruch der Vulkane stattfindet, so hat doch der durch Vulkanität ausgezeichnete Boden einen bedeutenden Einfluß auf herrschende epidemische Verhältnisse, was sich selbst da noch kund gibt, wo diese Vulkanität längst erloschen ist. Daher kam es, daß dieselbe Constitution, welche im Norden den Sudor anglicus hervorbrachte, in Italien, Spanien, Ungarn ꝛc. die Petechialfieber hervorrief. Wollte man hier Vermuthungen Raum geben, so könnte man sagen, daß durch Erdbeben wie durch vulkanische Ausbrüche die Erdelektricität in Gegensatz zu der der Luft und der der Menschen gesetzt würde, vorzüglich das vegetative Nervensystem ergreife, und als Reflexe auf die mit den Bauchorganen in enger Sympathie stehende Haut, den Lichtenberg'schen Figuren ähnliche Exantheme hervorrufe; während die Luftelektricität durch Einwirkung auf das Rückenmark und die Brustorgane ähnliche Erscheinungen bedinge. Indessen entspricht dies unserer jetzigen Kenntniß von dem Zustandekommen der Exantheme nicht mehr, da wir in ihnen nicht mehr Neubildungen, sondern nur Affectionen der drüsigen Gebilde der Haut sehen können. Webster und nach ihm Schnurrer haben sich besonders damit beschäftigt, die Beziehungen der Vulkanausbrüche und Erdbeben auf die Epidemien historisch darzuthun, wenn schon noch manche Lücken hier auszufüllen sind [43]).

Nicht blos der heftig bewegte und erschütterte Erdboden verbreitet todesschwangere Dünste, auch der nach früherer Cultur sich selbst wieder überlassene, verwilderte, vermag dies in hohem Grade, wie wir dies am deutlichsten in Italien sehen, wo von Pisa bis Anxur die Aria cattiva [44]) ihr Wesen in den Maremmen treibt; die Bewohner sind fast aufgerieben, und die noch übrigen einzelnen

43) de la Torre, Geschichte und Naturbegebenheiten des Vesuvs, von den ältesten Zeiten bis 1779. Aus dem Ital. mit Anmerk. von Lentin. (Altenburg 1783.) *Th. Ittigii* De montium incendiis. (Lipsiae 1671.) *Philippi Beroaldi*, Opusculum de terrae motu, in Varia *Phil. Beroaldi* Opuscula. Fol. 174. (Basil. 1517.) Joh. Frdr. Seyfart, Allgemeine Geschichte der Erdbeben. (Frankfurt und Leipzig 1756.) G. G. G., Verzeichniß alter und neuer Schriftsteller von Erdbeben. (Schneeberg 1756.) *Vincens Mignani*, De effectibus terrae motus in corpus hum. (Bonon. 1784.) Jos. Stepling, Fragen über das Erdbeben, in Abh. einer Privatgesellschaft in Böhmen. 6. Bd. S. 218 fg. *N. Webster*, A collection of phaenomena, relative to the connection between earthquakes, tempests and epidemic distempers, in New York med. Repository. T. V. 1802. p. 25—31. On the connection of earthquakes with epidemic diseases, and on the succession of epidemies. Ebendaselbst Vol. IV. 1801. p. 340—344. *Alex. Moreau de Jonnes*, Note sur la coincidence des tremblemens de terre et de la fièvre jaune des Antilles, in Nouv. Journ. de Méd. T. VII. 1820. p. 88. K. E. A. von Hoff, Chronik der Erdbeben und Vulkanausbrüche. 2 Thle. (Gotha 1840—1841.) 44) *Koref*, De Regionibus Italicis, aëre pernicioso contaminatis. P. I. (Berol. 1817.) Hufeland, Über das Absterben der Länder, Italiens insbesondere, und dessen Vergiftung durch verdorbene Luft (Aria cattiva), in dessen Neue Auswahl kleiner medic. Schriften. 1. Bd. (Berlin 1834.) S. 95. *Ad. Corti*, Della emanazione dei fluidi aeriforme della terre, e sua analogia con quella della raggiante dei globi resplendenti per luce propria. (Venezia 1820.) 56 S. *R. E. Griffith*, On the malaria of Italy, in *Chapman*, Philadelph. Journ. of med. and physic. 8c. Vol. IX. 1825. p. 279—286. Link, Reisebemerkungen über Malaria, in Hufeland's Journ. 80. Bd. 4. St. S. 3—12.

siechen Hüttenbewohner haben nicht den Muth, die verpestete Erde zu verlassen; der Boden ist mit Schwefel und weißem Thon bedeckt, dazwischen sprudeln Schwefelquellen, die mit ihren scharfen und stinkenden Nebeln die Gegend überziehen und alles Lebendige verscheuchen. Ein tödtliches Miasma entwickelt sich, keinem Sinne bemerkbar, aus dem trockenen Boden. Nach und nach hat sich diese Entartung des Bodens immer weiter verbreitet, und selbst Rom ist von einer verpesteten Luft umgeben, welche mit jedem Jahre immer mehr in ihre Mauern dringt. Selbst die Hirten suchen für sich und ihre Heerden eine Zuflucht in der Stadt, um dem Tode zu entfliehen. Kurz es findet sich hier eine ähnliche Luftverderbniß durch den Boden, wie wir sie am todten Meere und in der Nähe der amerikanischen Urwälder finden.

Vermag schon der trockene Boden so schädliche Dünste auszuhauchen, wie viel mehr muß dies der feuchte und sumpfige, welcher um so gefährlicher wird, je heißer die Temperatur des Landes ist, in dem er sich findet, je mehr also die Sonne ihr verderbliches Destillationsgeschäft besorgen kann. Fortwährend steigen Dünste und Dämpfe in der Atmosphäre herauf, welche mit derselben sich mischen, um als verderbliche Malaria die Umgegend mit dichtem Nebel zu decken und die Vegetationskraft der Erde, wie des Menschen zu vernichten. Zunächst allerdings äußert sich diese Wirkung bei den Thieren. Die Sumpfausdünstungen gelangen mit der eingeathmeten Luft in die Lungen, mit dem Futter in den Magen, durch die Absorption in den Blutumlauf, und versetzen die Schleimhaut des Darmkanals und die Bronchien in einen gereizten Zustand, welcher nicht selten in schleichende Entzündung übergeht. Gegenden, in welchen Sumpfausdünstungen und eine erhöhte Temperatur Wechselfieber bei Menschen erzeugen, begünstigen auch die Entwickelung der Epizootien mit einem anhaltenden Typus. Guersent bemerkt im Dict. des sc. médic. T. XIII. p. 6, daß alle Viehseuchen während der Sommerhitze und in sumpfigen Ländern immer nach dicken Nebeln und in der Nähe von Pfützen sich entwickeln; ebenso wird im Artikel Enzootie des Diction. abrégé des sc. méd. mit Bestimmtheit dargethan, daß das hydrogenium carbonatum der Sümpfe einen entschiedenen Einfluß auf die Enzootien übe. Die Resultate der Leichenöffnungen bei Wechselfieberepidemien sind nicht verschieden von denen bei Epizootien (Lancisi); ja Royston beobachtete 1809 in den Sumpfgegenden von Cambridgeshire sogar dreitägige Wechselfieber bei den Pferden. (Stints for a med. topography of Great Britain, aus dem Med. and phys. Journ. by *Bradley* and *Adam* 1809 Febr.) Hiernach ist zugleich die Behauptung Schönlein's zu berichtigen, welcher die Intermittentes für alleiniges Eigenthum der Menschen betrachtet. Die stehenden Sümpfe, wie die vorübergehenden durch Überschwemmungen hervorgebrachten, pflegen gleichen Einfluß auf die Menschen auszuüben. Im Frühjahre und Herbst, wo Brust und Bauchleben ihre Herrschaft wechseln, sind es vorzüglich Intermittentes, welche den in sumpfigen Gegenden wohnenden Menschen befallen, während Fieber mit der Neigung zum Putriden, zur Entmischung der Säfte vorzüglich im Spätsommer entstehen, die zuweilen ebenfalls den intermittirenden Charakter zeigen, und so die perniciösen oder bösartigen Wechselfieber darstellen. So verdankt die Pest, welche 1535 Venedig verheerte, nach Franz Alessandri, Nicolaus Massa und Mandiello, ihren Ursprung den stinkenden Ausdünstungen der Kanäle; ähnlich war es 1652 in Kopenhagen nach Thom. Bartholin, und 1691 in ganz Holland, wo während des heißen Sommers die Kanäle austrockneten (*Fried. Decker*, Tractatus de peste. [Leydae 1667]), was in dem Jahre 1826 sich wiederholte. Ähnliches ward 1708 in Pesaro, einer Stadt im alten Umbrien, und 1707 zu Baggaria in Sicilien, beobachtet. Heftige Regengüsse hatten im Herbste 1727 in der Umgegend von Ferrara stehende Wässer erzeugt, welche von Insekten wimmelten. Es entstanden bösartige Tertianfieber mit gastrisch biliösen Erscheinungen. (*Lanzoni*, Opera. [Lausanne 1783.]) Die Sumpfausdünstungen allein sind freilich nicht zur Entstehung einer Epidemie hinreichend, der Einfluß der Winde, schnelle Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre, namentlich schnell eintretende Hitze spielen ebenfalls eine größere oder geringere Rolle dabei. Es ist hiermit das zu vergleichen, was bereits oben über die Überschwemmungen in Folge von starken Regengüssen gesagt worden ist. Sowie die Sumpfausdünstungen zum Theil wenigstens in ihrer nachtheiligen Wirkung durch das Faulen vegetabilischer und thierischer Substanzen unterstützt werden, so vermögen diese Dinge, besonders die thierischen Substanzen, auch für sich die Atmosphäre so zu vergiften, daß sie nachtheilig auf die Organismen und besonders den Menschen einwirkt, und wenn auch nicht zum Entstehen einer Epidemie als causa remota, doch als causa occasionalis beizutragen. Daher sich nicht selten in Folge großer Epizootien, wo die Cadaver nicht verscharrt werden können, wie dies z. B. während des 30jährigen Krieges der Fall war, epidemische Krankheiten einstellen. Die eigenthümliche Mischung aber, welche die Atmosphäre durch das Ausströmen von Dünsten aus der Erde, aus stehenden oder vorübergehenden Sümpfen, Faulen von vegetabilischen oder thierischen Körpern, also in Folge von eigenthümlichen chemischen Processen erhält, und welche unter denselben Verhältnissen immer dieselben Krankheiten in den Organismen hervorruft, ohne daß diesen Krankheiten selbst das Vermögen der Erzeugung desselben Stoffes, der sie hervorbrachte, mit derselben Wirksamkeit auf andere Organismen innewohnt, diese Mischung nennen wir Miasma[45]). Aus

45) *Lancisi*, De noxis paludum effluviis eorumque remediis. Lib. II. (Rom. 1716. 4.) *Platner*, De pestiferis aquarum putrescentium expirationibus. (Lips. 1747.) *Ulsers*, praes. *Ackermann*, Diss. de miasmate contagioso. (Kilon. 1773. 4.) *J. Dav. Martini*, praes. *Ph. A. Böhmer*, Analecta quaedam ad miasmatologiam s. de primis miasmatum morbosorum originibus. (Halae 1776. 4.) Baumé, Abh. über den aufgegebenen Satz: daß durch Beobachtungen zu bestimmen sei, was das für Krankheiten sind, welche von den Ausdünstungen stehender Wasser und sumpfiger Gegenden entspringen ꝛc. Eine 1789 gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. (Leipz. 1792.) *A. Gericke*, Diss. sistens miasmatologiam generalem. (Gotting. 1775. 4.) *Steph. Pellet*, De palustrium locorum insalubritate a miasmate orianda. Diss. (Edinb. 1779.) *Pat. Plunkett*, De aëre mephitico diss. (Edinb. 1779.)

Digitized by Google

chemiſchen Proceſſen entſtanden, kann es nur gewiſſermaßen chemiſche Einwirkung haben und verſchwindet, wenn die Bedingungen einer chemiſchen Geneſis fehlen oder aufhören, wodurch es ſich deutlich vom Contagium, welches das Product eines vitalen Proceſſes iſt, unterſcheidet. Die Krankheiten, welche das Miasma hervorruft, ſind immer dieſelben, und faſt nur dem Grade nach von einander unterſchieden; ſie ſind neuerlich unter dem Titel Sumpffieber zuſammengefaßt und beginnen mit der Intermittens, und erreichen ihre größte Höhe in dem gelben Fieber.

C. Humane und ſociale Einflüſſe. Während wir bisher nur die außerhalb des Menſchen befindlichen Urſachen betrachtet haben, müſſen wir jetzt auf ihn ſelbſt übergehen, inſofern es unzweifelhaft iſt, daß auch er die Urſache epidemiſcher Krankheiten werden kann. Es iſt hinlänglich bekannt, daß der einzelne thieriſche Körper, und vorzüglich der menſchliche, eine eigenthümliche Dunſtatmoſphäre [46]) um ſich verbreitet, die ſich ſelbſt der feinen, geübtern Naſe durch einen unterſcheidbaren, ihr innewohnenden Riechſtoff kund gibt, und durch den der wilde Sohn des Waldes ſelbſt aus den Fußtritten, an denen jener Stoff hängen blieb, die verſchiedenen Völkerſtämme ſeines Landes ebenſo gut zu unterſcheiden vermag, als der Hund die Fährte des Herrn. Eben dadurch ſichern ſich Greiſe im Orient Leben und dauernde Geſundheit, indem ſie mit Mädchen, die ſich noch unterhalb der Jahre der Pubertät bis zu dieſer ſelbſt befinden, ihr Lager theilen, während dieſe kaum nach Verlauf eines halben Jahres zuſehends welken. Ähnliches beobachten wir ſelbſt in unſern Ländern, worauf ſchon Peter Frank aufmerkſam machte, indem Kinder, die mit den Ältern, namentlich der Mutter, in demſelben Bette ſchlafen, nach und nach, wie das Volk ſich ausdrückt, verniefen. Die nicht ſelten das vegetative Leben zerſtörende Ausdünſtung der Frauen, während ſie menſtruirt ſind, gehört ebenfalls hierher. Die Berührung dieſer verſchiedenartigen Atmoſphären muß nothwendig ein gegenſeitiges Abſtoßen und Anziehen zur Folge haben, Ausgleichung, Iſolirung, für den einen mit Nutzen, für den andern mit Schaden verbunden. Es wird dies um ſo greller hervorſtechen, je verſchiedenartiger eben die Individuen ſelbſt ſind und je größer die Maſſe iſt, die ſich gleichzeitig mit einander in Berührung ſetzt, alſo da, wo verſchiedene Völker in größerer Anzahl ſich gegenüberſtehen, und zwar um ſo mehr, je weiter und verſchiedener die Länder ſelbſt, die ſie bewohnen, von einander entfernt ſind. Ein höchſt intereſſantes Beiſpiel dieſer Art bietet der ſogenannte Schnupfen zu Kilda dar, welcher auf dieſer kleinen Inſel jedesmal entſteht, ſobald ein Fremder das Land betritt. Den andern oder ſpäteſtens den dritten Tag werden alle Inſelbewohner von einem katarrhaliſchen Fieber mit heftigem Kopfweh und ſchleimigem, mit Blut vermiſchtem Auswurf befallen, das oft 10—14 Tage anhält und ſelbſt Säuglinge nicht verſchont. Werden fremde Waaren ans Land gebracht, ſo ſoll die Krankheit um ſo hartnäckiger ſein. Laſſen ſich Fremde auf dieſer Inſel nieder, ſo bleiben ſie die erſten 2—3 Jahre von dem Huſten verſchont, hernach bekommen ſie ihn wie die Eingebornen. Auch bei der Peſt hat man ähnliche Beobachtungen gemacht, daß ſie erſt auftrat, als Fremde in das Land kamen (Lorinſer, Die Peſt. S. 175), ebenſo wie Kerkerfieber entſtehen, wenn ein neues Individuum in die durch die bereits in dem Kerker befindlichen verdorbene Atmoſphäre, woran dieſe ſelbſt ſich aber, da ſie durch ſie nach und nach und faſt unmerklich entſtanden war, gewöhnt hatten, kommt. Nach jenes Erkranken werden die zuerſt dageweſenen ebenfalls befallen. Ähnlich war es bei dem ſogenannten ſchwarzen Gerichtstag in Oxford 1577. Das großartigſte Beiſpiel der Art zeigte ſich aber damals, als zum erſten Male, 1494, größere Maſſen Europäer nach dem neu entdeckten Amerika kamen, denn hier entſtand das gelbe Fieber (*Oviedo*, Historia general de las Indias. [Sevilla 1535. fol.] T. V. c. 13. p. 28. Gerſon und Julius, Magaz. 1821. 1. Bd. S. 223), welches zuerſt die Europäer ergriff und dann ſich auf die Eingebornen verbreitete. So wurde auch hier das allgemeine Geſetz gerechtfertigt, daß die Entdeckung neuer Länder von klimatiſche Fernwohnenden durch den Auftritt neuer Krankheiten gefeiert wird, wofür

53 *

Ramel, De l'influence des marais et des étangs sur la santé des hommes. (Paris 1802.) Pierer, Annalen. 1803. S. 390. *Giov. Bat. Montaldo*, Sull' influenza dell' aria, come causa di malattia e contagione. (Genova 1811.) *P. Rouch*, Observations sur le système de l'infection et de la corruption de l'air. (Paris 1812.) Dzondi, Über Contagien, Miasmen und Gifte, in deſſen Aesculap. 1. Bd. 2. Heft. 1822. S. 119. *Prony*, Description hydrographique et historique des marais Pontins. (Paris 1823.) *Perenon*, De la cause du méphistisme marécageux et de son identité avec le méphitisme en général. (Paris 1824.) *Sam. L. Howell*, An inaug. diss. on miasmata. (Philadelph. 1824.) *N. V. A. Gerardin*, An morbi, qui e fomite quodam nascuntur et miasmatica intoxicatione disseminantur, a contagio legitime distinguendi? (Paris 1824. 4.) *Villermé*, Influence des marais sur les différens ages, in Archives générales de méd. Mai. 1825. J. B. Montfalcon, Über die Sümpfe und die durch Sumpfausdünſtungen hervorgerufenen Krankheiten. Aus dem Franz. von Heyfelder. (Leipzig 1825.) *John Bell*, On miasm, as analledged cause of fevers, in *Chapman*, Philadelph. Journ. Vol. XI. 1826. Febr. p. 274—317. *John Macculloch*, Malaria, an Essay on the production and propagation of this poison, and on the nature and localities of the places by which its is produced, with an enumeration of the diseases caused by it. (London 1827.) 480 S. J. U. Edler von Reider, Unterſuchungen über die epidemiſchen Sumpffieber. (Leipzig 1829.) *Charles Caldwell*, An essay on the nature and sources of the malaria or noxious miasma, in American. Journ. of med. sc. Vol. VIII. (1831.) p. 294—340, einzeln Philadelphia 1831. *Jos. Bressy*, Cours de la miasmatique, traduit de la nature. (Paris 1832. 124 S.) Brouſſignault, Über die Beſchaffenheit der Atmoſphäre, über die Möglichkeit des Vorhandenſeins von Miasmen, in Behrends' Repert. 1835. 2. Bd. S. 107. Magendie, Über Contagien und Miasmen, deren Natur und Wirkungsweiſe, in Behrends' Repert. 1835. 2. Bd. S. 113—122. 287—290. 340—346. Autenrieth, Über Seuchenſtoffe der Atmoſphäre, in Hufeland's Journ. 1835. April. *E. G. Berlin*, De ortu, indole et modo infectionis miasmatum. (Jenae 1834.) 30 S.

46) *Virey*, Des odeurs que répandent les animaux vivans, in Recueil period. de la Soc. de Méd. T. VIII. 1800. p. 161—186. 241—258. J. H. Cohauſen, Wiederlebender Hermippus, oder Abhandlung, ſein Leben durch das Anhauchen junger Mädchen bis auf 115 Jahre zu verlängern. (Sorau 1758.) S. G. Vogel, Fragmentariſche Bemerkungen über die riechbaren Ausdünſtungen, in Hecker's Annalen. 8. Bd. S. 258. Erman, Reiſe um die Erde. 2. Bd. S. 145.

Digitized by Google

man mit Unrecht den Beleg in der Entstehung der Lustseuche finden zu müssen geglaubt hat. Auf der andern Seite bildet sich die Krankheit auch erst aus, wenn die bisher in einer verpesteten Luft Lebenden in eine reine Atmosphäre plötzlich versetzt werden, wodurch der Organismus erst Kraft erhält, gegen das lange in ihm haufende feindliche Element zu reagiren, woraus sich auch die Fälle erklären, wo Fremde von der im Vaterlande herrschenden Epidemie ergriffen werden an einem Orte, wo letztere gar nicht vorhanden ist. Da diese Momente sich nun am häufigsten in großen Kriegen[47]) oder Völkerwanderungen zeigen, so wird es nicht auffallend sein, wenn wir in deren Folge auch unter ihnen allgemeine epidemische Krankheiten ausbrechen sehen. Da diese Atmosphäre durch die Haut tief ins Innere dringt, den Körper sich gewissermaßen zu verähnlichen strebt, wie der männliche Same bei der Zeugung in dem Körper des Weibes die Grundmischung, um so zu sagen, verändert, so ist es erklärlich, daß es Krankheiten mit Säfteentmischung sein werden, wobei die Haut als vermittelndes Organ nothwendig ebenfalls eine nicht geringe Rolle spielt, kurz es werden Petechialfieber sein, welche auftreten; die Theorie wird durch die Geschichte vollständig gerechtfertigt. Epidemische Krankheiten begannen zu herrschen, als die Griechen mit den Troern kämpften; zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, als Pest von Athen; unter der Regierung des M. Aurel unter den römischen Truppen im Orient 164—180; als Asiens Völker in Italien eindrangen unter Valerianus 250 n. Chr.; im 30jährigen Kriege und 1813 und 1814. Freilich ist zu berücksichtigen, daß die stationäre Constitution hierbei eine große Rolle spielt und jeder Zeit günstig sein muß, wenn es zur wirklichen Epidemie kommen soll, denn sonst entstehen zwar Krankheiten, aber sie bleiben auf die mit einander in Gemeinschaft tretenden beschränkt, und ergreifen Niemanden, der sich fernhält, wie dies der Typhus im J. 1812—1814 zeigte, welcher überhaupt erst ausbrach, als die Lazarethe angelegt wurden. (Bernhardi, Spitaltyphus. S. 459.) Mit den Kriegen in genauer Verbindung stehen die Belagerungen der Städte, wodurch gleichfalls eine große Menge Menschen zusammengedrängt, und gleichzeitig meistens auch dem Mangel der nöthigen Nahrungsmittel ausgesetzt werden, daher auch hier sich häufig genug Typhussyndemien entwickeln, die um so furchtbarer wüthen, wenn sie mit einer günstigen epidemischen Constitution, sie sei stationär oder intercurrirend, zusammentreffen, wie dies z. B. in der sogenannten Pest zu Athen der Fall war. Auch in den Feldlagern, besonders in früherer Zeit, wurde Aehnliches beobachtet, wie denn außer den bereits genannten Beispielen, auch die ungarische Krankheit, das ungarische Fieber 1566 in dem kaiserlichen Lager unter der Raab entstand und daher seinen Namen erhielt, an und für sich aber nichts weiter war, als ein Petechialfieber.

Wenn nun schon die normale Ausdünstung des Organismus eine solche Einwirkung auf einen andern hat, um wie viel mehr wird dies eine krankhafte haben müssen? Ebenso wie die gesunde und in noch höherem Grade wird sie in Berührung mit einem andern Organismus gebracht, in diesen eindringen, denselben sich zu verähnlichen, in ihm selbst eine solche Lebensstimmung hervorzubringen suchen, als die war, welche sie selbst erzeugte. Diese eigenthümliche Umänderung in der Dunstatmosphäre des Menschen, welche das Vermögen besitzt, in einem andern mit ihm in nähere oder entferntere Berührung kommend, dieselbe Dunstatmosphäre zu erzeugen, nennen wir Contagium, Ansteckungsstoff[48]). Aus einem reinen vitalen Pro-

47) *Sinsine*, praes. *G. R. Böhmer*, Diss. de bello morborum causa. (Viteberg. 1763. 4.)

48) *H. Fracastorius*, De contagio et contagiosis morbis. (Venet. 1546. 4.) *C. Pouteau*, Thematа medica de morbis contagiosis. (Viteberg. 1774. 4.) *Th. Kratzius*, Epistola de contagio. (Tiguri 1574. 4.) *J. Palmarius*, De morbis contagiosis libri VII. (Paris 1578. 4.) *J. Dacier* et *le Conte*, Ergo absque praeparatione nullum contagium. (Paris 1579. 4.) *F. Tidicaeus*, De natura contagii. (Basil. 1583. 4. *A. Chicco*, De contagii natura, carmen. (Verona 1597. 4.) *J. Bamford*, A short dialogue concerning the plague's infection. (London 1600.) *Veitus*, De contagionis essentia, speciatim de peste. (Basil. 1604.) *S. Pietre*, An ex contagio sanitas. (Paris 1607. 4.) *Hier. Perlin*, Declinationes adversus morborum contagionem hujusque autores et fautores. (Hannu 1613. 4.) *B. Baldi*, Praelectio de contagione pestifera. (Roma 1631. 4.) *Brendel*, De contagio et contagione pestilentiali. (Jenae 1637. 4.) *Melch. Sebitz*, De morbis contagiosis et contagio. (Argentor. 1650. 4.) *G. Lothus*, De contagio. (Regiomont. 1650. 4.) *A. Cnoeffelius*, De contagio in genere. (Bremae 1658.) *Maur. Hoffmann*, Scingraphia morborum contagiosorum ex natura sanguinis praecavendorum et curandorum. (Aldorf. 1668. 4.) *J. G. Dimelius*, De morbis contagiosis. (Lugd. Bat. 1685. 4.) *G. W. Wedel*, De contagio et contagiosis morbis. (Jenae 1689. 4.) *C. Cameravius*, Kurze Anmerkungen von ansteckenden Krankheiten. (Tübingen 1712.) *Cruusius*, De contagio. (Jenae 1712. 4.) *J. C. Hoffmann*, praes. *Abr. Vater*, De contagiis. (Vitenberg. 1712. 4.) *R. Mead*, A short discourse concerning pestilential contagion. (Lond. 1720.) *C. Wintringham*, An essay on contagious diseases. (York 1721.) *Fischer*, De contagio. (Erford. 1724. 4.) *J. C. Meuderer*, De contagiis idea nova et succincta. (Servestae 1725.) *Gericke*, De contagio. (Halae 1728. 4.) *J. C. Lischwitz*, Dammum ex praejudiciis de contagio ac malignitate minus cante divulgatis. (Kilon. 1735. 4.) *J. Fürstenau*, De contagio et morbis contagiosis. (Rintel. 1742. 4.) *J. Junker*, De vano ac vero morborum contagiosorum metu. (Halae 1757. 4.) *R. Davis*, An essay concerning pestilential contagion. (London 1757.) *A. E. Büchner*, De natura morborum contagios. generatim spectata. (Halae 1768. 4.) *L. F. F. Crell*, Contagium vivum lustrans. (Helmstadt. 1768. 4.) *N. G. Clerc*, De la contagion, de sa nature etc. (Petersbourg 1771.) *W. J. Ulfers*, De miasmate contagioso. (Kilon. 1775. 4.) *H. Nudow*, Animadversiones de contagio. (Lips. 1776. 4.) *A. P. de Escovar*, Avisos medicos, historia de todos los contagios. (Madrid 1776. 4.) *Böhm*, De contagio. (Viennae 1777.) *J. A. Unger*, Über Ansteckung, besonders der Pocken. (Leipzig 1778.) *J. Ford*, De morbis contagiosis. (Edinburg. 1779.) *S. Farr*, The history of epidemics by Hippocrates translated, with a preliminary dissertation on Infection. (London 1780. 4.) *J. J. Menuret*, Sur l'action de l'air dans les maladies contagieuses. (Paris 1781.) *J. A. Unger*, Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten. (Leipzig 1782.) *P. J. Ferro*, Von der Ansteckung der epidemischen Krankheiten und vorzüglich der Pest. (Leipzig 1782.) *Körber*, De contagiis malignis. (Erford. 1782. 4.) *Hugo Owen*, De contagione. (Edinb. 1783.) recus. in thesaur. diss. Edinburg. T. IV. p. 358—379. *Jac. Curry*, De humorum in morbis contagiosis assimilatione. (Edinb. 1784.) *O'Ryan*, Sur les fièvres infectieuses et contagieuses. (Lyon 1785.) *T. Day*, Some con-

Digitized by Google

eß hervorgegangen, erregt ſie einen ſolchen wieder. Wie aber jeder Reiz, der eine Erregung hervorbringen ſoll, eines gewiſſen Grades von Erregbarkeit in dem zu erregenden bedarf, ſo auch hier das Contagium; es muß einen für ihn

siderations on inflectious air, and the contagion of Maidstone Gaol. (Maidstone 1785.) *E. G. Bose*, De contagii natura. (Lips. 1786. 4.) *J. F. Pichler*, Mémoire sur les maladies contagieuses. (Strasbourg 1786. Aus dem Franz. Göttingen 1796.) F. Metzler, über die Waſſerſucht, nebſt einem Anhang über die Anſteckung. (Ulm 1787.) *J. Alderson*, An essay on the nature and origin of the contagion of fevers. (Hull 1788.) Aus dem Engl. von Buchholz. (Jena 1790.) *S. C. Titius*, De variis contagiorum modis. (Lips. 1789. 4.) *A. J. Cunitz*, Problemata quaedam de contagio. (Jenae 1790. 4.) *C. Reil*, resp. *Heydrich*, Quaedam circa pathologiam morborum contagios. generalem. (Halae 1790.) *Barforth* in contagium epidemicum inquirens. (Lundae 1791.) *J. Ferriar*, On origin of contagions and new diseases, in Medical histories etc. Vol. I. p. 261. Aus dem Engl. Neue Bemerkungen über Waſſerſucht ꝛc. (Leipzig 1793.) 1. Th. S. 114—131. *Caleb Crowther*, De contagione humana. (Edinburg. 1793.) *Müller*, De ortu morborum contagiosor. ex fermento et acrimonia specifica deducto. (Jenae 1793.) *S. L. Mitchill*, Remarks on the gaseous oxyd of azote, the nature of contagion etc. (New York 1795.) *J. Adams*, Observations on morbid poisons. (London 1795. Aus dem Engl. Breslau 1796.) *W. Bay*, On the operation of pestilential fluids on the large Intestines. (New-York 1797.) *J. F. Davis*, De contagio. (Edinb. 1797.) *J. Frank*, On the non existence of typhus contagion, with remarks on animal life and epidemics at sea. (London 1799.) *M. F. Buniva*, Sur l'existence supposée d'êtres vivans microscopiques contagifères, in *Lamethrie* Journ. de Physique. T. VI. (49.) 1799. p. 453—457. *E. P. Polemann*, Cogitata quaedam de contagiis. (Jenae 1800. 4.) *C. Maclean*, The plague not contagious or a dissertation on the source of epidemic and pestilential diseases. (London 1800.) *Rasori*, Riflessioni sulla epidemia della Liguria, ossia saggio di una nuova teoria sulle malattie epidemiche e contagiose. (Genova 1801. 4.) *J. Bressy*, Théorie de la contagion. (Paris 1802. 12.) *G. Curtze*, De contagiis. (Gotting. 1802. 4.) *J. J. F. Cattet* et *J. B. J. Gardet*, Essai sur la contagion, ou recherches sur les maladies contagieuses, considérées d'après les faits et sous le rapport de la physiologie, de la pathologie at de la thérapeutique. (Paris 1802. 500 S.) G. Wedekind, Abh. von den Kuhpocken, mit einer Einleitung in die Lehre von den anſteckenden Krankheiten. (Baſel 1802.) J. F. Flachsland, Fragmente über einige Anſteckungsſtoffe. (Karlsruhe 1804.) Dömling, Ideen zu einer Theorie der anſteckenden Krankheiten, nebſt einer Prüfung der wichtigſten über dieſen Gegenſtand vorgetragenen Meinungen, in Dömling und Horſch, Archiv für die Theorie der Heilkunde. 1. Bd. S. 1—97. *Bach*, Spec. de morbis contagiosis. (Halae 1804.) A. H. E. Gutfeld, Einleitung in die Lehre von den anſteckenden Krankheiten und Seuchen. (Poſen 1804.) *A. G. Beyer*, Quaedam momenta de contagio. (Gotting. 1805. 4.) *T. Alder*, A recapitulation — to shew the impropriety of considering fever as arising from contagion. (London 1805. 4.) *G. Jouard*, Essai sur une nouvelle théorie de la contagion — accompagné de données nouvelles pour servir à la distinction importante des maladies contagieuses de celles, qui ne sont qu'épidémiques. (Paris 1805. 303 S.) *B. Ottendorff*, Momenta quaedam generalia de morbis sic dictis contagiosis. (Manhemii 1806. 4.) *Le Fort*, Diss. sur les maladies contagieuses. (Paris 1806. 4.) *F. Tholozan*, De contagiis in universo. (Taurin. 1808. 4.) *Guani*, Saggio teorico e pratico sulle malattie contag. ossia riflessiona sull' azione de' contagi et de miasme in genarale. (Geneva 1808.) *Andr. L. Ad. Meyn*, Diss. s. naturam et indolem contagii. (Kilon. 1808. 72 S.) *C. C. Balme*, De aetiologia generali contagii pluribus morbis propril. (Lugd. Bat. 1809. 186 S.) Abhandlungen über anſteckende Krankheiten. (Wien 1809.) F. G. Bach, Grundzüge zu einer Pathologie der anſteckenden Krankheiten. (Halle 1810.) *J. Breton*, Sur la contagion. (Paris 1810. 4.) E. Bortels, Pathologiſche Unterſuchungen. (Marburg 1811.) Bernhard Laubender, Miasmatologie, oder naturgeſchichtliche Darſtellung der anſteckenden Krankheiten, nebſt ihrer Cur und Behandlung. (Leipzig 1811. 394 S.) *M. L. Este*, Cursory remarks on contagions diseases. (London 1812.) *G. F. Brodhag*, Meletemata de vita contagiorum. (Lips. 1813. 4.) *L. M. Laprédaur*, De la contagion. (Paris 1813. 4.) *C. G. Bernhard*, Meletemata quaedam de natura contagiorum. (Lips. 1814. 4.) Kauſch in Hufeland's Journ. 32. Bd. (1814.) S. 1. *Mich. Judenhoffer*, De miasmatibus contagiosis, organismo humano quam maxime infensis. (Viennae 1814. 46 S.) *C. Maclean*, Evils of Quarantaine and non-existence of pestilential contagion. (London 1814.) J. Jac. Bernhardi, Handbuch der allgemeinen und beſondern Contagienlehre. 1. Bd. (Erfurt 1815.) *A. Moll*, Proeve eener Theorie van de Werking do Contagia acuta. (Nymwegen 1815.) *J. W. Francis*, Lettre on febrile contagion. (New-York 1816.) *C. Maclean*, Results of an Investigation respecting epidemic and pestilential diseases. (London 1817.) *G. Tommasini*, Delle febri contagiose e delle epidemiche constituzioni. (Bologna 1817.) *C. A. Haffner*, Ad doctrinam de contagii origine spectantia quaedam. (Berolin. 1817. 38 S.) *W. Stokes*, Observations on contagion. (Dublin 1818.) *Patrik Johnson*, De contagione. (Edinb. 1818.) *A. Bodei*, Nuove ricerche sull' influenza contagiosa epidemica. (Milano 1818.) *Thom. Boteman*, A succinct account of the contagious fever, with observations on contagion. (London 1818.) Observations on contagion as it relates to the plague and other diseases. (Lond. 1819.) *V. L. Brera*, Lezioni mediconpraticbe sul contagi et sulla cura dei loro effeti. 2 Vol. (Padov. 1819.) Aus dem Ital. von A. F. Bloch. (Halberſtadt 1822.) *A. B. Granville*, A lettre on plague and contagion in references to Quarantine. (London 1819.) *R. Jackson*, An analytical sketch of the history and cure of contagious fever. (London 1819.) *F. L. Amelung*, Quaedam de contagiorum natura. (Berol. 1819. 62 S.) *C. F. Speyer*, Quatenus organismus humanus in morbis praesertim contagiosis a natura externa pendeat. (Marburg. 1820.) H. A. Goeben in Oken's Iſis. 1820. VII. S. 429. *L. Grossi*, Sulle malattie contagiose e particolaremente sulla peste. (Genova 1820.) *G. G. Lafont-Gouzi*, Caractères propres, préservatifs et remèdes des contagions pestilentielles. (Toulouse 1821.) *H. S. Boase*, De contagio. (Edinb. 1821.) *J. Th. Richter*, De contagiis eorumque corpus hum. inficiendi ratione ac via in genere. (Lips. 1822. 4.) *Cl Balme*, Observations et reflexions sur les causes, les symptomes et le traitement de la contagion dans différentes maladies. (Lyon 1822. 404 S.) K. H. Dzondi, über Contagien, Miasmen und Gifte. (Leipzig 1822.) *W. Macmichael*, A brief sketch of the progress of opinion upon the subject of contagion. (London 1825.) *B. G. Sage*, Probabilités physiqnes sur les causes des contagions pestilentielles. (Paris 1822.) *K. F. N. Marx*, Origines contagii. (Caroliruhae 1824.) Additamenta ad origines contagii. (Ibid. 1826.) *G. F. Capretta*, De contagionum actione irritativa. (Patav. 1825. 55 S.) *Joh. Jensen Johannsen*, Nonnulla de contagiis. (Kiliae 1826. 4. 28 S.) *F H. Brehme*, De dispositione ad morbos contagiosos. (Jenae 1826. 4.) *Al. Barron*, De contagiis. (Edinburg. 1827.) *L. Castel*, De la contagion dans les affections febriles. (Paris 1829.) *Joh. Christ. Hegyi*, Diss. s. morborum epidemicorum et contagiosorum quorundam diagnosin. (Pesthin. 1830. 36 S.) *H. Reid*, An antidote to the pernicious doctrine of non contagion. (Chelmsford 1831. 22 S.) Manicus, Analogien zwiſchen Krankheitsgiften und den unterſten Claſſen der organiſchen Schöpfung, in Bibliothek for Laeger. 1831. 1. und 3. Heft. Bartels, über die Bedeutung der ſporadiſchen Krankheiten, Epidemien und Endemien in Beziehung auf die miasmatiſchen und contagiöſen Krankheiten, in Cholera Archiv. 1. Bd. 1. Heft. *J. Szebényi*, De con-

Digitized by Google

passenden Boden finden, wenn es Wurzel schlagen soll; man belegt dies mit dem Namen Disposition oder Prädisposition, Empfänglichkeit. Da nicht jeder Organismus eine ebenso große Reizempfänglichkeit besitzt, als der andere, so ist es klar, daß dies auch in Bezug auf das Contagium gelten muß. Wie bei der gesunden Dunstatmosphäre von Individuen verschiedener Völker die Einwirkung der einen auf die der andern am kräftigsten ist, so finden wir auch, daß die kräftigsten Subjecte am leichtesten von der krankhaften Dunstatmosphäre ergriffen werden; sie stehen im grellen Gegensatze und ziehen sich daher vorzüglich leicht an, wie ja auch nur entgegengesetzte Elektricitäten sich anziehen; dagegen werden schwächliche Subjecte weniger afficirt, weil ihre Dunstatmosphäre der kranken mehr ähnlich ist, wie sich gleiche Elektricitäten abstoßen. Diese Art von Contagien, welche in der Dunstatmosphäre bestehen, durch diese wirken, nennen wir reine, und die dadurch hervorgerufenen Krankheiten, rein contagiöse, welche nur in dem Typhus bestehen. Das Contagium ist flüchtiger Natur, wirkt nur in einer bestimmten Nähe des Kranken, und ist am leichtesten zerstörbar, da schon die atmosphärische Luft dazu hinreicht. Da es stets einer bestimmten Zeit bedarf, ehe der Organismus eine solche Umänderung erlitt, daß seine Dunstatmosphäre eine solche Beschaffenheit annimmt, wie sie die auf ihn einwirkende hatte, so wird sie auch erst nach einer bestimmten Zeit die Fähigkeit besitzen, gleiche Veränderungen in andern Organismen hervorzurufen, überhaupt also anzustecken. Nicht immer aber bleibt es bei der eigenthümlichen Veränderung der Dunstatmosphäre allein, oder vielmehr oft sucht der Organismus die in ihm vorsichgehende vitale Umstimmung, welche mehr dynamischer Natur ist, in einen materiellen Stoff umzuwandeln, um sie so für sich unschädlich zu machen. Wie die dynamische Veränderung, so geht auch diese materielle Umwandlung vorzüglich auf der Haut vor sich, als der Grenze des Organismus, bis zu welcher derselbe den Feind aus dem Innern zu verjagen strebt; es entsteht Exanthembildung, deren Andeutungen sich bereits im Typhus in den Petechien finden, wo die materielle Umwandlung nur unvollkommen erscheint, die Ansteckung allein noch durch die Dunstatmosphäre zu Stande kommt, während das Exanthem keinen ansteckbaren Stoff enthält. Unmittelbar hieran schließt sich der Scharlach. Mit den Masern beginnt die Abscheidung eines materiellen Contagiums, welches in den Menschenblattern sein Maximum erreicht, wo dynamisches wie materielles Contagium gleichzeitig wirken. Durch die Kuhpocken wird aber die Anlage zu Variola so modificirt, daß die materielle Ablagerung des Contagiums unwirksam erscheint, und nur noch das dynamische sich geltend macht; die Krankheit mithin in ihrer Entwickelung gehemmt ist, was noch mehr bei der Varicelle und dem Frieſel der Fall zu sein scheint, welche fast nur Embryonen darstellen. Nicht immer gelingt dem Organismus die theilweise örtliche Ablagerung eines materiellen Contagiums auf der Haut, weil die Masse desselben zu stark ist, die Drüsen der Haut können nicht das pathische Product eliminiren (in Gestalt von Exanthemen), es gelangt nur zu den äußerlich gelegenen Lymphdrüsen, was im Anthrax beginnt und in der Bubonenpest sein Maximum erreicht. In andern Fällen dagegen entsteht eine wirkliche Verdauung des Ansteckungsstoffes; die Dunstatmosphäre bleibt die normale und die innern Auswurfswege (der Darmkanal), scheiden den materiellen Stoff ab und bringen ihn nach Außen, wie in der Ruhr.

Es sind dies freilich nur andeutende Rudimente aus dieser gewichtigen, aber immer noch sehr dunklen Lehre; indessen werden sie für unsern Zweck vor der Hand ausreichen müssen, da die nähern Untersuchungen der allgemeinen Pathologie anheimfallen und einer besondern Betrachtung bedürfen. (Vergl. Art. Contagium und Miasma.)

In welchem Verhältnisse steht nun das Contagium zu den Epidemien? Das Contagium an und für sich kann nie unmittelbare Veranlassung zur Epidemie werden, da alle epidemischen Krankheiten nur durch eine eigenthümliche Umstimmung der Atmosphäre, durch eine stationäre oder intercurrirende Constitution, als solche bestehen und auftreten können, es aber nicht denkbar ist, daß der ganze Luftkreis einer größern Landstrecke inficirt werden kann von einem Contagium, sonst müßte in kurzer Zeit eine gänzliche Vernichtung des Menschengeschlechtes erfolgen. Die Erfahrung weist vielmehr nach, daß die atmosphärische Luft das beste Zerstörungsmittel des Contagiums abgibt; bei einer rein durch Contagion erzeugten Krankheit, welche nicht auf den Boden einer Epidemie gepfropft erscheint, läßt sich die Verbreitung von einem Individuum zum andern Schritt vor Schritt nachweisen, und ebendeshalb auch durch Abschließung aufhalten; denn es gehört nothwendig dazu, daß das anzusteckende Individuum mit dem Ansteckung verbreitenden in eine bestimmte Berührung

tagio. (Pesth. 1831.) *B. Philips*, Epidemie, contagion and infection. (London 1832.) *Will. Alton*, Dissertations on malaria, contagion and cholera. Explaining the principles which regulate epidemic, endemic and contagious diseases, with a view of their prevention, intended as a guide to magistrates, clergymen and heads of families. (London 1832. 292 S. *J. A. Rachoux*, Mémoire sur la contagion et les maladies contagieuses, in Archiv. général de Méd. 1832. T. XXX. p. 332 und 439. *A. Friedlaender*, De miasmate et contagio. (Vratisl. 1833.) M. E. Ad. Naumann, Grundzüge der Contagienlehre. (Bonn 1833.) *J. Bonomini*. De contagiorum praecipua actione in quibusdam organ. eorumque characteribus et discrimine. (Padua 1834.) Billeray, über contagiöse und miasmatische Ansteckung, in Journ. des connaissances méd. chirurg. 1835. Decbr. *St. Amand*, Considérations sur les maladies contagieuses. (Paris 1838.) A. W. Reuber, über die wahre Beschaffenheit der eigentlichen oder materiellen Contagien, mit besonderer Beziehung auf die eigentlichen oder materiellen Miasmen, in Pfaff's Mittheilungen. 7. Jahrg. 1839. 5. 6. Heft. S. 1—75. *Aug. Jos. Fitzner*, De actione contagii. (Vratislav. 1839. 86 S.) Weigtein, über Contagiosität im Allgemeinen und die Wege, sie in einzelnen Krankheiten auszumitteln. Medicin. Jahrb. des österreich. Staates. 14. Bd. 3. St. *S. Scott Alison*, An inquiry into the propagation of contagious poisons by the atmosphere; as also into the nature and effects of vitiated air, its forms and surces and other causes of pestilence, with directions for avording the action of contagion and observations some means for promoting public health. (Edinburg. 1839. 219 S.) Stark, Allgemeine Pathologie. S. 359 fg. Henle, Pathologische Untersuchungen. (Berlin 1840.) Nr. 1. Auduard, über die Infection und Contagion, als die Ursachen der hauptsächlichsten Krankheiten der Menschen, in Revue médicale franc. et étrang. 1840. Avril.

Digitized by Google

trete, oder innerhalb des dasselbe umgebenden Dunstkreises sich längere oder kürzere Zeit aufhalte; oder daß das Contagium, sofern es fixer Natur ist, an einen bestimmten Träger gebunden, mittels dieses in die Blutmasse durch eine von der Epidermis entblößte Hautstelle oder eine solche, die große Resorptionsfähigkeit besitzt, gelange. Alle dergleichen Krankheiten können demnach nur geringe Ausbreitung erhalten, die Dauer ihres Herrschens kann beliebig abgekürzt werden, und bietet kein allgemeines Bild dar, wodurch sich die Krankheit des Individuums im Großen wiederholt zeigt; vielmehr ist deutlich ein unregelmäßiges, sich öfters wiederholendes, von anderweitigen Momenten abhängendes Steigen und Fallen bemerkbar. Mit Unrecht hat man daher alle contagiösen Krankheiten für epidemische gehalten, und daher von sporadischen Fällen einer epidemischen Krankheit gesprochen, welche nur da vorkommen, wo die Epidemie eben erst beginnt oder endet, oder die stationäre Constitution so feindlich ist, daß die intercurrirende sich nicht ausbilden kann, vielmehr abortiv zu Grunde geht, und nur auf einzelne, durch anderweitige Einflüsse bereits disponirte, Individuen ihren Einfluß auszuüben vermag. Anders verhält es sich freilich, wenn ein eingeschlepptes Contagium mit einer ihm günstigen epidemischen Constitution zusammentrifft; hier wird sich mehr oder weniger schnell eine Epidemie herausbilden, welche einen dem Contagium entsprechenden Charakter zeigt, und sich ganz dann so verhält wie eine Epidemie in deren Verlaufe sich ein Contagium bei den einzelnen Kranken entwickelt, nur mit dem Unterschiede, daß dort gleich Anfangs sich nicht nur das Contagium nachweisen läßt, sondern auch die Bösartigkeit beiweitem größer ist, indem hier die Krankheit gewissermaßen gleich in ihrer Akme auftritt; während dort erst nach Verlauf einiger Zeit auf der Höhe der Epidemie, wie auf der Höhe der Krankheit des Individuums die Entwickelung des Contagiums beginnt, wobei aber zugleich die Gefahr für das Individuum im umgekehrten Verhältnisse steht: sie nimmt nämlich mit der Bildung des Contagiums ab. Ein solches Contagium im Verlaufe einer Epidemie kann sich nun fast bei allen fieberhaften Krankheiten, welche epidemisch auftreten, bilden, wobei jedoch meistens einige Zeit vorher die Epidemie an Intensität zu verlieren scheint, um dann desto heftiger zu werden, was wol von dem unregelmäßigen Steigen und Fallen der contagiösen Syndemie unterschieden werden muß. Die contagiös werdenden Epidemien folgen dann denselben Gesetzen, wie diejenigen, welche gleich Anfangs mit einem Contagium auftreten, zu deren Wesen das Contagium durchaus gehört, wie die acuten Exantheme, Masern, Scharlach, Blattern; da bei diesen letztern die Bildung eines Contagiums in fixer wie flüchtiger Gestalt den Zweck ausmacht, welchen die fieberhafte Reaction im Organismus bei der Entfernung des Krankheitsproductes hat, das aus dem ganzen Organismus hervorging, welcher eine freilich zur Zeit noch nicht nachweisbare Umänderung erlitt, so wird eben hierdurch die Möglichkeit einer nochmaligen Producirung desselben Contagiums, sei es durch Generatio aequivoca oder durch Contact, aufgehoben, d. h. die fieberhaften an sich contagiösen Krankheiten befallen das Individuum nur einmal im Leben. Nur da, wo nicht der ganze Organismus Theil an der Reaction und der Contagiumbildung nahm, kann ein zweites Befallenwerden stattfinden, das aber immer mit geringer Gefahr für das Individuum verbunden ist. Daraus hat man das zweimalige Befallen von Variola und das zweimalige Haften der Vaccine zu erklären. Bei den erst auf der Höhe der Epidemie ansteckend *werdenden* Krankheiten ist dies anders; sie können ein und dasselbe Individuum mehr als einmal im Leben befallen. Das Product der Ansteckung ist hier auch nicht immer dasselbe, indem nicht alle Kranken ein wirklich wirksames Contagium entwickeln, vielmehr beobachtet man stets neben den contagiösen Fällen eine oft nicht geringe Zahl solcher, welche der reinen Epidemie angehören, woher dann der große Zwiespalt unter den Ärzten entsteht, ob die Krankheit ansteckend sei oder nicht, wie dies in der neuesten Zeit wieder grell während der Cholera heraustrat. So wenig als die an sich contagiösen Krankheiten aber dasselbe Individuum zweimal befallen, und immer nur in größerer oder geringer Entfernung durch das Contagium auf andere wirksam sind, niemals die Atmosphäre in weitem Umkreise so mit Ansteckungsstoff anfüllen können, daß jeder, der sich in ihr befindet, gegen dieselbe reagiren muß, ebenso wenig können diese contagiösen Krankheiten eine Krankheitsconstitution entwickeln, die ihren Einfluß auf alle übrigen fieberhaften Krankheiten ausbreitet, d. h. sie können niemals eine Krankheitsconstitution setzen, die alle Krankheiten dazu disponirt, ein Contagium zu entwickeln, weshalb auch die von Fuchs angenommene miasmatische Constitution auf einem Irrthume beruht.

Außer den genannten Momenten gibt es noch eine Menge anderer Einflüsse, welche in den socialen Verhältnissen der Menschen begründet sind, welche alle aber außer Stande sind, eine Epidemie zu erzeugen, wenn schon sie die Anlage für eine bestimmte epidemische Constitution und die Bösartigkeit der wirklichen Krankheit begünstigen können. Es gehört dahin besonders die Wohnung und Lebensweise, vorzüglich wenn die letztere plötzlich geändert werden muß, was häufig durch Mangel guter Nahrungsmittel in Folge von Krieg, Misernte ꝛc. bedingt ist. Den Einfluß der ganzen Lebensweise sieht man am deutlichsten darin, daß die meisten Epidemien am häufigsten und verheerendsten unter den niedern Ständen herrschen, weil hier Unreinlichkeit, ärmliche Lebensweise, ungesunde Wohnungen, leicht entstehende Muthlosigkeit, wegen mangelhafter Ausbildung des Verstandes die Individuen vorzugsweise für die epidemische Influenz geneigt machen. Wie viel namentlich die Furcht zur Ausbildung der Epidemien beiträgt, hat man zu allen Zeiten [49]) und namentlich auch bei der Cholera auf das Unzweideutigste zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die gebildeteren Volksclassen und reicheren werden weniger von den Epidemien ergriffen, daher die Volkswuth oft sich auf sie richtet und in ihrem Wahne wol selbst ihnen die Herbeiführung der Epidemie zuschreibt. Die

49) *F. W. Trampton*. De affectuum animi potentia in febribus epidemicis. (Edinburg. 1829.)

Digitized by Google

Nahrungsmittel sind vielfach als Ursachen von Epidemien angeklagt worden, indessen sind die dadurch veranlaßten Krankheiten, wie schon früher erwähnt, keine Epidemien, sondern Syndemien, denen man willkürlich Schranken setzen kann, was bei keiner Epidemie der Fall ist. Der Irrthum ist daher gekommen, daß nicht selten Misernten ꝛc. mit epidemischen Constitutionen zusammenfielen, da sie mit ihnen gleichen Grund und Ursprung hatten, und man nun dem Genuß schlechter Nahrungsmittel als zunächst liegendem, sichtbarem Moment, das zuschrieb, was der außer durch ihre Wirkungen weniger sinnlich wahrnehmbaren epidemischen Constitution angehörte. So war dies besonders in den 70ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fall, wo die Faulfieber zwar durch die schlechten Nahrungsmittel und den Mangel bösartigere Ausgänge in den schlecht und unzweckmäßig genährten Kranken nahmen, aber ihr nächster Grund in der Constitution lag, während allerdings der Genuß des Mutterkorns die Kriebelkrankheit erzeugte, welche aber keine Epidemie, sondern eine Syndemie war. Im J. 1816 und 1817 waren ganz ähnliche Verhältnisse vorhanden, aber es fehlte die günstige Constitution, und so kam es zu keinen Faulfiebern, welche in andern Jahren wiederum herrschten, wo schönes Wetter und reichliche Ernten stattfanden. So brach nach Parker (Antiq. britannicae p. 360) der schwarze Tod im Süden von England gegen Weihnachten aus, zu einer Zeit, wo Nahrungsmittel in größter Fülle vorhanden waren. Thuanus und Riverius bemerken, daß beim Ausbruche der Epidemie im J. 1580 in Frankreich die Ernte sehr ergiebig und die Luft rein war, und 1665 war in England beim Ausbruch der Pest in London der Sommer durch eine sehr mäßige Temperatur, schönes Wetter und große Fruchtbarkeit ausgezeichnet. (Webster I. S. 323.) So können wir als Resultat der ganzen ätiologischen Untersuchung nichts anderes aufstellen, als daß die meisten der bekannten und besprochenen Einflüsse für sich allein nur im Stande sind, eine durch eine eigenthümliche, in ihrer Genesis immer noch dunkle Luftbeschaffenheit bedingte, epidemische Constitution zur wirklichen Epidemie oder epidemischen Krankheit zu erheben, ohne daß es für jetzt möglich ist, auch immer das Wie näher anzugeben.

Eintheilung der epidemischen Krankheiten[50]). Wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, welche Krankheiten epidemisch auftreten, so ist die Frage vielleicht einfach dadurch zu beantworten, daß man sagt, alle acuten, denn in der That gibt es schwerlich eine solche, die nicht einmal von irgend Jemand als epidemisch sollte beobachtet worden sein, will man doch selbst eine nicht geringe Anzahl chronischer Krankheiten epidemisch auftreten gesehen haben. Indessen wurde schon früher erwähnt, daß die Ärzte bisher den Begriff der Epidemie zu unbestimmt gefaßt, und namentlich nicht unterschieden hatten zwischen epidemischer Krankheit und einer unter epidemischem Einfluß stehenden, sodaß man selbst Lustseuche, Aussatz und Gicht epidemisch gesehen haben will. Ungeachtet nun zwar jetzt die Begriffe festgestellt sind, so ist es doch bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht möglich, die einzelnen Krankheiten dem Begriffe gemäß unter jene zwei Abtheilungen auf eine ausreichende Weise zu sondern und zu vertheilen, da uns noch eine vollständige Geschichte der Epidemien, welche dazu unerläßlich ist, fehlt. Alle frühern Versuche der Art müssen deshalb an und für sich schon mehr als mangelhaft sein, wie dies ihre nähere Betrachtung sehr bald auch nachweist. Schon sehr früh unterschied man ansteckende und nicht ansteckende oder reine Epidemien; welche Krankheiten aber der einen oder andern Abtheilung zukommen müssen, darüber hat man sich nie einigen können, da Contagionisten und Anticontagionisten sich beständig schroff entgegenstehen, ohne zu bedenken, daß in dem allgemeinen Systeme der Krankheiten die ansteckenden und nicht ansteckenden Krankheiten so wenig als die epidemischen eine besondere Classe bilden können, und daß die meisten epidemischen Krankheiten ohne Widerrede in ihrem Verlaufe ein Contagium entwickeln können, wie auch die meisten contagiösen Krankheiten spontan als Epidemien aufzutreten vermögen. Ozanam versuchte zuerst eine vollständige Übersicht nach sechs Classen zu geben, welche aber alle die gerügten Mängel besitzt; sie besteht in Folgendem:

I. Classe. *Epidemies propres:* Fièvre catarrhale, Fièvre muqueuse, Croup, Ptyalisme, Cardialgie, Boulimie, Ictère. Coliques et Diarrhoes, Anasarque, Ménorrhagie, Fureur utérine, Leucorrhée, Fièvre puerpérale, Céphalalgie, Glossite, Cardite, Fièvre gastrique, Fièvre lente nerveuse, Fièvre pernicieuse, Goutte arthritique.

II. Classe. *Epidemico-contagieuses:* Oreillons, Ophthalmie, Angines, Coqueluche, Peripneumonie, Miliaire, Dysenterie, Erysipèle, Feu sacré, Scorbut, Tabès, Fièvre maligne, Suette.

III. Classe. *Contagieuses:* Peste, Fièvre jaune, Fièvre typhode, Sudor anglicus, Charbon maligne, Gangrène, Lepra, Aphthes, Hydrophobie, Gonorrhée, Vaccine, Mentagra.

IV. Classe. *Indéterminées:* Aliénation mentale, Apoplexie, Mort subite, Léthargie, Incube, Avortement, Colique du Poitou, Colique de Madrid, Epilepsie, Tétanos, Raphanie, Hoquet (Singultus), Héméralopie, Goître, Endurcissement du tissu cellulaire, Pemphigus.

V. Classe. *Particulières et inconnues:* le Waren, Tremblement de Tubingen, Tumeurs inconnues, Le Tara de Sibérie, Cheilolace, mal d'Ulm, Fegarite ou Rose, Radesyge, Sibbens, Scherlievo.

VI. Classe. *Epizootie:* Typhus, Inflammation, Angine, Peripneumonie, Charbon, Eruptives etc.

Fodéré nahm die Ätiologie zur Grundlage seiner Eintheilung, welche ebenfalls die Krankheiten unter sechs Ordnungen bringt:

I. Ordn. Krankheiten durch Speisen und Getränke erregt: Febris gastrica simplex, vermi-

50) *El. Büchner*, De differentiis morborum, quae constitutioni epidemicae debentur. (Halae 1768. 4.) *Joh. Theod. Saenger*, Classificatio morborum epidemicorum secundum causas efficientes. (Gotting. 1834. 30 S.)

Digitized by Google

nosa, Raphania, Ergotismus, Diarrhoea, Dysenteria, Scorbutus.

II. Ordn. Krankheiten miasmatischen Ursprungs: Intermittens, Febres subintrantes et insidiosae, Febres remittentes.

III. Ordn. Krankheiten atmosphärischen Ursprungs: Inflammationes, Febres biliosae, Cholera, Colica, Febris catarrhalis simplex, Febris mucosa, pituitosa, mesenterica, Rheumatismus, Phthisis catarrhalis, Influenza. Croup.

IV. Ordn. Krankheiten durch verunreinigte Luft erregt: Ophthalmia, Angina gangraenosa, Pleuritis, Pneumonia notha, Suette und Miliaria, Febris puerperalis, Erysipelas.

V. Ordn. Krankheiten durch Infection erregt: Febris putrida, Febris flava, Febris petechialis, Pustula maligna, Gangraena nosocomialis.

VI. Ordn. Krankheiten durch Contagion erregt: Typhus, Pestis, Febris flava, Variola, Rubeola, Scarlatina, Syphilis.

Sänger nimmt nur drei Classen, miasmatisch-epidemische, contagiös-epidemische und miasmatisch-contagiös-epidemische Krankheiten an. Auch Lorinser (Pest des Orients S. 205) theilt die epidemischen Krankheiten in drei Classen: I. Epidemien der vegetativen Sphäre, durch Erde und Wasser herbeigeführt: Sumpf- und Wechselfieber, Ruhr, gelbes Fieber, Cholera. II. Epidemien der irritabeln Sphäre, durch Luft und Feuer hervorgebracht: Influenza, Keuchhusten, Masern, Scharlach, Pocken. III. Epidemien aus beiden gemischt: orientalische Pest, Typhus, Rinderpest. — Endlich hat auch neuerdings Henle (pathologische Untersuchungen S. 3) eine Eintheilung in drei Gruppen versucht, welche ganz mit der nicht näher ausgeführten von Sänger übereinkommt. I. Miasmatische Epidemien: Wechselfieber. II. Miasmatisch-contagiöse Epidemien: Pocken, Masern, Rötheln, Scharlach, Typhus, Influenza, Ruhr, Cholera, Pest, Puerperalfieber, Ägyptische Augenentzündung, Ophthalmia neonatorum, Hospitalbrand; von den Epizootien: Rinderpest, Schafpocken, Milzbrand, Zungenkrebs. III. Rein contagiöse Epidemien: Syphilis, Krätze und andere chronische Exantheme, Rotz, Wurm, Klauenseuche, Hydrophobie. Als Übergangsformen der zweiten und dritten Gruppe werden von ihm die remittirenden Fieber, Febris gastrica, catarrhalis und rheumatica betrachtet. Indessen, fügt er selbst hinzu, kommt es zum Behufe eines allgemeinen Systems nicht auf die größte Vollständigkeit, und auch nicht darauf an, daß Eigenschaften, die an den Repräsentanten der Gruppe festgestellt sind, auch bei jeder Species nachgewiesen wären.

Verlauf der Epidemie. Über den Verlauf der Epidemien im Allgemeinen läßt sich nur wenig angeben; indessen steht soviel fest, daß derselbe stets eine gewisse Regelmäßigkeit zeigt, welche freilich im Einzelnen mannichfacher Modificationen fähig ist. Es wurde bereits bei der Feststellung des Begriffs der Epidemie angegeben, daß sie, wie die Krankheit im Individuum, bestimmte Stadien der Vorboten, der Akme und der Ausgänge darbiete, und zwar sowol, wenn sie sich auf einzelne Orte beschränkt, als auch auf ganze Gegenden und Länder, oder selbst Welttheile ausdehnt, in welchem letztern Falle dann oft dieser regelmäßige Stadienverlauf doppelt beobachtet wird, einmal an den einzelnen Orten, und sodann im großen Ganzen in sämmtlichen Ländern; überall sieht man sie in Bezug auf Zahl der Befallenen und Intensität gering beginnen, zunehmen bis zur Höhe und dann wieder abnehmen. Aber nicht blos dieser äußere Verlauf, auch der innere des Krankheitsprocesses selbst zeigt diese Stadien, im Großen wie im Kleinen. Beim Beginn bemerken wir nur das Auftreten einzelner charakteristischer Symptome an sämmtlichen Kranken, die sich im Verlaufe immer mehr vereinigen, sodaß sich die Krankheit gewissermaßen erst zusammensetzt, bis sie in ihrer vollen Ausbildung auftritt, worauf sie wieder rückwärts schreitet und wieder in ihre einzelnen Hauptsymptome zerfällt, wofür die Influenza als die reinste Epidemie das interessanteste und deutlichste Beispiel abgibt; für den kleineren Raum sind es die Wechselfieber. Sie haben als Vorboten Kopfschmerz, gastrische Affection, Trägheit, Ziehen in den Gliedern ꝛc.; hierauf folgt das Stadium des Frostes, dann das der Hitze und endlich das der Krise durch den Schweiß. Entwickelt sich nun eine Wechselfieberepidemie, so bemerken wir Anfangs eine größere oder geringere Anzahl von Kranken, welche nur über die genannten Vorboten des Wechselfiebers klagen, die gleich Anfangs nicht einmal einen deutlichen Typus zeigen, welcher sich meistens erst im Verlaufe der Krankheit entwickelt und deutlicher herausbildet. Nur der geübte Praktiker wird hier im Stande sein, das richtige Verhältniß zu erkennen, und noch ehe sich die Intermittens deutlicher darthut, sie als solche auffassen und heilen. Der minder geübte und leider der größere Theil hat oft davon keine Ahnung, und versucht ein Mittel nach dem andern, bis entweder die Natur Mittel und Krankheit bekämpft, oder die Krankheit selbst den Laien erkennbar sich darstellt. Nachdem nun einige Zeit Kranke mit dergleichen Vorboten beobachtet worden sind, werden diese oder andere in größerer Menge von deutlich ausgeprägter Intermittens befallen, die bald wenigstens bei einer großen Anzahl daran Leidender sich auf ihrer Höhe befindlich darthut; es wird bei ihnen nämlich, je nachdem es Frühlings- oder Herbstepidemie ist, Frost oder Hitzestadium vorherrschend stark und lange dauernd; dies ist als die Akme der Epidemie zu betrachten. Nun geht es abwärts, wie bei der Krankheit im Individuum, und es zeigt sich bei manchen Kranken fast ohne bemerkbaren Frost, gelinde Hitze und starker Schweiß in der Herbstepidemie, Kopfschmerz Hitze und Diarrhöe in der Frühlingsepidemie, die bald sogar ihr Typisches einbüßen und ebenso leicht, wie die Vorbotenfälle verkannt werden. Ähnlich ist es bei der Pest; Anfangs erfolgen einige plötzliche Todesfälle, wobei die Leichen schnell in Verwesung übergehen, dann erscheinen typhöse Fieber, Petechialtyphus, zu dem sich dann Bubonen gesellen; hierauf geht es wieder abwärts und zuletzt finden wir meistens nur fieberlose Bubonen ohne Gefahr für den Kranken die ganze Affection ausmachen. Die meisten Ärzte scheinen dies Verhältniß gar nicht zu ken-

Digitized by Google

nen, daher früher wie auch noch jetzt der gewaltige Streit zu Anfange der Pestepidemie, ob die Pest vorhanden sei oder nicht. Was Hippokrates (De diaeta. Lib. I. p. 629. ed. A.) von den Krankheiten im Allgemeinen sagte, das gilt von den epidemischen insbesondere. Die „Krankheiten befallen die Menschen nicht plötzlich, sondern im Kleinen unbemerkt entstehend erscheinen sie als ausgebildetes Ganze." So wenig wie nun in den einzelnen Individuen die Krankheit immer ihren Verlauf bis zu Ende macht, so wenig findet dies auch bei den Epidemien statt, und gar nicht selten bleibt es bei den Vorboten oder einzelnen charakteristischen Symptomen, ohne daß die Akme, die völlige Ausbildung, erscheint; vielmehr geht die Epidemie abortiv zu Grunde. Häufig stellt sie sich dann als Leiden eines einzelnen Organes dar, z. B. anstatt Scharlach erscheinen Anginen, anstatt Masern Husten oder katarrhalische Augenentzündungen, anstatt Typhus typhöse Pneumonie oder Angina gangraenosa; auch die sogenannten exanthematischen Fieber ohne Exantheme gehören hierher. Häufig hat dies seinen Grund darin, daß zwei epidemische Constitutionen um die Herrschaft kämpfen, und so sich gegenseitig an der Ausbildung hindern. Wie einflußreich die Jahreszeiten, verschiedene intercurrirende Witterungsverhältnisse, Lebensweise ꝛc. auf den Verlauf und die Ausbreitung der Epidemien sind, wurde schon oben bei diesen einzelnen Momenten angegeben.

Verbreitung der Epidemien[51]). Die Ausbreitung, welche die Epidemien im Raume gewinnen, ist sehr verschieden nach den einzelnen Epidemien. Zunächst hängt sie davon ab, welche Ausbreitung die sie erzeugende Constitution gewinnen kann, worüber wir bis jetzt noch wenig wissen; indessen ist soviel gewiß, daß die klimatischen Verhältnisse darauf den größten Einfluß ausüben. Die Pandemien, der schwarze Tod, die Cholera, die Influenza zeigen gar keine Neigung, sich durch den Raum nach den Breitengraden beschränken zu lassen, sie haben ihre Reise durch alle Welttheile gemacht; andere sind deutlich auf bestimmte Räume beschränkt, so das gelbe Fieber auf Amerika, die Pest auf Ägypten, Kleinasien und das südöstliche Europa, welche im letztern weniger autochthon auftritt, vielmehr häufig, und für das übrige Europa sicher nur durch Übertragung des Contagiums während einer günstigen Constitution eingeführt wird, weshalb man auch *stehende*, *wandernde* und *importirte* Epidemien unterschieden hat. Im Allgemeinen wissen wir, wie auch früher schon erwähnt ward, daß im Süden, besonders an den Wendekreisen, nicht nur der Herd der meisten Epidemien sich findet, sondern, daß sie auch dort die größte Intensität und Ausdehnung gewinnen. Dafür ist aber auch hier die Mannichfaltigkeit der Epidemien geringer, welche in den gemäßigten Zonen so bedeutend ist, daß in oft kleinem Länderstriche durch geringe Zwischenräume getrennt oft gleichzeitig mehre, selbst sogar generisch-verschiedene, Epidemien beobachtet werden. Mit dieser Ausbreitung über die Fläche hält die über die Individuen gleichen Schritt, denn in den heißen Zonen wird die größte Zahl der Bewohner ergriffen. Daher auch die Epidemien hier so mörderisch sind, daß der Europäer sich davon kaum einen Begriff machen kann, weshalb auch viele Ärzte in den Irrthum verfallen sind, daß der Mangel an einer guten Gesundheitspolizei allein die Schuld der großen Ausdehnung und Mortalität der Epidemien und namentlich der Pest trage. Zum Theil liegt der Grund der großen Verbreitung der epidemischen Krankheit mit darin, daß, je mehr man sich dem Süden nähert, desto leichter kommt es bei den fieberhaften Krankheiten sowol als bei den nicht fieberhaften (z. B. Phthisis) zur Contagienbildung und zwar hält die Flüchtigkeit der Contagien damit gleichen Schritt, was glücklicher Weise aber auf Kosten der Intensität geschieht, welche im umgekehrten Verhältnisse steht. Bei den schon an sich flüchtigen Contagien kommt es selbst dahin, daß man gar nicht einmal mehr die Einwirkung des Contagiums beobachten kann, und somit sein Vorhandensein, wiewol vielleicht mit Unrecht, ganz bezweifelt und Krankheiten, die in der gemäßigten Zone deutlich contagiös sind, für in der heißen Zone in Gestalt von reinen Epidemien vorkommend halt. Am deutlichsten wird dieser verflüchtigende Einfluß der heißen Zonen und überhaupt des Südens bei den fixen Contagien, wie die Hundswuth und die Lustseuche, die ohne allen Zweifel dort schon in einem gewissen Grade per distans ansteckten, was selbst von den secundären Hautformen der Lustseuche gilt, während sie dadurch aber auch gleichzeitig offenbar an Intensität verlieren. — Die *Schnelligkeit*, womit die Verbreitung geschieht, ist bei den verschiedenen epidemischen Krankheiten verschieden, am auffallendsten aber bei der Influenza. Im August 1780 z. B. herrschte sie zu Canton 1781 in Negapatam, im Juni 1782 erreichte sie England, den Weg von Petersburg bis nach Nordamerika machte sie in acht Monaten, und die 96 teutsche Meilen betragende Strecke von Königsberg nach Berlin in vier Tagen. In J. 1831 herrschte eine Influenza im April in Madrid und im östlichen Theil von Java; nach Singapura kam sie gegen Mitte Juni, nach Malacca gegen Ende Juni nach Pulo Pinang am 15. Juli. Die Cholera verbreitete sich Anfangs sehr langsam, und brauchte neun Jahre von Bombai bis Moskau (1821—1830), von Moskau bis Paris (vom 28. Sept. 1830 bis 29. März 1831 und selbst bis Amerika anderthalb Jahre. Was die Richtung anlangt, welche wenigstens die Pandemien nehmen, so bemerkte schon Plinius (Hist. nat. VII. c. 51): A meridianis partibus ad occasum solis pestilentiam serpere ire, nec fere unquam aliter, was mit dem allgemeinen Gang der Ausbildung des Lebens und der Cultur in genauem Zusammenhange steht[52]) und die Erfa-

51) *C. A. Eichelberg*, De causis phaenomenorum, quae observantur in progressione morborum epidemicorum lente progredientium. (Nymag. 1776.) *Gehler*, Diss. s. migrationem celebriorum morborum contagiosorum. (Gotting. 1780. 4.) *T. Fr. A. Treuner*, Diss. s. morborum migrationes. (Jenae 1783. 4.) *Reuß*, Vergleichende Blicke auf den Gang epidemischer Krankheiten, in *Hufeland's* Journ. 1824. 58. Bd. 3. St. S. 43—59.

52) J. B. Friedrich, über den Gang des Lebens von Osten nach Westen, in dessen Analekten zur Natur- und Heilkunde (Würzburg 1831. 4.)

Digitized by Google

rung aller Zeiten nachgewiesen hat, wie erst neuerdings auch die Cholera gelehrt hat, welche nach Pechner (Bemerkungen über die Cholera. [Tyrnau 1832.] S. 5), wenn kein stehendes Wasser in der Nähe war und der Ort eine ganz gleiche Lage hatte (denn sonst ergriff sie die niedrig gelegenen Orte zuerst), immer die Ostseite zu ihrem Eintritt in einem Orte wählte, sowie auch bei jedem Ostwinde sich die Kranken vermehrten. Aber dieselbe Krankheit zeigte auch, daß es Ausnahmen von der Regel gebe, denn sie kehrte 1836 durch das südliche Teutschland über Wien, Ungarn, Polen, 1837 über Amerika, Italien ꝛc., also in entgegengesetzter Richtung, wieder zurück; ähnlich verbreitete sich auch der Sudor anglicus im J. 1529 von Nordwesten nach Südosten, und schon im Alterthum machte man eine solche Beobachtung [55]). Wodurch der Zug der Epidemien selbst vermittelt wird, wissen wir nicht genau, wenn schon es durch eine Menge Thatsachen wahrscheinlich wird, daß Winde, geognostische Verhältnisse, Lauf der Gewässer, Handelsstraßen, einen nicht unbedeutenden Antheil daran haben. — Welchen Einfluß die Erhebung der Örter über die Meeresfläche auf die Verbreitung der Epidemien habe, ist noch sehr wenig bekannt. Das gelbe Fieber versteigt sich nicht über 3000 Fuß, der Petechialtyphus über 2—3000 Fuß, die Pest nicht viel über 4000 Fuß; die Cholera wüthet bei 4000 Fuß noch in voller Stärke und erst bei 9000 Fuß ist man vor ihr sicher. Schübler's Beobachtungen bei der gastrisch-rheumatischen Ruhr (Bernhardi, Spitaltyphus I. S. 159), welche im Mai 1811 im Würtembergischen ausbrach, ergaben, daß die Krankheit vorzüglich in den Gegenden zwischen 300—900 Fuß über der Meeresfläche herrschte; in den höher gelegenen von 1000—2500 Fuß kam sie selten vor. In Stuttgart, 740 Fuß, zählte man 1200 Ruhrkranke; in Carlsruhe, 360 Fuß, war die Krankheit noch ausgebreiteter; in Tübingen, 990 Fuß, zeigten sich nur wenig Fälle, und in Sigmaringen, 1751 Fuß, wurde man davon gar nichts gewahr.

Dauer der Epidemien. Schon der allgemeine Charakter der Epidemien, daß sie bestimmte Stadien durchlaufen, läßt auf eine bestimmte Dauer, auf einen bestimmten Zeitraum, innerhalb dessen sie ihren Verlauf beendet haben, schließen, welcher, unabhängig von anderweitigen Einflüssen, rein in der sie begründenden epidemischen Constitution begründet ist. Schon die alten Ägypter hatten eine solche Beobachtung in Bezug auf die Pest gemacht. (*Agathias*, Histor. p. 107. ed. Venet.) Plinius (Histor. natur. VII, 51. nec ut ternos excedat menses) begrenzte diesen Zeitraum, wahrscheinlich nur in Bezug auf Italien, auf drei Monat, während Chenot offenbar nur nach einseitiger Beobachtung die gewöhnliche Dauer der Pest auf 16 Monat festsetzt, Alpinus dagegen, und nach ihm fast alle Beobachter setzen die Dauer der Pest in Ägypten auf zehn Monat fest, indem sie im September beginne und im Juni, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, gänzlich erlösche. Indessen ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Pest hier mehr den Charakter einer Endemie als Epidemie hat, denn sie hört eigentlich nie ganz auf und macht nur mehr oder weniger bedeutende Exacerbationen und Remissionen. Dagegen schwanken die Angaben über die Dauer in andern Ländern zwischen drei und sechs Monaten. Die Dauer der Influenza, 1782, war sechs Tage, worauf keine neuen Erkrankungen mehr vorkamen; viel länger war sie in der neuern Zeit, auch die von Willis 1668 beobachtete, hielt einen Monat an; der schwarze Tod hatte überall eine Dauer von fünf Monaten. Auf bestimmte Gesetze läßt sich dies jedoch bei unsern dermaligen Kenntnissen nicht zurückführen. Doch hat man seit Sydenham fast allgemein angenommen, daß die Intensität des Krankheitsprocesses im Individuum zu Anfange der Epidemie ziemlich sicher auf die Dauer derselben schließen lasse, indem die Epidemie um so kürzere Zeit anhalten werde, je heftiger die Krankheit verlaufe, und umgekehrt. Antrechau zu Toulon und Diemerbroek zu Nymwegen beobachteten, daß die Pest mit der Entfernung von ihrem Ausgangspunkt die Zeit ihrer Dauer verlängere, indem sie in den zuerst befallenen Orten früher aufhörte als in den später heimgesuchten. Gleiches beobachtete man bei dem gelben Fieber in Spanien im J. 1804. Da wo die Epidemie sich unmittelbar aus der stationären Constitution entwickelte, diese sich zu jener herausbildete, pflegt die Dauer meistens länger zu sein, als wenn sie aus einer intercurrirenden Constitution entstand, wo sie oft ebenso plötzlich verschwindet, als sie entstand, wie z. B. die Influenza. In dem erstern Falle pflegt die stationäre Constitution selbst dadurch zu erlöschen und einer andern Platz zu machen, so die asthenisch-nervöse 1810 durch die allgemein verbreiteten Wechselfieber, welche auch 1826 wenigstens für das nördliche Teutschland wieder den Übergang des sthenischen Genius in den asthenischen vermittelten. Viele Epidemien hören dadurch auf, daß sie von einer andern verdrängt werden, so die Pest durch die Blattern, weshalb letztere in Constantinopel auch mit einer gewissen Freude begrüßt werden; auch der Keuchhusten wird durch die Blattern verdrängt. Oft hört die Epidemie auf, weil es an Individuen fehlt, die disponirt sind, die sie erzeugende Constitution ist aber noch nicht erloschen; kommen nun neue Individuen hinzu, so werden diese ergriffen und die Krankheit beginnt scheinbar von Neuem, hatte aber blos eine Intermission gemacht, und exacerbirte mithin jetzt, um ihren Verlauf wirklich zu beenden; daher die Erscheinung, daß Menschen, die den Ort der Epidemie verließen, um ihr zu entgehen, bei ihrer Rückkehr, wo schon Niemand mehr erkrankt war, dennoch nachträglich davon ergriffen wurden, denen dann noch andere Krankheitsfälle folgen, da während der Zeit die fortherrschende Constitution sich noch einige Disponirte verschafft hatte; so war dies bei der Epidemie des gelben Fiebers in Cadiz der Fall. Die contagiösen Epidemien dauern stets nur so lange, als sich ansteckbare Individuen vorfinden. Dies sieht man am deutlichsten bei den Blattern, welche aufhören, wenn

55) *Plinius*, H. N. VII, 37: Hippocratis medicina, qui venientem ab Illyriis pestilentiam praedixit. *Soranus*, Vita Hippocrat. III. p. 852. ed. K.: ἀλλὰ καὶ εἰς τὴν Ἰλλυριῶν καὶ Παιόνων βαρβάρων γῆν λοιμοῦ κατασκήψαντος — συλλογισάμενος δὲ τὴν νόσον ἐκ τῆς ἀτιμίας ἥξειν κ. τ. λ.

Digitized by Google

es keine nicht Vaccinirten mehr gibt. Oft scheinen allerdings auch äußere Einflüsse das Aufhören einer Epidemie herbeizuführen. Als noch die Pest Europa verheerte, nahm sie gewöhnlich im Winter ihren Abschied, wenn sie im Sommer entstanden war, und empfahl sich dagegen im Sommer, wenn sie der Winter erzeugt hatte. Große Hitze während der Hundstage hat nicht selten eine Epidemie getilgt; in Bender geschah dies sogar während einer Belagerung. Zu Smyrna entsteht die Pest im Anfange des Sommers, dauert aber nie über den 10. Aug. hinaus, wiewol sie bei abnehmender Wärme wieder von Neuem sich zeigt. In den afrikanischen Gegenden, wo der Harmattan weht, sollen sogleich alle Epidemien, und besonders die Pocken verschwinden, wenn dieser sich erhebt. Viele Seuchen binden sich jedoch durchaus an keine Jahreszeit und Witterung hinsichtlich ihres Aufhörens, und verschwinden plötzlich mit der Constitution, ohne daß man einen sinnlich wahrnehmbaren Grund kennt, so der 1713 in Holland grassirende Typhus, ungeachtet die schwedischen Soldaten, welche zu dieser Zeit dahin kamen, sich der Kleider und Betten der an der Seuche Verstorbenen bedienten; Aehnliches hat man öfters bei der Pest beobachtet. Ueberhaupt können Jahreszeit und Witterung nur auf die aus den heißen Klimaten in die gemäßigte Zone importirten Epidemien einen Einfluß ausüben, wenn die endemischen Einflüsse der Epidemie ungünstig sind. Oft hört die Epidemie nicht auf, sondern ändert nur die Form; so geht Bubonenpest in Petechialfieber, Masern in Lungenkatarrh, Brustgrippe in Bauchgrippe über. Zuweilen verwandelt sich auch die Epidemie in eine Endemie, wie Sudor anglicus in die Suette miliaire in der Picardie, wie wir ja auch umgekehrt Endemien sich zu Epidemien entwickeln sehen. Oft macht eine Epidemie deutliche Intermissionen von mehren Monaten und tritt dann wieder als Recidiv oder Exacerbation auf, woraus man einen jährlichen Cyklus gebildet hat, wenn ihr Eintritt in dieselbe Zeit fällt. So machte Sydenham (Sect. II. c. 2) die Bemerkung, daß nach einer Pestepidemie stets in den zunächst folgenden Jahren zu derselben Zeit, um welche das erste Mal die Pest überhand genommen hatte, pestilentialische Fieber bemerkt wurden, was 2—3 Jahre hinter einander geschah; die Pockenepidemien, die er beobachtete, wiederholten sich in den folgenden Jahren stets um dieselbe Zeit, bis sie endlich verschwanden; dasselbe fand Hurham bestätigt; in den Jahren 1728, 1729 und 1730 wurden die Blattern im Juli, in den Jahren 1747, 1748, 1749 im October epidemisch; dasselbe war mit dem typhösen Katarrhalfieber 1744 und 1745 der Fall, welches jedesmal im December zu Plymouth ausbrach. Aehnliches beobachtete man 1721 und 1770 in der Pest, und 1803 und 1804 beim gelben Fieber in Malaga. Wie schon oben bemerkt, hängen diese Erscheinungen damit zusammen, daß die epidemische Constitution mit der stationären zusammenfällt, oder die Epidemie sich gradezu aus der letztern entwickelte. — Außer diesen jährlichen Intermissionen hat man nun schon längst auf die größern Intervallen, welche zwischen dem Auftreten der einzelnen Epidemien stattfinden, sein Augenmerk gerichtet, um darin eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Wiederkehr zu finden, die man auch durch Zahlen ausgedrückt hat und so einen cyklischen Lauf der Epidemien im Großen angenommen. Prosper Alpin[54]) behauptete, daß die Pest in Aegypten aller sieben Jahre wiederkehre; in Aleppo erscheint sie nach Russel[55]) aller zehn, in Constantinopel aller neun Jahre mit verstärkter Gewalt, was auch Volney annahm, welcher aber für Aegypten fünf Jahre und für Syrien 25 Jahre angab; für die Pest zu London bestimmte Sydenham 40 Jahre, während Lorinser (Die Pest im Orient. S. 247) jeden cyklischen Verlauf zu leugnen geneigt ist. Für das gelbe Fieber in St. Domingo gab Desportes nach Gilbert[56]) die Umlaufszeit auf 14—15 Jahre an, und auch Alex. von Humboldt[57]) versichert, das gelbe Fieber habe selbst auf dem festen Lande vom südlichen Amerika, wo es beinahe endemisch ist, seine bestimmten Intervallen, in welchen es epidemisch werde. Derselbe gibt auch für das epidemische Vorkommen der Blattern im südlichen Amerika eine Zwischenzeit von 17 bis 18 Jahren an. Nach Gmelin[58]) kommen die Blattern im nördlichen Persien nur alle 6—10 Jahre vor, und zwar meistens nachdem einige Tage zuvor der arabische Südwind geweht hat. Thom. Bartholin (Epist. medic. cent. III. ep. 90) erzählt, er habe von Studirenden aus Island gehört, daß die Blattern daselbst nur alle 20 Jahre epidemisch herrschen. In Teutschland kehrten die Blattern, ehe die Vaccine allgemein eingeführt ward, gewöhnlich aller sieben Jahre zurück. Für die Influenza bestimmte Most die Umlaufszeit auf 20 Jahre während sie Schnurrer auf 80 Jahre gesetzt wissen wollte. Aehnlichen Einfluß, wie die Vaccine auf die Blattern, mögen auch andere Momente auf die Wiederkehr der einzelnen Epidemien ausgeübt haben, namentlich hat gewiß das Aufgeben der Abgeschlossenheit und das dadurch bedingte Verschwinden des nationalen und Stammcharakters, das besonders in der neuern Zeit immer augenfälliger wird, nicht geringen Antheil daran; jedoch ist damit noch nicht erwiesen, daß die frühern Beobachtungen und Angaben überall richtig waren, zumal da sie nur selten in ununterbrochener Zeitfolge gemacht wurden. Indessen ist es allerdings auch möglich, daß auch in diesem cyklischen Verlauf ein gesetzmäßiges Schwanken, ein Näher- oder Fernrücken der Zeitabschnitte der Wiederkehr stattfindet, worauf auch schon Kieser (System I. S. 690) aufmerksam machte. Seit der Gründung Roms bis zur Regierung des Kaisers Augustus, in 732 Jahren, zählte man in Europa 33 große Pestepidemien; die mittlere cyklische Zahl der Wiederkehr war also 22 Jahre. Von der Geburt Christi bis 1680 erschienen 97 Pestepidemien; jeder Cyklus hielt also 18½ Jahre. Im 14. Jahrh. erschienen 14 Pestepidemien und in Zwischenräumen von 6—7 Jahren

54) Medicina Aegyptiorum. (Lugd. Bat. 1719.) lib. I. c. 15.
55) Nachricht von dem Zustande der Arzneigelahrtheit zu Aleppo und insbesondere von der Pest. Uebers. von J. Fr. Gmelin. (Göttingen 1798.) S. 185. 56) Medicinische Geschichte der französischen Armee auf St. Domingo im J. 1803. Aus dem Franz. von Dr. Aronson. (Berlin 1806.) S. 193. 57) Essay politique sur le royaume de la nouvelle Espagne. Livr. I. p. 66. 58) Reise durch Rußland. (Petersburg 1774. 4.) 3. Th. S. 346.

Digitized by Google

im 15. und 16. Jahrh. wieder seltener, in Intervallen von 16 Jahren, sodaß die Pest im 14. Jahrh. ihre größte Ausdehnung erreicht zu haben scheint. Pilgram [59]), welcher sich vielfach mit derartigen Untersuchungen abgegeben und sie auf bestimmte Zahlenverhältnisse zurückzuführen bemüht gewesen ist, hat einige, freilich unvollkommene, aber immer interessante Tabellen mitgetheilt, selbst über die Grade der Wahrscheinlichkeit, womit für die einzelnen Jahre bis 1900 Epidemien zu erwarten seien, worin allerdings schon jetzt manches sich als unrichtig herausgestellt hat, indessen sind sie des Vergleichs immer werth, zumal sie nur wenig gekannt zu sein scheinen. Dennoch würde ihre Mittheilung hier nicht am Orte sein.

Was die Reihenfolge der einzelnen Epidemien anbetrifft, so wissen wir darüber zur Zeit nur wenig anzugeben, da hierauf noch fast Niemand sein Augenmerk gerichtet hat; nur der geniale Kieser hat darüber einige Andeutungen gegeben, indem er das Vorhandensein von Entwicklungskrankheiten der Menschheit festzustellen suchte, und auch wir [60]) haben den Verfuch gemacht, die fortschreitende Entwicklung der Menschheit aus der Aufeinanderfolge der größern bekannten Epidemien nachzuweisen, worauf wir den Leser einfach verweisen wollen, da der Raum uns eine dabei nöthige speciellere Darlegung verbietet.

Das Verhalten der einzelnen Epidemien zu einander ist wenig oder gar nicht genauer ermittelt, wenn schon man im Allgemeinen weiß, daß sie, wie die Constitutionen bald neben einander verlaufen, bald sich verbinden, bald aber auch feindlich zu einander verhalten und gegenseitig ausschließen. Das letztere Verhältniß findet zwischen Blattern und Pest statt, wie die Beobachtungen in Constantinopel lehren, wenngleich man an andern Orten beide Krankheiten, sowie Scharlach und Masern, Scharlach und Pocken, neben einander verlaufen sah; doch hat man auch die letztgenannten sich gegenseitig unterdrücken sehen, sodaß die Masern nach den Blattern und umgekehrt wieder zum Vorschein kamen. (Bernhardi, Spitaltyphus. S. 75.) Während der Cholera in Halle herrschten Anfangs die schon früher dagewesenen Varioloiden, und manche Individuen wurden als Cholerakranke in das Lazareth geschickt, die einen oder zwei Tage nachher die Varioloiden zeigten. Bei allen diesen Verhältnissen ist aber zu bedenken, daß die Exantheme oft importirt und nicht eine Folge der epidemischen Constitution sind, die nur zufällig ihrer Ausbildung nicht entgegen ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Typhus, wenn er syndemisch ist; 1814 verlief das Scharlach in Erfurt gleichzeitig mit ihm, ohne daß es einen typhösen Charakter annahm, eben weil, wie Bernhardi (a. a. O. S. 467) ganz richtig bemerkt, durch die meteorologischen Ereignisse keine Anlage zu einem nervösen oder fauligen Zustand verbreitet war.

Die Vorhersage ist bei den verschiedenen Epidemien verschieden und hängt besonders, was die Bösartigkeit und Mortalität anbetrifft, vorzugsweise von dem Genius und der Constitution ab, welche grade stationär sind; asthenischer Genius und typhöse Constitution lassen stets eine schlechte Vorhersage zu, während bei sthenischem Genius fast alle Epidemien einen gutartigen Verlauf machen, und nur wenige Opfer fodern, wie die Zeit seit 1811 sattsam dargethan hat. Von denselben Verhältnissen hängt auch der Erfolg der Behandlung ab, welche an und für sich gegen keine Epidemie etwas directes vermag, da sich ein epidemischer Krankheitsproceß durch nichts, was in der Hand des Arztes liegt, unterdrücken läßt, er vielmehr seinen nothwendigen Verlauf machen muß, daher auch bei den meisten Epidemien, wenn nicht sehr günstige Verhältnisse obwalten, die Zahl der Genesenen der der Verstorbenen im Ganzen gleich ist. Bei den meisten Epidemien sterben zu Anfange die meisten, auf der Höhe gleicht sich das Verhältniß aus, und gegen Ende bilden die Genesenen die Mehrzahl. Doch vermag die Kunst allerdings in vielen Fällen die Gefahr durch ein sorgfältiges Berücksichtigen aller concurrirenden Momente abzuwenden, wie sie leider aber auch durch Fahrlässigkeit an und für sich gutartige Epidemien zu mörderischen machen kann. Importirte contagiöse Epidemien zeigen gewöhnlich im Anfange die größte Gefahr, und decimiren oft die Bewohner eines Landes auf eine grausenvolle Weise, wenn sie zum ersten Male zu ihnen gebracht werden, wie dies die Blattern unter den Indianern in Amerika gezeigt haben. Daß in den Polarländern und denen in der Nähe des Äquators, in den heißen Zonen die Epidemien überhaupt am verheerendsten auftreten, in der gemäßigten Zone aber verhältnißmäßig am gutartigsten sind, wurde schon früher bemerkt. Von nicht geringem Einfluß ist auch der Culturzustand der Völker; je höher er steigt, desto zahlreicher werden zwar die Arten der Epidemien und in desto kleinern Zwischenräumen treten sie auf; allein in demselben Grade schwindet auch ihre Gefahr und die Größe ihrer Mortalität; so haben die spätern Jahrhunderte keine Beispiele von so mörderischen und anhaltenden Epidemien aufzuweisen, wie sie im 14. und 15. Jahrh. vorkamen, und aus demselben Grunde liefern die wilden Völker und die niedern Volksclassen ihnen am meisten Opfer, was nicht blos dem Mangel an möglichen Sicherheitsmaßregeln und überhaupt den ungünstigen Außenverhältnissen, sondern unzweifelhaft auch der mangelhaften Geistesausbildung zuzuschreiben ist, die einen thatkräftigen Willen, welcher den eindringenden Einflüssen zu trotzen vermag, nicht aufkommen läßt. Außer den Ständen haben auch einzelne Gewerbe zuweilen einen disponirenden Einfluß für bestimmte Epidemien, während andere dagegen zu schützen scheinen. Die Lebensalter führen dadurch Verschiedenheiten herbei, daß einzelne Epidemien nur Individuen aus einer bestimmten Altersclasse befallen, die übrigen aber verschonen; so sind die Exantheme Eigenthum des kindlichen Alters bis zur Pubertät; Wechselfieber und Typhus befallen vorzugsweise in den Blüthenjahren. In Bezug auf das Geschlecht werden gewöhnlich mehr Männer als Frauen befallen, was

59) Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde, durch vieljährige Beobachtungen. (Wien 1788. 4.) S. 274—277.
60) J. Rosenbaum, Die Epidemien als Beweise einer fortschreitenden physischen Entwickelung der Menschheit betrachtet; eine Probevorlesung in Clarus' und Radius' Beiträge zur praktischen Heilkunde. 3. Bd.

Digitized by Google

sich nicht allein dadurch erklären läßt, daß erstere sich mehr den schädlichen Einflüssen auszusetzen gezwungen sind als letztere. Bei dem gelben Fieber zu Cadiz und Sevilla, 1800, war das Mortalitätsverhältniß zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte fast wie 1:4. Dagegen ergreifen oft einzelne Epidemien nur Frauen, wie das Puerperalfieber. Da die Temperamente meistens durch Vorherrschen einzelner Systeme des Organismus bedingt sind, und gleichsam schon eine Anlage darstellen, so ist es natürlich, daß sie nicht ohne Einfluß auf die Häufigkeit und Seltenheit, Gutartigkeit und Gefahr der Epidemien für das Individuum sind. Mit den Temperamenten kommt die nationale Anlage in gewisser Beziehung überein, und ist bald schützend, bald begünstigend für einzelne Epidemien. So werden die Schwarzen und Farbigen nicht von dem gelben Fieber befallen, und die Juden besitzen eine gewisse Immunität gegen die meisten Epidemien.

Die Behandlung der Epidemien besteht, wie die jeder andern Krankheit, aus zwei Theilen, der Vorbauung oder Prophylaxis und der eigentlichen Cur. Da wir von den eigentlichen Epidemien die veranlassenden Ursachen nicht kennen, welche uns nur von den Syndemien bekannt sind, so kann von einer directen Prophylaxis bei ihnen eigentlich gar keine Rede sein, und es kann sich bei ihnen fast nur um eine indirecte Vorbauung [61]) handeln, welche in der Anwendung allgemein bekannter diätetischer Regeln besteht, die nur näher durch das Organ bestimmt wird, welches als der Sitz der epidemischen Krankheit sich kund gibt. Bei den miasmatischen und contagiösen Epidemien ist es dagegen die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen wie im besondern Falle die Erzeugung, das Eindringen und Weiterverbreiten des Miasma's und des Contagiums zu hindern, und da, wo es bereits vorhanden, zu zerstören, worüber die Artikel Contagium, Miasma, Quarantäne und Pest zu vergleichen sind, da wir hier nicht weiter darauf eingehen können. Die eigentliche Cur ist natürlich nach den einzelnen epidemischen Krankheiten verschieden, wird aber da nur von Erfolg für das Individuum sein, wenn der Arzt den stationären Genius und die stationäre Constitution zum Leitstern nimmt.

(*J. Rosenbaum.*)

EPIDENDRUM. Diese von Linné aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe, und zu der nach ihr benannten Gruppe der Epidendreen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Blumendecke fünfblätterig, offenstehend; das Lippchen nagelförmig, mit oft dreilappiger Platte: der Stiel ist mit dem meist herablaufenden Befruchtungssäulchen zu einer Röhre verwachsen; die vier zuletzt wachsartigen Pollenmassen sind parallel und durch kleine Scheidewände von einander getrennt. (Swartz in Schrader's Journ. 1799. 2. T. 1.) Nachdem mehre neue Gattungen von Epidendrum getrennt worden sind, bleiben noch gegen 60 Arten übrig, welche als meist auf Bäumen wachsende (daher der Gattungsname: *ἐπὶ δένδρων* auf Bäumen), fellen Wurzelknollen tragende, schönblühende und zuweilen wohlriechende Kräuter zwischen den Wendekreisen, und zwar fast ausschließlich in Amerika vorkommen. Zu den knollentragenden gehört z. B. Ep. cochleatum *L.* (*Jacquin*, Ic. rar. III. t. 605. *Andrews*, Bot. rep. t. 13. *Curtis*, Bot. mag. t. 152) in Westindien. Zu den knollenlosen: Ep. elongatum *Jacqu.* (l. c. t. 604, *Curtis*, l. c. t. 611) in Neugranada. (Vgl. Vanilla.)

(*A. Sprengel.*)

Epidermis, Cuticula, s. Oberhaut. 3. Sect. 1. Bd.

EPIDICOS (*Ἐπίδικος*) wird in seiner ersten Bedeutung im allgemeinen Sinne von einer jeden Erbschaft (*κλῆρος*) gesagt, für welche kein nothwendiger Erbe in der natürlichen Descendenz vorhanden war, insofern Jeder, der auf eine solche Erbschaft (es sei in Folge testamentarischer Verfügung, oder, wenn er durch das Gesetz dazu berufen war), Anspruch machte, nicht eigenmächtig dieselbe antreten durfte, weil sie dann als eine streitige, als *ἐπίδικος* [1]), angesehen ward, worüber ein Antrag an den Archonten zu stellen war, und ohne eine Entscheidung des Letztern kein Antritt einer solchen Erbschaft stattfinden konnte: *ὡς οὐ δεῖ τὸν ἐπίδικον κρατεῖσθαι κλήρου πρὸ δίκης*, wie es bei Isäus heißt in einer von Dionysius von Halikarnaß (Judic. de Isaeo p. 346) uns aufbewahrten Stelle. Daß dies bei allen Erbschaftssachen der Fall war, und selbst da, wo keine männliche Descen-

61) S. A. Tissot, Anweisung, wie man sich bei grassirenden und ansteckenden Krankheiten zu verhalten hat. (Leipzig 1772.) J. F. Zückert, Von den wahren Mitteln die Entvölkerung eines Landes in epidemischen Zeiten zu verhüten. (Berlin 1773.) Martin Lange, Über die Lebensordnung zur Zeit epidemisch-grassirender Faulfieber, und besonders der Pest. (Hermannstadt 1786.) Verhaltungsregeln für Jedermann, welcher beim Übergang eines heißen Sommers in eine kältere Jahreszeit gesund bleiben will. (Wien 1808.) La scienza della propria conservazione in ogni tempo e massimamente nelle calamita, nell' epidemie e nelle pestilenze. (Torino 1797. 2 Bde.) A. M. Bering, Was hat der Arzt zu thun, wenn neue und unbekannte Krankheiten unter dem Volke wüthen? Eine gekrönte Preisschrift. (Münster 1811.) *Fridol. Zwicky*, De prophylaxeos medico-politicae rationibus generalioribus in morbis epidemico-contagiosis. (Erlang. 1815.) *Ch. Maclean*, Suggestions for the prevention and mitigation of epidemic and pestilential diseases. (London 1819.) *H. L. Sels*, De praecipuis auxiliis a variis auctoribus propositis ad homines contra morbos contagiosos et epidemicos defendendos. (Groning. 1824. 187 S.) Wildberg, Kurze Betrachtung über die öffentliche Vorsorge der medicinischen Polizei im Allgemeinen bei drohenden und bereits herrschenden Seuchen der Menschen, in s. Magazin für gerichtliche Arzneiwissenschaft. 2. Bd. (1832.) S. 87—104. *Virey*, Petit manuel d'Hygiène prophylactique contre les épidémies, ou leurs meilleurs préservatifs. (Paris 1832. 8. Bruxelles 1833. 18.) *Villermé*, Des épidémies sous le rapport de l'hygiène publique, de la statistique médicale et de l'économie politique, in Annales d'hygiène et de médecine légale. 1833. Janvier.

1) Cf. *Pollux* VIII, 23 (coll. III, 33): *ἐπίδικος κλῆρος ἢ ἐπίλληρος καὶ ἐπιδικάσασθαι, ἐπιδικασάμενος. Suidas* s. v. *Ἐπίδικα* (T. I. p. 806): *οἷς ἂν τις ἐπεδικάζετο ὡς προσήκουσιν αὐτῷ κατὰ γένους ἀγχιστείαν, εἰ μὴ εἶεν υἱεῖς ἢ υἱωνοὶ τῷ τετελευτηκότι.* — Erweiterungen des ursprünglich nur in gerichtlichem Sinne angewendeten Ausdrucks auf andere, überhaupt streitige, Gegenstände zeigen Verbindungen, wie bei *Plutarch*. Vit. Fab. 3 *ἐπίδικος νίκη καὶ ἀμφίδοξος*, oder Cleomen. 4 *ἐπίδικον χωρίον* — das Gegentheil *ἀνεπίδικος*; daher als *ἀνεπίδικα* in *Bekker*, Anecdd. p. 284 genannt werden *παιρῶα* und *παππῶα*.

Digitized by Google

denz vorhanden war, insbesondere auf die Erbtochter und deren ehelichen Besitz ausgedehnt ward, die eben in dieser Beziehung selbst eine ἐπίδικος heißt, ist bei dem Artikel Epikleros näher ausgeführt worden; ja es fand selbst da statt, wo Jemand durch das Testament adoptirt zu sein behauptete [2]). Da ein solcher in Erbschaftssachen an den Archon gestellte Antrag λῆξις hieß, so wird von dem, welcher ihn stellt, der Ausdruck λῆξιν λαγχάνειν τοῦ κλήρου oder kürzer λαγχάνειν τοῦ κλήρου gebraucht, ja eine solche Erbschaft selbst λῆξις genannt [3]). Insbesondere aber kommt der Ausdruck ἐπιδικάζεσθαι und zwar mit dem Genitiv (τοῦ κλήρου) verbunden, bei den Attischen Rednern von einem solchen Antragsteller vor [4]), ebenso wol in der Bedeutung: eine Erbschaft durch einen an den Archon gestellten Antrag ansprechen, als dieselbe in Folge eines solchen Antrags erlangen, während vom Archonten, der sie ihm zuspricht, ἐπιδικάζειν τὸν κλῆρόν τινί gesagt wird, sowie endlich auch von dem Antrage selbst: ἐπιδικασία τοῦ κλήρου. Ein solcher Antrag, der in jedem Monate des Jahres gemacht werden konnte, wurde, wie jede andere Eingabe oder Klagschrift an den Archon, in der Sanis aufgehängt, in der nächsten ordentlichen Volksversammlung verlesen und außerdem noch an einem bestimmten Tage durch den Herold öffentlich ausgerufen, mit folgenden, durch Demosthenes (contr. Macartat. p. 1051, 21) uns erhaltenen Worten: εἴ τις ἀμφισβητεῖν ἢ παραναταβάλλειν βούλεται τοῦ κλήρου τοῦ δεῖνος ἢ κατὰ γένος ἢ κατὰ διαθήκας, wo nach der wahrscheinlichen Erklärung von Meier und Schömann (Der Attische Proceß. S. 464) das Erstere (ἀμφισβητεῖν) von denjenigen zu nehmen ist, welche, während man glaubte, daß der Erblasser ohne Söhne gestorben, natürliche oder adoptirte Söhne desselben zu sein behaupteten und dem gemäß die Erbschaft ansprechen konnten; das Letztere (παραναταβάλλειν) aber von Seitenverwandten, die einen Anspruch erheben können, zu verstehen ist. So hatte die Bekanntmachung durch den Herold den Zweck, Alle einigermaßen bei der Erbschaft interessirten, zu benachrichtigen und zur Geltendmachung ihrer etwanigen Rechte vor dem Archon einzuladen, der, wenn Niemand sich meldete, dem, der den Antrag erhoben, die Erbschaft alsbald zuerkannte und ihn dadurch zum wirklichen Antritt derselben ermächtigte. Andernfalls, wenn mehre Competenten aufgetreten, so entstand hinsichtlich ihrer Ansprüche ein förmlicher Rechtsstreit, eine διαδικασία τοῦ κλήρου, welche, nachdem Jeder seine Rechtstitel (schriftlich in einer ἀντιγραφή) geltend zu machen versucht hatte, dann vor dem Gerichtshofe verhandelt und von diesem entschieden wurde. Eine zweite διαδικασία τοῦ κλήρου fand aber auch statt, wenn später neue Ansprüche erhoben wurden, was so lange der Erbe, dem die Erbschaft zuerkannt war, lebte, und selbst noch fünf Jahre nach seinem Tode geschehen konnte; es wurde dann dieser neue Erbschaftsstreit auf ähnliche Weise verhandelt und entschieden. Das Nähere darüber s. in der angeführten Schrift von Meier und Schömann, wo dieser ganze Gegenstand (S. 459—467) am genauesten erörtert ist. (*Baehr.*)

EPIDII (Ἐπίδιοι), ein schottisches Volk des Alterthums, nach Ptolemäus auf der langen Halbinsel, dem heutigen Cantyre, Knapdale, Lorn [1]). Die südliche Spitze dieser hohen, felsigen, zwischen sich und dem größern festen Lande mehre Busen, von welchen Ptolemäus die zwei beträchtlichsten bemerkt [2]), einschließenden Halbinsel hieß *Epidion* Promontorium (Ἐπίδιον ἄκρον), 23° — L., 60°, 40′ Br. (*Ferdinand Wachter.*)

Epidiorthosis, s. Epana.

EPIDOT (Prismatoidischer Augitspath Mohs). Dies von Romé de l'Isle und Hauy genauer bestimmte Mineral zeichnet sich im Allgemeinen durch eine Härte, welche zwischen der des Quarzes und Feldspathes mitten inne steht, ein specifisches Gewicht von 3,2 bis 3,4, zweifache Richtung der Spaltbarkeit, unter Winkeln von 115° 24′ und 64° 36′ sich schneidend, von denen aber eine Richtung deutlicher ist als die andere und seine chemische Zusammensetzung aus, indem der Epidot als eine Verbindung von einem Theile kieselsaurem Kalke mit zwei Theilen kieselsaurem Thone (CS + 2AS) angesehen werden kann, nur daß der Kalkerdegehalt oft durch einen Antheil Eisen- oder Manganoxyd sich ersetzt findet.

Die Krystalle des Epidots gehören zum hemiëdrisch-rhombischen Systeme, aber man kann eine verschiedene Ansicht bei ihrer Ableitung von einander gewinnen, je nachdem man diese oder jene Axe als Hauptaxe annimmt. Weiß *), Hauy, Mohs, Haidinger **) nehmen fast jeder eine andere Ansicht an. Nimmt man aber, der Analogie gemäß, diejenige Flächengruppe, welche bei den aufgewachsenen Krystallen der Aufwachsungsfläche gewöhnlich entgegengesetzt ist, und daher nur an dem freien Ende sichtbar wird, als von Pyramiden abstammend, und die sämmtlichen übrigen, die größte Ausdehnung begrenzenden, zu einer Zone gehörigen Flächen, zu denen auch diejenigen gehören, mit denen die Durchgänge parallel laufen, als Seitenflächen von Prismen an, so würden die beiden Durchgangsflächen den Seitenflächen eines rhomboidischen Prisma's angehören, dessen Winkel 115° 24′ und 64° 36′ betragen. Durch die gewöhnlich vorkommende Abstumpfung der scharfen Seitenkanten, welche mit der einen Seitenfläche einen Winkel von 116° 17′, mit der an-

2) s. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 461. 3) s. ebendaselbst S. 462 fg. die Belege sowol über λῆξις, λαγχάνειν (s. auch S. 594 fg.), als insbesondere auch über ἐπιδικάζεσθαι, und dessen Bedeutung und Construction; daraus auch bei Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. II, 1. S. 290. 4) Daher auch bei *Hesychius* I. p. 1348: ἐπιδικάζεται· ἀντιποιεῖται (τοῦ κλήρου).

1) So nach Mannert (Geogr. der Gr. und R. 2. Th. 2. Heft. S. 241). Matth. Christ. Sprengel (Forts. der allgem. Welthist. 47. Th. S. 67) bezeichnet die Wohnsitze der Epidier nach den heutigen Grafschaften auf folgende Weise: „Die Epidier wohnten in den Grafschaften Cantyre und Argyle, vielleicht auch in einigen benachbarten Inseln." Vgl. die Karte: Britannia antiqua cum Hibernia et Insulis adjacentibus secundum A. Macpherson zur Allgem. Encykl. der W. und K. 2) s. Mannert a. a. O. S. 233.

*) Abhandl. der Akad. der Wissenschaften zu Berlin für 1818 und 1819. S. 242. **) Edinb. philos. Journ. Vol. X. p. 305; daraus in Isis 1825. S. 534.

Digitized by Google

dern einen Winkel von 128° 19′ macht, wird ein ungleichwinkeliges sechsseitiges Prisma mit dreifachem Werthe der Seitenkantenwinkel gebildet. Es kommen aber noch mehre Abstumpfungen und Zuschärfungen der Seitenkanten vor, wodurch acht- und zwölfseitige Prismen entstehen. Bei der Endkrystallisation bemerkt man am häufigsten zwei Flächen vorwaltend, welche eine Endzuschärfung bilden, und sich unter dem Winkel von 109° 27′ schneiden. Sie können als die schmalen Flächen einer Oblongpyramide betrachtet und aus einer Abstumpfung der scharfen Ecken des rhomboidischen Prisma's abgeleitet werden. Außerdem findet sich gewöhnlich eine zweite Endzuschärfung aus der Abstumpfung der stumpfen Ecken des rhomboidischen Prisma's ableitbar, und untergeordnet kommen noch Flächen verschiedener Rhomben- und Oblongpyramiden vor. Auch trifft man Zwillinge, welche die schmälere Seitenfläche des rhomboidischen Prisma's gemein haben, während die übrigen Seitenflächen eine entgegengesetzte Lage haben. Die Seitenflächen der Prismen sind mehr oder minder stark der Länge nach gestreift, wodurch bei geringer Dicke der Prismen schilfartige und nadelförmige Krystalle entstehen. Die Krystalle sind in den meisten Fällen aufgewachsen und weniger häufig als die derben Massen, bei welchen meistens eine körnige, schalige oder stängelige Absonderung stattfindet, und wo die blätterige Textur dann durch einen unebenen oder splitterigen Bruch mehr oder weniger verdrängt wird. Man kann bei dem Epidot drei Arten unterscheiden:

1) Grüner Epidot (Pistazit). Von verschiedenen gelblichgrünen Farben. Derb, eingesprengt und krystallisirt. Bei ihm finden sich die mannichfaltigsten Krystalle, die äußerlich viel Glanz und Glasglanz besitzen; doch bemerkt man bei den Krystallen von Arendal, daß die Prismenflächen in mehr oder minder großer Ausdehnung einen halbmetallischen Glanz reflectiren. Texturflächen glänzend, Bruchflächen wenig glänzend von Fettglanz, in derben Massen, wenn die Textur ganz durch splitterigen Bruch verdrängt wird, nur schimmernd. Die derben Massen sind nur an den Kanten durchscheinend, auch die Krystalle besitzen in der Regel nur niedere Grade der Durchsichtigkeit, doch trifft man sie bei Bourg d'Disans halbdurchsichtig, am Schwarzenstein im Zillerthale ganz durchsichtig. Man kann nach der Deutlichkeit der Textur und nach der Absonderung blätterigen, strahligen, körnigen, dichten und sandigen (Skorza) Pistazit unterscheiden. — Die Bestandtheile des grünen Epidots von Arendal sind nach Bauquelin: 37,0 Kieselerde, 21,0 Thonerde, 15,0 Kalkerde, 24,0 Eisenoxyd, 1,5 Manganoxyd; die Bestandtheile des Epidots von Bourg d'Disans nach Descotils: 37,0 Kieselerde, 27,0 Thonerde, 14,0 Kalkerde, 17,0 Eisenoxyd, 1,5 Manganoxyd. Vor dem Löthrohre schmilzt er mit Aufwallen. — Die derben Abänderungen sind als zufällige Einmengungen Plutonischer Massen in den meisten Gebirgen zu Hause, z. B. im Granit am Harze, im Syenit am Kiffhäuser; auch im Gneuse, Hornblendschiefer, Quarzfels ꝛc. kommen dieselben vor. Sehr schön krystallisirt findet er sich in den Lagern des Magneteisensteins bei Arendal in Norwegen, auf Klüften von Diorit am Schwarzenstein im Zillerthale in Tyrol und bei Bourg d'Disans und Allemont in Dauphiné. An letzteren Orten brechen vorzüglich die schilfartigen und nadelförmigen Krystalle. — Der grüne Epidot hatte verschiedene Benennungen erhalten, so nannte man den von Arendal Akanticon und Arendalit, den aus Dauphiné Thallit und Delphinit.

2) Grauer Epidot (Zoisit). Von grauen Farben. Gewöhnlich derb und eingesprengt, seltener krystallisirt in eingewachsenen, schilfartigen Prismen. Schwach durchscheinend bis undurchsichtig. Textur deutlich und glänzend, Bruch wenigglänzend bis schimmernd. Schmilzt schwer vor dem Löthrohre. — Bestandtheile nach Klaproth: 45,0 Kieselerde, 29,0 Thonerde, 21,0 Kalkerde, 3,0 Eisenoxyd. Bricht als zufälliger Gemengtheil des Granites an der Saualpe in Kärnthen, an der Bacheralpe in Krain, am Weißenstein im Fichtelgebirge, in St. Paul in Brasilien. Bei Dissentis in der Schweiz mit Kalkspath, Axinit und Granat, am Falltiegel bei Sterzing in Tyrol mit Quarz und Glimmer, außerdem in Böhmen, Sibirien, Nordamerika.

3) Brauner Epidot (Manganepidot, piemontesischer Braunstein, Schilferz). Dunkelrothbraun; derb, mit stängeliger Absonderung und strahliger, wenigglänzender Textur, auch in eingewachsenen, schilfartigen Prismen, selten in ausgebildeten Krystallen. Undurchsichtig. Enthält nach Hartwall: 38,47 Kieselerde, 17,65 Thonerde, 21,65 Kalkerde, 6,60 Eisenoxyd, 14,08 Manganoxyd, 1,82 Talkerde; nach Cordier: 33,5 Kieselerde, 15,0 Thonerde, 14,5 Kalkerde, 19,5 Eisenoxyd, 12,0 Manganoxyd. Findet sich mit Quarz und Kalkspath bei St. Marcel in Piemont.

An den Epidot schließen sich noch einige Mineralien an, von denen es noch nicht ausgemacht ist, ob sie nur als Abänderungen oder als besondere Mineralien zu betrachten sind. Dahin gehören:

a) Bucklandit (Skotin)[3]. Von pechschwarzer Farbe und undurchsichtig. In kleinen rhombischen Prismen mit Winkeln von 109° 20′, spec. Gew. 2,67. Bricht mit Hornblende bei Arendal, mit glasigem Feldspathe am Laacher See. Nähme man einen unbedeutenden Fehler bei der Messung an, so würden die Krystallflächen diesenigen sein, welche bei dem Epidot die Zuschärfung der Enden bilden, aber das bedeutend geringere Gewicht spricht dagegen.

b) Withamit[4]). In carminrothen oder braunen, nadelförmigen, kleinen, kugelig gruppirten Krystallen, eingesprengt und in Körnern, mit einem spec. Gew. von 3,1 bis 3,2 im Diorit von Glenco in Argyleshire in Schottland eingewachsen.

c) Cummingtonit. Grünlichgrau, derb, mit excentrisch-strahliger Textur, auch in nadelförmigen Krystallen, welche denen des Epidots ähnlich sind, undurchsichtig oder schwach durchscheinend. Mit Quarz und Granat bei Cummington in Massachusetts. Hat Ähnlichkeit mit Strahlstein. (*Germar.*)

---

3) Levy in Annals of Philos. N. S. Vol. VII. 1824. p. 134.
4) *Brewster*, Edinb. Journ. of Science. April 1825. p. 218.

Digitized by Google

EPIDOTES, Ἐπιδότης, Beiname des Zeus, als des Gebers alles Guten; er hatte unter demselben einen Tempel zu Mantinea. *Paus.* VIII, 9. Doch hatten auch andere Götter zu Epidauros diesen Beinamen. *Paus.* II, 27. (*Richter.*)

EPIERRES, Dorf in der sardinischen Provinz Maurienne (Savoyen), liegt am Arc und hat 380 Einwohner, unter denen sich viele Kretine befinden. Der Hochofen dieses Orts liefert 48,600 Myriagrammen Gußeisen; auch wird hier viel Gyps gewonnen. (*Fischer.*)

Epifagus *Nutt.*, s. Epiphegus.

EPIGAEA. Eine von Linné begründete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Andromedeen der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch stehenbleibend, tief fünftheilig, gefärbt, mit drei Stützblättchen versehen; die Corolle untertassenförmig, fünfspaltig; die Staubfäden pfriemenförmig, behaart, mit eiförmigen, an der Spitze gespaltenen Antheren; die Kapsel fast kugelig, fünffächerig, fünfklappig, vielsamig. Die beiden bekannten Arten sind amerikanische Halbsträucher, mit schwärzlichen Haaren sparsam besetzt, mit gestielten, herzförmigen Blättern, endständigen Blüthentrauben und röthlichen Blumen: 1) Ep. repens *L.* (*Lamarck*, illustr. t. 367. f. 1. *Andrews*, Bot. rep. t. 102. Memecylon *Mitchell*, Gen. 13), mit niederliegendem, kriechendem Stengel (daher der Gattungsname: ἐπίγαιος, auf der Erde liegend), stumpfen, ganzrandigen Blättern und weißröthlichen, wohlriechenden Blumen; wächst in schattigen Wäldern und Felsenspalten in Nordamerika. 2) Ep. cordifolia *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 842. Brossaea *Plumier*, Gen. p. 5. t. 17. Br. coccinea *L.*), mit aufrechtem, an der Basis wurzelschlagendem Stengel, gesägten, zugespitzten Blättern und scharlachrothen Blumen. Auf den höchsten Bergen Westindiens. (*A. Sprengel.*)

EPIGEI, Ἐπίγειοι, allgemeiner Name der auf dem Lande waltenden Nymphen, z. B. der Oreaden, Dryaden u. a. m. (*Richter.*)

Epigenesis, s. Zeugung und Zeugungstheorien.

EPIGEUS, d. h. Autochthon, 1) in der Phönikischen Mythologie ein Sohn des Eliun und der Beruth. Er wurde nachher Uranos, als Symbol des Himmels, genannt. *Sanchun.* ap. *Euseb.* Praep. Ev. I, 10.

2) Sohn des Agakles, Königs von Budeion in Thessalien. Homer rühmt ihn als „nicht den feigsten der Myrmidonischen Männer." Epigeus tödtete seinen Vetter und mußte deshalb fliehen. So kam er zu Peleus und Thetis, die ihn aufnahmen und mit dem Achilles vor Troja schickten. Als er hier den Leichnam des getödteten Sarpedon in das Lager der Griechen schleppen wollte, wurde er vom Hektor durch einen Steinwurf getödtet. Patroklos bedauerte seinen Freund und Kampfgenossen und stürmte wüthend auf die Troer, um ihn zu rächen. *Hom.* Il. XVI, 571. (*Richter.*)

EPIGONI, Ἔπίγονοι, d. h. die Nachgebornen. Man versteht darunter die Söhne der sieben Helden, welche wegen des Bruderzwistes zwischen Eteokles und Polynikes gegen Theben gezogen waren, und sämmtlich, den Adrast ausgenommen, den Tod vor seinen Mauern gefunden hatten. Adrast feuerte nun die Söhne an, den Tod der Väter zu rächen. Sie zogen also aus zum Kampfe mit einem starken Heere. Gewöhnlich spricht man auch von sieben Epigonen (*Paus.* X, 10), aber da Amphiaraos zwei Söhne hinterlassen hatte, die beide am Kriege Theil nahmen, so sind es acht, nämlich: Alkmäon und Amphilochos, des Amphiaraos; Ägialeus, des Adrastos; Diomedes, des Tydeus; Promachos, des Parthenopäos; Sthenelos, des Kapaneus; Thersander, des Polynikes, und Euryalos, des Mekisteus Sohn. *Apollod.* II, 7, 2. Es lassen sich sogar noch mehre herausbringen, und einige Dichter nennen auch andere Namen. So Hygin (f. 71) den Thesimenes statt des Promachos, welcher Letztere überdies bei Eustathios Stratolaos genannt wird. Pausanias und Eustathios nennen noch den Polydorus, des Hippomedon Sohn, Eustathios den Melon, des Eteoklos Sohn. Zum Anführer des zweiten Zuges bestimmte das Orakel den Alkmäon; Andere aber nennen den Ägialeus und Diomedes (*Eurip.* Suppl. 1215), Pindar aber (P. VIII, 67) den Adrastos als Anführer. In der Schlacht am Flusse Glissas wurden die Thebaner, trotz des tapfersten Widerstandes, geschlagen. Des Eteokles Sohn, Laodamos, tödtete in derselben des Adrastos Sohn Ägialeus, er selbst aber wurde von Alkmäon erschlagen. Schol. *Pind.* P. VIII, 68. Die geschlagenen Thebaner flohen erst in die Stadt und fragten den Wahrsager Tiresias um Rath. Dieser befahl ihnen, Theben zu verlassen, und so schlichen sie sich des Nachts aus der Stadt, worauf die Epigonen in die leere einrückten und sie ausplünderten. Die fliehenden Thebaner begaben sich theils nach Illyrien (*Herod.* V, 61), theils nach Thessalien an den Berg Homole. Die Sieger machten nun des Polynikes Sohn Thersander zum König, worauf ein großer Theil der Flüchtigen zurückkehrte. Doch fühlte Theben diese Zerstörung noch lange. *Strab.* IX. p. 632. Von der gemachten Beute sandten sie des Tiresias gefangene Tochter Daphne oder Manto dem Delphischen Apollo zum Geschenk, und zogen nun mit ihrer Beute nach Hause. *Diod.* IV, 68. 69. Die classischen Stellen von diesem Kriege der Epigonen sind *Apollod.* III, 7, 2. *Diodor.* IV, 66. *Paus.* IX, 5, 9. Hellanikos und Ephoros hatten diesen Mythos besonders abgehandelt. Auch gab es ein eigenes, vom Pausanias angeführtes und gewöhnlich dem Homer zugeschriebenes Gedicht von diesem Kampfe. Auch Sophokles und Äschylos bearbeiteten die Geschichte tragisch. Der ganze Krieg der Epigonen scheint eine reine Erfindung der Dichter, um ein Gegenstück zu dem Feldzuge der sieben Helden zu liefern. In diesem bleibt Adrastos allein am Leben; im Kriege der Epigonen ist sein Sohn der Einzige, welcher stirbt. Die Söhne gingen unter guten, die Väter unter bösen Auspicien in den Kampf. So ist denn überall der Gerechtigkeit Genüge geschehen und das Schicksal versöhnt. (*Richter.*)

EPIGRAMM, und zwar im Alterthume [1]). Wenn das griechische Wort Epigramma (Ἐπίγραμμα), das, sei-

1) s. im Allgemeinen: G. E. Lessing, über das Epigramm

ner natürlichen Ableitung nach, eine an irgend einen Gegenstand gesetzte Aufschrift bedeutet, bei den Griechen schon früh zu Aufschriften poetischer Art, in gebundener Rede gebraucht ward, wie sie besonders an geheiligten Gegenständen, Weihgeschenken, Tempeln und dergl. stattfanden (in welcher Beziehung die von Herodot [V, 59 seq.] angegebenen Epigrammen auf den in den Tempel des Apollo zu Theben geweiheten Dreifüßen gewiß die ältesten sind), und wenn diese ursprünglich mit der Religion und der Heiligkeit des Gegenstandes, welche eben eine Aufschrift oder Inschrift in gewählter, gebundener Rede erheischte, verknüpfte Sitte bald immer größere Ausdehnung erhielt, sowie eine, bei der natürlichen Richtung des geistig so hoch begabten Hellenen zu dem Poetischen, leicht erklärliche Verbreitung, so war es ebenso natürlich, daß man hier, wo die Natur des Gegenstandes Kürze des Ausdrucks vor Allem gebot, um so mehr bedacht war, in die wenigen Worte des Epigramms eine desto inhaltschwerere Bedeutung zu legen und so die einfache Aufschrift zugleich zu einem sinn- und bedeutungsvollen Ganzen zu erheben. Jeder Gegenstand, der Natur wie der Kunst, war bald in den Bereich des Epigramms gezogen, das in wenig bezeichnenden Worten ein Bild desselben vor die Sele des Lesers oder Zuhörers stellen, damit zugleich seine Aufmerksamkeit erregen und seine Geisteskräfte in Anspruch nehmen sollte. Wenn in dieser Beziehung das Epigramm einen rein darstellenden, erzählenden oder belehrenden Charakter hat, und demnach in das Gebiet der erzählenden und darstellenden Poesie gehört, auch deren Metrum, den Hexameter allein oder in Verbindung mit dem Pentameter angenommen hat, so gewann es auf der andern Seite bei den Griechen auch einen lyrischen Charakter, insofern dasselbe nicht beschränkt blieb auf die sinnvolle Darstellung äußerer Gegenstände der Natur und Kunst in bedeutungsvoller Kürze, sondern auch angewendet ward, um Gegenstände der innern Welt, Gefühle, Affecte, Gedanken, wie sie plötzlich vor die Sele treten und das Innere des Menschen mächtig ergreifen und erregen, in ähnlicher Weise darzustellen und in Worten auszudrücken. Wie reich die Griechen an Dichtungen dieser Art sind, welche Ausdehnung bei ihnen das Epigramm in beiderlei Richtungen gewonnen hat, mit welcher Sorgfalt und Liebe es von den ältesten Zeiten an bis in die spätesten Zeiten byzantinischer Herrschaft gepflegt worden ist, so daß fast kein Dichter Griechenlands zu nennen ist, der nicht auch im Epigramm sich versucht, ist zu bekannt, um hier noch weiter ausgeführt zu werden, und es genügt hier, auf den Schatz griechischer Dichtungen dieser Art zu verweisen, wie er uns in der griechischen Anthologie gesammelt noch vorliegt, um sich von dem ungeheuern Reichthume dieser Poesie, die sich über alle Gegenstände der äußern und innern Welt verbreitet und entsaltet hat, einen Begriff zu machen, obschon auch hier bekanntlich ungemein Vieles verloren gegangen ist. Das Nähere s. 4. Bd. S. 259 fg. dieser Section.

Von den Griechen kam die epigrammatische Poesie, so gut wie die andern Zweige der Poesie, nach Rom, das vor dieser Zeit des Bekanntwerdens mit griechischer Poesie und deren Einführung nur eine höchst einfache, ja selbst rohe Volks- oder Kirchenpoesie gekannt zu haben scheint, die, der eigentlichen Kunstbildung entbehrend, nur den Bedürfnissen einer rohen und wenig gebildeten Volksmasse entsprechen konnte. Ennius, den die römische Welt selbst als den Vater ihrer Poesie bezeichnete (vergl. *Hor.* Ep. 1, 19, 7. II, 1, 50) und mit Homer zusammenstellte, erscheint auch hier als derjenige, bei welchem, wie bei Homer, dem man ja auch schon Epigramme beilegte, die ersten Spuren einer epigrammatischen Poesie vorkommen, die aber, wie wir wol annehmen dürfen, wenig mehr als eine freie Nachbildung oder Übersetzung des Griechischen enthielt. Den römischen Charakter, der überhaupt mehr der erzählenden und beschreibenden Poesie der Griechen sich zuwendete, scheint die epigrammatische Dichtweise in ihrer ausdrucksvollen, sinnreichen und bezeichnenden Kürze allerdings sehr angesprochen zu haben; der praktische Sinn der Römer, der auch in der Poesie mehr nach dem Nützlich-Verständigen, als nach dem Ausdruck innerer Gefühle und der innern Erhebung des Menschen sah, ergriff natürlich um so lieber eine Poesie, welche in ihrer kurzen und gedrängten Ausdrucksweise ihm passender erschien als irgend ein anderer Zweig der Poesie. So ward freilich das lyrische Element, das in der epigrammatischen Poesie der Griechen eine so bedeutende Stelle einnimmt, minder berücksichtigt, und trat, als bezeichnungsvoller Ausdruck der innersten Gefühle, in den Hintergrund, da der Römer der andern Richtung des Epigramms fast ausschließlich sich hingab, und dasselbe ganz allgemein auffaßte, um Schilderungen, Beschreibungen einzelner Gegenstände und Zustände, oder bezeichnende Gedanken und Einfälle darin niederzulegen, wobei der Begriff der Kürze, als eines wesentlichen Moments, zu Grunde blieb, und insofern allerdings der ursprüngliche Begriff einer Aufschrift nicht verlaßen ward. Aber bei dem Charakter des Römers und seiner praktischen Richtung mußte sich statt des zurücktretenden lyrischen Elementes bald ein anderes, ihm gewissermaßen näher liegendes, gesellen, nämlich das satirische, insofern man bedacht war, in die wenigen Worte und Verse des Gedichtes einen desto bezeichnendern, die Aufmerksamkeit aussprechenden Sinn zu legen, durch Anspielungen, durch einzelne Züge und Gedanken bitterer, satirischer und sarkastischer Art einen Stachel in das Ganze, und damit eine Bedeutung zu bringen, überhaupt das Epigramm als ein in sich abgeschlossenes, sinnvolles Ganze erscheinen zu lassen, welches durch das Pikante des Inhalts wie der Form anziehend und treffend sei. So bildete sich das Epigramm allerdings zu einem Sinngedicht, „in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.“ Dieser Begriff, wie ihn

in den sämmtl. Schriften. 17. Bd., vergl. mit v. Herder, Anmerkt. über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm, in den sämmtl. Werken, 10. Bd., zur schönen Lit. und Kunst. Anderes ist in meiner Gesch. der röm. Literat. §. 160. Not. 1 angeführt.

Digitized by Google

Lessing [2]) aufgestellt hat, ein Begriff, wobei die Erwartung sowie der Aufschluß als zwei wesentliche Stücke erscheinen, dürfte aber nur auf einen kleinern Kreis dessen anzuwenden sein, was die epigrammatische Poesie der Römer uns bietet, die sich weit mehr im Allgemeinen hält, und neben dem unbestimmten und allgemeinen Begriff der Kürze mehr an den darstellenden und beschreibenden Charakter sich hält, und in einzelnen Fällen auch insbesondere an das Satirische anstreift, in der spätern Periode, nach Martialis, aber auch diesen Charakter immer mehr aufgibt und im Allgemeinen angewendet zu Darstellungen, Schilderungen, Beschreibungen jeder Art, oft blos noch in der Kürze den von andern Zweigen der erzählenden oder beschreibenden Poesie unterscheidenden Charakter bewahrt hat.

Wir haben schon bemerkt, daß mit Ennius (gest. 585 u. c.) die ersten Anfänge einer epigrammatischen Poesie in Rom sichtbar sind; die Grabschrift des Nävius (gest. 550) und die bekannten Grabschriften der Scipionen [3]) aus dem 5. Jahrh. (456. 495 u. c.) in Saturnischem Metrum dürften kaum uns berechtigen, in eine frühere Periode zurückzugehen. Neben Ennius wird aber schon Plautus unter den Dichtern genannt, welche in dieser Dichtgattung sich versucht, wie denn bei Gellius (N. Att. I. 24) sich ein Epigramm desselben erhalten hat; ferner in der weiter folgenden Zeit Pacuvius, der berühmte tragische Dichter (s. Gellius a. a. O.), Porcius Licinus, der um 640 u. c. geblüht haben mag, durch Gellius gleichfalls in dieser Beziehung uns etwas näher bekannt (N. Att. XVII, 21 und XIX, 9), Valerius Äditanus (ibid.), Q. Lutatius Catulus, Consul 652 u. c. (s. Gell. XIX, 9. Cic. De Nat. Deorr. I, 29); in diese frühere Periode gehören weiter Lucilius [4]), der Begründer der römischen Satire, dessen Namen drei noch vorhandene Epigramme führen, desgleichen wahrscheinlich Valerius Soranus, von welchem noch ein Epigramm sich erhalten [5]; insbesondere auch der so vielseitig gebildete, in hohem Alter (727 u. c.) gestorbene M. Terentius Varro [6]), unter dessen Namen 17 Epigramme sich noch erhalten haben, während zwei dem Namensverwandten P. Terentius Varro Atacinus (gest. 717 u. c.) beigelegt werden, andere aber den Namen eines Labius, Pomponius, der beiden Brüder Cicero, des Tullius wie des Quintus, und des Erstern Freigelassenen Laurea Tullius tragen. Insbesondere beschäftigte sich Julius Cäsar mit dieser Poesie, ebenso C. Licinius Calvus [7]) (gest. 706) und sein Zeitgenosse C. Helvius Cinna [8]) u. A. Wenn von den epigrammatischen Leistungen dieser und Anderer nur Weniges und Vereinzeltes sich erhalten hat, so kann es doch wenigstens als Beweis dienen, welche Ausdehnung um diese Zeit schon dieser Zweig der Poesie in Rom erlangt hatte, und wie auch die angesehensten und gebildetsten Männer Roms damit sich beschäftigten. Auch dürfte ein namhafter Theil der noch erhaltenen Poesien des Catullus in diese Dichtgattung zu rechnen sein, wenn man insbesondere den Begriff des Epigramms etwas allgemein auffaßt und nicht die oben aufgestellten Elemente eines Sinngedichtes hier verlangt. Sieht man nämlich von den größern, mehr elegischen, oder selbst episch-heroischen Dichtungen Catull's ab, die allerdings einem andern Kreise der Poesie angehören, so dürfte die große Zahl der übrigen kleinern Dichtungen dieses Römers in das Gebiet der epigrammatischen Poesie fallen, da sie, zum Theil durch zufällige Umstände veranlaßt, oft sinnvolle Darstellungen, Beschreibungen u. dgl. m. enthalten, wie sie schon früher bei den Griechen vielfach in Gebrauch waren, denen bekanntlich Catullus, so sehr er auch sonst ein römisches Gepräge zeigt, in Anlage und Fassung seiner Gedichte so gern sich anschließt. Vgl. Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste ꝛc. I. S. 163. Lessing am o. a. O. S. 57 fg. und meine Geschichte der römischen Literat. §. 122 der zweiten Ausg.

Dieser in der letzten Periode der Republik in Rom zugleich mit den übrigen Bestrebungen in Poesie und Wissenschaft erwachte Eifer für das Epigramm, der selbst in Übersetzungen und Nachbildungen griechischer Epigramme sich kund gab, und selbst zu einer angenehmen Beschäftigung oder Übung der höhern Stände geworden zu sein scheint, blieb in der Periode des Augustus nicht zurück hinter den übrigen Bestrebungen, die dieses Zeitalter auszeichnen. Aber hier scheint es insbesondere, daß das Epigramm, wenngleich noch immer in den bemerkten allgemeinen Grenzen sich haltend, doch viel zu dem Satirischen sich neigte und dieses Element in sich aufzunehmen trachtete, begünstigt durch die ganze Richtung des Lebens und der Zeit. Auch jetzt werden die ersten Dichter Roms, sowie die angesehensten und bedeutendsten Männer des Staats unter denen genannt, welche mit epigrammatischer Poesie sich beschäftigten und darin selbst ihre Kräfte versuchten. Es genügt hier, nur an die Namen eines Augustus, Mäcenas, Asinius Pollio u. A., eines Virgilius, Cassius von Parma, Cornificius, Ovidius, Cornelius Gallus, Tibullus, Matius, Pedo Albinovanus, Amitius Macer, Domitius Marsus, Cornelius Severus u. A. zu erinnern [9]), da ihnen allen epigrammatische Dichtungen, von denen auch Einzelnes, obwol im Ganzen nicht sehr Umfangreiches und Erhebliches noch vorhanden ist, beigelegt werden; Manches auch selbst, wie z. B. die sogenannten Catalecta des Virgilius sogar in seiner Echtheit bestritten ist, obwol wir an der Echtheit derselben, wenigstens der Mehrzahl nach, nicht zu zweifeln vermögen. Bedeutender ist das, was aus der Periode nach Augustus, wo diese Poesie fortwährend einer gleichen Pflege

2) a. a. O. S. 9 fg. der carlsruher Ausg. 3) Vgl. meine Gesch. der römischen Literat. §. 22, insbesondere Not. 12 fg. über Cornius Licinius im Folgenden vgl. Orelli und Baiter, Onomastic. Tullian. p. 493; über Lutatius Catulus ebendaselbst p. 867. 4) Vgl. über diesen und den folgenden Meyer, Praefat. ad Antholog. Lat. I. p. X. XI. 5) Vgl. Meyer l. c. p. XII; wegen der folgenden ebendaselbst p. XIII seq. 6) Vgl. insbesondere A. Wichert, Comment. de C. Licinio Calvo. §. 10. p. 129. Poett. Lat. Reliqq. 7) Cf. A. Wichert; Comm. de Helvio Cinna. p. 194 seqq. l. c.

8) Vgl. nur das Verzeichniß bei Meyer l. c. p. XV seqq. Meine Geschichte der röm. Literat. §. 163.

Digitized by Google

sich erfreute, auf uns gekommen ist, obwol auch hier sehr Vieles verloren gegangen, oder doch nur in einzelnen Resten sich noch erhalten hat, wie denn z. B. Cn. Cornelius Lentulus Gätulicus (Consul 26 p. Chr.), Petronius, Alfius Flavus, L. Annäus Seneca (unter dessen Namen auch noch einige Epigramme, deren Echtheit jedoch ebenfalls von Einigen bezweifelt wird, sich erhalten haben), Sentius Augurinus, von dem jüngern Plinius, der übrigens selbst auch in dieser Poesie sich versuchte (Epp. VII. p. 4. 9), gerühmt (Epist. IV, 27. IX, 9), Sulcatius Sdigitus, Z. Septimius Severus u. A. hier zu erwähnen sind [9]). Wir besitzen noch unter dem Namen des Martialis eine Sammlung von etwa zwölfhundert, jetzt in 14 Bücher vertheilten Epigrammen, das Einzige, Vollständige und Bedeutende, was aus dieser ganzen Dichtgattung in Rom uns erhalten ist, und in den Schluß des ersten Jahrhunderts n. Chr. fällt, da im J. 100 Martialis von seinem Vaterlande Spanien aus das zwölfte Buch dieser Epigramme nach Rom sendete. Ohne in die persönlichen Verhältnisse des Dichters und in das Einzelne der von ihm hinterlassenen Gedichte hier, wo blos im Allgemeinen seine Leistungen auf dem Gebiete der epigrammatischen Poesie und sein Verhältniß zu dieser selbst gewürdigt werden soll, weiter einzugehen [10]), bemerken wir nur, daß die beiden letzten Bücher dieser Epigrammensammlung auch den besonderen griechischen Titel Xenia und Apophoreta führen, und daß unter dem Namen Spectacula an den Anfang des Ganzen eine Anzahl von Epigrammen gestellt ist, die auf die von Titus und Domitian gegebenen Schauspiele sich beziehen, aber zum Theil in ihrer Echtheit als Werke des Martialis bestritten werden, der jedenfalls sie gesammelt, auch wol zum großen Theil gedichtet haben mag, wenngleich in der Gestalt, in der sie jetzt vorliegen, manches Abweichende und Befremdende in Vergleich mit den übrigen Epigrammen Martialis darin vorkommt [11]). Außerdem finden sich in der lateinischen Anthologie, in welche bekanntlich die große Sammlung des Martialis nicht aufgenommen ist, noch einige andere, von andern Orten her bekannt gewordene Epigramme, welche den Namen des Martialis führen, theils aber auch schon in dem bemerkten liber Spectaculorum sich finden, theils selbst als Werke des Martialis, dessen Name auch oft andern epigrammatischen Dichtungen vorgesetzt ward, zweifelhaft sind [12]). Dagegen mögen auch einzelne Dichtungen des Martialis verloren gegangen sein [13]): wie dies bestimmte Andeutungen vermuthen lassen. Wie dem auch sei, die Epigramme des Martialis bieten uns immer noch das Bedeutendste am Umfang, wie an Gehalt, was von der epigrammatischen Poesie in Rom, soweit wir sie kennen, sich erhalten hat, zumal da hier der Begriff des Epigramms nicht so sehr ins Allgemeine sich verliert und blos an dem nothwendigen und ursprünglichen Charakter der Kürze festhält, sondern der Begriff des Sinngedichtes wie er oben nach Lessing angegeben worden ist, dem Dichter vorschwebte, der sich eine feste und deutliche Idee von dieser Dichtgattung gebildet zu haben scheint, der er auch meistens treu geblieben ist, so verschiedenartig sonst auch sein Gedichte nach Anlage und Inhalt, wie nach Fassung und Form zu nennen sind. Daher wird Martialis allgemein als der erste epigrammatische Dichter Roms, soweit nämlich unsere Kunde reicht, betrachtet, und selbst das über aus rühmliche Zeugniß des jüngern Plinius [14]), sowie die Äußerung des Älius Verus [15]), der ihn seinen Virgil genannt haben soll, kann uns ein Zeugniß geben, wie hoch schon die Zeitgenossen, sowie die nächstfolgende Zeit den Dichter stellte. Daß ihn daher auch die zahlreichen neuen lateinischen Dichter, welche in der epigrammatischen Poesie mit besonderer Vorliebe sich versucht, zum Muster und Vorbild genommen, kann nicht befremden. Durchgehen wir näher die Epigrammen des Martialis [16]), so werden wir allerdings finden, daß nicht alle die zahlreichen kleinen Gedichte, welche in seiner Sammlung vereinigt sind, auf gleiche Weise vorzüglich und geistreich zu nennen sind, wie dies auch der Dichter selbst nicht in Abrede gestellt hat [17]); es finden sich darunter wol manche, bei denen durchaus kein poetischer Schwung zu finden ist; aber den meisten zeichnen sich aus durch einen eigenthümlichen Witz der mit Satire und Ironie verbunden, besonders an dem Schlusse eintritt, wo die mehrfach gespannte Aufmerksamkeit und Erwartung mit einem Male plötzlich befriedigt wird; Martialis ist durchweg höchst sinnig und treffend in Allem, was er sagt, sein Witz ist nicht selten beißend und mit bitterem Spotte und Hohn gemischt, aber durchaus wahr, und dadurch so fern von dem falschen und gesuchten Witze, in welchen das Sinngedicht der neuern Zeit so leicht sich verliert. Und wenn der Dichter in seinen ebenso witzigen als beißenden und treffenden Darstellungen nicht immer innerhalb der Grenzen sich hält, die unsere Begriffe von Schicklichkeit und Anstand dem Dichter setzen; wenn er nicht blos mit großer Schonungslosigkeit und Bitterkeit verfährt, sondern mit einer nach unsern Ansichten unerlaubten Freiheit die geschlechtlichen Verhältnisse nicht selten zum Gegenstande seiner Epigramme gemacht hat, und hier bis zu dem Obscönen gelangt, wird dies nicht sowol gerechtfertigt, als aus den Verhä

9) Vgl. *Meyer* l. c. p. XXI sq. Meine Geschichte der römischen Literat. §. 166. 10) s. meine Gesch. der röm. Literat. §. 165 und das dort Angeführte. 11) Vgl. *Rader*, Prolegg. in seiner Ausgabe des Martialis, Cap. V, und jetzt F. Kehrein in Jahn's und Seebode's Jahrb. für Philologie. 4. Supplementband. 4. Heft. S. 541 fg., und drei Programme von J. Schmieder zu Brieg (1837. 4.), die mir jedoch nicht näher bekannt sind. 12) Cf. *Meyer* l. c. p. XXIV. 13) s. *Rader* l. c. cap. II.

14) Epist. III, 21: „Erat homo *ingeniosus, acutus*, acer et qui plurimum in scribendo et *salis* haberet et *fellis* nec *eruditionis minus*." 15) Bei Älius Spartianus in *Aelii* Vita, cap. 5. Anderes ist in unserer Gesch. der röm. Literat. §. 165. Rot. 12 angeführt. Über das Verhältniß des Martialis zu dem ältern Catullus s. *Martialis*, Carmm. X, 78, und dazu Lessing's Bemerkungen a. a. O. I. S. 173. (S. 59 der carlsruher Ausg.) 16) Über den Charakter der Epigramme des Martialis s. insbesondere Lessing a. a. O. S. 193 fg. (S. 72 der carlsruher Ausg.), auch *Nisard*, Études I. p. 333, und besonders Daunou's Kritik im Journal des Savans. 1835. S. 44. 17) Das Epigramm (I, 17) lautet:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura,
Quae legis hic: aliter non fit, Avite, liber.

Digitized by Google

nissen seiner Zeit, wie des Alterthums überhaupt erklärt werden können, ohne daß dadurch der Vorwurf einer besondern Immoralität, die sich in seinen Versen kund gegeben, dem Dichter wird gemacht werden, der sich ohnehin darüber selbst an einer eigenen Stelle ausgesprochen hat [18]), und gewiß nicht mehr Tadel verdient, als ein Catullus [19]) und ein Ovidius [20]), bei welchen Dichtern uns ähnliche Erscheinungen, ja ähnliche entschuldigende Äußerungen entgegentreten. Sonst wird man alle Ursache haben, mit dem wohl gewählten Ausdruck, der eleganten und selbst classischen Sprache des Dichters zufrieden zu sein, der sich auch darin als ein Mann von guter, wissenschaftlicher Bildung gezeigt hat; freilich erschweren die vielfachen Beziehungen und Anspielungen auf römische Verhältnisse jener Zeit, die uns nicht mehr so genau und vollständig bekannt sind, an nicht wenig Stellen die Leichtigkeit der Auffassung des Ganzen, und machen damit den Martialis zu keinem leichten Schriftsteller, während wir andererseits in diesen Gedichten die merkwürdigsten Nachrichten über römisches Leben und Sitte finden, und so in ihnen eine Hauptquelle für unsere gesammte Kunde des römischen Alterthums von Seiten des häuslichen Lebens und Verkehrs und der Privatverhältnisse anerkennen müssen, da diese Epigramme überall und unmittelbar auf das Leben selbst sich beziehen und daraus aufgegriffen sind. Daß der Dichter gegen Domitian Schmeichelei und selbst Servilität zeigt [21]), erklärt sich wol aus den persönlichen Verhältnissen des Dichters, der an diesem Kaiser, sowie auch an Titus, einen wohlwollenden, ihn unterstützenden Gönner gefunden hatte, so wenig auch sonst dies entschuldigt oder gerechtfertigt werden mag. Immerhin wird man dem Talente des Dichters, der, obwol in griechischer Literatur und Poesie wohl gebildet, doch sich keineswegs auf bloße Nachbildung oder Übertragung des Griechischen, wie so viele andere Dichter Roms beschränkt hat, volle Anerkennung zollen müssen, und es erscheint in seinen Dichtungen die römische Poesie in einer Originalität und Selbständigkeit, wie sie kaum irgend ein anderer Zweig der römischen Poesie, etwa mit einziger Ausnahme der Satire, ansprechen kann.

Eine andere Sammlung von kleinen Gedichten der Art, obwol in ihnen weniger der Charakter des Epigramms, als eines eigentlichen Sinngedichtes, wie bei Martialis hervortritt, bilden die sogenannten **Priapeia** oder **Diversorum poetarum veterum in Priapum lusus**, d. h. eine Anzahl von kleinen Gedichten, die auf den Priapus, den die Fruchtbarkeit der Felder, Fluren und Gärten beschützenden Gott sich beziehen, mitunter auch etwas obscöner Natur sind, übrigens aus sehr verschiedenen Zeiten, wie auch von sehr verschiedenen Verfassern herrühren, von denen einige immerhin in die classische Periode der römischen Literatur fallen, und vielleicht selbst einen Catullus, Virgilius, Ovidius, Tibullus u. A. zu Verfasser haben; daher auch der Werth derselben bei dem ungleichen Bestand der ganzen Sammlung, über deren Bildung wir überhaupt nichts Näheres wissen, sehr verschieden ist, und nach der ursprünglichen Bestimmung derselben, als Aufschriften oder Inschriften an Gebäude, Tempel, Bilder u. dgl. m. sich bemessen läßt [22]).

Auch nach den Zeiten des Martialis scheint die epigrammatische Poesie in Rom keineswegs geschlummert zu haben, da fortwährend nicht blos hochangesehene Männer des Staates, sondern auch insbesondere Gelehrte jeder Art, Grammatiker, Redner u. A. damit sich beschäftigten, so daß bald, und wie es scheint, schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Poesien der Art von dem gelehrten Grammatiker verlangt, und als ein Zeichen seiner Bildung überhaupt angesehen wurden: wobei freilich das Epigramm von der durch Martialis ausgebildeten Form immer mehr zurücktreten, und den eigentlichen Charakter eines Sinngedichtes, wie er eben bestimmt worden, nach und nach immer mehr verlieren, statt seiner aber den allgemeinen Charakter einer darstellenden, beschreibenden oder schildernden Poesie, wie dies überhaupt der Charakter der gesammten römischen Poesie in dieser spätern Periode mit wenig Ausnahmen ist, annehmen mußte, sodaß das Unterscheidende von den größern Dichtungen der Art fast nur in der kürzern, in wenige Verse gefaßten Darstellung eines bestimmten, von Außen gegebenen Gegenstandes, eines Bildes, eines Gebäudes, eines Kunstwerkes, eines Naturgegenstandes oder auch einer Person, liegt. Der gelehrte Schulmann, der gebildete Rhetor und Philosoph suchte schon damals, und später ist dies noch weit mehr der Fall gewesen, durch solche Poesien seine Kunst und seine Bildung zu zeigen und sich dadurch vor einem Publicum zu empfehlen, das er auf diese Weise von seiner Kunstfertigkeit und Gelehrsamkeit am besten zu überzeugen hoffte; womit freilich schon hinreichend Geist und Wesen dieser des wahren poetischen Lebens fast gänzlich entbehrenden, oft in spielende Witzeleien ausartenden Poesien bezeichnet ist. Neben einzelnen Epigrammen des Kaisers Hadrianus [23]) und des Philosophen Appulejus, welche keineswegs zu verachten sind, des Florus, Modestinus, Publilius Optatianus Porphyrius, Pentadius, Sidonius u. A. finden wir einige schöne Epigramme des Latinus Alcimus Avitus (um 360) und des Ablavius, der 331 n. Chr. das Consulat bekleidete; ferner Epigramme des Ausonius, die aber zum Theil bestritten oder zweifelhaft sind, ebenso wie die des Claudius Claudianus, unter dessen Namen sich offenbar auch einige von christlicher Hand gefertigte Epigramme eingeschlichen haben. Ferner erscheinen hier als Verfasser von Epigrammen, die sich einzelnweise noch er-

18) Epigr. I, 5 am Schluß:

Innocuos censura potest permittere lusus,
Lasciva est nobis pagina, vita proba est.

s. dazu die weitern Nachweisungen in meiner Gesch. der römischen Literat. §. 165. Not. 11, vgl. §. 122. Not. 3. 19) Carm. XVI, 7. 20) Trist. II, 354 seq. 21) Vgl. Daunou a. a. O. S. 45.

22) Das Nähere s. in meiner Gesch. der römischen Literat. §. 164. Die Sammlung, die auch mehrmals besonders abgedruckt ist, findet sich am besten in Burmann's Anthолog. Lat. T. II. Lib. V. p. 478—576 und in der neuen Ausgabe von H. Meyer Nr. 1616 fg. 23) s. *Meyer* l. c. p. XXV seq. Meine Gesch. der römischen Literat. §. 166 und 167.

Digitized by Google

halten haben, die Namen eines Palladius, wahrscheinlich eines Rhetors, des Symmachus, obwol bei den unter diesem Namen jetzt in der Anthologie zusammengestellten acht Epigrammen ebenso wol an den Vater L. Aurelius Avianus Symmachus, wie an den Sohn, den berühmten Redner und Staatsmann Aurelius Symmachus, vielleicht auch selbst noch an einen Dritten dieses Namens zu denken ist; desgleichen des Rusinus, Sedulius, Rufus Festus Avienus, Mavortius, Patricius, Priscianus, Phocas u. A.; von Eurovius [24]), der am Ende des 5. und in den ersten Decennien des 6. Jahrh. unter drei vandalischen Fürsten in Afrika lebte, besitzen wir an 96 Epigramme, welche wieder mehr an Martialis, den der vandalisch-römische Dichter, der nicht ohne Talent war, sich zum Vorbild nahm, sich anschließen, übrigens ebenso wol von dem Sittenverderbniß des Volkes, wie auch von dem Verfall der Sprache ein Zeugniß bieten können; die Namen Etemundus und Tuccianus, von welchen Epigramme gleichfalls vorhanden sind, scheinen ebenfalls auf vandalische Abkunft zu führen, und insofern selbst zu beweisen, wie in dem nördlichen, romanisirten Afrika, das einer so hohen Cultur in den ersten christlichen Jahrhunderten sich erfreute, selbst unter dem wilden Scepter der Vandalen, aller Verheerungen ungeachtet, dort noch eine Spur von Poesie und poetischen Bestrebungen sich erhalten hatte. Der durch sein Räthselbuch in Versen und andere kleine Gedichte bekannte Cälius Firmianus Symposius [25]), den man ins vierte Jahrhundert zu verlegen gedachte, dürfte aber wahrscheinlich einer weit spätern, christlichen Periode angehören; ebenso die zwölf Poetae scholastici, die bald ins 6. Jahrh. gesetzt werden, nach Meyer aber [26]), der sie um 1200 setzt, ganz der neuern Zeit angehören.

Es finden sich alle diese kleinern Dichtungen, wie sie in den Bereich des Epigramms fallen, und soweit sie sich noch erhalten haben, in der lateinischen Anthologie von P. Burmann vereinigt [27]); aber leider ist hier so Verschiedenartiges, aus den verschiedensten Zeiten und von den verschiedensten Verfassern, zusammengestellt, oder vielmehr oft durcheinandergeworfen, daß es vor Allem die Aufgabe der Kritik sein muß, das einzelne Echte und Alte von dem Unechten und Neuern auszuscheiden, jenes in chronologisch-geordneter Weise, und ebenfalls wiederum mit Ausscheidung alles dessen, was nicht zunächst in den Kreis der epigrammatischen Poesie gehört, zusammenzustellen, um so einen vollkommenen und sichern Überblick über den ganzen Schatz epigrammatischer Poesie, wie er uns sich erhalten hat, zu gewinnen, dadurch aber zu einer richtigen Würdigung des Ganzen, was jetzt kaum möglich ist, zu gelangen. Zum Theil ist diesem Übelstande bereits in der neuen von H. Meyer veranstalteten Ausgabe der lateinischen Anthologie [28]) durch eine bessere chronologische Ordnung des Einzelnen und theilweise Ausscheidung des nicht in diesen Dichtkreis Fallenden od Unechten abgeholfen worden, Manches übrigens auch no in dieser Beziehung zu thun übriggelassen [29]). Was we ter über Charakter und Inhalt der ganzen Sammlun wie deren einzelne Bestandtheile, noch zu bemerken i ist bereits oben 4. Bd. S. 262 fg. dieser Encyklopäd erörtert worden. Dort ist auch S. 264 ein Verzeichni aller der einzelnen Dichter, unter deren Namen einzel Epigramme auf uns gekommen und der bemerkten Samm lung oder Anthologie einverleibt sind, gegeben; wom nun die genauere Aufzählung bei Meyer in der Präfat seiner Anthologie (p. IX seqq.) zu verbinden ist. Ma sieht daraus, wie in diese, ihrer Natur nach doch zunäch nur für die altrömische Epigrammenliteratur angeleg Sammlung Dichtungen gekommen sind, die dem spätes christlichen Zeitalter der Karolinger und selbst noch ein spätern Periode angehören, und demnach von jenen Reste der eigentlichen römischen Poesie wol auszuscheiden sin obwol sie dieser ganz nachgebildet sind. Dies gilt z. B schon von der Sammlung christlicher Epigramme, welch dem Prosper, wahrscheinlich einem Dichter des 5. Jahrh beigelegt wird: Sacrorum Epigrammatum super Au gustini sententias liber [30]); woraus wir zugleich sehe wie auch der Inhalt des Epigramms nun ein christlich ward, und dasselbe zur Darstellung dessen benutzt war was in den Kreis der christlichen Lehre wie des christliche Cultus gehört. Ganz besonders aber zeigt sich dies, a im 8. Jahrh. unter Karl dem Großen die erstorbene Wi senschaft und Literatur, und mithin die Poesie, wieb hervorgerufen und durch Zurückgehen auf die ältern M ster und deren Nachbildung zu neuem Leben erweckt war Wenn diese Poesie im Allgemeinen den Charakter ein darstellenden und beschreibenden Poesie annahm, oder vie mehr als gelehrte Kunstübung ihn unter den gegeben Verhältnissen annehmen mußte, so ward das Epigram in seiner bezeichnenden Kürze, obwol sonst ganz allgemei gefaßt und gehalten, ungemein beliebt, und nun insb sondere angewendet auf kurze, aufschriftartige Darste lungen einzelner Heiligthümer, Kirchen, Klöster, Altär Reliquien, Grabesstätten und dergl. mehr, sowie au selbst auf einzelne Personen, sowol Fürsten, wie B schöfe, Äbte, Märtyrer und dergl. mehr [31]). Alcuin, d Schöpfer und Gründer dieser neuen Poesie und Literat überhaupt, ragt auch in dieser Beziehung hervor; unt seinen Gedichten finden sich zahlreiche Epigramme dies Art, und auch die ihm folgenden Dichter dieses Zeita ters, unter welchen wir nur die Namen eines Theodulp Walafrid Strabo, Rabanus Maurus u. A. nennen, sin diesem Beispiele gefolgt, wie zahlreiche Proben unter de noch vorhandenen Gedichten derselben beweisen, die i ähnlichem Geiste und Charakter abgefaßt sind. Daß i

24) *Meyer* p. XXXII seq. 25) s. *Wernsdorf*. Poett. Latt. minn. T. VI. P. II. p. 418 sq. 473 sq. Bell in der Biblioth. classic. auctt. Vol. X. p. 129 seq.; cf. *Meyer* l. c. p. XXXVIII. 26) l. c. T. I. p. XXXVI seq. und T. I. p. 144. 27) über diese s. oben 4. Bd. S. 263. 28) Anthologia veti. Latt. Epigrammatum et Poematum, Editionem Burmannianam digessit et auxit *Henricus Meyerus*, Turicensis. (Lipsiae 1835.) 2 Tomi.

29) Vergl. meine Bemerkungen in den Heidelberger Jahrb 1835. S. 893 fg. 30) s. Supplement I. meiner Gesch. d römischen Literat. (Die christlichen Dichter Roms.) §. 52. Si Das Nähere s. in dem Suppl. III. meiner Gesch. der römische Literat. (Karolingisches Zeitalt.) §. 24. S. 69 fg. §. 28 fg.

Digitized by Google

diesem Sinne und Geiste das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Zeit die epigrammatische Poesie sich nicht blos erhalten hat, sondern selbst mit einer gewissen Liebe cultivirt worden ist, bedarf kaum noch einer Erinnerung, da fast von jedem einigermaßen bedeutenden und namentlich Gelehrten solche Epigramme gedichtet worden sind. (*Baehr.*)

EPIGRAMM (Theorie). Der vorhergehende Artikel hat Ursprung und Fortbildung desselben gezeigt, und es geht daraus hervor, daß eine höchst bedeutende Verschiedenheit unter den Gedichten stattfindet, die mit dem Namen des Epigramms bezeichnet wurden, und daß die wenigsten etwas mit einer Auf- oder Inschrift gemein haben. Lessing stellte daher die Frage: ob es denn ganz und gar keine Ursache habe, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Künstigkeit anheimgefallen sei? Bavasser (in seiner Schrift De epigrammate[1]) hatte gesagt: das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert; Lessing aber entgegnete hierauf: Gleichwohl sei gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt unstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war. Nachzuweisen, was dieses hier sei, war nun der Zweck von Lessing's Abhandlung über das Epigramm. In dem von der ursprünglichen Bestimmung des Epigramms so ganz abweichenden Begriffe der spätern konnte jenes Gemeinschaftliche nicht liegen, es mußte daher in der Form aufgesucht werden, die in dieser fand es Lessing auf folgende Weise: „Die wesentliche Aufschrift," sagt er, „ist ohne das, worauf sie geht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Gedanke entsteht, den wir, in der gewöhnlichen Art zu reden, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein einzelner Gegenstand, welcher unsre Neugierde reizt: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsre Neugierde befriedigt." Hienach erklärt er nun das Epigramm für ein solches Gedicht, in welchem, nach der der eigentlichen Aufschrift unsre Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit einem zu befriedigen.

Er nimmt mithin zwei wesentliche Stücke zu einem solchen Gedicht an, das den ersten Theil ausmachende entweder dem Denkmal selbst, das den zweiten Theil ausmachende der Aufschrift auf demselben, und da jene die Erwartung erregt, diese aber sie befriedigt, so setzt er von dem ersten Theile Erwartung, von dem zweiten Aufschluß, wobei er zugleich zwei Aftergattungen namhaft macht, die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andre, welche uns Aufschlüsse gibt, ohne unsre Erwartung danach erweckt zu haben. Sodann entwickelt er aus seiner Erklärung die Eigenschaften, die ein solches Gedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen: 1) Der erste Theil wird um soviel vollkommener sein, je genauer er einem neuen, an Größe und Schönheit vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein; wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzelnen Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, sowie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennt. 2) Soll der zweite Theil der eigentlichen Aufschrift entsprechen, so folgt daraus, daß die Kürze die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. 3) Sollen die beiden Theile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufschrift entsprechen, so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese natürlich unter sich haben. Die Erwartung des Sinngedichts muß mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt.

Über das, was die lateinischen Kunstrichter acumina, und die französischen pointes nennen, sagt er: „Wenn unter diesen Worten nichts anderes verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann, so ist es wol klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichtes zu versagen, wenn sie auch noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum streitig macht."

Gegen diese Theorie erklärte sich Herder. Er verwirft die Beziehung auf das Denkmal, weil ein solches sich selbst am vollkommensten aussprechende und keiner Inschrift als einer nothwendigen Hälfte seiner Hauptwirkung bedürfe. Es könne ja jeder Gegenstand in der Welt ein Objekt der Inschrift werden, so bald ich mir solchen als gegenwärtig denke, und ihn für mich oder Andre bezeichne. Herder findet ferner die Bezeichnung der beiden wesentlichen Stücke eines solchen Gedichts durch Erwartung und Aufschluß nicht passend, weil beide dem Epigramm nicht ausschließend eigen seien, übrigens aber die Erwartung nicht auf bloße Neugierde zu beschränken sei. Statt dieser Bezeichnung wählt Herder die andre: Darstellung (Exposition) und Befriedigung. Das Denkmal selbst, sagt er, würde uns vorgeführt, es wirkte auf jede Empfindung, auf die es seiner Natur nach wirken könnte, bis es den Umfang derselben ausgefüllt hätte, und dies wäre das Ziel der Aufschrift. Als Aufschrift betrachtet erklärt er diesemnach das Epigramm als die

1) Bavasser's Schrift erschien zu Paris 1669; vor ihm hatten Vorrasa, Gallus, Cottunius, Karl a St. Antonio, Mercier verschiedene Schriften darüber herausgegeben, und seiner allgemeinen Theorie fehlte eine Theorie des Epigramms.

Digitized by Google

poetische Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung.

Der Geschichte nachgehend zeigt er das Epigramm in seiner rohesten Gestalt als rein historisch. Aufschriften dieser Art wurden jedoch nicht nur Vorgänger, sondern auch wirkliche Vorbilder der ältesten poetischen Epigramme. Indem die Poesie den Gegenstand nur mit einiger Empfindung nannte, so entstand unvermerkt hieraus eine schönere Exposition, die der Grund und gleichsam die Urform des griechischen Epigramms ist, ob sie gleich lange mit aller historischen Einfalt vorgetragen wurde. Diese Form des Epigramms nennt er die einfache oder darstellende, und unterscheidet nun mehrere künstliche Formen, die er mit folgenden Benennungen bezeichnet: 1) Das parabigmatische oder Exempelepigramm, welches der Darstellung des Gegenstandes seine Anwendung sogleich hinzufügt, denn ein Beispiel mit seiner Lehre ist es immer, worauf es hinauslauft. 2) Das schildernde Epigramm, worauf wol zunächst Kunstwerke führten. „Im Kunstwerke nämlich hatte der Künstler selbst schon auf einen Gesichtspunkt gearbeitet, und dieser galt nicht nur dem Auge, sondern auch der Sele. Das Moment Eines Affekts, Einer Situation wollte er lebendig machen; dies durfte der Dichter nur bemerken, es zum lichten Punkte seiner Beschreibung auszeichnen, und das schildernde Epigramm war ihm vom Künstler selbst gegeben. Siehe da die schönen Sinngedichte der Griechen auf ihre Kunstwerke. — Von diesem Kunstanblick ging das Sinngedicht auch auf Gegenstände der Natur aus, um sie mit eben der Schärfe eines goldenen Lichtstrahls dem Geiste oder Herzen zu zeigen." 3) Das künstlich gewandte Epigramm. Bei Gegenständen, in denen sich eine Art von Zwiefachem darbietet, erhält der Gegenstand, wenn jenes Zwiefache unter Einen Gesichtspunkt gebracht wird, eine unerwartete Wendung und eine Art von Handlung. Je unerwarteter der Gedanke ist, der aus zwei disparaten Dingen gleichsam vor unsern Augen entsprießet, um so schöner wird das Epigramm. „Bei den meisten Epigrammen von der schönsten Wendung wird man dies Zwiefache im Objekt nicht verkennen, entweder daß zwei wirklich getrennte Gegenstände im Gesichtskreise des Dichters verbunden werden, oder in dem Einen Gegenstande etwa eine neue Eigenschaft, also ein Doppeltes, erscheint, das dem Ganzen eine unerwartete Wendung verschafft. Ohne Zweifel ist die letzte Art, da in einem und demselben Gegenstande ein Zwiefaches entwickelt wird, feiner als die andere, bei der das Epigramm gleich vom Anfange an auf den doppelten Gegenstand gerichtet werden mußte: denn da sich hier die neue Eigenschaft nur in der Mitte oder gegen das Ende entwickelt, so tritt sie ungesuchter hervor und führt einen Ausgang herbei, der unerwartet lieblich befriedigt. Die Pointe dieser Art ist kein ritzender Stachel, kein Funke, der aus hartem Stahle springt (wie Wernike die Pointe seiner Überschriften nannte); vielmehr windet sich das Epigramm wie ein Kranz umher, in dem uns der Dichter zuletzt eine vor unsern Augen hervorsprießende Rose zeiget. Oder es nähert sich, wenn es Empfindung zu sagen hat, dem anmuthigen Tone eines Liedes." 4) Wird diese Wendung weit fortgeführt, so entsteht die Art Epigramm, daraus, die man die täuschenden nennen könnte. Sie sind um so angenehmer, je ungesuchter die Täuschung war; je schöner die letzte Zeile, vielleicht nur das letzte Wort uns entzaubert. 5) Das rasche oder flüchtige Epigramm. Unerwartet treffen zwei Gedanken zusammen und lösen einander auf; zwei Materien brausen in einander und es sprühet ein Funke. „Diese Gattung liebt Kürze und einen leichten Vortrag; hier Frage und Antwort, oder einen Spott und lachenden Ausruf. Hier ist der Ausgang des Epigramms eine eigentliche Spitze oder Pointe. Nichts ist der Wirkung dieser leichten und losen Schaar von Einfällen mehr zuwider, als ein langweiliger Vortrag. — Diese Art vereinigt Kontraste oder bemerkt, lehrt und strafet mit der Schnelle des Pfeils, oft in einem einzigen Worte."

Klopstock entwarf in der Gelehrtenrepublik von den Epigramm folgende Charakteristik:

> Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
> Trifft mit der Spitze;
> Ist bald ein Schwert,
> Trifft mit der Schärfe;
> Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
> Ein klein Gemälde, ein Strahl, gesandt
> Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Man erkennt hieraus, wie die Versuche der Theoretiker, das Epigramm einer der übrigen Dichtungsarten unterzuordnen, fehl schlagen mußten. Selbst Lessing, wie großem Scharfsinn er auch seine Aufgabe, sowie die selbe von ihm gestellt worden, gelöst hat, faßte nur Eine Seite der Epigramme auf, wonach viele sich allerdings einer der übrigen Dichtungsarten anschließen lassen, alle nicht alle. Er sagt: „Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Überschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Überschrift und Sinngedichte sind, dieses durch den Gebrauch des Logau und jenes durch den Gebrauch des Wernike, das Erste gewöhnlichste geworden; aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Überschrift verdrängen." Allerdings ist Sinngedicht mehr in Gebrauch gekommen, und Herder selbst, der doch den Gesichtspunkt des Epigramms in seinem ganzen Umfange auffaßte, hat öfter Epigramm und Sinngedicht als gleichbedeutend gebraucht, ja er setzt bei den Ausdruck Sinngedicht für jedes Epigramm vorzüglich passend. „Durch alle Klassen," sagt er, „wo der Eine Hauptbegriff merkbar, daß das Epigramm ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstellt oder wende und deute; mithin ist der Name Sinngedicht, zumal für die schönsten Gattungen, sehr glücklich. Dem gegenwärtigen Objekt wird gleichsam Sinn gegeben, Sinn angedichtet, und dieser in der kürzesten, angenehmsten, lebendigsten Sprache uns zum Sinne gemacht, da in unsere Sele geschrieben." Bezweckten aber der Apolog und die Allegorie, nur die Kürze abgerechnet, nicht dasselbe? „Es scheint sich daher hier um Sinn in einem er-

Digitized by Google

nenteren Sinne zu handeln, und dieſen ſuchte man in der ſogenannten Pointe, die aber auch Herder nicht ſo will genommen wiſſen, wie man ſie gewöhnlich nimmt. „Aus dem Begriff der Aufſchrift," ſagt er, „folgt ſie nicht: denn will jeder geſtochen ſein, der eine Aufſchrift lieſet? Leiden alle Gegenſtände einen ſolchen Stachel? Und wäre überhaupt der Begriff eines Stichs der Sinn des Wortes Pointe? und aller Epigramme trefflichſte Wirkung? Mit nichten; der Ausdruck ſelbſt will etwas anderes ſagen. Jeder Gegenſtand nämlich, der vorgezeiget werden ſoll, bedarf Licht, damit er geſehen werde; der Künſtler alſo, der fürs Auge arbeitet, muß auf Einen Geſichtspunkt arbeiten und für ihn das Moment ſeines Subjekts wählen. Was dem Künſtler dieſer Geſichtspunkt von außen oder das Moment dieſes Gegenſtandes von innen iſt, das iſt dem Epigramm die Pointe: der lichte Geſichtspunkt, aus dem der Gegenſtand geſehen werden ſoll, auf welchen alſo das Epigramm vom Anfange bis zum Ende arbeitet, oder, wenn es Epigramm für die Empfindung iſt, das Moment ſeiner Energie, der letzte ſcharfgenommene Punkt ſeiner Wirkung." Ihm iſt alſo Pointe der Punkt der Wirkung, der das Ganze energiſch vollendet; und mit dieſer Erklärung beabſichtigte er, einen auf alle Epigramme anwendbaren Begriff von Pointe aufzuſtellen. Daß dies aber nicht gelungen ſei, geht ſchon daraus hervor, daß er Pointe bei dem Epigramm für die Empfindung in etwas anderes ſetzt, als bei dem, welches nicht für die Empfindung iſt. Er erkennt ſomit zwei verſchiedene Arten von Epigrammen und in jeder eine Verſchiedenheit der Pointe an, während man ſonſt dem Epigramm für die Empfindung gar keine, und nur dem, welches nicht für die Empfindung iſt, eine Pointe zuſchreibt, und zwar beſonders in der Bedeutung eines Stichs, den man eben als charakteriſtiſch von dem Sinngedichte fodert. Es könnte nun aber wol ſein, daß das Sinngedicht ſich hierauf nicht beſchränkte; durch Herder's lichten Geſichtspunkt aber, womit er jedenfalls auf das Sinngedicht, im Gegenſatze von dem Epigramm für die Empfindung hinzielt, wird es nicht weniger beſchränkt, vielleicht in andrer Hinſicht auch zu weit ausgedehnt.

Wenngleich das Sinngedicht aus dem Epigramm hervorgegangen iſt, und darum mit dieſem die Eigenſchaft der Kürze theilt, ſo iſt doch nicht jedes Sinngedicht ein Epigramm und umgekehrt. Warum können Gedichte einer gewiſſen Art vorzugsweiſe Sinngedichte genannt werden? Doch gewiß nicht in der Vorausſetzung, als ob alle andersartigen Gedichte keinen Sinn enthielten, ſondern weil zum Sinngedichte ein eigenthümlicher Sinn erfoderlich iſt, ein ſolcher nämlich, der ausdrücklich zum Sinnen, zum Nachſinnen anregen ſoll. Dieſes bewirkt ein Gedanke, der, in der größten Kürze ausgedrückt, reichen Stoff zum Denken enthält. Ein ſo ausgedrückter Gedanke kann nun aber ein bloßer Lakonismus ſein, und niemand wird doch einen ſolchen für ein Sinngedicht erklären; es wird alſo nothwendig das hinzukommen müſſen, was einen ſo ausgedrückten Gedanken zum Gedichte macht, die eigentlich poetiſche Darſtellung, wodurch derſelbe Gedanke, welcher dem Verſtande Stoff zum Denken liefert, zugleich die Einbildungskraft zu einem intereſſanten Spiele der Vorſtellungen anregt. Dieſes kann mit und ohne Pointe, in der gewöhnlichen Bedeutung dieſes Wortes, ſtattfinden, aber nie ohne Witz. Wenn Logau von dem vielbeſungenen Mai ſagt:

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie, jetzo ſeine Braut, künftig von ihm Mutter werde;

ſo wird man dieſes gewiß für ein Sinngedicht erklären müſſen, wenn ihm gleich die Pointe fehlt, und es im Grunde nichts anderes iſt als eine Schilderung der Wirkung des Mais auf die Befruchtung der Erde. Dieſe Schilderung aber iſt ein reines Produkt des Witzes, wodurch der zum Grunde liegende Gedanke einen weit größeren Nachdruck und die Einbildungskraft einen ungleich größeren Spielraum erhält. Eine Pointe dürfte dabei weder in Leſſing's noch in Herder's Sinne nachzuweiſen ſein, im gewöhnlichen Sinne iſt ſie es gar nicht, ebenſo wenig als in Schiller's Diſtichon auf das Diſtichon, welches aber auch gar nicht zu den Sinngedichten gehört, denn es enthält eine bloße Vergleichung. So bei Göthe:

Dieſe Gondel verglich ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durchs Leben dahin.

Auch dieſes kleine Gedicht enthält eine bloße Reflexion, die mit Veränderung eines einzigen Wortes zu einem Epigramm auf eine Gondel in Venedig trefflich geeignet ſein würde, woraus aber kein Sinngedicht geworden iſt. Es enthält auch nichts Didaktiſches, weſſen doch gedacht werden muß, da Mehrere das Sinngedicht der didaktiſchen Dichtungsart eingeordnet haben. Daß jedoch das Didaktiſche nicht durchaus nothwendig ſei, erſieht man aus dem obigen Sinngedichte Logau's; denn was würde darin wol gelehrt? Aber auch nicht jedes kurze didaktiſche Gedicht iſt ein Sinngedicht. Göthe ſagt:

Mache der Schwärmer ſich Schüler wie Sand am Meere; der Sand iſt
Sand; — die Perle ſei mein, du o vernünftiger Freund!

Wer darüber nachdenkt, kann gar treffliche Belehrung daraus ziehen; ein Sinngedicht aber iſt dieſe Maxime darum doch nicht, und auch der lehrreichſte Spruch in noch ſo gedrängter Kürze, wie viel er auch zu denken gebe, iſt darum nicht ein Sinngedicht zu nennen, weil ihm das fehlt, was ihn zum Gedicht macht. Die Lehre darf ſich daher nicht an den Verſtand allein wenden, ſondern muß in der Art gegeben werden, daß auch die Einbildungskraft dadurch beſchäftigt wird. Dieſes iſt nothwendige Bedingung für jedes didaktiſche Gedicht, wenn es überhaupt Gedicht ſein ſoll; es wird daher auch dem Sinngedichte nicht fehlen dürfen. Nach dem verſchiedenen Stoffe aber wird die Einbildungskraft auch verſchieden einwirken; es fragt ſich alſo: welches iſt der eigenthümliche Stoff des Sinngedichts, und auf welche Weiſe kann ſie bei demſelben einwirken? Das kurze Sinngedicht iſt auf einen einzigen Gedanken beſchränkt, und deſſen Inhalt iſt allezeit etwas Individuelles, beziehe ſich dieſes nun auf eine Perſon, eine Handlung, eine Thatſache, eine Beſchaffenheit,

Digitized by Google

woran irgend eine Seite die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht. Der Verstand kann sie billigen oder misbilligen, sie kann gefallen oder misfallen, und je nach Lob oder Tadel bemächtigt sich ihrer die Einbildungskraft, um diese Seite poetisch hervorstechend darzustellen. Das Hervorstechen muß, bei der erforderlichen Kürze, schnell und mit einem Zuge bewirkt werden, und dazu dient der bedeutende Witz, nicht durch Vergleichung, sondern durch Verähnlichung; das Ganze aber wird dadurch poetisch, daß es einen ästhetischen Charakter erhält. Dieser kann von verschiedener Art sein, naiv, witzig, ironisch, humoristisch, komisch, satirisch. Hieraus ist schon zu erkennen, daß, wenn es auf eine Belehrung abgesehen ist, diese nur sehr indirekt gegeben sein kann; aber selbst dieses findet nur bei dem tadelnden Sinngedicht statt, welches Mängel und Gebrechen, und insbesondere menschliche Thorheiten, Verirrungen und sittliche Fehler zum Gegenstande hat. Hierbei liegt die Belehrung in der gewöhnlich so genannten Pointe, die entweder durch Spott, Laune, scherzend wirkt, wie die komische Satire, aber auch ernster wirken kann, wie die höhere Satire, in welchem Falle man dem Sinngedichte anstatt einer Spitze einen Stachel zuschreibt, oder wo, nach Klopstock, das Schwert gebraucht wird. Auf diese Art von Sinngedichten paßt allein Lessing's Theorie, nicht aber auf das lobende, wie man aus seinem eignen, auf den Tod eines berühmten Arztes ersehen kann:

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kommt er gar, die Todten zu erwecken.

Die griechische Anthologie enthält dergleichen viele, namentlich auf Künstler und Kunstwerke. Allen fehlt, und muß fehlen, die Wendung des Gedankens in das Lächerliche, worin die Pointe liegt: da aber in dieser auch die indirekte Belehrung liegt, so sind sie auch nicht in dem Sinne lehrend, wie das tadelnde Sinngedicht; nicht im entferntesten ist an eine didaktische Tendenz dabei zu denken. Alles was man sagen kann, ist, daß ein Gegenstand auf eine originelle Weise durch eine sinnreiche Wendung in ein vortheilhaftes Licht gestellt wird. Diese Wendung überrascht nicht dadurch, daß der Grundgedanke in sein Gegentheil umschlägt, und die Erwartung durch Täuschung befriedigt, sondern lediglich durch die Art und Weise, wie das Lob ausgesprochen wird.

Diese Art von Sinngedichten, deren es nicht allzuviele gibt, steht dem eigentlichen Epigramm am nächsten, und viele können als Epigramme betrachtet werden, d. i. als wirkliche Aufschriften sei es von Bildern oder Denkmalen. Was sich aus diesem Gesichtspunkte betrachten läßt, das dürfte allein mit dem Namen des Epigramms zu benennen sein. Daß aber auch diese nicht alle einerlei Charakter haben können, läßt sich schon daraus ermessen, daß der Charakter derselben durch den Gegenstand, auf welchem sie angebracht werden, bedingt sein muß. Das Epigramm ist ursprünglich aus der elegischen Poesie erwachsen, oder vielmehr aus der metrischen Form der Distichen, welche sich für Darstellungen verschiedenen Inhalts eignete, und auch dazu benutzt wurde. Elegisch im ästhetischen Sinne, Wehmuth und Trauer ausdrückend, wurde das Epigramm erst als Aufschrift auf Grabdenkmälern. So wenig aber das elegische Versmaß auf den Ausdruck der Trauer sich beschränkte, ebenso wenig bleibt das Epigramm auf die Grabschrift beschränkt. Abgesehen von allen übrigen Arten der Denkmäler, gibt es viele Lokalitäten, an denen eine Aufschrift passend anzubringen ist, um Kunstwerke, Statuen und Gemälde, welche dadurch Erläuterung erhalten können. In jedem dieser Fälle erfordert das Epigramm nothwendig einen angemessenen Charakter. Wenn Thyognis sagte:

Bete zu Gott; er ist der Gewaltige; ohne die Götter
Kommt uns Sterblichen nichts, Böses so wenig als Glück:

so ist dieses gewiß ein passendes Epigramm für jeden Tempel, aber es ist rein didaktisch. Platon sagt:

Setze dich hier an den Fuß hochwipfliger Tannen, o Wandrer,
Wo ein flüsternder West spielt in dem schauernden Laub.
Hier führt am silbenmurmelnden Bach den bewältigten Augen
Holder Sprungen Gedrn leise den Schummer herbei.

Dieses ist gewiß ein Epigramm, aber es enthält nicht als eine Schilderung. Ebenso ist Voltaire's Epigramm auf eine Statue des Amor: „Wer du auch seist, sieh hier deinen Meister; er ist's, oder war's, oder wird es sein," eine Schilderung der allbesiegenden Wirksamkeit Amor's, durch eine andre Schilderung aber noch überboten wird. Da wird Amor pflügend und säend dargestellt, und nach Beendigung seines Geschäfts wendet er sich an Zeus mit der Bitte um Gedeihen, trotzig hinzufügend: denn sonst bring ich dich, Stier der Europa, unter das Joch. Ohne Zweifel wird man hierin ein Sinngedicht erkennen, denn die Pointe darin ist sehr stechend. Es war aber wahrscheinlich ein Epigramm auf ein Gemälde, und soll zu einem kleinen Gemälde geworden, auch als solches gegeben, denn es ist das zehnte Idyll von Moschos. Unter Göthe's Gedichten findet sich ein kleines mit der Überschrift: Einsamkeit.

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm dragene sein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstend und hilflich zu sein.

Diese Distichen sind ein Epigramm im eigentlichen Sinne, denn im Park zu Weimar findet man sie an passender Stelle in Stein eingehauen. Zu welcher Dichtungsart aber kann man sie rechnen? Auf jeden Fall nur zu Elegie im antiken Sinne. Göthe hat, wie die Elegie, auch das Epigramm, in diesem Sinne betrachtet, das letztere jedoch mehr der Form als der ursprünglichen Bestimmung nach. Dieser gemäß sind nur wenige seiner Epigramme, die andern sind von sehr verschiedenem Charakter, die meisten schilderud, zum Theil idyllischer Art, didaktisch, satirisch, und das angeführte streift mit seiner Reflexion an das lyrische, wie dies ja auch der Fall mit den elegischen im Sinne der Neueren.

Man wird allem diesem zufolge nun wol zwei Klassen solcher kleinen Dichtungen unterscheiden können, das Epigramm, in welchem mittels der Einbildungskraft entweder nur ein Bild dargestellt oder durch dieselbe auch das Gefühl gewirkt wird, und das Sinngedicht, in welchem durch die Einbildungskraft vornehmlich der Ver-

Digitized by Google

sind in Anspruch genommen wird, meist durch eine witzige unerwartete Wendung, deren das Epigramm nicht bedarf. Ungeachtet dieser Unterschiede aber machen, weder die eine, noch die andre Klasse, noch beide zusammen, eine eigne Dichtungsart aus. Von ihrem Ursprunge her haben beide Klassen das gemein, daß jede das, was sie zu sagen hat, in möglichst gedrängter Kürze sagen muß. Jede hat etwas anderes zu sagen und sagt es auf andre Weise, aber keine auf eine ganz eigenthümliche, und man kann daher die Dichtungen beider Klassen unter verschiedene Dichtungsarten ordnen, unter die beschreibende, als nur einen Idyll, unter die didaktische als kurzes Lehrgedicht, entweder im Ernste zur gnomischen Poesie gehörig, oder im Scherz, und wenn es dabei nicht blos auf einen witzigen Einfall abgesehen ist, der ins Komische spielt, wobei die lächerliche Wendung alles thut, ironisch, als nur kleine Satire, die wie die größere ihren Stachel mit sich führt; diejenigen aber, welche Herder als Epigramme für die Empfindung bezeichnete, sind nur kurze Elegien im Sinne der Neueren. Bei diesen ist es zwar gewöhnlich geworden, bei Epigrammatisch nur an das zu denken, was durch seinen Witz stechend ist, und bei Epigramm an das, was eben hiedurch in seinem Ausgange durch Unerwartetes auch überrascht: allein dabei hat man nur das Sinngedicht ins Auge gefaßt, und auch von diesem nur eine Art.

Als Epigrammendichter sind unter den Teutschen zu nennen: Wecherlin, Opitz, Zinkgref, Olearius, Rhodomann, Tscherning, Simon Dach, Andr. Gryphius, Werneke, Hagedorn, Klopstock, Gleim, Götz, Kleist, Lessing, Kästner, Göckingk, Herder, Ewald, Friedrich, Claudius, Reichsmann, Thümmel, Pfeffel, Michaelis, Moses Kuh, Schmisler, Bürger, Voß, Göthe, Schiller, Haug, Brinkmann, Langbein, Kyaw, St. Schütze, Weisser, Voß. Sammlungen und Anthologien von Ramler, Rühl, Brumbey, Fürstli, Jördens, Voigt, Schütz, Haug und Weisser.

Franzosen. Marot, Mellin de St. Gelais, Sailly, Desportes, Desmarets, Maynard, Godolin, Scarron, Desbouliers, Benserade, Segrais, Bauderon, J. B. Rousseau, Voltaire, Lebrun, Lamonnoye, Le Brun, Boufflers. Sammlungen von mehrere erschienen, Paris 1698 von Barante, Amsterdam 1720 von Martiniere, Paris 1769, Par. 1784 (metrische), Par. 1788.

Spanier. Rey de Artieda, Luperc. und Bartol. Argensola, Ulloa, Lope de Vega, Villegas, Graf Rebolledo, Rufo, Quevedo. — Aeltere im Cancionero general.

Italiener. L. Alamanni, Pensa, Leporeo, Brisseis, Marino, Rolli, Bertola, Colpani. Manche Sonette können hieher gerechnet werden.

Engländer. Th. More, Heywood, Graf von Dorset, Harrington, Whiters, Donne, Bancroft, Drummond, Waller, Prior, Atterbury, Wesley, Smart. Sammlungen: London 1727 (mit einer Abhandlung über die Epigramme); von Hacket, Lond. 1757; The Festoon [2]).

Holländer. Fockenbroch, Huygens. (*H.*)

2) A Collection of Epigramms anc. and modernes, panegyrical, satir., amorous, moral, humerous, monumental. (London 1765.) The poetical Farrago. (London 1794.)

Epigraphik, Inschriftenkunde, s. die Nachträge.

EPIKARPIOS, *Ἐπικάρπιος*, der Fruchtspender, ein Beiname des Zeus, unter dem er in Euböa verehrt wurde. (*Richter.*)

EPIKASTE, 1) die Gattin des Arkadischen Königs Klymenos. Sie gebar ihm eine Tochter, Harpalyke, welche so schön war, daß der eigene Vater sich in sie verliebte und sie gewaltsam ihrem Bräutigam entriß. Aber, von Rache getrieben, schlachtete Harpalyke den eigenen, mit dem Vater erzeugten Sohn und setzte ihm denselben als Speise vor. Klymenos erhing sich in der Verzweiflung, und Harpalyke ward auf ihre Bitten in einen Vogel verwandelt. *Hyg.* f. 255. *Parthen.* 13. — 2) Des Menökeus Tochter und Gemahlin des Laïos; gewöhnlich heißt sie Iocaste (s. d. Art.) — 3) Des Augias Tochter, mit der Herkules den Thessalos zeugte. *Apollod.* II, 7. 8. — 4) Tochter des Kalydon und der Aolia, Gemahlin des Agenor und Mutter des Parthaon und der Demonike. *Apollod.* I, 7, 7. (*Richter.*)

EPIKEDION, ist der Name eines Trauergedichtes oder einer dem Andenken eines Verstorbenen gewidmeten Denkschrift, in welchem Sinne besonders der Plural Epikedien da gebraucht wird, wo in einer Sammlung mehre, das Andenken eines Verstorbenen ehrende, prosaische oder dichterische Darstellungen vereinigt sind. Diese Bedeutung ist besonders aus dem Gebrauche lateinischer Schriftsteller entstanden, während Ursprung und griechischer Sprachgebrauch zum Theil auf etwas ganz Anderes hinführt. Das Wort hängt mit dem griechischen *κῆδος* zusammen, welches Kummer, Trauer, aber schon in den Homerischen Gesängen auch Trauer- und namentlich Leichenfeierlichkeit bedeutet. Das Adjectivum *ἐπικήδειον* (welches nur zweier Endungen ist) wird schon von Plato (Legg. VII. p. 800 E.) mit *ᾠδή*, von Spätern, wie Dionysius, Diodor, Plutarch, der es besonders häufig hat, mit *λόγος*, *μέλος*, sogar mit *ἄσκρνα* verbunden. Das Neutrum *ἐπικήδειον* wird von den Grammatikern als Synonym von *θρῆνος* betrachtet und von Proklus in der Chrestomathie (bei *Photius*, Biblioth. p. 987) also unterschieden: *διαφέρει δὲ τοῦ ἐπικηδείου ὁ θρῆνος, ὅτι τὸ μὲν ἐπικήδειον παρ' αὐτὸ τὸ κῆδος ἔτι τοῦ σώματος κειμένου λέγεται, ὁ δὲ θρῆνος οὐ περιγράφεται χρόνῳ.* Dasselbe hat auch das Etymol. magn. v. *θρῆνος* überliefert und Servius (ad *Virgil.* Eclog. V, 20) ziemlich wörtlich übersetzt. Von dem Blasen der Flöte bei diesen Leichenfeierlichkeiten ist dann *ὁ ἐπικήδειος αὐλὸς* bei Plutarch (Moral. p. 657 A.) entstanden und die Erfindung von Suidas (s. v. *ἴλογος*) dem Midas unter der Regierung des Gordius zugeschrieben, was etwa durch Plinius (H. N. VII, 57) seine Erklärung findet. Doch dieser beschränktere Gebrauch verlor sich im Laufe der Zeit (cf. *Eustath.* p. 1673, 48. *Suid.* v. *ἐπικήδειον· ἐπιτάφιον, ἐπιθανάτιον*), und die römischen Dichter bezeichneten damit einen Klagegesang. So Ovid's Elegie auf den Tod des Albullus, so die beiden Gedichte des Statius in den poetischen Wäldern

Digitized by Google

(Silv. lib. V. carm. 3 und 5), der auch in dem Vorworte des zweiten Buches ausdrücklich das Wort epicedion anwendet. Die Ableitung aus dem Griechischen verlangt eigentlich die Verlängerung der vorletzten Sylbe, weil sie aus dem griechischen Diphthong ει entstanden ist. Da aber schlechte Handschriften an vielen Stellen ι statt ει geben, die Römer auch überhaupt willkürlicher mit dieser Quantität verfuhren, so ist die Glosse ἐπικήδιον· naenia und die im allgemeinen Gebrauche übliche Verkürzung der penultima zu erklären. Vgl. *Scaliger*, De art. poet. III, 122, und besonders *J. Val. Franckii* Callibius, p. 125 seq. Ob Gutherius das De jure manium, I. c. 19. p. 113 gegebene Versprechen, an einer andern Stelle über den Unterschied von ἐπικήδιον und ἐπιτάφιον zu sprechen, erfüllt hat, weiß ich nicht.

(*Eckstein.*)

EPIKLEROS (*Ἐπίκληρος*). So hieß in Athen diejenige Tochter, oder auch diejenigen Töchter, auf welche, in Ermangelung von Brüdern, das väterliche Erbe (κλῆρος) fiel, und es wird diese Benennung gebraucht ebenso wol bei Lebzeiten des Vaters, als insbesondere, wenn er gestorben war; desgleichen von einer ledigen und unverheiratheten Erbtochter, wie selbst von einer bei Lebzeiten des Vaters bereits verheiratheten, insofern auf sie zunächst, bei Ermangelung der Söhne, das Vermögen des Vaters, als Erbe, zurückfiel. Über den Ausdruck selbst und über die Anwendung desselben in dem Sinne einer Erbtochter finden sich die genauesten Angaben bei den Scholien zu Aristophanes' Wespen 583 [1]), womit die Bestimmungen bei Pollux III, 33 [2]) zunächst verbunden werden können, aus welchen wir sehen, daß für den Ausdruck ἐπίκληρος auch andere im Gebrauche waren, wie πατροῦχος und ἐπικληρῶτις; auch scheint der Ausdruck ἔγκληρος gebraucht worden zu sein [3]), und κληρονόμος bezeichnet der bemerkte Scholiast als den zu seiner Zeit für eine solche Erbtochter angewendeten Ausdruck. In Bezug auf solche Töchter zeigt nun das Attische Erbrecht eine Reihe von Bestimmungen, die mit den überhaupt bei der Erbfolge im Attischen Rechte vorwaltenden Grundsätzen in einem inneren Zusammenhange stehen, und uns jedenfalls das Bestreben und die Sorge der Legislation erkennen lassen, durch eigene gesetzliche Bestimmungen den Bestand der Familien und des Familienvermögens möglichst zu sichern und zu erhalten, das Erlöschen eines Hauses zu verhüten, und da, wo es nicht möglich war, doch allen Übelständen, die daraus hervorgehen und auf das Wohl des Staates, wie der Familien, einen nachtheiligen Einfluß üben könnten, vorzubeugen, um so die auf das Familienleben begründete politische Wohlfahrt des Ganzen zu befestigen und zu bewahren. Es scheinen auch diese Bestimmungen nicht grade erst durch Solon und seine Legislatur eingeführt worden zu sein; sie scheinen vielmehr in früher bestandenen Verwandtschaftsrechten und in dem größern Abschlusse der einzelnen Familien in früherer Zeit begründet, und vielleicht nur durch Solon, im Geiste der durch ihn geschaffenen politischen Ordnung, besser geregelt und in einen innigern Zusammenhang und Consequenz gebracht. Es betreffen aber diese Bestimmungen ebenso gut die vermögenden Erbtöchter eines Hauses, als die armen und unvermögenden.

Was zuvörderst die vermögenden und selbst reichen Erbtöchter oder Epikleren betrifft, so war dem Vater allerdings sein Recht ungeschmälert, bei Lebzeiten oder auch testamentarisch über sein Vermögen zu verfügen; jedoch übernahm der, zu Gunsten dessen die Verfügung geschah, damit auch die Verpflichtung, die hinterlassene Erbtochter zu ehelichen, auf welche sonst das Vermögen gefallen wäre; wie dies die bei *Isaeus*, De Pyrrh.[4]) pag. 43, 4. pag. 58, 3. *Demosthen.* contr. Macart. pag. 1067, 2 befindlichen Angaben erweisen, auf welche auch bei Meier und Schömann (Der Attische Proceß. S. 469. Not. 78) verwiesen wird, mit der weitern Bemerkung, wie leider in solchen Fällen die Attischen Gerichte oft leichtsinnig verfuhren und solche väterliche Bestimmungen aufhoben. (Cf. *Aristoph.* Vesp. 605.) Hatte der Vater gar keine Verfügung getroffen, oder auch der bei seinen Lebzeiten schon verheiratheten Tochter das Erbe nicht überlassen oder zugesichert, oder war die testamentarische Verfügung des Vaters in irgend einer Beziehung anzufechten, oder bestritten, so hatte der nächste männliche Anverwandte, welcher, nach ausdrücklicher Angabe des Pollux (a. a. O.) ὁ ἀγχιστεύς heißt, das Recht, die Erbtochter (und mit ihr natürlich auch das ihr zufallende väterliche Erbe) zur Ehe anzuforschen, selbst dann, wenn sie schon an einen andern Dritten verheirathet war. Es war daher in allen solchen Fällen, wo bei dem Tode des Vaters eine oder auch mehre Erbtöchter vorhanden waren, über den Anfall des väterlichen Erbes von demjenigen, welcher auf die Erbtochter und deren Erbe, als Anverwandter, einen Anspruch machen zu können glaubte, ein Antrag desshalb an den Archon zu stellen und um Zuspruch der Erbtochter und ihres Erbes mittels einer richterlichen Entscheidung nachzusuchen, was mit dem Ausdruck ἐπιδικάζεσθαι bezeichnet wird, während von den Antragstellenden und um Zuspruch nachsuchenden die Ausdrücke ἐπιδικάζεσθαι, auch λαγχάνειν und ἀμφισβητεῖν

1) ἐπίκληρος λέγεται ἡ νῦν κληρονόμος καλουμένη· ἔπαν δὲ παῖς ἔρῃσηῖ πατρὸς καὶ μητρὸς ἀδελφῶν τε οὖσα ἔρημος καὶ τυνὴ τύχῃ ὑπανειμένη οὐσία, ταύτην ἐπίκληρον ἐπίκληρον· ὁμοίως δὲ τὴν ὑδὸ γεγαμημένην ἔπαν ἡ ἐπὶ τῇ οὐσίᾳ διὰ κατακλείσεως γεγαμημένη· καλοῦσι γὰρ καὶ τὴν οὐσίαν κλῆρον· κελεύει· δὲ ἐπίκληρος καὶ ἡ μηδένα γεγαμημένη ἀλλὰ παρὰ τῷ πατρὶ οὖσα, κεῖδεν καθηκει αὐτῇ πᾶσα ἡ οὐσία· καλοῦνται δὲ ἐπίκληροι κἂν δύο ὦσι κἂν πλείους. Τινὲς δὲ τὴν ἐπίκληρον καλοῦσι ἐπιπεμπελίδα (s. unten) καὶ πατροῦχον κτλ. Andrcss. s. bei *Meinekius* ad *Timaei* Lex. Platon. p. 209 sq.

2) καὶ ἡ μὲν ἐπὶ παιτὶ τῷ κλήρῳ τεταγμένη συγγενὴς, ἐπίκληρος, εἴτε περίεστιν ὁ πατὴρ εἴτε ἀπέβλω· τινὲς δ' αὐτὴν καὶ πατροῦχον ὠνόμασαν, ὡσεὶς δὲ καὶ ἐπικληρῶτιν ὥσπερ καὶ Σόλων κτλ.; s. auch *Harpocrat.* s. v. *Ἐπίκλητος*, und vergl. Meier und Schömann, Attisch. Proceß. S. 468. Not. 76 und R. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 121. Not. 4. 3) s. *Euripid.* Iphigen. Taur. 664.

4) Die Stelle selbst lautet: ὁ γὰρ νόμος διαῤῥήδην λέγει ἐξεῖναι διαθέσθαι ὅπως ἂν ἐθέλῃ τις τὰ αὑτοῦ, ἐὰν μὴ παῖδας γνησίους καταλίπῃ ἄῤῥενας, ἐν δὲ θηλείας καταλίπῃ, σὺν ταύταις.

Digitized by Google

τῆς ἐπικλήρου vorkommen [5]). Es trat nun das gewöhnliche gerichtliche Verfahren ein, das auch bei andern Anträgen um Erlangung einer Erbschaft stattfand; es erging durch den Herold eine öffentliche Bekanntmachung, damit Alle, welche Ansprüche erheben wollten, ihre desfallsigen Rechte geltend machen könnten, es sei durch mündlichen Einspruch, oder durch (schriftlichen (ἀντιγραφή), und selbst eidliche Erhärtung (ἀντωμοσία); wozu sie hiermit aufgefodert wurden. Geschah kein solcher Einspruch, so erfolgte die richterliche Entscheidung, wornach die Erbtochter dem darum nachsuchenden Verwandten sammt ihrem Erbe zugesprochen ward, was mit dem Ausdrucke ἐπιδικάζειν τὴν ἐπίκληρον bezeichnet wird; eine solche Erbtochter, über welche kein weiterer Streit vor Gericht entsteht, heißt dann ἀνεπίδικος [6]). Ward hingegen irgend ein Einspruch erhoben, wurde die Erbtochter und ihr Erbe von Mehren in Anspruch genommen, in welchem Falle die Erbtochter Epidicos (Ἐπίδικος [7]) hieß, so trat hinwiederum ein förmliches, processualisches Verfahren ein, wo Jeder seine Rechtsansprüche geltend zu machen hatte, und dann, nachdem die Sache auf ordnungsmäßigem Wege verhandelt worden war, die Entscheidung des Archon oder des Gerichtshofes erfolgte; es wird davon der Ausdruck διαδικασία τῆς ἐπικλήρου gebraucht [8]). Daß bei einem solchen, ganz nach der Weise anderer Erbschaftsprocesse eingeleiteten, Proceßverfahren auch die παρακαταβολή (hier wol der zehnte Theil der in Anspruch genommenen Summe) von Seiten des Klagenden oder Antragstellers niedergelegt werden mußte, sieht die Stelle bei Demosthenes (contr. Macartat. p. 1054, 24) zu beweisen [9]); ebenso scheint es auch keinem Zweifel unterworfen [10]), daß der, welcher die Ansprüche erhob, auch die gewöhnlichen Gerichtsgebühren, insbesondere die Parastasis, die höchst unbedeutend war — etwa eine Drachme — und am Ende nur eine Art von symbolischer Handlung war, welche das Anhängigmachen des Processes zeigen sollte, zu erlegen hatte, und daß ihm auch, wenn er gewann, die deponirte Summe (die Parakatabole) zurückgegeben ward. Wie weit aber in solchen Fällen die Consequenz des Attischen Erbrechtes, eben mit Bezug auf die oben bemerkten, dem Ganzen zum Grunde liegenden, Rücksichten sich erstrecke, können uns einzelne Fälle zeigen, wo der schon Verheirathete seine Frau aufgab [11]), um eine solche Erbtochter zu ehelichen, oder wo der, welcher eine solche Erbtochter früher geehelicht, sie aufgeben und an einen Andern überlassen mußte [12]), der als näherer Anverwandte seine desfallsigen Ansprüche geltend gemacht und darauf die gerichtliche Zusprechung der an einen Andern schon verheiratheten Erbtochter erlangt hatte.

So war auf jede Weise gesorgt, daß keine Erbtochter ohne vorhergegangene gerichtliche Zuerkennung oder Entscheidung verheirathet werde und in den Besitz des väterlich zugefallenen Erbes eintrete, was, sowie sie in der rechtmäßig eingegangenen Ehe Söhne erhalten hatte, diesen zufiel [13]), sobald sie mündig geworden waren (ἡβῆσαι ἐπὶ διετές, s. oben bei dem Artikel Epheben). So zeigt sich allerdings darin die oben schon angedeutete Sorge des Gesetzgebers, das Geschlecht des Vaters, und mit ihm auch dessen Vermögen in seiner Nachkommenschaft zu erhalten und zu sichern; aber es hängen damit auch andere Bestimmungen zusammen, die auf den ersten Augenblick, zumal aus dem Zusammenhange, in dem sie stehen, herausgerissen, auffallend erscheinen und auch solche dem Schriftsteller erschienen, dem wir überhaupt die Mittheilung derselben verdanken. Es schreibt nämlich Plutarch im Leben des Solon Cap. 20 zu Anfang: „Ungereimt und lächerlich scheint auch die Befugniß einer Erbtochter, wofern der Mann, welcher sie nach dem Geschlechte besitzt, ihr beizuwohnen nicht fähig ist, einen der nächsten Verwandten ihres Mannes in das Bette aufzunehmen. Doch finden auch dieses Manche ganz recht gegen die Männer, welche, trotz ihrer Unfähigkeit, des Gesetzes wegen Erbtöchter heirathen und das Gesetz zum Zwange gegen die Natur mißbrauchen. Müssen sie nun ansehen, daß die Erbtochter mit dem, der ihr gefällt, Umgang habe, so werden sie auf die Ehe verzichten, wo nicht, durch Schimpf und Schande für ihre Habsucht und Frechheit büßen. Billigen muß man es auch, daß die Erbtochter nicht aus allen Männern, sondern aus den Verwandten ihres Gatten sich den Liebhaber auswählen darf, damit doch die Kinder mit ihm verwandt sind und dem gleichen Geschlechte angehören. Derselbe hat auch die Verordnung: — daß, wer eine Erbtochter nimmt, verpflichtet ist, zum wenigsten dreimal des Monats ihr beizuwohnen. Denn sollten auch keine Kinder daraus entspringen, so werde doch dieses Zeichen der Achtung und Liebe des Mannes gegen seine züchtige Frau manche grade entstandene Keime der Unzufriedenheit ersticken und es nie zum Bruche kommen lassen."

So weit Plutarchus, dessen Angaben für verdächtig zu halten, wie Wachsmuth (Hellen. Alterthumskund. II, 1. S. 207) andeutet, wir um so weniger Grund finden, als uns dieselben an ähnliche Dorisch-spartanische Einrichtungen erinnern, die, wie wir alsbald zeigen werden, auch

5) Vergl. Meier und Schömann, Attisch. Proceß. S. 470. Hoffter, Die Athenäische Gerichtsverfassung. S. 384 fg. Platner, Proceß und Klagen. II. S. 254 fg., wegen der Belege. 6) Pollux III, 33: ἐπίδικος δὲ ἡ ἐπίκληρος λέγεται, ὑπὲρ ἧς ἀμφισβητοῦσι τινὲς ἀλλήλοις, ὡς μᾶλλον εἰς αὐτοὺς τῆς ἀγχιστείας καθηκούσης· ἀνεπίδικος δέ, ἧς οὐκ ἀμφισβήτουν. 7) S. außer der eben angeführten Stelle des Pollux und einer andern III, 23. Harpocrat. s. v. Ἐπίδικος δὲ ἡ ἀμφισβητουμένη ἐπικλήρου διὰ τὸν αὐτὴν γαμηθῆναι etc. Vergl. auch Suidas I. p. 807. Dahin Hesychius I. p. 1349: ἐπίδικος· ἧτις οὐκ ἔστιν ἄνευ δικαιτίας· πᾶς ἡ πλησίον συγγενεὺς καὶ οὐσίας ἐπιδικάζοντος. Andere Stellen in Stephani Thes. Ling. Graec. (ed. Hase et Dindorf.) Vol. III. p. 1280. 8) Vergl. Meier und Schömann a. a. O. S. 470 und 471. 9) So auch Meier und Schömann S. 470; vergl. S. 618 fg. Dagegen will Hoffter am o. a. O. S. 385 die Depositen eines solchen Succumbengelds oder einer derartigen Caution, wie die Parakatabole war, hier nicht gelten lassen. 10) Vergl. wegen des Folgenden Meier und Schömann S. 471. 614. 621.

11) Cf. Demosthen. Adv. Bubul. p. 1311, 16 und Arg. adv. Onetor. p. 863, 4. 12) Cf. Isaeus, De Pyrrh. p. 54, 10. 13) Demosthen. Adv. Steph. II. p. 1135, 5: καὶ ἐὰν ἐξ ἐπικλήρου τις γένηται, ἅμα καὶ ἡβῆσαι ἐπὶ διετές, κρατεῖν τῶν χρημάτων, τὸν δὲ οἶτον μετρεῖν τῇ μητρί.

Digitized by Google

in Anderem, was solche Erbtöchter betrifft, manche auffallende Analogien zeigen, die auf gemeinsame Ansichten und Grundsätze der Hellenischen Stämme überhaupt, die darin sich zusammentreffen, zurückführen; auch wird sich die Attische Sitte schon erklären lassen, wenn wir die durchweg im Alterthume bemerkliche Furcht vor dem Untergang eines Hauses und den in allen solchen Verhältnissen daher obwaltenden Grundsatz: das Geschlecht, die Familie durch Nachkommenschaft zu erhalten und so auch den Vermögensbestand derselben ihr ungeschmälert und unzersplittert zu bewahren, ins Auge fassen, und in dieser Hinsicht noch insbesondere an das denken, was als letzter Zweck der Ehe in der bekannten Attischen Formel *ἐπ' ἀρότῳ γνησίων παίδων* [14]) sich ausspricht, insofern es dabei hauptsächlich auf Erzeugung einer rechtmäßigen, kräftigen Nachkommenschaft, wie sie das Bestehen des Staates erforderte, abgesehen war, auch überhaupt in allen Gesetzgebungen des Alterthums bei der Ehe ebenso sehr physische Rücksichten der Fortpflanzung des Geschlechtes, wie politische der Erhaltung des Besitz- und Vermögensstandes mehr oder minder hervortreten. Auch verkannte Plutarch den Gesichtspunkt und die Absicht des Gesetzgebers nicht, der solche Frauen, die als Erbtöchter eine solche gezwungene Ehe durch das Gesetz einzugehen genöthigt waren, allerdings auch zum Gegenstande einer besondern Sorgfalt und Aufmerksamkeit machen wollte. Von dieser Fürsorge zeugt auch die sogenannte *κάκωσις ἐπικλήρων* [15]), in Folge deren gegen den Ehegatten einer Erbtochter, wenn er diese schlecht behandelte, vernachlässigte, oder ihr die ehelichen Pflichten versagte, eine Klage erhoben werden konnte und zwar bei dem Archonten, der überhaupt von Amtswegen für das Beste, wie der Waisen und Witwen, so auch der Erbtöchter sorgen, und besonders jede Mißhandlung, jeden Frevel und jede Unbill an ihnen verhüten sollte. Vergl. *Demosthen.* contr. Macart. p. 1076. Insbesondere fand eine solche *κάκωσις*, welche zu einer solchen gerichtlichen Klage Veranlassung geben konnte, bei den armen Erbtöchtern statt, hinsichtlich deren das Gesetz eine ähnliche Fürsorge in den Bestimmungen über ihre Verheirathung, wie bei den vermögenden Erbtöchtern, getroffen hatte. War eine arme Erbtochter, von welcher der Ausdruck *ἥδομαι* [16]) vorkommt, zurückgeblieben, so legte das Gesetz dem nächsten Anverwandten die Verpflichtung auf, dieselbe entweder in die Ehe zu nehmen, wenn er selbst noch unverheirathet war, oder doch jedenfalls für ihre Verheirathung zu sorgen, und eine im Verhältnisse zu seinem der Besteuerung unterworfenen Vermögen angemessene Aussteuer ihr zu geben, welche letztere auch oft dann, wenn mehre gleichnahe Verwandte da waren, von diesen zusammengelegt wurde. Hier tritt nun insbesondere der Fall einer *κάκωσις* ein, wenn der einen oder der andern dieser Bestimmungen nicht genügt worden war; Jedermann konnte Klage bei dem Archon erheben, der, wenn er in diesem Falle nichts verfügte, selbst einer namhaften Geldstrafe unterlag. Wir haben darüber noch die genauen Bestimmungen des Gesetzes, welches *Demosthenes* contr. Macartat. p. 1067 und 1068 uns aufbewahrt hat, und welches über die einzelnen Punkte näher sich verbreitet, weshalb wir es in der Note beifügen wollen [17]). Die Summe der Ausstattung ist also hier nach dem Steuercapital festgesetzt, welches zugleich nach Solon's Anordnung die politische Stellung des Bürgers bestimmte, und wenn auch zwei Stellen des Harpokration [18]) als Summe der Aussteuer 5 Minen, d. i. 500 Drachmen, also etwas über 200 Gulden, im Allgemeinen angegeben werden, so ist hier die erste Classe der Bürger und die von ihnen zu erlegende Summe überhaupt als Norm einer solchen Aussteuer angenommen. Es war aber diese ganze Anordnung hinsichtlich der Erbtöchter nicht blos auf die eigentlich Attischen Bürger anwendbar, sondern sie bezog sich, wie wir aus einer andern Stelle des Demosthenes (Advers. Stephan. II. p. 1135) [19]) deutlich ersehen, ebenso gut auch auf den andern Theil der Bewohner Attika's, auf Fremde, auf Metöken, nur mit dem unwesentlichen Unterschiede, daß bei Bürgern die Sache vor den Archonten kam, bei Metöken aber in den Geschäftskreis des Polemarchen fiel. Es war aber dies ganze Verhältniß, sowie die darauf bezügliche Gesetzgebung von der Art, daß sie tief in das

14) ſ. *Hemsterhus.* ad *Lucian.* Tim. I. p. 372 und Anderes, bei Creuzer, Römische Antiqq. §. 68. S. 100 der zweiten Ausg., woselbst auch über das altrömische liberorum quaesundûm causa bei *Festus* s. v. *quaeso.* 15) ſ. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 289 fg. und daselbst die Belegstellen. Hefftter, Athenäische Gerichtsverfass. S. 192 fg. Einiges Andere bei K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 121. Not. 11 und §. 133. Not. 11. *Harpocrat.* s. v. *Κακώσεως· δίκης δημοσίας ἦσαν ταῖς τε ἐπικλήροις κατὰ τῶν γεγαμηκότων κ. τ. λ.*, und dann weiter: *ὅτε δὲ ἔξῆν καὶ παντὶ τῷ βουλομένῳ γράφεσθαι κακώσεως γονέων καὶ ταῖς ἐπικλήροις βοηθεῖν.* Die Art und Weise eines aus einer solchen Klage hervorgegangenen Processes deuten die Schlußworte an: *ἦν δὲ καὶ ἄνευ δίκης.* 16) *Harpocrat.* s. v. *Ἥδεσθαι* und daselbst die Worte: — *ὁ μέντοι δημοσθένης ἐν ταῖς προκειμέναις ἐπικλήρων αἰτήσεσι τὴν πενιχρὰν κόρην, ἣν ὅ θησεὺς ὠνομάζουσιν οἱ Ἀττικοὶ· ἐπαινάγκες δὲ ἦν τοῖς ἐγγυτέω γένους τὰς θήσας ἢ λαμβάνειν πρὸς γάμον ἢ πέντε μνᾶς διδόναι, ὡς καὶ Ποσειδιππὸς ποι ὁ κωμικὸς φησιν*, was bei *Photius* s. v. *Θητεύς* wiederholt ist; ſ. auch *Suidas* s. v. *Θῆτα* und *Θητεύς.*

17) *τῶν ἐπικλήρων ὅσαι θητικὸν τελοῦσιν* (die also in die niederste Classe der *θῆτες* gehören; vergl. *Harpocration* in der vorher angeführten Stelle), *ἐὰν μὴ βούληται ἔχειν ὁ ἐγγύτατα γένους, ἐκδιδόναι ἐπίδοσίν ὁ ἄρχων πενταποσιομεδίμνοις πενταχοσίαις δραχμαῖς, ὁ δ' ἐπιτίμιος τριακοσίαις, ὁ δ' ζευγίτης ἑκατὸν πεντήκοντα, πρὸς οἷς αὐτὸς· ἐὰν δὲ μὴ πλείους ὦσιν ἢ τρεῖς αὐτῷ γένει, τῇ ἐπικλήρῳ πρὸς μέρος ἐπιδιδόναι ἑκατόν. ἐὰν δ' αἱ γυναῖκες πλείους ὦσι, μὴ ἐπάναγκες εἶναι πλέον ἢ μίαν ἐκδοῦναι τῷ γένει, ἀλλὰ τὸν ἐγγύτατα δεῖ ἐκδιδόναι ἢ αὐτὸν ἔχειν· ἐὰν δὲ μὴ ἐγγὺ ὁ ἐγγύτατα γένους ἢ μὴ ἐκδῷ, ὁ ἄρχων ἐπαναγκαζέτω ἢ αὐτὸν ἔχειν ἢ ἐκδοῦναι· ἐὰν δὲ μὴ ἐπανάγκῃ ὁ ἄρχων, ὀφειλέτω χιλίας δραχμὰς ἱερᾶς τῇ Ἥρᾳ· ἀπαγέτω δὲ τὸν μὴ ποιοῦντα ταῦτα ὁ βασιλεὺς πρὸς τὸν ἄρχοντα.* Kirtzer bei *Terentius*, Phorm. I, 2, 75: „Lex est, qui sant genere proximi, iis nubant, et illos ducere eadem haec lex jubet.“ 18) In der vorhin angeführten Stelle und *s. v. Ἐπίδικος* am Schlusse: — *ὅτε τὰς ἀπορουμένους κόρας ἐξεδίδοσαν οἱ ἄγχιστα γένους, πέντε μνᾶς ἐπιδιδόντες.* Ebenso Photius l. c. 19) *τὸν τοίνυν νόμον· ἐπὶ τούτοις ἀνεγνωσθη, ὃς κελεύει ἐπιδικάζειν εἶναι τῶν ἐπικλήρων ἀπασῶν πρὸς τὰ ἔχοντα καὶ ὑπάρχοντα, καὶ περὶ μὲν τῶν πολιτῶν τὸν ἄρχοντα εἰς ἄγειν καὶ ἐπιμελεῖσθαι, περὶ δὲ τῶν μετοίκων τὸν πολέμαρχον καὶ ἀναπόδικον μὴ ἐξεῖναι ἔχειν μήτε κληρον μήτε ἔπι κληρον.*

Digitized by Google

Leben selbst, zunächst in das Familienleben eingriff, und hier, bei dem durch das Gesetz auferlegten Zwang zu Eingebung der Ehe, besonders zu der Zeit, als Athen eine reiche und luxuriöse Handelsstadt geworden war, Veranlassung zu manchen Vorfällen innerhalb des Familienkreises selbst gab, die den Attischen Dichtern der neuern Komödie einen willkommenen Gegenstand für ihre das Leben selbst, zunächst das häusliche, in seinen verschiedensten Situationen auffassenden Stücke, mit welchen sie das Volk belustigten, bieten mußten. Leider ist uns keins der auf diese Verhältnisse der Erbschaftstöchter sich beziehenden Stücke, die uns gewiß manche Aufklärung zur nähern Kenntniß der ganzen Sache bringen würden, erhalten; wir sind hier nur auf Titel und einzelne, umwesentliche Bruchstücke beschränkt. So wird eine Komödie des Menander unter dem Namen *Ἐπίκληρος* erwähnt; dieselbe Aufschrift führten Stücke des Alexis, Antiphanes, Diodoros, Diphilos, Heniochos und noch mancher andern Meister der neuern Attischen Komödie, der allerdings ein solcher Gegenstand so nahe lag und zu manchen interessanten Verwicklungen, Intriguen und dergl. die Hand bot. Von demselben Diphilos war auch eine Komödie, *ὁ ἐπιδικαζόμενος* vorhanden; unter demselben Namen werden Stücke des Philemo und Anaxippus genannt, weshalb Meinecke (Histor. critic. Comicc. Graecc. p. 464—466) gewiß mit vollem Rechte diesen Titel auch für ein Stück des Apollodorus in Anspruch nimmt, das eine ähnliche Tendenz hatte, und auch nur auf solche Verhältnisse und Streitigkeiten wegen Erbtöchter und deren Verheirathung sich bezog.

Daß aber diese ganze Attisch-Solonische Gesetzgebung hinsichtlich der Erbtöchter nicht als eine vereinzelte Anordnung, als etwas dieser Gesetzgebung Eigenthümliches und Besonderes dasteht, sondern vielmehr nur als eine vielleicht mehr im Einzelnen ausgebürtete, vervollkommnete und den besonderen Verhältnissen Athens angepaßte Einrichtung, welche in ähnlicher Weise auch bei andern griechischen Stämmen sich findet, zeigt zuvörderst recht auffallend das Gesetz des Charondas im alten Thurium, von Diodor (XII. 18) als das dritte der von ihm verbesserten Gesetze bezeichnet, das auch, wie er ausdrücklich hinzufügt, in Solon's Gesetzgebung sich finde. Dieses Gesetz nämlich verordnete, daß der Erbtöchter ihr nächster Verwandter, und daß ebenso auch die Erbtochter dem nächsten Verwandten von Rechtswegen zugewiesen werden sollte, der dann die Verpflichtung hatte, entweder sie zu ehelichen, oder ihr, wenn sie ihm zu arm war, 500 Drachmen als Mitgift zu bezahlen. Dieses Gesetz aber wurde, erzählt Diodor weiter, auf den vor der Volksversammlung gemachten Antrag einer armen, aus einem vornehmen Hause hinterlassenen Erbtochter, die, eben ihrer Armuth wegen, keinen Mann bekam, dahin geändert, daß die Bezahlung von 500 Drachmen, also die als Aussteuer für die arme Erbtochter von dem nächsten Verwandten zu bezahlende Summe wegfiel und statt dessen es dem nächsten Verwandten zur unerläßlichen Pflicht gemacht wurde, die ihm zugewiesene Erbtochter zu ehelichen. Es fällt dies freilich lange nach Solon's Zeit, der bekanntlich Olymp. 46, 1 als Archont zur Vermittelung erwählt ward, und als Gesetzgeber oder Reformator der Attischen Volksverfassung auftritt, während die Einrichtungen des Charondas [20]), die doch schwerlich blos nach Attischen copirt waren, sondern vielmehr nach dem Muster der benachbarten griechischen, zunächst chalkidischen Staaten, bei welchen wir in dem vorliegenden Falle wol ähnliche Bestimmungen wegen der Erbtöchter voraussetzen können, eingerichtet waren, jedenfalls nach Olymp. 83 oder 84 fallen.

Wir wenden uns zuletzt noch zu dem, was über diesen Gegenstand von den Einrichtungen des Dorischen Sparta zu unserer, freilich nicht vollständigen, Kunde gelangt ist, indem hier grade bei der Gleichheit und Unveräußerlichkeit des Vermögens dieser Punkt von besonderer Wichtigkeit sein mußte.

War nämlich hier kein Sohn des Hauses da, der dasselbe fortsetzen konnte, sondern nur eine Tochter, welche mithin als Erbtochter, als Epikleros, oder, wie man dies in Sparta nannte, als *Ἐπιποκλεῖς* [21]) (von *πῶμα* l. q. *κτῆμα*, Besitzthum, also nicht sehr verschieden von *κλῆρος*) erschien, so mußte auch hier die Sorge des Gesetzes oder des dasselbe vertretenden Herkommens ebenfalls und vor Allem darauf gerichtet sein, das Haus der Erbtochter und den daran geknüpften Besitz zu erhalten durch angemessene Verheirathung der Letzteren. Hier scheint es nun, wenn auch gleich nicht durch eingelne, bestimmte Zeugnisse der Alten oder einzelne zu unserer Kenntniß gekommene Fälle bewährt, so doch höchst wahrscheinlich und der Analogie mit dem, was in andern griechischen Staaten, wie wir gesehen, vorkam, entsprechend, daß man den Mann einer solchen Epikleros aus dem Kreise der Familie selbst wählte, also einen ihrer nächsten Anverwandten, der das Haus dann fortsetzen und mit ihr Kinder zeugen sollte [22]). Zu Lebzeiten des Vaters stand diesem wol, wie auch in jedem andern Falle, das Recht der Verlobung einer solchen Erbtochter zu; hatte er weder bei Lebzeiten noch testamentarisch etwas darüber verfügt, so mochten wol, wie zu Athen, die nächsten Verwandten ein solches Recht ansprechen, was dann natürlich auch hier zu Streitigkeiten und Processen führen mußte. Und hier erzählt nun Herodotus [23]) unter den der richterlichen Entscheidung der Könige vorbehaltenen Fällen den auf, wo es die Verheirathung einer Erbtochter betraf, wenn nämlich, falls der Vater sie nicht verlobt, es zukomme, sie zu ehelichen; was allerdings auf eine Art von Erbfolge, wie sie das Her-

20) s. *Diodor.* l. c. cap. 12 seq. nebst *Heyne*, Opusce. Acadd. II. p. 161 seq. Anderes darüber bei K. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer. §. 89. Not. 12 fg. — 21) *Hesychius* T. I. p. 1370: *ἐπικλήρους· τὰς ἐπικλήρους*; s. die Note des Hemsterhuis zu *Hesychius* T. I. p. 1197. ed. *Alberti*; s. auch die in der ersten Note oben angeführte Stelle des Pollux. — 22) s. K. O. Müller, Dorer. II. S. 198. K. H. Lachmann, Die Spartan. Staatsverfass. S. 175 fg. — 23) Die Worte selbst VI, 57 lauten: *πατρούχου τε παιδίον ἔτι, ἢ τὸν ἐπιτρέποντα ἔχειν, ἢν μὴ πρὸ ὁ πατὴρ αὐτὸν ἐγγυήσῃ*, wo die Worte *ἢ τὸν ἐπιτρέπα ἔχειν* allerdings, wie auch K. H. Lachmann (Die Spartan. Staatsverfassung. S. 176) anerkennt, eine Art von gesetzlicher Erbfolge anzudeuten scheinen. — Vergleiche den Fall mit der Tochter des Lysander bei *Aelian.* Var. Hist. VI, 4.

Digitized by Google

kommen festgesetzt, schließen läßt. Wahrscheinlich war dies der nächste Anverwandte, obwol es auf der andern Seite, um das Zusammentreffen eines doppelten Erbgutes zu vermeiden, glaublich erscheint, daß man den Mann aus den jüngeren Gliedern des nächst verwandten Hauses genommen, oder daß derselbe, wenn er bereits für sich ein Erbgut seines Hauses besaß, dieses an seine Brüder oder andere nahe Verwandte abtrat, um das der Erbtochter zu übernehmen. Aristoteles spricht sich über diese Verhältnisse wenig günstig aus. Zwei Fünftheile des Landes, sagt er (Polit. II, 6. §. 11), sind im Besitze von Frauen, weil eine große Zahl derselben entweder Epikleren sind, oder doch eine bedeutende Mitgift erhalten haben, während es doch beiweitem besser wäre, die Mitgift ganz abzuschaffen oder doch auf eine geringe und mäßige Summe zu fixiren; jetzt aber, setzt er hinzu, kann man die Erbtochter geben, an wen man will; und wenn der Vater stirbt, ohne eine testamentarische Verfügung zu hinterlassen, kann sie der Vormund geben, wem er will; wobei Aristoteles offenbar die oben angeführten Attischen Bestimmungen im Auge gehabt zu haben scheint. (*Baehr.*)

EPIKLES, Ἐπίκλης, im Trojanischen Heere ein tapferer Held aus Lykien, Freund des Sarpedon. Bei dem Sturme auf das Lager der Griechen riß Ajax einen Marmorblock aus der Mauer und zerschmetterte ihm Helm und Schädel. (*Hom.* Il. XII, 379.) (*Richter.*)

EPIKOINIOS, Ἐπικοίνιος, ein Beiname des Zeus, unter dem er auf der Insel Salamis verehrt wurde. (*Richter.*)

EPIKRATES der Komiker. Über den Dichter Epikrates besitzen wir eine kurze, aus Athenäus entnommene, Notiz bei Suidas und (was einerlei ist) bei Eudocia; sonst besteht unsere Kenntniß von ihm einzig in der kleinen Anzahl Fragmente, welche besonders Athenäus überliefert hat. Hierauf beruht die literarische Zusammenstellung bei *Meineke*, Fragm. Com. Graec. Vol. I. p. 414, nebst den Fragmenten Vol. III. p. 365—373.

Die wichtigste Angabe danken wir dem *Athen.* X. p. 422 F. Ἐπικράτης ὁ Ἀμβρακιώτης, μέσης δ' ἐστὶ κωμῳδίας ποιητής. Daß er zur mittlern Komödie gehörte, lehrt unzweideutig sein Spott auf die grübelnde Speculation von Plato, Speusippus und Menedemus; woraus man einen Zeitgenossen der schon blühenden und allgemein besprochenen Akademie erkennt. Weniger bestimmt ist die Zeichnung der Laïs, jener berühmten Hetäre, deren Jugend bereits in die Anfänge des Peloponnesischen Krieges fiel, und welche dieser Komiker nunmehr als verfallen, hochbejahrt und aus Mangel zur größten Demuth herabgewürdigt schildert: denn ob die Ausdrücke hier in aller Strenge sollen gefaßt werden und Laïs damals zwischen 50 und 60 Jahren stand, oder ob nicht vielmehr einige Übertreibung untergelaufen sei, läßt sich wol bezweifeln. Man darf also die Lebenszeit des Epikrates ungefähr ins J. 380 a. C. setzen. Sein dichterisches Talent aus so geringen Trümmern beurtheilen zu wollen, wäre gewagt; aber selbst diese spärlichen Reste geben seiner Gewandtheit im Ausdruck und in der metrischen Technik, sowie der muntern Laune des Mannes ein günstiges Zeugniß. Dahin gehören die lebhaft und in witziger Färbung ausgeführten Schilderungen der Laïs, der vordem hochmüthigen und unsichtbaren, jetzt alltäglichen Buhlerin (Antilaidis fr. 2, 20: ἰδεῖν μὲν αὐτὴν ὑμῶν ἐστι καὶ πτύσαι, l. ἐστιν ἡ πτύσαι, „ehe man einmal spuckt, kann man sie zehnmal erblicken"), die Jedem zugänglich geworden war, die Charakteristik der gedrückten Lage des Sklaven, des prahlerischen Koches (wo der Ausdruck absichtlich ins Tropische geblickt ist, δελφάκων ἐγὼ κρέα | κάλλιστ' ὀπτὰ πυρὸς ἁκμαῖς ἡνθισμένα, „durch gelindes Feuer wie mit einer Blume gebräunt"), der Kupplerin (welche ein verbrauchtes Mädchen einschwärzte, ἡ δ' ὡς ἦν μνωνία), der von den Platonikern geübten Kunst des Definirens und Haarspaltens, an der Analyse des Kürbisses dargelegt (leider ist das Fragment bei *Ath.* II. p. 59 sehr mangelhaft erhalten, was namentlich für den Schluß von V. 30 fg. an gilt, obgleich Meineke sich damit zufrieden gibt); endlich sehen wir die Figur des Schiffes und Schiffswesens auf erotisches Treiben nicht unfein übertragen bei *Ath.* XI. p. 782 F. In metrischer Hinsicht wundert man sich, bei jener Zeichnung der Akademiker den anapästischen Vortrag durch jambische Trimeter unterbrochen zu finden. Die Namen der Komödien sind Ἀμαζόνες, Ἀντιλαΐς, Δύσπρατος (worin Vieles aus dem gleichnamigen Stücke des Antiphanes mag benutzt worden sein), Ἔμπορος, Χορός. Daß die Stoffe derselben den sonst bekannten aus der mittlern Komödie glichen, läßt sich schon aus den vorhin erwähnten Zügen abnehmen.

Epikrates der Politiker[1]). Der Name Epikrates ist häufig in der Attischen Verwaltung, und es fällt schwer, über Identität oder Verschiedenheit dieser Homonyme zu entscheiden. Um nichts von jenem Epikrates zu sagen, dessen Vorschlag über die Panathenäen Demosthenes (c. Timocr. p. 708) berührt, so sprach Lykurgus in einer verlorenen Rede von Epikrates, dem wegen seines Gesetzes über die Epheben eine eherne Bildsäule gesetzt worden; demselben, der ein Vermögen von 600 Talenten besaß. Wir kennen außerdem Epikrates, des Philodemus Sohn, dessen Schwester der Redner Äschines geheirathet hatte, von welchem wir die etwanigen Notizen De F. Leg. p. 48 über den Schwager hören; beide müssen gut zusammengehalten haben, wenn Demosthenes, der ihn einfach De F. Leg. unter dem Stichnamen Κυρηβίων (Kleinmüler) bezeichnet, ihm das Prädicat eines verfluchten Kerls (κατάρατος Attischer Terminus für einen Mann der Opposition) ertheilen darf. Allein unter allen war Epikrates, mit dem Beinamen Δαικσφόρος (Buschmann), ein Demagog seit den letzten Zeiten des Peloponnesischen Krieges, der namhafteste. Außerlich machte ihn kenntlich ein ungeheurer, mit Liebe gepflegter, Bart, weshalb ihn der Komiker Plato als König des Bartes begrüßen, Aristophanes aber in seinen nicht vor Olymp. 97 gedichteten

1) Die hierher gehörigen Notizen ertheilen Harpokration und Suidas v. Ἐπικράτης, insbesondere diejenigen, welche den Demagogen angehen, *Meineke*, Com. Graec, Vol. I. p. 182 sq. und Wachsmuth, Hellen. Alterth. I, 2. S. 280 fg., welche noch vervollständigt sind durch Bergk, Commentt. de reliq. comoed. Att. antiq. p. 389 sqq.

Digitized by Google

Ekklesiazusen eine Frau sich rühmen läßt, sie führe einen nicht wenig schönern Bart, als Epikrates. Allgemein war er deshalb charakterisirt durch den Zusatz Σακεσφόρος; mit diesem erwähnt ihn auch, vermuthlich auf geschichtlicher Sage fußend, der Verfasser der 13. Sokratischen Epistel, dem zufolge er zu den Füßen des philosophischen Schusters Simon gesessen hätte. Größere Verdienste erwarb er sich durch seine politische Thätigkeit, als Genosse der demokratischen Partei. Demosthenes [2]) rühmt ihn als einen wackeren Patrioten, welcher bei Herstellung der Attischen Verfassung nach dem Sturze der 30 Tyrannen wirksam war und sonst sich vielfach nützlich erwies. Aber er wußte nicht dem Gelde zu widerstehen: nicht blos empfing er vom persischen Golde, wodurch Timokrates der Rhodier alle Hellenen gegen die Spartaner aufzuwiegeln suchte, sondern er ließ sich auch von den Lockungen des asiatischen Reichthums völlig bestricken, als er zugleich mit Phormisius, einem geistesverwandten Staatsmanne, die Gesandtschaft nach Persien (um 388) übernahm. Der Großkönig fesselte den Epikrates durch glänzende Geschenke, welche ihn zur offenbarsten Hingebung an persisches Interesse und zu den niedrigsten Schmeicheleien bestimmten. Daraus machte er nach seiner Rückkehr so wenig ein Hehl, daß er selbst eingestand, Geschenke vom Perser erhalten zu haben, sogar öffentlich erklärte, wie er einen Gesetzesvorschlag über neun Gesandte einbringen wolle, die man aus der Classe der Armen jährlich statt der neun Archonten erwählen und der guten Einnahme wegen an den Perserkönig absenden müsse. Man hört den Vorläufer von Demades und seinen Genossen heraus. Diese Truggesandtschaft behandelte mit ernster Kritik der Komiker Plato im Drama *Πρέσβεις*. Damals zwar lachte das Volk über die Unverschämtheit des Mannes; aber bald darauf, sei es auf Anlaß ungenügender Rechenschaft oder ähnlicher Vergehen, wahrscheinlich aber, weil das Volk die Schmach des von ihm angerathenen Friedens empfand, wurde er zum Tode verurtheilt, dem er sich durch Verbannung entzog [3]). Ein Actenstück dieses Processes liegt uns noch im kurzen Epilogus des Lysias *κατὰ Ἐπικράτους καὶ τῶν συμπρεσβευτῶν* vor, woraus man theils erkennt, wie reich und mächtig der Mann nebst seiner Partei war, theils aber, daß er schon früher einmal (vermuthlich um die Zeit des korinthischen Krieges) wegen Bestechung angeklagt worden: p. 808 *καὶ πρότερον ἤδη δώρων ἐκρίθησαν.* (*Bernhardy.*)

EPIKTETOS. Das äußere Leben dieses großen Stoikers kennen wir nur aus wenigen, bei Arrian, Gellius und Simplicius zerstreuten Notizen, da ein besonderes Werk Arrian's über das Leben seines Lehrers [1]) nicht auf uns gekommen ist; desto klarer liegt sein tiefes und reiches inneres Leben in seiner Lehre vor uns. Von neuern Schriften, welche Epiktetos' Leben behandeln, sind besonders zu nennen: *Gilles Boileau*, Vie d'Epictete et sa philosophie, 2. édit. revue et augmentée. (Paris 1657. 12.) *John Davies*, The life and philosophy of Epictetus. (London 1670. 12.)

Er war ein Phrygier, aus Hierapolis [2]). Lange lebte er zu Rom, als Sklave, später als Freigelassener des Epaphroditus, der selbst ein Freigelassener, dabei Kammerdiener und Günstling des Nero war [3]). Wir wissen nicht, ob Epiktet als Sklave geboren, noch, durch welche Umstände er nach Rom gekommen ist. Jener Epaphroditus, ein vollendeter Hofmann [4]), wurde später unter Domitianus, weil er dem Nero bei seinem Selbstmorde behilflich gewesen war, hingerichtet [5]). Epiktet's hoher und freier Geist scheint den rohen Sinn seines Gebieters endlich doch gerührt und ihn zu seiner Freilassung bestimmt zu haben, damit er ganz der Philosophie leben könne [6]). In Rom hörte er den berühmten stoischen Lehrer Euphrates [7]), und den noch größeren Musonius Rufus [8]). Was Epiktet über die gewaltige, nicht blos den Verstand bildende, sondern auch die Herzen erschütternde und für das Edle gewinnende Lehre dieses Philosophen sagt [9]), wird durch das Wenige, was wir noch von ihm haben, nicht widerlegt [10]); in allen seinen Aussprüchen sehen wir einen klaren und hellen Geist, der den Stoicismus von speculativen Auswüchsen zu reinigen und zu der reinen und lautern Sokratik zurückzuführen suchte, und, indem er die von den frühern Stoikern besonders ausgebildete Dialektik und Physik gegen die Ethik zurückstellte, in dieser den

2) De F. Leg. p. 430, der weiterhin, p. 431, ihn nennt *τὸν εὐεργέτην τοῦ δήμου καὶ τὸν ἐκ Πειραιῶς.* 3) Über dies alles *Demosth.* p. 430. 431. *Pausan.* III, 9, 5. *Plut.* Pelop. 30. *Hegesander* ap. *Ath.* VI. p. 251 (der sich verwundert, daß man ihn *ἄκριτον* gehen ließ) und die Fragmente des Plato in Com. Graecc. Vol. II. p. 656—658. Merkwürdig ist die Notiz beim Schol. *Aristidis* III. p. 277, daß Epikrates vorzüglich zum Frieden des Antalkidas gerathen und hierdurch die Verurtheilung sich zugezogen habe, *εἰς Ἐπικράτην ἀνέτεινεται, ὃς ἔπεισεν Ἀθηναίους — δέξασθαι τὴν εἰρήνην.* Übrigens irrt Bergk (p. 391), im Widerspruch mit seiner übrigen Combination, wenn er dem Plutarch wegen des unverfänglichen Ausdrucks *ἐγένετο ὁ δῆμος* die Meinung beilegt, daß Epikrates im zweiten Proceß freigesprochen sei.

1) *Simpl.* Com. in Epict. ab init. 2) *Suidas* s. v. *Ἐπίκτητος.* 3) Suidas nennt ihn *σωματοφύλαξ*; als erster Günstling erscheint er auch *Tac.* Annal. 15, 55. 4) Als solchen charakterisiren ihn die Anekdoten bei *Arr.* I, 19. 26. 5) *Sueton.* Nero. c. 49. Domit. c. 14. An beiden Stellen wird er als Cabinetssecretair des Nero (a libellis) aufgeführt. 6) *Orig.* c. Cels. III. p. 144. 7) *Man.* 29. *Arr.* III, 15. IV, 8. Das schöne Lob, das ihm sein Schüler, der jüngere Plinius (Ep. I, 10), ganz in Übereinstimmung mit Epiktet ertheilt, schützt ihn hinlänglich gegen die gehässigen Verleumdungen seines unedlen Rivalen, des Apollonius von Tyana, von denen Philostratos (Vita Apoll. VI, 7. VIII, 3. 7 u. ö.) voll ist. 8) *Arr.* I, 7. 9. III, 6. 15. 23. Seine ganze Lebenshaltung war die eines wahren, über Lob und Beifall der Menge erhabenen, Philosophen (*Gell.* V, 1); doch brachte er seine Weisheit zuweilen auch zur Unzeit an, wovon ein Pröbchen bei *Tac.* Hist. III, 81 vorkommt. 9) Besonders bemerkenswerth ist sein schönes Wort bei *Arr.* III, 23, daß man aus dem Unterrichte der Philosophen nicht freudig, sondern schmerzlich bewegt gehen müsse; vergl. *Gell.* V, 1 (quisquis ille est, qui audit, nisi ille est plane deperditus, inter ipsam philosophi orationem et perhorrescat necesse est et pudeat tacitus et poeniteat). 10) Die Überreste seiner Schriften sind gesammelt in *Musonii Rufi* Reliquiae et apophthegmata, ed. *Peerlkamp.* (Harl. 1822.) Schon vorher hatte Moser vier früher ungedruckte Fragmente aus dem Griechischen übersetzt und eine Einleitung über sein Leben und seine Philosophie hinzugefügt, in den Studien von Daub und Creuzer, 1810, 6. Bd. mit einer Nachschrift von Creuzer.

Digitized by Google

höchsten Zweck der Wissenschaft und zugleich die Brücke zu einer reineren Theologie fand. Durch Musonius und seinen großen Zeitgenossen Seneca wurde die stoische Lehre, indem sie ihr die schon durch Panätios [11]) vorbereitete Richtung auf das Praktische gaben, mit einem neuen, kräftigeren Geiste erfüllt, und dem damals bereits absterbenden, mehr in dialektischen Spielen und logischen Problemen sich gefallenden griechischen Stoicismus ein römischer gegenübergestellt, der jenen an Macht und Reinheit der ethischen Ideen, an tiefer Innerlichkeit und Innigkeit ebenso sehr übertraf, als er an Wissenschaftlichkeit und speculativem Gehalt hinter demselben zurückstand. Zugleich aus Noth und aus Grundsatz führte Epiktet in Rom ein ärmliches, selbst von dem Nothwendigsten fast entblößtes, dabei aber frohes, frommes, in Gott seliges Leben; sein Haus bedurfte nie eines Schlosses, weil er in demselben nichts hatte, als die Matratze, worauf er schlief [12]); er hielt keinen Sklaven, und als er endlich eine Dienerin annahm, geschah es nur, um ein Werk der Wohlthätigkeit zu üben; denn da einer seiner Freunde aus Armuth sein Kind aussetzen wollte, nahm er es zu sich, um es zu erziehen, und da that denn auch eine Amme Noth [13]). Zu den Leiden der Armuth kam noch Lähmung des Fußes; ein ihm zugeschriebenes Epigramm, worin er dies Übel erwähnt [14]), ist schwerlich von ihm, doch liebt er, es in seinen Gesprächen anzudeuten [15]); die Ursache seiner Lähmung wird verschieden angegeben; die einen schreiben sie natürlichen Gründen zu [16]), die andern erklären sie aus der harten und grausamen Behandlung seines Herrn [17]); eine Meinung, die wir, bei Mangel an hinreichenden Beweisen doch für unbegründet halten müssen, wiewol es nicht an Andeutungen fehlt, daß Epiktet viel Hartes von ungerechten Herren erduldet hat [18]). Der Senatsschluß, welcher unter Domitianus 94 n. Chr. alle Philosophen aus Rom und Italien verbannte [19]), traf auch ihn [20]); er schlug darauf seinen Wohnsitz in dem günstig gelegenen [21]) Nikopolis in Epirus auf [22]). Seine Wirksamkeit als Lehrer scheint hier erst recht angefangen zu haben. Er eröffnete eine Schule, und lehrte mehr noch durch freies Gespräch, in Hallen und auf Plätzen, im Geiste und Sinne seines großen Vorbildes Sokrates [23]), als durch öffentliche Vorträge und Vorlesungen [24]), an denen er alles Epideiktische haßte und verwarf [25]). Von Jung und Alt, von Vornehmen und Geringen wurde er aufgesucht, bewundert, auch wol in Rechtshändeln consultirt [26]); doch wurde der eigentliche Kern seiner Lehre nur selten verstanden, noch seltener befolgt. Mit edler Freimüthigkeit sprach er zu den Großen [27]); am meisten aber wußte er die Herzen der Jugend zu rühren und zu dem Besten hinzuleiten [28]). So sehr er für wahre Wissenschaftlichkeit und für das bei den Römern immer mehr verfallende Studium der Logik eiferte [29]), so war ihm doch nichts verhaßter, als das dialektische Formelwesen vieler Zeitgenossen, die sich Philosophen nannten und mit todtem Wissen oder mit unfruchtbarem Scharfsinne prunkten [30]), auch wol durch zügelloses Leben ihre Lehre Lügen straften [31]). Deshalb sagte er auch, daß ein wahrer Stoiker nur selten gefunden werde, vielmehr viele von denen, so sich Stoiker nennten, im Herzen Epikureer wären [32]). Auf die äußeren Abzeichen der Philosophen seiner Schule, den langen Bart und den groben Mantel, legte er kein Gewicht [33]), wiewol er sie verweichlichten Jünglingen als einen Theil der Gymnastik empfahl [34]). Mit Wärme lobte er das Institut der Ehe [35]), obgleich er selbst im Cölibat lebte [36]). Außer den großen Häuptern seiner Schule, Zenon, Chrysippos, Kleanthes,

11) Vergl. d. Art. Panätios in der Allgem. Encykl. 12) *Simpl.* p. 102, 6. 13) *Simpl.* p. 272 C. 14) *Gell.* II, 18:

Δούλος Ἐπίκητος γενόμην, καὶ σῶμ' ἀνάπηρος,
Καὶ πενίην ἴρος, καὶ φίλος ἀθανάτοις.

Es ist wol nicht anzunehmen, daß der beschedene Mann sich selbst einen Freund der unsterblichen würde genannt haben. 15) *Mom.* 7. 9. *Arr.* I, 17. 20. 16) Simplicius (p. 102 C.) meint, er sei von frühester Jugend an lahm gewesen, während Suidas angibt, das Übel sei in Folge eines Rheuma entstanden. 17) So *Cels.* ap. *Orig.* VII. p. 386, der von einem Beinbruche in Folge der von seinem Herrn über ihn verhängten Folter spricht, und das bei eine Anekdote von Epiktet's Standhaftigkeit im Ertragen des Schmerzes beibringt; Rommel dagegen (Hist. Lit.) läßt ihn vom langen Tragen der Ketten lahm werden. 18) *Arr.* I, 12. 19 u. ö. 19) *Suet.* Domit. c. 10. Jonsius spricht von einer doppelten Vertreibung der Philosophen unter Domitian (De scr. h. ph. I, 17), wovon aber die Alten nichts wissen. 20) *Gell.* 15, 11. 21) Die vom Octavianus an passender Stelle gegründete Stadt (*Suet.* Oct. c. 18) wurde viel von Römern, die nach dem Osten gingen, besucht; außerdem war es den Römern ein heiliger Ort, weil dort dem verabredeten Augustus Tempel und Priesterthum eingerichtet war; *Arr.* I, 19. 22) *Arr.* I, 19. 11, 6. 21 u. ö.

23) *Arr. Praef.* — Durchweg erscheint seine Methode Sokratisch; doch wußte er recht wohl den Unterschied der Zeiten zu würdigen, und erkannte an, daß die freimüthige, an Leute jeden Standes überall und immer sich anbrängende Weise des Sokrates zu seiner in Despotismus versunkenen Zeit nicht mehr möglich sei; II, 12. 24) Seine *ἀναγνώσεις* werden erwähnt *Arr.* I, 10. 25) II, 4 u. ö. 26) III, 9. Wenn er bezüglichen Zumuthungen, wie natürlich, ablehnte, dann hieß es wol von ihm: *σολοικίζει, βαρβαρίζει.* 27) So zu dem vornehmen Römer Maso (II, 14) und zu dem Procurator von Epirus, der wegen parteiischer Begünstigung eines Schauspielers vom Volke verhöhnt war, und gegen den er Freiheit der Rede in Schutz nahm; III, 4. 28) *Arrian. Praef.* i. *οὐδενὸς ἄλλου ἕνεκα ἦν ἐμοὶ σχολὴ ἢ ἵνα σχολὴν τοῖς γνησίως ὑπ' ἐκείνου πρὸς τὰ βέλτιστα.* Den wahrhaften Philosophen erkennen wir in ihm in der Anrede an einen unempfänglichen und unfleißigen Schüler (I, 24), in den schönen, tröstenden Worten, die er zu einem Heimwehkranken sprach (III, 24), in der sogleich an die höchsten Beziehungen anknüpfenden Ermahnung zur Reinlichkeit (IV, 11) und in vielen andern Reden. 29) I, 1. 8. 17. 26. IV, 8. Merkwürdig ist die Schilderung des Verfalles der strengern Wissenschaft zu seiner Zeit; I, 8. III, 9. 30) *Gell.* I. 2. 17, 19. *Arr.* II, 18. 19. III, 23. IV, 4. 31) Wie in der strengen Strafrede an einen Gelehrten, der, in Folge des Grundsatzes: *ἐκ αἱ γυναῖκες κοιναὶ φίλων*, die Ehe brach; II, 32) II, 19. 33) Besonders eifert er gegen den Schmutz mancher sogenannten Philosophen; III, 22. 34) Wie einem eiteln und verwöhnten jungen Korinther; III. 1. 35) *Mom.* 38, 8. *Schw. Arr.* II, 4, namentlich vertheidigt er Ehe und Staat gegen Epikur; I, 23. Doch empfiehlt er dem wahrhaft Weisen das Cölibat, damit er, durch kleinliche Verhältnisse nicht gefesselt und herabgezogen, seiner und sicherer auf Menschen wirken könne; III, 22. 36) Darauf geht das Geschichtchen bei Lucian (Demonax §. 55), daß der Cyniker Demonax sich, als er eben das Glück der Ehe gelobt, von ihm eine seiner Töchter erbeten habe.

Digitized by Google

die er unbedingt verehrte, waren ihm in Leben und Lehre Sokrates [37]) und der Cyniker Diogenes [38]) die höchsten Vorbilder, wie er denn überhaupt in dem wahren Cyniker, nicht in dem falschen seiner Zeit [39]), das Ideal eines tapfern, gottgeliebten, frommen Weisen fand [40]). Man hat ihn deshalb wol selbst einen Cyniker genannt [41]), eine Bezeichnung, die er nicht würde abgelehnt haben, da die ganze Ethik der Stoiker auf der Grundlage der cynischen Moral ruhte. Die Meinungen der Skeptiker und Akademiker verwarf er, weil ihre Lehre ihm an einem inneren Widerspruche zu leiden schien [42]); Epikur aber und seine Schule haßte er [43]), nicht ohne ihm zuweilen Unrecht zu thun [44]), da er den in Epikur lebenden höheren Sinn über den vielfachen Mängeln seines Systems verkannte. Sein ganzes Leben war ihm, wie einst dem von Stoikern und Cynikern so hochverehrten Herakles [45]), eine schwere Arbeit und ein tapferer Kampf gegen das Böse; aber es war ihm doch auch ein heiteres Spiel [46]), und die Menschheit eine Festversammlung [47]), an deren buntem Treiben er sich gern ergötzte. Die beiden höchsten Grundsätze seines Lebens waren Geduld und Enthaltsamkeit [48]). Der alles Große und Schöne anerkennende Hadrianus soll auch ihn mit besonderer Auszeichnung behandelt haben [49]); ob er ihm auch den Antrag gemacht hat, nach Rom zurückzukehren, ist ungewiß, gewiß aber, daß er nicht zurückgekehrt ist [50]); denn mehrmals weisen seine zu Nikopolis gehaltenen Vorträge auf die ruhige und friedliche [51]), nur an den äußersten Reichsgrenzen durch die Getenkämpfe bewegte [52]) Regierung des Trajanus hin. Die Meinung, daß er sogar noch das Zeitalter der beiden Antonine erlebt habe, hätte bei Niemandem Glauben finden sollen [53]), da derselben nicht nur alle Zeitbestimmungen, sondern auch die ausdrücklichen Zeugnisse des Marcus Antoninus selbst [54]) entgegenstehen, der erst von seinem Lehrer M. Junius Rusticus Epiktet's Schriften bekam [55]); sie beruht überdies lediglich auf einer von Suidas [56]) dem Themistius [57]) gedankenlos nachgesprochenen Angabe. Wir wissen nicht, wie und wann er gestorben ist; gewiß aber wird er in dem frommen Sinne aus der Welt geschieden sein, den er in dem herrlichen Gebete des sterbenden Weisen bei Arrian (IV, 10) so schön und innig ausdrückt [58]). Sein geringer Nachlaß wurde, wie es scheint, von seinen Verehrern zu hohen Preisen als Reliquien angekauft [59]). Unter seinen Schülern waren der edle Arrian [60]) und Favorinus [61]) die bedeutendsten; doch scheint dieser in manchen Punkten von ihm abgewichen zu sein [62]). Aus einzelnen Andeutungen dürfen wir schließen, daß ihm das Christenthum wenigstens äußerlich nicht ganz unbekannt war [63]); daß er aber auch mit der christlichen Wahrheit näher bekannt gewesen sei, wie Einige vermutheten [64]), dafür findet sich nirgends eine Spur, vielmehr geht seine Lehre im Wesentlichen nicht über den Kreis des stoischen Systems hinaus, und wenn manche seiner Aussprüche auch der sittlichen Würde und Hoheit des Christenthums ziemlich nahe

37) I, 9. II, 5. 12. 38) I, 24. II, 16, besonders III, 22. 24. IV, 1. Seltsam, daß der Cyniker, den die Zeitgenossen einen tollgewordenen Sokrates nannten, von den Stoikern fast über diesen hinausgehoben und zu einem wahren Ideal der höhern Menschheit wurde. 39) IV, 22 stellt er den unfaulenzt, unsklavigen Gesellen, die sich damals Cyniker nannten, den Cyniker im höhern Styl gegenüber. 40) Ebendas. Er nennt ihn König und einen heiligen Boten Gottes an die Menschen; wir sehen aus dieser Stelle, daß die bessern Cyniker sich, nicht unähnlich den Mönchen, von der Welt nur zurückzogen, um sich ganz dem edlen Geschäfte der Krankenpflege und der Tröstung und Belehrung der Leidenden zu widmen. 41) Cf. Bruckner, Hist. phil. II, 570. 42) Arr. I, 5. II, 20. Scharf und treffend drückt er das Prinzip der Akademiker so aus: συγχεῖσθαι, ὅτι οὐδὲν ἴσως γνωστόν. 43) Arr. I, 20. 23. II, 20. 22. Nicht mit Unrecht sog er aus Epikur's Lehre die Consequenz, daß in derselben Familie und Stadt in ihrem innersten Wesen aufgehoben würden. 44) III, 24 nennt er die Epikureer grabezu Κίνικοι; vgl. auch D. L. X, 1. 45) II, 16. III, 24: σεμνεῖαι ὁ λὸς μικρὰ καὶ ποικίλη. Schon den ältern Cynikern war Herakles, in dessen Gymnasium Kynosarges sie lehrten, der größte aller Heroen. 46) Ein Kampfspiel, Mem. 29, aber auch ein Theater, in welchem jeder seine Rolle möglichst gut zu spielen suchen muß, Man. 17, eine Tragödie, I, 24. 25. 47) I, 12: μετὰ πολλῶν εἶναι ἑορτὴ καὶ πανήγυρις. II, 14. IV, 4. 48) ἀνέχου καὶ ἀπέχου. Gell. 17, 19; vgl. Arr. IV, 4, wo mit ἀνεκτικὸν und ἀφεκτικὸν gespielt wird. 49) Spartidian. Vita Hadr. c. 16. Wir haben noch ein apokryphisches, ohne Zweifel von einem Christen herrührendes Machwerk, worin Hadrian dem Epiktet eine Menge Fragen zur Lösung vorlegt, mitgetheilt unter dem Titel: Altercatio Hadriani cum Epicteto, bei Fabr. Bibl. Gr. 13. p. 557. 50) Wie Brucker (Hist. phil. II. p. 571) annehmen möchte. 51) Arr. III, 13. Auch der großen Sicherheit der Landstraßen zu jener Zeit wird dort erwähnt.

52) II, 22. Trajan selbst wird genannt IV, 5. 53) Wie bei Jf. Casaubonus und bei Menage zum Diog. Laert. 54) M. Anton. IV, 41. XI, 34—37. Auch Gellius erwähnt des Epiktet stets als eines längst Dahingeschiedenen; 2, 18. 17. 19. 55) M. Anton. I, 7. 56) Καὶ διατέτριφε μέχρι Νέρωνος Αὐτοκράτορος; Suidas s. v. 57) Orat. V. ed Jovian. p. 63. ed. Hard. 58) Wie schön ist doch der Schluß: σὰ γὰρ πάντα, οὗ μοι πάτερ δέδωκας. 59) Lucian (ad indoctum multos libros ementem) erzählt eine Anekdote von einem dummen Menschen, der für 3000 Drachmen Epiktet's thönerne Laterne gekauft habe, in der Meinung, mit ihr auch seine Weisheit zu erben; es ist nur ein Spott auf die Reliquienjäger jener Zeit. 60) In ihm wiederholte sich auf merkwürdige Weise Sohn und Geist Xenophon's, dem er in Schreibart und literarischen Bestrebungen nacheiferte, und daher mit Recht bei Suidas νέος Ξενοφῶν heißt. 61) Gell. 17, 19. Fandi dulcissimus, Gell. 16, 3; eine längere Rede von ihm ist mitgetheilt Gell. 12, 1, wo auch amoenitates et copiae verbatenusque verborum ihm zugeschrieben werden. Er war zugleich Grammatiker und ein ziemlich unglücklicher Etymolog. Gell. 5, 19. 4, 1. 62) Er strebte nach dem Ruhme eines geliebten Eklektikers, und schrieb sogar gegen Epiktet, welchen Galenus gegen ihn in einer verlornen Schrift vertheidigte. Galen. IV, p. 376. ed. Bas. 63) Arr. IV, 7 sagt ihm der Galiläer erwähnen, die nicht, wie die Philosophen, durch vernünftiges Denken, sondern durch Schwärmerei (μανίᾳ) und Gewohnheit eine reinere Gotteserkenntniß hätten; ohne Zweifel sind dies die Christen. Ob auch II, 19, wo von der Taufe, als dem Kennzeichen des Judenthums, die Rede ist, an die Taufe der Christen oder an die jüdische Proselytentaufe zu denken ist, mag dahin gestellt bleiben; mindestens sehen wir aus dieser Stelle, daß es damals unter den Griechen Mode war, zu jüdeln. 64) Brucker (H. phil. II, 574) stellt die ganz grundlose Vermuthung auf, daß er christliche Schr. nachgeahmt, aber verstümmelt habe. Gegen die Träume Früherer, die ihn zu einem Kryptochristen machten, schrieb schon Rosael, Disquisitio de Epicteto (Gron. 1708), und Creile in zwei Dissertationen: De ὑπερφυῶς et ἀνθρώπῳ Epicteti. (Lips. 1711—1716.)

Digitized by Google

kommen, so ist doch diese Übereinstimmung oft mehr scheinbar, als wirklich [65]).

Wie Sokrates, hinterließ Epiktet nichts Schriftliches; aber er fand seinen Xenophon an dem trefflichen Arrian, der in acht Büchern [66]) die Gespräche und Reden seines Lehrers, nach Art der Xenophontischen Denkwürdigkeiten des Sokrates, unter dem Titel von Diatriben (*Ἐπικτήτου διατριβαί*) herausgab; leider besitzen wir von diesem Werke nur noch vier Bücher; aus dem fünften theilt Gellius eine längere Stelle mit [67]). Arrian soll auch noch ein zweites Werk in zwölf Büchern mit dem Titel: *Ἐπικτήτου ὁμιλίαι* verfaßt haben [68]), doch wissen wir nicht, in welchem Verhältnisse beide Schriften zu einander standen; wahrscheinlich waren es Theile eines großen Gesammtwerkes über Epiktet, welchem dann die oben erwähnte Biographie als Einleitung mag gedient haben. Endlich faßte Arrian auch die prägnantesten Punkte der Lehre Epiktet's, die ihm am geeignetsten schienen, das Herz zu rühren, in einer Reihe kurzer und gedrängter Sätze zusammen [69]), und nannte diesen Auszug *ἐγχειρίδιον*, d. h. eine gute Wehr und Waffe, die der angehende Weise alle Zeit zum Kampfe gegen das Böse zur Hand haben müsse [70]). Dieses Philosophenbrevier, wie man es nennen könnte, ist nicht eine bloße Perlenschnur lose aneinandergereihter Sentenzen, vielmehr zieht sich durch dasselbe, wie Simplicius trefflich zeigt [71]), ein fester, bestimmter Plan; denn während die erste Hälfte (c. 1—23. *Schweigh.*) mehr für Jünglinge und Anfänger in der Lebensweisheit bestimmt ist, gilt der zweite Theil (c. 24—53) mehr den gereifteren und in der Ausbildung weiter fortgeschrittenen Männern. Dazwischen sind an passenden Stellen wenige theoretische Sätze über Gott und Welt verflochten [72]). Der Styl in sämmtlichen philosophischen Schriften Arrian's ist kunstlos, ja locker, aber warm, und trägt das frische Gepräge treuer, mündlicher Überlieferung [73]); im Sagbau, wie in der Wortfügung und in vielen einzelnen Worten und Wendungen herrscht lateinische Färbung vor, namentlich ist in dem rhetorisirenden, oft epigrammatisch zugespitzten Ausdruck Nachahmung des Seneca unverkennbar. Da das Encheiridion schon im Alterthume zu den gelesensten Schriften gehörte, so waren vielfache Zusätze und Interpolationen unvermeidlich; daher mag es kommen, daß bei Stobäos nicht selten Aussprüche aus demselben angeführt werden, die in dem Buche, wie wir es gegenwärtig haben und wie es schon Simplicius hatte entweder gar nicht oder doch sehr verändert gefunden werden [74]); denn anzunehmen, daß auch jene Schrift, wie die Diatriben, unvollständig auf uns gekommen sei, verbindet uns das Ansehen des Simplicius, der bereits das Werk fast in seinem gegenwärtigen Umfange vor sich hatte [75]) noch weniger darf an eine doppelte, von Arrian selbst gemachte Recension gedacht werden [76]). Wie viel diese Schrift in den Schulen der Philosophen interpretirt wurde, um wie reichen Stoff sie scharfsinnigen Exegeten darbot, davon ist uns eben das Simplicius Commentar ein schöner Beweis; wir sehen in demselben ein Muster wahrhafter, in den innersten Geist des Schriftstellers eindringender und von diesem Geiste aus das Einzelne beleuchtender Erklärung, an welche sich treffliche Abhandlungen über einzelne Punkte der Theologie und Ethik anknüpfen [77]). Die vielfachen Anklänge an neutestamentliche Aussprüche, die wir bei Epiktet finden, wurden die Veranlassung, daß jenes Buch lange auch bei Christen eines sehr großen Ansehens genoß, wobei nur das entschieden Heidnische in Gedanken und Ausdruck mit Christlichem vertauscht wurde; wir haben noch zwei solcher Umarbeitungen desselben im christlichen Sinne, beide vorzugsweise für Mönche bestimmt [78]; die eine, zuerst von Mer. Casaubonus unter dem Titel *Paraphrasis Enchiridii* herausgegebene, mag in die Zeiten Justinian's gehören [79]); die andere ist von dem heiligen Nilus besorgt, der um die Mitte des 5. Jahrh. lebte, und erschien zuerst in dessen von Suarez herausgegebenen Schriften [80]); sie hält sich strenger als die erste, an den Urtext und viel seltener sind christliche Ausdrücke und Reminiscenzen in dieselbe eingeflochten [81]). Vielleicht mehr, als

65) Auch Ritter (Gesch. der Phil. IV. S. 232) legt wol etwas zu viel Gewicht auf diese scheinbare Übereinstimmung. 66) *Phot.* Cod. 58. 67) *Gell.* 19, 1. Das Werk heißt dort *διαλέξεις*. 68) *Phot.* Cod. 58. Unter *ὁμιλίαι* sind ohne Zweifel vertrautere Gespräche im Kreise näher stehender Schüler zu verstehen, wogegen die *διατριβαί* mehr die Reden an Fremdere enthalten; vielleicht hat Fabricius (Bibl. gr. IV. c. 10. *Harl.*) Recht, wenn er meint, daß unter den *διαλέξεις* bei Gellius die Homilien zu verstehen seien. 69) *Simpl.* init.: *τὰ κεφαλαιώτατα καὶ ἀναγκαιότατα ἐν φιλοσοφίᾳ καὶ πνευματικώτατα τῶν ψυχῶν ἐπιλεξάμενος ἐκ τῶν Ἐπικτήτου λόγων.* 70) Ebendas.: *ἐγχειρίδιον ἐγγέγραπται, διὰ τὸ πρόχειρον ἀεὶ αὐτὸ δεῖν καὶ ἑτοίμον εἶναι τοῖς βουλομένοις τὸ ζῆν.* 71) *Simpl.* p. 3 C. 72) Wie c. 8. 27. 31. 73) *Arr. Praef.*: *ἔστι δὴ τοιαῦτα, ὥσπερ εἶδον, ὁπόθ' ὧν τις αὐτόθεν ὁρμηθεὶς εἶποι πρὸς ἕτερον, οὐχ ὁποῖα ἂν ἐπὶ τῷ δείπνῳ ἑστιῶντι τινὰς αὐτὸς συγγράφω.* Charakteristisch ist bei Epiktet auch der häufige Gebrauch der Diminutiva, wie *ψυχάριον, δοξάριον, κτηνίδιον*, um die verachtenden auf solche Dinge herabsehende Verachtung des Weisen auszudrücken.

74) Zuerst gesammelt in der Ausgabe von Hier. Wolf. Nur c. 29. *Schw.* (ein Abschnitt, der wörtlich aus den Diatriben III, 15 in das Handbuch übertragen ist) fehlt bei Simplicius (76) Annahme des Salmasius. 77) Wie die vortreffliche Theodicee zu c. 8 und 27, womit auch eine Polemik gegen die Manichäer verbunden ist, und die schöne und wichtige Abhandlung über das Dasein und die Vorsehung Gottes, zu cap. 32, mit polemischen Seitenblicken auf das damals schon sehr verfälschte Christenthum. Wir treffen hier zu unserer Verwunderung die treinsten Ansichten über Reue und Buße gegen die Äußerlichkeit der kirchlichen Bußungen. Herrlich ist auch der Excurs über die Freundschaft zu 22—208 und rührend der oft durchblickende Schmerz über den Verfall alles Hohen und Edlen zur Zeit des Justinianus. Am meisten tritt dies in dem Paraphrasten hervor, wo nicht selten das anachoretische Leben (auch mit dem herkömmlichen Ausdruck *ἐνάρετος πολιτεία*) erwähnt wird; an die Stelle des Philosophen ist hier überall der Anachoret getreten. 79) Vermuthung des Mer. Casaubonus. 80) S. Nili tractatus et epistolae. (Romae 1673.) 81) Bei dem Paraphrasten sind die Sokratischen Sentenzen regelmäßig mit Paulinischen vertauscht, häufig Bibelsprüche eingeschaltet, Manches ganz umgestaltet, wie c. 17, wo das Leben mit einem Schauspiel verglichen wird, c. 33, 8, wo der Hinweis auf der Liebe vor der Ehr etwas lau und behingt verboten ist, und Anderes der Art. Bei Nilus ist fast nichts geändert, fast zugelegt; Sokrates und andere heidnische Namen in der Regel geblieben, und nur wenige Aussprüche griechischer Weisen mit Paulinischen vertauscht.

Digitized by Google

irgend eine andere griechische Schrift ist das Encheiridion, meistens noch mit der sogenannten tabula *Cebetis* verbunden, in der neuern Zeit bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herausgegeben, bearbeitet, übersetzt; die vier ältesten Ausgaben, die wir als die Grundlage aller späteren ansehen können, sind: 1) Die erste venetianische Ausgabe, zugleich mit dem Commentar des Simplicius. (1528. 4.) 2) Die nürnberger Ausgabe von Haloander (1529), nebst der lateinischen Version des Ang. Politianus; ein fast wörtlicher Abdruck derselben ist die erste baseler Ausgabe (bei Andr. Cratander, 1531). 3) Die zweite venetianische Ausgabe, von Trincavellus, nebst Arrian's Dissertationen (1535); aus ihr ist die zweite baseler Ausgabe geflossen (bei Joh. Oporinus, 1554. 4.), nebst der lateinischen Übersetzung der Diatriben durch den Arzt Joh. Schegk in Tübingen. 4) Die strasburger Ausgabe, von Th. Naogeorg (1554), welche indessen sich meistens an die des Haloander anschließt. Der zweiten venetianischen Ausgabe folgt im Wesentlichen die dritte baseler Ausgabe, von Hieronymus Wolf (bei Joh. Oporinus, 1560, 3 Bde.), nebst Anmerkungen und einer lateinischen Übersetzung des Handbuches, der Diatriben und des Simplicius; dagegen begründeten eine neue Recension des Encheiridion, zunächst auf der Grundlage der ersten venetianischen Ausgabe, Salmasius und Daniel Heinsius in ihrer gemeinschaftlichen Edition jenes Werkes, mit dem Simplicius, aber ohne die Diatriben. (Leyden 1640. 4.) Den Text hatte Heinsius, die unvollendet gebliebenen, vorzugsweise philosophischen, Noten Salmasius bearbeitet. Wenig weicht von derselben ab die Ausgabe des Handbuches von dem jüngern (Mericus) Casaubonus (London 1659); doch hat sie dadurch einen bedeutenden Werth, daß sie zuerst den sogenannten christlichen Paraphrasten mittheilt und ihn zum Theil zur Emendation des Textes anwendet. Aus Wolf's und Heinsius' Recensionen gemischt sind die Ausgaben des Manuale von Abr. Berkel (zuerst zu Leyden 1670, dann zu Delft 1683; letztere mit Noten des Jac. Gronov zum Paraphrasten), und von Hadr. Reland (Utrecht 1711. 4.), nebst den viel früher geschriebenen Noten Meibom's. Eine vielfach neue Gestalt gewann der Text durch Joh. Upton, der das Handbuch nebst den Diatriben zu London herausgab (1739—1741. 2 Bde. 4.), und besonders durch Heyne, dessen erste Ausgabe 1756, Dresden und Warschau, die zweite 1776, ebendas. (wieder abgedruckt 1782), erschien; sie zeichnet sich durch ein methodisch-kritisches Verfahren vor allen frühern aus. Die letzte und größte Ausgabe aller zu Epiktet's Philosophie gehörigen Schriften ist die von Joh. Schweighäuser, der zuerst das Manuale und die Tafel des Cebes mit kritischen Noten herausgab (Leipzig 1798), dann die übrigen Schriften unter dem Titel: Epicteteae philosophiae monumenta, in fünf Bänden folgen ließ (Leipzig 1799—1800). Die ersten drei Bände enthalten die Diatriben nebst lateinischer Version, Commentar und indices, der vierte den Commentar des Simplicius mit der Version, der fünfte den christlichen Paraphrasten mit der Version des Casaubonus, die Redaction des Handbuches von dem heil. Nilus, endlich Noten zum Simplicius. Bei allen diesen Schriften hat Schweighäuser mit großer Umsicht und Gründlichkeit dem Texte eine ganz neue Grundlage gegeben, wiewol es ihm noch nicht gelungen ist, denselben von allen Mängeln zu reinigen. Unter der großen Zahl von Übersetzungen des Handbuches bemerken wir vor allen die lateinische Version des Ang. Politianus, die, zuerst 1496 zu Bologna herausgegeben, den Werth einer Ausgabe hat, da sie noch vor dem ersten Abdruck des griechischen Textes erschien; dann die französischen von Dacier (Paris 1715. 2 Bde. 12.), von Villebrune (Paris 1795. 2 Bde. 12.), von Camus (ebendas. 1799. 2 Bde. 18.), endlich die teutsche Übersetzung von J. G. Schultheß (Zürich 1766). Unter den vielen Monographien über Epiktet's Lehre sind zu nennen: J. A. Briegleb, Schule der Weisheit, nach Epiktet (Koburg 1805), J. F. Mieg, Über Epiktet's Charakter und Denkungsart, im Pfälzischen Museum. 1. Bd. 4. Heft, und J. F. Beyer, Über Epiktet und sein Handbuch der stoischen Moral. (Marburg 1795.)

Der Mittelpunkt in Epiktet's Lehre ist die Ethik; nach ihr strebt alles hin, durch sie wird alles in derselben bedingt; schon seine Logik ist überwiegend psychologisch und ethisch gefärbt, und aus der Ethik sind auch die wenigen allgemeinen Sätze der Physik und Theologie, die wir bei ihm finden, geflossen; überhaupt haben bei ihm die speculativeren Wissenschaften, die Logik und Physik, die in der älteren Stoa so reich ausgebildet waren, alle selbständige Geltung verloren, und werden nur wie im Vorbeigehen behandelt; aber auch der Ethik fehlt es an objectiver Entfaltung der Ideen und an innerer wissenschaftlicher Begründung, sie ist wesentlich Asketik, wie dem Epiktet das Leben selbst ein Kampf war; doch war dieser Charakter schon durch die ursprüngliche Grundrichtung des Stoicismus bedingt, der, bei dem Verfall aller öffentlichen Verhältnisse, das Ideal einer sittlichen, die äußere Welt nicht verachtenden, sondern nach den höchsten Zwecken gestaltenden Lebensharmonie, wie es Platon und Aristoteles kannten, aufgab, und den Menschen in sich selbst, auf das Bewußtsein seiner subjectiven Freiheit und Unabhängigkeit zurückdrängte. Dabei kann Epiktet, wie die meisten Philosophen jener Zeit, in gewisser Weise als Eklektiker angesehen werden, da er, gleich seinem Lehrer, dem Musonius Rufus, die Starrheit des Stoicismus durch eingemischte Sokratische, auch wol Platonische Gedanken zu mildern und die innere Sprödigkeit desselben durch Anwendung der Sokratischen Lehrmethode gleichsam in Fluß zu bringen suchte. Nichts war ihm in Wissenschaft und Leben von Bedeutung, was er nicht in Beziehung zu dem sittlichen Bewußtsein des Menschen bringen konnte; darum setzte er den Anfang der Philosophie nicht, wie frühere Philosophen, in die bewundernde Anschauung der Außenwelt, sondern in das unglückliche Bewußtsein der menschlichen Schwäche und Ohnmacht in Beziehung auf das Nothwendigste, und in die Wahrnehmung des Kampfes der Menschen in sich und unter einander, der zur Ruhe gebracht werden muß [82]). Zur Schlichtung dieses Streites aber

82) *Arr.* II, 11: ἀρχὴ φιλοσοφίας ἡ συναίσθησις τῆς ἑαυ-

that vor allen Dingen eine richtige Selbſtkenntniß Noth, und darum war ihm die Logik eine nothwendige Vorbereitungswiſſenſchaft, deren Würde und wahres Weſen er ſehr wohl erkannt hatte; denn er betrachtete ſie als die Lehre von dem ſich ſelbſt denkenden und erkennenden Geiſte, von der ſich ſelbſt anſchauenden und ihrer ſich gewiß werdenden Vernunft [83]); ſie war ihm auch die Wiſſenſchaft, welche die Grenzen der Erkenntniß abſteckt [84]), und auf dieſem Wege Meinung und Wiſſen unterſcheiden lehrt. Wie doch er das Denken ſtellte, davon zeugt ſein ſchöner Satz: Ein vernünftiges Weſen kann Alles ertragen, was vernünftigen Grund hat, nur das Unvernünftige kann es nicht ertragen [85]). Im Einzelnen hat er nun freilich die Logik nicht in dem Sinne erweitert und ausgebildet, wie es nach jenen Grundſätzen zu erwarten war, weil er eben alles ſogleich wieder auf das Ethiſche bezog; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß er in ſeinen Vorträgen die Lehre von der Geneſis der Vorſtellungen und Begriffe ſchärfer, als die meiſten Stoiker, hervorgehoben und durch manche wichtige Beſtimmungen bereichert hat. In der Bildung des Begriffes nämlich unterſcheidet er ganz richtig fünf ſtufenweiſe auf einander folgende Momente, das innere Einbilden des ſinnlich gegebenen Gegenſtandes (τυπούσθαι), das ſelbſtthätige Auffaſſen (ἰλαμβάνειν), das Abſtrahiren von dem Einzelnen, Sinnlichen (ἀφαίρεσις), die Erweiterung des Bildes durch den Zuſatz allgemeiner Beſtimmungen (πρόσθεσις), endlich das Zuſammenſetzen der einzelnen Merkmale zu dem Ganzen des Begriffes (σύνθεσις) [86]). Ein ganz beſonderes Gewicht legte er mit Recht bei der Bildung der Begriffe auf die Phantaſie, worunter er, im Sinne Platon's, beides, das vorſtellende und bildende Vermögen der Seele, verſtand, aber er erkannte auch, daß nicht die Phantaſie ſelbſt, ſondern das Wiſſen um dieſelbe den Menſchen vom Thiere unterſcheide [87]); denn, ſagte er, während auch die Thiere Vorſtellungen hätten und denſelben nachgingen, ſei es der eigenthümliche Vorzug des Menſchen, ſich der Vorſtellungen und des richtigen Gebrauches derſelben bewußt zu werden [88]), und darum müſſe es auch recht eigentlich die Aufgabe der Philoſophie ſein, die Vorſtellungen zu prüfen [89]); ſo konnte er nun, ganz im Geiſte des Sokrates, ſagen, daß die ganze Natur des Menſchen ſich in der denkenden Betrachtung (θεωρία) vollende [90]). Indem er nun weiter zur Betrachtung des Denkens fortging, unterſchied er drei verſchiedene Weiſen des Erkennens; zuerſt, lehrte er, werde der Geiſt beim Denken durch ſinnliche Eindrücke (αἰσθητικῶς) bewegt, dann durch Reflexion über das Wahrgenommene (διανοητικῶς), endlich ſich durch Zuſtimmung (συγκατατθετικῶς) [91]), den abſchließenden, affirmirenden Act der Denkthätigkeit, in welchem er ſich der Wahrheit ſeiner Begriffe und Urtheile bewußt werde. Auch in der Zuſtimmung ſelbſt unterſcheidet er wieder drei Stufen: den Vorſatz, ſich des Objectes zu bemächtigen (πρόθεσις), die geſpannte Aufmerkſamkeit auf das Object (ἐπιβολή), und die darauf folgende Zuſtimmung ſelbſt (συγκατάθεσις im engern Sinne) [92]). Dieſer affirmirenden Thätigkeit ſtellte er dann zwei negirende Thätigkeiten gegenüber, das Zurückhalten der Urtheils (ἔχεσις), und das Verneinen (ἀνάνευσις) [93]). Als Urſache und Bedingung aber beider entgegengeſetzter Thätigkeiten nahm er das Gefühl (πάθος) an, indem der Zuſtimmung ſtets das Gefühl der Realität, der Verneinung das Gefühl der Nichtrealität des Gegenſtandes, dem Zurückhalten des Urtheils endlich das Gefühl der Ungewißheit deſſelben zum Grunde liege [94]); Sätze, die ihre wahre Bedeutung erſt in der Ethik fanden. Über die Zuſtimmung hob er dann, im Sinne ſeiner Schule, noch die κατάληψις, das klare und gewiſſe Erkennen, das wahrhafte Begreifen des Objectes [95]). Als Reſultat jener verſchiedenen Operationen des Denkens ergaben ſich die allgemeinen Begriffe, die er, gleich den frühern Stoikern, προλήψεις nannte (auch κοιναὶ ἔννοιαι, IV, 1), und die Urtheile (ὄξαι, ὄγματα), die in der Anwendung der allgemeinen Begriffe auf das Einzelne beſtehen. Da ſind er denn nun den wichtigen Satz, daß die allgemeinen Begriffe einander nie widerſprechen könnten [96]), ſondern, daß aller Streit und aller Irrthum in dem Anpaſſen der allgemeinen Begriffe auf die einzelnen Gegenſtände ſeinen Grund habe. Dieſen Streit ſoll die Philoſophie ſchlichten, und darum muß ſie, wie die Vorſtellungen, ſo auch die Meinungen und Urtheile prüfen; denn da Urtheile alles Denken und Handeln beimgen, ſo iſt das richtige Urtheil der Grund aller Wahrheit und alles Guten, das falſche Urtheil die Urſache alles Irrthums und alles Böſen [97]); ſo iſt er nun ſogleich wieder auf dem Gebiete der Ethik angelangt, indem er, ganz Sokratiſch, das Böſe als Irrthum und falſches Urtheil annahm. Alle wahren und falſchen Vorſtellungen und Urtheile brachte er nun auf vier verſchiedene Formen zurück, indem bei dem wahren Urtheile allemal das Object entweder zugleich ſei und ſcheine, und nicht ein anderes zu ſein ſcheine, als es ſei, oder nicht ſei und auch nicht zu ſein ſcheine, bei dem falſchen Urtheile dagegen entweder ſei, ohne zu ſcheinen, oder ſcheine, ohne zu ſein [98]). Da nun das Weſen des Menſchen im Denken und Urtheilen beſtehe, ſo könne, lehrte er weiter, eine falſche Vorſtellung oder Meinung nur durch die entgegengeſetzte wahre ausgetrieben werden [99]), ein Satz, der beſonders für die Ethik von Wichtigkeit war,

τοῦ ἀσθενεῖας καὶ ἀδυναμίας περὶ τὰ ἀναγκαῖα' — αἰσθησις μάχης τῆς πρὸς ἀλλήλους τῶν ἀνθρώπων.

83) Arr. I, 1: δύναμις λογικὴ μόνη αὐτὴν κατανοεῖ, c. 6: δύναμις συνορατική. 84) I, 17: τῶν ἄλλων (τὰ λογικὰ) διωρισμένα καὶ ἐπιστητικά. 85) I, 2. II, 29 lefen wir eine ſchöne Variation des alten Epruches des Epicharmos: νοῦς ὁρᾷ καὶ νοῦς ἀκούει, τἄλλα κωφὰ καὶ τυφλά. 86) Arr. I, 10. 87) Arr. II, 8. I, 6. 88) II, 6. Mon. c. 6. 89) I, 20. II, 11. 90) I, 6: ἤλθεν ἡ ἡμῶν φύσις εἰς θεωρίαν. 91) I, 14.

92) I, 21. 93) I, 14. 18. II, 24. Im Gegenſatze zu ἀνανεύειν nennt er auch den Act des Zuſtimmens ἐπιτυγεῖν, III, 3. 94) I, 18: ὅρᾳ τοῦ συγκατατίθεσθαι τὸ παθεῖν ὅτι ὑπάρχει, καὶ τοῦ ἀνανεύειν τὸ παθεῖν ὅτι οὐχ ὑπάρχει, καὶ τοῦ ἐπισχεῖν τὸ παθεῖν ὅτι ἄδηλόν ἐστιν. 95) Mon. c. 45 ſetzt er die φαντασία καταληπτική als eine höhere Stufe der Erkenntniß dem συγκατατίθεσθαι entgegen. 96) I, 22: πρόληψις προλαμβάνει ὧν μετέχειν — ἡ μὲν γὰρ γένεσις περὶ τὴν ὁμοιομερίαν τῶν προλήψεων τοῖς ἐπὶ μέρους οὐσίαις. II, 12. IV, 1. 97) II, 24: πᾶν ἁμάρτημα μάχην περιέχει. 98) I, 27. 99) II, 18.

Digitized by Google

wo er die Fassung gewann, daß ein fehlerhafter Trieb nur durch einen richtigen Trieb könne geheilt werden [1]). Auf die Lehre vom Begriffe und Urtheil hätte dann, nach der gewöhnlichen stoischen Logik, die Theorie des Schließens folgen müssen, aber da ist es wieder eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit des Epiktet, daß er auf die Form des Syllogismus nur einen sehr bedingten Werth legte, und namentlich in den so beliebten Trug- und Kunstschlüssen nichts als zwecklose Spielerei sah [2]). Nun drängt sich aber sogleich die Frage auf: wie und mit welchem Vermögen des Geistes soll die Philosophie die Wahrheit der Urtheile prüfen? Der Mangel, der sich hier in Epiktet's Lehre findet, ist allen stoischen Systemen gemein, die zwar allerlei Kriterien des Wahren aufstellten, aber damit wenig ausrichteten, weil sie sich nicht zu den reinen Vernunftideen erhoben, zu welchen Platon und Aristoteles in ihrer Speculation gelangt waren; ihr Denken bewegte sich auf dem untergeordneten Gebiete der noch mit dem sinnlichen Elemente behafteten Vorstellung, und darum behält auch Epiktet's Satz, daß alle Philosophie auf Prüfung der Meinungen beruhe, etwas Schwankendes und Unklares. So richtig er daher erkannt hatte, daß jede Wissenschaft ein dreifaches Element in sich schließe: das Object als Materie, die Lehrsätze als Form, und den Zweck, zu welchem sie hinstrebt, und daß des Philosophen Geschäft vor allem sei, die Elemente der Begriffe zu erkennen [3]), so fehlte doch auch seiner Philosophie, wie der stoischen überhaupt, der feste Grund und Boden der reinen Vernunftideen. Wie durchaus er alle Speculation nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck ansah, das sehen wir aus seinen Worten, daß bei aller Philosophie das wichtigste die Anwendung der erkannten Wahrheiten sei; auf der zweiten Stufe stehe dann der Beweis, daß das Erkannte wahr sei, und auf der letzten die Begründung des Beweises durch die Logik, also das formale Geschäft der Philosophie; denn wie die Begründung des Beweises nur um des Beweises willen da sei, so sei auch der Beweis des Wahren nur nöthig, damit das Rechte gethan werde [4]). — In seiner Ethik legte Epiktet weniger Gewicht auf das Princip früherer Stoiker, daß der Einzelne in Harmonie mit der Natur oder dem großen Weltganzen leben müsse; seine ganze Moral war vielmehr auf einen einzigen, höchst einfachen Grundsatz gebaut: von allem, was ist, steht einiges in unserer Macht, anderes nicht; in unserer Macht steht alles Meinen und Begehren, Trieb und Abneigung, und überhaupt alles, was unsere eigene That ist; nicht in unserer Macht steht unser Leib und unser Besitz, Ruhm und Herrschaft und überhaupt alles, was nicht unsere That ist; was nun bei uns steht, ist von Natur frei, und unabhängig, was aber nicht bei uns steht, ist von Natur schwach, knechtisch, uns ein Fremdes [5]). Dieser Grundsatz bezeichnet auf der einen Seite sehr treffend die reinste Innerlichkeit des sich frei fühlenden Subjectes, das Alles als ein Fremdes von sich weist, was nicht zu seinem innersten Wesen gehört und was es nicht als seinen eigenen Gedanken und als eigene freie That ansehen kann, und mit einer höchst tüchtigen, energischen Consequenz hat er denn auch alle ethischen Vorschriften auf diesen Satz zurückgebracht; auf der andern Seite aber war doch dieser Grundsatz theils viel zu arm und eng, theils in sich zu unklar und unbestimmt, um auf demselben ein festes, alle Lebensbeziehungen umfassendes Gebäude der Ethik zu errichten. Denn indem der wahre Zweck des Menschenlebens in die unbedingteste Resignation auf alles, was nicht zu unserm innersten Wesen gehört, und in die standhafte Abwehr alles dessen, was von Außen her die innere Freiheit des Subjectes stören könnte, gesetzt wurde, konnte zugleich die gesammte freie Thätigkeit des Menschen nur als eine kämpfende und abwehrende, nicht als eine bildende und schaffende gefaßt werden, und dem Geiste wurde geboten, sich auf sein starres, enges Ich zurückzuziehen, statt die äußere Welt durch kräftige That nach seinen höchsten Zwecken zu gestalten und sie mit sich zur Harmonie zu bringen. So beruht diese Ethik doch wieder auf einem nur mehr vergeistigten Egoismus, die in derselben verkündete Freiheit war noch nicht die wahrhafte, positive Freiheit des Geistes, sondern eine alles Hemmende nur negirende Unabhängigkeit, und die speculative Haltung der früheren stoischen Systeme, die von dem Grundsatze der Harmonie mit der Natur ausgingen und so das Subject sogleich an ein Höheres, Allgemeines anknüpften, ging verloren. Zugleich aber war die Bestimmung dessen, was in unserer Macht steht und was nicht, keineswegs genügend [6]); denn auch das Äußere können wir, denkend und handelnd, in der That zu unserm geistigen Eigenthum machen, während unsere Triebe, als zu der Naturseite unseres Wesens gehörig, ursprünglich nicht in unserer Macht stehen. Zuerst suchte nun Epiktet aus jenem Grundsatze die wahre Natur des Guten und Bösen zu erklären; denn nur das war ihm ein Gut, was der wahrhaften Natur des Geistes entspricht, das ein Übel, ein Böses [7]), was derselben zuwiderläuft; da nun aber das Naturgemäße allein Wahrheit und Realität hat, das Naturwidrige sofort sich selbst aufhebt und vernichtet, so stellte er den wichtigen, durchaus in der antiken Weltanschauung wurzelnden Satz auf: Wie kein Ziel da ist, daß man es verfehle, so ist auch die Natur des Bösen nicht in der Welt [8]). Darum konnte er auch in der Seele kein ursprünglich Böses annehmen, sondern alle Sünde war ihm, wie allen alten Philosophen, ein Irrthum, die Folge eines falschen Urtheils, welches ein Übel für ein Gut ansieht. Indem dann Epiktet auf das Begehrungsvermögen reflectirte, fand er in demselben zwei verschiedene Triebe, die er Begierde (ὄρεξις) und Antrieb (ὁρμή) nannte, und denen er nach der negativen Seite hin die ἔκκλισις (natürliche Abneigung) und ἀφορμή (Abneigung in Folge ei-

1) I, 27: ἀντίδος τῷ λόγῳ τὸ ἐναντίον λόγος. 2) *Arr.* I. 7. 3) IV, 8: φιλοσόφου γνῶναι τὰ λόγου στοιχεῖα. 4) *Man.* c. 52. 5) *Man.* c. 1. *Schw.*

6) Dies sah schon Simplicius, und suchte daher noch schärfer das ἐφ' ἡμῖν zu bestimmen; p. 15 sqq. 7) Den wahren Unterschied beider Begriffe kannten die Griechen nicht, was sich auch in der Sprache ausgedrückt hat. 8) *Man.* 27: ὥσπερ σκοπὸς πρὸς τὸ ἁποτυχεῖν οὐ τίθεται, οὕτως οὐδὲ κακοῦ φύσις ἐν κόσμῳ γίγνεται.

Digitized by Google

nes Entschlusses; es sei erlaubt, dafür das Wort Abtrieb zu bilden) entgegenstellte [9]; da er nun aber sah, daß die natürliche Begierde und Abneigung sich stets auf physische Güter und Übel, also auf Dinge richtet, die nicht in unserer Macht stehen und unserer Natur vielmehr zuwider sind, der Antrieb aber sich auch auf Dinge beziehen kann, die in unserer Macht stehen und unserer Natur entsprechen, so stellte er folgende Vorschrift auf: Bedenke, daß die Begierde Ankündigung dessen ist, was du begehrst, die Abneigung aber eine Ankündigung, nicht in das zu fallen, was sie zu vermeiden strebt, und daß, wer bei der Begierde sein Ziel verfehlt, nicht glücklich (ἄτυχής), wer aber bei der Abneigung in das hineinfällt, was er vermeiden will, unglücklich (δυστυχής) ist; darum nimm von dir die Abneigung von Allem, was nicht in unserer Macht steht, und richte sie auf das, was in unserer Macht steht und unserer Natur zuwider ist; die Begierde aber tilge für jetzt ganz (er redet hier zu dem Anfänger in der Lebensweisheit, dem gereiften Manne dagegen gestattet er die Begierde, weil sie bei ihm von dem vernünftigen Antriebe nicht mehr verschieden ist), und beschränke dich auf Antrieb und Abtrieb, aber leicht, allmälig fortschreitend, mit Maßen [10]. Wie das natürliche Begehren, so gebot er auch die natürlichen Gefühle der Freude und des Schmerzes, der Furcht und des hoffenden Muthes, nicht eben zu ertödten, aber zu regeln und auf ihr wahres Ziel hinzulenken; denn nur vor wahren Übeln, also vor dem, was zu vermeiden in unserer Gewalt steht, gestattete er vorsichtige Furcht, den falschen Übeln aber, also den Dingen, die, wie der Tod, nicht in unserer Gewalt stehen, wollte er den Muth entgegengestellt wissen [11]. Alle Furcht aber, die mit einer inneren Beängstigung verbunden ist, verwarf er als knechtisch und des freien Menschen unwürdig [12], wie er auch nur den, der sich von Leidenschaften gereinigt hat, zum Philosophiren zuläßt [13]. Wenn nun die Stoiker die äußeren Güter und Übel, die unser wahres Wesen nicht berühren, gleichgültige Dinge (ἀδιάφορα) nannten, so faßte Epiktet gar sinnig diese Bezeichnung so auf, daß er dieses Gleichgültige mit der todten, unbestimmten, unterschiedslosen Materie (ἀδιάφορος ὕλη) vergleich, und dieser die menschliche Willensfreiheit und ihre Thaten als die beseelende Form, welche bestimmend und ordnend auf die rohe Masse einwirkt, gegenüber stellte [14]; darum nannte er auch alles dem Menschen Äußerliche die nothwendige Grundlage [15] seines Handelns, das ihn Umstehende (περιστάσεις), womit er sein ganzes Leben hindurch kämpfen müsse [16], den freien Entschluß des Menschen aber die wirksame, formgebende Thätigkeit [17]. Da nun bei der freien That zuletzt alles auf die richtige oder falsche Beurtheilung des Guten und Bösen ankam, so blieb die Aufgabe, von welcher das sittliche Leben ausgehen muß, dieselbe, welche dem Denken in der Logik gestellt war, die Meinungen und Vorstellungen zu prüfen, damit, wie im Denken, die richtige Meinung die falsche überwinden muß, so im Handeln der richtige Trieb den verkehrten austreiben könne [18]. Die ganze Moral und alles sittliche Thun überhaupt hatte ihm also eine doppelte Seite, eine logische, die in der Beurtheilung der Güter und Übel besteht, und eine pädagogisch-asketische, welche die Anwendung des richtigen Urtheils auf die einzelnen Umstände üben und in dem nie ablassenden Kampfe mit der Außenwelt den Sieg gewinnen lehrt; wenn nun bei frühern Stoikern die erste Seite die vorherrschende war, so legte Epiktet auf die asketische Seite das größte Gewicht, und der ganze Stoff der ethischen Wissenschaft zerfiel ihm in drei Hauptabschnitte, von denen der erste die allgemeinen ethischen Begriffe zum Gegenstande hatte, der zweite aber sogleich von der Übung der einzelnen Pflichten und von den durch diese bedingten Antrieben des Handelns, der dritte endlich von der Zustimmung des sittlichen Urtheils zu den besondern Pflichten in den einzelnen Fällen des Lebens handelte, und somit den ersten allgemeinen Theil mit dem zweiten besondern vermittelte [19]; da waren denn nun die beiden letzten Theile vorherrschend asketisch. In der Lehre von den allgemeinen Begriffen wird er die schon erwähnten Grundsätze und Erklärungen dessen, was in unserer Macht steht und was nicht, sowie des Guten und Bösen behandelt haben, und so zuletzt auf den stoischen Begriff von der Freiheit zurückgekommen sein, den er nun ebenfalls, wiewol etwas modificirt und auf die Natur des eigenen Ich beschränkt, so ausdrücken konnte, daß es Freiheit sei, der Natur gemäß zu leben [20]. Auch die Pflichtenlehre war ihm eine dreifache; doch theilte er nicht, wie andere ethische Systeme der Stoiker, die Pflichten nach den Gegenständen derselben, sondern nach ihrem innern Wesen ein, indem er dreierlei Pflichten unterschied; zuerst die, welche das bloße Sein an sich betreffen (τὸ εἶναι), dann die, welche auf ein so oder so bestimmtes Sein gehen (τὸ ποιόν τινα), zuletzt die, welche das Höchste und Wesentliche (τὰ προηγούμενα) angehen [21]. Diese Eintheilung scheint der Eintheilung der gesammten Ethik durchaus analog zu sein; denn hier, wie dort, begann die Untersuchung mit dem Allgemeinen, nämlich mit den Pflichten, welche das reine Sein des Menschen angehen; sie schritt dann fort zu der Betrachtung der besondern Verhältnisse, welche in dem vielfach bedingten Leben dem Menschen vielfach verschiedene Pflichten auferlegen, und schloß mit der Zurückführung aller besondern Pflichten auf das Höchste, Allgemeine, worin der scheinbare Streit der Pflichten seine Lösung finden muß. Endlich theilte er auch, wie es scheint, den letzten Theil der Ethik, die Lehre von der Zustimmung des sittlichen Urtheils, in drei, wiederum der Haupteintheilung analoge, Abschnitte, indem er hier besonders die Natur des Begehrungsvermögens zergliedert, und zuerst von Begierde und Abneigung, dann von Antrieb und Abtrieb, zuletzt von dem Acte der Zustimmung

9) *Arr.* I, 18. *Man.* c. 2. 10) *Man.* c. 2. 11) *Arr.* II, 1: ὅπου τὰ ἀπρονόητα, τὸ δάκρυ, ὅπου δὲ τὰ προαιρετικά, ἐκεῖ ἡ εὐλάβεια. 12) II, 13. 13) III, 2. 14) II, 5. 15) I, 12: ὑποθέσεις. 16) I, 24: αἱ περιστάσεις ἐεῖαν αἱ τοὺς ἄνθρας δεικνύουσαι. 17) II, 16.

18) II, 18. IV, 4 u. ö. 19) II, 17. III, 2. 20) *Arr.* I, 12. 21) III, 7.

Digitized by Google

selbst redete, welche alles Handeln in allen Verhältnissen erst zu einem wahrhaft sittlichen macht [22]). Auch in der Logik sahen wir oben, bei der Zergliederung des Denkprocesses, ganz ähnliche Eintheilungen, die wir, wenn auch in der Sache vieles dem Epiktet eigenthümlich zu sein scheint, doch in der Form als Trümmer des scharfsinnigen Schematismus der Philosophie des Chrysippos ansehen können [23]). In seiner Methode finden wir nun freilich diesen strengen Stufengang nirgends beobachtet, doch müssen wir auch bedenken, daß die populären Aphorismen Arrian's wol ebenso wenig das ganze Bild der Lehre Epiktet's bewahrt haben, als die Darstellungen Xenophon's uns den ganzen Sokrates zeigen. Seine Pflichtenlehre, wiewol durchweg von dem obersten Grundsatze der abstracten Unabhängigkeit des Subjectes getragen, zeigt doch im Ganzen einen höchst tüchtigen und gesunden Sinn, und der milde Sokratische Geist, der in derselben weht, hat sie vor den Abwegen einer unthätigen Weltverachtung und unnatürlichen Selbsttödtung ziemlich bewahrt. Oft genug schärft sie den Satz des Sokrates ein, daß jedem von Gott sein Posten angewiesen sei, den er durch kräftiges Wirken ausfüllen müsse, den er nicht verlassen dürfe [24]); darum war er dem bei der Stoa so beliebten Selbstmorde abhold [25]), und gestattete ihn nur in äußersten Fällen, wo die sittliche Unabhängigkeit und Würde nicht länger behauptet werden kann [26]); welches aber diese Fälle sind, darüber hat er sich im Einzelnen nicht ausgesprochen, und nur das können wir behaupten, daß er nichts von dem, was gewöhnlich unter den Menschen Unglück heißt, dahin wird gerechnet haben; denn alle diese Dinge konnten ja nach seiner Lehre das wahre Wesen des Menschen gar nicht berühren. Auch das Zurückziehen in die Einsamkeit billigte er durchaus nicht unbedingt [27]), vielmehr liebte er zu sehen, wie viele Menschen in heiterer Geselligkeit zusammenleben [28]). Besonders hoch aber achtete er die heiligen Verhältnisse des Menschen zu Familie und Staat, wiewol er in denselben manches Hemmende für die innere Freiheit fand, und wenn auch die Stoa jenen Verhältnissen keine festere Grundlage geben konnte, so sprach er doch oft und gern aus, daß kein vernünftiges Wesen seine Bestimmung erreiche, wenn es nicht zum Gemeinwohle beitrage [29]), daß kräftiges Wirken in seinem Berufe des Menschen wahres Leben, daß er zur Treue geboren sei [30]). Nur stellte er doch immer die subjective Freiheit über jene Verhältnisse, die er nicht als in sich nothwendige, sondern nur als äußerlich gegebene ansah, weit hinaus, und empfahl daher dem wahren Weisen Ehelosigkeit [31]) und Zurückziehen von aller Politik; überhaupt aber eiferte er sowol gegen das unruhige Drängen und Treiben nach Staatsämtern als gegen die falsche Liebe zu Verwandten, die sich in ängstlicher Sorge für ihr leibliches Wohl, in Trauer und Mitleid äußere [32]), weil alle diese Gefühle ihm die Ruhe und Freiheit des Geistes zu trüben schienen; er empfahl daher, bei dem Verluste eines theuern Verwandten immer zu sagen: ich habe nicht verloren, sondern wiedergegeben, was nicht mein war [33]); wahres Mitleiden mit fremdem Schmerze aber kannte er gar nicht, sondern nur das gestattete er dem Weisen, daß er in gefälliger Anbequemung an seinen leidenden Mitbruder mit ihm klage, doch ohne dabei auch im Herzen zu klagen [34]). Daß dem freien Subjecte auch die Sklaverei nur ein wesenloser Schein sei, daß der Sklave auch in Ketten frei sein könne und müsse, diese Einsicht war ihm die Frucht eigener bitterer Lebenserfahrung [35]). Unter allen Verhältnissen der Menschen unter einander stellte er die Freundschaft am höchsten, weil diese ihm der Unabhängigkeit am wenigsten Eintrag zu thun schien [36]). So war ihm denn doch in allen Pflichten die Rettung des freien Ich und die Behauptung des unbeugsamen Freiheitsgefühls die Hauptsache, und während er mit edlem Stolze die damals so verbreitete Furcht vor Mächtigen und Tyrannen in ihrer ganzen Nichtigkeit darstellte [37]), ging ihm doch zugleich das Wesen der wahren, hingebenden Menschenliebe verloren. Seine Asketik beruht wesentlich auf dem Satze: verlange nicht, daß das Geschehende geschehe, wie du willst, sondern wolle das Geschehende, wie es geschieht, dann wirst du glücklich sein [38]). Um diesen Grundsatz durchführen zu können, schrieb er eine stufenweise fortschreitende Ausbildung vor, wobei sich in vielen hellen Blicken sein feiner, sicherer pädagogischer Takt bewährte. Er unterschied drei Bildungsstufen, die Stufe des Ungebildeten, des sich Bildenden (προκόπτων), des schon gebildeten Weisen [39]). Jedem Einzelnen gebot er zuerst, sich nach Maßgabe seiner Individualität einen festen Typus seines geistigen und sittlichen Lebens zu bilden, und diesen überall, sei es im Verkehre mit der Welt, sei es in der Einsamkeit, treulich festzuhalten [40]). Mit dieser Lehre hing ihm auch der Volksglaube von dem einem jeden Menschen bei der Geburt zugesellten guten Dämon oder Genius zusammen [41]). Ähnlich vergleicht er an einer andern Stelle das Leben mit einem Schauspiele, in welchem jeder seine, wenn auch untergeordnete, Rolle gut bis ans Ende durchspielen, stets

22) III, 12. 23) Hätte doch Petersen seine gründlichen Untersuchungen über den stoischen Schematismus, die er in seinem Werke: Philosophiae Chrysippeae fundamenta (Hamb. 1827), begonnen hat, fortgesetzt. 24) I, 9. 25) III, 5. 26) I, 25. 27) I, 12. 28) Vgl. Nr. 47. 29) I, 19. 30) II, 4. 31) Vgl. Nr. 35.

32) I, 11. Wenn Ritter in Epiktet's Worten, *Man.* 12: *κρεῖττον τὸν παῖδα κακὸν εἶναι ἢ σὲ κακοδαίμονα*, und *Man.* 14: *ἂν τὸν παῖδα θέλῃς μὴ ἁμαρτάνειν, μωρὸς εἶ, θέλεις γὰρ τὴν κακίαν μὴ εἶναι κακίαν, ἀλλ' ἄλλο τι*, den Rath findet, daß der Weise sich um das Wohl seiner Kinder gar nicht zu bekümmern habe, so beruht dies auf einem schon von Simplicius berichtigten Misverständniß; denn *παῖς* bedeutet ja hier, wie der Zusammenhang lehrt, nicht Kind, sondern Sklave. 33) *Man.* c. 11: *μηδέποτε ἐπὶ μηδενὸς εἰπῃς, ὅτι ἀπώλεσα αὐτό, ἀλλὰ ὅτι ἀπέδωκα.* 34) *Man.* c. 16: *μὴ ὄχνει καὶ συνεπιστενάξαι, πρόσεχε μέντοι, μὴ καὶ ἔσωθεν στενάξῃς.* 35) I, 13. 36) II, 22. Man weiß nicht, ob man die Aussprüche Epiktet's, oder die erklärende Abhandlung des Simplicius über die Freundschaft schöner finden soll. 37) I, 19. II, 22. 38) *Man.* c. 8: *μὴ ζήτει τὰ γινόμενα γίνεσθαι ὡς θέλεις, ἀλλὰ θέλε τὰ γινόμενα ὡς γίνεται, καὶ εὐροήσεις.* 39) *Man.* c. 5. 40) *Man.* c. 33: *τύχον τινὰ ἤδη χαρακτῆρα σαυτῷ καὶ τύπον, ὃν φυλάξεις ἐπί τε σαυτοῦ ὢν καὶ ἀνθρώποις ἐντυγχάνων.* 41) *Arr.* I, 14.

aber bedenken müsse, daß nicht er, sondern ein Höherer diese Rolle ihm außerlesen habe [42]). Dem sich bildenden Menschen gibt er die schöne Vorschrift, daß er vor allen Dingen sich selbst als seinen schlimmsten Feind bewachen und sich vor seinen eigenen Nachstellungen am meisten hüten müsse [43]), und daß er stets, wenn ein Unglück ihn trifft, nur sich allein deshalb anklagen solle, während der Ungebildete Götter und Menschen, der vollkommen Gebildete aber weder sich, noch Andere anklage [44]). Übertriebene, theatralische Abhärtungen und Leibesübungen verwarf er [45]); bloß mehr Gewicht legte er auf Mäßigung und Enthaltsamkeit im Genuß [46]), auf ernste und würdige Haltung im Äußern [47]), auf Schweigsamkeit und Vermeiden alles lästernden, ärgerlichen, unnützen und faden Gespräches [48]), besonders aber auf eine stets wache, gespannte Aufmerksamkeit (προσοχή) auf sich und sein Thun, die er mit Recht als die wahre Grundlage aller Besserung ansah [49]); nichts dagegen schien ihm gefährlicher, als jene sittliche Halbheit, die neben den inneren, wahren Gütern zugleich noch nach äußeren Gütern trachtet [50]). Durch diese und viele ähnliche Übungen sollte dann endlich der Mensch heranwachsen zu jener höheren, männlichen Reife, wo er sich ganz in der Würde seiner Freiheit erkannt hat, und, über alle Anfechtung seines innersten Wesens erhaben, die Materie und alles Äußere nicht verachtet, sondern sorgsam gebraucht, stets aber mit ruhiger Gelassenheit sich dagegen verhält [51]), wo er in allen Lebensverhältnissen eine edle, aber nie in Hartnäckigkeit übergehende Standhaftigkeit behauptet [52]), und auch in Krankheit und Tod die würdige Haltung des freien Mannes nicht verleugnet [53]). Epiktet's Weiser war also kein hohles, unerreichbares Ideal, er war das Bild eines echten und freien Mannes, dem aber doch zur wahren sittlichen Harmonie noch viele sehr bedeutende Züge fehlten. Indessen hatte doch die tiefere Betrachtung des sittlichen Lebens auch seine religiöse Erkenntniß geläutert und ihn in jene höhere Sphäre hinübergeführt, wo der Mensch mit dem Göttlichen zusammenhängt; als wahres Wesen des Menschen erschien ihm nun, daß er ein Sohn Gottes und aller Menschen Bruder sei [54]), und den höchsten Grund der Freiheit des Menschen fand er darin, daß er ein Stück von Gott sei [55]), wie er denn auch in seinem Handeln stets den Zweck habe, sich zu der göttlichen Freiheit zu erheben und gleichsam selbst ein Gott zu werden [56]). — So führte ihn die Ethik endlich zur Physik und Theologie; beide Wissenschaften beschränkten sich bei ihm auf wenige einfache Sätze, aber da tritt es als eine besondere Eigenthümlichkeit Epiktet's und als ein Anbauch Sokratischen Geistes hervor, daß er keinen Satz über Welt und Gott aussprach, der nicht irgend einem tieferen sittlichen Bedürfniß des Menschen entsprochen hätte, wodei uns denn manche neue und tiefe, an die höchsten Wahrheiten anstreifende Gedanken übertrachten. So ist es ein großer und freier Blick, wenn er auf das Dasein einer weisen und gerechten Vorsehung nicht aus den gewöhnlichen teleologischen Gründen allein, sondern zuerst und vornehmlich aus dem hohen Werth und Adel des von Gott geschaffenen Geistes schließt [57]), und wenn er dann, um zu zeigen, daß Gott alles sehe, und daß die Vorsehung sich auch über das Kleinste erstrecken müsse, sich zu der Idee einer ewigen Sympathie des Urgeistes mit jedem einzelnen Geiste erhebt [58]). Durch sittliches Thun und Reinheit des Herzens, so lehrte er, könne der Mensch diese Sympathie immer vollkommener in sich herstellen, bis er endlich dahin gelange, nur mit sich und mit Gott als Reiner mit Reinem zusammen zu sein [59]), wie Zeus selbst in Ewigkeit nur mit sich allein zusammen sei [60]); ein Gedanke, der an das Tiefste der neuplatonischen Lehre erinnert. Die Welt hielt er, wie die übrigen Stoiker, für ein kunstvoll geschlossenes Ganzes, für ein System aus Göttern und Menschen [61]), doch lagen ihm alle Speculationen und Hypothesen über ihr Werden und Vergehen und über ihr eigentliches Wesen, sowie alle ins Einzelne der Physik eingehenden Betrachtungen völlig fern. Daß er aber die Welt als ihrem Begriffe vollkommen entsprechend annahm, sieht man daraus, daß er in derselben kein natürlich Böses setzte [62]). Wenn nun andere Stoiker viel von der allgemeinen Sympathie der einzelnen Theile der Welt unter einander redeten und daraus die Mantik und überhaupt den vielgestaltigsten Aberglauben zu construiren wußten, so verwarf Epiktet's freier Sinn, gleich dem Panätios, die Mantik so gut wie ganz, und ließ das Befragen der Orakel nur in jenen ganz gleichgültigen und der Willkür hingegebenen Dingen zu, wo Sokrates sein Dämonion zu befragen pflegte [63]), nicht aber bei Entschlüssen, wo der Mensch die Entscheidung allein in seiner Freiheit zu suchen hat; doch erkennt er die Augurien als bestehende Staatseinrichtung an [64]). So war ihm denn des Lebens höchster Werth, ganz und immer in Gott zu leben, sich sehnend nach ihm auszustrecken mit allen seinen Kräften [65]), sich ihm in alle Wege zu fügen und unterzuordnen [66]), und in allen Dingen Gott mehr zu gefallen und zu gehorchen als den Menschen [67]); sein sittliches

42) *Man.* c. 17. Anderswo war ihm das Leben eine Fahrt, auch ein Gastmahl an Gottes Tische. *Mon.* 7. 15. 43) *Man.* c. 48: (ὁ πρωκτίτων) ὡς ἐχθρὸν ἑαυτὸν παραφυλάσσει καὶ ἐπιβουλον. 44) *Man.* c. 5. 48. 45) III. 12. 46) *Man.* c. 33, 6—8. 47) *Man.* c. 33, 4: γέλως μὴ πολὺς ἔστω, μηδὲ ἐπὶ πολλοῖς, μηδὲ ἀτειμήτως. 11: τὸ σεμνὸν καὶ τὸ αἰσχυνδὲς καὶ ὕβρις ἀνεπιοχθὲς φύλασσε. 15. 48) *Man.* c. 33, 2. 3. Er verbot, von seinen eigenen Tugenden und Thaten anmaßend zu reden, *Man.* 33. c. 8. 14, über andere zu richten, c. 33, 2 (μὴ λέγε περὶ ἀνθρώπων, ψόγων ἢ ἐπαίνων ἢ συγκρίνων), oder Verleumdungen, die man selbst erfahren, zu widerlegen, *Man.* 33, 9. überhaupt war Demuth und Daß gegen allen Stolz Grundzug seines Wesens. 49) IV, 12. 50) IV, 2. *Man.* c. 13: ἰαῖ, ὅτι οὐ βάλιαν τὴν περιαίρουσιν τὴν σεσυνὸν κατὰ φύσιν ἔχουσαν φρόνησιν καὶ τὰ ἐκτὸς, ἀλλὰ τοῦ ἑτέρου ἐπιμελούμενον τοῦ ἑτέρου ἀμελήσαι πᾶσα ἀνάγκη. 51) II, 5. 52) II, 15. 53) III. 10. 54) II, 10. 55) II, 8: οὐ τὸ ἀπόσπασμα εἶ τοῦ θεοῦ. 17.

56) II. 17: οἱ θεοὶ εἰ, ὦ ἄνθρωποι. 19. (ἀλλ᾽εἰκὸν τις θεὸν εἶ ἀνθρώπου ἐπιθυμοῦντα γενέσθαι. 57) I, 6. 58) I, 14. 16. 59) II, 18: ἐπισθήσωσον καθαρὸς μετὰ καθαροῦ σαυτοῦ γενέσθαι καὶ μετὰ τοῦ θεοῦ. 60) III, 13: Ζεὺς αὐτὸς ἑαυτῷ αὐτοῦσι καὶ ἡσυχάζει ἐφ᾽ ἑαυτοῦ. 61) I, 9. 62) *Man.* c. 27. 63) II. 7. *Man.* c. 18. 32. 64) I, 7. 65) III, 24: ἐλὸς ἐντέτηκεν πρὸς τὸν θεόν. 66) IV. 1: ἀεὶ προσπεπτέτειν ἑαυτόν. 67) I, 30. Wiewol seine Bor-

Digitized by Google

Gefühl hatte den Pantheismus seiner Schule überwunden, indem es Gott nur fassen konnte als höchstes Princip der Freiheit und Sittlichkeit. Den Tod aber nannte er Rückgang in das Befreundete und Verwandte, indem die im Körper zusammengeschlossenen Elementartheile jedes zu seinem Elemente zurückkehrten [68]); hierdurch wird nun zwar die Fortdauer des individuellen Geistes durchaus abgeschnitten, welche überhaupt in den Systemen der Stoiker keinen Platz fand; auch trat er den rohen Vorstellungen der Menge von einer materiellen Vergeltung nach dem Tode stets entschieden entgegen [69]); doch liegt allerdings eine Ahnung der persönlichen Fortdauer in dem Ausspruche, der Tod sei nicht eine Verwandlung aus dem Seienden in das Nichtseiende, sondern in das jetzt nicht Seiende [70]). Gewiß war es aus der Tiefe seines reinen und frommen Herzens geschöpft und auch durch sein eigenes Leben bewährt, wenn er sagt, das Lebenswerk des Weisen sei, Gott immerdar zu singen und zu preisen [71]).

Somit erscheint denn der vorherrschend subjective Charakter des Stoicismus in Epiktet's Lehre fast auf die höchste Spitze getrieben, und der objective philosophische Gehalt desselben ist in ihr auf wenige einfache Grundsätze zusammengeschrumpft; aber für alle Zeiten wird ihr das Verdienst bleiben, von einem geistigen Mittelpunkte aus, von dem Princip der unbedingten Macht und Freiheit des Geistes, das ganze Menschenleben mit seinem Thun und Leiden und mit seinen Beziehungen auf Gott und Welt beleuchtet und einer festen Regel unterworfen zu haben; was ihr dabei an Fülle und Reichthum fehlte, das ersetzte sie durch die intensive Kraft ihres Principes, und indem sie der nicht von allen Stoikern hinreichend anerkannten Idee der unendlichen Freiheit des Menschen zu ihrem Rechte verhalf, hat sie zugleich kräftig mitgewirkt, der wahren Religion den Weg zu bereiten. (*Steinhart.*)

EPIKURIOS, *Ἐπικούριος*, ein Beiname des Apollo, unter dem er in dem Arkadischen Flecken Bassa einen Tempel hatte. Er bekam den Beinamen (der Hilfreiche), weil er einst die Arkadier von einer großen Pest befreit hatte. (*Paus.* VIII, 41.) (*Richter.*)

EPIKUROS. Nur in wenigen Punkten ist die Lehre dieses Philosophen original und selbständig, keine wesentliche Fortbildung der Wissenschaft ist von ihm ausgegangen, und dennoch sind nur wenige Philosophen des Alterthums so vielfach in alter und neuer Zeit im guten und bösen Sinne besprochen worden, als er. Aber es war doch keine blinde Gunst des Zufalles, die seinen Namen weit über den mancher viel größerer und tieferer Denker erhob; denn er war das Haupt einer Sekte, die mit unbedingter, fast abgöttischer, Verehrung ihrem Meister anhing und Jahrhunderte lang an seinen Worten nichts zu ändern wagte [1]), und zugleich übte seine Lehre, indem sie eine schon längst vorbereitete Lebensrichtung der damaligen griechischen Welt zuerst in klare und scharfe Worte faßte und sie, den Gebildeten zum deutlichen Bewußtsein zu bringen suchte, eine so gewaltige und weit greifende Wirkung, daß man ihr eine welthistorische Bedeutsamkeit nicht absprechen kann. Von seinen vielen Schriften [2]) sind nur wenige, und gewiß nicht die bedeutendsten, auf uns gekommen; aber sie reichen hin, um aus ihnen die wesentlichsten Bestimmungen seines ziemlich einfachen und dürftigen Systems kennen zu lernen. Drei seiner Briefe an Freunde, in denen er einen kurzen Abriß seiner Lehre zu geben beabsichtigte, hat uns Diogenes von Laerte aufbewahrt [3]); der erste, an Herodotos, stellt die Elemente seiner Kanonik und Physik, der zweite, an Pythokles, seine Meteorologie, der dritte und wichtigste, an Menökeus, die Grundzüge seiner Ethik dar; an ihrer Echtheit ist nicht zu zweifeln [4]). Außerdem finden wir bei Diogenes noch seine *κύριαι δόξαι*, die von ihm selbst in kurze und prägnante Sätze zusammengefaßten praktischen Resultate seiner Lehre [5]). Die dürftigen und verstümmelten Reste seines großen Werkes über die Natur, welche 1809 in Herculanum aufgefunden und von Rosini mit unsäglichem Fleiße wiederhergestellt, ergänzt und erläutert wurden [6]), sind freilich kaum der Rede werth. Am besten aber lernen wir Geist und Gehalt des Epikurismus aus dem großartigen Lehrgedichte des Römers T. Lucretius Carus kennen, der mit überströmender, genialer Jünglingskraft dem harten Boden einer, wie es scheint, aller poetischen Auffassung widerstrebenden Lehre die schönsten Blumen wahrer Poesie zu entlocken verstand; leider hat er in seinen sechs Büchern nur die Physik des Epi-

stellungen von Gott die reinsten waren, empfahl er doch, gleich seinem Vorbilde Sokrates, das äußerliche Festhalten an den Gottesdiensten des Staates, an Opfern und andern Gebräuchen, wobei er nur immer das richtige Maß beobachtet wissen wollte. *Man.* c. 31.

68) III, 13. 69) III, 13: *οὐδεὶς Ἅιδης οὐδ' Ἀχέρων οὐδὲ Κωκυτὸς οὐδὲ Πυριφλεγέθων. ἀλλὰ πάντα θεῶν μεστὰ καὶ δαιμόνων.* 70) III, 24. 71) I, 16. III, 26: *ζῶντος τὸ ἔργον ἦν, ὑμνεῖν τὸν θεόν.* I, 6: *τὸν ἄνθρωπον θεατὴν εἰσήγαγεν αὐτοῦ καὶ τῶν ἔργων τῶν ἑαυτοῦ, καὶ οἱ μόνον θεατήν, ἀλλὰ καὶ ἐξηγητὴν αὐτῶν.*

1) Keine andere Schule hat sich so wenig in sich fortgebildet, in keiner wurde das Jurare in verba magistri so wörtlich genommen. *Numen.* ap. *Euseb.* Praep. ev. 14, 5. Daher sagt Seneca (Ep. 33) mit Recht: omnia, quae quisquam in illo contubernio locutus est, unius ductu et auspiciis dicta sunt. — Seine Schüler mußten seine Schriften auswendig lernen. *D. L.* X, 12. 2) *γέγονε πολυγραφώτατος ὁ Ἐπ. πάντας ὑπερβαλλόμενος πλήθει βιβλίων. D. L.* X, 26. Die Anzahl seiner Bände gibt Diogenes auf 300 an. Nur Chrysippos setzte etwas darein, ihn noch zu übertreffen, a. a. O. und Prooem. 16. Doch verstand Letzterer die Kunst, seine Schriften mit fremdem Gute so anzufüllen, daß in diesem Citatenwust sich das Eigene fast verlor. VII, 181. 182. — Seneca stellt den Epikur wegen seiner Fruchtbarkeit mit T. Livius zusammen. Ep. 46. 3) An Herodotos (X, 35—83), an Pythokles (84—116), an Menökeus (122—138). 4) Ohne gewichtige Gründe hat Harles (*Fabr.* Bibl. gr. 3. p. 597) die Echtheit der Briefe angezweifelt; sie tragen, besonders der letzte an Menökeus, ein frisches, individuelles Gepräge, und zeigen denselben Hang zu Antithesen, Wortspielen, ungewöhnlichen Wortbildungen, der ihm auch sonst eigen war. 5) *D. L.* 139—154. Ihre Echtheit wird bestätigt durch die Anführungen bei *Cic.* De n. d. I, 30. De fin. II, 6. Quis vestrum non edidicit Epicuri *κυρίας δόξας*, id est, quasi maxime ratas? quia gravissimae sint ad beate vivendum breviter enunciatae sententiae. 6) *Epicuri* fragm. libr. II et XI. De natura in vol. papyr. ex Herculano erutis reperta, probabiliter restituta, latine versa, schol. et comm. illustrata a *Car. Rosinio*, ed. *J. C. Orellius.* (Lips. 1818.)

Digitized by Google

kuros behandelt, seine Ethik aber, die doch grade als der Kern dieses Systems gelten muß, von seinem Plane ausgeschlossen. Auch fließen für die Kenntniß dieser Lehre noch reichliche Quellen bei Cicero [7]), Seneca [8]), Plutarch [9]) und andern philosophischen Schriftstellern der spätern Zeit; doch sind dieselben mit Vorsicht zu benutzen. Denn nur selten ist Epikuros nach seinem wahren Werthe gewürdigt worden; im Alterthume ließ Parteisucht bei Freunden und Feinden den klaren Blick in das Wesentliche seiner Lehre nicht aufkommen, und es war dem Stoiker Seneca vorbehalten, die wahre Tendenz und Bedeutung derselben unbefangen anzuerkennen und darzustellen, während Cicero stets nur an der Oberfläche stehen blieb, und so wenig hier, wie bei andern größern Denkern Griechenlands, zu den höchsten Grundsätzen des Systems vordrang. Nachdem dann Epikur viele Jahrhunderte hindurch als Atheist und Verbreiter der verderblichsten Grundsätze verrufen gewesen war, fand seine heitere und humane Lehre bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften viel Anklang bei den großen Italienern, die damals für Wiederherstellung des Alterthums wirkten [10]); später strebte der ebenso scharfsinnige als fromme Franzose Peter Gassendi dies System ins Leben zurückzurufen, indem er Leben und Lehre Epikur's von jedem Vorwurf zu reinigen, als Muster einer wahrhaften Lebensphilosophie darzustellen und die Physik und Ethik derselben mit der christlichen Theologie, so gut es gehen wollte, zu verbinden suchte. Seine hierher gehörigen Werke sind: De vita, moribus et doctrina Epicuri libri VIII. (Lugd. Bat. 1647. 4. Hag. Com. 1656. 4.) Animadversiones in *Diog. Laert.* De vita et philosophia Epicuri. (Lugd. Bat. 1649. fol.) Syntagma philosophiae Epicuri. (1655. 1659. 4.) Opera omnia. (Lugd. 1658. VI Voll. fol.) Überhaupt fand Epikur bei keiner Nation mehr Freunde, als bei den Franzosen; denn während Samuel de Sorbiere in dem Werke: Lettres de la vie, des moeurs et de la réputation d'Epicure avec les réponses à ses erreurs, in den Lettres et discours (Par. 1660. 4.) manches in Gassendi's Darstellungen berichtigte, suchte der geistreiche und gelehrte Rondel (Professor der Beredsamkeit erst zu Sedan, später zu Maestricht) in seiner Schrift: La vie d'Epicuro (Par. 1679), nachzuweisen, daß Epikuros die Vorsehung gar nicht geleugnet habe. Eine im Ganzen richtige, wenn auch nicht tief eindringende, Würdigung seines Systems finden wir bei Bayle (Dict. art. *Epicure*), dessen heller Geist hier, wie überall, den Schein vom Wesen zu scheiden verstand, und mit unverkennbarer Vorliebe zwar, aber mit gerechter Anerkennung den Epikuros nach dem Standpunkte seiner Zeit, nicht nach dem Maße der christlichen Philosophie zu beurtheilen lehrte. Unter den vielen Gegenschriften, welche diese Auffassung des alten Weisen hervorrief, ist bemerkenswerth: *Joh. Achat. Fel. Buelke*, Diss. qua sistitur Epicurus atheus contra Gassendum, Rondellum et Baelium. (Jen. 1741. 4.) Mehr noch wurde Epikur im 18. Jahrh. in gelehrter und populärer Weise besprochen; so von Batteux (La morale d'Epicure tirée de ses propres écrits [Par. 1758], teutsch von J. G. Bremer [Mietau 1774. Halberst. 1792]), Bremer (Versuch einer Apologie des Epikur von einem Antibatteuisianer [Berlin 1776]), Warnekros (Apologie und Leben des Epikur [Greifsw. 1795]), Platner (Versuch über die Einseitigkeit des stoischen und Epikureischen Systems in der Erklärung vom Ursprunge des Vergnügens, in der Neuen Bibliothek der schönen Wissensch. 19. Bd.), Meiners (über Epikur's Charakter und selbst Widersprüche in der Lehre von Gott, Verm. Schriften. 2. Bd. S. 45 fg.); aber so sehr auch in jener Zeit ein, freilich missverstandener, Epikurismus die herrschende Gesinnung eines großen Theils der gebildeten Welt geworden war, so ist doch das Verständniß desselben durch diese Werke nur wenig gefördert worden, und selbst in den neuern Darstellungen der Geschichte der Philosophie ist weit mehr von seinen Irrthümern, als von seiner Wahrheit die Rede [11]); erst Hegel stellte einen richtigern Gesichtspunkt für seine Beurtheilung auf [12]).

Sein Leben. Hauptquelle ist die verworrene und aus den verschiedenartigsten, bald von Freunden, bald von Feinden Epikur's entlehnten Berichten planlos zusammengesoppelte Darstellung des Diogenes von Laerte (X, 1—22), welcher jedoch am meisten die von dem Epikureer Apollodoros verfaßte Biographie seines Meisters [13]) zum Grunde zu liegen scheint. Nur scheinbar steht sein Leben mit seiner Lehre, wie Manche behaupten wollten [14]), im Widerspruche; denn in beiden ist derselbe Grundzug, Streben nach persönlicher Unabhängigkeit von allem äußer-

7) Am meisten in den Büchern De natura deorum und De finibus bonorum et malorum; in jenen für Epikur's Theologie und Physik, in diesen für seine Ethik. Vgl. Krische, Forschungen auf dem Gebiete der alten Philosophie, auch unter dem Titel: Die theologische Lehre der griech. Denker. 1. Bd. (Gött. 1840.) Der Verfasser nimmt an, daß Cicero bei der dem Epikureer Velleius in den Mund gelegten kurzen Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie (De n. d. I, 10—15) ein Werk seines Epikureischen Lehrers Phädros zum Grunde gelegt habe. 8) Besonders ergiebig sind seine 124 Briefe an seinen geistreichen, der Lehre Epikur's anhangenden, Freund Lucilius. 9) Am meisten in den Schriften über *Λόγος ἀνώνυμος* adversus Colotem; non posse suaviter vivi secundum Epicurum. 10) Omnes paene eruditi symbolum pro eo contulerunt. *Gassendi*. De vita et moribus Epicuri. Lib. VII. c. 7. p. 224. So Laurentius Valla, Philelphus und viele andere; cf. *Bayle* not. M.

11) Auch Ritter geht zu weit (Gesch. der Phil. III. S. 444—495), wenn er der Lehre Epikur's alle und jede Wahrheit abspricht, und ihr nur das relative Verdienst zuerkennt, gezeigt zu haben, wie man nicht philosophiren müsse; man müßte in der That an aller Vernunft in der Menschheit verzweifeln, wenn man in einer Lehre, die zu ihrer Zeit so vielen, zum Theil sehr edlen, Menschen Trost und kräftigen Antrieb zur Tugend gewährte, auch nicht ein Fünkchen Wahrheit finden wollte; auch der Vorwurf Ritter's, daß die einzelnen Theile der Philosophie Epikur's durch kein inneres Band mit einander verbunden seien, erscheint bei näherer Ansicht als ungegründet. 12) Vort. über Gesch. der Phil. 14. Bd. S. 475—514. 13) *D. L.* X, 2. Er war der fünfte Nachfolger Epikur's in dessen Gärten, daher *πενταρχοντος*, ebendas. 25, und noch ein größerer Vielschreiber als Epikur. 14) *Seneca*, De vita beata. c. 18: Aliter loqueris, aliter vivis, Platoni objectum est, objectum Epicuro, objectum Zenoni. Cf. *Cic.* De fin. II. 25.

Digitized by Google

ren und inneren Zwange und die dadurch bedingte milde und heitere Lebensansicht, die zugleich mit großer Einfachheit, Mäßigkeit und Sittenstrenge gepaart ist. Er war ein Athener [14]), aus dem Demos Gargettos [15]), doch, wie es scheint, in Samos geboren [16]), wohin sein Vater Neokles als Kleruche übergesiedelt war [17]); nach sicherer Überlieferung [18]) war er am siebenten Tage des Monats Gamelion Ol. 109, 3 (342 v. Chr.) unter dem Eponymos Sosigenes geboren, sieben Jahre nach Platon's Tode, in demselben Jahre, in welchem Demosthenes auf dem Höhepunkte seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit stand [19]). Dem Neokles scheint auf Samos ein ziemlich schmales Loos zugefallen zu sein, da er genöthigt war, gegen kümmerlichen Lohn im Lesen und Schreiben zu unterrichten, worin ihn später der junge Epikur unterstützte [20]); weniger ehrenvoll war das Gewerbe seiner Mutter Chäresträta, welche in den Häusern herumzog, um durch Wunderkünste und Hersagen magischer Formeln (*καθαρμοί*) ihr Brod zu verdienen [21]). Später scheint er mit dem Vater in Teos gelebt zu haben [22]). Erst im 18. Jahre ging er nach Athen zurück, zu der Zeit, als Xenokrates in der Akademie lehrte und Aristoteles sich in Chalcis aufhielt [23]); ob er den Xenokrates gehört hat, ist nicht erwiesen, im Gegentheil sagt Cicero nur, daß er ihn hätte hören können [24]). Doch verließ er bald darauf, in den schwierigen Zeiten nach Alexander's Tode, Athen wieder, um zu seinem Vater zurückzukehren, der damals sich in Kolophon aufhielt [25]). Schon hier soll er Schüler gehabt haben [26]). Später scheint er, von Stadt zu Stadt ziehend, bald lehrend, bald lernend, ein Wanderleben geführt zu haben; wir finden ihn zuerst zu Mytilene, dann zu Lampsakos [27]), an welchen Orten er, 32 Jahre alt, zuerst eine Schule gründete und derselben fünf Jahre vorstand [28]). Endlich ging er zum zweiten Male nach Athen, unter dem Eponymos Anaxikrates [29]), und nachdem er einige Zeit in Gemeinschaft mit andern gelehrt, eröffnete er, von den damals herrschenden Systemen nicht befriedigt, auch mit denselben wenig vertraut, eine eigene Schule [30]). Schon im 12. oder 14. Jahre [31]) soll in ihm das Interesse für Philosophie erwacht sein, da ihm seine Lehrer nicht erklären konnten, was das Chaos des Hesiodos sei [32]); ist die Sage wahr, so würde ihm früh genug die materielle Richtung seiner Physik als Lebensaufgabe vorgeschwebt haben; doch fühlte er sich erst dann entschieden zur Philosophie hingezogen, als er des Demokritos Schriften gelesen hatte [33]). Auch seine drei Brüder gewann er für die Philosophie [34]). Kein Philosoph hat sich jemals einer so großen Selbstständigkeit gerühmt, als Epikuros; denn obgleich er zu Samos den Demokriteer Nausiphanes und den Platoniker Pamphilos [35]) gehört haben soll, so behauptete er doch stets, ohne Unterricht geworden zu sein, was er war [36]), und das Andenken seiner Lehrer galt ihm wenig; denn vom Pamphilos meinte er gar nichts gelernt zu haben [37]), und entschieden protestirte er dagegen, ein Schüler des Nausiphanes zu sein, dessen hochtrabenden, mit großen, aber leeren Worten um sich werfenden Vortrag er gern verspottete [38]); ja sogar über seinen großen Meister Demokritos soll er sich mit verkennendem Undank ausgesprochen [39]), auch gegen Aristoteles und den Sokratiker Phädon sich harter Ausdrücke bedient haben [41]), wie er sich denn überhaupt keine Gelegenheit entgehen ließ, wo er über einen berühmten Philosophen Wortwitze und Spötterien anbringen konnte [42]). Wirklich verräth die

15) *D. L.* 1. *Suidas* s. v. *Ἐπίκουρος. Lucret.* VI. v. 2. 16) Daher Gargettius. *Cic.* ad fam. 15, 16. *Aelian.* Var. hist. IV, 13. *Strab.* Sylv. 2, 113. 3, 93. 17) Fällt die Ausführung der Kleruchen, wie Böckh (Staatshaush. der Athener. 1. Bd. S. 460) nachweist, in Ol. 107, 1, so folgt daraus, daß Neokles bei Epikur's Geburt bereits zehn Jahre in Samos eingebürgert war; auch Diogenes und Strabo (XIV, 1) drücken sich so aus, daß sie nicht gezweifelt zu haben scheinen, Epikur sei in Samos, nicht in Athen geboren. 18) Daher Agripeta. *Cic.* De n. d. I, 26. über jene Belegung von Samos mit Kleruchen s. *Strabo* XIV, 1. Die Veranlassung mag in dem unlängst vorher beendigten Bundesgenossenkriege gelegen haben; übrigens hatte die Maßregel auch zu Athen heftigen Widerspruch gefunden. *Aristot.* Rhet. II, 6. 19) Angabe des Apollodoros von Athen in seiner Chronik, bei *D. L.* 14. 20) In diesem Jahre hielt Demosthenes seine Reden über den Chersonesos und die sogenannte dritte Philippische, deren Erfolg bekanntlich die Rettung von Byzantion und Perinthos war. 21) *D. L.* 4. *Cic.* n. d. I, 26. Deshalb schalt ein Epigramm des Sillographen Timon den Epikur *γοητοφοβολαπτελίδης.* 22) *D. L.* 4. Der ganzen Erzählung liegen, wie man aus Diogenes sieht, gehässige Reden von Stoikern, wie Posidonios, Diotimos u. a., zum Grunde. Auch der Mutter des Äschines wurde Ähnliches vorgeworfen. *Demosth.* De corona. p. 313 R. 23) *Suidas*; *Strabo* l. l. 24) *D. L.* 1 nach Herakllides Lembos, dem Epitomator des Sotion; Strabo (Aristotelia. 1. Bd. S. 147) folgert aus dieser Angabe, daß Aristoteles schon vor Alexander's Tode Athen verlassen habe. 25) Zwar versicherte Demetrius von Magnesia, daß Epikur den Xenokrates gehört habe, *D. L.* 13, doch hat Epikur selbst nie davon wissen wollen. *Cic.* n. d. I, 26: Xenocratem audire potuit — et aunt qui putent audivisse, ipse non vult. 25) *D. L.* 1. 27) *D. L.* 2.

28) *D. L.* 15. *Suidas*: *σχολαρχήσας ἐν Μυτιλήνῃ ἐπαινόν ἔτυχε, εἶτα ἐν Λαμψάκῳ.* 29) *D. L.* 15. Auch diese Angaben sind der Chronik des Apollodoros entlehnt. 30) 307 vor Chr. 31) *D. L.* 2. 32) Nach Sudas im 12., im 14. nach Heraklides, bei *D. L.* 2. 33) Es der Epikureer Apollodoros bei *D. L.* l. l. — Ausführlicher bei *Sext. Emp.* Adv. math. X. c. 1. 34) *Apollod.* ap. *D. L.* l. l.: *περιτυγχάνοντα τοῖς Δημοκρίτου βιβλίοις ἐπὶ φιλοσοφίαν ὥρμα.* 35) Sie hießen Neokles, Chäredemos, Aristobulos. *D. L.* 3. 36) *Suidas* s. v. 37) *Cic.* n. d. I, 26: Ep. gloriabatur, se magistrum habuisse nullum. *Sext. Emp.* Adv. math. I, 3. 4. (*τὸν τοῦ Σωσίου κύπριόδικτος εἶναι καὶ αὐτογνώτης.* 38) Ebendaf.; Pamphilum — ait a se Sami esse auditum, sed nunc Platonicum mirifice contemnit, ita metuit, ne quid umquam didicisse videatur. 39) *D. L.* 8. *Sext. Emp.* Adv. math. I, 4. Er nannte ihn *πλείονων*, d. h. bornirt und gefüllte, wie eine Seelunge; conf. *Plato*, Phileb. 158. *Fabr.* ad *Sext. Emp.* — Epikur gab wol zu, ihn zuweilen gehört zu haben (*Cic.* De n. d. I, 26. *Sext. Emp.*); doch wollte er durchaus nicht sein Schüler sein; cf. De n. d. I, 33: Nausiphanem magistrum suum, a quo nonnihil didicit, male accepit. 40) *Cic.* De n. d. I, 33: in Democritum ipsum, quem secutus est, ingratus. — Anders, und gewiß richtiger, *Plut.* Adv. Colot. p. 560 B.: *τιμᾶσθαι τὸν Δημόκριτον ὑπ' Ἐπικούρου διὰ τὸ πρώτους ἅψασθαι τῆς ὕβρεως γνώσεως.* 41) *Cic.* n. d. I, 33: contumeliosissime Aristotelem vexavit, Phaedoni Socratico turpissime maledixit. Auch die Sokratische Ironie hatte seinen Beifall nicht. Ac. pr. II, 42. 42) Einzelne dergleichen, allerdings aus der trüben Quelle des Timokrates geflossene, des Attischen Salzes gar sehr entbehrende Witze werden ihm zugeschrieben. *D. L.* 8. Doch sehen wir auch aus Plutarch

Digitized by Google

Unsicherheit und Regellosigkeit seiner Methode und die Oberflächlichkeit und Willkür seiner ganzen Speculation den Autodidakten, der sich gern von dem lebendigen Zusammenhange der Wissenschaft seiner Zeit isoliren und mit unphilosophischem Eigensinn auf seine eigenen Füße stellen möchte. Gern gestehen wir ihm dabei zu, daß er, fast unbekannt mit dem ungeheuern Umschwunge, der damals allen Gebieten der Wissenschaft durch Platon und Aristoteles mitgetheilt war, bemüht gewesen ist, auf Sokratischer Grundlage [43]) für Leben und Lehre einen ganz neuen Bau aufzurichten, wobei er zwar in der Physik Vieles aus der Atomistik des Leukippos und Demokritos aufnahm, es aber mit seinem ethischen Princip, freilich auf Unkosten des speculativen Gehaltes jener Lehre, in Einklang zu setzen suchte. Vom Staatsleben hielt er sich gänzlich fern, wol nicht blos, wie Diogenes meint [44]), aus Bescheidenheit, sondern weil mit dem Verluste der Größe und Unabhängigkeit Athens und des gesammten Griechenlands das freudige Wirken für den Staat immer mehr erschlaffte und die Philosophie dem öffentlichen Leben immer feindlicher gegenübertrat. Er kaufte zu Athen, innerhalb der Stadt, einen Garten [45]), in welchem er, damals in Athen, ein neues Beispiel [46]), den besten Theil seines Lebens mit seinen Freunden und Schülern in heiterer Geselligkeit verlebte. Gemeinschaftliche, aber völlig freie, Beiträge der Einzelnen dienten zur Bestreitung des höchst einfachen und mäßigen Zusammenlebens, und jedem Vorübergehenden rief am Eingange des Gartens eine Inschrift zu: „Gast, hier ist gut sein, hier ist Lust das höchste Gut" [47]). Allgemein wird die ungeschminkte Bieder keit [48]) und die milde Humanität seines Wesens gerühmt, die sich nicht blos in seiner Pietät gegen Ältern und Geschwister und in der unerschütterten Treue gegen seine Freunde, sondern auch in der freisinnigen und freundlichen Behandlung der Sklaven bewährte [49]). Auch war fast nur eine Stimme über die Einfalt und Reinheit seiner Sitten, wie über die strenge Mäßigkeit seines Lebens [50]). Allerdings hat es auch ihm weder an dem Spotte der Komiker [51]), noch an gehässigen und böswilligen, zum Theil von abgefallenen Schülern [52]) ausgegangenen Nachreden und Verunglimpfungen gefehlt, die sich bald auf sein Verhältniß zu den Machthabern [53]), bald, und am meisten, auf den Umgang mit der geistreichen, auch als Schriftstellerin bekannten Hetäre Leontion [54]) und mit andern Hetären [55]) bezogen, deren Theilnahme an den geselligen Zusammenkünften in Epikur's Gärten die schlimmste Deutung erfuhr. Um ihn von Vorwürfen dieser Art freizusprechen, würde schon das gewiß unverdächtige Zeugniß seines berühmten Gegners Chrysippos hinreichen, der ihn im Punkte der Sinnenlust einen völlig unempfindlichen Menschen nannte [56]); und wer anders, als ein Böswilliger, hätte auch aus dem damals zu Athen so sehr verbreiteten Verkehr mit gebildeten Hetären sofort das Gift der ärgsten Verleumdungen saugen mögen? Auch Cicero gesteht ihm zu, daß er seinen Satz, nichts könne mehr die Seligkeit des Lebens begründen und erhöhen, als die Freundschaft, durch sein Leben bethätigt habe, indem er in einem engen Hause eine so große Schar treuer, durch Liebe und Eintracht verbundener Freunde um sich versammelte [57]). Und wie ihm selbst, so

(non posse suaviter vivi sec. Ep. p. 470 R.), welcher Kraftausdrücke gegen die größten Männer er fähig war.

43) Zu schnell urtheilt Ritter (Gesch. der Phil. II. S. 7), wenn er in Epikur's Lehre nur eine Episode in der Ausbildung der Sokratischen Philosophie ansimmt. 44) *D. L.* 10. Sein eigene Äußerung über öffentliches Leben bei *Seneca*, Ep. 29: numquam volui populo placere, nam quae ego scio, non probat populus, quae probat populus, ego nescio. 45) Die berühmten, für 80 Minen von ihm erkauften κῆποι Ἐπικούρου; daher seine Schule: οἱ ἀπὸ τῶν κήπων. Daß der Garten innerhalb der Stadt lag, wird durch Plinius (H. N. XIX, 4) außer Zweifel gesetzt; dann muß aber das in dem Demos Melite gelegene Haus Epikur's (*D. L.* 17) von dem Garten getrennt gewesen sein. — Nach Gassendi (De vita Ep. I. 6) lag Epikur's Garten in der Region von Athen, welche den Namen κῆποι führte (*Paus.* I, 19); dort stand ein mit einer Bildsäule von Alkamenes geschmückter Tempel der Aphrodite. Aber hätten dann wol die zahlreichen Spötter sich eine so schöne Gelegenheit zu Witzeleien, als ihnen die Nähe der Aphrodite geboten hätte, entgehen lassen? 46) *Plin.* H. N. XIX, 4: Jam quidem in ipsa urbe delicias agros villasque possident. Primus hoc instituit Epicurus, otii magister. Usque ad eum moris non fuerat, in oppidis habitari rura. Auch das war neu und für den Geist seiner Lehre bezeichnend, daß er zu seinen Belehrungen weder ein Gymnasium, noch einen durch alte Erinnerungen oder Cultus geheiligten Ort erwählte. 47) *Seneca*, Ep. 21: Hospes, hic bene manebis, hic summum bonum voluptas est. 48) Vir comis, humanus, bonus. *Cic.* De fin. II, 25.

49) *D. L.* 10. Seine Sklaven nannte er seine Freunde, und ließ sie auch mit philosophiren; namentlich zeichnete sich unter ihnen ein gewisser Mys aus. *D. L.* l. *Seneca*, Ep. 107. 50) *D. L.* 11: ἔδοκει μόνον ἀρκεῖσθαι (ἑαυτῷ καὶ ἑαυτῷ λογῷ. Auch seine Schüler κοτὰ πάντα σπουδον ἐφιλοῦντο, τὸ δὲ πᾶν ὕδωρ ἐν αὐτοῖς ποτόν. Tusc. II, 18: Homo minime malus vel potius vir optimus. — Im grellsten Widerspruche steht damit die Verleumdung des Timokrates, daß er täglich eine Mine zu seiner Mahlzeit gebraucht habe (*D. L.* 7), was vielleicht auf ihn, wie wir wissen, stets gemeinschaftlichen und sehr zahlreich besuchten Mahlzeiten der sämmtlichen Epikureer zu beziehen ist. 51) Vorzüglich in zwei Komödien des jüngern Platon und in denen des Hegesippos. *Athen.* III, 28. VII, 5. 52) Namentlich vom Timokrates, des Metrodoros Bruder, der in einer εἰσφορητὴ betitelten Schrift sehr gehässig von Epikur's Schimmerei und dem Umfang der mystischen, nächtlichen Zusammenkünfte gesprochen haben soll. *D. L.* 6. Epikur selbst hat mehre Bücher gegen ihn geschrieben. *Cic.* De n. d. I, 33. Spätre mag er sich mit ihm ausgesöhnt haben, da er ihn mit Amynomachos zum Erben einsetzte. *D. L.* 18. 53) So soll er einem Beamten des Lysimachos, dem Syrer Mithres, unwürdig geschmeichelt haben, ihn Pilan und König nennend (*D. L.* 4); wol nur ein Scherz, der sich auf dessen Sonnenmalen bezog. Derselbe Mithres wird erwähnt *Plut.* Adv. Col. p. 631. R. 54) *D. L.* 4. Sie schrieb gegen Theophrast. *Cic.* De n. d. I, 33: Meretricula etiam Leontium contra Theophrastum scribere ausa est; scilo illa quidem sermone et Attico, sed tamen — Tantum Epicuri hortus habuit licentiae. Der in Epikur's Weise hochtrabende Anfang eines Briefes an sie *D. L.* 5. — Nach Plinius (H. N. XXXV, 11) war sie vom Theodoros in nachbenklicher Stellung gemalt. — Mag es sein, daß die Philosophie sie von ihrem ehrlosen Gewerbe nicht zurückbrachte, wie Athenäus (XIII, 6) angibt, so schmeckt es doch etwas zu sehr nach gemeiner Klatschrei, wenn derselbe hinzufügt: πᾶσι τοῖς Ἐπικουρείοις συνῆν ἐν τοῖς κήποις. — Später lebte sie mit Metrodoros zusammen. *D. L.* 28. 55) Ihre Namen nennt *D. L.* 7. 56) *Stob.* Sermo 61: De venere et amore. 57) *D. L.* 9. Aus Asien und Afrika kamen zu ihm. *Plut. Λάθε βιώσας.* p. 638. R. *Cic.* De fin. I, 20:

Digitized by Google

rühmt er der ganzen Schule nach, daß sie in ihrem Leben sich als treue Freunde und zugleich als ernste, sittliche Menschen zeigten, die ihr Handeln nicht nach dem Grundsatze des Vergnügens, sondern nach dem Gebote der Pflicht bestimmten [58]). Eine Gütergemeinschaft, gleich der Pythagoreischen, verschmähte er, weil er sie für ein Zeichen des Mißtrauens hielt; er meinte, Freunden müsse, auch ohne ein äußeres Institut, aus freiem Antriebe alles gemeinsam sein; gewiß ein sehr edler und würdiger Begriff von der Freundschaft [59]). Auch seine Frömmigkeit und Vaterlandsliebe wird gerühmt [60]). Ungeachtet seiner heitern und einfachen Lebensweisheit war er in den Wissenschaften und schönen Künsten, welche damals das Eigenthum der höher Gebildeten waren, wenig bewandert [61]), und vor seinen Mitbürgern zeichnete er sich durch strengen, zu leichten Scherzen weder aufgelegten noch fähigen Ernst aus [62]). Mit großer Standhaftigkeit ertrug er lange die schmerzhaftesten Körperleiden, da seine Gesundheit im Alter durch Steinschmerzen, Dysenterie und Geschwüre am Unterleibe völlig zerrüttet war [63]); wie aber kein Schmerz den Frieden seiner Seele trüben konnte, so starb er endlich, 72 Jahre alt, Ol. 127, 2 (270 v. Chr.) mit der unerschütterten Heiterkeit eines Weisen, die er sein Leben hindurch verkündigt hatte [64]). Bei seinen Lebzeiten wurde er, wie so manche Philosophen alter und neuer Zeit, von dem größten Theile seiner Zeitgenossen wenig gekannt und beachtet [65]); doch ahnte er schon seinen künftigen Ruhm [66]), der sich bald nach seinem Tode in alle Länder griechischer Zunge und später auch in die römische Welt verbreitete. Auch sein Testament war ein Zeichen seines milden und freundlichen Sinnes. Er vermachte sein Vermögen dem Timokrates und Amynomachos, doch machte er ihnen zur Pflicht, für die unmündigen Söhne seines früher gestorbenen Freundes und Schülers Metrodoros zu sorgen, so lange sie des Unterrichts bedürften, und die Tochter desselben auszustatten; zugleich schenkte er mehren seiner Sklaven die Freiheit; zu seinem Nachfolger aber erwählte er seinen vertrauten Freund Hermachos, dem er auch den Garten überließ, mit der Bestimmung, daß dem jedesmaligen Vorsteher der Schule die Nutzung des Grundstückes verbleiben sollte, damit es desselben nie an einem festen Mittelpunkte fehlte [67]). Zugleich setzte er fest, daß von den Zinsen seines Vermögens die Freunde alljährlich seinen Geburtstag festlich begehen [68]) und an dem 20. Tage jedes Monats ihm und dem Metrodoros zu Ehren ein Festmahl veranstalten sollten [69]). Aber auch seine Freundestreue, seinen frommen Sinn und die Einigkeit im Geiste hinterließ er seinen nächsten Nachfolgern als ein schönes Erbtheil; sie trugen sein Bild auf Bechern und Ringen [70]), während seine Vaterstadt ihm Bildsäulen setzte [71]). Noch lange blieb die Schule im Besitz des von dem Meister ererbten Grundstückes, bis endlich der lebenslustige C. Memmius, des Cicero Freund, das schon verfallende Besitzthum an sich kaufte, um es unter seine Freunde zu vertheilen; doch scheint er den Bitten des Epikureers Patron, den auch Cicero unterstützte, nachgegeben und wenigstens einen Theil des kleinen Gutes der Schule zurückgegeben zu haben [72]).

Seine Lehre. Kein wahrhaft speculativer Trieb, sondern ein rein ethisches Bedürfniß trieb den Epikuros

---

una in domo et ea quidem angusta, quam magnos quantaque amoris conspiratione consentientes tenuit amicorum greges!

58) *Cic.* De fin. II, 18: facitis ea, ex quibus appareat, non voluptatem vos, sed officium sequi; cf. c. 25: multi Epicurei fuerunt et hodie sunt et in amicitiis fideles et in omni vita constantes et graves nec voluptate sed officio consilia moderantes. — Ihre Einigkeit im Geiste rühmt *Themist.* Orat. IV.; auch wurde anerkannt, daß ihr Wandel im Ganzen rein, und namentlich ihre Ehebrecher unter ihnen war. *Orig.* contra Celsum. VII. p. 375. Mit Recht bemerkt auch Seneca von dieser Schule: magnos viros non schola Epicuri sed contubernium fecit (Ep. 6); daher dürfen wir wol endlich einmal das Vorurtheil gegen die porci ex Epicuri grege schwinden lassen, da auch der strenge Seneca sagt: sectis Epicuri non flagitiorum magistris; male audit, infamis est, et immerito, de vita beata. c. 13. — Thatkräftige Naturen freilich konnte eine allein auf behaglichen und besonnenen Selbstgenuß mit gleichgestimmten Freunden gestellte Lehre nicht erzeugen, keine Helden, keine Staatsmänner, keine Märtyrer, wie Plutarch (Adv. Col. p. 631. R.) treffend bemerkt; daher dolicata et umbratica turba. *Seneca*, De benef. IV, 2. 59) *D. L.* 11: εἶναι τὰ τοιοῦτον (ἐφη) ἀποτοίνων, εἰ δ' ἀπίστων, οὐδὲ φίλων. 60) *D. L.* 10. Über seine, freilich von der gewöhnlichen abweichende, Frömmigkeit vgl. *Gassendi*, De v. et m. E. IV, 3, 4. 61) Er selbst verschmähte gelehrtes Wissen; in einem Briefe an Pythokles heißt es: παιδείαν πᾶσαν, μακάριον, φύγετε. *D. L.* 6. Daher nennt ihn auch Timokrates einen Ignoranten, 7. *Cic.* De fin. I, 7: non satis politus iis artibus, quas qui tenent, eruditi appellantur; der Epikureer Torquatus gibt es zu, sucht es aber zu rechtfertigen, c. 21. Cf. II, 4. *Plut.* non p. s. v. s. E. p. 503. R. — *Quint.* II, 18: De Epicuro, qui disciplinas omnes fugit, nihil moror; XII, 2. *Athen.* XIII, 6: ἡγνοηκέναι παιδείαν ὁμηρικός. 62) Homo non aptissimus ad jocandum, minimeque resipiens patrium. De n. d. II, 17. 63) *D. L.* 15. 22: ἀσφιγγώδεις καὶ δυσεντερικὰ πάθη; cf. *Cic.* ad fam. VII, 26. *Seneca*, Ep. 66: Vesicae et exulcerati ventris tormenta. Auch diese Übel wurden von libelwollenden als Folgen ausschweifenden Lebens angesehen. *D. L.* 7. *Cic.* l. l. — über seine Standhaftigkeit sagt Seneca wohl Ep. 97: Epicurus fortis, licet manuleatus sit. 64) *D. L.* 15. *Cic.* De fato. c. 9. — Es war ihm

---

ein seliger, festlicher Tag, an welchem das heitere Andenken an den Umgang der Freunde den heftigsten Schmerz überwog, wie er selbst in einem kurz vor seinem Tode an Idomeneus (nach Cicero an Hermachos) geschriebenen Briefe bezeugt. *D. L.* 22. De fin. II, 30. — Nach Hermippos wäre er im Bade, nachdem er noch einen Becher Wein getrunken, gestorben. *D. L.* 15.

65) *Seneca*, Ep. 79. Nach Metrodor's Tode sagte er: nihil sibi et Metrodoro inter tanta bona nocuisse, quod ipsos illa nobilis Graecia non ignotos solum habuisset sed paene inauditos. Sein λάθε βιώσας hatte er also erreicht. 66) So schrieb er einst dem Idomeneus, als dieser sich mit Staatsgeschäften abgab: si gloria tangeris, notiorem te epistolae meae facient, quam omnia ista, quae colis et propter quae coleris. 67) Das ganze Testament bei *D. L.* 16—22. Die Hauptbestimmungen auch bei *Cic.* De fin. II, 31. 68) Cicero (l. l.) eifert sehr gegen dieses Verlangen, in welchem er theils Eitelkeit, theils Inconsequenz findet; aber es bing genau mit der persönlichen Verehrung zusammen, die dem Epikur, wie wenigen andern Philosophen zu Theil geworden war. Übrigens deuten die Worte des Cicero viel weniger auf Unsterblichkeiten, als auf festsame, vielleicht die Verehrung überdiebende, Gebräuche. 69) *Plut.* non p. s. v. s. E. p. 481. R. Daher ihr Spottname εἰκαδιασταί. *Plin.* H. N. XXXV, 2. *Ath.* VII, 13. 70) *Cic.* De fin. V, 1. *Plin.* XXXV, 2: vultus Epicuri per cubicula gestant, ac circumferunt secum. 71) *D. L.* 9. 72) *Cic.* ad fam. XIII, 1.

Digitized by Google

zum Philosophiren; zu einer Zeit, wo das selbstständige politische Leben der griechischen Staaten zu erlöschen anfing und die altgewohnten Lebensformen in der gesammten griechischen Welt immer mehr zerfielen, suchte er nach einem festen, ethischen Grundsatze, durch welchen der einzelne Mensch seine Freiheit unerschüttert gegen allen äußeren und inneren Zwang zu behaupten vermöchte [72]). In diese Freiheit setzte er das wahre Wesen der Glückseligkeit (εὐδαιμονία), die er, nach dem Vorgange der meisten Sokratischen Schulen, als höchstes Ziel der menschlichen Thätigkeit auffaßte, sie aber in viel engere Grenzen einschloß, als die Peripatetiker, welche, so lange sie im Sinne ihres großen Meisters lehrten, darunter die absolute Harmonie des zu seiner vollkommensten Wirksamkeit gelangten geistigen Lebens verstanden [73]). Neben dieser rein negativ aufgefaßten Freiheit hatten dem Epikur viele andere Beziehungen des höheren Menschenlebens, Kunst, Wissenschaft, Politik, keinen unendlichen, sondern nur einen bedingten Werth; darum war ihm die Philosophie nichts anderes als eine Thätigkeit, die durch Gedanken und Reflexionen das glückliche Leben hervorbringen kann [74]). Bei diesem rein praktischen Interesse und seiner Abneigung gegen alle gründliche Wissenschaft ging ihm dann auch der alle Gebiete des Wissens umschließende Organismus des Platonischen und des Aristotelischen Systems verloren, welcher dort die drei Grundrichtungen der philosophischen Betrachtung, die sich in der vorsokratischen Philosophie neben einander entwickelt hatten, Physik, Ethik, Dialektik oder Logik, durch das festeste geistige Band vereinigte. Er gab die Dialektik, in welcher er völlig unerfahren war, ganz auf [75]), und auch die Physik war ihm nur eine Dienerin der Ethik [76]). Da er nun aber doch einer gewissen wissenschaftlichen Begründung seines Grundsatzes sich nicht entziehen konnte, so schickte er der Entwickelung seiner Lehre eine in wenig einfachen Sätzen erschöpfte psychologische Propädeutik voraus, die er Kanonik benannte, in welcher er die Entstehung der Erkenntniß darstellte, und nachwies, inwiefern die Kräfte des Menschen zur Kenntniß des Wahren ausreichten, und welches Wissen überhaupt dem Menschen zu erreichen möglich sei. Gleiches Streben zeigt sich auch in der Logik der Stoiker, und wir können in dem Suchen dieser beiden Schulen nach Kriterien der Wahrheit und in der Reflexion derselben auf die Entstehung des Erkennens, um im menschlichen Geiste den festen Grund und die Grenzen der Erkenntniß zu finden, ebenso wenig einen Fortschritt verkennen, als in der neuern Philosophie in den von Locke und Hume, und viel tiefer von Kant angeregten ähnlichen kritischen Forschungen. Dabei war doch aber auch die Inconsequenz unvermeidlich, daß die aus der Physik und der Lehre von der Seele erst zu gewinnenden Resultate bereits vorausgesetzt und an die Spitze der Untersuchung gestellt wurden.

Kanonik. Die Sätze derselben sind ziemlich dürftig und überschreiten nicht den eng gesteckten Kreis der sinnlichen Wahrnehmung und der darauf haftenden, verständigen Reflexion, was sie indessen im Wesentlichen mit den Grundsätzen der stoischen Logik gemein haben. Da sich ihm zunächst die Beobachtung aufdrängte, daß alles Denken das Moment der Empfindung als ursprüngliche sinnliche Grundlage an sich haben müsse, so fand er das sicherste und einfachste Kriterium der Wahrheit in den Sinnen [77]). Nun aber erschien ihm das sinnliche Vermögen sogleich als ein dreifaches, als Anschauung, Vorstellung, Gefühl, woraus sich ihm drei verschiedene, aber doch in Wesentlichen identische Kriterien des Wahren ergaben. Die Anschauung, sagte er, ist an sich vernunftlos und nicht fähig der Erinnerung [78]); denn sie wird nicht durch sich selbst bewegt, sondern durch ein Anderes, und es läßt sich ihr nichts zufügen noch davon thun; auf der andern Seite aber ist sie stets wahr, und nichts kann sie widerlegen. Hierin folgte Epikur noch dem Aristoteles, der sehr wohl eingesehen hatte, daß die Kategorien des Wahren und Falschen auf die unmittelbare sinnliche Empfindung noch gar keine Anwendung fänden, sondern erst vor der Thätigkeit des Urtheiles, also von den Operationen des Verstandes, könnten ausgesagt werden [79]). Epikur sah dagegen weiter, daß die Anschauung durch nichts zu widerlegen sei; denn eine Anschauung kann die andere nicht widerlegen, da gleichartige Anschauungen gleichen Werth haben, verschiedenartige aber einander nicht zur Norm dienen können, ebenso wenig kann der Verstand eine Anschauung widerlegen, denn er hängt ja selbst von der Anschauung ab [80]). Aber zweitens hat der Geist, so fuhr er fort, da das Vermögen, des einmal Angeschauten sich immer wieder zu erinnern; in ihm selbst entstehen zugleich mit der Anschauung Bilder des Wahrgenommenen, die sich behaupten und der ganzen Denkthätigkeit bestän-

73) Niemand hat diese Tendenz des Epikureismus tiefer und wahrer aufgefaßt, als der geniale Lucretius in dem erhabenen Anfange seines Gedichtes, I. 63—80. 74) *Arist.* Eth. Nicom. I, 7: τὸ ἀνθρώπινον ἀγαθὸν ψυχῆς ἐνέργεια κατ' ἀρετήν. 75) *Sext. Emp.* Adv. Mathem. XI, 169: γελοιοτέρα ἐστὶν ἡ λογικὴ διαλογισμοὺς τῶν εὐδαίμονα βίον περιποιούσα. 76) Acad. pr. II, 30. De fin. I, 19: in dialectica nulla vis nec ad mellus vivendum nec ad commodius disserendum. *D. L.* 31: τὴν διαλεκτικὴν ὡς περίττευσιν ἀποδοκιμάζουσιν. 77) *Seneca*, Epist. 89: Epicurei duas partes philosophiae putaverunt esse, naturalem atque moralem; rationalem removerunt. Deinde quum ipsis rebus cogerentur ambigua secernere, falsa sub specie veri latentia coarguere, ipsi quoque locum, quem de judicio et regula appellant, alio nomine rationalem induxerunt; sed eum accessionem esse naturalis partis existimant. *D. L.* X, 32. *Sext. Emp.* Adv. math. VII, 14. 15.

78) *D. L.* 32: κριτήρια τῆς ἀληθείας αἰσθήσεις καὶ προλήψεις καὶ πάθη. *Cic.* Acad. pr. II, 46: omne judicium in sensibus rerum notitiis, in voluptatis; 32: si ullum sensus viaum falsum est, nihil potest percipi; De fin. I, 7: judicia rerum in sensibus; I, 19: quidquid animo cernimus, id omne oritur a sibus; De nat. d. I, 25: omnes sensus veri nuntii; *Lucret.* 479 aqq. 79) *D. L.* 31: πᾶσα αἴσθησις ἄλογος καὶ μνήμης ἄσκητος. 80) *D. L.* 31. *Sext. Empir.* Adv. them. VII, 210: αἰσθήσεως ἴδιον ὑπῆρχε τοῦ παρόντος μόνον καὶ κινοῦντος αὐτὴν ἀντιλαμβάνεσθαι; VIII, 9. *Lucret.* 480: Invenies primis ab sensibus esse creatam Notitiam neque sensus posse refelli. Cf. *Arist.* De anima, III, 3: ὁ γὰρ αἰσθησις τῶν ἰδίων ἀεὶ ἀληθής, διανοήσεται δ' ἐνδέχεται καὶ ψευδῶς. 81) *D. L.* 31: οὐθ' ἑαυτὸ ὑπερβαίνειν ἐν διαλέγεσθαι κ. τ. λ. Ausführlicher *Lucret.* I. 1. IV, 479 — 50

zum Grunde liegen. Dies ist das Vermögen der Vorstellung, oder, wie er sie mit einem selbstgebildeten Worte nennt, der *πρόληψις* [82]); darunter versteht er die in der Seele fortlebenden und beim Denken sich stets erneuernden Bilder, die, ursprünglich der Anschauung entnommen, doch nun eine eigene, von den Eindrücken der Außenwelt unabhängige Bewegung annehmen und von dem Menschen nach Willkür hervorgerufen oder beseitigt werden können. Diesen inneren Anschauungen oder Vorstellungen schreibt er als Hauptbestimmung die Deutlichkeit zu [83]); denn sie gehen aus von dem allein klaren und unmittelbar gewissen Kriterium, von der Anschauung. Diesem inneren Vermögen nun gehört die Bildung der Begriffe und Urtheile, also alles, was wir Denken nennen, an; der Begriff heißt ist nichts als eine durch Ähnlichkeit, Analogie, Zusammensetzung modificirte Anschauung, eine Association von Anschauungen, die aber, wenn ihnen keine wirkliche Anschauung zum Grunde liegt, leere Einbildungen sind [84]); das Urtheil aber ist dasselbe, was bei Platon die richtige Meinung genannt wird, es ist ein Aneinanderreihen von Bildern, eine Erinnerung des äußerlich Angeschauten, und ein Zurückführen des Begriffes auf die Anschauung [85]). Hier entsteht nun zuerst die Möglichkeit des Irrthums; denn ein Urtheil kann wahr oder falsch sein, wahr aber ist es, wenn es durch die Anschauung bestätigt wird, falsch, wenn es durch das Zeugniß der Sinne widerlegt wird [86]). Nun aber blieb dem Epikur die schwierige Frage zu lösen, woher denn dem Menschen der Irrthum komme; er antizipirte hier aus seiner Physik den Satz, daß alle Anschauung durch Bilder, die sich von der Oberfläche der Körper ablösen und durch die ihnen homogenen Organe in die Seele eingehen, zu erklären sei; da konnte doch nun aber auch die Erinnerung oder Vorstellung, als Nachbildung und Erneuerung früher aufgenommener Bilder, nur stattfinden in Folge eines in der Seele fortlebenden inneren Bildes, was nicht weniger, als das von Außen kommende, ein wahres sein mußte, und so blieb dem Irrthume der eigentlich gar keine Stelle; dieser Inconsequenz suchte nun Epikur durch eine seltsame Erklärung abzuhelfen; er nannte nämlich die Meinung, als Resultat der inneren Anschauung, eine Bewegung in uns, die, im Gegensatze der von Außen nach Innen gehenden Anschauung, von Innen nach Außen geht und so der äußeren Bewegung gewissermaßen entgegenstrebt; nun können zwei Fälle stattfinden: entweder die innere Bewegung hängt mit der äußern continuirlich zusammen, und dann ist das Urtheil ein wahres, oder sie erleidet vor ihrem Zusammentreffen mit der äußeren Bewegung eine Störung, eine Unterbrechung (*διάλειψις*) und das Urtheil wird falsch [87]). In diesem, freilich ziemlich roh ausgedrückten, Satze liegt eine schwache Ahnung des richtigen, aber dem Grundprincipe der Lehre Epikur's gradezu widerstreitenden Gedankens, daß nämlich das Denken ein schlechthin selbständiger, von dem Äußeren gesonderter, von Innen ausgehender, freier Act sei, der nicht immer im stetigen Zusammenhange mit der Anschauung stehe, sondern, eben weil es ein Act der Freiheit ist, derselben auch entgegenwirken könne. Endlich nahm Epikur noch als drittes Kriterium das Gefühl (*πάθος*) an, das ihm als ein doppeltes, als Freude oder Schmerz, erschien; denn Freude, lehrte er, sei das Selbsterhaltungsgefühl alles Lebenden, das Gefühl, worin es den von Außen kommenden Eindruck als mit seinem eigenen Wesen übereinstimmend wisse, Schmerz dagegen das Störungsgefühl, welches den fremden Eindruck aufnehme als einen dem eigenen Wesen nicht zusagenden und dessen Harmonie auflösenden oder zerstörenden [88]). So war ihm denn das Gefühl das Kriterium des Willens, wie Anschauung und Vorstellung das des Erkennens, und wenn seine Schüler noch das auf die Einbildungskraft gegründete Denken (*φανταστικὴ διάνοια*) als viertes Kriterium sollen hinzugefügt haben [89]), so wird doch in einem Denken dieser Art schwerlich etwas enthalten gewesen sein, was nicht Epikur schon unter seiner *πρόληψις* befaßt hatte. Über die ersten elementaren Anfänge des Denkens, nämlich über das einzelne Phänomen und die durch dasselbe geweckte momentane Empfindung, ist Epikur nie hinausgekommen; denn sein erstes Kriterium, die Anschauung, war ihm nichts als die Empfindung eines einzelnen, der Seele momentan gegenwärtigen Objectes; in der Vorstellung konnten sich dann wol viele einzelne Anschauungen zu einer Reihe innerer Bilder erweitern, die aber doch immer wieder atomistisch auseinanderstraten und sich vereinzelten, da sie durch kein über die Sinnlichkeit erhabenes Vermögen zusammenge-

82) *D. L.* 33: *τὴν δὲ πρόληψιν οἱονεὶ κατάληψιν, ἢ δόξαν ὀρθήν, ἢ ἔννοιαν, ἢ καθολικὴν νόησιν ἐναποκειμένην. τοῦτ' ἔστι μνήμην τοῦ πολλάκις ἔξωθεν φανέντος*; schon aus dieser bin und der tappenden Bezeichnungsweise sieht man das Unklare und Schwankende des Begriffes. Cicero (De n. d. I, 16) übersetzt *πρόληψις* durch anticipatio und erklärt es durch antecepta animo quaedam informatio, sowie c. 17 durch praenotio, wobei aber der Begriff von angeborenen Ideen, den Cicero hereinzutragen scheint, völlig abzuweisen ist; nach c. 17 hatte sich Niemand vorher dieses Ausdrucks in dem Sinne Epikur's bedient: sunt enim quaedam rebus nova ponendis nomina. 83) *D. L.* 33: *ἐπίνοιαν πᾶσαι ἀπὸ τῶν αἰσθήσεων γίγνεσθαι κατὰ τὸ περίπτωσιν καὶ ἀναλογίαν καὶ ὁμοιότητα καὶ σύνθεσιν, συμβαλλομένου τι καὶ τοῦ λογισμοῦ.* Aber wo blieb nun nach Epikur's Ansicht noch ein Platz für den *λογισμός*, wenn alle Einsicht, Empfindung Alles war? 84) *D. L.* 35. Wie es scheint, unterschied Epikur in der *πρόληψις* noch das doppelte Element der *ἔννοια* (Begriff) und der *δόξα* (Urtheil). 85) *D. L.* 34: *ἀν ἐπιμαρτυρῆται ἢ μὴ ἀντιμαρτυρῆται, ἀληθῆ εἶναι (τὴν δόξαν). ἐὰν δὲ μὴ ἐπιμαρτυρῆται ἢ ἀντιμαρτυρῆται, ψευδῆ ὑπολαμβάνειν.* Ähnlich, doch mit künstlicherem Ausdruck, *Sext. Emp. adv. math.* VII, 211.

87) *D. L.* 51: *ἄλλη τις πίπτοις ἐν ἡμῖν αὐτοῖς, συνημμένη μέν, διαλειψίν* (fälschlich in einigen Handschriften *διάλειψιν*) *δὲ ἔχουσα· κατὰ δὲ ταύτην τὸ ψεύδος γίγνεται.* Bei Lucretius ist im vierten Buche nach v. 816 eine augenscheinliche Lücke, wo der Dichter von der Meinung und dem Irrthume muß gehandelt haben; v. 817—824 sind nur Fragmente aus diesem verlorenen Stücke, das wahrscheinlich mit den sonst gar nicht zu erklärenden Worten v. 824 (illud in his rebus vitium vehementer inesse) anfing. 88) *D. L.* 34: *πάθη λέγουσιν εἶναι δύο, ἡδονὴν καὶ ἀλγηδόνα, καὶ τὴν μὲν οἰκεῖον, τὴν δὲ ἀλλότριον, δι' ὧν πρὸς αἵρεσιν καὶ φυγὴν.* 89) *D. L.* 31. Die *φανταστικὴ ἐπιβολή*, d. h. die freie Thätigkeit der Einbildungskraft, die sich zunächst als Aufmerksamkeit äußert, kannte auch Epikur schon. *D. L.* 50.

Digitized by Google

halten wurden; das Gefühl endlich war wiederum nur ein Einzelnes, aber subjectiv, das momentane Erregtsein durch Freude oder Schmerz. Auf solcher Grundlage blieb dann freilich für Erkennen und Handeln alle Wahrheit zuletzt auf den momentanen Eindruck der Anschauung und des Gefühls gestellt, und nur eine frische, dem einzelnen, sinnlichen Object sich hingebende Beobachtung konnte zur Erkenntniß der Wahrheit führen, auf Unbekanntes aber und den äußeren Sinnen Verborgenes glaubte er nur insoweit schließen zu können, als die Erscheinung ihm irgend eine Analogie dazu darbot [90]). Daher verwarf er im Denken alles Gesetz und alle Regel, da die sinnliche Erscheinung in ihrer Unmittelbarkeit ihm überall nur ein regellos zusammengehäuftes Aggregat von Einzelnheiten darbot, und selbst die zwischen sinnlicher und rein verständiger Betrachtung in der Mitte stehende Geometrie verachtete er [91]), als nicht evident genug; in der Logik verschmähte er die allereinfachsten Grundbegriffe und Grundformen des Denkens, Eintheilung und Schluß [92]), insofern die Resultate derselben durch die Anschauung nicht bestätigt würden; deshalb wollte er auch nicht definiren, sondern nur beschreiben; wenn aber seine Gegner ihm den Unsinn vorwarfen, daß er sogar bei Disjunctivsätzen, deren beide Glieder einander contradictorisch entgegengesetzt wären, wie etwa: entweder wird Epikur morgen leben oder nicht, die Nothwendigkeit bestritten habe, daß eins von beiden wahr sein müsse, das andere falsch [93]), womit also der Satz des Widerspruches aufgehoben wäre, so ist dies dahin zu berichtigen, daß Epikur zwar die formale Nothwendigkeit der Wahrheit des einen oder des andern nicht geleugnet hat, daß er aber die materielle Wahrheit des einen oder des andern damit noch nicht zugeben zu dürfen glaubte [94]), was nach seiner Ansicht consequent genug war, da ja Sätze dieser Art hätten Behauptungen enthalten können, die aus der bloßen Anschauung weder affirmirt, noch negirt werden konnten. Obgleich nun auf diese Weise alles eigentliche Denken bei Epikur ganz wegfiel, so hat er doch den Versuch gemacht, aus seinem Grundprincip das Wesen der Zeit und die Entstehung der Sprache zu deduciren. Denn von der Zeit sagte er, sie sei für uns eigentlich gar nicht wahrnehmbar, sondern nur, insofern sie von uns gemessen werde und in Abschnitte gegliedert erscheine, werde sie für uns; diese von dem Verstande in Theile getheilte und gemessene Zeit war ihm also nichts Substantielles, sondern blos eine leere Form der Verknüpfung, ein bloßes Accidens, das der Gedanke erst in die Gegenstände hineinträgt; die erste Veranlassung zu diesem Begriffe lag ihm in der von uns wahrgenommenen schnelleren oder langsameren, nicht mehr naturgemäßen, sondern gestörten Bewegung der Atome [95]); von dieser abstracten Zeit aber unterschied er die sinnliche, ungetheilte Zeit, die wir indessen in unserer Vorstellung gar nicht ergreifen und festhalten können, als den Moment, und diese auf das Minimum des Moments reducirte oder vielmehr ganz aufgehobene Zeit ist es, in welcher, wie er meinte, die Atome ihre ungehemmte, natürliche Bewegung zurücklegten [96]). In diesem wirklich speculativen, aber ohne alle Dialektik durchgeführten Gedanken liegt eine Ahnung des Vernunftbegriffes der Ewigkeit, die der verständigen Reflexion als Zeit erscheint. Die Sprache endlich war ihm ein bloßes Naturproduct, und jedes einzelne Wort das gemeinschaftliche Erzeugniß der momentanen Wahrnehmung und der bestimmten individuellen Affection des Sprechenden [97]); so verschwand ihm auch hier alles Allgemeine, Vernünftige, doch aber würde er aus diesem Grundsatze vielleicht manche nicht unwichtige Entdeckung über die Entstehung der Sprache gemacht haben, wenn er nicht sofort wieder das Meiste in den einzelnen Sprachen aus willkürlicher Convention abgeleitet hätte [98]).

Ethik. Seine Ethik hatte mit allen Sokratischen Schulen gemein, daß sie von dem Begriffe der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung ausging, und daher nicht nach einem äußerlichen Principe suchte; sondern ihr Princip in der Natur des Menschen selbst fand. Da indessen in den Sokratischen Schulen dieses Grundprincip eine sehr verschiedene Ausbildung erfahren hatte, so nahm Epikur zunächst seinen Ausgangspunkt von der Lehre der Cyrenaiker, welche die Freiheit des Menschen rein subjectiv als ein freies, heiteres Spiel mit der Sinnlichkeit, die sie nicht ertödten, sondern nur beherrschen wollten, gefaßt und das Wesen der Glückseligkeit in den momentanen, aber selbstbewußten Genuß der Lust gesetzt hatten. Dieser in sich freilich durchaus haltungslose und der schlimmsten Verkehrung fast nothwendig ausgesetzte Grundsatz sagte

90) *D. L.* 32: περὶ τῶν ἀδήλων ἀπὸ τῶν φαινομένων τὴν σημειοῦσθαι; cf. Cic. Ac. pr. II, 32. 33. De fin. I, 5. Die bei der Erscheinung verweilende, mit angestrengter Thätigkeit des Sinnes dieselbe zu erkennen strebende Betrachtung nannte er τὸ προσμένειν, und nach dieser heißt er es unsichtbare meist verstehen und beurtheilt wissen; 38: ὅπως ἔν καὶ (l. κατὰ) τὸ προσμένον καὶ τὸ ἄδηλον ἔχωμεν οἷς σημειωσόμεθα. 91) Cic. Ac. pr. II, 33: Polysenus, Epicuro assentiens, totam geometriam falsam esse credidit. 92) Cic. De fin. I, 7: In altera philosophiae parte, quae logica dicitur, plane inermis ac nudus est. Tollit definitiones, nihil de dividendo ac partiendo docet, non, quomodo efficiatur concludaturque ratio, tradit. Gegen die Definition De fin. I, 19: praescribendum, quid sit id, de quo disseratur, negat tamen rem definiri oportere; deshalb legt er auch besonderen Gewicht auf die Methode, durch Worterklärung zugleich die Sachen zu erklären. *D. L.* 31: σχεδὸν τοὺς φυσικοὺς χωρεῖν κατὰ τοὺς τῶν πραγμάτων ὑφόγγους; 38: ἀνάγκη τὸ πρῶτον ἐνόημα καθ' ἕκαστον φθόγγον βλέπεσθαι, εἰπερ ἔξομεν τὸ ζητούμενον — ἐφ' ὃ ἀνάξομεν. 93) Cic. De n. d. I, 25. De fato. c. 10: negat omnem enuntiationem aut veram esse, aut falsam. 94) De fato. c. 16: (Epicurei dicunt) veras esse ex contrariis disjunctiones, sed, quae in his enuntiata essent, eorum neutrum esse verum.

95) *D. L.* 72. 73. 46. 96) *D. L.* 47. Eine dunkle, von Allen, die über Epikur geschrieben, fast übersehene Stelle, die mir aber den oben angegebenen unterschied zwischen der sinnlichen (χρόνος αἰσθητός) und der gedachten Zeit (χρόνος θεωρητός) zu enthalten scheint; vgl. 72. 73. 97) *D. L.* 75: τὰ ὀνόματα ἐξ ἀρχῆς μὴ θέσει γενέσθαι, ἀλλ' αὐτὰς τὰς φύσεις τῶν ἀνθρώπων καθ' ἕκαστα ἔθνη ἴδια πασχούσας πάθη καὶ ἴδια λαμβανούσας φαντάσματα ἰδίως τὸν ἀέρα ἐκπέμπειν. Ein geistreicher, frischer Blick in das Physiologische der Sprachen. 98) *D. L.* 76: ἔστιμον δὲ κοινῶς καθ' ἕκαστα ἔθνη τὰ ἴδια τεθῆναι κ. τ. λ.

Digitized by Google

dem Epikur darum am meisten zu, weil er in demselben sein Kriterium der Wahrheit, das momentane, durch Einzelnes bestimmte Gefühl wiederzufinden glaubte. Lust und Schmerz, als die Grundgefühle des Menschen und aller lebenden Wesen, waren ihm die beiden Kriterien des Willens; jene, als das seiner Natur Gemäße, sucht jedes Thier, diesen flieht es; darum war ihm die Lust der Anfang und das Ende des seligen Lebens[99]); in ihr, sagt er, erkennen wir das höchste, das unserer Natur einzig gemäße Gut, und mit ihr beginnt für uns jede Regung des Willens, Wahl und Abneigung; auf sie kommen wir stets zurück, indem wir jedes Gut nach dem Maßstabe des Gefühls bestimmen[1]). Aber fortgesetzte Reflexion auf diesen Punkt und auf das wahre Wesen der Lust führte den Epikur bald weit über die Hedoniker hinaus, namentlich waren es zwei Punkte, durch welche sich seine Lehre von der des Aristippos sehr wesentlich unterschied. Zuerst sah er, daß nicht jede Lust gleich sei, und daß eine Lust, die den Schmerz zur Folge hat, überhaupt keine wahrhafte Lust sein könne; deshalb setzte er die höchste Lust nicht in den Körper, sondern lehrte vielmehr, die Lüste des Körpers auf alle Weise zu regeln und zu beschränken, weil aus ihrem Übermaße nur Schmerzen hervorgehen können, und wies dagegen den höchsten Rang den edleren und reineren Genüssen der Seele an[2]); so vergeistigte er das hedonische System, dem der Sinnengenuß der höchste war[3]). Hieraus folgte dann weiter, daß Epikur nicht mehr dem momentanen Genuß für den allein wahren halten konnte, wie Aristipp's Schule, sondern, indem er die niedern Genüsse verwarf, um nicht der höheren verlustig zu gehen, und die wahre Lust als ein Bleibendes, Festes annahm, stellte er mit berechnender Reflexion ein System der Glückseligkeit auf[4]), in welchem er alle Gefühle und Genüsse auf die eine, wahrhafte und höchste Lust bezog, und jenen nur einen relativen Werth im Verhältnisse zu der letzteren einräumte. Da nun aber des Schmerzes mehr als der Lust im Leben gefunden wird, und eine dauernde Lust überhaupt nicht möglich ist, so nahm die Glückseligkeit des Epikur mehr einen negativen, leidenden Charakter an, sie wurde, nicht unähnlich dem stoischen Princip, als Unerschütterlichkeit (ἀταραξία) und Leidlosigkeit (ἀπονία) gefaßt[5]), und die höchste Lust war ihm nicht mehr der Genuß, sondern Freiheit vom Körperschmerz und Ruhe der Seele[6]). In diesem inneren und äußeren Frieden fand er die Vollendung des seligen Lebens; seinetwegen, sagt er, thun wir alles, um nicht Schmerz zu empfinden und nicht gestört zu werden durch Furcht vor zukünftigen Schmerzen; haben wir ihn erlangt, so schweigt jeder Sturm der Seele, denn nach nichts anderem kann das Lebende streben, als nach diesem, worin das vollkommenste Gut des Leibes wie der Seele sich vollendet; denn dann nur bedürfen wir der Freude, wenn wir, weil Freude uns fehlt, Schmerz haben, wenn wir aber den Schmerz nicht haben, dann fehlt uns die Freude nicht mehr[7]). Hiernach erschien es denn nun als die höchste Aufgabe der Ethik, den Menschen entweder äußerlich vom Schmerze und von der Furcht vor dem Schmerze zu befreien, oder ihn innerlich über denselben zu erheben, und alles Guten Anfang und selbst das höchste Gut war die Vernünftigkeit (φρόνησις); sie war ihm das Höchste in der ganzen Philosophie, aus ihr stammten alle übrigen Tugenden[8]). Diese Vernünftigkeit aber war doch zuletzt nichts weiter als eine, mit dem gegenwärtigen Genusse nicht zufriedene, auf Vergangenes und Zukünftiges reflectirende, die Folgen jeder Handlung und jedes Genusses abwägende Berechnung der größeren oder geringeren Lust und des größeren oder geringeren Schmerzes, damit das Ziel der Schmerzlosigkeit wenigstens in möglichster Annäherung erreicht werde[9]). Er ging in dieser Betrachtungsweise soweit, daß er sagte, es sei besser, mit Nachdenken und Berechnung unglücklich sein, als glücklich ohne Berechnung[10]). Allerdings war dieses Princip von roher Sinnlichkeit weit entfernt, und indem Seelenfriede als das reinste und wahrste Glück dargestellt wurde, konnte es auch Menschen von tieferer Richtung zusagen, welchen Freiheit und Glückseligkeit geistige, durch nichts Äußeres bedingte Güter waren; dennoch ist diese Lehre im Wesentlichen nicht über die relative Schätzung des höchsten Gutes hinausgekommen, weil sie nicht von einer Idee, sondern von einem schwankenden, völlig relativen, dabei engen und egoistischen Grundsatze ausging, der sich überdies nur zum kleinsten Theile durchführen ließ; nicht die thatkräftige Energie des selbstbewußten, freien, mächtigen Geistes, sondern Furcht vor äußeren Störungen, die doch den zur Selbstherrschaft gekommenen Geist nicht mehr trüben können, war die geheime Wurzel dieser Lebensansicht. Doch fand Epikur in seinem Begriffe der vollendeten Glückseligkeit noch ein doppeltes Moment, das ihn allerdings zu einer würdigen und reinen Ansicht von dem wahren Wesen der Sittlichkeit erhob und ihn eigentlich über die engen Schran-

99) *D. L.* 128: ἡδονὴ ἀρχὴ καὶ τέλος τοῦ μακαρίως ζῆν.

1) *D. L.* 129: ταύτην ἀγαθὸν πρῶτον καὶ συγγενικὸν ἡγούμεν κ. τ. λ. *Cic.* De fin. I, 7. 9: Voluptas summum bonum. Tusc. V, 26. 2) *D. L.* 137: οἱ μὲν (οἱ Κυρηναϊκοὶ) χείρους τὰς σωματικὰς ἀληθόνας λέγουσι τῶν ψυχικῶν, ὁ δὲ τὰς ψυχικάς· — οὗτος οὖν καὶ μείζονας ἡδονὰς εἶναι τῆς ψυχῆς. 3) *Cic.* Acad. pr. II, 42. De fin. I, 5. Sehr mit Unrecht heißt es an der letztern Stelle: quod (quod Epicurus ad voluptatem et dolorem omnia refert, et quae sequamur, et quae fugiamus) quamquam Aristippi est a Cyrenaicisque melius liberiusque defenditur, — über Epikur's Verhältniß zu Aristipp vergl. auch *Athen.* XII. p. 544. 4) *D. L.* 136: ἡ μὲν ἀναταραξία καὶ ἀπονία κατασταλτικαὶ ἡδοναί, ἡ δὲ χαρὰ καὶ εὐφροσύνη κατ᾽ ἐνέργειαι βλέπονται, — οὐ μὴν τὴν κατατονηματικὴν οὐκ ἐγκρίνουσι, μόνην δὲ τὴν ἐν κινήσει, ἃ δὴ ἀμφοτέρων, ψυχῆς καὶ σώματος. *Cic.* De fin. I, 14: etiam dolorem saepe perpetuntur, ne, si id non faciant, incidant in majorem. 5) *D. L.* 136. 139. *Cic.* De fin. I, 11: omnis privatione doloris putat terminari summam voluptatem.

6) *Cic.* De fin. I, 11: omni dolore carere non modo voluptas, verum etiam summa voluptas. De n. d. I, 20: nos beatam vitam in animi securitate et in omnium vacatione malorum ponimus. 7) *D. L.* 128. 8) *D. L.* 132: πάντων ἀρχὴ καὶ τὸ μέγιστον ἀγαθὸν ἡ φρόνησις· διὸ καὶ φιλοσοφίας τὸ τιμιώτερον ὑπάρχει ἡ φρόνησις, ἐξ ἧς οἱ λοιποὶ πεφύκασιν ἀρετοί. 9) *D. L.* 129: πᾶσα ἡδονὴ διὰ τὸ φύσει ἡμῖν οἰκεῖαν ἀγαθὸν, οὐ πᾶσα μέντοι ἀρετή, καθάπερ καὶ ἀλγηδὼν πᾶσα κακόν, οὐ πᾶσα δὲ διὰ φύσιν πεφυκυῖα. *Cic.* De fin. I, 10. 10) *D. L.* 135: κρείττον εὐλογίστως ἀτυχεῖν ἢ ἀλογίστως εὐτυχεῖν.

Digitized by Google

ken seines Systems hinausführte. Zuerst nämlich erkannte er, daß ohne ein besonnenes, schönes, gerechtes Leben gar kein wahrer Genuß möglich sei, wie umgekehrt ein mit solchen Tugenden geschmücktes Leben notwendig auch ein angenehmes sein müsse [11]), daß also die Glückseligkeit sich zur Sittlichkeit, die selbst in sich das höchste Glück hat, verklären müsse; dann aber sah er auch, daß die wahrhafte Glückseligkeit eigentlich gar keines Zuwachses, keiner Steigerung fähig sei, und daß daher auch die Dauer der Zeit dieselbe nicht erhöhen könne [12]), da dieselbe nichts Schrankenloses, Maßloses, sondern selbst Maß und höchstes Ziel des Menschen sei; wir sehen hier eine Ahnung der Idee der Seligkeit, nur durfte er aus diesem Satze nicht ein Argument gegen die Unsterblichkeit der Seele hernehmen, sondern, da das gegenwärtige Leben die reinste Seligkeit nur momentan gewähren kann, mußte er die völlige Lösung dieser höchsten Aufgabe vielmehr erst von einem künftigen Leben erwarten. — Sehen wir nun, wie sich seine Ethik aus jenem Grundprincip im Einzelnen gestaltete. Als wahrhafter Architekt des glücklichen Lebens, wie ihn Cicero nennt [13]), legte er seinem Gebäude die Lehre von den Gefühlen und Begierden zum Grunde, um daran Vorschriften über die wahrhafte Befriedigung der Lust und Befreiung vom Schmerze knüpfen zu können. Da ging er nun zuerst auf das Wesen der beiden Grundgefühle, Lust und Schmerz, näher ein. Als Grundlage alles Gefühls nahm er das körperliche Gefühl an [14]), wie die Anschauung als Grundlage alles Vorstellens und Denkens; daher hielt er jede Lust und jeden Schmerz der Seele für ursprünglich bedingt durch eine Lust oder einen Schmerz des Körpers [15]), womit nur scheinbar der Satz im Widerspruche steht, daß Lust und Schmerz der Seele viel größer seien, als des Körpers [16]); ja, zuweilen schien er den Sitz der Lust vielmehr in der Seele, als im Körper, zu finden [17]). Die einzelnen Lüste nun hielt er für verschieden, hierin eben von Aristipp's Schule abweichend [18]); doch ist keine Lust an sich schlecht, sondern nur die Ursachen gewisser Lüste verursachen größere Störung, als die Lust selbst [19]). Zwischen Lust und Schmerz nun stand ihm nichts in der Mitte [20]), da ihm eben Schmerzlosigkeit selbst schon die höchste Lust war [21]). Doch gab der Grundsatz, daß, wie die Leidenslosigkeit das höchste Gut, so der Schmerz das schlimmste Übel sei [22]), schlimmer sogar als Schande [23]), seiner Moral sogleich im Anfange etwas Unkräftiges und Weichliches [24]), und es half nichts, daß er den Schmerz zu unterdrücken ermahnte [25]), ja sogar noch im Moment des höchsten Schmerzes, wie etwa im Stier des Phalaris, zu jubeln und sich zu freuen befahl [26]); es war dies bei ihm keine Folge einer höheren Begeisterung, sondern nur der kalten Erwägung, daß der höchste Schmerz nie lange dauere, und der lange dauernde immer durch freudige oder doch schmerzlose Intervalle unterbrochen sei, im Grunde also mehr Freude als Leid mit sich führe [27]). — Sein System der Glückseligkeit ging nun im Wesentlichen darauf hinaus, durch verständige Berechnung des Vergangenen und Zukünftigen sich ein möglichst leidenloses, an wahren Genüssen reiches Leben zu sichern, wozu vor allen Dingen eine richtige Kenntniß und genaue Abwägung der Lebensgüter gehört. Jedem Gute entspricht im Menschen ein Trieb, eine Begierde, und da fand er nun, daß gewisse Begierden natürliche, andere eitele und nichtige, also naturwidrige, waren; die natürlichen aber erschienen ihm wieder theils als nothwendige, theils als blos natürliche, und unter den nothwendigen fand eine neue Gliederung statt, indem die einen auf Erhaltung des Lebens, die andern auf Schmerzlosigkeit des Leibes, noch andere endlich auf die Glückseligkeit selbst, also auf die Ruhe des Geistes, gerichtet sind [28]). Eine andere Eintheilung, wonach

11) *D. L.* 132: οὐκ ἔστιν ἡδέως ζῆν ἄνευ τοῦ φρονίμως καὶ καλῶς καὶ δικαίως, οὐδὲ φρονίμως καὶ καλῶς καὶ δικαίως ἄνευ τοῦ ἡδέως· 140. *Cic.* De fin. I, 18: non posse jucunde vivi, nisi sapienter, honeste juste vivatur, nec sapienter, honeste, juste, nisi jucunde. 12) *D. L.* 124. 144—145: ὁ ἄπειρος χρόνος ἴσην ἔχει τὴν ἡδονὴν καὶ ὁ πεπερασμένος, ἐὰν τις αὐτῆς τὰ πέρατα καταμετρήσῃ τῷ λογισμῷ. Von der sinnlichen Lust gestand er zu, daß sie wol qualitativ verstärkt werden könnte, ohne deshalb eigentlich, insofern sie nämlich als rein gedacht wird, einer intensiven Erhöhung fähig zu sein. *D. L.* 144. *Cic.* De fin. II, 27: negat diuturnitatem temporis ad beate vivendum aliquid afferre. I, 11: variari voluptas distinguique potest, augeri amplificarique non potest. II, 3: variari, non augeri voluptatem; Cicero fügt hinzu, dies sei bene latine, parum plane. Doch unterschiedet Epikur die Seligkeit der Götter von der immer noch dem Wechsel unterworfenen Lust der Menschen. *D. L.* 121. 13) fin. I, 10. 14) *Clem. Alex.* Strom. II, p. 417: πᾶσαν χαρὰν τῆς ψυχῆς οἷεται ἐπὶ προπαθούσῃ τῇ σαρκὶ γεγίσθαι. *D. L.* X, 6. *Athen.* VII. p. 279: ἀρχὴ καὶ ῥίζα πάντος ἀγαθοῦ ἡ γαστρὸς ἡδονή, καὶ τὰ σοφὰ καὶ τὰ περιττὰ εἰς ταύτην ἔχει τὴν ἀναφοράν. Sollte hierer grob materielle Ausdruck wol vom Epikur selbst sein? Es ist nach dem, was wir sonst von dem Manne wissen, schwer zu glauben, und mag eins der vielen ihm verleumderisch untergeschobenen Worte sein. 15) Cic. De fin. I, 17: animi voluptates et dolores nasci fatemur e corporis voluptatibus et doloribus. 16) Ibid.: multo majores et voluptates et dolores animi quam corporis, nam corpore nihil nisi praesens et quod adest sentire possumus, animo autem et praeterita et futura.

17) Tusc. V, 33: omnia jucunda, quamquam sensu corporis judicentur, ad animum referri tamen. 18) Gehörten alle Lüste dem Körper an, dann, meinte er, würden auch alle gleich sein müssen. *D. L.* 142: εἰ κατεπανωυῖτο πᾶσα ἡδονή, καὶ περὶ ὅλον (emend. *Ross.*, vulg. κατὰ περίοδον) τὸ ἄθροισμα ὑπῆρχεν ἐπὶ τὰ κυριώτατα μέρη τῆς φύσεως, οὐκ ἂν ποτε διέφερον ἀλλήλων αἱ ἡδοναί. 19) *D. L.* 141: οὐδεμία ἡδονὴ καθ' ἑαυτὴν κακόν κ. τ. λ. 20) *Cic.* De fin. I, 11: non placuit Epicuro, medium quoddam esse inter dolorem et voluptatem. 21) Ebendaf. Vgl. Anm. 5. 6. 22) Tusc. II, 6. 12. 23) Tusc. II, 12: majus malem mediocris dolor, quam maximum dedecus; in ipso dedecore nihil mali, nisi sequuntur dolores. 24) Tusc. II, 6: enervata mulliebrique sententia. *Sen.* Ep. 37: Epicurus fortis, licet manuleatus. 25) Tusc. II, 19: neglige dolorem. 26) Tusc. II, 7: in Phalaridis tauro si erit, dicet: quam suave est hoc, quam hoc non curo! De fin. V, 27. *Seneca*, Ep. 66. Da wurde freilich der Stoicismus noch überboten! 27) *D. L.* 140: οὐ χρονίζειν τὸ λυποῦν συνεχῶς ἐν τῇ σαρκί, ἀλλὰ τὸ μὲν ἄκρον τῶν ἐλαχίστων χρόνον πάρειναι — αἱ δὲ παλιρροίαι τῶν ἐξισταμένων πλεονάζον χρόνοι τὸ ἡδόμενον ἐν τῇ σαρκὶ ὑπερ τὸ ἀλγοῦν. Tusc. II, 19: dolor diuturnus habet laetitiae plus quam molestiae. De fin. II, 8: si gravis, brevis, si longus, levis. 28) *D. L.* 127: τῶν ἐπιθυμιῶν αἱ μὲν φυσικαί, αἱ δὲ κεναί, καὶ τῶν φυσικῶν αἱ μὲν ἀναγκαῖαι, αἱ δὲ φυσικαὶ μόνον, τῶν δὲ ἀναγκαίων αἱ μὲν πρὸς εὐδαιμονίαν εἶναι ἀναγκαῖαι, αἱ δὲ πρὸς τὴν τοῦ σώματος ἀοχλησίαν, αἱ δὲ πρὸς αὐτὸ τὸ ζῆν.

Digitized by Google

er drei Arten von Begierden annahm, natürliche und nothwendige, natürliche aber, nicht nothwendige, weder natürliche noch nothwendige [29]), ist weniger vollständig und genau. Zu den unbedingt nothwendigen scheint er den Trieb nach Erhaltung des Lebens, dann aber auch nach ruhigem, behaglichem, in sich selbst zufriedenem Lebensgenuß, zu den natürlichen, aber nicht nothwendigen den Hang nach künstlicher Ausschmückung und Vervielfachung der Genüsse, zu den nichtigen endlich das Streben nach unwesentlichen und blos scheinbaren Gütern, namentlich nach Reichthum, Ehre, Herrschaft, gerechnet zu haben. Hiermit war nun in den freien menschlichen Bestrebungen eine geregelte Stufenfolge von selbst gegeben; unerläßlich war die Befriedigung der nothwendigen Triebe, alle andern aber hatten nur insofern eine gewisse Berechtigung, als sie dem Hauptzwecke, der Erreichung der unerschütterten Seelenruhe, dienten, oder ihm doch nicht entgegenwirkten; darum nahm er z. B. den Schmerz als ein schlimmeres Übel denn die Schande, und den Reichthum verachtete er zwar nicht unbedingt, meinte aber, daß er nur dann wahrhaft genossen werde, wenn man seiner am wenigsten bedürfe [30]); überhaupt war Mäßigkeit und verständige, stets wache Besonnenheit im Genusse der Charakter seiner Lehre wie seines Lebens. Wie andere Schulen andere von den vier Sokratischen Haupttugenden ihrer Ethik zum Grunde legten, so ging Epikur im Wesentlichen von der Enthaltsamkeit aus, in welche er das wahre Wesen der Verständigkeit und der Tapferkeit setzte; doch war freilich diese Mäßigung immer nur eine relative, nicht die unbedingte, freie Macht des Geistes über alles Leibliche; das ursprüngliche Wesen seiner Tugend blieb mit dem Elemente der Lust behaftet, die er als unzertrennlich von der Tugend annahm [31]) und alle Cardinaltugenden auf sie zurückbrachte [32]), indem er ein untergeordnetes Moment derselben in ihrer Erscheinung für das Wesen hielt. In Lehre und Beispiel verkündete er den Satz, daß dem Weisen die werthlosesten Dinge keinen geringeren Genuß gewährten, als die kostbarsten [33]), und daß eine nach dem Naturgesetz geordnete Armuth der größte Reichthum sei [34]); Ruhe der Seele war ihm in allem das höchste Gut, und sein dem groben Materialismus in der sittlichen Ansicht durchaus abgewendeter Sinn zeigt sich auch in dem Ausspruche, daß ein vergangenes Gut für uns stets das reinste sei, weil unverlierbar [35]); in diesem Sinne schrieb er, daß, wer reich werden wolle, nicht seinem Gelde zulegen, sondern seinen Begierden abziehen müsse [36]). Freilich wäre, bei einer so schwankenden und eines höheren Grundsatzes entbehrenden Schätzung der Lebensgüter, bei ihm und seinen Schülern die Hingebung an manchen verdammlichen Genuß nicht grade inconsequent gewesen, sobald derselbe nur die Seelenruhe nicht zu stören und der gegenwärtige Genuß den künftigen Schmerz zu überwiegen schien, wobei denn das Individuum aus der Willkür des subjectiven Beliebens zu einem höheren, objectiven Gesetze sich nicht zu erheben vermochte. Wohl konnte indessen Seneca eine Lust, die sich grundsätzlich auf den Genuß des Nothwendigsten beschränkte, und, indem sie in geistiger Hinsicht viel mehr in ängstlichem Abwehren des Störenden als in energischer Thatkraft bestand, im Grunde sich selbst aufhob, eine nüchterne, trockene Lust nennen [37]), die auf ein geringes und dürftiges Maß zusammengeschrumpft sei, und von den Vorschriften Epikur's durfte er mit Recht sagen, sie seien heilig, gerecht und im Grunde mehr trauriger als freudiger Art [38]). Quantitative Berechnung der äußeren und inneren Folgen der That war seine Tugend, zu der Idee der Pflicht ist er nicht gekommen, als nur, insofern er auch in ihr ein Element des geistigen Genusses fand. Darum hatte seine Moral allerdings, dem finstern Geist der Stoa gegenüber, einen heitern und freundlichen Charakter, er lehrte nicht nur Liebe gegen alle, welche die Natur dem Menschen verbunden hat, sondern auch milde, menschliche Behandlung der Sklaven [39]), überhaupt suchte

29) *D. L.* 149. Als Kriterium der nothwendigen Begierden wird hier angegeben, daß sie nur dann wirklich nothwendig wären, wenn ihre Nichtbefriedigung Schmerz zur Folge habe. *Cic.* De fin. 1, 13. Was Cicero (De fin. II, 9) dieser Eintheilung zum Vorwurfe macht: hoc est non dividere sed frangere, trifft die erste Eintheilung im Briefe an Menökeus nicht (*D. L.* 127), in welcher Cicero grade die nachher von ihm vorgeschlagene würde gefunden haben. — Tusc. V, 33, eine sehr wichtige Stelle für die Würdigung der verschiedenen Lebensgüter bei Epikur; so sehen wir dort, daß Epikur dem Triebe der Fortpflanzung keine unbedingte Nothwendigkeit und zwingende Gewalt, wie etwa dem Triebe der Ernährung, zuschrieb: obscoenas voluptates faciles, communes — ab iis abstinere minime difficile, si aut valetudo, aut officium, aut fama postulet, omninoque genus hoc voluptatum optabile esse si non obsit, prodesse numquam. — Ein ferneres Kriterium der Natürlichkeit und Nothwendigkeit der Begierden war die schwerere oder leichtere Beschaffung der Dinge, die zu ihrer Befriedigung dienen: τὸ μὲν φυσικὸν πᾶν εὐπόριστόν ἐστι, τὸ δὲ κενὸν δυσπόριστον. 30) *D. L.* 130: ἥδιστα πολυτελείας ἀπολαύουσιν οἱ ἥκιστα ταύτης δεόμενοι. 31) *Cic.* De fin. II, 15, wo Epikur's Wort angeführt wird: si ad honestatem omnia referantur, neque in ea voluptatem dicant inesse, eos inani voce sonare — honestum, quamquam voluptatibus quibusdam est saepe jucundius, tamen expetitur propter voluptatem. 22: omnibus ex rebus voluptatem quasi mercedem exigit. Daher I, 13: sapientia artifex conquirendae et comparandae voluptatis. Wie ist dies Princip treffender gewürdigt worden, als von Seneca, in den Worten (De benef. IV, 2): non indignor, quod post voluptatem ponitur virtus, sed quod omnino cum voluptate confertur; ebenderselbe nennt den Satz: non satis esse virtutem ad beatam vitam, quia beatum efficiat voluptas, quae ex virtute est, non ipsa virtus, mit Recht eine inepta distinctio. Ep. 85.

32) *Cic.* De fin. I, 14—16: sapientiam propter voluptatem expetendam — temperantiam expetendam, non quia voluptates fugiat, sed quia majores consequatur — fortitudinem optari, quia voluptatem pariat — justitia optabilis, quia jucunditatis vel plurimum affert; mehr Folgerungen aus Epikur's Grundsatz, als eigene Worte. 33) *D. L.* 130: λιτοὶ γυλοὶ ἴσην πολυτελεῖ διαίτῃ τὴν ἡδονὴν προσφέρουσι. *Cic.* De fin. II, 28: non minor voluptas percipitur ex vilissimis rebus quam ex pretiosissimis. 34) *Seneca*, Ep. 27: divitiae sunt ad legem naturae composita paupertas. Conf. *D. L.* 144: ὁ τῆς φύσεως πλοῦτος καὶ ὥρισται καὶ εὐπόριστός ἐστιν· ὁ δὲ τῶν κενῶν δοξῶν εἰς ἄπειρον ἐκπίπτει. *Stob.* Serm. 17, 23. 35) *Seneca*, De benef. III, 4. 36) *Seneca*, Ep. 21: non pecuniae adjiciendum, sed cupiditatibus detrahendum. 37) *Seneca*, De vita beata, c. 12: voluptas Epicuri sobria et sicca. 38) *Seneca*, De vita beata, c. 13: sancta Epicurus et recta praecipit et si propius accesseris tristia — voluptas illa ad parvum et exile revocatur. 39) *D. L.* 10. 118: οὐ κολάσειν οἰκέτας, ἐλεήσειν μέντοι.

Digitized by Google

er in allen Lebensverhältnissen eine freie, heitere, milde, humane Geselligkeit durchzusetzen, wodurch sich seine Lehre besonders gebildeten Weltmännern empfahl, und in ihnen, wenn auch vielfach gemisdeutet, doch oft genug Keime einer reinen und geläuterten Sittlichkeit entwickelte [40]). Am höchsten aber stand ihm das Band der Freundschaft, die ihm in Lehre und Leben das Heiligste und Größte war [41]), und wenn auch sein Grundsatz, daß der erste Grund der Freundschaft, wie aller menschlichen Verbindung, der Nutzen sei [42]), das Wesen derselben zu zerstören schien, so finden wir doch bei ihm auch manche reinere Ansichten [43]), die eben nur beweisen, wie er auch hier oft genug von der Consequenz schwankender und unwissenschaftlicher Principien abging. — Wie nun in den mannichfaltigen Collisionen des Lebens der Grundsatz der verständigen Mäßigung durchzuführen sei, darüber wird Epikur in seinen vielen Schriften manches gelehrt haben, doch ist uns darüber nur wenig überliefert, und eine große Mannichfaltigkeit von Pflichten und sittlichen Beziehungen dürfen wir auch bei einer Ansicht nicht erwarten, die den Menschen immer nur egoistisch auf sich selbst zurücktrieb, und ihm keinen Antrieb gab, auch außer sich ein Ideal der Sittlichkeit realisiren zu helfen. Doch liebte er, gleich den Stoikern, die Schilderung der Lebenspflichten und Lebensverhältnisse an das Bild eines Weisen, wie er sein sollte, anzuknüpfen, was insofern ganz in der Ordnung war, als eine Tugend, wie die, welche er lehrte, nur das Product der künstlerischen Genialität Einzelner, nicht das Eigenthum Aller sein konnte. Der Weise, sagte er, ist stets selig, Göttern an Seligkeit gleich [44]); er ist erhaben über die Macht der Nothwendigkeit [45]), wie über die blinde Laune des Zufalls, der ihn nur selten und nur in unwesentlichen Dingen treffen kann [46]); so ist er zur wahren Freiheit in sich gekommen, denn Freiheit ist es, der Philosophie zu dienen, und nur, wer dieser dienen gelernt hat, dem wird wahrhafte Freiheit zum Theil [47]); der Weise allein weiß wahrhaft zu lieben, ist seiner Freunde Freund, er allein ist auf die rechte Weise dankbar [48]); er ist frei von sklavischer Götterfurcht und dem Joche des Aberglaubens [49]), denn die Gottheit ist ihm ein seliges, freundliches, heiteres Wesen [50]); er ist frei von Todesfurcht, denn, wenn auch der einzelne Mensch im Tode vergeht, kann denn unendliche Fortdauer die Lust wirklich erhöhen [51])? Überdies ist ja der Tod nichts, als das Aufhören der Empfindung, alles Gut aber und alles Übel ist nur, insoweit es empfunden wird, also ist der Tod für uns ein Nichtiges, Wesenloses; der Tod ist nicht, wenn wir sind, und wenn der Tod ist, sind wir nicht [52]); noch weniger können Schmerzen des Leibes den Weisen kümmern und kränken, über sie ist er in seiner selbstgenugsamen Ruhe längst hinaus [53]); stets gehorcht bei ihm der Wille dem Verstande, und sein Verstand ist mächtig genug, ihn gegen die Betrachtung des Unglücks und gegen alle bittern Gedanken und Gefühle abzustumpfen, und ihn immer wieder zum Anschauen der reinen Lust, sei es der vergangenen in der Erinnerung, sei es der zukünftigen in der Hoffnung, zurückzuführen [54]); überdies weiß er, daß jeder Schmerz mit dem Tode aufhört, und wird deshalb auch, wenn der Schmerz übermäßig wird, sich nicht bedenken, durch freiwilligen Tod vom Leben, wie von einer Schaubühne, zu scheiden [55]); im Allgemeinen aber

40) Findet sich wol bei irgend einem Dichter des Alterthums mehr wahrhafte Humanität und richtiger sittlicher Takt, als, namentlich in den Episteln, bei dem so sehr zu Epikur hinneigenden Horatius? 41) *D. L.* 148: *ὧν ἡ σοφία παρασκευάζεται εἰς τὴν τοῦ ὅλου βίου μακαριότητα, πολὺ μέγιστόν ἐστιν ἡ τῆς φιλίας κτῆσις.* *Cic.* De fin. I, 20: omnium rerum, quas ad beate vivendum sapientia comparavit, nihil majus amicitia, nihil uberius, nihil jucundius. 42) Epikur selbst fügt sogleich hinzu: *καὶ τὴν ἐν αὐτοῖς τοῖς ὡρισμένοις ἀσφάλειαν φιλίας μάλιστα κτήσει δεῖ νομίζειν συντελουμένην.* Ungenau übersetzt Cicero (De fin. I, 20: in hoc ipso vitae spatio amicitiae praesidium esse firmissimum. Ib.: ratio ipsa monet amicitias comparare — amicitiam negant posse a voluptate discedere. 43) Cicero selbst theilt De fin. I, 20 eine dreifache Lehrmeinung der Epikureer über die Freundschaft mit, indem die einen die Freundschaft blos aus dem Nutzen ableiteten, die andern zugaben, daß der Freund seiner selbst wegen geliebt werden müsse, auch wenn ursprünglich der Zweck der Freundschaft Nutzen gewesen sei, noch andere endlich jeden egoistischen Zweck derselben völlig verwarfen. Schon Epikur stand dieser reinern Ansicht nicht fern; er tadelte die, welche den Weisen als selbstgenügend und der Freunde nicht bedürfend darstellten. *Seneca*, Epist. 9. Sogar für den Freund zu sterben gebot er. *D. L.* 121. 44) *Cic.* De fin. I, 19: sapiens semper beatus. V, 27. — *Seneca*, Epist. 25: cum Jove de felicitate contendit. *Stob.* Serm. 17, 30: *ἔλεγεν ἑτοίμως ἔχειν καὶ τῷ Διὶ ὑπὲρ εὐδαιμονίας ἐρίζεσθαι μάζαν ἔχων καὶ ὕδωρ.* 45) *D. L.* 133: *τὴν εἱμαρμένην — ἀγγέλλει μὴ εἶναι, ἀλλὰ τὰ μὲν ἀπὸ τύχης, τὰ δὲ παρ' ἡμῶν, τὸ δὲ παρ' ἡμῶν ἀδέσποτον.* *Seneca*, Ep. 12: malum est in necessitate vivere, sed in necessitate vivere necessitas nulla est.

46) *D. L.* 134: *τὴν τύχην οὔτε θεὸν ὑπολαμβάνει, οὔτε ἀβέβαιον αἰτίαν — ἀρχὰς μέντοι μεγάλων ἀγαθῶν ἢ κακῶν ὑπὸ ταύτης χορηγεῖσθαι.* 144: *βραχεῖα σοφῷ τύχη παρεμπίπτει, τὰ δὲ μέγιστα καὶ κυριώτατα ὁ λογισμὸς διῴκηκε.* *Cic.* De fin. I, 19: exigua fortuna intervenit sapienti. *Seneca*, De const. sap. c. 15. *Vitruv.* lib. VI. praef.: pauca sapientibus fortuna tribuit. 47) *Seneca*, Epist. 8: philosophiae servias oportet, ut tibi contingat vera libertas. 48) *Seneca*, Ep. 81: nemo scit praeter sapientem referre gratiam. Metrodoros fügte im Sinne seines Meisters hinzu: solus sapiens scit amare, amicus est. *D. L.* 118. 49) *D. L.* 124. 142. *Lucret.* I, 80. 81: quare religio, pedibus subjecta, vicissim Obteritur; nos exaequat victoria coelo. 50) *D. L.* 123: *θεὸν ζῷον ἄφθαρτον καὶ μακάριον νομίζων — μήτε τῆς μακαριότητος ἀνοίκειον αὐτῷ ξύναπτε*; s. unten. 51) Vergl. Anm. 12. Vani inferorum metus. *Seneca*, Ep. 24. 52) *D. L.* 125: *ὅταν μὲν ἡμεῖς ὦμεν, ὁ θάνατος οὐ πάρεστιν, ὅταν δὲ ὁ θάνατος παρῇ, τότ' ἡμεῖς οὐκ ἐσμέν.* 124: *συνέθιζε ἐν τῷ νομίζειν μηδὲν πρὸς ἡμᾶς εἶναι τὸν θάνατον, ἐπεὶ πᾶν ἀγαθὸν καὶ κακὸν ἐν αἰσθήσει, στέρησις δὲ ἐστιν αἰσθήσεως ὁ θάνατος.* Dieses dürftige, aber zu allen Zeiten bis zum Überdruß wiederholte Raisonnement hatte schon Prodikos angestellt. Pseudoplat. Axioch. p. 369. (518. *Bekk.*) 53) Vgl. N. 26. 54) Sehr schöne Beschreibung der Selbstherrschaft des Weisen nach Epikur bei *Cic.* Tusc. III, 15. — Zwei wesentliche Elemente der *ἡδονή* Epikur's, zum Unterschiede von der des Aristippos, waren Erinnerung vergangener und Hoffnung zukünftiger Güter, weshalb der Weise stets nicht blos in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit und Zukunft leben müsse; *τὸ πιστὸν ἔλπισμα περὶ εὐσταθείας τὴν ἀκροτάτην χαρὰν ἔχει*, Worte Epikur's bei *Plut.* non posse suav. vivi sec. Epic. p. 482. B. und ebendas. p. 489: des Guten Natur bestehe aus der Flucht des Bösen, aus Erinnerung und Nachdenken. 55) *Cic.* De fin. I, 19: non dubitat, si ita melius sit, migrare de vita. *D. L.* 146: *ἡτίκα τὴν ἐξαγωγὴν ἐκ τοῦ ζῆν τὰ πράγματα παρεσκεύαζε.*

Digitized by Google

wird der Weise den Tod nicht suchen, sondern standhaft genug sein, auch den höchsten Schmerz zu ertragen [55]); er ist zum wahren, vollendeten, in sich geschlossenen Leben gelangt, während der Thor immer von Neuem zu leben anfängt [57]); so lebt er als ein seliger Gott unter den Menschen, und in unsterblichen Gütern lebend gleicht er in nichts mehr einem sterblichen Wesen [58]). So sehen wir denn eine Menge schön klingender, aber vager Bestimmungen auf dies Ideal eines Weisen zusammengehäuft, wie sie auch der Stoiker von dem seinigen prädiciren konnte [59]), und so kam in der Ethik zuletzt doch das meiste auf das Anschauen einer genialen, gleichviel ob wirklichen oder gedachten, Persönlichkeit an, wie ja auch eben Epikur's Persönlichkeit selbst seiner Schule ein stets heiliges Vorbild blieb, und er selbst dem sich bildenden Menschen den weisen, wiewol nur bedingt anzunehmenden, Rath gab, sich stets das Vorbild eines guten Mannes als Ideal seines Strebens vorzuhalten, ihm in allem nachzueifern, alles gleichsam unter seinen Augen zu thun [60]). — Indem nun so die Tugend das Eigenthum des begabten Subjectes wird, zeigt sich sofort die ganze Schwäche dieser Lehre, sobald sie die Entstehung der objectiven Lebensformen, in denen eine allgemeine, höhere Gesetzlichkeit und Sittlichkeit zur Erscheinung kommt, des Rechts und des Staates und überhaupt der menschlichen Gesellschaft nachzuweisen unternimmt. Aus dem engen Gesichtskreise seiner Moral vermag Epikur die hohe Bedeutung und die unbedingte Nothwendigkeit dieser Formen, innerhalb deren allein die Sittlichkeit der Einzelnen bestehen und Raum zur Entwickelung finden kann, nicht einmal zu ahnen; er sah in ihnen nichts als Willkür und Convention, leitete alles aus dem Nutzen und der Furcht ab, und indem er durch den Verfall des griechischen Staatslebens sich verleiten ließ, den Staat überhaupt als ein Unwesentliches anzusehen, lehrte er zu dem von Sokrates und Platon so oft gerügten Irrthum mancher Sophisten zurück, denen das positive Gesetz nur ein conventionelles, also an sich unvernünftiges war. Das Recht, meinte Epikur, sei ursprünglich wol für alle Menschen dasselbe, werde dann aber überall durch Localität und andere Ursachen sehr verschiedenartig modificirt [61]); seine Quelle war Furcht, sein höchster Zweck die gegenseitige Sicherung der Menschen vor Unrecht und Gewalt; denn, sagte er, Barbaren und Thiere haben kein Recht, weil es ihnen an Verstand fehlt, Nutzen gegen Schaden abzuwägen, und den momentanen Schaden zu tragen, um ein dauerndes Gut zu gewinnen [62]). Darum waren ihm denn auch Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit im Grunde leere Namen; die Ungerechtigkeit erklärte er nicht für ein absolutes Übel, sondern nur darum sei sie ein Übel, weil sie den Menschen in beständiger Furcht vor Entdeckung und Strafe erhalte [63]); deshalb werde auch der Mensch das Unrecht nur aus Furcht meiden [64]). Ebenso sagte er, daß die Gesetze nur der Weisen wegen gegeben wären, nicht, damit sie kein Unrecht thun, sondern, damit ihnen kein Unrecht gethan werde [65]). Überhaupt erschien ihm ein Gesetz nur so lange als gerecht, als es nütze; sobald es nicht mehr nütze, weil die Zeitumstände sich geändert haben, dürfe und müsse es abgeschafft werden [66]). Was konnte sonach der Staat ihm wol anders sein, als eine großartige Assecuranzanstalt? Unter den verschiedenen Regierungsformen gab er, recht im Geiste seiner Zeit, der Monarchie, gleichviel, wie sie entstanden war, den Vorzug, nicht, weil er, wie Aristoteles, die wahrhafte Idee dieser Staatsform erkannt hatte, sondern nur, weil sie ihm zur Abwehr des Unrechts die kräftigste zu sein schien [67]). Daher war ihm auch in dieser Beziehung die Freundschaft sehr wichtig, als gegenseitige Verbrüderung des Muthes zur Verhütung des Unrechts und gewissermaßen als nothwendige Ergänzung des Staates [68]). Wie sehr er endlich auch die sittliche Bedeutung des Familienlebens verkannte, sieht man daraus, daß er seinen Weisen sich als unvermählt dachte [69]). — Wessen wir nun einen vergleichenden Rückblick auf Epikur's Ethik, so ist sie zunächst eine vergeistigte Hedonik; nur ist bei Epikur System und Reflexion geworden, was bei Aristipp noch ein unbefangenes Streben nach Freiheit und

55) *Seneca*, Epist. 24: ridiculum est, currere ad mortem taedio vitae, cum genere vitae, ut currendum esset ad mortem, effeceris. Ep. 25: meditare, utrum commodius sit, vel mortem tranire ad nos, vel nos ad eam. Nach *Sen.* De vita beata, c. 19 handelte also der Epikureer Diodoros, der sich den Hals abschnitt, ganz gegen Epikur's Grundsatz. Charakteristischer Unterschied vom Stoicismus! 57) *Sen.* Ep. 13. 23: molestum est, semper vitam inchoare; male vivunt, qui semper vivere incipiunt. 58) *D. L.* 135: ζῇσῃ ὡς θεὸς ἐν ἀνθρώποις· — οὐδὲν γὰρ ὅμοιον θνητὸς ζώῳ ἐὼν ἀνθρώπος ἐν ἀθανάτοις ἀγαθοῖς. Epikur's Anhänger nannten sich wol ἀγαθογέν., ἰσοθέσι. *Plut.* n. p. s. v. t. 1. Ep. p. 489. B. 59) Hegel, Gesch. der Phil. (Werke 14. Bd.) S. 513. 60) *Seneca*, Ep. 11: aliquis vir bonus nobis eligendus est ac semper ante oculos habendus, ut sic tanquam ille spectante videamus. 61) *D. L.* 151: κατὰ μὲν τὸ κοινὸν πάσι τὸ δίκαιον τὸ αὐτό, κατὰ δὲ τὸ ἴδιον χώρας καὶ ἄλλων ὁτιοῦν αἰτιῶν οὐ πᾶσι συνέπεται τὸ αὐτὸ δίκαιον εἶναι.

62) *D. L.* 150: τὸ τῆς φύσεως δίκαιον σύμβολον τοῦ συμφέροντος, εἰς τὸ μὴ βλάπτειν ἀλλήλους μηδὲ βλάπτεσθαι. κ. τ. λ. 63) *D. L.* 151: ἡ ἀδικία οὐ καθ' ἑαυτὴν κακόν, ἀλλ' ἐν τῷ πανὶ ὑποψίαν φόβου, εἰ μὴ λήσει ὑπὲρ τῶν τοιούτων ἐφιστηκότας κολαστάς κ. τ. λ. 64) *Seneca*, Epist. 97: nihil justum natura, crimina vitanda, quia vitari metus non possit; — potest neconeti contingere, ut latent, latendi fides non potest. 65) *Stob.* Serm. 43, 139: οἱ νόμοι χάριν τῶν σοφῶν κεῖνται, οὐχ ἵνα μὴ ἀδικῶσιν, ἀλλ' ἵνα μὴ ἀδικῶνται. 66) *D. L.* 152: ἓν γνωστεόν τε, μὴ ἀποβαίνῃ δὲ κατὰ τὸ συμφέρον τῆς πρὸς ἀλλήλους κοινωνίας, οὐκέτι τοῦτο τὸ δίκαιον φύσιν ἔχει κ. τ. λ. 67) *D. L.* 140: ἔνεκα τοῦ συζῆν ἐξ ἀνθρώπων, ἐφὶ κατὰ φύσιν ἀρχὴ καὶ βασιλεία ἀγαθὸν, ἐξ ὧν πᾶσι τοῦτό τις ὡς ἐν ἢ παραπεπλεῖσθαι. Gleiche trostlose Ansichten über den Ursprung der Staaten in der schönen Stelle bei *Lucret.* V, 1106—1159. 68) *D. L.* 154: ὅσοι τὴν δύναμιν ἴσχυν τοῦ συζῆν μάλιστα ἐν τῶν ὁμορρύντων παρασκευάσασθαι, οὗτοι καὶ ἐβίωσαν μετ' ἀλλήλων ἡδιστον, βεβαίστατον πίστωμα ἔχοντες. Vgl. R. 41. 42. 69) *Arrian.* Diss. Epict. I, 23: διὰ τί ἀπογυμβευθέντας τὸ σοφῷ γαμητέον. — II, 20: Ἐπίκουρος ἀναιρεῖν θέλει τὴν φυσικὴν κοινωνίαν πρὸς ἀλλήλους — τὰ μὲν ἀνθρὸς πάντ' ἀπεκόψατο καὶ τὰ οἰκοδεσπότου καὶ πολίτου καὶ φίλου. — Nach Diogenes (X, 119) war Epikur weniger streng. Hat Epikur wirklich, wie bei *Arr.* II, 22 versichert wird, gesagt: ἡ σύνεσίν τε μᾶλλον, ἢ ὥρα τὸ ἔνδοξον, so ist hier unter dem καλὸν nicht das sittlich Gute, sondern das Schicklichе (decorum) zu verstehen.

Digitized by Google

ein frischer, sinnlicher, stets über dem Genusse stehender und in demselben seine Freiheit behauptender, dabei freilich nicht selten der Sinnlichkeit zum Raube verfallender Lebensmuth gewesen war; den Cyrenaikern war der Moment der Freude, die Lust in der Bewegung, das Höchste, wobei sie zwischen körperlichem und geistigem Genuß keinen Unterschied machten, Epikur dagegen strebte nach einem bis ans Ende wohl durchgeführten, auf vorständiger Abwägung und Berechnung beruhenden Leben, und Lust und Schmerz der Sinne waren ihm wol die ursprünglichsten, nicht aber die höchsten und edelsten Gefühle. Er stand auf Sokratischem Boden, doch hatte er die reiche Harmonie des sittlichen Lebens, wie sie Sokrates vorgezeichnet, Platon und Aristoteles durchgeführt hatten, zu einem engen, ärmlichen, eigensüchtigen Grundsatz herabgebracht; am wenigsten aber findet sich bei ihm eine Spur von der, überhaupt im griechischen Alterthum nur von den Pythagoreern und Platonikern geahnten Reinigung und Erneuerung des geistigen Menschen nach einem inneren Princip. Ebenso hatte er die εὐστοχία des Demokritos, die wesentlich auf der Lust und Freudigkeit der wissenschaftlichen Forschung beruhte [70]), nur von einer, und nicht von der tiefsten Seite aufgefaßt. Dagegen traf Epikur's Ethik in manchen Hauptpunkten, wenn auch von ganz verschiedenen Anfängen ausgehend, mit der der Stoiker zusammen; namentlich in dem Gedanken der selbstgenugsamen Freiheit des Geistes, der fest in sich gegründeten, unerschütterten, gegen Lust und Leid immer gleichgültiger werdenden Ruhe der Seele, und in der Anerkennung einer Seligkeit, die weder in sinnlicher Lust noch in dem Besitze einzelner äußerer Güter, sondern eben in jener Unerschütterlichkeit des Geistes besteht. Deßhalb stand in beiden Systemen die Besonnenheit sehr hoch, beide erkannten die unbedingte Herrschaft der Vernunft über das Niedere im Menschen an, in beiden waren die Begriffe Tugend, Freiheit, Seligkeit unzertrennlich mit einander verbunden, bei der Lehren Anhänger schlossen sich in des Herzens engen Räumen ab gegen die feindlichen Berührungen der Außenwelt und verschmähten politisches Wirken; doch blieb immer der Unterschied, daß die Stoiker von der Tapferkeit als Grundtugend, die Epikureer von der immer auch nur bedingten Enthaltsamkeit ausgingen, und daß jene den Menschen als ein Glied einer höhern Weltordnung anfaßten, der er dienen und in diesem Dienste frei werden müsse, während diese ihn vereinzelten und ihn, indem sie eine sittliche Weltordnung wenigstens nicht wissenschaftlich zu begründen vermochten, alles Haltes und aller Hoffnung beraubten.

Physik. Nirgends erscheint Epikur weniger selbständig, als in seiner Physik, soviel Gewicht er auch grade auf sie gelegt haben soll [71]); denn sie hatte für ihn nur ein asketisches, kein wissenschaftliches Interesse, und seine Naturbetrachtung ging nicht von der Bewunderung [72]), sondern von dem Streben aus, den Geist frei und unerschüttert von den Schrecknissen der Natur und von dem Joche des Aberglaubens zu erhalten [73]). Da es ihm nun aber zu eigenen Forschungen auf diesem Gebiete an Lust und Fähigkeit fehlte, so schloß er sich im Wesentlichen an die Naturphilosophie des Demokritos an. Es war kein bloßer Zufall, der ihn zu diesem Denker führte [74]); denn keine Naturansicht konnte einer Lehre, die im Erkennen und Handeln alle Wahrheit von der Empfindung ableitete und den Menschen nur in atomistischer Vereinzelung faßte, ohne Zusammenhang mit einer höheren Weltordnung und ohne ein in sich vernünftiges Staatsleben, entsprechender gefunden werden, als die Atomistik Demokrit's, die gleichsam das auf die Natur übergetragene Gegenbild der Epikurischen Ethik war; überdieß schien ihm bei einem System, welches dem Menschen weder zumuthete, an das Wunder einer Schöpfung aus dem Nichts und an verborgene, seinliche Gewalten in der Natur, noch an Ordnung und Gesetz im Weltall zu glauben, die Seelenruhe und absolute Freiheit des Weisen am besten bestehen zu können [75]). Dabei ist es nun dem Epikuros begegnet, daß er den speculativen Gehalt der Lehre Demokrit's in vielen Stücken entweder aufgegeben oder völlig verflüchtet hat [76]), was sich leicht an allen Hauptpunkten seiner Physik nachweisen läßt. — Schon der erste Grundsatz des Demokritos war durchaus speculativ, obgleich einleitig und unzureichend; indem er das Ganze aus Atomen und Leerem bestehen ließ, waren ihm die Atome, als das Erfüllte, nur ein concreterer Ausdruck für den Begriff des Seienden, Realen und das Leere war ihm wesentlich das Nichtseiende, die der Realität entbehrende Schranke und Umfassung des Seienden [77]); solche Abstractionen konnte Epikur nun nicht fassen, da er nur das annahm, was durch die sinnliche Anschauung bestätigt oder doch nicht widerlegt würde, und so versetzte er die Atome und das Leere sogleich in das Gebiet der materiellen Außersinnlichkeit, indem er die Bestimmungen des Seienden und des Nichtseienden davon entfernte, und die Nothwendigkeit des Leeren, statt aus inneren Vernunftgründen, allein mit dem schalen Grunde zu beweisen suchte, daß die Atome sonst keinen Raum zur Bewegung hätten [78]); überhaupt suchte er, da er einmal von Demokrit ein Unerweisbares aufgenommen hatte, mit großer Ängstlichkeit in dem Gebiete des Sinnlichen nach Analogien, aus denen er, seiner Methode gemäß, auf das Unsinnliche schließen

70) Vgl. Brandis, Gesch. der gr.-röm. Phil. 1. Bd. S. 335. *Cic. De fin. V, 29:* quam si etiam in rerum cognitione ponebat, tamen ex illa investigatione naturae consequi volebat, bono ut esset animo. 71) *Cic. De fin. I, 6:* in physicis propemodum totus est alienus. — Dagegen *De fin. I, 19:* in physicis pinrimum posuit.

72) Ganz anders Aristoteles (*Met. I, 2*): διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν τὸ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν. 73) *D. L.* 142. 143: εἰ μηδὲν ἡμᾶς εἶ περὶ τῶν μετεώρων ὑποψίαι ἠνώχλουν, οὐκ ἂν προσεδεόμεθα φυσιολογίας. *Sext. Emp.* Adv. mathem. I, 1: ὡς τῶν μαθημάτων μηδὲν συνεργούντων πρὸς σοφίας τελείωσιν. 74) Zu viel behauptet Ritter (Gesch. der Phil. 3. B. S. 477), wenn er sagt, Epikur's Physik passe weder zu seiner Kanonik, noch zu seiner Ethik. 75) Ging er doch von dem Grundsatze aus: οὐ γὰρ ἰδιολογίας καὶ κενῆς δόξης ὁ βίος ἡμῶν ἦτε χρείαν, ἀλλὰ τοῦ ἀδορύβως ἡμᾶς ζῆν. 76) *Cic. De fin. I, 6:* Democrito se addicit, perpauca mutans, sed ita, ut ea, quae corrigere vult, depravare videatur. 77) *Aristot. Metaphys. I, 4.* 78) *D. L.* 40.

Digitized by Google

könnte. So finden wir bei Lucretius [77]) die Vergleichung der Atome mit Windströmungen oder Gerüchen, die ebenfalls ungesehen sich über weite Räume ausbreiten, und derselbe Dichter gibt uns für das Dasein der Atome und des Leeren eine Menge von Beweisen, die sich alle nur, statt auf den Begriff einzugehen, in äußerlichem, flachem Hin- und Herreden umherwerfen; es wird für die Atome angeführt, daß nichts aus nichts werde, nichts in nichts vergehe, daß der Begriff des Leeren nothwendig den Begriff des Gediegenen voraussetze, daß es irgendwo ein Letztes geben müsse, wenn man nicht unendliche Theilbarkeit aller Dinge annehmen wollte, endlich sogar, daß das Constante, Gesetzmäßige in der Natur nur aus einer Ursubstanz erklärt werden könne [78]); in gleicher Weise wird das Dasein des Leeren aus der gegenseitigen Durchdringung der Körper, aus dem ungleichen Gewicht von Gegenständen, die gleiches Volumen haben, aus dem Zerspringen fester Körper gefolgert [79]). Diese Atome mit dem Leeren zusammen bilden das Ganze [80]), das nothwendig als unendlich gedacht werden muß [81]), und außer diesem Ganzen kann es nichts geben [82]). Es blieb dem Epikur vorbehalten, daß er mit der Idee eines Ganzen oder Alls nicht nur weit über alle Erfahrung, sondern auch über den Begriff des Atoms, wie er ihn faßte, hinausging. — Die wesentlichste Hauptbestimmung nun bei den Atomen war, daß sie ungeworden und unzerstörbar, also ohne Anfang und Ende [83]), waren. Ferner hatte Demokrit angenommen, daß die Atome, wie an Zahl, so an Größe unbestimmbar, also unendlich klein seien [84]); auch diesen speculativen Gedanken verstachte Epikur, indem er wol die erstere Bestimmung annahm, die letzte, scheinbar schwierigere, aber verwarf, weil ja dann jeder begrenzte Körper aus unendlich vielen kleinen Theilchen bestehen würde [85]); darum zog er vor, zu sagen, die Atome seien wol klein, kleiner, als jeder sichtbare Körper [86]), aber doch nicht unendlich klein, wie ihnen überhaupt nicht jede beliebige Größe zukommen könne [87]); so war ein abstracter Ausdruck mit einem sinnlichen, deshalb aber um nichts verständlicheren vertauscht. Wenn er dann weiter, dem Demokrit folgend [88]), den Atomen keine Qualität, sondern nur die quantitativen Bestimmungen der Größe, Schwere, Figur zuschrieb [89]), so stieß er sich hier abermals an dem Satze des Demokritos, daß die Anzahl der Figuren, welche den Atomen ursprünglich zukomme, unendlich sei [90]), woraus dann die unendliche Mannichfaltigkeit von Gestalten der sichtbaren Dinge hervorgehe, und corrumpirte ihn wieder mit der unglücklichen Formel, daß die Verschiedenheiten der Atome nicht gradhin unendlich, sondern nur unbegreiflich und nicht wahrnehmbar wären [91]). Aus jenen Verschiedenheiten der Figuren [92]), verbunden mit der Lage der Atome, leitete er dann die heterogensten Qualitäten ab, also auch Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke [93]). — Nach Demokrit lehrte er eine unablässige, stetige [94]), abwärts gehende, ungehemmte [95]) Bewegung der Atome, welche alle, im natürlichen Zustande, ungeachtet ihrer verschiedenen Schwere, sich gleich schnell bewegen [96]), und auch über den Stoß und Gegenstoß der Atome auf einander, als Folge ihrer Undurchdringlichkeit, wodurch zuerst die Bewegung der leichteren Atome nach Oben entsteht, ferner über das Entstehen der Körper durch Atomenwirbel und Atomenumschlingungen [97]), weicht er vom Demokrit nicht ab. Desto willkürlicher und verkehrter war ein anderer Zusatz, durch welchen er einen Fehler seines Vorgängers zu verbessern glaubte; bei der durch die Schwere der Atome bedingten, in gerader Linie niedergehenden Bewegung der Atome, die bei Demokrit ebenfalls ein abstracter Gedanke war, meinte Epikur nicht erklären zu können, wie da die Atome auf einander treffen könnten; darum ersann er, neben jener geradlinigen, noch eine zweite, ganz unmerkliche, geringe, räumlich und zeitlich unbestimmbare, an kein Gesetz gebundene Seitenbewegung der Atome, wodurch dann dieselben an einander gebracht würden; so suchte er Unerklärbares durch ein noch viel Unerklärbareres klar zu machen, ohne zu sehen, daß er hiermit nicht nur ebenso wenig vom eigentlichen Grunde der Bewegung sage, als Demokrit, sondern auch das Gesetz der Schwere willkürlich umstoße, und ohne sich vor dem leicht zu findenden Einwurf zu hüten, daß ja, wenn alle Atome diese Declina-

77) *Lucret.* I, 271—305. 78) *Lucret.* I, 160—329. 484—635. Das von der Gesetzmäßigkeit der Natur und ihrer Phänomene hergenommene Argument (v. 585—599) hätte eher das Gegentheil beweisen können; es mag dem Lucretius, der überhaupt nicht festen weit über Epikur hinaus ist, entschlüpft sein, von Epikur selbst ist es gewiß nicht. 81) I, 330—430. — Das Beere wurde auch χώρα, ἀναφὴς φύσις genannt. *D. L.* 40. Welchen Unterschied Epikur zwischen κενὸν, τόπος, χώρα machte, wie *Plut.* Plac. phil. I, 20 angibt, wissen wir nicht. 82) τὸ πᾶν σῶμα. *D. L.* 39. 83) τὸ πᾶν ἄπειρον. *D. L.* 41. Epikur bewies dies auch durch einen bekannten Syllogismus. *D. L.* 43. *Cic.* De divin. II, 50. Unter den sechs Gründen bei *Lucret.* I, 950—1050 ist der wichtigste (966—982) der, daß, wenn das All eine Schranke hätte, noch außer ihm etwas sein müßte. 84) *D. L.* 39: παρὰ τὸ πᾶν οὐδέν. 85) Der Beweis dafür bei *Lucr.* I, 529—635. *Plut.* Plac. phil. I, 3: λόγῳ θεωρητὰ, ἀμέτρῳ κενοῦ, ἀγέννητα, ἄφθαρτα, οὐδὲ θραυσθῆναι δυνάμενα. — Ebenbarum waren sie auch unveränderlich. *D. L.* 41. 86) *D. L.* IX, 44. 87) *D. L.* X, 56: οὐκ ἄπειρα ὄγκου ἐν αἰσχυμένῳ σώματι. 88) *D. L.* 59: μικρότητι διαφέρει τοῦ κατὰ τὴν αἴσθησιν θεωρουμένου. 89) *D. L.* 55: οὐ πᾶν μέγεθος ἐν ἀτόμοις.

90) ὄγκοι ἄπειροι καὶ ἀπαθεῖς. Democr. ap. *Plut.* Adv. Colot. p. 568. R. 91) *D. L.* 54: οὐ ποιότης περὶ ἀτόμους πλὴν σχήματος καὶ μεγέθους καὶ βάρους. 92) ἄπειρα σχήματα. *Arist.* De coelo. III, 4. 93) *D. L.* 43: διαφορὰς οὐχ ἁπλὰς ἄπειρα, ἀλλὰ μόνον ἀπεράντους. Der Beweis dafür bei *Lucr.* II, 478—498, mit dem Schlusse: quare non est ut credere possis, Esse infinitis distantia semina formis. 94) Es wurden namentlich runde, eckige, hakenförmige unterschieden. *Plut.* Plac. phil. I, 3: οὐκ ἄπειρα, μὴ (l. ἢ) ἀγκιστροειδῆ, ἢ τριανωειδῆ, ἢ κυκλοειδῆ. 95) Mit einförmigem Mechanismus durchgeführt bei *Lucret.* II, 334—476. So wird das Bittere, das Kalte, das Harte von gehakten, das Süße, Warme, Weiche von glatten, runden Atomen abgeleitet. — τὸ χρῶμα παρὰ σὺν ἀτόμων ἀλλάττεται. *D. L.* 44. 96) *D. L.* 43: κινοῦνται συνεχῶς. *Cic.* De n. d. I, 20: in immensitate longitudinum, latitudinum, altitudinum infinita vis innumerabilium volitat atomorum, quae, interjecto inani, cohaerescunt tamen inter se. 97) *D. L.* 47. 98) ἰσοταχῶς. *D. L.* 43. 60. 99) *D. L.* 44: ἡ στερεότης τῶν ἀποπαλλόντων ποιεῖ κατὰ τὴν σιγκρουσιν κ. τ. λ. περιπλοκὴν, ibid. δίγησις. *D. L.* 90.

Digitized by Google

tion hätten, sie wieder nicht zusammentreffen könnten, wo nicht, dann wieder die Ungleichheit der Bewegung zu erklären bliebe'). Epikur hatte aber hierbei noch einen praktischen Zweck; er wollte auch im Reiche der Atome ein Element der Freiheit und der Willkür an die Stelle des Gesetzes und der Naturnothwendigkeit setzen, die ihm überall ein Gräuel war, und zugleich eine, freilich sehr rohe, Erklärung der freien Lebensbewegung der lebenden Wesen und zuletzt der Willensfreiheit geben [2]). — Durch die Umflechtung der Atome und deren verschiedene Lage und Gestalt wurden nun zunächst die verschiedenen Körper hervorgebracht, denn Körper war ihm eben alles, was aus einer Häufung von Atomen bestand [3]), also das (materiell) Substantielle; darum nannte er auch das All einen Körper [4]). Inconsequent nahm er dann aber weiter an, daß nicht alle Begriffe Körperliches ausdrückten, sondern, daß es auch accidentelle Bestimmungen gebe, die das an den Körpern Befindliche, das Attributive derselben ausdrückten; da unterschied er denn wieder zwei Arten von accidentalen Begriffen, bleibende, wesentliche Eigenschaften des Körpers, ohne die er sein Wesen nicht behaupten kann (συμβεβηκότα im engern Sinne) [5]), als Wärme, Gestalt, Farbe, Gewicht, und unwesentliche Prädicate desselben, wie Reichthum, Knechtschaft, Armuth, ganz besonders aber die Zeit, namentlich die Vergangenheit [6]) (συμπτώματα); jenes waren also die adjectivischen, dieses die verbalen Prädicate, und während der Körper nach Epikur's Sinne das Wirkliche sein sollte, waren die beiden letzteren Classen das Unwirkliche, blos Gedachte, was freilich in diese Philosophie nicht recht paßte [7]). — Auch der Begriff der Welt (κόσμος) war eigentlich nicht möglich bei einer Lehre, die nur ein regelloses Aggregat von Atomen, keine gesetzmäßige Bildung anerkannte; doch hat, nach Demokrit's Vorgange, Epikur des Wortes sich bedient und dabei von unzählig vielen Welten gesprochen, die aus den Elementen hervor und in dieselben zurückgingen [8]). Diese unendlich vielen Welten, unter denen er nicht etwa die Gestirne verstand, sind sehr verschieden gestaltet, kugelförmig, eiförmig, dreieckig u. s. w. [9]). Im engeren Sinne aber sprach er von unserer Welt, und nannte sie eine Umfassung des Himmels und der Gestirne [10]). Die Bildung der Welten war im Wesentlichen der der einzelnen Körper analog; wie diese, so werden, wachsen, vergehen jene durch Häufung, Zufluß, Abfluß der Atome [11]); wie nun aber das Leere zwischen den Atomen ist, so dringt es auch zwischen die Welten ein, und bildet dort die sogenannten Intermundien [12]); diese sind indessen nicht das große Leere, sondern mit den Abflüssen der Welten erfüllt, aus denen sich in denselben neue Welten bilden können [13]). Die Welten sind vergänglich durch den Wechsel der ab- und zufließenden Theile [14]), und da dieser Abfluß täglich stattfindet, so konnte wol gesagt werden, daß sie täglich entstehen und vergehen [15]). — Wie nun aber im Einzelnen das Bleibende und das Wechselnde am Himmel und in der Luft entstehe, darüber hat zwar Epikur, und nach ihm Lucretius, vielerlei geredet, aber doch nur ein buntes Durcheinander ziemlich wüster und roher, jedenfalls ganz unwissenschaftlicher, ohne alle Beobachtung aufgestellter Hypothesen gegeben. Wenn irgendwo, so unterschied er sich hier vom Demokritos; dieser Vater der Naturwissenschaft und der genauen Beobachtung und Berechnung natürlicher Dinge, dessen größte und einzige Freude die Erforschung der Natur war, konnte zwar, nach seinem Princip, nicht eigentlich zu einer teleologischen Naturansicht gelangen [16]), im Einzelnen aber ließ er, bei seinem gründlichen Sinne, dennoch den Zufall nicht walten, sondern erklärte alles aus festen Gesetzen [17]). Dagegen hob Epikur nicht blos in der Theorie jeden Zweck und Plan, jede Ordnung und höhere Leitung in der Welt auf [18]), sondern er versuhr bei der Erklärung aller astronomischen und meteorologischen Phänomene mit der laxesten Willkür, indem er den Grundsatz aufstellte, daß sie alle gar mannichfache Erklärungen zuließen, und man deßhalb sich wol hüten müsse, immer nur eine als die richtige anzunehmen [19]). Aber er wollte ja auch gar nicht wissenschaftlich über diese Dinge handeln, die an sich, wie er meinte, zur Glückseligkeit durchaus nichts beitrügen [20]), und nur deßhalb nicht übergangen werden dürften, weil die Gestirne den Menschen gewöhnlich als selige, unvergängliche Wesen erschienen, und es dann leicht ihre Ruhe trübte, wenn sie die Verstrafung, den wechselnden Um-

1) κίνησις κατὰ στάθμην καὶ κατὰ παρέγκλισιν. Plac. phil. I, 22. Die leichten Einwürfe gegen einen so sonderbaren Einfall hat Cicero (De fin. I, 6) so ziemlich erschöpft. 2) Cic. De n. d. I, 25: invenit, quo modo necessitatem effugeret, quod videliset Democritum fugerat; ait atomum, quum pondere et gravitate directo deorsum feratur, declinare paullulum. Da fato. c. 10: declinationem atomi vitari fati necessitatem putat; c. 20. Epikur scheint auf dies Argument das meiste Gewicht gelegt zu haben. — Lucretius beweist die Declination (exiguum clinamen principiorum, v. 292) erst durch physische, dann durch ethische Gründe; II, 216—293. 3) D. L. 68. 4) D. L. 39: τὸ πᾶν σῶμα. 5) D. L. 69: τὰ ἀΐδιον παρακολουθοῦντα. Lucret. I, 450—455 nennt sie conjuncta. 6) D. L. 69: τὰ οὐκ ἀΐδιον παρακολουθοῦντα. Nach Lucret. I, 456—471 eventa. 7) Sollte von den vier φύσεις ἄφθαρτοι bei Plut. Plac. phil. I, 7: ἄτομα, κενὸν, ἄπειρον, ὁμοιότητες, das κενὸν auf die συμπτώματα, die ὁμοιότητες (vielleicht ἰδιότητες) auf die συμβεβηκότα zurückzuführen sein? 8) D. L. IX, 31. X, 88: οἱ κόσμοι ἄπειροι τὸ πλῆθος. Lucret. II, 1022—1149. 9) D. L. X, 74: οὔτε μὴν σχηματιστικὰς, ὡσειδεῖς, ἀλλοιουμένους ἑτέρους, οὐ μέντοι πᾶν σχῆμα. 88. Plac. phil. I, 2.

10) D. L. 88: κόσμος περιοχὴ τις οὐρανοῦ ἄστρα τε καὶ πάντα τὰ φαινόμενα περιέχουσα. 90. 11) D. L. 88. 12) D. L. 89: μεταξὺ κόσμου διάστημα, μετακόσμιον. Cf. Orig. Philos. I, 22. 13) D. L. 89: ἐν πολυπέτῃ τόπῳ καὶ οὐκ ἐν μεγάλῳ κενῷ (s. κενῷ) στερεμνίων ἄνεσιν — κατὰ μερῶν προσθέσεις τε καὶ διαφθορὰς (paßt ebenfalls nicht recht zur Atomistik) καὶ μεταστάσεις ποιούντων κ. τ. λ. 14) D. L. 74: οἱ κόσμοι φθαρτοὶ μεταβαλλόντων τῶν μερῶν. 15) Cic. De fin. I, 6: innumerabiles mundi, qui et oriantur et intereant quotidie. 16) Arist. De gen. anim. V, 8: τὸ οὗ ἕνεκα ἀφεὶς λέγειν. 17) Arist. Phys. II, 4. 18) D. L. 76: μὴ λειτουργοῦντός τινος γενέσθαι καὶ διατάττοντος ἢ διεπέμποντος. Lucret. IV, 835—836: nil — natum est in corpore, ut uti Possemus, sed, quod natum est, id procreat usum. 19) D. L. 77: τὸ πλεοναχῶς ἐν τοῖς τοιούτοις εἶναι καὶ τὸ ἐνδεχομένως καὶ ἄλλως πως ἔχειν. Lucret. V, 527: Nam quid in hoc mundo sit eorum, ponere certum Difficile est. 20) D. L. 81: μηδὲν πρὸς τὸ μακάριον τῆς γνώσεως συντελεῖν — ὄντων καὶ ἀναγκαίων — τροπὴν καὶ ἐκλειψιν.

Digitized by Google

lauf und andere regelmäßige oder gesetzlose Veränderungen derselben wahrnähmen [21]). Im Grunde freilich war ihm jedes, auch theoretische Gesetz schon an sich eine Störung der selbstgenugsamen Ruhe des Weisen. Den Sternen also sprach er zunächst ab, daß sie beseelte Wesen wären und ihre Bahn nach eigenem Willen gingen [22]); von der Sonne aber, die er eine erbartige Verdichtung nannte [23]), und von dem Monde glaubte er nicht annehmen zu dürfen, daß sie erheblich größer wären, als sie uns erschienen [24]), was er noch dazu durch die Vergleichung mit einem fernen Feuer, das uns auch nicht eben kleiner erscheine als es sei, zu erweisen suchte [25]). In gleicher Weise sprach er über alle hervorstechenden Phänomene am Himmel und auf der Erde; Aufgang und Untergang der Sonne könnte, meinte er, sowol durch tägliches Anzünden und Auslöschen, als auch auf vielfache andere Weise erklärt werden; denn die Erscheinung, sein einziges Kriterium, spreche nicht dagegen [26]); der Mondwechsel lasse sich theils aus der Umdrehung dieses Körpers, theils aus Gestaltungen der Luft, theils aus Vermehrung und Verminderung der Masse erklären [27]); ingleichen dürfe auch bei Verfinsterungen der Sonne und des Mondes angenommen werden, sie geschehen in Folge eines Erlöschens oder eines Zusatzes anderer Körper, sei es irdischer oder himmlischer [28]); daneben findet sich dann auch die Erklärung der Sonnenfinsternis durch den Mondschatten und der Mondfinsternis durch den Erdschatten [29]); der Donner könne entstehen durch das Verfangen der Winde in den hohlen Wolken, durch das Getöse des in ihnen wehenden Feuers, durch den Bruch der Wolken, oder auch durch ihre Reibung, nachdem sie eine eisförmige Verdichtung erlangt hätten [30]), der Blitz durch das Hervordrechen feuriger Atome aus dem Gewölke, durch Einfangen des von den Sternen herabkommenden, dann von Wind und Wolken zusammengetriebenen Lichtes, durch das Durchsickern des feinsten Lichtes durch die Wolken, und dergl. [31]), das Erdbeben durch die Stöße des in den unterirdischen Höhlen eingefangenen Windes oder durch ein Hin- und Herschwanken der Erde in Folge heftiger Stürme [32]). So hatte Epikur für alles, was in der Natur geschieht, eine Anzahl von Erklärungsgründen bei der Hand, was im Grunde bei einer Ansicht, die über die momentane Erscheinung nicht hinausgehen wollte, ganz consequent war, denn die Erscheinung bietet nirgends ein Gesetz dar, sie ist immer und immer wieder eine andere, Beobachtungen aber lassen sich in der Natur nur anstellen, wenn man Regel und Gesetz schon bei ihr voraussetzt. Das eine aber ging doch aus dieser sogenannten Physik als Gewinn hervor, daß auch für die, welche den schwierigeren Forschungen anderer Schulen nicht folgen wollten, die Macht des Aberglaubens immer mehr gebrochen und sie gewöhnt wurden, Natürliches nur durch Natürliches zu erklären [33]). — Über das Wesen des Lebens und der Seele enblich hat Epikur wenigstens keine reinere Vorstellung als Demokrit zu geben vermocht, und wir finden in seinen Ansichten darüber im Vergleich mit Platon's und Aristoteles' geläuterten Theorien von Seele und Geist einen Anachronismus, der sich, wie sein ganzes System der Physik, nur aus dem Ignoriren des schon vorhandenen Bessern erklären läßt. Das Leben im Allgemeinen erklärte er durch die wirbelnde Bewegung sehr feiner, entweder luftartiger oder feuriger Atome [34]); die Seele aber nahm er nicht, wie eine andere materialistische Ansicht lehrte, als eine bloße Harmonie des Körpers, denn dann wäre sie ja, nach seiner Ansicht vom Körper, ein Unwirkliches gewesen [35]), sondern sie war ihm ein wirkliches, aus kleinen, feinen [36]), runden, feurigen [37]), den ganzen Leib durchdringenden [38]) Körpertheilchen zusammengesetztes Wesen, erwärmter Luft ähnlich, das sich rascher als alles Sichtbare bewege [39]); zu der Seele nun, meinte er, trete bei dem Menschen noch ein feineres Wesen, das Denkende, der Geist, der aus den feinsten Atomen bestehend in der Brusthöhle wohne [40]), während die Atome der Seele überall im Körper sind; im Ganzen aber unterschied er in der Seele ein vierfaches Element, zuerst einen dunstartigen, dünnen Hauch, oder warme Luft, dann kühle Luft, ferner ein Feuriges, Warmes, endlich ein noch höheres und feineres Element, das er nicht benannte, vermittels dessen die Wahrnehmung geschieht; das war eben wieder das Geistige, Ätherische [41]). In diesen Elementen fand er die Keime aller Leidenschaften und Triebe; Wärme wirkt Zorn, kalte Luft Furcht, warme Luft Ruhe und Heiterkeit, das vierte Element regelt und mäßigt alle, es ist das Element der Besonnenheit und Vernünftigkeit [42]). Bei den Thieren herrscht bald das eine vor, bald das andere; erst der Mensch vermag alle zur Harmonie zusam-

21) *D. L.* 81: τέρατος ὁ κυκλώπειος τοῖς ἀνθρωπίνοις ὑπολαμβάνειν ἐν τῷ ταῦτα μακάριον δοξάζειν καὶ ἄφθαρτον. 22) *D. L.* 77: μὴ κατὰ βούλησιν τὰς πλανήσεις λαμβάνειν. Plac. phil. II, 7. 23) γνῆσιον πύκνωμα. Plac. phil. II, 20. 24) *Lucret.* V, 565—584. *D. L.* 91. *Cic.* De fin. I, 6: Sol Democrito magnus videtur, quippe homini eruditio in geometrique perfecto, huic bipedalis fortasse. 25) *D. L.* 91. 26) *D. L.* 92. *Lucret.* V, 649—664. 27) *D. L.* 94. *Lucret.* V, 703—749. 28) *D. L.* 96. *Lucr.* V, 750—777. 29) *D. L.* 96. *Lucret.* I, 1. 30) *D. L.* 100, viel vollständiger, wie überall, *Lucret.* VI, 96—159. 31) *D. L.* 101—104. *Lucret.* VI, 160—422. 32) *D. L.* 105. *Lucret.* VI, 535—600.

33) Wie erhoben wird Lucretius allemal, wenn er den gedankenlosen Aberglauben der Menge verlacht, die überall in der Natur Wunder und Vorzeichen und alle Art von Schrecknissen sieht! *Lucret.* V, 1—54. (Epikuros war ihm ein zweiter Herakles, der alle Ungeheuer vernichtete.) VI, 1—95. 379—422. 34) *D. L.* 90. 35) *Lucret.* III, 98—106. 36) ἡ ψυχὴ σῶμα λεπτομερές. *D. L.* 63. — ἐξ ἀτόμων συγκεῖσθαι λειοτάτων, 66. 37) *D. L.* 66: ἐξ ἀτόμων στρογγυλωτάτων. *Lucret.* III, 178—203. 38) *D. L.* 63: παρ' ὅλον τὸ ἁρμόσιμα παρεσπαρμένον, προσμεμερίσθαι δὲ πνεύματι διχοῦ τινα κρᾶσιν ἔχοντι. 39) *Lucret.* III, 180—203: Nil adeo celeri fieri ratione videtur e. c. 40) *D. L.* 66: τὸ λόγον ἐν τῷ μέσῳ παρεσπάσθαι σώματι, τὸ δὲ λογικὸν ἐν τῷ θώρακι, ὡς δῆλα ἐκ τῶν ψόφων καὶ τῆς χαρᾶς. Dies ist dem Lucretius der animus, das ἄλογον die anima, III, 138—177. Cf. Plac. phil. IV, 4. 41) *Stob.* Ecl. phys. p. 798: κρᾶσιν ἐκ τεττάρων, ἐκ ποιοῦ πυρώδους, ἀεροώδους, πνευματώδους, ἐκ τετάρτου τινὸς ἑκατονομάστου, τοῦτο δ' ἂν αὐτοῦ τὸ αἰσθητικόν. *Lucret.* III, 232—258. Ähnlich Plac. phil. IV, 3. 42) *Lucret.* III, 259—323. Auch das verschiedene Temperament der Menschen wurde aus dem überwiegen des einen oder des andern Elementes erklärt.

Digitized by Google

menzuschließen [43]). So war denn doch auch dieser materiellen Ansicht der Geist das Herrschende; er bleibt, wenn auch der Leib krank oder verstümmelt ist, er kann selbst, wenn die Seele krankt, frisch und gesund sein, und nur, wenn er den Körper verläßt und sich in seine Elemente auflöst, zerfällt die Umhüllung des Körpers in ihre Atome [44]). Natürlich mußte eine solche Lehre mit der Vernichtung des Individuums endigen, das sich in dem unablässigen Stoß der Atome nicht behaupten kann; doch scheint durch die 26 Beweise des Lucretius gegen die Unsterblichkeit der Seele [45]), die nichts als die in alter und neuer Zeit zum Ekel wiederholten Argumente enthalten, fast ein gewisses Widerstreben des gesunderen römischen Sinnes gegen solche Irrlehren durchzublicken. — Die Vermittelung nun des Subjectes mit dem Objecte, deren Möglichkeit bei ihm, wie bei Empedokles, auf einer ursprünglichen Verwandtschaft oder vielmehr Identität ihres materiellen Wesens beruhte, ließ Epikur, wiederum nach Demokritos, durch die sinnliche Anschauung vor sich gehen, und um diese zu erklären, nahm er an, daß von der Oberfläche eines jeden Körpers sich höchst feine Körpertheilchen, viel feiner, als die feinsten Düfte und Lüfte, unaufhörlich ablösen [46]), schneller als die Sonnenstrahlen in undenklich kleiner Zeit jede nur erdenkbare Größe zurücklegend [47]), und dann durch die verwandten Sinne in die Seele eindringen und auch in dieser die verwandten Elemente zur Aufnahme derselben anregen [48]). Diese Abstisse nannte er Bilder, hielt sie aber nicht für etwas Wesenloses, Unkörperliches, sondern eben für die feinsten Körpertheilchen, die auch noch die Lage und Gestalt der Atome, wie sie bei den Körpern sei, von denen sie abstießen, lange Zeit beibehielten [49]). Wie Demokrit mit diesen Bildern die Anschauungen und Vorstellungen in Verbindung brachte, und wie er, inconsequent, um die Freiheit des Denkens und die Möglichkeit des Irrthums zu retten, in uns eine den äußeren Bildern entgegenstrebende Bewegung annahm, haben wir bei der Kanonik gesehen. Consequenter verfuhr er, als er auch den Vorstellungen der Träumenden und Wahnsinnigen Realität und Wahrheit zuschrieb, denn auch ihnen lagen ja wirkliche Bilder zum Grunde [50]). Lucretius führt weiter aus, wie jene Abstisse sich den einzelnen Sinnen conform gestalten und wie diese von der Natur ihnen ursprünglich symmetrisch zugebildet sind [51]).

Götterlehre. Nichts ist in Epikur's Lehre verrufener, als seine sogenannte Theologie, die ihn seit alter Zeit in den Ruf des Atheismus gebracht hat [52]); nicht ganz mit Unrecht, denn aus seiner Physik wenigstens ließ sich das Dasein von Göttern nicht erweisen, im Gegentheil strebte sie ganz danach hin, die Götter aus der Welt zu verdrängen; dennoch thaten ihm seine Gegner Unrecht, wenn sie meinten, er habe nur zum Scheine noch die Götter stehen lassen, damit er nicht der Gottlosigkeit bezüchtigt werden könne [53]). Dennn unverkennbar äußert sich in ihm ein, wenn auch fehlgehender sittlich religiöser Drang, der ihn trieb, im Widerspruche mit seinen theoretischen Sätzen, das Dasein des Göttlichen anzuerkennen, und so suchte auch hier, wie so oft, das bessere Gefühl zu ersetzen, was das System zerstört hatte. Es war ihm ein ethisches Bedürfniß, an Götter zu glauben, denen die Seligkeit, die Freiheit, die Tugend des Weisen ewig und absolut, ohne Störung, zukäme [54]), und er war hier gewiß auf dem rechten Wege, die Gottheit zu finden, wie er denn auch das Sein und Wesen derselben aus der allgemein über sie verbreiteten Vorstellung, die nach seinen eigenen Grundsätzen nicht ohne Realität sein konnte, zu erklären sich bemühte [55]). Da führte ihn nun aber sein falsches Ideal eines Weisen einen falschen Weg; sein höchstes Ziel war die abstracte Freiheit, die Seligkeit, die in der absoluten Ruhe und Unerschütterlichkeit besteht, wobei das Moment der Thatkraft ganz zurücktritt; so waren denn auch seine Götter unvergängliche, alleselige, in schmerzloser, aber auch thatenloser Ruhe verharrende Wesen, die wol sittlichen Antheil an dem Thun des Menschen nehmen [56]), übrigens aber weder sich noch Andern zu schaffen machen, denn Arbeit würde ja Schmerz zur Folge haben, und der Schmerz ihre selige Heiterkeit stören [57]). Ihre

43) Weil er eben im Besitz des Geistes ist, dieser anima animae. *Lucret.* III. 276. 44) *Lucret.* III, 216—228. 397—417. Du Dichter scheint hier den Philosophen einmal vergessen zu wollen; noch Epikur machte (*D. L.* 65) die Auflösung der Seele von der des Körpers abhängig; umgekehrt Lucretius, der auch gegen Demokrit in gleichem Sinne polemisirt, v. 371—396. 45) *Lucr.* III. 418—841. — Daß die Seele sterblich sei und mit dem Tode alles Leben und alle Empfindung der Seele völlig aufhöre, darüber war bei allen Epikurern nur eine Stimme. *D. L.* X, 124: *φθορὰν ἡ ψυχή.* Plac. phil. IV, 7. 46) *D. L.* 46—52: es nennt sie *τύπους, εἰδώλα, ἀπόῤῥοιας. Lucr.* III. 46—129. Wen diesen unterschied er andere, bie sich in der Luft selbst erzeugen; 130—216. *Gell.* V, 16. *Macrob.* Sat. VII. 14. 47) *D. L.* 46: *πᾶν μῆκος περιγράψειν ἐν ἀπειροστῷ χρόνῳ συντελεῖ.* Epikur machte hier wieder den Demokrit unklarer, indem er ihn zu verbessern glaubte; denn er nahm an, daß die Bilder unmittelbar durch das feere hindurchgingen, und daher fast im Moment ihres Ablösens schon an ihrem Ziele anlangten (49. 55), während Demokrit naturgemäßer sie im Medium der Luft sich bewegen ließ. *Arist.* De sens. c. 2. Brandis, Gesch. der gr.-röm. Phil. S. 380. 48) *D. L.* 50—52: *ἀναπίπτειν ὑπὸ τοῦ ὑποκειμένου σώματος ἐκ τῆς κατὰ βάθος ἐν τῷ στερεμνίῳ τῶν ὑπόντων πλάσεως.* 49) *D. L.* 46: *τύπους ὁμοιομόρφους τοῖς στερεμνίοις. ἀναπίπτειν δὲτερατεῖς μετρῶν τῶν ἐξῆς χρόνων καὶ βάσιν διατηροῦσαν, ἥτοιμ καὶ ἐν τοῖς περιφερέσιν ἔγειν.*

50) *D. L.* 32: *τὰ τε τῶν μαινομένων φαίνεσθαι καὶ τὰ κατ' ὄνειρ ἐλπίδι, κινεῖ γάρ.* 51) *Lucr.* IV, 217—724. dann von der Einbildungskraft und dem Denken, 725—759, und den Träumen, 760—779. Verwandte Erscheinungen in der Natur waren die Spiegelung, 240—279, und das Echo, 575—595. 52) Vgl. die oben angeführten Schriften über Epikur. 53) Posidonius sagte, nach *Cic.* De n. d. I, 44: nullos deos esse Epicuro videri, quaesque de diis dixerit, invidiae detestandae gratia dixisse. — III, 1: negare deos non audet, ne quid invidiae subeat aut criminis. 54) *πρῶτον τὸν θεὸν ζῷον ἄφθαρτον καὶ μακάριον νομίζων — θεοὶ μὲν γὰρ εἰσιν, ἐναργὴς μὲν γὰρ ἐστιν αὐτῶν ἡ γνῶσις, οἷους δ' εἶναὶς οἱ πολλοὶ ποιοῦσιν οὐκ εἰσίν. D. L.* 123. 55) Cf. bewies das Dasein der Götter aus der *ὑπόληψις. Cic.* De n. d. I. 16. 17. 23, aber der *κοινὴ ἔννοια*, *D. L.* 123. 56) *D. L.* 124: *τοῖς θεοῖς οἰκειοῦντος διὰ παντὸς φρονεῖς τοὺς ὁμοίους ἀποδέχοντος.* 57) *D. L.* 139: *τὸ ἀνεπόνον καὶ ἐνεργητικὸν αὐτὸ κατὰ τοιαύτην ἔχει οὐτε ἄλλῳ παρέχει — ἐν ἀπόνοις γὰρ τὰ τοιαῦτα. Cic.* De n. d. I, 19: vita, qua nihil beatius, nihil omnibus bona

Digitized by Google

Unvergänglichkeit war dabei auch mehr ausgesprochen, als bewiesen; denn da nichts Einzelnes in seiner Welt ewige Dauer hatte und ein beständiger Ab- und Zufluß der Atome stattfand, wie mochten sich doch da die Götter unangefochten behaupten? Während nun in jenen Ausdrücken von den Göttern doch noch Gedanken waren (freilich waren es eigentlich wieder die, nur von der Arbeit befreiten Homerischen Götter, denen das Leben klar und spiegelrein dahinfließt), so zeigte sich sogleich die größte Verworrenheit, sobald Epikur der Götter Wesen im Verhältnisse zur Natur darzustellen unternahm; denn in einer Welt ohne Zweck und Plan, ohne Vorsehung, konnten Götter nur als genießende Gäste, nicht als Herren wohnen. Er verwickelt sich hier in abenteuerliche Meinungen. Zunächst mußte er ihre Gestalt als menschenähnlich annehmen, da des Menschen Gestalt ihm als die vollkommenste erschien [58]), dann konnte er wieder ihnen doch nicht den menschlichen Körper mit seinen Trieben und Bedürfnissen lassen, sie hatten einen Scheinleib [59]), bloße Umrisse von Leibern [60]), waren durchsichtig und zu durchhauchen [61]), bestanden aus Atomen, wenngleich aus den feinsten [62]) (denn sonst wären sie ja nicht wirklich gewesen), waren überhaupt durch und durch seelenhafte, gespenstische, abstracte Wesen, und wohnten, aus Furcht vor dem Einsturz der Welten, und weil überhaupt sonst kein Platz für sie blieb, in dem Intermundium, den Zwischenräumen der Welten [63]). In einer dunklen Stelle scheint Epikur unter ihnen noch eine Verschiedenheit des Wesens angenommen zu haben [64]). So hat Epikur freilich, mit der Furcht vor den Göttern (denn wem konnten solche Götter furchtbar sein?) [65]) gewiß vielen seiner Anhänger auch die Götter selbst aus dem Herzen genommen [66]).

Epikur's Lehre hatte, gleich der stoischen, das unbestreitbare Verdienst, Philosophie in allgemein faßlicher Form unter das Volk zu bringen, und in dem Verfalle der Sitten und Lebensformen manches tiefere Gemüth in der griechischen und römischen Welt für Besseres und Edleres zu gewinnen; aber wahrhaft glücklich zu machen vermochte sie nicht, da sie von der Furcht ausging und nicht zur wahrhaften Freiheit und Seligkeit führte, sondern immer in der Furcht blieb und mit der Vernichtung des Individuums abschloß. Ihre weit verbreitete, noch jetzt nicht ganz verklungene Wirkung verdankt sie, namentlich ihre Ethik, ihrem milden, humanen, wiewol wenig energischen, Charakter, und für einen Augenblick gelang es ihr, die tieferen Richtungen der Platoniker und Peripatetiker, die sich indessen damals immer einseitiger abzuschließen anfingen, fast zu verdrängen; doch wirkte die bald nach ihr aufblühende stoische Richtung mit viel intensiverer Kraft, weil nicht Furcht, sondern Tapferkeit ihre Seele war; beide aber welkten hin, als das tiefere Platonische Element, als Vorläufer des Christenthums, wieder auflebte, und beide verdienten zu sterben, denn beide führten zur Vergöttlichung des Menschen und, damit im bittern Contrast, zur Vernichtung des Individuums. — Von Epikur's Schriften ist oben geredet worden; Diogenes führt eine Menge von Titeln derselben an (X, 27—28), unter denen namentlich eine Schrift über die Frömmigkeit und eine über das Königthum zu bemerken ist. Seine Schreibart ist nicht frei von falschem Pathos (vergl. den Anfang des Briefes an Leontium, *D. L.* 5. und andere nachher angeführte Proben), oft von einer milden Wärme sanft belebt, wie in dem schönen Briefe an Menökeus, noch öfter gedehnt, schleppend, nachlässig, und durch gesuchten Ausdruck undeutlich; die dialektische Entwickelung Platon's ist ihm ebenso fremd, wie die logische Schärfe des Aristoteles, die Sätze folgen auf einander, nicht aus einander. Doch war dies der allgemeine Fehler aller jener Vielschreiber.

Fortgebildet hat sich Epikur's Schule nicht. Von seinen einzelnen Schülern ist unter den betreffenden Artikeln gehandelt. Die bedeutendsten waren Metrodoros von Lampsakos (paene alter Epicurus. *Cic.* De fin. II, 28. *Seneca*, Ep. 79), der wol seinen Lehrer zuweilen in materialistischen Äußerungen überbot (*περὶ γαστέρα ὁ κατὰ φύσιν βαδίζων λόγος τὴν ἁπασαν ἔχει σπουδήν.* *Athen.* VII. p. 279), der Mathematiker Polyänos, der, dem Epikur zu Liebe, seine Mathematik aufgab (*Cic.* Acad. pr. II, 33), der vertraute Freund Epikur's Hermachos, der Nachfolger in seinem Garten; dann später der scharfsinnige Zenon (acriculus, Epicureorum acutissimus, Tusc. III, 17), des Cicero und Atticus Lehrer, der damalige Koryphäe seiner Schule (*Cic.* De n. d. I, 21: distincte, graviter, ornate), und der elegante und humane Phädrus, ebenfalls Lehrer des Cicero (quo nihil elegantius, nihil humanius, de fin. I, 5); doch verloren sich ihre Schriften in der trüben Fluth der Polygraphie, und selbst Epikur's und Metrodoros' Schriften wurden fast nur von ihren Anhängern gelesen. (*Steinhart.*)

EPIKYDES, ein Syrakusaner, lebte zur Zeit des zweiten Punischen Krieges und stand mit Hannibal in enger Freundschaft. Er vermochte, von diesem gewonnen, den König Hieronymus von Syrakus, sich mit den Carthagern gegen die Römer zu verbünden, und erhielt von ihm den Oberbefehl über die syrakusanische Heeresmacht. Allein Hieronymus fiel durch Meuchelmord, Parteiungen

affluentius cogitari potest; nihil enim agit, nullis occupationibus est implicatus, nulla opera molitur, sua sapientia et virtute gaudet.

58) *Cic.* De n. d. I, 18. *Sext. Emp.* Adv. math. IX, 25. Plac. phil. I, 7. 59) Das verrufene quasi corpus, quasi sanguis. I, 18. 25. 44. 60) monogrammi; homunculis similis deus, lineamentis duntaxat extremis. De n. d. I, 44. 61) *Cic.* De div. II, 17: perlucidi, perflabiles. De n. d. I, 44. *Lucret.* III, 18—30. 62) *Lucret.* V, 147—156. *Cic.* De n. d. I, 19. *D. L.* 139: *θεοὺς λόγῳ θεωρητοὺς — ἐκ τῆς συνεχοῦς ἐπιῤῥύσεως τῶν ὁμοίων εἰδώλων.* 63) *Cic.* De divin. II, 17: inter duos mundos tamquam inter duos lacus, propter metum ruinarum. 64) *D. L.* 139: *οὓς μὲν κατ' ἀριθμὸν ὑφεστῶτας, οὓς δὲ κατὰ ὁμοιότητα ἐκ τῆς συνεχοῦς ἐπιῤῥύσεως τῶν ὁμοίων εἰδώλων ἐπὶ τὸ αὐτὸ ἀποτετελεσμένους ἀνθρωποειδῶς.* *Cic.* De n. d. I, 19: nec soliditate quadam, nec ad numerum, — sed imaginibus similitudine et transitione perceptis, widerspricht dem gradezu, doch erlaubt die Sprache nicht, bei Diogenes, wie Meiners will, *οὐ μὲν* für *οὓς μέν* zu lesen; und was soll überhaupt das *κατ' ἀριθμόν*? Sollte vielleicht *κατ' ἀριθμούς* oder, wenn man will, *κατ' ἀριθμόν* das Richtige sein? Dann würden die in den Fugen oder Intervallen der Welten lebenden Originale der Götter von ihren abfließenden Bildern unterschieden. 65) *D. L.* 123. 139. 66) *Cic.* De n. d. I, 20. 43: ex animis extraxit religionem.

Digitized by Google

verwirrten Syrakus, die Mehrheit neigte sich wiederum den Römern zu, und Epikydes floh nach Leontium, um einer Auslieferung an die Römer zu entgehen. Hier wiegelte er die Leontiner gegen die Syrakusaner auf, ermunterte sie zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Römer, und ward von ihnen zum Befehlshaber gewählt. Allein Leontium unterlag dem Angriffe des römischen Feldherrn Marcellus, und Epikydes war abermals genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen. Er stieß hier auf ein syrakusisches Corps, bestimmt, den Römern zu Hilfe zu ziehen. Durch eine übertriebene Schilderung der Grausamkeiten, welche die Römer an den Leontinern ausgeübt, entflammte er diese Truppen so, daß sie seinem Andringen Gehör gaben, mit ihm nach Syrakus umkehrten und selbiges nun mit Erbitterung gegen die Römer vertheidigten. Bis in das dritte Jahr widerstanden sie, vornehmlich durch die kunstreichen Maschinen des Archimedes, den Angriffen des römischen Feldherrn Marcellus. Als es diesem endlich 212 gelang, sich durch einen nächtlichen Überfall eines Theils der Stadt zu bemächtigen, bot Epikydes alles auf, den noch übrigen zu retten, und als dieses vergeblich war, begab er sich nach Agrigent. Nach zwei Jahren mußte sich auch diese Stadt an den römischen Prätor Valerius Lävinus ergeben, nachdem Epikydes mit dem carthagischen Feldherrn Hanno ihren Entsatz durch eine Schlacht versucht hatte. Sie fiel unglücklich aus, Epikydes konnte sich nun nicht länger in Sicilien halten, und scheint sich nach Carthago gewendet zu haben, von wo seine Familie herstammte; die Geschichte gedenkt seiner nicht weiter. Allgem. Weltgesch. 6. Th. (*A. Herrmann.*)

EPILACHONTES (οἱ Ἐπιλαχόντες), hießen zu Athen die Ersatzmänner für gewisse Ämter. Da nämlich, wie bekannt, ein großer Theil der Ämter zu Athen durch das Loos vergeben wurde, und in dieser Beziehung überhaupt zu Athen ein Unterschied bestand zwischen Stellen, welche durch das Loos (κληρωτοί) und zwischen solchen, welche durch die Wahl des Volkes (αἱρετοί, χειροτονητοί) besetzt wurden (s. das Verzeichniß der so vergebenen Stellen bei Tittmann, Griech. Staatsverfass. S. 311 fg.), so fand im erstern Falle, nachdem die erste Verloosung mittels Bohnen (daher οἱ ἀπὸ κυάμου oder κυαμευτοί) von den Thesmotheten vorgenommen worden war, noch eine zweite Verloosung statt hinsichtlich der Ersatzmänner, welche im Falle der Erledigung einer Stelle vor der gesetzmäßigen Zeit, es sei durch Tod oder Amtsentsetzung, dann anstatt des Gestorbenen oder Ausgeschiedenen unmittelbar einzutreten hatten. Da von der ersten Verloosung, wie von jeder andern Verloosung, der Ausdruck λαγχάνειν gebraucht ward, so sagte man von der zweiten oder von der Nachloosung der Ersatzmänner ἐπιλαγχάνειν; und daher führten die durch das Loos auf diese Weise bezeichneten Ersatzmänner den Namen οἱ ἐπιλαχόντες. Die Hauptstelle darüber findet sich bei Harpokration, welchen auch Suidas (T. I. p. 816) ausgeschrieben hat; dort heißt es nämlich: Ἐπιλαχών, Αἰσχίνης κατὰ Κτησιφῶντος· οὔτε λαχὼν οὔτ' ἐπιλαχών, ἀλλ' ἐκ παρασκευῆς πριάμενος· ἔοικε τὸ γιγνόμενον τοιοῦτον εἶναι· ἐκληροῦντο οἱ βουλεύειν ἢ ἄρχειν ἐφιέμενοι, ἔπειτα ἑκάστῳ τῶν λαχόντων ἕτερος ἐπιλάγχανεν, ἐὰν ὁ πρῶτος λαχὼν ἀποδοκιμασθῇ ἢ τελευτήσῃ, ἀντ' ἐκείνου γένηται βουλευτὴς ἢ ἄρχων ὁ ἐπιλαχὼν αὐτῷ· ὑποφαίνεται δὲ ταῦτα ἐν τῷ Πλάτωνος Ὑπερβόλῳ. Die hier angezogene Stelle des Komikers Plato theilt uns das Scholium zu *Aristoph.* Thesmophor. 808 mit; die Stelle des Äschines befindet sich in der angeführten Rede gegen Ktesiphon cap. 18 oder p. 62, 31, und es kann damit die ganz gleichlautende bei Demosthenes (Advers. Theocrin. p. 1331) verbunden werden, wo es ebenfalls heißt: καὶ τὴν μὲν ἀρχὴν, ἣν ἐκεῖνος ἄρχων ἐτελεύτησεν, ἱεροποιὸς ὤν, παρὰ τοὺς νόμους ἦρχεν οὗτος, οὔτε λαχὼν οὔτ' ἐπιλαχών. Vergl. auch *Bekker*, Anecdd. p. 256, 3. Daher bei Hesychius (I. p. 1324): ἐπέλαχεν· ἐκληρώσατο. (*Baehr.*)

EPILAIS, Ἐπιλαΐς, eine von den Thespiaden, mit der Herkules den Astyanax zeugte. (*Apollod.* II, 7, 8.) (*Richter.*)

Epilepsie, s. Fallsucht.

EPILENIA, eine eigene Art von Liedern, welche in Griechenland bei dem Pressen oder Keltern des Weines, dem Bakchus zu Ehren, auch wol unter Flötenbegleitung (s. *Athenaeus* V. p. 199 A.) gesungen wurden; daher ἐπιλήνιον sc. ἆσμα oder μέλος; ein solches Kelterlied bei *Oppian.* Cyneget. I, 127. *Athenaeus* l. c. nebst *Pollux* IV, 55. Reste solcher Kelterlieder haben sich nicht erhalten, wenn nicht, wie Einige annehmen, in dem 50. Liede des Anakreon: εἰς Διόνυσον, und mit den Worten anfangend: ὁ τὸν ἐν πότοις ἀτειρῆ κ. τ. λ., ein solches Kelterlied uns noch erhalten sein sollte. (*Baehr.*)

Epilobiaceae *Vent.*, s. Onagrae.

EPILOBIUM (Weidenrose). Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Onagrae, welche Linné mit diesem, sich schon bei K. Geßner findenden, Namen belegt hat, während sie Tournefort Chamaenerion nannte. Char. Der Kelch besteht aus einer langen, vierkantigen Röhre und einem viertheiligen Saume; die vier, zuweilen ungleichen, Corollenblättchen sind im Kelche eingefügt; die Staubfäden auf- oder niedersteigend, pfriemenförmig, mit ovalen Antheren, die Pollenkörner sind klebrig und meist dreieckig; der Griffel ist einfach mit keulenförmiger oder vierspaltiger Narbe; die Kapsel prismatisch, vierfächerig, vierklappig; die Samen sind an eine zuletzt freie Mittelsäule angeheftet und mit einem Haarschopfe versehen. Von den 37 bekannten Arten dieser Gattung kommen 15 auf Europa, 9 auf Nordamerika (2 auf Europa und Nordamerika gemeinschaftlich), 3 auf Mittel- und Südamerika, 3 auf Sibirien (von denen eine auch auf den kurilischen Inseln und in Grönland gefunden wird), 2 auf Nepal, 1 auf Kaukasien, 1 auf Persien, 1 auf Südafrika, 1 auf Neuholland und 1 auf Neuseeland. Es sind meist perennirende Kräuter, selten Sommergewächse, welche vorzüglich in Bergwäldern, an Flüssen und Bächen und in Sümpfen wachsen, mit gegenüberstehenden oder abwechselnden Blättern. Die Blüthen sind mit Stützblättchen versehen und stehen einzeln in den Blattachseln, oder traubenförmig auf der Spitze des Stengels. Die Blumen sind

Digitized by Google

rosenroth, sehr selten gelb. Im nördlichen Teutschland finden sich sieben Arten, welche aber vielfach variiren und auch zur Bastarderzeugung sehr geneigt sind. 1) Ep. angustifolium *L.* (Schkuhr, Handb. t. 106. Fl. dan. t. 289. Engl. bot. t. 1947. Ep. spicatum *Lamarck* encycl. Chamaenerion angustifolium *Scopoli*, St. Antonskraut, wilder Oleander). Dieses Kraut, welches auf waldigen Bergwiesen und an Flüssen wächst, auch häufig in Gärten als Zierpflanze gezogen wird, war sonst als Herba Lysimachiae Chamaenerii (kurilischer Thee) officinell *). Die Wurzelsprossen können wie Spargel gegessen werden; die Schopfhaare der Samen hat man verschiedentlich mit anderen Stoffen zusammen zu Zeuchen und Filz verarbeitet. 2) Ep. hirsutum *L.* (Fl. dan. t. 326. Engl. bot. t. 838. Ep. grandiflorum *Allioni*, Ep. amplexicaule *Lamarck*), in Gräben und Sümpfen. 3) Ep. parviflorum *Schreber* (Fl. dan. t. 347. Engl. bot. t. 795. Ep. molle *Lam.* Ep. pubescens *Roth*), auf Sumpfwiesen, in Erlen- und Weidengebüschen; Ep. rivulare *Wahlenberg* ist eine Abart mit ausgerandeten Corollenblättchen. 4) Ep. montanum *L.* (Fl. dan. t. 922. *Gärtner*, De fruct. t. 31. Engl. bot. t. 1177. Chamaenerion *Tournef.* inst. t. 157), in Bergwäldern. 5) Ep. roseum *Schreb.* (Fl. dan. t. 1815. Engl. bot. t. 693), in Gräben und auf feuchten Wiesen. 6) Ep. tetragonum *L.* (Fl. dan. t. 1029. Engl. bot. t. 1948), in Gräben und auf Sumpfwiesen, besonders auf Salzboden; Ep. obscurum *Schreb.* (Fl. dan. t. 1267), ist eine Abart mit kleineren Blumen. 7) Ep. palustre *L.* (Fl. dan. t. 1574. Engl. bot. t. 346), in Gräben und Sümpfen. (*A. Sprengel.*)

EPILOGUS, Ἐπίλογος, bedeutet jede Nachrede im Gegensatze der Vorrede oder des Πρόλογος, wie die Schlußworte eines Drama's, welche der Chor an die Zuschauer richtet. Hier nehmen wir das Wort im rhetorischen Sinne, in welchem es dem lateinischen Worte peroratio entspricht, wofür nach Quintilian (VI, 1) andere auch cumulus oder auch conclusio sagten, sofern der Schluß einer gerichtlichen Rede vorzüglich in einer kurzen Wiederholung des Gesagten und Aufzählung aller Gründe zur Entflammung derjenigen Gemüthsstimmung, welche dem Zwecke des Redners entsprach, oder in der ἀνακεφαλαίωσις und dem ἀθροισμὸς πραγμάτων καὶ ἠθῶν und παθῶν bestand. Die Bestimmungen und Vorschriften, welche darüber die griechischen Rhetoriker gaben, findet man in Ernesti's Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae unter ἐπίλογος, ἀνακεφαλαίωσις, ἀθροισμὸς, συναθροισμὸς, ἀνάμνησις, συλλογή, sowie im Lexicon technol. Latinorum rhet. unter peroratio, conclusio, enumeratio, congeries, collectio, ratiocinatio u. s. w. die Äußerungen der lateinischen Rhetoriker, kurz angegeben. Quintilian (VIII. prooem. §. 11) gibt einen doppelten Zweck einer solchen peroratio an, aut memoriam refici aut animos moveri, in welcher letztern Hinsicht sie Cicero (Orat. 35) inflammantem restinguentemve nennt. Es sagt nämlich Cicero (De invent. I, 52): „Conclusio est exitus et determinatio totius orationis: haec habet partes tres, enumerationem, indignationem, conquestionem. Enumeratio est, per quam res disperse et diffuse dictae unum in locum coguntur, et reminescendi causa unum sub aspectum subiiciuntur. — Commune autem praeceptum hoc datur ad enumerationem, ut ex unaquaque argumentatione, quoniam tota iterum dici non potest, id eligatur, quod erit gravissimum, et unumquodque quam brevissime transeatur; ut memoria, non oratio renovata videatur.“ 53: „Indignatio est oratio, per quam conficitur, ut in aliquem hominem magnum odium, aut in rem gravis offensio concitetur,“ zu welchem Zwecke dann 15 loci aufgezählt werden. 54: „Conquestio est oratio, auditorum misericordiam captans,“ wobei nach der Aufzählung von 16 locis zuletzt erinnert wird: „Commotis autem animis, diutius in conquestione morari non oportebit: quemadmodum enim dixit rhetor Apollonius, lacrima nihil citius arescit.“ Kürzer, aber doch bestimmter, äußert dasselbe der Auctor ad Herennium II, 30 in folgenden Worten: „Conclusiones, quae apud Graecos ἐπίλογοι nominantur, tripartitae sunt; nam constant ex enumeratione, amplificatione, et commiseratione. Enumeratio est, per quam colligimus et commonemus, quibus de rebus verba fecerimus, breviter; ut renovetur, non redintegretur oratio: et ordine, quicquid erit dictum, referimus, ut auditor, si memoriae mandaverit, ad id, quod ipse meminerit, reducatur. — Amplificatio est, quae per locum communem instigationis auditorum causa sumitur: loci communes ex decem praeceptis commodissime sumuntur adaugendi criminis causa. — Misericordia commovebitur auditoribus, si variam fortunarum commutationem dicemus; si ostendimus, in quibus commodis fuerimus, quibusque incommodis simus, comparatione cet.“ Zuletzt wird noch hinzugefügt, was wir oben bei Cicero lasen: „Commiseratione brevem esse oportet: nihil enim lacrima citius arescit.“ Welche Anwendungen sich von diesen Vorschriften, mit Ausnahme des letzten Punktes, auf den Schluß aller förmlichen Reden, und insbesondere auch auf die geistlichen Reden oder Predigten machen lassen, sieht Jeder leicht, ohne daß es hier einer weitläufigen Auseinandersetzung desselben bedürfte. Ich begnüge mich daher damit, auf diejenigen Stellen in den Schriften der alten Rhetoriker aufmerksam gemacht zu haben, wo man sich weiter darüber belehren kann. (*G. F. Grotefend.*)

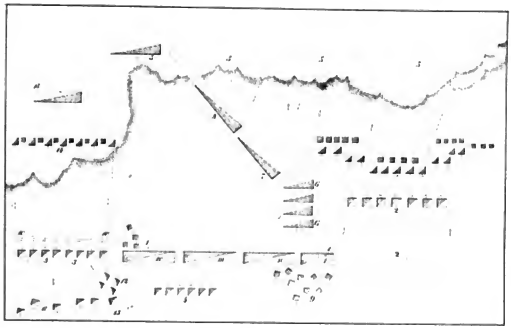
*) Ganz neuerdings hat Artus (s. Journal für prakt. Chemie, XV, 125) den wässerigen Auszug der Blüthen von Epil. rivulare, parviflorum und hirsutum, welcher ein blaßrosenrothes, durch Säure intensiver und durch Alkalien smaragdgrün werdendes Pigment enthält, nicht allein auf Papier getragen als ein den Curcumafarbstoff übertreffendes Reagens auf freie Alkalien, sondern auch zur Darstellung von Lackfarben und zur Benutzung in der Färberei vorgeschlagen. (*Döbereiner.*)

Ende des fünfunddreißigsten Theiles der ersten Section.

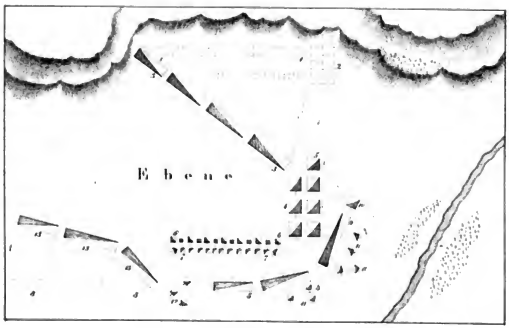
Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Schlacht bei Mantinea



Schlacht bei Leuktra

Digitized by Google

UNIVERSITY

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Erste Section.

A — G.

BIBLIOTHEK

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Sechsunddreißigster Theil.

EPIMACHUS — ERGYNE.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Sechsunddreißigster Theil.

EPIMACHUS — ERGYNE.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Sechsunddreissigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu dem nachfolgenden Artikel gehörig, ausgegeben worden sind:

Erde. (Tafel I—III.) . . . . . Alte Geographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

EPIMACHUS.

EPIMACHUS, eine von G. Cuvier aufgestellte Gattung der Vögel (Règne anim. 1. éd. T. I. p. 107), welche er, wegen ihrer großen äußern Ähnlichkeit in der Schnabelform, mit Upupa in dieselbe Familie stellte und auf zwei in Neu-Guinea einheimische Vögel, von denen der eine als Upupa magna *Gmel.* oder Up. superba *Lath.* schon lange bekannt gewesen war, ausdehnte. Die zweite Art fügte er selbst hinzu, nannte sie nach Levaillant's Vorgange (der aber daraus einen Paradiesvogel: Promerops, bildete) E. promesil, und gab von ihr eine Abbildung, ebendas. pl. 4. f. 2. Spätere Ornithologen haben die Gattung angenommen, doch verschieden modificirt, so namentlich Wagler in seinem Systema avium (Stuttg. et Tubing. 1827. I.), welcher zehn Arten aufführt, und dahin unter andern die Upupa erythrorhynchus *Lath.*, Upupa indica *Lath.* und die Paradisea alba *autor.* zog. Schon die Verbindung des letztern Vogels mit dieser Gattung zeugt für die große Ähnlichkeit der Epimachi mit den Paradiesvögeln, eine Ähnlichkeit, welche nach Nitzsch (Pterylogr. 108) keineswegs eine blos äußere, sondern eine vollkommen durchgreifende, in der gesammten Bildung beider Vögel ausgedrückte ist, und daher die Verbindung der Epimachi mit Upupa in dieselbe Familie nicht mehr zuläßt. Es gehört nämlich nach den umfassenden Untersuchungen des genannten Forschers Upupa gar nicht mit zu den Passerinen, wohin Epimachus und Paradisea allerdings gehören, sondern die Wiedehopfe stehen den Spechten und Kukuken, besonders aber den Eisvögeln (Alcedo), die auch keine Passerinen sind, näher als den Singvögeln, und müssen daher von den letzteren getrennt werden. Diese Trennung gilt jedoch blos für die echten Epimachi mit dicht befiederter sammetartiger Nasengrube, wohin außer Ep. superbus *aut.* nur noch Ep. regius *Less.* und E. magnificus *Wagl.* gehören dürften, von denen namentlich die beiden letzteren der Parad. alba so nahe verwandt sind; alle von Wagler als Epimachi aufgeführte afrikanische Arten gehören nicht zu dieser Gattung, und wahrscheinlich nicht einmal zu den Singvögeln, sondern zu Upupa. Mit Bestimmtheit läßt sich dies indessen nur von Up. oder Ep. erythrorhynchus behaupten, da derselbe bisher allein genauer auf seine Organisation von Nitzsch (Pterylogr. 150) untersucht worden ist. Demnach wäre also die Gattung Epimachus in ihrem ersten Umfange keineswegs eine haltbare und natürliche gewesen, die Modification aber, welche Wagler damit vornahm, durchaus keine naturgemäße; sie scheint vielmehr auf alle Paradisidae mit langem, dünnem, gebogenem Schnabel ausgedehnt werden zu müssen, und in dieser Form ihres Schnabels den wahren Gattungscharakter zu besitzen. Die Arten wären alsdann ausschließlich Bewohner Neu-Guinea's, und stimmten in ihrer Lebensweise mit den Paradiesvögeln überein. Auch im Körperbaue haben sie viele gemeinschaftliche Merkmale, so namentlich das für die ganze Familie der Paradisidae geltende, daß die Weibchen durchaus abweichend und schlechter gefärbt sind als die Männchen, und letztere allein das prachtvolle bei Epimachus in der Regel tief sammetschwarze, metallisch schillernde Farbenkleid besitzen. Von den bekannten Arten zeichnet sich Ep. superbus (zu welchem Upupa papuensis *Lath.* das Weib ist) durch seinen langen Keilschwanz und die sehr stark entwickelten Federn im Brustaste der Männchen aus; die drei andern Arten: Ep. regius, Ep. albus und Ep. magnificus haben einen kurzen, abgerundeten Schwanz und minder große Federn im Brustaste. Von Ep. superbus und albus hat Levaillant in seinem bekannten Werke über die Paradiesvögel prachtvolle Abbildungen geliefert. Vergl. den Artikel Paradisidae. (*Burmeister.*)

EPIMEDIUM (Sockenblume, Bischofsmütze). Eine Pflanzengattung, welche sich unter diesem Namen zuerst bei Rembr. Dodoens findet, aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Berberideen. Char. Der Kelch vierblätterig, gefärbt, an der Basis mit Stützblättchen versehen; vier ovale Corollenblättchen und ebenso viele corollenblattartige, mönchskappenförmige Nektarien; der Fruchtbalg schotenförmig, zweiklappig, vielsamig. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind perennirende Kräuter. 1) Ep. alpinum *L.* (Schkuhr, Handb. t. 24. *Lamarck*, Illustr. t. 83. Sturm, Teutschl. Fl. I, 44) mit einblätterigem, fußhohem Stengel, doppelt gedreitem Blatte, herzförmigen, gesägt-gewimperten Blättchen, seitlicher Blüthentraube und braungelben Blumen. Wächst in Alpenthälern und Bergwäldern im mittleren und südlichen Europa; bei Constantinopel kommt eine behaarte Abart, Ep. alpinum pubigerum *Candolle*, vor. Das bitterliche Kraut war sonst als schweißtreibendes und giftwidriges Mittel im Gebrauche. Das Epimedium der Alten (ἐπιμήδιον *Dioscorides* mat.

Digitized by Google

mod. IV, 19. Epimedium *Plin.* H. N. XXVII, 53) ist gewiß nicht diese Pflanze, für welche sie Anguillara ansprach, sondern eher, nach Fab. Colonna's Meinung, die Mondraute (Botrychium Lunaria). 2) Ep. pinnatum *Fischer* (Ms. *Cand.* Syst. veg. II. p. 29) mit blattlosem Blüthenschafte und gefiederten Wurzelblättern. In der persischen Provinz Ghilân. *(A. Sprengel.)*

EPIMELIADES, *Ἐπιμηλιάδες*, einerlei mit Dryaden. *(Paus.* VIII, 4.) *(Richter.)*

EPIMELIOS, *Ἐπιμήλιος*, Beiname des Hermes, unter dem er einen Altar auf dem Markte zu Koronea hatte. *(Paus.* IX, 34.) *(Richter.)*

EPIMENIDES, *Ἐπιμενίδης*, ein berühmter alter Seher aus Kreta und zwar nach Plutarch (vita Solon. 29) aus der Stadt Phästos, oder nach Diogenes von Laërte (vit. Epim.) aus der Stadt Knossos, nach Plutarch ein Sohn der Nymphe Balte, nach Suidas (in h. v.) und Diogenes von Laërte (l. 109) der Blaste und des Phästios, oder des Dosiadas, oder des Agesarkos. Er hütete in seiner Jugend die väterlichen Heerden. Einst verlief sich ein Schaf und beim Aufsuchen desselben kam er in eine Höhle, wo er von einem tiefen Schlafe überfallen wurde, der 57 Jahre dauerte. *Diog. Laert.* l. c. *Plin.* II. N. VII, 52. Bei seinem Erwachen glaubte er nur kurze Zeit geschlummert zu haben und fuhr fort, sein Schaf zu suchen. Aber bald bemerkte er, daß alles um ihn verändert sei und kehrte nun nach dem väterlichen Hause zurück, wo ihn sein jüngster, inzwischen zum Greise gewordener Bruder fragte, wer er wäre und was er wollte, bis er ihn endlich erkannte. Nun wurde sein Abenteuer überall bekannt und man begann, ihn für einen Liebling und Vertrauten der Götter zu halten. Vielleicht ist diese Sage dadurch entstanden, daß Epimenides seine Jugend in einsamen Gegenden, zurückgezogen von den Menschen, zugebracht und sich seinen Contemplationen überlassen hatte. Sein Name ward bald bei allen griechischen Völkern berühmt, und ganze Landschaften, wenn sie von Landplagen gedrückt wurden, riefen ihn herbei, um durch ihn nach den heiligen Gebräuchen von Sünden gereinigt und mit den Göttern wieder ausgesöhnt zu werden. Als daher Athen kurz nach Drako's Gesetzgebung von innern Unruhen zerrüttet, von Feinden beunruhigt und von ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurde und das Orakel erklärte, die Götter zürnten, weil durch die Ermordung der Anhänger des Kylon der Tempel der Minerva entheiligt worden wäre: so rief man den Epimenides herbei, um die Stadt wieder zu reinigen. Er that es dadurch, daß er schwarze und weiße Schafe auf das Feld laufen ließ und Männer nachschickte, welche da, wo sich eins hinlegen würde, der Gottheit des Ortes dasselbe opfern sollten. Diese berühmte Reinigung geschah 596 vor Chr. Die Krankheit hörte nun auf. An den Orten, wo das Opfer verrichtet worden war, errichtete man Altäre, und daher soll es gekommen sein, daß man an verschiedenen Orten um Athen herum Altäre ohne Namen fand. *Diog. Laert.* l. c. Zur Belohnung wollten ihm die Athener eine große Geldsumme schenken, aber er schlug das Anerbieten aus, verlangte blos einen Zweig von dem der Minerva gewidmeten Ölbaum (*Plut.* l. c.) und erbat sich die Freundschaft der Athener für seine Vaterstadt Knossos. *Plut.* De leg. I. t. 2. p. 642. *Plut.* in Sol. t. I. p. 84. *Diog. Laert.* I. §. 111. Er soll 157 oder gar 290 Jahre (*Diog. Laert.* I. 111) gelebt, und während dieser Zeit viele Lieder und Prophezeiungen geschrieben haben; auch erzählte man, daß man ihn niemals habe essen sehen, und glaubte, die Nymphen versorgten ihn mit Speise. *Diog. Laert.* l. c. Die Kretenser sollen ihn als Gott verehrt und den neuen Kureten genannt haben. Die Lakedämonier aber rühmten sich, daß sein Leichnam bei ihnen begraben sei. *Paus.* III, 8. Dagegen zeigte man zu Argos vor dem Tempel der Minerva sein Grabmal und erzählte, die Lakedämonier hätten ihn in einem Kriege mit den Knossiern lebendig gefangen bekommen, und da er ihnen nichts Gutes geprophezeit, hingerichtet, die Argiver aber seinen Leichnam aufgehoben und bei sich begraben. *Paus.* II, 18. Dies Vorgeben widerlegten die Spartaner dadurch, daß sie nie mit den Knossiern Krieg geführt hätten. *Paus.* III, 8. 9. Epimenides erscheint also theils als Sänger, theils als Entsühner, und dies bezieht sich ohne Zweifel theils auf den Glauben der Griechen an die heilende Kraft des Gesanges, daher Beschwörungen (*ἐπῳδαί*) ein Hauptheil der alten Heilkunde waren; theils aber auch darauf, daß Epimenides die alten mit dem Gerealischen Gesetze verbundenen und in den Mysterien aufbehaltenen Satzungen eines Triptolem oder Buzyges (Ochsenspanners, d. h. Ackerbauers) wieder erneuert und reformirt hat, weshalb ihn Aristoteles selbst Buzyges nennt. Da nun die Mysterien auch mit Reinigungen begannen, so ist auch Epimenides der Reinigende und Entsühnende (s. Creuzer, Symb. II. 409, 734. IV, 346). *(Richter.)*

EPIMETHEUS, *Ἐπιμηθεύς*, Sohn des Titanen Japetos und der Klymene (*Hes.* Theog. 508), oder der Asia, des Okeanos Tochter (*Apollod.* I, 2, 3), Bruder des Prometheus, der den Menschen aus Thon bildete und ihm das Feuer des Himmels brachte. Beide Brüder bildeten im Namen und auch in der That einen Gegensatz. Prometheus ist der alles *vorher* bedenkende, der Weise, Epimetheus der erst *nachher* denkende, wenn die That schon geschehen ist, der unbesonnene Thor. Prometheus hatte ihm gerathen, vom Jupiter kein Geschenk anzunehmen, aber er ließ sich durch die Reize der Pandora (Symbol der Sinnlichkeit), die ihm Merkur von Seiten des Gottes zuführte, bethören, machte sie zu seiner Gemahlin und eröffnete die verhängnißvolle Urne, die sie ihm als Brautgeschenk mitbrachte, und aus dieser stürzten unzählige Übel über das Menschengeschlecht hervor; s. Pandora. Mit ihr zeugte er die Pyrrha, die Gemahlin des Deukalion (*Apollod.* I, 7, 2) und nach *Pind.* Pyth. V, 7 noch die Prophasis und Metamelia (die Entschuldigung und die Reue). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Mythe vom Epimetheus ein späterer Zusatz zu der vom Prometheus ist. *(Richter.)*

EPINAC, Gemeindedorf im französischen Departement der Saône und Loire (Bourgogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Autun, hat eine Succursalkirche, 154 Häuser, unter denen sich eine Glashütte befin-

Digitized by Google

det, und 1336 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. In der Nähe des Orts findet man Steinkohlen. Der Canton Epinac enthält in eilf Gemeinden 7418 Einwohner. Im J. 1656 wurde das Land und die Herrschaft Monetoy unter dem Namen einer Grafschaft Epinac für Ludwig von Permes zu einer Grafschaft erhoben. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

EPINAL, lat. Spinalium (Br. 48° 10′ 33″, L. 24° 14′), Hauptstadt des französischen Vogesendepartements und Hauptort des dritten Bezirks und eines Cantons gleiches Namens, liegt am Fuße der Vogesen 16 Lieues von Nancy, 32 Lieues von Strasburg, 20½ Lieues von Colmar, 19 Lieues von Vesoul und 96 Lieues von Paris entfernt, ist im Allgemeinen gut gebaut, und wird durch die durchfließende Mosel in die große und kleine Stadt getheilt, welche letztere auch Rualmenil genannt wird. Jene liegt mit den Vorstädten grand Moulin, St. Michel und Ambral (diesen Namen führt auch ein Bach, welcher vom Gebirge kommend sich hier in die Mosel ergießt), auf der rechten Seite dieses Flusses, an dessen Ufer sich eine schöne Lindenpromenade hinabzieht, welche dann das Ambralthor mit dem Archesthore verbindet; diese auf einer von der Mosel gebildeten Insel. In ihr befinden sich die schönen 1740 erbauten Casernen, sowie ein großes Hospital, und sie steht durch eine Brücke mit der großen Stadt und durch Brücken mit der auf dem andern Ufer liegenden Capucinervorstadt in Verbindung. Epinal ist der Sitz eines Präfecten, eines Unterpräfecten, eines Friedensgerichts, eines Wahlcollegiums, eines Assisengerichts, eines Tribunals erster Instanz, einer Berathungskammer der Manufacturen, einer Ackerbaugesellschaft, eines Communalcollegiums, einer Forstverwaltung, eines Ingenieurs der Brücken und Straßen, eines Sicherungsamtes für Gold- und Silberwaaren, sowie der übrigen Departemental- und Bezirksbehörden, und hat ein Post- und ein Etappenamt, eine Zeichnen- und Musikschule, eine öffentliche Bibliothek von 9600 Bänden, eine Pfarr- und 15 andere Kirchen, Leinwand-, Rübsenöl-, Glas- und Fayencefabriken, 1100 Häuser und 7951 Einwohner, welche 24 Jahrmärkte unterhalten, und Handel mit Getreide, Hanf, Vieh, Holz, Stabholz und Bretern treiben. Um Epinal herum liegen zwölf berühmte Papiermühlen und Eisenschmieden. Die Gründung dieser Stadt wird dem Bischof von Metz, Theoderich von Hamelan (um das Jahr 980) zugeschrieben; wenigstens findet sich ihr Name erst gegen das Ende des 10. Jahrh., wo sie dem Bischof von Metz, Adalberon II., gehörte, der hier ein Schloß hatte, in welchem er residirte. Seine Nachfolger blieben im völligen Besitz derselben, bis der Bischof Stephan von Bar sie mit Vorbehalt der Hoheitsrechte an den Herzog von Lothringen, Matthäus I., abtrat. Im J. 1395 überließ der Bischof Raoul von Coucy für 4000 Goldfranken auch diese dem Herzog von Lothringen, Karl I., und behielt sich nur die Hälfte der Stadt, das Schloß und die Gärten der Einwohner vor. Die Bedrückungen, welche die Einwohner im folgenden Jahrhunderte von den Bischöfen zu erleiden hatten, und die trotz dem, daß sie auf den Concilien zu Basel und Vienne zur Abstellung derselben verurtheilt worden waren, nicht aufhörten, bewogen diese endlich, sich im J. 1444 dem Könige Karl VIII. von Frankreich zu unterwerfen. Allein schon 1466 nahm Nicolaus von Anjou, Marquis von Pont, Sohn und Erbe Johann's von Anjou, Herzogs von Calabrien und Lothringen, welcher zu der gegen Ludwig XI. errichteten Ligue gehörte, die Stadt in Besitz und versprach den Einwohnern, sie gegen die Anmaßungen der Bischöfe zu schützen. Der König wollte zwar Epinal dem Marschall von Bourgogne schenken, allein da die Einwohner sich weigerten, diesen als Herrn anzuerkennen, so entband sie der König von dem ihm geleisteten Eide, und so blieb die Stadt dem Hause Lothringen, dem ihr Besitz in dem pyrenäischen Frieden, 1659, und im vincennischen, 1661, bestätigt wurde, welches stets darauf dachte, ihre Vorrechte zu vermehren. Selbst Stanislaus von Polen suchte sie dadurch zu heben, daß er ihr und Nancy das ausschließliche Vorrecht gab, Spielkarten zu verfertigen. Im J. 1670 wurde die Stadt von Ludwig's XIV. Truppen unter dem Befehl des Marschalls von Créquy eingenommen und ihre Festungswerke auf Befehl dieses Königs geschleift. Früher befand sich in Epinal ein Fräuleinstift und mehre Klöster. Die Jesuiten fanden sich 1632 ein, und bemächtigten sich des öffentlichen Unterrichts. Auch ist Epinal der Geburtsort des berühmten Jean Viriot, welcher im 16. Jahrh. Professor der Rhetorik zu Mailand war. Der Bezirk Epinal besteht aus sechs Cantonen: Bains, Bruyères, Châtel, Epinal, Rambervillers, Xertigny, und enthält in 128 Gemeinden 87,776 Einwohner. Der Canton Epinal enthält in 23 Gemeinden 18,749 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Zu gedenken ist hier des bedeutendsten der kirchlichen Institute, der insignis ecclesia collegialis S. Goërici, des unmittelbar dem h. Stuhl unterworfenen Damenstiftes. Dieses erkennt in den Bischöfen von Metz, Theoderich I. von Hamaland 964—981 und Adalbero II. seine Stifter. Diese Klostergemeinde scheint ursprünglich aus Brüdern und Schwestern zusammengesetzt, die, wie zu Remiremont, bei Wahlen und Berathungen gemeinschaftlich handelten. Sie muß auch frühzeitig zu bedeutendem Besitzthume gelangt sein, denn 1092 verpflichtete sich Gilbert de Ville, solches Besitzthum gegen die Angriffe begehrlicher und räuberischer Nachbarn zu vertheidigen, wogegen er förmlich zum Ritter des heil. Goëric bestellt und mit der Voigtei des Klosterguts St. Ferreol belehnt wurde. In der Visitation von 1094 suchte Bischof Poppo von Metz die von Adalbero II. für Epinal vorgeschriebene Regel neuerdings einzuschärfen. Zu solchem Streben hatte ihn besonders eine der Klosterfrauen, die Seherin Cäcilia, aufgefodert. Nicht nur die Unordnung, deren unwilliger Zeuge sie geworden, beklagt Cäcilia, sie verkündigt auch die Zeiten, in welchen St. Benedict's Regel in dem Kloster gänzlich erlöschen, durch eine freie, weltliche Lebensart ersetzt sein würde. Vor Ablauf von zwei Jahrhunderten gingen der Cäcilia Prophezeiungen in Erfüllung; nachdem das Kloster, als solches, von den Päpsten Gregorius VII., Honorius II., Alexander III., Lucius III., von den Bischöfen zu Toul, Richwin, Peter von Brixei

Digitized by Google

und Heinrich von Lothringen, von den Bischöfen von Metz, Stephan von Bar und Bertrand, von dem Erzbischof Hillin von Trier, die bedeutendsten Privilegien empfangen, mußte bereits 1294 Bischof Konrad von Toul, in dem Versuche, zu Epinal eine Reformation durchzusetzen, von den Stiftsdamen vernehmen, daß sie zwar nach klösterlicher Weise zusammenlebten, des Gottesdienstes in erbaulicher Andacht abwarteten, auch von einigen für Benedictinernonnen angesehen werden wollten, daß sie aber, so wenig wie je ihre Vorgängerinn, nimmer das Ordenskleid getragen, nimmer zu der Regel des heil. Benedictus sich verpflichtet, vielmehr von der Stiftung Zeiten an abgesonderte Präbenden, persönliches Eigenthum besessen hätten. Es scheint sich hier wiederholt zu haben, was in so vielen andern Gestiften vorkommt, die eigentliche Klosterzucht, der Zwang der Regel und dergl. wurden gar frühzeitig abgeworfen, die übrigen, den einzelnen Individuen minder beschwerlichen Claustraleinrichtungen aber noch lange beibehalten, ohne daß der Ordinarius es versucht hätte, die Eigenthümlichkeiten einer solchen Zwitteranstalt — quarum tamen institutionem non approbamus, heißt es in allen Bestätigungsurkunden, von dem heil. Stuhle an dergleichen Damenstiftes verliehen — zu ergründen, viel weniger festzustellen. Es ereignete sich daher von Zeit zu Zeit, daß die Gemeinde für gut fand, als klösterlichen Convent sich darzustellen, nachdem längst schon alle Form hiervon aufgegeben. Der Äbtissin Charlotte Margaretha von Lenoncourt, gest. 1694, war es vorbehalten, die Form eines Damenstiftes vollständig und gesetzlich dem Hause aufzudrücken. — Die Stiftsdamen übten das Recht, die Äbtissin, von der sie beinahe unabhängig waren, zu erwählen, regelmäßig aus des Capitels Mitte. Gleichwol versuchte es der Prinz von Craon, seinen großen Einfluß bei dem Herzog Leopold von Lothringen zu benutzen, um nach dem Tode der Äbtissin, Madame de Ludre, 1728, eine seiner Töchter in gleicher Eigenschaft dem Stifte aufzudringen. Es fanden sich bei der Wahl herzogliche Commissarien ein, in der unumwunden ausgesprochenen Absicht, der Prinzessin von Craon Beförderung durchzusetzen. Gegen solchen Zwang erhoben sich die sämmtlichen Stiftsdamen, ohne Unterschied der lothringischen, teutschen und französischen Herkunft, festiglich darauf bestehend, daß vollkommen frei die Wahl sein müsse, und nur eine Capitularin trethen könne; allerdings sei die von Craon Stiftsdame hierselbst gewesen, aber sie habe ihre Präbende gegen jene in Bourlémes vertauscht. Trocken erwiderte der Herzog, daß alle Capitularinnen, welche dem Fräulein von Craon ihre Stimme verweigerten, des Landes verwiesen und des Bezugs der Einkünfte von ihren Pfründen entsetzt werden sollten. Dergleichen Gründe schienen den Frauen unwiderstehlich, und die 14jährige Craon wurde zur Äbtissin erwählt. Die Stiftsdamen thun kein Gelübde, die einzige Äbtissin hatte, nach erreichtem 25. Jahre jenes der Keuschheit abzulegen, konnte aber auch dessen sich entheben, mittelst eines von fünf zu fünf Jahren zu erneuernden päpstlichen Indults. Ein Kind von vier Jahren mochte als Stiftsdame aufgenommen werden, auf den Beweis von vier adeligen Generationen von Vater- und Mutterseite. In Remiremont soderte man strengere Proben, da mußte eine 200jährige adelige Filiation bewiesen werden, und wurde der zu führende Beweis für die Mutter so genau, wie für den Vater genommen. Diesen Unterschied in den Erigenzen der beiden Gestifte wußte das gemeine Leben durch den Gegensatz, „les dames de Remiremont, les demoiselles d'Epinal," auszudrücken. Eine Präbende ertrug höchstens 1200 Livres, außerdem besaßen die ältern Fräulein auf dem engen, durch unansehnliche Gebäude entstellten, Klosterhofe ihre Curien. Erledigte Präbenden wurden von den einzelnen Capitularinnen, nach der Ordnung ihrer Anciennität, vergeben, und hatte diejenige, welche eine solche Präbende ertheilte, lebenslänglich deren halben Ertrag zu genießen. Gemeiniglich verfügte die Turnaria zu Gunsten einer Nichte, oder es wurde die Präbende anieçée, wie es auch in dem Falle hieß, daß zwischen der Verleiherin und Empfängerin der Pfründe keine Verwandtschaft bestand. Der Stiftsfräulein waren, die Äbtissin ungerechnet, 18; sie gingen zur Mette Morgens um 7, kamen um 8½ Uhr nach Hause, wohnten um 9 Uhr der Stiftsmesse bei, und hielten Vesper um 3 Uhr. Im Chor trugen sie einen weiten Mantel von schwarzem Wollenzeuch, der mit weißem Pelze besetzt, und woran eine sehr lange Schleppe war. Um die Haube schlugen sie eine leinene Binde von zwei Zoll Breite, und darüber ein schwarzes Bändchen; diese Binde hieß „le mari," und wurde auf der Straße, wie im Chor beibehalten. Im Chor trugen die Fräulein ferner eine schwarze Coëffe, unter dem Kinne zugebunden an dem linken Arme ein sehr schmales, bis zu des Kleides Saum herabhängendes Almutium, und über der gewöhnlichen Kleidung ein Scapulier von weißer Leinewand mit einem schwarzen Flor oben über. Dieses Scapulier von vier Zoll Breite, wurde unter dem Kinne befestigt, und diente als eine Guimpe. Über dem Kleide, von der rechten Schulter zur linken Hüfte, wurde, seit den Zeiten der Äbtissin von Lenoncour, ein blaues, vier Finger breites, Band angebracht, daran ein goldnes Kreuz, in der Form eines Malteser-Kreuzes, befestigt. Auf der einen Seite des Kreuzes erschien das Bildniß des heil. Goëric, geborenen Herzogs von Aquitanien, als Stiftspatron, auf der andern Seite die heil. Jungfrau. Mittels eines Ringes dem Bande angehängt kam das Kreuz ungefähr auf dem Herzen zu ruhen. Statt dieses großen Bandes dienten aber im Hause oder bei Besuchen, ein weniger unbequemes Bändchen, an welchem das Kreuz befestigt. Auch wurde die Coëffe, die ungleich größer, als jene andrer Stiftsdamen, nur für den Chor unter dem Kinne zugebunden, außerdem hingen die beiden Enden rückwärts frei herab. Der Dignitäten waren drei, die Äbtissin, mit einem Einkommen von etwa 8000 Livres, die Dechan und die Secrette. Am Ostertage, bevor die Fräulein Communion gingen, waren sie gehalten, die Äbtissin zu begrüßen, jede persönlich, mit folgenden Worten: „Madame, je vous remets mon propre, et je vous demande la permission de tester." Darauf hatte die Äbtissin zu entgegnen: „Madame, je vous rends votre propre, et je vous donne la permission de tester." Dieser, wenn auch nur momentane, Verzicht auf jedes Eigen-

Digitized by Google

Frauenrecht ist ungezweifelt ein Überbleibsel vormaliger klösterlicher Disciplin, viel bedeutender, als der Gebrauch, nach welchem die Fräulein, um die Stadt zu verlassen, dafür der Äbtissin Erlaubniß, die zwar niemals zu verweigern, einholen mußten. Die Stiftskirche, die zugleich die einzige Stadtpfarre, hatte zu ihrer Bedingung vier Stiftskanonici, die wöchentlich in der Pfarradministration sich abbiseten, einen Sacristan, hier le prêtre-chancelier genannt, den Epistolaire oder Subdiakon und den Crösier, alles Stellen, so von den Stiftsdamen vergeben wurden. Die Pfarre war seit 1518 dem Stifte einverleibt. Die Kirche besitzt sechs große Gemälde von Bataille, des heil. Goëric's Leben darstellend, und außer dem Leichname dieses heiligen Bekenners (19. Sept.), auch noch, seit 1644, jenen des heil. Augerus, Auger, der bis dahin in einer Feldkapelle, 1½ Stunde von der Stadt, beigesetzt gewesen. Eine halbe Stiftspräbende war für St. Goëric's Hospital ausgesetzt. Unter der Beamtung des Stifts standen der Prévôt-Secretaire, der Procureur-Receveur, der Grenetier (Kastner) oben an. Des heil. Goëric's Grab zog der Andächtigen viele herbei, welche in dessen Nähe ihr Leben zu beschließen wünschten, und der Ort, der ursprünglich nur aus fünf, nach Dognöville eingepfarrten Hütten bestanden, erwuchs zu einer bedeutenden Gemeinde, für welche K. Otto II. d. d. Mantua, den 20. Juni 983 dem Bischof Theoderich von Metz nicht nur die Markt-, sondern auch die Münzgerechtigkeit bewilligte. Zum Schutze der aufblühenden Stadt erbaute, wie es scheint, Bischof Adalbero II. auf der anliegenden Höhe eine Feste, in welcher nachmals des Ortes Schirmvoigt sich gegen seinen Oberherrn, den Erwählten zu Metz, Stephan von Bar, vertheidigte. Die coutumes générales du bailliage d'Epinal wurden in des Amtmanns von Ragecourt Zeiten von den drei Ständen des Herzogthums verzeichnet, und nachmals, den 23. Sept. 1605, von Herzog Karl III. homologirt. Blasius André hat sie in Druck gegeben, Nancy 1607, in kl. 4.; man hat auch eine spätere Ausgabe, bei Thomas, 1761, gedruckt. Der Art. 11 des Tit. I. gibt eine kurze Nachricht von der Einrichtung des städtischen Regiments in frühern Jahrhunderten. Da heißt es: „En la ville du dit Epinal y a un conseil composé de quarante personnes assermentées par le dict sieur bailly, entre lesquels sont compris les quatre gouverneurs, qui sortans de leurs charges, font deux billetz d'election de chacun quatre conseillers, qu'ils envoyent et donnent au dict sieur bailly, lequel en doibt choisir l'un, et ceux qui sont dénommés en iceluy, sont tenus en accepter et exercer la charge pour l'année suivante, qui consiste au gouvernement de la police, régime et administration des affaires et biens de la dicte ville." Das Stadtwappen zeigte im blauen, mit goldenen Lilien besäten Schilde, ein silbernes Kreuz. (v. *Stramberg.*)

EPINAY. 1) E., Gemeindedorf im französischen Departement der Eure (Normandie), Canton Beaumesnil, Bezirk Bernay, liegt vier Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 580 Einwohner. 2) E., Gemeindedorf im Departement der Seine (Ile de France), Canton und Bezirk St. Denis, hat eine Succursale, Kattunmanufacturen, Calicotsfabriken und 750 Einwohner. Es hat eine angenehme Lage auf dem rechten Ufer der Seine an der Straße von Paris nach Rouen. Die Könige der ersten Dynastie besaßen hier ein Lustschloß, in welchem König Dagobert starb. 3) E. sur Odon, Gemeindedorf im Departement Calvados (Normandie), Canton Villers-Bocage, Bezirk Caen, hat 915 Einwohner. 4) E. sur Orge, Gemeindedorf im Departement der Seine und Oise (Ile de France), Canton Longjumeau, Bezirk Corbeil, hat eine Succursalkirche und 563 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

EPINAY (Louise Florence Petronelle de la Live d'), bekannt durch die schwärmerische Verehrung, welche Rousseau eine Zeit lang für sie hegte, und durch die Feindseligkeit, mit welcher er später gegen sie auftrat. Ihr Vater, Tardieu Desclavelles aus Flandern, ein Mann von Stande, fand seinen Tod im Kriegsdienste Ludwig's XV. Aus dankbarer Erinnerung verschaffte man seiner Tochter, der er nur ein geringes Vermögen hinterlassen, die Hand eines der reichsten Finanzbeamten, des ältesten Sohnes eines Herrn Delalive von Bellegarde, welcher, gleichsam als Mitgift, eine einträgliche Finanzpächterstelle erhielt. Im Schooße des Überflusses, und unter den damit verbundenen Täuschungen verflogen der Frau von Epinay die ersten Jahre ihres Ehestandes. Durch die Verschwendung ihres Gemahls aber zerrann dieser Traum nur allzubald. In der Zeit jenes anfänglichen Glücks nun lernte sie Rousseau kennen. Obschon sie nicht schön war, so fühlte er sich doch durch ihre Anmuth, ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit unwiderstehlich angezogen; in seinen „confessions" schildert er seine Empfindungen für sie in den glühendsten Farben. Auch sie blieb nicht ungerührt für seine Huldigungen und überhäufte ihn mit Wohlthaten, wobei sie das Zartgefühl, die feinen Rücksichten und jene kleinen Aufmerksamkeiten der innigsten Freundschaft beobachtete, welche bei der schroffen Sonderbarkeit und reizbaren Empfindlichkeit Rousseau's, den sie „ihren Bären" nannte, nothwendig waren. So ließ sie 1756 im Thale Montmorency in ihrem Parke von la Chevrette für ihn ein kleines Haus bauen, so bekannt unter dem Namen der „Ermitage Rousseau's," wohin noch jetzt so viele Wanderungen gemacht werden.

Anfangs war er ganz Dankbarkeit für die überschwengliche Güte seiner Wohlthäterin. Als er sich aber verdunkelt glaubte durch den Baron Grimm, den er bei Frau von Epinay selbst eingeführt hatte, loderte seine Eifersucht in lichten, unverhüllten Flammen auf, und er ward ihr erbitterter Feind, uneingedenk alles dessen, was er in verschwenderischem Maße von ihr empfangen. Er trug seine glühende Liebe auf eine Stiefschwester der Madame d'Epinay über, schilderte diese unter „Julie d'Etanges und St. Preux," und weckte dadurch nicht minder die schmerzlichen Gefühle der Eifersucht in der, welche er früher so feurig angebetet hatte.

Außer dem Kummer über ihren dahinschwindenden Wohlstand hatte Madame d'Epinay auch noch die Last körperlicher, schmerzlicher Leiden in ihren zehn letzten Le-

Digitized by Google

bensjahren zu ertragen. Gleichwol verwendete sie die freien Pausen zur Abfassung ein Werks: „les conversations d'Emilie," der Erziehung ihrer Enkelin, Mademoiselle de Belsunce, nachmaliger Madame de Beuil, gewidmet. Es erschien zuerst 1781 und in der 5. Auflage 1785. Dieses wohl geschriebene Werk, obschon etwas kalt und eintönig, enthält ungefähr alles, was in den Ideenkreis von Kindern vom 5—10. Jahre passen kann, fand großen Beifall, wurde in mehre Sprachen übersetzt und erwarb der Verfasserin von der französischen Akademie den Preis für die nützlichste Jugendschrift, von Monthion, damaligem Kanzler des Grafen von Artois ausgesetzt, den 16. Jan. 1783, vor ihrer Mitbewerberin, der Frau von Genlis, welche sich gleichfalls durch ein Werk: „Adele und Theodor," um denselben beworben hatte. Weniger verbreitet sind ihre: „lettres à mon fils" 1758, „mes momens heureux" 1752. Von ihren gehaltreichen Memoiren, sowie von ihrem Briefwechsel mit Rousseau, Voltaire, Büffon, d'Alembert, Diderot, Richardson, dem Abbé Galiani, Necker, Grimm, Holbach, Lambert, Duclos u. A. erschien 1818 ein höchst interessanter Auszug zu Paris in 3 Bdn., ein wahres Gemälde der ausgearteten Sitten unter den höhern Ständen in Frankreich, während der Regierung Ludwig's XV. Madame d'Epinay starb im April 1783. (Confessions de *Rousseau*. Biograph. univers T. XIII. art. *Epinay*.) (*A. Herrmann*.)

EPINETTE, oder Sapinette, wird das in Amerika aus Malz oder Zucker bereitete Bier genannt, welches statt des Hopfens mit den Sprossen der Balsamtanne, Pinus balsamea, versetzt wird. Auch in England wird das sogenannte spruce beer mit dem Extract jener Sprossen, welches in Amerika verfertigt und ausgeführt wird, bereitet. In Teutschland werden an einigen Orten die Sprossen der gewöhnlichen Tannen, Pinus Abies, ebenfalls als Surrogate des Hopfens benutzt, wodurch das Bier einen, wenn auch nicht unangenehmen, doch für den Kenner leicht wahrnehmbaren eigenthümlichen Geschmack und blutreinigende Eigenschaften erhält. Ob aber ein solcher Zusatz oder Ersatz von rechtlichem Standpunkt aus zu gestatten ist, dürfte sehr zu bezweifeln sein; in Baiern würde er, wenn es zur Kenntniß der Behörden käme, eine Confiscation und Vernichtung des Bieres bedingen.

(*Döbereiner*.)

EPINEUIL, Gemeindedorf im französischen Departement des Cher (Bourbonnois), Canton Saulzais le Pothier, Bezirk St. Amand, hat 980 Einwohner. Ein zweites Epineuil, welches eine Succursalkirche, 200 Häuser und 658 Einwohner hat, liegt im Departement der Yonne (Champagne), Canton und Bezirk Tonnerre, unweit des Armançon und erzeugt vortrefflichen Wein. (Nach Barbichon.) (*Fischer*.)

Epinikia, s. Lyrik.

EPINOY, ESPINOY, ein Name, der mehren Ortschaften des wallonischen Belgien gemeinschaftlich. Diejenige, von welcher hier die Rede, bildet mit dem ½ Stunde von da entlegenen, bedeutendern Carvin eine Gemeinde von mehr denn 500 Häusern und 3000 Einwohnern, die vormals dem Amte Lens der Provinz Artois zugetheilt, jetzt einem Canton (Carvin-Epinoy) des Bezirks von Bethune, Departement Pas-de-Calais, den Namen gibt. Zu Epinoy wurde geboren S. Drogo, der Beichtiger, nach Miraei Zeugniß ein Helfer wider Bruch und Steinschmerzen, dessen Leichnam aber zu Sebourg, unweit Valenciennes, ruht. Seit dem J. 1545 haftet auf Epinoy die fürstliche Würde, von Kaiser Karl V. dem Hause Melun verliehen. Als Vicomte der Stadt Melun, an der Seine, wird 991 Galo genannt, es ist aber Josselin I. Vicomte von Melun, der an der Spitze der Ahnentafel dieses großen Hauses, und zugleich als einer der bedeutendsten Barone an dem Hofe der Könige Hugo Capet und Robert erscheint. Er vergabte 998 das Dorf Noisy-le-sec bei Bondy an die Abtei St. Maur-des-fossés, in welcher er selbst als Mönch später sich einkleiden ließ. Sein Sohn Herbert wird 1030, sein Enkel, Wilhelm I., 1042 genannt. Wilhelm's Sohn, Ursio I., beschenkte 1065 die Abtei St. Aubert zu Cambray mit einem kunstreichen, bis auf die letzten Zeiten aufbewahrten Reliquarium, und kommt 1070 in einer Urkunde der Abtei Ferrieres vor. Wilhelm II., Vicomte von Melun, von Ursio's Söhnen der ältere, erlangte 1084 von König Philipp I. die Bestätigung der Privilegien, welche von frühern Königen, auf der Vicomte Betrieb, der Abtei St. Pere zu Melun verliehen worden, und schloß sich dem von Gottfried von Bouillon geführten Kreuzheere an. Wegen der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher die von ihm geführte Streitart auch die festeste Rüstung zerschmetterte, hatte Wilhelm den Beinamen Carpentarius, le Charpentier, der Zimmermann, empfangen, und in jedem Gefechte mit Ehren behauptet; aber der Körperkraft unangemessen zeigte sich des Gemüthes Stärke, und verzagend ob der Entbehrungen und Beschwerlichkeiten der Belagerung von Antiochia, entfloh der Vicomte dem Lager: „sed hoc non metu proeliorum, ut speramus, fecit, sed tantam famis iniuriam pati nunquam didicerat," schreibt Robert, der Mönch von St. Remigienabtei zu Reims. Von Tancred ereilt in seiner Flucht, wurde er nach dem Lager zurückgebracht, in Gesellschaft eines Ausreißers von noch höherer Bedeutung, Peter's des Einsiedlers. Erwägend des Zimmermanns von dem Mönch Robert besprochene königliche Abstammung, und zumal dessen nahe Vetterschaft zu dem Grafen Hugo von Vermandois, dem Bruder K. Philipp's I., wollte Tancred ihn der Verachtung der Kreuzfahrer nicht Preis geben, nur nahm er den beschämten Ausreißern das eidliche Gelöbniß ab, daß sie nie wieder das Heer verlassen wollten. Anders aber urtheilten die versammelten Fürsten; in der Betrachtung, daß vormals unter gleichen Umständen Wilhelm das gegen die Mohren in Spanien ziehende christliche Heer verlassen habe, verhängten sie Strafe über ihn. Die ganze Nacht mußte er unter freiem Himmel vor Boëmund's Gezelt zubringen, und am Morgen wurde er Boëmunden vorgeführt, um den seiner Weichlichkeit geziemenden Verweis zu vernehmen, dann, in Gegenwart mehrer Herren, den von Tancred empfangenen Eid zu wiederholen. Trotz seiner Schwüre unterlag aber Wilhelm gar bald neuer Versuchung; mittels einer Strickleiter von der Stadtmauer sich herablassend, entkam er aus dem von den

Digitized by Google

Türken hart bedrängten Antiochia, und es gelang ihm, unter unsäglichen Mühseligkeiten den Hafen von St. Simeon zu erreichen, wo er sofort sich einschiffte. Doch mag der Beiname „furtivi funambuli," den er mit den Genossen seines unwürdigen Beginnens zu theilen hatte, den Aufenthalt in der Heimath ihm verleidet haben, denn 1101 treffen wir ihn in des Grafen von Vermandois Gesellschaft auf einem abermaligen Kreuzzuge begriffen. Das Heer, dem er sich angeschlossen, wurde an den Ufern des Halys beinahe vernichtet, aber sammt Hugo von Vermandois entrann der Zimmermann dem Blutbade, und während jener in Tarsus sein Leben aushauchte, überstieg dieser das Gebirge, um wohlbehalten der Christen Gebiete am Jordan zu erreichen. Er befand sich in Tancred's Gefolge, als von dem Flusse von Arsuf aus, im September 1102, dieser eine Botschaft an den König von Jerusalem richtete, die Wiedereinsetzung des Patriarchen Dagobert zu fodern, mit dem Zusatze, daß bis dahin solches geschehen, weder von Tancred, noch von seinen Verbündeten, dem Grafen Balduin von Edessa und dem Herzog von Aquitanien, noch von allen Männern ihres Gefolges die mindeste Hilfe gegen die Sarazenen zu hoffen sein werde. Gleich darauf, zur Zeit der Herbstnachtgleiche, schifften der Herzog von Aquitanien, der Zimmermann und mehr denn hunderttausend andere Pilgrime sich ein, um der Heimath zuzusteuern. Aber am dritten Tage erhob sich ein fürchterlicher Sturm, zu begraben in den Wellen oder zu werfen auf feindliche Küsten von Pilgern und Schiffen die Mehrzahl, und kaum ein Zehntel von den 300 Fahrzeugen konnte der Reise sicheres Ziel erreichen. Des Zimmermanns Bruder Manasses, dem Castellan von Cambray ein getreuer Helfer in der Widersetzlichkeit gegen den Bischof, und namentlich aufgeführt in einer Urkunde Philipp's, von 1110, wurde in der Ehe mit Margaretha, der Tochter von Milo, dem Vicomte von Troyes, ein Vater von zwei Söhnen, Hilduin und Ursio II. Hilduin, Vicomte von Melun und durch seine Frau Herr von Marolles in Brie, um 1120, starb ohne Kinder. Ursio II., Vicomte von Melun, bekennt 1138, daß ihm keinerlei Art von Gerechtsamen zustehe in der Abtei St. Maur Besitzungen zu Moisenay und Courceaux, und wurde der Vater Johann's I., der Großvater Josselin's II., der mit Alpais die Herrschaft Blandy erheirathete und 1156 die Hälfte des Waldes von Fescus an die Abtei Barbeaux vergabte. Josselin's Sohn, Ludwig I., Vicomte von Melun, wird 1172 und 1183 genannt, und hinterließ acht Kinder aus seiner Ehe mit Gisela. Der zweite Sohn, Johann von Melun, Archidiakon der erzbischöflichen Kirche zu Sens 1216, Bischof zu Poitiers 1235, starb in hohem Alter den 11. Sept. 1257, wurde aber nicht in seiner Domkirche, sondern in der Ahnen Gruft, in der Kirche der Abtei du Jard, Augustinerordens, unweit Melun, beigesetzt. Daselbst war, bis zu der Revolution, vor dem Hochaltar sein Grabdenkmal zu schauen. Des Bischofs älterer Bruder, der Vicomte Adam I., verglich sich im November 1200 mit dem Prior von Nôtre-Dame-des-champs zu Paris, wegen eines Streites um die Grundherrlichkeit und das Gehölz von Blandy, wo bis auf den heutigen Tag eine der stattlichsten Burgen Frankreichs die Größe der alten Vicomtes von Melun verkündigt. Blandy ist von Melun zwei Stunden nordöstlich entlegen. Im J. 1207 wurde Adam von K. Philipp August mit einem Heere dem Vicomte von Thouars entgegengestellt, und büßte Almerich VII. von Thouars mit Niederlage und Gefangenschaft den verunglückten Versuch, wiederum zu erheben der Engländer Panier. Mit gleichem Glück und Ruhm stritt der Vicomte von Melun in der Schlacht bei Bouvines, 1214, er folgte des Königs ältestem Sohne, dem Prinzen Ludwig in den Zug gegen die Albigenser, in Languedoc, und begleitete ihn auch zu dem weitaussehenden, von den empörten Baronen Johann's von England vorgeschlagenen Unternehmen. Aber es scheint dessen Schwierigkeiten der Vicomte empfunden zu haben, vor seinem Aufbruch opferte er auf St. Johannis Altar zu Jard reichliche Geschenke, dann ließ er, in dem Augenblicke beinahe der Einschiffung zu Calais, den Sonntag nach St. Niclasenmesse 1216 seinen letzten Willen aufnehmen. Es hat auch Adam den Ausgang der Fehde nicht erlebt, sintemalen er zu London den 22. Sept. 1217 sterben müssen. Sogleich erhob sich das Gerücht, er habe an sein Sterbelager einige ihm befreundete englische Barone beschieden, und ihnen bekannt, daß er mit dem Prinzen Ludwig und mit 15 andern Franzosen, den einflußreichsten Räthen des Prinzen, sich verschworen habe, die Eingebornen von England als Menschen zu behandeln, deren Treulosigkeit zu dem angebornen, ihre Treulosigkeit zu dem künftigen Herrn im Voraus ankündige. Dieses Gerücht, abgeschmackter nicht als jene von der Pulververschwörung und dem papistischen Complot und dem großen londoner Brande, fand willigen Glauben in der Heimath der Leichtgläubigkeit, und wirkte entscheidend zum Nachtheil der Franzosen. Adam's Hausfrau, Aremburgis, wird in einer Urkunde von 1220 genannt. Sein ältester Sohn, der Vicomte Wilhelm II., bestätigte 1220 der Cistercienserabtei Vauluisant, in dem Sprengel von Sens, das ihr von seinem Großvater, Ludwig I., verliehene droit de salage, und starb den 4. Mai 1221, aus seiner Ehe mit Agnes, der Erbin der Baronie Montreuil-Bellay in Anjou [1]), vier Kinder hinterlassend. Der ältere Sohn, Adam II., Vicomte von Melun und Herr von Montreuil-Bellay, stiftete 1264, zu Ehren U. L. Frauen, in der Burg Blandy eine Kapelle, und starb den 9. Febr. 1270, nachdem er in seiner zweiten Ehe mit Comtesse von Sancerre, Frau auf Marcheville und la Loupe, und Tochter Stephan's von Sancerre, des Herrn von Châtillon-sur-Loing, ein Vater von sieben Kindern geworden, darunter die Söhne Wilhelm III., Adam III., Johann und Simon. Simon, Herr auf la Loupe und Marcheville, folgte, von vier Rit-

1) La baronie de Montreuil-Bellay est considérable, et a environ 120 hommages. Le seigneur de Chourée, qui en relève, est obligé, lorsque la dame de Montreuil-Bellay va la première fois à Montreuil-Bellay, de la descendre de sa haquenée ou cheval, chariot ou carosse, et de lui porter un plein sac de mousse ès lieux privés de sa chambre. (Aveu de la terre de Montreuil-Bellay.)

Digitized by Google

tern begleitet, dem K. Ludwig IX. in den Zug nach Tunis, 1269, bekleidete 1281 das Amt eines Seneschalk von Perigord, Querci, Limosin und Carcassonne, und wurde 1290 zum Marschalk von Frankreich, 1292 aber zum Hüter der Grafschaft Hennegau bestellt. Vermählt seit 1265 mit Maria Anna, Frau auf la Salle und Viezyy, stiftete er mit deren Willen 1300 in U. L. Frauenstiftskirche zu Clery vier Canonicalpräbenden. Er fand den Tod in der Schlacht bei Courtray, den 11. Juli 1302, und ist seine Nachkommenschaft 1393 erloschen in der Person seines Urenkels, Simon's III. von Melun, auf la Salle-les-Clery, Viezyy und la Loupe, in Perche, welches letzte Gut jedoch dieser Simon selbst noch 1383 an Reinold von Angennes verkaufte. Des Marschalls Simon Bruder Johann wurde der Stammvater der Linie von la Borde-le-vicomte und Normanville, von welcher weiter unten. Wilhelm III., von den Söhnen Adam's II. der älteste, vermählte sich 1260 mit Alix von Chacenay, des Grafen Guigo IV. von Forez Witwe, und folgte 1269 dem heil. König Ludwig in den Kreuzzug nach Afrika, „aux gages de 5000 livres et bouche à cour en l'hostel du Roy." Denn es zählte der Vicomte zwölf Ritter unter seinen drei Panieren. Auch für Karl von Anjou hat nachmals Wilhelm gestritten, und von ihm zum Lohn, als eine Grafschaft, die Insel Corsica empfangen; ein Geschenk zwar, von dem es zweifelhaft, ob nutzloser oder beschwerlicher zu erringen und zu behaupten der Besitz. Es ist aber Wilhelm, bevor er diese Frage zu Erledigung bringen, kinderlos im J. 1278 verstorben, und hatte er zum Erben seinen Bruder, Adam III., der sich 1293 mit Wilhelm Crespin in die von dem Hause Sancerre herrührenden Herrschaften Châtillon-sur-Loing, Concorsaut und Bailleul theilte, den Dinstag vor Weihnachten 1300, mit Zustimmung seiner Hausfrau, Johanna von Sully, Concorsaut in Berry verkaufte, und nach 1304 starb. Er hinterließ acht Söhne, von denen Wilhelm, zum Erzbischof von Sens erwählt (1315), die Einsetzung der Frohnleichnamsprocession veranlaßte und am 27. Oct. 1329 verstarb. Philipp, der Besitzer der Herrschaft St. Maurice-sur-Laveron, wurde 1335 zum Bisthume Chalons-sur-Marne, 1338 zum Erzbisthume Sens erhoben, und starb in solchem den 7. April 1345. Heinrich von Melun, Ritter 1309 und Besitzer der Herrschaft Châtillon-sur-Loing, starb 1342, aus seiner Ehe mit Margaretha, einer Tochter des Vicomte von Orléans, die Söhne Ludwig und Heinrich hinterlassend, welche beide ohne Kinder geblieben sind. Ludwig verkaufte am 4. Jan. 1358 um 7700 Goldthaler an Nicolaus Braque das feste Haus zu Châtillon-sur-Loing, sammt drei Viertel der Stadt und Gerichtsbarkeit. Johann II., von Adam's III. Söhnen der älteste, folgte dem Vater in der Vicomté Melun, in den Herrschaften Blandy und Montreuil-Bellay, vermehrte auch gar sehr solches Besitzthum durch seine vor dem Jahre 1316 eingegangene Heirath mit Johanna von Tancarville, der Tochter und Erbin Robert's von Tancarville, des Erbkämmerers der Normandie, und Frau Alisen von Pons, der Eigenthümerin der Herrschaft Blaye-sur-Gironde. Die Vicomtesse starb 1325, und der Witwer ging, laut Vertrag d. d. Neufville-en-Hez, den 30. Nov. 1327, die zweite Ehe ein mit Isabella von Antoing, Hugo VI. von Antoing und der Maria von Sottegem Tochter, und Witwe in erster Ehe des Heinrich von Gaësbeke, und in anderer Ehe des Alfons de la Cerda. Isabella wurde in ihrer dritten Ehe Mutter von drei Kindern, worunter der einzige Sohn Hugo, starb den 6. Dec. 1354, und fand ihre Ruhestätte in der Kirche zu Antoing. Ihr Eheherr Johann von Melun wurde durch Urkunde d. d. Lagny, im December 1313, von K. Ludwig X. in dem Münzrechte, wie solches den früheren Vicomtes verliehen gewesen, bestätigt. K. Philipp der Lange, dessen Gunst er schon vor der Thronbesteigung sich gewonnen, verlieh ihm 1318 das Amt eines obersten Kämmerers von Frankreich. Auch den folgenden Königen, Karl dem Schönen und Philipp von Valois, leistete Johann getreue und nützliche Dienste, und erscheint er namentlich, wie K. Eduard III. von England die Lehen über Guyenne empfing, den 6. Juni 1329, in den Verrichtungen eines obersten Kämmerers. In dem kurzen Feldzuge vom Mai — 17. Juni 1340 diente er mit 9 Rittern und 62 Wäpelingen in dem von dem König unmittelbar geführten Heerhausen, er wurde auch von Philipp zu einem der Executoren seines Testaments vom 24. Mai 1347 benannt, starb aber kurz vor dem Monarchen, in demselben J. 1350, und wurde in der Abtei du Jard beerdigt. Von den sieben Kindern seiner ersten Ehe starb der zweite Sohn, Adam, nach dem 23. April 1362, ohne Nachkommenschaft; es hatte derselbe bei den Königen Johann und Karl V. das Amt eines ersten Kammerherrn bekleidet, von K. Johann auch Château-Landon und Metzle-maréchal zu lebenslänglichem Genusse empfangen. Der dritte Sohn, Wilhelm, Domherr an U. L. Frauenkirche zu Paris, wurde 1346 zum Erzbischof von Sens erwählt, präsidirte den 14. März 1350 einem Provincial-Concilium, und genoß der besondern Gunst K. Johann's, an dessen Seite er in der Schlacht bei Poitiers in Gefangenschaft gerieth. Gegen Bürgschaft entlassen, schloß er von seinem Bruder, dem Grafen von Tancarville, und von dem Grafen von Eu unterstützt, zu Bordeaux Waffenstillstand auf zwei Jahre, der aber von Seiten des pariser Volkes nur mit Beschimpfungen ihm gelohnt wurde. Der Erzbischof und seine Helfer als Verräther gehöhnt, sahen sich gezwungen, außerhalb der Stadt Sicherheit zu suchen. Wilhelm kehrte in die Gefangenschaft zurück, und vermittelte in solcher den Friedensvertrag von 1359, durch welchen des Königs Freiheit mit der Abtretung von der Normandie, Aquitanien, Saintonge, Poitou, Touraine, Anjou, Maine, Boulonnais und Ponthieu erkauft werden sollte. Ein solcher Vertrag konnte natürlich der Reichsstände Genehmigung nicht erhalten. Von Papst Urban V. 1362 des Erzbisthums entsetzt, wurde Wilhelm durch König Johann's Fürbitte bald wieder in seine Würde eingeführt. Er starb den 4. Mai 1378, mit Hinterlassung eines natürlichen Sohns, jenes Bastardes von Sens, der 1389 als ein in der Compagnie des Vicomte Wilhelm IV. von Melun dienender Wäpeling aufgeführt wird. Des Erzbischofs ältester Bruder, Johann III., Vicomte von Melun, Graf von

Digitized by Google

Tancarville, Herr von Montreuil-Bellay, Blandy und Varenguebec, Erbkämmerer der Normandie, verkaufte 1344, in gesammter Hand mit seinen Brüdern, die mütterliche Herrschaft Blaye-sur-Gironde an Reinald von Pons. Gefangener eines englischen Ritters, sah er sich genöthigt, durch Tauschvertrag vom 25. Oct. 1348 seine Baronie Meſedon und anderes Eigenthum im Lande Caux an die Abtei Greſtain, bei Honfleur abzutreten, um der Abtei Beſitzungen in England zu erwerben, welche ihm ſtatt des Löſegeldes abgefodert worden. Solchen Verluſt zu erſetzen, gab der König ihm am 8. März 1350 la Trouviere, bei Montreuil-Bellay; es wurde ihm auch vergönnt, des Vaters Nachfolger in dem Oberſtkämmereramt zu werden. Im December 1351 wurde er zu des Königs Lieutenant in Bretagne beſtellt, am 4. Febr. 1352 ſeine Baronie Tancarville zur Grafſchaft erhoben. In der Schlacht bei Poitiers gerieth er in Gefangenſchaft, und aus ſolcher kaum befreiet, 1359, wurde er zu einem der Commiſſarien für die Abſchließung des Friedensvertrags von Bretigny ernannt, dann als Geiſel für deſſen genaue Erfüllung den Engländern überliefert. Am 4. Nov. 1360 wurde er in des Königs étroit et grand conseil aufgenommen, unter der Verpflichtung, ſtets um des Monarchen Perſon zu ſein, und am 1. Dec. n. J. wurde ihm das Amt eines Souverain maître des eaux et forêts de France verliehen, das er bis zum 1. Nov. 1362 ausübte. Am 24. April 1361 wurde er zum Generallieutenant für die Provinzen Berry, Nivernais, Bourbonnais und Auvergne beſtellt, und am 30. Nov. n. J. beauftragt, von dem dem König, als nächſtem Erben, anheimgefallenen Herzogthume Burgund Beſitz zu nehmen, nachmals aber zum Statthalter oder Lieutenant dieſer Provinz, ſowie der Grafſchaft Champagne und Brie, und der Ämter Sens, Macon und St. Pierre-le-moûtier ernannt. Er verrichtete noch verſchiedene Geſandtſchaften in England, Navarra und Bretagne, und ſtarb 1382, nachdem er bereits am 14. Januar 1374 ſeine Hausfrau, Johanna Crespin, vermählt um 1334, verloren hatte. Johanna, die älteſte Tochter und Haupterbin von Wilhelm VI. Crespin, dem erblichen Connétable der Normandie, auch Herrn von le Bec-Crespin, Varenguebec, Eſtrepagny, war in ihrer Ehe eine Mutter von drei Kindern geworden. Der ältere Sohn, Johann IV., Vicomte von Melun, Graf von Tancarville, Herr von Varenguebec und Montreuil-Bellay, Erbkämmerer und Connétable der Normandie, bekleidete, gleich Vater und Großvater, das Amt eines Oberſtkämmerers von Frankreich, war auch des Königs Lieutenant für Champagne und Brie, und Hauptmann zu Metz-le-maréchal, und genoß wegen dieſer Hauptmannſchaft einer Beſoldung von 400 Livres, ſo nachmals zu 1000 Livres erhöhet worden, einſchließlich jedoch der Nutzungen von dem Oberſtkämmereramt. Johann ſtarb vor 1385, ohne Kinder zu haben aus ſeiner Ehe mit Ida von Marigny [2]), des berühmten Enguerand Enkelin, vermählt 1348, und es beerbte ihn ſein Bruder Wilhelm IV. Dieſer diente mit 2 Rittern und 23 Wäpelingen bei der Belagerung von Bourburg, 1383, in des Königs Heer, und empfing zu Belohnung der in dieſem Feldzuge geleiſteten Dienſte 1000 Livres, ſowie am 12. Nov. 1385 weitere 500, und nochmals 1000 Livres im März 1387, die beiden letzten Poſten als Unterſtützung für die Wiederherſtellung der Burg Blandy, um welche er am 20. Mai 1385 die königliche Belehnung empfangen hatte. Die 60 Gleven, welche für den beabſichtigten Einfall in England zu ſtellen er verſprochen, führte er am 13. Sept. 1386 in Amiens zur Muſterung vor. Zu einer Sendung an den Hof von Bretagne, welche ihm 1387 geworden, hatte er den Biſchof von Langres zum Begleiter, gleichwie ihm für eine ähnliche Unterhandlung in Guyenne, Juli 1388, der Biſchof von Poitiers zur Seite ſtand. Juli bis September 1388 folgte er dem König in den Zug nach Jülich und Geldern, wobei er, als erſter Kammerherr, angewieſen, ſtets um des Monarchen Perſon ſich zu halten und für deren Beſchirmung zu wachen. Im J. 1393 ging er als Geſandter nach England, um für die Erhaltung des Friedenszuſtandes zu wirken, wenigſtens die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten in ſo lange zu verhüten, bis der König wieder hergeſtellt ſein würde. Im J. 1395 begleitete Wilhelm den Herzog von Orléans nach Avignon, um an der Heilung der großen Spaltung in der Kirche zu arbeiten; er ſtiftete auch in demſelben Jahre bei U. L. Frauenkapelle in der Burg Blandy zwei Kapläne, jeden mit 20 Livres Pariſis Rente; täglich ſoll eine Meſſe geleſen werden zu Gedächtniß und Frommen der Altvordern des Stifters, und haben die beiden Kapläne von Woche zu Woche um dieſe Meſſe zu alterniren. Von der Republik Genua, die ſich an Frankreich ergeben, nahm der Vicomte 1396 Beſitz, dann beſuchte er, um die nachbarlichen Zuſtände zu ordnen, Florenz und den Hof des Königs Jacob von Cypern, wo er den Bundesvertrag vom 7. Jan. 1397 zu Stande brachte. Im J. 1402 wurde er mit dem Amte eines Groß-Boutellirer von Frankreich bekleidet, und am 29. April 1402 der Rechnungskammer zum erſten Präſidenten Laienſtandes gegeben. Dieſe Präſidentſchaft war dem Boutellireramte anklebig. Am 12. Juni 1404 wurde er mit 220 Gleven in Beſtallung genommen, zu Hut und Vertheidigung der Stadt Cherbourg, deren Hauptmannſchaft ihm durch Urkunde vom 20. Sept. 1404 übertragen wurde, zu ſammt der Hut der Schlöſſer Beuſeville und Metz-le-maréchal. Er ſtiftete in Eſtrepagny 1404 ein Hoſpital, was ihm leicht fallen mußte, da er einzig als Mitglied des grand-conseil einen Gehalt von 3000 Livres zu beziehen hatte. Er folgte dem König in die Züge nach Tours und Amiens, und fand endlich bei

2) In der ehemaligen Stiftskirche zu Ecouis trägt eine Tafel von weißem Marmor die folgende Inſchrift:

Ci gît l'enfant, ci gît le père,
Ci gît la soeur, ci gît le frère,
Ci gît la femme et le mari,
Et ne sont que deux corps ici.

Eine Überlieferung will, daß hiermit die Grabſtätte eines Johann von Melun und einer Ides von Marigny angedeutet werde. Aber der Oberſtkämmerer konnte gleich wenig der Bruder und gleich wenig der Sohn ſeiner Hausfrau ſein. Die Collegialkirche zu Ecouis, zwei Stunden von Andelis, iſt eine Stiftung Enguerand's von Marigny.

Digitized by Google

Azincourt, 1415, den Tod, und in der Abtei du Jard seine Ruhestätte. Mit Johanna von Parthenay, Frau auf Semblançay, vermählt, laut Eheberedung vom 21. Jan. 1390, hinterließ er von ihr die einzige Tochter Margaretha, Vicomtesse von Melun, Gräfin von Tancarville, Frau auf Varenguebec, Estrepagny, Montreuil-Bellay, Blandy, Château-Renaud, Güter, welche sie sammt den Erbämtern eines Connétable und Kämmerer der Normandie, ihrem Ehegemahl, Jacob II. von Harcourt-Montgommery zugebracht hat, 1417.

Die Linie in Epinoy. Der Vicomte Johann II. von Melun war in seiner zweiten Ehe der Vater Hugo's geworden. Dieser erbte der Mutter reiche Besitzungen in den Niederlanden, Antoing, bei Tournay, Epinoy, Sottegem, in dem Lande Aëlst, die Burggrafschaft Gent, überließ den ersten Dinstag in der Fasten, 1354, Herrschaft und Castellanei Houdain, in Artois, seiner, in zweiter Ehe, an den Grafen von Eu, Johann von Artois, verheiratheten Schwester Isabella, und diente, obgleich er seinen Wohnsitz in den Niederlanden aufgeschlagen hatte, mit einer eigenen Compagnie den Königen Johann und Karl V. in ihren Kriegen mit den Engländern, namentlich 1353, 1369, 1370 und 1371. Er vermählte sich 1360 mit Margaretha von Pequigny, und nochmals, als Witwer, mit Beatrix von Beaussart, einer sehr reichen Erbin. Denn sie, Robert's von Beaussart und der Laura von Rosny älteste Tochter, besaß das herrliche Rosny, mit dem anstoßenden Villeneuve-les-Cheuvry, bei Mantes, ferner Wingles, Sauty, Croisilles, Courieres, Beaumez, die Castellanei Bapaume. Die beiden kinderlos verstorbenen Söhne seiner ersten Ehe hat Hugo, wie es scheint, überlebt; davon wird der jüngere, Heinrich, unter den Begleitern von des Herzogs Ludwig II. von Bourbon Ritterzug nach Tunis, 1390, und als einer der Streiter von Nikopolis, 1396, genannt. Der Sohn hingegen der zweiten Ehe, Johann von Melun, succedirte dem Vater als Burggraf von Gent, Herr von Antoing und Epinoy, gleichwie in den mütterlichen Gütern Rosny, Beaussart u. s. w. wurde 1432 mit dem Vließorden bekleidet, diente dem Herzog von Burgund als Rath, Kämmerer und Gouverneur von Douay, und starb in einem Alter von mehr denn 80 Jahren, den 15. Febr. 1484. Seigneur d'Antoing, Sottenghien, Beaumez, Metz-en-couture, Saulty et Wingles, Connestable de Flandres, et Viscomte de Gand et Chastelain de Beaupalmes wird er auf seinem Grabstein zu Antoing genännt. Neben ihm ruhen seine beiden Frauen, Johanna von Luxemburg, gest. den 9. Jan. 1460, und Johanna von Abbeville, Frau auf Boubers, in Ponthieu, Dompvast, Blequin, Freucqu, Caumont und Rolly, gest. den 11. Jan. 1480. Unter den fünf Kindern der zweiten Ehe der einzige Sohn, Johann II., Herr von Antoing, Epinoy und Beaumez, Burggraf von Gent, wird des Königs von Frankreich Rath und Kämmerer genannt in der Urkunde vom August 1486, welche aus seinen Herrschaften Boubers und Dompvast, so bisher vereinigt eine Pairie der Grafschaft Ponthieu ausgemacht hatten, zwei Pairien bildet. Johann starb den 26. Oct. 1513, aus seiner Ehe mit Maria von Saarbrücken-Commercy, Frau auf Bailleul, die Söhne Hugo, Robert und Franz, dann fünf Töchter hinterlassend; der älteste Sohn, Johann III., Marschall von Flandern, war vor dem Vater, den 29. Juli 1504, gestorben. Franz von Melun, zu Brügge 1505, nachmals auch zu St. Omer und zu St. Peter binnen Lille Propst, wurde zum Bischof von Arras erwählt, den 4. Jan. 1509, tauschte aber 1512 mit Philipp von Luxemburg, der ihm das Bisthum Terouanne überließ. Robert von Melun, Baron von Rosny und Dompvast, Gouverneur von Hall und Arras, des römischen Königs Maximilian und des Prinzen Karl von Spanien Rath und Maréchal de l'ost, Hauptmann über 12 Lanzen, 200 Artesaner zu Fuß und 64 berittene Arcieren, 1514, starb, ohne Kinder zu haben aus seiner Ehe mit Adriana von Stavele, Burggräfin von Furnes, welche er als des Johann von Croy Witwe geheirathet hatte. Von Hugo stammen die Burggrafen von Gent, von denen hernach. Der älteste Bruder, jener vor dem Vater verstorbene Johann III., hatte, außer dem Bastard Friedrich von Melun, auf Illiés, welcher der Stammvater der Nebenlinie in Cottenes geworden ist, in seiner Ehe mit Isabella von Luxemburg, Jacob's Tochter, zwei Kinder, Franz und Maria. Franz von Melun, Baron von Antoing, Herr von Beaumez, Wingles, Rosny, Boubers, Caumont, Richebourg, Herzelles, Rumingen, erblicher Connétable von Flandern, Castellan von Bapaume, hat nicht nur den Großvater, sondern auch die Mutter beerbt, welche als eine Erbtochter des Hauses Luxemburg-Richebourg, unter Richebourg und andere bedeutende Güter in Perche besaß. Von K. Ludwig XII. wurde seine Herrschaft Epinoy am 28. Nov. 1514 zu einer Grafschaft erhoben, was jedoch den neuen Grafen nicht abhielt, nachmals in Karl's V. Dienst überzugehen und von dem Kaiser den Kammerherrnschlüssel, den Orden des goldenen Vließes, und eine Ordonnanzcompagnie von 25 Lanzen anzunehmen. Er erbaute die Kirche der Annunciaden zu Bethune, welche seine Mutter, von ihrem benachbarten Stammhause Richebourg aus, sich zur Ruhestätte erwählt hatte, und starb im J. 1547. Zweimal verheirathet 1) mit Louise, des Grafen von Candale, Gaston von Foix, jüngerer Tochter, einer Schwester der Königin Anna von Ungarn und Böhmen, vermählt den 7. Juli 1514, gest. den 1. Oct. 1534; 2) mit Anna von Österreich, K. Maximilian's I. natürlicher Tochter, hatte er allein aus der ersten Ehe Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Hugo von Melun, Fürst von Epinoy, Herr von Roubais und Antoing, Connétable von Flandern, Castellan von Bapaume, erhielt von K. Karl V. die fürstliche Würde, radicirt auf das zugleich 1545 errichtete Fürstenthum Epinoy, und fand den Tod in einem unweit Dourlans, an der Authie, den Franzosen gelieferten Gefechte, den 13. Aug. 1553. Aus seiner Ehe mit Yolantha von Barbançon, genannt von Werchin, Frau auf Werchin, Walincourt, Cisoin, Roubais, Erbin des Seneschalkenamtes von Hennegau (die Eheberedung ist vom 3. Oct. 1545), kamen sechs Kinder, Karl, Peter, Robert, Jacob, Helena und Anna Maria. Karl, Fürst von Epinoy, starb zu Venedig, 1579, unvermählt; sein jüngster

Digitized by Google

Bruder, Jacob von Melun, Herr von Sauti, hatte bereits, 1560, diese Zeitlichkeit verlassen. Robert von Melun, Marquis von Roubais, Herr von Richebourg und Caumont, nahm, nach dem Tode seines Vetters Maximilian, als dessen Erbe, den Titel eines Burggrafen von Gent, hieß aber nach seines ältesten Bruders Absterben gewöhnlich der Marquis von Richebourg, und später von Roubais; ein Namenwechsel, welcher häufig sogar die gleichzeitigen Geschichtschreiber zu Abwegen führte. In dem allgemeinen Abfalle der Niederlande ergriff Robert die Partei der Generalstaaten, und der große Einfluß, den er als einer der wirksamsten Anhänger des Herzogs von Aërschot erlangte, erregte zeitig die Aufmerksamkeit des Prinzen von Oranien. Schmeicheleien und Verheißungen wurden gegen ihn gerichtet, und der Burggraf von Gent erlag solchen Waffen. Von ihm vernahm Oranien, daß es die Absicht der Gegenpartei sei, sich der Neigungen des Erzherzogs Matthias zu versichern, ihn nach Dendermonde zu bringen und mit der Allgewalt zu bekleiden, unter der einzigen Bedingung, daß er jede Theilnahme an dieser Gewalt dem Prinzen von Oranien versage und einzig mit den conföderirten Herren die Geschäfte erhandele. Oranien, im Besitze solchen Geheimnisses, fand es nicht schwierig, seiner Gegner Entwürfe zu vereiteln, und ihnen zugleich, in Gent des Herzogs von Aërschot Gefangennehmung veranstaltend, ein heilsames Bewußtsein ihrer Thorheit und Schwachheit beizubringen. Zum Lohne für seine Mittheilungen wurde der Burggraf zum General der Reiterei ernannt in dem gegen Don Juan von Österreich ausgesendeten Heere (im Herbst 1577). Es sollte dieses Heer, nach des Prinzen von Oranien Meinung, den lebhaftesten Krieg führen, gänzlich und zumal die Spanier aus den Niederlanden vertreiben. Seine Ansicht fand aber lebhaften Widerspruch von Seiten einer neuen Opposition, und während diese ihre Majorität in den Kammern benutzte, um statt zeitgemäßer Handlungen, Beschlüsse und Verordnungen durchzusetzen, wußte sie denselben Charakter von Unschlüssigkeit den Operationen im Felde aufzudrücken. Einzig die Stadt Bouvines, an der Maas, und das Schloß Spontin wurden genommen; in vollkommener Unthätigkeit ließen die Staatischen, zu St. Martin, unweit Namur gelagert, den Winter verstreichen. So wollten es ihre Generale, Graf Philipp von Lalaing, der oberste Feldhauptmann, und der Burggraf von Gent, als magister equitum. Ihre Opposition dem Prinzen von Oranien noch deutlicher zu bezeigen, hatten die beiden Herren eben nach Brüssel sich begeben, um einer glänzenden Hochzeitfeier beizuwohnen, als Don Juan unerwartet sein Volk zu Felde führte, und bei Gembloux, den 29. Jan. 1578, über die Staatischen den vollkommensten Sieg errang. Kaum kann als ein schwacher Ersatz für des Burggrafen bei Gembloux bezeigte Nachlässigkeit gelten, daß er im Sommer die Stadt Aërschot gewann, eingeführt durch einen Müller, der zu dem Ende seine Schleuse geöffnet hatte, und daß er an des la Noue Seite an den Thoren von Löwen mit der Besatzung ein hartnäckiges und rühmliches Gefecht bestand. Er fühlte sich verworfen von der herrschenden Partei in den Generalstaaten, und war nur mehr bedacht, seinen Einfluß, als einer der Häupter der Malcontenten geltend zu machen, um eine Aussöhnung mit dem König herbeizuführen. Diese erfolgte von Seiten der wallonischen Provinzen den 17. Mai (29. Juni 1579), und ungesäumt folgte des Burggrafen von Gent Unterwerfung, von dem Monarchen durch verschiedene Gnadenbezeigungen anerkannt. Namentlich wurde Robert in seinem Gouvernement von Artois bestätigt; es wurde auch, auf seinen Wunsch, der seiner Herrschaft Richebourg beigelegte Titel eines Marquisats, am 1. März 1579, auf Roubais, unweit Tournay, übertragen. Der Marquis beeilte sich, durch Thaten das Andenken seiner Verirrungen zu tilgen. Einzig durch sein rechtzeitiges Eintreffen wurde die Stadt Lille gerettet, als gegen welche du Plessis-Mornay und la Noue einen Anschlag geschmiedet hatten. La Noue, im vollen Anzuge auf die Stadt begriffen, wendete sich auf die Nachricht, daß daselbst der Marquis von Roubais mit 15 Compagnien Albaneser eingerückt sei, und kehrte zu der mittlerweile von seinem Lieutenant Marquette fortgesetzten Belagerung von Ingelmunster zurück. Ohne Hinderniß mochte er die Lys überschreiten, aber auf dem linken Ufer angelangt, setzt die Mandre, die dort in mehren Armen in die Lys sich ergießt, ihm Schwierigkeiten sonder Zahl entgegen, welche er nur durch weite Umwege überwinden konnte. Am späten Abend erreichte er Wacken. Von allen Umständlichkeiten seines Marsches unterrichtet, ging der ihn verfolgende Roubais mittlerweile zu Courtray über die Lys, und der ungleich kürzere Weg ließ ihn Ingelmunster erreichen, während der Gegner kaum noch in Wacken eingetroffen. Doch fand Roubais es zu spät, einen Angriff auf die Linien der Belagerer vorzunehmen, es mußte der Morgen abgewartet werden. La Noue hatte gedacht, in Wacken zu übernachten, aber der Boden brannte ihm unter den Füßen, einige Augenblicke der Rast nur vergönnte er seinem erschöpften Volke, dann ließ er wiederum aufsitzen. Es war aber die Mannschaft so ermattet, daß kaum die Hälfte, zusammt dem Anführer, in der tiefen Nacht Ingelmunster erreichte. Sein erstes Wort richtet an Marquette la Noue, befehlend, daß augenblicklich die Brücke über die Lys abgeworfen werde. Statt den Befehl selbst zu vollstrecken, überläßt Marquette einigen Officieren sein Geschäft, und diese begnügen sich, zur Vertheidigung der Brücke eine Wache aufzustellen. Mit dem grauen Morgen läßt Roubais die Brücke, dann, gering ist da der Widerstand, das Lager bestürmen. La Noue, höchlich verwundert über das Zusammentreffen mit einem Feinde, von dem er sich, nach Zerstörung der Brücke durch den Strom geschieden wähnt, empfängt den Angriff mit Standhaftigkeit, obgleich von Reiterei kaum sechs Schwadronen um ihn versammelt sind. Er zählte aber auf das in Wacken zurückgebliebene Volk, welches mit jedem Augenblicke eintreffen konnte, hatte auch, um zu solchem Anzuge Zeit zu gewinnen, seine schottischen Büchsenschützen in Pelotons eingetheilt, die pelotonweise das Kleingewehrfeuer unterhalten sollten. Davon wollten diese Schotten nichts wissen, sie gaben eine einzige Generalsalve und entliefen: ein Beispiel, welches von allen Seiten Nachahmung fand. Ein einziger Haufe hielt getreulich zu dem Anführer, und leistete

Digitized by Google

den hartnäckigsten Widerstand, bis la Noue den Rückzug gebot, und durch seinen Sohn ihn bewerkstelligen ließ, während er selbst, eingeschlossen in die Wagenburg und von Wacken her noch immer Entsatz erwartend, den letzten Kampf der Verzweiflung bestand. Erst nachdem der Staaten ganzes Heer sich aufgelöst, wurde die Wagenburg gebrochen, la Noue, und mit ihm sein Lieutenant Marquette, gefangen genommen (den 10. Mai 1580). Jenen überließ Roubais dem Herzog von Parma, und es vergingen einige Jahre, bevor der kühne Abenteurer, auf die härtesten Bedingungen, seine Freiheit erkaufen konnte. „Ce traitement rendit Richebourg odieux, car outre qu'il étoit inexcusable d'avoir livré à une captivité malheureuse un homme aussi estimable que de la Noue, et qui étoit son parent" etc. Also ein Franzose, der in Parteiwuth und Nationaldünkel nicht wahrnimmt, daß jene Mörder und Diebe, die, ihr Gewerbe zu treiben, ein fremdes Land heimsuchten, eigentlich und allein den Galgen verdienten. Der Sieg von Ingelmunster, so entscheidend an sich, blieb ohne weitere Folgen wegen der Schwachheit der königlichen Heere; Anschläge auf Brüssel und Gent, von Roubais eingeleitet, scheiterten an Zufälligkeiten, aber zu der Einnahme von Bouchain (den 5. Sept. 1580) wirkte er mit aller Macht. Der Commandant, Justus von Soëten, Herr von Villers, und die Besatzung stipulirten sich freien Abzug, indem aber in der Capitulation nicht ausdrücklich bestimmt war, daß die zurückgelassenen Bestände ohne Argliſt und Gefährde zu überliefern, fand Villers für gut, dem Pulvervorrath brennende Lunten hinzuzufügen, die so berechnet, daß die abziehende Besatzung, zur Zeit der Explosion, in Sicherheit sich befinden konnte. Das Pulver flog auf, zertrümmerte 100 Häuser und tödtete den Spaniern viele Leute. Die Überlebenden warfen sich zu Roß, um die Urheber solchen Bubenstücks zu verfolgen; konnten aber nicht einen von den Stadtschanzen ereilen. Villers, seinerseits, beklagte sich höchlich, daß man ihm wider Treu und Glauben nachgesetzt habe, erklärte auch rundum, daß er keineswegs mehr gebunden sich erachte durch eine von den Feinden zuerst gebrochene Capitulation. Er wird von seinen Landsleuten und Parteigängern als ein besonders tugendhafter Mann gepriesen, und mag sein Verfahren als ein Probchen von der Geusen Kriegsmanier dienen. Der Marquis von Roubais, gleichwie er eigenhändig den Withelm von Hoorn auf Hese festnahm, als dieser, neuen Verrath an dem König zu üben, Cassel den Feinden zu überliefern vermeinte, befand sich bei dem Heere, welches der Herzog von Parma zu der Blokade von Cambray verwendete. Es kam aber aus Frankreich der Herzog von Anjou zum Entsatz, langsam zwar nur, und versuchsweise auftretend. Mehre Gefechte wurden geliefert; in einem solchen, im August 1581, traf der Marquis von Roubais, von 60—80 Reitern begleitet, auf einen glänzenden Zug von mehr denn 100 Rittern, an deren Spitze der Vicomte von Turenne in Cambray sich einschleichen wollte. Bei dem ersten Zusammentreffen zerstäubten die Franzosen, und der Vicomte selbst, sein Vetter, der Graf von la Boute oder nachmalige Herzog von Bentadour, des Vicomte Lieutenant, de Choupes, überhaupt etwa 17 Maitres, geriethen in Gefangenschaft. Nach beinahe drei Jahren löste Turenne sich mit 53,000 Thlrn. aus des Marquis Händen. Mit jenem Heere des Herzogs von Anjou war auch nach den Niederlanden gekommen Maximilian von Bethune, der Baron von Rosny, den mag großentheils die Hoffnung geführt haben, in einer allgemeinen Umwälzung doch noch der Burggrafen von Gent Erbschaft dem Marquis von Roubais abjagen zu können. Den Charakter, den er als Minister nachmals entfaltete, kündigt in diesem Geschäfte sattsam Rosny an. Vernehmend, daß einige Gefangene, die er gemacht, dem Marquis angehörig, ließ er alsbald sie in Freiheit setzen. Seine Artigkeit fand jedoch nicht die gehoffte Erwiederung. An dem Vetter verzweifelnd, verfolgte Rosny um so lebhafter seinen Anspruch auf des Burggrafen von Gent Nachlaß vor dem Herzoge von Anjou; aber auch bei diesem fand er keinen Trost. Auszubeuten den Unwillen des Prinzen um des Herzogs von Anjou Attentat in Antwerpen, vereinigten sämmtliche Malcontenten sich zu einer großen Zusammenkunft in Halle, und in der Versammlung Namen richteten die Oberhäupter, der Marquis von Roubais, Emanuel von Lalaing-Montigny und Maximilian von Hallwyn-Rassegem an die zu Antwerpen hausenden Generalstaaten, auch an die Städte Mecheln und Brüssel, eine ernste Mahnung (den 22. Jan. 1583). „Sie möchten," so schreiben die Malcontenten, „endlich einmal ihre wahren Interessen bedenken und den Schleier des Irrthums lüften, von dem sie allzulange umhüllt gewesen. Der Franzosen Streich in Antwerpen müsse sie belehren um die Zwecke derjenigen, welche man herbeigerufen als angebliche Beschützer von den Freiheiten der Niederlande. Die Stunde sei gekommen für die Wiederherstellung des Friedens und für die Sicherung wohlerworbener Rechte, denn es habe der Herzog von Parma, an sich so günstig gestimmt für die Verirrten, von dem Könige Vollmacht, alle Sicherheit, die gefodert werden könnte, zu gewähren. Verbannet aus euern Gemüthern Haß, Verdacht, Besorgniß, entsendet Abgeordnete, mit welchen das Friedensgeschäft zu verhandeln, und versäumt nicht durch unzeitige Hartnäckigkeit die Gelegenheit zur Versöhnung mit dem angebornen König, so Gott in seiner Barmherzigkeit Euch bietet." Am 23. Oct. 1583 nahm Roubais Sas-van-Gent, und im folgenden Feldzuge wurde er mit einer Heeresabtheilung von 6000 Mann gegen das neu erbaute Fort Lieffenshoek entsendet. Die durch 300 Kanonenschüsse angefochtenen Wälle widerstanden zwei Stürmen, zu dem dritten führten die Italiener einige mit Heu beladene Karren; das Heu wurde in Brand gesteckt und der Wind trieb den aus ihm sich entwickelnden Stickdampf gegen die Bresche. In Rauch gehüllt, kaum vermögend zu athmen, wurden die Vertheidiger von ihrem Posten vertrieben, in das Innere des Forts verfolgt und ohne Gnade niedergemacht, bis auf die Wenigen, welche sich in die Schelde stürzten und schwimmend entkamen (den 10. Juli 1584). Den Commandanten, Johann Pettin, von Arras, tödtete der Marquis eigenhändig nach dem Gefechte, und er hatte darüber von dem Herzoge von Parma Vorwürfe zu vernehmen. Farneſe wollte nämlich

Digitized by Google

den an Pettin verübten Frevel als eine ihm selbst angethane Beleidigung betrachten, und foderte dafür von Roubais Genugthuung. Der Handel wurde indessen beigelegt, und fortwährend diente der Marquis unter des Herzogs Befehlen. Es befand sich jener namentlich dem Feldherrn zur Seite, als Friedrich Giambelli in der Nacht vom 4. zum 5. April 1585 seine Höllenmaschinen gegen der Spanier Brücke vor Antwerpen richtete. Von dem äußersten Ende des linken Gerüstes aus, da, wo dasselbe gleich einer Bastei über das Wasser sich erhob und in die Schiffbrücke überging, sah Alexander der Brander Anzug, und wie der vorderste friedlich anlegte, ließ er, an keine Gefahr weiter glaubend, sich bereden, seine Posten zu verlassen, dessen Bewachung er zugleich dem Marquis von Roubais und dem Portugiesen Caspar de Robles de Billy überließ. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria, am äußersten Ende der Brücke, zu erreichen, als die Explosion erfolgte, die ihn mit allen Personen seines Gefolges zu Boden warf, von den Brückenschiffen sechs zertrümmerte, andere versenkte und von den Vertheidigern des Werkes 500, oder gar 800, erschlug. Robles und der Marquis von Roubais befanden sich unter den Todten. Diesen zumal bedauerte Alexander Farnese; unter allen seinen Officieren hatte er den verwegenen Wallonen besonders werth gehalten. Der Marquis starb, bevor er den ihm verheißenen Vließorden hatte empfangen können, ohne Kinder zu haben aus seiner Ehe mit Anna Rollin, Frau auf Aimeries und Duisant, die er sich als die Witwe von Maximilian von Melun, dem Burggrafen von Gent, beigelegt hatte und die bis zum J. 1603 lebte. Des Marquis von Roubais Erbin wurde seine Schwester Anna Maria, die durch Eheberedung vom 1. Febr. 1584 Lamoral's, des ersten Prinzen von Ligne, Gemahlin geworden; der Erbschaft wesentlichsten Theil machten aber die confiscirten Güter des Fürsten Peter von Epinoy aus, die König Philipp II. dem Bruder des Geächteten verliehen hatte. Um dieses Geschenk, wegen dessen der Marquis von Roubais in seinen letzten Lebensjahren auch den Titel eines Fürsten von Epinoy führte, hatte die Prinzessin von Ligne schwere Streithändel mit ihrem Neffen zu bestehen. Die andere Schwester, Helena von Melun, hatte sich 1565 Florenz von Montmorency, Baron von Montigny, der Bruder des unglücklichen Grafen von Hoorn, gefreiet, und nach dessen Tode (October 1570) ging Helena die andere Ehe ein mit Florenz von Berlaymont. Peter von Melun, des ersten Fürsten von Epinoy zweitgeborner Sohn, folgte seinem Bruder Karl als Fürst von Epinoy, Marquis von Richebourg, Baron von Antoing, Seneschalk von Hennegau. Gleich allen Großen des Landes bewaffnete er sich gegen K. Philipp II., ohne darum doch dem alten Glauben abzusagen, und er allein, als Gouverneur von Tournay und Tournaisis, verhinderte diese Provinz, dem Beispiele der übrigen Wallonen zu folgen und dem Versöhnungsvertrage von 17. Mai (29. Juni 1579) beizutreten. Ausgezeichnet in besonderer Weise durch den Erzherzog Matthias, wurde ihm auch der Auftrag, des Fürsten Abschiedsmanifest, vom 21. Juni 1580, den Generalstaaten zu übergeben. Von dem an war für ihn der Erzherzog ohne Bedeutung, und er wendet sich gegen Tournay, um von da aus die zu des Königs Gehorsam zurückgekehrten Provinzen zu bekriegen. Am 25. Oct. 1580 überraschte er das feste Condé, ohne sich doch daselbst behaupten zu können, denn es eilten von allen Seiten die Spanier herbei, bevor er im Stande gewesen, durch Einlegung einer hinreichenden Besatzung die wichtige Eroberung zu sichern. Gleich vorübergehend war die von ihm vollbrachte Einnahme von St. Ghislain, behufs deren er den größten Theil der Besatzung von Tournay in das Feld geführt hatte, einzig den nöthigsten Bedarf an Mannschaft unter den Befehlen seiner Gemahlin und seines Lieutenants d'Estrelles hinterlassend. Solcher Verstoß und die Schwäche der Vertheidiger von Tournay wurde an Alexander Farnese verrathen, und sogleich legte das spanische Heer sich vor die Stadt. Aus 23 Feuerschlünden wurde vom 1. Oct. 1581 an Tournay beschossen und mit seltener Umsicht und Entschlossenheit vertheidigt durch die Fürstin von Epinoy, Philippina Christina von Lalaing, vermählt am 2. Juli 1572. Von der großentheils protestantischen Bürgerschaft getreulich unterstützt, nöthigte die Fürstin die Belagerer, zu Sappe und Minen sich zu bequemen; unter der Erde wurde gestritten durch Minen und Contreminen, über der Erde erschwerten die steten Ausfälle der Belagerer Fortschritte gar sehr. Sie verloren bedeutende Befehlshaber, und Gerüchte von einem durch den Herzog von Anjou herbeizuführenden Entsatze, Briefe der Belobung und Aufmunterung, abwechselnd von dem Prinzen von Oranien und von Epinoy gespendet, trugen das Ihrige bei, den Muth der Bürgerschaft aufrecht zu erhalten. Indessen begannen die Katholiken in der Stadt, entflammt durch die Worte eines Minoriten, des P. Gaugericus, einige Lebenszeichen zu verrathen, den Vorschlag einer Capitulation vernehmen zu lassen, ohne daß der Besatzung Schwäche solches Beginnen zu ahnden verstattet hätte, und als der englische Oberst Preston des Herzogs von Anjou Fahrt nach England verkündigte, da wollten auch die Muthigsten verzagen, statt zu neuer Ausdauer sich zu erheben, bei dem Anblick der 300 Mann, mit welchen sich Preston durch die feindlichen Linien einen Weg in die Stadt gebahnt hatte. Tournay wurde durch Capitulation den Spaniern überliefert, am 30. Nov., Andreastag, mithin an demselben Tage, welcher 1513 und 1521 der Stadt Fall gesehen. Der Prinzessin von Epinoy ward verstattet, mit ihrer Familie, mit Mobilien und Kostbarkeiten nach jedem beliebigen Orte sich zu wenden; ihr Bruder, Emanuel von Lalaing-Montigny, ihr Schwager, der Marquis von Roubais, beide in dem Belagerungsheere dienend, überhäuften sie mit Aufmerksamkeiten, und suchten auf alle Weise sie zur Verlängerung ihres Aufenthaltes in Tournay zu bereden; aber die hochherzige Frau wollte ihres Mannes Geschick theilen. Beim Auszuge trug sie noch am Arme die Wunde, welche sie auf der Bresche bei der Abwehr eines Sturmes empfangen hatte. Sie hat auch nicht gar lange den Fall von Tournay überlebt, und der einzige Sohn, den sie geboren, Matthias, nach seinem Pathen, dem Erzherzoge, genannt, starb in

Digitized by Google

der zarteſten Kindheit; Bienen hatten ihn zu Tode geſtochen. Der Fürſt befand ſich während der Ereigniſſe in Tournay zu Antwerpen bei dem Prinzen von Oranien, folgte demſelben nach Seeland, den aus England wiederkehrenden Herzog von Anjou zu empfangen (den 11. Febr. 1582), und ſchloß ſich ſofort auf das Genaueſte dem hohen Gaſte an. Während ſeine in den Niederlanden belegenen Güter durch Sentenz vom 18. Febr. 1582 und 20. Juli 1584 confiscirt wurden, ſchien Epinoy einzig bekümmert, in der Gunſt des franzöſiſchen Prinzen ſich feſtzuſetzen. Er folgte demſelben ſogar nach Frankreich, bewogen zum Theil durch den Verdruß, daß ihm für das Gouvernement von Flandern der Prinz von Chimay vorgezogen worden. Seinen Verbindungen an dem franzöſiſchen Hofe mag er die Ehre verdankt haben, daß er von den Generalſtaaten der großen Geſandtſchaft, welche den franzöſiſchen Hof beſtimmen ſollte, das Protectorat der Niederlande zu übernehmen, zum Haupte gegeben worden. Er ſtarb 1594. Gleich führte ſeine Witwe, denn er hatte nicht allzu lange die heldenmüthige Vertheidigerin von Tournay betrauert, ihre Kinder nach Blois, um ſie dem großen Sully vorzuſtellen und ſeinem Schutze anzuempfehlen, auch durch ſeine Vermittelung den Beiſtand des Königs von Frankreich wider die Uſurpation des Hauſes Ligne zu gewinnen. Dieſe Witwe war Hippolyta von Montmorency, vermählt den 19. Aug. 1586, eine Tochter von Johann I. von Montmorency-Bours; ſie iſt nachmals eine zweite Ehe mit Franz de la Fontaine eingegangen, und ſtarb im Juni 1616. Dem Fürſten von Epinoy hatte ſie ſechs Kinder geboren, Wilhelm, Heinrich I., Heinrich II., Heinrich Anna Robert, Hippolyta Anna und Anna. Anna wurde von ihrer Tante, Anna Rollin, der Witwe des Marquis von Roubais, erzogen [3]). Den 5. Sept. 1611 wurde Anna dem Herzoge Alexander I. von Bournonville angetraut; Witwe 1656, verſchloß ſie ſich in dem Kloſter der Carmeliteſſen zu Antwerpen, nach deren Regel zu leben ihr durch päpſtliches Breve vergönnt worden war [4]). Hippolyta Anna von Melun, vermählt 1610 mit dem Fürſten Philipp Karl von Aremberg, ſtarb den 16. Febr. 1615. Heinrich Anna Robert, Marquis von Richebourg, Burggraf von Gent, Herr von Sauty, geb. den 23. Oct. 1592 und nach ſeinem Pathen, dem Connétable Heinrich von Montmorency, genannt, war dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und erſcheint 1605 im Beſitze der Abtei Nant in Rouergue. Später nahm er Kriegsdienſte, und er hat namentlich in der Schlacht auf dem Weißenberg, an der Spitze einer Compagnie kaiſerlicher Cuiraſſiere, ſeine Tapferkeit bethätigt. Er ſtarb unvermählt im November 1638, und wurde zu Brüſſel in dem Paulanerkloſter, deſſen Wohlthäter er geweſen, beerdigt. Heinrich II., nach dem Herzoge von Montpenſier genannt, ſtarb zu Abbeville im Juni 1601, Heinrich I., Marquis von Richebourg, der Pathe K. Heinrich's IV. von Frankreich, wurde zu Amiens, 1607, von Rambures im Duell getödtet und zu Walincourt, in Cambreſis, in der Wilhelmitenkirche beerdigt. Wilhelm von Melun endlich, Fürſt von Epinoy, Souverain von Vernes, Marquis von Richebourg und Roubais, Vicomte von Gent, Herr von Beauſſart, Connétable und Seneſchalk von Flandern, Grandbailli von Hennegau, Gouverneur von Mons, Prevôt von Douay, Ritter des Vließordens, ſoll 1580 geboren ſein; das Datum der Belagerung von Tournay wird hinreichen, um dieſe Angabe des Duchesne zu widerlegen. Als Stammherr war Wilhelm vornehmlich berufen, die Früchte von Sully's Bemühungen um die Reſtauration ſeines Hauſes zu ernten. Um ſie verwendete ſich K. Heinrich IV. in dem Frieden von Vervins bei den Beherrſchern der Niederlande, und es vermittelte Erzherzog Albert 1602 einen interimiſtiſchen Vertrag, wodurch der Prinz von Ligne einen großen Theil der confiscirten Güter des Fürſten Peter von Epinoy an deſſen Sohn zurückgab. In dieſem Vertrage erblickte Sully nur die Vorbereitung zu weitern Conceſſionen, die Prinzeſſin von Ligne aber ein definitives Abkommen, wornach alle Güter, deren ſie ſich nicht ſelbſt entäußert, ihr zu verbleiben hätten. Ein ſo gewaltiger Widerſpruch der Anſichten führte zu weitläufigen Unterhandlungen, welche zu beendigen Sully eine Stipulation in den Waffenſtillſtand vom 9. April 1609 aufnehmen ließ. In dem betreffenden Artikel heißt es, die Prinzeſſin von Ligne, ge-

3) Comme elle étoit un parti très-riche et très-considérable, la marquise de Roubais, ma tante, l'ayant fait son unique heritière, tous les d'Estrées jettèrent les yeux sur elle, pour la faire épouser à de Coeuvres [Franz Hannibal von Eſtrées, der ſchönen Gabriele Bruder]. Ils comptoient sur la protection du Roy, ou plutôt, ils s'en tenoient assurés. Coeuvres étoit fort agréable à S. M. et lui touchoit de près, par l'affinité avec ses enfans, de la feue duchesse de Beaufort. Ils lui firent proposer la chose par M. de Vendôme lui-même, à qui le Roy promit qu'il m'en parleroit avant que de partir pour Chantilly. Il ne s'en souvint qu'à sa dinée à Louvre-en-Parisis, et il m'en écrivit, de manière à me faire voir qu'il souhaitoit passionnément que l'affaire réussit. J'écrivis aux parens de la fille, tous Flamands: mais la réponse qu'ils firent, n'étant pas de ces choses qu'on puisse, ni qu'on doive écrire à son maître, je ne lui en fis point: et lorsqu'à son retour il m'en demanda la raison, je lui dis simplement, que les parens de mademoiselle de Melun n'avoient nullement approuvé cette alliance. Le Roy s'imagina que je les faisois parler, et que peut-être je ne leur avois pas même écrit. Je fus obligé de lui montrer les lettres de la marquise de Roubais, du prince et de la princesse de Ligne, de la princesse d'Epinoy, de la comtesse de Barlaymont, des comtes de Fontenay et de Buquoy, qui tous m'en avoient écrit, et Henry vit ce que je n'avois pas voulu lui dire, combien, malgré l'honneur qu'il avoit fait à la maison d'Estrées [Eine unſchätzbare Anſicht in Sully's Munde. Der König beehrte die Famille Eſtrées, aus ihr eine Maitreſſe ſich wählend.], ils la tenoient au-dessous d'eux. Je vois bien, dit ce prince, avec quelque colère, qu'il n'y faut plus penser, ayant affaire à tous ces glorieux sots de Flamands.

4) Zehn Jahre hat ſie den Mann betrauert, deſſen ſterbliche Hülle in der Kloſterkirche beigeſetzt, dann wurde ſie mit ihm in demſelben Grabe vereinigt. Darum heißt es in der gemeinſamen Grabſchrift:

Ab invicem infortunio, non voluntate distractos,
Ex voto utriusque conjungit
Hic Tumulus.
Obiit ille extra patriam 1656.
Die 22. Martis aetatis 70.
Haec extra mundum
1666. die 18. Octobris aetatis 75.

Digitized by Google

ziemend von dem Staatsrathe der vereinigten Niederlande ersucht, die von ihr mit Unrecht besessenen Güter des Hauses Epinoy zurückzugeben, habe sich dessen geweigert. Deshalb seien von Seiten des allerchristlichen Königs zwei und von Seiten der Erzherzoge ebenfalls zwei Commissarien zu ernennen, welche zu kommendem Johannistage in Werwinz zusammentreffen und die Frage um besagte Güter schließlich entscheiden würden. Bei Stimmengleichheit könnten diese Commissarien einen Obmann sich erwählen, und im Falle sie auch um diesen sich zu einigen nicht vermögend, habe der König von Frankreich als supremus Arbiter einzutreten. Dem Ausspruche des Königs habe sodann die Prinzessin von Ligne, oder jeder andere Erbe, sich zu unterwerfen, gleichwie es den Erzherzogen zukomme, denselben zu vollstrecken. Einstweilen aber sollten die von dem Hause Wassenaar herstammenden Güter, und was sonst einem Fürsten von Epinoy von Rechtswegen in dem Umfange der vereinigten Staaten zuständig, sofort dem Fürsten Wilhelm überliefert werden. Gegen so deutliche Bestimmungen sträubte sich die Prinzessin von Ligne nichtsdestoweniger nach allem ihrem Vermögen. Der König schrieb nochmals, den 19. Oct. 1609, in der eindringlichsten Weise an den Erzherzog, und es kam nun endlich, unter gegenseitigen Aufopferungen der Häuser Epinoy und Ligne, ein Vertrag zu Stande, welchen die Erzherzoge, als Fürsten der Niederlande, am 4. April und 6. Juni 1610, K. Ludwig XIII. von Frankreich am 10. Sept. 1610, die General-Staaten der vereinigten Niederlande am 2. Oct. 1610 und K. Jacob I. von England am 5. Mai 1611 ratificirten. Ein Einkommen von 120,000 Livres jährlich hat Sully auf diese Weise seinem Mündel erstritten. Wilhelm, für dessen Treue und Gehorsam K. Heinrich IV. in dem oben angeführten Schreiben sich den Erzherzogen verbürgt hatte, machte einige Versuche, seines Bürgen Wort zu lösen. „Unter solchem Zuge nach Wormbs," heißt es vom September 1620, „hat der Obrist von Odentraut ein Cornet Spanischer Küriſſirer unter dem Printzen von Epinoy außgekundschafftet, derhalben mit 200 Archibusier-Reuttern denselben vorgewartet, zu beyden Seiten sie unversehens angegriffen, zertrennt und in 50 davon erlegt, auch den Printzen gefangen bekommen, war ein wackerer Herr, so als ein Venturier auf seinen Kosten Kayserlicher Majestät zu Dienst etlich Volck geworben, und damit in des Spinola Läger gebrauchen lassen." Der Gefangenschaft bald erledigt, konnte der Fürst niemals vollständig seine Vorliebe zu dem Lande, in welchem er erzogen und beschützt worden, seine Feindschaft zu denen, welche seines Vaters Feinde gewesen, überwinden, und er scheint besonders sich betheiligt zu haben bei dem Vorhaben, die Niederlande der spanischen Herrschaft zu entfremden. Der Abfall des Grafen Heinrich von d'Heerenberg und des Renat von Renesse, Grafen von Warfusée, gaben dem Hofe die erste Kunde von einem solchen Vorhaben, und einzelne Äußerungen, dem Fürsten von Aremberg, während seines Aufenthaltes zu Madrid (1634) entfallen, veranlaßten den König, persönlich dem Geheimnisse nachzuforschen. „Sprecht Euch rein aus," sagte Philipp IV. zu dem Fürsten, „darum ersuche ich Euch als Freund, nicht als König will ich beſehlen. Was habt Ihr dabei zu fürchten? Ich weiß, daß Ihr alle Anträge der Verschwörer abgewiesen habt." Zu nichts bekannte sich Aremberg, nichts vermochten auf ihn des Königs Bitten, mit Drohungen abwechselnd. So ließ denn Philipp ihn zur Haft nach dem Schlosse Alameda bringen. Dort hatten die Herzoge von Osuna und Uzeda ihr Leben beschließen müssen, dort fühlte schon am andern Tage (den 16. April 1634) der Fürst von seiner Standhaftigkeit sich verlassen. An Olivarez schrieb er, „gestern war ich so bestürzt, daß ich dem König nicht zu antworten vermögend," dann entdeckte er mehr beinahe, als man zu wissen verlangt hatte. „Alle niederländische Herren wären vereinigt mit den Staaten der vereinigten Niederländischen Provinzien sich zu vergleichen und alle Spanier auß dem Lande zu treiben, auch J. M. auß Spanien abzuschweren, und die Cathol. Niederlanden auff der Holländer Manier zu bringen und zu beherrschen, und zu dem Ende wären die lange Tractaten in dem Haag vorgegangen, solche Sachen zu tractiren, und hätten auch diese Conſilia ihren Effect erreicht, wann nit er nebenst etlichen Geistlichen Personen es verbindert, und das Wesen im alten Standt erhalten ꝛc. Wie nun solches schwere, wichtige und weit außſehende Dinge, also haben sie bei J. Maj. und bei deren Ministris billich viele und ungleiche Gedanken erwecket. Auff die angegebene Conspiratzen ist starck inquisitret, und der Printz von Barbanzon zu Antorff gefänglich angenommen, und auff selbiges Castell geführt worden. Desgleichen dem Duc de Bournonville, Gubernatorn zu Rysſel (des Epinoy Schwager) niederfahren. Der Printz von Espinoy, welchen der Gubernator von Cambray gefangen nehmen sollen; hat sich auff seine Güter nach der Picardien salvirt, ermelter Gubernator aber hat sein Hauß besetzt, alles versiegelt." Es war dem Grafen von Fuentes der Auftrag geworden, den Fürsten von Epinoy auf seinem Schlosse Crèvion, unweit der Grenze, aufzuheben, dieser aber entkam nach St. Quentin, wo er sofort den Schutz des Königs von Frankreich anrief, zugleich dem Ministerium in Paris vorstellend, wie er, durch einige Hilfstruppen unterstützt, unschlüssig seine Vereinigung mit dem Grafen von d'Heerenberg bewerkstelligen, und sodann, begünstigt durch das allgemeine Mißvergnügen der Niederlande, Eroberungen von Belang machen könne. Die Lage der Dinge erlaubte es damals nicht, ein Unternehmen der Art zu begünstigen, „nachdem aber Ihr. Majestät sich einmahl Feind gegen Spanien erklärt, haben sie sich unterstanden aller Orthen ihnen Abbruck zu thun, deßwegen im Monat Juli 1635 der Herzog von Chesne und der Printz von Espinoy mit einer ansehnlichen Armee Franhösisches Volcks (12,000 zu Fuß und 3000 Pferdt) in Artoys eingefallen, und ihren March nach Pas, Bapaume und Grevecoeur genommen, Casteau-Cambresis auffgefordert, doch keines angegriffen, sondern allenthalben mächtigen Schaden gethan, und das Land ruinirt, massen sie dann etliche viel Oerther überwältiget und rein außgeplündert." Es scheint in diesem ruhmlosen Zuge Epinoy sich das Fleckenfieber geholt zu haben, dem er am 8. Sept. 1635 zu St. Quentin erlag. In der dasigen Capucinerkirche

Digitized by Google

fand er seine Ruhestätte. Er war zweimal verheirathet gewesen: 1) mit Maria Mencia von Witthem, der Markgräfin von Berg-op-Zoom und Gräfin von Walhain, Witwe des Grafen Hermann von s'Heerenberg: vermählt den 17. Oct. 1612, starb die Markgräfin, im Juli 1613, im Wochenbette, beinahe gleichzeitig mit der Schmerzentochter, so sie geboren; 2) seit dem 3. Nov. 1615 mit Ernestina, des Fürsten Karl von Aremberg Tochter. Nach ihres Mannes Absterben lebte Ernestina mit ihren Töchtern in dem Kloster der Dominikanernonnen zu Abbeville, in welchem auch, zu Ende des J. 1652, die älteste dieser Töchter, Clara Maria, verstorben ist. Die Fürstin hatte überhaupt eilf Kinder geboren, darunter die Söhne Ambrosius, Alexander Wilhelm, Heinrich, Karl Alexander Albert und Franz Philipp. Von den Töchtern wurde nicht eine verheirathet; die zweite, Anna von Melun, geb. im März 1618, war seit 20 Jahren Stiftsdame zu Mons, als der Mutter Ableben ihr Gelegenheit gab, einen seit längerer Zeit bedachten Entschluß auszuführen. Sie verließ Abbeville, durchwanderte halb Frankreich, und ließ sich endlich, unter einem erborgten Namen, in dem Kloster der Visitandinen zu Saumur aufnehmen. Es wurde aber das Geheimniß ihrer Herkunft bald entdeckt, sie selbst ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, sodaß man ihr zumuthen wollte, der eben projectirten Gründung eines Ordenshauses in den Niederlanden vorzustehen. Anna hatte die Einsamkeit gesucht, um in Demuth und Selbstverleugnung ihr Seelenheil zu wirken, und sie empfand tiefe Bekümmerniß, als man in Saumur die kaum gekostete Süßigkeit der Verborgenheit ihr streitig machen wollte. Sie klagte ihre Noth dem P. du Breuil, und der Jesuit sprach mit besonderm Wohlgefallen von dem kürzlich von einigen frommen Frauen in la Flèche begründeten, von seinen Ordensbrüdern geleiteten Institut der Hospitalnonnen zum heil. Joseph. Seinen Worten vertrauend, und durch ihn bestens empfohlen, begab die Prinzessin sich auf den Weg la Flèche. Sie wurde mit aller der Liebe empfangen, welcher zu begegnen einem Schützling des P. du Breuil gebührete, aber einiger Verwunderung konnten die Hospitalitinnen sich nicht erwehren bei dem Anblicke des groben Friesrockes, der wollenen Haube, der Nägelschuhe, womit Anna de la Haye, so hieß es in dem Empfehlungsschreiben, oder Anna de la Terre, wie sie, auf Befragen, selbst sich nannte, bekleidet. Indessen entgingen den Schwestern nicht die feinen Manieren, die vornehme Haltung, welche die scheinbare Bauernmagd nicht vollständig zu verschleiern wußte; sie untersuchten auch des Gastes Wäsche, und es fand sich ein reicher Vorrath von dem feinsten holländischen Linnen. Die Aufmerksamkeit wendete mehr und mehr der verkappten Prinzessin sich zu, gleichwie diese von Tag zu Tag mehr leuchtete, aller christlichen Tugenden Vorbild. Unter anderm widmete sie jenen schon besprochenen Leinewandschatz dem Dienste der Kirche, dafür von der Oberin die Gunst sich erbittend, daß sie in der wöchentlichen Austheilung von Leinenzeuch den Schwestern gleichgehalten werde. Oft wurde ihr solche Austheilung überlassen, und wenn sie dann unbelauscht sich wähnte, unterließ sie niemals, zu eigenem Gebrauch die gröbsten und am meisten geflickten Stücke zu wählen. Es vergingen nach der Prinzessin Aufnahme in die Congregation einige Jahre, bevor das Institut auswärts in Ruf kam; 1652 begehrten die Städte Laval und Baugé desselben theilhaftig zu werden. Die Stifterin, M. Maria de la Ferre, führte eine Anzahl Schwestern, darunter Anna de la Haye, nach Baugé. Dort wurde Anna als Prinzessin von Epinoy erkannt, und der Burggraf von Gent flog dahin, um die längst verloren gegebene Schwester wieder zu sehen. Bald kam er nochmals mit den beiden andern Brüdern, und Anna mußte ihnen nach Paris folgen, um die Theilung der väterlichen Verlassenschaft vorzunehmen. Zwei Monate vergingen in diesem Geschäfte, dann eilte die Prinzessin zurück nach Baugé, um mit verdoppeltem Eifer sich und ihr Erbtheil dazu dem Dienste der Leidenden zu widmen. Das Hospital wurde durch sie von Grund aus neu erbaut und in angemessener Weise mit Einkünften ausgestattet: eine Stiftung, dergleichen ihr auch die Stadt Beaufort verdankt. Dreißig Jahre lebte Anna de la Haye, diesen Namen behielt sie fortwährend bei, in ihrem Hospitale, ohne klösterliche Gelübde abgelegt zu haben, dann starb sie, von ihren Pfleglingen umgeben, den 13. Aug. 1679. Man hat von ihr, die eine Heilige ist in dem Urtheile und Andenken des Volkes, eine Lebensgeschichte: la vie de Mademoiselle de Melun. (Paris 1687.) Ihr ältester Bruder, Ambrosius Fürst von Epinoy, folgte der politischen Richtung des Vaters, diente unter dem Marschall von la Meilleraye, bei der Belagerung von Aire, empfing eine tödtliche Wunde, und starb an solcher den 5. Aug. 1641. Er ruhet zu St. Quentin, an des Vaters Seite. Heinrich von Melun, Marquis von Richebourg, diente als Oberst eines wallonischen Regiments gegen die Portugiesen, und starb in Portugal, unvermählt, im Januar 1664. Karl Alexander Albert wurde der Grafen von Melun, Franz Philipp der Marquis von Richebourg Stammvater. Alexander Wilhelm, des Fürsten Wilhelm anderer Sohn, folgte seinem Bruder Ambrosius als Fürst von Epinoy, Marquis von Roubais, Burggraf von Gent, erblicher Connétable und Seneschalk von Flandern, Seneschalk von Hennegau, Gouverneur von Tournay. Französischer Unterthan seit dem pyrenäischen Frieden empfing er am 31. Dec. 1661 den heil. Geistorden; er diente bei der Belagerung von Douay, 1667, wo eine Kanonenkugel ihm den Arm zerschmetterte, und starb auf seiner Burg zu Antoing, den 16. Febr. 1679. Seine erste Frau, Louise Anna von Bethune, des Herzogs Ludwig von Charost Tochter, vermählt den 19. April 1665, starb im Wochenbette zu Epinoy, den 14. Sept. 1666, die zweite Frau, Johanna Pelagia Chabot-Rohan, des Herzogs Heinrich von Rohan jüngere Tochter, wurde ihm den 11. April 1668 angetraut, und starb eines plötzlichen Todes zu Versailles, den 18. Aug. 1698. Die einzige Tochter erster Ehe, Louise Maria Theresia de Melun, wurde des Herzogs Armand von Charost Gemahlin, durch Eheberedung vom 23. Oct. 1680, und starb den 31. Oct. 1683. Aus der zweiten Ehe kamen vier Kinder, zwei Töchter, die beide ledig geblieben sind, und zwei Söhne. Von diesen starb der jüngere, Franz Michael August, im December

Digitized by Google

1691; er war zu Arras, den 14. Dec. 1674, geboren. Der ältere, Ludwig von Melun, Fürst von Epinoy, Vicomte von Joyeuse, durch Schenkung von seiner Schwiegermutter, war 1673 geboren. Oberst des Regiments Picardie, dann Brigadier, wurde er 1702 zum Maréchal-de-camp befördert: bei Eckeren, den 30. Juni 1703, that er den ersten Angriff, er starb aber an den Kinderblattern zu Strasburg, den 24. Sept. 1704, seine Witwe, Elisabeth von Lothringen-Lillebonne, den 7. März 1748. Elisabeth, eine Tochter des Prinzen Franz Maria von Lothringen-Lillebonne, war den 7. Oct. 1694 dem Fürsten von Epinoy angetraut worden. Von ihrer Beheutung für die sogenannte Cabale von Meudon handelt der Art. Elbeuf. Als Vormünderin ihrer zwei Kinder erkaufte sie die Grafschaft St. Paul, in Artois, um 375,000 Livres. Ihr Sohn, Ludwig II., Fürst von Epinoy, Herzog von Joyeuse, Baron von Antoing, Cisoing, Montlieu und Montgayon, Graf von St. Paul, St. Aulaire und Rechin, Vicomte de Gand, erster Beer und erblicher Connétable von Flandern, Seneschall von Hennegau, Marquis von Bombecf, Beer von Breud, Castellan von Baupaume, erblicher Prevôt von Douay, Herr von Werchin, Ytsle, Château-Bierequieds, Herzelles, Mez-en-couture, Beaumez, Bertincourt, Morchies, wie auch der Castellanei Bailleul-en-Vimeu, Lieutenant-général für die Provinz Picardie, Mestre-de-camp bei Royal, Cavalerie, war im October 1695 geboren. Zu seinen Gunsten erhob Ludwig XIV. die Vicomté Joyeuse, vereinigt mit den sämmtlichen in Vivarais belegenen Herrschaften Beaubiac, Rozière und la Blanchière, la Baulme St. Auban, St. André-des-Cruzeres, St. Sauveur und Bec-de-Jun, Pesit-Paris, Dumeres, la Marte und Grospierre zu einem Herzogthum, zugleich Pairie. Der neue Herzog wurde als solcher am 18. Dec. 1714 in dem pariser Parlament vereidet. Den 23. Febr. 1716 vermählte er sich mit Armanda de la Tour, des Herzogs Emanuel Theodos von Bouillon Tochter, die aber bereits den 13. April 1717, in dem Alter von 19¼ Jahren, sterben mußte, und ihre Ruhestätte zu Paris, bei den Capucinessen der Straße St. Honoré fand. Ludwig selbst starb zu Chantilly, den 31. Juli 1724. Er hatte einem daselbst von dem Prinzen von Condé dem König zu Ehren veranstalteten Parforcejagen beigewohnt; der zur Verzweiflung gebrachte Edelhirsch wendete sich gegen den nächsten seiner Verfolger, und Epinoy empfing den tödtlichen Stoß, den er noch zwei Tage überlebte. Die Leiche soll zu Epinoy begraben sein, doch befand sich das Monument von der trauernden Mutter 1727 dem Andenken des Sohnes gesetzt, in der Dominikanerkirche zu Lille. Des Fürsten einzige Schwester, Anna Julia Adelheid von Melun, vermählt den 18. Sept. 1714 dem Prinzen Franz Julius von Rohan-Soubise, starb an den Kinderblattern, zu Paris den 18. Mai 1724. Ihre Kinder erbten die Stammgüter des Hauses Epinoy, die von der Familie von Werchin herrührenden Güter fielen an den Prinzen von Ligne; dasjenige, worüber er zu verfügen mächtig, hatte Ludwig II. seinem Vetter, dem Grafen von Melun, vermacht. Das Herzogthum Joyeuse kam, wie es in der alten Prinzessin von Lillebonne Schenkungsbrief verordnet, an den Prinzen von Lixheim, Jacob Heinrich von Lothringen, und wie dieser vor Philippsburg, den 2. Juni 1734 im Duell gefallen, ebenfalls an die Rohan.

Die Grafen von Melun stammen von Karl Alexander Albert, dem vierten Sohne des Fürsten Wilhelm von Epinoy. Vermählt den 12. Febr. 1664 mit Renata von Rupierre, auf Survié und la Cressonnière, hinterließ Karl Alexander die Söhne Alexander, Ambrosius und Gabriel. Alexander, Graf von Melun, Vicomte de Gand, Herr von Survié und la Cressonnière, vermählt 1691 mit Elisabeth von Rohan, des Herzogs Karl von Montbazon Tochter, hinterließ ein Kind, Louise Armande, welches nachmals ihres Oheims, Gabriel von Melun, Haustrau geworden ist. Ambrosius, Marquis von Melun, vermählt 1709 mit Charlotte von Monoby, starb 1733, seine Witwe 1737, in der Abtei Avesnes. Er hinterließ den einzigen Sohn, Johann Alexander Theodos, geb. den 25. Jan. 1710, der als Graf von Melun, seines Vetters, des Fürsten von Epinoy, Universallegatarius, und zugleich dessen Nachfolger als Mestre-de-camp von Royal, Cavalerie, geworden ist. Er verheirathete sich den 13. Jan. 1735 mit Louise Elisabeth von Melun, seines Oheims Gabriel einziger Tochter, und starb den 6. Jan. 1738 mit Hinterlassung der Tochter Maria Gabriele Charlotte Louise, geb. den 14. Oct. 1736, so unverehelicht gestorben ist, den 14. Aug. 1759. Eine zweite Tochter, Louise Elisabeth, als Posthuma geboren den 17. Febr. 1738, vermählte sich den 21. Sept. 1758 mit Philipp Alexander Emanuel Joseph, Marquis von Ghistel-St. Floris. Der Vicomte Gabriel von Melun, von Alexander und Ambrosius der jüngere Bruder, Maréchal-de-camp 1718, Generallieutenant 1734, Commandant zu Abbeville und Ritter des St. Ludwigsordens, starb zu Abbeville, den 21. Aug. 1739. Er hatte sich den 8. Juli 1710 mit seines Bruders, Alexander, Tochter, Louise Armande, verheirathet, und von ihr, gest. den 13. Sept. 1734, die einzige Tochter, Louise Elisabeth von Melun, hinterlassen, welche geb. den 13. Dec. 1712, und in erster Ehe mit ihrem Vetter, Johann Alexander Theodos, Grafen von Melun, und in anderer Ehe seit dem 5. Mai 1742 mit Gilbert-Aire, Marquis von Langheac, verheirathet. Sie ist auf dem Schlosse la Cressonnière, in der Nähe von Lizieux, in der Nacht vom 27—28. Nov. 1755 verstorben.

Die Marquis von Richebourg. Franz Philipp von Melun, des Fürsten Wilhelm von Epinoy fünfter Sohn, Marquis von Richebourg, Graf von Beaussart, Gouverneur von Valenciennes und Seldern, Ritter des Vließordens, Gouverneur und Grand-bailli von Mons und Hennegau, war 1667 einer der Vertheidiger von Lille, und führte in dem von Ludwig XIV. in Person belagerten Valenciennes, 1677, den Oberbefehl. In dem Laufe einer wohl geordneten Vertheidigung wurde er bei Gelegenheit eines Ausfalls verwundet, und einzig dieses Ereigniß, durch welches er außer Stand gesetzt, seiner Pflichten wahrzunehmen, erklärt den schleunigen, in seiner Weise so unerhörten Fall jener Festung. Vermählt im Februar 1665 mit Therese Villain dite de Gand, einer Tochter von Phi-

Digitized by Google

lipp Balthasar, dem ersten Fürsten von Masmines und Isenghien, starb der Marquis von Richebourg den 7. Febr. 1690, mit Hinterlassung von fünf Kindern. Die jüngste der Töchter, Maria Johanna von Melun, wurde 1703 an Franz Marquard, Grafen von Wartenberg, verheirathet, und sie ist die Mutter des letzten der Wartenberge geworden, welcher 1736 auf der Ritterakademie zu Ettal verstarb, und hiermit das für die bairische und teutsche Geschichte so wichtige Geschlecht der Wartenberge beschloß. Der einzige Sohn, Wilhelm von Melun, Graf von Beaussart, Marquis von Richebourg, Grande von Castilien erster Classe, Vicekönig von Galicien, Generalcapitaine in K. Philipp's V. Diensten, General der Dragoner, Oberst des Regiments wallonische Garde, Ritter des Vließordens, Gouverneur und Generalcapitaine von Catalonien im August 1724, starb 1735. Aus seiner Ehe mit des ersten Herzogs von Ursel Schwester, mit Maria Franziska Schets [5]), kamen zwei Töchter. Anna Franziska, geb. 1690, nahm den Schleier in dem Kloster Origny, wurde den 20. April 1707 zur Äbtissin von U. L. Frauenkloster in Sezanne, und den 15. Aug. 1738 zur Äbtissin von St. Peter binnen Lyon erwählt, und lebte noch 1759 in letztbelagtem Kloster. Ihre Schwester hingegen, Maria Lidia Albertina von Melun, Marquise von Richebourg, Grandin von Castilien, geb. 1692, war zu Lille den 13. Dec. 1746 verstorben.

Die Burggrafen von Gent, Vicomtes de Gand. Hugo von Melun, auf Hendines, Bailleul, Domvast, Brimeu, Caumont und Rosny, Burggraf von Gent, des Kaisers Karl V. Rath und Kammerherr, Ritter des Vließordens, Gouverneur von Arras, war der zweite Sohn von Johann II. von Melun, dem Herrn von Antoing, aus dessen Ehe mit Maria von Saarbrücken-Commercy. Hugo hat dem K. Maximilian wesentliche Dienste geleistet, namentlich das kecke Unternehmen auf das von den Gentern besetzte Audenaerde, 1485, angegeben und befördert, auch als Gouverneur von Dendermonde die Genter, welchen Verrath die Thore dieser Stadt öffnen sollte, geschlagen, 1492. In demselben Jahre unterfertigte Hugo den zwischen dem König und den Rebellen errichteten Friedensvertrag und 1501 begleitete er den Erzherzog Philipp auf der Reise nach Spanien. Er starb den 27. Nov. 1524, nachdem er in seiner Ehe mit Johanna von Hoorn, Frau auf Hebuterne, vermählt den 15. Oct. 1495, ein Vater von fünf Kindern geworden. Seine jüngste Tochter, Anna von Melun, Frau auf Wagnonville, Morchies, Bertincourt, Busquière, le Petit-Bouberch-les-Inchy, auch des Lehens Tramecourt und der Prevôté Douay, Güter, welche sie doch nachmals mit ihrem Bruder gegen Rosny und Villeneuve-les-Cheuvry vertauschte, wurde durch Ehevertrag, d. d. Schloß Caumont, in Artois, den 19. Juni 1529, Johann's IV. von Bethune, des Barons von Baye, Hausfrau. Ihr Enkel war Maximilian von Bethune, der Baron von Rosny und nachmalige Herzog von Sully. Der Anna einziger Bruder, Johann von Melun, Burggraf von Gent, auf Hendines, Dompvast, Bailleul-en-Vimeu, Frenocq, Hubessem, Brimeu und Hebuterne, lebte noch 1551. Durch Ehevertrag, d. d. Amiens, am 31. Jan. 1525, vermählt mit Elisabeth, des Grafen Philipp III. von Walbeck Tochter, erster Ehe, mit der Gräfin Adelheid von Hoya, hatte er von ihr den einzigen Sohn Maximilian. Dieser, Burggraf von Gent, Herr von Caumont und Hebuterne, Gouverneur von Arras, starb 1572, in dem Alter von 45 Jahren, ohne Kinder zu haben aus seiner Ehe mit Anna Rollin (vermählt durch Vertrag vom 28. Mai 1555). Sein Erbe behauptete zu sein Maximilian von Bethune, Baron von Rosny, dessen Pathe er gewesen; es fand sich aber ein Testament, worin Rosny, als Calvinist, von der Erbschaft ausgeschlossen, und statt seiner Robert von Melun, der nachmalige Marquis von Roubais, eingesetzt.

Die Linie von la Borde. Johann von Melun, des Vicomte Adam II. und der Comtesse von Sancerre dritter Sohn, theilte mit seinem Bruder Adam III., den 2. April 1285, und erhielt zu seinem Antheil die Hälfte der Vicomté Melun, namentlich die Herrschaft la Bordes-Vicomte, südöstlich von Blandy, und das noch weiter, in derselben Richtung entlegene Ecrennes. Vermählt 1266 mit Isabella von Montigny, war er 1298 nicht mehr am Leben. Sein Sohn, Simon I. von Melun, Herr von la Borde und la Chapelle-Gautier, verglich sich 1308 im eigenen und seiner Brüder Johann und Philipp Namen mit Adam III. dem Vicomte von Melun, wegen ihrer Ansprüche auf Châtillon-sur-Loing, Concressault und Balleu, lebte auch noch 1333. Dieses Enkel, Johann III. der Braune, auf la Borde, Courtry-les-Blandy, Dannemois und Vianne, Hauptmann zu Melun 1411, Maître-enquêteur des eaux et forêts de Champagne et Brie, diente 1412 mit einem Chevalier-bachelier, 28 Wapplingen und 10 Schützen, und leistete am 10. Jan. 1421 dem König die Lehnspflicht über ein ½ der Vicomté Melun, so ihm aus seines Vetters, Johann de la Tournelle, Erbschaft zugefallen war. Den 21. Jan. 1387 hatte er sich mit Isabella von Savoisy, Frau auf la Motte-Saint-Florentin, nachmals la Borde genannt, und auf le Buigson vertheirathet. Von seinen sieben Söhnen war Guido des rhodiser Ordens Groß-Hospitaler. Ludwig, Kanonikus und Custos zu St. Quentin, wurde zum Erzbischof von Sens erwählt, den 4. Juli 1432, resignirte wegen Blindheit 1474, und starb den 9. Sept. 1476. Johann, gest. den 22. Juni 1467, wurde der Stammvater der Nebenlinie in Courtry, deren Eigenthum namentlich Courtry-les-Blandy, eine Erbtochter, des Stammvaters Urenkelin, vermählt den 29. Dec. 1549 an Franz von Escoubleau-Sourdis, auf ihre Kinder vererbte. Karl von Melun, seines Bruders Philipp Nachfolger in der Amtmannschaft zu Melun, seit dem 30. Oct. 1436 auch Schloßhauptmann zu Usson, ließ von dannen einen ihm hoch anbefohlenen Gefangenen entwischen, und büßte seine Nachlässigkeit oder Untreue mit dem Leben. Der Gefangene war Anton von Châteauneuf, Herr von Lau, der vormalige Günst-

5) P. Anselme macht zwei Söhne aus dem einen des Philipp Franz von Melun, läßt beide in Spanien dienen, namentlich die Statthalterschaft von Galicien bekleiden, und legt dem ältesten, den er unter dem väterlichen Namen Philipp aufführt, eine Gemahlin bei, N. Visconti-Milan. Es ist aber „Comte de Milan" einer der Titel des Hauses Schets-Ursel, und liegt dieses Milan in Artois.

Digitized by Google

ling K. Ludwig's XI. [6]). Karl hinterließ einen Sohn und eine Tochter; der Sohn, Anton von Melun, auf Bourron, wurde 1464 als Amtmann zu Melun eingeführt, war aber 1487 nicht mehr am Leben, die einzige Tochter aus dessen Ehe mit Katharina, der Bruderstochter des Cardinals Giofredi, heirathete den Philipp von Chamigny auf Sautour. Philipp von Melun, von Johann's III. Söhnen der erstgeborene, Herr auf la Borde und Lumigny, in Brie, und auf Autreche und Bertin, in der Picardie, königlicher Rath und Kammerherr, Gouverneur von Brie und Hauptmann zu Provins, den 24. Aug. 1428, wurde den 15. Juni 1434 zum Maitre des eaux et forêts ès parties de France, Champagne et Brie, den 24. Sept. 1435 zum Gouverneur et Capitaine de la grosse tour de Bourges, und den 24. Sept. 1435, und abermals 1462 zum Capitaine de la bastille de S. Antoine zu Paris ernannt, und starb 1471. Seine erste Frau, Johanna, Reinolds von Nantouillet Tochter, brachte außer Nantouillet, zwischen Meaux und Dammartin, auch noch die mütterlichen Güter Normanville, les Landes, Lumigny, in die Ehe; die zweite Frau (seit 1438), Johanna von Torsay, auf Lezay, hatte schon zwei Männer, den Andreas von Beaumont-Bressuire und den Johann von Rochechouart-Mortemar, gehabt, und wurde in ihrer dritten Ehe die Mutter des einzigen Sohnes Johann von Melun, von welchem, als dem Ahnherrn der heute noch blühenden Vicomtes von Melun, am Schlusse des Artikels zu handeln ist. Aus Philipp's erster Ehe kamen die Söhne Karl I., Ludwig und Anton. Ludwig, Archidiakon zu Sens, wurde zum Bischof von Meaux erwählt, den 17. Febr. 1474, und starb den 13. Mai 1483. Anton von Melun, auf Nantouillet und la Borde, stand seinem Bruder Karl zur Seite bei der Belagerung und Eroberung der von des Grafen von Dammartin Volk besetzten Burg S. Maurice 1465, rechtete 1466 um seine Herrschaft Nontouillet, welche der Graf von Dammartin in Beschlag nehmen lassen, und verkaufte la Borde-le-Vicomte, den 21. Aug. 1486. Er blieb unbeweibt, hinterließ aber den Bastard Johann von Melun, der 1520 als Priester vorkommt, und als garde des sceaux aux contrats de la seigneurie de Nantouillet, pour le chancelier, archevêque de Sens et cardinal Antoine Duprat. Karl I. von Melun, Ritter, Herr von Normanville, Lumigny, Champigny-sur-Marne, les Landes, königl. Rath und Kammerherr, Amtmann von Evreux und Sens, Schloßhauptmann zu Vincennes, besaß in hohem Grade Ludwig's XI. Gunst. „Ce chevalier estoit moult privé du Roy, et avoit couché plusieurs fois avec luy, tant estoit familier de luy,“ es wurde seine Herrschaft les Landes im Juni 1462 zu einer Baronie erhoben, und derselben zugleich die hohe Gerichtsbarkeit verliehen, es empfing auch Karl seinen reichlichen Antheil aus des Grafen von Dammartin, des Anton von Chabannes (s. den Art. la Palisse), confiscirten Gütern. Bereits im Laufe des Processes war er, „homme qui ne perdoit aucune occasion de ruiner les personnes auprès du Roy, desquels il pouvoit espérer la confiscation,“ zum Curator von des Grafen eingezogenen Gütern bestellt worden, avec promesse de confiscation en cas de condamnation.“ Es ist begreiflich, daß diese Clausel mächtig gewirkt haben muß, den Curator in einen Ankläger zu verwandeln. Melun erwies sich in dem ganzen Verlaufe als des Grafen von Dammartin unerbittlichster Gegner. Von der andern Seite verwendete Karl nach Belieben die Einkünfte der sequestrirten Güter, alles in den Schlössern vorgefundene Mobilare, Tapeten, Bett- und Silberwerk, hat er sich zugeeignet, nicht einmal des Archivs verschont, noch eines eisernen Gitters, so er für sein Haus in Paris zu benutzen gedachte. Weit entfernt, dieses Verfahren zu misbilligen, bestellte vielmehr der König ihn zu seinem Lieutenant-général de France (d. h. der Ile-de-France), und Melun, in dessen Händen hiermit der Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht des Reichs, entbehrte nur mehr des Titels, im mindesten aber nicht der Gewalt eines Connétable. Es kam aber der Krieg um das gemeine Wohl, die feindlichen Heere begegneten sich in den Ebenen um Paris, und Melun gerieth bei seinen argwöhnischen Herren in den Verdacht der Untreue. Er wurde beschuldigt, des Marschalls Roault Auszug verhindert zu haben, obgleich der König ihm seine Absicht, am andern Tage zu schlagen, mitgetheilt und dabei als ungezweifelt angenommen hatte, daß 200 Lanzen, aus Paris hervorbrechend und den Feind im Rücken fassend, einen gewissen Sieg ihm bereiten würden: man wollte bemerkt haben, daß das Feldthor der Bastille, während eines feindlichen Angriffs, unverschlossen geblieben, daß der Festung Geschütz vernagelt worden war. Endlich hatte Melun den Unterhandlungen, welche der Bischof von Paris und einzelne Bürger mit den verbündeten Fürsten anzuknüpfen gesucht, freien Lauf gelassen. Für dergleichen Fehler Rechenschaft zu fodern, durfte, von Feinden umringt, augenblicklich der König nicht wagen, aber er bereitete sich die Mittel, dereinst zu rechnen, indem er das allzu wichtige Gouvernement von Paris und Ile-de-France an sich nahm, dafür aber, dem gefallenen Günstling selbst seine Ungnade zu verbergen, ihm noch in demselben Jahre das Amt eines Grand-maître verlieh. Es freuten sich die Pariser, als von ihnen schied „le Sardanapale de son temps, engorgeur de vins et de brouets.“ Melun aber, in der scheinbaren Gunst die Gefahr erkennend, suchte ihr durch ein zurückgezogenes Leben auf seinen Gütern auszuweichen. Wenig vermochte solche Vorsicht gegen seines Königs Gemüthsart, zumal nachdem es dem Grafen von Dammartin gelungen, seine frühere Stellung wieder zu

6) In der Chronique scandaleuse heißt es: Environ ce tems (juin-juillet 1468) y eut un nommé Charles de Meleun, homme d'armes de la compagnie de Monseigneur l'Admiral, lequel de Meleun estoit Capitaine de Usson en Auvergne, qui avoit la garde de par le Roy du Sgr. du Lau sur sa vie, audit lieu d'Usson, dont il eschappa, dequoy le Roy fut fort desplaisant, et pour ledit cas fist constituer prisonnier ledit de Meleun au Chasteau de Loches, auquel lieu et pour iceluy cas fut decapité. Et après luy fut aussi decapité, pour iceluy cas, un jeune fils, nommé Remonnet, qui estoit fils de la femme dudit Charles de Meleun, en la ville de Tours, et si fut aussi, pour iceluy cas, decapité en la ville de Meaux le Procureur du Roy audit lieu d'Usson.“

Digitized by Google

gewinnen, und hiermit die Mittel, reichlich zu vergelten die von Melun empfangenen schlimmen Dienste. Zuerst verfolgt von seinem Gegner durch Processe um Schadenersatz, war ihm noch ein Mittel, sich fürchterlich zu machen, geblieben: er besaß, unter seines Vaters Namen die Bastille. Deren wurde er entsetzt, ihm auch das Amt eines Grand-maître genommen, und am 23. April 1467 an den Grafen von Dammartin verliehen. Endlich erhielt der Groß-Prosoß, Tristan l'Hermite, den Auftrag, unter Zuziehung einiger Parlamentsräthe, in gewöhnlicher Weise des Königs Gericht zu hegen über den geschlagenen Mann. Gefänglich eingezogen und nach Château-Gaillard gebracht, „en la garde du comte de Dammartin, capitaine du dit lieu," bekannte Melun auf der Folter, daß er im Laufe des Kriegs um das gemeine Wohl, zur Zeit eines Waffenstillstandes, zweimal mit den verbündeten Herren sich besprochen, dem Herzog von Bretagne ein Roß, dem Grafen von Charolais ein Maulthier verehrt, auch nachmals, um eine Antwort mitzutheilen, zu dem Herzog von Bretagne sich begeben habe, unangesehen des ihm hierüber von dem König bezeigten Misvergnügens, ungeachtet derselbe ihm später jede Zusammenkunft mit den Feinden untersagt habe. An den Prinzen Karl, des Königs Bruder, geschrieben zu haben, leugnete er, wol aber bekannte er sich zu dem Versuche, die von Pariot gestellten Anträge zu benutzen, um den Prinzen von der Partei der Misvergnügten abzuziehen; dabei habe er mit des Königs Vorwissen und ausdrücklicher Zustimmung gehandelt. Er bekannte ferner, von dem Grafen von Maine ein Gebetbuch und 500 Thlr. empfangen zu haben, als Erkenntlichkeit für einen Proceß, dessen günstigen Ausgang der Graf ihm verdanke, dann 100 Thlr. von dem Greffier des Parlaments, den er bei seinem Amt erhalten habe. Endlich soll er des Empfangs von 4000 Thlrn. geständig gewesen sein, von dem von Chalençon erlegt, um seine Ansprüche auf die Vicomté Polignac von dem König begünstigt zu sehen. Von der Marterbank erhoben und zum Kaminfeuer getragen, bekräftigte Melun nochmals seine Aussage, und es wurde, da sie unmittelbar den König berührte, das um sie aufgenommene Protokoll an den Hof versendet. Ludwig ließ den Commissarien durch seinen Geheimschreiber, Boude Meurin, eröffnen, daß Melun niemals von ihm an die verbündeten Herren abgeordnet worden, daß er vielmehr allen Personen seines Hofstaats den Verkehr mit den Feinden untersagt habe. So unzufrieden er aber gewesen mit dem Betragen von Melun, de Lau und Poncet de la Rivière, habe er dennoch, in ihren Händen sich befindend, seine eigentliche Gesinnung verbergen müssen. Auf diese Mittheilung ließ der Groß-Prosoß einen Priester kommen, der des Gefangenen Beichte vernehmen, und am Dinstag, den 22. Aug. 1468, wurde Melun auf dem Marktplatze der Stadt Petit-Andely, welche an die Burg Château-Gaillard stieß, enthauptet[7]). Vermählt den 21. Jan. 1453 mit Anna Philippa de la Rochefoucaud, und zum andern Male, nach deren Hinscheiden, mit Philippa von Montmorency, den 23. März 1465, hatte Karl von Melun nur in der ersten Ehe Kinder, in deren Betracht der Graf von Dammartin auf die Schenkung verzichtete, welche der König ihm mit den confiscirten Gütern gemacht, und nur S. Marc und les Tournelles behielt, als Ersatz für die ihm genommenen Mobilien und die vierjährige Entbehrung seiner Einkünfte. Karl's einziger Sohn, Ludwig, hatte den K. Ludwig XI. zum Pathen gehabt, und wurde der Vater Karl's II. von Melun, des Barons von les Landes, auf Normanville und Lumigny. Karl's II. einzige Tochter, Magdalena, wurde vermählt 1) den 11. März 1572 mit Ludwig von Champagne, Grafen von la Suze, 2) mit Haime von Mailloc.

Die Linie von Lezay. Johann von Melun, der vierte Sohn Philipp's von Melun, la Borde, aus dessen Ehe mit Johanna von Torsay, besaß die mütterliche Herrschaft Lezay, dann la Motte St. Florentin und Chantecler, und starb im März 1479. Mit seinen Enkeln, Anton's Söhnen, Johann, Georg und Lupus, theilte sich abermals diese Linie. Johann's Nachkommenschaft erlosch in dessen Enkeln, Ludwig und Rozé, nach 1584. Die von Georg abstammende Linie in Savigny ging mit dessen Enkel Johann, Marin's Sohn, zu Grabe, nach 1655. Lupus, der Stammvater der Linie in le Buignon, hinterließ die Söhne Philipp und Michael. Michael's, auf Dannemois, Nachkommenschaft erlosch in dessen Enkel Karl, der 1636 als minderjährig vorkommt. Philipp von Melun, auf le Buignon, wurde der Vater Karl's, der Großvater von Joachim, auf le Buignon, und von Ludwig, auf Maupertuis, in Brie, bei Coulommiers. Von Ludwig's, gest. 1649, Söhnen war der ältere, der sogenannte Marquis von Maupertuis, Ludwig, Capitaine-Lieutenant der ersten Compagnie Mousquetaires, Generallieutenant seit März 1702, Großkreuz und Comthur des St. Ludwigordens, Oberamtmann von Wynorbergen, Gouverneur von St. Quentin und Aigues-mortes, Gouverneur und Lieutenant-général von Stadt und Landschaft Toul. Schon auf Candia, 1669, hatte er sich als Anführer einer Abtheilung Mousquetaires, noch mehr aber bei der Erstürmung von Valenciennes, 1677, ausgezeichnet. Geraume Zeit befand er sich mit seiner Compagnie einzig und allein in der Stadt, bestreitend zugleich die Besatzung und eine zahlreiche bewaffnete Bürgerschaft. Ihm gebühret, so meint d'Aspect, in der Geschichte des St. Ludwigordens, um seiner tapfern Thaten, der Beiname le Charpentier, den schon in den Kreuzzügen jener Vicomte von Melun geführt. Maupertuis starb kinderlos den 6. April 1721. Sein Bruder, Armand Graf von Me-

7) „La cause pourquoy, je ne le sçay, sinon que c'estoit la volonté du Roy, qui n'avoit mercy d'homme sur lequel il avoit suspicion mauvaise. Et dit-on, que du premier coup que le bourreau luy donna, il ne luy coupa la teste qu'à moitié, et que le chevalier se releva, et qu'il dit tout haut, qu'il n'avoit cause ne coulpe, en ce que le roy le mettoit, et qu'il n'avoit mort demeritée, mais puisque c'estoit le plaisir du roy, il prenoit la mort en gré, et quand il eut ce dit, il fut par après décapité." In dem gleichen Sinne schreibt Comines: „fut mal recompensé par la poursuite de ses ennemis." Unter diesen Feinden scheint obenan zu stehen der Cardinal la Balue: „et fut le pourchas de son exécution fait par le cardinal, qui lors gouvernoit."

Digitized by Google

lun, starb den 30. Nov. 1710, Vater von Ludwig, Marquis von Melun und Graf von Nogent-le-Roi, welche Besitzung Ludwig mit Henriette Emilie von Bautru erheirathet hat. Durch Instrument vom 20. März 1747 widersetzte der Marquis sich der vom Marschall von Villars beabsichtigten Übertragung der Schloßkapelle von Blandy nach Baux-les-Villars, oder, wie das Prachtschloß nach den vormaligen Besitzern hieß, Baux-le-vicomte, zwischen Melun und Blandy. In dem Instrument heißt es: „que le marquis de Melun est opposant et s'oppose à toutes les sentences, ordonnances et décrets, et à tout ce qui pourroit être fait de contraire à la fondation faite par Adam et Guillaume, vicomtes de Melun, d'une messe dans le château de Blandy.“ Der Marquis ist den 29. April 1763 kinderlos verstorben. Joachim von Melun, der als der ältere Sohn die Linie in le Buignon fortsetzte, wurde in der Ehe mit Franziska von Dillon auf la Becherelle-Buvarde, Somelan und Brumetz, vermählt den 19. Aug. 1628, der Vater von Ludwig Armand und von Joachim Heinrich, dem Gründer der Linie in Brumets. Ludwig Armand, Graf von Melun, auf le Buignon, wurde der Vater des Grafen Anton, auf le Buignon, geb. den 2. Juni 1663, gest. den 19. April 1731, daß derselbe demnach den einzigen Sohn überlebt hat. Dieser, Anton, Graf von Melun, geb. den 8. Oct. 1699, ist den 30. Sept. 1716 mit Tode abgegangen. Joachim Heinrich von Melun, auf Brumets, in Brie, wurde der Vater von Bartholomäus Joachim, Vicomte von Melun, auf Brumets und Sommepuis. Dieser, Regierer des Hauses Melun durch das 1739 erfolgte Absterben von Gabriel, Vicomte von Melun-Espinoy, nahm das reine Stammwappen wieder an, sieben goldene Kugeln, 3, 3, 1. im blauen Felde, unter einem goldenen Schildeshaupte, denn bis dahin hatten die Linien von la Borde und Lezay als Abzeichen einen wachsenden, rothen Löwen im Schildeshaupte beibehalten. Er erneuerte auch am 30. Jan. 1749 die gegen die Übertragung der Schloßkapelle von Blandy eingelegte Protestation und starb auf seinem Schlosse zu Brumets, den 17. Juli 1749. Von seinem Sohne, Adam Joachim Maria Vicomte von Melun, berichtet die Gazette de France, den 8. Mai 1751, „le 1. de ce mois le duc de Gèvres présenta au roi le vicomte de Melun, de l'ancienne maison de ce nom. Il fut ensuite présenté à la reine, à monsieur le dauphin, à madame la dauphine et mesdames de France.“ Er hat sodann die Feldzüge von 1757 und 1759, diesen als Hauptmann bei dem Bataillon von Chaumont, gemacht, und ist den 30. Oct. 1797 verstorben. Sein Sohn, Anna Joachim Franz, Vicomte von Melun, Baron von Brumets, figurirte unter der Ehrengarde, für Ludwig's XVIII. Einzug in Paris den 3. Mai 1814 gebildet, und ist ein Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. (*v. Stramberg.*)

EPIONE, Ἠπιόνη, Gemahlin des Äskulapios (*Paus.* II, 29), mit der er den Machaon und Podalirios zeugte. Der Name bedeutet die Lindernde und erscheint so als treffendes Prädicat des Heilgottes. Sie ward häufig mit ihm zugleich vorgestellt und verehrt. (*Richter.*)

EPIPACTIS. Unter diesem Namen, welcher sich zuerst bei Besler (Hort. eystettens.) für eine Pflanze dieser Gattung gebraucht findet, hat Swartz (Schrader's Neues Journ. I. t. 1. f. N) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Arethusen der natürlichen Familie der Orchideen aufgestellt. Char. Die Blumendecke fünfblätterig, fast regelmäßig, offenstehend; das Lippchen ohne Sporn, an der Basis gewölbt, in der Mitte mit einem Gelenke, mit ausgebreiteter Platte; das Befruchtungssäulchen kurz, an der Spitze stumpf, ganzrandig, unter der Narbe auf jeder Seite mit stumpfen Zähnchen versehen; die Antherе gipfelständig: die zuletzt mehlartigen Pollenmassen hängen zu vier zusammen. Richard (Orchid. n. 8) hat mehre Arten dieser Gattung zu einer neuen Gattung, Cephalanthera, erhoben, andere zu Neottia verwiesen, sodaß nur vier Arten übrig bleiben, welche als perennirende Kräuter mit büschelförmiger Wurzel, aufrechtem Stengel, stengelumfassenden, nervenreichen Blättern und traubenförmigen, überhängenden Blüthen in Wäldern und auf feuchten Wiesen in Europa und Nepal einheimisch sind. 1) Ep. latifolia *Sw.* mit eiförmig-ablangen Blättern, die Blüthen an Länge übertreffenden unteren Stützblättchen und eiförmigem, zugespitztem, ganzrandigem Lippchen, welches kürzer als die Deckblättchen ist. Kommt in zwei Formen: *α*) Ep. viridiflora *Hoffmann* (Serapias latifolia *L.*, Fl. dan. t. 811. Engl. bot. t. 269) mit grasgrünlichen Blumen, und *β*) Ep. atrorubens *Wildenow* (Fl. dan. t. 1938) mit kleineren rothen Blumen und graufilzigem Fruchtknoten, besonders auf Kalkbergen vor. Diese Pflanze war früher als Herba Helleborines latifoliae officinell, ist aber gewiß nicht die Epipactis der Alten (*Ἐπιπακτὶς Dioscoridea*, Mat. med. 4, 107. Epipactis *Plin.* H. N. XXVII, 52), welche nach Anguillara's Angabe vielmehr Herniaria glabra sein dürfte. 2) Ep. cousimilis *Don* (Prodr. fl. nepal.) mit eiförmigen Blättern, Stützblättchen, welche dreimal länger als die Blüthen sind und mönchskappenförmigem, langzugespitztem, ganzrandigem Lippchen, welches länger als die Deckblättchen ist; in Nepal. 3) Ep. microphylla *Sw.* (*Waldstein* et *Kitaibel*, Pl. rar. Hung. t. 270. Serapias microphylla *Ehrhardt*) mit eilanzettförmigen Blättern, Stützblättchen, welche kürzer als die Blüthen sind und eiförmigem, zugespitztem, seingekerbtem Lippchen, welches von gleicher Länge mit den Deckblättchen ist. Wächst in Bergwäldern, wird nur spannenhoch und hat einseitige grünliche Blüthen. 4) Ep. palustris *Sw.* (Epipactis etc. *Haller*, Stirp. Helv. n. 1296. t. 39. Helleborine latifolia Fl. dan. t. 267. Serapias longifolia *L.* Sturm, Teutschl. Fl. 4, 13. Schkuhr, Handb. t. 274. S. palustris *Lightfoot*, Engl. bot. t. 270) mit lanzettförmigen Blättern, Stützblättchen, welche kürzer als die weißröthlichen Blüthen sind und stumpfem, wellenförmigem, gekerbtem Lippchen, welches von gleicher Länge mit den Deckblättchen ist. Auf Sumpfwiesen. (*A. Sprengel.*)

EPIPHANIA, Ἐπιφάνεια, die Erscheinung und zwar insbesondere die unerwartete oder Hilfe bringende Erscheinung eines Gottes oder Menschen, oder eine Handlung,

Digitized by Google

wodurch sich ein Gott insbesondere als Gott manifestirte. Das Erscheinen der Götter war ein Religionsbegriff sowol bei den Griechen als bei den Römern, überhaupt bei fast allen Völkern. Er gründete sich theils auf alte dichterische Vorstellungen, theils auf gewisse Veranstaltungen bei feierlichen religiösen Festen. So erscheint in der Mythe die Ceres in göttlicher Majestät der Metanira, als sie, von vorwitziger Neugier getrieben, die heilige Handlung der Göttin dem Demophon Unsterblichkeit zu geben, gestört hatte; so Jupiter der Semele, Apollo den Kretern, Bakchos den Tyrrhenern u. s. w. Unter den einer Gottheit gewidmeten Verehrungsplätzen dachte man sich oft den einen vorzüglicher als den andern, weil der Tempel prächtiger, die Feier glänzender war; man glaubte daher, ein solcher Ort gefalle auch der Gottheit besser, sie halte sich länger daselbst auf, höre hier leichter das Flehen der Hilferufenden. Öfters hielten sich die Götter auch eine Zeit lang an diesem und eine Zeit lang an einem andern Orte auf, eine Idee, die leicht entstehen konnte, wenn zwei Orte einen gleichen Grad von Berühmtheit hatten. So wohnte Apollo im Frühlinge zu Delos, im Herbste zu Patara. Daher die Beinamen *ἀπόδημος Ἀπόλλων*, der abwesende, und *ἐπίδημος*, der anwesende Apollo. Nahete die Zeit der Ankunft des Gottes, so sang man ihm Hymnen, die um seine Gegenwart flehelen, ihn herbei riefen (*κλητικοί*) und andere (*ἀποπεμπτικοί*), wenn er sich entfernte, um ihm zu danken und sich seinem fernern Schutze zu empfehlen; s. *Menand.* Rhet. de hymn. demissoriis p. 596 und *Spankeim*, ad *Call.* H. in Apoll. 13. Der Eingang des Kallimachischen Hymnos an Apollo zeigt uns, wie man sich ein solches Erscheinen dachte:

Schaut, wie der heilige Sprößling erbebt, der Lorbeer Apollo's!
Wie er wanket des Phöbos Tempel! Entfliehet, entfliehet,
Ungeweihte! Schon rauscht auf der Schwelle des kommenden Gottes
Tritt, ihm beugt sich mit freundlichem Reigen die Palme von Delos,
Und ihm singt in den Lüften der Schwan mit lieblicher Stimme!
Riegel und Schlösser hemmen nicht mehr die Thore, mit lautem
Krachen springen sie auf. Es nahet Phöbos Apollon.
Auf! empfangt ihn mit Tanz und Gesang, ihr blühenden Knaben!
Aller Augen sehen ihn nicht, der Fromme nur schaut ihn.
O des Seligen, der ihn erblickt, der segne sein Schicksal!
Ach, laß uns die Seligen sein und dich schauen, o Phöbos!

Die Zeit, während der die Gottheit in ihrem Tempel weilte, hieß *Θεοξενία*, weil man sich den Gott gleichsam als Gast beim Opfermahle dachte. *Spanh.* ad *Callim.* H. l. c. de praest. et us. Num. 7, 425—29. *Wesseling* ad *Diod.* T. I. p. 29, 68. *d'Orville* ad Charit. p. 285, Lips. Oft wurden die erscheinenden Götter auch wirklich an ihren Festen dargestellt, und durch Eingeweihte, entweder um die staunende Menge zu täuschen, wie z. B. als Athene den Pisistratos nach Athen zurückführte, oder ohne alles Blendwerk aus heiliger Absicht, wohin die als Artemis aufgeputzte Jungfrau bei den Patrensern (*Paus.* VII, 18) gehört. Ein vorzügliches Beispiel ist die von Kallixenos erzählte prächtige Procession zu Alexandria (*Athen.* V, 6. p. 196 sq), bei der alles, was nicht kolossales Automat war, durch verkleidete Menschen vorgestellt ward; s. Böttiger's Vasengem. 2. Heft. S. 217. Anm. Wenn man um die Erscheinung einer Gottheit flehete, so war es auch verboten, rückwärts zu schauen, um nicht etwa zu seinem eigenen Schaden die herannahende Gottheit zu erblicken. Von dem Begriffe der Göttererscheinungen schreibt sich auch im Christenthume das Fest der Epiphanien her, dessen Feier den 6. Jan. fällt. Ursprünglich war es dem Andenken an die Taufe Jesu im Jordan gewidmet, denn da hatte sich der Heiland zuerst als der Göttliche, als der verheißene Messias offenbaret. So war und ist es noch in der morgenländischen Kirche. Im Abendlande aber deutete man es auf die Anerkennung der Hoheit Jesu durch die Magier, die gleichsam Repräsentanten des Heidenthums sind, und welche das Mittelalter zu Königen erhob. (*Creuzer*, Symb. IV, 585.) (*Richter.*)

EPIPHANIA 1) ad Euphratem, eine Stadt, welche Plinius namhaft macht. (Hist. Natur. 5, 24.) Nach dem Zusammenhange dieser Stelle muß man schließen, daß dieselbe am obern Euphrat lag, und zwar zwischen Samosata (Someisat) und Zeugma (dem heutigen Bir).

2) Epiphania ad Orontem, ist dieselbe Stadt in Syrien, welche in der Bibel Hamath und noch heutzutage Hama genannt wird. Sie bekam den Namen Epiphania von einem der seleucidischen Beherrscher Syriens, wahrscheinlich von Antiochus Epiphanes, jenem grausamen Bedrücker der Juden, der durch seine Tyrannei den Aufstand der Makkabäer herbeiführte. Darum ging aber der einheimische Name der Stadt nicht unter, er blieb vielmehr bei den Eingebornen in gewöhnlicherem Gebrauch und besteht heute noch, nachdem der Name Epiphania längst wieder verschwunden ist. Man s. d. Art. Emath, 34. Bd. S. 16. Den griechischen Namen erwähnt Josephus als von den Macedoniern ausgegangen, bemerkt aber ausdrücklich, daß der einheimische zu seiner Zeit unter den Eingebornen noch daneben bestehe [1]). Der jüdisch-griechische Übersetzer des A. T., Aquila, zu Anfang des 2. Jahrh., setzt für Hamath gradehin Epiphania, wie wir aus Theodoret und Procopius Gazäus wissen [2]). Zwar will Eusebius im Onomastikon die Identität von Emath und Epiphania nicht zugeben, aber Hieronymus in der lateinischen Bearbeitung dieses Werkes spricht sich bestimmt im entgegengesetzten Sinne aus, und wiederholt seine Ansicht öfter in seinen Schriften [3]). Dasselbe bezeugt Theodoretus, ein geborner Syrer, an mehren Stellen seines Bibelcommentars [4]), sodaß an der Sache nicht weiter zu zweifeln ist. Sonst kommt die Stadt unter diesem Namen vor in dem Itinerarium Antonini p. 188, auf der Peutinger'schen Tafel, bei Ptolemäus und Stephanus von Byzanz. Auch die Epiphaneenses, welche Plinius (Naturgesch. 5, 23) erwähnt, gehören zu diesem Epiphania; s. das Weitere in den Artikeln Emath und Hama.

(*E. Rödiger.*)

1) *Joseph.* Antiqq. I. 6, 2. 2) *Theodoret.* Quaest. 22 in 2 lib. Regum, *Procop. Gaz.* Comm. ad lib. II. Regum. 3) Onomast. unter Emath. *Hieron.* Quaest. in Genes. 10, 15. Comm. in Ezech. 47, 15. 4) *Theodoret.* in Jerem. 4 et 46. *Idem* in Zachar. 9. Cf. *Relandi* Palaest. p. 120. 468.

Digitized by Google

EPIPHANIUS der Heilige, Bischof von Pavia, hat sich in der Weltgeschichte durch seine glücklichen Gesandtschaftsreisen einen Namen erworben. Als Ricimer sich zum Kriege wider seinen Schwiegervater, den Kaiser Anthemius, in Mailand zu rüsten begann, drang der Adel dieser Stadt mit weinenden Augen so lange in ihn, bis er sich endlich zur Abschickung einer Gesandtschaft an den Kaiser Anthemius zum Behufe von Friedensunterhandlungen bewegen ließ. Der Bischof Epiphanius von Pavia ward zum Gesandten genommen, ging nach Rom, stellte den Kaiser zufrieden und brachte diese fröhliche Nachricht nach Mailand zurück [1]). Als im J. 474 Lucianus der Gesandte des Kaisers Nepos Eurich, den König der Westgothen, von den Feindseligkeiten gegen das römische Reich abzustehen, zu bewegen vergebens gesucht hatte, dachte Kaiser Nepos darauf, einen Abgesandten von größerem Ansehen zu schicken, nämlich den Bischof Epiphanius von Pavia; dieser trat die Reise an, traf Eurich'en zu Toulouse, und überredete ihn, einen Frieden mit dem römischen Reiche zu schließen. Epiphanius hatte im J. 474 den Schmerz, daß Odoaker Pavia verheerte, wobei unter andern auch die Domkirche zerstört ward. Doch im Vertrauen auf den Beistand Gottes und des Volkes ließ der heilige Bischof es sich angelegen sein, die zerstörte Kirche wieder aufzubauen, und brachte den Bau auch glücklich zu Stande. Nicht minder wußte er Odoakern zu bewegen, daß dieser des Bischofs Landsleuten die Abgaben auf fünf Jahre erließ, damit sie sich von dem unermeßlichen Verluste, den sie bei der Plünderung und Einäscherung ihrer Stadt durch die Germanen erlitten, wieder erholen möchten. Die Einwohner in Ligurien, von welchen Pelagius, der Praefectus Praetorio des Königs Odoaker's, zu ihrer unerträglichen Beschwerde, noch einmal soviel Zins, als sie vorher entrichtet hatten, foderte, baten den heiligen Epiphanius um Hilfe. Dieser begab sich zu demselben, und bewog ihn, daß jene schweren Abgaben gebührender Maßen gemildert würden. Nicht minder als unter Odoaker galt Epiphanius unter Theoderich dem Großen. Zu ihm kam der heilige Bischof in Begleitung des Bischofs Laurentius von Mailand. Theoderich hatte durch ein Gesetz allen denen, die es vorher mit ihm gehalten, das römische Bürgerrecht ertheilt, dasselbe dagegen denen allen, welche auf Odoaker's Seite gewesen, verweigert, und noch dazu ihnen die Fähigkeit, ein Testament zu machen, entzogen. Die beiden Bischöfe baten den König um Abschaffung des Gesetzes so nachdrücklich, daß Theoderich sich dazu bewegen, und sogleich den Quaestor sacri Palatii [2]) Urbicus rufen ließ, und ihm die Aufsetzung eines Edicts, in welchem das Vorhergehende widerrufen wurde, befahl. Hierauf sich zu Epiphanius wendend sagte der Ostgothenkönig zu ihm, er beabsichtige, ihn als Gesandten an Gundobald, den König der Burgunden, zu schicken zum Behufe der Pflegung von Unterhandlungen wegen der von den Burgunden in Sklaverei geführten Einwohner und Ackerleute in Ligurien; zu diesem Endzwecke solle ihm das nöthige Geld aus der königlichen Schatzkammer ausgezahlt werden. Der heilige Bischof unterzog sich dieses löblichen Geschäftes, und bat den König nur darum, daß er ihm den Bischof Victor von Turin, einen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften, zum Gefährten mitgeben möchte. Die beiden Bischöfe traten im März des Jahres 494 die Reise nach Lyon, dem Sitze des Königs Gundobald, des Herrn dieser Provinz, an. Bereits war eine von den Töchtern Theoderich's Gundobald's Sohne, Sigismund, verheißen, und Epiphanius konnte unter diesen Umständen durch sein ehrwürdiges Ansehen und seine weisen und gottesfürchtigen Reden um so mehr wirken. Sie bewogen den König Gundobald, alle Italiener, welche die Waffen wider die Burgunden nicht ergriffen hatten, unentgeltlich loszulassen, und nur zu verlangen, daß man die andern loskaufen sollte. In großer Menge und voll Freude machten sich diese Unglücklichen sogleich auf den Weg nach ihrer Heimath. Nur aus der Stadt Lyon reisten an einem einzigen Tage ihrer vierhundert ab. Auch aus allen Städten in Savoyen und andern den Burgunden gehörigen Provinzen nahmen die aus der Sklaverei Befreiten ihren Rückweg nach dem Vaterlande. Unentgeltlich wurden bis sechstausend Personen auf Fürbitte des heiligen Epiphanius losgelassen. Der Lebensbeschreiber desselben, Ennodius, damals Diakonus, war bei ihrer freudigen Abreise zugegen, und gibt als Augenzeuge Nachricht davon. Zur Loskaufung der übrigen verwendete Epiphanius das ihm von Theoderich gegebene Geld. Aber es reichte nicht hin. Siagria, eine durch Frömmigkeit und Reichthum ausgezeichnete Frau, und der berühmte Bischof Alcimus Eidicius Avitus von Vienne, brachten vieles Geld zur Befreiung der andern zusammen. Hierauf begab sich Epiphanius nach Genf, dem Regierungssitze Godegisel's, eines Bruders des Königs Gundobald's, bewirkte hier ebenfalls die Freilassung der Sklaven, und kehrte mit ihnen

1) Noch vor dem Osterfeste kam Epiphanius in seine Bischofsstadt Pavia zurück. Im Betreff des Jahres jedoch, in welches diese Gesandtschaftsreise des Epiphanius zu setzen, macht das nuper bei Ennodius in der Vita S. Epiphanii Ticinensis Episcopi Schwierigkeiten. Siemondus in den Noten zu Ennodius hat durch die Worte: Est nobis persona nuper ad Sacerdotium Ticinensis urbis adscita, und durch den Umstand, daß Ennodius weiter unten schreibt, der heilige Epiphanius habe unter der Regierung des Kaisers Nepos, das ist im J. 474, bereits das achte Jahr seines Bischofthums erreicht, sich bewogen gefunden, des Epiphanius Gesandtschaftsreise an den Kaiser Anthemius als im J. 468 geschehen aufzustellen, und Pagi (Critica in universos annales ecc. *Baronii*) ist ihm gefolgt. Sigonius (De occid. imperio) setzt sie ins J. 472 und Baronius ins J. 471; so auch Muratori (Geschichte von Italien. 3. Th. [Leipzig 1746.] S. 239), welcher annimmt, daß das nuper bei dem Ennodius eine längere Zeit bedeuten müsse, als es dem Anscheine nach bedeuten solle, da es gar nicht wahrscheinlich sei, daß die Freundschaft zwischen Anthemius und Ricimer, welcher sich nach Sidonius (Lib. I. Epist. 5) in den letzten Tagen des Jahres 467 zu Rom mit des Anthemius Tochter feierlich vermählte, und nach der Lobrede des Sidonius auf den Kaiser sich am 1. Jan. 468 noch in vollkommener Eintracht mit seinem Schwiegervater befand, so schnell aufgehoben worden, und daß dieses, daß nach Ennodius in der Vita S. Epiphanii Ricimer sich nach der zwischen ihm und dem Kaiser entstandenen Streitigkeit nach Mailand verfügt, und sie beiderseits Kriegsrüstungen begonnen, und darauf Epiphanius nach Rom abgeschickt worden, und noch vor dem Osterfeste nach Pavia zurückgekommen, sich in einer so kurzen Zeit, vom 1. Jan. bis zum 31. März 468, zugetragen habe.

2) Kanzler.

Digitized by Google

nach Italien zurück, ein Anblick, der alle Augen mit Thränen freudiger Rührung erfüllte. Ligurien hatte durch die Kriegsdrangsale unsäglich gelitten. Doch foderte Theoderich, um Heere unterhalten zu können, von den Einwohnern zu ihrer allgemeinen Beschwerde große Geldsummen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu ihrem gewöhnlichen Beschützer, und baten, daß er sich persönlich an den Hof verfügen und um einige Erlassung nachsuchen möchte. Der fromme Epiphanius erhörte auch dieses Mal ihre Bitte und begab sich zu Wasser nach Ravenna. Unterwegs hatte er viel zu erdulden. Ein Donnerwetter überfiel ihn. Auch hatte der Po keinen ordentlichen und gewissen Lauf, wie heutzutage, sondern ergoß sich zu jener Zeit oberhalb Versello oder etwas weiter unten, in die Sümpfe. Epiphanius mußte mehr als einmal am Ufer des Po unter freiem Himmel schlafen. Bei Theoderich, von welchem er wohl aufgenommen ward, brachte er es dahin, daß das Volk nur den dritten Theil von dem gefoderten Tribute zu geben brauchte. Auf dem Rückwege, auf welchem er von Schneewetter belästigt ward, überfiel ihn ein gefährlicher Schnupfen. Diese Krankheit mehrte sich so, daß er nach seiner Ankunft zu Pavia den 21. Jan.[3]) im 58. Jahre seines Alters starb. Sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Pavia hat das Andenken an seine frommen Thaten verewigt durch: Vita S. Epiphanii Ticinensis Episcopi[4]). (*Ferdinand Wachter.*)

EPIPHANIUS, von jüdischer Herkunft, geb. zwischen den Jahren 310—320 zu Bezanduke, einem Dorfe im Bezirke von Eleutheropolis in Palästina (weshalb ihn auch *Sozom.* VI, 32 Ἐλευθεροπολίτης nennt), bekannt als Vertreter jener unfreien Richtung in der griechischen Kirche, die jede Einmischung der Philosophie in die Theologie als Heterodoxie verdächtigte, hatte sich schon als Knabe in die Einöden Ägyptens zurückgezogen, um sich unter den Einsiedlern und Mönchen daselbst dem beschaulichen Leben ungestört widmen zu können. Als 20jähriger Jüngling stiftete er in der Nähe von Eleutheropolis ein Kloster, dessen Vorsteher er ward (*Sozom.* VI, 32 und *Epiph.* Haeres. 26). Sein Wohlgefallen am Mönchsleben bewirkte, daß er sich näher an Hilarion anschloß, welcher damals (bis 356) in Palästina Sinn und Lust für diese Lebensart zu erwecken bemüht war, und dieser fand in ihm einen ebenso großen Bewunderer und eifrigen Schüler, als seine Sache einen warmen Verehrer und Beförderer. Bald hatte auch er einen ziemlichen Anhang, und fing nun an, seinen Religionseifer zu bethätigen, indem er offen gegen den Arianismus auftrat, obgleich der damalige Kaiser Constantius diesen begünstigte. Oft verließ er seine Celle, um den Orthodoxen zu Hilfe zu eilen, weigerte sich sogar, mit Eutychius, dem Bischof von Eleutheropolis und Anhänger des Arius, fernere Gemeinschaft zu halten. Dies hatte zur Folge, daß er mehr und mehr im Ansehen stieg, und endlich sogar vom Volke und den Mönchen einstimmig zum Bischof von Salamis (= Constantia, Hauptstadt der Insel Cypern) im J. 367 ernannt wurde, nach welcher Zeit erst seine eigentliche Berühmtheit beginnt. Immer heftiger war sein Eifer geworden wider die Gegner katholischer Orthodoxie, und sein Name hatte sogar unter den Andersdenkenden eine solche Bedeutung, daß selbst Kaiser Valens, Feind aller Orthodoxie, in den Verfolgungen gegen die Feinde des Arianismus im J. 371, nicht wagte, den Epiphanius anzutasten. Um diese Zeit erschienen in schneller Aufeinanderfolge seine Schriften gegen die Ketzer, in denen sich die Summe aller seiner Arbeiten und Bestrebungen wie in einen Punkt auslaufend zeigt. Besonders eifrig bekämpfte er auch in seinen Reden die Lehre des Arius und Apollinaris, reiste sogar nach Antiochien, um den Bischof dieser Stadt, Vitalis, der sich dem Apollinarismus ergeben hatte, zu bekehren. Auf einer zweiten Reise, die er wegen des Antiocheniſchen Schisma nach Rom unternahm, machte er daselbst die Bekanntschaft der berühmten Witwe Paula, bei welcher er während der Zeit seines Aufenthaltes wohnte, und die ihn bald darauf in Salamis wieder aufsuchte. Auf seiner Rückreise predigte er zu Jerusalem, in Gegenwart des Patriarchen Johannes, den er für einen Anhänger des Origenes hielt, gegen die Lehre des Origenes (auf dessen Schriften sich die Arianer häufig beriefen), aber mit wenig Beifall und fast ganz ohne den erwünschten Erfolg. Er zog sich darauf in die Einsamkeit nach Bethlehem zurück, wo sich auch Hieronymus aufhielt, der hier den größten Theil seiner Schriften verfaßte, und weihete sogar hier einen Priester Paulinianus, ohne zuvor um die Einwilligung des Patriarchen von Jerusalem nachgesucht zu haben. Dieser, unwillig über die Anmaßung eines fremden Bischofs, verlangte von Epiphanius eine Rechtfertigung des eigenmächtigen Schrittes, die ihm dieser auch in einem Briefe zu geben versuchte, aus dem man aber ersieht, daß er keineswegs billige und richtige Ansichten über die Rechte der Bischöfe außerhalb ihrer Diöceſen gehabt habe. (*Epiph.* Opp. II, 313 seq. ed. *Petavius.*) Davon zeugt auch die Art und Weise, wie er zu Constantinopel gegen den Patriarchen dieser Stadt, Chrysostomus, bei Gelegenheit der Origenistischen Streitigkeiten auftrat. Theophilus nämlich, der fanatische und heuchlerische Bischof von Alexandrien, hatte mit den scetensischen Mönchen vielfache Verdrüßlichkeiten gehabt, und da er diesen nicht besser beikommen konnte, als wenn er sie in den Verdacht der Ketzerei brachte, so bestrafte er auch sie wegen ihrer Liebe zu den Schriften des Origenes, hielt (399) Synode über sie, und exequirte selbst mit bewaffneter Hand das Anathem derselben. Die Mönche, welche sich nach Constantinopel flüchteten, wurden nun als Anthropomorphiten verdächtigt, und auch Epiphanius, der allerdings ähnliche Meinungen aufgestellt hatte, wäre fast des Ruhms be-

3) Über die Zeitrechnung in Betreff des Jahres sagt Muratori (a. a. O. S. 308. 309) Folgendes: Als Epiphanius nach Ravenna ging, überfiel ihn ein Donnerwetter, wie Ennodius schreibt, weswegen er die Reise um den September des vorhergehenden Jahres 495 angetreten haben muß. Er kam aber ninguido aëre, d. i. bei Schneewetter, und folglich im Winter zurück, daß also sein Tod im Januar des Jahres 496 erfolgte. Hierzu ist jedoch zu bemerken, daß das Donnerwetter ausnahmsweise auch später als um den September stattgehabt haben kann. 4) Findet sich in den Ausgaben der Werke des Ennodius, von Schott und von Sirmondi, und bei Galland (Bibl. PP. XI) und bei Surius (Vit. SS.).

Digitized by Google

währter Orthodoxie durch Theophilus' Tücke verlustig gegangen, hätte dieser nicht für rathsamer erachtet, sich mit Epiphanius zu verbünden, damit ihm dieser in seinem Vorhaben nicht hinderlich sei. Epiphanius, der des Theophilus Heuchelei nicht durchschaute, ließ sich die Freundschaft des scheinbar mit seinen Meinungen übereinstimmenden Bischofs gefallen, stellte eine Synode in Cypern an, und ließ sich durch Eusebius dahin bringen, daß er den Origenes und seine Schriften verdammte, wozu das Auftreten einiger frommen Einsiedler, als Dioskorus, Ammonius, Eusebius und Euthymius (der sogenannten langen Brüder), eine günstige Veranlassung darbot. Um aber noch kräftigere Stützen in dieser Sache zu gewinnen, versuchte Epiphanius den Chrysostomus, den vornehmsten Bischof der Residenzstadt, auf seine Seite zu bringen, und gegen Origenes einzunehmen.

Als aber dieser in ihre Rathschläge nicht eingehen wollte, wandten sich Theophilus und Epiphanius voll Haß und Bitterkeit gegen ihn, besonders da sie merkten, daß sowol die Kaiserin Eudoxia, als der kaiserliche Hof über die scharfen und rücksichtslosen Predigten des Bischofs aufgebracht waren, und er unzählige Feinde seiner Rechtschaffenheit und Treue besonders unter dem Klerus habe. Auf alle Weise suchte ihn Epiphanius zu reizen und herabzusetzen. Er hielt in Constantinopel geheime Zusammenkünfte, die er in seinem Ketzerbuche den Ketzern zur Last legt und vorwirft; er ordinirte wiederum ohne Chrysostomus' Wissen und Willen einen neuen Diakonus, und verweigerte es, auf die bescheidene Einladung des Chrysostomus zu einer Besprechung und möglichen Rechtfertigung dieses Vorfalls, zu ihm zu kommen. Er berief die anwesenden Bischöfe zusammen, und brachte es, da sich Chrysostomus überdies der langen Brüder annahm (obgleich er mehr den Neutralen und Mitleidigen abgab), durch List und Drohungen endlich dahin, daß sie die Verdammung des Origenes unterschrieben. Einige zwar, besonders Theotimus, stellten ihm sein offenbares Unrecht vor, aber dies entflammte nur seinen Fanatismus noch mehr, und er versagte dem Chrysostomus nicht nur seinen Zuspruch, sondern auch die Gemeinschaft im Gebete und in der Kirche, obgleich dieser sich gegen ihn auf das Urtheil der ganzen katholischen Christenheit berief. Auch die Feinde des Chrysostomus ließen es nicht an Aufreizungen fehlen, und brachten es bald dahin, daß Epiphanius eine öffentliche Versammlung in der Kirche anstellte, den Origenes, Dioskorus ꝛc. verwarf, und heftig gegen den Johannes, Bischof von Jerusalem und Anhänger des Origenes und Chrysostomus, eiferte. Jener aber blieb noch immer in seinen Schranken, warnte sogar den Epiphanius, sich vor Ungelegenheiten zu hüten, weil er einen Aufstand des Pöbels fürchtete, bei dem er in hohem Ansehen stand, und durch den gewiß auf seine Feinde der Schimpf zurückfalle. Zaghaft vergaß nun Epiphanius, wie früher sein Freund Theophilus, seines Eifers für Orthodoxie, und schiffte sich, aus Furcht vor Nachstellungen des constantinopolitanischen Volks, ohne Verzug nach Cypern ein. Merkwürdig sind die Worte des Chrysostomus, die er jenem noch zum Abschiede entbieten ließ. Als nämlich Epiphanius gesagt hatte: er hoffe, Chrysostomus solle nicht als Bischof sterben, antwortete ihm dieser: er werde nicht einmal lebendig in sein Bisthum zurückkehren (vgl. *Epiph.* Opp. I. in Menologio Graec. d. XII. Maii). Dies traf denn auch richtig ein, denn Epiphanius starb unterwegs auf dem Schiffe, ehe er nach Cypern kam, 403 am 12. Mai unter des Arkadius Regierung. Unwahr ist es, daß er 105 Jahre 3 Monate alt geworden sei. Die griechische Kirche hielt seinen schnellen Tod für eine göttliche Strafe, und gab ihn auch öffentlich dafür aus (Menolog. Graec. d. XII. Maii) [2]).

Die Urtheile der Geschichtschreiber stimmen über Epiphanius nicht überein, alle aber müssen es zugestehen, daß er ein unruhiger, von Fanatismus und unbilliger Ketzermacherei beseelter Kopf gewesen, dem es nicht an Kenntnissen, aber an Gründlichkeit fehlte, und dessen Parteilichkeit in Hinsicht der Glaubwürdigkeit ihm mehr schadete, als nützte. Hieronymus, der ihn wegen seiner Kenntniß der hebräischen, syrischen, ägyptischen, griechischen und lateinischen Sprache (vgl. *Cave*, Vita Epiph. 444 angl.) einen hominem *πενταγλωττον* nennt, und den Epiphanius durch sein Geschrei für Orthodoxie auf seine Seite gezogen hatte, da Hieronymus sich vor nichts mehr als vor dem Ketzernamen fürchtete, dieser nennt ihn zuerst in Litt. ad Pammach.: summum antistitem, quo nec aetate, nec scientia, nec vitae merito, nec totius orbis testimonio major — exstitit, und erwähnt seiner überhaupt nur mit höchst einseitigem Lobe. So in seinem Buche de scriptoribus ecclesiasticis, wo er vom Epiphanius sagt: scripsit adversum omnes haereses libros, et multa alia, quae ab eruditis propter res, a simplicioribus propter verba lectitantur. Superest usque hodie, et in extrema senectute varia cudit opera. Ferner in der Apol. II. contra Rufinum: non tibi sufficit passim contra omnes detractio, nisi specialiter contra beatum et insignem Ecclesiae sacerdotem styli tui lanceam dirigas? Quis ille, qui velut necessitatem evangelizandi per omnes gentes, et per omnes linguas habere se putat de Origine male loquendi: qui sex millia librorum eius se legisse, quamplurimum fratrum multitudine audiente, confessus est? Hieronymus erwähnt ihn noch öfter beiläufig, wie im 61. Briefe contra Ioannem Hierosol.; in Epitaphio Paulae; in vita Hilarionis etc. Seine Ansichten theilt Augustinus (de haeres. ad quod vult deum), woselbst er von Epiphanius sagt: usque ad istos ergo de haeresibus opus suum perduxit supra dictus Epiphanius, episcopus Cyprius apud Graecos inter magnos habitus, et a multis in catholicae fidei sanitate laudatus, wobei freilich eine gewisse eifersüchtige Selbstgefälligkeit ihn verhindert zu haben scheint, dem Epiphanius unbedingte Anerkennung zu gewähren, wie er denn selbst sagt in demselben Buche: noster vero Epiphanius — de octoginta

2) Sein Leben, beschrieben von seinem Schüler Johannes, findet sich in der Gesammtausgabe der Werke des Epiphanius (II, 318 seq.), voll mystischen Schwulstes und fabelhafter Erzählungen; s. darüber *Baronius*, Critic. ad a. 372. 12. Maii. — Außerdem von Jac. Gervasius. (Paris 1738. 4.)

Digitized by Google

haeresibus loquens, sex libros etiam conscripsit, historica narratione commemorans omnia, nulla disputatione adversus falsitatem pro veritate decertans. Breves sane sunt hi libelli, et si in unum libellum redigantur, nec ipse erit nostris vel aliorum quibusdam libris longitudine comparandus etc., welche Annahme ganz und gar nicht mit der Anſicht des Petavius (in praefat. ad Cardin. *Rupifucald.* und p. II. append. adv. *Mat. Simonium.* p. 26 seq.) ſtreitet, daß Auguſtin den Epiphanius nur aus ſeinen eigenen Auszügen kenne (ſ. unten). Sozomenus, der in der Historia tripartita (ſ. *Socrat.* VI. c. X. XI. und nach dieſem *Nicephor.* l. XIII. c. XII) des Epiphanius öfter Erwähnung thut (ſ. *Sozom.* VIII. c. XIV. XV. und XI.), rühmt an ihm lib. VII. c. XXVI: non modo vitae institutum, ac praeclarae virtutes insignem (eum) reddiderunt, sed et miracula ipsa, quae partim vivo adhuc ipso, partim post ejus obitum deus in ejus honorem edidit, und beruft ſich auf gangbare Sagen und Anekdoten von ihm. Was Suidas über ihn ſagt, iſt wörtlich daſſelbe, was Sophronius aus Hieronymus beibringt: — *ἔγραψε κατὰ πασῶν τῶν αἱρέσεων λόγους, ἃ Πανάρια λέγονται, καὶ ἕτερα πολλά· ἅτινα παρὰ μὲν τῶν πεπαιδευμένων διὰ τὰ πράγματα, παρὰ τῶν ἰδιωτῶν διὰ τὰ ῥήματα ἀναγινώσκονται.* Grotius allein nennt ihn historiarum diligentissimum inquisitorem, womit er aber ohne Zweifel mehr den Eifer im Forſchen, als den Gehalt ſeiner Geſchichtserzählungen bezeichnen will. Selbſt Scaliger (ſ. unten), ein unmäßiger Lobredner des Epiphanius, empfiehlt im Elench. Trihaeres. Serar. c. 21 den Leſern des Epiphanius eine Auswahl zu treffen, indem er ſchreibt: cum delectu ille autor tractandus est, optime alioqui de literis divinis deque ecclesia meritus. Am richtigſten ſcheint ihn Cave zu würdigen (Vita Epiph. p. 444. 445), welcher über ihn folgendes Urtheil fällt: „Seine Kenntniß der heiligen und Profan-Schriftſteller war nicht gering, beſonders aber war er im Gebiet der kirchlichen Gelehrſamkeit zu Hauſe. Er kannte ziemlich genau alle gebräuchlichern Sprachen u. ſ. w., obgleich damals die Kenntniß des Orientaliſchen ſelten war. Wahr iſt es, daß er mehr Gelehrſamkeit als Urtheil beſaß (Dalläus [De vero usu patrum. p. 272] nennt ihn: ingenio simplici et aperto, et, si dicere licet, incauto praeditum), und mehr durch vieles und ausgebreitetes Leſen Anderer erlangte Wiſſenſchaft, als Schärfe und Fähigkeit der Beurtheilung (*du Pin*, Nov. bibl. autor. eccles. II, 762: multae lectionis et eruditionis vir fuit, sed in rebus discernendis omni sagacitate et ingenii politia destitutus). Bisweilen greift er, wie auch Photius bemerkt (Biblioth. cod. 122: est, ubi fortiter aggreditur, atque irruit, quamvis neque verborum ipsius, nec constructionis proprietas ulla ex parte praestantior efficiatur), mit einer gewiſſen Schärfe ſeine Gegner an, aber ſeine Reden ſind meiſt plump und ungereimt. (*Phot.* l. l.: dictio ejus humilis, ac plane talis, qualem ejus esse oportuit, qui Atticae elegantiae rationem nullam duceret. coll. *du Pin* l. l.: stilus omnis elegantiae et sublimitatis expers est, imo contra simplex, humilis et abjectus. Asper est atque rusticus etc.) Sein Hauptfehler war ſeine Leichtgläubigkeit (deren ihn auch Caſaubonus [in exercitat. ad Annales *Baronii*] beſchuldigt, ſowie du Pin [l. l.] und Dalläus [p. 272]), die ihn in beſtändige Irrthümer verwickelten und ihn, ohne vorhergegangene Prüfung, auf Treu und Glauben Sachen aufnehmen ließ, die Widerſprüche und Verwirrung in ſeine Erzählungen brachten (ſ. unten). (*Dallaeus* l. l.: acer fuit et vehemens in iis omnibus retinendis, quae sancta et vera esse in animum induxerat, ideoque facilius abreptus est ad multa admittenda tamquam solida, quae, ut semel susceperat, non dimittebat, sed retinebat mordicus. *du Pin* l. l.: passim hallucinatur in historiae factis notatu dignissimis, et falsis monumentis aut rumoribus incertis nimis temere fidem adhibet. Zelo et pietate abundabat, sed consilio prudentiaque civili deficiebat. Man ſehe auch die Noten des Petavius, der ihn ſehr häufig verbeſſert.) Seine Schreibart iſt gewöhnlich, nur geringfügigen Anforderungen genügend. (*du Pin:* absque serie et connexione. — *Dallaeus* p. 138: — grammaticae ac rhetoricae admodum rudis, ut satis apparet ex Operibus ejus, in quibus non modo orationis nitorem, sed etiam seriem et syntaxin, periodorumque structuram, orationis omnis lucem unicam plerumque desideres; quae quidem vitia variis multisque in locis necessario obscuritatem pariunt, quod et queruntur ejus interpretes.)"

Auch über die Zahl ſeiner echten Schriften war man nicht einig. Th. Pope-Blount zählt deren ſechs, während Petavius keine einzige für unecht hält (T. II. praef.). Gewöhnlich hält man das Panarium für die erſte Schrift des Epiphanius, aber wol nicht ganz mit Recht, da äußere Gründe dawider ſprechen. Seine Werke ſind:

1) Ancoratus, *ἀγκυρωτὸν*, eine katholiſche Glaubenslehre, die er um 373 verfaßt haben ſoll, und die (*Petav.* II, 1) dieſen Namen erhielt: quod animum de vita et salute sollicitum instar ancorae moderatur. Er ſetzt hierin mehre Glaubensartikel aus einander, z. B. über die Weſensgleichheit des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes und deren Conſubſtantialität, über die vollkommene Incarnation Chriſti, über die Auferſtehung der Todten, das ewige Leben und zukünftige Gericht über Seele und Leib; eifert beſonders gegen Götzendienſt und Häreſien, gegen Judenthum u. ſ. f. Beiläufig erklärt er ſich über mehre Stellen der heil. Schrift und zählt (nach Hohelied Sal. 6, 7) 80 Ketzereien namentlich auf.

2) *Πανάριον* (*εἴτ' οὖν Κιβώτιος* — oder, wie Anaſtaſius Sinaita [in Quaestionibus] und Photius nebſt Andern ſagt: *Πανάρια*, v. *Petav.* ep. praef. I), panarium, Medicinſchachtel, Hausapotheke, wurde nach Pagius (in Critic. *Baron.* ad A. C. 375. n. X. p. 427. T. V) geſchrieben im J. 374, und ſollte dem Verlangen Vieler entſprechen, welche eine allgemeine (v. *Petav.* l. ep. Acacii et Pauli presbyt. ad Epiph.: petitionis nostrae summa haec est, ut, quae nonnullis fratribus dixisti, ea ad nostram institutionem impertiri

Digitized by Google

non graveris) und deutlichere Auseinandersetzung der in dem Ancoratus genannten Ketzereien verlangten (v. *Pet. l. l.*: nunc uniuscujusque sectae dogma perspicue declarari a tua pietate cupimus. Hoc enim commune ex aequo donum est omnibus futurum), während jenes Werk nur für wenige Leser bestimmt war. Dieses Hauptwerk des Epiphanius zeigt seine Mängel und Schwächen am klarsten. Er bestreitet in ihm 80 Ketzereien, von denen 20 der Zeit vor Christi Geburt angehören. Er zählt sie auf in drei Büchern, deren jedes sieben Abschnitte enthält, mit einer unbestimmten Anzahl von Häresien. Unter diesen werden (v. *Epiph.* ep. ad Acacium et Paulum) fünf als Hauptgattungen angegeben, nämlich der Barbarismus in der Zeit von Adam bis zur Sündfluth, der diesen Namen trage, weil die damaligen Menschen keinen Anführer gehabt, noch mit einander übereingestimmt hätten; der Scythismus, der über die Zeit des babylonischen Thurmbaues hinaus, bis auf Phaleg und Regu, die nach Scythien gingen, gedauert habe; der Hellenismus, oder die eigentliche Abgötterei in verschiedenen Sekten (*αἱρέσεις*); der Samaritanismus, in vier Parteien, nämlich der Partei der Essener, Sebuäer, Gorthener und Dositheer (später weicht er wieder von dieser Abtheilung ab; s. *Petavii* not. II, 3); endlich der Judaismus, dessen Anhänger in sieben Classen zerfielen, der Sadducäer, Schriftgelehrten, Pharisäer, Hemerobaptisten, Nasaräer, Ossener, Herodianer. Alle werden sehr oberflächlich behandelt und nur schwach widerlegt. Unzählige Irrthümer deutet Petavius an (v. praef. ad lectores. T. I. coll. not. ad haeres. II, 1 seq.), und Andere bestätigen dasselbe (v. *Casaubon.* Exercit. XV, 13. *Capellus*, Lib. Vindic. 4. *Druvius* Lib. IV. obs. c. 21. *Spanhem.* Introd. sect. IV.), sogar Hieronymus gesteht es zu, daß die Nachrichten des Epiphanius einer genauen und umsichtigen Prüfung bedürften. (*Hieron.* Apol. I und 2 in *Ruf.*) Epiphanius scheut sich auch selbst nicht, zu gestehen, daß er oft nur dem Hörensagen gefolgt sei und bloße Gerüchte in sein Werk aufgenommen (v. Lib. I. T. I. n. 2 und Haeres. XXVI. n. 18). Er gefällt sich mehr in geschmacklosen Bildern und oratorischen Figuren, als in gründlicher Auseinandersetzung (s. Arnold, Ketzergesch. I, 154). Von den vielfachen Fehlern der Geschichtserzählungen mögen folgende Beispiele zeugen. Er erzählt, der Ketzer Marcion habe als Mönch gelebt, und gesteht doch anderwärts, daß das Mönchsleben erst von Basilius gestiftet sei. Basilides und Saturninus setzt er in die Zeiten der Apostel; von Arius behauptet er, daß er noch vor dem nicänischen Concil gestorben sei; daß die Meletianer sich noch vor dem Tode des Alexander, Bischofs von Alexandria, mit den Arianern vereinigt hätten, und daß Achillas diesem gefolgt sei. Gleich bei dem ersten Exil des Athanasius sei Georgius ihm substituirt; die Quintilianer seien mit den Kataphrygern so eins gewesen, daß sie ebendieselben Prophezeiungen vorgegeben. Bisweilen schiebt er auch grade zu falsche Ansichten einer Partei unter, z. B. den Adamianern. Den Montanisten dichtet er den Irrthum von der Freiheit im Fasten an, während er die jüdische Lehre hierüber für orthodox ausgibt; wie er denn auch, um das Verfallen der Klerisei auf Ceremonien und Satzungen zu rechtfertigen, die jüdische Feier des Osterfestes als von den Aposteln eingeführt behauptet, und, um die Herrschaft und Hoheit der Bischöfe zu beschönigen, den Ap. Jacobus zum Hohenpriester macht, der in das Allerheiligste eingegangen sei. Ferner erzählt er, Christus habe in seinem 30. Jahre gelitten, und Joseph habe die Maria aus Zwang heirathen müssen, weil diese ihm durch das Loos zugefallen sei. Höchst flach und einseitig ist seine Charakteristik der vier Evangelien, wobei er nur gewaltsam den Schein von Orthodoxie festhält (s. *Epiph.* I, 425). Durchaus unrichtig ist das Urtheil des Scaliger (Elench. Trihaeres. serar. c. 15): Panarium solemus vocare Christianae antiquitatis scrinium: Et sane praestantissimum est opus et non omnium hominum.

3) *Ἀνακεφαλαίωσις*, s. epitome Panarii (s. *Epiph.* II, 127), in welchem: post explicatam istarum haeresium improbitatem ex apostolorum doctrina accurate ac perspicue (salutaris doctrina), quodam est compendio subjecta etc.

4) De ponderibus et mensuris, *περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν*, worin er über alle Maße und Gewichte handelt, die in der heiligen Schrift vorkommen. (*Epiph.* II, 158.) Diese vier Schriften gelten allgemein für echt, und zu ihnen zählt man noch die Epist. ad Joannem Hierosol., nebst der Epist. lat. ad Hieronymum.

Petavius rechnet (*Epiph.* II, 186 seq.) wegen innerer und äußerer Gründe noch zu den authentischen:

5) Physiologus, eine kurze Beschreibung von 25 Thiergattungen. Diese Schrift führt aber schon Origenes und Rufinus an; weshalb sie aus früherer Zeit stammen mag. — 6) De XII gemmis in veste Aaronis (*περὶ τῶν δώδεκα λίθων*). Hierin werden ohne genaue Sachkenntniß nur die Farbe und andere Kennzeichen der Edelsteine auf dem Brustschilde des jüdischen Hohenpriesters beschrieben und ihre Fundorte angegeben. Was Epiphanius von ihren innern Eigenschaften erzählt, ist meistens fabelhaft. — 7) De vita et interitu prophetarum. 8. Orationes VIII: in Christi sepulturam; in festum Palmarum; in Christi resurrectionem; in Christi assumtionem; de laudibus b. Mariae Virginis: in festo Palmarum; de numerorum mysteriis; de Christi resurrectione. — Verloren sind: de lapidibus. — Encomium Hilarionis und mehre Briefe.

Die erste Ausgabe seiner Werke, die aber nur den Ancoratus, das Panarium, die *Ἀνακεφαλ.* und die Abhandlung de ponderibus et mensuris umfaßte, erschien zu Basel 1544 von *J. Oporin.* graec. et lat. — Ein Jahr zuvor hatte der Herausgeber in derselben Officin (bei Herwag) die lateinische Übersetzung von Janus Cornarius, Fol., drucken lassen. Diese Werke wurden zu Basel und Paris öfters wieder aufgelegt. Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke des Epiphanius lieferte Petau, nebst einer neuen Übersetzung (Paris 1622. 2 Thle. Fol.); sie wurde zu Leipzig, mit der Aufschrift Cöln 1682. 2 Thle. Fol., unter der Leitung von Jac. Thomasius abgedruckt, besorgt von Jerem. Schrey und H. Joh.

Digitized by Google

Meyer. — Die Schrift: De XII gemmis (summi sacerdotis), erschien in ep. *P. F. Fogginii* (Rom. 1743. 4.), mit einer lateinischen Übersetzung von Iola, und in Kr. Gesner's Werke: De omnium fossilium genere (Zürich 1565). Nach der ältern Übersetzung zu urtheilen, scheint der griechische Text, den wir besitzen, nur ein Auszug aus dem ursprünglichen Werke des Epiphanius. — Die Physiologie nebst einer lateinischen Übersetzung von Gonzales Pontius von Leon (Rom 1587. 4.), mit Holzschnitten. Dieselben Stöcke, welche zu dieser Ausgabe gedient haben, sind von Plantin bei dem Abdrucke derselben (Antwerpen 1588) benutzt worden. Im Jahre 1795 hat Tychsen aus einer wiener Handschrift ein syrisches Werk, unter dem Titel: Physiologus Syrus seu historia animalium XXXII. in S. S. memoratorum, bekannt gemacht, welches dem Werke des Epiphanius so ähnlich ist, daß eins aus dem andern übersetzt zu sein scheint. — Die Schrift: *περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν*, findet sich auch in den Variis sacris von Et. Le Moyne. (Leyden 1685. 4.) (*O. Gruber.*)

EPIPHANIUS, 1) Scholasticus, verfaßte zu Anfange des 6. Jahrh. lateinische Auszüge aus den kirchengeschichtlichen Schriften des Sokrates, Sozomenus und Theodoretus, welche sein Freund Cassiodorus zu Einem Werke vereinigte, welches im Mittelalter das gewöhnliche Handbuch der Kirchengeschichte war, und unter dem Namen Historia tripartita bekannt ist. Man verband damit noch eine Übersetzung Rufin's und eine Fortsetzung des Eusebius. Die beste Ausgabe ist die in den Werken Cassiodor's (s. diesen 21. Bd. S. 108 fg.). *Saxii* Onomast. II, 23. — 2) Ein Mönch, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrh., verfaßte eine Beschreibung von Syrien und Jerusalem und der heiligen Städte des Landes. (*H.*)

EPIPHEGUS, EPIFAGUS. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Orobancheen hat Nuttal (Gen. of North-Amer. pl. II. p. 60) begründet. Char. Die vollkommenen Blüthen sind unfruchtbar, die unvollkommenen fruchtbar; der Kelch ist kurz, fünfzähnig; die vollkommene Corolle zweilippig: die Oberlippe ausgerandet, die Unterlippe dreizähnig; die unvollkommene Corolle klein, vierzähnig, bald abfallend; die Staubfäden von gleicher Länge mit der Corolle, unbehaart, mit zweilappigen, an der Basis zugespitzten, in der Mitte aufspringenden Antheren; der Griffel einfach, mit knopfförmiger, etwas ausgerandeter Narbe; die Kapsel höckerig, halbzweiklappig, mit kaum bemerkbaren Mutterkuchen. Die einzige Art, Ep. americanus *Nutt.* (l. c. Orobanche virginiana *L.*, *Morison*, Hist. pl. sect. 12. t. 16. f. 9), mit blattlosem, ästigem, schuppigem Blüthenschafte und abwechselnden, entfernt von einander stehenden, gestielten, weißlichen, rothgestreiften Blüthen, wächst in den südlichen Staaten von Nordamerika auf Baum-, besonders Buchenwurzeln (daher der Gattungsname: *φηγός*, Buche, *ἐπί*, auf)*). (*A. Sprengel.*)

*) Die dicke, knollig-fleischige Wurzel dieser parasitischen Pflanzen, bekannt als Cancer-root, Krebswurzel, wird in Amerika gegen bösartige, besonders krebsartige, Geschwüre gewöhnlich in Verbindung mit Arsenik angewendet. (*Döbereiner.*)

EPIPHORA (*ἐπιφορά*), kommt in der Technik der alten Griechen und Römer vielfach in Anwendung, und hat in der Logik und Rhetorik verschiedene Bedeutung. Da es nach seiner Herleitung von *ἐπιφέρω* eigentlich das Dazutragen oder Dazubringen bedeutet, wird es zunächst in der Logik angewendet, um den Nachsatz, die Schlußfolge zu bezeichnen. In diesem Sinne unterscheidet Dionysius (De admiranda vi Demosth. c. 20. p. 1014, 10) in jedem Gedanken die *ἀρχή* und die *ἐπιφορά*, und näher erläutert dies ein neuerlich von Cramer in den Anecdot. Vol. IV. p. 327, 21 bekannt gemachtes Fragment eines Grammatikers dahin: *Ἔστι λόγος ἡμιμάτων καὶ ἐπιφορῶν, ὡς ὅταν εἴπωμεν, εἰ ἡμέρα ἐστὶ, φῶς ἐστὶ, τοῦτό ἐστι λῆμμα. Ἀλλὰ μὴν ἡμέρα ἐστὶ, φῶς ἄρα ἐστίν· αὕτη ἐπιφορὰ καλεῖται.* In der Rhetorik bezeichnet es bei den Technikern die heftigere, leidenschaftlichere Rede, welche durch kühnere Angriffe des Gegners zur Aufregung der Leidenschaften bei den Zuhörern beiträgt. In diesem Sinne konnte Photius (Biblioth. cod. 265) sagen *παροξύνων τοὺς ἀκροατάς* und Philostratus (Vit. Sophist. I. p. 504) am Demosthenes *θυμός* und *ἐπιφορά* rühmen. Daher wurde es überhaupt von Invectiven angewendet und für die in denselben, besonders zum Schlusse, hervortretende Heftigkeit in speciellerem Sinne *ἐπιλόγος καταφορικός* oder *καταφορά* gebraucht. Cf. *Ernesti*, Lex. technolog. gr. v. *ἐπιφορικὸς λόγος*. p. 131. Gewöhnlich erscheint Epiphora als Name einer Redefigur, wenn nämlich mehre Sätze mit demselben Worte oder demselben Gedanken endigen. Diese Definition wird von den alten Rhetoren vielfach bestätigt. So sagt Cicero (De orat. III, 54, 206), den lateinischen Namen conversio gebrauchend: ejusdem verbi crebra in extremum conversio, was Quintilian (Inst. orat. IX, 1, 33) wiederholt; desgleichen im Orator cap. 39. §. 135: conversio fit, ubi in idem verbum coniicitur oratio; ausführlicher der Verfasser der Rhetorik ad Herennium IV, 13, 19: conversio est per quam non, ut ante, primum repetimus verbum, sed ad postremum continuenter revertimur, hoc modo: Poenos populus Romanus justitia *vicit*, armis *vicit*, liberalitate *vicit*. Item: Ex quo tempore concordia de civitate sublata est, libertas *sublata est*, fides *sublata est*, amicitia *sublata est*, respublica *sublata est*. Item: C. Laelius homo novus *erat*, ingeniosus *erat*, doctus *erat*, bonis viris et studiosis amicus *erat*. Item: Nam cum istos, ut absolvant te, rogas: ut peierent *rogas*, ut existimationem negligant *rogas*, ut leges populi Romani tuae libidini largiantur *rogas*. Damit stimmt auch Beispiel und Erklärung bei Rutilius Lupus (p. 30): Inter hoc schema et superius (er handelt vorher von der Epibole) hoc interest, quod in superiore unum verbum pluribus sententiis anteponitur, in hoc autem omnium sententiarum unum atque idem novissimum (d. h. ultimum) verbum. Die griechischen Rhetoren nennen diese Figur auch *ἀντιστροφή*,

Digitized by Google

ἐπιστροφή. Diesen Namen hat Julius Rufinianus (p. 238. ed. *Ruhnk.*); jener ist häufiger und findet sich bei Hermogenes (De ideis. p. 176), dessen Scholiast Johannes Sikeliota ausführlich darüber handelt in den Rhetores *Walzii*. T. VI. p. 335, womit die Sammlungen T. VIII. p. 464. 516 und 560 zu vergleichen sind; ebenso bei Eustathius (ad *Homeri* Iliad. XIII. p. 945) und andern. Den Gegensatz bildet die Anaphora, Epanaphora oder Epibole. Beispiele dieser Figur finden sich sehr oft bei Dichtern und Rednern, daher mag die Aufzählung einiger genügen. Eins der interessantesten ist bei Cicero (Philipp. II, 22, 55): doletis tres exercitus populi Romani interfectos: interfecit *Antonius*. Desideratis clarissimos cives: eos quoque eripuit vobis *Antonius*. Auctoritas hujus ordinis adflicta est: adflixit *Antonius* und in einem Fragment der Rede pro Fontejo (Vol. II. Part. I. p. 395. ed. *Orelli*): Frumenti maximus numerus *e Gallia*, pedintus amplissimae copiae *e Gallia*: equites numero plurimi *e Gallia*. Für den Dichtergebrauch reicht Horaz (Epistol. I, 1, 94) hin:

si curatus inaequali tonsore capillos
occurri, *rides*: si forte subucula pexae
trita subest tunicae, vel si toga dissidet impar,
rides.

Unter den teutschen Dichtern findet sich diese Figur am häufigsten bei Goethe und Schiller; am bekanntesten ist der Vers:

Laßt den Schaum zum Himmel sprigen;
Dieses Glas dem guten Geist!
Den der Sterne Wirbel leben,
Den des Serophs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

und noch mehr die Worte des Don Carlos:

Ich sah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirschend an einander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
Ich sah auf dich und weinte nicht.

Behandelt ist diese Figur wenig, denn Ernesti (Lex. technolog. Latin. p. 97) begnügt sich mit den Erklärungen der Alten und Goeller (ad *Cicer.* Orat. p. 193) mit der Angabe zweier Beispiele. Besseres gibt *Vossius*, Instit. orat. lib. V. cap. 2. (*Eckstein.*)

Epiphylla *Stackh.*, s. Sphaerococcus (rubens) *Ag.*
Epiphyllum *Haw.*, s. Echinocactus.
Epiphystis *Trin.*, s. Zoysia.
Epiphytae *Link.*, s. Pilze.

EPIPLEXIS (*ἐπίπληξις*), ist der Name einer rhetorischen Figur, die noch häufiger Epitimesis (*ἐπιτίμησις*) genannt wird. Beide griechischen Wörter bedeuten ursprünglich Einwurf, Vorwurf, Tadel, und werden ohne alle Beziehung auf die specielle technische Bedeutung sehr häufig so gebraucht, z. B. beim Äschines (p. 25, 18): *τὰς κρίσεις ἐνίοτε τὰς ἐν τοῖς δικαστηρίοις ἔχειν ἐπιπλήξεις*, und Letzteres bei Aristoteles in der Poetik (Cap. 25 und 26). Als Figur muß sich daher der Name auf die tadelnden Wendungen der Rede beschränken, und er ist zu eng gefaßt, wenn Alexander (*περὶ σχημάτων κή* p. 486) erklärt: *ἡ γὰρ ἐπιτιμῆσαντες τῇ πρώτῃ λέξει ἑτέραν ἐλλόγιμον, ἢ διαφοράν τινα ἐμφαίνουσιν τῶν ὀνομάτων. ἢ διαστήσαντες ἐξειλεγμένα τὸ βλιτιστον*, und nun Beispiele der Berichtigung einzelner Wörter anführt, an deren Stelle der Redner bezeichnendere oder stärkere gesetzt, und somit sich selbst verbessert habe. Auch wenn derselbe sagt, Einige hätten diese Figur Hypallage genannt, so zeigt dies eine eigenthümliche, mit keinem der andern Rhetoren übereinstimmende Auffassung des Namens und Gebrauches. Mit größerem Rechte dürfen wir die Epipleris unter die Figuren des Gedankens rechnen, und dieselbe entweder mit Tiberius (*περὶ σχημάτων δ'* p. 532): *ἐπιτ. ἐστιν ὅταν διὰ τῆς πρὸς τοὺς ἀκούοντας ἐπιπλήξεως τινῶν βούληται συμβουλὴν παράγειν*, auf die durch Tadel einer Maßregel beabsichtigte Wirkung auf die Hörer beziehen; oder mit Macrobius (Saturnal. IV. c. 6) *objurgatio* habet et ipsa *πάθος*, cum objecta iisdem verbis refutamus auf die Widerlegung des Gegners durch Anwendung der von demselben gegen den Redner gebrauchten Worte und Wendungen, worauf sich die Definition bei Jul. Rufinianus (§. 7): Epitimesis est etiam proxima figura (nämlich der Anaffeue, Schesis und anderen bei Widerlegungen vorkommenden), cum adversarium iisdem verbis, quibus ab eo lacessiti sumus, pereutimus, beziehen läßt, oder mit Rufinianus (§. 21) fit haec figura, cum objurgamus aut coarguimus ihr die weiteste Ausdehnung auf jeden in der Widerlegung ausgesprochenen Tadel. Das Wesen derselben läßt am besten Hermogenes (*περὶ μεθόδου δεινοτ.* cap. 36. p. 443) erkennen: *ἡ μὲν δημηγορία ἐπιτίμησιν ἔχει καὶ παραινέσεις, τῆς μὲν ἐπιτιμήσεως κολαζούσης καὶ παιδευούσης τὰς γνώμας τῶν ἀκουόντων, τῆς δὲ παραινέσεως τὸ λυπηρὸν ἐκβαλλούσης ἐκ τῆς ἐπιτιμήσεως*, womit die Erläuterungen des Gregorius Korinthius (T. VII. p. 1342 der Rhetores von Walz) zu vergleichen sind. Es mag der Redner bevorstehende Gefahren, falsche Ansichten, die sich allgemein verbreitet haben, vergrößern, die Sache schlimmer darstellen, als sie wirklich ist, dem Gegner mehr unterschieben, als er beabsichtigt; muß aber auch die Hörer von der Unrichtigkeit oder Übertreibung überzeugen und bei der Geltendmachung der richtigen Ansicht harten Tadel anwenden. Das wäre die objurgatio, deren auch Cicero (De orat. III, 53, 205) gedenkt, und von der die Demosthenischen Reden gegen Philippus von Makedonien zahlreiche Beispiele darbieten. Von diesem Gebrauche aus hat man es zu erklären, wenn mit demselben Namen jede Schmährede (*Cic.* De Orat. III, 55), und insbesondere eine eigenthümliche Art der Ehrien bezeichnet wird, die sich Angriffe zur Aufgabe macht (cf. *Photius*, Myriob. cod. 165. *Philostrat.* Vit. Apollon. I, 15. *Ernesti*, Lex. technol. graec. p. 126). Daher unterscheidet Ulpian (ad *Demosth.* Olynth. I. p. 6), die bei der Epitimesis sich offenbarende Kunst anerkennend, dieselbe von der *λοιδορία*, dem Schmähen, der Rede des Calumnianten in den Worten: *τὸ ὑβριζειν παντὶ ῥήδιον· τὸ δὲ ἐπιτιμᾶν, ὅπερ ἐστὶ νουθετοῦντος καὶ λυσιτελοῦντος, ἐπὶ τιμῇ τῶν ἀκουόντων λέγοντος, οὐ*

Digitized by Google

παντός ἐστι, ἀλλὰ μόνον τοῦ σκοποῦντος τὸ λυσιτελὲς τῶν ἀκουόντων. Cf. *Ernesti*, Lex. technol. gr. p. 129. latin. p. 269. (*Eckstein.*)

Epiploon, s. Netz.

EPIPOGIUM. Eine von Gmelin (Fl. sibir. I. p. 11. t. 2. f. 2) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gastrodieen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Blume umgekehrt, sodaß die fünf Deckblättchen nach Unten gerichtet sind, das Lippchen nach Oben und Hinten steht; das letztere ist knieförmig, mit einem aufgeblasenen Sporn und zwei Öhrchen versehen; das Befruchtungssäulchen kurz, nach Vorn ausgehöhlt, nach Oben auf beiden Seiten ausgebreitet, in der Mitte die Narbe; die Anthere mit langen Haltern; die Pollenmassen lappig, elastisch. Die einzige Art, Ep. Gmelini *Richard* (Svensk. bot. t. 512. Satyrium Epipogium *L.* Fl. dan. t. 1233. Sturm, Teutschl. Fl. V, 18. Limodorum Epipogium *Swartz*), ist ein kaum fußhohes, blattloses, mit kurzen Scheiden versehenes Pflänzchen, welches auf faulenden Baumstämmen, besonders in Buchenwäldern, an vielen Orten in Europa und Mittelasien, aber überall sparsam, vorkommt. Der zerbrechliche, saftige Schaft trägt zwei bis vier, mit durchscheinenden Stützblättchen versehene, bläulich-gelbe Blüthen. (*A. Sprengel.*)

EPIPOLA, Ἐπιπόλη, Tochter des Trachion, die als Mann verkleidet dem Kampfe vor Troja beiwohnte, aber vom Palamedes entdeckt und gesteinigt wurde. (*Ptol.* Hephaest. p. 325.) (*Richter.*)

EPIPONA. Insektengattung aus der Familie der Wespen (Vespina, s. d. Art.), welche mit Polistes (s. d. Art.) am nächsten verwandt ist und sich von ihr blos durch die Form des Hinterleibes unterscheidet, indem der zweite Ring desselben auffallend groß und glockenförmig gestaltet ist und der vorhergehende erste das Ansehen eines kolbenförmigen Stieles hat. Latreille, der Gründer dieser Gattung (Hist. natur. des Crust. et des Ins.), zog später dieselbe wieder ein (Gen. Crust. IV, 141); allein Lepeletier de St. Fargeau, der neueste Schriftsteller über die Wespen (Hist. natur. des Hymenopt. T. I. [Paris 1836]), hat die Gattung wieder aufgenommen. Er zieht zu ihr drei Arten, eine aus Cayenne, die bekannte Tatuawespe, Pol. morio *Fabr.*, eine zweite aus Senegambien und die dritte aus Ostindien, beide von ihm zuerst beschrieben. Die erste Art hat Latreille in seinen Gen. Crust. et Ins. T. I. pl. 14. f. 5 abgebildet. Sie ist wegen ihres großen, kegelförmigen, aus einer papierartigen Masse bereiteten Nestes, das mit seiner Spitze frei an einem Baumaste hängt und das Flugloch an der Seite hat, in ihrer Heimath sehr bekannt; noch mehr aber die verwandte Papiermacherwespe, welche ein ähnliches, aber feiner gearbeitetes, Nest baut, dessen Flugloch unten in der Mitte der gewölbten Basis sich befindet. Aus letzterer, der Vespa nidulans *Fabr.*, hat Lapeletier wieder eine eigene Gattung gebildet, welche er Charturgus nennt, und die sich von Epipona durch den nicht stielförmigen ersten Hinterleibsring unterscheidet. Sie bewohnt ebenfalls Cayenne. Vielleicht gehört auch die in Brasilien häufige Lecheguanawespe zu dieser Gruppe, da sie ein ähnliches Nest bauen soll. (*Burmeister.*)

EPIPROIKOS (Ἐπίπροικος), hieß zu Athen eine Tochter, die nicht als Erbtochter oder Epiklere (s. d. Art.) in den Besitz des ganzen väterlichen Vermögens eintritt, sondern bei ihrer Verheirathung eine bloße Mitgift (προῖξ) erhält, wie dies wol in der Regel von Seiten des Vaters oder dessen überhaupt, in dessen Gewalt sich rechtlich die zu Verheirathende befand (des κύριος) [1]), geschah, da Ehen ohne Mitgift wol kaum stattfanden [2]) und ja selbst arme Erbtöchter von ihren Verwandten ausgesteuert werden mußten; obwol auch hier von den Grammatikern [3]) der Ausdruck ἄπροικος als Gegensatz zu ἐπίπροικος aufgeführt wird. Wir können daher wol die angeblich Solonische Bestimmung bei Plutarch (Vit. Sol. 20) [4]), wonach die Frau, die nicht Erbtochter ist, nur drei Kleider und Geräth von geringem Werthe in das Haus des Mannes mitbringen soll; mit K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 122. Note 2) nicht auf die eigentliche Mitgift (προῖξ), sondern nur auf die Ausstattung (φέρνη) beziehen, da in den Zeiten, welche uns durch die Attischen Redner bekannter geworden sind, Ehen ohne Mitgift wol als Anomalien, und wenn auch nicht grade rechtlich, so doch moralisch als eine Art von Concubinat angesehen werden mochten. Vgl. Hermann a. a. O. Aus einzelnen Fällen, welche erwähnt werden, sehen wir, daß diese Mitgift selbst bei minder Vermöglichen doch auf 30 Minen, also immerhin auf eine Summe von mehr als 700 Thlrn., sich belief, bei Andern aber selbst auf mehre Talente, fünf bis zehn, stieg, also immerhin eine Summe von circa 7—14,000 Thlrn. erreichte [5]); sonst wird als Minimum ein Zehntheil des Vermögens angegeben [6]). Für die arme Epiklere betrug die von Verwandten der ersten Steuerclasse zu erlegende Aussteuer fünf Minen (s. d. Art. Epikleros). Auch wurden statt baaren Geldes Grundstücke mitgegeben, bisweilen auch blos die Zinsen der Mitgift bezahlt. Über das, was die Frau als Mitgift erhielt, hatte eine Art von Vergleich oder mündliche Übereinkunft vorher stattgefunden [7]); was ohne eine solche Erklärung der Frau mitgegeben ward [8]), ward als ein bloßes Geschenk und daher

1) s. über κύριος in dieser Beziehung die Stellen bei K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 119. Not. 7. 2) Vgl. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 416. 3) *Pollux* III, 35: καὶ ἡ μὲν σὺν προικί, ἐπίπροικος· ἡ δὲ ἀχρήματος, ἄπροικος. Andere Stellen aus Attischen Rednern bei Meier und Schömann a. a. O. S. 416. Not. 12. Hesychius (I. p. 1379) sagt blos ἐπίπροικος· ἐπὶ προικὶ ἐκδοθεῖσα. Über ἐπίπροικος sagt *Harpocrat.* s. v. Ἐπίδικος, nachdem er vorher ἐπίκληρος erklärt: ἐπίπροικος δὲ ἡ ἐπὶ μέρει τινὶ τοῦ κλήρου, ὥστε προῖκα ἔχειν, ἀδελφῶν αὐτῇ ὄντων· ἐπίδικος δὲ κ. τ. λ. Ebenso *Suidas* s. v. T. I. p. 807. *Bekker.* Anecdd. p. 256, 10. 4) Die Worte selbst lauten: ἱμάτια τρία καὶ σκεύη μικροῦ νομίσματος ἄξια, ἕτερον δὲ μηδὲν ἐπιφέρεσθαι τὴν γαμουμένην. Cf. *Petitus*, De legg. Attice. VI, 2. p. 548 sq. 5) s. die Belege bei Böckh, Staatshaushalt. Athens. II. S. 49 fg., wozu noch Einiges bei Meier und Schömann a. a. O. S. 416. Not. 14. 6) Cf. *Isaeus*, De Pyrrh. cap. 51. 7) s. Meier und Schömann S. 417. 8) Dahin gehört wol, was bei He-

Digitized by Google

als nicht zur Mitgift gehörig angesehen, sodaß dann auch die in Absicht auf die Mitgift, beim Tode des Mannes, wie der Frau oder bei einer Scheidung der Ehe, eintretenden rechtlichen Bestimmungen über den Anfall der Mitgift darauf keine Anwendung erlitten. Es fand nämlich in Athen in dieser Beziehung durchaus keine Gütergemeinschaft zwischen den beiden Ehegatten statt; der Mann hatte durchaus kein Eigenthumsrecht an dieser Mitgift, sondern blos den Nießbrauch, ja es pflegte auch in gewissen Fällen der Mann dem κύριος seiner Frau, zur Sicherheit der Mitgift, Grundstücke zu hypotheciren. Es war daher natürlich, daß, wenn die Ehe durch Scheidung aufgelöst war, der Mann die Mitgift herausbezahlen mußte an den *), welcher der κύριος der Frau war, und in dessen Haus sie sich nun wieder begab; und bis die Auszahlung geschehen war, hatte er die Summe mit 18 Procent jährlich zu verzinsen. Starb der Mann und es waren Söhne vorhanden, so fiel diesen die Mitgift zu, aber sie (oder ihre Vormünder, falls sie minderjährig waren) hatten für den Unterhalt der Mutter zu sorgen; oder es zog dieselbe vor, in das Haus ihres κύριος zurückzukehren, dem sie dann auch wieder die Mitgift zubrachte; auch scheint es, daß dieser dann eine Art von Verpflichtung hatte, sie, und zwar mit derselben Mitgift, wieder zu verheirathen, wenn dies ihr Alter erlaubte. Hatte sie keine Söhne, so fand obnehin ihr Rücktritt in das Haus des κύριος statt. An diesen fiel auch die Mitgift zurück, wenn die Frau vor dem Manne ohne Kinder mit Tod abging; waren Kinder vorhanden, so fiel diesen die Mitgift zu und der Vater hatte während ihrer Minderjährigkeit die Verwaltung derselben. Dies sind ungefähr die Hauptbestimmungen, welche das Attische Recht in Bezug auf eine Epiprokos angeordnet hatte; sie finden sich am genauesten zusammengestellt bei Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 416—422, wo von S. 422 an auch die verschiedenen Rechtsstreitigkeiten durchgegangen werden, welche hinsichtlich der Mitgift in den hier angegebenen Beziehungen vorkommen konnten und insbesondere den Ehemann wie den κύριος betreffen. Frühere Untersuchungen darüber finden sich bei *Petitus*, Legg. Attic. VI. 2. p. 548 sq. *Salmasius*, De modo Usurarr. p. 166 sq.; vgl. auch Platner, Klagen ꝛc. II. S. 260 fg. Gans, Erbrecht I. S. 302 fg. Noch bemerken wir am Schlusse, daß die griechischen Philosophen überhaupt nicht günstig der Ertheilung einer Mitgift gewesen zu sein scheinen, wahrscheinlich weil sie manche große, daraus hervorgehende Mißbräuche zu Athen vor Augen hatten, welche ihnen die ganze Einrichtung als nachtheilig für den Staat darstellen mochten; wenigstens lassen uns Außerungen, wie die des Aristoteles (Polit. II, 6. §. 11) und Plato (De Legg. VI, 17. IV, 11), daran nicht zweifeln. (*Baehr.*)

EPIPYRGIDIA, Ἐπιπυργίδια, die Vertheidigerin der Burg, Beiname der Minerva zu Abdera. (*Richter.*)

Epirrhema (ἐπίῤῥημα) und Antepirrhema in der alten griechischen Komödie, s. Chor 21. Bd. S. 195.

EPIRRHIZANTHES (Epirixanthes). Eine von Blume (Catal. Buitenz. p. 82, Flora 1825. p. 133) aufgestellte Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Drobanchaen (?). Char. Der Kelch kreiselförmig, fünfzähnig; die Corolle bauchig, zweilippig: die gespaltene, gewölbte Oberlippe umfaßt die kürzere ungetheilte Unterlippe; die zu einer den Griffel halbumschließenden Röhre zusammengewachsenen Staubfäden stehen auf der Basis der Unterlippe und tragen fünf, selten vier, elliptische, zweifächerige Antheren; der Fruchtknoten ist kugelig-oval, der Griffel einfach, mit knopfförmiger Narbe; die Kapsel kugelig, zweifächerig, zweiklappig: die Scheidewand wird durch die eingebogenen Klappenränder gebildet; ein kugeliger Same in jedem Fache. Die drei Arten, Ep. cylindrica, elongata und linearis *Blum.* sind kleine, blattlose javanische Kräuter, welche parasitisch auf Wurzeln wachsen (daher der Gattungsname: ἄνθος Blüthe, ἐπί auf, ῥίζα Wurzel). Sie haben einen fleischigen, schuppigen oberhalb gabelig-getheilten Blüthenschaft, von dessen Gabelästen jeder eine dichte, mit Stützblättchen versehene Blüthenähre trägt. (*A. Sprengel.*)

EPIRUS — ἡ Ἤπειρος. — Mit diesem Namen bezeichneten die Griechen und Römer die Landschaft der großen griechischen Halbinsel, welche im Norden durch das akrokeraunische Gebirge von Illyrien, in Nordosten und Osten durch den Pindos von Makedonien und Thessalien, im Süden durch den Ambrakischen Meerbusen von der Landschaft Akarnanien getrennt und im Westen von dem Jonischen Meere eingeschlossen wurde. Strabon (VII. p. 324) gibt die Länge der Küstenfahrt von den Akrokeraunen bis zum Ambrakischen Meerbusen auf 1300 Stadien, d. i. 32½ geographische Meilen, an, ein Maß, welches ungefähr mit unsern heutigen Karten übereinstimmt. Diese demnach von natürlichen Grenzen eingeschlossene Landschaft scheint ursprünglich mit keinem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet worden zu sein; denn wenn auch der Name ἤπειρος schon in der Ilias (II, 635) vorkommt, so wurde doch damit keineswegs der eben beschriebene Landstrich allein und vorzugsweise benannt, sondern überhaupt das dem Inselreiche von Ithaka gegenüber liegende Festland, welches großentheils auch die spätere Landschaft Akarnanien umfaßte. Zugleich darf man nicht übersehen, daß in der Odyssee ἤπειρος überhaupt noch als Küste im Gegensatze des Meeres gebraucht wird. Daher kommt ἤπειρος auch bei Inseln vor (Od. V, 56. 399), in welchen Fällen hingegen in der Ilias (Il. XIV, 394) χέρσος γῆ gebraucht wird. In der Odyssee aber erkennt man (Od. XXIV, 377) in der ἀκτὴ ἠπείροιο die von Akarnanien sich gegen Ithaka vorstreckende Halbinsel Leukadia; so ist unter μέλαινα ἤπειρος nichts anderes als die Marschgegend an den Mündung des Acheloos, nordöstlich von Dulichion und den Echinaden, mithin ein Theil des spätern Atolien, zu verstehen. Daher nennt Eumäos (Od. XIV, 97. 98) bei der Schilderung von Odysseus Reichthum nur ἡ μέλαινα ἤπειρος und Ithaka, und zwar jenes zuerst, weil es in jenem fruchtbarern Theile der Insel lag.

---

sychius (T. I. p. 1379) unmittelbar nach der vorher angeführten Stelle folgt: ἐπίκληρος· τὸ δεύτερον ἐπὶ προικὶ δώρων.

9) z. B. *Demosthen.* Adv. Neaer. p. 1362, 26: τὸν ἀποπέμψαι τὴν γυναῖκα, ἀποδιδόναι τὴν προῖκα κ. τ. λ.

Digitized by Google

baren Landstrich viele reiche Leute geben mußte, dann erst Ithaka. Der Name Akarnanien kommt in den Homerischen Gesängen bekanntlich nicht vor, eben daher, weil wenigstens die Küstenstriche zum Kephallenischen Reiche gehörten, das Innere des Landes hatten aber die Pelasgischen Kureten besetzt, die sich auch noch über einen Theil von Ätolien erstreckt zu haben scheinen (Il. IX, 525. XIV, 115—117). Nach dem Verfallen des Kephallenischen Reichs, als der Name Akarnanien hervortrat, welches nach Ephoros (*Strab.* X. p. 462) sogar schon vor dem troischen Kriege, d. h. vielleicht vor dem Ende desselben, geschehen sein soll, scheint der Name Epeiros von der Küste dieser Landschaft gewichen zu sein. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß auch die Küste der nachherigen Landschaft Epeiros auf dieselbe Weise, wie die dem Kephallenischen Inselreiche gegenüberliegende Küste, unter der Herrschaft des Alkinoos auf Scheria, dem spätern Kerkyra, stand, denn die Phäaken erscheinen in der Odyssee als ein mächtiges Volk, das sich wol ebenso wenig blos auf seine Insel beschränkt haben wird, wie es Laertes in seinem Kephallenischen Reiche that. Dort aber wurde der Name Epeiros bleibend und allgemein herrschend, ohne daß wir im Stande sind anzugeben, wie dies geschehen ist. Soviel scheint ausgemacht zu sein, daß dies erst spät, entweder am Ende des 5. oder im 4. Jahrh. vor Christi Geburt allgemein geworden ist, denn Skylax kennt den Namen Epeiros für diese Landschaft noch nicht, sondern führt nach der Reihe die einzelnen in jenem Lande wohnenden Völkerschaften auf. Man darf also vermuthen, daß der Name Epeiros für diese Landschaft fort und fort auf der Insel Kerkyra herrschend blieb, und daß derselbe, seitdem diese Insel von Korinthos aus colonisirt und dadurch immer blühender und einflußreicher wurde, unter den Hellenen eine immer allgemeinere Anerkennung fand. Dies mag aber erst in Folge des Peloponnesischen Krieges geschehen sein, durch welchen Kerkyra selbst eine höhere Bedeutung gewann. Denn auch die Einwanderung und Ansiedelung des Neoptolemos oder Pyrrhos, Sohnes des Achilleus, welcher nach der Rückkehr aus dem trojanischen Kriege sich genöthigt sah über den Pindos in die westlich grenzende Landschaft zu ziehen, scheint sich nicht über das ganze epeirotische Land erstreckt, sondern nur auf die dem Pindos zunächst gelegene Gegend beschränkt zu haben. (*Strab.* VII. p. 326.)

Beschaffenheit des Landes. Die Oberfläche von Epirus ist durchaus uneben und trägt manche Spuren vulkanischer Umwälzung an sich. Das Pindosgebirge von Osten, die Akrokeraunen von Norden her strecken ihre Zweige über die Landschaft aus und bilden eine Menge Thäler. Leider aber finden wir bei den griechischen und römischen Schriftstellern nur sehr vereinzelte und zerstreut liegende Nachrichten über die physische Beschaffenheit des Landes. Wir müssen daher vorzüglich auf die Nachrichten, welche uns durch Reisende der neueren Zeit mitgetheilt werden, bauen. Unter diesen ist aber der vorzüglichste der Franzose Pouqueville, welcher sich eine lange Zeit in dem Lande aufhielt, dasselbe nach allen Richtungen durchreiste und die durch Selbstanschauung gewonnenen Kenntnisse in seiner Reisebeschreibung niedergelegt und zum allgemeinen Gut gemacht hat. Wir dürfen daher annehmen, daß uns derselbe der treueste Führer durch diese merkwürdige Landschaft sein werde.

Folgen wir nun den bedeutendsten Gewässern des Landes, so müssen wir sechs Hauptthäler oder Bassins annehmen. Als das erste und eigenthümlichste dieser Thäler tritt uns das große Bassin des Sees von Janina entgegen. Dasselbe wird gegen Westen durch das Gebirge Paktoras, auf der Nordost- und Ostseite durch das Mitchikeli-, im Süden durch das Dryskosgebirge eingeschlossen. Die beiden letzteren Gebirgszüge entsprechen mit hoher Wahrscheinlichkeit dem Tomaros der Griechen. Der See selbst, welcher sich meist von Süden nach Norden ausdehnt, und in seinem nördlichsten Theile gegenwärtig See von Labchistas heißt, hat keinen sichtbaren Abfluß, sondern steht in unterirdischer Verbindung mit dem heutigen Flusse Belchis, der sich in den Kalamas, den alten Thyamis, ergießt. Es ist auffallend, daß wir bei den Schriftstellern des classischen Alterthums nirgends eine Erwähnung dieses bedeutenden Landsees finden; denn daß er nicht für den allerdings mehrfach genannten See Acherusia zu halten sei, wird weiterhin darzuthun sein. Der erste Schriftsteller, welcher von diesem See zu sprechen scheint, ist Prokopius (De aedif. IV, 1). Er erwähnt nämlich, daß eine alte Stadt, die wegen ihres Wasserreichthums Euröa hieß, nahe an einem See liege, in demselben aber eine Insel, auf welcher ein Hügel hervorrage. Sie war durch eine schmale Erdzunge mit dem Festlande verbunden. Auf diese Insel versetzte der Kaiser Justinian die Einwohner der Stadt, und umgab die neue Anlage mit starken Mauern. Man erkennt in dieser kurzen Beschreibung deutlich die jetzige Stadt Jannina. Prokopius nennt jedoch den See keineswegs Acherusia; spricht auch nicht von einem Abflusse dieses Sees, den man etwa für den Fluß Acheron hätte halten können, obgleich er die Stadt Euröa eine alte Stadt nennt. Wenn nur nicht die damals von Justinian gegründete neue Stadt entweder sogleich oder in der Folge einen andern Namen erhalten hat, denn in den späteren Zeiten des Mittelalters tritt der Name Joannina oder Jannina hervor, und zwar an derselben Stelle des Sees, von Euröa. Woher aber dieser Name entstanden, ist unbekannt. Nur eine Bemerkung finden wir (Apospasm. Geogr. in Geog. Gr. min. IV. p. 42), daß das ehemalige Illyrika jetzt Jannina heiße. Die Schwierigkeit häuft sich durch das Dazwischentreten des Namens Illyrika, und Mannert scheint daher das Richtige getroffen zu haben, wenn er glaubt, daß dabei der Begriff der ganzen Statthalterschaft zum Grunde liege. Wenn er aber, auf Chalkokordylas gestützt, auch den Namen Kassiope auf das jetzige Jannina überträgt, so scheint er dazu hauptsächlich dadurch bewogen worden zu sein, daß er den See von Jannina für den See Acherusia der Alten hält. Darin aber wird man nicht mit ihm übereinstimmen können, wie sofort gezeigt werden soll.

Das zweite epeirotische Thal nämlich wird durch den Fluß Acheron, jetzt Mauro Potamos, gebildet und daher nach ihm benannt werden müssen. Dieser Fluß wird durch drei, in der Gegend des heutigen Souli, sich

Digitized by Google

vereinigende Flüßchen gebildet; außerdem vereinigen sich mit ihm der Paramythia und der Margariti, von welchen einer wahrscheinlich der Kokytos der Alten ist. Seine Mündung hatte dieser Fluß in den Hafen Glykys (*Thuc.*), welcher jetzt Fanari genannt wird. Mit dem Acheron in Verbindung stand der See Acherusia. Die Schriftsteller, welche diesen See nennen, sind Skylax (§. 30), Pausanias (I, 17), Strabon (VII. p. 324), Plinius (H. N. IV, 1), Thukydides (I, 46) und Livius (VIII, 24). Alle sämmtlich nennen den See zugleich mit dem Flusse Acheron; jedoch geben die vier ersten an, der Fluß sei aus dem See geflossen, welches doch ohne Zweifel so zu verstehen ist, daß der Fluß Acheron der Abfluß des Sees Acherusia war. Thukydides aber läßt den Fluß durch den See fließen, mithin den See durch den Fluß entstehen. Nun aber hat der jetzige See von Jannina durchaus keinen sichtbaren Abfluß, und die ganze Bildung des Terrains um diesen See ist von der Beschaffenheit, daß sich in derselben seit der Zeit der genannten Schriftsteller eine totale Umgestaltung annehmen läßt. Wir werden also gezwungen, den See Acherusia der Alten nicht für den jetzigen See von Jannina zu halten. Da nun aber der jetzige Mauro Potamos durch einen kleineren See von Tschukaida fließt, so können wir nicht umhin, diesen See für den Acherusia der Alten anzunehmen.

Das dritte Thal ist das des Flusses Arachthos. Es liegt zwischen dem Gebirge Mitchekeli (Tomaros) und dem Pindos. Der Fluß hat seine Quellen am Pindosgebirge, da wo dasselbe mit dem Berge Lakmon zusammenhängt, und erhält seine anderweitigen Zuflüsse großentheils vom Gebirge Stymphe oder Tymphe, dem Grenzgebirge gegen Illyrien, und von den paroräischen Bergen. Er heißt jetzt in seinem obern Theile Mezzovo, nach der Stadt gleiches Namens, dann aber Arta, und mündet in den Meerbusen von Arta, den ehemaligen Ambrakischen Meerbusen. Was aber den ältern Namen dieses Flusses anbetrifft, so ist derselbe bei Strabon, Ptolemäus, Dikäarchos und Plinius überall Arachthos. Indessen wegen einer Stelle bei Polybios (XXII, 9 vgl. mit *Livius* XXXVIII, 3) hat man ihn auch Arethon nennen zu müssen gemeint. Allein diese Stelle gibt keinen Grund zu einer solchen Annahme. Denn bei Polybios ist die Lesart der Handschriften Aratos; weil sich aber bei Livius, welcher jene Stelle des Polybios wörtlich übersetzt hat, unter andern ganz verdorbenen Lesarten, auch Arethon findet, so hat Ursinus anstatt Aratos in den Polybios Arethon hineingebracht. Des Livius Zeugniß für Arethon gilt aber schon darum gar nichts, weil er selbst (XLIII, 21) diesen Fluß ebenfalls Arachthos nennt, in welcher Stelle auch nicht einmal eine Abweichung von der Lesart stattfindet. Daher leidet es keinen Zweifel, daß dies der einzige und der rechte Name des Flusses gewesen ist, und die Lesart Aratos bei Polybios nur durch die Abschreiber verdorben ist. So scheint denn auch im Livius (XXXVIII, 3) jene Verwirrung in die Benennung dieses Flusses gekommen zu sein. Es gab also nur einen Fluß Arachthos, an welchem die Stadt Ambrakia lag, und welcher der Hauptfluß von Epeiros war. An dem untern Theil des Flusses hatten sich Dryoper vom Ötagebirge her niedergelassen; wie denn Ambrakia selbst von dieser Völkerschaft angelegt zu sein scheint (*Anton. Liber.* IV). Deshalb führt die ganze Gegend um die Mündung des Flusses, 120 Stadien längs der Nordküste des Meerbusens, den Namen Dryopis (*Dicaearch.* 30 und *Scyl.*). Die Ambrakioten waren daher auch in beständiger Fehde mit den Epeiroten, und erst, nachdem sie durch eine korinthische Colonie, welche Kypselos aussandte, verstärkt waren, erhielten sie die gehörige Festigkeit (*Dicaearch.* 25. *Scymn. Ch.* 452. *Strab.* VII. p. 325). Die Stadt erscheint aber in der Geschichte (*Polyb.* und *Liv.* l. c.) als eine bedeutende Festung, welche auf der Ostseite durch den Berg Perranthos, welcher in die Befestigungswerke gezogen war, gedeckt wurde.

Westlich von dem Thale und Gebiete des Arachthos oder Arta folgt zwischen diesem und dem oben genannten Fluß Acheron das Bassin eines andern Flusses von kürzerem Laufe, welcher von Kruse mit seinem heutigen Namen Zalongos genannt wird, und in der ältern Zeit Charadros geheißen haben soll. Es scheint, als ob Kruse diese Benennung von Pouqueville entlehnt habe, allein dieser stimmt in diesem Falle in seinem Buche und auf seinen Karten selbst nicht überein, denn auf den letzteren nennt er diesen Fluß Rogous oder Louro, im Buche aber Zalongos. Den Namen Charadros führt derselbe Schriftsteller auf Polybios (IV, 63 und XXII, 9) zurück, obgleich in beiden Stellen von keinem Flusse, sondern von einer Stadt die Rede ist, welche in der erstern Charadra, in der zweiten Charadros genannt wird. Dieser Zalongos, denn so wollen wir ihn mit Kruse nennen, entspringt auf dem Gebirge Dryskos, welches das Gebiet dieses Flusses von dem Thale des Sees von Jannina trennt, und er ergießt sich in den Ambrakischen Meerbusen. An der Ostseite seiner Mündung finden sich die Ruinen einer Stadt, welche Kruse für die Überbleibsel der alten Stadt Charadra zu halten scheint.

Nordwestlich vom Flusse Acheron folgt das Thal des Flusses Thyamis, jetzt Calamas. Zwischen den Mündungen der beiden Flüsse liegt nach Thukydides (I, 30. 46) die Landspitze Cheimerion, welche wahrscheinlich in der Nähe des jetzigen Parga zu suchen ist. Nach Pouqueville kommt der Thyamis aus dem See Dgerovina, und er wird von den Thälern des Sees von Jannina und des Flusses Acheron durch einen Arm des Akrokerauischen Gebirgs (jetzt Olytzika) getrennt. Seine Mündung hat er in der Meerenge zwischen dem Festlande und der Insel Kerkyra (Corfu). Zwei Meilen südöstlich von der Mündung des Thyamis lag nach Ptolemäus der Hafen Sybota, bekannt durch das Seetreffen zwischen den Korinthern und Kerkyräern, daneben einige kleine Inseln. *Thuc.* I, 50. 54. *Strab.* l. c. *Plin.* IV, 1. Noch jetzt findet sich dort an der Küste der Name Siwota.

An das Thal des Thyamis schließt sich nördlich ein von der Küste und den Akrokeraunen begrenztes Bassin, welches hauptsächlich durch den jetzigen Fluß Pistritza eingenommen wird, der sich neben andern kleinern Flüssen in den Binnensee Vivari, sonst Pelodes, ergießt, welcher durch

Digitized by Google

den Butrinto neben den Ruinen von Buthroton mit dem Meere in Verbindung steht.

Bewohner des alten Epeiros. Man darf nicht zweifeln, daß die älteste Bevölkerung von Epeiros Pelasgisch war, Strabon (V. p. 221) spricht dies nach seinen Quellen mit Bestimmtheit aus. Noch mehre Belege aus andern Schriftstellern des Alterthums sind von dem Schreiber dieses in dem Art. Dodona (Encykl. 1. Sect. 26. Theil) beigebracht worden, denn das Heiligthum zu Dodona war gewiß ein Pelasgisches Institut. Auch meldet Stephanus Byzantinus (s. v. Ἔφυρα) von der Völkerschaft der Thesproter in Epeiros, daß sie Pelasgisch gewesen sei (vergl. *Herod.* II, 56), und Ephyra selbst scheint die Hauptstadt der Thesproter gewesen zu sein (*Pausan.* I, 17); ein Gleiches gilt von den Chaonern (*Steph.* s. v. Χαονία). Wir dürfen dies von den Chaonern auch schon daraus abnehmen, da die gegenüber an der italischen Küste sitzenden Choner, Önotrer und Peuketier überall Pelasger genannt werden. Auch die Molosser rechnet Herodotos (VI, 127) zu den Hellenen, eine Bemerkung, welche, richtig verstanden, ebenfalls auf eine Pelasgische Urbevölkerung in Molossis schließen läßt, die durch die Einwanderung des Hellenischen Neoptolemos erst hellenisirt wurde. Wie leicht sich aber die Pelasger mit den Hellenen verschmolzen, ist aus der griechischen Urgeschichte bekannt, woraus eine nahe Verwandtschaft beider Stämme hervorgeht, die sich auch daraus abnehmen läßt, daß die Pelasger, ungeachtet der geringen Anzahl der hellenischen Einwanderer, dennoch sehr bald hellenisirt wurden. Aus Herodotos' Nachricht, daß die um Kreston und Plakia wohnenden Pelasger eine ihm barbarisch klingende Sprache redeten, kann wenig oder gar nichts für die Verschiedenheit der Stämme bewiesen werden, denn wer mag sagen, welchen anderweitigen Einflüssen diese Pelasger bis auf Herodotos' Zeit unterworfen waren.

In Epeiros aber dürfen besonders noch aus allen alten Einrichtungen und Culten, welche bei den ältesten Epeiroten entschieden auf Pelasgischen Ursprung hinweisen (vergl. Dodona), schließen, daß die ursprüngliche Bevölkerung des Landes Pelasgisch war. Allein ebenso wenig ist es zu bezweifeln, daß die epeirotischen Völkerschaften in der eigentlich historischen Zeit Griechenlands, d. h. zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs, durch das Vordringen illyrischer Stämme zum großen Theil barbarisirt waren. Von dem Hauptvolke des ältern Epeiros, den Chaonern, ist dies durch Thukydides' (II, 80 *Scymn. Ch.* v. 444) Bemerkung, daß sie Barbaren wären, außer Zweifel. Aber auch aus andern Schriftstellern erhellt dies, besonders durch den Culturstand des Landes, wodurch der Beweis noch überzeugender wird. Denn nach Skylax (§. 28—32) lebte das Volk zerstreut in Flecken ohne Städte, und Hellas im Zusammenhange (ἡ Ἑλλὰς συνεχής) fing erst in dem südöstlichen Winkel der Landschaft Epeiros bei Ambrakia an, welches seinen Ursprung von den Dryopern herleitete. (*Scyl. Herod.* VIII, 47. *Dicaearch.* V, 24. *Strab.* VII. p. 327.) Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es aber, was Strabon versichert, daß in einigen Gegenden beide Sprachen, d. h. Illyrisch und Hellenisch, geredet würden. Überhaupt aber erkennen wir das Vordringen der Illyrischen Stämme schon daraus, daß in Polybios' Zeit selbst die Mehrzahl der Äoler ungriechisch war. (*Polyb.* XVII, 5.)

Theopompos behauptete, es gebe 14 epeirotische Völkerschaften. Strabon (VII. p. 323) widerspricht dieser Behauptung zwar nicht, setzt aber hinzu, die berühmtesten seien die Chaoner und Molosser, weil sie einmal über ganz Epeiros geherrscht hätten, zuerst die Chaoner, dann die Molosser. Strabon hat darin allerdings Recht, wenn nämlich die Ausübung der Gewalt über andere den Maßstab der Bedeutung abgibt. Allein nicht blos durch den Umfang ihres Gebiets, sondern auch durch ihre innere Bedeutung müssen wir die Thesproter jenen zur Seite setzen. Auch sind die Namen dieser drei epeirotischen Völkerschaften fast allein nur auf uns gekommen, und wir sind wenigstens nicht mehr im Stande, die 14 des Theopompos aufzuzählen.

Die erstern (Χάονες) saßen zwischen den Akrokeraunen, der nördlichen Grenze gegen Illyrien, und dem Flusse Thyamis. (*Scyl. Ptolem.*) Sie wurden in der Zeit des Peloponnesischen Kriegs nicht von Königen regiert, sondern sie standen unter jährlich wechselnden Vorstehern aus den vornehmsten Geschlechtern, im J. 329 vor Chr. Geb. unter dem Photios und Nikanor. Es scheint also eine aristokratische Regierungsform bei ihnen stattgefunden zu haben. Der nördlichste Ort oder die nördlichste Gegend des Chaonischen Landes mag Paläste geheißen haben. Dort landete ein Theil der Truppen Cäsar's, als er im Bürgerkriege von Brundusium übersetzte. (*Lucan.* Phars. V, 460.) In Cäsar's Buche (De bello civ. III, 6) herrschen aber zwei sehr abweichende Lesarten: Pharsalia und Pharsalus. Diesen Benennungen haben zu jeder Zeit die Herausgeber des Buchs den Glauben versagt und daher hat jetzt der Name Paläste aus dem Lucanus den Vorzug erhalten; allein dieser Name kommt sonst nirgends vor. Aus Cäsar's Worten wird aber nicht einmal klar, ob mit diesem zweifelhaften Namen eine Stadt oder eine Gegend bezeichnet wurde. Vielleicht ist es der geräumige Hafen Panormos, welchen Strabon (VII. p. 324) in jener Gegend nennt, und den auch Ptolemäus südlich von Orikon ansetzt. Ebenso unsicher ist die Lage des Castells Chimera (in Acroceraunüs bei *Plin.* IV, 1), neben welchem sich eine Heilquelle (aquae regiae fons) befand. Es scheint zwar das Chimara des Mittelalters zu sein (*Anna Comnena* X, 299), aber, wenn man auch dieses zugestehen wollte, so wird dadurch doch nichts für die Lage des Orts gewonnen. Mit etwas mehr Gewißheit läßt sich der Hafen Onchesmos (*Ptolem. Strab.*) nachweisen, weil Strabon behauptet, daß er der nordwestlichen Spitze von Kerkyra gegenüber gelegen habe. Dionysios von Halikarnassos (I, 51) will den Namen vom Anchises (Ἀγχίσου λιμήν) ableiten, wie denn auch, hinsichtlich der Schreibart, bei Cicero (Epp. ad Att. VII, 3) der lenissimus Anchesmites vorkommt, allein mit dieser mythischen Ableitung des Namens ist für die Geographie und Geschichte des Orts nichts gewonnen. Südöstlich folgte dann der Hafen und wahrscheinlich auch Flecken Kassiope oder Kassope, gleiches Namens mit einem Orte auf der gegenüberliegenden Küste

Digitized by Google

von Kerkyra. Strabon bemerkt, daß von dort bis Brundusium 1200 Stadien seien, woraus zu erhellen scheint, daß zwischen beiden Orten eine gewöhnliche Überfahrt bestand. Dann fand sich nach Strabon in jener Gegend eine Landspitze, Poseidion genannt, welche soweit in die See vorragte, daß sie nur durch eine schmale Meerenge von der Insel Kerkyra getrennt wurde. Bis dahin reichte nach Skylax und Ptolemäus die Chaonische Küste.

Das zweite Hauptvolk in Epeiros waren die Thesproter (*Θεσπρωτοί*). Sie hatten die Küste ungefähr von der Mündung des Thyamis bis an den Ambrakischen Busen inne, und grenzten daher mit dem Dryopischen Gebiet von Ambrakia. (*Scyl. Strab. Herod.* VIII, 47.) Überhaupt breiteten sie sich tiefer hinein in das Innere von Epeiros aus, als die Chaoner. In ihrem Gebiete lag ursprünglich das Heiligthum von Dodona, und daraus mag man auf die große Bedeutung dieser Völkerschaft in der vorgeschichtlichen Zeit schließen, wie denn Strabon auch den Molossern zum Theil deshalb, weil zu seiner Zeit das Dodonäische Orakel in ihrem Gebiete lag, eine größere Macht und Bedeutung beilegt. Die Thesproter kommen in der Odyssee (V, 115) als das einzige und hauptsächlichste Volk jener Gegend vor, welches in einem fruchtbaren Lande unter einem Könige lebte und im Besitz des Dodonäischen Heiligthums war. (Od. XIV, 315 sq. XVII, 326. XIX, 291. vergl. *Herod.* II, 56.) Alles dies weist uns, wie oben schon bemerkt ist, auf Pelasgische Bevölkerung hin. Zu den Thesprotern gehörten die Kassopäer oder Kassoper (*Strab.* VII. p. 324), welche ihre Wohnsitze an der Küste hatten von der Mündung des Acheron bis zum Ambrakischen Meerbusen (*Scyl.*, auch Strabon läßt sie nur in diesem Küstenstrich sitzen). Zur Zeit des Ptolemäus scheinen sie sich im Innern bis zu den Dolopern, also bis an die Grenze Thessaliens, ausgedehnt zu haben. Allein dahin mögen sie wol erst beim Verfall der Molosser vorgedrungen sein. Zu Thesprotien gehörte auch die kleine Landschaft Eläatis am Acheron, sowie an der Nordseite des Thyamis das Ländchen Kestrine.

Verfolgt man die Thesprotische Küste von der Grenze Chaoniens her, so trifft man zuerst auf die Stadt Buthroton. Ob dieser Ort erst einer römischen Colonie seinen Ursprung verdankte, oder durch das Hinzukommen einer solchen Ansiedelung nur bedeutender geworden ist, läßt sich aus Strabon nicht erkennen. Indessen bei Skylax, Skymnos und Thukydides geschieht des Ortes keine Erwähnung, entweder weil er in der That noch nicht existirte oder seiner Kleinheit wegen übersehen wurde. Wenigstens fand Stephanos eine mythische Verknüpfung des Orts mit den Trojanischen Sagen und der Auswanderung des Helenos vor. Aber auch diese Sage konnte sehr leicht mit einer römischen Colonie entstehen und herrschend werden. Plinius (H. N. IV, 1) nennt sie eine römische Colonie. Sie kommt überhaupt bei den römischen Schriftstellern häufig vor (*Virg.* Aen. III, 291. *Cic.* Epp. ad Att. II, 6. XVI, 16), denn sie war für die Römer ein Hauptpunkt an der epeirotischen Küste, wie man aus den Itinerarien ersieht. Die Stadt lag nämlich am Hafen Pelodes auf einer Art Halbinsel nach Strabon. Der Hafen Pelodes ist aber eigentlich ein Binnenwasser, welches durch einen Kanal mit dem Meere in Verbindung steht. Es scheint dasselbe Gewässer zu sein, welches bei Appianos (Bell. Civ. V, 55) unter dem Namen Paloeis vorkommt. Noch jetzt heißt das Städtchen Butrinto. Über Buthroton, also im Innern des Landes, lag Phönike an einem nicht benannten Flusse. (*Polyb.* II, 5. 8. XXXII, 22. 24. XVI, 27.) Daß es nicht gar weit von der Küste gelegen haben muß, geht aus Polybios hervor, aber die Lage desselben mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, ist unmöglich. Eine ansehnliche, reiche und wohlbefestigte Stadt scheint es gewesen zu sein. Ihre Festungswerke verstärkte der Kaiser Justinianus. (*Procop.* De aedif. IV, 1.) Zugleich mit diesem Orte wird von Procopius die Stadt Photike genannt, sodaß sie in derselben Gegend gelegen zu haben scheint.

Die südöstlich zunächst von Buthroton gelegene Landschaft führte den Namen Kestrine. Sie scheint eigentlich das Thal des Thyamis eingenommen zu haben, wodurch auch ihre Fruchtbarkeit einigermaßen erklärt wird. Der Name aber wird auf die Trojanischen Sagen zurückgeführt und von einem Sohne des Helenos und der Andromache hergeleitet. (*Pausan.* II, 23. *Steph. Byz.* s. v. *Καμμανία.*) Verfolgt man die Küste von der Mündung des Thyamis, welcher nach Thukydides Kestrine von dem eigentlichen Thesprotien trennte, so trifft man südöstlich, nach Ptolemäus, auf den Hafen Sybota und die Inselchen gleiches Namens. (*Thuc.* I, 50. 54.) Sie lagen der südöstlichen Spitze von Kerkyra, Leukymne, gegenüber. Das Vorgebirge Cheimerion aber lag zwischen den Mündungen der Flüsse Thyamis und Acheron, doch wahrscheinlich näher der letzteren. (*Thuc.* I, 30.) Bei diesem Vorgebirge befand sich ein Hafen, an welchem wahrscheinlich der Flecken Toryne lag (*Plut.* Vit. Anton. 62), wo des Augustus Flotte vor der Schlacht bei Actium lag. Bei Ptolemäos heißt der Ort Torone. Dann folgt der Hafen Glykys mit der Mündung des Flusses Acheron. (*Pausan.* VIII, 7. *Dio Cass.* L, 12.) In den Itinerarien ist der Name wahrscheinlich verschrieben. (Itin. *Anton.* Clycis, Peuting. Tafel Ciclis.) Dem Thukydides (I, 46) zufolge lag an dem See Acherusia, also vom Meere abwärts, die Stadt Ephyra, später Kichyros, in dem District Eläatis. Bei Skylax scheint der Abfluß des Sees zum Meere ebenfalls Acheron zu heißen; er sagt nämlich, daß der Acheron und mit ihm der See Acherusia sich in den Hafen Elad ergieße. Indessen scheint die Lesart Elad verdorben zu sein und vielmehr auf des Thukydides Eläatis hinzuweisen; auch kennt Ptolemäos bei der Mündung des Acheron in der That einen Hafen Eläa. Ob aber dieser Hafen mit dem Hafen Glykys eins sei, vielleicht in der Art, daß der Name Eläa nur später allgemein wurde, ist durch keine Zeugnisse zu erweisen. Die Stadt Ephyra aber kommt schon in den Homerischen Gesängen vor (Od. I, 259. II, 328. Il. II, 659. XV, 531), und man darf mit K. O. Müller (Prolegom. zur Mythol. S. 364 fg.) mit vollem Rechte annehmen, daß in jenen Stellen die Thesprotische Stadt bezeichnet sei, nicht aber die Eleische, und daß der bei derselben genannte Fluß Sel-

Digitized by Google

leis entweder der Acheron, welcher in der Nähe jener, der Inhaber des Dodonäischen Orakels wohnten, seinen Ursprung nahm, oder vielleicht der Abfluß des Sees Acherusia zum Meere war. Der Name dieser Stadt, welcher in Thukydides' Zeit noch fortdauerte, wurde später in Kichyros umgestaltet (*Strab. Pausan.* I, 17), wie sich vermuthen läßt zu der Zeit, als die Illyrischen Volksstämme sich immer tiefer in Epeiros hineindrängten. Nach Strabon lagen nahe bei Ephyra die Städtchen der Kassoper, Buchetion; Elatria, Panbosia und Batiä, doch müssen die drei letztern gewiß nicht an der Küste, sondern im Innern des Landes gesucht werden. Ebenso gehörte unstreitig zum Kassopäischen Gebiet der von Strabon zwischen dem Hafen Glykys und dem Ambrakischen Meerbusen angegebene Hafen Komaros, nebst einem andern größeren Hafen, dessen Name nicht angeführt wird. Die große Meeresbucht von Ambrakia wurde von Norden her durch eine Landenge, 60 Stadien lang, vom Meere getrennt. Dieser gegenüber lag das Vorgebirge Actium. Die Breite der Mündung des Ambrakischen Meerbusens wird von Strabon (vergl. Skylax) auf etwas mehr als vier Stadien, von Polybios (IV, 63) auf kaum fünf Stadien bestimmt. Auf jener Landzunge lag die Stadt Nikopolis, eine Colonie des Augustus (*Plin.* II. N. IV, 1. *Tac.* Ann. V, 10), denn dort lagerte sein Heer vor der Schlacht bei Actium. Um die Stadt beträchtlich zu machen, versetzte er dahin Einwohner aus Anaktorion, Ambrakia und aus Atolien. (*Pausan.* V, 23. VII, 18. X, 8.) Sie hieß daher auch Nicopolis Achaiae. (*Tac.* Ann. II, 53.) Bei der Stadt wurden vom Augustus fünfjährige Kampfspiele angeordnet. (*Strab. Sueton.* Vit. Aug. 18.) Allein ungeachtet der für den Handel günstigen Lage der Stadt sank sie doch bald wieder von ihrer ersten Bedeutung zurück; und wenn der Kaiser Constantinus sie auch späterhin zur Hauptstadt von Epeiros machte (*Hierocl.* p. 651) und Julianus für ihr Emporkommen Sorge trug (*Mamertin.* Iul. 9), so kam sie dennoch nicht wieder zu Ansehen. Sie ist im Mittelalter untergegangen; neben ihren Ruinen entstand aber das jetzige Städtchen Prevesa.

Am bedeutendsten von allen epeirotischen Völkerschaften wurden die Molosser. Sie wanderten unter Anführung des Pyrrhos, Sohnes des Achilleus (Skymnos scheint ihn für den Enkel des Achilleus zu halten), aus Thessalien in Epeiros ein, mithin nach der Zeit des Trojanischen Kriegs. Sie waren daher von Hellenischem Stamm. (*Scymn.* 447 sq. *Strab.* VII. p. 326. Schol. *Pind.* Nem. VII, 94.) Zunächst setzten sie sich in dem oberen Gebiete des Arachthos fest und drangen von dort in das heutige Thal von Jannina ein. So machten sie sich zu Herren des Dodonäischen Orakels, welches seitdem, je mehr die Pelasger von den Hellenen bezwungen wurden, an Bedeutung verlor und dem delphischen Orakel weichen mußte. Jedoch bestand es noch eine geraume Zeit in seinem untergeordneten Ansehen. Zerstört wurden die heiligen Gebäude erst ums Jahr 219 vor Chr. Geb. durch die rohen Atoler, als sie unter Anführung des Dorimachos einen verheerenden Einfall in Epeiros machten. Dies geschah zu der Zeit, als das mächtige Reich der Molosser bald nach dem durch seine abenteuerlichen Kriegsunternehmungen berühmt gewordenen König Pyrrhos in Folge innerer Unruhen zusammengefallen war.

Daß die Molosser von den Hellenen als ihre Stammgenossen anerkannt wurden, erhellt aus Herodotos (VI, 127), sowie aus ihrer Theilnahme an der Wanderung der Joner nach Kleinasien. (*Herod.* I, 146.) Erst als sie sich in Epeiros mit dem illyrischen Volke der Atintaner verbunden und verschmolzen hatten, wurden sie den Barbaren beigezählt. (*Thuc.* II, 80.) Indessen scheinen sie immer noch viel Hellenisches behalten zu haben, wie denn auch das königliche Haus der Aakiden eine fast 1000jährige Herrschaft über sie behielt. Die Herrschaft dieser Aakiden scheint in mancher Hinsicht aber eine beschränkte gewesen zu sein, denn Plutarch (vit. Pyrrh. 5) erzählt, daß der jedesmalige König, wenn er den Thron zu besteigen im Begriff gewesen sei, zu Passaron dem Zeus ein Opfer dargebracht und seinen Unterthanen einen Eid geleistet habe, daß er der bestehenden Verfassung gemäß regieren wolle, und daß ihm dann erst die Unterthanen geduldigt hätten. So mag das anfänglich kleine Reich an innerer Festigkeit gewonnen und sich ein Übergewicht über die Nachbarn erworben haben. Wie aber und wann diese Ausbreitung der Molosserschen Herrschaft über die Landschaft Epeiros zu Stande gebracht ist, wird uns nirgends berichtet, da überhaupt der Blick der Griechen auf diesen nordwestlichen Winkel erst um die Zeit des Peloponnesischen Krieges gelenkt wurde. Nach diesem Kriege indessen bemächtigten sich die Aakiden der festen und mächtigen Stadt Ambrakia und erweiterten damit ihre Herrschaft bis an die Grenze Atoliens. Noch mehr gewannen sie darauf durch ihre Verbindung mit den makedonischen Königen, bis Pyrrhos durch seine ehrsüchtigen Eroberungsversuche den Grund zum Verfall des Reichs legte. Also geschwächt lieferten sich die Epeiroten den Römern in die Hände. Denn da sie auf die Seite des makedonischen Königs Perseus getreten waren, so entschied die blutige Schlacht bei Pydna im J. 168 vor Chr. Geb. auch über ihr Schicksal. L. Amilius Paullus überzog das Land, übergab seinen beutegierigen Soldaten 70 epeirotische Städte zur Plünderung und führte 150,000 Einwohner als Sklaven hinweg. (*Liv.* XLV, 34.) Darnach wurde das Land zu einer römischen Provinz gemacht, zu welcher auch die Landschaft Akarnanien geschlagen wurde. In dieser Ausdehnung finden wir die Provinz bei Ptolemäos.

Unter den Städten im Lande der Molosser ist unstreitig die bedeutendste Ambrakia oder Amprakia. (*Thuc.* II, 80 und bei Andern.) Ihre Gründung wird zwar dem Theßproter Ambrakos zugeschrieben (*Eustath.* ad *Dionys.* V, 492), allein wahrscheinlicher den Dryopern (*Anton. Liberal.* IV), weshalb auch die Landschaft den Namen Dryopis führte. Später kam eine korinthische Colonie dahin unter Gorgos, des Kypselos Sohne. (*Strab.* VII, p. 325. *Dicaearch.* 25. *Scymn.* 452.) Daher stand Ambrakia im Peloponnesischen Kriege mit ihrer Mutterstadt in enger Verbindung, schickte ihr Schiffe zu Hilfe und wurde daher von den Athenäern bedrängt. (*Thuc.* I, 27. II, 68. III, 113.) Dessenungeachtet blieb sie durch ihre gün-

Digitized by Google

stige Lage blühend und wurde vom Könige Pyrrhos darauf sehr begünstigt und zur Residenz gemacht. (*Strab. Diodor.* XVII, 3.) Ihre Größe und Bedeutung ist daraus zu ermessen, daß sie dem großen Meerbusen an der Mündung des Arachthos den Namen verlieh. Die Stadt sinkt erst nach der Verwüstung von Epeiros durch die Römer. Jetzt heißt sie Arta. Zu unterscheiden von dieser Stadt ist der feste Ort Ambrakos. (*Polyb.* IV, 63.) Polybios gibt zwar nichts Genaueres über die Lage des Orts an, allein da die Epeiroten denselben anfeindeten, um die Hauptstadt dadurch in Bedrängniß zu bringen, so wird dadurch mehr als wahrscheinlich, daß es ein Fort war zur Deckung des Hafens von Ambrakia. Denn Skylax versichert, daß Ambrakia eine Feste und einen schönen Hafen habe, ohne einen Namen zu nennen.

Endlich muß noch der Athamanen gedacht werden. Sie erscheinen zuerst in den Grenzgebirgen zwischen Epeiros, Atolien und Thessalien. (*Scymn.* 613. *Strab.* X. p. 450.) Daher werden sie von Diodoros in Verbindung mit den Amnianen genannt. (*Diod.* XIV, 82. XVI, 29. XVIII, 11.) Es wird also keine ganz ungegründete Vermuthung sein, wenn man sie aus Thessalien, vielleicht aus den ätolischen Gegenden herleitet. Aber mit Illyrischem Volke vermischt mögen sie barbarisirt sein, wie denn dafür die bei ihnen herrschende Sitte zu sprechen scheint, daß die Weiber den Ackerbau betrieben, die Männer aber die Viehzucht besorgten. (*Heracl. Pont.* 23, 16.) Sie kamen, wie Strabon (IX. p. 427) behauptet, als die letzten der Epeiroten zu Ansehen unter dem Könige Amynandros. Aber die Zeitbestimmungen sind aus diesen vereinzelten Notizen nicht aufzuklären. Daß sie in der spätern Zeit, als die Römer ihren Einfluß in Griechenland geltend machten, meistentheils untergegangen sind, oder sich verloren haben, scheint aus Cicero (or. in Pison. 40) hervorzugehen.

Cultur des Landes. Daß die Thäler von Epeiros fruchtbar und gesegnet waren, erhellt theils aus den Nachrichten, welche sich bei den alten Schriftstellern erhalten haben, theils aus den Berichten neuerer Reisebeschreiber, welche diese Gegenden untersuchten. Die Einträglichkeit und den Anbau des Bodens kann man schon daraus ermessen, daß die reichen Römer in dieser Landschaft Landgüter anzukaufen pflegten. Vergl. *Varro*, De re rust. III, 5, sowie *Cornel. Nep.* Vit. Att. 14. Aus mehren Briefen Cicero's an den Atticus erfahren wir, daß diese Güter hauptsächlich im Thale des Flusses Thyamis, also zum Theil in der Landschaft Thesprotien, zum Theil in Kestrine lagen. (ad Att. VII, 2.) Das Hauptgut des Atticus in jener Gegend scheint Amalthea geheißen zu haben (ad Att. I, 13), ein Name, aus welchem man auf die Ergiebigkeit desselben schließen möchte. Indessen scheint der Ertrag mehr aus der Viehzucht als aus dem Ackerbau gewonnen zu sein. Daher nannte der römische Senator L. Lucinus alle die, welche mit ihm in Epeiros durch Viehzucht ergiebige Güter besaßen, Συρηκεφόται (*Varro* III, 5), sodaß der Name Epeirotiker bei den Römern gleichbedeutend gewesen zu sein scheint mit einem Landbesitzer in Epeiros. Es werden uns aber auch von der überaus ausgezeichneten Art der Rinder und Schafe in diesem Lande an vielen Orten glänzende Schilderungen gemacht. Aristoteles (hist. anim. III, 21) sagt, daß die epeirotischen Kühe eine so ungewöhnliche Größe gehabt hätten, daß man sie stehend oder doch nur ein wenig gebückt hätte melken müssen; im Sitzen würde man die Euter nicht haben erreichen können. (Vergl. *Aelian.* Hist. anim. III, 33.) Der Ertrag an Milch wird daher als sehr bedeutend gepriesen; eine Kuh gab zur Zeit eine Amphore Milch, und bei guter Fütterung war dies dauernd. (*Aristot.* l. l.) Ebenso versichert Varro (a. a. O.), die Kühe wären in Epeiros nicht blos besser gewesen als alle griechischen, sondern auch als die italischen, welche doch allgemein für ganz vorzüglich galten. Damit stimmt der Schol. zu Pindaros (Nem. IV, 82) überein; darum sei Epeiros βουκρόφος genannt. Besonders aber soll der berühmte König Pyrrhos für die Verbesserung der Rinder- und Schafzucht in seinem Lande viel gethan haben. (*Plin.* Hist. N. VIII, 70. *Aristot.* l. l.) Es muß aber bezweifelt werden, daß die βόες πύῤῥιχαι, welche Aristoteles (hist. anim. VIII, 7) als die vorzüglichsten bezeichnet, von der durch den Pyrrhos veredelten Art zu verstehen seien, welche erst im fünften Jahre zur Zucht gelassen wurden. Epeiros ist also das rechte Rinderland, und die dortigen Viehweiden werden vornehmlich gepriesen von Arrianos (exped. Alex. II, 16, dazu *Aelian.* Hist. anim. XII, 11. *Suid.* s. v. *Αμφιλοι βόες. Hesych.* s. v. *Κεστρινικοὶ βόες.* Schol. *Pind.* Nem. IV, 82). Aber auch die Pferdezucht war in Epeiros von Bedeutung, sodaß Statius (Achill. I, 420) die Schnelligkeit der epeirotischen Pferde rühmt. Nur die Esel waren nicht von besonderer Güte. (*Aristot.* H. anim. III, 21.) Aber allgemein bekannt sind durch ihre Güte die Molossischen Hunde, die besonders von den Römern gesucht wurden. *Horat.* Sat. II, 6, 114. Epp. VI, 5. *Virg.* Georg. III, 405. *Aristot.* Hist. anim. IX, 1. *Cic.* De div. I, 34. *Martial.* XII, 1. *Lucan.* IV, 405.)

(*L. Zander.*)

ÉPIRY, Gemeindedorf im französischen Departement der Nièvre (Nivernais), Canton Corbigny, Bezirk Clamecy, liegt 10 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche, 355 Einwohner, und ist der Geburtsort Bussy-Rabutin's. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

Episch, s. Epos.

EPISCIA. Eine von Martius (Nov. gen. III. p. 39) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Gesneriaceen. Char. Der Kelch frei, tief fünftheilig; die Corolle trichterförmig: die Röhre ziemlich gerade, an der Basis nach Hinten mit einem Höcker versehen; der Saum fünfspaltig; das Rudiment eines fünften Staubfadens; hinter dem Fruchtknoten eine Nektardrüse; die Narbe besteht aus zwei Platten; die Kapsel fast fusselig, zweiklappig; die Mutterkuchen an den Wänden; die Samen zahlreich, ablang. Die vier bekannten Arten sind perennirende, niederliegende, wurzelnde Kräuter mit gegenüberstehenden, gestielten Blättern und einzeln oder gebäuft in den Blattachseln stehenden, mit Stützblättchen

Digitized by Google

versehenen Blüthen; sie wachsen in schattigen Wäldern (daher der Gattungsname: ἐπίσκιος beschattet) im tropischen Amerika. 1) Ep. decumbens *Mart.* (l. c. t. 216) mit weißen Blumen, in Brasilien; 2) Ep. reptans *Mart.* (l. c. t. 217) mit scharlachrothen Blumen, ebenda; 3) Ep. hispida *Candolle* (Prodr. VII. p. 547), in Südamerika; 4) Ep. melittifolia *Mart.* (l. c. p. 42, Besleria *Plumier* 29. t. 5. B. melittaefolia *L. Schrank*, Hort. monac. t. 44) mit purpurrothen Blumen, in Westindien. (*A. Sprengel.*)

EPISEMA, Ἐπίσημα, nannten die Griechen alle irgend woran bemerkten Kennzeichen und Merkmale, wie die Flaggen der Schiffe, die Wahrzeichen der Schilde und Münzen; cf. *Eckhel*, D. N. IV. p. 384—393. Hier verstehen wir aber darunter die drei Charaktere des Βαῦ, Κόππα und Σάμπι, welche das althellenische Alphabet zwar aus dem phönikischen Uralphabet aufnahm, aber das sanisch-athenische als unbrauchbar verwarf, und nur zur Bezeichnung besonderer Pferderacen benutzte, welche davon κοππατίαι, als vom korinthischen Pegasos stammend, und σαμφόραι genannt wurden. *Aristoph.* Nub. 23. 122. Eq. 503, vergl. die Scholien hierzu; *Athen.* XI, 30. p. 467. B. und *Suidas* s. v. Σαμφόραις. Auf eben die Weise könnte man die βουκέφαλοι, dergleichen das Roß Alexander's von Makedonien war, mit einem Βαῦ bezeichnet haben, obwol sich keine bestimmte Nachricht hierüber findet. In meiner Anleitung zu richtiger Lesung und Beurtheilung der Aufschriften altitalischer Münzen (Hannoversche numismatische Zeitschrift oder Blätter für Münzkunde Nr. 3. §. 6) habe ich dahin die Bezeichnung eines gebrandmarkten Verbrechers oder entlaufenen Sklaven durch στιγμαίας gezählt, weil das Brandzeichen auch als στίγμα galt. Dieses kann uns hier jedoch gleichgültig sein, weil wir hier nur den Gebrauch dieser Zeichen berücksichtigen, welchen die alexandrinischen Grammatiker davon machten, um die Zahl der 24 Buchstaben ihres Alphabetes dadurch zu zu ergänzen, daß sie zur Bezeichnung der Zahlen von 1—1000 nach der Weise der gleichzeitigen Hebräer benutzt werden konnten, indem man ihnen den Werth von 6, 90 und 900 gab; s. *Franz*, Elementa epigr. graec. p. 16 und die Art ihrer Bezeichnung S. 351 fg. Ob sie auch in der Tonbezeichnung der alten Musik gebraucht wurden, wie Böckh in seiner Staatshaushaltung der Athener (II. p. 387) vermuthet, weil er Spuren des in seinen Abhandlungen über Pindar's Versmaße (3. Buch. S. 247) noch verkannten Digamma und Koppa fand, mag hier unerörtert bleiben; benutzt ist jedoch diese Vermuthung in den „Zahlzeichen der Griechen als Bezeichnung der Töne ihrer Musik" von J. G. D. Wildt (Hanover 1837)." (*G. F. Grotefend.*)

EPISINUS, eine Gattung der Spinnen, aus der Familie der Theridiidae oder Inaequitelae *Latr.*, welche Walckenaer (tabl. méthod. des Aranéoides [Paris 1805]) gegründet hat, und Latreille von ihm angenommen (gen. Cr. et Ins. IV, 371). Ihre Charaktere liegen in der Form der Augen, welche auf einem besondern Höcker des Cephalothorax stehen und einen Kreisabschnitt umschreiben; und in dem schmalen, schlanken, fast cylindrischen Cephalothorax selbst. Ihre Kiefer sind lang, gerade, ziemlich parallel, am Grunde dicker, am Ende abgerundet; die halbkreisförmige Unterlippe ist breiter als lang: die Beine sind sehr lang und die des ersten Paares am längsten, dann folgen die des vierten und die des dritten sind die kürzesten. Die einzige bekannte Art: E. truncatus, findet sich im nördlichen Italien, und in Frankreich bis Paris; sie ist braun, mit rothgelber Brust und weißen Spitzen am ersten und letzten Fußpaare, das dritte Paar ist ganz weiß und am vierten auch noch der Grund. Der scharfkantige Hinterleib hat eine dreiseitige Rückenfläche. (*Burmeister.*)

Episkopat, s. die Nachträge.

EPISKOPOS, Ἐπίσκοπος, die Allsehende, Beiname der Artemis von ihrem Tempel in Elis. Ein gewisser Samkikos hatte ihn einst ausgeplündert und wurde von der Göttin ein ganzes Jahr lang mit den fürchterlichsten Schmerzen gestraft. (*Plut.* Quaest. graec. 47.) (*Richter.*)

EPISODE, Ἐπεισόδιον (von εἴσοδος, Eingang, und ἐπί, dazu, darüber) heißt ursprünglich etwas, das zu dem, zum Eingange Gehörigen, außerdem noch hinzukommt. Hieraus entsprang die Bedeutung von etwas Eingeschobenem, Eingeschaltetem, Einschiebsel, in welcher Bedeutung dieses Wort bei dem Drama gebraucht wurde, bei dessen Aufführung εἴσοδος auch die besondere Bedeutung hatte: Eingang oder Einzug des Chors in die Orchestra.

Das Drama entwickelte sich bekanntlich bei den Griechen aus den Chorgesängen bei den Dionysien. Thespis ließ zwischen den Chorgesängen eine Person auftreten, welche durch Erzählung dem Chor eine Pause verschaffte. Weil der Chorgesang Hauptsache war, so war diese Erzählung ein Epeisodion. Aus ebendiesem entwickelte sich aber das Drama, nachdem an die Stelle des einen Erzählers erst zwei Personen getreten waren, die ein Ereigniß dialogisch durchführten, worauf dann auch mehrere Personen eingeführt wurden, wodurch sich die Unterredung immer mehr zur Handlung, zum Drama, gestaltete. Auch jetzt blieb der Chor Hauptsache. Als man nun aber eine vollständige Handlung ausführlich darzustellen unternahm, wurden die einzelnen Theile der Handlung von Chorgesängen unterbrochen, und so war jeder Theil einer solchen Handlung, weil er zwischen zwei Chorgesängen eingeschlossen war, ein Epeisodion.

Aristoteles (Poetik 12) sagt: „der Form nach besteht das Drama aus dem Prolog, dem Epeisodion, der Exodos und den Chorgesängen. Epeisodion heißt alles, was zwischen den Chorgesängen dargestellt wird." Hieraus sieht man, daß es völlig gleichbedeutend ist mit dem, was man nachmals mit dem römischen Namen Akte bezeichnet hat. Nach dieser Bedeutung besteht eigentlich das Drama aus nichts als Episoden, das epische Gedicht aber hat gar keine.

Indessen wurde Epeisodion von dem Drama auf die Epopöie übergetragen, und Aristoteles (17) sagt: „In den Dramen sind die Epeisodien kurz, die Epopöie aber wird durch sie ansehnlich erweitert." Da hier Epeisodien im Drama nur die zwischen den Chorgesängen eingeschalteten Akte bezeichnen, so fragt sich, in welchem Sinne Aristote-

Digitized by Google

les sie der Epopöie zuschreiben konnte. Aus dem angeführten Beispiele läßt sich dieses ersehen. „Der Stoff der Odyssee ist an sich sehr klein. Ein Mann ist viele Jahre von seinem Vaterlande abwesend, wird von Poseidaon aufgehalten, bleibt von allen seinen Gefährten allein übrig; zu Hause wird sein Vermögen von Freiern aufgezehrt und seinem Sohne nach dem Leben getrachtet. Er kommt endlich nach manchen ausgestandenen Stürmen in der Heimath an, erkennt einige alte Bekannte wieder, überfällt seine Feinde, tödtet sie, und wird selbst gerettet. — Dies ist der eigentliche Stoff, das Übrige sind Episoden." Diese werden also hier unterschieden von dem, was das Wesentliche des Stoffes ausmacht, als bloße Nebenbegebenheiten und Nebenhandlungen, und zwar, wie Aristoteles anderwärts angibt, als solche, von denen jede für sich eine Größe hat, d. i. ein kleineres Ganzes für sich bildet. Aristoteles ist soweit entfernt, dieses zu tadeln, daß er vielmehr hinzufügt: die Komposizion der Ilias und Odyssee ist die beste in ihrer Art, und beide sind Darstellungen Einer Handlung.

Was aber Aristoteles hier an dem epischen Dichter lobt, das finden wir von ihm (10) in Beziehung auf die Tragödie — an deren Stelle wir unbedenklich das Drama überhaupt setzen können — getadelt. Da erklärt er die episodischen Fabeln und Handlungen für die schlechtesten, und fügt hinzu: „Ich nenne eine Fabel episodisch, in welcher die Episoden weder wahrscheinlich noch nothwendig unter einander verbunden sind. Dergleichen verfertigen auch nur die schlechten Dichter, um es sich leicht zu machen, die guten um der Schiedsrichter willen," nämlich der fünf Kampfrichter, die über den Preis eines Drama entschieden, wobei es auch mit auf eine gehörige Länge des Stückes ankam. Um diese zu erreichen, wurde wol öfters manches eingeschoben, was die Zuschauer zwar bestechen konnte, an sich aber ungehörig war, weil es die Einheit der Handlung störte. Aristoteles führt ein Beispiel selbst aus dem Ajax des Sophokles an.

Es läßt sich indessen aus dieser Stelle auf keine Weise darthun, daß Aristoteles dem Drama Episoden in dem jetzigen Sinne, als eingeschaltete Nebenhandlungen in die Haupthandlung, gestatte, denn es geht daraus nur hervor, daß alle Akte so zur Einheit verbunden sein sollen, daß, wenn ja eine Nebenhandlung hinzukommt, diese mit Wahrscheinlichkeit aus der Handlung selbst hervorgehen und als nothwendig mit ihr verbunden sein müsse. Aber auch dann soll diese Nebenhandlung nur kurz sein, um die Einheit nicht zu unterbrechen. Dagegen kann sie in der Epopöie weit ausgeführter dargestellt werden, unbeschadet der Einheit derselben.

Hieraus ergibt sich, daß Aristoteles nicht dieselbe Einheit für das epische und das dramatische Gedicht annahm, und zwar mit vollem Rechte. Was zur ästhetischen Einheit überhaupt gehöre, das hat er vollkommen erkannt, wenn er gleich diese Benennung nicht kennt: ebenso genau aber hat er unterschieden zwischen der ästhetischen Einheit in dem epischen und dem dramatischen Gedichte.

Ästhetische Einheit eines Gedichts besteht in seiner Theile gegenseitiger Bestimmung durch einander zu einem Ganzen, welches je nach dem ästhetischen Charakter seines Stoffes durch seine Wirkung auf das Gefühl das Gemüth stimmt. Auf die Grundidee dieses Ganzen soll alles Einzelne Beziehung haben, sich zu ihr verhalten wie Mittel zum Zweck. Zu diesem Behuf soll nichts fehlen, was man erst durch Errathen ergänzen müßte, es soll aber auch nichts da sein, was zur Erreichung des Zweckes nichts beiträgt, ja diesen wol gar verhindert, wenigstens die reine Wirkung stört, wie ein Auswuchs in der Organisazion. Alles Fremdartige, wenn auch an sich noch so schön, ist darum auszuschließen, und nur das aufzunehmen, was wesentlich und nothwendig dazu gehört, den Zweck zu erreichen.

Kann dies nun der erzählende Dichter auf dieselbe Weise bewirken wie der dramatische? Zur Entscheidung ist hierbei nöthig zu bemerken, daß der erzählende Dichter kein bloßer historischer Erzähler sein darf, wenngleich das, was er erzählt, Geschichtliches ist und auch pragmatischen Zusammenhang haben kann. Dies erinnert an Horaz, welcher gebietet:

Auch nicht also beginne, wie dort der cyklische Dichter:
„Priamos Trauergeschick und die ruchtbare Fehde besing' ich."
Was bringt Würdiges wol so offenen Munds der Versprecher?
Schauet den kreisenden Berg, wie er aufschwillt! Komm doch heraus, Maus!
Wie weit schicklicher Er, der nichts anhebet mit Unschick:
„Sage mir, Muse, vom Manne, der einst, als Troja zerstört war,
Vieler sterblichen Menschen Gebräuch' und Städte gesehn hat."
Nicht uns Rauch aus Glanz, nein Glanz aus dem Rauche zu geben
Trachtet er; daß er darauf hellstrahlende Wunder enthülle.
Nicht Diomed's Heimfahrt beginnt er vom Tod Meleager's,
Noch den trojanischen Krieg vom Zwillingsei der Leda.
Immer zum Ausgang eilet er fort, und hinein in die Sachen,
Gleich als kennte sie jeder, entrafft er den Hörenden.

Horaz tadelt hier den cyklischen Dichter und rühmt Homer, und mit Recht, nur nicht aus dem rechten Grunde; denn offenbar tadelt er jenen nur, weil er großsprecherisch auftritt und nicht leisten kann, was er verspracht, und er rühmt diesen, weil er bescheiden auftritt und mehr leistet, als er versprochen. Warum sollte denn aber der cyklische Dichter sein Versprechen nicht halten können? Ist es denn unmöglich, die Geschichte des trojanischen Krieges und das Geschick des Priamus in Versen zu beschreiben? Wenn er aber Geschichtliches pragmatisch erzählen will, muß er dann nicht den trojanischen Krieg mit den Eiern der Leda anfangen? — Und muß man nicht von der andern Seite auch fragen, ob es denn wahr sei, was von Homer gerühmt wird, daß er immer zum Ausgange forteile? Hält er nicht durch vielfältige Episoden hin, ehe wir zum Ausgange kommen? Ja, kommen wir überhaupt in der Ilias zum Ausgange? Indessen könnte man wol aus einem einzigen Worte den Beweis führen, daß Horaz das Wahre doch geahnet habe; denn er nennt den Cyklicker nicht Dichter, sondern Schriftsteller (scriptor cyclicus), und der einzig richtige Gesichtspunkt, auf den es hier ankommt, liegt in der Frage: kann ein solcher, wenn er auch in Versen schreibt, als Dichter das leisten, was er verspracht? Aristoteles hat dies nicht unbedachtet gelas-

Digitized by Google

sen. Er sagt: „in den erzählenden und hexametrischen Darstellungen müssen die Fabeln, wie in den Tragödien, dramatisch entworfen sein, d. i. eine einzige, ganze und vollendete Handlung haben und aus Anfang, Mitte und Ende bestehen, damit sie wie ein einziger und ganzer Organismus (ζῶον) das ihnen eigenthümliche Vergnügen gewähren. Die Komposition darf daher nicht sein wie in der Geschichte, worin es nicht auf Einheit der Handlung, sondern auf Einheit der Zeit ankommt. — Manches folgt in einer Zeitfolge auf einander, wobei doch durchaus keine Einheit des Zweckes stattfindet. Hierin fehlen fast die meisten Dichter; Homer übertrifft sie auch in diesem Punkte. Er wählte nicht den ganzen Krieg, welcher freilich Anfang und Ende hatte, zu seinem Gedichte; denn dieses würde zu groß und unübersehlich geworden sein, ja selbst bei Verkürzung des Umfangs doch durch seine Mannichfaltigkeit verwirrt haben, sondern er hob nur einen Theil heraus, und benutzte vieles — zu Episoden."

Hier ist das, worauf es ankommt, vollkommen richtig herausgehoben. Die Einheit des erzählenden Dichters wird bestimmt durch den ästhetischen Zweck, wie dieser nach dem Charakter des Stoffes erreichbar ist. Durch diesen ästhetischen Zweck ist der Anfang des Gedichtes bedingt, und hienach kündigt der Dichter den Inhalt seines Gedichtes an. Der Anfang desselben muß, weil er Geschichtliches darstellt, nothwendig in einen bestimmten Zeitpunkt fallen. Alles hinter diesem liegende Vergangene wird dadurch abgeschnitten. Gleichwol hängt aber dieses doch auch ursachlich mit dem, was er darstellt, zusammen. Es wird ihm daher in dem Fortgange seiner Erzählung ein Zurückschreiten in die Vergangenheit oft nothwendig, und die Leser oder Hörer, die er mitten in die Begebenheiten hineingerissen hat, gleich als wäre ihnen alles bekannt, was es aber doch nicht ist, verlangen darüber unterrichtet zu werden. Hiezu dient nun dem Dichter das Mittel der Episoden, bei deren Anwendung er jedoch nicht ohne Sorgfalt zu Werke gehen darf.

Vor allen Dingen müssen sie sich als nothwendig ergeben; der Leser oder Hörer selbst muß dahin gebracht werden, daß er sie erwartet und den Stillstand, welcher dadurch in dem Gange der Begebenheiten entsteht, nicht als lästig fühlt, sei es, weil ein Fehlendes dadurch ergänzt wird und er ein bereits Gewünschtes erfährt, oder weil er dadurch für die Folge in Hoffnung und Furcht, in eine gewisse Spannung versetzt wird. Das Interesse an der Hauptsache muß allezeit dadurch befördert werden. Dieses aber würde nur geschwächt werden, wenn eine Episode gerade da angebracht würde, wo die Begebenheit selbst das Gemüth in Spannung versetzt hat. Hieraus ergibt sich, daß eine Episode ebenso vorbereitet werden muß, wie die Episode selbst ihrerseits auf die Hauptsache, mit welcher sie durchaus in wesentlichem Zusammenhange stehen muß, wieder vorbereitet.

Es sind aber nicht blos Zeitverhältnisse und nicht blos Rückblicke in die Vergangenheit, wegen deren der erzählende Dichter sich genöthigt sieht, gewisse Begebenheiten in die Hauptbegebenheit einzuflechten, sondern auch die Örtlichkeit kann ihn dazu bestimmen, insofern diese von Einfluß auf die Begebenheit oder die Schicksale der Personen ist. Hiedurch werden Schilderungen erforderlich, und dem erzählenden Dichter muß dafür soviel Raum vergönnt werden, als er nöthig hat, um Anschaulichkeit zu bewirken, oder auch um dadurch in die Stimmung zu versetzen, welche zu Erhöhung unsrer Theilnahme an den Personen und ihren Schicksalen dient. Selbst eine wahrhaft schöne Schilderung in einem erzählenden Gedichte, wenn sie nicht diesen Erfordernissen entspricht, ist verwerflich, und man muß dabei mit Horaz sagen:

Einem erhabenen oft und vielversprechenden Eingang
Wird aus Purpurgewand, das weithin glänze, mitunter
Angenähet ein Streif. — —
Doch jetzt war nicht hiezu der Ort.

So ergibt sich denn, daß das epische Gedicht, wenn es wirklich Poesie sein und ästhetische Wirkung haben soll, Einheit der Handlung haben, und daß darum gleich der Anfang so angelegt werden müsse, wie der ästhetische Zweck, der allein zu berücksichtigen ist, es erfodert. In dieser Hinsicht ist es begrenzt, aber auch nur in dieser, und nicht in Beziehung auf Zeit und Ort. Der letztere kann vielfach wechseln, und die Zeit wird durch den Moment des Anfangs der Begebenheiten, durch die erste Situazion, nicht so beschränkt, daß nun alles stetig in der Zeitfolge fortschreiten müßte; vielmehr werden Abweichungen von dieser geraden Richtung nothwendig, und es sind daher Episoden erfoderlich und, wenn so angebracht, daß dadurch die Einheit der Handlung und der ästhetische Zweck nicht beeinträchtigt werden, durchaus zulässig. (*H.*)

EPISTATERIOS, Ἐπισταθήριος, der Vorsteher, Beiname des Zeus bei den Kretern. (*Richter.*)

EPISTATES (Ἐπιστάτης). Da mit diesem Namen jeder Vorsteher in irgend einem öffentlichen Amte oder Beruf bezeichnet werden kann, so wird die besondere Beziehung und Bedeutung meistens durch einen besondern Zusatz ausgedrückt, der dies näher angibt. In diesem ganz allgemeinen Sinne des Wortes kommt es z. B. bei Äschylus (Sept. c. Theb. 815 ed. *Blomf.*) vor (οἱ δ' ἐπισάται, διοσῶ στραγγώ); in diesem Sinne wird der Ausdruck selbst von Göttern und Heroen gebraucht, wie z. B. bei Sophokles (Oedip. Col. 889) u. s. w. [1]). Aber er wird dann auch von verschiedenen Behörden, zu Athen insbesondere gebraucht, und hier in einem ganz bestimmten Sinne, auch ohne einen weitern, das Amt näher bezeichnenden Zusatz.

In Athen führte bekanntlich in dem Rathe der Fünfhundert (βουλή) abwechselnd in einer durch das Loos bestimmten Folge eine jede der zehn Phylen, also funfzig Glieder, die unmittelbare Leitung und Besorgung der laufenden Geschäfte, während eines Zeitraums von 35—36 oder in einem Schaltjahre von 38—39 Tagen, sie führte die Vorstandschaft oder Prytanie und ihrer Glieder hießen dann die Prytanen (Πρυτάνεις). Aus diesen funfzig Prytanen ward dann aber einen Tag um den andern wieder ein eigener Vorsteher durch das Loos bestimmt, welcher den Namen Ἐπιστάτης führte, und somit Einen Tag an

1) Ein Mehres s. in *H. Stephani* Thes. Ling. Graec. ed. *Hase* et *Dindorf.* Vol. III. p. 1796.

Digitized by Google

der Spitze der ganzen Staatsverwaltung stand [1]). Er hatte an diesem einen Tage (denn, daß er nicht zwei Tage das Amt eines Epistaten führen konnte, wird ausdrücklich bemerkt) die Schlüssel zu dem Staatsschatze, sowie zu dem Staatsarchiv, das im Tempel der Göttermutter sich befand [2]); er verwahrte das Siegel des Staats, und führte wenigstens für die frühere Zeit, wie kaum sich bezweifeln läßt, den Vorsitz ebenso wol in dem Rathe der Fünfhundert, wie in der Volksversammlung, wenn eine solche auf den Tag seiner Amtsführung fiel, ordnete die Abstimmung an u. s. w. Dieser Epistates mußte daher immerhin ein Prytane sein, und es kann uns daher wol auch nicht befremden, wenn wir den allgemeineren Ausdruck *Πρύτανις* in diesem speciellen Sinne eines *Ἐπιστάτης* gebraucht finden, wie z. B. bei Thukydides (VI, 14) [3]), wo er ausgefodert wird, das versammelte Volk abstimmen zu lassen. Weiter wird es als das Geschäft dieses Epistates angegeben, daß er, wenn die Prytanen den Senat oder das Volk versammelt, aus jeder Phyle, mit Ausnahme derjenigen, welche die Prytanie führte, einen *Πρόεδρος* durch das Loos bestimmt habe, also neun Proedroi, die diesen Namen geführt, weil sie (in der Versammlung) vor den andern saßen [4]), und die Obliegenheit hatten, alles auf die Versammlung Bezügliche zu besorgen. Ja es wird dann weiter sogar ein zweiter *Ἐπιστάτης* genannt [5]), der aus der Mitte dieser neun aus den neun Phylen genommenen Proedren hervorgegangen, als Vorstand eben derselben: eine Angabe, die wir übrigens bezweifeln, da wir nur einen *Ἐπιστάτης*, der aus der Mitte der Prytanen entnommen worden, annehmen zu können glauben, und auch auf ihn allein die oben bemerkten Bestimmungen seines Amtes beziehen, von denen freilich diejenige, welche ihm den Vorsitz und die Leitung der Volksversammlung, die er zur Abstimmung berief, zutheilt, später wenigstens auf die Proedren übergegangen zu sein scheint [6]), denen in Stellen der Alten, in einzelnen Decreten, sowie in Inschriften [7]) mehrfach das *ἐπιψηφίζειν* [8]) oder die Befugniß, das Volk nach gepflogener Berathung in der Versammlung, zur Abstimmung über den Gegenstand zu berufen, beigelegt wird; was nach Schömann um Olymp. 118, nach der Annahme von Böckh [9]) um Olymp. 108—112 stattgefunden, sodaß um diese Zeit also diese Proedren in dieses früher von dem Epistaten der Prytanie besorgte Geschäft eingetreten. Diese Annahme wird selbst mit der schon früher und zuletzt insbesondere von Luzac [10]) und Schömann [11]) aufgestellten Ansicht von einer doppelten Classe von Proedren nicht im Widerspruch stehen. Darnach nämlich hätte sich jede Prytanie in fünf Decurien abgetheilt, welche, jede aus zehn Mitgliedern bestehend, sieben Tage lang die unmittelbare Leitung der Staatsgeschäfte geführt und aus ihrer Mitte den Epistaten durch das Loos bestimmt, und in dieser Beziehung dann ebenfalls den Namen der Proedroi erhalten, namentlich auch Alles, was auf die Volksversammlungen sich bezog, besorgt hätten. Man hat daher diese Proedren, als aus der Prytanie und damit aus der Phyle hervorgegangen, kurzweg mit dem Ausdruck Proedri contribules bezeichnet, im Gegensatze zu den Proedri non contribules (d. i. den neun aus jeder einzelnen Phyle, mit Ausschluß der die Prytanie führenden, durch das Loos vom Epistaten bestellten) und das Verhältniß beider zu einander dahin zu bestimmen, oder vielmehr damit zu erklären gesucht [12]), daß diese letztern ursprünglich den erstern wol nur beigegeben worden, um ihnen in der Besorgung der immer mehr sich häufenden laufenden Staatsgeschäfte an die Seite zu gehen und ihnen beizustehen, aber auch wieder, um sie gewissermaßen zu controliren, und einen etwanigen Misbrauch ihrer Amtsgewalt zu verhüten, bis im Laufe der Zeiten beide in irgend einer Weise gleichsam zusammengefallen, und die Proedri non contribules Manches von demjenigen, was früher jenen Proedren aus der Prytanie oblag, übernommen, insbesondere auch die ganze Besorgung, Leitung und Abstimmung der Volksversammlung. Wie dem auch immer sei, von einem doppelten Epistates, für die eine wie für die andere Classe dieser Proedri wird um so weniger die Rede sein können, da selbst gegen die Annahme einer doppelten Classe von Proedren manche Bedenklichkeiten sich erheben [13]), die zunächst die Proedri contribules betreffen, da die Existenz der Andern und ihr Geschäft bei der Volksversammlung außer Zweifel gesetzt ist. Von dem Ansehen des Epistates zeugt auch der Umstand, daß sein Name in den Beschlüssen der Volksversammlung, die er leitete, neben dem Namen der Phyle, sowie des Grammateus, angegeben war [14]); und wenn diese Angabe des Epistates in den bei Demosthenes vorkommenden Psephismen sich nicht findet, so wird man keineswegs mit Dodwell [15]) annehmen dürfen, daß die in diesen Psephismen genannten Archonten für Epistaten der Prytanen anzusehen seien, was in der That ebenso unerhört als unglaublich ist, sondern die Auslassung des Epistaten mag wol bei Demosthenes aus zufälligen Ursachen zu erklären sein, da sie in dem Original, das im Archiv

2) s. die Hauptstelle bei *Pollux* VIII. §. 96. Harpokrat. u. d. W., der sich auf Aristoteles in der verlornen Politie von Athen beruft (cf. *Neumann*, *Aristotelis* Rerr. Pubbl. Fragmm. p. 75). *Eustathius* ad Odyss. XVII, 455. p. 641. ed. Basil., der sich auf Telephus beruft, welcher wahrscheinlich aber selbst aus Aristoteles geschöpft hatte. *Photii* Lexic. p. 452. *Suidas* s. v. *Πρόεδροι*. 3) f. *Schömann*, De comitiis. p. 129. not. 2. 4) Vergl. die Stellen bei C. Hermann, Griech. Staatsalterthüm. §. 127. Not. 7. Schömann a. a. O. S. 91 und 96 F. 5) *Harpocrat.* s. v. *Πρόεδροι*, — *αἱτινες τὰ περὶ τὴν ἐκκλησίαν διῴκουν· ἐκαλοῦντο δὲ Πρόεδροι, ἐπειδήπερ προῐζάνουσιν τῶν ἄλλων ἐπίστατ.* 6) Bei *Harpocrat.* s. v. *Ἐπιστάτης*. *Suidas* s. v. 7) f. Schömann S. 94 F. — 82 G. insbesondere das Resultat. S. 82 F. 8) Im Corpus Graece. Inscript. von Böckh I. Nr. 90. 96. 105. 111. 124. 9) f. darüber die Stellen bei C. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 129. Not. 16. *Schömann*, De Comit. p. 91 F. seq. 10) Corpus Inscr. Graecc. T. I. p. 130 vergl. mit Schömann a. a. O. S. 82 F.

11) in der Abhandlung: De epistatis ac proedris Athen., bei der Schrift: De Socrate cive. p. 92—123. 12) De Comitiis. p. 83 F — 90 G. Anderes führt noch C. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 127. Not. 9 an. An Schömann schließt sich Kittmann (Darstell. der griech. Staatsverfass. S. 169 fg.) an. 13) s. Schömann a. a. O. S. 87 fg. 14) s. Hermann a. a. O. §. 127. Not. 9. 15) s. Schömann a. a. O. S. 131 fg. 16) De Cyclis Diss. III. sect. 41 und die Widerlegung von Schömann a. a. O. S. 139 fg.

Digitized by Google

aufbewahrt war, schwerlich gefehlt haben mag [17]). Endlich bemerken wir noch, daß in zwei Inschriften [18]) Epistaten vorkommen, welche als ständige Vorsteher der Prytanen, und nicht blos auf einen Tag durch das Loos bestimmt, erscheinen. Jedenfalls mag im Laufe der Zeiten auch dieses Institut, wie die meisten andern, Veränderungen erlitten haben, die uns jetzt nicht näher mehr bekannt sind.

Außerdem kommen aber in Athen unter demselben Namen noch andere Behörden verschiedener Art vor; so werden *Ἐπιστάται τῶν δημοσίων ἔργων* genannt [19]), welchen von Staatswegen die Sorge für die öffentlichen Bauten übertragen war, eine selbständige Behörde, die selbst, gleich andern Behörden Athens, eine Art von Gerichtsbarkeit in den ihren Wirkungskreis zunächst berührenden Punkten besaß und von den einzelnen Phylen aus ihrer Mitte erwählt ward; weiter werden *Ἐπιστάται τοῦ νεὼ* genannt [20]), welche den Bau und die Einrichtung des Tempels der Pallas zu leiten hatten, und über alles dazu Gehörige, mit Ausschluß der rein priesterlichen Functionen, die Aufsicht führten. Ja es ist selbst glaublich, wie Böckh [21]) vermuthet, daß jeder Tempel fortdauernd solche Vorsteher hatte, die mit den Priestern und Opferern zusammen ein Collegium bildeten; daß überhaupt auch bei dem Bau anderer, bedeutender Werke ein eigener Epistates bestellt war, wie dies z. B. selbst aus den von Plutarch bei dem Bau des Odeums, den Perikles leitete, gebrauchten Worten hervorzugehen scheint: *ἐπιστατοῦντος καὶ τούτῳ Περικλέους*. Ebenso kommen auch *Ἐπιστάται τῶν ὑδάτων* vor [22]), welche wahrscheinlich die Aufsicht über die Wasserleitungen, die die Stadt mit reinem Wasser versorgten, führten, vielleicht auch überhaupt das, was wir den Wasserbau nennen, unter sich hatten und als eine höhere Behörde, wie dies schon der Begriff des Wortes *Ἐπιστάτης* mit sich bringt, von den *κρηνοφύλακες*, die gar nicht in diesen Kreis von eigentlichen Behörden gehören, unterschieden werden müssen. Aus Plutarch sehen wir (Vit. Themist. 31), daß Themistocles dieses Amt bekleidet hatte. Weiter finden sich *Ἐπιστάται τῶν ἀγώνων* [23]), die demnach mit der Sorge und mit der Aufsicht bei den öffentlichen Wettkämpfen beauftragt waren; auch wird ein *Ἐπιστάτης τοῦ ναυτικοῦ* angeführt, ein Vorsteher des Schiffswesens, d. h. ein Administrativbeamter, dem die Sorge für das Schiffswesen, das für Athen so wichtig war, anvertraut war [24]): eine Würde, welche Demosthenes bekleidete.

Selbst in dem griechischen Ägypten kommen *Ἐπιστάται* vor; sie finden sich auf einer griechischen Inschrift aus den Zeiten des Ptolemäus Euergetes II. auf der Insel Phyle, wo nach den *ἡγεμόνες καὶ βασιλικοὶ γραμματεῖς* genannt werden: *καὶ ἐπιστάται φυλακιτῶν καὶ οἱ ἄλλοι πραγματικοὶ πάντες* u. s. w., nach Letronne's Erklärung [25]): die Intendanten des Corps der Grenzwächter, die dort an den Grenzen Ägyptens stationirt waren; ebenso wie in einer andern Inschrift ein *ἐπιστάτης καὶ γραμματεὺς τῶν κατοίκων ἱππέων* vorkommt [26]). Andere *Ἐπιστάται*, als Magistrate unter den Ptolemäern in Ägypten, zunächst wol richterlicher Art, werden ebenfalls erwähnt; s. *Peyron*, Pap. Gr. mus. Taur. P. I. p. 51. 72. P. II. p. 45. 61. 65. (*Baehr.*)

EPISTEL ist eigentlich **Brief**, und eine andre Bedeutung haben die Stellen aus den Briefen der Apostel nicht, die in den christlichen Kirchen theils zu Predigttexten, theils zum Vorlesen am Altar unter diesem Namen gebraucht werden. Es ist aber Gebrauch geworden, den poetischen Brief mit diesem Namen zu bezeichnen, und von diesem nur ist hier die Rede.

Diese Epistel macht ebenso wenig eine besondere Dichtungsart aus wie das Epigramm, sondern kann verschiedenen beigeordnet werden. Sie ist bald blos erzählend und beschreibend, bald lyrischer Erguß des Herzens, und viele sind elegisch, wie auch die bieher gehörigen Heroiden, bald ist sie didaktisch, und dieses wieder unter sehr verschiedenen Modificazionen, komisch, satirisch, humoristisch. Ein solcher Brief ist an Einen gerichtet, der eine wirkliche oder nur erdichtete Person sein kann; dadurch gewinnt er an Individualisirung, die auch bei der erdichteten Person nicht verloren darf, und an Lebhaftigkeit; jedoch darf er nicht blos für diesen Einen geschrieben sein, sondern so, daß er durch diesen an die ganze Menschheit gerichtet erscheint. Der Dichter richtet die Epistel aber an Einen, entweder weil er bei diesem ein besonderes Interesse an dem behandelten Gegenstande voraussetzt, oder weil er ihm ein solches daran beibringen, oder ihn von einer Meinung abbringen will, in welchem Falle er ihm alle Einwendungen in den Mund legen kann, wodurch die monologische Form des Briefs gewissermaßen in dialogische übergeht. Die erdichtete Person ist so zu individualisiren, daß durch sie derselbe Zweck erreicht wird. Der Gegenstand kann wissenschaftlicher oder moralischer Natur sein, und dieß Letztere zwar in engerem oder weiterem Sinne, in Beziehung auf Tugend und Laster, oder blos auf Thorheit und Unsitte. Von welcher Art er sei, so kann er nur auf etwas Specielles beschränkt sein, und in keinem Falle kann er rein didaktisch, sondern muß mit steter Rücksicht auf den Antheil des Schreibenden und auf die Wirkung behandelt werden, die er bei dem Empfänger hervorbringen soll. Darstellung in abstrakter Allgemeinheit ist überall unpoetisch, hier aber besonders zu vermeiden, wo die Gefahr so groß ist in trocknen Lehrton zu verfallen, da es doch am Ende eine Angelegenheit des Verstandes

17) s. Schömann a. a. O. S. 136. 145 fg. 18) in Corpus Inscript. Graecc. nr. 186 und 189, vergl. Böckh S. 517. 529. 19) *l. Aeschin.* c. Ctesiph. 4. p. 400. Böckh, Staatshaush. der Ath. I. S. 218. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 138. Not. 8 und §. 149. Not. 7. *Schubert*, De Romana, Aedilibb. p. 61. 20) Corpus Inscript. Graecc. nr. 160. §. 1 und dazu Böckh S. 271; s. auch Nr. 76 wo es heißt: *Παρὰ δὲ τῶν νῦν ταμιῶν καὶ τῶν ἐπιστατῶν καὶ τῶν ἱεροποιῶν* u. s. w. 21) Staatshaush. der Ath. I. S. 218. 22) s. Böckh, Staatshaushalt. a. a. O. *Sintenis* ad *Plutarch.* Themistocl. §. 31. p. 193. 23) s. *Pollux* III. §. 145. *Xenoph.* Resp. Lac. VIII. §. 4. 24) s. *Demosthenes*, Pro Coron. p. 260. Vergl. Böckh a. a. O. II. S. 112 fg.

25) Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte, p. 313—316, und die Inschrift selbst S. 301. 26) s. Letronne a. a. O. S. 313. 314.

Digitized by Google

oder der Vernunft ist, welche hier behandelt wird, aber, weil vom Dichter, so zu behandeln ist, daß die Einbildungskraft sich des Stoffes bemächtigt und durch diese die Sache des Verstandes und der Vernunft geführt wird. Dies ist eine Anforderung, die an jedes didaktische Gedicht zu machen ist, in der Form des Briefes aber muß dabei auch das, was der Brief erfodert, beachtet werden. Man könnte mit einem Worte sagen, daß die Epistel ein Gelegenheitsgedicht sein müsse, wobei man nur nicht an das zu denken hat, wodurch demselben böser Leumund erwachsen ist. Manso in seiner Abhandlung über das Wesen der Horazischen Epistel (Nachträge zu Sulzer VI, 395) hat sich hierüber trefflich erklärt. „Keinem," sagt er, „der mit den Geheimnissen seiner Kunst etwas vertraute war, konnte es unbekannt bleiben, daß Gelegenheitsgedichte vor denen, die allgemeinen Inhalts sind, einen wichtigen Vorzug haben. Der Dichter ist von der individuellen Situazion, worin er sich befindet, und den engeren Verhältnissen der Person, an welche sein Gedicht gerichtet ist, zu innig gerührt, als daß nicht der Grad der Begeisterung stärker, die Darstellung lebhafter, der Vortrag herzlicher und eindringender sein sollte, als wenn er erst für gleichgiltigere Gegenstände die Begeisterung in sich erwecken muß. Daher die durch die ersten Dichter aller Zeiten bewährte Bemerkung, daß das Beste, was wir in der lyrischen und elegischen Gattung besitzen, individuellen Veranlassungen und speciellen Beziehungen seinen Ursprung verdankte. Doch nicht jeder Stoff, wenn er auch an sich fruchtbar und dichterisch ist, verträgt eine lyrische oder elegische Behandlung, da er weder den höheren Schwung der lyrischen Muse, noch die sanfte Rührung der elegischen Schreibart in der Seele zu erwecken fähig ist: es bleibt also dem Dichter, der ihn bearbeiten will, nur der Ausweg übrig, seine Gedanken und Empfindungen auf diejenige Art einzutheilen, auf welche man sich mit seinen Freunden zu unterhalten pflegt: wobei jedoch natürlich vorausgesetzt wird, daß der Stoff selbst eine dichterische Exposition zulasse."

Erst bei den Römern finden wir diese Form poetischer Darstellung, in welcher sich zuerst Horaz auszeichnete. Ihm folgten Ovid und Ausonius. In Teutschland hatte man zwar schon vor der Schlesischen Schule viele, aber nicht glückliche, Versuche gemacht, und selbst aus dieser Schule dürfte nur Flemming zu nennen sein. Auch Günther und Canitz können übergangen werden. Im 18. Jahrh. erst bildete sich die Epistel aus durch Wieland, J. Ch. Schlegel, Uz, Gleim, Ebert, Kl. Schmidt, Jacobi, Michaelis, Göckingk, Gotter, v. Nicolay, Thümmel, Pfeffel, Tiedge, Bürde, Goethe, Schiller, Steigentesch, Manso, Justi, Hefekiel, C. Schulze.

Bei den Franzosen machte den ersten Versuch Marot's Zeitgenosse Mellin de St. Gervais; ihm folgten Regnier, Scarron, Boileau, Chaulieu, Antoinette Deshoulières, J. B. Rousseau, Voltaire, L. Racine, Gresset, Piron, Hamilton, Bernis, v. Bar, Dorat, Sedaine, Pezai, Fontanes, Ducis. — Italien hat wenige: Algarotti, Frugoni, Pindemonte.

In Spanien versuchte Boscan sich zuerst; ihm folgten Diego de Mendoza, Garcilaso, die Brüder Argensola, Artieda; in Portugal sind Saa de Miranda, Ferreira, Caminha, Camoens zu nennen.

Bei den Engländern sind zu nennen: Pope, Gay, Lyttelton, Th. Moore. Die Holländer haben Episteln von Van der Vondel, Poot, Leonore de Neuville, Elisabeth Wolff; die Dänen von Lund, Rahbek; die Schweden von Ablerbeth, Oxenstierna, Kellgren, Leopold. (*H.*)

EPISTEMONARCHIES (*Ἐπιστημονάρχης*), eine Art von Titel, welchen die spätern Kaiser zu Constantinopel sich beilegten, um damit als die Vorsteher der christlichen Kirche und deren Ordnungen und Einrichtungen, als ihr Oberhaupt gewissermaßen zu erscheinen, wie die bei Ducange (Glossar. Graecit. I. p. 427) angeführten Stellen beweisen. Aus andern ebendaselbst befindlichen Stellen sieht man weiter, daß der Ausdruck auch in anderm Sinne von kirchlichen Aufsichtbehörden, namentlich auch in Klöstern, gebraucht ward, wo dieser *Ἐπιστημονάρχης*, auch *Ἐπιτηρητὴς* an andern Orten genannt, über die Erhaltung der mönchischen Disciplin und die Beobachtung der darauf bezüglichen Vorschriften von Seiten der einzelnen Mönche zu wachen hatte; s. die Stellen in *H. Stephani* Thesaur. Ling. Graec. ed. *Hase* et *Dindorf*. T. III. p. 1801. 1843. (*Baehr.*)

Epistemum *Walpers*, s. Priestleya.

EPISTEPHIUM. Eine noch zweifelhafte, von Kunth (Syn. I. p. 340) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gastrodieen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die fünfblättrige Blumendecke ist mit einer trugförmigen, gezähnten Hülle an der Basis umgeben; das Lippchen nagelförmig, ohne Sporn, bärtig, mit dem Befruchtungssäulchen verwachsen, auf dessen Spitze die deckelförmige Anthere steht; der Befruchtungsstaub mehlartig. Die einzige Art, Ep. elatum. *Kunth* (l. c. *Humboldt, Bonpland* et *Kunth*, Nov. gen. VII. p. 121. t. 632), ein Kraut mit hohem Stengel, abwechselnden, lederartigen, nervenreichen, halbstengelumfassenden, lanzettförmigen Blättern und ährenförmigen weißgelben Blüthen, ist in Neugranada einheimisch und der europäischen Cephalanthera pallens einigermaßen ähnlich. (*A. Sprengel.*)

Epistolae obscurorum virorum, s. Obscurorum virorum epistolae.

EPISTOLOGRAPHIE. Die Epistolographie, welche bei den beiden Hauptvölkern des Alterthums, den Griechen wie den Römern, als ein eigner Zweig der Literatur ausgebildet erscheint, ist bei beiden jedoch in verschiedener Weise entstanden, und auch auf verschiedene Weise und in verschiedenen Richtungen, die mit dem öffentlichen und politischen wie geistigen Leben dieser Völker, der Entwickelung und Ausbildung ihrer Literatur überhaupt zusammenhängen oder vielmehr daraus erwachsen sind, gepflegt worden.

Wenden wir uns zuvörderst zu den Griechen, so werden wir schon in der frühern, wie in der eigentlich blühenden Periode des freien Hellas allerdings Briefe einzelweise, wie sie in einzelnen bestimmten Fällen ein bestimmtes Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung in natürlicher Weise hervorgerufen hatte, antreffen. Es sind dies Briefe im

Digitized by Google

eigentlichsten Sinne dieses Wortes, nur für den einzelnen Fall und mit einem hier bestimmten Zwecke geschrieben, der, einmal erreicht, dem Briefe, der dazu diente, durchaus keine weitere Bedeutung gibt, als die, welche er an und für sich hat. Bei dem öffentlichen Leben der Völker der alten Hellas, das briefliche Mittheilungen unter den einzelnen Bürgern eines und desselben Staates überflüssig machte, während bei der strengen Abgeschlossenheit der einzelnen Völker und Stämme wenig Verkehr zwischen einander, am wenigsten ein schriftlicher, stattfand, kommen solche Briefe im Ganzen nicht häufig vor; das Gastrecht und die dadurch möglich gewordene und erleichterte mündliche Mittheilung bot gewiß auch hier ein Ersatzmittel, das bei dem Mangel des Verkehrs und der leichten Beförderung eines Briefes, die nur durch eigene Boten möglich war, um so mehr und um so häufiger benutzt ward. Es ist demnach für diese Zeit wol die Rede von Briefen, die zu den bestimmten Zwecken gegenseitiger Mittheilung einzeln vorkommen, nicht aber von solchen, deren Abfassung unter der weitern Absicht einer Veröffentlichung und allgemeinen Verbreitung geschah, wodurch der Brief, seines allgemeinen Zweckes und seiner allgemeinen Tendenz wegen, zu einem Gegenstand der Literatur und Wissenschaft werden kann. Diese Erscheinung zeigt sich uns in Griechenland erst später; sie scheint ebenso wol die Folge der immer größern Ausbreitung der Sophistik und Rhetorik durch alle Zweige des Lebens und des geistigen Verkehrs gewesen zu sein, als auch in den politischen Verhältnissen Griechenlands, in seiner Lage nach dem Peloponnesischen Kriege und zur Zeit des Makedonischen Einflusses begründet, zumal da um diese Zeit das literarische Leben und der wissenschaftliche Verkehr ungemein erweitert und ausgedehnt ward, und zugleich die ihm entgegenstehende Abgeschlossenheit der einzelnen griechischen Staaten und Stämme gegen einander immer mehr gebrochen ward. Unstreitig haben diese Ursachen, die mit der erleichterten Verbindung auch das Bedürfniß der gegenseitigen Mittheilung erhöhten, die Abfassung von Briefen vermehrt, die dann selbst Gegenstand gelehrter Schulübung geworden und sich nach und nach zu einem eigenen Zweig der Literatur, der auch wieder in mehre Richtungen sich spaltete, erhoben haben. So hängt freilich Entstehung und Ausbildung der Epistolographie, als eines eigenen Zweiges der Literatur, mit dem Sinken der öffentlichen Zustände und der Abnahme der strengen Hellenischen Nationalität, mit der politischen Erschlaffung, an deren Stelle eine größere geistige Thätigkeit trat, zusammen.

Um die Zeiten der Makedonischen Herrschaft und theilweise schon früher hatte sich der Kreis geistiger Bildung und wissenschaftlicher Thätigkeit ungemein erweitert; er hatte, nicht mehr auf eine Stadt oder einen einzelnen Ort beschränkt und local abgeschlossen, die Hellenen, die zumal bei der Erschlaffung des öffentlichen Lebens darin einen Ersatz finden mußten, einander geistig näher gebracht und so das Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung in weit höherem Grade hervorgerufen. Der Brief ward ein nur immer nothwendigeres Mittel, diesem Bedürfnisse abzuhelfen und wenn es in der Regel Männer von Ansehen oder besonderer geistiger Bildung waren, die sich zu solchen brieflichen Mittheilungen veranlaßt sahen, so lag auch hinwiederum der Gedanke ziemlich nahe, entweder noch zu Lebzeiten oder und insbesondere nach ihrem Tode diese einzelnen Briefe zu sammeln und zu vereinigen, um damit auch zugleich ein würdiges Andenken dem Gestorbenen zu bereiten oder zu bewahren: ein Geschäft, dem sich ebenso wol die nächsten Verwandten, als, wenn der Briefsteller ein wissenschaftlich angesehener Mann, das Haupt oder der Gründer einer Schule war, dessen Anhänger, Schüler und Freunde unterzogen. Wir glauben daher die Entstehung und das Dasein eigener Briefsammlungen, die auf die bemerkte Weise um jene Zeit zu Stande gekommen, und damit das Vorhandensein wirklicher, also echter Briefe der angesehensten und bedeutendsten Männer, keineswegs leugnen zu können, und glauben selbst, daß ursprünglich von Seiten derer, die sie geschrieben, kein weiterer Zweck einer allgemeineren Mittheilung und Bekanntwerdung beabsichtigt worden war, so sehr dies auch eine natürliche Folge ihrer äußeren Stellung oder ihres Ansehens und ihrer Bedeutung in der Literatur werden mußte. Denn es finden sich schon bei den Schriftstellern der nächstfolgenden Zeit so viele bestimmte Nachrichten und Angaben von Briefen nicht blos ausgezeichneter Staatsmänner, Fürsten und Feldherren (wie z. B. des Philippus, Alexander, Antipater, Antigonus, Parmenio), sondern auch der namhaftesten Redner, Philosophen und Gelehrten jener Zeit, unter welchen uns die Namen eines Plato, Demosthenes, Lysias, Speusippus, Epikurus, Eratosthenes, Aristoteles, Theopompos, Metrodorus, Machon, Hieronymus von Rhodus und so manchen Anderen, insbesondere Peripatetiker entgegentreten, wie denn die Schriften eines Athenäus, Diogenes von Laerte, Plutarch u. A. dazu reichliche Belege bieten [1]), und namentlich auch ein Cicero [2]) öfters von solchen Briefen spricht, die er durchaus nicht in ihrer Echtheit beanstandet. Etwas Anderes ist es freilich, zu beurtheilen, ob wir noch wirklich etwas von solchen echten Briefen der Art aus der genannten Periode und von den genannten Männern besitzen, und ob das, was sich einzelnweise unter solchen Namen erhalten hat, wirklich darauf Anspruch machen kann, von solchen Männern ausgegangen zu sein, also nicht ein Product einer spätern Zeit ist, die, wenn auch historische Treue bewahrend und sich die Schreib- und Ausdrucksweise jener Männer möglichst aneignend, doch mit der Fertigung solcher Briefe schon andere Zwecke, als die der Befriedigung eines unmittelbaren Bedürfnisses gegenseitiger Mittheilung verband und eine allgemeinere Verbreitung unter einem möglichst zahlreichen Publicum beabsichtigte. Ebendarin aber liegt die Entwickelung und Ausbildung der Epistolographie zu einem eigenen Zweige der Literatur, in einer bestimmten Kunstform, und mit einem bestimmten Gepräge, und mit ebenso bestimmten Richtungen und Tendenzen.

1) s. die Nachweisungen aus den genannten Autoren und Andern bei Stahr, Aristotelia II. S. 191 fg., insbesondere 193. Not. 1. 2) die Stellen daraus zusammengestellt von Stahr a. a. O. S. 191. Not. 3.

Digitized by Google

Die nächste Veranlassung dazu liegt allerdings in dem sophistisch-rhetorischen Charakter der Hellenischen Bildung und Literatur und der dadurch hervorgerufenen Schulübung, wie sie zuerst durch die Sophisten und dann nach Sokrates und Plato durch die Schulen der Rhetoren wie der Philosophen gepflegt und gefördert ward. In diese Schulen hatte sich die Beredsamkeit, dem öffentlichen Leben immer mehr entfremdet, zurückgezogen, und hier behauptete sie sich nun als allgemeines Bildungsmittel sowol für die höhern Stände und für diejenigen, welche zu ihrer künftigen politischen Laufbahn sich vorzubereiten und zu bilden gedachten, wie auch für diejenigen, welche der Wissenschaft, zunächst der Philosophie, ihr Leben widmeten. Der Redner wie der Philosoph übernahm nun die Bildung der Jugend; es kamen die Schulübungen auf, zunächst in der Abfassung von Reden, welche über ein gegebenes Thema von dem Schüler verfertigt wurden, ebenso wie auch andererseits der Lehrer selbst solche Reden fertigte, die ebenso wol als Muster für seine Schüler gelten, wie einem größeren Publicum, dem sie zugleich eine angenehme Lectüre und Unterhaltung und damit einen Ersatz für die mangelnde öffentliche Beredsamkeit lieferten, die Tüchtigkeit und Gewandtheit des Lehrers bewährten und ihn so zu Ansehen und Bedeutung bringen sollten. Man blieb inzwischen bei dieser Art der Schulübung, die in der künstlichen Fertigung von Reden bestand, die man gern bedeutenden Männern der Vorzeit in den Mund legte, nicht stehen; man fertigte in ähnlicher Weise auch Briefe, die ebenso gut als Zweck der Schulübung wie einer unterhaltenden Lectüre einem Publicum dienen sollten, das an solchen Darstellungen einen besondern Gefallen fand. Es kam natürlich auch hier, wie bei den Reden, insbesondere darauf an, sich in die Lage und die Verhältnisse derer zu versetzen, in deren Namen die Briefe ausgestellt wurden, und insofern den Charakter derselben möglichst treu zu bewahren und darzustellen, ja selbst deren Schreibweise in gleicher Weise nachzubilden, und so eine angenehme Täuschung zu bereiten, die zugleich durch die rhetorische Form des Ganzen, die Correctheit des Styls und eine wohl ausgewählte Sprache erhöht ward. Ja man ging hier noch weiter und benutzte die einmal passend befundene Form der Mittheilung zur Erörterung und Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände in einer mehr populären Weise, oder zur öffentlichen Bekanntmachung und Verbreitung der verschiedenartigsten, ein größeres Publicum interessirenden Gegenstände. Überhaupt scheint in dem spätern Griechenland die briefliche Form der Mittheilung und Besprechung großen Beifall und dadurch auch eine große Verbreitung erlangt zu haben; sie scheint mit besonderer Vorliebe in den Schulen wie außerhalb derselben gepflegt und geübt worden zu sein, sodaß wir selbst in den Lehrbüchern und Compendien der gelehrten Techniker eigene Abschnitte, worin die für den Briefstyl, sowie überhaupt für die Abfassung eines Briefes geltenden Vorschriften, Regeln und Grundsätze zusammengefaßt und mit Beispielen der besten älteren Epistolographen, wie z. B. des Aristoteles, belegt werden, vorfinden. In der unter dem Namen des Demetrius auf uns gekommenen Schrift: *Περὶ Ἑρμηνείας*, einem Producte des Antoninischen Zeitalters, wie der neueste Herausgeber [3]) darzuthun sucht, findet sich ein eigener Abschnitt *πῶς δεῖ ἐπιστέλλειν* §. 223—239, insbesondere auch §. 231; und aus der Art und Weise, wie er sich über eine Behauptung des Artemo, der die Aristotelischen Briefe gesammelt, von der Einheit des dialogischen und des briefischen Styls ausspricht, läßt sich wol mit Recht abnehmen, daß auch dieser weit ältere Grammatiker und Kritiker (nach Olymp. 116) über den Briefstyl oder über das, was die Alten im Gegensatze zu andern Formen der Darstellung *ἐπιστολικὸς χαρακτὴρ*, oder mit Rücksicht auf Gegenstand und Inhalt eines Briefes *τύπος ἐπιστολικός* nannten, etwa in einer Einleitung zu seiner Briefsammlung sich ausgesprochen und darin schon eine eigene Theorie aufgestellt hatte. Aus der Art und Weise, wie übrigens der genannte Demetrius vor übermäßiger Ausdehnung im Umfange des Briefes, vor einer gesuchten Erhabenheit u. dgl. m. warnt, damit nicht aus einem Briefe eine Abhandlung werde, wie er auf Ungezwungenheit und freie Bewegung im Ausdrucke und im Periodenbau dringt, und hinsichtlich des Stoffes philosophische und physiologische Gegenstände für ungehörig und unpassend in einem Briefe erklärt, sehen wir ein Bestreben, den Brief wieder auf seine ursprüngliche und natürliche Bestimmung zurückzuführen, das Eigenthümliche der Briefform zu erhalten, das in der allgemeinen Anwendung des Briefes zur Erörterung aller und jeder Gegenstände, auch wissenschaftlicher natürlich zu Grunde gehen mußte. Aus einer wahrscheinlich noch spätern Zeit rühren die *Ἐπιστολικοὶ τύποι*, welche in der weiter unten zu nennenden Briefsammlung des Aldus sich abgedruckt finden, und bald dem Theon, bald dem Proklus, bald dem Libanius beigelegt werden [4]), unter dessen Namen sich eine andere ähnliche Schrift: *Ἐπιστολικοὶ Χαρακτῆρες* erhalten hat, die am besten von Morelli Paris 1551. 1558. 8. und Leyden 1618. 12. herausgegeben ist; andere Schriften der Art von Philostratus, Gregorius von Nazianz und A. werden außerdem noch angeführt [5]) und gewiß haben bei dem Umfange der Epistolographie und ihrer so allgemein verbreiteten Anwendung noch manche andere Schriften der Art existirt, die wir jetzt nicht mehr kennen.

Es hat sich nun aus der griechischen Literatur noch eine namhafte Anzahl solcher Briefe erhalten, die nicht sowol durch das unmittelbare Bedürfniß einer gegenseitigen Mittheilung hervorgerufen für echte Briefe in diesem ursprünglichen Sinne des Wortes zu nehmen sind, sondern

3) s. *Walz*, Rhett. Graecc. Vol. IX. p. IX. Dort ist S. 1 sq. die Schrift selbst in einem berichtigteren Texte gegeben; frühere Abdrücke finden sich in den Rhett. Graecc. von *Aldus* I. S. 573 fg., von G. *Morel* (Paris 1555), J. *Caselius* (Rostock 1584 fg.), *Commelin* 1597, in *Galei* Rhett. select. 1676. Oxon., in *J. F. Fischer* Rhett. sel. Lips. 1773, und von J. G. *Schneider* Altenburg 1779. Ein Mehres s. in *Westermann*, Gesch. der griech. Beredsamk. §. 95. Not. 17. und *Hoffmann*, Lexic. Bibliograph. II. p. 5. *Fabricii* Bibl. Graec. III. p. 486. VI. p. 63 sq. ed. *Harl.* 4) s. *Fabricii* Bibl. Graec. I. p. 681 sq. ed. *Harl.*
5) Vergl. *Westermann*, Gesch. der griech. Beredsamk. §. 106. Not. 24.

Digitized by Google

die unter andern meist berühmten und angesehenen Namen in den Schulen der Rhetoren und Philosophen entstanden, oder auch von diesen selbst aus den bemerkten Rücksichten verfertigt worden sind; ja es mag auch hier noch Manches ungedruckt in einzelnen Handschriften vorliegen, noch weit Mehres der Art aber untergegangen sein. Daß man schon früh, bei dem ersten Wiederaufblühen der alten Literatur im 15. Jahrh., bei der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst beförderten Ausbreitung des Studiums der griechischen Literatur und Sprache auf diesen Theil der Literatur, der durch die großen und bedeutenden Namen, die hier hervortreten, allerdings besonders ansprechen mußte, die Aufmerksamkeit richtete, zeigt die schon im J. 1499 durch Aldus Manutius in zwei Bänden publicirte Sammlung griechischer Briefe [6]), die auch später zu Genf 1606. Fol. [7]) mit einer, längere Zeit, obwol mit Unrecht, wie es scheint, dem berühmten Cujacius [8]) beigelegten lateinischen Uebersetzung wieder abgedruckt ward. Aber schon früher waren die angeblichen Briefe des agrigentinischen Tyrannen Phalaris durch eine lateinische Uebersetzung, die man bald dem Franc. Accolti von Arezzo, bald dem Franc. Griffolini von Arezzo (es heißt nämlich auf dem Titel blos: Franciscus Arretinus) zuschreibt [9]), und die wahrscheinlich schon um 1468 oder 1470 zu Rom erschien und in den nächstfolgenden Jahren durch zahlreiche weitere Auflagen und Abdrücke vervielfältigt ward [10]), in Italien allgemein bekannt und verbreitet worden, sodaß auch 1498, also das Jahr vor der Bekanntmachung der Aldinischen Sammlung, der griechische Text und zwar wahrscheinlich zu Venedig im Druck erschien [11]), woraus jedenfalls das große Interesse hervorleuchtet, das man an dieser Briefsammlung damals schon nahm, an deren Echtheit man anfänglich nicht zweifelte, obwol alsbald lebhafte Zweifel und Bedenken eines Cölius Rhodoginus, Angelus Politianus, Lilius Gyraldus, Menage u. A. uns entgegentreten, welche durch die Autorität eines Stobäus, Suidas und anderer Zeugen eines spätern Zeitalters sich darin nicht hatten irre machen lassen [12]). Daß Lob des William Temple [13]), der diese angeblichen Briefe des Phalaris als eins der schönsten Denkmale des Alterthums gepriesen hatte, und die dadurch von Charles Boyle (nachmaligem Graf Orrery) veranlaßte Ausgabe derselben [14]), in deren Vorrede einige gegen Richard Bentley gerichtete Worte vorkamen, tief gegen Ende des 17. Jahrh. den berühmten Streit hervor [15]), in Folge dessen der berühmte englische Kritiker [16]) die Unechtheit dieser angeblichen Briefe des Phalaris, sowie auch der unter dem Namen des Themistokles, Sokrates, Euripides erhaltenen Briefe auf eine so schlagende Weise nachwies und dabei Entstehung und Abfassung solcher Briefe, die ihm als Machwerke späterer Rhetoren und Sophisten erschienen, in einer so überzeugenden Weise erörterte, daß seitdem kein Versuch mehr gemacht werden konnte, jene Echtheit wieder aufzunehmen, und man vielmehr nun erst darauf gekommen ist, Fassung und Charakter so mancher anderen Briefe der Art in ihrem wahren Lichte zu erkennen und richtiger aufzufassen. Und so dürfte denn wo nicht Alles, so doch beiweitem der größeste Theil dessen, was die obengenannte Briefsammlung des Aldus enthält und Anderes, was seitdem durch den Druck bekannt geworden ist, seine Entstehung einer spätern Zeit verdanken und von Sophisten und Rhetoren ausgegangen sein, welche in der oben bemerkten Weise solche Briefe unter dem Namen berühmter und angesehener Männer der Vorzeit aufgesetzt haben, wobei sie übrigens mehr oder minder die historischen Verhältnisse, sowie Charakter und selbst Schreibweise derselben möglichst getreu zu berücksichtigen und selbst nachzubilden suchten, daher auch einer sehr reinen und correcten Ausdrucksweise sich befleißigten, um so selbst Muster eines guten Styls zu liefern, der bildend und anziehend für Andere werden sollte.

6) Der erste Band führt den Titel: Epistolae Basilii Magni, Libanii rhetoris, Chionis Platonici, Aeschinis et Isocratis oratorum, Phalaridis Tyranni, Bruti Romani, Apollonii Tyanensis, Juliani Apostatae; der andere: Epistolae diversorum philosophorum, oratorum, rhetorum XXVI, quorum nomina in sequenti invenies pagina. Einige andere Bekanntmachungen von Briefen s. in *Fabricii* Bibl. Gr. l. p. 673 sq., darunter insbesondere die bei Commelin 1601 und 1609; s. auch *Hoffmann*, Lexic. Bibliogr. II. p. 155 sq. 7) Epistolae graecanicae mutuae antiquorum rhetorum, oratorum, philosophorum, medicorum, theologorum, regum ac imperatorum aliorumque praestantissimorum virorum. Aurelius Allobrogus. Sumtibus Calderianae Societatis 1606 fol. 8) s. *Fabricius* a. a. O. S. 676. 9) s. *Tiraboschi*, Storia della lett. Ital. Vl. p. 531 der florent. Ausg. von 1807. Vergl. *Boissonade* in Notices et Extraits des Mss. X. p. 122. 10) s. *Fabricii* Bibl. Graec. ed. *Harl.* l. p. 669 sq. *Hoffmann*, Lexic. bibliogr. III. p. 211 sq. 11) Phalaridis tyranni, Apollonii philosophi pythag. et Bruti Epistolae, Graece. Ex aedibus Bartholomaei Justinopolitani, Gabrielis Brasichellensis, Jo. Bissoli et Benedicti Mangii Carpensium 1498. 4. Vergl. *Fabricii* Bibl. Graec. l. p. 672. 12) s. die Stellen bei *Fabricius* a. a. O. l. S. 663 fg.

13) Essay upon ancient and modern learning. p. 53. Auch Suidas, der an der Echtheit dieser Briefe nicht zweifelt, nennt sie: Ἐπιστολὰς Σοφιστικάς. 14) *Phalaridis*, Agrigentinorum tyranni, Epistolae, ex Mss. recensuit, versione, annotatione et vita insuper autoris donavit *Car. Boyle*, ex aede Christi, Oxoniae 1695 und 1718. 15) Das Nähere s. in F. X. Wolff's Anzeigt. I. S. 9 fg., und in *J. H. Monk*, Life of Richard Bentley (Lond. 1833) I. p. 69 und besonders p. 78 sq. 16) Zuerst in kürzerer Fassung hinter Will. Wotton's Reflections upon ancient and modern Learning, 1697; darauf die Gegenschrift Dr. Bentley's Dissertation on the Epistles of Phalaris and the fables of Aesop, examined by the hopourable *Charles Boyle*, zuerst London 1698, und öfters später wiederholt, zuletzt 1745, und dann außer mehren andern kleinern Streitschriften (s. Wolf a. a. O. S. 12. 13) die Hauptgegenschrift Bentley's mit der ausführlichsten Prüfung des Ganzen: A Dissertation upon the Epistles of Phalaris. With an answer to the Objections of the hon. *Ch. Boyle*. London 1699., neu aufgelegt 1777. Später erschien von diesen Abhandlungen eine lateinische Bearbeitung von Lennep unter dem Titel: *Rich. Bentleji* Diss. de Phalaridis, Themistoclis, Socratis, Euripidis aliorumque epistolis, et de fabulis Aesopi: nec non ejusdem responsio, qua dissertationem de epistolis Phalaridis vindicat a censura *Caroli Boyle*. Omnia ex Anglico in Latinum sermonem convertit *Jo. Dan. a Lennep*. Groning. 1777. 4. (auch in *Rich. Bentleji* Opusce. philologg. Lips. 1781. abgedruckt.) Sie bildete eigentlich den Vorläufer der von denselben holländischen Gelehrten besorgten und nach seinem Tode durch L. C. Valckenaer noch in demselben Jahre vollendeten Ausgabe dieser Briefe, der besten, die wir von diesen Briefen überhaupt besitzen, und daher auch 1822 zu Leipzig in einem durch Gottfr. Schäfer besorgten Abdruck wieder aufgelegt.

Digitized by Google

Geben wir näher in den Bestand jener Aldinischen Briefsammlung ein [17]), so entdeckt sich bald, wie hier übrigens Reste der verschiedensten Zeit, der heidnisch-griechischen wie der christlichen, und der verschiedensten Verfasser zusammengestellt oder vielmehr durch einander geworfen sind, deren nähere Ausscheidung ein verdienstliches, einer überhaupt wünschenswerthen neuen kritischen Ausgabe dieser sämmtlichen epistolographischen Reste vorbehaltenes Unternehmen sein muß. Es beginnt nämlich die Sammlung mit 22 Briefen des Basilius von Cäsarea und 12 Briefen des Libanius an diesen, worauf 17 Briefe des Chio aus Heraklea, eines Schülers des Plato, folgen, wahrscheinlich Producte eines weit spätern Platonikers, aber in einer guten Sprache abgefaßt [18]); dann 12 Briefe des Redners Äschines, vom Exil aus an die Athener geschrieben, ebenfalls jetzt anerkannt als Producte einer weit spätern Zeit [19]), was ebenso auch von den nun folgenden acht Briefen des Isokrates gilt [20]); nun folgen die schon erwähnten Briefe des Phalaris, 148 an der Zahl, worunter auch ein dem Akaris beigelegter; dann ein angeblicher Brief des Pythagoras an Hiero [21]), 35 Briefe des Brutus aus der Zeit des Krieges nach Cäsar's Ermordung, begleitet von ebenso vielen Antworten, die aber so gut wie die darauf bezüglichen Briefe als das Werk eines spätern Sophisten angesehen werden; 85 Briefe des Apollonius von Tyana, darunter auch zwei des Musonius und einige andere des Kaisers Claudius, Vespasianus u. A., aufgenommen auch in die Ausgabe des Philostratus von Neapel, aber in ihrer Echtheit ebenfalls großen Bedenklichkeiten unterworfen, die auch hier das Werk irgend eines spätern Sophisten oder Rhetoren vermuthen lassen [22]); 48 Briefe des Kaisers Julianus, die aber durch spätere Entdeckungen vermehrt, in der von Ej. Spanheim besorgten Ausgabe der Schriften Julian's (Leipzig 1696. Fol.) schon in der Zahl von 63 erscheinen, zu denen in der Folge noch weitere Entdeckungen von Muratori (Anecdd. Graec. p. 326 sq. *Fabric.* Bibl. Graec. VI. p. 734. ed. *Harles*), Fabricius (Lux salutaris Evangel. [Hamburg 1731.] p. 316 sq.) und Ign. Hardt (Catalogg. Codd. Mss. graec. bibl. Bavar. T. V.) hinzugekommen sind, sodaß die Gesammtzahl der den Namen des Julianus tragenden Briefe, wie sie jetzt in der Ausgabe von C. H. Heyler (Mainz 1828) vereinigt und mit einem Commentar begleitet erscheinen, auf 83 sich beläuft, unter welchen übrigens auch manche in ihrer Echtheit beanstandet werden.

Auf Julian's Briefe folgen in der Aldinischen Sammlung die schon oben erwähnten ἐπιστολικοὶ τύποι eines nicht sicher auszumittelnden Verfassers, und nun 154 Briefe des platonisirenden christlichen Bischofs Synesius [23]), sechs Briefe des Demosthenes, die von mehren Gelehrten für untergeschoben erklärt worden, aber auch theilweise dagegen in Schutz genommen sind [24]); 13 Briefe des Plato, die, wenn sie auch nicht von Plato selbst herrühren, was jedenfalls sehr zweifelhaft ist, doch einen Verfasser erkennen lassen, der mit Plato in den nächsten und vertrautesten Verhältnissen stand, mit dessen Leben und Wesen aufs Innigste bekannt war und so in dessen Sprache und Geist sie niederschrieb; weshalb man an Speusippus oder einen andern seiner Verwandten oder Vertrauten hat denken wollen [25]); sechs Briefe des Aristoteles, die auch in den Ausgaben der Werke des Aristoteles von Casaubonus und Duval erscheinen, und auch von Stahr wieder abgedruckt worden sind, dessen Untersuchung [26]) uns allerdings wenig Zweifel läßt, daß auch diese Briefe nur das Product eines spätern Sophisten sind, während die echten Briefe des Aristoteles, von welchen sogar eine doppelte Sammlung, die eine von Andronikus aus Rhodus, die andere von dem oben genannten Artemon, im Alterthume erlitte, verloren gegangen sind. Ebenso wenig Anspruch auf Echtheit können die weiter folgenden 14 Briefe machen, die den Namen des Hippokrates [27]), Artaxerres, Demokritus u. s. w. tragen, desgleichen die sechs Briefe des Heraklitus von Ephesus, des berühmten Philosophen [28]), nebst zwei Briefen des Darius; 29 Briefe des Diogenes von Sinope, des bekannten Cynikers, zu welchen noch 22 andere aus einer vaticanischen Handschrift neuerdings durch Boissonade [29]) bekannt gewordene Briefe hinzugekommen, die freilich ebenso wie die früher bekannt gewordenen keine echten und wirklichen Briefe jenes Philosophen, sondern offenbar untergeschoben sind [30]); 14 Briefe des Krates von Theben, des Cynikers, sind ebenso unecht; dasselbe gilt von einer ebenfalls in neuester Zeit (1827) durch Boissonade [31]) bekannt gemachten Sammlung von 24 andern Briefen dieses Krates, nebst drei Briefen des Sokrates, des Aristophanes

17) s. das Einzelne bei *Fabricius* a. a. O. I. S. 676 fg. 18) Auch besonders herausgegeben von J. Caselius zu Rostock 1583. 4., von J. L. Gober zu Dresden und Leipzig 1765. 8. am besten in J. C. Orelli's Ausgabe des Memnon (Leipzig 1816) nebst der Abhandlung von A. G. Hoffmann: Prolegg. ad *Chionis* Epistoll. Graecc. editionem futuram conscripta in den Commentt. societat. philol. Lipsiens. III. p. 234 sq. 19) auch besonders abgedruckt von J. Caselius, Rostock 1578 und besser von J. G. Sammet zu Leipzig 1771. 8. Auch in der weiter unten zu nennenden Sammlung von J. C. Orelli (1815). 20) Sie stehen auch in den meisten ältern Ausgaben der Reden des Isokrates beigedruckt; zehn Briefe des Isokrates gab Matthäi (s. unten) heraus. 21) Dazu kommt noch ein anderer Brief des Pythagoras aus *Diogen. Laert.* VIII, 49; einen Brief des Pythagoras an Telauges gab Iriarte (Catalog. codd. gr. bibl. Matrit. I. p. 337) aus einer moderne Handschrift heraus; s. Fabricius a. a. O. S. 678, und die Sammlung von Orelli. 22) Vergl. *Fabricius*, Bibl. Graec. I. p. 679 sq. und dieser Encyklopädie 4. Bd. S. 445.

23) Auch in den Werken des Synesius, in den pariser Ausgaben von 1553, 1612 und besser 1633 und 1640 abgedruckt, ebenso in einer besondern Ausgabe zu Paris 1605 und in einer kleinen Ausgabe. (Ebendaj 1812.) 24) s. die Nachweisungen darüber bei Westermann, Gesch. der griech. Beredsamk. I. S. 306. 25) s. jetzt über diese, auch den Ausgaben der Werke Platon's meist beigefügten Briefe C. Hermann, Geschicht. und System der Platonischen Philosophie. I. S. 423 fg., und dazu die Nachweisungen und die litterarischen Notizen in den Noten S. 590 fg. Ueber Plato's Leben und Schriften. S. 504 fg. 26) s. Aristoteles II, 169—197, vgl. I. S. 189 fg. 27) s. Fabricius a. a. O. I. S. 684 und einige besondere Abdrücke bei *Hoffmann*, Lexic. bibliogr. II. p. 424 sq.; s. auch *Th. C. Schmidt*, Epistolarum quae Hippocrati tribuuntur, censura. (Jen. 1813.) 28) Einen siebenten Brief des Heraklitus an Hermodorus s. in Boissonade's Ausgabe des Eunapius. S. 425. 29) Jn: Notices et Extraits des Mss. T. X. p. 225 sq. 30) s. Boissonade a. a. O. S. 128 fg. *Fabricius* I. I. p. 686. 31) a. a. O. T. XI. second. P. p. 1—54.

Digitized by Google

und Menippus. Weiter folgen in der Aldinischen Sammlung neun Briefe des Anacharsis, des Skythen, der zu Solon's Zeiten nach Athen kam (vergl. oben Encyklopädie 3. Bd. S. 443), fünf Briefe des Euripides, sämmtlich Producte einer gelehrten Schulübung; auch die weiter folgenden drei Briefe der Theano nebst dem Briefe der Melissa und einem andern der Myia werden für echte Briefe Pythagoreischer Frauen schwerlich gelten können, so wenig wie vier andere unter dem Namen derselben Theano durch Lucas Holstein bekannt gemachte Briefe, welche mit den andern jetzt in der Sammlung von J. Chr. Wolf zusammen abgedruckt stehen [32]). An die Briefe des Alciphron, welche nun bei Aldus sich anreihen, schließen sich 63 Briefe des Philostratus, dann 85 Briefe des christlichen Sophisten Theophylaktus, 20 Briefe des Alianus über ländliche Gegenstände, deren Echtheit wir aber auch nicht verbürgen möchten; 25 des christlichen Sophisten Aneas von Gaza, die auch einige Male besonders abgedruckt sind; 60 des Procopius, ebenfalls eines christlichen Sophisten aus Gaza; 46 des Dionysius, auch eines christlichen Sophisten aus Antiochien; dann wieder ein angeblicher Brief des Lysis, eines Pythagoreischen Philosophen, und darauf der aus Herodot (III, 40) bekannte Brief des Amasis, Königs von Ägypten, an den Polykrates von Samos, ein Brief, der in seiner jetzigen Fassung ebenfalls an die Schule der Sophistik in Manchem erinnern kann [33]). Außerhalb dieser Aldinischen Sammlung kennen wir noch 21 angebliche Briefe des Themistokles [34]), die er im Exil geschrieben haben soll, zuerst durch J. Matth. Caryophilus zu Rom 1626. 4., dann von E. Ehinger, Frankfurt 1629. 8. und zuletzt von Schöttgen zu Leipzig 1710, und erneuert zu Lemgo 1776. 8. von J. Ch. Bremer herausgegeben; ihre Unechtheit ist durch Bentley bei der oben bezeichneten Gelegenheit nachgewiesen worden, obwol sonst der Verfasser die Geschichte der Zeit und den Charakter des Mannes durchaus treu zu bewahren gewußt hat. Eine andere Sammlung von angeblichen Briefen des Sokrates, Antisthenes und anderer Sokratiker (darunter z. B. Aristippus, Simon, Xenophon, Aschines u. A.) machte Leo Allatius zu Paris 1637. 4. zuerst durch den Druck bekannt [35]); sie stehen jetzt mit den oben bemerkten angeblichen Briefen des Pythagoras, Lysis und der Pythagoreischen Frauen, am besten in der leider nicht weiter fortgesetzten Sammlung von J. C. Orelli [36]); daß sie freilich nicht Briefe derjenigen sind, denen sie beigelegt werden, sondern auch nur Werke einer spätern Schule sophistischer Übung, ist kaum zweifelhaft. Einige andere Briefe des Isokrates, des Demetrius von Cydone und des Michael Glykas gab C. F. Matthäi [37]) aus moskauer und aus einer helmstedtischen Handschrift heraus. Daß sich unter den Werken des Lucianus wie des Libanius ebenfalls zahlreiche Briefe finden, ist bekannt.

Wenn in allen diesen Briefen der rhetorisch sophistische Charakter bald mehr, bald minder vorherrschend ist, und auf viele derselben der bekannte Ausspruch des Dionysius von Halikarnaß [38]), daß solche Briefe eigentlich nur Reden (ὁμιλητικὰς) in brieflicher Form seien, anwendbar ist, wenn daher auch bei den meisten, selbst bei einer sichtbaren Mattheit und Frostigkeit der Gedanken, doch ein sorgfältiges Streben nach einer rhetorischen Eleganz, die selbst mit großer Reinheit der Sprache sich verbindet, bemerkbar ist, wodurch man eben sich ein Publicum zu gewinnen suchte, so konnte es nicht fehlen, daß in einer Zeit, wo eine angenehme Unterhaltung durch Lectüre schon gewissermaßen zu einem Bedürfnisse der großen Menge geworden war, man sich auch erotischen Darstellungen zuwendete und die Verhältnisse der Liebenden in den Kreis der Epistolographie zog, um unter fingirten Briefen liebender Personen deren gegenseitige Gefühle, Verhältnisse u. s. w. darzustellen, wie dies jetzt in unsern Romanen zu geschehen pflegt; weshalb diese Briefe gewissermaßen in das Gebiet des Romanes fallen, der in der Weise, wie wir ihn bei den Griechen vorfinden, auch nur aus der Sophistik und Rhetorik hervorgegangen ist und so gut wie die Epistolographie als ein Nebenzweig der Beredsamkeit anzusehen ist [39]). In diesen Kreis der Briefe erotischer Art gehören die Briefe des Alciphron und des Aristänetus, über welche auf 3. Bd. S. 145 fg. und 5. Bd. S. 256 fg. dieser Encyklopädie verwiesen werden kann. Diese Briefe sind uns, auch abgesehen von andern, namentlich, sprachlichen Beziehungen, wichtig durch die Beziehungen auf Hellenisches Leben und Hellenische Sitte, die wir in ihnen finden, indem hier das Leben selbst mit möglichster Treue und Wahrheit dargestellt ist und wir so darin ergiebige Quellen für unsere Kenntniß der Zustände des griechischen Privatlebens und der Sittenweit anerkennen müssen, da es das Bemühen derer, welche diese Briefe verfaßten, war, sich möglichst in die Lage und die Verhältnisse derjenigen, unter deren Namen sie schrieben, hinein zu versetzen und dadurch ihren Gemälden den Charakter von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Neben dieser erotischen Richtung, die jedenfalls einer schon spätern Zeit angehört, da die beiden Hauptrepräsentanten derselben, die wir eben genannt, nicht wol vor das 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung zurückfallen, blühte aber auch unter den christlichen Schriftstellern die Epistolographie ungemein, da sie sich der brieflichen Form gern bedienten ebenso wol zu der natürlichen Befriedigung des Bedürfnisses gegenseitiger Mittheilung, das durch die gleiche christliche Gesinnung nur erhöht ward, als selbst zur Er-

32) Mulierr. Graecc. quae oratione prosa usae sunt. fragmm. et elogg. curante *J. Ch. Wolf.* (Gotting. 1739. 4.) p. 130 sq. 224 sq. 33) Meine Note zu *Herodot* I. 1. T. II. p. 75 sq. nebst Dilthey, Griechische Fragmente. I. S. 56. 34) f. *Fabricii* Bibl. Graec. I. p. 691 sq., nebst *F. G. Altenburg.* De epistoli. Themistoclis authentia. (Halis Saxon. 1827.) 35) f. *Fabricius* a. a. O. S. 693 fg. und vergl. jetzt auch *A. Mai* ad *Fronton.* De feriis Alsiensa. T. I. p. 185. ed. Francof. 36) Collectio Epistoli, Graecc. Graece et Latine. Recensuit, notis priorr. interprett. suisque illustravit *J. Conr. Orellius.* T. I. Epistoli. Socratice. et Pythagoreorr. continens. Lips. 1815.

37) Isocratis, Demetrii Cydon. et Michaelis Glycae aliquot Epistolae nec non Dionis Chrysostomi oratio περὶ λόγου ἀσκήσεως. Partim e cod. Helmstadiensi partim ex codd. Monquensa. edid. et animadversa. adjecit *C. F. Matthaei.* 1776 Mosq. 38) De vi dicendi in Demosthen. p. 1027: πλὴν εἰ τις ἄρα τὰς ἐπιστολὰς βούλεται δημηγορίας καλεῖν. 39) Vergl. meine Bemerkungen in den Heidelb. Jahrb. 1840. S. 149 fg. 151.

Digitized by Google

örterung theologischer Gegenstände, und zwar meistens solcher, die weniger in das Gebiet der Wissenschaft gehören, sondern mehr praktischer Art sind, berechnet auf gegenseitige Erbauung und Belehrung, oder auf einzelne Verhältnisse jener Zeit bezüglich. In die Classe gehören die Briefe des Gregorius von Nazianz, des Johannes Chrysostomus, des Isidor von Pelusium, des Cyrillus, Theodoretus, Nilus, Theophylaktus, des Patriarchen Photius und Anderer, worüber bei den einzelnen Autoren das Nähere nachzusehen ist.

II. Ganz anders bildete und gestaltete sich die Epistolographie in Rom, wo sie gegen das Ende der Republik und in der Kaiserzeit als ein eigner Zweig der Literatur erscheint, der auch noch in den ersten christlichen Jahrhunderten innerhalb der neuen christlich-römischen Literatur ungemein gepflegt worden ist, und sich in dieser Weise bis in die Zeiten Karl's des Großen herab verfolgen läßt. Daß in frühern Zeiten der römischen Republik, so gut wie in der ältern Periode griechischer Selbstständigkeit, einzelne Briefe, die durch einzelne bestimmte Veranlassungen hervorgerufen, auch hier nur zur Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses, das sie hervorrief, dienen sollten, vorkommen, kann nicht befremden, da es hier so gut wie dort, in der Natur der Sache selbst liegt; indessen läßt sich darin noch keine bestimmte Form, noch kein bestimmter Zweig der Literatur oder einer wissenschaftlichen Kunstübung erkennen. Aber in der letzten Periode der Republik, als die römische Herrschaft nach und nach über den größesten Theil von Europa und selbst über einzelne Theile Asiens und Afrika's sich ausgedehnt und damit den Kreis der politischen Verhältnisse ungemein erweitert hatte, während zugleich, unter den höheren Ständen zunächst, eine größere geistige Bildung und ein wissenschaftliches Streben sich zu regen begann, trat unwillkürlich auch das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer größern Communication, die sich freilich zunächst nur auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf Staat und Politik, wofür der Römer allein Sinn hatte, erstreckte, unter den höhern Ständen Roms, und unter denjenigen Familien, welche zunächst das Ruder des Staates führten, hervor. Zur Befriedigung eines solchen Bedürfnisses mußte der Brief allerdings dienen, dieser aber selbst unter solchen Verhältnissen einen andern Charakter annehmen, der ihn über die Natur des gewöhnlichen Briefes und die nächste Bestimmung desselben weit erhebt, und ihn mit politischen Tendenzen zusammenbringt, dadurch aber der Beredsamkeit nähert, die in Rom damals insbesondere einen ähnlichen politischen Charakter besaß, und zur Befriedigung gleicher Bedürfnisse und zu Erreichung gleicher Zwecke gebraucht ward. So gewinnt der Brief, wenn er auch gleich noch immer in einzelnen Fällen persönliche Beziehungen und Verhältnisse betraf, doch in den meisten Fällen einen politischen Charakter und ein öffentliches Gepräge, welches uns zeigt, daß er nicht blos für einen einzelnen Fall und für eine einzelne Person geschrieben war, sondern mit der Abfassung schon der bestimmte Zweck einer größern und allgemeinern Verbreitung und Veröffentlichung sich verband, grade wie wir dies um jene Zeit schon bei so manchen Reden wahrnehmen, die nie mündlich gehalten und wirklich gesprochen worden sind, aber in der Form einer Rede, um desto größern Eindruck hervorzubringen, sorgfältig ausgearbeitet und niedergeschrieben, in zahlreichen Abschriften vervielfältigt, cursirten und so als politische Flugschriften, Memoiren, Aufsätze, die auf das römische Publicum in einem bestimmten Sinne einwirken, oder seine politischen Ansichten bestimmen und leiten sollten, zu betrachten sind. Ähnliche Tendenzen zeigen sich bei den Briefen, wie sie von den bedeutendern Männern Roms um jene Zeit ausgegangen sind, und da auch die Fassung selbst eine ähnliche ist, so zeigt sich auch darin der Brief und die Epistolographie als ein Nebenzweig der Beredsamkeit, von der sie ausgegangen; von der sie gepflegt und getragen ist; und dieser Umstand erklärt es auch, wie schon so früh, theils noch bei Lebzeiten der Briefsteller, theils unmittelbar nach ihrem Tode Sammlungen solcher Briefe veranstaltet wurden, die eines großen Ansehens und einer eignen Bedeutung unter den literarischen Bestrebungen jener Zeiten sich erfreuten. Man betrachtete den Brief nicht blos als ein Mittel gegenseitiger Mittheilung unter Freunden, sondern auch als ein Mittel, seine politischen Ansichten u. dergl. m. unter das Publicum zu bringen; weshalb solche Briefe durch zahlreiche Abschriften auch außerhalb der Person, an die sie zunächst gerichtet waren, verbreitet wurden, und dieser Fall trat selbst dann ein, wenn der Brief, wie dies wol auch hier und da vorkam, nicht mit den öffentlichen Angelegenheiten, sondern persönlichen Verhältnissen und Beziehungen sich beschäftigte. Darin lag aber wiederum ein Grund, auf die Abfassung eines Briefes die möglichste Sorgfalt zu verwenden, und ihn in Absicht auf Sprache und Ausdruck zugleich zu einer Art von Muster eines schriftlichen Vortrags zu erheben: sodaß wir in dem, was uns aus diesem Kreise der Literatur noch erhalten ist, wahre Musterwerke in dieser Beziehung mehr oder minder zu erkennen haben, und der innere Zusammenhang der Epistolographie mit der Beredsamkeit in der äußerst gewählten Form des Vortrags, die eben in den Tendenzen des Briefes ihren Grund hat, deutlich hervortritt. Außerdem ist zu einer Zeit, wo, wie bemerkt, die Ausdehnung der römischen Herrschaft größere Communicationsmittel unter den Herrschern selbst nothwendig machte, der Mangel an Journalen, Zeitungen u. dergl. m., wie sie jetzt unsere Welt bietet, zu berücksichtigen; diesem Mangel sollten aber gewissermaßen jene Briefe abhelfen, die von Rom aus geschrieben in die Provinzen an die dort lebenden oder angestellten Römer, die ja meist den höhern Ständen angehörten, abgesendet, diese mit Allem, was in Rom selbst in den innern Verhältnissen der die Leitung des Staats führenden Familien oder in der Politik überhaupt vorfiel, bekannt machen und sie so stets au courant mit ihrer Haupt- und Vaterstadt halten sollten [40]). Solche Briefe, einmal an den Gouverneur der Provinz oder an irgend einen andern darin lebenden Mann von Bedeutung gesendet, wurden als allgemeine Berichte in den öffentlichen wie in den Privatkanzleien

40) Vergl. Schlosser im Archiv für Geschicht. I. S. 82 fg.

Digitized by Google

durch Abschriften vervielfältigt und cursirten so unter der römischen Beamtenwelt der Provinz; ebenso wie anderseits Briefe von der Provinz aus nach Rom gesendet, dort in ähnlicher Weise unter der römischen Bevölkerung, d. h. im Ganzen doch nur unter den höhern, gebildeten Ständen cursirten, oft auch selbst eine Art von officiellem Charakter an sich trugen und als eine Art von Rapports oder Berichten anzusehen sind. Aus diesem Allen aber ergibt sich, daß die römische Epistolographie jener Zeit einen mehr öffentlichen als persönlichen Charakter hat, mehr die politischen Angelegenheiten als die Privatverhältnisse ins Auge faßt, obwol auch die letztern nicht unberücksichtigt bleiben, in Allem aber das Gepräge einer für ein größeres Publicum bestimmten, und nicht zunächst an den Einzelnen gerichteten Mittheilung an sich trägt, und darin eben ihren oratorischen Charakter nicht verleugnen kann. Neben der hohen stylistischen Vollendung, welche diesem Zweig der römischen Literatur eine solche Bedeutung gibt, und in den allein davon noch vorhandenen Sammlungen Ciceronischer Briefe uns wahre Meisterwerke römischer Sprache erkennen läßt, ist es darum auch die historische Seite, welche diese Briefe so anziehend macht, indem sie eine Charakteristik der Roms Angelegenheiten um jene Zeit leitenden Männer uns bietet, in den innern Gang der politischen Ereignisse uns tiefere Blicke werfen läßt, und so diese auch in der Form so anziehenden Mittheilungen zugleich zu wichtigen Erkenntnißquellen für die Geschichte Roms in einer seiner denkwürdigsten Epochen gemacht hat.

Daß solche Briefe und selbst Sammlungen solcher Briefe von den angesehensten Männern Roms aus der oben bemerkten Epoche vorhanden und im Umlauf waren, zeigen einzelne Nachrichten der Alten, welche theilweise noch hier und dort vorkommen; Briefe des Cäsar, wie des Pompejus, des Brutus, wie des Cassius, des Cornelius Nepos, des Antonius u. A. werden genannt, haben sich aber nicht erhalten; wir sind vielmehr hier auf die allein noch vorhandenen Sammlungen Ciceronischer Briefe beschränkt, unter welche freilich auch manche von anderen Personen, wie z. B. die des Cölius Rufus im achten Buche, die des Manutius Plancus im zehnten Buche der Sammlung ad Familiares u. s. w. aufgenommen sind, während außerdem noch Briefe des Cicero erwähnt werden, welche, auffallend genug, in diesen Sammlungen, sowie sie jetzt vorliegen, keineswegs enthalten sind. Es ist bereits oben (17. Bd. S. 238 fg.) über die noch vorhandenen Briefe des Cicero, besonders in literarhistorischer Hinsicht, das Nöthige bemerkt worden, sowol über die Sammlung verschiedener Briefe, die jetzt den schwerlich echten Titel: Epistolae ad Diversos, oder den noch unrichtigern Epistolae ad Familiares trägt, als über die Sammlungen der Briefe Cicero's an Atticus, an seinen Bruder Quintus, und die verdächtige Sammlung der Briefe an Brutus: lauter Sammlungen bald nach Cicero's Tode, wie man glaubt, veranstaltet, und zwar durch seinen gelehrten Freigelassenen Tiro, der, mit der ganzen Correspondenz seines Herrn näher bekannt, allerdings zu einem solchen Geschäfte, das zugleich dem Cicero selbst ein ehrenvolles Denkmal setzen konnte, am ersten befähigt war[41]). Die Chronologie scheint bei Anordnung der einzelnen Briefe in diesen Sammlungen minder berücksichtigt; mehr Rücksicht vielmehr auf die Personen, an welche die Briefe gerichtet, genommen worden zu sein, obwol ein fester und bestimmter Plan der Anordnung nicht wol erkennbar ist, wenn anders wirklich ein solcher zu Grunde gelegen ist, weshalb man eben schon früh und auch jetzt noch mehrfach bemüht gewesen ist, die Zeit der Abfassung der einzelnen Briefe genau auszumitteln und sie dann in einer genauen chronologischen Folge aus allen den vier Sammlungen vereinigt, zusammenzustellen[42]); wie dies z. B. in der teutschen Bearbeitung von Wieland, in den Ausgaben von Schütz und Billerbeck (Hanover 1836 fg. 4. Voll. 8) geschehen ist; nur wenige dieser Briefe fallen zwischen 686—689 u. c.; die meisten füllen die denkwürdige Periode von 692 u. c. in einer fast ununterbrochenen Folge bis zu Cicero's Tod 710 u. c.; nur aus den vier letzten Monaten seines Lebens sind keine Briefe vorhanden; die Gesammtzahl der vorhandenen beläuft sich nach der Zählung von Schütz auf 862, worunter nicht weniger als 96 von Andern an Cicero gerichtete. Es wäre überflüssig, hier noch an die große historische Bedeutung dieser Briefe[43]), in denen das ganze Leben der Zeit und zugleich ein Gemälde des eigenen Lebens Cicero's, dessen ganzen Charakter und ganze Denkweise in öffentlichen wie in andern Angelegenheiten wir daraus kennen lernen, enthalten ist, zu erinnern; es spiegelt sich darin gewissermaßen die ganze Zeit und ihr Treiben ab; und wenn diese Briefe, die eine solche Mannichfaltigkeit des Inhaltes, die über alle Lebensverhältnisse sich erstreckt, zeigen, oft ohne große Vorbereitung geschrieben sind, so haben sie doch alle in der leichten, gefälligen und doch höchst correcten und selbst zierlichen, obwol immer reinen und natürlichen Sprache soviel Anziehendes und Ansprechendes, daß sie zur Bildung eines guten Styls und eines reinen gefälligen Vortrages als wahre Muster auch jetzt noch immer, wie schon zu den Zeiten Fronto's mit Recht betrachtet werden und darum, wie billig, auf allen unsern Schulen und Bildungsanstalten vorzugsweise der Jugend in die Hände gegeben und von ihr gelesen werden.

Mit dem Ende der Republik und der mit August's Alleinherrschaft nun eintretenden gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse, die insbesondere die höhern Stände, namentlich auch das, was wir die Beamtenwelt nennen, betraf, mit der Einführung der Acta diurna (s. oben 1. Bd. S. 340) mußte die bisherige Art der Mittheilung durch Briefe, wenn auch nicht grade mit einem Male, aufhören, so doch einen in Vielem veränderten Charakter an-

41) Vergl. *Lion Tironiana* p. 252 *sq.* in Seebode's Archiv I. 42) f. jetzt insbesondere *Joann. de Gruber*, Quaestio de temp. et serie epistoll. Ciceronis, (Sund. 1836. 4.) 43) Die bekannte Äußerung des Cornelius Nepos (Vit. Attic. 16), die freilich zunächst nur auf die Briefe ad Atticum geht, aber wol auch auf die übrigen ausgedehnt werden kann: „*Quae* (voluminа epistolarum) *qui legat, non multum desideret historiam contextam vitorum temporum.*“ Anderes s. in meiner Gesch. der römisch. Literat. §. 280. Not. 6; sowie auch insbesondere die Schrift von W. H. Abeken: Cicero in seinen Briefen. Ein Beitfaden u. s. w. (Hanover 1835.)

Digitized by Google

nehmen; sie konnte nicht mehr als politische Correspondenz mit bestimmten politischen Zwecken, und sonach auch mit einem historischen Charakter bekleidet, erscheinen, oder mußte doch aufhören es zu sein; dagegen fand man aber diese Art der Mittheilung passend und bequem zur Darstellung allgemeiner Gegenstände des Lebens wie der Wissenschaft, ohne politische Beziehung, eben weil die Natur des Briefes, als eines Ersatzmittels mündlicher Mittheilung eine ungezwungenere, freiere Behandlung und Besprechung des Gegenstandes zuließ, bei wissenschaftlichen Gegenständen nicht die strenge Consequenz einer systematischen Behandlung erheischte, sondern eine anspruchslosere, populäre, minder streng wissenschaftliche Darstellung, wie sie für ein größeres gebildetes Publicum sich eignete, verstattete. Daher waren es auch unter anderm besonders Gegenstände der Moral und der praktischen Philosophie, welche man auf diese Weise in der Form des Briefes zu behandeln anfing, um sie dadurch dem Römer, der ohnehin nur für diesen Theil der Philosophie sich im Ganzen interessirte, anziehender zu machen. Man kann gewissermaßen die Epistel n des Horatius schon in diese Classe von Darstellungen und Erörterungen allgemeiner Gegenstände des Lebens und der Moral in der Form eines Briefes, der, obwol an eine einzelne bestimmte Person gerichtet, doch in seinem Inhalte eine allgemeinere Beziehung auf das ganze Publicum und die gebildeten Stände überhaupt erkennen läßt, rechnen; noch mehr aber ist dies der Fall mit den Briefen des Seneca [44]), dessen 124 Briefe an Lucilius kaum Briefe in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes genannt werden können, da sie mit einem eigentlichen Briefe kaum mehr als die Aufschrift gemein haben. Es sind vielmehr Aufsätze, Abhandlungen, freie Erörterungen über einzelne Theile und Lehren der Philosophie, zunächst der Moralphilosophie und zwar der stoischen, niedergeschrieben zwar ohne bestimmten, systematischen Plan, aber doch in der offenbaren Absicht, öffentlich bekannt und verbreitet zu werden, und durchaus populär gehalten, daher auch viel gelesen und bewundert in fast jedem Zeitalter, das den sittlichen Werth und die moralische Kraft, die darin liegt, zu würdigen wußte. Auch hat der rhetorische Ton, in welchem Alles gehalten ist, der Reichthum an Antithesen, Bildern, Sentenzen, Lebensmaximen u. dergl. m., sowie die sehr rhythmische, oft aber auch etwas gesuchte Sprache, etwas Anziehendes, das durch das eigenthümliche Gepräge des Mannes, das sich in diesen Darstellungen treu überall abspiegelt, erhöht wird.

Die Sammlung der Briefe des jüngern Plinius [45]), die wir in zehn Büchern zusammengestellt besitzen, die vielleicht ursprünglich nur auf acht Bücher angelegt war, bis man durch später gesammelte und hinzugefügte Briefe sie zu dem gegenwärtigen Bestand erweiterte, nähert sich in Form und Fassung wieder mehr den Briefen des Cicero, die sich Plinius in dieser Hinsicht zum Muster nahm; aber sie beziehen sich in ihrem Inhalte nicht sowol auf die öffentlichen Angelegenheiten des Staates, wie dies bei Cicero meistens der Fall ist, sondern mehr auf das Leben, wie es damals ohne Beziehung auf Staat und Politik sich gestaltet hatte, auf Privatverhältnisse, auf Literatur und Wissenschaft; nur das zehnte Buch, welches eine Art von officieller Correspondenz des Plinius mit dem Kaiser Trajan, in Bezug auf die Verwaltung der Provinz Bithynien, enthält, ebendarum aber neuerdings, obwol ohne allen triftigen Grund, beiden Männern abgesprochen und damit in das Gebiet der rhetorischen Schulstücke verlegt worden ist, dürfte davon eine Ausnahme machen. Wir lernen aus diesen Briefen das Leben eines römischen Großen und Staatsmannes, der seine freie Zeit edlern Bestrebungen widmet, kennen und finden darin manchen schönen Beitrag zur Kunde des römischen Privatlebens, des Standes der Wissenschaft und dergl. m.; auch manche schöne Naturschilderungen u. dgl. m.; aber wir sehen es auch bald allen diesen Briefen an, daß sie nicht blos für diejenigen, an welche sie unmittelbar durch die Aufschrift und selbst auch durch theilweise Beziehungen des Inhalts gerichtet sind, bestimmt waren, sondern daß die schriftliche Abfassung schon für ein größeres Publicum berechnet war, dem sie die Kunst und das Talent des Verfassers in einem günstigen Lichte darstellen, und bei dem sie sich selbst als eine angenehm unterhaltende Lectüre empfehlen sollen. So gehören sie gewissermaßen dem Kreise der rhetorischen Darstellungen an, die aus ähnlichen Rücksichten und mit ähnlichen Tendenzen abgefaßt, in Rom die bei dem Absterben alles öffentlichen Lebens fühlbare Lücke unserer jetzt so über alle Gebühr ausgedehnten Unterhaltungsliteratur ausfüllen mußten. Daher auch die äußerst gewählte, feine, ja selbst zierliche Form, in welcher diese Briefe des Plinius durchweg abgefaßt sind, der formelle Ton, in welchem Alles sich bewegt, und immerhin eine gewisse Absichtlichkeit verräth, die zwar nicht bis zur Steifheit herabsinkt, aber doch auch von dem natürlichen und einfachen Gang eines Ciceronischen Briefes sich nicht wenig entfernt; Alles ist wol abgerundet und abgemessen, ja selbst kunstvoll dargestellt, wie man es von einem fein gebildeten, hochgestellten Staats- und Hofmann, der zugleich auch in der Literatur zu glänzen sucht, erwarten kann.

Nach Plinius finden wir in dem Zeitalter der Antonine unter den erst in diesem Jahrhunderte durch A. Mai bekannt gewordenen Schriften des als Redner so berühmten Fronto [46]) auch eine Anzahl von Aufsätzen, welche, ihrer Form nach, allerdings in das Gebiet der Epistolographie gehören; es sind Briefe, theils an Glieder des kaiserlichen Hauses, theils auch einzelne Freunde und Gönner gerichtet, theils in lateinischer, theils in griechischer Sprache, alle aber in einer Weise abgefaßt, die uns in diesen Mittheilungen keine blos durch die Umstände oder durch den Zufall veranlaßte Briefe, sondern wol ausgearbeitete Vorträge erkennen läßt, die zugleich für ein größe-

44) Vgl. meine Gesch. der röm. Lit. §. 309 und *Diderot*: Essais sur la vie et les écrits de Senèque Liv. II. p. 360 sq. (Oeuvres Tom. IX.).

45) Die Belege zum Einzelnen s. in meiner Gesch. der röm. Literatur. §. 283.

46) s. wegen des Einzelnen meine Gesch. der röm. Literat. §. 286 fg., und wegen des Verhältnisses zwischen Fronto und Cicero insbesondere *Mai* ad *Fronton.* T. I. p. 37. coll. 121 ed. Francof., und Commentar. praevius, §. XVII. p. XL sq. XX. p. XLV sq.

Digitized by Google

res Publicum und für die allgemeine Verbreitung bestimmt waren, um zugleich von dem Talente des Rhetors und seiner großen Kunst der Darstellung einen Begriff zu geben und so etwas für die Lectüre und Unterhaltung der höheren gebildeten Stände Geeignetes zu liefern. Die Sprache ist bei aller Kunst des Autors, der hier Muster des Styls und Vortrags geben wollte, bei der oft nur zu ausgewählten Ausdrucksweise doch nicht die reine, einfache und natürliche Sprache, in welcher ein Cicero und selbst ein Plinius sich noch bewegt; wir begegnen vielmehr überall den Spuren des gesunkenen Geschmacks, der nur im Ungewöhnlichen und in Übertreibungen sich hervorzuthun sucht, sowie dem immer mehr kenntlichen Verfall der Sprache wie der Literatur des alten Roms.

Mit sichtbarer Beziehung auf Plinius, dessen Redeweise überhaupt Muster und Vorbild für die nachfolgende Zeit geworden ist, sind die Briefe des Symmachus[47]), meist aus dem Ende des 4. Jahrh. nach Christ. geschrieben, und durch seinen Sohn in eine Sammlung von zehn Büchern vereinigt, die wir noch vollständig besitzen. Auch diese Briefe sind keineswegs bloße Privatbriefe, sondern haben einen allgemeinen Charakter, der uns bald zeigen kann, daß der Verfasser mehr das große Publicum bei Abfassung seiner Briefe vor Augen hatte, als diejenigen, an welche sie zunächst gerichtet sind. Ihr Inhalt ist sehr allgemein und mannichfach, gibt aber den Briefen, die gar Manches auf die damals obwaltenden politischen und insbesondere kirchlichen Streitigkeiten Bezügliche enthalten, eine gewisse historische Bedeutung, die durch die hohe Stellung des Verfassers und seinen Gegensatz gegen das Christenthum vermehrt wird. Übrigens zeigt die allzu gekünstelte Sprache, die äußerst gesuchte Darstellungsweise, daß der Verfasser darin sein Muster Plinius nicht erreicht hat, sondern, wie dies freilich in der Natur der Verhältnisse und der Zeiten lag, hinter ihm weit zurückgeblieben ist, ungeachtet der großen, sichtbarlich auf Sprache und Ausdruck verwendeten Sorgfalt.

Im Sinne und Geiste einer noch immer antiken Bildung sind auch die in Versen wie in Prosa abgefaßten Briefe des in Gallien lebenden Ausonius (Liber Epistolarum XXV) gehalten; sie zeigen, wie die mehr heidnische Geistesbildung namentlich in Gallien unter den höhern Ständen noch immer sehr verbreitet war; und selbst die in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. fallenden Briefe des christlichen Bischofs Sidonius[48]) (C. Sollius Apollinaris Modestus Sidonius) zu Clermont, ebenfalls in einer Sammlung von neun Büchern noch vorhanden, zeigen einen ähnlichen Charakter, wie die Briefe des Symmachus, welchen ebenso wie den Plinius sich Sidonius insbesondere zum Muster genommen zu haben scheint, obwol er in der oft dunkeln und schwierigen Darstellung und in der Sprache auch hinter ihnen zurückgeblieben ist. Sonst aber sind diese Briefe interessant, weil sie ein merkwürdiges Denkmal des Lebens und der Sitten jener Zeit, zumal der höhern Stände, uns bieten und über alle möglichen Verhältnisse des Lebens wie der Kirche und des Staates in einer oft merkwürdigen Mischung von Ernst und Spiel sich ausbreiten.

Neben diesen finden wir aber, zum Theil noch früher von den christlichen Schriftstellern des römischen Abendlandes, die Epistolographie in einer Weise gepflegt, die uns noch viele Denkmale der Art und zwar von den bedeutendsten und angesehensten Männern auf diesem Gebiete der kirchlichen Literatur hinterlassen hat. Man kann in dieser Hinsicht mit den Briefen des 258 zu Carthago enthaupteten Cyprianus den Anfang machen[49]); es sind deren in Allem 81, während der Jahre 249—258 geschrieben und ziemlich allgemein in ihrem Inhalte, der in einigen theils persönliche, theils kirchliche Verhältnisse der Zeit betrifft, in andern aber über Gegenstände der christlichen Lehre und der christlichen Moral sich verbreitet, sodaß wir allerdings in manchen derselben wissenschaftliche Abhandlungen, besonders dogmatischer Art, finden, wie dies auch späterhin noch weit mehr der Fall gewesen ist. Wie sehen, wie auch hier der Brief, abgesehen von andern persönlichen Beziehungen, die in vielen Fällen durchaus nicht geleugnet werden können, eine allgemeinere Fassung besitzt, die ihm eine allgemeinere Verbreitung und ein größeres Publicum zuweist. Diese allgemeine, theils wissenschaftliche, theils praktische Tendenz tritt noch mehr in den Briefen des Ambrosius[50]) (gest. 397) hervor, deren jetzt 91 in der Benedictiner Ausgabe gedruckt stehen; sie haben eine meist theologische, kirchliche Tendenz und sind in dieser Beziehung nicht unwichtig. Die noch größere Anzahl der Briefe des Hieronymus[51]) (gest. 420), an anderthalbhundert, spricht noch in höherem Grade auch von Seiten des größern Umfangs, den Namen von Abhandlungen und Erörterungen über Gegenstände der christlichen Glaubenslehre, sowie über einzelne Punkte der Moral und des praktischen Christenthums an, mit besonderer Berücksichtigung auf manche unter den Christen jener Zeit obwaltende Streitigkeiten und Spaltungen, die diese Briefe, welche schon von den frühern Herausgebern ihrem Inhalte nach in theologische, polemische und moralische abgetheilt worden sind, in so vielen Beziehungen wichtig macht, und allen einen ziemlich allgemeinen Charakter verleiht, wenn sie auch gleich sämmtlich an wirkliche Personen gerichtet sind und insofern als wahre Briefe erscheinen. Von dem als Dichter auch bekannten Paulinus[52]) (Meropius Pontius Anicius Paulinus, gest. 431) besitzen wir eine Sammlung von 51 meist an christliche Freunde gerichteten Briefen, die entweder über persönliche Verhältnisse oder über kirchliche Angelegenheiten der Zeit sich verbreiten und in dieser Beziehung, sowie auch von Seiten des frommen Sinnes,

47) s. ebendaselbst §. 289. Insbesondere auch *Heyne*, Censura Symmachi in den Opusc. Acadd. VI. p. 6 sq. Gibbon, Gesch. des Verf. des röm. Reichs VII. S. 98. Schröckh, Kirchengesch. VII. S. 54 fg. 48) s. Histoire litér. de la France I. p. 650 sq. Vergl. Gibbon a. a. O. VIII. S. 305. 379. Guizot, Cours d'histoire I. p. 96 sq. der brüsseler Ausg. Schlosser, Universalhist. Übers. III, 4. S. 20 fg. Anderes s. im Supplement II. der Gesch. der röm. Lit. §. 169. S. 379 fg.

49) s. mein Supplement II. der Gesch. der röm. Literatur. §. 80. 50) s. ebendaselbst §. 76. 51) Das Nähere ebendaselbst §. 83. 52) s. ebendaselbst §. 100, vergl. Suppl. I. §. 23. 24, nebst *Fuscelius*, De veget. L. L. senectut. III. §. 42 sq. Schröckh, Kirchengesch. VII. S. 138 fg.

Digitized by Google

und der milden echt christlichen Gesinnung, die überall darin sich ausspricht, sich der Beachtung empfehlen. Aber die zahlreichen Briefe des Augustinus [53]) — mit Einschluß einiger an ihn gerichteten in Allem 270 im zweiten Bande der Benedictiner Ausgabe, — nähern sich wieder in Inhalt und Fassung den Briefen des Hieronymus; sie sind zwar, wie diese, ebenfalls Briefe zu nennen, da sie alle an bestimmte Personen gerichtet sind, die zu ihrer Abfassung auch die nächste Veranlassung gaben, in ihrem Inhalte aber meist auf das Gebiet der Glaubens- und Sittenlehre oder auf kirchliche Streitigkeiten und Sekten, kurz auf Alles, was den Inhalt der christlichen Lehre wie die äußern Verhältnisse der christlichen Kirche betrifft, sich beziehen, und so allerdings ein höchst wichtiges Denkmal jener Zeit wie ihres berühmten Verfassers bilden.

Neben Briefen dieser Art erscheinen nun aber auch schon Briefe officieller Art, officielle Schreiben von Bischöfen, insbesondere römischen [54]), in kirchlichen Angelegenheiten, zunächst zu Bestimmung des Cultus und der äußeren Verhältnisse und Rechte der Kirche erlassen, und insofern allerdings für die Kirchengeschichte und für die Entwickelung des römischen Primats, wie der ganzen Kirchenverfassung und des Kirchenrechtes von nambafter Wichtigkeit und Bedeutung. Solche Briefe sind die des Innocentius, Zosimus, Bonifacius und Cölestinus, Sixtus aus dem Anfange des 5. Jahrh.; insbesondere gehören in diese Classe viele der Briefe Leo's I. [55]), deren Gesammtzahl in Allem nach der in der Ausgabe der Ballerini's gemachten Zusammenstellung auf 173 sich beläuft, mit Einschluß einiger an ihn gerichteten, während Inhalt und Fassung vieler Briefe von der Art ist, daß man bald sieht, daß sie mehr auf seinen Befehl in der Kanzlei gefertigte Erlasse, Rescripte u. s. w. zu nennen sind. Dasselbe gilt von den Briefen der übrigen Bischöfe Roms, da wir fast von jedem derselben solche Briefe in größerer oder geringerer Zahl besitzen [56]). Die zahlreiche Sammlung der Briefe Gregor's I. [57]) (Registri Epistolarum libri XIV, fast neunteha lbhundert solcher Schreiben) gehört größtentheils in diese Classe, während die sogenannten Briefe des Cassiodorus [58]) (Variarum [sc. Epistolarum] libri XII) ja auch nichts anderes sind, als die im Namen des Kaisers von Cassiodor aufgesetzten officiellen Erlasse und Verordnungen, die allerdings für die Zeitgeschichte von großem Belang sind; während sie zugleich in ihrer gesuchten und geklünstelten Sprache als Muster eines Kanzleistyls betrachtet wurden, und durch ihre eigenthümliche Eleganz dem Verfasser zu großem Ansehen und Ruhm verholfen haben [59]).

Unter Karl dem Großen und der durch ihn zu neuem Leben hervorgerufenen Pflege der Wissenschaft treten uns alsbald auch wieder Briefe hervor, die, obwol mehr Briefe im wahren und echten Sinne, und ohne in die Behandlung streng wissenschaftlicher Gegenstände und umfassendere Erörterungen sich zu verlieren, doch alle große Sorgfalt in der Abfassung zeigen und uns in dieser Hinsicht beweisen, welchen Werth man auch damals wieder auf diese Form der Darstellung legte. Es gilt dies, auch, wenn wir von den meist ganz kurzen Briefen absehen, welche dem Einhard [60]) beigelegt werden, vor Allem von den Briefen Alcuin's [61]), deren jetzt 232 durch den Druck bekannt geworden sind, während die Bekanntmachung einer nambafteren Zahl ähnlicher, in Handschriften seitdem aufgefundenen Briefe zu erwarten steht [62]). Auch die Briefe des Lupus [63]), in Allem 130, lassen in Darstellung und Sprache die sorgfältige Bemühung und das Streben des Verfassers erkennen, den wir unter den Schriftstellern jener Zeit gewiß als einen der gewandtesten und zugleich classisch gebildeten bezeichnen können. In ihnen erscheinen uns zugleich die späten Nachklänge einer Epistolographie, die durch Cicero und Plinius namentlich auf römischen Boden gepflanzt, in der Folge eine so ungemeine Ausbreitung und Ausbehnung erlangt hat und selbst in ihrer Eigenthümlichkeit, nicht wie andere Zweige der römischen Literatur anderswoher entlehnten Mustern nachgebildet und danach bestimmt worden ist; sodaß wir darin grade auch ihren eigenthümlichen Werth und damit selbst eine Licht- und Glanzseite der römischen Literatur überhaupt zu erkennen im Stande sind. (*Baehr.*)

Epistrophe, s. Epana.

EPISTROPHOS, Ἐπίστροφος, 1) Sohn des Iphitos und der Hippolyte, welcher mit 40 Schiffen der Phokier gen Troja ging. *Hyg.* f. 97. *Hom.* Il. II, 517. Hektor tödtete ihn. *Dares*, Phryg. 21. In einer falschen Lesart bei Apollodor (III, 10, 8) wird er Vater des Schedios, eines Freiers der Helena, genannt; s. *Heyne* ad l. l. Denn die Stelle (Il. II, 517) muß eigentlich heißen: Σχέδιος καὶ Ἐπίστροφος Ἰφίτου, sodaß beide Brüder sind. — 2) Sohn des Minos, Königs der Amazonen, oder richtiger Haljonen von Alybe; er kam dem Priamus nebst seinem Bruder Odios zu Hilfe. *Hom.* Il. II, 856. — 3) Sohn des Evenos, Königs von Lyrnessos in Kilikien, und Bruder des Mynetes. Beide Brüder wurden von Achill getödtet, als er Lyrnessos überfiel. (*Hom.* Il. II, 692.) (*Richter.*)

EPISTYLIUM. Diese von Swartz (Fl. ind. occ. II. p. 1097. t. 22) aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der zehnten Ordnung der 21. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Phyllanthren der natürlichen Familie der Tricken. Char. Die männliche Blüthe hat einen ungleich viertheiligen Kelch, keine Corolle, vier Drüsen, einen Staubfaden mit zwei von einander abstehenden Antheren; die weibliche Blüthe einen ungleich fünftheiligen Kelch, keine Corolle, fünf Drüsen, drei zweilappige, fast ungestielte Narben; die Kapsel ist dreifächerig mit ein- oder

53) s. mein Supplement II. der Gesch. der röm. Lit. §. 125, 54) s. ebendaselbst §. 141. 55) s. ebendaselbst §. 161. 56) s. ebendaselbst §. 168. 181. 209, und ebenso in der nachfolgenden Karolingischen Periode; s. mein Suppl. III. (Gesch. der Karoling. Lit.) §. 116 fg. 210 fg. 57) s. Supplement II. §. 201. 58) s. meine Gesch. der römisch. Literat. §. 291. Vergl. Gibbon IX. S. 199. VIII zu Anfang. Schlosser, Universalhistor. Uebersicht III, 4. S. 190 fg. 59) Vergl. insbesondere die in Garet's Ausgabe in der Prädatio zusammengestellten testimonia.

60) s. Supplement III. der röm. lit. Gesch. (Karoling. Literat.) §. 83. 61) Ebendaselbst §. 120. 62) s. Pertz, Archiv VII. S. 850—889. 63) Supplement III. der röm. lit. Gesch. (Karoling. Lit.) §. 173.

Digitized by Google

zweisamigen Fächern. (*Adr. de Jussieu*, Euphorb. t. 3. f. 8.) Die beiden bekannten Arten sind auf Jamaika einheimisch: 1) Ep. axillare *Sw.* (l. c. Omphalea axillaris *Sw.* prodr. fl. Ind. occ. 95), ein zwei bis vier Fuß hoher Strauch mit eilanzettförmigen, zugespitzten, glänzenden Blättern, steifen, stachlicht-stumpfen Afterblättchen und achselständigen Blüthentrauben. 2) Ep. cauliflorum *Sw.* (l. c.), ein gegen 20 Fuß hoher Baum mit ablangen, langzugespitzten, glänzenden Blättern und steifen, zugespitzten Afterblättchen; die Blüthentrauben kommen aus kreisförmigen, schuppigen Punkten des Stammes hervor. (*A. Sprengel.*)

Epitaphios, s. Lyrik.

EPITASIS (*ἐπίτασις*), von dem Verbum *ἐπιτείνω*, heißt jede Anspannung, Verstärkung, Vermehrung und wird daher ebenso gut in der Musik als in der Rhetorik als technischer Ausdruck gebraucht. 1) In der Musik bezeichnet es die Verstärkung des Tones, wie aus Aristides (p. 8) erhellt: *τάσις δέ ἐστι μονὴ καὶ στάσις τῆς φωνῆς, τοῦτο δὲ εἰδη δύο, ἄνεσίς τε καὶ ἐπίτασις· ἄνεσις μὲν οὖν ἐστιν, ἡνίκα ἂν ἀπὸ ὀξυτέρου τόνου ἐπὶ βαρύτερον ἡ φωνὴ χωρῇ, ἐπίτασις δέ, ὅταν ἐκ βαρυτέρου μεταβαίνῃ πρὸς ὀξύτερον*, was fast gleichlautend bei Aristoxenus und Martianus Capella (IX, p. 940) sich findet: productio autem est, hoc est *ἐπίτασις*, vocis commotio a loco graviore in acutum locum. Daher die griechischen Schriftsteller *ἄνεσις* und Epitasis sowol beim Gesange als auch beim Saitenspiel einander entgegensetzen, z. B. Plato in der Republik (l. p. 349. E.) *ἐν τῇ ἐπιτάσει καὶ ἀνέσει τῶν χορδῶν*. 2) Davon ist der Gebrauch desselben Ausdrucks in die Rhetorik übergegangen. Am weitesten fassen den Namen diejenigen, welche jede Verstärkung der Rede damit bezeichnen, und insbesondere die begeisterte Kraft, die dem gemessenen, ruhigen und gleichmäßigen Ausdrucke gegenüber steht. So mag Dionysius (Iudic. Isocrat. c. 13) und Longin (cap. 38) zu verstehen sein, so des Suidas Urtheil über das Geschichtwerk des Ephorus *μηδεμίαν ἔχων ἐπίτασιν*. Enger schon ist der Begriff bei Phöbammon (*περὶ σχημάτων* cap. 3. p. 501): *ἐπίτασις δέ ἐστιν ἐμμονὴς μὲν εἶδος οὐκ ἐπίσης δὲ δηλοῦν τὸ πρᾶγμα, ἀλλ' ἐξαλλαγὴν ἔχον ἐπὶ τὸ μεῖζον*. Und Aliis Herodianus (p. 590. T. VIII. bei Walz) gibt überhaupt zwei Classen der Figuren des Gedankens an: *ἐπίτασις* und *ἔκλυσις*, und rechnet zu der ersteren die Ironie. Im Lateinischen heißt eine solche Rede intenta bei Cicero (De orat. II, 53): haec pars orationis, quae suscipitur ab oratore ad commutandos animos et omni ratione flectendos, *intenta* et *vehemens* esse debet; während sie contentio mehr auf eine Eigenschaft der äußern Beredsamkeit, auf die lebhafte Erhöhung der Stimme und deren größere Kraft zu beziehen pflegen. (Vergl. *Ernesti* Lex. technolog. graec. p. 128.) 3) In dem Drama endlich haben Grammatiker und Scholiasten drei Theile: Protasis, Epitasis und Katastrophe unterschieden und mit dem Namen Epitasis den mittlern Theil der Stücke bezeichnet, in welchem die Verhältnisse, deren einfache Exposition in der Protasis gegeben wird, sich mehr verwickeln und dann in der Katastrophe ihre Entwickelung und Auflösung finden. Jedoch ist diese Bezeichnung nie sehr allgemein gewesen. (*Eckstein.*)

EPITEA. Unter diesem Namen hat Fries (Syst. myc. III. p. 510) diejenigen Arten von der Staubpilzgattung Aecidium getrennt, bei welchen die Oberhaut der Mutterpflanze reißt und eine Art Behälter für den Pilz bildet, dessen freie, kugelige, weißliche Keimkörner sich von einer Unterlage ablösen. (*A. Sprengel.*)

Epithalamia, f. Lyrik.

EPITHALAMITES, *Ἐπιθαλαμίτης*, Beiname des Hermes, unter dem er in Euböa verehrt wurde. *Hesych.* sub h. v. Er bezeichnet den Vorsteher der Hochzeiten oder der Schiffsvordertheile. (*Richter.*)

EPITHETON, hatte bei den griechischen Rhetorikern und Grammatikern einen verschiedenen Sinn. Bei den Rhetorikern entsprach ihm das lateinische Assumptum im Gegensatze des durch den Zweck der Rede gegebenen Nothwendigen (Necessarium, *Ἀναγκαῖον*), und bezeichnete jeden durch die Kunst des Redners hinzukommenden Schmuck, sowie Dionysius (De Thuc. hist. jud. c. 23) des Thukydides Reinheit, Deutlichkeit und Kürze *ἀναγκαίας ἀρετὰς* oder *unentbehrliche* Tugenden, die Erhabenheit, Zierlichkeit, Würde u. dgl., aber *ἐπιθέτους* oder *hinzukommende* nennt. Bei den Grammatikern entsprach ihm aber das lateinische Appositum oder der dichterische Beisatz in der Erwähnung eines Gegenstandes, und besonders das Attributum oder Beiwort eines Hauptwortes zur Bezeichnung einer besondern Eigenschaft oder Beschaffenheit desselben, worüber sich Quintilian einer Andeutung (VIII, 2, 10) zufolge in dem verlorenen Buche de causis corruptae eloquentiae bereitet hatte. Die Bekleidung jedes wichtigen Hauptwortes durch ein solches Epitheton ist ein so wesentlicher Schmuck des Dichters, daß ihm oft ein nacktes Hauptwort zum Fehler angerechnet wird, wäre es auch vermittels einer Antonomasie oder Pronominatio nach Diomedes (ed. *Putsch*, p. 452), welche nach Quintilian (VIII, 6, 29) das Epitheton, wie Peleides für Achilles, statt des Hauptwortes setzt, aus einem Epitheton selbst hervorgegangen. Man findet daher auch da, wo ein Hauptwort an der Stelle des Beiwortes eines Beisatz bildet, denselben noch ein Beiwort zugegeben, z. B. (*Virg.* A. VII, 1) *Aeneia* nutrix Cajeta, obwol auch ein Genitiv oder dessen Umschreibung oft des Adjectives Stelle vertritt, z. B. (*Virg.* A. VII, 803) *Volsca de gente* Camilla, agmen agens *equitum* für *equestre*. Einem Hauptworte, das selbst nur einen Beisatz bildet, es sei, in welchem Casus es wolle, wieder ein Beiwort zu geben, ist ebenso überflüssig, als unverwerft die Häufung der Beiwörter durch ein sogenanntes Asyndeton, zumal in so malerischer Schilderung, wie bei Virgil (A. III, 658) von Polyphemus:

Monstrum *horrendum*, *informe*, *ingens*, *cui lumen ademptum*.

Doch ist es ebenso fehlerhaft, in Virgil's Versen (A. VII, 799) Queis Jupiter *Anxuris* arvis Praesidet et viridi gaudens Feronia luco, dem Hauptworte arvis seinen Genitiv zu rauben, um einen Jupiter Anxurus daraus zu schmieden; als sich mit Furius (bei *Gell.*

Digitized by Google

N. A. XVIII, 11) mit nichtssagenden Beiwörtern zu überladen:

Omnia noctescunt *tenebris caliginis atrae:*
Spiritus Eurorum *viridis* cum purpurat undas;

oder sich nach des Horatius Ausspruche (S. I, 10, 10) mit Laberius (bei *Macrob.* S. II, 7) in Worten zu verwickeln, die das Ohr mit leerem Schall ermüden:

Viri excellentis *mente clemente edita*
Submissa placide blanditoque oratio.

Da sich überhaupt im richtigen Gebrauche der Beiwörter des Dichters Kunst vorzüglich offenbart, so mag es nicht unnütz sein, die verschiedenen Arten derselben hier um so mehr kurz anzugeben, als die alten Grammatiker allerlei unnöthige Unterschiede darin aufstellen, während sie die wesentlichen übersehen, welche den verschiedenen Geschmack der Dichter und ganzer Völker charakterisiren. Wir haben zuvörderst eine doppelte Gattung von Beiwörtern zu unterscheiden, je nachdem sie durch den genannten Gegenstand nothwendig gegeben sind, oder nur durch die Willkür des Dichters demselben beigelegt werden. Die nothwendigen Beiwörter (Epitheta necessaria), welche der Sinn des Gesagten fodert, da er ohne sie weder vollständig noch klar ausgedrückt sein würde, fördern nur die Deutlichkeit, nicht die Schönheit der Rede, und gehören jeder Gattung der Sprache, selbst der gemeinsten Prosa, an, wogegen der Dichter durch selbstgewählte malerische Beiwörter (Epitheta ornantia), seinen Ausdruck über das Gemeine zu erheben bemüht sein muß. Ebendiese malerischen Beiwörter sind aber wieder von zweierlei Art, je nachdem sie einem Gegenstande überhaupt oder nur in einer besondern Beziehung zukommen. Jene heißen beständige (Epitheta perpetua) oder bleibende Beiwörter, und sind eigentliche Adjective von qualitativer Bedeutung; diese mag man gewählte (Epitheta exquisita) oder schickliche Beiwörter nennen, sofern sich der dichterische Ausdruck vorzüglich durch eine schickliche Auswahl derselben empfiehlt. Dahin gehören, außer den adjectivischen von besonders significanter Bedeutung und ähnlichen substantivischen Appositionen zur Bezeichnung der Herkunft von Seiten des Geschlechtes oder des Volkes, auch participiale Beiwörter, in welchen der malerische Beisatz ebenso prägnant ausgedrückt werden kann, als er nur in besonderer Beziehung auf Zeit und Umstände gilt. Beständige Beiwörter, welche einem Gegenstande, ohne alle besondere Beziehung für den augenblicklichen Gebrauch, nur zur Füllung des Verses für das Ohr beigelegt werden, hält man nur den Improvisatoren zu Gute, welche aus dem Stegreife, oder, wie die Homeriden, aus dem Gedächtnisse singen, und ihrem Ausdruck durch den Beisatz gewisser Beiwörter ein dichterisches Colorit zu geben suchen. Dem Kunstdichter geziemen sie nicht, und selbst dem Naturdichter sind sie nicht in einem solchen Grade gestattet, wie manche sie den Homeriden zugestanden haben, wenn sie glauben, sie hätten den Schiffen das Beiwort schnell ohne alle besondere Rücksicht auch dann geben können, wenn sie in einer Bucht vor Anker liegen oder ruhig das Lager schirmen. Denn so unverständig darf ein Dichter keinen Gebrauch von beständigen Beiwörtern machen, daß er einer finstern Nacht gedenkt, wo er einer mondhellen bedarf; sondern Homer's schnelle Schiffe sind, wie die naves longae der Römer, für Schnellsegler oder Kriegsschiffe im Gegensatze schwerbeladener Lastschiffe zu erklären, die sich dann freilich auch in einem ruhenden Zustande befinden. Je kunstvoller der Dichter sein will, desto weniger darf er sich mit überflüssigen Beiwörtern (Epitheta superflua) überladen, welche man streichen kann, ohne am Sinne etwas zu verlieren; es gibt aber nur wenige Dichter von solcher Vollkommenheit, welche sich in einem hohen Grade von müßigen Beiwörtern frei erhielten. Von dieser Art sind bei den Römern Horatius, bei den Teutschen der an Beiwörtern zu arme v. Haller, in deren centnerschwerem Ausdrucke nur selten ein Beiwort ohne Nachtheil des Sinnes gestrichen werden könnte; wogegen dem französischen Übersetzer Virgilius noch zu wenige überflüssig malende Beiwörter zu haben schien.

(*G. F. Grotefend.*)

EPITHINIA. Eine von Jack (Malayan misc. I. N. 2. p. 12. *Candolle*, Prodr. IV. p. 477) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Cofferaceen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend, röhrig, kaum vierzähnig; die Corolle röhrig, mit zottigem Rachen und offenstehendem, vierspaltigem Saume; die Staubfäden hervorragend, mit linienförmigen Antheren; der Griffel hervorstehend, mit gespaltener Narbe; die Beere achtfurchig, zweifächrig: die Kerne ablang, zweisamig. Die einzige Art, Ep. malayana *Jack.* (l. c.) wächst in Mangleſümpfen der Küſte der Insel Singapur (daher der Gattungsname: ἐπὶ schlammiges Meerufer, ἐπί auf), als ein sehr ästiger Strauch mit gegenüberstehenden, geſtielten, umgekehrt-eiförmigen, glatten Blättern, kleinen Afterblättchen (zum Unterſchiede von allen übrigen Rubiaceen, von denen Epithinia auch in der Fruchtbildung abweicht), in den Blattachſeln ſtehenden, gabeligen, vielblumigen Blüthenſtielen und weißen Blumen.

(*A. Sprengel.*)

EPITRAGUS, eine von Latreille (Gen. Cr. et Ins. II, 183) gegründete, zur Familie der Helopidae gehörige Käfergattung, deren Kennzeichen folgende ſind: Die Fühler allmälig verdickt, die untern Glieder cylindriſch, das ſiebente bis zehnte dreieckig oder zuſammengedrückt kreiſelförmig, das eilfte letzte ei- oder halbkugelförmig, auch zuſammengedrückt. Kiefertaſter ziemlich lang, das letzte Glied das größte, umgekehrt dreieckig; die Lippentaſter ſehr kurz. Das Kinn groß, faſt ſechseckig, an den Seiten ſchwach winkelig; die obere und untere Endfläche gerade, die letztere breiter. Die Zunge kaum bemerkbar, ſehr kurz, am Endrande des Kinnes verlaufend. Der Körper eiförmig, nach Hinten verſchmälert, wie ein umgekehrter Kahn geſtaltet; Vorderrücken an den Seiten nicht erhaben gerandet, quadratiſch, oder trapezoidal; das Schildchen bemerkbar; die Schienbeine gegen die Spitze hin erweitert, kurz geſpornt. Dieſe Charaktere bezeichnen die noch jetzt als Gattungsrepräſentant angeſehene ſüdamerikaniſche Hauptart, den E. fuscus, einen Käfer von 5—6 Linien Länge, braun von Farbe, mit graugelben Haaren bedeckt, mit

Digitized by Google

nach Hinten hervorgezogenem Vorderrücken und gestreiften Flügeldecken. Latreille hat ihn (a. a. O. T. I. pl. X. f. 1) abbilden lassen. (*Burmeister.*)

EPITRITUS. *Ἐπίτριτος*, bedeutet im Griechischen die Zugabe eines Drittels oder das Zahlenverhältniß von 3 zu 4. Sowie man hiedurch in der Tonkunst die entsprechenden Intervalle der Töne bestimmte, so nannte man auch in der Metrik einen Versfuß Epitritus, der aus einem dreizeitigen Choreus oder Jambus und einem vierzeitigen Spondeus bestand, sodaß er bei drei Längen nur eine Kürze enthielt: und wie sein Gegensatz, der Päon, welcher mit drei Kürzen eine Länge verband, nach der Stellung seiner Länge, erhielt er nach der Stellung seiner Kürze die Benennung eines ersten, ⏑ – – –, zweiten, – ⏑ – –, dritten, – – ⏑ –, und vierten Epitritus, – – – ⏑, obwol Diomedes (ed. *Putsch.* p. 477) auch die Benennungen Hippius und Chonius (p. 475) anführt. Sofern von den beiden Theilen eines Taktes der erste oder der Niederschlag durch intensiv verstärkte Arsis einen fehlenden Zeittheil zu ersetzen vermag, darf der zweite Theil oder der Aufschlag in der Thesis einen Zeittheil mehr enthalten. Darum bilden der zweite und dritte Epitritus, wie umgekehrt der erste und vierte Päon regelrechte Rhythmen, welche man um ihres Wechsels einer mehr und minder kräftigen Hebung der Länge willen, je nachdem die Senkung halb oder gleich lang ist, dem zu rasch enteilenden Einerlei der Dichoreen und Diiamben vorzieht, wogegen der erste und vierte Epitritus, wie umgekehrt der zweite und dritte Päon, ein weniger zulässiges Verhältniß beider Theile haben, obwol der erste Epitritus in den Chorgesängen der Griechen häufig benutzt wurde, um dem Verse einen kräftigen Schluß zu geben, und aus einem ähnlichen Grunde, zu kraftvollerer Anhebung des Verses, auch der vierte Epitritus an die Spitze des Verses zuweilen gestellt wurde, da er auch im heroischen Hexameter unmittelbar vor einem ersten Epitritus, wie *Ἀτρείδης τε, ἄναξ ἀνδρῶν*, sehr angenehm lautet. Wie der erste und vierte Epitritus auch sonst noch dem daktylischen Rhythmus eines Hexameters angemessen sind, während der zweite und dritte Epitritus nur für ithyphallische Trochäen oder jambische Trimeter passen, zeigt Terentianus Maurus in folgenden Versen (ed. *Putsch.* p. 2417):

Primus *Ἀγυιέως* pes efficit, alter *Ἀρχιμήδης*:
Δημοσθένης fit tertius: quarto loco
Qui currit; poterit quasi *Διονυσιεὺς* haberi;

vergl. die malerischen Verse vom steinwälzenden Sisyphus bei Homer, Od. XI, 592 seq., und welche andere Rhythmen der zweite Epitritus mit oder ohne jambischen Vorschlag bildet, deutet Marius Plotius (ed. *Putsch.* p. 2662) durch folgende Beispiele an:

Amore cogis scribere versiculos:
Mollibus in pueris *aut in puellis*.
Fabula quanta fui, *conviciorum poenitet*.
Jam Cytherea choros *Venus dat*, oder
Jam Cytherea choros ducit Venus, *imminente Luna*.

Wie die Phaläceischen Hendekasyllaben am besten mit einem vierten Epitritus anheben, so läßt Horatius auch alle Sapphische, und meist auch die Alcäischen, Verse, sowie alle Glykoneen, Pherekrateen und Asklepiaden, mit einem vierten Epitritus beginnen: und wie Cicero in seinem Orator cap. 64 den Gebrauch der Dichoreen in der Rede empfiehlt, so weiset Dionysius (De compos. verb. c. 15. ed. *Göller.* p. 218) in den Worten: *τοῖς θεοῖς εὐχόμεθα πᾶσι καὶ πάσαις*, einen kraftvollen Schluß des kretischen Rhythmus durch Epitrite nach. Wie aber Hermann (Elem. doctr. metr. p. 647) zwischen einem zweiten Epitritus an des Ditrochäus Stelle bei den Attischen Tragikern und in der Dorischen Harmonie der Lyriker unterscheidet, so kann der Componist, wenn er Verse in Musik setzt, jedem Versfuße eine raschere oder langsamere Bewegung mittheilen; und es bedarf daher keiner besondern Erwähnung, daß Pindaros statt des Ditrochäus nur den zweiten Epitritus gebraucht. Wichtiger ist die Bemerkung der Art, wie er vermittels des verschiedenartigen Epitritus seine Verse bildete, wovon hier folgende Beispiele aus dem ersten Pythischen Siegeshymnus angeführt werden mögen:

Χρυσέα φόρμιγξ, Ἀπόλλωνος καὶ ἰοπλοκάμων
Ξύμβολον Μοισᾶν πείνων·
Τᾷς ἀκούει μὲν βάσις, ἀγλαΐᾳ ἁρχὰ,
Πείθονται δ' ἀοιδοὶ σάμασιν,
Ἀγησιχόρων ὁπόταν τῶν ἐρεμιάν
Ἀμβολὰς τεύχῃς ἐλελιζόμενα,
Καὶ τὸν αἰχματὰν κεραυνὸν σβέννυις
Ἀενάου πυρὸς· εὕδει δ' ἀνὰ σκῆ-
πτρῳ Διὸς αἰετὸς, ὠκείαν πτέρυγ' ἀμφοτέρωθεν χαλάσας.

(*G. F. Grotefend.*)

EPITROPIOS, *Ἐπιτρόπιος*, Beiname Apollon's bei den Doriern, in dessen Tempel sich diese bei Berathschlagungen versammelten. (*Richter.*)

EPITROPOS (*Ἐπίτροπος*). Wenn dieses Wort nach seiner ursprünglichen und natürlichen Bedeutung von einem Jeden gesagt werden kann, welchem die Besorgung irgend eines Geschäftes übertragen ist, und wenn daher Pindar [1]) diesen Ausdruck selbst auf die Gottheit anwendet, wie andere Schriftsteller [2]) auf einen Aufseher oder Geschäftsführer, höhern wie niedern Ranges, und in diesem Sinne nicht blos, wie z. B. Herodotus (III, 27) von den Vierteilmeistern zu Memphis, sondern auch, wie ebenderselbe [3]), von höhern Hof- und Reichsbeamten, daher auch in den Zeiten der römischen Herrschaft von den Gouverneurs der Provinzen oder Procuratoren [4]) gebraucht, so hat es doch in Athen, außer diesen verschiedenen allgemeinen, in der Natur des Wortes selbst liegenden Bedeutungen, die specielle eines Vormünders erhalten; und es knüpfen sich daran weiter eine Reihe von rechtlichen Bestimmungen, welche ebenso wol dessen Stellung und

1) Olymp. I, 106: *Ζεὺς ἐπίτροπος ἐών*, wo die Scholien erklären: *φροντιστής, ἐπόπτης, διοικητής.* 2) So z. B. *Xenoph.* Cyrop. IV, 2. §. 35. *Aristophan.* Eccles. 212, wo *ἐπίτροποι* und *ταμίαι* verbunden werden. *Xenoph.* Oeconom. XII, 2: *ὁ ἐν τοῖς ἀγροῖς ἐπίτροπος. Demosthen.* contr. Aphob. p. 819, 17. 3) S. insbesondere VII, 62 und VII, 170 und daselbst meine Noten; in demselben Sinne dann auch *ἐπιτροπεύειν*; s. ebendaselbst. Vergl. auch I, 108 und III, 63. 4) Cf. *Herodian.* VII, 4, 5. *Plutarch.* Morall. p. 815 B.

Digitized by Google

Verhältniß, wie das der Personen, für welche er bestellt ist, betreffen.

Zuvörderst also heißt 'Επίτροπος der Vormund, welcher entweder vom Vater für seine minderjährigen Kinder durch testamentarische Verfügung, wozu er nach Attischem Rechte, wie auch nach römischem, stets befugt ist, bestellt wird; wovon nicht wenig Beispiele bei den Attischen Rednern zunächst vorkommen, oder welcher, in Ermangelung einer solchen Bestimmung, von dem Archon, welcher für Waisen und Witwen zu sorgen hat, pflichtmäßig gesetzt und wol zunächst aus den näheren Anverwandten des Verstorbenen, also nur in Ermangelung derselben, auch aus andern Kreisen und Familien von ihm genommen wird. Denn die angeblich Solonische Bestimmung, welche sich bei Diogenes von Laerte (I, 56) findet, wornach derjenige nicht Vormund sein solle, welcher des Mündels nächster Erbe nach dessen Tode sein würde, eine Angabe, welche zwar von mehren Gelehrten angenommen und selbst mit einer ähnlichen Bestimmung des Charondas (*Diodor.* XII, 18) in annähernde Verbindung gebracht wurde, ist weder durch einzelne Belege oder Fälle bestätigt, noch überhaupt wahrscheinlich; ja sie wird sogar durch einzelne Beispiele widerlegt, in welchen grade des verstorbenen Vaters nächste Anverwandte, zumal sein Bruder, zur Vormundschaft berufen sind; nach einer Stelle des Isäus [5]) möchte grade ein solcher Vormund als der gesetzliche erscheinen. Und schon die doppelte Stellung des Vormünders, insofern ihm außer der Sorge für seinen Mündel auch dessen ganze Vermögensverwaltung übertragen ist, scheint es mit sich zu bringen, daß auf die nächsten Verwandten bei der Bestellung des Vormundes insbesondere gesehen ward. Ob nun aber auch, wie dies bei dem römischen Rechte stipulirt ist, in gewissen, durch das Gesetz bezeichneten, Fällen eine Ablehnung der Vormundschaft zulässig war, wissen wir ebenso wenig, als ob der aufzustellende Vormund gewisse gesetzlich bestimmte Eigenschaften haben mußte, welche zur Übernahme einer Vormundschaft erforderlich waren; nur dies wissen wir aus einzelnen Beispielen, daß ebenso gut ein Vormund, wie mehre gemeinsam in den beiden oben angegebenen Beziehungen, vom Vater testamentarisch, wie vom Archon gesetzt werden konnten.

Es war aber das Geschäft des Attischen Vormundes doppelter Art. Erstens hatte er für die Unterhaltung, Erziehung, Bildung und den Unterricht des Mündels selbst ebenso zu sorgen (τοὺς ὀρφανοὺς ἐπιτροπεύειν) wie für Unterhalt der etwa hinterlassenen Witwe [6]); es scheint, daß dazu in der Regel nur die Zinsen des Vermögens des Mündels, nicht aber Capitalien und dergl. verwendet, mithin das Vermögen selbst nicht angegriffen wurde. Zweitens erschien er aber auch als der Verwalter des Gesammtvermögens seines Mündels (τὴν οὐσίαν διαχειρίζειν), und in dieser Hinsicht als dessen κύριος in allen Beziehungen, zunächst in denjenigen, welche rechtlicher Art waren [7]). Hatte der Vater in seinem Testamente über die Art und Weise der Vermögensverwaltung Bestimmungen getroffen, so hatte sich der Vormund, oder, wenn es mehre waren, die Vormünder nach diesen Bestimmungen zu richten; dies und nichts anderes ist das ἐπιτροπεύσαι κατὰ τὴν διαθήκην bei Demosthenes (Advers. Stephan. p. 1112, 26). Daher z. B. Demosthenes [8]) in der gegen seine Vormünder erhobenen Klage ebendiesen Punkt auch hervorhebt, daß die in dem väterlichen Testament enthaltene Bestimmung über die Verpachtung seiner Güter außer Acht gelassen worden, was ihn so zu Schaden gebracht. Lag keine testamentarische Bestimmung der Art vor, so hatte der Vormund herkömmlicher Weise die Güter zu verpachten (μισθοῦν τὸν οἶκον), was durch eine öffentliche Versteigerung an den Meistbietenden geschah, und daß daraus dem Vermögen des Mündels oft namhafte Vortheile und Vermehrung erwachsen, führt Demosthenes [9]) in der bemerkten Klage mit einzelnen Beispielen ausdrücklich an; daher aber auch gegen den Vormund, der das Vermögen des Mündels gar nicht oder doch zu gering verpachtet, geklagt werden konnte. Nur wo eine solche Verpachtung nachtheilig den Interessen des Mündels erschien, mochte sie wol von Seiten des Vormundes unterlassen werden; wenigstens ist dies einer von den durch Aphobus wider die Klage des Demosthenes geltend gemachten Punkte [10]). Überhaupt lag dem Vormunde die Verpflichtung ob, für das Vermögen seines Mündels auf jede Weise Sorge zu tragen, damit es nicht blos außer allem Schaden und Nachtheil bleibe, sondern auch möglicher Weise eine Zunahme gewinnen könne. Fand es daher der Vormund zuträglicher, oder hatte es sich durch andere Umstände ergeben, daß das Vermögen des Mündels zu Geld gemacht war, so hatte er jedenfalls zu sorgen, dieses Geld auf eine den Interessen des Mündels günstige Weise unterzubringen; in welchem Falle gesetzlich nur ein Ausleihen auf Landzins und nicht auf Seezins erlaubt war [11]); Handelsspeculationen mit dem Gelde des Mündels zu machen, scheint wenigstens nicht üblich gewesen, und immerhin als etwas, außer der Regel Liegendes, betrachtet worden zu sein. In dieser Hinsicht, als Verwal-

5) Ἰσαῖος, Ertzsch. des Aristarch. S. 235, 15; μετὰ δὲ τὴν τελευτὴν Ἀριστάρχου Ἀριστομένης, ἀδελφὸς ὢν αὐτοῦ καὶ κατὰ νόμον ἐπίτροπος γενόμενος τῶν τοῦ ἀδελφοῦ παίδων. Mit Recht wird auf diese Stelle viel Gewicht gelegt bei Meier und Schömann, Attisch. Proceß. S. 448, wo noch Anderes angeführt ist, und überhaupt diese ganze Streitfrage am umfassendsten behandelt ist. 6) S. Schneidewin, De re tutelari. p. 15 und Meier und Schömann a. a. O. S. 449.

7) Schmeisser a. a. O. S. 16 fg. Meier und Schömann S. 450 fg. 8) Vergl. z. B. Advers. Aphob. I. p. 826. Advers. Onetor. p. 865. 9) Vergl. z. B. p. 832. 833 und daselbst die Worte: καίτοι πῶς οὐ δεινόν, εἰ ἕτεροι μὲν οἶκοι (οἶκος ist hier, wie an andern Orten, als Inbegriff des gesammten Vermögens zu fassen; s. Schmeisser a. a. O. mit Baumstark's Zusatz) τελαυτώντος πατελειφθήτες ἐπ τοῦ μισθωθῆναι διπλάσιοι καὶ τριπλάσιοι γεγόνασιν, ὥστε ἀξιοῦσθαι λειτουργεῖν κ. τ. λ. — über das Unterbringen des Vermögens und die öffentliche Verpachtung vgl. auch Heffter, Athen. Gerichtsverf. S. 383 fg. Meier und Schömann S. 294 fg. 10) Vergleiche den Anfang der zweiten Demosthenischen Rede gegen Aphobus S. 836. 11) Suidas s. v. ἔγγυον: τοῦ νόμου κελεύοντος, τοὺς ἐπιτρόπους τοῖς ὀρφανοῖς ἔγγυον τὴν οὐσίαν καθιστάναι, οὗτος δὲ ναυτικὸς ἐς (so nach Meier's und Schömann's Verbesserung a. a. O. S. 451 für ναυτικοὺς) χρῆς ἀπουσίαν. Die Rede des Lysias gegen Diogiton ist hier insbesondere zu vergleichen §. 4 fg.

Digitized by Google

ter des Vermögens des Mündels und als dessen κύριοι hatten die Vormünder auch die auf diesem Vermögen liegende Steuer (εἰσφορά), und ebendeshalb den Bestand des Vermögens oder das Steuercapital (τίμημα) anzugeben, um darnach das Steuerquantum bestimmen zu lassen [11]; eine weitere Besteuerung oder weitere Beiträge zu den öffentlichen Lasten scheinen nicht stattgefunden zu haben [12]). Daß der Vormund den Mündel vor Gericht zu vertreten hatte, wenn gegen diesen oder zunächst gegen sein Vermögen eine Klage erhoben oder für den Mündel und sein Vermögen zu erheben war, lag in der Natur der Sache, da er des Mündels κύριος war. Auch scheint es, daß in der Person des Archonten eine Art von obervormundschaftlicher Behörde zu Beaufsichtigung der Vormünder aufgestellt war, und daß man an diese Behörde Klagen wegen schlechter Verwaltung der Vormünder gelangen lassen konnte [13]), zumal da der Vormund mit seinem eigenen Vermögen dem Mündel für jeden Nachtheil haftete, der dessen Vermögen durch seine Schuld zugefallen war; derselbe Fall trat natürlich auch ein, wenn es, wie z. B. bei Demosthenes, mehre Vormünder waren, welche dann aber, wie es scheint, nicht in solidum, sondern nur für ihren Antheil verantwortlich waren.

Für die Besorgung aller dieser Geschäfte und die damit verbundene Verantwortlichkeit konnten die Vormünder keine Vergütung oder Besoldung ansprechen, weder von Seiten des Staats, noch von Seiten des Mündels, aus dessen oder seiner Verwandten Beutel. Dagegen mochte wol der Testator selbst, um Unterschleife oder schlechte Vermögensverwaltung zu vertüten, in diesem Falle einige Fürsorge treffen, und den von ihm bestellten Vormündern eine Art von Entschädigung für ihre schwere Sorge zukommen lassen. Wenigstens lassen uns die beträchtlichen Summen, welche des Demosthenes Vater den beiden von ihm bestellten Vormündern in seinem Testamente bis zur Mündigkeit seiner Kinder aussetzte, und selbst die Art und Weise, wie Demosthenes dies in der mehrfach angeführten Klage gegen diese seine Vormünder erzählt [14]), nicht zweifeln, daß in den meisten ähnlichen Fällen auch ähnliche Bestimmungen von Seiten des Testators für die Vormünder stattfanden, um dieselben auf diese Weise zu Rechtlichkeit anzuhalten und ihnen einen billigen Ersatz für alle ihre Mühe zuzuwenden. Es dauerte aber eine solche Vormundschaft bis zum 18. Jahre des Mündels, wo die δοκιμασία stattfand und der Eintritt unter die Ephebeu (s. d. Art.) erfolgte. Damit erfolgte dann auch die Übergabe des bisher in den Händen des Vormundes befindlichen oder von diesem verwalteten Vermögens an den Pupillen, der nun seine volle Mündigkeit erlangt hatte, und von dem Vormunde die gehörige Rechenschaftsablage verlangen konnte, wie dies auch wol in der Regel geschah [15]). Fand er diese nicht genügend und sich und sein Vermögen durch die schlechte Verwaltung beeinträchtigt, so konnte er gegen den oder die Vormünder Klage vor Gericht erheben (δίκη ἐπιτροπῆς), zumal wenn Vergleichsversuche erfolglos geblieben waren [16]); die von Demosthenes gegen seine Vormünder erhobene Klage, welche aber nicht alle drei Vormünder zusammenfaßte, sondern gegen jeden Einzelnen als Privatklage erhoben werden mußte — die Reden gegen Aphobus und Onetor —, kann uns am besten zeigen, in welcher Weise solche Processe geführt wurden, wie insbesondere hier der Pupill genau Alles anzugeben hatte, worin ihm Nachtheil, wie er glaubte, erwachsen war, aus dem natürlichen Grunde, damit dann der zu leistende Schadenersatz ausgemittelt und bestimmt werden könne. Denn es gehörte eine solche Klage zu den schätzbaren (τιμητὸς ἀγών), insofern der klagende Mündel die Summe, um die er beeinträchtigt zu sein glaubte, in seiner Klagschrift anzugeben hatte, und diese, wenn das Gericht den Vormund schuldig befunden, von letzterm zurückerstattet werden mußte [17]) in der Weise, daß bis zur völligen Rückerstattung dieser Summe sein und selbst seiner Frau Vermögen dem siegenden Theile verpfändet blieb [18]); was man selbst dahin, aber irrig, wie wir glauben, ausdehnen zu können glaubte, als wenn eine solche Verpfändung schon früher, von dem Moment an, wo er die Vormundschaft übernommen, zu Gunsten des Mündels eingetreten. Fiel freilich der Kläger mit seinem Antrage durch, so hatte er die Epobelie, gleichsam als eine Art von Buße, zu entrichten [19]), welche den sechsten Theil der Schätzungssumme, d. h. der von ihm verlangten, streitigen Entschädigungssumme, betrug. Es scheint übrigens, daß die Attischen Gerichtshöfe in der Regel in einer günstigern Stimmung für den klagenden Mündel waren und zu seinen Gunsten entschieden [20]); auch der Umstand, daß eine solche Klage erst fünf Jahre nach geendigter Vormundschaft verjährte [21]), spricht für die in der Regel dem Mündel günstige Ansicht.

Außer dieser, zum Schutze unmündig hinterlassener Waisen bestehenden Vormundschaft, die zunächst mit dem Ausdrucke ἐπιτροπή und ἐπιτροπία bezeichnet wird, und dem Vormunde den Namen eines ἐπίτροπος gibt, bestand aber zu Athen noch eine andere, in Bezug auf Frauen und deren Schutz, insofern eine Frau zu Athen zur Vornahme eines rechtlichen Geschäftes eine Art von Vormund oder Beistand haben mußte, welcher in dieser Beziehung ὁ κύριος heißt, dessen Beistimmung daher bei allen Verträgen und sonstigen rechtsgültigen Handlungen nöthig war,

12) Vergl. Schmeisser S. 25 fg. Meier und Schömann S. 450. 13) s. Schmeisser S. 24 fg. 14) Es heißt in dieser Hinsicht bei Demosthenes (Advers. Onetor. p. 865): οὐκ ἐλάττονα κακῶς ἐπιτροπεύσαντος, ἀλλὰ ἢν πατρῴας εὐδὲ ἀδικούμενος· τοσοῦτοι πράγματεῖαι καὶ λόγοι παρὰ τὰ τῷ ἄρχοντι καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ἐγίγνοντο ὑπὲρ τῶν ἐμῶν κ.τ.λ. Vergl. Schmeisser S. 21. Meier und Schömann S. 451. 15) s. besonders S. 814 der Rede Advers. Aphob. I. Vergl. Schmeisser S. 26.

16) Vergl. Schmeisser S. 27. Meier und Schömann S. 452. 17) Vergl. *Demosthen.* Adv. Aphob. I. p. 813., oder Adv. Onetor. p. 864; s. auch Schmeisser S. 30. über die Klage selbst s. Meier und Schömann S. 293 fg. 18) s. Meier und Schömann S. 185 fg. 454. Schmeisser S. 33—41. 19) s. Schmeisser S. 45. Wegen des Folgenden vergl. ebendas. S. 44 und dazu Baumstark's Note S. 46 fg. 20) s. *Demosth.* Advers. Aphob. I. p. 854. nebst Böckh, Staatshaushalt. der Athen. I. S. 392. über die Epobelie selbst s. Meier und Schömann S. 727 fg. 21) So Meier und Schömann S. 454, mit Bezug auf *Demosthen.* Adv. Nausimach. p. 990. 22) s. die Stellen bei Meier und Schömann a. a. O.

Digitized by Google

der sie aber auch bei allen von ihr oder gegen sie erhobenen Klagen zu vertreten hatte. So lange die Frau im Hause ihres Vaters sich befand, war dieser ihr κύριος, oder nach dessen Tode, so lange sie minderjährig war, der ἐπίτροπος, dann ihre nächsten Verwandten väterlicher Seits; oder bei ihrer Verheirathung der Mann; starb dieser und sie blieb im Hause, so war wol der Sohn, oder im Falle seiner Minderjährigkeit sein Vormund auch ihr κύριος, andernfalls trat sie nur in ihr früheres Verhältniß vor der Ehe zurück. Das Nähere darüber s. bei Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 455 fg., vergl. S. 442 fg., und *Dider. Jan. van Stégeren:* De conditione civili femin. Athenienss. (Zwoll. 1839) p. 94—101. Daß überhaupt das ganze Vormundschaftsverhältniß in Athen sehr ausgebildet war, aber auch ebendadurch zu öftern Streitigkeiten und Klagen Veranlassung geben mochte, unterliegt wol kaum einem Zweifel, zumal da diese Gegenstände ebenso gut wie die bei den Erbtöchtern obwaltenden Verhältnisse in den Kreis der Komödie gezogen wurden und den komischen Dichtern einen erwünschten Stoff für ihre Dramen boten. So wird z. B. von dem Komiker Alexis eine Komödie, überschrieben ὁ ἐπίτροπος, erwähnt; s. *Athen.* X. p. 443 F. Menander schrieb eine Komödie: Ἐπιτρέποντες [23]). Wenn wir den Verlust dieser Stücke, die uns wol manche Aufklärung über dieses ganze Verhältniß im Einzelnen bieten könnten, allerdings sehr zu beklagen haben, so ist doch der Verlust weit schmerzlicher und fühlbarer, welchen wir in so manchen darauf bezüglichen Reden der vorzüglichsten Attischen Redner erlitten haben, da diese die Sache eben von dem rechtlichen Standpunkte behandelten, und wir mit Sicherheit erwarten könnten, in diesen jetzt verlorenen Reden eines Antiphon, Lysias, Isäus, Hyperides, Demosthenes, Dinarchus u. A., eine vollständige Aufklärung über dieses ganze uns jetzt nur unvollständig in seinen einzelnen Theilen und den hier obwaltenden Bestimmungen bekannte Verhältniß zu gewinnen, eine Aufklärung, wie sie aus den uns allein noch zugänglichen, in dieser Hinsicht für unsere Kenntniß der Attischen Vormundschaft allerdings höchst wichtigen Reden des Demosthenes gegen Aphobus und Onetor, oder aus der Rede des Lysias gegen Diogiton nicht in der erwünschten Vollständigkeit jetzt erzielt werden kann. Von neuern Schriftstellern ist, mit Zugrundelegung dieser Quellen, der Gegenstand näher in der oben angeführten Abhandlung von F. N. Schmeisser: De re tutelari Atheniensium (Programm zu Fryberg 1829) nebst den beigefügten Bemerkungen von A. Baumstark; dann aber insbesondere von Meier und Schömann in der mehrfach von uns darum hier auch benutzten Schrift: Der Att. Proceß (Halle 1824), erörtert worden. (*Baehr.*)

EPITYMBIA, Ἐπιτύμβια, Beiname der Aphrodite, unter welchem sie zu Delphi verehrt wurde. Man rief bei ihrem Tempel die Seelen der Abgeschiedenen zum Todtenopfer herauf. (*Richter.*)

23) Die Komödie des Diphilus: ὁ Ἐπιτροπεύς, scheint inzwischen hierher nicht zu gehören, sondern nach dem Attischen Gau dieses Namens benannt; s. *Meinecke*, Histor. critic. Comico. Graeco. p. 454 sqq.

EPIZEUXIS (ἐπιζευξις), eigentlich die Verknüpfung, Verbindung von ἐπί und ζεύγνυμι, ist der Name einer rhetorischen Figur, welche durch die Wiederholung desselben Wortes dem darin liegenden Begriffe größern Nachdruck zu geben und ihn fur Hörer und Leser deutlicher hervorzuheben beabsichtigt. Sie gehört zu den einfachen Wortfiguren und wird von Alius Herodianus (περὶ σχημάτων T. VIII. p. 603. ed. *Walz.*) also bestimmt: *ὅταν τὰ προκειμένα ὀνόματα διαλαμβάνοντες τὴν ἐπιφορὰν ἐκφαντικωτέραν ποιησώμεθα*, in welchen Worten jedoch das Trennen der Worte (διαλαμβάνειν) unpassend erscheint und wol in οἷς λαμβάνοντες (zweimal nehmen) umzuändern sein dürfte. Die Technifer sind aber in dem Gebrauche anderer Bezeichnungen sehr freigebig, leider auch ungenau. So gebraucht der Scholiast des Aristophanes (ad Nub. 266) den Namen Epanadiplosis, der der Analogie gemäß vielmehr da anzuwenden ist, wo das am Anfange eines Satzes stehende Wort am Ende desselben wiederholt wird (vergl. Rufinianus §. 8); noch Andere nennen sie Palillogie, über die ich in dieser Encykl. 3. Sect. 10. Bd. S. 32 ausführlicher gesprochen und gezeigt habe, daß sie im engern Sinne auf die Wiederholung des am Ende eines Satzes stehenden Wortes gleich im Anfange des folgenden zu beschränken ist; noch Andere verwechseln damit die Epanaphora, wie dies Goeller (ad *Cic.* Orat. p. 192) trifft, wenn er sich auf die von mir in den Prolegom. ad *Taeit.* Dialog. p. 82 beigebrachten Zeugnisse beruft. Hierher gehören als Beispiele des Äschines Worte (p. 72, 30): *Θῆβαι δὲ, Θῆβαι, πόλις ἀστυγείτων, μεθ' ἡμέραν ἐκ μέσης τῆς Ἑλλάδος ἀνηρπάσθη*, oder, um ein Dichterbeispiel anzuführen, das 51. Fragment der Sappho: *Παρθενία, παρθενία, ποῖ με λιποῖσ' οἴχῃ; οὐκέτι πρός σ' οὐδέποτ' ἔξω, οὐκέτι πρός σ' ἔξω*; hierher *Cicero* in Catil. I, 1, 3: *fuit, fuit* ista quondam in hac republica virtus — *nos, nos*, dico aperte consules desumus; §. 4: *vivis* et *vivis* non ad deponendam sed ad confirmandam audaciam; §. 9: *hic, hic* sunt in nostro numero, und bei ihm besonders häufig vor dem mit Nachdruck eingeschobenen inquit; hierher das bekannte Horazische (Epist. I, 1, 53): o *cives, cives*, quaerenda pecunia primum: virtus post numos, und Carm. II, 14, 1: Eheu, fugaces, *Postume, Postume* labuntur anni, und am häufigsten in den Epoden, z. B. 6, 11: *cave, cave*; 7, 1: *quo, quo*, scelesti ruitis; 4, 20: *hoc, hoc* tribuno militum; 17, 7: citumque retro *solve, solve* turbinem; 5, 53: *nunc, nunc*, adeste; hierher Virgil's (Aeneid. IX, 427): *me, me*, adsum qui feci, in *me* convertite ferrum, o Rutili. oder Aen. IV, 660: sed moriamur, ait: *sic, sic* juvat ire sub umbras. Von teutschen Beispielen können die im Art. Palillogie aus Goethe und Körner angeführten verglichen, und aus Engel die Worte: „Ach die Menschen, die Menschen! die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben;" in Schiller's Epigramm Columbus: Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen." Einzelnes hierher Gehörige haben Ernesti im Lexic. technol. gr. p. 123 und Jani in der Ars poet. p. 427 beigebracht; am ausführlichsten spricht darüber

Digitized by Google

Vossius, Instit. orator. Lib. V. Cap. 7. — Zu erwähnen dürfte auch der Gebrauch der Metrifex sein, über welchen eine Stelle des Marius Victorinus (II, 9) hinlänglich belehrt: Id Graeci *ἐπίζευξιν*, id est *conjugationem*, vocant, eo quod priorum pedum basin uno tempore breviorem sequentis syzygiae compleat syllaba, quae pro brevi, licet natura longa sit, utpote prior trochaei, accipienda est, si quidem unius temporis supplemento ionica basis indigere videatur, etenim huic metro rhythmica natura accidit.

(*Eckstein.*)

EPIZOA, eine von Nitzsch in Anwendung gebrachte (Germar's Magazin der Entomologie. 2. Bd. 1818) Bezeichnung derjenigen Insekten, welche lebenslänglich als Parasiten auf andern Thieren sich aufhalten. Er zog zu dieser, von ihm keineswegs als eine natürliche Gruppe angesehenen Abtheilung die Gattungen Pediculus *de Geer*, Ricinus *de Geer* (letztere in vier neuen Gattungen: Philopterus, Trichodectes, Liotheum und Gyropus), die Gattung Hippoboscа Linné's und ihre Verwandte, sowie zwei neue Genera, Carnus und Braula, die erste ein Mitglied der Stechfliegenfamilie (Conopica), die zweite eine neue Form der Nycteribiden. Wegen der sehr mannichfaltigen Organisation aller dieser Thiere findet sich bei ihnen kaum eine andere Übereinstimmung, als daß alle echte sechsbeinige Insekten sind und die schon bemerkte Lebensweise führen. (*Burmeister.*)

EPIZOARIA, hatte zuerst Lamarck (Syst. des anim. sans Vertèbr. [Par. 1815]) eine Thiergruppe genannt, welche er, wie es scheint, provisorisch ans Ende der Würmer stellte und aus den Gattungen Chondracanthus, Lernaea und Entomoda bildete. Blainville nahm diese Benennung an, dehnte aber die Gruppe mit Recht auf alle verwandten Thierformen aus, und zog noch die Gattung Caligus mit ihren Verwandten hinzu. Minder richtig war seine Ansicht, daß auch mehre anomale Arthrostraca, als Caprella, Cyamus u. a., hierher gehören möchten. Demnach haben die Epizoaria bei spätern Zoologen keinen Beifall gefunden, besonders seitdem Latreille für die lernäenartigen Thiere und ihre Verwandten den ziemlich bezeichnenden Namen Siphonostoma in Anwendung gebracht hatte; unter dieser werden wir der Gruppe, als ihrer jetzt allgemein üblichen Bezeichnung, ausführlicher gedenken. (*Burmeister.*)

EPKOAKUILTZIN, bei den alten Mexicanern der Ceremonienmeister unter den Priestern. (*Richter.*)

EPOCHE. Um in dem Laufe der Zeit die einzelnen Theile derselben unterscheiden und die Aufeinanderfolge der Ereignisse bestimmen zu können, muß man gewisse Ausgangspunkte, von denen man zu zählen anfängt und die man chronologische Charaktere oder Zeitmerkmale nennt, als fest markiren. Diese sind entweder Naturbegebenheiten oder solche, welche im bürgerlichen Leben als besonders hervorstechend sich bemerkbar gemacht haben. Zu den ersten gehören die sogenannten astronomischen Charaktere, wie Mondviertel, Finsternisse u. dgl. Die zweiten, welche künstliche Charaktere oder Epochen heißen, zerfallen wieder in bürgerliche und historische. Unter bürgerlicher Epoche versteht man einen auf irgend eine Weise ausgezeichneten Zeitmoment, von dem eine ganze Nation ihre Jahre zu zählen anfängt, wie z. B. bei den Muhammedanern die Flucht Muhammed's von Mekka nach Medina. Die historische Epoche dagegen ist ein Zeitpunkt, den ein Historiker sich beliebig zum Ausgangspunkte seiner Zeitrechnung gewählt hat.

Die Aufeinanderfolge von Jahren, die man von einer Epoche ab zählt, nennt man Ära, Jahrrechnung oder Zeitrechnung, sodaß Ära und Epoche, welche zuweilen mit einander verwechselt werden, wesentlich verschiedene Bedeutung haben. Eine Reihe von Jahren, nach deren jedesmaligem Ablauf sich gewisse Erscheinungen wiederholen, sodaß eine Epoche von Neuem wieder eintritt, nennt man einen Cyklus, Cirkel oder Zeitkreis. Zwei oder mehre Cyklen zusammen bilden eine Periode.

Da die Feststellung der Epoche bei den meisten Völkern mit deren religiösen Traditionen zusammenhängt, so ist es natürlich, daß sich bei verschiedenen Völkern, auch wol gar zu verschiedenen Zeiten, verschiedene Zeitrechnungen und somit auch verschiedene Epochen vorfinden. Diese Mannichfaltigkeit in der Art der Zeitbestimmung machte es offenbar dem Historiker schwer, einen ordentlichen Vergleich der Ereignisse bei den einzelnen Völkern anzustellen; daher war es ein glücklicher Gedanke von Scaliger (Opus de emendatione temporum 1583 und 1629) eine ganz neue willkürliche Epoche anzunehmen und auf diese alle übrigen zu reduciren. Er nannte diese Grundära die Julianische, weil sie nach Julianischen Jahren zählt. Sie bildet eine Periode von 7980 Jahren, welche Zahl durch Multiplication der drei cyklischen Zahlen 28, 19 und 15 erhalten wurde. Die erste derselben, 28, ist der Sonnencirkel, d. h. eine Reihe von 28 Jahren, nach deren Ablauf wieder gleiche Wochentage mit gleichen Monatstagen zusammentreffen. Die zweite, 19, ist der Mondcirkel, d. h. ein Zeitraum von 19 Jahren, nach dessen Ablauf die Neumonde sich wieder an denselben Tagen des Jahres ereignen. Die dritte, 15, endlich ist der Indictionscirkel, d. h. ein 15jähriger Zeitraum, der unter den spätern römischen Kaisern zum Behuf gewisser Schatzungen eingeführt und in die Zeitrechnung übergegangen ist. Die Epoche dieser Julianischen Periode ist dasjenige Jahr, in welchem die Mond-, Sonnen- und Indictionscirkel zu gleicher Zeit ihren Anfang nehmen. Bei Vergleichung dieser Ära mit der christlichen ergibt sich, daß das Jahr 4713 der Julianischen Periode das erste vor und 4714 das erste nach Chr. Geb. ist. Sollen daher Jahre der Julianischen Periode auf die christliche Zeitrechnung gebracht werden, so muß man sie von 4714, wenn sie kleiner, oder 4713 von ihnen abziehen, wenn sie größer sind, wodurch man im ersten Falle Jahre vor und im zweiten Falle Jahre nach Chr. erhält. Will man dagegen Jahre vor oder nach Chr. auf die Julianische Periode reduciren, so muß man die ersteren von 4714 abziehen und zu den letztern 4713 addiren.

Die Julianische Periode ist die von den Chronologen durchgängig angenommene, auf welche man alle andern reducirt. Wie dieses geschieht und welche Zahlenverhält-

Digitized by Google

nisse hierbei obwalten, ist in dem Artikel Periode nachzusehen. Man vergleiche übrigens den Artikel Ära.

(*Schnacke.*)

EPOCHNIUM. Diese von Link gestiftete Gewächsgattung gehört zu der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze und zu der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe. Char. Auf den faulenden vegetabilischen Körpern, auf denen diese Pilze entstehen, zeigen sich Flecken, aus denen verwirrte, schleimige, oft mit Scheidewänden versehene Fäden und dazwischenliegende Haufen von ablangen, mit einem Spitzchen und einer Scheidewand versehenen Keimkörnern hervorbrechen. Es sind drei Arten dieser Gattung bekannt: 1) Ep. moniliioides *Link* (Berl. Mag. III. S. 18. t. 1. f. 28. *Nees*, Pilzfyst. I. 40, Monilia fructigena *Schumacher*), die Fäden sehr fein, weiß, die Keimkörner schwarz; auf faulenden Birnen (daher der Gattungsname: ὄχνη Birne, *inl* auf). 2) Ep. virescens *Martius* (Fl. crypt. erlang. p. 338), die Fäden dicht, weiß, die Keimkörner grünlich; auf faulenden Aprikosen und Birnen. 3) Ep. fungorum *Fries* (Syst. mycol. III. p. 449), die Fäden sehr fein, schwarz, die Keimkörner schwarz, durchscheinend. Auf faulenden Schwämmen, namentlich aus der Gattung Thelephora.

(*A. Sprengel.*)

EPOCHOS, Ἔποχος, einer von den vier Söhnen des Lykurgos, die er mit der Kleophile oder nach Andern mit der Eurynome zeugte. *Apollod.* III, 9, 2. Heyne S. 268. *Paus.* VIII, 4. Schol. *Apollon.* I, 164. Sein Bruder Ankäos blieb auf dem Schlachtfelde, er aber hatte sich den Zorn der Diana zugezogen und starb von ihrem Pfeile, d. h. plötzlich an einer Krankheit. (*Richter.*)

EPODOS, Ἐπῳδός, hatte im Griechischen eine doppelte Bedeutung, je nachdem man der Präposition *inl* den Sinn eines feindlichen Angriffs und der Aufsässigkeit oder eines bloßen Zusatzes gab. Im ersten Falle bezeichnete es entweder ein Schimpfwort, wie μορφῆς ἐπῳδόν bei Euripides (Hecub. 1272), oder ein schmerzstillendes Mittel von wunderſamer Wirkung, wie die ἐπῳδαί bei Euripides (Hippol. 478). Cf. *Spanheim.* ad *Julian.* Caes. p. 41 und 344. Im zweiten Falle, welchen wir hier berücksichtigen, erhielt das Wort wieder einen mehrfachen Sinn, je nachdem man einzelne Verse oder größere Theile und besondere Gattungen lyrischer Gedichte also nannte. Denn es ward nicht nur nach gewissen Zwischenräumen wiederkehrende Schalverse oder Refrain, wie bei Theokrit (I. und II.), Bion (I.), Moschus (III.) und Virgilius (Buc. VIII.), sondern auch, wie Πορφυδός ein kleinerer Vers vor einem größern hieß, der einem längern Verse zugegebene kürzere Ἐπῳδός genannt. Von dieser Art sind die Verse in den Jamben des Horatius, mit Ausnahme des letzten Gedichts auf Canidia, welche daher Epoden genannt zu werden pflegen. Nicht dahin gehört aber das elegische Versmaß, dessen Pentameter gleiches Zeitmaß mit dem Hexameter hat, obwol ein Gedicht epodisch heißt, wenn auch, wie in des Horatius XI. und XIII. Epodos, dem kürzern Verse noch ein anderer kürzerer Vers zugegeben wird. Während die Epoden nach des Archilochos Erfindung meist satyrischen Inhalts waren, hat ihnen Horatius doch auch seine ersten Versuche in lyrischer Dichtkunst beigegeben, wie den XIII. und XV. Epodos. Bei den Lyrikern pflegt man aber diejenigen Gesänge epodisch zu nennen, deren gleichmäßigen Strophen und Antistrophen noch ein Schlußgesang von besonderm Rhythmus zugegeben ist, wie bei den meisten Pindarischen Siegeshymnen und vielen Chorgesängen der Tragiker. Die Liederdichter, welche, wie Alkäos und Sappho, des Horatius Muster, nur kleine Strophen ohne Gegenstrophen nach immer gleichem Rhythmus dichteten, machten, wie Dionysios (De compos. verb. c. 18. ed. *Göller.* p. 140) bemerkt, von Epoden nur selten Gebrauch; desto häufiger dagegen Stesichoros und Pindaros, welche größere Strophen mit mannichfaltiger Gliederung bildeten. Anakreon wird von Hephästion den Sängern monostrophischer Gedichte zugezählt, Simonides dagegen den Verfassern epodischer Gedichte, welche nicht nur zwei, sondern auch drei, vier und mehr gleichartige Strophen einem Epodos vorangeschickt haben sollen; und während die dramatischen Dichter nur je einer Strophe und Antistrophe gleiches Versmaß gaben, kehrte bei den Lyrikern in jeder Strophe und Antistrophe eines Gedichtes dasselbe Versmaß wieder.

Nach Marius Victorinus (ed. *Putsch.* p. 2501) sangen die Chöre der Alten ihre Götterhymnen um den Altar tanzend, dessen erste Umkreisung von der Rechten sie Strophe nannten, wie die Rückkehr von der Linken Antistrophe: was sie alsdann noch vor den Göttern stehend sangen, nannten sie Epodos, und davon übertrug man denselben Namen auf diejenigen Epoden, welche zwei ungleiche Verse haben, da in diesen der zweite Vers den Sinn des Distichons, wie die lyrischen Epoden den ganzen Gesang enthielten. Die Bemerkung Seidler's, daß diese Epoden mit der vorhergehenden Strophe oft dem Sinne nach, aber selten dem Rhythmus nach zusammenhangen, bedarf jedoch einer genauern Bestimmung. Denn so sehr sich auch die Epoden der Hymnen und Chorgesänge von den Strophen und Antistrophen durch ihre Versmaße unterscheiden, sodaß man in strophischen Gedichten alles schlechthin Epodos zu nennen pflegt, was hinter den vorangehenden Strophen und Antistrophen in dem Maße und der Anordnung der einzelnen Verse davon abweicht, ohne auf eine entsprechende Weise wiederzukehren; so erfodert es doch der Charakter der dieselben begleitenden Musik, daß in der Mannichfaltigkeit des Metrums eine Gleichartigkeit des Rhythmus herrsche. Dagegen bemerkt Hermann in seinen Elem. doctr. metr. p. 725 noch einen andern Unterschied in Beziehung auf die Stasima und Paroden der Tragödien, da jene nur am Ende des ganzen Gesanges einen Epodos haben, diese aber zuweilen auch in dessen Mitte. Zwei Epoden des Parodos erkennt er aber nicht an, da der letztere, welchen man dafür halte, antistrophisch zu sein scheine. Noch verdient aber bemerkt zu werden, was Marius Victorinus (pag. 2502) anführt, daß, da die Zusammensetzung eines Gedichtes aus Strophe, Antistrophe und Epodos περικοπή heiße, ein Gesang μονοπερίκοπον genannt werde, welcher immer gleiche Perikopen habe, sowie μονόστροφον sei,

Digitized by Google

was immer gleiche Strophen ohne Epodos habe. Zuweilen finde man aber eine solche Anordnung der Verse, daß nicht der erste Theil des Gesanges dem zweiten, sondern dem dritten, wie der zweite dem vierten entspreche, κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ genannt: πολυπερίκοπον dagegen heiße ein Gedicht, in welchem den Strophen und Antistrophen ungleiche Epoden zugegeben seien, was nicht nur bei den Tragikern, sondern auch bei den Lyrikern häufig der Fall gewesen sei. Eine ganz kunstvolle Anordnung haben die Wechselgesänge des Äschylos, wie besonders der erste Wechselgesang in den Choephoren 306—478, dessen beide Haupttheile so geordnet sind, daß zwischen den anapästischen Systemen der Chorführerin als Prodos, Mesodos und Epodos zuerst Orestes mit dem ersten Halbchore eine Strophe und Elektra die Antistrophe, dann wieder Orestes eine Strophe, und der zweite Halbchor mit der Elektra die Antistrophe singen, mit noch künstlichern Abänderungen im zweiten Theile, welche ich hier übergehe, um nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß Horatius den ersten Theil seines Secular gesanges auf ähnliche Weise, wenngleich in einem monostrophischen Gedichte, unter den Chor der Funfzehnmänner Str. I und II, V und VI und IX, der Knaben Str. III und VII und Jungfrauen Str. IV und VIII vertheilte, während im zweiten Theile jeder dieser Chöre drei Strophen und dann alle zusammen die XIX. Strophe als Epodos oder Schlußgesang sangen.

(*G. F. Grotefend.*)

ÉPOISSES, Marktflecken im französischen Departement der Côte d'or (Bourgogne), Canton und Bezirk Sémur, hat ein altes gothisches Schloß und 1007 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten. Epoisses liegt in einem der fruchtbarsten Thäler des Departements, eine halbe Lieue von dem Serain entfernt, an der Straße von Sémur nach Avalon, und versendet seine berühmten Käse weit und breit. (Nach Expilly und Barbichon.)

(*Fischer.*)

EPOMEO, Berg auf der Insel Ischia, ist 2536, nach Andern nur 1800 Fuß hoch und war ehemals ein Vulkan, und seine letzte Eruption fällt in das 14. Jahrh. Man genießt von seiner Spitze eine herrliche Aussicht. Unter derselben ist ein Kloster in den Felsen gehauen. Die verwitterte Lava an seinem Fuße ist mit Reben und Fruchtbäumen bepflanzt. Die Einwohner nennen ihn auch Monte San Nicolo. (*Fischer.*)

EPOMIS. Käfergattung, von Bonelli errichtet, aus der Familie der Laufkäfer (Carnivei) und der Abtheilung **Thoracici** [1]), die jedoch von Latreille, Sturm u. m. mit **Chlaenius** [2]) vereinigt wird, da sie sich nur durch beilförmiges Endglied der Taster davon unterscheidet.

(*Germar.*)

EPONA. Göttin, welcher die Sorge für die Esel und Maulthiere oblag, ist etymologisch von der Hippone, Pferdegöttin, jedoch nicht der Sache nach geschieden, indem die Epona, von ἐπὶ und ὄνος, die Besorgung auch der Pferde hatte [1]), war auch Beschützerin des Zug- und Lastviehs überhaupt [2]). Ihr mit Rosenkränzen gezierte Bildniß stand in den Ställen, und zwar in der Mitte des die Balken des Stalles tragenden Pfeilers [3]). Auch ward sie durch Weihrauchduft verehrt [4]). Besondere Merkwürdigkeit für die Teutschen und Franzosen hat die Epona durch den Umstand erhalten, daß sich in Pföring und Solothurn Steine mit Inschriften, auf welchen Epona zu lesen, vorfanden; man hat sich dadurch für berechtigt gehalten, die Epona als dem keltischen [5]) Glauben angehörend aufzustellen, ja sie selbst den Süddeutschen zuzuschreiben. Aber diese Inschriften sind ja Kinder der an jenen Orten als Krieger dienenden oder wohnenden Römer. Bereits im 16. Jahrh. wurde die von Opilius Restio, einem Soldaten von der 22. Legion im Jahre Roms 972 (3. Chr. 219) errichtete Inschrift entdeckt und bekannt. Sie ist zu Solothurn in der Mauer eines uralten Thurms mitten in der Stadt zu sehen [6]) und lautet [7]):

DEAE EPONAE MAT.
OPILVS RESTIO M. .
. ES. XX. ANTONI. . .
ANAE P. F. F.
. . . . COS. CVRA. SA
. . NS. VICO SALOD. . .
. . XVIII KAL. SEPTEMB.
. . . D. N. ANTONINO
. . . . II. COS.
V. S. L. M.

1) S. den Art. Carabici, Encykl. 15. Bd. S. 154. 2) S. d. Art. Chlaenius, Encykl. 17. Bd. S. 16.

1) Plutarch sagt: ἔστι δὲ θεὸς Ἔπονα πρόνοιαν ποιουμένη ὑποζυγίων, und erzählt Fulvius Stellus, der Weiberfeind, habe mit einer Pferdestute die schöne Epona gezeugt. Wie man Hippona und Epona einander leicht substituirte, lehrt auch die Verschiedenheit der Lesarten bei Juvenalis (Satyra VIII, 156):

— — jurat
Hipponam et facies olido praesepia pictas,

während in den besseren Handschriften für Hipponam steht Solam Eponam, und der alte Scholiast die Lesart anerkennt durch die Bemerkung: Quia mulio est, qui consulitur, Epona Deo muliorum. 2) Während Tertullianus (ad Nationes. Lib. I. c. 11) die Eitel mit der Epona aufführt: Nisi quod vos et totos asines in stabulis cum vestra Epona, legt er Apolog. c. 16 sie mit dem Zug- und Lastvieh überhaupt in Verbindung: Vos tamen non negabitis et jumenta omnia et cunctos cantherios, cum sua Epona coli. 3) Bei Apulejus (De Asino aureo. Lib. III.) heißt es: Respicio pilae medine, quae stabuli trabes sustinebat in ipso fere meditullio Eponae simulacrum residens aediculae, quod arcuatae corollis roseis equidem recentibus fuerat ornatum. 4) Prudentius (contra Symmachum) singt:

Nemo Cloacinae aut Eponae super astra Deabus
Dat solium, quamvis olidam persolvat acerram,
Sacrilegisque molam manibus rimetur et exta.

Unter den alten Schriftstellern, welche der Epona gedenken, ist auch zu erwähnen Felix Minutius, Octavius (28). 5) So z. B. der Verfasser der La Religion des Gaulois, tirée des plus purs sources de l'antiquité. (à Paris 1727.) T. II. p. 361—363. 366. Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 302. 6) Stumpf, Schweizer-Chronik. 6. Bd. Bl. 224. 7) Das dritte Wort in der ersten Zeile, nämlich das MAT., haben Stumpf (a. a. O.), Plantin (Helv. ant. et nova. p. 220), Hoffner (Solothurner Chronik) und Andere durch Maximae, nämlich Deae Eponae *Maximae*, erklärt, und der Verfasser der La Religion des Gaulois. Liv. V. p. 365, welcher die Inschrift nach Gruter (p. 87. n. 4) gibt, hat Deae Eponae M. Fr. dubv. Haller,

Digitized by Google

Diese Inschrift hat zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß dieser Göttin, welche in Gallien sehr verehrt worden sei, in Solothurn ein Tempel errichtet gewesen[1]). Man hat die Epona nicht nur als Göttin, welche die Pferdetier durch Vermischung mit den Römern erhalten[2]), oder auch die Helvetier urthümlich gehabt, sondern sie auch überhaupt in Schwaben als Beschützerin des Viehes verehrt[3]) aufgestellt. Die in Pförring[4]) gefundene Inschrift hat die Annahme, daß die Epona eine Göttin der Baiern gewesen[5]), veranlaßt, ja! noch andere Vermuthungen hervorgerufen, so z. B. daß Pförring zu der Römer Zeit Epona geheißen habe[6]), und daß Biburg den Namen Epenburg von der Göttin Epona gehabt habe[7]). Außer Schwaben und Baiern werden als Länder, wo sie verehrt worden, Kärnthen und andere angenommen.

(*Ferdinand Wachter.*)

Eponides, s. Rotalia.

EPONYMOS (*Ἐπώνυμος*), eigentlich ein Adjectiv, daß von den Griechen bekanntlich in zweifachem Sinne, im activischen wie im passivischen, gebraucht und mit dem Genitiv des Gegenstandes verbunden, ebenso wol denjenigen bezeichnet, der einer Person oder Sache einen Namen gibt, als den, der von ihr ihn erhält[1]). In diesem Sinne kommt der Ausdruck insbesondere von Göttern, Heroen und andern Gegenständen wie Personen vor, nach welchen einzelne Orte, Städte, Flüsse, Genossenschaften u. dergl. benannt sind, wie z. B. wenn in Athen die zehn Heroen, nach welchen die zehn Phylen Attika's den Namen tragen, *ἐπώνυμοι τῶν φυλῶν* oder auch blos kurzweg *οἱ ἐπώνυμοι* heißen[2]), wenn Athene, die Stadt und Land ihren Namen gibt, *ἐπώνυμος* heißt, und ebenso die Athener selbst dann *ἐπώνυμοι τῆς θεοῦ* heißen[3]), anderer ähnlicher Ausdrucksweisen zu geschweigen, unter denen wir nur auf die einer Stelle des Herodotus (VII, 11) aufmerksam machen, indem hier in den Worten *ἐπώνυμοι τοῦ καταστραμένου καλέονται*, schon in dem Zusatz *καλέονται* eine Andeutung zu liegen scheint, wie die Griechen früher den Ausdruck *ἐπώνυμος* in einem bestimmten Sinne zu nehmen gewohnt waren, in welchem er gewissen höhern Staatsbeamten beigelegt ward, eben um damit ihre hohe Stellung zu bezeichnen, vermöge der sie dem Jahre insofern seinen Namen geben, als ihr Name in allen öffentlichen Urkunden und feierlichen Gelegenheiten eben zur näheren Bezeichnung des Jahres (auf welches ihre Amtsdauer sich beschränkt) ausdrücklich als das Jahr benennend beigefügt erscheint. Daher heißt in Athen der erste unter den Archonten vorzugsweise *ἐπώνυμος*, und seine Würde wird als *ἀρχὴ ἐπώνυμος*[4]), auch selbst kurzweg *ἡ ἐπώνυμος* bezeichnet: welche Benennung dann von römischen Schriftstellern selbst auf die römischen Consuln übertragen wird[5]), insofern auch sie bestimmend für die Bezeichnung des Jahres sind, und nach ihrer Amtsführung die Zeitrechnung ebenso wie in Athen, nach dem ersten Archonten, geführt wird. Diese Bestimmung des Jahres nach dem Archon Eponymus[6]) gilt selbst in Absicht auf den Kriegsdienst, zu welchem die junge Attische Mannschaft innerhalb einer Anzahl von Jahren, welche nach den Eponymen, unter denen sie in Dienst getreten war, gerechnet wurden, verpflichtet war.

Wenn also, wie sattsam bekannt, der erste der Archonten zu Athen vorzugsweise der Eponymus hieß und dem Jahre seinen Namen gab, daher eben auch sein Name in allen öffentlichen Urkunden, Gesetzen, Beschlüssen u. dgl. erschien, so mußte es allerdings auffallen, bei Demosthenes eine namhafte Anzahl von Psephismen zu finden, in welchen Archonten genannt werden, die sonst nicht vorkommen, während sie hier in Jahren erscheinen, in welchen uns andere Archontes Eponymoi bekannt sind. Wenn Dodwell[7]) diese Archonten für Epistaten angesehen wissen wollte, so ermangelt diese Annahme durchaus alles sichern Grundes; s. oben den Artikel Epistates. Dagegen glaubte Corsini[8]) dies eher auf die Weise erklären zu können, daß er die in jenen Decreten vorkommenden Archonten für solche ansah, die nach dem während der Amtsverwaltung eingetretenen Tode des Archon Eponymos an dessen Stelle getreten und dessen Geschäfte, als Archontes suffecti, besorgt, den Senat und die Volksversammlung präsidirt u. s. w.; daher auch der Ehre genossen, daß ihre Namen nun den

---

weiser (im Versuch einer Geschichte der Helvetier unter den Römern. S. 186) eine von dem Monumente gezogene Abschrift gibt, liest MAT., und erklärt es durch Dene Eponae *Matri*, mit der Bemerkung, daß die Benennung Dene Eponae *Marimae* dieser Göttin, als einer vermuthlich bloßen Divitas Topica, oder Ortsgottheit, niemals gehört.

8) *Hessel*, Thes. inscr. in praefat. 9) Fr. Ludw. Haller (a. a. O. S. 15) bemerkt: „Die Gottheiten Epona und Aventia scheinen unsern Vorfahren (den Helvetiern) ebenso eigen gewesen zu sein, als es *Moritasgus* und *Endovellicus* bei andern Kelten und den Keltiberiern, *Rehalenna* bei den südlichen Belten und Batavern und *Camulus* (*Mars*) bei den Cenomanen und irisubrischen Galliern waren.“ Aber wir haben gezeigt, daß der Dienst der Epona römisch war, und sich aus der von einem römischen Soldaten gesetzten Inschrift nicht einmal mit Sicherheit schließen läßt, daß die Helvetier den Dienst der Epona von den Römern angenommen, geschweige denn ursprünglich gehabt. 10) Allgem. Geschichte von Schwaben. 1. Th. (Ulm 1773.) S. 835. wo zugleich von dem Bildwisse der Epona in den Ställen nach dem Vorgange eines alten Schriftstellers (nämlich des Apuleius) die Rede ist. Es hätte dabei bemerkt werden sollen, daß die alten Schwaben entweder gar keine, oder nur höchst dürftig gebaute Ställe hatten oder haben konnten. 11) Auch in Pförring, wo man noch mehre andere römische Inschriften entdeckt hat, war der Dienst der Epona römisch. 12) Pallhausen, Geriald und Theodelinde S. 180. 13) Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Baiern. 2. Bd. (Ulm 1796.) S. 648. 14) Nach *Ferrarius* vergl. *Jac. Hofmann*, Lex. Universale. p. 606.

1) S. die Erörterung von Hemsterhuis zu *Lucian.* Dialogg. Marini. IX init. (T. II. p. 373 seq. ed. Bipont.) 2) *Pausan.* I, 5. §. 5. *Demosthen.* p. 1326, 5. 8. *Harpocrat.* Etymolog. magn. *Suidas* s. v. *Ἐπώνυμοι*. *Aeschin.* p. 59 und andere Stellen in *H. Stephani* Thes. Ling. Graec. ed. *Hase* et *Dindorf*. III. p. 1956, sowie im Index Plutarch. T. VIII. P. I. p. 681 der oxford. Ausg.

3) z. B. bei *Aristides* T. I. p. 22 C. Mehr bei Hemsterhuis a. a. O. 4) *Pollux* VIII, 85, 89. Corp. Inscript. Graec. T. I. nr. 376. 380. Mehr bei *H. Stephani* Thesaurus l. l. *Corsini* Fast. Attic. Diss. IX. 5) *Herodian.* I, 16. §. 17. 6) Wiegen des Folgenden oder der *ἀρχοντὰς ἐν τοῖς ἐπωνύμοις* s. *Harpocrat.* s. v. *Photius* p. 541 und andere Stellen bei *Neumann*, Aristotel. Rerr. publl. Reliq. p. 97 seq. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. II, 1. S. 396. 7) De cyclis Dissert. III. §. 41. 8) Fast. Attic. Dissertat. VII. et VIII.

Digitized by Google

öffentlichen Urkunden, gleich dem Namen des Archon Eponymos beigefügt worden, um als Bezeichnung des Jahres zu dienen. Aber auch diese Behauptung wird sich, wie von Schömann [9]) bereits gezeigt worden, keineswegs erweisen lassen, eher vielleicht könnte mit demselben Gelehrten die Sache so aufgefaßt werden, daß bei einzelnen temporären Unterbrechungen der amtlichen Thätigkeit des Archon Eponymos irgend ein anderer der Archonten des Jahres dessen Geschäfte, es sei in einzelnen Fällen oder auch selbst auf eine längere Zeit, zu besorgen übernommen, und so denn auch sein Name in die während seiner Functionen zu Stande gekommenen Psephismen und andere öffentliche Urkunden aufgenommen worden sei, bis der eigentliche Archon Eponymos wieder eingetreten. Auffallend bleibt es indessen immer, daß (wie Schömann [10]) selbst bemerkt hat), diese Fälle von Archonten, die ohne Eponymi zu sein, in solchen Decreten vorkommen, gar zu oft vorkommen, in nicht weniger als 11 oder gar 13 Psephismen innerhalb eines Zeitraums von 20 Jahren, und daß sogar in einem Jahre zwei oder drei solcher Fälle sich vorfinden; was gegen diese ganze Sache wesentliche Bedenklichkeiten erregen muß, die den verwerfenden Ausspruch von Böckh [11]) hervorgerufen haben: daß es gar keine solche pseudeponymen Archonten gegeben, daß die Namen solcher Archonten nur durch Interpolationen oder Irrthümer in die genannten Psephismen sich eingeschlichen und mithin durchaus zu verwerfen seien, um so mehr, da auch in Inschriften solche Archonten nicht vorkommen, und nur der erste Archon als wirklicher Eponymos dem Jahre den Namen gegeben, keineswegs aber andere, an seine Stelle etwa eingetretene Archonten. Und so hält auch Spengel [12]) die Stellen, in welchen jene Archonten vorkommen, für interpolirt, und die in Rede stehenden Namen für Namen der Schreiber.

Von diesen Attischen Archonten, welche diesen Namen der Eponymoi führten, ist aber wol zu unterscheiden der *Ἐπώνυμος*, welcher in Inschriften der spätern Zeit, der römischen Kaiserzeit, zu Athen vorkommt, und unter den Prytanen an erster Stelle erscheint, wie es scheint, um die Stelle des *ἥρως ἐπώνυμος* als Haupt der Phyle zu vertreten, sonach von dem Archonten durchaus zu unterscheiden, wofür ihn Corsini ansehen wollte. Vergl. Corpus Graecc. Inscripti. I. nr. 184. 189. 190 und dazu Böckh S. 315. 320. 323.

Daß auch in Sparta die Ephoren *ἐπώνυμοι* waren, in ähnlicher Weise wie die Archonten zu Athen, ist unter dem Art. Ephoren bemerkt worden. (*Baehr.*)

EPOPEUS, *Ἐπωπεύς*, 1) Sohn des Aloeus, ein grausamer König im Peloponnes, den, um seiner Härte willen, sein eigener Sohn Marathon verließ und sich nach Attika begab, wo er auch nach des Vaters Tode blieb und dessen Reich unter seine Brüder theilte. *Paus.* II, 1. — 2) Auch Epaphos genannt, ein Sohn des Neptun und der Kanake. (*Apollod.* I, 7, 6. und *Heyne* ad h. l.) Er war aus Thessalien nach Sikyon vorgedrungen und daselbst König geworden. Durch die Entführung der Antiope oder durch die Aufnahme der von ihrem Vater Nykteus geflohenen, gerieth er mit diesem in Krieg. Beide Könige wurden verwundet, Nykteus starb an der Wunde, Epopeus aber genas scheinbar wieder, feierte den Göttern Freudenfeste und errichtete der Minerva einen Tempel, die sich darüber so freute, daß sie vor demselben eine Quelle entspringen ließ, die Öl ausströmte. Indessen waren die Wunden doch nicht ganz heil, und weil er sie vernachlässigte, war sein Tod die Folge. *Paus.* II, 5. Nach Andern wurde er vom Lykos erlegt. *Apollod.* III, 5, 5. Heyne, Anmerk. S. 237. Man begrub ihn in dem von ihm erbauten Tempel, aber als diesen der Blitz verbrannte, blieb nichts als sein Grab und der Altar übrig. (*Paus.* l. c. 12; s. Antiope. — 3) Der Steuermann der Tyrrhener, welche den Bachos entführen wollten. *Ovid.* Met. III, 619 ad *Hyg.* f. 134. — 4) Ein König in Lesbos, dessen ungeziemende Liebe zu seiner Tochter diese bewog, in den Wald zu fliehen, wo sie Minerva aus Mitleid in eine Nachteule verwandelte. *Hyg.* f. 253. Doch heißt dieser König richtiger Nykteus; s. *Munker* ad l. c. (*Richter.*)

EPOPHTHALMIA. Gattung der Libellulinen, von Burmeister [*]) errichtet, welche sich dadurch auszeichnet, daß jedes Netzauge an seinem Hinterrande vor den Schläfen einen kleinen Fortsatz aussendet, welcher in die Wange hineinsteht und die Andeutung eines zweiten Auges ist. Dieser Vorsprung ist entweder selbstständig gewölbt, oder er ist nur Fortsetzung der Wölbung der Augenfläche. Es gehören hierher Libellula flavomaculata *van der Linden*, L. metallica *Charp.*, L. aenea *Linn.* u. A. (*Germar.*)

Epopöie, s. Epos.

EPOREDORIX, ein junger Aduer von Stande, befand sich bei dem Heere Cäsar's, als dieser die Republik der Aduer besetzt hielt. Litaviküs, ein anderer vornehmer Aduer jugendlichen Alters, wiegelte seine Landsleute zum Abfalle von den Römern und zum Aufstande gegen sie auf, und entwich mit 10,000 Mann seiner Landsleute, welche er beschlagte, nach der festen Stadt Gergovia, im Orleanais, bemüht, die ganze Landschaft zur Ergreifung der Waffen wider den gemeinsamen Feind aufzurufen. Eporedorix, mehr von einer berechnenden Vorsicht und einer, die Wahrscheinlichkeit abwägenden Klugheit, als von einer kühnen Freiheitsliebe geleitet, warnte Julius Cäsar vor der ihm drohenden Gefahr, indem er sich um Mitternacht zu ihm begab, mit dem Ersuchen, nicht zu gestatten, daß die Freundschaft der Republik mit den Römern durch die übeln Rathschläge junger Leute gestört werde. Cäsar benutzte die ihm gewordene Warnung mit gewohnter Thätigkeit, zog seine Truppen zusammen und war auf seiner Hut. Wirklich wogte der Aufstand unter den meisten gallischen Völkerschaften drohend empor; selbst Eporedorix, die allgemeine Stimmung wahr-

9) De Comitiis. p. 141 seq. 10) a. a. O. S. 143 fg. 11) Corp. Inscripti. Graecc. I. p. 153 und De archontibb. Atticc. pseudeponymis, in den Abhandl. der berliner Akad. 1827. S. 149 fg. 12) Über die sogenannten Pseudeponymi in Demosthenes' Rede für Kteſiphon im Rheinisch. Museum. II. S. 382. Vgl. auch C. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 138. Not. 5.

*) Handb. der Entom. 2. Bd. S. 844.

Digitized by Google

nehmend, trat zu den Landsleuten über; schwer und blutig war der Kampf, doch Cäsar's Glück und Klugheit siegten endlich über die rohe Tapferkeit der Gegner, welche zuletzt im Schonung und Verzeihung flehten, und Cäsar, der Mäßigung immer eingedenk, verzieh und behandelte sie mit Glimpf. (*Jul. Caesar*, De bello Gallico. L. VII. c. 38 sq.) (*A. Herrmann.*)

EPOS, EPISCHE POESIE, EPOPÖIE. Episch heißt Erzählend, und hienach würde epische Poesie Alles umfassen, was mittels der Erzählung poetisch dargestellt wird. Man gebraucht jedoch dieses Wort bald in weiterem, bald in engerem Sinne; in jenem rechnet man dazu Epos, Epopöie, Ballade, Romanze, Märchen, Roman, Novelle, poetische Erzählung im engeren Sinne, Schwank, Legende, in diesem vorzugsweise nur Epos und Epopöie, als reine Epik, von welcher man das episch-didaktische, episch-lyrische und lyrisch-epische ausscheidet; man hat auch wol der poetischen Erzählung mit ihren Neben- und Unterarten eine andre Stellung angewiesen. Aus welchem Grunde und mit welchem Rechte dies geschehen sei, wird sich in dem Artikel Erzählung am besten nachweisen lassen; beschränken wir uns jetzt auf das, was man als reine Epik hervorgehoben hat. Ein Grund dürfte sich uns aber vorläufig schon aus der Bedeutung von Epos ergeben.

Epos heißt Sage, Erzählung, und ist ganz gleichbedeutend mit unserm Märe, vom altteutschen mari, kund, bekannt machen, also: Kunde, Sage. Beide Namen *hat man* auf Werke erzählender Dichtkunst übergetragen. Die alten teutschen Dichter nannten ihre epischen Dichtungen Märe; wir haben davon noch die Verkleinerungsform Märchen, und wenn man blos auf den Umfang sehen könnte, so ließe sich vielleicht sagen, dieses erhalte sich zum Epos, wie Märe zur Epopöie. Niemand aber denkt jetzt bei Nennung des einen an das andre, sondern wir denken dabei an Gedichte von ganz verschiedenem Charakter, die nur das Gemeinschaftliche haben, daß sie beide poetische Erzählungen sind, d. i. Erzählungen, ausgebildet durch die Einbildungskraft für den Zweck des Gefühls. Wenn daher von Epos und Epopöie schlechthin die Rede ist, so ist, wie bei der reinen Epik, nur an erzählende Gedichte in hellenischer Gestaltung zu denken, wie wir sie zunächst betrachten.

Man gebraucht Epos bald zur Bezeichnung von epischer Poesie überhaupt, bald Epos und Epopöie als völlig gleichbedeutend; allein es ist nothwendig ein Unterschied zu machen. Die epische Poesie überhaupt hat es mit Begebenheiten aus der Menschenwelt, Thaten und Schicksalen der Menschen zu thun; welche begreiflicher Weise merkwürdig und interessant sein müssen, weil es sich nicht der Mühe werth wäre, sie zu erzählen. Sie soll aber nicht blos durch ihren Stoff interessiren, denn das kann auch ein Zeitungsbericht, sondern durch ihre Form, die Gestaltung zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen mittels geschichtlicher Entfaltung und psychologischer Entwickelung, und durch die Darstellung, welche durch Anschaulichkeit und charakteristischen Ton den ästhetischen Eindruck bewirkt. Worin sich nun aber in dieser Gattung die Epopöie unterscheide, darüber sagt uns der griechische Name gar nichts. Er besagt blos, daß sie eine epische Dichtung sei (von ἔπος und ποιεῖν), eine mit Kunst ausgeführte Dichtung enthalte, woraus aber nicht einmal gefolgert werden kann, daß sie von größerem Umfange sein müsse, wie Aristoteles erfoderte, geschweige daß über den Inhalt etwas bestimmt würde. Die Masse des Stoffes, der dadurch nothwendig größere Umfang und selbst ein, um dessen willen, künstlicher angeordneter Bau könnten zwischen Epopöie und Epos allerdings einen Unterschied bedingen, und der auch wol mit in Betrachtung zu ziehen ist, jedoch ist damit keineswegs der wesentliche angegeben, aus welchem das Charakteristische der Epopöie erkannt werden kann. Näher führt es zum Ziele, wenn man darauf achtet, daß man Epopöie und Heldengedicht gleichbedeutend zu gebrauchen pflegte. Da Heldenthaten durch die Bewunderung, welche sie erregen, das größte Interesse an sich zogen, so waren sie ohne Zweifel sehr früh der Gegenstand manches Epos, und das Heroische wurde auch der Hauptgegenstand der späteren Epopöie; Bewunderung derselben zu erregen, nahm man als ihren Zweck an. Um aber Bewunderung zu erregen, durfte das Wunderbare nicht fehlen.

Vindicirt man hienach der Epopöie, im Gegensatz von dem Epos oder der übrigen epischen Poesie, heroische Begebenheiten, die durch Wunderbares die Bewunderung in Anspruch nehmen, so wird man sie allerdings als Heldengedicht zu bezeichnen nicht bedenklich sein: allein daraus folgt noch gar nicht, daß jedes Heldengedicht auch eine Epopöie sei. Man kann hier nicht umhin, sich des sogenannten historischen Gedichtes zu erinnern. In Lukan's Pharsalia, worin der Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar der wirklichen Geschichte gemäß dargestellt ist, werden Heldenthaten verrichtet, Schlachten gewonnen und verloren, Städte erobert, und es fehlt nicht an Orakelsprüchen und Zauberei als einer Zuthat von Wunderbarem; aber nichtdestoweniger ermangelt dieses Gedicht, das doch zur Klasse der Heldengedichte gehört, alles dessen, was in der Epopöie die Hauptsache ausmacht, wie keinem, der auf die verschiedene Wirkung achtet, entgehen kann. Auf diese Hauptsache scheint man aber darum nicht gekommen zu sein, weil man aus einem lediglich historischen Grunde Epopöie und Heldengedicht für gleichbedeutend genommen hatte. Man abstrahirte nämlich die Theorie der Epopöie aus den Homerischen Gedichten, die allerdings für ewige Muster derselben gelten werden. In diesen fand man als hervorstechend das Heroische und das Wunderbare, und blieb dabei um so mehr stehen, weil sich wesentliche Eigenschaften der Epopöie schon aus ihnen ableiten ließen, wie z. B. der Ton der Würde, in welchem sie, aber nicht jedes Epos, gehalten sein müsse: da man sich jedoch weder über das Heroische, noch über das Wunderbare gehörig verständigte, den Zusammenhang zwischen diesen beiden aber, worauf es hauptsächlich ankommt, gar nicht in Betracht zog; so entstand eine Theorie, die mehr

Digitized by Google

vom Zufall abhängig, als im Wesen der Sache begründet war.

Zunächst wird wol die Frage gestellt werden müssen, ob denn nothwendig Kriegshelden in der Epopöie auftreten müssen? Gibt es nicht auch Helden und Heldenthaten außerhalb des Kriegs, und der Bewunderung würdiger als gewonnene Schlachten und eroberte Reiche? Und sollten diese nicht geeignet sein zu einem Stoffe für die Epopöie? Wäre dieses nicht, so hätte sich Klopstock's z. B., als er den Messias zu seinem Stoffe wählte, durchaus vergriffen, während er doch der Meinung war, gerade den allerwürdigsten Stoff dazu gefunden zu haben. Freilich hat man seinen Stoff verwerflich gefunden, und zwar auch aus dem Grunde, weil ein leidender Held für eine Epopöie sich nicht eigne: Klopstock's Meinung aber dürfte sich über seinen Stoff, von welchem allein jetzt die Rede ist, doch bewahren, sobald die Epopöie aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet wird.

Der wahre Gegenstand derselben ist eine welthistorische Begebenheit. Eine solche als einzelne Thatsache kann nur das Ergebniß von vielem Vorangegangenen sein; sie wird durch Handlungen der Menschen herbeigeführt, und die Gesammtheit der, auf jenes Ziel hinführenden Handlungen, von denen die Begebenheit selbst eine Folge ist, alle Verwicklungen, welche durch Kampf und Gegenkampf (nicht blos körperlichen, sondern der Vermunft, der Klugheit, der List, der Leidenschaften, kurz: den ethischen) unausbleiblich dabei entstehen, alles dieses muß als die Begebenheit selbst vorbereitend anschaulich dargestellt werden. Die Hauptbegebenheit erfodert also viele Nebenbegebenheiten, und dieses ist es, was Aristoteles in den Worten ausdrückt: ἐπεισοδιῶδ᾽ ὁ λόγος πολύμυθος. Nicht als sollte eine unzusammenhängende Mehrheit von Vorfällen und Ereignissen mitgetheilt werden, wie in tausend und einer Nacht, sondern das Darstellen vieler ist darum nothwendig, damit die Hauptbegebenheit selbst als nothwendig erscheine.

Bei aller Vielheit muß also doch Einheit da sein; es fragt sich aber: von welcher Art? Hierüber hatte A. W. Schlegel sowol in seiner Beurtheilung von Göthe's Herrmann und Dorothea (Charakteristiken und Kritiken II, 263 fgg.) als in einem besondern Aufsatz über das epische Gedicht (Deutschland II. St. 1796) sich eine besondre Meinung aus den Homerischen Gedichten abstrahirt, welche gerade das Gegentheil von dem enthält, was man vor Wolf's Urtheil über die Kompositzion dieser Gedichte daraus abstrahirt hatte. Nach Schlegel hat nur eine Handlung im strengen Sinne vollkommene, in sich beschlossene Einheit, also nur das Drama, wobei man immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet ist; das epische Gedicht dagegen, worin eine Begebenheit noch mehrere Begebenheiten unter und über sich begreife, habe eine solche Einheit nicht, und Trennbarkeit und Vermehrbarkeit einzelner Begebenheiten seien mit dem Wesen desselben verträglich. Schiller schrieb hierüber an Göthe (Briefwechsel III, 88): „Weil das epische Gedicht nicht die dramatische Einheit haben kann, weil man eine solche absolute Einheit in der Ilias und Odyssee nicht gerade nachweisen kann, vielmehr nach der neuern Idee sie noch für zerstückelter angibt als sie sind; so soll das epische Gedicht keine Einheit haben, noch fordern, das heißt, nach meiner Vorstellung: es soll aufhören ein Gedicht zu sein. Und das sollen reine Begriffe sein, denen doch selbst die Erfahrung, wenn man genau zusmerkt, widerspricht. Denn die Ilias und Odyssee, und wenn sie durch die Hände von tausend Dichtern und Redacteurs gegangen wären, zeigen die gewaltsame Tendenz der poetischen und kritischen Natur nach Einheit. Und am Ende ist diese neue Schlegel'sche Ausführung doch nur zu Gunsten der Wolf'schen Meinung, die einens solchen Beistandes gar nicht einmal bedarf. Denn daraus, daß jene großen Gedichte erst nach und nach entstanden sind, und zu keiner vollständigen und vollkommenen Einheit haben gebracht werden können (obgleich beide vielleicht weit vollkommener organisirt sind, als man denkt), folgt noch nicht, daß ein solches Gedicht auf keine Weise vollständig, vollkommen und Eins werden könne und solle." Das Recht ist hier gewiß auf der Seite Schiller's; aber gleichwol war Schlegel, wie Schiller selbst sagt, „auf dem rechten Wege, den er sich doch gleich wieder selbst verrennt." Es kommt hier auf den Unterschied zwischen Handlung und Begebenheit an. Allerdings hat nur das Drama vollständige, in sich beschlossene Einheit, aber aus keinem andern Grunde, als weil es nur Eine Handlung darstellt, die von einer Situazion an bis zur Katastrophe vor unsern Augen verläuft; die Begebenheit, welche die epische Poesie darstellt, ist eine geschichtliche Thatsache von besondrer Bemerkbarkeit, die mit einer längeren Reihe von Veränderungen zusammenhängt. Ist sie aber eine wirklich welthistorische, so macht sie ein Glied aus in der unendlichen Kette von Ursachen und Wirkungen, und hienach läßt sich allerdings nach beiden Enden hin noch Erzählung anschließen, wie man an die Ilias Antehomerica und Posthomerica angeschlossen hat. Da sind, genau genommen, keine Grenzen abzusehen: allein doch nur dann, wenn man die Begebenheit historisch verfolgt. Damit aber würde, wie Schiller mit Recht sagt, das epische Gedicht aufhören ein Gedicht zu sein. Sollte man aber Theile hinzufügen oder hinwegnehmen können, ohne das Ganze zu zerstören, so würde damit gesagt sein, daß es kein organisches Ganzes zu sein brauche, worauf Aristoteles doch ein großes Gewicht legte. „Die Fabel muß, wie in den Traqödien, Eine und ganze und vollendete Handlung haben, Anfang und Mitte und Ende, damit sie wie ein einiger und ganzer Organismus das ihnen eigenthümliche Vergnügen bewirke."

Hier kommt es auf den eigentlichen Kunstbau an, mittels dessen der Dichter seinen umfangreichen Stoff so bewältigt, daß er ein Ganzes schafft, ohne historisch die Ereignisse zu verfolgen, denn sein Zweck ist nicht der Zweck der Geschichte. Wie er hiebei, um seinen Zweck zu erreichen, zu Werke geht, darüber ist in dem Artikel Episode gehandelt.

Erwägt man, daß und warum Episoden diesem Ge-

Digitized by Google

dichte wesentlich sind, so werden sich sogleich die Folgen ergeben, die in dem Unterschiede zwischen dramatischer und epischer Einheit begründet sind. Schlegel, Göthe und Schiller haben hierüber durchaus treffende Bemerkungen mitgetheilt, jedoch, wie mir scheint, ohne Angabe des wahren Grundes. In dem Göthe-Schiller'schen Aufsatz über epische und dramatische Dichtung (in dem Briefwechsel III, 374 und in Göthe's Werken 49, 146) heißt es: „Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied aber beruht darin, daß der Epiker die Begebenheiten als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt." Schiller spricht sich hierüber noch besonders so aus: „Die dramatische Handlung beweegt sich vor mir, um die epische bewege ich mich selbst, und sie scheint gleichsam stille zu stehen. Nach meinem Bedünken liegt viel in diesem Unterschied. Beweegt sich die Begebenheit vor mir, so bin ich streng an die Gegenwart gefesselt, meine Phantasie verliert alle Freiheit, es entsteht und erhält sich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer beim Objekte bleiben, alles Zurückziehen, alles Nachdenken ist mir versagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Beweg' ich mich um die Begebenheit, die mir nicht entlaufen kann, so kann ich einen ungleichen Schritt halten, ich kann nach meinem subjektiven Bedürfniß länger oder kürzer verweilen, kann Rückschritte machen oder Vorgriffe thun u. s. f. Es stimmt dieses auch sehr gut mit dem Begriff des Vergangenseins, welches als stillestehend gedacht werden kann, und mit dem Begriff des Erzählens: denn der Erzähler weiß schon am Anfange und in der Mitte das Ende, und ihm ist folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und so behält er durchaus eine ruhige Freiheit."

Wie richtig dieses alles nun aber auch ist, so kann es doch leicht zu einem schon öfters gemachten Mißgriffe verleiten, welcher namentlich der Epopöie den Vorwurf zugezogen hat, daß sie langweilig werde. Göthe kam auf den Gedanken, daß das Erfordernis des Retardirens ein wesentliches für die Epik und nicht zu erlassen sei, und deßhalb, sagt er, würden alle Pläne, die geradezu nach dem Ende zuschreiten, völlig zu verwerfen oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehen sein. Auch dieses Retardiren ist sehr richtig bemerkt, kann jedoch zu demselben Mißgriffe verleiten, wenn nicht der Grund, aus welchem es stattfindet, erkannt wird. Dieser Grund ist aber lediglich in jenen Nebenbegebenheiten und Umständen zu suchen, deren Darstellung für den Zweck des Ganzen unerläßlich ist. Der Erzähler muß den Vortheil lebendiger Gegenwart, welchen die Darstellung dramatischer Dichtungen voraus hat, durch Erzählung und Schilderung zu ersetzen, muß das Vergangene zu vergegenwärtigen suchen, und das, was von seinem Stoffe, nach der Begrenzung desselben zu poetischem Zwecke, doch nicht kann übergangen werden, einbringen, durch welches alles der ohnehin schon große Umfang seines Gedichtes sich noch erweitert. Er kann mithin nicht in gerader Linie seinem Ziele zuschreiten, weil die epische Einheit keine dramatische ist und sein kann, und deßhalb wird allerdings die Spannung auf den Ausgang bei ihm nie so stark werden als im Drama. Was ihm aber hiedurch abgeht, das muß er durch andre Mittel ersetzen. Schlegel hat ganz richtig bemerkt, daß Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze vertheilt sein müssen, weil in den Nebenbegebenheiten immer von neuem angeknüpfte parziale Verwickelung und Auflösung vorkommen. An die Stelle des rascheren Fortschreitens aber muß, zum Ersatz der mangelnden lebendigen Gegenwart des Drama, eine größere Entfaltung treten; was der Anschauung nicht unmittelbar gegeben ist, das muß anschaulich gemacht werden, und alles, was hiezu dient, in Anwendung kommen, malende Beiwörter, Gleichnisse, Schilderungen, Charakterentwickelungen, nicht durch Raisonnement, sondern durch Reden, in denen sich Charakter und Gemüthszustand der Personen selbst malt und gewissermaßen den Mangel des Mimischen ersetzt. Bei allem diesem Verweilen hat jedoch der epische Darsteller nie außer Act zu lassen, daß die Erzählung zwar ungleich ruhiger fortschreitet als das Drama, aber doch im Fortschreiten stets begriffen sein muß, und daß zu langes Verweilen, zumal bei solchem, was von der Hauptsache abführt, das Langweilen herbeiführet. Dies ist aber nicht Schuld der Gattung, sondern des Dichters, der uns zwar auf den Ausgang nicht spannen, aber auch nicht ganz gleichgiltig dagegen lassen soll, was freilich geschehen müßte, wenn Schlegel Recht zu seiner Behauptung hätte, die Begrenzung des epischen Gedichts sei so unbestimmt, daß die Erzählung fortgesetzt werden könne, so lange nur der Umfang nicht die Fassungskraft der Hörer übersteige. Hiedurch würde die Einheit völlig aufgehoben werden, die bei aller episodischen Mannigfaltigkeit nicht aufgegeben werden darf.

Da es nun aber doch seine Richtigkeit damit hat, daß in dieser Mannigfaltigkeit immer von neuem angeknüpfte Verwickelungen und Auflösungen vorkommen, die erforderlichen Nebenbegebenheiten aber nicht alle denselben ästhetischen Charakter haben können, so folgt hieraus, daß das in dem weiten Umfange des epischen Gedichtes erregte Gefühl nicht einartig sein, sondern auf die mannigfaltigste Weise angeregt werden kann; und niemand wird es wol bezweifeln, daß diese Abwechselung demselben zum Vortheile gereicht. Nichtsdestoweniger aber wird doch ein Grundton im Ganzen herrschen müssen, ohne welchen diesem der ästhetische Charakter fehlen würde. Es fragt sich nun aber, von welcher Art dieser sein müsse.

Hier kommt es darauf an, den Unterschied zwischen Epos und Epopöie näher ins Auge zu fassen. Alles bisher Erörterte gilt von dem epischen Gedicht überhaupt, also von jenem sowol als von dieser. Beide können von gleich großem Umfang und gleichem Kunstbau sein, dies unterscheidet sie nicht; wol aber mußte man bemerken, daß nicht alle epischen Gedichte von gleichem Umfang und gleichem Kunstbau, wegen der Verschiedenheit des Stoffes, des ästhetischen Charakters, des dazu erforderlichen Tones

Digitized by Google

in der Darstellung und des Eindrucks, welchen sie bewirken, unter dieselbe Kategorie gestellt werden konnten, wie denn dies, genau betrachtet, selbst bei Ilias und Odyssee nicht der Fall ist. Sehen wir daher nun auf das die Epopöie von den übrigen epischen Gedichten Unterscheidende und ihr eigenthümlich Zukommende.

Ihr wahrer Gegenstand wurde als eine welthistorische Begebenheit bestimmt. Daß eine solche von höchst wichtigen, weithin sich erstreckenden Folgen sein muß, daß Personen von bedeutender Größe des Charakters handelnd darin auftreten und die Ereignisse mächtig wirkenden Einfluß auf die Schicksale von Nazionen haben müssen, dies ergibt sich hieraus von selbst, ist aber noch nicht das Wesentliche, worauf es ankommt, sondern die Beziehung des Übernatürlichen auf das Natürliche ist es. Das Übernatürliche, welches in der Epopöie wesentlich erfodert wird, läßt sich durchaus unter der Idee des Schicksals befassen, welches die Weltbegebenheiten durch freie Wesen zum Ziele führt. Das Eingreifen desselben in die Weltbegebenheiten ist das Wunderbare, welches allein als wesentlich zur Epopöie erfodert wird. So läßt sich denn kurz sagen, die Epopöie erfodere wesentlich eine Schicksalsfabel.

Die Schicksalsfabel ist ein Stoff, an welchem sich anschaulich macht, daß der Erfolg von freien Handlungen nicht allein von dem Willen und den Bestrebungen der Menschen abhängig sei, sondern daß bald eine Reihe äußerer Umstände, bald eine Verkettung von Ereignissen Richtung und Erfolg dieser Handlungen bestimmen. So wie wir in dem Gange der Natur ein geheimes Gesetz entdecken, welchem gemäß alles erfolgt, so auch ein Geheimes im Hintergrunde der freien Handlungen, welches durch dieselben die Begebenheiten herbeiführt. Dieses aus tiefem Dunkel des Geheimnisses allmächtig hervor Wirkende und Bestimmende nennen wir Schicksal, und zwar in objektivem Sinne, denn in subjektivem ist es die von jenem geheim und allmächtig wirkenden Verborgenen in Beziehung auf besondre Wesen gewirkte Schickung, das Geschick; es ist ihr Schicksal. In objektivem Sinne wird nun aber Schicksal entweder als unbedingt oder als bedingt gedacht; das unbedingte mit unumschränkter Macht; und wenn es mit dieser planlos wirkt, nennen wir es das blinde Schicksal. Bedingt kann es gedacht werden entweder durch ihm selbst unabänderliche Nothwendigkeit; und wenn es mit dieser im Gebiete der Freiheit waltet, nennen wir es das eiserne Schicksal; oder durch Vernunftgesetz, wobei die Schickungen durch Weisheit und Gerechtigkeit bestimmt werden. In jedem Falle liegt darin die Anerkennung einer aus dem Verborgenen hervorwirkenden Weltmacht; in der Ahnung von dieser aber liegt der Keim der Religiosität eingeschlossen, deren der Mensch nicht fähig sein würde, wenn er sich und die Welt nicht im Zusammenhange mit dieser Weltmacht und dem Schicksal zu denken fähig wäre. Er kann aber nicht bei dem Begriffe stehen bleiben, sondern verlangt nach Wesen, und dieses führt zu Religionen, deren Verschiedenheit bedingt ist durch die Verschiedenheit der Weltanschauung aus einem der Gesichtspunkte, aus welchen das Schicksal betrachtet werden kann. Nur bei razionalem Monotheismus geht die Idee des Schicksals ganz in der Idee der Gottheit auf, nicht aber bei dem Polytheismus, worüber Richter in den Phantasien des Alterthums ganz richtig geurtheilt hat, wenn er sagt: „Wenn auch der Grieche den Begriff eines vollkommensten, unendlichen, über alles erhabenen Urwesens sich noch nicht deutlich zu denken vermogte, so schlummerte doch die Ahnung desselben tief in seiner Brust, und dies scheint mir der Grund, warum mehrere Dichter noch auf eine, selbst über die Götter erhabene, Macht hindeuten, welche sie das allmächtige Schicksal, die Nothwendigkeit nennen, ein Kind der Nacht und des Erebos, gestaltlos, wie alles Geheimnißvolle und Unbegreifliche. Sterbliche und Unsterbliche müssen seinen Beschlüssen sich fügen, und weder Bitten noch Gelübde vermögen den eisernen Gang desselben zu ändern. So sehr Zeus seinen Sohn Sarpedon im trojanischen Kriege zu retten wünscht: er muß doch sterben, weil es das Schicksal so beschlossen hat, und alle Bemühungen hilfreicher Götter können es nicht verhindern, daß Odysseus zehn Jahre in fremden Meeren und Ländern umher irren muß. So allgewaltig fühlt der Mensch in seiner Brust das Bedürfniß, ein über alles erhabenes Urwesen anzunehmen, das nach unbegreiflichen und in tiefes Dunkel gehüllten Rathschlüssen den Gang der Dinge lenkt: und was auch seine Phantasie sich für Götterwesen schaffen mag, sie sind am Ende nichts andres, als die Diener jener furchtbaren Macht, deren Befehle sie auch wider ihren Willen erfüllen müssen."

Was bei diesem Polytheismus die Götter, das sind bei dem mythischen Monotheismus Geister. Hier tritt aber ein doppelter Fall ein. Entweder ist die Gottheit völlig personificirt und die Geister bilden um ihren Thron einen Hofstat, oder die Gottheit hält sich tief in geheimnißvollem Dunkel verborgen und wirkt blos durch den obersten ihrer Geister. Im ersten Falle findet keine Vorherbestimmung statt, sondern nur in wichtigen Angelegenheiten Einwirkung der Gottheit, deren Rathschluß das Geschick bestimmt; der Rathschluß wird sodann durch ihre dienenden Geister vollzogen, oder wird auch durch ein Allmachtswort unmittelbar zur That; jedenfalls aber offenbart sich der Wille der Gottheit den Geistern als Schicksal, dessen bewußte Vollstrecker sie sind. Nicht eben so verhält es sich aber in dem andern Falle. Da findet allerdings Vorherbestimmung statt, und nicht blos die Menschen sind blind für die Zukunft, sondern die Geister selbst sind nur unbewußte Vollzieher der Schicksalsbeschlüsse. Es ist da vollkommen so, wie Wieland seinen Oberon sagen läßt:

> Wir selbst, du weißt es, sind
> Des Schicksals Diener nur. In hell'gen Finsternissen
> Hoch über uns geht sein geheimer Gang;
> Und willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
> Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln dienen müssen.

Obgleich diese Geister Freiheit, in einem gewissen Bereich, und auch, durch ihr tieferes und umfassenderes Wissen übermenschliche Macht haben, und übernatürlicher Wirkungen fähig sind, so wirkt doch ihrer Macht die mäch-

Digitized by Google

tigste entgegen, sodaß sie nicht den Zweck erreichen, welchen sie erreichen wollten, sondern den, der erreicht werden muß, weil er vorherbestimmt war. Dies geschieht durch Fügung der Umstände, die sich oft auf das Seltsamste vereinigen; die Fügung selbst aber ist eine vorherbestimmte.

Man sieht, daß der Dichtung zur Darstellung einer Schicksalsfabel verschiedene Wege offen stehen, und sie alle sind von Dichtern verschiedener Nazionen, je nach deren religiöser Weltanschauung, betreten worden: aber

Nenn's, wie du willst,
Vorsehung, Schicksal, Oberon,
Genug ein Wunder hat dich mir, mich dir gegeben,
Ein Wunder unser Bund, ein Wunder unser Leben:

in diesen Worten, die Wieland seiner Amanda in den Mund gelegt hat, ist es enthalten, was zum wahren Wesen der Epopöie gehört, nämlich die höhere Anordnung der aus heiligem Dunkel weltordnenden Macht in den Fügungen der Weltbegebenheiten anschaulich zu machen.

Hierin allein liegt das Wunderbare, welches von der Epopöie mit Recht verlangt werden kann. Ob es aber unumgänglich nothwendig ist, daß zu diesem Behufe allezeit Götter und Geister hervortreten und als mithandelnde Personen in die Begebenheiten eingreifen, das ist eine andre Frage. In der früher aus Homer abstrahirten Theorie wurde sie bejaht, und es galt als wesentliches Erforderniß für die Epopöie, daß überirdische Wesen als Maschinen in ihr einwirken müßten; die Bezeichnung solcher Wesen als Maschinen und ihrer Einwirkung als Maschinerie war dem griechischen Theaterwesen entnommen (s. Deus ex machina). Die obige Frage läßt sich daher auch so stellen: ob die Epopöie nothwendig der sogenannten Maschinerie bedürfe. Wäre Sulzer's Erklärung von Maschine die richtige, daß sie in den ganz unnatürlichen Mitteln bestehe, einen Knoten der Handlung in epischen und dramatischen Gedichten aufzulösen, dergleichen Wunderwerke, Göttererscheinungen, völlig außerordentliche, aus Noth von den Poeten erdichtete Vorfälle seien; so würde niemand wegen der Beantwortung in Zweifel sein: allein es wäre doch gar zu arg gewesen, wenn man Götter und Geister nur als Nothhelfer und ihr Wirken nur als Nothbehelf eingeführt hätte. Freilich haben auch diejenigen nicht Recht, welche meinten, es sei nur darum geschehen, weil dies die Wichtigkeit der Handlung und die Pracht der Darstellung erhöhe: denn obschon dies wirklich der Fall ist, so ist es doch erst die Folge von jenem der Epopöie wesentlichen Wunderbaren, zu dessen Bewirkung in dem religiösen Glauben der Völker verschiedene Mittel sich darboten.

Wählt nun der Dichter seinen Stoff aus einem Volke, das eine bestimmte Mythologie hatte, und aus einer Zeit, wo es noch daran glaubte, so wird er derselben sich zu bedienen haben, wie Göthe, wenn er die Achilleis vollendet hätte, der Homerischen sich hätte bedienen müssen, wie Tasso sich der orientalischen und christlichen zugleich, Milton und Klopstock aber der christlichen allein sich bedient haben. Mit Recht wird der Dichter den Zuhörern oder Lesern zumuthen, sich selbst in jene Zeit und unter jenes Volk zu versetzen, und dies wird er von ihnen erreichen, wenn er nur dafür gesorgt hat, daß sie innerhalb seines Kreises nicht durch den Verstand aus der Welt der Phantasie entrückt werden müssen, was am leichtesten da geschehen kann, wo man es vielleicht am wenigsten vermuthen würde, nämlich in der märchenhaften Romantik. An diese können wir nicht gehen, ohne im Voraus auf Zauber und Abenteuerlichkeit gefaßt zu sein. Wir nehmen an, daß dem so sei, und ergehen uns nun mit Vergnügen in Wäldern, in denen die Bäume uns anreden, unter Blumen, die nicht blos Düfte ausbauchen, sondern auch Töne, und lassen es uns gefallen, daß auf einen Zauberwink eine Wüste zu einem Paradies erblüht, daß der Mensch durch Geistermacht in Einer Nacht einen Raum von hundert Meilen zurückgelegt hat: in allen diesen Dingen nehmen wir den Verstand gefangen unter dem Glauben der Phantasie; wir befinden uns einmal in einer phantastischen Welt: aller dieser Zauber aber wird in dem Augenblicke gelöst sein und der Verstand in die Herrschaft eintreten, in welchem man bemerkt, daß dieses Wunderbare nicht im Zusammenhange unter sich, nur planlos dasteht, ohne durchgehende Beziehung auf die Hauptbegebenheit, die sich als Erfolg erweisen soll, und daß diese Begebenheit, welche durch freie Wesen herbeigeführt wird, nicht menschlich motivirt ist. Auch hier muß im Hintergrunde wahrhaft göttlich Einwirkendes sein.

Wie soll sich nun aber der Dichter verhalten, wenn er den Stoff aus der neuern Zeit wählt und für ein Zeitalter dichten soll, in welchem die Verstandesanschauung der Welt über die Phantasieanschauung gesiegt hat, wo Unglaube des Mythischen eingetreten und der frühere Glaube daran als Aberglaube verrufen ist? In welchem man das kosmisch Wunderbare physikalisch, alles in der Sele sich regende Wunderbare, worin der Glaube sonst himmlisch Einwirkendes sah, psychologisch erklärt? Zu welchen Mißgriffen hier die Meinung, es gehöre nothwendig dazu, daß geistige Wesen persönlich eintraten, geführt hat, ist unverkennbar. Bald nahm man zu einer selbst erfundenen Mythologie seine Zuflucht, bald zu Allegorien, um die Maschinen nicht zu entbehren. So figuriren in Voltaire's Henriade die Zwietracht, der Neid, die Verleumdung, die Politik, die Wahrheit als personifizirte Abstrakta; aber weit entfernt, das Interesse der Handlung zu erhöhen, bringen sie vielmehr Frost in die ganze Komposizion, und von dem Wunderbaren, wie es hier erfodert wird, ist keine Spur.

Humboldt (Ästhetische Versuche) sagt: „Verbindet man mit der Epopöie Nebenbegriffe, mischt man unwesentliche, Dinge ein, wie das Wunderbare, so ist das allein Fehler der Kritik. Alle diese Foderungen fließen nicht aus dem Wesen des epischen Gedichts, sie sind blos von den vorhandenen Mustern, welche unmöglich allen künftigen Erweiterungen Grenzen vorschreiben können, hergenommen, und sie sind nicht einmal an und für sich bestimmt." Gleichwohl kann Humboldt selbst nicht leugnen, daß die Einmischung des Wunderbaren durch die Stimmung wirkt, welche sie hervorbringt, durch die höhere Feierlichkeit, durch die größere Ehrfurcht, die sie in der Sele des Lesers weckt.

Digitized by Google

„Aber — so fügt er hinzu — es hängt von der Zeit ab, in welcher, von den Menschen, zu welchen man redet, wie viel oder wenig dadurch soll bewirkt werden können." Humboldt hat hiebei ausschließlich auf Hermann und Dorothea Rücksicht genommen, worin das Wunderbare der sogenannten Maschinerie sich nicht findet, und es scheint, daß ihm darum zu thun gewesen, daß man dieses epische Gedicht als eine Epopöie anerkenne. Er hat indeß wenig Gewinn davon, denn am Ende muß er doch einen Unterschied feststellen zwischen Heroischer und Bürgerlicher Epopöie, und kann Herrmann und Dorothea nur in die letzte Klasse einordnen. Dann war es aber weit kürzer, zu sagen: Herrmann und Dorothea ist ein Epos, welches durch seine ganz objektive Darstellungsweise, durch den gehaltenen Ton des Ganzen den Homerischen Gedichten ganz nahe, unter allen Gedichten dieser Art aber der Epopöie am nächsten steht. Wodurch aber? Durch das Heroische, welches Humboldt hauptsächlich bei der Epopöie hervorhebt, durchaus nicht, sondern durch die Streiflichter, welche von der größten Weltbegebenheit unserer Zeit hineinfallen, wobei wir immer das Schicksal im Hintergrunde ahnen.

Daß Göthe selbst hierauf gerechnet, wissen wir aus seinem Briefwechsel mit Schiller. Da wo er Epos und Tragödie vergleicht, sagt er (3, 377): „Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein, die physische, die sittliche, die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden." Dann aber, von Herrmann und Dorothea besonders sprechend, sagt er (S. 384): (dieses Gedicht) hat aus der dritten Welt, ob es gleich auffallend ist, noch immer genug Einfluß empfangen, indem das große Weltschicksal theils wirklich, theils durch Personen, symbolisch, eingeflochten ist und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren angegeben sind, welches zusammen nach meiner Überzeugung an die Stelle der alten Götterbilder tritt, deren physisch-poetische Gewalt freilich dadurch nicht ersetzt wird." Hiemit fällt nun zwar das Wunderbare als Maschinerie, aber nicht an sich hinweg, und dadurch steht eben das Göthe'sche Epos der Epopöie so nahe, daß es, um eine solche zu sein, nur der wirklichen Weltbegebenheit selbst bedürfte, die hier nur den Hintergrund bildet.

Das Wunderbare, welches der Epopöie nicht fehlen darf, besteht darin, daß sie gleichsam eine Offenbarung des göttlichen Weltplans darstellt, und hiedurch erhält sie einen religiösen Charakter. Sie kann diesem nach, wie oft sie auch im Einzelnen den Ton wechseln mag, im Ganzen nur den Ton des Ernstes und der Würde haben, ja es liegt hierin ihre eigentliche Erhabenheit. Der Dichter der Epopöie ist gewissermaßen ein Organ des Schicksals; er steht auf dem erhabensten Standpunkte und versetzt uns auf denselben, sodaß wir allen Parteienkampf, das mannigfaltige Spiel kämpfender Leidenschaften und entgegenstrebender Interessen mit höherem Gleichmuth unter uns sehen, weil hier ein Lichtstrat in das Geheimniß von höherer Einwirkung fällt. Dieses hat die Epopöie mit der Tragödie gemein, zwischen welchen Aristoteles bereits eine nahe Verwandtschaft ahnete, ohne jedoch dieselbe bestimmt nachweisen zu können. Sie gründet sich auf die Tendenz beider das Gefühl des Erhabenen zu erregen, nicht blos in einzelnen Partien, wie es auch im historisch epischen und dramatischen Gedicht bewirkt werden kann, sondern durch das Ganze. Größe in Gesinnung, Kraft in der Handlung, Wichtigkeit des Zwecks sind hiezu allerdings erforderlich, bewirken aber allein keineswegs die erhabne Stimmung, sondern das Hinzutreten des Schicksals bewirkt sie, und zwar erst dann, wenn wir uns zu der Betrachtung über dessen Gang und Wirken und des freien Menschen Verhalten zu demselben aufgefodert fühlen. Die Epopöie in ihrem ruhigen Fortschreiten läßt uns hiezu nicht nur völlige Gemüthsfreiheit, sondern befördert auch durchaus die betrachtende Stimmung, und diese ist selbst eine erhabne, weil wir von dem erhabensten Standpunkt aus alles betrachten. Die Tragödie, in welcher die Personen selbst vor unsern Augen handeln, läßt uns in ihrem raschen Fortschreiten nach dem mit Spannung erwarteten Ausgange jene Freiheit des Gemüths nicht, und Schiller bemerkt, daß der tragische Dichter, indem er unsre Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und konzentrirt, sich in Vortheil, uns aber in Nachtheil setzt. Gerade hiedurch aber bewirkt er in uns das Gefühl des Erhabnen, welches das Tragische an sich nicht bewirken kann. Je mehr er aber durch dasselbe unsre Theilnahme erregt und das Gemüth seiner Freiheit beraubt hat, desto mächtiger wird auch das Streben, dieselbe wiederherzustellen, und die Betrachtung erhebt uns über das, was sonst uns nur niederdrücken würde. Hiedurch kommen wir auf den Standpunkt, auf welchen die Epopöie uns versetzt hatte.

Weniger aber das Erhabene, als das Heroische hatte man bemerkt, und daher ist es auch gekommen, daß man den zur epischen Darstellung gewählten Hexameter das heroische Versmaas genannt hat. Aristoteles sagt, daß der Epopöie nur der heroische Vers gezieme als der ruhigste und majestätischste. Seit Klopstock hat man ihn auch in Teutschland dazu gewählt, denn man fand, daß er durch die verschiedene Stellung seiner Einschnitte, seinen Wechsel mit Spondeen und Daktylen, mannigfaltigen Ausdrucks fähig ist, bald rascher eilen, bald gehaltener hinschreiten, hier stürmen, dort beruhigen kann, und der betrachtenden Stimmung zugleich am angemessensten ist. Der Alexandriner würde zwar, seiner auch gleichmäßigen Länge wegen, sich hiezu ebenfalls eignen; aber bei allem Mangel an Abwechselung der Einschnitte und der Füße ist er ganz unfähig aller Mannigfaltigkeit von Gefühlsausdruck. Viel passender dazu sind die, nachmals auch von Teutschen nachgebildeten, ottave rime der Italiener und Spanier; man hat jedoch den Hexameter mehr für solche Stoffe, die sich zur antiken Behandlung eignen, die ottave rime

Digitized by Google

mehr für romantische Stoffe, die auch eine andre Behandlung erforderten, gewählt.

Den Gegensatz, in welchem diese beiden mit einander stehen, hat die Kritik bald als klassisch und romantisch, bald als antik und romantisch bezeichnet, beides aber unbestimmt. Klassisch soll freilich hier nicht die Bedeutung des Vollendeten, in seiner Art Mangellosen haben, und der romantischen Poesie dieses hiedurch abgesprochen werden, sondern auch nur wie Antik auf die Poesie des Alterthums hinweisen, aber wieder nicht des ganzen, sondern nur des griechischen und römischen, mit Ausschluß alles früheren Orientalischen. Der Gegensatz ist bestimmter als Hellenisch und Romantisch, zu bezeichnen. Durch Romantisch wird im Allgemeinen der Charakter der Poesie des Mittelalters bezeichnet, insofern sich derselbe als ein eigenthümlich ästhetischer darstellt. Das Heldengedicht ist hier Rittergedicht, die Muse desselben die Aventure, woraus schon hervorgeht, daß Abenteuerlichkeit ein Element desselben, das Heroische aber durch das Ritterliche modifizirt sein müsse. Gemeinsam mit dem hellenischen Heldengedicht hat das Rittergedicht das Wunderbare, welches sich im Naturlauf und im Schicksalsgange zeigt, unter welche zwei Gesichtspunkte sich alle Erscheinungen, Ereignisse und Begebenheiten der physischen und moralischen Welt bringen lassen; aber es ist in jenem und diesem verschieden. Dieser Unterschied hat seinen Grund in der Verschiedenheit der Weltanschauung überhaupt. Die romantische schließt sich der orientalischen an, theils wie sie aus dem alten Heidenthum in das Christenthum übergegangen in dem Volksglauben fortlebte, theils wie sie durch die Kreuzzüge nach Europa herüber verpflanzt worden ist. Nach orientalischer Weltanschauung lebt die ganze Natur, ist voll Geist und Geister, nach hellenischer ist alles Naturleben in menschliches Wesen zurückgezogen und die Natur eigentlich tod. Götter, die nichts andres sind als erhöhte menschliche Naturen, walten in der Natur, jede Gottheit in Beschränkung auf ihr besonderes Gebiet. Bei dem Griechen bleibt daher die Weltanschauung, auch da, wo übernatürliche Wesen eingeführt werden, durchaus sinnlich, in der Romantik ist die sinnliche Welt mit der übersinnlichen in geheimnißvolle Verbindung gebracht. Der Orientale faßt für den Naturlauf den Gesichtspunkt der Magie, der Grieche betrachtet ihn als erfolgend nach der Bestimmung der Willkür einer Gottheit. Das Schicksal erscheint jenem aus dem Gesichtspunkte des nothwendigen Zusammentreffens von Umständen, diesem als unmittelbare Einwirkung höherer Wesen. Darum tritt in der Darstellung der Griechen mehr das Psychologische, bei den Orientalen das Mysteriöse hervor. Wie nun aber die Weltanschauung in der hellenischen Epik überhaupt, so ist in ihr auch das Verhältniß beider Geschlechter zu einander blos sinnlich, in der Romantik aber hat auch dieses etwas Mystisches, und die Liebe scheint vergeistigt durch Einfluß sowohl des Germanismus als des Christenthums, und macht von da an ein Hauptmoment in der romantischen Epik, wodurch zugleich ein neues Element hinzukommt, das germanisch-christliche des Sentimentalen. Eine solche Mischung dieser Elemente des Abenteuerlichen, Ritterlichen, magisch Zauberhaften, Mystischen und Sentimentalen konnte nun aber nicht ohne Einfluß auf die Darstellungsweise bleiben, und es ist nicht unbemerkt geblieben, daß über das ruhige Maas der hellenischen hier die Phantasie siegt, daß statt der festen sinnlichen Gestaltung in jener hier mehr des Unfaßlichen vorkommt, daß die Form in jener plastisch, in dieser malerisch ist, daß dort ein bestimmter begrenztes, hier ein freieres Verhältniß der Theile stattfindet, daß statt der Objektivität in jener hier die Subjektivität größeren Antheil hat, und endlich, daß hier bei einer reicheren Verwicklung eine unruhigere Spannung hervorgebracht wird und auf den Reiz der Neugier und Überraschung mit gerechnet ist.

Wollte man an diese Epik den griechischen Maasstab legen, so wäre es ein Leichtes sie zu verurtheilen, aber auch ein höchst Ungerechtes, dem Welt und Leben mußten sich in jeder anders abspiegeln, und jede darum ihren eigenthümlichen Charakter erhalten, zu dessen genauerer Schilderung in den Artikeln Griechische Poesie und Romantik der schickliche Ort sein wird. Jetzt beschäftigt uns nur die Frage, wie es sich in der romantischen epischen Poesie mit dem Unterschiede zwischen Epos und Epopöie verhalte.

Sollen nicht der Umfang, das Heroische und der Kunstbau entscheiden, so dürfte sich unter allen Heldendichtungen der romantischen Zeit keine einzige Epopöie nachweisen lassen, denn es fehlt die welthistorische Begebenheit in denselben, und selbst bei denen, wo man eine solche annehmen kann, findet sich nicht jenes Wunderbare, welches die Epopöie erfodert, weil die Schicksalsfabel auf eine eigenthümliche Art motivirt ist. Kann man in irgend einem eine welthistorische Begebenheit annehmen, so ist es ohne Zweifel das Nibelungenlied, worin eine Schicksalsfabel nicht zu verkennen ist; aber das Schicksal selbst bleibt durchaus im Hintergrunde, und es ist alles rein psychologisch motivirt. Gervinus hat dieses sehr wohl bemerkt, wo er sagt: „wenn der Fluch auf dem Nibelungenhorte ruhte, so würden wir noch bestimmter das aus dem Dunkel treffende Schicksal der Alten erkennen, das jetzt mehr in den handelnden Personen selbst liegt.“ Er findet es nicht angemessen, daß Krimhilt und Hagen gerade vor den Andern hervorstechen. „Sie reißen,“ sagt er, „Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen, den Verhältnissen gegenüber, wechselseitig diese und sich selbst aus diesen entwickeln, ist mehr in tragischer als in epischer Weise geschildert, ist aber, wenn wir uns dies einmal gefallen lassen, ganz vortrefflich.“ Warum aber sollten wir uns dieses Vortreffliche nicht gefallen lassen? Weil es in der Ilias anders ist? Man hat freilich dieses Gedicht die teutsche Ilias genannt, und es verdient so genannt zu werden, nur nicht gerade in der Hinsicht, wodurch es sich von derselben unterscheidet und weit mehr dem Modernen annähert. Es fehlt durchaus alle Maschinerie, denn die weissagenden Donauweiber greifen nicht in die Handlung ein. Gervinus sagt aber auch ferner: „Der Reichthum der Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit der Episoden, alles, was einem epischen Gedichte erst Leben gibt, geht den Nibelungen ab, und da-

Digitized by Google

mit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen zu schmücken." Auch hier dürften Ansprüche gemacht sein, die sich auf eine hier nicht anwendbare Theorie gründen. Die Nibelungen sind keine Epopöie, aber ein episches Gedicht, welches, ungeachtet seiner großen Annäherung an die Tragödie, doch durchaus epische Haltung hat, aber nur in so weit, als es diejenige epische Art erfordert, in welche die Epopöie hier übergeht, und diese ist der Roman, der sich freilich hier anders gestaltet als jene epischen Gedichte, welche, weil sie in romanischer Sprache (dem Romanzo) gedichtet waren, sogar diesen Namen führten. Dieser hat vieles von dem, was in den Nibelungen vermißt wird, manche haben dessen zu viel, allein der Hauptpunkt bleibt sich in allen gleich, daß nämlich das Schicksal selbst nicht hervortritt, sondern die Personen es in sich selbst tragen, was sich am einleuchtendsten am Parcival zeigen läßt, der durchaus Roman ist. Wie aber dadurch, daß das Schicksal nicht mehr als selbst einwirkend oder durch seine Diener einwirken lassend in dem Epos hervortrat, dasselbe in den Roman übergang, so ging es von der andern Seite, wo man das Schicksal nach dem orientalischen Gesichtspunkte waltend einführte, in das Märchen über, und dieses mischte sich häufig mit dem Roman in dem Rittergedicht.

Die Epopöie, wenn sie wirklich das ist, was sie sein soll, verträgt keine andre als ernste Behandlung, das sonstige epische Gedicht aber auch eine scherzende, und der Scherz hat auch, zwar nicht die wahre Epopöie, aber das Heldengedicht, welches sich als Epopöie geltend machte, in seinen Kreis gezogen, sodaß es ein ernstes und ein scherzhaftes Heldengedicht gibt. Dieses letztere beruht auf ironischer Behandlung des ernsten. Hieraus ergibt sich von selbst, daß sie nicht eher stattfinden konnte, als bis in dem ernsten etwas entdeckt war, was, wenn auch nicht geradezu als Verkehrtes, doch als etwas, wie es eigentlich nicht sein sollte, von dem Verstand erkannt worden war. Dieses konnte nun blos entweder ein falsches Erhabnes oder ein falsches Wunderbares, bloße Maschinerie, sein.

Was das letzte betrifft, so ließ sich dieses von den Griechen nur erst in einer Zeit erwarten, in welcher die Philosophie bereits einen großen Einfluß erhalten, und der Glaube an die alten Götter so wankend geworden war, wie zur Zeit Lucian's. Von dem ersten aber haben wir ein sehr altes Beispiel an der Batrachomyomachie, die man als eine Parodie der Ilias zu betrachten hat. Man hat sie ebenfalls dem Homer zugeschrieben; es ist jedoch weit glaublicher, daß Plutarch (De malign. Herod.), dem auch Suidas beistimmt, Recht hat, der sie dem Pigres, einem Bruder der Karischen Königin Artemisia, zuschreibt, oder daß, wie Neuere wollen, ein jüngerer Alexandriner der Verfasser sei, denn Homer konnte nicht auf den Gedanken kommen sich selbst zu parodiren, weil zu seiner Zeit noch niemand einer dazu nöthigen Ironie fähig sein konnte. Herder wol konnte es sagen: „nehmet aus der Ilias die Einwirkung der Götter hinweg, wer gibt etwas für das Gebalg und Gezänk und Blutvergießen um eine Entführte oder einen Beleidigten," welche Ansicht eine Parodie wol veranlassen mag; Homer aber oder irgend einer aus seiner Zeit konnte dies nicht denken. Wahrscheinlich ist, daß die so häufigen Streitigkeiten unter den kleiner griechischen Republiken Veranlassung zu diesem Gedichte gaben, welches die Ilias parodirt, indem es zu einem geringfügigen Stoffe einen erhabnen, feierlichen Ton anstimmt.

Konnte doch auch nicht eher in der romantischen Poesie ein scherzhaftes Heldengedicht entstehen, als bis man angefangen hatte das abenteuerlich Ritterliche und das märchenhaft Wunderbare im Lichte des Verstandes zu betrachten. Mit dem schwindenden Glauben an eine märchenhafte Welt konnte der religiöse Ernst in Darstellungen derselben nur in so weit fortbestehen, als man an das durch seine Verschmelzung mit dem Christlichen geheiligte Heidnische noch festen Glauben beibehielt: je mehr aber auch dieses als Aberglaube hervortrat, desto weniger konnte man umhin das Märchenhafte in dem Romantischen nicht scherzhaft zu behandeln. Nun erst konnte jene Art von romantisch-epischem Gedicht entstehen, in welchem Ariost vorzüglich hervorglänzt. Eine komische Feierlichkeit ist es, welche sein Gedicht charakterisirt; denn bei allem Anscheine von Ernst und Würde, den er in seiner Behandlung der romantischen Welt annimmt, ist doch unverkennbar, daß er mit ihr nur ein heiteres Spiel treibt. Ein feiner Faden von Ironie zieht sich durch seine Darstellung, und dieser ist auch in der Willkür der Form des Ganzen nicht zu verkennen, in welcher er das Phantastische und Überteuerliche der von ihm dargestellten Welt durchscheinen läßt. Späterhin tritt diese Ironie immer unverkennbarer als Satire hervor, bis endlich Cervantes in seinem Don Quixote dieser Art von Poesie das Grab bereitet.

Die moderne Epik hat verschiedene Wege eingeschlagen. Seit der Reformation hatte die neue Welt der alten hellenischen sich wieder angenähert, und es entstand ein Epopöie in hellenischer Form von Milton und Klopstock an bis zu Jenisch, Sonnenberg, Bielefeld, Pyrker, und ein hellenisches Epos, worin Göthe vor allen hervorglänzt. Das romantische Heldengedicht aber wurde durch Wieland ebenfalls bei uns eingeführt, und ihm folgten v. Nicolay, Alringer, Müller, Fouqué, Ernst Schulze, Grötsch u. A. Unter diesen Gedichten zeigt sich in Geist, Ton und Manier ein beträchtlicher Unterschied, der sich aber im Allgemeinen zurückführen läßt auf den Unterschied, der zwischen Ariosto und Tasso stattfindet, von denen der Letzte die romantische Welt wirklich ernst und das Phantastische selbst mit Würde behandelt, und auch in der Form des Ganzen der regelmäßigeren Gebundenheit der hellenischen Epik sich nähert.

Zu der Parodie des romantischen Stoffes, wie sie in Tassoni's geraubtem Eimer sich zeigt, gesellte sich später noch eine besondere Parodie der Geisterwelt des Märchens, worauf ein Roman des Abbé de Villars: Comte de Gabalis, nicht geringen Einfluß hatte. Darin ist eine selbsterfundene Lehre von den Elementargeistern aufgestellt. Die vier Elemente sind versinnbildet: das Feuer in dem unverbrennlichen, glänzenden Salamander; das Wasser in feuchten Ondinen, den grünhaarigen Nixen mit

Digitized by Google

den weißen blendenden Schleiern des Schaums; die Erde in dem etwas derben, bisweilen wol auch tückischen, jedoch wenn er nicht gereizt wird gutmüthigen Gnomen und Kobold, der unten bei den Bergleuten sein Wesen treibt; die Luft in den leichten, schnellen, gewandten und gaukelnden Sylphen. Diese neue Geisterlehre blieb von den Dichtern nicht unbenutzt. Theils verschmolzen sie dieselbe mit der frühern der Elfen, Feen u. a., theils thaten sie auch von eigner Erfindung hinzu, und brachten diese parodirte Geisterwelt in Verbindung mit einem geringfügigen, niedrigen Stoffe. Dadurch entstand jene Art des komischen Heldengedichts, wie es in dem Lockenraube von Pope und mehreren Gedichten von Zacharid sich darstellt. (*H.*)

EPPAN, die Burg (nunmehr, wie Hormayr schreibt, zum Unterschiede der anliegenden Fläche, Hohen-Eppan genannt), liegt im südlichen Tyrol oder dem Dörfchen Missian, auf einem abgesonderten, sonnigen Hügel, obschon nur in weitläufigen Ruinen, dennoch stolz und erhaben, als wäre sie der Gegend Königin. Schon die vortreffliche Aussicht allein, die sich daselbst dem entzückten Auge des Wanderers eröffnet, rechtfertiget die Wahl der alten Grafen. Ergriffen von allen Schönheiten des kühnen Mauerwerks und dem Ehrwürdigen des Alterthumes, dünkt dem Wanderer, er sähe dort auf dem Luginsland einen der Burgherren spähen, und die mächtigen Vorwerke, die rings um das Hauptschloß gelegenen Festen seiner Lehensritter, zählen. Boimond, das Stammhaus der alten Geschlechter dieses Namens, Altenburg, Wart, dem vorigen gegenüber, beide den Weg nach der Stammburg bewachend; Krab, heutzutage blos ein erhöhter Wartthum, Fetkenstein, Payersberg, dann jenseit der Etsch, an der Stirne eines wolkennahen, frei vorragenden Felsens gleich einem Adlernefte klebend das trotzige Greifenstein, Altenberg, Oberglonig, des Bischofs von Trident und des Grafen von Tyrol, seines Voigtes, Mannen und Söldnern in Botzen ein gewaltiger Kappzaum. Aber zur Linken sah er auf seines Gegners nie bezwungene Feste Tyrol in ungeschwächter Kraft; vor sich zur Rechten seines Erbfeindes, des trienter Bischofs, Lieblingsburg, das gewaltige Formigar (Firmian), Neuhaus und Maultasch, von dem sich hernach Margaretha genannt, Siebenaich, die Heimath treuer Dienstmannen von Tyrol, und von neuerm Bau die Edelsitze Freudenstein, Fuchsberg, Gandeck, Gleif, Haslach, Botzen, die emsige handelsbelebte Stadt, aus der die Kirche von Trient die Grafen nach Eppan vertrieben hat; im Hintergrunde das viel bestiegene Rittengebirge, Völs, Steineck, Karneid; die Etsch hinab das fruchtbare Thal bis Salurn, eingeschlossen von den gewaltigen Bergen von Buchholz, Deutschenofen, Aldein; die Etsch hinauf die Bergfirsten von Passeyr, Algund, Lana, Mötten. Hinausgerückt auf eine Felsenspitze war jeder Zugang gen Eppan theils unmöglich, theils aber mit gehauenen Steinen glatt ausgemauert, theils durch mehre Bollwerke gedeckt. Man findet ein solches Vorwerk mitten in der Felswand am hangenden Steinthurm, hoch sich über die Heerstraße hinneigend und durch einen unterirdischen Gang mit dem Hauptschlosse verbunden. Der äußerste Wartthurm trotzt gleichfalls noch jetzt der Zeit; er heißt insgemein der Kreidenthurm, weil, wenn der Glockenstreich in der Noth ertönte, d. i. wenn der Ruf zum allgemeinen Landsturme erging, von dieser erhabenen Stelle aus die Kredenfeuer ins Land hineinloderten. Eine gerichtliche Urkunde, 845 zu Trient von den kaiserlichen Missis und dem Herzoge Luitfried aufgenommen, nennt u. a. den Fritari de Apiano scabinus. Es ist dieser Fritari nicht dem Grafengeschlechte von Eppan zuzutheilen, ebenso wenig wie manche andere Eppane der spätern Zeit, z. B. Toringus de Piano, 1147, Sophia, filia D. Wikeri de Piano, die 1224 aus der Macinata Udalrici comitis de Eppan, unter die tridentinische Macinata kam, ferner Fridericus de Eppan, D. Merchadantus, Cunradus de Epyano 1236, Hainricus de Eppiano 1237, Otto de Epiano S. Piano, canonicus Tridentinus 1336, 1339, archidiaconus 1341, 1348, vicarius generalis 1339, 1348 et vicarius plebis S. Pauli de Eppiano, dieser vielleicht einem neuen, 1312 geadelten, und 1564 ausgestorbenen Geschlechte angehörig, während die vor ihm genannten Eppane ohne Zweifel der Grafen Ministerialen gewesen sind. Die Grafen von Eppan selbst leitet eine uralte Sage aus dem welfischen Geschlechte her; der Bischof Egno von Trident, ein Eppan, sagt in einer 1270, der Abtei Weingarten ausgestellten Urkunde, daß besagtes Kloster „a ducibus (Guelfis) et proceribus de sanguine comitum de Piano constructum sit et fundatum.“ Ein zweiter Grund, erheblicher, als das Zeugniß, von dem Bischof in der eigenen Sache ausgestellt, ist das Besitzthum: die altwelfische Grafschaft Botzen befindet sich plötzlich, nach Abgang des Welfenstammes, in dem Hause, welches späterhin von Eppan den Namen empfing. Dann liest man in dem, 1028—1035 zwischen den Bischöfen Gebhard von Regensburg und Egilbert von Freisingen errichteten Tauschvertrag unter den Zeugen Udalschalk comes, Etich, Gerloh. Der Graf Udalschalk ist ein Huosiet, Gerloh ungezweifelt der Graf des Pusterthals, ihnen ebenbürtig muß der zwischen beide gestellte Etich sein. Die Verhandlung betrifft u. a. das Dorf Barlian, so der Grafen von Botzen Bann entzogen und einer auswärtigen Kirche übertragen wurde: hierzu mußte der Graf seinen Willen geben, und das, nimmt man an, vollzog Etich durch seine Unterschrift. Sattsam ist er demnach als Graf von Botzen, sowie durch den welfischen Lieblingsnamen Etich, Ethiko, als Welfe legitimirt. Er hat aber aus des letzten Welf (gestorben 1030) reichem Erbe lediglich die kleine meistentheils aus welfischen Allodien bestehende Grafschaft Botzen und die Allodien im Ober-Innthal empfangen; denn man weiß, daß besagten Welfs einzige eheliche Tochter Cuniza ihrem Gemahl, Azo von Este, die eigentlichen Stammlande zubrachte, und darum glaubt von Hormayr ferner annehmen zu dürfen, daß Etich des Welfen natürlicher Sohn sein müsse. Wir bekennen, daß diese Herleitung, wenn auch nicht erwiesen, doch auf Probabilitäten beruhet, von ganz anderer Bedeutung, wie die Fabel von der Bürger zu Bern, der Grafen von Mülnen, welfischer Abstammung. Etich's Söhne mögen die nach einander als Grafen von Botzen genannten Brüder

Digitized by Google

Altmar und Ulrich sein. Altmar comes, Zeuge in einer Urkunde des Bischofs Egilbert von Freisingen, 1140, scheint kinderlos verstorben zu sein; Graf Ulrich, der um 1065 das Kloster Benedictbeuren mit einem trefflichen Weinberge zu Stentsch, außer Botzen, beschenkte, der Seele seines verstorbenen Bruders Altmar zum Heile, und dafür von dem Kloster als Gegengeschenk ein gar schönes und überaus anbächtiges Meßbuch empfing, der auch, 1075, dem Kloster Weihenstephan eine Dienstbarkeit erließ, wurde der Vater Friedrich's, der 1078 in dem gräflichen Amte erscheinend, nachmals sich genöthigt gesehen hat, aus Botzen zu weichen und den aufblühenden Ort dem Hochstifte Trient zu überlassen. Friedrich's Söhne, Ulrich II., Heinrich und Arnold, nahmen eine Theilung der väterlichen Besitzungen vor. Ulrich, unter den Brüdern vermuthlich der älteste, behielt Eppan, seit dem Verluste von Botzen die Hauptburg, sammt allem Gute auf dem rechten Etschufer, Heinrich und Arnold wurden auf die reichen Besitzthümer an dem linken Ufer angewiesen, zusammt denjenigen, so die Vorfahren im Nori- und Innthale zerstreut besessen hatten. Auf dem linken Ufer der Etsch auf einem unersteiglichen, isolirten Felsen, ob Verlan, liegt, die Heerstraßen übersehend, die Burg Greifenstein, und auf ihr haftete der Brüder Heinrich und Arnold Grafentitel. Graf Heinrich von Greifenstein wohnte dem kaiserlichen Placitum in Treviso, 1116, bei, unterzeichnet auch 1120, zusammt seinem Bruder Arnold den Tauschvertrag der Bischöfe Heinrich von Freising und Hugo von Brixen um halseigene Gotteshausleute. Graf Arnold von Greifenstein, Schirmvoigt zu Brixen, bereits unter dem Bischof Hugo, schenkte 1124 verschiedenes an das Hochstift, und wird zum letzten Male, 1138, in einer Urkunde des Bischofs Reginbert von Brixen genannt. Sein Sohn, Graf Arnold II. von Greifenstein, tritt bereits 1140 in der Wirksamkeit eines Schirmvoigtes auf, und empfängt von Konrad, dem Dechanten des Chorherrenstiftes Innichen, dessen Schirmvoigtei ebenfalls in seinen Händen, den Wald und das Neugereuth zu Villgraten, zwischen den Bächen Schwarzach und Sillian, doch unter der Verwahrung, daß solche Stücke nicht zu Afterlehen ausgethan werden. Es wird in dieser Urkunde und noch lange nachher Arnold genannt comes I. Moricht, Morith et advocatus, angesehen, daß er mit des Grafen Konrad von Mareith Erbtochter, Adelheid, dieses Grafen reiche Allode im Nordwesten des Gaues Orithal oder Norithal erheirathet hatte, und mehrentheils, so lange er die Schirmvoigtei des Hochstiftes Brixen beibehielt, zu Mareith saß; als er diese Voigtei um 1165 zu Handen des Bischofs Otto, eines gebornen Grafen von Andechs, aufgab, übersiedelte er nach dem Greifenstein, und von dem an erscheint er bis zu seinem Ende unter dem Namen des Grafen von Greifenstein. An der Stiftung der Kanonie Neuzell oder Neustift bei Brixen, 1142, so zunächst dem heiligen Bischof Hartmann, und Regiberten, dem Schloßhauptmanne zu Seben, zuzuschreiben, nahm Graf Arnold nicht geringen Antheil, und verdient er unter jenes Hauses vorzüglichsten Gutthätern genannt zu werden, wie er dann insbesondere, in Gemeinschaft mit Frau Adelheiden, der Kanonie ein Silbergeräthwerk um Villanders geschenkt hat. Um das J. 1147 gab er an das Kloster Weihenstephan einen Antheil an dem Weingute Engelmars von Winkel, hiermit sein, seiner Gemahlin und seines verstorbenen, nirgendwo genannten Bruders Seelenheil zu werben. Witwer nach Frau Adelheiden Ableben, nahm Arnold, um 1160 die zweite Frau, Mathilden, des Grafen Konrad von Falley Tochter. Gemeinschaftlich mit ihr verschenkt er an Neuzell Güter zu Pregratten und Siegnitz, im Pusterthal, und zusammt Frau Mathilden stiftete er 1165 das Chorherrenstift in der Aue, unterhalb Botzen, dessen Schirmvoigtei seinen Mägen, den Grafen Heinrich und Friedrich zu Eppan, versichernd. Es soll jederzeit des Hauses Aeltester diese Schirmvoigtei üben, es soll aber, im Fall ungerechter Bedrückung, diesen ein Bischof von Trident zurechtweisen, und wenn Bischof und Schirmvoigt gleich sehr ihrer Pflichten vergessen, dann soll aller Kirchen oberster Voigt, der Kaiser, zu Abhilfe einschreiten. Arnold, der auch noch gegen das Kloster Mariaberg, im Vintschgau, äußerst freigebig sich erwies, starb am 20. Aug. 1170, und pranget in den Sal- und Todtenbüchern der Kirchen von Brixen, Neustift, Innichen, in der Aue oder Grieß, Weihenstephan und Mariaberg sein, als eines Seligen, Namen mit rothen Buchstaben geschrieben. Seine Witwe folgte ihm in die Gruft am 11. Dec. 1172, und es erhoben sich um die ausgedehnten Besitzungen, besonders um die Lehen von Brixen und Trident, zwischen den beiden Hochstiften und den Vettern von Eppan langwierige Zwistpalte und blutige Fehden, so zuletzt durch den Vertrag von Formigar, den 31. Mai 1181, abgethan worden sind.

Ulrich II., dem in der Brudertheilung die Burg Eppan verblieb, erscheint zuerst um 1116 in des Bischofs Hugo von Brixen Urkunden. Im J. 1130 gab er, besorgt um seiner Seelen Heil, ein dem Stifte Baumburg gewaltsam entzogenes Weingut an den Propst Gottschalk zurück; es verzichtet auch zugleich allem Ansprache an desagtes Gut die gräfliche Gemahlin, Adelheid, sammt ihren Söhnen. Deß Zeugen sind u. a. Geribot und Adalbero von Eppan, des Grafen Dienstmänner. Am Mittwoch, den 15. Juli 1131, zu der heil. Zwölfboten Scheidung, weihte Bischof Altmann von Trident die Kapelle zu Eppan in der alten Burg. Im J. 1145 stiftete Ulrich mit seinen Söhnen Friedrich und Heinrich und eines verstorbenen Sohnes Sohne Adalbert das Collegiatstift St. Michael, insgemein Welsch-Michäl genannt, in der Herrschaft Königsberg, zu solchem den ganzen umliegenden Bezirk mit einer Menge Zinsen und Gülten widmend, und scheint er nur kurze Zeit jene herrliche Stiftung überlebt zu haben. Sein Enkel, der schon genannte Adalbert, freigebig gegen Neustift im J. 1163, mag der Vater sein jenes Grafen Nicolaus von Eppan, der unter den tridentinischen Bischöfen Salomon und Albrecht von Madruzzo lebte. Friedrich und Heinrich, die Söhne Ulrich's, sind jene Grafen von Eppan, welche zusammt ihrem Neffen Adalbert, 1153, den Grafen von Tyrol, Albrecht und Berchtold, absagten, auch in kurzer Frist sie dahin brachten, die Vermittelung Hartmann's, des Bischofs von Brixen, anrufen zu müssen. Aber es wurde in Eppan diese Ver-

Digitized by Google

mittelung mit Verachtung abgewiesen, es empfingen die Grafen von Tyrol von der Kirche von Trident, deren Schirmvoigtei Graf Albrecht bekleidete, wirksame Unterstützung, und das Glück, ermüdet in der Eppaner Dienst, schien für immer ihren Gegnern sich zuzuwenden. Manche von den Burgen der Eppaner war gebrochen und ausgebrannt, als unerwartet die kirchlichen Wirren und eine neue Heersahrt gen Italien Stillstand geboten. Um jener Wirren Abstellung verwendete sich zumal Herzog Heinrich der Löwe von Baiern und Sachsen; auf dessen Betrieb entsendete Papst Hadrian nach Teutschland die Cardinäle Heinrich und Hyacinth, mit Vollmachten für den Frieden und mit reichen Schätzen ausgestattet. Sie zogen die Etsch hinauf, in Gesellschaft des Bischofs Albrecht von Trident, während an ihm einen sichern Führer durch das Gebirgsland zu haben, nicht bedenkend, daß grade jener Bischof, kürzlich derer von Eppan Feind, diese veranlassen könne, auf Unschuldige ihre Rache auszudehnen. Botzen hofften die Reisenden bald zu erreichen, da wurden sie von den Grafen von Eppan angerannt, niedergeworfen, ihrer köstlichen Habe beraubt, in Banden gelegt. Der Bischof von Trident entkam „evidenter divina providentia," die beiden Cardinäle wurden von ihren Anverwandten mit schwerem Gelde gelöset, während, den an Kirchenfürsten und Friedensboten verübten Frevel zu strafen, Herzog Heinrich der Löwe sich rüstete. Dazu hatte er durch einen gräflichen Schwur sich verpflichtet, und so schrecklich zeigte er sich in seinem Zorne, daß selbst der Propst zu Reigersberg, der große Gerlob, ihn bitten mußte, wenigstens der Gotteshäuser und Friedhöfe zu schonen, und die Armuth vor der zerstörenden Wuth seiner Kriegsknechte zu schirmen. Gerlob hatte einer der ersten des Grafen Unthat dem Herzog geklagt.

In dem ungleichen Kampfe wurden der Eppaner Burgen gebrochen und ausgebrannt, sie selbst von der einen zur andern verfolgt: als ihnen die letzte Zuflucht genommen, kamen sie auf des Herzogs Gnade zu ritterlichem Gefängniß sich zu stellen, die Beute zu erstatten, Urfehde zu schwören. Niemals hat von solcher Demüthigung das Haus sich wiederum erhoben zu Glanz und Macht früherer Zeiten; es mußten vielmehr die Grafen von dem an demüthig sich schmiegen unter des Bischofs von Trident Krummstab, auf dessen Wort ihre Schlösser öffnen, in jeglichen Nöthen ihre Mannen ihm zuführen. Der unglücklichen Fehde ledig, zog Graf Friedrich in den Kaisers Heer nach der Lombardei, Theil zu nehmen an den Gefahren und Mühseligkeiten der Belagerung von Crema, 1159—1160, und wiederum kam er mit Trident zu Fehde wegen der Erbschaft des Grafen Arnold von Matreith und Greifenstein. Sie wurde in großer Zusammenkunft in der Aue unter Formigar, den 31. Mai 1181, gesühnet. Heinrich und Friedrich, die Grafen zu Eppan, verzichteten auf den Greifenstein, sammt aller Zubehörung, auf die Waldungen und Forstrechte am Ritten, mit Ausnahme derer, so sie von Alters her zu Lehen trugen, auf das Mairerthum zu Platen, auf zwei Höfe zu Tramin, auf den Hof zu Margreid, die Heide unterhalb Enn, auf Kronmetz und die Goldgrube zu Tassul im Nons, und empfingen dagegen von Bischof Salomon die Lehen über Alles, so sie jemals mit Recht oder Unrecht besessen, sammt 1400 Pfund veroneser Pfennige. Graf Friedrich ist spätestens im J. 1185 verstorben, und nahm seine Witwe, Frau Mathilde, den Schleier in dem Kloster Mariaberg, welchem ihr Sohn Friedrich als Abt vorstand. Sie hatte überhaupt sieben Kinder geboren, Adelheid, Geneſius, Friedrich, Arnold, Ulrich, Egno, Heinrich. Adelheid wurde an den bairischen Grafen Kuno von Megling verheirathet. Geneſius und Heinrich starben in früher Jugend. Friedrich, der Abt zu Mariaberg seit 1181, starb am 11. Juli 1194, Arnold, Graf zu Eppan, empfing sammt seinem Bruder Ulrich von Bischof Albrecht von Trident, gegen den sie erbitterte Fehde geführet, zu gerechtem, ordentlichem Leben, den 23. Juli 1185, Malwenstein, die Burg Arx, die Feste am Eingange des Nons (diese zwar als Herrn Ulrich's abfonderliches Lehen), die Hälfte der Grafschaft Eppan, bis dahin zu ⅔ von dem Bischof zu eigen angesprochen, die Wune und Waide, zuständig den Gotteshausleuten im Thale Fleims. Dagegen sollten die Grafen das in dem Laufe der Fehde gebaute Schloß Grunansperg, als ein gefährliches Raubnest, niederreißen, oder dem Bischof öffnen und einantworten. Am 20. April 1189 geschah in der Burg Ulten, die bereits in des Grafen Friedrich Besitz sich befunden, eine neue Taidigung zwischen Bischof Konrad von Trident und den Gebrüdern Arnold und Egno von Eppan. Es gab Graf Arnold der Kirche von Trident alle seine Rechte auf Fleims, die sein Vater Friedrich und er selbst, durch Tausch gegen Primör erworben. Dafür erlegte der Bischof 2000 Pfund, statt deren er seine Maierthümer, Höfe, Weingärten und Gülten um Eppan, Margreid und Völlan zu Pfandlehen setzte, sodaß nach Ablauf festgesetzter Zeit die Grafen jene 2000 Pfund veroneser oder venetianer Münze, je nachdem die eine oder andere gangbarer sein würde im Lande oder den Hof zu Naturns u. s. w. fodern könnten. Ferner erneuerte der Bischof den Grafen Arnold und Egno den lehenbaren Besitz von Primör, und reichte ihnen beiden all dasjenige, so ihr Vater einst dem Hochstifte aufgeben müssen, zu rechtem Lehen für sie und ihre Nachkommen. Diese Verhandlung hat Arnold nur kurze Zeit überlebt. Graf Ulrich wohnte, mit seinem Oheime Heinrich, der in Venedig 1177 zwischen Papst Alexander III. und Kaiser Friedrich I. errichteten Sühne bei, und kommt zum letzten Male am 8. Mai 1185 vor. Egno, Graf zu Eppan, oder auch, wie er manchmal sich nennt, zu Altenburg und Ulten, hatte sich den geistlichen Stand erkiest und in solcher Richtung zu Rom seine Studien gemacht; darum bloß er im Lande und in vielen von ihm unterfertigten Briefen und Verträgen, Magister romanus. Als Domherr zu Trident hing er, von seinem Hause die Gefahr des Absterbens abzuwenden, den Ghorrock an den Nagel, und nahm Irmengard, des Markgrafen Heinrich von Ronsberg, des Stifters der schwäbischen Reichsabtei Irsee, Tochter, zum Weibe. Am 9. Juni 1194 empfing Graf Egno sammt seinem Brudersohne Friedrich von Bischof Konrad von Trident die Lehen über die Stammburg, oder wie sie seit den von Heinrich dem Löwen angerichteten Verwüstungen hieß, über den alten zerfallenen Burgstall zu

Digitized by Google

Eppan, sammt zwei Maierhöfen. Dagegen schwur Graf Egno einen schweren Eid, niemals die Kirche von Trident zu gefährden mit unziemlichen Ansprüchen oder Vorgriffen, auch fürbaß nimmermehr sich einzulassen in den durch seinen abgelebten Oheim, den Grafen Heinrich, veranlaßten Bund gegen Trident. Am 13. Juni 1195 trug Egno dem Bischof von Trident zwei Höfe bei Altenburg zu Lehen auf, und 1202 entsagte er, mit Zuziehung seines Neffen, des Grafen Friedrich, aller Foderung an die Söhne und Töchter des ihnen dienstleigenen Edelknechtes Gebhard von Hauenstein, der Kirche von Briren zu Gute. Im J. 1216 soll Egno auf K. Friedrich's II. Hoftage zu Nürnberg gewesen sein, und ist er bald darauf verschieden. Von seinen und Frau Irmgarden Kindern sind Gottfried und Sophia nur dem Namen nach bekannt. Ulrich aber, Graf zu Ulten, Markgraf zu Ronsberg, erscheint zum ersten Male als Zeuge in einer Urkunde d. d. Mayd den 27. April 1215. Im März 1223 wird er unter den Zeugen der zu Ferentino von K. Friedrich II. dem Kloster Bermünster, im Aargau, gegebenen Urkunde genannt. Bedenkend, daß seine gehegten Leute zu Steineck dem Kloster Steingaden fast beschwerlich gewesen, erlaubte Ulrich, den 12. Oct. 1227, des Klosters Bauleuten zu Wässerung ihrer Grundstücke und Weingärten zu Hagenach alle Erchtage das Wasser von dem Rumeyerbächlein, und dazu setzte er auf St. Johannsen Altar die auf sein Theil gefallenen Kinder der Ehe, so Heinrich, des Klosters Baumann zu Tschars, mit seiner des Grafen halbeigenen Magd aus Tisens eingegangen war. Am 5. Jan. 1231 überließ Ulrich seine meisten in dem Bisthume Trident belegene Allode, und eine Menge Vasallen, nur ausgeschieden daßjenige, so er mit seinen Vettern, den Grafen Ulrich und Egno von Eppan, in Gemeinschaft besaß, um 6000 Pfund Pfennige, veroneser Währung, an den Bischof Gerhard von Trident. Am 14. Dec. 1234 belehnte er gegen 2000 Pfund, die Edelherren Armand und Cognuto von Campo mit Gericht und Blutbann zu Preoro und Togiano, und im J. 1240 ließ er sich mit dem Grafen Albrecht von Tyrol in Bündniß ein wider seinen Vetter, den Bischof Egno von Trident. Den vertrieb er von Land und Leuten, brach dessen Schlösser, und war ihm nach allen seinen Kräften zu Schaden und Schimpf mit Brand, Raub und Todtschlag, bis der Graf von Tyrol im März 1241 sich sühnte. Zum Heerzug gegen die Mongolen sich bereitend, übergab Ulrich am 18. Juli 1241 in St. Paulskirche, nicht fern von Eppan, seinen letzten Willen zu Handen seiner Getreuen, Arbold von Arz, Heinrich von Boymund, Wolfher von Altenburg, Liebhard von Kaldern, Odolrik von Flavon und Wilhelm von Söll. Darin ernannte er zu Erben seinen Neffen Egno, den Erwählten zu Briren, und weiland Graf Ulrichen zu Eppan Söhne, Friedrich und Georg, denen sollten gehören alle seine Habe, Schlösser, Festen, Güter, Dienstmannen, Mägde und halbeigene Knechte, falls er nicht wiederkehre von seiner Heerfahrt, oder sonst nach seinem gottgefälligen Ableben; und es schwuren alle des Grafen Dienstmannen Treue und Gehorsam dem Erwählten von Briren und den Jungherren von Eppan, und daß sie ihnen den rechtlichen Erben, als gehorsame Burgmänner, öffnen wollten die Festen Ulten, Altenburg und Völlan. Schon vorher, im Juni desselben Jahres 1241, hatte Graf Ulrich dem Erwählten zu Briren all sein väterliches Erbgut im Oberinnthale, gelegen zwischen Fender, dem Thimmelsloch, Weltervogl und See, Finstermünz und dem Sillflusse, im Falle er nicht wiederkehre, zu unwiderruflichem Erbe geschenkt. Weiter überwies er einige Güter in der Pfarre Silz, eines Jahresertrags von 30 Mark, dem Domcapitel in Briren, so dagegen zwölf Arme in Wohnung, Atzung und Gewand erhalten sollte. In Anerkenntniß so reichlicher Vergabung empfing von dem Erwählten zu der bevorstehenden Heerfahrt Ulrich ein Darlehen von 100 Mark Silbers, und sofort begab er sich auf den Weg nach Alemannien. Auf seiner Burg Kemnath, ½ Stunde von Kaufbeuren (es war mit ihr bis zu dem J. 1662 und 1692 die Kastenvoigtei der Abtei Irsee verbunden), angelangt, bewilligte er dem Stifte Wilden die Freiheit, daß solches von seinem Burg- und Dienstmann, Volkmar von Kemnath, auch von allen andern seinen zu der Hauptburg Ronsberg pflichtigen Dienstmannen, Begabungen annehmen dürfe, ohne hierzu seine, des Grafen, Bestätigung abzuwarten. Bei derselben Gelegenheit verkaufte Ulrich das Schloß St. Petersberg mit mehren Gütern im Innthale, an den Kaiser, dem dazu, nach des Verkäufers Tode, dessen sämmtliche Besitzungen im Ammergau unter dem Scharnitzer- und Ferngebirge heimfallen sollten. Allein es wurde durch des Jaroslaus von Sternberg Sieg, den 25. Juli 1241, Teutschland von der Gefahr der Mongolen errettet, und wohlbehalten kehrte Graf Ulrich in die Heimath zurück, wie dieses durch Urkunden von 1242 erweislich. Noch im September 1247 hat er Graf Ulrich von Ulten, einem Spruchbriefe sein Siegel angehängt, am 14. März 1249 hingegen traten die Junggrafen zu Eppan, Friedrich und Georg an Bischof Egno zu Briren ab all ihr Erbe aus der Verlassenschaft weiland des Grafen Ulrich von Ulten, sammt Vas und Königsberg, den beiden Schlössern, jenes in Thale des Nons, dieses am linken Etschufer, ob St. Michäl, der Ahnen Gestift, belegen. Es muß demnach Graf Ulrich im J. 1248, und zwar den 24. Nov., wie der Nekrolog des Klosters Wilden angibt, verstorben sein. Seine Gemahlin Jutta wird von einigen als eine Gräfin von Eschenlob betrachtet, indem nach Burglechner's Versicherung ein Graf Ulrich von Eppan mit einer Gräfin von Eschenlob verheirathet gewesen, indem auch Ulrich, nach Burglechner's Angabe, 1221, sich einen Herrn zu Eschenlo genannt haben soll. Am 6. Febr. 1231 verzichtete Frau Jutta allem Anspruche auf ihre Morgengabe, die ihr Eh herr an das Bisthum Trident verkauft hatte, nur d Einkünfte von Cavriana, im Thale Fleims, blieben i vorbehalten. Ihr einziger Sohn, Graf Friedrich, erschei zusammt dem Vater in einer Urkunde vom 1. Mai 122 starb aber, bevor er wehrhaft gemacht worden.

Die Linie in Eppan. Graf Heinrich, Ulrich's j anderer Sohn, war wol ein Knabe, wie er im J. 114 sammt seinem Vater, seinem Bruder Friedrich, seinem Ne fen Adalbert, in der Stiftung von St. Michäl auftrt Theilnehmer des an den päpstlichen Legaten verübten Fr

Digitized by Google

vels, mußte er auch sein Theil nehmen an der Strafe; seine Burgen wurden gebrochen, seine Güter verwüstet, und die mächtigen und reichen Grafen, bis dahin des Etschthales Beherrscher, mußten sich bequemen, der Bischöfe von Trident Lehenträger zu werden. Im J. 1164 opferte Graf Heinrich mit eigener Hand St. Dionysen in Schestlarn die Maierthümer, so seine Dienstleute, Konrad von Grieß und Hartmann von Russan zu Mölten und Krispian besessen, und nach Schestlarn geschenkt haben, und ebendahin auf des heil. Dionys Altar setzen, 1166, Graf Heinrich und seine Söhne Heinrich und Ulrich ihre Weingüter, Wiesen und Aecker zu Nals. Am 31. Mai 1181 trat Graf Heinrich der um das Erbe von Greifenstein zwischen seinem Bruder Friedrich und dem Bischof Salomon errichteten Taidigung bei. Am 27. Aug. 1185 verzichtete er gegen Bischof Albrecht von Trident, allem Ansprüche und Recht auf die Gefälle, trockene und nasse Zehnten, Gülten, Maierthümer und Höfe zu Breguz, Bonde, Zion und auf dem Gebirge Durona in Judicarien, wogegen der Bischof ihm den Zehnten von Lay überließ, auch bis zu nächstkommendem Obristentag 800 Pfund Veron. zu bezahlen versprach. Am 1. Mai 1189 zu Kaiserswerth wurde von K. Friedrich I. die Stiftung der Kanonie in der Aue bestätigt, und dabei in Ansehung der Erb-, Schutz- und Schirmvoigtei verordnet, daß solche stets der älteste Sprosse des Hauses Eppan besitzen solle, um in Gefahr und Nöthen das Kloster zu schützen und zu schirmen, auch zu dessen Vortheil mit den zu Ehren der Heiligen dargebrachten Opfern und Gaben zu schalten und zu walten, nicht aber, um gleich dem Wolfe im Schafstalle seine Macht zu mißbrauchen; eine frühere Urkunde desselben Kaisers, zu Bolana, in dem Erzbisthume Ravenna, den 31. Mai 1177, dem Kloster Biburg ausgestellt, hatte der Graf von Eppan mit seinen Lehensrittern, Hugo von Taufers und Albrecht von Burgers, unterstrigt. Dem Römerzug K. Heinrich's VI. ist der Graf sogar vorausgeeilt, um eines solchen Zuges Schwierigkeiten zu entfernen, und findet sich, daß er am 23. Juli 1190 mit dem Bischofe Gerhard von Padua sich verglichen, von wegen des dem Bisthume zur Last fallenden Fodrum. Eine Fehde, von Heinrichen gegen das Stift Trident erhoben, nachdem er vorher durch Verbindung mit vielen Edlen sich gestärkt, 1194, wurde zeitig durch Kirchenbann und des Kaisers Zorn um solchen Bruch des Landfriedens unterdrückt. Noch am 2. März 1204 wohnte der Graf der zu Ala zwischen der Kirche von Trident und Drudo Marcellin, dem Podesta von Verona, errichteten Sühne bei; bald hiernach aber wurde er von Jacob, Rupert und Ottolin, den Söhnen Oladurin's von Eno, durch Meuchelmord getödtet. Seine Gemahlin Maria, einzig durch fromme Vermächtnisse für das Kloster Marienberg, im Vintschgau, bekannt, hatte ihm die Söhne Vivian, Ulrich und Heinrich, den Jüngeren, geboren. Vivian, von ihnen vermuthlich der jüngste, empfing zu seinem Erbtheile den Greifenstein, und wird darum als Zeuge in der Vorladung des Vormundes der hinterlassenen Söhne Massar's, vom 7. Oct. 1224, „Graf Vivian von Greifenstein genannt. Graf Ulrich von Eppan begleitete den Herzog Friedrich III. von Österreich auf der Fahrt nach Palästina, und brachte in Gesellschaft des Grafen von Görz den Leichnam des in der Heimkehr, am 16. April 1198 verschiedenen Herzogs nach Klosterneuburg, zu feierlicher Bestattung in der Erbgruft. Ulrich war ferner Zeuge einer Urkunde des Bischofs Friedrich von Trient, vom 11. Sept. 1210, und ihm und Heinrichen, seinem Bruder, hat am 15. Nov. 1210 Engelbert von Beseno seine Lehenstücke zu Beseno, Avolana und Folgaria aufgesendet, gleichwie Graf Ulrich von Eppan und Berthold, dessen Sohn, am 8. Juli 1211 dem Bischof von Trident ihren Antheil an dem Schloß und den übrigen Lehenstücken zu Tenno auftagten, und dagegen von dem Bischof belehnt wurden mit Grundstücken zu Missian, Tramin und im Val Molena, nicht minder mit jährlichen 33 Galetis Öl, für deren sichere Entrichtung zugleich zwei Maierhöfe in Pfaten verpfändet wurden. Im J. 1224 gab Ulrich eine Dienstleigene, Meikers von Eppan Tochter Sophia, auf St. Vigil's Altar, weil sie zu vermählen sich gedacht, mit einem Dienstmanne der besagten Kirche, mit Friedrich von Firmian, und es warf zugleich der Graf seinen Handschuh hin, den Widersachern oder Verächtern frommer Vermächtnisse. Den 3. Aug. 1228 wurden die heftigen Späne und Irrungen ausgetragen, welche Bischof Gerhard von Trident, Graf Albrecht von Tyrol und die Grafen Ulrich und Heinrich von Eppan, um die Seen bei Montigal und um die Jagdgerechtigkeit im Thale zwischen Kaldern und der Feste Launburg gehabt. Bald nach dem 28. Juli 1230 ist Graf Ulrich in dem Leumund eines frommen, untadeligen Herrn verschieden. Seiner Gemahlin Namen und Geschlecht sind unermittelt, nur weiß man von drei Kindern, Friedrich, Georg und Sophie, diese seit September 1237 an Beraldus von Wangen verheiratet. Die pueri von Eppan, Friedrich und Georg, sammt dem Bischof Egno, von ihrem Vetter Ulrich, dem Grafen von Ulten, am 18. Juli 1241 zu Erben aller seiner Güter, Schlösser, Dienstleute und Lehengenen eingesetzt, verzichteten zu Gunsten der tridentinischen Kirche auf dieses reichliche Erbe und gaben dazu in die Hände des Bischofs Egno die Burgen Nos und Königsberg auf (den 14. Mai 1248). Bald darauf verschwinden aus Urkunden und Geschichte die beiden Brüder. Graf Heinrich der Jüngere zu Eppan erscheint zusammt seinem Vater in der 1166 dem Kloster Schestlarn gemachten Vergabung von Grundstücken zu Nals, gleichwie in der am 30. Aug. 1228 errichteten Sühne um die Seen bei Montigal, um die Jagden von Kaldern und von Girlan bis Kungg. Mehr und mehr schwanden unter ihm die letzten Trümmer der Herrlichkeit von Eppan, und seinem Sohne Egno mag zum Theil des Erbes Kärglichkeit als Vocation für den geistlichen Stand gedient haben. Domherr zu Brixen durch Bischof Heinrich's, zu Trident durch Bischof Aldrighet's Verleihung, erscheint Egno bereits in dem Salbuch von 1212 unter den Klerikern der ersten jener Kirchen. Wie Bischof Aldrighet am 7. Aug. 1235 die bisherige Benediktinerabtei zu St. Lorenzo bei Trident den Dominikanern verlieh, entsagte der tridentinische Domherr, Graf Egno zu Eppan, für sich und seinen Oheim, den Grafen Ulrich von Ulten, allem Anspruch

Digitized by Google

und Recht, so sie an das alte Kloster gehabt. Im März 1235 wird der Domherr, Graf Egno, in einer zu Pabua ausgefertigten Urkunde K. Friedrich's II. genannt, und 1237 verleiht er an Berthold von Clotz die Feste Valör, im Nons, sammt Bollwerk und Warten, zu treulicher Burghut und Öffnung in jeglichen Nöthen. Von den Domherren zu Briren zu ihrem Bischof erwählt, 1239, angetrieben von dem ersten Eifer des Hirtenamtes, bescheidet Egno den Abt zu Wilden, Heinrichen, daß er des Salzberges, zwischen Hall und Thaur Knappen anhalte, ihr schweres, gefährliches und knechtisches Gewerbe an Sonn- und Feiertagen ruhen zu lassen, ihr Seelenheil zu bedenken, und wegen der Buße mit ihrem Bischof sich abzufinden. Am 20. Mai 1240 empfing der Bischof in Nördlingen, von K. Konrad IV. Lehen und Regalien, und am 20. März 1241 vertrug er sich mit seinem Voigt, dem Grafen Albrecht von Tyrol, von wegen einer im vorigen Jahre bestandenen Fehde. Erstlich ward bedungen, daß frei einander heirathen mögen des Hochstiftes und des Schirmvoigtes dienstleigene Mannen und Töchter, und sollen von dergleichen Ehe getheilt werden zwischen Stift und Voigt die Kinder, hiervon allein ausgenommen Werner von Schenkenberg, Ritter und brixenscher Dienstmann. Ist. soll der Bischof den Grafen Albrecht und dessen Schwiegersohn, den Herzog Otto von Meran, sammtbelehnten mit den Lehen, welche ebebevor ein jeder einzeln von dem Hochstifte gehabt, ausgenommen des Stiftes Schutz- und Schirmvoigtei, in welche erst nach des Grafen Absterben der Schwiegersohn folgen, die auch nicht böslich veräußert oder zu Afterlehen ausgethan werden soll. Die Befestigungen in der Fehdezeit von beiden Seiten errichtet, sollen bis zu der Octave von Ostern gebrochen und niedergerissen werden, nur daß Neuenburg, die feste Klause an des Pusterthals Ende, stehen mag bis zu Austrag des Zwistes, in welchem der Bischof mit dem Grafen von Görz befangen. Verzehren und compensirt wurden alle Schäden, die ausgesondert, die in Zeiten von Stillstand oder Gottesfrieden angerichtet. Zu Sicherheit dieser Vertheidungen verschrieb der Graf von Tyrol, für sich und den Herzog von Meran, sein Maierthum zu Tschövs, im Wipthale, zu 1000 Mark Silber, ferner sein Lehen oder Eigen im Pusterthale, zu Luenz, Amblach und Montan, sammt dem Burgfrieden von Layen, wogegen der Bischof einsetzte alle der armen Heiligen Güter, von der sogenannten Holzbrücke bis an den Brennersee. Der Frieden, wie sorgfältig er versichert, wurde bald durch neue Fehde gestört, der Bischof durch die vereinigten Kräfte des Grafen Albrecht von Tyrol und des Grafen Ulrich von Ulten aus Briren vertrieben, 1242, floh zur Stammburg Eppan. Aber es gelang ihm, die erbitterten Gegner zu versöhnen, um so eher, nachdem er mittlerweile auch den Handel mit Görz zu Ende gebracht. Es mußte Graf Meinhard Schloß und Herrschaft Veldes, in Krain, an den Bischof zurückgeben, dieser die Klause Neuenburg abbrechen. In demselben Jahre hat der Bischof, das Hospital in der Insel des heil. Kreuzes zu Briren gar reichlich begiftet, am 3. März 1243 reichte er seinem Schirmvoigte die Lehen des Schlosses Reifeneck, allem Anspruche an solches zugleich verzichtend; am 6. Dec. 1243 beschenkte er die lieben Heiligen Cassian und Ingenuin in der bischöflichen Pfalz zu Seben, und 1244 wiederum das Hospital zu Briren, wie auch das Chorherrenstift Wilden. Im J. 1248 wurde er von den Domherren zu Trident, unter Papst Innocentius' IV. Genehmigung, bestellt zu einem Verwalter der von Bischof Albrighetto von Campo übel bedachten Stiftslande, nach Albrighett's Tod von ihnen zum Bischof erwählt (1249). Da mußte Egno verzichten auf die Insul von Brixen, um seine ganze Fähigkeit zuzuwenden dem arg verwahrlosten, verschuldeten, von denen von Arco, Castelbarco und Wangen mit Fehde bedrängten Trident. Gleich zu Felde ziehend warf er nieder Herrn Heralden von Wangen, der sodann in ritterlicher Haft zu Salurn im Thurmverließ büßte, bis dessen Neffe Friedrich von Wangen dem Bischof zu Handen stellte den Thurm und die sturmfeste Behausung zu Trident an der Etschbrücke, die so oft dem Stiftslande beschwerlich gewesen, dagegen ein Darlehen von 1250 Pfund leichten Geldes sich erbittend (den 17. April 1249). Herrn Egno's Absichten für die vollkommene Beruhigung seines Sprengels stellte sich aber zumal entgegen der hochfahrende Sinn der Ritterschaft im Lagerthal, das Streben nach Erwerb und Vergrößerung, das gleich mächtig wirkte auf Graf Meinhard IV. von Görz und auf dessen Hausfrau, die Erbgräfin von Tyrol, endlich mehrer Domherren in Trident Mißbehagen an einem allzuthätigen, allzuselbständigen Bischof. Im Lagerthale wurden Bündnisse errichtet, Fehden geführt, trotz kaiserlicher und bischöflicher Abmahnungen, und eben wollte Jacob von Castelbarco mit seinen Helfern zuziehen den Grafen von Bonifacio, den Gegnern Ezzelin's von Romano Onara, als ihm dem Störer des Landfriedens, Sodegrio da Tito, der Podesta zu Trident und Riprand von Arco zwischen Ravina und Nago die Schlacht anboten; auf das Haupt geschlagen, verwüsteten zur Rache die Castelbarco halb Valsugana, unmenschlich zumal Pergine mit der nächsten Umgebung. Es wurde von der Herrn Egno feindlichen Partei im Domcapitel als Gegenbischof Ulrich della Porta aufgestellt, 1252, und Graf Meinhard wußte zum Schutze der Castelbarco den Tyrannen von Padua und Verona, Ezzelino von Romano, zu bewaffnen. Hierzu scheint besonders auch, außer erblichem Hasse gegen Eppan, außer jenem regen Verlangen nach fremdem Gute, die Besorgniß den Grafen Meinhard geführt zu haben, es möge zu Gunsten eines andern Hauses, oder auch seinem Stifte zum Besten, der Bischof verfügen wollen über der Eppane reichen Nachlaß, vielleicht gar rückgängig machen die am 15. Juli 1253 dem letzten Grafen von Tyrol und dessen beiden Töchtern ertheilte Belehnung über diejenigen Stücke, welche Graf Ulrich von Ulten von dem Bisthume Trient zu empfangen gehabt. Trident wurde an Ezzelin überliefert, zu einem Drittel von Tyrolern besetzt, der Bischof entsloh gen Botzen und in sein väterliches Erbe, der Podesta Sodegerio empfing von dem neuen Zwingherrn das Lehen Arco, die von Campo und Castelbarco rechneten es sich zur Ehre, als Ezzelin's Verbündete zu gelten. Da soderte zum Kampfe „gegen den Sohn der Verderbniß, gegen den Bluthund, dem die Kirche absagt", Papst Alexan-

Digitized by Google

der IV. die Bischöfe, die Edlen und die freien Städte Lombardiens, der Amilianischen Landschaft und der tarvisser Mark; es wurde 1255 aus Trident verjagt die von Ezzelin zurückgelassene Besatzung, und von Stund an verfügte Bischof Egno die Anstalten zu Abwehr eines erneuerten Einfalls der Paduaner. Noch im Herbste desselbigen Jahres und eilligst ließ er befestigen Trident und Castel Brenta, Scala, Castel vecchio und Callimberg ob Villa Montagna. Castel Brenta vertraute er dem zu seinem Feldhauptmann bestellten Ulrich von Ponte; gleichwie Ulrich zu Bau und Bewahrung der Schlösser Anweisungen empfing auf bestimmte Gefälle, so erlegte er zu seinem Einfand 130 Pfund Ver. dem Bischof eine willkommene Steuer für seiner Reisigen Sold. Sich den Beistand des Castelbarco zu werben, überließ Egno ihnen zu lebenslänglichem Genusse Castelcorno, die Burg, mit allen Gülten der Castellanei, lehnbar auch das Schloß Serravalle, gleichwie er in der gleichen Absicht an Pilgrim von Beseno die ganze Gastaldie von Beseno verlieh. Aber alle seine Sorge und Umsicht reichte nicht, das Mißverhältniß des Bischofs einer einzelnen Stadt zu dem Beherrscher der halben Lombardei auszugleichen. Im Frühjahre 1256 übergossen Ezzelin's räuberische Scharen die Valsugana, in Flammen gingen auf die Schlösser Vigolo, Dosso di Vigolo und Castel Brenta, andere wurden verschont, weil die Burgherren insgeheim hielten'n Ezzelin. Da kam der Schrecken über solches Wüthen und solchen Abfall auf die Tridentiner, und in der Betäubung öffneten sie ihre Thore, sich zu überliefern den Gelüsten der zahlreichen, unter Verübung steter Greuel erzogenen Banden. Schwer lastete auf dem gesammten Stift der Grimm Ezzelin's, doch befand er sich außer Stande, dauernd die leichte Eroberung gegen die Empörungen der Gemeinden und gegen den Abfall scheinbar ergebener Burgherren zu behaupten. Die Urkunde, durch welche Bischof Egno auf Bitten der „von wegen der grausamen Ungnetigkeit der Mächtigen" verarmten Bürger von Botzen, ihre bis dahin willkürliche und veränderliche Steuer zu 1000 Pfund kleiner Pfennige festsetzte, ist auf dem Schlosse zu Trident, den 8. Dec. 1256, gegeben. Doch verlängerte sich der Streit um das von Ezzelin abwechselnd beherrschte und verlassene Trident hinaus über seines Lebens Ziel, den 27. Oct. 1259, und nur durch Taidigung mit den Veronesern, die sich als die Erben jener gewaltsamen Herrschaft gaben, gelangte, unter des Grafen von Görz und Tyrol Vermittelung, Egno zu dem ruhigen Besitze seiner bischöflichen Stadt. Es ist die Verwendung des Grafen um so verdienstlicher, da nicht lange vorher, den 2. Mai 1256, in feierlicher Versammlung des Domcapitels und der Gotteshausleute Egno erklärt hatte, daß, falls er die ehedem von den Grafen von Eppan und Ulten besessenen hochstiftischen Lehen an den Grafen Albrecht von Tyrol, an dessen Schwiegersohn Meinhard von Görz oder an wen immer verpfändet haben sollte, ihn hierzu einzig die Furcht vermocht habe, es möge ohne das dem Tyrannen Ezzelin von Romano das Hochstift in die Hände gespielt werden; aus diesem Grunde erkenne er als ungültig, widerrufe und verfluche er jede derartige Veräußerung. Nach Trident zurückgekehrt, ward die Belohnung der Getreuen, die Bestrafung der Ungetreuen des Bischofs erste Angelegenheit. Berthold's von Gufsolengo, des Herrn zu Oro, verwirkte Lehen empfing Heinrich Soga von Arco, der mit Nicolaus von Brenta und Riprand von Arco mannhaft des Hochstiftes gutes Recht versochten hatte. Brenta bezog für 16 Monate Burghut zu Castel Brenta, auch dessen kecke Vertheidigung gegen Ezzelin's räuberische Rotten, 500 leichte Pfund Ver.; dazu wurde ihm die Belehnung über Castel Brenta selbst mit Zubehör, über alles das, welches Berald und Balmasso von Levico, des Ketzers Ezzelin gebannte und geächtete Bundesverwandte, ehedem von den lieben Heiligen zu Trient, als Lehen empfangen, spätethin auch über alle des Hochstiftes Gülten, Rechte, Zinse und Zehnten um Tenna, über den alten Burgstall ob Levico und über die Feste Al Dres bei Tenna. Zu mächtig waren die von Castelbarco, als daß nach Verdienst sie hätte strafen mögen der Bischof, zumal den undankbaren Aldrighet, der unangesehen des reichen mit Serravalle und Castelcorno ihm gemachten Geschenks, sich als des Hochstiftes eifrigsten Gegner erzeigt hatte: der Klugheit Eingebungen, nicht blindem Zorne folgend, löste vom Bann ihn der Bischof, dem dagegen Aldrighet gelobte, treu zu sein und gewdrtig wider alle Feinde, und namentlich wider Meinhard, den Grafen von Görz und Tyrol. Denn immer noch blieb der als Schirmvoigt doppelt lästige, übermächtige Nachbar dem Bischof ein Schrecken, aber es starb der alte Herr, Graf Meinhard, den 22. Juli 1258, und mit den Söhnen sich zu vertragen, das schien Egno nicht verkleinerlich seiner Würde. So belehnte er sie denn am 19. Febr. 1259 zu Trient, in der bischöflichen Pfalz, in glänzender Versammlung, mittels der sieben Panner, welche er in Händen trug, mit seines Hochstiftes Schutze, Schirm- und Kastenvoigtei, mit der halben Grafschaft Eppan, mit allen den Lehen, welche aus dem Erbe des Grafen Ulrich von Ulten und dem Verzichte der Junggrafen von Eppan dem Hochstifte angefallen waren, dann mit andern Nutzungen und Gerechtsamen mehr. Im J. 1262 bestellte Egno fremde Münzer, den Jakobin und andere, zu Aufsehern der Münzstätte in Trident, die er jedoch bereits im nächsten Jahre an den Florentiner Besiotto de Drobossatis verpfändete, daselbst zu prägen nach Fuß und Schrot von Verona. Item lieh er 1263 Ludwigen, dem Baierherzog, solche Lehen, die ehedem Graf Sibotho von Hademarsberg von dem Hochstifte in Baierland gehabt; einige Jahre früher, den 1. Nov. 1258, hatte Egno das Patronatrecht zu Kirchdorf, im göttinger Thale, Freisinger Bisthums, welches ihm mit weltlicher Hoheit und Grundeigenthum zugethan gewesen, an die bairische Adelt Rott verschenkt. War es Egno's Meinung gewesen, durch die Belehnung vom 19. Febr. 1259 einen festen Frieden zu erlangen mit Tyrol, so mußte er bald einen Irrthum bereuen, denn die Erbgräfin, des alten Meinhard Witwe, hatte ihren Groll keineswegs aufgegeben, suchte auf ihre Söhne ihn zu vererben und vermochte, 1265, den Herrn von Verona, Martin della Scala, zu einem Angriffe auf Trident selbst. Mastin's reisigem Zuge traten Abgeordnete der Tridentiner entgegen, sein böswilliges

Digitized by Google

Vorhaben in trotzigem Ernste ihm verweisend. Da ergrimmte der Scala, ließ stürmen und plündern die Stadt, niederwerfen die Mauern, entführen die Kostbarkeiten nicht nur, sondern auch den ganzen Vorrath von behauenen Steinen, Holz- und Eisenwerk. Hierauf, im Spätjahre, kehrte er zurück nach Verona. Zu derselben Zeit schier empörten sich die stiftischen Dienstleute und Unterfassen zu Stenico, Campo und Banale, in Judicarien; gegen die Rebellen und den getreuen Unterthanen in Bietz zum Schutz, sendete der Bischof Friedrichen von Arco aus, aber mißmuthig ob der vielen Unfälle und der harten Bedrückungen unter dem geistlichen Regiment, gerieth die Stadt Trident in Gährung, 1266. Von den Bürgern als Schirmvolgt zu Hilfe gerufen, kam Graf Meinhard alsbald mit reisigem Gefolge zur Stelle, versagte den Bischof, und führte als Hushmeister zwei seiner Vertrauten ein, während Bischof und Papst ihn und die Bürger von Trident bannten, der päpstliche Legat, der Erzbischof Philipp von Ravenna, Meinhard's Lande mit dem Interdict belegte. Von solchen Censuren appellirte der Graf an den heil. Stuhl, es wurde von Rom aus der Bischof von Chur zur Untersuchung des Handels ernannt, und dessen Subdelegat, der Dombechant zu Brixen, hob den Bannfluch auf, und setzte in sein Bisthum Egno wieder ein. Das mag aber nur der Form nach bewerkstelligt worden sein, und Graf Meinhard, gestärkt durch die ihm von dem Subdelegaten geschenkte Nachsicht, und durch die Anhänger, welche er in den Domcapiteln von Brixen und Trident sich zu erwerben gewußt, fuhr nicht allein fort in seinen Vergewaltigungen, sondern trat sogar, die Lage der Dinge umkehrend, als Kläger wider Egno auf. Auf der dem Grafen gegebenen Tagfahrt zu Brixen, den 19. Jan. 1268, trat sein Bevollmächtiger, Heinrich, der Pfarrer zu Ulten, vor den Subdelegaten, zu fodern ein Contumacialerkenntniß wider den zu sothaner Tagfahrt nicht erschienenen Bischof. Dem wendete Egno's Anwalt, der Priester Emmerich, ein, es habe sein Mandant sich nicht stellen können ob der ihm drohenden Lebensgefahr, sei doch sogar der Bote, von Egno um freies Geleit an den Grafen versendet, in Botzen angefallen und seiner Briefschaften beraubt worden. Indem solches der Pfarrer Heinrich leugnete, wurde dem bischöflichen Anwalt durch Interlocut der Zeugenbeweis aufgegeben. Hierauf, am 7. Mai, bewilligte der Subdelegat beiden Parteien eine Fristerstreckung, in Betracht der Überschwemmungen und der Straßen Unsicherheit, zugleich eine neue Tagfahrt gen Brixen ausschreibend. Die wahre Ursache von dieser scheinbaren Umkehr in den Gesinnungen des Subdelegaten mag sich aber darin finden, daß der päpstliche Legat, der Erzbischof von Ravenna, neuerdings über die Gebrüder Meinhard und Albrecht, Grafen zu Tyrol, als Anhänger Konradin's von Schwaben und Feinde der tridentinischen Kirche, den Bannfluch ausgesprochen hatte. Die Tagfahrt, nachdem sie möglich geworden, durch den von Meinhard ausgefertigten Geleitsbrief, den 20. Juni, führte zu Vergleich, in Folge dessen der Bischof, am 20. Dec. 1268, auf allen Schadenersatz verzichtete, und dagegen der Grafen Gelöbniß empfing, daß sie die Kirche zu Trident bei ihren Besitzungen und Gerechtsamen wahren würden. Am 15. Febr. 1269 erfolgte auch der Stadt Trident Lösung vom Banne; die Einwohnerschaft hatte, unter Meinhard's Bürgschaft, dem Bischof verheißen Treue und Gehorsam, auch hievon den Bruch zu büßen mit 300 Pfund. Verträge deutet der Mächtige nach seiner Weise, von Meinhard abermal aus Trient verjagt, mußte Egno am 27. Nov. 1269 zugeben, daß die Hälfte seines bischöflichen Einkommens von den Grafen bezogen werde. Egno gerieth in drückende Geldverlegenheit; wiederum hat er seine Münze an Beliotto de Droboſſatis verpfändet, die Silbergruben auf dem Calisberg und bei Civezzan zu Pfand an Ruprecht und Peter von Cognola ausgethan. Unerfättlich erhob Graf Meinhard neue Anſprach und Foderung auf der Stadt Trident weltliches Regiment, auch wegen der Schirmvogtei auf Antheil von Zoll, Münzerträgniß und andern Gefällen, und von ihm sicherlich bedroht erhob sich wiederum Aufruhr in der Stadt. Egno floh erstlich in seine feste Burg Beivedere, dann weiter nach Padua. Da erkrankte er, von Kummer und Gram tief gebeugt, schmerzlich empfindend die harte und langwierige Verfolgung, den bittern Undank so vieler, denen er ein gütiger Herr, ein unerschrockener Vorstand, ein freigebiger Wohlthäter gewesen. Er errichtete am 25. Mai 1273 sein Testament, enthaltend viele fromme Vermächtnisse für seine Domkirche, verordnend die Stiftung eines Augustiner-Eremitenklosters in der Stadt Trident, befahl seinem Weihbischof und Generalvicar, F. Michael*) die Obhut des verwaisten Sprengels, und verschied an demselben Tage. Ihn überlebte ein jüngerer Bruder, Gottschalk, welchem Egno 1258 die Würde eines Dombechanten zu Trident vrrlieh, auch am 29. März 1272 all sein Recht zu St. Peter's Kapelle in Eppan überließ. Nachmals 1287 von Egno's Nachfolger, von dem Bischof Heinrich, zu seinem Generalvicar bestellt, wurde, 1296, Gottschalk der Stifter eines Altars, sammt der damit verbundenen Pfründe in der Domkirche; er starb im November 1300, hiermit der Grafen von Eppan uralten Stamm und Namen beschließend. Denn ein anderer Bruder, Conzius, ebenfalls Domherr zu Trident, wird nicht mehr genannt, seit dem 29. Juli. 1260. Eine Schwester Bischof Egno's soll an Ulrich II., den Edelherrn von Taufers, verheirathet gewesen sein, wird aber in keinem Falle demselben Kinder geboren haben, denn sonst würde des Bischofs Egno Testament diesen Kindern, nicht aber grimmigen Feinden, den Grafen Meinhard und Albrecht von Tyrol, seine Erbgüter zugewendet haben. Der Eppane, wenigstens des Grafen Ulrich von Ulten Siegel, 1227, zeigte einen aufsteigenden Löwen, der nach des Grafen von Brandis Bericht silbern und goldgekrönt gewesen sein soll. (*v. Stramberg.*)

EPPENDORF (Heinrich von), hat hauptsächlich durch eine Nebenrolle, die er in einer durch ihre Folgen wichtigen persönlichen Streitsache, wiewol etwas zwei-

*) Es soll das der erste Weihbischof sein, den ein Bischof von Trident sich zugelegt, damit nämlich in den beständigen Wirren der Sprengel eines Oberhirten niemals entbehre.

Digitized by Google

deutig, spielte, seinen Namen in der Literatur erhalten. Er war zu Eppendorf bei Freiberg geboren; daß er wirklich von adeliger Abkunft gewesen, ist von ihm selbst behauptet und von einigen seiner nähern Bekannten als glaubwürdig angenommen, von seinem großen Widersacher Erasmus aber spöttisch bezweifelt worden, und möchte wol nicht streng zu beweisen sein. Er war eine Zeit lang Stadtschreiber zu Camenz in der Lausitz, wurde aber seinem angebornen Landesherrn, dem Herzoge Georg von Sachsen, bekannt, der sich seiner annahm und, um ihn künftig in höhern Ämtern brauchen zu können, ihn nach Freiburg im Breisgau schickte, um unter Zasius die Rechte zu studiren. Von hier kam er nach Basel, wo er mit Erasmus bekannt wurde. Eben um diese Zeit nahm Ulrich von Hutten, dem Sickingen's Fehde mit dem Kurfürsten von Trier seine bisherige Freistatt auf der Ebernburg nicht mehr gönnte, seine Zuflucht nach Basel, wo er im November 1522 ankam. Hier wünschte er seinen alten Freund Erasmus zu sprechen, wollte aber, bekannt mit dessen Ängstlichkeit, nicht gradezu bei ihm eintreten, sondern veranlaßte den beiden befreundeten Eppendorf, sich erst zu erkundigen, ob und wann Erasmus geneigt sei, Hutten's Besuch anzunehmen. Nach Eppendorf's Erzählung trug Erasmus diesem auf, Hutten zu sagen, er möge ihn mit seinem Besuche verschonen, weil eine solche Zusammenkunft ihm (Erasmus) Verdruß machen könne; und aus des Erasmus vielfach gewendeten Erklärungen ist dennoch abzunehmen, daß er wirklich dies oder etwas Ähnliches, wenn auch etwas feiner, gesagt hat. Erasmus, dem Handel nicht recht trauend, erkundigte sich nachher zweimal bei Eppendorf, wie Hutten jene Antwort aufgenommen habe, und als Eppendorf bemerkte, Hutten wünsche ihn doch gern zu sprechen, gab ihm endlich Erasmus die Erlaubniß dazu, aber in einer Weise, die seine Unlust so deutlich aussprach, daß Hutten sie nicht benutzte, und endlich nothgedrungen Basel verließ, ohne Erasmus gesehen zu haben. Er beschloß nun, an diesen zu schreiben, und erfuhr mittlerweile, wie unwahr und ihn verkleinernd Erasmus gegen Andere von den Vorgängen in Basel sich erklärt. Dies gab seinem Schreiben eine andere Richtung, als er sie vorher beabsichtigt haben mochte; es entstand die unter dem Namen Expostulatio bekannte, heftige Invectiv. Erasmus erfuhr Hutten's Vorhaben (ungewiß, ob auf dessen Geheiß) durch Eppendorf; er wünschte dem öffentlichen Skandal vorzubeugen, und Eppendorf sollte die Sache vermitteln. Ob nun Hutten wirklich zu aufgebracht war, als daß friedliche Vorschläge bei ihm hätten Raum finden können, oder ob Eppendorf, anstatt zur Versöhnung zu reden, Öl ins Feuer goß, wie ihn Erasmus nachher beschuldigte, kann man nicht sagen; genug, Hutten's Expostulatio erschien; Hutten überlebte ihre Herausgabe nicht lange, aber Erasmus zeigte sich nicht nur höchst feindselig gegen ihn noch in seinen letzten Lebenstagen, sondern setzte den Streit auch noch nach Hutten's Tode fort, wo er denn endlich in den bekannten Federkrieg mit Luther (über den freien Willen) überging, und überhaupt den letzten Anstoß gab, um des Erasmus bisher schwankende und unentschlossene Gesinnung gegen Luther in eine ganz feindselige zu verwandeln (vergl. Erasmus). Bei diesen Streitigkeiten trat nun Eppendorf zwar nicht selbstthätig auf, soll sich aber doch sehr geschäftig gezeigt haben, die gegen Erasmus gerichteten Schriften zu verbreiten. Erasmus behielt daher in seinem Gemüthe einen Haß gegen Eppendorf, dem er dadurch Luft machte, daß er in einem Schreiben an seinen Gönner, den Herzog Georg von Sachsen, sehr nachtheilig von ihm sprach, wodurch er ihn der Unterstützung des Letztern beraubte. Eppendorf erfuhr dies, und noch von Hutten's Sache her gegen Erasmus erbittert, wurde er über diese heimtückische Verleumdung (wofür er es erkannte) noch mehr aufgebracht, beschloß aber, sich diesmal nicht durch Schriften zu vertheidigen, sondern sein Recht vor Gericht zu suchen. Er reichte auch wirklich bei dem Rathe zu Basel eine Klage ein; da aber die Sache hier einen etwas langsamen Gang nahm, und auf der andern Seite doch auch Erasmus dem Ausgange nicht recht trauen mochte, so schlugen sich zwei gemeinschaftliche Freunde, Beatus Rhenanus und Ludwig Berus, ins Mittel, um die Sache schiedsrichterlich beizulegen. Eppendorf verlangte: Erasmus solle in einem Briefe an Herzog Georg das früher zu des Erstern Nachtheil Geschriebene widerrufen, durch Zueignung eines Buches ihn zugleich vor dem größern Publicum rechtfertigen, und endlich als Buße 300 Dukaten bezahlen, die jedoch den Armen zukommen sollten. Nachdem Erasmus vergeblich gesucht hatte, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, verstand er sich zu den beiden ersten Punkten, wollte aber von dem letzten nichts wissen, und gab zu verstehen, Eppendorf möge wol unter den Armen, für welche er das Geld fodere, sich selbst verstehen, oder mit andern Worten, es auf eine Geldprellerei absehen; überdies verlangte er, Eppendorf solle, vor der Erfüllung der beiden ersten Bedingungen, ihn zuerst seiner Freundschaft versichern. Darüber zerschlugen sich die Unterhandlungen, bis endlich, am 3. Febr. 1528, durch Beatus Rhenanus und Bonifacius Amerbach schiedsrichterlich bestimmt wurde, Erasmus solle zuvörderst die beiden ersten Bedingungen erfüllen und 20 Goldgulden den Schiedsrichtern zu beliebiger Verwendung zum Besten der Armen zustellen; damit sollte aller Streit zwischen beiden abgethan sein, und Eppendorf, was er etwa gegen Erasmus geschrieben habe, unterdrücken; übrigens bleibe es Jedem freigestellt, dem Andern etwa noch einen besondern Beweis des wiederhergestellten Wohlwollens zu geben. Damit schien nun der Friede völlig wieder hergestellt; da aber, während des langen Verlaufs der Streitsache, Viele mit derselben bekannt geworden waren, so verbreiteten sich hin und wieder Gerüchte, als sei Erasmus zu einem schimpflichen Widerrufe gezwungen worden; und Erasmus, der sein ohnehin schon wankendes Ansehen dadurch aufs Neue bedroht glaubte, schrieb einen langen Brief an Pirckheymer, worin er nicht nur den Verlauf der Sache erzählte, sondern sich auch neue beleidigende Ausfälle aller Art auf Eppendorf erlaubte. Eppendorf erfuhr dies, dem geschlossenen Übereinkommen ganz widerstreitende, Betragen, und aus den Äußerungen seines Verdrusses konnte Erasmus wohl vermuthen, daß

Digitized by Google

jener ihn öffentlich angreifen werde; er beschloß also, diesem zuvorzukommen, und gab unter dem Titel: Utilis admonitio adversus mendacium et obtrectatores [1]), eine heftige Schrift heraus, worin er den ganzen Handel so darstellte, als ob er selbst der unbillig Angegriffene und Beleidigte, Eppendorf aber ein Ränkemacher sei; den Brief an Herzog Georg, von welchem der ganze Streit herrührte, erklärte er für untergeschoben, und behauptete, freiwillig mehr gethan zu haben, als ihm in jenem Vergleiche zuerkannt worden; doch habe er es diesmal nicht mit Eppendorf zu thun, sondern mit denen, welche neuerdings die falschen Gerüchte ausgestreut hätten. Ungeachtet dieser letzten Verwahrung fand sich denn doch Eppendorf angegriffen, und schrieb zu seiner Vertheidigung: Henrici ab Eppendorf ad D. *Erasmi Roterodami* libellum, cui titulus, adversus mendacium et obtrectationem utilis admonitio, justa Querela. (Hagan. ex offic. *Jo. Secerii*, 1531.) Erasmus antwortete auf diese Schrift nicht, sondern hüllte sich in den Mantel seiner überwiegenden gelehrten Autorität; und dies hätte er, zu seiner größern Ehre, vielleicht schon früher thun sollen; denn in der That ist es auffallend, wie Erasmus, bei dem hohen Range, den er in der gelehrten Welt in Anspruch nahm, auf das Benehmen eines gegen ihn so unbedeutenden jungen Mannes soviel Gewicht legte, und ihm, besonders im Anfange der Hutten'schen Sache, so vielen Einfluß auf seine Handlungen einräumte. Man wird geneigt, hieraus, sowie aus der Einmischung anderer bedeutender Männer, zu schließen, daß Eppendorf doch in der That der verächtliche Gegner nicht gewesen sei, den Erasmus hernach aus ihm machen wollte. So kräftig aber auch Eppendorf's Querela abgefaßt war, erreichte er doch seinen Zweck nicht, sich bei dem Herzoge Georg wieder in Gunst zu setzen. Ohne Zweifel hatte er diesen schon dadurch verletzt, daß er sich so eifrig für Hutten interessirte, dessen Sache mit der des von dem Herzoge tödtlich gehaßten Luther's innig zusammenhing; obgleich Eppendorf versichert, er habe mit Luther keine Gemeinschaft und in dem Kirchenstreite sich bisher parteilos verhalten. Nach dem Handel mit Erasmus lebte er, wie es scheint, ohne Amt in Strasburg, wo er sich mit Übersetzungen aus dem Lateinischen beschäftigte, von denen folgende bekannt sind: 1) Plutarchi von Cheronea vnnd anderer kurtz, weise vnd höfliche Spruch, darauß ein yeder leser zugleich lust vnd nutz schöpfen mag, in hohen auch sittlichen Tugenden sich zu regieren vß vorbildung der Alten. Neulich durch Heinr. von Eppendorff vß dem Latin in Teutsch verdolmetscht. (Straßb. bei Hans Schlotten, 1534. Fol.) Auch Plutarchi von Cheronea guter Sitten ein vnd zwantzig Bücher ꝛc. (ebend. 1535. Fol.) werden Eppendorf zugeschrieben, obgleich Michael Herr auf dem Titel als Übersetzer genannt ist. 2) Bekürtzung Römischer Historien, biß auff die Keyser, uß den fürtrefflichsten vnd alten Geschichtschreibern, Floro, Ruffo vnd Eutropio durch Heinr. v. Eppendorff zum fleißigsten außgezogen. (Ebend. 1536. Fol.) Diesem Werke sind beigefügt: Joh. Bapt. Egnatii von Venedig von den Römischen Keysern. Heinrich's von Eppendorff Anhangk. Galnatii Capelle von den Geschichten Italie. Eroberung Rom durch Keyf. Maj. Kriegsvolck Anno 27. durch Andream Lancelotum erstlich in latin, vnd folgents durch H. v. E. verteutscht. 3) Das 5. bis zum 12. Buch aus Plinii natürlichen Geschichten, verteutscht durch H. v. E. (Ebend. 1543. Fol.) Soviel bekannt, der erste Versuch einer teutschen Übersetzung des Plinius. 4) Dennemärckische Chronica Alberti Kranzii von Hamburg. Newlich durch H. v. E. verteutscht. (Ebend. 1545. Fol.) 5) Schwedische Chronick Alberti Kranzii von Hamburg. Newlich durch H. v. E. verteutscht. (Ebend. 1545. Fol.) Eppendorf hatte das lateinische Manuscript dieser beiden Werke zu Cöln gefunden. 6) Türckischer Ankunfft, Krieg vnd Handlung, verteutscht durch H. v. E. (Ebend. 1550. Fol.) Es liegen dabei lateinische Schriften von Nannius, Ludw. Vives u. A. zum Grunde. 7) Kriegs Übung des fürtrefflichsten vnd streitbarsten ersten Römischen Kaiserß Julii, sampt andern Römischen, auch außlendigen Fürsten, Beldtherren vnd Hauptleutten der ganzen Welt, gegen Julio, Vergleichung, mit kurtzer historischer Erzälung ihrer Thaten u. s. w. in drey Büchern verfasset durch Franc. Floridum Sabinum. Die wunderbarliche Histori von der Christen Außzug vnder Kaiser Heinrichen dem vierdten zu des heil. Lands vnd der darinn Christliches Namens gefangenen errettung u. s. w. durch Bened. Aretinum in vier Bücher eingetheilt vnd ordentlich beschrieben. Die Belagerung vnd eroberung der Kaiserl. statt Constantinopolis, welche Mahomet der Türcke, als man nach Christi Geburt 1453 gezählt, dem Kaiser Constantino abgedrungen, durch Leonhardum den Ertzbischoff von Mitylene summarie vnd warhafftig dargegeben. Item der schönen Insul vnd Porten Rhodus Verlust, die Solimanus der türckische Kaiser im 1522 Jar in seinen gewalt gebracht, von Jac. Fontano dem Bapst Adriano in schrifften übersendet. Alles aus lateinischer Sprachen ins teutsch newlich verdolmetschet durch H. v. E. (Gedr. zu Straßb. in Hans Knoblauch's Druckerei, 1551. Fol.) 8) Tugendspiegel der Hoch vnd Weltweisen von löblichen guten Sitten vnd Wandel, 21 Bücher. Mancherlei Weiser lehren vnd Underweisungen auß Plutarcho, durch Heinr. Eppendorff verteutscht. (Ebend.? 1551. Fol.) Der Inhalt soll mit den bei Nr. 1 angeführten Schriften übereinkommen. — Es ist möglich, daß Eppendorf noch mehr ähnliche Werke geliefert hat, deren Kenntniß sich aber verloren hat, sowie auch die genannten schon äußerst selten sind. — Sein Todesjahr ist nicht bekannt [2]). (*H. A. Erhard.*)

1) Sie steht auch in *Erasmi* Opp. omn. ed. Lugd. 1706. T. X. p. 1663.

2) Bayle (Dict. hist. et crit. [Ausg. von 1741.] T. II. p. 179) hat die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt zuerst wieder auf Eppendorf gerichtet; er konnte aber von ihm nichts als die Querela gegen Erasmus, von welcher er einen Auszug gibt. Dies veranlaßte den aus Eppendorf gebürtigen Christoph Sarius zu weitern Nachforschungen, woraus entstand: *Chph. Sarii* De Henrico Eppendorpio Commentarius, cui aliquot epistolae Henrici Duc. Sax. Erasmi et Eppendorpii *deperditae* inserunt. Acc. ejusd. Eppendorpii perquam rara adversus Erasmi versutiam defensio iterum

Digitized by Google

EPPENSTEIN, oder jetzt Eppstein, ist ein kleiner Flecken am Taunus im herzoglich-nassauischen Amte Königstein, von 154 Häusern und 700 Bewohnern. Es liegt an einem reißenden Bache, in einem engen romantischen Thale, am Fuße der Burg Eppenstein, deren großartige, zum Theil noch zwei Stockwerke hohen Trümmer mit ihren vielen Thoren und mächtigen Thürmen die Schönheit des landschaftlichen Bildes ungemein erhöhen. Eppenstein war früher der Hauptsitz einer eigenen Herrschaft, die insbesondere die beiden Landgerichte Heusel und Rechtlebehausen umfaßte, von denen das erstere zum Mayn und das letztere zum Gau Kumigsundra gehörte. Schon ums J. 1122 findet sich ein Udalricus de Eppenstein, der sich zu derselben Zeit und auch später (1135) von Erechenstein, dem Schlosse Idstein am Taunus, nannte, und beide Schlösser und das Schloß Dingenburg wahrscheinlich nur zu seinen Antheilen, an das Erzstift Mainz schenkte. Die andere Hälfte von Eppenstein schenkte Kaiser Heinrich V. im J. 1124 demselben Stifte. Die Verhältnisse jenes Grafen Ulrich sind jedoch dunkel, man vermuthet nur, daß er ein Vorfahr der Grafen von Nassau gewesen sei. Seit 1173 tritt jedoch ein eigenes Geschlecht in dem Besitze von Eppenstein auf, die Herren von Eppenstein, von denen Gottfried und Gerhard die ersten sind, welche bekannt werden. Der Letztere scheint seine Hälfte an Eppenstein und Homburg vor der Höhe, nebst deren Zubehörungen und dem Waldbodenamte, an Heinrich, Herrn von Hanau, vererbt zu haben, die aber Gottfried 1192 wieder zurückkaufte. Die eine Hälfte des Schlosses war mainzisches, die andere aber Reichslehen, die Herrschaft selbst aber Allodium. Im J. 1318 erhielt das Thal von Eppenstein städtische Rechte. Nachdem die Herren von Eppenstein sich in zwei Stämme getheilt, verkaufte der Münzenberg'sche Stamm, der 1522 erlosch, seine reichslehnbare Hälfte an dem Schlosse, der Stadt und der Herrschaft Eppenstein, im J. 1492 an den Landgrafen Wilhelm III. von Hessen. Die Hälfte des Königsteinschen Stammes ging dagegen, als derselbe 1535 ausstarb, vermöge Testaments auf den Grafen Ludwig von Stolberg über, der wiederum von seinem Bruder Christoph beerbt wurde. Da auch Christoph keine Kinder hatte, so erwirkte Kurmainz sich eine Anwartschaft auf die Eppenstein'schen Lehngüter, und nahm nach Christoph's Tode, der 1581 erfolgte, von denselben Besitz. Obgleich die Grafen von Stolberg sich anfänglich auf das Hartnäckigste widersetzten, so ließen sie sich doch 1590 gegen eine Abfindungssumme von 300,000 Fl. zu einem Verzichte bewegen. Kurmainz führte nun 1603 den katholischen Gottesdienst wieder ein. Später suchten zwar die Grafen den Vergleich beim Reichskammergericht nochmals an, aber ohne Erfolg (s. Deductio des gräflichen stolbergischen Erbrechtes, wie auch nullitatum et vitiorum praetensae transactionis, die Grafschaft Königstein belangend. M.DC.LIII in fol. Deduction des Gräflichen Stollbergischen Erbrechts, wie auch Nullitatum et vitiorum tam Processus instituti quam Transactionis, die Grafschaft Königstein belangend. 1663 in Fol. Spener's Auszug aus den stollbergischen Deductionen gegen Mainz in Op. Herald. P. Spec.). Als Gustav Adolf 1631 die Gegend des Taunus überzog, stellte er Eppenstein und die übrigen Besitzungen den Grafen von Stolberg zurück; dieser Besitz war aber schnell vorübergehend; denn schon 1635 wurden Eppenstein rc. durch die Kaiserlichen wieder erobert und dem Kurfürsten von Mainz zurückgegeben. Mainz und Hessen, und zwar nach dessen Zertheilung Hessen-Marburg, dann Hessen-Darmstadt, besaßen Eppenstein gemeinschaftlich bis zum Reichsdeputationshauptschlusse vom 25. Nov. 1803, durch welchen das Erzstift Mainz säculariſirt und die ganze Herrschaft Eppenstein an Nassau überwiesen wurde. Abbildungen von Eppenstein finden sich in Dilich's Hess. Chronik, Merian's und Vogel's Topographie von Hessen.

(*G. Landau.*)

EPPENSTEIN (die Dynasten von), welche ihren Namen von dem vorgedachten Schlosse Eppenstein führten, gehörten zu den angesehensten Herrengeschlechtern, welche am untern Maine begütert waren. „Aus einer schon an sich nicht unbeträchtlichen Herrschaft," sagt Wenck, „erhob sich in weniger als zwei Jahrhunderten eine Familie, deren Ländereien zusammen ein kleines Fürstenthum ausmachen würden, und die, weil sie glücklich genug war, dem mainzer Stuhle vier oder fünf *) Erzbischöfe zu geben, zu verschiedenen Zeiten auf die Schicksale von Teutschland einen wesentlichen Einfluß hatte.

Man hat verschiedene Conjecturen über den Ursprung dieses Geschlechts aufgestellt. (Man s. Gebhard's Einladungsschrift von dem Ursprunge des durchlauchtigsten Hauses der Fürsten von Nassau. [Lüneburg 1752.] — Wenck's Diplomatische Nachrichten von den ausgestorbenen Dynasten von Eppenstein. I. 12 rc. und Steiner's Geschichte und Alterthümer des Rohgaus. S. 45.) Da jedoch alle bestimmte Beweise hiefür ermangeln, übergehen wir dieselben und wenden uns sofort zu dem ersten, welcher mit Sicherheit zu diesem Geschlechte gezählt werden kann. Es ist dieses Gottfried I. Man findet ihn 1172 zuerst, und 1192 zum letzten Male. In dem letztern Jahre erkaufte er von seinem Verwandten Heinrich Herrn von Hanau dessen Antheil an den Schlössern Eppenstein und Homburg vor der Höhe mit deren Zubehörungen und dem Waldbotenamt, um, wie es sagt, die Besitzungen seiner Vorältern wieder zusammenzubringen. Zu gleicher Zeit lebte auch ein Gebhard v. Eppenstein (1291), von dem der Hanauer, durch Heirath einer Tochter desselben, jene Güter erworben zu haben scheint. Gottfried hatte zwei Söhne Sifried I. und Gottfried II., und eine Tochter, Hildegard, welche an Werner von Boland vermählt wurde. Sifried, der 1194 als Propst zu Worms erscheint, wurde 1201 in einer getheilten Wahl durch den Anhang des Königs Otto IV. zum Erzbischof von Mainz

typis excusa (Lips. 1745. 4.), ein Werkchen, das sich aber selbst schon sehr selten gemacht hat.

*) Eigentlich nur vier, denn von Sifried I. (1159—1184) läßt es sich nicht erweisen, daß er aus dem Hause der v. Eppenstein entsprossen sei.

Digitized by Google

erkoren. Die stärkere Gegenpartei, welche den König Philipp unterstützte, wählte dagegen den kriegerischen Bischof Leupold von Worms; doch was Sifrieden an Recht gebrach, ersetzte ihm der Wille des Papstes. Dennoch mußte Sifried Anfangs weichen und floh nach Cöln. Das Schicksal der beiden Rivalen hing von dem Schicksale der Kaiser ab, denen sie folgten, und deßhalb erstarkte Sifried auch erst nach Philipp's Ermordung, nach welcher Kaiser Otto den Erzbischof Leupold aus Mainz vertrieb und Sifrieden den ruhigen Besitz des Erzbisthums verschaffte. Obgleich er diese günstige Wendung seiner Verhältnisse lediglich der Gunst des Kaisers Otto zu verdanken hatte, so blieb er doch nur so lange dessen Freund, als dieser die Gunst des Papstes genoß. Als diese sich aber wendete, wurde er ein ebenso eifriger Anhänger des Gegenkaisers Friedrich II., und nahm keinen Anstand im Namen des päpstlichen Stuhles über Otto den Bann auszusprechen. In Folge dessen mußte er aber sein Erzbisthum verlassen, und kehrte erst 1213 mit Kaiser Friedrich II. nach Mainz zurück, wo er demselben am 2. Febr. die Salbung ertheilte. Im J. 1219 hatte er noch einen Krieg mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen zu bestehen, worin er den Kürzern zog. Er starb 1230, und ihm folgte seines Bruders Sohn.

Sifried's Bruder, Gottfried II., den man von 1210 bis 1220 findet, hatte sich mit einer Tochter des Grafen Theodorich von Wied vermählt und dadurch den Grund zu einer ansehnlichen Erbschaft gelegt. Er hatte drei Söhne, Sifried II., Gerhard II. und Gottfried III. Sifried folgte 1230 seinem gleichnamigen Oheime auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz. Ausgezeichnet durch Thätigkeit und Unternehmungsgeist, vergrößerte er das Stift durch manchen Erwerb. Schon im Anfange seiner Regierung (1232) hatte er einen schweren Kampf mit dem Landgrafen Konrad von Thüringen zu bestehen, in welchem Fritzlar, die bedeutendste mainzische Stadt in Hessen, zerstört wurde. Gegen Friedrich II. trat er offen in die Schranken und hatte Kühnheit genug, denselben sogar in den Bann zu thun. Er starb im J. 1249.

Gerhard II. (1222—1246) und Gottfried III. (1223—1283) wurden Miterben an der Grafschaft Wied, die ihnen von ihrer Mutter auffiard. Ihr Großvater, Graf Theodorich von Wied, hatte zwar drei Söhne, aber diese waren alle ohne Kinder gestorben, sodaß seine beiden Töchter seine alleinigen Erben wurden. Die ältere war an Bruno von Isenburg vermählt, mit dem diese Arnold, Erzbischof von Trier, Bruno von Braunsberg den Stifter des Hauses Isenburg-Wied und Theodorich den Stifter der salentinischen Linie des isenburgischen Hauses erzeugte. Die jüngere Tochter war die Mutter jener eppensteinischen Brüder. Doch nicht ohne Streit gelangten diese zu der mütterlichen Erbschaft, welchen erst 1240 ein Vergleich beilegte, worin bestimmt wurde, daß sie und die Isenburger zu gleichen Theilen erben sollten.

Im J. 1247 erhielt Gottfried auch die bambergischen Lehen, welche durch das Aussterben der alten Grafen von Sain heimgefallen waren. Gerhard und Gottfried stifteten zwei Linien

a) Gerhard II. hatte zwei Söhne, Werner und Gerhard III., und zwei Töchter, welche an die Grafen Diether II. von Katzenelnbogen und Heinrich II. von Hanau vermählt waren. Von jenen wurde Werner im J. 1259 zum Erzbischof von Mainz erwählt. Er hob die Einkünfte seines Stiftes und hat sich den Dank Teutschlands erworben, indem er es vorzüglich war, der die Wahl Rudolf's von Habsburg zum teutschen Könige durchsetzte. Seine meisten Kämpfe hatte er mit Hessen zu bestehen, weil er die durch das Erlöschen des thüringischen Mannsstammes erledigten mainzischen Lehen, als heimgefallen, einziehen wollte. Er schenkte das ihm aus der väterlichen Erbschaft zugefallene Viertel des Schlosses Homburg vor der Höhe seinem Stifte und starb 1284 mit Hinterlassung eines Vermögens von 1500 Mark Silbers. Werner's Bruder, Gerhard III., der mit Elisabeth, Gräfin von Nassau, vermählt war, und schon ums J. 1260 starb, hatte zwar einen Sohn Gerhard V., aber auch dieser folgte dem Vater schon vor 1270 ohne Kinder, sodaß also Gerhard's II. Linie mit dem Erzbischofe Werner 1284 wieder erloschen. Zwei Töchter Gerhard's III., Elisabeth (1270—1278) und Mechtilde (1270—1285), waren an die Grafen Eberhard I. von Katzenelnbogen und Poppo von Wertheim vermählt. Erstere erbte namentlich ihres Vaters Viertheil am Schlosse Homburg vor der Höhe, und Schloß und Stadt Steinheim am Main; die andere Güter zu Ober- und Niedereschbach, Seelberg, Wicker, Weilbach, Massenheim, Hausen ꝛc.

b) Gottfried III. (1223—1283) hatte sich mit Elisabeth, einer Tochter des Grafen Heinrich des Reichen von Nassau, einer Vaterschwester des nachmaligen Kaisers Adolf, vermählt. Wahrscheinlich aus der Verlassenschaft der Grafen von Nüringen war Braubach am Rhein an seine Familie gekommen, dem er 1278 städtische Gerechtsame verschaffte. Im J. 1270 verkaufte er das Dorf Flörsheim an Mainz. Als er kurz nach 1283 starb, hinterließ er drei Söhne: Gerhard IV., Gottfried IV. und Gottfried V. Gerhard IV. wurde als Archidiakon zu Trier im J. 1288 zum Erzbischof von Mainz erwählt. Gerhard, von einem schroffen geistlichen Stolze belebt und gedenkend, wie Schmidt sagt, den Papst im Kleinen vorzustellen, hat mächtig in die Angelegenheiten Teutschlands eingegriffen. Er war es, der durch seine Machinationen die Wahl seines Vetters, des Grafen Adolf von Nassau, zum teutschen Könige durchsetzte, wobei er jedoch auch seinen eigenen Vortheil im Auge hatte, und Adolf zu ansehnlichen Vergünstigungen nöthigte, in welche einzugehen dieser um so mehr gedrungen war, als Gerhard ihm sogar die Kosten zur Krönung vorschießen mußte. Als aber Adolf sich nicht so gefügig dem Willen seines erzbischöflichen Vetters zeigte, als dieser gehofft hatte, und Adolf auch selbst die demselben gethanen Zusagen nicht erfüllte, wendete Gerhard's Sinn sich gegen ihn. Gerhard, der Adolf erhoben hatte, war nun bemüht, ihn wieder zu stürzen. Er versammelte die Kurfürsten zu Mainz, und vermochte dieselben am 23. Juni 1298 zur Absetzung Adolf's und zur Wahl Albrecht's von Oesterreich. Auch hierbei suchte er wieder seinen Vortheil. Als aber auch Albrecht

Digitized by Google

ihm seine Zusagen nicht im vollen Maße erfüllte, schlug er sich zu dessen Gegenpartei, und trat um so offener gegen ihn in die Schranken, als der Papst die Wahl Albrecht's nicht anerkennen wollte.

Aber Albrecht ergriff die Waffen, und zwang Gerhard sich zu unterwerfen. Zu seiner Charakterisirung genügt eine Aeußerung, welche er einst auf einer Jagd gegen Albrecht that: er brauche nur in sein Hifthorn zu stoßen, um einen römischen König aus der Erde zu rufen. Er vergrößerte das Erzstift durch den Ankauf der Stadt Waldbüren und des Eichfelds, und starb 1304. Er war der letzte Erzbischof aus dem eppensteinischen Hause. Gerhard's Bruder, Gottfried IV., findet sich 1257 als Domherr zu Mainz. Von Gottfried's III. drei Söhnen war nur der eine Gottfried V. im weltlichen Stande geblieben. Man findet ihn 1247 zuerst. Er vermählte sich mit Mechtilde von Isenburg und gelangte dadurch zu einem Mitbesitze an Kleeberg in der Wetterau, hinsichtlich dessen 1278 eine wirkliche Theilung getroffen wurde. Da er sich jedoch bei dieser verkürzt sah, so bewirkte er 1280 noch eine Entschädigung für sich. Im J. 1283 veräußerte er Schloß und Stadt Braubach, welche wenig später in den Besitz der Grafen von Katzenelnbogen gelangten. Überhaupt minderte er seine Familiengüter ansehnlich, wogegen jedoch die eppensteinischen Erzbischöfe auf dem mainzischen Stuhle auch die Bedeutung der Familie wiederum wesentlich hoben. Nachdem Gottfried noch eine zweite Ehe eingegangen hatte, starb er kurz nach dem J. 1293. Seine Kinder waren Gerhard VI., Sifried, Gottfried VI., Elisabeth und Mechtilde; die letztere wurde an Robin, Herrn von Kovern, und Philipp III., Herrn von Falkenstein, vermählt. Von den Söhnen wurden Gerhard VI. und Gottfried VI. Geistliche. Sifried ehelichte dagegen Isengard, seine Schwägerin, die Schwester Philipp's von Falkenstein. Als diese Ehe jedoch anfänglich unfruchtbar blieb und bei fortdauernder Kinderlosigkeit das Aussterben des Geschlechts bevorstand, resignirte Gerhard als Propst des St. Peterssifts zu Mainz seiner geistlichen Würde und ehelichte auf Betreiben seines Oheims, des Erzbischofs Gerhard, 1294, Elisabeth, eine Tochter des Landgrafen Heinrich I. von Hessen und Witwe des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, wobei der Oheim ihn mit der Hälfte des Schlosses und Amtes Schartenberg belehnte, welche jedoch, als Gerhard kurz nachher ohne Kinder starb, in Folge dergetroffenen Bestimmungen, an Hessen fiel. So blieb denn doch die Hoffnung der Erhaltung des Geschlechts auf Sifried beruhen, die er dann, wenn auch spät, noch erfüllte. Sifried wurde 1299 Landvogt in der Wetterau, besaß aber dieses Amt nur sehr kurze Zeit; denn als sein Oheim mit Kaiser Albrecht zerfiel, wurde statt seiner Ulrich von Hanau dazu bestellt. In dem sich nun erhebenden Kriege verlor Sifried alle seine Lande, und sah sich schon 1301 gezwungen, den Frieden unter den härtesten Bedingungen zu erkaufen; er mußte sogar versprechen, gegen seinen Oheim zu fechten. Dagegen gab ihm der Kaiser seine Lande wieder zurück. Der völlige Friede erfolgte erst 1302. Im J. 1303 überließ Sifried seinem Schwager Philipp von Falkenstein unter andern auch seine Antheile an den Schlössern Kleeberg und Hain (im Dreieich), und kaufte 1309 gemeinschaftlich mit Ulrich von Hanau zwei Drittel der Burgberge von Ronneburg und Kelbrau und der Gerichte zur Hard, zu Wilmuthsheim und zu Sonnenborn; welcher Kauf 1357 nachmals erneuert wurde. Als Sifried 1316 starb, hinterließ er einen Sohn Gottfried VII. Dieser erwarb sich die Gunst des Königs Ludwig im besondern Grade. Er erhielt von demselben nicht nur 1318 für Eppenstein, sondern 1320 auch für Steinheim und Delkenheim städtische Gerechtsame, und einige in und um Mörle eröffnete Reichslehen. Im J. 1321 bestellte ihn Ludwig zum Landvogt über die Wetterau und ertheilte ihm später ansehnliche Vergünstigungen, um ihn wegen der Kosten zu entschädigen, zu denen er durch dieses Amt genöthigt wurde. Im J. 1330 kaufte Gottfried von den Grafen von Katzenelnbogen deren Antheil an Homburg, Steinheim ꝛc. zurück und machte 1336 Homburg zu pfälzischem Lehen. Vorzüglich gnädig bezeigte sich aber der Kaiser 1336 während seines Aufenthalts zu Frankfurt. Er gab ihm die Mitaufsicht über den Mörlerwald, den Mainfluß zwischen Steinheim und Hamstadt, mit Fischereien und Zöllen, und wies ihm 3000 Pfund Heller für die Hilfe an, welche Gottfried ihm in dem damaligen Kriege gegen Böhmen leisten sollte. Er starb, nachdem er in zwei Ehen gelebt, 1341. Er hatte drei Kinder, zwei Töchter: Isengard und Lorette, vermählt mit dem Grafen Engelbert von Ziegenhain und Günther von Kevernburg, und einen Sohn: Gottfried VIII. Dieser war schon 1339, also noch vor dem Vater, gestorben, hatte jedoch mit seiner Gattin Lukarde von Breuberg, der Witwe Konrad's, Herrn von Weinsberg, zwei Söhne hinterlassen, Gottfried IX. und Eberhard I. Schon 1327 war der breubergsche Mannsstamm erloschen, und wie Arrosius von Breuberg das Seinige auf seine Tochter Chunija, die Gemahlin des Konrad von Trimberg, vererbt hatte, so kamen die Güter von dessen Neffen Eberhard von Breuberg auf dessen beide Töchter Elisabeth, die Gemahlin Graf Rudolf's von Wertheim und jene Lukarde von Eppenstein.

Die Herrschaft Breuberg zerfiel also in zwei gleiche Theile. Da aber die Trimberge ihre Hälfte den Wertheimern und Eppensteinern verkauften, so vereinigte sich die ganze Herrschaft in dem Besitze der letztern. Doch die Eppensteiner wollten den Sohn aus Lukarden's erster Ehe, Konrad von Weinsberg, nicht Theil an der Erbschaft nehmen lassen, und es kam zu Streit und Fehde, welche 1357 dahin beigelegt wurden, daß nach Lukarden's Tode deren Söhne aus beiden Ehen die Güter zu gleichen Theilen besitzen sollten. Auch über die Theilung des Schlosses Breuberg verglich man sich in diesem Jahre. Durch die breubergsche Erbschaft erhielten die Eppensteiner eine Hälfte der Herrschaft Breuberg, einen Antheil an der alten Herrschaft Büdingen, namentlich das Gericht Gründau, Theil an den Städten und Schlössern Ortenberg und Schotten und den Gerichten Büdingen und Selbold, die Lösung an Wächtersbach ꝛc., sowie ansehnliche Güter in Oberhessen, namentlich am Vogelsberg. Nachdem Gottfried IX., dem Karl IV. das Münzrecht zu Eppenstein und Steinheim 1355 bestätigte, schon 1357 kinderlos verschie-

Digitized by Google

den war, starb auch die Mutter Lutgarde ums J. 1366, und auch Konrad von Weinsberg folgte seiner Mutter kurz nachher und wurde von seinem Stiefbruder beerbt. Im J. 1360 verpfändete Karl IV. die Zölle zu Steinheim, Gernsheim und Oppenheim an Eberhard, welcher sich 1372 im Sternerbunde befand und mit demselben gegen Hessen focht. Auch trat er 1374 in die Dienste des mainzischen Verwesers Bischofs Adolf von Speier gegen den Bischof Ludwig von Bamberg, und nahm an dem Kriege Theil, der sich 1385 gegen Landgraf Hermann von Hessen erhob. Als 1376 das trimbergische Haus erlosch, erbte er alles, was dasselbe an Schotten, Ortenberg, Gedern ꝛc. besessen hatte. Eberhard starb 1391. Seine erste Ehe mit Agnes von Nassau war kinderlos geblieben, aus zweiter Ehe mit Lutgarde, Tochter Philipp's VI. von Falkenstein, hatte er aber zwei Söhne: Gottfried X. und Eberhard II. Diese veräußerten Schotten an Hessen (ums Jahr 1403). Als mit ihrem Oheim, dem Erzbischofe Werner von Trier, 1418, der Falkenstein'sche Mannsstamm erlosch, erbten sie ein Drittheil von dessen Hinterlassenschaft, namentlich die Städte und Schlösser Butzbach, Grüningen, Ziegenberg, Kransberg, Rodheim, Eich, Königstein, Vilbel, die Hälfte von Münzenberg ꝛc. Als zwei Jahre später Gottfried X. Schwiegervater, Graf Adolf von Nassau-Dillenburg, starb, ererbte derselbe die Hälfte der Grafschaft Dietz und der Herrschaft Weilnau. Im J. 1420 wurde darüber eine förmliche Theilung errichtet, 1423 aber deshalb neu entstandene Streitigkeiten gütlich beigelegt. Doch hiermit enden die Erwerbungen der Eppensteiner. Diese besaßen damals:

a) Die Herrschaften, Schlösser und Städte Eppenstein, Homburg vor der Höhe und Steinheim am Main; die Dörfer Bischofsheim, Seilfurt und Raunheim am Main; die Dörfer Steinbach, Ober- und Niedereschbach und Holzhausen am Taunus; Antheil am Schlosse Kleeberg; das Freigericht Wilmuthsheim gemeinschaftlich mit Hanau.

b) Aus der breubergischen Erbschaft: Schloß und Herrschaft Breuberg, gemeinschaftlich mit Wertheim; das Gericht Grinbau; Schloß, Stadt und Gericht Ortenberg; desgleichen Gedern.

c) Aus der Falkenstein'schen Erbschaft: Schloß, Stadt und Herrschaft Königstein; Schloß, Stadt und Gericht Butzbach; die Schlösser Kransberg und Ziegenberg; die Stadt Grüningen mit acht Dörfern; Ober- und Niedermörle, Rodenberg und Oppershofen; Antheil an Rodheim, das Gericht zu Vilbel und Antheil am dasigen Schlosse und fünf Zwölftheile an Münzenberg und Heuchelheim.

d) Die Hälfte der Grafschaft Dietz und der Herrschaft Altenwellnau.

Also ein ansehnliches reiches Besitzthum. Gottfried X. und Eberhard II. theilten sich dasselbe, anfänglich durch eine Mutschirung, 1433 aber durch eine Tottheilung, und stifteten zwei Linien, Gottfried die eppenstein-münzenbergische, und Eberhard die eppenstein-königsteinische. Doch nun folgten auch rasch Veräußerungen auf Veräußerungen. Schon 1425 hatte Gottfried Burg, Stadt und Amt Steinheim, nebst seinem Antheil am Freigerichte Wilmuthsheim für 38,000 Fl. an Mainz verkauft. Als Gottfried 1437 starb, hinterließ er fünf Söhne: Adolf, welcher 1431 zum Bischof von Speier erwählt wurde und 1453 starb; Eberhard (1437); Johannes, Domherr zu Mainz (gest. 1480); Werner, welcher auf Ziegenberg wohnte und sich Herr von Ziegenberg nannte (1462) und Gottfried XI. Nur der letztere hatte Nachkommen. Er verkaufte 1453 die Hälfte seines Antheils an der Herrschaft Dietz für 30,000 Fl. an Katzenelnbogen, und war zweimal vermählt mit den Gräfinnen Margarethe von Hanau und Agnes von Wied-Runkel. Als er 1466 starb, hinterließ er zwei Söhne: Gottfried XII. und Johann, Domherrn zu Cöln (1493—1518). Gottfried verkaufte 1476 seinen Antheil an Ortenberg für 6300 Fl. an Hanau, 1478 die Hälfte des eppensteinschen Theils an Butzbach und Ziegenberg und den dazu gehörigen Gerichten für 30,000 Fl. an Katzenelnbogen, sowie die andere Hälfte von Butzbach und die Hälfte der Stadt Grüningen an die Grafen von Solms; 1486 für 19,000 Fl. Homburg vor der Höhe an Hanau; sowie 1492 die Hälfte der Herrschaft Eppenstein mit dem Landgerichte Heusel und vielen Dörfern an Landgraf Wilhelm III. von Hessen für 64,000 Fl., wofür ihm zum Theil Hadamar, Schwalbach ꝛc. als Pfand gegeben wurden. Obgleich vermählt, starb Gottfried 1522 dennoch kinderlos, und schloß dadurch seine Linie. Seine noch unveräußerten Güter gingen auf die königsteinsche Linie über.

Eberhard II., der Stifter der Linie zu Königstein, zeichnet sich ebenso wol durch Veräußerungen aus. Im J. 1424 vertauschte er an Diether von Isenburg das Gericht Gründau gegen die Dörfer Obererlenbach und Wöllstadt, und verkaufte 1425 die Dörfer Raunheim und Seilfurt für 5000 Fl. an Katzenelnbogen, sowie 1441 seinen Antheil an Breuberg seinem Schwiegersohne Philipp Schenk zu Erbach. Eberhard starb ums Jahr 1443 und hinterließ außer zwei Töchtern Lutgarde (Gemahlin Philipp's Schenken zu Erbach) und Maria (Gemahlin des Grafen Johann von Eberstein), zwei Söhne Eberhard III. und Walter, welcher sich Herr von Breuberg nannte und 1468 kinderlos starb. Eberhard III., der 1464 die Hälfte der Herrschaft Lisberg pfandschaftlich von Hessen erwarb und 1475 starb, hatte mit seiner Gemahlin, der Gräfin Anna von Nassau, zwei Töchter Margaretha, Gemahlin des Grafen Philipp von Rineck, und Anna, Gemahlin des Grafen Reinhard V. von Leiningen-Westerburg) und einen Sohn, Philipp, erzeugt. Der letztere, der 1475 Lisberg zu Lehn erhielt, verkaufte 1479 ein Viertel von Butzbach und die Dörfer Niederweisel, Hausen, Eberstadt und Oberhörgern für 42,000 Fl. an die Grafen von Solms. Als er 1481 starb, hinterließ er aus zwei Ehen (mit Margaretha, Gräfin von Württemberg und Ludovika, Gräfin von der Mark) außer einer Tochter Anna, vermählt an den Grafen Botho von Stolberg, drei Söhne, von denen Philipp schon 1500 als Domherr zu Mainz, und Georg, nachdem er 1517 auch die andere Hälfte von Lisberg erworben, 1527 unverehelicht starben. Der dritte war Eberhard IV., der 1505 zugleich mit seinem Bruder vom Kaiser Maximilian den Titel Graf von Königstein erhielt, 1522 den münzenbergischen Stamm beerbte und 1528 seine Rechte an Kostheim veräußerte. Er war zwar

Digitized by Google

verehelicht, hatte aber keine Kinder. Sein Erbe wäre seine Schwester gewesen; aber schon 1521 hatte er mit seinem Bruder Georg vom Kaiser Karl V. ein Indult erwirkt, wonach die Reichslehen jener Anna Sohn, dem Grafen Ludwig von Stolberg, versichert wurden. Diesen bestimmte er dann auch in seinem 1527 errichteten Testamente zum Erben aller seiner Hinterlassenschaften. Eberhard's Tod und mit diesem der Ausgang des eppensteinschen Hauses erfolgte 1535. Obgleich das Viertel der Grafschaft Dietz von Trier und die Herrschaft Lisberg von Hessen als heimgefallene Lehen eingezogen wurden, so blieb dem Grafen Ludwig von Stolberg doch noch immer eine reiche Erbschaft. Diese umfaßte namentlich: die Herrschaft Königstein, die Hälfte der Herrschaft Eppenstein, das Schloß Kransberg, ein Viertel von Buxbach und Grüningen und Antheile an Münzenberg, Breuberg und Ortenberg.

Das alte Wappen der von Eppenstein zeigte ein mit sechs roth und weiß wechselnden Sparren belegtes Schild.

Siehe diplomatische Nachrichten von den ausgestorbenen Dynasten von Eppenstein. Eine Einladungsschrift zu der den 5. April 1775 nach 2 Uhr anzustellenden Redeübung von H. B. Wenck, Professor und Rector des fürstl. Pädagogs. Darmstadt in Quarto, mit drei Fortsetzungen. (Eine sehr seltene Schrift.) Wenck's Hessische Landesgeschichte, vorzüglich 1. und 3. Bd. und Eigenbrod in dem Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 1. Bd. (*G. Landau.*)

EPPENSTEIN (von oder von Eppstein. Grafen). Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, welcher 1739 starb, vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Dorothea Karoline von Brandenburg-Ansbach, mit Louise Sophie, Gräfin von Seiboltsdorf, geborenen Spiegel, und erzeugte mit derselben drei Söhne und zwei Töchter, welche von ihm den Namen Grafen und Gräfinnen von Eppenstein erhielten; da die Söhne aber ohne männliche Nachkommen blieben, starb der Name mit deren Tode wieder aus. (*G. Landau.*)

EPPENSTEIN, ein in geschichtlicher Hinsicht wichtiger Ort, dessen Besitzer im Mittelalter eine sehr wichtige Rolle spielten, jetzt eine dem Grafen Nádasdy gehörige, Eppenstein und Weißenthurn benannte Herrschaft im Bezirke Weißkirchen, im judenburger Kreise der Steiermark, deren Unterthanen in 16—17 Ortschaften zerstreut sind. Das von den Ruinen des alten Schlosses überragte neuere Herrschaftsgebäude liegt an der von Weißkirchen über Obdach ins Lavantthal Kärnthens führenden, sogenannten obdacher Aralstraße, am Eingange einer malerischen Schlucht, in der nur einige wenige, zur Gemeinde Mühldorf gehörige Häuser und ein berühmtes Hammer- und Sensenwerk und eine zur Herrschaft Eppenstein in Farrach gehörige Brauerei liegen. Das durch Johann Aloys Zeitlinger zu großer Vollkommenheit gebrachte Gewerkschaft besteht gegenwärtig (1839) aus einem Gärbe- und einem Zainfeuer, jedes mit einem Schlage, und einem Breitfeuer mit zwei Schlägen, einem Abgärbe-, einem Abricht- und einem Farbfeuer und aus zwei Polirhämmern, und versendet jährlich gegen 60,000 Stücke sehr geschätzter Sensen, von denen gegen 15,000 nach Ungarn, 8000 nach Amerika, ebenso viele nach Teutschland und gegen 30,000 nach Rußland gehen. Das Interessanteste der ganzen Gegend ist die alte Schloßruine, welche, vom Zahn der Zeit zernagt und unbewohnbar gemacht, traurig von ihrem hohen Felsen herab über die Wipfel der Eichenwaldung in die wirthliche Gegend herabschaut und an den ehemaligen Glanz mächtiger Grafen erinnert, welche nach und nach die nordöstliche obere Mark an der Mur und Raab, spätterhin auch die untersteierische an der Drau und Sau verwalteten und die herzogliche Würde in dem von dem alten regnum carentanorum seinem Umfange nach so weit verschiedenen, getrennten und zerstückelten Herzogthume Kärnthen endlich auch an sich brachten. Das Geschlecht der Grafen von Avelanz (Aflenz) Muerztal und Spinstain ist sehr alt, sein Ursprung mit Gewißheit oder auch nur einer größern Wahrscheinlichkeit schwer zu ermitteln. Es gab ein den Stollbergen und mehren andern Familien verwandtes Geschlecht gleiches Namens in der Wetterau. Ob aber die steiermärkischen Eppensteine von jenen in der Wetterau abstammen, läßt sich wol nicht mehr ermitteln. Da Kaiser Otto I. nach Besiegung der Magyaren, nach dem Beispiele Karl's des Großen, unter der bairischen Herzoge Oberaufsicht (955 n. Chr. Geb.) mehre Grafen eingesetzt hatte, und unter diesen auch die Grafen im Mürzthal, von Avelanz (Aflenz) und Eppinstain vorkommen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß damals auch die Eppensteine aus der Wetterau, wie manche andere bairische Geschlechter und Ansiedler, einwanderten [1]), wenn dieses nicht schon viel früher unter Karl dem Großen selbst geschehen ist. Freilich läßt sich dafür kein einziger Beweis anführen. Hübner [2]) in seinem Anhange zu dem gräflich Stollberg'schen Geschlechtsregister, allwo er die Verwandtschaft der wetterauischen Eppensteine mit den Stollbergen ersichtlich macht, erwähnt nirgend eines Gliedes, das auch den steierischen Eppensteinen angehörte, und Fröhlich [3]) in seiner genealogischen Tabelle der Herzoge von Kärnthen aus dem Hause der Grafen von Mürzthal, Aflenz und Eppenstein nimmt auf die wetterauischen Eppensteine auch keine Rücksicht. Aquilinius Julius Cäsar [4]) vermuthet zwar aus dem Umstande, daß Adalbero, Herzog von Kärnthen, aus dem Geschlechte der Grafen von Mürzthal, Aflenz und Eppenstein, von Konrad II., Herzogs Konrad I. von Kärnthen Sohne, bei Ulm bekriegt und geschlagen worden sei [5]), daß er in jener Gegend, und vielleicht auch in der eben nicht weit davon entfernten Wetterau Besitzungen gehabt habe, was allerdings auf einen Zusammenhang beider Familien hinwiese. Mehre Schriftsteller sind

1) s. Kurzgefaßte Geschichte von Steiermark. Von Jos. Wartinger. Zweite Schulausgabe. (Grätz 1827.) S. 28. 2) Johann Hübner's, weiland Rectoris der Schule zu St. Johannes in Hamburg, Genealogische Tabellen ꝛc. (Leipzig 1727.) 2. Th. 576. Tabelle. 3) Specimen Archontologiae Carinthiae, conscriptum ab *Erasmo Fröhlich* etc. (Viennae etc. 1758.) Tab. III. 4) s. Desselben Annales Ducatus Styriae etc. (Graecii 1762.) T. I. p. 490. 5) *Hermann Contr.* ad an. 1019: Cuonradus filius Cuonradi quondam Ducis Carentani Adalberonem Ducem apud Ulmam pugna victum fugavit.

Digitized by Google

darum der Meinung, es habe zwischen diesen beiden Familien keine verwandtschaftliche Verbindung stattgefunden. Die Gegend von Eppenstein gehörte im 10. Jahrh. zu dem Herzogthume Kärnthen (Carentanien), dem ein beträchtlicher Theil von Obersteiermark zugewiesen war, an das sich allmälig auch viele Besitzungen reichsfreier Herren, und so auch die Grafen von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal anschlossen [6]).

Über die Abstammung und ältesten Schicksale der Letztern, deren Besitzthum sehr ausgebreitet und deren Macht und Einfluß sehr groß waren, haben wir sehr wenig sichere Kunde. Julius Aquilinus Cäsar [7]) hält die steierischen Eppensteine für einen Zweig derjenigen Familie, welche einst in der Wetterau blühte, indem er die Ansicht aufstellt, daß die ersten Eppensteine dieses Zweiges gegen das Ende des 10. Jahrh. aus der Wetterau in diese Gegenden gekommen, das Schloß in der Nähe von Weißkirchen erbaut und es nach ihrem Stammsitze in der Wetterau auch Eppenstein genannt hätten. Allein er hat dafür keinen andern Beweis, als die bekannte Stelle des Hermann Contractus [8]), aus der er folgert, daß er in der Gegend von Ulm und in der dieser Stadt benachbarten Wetterau begütert und den Eppensteinen jener Landschaft stammverwandt gewesen sei. Auf die Gleichheit des Wappens stützt sich diese Vermuthung nicht, denn es ist von den steierischen Eppensteinen kein Wappenschild bekannt. Hübner, welcher die Geschlechtstafeln des Hauses Stollberg entfaltet und aus ihnen die Eppensteine der Wetterau entwickelt, führt dort [9]) keinen der steierischen Eppensteine auf, und Fröhlich vernachlässigt wieder da, wo er von den Eppensteinen der Steiermark handelt [10]), den wetterauischen Zweig gänzlich, sodaß es scheint, es habe zwischen beiden Familien keine verwandtschaftliche Verbindung stattgefunden. Kaiser Otto I. hatte freilich, wie vordem Karl der Große, mehre Grafen unter der bairischen Herzoge Oberaufsicht, und unter diesen auch die Grafen von Epinstain, Mürzthal und Avelanz, eingesetzt; auch waren Baiern, Franken und Sachsen schon unter jenen in diesen entvölkerten Gegenden als Ansiedler zurückgeblieben, und so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß ein Zweig der wetterauischen Eppensteine vom Kaiser Otto zu der genannten Grafschaft berufen und ihr vorgesetzt worden sei, um so mehr, als dieses Geschlecht schon gegen das Ende des 10. Jahrh. im Besitze dieser Grafschaft erscheint [11]).

Der erste und älteste dieses Geschlechts, dessen die Geschichte, bei einiger Unbestimmtheit [12]), erwähnt, ist Marquard, Graf im Mürzthale, der Vater der heil. Richarde, die im J. 969 mit Ulrich, Grafen von Sempt und Ebersberg, vermählt wurde [13]). Nach einer Stelle des Lazius [14]) wird sein Enkel Adalbero als ein Glied der Familie der Herzoge von Schwaben bezeichnet, und somit auf einen ganz andern Ursprung der mächtigen Grafen von Eppenstein, Mürzthal und Aflenz hingewiesen; doch zeigt sich auch hier keine Spur, die zu einiger Aufklärung zu verhelfen geeignet wäre, und somit bleibt kaum ein anderer Ausweg übrig, um der Stelle einige Geltung zu geben, als die verwandtschaftliche Verbindung auf die durch Brigida, die Gemahlin Adalbero's I., begründete Verschwägerung zu beschränken. Als Marquard's Kinder erscheinen Marquard II. und Richarde. Diese wurde im J. 969 mit Ulrich, Grafen von Sempt und Ebersberg, vermählt, in die Zahl der Seligen versetzt, und starb 1013. Jener hatte Ulrich's Schwester Hartmuda zur

6) s. Kurzgefaßte Geschichte der Steiermark. Von Joh. Marktinger. (Grätz 1827.) S. 31 fg. 7) s. Desselben Annales Ducatus Styriae, cum adjecta finitimarum Provinciarum Bavariae, Austriae, Carinthiae, Salisburgi, Aquilejae etc. Historia etc. Studio et opera *Aquilini Julii Caesaris* etc. (Graecii 1768.) T. I. p. 490. 8) *Herm. Contract.* ad an. 1019 sagt: Conradus filius Cuonradi quondam Ducis Carentani Adalbertum ducem apud Ulmam pugna victum fugavit. 9) Joh. Hübner's, weiland Rectoris der Schule zu St. Johannes in Hamburg, Genealogische Tabellen rc. (Leipzig 1727.) 2. Th. die 376. Tafel; Anhang zu dem gräfl. Stolbergschen Geschlechtsregister. 10) Specimen Archontologiae Carinthiae, Conscriptum ab *Erasmo Frölichio*, Soc. Jesu Sacerd. (Viennae 1758.) Tab. III. Der Stammbaum der Eppensteine findet sich auch in *Jo. Christ. Pesleri* etc. Series Ducum Carinthiae Saeculi IX. X. XI. XII. XIII et XIV. E Documentis Prisci Aevi concinnata. (Vitebergae 1740.) Tab. genealogica I.

11) s. Winkler a. a. O. S. 18. 12) Lazius ist der einzige Schriftsteller, welcher höchst wahrscheinlich nach ältern Nachrichten den Großvater des kärnthnischen Herzogs Adalbero, Marquard, nennt. Die hierher gehörige Stelle desselben de Migrationibus gentium. L. VII. p. 404 lautet, wie folgt: Ulricus, comes de Sempt et Ebersberg, ex uxoribus, quarum altera Richarda nomine, Marquardi Ducis Carinthiae, filia fuerat — Adalheronem — — suscepit. Hier wird also Marquard als Herzog von Kärnthen bezeichnet, obgleich sonst nirgends eine Spur von einem solchen vor jenem Marquard erscheint, der hundert Jahre später als sein Urenkel, im J. 1073, mit Zustimmung K. Heinrich's IV., sich des Herzogthums Kärnthen bemächtigte. Sollte hierin keine Verwechselung unterlaufen sein? — Vielleicht ist Marquard derselbe Meginhard Comes, der gleich nach Otachar Comes im salzburgischen Codex Traditionum als Zeuge in einer Schenkungsurkunde des Erzbischofs Friedrich I. mit seinem Bruder Sigihardo Comite vorkommt; s. Beiträge zur Kunde der Geschichtsquellen des österreichischen Erzherzogs Johann für Geographie und Historie Innerösterreichs im Mittelalter. (Wien 1819.) 2. Heft. S. 95 ad an. 963 — 976. 13) Lazius (de gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis etc. Basileae 1557.) p. 409. Lib. VII.) sagt: Udalricus — — ex uxoribus vero, quarum altera, Richarda nomine Marquardi, ducis Carinthiae, filia fuerat — Adalberonem — suscepit. — *Joan. Lud. Schönleben*, Carniolia antiqua et nova etc. (Labaci 1681.) P. III. p. 515. 969. Eodem anno Carinthia — illustre ornamentum transmisit in Bavariam, beatam Richardam, Marquardi, Carinthiae marchionis, qui postea ad ducatum assumptus, filiam, Udalrico, Eberspergmai comiti, nuptam. 14) Lazius a. a. O. S. 216 heißt es: Adalbero, de stirpe Ducum Sueviae, utpote Churadi superioris cognatus, frater Ernesti Ducis Sueviae, qui Gisalam consobrinam Henrici claudi Caesaris in conjugio habuerat, sorore Hermanni Ducis Sueviae, Carnis impositur ab eodem Caesare etc. Hier findet aber eine offenbare Verwechselung Adalbero's von Mürzthal mit Albrecht dem Sieghaften aus dem Hause der Grafen von Babenberg statt, dem dieser hatte Ernst, dem der Kaiser das Herzogthum Schwaben vertheyen, zum Bruder, und dieser Gisela, die Tochter Herrmann's II., Herzogs von Schwaben, zur Gattin, und dieß war nach Pfister in zweiter, nach Hübner in dritter Ehe mit K. Konrad II. vermählt, und Heinrich II. wirklich ein Sohn der Schwester von Gisela's Mutter, mithin sie seine consobrina, und so stimmt in der ganzen Stelle Alles, mit einziger Ausnahme der oben berührten Verwechselung.

Digitized by Google

Gemahlin[15]), mit der er Adalbero erzeugte[16]). Dieser hält J. Aquilinus Cäsar[17]) für denselben Adalbero, dem K. Otto III. im J. 1000 100 Mansos in der Provinz Kärnthen und in der Mark und Grafschaft desselben Adalbero geschenkt. Vielleicht wurde er schon damals dem Herzoge Konrad entgegengesetzt, als dieser, seinem Schwiegervater, Herzog Heinrich II. von Schwaben, sich beigesellend, im J. 1002 gegen König Heinrich II. die Stadt Straßburg angriff[18]). Nach dessen Tode wurde Adalbero, mit Übergehung Konrad's II., des Sohnes Herzogs Konrad, im J. 1012 mit dem Herzogthume Kärnthen belehnt[19]). Die Ursache dieser Übergehung, in der aber Konrad eine seinem Hause zugefügte Schmach gewahrte, ist nicht bekannt. War daran nicht der alte Groll Heinrich's über den Übersall von Straßburg Schuld, so läßt sich ein genügender Grund nur in der großen Jugend Konrad's finden, da das Herzogthum Kärnthen mit dem damals zugleich auch die Mark Verona verbunden war, ob der Furcht vor den Unternehmungen Harduin's, des Nebenbuhlers K. Heinrich's des Heiligen in Italien, eines kräftigen Mann als Heerführer erheischte. Als Markgraf von Verona erscheint er auch im darauf folgenden Jahre in einem zu Verona erfolgten Urtheilsspruche[20]). Im J. 1017 erscheint er als der Vorsitzende eines zu Treviso gehaltenen Placitums[21]). Konrad, der zurückgesetzte Sohn Herzog Otto's, hegte fortan bittern Groll gegen ihn, der endlich in offene Feindseligkeiten ausbrach, in denen er ihn, mit Hilfe seines Vetters Konrad, des nachherigen Kaisers Konrad II., im J. 1019 bei Ulm besiegte, ohne daß er jedoch dadurch des Herzogthums verlustig geworden wäre[22]). In der Folge gerieth er mit dem Patriarchen Popo von Aquileja in einen Streit, den K. Konrad II. im Jahre seiner Krönung (1027) zu Verona entschied[23]). Im darauf folgenden Jahre erscheint er als Vermittler einer durch denselben Kaiser geschehenen Verleihung (confert clusas, sitas in pago orital) an Hartwig, Bischof von Brixen[24]). Noch in demselben Jahre verlieh K. Konrad auf Dazwischenkunft des Herzogs Adalbero dem Patriarchen von Aquileja, Popo, unter gewissen Bedingungen das Recht der Münzprägung[25]). Bald darauf scheinen zwischen ihm und dem Kaiser jene Mißhelligkeiten ausgebrochen zu sein, die ihn endlich im J. 1035 das Herzogthum Kärnthen kosteten[26]). Er wird von einem Chronikenschreiber des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt[27]), doch läßt sich nirgends die eigentliche Beschaffenheit dieses schweren Verbrechens auf-

15) Ulricus Comes de Ebersberg uxorem duxit Richardem, sororem Carini, cui Hadmudam sororem vicissim nuptam dedit; ſ. *Joannis Aventini* Annalium Bojorum libri VII. etc. (Ingolstadt 1710.) Lib. V. cap. 7. no. 34. p. 504, und bei **Wolfgang Lazius** a. a. O. S. 409: Adalbero Comes de Sempt et Ebersberg ex uxore Luitgarda — et unam filiam tulit Hadmundam, Marquardi Carinthiae Ducis conjugem. Auch hier verwechselt Lazius Marquard II. mit Marquard III., dem Sohne Adalbero's, welcher, der erste dieses Namens, zur herzoglichen Würde in Kärnthen gelangte. 16) Der unbekannte Verfasser der von Jul. Cäsar benutzten steiermärkischen Chronik führt um das J. 935 einen Adalbero Styriae praefectum an, den sonst Niemand kennt, und der, von Herzog Berthold von Kärnthen eingesetzt, die Magyaren durch eine List geschlagen haben soll mit einem Heere, das er aus Österreich, Steiermark und Kärnthen zusammenbrachte haben doch war zu jener Zeit Berthold weder Herzog von Baiern, noch von Kärnthen. *Caesar* l. c. T. I. p. 356. — Der in vielen Stücken freilich unzuverlässige Lazius (a. a. O. S. 256) führt unter den Gliedern des Hauses Eppenstein auch einen Engelbert an, der um das J. 1000 in der Steiermark gelebt haben soll. 17) *Julius Aquilinus Caesar* l. c. p. 413. Lazius (a. a. O.) schreibt diese Schenkung und die darauf folgende Verleihung des Herzogthums Kärnthen irrigerweise Konrad II., dem Vater Heinrich's III., zu: Adalbero a Chunrado secundo Imperatore, patre Henrici tertii, impetravit centum mansos in comitatibus Auelancs et Burgenine: ab eodemque Carinthiae principes creatus, possessionem tamen consecutus haud est, p. 226. 18) *Annalista Saxo* apud *Eccardum* ad annum 1002. T. I. und *Dietmarus* Lib. V. p. 867. 19) *Hermannus Contractus* ad annum 1012: Conradus Dux Carentani moriens Adalberoni ducatum reliquit. So führt diese Stelle an *Jo. Christ. Pesleri* etc. Series Ducum Carinthiae Saec. IX. X. XI. XII. XIII. et XIV. etc. (Viteberg. 1740.) p. 40. Freilich hingegen (a. a. O. S. 19), sich auf *Herm. Contr.* bei Pistorius (T. I. p. 272) wie jener berufend, ist jedoche Stelle, wie folgt: Conradus Dux Carentani, filius Ottonis Ducis, fraterque Brunonis dudum Papae, obiit, et pristinus filio ejus puero Conrado, Adalbero Ducatum accepit. Im her nur mit liegenden Ausgabe des Pisterius: Illustrium veterum Scriptorum, qui rerum a germanis per multas aetates gestarum historias vel annales posteris reliquerunt, Tomus unus etc. (Francofurti 1583.) p. 135, finde ich ad annum 1012 die Worte: Conradus Dux filius Othonis obiit, Hermannus dux junior obiit; item ad an. 1019: Conradus puer, auxiliante patruele suo Conrado postea imperator Adalberonem ducem pugna vincens fugavit, und ad an. 1039: Conradus Dux et Adalbero dux obierunt.

20) *Ant. Muratorii* Antiquit. Estens. cap. XI: Adalpero Dux istius Marchiae, nämlich von Verona. 21) *Muratorius* l. c. T. I. p. 169 heißt es: Dum judicio resideret Dominus Adelpero, Dux istius Marchiae carentanorum, und am Ende: Anno Domini Henrici gratia Dei Imperator Augustus Tercio XV. Kalend. Februarias, Indictione XV. 22) *Herm. Contract.* ad an. 1019 l. c. p. 136. 23) Anno Conradi Imperatoris Augusti in Italia primo, XIII Kalend. Junii, Indictione decima; darin heißt er: Adalbero Dux de Krinthia; ſ. *R. P. Rubeis*, Comm. Aquil. p. 500 etc. 24) Interventione — — nec non Adalberonis Karentani Ducis — clusas in pago orital sitas — Data octavo Kal. Maji: Indictione undecima anno Dom. Incarnation. MXXVIII; ſ. Nobilis et amplissimi Viri Wiguli Hund a Sulzemos etc. Metropolis Salisburgensis Tomus primus. (Ratisbonae 1719.) p. 517. 25) Interventione — — nec non Adalberonis Ducis — — Data anno Incarnat. Dominicae MXXVIII. Indictione XI. III Idus Septembris. Anno Conradi regnantis IV. Imperii vero secundo: ejusdemque Imperatoris filii Henrici Regis anno primo. Actum Immidersbriton feliciter; ſ. *R. P. Rubeis*, Comment. Aquil. p. 505 etc. Wie Lazius (a. a. O. S. 226) bei dieser Frage der Dinge sagen konnte: ab eodemque Carinthiae princeps creatus, possessionem tamen consecutus haud est, ist schwer zu begreifen, da, abgesehen von diesen freilich erst später aufgefundenen Beweisen des Gegentheils, dafür auch schon in den fast gleichzeitigen Schriftstellern mehre Argumente enthalten sind. 26) Die Auseinandersetzung desselben ſ. bei **Pesler** a. a. O. S. 39. 27) Wippo (in vita Conradi Salici) sagt gleich nach dem J. 1029: Patilo post Adalbero dux Histrianorum seu Carentanorum, rens majestatis, victus ab imperatore cum filiis exulatus est, et ducatum ejus iste Chuono ab imperatore suscepit, quem ducatum pater ejusdem Chuononis dudum habuisse perhibetur; ſ. Rerum germanicarum scriptores aliquot insignes etc. Collectore *Joanne Pistorio Nidano* etc. (Ratisponae 1731.) T. III. p. 474. Auch die Annales hildesheimenses sagen: Adalberonem majestatis reum priori anno (1035) dimovit; ſ. die Scriptores rerum brunsvicensium etc. cura *Godefridi Guilielmi Leibnitii*, (Hanoverae 1707.) T. I. p. 728 ad an. 1036.

Digitized by Google

finden. Vielleicht daß noch der alte Groll Konrad's jetzt erst seine späten Früchte trug, und daß der ihm zur Last fallende Mord eines Grafen Wilhelm [28]) von seinen Gegnern nur dazu benutzt worden sei, die Zwecke Konrad's, des zurückgesetzten Herzogssohnes, zu fördern, was um so leichter möglich war, als die Bande der Verwandtschaft zwischen Konrad und dem Kaiser diesen jenem ohnehin geneigt machten, und auch Gisela, die auf den Kaiser einen großen Einfluß ausübte, für den Sohn ihrer Schwester gesprochen haben mochte [29]). Diese Intriguen scheinen mehre Jahre lang vergebens, oder nur allmälig von Wirkung gewesen zu sein, da schon um das Jahr 1029 Meldung von den zwischen Adalbero und dem Kaiser ausgebrochenen Irrungen geschieht, und seine Entsetzung doch erst im J. 1035 erfolgte. Adalbero, mit seinen Söhnen des Landes verwiesen, floh zu seinen Verwandten und verbarg sich auf dem Schlosse Ebersberg, welches der Familie seiner Mutter angehörte [30]). Obgleich der Kaiser das Herzogthum seinem Verwandten verliehen hatte [31]), so führten doch sowol er als auch seine Söhne diesen Titel fortan [32]). Bald darauf starben Konrad und Adalbero in demselben Jahre, und Letzterer wurde auf sein Verlangen in dem Nonnenkloster Geisfeld in Baiern, einer Stiftung der Grafen von Sempt und Ebersberg, begraben [33]). Daß er der Familie der Grafen von Murzthal, Aßenz und Eppenstein angehöre, ersieht man aus den über seinen Enkel Heinrich auf uns übergegangenen Nachrichten [34]). Seinem Herzogthume stand er und sein Sohn Marquard 23 Jahre hindurch vor [35]). Er war auch über Istrien gesetzt und der ganze Landstrich, dem er vorstand, ob der Ungarn und wegen der Nachbarschaft Italiens von sehr großer Bedeutung. Gegen die ersteren war oft zu kämpfen [36]). Wer seine Gattin gewesen, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln. Nach Fröhlich war es Brigida, Hermann's II., Herzogs von Schwaben Tochter [37]); Pezler nimmt auch eine der Töchter desselben als Adalbero's Gattin an [38]), gestützt auf Lazius und Me-

28) Annalista Saxo ad annum 1026: iisdem diebus Adalbero Wilhelmum comitem interfecit; ſ. das Corpus historicum medii aevi, sive scriptores — in orbe universo praecipue in Germania a *Jo. Georgio Eccardo*. (Frankfurti et Lipsiae 1723.) T. I. p. 464. Daſſelbe gibt auch Chronographicus Saxo an: Hoc tempore Adalbero Wilhelmum comitem interfecit; ſ. *Godofredi Guilielmi Leibnitii* Accessiones Historiae etc. (Lips. 1698.) T. I. p. 244. 29) Konrad, Herzogs Konrad von Kärnthen Sohn, war der Bruderssohn von des Kaiser Konrad's II. Vater, und Mathilde, der Mutter des nachherigen Herzogs von Kärnthen, war die Schwester Giselens, der Gemahlin K. Konrad's, die beide Töchter des Herzogs Hermann II. von Schwaben waren; hatte Adalbero wirklich Brigitten, eine dritte Tochter desselben, wie von Fröhlich angegeben wird, zur Gattin, so erklärt vielleicht auch diese Schwägerschaft Giselens vermuthetes Benehmen gegen ihn, der viele leicht der Schwester eben nicht der freundschaftlichsten Gesinnung kannte. Daß Gisela an den Staatsgeschäften einen nicht geringen Theil nahm, ersieht man aus der Angabe Wippo's (a. a. O.), wo gesagt wird, daß: Gisela imperatrice haec omnia mediante, die Aussöhnung mit Burgund zu Stande gekommen sei; daß der Kaiser hierauf in francium venit ibique dux chuono, patruelis ejus, rebellis, se reddidit, wobei somit auch Gisela zur Verschnung thätig gewesen zu sein scheint; endlich daß Paulo post Adalbero — cum filiis exulatus est, woraus erhellt, daß diese Begebenheiten auch in einem innern Zusammenhange zu einander gestanden, wie sie denn auch wirklich Wippo unmittelbar auf einander folgen läßt. 30) *Wolf. Hund* l. c. T. II. p. 245: Exuplisa igitur e Ducatu Carinthiae Adalbero, confugit ad suos cognatos, comites de Sempta in Bavarium, atque in Geisenfelt nova plantatione ipsorum, elegit sepulturam. Victus ab imperatore cum filiis exulntus est. *Wippo* l. c.: et postea in castellum Eresberch latendi causa confugit. Annal. Hildesh. l. c. Chronographicus Saxo l. c.: sicque in castellum anno munitionis confugit. Auch *Wippo* l. c.: Eodem Anno (1035) Adalbero Dux Carautanorum, Imperatoris gratium perdens ducatum amisit, et in exilium missus est, und *Hermannus Contractus* ap. *Pistorium* l. c. T. I. ad an. 1035: Adalbero Dux Carentani et Histriae, amissa imperatoris gratia, ducatu quoque privatus est. 31) Annales Hildesheimenses l. c. p. 728 ad an. 1036: Purificationem vero Sanctae Mariae Augustburg egit. Ubi et publicum cum cunctis circumjacentium regionum primoribus conventum habuit, inque patrueli suo chuonrado ducatum carentinorum commisit. — *Hermann. Contract.* ad an. 1036: Conradus patruelis Imperatoris, patris sui, Ducatum in Carentano et in Histria, quem Adalbero habuerat, ab imperatore suscepit. Damit stimmt auch Annalista Saxo überein; ſ. bei *Eccard.* l. c. T. I. p. 464.

32) *Wigulfus Hund* l. c. T. II. p. 245: In supradicto vetustissimo traditionum libello (so sagt er bei dem Nonnenkloster Geisenfeld) scriptum reperio Adalberonem clericum cum fratre suo Marquardo filiis Adalberonis Ducis (nam Dux erat Charinthiae expulsus quidem per Conradum secundum Imperatorem Anno 1035) titulum tamen tam pater quam filii retinebant Ducatus Carinthiae, juxta Aventin. in annalibus suis fol. 512. 513. 540. 544. 639. 33) *Joannis Aventini* Annalium Bojorum Libri VII. etc. (Ingolst. 1554.) p. 512: privatus quarto anno obiit; sepultus est apud Geysenfeld, conthoranium, i. e. sacratarum feminarum, in superiore Bojoaria Vindelicorum. Illnus sanctis praeterluit. — *Wigolf. Hund* l. c. p. 245: Idem in Epitome Dominae Gerpergae Abbatissae ac illius Advocato Erchangero — — dedisse Sylvam Marpach. Causa hujus donationis, quod pater eorum Adalbero, non ille fundatoris frater, sed qui Dux fuit Carinthiae, ibidem in Geisenveld sepeliri voluit. — *Hermann. Contract.* l. c. ad an. 1039: Chunradus Dux Carentani, et Adalbero aemulus ejus qui ante eum Ducatum eundem habuerat, ipso anno obierunt. 34) Wigolf Hund (a. a. O.) sagt hierüber: Causa Donationis — Haec est, quod mater sua (des Adalbero) Hadmuet, uxor Marquardi, Marchionis Carinthiae, Comitis in Murz et Murztal parentis sui, erat filia Adalberonis Comitis de Sempt et Eberesberg, soror Ulrici Comitis de Sempt, qui pater fuit Eberhardi et Adalberonis, fundatorum. 35) *Aventin.* l. c. p. 512: Ipse (Marichardus) et Adalbero Dux Charinthiae praefuit treis et viginti annos. 36) Cujus (l. c. Lib. V. p. 206) fuit quoh ven ihm barum: Itaque accidit posterius, ut Hungaricus ille Marchia, Albertus etc. — *Aventinus* l. c. edit. Ingolst. p. 540: Andreas charinorum fines pleraque loca vastat. *Hermann. Contract.* ad an. 1036; ſ. Rerum germanicarum scriptores aliquot insignes etc. Collectore *J. Pistorio*, (Ratisponae 1731.) T. I. p. 279: Conradus patruelis imperatoris, patris sui Ducatum in Carentano et in Histria, quem Adalbero habuerat — suscepit. Daraus, daß er und seine Nachfolger auch Istrien vorgestanden, ſ. Monumenta Ecclesiae Aquilejensis commentatio historico-chronologica critice illustrata etc. Autore *F. J. Frane B. M. de Rubeis* etc. (Argentinae 1740.) p. 535. *Wippo*, De vita Chuonradi Salici ap. *Pistorium* l. c. Edit. Ratispon. T. III. p. 462, daß zur Zeit Kaiser Heinrich's II. Duces erant — Adalbero Dux Histriae. 37) Fröhlich's Specimen Archontologiae Carinthiae etc. T. III. 3. Xquil. Cäsar zählt die dagegen sprechenden Gründe auf; ſ. Desſelben Annales Ducatus Styriae etc. T. I. p. 414. 38) Series ducum Carinthiae etc. p. 39. Pezler stützt seinen Beweis auf *Herm. Contr.* ad an. 1054 l. c. p. 297: Imperator (Heinrich III.) Bambergensis ecclesiae praeet in Histria, quem Adalbero habuerat, ab Imperatore susce-

Digitized by Google

giſſer [39]). Mit ihr erzeugte er drei Söhne: Luitpold [40]), Marquard und Adalbero [41]), und nach Fröhlich auch eine Tochter, Richardis. Leopold fiel. Sieger gegen die Ungarn ſtarb er frühzeitig (1045); er wird Markgraf genannt. Adalbero wurde im J. 1054 von K. Heinrich III. zum Biſchofe von Bamberg befördert [42]). Ihn nennen die gleichzeitigen Schriftſteller einen consobrinus (von zwei Schweſtern geboren) des Kaiſers [43]). Er war der vierte Biſchof von Bamberg [44]). Nur drei Jahre ſtand er dieſer Kirche vor und ſtarb am 14. Febr. 1057 [45]).

---

sultatum *consobrino* suo, Adalberoni, donavit, und auf *Berthol-dus Constantiensis* in Germaniae Historicorum illustrium etc. Tomus unus, *Christiani Urstisi* etc. (Francofurti 1585.) p. 341: Imperator Adalberonem *consobrinum* suum, in villa Ottingen, ubi nativitatem Domini egit, Bambergensi ecclesiae praefecit, welche beide den Sohn des Herzogs Adalbero, einen „consobrinus," von zwei Schweſtern geboren, nennen; nun war aber Giſela, die Mutter K. Heinrich's III., eine Tochter Herzogs Hermann II. von Schwaben, mithin mußte auch Adalbero's Gattin deſſelben Tochter geweſen ſein. Hübner (a. a. O.) kennt nur Giſela als Tochter Herzogs Hermann II. von Schwaben; woher Fröhlich den Namen Brigida genommen habe, gibt er nicht an; hingegen führt Rudolf Graf Coronini in ſeinem Tentamen genealogico-chronologicum promovendae seriei comitum Carniae, Goritiae, (Viennae Austriae 1759.) Tab. I. nach p. 42 an, daß ſie in einem alten Rationarium von Görz ſo genannt werde. Auch Pfiſter (Geſchichte von Schwaben, neu unterſucht und dargeſtellt. [Heilbronn am Neckar 1803.] 2. Buch) führt in der Stammtafeln genealogiſchen Tabelle der alten Fürſtenhäuſer in Schwaben Brigida unter den Kindern Hermann's an.

39) Lazius (l. c. Lib. V. p. 206) ſagt: Albertus — rerum inciperet in carnia potiri, quod materteram Conradi II. in matrimonio haberet. Lazius gibt alſo dem Herzoge Adalbero die Schweſter der Mutter K. Konrad's zur Gattin, und daſſelbe nimmt auch Megiſſer (Annales Carinthiae. Das iſt Chronika ꝛc. [Leipzig 1612.] T. I. p. 733) an. Aventinus (l. c. Edit. Ingolst. p. 512) ſpricht auch von einem Bruder Adalbero's: Casterum Adalberonis filii sunt — frater vero Arionistus, allein dieſer Bruder Ernſt erſcheint ſonſt nirgends mehr. Anders iſt es mit Ottokar, welcher im Baron. Reichersberg. als Zeuge erſcheint, denn daß er erſcheint ja als Bruder des Grafen Adalbero: Adalbero Marchio Ottokar frater ejus, und nicht des Herzogs Adalbero, die mit einander durchaus nicht zu verwechſeln ſind. — Auf welche ältern Beweiſe hin K. Mayr's Geſchichte der Kärnthner, (Gilly und Wolfsberg 1785.) S. 85 von ihm ſagen kann: Adalbero war zu ſehr herrſchſüchtig. Stets geneigt zu Empörungen, ſuchte er beſonders Fürſten gegen den „Kaiſer aufzuwiglen," weiß ich durchaus nicht, da ſich dafür nur die durch keine ältern Nachrichten beglaubigte und unterſtützte Erzählung Megiſſer's (z. a. O. 1. Bd. S. 698) vorfindet. 40) Annalista Saxo ad an. 1045. l. c. T. I. p. 479: Luitpoldus Marchio, Adalberonis filius, maxima Hungarorum clades, immature obiit. 41) *Wynff. Wund* l. c. T. II. p. 245: ſ. die Note 52. *Aventinus* l. c. p. 512: Hainricus Charino limiti Adalberonem praeficit. Casterum Adalberonis filii Adalbero Episcopus et Marchardus. 42) ſ. die Note 38. *Aventinus* l. c. p. 540: Post haec Augustus Utini (Öttingen) in ripa Oeni, Noricorum oppido, natales Christi feriatur. 43) templum Bambergense Adalberoni consobrino suo (ejus Pater Adalbero, Dux Charinorum apud Geyssenfeld sepultus est) tradit. Lambertus Schafnab. de rebus germ. ad an. 1054 ap. *Pistorium.* Edit. Francof. 1583. p. 162: Hezeken Babenbergensis episcopus obiit, cui Adalbero successit. 44) ſ. dieſer Encyclopädie 1. Abth. 7. Bd. S. 287. 45) Annales Hildesheimenses in den Script. rer. brunsvic. etc. cura *G. G. Leibnitii.* (Hanov. 1707.) T. I. p. 731 ad an. 1057: Idem obierunt Adalbero, Babenbergensis episcopus, et Otto Dux de Suinfurdi. — Excerpta ex Marquard III. leiſtete dem ihm blutsverwandten Kaiſer Heinrich IV. nicht unwichtigen Beiſtand in den Kriegen gegen die Sachſen [46]), und wurde von ihm darum zu Bamberg im J. 1073 an des entſetzten Herzogs Berthold von Kärnthen Stelle zum Herzoge ernannt [47]). Als ſich ſpäter Berthold bei dem Kaiſer zu Harzburg, wo er, von den Sachſen umringt, in großer Beſorgniß verweilte, einfand, ſuchte dieſer jenem, den er nicht gern ſich zum Feinde machen wollte, heuchleriſch ſich verſtellend glauben zu machen, es ſei von ihm Kärnthen an Niemanden vergabt, ſondern dieſes von Marquard nur eigenmächtig beſetzt worden, was aber Berthold, der des Königs Lage, Geſinnung und Abſicht genau durchſchaute, ſogleich als falſch erkannte [48]). Gleich im darauf folgenden Jahre (1074) zog er dem Könige Salomon von Ungarn zu Hilfe, und wurde in dem Treffen, welches dieſer ſeinen Vettern Seyſa und Ladislaus bei Zinkota, am Fuße der moguvoder Hügel, in der Nähe der Donau, lieferte und verlor, ſchwer verwundet und gefangen [49]). Sein damals geleiſtetes Gelübde löſte er nach der Heimkehr durch die Stiftung des Benedictinerſtiftes St. Lambrecht, welches im judenburger Kreiſe der Steiermark am Fuße des Berges Krebenzen, in der Nähe der Kärnthneriſchen Grenze, bis auf den heutigen Tag blüht [50]). Kurze Zeit vor ſeinem Tode, im Frühlinge des Jahres 1077, gab er und ſein Sohn Luitold dem Kaiſer, bald nachdem Rudolf von Rheinfelden von den dem Kaiſer abtrünnigen Fürſten auf einem Tage zu Forchheim zum Könige gewählt wor-

---

necrologio Hildesheimensis ecclesiae veteri in bei *G. G. Leibnitii* Accession. Historiae etc. (Lipsiae 1698.) p. 703: XVI Kal. Martii Adalbero IV. Bambergensis episcopus. — *Aventinus* l. c. p. 544: Iisdem diebus Adalbero Bambergensis episcopus, cujus pater apud Geyssenfeld in Boioaria prima sepultus est, moritur.

46) Noch ehe er zum Beſitze des Herzogthums Kärnthen gelangte, zwiſchen dem J. 1060 und 1073, übergab er, wie aus einer mit Tag und Jahrzahl nicht verſehenen Urkunde, die ſich im Archive des Benedictinerſtiftes St. Lambrecht befindet, zu erſehen iſt, mit ſeiner Gattin Luiperch, decima et alia in manus Godhardi Archiepiscopi Salisburgensis. Fröhlich's Specimen Archont. p. 27 und *J. A. Caesar* l. c. p. 501. 47) *Wolfg. Lazius* l. c. p. 226: Marquardus, Adalberonis filius, ab Henrico IV. creatus Dux Carinthiae, cum fidelem sibi in bello saxonico operam locasset, consequutusque est possessionem ducatus. — *Lamb. Schafnab.* ad an. 1073 l. c. p. 189: Rex natalem Domini Babenberg celebravit. Ibi Bertoldo Duci Carnotensium ducatum sine legitima discussione absenti abstulit, et Marcwardo cuidam propinquo suo tradidit. 48) Ebendaſelbſt S. 194: Rex — propere in Hartesburg se contulit — Cum quoque nuper advenerat nescio quid privatae causae acturus, in palatio Bertoldus Dux quondam Carentinorum. Huic rex, quam sanctis obtestationibus se purgabat, quod ducatum ejus nulli alii tradidisset, sed Marcwardus, privata praesumptione, fines allenos invasisset, nec ei quicquam de jure suo propterea imminutum esse, si suo injusu sine Consulto principum, honores publicos nomo ineptissimus temerasset. Ille, licet haec ficta esse sciret, et regis malitiam non tam voluntate quam fortunae violentia correctam esse; tamen suscepit satisfactionem, promisitque operam suam rei publicae utilitatibus nusquam defuturam. 49) Pheron. Megiſſer's Annales Carinthiae. Das iſt Chronika ꝛc. (Leipzig 1612.) 1. Th. S. 735 und Die Geſchichte der Ungarn und ihrer Landsaſſen. (Leipzig 1815.) 1. Th. S. 458 fg. 50) *Jul. A. Caesar* l. c. T. I. p. 501. 562.

Digitized by Google

den war, das Geleite über die Alpen, ihm durch das Herzogthum Kärnthen aus Italien in die Heimath folgend [51]). Bald darauf scheint Marquard aus dem Leben geschieden zu sein, den Megisser einen reichen, trefflichen und sehr berühmten Fürsten nennt [52]). Zur Gattin hatte er Luitpirga; der Geschlechtsname seiner Gattin ist aber unbekannt. Lazius nennt sie eine Tochter K. Heinrich's IV. von der Bertha, der Tochter Azo's, Markgrafen von Italien, auf welche Nachricht hin, ist nicht bekannt [53]). Richardis, die Gemahlin Berthold's I. von Zähringen, wird nur von Fröhlich, und nur auf eine Vermuthung hin, als Marquard's Schwester aufgeführt [54]).

Marquard hatte vier Söhne: Luitold, Heinrich, Ulrich und Hermann. Die beiden letztern wurden Geistliche. Ulrich wurde von K. Heinrich IV. zum Abte von St. Gallen befördert (1077) und später zum Patriarchen von Aquileja (1086) erhoben [55]), und dadurch so sehr an das Interesse des Kaisers gefesselt, daß er unter allen Wechselfällen der Geschicke Heinrich's zu dessen getreuesten Anhängern gehörte [56]), dafür gab er dem Patriarchen Krain und Istrien wieder, die schon früher dem Patriarchate verliehen, später aber der Kirche von Aquileja wieder entzogen worden waren. Ihn, seinen Nachbar, bekämpfte Berthold II. von Zähringen, entrüstet darüber, daß ihm der Besitz des Abtes, Luitold, im Herzogthume Kärnthen vorgezogen worden war, da ihm dieser zu fern war, als daß er sich an ihm hätte rächen können. Im J. 1079 wurde der Abt von Eckhart von Nellenburg aus seinem Kloster vertrieben, dieser wieder eingesetzt und jener mehre Jahre hindurch von Berthold bekämpft und an der Wiedererlangung seines Stiftes verhindert [57]). Auch an der Besitzergreifung der ihm verliehenen Marken wurde er durch Engelbert, Grafen von Sponheim und Ortenburg, den Vater der Herzoge Heinrich's III. und Engelbert's II., verhindert, dem von ihm im J. 1112 in der Nähe von Aquileja ein blutiges Treffen geliefert und worin Engelbert besiegt wurde [58]). Ein Jahr früher (1111) war er in Rom durch das Vertrauen K. Heinrich's V. in eine sehr schwierige Lage versetzt worden. Als nämlich vom Kaiser in Rom der Papst Paschal II. mit seinen Cardinälen in der Basilica des heil. Petrus gefangen genommen wurde, übergab er den heil. Vater dem Patriarchen in Verwahrung [59]), der ihn zwar mit der größten Ehrfurcht, nicht wie ein Wächter, sondern wie sein Diener, behandelte, aber sich denn doch den Haß aller päpstlich Gesinnten, und namentlich des Erzbischofs Konrad von Salzburg, zuzog. Er starb um das J. 1122 [60]).

Hermann, ein Bruder des Herzogs Luitold [61]), wurde von K. Heinrich IV., höchst wahrscheinlich um 1085, an die Stelle des wegen seiner unbeugsamen Anhänglichkeit an die Sache Papst Gregor's VII. und seiner Partei entsetzten Bischofs Altmann auf den bischöflichen Stuhl von Passau gesetzt; zwei Jahre darauf soll er schon gestorben sein [62]).

Luitbold folgte dem Vater im Herzogthume Kärnthen nach [63]); mit seinem Vater geleitete er K. Hein-

51) *Burkhardus*, De Casibus Monast. S. Galli. cap. 7 ap. *Goldasti* Script. Alemann. p. 70 et 71. — Edit. Illustris *Senkenbergii*: Rex vero Henricus (IV.) mox ut Ducem Rudolfum de Rinfelden regnum sibi usurpasse audivit, Pascha Veronae moratus, per Carinthiam, Domino Marquardo, et filio suo Luitoldo, Duce, sibi ducatum praebentibus, ad Teutonicas partes rediit. — 52) *Megisser* l. c. Lib. VII. c. 32. T. I. p. 741. Fröhlich erwähnt zweier Urkunden K. Heinrich's IV. vom J. 1077, worin dem Patriarchen von Aquileja die Mark Krain und Istrien verliehen werden (III Idus Junii Anno Dom. Incarnat. MLXXVII. Indict. VII. . . . Actum Nieremberg felliciter. Amen), in denen nur Liudolf, Herzog, als gegenwärtig genannt wird, und seit jener Zeit geschieht Marquard's nirgends mehr Erwähnung. Mit Marquard starb in demselben Jahre auch sein Nebenbuhler Berthold I. 53) Sie erschreint in der in der Note 46 erwähnten Schenkungsurkunde als dessen Gattin; dann in *Bernard. Pez*, Anecdot. T. VI. p. 283: omnibus Christi fidelibus — innotescat — quod Carinthiae Dux Henricus, pro animae suae remedio, et — — animabus Patris et Matris suae Marchwardi et Luitpirgae etc. — Ob sie übrigens K. Heinrich's IV. Tochter mit Bertha gewesen, oder ob sie seiner Mutter Schwester war, bleibt sehr ungewiß, wie zu lesen bei *Coronini* l. c. p. 53 und 54. — 54) Fröhlich a. a. O. Taf. III., wo er eben selbst seinen Zweifel durch das beigesetzte Wörtchen „forte" kund gibt. — 55) *Burkhardus* in casibus monasterii S. Galli. c. 7 ap. *Goldast*. Script. Alem. T. I. p. 71: Eodem anno (1073) quendam juvenem sui cognatum Domini Marquardi Carnotensis filium in abbatem hic (zu St. Gallen) promovit. Iste Udalricus nomine tandem post aliqua annorum curricula (1086) etiam Aquilejensis Patriarcha efficitur. 56) In einem in Ughello's Italiae sacrae. T. V. col. 59 und in Lünig's Cod. ital. dipl. T. V. col. 1534 Diplome K. Heinrich's IV. vom J. 1091 Papiae IV. Idus Maji wird er vom Kaiser folgendermaßen bezeichnet: Nunc igitur recognoscentes justitiam — pro dilectione et fideli servitio Udalrici, patriarchae, fidelis nostri et dilectissimi consanguinei etc.

57) *Jul. Aquil. Caesar* l. c. p. 527. — 58) Megisser a. a. O. T. Buch. Cap. 44. *Rubeis* l. c. cap. 58. p. 553 und 554. *Jul. Aquil. Caesar* l. c. p. 588 und *Coronini* l. c. p. 57 sq. — 59) Chron. Casin. (a Petro Diacono conscriptum). Lib. IV. cap. 37 sq. *Landulph.* jun. cap. 18. *Donizo* Lib. II. cap. 18. *Pandulphi Pisan.* Vita Paschalis II. p. 17. — Vita Pasch. II. ex Card. Aragon. p. 361. — 60) *Burkhardus* l. c. ap. *Goldast*. T. I. p. 74: Cum autem hanc ecclesiam et illam per annos XLVI et tres menses rexisset, plenus dierum viam universae carnis et ipse ingreditur ete. Daß er in sehr hohem Alter gestorben, erstellt man aus der in der 55. Note erwähnten Note, welche er mit den Worten: Ego Wodalricus Patriarcha, jam in senectute positus, manu mea subscripsi, unterfertigte. — 61) Vita S. Altmanni, episcopi Patavienis ap. *Iter. Austr.* Script. Aust. T. I. p. 122: Altmannus sede sua privatur. Hermannus, frater Ducis Liutoldi, pontificali infula sublimatur. — Catalogus episcoporum Patavienium ap. *Raymundum Duellium*, Miscell. Lib. II. p. 301: Hermannus dux Carionum, autore Henrico IV., exule Altmanno, invasit sedem patavienseam, et intra biennium divina vindicta vitam cum mitra amisit. Pertur, in extremis poenitentia ductum impii facti veniam ab Altmanno demisse petisse, atque impetravisse. — 62) In der angeführten Vita B. Altmani heißt es bald darauf: Hermannus autem vivit per biennium, et sic judicio Dei vitam cum infula amisit; und in einer andern Lebensbeschreibung Altmann's auch bei Pez (p. 148) heißt es: in hoc maledictio, in Judam prolata, id est, et episcopatum ejus accipiat alter, citius completa est. Vix enim biennio eves alienas totondit et mulsit, et pastoris nomen, quod falsa gerebat, cum vita finivit; — der angeführte Catalogus sagt: Obiit anno 1080. — 63) In den in der 52. Note erwähnten Urkunden vom J. 1077 tritt man unter den Anwesenden: Ducibus Wrtizlav Bohemiae, et Liutolfo Carinthiae. Anonymus Leobiensis ap. *Pez*. l. c. T. I. col. 772 setzt diese Handlung ad an. 1070: Rex vero intervenientie etiam regina, marchiam Carni-

Digitized by Google

rich IV. aus Italien über die Alpen nach Teutschland, und wohnte dort zu Nürnberg der Verleihung der Mark Krain und Istriens an den Patriarchen von Aquileja, Sigehard, bei, der zur Partei des Kaisers übergetreten war. Er soll gegen Zolemyr, den Fürsten oder König von Dalmatien, einen entscheidenden Sieg davon getragen haben [64]). Er scheint auch jener Herzog Luitold gewesen zu sein, der in einer Urkunde K. Heinrich's IV. als zu Mainz anwesend aufgeführt wird [65]). Er starb im J. 1090 [66]). Da er keine Söhne hinterließ, folgte ihm im Herzogthume sein Bruder Heinrich (als Herzog von Kärnthen der Vierte, nach Andern der Dritte) nach. Noch ehe er dieses erlangte, war ihm die Mark Istrien übertragen worden; darüber entbrannte Berthold von Zähringen in den heftigsten Zorn, den er gegen Heinrich's Bruder Ulrich geltend machte [67]). Coronini ist der Ansicht, daß Heinrich, nachdem er seinem Vater im Herzogthume Kärnthen gefolgt war, die Grafschaft Görz auf Befehl oder mit Einwilligung K. Heinrich's an die Grafen von Tyrol übertragen habe [68]). Es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß er nicht unmittelbar auf seinen Bruder Luitold gefolgt sei, denn schon in der von Megisser [69]) erwähnten, dem Kloster zu Oberndorf ertheilten, Schenkungsurkunde vom J. 1096 erscheint er als Herzog; ja sofort im Todesjahre Luitold's (1090), als er mit K. Heinrich V. in Italien verweilte, an den traurigen Ereignissen mit Papst Paschal II. zu Rom Theil nahm, wird er schon als Herzog aufgeführt; er war nämlich einer jener Fürsten, die sich für die Sicherheit des Papstes und seiner Würde durch einen Eid verbürgen mußten [70]). Im J. 1101 gewährte er den nach Palästina Wallenden die Erlaubniß, daß sie Kärnthen durchgehen und ihren Weg dahin nach Ungarn nehmen durften [71]). Im J. 1103 vergabte er viel an das von seinem Vater Marquard gestiftete Kloster der Benedictiner zu St. Lambrecht [72]), und erhielt, höchst wahrscheinlich im J. 1114, zu Mainz von K. Heinrich V. die Bestätigung dieser Schenkung [73]). Um das J. 1123 fügte er dem Erzbischof Konrad von Salzburg, der lange gegen den Kaiser war, viele Unbilden zu [74]), war aber am Ende doch genöthigt, ihn um Frieden und Lossprechung vom Kirchenbanne anzuflehen [75]). Nach einem Nekrologium des Stiftes St. Lambrecht, wo seine irdische Hülle auch begraben wurde, starb Heinrich schon im December des J. 1122 ohne Hinterlassung männlicher Erben [76]), weshalb auch, da man damals noch nicht ohne die wichtigsten Gründe bei Verleihung eines Herzogthums von derselben Familie abging, mit ihm aber der Mannesstamm der Grafen von Mürzthal, Aveland und Eppenstein [77]) ausstarb, das Herzogthum Kärnthen auf Heinrich III. aus dem Hause der Grafen von Sponheim und Ortenburg übertragen wurde [78]), während seine Besitzungen

---

olim, praesente duce Ludolfo Karinthiae, obtulit Wighardo, Patrirchae et ecclesiae Aquilejensis.

64) ſ. Breviarium historiae carinthiacae etc. Collectore *P. Alberto Reichart.* (Clagenfurt 1675.) p. 132. 65) *Balbin*, Miscell. histor. regni Bohemiae decadis I. Lib. V. P. I. p. 11. n. 9: III Kal. Mart. 1086 datum Moguntiae. 66) *Waltenmus*, De unitate ecclesiae conservanda. L. II. ap. *Freher.* Script. rer. Germ. T. I. p. 309: Eodem anno (1090) defunctus est Luitolfus, dux Carentiorum, cum et ipse appeteret regnum contra imperatorem Henrichum. Diese einzige Stelle beschuldigt ihn der Abfalles von der Sache des Kaisers, der seine ganze Familie schon durch mehre Geschlechtsfolgen so eifrig und getreu ergeben war. Auf das J. 1090 setzen seinen Tod auch der Annalista Saxo bei *Recardus* T. I. col. 573, und die Annales Hildesheimenses bei *Leibnitz* l. c. T. I. p. 702. 67) *Burkardus* l. c. p. 73: Marchio (Berthold) maxima invidia exarsit, quia suus (Ulrich's) frater Luitoldus aliqua sui juris, ut sibi visum est, scilicet ducatum Carinthiae, concessione regia obtinuit, et alter ejus frater marchiam Histriam sub eadem concessione possedit. 68) *Coronini* l. c. p. 54 sq. 69) *Megisser* l. c. Lib. VII. c. 9. p. 693. 70) ſ. Vitae nonnullorum pontificum romanorum a Nicolao Aragonino S. R. E. Cardinali conscriptae apud *Murat.* Rerum ital. script. (Mediolani 1723.) T. III. p. 360: Pro hujus securitatis observantia mediatores, dabit Rex Domno Papae Principes, quos petiit id est — — Henricum ducem Carinthiae etc., und p. 361: Post haec sic etiam Principes juraverunt. — — Ego Henricus de Carinthia — non ero in facto aut consilio ut Domnus Papa Paschalis II. perdat Papatum Romanum, vel vitam, vel membra etc. — Dasselbe erzählt auch das Chronicon Cassinense. Lib. IV. cap. 55 bei *Murat.* T. IV. p. 513 und *Goldast.* Const. imper. T. I. p. 252.

71) *Conradus Urspergensis* in seiner Chronica ad an. 1101: Longobardorum plebes, peritissimi Henrici, ducis, Carinthia permeata, tum post Hungaros tergo relictos etc. 72) *Hero. Petzii* Thesaur. anecdot. T. V. P. III. p. 233: omnibus Christi adelibus — innotescat, quod Carinthiae Dux Henricus pro animae suae remedio, et dilectae conjugis suae Luitkardc, et pro animabus etc. — potestativa manu sine omni conditione tradidit etc. Scripta est notitia haec an. Incarn. Dom. Millesimo CIII. Indict. X. VII. Id. Jan. 73) Diplomataria Sacra Ducatus Styriae. P. II. p. 274: Confirmata est autem haec traditio apud Moguntiam in universali curia, praesentia, nutu et auctoritate Heinrici Imperatoris quarti et Augusti — — Actum Moguntiae in Clarisio feliciter. Scriptum XVI Kalendis Februarii Indictione VII. Anno Incarn. Dom. millesimo centesimo quarto — — scheint hier decimo zu fehlen, meint Frölich a. a. O. S. 34. 74) Vita Conradi Saliaburgensis archiepiscopi ap. *Pez.* l. c. T. II. col. 240: Reversus de Saxonia (Conradus) — — reconciliato sibi imperatore, eumque persequi desistente, cum se crederet pacem habiturum, infinitas persecutiones patiebatur a Duce Carinthiae Henrico, fratre patriarchao Udalrici. 75) Ebendaselbst: Venit ergo humiliter dux, nudis pedibus, laneis indutus, ut absolveretur, postulans. 76) Dieses Necrologium enthält darüber Folgendes: B. Prid. Non. (Dec.) Henricus Dux Carinthiae fund, hujus Monst. 1122. So Friedrich Blumberger in den Beiträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann für Geographie und Historie Innerösterreiche im Mittelalter. (Wien 1819.) 2. Heft. S. 219 fg. Wolfg. Lazius, dem bisher über diesen Punkt Alle folgten, a. a. O. Lib. VI. p. 210: Memimit ejusdem Otto Frisingensis. L. III. de rebus a Friderico I. gestis, capite vigesimo quarto, et liber vetus annalium, ubi ita scribitur: Henricus, consobrinus Henrici IV. caesaris, marchio Cariothiae obiit anno 1127. *Megisser*, Annales Car. l. 7. c. 36 und 49. 77) Das Fragmentum vetus genealog. Bibliothecae Vindobon. bei *Hansiz* T. II. Germ. Sacrae. p. 211 nennt ihn grabezu de Eppenstein, was aber auch schon aus den früher gelegentlich angeführten Stellen deutlich zu ersehen ist. 78) Der Auctor vitae Conradi I. Saliab. bei *Pez* l. c. T. II. P. III. p. 240 und 242 fügt noch der in der 74. Note angeführten Stelle hinzu: Post

Digitized by Google

Markgraf Leopold, Ottokar's IV. Sohn, erbte [79]). Seine Gattin hieß Luitgarde; doch geben ihm Einige auch eine zweite Gattin, Beatrix, und eine dritte, Sophie [80]). Über die ihm beigelegten Schwestern und Töchter ist gar kein nur einigermaßen befriedigender Beweis vorhanden [81]).

Außer diesen Grafen von Mürzthal, Aflenz und Eppenstein gab es aber in der Steiermark noch eine andere adelige Familie gleiches Namens, über deren Abstammung man nichts Näheres mit Gewißheit angeben kann. Vielleicht, daß sie aus einer Seitenlinie jener mächtigen Grafen und Herren der obern Steiermark waren. In einer Urkunde der Markgräfin Kunigunde, der Tochter Diepold's, Markgrafen von Vohburg in Baiern, vom J. 1166 (Anno ab Incarn. Dom. MCLXVI decimo quarto kal. octobr.), wodurch sie einige Legate ihres verstorbenen Gemahls, des Markgrafen Ottokar's V., berichtigte und auch von ihrer Seite neue Gaben beisteuerte, kommt unter den Zeugen ein Albrecht von Eppenstein vor [82]). Derselbe wird dort als ein homo und ministerialis dieser Markgräfin genannt. Derselbe findet sich auch unter den Zeugen vor in einer zu Grätz im J. 1174 (Actum in foro Graeze in Ecclesia S. Egidii, Anno Incarn. verbi milles. centes. septuages. quarto, Indict. VII. decima tertia kal. Martii) von Ottokar VI. ausgefertigten Urkunde, in der der Herzog dem Stifte Seckau einige Vergabungen machte [83]). Auch in einer spätern Urkunde vom Jahre 1185, in welcher Ottokar zu Ehrurgisse, dem Stifte zu Vorau auf die Dauer seines Lebens Jahresbezüge in Erstall, welches Burgwerk hieß, nachließ, erscheint er unter den Zeugen [84]). In zwei Urkunden des darauf folgenden Jahres kommt er auch noch, und zwar mit seinem Sohne Lantfrancus und einem Volcholdus von Eppenstein in der einen [85]) und mit seinem Sohne Lantfridus in der andern [86]) als Zeugen vor. Von da an erscheint Adilbertus de Eppinstain in keiner Urkunde mehr; er scheint somit bald darauf gestorben zu sein. Im Unterzeichnen gehen ihm nur die Edlen de Chindeberg, de Stzee, de Staberberch, de Murekke, de Glanecke und einige Andere vor. Ein Lantfridus I. de Eppenstein, vielleicht Albrecht's Bruder, kommt zuerst in einer Urkunde vom J. 1139 und später in Diplomen aus den Jahren 1140 und 1146, doch nicht mehr nach dem J. 1182, vor [87]). Lantfridus II., Albrecht's Sohn, zog nach Palästina, schenkte dem Stifte St. Lambrecht sein Gut in Goberritz und seine Besitzung Lantschacherpach und scheint, als der letzte der Familie, nach dem J. 1235 verstorben zu sein, da er in diesem Jahre noch in einer Urkunde für das Stift Admont unter den Zeugen erscheint. Im J. 1265 wird er schon als todt angegeben [88]). Lantfrancus erscheint nur in der oben angeführten Urkunde und sonst nirgends.

Volcholdus wird auch nur aus obigen zwei Diplomen, wo er unter den Zeugen erscheint, ersichtlich.

Gerold de Eppenstein, war früher Dekan und dann der zweite Propst des Stiftes Seccau, dem er vom J. 1196 bis um das J. 200 vorstand.

Richerus kommt um 1191 und Ernst oder Arnestus im J. 1227 in seccauischen Urkunden vor. Endlich erscheinen noch in dem Nekrolog des Stiftes Rein Margaretha de Eppenstein, gestorben 18. Kal. Julii, und in jenem von Seccau Kunegundis de Eppenstein 7. Kal. Aprilis [89]), und damit verschwindet jede Spur dieses einst so gewaltigen Geschlechtes, dessen Gebiet das Land vom Fuße des Semmering bis in die Flächen der Lombardei und Friauls und bis weit hinab an der Küste Istriens gehörte. (*G. F. Schreiner.*)

EPPICH (in pharmacognostischer Beziehung), ist der mindergebräuchliche Name für die Sellerieepflanze, über deren botanischen Charakter der Artikel Apium 4. Bd. S. 1 zu vergleichen ist; von ihr wurden früher gesammelt Radix, Herba et Semen Apii graveolentis s. sativi. Die Wurzel gehörte zu den fünf großen eröffnenden Wurzeln (Radices quinque aperientes majores) und die Samen zu den vier kleinern erhitzenden Samen (Semina quatuor calida minora). Schon Hippokrates und Dioskorides erwähnen dieser Pflanze als eines Arzneimittels, ersterer als *Σέλινον βοτάνη*, letzterer als *Ἐλειοσέλινον*; über die Anwendung der Selleriewurzel als Gemüse vergl. man die Anmerkung zu dem oben angeführten Artikel.

(*Dübereiner.*)

---

hanc Henricum persecutores habuit (Conradus nämlich) etiam Henricum III., qui junior appellatus est, et priore Henrico mortuo ducatum Carinthiae obtinuit et fratres ejus Engelbertum et Bernardum Comites.

79) Manuscr. geneal. Voravienae: Et factus est haeres Luipoldus Marchio ex testamento possessionum et ministerialium voluntate Henrici Ducis de Eppenstein; f. *Jul. Aquil. Caesar* l. c. p. 618 bei *Hansiz.* Germaniae sacrae. Tom. II. p. 211. 80) *Lazius* l. c. Lib. VI. p. 210: Fertur tres ordine duxisse uxores, Luitgardim, Beatricem et Sophiam. Die Erstere ist als solche ausdrücklich im Diplome für St. Lambert — s. die 72. Note — genannt; die Letztere soll die Tochter des Markgrafen von Österreich, Leopold des Schönen, gewesen sein; s. *P. Sigism. Calles* in Annal. Austriae. P. I. Lib. VII. p. 427. 81) Nach Einigen soll Hartmann oder Hermann der erste Abt von St. Lambrecht, Heinrich's Bruder, und die heil. Beatrix und Hemma seine Schwestern gewesen sein; s. darüber *Jul. Aquil. Caesar* l. c. Als Heinrich's Tochter wird Richardis genannt. *Megiser* l. c. Lib. VI. c. 86. p. 755. 82) Die Urkunde s. bei *Jul. Aquil. Caesar* l. c. p. 762 und 763. 83) Ebendaselbst S. 772. 84) Ebendaselbst S. 781. 85) Actum in loco Admontensi VI. Kal. Jan. an. Incarn. Dom. Milles. Centes. LXXVI. Indict. IIII. Ebendaselbst S. 788. 86) In derselben erscheint auch Volchold, s. S. 789.

87) Ebendaselbst S. 944. Das Necrologium Seccov. bei *Fröhlich*, Diplomat. Sacr. Ducatus Styriae. P. II. fol. 355 sagt von ihm: Obiit 8. Kal. Martii Lantfridus in Eppenstein, qui dedit nobis curiam in Charavat. 88) Necrol. Seccov. l. c. sagt p. 559: Lantfridus de Eppenstein in expeditione obiit, in welchem Jahre? ist nicht bekannt, und später: ultimus filiorum illorum pergens Jerosolymam tradidit nobis (nämlich dem Stifte St. Lambrecht) praedium omne Goberritz, quidquid ibidem habere poterat; und unter den seccauer Diplomen findet sich eins vom J. 1265 Nr. 86, worin es heißt: quod praedictum Lantschacherpach D. Lantfridus pius memoriae de Eppenstein tradideric Monasterio Seccovienai; s. *Jul. Aquil. Caesar* l. c. p. 943 und 944. 89) *Jul. Aquil. Caesar* l. c. p. 944.

Digitized by Google

EPPO [1]), Bischof von Zeitz [2]) (Naumburg), Rathgeber Heinrich's IV., folgte, als Bischof Cathalo von Zeitz im J. 1045 starb, als sechster Bischof des naumburg-zeitzer Hochstiftes diesem nach, wurde auch selbst vom Erzbischofe Hunifrid von Magdeburg ordinirt. Eppo wohnte den 29. Sept. 1053 der Einweihung des Klosters Gosek bei [3]). Wegen seines treuen Dienstes gab König Heinrich IV. den 18. Nov. 1060 der naumburger Kirche die Burgwarte Langenberch [4]) genannt, neben dem Flusse Estera (der weißen Elster), in der Grafschaft des Markgrafen Otto gelegen, mit allen zubehörigen Gütern und Gerichten u. s. w. zu eigen, sodaß Bischof Eberhard (zusammengezogen Eppo) und alle seine Nachfolger freie Gewalt, über die Burgwarte zu verfügen, haben sollten. Als König Andreas von Ungarn den jungen König Heinrich IV. um Hilfe bat gegen seinen nach dem Reiche strebenden Verwandten, Namens Bel, sendete König Heinrich (oder vielmehr dessen Mutter, die Kaiserin Agnes, welche damals das Reich verwaltete) den Markgrafen Wilhelm von Meißen und den Bischof Eppo von Zeitz, nebst dem Herzoge der Böhmen und dem bairischen Heere dahin. Doch auf den Herzog von Böhmen warteten Wilhelm und Eppo nicht, sondern drangen früher in Ungarn ein, fochten mit Bel und erschlugen eine unermeßliche Menge Ungarn. Aber aus dem ganzen Lande strömten die Ungarn zahlreich herbei, um den Ihrigen Beistand zu leisten. Da die Gesandten des Königs (nämlich Eppo und Wilhelm) sahen, daß sie einer so großen Menge an Zahl und Stärke nicht gewachsen seien, wollten sie aus dem Gebiete der Feinde hinausgehen; aber diese hatten alle Ausgänge verschlossen, und dafür gesorgt, daß man weder Speise noch Trank auf dem Wege fand. Überdies griffen sie die Abziehenden durch häufige Anfälle an. Die Helden jedoch schlugen stets die Gefahr tapfer ab und richteten unter den Feinden große Niederlagen an. Endlich jedoch wurden ihre Kräfte durch den langwierigen, wiewol die Gegner niedermetzelnden Kampf erschöpft. König Andreas, zufällig vom Rosse geworfen, wurde von den Füßen der Kämpfenden ertreten. Der Bischof Eppo ward gefangen. Markgraf Wilhelm, nicht sowol durch Stahl, sondern durch Hunger besiegt, ergab sich, und seine Tapferkeit hatte bei den Ungarn solche Bewunderung erregt, daß Bel's Sohn, Joas oder Geisa, den Vater durch Bitten bewog, ihm nicht nur das Leben zu schenken, sondern ihn auch mit seiner Tochter, des Joas Schwester, zu verloben. Dieser friedliche Ausgang läßt vermuthen, daß auch Eppo in keiner langen Gefangenschaft schmachten mußte. Zur Kirchenversammlung in Erfurt im J. 1073, welche König Heinrich IV. zu Gunsten des mit den Thüringern wegen des Zehnten streitenden Erzbischofs Siegfried von Mainz hielt, wurden die Bischöfe Hermann von Bamberg, Hezel von Hildesheim, Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück berufen, nicht damit sie nach den Kirchengesetzen entscheiden, sondern damit sie das, was der König wollte, durch die Kunst der Rede und das Gewicht der Aussprüche, endlich auf alle mögliche kluge und listige Mittel erlangen sollten, und standen dem Könige und Erzbischofe bei. Als die Sachsen im J. 1073 sich gegen Heinrich IV. verschworen, wurden der Erzbischof Liemar von Bremen und die Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück, die in die gemeinsame Meinung des sächsischen Volkes nicht einstimmten, aus dem Gebiete Sachsens vertrieben, begaben sich zum Könige, und waren nun den ganzen Krieg hindurch die unzertrennten Gefährten desselben. Besonders auch in jener gefährlichen Zeit, als der König vor den Sachsen aus Goßlar in die Harzburg fliehen mußte, waren die Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück bei ihm. Nach ihrem Rathe that er sowol früher, als der Staat ruhig, als auch jetzt, da er in Verwirrung war, Alles. Er entkam mit seinen Freunden in einer Nacht, nachdem er die Belagerer durch Verheißung der Bewilligung ihrer Foderungen sicher gestellt, aus der Harzburg. Nach dreitägiger Wanderung durch den ungeheuern Wald gelangten sie am vierten Tage, auf das Äußerste erschöpft und fast gänzlich verhungert, nach Eschwege, dann nach Hersfeld. Heinrichen gelang es, nach der Gewinnung der Schlacht von Homburg [5]) die Sachsen zur Unterwerfung zu bringen. Zum Verwalter der Reichsgeschäfte in Sachsen machte er Otto'n von Nordheim, und gab ihm die Harzburg zum Sitze. Heinrich IV., von Otto von Nordheim im J. 1076 ermahnt, dem verwirrten Zustande in Sachsen, der durch des Königs neue Bedrückung der Sachsen und Thüringer stattharte, bald abzuhelfen, befahl ihm, daß er am festgesetzten Tage zu ihm nach Saalfeld zu gemeinsamer Berathung kommen sollte. Nachher änderte der König, auf den Beistand der aus der Haft Entlassenen sich stützend, seinen Entschluß, und wollte nun denjenigen Sachsen, die sich neuerlich gegen ihn vergangen, seine Rache fühlen lassen, und sandte am festgesetzten Tage statt seiner seine Botschafter, an deren Spitze Eppo stand, nach Saalfeld, und ließ Otto'n sagen, daß er soviel als möglich Truppen zusammenziehen und in der meißni-

1) Gegen Albinus, welcher das Wort durch Eberhard erklärt, bemerkt Menke (Script. Rer. Germ. T. III. Index unter *Eppo*), er glaube, der wahre Name sei Eckbertus gewesen, denn im Lambert von Aschaffenburg (richtiger Hersfeld) stehe zum J. 1058: Eckbertus, qui et Eppo. Bei diesem Abte von Hersfeld ist allerdings Eppo Zusammenziehung aus Eckbert. Bei Eppo, Bischof von Zeitz, hingegen ist es Zusammenziehung aus Eberhard, denn in Heinrich's IV. Urkunde vom J. 1060 (bei *Schöttgen*, Opuscula. p. 85) heißt er: ob fidele servitium *Eberhardi Naumburgensis* episcopi, und weiter unten: praedictus episcopus *Eberhardus*. Auch Paul Lange wußte, daß unser Eppo Eberhard geheißen, denn er bemerkt Chron. Citizense (ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Script. Ausgabe von Struve. 1. Bd. S. 1140) und Chron. Naumburg. (bei Menke 2. Bd. S. 13): *Eppo*, qui et *Eberhardus*. 2) Bischof Eppo von Zeitz nennen ihn Lambert von Hersfeld und die andern Geschichtschreiber, wiewol er urkundlich Eberhard, Bischof der naumburger Kirche, genannt wird, da der Sitz des Bisthums Zeitz bereits nach Merseburg gelegt war. 3) Lib. de Fundat. Monast. Gosec. ap. *Hoffmannum*, Script. Rer. Lusat. P. IV. p. 107. 4) Das jetzige Dorf Langeberg in dem fürstl. Amte Gera. Cf. *Schultes*, Direct. Diplom. T. I. p. 175.

5) s. über diese Schlacht die Allgem. Encykl. der W. und K. 2. Sect. 10. Th. S. 209—211.

Digitized by Google

schen Mark zu ihm stoßen möchte; er werde mit seinem Heere über Böhmen dahinkommen und den Söhnen des Grafen Gero, welcher die unerfahrene Menge verführt, entgelten lassen, was sie verdient. Otto von Nordheim war über den König aufgebracht, daß er den Sachsen ihr Recht nicht unverletzt lassen und seinem Rachegefühl Gehör geben wollte, und überdies Menschen von niedriger Geburt, aber sehr geschickt an Geist und Körper, die nur ihm Gefälliges sprachen und seine Rachsucht und seine andern Leidenschaften durch Schmeicheleien noch mehr entflammten, Glücksritter, denen die Stürme des Reiches vortheilhaft, um sich versammelt hatte, und diese so schlechten Rathgeber brauchte, und die ihm das Rechte anrathenden Reichsfürsten nur in der höchsten Noth zu Rathe zog. Otto von Nordheim sagte darüber, daß der König gegen seinen Rath die Sachsen wieder mit Krieg heimsuchen wollte, zu dem Bischof Eppo von Zeitz, dem Gesandten des Königs, den dieser nach Saalfeld geschickt: „Ich habe dem König an die Hand gegeben, was seiner Ehre und dem Gemeinwohle frommt. Aber weil er albernen Schmeichlern mehr Glauben schenkt, als mir, mehr Vertrauen setzt in die böhmischen Krieger, als in die Stärke des teutschen Heeres, da mag er zusehen, was für einen Ausgang sein Unternehmen gewinnt.“ Otto sagte sich dann weiter von dem Eide der Treue, den er Heinrich IV. geleistet, los. Eppo jedoch ertrug es, seinen Einfluß bei dem Könige mit jenen unwürdigen Rathgebern, über welche Otto von Nordheim so aufgebracht war, theilen zu müssen, und blieb einer der treuesten Anhänger des unglücklichen Königs. Auf der Zusammenkunft der Fürsten Schwabens und Sachsens zu Tribur, welche den 15. Oct. 1076 begann, und der auch die päpstlichen Gesandten beiwohnten, beharrten diese darauf, Heinrichen abzusetzen und einen andern König zu wählen. Heinrich war mit seinen Anhängern in Oppenheim, und der Rhein nur trennte beide Heere. Heinrich verhieß durch Abgesandte den in Tribur Versammelten Besserung und Geißeln. Sie bestanden jedoch auf ihrem Entschlusse, und schon sollte es nach siebentägigen fruchtlosen Unterhandlungen am Rhein zur Schlacht kommen. Die Sachsen und Schwaben stellten jedoch am Morgen die Bedingungen, daß der Papst zu Mariä Reinigung über Heinrichen in Augsburg mit den versammelten Fürsten Gericht halten und der König dafür sorgen sollte, daß er vom Kirchenbanne vor dem Jahrestage desselben befreit wäre; Alle, welche vom Papst excommunicirt[6]) waren, sollte er von seinem Umgange trennen, er selbst nach Entlassung des Heeres nach Speier gehen, sich daselbst nur mit dem Bischofe von Verdun und wenigen Dienern, welche der Ausspruch der Fürsten als von der Excommunication rein bewährte, begnügen und als Privatmann leben. Heinrich, welcher nur wenige Truppen hatte, nahm die Bedingungen an, und hieß sogleich den Erzbischof von Cöln, die Bischöfe von Bamberg, Straßburg, Basel, Speier, Lausanne, Zeitz, Osnabrück, Adalrichen von Cosheim, Eberharden, Hartmann und die übrigen Excommunicirten, deren Rathes er sich vorher so gern bediente, aus dem Lager hinausgehen. Die Schwaben und Sachsen ließen den Papst bitten, daß er nach Augsburg kommen möchte. Heinrich hielt es aber für sich am besten, selbst dem Papste nach Italien entgegenzugehen. Er mit seiner Gattin und seinem kleinen Sohne reiste aus Speier unter dürftigen Umständen. Auch die übrigen Excommunicirten, unter welchen sich Eppo befand, beeilten sich, nach Italien zu reisen und sich von der Excommunication loszählen zu lassen, reisten jedoch nicht in Gesellschaft des Königs. Sie täuschten die Wächter, welche die Herzoge Rudolf von Schwaben, Wolf von Baiern und Berthold von Kärnthen an die Klausen, d. h. Engpässe, durch welche der Weg nach Italien ging, gestellt hatten, um dem Könige die Reise nach Wälschland zu verwehren, und gelangten unversehrt nach Italien. Sie fanden den Papst in Canossa, und flehten barfuß und mit härenen Gewanden auf dem bloßen Leib angethan, ihn um Verzeihung wegen der Empörung, die sie gewagt, und um Loszählung von der Excommunication an. Der Papst antwortete, daß denen, die ihre Sünde wahrhaft anerkannten und beweinten, Erbarmen nicht zu versagen sei, aber langer Ungehorsam und häufig gewordener Rost der Sünde müsse durch das Feuer einer längern Reue und Buße ausgebrannt und ausgekocht werden; deßhalb müßten sie, wenn sie das Geschehene wirklich gereute, eine starke Anwendung des Brennesens der Kirchenstrafe zur Heilung ihrer Wunden geduldig ertragen, damit durch die Leichtigkeit des Ablasses die schwere, gegen den apostolischen Stuhl begangene Schuld nicht als leicht oder als gar keine erschiene. Da sie sich zur Ertragung alles dessen, was er ihnen auferlegen würde, als bereit bekannten, so wurden auf seinen Befehl alle Bischöfe[7]) von einander getrennt und jeder einzeln und einsam in eine besondere Celle eingeschlossen. Keiner durfte mit Jemandem sprechen. Am Abend erhielten sie Speise und Trank nur ganz kärglich zugemessen. Den Laien legte er auch Buße auf, und zwar nach dem Maßstabe, wie jeder sie in Berücksichtigung seines Alters und seiner Kräfte ertragen konnte. Nachdem er so die Bischöfe und die Laien einige Tage gepeinigt hatte, ließ er sie endlich zu sich rufen, verwies ihnen ihre Vergehungen, und warnte sie, daß sie künftig nicht etwas Ähnliches verbrechen sollten, und absolvirte sie von der Excommunication. Als sie sortgingen, schärfte er ihnen vor Allem und zu wiederholten Malen ein, daß sie mit dem Könige Heinrich, bis er dem apostolischen Stuhle wegen der gethanenen Beleidigung Genugthuung geleistet haben würde, Gemeinschaft oder Umgang auf keine Weise haben, noch ihm zum Umsturze des Zustandes des Staates, oder zur Störung des Kirchenfriedens auf irgend eine Art behilflich sein sollten; nur dann sei allen ohne Unterschied erlaubt, mit ihm zu sprechen, wenn man ihn zur Reue und Buße ermahnte und vom Wege des Bösen, auf welchem er, wie man sehe, sich dahinreißen ließe, zurückzöge. Während dessen langte Heinrich IV. in Canossa an. Nachdem er drei Tage als Büßender zwischen

6) Unter den vom Papste Excommunicirten war auch Eppo.

7) Darunter auch Eppo.

Digitized by Google

der zweiten und dritten Ringmauer hatte stehen müssen, durfte er am vierten Tage (den 25. Jan. 1077) vor dem Papste erscheinen; dieser machte unter Andern zur Bedingung, daß er, bis er sich auf einem Reichstage von den Anschuldigungen, die ihm gemacht würden, gereinigt hätte, nicht König, und ihm Falle er es könnte, dem Papste stets unterthan und gehorsam sein sollte; außerdem würde es so gut sein, als wenn er jetzt gar nicht vom Banne befreit würde. Der König versprach die Erfüllung der Bedingungen. Die Bischöfe von Zeitz und Verceli und der italische Markgraf Azzo und einige andere Fürsten bestätigten durch Eidschwur auf Reliquien der Heiligen, daß der König thun werde, was er versprach, und durch keine Noth oder Veränderung der Umstände von diesem Vorhaben abgebracht werden solle. So ward Heinrich von der Excommunication absolvirt, von Hildebrand zu Tische gezogen, erhielt von ihm gute Rathschläge, und ward hierauf von ihm zu den Seinigen, welche gar nicht mit in das Schloß gedurft hatten, entlassen. Auch sandte der Papst drei Bischof von Zeitz[8]) vor dem Könige vor-

8) Daß Gregor VII. Eppo'n, einen der treusten und beharrlichsten Anhänger und Rathgeber Heinrich's IV., zu dieser Sendung wählte, zeigt, daß Eppo ein äußerst kluger Mann war, der durch weises und kluges Verfahren das Zutrauen des Papstes so schnell zu gewinnen gewußt, und that auch nur, daß dieser Rathgeber des unglücklichen Königs seinen Einfluß bei ihm nicht auf eine verderbliche Art angewendet hatte. Eine der von Hildebrand gestellten Bedingungen, welche Heinrich IV. in Canossa eingehen mußte, war, daß er den Bischof Ruderg von Bamberg und Ubalrichen von Cosheim und die Übrigen, durch deren Rathschläge er sich und den Staat in schlechte Umstände versetzt, von seinem vertrauten Umgange auf immer entfernen sollte. Eppo, obschon einer der beharrlichsten und ihm bis zu seinem Ende treuen Anhänger und Rathgeber Heinrich's IV., kann ihm keine verderblichen Rathschläge ertheilt haben, weil er des Papstes Zutrauen gewann, und sowol einer derer war, die Bedingungen, welche der König einging, beschwören mußte, als auch vom Papste zu einer wichtigen Sendung verwandt wurde. Wenn wir diese Verhältnisse genau erwägen, so hat Paul Lange in der Charakterisirung Eppo's theils Recht, theils Unrecht. Als Ersteres mag gelten, wenn er (Chron. Numb. p. 14. Conc. Gilii. p. 1140) sagt: Er war ein kluger und sehr beredter Mann und in Ausführung schwieriger Sachen und Angelegenheiten erfahren, thatkräftig und groß. Daher war er sowol den Königen, als auch Fürsten des Landes, hauptsächlich Heinrich IV., dem Sohne Heinrich's III., sehr theuer und ganz willkommen. Weiter unten sagt derselbe: Kaiser Heinrich also liebte Eppo'n, unsern Bischof, sowol wegen seiner außerordentlichen Betriebsamkeit, als wegen seiner Kenntniß in Staatsangelegenheiten sehr, und hielt ihn, den er unter seine Freunde (Minister) und Rathgeber genommen, hoch und sehr lieb. Da er sah, daß er vom Könige geehrt werde, und sich eine Freude daraus machte, ihm zu gefallen, so begleitete er ihn überall ihn, wohin er sich begab, indem er auch mit dem Excommunicirten und Abgesetzten Gemeinschaft machte, und ihm willfahrtete, ihn zu vielen unbesonnenen Unternehmungen durch seine Rathschläge anreizend. Letztere Bemerkung, nämlich die Worte: eum ad multa temeraria consiliis suis instigans, hat Lange jedoch nur im Chron. Numburg. (p. 14), nicht aber im Chron. Citic. (p. 1141). Auch stimmt diese Angabe nicht mit dem Verfahren des Papstes Gregor IV. überein, welcher einen Unterschied zwischen den Rathgebern Heinrich's IV., die ihm zwar treu angehangen, aber ihren Einfluß nicht zum Verderben des Königs und des Staates mißbraucht hatten, und ihnen daher zu Canossa im J. 1077 erlaubte, ferner mit dem Könige zu verkehren, und zwischen den Rathgebern machte, die

aus, damit er diejenigen, die mit ihm, dem Excommunicirten, bevor er vom Banne losgezählt war, ohne Unterschied verkehrt hatten, an des Papstes Statt von der Excommunication absolvirte, indem der Papst zu verhüten suchte, daß der König nicht die wiedererhaltene Communion befleckte. Als der Bischof von Zeitz dahin kam, und die Ursache, aus welcher er gesandt war, den Italienern auseinandersetzte, entstand heftiger Zorn und Unwille gegen ihn. Alle murrten und begannen mit Worten und Händen zu wüthen, und überschrieen die päpstliche Botschaft mit höhnischen Zurufungen, und stießen die schändlichsten Schmähungen und Lästerreden aus. Sie sagten: Wir achten die Excommunication durch denjenigen für nichts, der selbst von allen Bischöfen Italiens schon längst excommunicirt ist, der den apostolischen Stuhl durch Simonische Ketzerei eingenommen, durch Mordthaten mit Blut befleckt, durch Ehebrüche und andere Hauptverbrechen befleckt hat. Der König thut anders, als ihm geziemt, und hat seiner Glorie ein unauslöschliches Verbrechen angethan, daß er einem ketzerischen und durch alle Schandlichkeiten berüchtigten Menschen die königliche Majestät unterworfen hat. Er, den wir zum Beschützer der Gerechtigkeit und Rächer der Kirchengesetze uns bereitet haben, er hat durch seine so häßliche Unterwerfung den katholischen Glauben, das Ansehen der Kirche, die Würde des Staates verrathen. Wir haben, um den König zu rächen, dem Papste alle möglichen Beleidigungen angethan, und jetzt hat er uns mitten im Sturme verlassen und nur für sich gesorgt, und mit dem öffentlichen Feinde einen Privatfrieden geschlossen. Besonders die Fürsten Italiens sagten und streueten dieses aus, und zogen dem Könige in Kurzem großen Haß zu. Endlich kam der Auftand soweit, daß sie seinen Sohn zum König und einen andern Papst wählen wollten. Der König sandte da alle Fürsten, die um ihn waren, ab, und ließ sich entschuldigen. Doch begaben sich viele italienische Fürsten ohne Urlaub in ihre Heimath. Die Übrigen betrugen sich lässig und murrten im Geheimen. Da der König nicht in die Städte gelassen ward und keinen Unterhalt empfing, sah er sich genöthigt, die Italiener zu versöhnen und dem Papste nicht Wort zu halten. Er nahm Ubalrichen von Cosheim und die Übrigen, welche jener durch den strengsten Bannfluch von dem Umgange mit ihm getrennt hatte, wieder auf die alte Stufe der Gunst und des vertrauten Verkehres an, und zog sie von Neuem über die Privat- und öffentlichen Angelegenheiten mit derselben Besonderheit oder Ausschließlichkeit, wie er es gewohnt war, und mit dem die andern beeinträchtigenden Vorzüge[9]) zu Rathe. In der Fürstenversammlung stellte der

durch ihre Rathschläge den König und den Staat in schlechte Umstände gebracht hatten, und die der Papst daher durch den strengsten Bann von des Königs Umgang auf immer trennte. Zu den Rathgebern der ersten bessern Classe gehörte Eppo.

9) Man muß die Zeiten wohl unterscheiden. Im J. 1073 that, wie Lambert von Hersfeld (bei Krause, Corp. Praec. Med. Aev. Scriptt. p. 96) erzählt, Heinrich IV. Alles nach dem Rathe der Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück. Wie hingegen aus dem erhellt, was Lambert zum J. 1077 (S. 246 und 252) erzählt, waren Ubalrich von Cosheim und andere vorzugsweise

König beständig dar, wie der Papst den Staat erschüttert habe, und zerriß alle Bande zwischen sich und demselben. Da wandten sich die Italiener wieder zu ihm. Damals waren bei ihm von den teutschen Fürsten der Erzbischof Liemar von Bremen, die Bischöfe Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück, Burchard von Lausanne, Burchard von Basel, die Laien Udalrich, Eberhard, Berthold, und die andern beinahe alle, welche in Oppenheim die päpstlichen Gesandten von dem Umgange mit ihm wegen der Excommunication getrennt hatten. Sie waren nach wiedererhaltener Communion, als sie ersahren, daß auch er mit der Kirche wieder versöhnt sei, einmüthig zusammengeströmt, und hingen ihm hierauf als unzertrennliche Begleiter seines Aufenthalts im Auslande an [9]). Während Heinrich mit ihnen in Italien sich befand, wählten seine Gegner in Teutschland den Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige. Nachdem Heinrich die Lombarden gewonnen und seinen Sohn daselbst gelassen, ging er von Aquileja nach Baiern. So kam auch Eppo wieder nach Teutschland und hatte von den Kriegsstürmen zu leiden, die hier wütheten, und ihn von dem Besitze seines Bisthums ausschlossen. Während er im Bisthume des heil. Kilian (Würzburg) über einen Bach, durch welchen jeder Fußgänger ohne Gefahr gehen konnte, und wo nichts zu besorgen war, setzte, fiel das Pferd, und er fand den Untergang. Bruno [10]), der Gegner Heinrich's IV., welcher die Todesarten der Anhänger desselben als Gottes Gerichte darstellt, fügt in Beziehung auf Eppo'n hinzu, der heil. Kilian habe so verfügt, damit der, welcher seiner (des heil. Kilian's) Stadt (Würzburg) gewaltsam auflag [11]) und seinen (des heil. Kilian's) Wein ungerechter Weise trank, auch sein Wasser gerechter Weise trinkend, den Wein nicht mehr suche. Der Annalista Saxo erzählt Eppo's Untergang zum J. 1078. Doch ist die Kenntniß von Eppo's Todesjahr nicht ganz sicher [12]).

(*Ferdinand Wachter.*)

EPPO, Mönch zu Lorsch, erlangte durch K. Heinrich V. im J. 1101 das Bisthum Worms. Er suchte sich vorerst durch Freigebigkeit und durch die Vollendung der Domkirche zu empfehlen, deren feierliche Einweihung er 1110, während des Reichstages zu Worms, dem Erzbischofe Bruno von Trier übertrug. Während des Zwistes zwischen dem römischen Hofe und K. Heinrich V. wirkte Bischof Eppo mit, daß die Stadt Worms wegen ihrer Treue gegen seinen Vater, K. Heinrich IV., in den J. 1112 und 1114 zwei besondere Begünstigungen erhielt. Er starb am 4. Nov. 1115 *). (*Jaeck.*)

EPPSTEIN, ein katholisches Pfarrdorf an der Jicnach, unweit der Straße von Dürkheim nach Frankenthal, im baierischen Canton Frankenthal des Rheinkreises, mit dem Sitze eines Bürgermeisteramtes, 60 Häusern und 620 Einwohnern, ¾ Stunde von Frankenthal entfernt. Der Ort gehörte ehemals zur Rheinpfalz.

(*Eisenmann.*)

Eproboscidea, s. Pupiparae.

ÉPROUVETTES, bezeichnet 1) gläserne Cylinder zum Auffammeln der Gasarten (m. s. d. Art. Pneumatischer Apparat); 2) die Probestangen bei der Bereitung des Cämentstahles, welche in den nach und nach erhitzten Ofen bei 90 — 100° Wedg. eingesetzt werden, um nachzusehen, ob das Eisen bis auf den Kern in Stahl verwandelt ist (m. s. d. Art. Eisen im 32. Bd. 1. Sect. S. 488), und 3) die Instrumente zur Bestimmung der treibenden Kraft des Schießpulvers. In Beziehung auf letztere hat man mehre; die gewöhnliche Eprouvette, Pulverprobe, ist eine Art Pistole, an welcher ein in Grade eingetheiltes Rad angebracht ist, welches von einer Feder gehalten wird; das im Laufe der Pistole befindliche Pulver, immer von einer bestimmten Quantität, stößt beim Abbrennen auf einen am Rade befindlichen Arm, welcher die Mündung bedeckt, und dreht das Rad auf ein Gewisses herum. Bei größern Versuchen bedient man sich der mortiers-éprouvettes, um zu sehen, wie weit bei 45° Elevation die Kugel vom

---

des Königs Rathgeber geworden, wiewol Eppo und Benno nach immer treue Anhänger des Königs blieben.

10) Lambert bei Krause S. 5. 21. 22. 85. 94. 96. 221. 223. 225. 236. 243. 247. 250. 253. Vergl. F. Wachter, Geschichte Sachsens. 1. Bd. S. 249. 250. 265. 274. 2. Bd. S. 26. 33. 35. 11) Saxonici belli historia ap. *Freher.* Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 131. Aus Bruno haben geschöpft der Annalista Saxo bei *Eccardus*, Corp. Histor. Med. Aev. T. I. p. 543, und der Verfasser des Chron. Magdeburg. bei *Meibom*, Rer. Germ. Script. T. II. p. 306. 12) mit Gewalt in ihr lag. Bruno bezeichnet nämlich Eppo'n durch: ejus (S. Kiliani) urbis violentus incubator. Es läßt sich aus dem Zusammenhange schließen, daß Eppo aus seinem Bisthume von den Sachsen vertrieben, durch Heinrich's IV. Macht unterstützt von den Einkünften des Bisthums Würzburg zur Zeit seines Todes lebte, aber auch mit Heinrich's IV. Macht damals in Würzburg lag. Spätere Geschichtschreiber haben das, was Bruno vom Trinken des Weines des heil. Kilian durch Eppo erzählt, so aufgefaßt, daß Bischof Eppo, als ihm jenes Unglück begegnete, von gutem Frankenwein trunken gewesen. Aber hätte dieses stattgehabt, so würde es der ihm feindlich gesinnte Geschichtschreiber Bruno gewiß hervorgehoben haben. Er bemerkt jedoch ausdrücklich, daß sein Tod durch Fallen des Pferdes sich ereignet (equo cadente moriens sic interiit). Wir verstehen daher die Bemerkung, daß Eppo ungerechterweise den Wein des heil. Kilian getrunken, so, daß er in Würzburg gelebt, indem er ungerechterweise von den Einkünften des Bisthums sich erhalten. Daß der ihm feindlich gesinnte, über seinen Untergang wütende Geschichtschreiber den Wein erwähnt, kommt besonders daher, weil er einen Gegensatz zu dem Bachwasser haben will, in welchem Eppo umkam, und dieser Gegensatz sich um so besser machte, je berühmter der würzburger Wein war. Bruno nennt den Bach nicht, in welchem Eppo umkam. Ein würzburger Geschichtschreiber ergänzt dieses jedoch durch folgende Darstellung: „Bischof Eppo von Zeitz war in berührtem Aufzuge auf König Heinrich's Seite und hielt sich viel zu Würzburg. Als er aber in dem obgemeldten Jahre 1078 von Würzburg hinweg und an andere Orte reiten wollte und in den Bach bei der Schlößerklingsmühle nicht fern von der Stadt Würzburg gelegen, die Pleichach genannt, kam, fiel das Pferd ꝛc." s. Serenus Friesh, Histor. der Bisch. zu Würzburg, bei Ludewig S. 479 (1080).

12) Paul Lange sagt im Chron. Citiz. p. 1145, daß die zeiger Kirche im J. 1079 ihres Bischofs Eppo durch den Tod beraubt worden sei, und im Chron. Numburg. p. 15, daß Günther, Eppo's Nachfolger, nach dessen Tode um das Jahr 1079 angekommen habe.

*) *Ludewig*, Reliq. Mst. II, 180. *Schannat*, Hist. dipl. epise. Wormat. 348.

Digitized by Google

Pulver getrieben wird, welches für den allgemeinen Kriegsgebrauch die sicherste Pulverprobe ist. Die zweckmäßigste Pulverprobe ist aber die von Hutton und d'Arcy eingeführte; das hierzu erforderliche Instrument besteht im Wesentlichen aus einem großen Pendel, welcher durch die abgeschossene Kugel in Bewegung gesetzt wird. Auch eine Art Federwagen, éprouvettes à main de Regnier, dienen zur Prüfung der Stärke des Schießpulvers. (*Döbereiner.*)

EPSOM, ein berühmter Gesundbrunnen in England, dessen Wasser vorzüglich reich an schwefelsaurer Magnesia ist, und deshalb großes Interesse hat, daß in ihm im J. 1675 von dem Engländer Nehemias Grew zuerst dieses Salz entdeckt wurde. Da es aus diesem Wasser gewonnen wurde, so nannte man es epsomer Salz; spätere Untersuchungen gaben aber die Resultate, daß es sich nicht allein durch Zersetzung der Mutterlauge des Seewassers und der Salzseen durch schwefelsaure Salze bilden lasse, sondern auch ein Bestandtheil vieler andern Mineralwässer, wie z. B. in Saidschütz und Sedlitz in Böhmen, und hier der vorwaltende Bestandtheil sei und sich überhaupt in den sogenannten Bitterwässern vorfinde, sowie auch dargethan wurde, daß sein basischer Bestandtheil die Magnesia und sein saurer die Schwefelsäure sei, so wurde der Name dieses Salzes auch in saidschützer oder sedlitzer Salz, Bittersalz und schwefelsaure Magnesia oder Talkerde umgeändert.

Man gewinnt das epsomer Salz aus dem Wasser des epsomer und anderer bittersalzhaltiger Brunnen durch Verdampfen des Wassers und Krystallisation. Da, wo die Wässer nicht reich an schwefelsaurer Magnesia sind, werden dieselben, wenn sie hierauf benutzt werden sollen, zuvor durch Gradiren mehr concentrirt. Bei eintretender Krystallisation wird die Flüssigkeit umgerührt, wodurch die Krystallisation gestört und die zu große Aufnahme von Mutterlauge in die gebildeten kleinen Krystalle verhindert wird. Über die Nebenbestandtheile des auf diese Weise gewonnenen Salzes, seine Reinigung und anderweite Gewinnung, sowie über die Eigenschaften und Benutzung desselben s. m. schwefelsaure Magnesia unter dem Artikel Magnesium. (*Döbereiner.*)

EPTE (die, lat. Epta), kleiner Fluß, welcher bei dem Flecken Forge-les Eaux in dem französischen Departement der Nieder-Seine, Bezirk Neufchâtel, entspringt, bei St. Clair-en-Bray, Gournay, Neuf-Marché, Gisors, Dangu, St. Clair und Gasny vorbeigeht und sich nach einem Laufe von etwa 18 Lieues unterhalb Vernon im Departement der Eure in die Seine ergießt. Ehemals trennte die Epte die Normandie von dem Ländchen Beauvoisis und das Vexin-François von dem Vexin-Normand; jetzt scheidet sie das Euredepartement von den Departements Oise und Seine-Oise. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

EPTINGEN [1]), ein Thal in dem schweizerischen Canton Basel, welches vom Benzenbach durchströmt wird, der, reich an Forellen und Krebsen, umweit Sissach in die Ergolz fließt. In diesem Thale stand vor Jahrhunderten der kaum noch sichtbare Stammsitz eines der ältesten adeligen Geschlechter der Schweiz, über welches der nachfolgende Artikel einige Notizen liefert. Noch jetzt liegt in diesem durch die sichelförmige Geisfluh, die Ober-Bölchenfluh (3410 Fuß über dem Meere, auf welcher ein zu geometrischen Messungen dienendes Signal steht) und die Kallenfluh gleichsam wie mit senkrechten Felsenmauern umgebenen Theile des Jura's das Dorf Eptingen, dessen Lage durch die üblichen und selbst auf Landkarten und in Büchern gebräuchlichen Beinamen Wild- oder Rauch-Eptingen [2]) bezeichnet wird. Der Ort zählte nach Bruckner's Versicherung im J. 1585 nur 38 Haushaltungen, jetzt 484 Einwohner. Früher waren sie Leibeigene derer von Eptingen, später Unterthanen der Stadt Basel, und gegenwärtig sind sie freie Bürger dieses Cantons. Sie wohnen in 92 Häusern und leben theils von der Bandweberei (Posament) für die großen Fabriken in Basel, oder von der Alpenwirthschaft in den zerstreuten Sennthümern, Taunern (Taglöhnergütern) und beziehungsweise Wiesengütern Wittwald oder Weitwald, vormals der Stöckhof, Ober-Bölchen (der höchsten Alpe im Canton), Unter-Bölchen, Neuhaus, den Kallenhöfen, den beiden Birch oder Bürch, Hagenau, Bölchenhalden, Langematt, Steingärten, Laufmatt, im Thon, zu Rohr, im Lindt, den Leisschen Halden, Wallburg, Stühl, Z'Hadsen, auf Dangern, Unterburg, im Lindt unter der Flue, in der Lungern und im Stock. Zum eigentlichen Feldbaue treibt nur die Noth, zumal er wegen der klimatischen Verhältnisse nicht alle Zweige der Landwirthschaft umfassen kann. Der Bestand der Tannen-, Fichten- und Buchenwaldungen, die Marcus Lutz in seinen Neuen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel (Basel 1805). II. S. 238 einzeln aufzählt, ist im Ganzen nur mittelmäßig und schlecht. Aus denselben ragen noch die verwitterten Gemäuer mehrer ehemaligen Ritterssitze hervor, als Wittenbeim, die Renkenburg, Eichenz u. s. w. In dem Dorfe selbst liegt eine Getreidemühle, deren bereits in Urkunden aus dem 14. Jahrh. gedacht wird, ein 1821 errichtetes Schulhaus und eine geräumige, 1725 neuerbaute Kirche. Diese letzte hatte in frühern Zeiten ihre eigenen Geistlichen, jetzt ist sie ein Filial von Diegten. Das, was dem Orte aber einen besondern Ruf verleihet, ist eine Heilquelle, die nicht, wie Normann in seiner Geographisch-statistischen Darstellung des Schweizerlandes. II. S. 1589 sagt, vormals von den Landleuten sehr viel gebraucht wurde; denn noch immer ist der Besuch dieses Bades sehr stark. Der helvetische Almanach für das Jahr 1813. S. 77 nennt dasselbe rücksichtlich der eigenthümlichen Umgebung nicht unpassend das juraische Pfeffers. Die Quelle wird über steile Felsen in ein ganz artiges Gebäude herabgeleitet, welches im Zusammenhange mit einem Wirthshause steht. Siehe die von Follenweider gezeichnete

1) Aus welchem Grunde der Landamman Anton von Aller in seiner Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern (Bern 1838) diesen Namen auch Epsingen schreibt, darüber haben wir nirgends einen nähern Nachweis gefunden. Wir folgen der allgemein üblichen Schreibart.

2) s. Encyklopädie Art. Basel und die dazu gehörige Karte des Cantons Basel.

Digitized by Google

und von A. Merian lithographirte Abbildung „Bad Rauch-Eptingen" in der am Schlusse dieses Artikels angeführten Schrift. Dem Wasser, welches Dr. Rüsch in seiner Anleitung zum richtigen Gebrauche der Bade- und Trinkkuren. (Basel 1826.) II. S. 205 zu den alkalisch-erdigen Schwefelquellen zählt, wird nachgerühmt, daß es bei Rheumatismen, Magenbeschwerden, Verstopfungen, Fiebern, Geschwulsten, Hektik und Hautausschlägen ausgezeichnete Dienste leistet.

Unseres Wissens besitzt man über diese Heilquelle keinen andern wissenschaftlichen Aufsatz, als Theodor Zwinger's, Dr. und Prof., „Prüfung des in Rauch-Eptingen entspringenden mineralischen Badwassers." Diese in Bruckner's Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. (Basel 1757.) 19. St. S. 2290 — 2292 abgedruckte Abhandlung setzt indessen den sehr unvollkommenen Zustand der chemischen Analyse voraus, wie er am 19. Juni 1693 bestand, an welchem Tage der eben genannte berühmte Arzt die Prüfung des rauch-eptinger Wassers vornahm. Vergleiche „Einiges über den südlichen Theil des Cantons Basel, oder mein Gang nach Eptingen," in Marcus Lutz. Rauracis. Ein Taschenbuch für 1828. (Basel.) S. 54 — 84. Hier heißt es S. 73 wörtlich: „Der Ausgang aus dem eptinger Thalkessel, der nach allen Seiten geschlossen zu sein scheint, zeigt sich unterhalb des Dorfes gegen Diegten, wo er eine Pforte zwischen hohen und schroffen Felsenmauern bildet, durch welche sich der Bach (der Benzenbach) windet und die Straße einst gebrochen und gangbar gemacht worden. Diesem Thalpasse geben ein Wasserfall und die Trümmer alter Ritterfeste, die man auf den nahen Berghöhen erblickt, einen bedeutungsvollen malerischen Charakter, und letztere rufen die Vergangenheit verflossener Jahrhunderte des Feudalwesens ins Andenken zurück."

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

EPTINGEN. in den alten Urkunden auch Epetingen. Das Geschlecht derer von Eptingen gehört zu dem ältesten Adel in der Schweiz; denn seit 1042 erschienen Mitglieder desselben auf den unter der Benennung von Turnieren bekannten Ritterspielen [1]). Von dem Stammsitze, einer Ritterburg im gleichnamigen Thale, aus (s. den vorhergehenden Artikel) verbreitete es sich vorzüglich im Sißgau, im Bisthume Basel, im Canton Basel, sowie im Elsaß. Im Mittelalter zählte man an 30 verschiedene Zweige desselben [2]). Alle führen als Wappen einen schwarzen, ausgebreiteten Adler auf der Seite liegend im goldenen Felde, der den Schnabel gegen den linken Flügel kehrt, mit goldenen Klauen. Diese Klauen oder Waffen sind bei einem Zweige roth und, nach von Meding's Versicherung (Nachrichten von adeligen Wappen. [Weißenfels und Leipzig 1791.] III. S. 163) bei andern silbern oder weiß. Noch mannichfaltiger stellen sich die Helmdecken oder Verzierungen auf dem Helme dar [3]); denn bald wiederholen sie das Wappen selbst in einem goldenen Adlerflügel, bald bestehen sie in zwei goldenen Hirschhörnern; ein anderes Mal in einem weißen und schwarzen Federbusche, oder in einem mit Federn besetzten gekrümmten Horne, oder in einem kürtigen Manne ohne Arme, mit einem schwarzen Kreuze auf der Brust und dergl. mehr, wie man sich aus den in dem Versuche einer Beschreibung historischer und natürlicher Denkwürdigkeiten der Landschaft Basel (Basel 1760). 19. St. gelieferten Abbildungen, oder aus dem in der Staatskanzlei zu Basel befindlichen, vom Maler Konrad Schnitt verfertigten Wappenbuche davon überzeugen kann. Das erste dieser Werke zählt nach allen Urkunden eine Menge Ritter, Edelknechte u. s. w. aus dem Geschlechte Eptingen auf, mit den verschiedenartigsten Zu- und Beinamen; die allerdings auf ein weitverbreitetes, aber dennoch sehr getheiltes Grundeigenthum deuten. Bei Pratteln, Zyffen, Liestal, Sissach, Widenstein, Madau, Rauch-Eptingen, im Sißgau, Wallenburg, Onolzwyler, Lupfingen, Ittigen, Seltisberg, Schönbuch u. s. w. [4]) besaßen sie Schlösser, Dorfschaften, Lehen, Zehnten, Zölle, Zinsen und dergl. mehr; oft selbst eigenen Stock und Galgen, zum Beweise, daß sie dem sogenannten Landgerichte nicht unterworfen waren. Viele machten sich verdient durch reiche Vergabungen an Kirchen und Klöster. So rechnet man sie namentlich zu den Gutthätern der Barfüßer- und St. Martinskirche zu Basel und der Klöster Klingenthal und Olsberg. Das letzte Kloster hatte im J. 1330 eine Elsbeth von Eptingen zur Äbtissin, und es liegen in demselben über 20 Edle dieses Namens begraben [5]). Andere waren Ministeriale der Grafen von Pfyrdt. Es gab welche, die sich dem Dienste des Reiches und des Hauses Österreich widmeten, von welchem sie mehre Lehen besaßen [6]). So z. B. war im J. 1262 Gottfried von Eptingen Reichsvoigt zu Basel; 1488 Ludwig von Eptingen Ritter, Voigt der Grafschaft Rheinfelden; 1492 und 1496 Herrmann von Eptingen kaiserlicher Botschafter auf eidgenössischen Tagsatzungen, und 1386 fielen Konrad, Thüring und Peter von Eptingen auf dem Schlachtfelde bei Sempach, während ein seltsamer Zufall dabei einem vierten Eptingen das Leben rettete. Dieser Letztere wollte nämlich, ehe das Treffen begann, die Schnabel seines Schuhes (Souliers à long bec) abschneiden, und verwundete sich dabei dergestalt, daß er am Gefechte keinen Antheil nehmen konnte [7]). Andere zogen den Hofdienst

1) Lettres sur les Tournois de la Suisse im Conservateur Suisse. (Lausanne 1813.) p. 81 — 107. 2) Marcus Lutz, Neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. (Basel 1805.) I. S. 187. 3) „In Singuonsi tractu ad principia pagi desuonsi, equalis exit, in qua arces fuere Rencken, Eschenz, Ruch-Eptingen etc., unde amplissima Eptingerorum familia nomen habet, quorum stirps in triginta circiter ramos dilatata fuit, suo cassidum ornatu discrepantes, cuius specimen, sepulturae eorum supra viginti in vicino Vestalium coenobio Olsberg exhibent." Epitome historiae Basiliensis etc. authore *Christ. Fratino basil.* (Basiliae per Sebast. Henricpetri anno CIↃ. IↃ. LXXVII.) p. 28.

4) S. Leu, Helvet. Lexikon, Artikel Eptingen. Lutz, Neue Merkwürdigkeiten rc. III. S. 378. 5) f. Note 3. 6) *Herrgott*, Genealogia diplomatica gentis Habsburgicae. p. 84. 85. 7) Rach Bullinger, Stettler und Bruckner (Merkwürdigkeiten. S. 2243) debauptet der Freiherr Alt von Tiefenthal in seiner Historia des Helvétiens, aujourd'hui connue sous le nom de Suisses. (Fribourg 1749.) T. II. p. 254. daß dieser seltsame Zufall einem Eptingen das Leben gerettet habe. Marcus Lutz (Neue Merkwürdig-

Digitized by Google

bei dem Bischofe von Basel vor. Diese erlangten von diesem Reichsfürsten nicht nur das Erbmarschallamt, sondern auch einträgliche Pfründen bei dem baseler Domcapitel. Einige traten in den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, wie z. B. Werner, der im J. 1385 starb [8]). Während welche am Hofe des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund es versuchten, ihren Herrn zum Kriege gegen die Eidgenossen zu reizen [9]), nahm sich Herrmann von Eptingen der Schweizer an und zog mit ihnen gegen den Herzog zu Felde. Schon sehr früh geriethen, nach damaliger Weise, die Eptingen in Mißhelligkeiten mit den Städten Basel, Rheinfelden und Solothurn, traten indessen dafür auch oft zu ihnen in mancherlei Verbindungen [10]). Sie besaßen in den beiden erstgenannten Städten Wohngebäude mit gewissen herkömmlichen Befreiungen. Eins davon führt noch heutzutage in der Stadt Basel den Namen des eptinger Hofes. Eine Folge dieser freundschaftlichen Beziehungen ist es, daß im J. 1378 Peter Puliant, Heinrich und Gottfried von Eptingen mit andern benachbarten Edelleuten einen Bund zur Beschirmung der Stadt Basel Freiheiten errichteten [11]). Von diesen, wenn man sich so ausdrücken darf, städtischen von Eptingen gelangten in Basel Rumbold 1269, der Ritter Matthis der Jüngere 1290, der Ritter Hartmann 1360 in den Rath; der Ritter Johannes genannt Spengli in das Gericht und zwei sogar zur höchsten Staats-, d. h. zur Bürgermeisterwürde, der Ritter Matthis im J. 1274 und der Ritter Hans Puliant. Der Letztere bekleidete zehn Mal das Bürgermeisteramt während der Jahre 1377—1396 [12]). Durch diese Verhältnisse wurden mehre Eptingen veranlaßt, ihre Güter rc. entweder gegen Leibgedinge, oder auf Pfand, oder käuflich, oder auf irgend eine andere Art an die Stadt Basel abzutreten. Dahin gehören zum Beispiele 1464 der Verkauf von Alt-Homburg im Frickthal Seiten Heinzmann's von Eptingen; 1487 die Abtretung ihrer Feste, Burgstall, Gefälle und Dörfer Wild-Eptingen und Ober-Diecken „mit ihren Zwingen, Bännen, dem Kilchenschatz, den Zehnten, Zinsen, Gülten, Steuern, Büssen, Diensten, Leuten, Ackern, Matten, Wildbännen, Fischenzen, Dorfstätten, Mühlenen, Sagen, Stock und Galgen, Hoch- und Nieder-Gerichten, der Nutzung ob und unter der Erde, allen Herrlichkeiten und Rechten" [13]), und 1525 die gänzliche Überlassung des Schlosses und Dorfes Prattelen Seitens des Hans Friedrich von Eptingen, worauf die Stadt Basel durch den frühern Ankauf der Landgrafschaft Sissgow (Syssgau) schon die Oberherrlichkeit besaß [14]). Die Vorfahren des letztern Besitzers hatten in Prattelen ein Mönchskloster gegründet, welches noch im J. 1466 mit einigen Benedictinern besetzt war. Später verließen sie es. Nun leidet es zwar durchaus keinen Zweifel, daß das Geschlecht von Eptingen in der Stadt Basel zu den alten Patriziern gehörte, die lange dem Gemeinwesen mit Muth, Klugheit und Würde vorstanden; doch lösten sich diese Bande allmälig und insbesondere mit der Kirchenverbesserung aus, deren Verdrängungssucht, nach dem eigenen Bekenntnisse eines sachkundigen baseler Bürgers [15]), vorzüglich gegen die der Reformation abgeneigten Edelleute gerichtet erschien. Die in zahlreichen Schriften über die Schweiz wiederholte Behauptung, als genössen diese altadeligen Geschlechter noch jetzt das Stadt-Ehrenbürgerrecht, ermangelt, mit einziger Ausnahme derer von Bärenfels, aller Begründung. Unseres Wissens blühen die Eptingen noch im Breisgau und im Elsaß fort. Es möge nur noch Nachstehender gedacht werden: 1) Hans Bernhard von Eptingen, Ritter, der im J. 1460 einer zu seiner Zeit sehr ausgebreiteten Sitte fröhnte und zum heiligen Grabe nach Jerusalem wallfahrtete. Der eigenhändige, sehr umständliche Reisebericht ist in dem Schweizer. Geschichtforscher (Bern 1828). 7. Bd. S. 313—402 abgedruckt. Er endigt mit den Worten: „Item am Mittwochen vor Sankt Leodegariitag Abends, da ritt ich nach dem Inbiß us, und kam mit Gotteshilf von dieser Fahrt wieder heim gan Bratteln." 2) Joseph Herrmann, Freiherr von Eptingen, geboren den 10. Dec. 1714, gestorben den 28. Mai 1783, Ritter des teutschen Ordens, teutschmeisterlicher wirklicher Geheimerath, Rathsgebietiger und Statthalter zu Mergentheim. Er war der erste Oberst des seinen Namen führenden, vom Fürstbischof von Basel 1758 in französischen Diensten errichteten Regiments [16]). Auffallend bleibt es, daß während May [17]) und Müller von Friedberg [18]) ihn Joseph Herrmann nennen, Marcus Lutz [19]) behauptet, er habe Johann Baptist Ferdinand Sebastian geheißen. In französischen Diensten erlangte er aber nicht, wie Lutz

leiten. I. S. 188) ist derselben Meinung. Dagegen wollen Bridel (Conrae de Bâle à Bienne par les vallées du Jura. [Bâle 1789.] p. 40) und Johannes von Müller (Der Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft. II. S. 477) diese Rettung auf einen Edlen aus dem Hause Rheinach beziehen. Endlich gedenkt zwar Franz Ludw. v. Haller von Königsthalen in seiner Darstellung der merkwürdigsten Schweizerschlachten vom J. 1298—1499. (Constanz 1826.) S. 182 dieser Thatsache, entscheidet sich indessen nicht bestimmt für einen Ritter von Eptingen, aber für einen Edelmann des Geschlechtes der Rhynache. Alles genau erwogen; scheint für die Wirklichkeit der oben erwähnten von Ältchen Ansicht auch der Umstand zu sprechen, daß ein Zweig der Familie von Eptingen den Beinamen „Schnabel" führte.

8) Auf seinem Grabsteine in der St. Johanniskirche zu Basel stehen die Worte: Anno, Dn. M. CCC. LXXXV. V. Non. Junii obiit Frater Wernherus dictus de Eptingen, Miles, cujus anima requiescat in pace. Orate pro eo. Siehe Joh. Gross. Vrbis Basil. Epitaphia. (Basileae 1623.) p. 189. 9) La Republique des Suisses. Descrite en Latin par Josias Simler de Zurich, et mise en François. Sixième édition. (A Genève M.DC.XXXIX.) p. 150. 10) s. Marcus Lutz, Das vorderösterreichische Friedthal in historisch-topographischer Hinsicht. (Basel 1801.) S. 115. 11) Lutz, Neue Merkwürdigkeiten. I. S. 189. 12) Auf seinem Grabsteine wird er heißtelt: Eques auratus, Consul etc.; s. Groß a. a. O. S. 189.

15) Bruckner, Merkwürdigkeiten a. a. O. 19. St. S. 2250. 14) Lutz, Neue Merkwürdigkeiten. I. S. 191. 15) Lutz, Baslerisches Bürger-Buch. (Basel 1819.) S. 5. 16) s. Ewerlauben, Code militaire des Suisses. (Paris MDCCLXIV.) T. IV. p. 400. 17) Histoire militaire de la Suisse. (Lausanne 1788.) T. VI. p. 229. 18) Chronologische Darstellung der eidgenössischen Truppenübertassungen an auswärtige Mächte. (St. Gallen 1793.) S. 125. 19) Marcus Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh. (Aarau 1812.) S. 124.

Digitized by Google

(a. a. O.) sagt, den Rang eines Feldmarschalls, sondern nur den eines Maréchal de Camp.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

EPULAE, EPULONES. Wenn die Pluralform Epulae auf einen Singular Epula zurückführt, dessen aber außer Festus (p. 62. ed. *Lindemann.* Corp. Grammatt.) kein anderer der uns bekannten Schriftsteller gedenkt, die im Gebrauch befindliche Neutralform Epulum aber eine von Epula jedenfalls verschiedene, collectivische Bedeutung besitzt, so ist auch die Ableitung des Wortes und die darauf festgestellte Grundbedeutung desselben mehrfach bestritten. Nimmt man die Grundform Epula als entstanden durch Contraction aus Edipula an, welches auf edo zurückbezogen wird, so ergibt sich bei dieser Ableitung, die freilich wegen der Seltenheit der Endbildungssylbe pulus (wovon nur ein Beispiel in discipulus) ihre Bedenklichkeit hat, wie Döderlein (Lat. Synonym. V. S. 194) richtig bemerkt, für Epula einfach die Bedeutung einer Speise, während für die Pluralform Epulae die einer Mehrheit von Speisen, welche einen Schmaus, ein Festmahl bilden, hervorgeht. Ist aber der Ausdruck epulae oves (i. e. quae epulis servire possunt) bei Varro (De re rust. II, 1. §. 24) hinreichend gesichert, wie Geßner in der Note wenigstens glaubt, so würde sich selbst ein adjectiver Gebrauch des in allgemeinerem Sinne zu nehmenden Substantivs daraus ergeben. Ob nun Epulae ursprünglich gekochte Speisen bedeuten, indem der Wortstamm auf ἑψω, von welchem die Formen ἐφ-θός, ἥψω, ὀπτάω, auch ἑψός, zurückgehe, wie Döderlein (l. l.) meint, oder ob der Stamm des Wortes mit Ramshorn (Synonym. der lat. Sprache. I. Th. Nr. 369) auf die Urform ep, up, wovon uppig, zurückzuführen ist, wollen wir bei der Unsicherheit dieser Etymologien dahingestellt sein lassen, und nur daran erinnern, daß der im Gebrauche befindliche Plural Epulae stets als Collectivbegriff von einer aus mehren Speisen, Gerichten und dergl. bestehenden, meist festlichen Mahlzeit gebraucht wird, womit sich der Charakter einer öffentlichen oder feierlichen und religiösen Mahlzeit verbindet, sodaß eben darin der Unterschied von andern Ausdrücken, wie z. B. convivium oder coena, und selbst von dapes, im Sprachgebrauche sich zu erkennen gibt. Denn dapes, ebenfalls in der Pluralform gebräuchlich, wie Epulae, von der Form daps, die Festus (p. 51 sq.) auf das griechische δαῖς zurückführt, Andere, wie Ramshorn (a. a. O. Nr. 408) auf das hebräische שבע, fett sein, bedeutet jedenfalls auch eine aus mehren, und zwar fetten, leckeren, wohlschmeckenden Speisen (man denke an die Verbindung mit adeps; s. Ramshorn a. a. O.) bestehende Mahlzeit, daher ein festlicher Schmaus, wie er Göttern zu Ehren oder bei Götterfesten, insbesondere als feierliches Opfermahl, stattfand: sodaß im Sprachgebrauch die in der Grundbedeutung sich nicht gleichstehenden Ausdrücke, Dapes und Epulae, doch im Sprachgebrauche mehrfach als Synonyme erscheinen, die Äußerungen späterer römischer Grammatiker aber hiernach zu beurtheilen sind, wie z. B. wenn Servius zu Virgil (Aen. I, 706) sa ❊: dapes regum sunt, epulae privatorum[1]), oder zu III, 224 [zu den Worten dapibusque epulamur]: dapes deorum sunt, epulae hominum; bene ergo utrumque posuit, nam et sacrificiis et conviviis operam tribuunt; vergl. zu VIII, 175: dapes, epulae deorum propriae ut Jovis coena. Wenn in diesen und andern Stellen der Begriff des Wortes daps, dapes zunächst auf ein mit dem Cultus und der Opferhandlung verbundenes Festmahl geht (cf. *Livius* I, 7), das ebendarum den Begriff des Vollen und Ausgesuchten in Allem in sich schließt, sodaß Festus (a. a. O.) daps mit res divina, quae fiebat aut hiberna semente aut verna erklärt[2]), dann daptice durch magnifice und dapticum negotium durch amplum ac magnum negotium, daß Livius Andronicus in einem bei Priscian (VII, 8. §. 41) erhaltenen Bruchstück sogar daps in dem Sinne von festus dies gebrauchen konnte, so ist andererseits der Begriff des Wortes Epulae ein weit allgemeinerer, der ebenso wol auf eine Götter- oder Opfermahlzeit, als auf eine andere festliche Mahlzeit, ein öffentliches Gastmahl und dergl. angewendet wird. Solche festliche Mahlzeiten, mit einer Art von öffentlichem politischem, wie religiösem Charakter bekleidet, finden wir in Rom früh angeordnet und mit dem Namen Epulae bezeichnet, insbesondere und speciell auch mit dem Ausdruck Epulum und Epulari; wie z. B. das feierliche Gastmahl des Senats auf dem Capitol, welches auf das dem Jupiter dort dargebrachte Opfer folgte (*Liv.* XXXVIII, 57, vergl. mit *Gellius*, N. Att. XII, 8), oder das Gastmahl, das auf die feierlichen Spiele folgte, die dem Jupiter und andern Göttern zu Ehren veranstaltet wurden (Epulum Jovis; s. *Liv.* XXXI, 4., vergl. XXXIII, 42). Daß solche Mahlzeiten ein durchaus religiöses Gepräge ursprünglich hatten, zeigt schon der Umstand, daß die Priester (Pontifices) es zunächst und anfänglich waren, welche mit der Sorge für solche Mahlzeiten beauftragt waren, und daß später, aus dem natürlichen Grunde des immer mehr sich ausdehnenden Geschäftskreises dieser Behörde, ein eigenes, zuerst aus drei Gliedern bestehendes Collegium angeordnet wurde, welches mit der Anordnung solcher festlichen Mahlzeiten und der ganzen darauf bezüglichen Einrichtung beauftragt war; es sind dies die Epulones, früher Epolonos genannt, wie Festus (l. l. p. 59) ausdrücklich bemerkt, mit dem Beisatz, daß sie ihren Namen erhalten von ihrer Sorge für die Epulae: — quod epulas indicendi Jovi ceteris quae diis potestatem haberent. Noch bestimmter spricht sich Cicero (De Orat. III, 19) darüber aus: Pontifices veteres propter sacrificiorum multitudinem tres viros *epulones* esse voluerunt, quum essent ipsi a Numa, ut etiam illud ludorum epulare sacrificium faceremt, institui; desgleichen auch werden die Epulones Jovis in der Rede De haruspicc. resp. 10 erwähnt. Die immer größere Ausdehnung der Geschäfte, die mit der Besorgung solcher

1) Aber *epulae* regum bei *Horatius*, Sat. II, 2, 45; die epulae des Augustus bei *Plinius*, H. N. XIV, 6. Epulae regis bei *Cicero*, De republ. II, 21. 2) Man denke an *Horatius*, Od. II, 7, 17: *dapem* obligatam reddere Jovi. Od. I, 32, 13: *dapibus* supremi grata testudo *Jovis*.

Digitized by Google

Festmahle, die auch immer häufiger und glänzender wurden, verbunden waren, gab wahrscheinlich die Veranstaltung, die Zahl dieser Epulonen bis auf sieben zu erhöhen; ohne hinreichenden Grund wird von Einigen diese Vermehrung der Epulonen dem Sylla zugeschrieben: was weder durch äußere Zeugnisse, noch durch innere Wahrscheinlichkeit, die eher auf das Gegentheil schließen läßt (s. *A. Wittich*. De reipublic. Rom. ea forma qua L. Cornelius Sulla etc. p. 121), bestätigt wird. Nun kommt der Ausdruck Septemvir Epulo öfters vor, bei Lucian (I, 602), Gellius (N. Att. I, 12) und in Inschriften, wie bei Orelli (inscript. Latt. collect. nr. 2365. coll. 590. oder Septemvir Epulonum. ebendas. nr. 777. 2259. 2260. 2261. T. II. p. 382). Selbst Cäsar bekleidete dieses Amt in seinem dritten Consulat, wie wir aus einer Nachricht des Plinius (H. N. XIV [15], 17) ersehen. Aber die Inschrift (ibid. nr. 1397. p. 285), in welcher sogar ein Mercurius *Epulo* Emphrosynus vorkommt, halten wir mit Orelli *für höchst* verdächtig. Weitere und nähere Nachrichten über den Geschäftskreis dieses priesterlichen Amtes, seine Bedeutung, sein Ansehen, seine Dauer und dergl. fehlen uns gänzlich, wenn wir nicht mit Bezug auf die erwähnten Stellen des Cicero uns zu der Annahme für berechtigt halten, daß diese Epulones in Allem den Pontifices gleichgestellt, mit denselben Rechten und äußern Insignien begabt und auch wie diese, nach der Lex Domitia, gewählt, aber vielleicht selbst aus ihrer Mitte genommen wurden. Auch scheint sich jedenfalls ihr Amt nicht über den nächsten Geschäftskreis der Besorgung solcher mit dem Cultus gewisser Gottheiten, namentlich des Jupiter, verbundener Festmahlzeiten erstreckt zu haben; wenigstens ist keine Spur vorhanden, daß sie auch anderweitige festliche Mahlzeiten, wie sie in Rom, in frühern, wie besonders in spätern Zeiten, unter dem Namen Epulae vorkommen, besorgt, oder an der Anordnung der politischen Festmahle, die insbesondere mit dem Neutrum Epulum bezeichnet werden, einen Antheil gehabt. Wir rechnen dahin die festlichen Mahle, welche in Verbindung mit einem Triumphzug schon früh vorkommen (Epulae bei *Livius* III. 29); so die festliche Bewirthung der Soldaten Cäsar's durch diesen (Epulum bei *Sueton*. Caes. 38; cf. *Plin*. H. N. XIV. [15], 17), obwol dieser auch als Epulo die Gelegenheit, die ihm dies Amt bot, zu festlicher Bewirthung des Volkes, das er für seine politischen Plane zu gewinnen suchte, benutzt zu haben scheint. Andere Beispiele solcher Bewirthungen, ebenfalls mit dem Ausdrucke Epulum bezeichnet, bieten uns *Cicero* pro Muren. 36; cf. De Offic. II, 16. *Tacitus*, Hist. I, 76. Insbesondere finden wir eine solche festliche Bewirthung (Epulum) mit der zu Ehren Verstorbener angeordneten Leichenfeier und den sie begleitenden öffentlichen Spielen in Verbindung, *Livius* XLI, 28. XXXIX, 46. *Sueton*. Caes. 26, bei Cicero am oben angeführten Orte pro Mur. 36 und in Vatin. 12 fin. Flacc. 38 (wo epulae, wie bei De legg. II, 25). In Inschriften finden wir daher auch epulum **legativum** (s. *Orelli* nr. 3817), oder epulum annuum (ibid. nr. 3865). Auch die alt-römischen Festmahle, an denen das Lob ausgezeichneter Männer Roms unter Begleitung eines Flötenspielers gesungen wurde, heißen Epulae; s. *Cic*. Brut. 19. Tusc. I, 2. Überhaupt sehen wir, wie der Begriff dieses Wortes in dem römischen Sprachgebrauche immer mehr sich erweitert und verallgemeinert, um jede einigermaßen festliche oder größere Mahlzeit und Bewirthung zu bezeichnen: es verschwindet dann auch der ursprüngliche Unterschied zwischen epulae, dapes und coena in der Weise, daß eins wie das andere in gleichen Beziehungen und Verhältnissen gebraucht wird; so wenn z. B. Horatius (Od. I, 37 am Anfang) von den dapes Saliares, oder den durch ihren Luxus berühmt, ja fast sprüchwörtlich gewordenen Festmahlzeiten der Salischen Priester spricht, sagt Cicero (ad Attic. V, 9) *epulari* in Saliarem modum, und Festus (s. v. *Salios*) gebraucht den Ausdruck amplae coenae. Von den durch ihre gute Tafel berühmten Bewohnern Siciliens, insbesondere von Syrakus (s. die Nachweisungen bei Ast zu Platon's Republ. III, 13. S. 461) gebraucht Horatius den ebenso sprüchwörtlich fast gewordenen Ausdruck (Od. III, 1. 18) dapes Siculae. So heißt der Schmaus, den der Priester beim Antritte seines Amtes seinen Collegen gibt, Epulae aditiales beim Plinius H. N. XXIX. (4), 14, wofür X, (20), 23 aditialis coena steht, wie auch bei Seneca, Epist. 123, wo jedoch Manche für aditialis wollen *dialis*, womit das oben erwähnte Epulum Jovis gemeint wäre. In gleichem Sinne spricht Cicero (ad Famill. VII, 26) von der coena auguralis, oder dem Schmause, den Lentulus bei seiner Aufnahme in das Augurencollegium gab; selbst die coenae Pontificum bei Horatius (Od. II, 14 fin., vergl. mit *Macrob*. II, 9) und die dapes Pontificum bei Martialis (XII, 48. 12) werden dann schwerlich in anderem Sinne zu nehmen sein, indem an den Begriff einer festlichen, mit dem Priesterstande in irgend einer Weise in Beziehung stehenden Mahlzeit, dann immerhin der Begriff einer besonders luxuriösen, üppigen Tafel sich knüpfte, der den eben angeführten Ausdrücken und Redensarten eine fast sprüchwörtliche Bedeutung verlieh, die im Leben und in der Literatur, in der Poesie, wie in der Prosa, sich kund gegeben hat. *(Baehr.)*

EPUNAMUM, hieß bei den Araukern in Chile der Gott des Krieges. Vidaure, Gesch. des Königr. Chile. S. 119. *(Richter.)*

EPYTIDES, Ἐπυτίδης, Erzieher des Alkanios oder Julos. Eigentlich hieß er Periphas, und Epytides war nur ein Beiname, weil sein Vater Epytos gebießen. *Virg*. Aen. V, 547 und *Heyne* ad h. l. Cf. *Hom*. Il. XVII. 323. *(Richter.)*

EQUESTRIS, ein Beiname der Fortuna, unter dem sie in der neunten Region der Stadt einen schönen Tempel hatte. Der Proprätor Q. Fulvius Flaccus gelobte ihr denselben, als er durch die Tapferkeit seiner Reiterei einen vollkommenen Sieg über die Celtiberier erhalten hatte. *Liv*. XL, 40. Als Censor erbauete er ihn wirklich, und um ihn recht prächtig auszuschmücken, ließ er die marmornen Ziegel vom Tempel der Juno Lacinia bei den Bruttiern abnehmen, um den jenigen damit zu

Digitized by Google

decken. Das Volk aber erklärte dies für Tempelraub und nöthigte ihn, die Ziegel wieder an Ort und Stelle zu schaffen. *Liv.* XLII. c. 3. Dennoch blieb dieser Tempel einer der schönsten in Rom. Tacitus sah denselben nicht mehr. Ann. III, 22. Vgl. Hippia und Hippios. (*Richter.*)

EQUIDAE *Gray.* = Equi *Wagl.* = Equina *aut.* = Solipèdes *Cuv.*, die Familie der Pferde, bilden die Säugthierabtheilung Solidungula *Blumbch. Ill.* = Solipeda *Ray*, und haben folgende Kennzeichen:

Nicht wiederkäuende Hufthiere mit $^6/_6$ schmelzfaltigen, etwas gekrümmten, elliptisch dreiseitigen, dicht an einander anschließenden Vorderzähnen, darauf folgender Zahnlücke, dann $^1/_1$ kleinen oder (selten) $^1/_0$ oder (bei den meisten Weibchen) $^0/_0$ Eckzähnen, und $\frac{6-6}{6-6}$ von den Eckzähnen entfernt stehenden Backenzähnen, welche von ziemlich gleicher Größe und Gestalt sind und quadratische Kaufläschen haben, worauf vier halbmondförmige Emailblätter hervorragen. An den Vorderfüßen finden sich 3—4, an den Hinterfüßen 3 Zehen, wovon jedoch nur die mittlere, welche sehr groß und mit einem halbrunden Hufe versehen ist, zum Auftreten dient, während die übrigen mit Afterklauen versehen sind oder als Griffelfortsätze erscheinen, die jederseits des Metacarpus und des Metatarsus unter der Haut verborgen sind. Der knöcherne Augenring ist vollständig geschlossen; der Jochfortsatz des Schläfenbeins schiebt sich zwischen den abfteigenden Ast des Stirnbeins und den Stirnfortsatz des Jochbeins ein. Der Magen ist einfach, von mittelmäßiger Größe, der Darmkanal sehr lang und weit, mit einem ungeheuern Blinddarme. Die Zitzen, zwei an der Zahl, stehen in den Weichen.

Der Körper ist groß, jedoch nicht plump; die Füße sind hoch, proportionirt; der mittelmäßige Kopf hat keine Hörner und wird von dem ziemlich langen Halse emporgehoben. Die Haut ist mit kurzen Haaren bedeckt, die blos am Schwanze länger sind und am Halse eine Mähne bilden.

Die noch lebenden Arten dieser Familie haben ihre ursprüngliche Heimath in den wärmeren Theilen der alten Welt; doch sind einige Arten durch den Menschen weiter verbreitet und selbst in die neue Welt übersiedelt worden. Eine Art findet sich gar nicht wild, sondern nur als Hausthier oder verwildert vor. Die nicht gezähmten leben in großen Heerden in Steppen, Savannen und Gebirgen. Alle nähren sich ausschließlich von Pflanzen, besonders Gras, sind stark, schnell, gewandt, scheu und doch muthig, bedienen sich als Waffen der Zähne, besonders aber der Hufe, mit welchen sie ausschlagen, schlafen wenig und oft stehend, und geben ihre Bedürfnisse durch eine laute wiehernde oder sehr häßlich schreiende Stimme kund. Die Männchen, Hengste genannt, sind sehr hitzig in ihrem Fortpflanzungstriebe, leben in Polygamie, und kämpfen mit einander um den Besitz der Weibchen (Stuten). Diese sind fast ein Jahr lang trächtig und werfen meist nur ein Junges (Füllen oder Fohlen).

Die jetzt bekannten Arten hat man in zwei Gattungen vertheilt:

1) Equus *L.* An allen Füßen drei Zehen, wovon nur der mittlere mit einem Hufe versehen ist, die übrigen als Griffelfortsätze unter der Haut verborgen liegen; f. Equus.

2) Hippotherium *Kaup.* An den Vorderfüßen vier Zehen. Die Griffelbeine, stärker entwickelt als bei der vorigen Gattung, haben an ihren Enden Gelenkflächen für Afterklauen. Der Schmelzüberzug der halbmondförmigen Prismen der Backenzähne bildet an den nach Innen gekehrten Theilen jener tief in die Zahnprismen eindringende und mannichfaltig complicirte Falten. Die Eckzähne sind schwächer als die von Equus und an den Schneidezähnen fehlt die Hohlfehle auf der äußern Fläche, dagegen finden sich mehre unregelmäßige Reifchen der Länge nach; außerdem sind die Wurzeln der Vorderzähne schlanker und kleiner, die Mahlflächen aber breiter und von Außen nach Innen mehr zusammengedrückt. Zwei Arten: Hippotherium gracile *Kaup* = Equus primigenius *v. Meyer* und H. annum *K.* = E. angustidens *v. M.*

? 3) Hipparion *Christ.* ist zu wenig bekannt und dürfte wol mit Hippotherium identisch sein.

Es wäre noch zu bestimmen, welche Stelle diese Familie im natürlichen System einnimmt. Alle Naturforscher kommen darin überein, daß sie die Säugthiere nach der Fußbildung in drei große Ordnungen, Unguiculata oder Krallenthiere, Ungulata oder Hufthiere und Pinnata oder Fischzitzthiere (Fischsäuger) theilen *). Es ist kein Zweifel, daß die Pferde zu den Hufsäugern gehören und es fragt sich nur, gehören sie zu den Vielhufern oder zu den Wiederkäuern, oder bilden sie eine eigene dritte Abtheilung für sich? Der letzteren Ansicht waren Ray und Wotton. Linné vereinigte seine Gattung Equus mit Hippopotamus, Sus, Rhinoceros, und machte daraus seine Ordnung Belluae. Storr und Blumenbach betrachteten dagegen Equus als Repräsentanten einer, ihren Bisulcis und Multungulis gleichwerthigen Ordnung, Solidungula. Seinem Beispiele folgten Illiger, Lichtenstein, Wiegmann, Burmeister, Alex. Wagner u. A. m. G. Cuvier vereinigt dagegen seine Familie Solipèdes mit den Dickhäutern, definirt diese aber so: Hufsäugethiere, die nicht wiederkäuen (Règne animal, 2. édit. I. p. 237); in seinen Recherches sur les ossemens fossiles bemüht er sich aber zu zeigen, daß früher mehre entschiedene Vielhufer gleich

*) Den Vögeln analog, können die Säuger auch zunächst in solche, deren Jungen Anfangs unbehülflich, der Locomotion unfähig und oft blind sind — Füße stets vollkommen ausgebildet; Ungiculata — und in solche, deren Jungen gleich nach der Geburt die Mutter begleiten können — Füße ganz oder zum Theil verkümmert; Schucher Oken, Calceata — getheilt werden; also so:

I. Calceata.
Pinnata *Burm.* (Cetacea, Sireniformia, Pinnipedia).
Ungulata *Cuv.* (Multungula s. Pachydermata, Ruminantia etc.).

II. Unguiculata *Cuv.*
Digitata, meist ohne Daumen, Zitzen an der Brust allein, männliches Glied nicht frei hängend (Edentata, Glirina, Marsupialia, Ferae).
Pollicata, abgesonderter Daumen, Zitzen nur zwei, fast an der Brust, männliches Glied frei hängend (Chiroptera, Prosimii, Simiae).

Digitized by Google

haben, die ihrem Knochengerüste nach den Pferden sehr nahe stehen. Ihm folgten F. Cuvier, Geoffroy, Saint-Hilaire, Desmarest, Latreille, Oken (Isis 1823), Rud. Wagner u. s. w. Oken (Lehrb. der Naturgesch.) hatte 1815 den Versuch gemacht, die Pferde mit den Wiederkäuern zu verbinden, was auch Goldfuß in seinem Lehrbuche der Zoologie 1820 wiederholte, und die daraus entstandene Gruppe Hoplopoda nannte. Kaup entdeckte 1834 das Hippotherium und machte nun von Neuem darauf aufmerksam, daß die Pferde nicht von den Vielhufern getrennt werden könnten, jedoch wurde er überhört, obgleich die Aufstellung der Gattung Hippotherium allgemeine Anerkennung fand.

Der Zoolog, wenn er nicht auf die Überreste vorweltlicher Thiere Rücksicht nimmt, kann sich nicht gut entschließen, die Pferdefamilie mit einer der beiden großen Unterordnungen der Hufsäugethiere zu verbinden. Die Wiederkäuer stehen in zoologischer, anatomischer und physiologischer Hinsicht zu abgeschlossen da, um noch die Pferde unter sich aufnehmen zu können. Stets sind zwei Hufe da; die Vorderzähne im Oberkiefer fehlen immer; niemals ist der Magen einfach, und alle die Millionen Individuen von Wiederkäuern, die schon gelebt haben und noch leben, haben wiederkäuen müssen. Oken und Goldfuß hatten also damals einen großen Mißgriff gethan. Mit den nicht fossilen Pachydermenarten zeigen die noch lebenden Pferde aber ebenfalls keine Verwandtschaft, denn sie haben nicht den umgeschrtten Körperbau jener, nicht die nackte, tiefe und runzelige, mit wenigen Borsten besetzte Haut, und außerdem weichen sie noch dadurch so bedeutend ab, daß sie nur mit einer Zehe auftreten. Cuvier und Kaup haben jedoch gezeigt, daß das Anoplotherium den Einhufern schon sehr nahe steht, und daß das Hippotherium sich den Vielhufern bedeutend mehr nähert, als Equus. Man kennt die Bedeckung von Anoplotherium und andern fossilen Vielhufern nicht; muß denn ihre Haut wie die des Elephanten, Nilpferdes oder Schweines gewesen sein, kann sie nicht vielleicht ganz mit der von Hippotherium übereinstimmt haben? Und wären denn die Petrefactologen wirklich schon soweit gediehen, daß sie gar keine näheren Übergangsformen von Hippotherium zu den Pachydermen finden sollten, als Palaeotherium, Anoplotherium und Elasmotherium? Freilich würde die Ordnung Pachydermata die verschiedensten Formen einschließen, und es würde weder der Name Pachydermata noch der Multungula bezeichnend sein, noch würde sich je ein passender Name auffinden oder bilden lassen, und ebenso wenig eine genaue Definition. Aber ist das nicht alles jetzt schon der Fall, wenn die Equidae auch nicht dahin gebracht würden? Was ist denn allen Pachydermen in anatomischer und physiologischer Hinsicht eigen? Das Nichtwiederkäuen haben sie mit den Pferden gemein. Der nicht geschlossene knöcherne Augenring ist doch zu unwesentlich und dürfte sich vielleicht später bei einem, jetzt noch unbekannten, fossilen Vielhufer geschlossen vorfinden. Ferner, mit wie vielen Hufen treten denn alle Vielhufer auf? Die Schweine gar nur mit zweien, fast wie die Wiederkäuer; wir finden also 2, 3, 4, 5 Zehen, und sollten nun nicht auch gleich von 1 anfangen können? Endlich haben denn alle Dickhäuter eine dicke, nackte Haut? Bei den Schweinen ist sie schon dicht mit Borsten bedeckt. Was soll man aber gar von Hyrax (Klippschliefer) sagen, dessen Schädelbildung und Gebiß so sehr an die Nager erinnern, dessen Bedeckung aus Haaren besteht und dessen Zehen nicht vollkommen hufförmig sind? Wenn man dieses Thier zu den Vielhufern rechnet, dann kann man noch mit viel größerem Rechte die Pferde mit ihnen verbinden und es übersehen, daß sie nicht, wie die Mehrzahl der noch lebenden Pachydermen, einen plumpen Körper, unbehilfliche, dicke Beine, und zwei oder mehre Hufe haben. (*Streubel.*)

Equille, der französische Name des Ammodytes lancea *Cuv.*, s. Ammodytes.

Equina, s. Equidae.

EQUIRIA. Mit diesem Namen wird zu Rom ein Fest bezeichnet, das, da seine Einführung dem Romulus beigelegt wird [1]), jedenfalls in die älteste Zeit zurückgeht, und, wie schon der Name andeuten kann, in einem feierlichen Wettrennen zu Pferde bestand, das, wir möchten es wol annehmen, die jüngeren Söhne der ersten und vornehmsten Geschlechter, die sogenannten Celeres (s. d. Art. Equites zu Anfang) abgehalten. Über die religiösen Beziehungen des alten Festes und die besondern dabei vorkommenden Gebräuche sind wir nicht näher unterrichtet, da auch Ovidius [2]) sich nur kurz über dasselbe in seinem Festkalender ausgesprochen hat, vielleicht, daß es damals, als Ovidius sang, bereits außer Gebrauch gekommen war, und mit dem Namen nur die Erinnerung daran sich erhalten hatte. Es fiel dasselbe nach Ovid's Angabe auf den 27. Februar jeden Jahres, und ward dem Mars zu Ehren, der hier offenbar als großer Jahres- und Frühlingsgott, als Eröffner des Jahres gedacht werden muß, gefeiert auf dem Marsfelde, und zwar nach der nähern Angabe des Ovidius auf einer mit Gras bewachsenen Stelle, nahe an der Tiber, da wo dieser Fluß zwischen dem Mausoleum des Augustus und der Tiberinsel die große Krümmung bildet [3]); es würde uns dieses auf die Stelle führen, auf welche die meisten der römischen Alterthumsforscher, wie Panvini (De ludd. circc. I, 19), Marliani (Topograph. Urb. Rom. V, 12 mit der Ursinus's Anmerkung), Alex. Donatus (De V. R. III, 14), Nardini (Rom. vet. VI, 1) den sogenannten Circus Agonalis, oder Circus Alexandri (nach seinem angeblichen Erbauer Alexander Severus) verlegen, dessen Umfang uns noch jetzt die an der Piazza Novana gelegenen und diesen Markt umgebenden Häuser andeuten [4]). Auch werden in den unter des S. Rufus Namen gehenden Verzeichniß der Ge-

1) *Festus* p. 61. ed. *Lindemann*: „*Equiria* ludi, quos Romulus Marti instituit per equorum cursum qui in Campo Martio exercebantur. Vgl. auch *Varro*, De Ling. lat. V, 3. 2) An zwei Stellen: Fast. II, 857 sq. und III, 517 sq. 3) Es heißt nämlich in der einen Stelle (Fast. III, 519):

Altera gramineo spectabis Equiria campo,
quem Tiberis curvis in latus urget aquis.

4) Vergl. C. Sachse, Gesch. und Beschreib. der Stadt Rom. II. S. 244 fg.

Digitized by Google

bäude, Plätze und Merkwürdigkeiten des alten Roms (De regionn. urb. Rom. unter Regio IX.) in dieser Gegend Equiria, und daneben Stadium aufgeführt, indem wahrscheinlich der Ort, oder die Stelle des Marsfeldes, wo dies Pferderennen gehalten wurde, wo vielleicht auch später der Exercierplatz der jungen Cavaleristen war [5]), ebenfalls mit dem Worte bezeichnet wurde, das früher zur Bezeichnung des dort gehaltenen Festes selbst diente.

(*Baehr.*)

EQUISETACEAE. Eine zuerst von Candolle (Flor. franç. II. p. 580) aufgestellte und später von Vaucher (Mém. de la soc. d'hist. nat. de Genèv. I, 2. p. 330) monographisch bearbeitete kleine natürliche Familie aus der Reihe der kryptogamischen Gefäßpflanzen. Von Kaulfuß wurden sie Ceratopterides genannt, von Linné zu den Farren, von Willdenow zu den Gonyopterides und von Hoffmann zu den Peltatae gerechnet. Sie sind zunächst verwandt mit den übrigens unvollkommneren Characeen, zeigen aber auch Übereinstimmung in Hinsicht des Keimens mit den Laubmoosen, in Hinsicht der Schleudern der Keimkörner mit vielen Lebermoosen, in Hinsicht des Fruchtzapfens mit den Cycadeen (Zamia) und in Hinsicht des äußeren Baues mit den Casuarineen.

Der Wurzelstock der Equisetaceen ist kriechend und geht unmittelbar in den krautartigen, aufrechten, hohlen, blattlosen, eckigen oder gefurchten, gegliederten, an den leicht zu lösenden Gliederungen mit trockenhäutigen oder pergamentartigen Scheiden besetzten Stengel über, die Fruchtzapfen stehen entweder auf der Spitze der quirlförmig unterhalb der Scheiden hervorkommenden Äste, oder auf einem einfachen Schafte; sie sind ährenförmig und bestehen aus zahlreichen, quirlförmig gestellten, rundlich-vieleckigen, schuppenartigen, gestielten Schildchen, auf deren unterer Fläche mehre im Kreise stehende, häutige, nach Innen der Länge nach aufspringende Kapseln (Sporangien) angewachsen sind. In jeder Kapsel befinden sich mehre kugelige Keimkörner (Sporen), deren jedes eng umschlossen wird von vier durchsichtigen, an der Basis der Spore mit ihrer Mitte befestigten, an ihren Enden spatelförmig verdickten, mit sehr feinen Körnerchen bestreuten, im trockenen Zustande spiralförmig-zusammengerollten, elastisch-hygrometrischen Fäden (Schleudern, elateres). Was den inneren Bau der Equisetaceen betrifft, um dessen Untersuchung und Darstellung Bischoff (Nov. Act. Nat. Cur. XIV. t. 44. Kryptog. Gew. t. 3 und 4) sich ein bleibendes Verdienst erworben hat, so enthält der Stengel, wie bei den vollkommneren Gewächsen, Gefäßbündel, meist mit Spiralgefäßen und die Oberhaut Spaltöffnungen. Die häutigen Kapseln bestehen aus äußerst zarten Spiralfasern, welche sich zwischen zwei durchsichtigen Membranen ohne Zellgewebe verbreiten. Die Vermehrung geschieht theils durch die Keimkörner, welche, analog, wie bei den Farren, einen, dem Samenlappen der kotyledonischen Gewächse entsprechenden Vorkeim (Proembryo *Bischoff.*), welcher, wie bei den Moosen, conservenartig gegliedert ist, hervortreiben, theils durch Wurzelbrut. Ad. Brongniart (Hist. des végét. foss.) betrachtet, kühn genug, die Spore als ein nacktes Eichen, und die Schleudern derselben als vier Pollenkörner, paarweise verbunden, und Reichenbach (Flor. excurs. Germ.) schenkt dieser Ansicht soviel Beifall, daß er die Equisetaceen gradezu neben die Coniferen stellt.

Die Equisetaceen, welche nur die eine Gattung Equisetum in sich begreifen, sind über die ganze Erde, mit Ausnahme der Polargegenden und Australiens, verbreitet: sie wachsen in Sümpfen, auf feuchten Äckern und Wiesen und in Wäldern. Die Calamiten der Steinkohlenformation scheinen gigantische urweltliche Formen dieser Familie darzustellen.

Was den Nutzen und Schaden der hierher gehörigen Gewächse betrifft, so waren ihre Stengel ehedem als salzig, etwas adstringirend, tonisch, diuretisch und diaphoretisch in ärztlichem Gebrauche. In Irland wird das Vieh damit gefüttert, obwol nach Haller mehre Arten den Pferden, sowie dem Rind- und Schafvieh schädlich sein sollen und an manchen Orten überdies als schwer zu vertilgendes Unkraut sehr lästig sind. Der Wurzelstock ist reich an Stärkemehl und Kleber. Am wichtigsten ist die Benutzung der Stengel zum Poliren, namentlich für Drechsler und Tischler, wozu sie sich vermöge ihres reichen Gehalts an Kieselerde (13% nach John's Analyse) eignen. Nach Brewster's Untersuchung bilden hier die sehr kleinen Partikelchen von Kieselerde, wie bei Chara (s. d. Art.) die von kohlensaurem Kalke, unter der Epidermis sehr zierliche Formen, theils von geraden einfachen Linien, theils von ovalen Gruppen: jedes dieser Kieselkörperchen hat eine regelmäßige Axe doppelter Strahlenbrechung; ähnlich wie bei den Halmen der Getreidearten. (*A. Sprengel.*)

EQUISETUM (Schachtelhalm, Schaftheu, Kannenkraut: niederteutsch: Duwock, dänisch: hestehale, schwedisch: räfrumpa, englisch: horse-tail, französisch: prèle, italienisch: coda di cavallo, polnisch: koszczka, equisetum *Plinius* H. N. XXVI, 83; *ἵππουρις Dioscorides* mat. med. IV, 46, 47). Eine Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der 24. Linné'schen Classe und die natürliche Familie der Equisetaceen bildend, in deren Beschreibung sowol der Charakter der Gattung, sowie das Nöthige über Verbreitung, Nutzen und Schaden angegeben worden ist. Es sind überhaupt 18 Arten bekannt, von denen zwölf in Teutschland gefunden werden. Die beiden bekanntesten sind: 1) Equ. arvense *L.* (Ackerschaftheu, Engl. bot. t. 2020. Svensk bot. t. 474. Hayne, Arzeneigew. 8, 46). Die Ähre steht auf einem besonderen, ganz einfachen, fleischig-saftigen, blaßbraunen, fast glatten, schnell vergänglichen Schafte, dessen Scheiden trichterig-bauchig, häutig, fünf- bis zwölfzähnig sind; der unfruchtbare Stengel ist grün, trocken, gestreift, mit aufsteigenden oder absteigenden, ziemlich einfachen, vierkantigen, scharfen Zweigen; die Zähne der cylinderischen (an den Zweigen vierkantigen) Scheiden sind lanzett-pfriemenförmig. Wächst auf bebautem, besonders Kalk-, Thon-Mergel- oder Lehmboden; fructificirt im April und Mai und war sonst officinell unter dem Namen Herba Equiseti minoris. 2) Equ. hyemale *L.* (Tischlerschachtelhalm, Fl. dan. t. 1490. Engl. bot. t. 915. Svensk

5) Cf. *Vegetius*, De re milit. I, 10, 13.

Digitized by Google

bot. t. 330). Mehre einfache oder doch nur an der Basis schwach verästelte, gefurchte, sehr scharfe, im April fruchttragende, immergrüne Stengel kommen aus einem kriechenden Wurzelstocke hervor; die Scheiden sind cylindrisch, fest anliegend, mit hinfälligen, in eine Borste auslaufenden Zähnen besetzt. Diese Art, welche man auf sumpfigem, mit Rohr oder Wald bewachsenem Lehm- und Moorboden findet, wird vorzugsweise zum Poliren benutzt und war früher als Herba Equiseti majoris s. mechanici in ärztlichem Gebrauche. (*A. Sprengel.*)

EQUITES. Ordo equester. Magister Equitum. Wenn bei irgend einem Institut des römischen Staates, so ist hier nothwendig, vor Allem aufs Genauste die Zeiten zu unterscheiden, innerhalb deren das Institut der römischen Equites, das wir schon an dem Anfange der Geschichte Roms und mit der Gründung des römischen Staates selbst antreffen, sich entwickelt und ausgebildet hat, um so das Wesen und die Natur desselben richtig aufzufassen, und seine mannichfach *veränderte* Gestaltung bis *in die letzte* Periode des römischen Staates unter der Kaiserherrschaft zu erkennen und in allen seinen Beziehungen richtig zu würdigen. Wenn in frühern Zeiten dieser Gegenstand im Ganzen die Aufmerksamkeit der Gelehrten weniger auf sich zog, und hier eigentlich nur eine einzige Schrift anzuführen ist, welche denselben näher in Untersuchung genommen hat (*Ch. G. Kyben.* de ordine equestri vett. Romm. Argentorat. 1684 und in *Sallengre* Thesaur. Antiqq. Tom. I. p. 1097 sq.) [1]), so hat man in neueren Zeiten, mit größerer Aufmerksamkeit diesen Theil des römischen Staatswesens verfolgt, und gleich andern Staatseinrichtungen näher zu ergründen und ins Licht zu setzen gesucht. Nicht blos, daß in den verschiedenen Werken, welche sich mit der Geschichte und der Verfassung des römischen Staates mehr oder minder beschäftigten, auch des wichtigen und einflußreichen Instituts der römischen Ritter näher gedacht wurde; wir verdanken diesem Bestreben, alle einzelnen Bestandtheile des römischen Volks- und Staatswesens näher zu ergründen, auch einige besondere das Institut der Equites betreffende Monographien, wie die von Fr. Muhlert (De equitibus Romanis Diss. inaugural. [Hildesiae 1830. 4.]), von R. Madvig (De loco Ciceronis in libro IV. de Republ. ad ordinis equestris instituta spectante. [Havn. 1830. 4.], auch in dessen Opusce. Acadd. p. 72), von J. Marquardt (Historiae Equitum Romann. libri IV. [Berolin. 1840. 4.]), zu welchen noch C. G. Zumpt's Abhandl. über die römischen Ritter und den Ritterstand in Rom ꝛc. in den Denkschriften der berliner Akad. der Wissensch. vom J. 1839 hinzugekommen ist. Auch die beiden ältern Abhandlungen von Le Beau in den Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XXVIII. zu Anfang: *troisième* Mémoire sur la légion Romaine de l'origine de la cavalerie légionnaire et de l'état, dans lequel elle subsista jusqu'au temps des Graeques und *quatrième* Mémoire: de l'état de la cavalerie légionnaire après les Graeques et du nombre de Cavaliers que renferma la légion dans les temps différents, werden hier zu berücksichtigen sein; in ihnen ist besonders der militairische Standpunkt festgehalten. Dies ist rein der Fall bei einem *neuvième* mémoire im T. XXXII.: des diverses parties de la cavalerie légionnaire. p. 309 sq.

Wenn durch diese Untersuchungen Manches in der Geschichte dieses Instituts aufgeklärt und in ein besseres Licht gesetzt worden ist, so bleibt doch bei der Dürftigkeit und Unvollständigkeit der darüber aus dem Alterthume uns zugekommenen Nachrichten hier noch gar Manches zu wünschen übrig, was auf dem Wege bloßer Hypothesen oder einer bloßen Conjecturalkritik schwerlich je befriedigend in einer jeden Zweifel beseitigenden Weise gelöst werden kann, selbst abgesehen davon, daß der auf diese Weise behandelte Gegenstand zum Theil sogar noch fast mehr verdunkelt als erhellt worden und die Schwierigkeit, in diesem Gewirre verschiedener, sich selbst widersprechender Nachrichten und Annahmen, das Wahre herauszufinden, nur vermehrt worden ist.

Die erste Nachricht von den Equites des alten Roms führt uns auf Romulus, den Gründer des römischen Staates, zurück. Ihm schreibt Livius [2]) die Errichtung von drei Abtheilungen oder Centurien Equites zu, nachdem er zuvor die Curien eingetheilt; und diese drei Centurien werden von ihm mit dem Namen der Ramnenses (nach Romulus), der Titienses (nach Titus Tatius) und Luceres (über deren Namen und Ursprung Livius nichts Sicheres anzugeben weiß) bezeichnet. Wenn hier Livius bereits den Ausdruck Equites, der in der schon späteren, wie in seiner Zeit der geläufige und gebräuchliche war, gebraucht, so war nach Festus u. A. vielmehr die ältere Benennung derselben Celeres [3]), wofür späterhin auch die Namen Flexumines und Trossuli [4]), letzterer seit der glücklichen, ohne den Beistand des Fußvolks gemachten Eroberung der Stadt Trossulum, vorkommen, bis der Ausdruck Equites allgemeine Geltung bekam und in der Periode der römischen Republik, wie des Kaiserreichs der allgemein herrschende blieb. Wenn demnach für die ältere Periode Roms, namentlich die Zeit der Könige zwischen Celeres und Equites kein Unterschied gemacht werden kann [5]), sondern beides offenbar identisch zu fassen ist, so wird auch jetzt, un-

1) Nicht näher bekannt sind uns die Abhandlungen von R. J. Janzon: Diss. de equestri ordine ap. Romanos. (Lugd. Bat. 1744. 4.), und von Chr. Kau: Ordo equester apud Romanos quo tempore ortus sit ejusmodi, qui interjectus quasi et medius inter senatum et plebem esset? (Lips. 1787. 4.)

2) I, 13: „Eodem tempore et centuriae tres equitum conscriptae sunt, Ramnenses ab Romulo, ab Tito Tatio Titienses appellati. Lucerum nominis et originis causa incerta est. 3) *Festus* p. 42. ed. *Lindemann:* „Celeres antiqui dixerunt, quos nunc equites dicimus, a Celere, interfectore Remi, qui initio a Romulo iis praepositus fuit; qui primitus electi fuerunt ex singulis curiis deni, ideoque omnino trecenti fuere." Siehe auch *Dionys.* Antiqq. Romm. II, 13. 4) *Plinius*, H. N. XXXIII, (2) 9: „Equitum quidem etiam nomen ipsum saepe variatum est, in his quoque, qui ad equitatum trahebantur. *Celeres* sub Romulo regibusque appellati sunt: deinde *Flexumines:* posten *Trossuli*, quum oppidum in Tuscia citra Volsinios passuum IX M. sine ullo peditum adjumento capissent ejus vocabuli; idque duravit ultra C. Gracchum etc." 5) s. Muhlert a. a. O. §. 3.

Digitized by Google

geachtet so mancher Deuteleien, selbst der spätern Griechen und der Grammatiker, über die wahre Bedeutung und den wahren Sinn der ältesten Benennung Celeres kaum noch ein weiterer Zweifel obwalten können. Denn das Wort Celer ist doch offenbar nichts weiter, als das griechische κέλης, ἀολisch κέλητ-, womit bekanntlich ein schnell laufendes Roß, wie sie bei den Wettkämpfen der Griechen vorkommen, und in dieser Beziehung als eigentliche Wettrenner von dem Wagenaufspann (ζυγιοι) stets unterschieden werden, bezeichnet wird [6]). In diesem Sinne gebraucht ja sogar Servius [7]) bei Erwähnung der dem Neptunus Consus zu Ehren von Romulus angeordneten Ritterspiele, an welchen der Raub der Sabinerinnen geschah, den Ausdruck Celetes; auch ist ihm selbst an einer andern Stelle [8]) die richtige Ableitung des Wortes Celer aus dem griechischen Κέλης nicht unbekannt, wiewol er auch bei dieser Gelegenheit andere Erklärungen und Deutungen anführt, wie sie der klügelnde Scharfsinn späterer Gelehrten ersonnen haben mag. Insbesondere wollte man, und es wird namentlich Valerius von Antium, der bekannte Annalist, als der Vertreter dieser Ansicht angeführt, den Namen Celeres ableiten von einer Person Celer, einem Genossen des Romulus, dessen Bruder Remus er erschlagen, und dafür zum Lohne von Romulus zum Befehlshaber der fürstlichen Leibwache, die nun nach ihm den Namen Celeres erhalten, ernannt worden. Indessen hielten sich doch die Meisten, wie dies Dionysius [9]) ausdrücklich bemerkt, an den in dem Worte liegenden Begriff der Schnelligkeit, der Raschheit und Rüstigkeit in allen Dienstleistungen und bezogen darauf das Wort selbst, das sie für ein altrömisches, nicht ursprünglich griechisches ansehen mochten, zumal da es als Adjectiv in der Bedeutung von rasch, hurtig, schnell und dergl. in der lateinischen Sprache allgemein angewendet, und daher auch als Beiname manchen Personennamen zugefellt ward, wie z. B. bei dem bekannten Q. Metellus Celer, dem Vater (*Cic.* Brut. 89), wie dem Sohne (Brut. 70, ad Attic. VI. 3 etc.), von welchem der ad Att. X, 1. vergl. XI, 4. XII, 8 erwähnte Celer, wahrscheinlich ein Freigelassener des Atticus, der auch einen Sklaven Celeripes hatte (ad Att. IX, 7) wol zu unterscheiden ist [10]).

Was die schon oben erwähnten Ausdrücke Flexumines und Trossuli betrifft, so scheinen dieselben doch kaum einer allgemeinen Geltung sich erfreut zu haben, da alle nähere Nachrichten darüber uns abgehen. Für Flexumines nennt Servius [11]) Flexumne, was er mit flectere zusammenstellt, also von dem Lenken der Rosse versteht, ohne daß wir jedoch damit an Wagenlenker zu denken haben in dem Sinne, in welchem Hüllmann [12]) die älteste römische Reiterei nach altorientalischer und althellenischer Weise in Streitwagen verwandelt, wovon hier auch nicht entfernt eine Spur anzutreffen ist. Sinnreich ist die Ansicht von Huschke [13]), wonach bei dem ältesten Ausdrucke Celeres auch an die älteste, einfachste Form des Reitens zu denken, bei der es blos auf das Rennen, auf die Schnelligkeit des Fortkommens ankommt; bei Flexumines, dem spätern Ausdrucke, aber an die später schon kunstgeübtere Form des Reitens in der bestimmten Lenkung und Führung des Rosses mittels des Zügels; als die Reiterei noch kunstmäßiger geworden, sei der Ausdruck Trossuli aufgekommen, welchen Plinius und mit ihm übereinstimmend Festus (p. 157. *Lindem.*) von einer durch die Ritter eroberten Stadt Trossulum ableiten, während Nonius (p. 49. *Mert.*) trossuli für syncopirt aus torosuli erklärt, mithin von torus, ein weiches Polster und Ruhebett, ableitet, Andere in neuerer Zeit aber den Begriff des Wortes von τρωσάω, delicatus, herleiten [14]): womit es denn übereinstimmt, daß in der Augusteischen Zeitalter vornehme, weichliche Stutzer mit dem Worte trossuli bezeichnet werden, wie z. B. bei Persius (1, 82) mit den Scholien, *Seneca*, Epist. 87. 76. Jedenfalls scheint dieser Gebrauch des Wortes in eine Zeit zu fallen, wo der Ritterstand bereits zu großem Reichthume gelangt war, und in Folge dessen auch schon einem größeren Luxus und der damit verbundenen Verweichlichung der Sitten, die ihn seiner ersten und ursprünglichen Bestimmung bereits entfremdet, sich hingegeben hatte; in frühern Zeiten mag vielmehr ein ehrenhafter, ausgezeichnender Sinn darin gelegen haben, ebenso gut, wie in den Worten Celeres und Flexumines, und dies wird selbst aus der von Plinius (a. a. O.) angeführten Stelle des Junius (Gracchanus) ersichtlich, eines Freundes von C. Gracchus, zu dessen Zeit und noch über dieselbe hinaus, nach Versicherung des Plinius, der Ausdruck im Gebrauch war. Es heißt nämlich in dieser Stelle: „quod ad equestrem ordinem attinet, antea *trossulos* vocabant, nunc *equites* vocant: ideoque non intelligunt *trossulos* nomen quid valeat, multos putet *trossulos* vocari.“ So mag also schon damals der wahre Sinn und die ursprüngliche Bedeutung des Wortes in Vergessenheit gerathen sein; er dürfte auch

6) s. z. B. die Zusschrift von *Pindar*, Olymp. I. Pyth. III. *Homer*, Odyss. V. 371 und daselbst die Note von Rysch. *Krause*, Gymnast. und Agonist. der Hell. I. 1. S. 584 fg. — Vergl. *Döderlein*, Lat. Synonym. I. S. 22. II. S. 93. 94. 123. 7) ad *Virgil.* Aen. VIII. 635 und daselbst die Worte: „— *celetes* se Neptuno Equestri deo, qui et Consus dicitur, celiturum proposuit, ad quos *celetes* cum de vicinis civitatibus maxima multitudo cum omnibus feminis convenisset etc. etc.“

8) ad Aen. XI, 603: „— quos *Celeres* appellavit, vel a *celeritate* vel a duce Celere, qui dicitur Remum occidisse, in cujus gratiae vicem a Romulo fieri tribunus equitum meruit. Alii hos *Celeres* ideo appellatos dicunt, quod explorationes obirent et quae usus exigeret, velocius facerent. Alii a Graeco dictum putant, quod est *Κέλης*.“ 9) Antiqu. Rom. II, 13 und daselbst die Worte: „— ὄνομα δὲ κοινὸν ἅπαντες, ὃ καὶ οἱ νῦν καλέσαντων, ἴσχυν Κελέριοι, ὡς μὲν οἱ πλείους γράψουσιν, ἀπὸ τῆς ὀξύτητος τῶν ὑπηρεσιῶν· τοὺς γὰρ ἑτοίμους καὶ ταχεῖς ἐπὶ τὰ ἔργα, Κέλητας οἱ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν· ὡς δὲ Ὀυάλερίος ὁ Ἀντίας φησίν, ἀπὸ τοῦ ἡγεμόνος τοῦτ' ἔχοντες τοὔνομα.“ s. auch *Plutarch.* Romul. 10. Coriolan. 11. 10) Ein

Mehres bei Orelli und Baiter im Onomastic. Tullian. pag. 107.

11) ad Aen. IX, 606: „— *flectere* autem verbo antiquo usus est; nam equites apud veteres *Flexumtae* (Flexutes) vocabantur, sicut ait Varro Rerr. Humana.“ 12) Römische Grundverfass. S. 9 fg. 59 fg. Ursprünge der röm. Verfass. S. 51 fg. 13) Verfassung des Serv. Tull. S. 345 fg. 486 fg. 14) Vergl. Scaliger und Dacier zu d. a. Stelle des *Festus* p. 740. ed. *Lindem.*

Digitized by Google

nach unserm Ermessen ebenso wenig in der Eroberung der Tusculischen Stadt Trossulum, als in den andern oben angeführten, vielleicht durch die spätere Bedeutung des Wortes und dessen Anwendung auf einen Stutzer oder Weichling veranlaßten Deutungen der Grammatiker zu suchen sein, sondern das Wort vielmehr eine ältere, uns jedoch nicht näher bekannte Grundlage haben, die ihm einen den beiden andern Benennungen verwandten Sinn gibt, den wir jedoch, bei dem Mangel aller weiteren Nachrichten, kaum näher zu bezeichnen wagen. An τρόχειν laufen, wovon auch τρόχος wie τροχός und andere davon weiter abgeleitete Ausdrücke, zu denken, läge wenigstens dem Sinne nach nicht sehr fern und würde die Trossuli, i. e. Cursores, den Celeres wie den Flexumines ziemlich nahe rücken [15]). Daß übrigens im allgemeinen Sprachgebrauch nur der Ausdruck Equites sich erhalten, und für die spätere Zeit unter allem Wechsel der Begriffe, die damit verbunden wurden, der herrschende geblieben, bedarf kaum noch einer besondern Erinnerung.

Fragen wir nun, was diese Celeres oder Equites des Romulus, die, nach einer, freilich unverbürgten und ziemlich unsichern Angabe Plutarch's (Vit. Num. 7), sein Nachfolger Numa Pompilius wieder entlassen oder aufgeboben, während Tullus Hostilius, nach der Vereinigung Alba's mit Rom, sie von der Zahl dreihundert bis zu sechshundert vermehrt, und Tarquinius Priscus diese Zahl durch Verdoppelung bis auf zwölfhundert gesteigert, ursprünglich gewesen, und welche Stelle sie im römischen Staatswesen überhaupt eingenommen, so liegt schon in dem Worte selbst die Beziehung auf einen Dienst zu Pferd, auf einen Reiterdienst, der in den meisten Staaten des Alterthums, zumal auch in den republikanischen, als etwas Auszeichnendes angesehen ward, und ebendarum eine Art von Vorrecht und Ehrenrecht der höheren Stände des eingebornen und festsässen, durch größeren Reichthum, d. i. durch größeres Besitzthum, namentlich Grundbesitz, vor dem übrigen Volke ausgezeichneten und hervorragenden Adels war, der ebendaburch auch im Stande war, die größeren Kosten und den gesteigerten Aufwand, den der Dienst zu Pferde und der Unterhalt eines Rosses erforderte, zu bestreiten. Dieses zeigt sich nun auch in Rom und in der Art und Weise, wie die Errichtung dieser Equites durch Romulus ebenso wie ihre spätere Vermehrung unter Tullus Hostilius und unter Tarquinius berichtet wird. Aus den Adelsgeschlechtern, wie sie nach den 30 Curien vertheilt und in den drei Tribus festsaßt waren, wurden die drei Reiterabtheilungen ausgewählt, und zwar, wie glaublich ist, die jüngeren, nachgeborenen Söhne aus diesen Geschlechtern, deren Häupter als Patres und im Senat an der Spitze der Regierung standen; es waren mithin junge Männer patricischer Familien, welche ebenso wie sie im Kriege zunächst das auszeichnende Vorrecht hatten, zu Pferde zu dienen, auch durch ihre Abkunft die natürliche Ehrenwache und das Gefolge des Königs bildeten, den sie daher auch im Kampfe umgaben, ebenso wol zum Schutze seiner Person, als eine Art von Leibwache, wie als eine Ehrenwache, ein Gefolge, aus den Jünglingen der edelsten und ersten Geschlechter des Landes gebildet. In diesem Sinne kann es denn auch nicht auffallen, wenn, wie Dionysius (Antiqq. Romm. II, 13) angibt, sie auch da, wo das Terrain nicht günstig war, zu Fuße fochten, und wenn ihr Dienst im Felde als etwas so Auszeichnendes und Ehrenvolles angesehen ward, daß sie die Ersten beim Angriff waren, und die Letzten am Ende des Kampfes, und darum auch die günstige Entscheidung meistens herbeiführten; wir können sie dann auch, wie schon Dionysius gethan, mit den Spartanischen ἱππεῖς vergleichen [16]), einer ähnlichen, aus den edelsten Geschlechtern ausgewählten Schar, die den König, den edlen Sprossen des Herkules, umgibt, und dessen Ehren- und Leibwache bildet. Wir wollen hier nicht auf die Attischen ἱππεῖς, zumal nach Solon's Verfassung, zurückgehen [17]), noch an ähnliche Einrichtungen erinnern, wie sie aus mehren andern griechischen Staaten, aus Chalcis, Eretria, Theben, Orchomenus u. s. w. uns namhaft gemacht werden, da wir selbst in Italien in den Equites zu Capua eine ähnliche Einrichtung finden, und ebenso Spuren ähnlicher Einrichtungen auch bei andern Völkern des mittleren Italiens antreffen [18]), wornach uns die Errichtung der römischen Equites und deren Bestand durchaus nicht als etwas Eigenthümliches, sondern als etwas den Verhältnissen der übrigen Staaten, der italischen wie der hellenischen Völker, Analoges erscheinen muß.

An der Spitze dieser adeligen Leibwache zu Pferde stand ein Führer mit hohem Range begabt (ἡγεμὼν ὁ διαφανέστατος), wie Dionysius (l. l.) ausdrücklich bemerkt; unter ihm drei Führer der drei Abtheilungen oder Centurien (ἑκατοντάρχαι), und unter diesen wieder die Führer der einzelnen Decurien, die den 30 Curien, aus welchen sie genommen waren, entsprachen. Es hatte aber, nach einer Angabe bei Laurentius Lydus [19]) dieser Führer der Leibwache — Tribunus Celerum — ursprünglich die Führung des gesammten Heeres, sowie die nächste Stelle nach dem König; und so finden wir unter Romulus Tullus Hostilius, der im Gefecht mit den Sabinern umkam, mit dieser Würde bekleidet; unter Ancus war es Tarquinius Priscus, und als dieser den Thron bestiegen, war es Servius; unter Tarquinius dem Jüngern wird Brutus genannt: lauter Beweise für die hohe Stellung und das Ansehen dieser Celeres, insofern sie dem regierenden Adel angehörten und vielleicht selbst schon damals eine politische Bedeutung und Stellung anzunehmen begannen, da ihrem Anführer gesetzmäßig die Berufung der Volksversammlung, d. h. wol der adeligen Geschlechter, zustand (Dionys. Antiqq. IV, 71 fin. vergl. 75). Sonach wird es auch

15) Auch Göttling (Gesch. der röm. Staatsverfass. S. 372. Not. 7) will Trossuli als ein etruriſches Wort für Equites nehmen.

16) Über diese s. Müller, Dorier II. S. 241, vergl. 302. G. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 29. Not. 14 fg. 17) s. darüber in G. Hermann's Abhandlung: De Equitibus Attici. p. 8 sq. (Progymnasm. ad Aristoph. Equitt. Schediasmata trin. [Marburg. 1835. 4.]). das Nähere. 18) s. die Belege bei Marquardt, Hist. Exp. Romanor. p. 4. not. 11. 19) De Magistratt. I, 14; vergl. auch I, 9, wo unter Andern die Worte: ἦτας ὁ στρατὸς Κελέρους τότε προσηγορεύθησαν.

weniger befremden, daß die Führer dieser Celeres, gleich den Königen, gewisse Opfer zu bringen und gottesdienstliche Verrichtungen zu besorgen hatten, wie Dionysius (II, 64) gleichfalls bemerkt. Da Brutus nach Vertreibung des Tarquinius diese Würde niederlegte (vergl. *Dionys.* IV, 75), so scheint sie damit überhaupt abgekommen zu sein, indem Beispiele derselben aus späterer Zeit nicht mehr vorkommen, und der in diese spätere Zeit fallende Magister Equitum (wovon weiter unten) hierher nicht gezogen werden darf [20]).

Betrachten wir endlich noch die Namen, welche nach der oben angeführten Stelle des Livius die drei Abtheilungen dieser Celeres oder Equites führten, Ramnes oder Rammenses, Tities (Titienses, Tatienses) und Luceres, so sind dies keine andern, als die Benennungen der drei ältesten Tribus [21]), in welche das römische Volk zerfiel, Benennungen der drei Hauptbestandtheile, oder wenn man will, Hauptstämme, auf welche Roms erste und älteste Bevölkerung zurückgeführt wird: was man selbst etymologisch dadurch zu begründen glaubte, daß die Ramnes und die Tities auf Romulus und Titus Tatius bezogen und von diesen abgeleitet wurden, um die ersten und ältesten Ansiedler des Romulus (Latines) und die ihnen nachher zugesellten Sabiner unter Tatius zu bezeichnen, und nur der dritte Name Luceres insofern ungewiß in seiner Abstammung, nach dem eigenen Urtheil des Livius, blieb, als man keine sichere und ausgemachte Ableitung davon im Alterthume gehabt zu haben scheint, sondern bald an Lucumo, einen Gefährten des Romulus oder Lucretinus, dachte, bald an Lucerus, einen angeblichen König von Ardea, bald sogar an das Wort lucus, womit zugleich ein Asyl gemeint sein sollte: je nachdem man nämlich diesen dritten Bestandtheil der ersten Bevölkerung von Etrurien, dem Lande der Lucumonen, ableitete, oder anders woher, oder auch darunter die in Folge des von Romulus eröffneten Asyls von verschiedenen Orten her in Rom zusammengeflossene Volksmenge verstand, die, als von fremder Abkunft, mit den beiden andern einheimischen Stämmen nicht amalgamirt werden konnte, sondern in eine eigene Tribus geworfen, einen dritten gemischten Stamm bildete: dergleichen wir Aehnliches auch in manchen griechischen Staaten antreffen [22]). Wir haben hier nicht das Verhältniß und die Abstammung der drei Tribus zu untersuchen, sondern nur darauf aufmerksam zu machen, wie eben darin, daß die aus ihnen erwählten, den edlern Geschlechtern entnommenen Equites denselben Namen mit diesen Tribus führen, schon ein Grad von Bedeutung ausgesprochen ist, der Rang und Stellung dieses auserlesenen Corps hinreichend andeuten kann, und in der Natur der Verhältnisse und der Errichtung, wie wir sie vorher angedeutet, begründet ist. Ob unter den nach den drei Stämmen gebildeten Abtheilungen der Equites eine Abstufung und damit eine Verschiedenheit des Ansehens und Ranges stattgefunden, ist eine Frage, die aus Mangel an bestimmten Daten sich nicht mit Sicherheit beantworten läßt; aber um der Natur der eben bemerkten Stammverhältnisse willen wird von Niebuhr [23]) u. A. den beiden ersten Centurien der beiden ersten Stämme, den Ramnes und Tities, ein höherer Rang und eine angesehenere Stellung vor der dritten, dem angeblichen Mischstamme der Luceres angehörigen, Abtheilung zugewiesen, was jedoch Andere in Abrede stellen wollen. Daher glaubt auch Niebuhr, daß, als nach der Vereinigung Alba's mit Rom, dessen Bevölkerung dadurch nach Livius' [24]) Urtheil verdoppelt ward, Tullus Hostilius die Zahl der adeligen Leibwache der Equites mit zehn neuen, aus den Albanischen Geschlechtern gleichmäßig entnommenen Turmen vermehrte und damit das Corps der Equites auf die doppelte Zahl von 600 brachte, die 300 neuen Equites nicht sowol den drei bestehenden Centurien, der Ramnes, Titles und Luceres, zu gleichem Verhältnisse zugetheilt werden, in der Weise, daß jede Centurie statt der frühern Zahl von hundert nun auf die Zahl von zweihundert gebracht war, sondern, daß sie blos und allein den Luceres, welche auf dem Cölischen Berge wohnten, wo auch Alba's Bewohner sich niederließen, zugeordnet worden seien: was wir weder verwerfen noch bejahen wollen. Sicher bleibt indessen die Vermehrung oder vielmehr die Verdoppelung, und diese erneuerte sich sogar bald darauf unter Tarquinius dem Alten unter ähnlichen, durch die Zunahme der Bevölkerung und die Aufnahme neuer Volksmassen und Geschlechter hervorgerufenen Verhältnissen, in denen sie ebenso gut ihren Grund hatte, als in dem von Livius berichteten [25]), fühlbaren Mangel an Reiterei im Kriegsdienst. Er hatte die Errichtung neuer Centurien von Equites unter neuen Namen deshalb beschlossen, gab aber auf den vom Augur Attius Navius gemachten Einwand diesen seinen Entschluß in der Weise auf, daß er die drei alten Centurien nach den drei alten und ursprünglichen Tribus auch fortan bestehen ließ, aber die Zahl im Einzelnen verdoppelte und damit jede Centurie in zwei an Zahl sich gleiche Abtheilungen schied, die nun als primi und secundi [26]), als priores und posteriores bezeichnet werden. So stieg demnach die Zahl der Equites von 600 auf 1200, gleichmäßig in die drei alten Tribus, jede in einer doppelten Abtheilung von je 200 Rittern, getheilt. So läßt sich wol nach der bestimmten Äußerung Cicero's in der viel besprochenen Stelle De Republ. II, 20 annehmen, da die

20) Die Belege dazu s. bei *Dionysius*, Antiqq. Romm. III, 40. 41. IV, 3. 6. 71. 75. 21) Die Belegstellen s. in Creuzer's Röm. Antiqq. §. 76 f. auch Huschke, Verfassung des Servius. S. 32 fg. Göttling, Gesch. der röm. Staatsverfass. S. 54 fg. 22) S. die Hauptstellen bei *Servius* ad *Virg.* Aen. V, 560. *Varro*, De ling. Lat. V, 9, p. 61. Pseudoasconius in Act. II. in Verr. I. §. 14. p. 159. *Orell.* Plutarch. Vet. Romul. 20. Vergl. auch Huschke a. a. O.

23) Vergl. Röm. Gesch. I. S. 305. 316. 339. 24) *Livius* I, 30. Cf. *Valerius Maxim.* III, 4. §. 1. *Dionys.* Antiqq. Romm. III, 29. 31. *Zonar.* VII, 7. 25) I, 36 und daselbst die Worte: „Tarquinius equitem maxime suis deesse viribus ratus, ad Ramnes, Titienses, Luceres, quas centurias Romulus scripserat, addere alias constituit eosque insignes relinquere nomine." Von der Sache selbst berichten außer Cicero l. c. auch *Dionysius*, Antiqq. Romm. III, 71. 72. *Florus* I, 5. 26) Dabei bei *Festus* s. v. *Sex Vestae* p. 151. ed. *Lindem.*: „— quia civitas Romana in æs erat distributa partes, in primos secundosque Titienses, Ramnes, Luceres."

Digitized by Google

Angabe des Livius (I, 36)[27]) von einer Verdoppelung der Ritter zu der Zahl von 1800 nicht sowol auf einer falschen, durch Änderung des Textes zu beseitigenden Lesart, sondern auf einer irrthümlichen, aus falscher Auffassung anderer älteren Zeugen entstandenen Annahme, als wenn die frühere Zahl der Ritter auf 900 sich belaufen, zu beruhen scheint[28]). So wird schon unter Romulus eine Verdoppelung der 300 (römischen) Equites mit ebenso vielen Sabinischen, also 600 im Ganzen, von L. Lydus (De. Magistr. I, 16) irrig angenommen, was auch bei Plutarch (Vit. Romul. 13. 20) in gleicher Weise sich findet, indem dann noch 300 Albanische Equites hinzukommen, wodurch die bemerkte Gesammtsumme allerdings herausgebracht wird.

Wenn nun aber Huschke[29]) neben dieser Vermehrung der alten Equites zu der Zahl von 1200 noch eine zweite Vermehrung oder vielmehr Verdoppelung mit 1200 andern Equites annimmt, welche in Folge des Kriegs mit den Äquern und deren Vereinigung mit Rom aus jenen genommen worden, jedoch blos zu Kriegsdienst und Abgaben verpflichtet gewesen, ohne an den politischen Vorrechten Antheil zu haben und, gleich den andern 1200 Equites, in den Tribus und Curien repräsentirt zu sein, so glauben wir, auch abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme, daß die bemerkte Stelle des Cicero, auf welche diese Behauptung gebaut wird, um den Cicero dadurch von einer vermeintlichen Tautologie zu befreien, keineswegs diese Erklärung zuläßt, sondern vielmehr das Gegentheil derselben[30]). Denn in den Worten: Sed tamen prioribus equitum partibus secundis additis M et CC fecit equites *numerumque duplicavit* postquam bello subegit Aequorum magnam gentem et ferocem et rebus populi Romani imminentem" betrachten wir mit Creuzer (in Moser's Ausgabe S. 268) die Worte numerumque duplicavit nicht als eine neue Angabe von einer neuen, weitern Verdoppelung der schon verdoppelten Ritter, sondern als eine einfache und natürliche Exegesis des Vorausgegangenen; wir finden dazu selbst grammatisch eine Bestätigung in dem Gebrauche der Partikel que, welche bei Cicero nicht selten in rein explicativem Sinne vorkommt, und Worte wie Sätze, die nur eine nähere Ausführung oder Erklärung des Vorausgehenden enthalten, diesem anfügt. Schon Görenz erklärte (zu *Cicero*, De Finibb. I, 16. p. 71 vergl. p. 384. 43) in solchen Fällen que ganz richtig durch atque ita; in andern Fällen entspricht es selbst unserm kurz, wie das von demselben Görenz zu *Cicero*, De Legg. II, 7. p. 125 oder von Baier zu *Cicero*, De Offic. I. p. 209 Bemerkte hinreichend erweisen kann. Und wer möchte überhaupt bei einem Cicero solche Wiederholungen oder vielmehr solche Ausführungen oder Erörterungen eines und desselben Begriffs unstatthaft oder ungewöhnlich finden und demgemäß als tautologisch verwerfen wollen? Solche Tautologien werden bei einem Cicero schwerlich Anstand erregen können.

Bleiben wir demnach bei der Zahl von 1200 stehen, so bleibt es doch immerhin höchst merkwürdig und für die Natur alter, zunächst römischer Staatsverhältnisse charakteristisch, daß Tarquinius die durch die Erweiterung des Staats und die Zunahme der Bevölkerung nothwendig gewordene Maßregel, die doch die einfachste und natürlichste erschien, nämlich die Errichtung neuer Tribus für die neuen Bürger und damit die Vermehrung der alten, keineswegs durchsetzen konnte, sondern durch die vom Augur ihm vorgehaltene Vorschrift des göttlichen Gesetzes von einem solchen Plan, der die Grundformen und Grundbestandtheile des Staats umgeändert, abgehalten, sich zu einer bloßen Verdoppelung der alten Tribus in ihrem ursprünglichen Bestand entschlossen. Denn das, was er beabsichtigte, die Bildung neuer, nach ihm benannten Tribus wäre, wie Huschke[31]) ganz richtig bemerkt, „in der That naturwidrig, nicht organische Fortentwickelung des bisherigen Staates, sondern Gründung eines neuen, ohne daß der alte aufgehört, gewesen." Es sollte vielmehr eine innere Einheit des Staats, durch Vereinigung aller Bürger, durch Amalgamirung der neuen und fremden mit den älteren und einheimischen, bewirkt werden, und so blieben die alten Stämme bestehen, nur daß einem jeden auch eine gleiche Zahl von Neubürgern zugeordnet ward, die, wie wir wol anzunehmen Grund haben[32]), in völliger Gleichheit aller politischen Rechte mit jenen älteren standen und wie diese in gleicher Weise den Dienst im Felde zu Pferde besorgten, und in der Heimath ähnlicher äußeren Auszeichnungen, wie jene, als aus gleich edlen Geschlechtern entsprossen, genossen. So würde demnach zwischen den Primi und Secundi, den Priores und Posteriores, durchaus kein Unterschied der Rechte und Obliegenheiten wie der äußeren Stellung, sondern völlige Gleichheit in diesen Beziehungen anzunehmen sein, die Unterscheidung mithin nur auf die Zeit der Errichtung und die innere Gliederung, den inneren Organismus des Ganzen sich erstrecken. Bezeichnend für die richtige Auffassung und Würdigung der ganzen Erzählung von dieser Vermehrung der Equites durch Verdoppelung der bestehenden Abtheilungen ist eine in Bezug auf die römischen Colonien bezügliche Vorschrift, auf die man mit Recht hier mehrfach hingewiesen hat. War eine Colonie unter Beobachtung aller durch das göttliche und weltliche Gesetz vorgeschriebenen Formalitäten einmal gegründet, so durfte, so lange ihr Bestand unverletzt war, keine neue Colonie dahin abgesendet werden; neue Colonisten aber durften aufgenommen und den ältern zugesellt

27) „— Neque tum Tarquinius de equitum centuriis quidquam mutavit: numero alterum tantum adjecit, ut *mille et octingenti* equites in tribus centuriis essent. *Posteriores* modo sub iisdem nominibus, qui additi erant, appellati sunt: quas nunc, quia geminatae sunt, sex vocant centurias." Hier wollte schon Glareanus und nach ihm auch Niebuhr M et CC (ducenti) nach der Analogie der Ciceronianischen Stelle setzen; s. Röm. Gesch. I. S. 372. Auch Göttling S. 229. 28) Vergl. *Marquardt*, Hist. Equitt. p. 3. not. 7. Huschke a. a. O. S. 42. 29) a. a. O. S. 45 fg. 30) Auch Göttling (Gesch. der röm. Staatsverfass. S. 228) hat sich gegen Huschke's Deutung dieser Stelle und die darauf begründete Annahme ausgesprochen.

31) a. a. O. S. 41. 32) Vergl. Niebuhr, Röm. Geschichte. I. S. 443. Anders denkt *Muhlert*, De Equitt. Romm. §. 9. p. 9.

Digitized by Google

werden [33]). Auch hier wollte man keine neue Gemeinde neben und in der alten dulden, wol aber die alte Gemeinde durch Aufnahme neuer Glieder erstarken lassen, ohne die innere Einheit derselben aufzugeben.

Unter Servius Tullius trat eine wesentliche Änderung des ganzen Instituts ein, die aber mit der ganzen durch ihn geschaffenen Einrichtung und Abtheilung des römischen Volks und der hiernach bestimmten und geordneten Ausübung der politischen Rechte, sowie hinwiederum mit der Sorge für den Kriegsdienst zusammenhängt. Sicher ist [34]), daß die Equites nicht in die von ihm bestimmten fünf Classen und deren Centurien, welche zugleich im Heere die Macht des Fußvolks bildeten, eingetheilt waren, sondern außerhalb derselben ein Ganzes bildeten, nach 18 mit demselben, bei dem Fußvolke üblichen, Namen der Centurien bezeichneten Abtheilungen, als ein politischer Körper ebenso wol wie als ein militairisches Ganze, letzteres durch die Befugniß oder Verpflichtung, im Felde zu Pferde zu dienen. Es erscheint uns dies als eine nothwendige Folge des timokratischen Princips, das die Grundlage der ganzen Verfassung bildete und eine Vermehrung der Abtheilungen oder Centurien der Equites schon darum nöthig machte, damit die letztern, die doch immerhin zu den alten und reichen adeligen Geschlechtern gehörten, in der neuen Ordnung des Staates die ihnen gebührende Stellung insoweit eben bewahren und behaupten sollten, als diese neue Ordnung den höhern Grad politischer Rechte in deren Ausübung an die Abstimmung nicht der einzelnen Bürger, sondern der Centurien knüpfte, deren Zahl dennoch für die Reicheren beträchtlicher sein mußte, als bei den minder Vermöglichen. Hätte demnach Servius die drei Doppelabtheilungen der Equites als ebenso viele oder auch als sechs Centurien in seine Verfassung hinübergenommen, so würde darin eine offenbare Beeinträchtigung oder Verkürzung der ihnen nach dem timokratischen Princip zukommenden politischen Rechte gelegen haben, ebenso wie auch andererseits die Geburt, oder die Abkunft aus bestimmten Geschlechtern nicht mehr das allein Bestimmende der Aufnahme in die Ritterabtheilungen sein konnte: sondern auch Andere aus andern Geschlechtern und Familien — aus plebejischen und nicht blos patricischen — darin aufgenommen werden mußten, und gewiß auch wirklich aufgenommen wurden. Wenn demnach die Equites fortan nicht mehr blos und ausschließlich den gewissen und bestimmten Adelsgeschlechtern angehörten, sondern aus dem gesammten Volke [35]), je nach den Rücksichten des Vermögens gebildet waren, so werden doch immer die jenen Geschlechtern angehörigen Equites, eben weil diese Geschlechter den vermöglicheren Theil des Volks im Ganzen bildeten, auch fernerhin die Mehrzahl gebildet haben, und es wird sich daher hier nur die Frage aufwerfen lassen, in welchem Verhältnisse sich die neuen 18 Rittercenturien zu den frühern sechs oder drei Doppelabtheilungen gestalten, wobei wir bei dem Worte Centuria freilich nicht an dem Begriff einer Zahl von 100 festhalten dürfen, sondern an eine Abtheilung überhaupt zu denken haben, die nicht grade eine auf 100 bestimmte Zahl von Gliedern in sich schließt. Die Beantwortung jener Frage wird aber erschwert durch die Art und Weise, wie ein Hauptzeuge des Alterthums, wir meinen Livius, über diesen Punkt sich ausgesprochen hat in der vielfach besprochenen Stelle I, 43: (*Servius*) — pedestri exercitu ornato distributoque ex primoribus civitatis duodecim scripsit centurias. Sex item alias centurias tribus a Romulo institutis sub iisdem, quibus inauguratae erant, nominibus fecit. Wir wollen hier nicht weiter in die Schwierigkeiten, welche diese Stelle für die Erklärung darbietet, eingehen, und namentlich nicht nach dem Unterschiede, der zwischen scripsit und fecit hier anzunehmen sein wird, fragen, auch nicht hinweisen auf das Auffallende, welches in den Ablativen tribus a Romulo institutis sub iisdem — nominibus offenbar liegt, und schwerlich durch ein vor tribus eingeschobenes e oder ex, wie Gronovius vorschlug, so leicht gehoben werden kann, wenn man nicht mit Göttling [36]) die ganze Stelle für ein schlechtes Glossem erklären will; nur das wollen wir bemerken, daß wir aus dieser Stelle keineswegs den Beweis zu führen vermöchten, der auch von keiner andern Seite her durch irgend ein anderes Zeugniß des Alterthums zu führen möglich ist, daß nämlich Servius nur sechs neue Centurien (wie Göttling und Andere annehmen wollen) errichtet, und zwar aus den Plebejern (d. i. aus den nicht zu dem alten Adel gehörigen Geschlechtern) und, daß er diese sechs den vorher bestandenen zwölf patricischen Centurien, die den alten Geschlechtern angehört, hinzugefügt. Von einer Zwölfzahl der Rittercenturien vor Servius schweigt aber die Geschichte durchaus; wir wissen nur von einer verdoppelten Drei- oder der einfachen Sechszahl: und zu diesen sechs älteren rein patricischen Centurien wurden durch Servius noch zwölf neue hinzugefügt, ohne daß wir jedoch behaupten möchten, daß diese blos aus reichen Plebejern gebildet worden, sondern vielmehr so, daß in jenen sechs alten, in die neue Einrichtung und Verfassung hinübergetragenen, Centurien allerdings blos patricische Ritter gewesen, in den zwölf neuern aber ohne Unterschied patricische und plebejische Ritter [37]), blos mit Rücksicht auf ihr Vermögen, aufgenommen, wobei selbst

33) Die Stelle lautet wörtlich bei Cicero (Philipp. II, 46) also: „negavi in eam coloniam, quae esset auspicato deducta, dum esset incolumis, coloniam novam jure deduci: colonos novos adscribi posse.“ 34) Nach den Hauptstellen, die noch unten näher berücksichtigt werden müssen, bei *Livius* I, 43. *Cic.* De Republ. II, 22. *Dionysius Halic.* Antiqq. Romm. II, 22. 35) Dies zeigt ebenso wol die alsbald im Text anzuführende Stelle des *Livius* I, 43, als *Cicero*, De republ. II, 22: „— deinde equitum magno numero *ex omni populi summa* separato, reliquum populum distribuit in quinque classes etc.“ Auch *Dionys.* Antiqq. Romm. IV, 18: τὸ δὲ τῶν ἱππέων πλῆθος ἐπέλεξεν ἐκ τῶν ἰχόντων τὸ μέγιστον τίμημα καὶ κατὰ γένος ἐπιφανῶν· συνέλεξε δὲ εἰς ἑκτωκαίδεκα λόχους κ. τ. λ.

36) Gesch. der römischen Staatsverfass. S. 254; vergl. mit Huschke a. a. O. S. 854 fg., der selbst S. 847 fg. statt des von Gronovius vorgeschlagenen a tribus die Verbesserung *ultra* e centuriis tribus für wahrscheinlicher hält. 37) Solche Equites aus plebejischem Stamme kommen schon vor bei *Livius* IV, 42. IV, 13. 15 und das. b. Antleger. Vergl. auch *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. VI, 44.

Digitized by Google

die Erstern die Mehrzahl gebildet. Auf jene sechs, die eben in Folge ihrer Geschlechtsvorzüge, wenngleich bei sonstiger Gleichheit politischer Rechte, immerhin einen gewissen Vorzug und auch selbst äußerlich ein gewisses Ansehen in Anspruch nahmen, beziehen wir dann auch den Ausdruck Sex suffragia, insofern damit wol auch eine Beziehung auf die Art und Weise ihres Abstimmens bei den Centuriatcomitien, und selbst ein Vortritt und somit eine Art von Vorrecht angedeutet ist, wie man dies in der übrigens für diesen Fall schwerlich genügenden Stelle Cicero's (Philipp. II, 33) angedeutet finden wollte [87]). Denn, wie man auch über die dunkle Stelle des Festus [88]) denken mag, soviel scheint uns doch mit Huschke [89]) daraus als sicher hervorzugehen, daß sechs Rittercenturien den Namen Sex suffragia statt des gewöhnlichen Sex Centuriae geführt; daß aber in diesem Namen, wodurch sie eben von dem allen andern Abtheilungen gleichmäßig zukommenden Namen förmals wenigstens unterschieden werden, auch etwas Auszeichendes liegt, daß auf keine andere als auf die Sex Centuriae der ältern Zeit (vergl. *Liv.* I, 36. 43) füglich bezogen werden kann, scheint uns doch weit eher als das Gegentheil, wornach wir an die sechs von Servius errichteten plebejischen Rittercenturien, im Gegensatz zu den (angeblich) zwölf ältern patricischen des Tarquinius zu denken hätten, angenommen werden zu können. Auch Niebuhr [90]) hat in diesem Sinne die Sache aufgefaßt. Es waren aber die *sämmtlichen* 18 Rittercenturien, — so zum 1ten Servius Tullius als ein eigenes Glied des von ihm gebildeten Staatskörpers bestanden, ebendaher keiner der übrigen Classen, in welche die übrigen, zu Fuß dienenden Bürger je nach ihrem Vermögen eingetheilt waren, zugewiesen, sie waren auch nicht, wie diese, in juniores und seniores abgetheilt [91]) — wenigstens findet sich davon in den noch vorhandenen geschichtlichen und andern Quellen der römischen Literatur keine Spur — und wenn ebendarum Niebuhr [92]) der Ansicht ist, daß für die Glieder dieser Rittercenturien in der ältern Zeit wenigstens kein bestimmter Census, wie er bei den übrigen in eine Classe eingetheilten Bürger verlangt ward, festgesetzt war, so liegt wol der natürliche Grund davon eben darin, daß nur Söhne und Glieder der reichsten Familien, zumeist des alten patricischen, an Grundbesitz reichen Adels darin sich befanden, mithin nur solche, die schon an und für sich den höchsten Census hatten, was, wie uns scheint, selbst Cicero's Worte in der lückenhaften Stelle De republic. II. 22: [scripsit centurias equitum] [93]) *duodeviginti censu maximo*. Deinde equitum magno numero ex omni populi summa separato, reliquum populum distribuit etc., nicht widerlegen, sondern eher bekräftigen, ebenso wie die bereits oben angeführte Stelle des Dionysius von Halikarnaß (IV. 18). Zwar glaubt Huschke [94]), mit den Worten census maximo könne kein willkürliches Vermögensquantum gemeint sein, und er ist deßhalb sogar bemüht, das Dasein eines bestimmten Census für die Rittercenturien schon in der Servianischen Volkseintheilung auszumitteln und zu begründen: was wir aus Mangel an sichern Nachrichten darüber, auf bloße Vermuthungen von mehr oder minder Wahrscheinlichkeit hin geflißt, keineswegs zu thun wagen können. Die erste Erwähnung eines Rittercensus oder vielmehr des Ausdrucks Census equestris kommt bei Livius (V, 7), um 352 u. c. gelegentlich der Belagerung Veji's, die erste eines senatorischen Census im J. 350 u. c. bei demselben Livius (IV, 60) vor; beide Male nicht ganz bestimmt [95]) und ohne alle weitere Angabe der Summe, welche den Census bildete, der nach Marquardt's Vermuthung bei den Rittern auf 80,000 Asses sich belaufen haben würde, nach Huschke [96]) hingegen, und zwar schon für die erste Zeit unter Servius, auf den Betrag von 120,000 Asses zu setzen wäre. Wir lassen die hier schwer zu gebende Entscheidung dahin gestellt, ebenso wie die ähnliche Ansicht Huschke's [97]), wornach unter den sämmtlichen Rittercenturien wieder drei verschiedene Hauptstufe angenommen werden mußten, weil wir auch diese Behauptung durch zuverlässige Beweisstellen aller Schriftsteller nicht zu begründen wüßten; wir gehen jetzt lieber zu dem über, was als etwas Wesentliches in der ganzen Einrichtung und im Bestand dieses Instituts, sowol in politischer, wie in militairischer Hinsicht erscheint, wir meinen den Dienst zu Pferde, der als etwas Auszeichendes, als ein besonderes Vorrecht dieses Standes, wenn man ihn schon jetzt so nennen darf, sich darstellt und mit der Abkunft, wie mit dem Vermögen und der dadurch bedingten politischen Stellung und Geltung zusammenhängt. Schon der Ausdruck equitare, reiten, der nach Festus vor Alters soviel hieß, als: equum publicum merere, d. h. als Ritter dienen, Ritter sein, mag uns Wesen und Charakter dieses Verhältnisses andeuten, insofern das Reiten zunächst eine Eigenschaft der in die Rittercenturien eingetheilten römischen Bürger war, ihnen zunächst, und mithin, wenigstens für die ältere Zeit, keineswegs der plebejischen Bevölkerung, zukam. Das Pferd aber hatte ursprünglich wol der Ritter selbst

87) Vergl. Huschke a. a. O. S. 350. *Marquardt* I. 1. p. 6. not. 21. 88) Die Stelle lautet s. v. *Sex suffragia* p. 259. *Lind.* folgendermaßen: „*Sex suffragia* appellantur in equitum centuriis, quae sunt adjectae ei numero centuriarum, quas Priscus Tarquinius rex constituit.“ Hier verbesserte man statt des schwierigen adjectae schon früh adjectae, was erst in den neuesten Ausgaben der handschriftlichen Lesart wieder gewichen ist; während Andere, wie Francke, adjectae in dem Sinne von attributae nehmen wollten, Andere, wie Rein, lieber dafür effectae sunt ex oder e numero lesen wollten. Vergl. Huschke a. a. O. S. 348. 40) s. a. O. S. 349. 41) Röm. Gesch. I. S. 449. 42) Das Gegentheil davon behauptet freilich Huschke (S. 350. 351). Aber die in der Note 10 zum Beweise dafür von ihm angeführten Stellen, zumeist aus spätern Zeiten und selbst aus Dichtern, wo die Ritter als edle Jugend bezeichnet erscheinen, können schon darum nichts beweisen, da hier stets die sämmtlichen Ritter als ein Ganzes gemeint sind, dem diese Bezeichnung zukommt, nicht aber von Abtheilungen, noch von einem Gegensatze der juniores und seniores die Rede ist. 43) Röm. Gesch. I. S. 449 fg.

44) Diese Worte, die in der Handschrift fehlen, sind Mai's Ergänzung. — Über die ganze vielbesprochene Stelle vergl. jetzt auch außer dem, was in Moser's Ausgabe bemerkt ist, Göttling, Gesch. der röm. Staatsverfass. S. 500 fg. *Rud. de Rauner*, De Servii Tullii censu. (Erlang. 1841.) p. 15 sq. 45) a. a. O. S. 351. 46) a. a. O. S. 8. 9. 47) a. a. O. S. 352; vergl. S. 161. 48) a. a. O. S. 360.

Digitized by Google

zu stellen, oder vielmehr die Familie, das Geschlecht, das ihn selbst stellte und dem er durch seine Geburt angehörte; unter Tarquinius Priscus aber scheint bereits von Seiten des Staats, den Rittern, welche zu Pferde zu dienen verpflichtet waren, ein Pferd, sowie die zu dessen Unterhaltung nöthige Summe angewiesen worden zu sein; wenigstens weist uns der Sinn der, wenn auch immer kritisch und exegetisch schwierigen Stelle Cicero's (De republica II. 20), die wir in der Note anführen wollen [49]), darauf hin. Unter Servius Tullius aber ward statt der Lieferung des Pferdes in natura dafür die Summe von 10,000 Asses aus dem Staatsschatze bezahlt, wofür der Ritter sich ein Dienstpferd (equus publicus) zu halten hatte, und ebenso ward auch für den Unterhalt des Pferdes durch eine andere Anweisung, auf die wir sogleich zurückkommen werden, gesorgt. Daß hat wenigstens Livius (I. 43 [50]) aufs Deutlichste ausgesprochen. Daß diese Summe von 10,000 Aß, aes equestre genannt [51]), nicht allen Rittern, die ein Pferd zu halten und zu Pferd im Felde zu dienen verpflichtet waren, sondern nur den Rittern der ersten Classe, also des höchstens Ranges ertheilt worden, finden wir nirgends ausgesprochen und können darum der von Huschke [52]) aufgestellten, auf die oben schon erwähnte Annahme verschiedener Classen über Abstufungen der Rittercenturien begründeten Behauptung nicht beipflichten, so wenig, wie dem von ihm [53]) gleichfalls angeführten Unterschied einer schweren und einer leichten Reiterei, wie durch die angezogene Stelle des Varro [54]) uns keineswegs begründet erscheint. Wollten wir aber mit Niebuhr [55]) die Ertheilung dieser Summe beschränkt wissen auf die ärmeren patricischen Equites, welchen es nicht möglich gewesen, aus eigenen Mitteln ein Pferd sich anzuschaffen, während die reichen plebejischen Ritter auf ihre Kosten ein Pferd angekauft und dennoch blos mit der äußern Auszeichnung und der ehrenvolleren Stellung im Staate sich begnügt, so fehlen uns auch hier wieder Zeugnisse der Alten, auf die wir uns bei einer Erscheinung beziehen könnten, die mit dem ganzen hier obwaltenden timokratischen Princip in Widerspruch stände, insofern sie uns in den Centurien, die nach Cicero's Ausdruck census maximo waren, also die reichsten Bürger Roms enthielten, solche arme Bürger und Geschlechter annehmen läßt, welche die Mittel zur Anschaffung eines Pferdes nicht hätten aufbringen können und dadurch einer Unterstützung von Seiten des Staates bedürftig gewesen. Wir glauben daher, daß wenigstens und jedenfalls in der frühern Periode zur Zeit des Servius und auch noch nachher jeder Ritter, der in die 18 Centurien eingetheilt war, einen Anspruch auf diese Summe gehabt und können nur in diesem allgemeinen Sinne auch die Stelle des Livius, die wir oben mitgetheilt, auffassen.

Zur Unterhaltung des Dienstpferdes war der Ritter mit 2000 Asses, nach der Bestimmung des Servius, wie sie bei Livius sich findet, auf vidua, gewöhnlich Witwen, oder vielmehr überhaupt unverheirathete, Frauenzimmer (zu denen wol auch die ledigen und verwaisten Erbtöchter gehört haben mögen), nach der frühern Sitte unter Tarquinius, wenn wir dem vorangeführten Zeugniß Cicero's folgen, auf viduas und auch auf orbos, also auf Witwen, ledige Frauenspersonen und Waisen angewiesen, wobei wir gewiß zunächst bei jedem Ritter an die Witwen oder Waisen der Gens zu denken haben [56]), der der Ritter selbst angehörte, an Personen also, die noch unter einer Art von Tutel standen und dem Ritter, der sie, die Wehrlosen, für unmündig angesehenen, als Vormund gewissermaßen schützt und ebendadurch ihnen den sichern Genuß des Vermögens möglich macht, einen Zuschuß zur Unterhaltung seines Rosses um so eher zu geben verpflichtet waren, als dieser gleichsam die Stelle des Schosses vertritt, von welchem Witwen und Waisen in den älteren Zeiten Roms völlig befreit waren. Wir müssen daher den Gedanken einer Besteuerung der Witwen und Waisen im Allgemeinen, zu Gunsten der, schon nach ihrem Census, vermöglichen Ritter, durchaus fern halten, sondern nur an ein Schutzgeld denken, das die vermöglichen und reichen Witwen und Waisen dem, der die Sorge für sie und ihr Vermögen dafür übernommen, entrichteten, wodurch eben die ganze Sache nicht als ein bloßes Privatverhältniß, sondern als ein unter die Autorität des Staates gestelltes erscheinen mußte. Daß diese Erscheinung übrigens als keine vereinzelte, Rom allein eigenthümliche, im Alterthume zu betrachten ist, zeigt schon die Angabe von Cicero, der an ein ähnliches Verhältniß zu Korinth erinnert, welches mit Etrurien und den Völkern Mittelitaliens in so mannichfachen Beziehungen

49) (*L. Tarquinius*) „deinde equitatum ad hunc morem constituit, qui usque adhuc est retentus: nec potuit Tullensium et Ramnensium et Lucerum mutare cum posset nomina, quod noster et summa augur gloria Attus Navius non erat. Atque etiam Corinthios video publicis equis assignandis et alendis, orborum et viduarum tributis, suisse quondam diligentes." Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Stelle, sowie sie in der Handschrift sich vorfindet, etwas Abgerissenes und dadurch Störendes, den Zusammenhang Hemmendes liegt, selbst wenn die Worte: nec potuit bis non erat als einen parenthetisch eingeschobenen Zwischensatz betrachten, und demnach die Worte: Atque etiam Corinthios etc., dem Sinne nach an das Vorhergehende: usque adhuc est retentus, eng anknüpfen wollte. Daher denn auch die Verbesserungsvorschläge von Francke (De tribuum curr. atque centurr. ratione. [Hesvici 1824.] p. 12 sq.), denen wir übrigens so wenig als Moser (zu Cicero's Stelle S. 267) beipflichten können; daher die Ansicht Mahlert's (De equitt. p. 14), der die Worte Atque etiam — diligentes ebenfalls als nicht an gehöriger Stelle befindlich, sondern als ein anderswoher genommenes Einschiebsel betrachten will. Vergl. auch Huschke a. a. O. S. 367. 50) Die Worte des Livius lauten: „Ad equos emendos aeorem nummis aeris et publico data et quibus equos alerent, viduae attributae, quae bina milia aeris in annos singulos penderent." 51) s. *Festus* s. v. p. 61. *Lind.*: „*equestre aes*, quod equiti dabatur." s. auch *Gajus*, Institt. IV. §. 26. 27. 52) a. a. O. S. 369 fg. 53) a. a. O. S. 21. 54) De Ling. Lat. VII, 3: „Ferentarium a ferendo, id est inane ac sine fructu, aut quod Ferentarii equites bi dicti, qui ea modo habebant arma, quae ferrentur, ut jaculum. Hujusmodi equites pictos vidi in Aesculapii aede vetere et Ferentarios adscriptos." s. insbesondere *Marquardt*, Eqq. Romm. histor. p. 4. 55) Röm. Gesch. I. S. (455) 480; vergl. *Mahlert*, De eqq. Romm. p. 15.

56) Vergleiche Huschke a. a. O. S. 371 und Göttling S. 256.

Digitized by Google

stand[57]); es zeigt dies auch die Nachricht von Dionysius, dem bekannten sicilischen Tyrannen, der sich die Revenuen der Waisen, bis zu ihrem Austritt aus der Tutel angeeignet, wie aus Pseudo-Aristoteles in Mai's Note ausdrücklich angemerkt ist. In Rom scheint indessen diese Leistung aes hordearium[58]) genannt, nicht lange bestanden zu haben, sondern später vom Staate übernommen worden zu sein, indem schon Valerius Publicola diesen Tribut den oben bezeichneten Personen nach einer Angabe Plutarch's (Vit. Public. 12) erlassen haben soll. Wenn aber die ganze Summe von 2000 Asses nicht minder wie die von 10,000 Aß, d. i. nach unserm Gelde etwa 42 und etwas über 208 Thaler, als zu hoch für jene Zeit erscheinen muß, so haben wir doch auch wieder keinen genügenden Grund, in dieser Angabe des Livius eine Unrichtigkeit zu finden, während wir die übrigen dort befindlichen Zahlenangaben des römischen Census für richtig halten wollen, noch weniger Grund und Recht aber, den Text des Livius zu ändern, um statt der 2000 für den Unterhalt des Dienstpferdes und zwar alljährig entrichteten Asses die niedere Summe von 1000 Asses herauszubringen, welche für einen Ritter immer je zwei Viduae zusammen auf das Jahr gesteuert. Auf diesen Ausweg ist nämlich Huschke[59]) gefallen, während Niebuhr[60]) lieber an ganz vorzügliche und auch prachtvoll und glänzend aufgeputzte und ausgerüstete Kriegsrosse (wie ein solches etwa bei Dionysius [D. Antiqq. V, 34] beschrieben wird) denken möchte, und überdies noch einen Knecht dazu nimmt, der, wenn der Ritter zu Fuß am Gefechte Theil nimmt, das Pferd besorgt und letzteres überhaupt bedient: wodurch allerdings die bedeutende Summe von 10,000 Asses für die Anschaffung und von 2000 Asses für die Unterhaltung auf ein Jahr, erklärlicher sein würde, als wenn wir mit Eisendecher[61]) unter dem Eques allerdings einen Ritter zu Roß, dann aber neben ihm, gleichsam als sein Gefolge, das er deshalb auch unterhalten muß, noch einige andere Begleiter zu Fuß, eine Art von Knappen, Clienten, die aber zu Fuß fochten, uns denken, und auf dies Ganze jene allerdings beträchtlichen Summen beziehen, welche Göttling[62]) doch für richtig und selbst gerechtfertigt ansieht, wenn man die theuern Preise der aus Etrurien aufgekauften Streitrosse beachte, sowie bedenke, daß die Geldsumme für zwei Rosse gegolten, indem es Sitte gewesen, mit zwei Pferden (paribus equis) zu dienen, und ebenso für den mit ins Feld ziehenden Knappen und dessen Rüstung u. s. w. Aber zu solchen Annahmen berechtigt uns doch auch keine Stelle der Alten, in welcher irgend eine Spur oder Andeutung eines solchen Verhältnisses von Knappen und dergl. auch nur enthalten wäre. Dasselbe läßt sich von der durch mehre Gelehrte, wie Schultz[63]) und Wachsmuth[64]) aufgestellten Behauptung annehmen, wornach wir die Summen von 10,000 wie von 2000 Asses nicht auf einen einzelnen Ritter, sondern auf eine ganze Rittercenturie zu beziehen hätten. Allen diesen Hypothesen, hervorgerufen durch die auffallend hohen Ansätze für Anschaffung und Unterhalt eines Rosses in einer Zeit, wo der Preis anderer Thiere so ungleich niedrig stand, wie denn z. B. im Jahre der Stadt 324 ein Schaf 10, ein Ochse 100 Aß in Preis gestanden[65]) (nach welchem Verhältnisse in der noch frühern Zeit des Servius das aes equestre oder das Geld für Anschaffung eines Dienstrosses dem Betrage des Preises von 100 Ochsen oder 1000 Schafen gleichgekommen! das aes hordearium aber dem Betrag von 20 Ochsen und 200 Schafen!) setzen wir die zur Aufklärung dieses Misverhältnisses wol allein dienliche Vermuthung entgegen, die wir bei Böckh[66]) unlängst ausgesprochen finden: darnach haben wir die bei Livius zunächst angegebenen Summen des Servianischen Census nicht als die zur Zeit des Servius und in den ersten Zeiten seiner Verfassung gültigen und wirklich festgesetzten zu betrachten, sondern als die Summen des Census des 6. Jahrh., der in seinen Grundzügen allerdings der Servianische war, aber mit der Zeit und dem steigenden Reichthum in gleichem Verhältnisse zu den ursprünglichen Sätzen aufsteigend, eine weit höhere, wie Böckh glaubt, fünffach gestiegene Summe erreicht hatte. Nach dieser Annahme würde der ursprüngliche Betrag des aes equestre nur 2000 Aß (also beinahe 42 Thlr.), der des aes hordearium nur 400 Aß, also etwas über 8 Thlr. betragen haben: welche Summen im Vergleich zu den oben berührten Preisen immerhin noch bedeutend genug, wenn auch im Übrigen sehr ermäßigt erscheinen.

Nach dem bisher über das Wesen und die Natur des ganzen Instituts Bemerkten und nach seinem innern Zusammenhange mit dem Senat wird es allerdings natürlich erscheinen, daß nur aus den Equites der Senat ergänzt werden konnte, und da bei einem Eintritt einzelner Equites in den Senat auf Abkunft und Abstammung keineswegs ausschließlich gesehen ward, so konnten, wie dies auch wirklich der Fall gewesen ist, auch plebejische Equites in den Senat aufgenommen werden[67]). Trat nun aber ein solcher Eques in den Senat ein oder übernahm er ein Staatsamt, so hörten damit die Verpflichtungen, die ihm seine Stellung als eques equo publico auferlegte, noch keineswegs auf, namentlich die Verpflichtung eines zehnjährigen Dienstes im Felde, falls diesem noch nicht völlig Genüge geleistet worden war; mehre Stellen bei Livius[68]) beweisen dies auf unwidersprechliche Weise und erlauben uns daher auch nicht der Ansicht vom Gegentheil, die mehre Gelehrte, wie Sigonius, Grävius, früher vertheidigt hatten, beizutreten, zumal da der einzige Fall vom Pompejus, der für diese Ansicht angeführt

57) s. insbesondere Böckh, Metrologische Untersuch. S. 208 fg. 58) *Festus* p. 76. ed. *Lindem.*: „*hordearium aes*, quod pro hordeo equiti Romano dabatur." 59) a. a. O. S. 372 fg. 60) Röm. Gesch. I. S. 486 fg. 3. Ausg. — Andere Vermuthungen darüber sprach Niebuhr (2. Bd. S. 496 fg. und 3. Bd. S. 66 fg.) aus. Sie erscheinen uns noch weit unwahrscheinlicher. 61) Über die Entwickelung des röm. Bürgerrechts. S. 247. 62) Gesch. der röm. Staatsverfass. S. 255 fg. 63) Staatswissensch. der Römer. §. 75. S. 586 fg.

64) Ältere Gesch. Roms. S. 287. 65) s. *Plutarch.* Public. 11. *Gell.* N. A. XI, 1 und andere Stellen bei Böckh, Metrolog. Untersuchungen. S. 420; vergl. S. 346. 66) Metrolog. Untersuchungen. S. 442 fg. und S. 439 fg. 67) s. *Mahlert*, De eqq. Romm. p. 18. 68) Man vergl. z. B. XXIX, 37. XXIV, 43. XXXIX, 44.

Digitized by Google

werden könnte, in eine schon weit spätere Zeit fällt, in welcher die ursprünglichen Verhältnisse bereits mannichfachen Änderungen unterlegen waren [69]). Wir glauben daher auch nicht, daß nach beendigtem zehnjährigem Dienste der Eques sein Dienstroß zurückgegeben: wir glauben vielmehr, daß es ihm verblieben: obwol wir bestimmte Stellen dafür ebenso wenig für das Gegentheil anzuführen vermögen. Ebendarum wagen wir es auch nicht, uns auf eine nähere Bestimmung der Zahl der Equites in den 18 durch Servius angeordneten Centurien einzulassen [70]): zumal da es sich doch füglich wird annehmen lassen, daß in demselben Verhältnisse, in welchem die übrige Bevölkerung Roms zugenommen, auch einigermaßen die Zahl der in die Ritttercenturien Eingereihten zugenommen und mithin immer stärker geworden ist im Vergleich zu der ersten und ursprünglichen Zahl unter Servius. Und wenn diese ursprünglich wol auch alle ins Feld rückten, als Reiterei den Legionen zugetheilt: so würde man doch schwerlich das Richtige finden, wenn man nach der Zahl der jeder Legion beigegebenen Reiter auch die Zahl der in den Rittercenturien befindlichen Equites berechnen und bemessen wollte: als sei die ins Feld rückende Cavalerie dem Bestand der 18 Rittercenturien völlig gleich gewesen, zumal da ja eben die Zahl der Legionscavalerie selbst im Laufe der Zeit mehrmals wechselte und wir hier nur als allgemeine Norm die Zahl von 300, bisweilen auch 400 Cavalereisten bei jeder Legion annehmen können [71]). Auch treten hier bald, was den Felddienst betrifft, Veränderungen ein, deren erste Spur schon bei dem Kriege und der langwierigen Belagerung Veji's vorkommt, und hier um so mehr beachtet werden muß, je weniger wir nach den Zeiten des Servius von der weitern Ausbildung des Institutes der Equites nach seiner politischen Seite hin nähere Nachrichten erhalten haben, und nur soviel wahrnehmen, daß in den schon früh ausbrechenden innern Streitigkeiten und Parteikämpfen Roms die Ritter natürlich stets auf Seiten des patricischen Senats gegen die Plebs gestanden: welches Verhältniß bekanntlich späterhin seit den Zeiten der Gracchen sich wesentlich umgestaltete. Es war im Jahre der Stadt 353 bei der durch manche Schwierigkeiten und manches Ungemach sich in die Länge ziehenden und dadurch die gerechten Besorgnisse des Senats anregenden Belagerung von Veji, als mit einem Male Leute, die den Rittercensus besaßen (also nach ihrem Vermögen zu den Rittern gehörten), aber keine Dienstpferde, vom Staate angewiesen, erhalten hatten, nach einer vorhergepflogenen Berathung vor dem Senat erschienen und ihre ihre Bereitwilligkeit erklärten, mit eigenen Pferden zu dienen [72]). Das Anerbieten ward natürlich mit Freuden angenommen; es ward in einem Senatsbeschluß feierlichst der Dank für dieses patriotische Anerbieten ausgesprochen und Allen denen, welche an diesem freiwilligen Dienste Antheil zu nehmen sich bereit fanden, das Fortlaufen ihrer Dienstzeit durch Einrechnung dieses außerordentlichen und freiwilligen Kriegsdienstes in die gesetzliche Zahl der Dienstjahre, zu denen jeder Römer verpflichtet war, zugestanden (placere autem, omnibus his voluntariam extra ordinem professis militiam aera procedere) [73]). Und nun, fährt Livius fort, wurde auch den Reitern ein bestimmter Sold angewiesen; es war überhaupt damals zum ersten Male, daß die Reiter auf eigenem Pferde um Sold zu dienen anfingen [74]).

Schon aus den Schlußworten des Livius läßt sich abnehmen, daß das, was hier zum ersten Male geschehen, auch in der Folge sich wiederholt, mithin neben den eigentlichen Equites, die in die Centurien eingetheilt, das aes equestre und aes hordearium empfingen und dafür die Verpflichtungen des Dienstes hatten, auch noch eine andere Classe von Equites angenommen werden muß, die ihr Pferd sich gestellt, also sich selbst, wie wir sagen, equipirt, und dafür aber auch durch Sold im Dienst entschädigt wurden, die mithin equo suo oder equo privato gedient. Und wirklich zeigen uns manche Fälle der spätern Zeit [75]), wie die Legionsreiterei zu einem großen Theil aus solchen Equites gebildet war, während die eigentlichen Equites der Rittercenturien als der beiweitem geringere Theil der Reiterei erscheinen, daher aber auch meistens mit einer Art von Auszeichnung genannt wurden, die ihnen schon die höhere politische Stellung verlieh, vermöge deren sie selbst im Heere einen höhern Rang hatten und namentlich die Officiers- und Unterofficiersstellen besetzten, sowie auch die den Oberfeldherrn zunächst, wie eine Art von Leibwache umgebende Reiterschar aus den eigentlichen Equites der Rittercenturien gewiß gebildet war. Daß jedoch in den spätern Zeiten, wo das aes hordearium abgekommen zu sein scheint, Alle, die zu Pferde dienten, ohne Unterschied Sold erhalten, scheint sehr wahrscheinlich. Immerhin bildete die Reiterei noch eine Art von Elitencorps, das in den Gefechten meist mit Auszeichnung sich schlug [76]), daher auch meist in auszeichnender und ehrender Weise genannt wird. Darin liegt aber auch wol der Grund, warum der Sold eines Eques das Dreifache [77])

69) Das Nähere s. bei *Mublert* p. 17. 70) Vergl. die mehr als problematischen Versuche bei *Huschke* S. 379 fg. 71) s. das Nähere darüber bei *Mublert* p. 20, sowie weiter unten. 72) Die Worte des Livius lauten (V, 7): „— equestre, quibus census equester erat, equi publici non erant assignati, consilio prius inter se habito, senatum adeunt; factaque dicendi potestate, equis se suis stipendia facturos promittunt."

73) Daß aera procedere (bei Livius [XXVII, 11] stipendia procedere) hier in keinem andern Sinne, als dem bemerkten, aufzufassen ist, kann wol jetzt als anerkannt betrachtet werden. Vergl. *Mublert* p. 22. *Marquardt* p. 13 und daselbst *Gronov.* ad *Livium* V, 48. 74) Die eigenen Worte des Livius lauten: „Et equiti certus numerus aeris est assignatus. Tum primum equis suis merere equites coeperunt." Hier möchten wir unter equiti nicht mit Mublert (p. 22) alle Ritter ohne unterschied verstehen, sondern nur die, welche kein Dienstroß gehabt und die dafür, zum Ankauf, wie zum Unterhalt, ausgelegte Summe nicht bezogen. Und von solchen Equites, die jetzt zum ersten Male auftamen, sind auch die folgenden Worte zu verstehen, die welchen wir mit Baumgarten-Crusius und Andern suis, das ja auch kurz zuvor in derselben Verbindung, sowie auch in der Epitome *Livii* vorkommt, aufgenommen haben, wiewol es in manchen Handschriften und Ausgaben fehlt. Denn es scheint selbst grammatisch nothwendig und dem Sinne nach unentbehrlich. Vergl. auch *Marquardt* p. 13. 14. not. 68 über den Ausdruck equo merere. 75) s. die Belege bei *Marquardt* p. 14. 76) Vergl. nur die Zusammenstellung bei *Mublert* §. 19. p. 19 sq. 77) Vergl. *Mublert*, De eqq. Romm. p. 22. Die jährlichen

Digitized by Google

von dem Solde eines Fußgängers betrug: ein Verhältniß, das auch in andern Fällen, z. B. bei Austheilung von Beute oder Ländereien und dergl., meist in gleicher Weise beobachtet ward [78]). Nehmen wir an, daß der Sold des Fußgängers täglich zwei Obolen, oder $3\frac{1}{2}$ Aß betrug, also etwa 100 Asses monatlich, so würde der Sold des Eques 300 Asses monatlich, also etwas über sechs Thaler betragen haben; zu Polybius' (VI. 38) Zeit mag er schon gestiegen sein; damals erhielt der Eques täglich eine Drachme (d. i. sechs Obolen oder zehn Aß = fünf Gr. sächsisch) und außerdem monatlich sieben Medimnen Gerste und zwei Medimnen Weizen, deren Preis ihm jedoch vom Sold abgezogen ward.

Wenn wir demnach wol zu unterscheiden haben zwischen den Equites — als einer politischen Abtheilung, also zwischen den in die Ritterecenturien eingetheilten und hier ihre politischen Rechte ausübenden Bürgern Roms und zwischen den blos zu Pferde im Kriege dienenden Equites, und wenn wir beides um so sorgfältiger von einander stets zu unterscheiden haben, als eben die Allgemeinheit und damit auch die Unbestimmtheit des für beide Verhältnisse gebrauchten Ausdrucks Equites diese Unterscheidung nicht wenig erschwert, so zeigt sich uns doch schon in dieser ganzen Erscheinung eine Änderung des ursprünglichen Verhältnisses, das auch bald von einer andern Seite her sich wesentlich umgestaltete: so sehr es auch beigetragen hat, die politische Bedeutung der Equites zu heben, ihren Einfluß und ihr Ansehen zu erhöhen und sie selbst zu einem eigentlichen politischen Stand, der zwischen den Senat und die Plebs in die Mitte trat, zu erheben. Die nächste Veranlassung dazu haben wir in den financiellen Einrichtungen des alten Roms zu suchen, die, bei der zunehmenden Größe des Staats, durch den Anschluß so mancher Völker, wie durch die Eroberung anderer, zu dem führen mußten, was den Stand der Equites in Rom so bedeutend gemacht hat. Bei der Einfachheit der römischen Finanzverwaltung, die freilich ebenso sehr auch als eine Unvollkommenheit, gegenüber den ausgebildeten Verhältnissen der neuern Zeit erscheint, waren die sämmtlichen Revenuen des Staats, die besonders in dem Ertrage von Zöllen, oder von Staatsländereien und dergl. bestanden, an Einzelne verpachtet [79]), und da eine solche Verpachtung oder Versteigerung oft die Revenuen einer ganzen Provinz betraf, so konnte auch kaum ein Einziger einen solchen Pacht übernehmen, was nur durch den Zusammentritt und die Vereinigung Mehrer möglich war, die zu diesem Zwecke zu eigenen Gesellschaften sich verbanden. Bedenken wir nun, daß in Rom die in die Ritterecenturien eingetheilten Equites summo censu waren, wie Cicero sich ausdrückt, mithin zu den reichsten Bürgern gehörten, so wird es nicht befremdlich, daß diese grade und zunächst es waren, welche in solche Geschäfte sich einließen, zumal da den Senatoren, d. h. den Gliedern der Regierung, die Theilnahme an allen solchen Speculationen, an Geld- oder Handelsgeschäften als etwas Unwürdiges erschien, ja zum Theil sogar gesetzlich untersagt war [80]). Ritter oder solche, die den Rittercensus hatten, waren es demnach, welche in bestimmte Gesellschaften vereinigt, solche Pachtungen, besonders in den eroberten und unterwürfig gewordenen Provinzen Roms übernahmen, ebenso wie auf Lieferungen für das Heer, für manche Staatsbedürfnisse und dergl. mehr speculirten. Es sind dies die sogenannten Publicani, die unter diesem Namen zuerst 537 u. c. oder 217 vor Chr. uns entgegentreten [81]) und alsbald öfters vorkommen [82]), sodaß die eigentliche Ausbildung dieses ganzen Verhältnisses schon mit den Zeiten der punischen Kriege und insbesondere in die nächstfolgenden Zeiten gesetzt werden dürfte, als außerhalb Italiens, im Westen wie im Osten, der Umfang des römischen Reichs durch den Zuwachs neuer Länder und Provinzen in steter Zunahme begriffen war [83]). Es war natürlich, daß der Betrieb solcher einträglichen und gewinnbringenden Geschäfte die Ritter immer mehr anzog, ebenso wie er sie von der frühern Bestimmung des Kriegsdienstes entfremdete, der ebendadurch meistens und großentheils von Andern, die um Sold dienten, besorgt ward: in welcher Weise aber die Equites als Publicani verfahren und die erwähnten Geschäfte besorgt, ist aus so vielen Fällen, die uns die römische Geschichte darbietet, sattsam bekannt, um hier noch weiter ausgeführt werden zu müssen. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn in Bezug auf die schweren Bedrückungen, Erpressungen und selbst Betrügereien, welche sich diese Publicani mehr oder minder erlauben konnten und auch erlaubt haben, der Name fast gebrandmarkt und so oft nur in einem gehässigen und verächtlichen Sinne fast sprüchwörtlich angewendet erscheint [84]). Andererseits aber mußte durch den gewaltigen Reichthum, welcher auf diese Weise in den Familien der Equites sich anhäufte, ihre politische Bedeutung, ihr Ansehen in Rom in gleichem Grade zunehmen: wievol Conflicte mit den Regierungsbeamten und dem Senate ebendeshalb nicht ausbliehen und schon früh die später immer mehr bemerklichen Gegensätze hervortraten, die in der Folge die Equites von dem Senate trennten, und in den innern Kämpfen und Streitigkeiten des letzten Jahrhunderts der römischen Republik von so großer Bedeutung geworden sind. Denn die in den Provinzen ihre Geschäfte betreibenden Publicani kamen in natürliche Berührung mit den in der Provinz aufgestellten, dem senatorischen Stande

---

Stellen des Livius bei *Marquardt*. De Equitt. Romm. Histor. p. 16. not. 32.

78) Huschke a. a. O. S. 377. 79) S. das Nähere bei Hegewisch, Histor. Versuch über die röm. Finanzen. S. 93 fg. 102 fg.

80) Vergl. die Stellen bei *Marquardt* p. 78. not. 12. 81) *Livius* XXIII, 48. 49. (*Marquardt* p. 18. not. 91.) 82) Vgl. *Tacit.* Annall. IV, 6: „At frumenta et pecuniae vectigales, cetera publicorum fructuum *societatibus Equitum Romanorum agitabantur.*“ 83) Das Nähere über die Publicani, über die Bedeutung und den Sinn des Wortes, wie über das ganze Verhältniß s. unter dem Art. Publicani. Vgl. insbesondere Creuzer, Röm. Antiquitt. §. 90 der zweiten Ausg. *Marquardt*, Equitt. Romm) hist. p. 18 sq. Hegewisch a. a. O. S. 102 fg. 110 fg. 84. Daher bei *Livius* XLV, 18: „ubi publicanus est, ibi aut jus publicum vanum aut libertatem sociis nullam esse.“ Oder *Cicero* in Verr. II, 2, 3: „Sic porro nostros homines diligunt (Siculi), ut his solis neque publicanus neque negotiator odio sit.“

angehörigen, Behörden, die entweder ihren ungerechten Bedrückungen und Erpressungen sich entgegenstellten, oder wenn sie selbst ihre Stelle nur als eine Gelegenheit sich zu bereichern ansahen, in den Equites nur gefährliche Nebenbuhler fanden [85]). Von Rom aus war wegen des Zusammenhangs, den hinwiederum die Publicani als Equites mit dem Senat und den senatorischen Familien hatten, wenig oder nichts in solchen Fällen für die armen und gedrückten Bewohner der Provinzen zu erwarten. Auch war im Ganzen die natürliche, durch alle die frühern Jahrhunderte Roms fortlaufende Eintracht des Senats und der Equites noch ziemlich erhalten, wenn auch gleich in den angedeuteten Verhältnissen und andern der Same der Zwietracht und der über kurz oder lang ausbrechenden Uneinigkeit gestreut war, bis durch Gracchus ein strenger Gegensatz hervorgerufen ward, und damit zugleich die Bildung eines eigenen Ritterstandes, eines Ordo equester, der seine Stellung zwischen Senat und Plebs, mit aller durch seinen großen Reichthum möglichen Selbständigkeit einnahm.

Noch unter dem ältern Gracchus sehen wir die Equites mit dem Senat gegen die Neuerungen dieses Tribunen verbunden [86]); der jüngere Bruder benutzte die aus den oben berührten Verhältnissen der Provinzen entspringenden, durch die Venalität der Richter noch vermehrten Mißhelligkeiten, um eine völlige Trennung der Equites vom Senat zu bewirken durch ein Gesetz, wornach die Richter nicht mehr wie früher aus dem Senat, sondern aus den Equites genommen werden sollten, auf welche mithin die wichtige Besetzung der Gerichte übertragen ward. Es fällt dies bekanntlich in das Jahr der Stadt 632 oder 122 vor Chr. Geb.

Es ist dies die berühmte Lex Sempronia [87]), über deren Inhalt wir freilich nur im Allgemeinen in der bemerkten Weise unterrichtet sind, daß sie die Besetzung der Richterstellen dem Senat, der bis dahin ein ausschließliches Recht dazu hatte, entzog und den Rittern überließ, die ebendadurch dem Senat entfremdet, ebenso sehr an Macht und Ansehen gewannen und von nun an erst eigentlich als ein selbständiger Stand, als Ordo equester, im römischen Staate erscheinen. Wenn die meisten Stellen der Alten [88]), in welchen dieses Gegenstandes Erwähnung geschieht, sich unbedingt dahin aussprechen, daß an der Senatoren Stelle in der Besetzung der Gerichte die Ritter getreten, und dies auch in der Natur der Sache selbst und den mit dieser Änderung beabsichtigten Zwecken des C. Gracchus lag, die hauptsächlich auf Schwächung des Senats [89]) durch die Schöpfung eines mächtigen, zwischen ihn und die Plebs gestellten, unabhängigen, und durch seine großen Reichthümer einflußreichen Mittelstandes gerichtet waren, so können wir der zunächst von Plutarch [90]) gegebenen Nachricht, wornach Gracchus statt der bisher ausschließlich mit Senatoren besetzten Gerichte, eine aus 300 Senatoren und ebenso vielen Equites gemischte Zahl bestimmt, aus welchen gemeinsam die Gerichte besetzt und verwaltet werden sollten, wenig Glauben schenken, sondern glauben vielmehr eine Verwechselung mit der durch die Lex Livia später bezweckten Einrichtung hier annehmen zu können [91]). Jedenfalls war diese Lex Sempronia von der höchsten politischen Wichtigkeit, da sie es eigentlich ist, durch welche ein eigener Ritterstand, wie er vorher nicht existirte, geschaffen ward [92]), und wir uns auch in dieser Hinsicht durch einzelne Stellen der Alten, in welchen schon in Bezug auf die frühern Zeiten Roms der Ausdruck Ordo equester gebraucht wird [93]), nicht irre machen lassen dürfen, um daraus ein Vorkommen desselben, als eines selbständigen, zwischen Senat und Plebs in der Mitte stehenden Bestandtheiles oder eigentlichen politischen Standes der römischen Bevölkerung, abzuleiten, indem hier der später in Aufnahme gekommene Ausdruck auf ein früheres ähnliches Verhältniß nur übertragen erscheint. Denn wenn wir vor dieser Zeit nur von Rittercenturien zu reden haben, deren Bestandtheile zum größern Theile dem alten patricischen und senatorischen Adel angehörten, deren Interessen daher auch stets mit denen des Senats in freundschaftlicher Verbindung und Harmonie standen, in denen ja selbst so viele Glieder des Senats oder doch deren Söhne stimmten, so sehen wir nun einen neuen zunächst aus den reich gewordenen Publicani hervortretenden, mit den frühern Equites gewissermaßen in eine Art von Gegensatz tretenden Stand, Ordo equester, der als ein eigener Stand neben dem Senat und der Plebs eintritt und in Folge dieser seiner Stellung natürlich mehr den Interessen des dritten Standes gegen die Macht und das Ansehen des Senats sich anschließt, oder vielmehr auf Mehrung seiner eigenen Macht und seines eigenen Ansehens auf Kosten des einen wie des andern Standes bedacht, nur in rein persönlichem und Standesinteresse, aber nicht in dem des gesammten Staates handelt und wirkt. Daher denn auch die Äußerungen späterer Schriftsteller [94]) über eine dadurch bewirkte Spaltung der Einheit des römischen Volks

85) Vergleiche über diese Verhältnisse *Marquardt* p. 20 seq. 86) f. die Belegstellen bei *Marquardt* p. 24. not. 17 und 18. 87) f. über diese Lex die Nachweisungen bei Kreyßig, Röm. Antiquität. §. 89. Vergl. auch Göttling, Gesch. der röm. Staatsverf. S. 437 fg. 88) Sie sind bei Dreiß (Onomastic. Tullian. T. III. p. 266) von Baiter zusammengestellt. Vergl. insbesondere *Appian.* Bell. Civ. I. 22. *Vellej.* II. 32. *Florus* III. 13. 89) Daher Plutarch in der gleich anzuführenden Stelle ganz richtig den Gracchus sagt: „ὦ (τοῦτο) τὸ πλεῖστον ὑπεκρύπτε τῆς τῶν συγκλητικῶν δυνάμεως."

90) Vit. C. Gracch. 5; vergl. Tib. Gracch. 16 und *Livius*, Epit. LX. 91) Nach Walter, Gesch. des röm. Rechts. S. 244. 92) Daher *Plinius*, H. N. XXXIII. 2. sect. VIII.: „Judicum autem appellatione separati eum ordinem primi omnium instituere Gracchi, discordi popularitate in contemptiam senatus: mox ea debilitata, auctoritas nominis vario seditionum eventu circa publicanos subatitit et aliquamdiu tertiae vires publicani fuerunt etc. 93) Beispiele davon gibt Muhlert, De equit. Roman. p. 29 seq. 94) So sagt Florus (III. 17. §. 5): „*judiciaria lege* C. Gracchi *dissentit populum Romanum*, et *bicipitem ex uno fecerunt civitatem equites Romani*; tanta potestate subnixi, ut qui sata fortunasque patrum vitasque principum haberent in manu, intercessis vectigalibus peculanterur suo jure rempublicam." Ebenso in dem von Nonius s. v. *Bicipitem* p. 454 aus Varre gegebenen Beispiel: „— Iniquus (C. Gracchus) equestri ordini judicia tradidit ac bicipitem civitatem fecit, discordiarum civilium fontem."

Digitized by Google

zu dessen großem Nachtheil. Leider sind uns die einzelnen Bestimmungen der Lex Sempronia nicht zugekommen, um darnach auch zu bemessen, inwiefern darin eine nähere Bestimmung des Census oder des Vermögens enthalten war, welches der zum Ordo equester gehörige und ehrenbadurch zum Eintritt in eine Richterstelle befähigte Römer besitzen mußte. Noch weniger sind wir über andere darüber weiter in jener Lex gestellte Bedingungen und Anforderungen unterrichtet. Daß aber durch die Besetzung der Richterstellen der Ordo equester ungemein an Ansehen und Einfluß, wie an Unabhängigkeit wuchs, wird nicht auffallend erscheinen können; indessen zeigt die Geschichte der nächstfolgenden Jahre grade nicht, daß die Equites diese ihre Macht und ihr Ansehen blos zum Besten des Staats und der allgemeinen Wohlfahrt angewendet, oder während der längeren Periode von fast einem halben Jahrhundert, während welcher sie im Besitz der Gerichte waren, eine größere Unabhängigkeit und Unparteilichkeit in ihren richterlichen Entscheidungen an den Tag gelegt hätten: sodaß das Lob, das Cicero in dieser Hinsicht ihnen ertheilt [95]), nicht unbedingt angenommen werden darf, sondern als eine durch die spätern geänderten Verhältnisse hervorgerufene Äußerung anzusehen ist. Ja es scheint vielmehr aus Manchem hervorzugehen, daß um diese Zeit die den alten patricischen Geschlechtern angehörigen, in die alten Rittercenturien eingetheilten Equites sich von dem neuaufgekommenen Ordo equester, der auch mitunter mehr neue und fremde Elemente in sich aufnahm und sobald den Charakter eines Geldadels im Gegensatze zu dem alten Geburtsadel annahm, immer mehr nach Gesinnung und Stellung ausgeschieden und abgesondert und darum selbst da, wo sie in den Schriften der Alten genannt werden, meist mit einem auszeichnenden Prädicate, wie nobiles. u. dgl. erwähnt werden [96]). In gleichem Grade scheint sich dagegen der neue Ordo equester den Plebejern angeschlossen zu haben, mit welchen wir ihn in der Geschichte der innern Kämpfe und Streitigkeiten, welche während dieser Periode Rom bewegten, meist in Verbindung sehen. Übrigens muß noch längst, ehe das Ende dieser Periode mit Sulla's Änderungen eintritt, das Benehmen dieser Equites in ihrer Eigenschaft als Richter vielfachen Anstoß erregt haben und als äußerst gewaltthätig erschienen sein, da schon im J. 648 u. c. oder 106 v. Chr. — dem Geburtsjahre Cicero's — wir von einem Vorschlag hören, die Besetzung der Gerichte wieder auf den Senat zu übertragen [97]): womit auch gewiß die Absicht verbunden war, im Allgemeinen das sinkende Ansehen des Senats und seinen politischen Einfluß wieder zu heben und zu stärken. Dieser von dem Consul Q. Servilius Cäpio ausgegangene, durch den berühmten Redner L. Licinius Crassus unterstützte Gesetzesvorschlag [98]) scheint indessen kaum von einem erfreulichen Erfolg begleitet gewesen zu sein, indem wir im nächstfolgenden Jahre, nachdem Cäpio als Proconsul unglücklich gegen die Cimbern gestritten und darüber sein Commando verloren, auf den Betrieb des Tribunen Servilius Glaucia die Ritter jedenfalls wieder in den Besitz der Richterstellen eingesetzt wurden, und späterhin Cäpio und alle diejenigen, welche ihn unterstützt oder an seinen Maßregeln Antheil genommen, dem Hasse der Equites, der sich in gerichtlichen Verurtheilungen jeder Art kund gab, unterlagen [99]). Leider besitzen wir die Rede, welche Crassus zur Annahme des Servilischen Gesetzes hielt, so wenig, wie andere Reden dieses großen Redners und Staatsmannes; aber das Wenige, was aus jener Rede angeführt wird [1]), kann wenigstens zeigen, wie weit schon damals der Haß des Senats gegen die Equites gestiegen war und wie gewaltthätig überhaupt auch die Letztern verfuhren. In den Marianischen Unruhen finden wir den Ritterstand ebenfalls meist auf Seiten der Plebs und der an Marius sich anschließenden Partei; daher auch der heftige Widerstand, den die Ritter dem Vorschlage des M. Livius Drusus im J. 663 u. c. oder 91 a. Chr. entgegensetzten [2]), wornach der bis auf die Zahl von 300 Gliedern herabgekommene Senat, durch 300 neue Glieder, ergänzt werden sollte, die aus den Rittern, d. h. aus den alten in die Rittercenturien eingetheilten (patricischen) Rittergeschlechtern — denn das will der von Appianus [3]) gebrauchte Ausdruck ἐφιππέυσθαι [4]) besagen — also nicht

95) In Verr. I, 13. §. 38: „Cognoscet ex me populus Romanus, quid sit, quam ob rem, cum equester ordo judicaret, annos prope quinquaginta continuos, in nullo judice equite Romano judicanda res tenuissima quidem suspicio acceptae pecuniae ob rem judicandam constituta sit." 96) Vergl. das Nähere bei *Marquardt*, Equitt. Romm. hist. p. 27 seq. Sehr spricht sich Cicero mehrfach (z. B. De Orat. I, 52. Brut. 43. 44. 86. De invent. I, 49 etc.), Tacitus (Annall. XII, 60) u. A. aus; daher die von einigen Gelehrten, wie Ernesti, Bach u. A., mit Bezug auf die wenig verläßige Autorität des Julius Obsequens (Cap. 101) angenommene Meinung, als wenn durch diesen Gesetzesvorschlag die Besetzung der Gerichte zwischen den Senat und den Ordo equester hätte getheilt werden sollen, jedenfalls irrig ist. s. Klenze an dem gleich a. O.

98) s. die Stellen über diese *Lex Servilia* judiciaria bei *Renati*, Clav. Cic. Index Leggs., besser in *Walter's* Index Leggum im Onomastic. Tullian. T. VII. (*Cicer. Opp. ed. Orelli.* Vol. VIII.) p. 263 seq. und daselbst Klenze. 99) Das Nähere darüber bei *Marquardt*, Equitt. Romm. Hist. p. 31. 32.

1) „Eripite nos ex miseriis, eripite ex faucibus eorum, quorum crudelitas nostro sanguine non potest explori; nolite sinere nos cuiquam servire nisi vobis universis, quibus et possumus et debemus." — „Nam ubi libido dominatur, innocentiae leve praesidium est." — *Cicero*, De orat. I, 52. Orat. 65. Mehr bei *H. Meyer*. Oratt. Romm. fragment. p. 148 — 150. 2) Über diese Lex Livia s. die Stellen im angef. Index Legg. des Onomastic. Tull. P. III. p. 213 sq. insbesondere des *Appianus*, Bell. Civil. I, 35. *Vellej. Paterc.* II, 13. Mehr in der Schrift von Ahrens, Die drei Volkstribunen Tib. Gracchus, M. Drusus und P. Sulpicius. (Leipzig 1836.) S. 86 fg., vergl. mit *Marquardt* l. c. p. 35 seq. 3) Appianus' Worte (a. a. O.) lauten: „— τὴν τε βουλὴν καὶ τοὺς ἱππέας ἐξ μάλιστα δὴ τότε ἀλλήλους διὰ τὸ δικαστήρια διεφόρτο, ἐπὶ κοινῷ τῶν συναγωγεὺς ἐπεχέτο· ἀφρὸς μὲν οὖ δυνάμενος ἐς τὴν βουλὴν ἐπανιστάναι τὰ δικαστήρια, τεχνάζων δ' ἐς ἑκατέρους ἀεὶ τῶν βουλευτῶν ὅτι τὰς στάσεις τότε ὄντων πλὴν ὀλίγοι τοὺς τριακοσίους, ἐτέρους τοσούσδε αὐτοὺς ἀπὸ τῶν ἱππέων ἐξεγείρετο ἀριθμῶν προσκαταλέγειν καὶ ἐκ τούτου πάντων ἐς τὰ μάλιστα εἶναι τὰ δικαστήρια· εἰδότων τε ἐπ' αὐτῶν γέγνεσθαι δωροδοκίας προσέγραφεν· εἶτα etc." Dabei heißt es in der Epitome Liv. LXXI: „M. Livius Drusus — judiciariam quoque [lege] pertulit, ut *neque* parte judicia penes *senatum* et *equestrem ordinem* essent." 4) s. Ahrens a. a. O. S. 88.

Digitized by Google

sowol aus dem Ordo equester, sondern aus der alten Geburtsaristokratie erwählt wurden, und daß an den so vervollständigten Senat dann wieder die Besetzung der Gerichte von dem Ordo equester übergehen sollte. Bekanntlich trat in der Partei, von der der Vorschlag ausgegangen, selbst eine Spaltung ein, in Folge deren das von so vielen Seiten bekämpfte Gesetz nicht durchgehen konnte. Es blieben vielmehr die Equites fortwährend im Besitz der Richterstellen und benutzten dies in ähnlicher Weise, wie früher zur Verfolgung ihrer Gegner, welche in dem von M. Plautius Silanus im J. 665 u. c. oder 89 vorgeschlagenen, und auch, wie Cicero's Worte [5]) fügtich zu schließen erlauben, wirklich angenommenen Gesetze, welches die Richter aus der Wahl der Tribus hervorgehen ließ [6]), einen schwachen Versuch machten, dem Ritterstande das ausschließliche und so wichtige Recht der Besetzung der Gerichte, wenn auch nicht ganz zu entziehen, so doch wenigstens in Etwas zu schmälern, indem nun auch Senatoren und selbst Plebejer unter die Zahl der Richter gelangen konnten. Endlich gab Sulla dem Senat, den er durch 300 Glieder, die er aus dem alten Rittersadel [7]) nahm, ergänzt hatte, die über 40 Jahre entzogene Besetzung der Gerichte wieder zurück, und zwar im Jahre der Stadt 673 oder 81 a. Chr. Es ist dies die berühmte Lex Cornelia [8]) (judiciaria), die, durchaus im Sinne derselben Tendenzen erlassen, die auch in allen andern politischen Maßregeln und Gesetzen dieses Mannes vorwalten, noch andere Bestimmungen in ähnlichem Sinn und Geist enthielt, wie z. B. das Verwerfen von drei Richtern, welches dem Eques oder dem Plebejer in einem ihn berührenden Processe verstattet war, während dem Senator eine weit größere Zahl von Richtern zu verwerfen erlaubt war. Sulla wollte offenbar auch hier den neu erhobenen Geldadel von einem so mächtigen Einfluß herunterdrücken, und dafür den alten Geburtsadel mit mehr Ansehen und Macht wie früher ausgestattet, wieder emporheben und möglichst herstellen, um darauf die fernere Dauer und die Wohlfahrt der Republik zu begründen. Inwiefern ihm dies gelungen, haben wir hier nicht weiter zu verfolgen; was den uns vorliegenden Fall betrifft, so scheint es in der That nicht, daß der Senat von dem ihm wieder zugestellten wichtigen Vorrecht den Gebrauch gemacht und in der Ausübung der Gerichtspflege mit der Unparteilichkeit verfahren, welche allein ihm dieses Vorrecht auf die Dauer hätte sichern und damit sein Ansehen wie seinen Einfluß auf's Neue begründen können: wir finden vielmehr [9]) mannichfach Begünstigung der schlechten Standesgenossen, gegen welche besonders die Bewohner der gedrückten Provinzen und Bundesländer kein Recht finden konnten [10]). Es erhebt sich der gerechte Unwille des Volks von Neuem gegen die senatorischen Richter, und das Verlangen, die Gerichte wieder dem durch seine Reichthümer in größerer Unabhängigkeit, als der alte, zum Theil derabgekommene, Geburtsadel, stehenden und dadurch eine bessere Garantie für die Unparteilichkeit der Gerichtspflege bietenden Ritterstande zu übertragen, ward bald immer mehr laut. Cicero's eigene Klagen in seiner Processchrift gegen Verres über die Bestechlichkeit der Gerichte, das gesunkene Ansehen derselben und der Mangel an Achtung, in welchem sie allgemein in Rom wie außerhalb desselben standen, zeigen uns zur Genüge, wie weit es bereits gekommen, wie nothwendig eine Änderung in der Besetzung der Gerichte, im eigenen Interesse des Senats und der Erhaltung der Republik geworden war. Auch hatte der in den Marianischen und Sullanischen Unruhen allerdings geschwächte Ritterstand bald wieder den Verlust an Reichthum, und damit an Ansehen und Einfluß ersetzt, und überhaupt sichtbar sich gehoben, da die einträgliche und wichtige Pachtung der Staatsrevenuen immer noch sein ausschließliches Vorrecht geblieben war. So konnte es den Blicken derer, welche die Erhaltung des Bestehenden, die Erhaltung von Ruhe, Ordnung und Besitzthum im römischen Staat gesichert und befestigt zu sehen wünschten, nicht entgehen, daß nur durch eine Verbindung des Ritterstandes mit dem Senat ein solches Ziel einigermaßen zu erreichen sei, das ja ohnehin zumal nach den vorausgegangenen blutigen Krisen, in dem Interesse der Einen wie der Andern begründet war. In diesem Sinne und Geiste suchte daher auch Cicero stets zu wirken; er hebt bei jeder Gelegenheit dies hervor, und betrachtet es als eins der schönsten Resultate seiner politischen Thätigkeit, den früher vom Senat, d. h. von der conservativ-republikanischen Partei, getrennten und ihr selbst feindselig gegenüberstehenden Ordo equester mit dem Senat vereinigt und dadurch die Eintracht wieder hergestellt zu haben, von welcher die Fortdauer der republikanischen Verfassung, d. h. des Bestehenden, allein und zunächst abhängig war. Und von diesem Standpunkte aus haben wir auch alle die rühmlichen und lobreichen Äußerungen Cicero's über den Ritterstand, die wir so zahlreich in seinen Schriften, zumal in den Reden, antreffen, zu betrachten, und die darin wol hier und da auch vorkommenden Übertreibungen zu entschuldigen, zumal wenn wir an die Gegenpartei denken, die zur Ausführung ihrer, auf den Umsturz der Republik berechneten,

5) In dem Fragment der Rede pro Cornel. 27: „memoria teneo, *cum primum senatores cum equitibus Romanis lege Plotia judicarent*, hominem dia ac nobilitati perinvisum etc. etc." s. dazu *Asconius Pedianus* p. 79. *Orell.* — über diese Lex Plotia s. Baiter's Index Legg. im Onomastic. Tullian. P. III. p. 232 seq. *Wittich*, De reipubl. Rom. forma, qua L. Cornelius Sulla etc. p. 166. 6) Ἀτεκνίως sagt (a. a. O.): „nam ex ea lege tribus singulae ex suo numero quinos denos suffragio creabant, qui eo anno judicarent. Ex eo factum est, ut senatores quoque in eo numero essent et quidam etiam ex ipsa plebe." 7) *ἐκ τῶν ἀφέτων ἱππέων*, wie Appianus (B. C. I, 100) sagt; wie eben *equestri ordine*. 8) s. Baiter's Index Legg. l. c. p. 159 seq. und daselbst die Stellen. Vgl. außerdem *Zachariae*, L. Cornelius Sulla etc. II. p. 159 seq. *Wittich* l. c. p. 145—171, insbesondere p. 167 seq.

9) s. das Nähere bei *Marquardt*, Equitt. Romm. hist. p. 38 seq. 10) Man lese nur den Eingang des Cicero'ś Rede in Verrem Act. I, 1: „— *inveteravit* enim jam *opinio* perniciosa reipublicae vobisque periculosa, quae non modo Romae sed et apud exteras nationes, *omnium sermone percrebruit, his judiciis, quae nunc sint, pecuniosum hominem, quamvis sit nocens, neminem posse damnari* etc. etc." Vergl. ebendas. cap. 7. fin. 8. 16, insbesondere II, 3. cap. 96.

Digitized by Google

Plane vor allem bedacht sein mußte, diese Einigkeit zu hindern und zu trennen, die Equites der senatorischen Partei möglichst zu entfremden und auf die Partei der Plebs zu werfen, durch die es allein möglich war, jene Absichten, unterstützt durch eine imposante militairische Macht, wirklich durchzusetzen und das gewünschte Ziel zu erreichen.

Dies war die Lage und die politische Stellung des Ordo equester in der letzten, denkwürdigen Periode der römischen Republik; und von diesem Standpunkte aus haben wir daher auch den von Cicero mit günstigen Augen angesehenen Vorschlag zu betrachten, der, nach einer Raum zehnjährigen Zeit, seit der Senat die Besetzung der Richterstellen erhalten, von dem Prätor L. Aurelius Cotta im J. 70 a. Chr. oder 684 u. c. ausging, einem der Häupter der senatorisch-aristokratischen Partei, der durch die oben erwähnte Betrachtung der Nothwendigkeit dazu geführt war, da er wol einsah, daß es klüger sei, durch Nachgiebigkeit in einigen Punkten von Seiten des Senats die Ritter zur Annäherung an denselben zu bringen, als sie von demselben entfremdet zu halten, dadurch der Gegenpartei zuzuführen, und den Senat, in dem vorliegenden Falle, zum zweiten Male der Besetzung der Gerichte verlustig zu machen, was unter den obwaltenden Umständen noch mehr als früher sein politisches Ansehen und seinen politischen Einfluß schwächen und untergraben mußte. Nach dieser Lex Aurelia [11]) sollten alle drei Stände Roms zur Besetzung der Gerichte concurriren in gleichem Verhältnisse, indem aus drei Abtheilungen oder Decurien des Senats, des Ordo equester, der tribuni aerarii (von Seiten der Plebs) eine gleiche Anzahl von Richtern zur Besetzung der Gerichte gezogen werden sollten [12]). Wenn der offenbare Zweck dieses Gesetzes auf Gleichstellung der verschiedenen Stände Roms bei Besetzung der Richterstellen und auf die dadurch zu erzielende Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Entscheidungen gerichtet war, so war der wahre und hauptsächliche Zweck, der eine Annäherung der Equites an den Senat und eine Vereinigung beider beabsichtigte, insoweit allerdings erreicht, als es in dem Interesse beider lag, durch gegenseitige Unterstützung und Verbindung überall, wo die Standesinteressen, insbesondere die Geldinteressen, wie dies ja bei den Equites als Publicani meistens der Fall war, auf dem Spiele standen, die Entscheidung zu ihrem Vortheil zu wenden. In dem dadurch gewonnenen Übergewichte der beiden Stände haben wir wol den Grund zu suchen, warum mehre Schriftsteller [13]) bei Erwähnung der Lex Aurelia nur von einer durch sie bewirkten Theilung der Richterstellen unter Senat und Ritter sprechen, der tribuni aerarii aber gar nicht erwähnen, eben weil ihr Einfluß unbedeutend gewesen, und vielleicht nur auf einen gewissen Schein berechnet war; während Alles darauf angelegt schien, dem Ritterstande den Hauptseinfluß auf die Besetzung der Gerichte zuzuwenden und ihn dadurch für den Anschluß an den Senat zu gewinnen. Nicht wenige Stellen Cicero's, namentlich in der Schrift gegen Verres, weisen uns darauf hin [14]), und zeigen uns hinreichend, welchen Werth man auf diese Übertragung der Gerichte an den Ritterstand legte. Und allerdings zeigt sich seit der durch die Gracchen bewirkten Änderung darin eins der wichtigsten und bedeutendsten politischen Rechte dieses Standes [15]), das ihm zu Ansehen, Macht und Einfluß verhalf oder vielmehr den durch seine Reichthümer gewonnenen Einfluß und damit seine politische Stellung als selbständigen Stand sichern konnte. In denselben Motiven ist wol der Grund des berühmten Roscischen Gesetzes [16]) zu suchen, wodurch zugleich die äußern Standesauszeichnungen näher bestimmt und festgestellt werden sollten. Nach diesem Vorschlage des Tribunen Roscius Otho im J. 686 u. c. sollten den zum Ritterstande gehörigen Personen 14 besondere Reihen in dem Theater zunächst den senatorischen Plätzen zugetheilt bleiben: wobei wir jedoch bemerken, daß nach den Ausdrücken, in welchen die Alten von dieser Lex reden [17]), es nicht sowol auf die Einführung eines neuen besondern Vorrechts oder einer besondern Auszeichnung, als auf die Wiederherstellung eines schon früher dem Ritterstande — vielleicht unter Sulla oder schon früher — ertheilten und später in Vergessenheit und außer Gebrauch gekommenen Ehrenrechtes scheint abgesehen gewesen zu sein. Es ist bekannt, mit welcher Ungunst, ja mit welchem Mißfallen dieser Vorschlag von der Plebs und ihren Führern aufgenommen ward, welche Aufregung und welche Unruhen er

11) s. die Stellen darüber in Baiter's Index Legg. p. 142 seq.; s. auch *Marquardt*, Equitt. Romm. hist. p. 41 seq. 12) Dies ist wenigstens von Asconius Pedianus klar und bestimmt ausgesprochen in Pison. p. 16, in Cornel. p. 67. 78, in Divin. p. 108. Schol. *Bobb.* p. 229. 339. ed. *Orell.*; s. auch *Cicero* ad Att. I, 16. — Über die tribuni aerarii ist Maddig's Programm (Havn. 1838. 4.) jetzt nachzusehen. 13) So z. B. Velleius (II, 32): „Per idem tempus Cotta judicandi munus, quod C. Gracchus eruptum senatui ad equites, Sulla ab illis ad senatum transtulerat, *aequaliter in utrumque ordinem partitus est.*“ So Cicero selbst pro Cluent. 47: „Illo ipso tempore illis censoribus erant *judicia cum equestri ordine communicata.*“ Livius (Epit. XCVII) und Plutarch (Pompej. 22) sprechen blos von einer Übertragung der Gerichte an den Ritterstand, nicht von einer Theilung oder Gleichstellung.

14) Wir wollen nur an die Stelle Act. II. Lib. II. cap. 96 erinnern, und daselbst die Worte: „— quod si ita est, quid possumus contra illum praetorem dicere, qui quotidie templum tenet, qui *rempublicam vietere negat posse si ad equestrem ordinem judicia referantur* etc.“ Oder II, 71. §. 174. V, 69. §. 177. I, 16 fin. 15) „Wer richtet,“ sagt er bereits; wer berechtigt sein, zu richten.“ (Zacharid, Lucius Cornelius Sulla rc. II. S. 159.) 16) Über die Lex Roscia s. Baiter's Index Legg. p. 255. *Bach*, Histor. jurisprud. Rom. IV. cap. II. §. 79. p. 182 und Stockmann's Comment. de legg. Romm. theatrali. (Lips. 1754.) cap. II. — Hauptstellen bei *Cicero*, Philipp. II, 18. Pro Muren. 19. *Livius*, Epit. XCIX. *Vellej.* II, 32 *Tacit.* Ann. XV, 32. Vergl. auch *Marquardt*, Eqq. Romm. hist. p. 43 sq. 58 sq. 17) Asconius (in Corn. p. 78 sq.) sagt: „L. Roscius Otho — *consummavit* in theatro ut equitibus Romanis XIV ordines spectandi gratia darentur. Velleius (II, 32) sagt sogar: „*Otho Roscius* lege sua equitibus in theatro loca *restituit*;“ und dasselbe Verbum restituere kommt in dieser Sache auch bei Cicero (pro Muren. 19) vor. Hier aber restituere in dem allgemeinen Sinne von praestare, den es in der spätern juristischen Latinität allerdings hat, aufzufassen, wird schwerlich erlaubt sein können. Vergl. auch *Marquardt* p. 44. not. 49 Huschke, Verfass. des Servius Tullius. S. 361 fg.

Digitized by Google

veranlaßte, die Cicero während seines Consulats zu dämpfen hatte, und wie er selbst, durch die bemerkten politischen Motive geleitet, Alles aufbot das Volk zu beschwichtigen [18]) (er hielt ja sogar eine Rede, deren er selbst [ad Attic. II, 1] erwähnt), dieser impopulären Maßregel durchzuhelfen, um die Ritter noch mehr an das Interesse der senatorischen Partei zu knüpfen, und ihre eigene Standesehre zu befestigen [19]). Denn es erhielt dieses Gesetz des Roscius auch noch andere Bestimmungen [20]), wornach z. B. jeder Ritter, der einer gerichtlichen Verurtheilung unterlegen, im Kriegsdienste sich feig bewiesen, in infamirende Erwerbszweige sich eingelassen oder einen Bankrott gemacht hatte, von diesem Ehrenrechte ausgeschlossen war, das hinwiederum an einen Census von 400,000 Sesterzen, also an den Besitz eines zu versteuernden Vermögens von circa 20,000 Thlrn. geknüpft war. Und es scheint auch diese Summe — denn über den frühern Census von dem Zeitalter der Gracchen an, ermangeln wir fester Bestimmungen — von nun an für die folgenden Zeiten als die feste gesetzliche Norm gegolten zu haben, der von nun an öfters, selbst noch bei den Dichtern der Kaiserzeit wie anderwärts Erwähnung geschieht [21]).

Wie Cicero während seines Consulats die über die **Lex Roscia** ausgebrochenen Unruhen gedämpft und die Ritter seines Beistandes und seiner Unterstützung bei dieser Gelegenheit aufs Thätigste versichert hatte, so fand er aber auch bei ihnen die gewünschte Hilfe bei Unterdrückung der die Ruhe der Stadt und das Bestehen des Staats gefährdenden Verschwörung Catilina's: und er verfehlt daher auch nicht, dieses Beistandes der Ritter und ihrer durch ihn besonders zu Stande gebrachten Verbindung mit dem Senat rühmlichst zu gedenken [22]): wiewol es in der That wenig befremden kann, wenn der Ritterstand diese Bahn jetzt einschlug. Die Furcht vor Unruhen, vor Neuerungen und dergl., welche den Besitzstand dieses reichen Geldadels bedroheten, mußte die Equites auf diese Richtung führen, von der sie freilich wieder sich entfernten, sowie sie in anderer Weise ihre Geldinteressen beeinträchtigt fanden. Bei dem schwankenden Zustande Roms, den innern Kämpfen der Parteien und dem Bestreben Einzelner zu dem, was bald eine Nothwendigkeit werden zu wollen schien, konnte kaum von einer dauerhaften Verbindung zwischen Senat und Rittern die Rede sein, da wo Alles eher als wahrer Patriotismus und aufopfernde Vaterlandsliebe zu finden war; und schon wenige Jahre nach seinem Consulat mußte Cicero sehen, wie wenig befestigt die von ihm so sehr hervorgehobene Einigung beider Stände, auf wie lockere Grundlagen das Ganze gebaut war, das jeden Augenblick gelöst und getrennt werden konnte [23]). Wenn das in Folge der Lossprechung des Clodius (693 u. c. oder 62 a. Chr.), der wegen Verletzung des Dienstes der Bona Dea angeklagt war [24]), erlassene Senatsconsult über eine Untersuchung der Richter, welche sich durch Geld hatten bestechen lassen, die Ritter erbitterte, so war es noch mehr das Benehmen des Senats in der Angelegenheit der einen Nachlaß der Pachtsumme verlangenden Publicani in Asien [25]), was den Ritterstand verletzte und von der senatorisch-aristokratischen Partei abzog. Es gelang in Folge dessen den klugen Bemühungen Cäsar's, die Ritter zum einen Theil auf seine Seite zu ziehen, während der andere, und zwar größere, Theil bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen Pompejus und Cäsar dem Erstern folgte. Der Ausgang des Kriegs ist bekannt. Nach Beendigung desselben ließ zwar Cäsar die Besetzung der Gerichte dem Senat und den Rittern, mit Ausschluß der Tribuni aerarii, welche die Plebs repräsentirten [26]), aber er erließ doch auch zugleich strenge Verfügungen wider die Willkür und die Erpressungen der Publicani. Wenn nach seinem Tode Antonius in Bezug auf die Besetzung der Gerichte einige Änderungen vornahm [27]), so fielen diese mit Aufhebung seiner Gesetze später wieder zusammen, und wurden durch die Anordnungen des Augustus [28]) gänzlich wieder beseitigt. Die Besetzung der Gerichte konnte unter den gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr von dem politischen Werth, wie früher, sein, es konnte sich daran kein bestimmtes Standesinteresse mehr knüpfen, und wir können es daher wohl begreifen, warum so Viele es

18) s. *Plutarch.* Vit. Cicer. 13. *Plinius*, H. N. VII, 30. 19) Daher sagt er in der Rede pro Muren. 19: „L. Otho equestri ordini restituit non solum *dignitatem*, sed etiam *voluptatem*. Itaque lex haec, quae ad ludos pertinet, est omnium gratissima, quod honestissimo ordini cum *splendore fructus* quoque *jucunditatis est restitutus*." 20) s. die Nachweisungen und Belege des Einzelnen bei *Marquardt* l. c. p. 58. 21) s. *Horat.* Epist. I, 1, 58 mit den Auslegern und Epod. IV, 15. *Juvenal.* I, 105. V, 132 (und daselbst die alten Scholien). XIV, 324. *Martial.* IV, 67. V, 8. 26. *Plin.* Epp. I, 19. *Plin.* H. N. XXXIII, 8. Vergl. auch *Marquardt* p. 58 seq. 22) Man lese z. B. Catil. IV, 7, in Pison. 5. Oder *Plinius*, H. N. XXXIII, 2. sect. VIII fin.: „M. Cicero demum *stabilivit equestre nomen* in consulatu suo, Catilinariis rebus ex eo se ordine profectum esse celebrans ejusque vires peculiari popularitate quaerens. Ab illo tempore plane hoc tertium corpus in republica factum est, coepitque adjici senatui populoque Romano et *equester ordo*." Daß der Schluß dieser Stelle zu viel sagt, bedarf kaum einer ausdrücklichen Erwähnung.

23) Er schreibt im J. 693 bei Gelegenheit der Erzählung des Claudianischen Processes an Atticus (I, 16. §. 6): „reipublicae statum illum, quem tu meo consilio, ego divino confirmatum putabam, qui bonorum omnium conjunctione et auctoritate consulatus mei fixus et fundatus videbatur, nisi qui nos deus respexerit, elapsum scito esse de manibus hoc uno judicio etc." Vergl. I, 19. §. 6. I, 17. §. 8. 24) s. die Erzählung des Ganzen bei Cicero (ad Attic. I, 16). Vergl. auch *Marquardt* p. 46 seq. 25) Das Nähere s. bei Marquardt (p. 47 seq.). 26) *Sueton.* Vit. Caes. 41: „judicia ad duo genera judicum redegit, equestris ordinis ac senatorii: tribunos aerarios, quod erat tertium, sustulit." Nicht anders auch *Dio Cassius* XLIII, 25, vergl. mit *Cicero*, Philipp. I, 8. 27) s. *Cicero* l. c. und mehr *Marquardt*, p. 49 seq. 28) *Sueton.* Octavian. 32: „ad tres judicum decurias (nach Madvig in der oben ang. Abhandlung p. 13. not. 20 von den, der größern Bequemlichkeit halber in drei Decurien getheilten Senatoren und Rittern zu verstehen) quartam addidit ex inferiore censu, quae ducenariorum vocaretur judicaretque de levioribus summis." Diese vierte Decurie würde dann den frühern Ärarischen Tribunen in einiger Weise entsprochen haben. Plinius (H. N. XXXIII, 1. sect. VII) mit Bezug auf diese Verhältnisse: „Divo Augusto decurias ordinante, major pars judicum in ferreo anulo fuit iique non *Equites* sed judices vocabantur. Equitum nomen subsistebat in turmis equorum publicorum. Judicum quoque non nisi quatuor decuriae etc. etc."

Digitized by Google

ablehnten, Richterstellen zu übernehmen [29]). Im Übrigen war August, wie er das Ähnliche auch in Absicht auf andere Verhältnisse beobachtete, wohl bedacht, das äußere Ansehen des in den Bürgerkriegen mehrfach herabgekommenen, auch durch fremde Eindringlinge um seine Achtung gebrachten Ritterstandes zu heben und ihn in dieser Beziehung durch eine höhere Stellung im Staate für den Verlust aller der wichtigen politischen Vorrechte, die an ihn früher geknüpft waren, gewissermaßen zu entschädigen.

Wir hören hier bereits von einem Verbot, öffentlich in scenischen oder gladiatorischen Darstellungen aufzutreten [30]), als von einer eines Eques Romanus unwürdigen Sache, und es läßt sich damit wol auch das freilich in späterer Zeit nach August's Tod erlassene Verbot verbinden, das jeder Frau, die durch Geburt oder durch Heirath dem Ritterstande angehörte, das entehrende Gewerbe der Prostitution untersagte [31]). Noch mehr mag in dieser Beziehung durch die, von den Rittern Anfangs eifrig bekämpfte, *Lex* [32]) *Julia* de maritandis ordinibus [33]), geschehen sein, welche zugleich Freigelassene und andere Personen niederer und gemeiner Abkunft von der Aufnahme in den Ritterstand abhielt. Andererseits um den ältern herabgekommenen Rittersamilien guter Abkunft die äußern Auszeichnungen, die sie durch den Verlust ihres Vermögens nicht mehr anzusprechen berechtigt waren, wieder zuzuwenden und so auch zum Besten des alten Geburtsadels etwas zu thun, ward bestimmt, daß Jeder auf die durch das Roscische Gesetz bestimmten 14 Reihen im Theater zugelassen werden solle, dessen Ältern oder Verwandten einmal den Rittercensus gehabt [34]); es ward dadurch den bestehenden Bestimmungen nichts derogirt, da wir vielmehr aus dem, was Suetonius [35]) von den verschiedenen Theaterordnungen und Einrichtungen August's näher berichtet, sehen, wie sehr es ihm angelegen war, auch hier den höhern Ständen die gebührende Auszeichnung in gewissen Ehrenplätzen zukommen zu lassen. Die den Rittern zuständigen Sitze finden wir mit dem Worte Equestria bei Schriftstellern der Kaiserzeit bezeichnet [36]). Aber nicht blos auf diese Weise, sondern auch auf andern Wegen und durch andere Mittel suchte er die Equites als eine *besondere*, höher gestellte, Corporation wieder herzustellen und zwar unter allen den äußern, ihm früher eigenthümlichen Formen, obwol unter verändertem Charakter, wie dies allerdings auch schon die Übereinstimmung mit seinen übrigen politischen Einrichtungen gebot, die unter dem äußeren Schein der älteren, wieder aufgenommenen oder in irgend einer Weise erneuerten Formen, doch ihrem Wesen nach die Bedeutung, welche in der ältern Republik an diese Formen sich knüpfte, sowie den daraus hervorgehenden politischen Einfluß nicht mehr besaßen, da wo Alles in mehr oder minder bemerklicher Weise auf die Person des Fürsten zurückgeführt oder von seinem Willen abhängig gemacht war: die verschiedenen Abstufungen im Staat mithin nur als mehr oder weniger willenlose Werkzeuge seiner Macht, oder als Diener seiner Person und Würde, unter großem Aufwand äußeren Ansehens und äußerer Ehre, fortan erschienen. Von diesem Standpunkte aus ist alles das aufzufassen, was Augustus zur Wiedereinrichtung und Wiederbelebung des alten Instituts der Equites that, das schon seit langer Zeit der ursprünglichen Bestimmung des militairischen Dienstes entfremdet, als politische Corporation aber in den letzten Zeiten der Republik noch mehr heruntergekommen war. Augustus stellte die Equites in ihrer frühern Eintheilung, jedoch natürlich ohne die damit ehedem verbundenen Stimmrechte, die bei dem Aufhören der Comitien oder vielmehr deren Verwandlung in eine leere Form, ohnehin hatten aufhören müssen, wieder her und zwar ebenfalls als ein militairisches Corps, und zwar, wie früher zu Pferde (Equo publico) [37]) abgetheilt in sechs Turmen, deren jede ihren Chef (Sevir) hatte [38]); er führte zu diesem Zwecke sogar die alten Musterungen wieder ein, die freilich in der ältern republikanischen Zeit eine ganz andere Bedeutung und einen ganz andern Sinn gehabt hatten. Damals nämlich mußte bei dem fünfjährigen Lustrum und zwar nach der Lectio des Senats der Ritter mit seinem Dienstroß in voller Rüstung vor dem Censor erscheinen, der auf dem Forum saß und den Ritter, der sein Pferd vor ihm vorbeiführte, in Augenschein nahm [39]). War hier alles in gutem Stande befunden, so konnte der Ritter ruhig weiter ziehen. War dies aber nicht der Fall, oder hatte der Ritter in anderer Weise, z. B. durch immoralische Lebensweise, sich etwas zu Schulden kommen lassen, so entzog ihm der Ausspruch des Censors sein Dienstroß [40]) und damit auch die Auszeichnung, Glied dieses Corps zu sein, indem er nun in einen niedern Stand zurücktrat. Diese alte Sitte, die in der censorischen Einrichtung überhaupt, sowie in der Sorge für den Kriegsdienst ihren natürlichen Grund hat, ward von Augustus wieder aufgenommen [41]) in der Weise, daß an der Stelle

29) Es heißt bei Suetonius (l. l.): „At *plerisque judicandi munus detrectantibus*, vix concessit, ut singulis decuriis per vices annua vacatio esset etc. etc." 30) *Dio Cass.* LIV, 2. 31) *Tacit.* Annall. II, 85: „eodem anno [772 u. c., 19 p. Chr.] gravibus senatus decretis libido feminarum coercita cautumque, ne quaestum corpore faceret, cui avus aut pater aut maritus Eques Romanus fuisset." 32) s. *Sueton.* Octav. 34; cf. *Dio Cass.* LVI, 1. 33) Über diese Lex s. *Heineccius*, Syntagma Antiqq. Romm. I. tit. XX. §. 6 seq. *Bach*, Histor. jurisprud. Rom. III. cap. 1. sect. 2. §. 7 seq. p. 323 seq. Vergl. auch in Bezug auf die Equites *Marquardt* l. c. p. 60. not. 26. 34) *Sueton.* Octav. 40: „quum autem plerique equitum, attrito bellis civilibus patrimonio spectare ludos e quatuordecim non auderent, metu poenae theatralis: pronuntiavit, *non teneri eo*, quibus *ipsis parentibusve equester census unquam fuisset.*" 35) Octav. 44. *Plinius*, H. N. XXXIII, 2. sect. VIII. *Stockmann*, De legg. Romann. theatrall. cap. III. 36) z. B. *Seneca*, De benefic. VII, 12. *Sueton.* Calig. 26.

37) Daher bei *Plinius*, H. N. XXXIII, 1. sect. VII: *Equitum nomen subsistebat in turmis equorum publicorum.* 38) s. *Orelli*, Inscript. Coll. nr. 732. 1172. 2242. 2258. Capitolin. M. Ant. phil. 6. 39) Es ist dies die sogenannte *Recognitio* (*Sueton.* Claud. 16). Daher bei Livius (XXXIX, 44) *recognoscere* equitatum, wofür *recensere* XXXVIII, 28. XLIII, 16 oder *censum agere* XXIX, 37. Das Nähere *Muhlert* §. 23. p. 23. *Marquardt* p. 66 seq. 40) Daher der Ausdruck *adimere equum*; daher die Formeln *tradue equum*, *vende equum* (s. *Spanheim*, De usu et praest. Numism. T. II. Diss. X. XII. p. 110. 113) u. A. Die Belege bei Muhlert und Marquardt a. a. O. 41) *Sueton.* Octav. 37: „triumviratum, legendi senatus et alterum

Digitized by Google

der Censoren er selbst, und zwar mit einigen Gehilfen, diese Musterung übernahm, wodurch die Sache selbst an äußerm Glanze und Ansehen gewinnen mußte, zumal da Augustus dabei, wenn wir den Worten seines Biographen trauen dürfen, mit aller Strenge verfuhr, den ganzen Lebenswandel des Ritters untersuchte und die Forderungen einer übrigens doch wol mehr äußerlichen Sittlichkeit dabei geltend machte [42]). Ebenso führte er auch die alten, feierlichen Aufzüge der Equites, die sogenannte transvectio [43]), wieder ein, welche nach einer Nachricht des Valerius Maximus (II, 2, 9) an den Lupercalien stattfand, insbesondere aber jährlich am 13. Juli am Feste des Castor, begangen ward, und von Livius (IX, 46 fin.) auf D. Fabius Maximus (305 a. Chr. oder 449 u. c.), von Dionysius (VI, 13) auf den Dictator Postumius, nach der Schlacht bei dem See Regillus, also 498 a. Chr. oder 258 u. c., zurückgeführt wird. Es rückte das ganze Corps der Equites — zu Augustus' Zeiten an 5000 Mann zu Pferde stark — in sechs Abtheilungen oder Turmen, jede mit ihrem Führer, geordnet in festlicher Kleidung und in voller Rüstung, mit Ölzweigen, wie wenn sie aus dem Kampfe zurückkehrten, und andern Ehrenzeichen geschmückt, von einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel des Mars aus, durch die feierlich die Stadt an dem Tempel des Kastor und Pollux vorbei, wo ein feierliches Opfer stattfand: das Ganze bot, wie Dionysius in seiner Schilderung anmerkt, einen herrlichen und selbst imposanten Anblick.

So erscheinen hier die Equites wieder als ein militairisch organisirtes Corps zu Pferde, welches die Elite der jüngern Bürger Roms in sich vereinigt, aber weniger zu einem eigentlichen Kriegsdienst bestimmt, vielmehr als eine Art von berittener Ehren- oder Nationalgarde anzusehen ist, die zugleich einen bestimmten corporativen Charakter hat, der sie als eine Art von politischer Institution, als ein Glied, als ein Staatsinstitut in der von Augustus geschaffenen Monarchie charakterisirt: wie dies selbst die nun davon vorkommenden griechischen Ausdrücke τὸ τέλος τῶν ἱππέων, τὸ τάγμα ἱππικὸν (wobei die Rücksicht auf das Vermögen oder den Census hervortritt), beweisen, denen dann die lateinischen Ausdrücke: Ordo equester oder auch Inventus ordinis equestris entsprechen [44]). Der Eintritt und die Aufnahme in diese Corporation war keine blos freiwillige, sie war an den Census geknüpft, ebenso wie an die nun wieder aufgenommene Verpflichtung zur Haltung eines Dienstrosses, wobei jedoch, im Vergleich mit der frühern Zeit, hinsichtlich der ältern Glieder eine schon größere Nachsicht eingetreten zu sein scheint, indem die 35 Jahre alten Ritter von dieser Pflicht befreit werden konnten [45]). Von einer eigentlichen Kriegs- und Dienstpflicht war der Ordo equester nur in so fern, so sehr auch sonst in Allem, was die äußeren Vorkommnisse u. dgl. betrifft, man möglichst bedacht war, Alles nach wieder hervortreten zu lassen, was die alten Equites auszeichnet hatte, nur mit dem Unterschiede, daß sie, als ein durch äußere Ehre und Auszeichnungen höher gestelltes Corps nun an die Person des Monarchen, wie früher an den Staat, geknüpft waren und ebendeshalb als eine Art von Ehren- und Nobelgarde bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Geburtsfesten, Leichenfeier, Gratulationsfesten und dergl., paradirten [46]). In diesem Sinne und Geiste, um sie noch mehr an den Hof und die kaiserliche Familie zu knüpfen, ward ihnen ein eigenes Haupt oder ein eigener Chef in der Person des Kronprinzen oder Thronnachfolgers gegeben, welcher mit dem Namen Princeps juventutis bezeichnet ward: eine Würde, die später auch von manchen Kaisern selbst angenommen ward. Es kommen zwar schon früher ähnliche Ausdrücke vor [47]), aber sie sind da, wo sie vorkommen, mehr oder minder in einem allgemeineren Sinne und nicht in dem speciellen und bestimmten einer eigentlichen Würde und eines Oberhaupts zu nehmen, das erst durch Augustus geschaffen ward, der die beiden von ihm adoptirten noch jungen Söhne des Agrippa, Cajus und Lucius, dazu erhob [48]) — eine Auszeichnung, die selbst in unsern Zeiten in gewissen Ernennungen oder Ordensverleihungen neugeborener Prinzen und Prinzessinnen etwas ganz Analoges darbietet. Allerdings bezeichnend für das Wesen und den Charakter des Instituts war die Schöpfung eines solchen Oberhaupts, insofern es dadurch immer mehr in Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe, sowie in unmittelbarere Abhängigkeit von demselben gebracht war, und eben in dieser Beziehung, wie früher als Pflanzschule des Senats [49]), so nun als die Pflanzschule des höhern römischen Beamtenstandes erschien, mit

---

recognoscendi turmas equitum, quotiescunque opus esset (Octavianus exoegitavit)." — 38: „Equitum turmas frequenter recognovit, post longam intercapedinem reducto more transvectionis etc. etc."

42) *Sueton.* Octav. 39: „impetratisque a senatu decem adjutoribus unusquemque equitum, rationem vitae reddere coegit; atque ex improbatis alios poena, alios ignominia notavit: plures admonitione sed varia. Leniissimum genus admonitionis fuit traditio coram pugillarium, quos taciti et ibidem statim legerent. Notativae aliquos, quod pecunias levioribus usuris mutuati, graviore foenore collocassent." 43) *Sueton.* Octav. 37. *J. E. Kapp*, Diss. de annuus equitum Romam, transvectione. (Lips. 1734. 4.) *Mahlert* I, 1. und insbesondere *Marquardt* I. 1. p. 68. 44) *Marquardt* p. 69 seq.

45) *Sueton.* Octav. 38 schreibt in dieser Beziehung von Augustus: „— senio vel aliqua corporis labe insignibus permisit, praemisso in ordine equo, ad respondendum, quoties citaretur, pedibus venire: *mox recusati equi gratiam fecit ei*, qui, *majores annorum quinque et triginta retinere eum vollent.*" 46) s. die von Marquardt (p. 73) angeführten Belege. 47) s. die Stellen bei Marquardt (p. 75. not. 96), dessen Ansicht wir folgen. Die Annahme eines Princeps juventutis, mit welchem Namen bei der feierlichen Musterung der Ritter der zuerst vom Censor abgelesene bezeichnet worden, nach der Analogie des Princeps senatus läßt sich für die frühere Zeit durchaus nicht erweisen. Es ist daher auch Cenesti in der Clav. *Cicer.* mit Andern im Irrthume. 48) *Tacit.* Annall. 1, 3: „— genitos Agrippa Cajum ac Lucium in familiam Caesarum induxerat, nec dum posita puerili praetexta *Principes Juventutis* appellari, destinari consules, specie recusantis flagrantissime cupiverat." *Dio Cass.* LV, 12. *Spanhem.* De praest. et usu numism. II. p. 359, das Monument. Ancyran. tab. III a laev. und Anderes, was Marquardt (p. 74) angeführt hat. 49) seminarium senatus von den Equites sehen bei Livius (XLII, 61) gesagt: „Equites enim illis principes juventutis, equites seminarium senatus: inde lectos in Patrum numerum consules, inde imperatores creant."

Digitized by Google

Beibehaltung der äußeren Ehrenauszeichnungen, die den Equites zugleich den Charakter eines höheren Adels in jeder Beziehung verliehen. In Folge dessen erhielt ein solcher Eques, der in den Militairdienst trat, immerhin die Stelle eines Officiers in höherem oder niederem Grade; auch hörte er nicht auf, ein Glied der Corporation zu sein; er blieb dies ebenso gut, wie auch wenn er zu Rom eine Civilstelle angenommen hatte; er schied nur aus, wenn er ordnungsmäßig seinen Abschied erhalten hatte, oder zu einer höheren Stelle, die über dem Stande des Equestands, befördert worden war. Und doch finden wir manche Fälle von solchen, die es vorzogen, obwol sie eine einen höhern Rang verleihende Stelle bekleideten, in der Rittercorporation zu verbleiben: was dann bei Erwähnung Solcher, meist durch irgend ein auszeichnendes Prädicat oder ein ehrendes Beiwort ausgedrückt zu werden pflegt, wie z. B. Equites *illustres*, Equites *splendidi* (*ἐπιφανεῖς*) und dergl. [50]). Ebendieser Umstand zeigt, wie äußerlich ehrenvoll und angesehen noch immer diese Corporation da stand, der anzugehören als eine besondere Ehre betrachtet wurde, welche durch Entfernung von Rom oder höhere Anstellung in einer Provinz nicht verloren ging, da vielmehr auch hier, in den einzelnen Städten, die darin wohnenden Equites [51]) immerhin durch ihre Eigenschaft als Glieder jener römischen Adelscorporation besondere Ehre und Auszeichnung ansprachen. Daher denn mit der Verleihung gewisser Ämter auch die Ertheilung dieses Ritteradels verbunden war. Zu diesen Ämtern, mit welchen die Eigenschaft eines Ritters verbunden war, gehört namentlich die praefectura praetorii [52]), d. h. das Commando über die von August errichteten prätorischen Cohorten: an welches sich aber bald auch der Oberbefehl über die in Italien liegenden Truppen knüpfte, und andere in den Bereich der Civilgewalt fallende Rechte, welche dieser Würde eine so furchtbare und ausgedehnte Gewalt bekanntlich verliehen haben. Ebenso war der ihm zunächst stehende Praefectus annonae, ferner der Praefectus vigilum [53]), dessen Macht und Ansehen bekanntlich auch im Laufe der Zeiten immer mehr stieg und über den Kreis seiner ursprünglichen und nächsten Bestimmung weit hinaus ging, stets ein römischer Ritter; die verschiedenen Arten von Beamten, die uns in der Kaiserzeit unter dem Namen der Procuratores [54]) entgegentreten, bald Finanzbeamte und Einnehmer der kaiserlichen Revenüen in den Provinzen oder auch des Staats, bald eine Art von Civilgouverneurs in den Provinzen und dergl., wurden schon von August den römischen Equites verliehen, deren Ansehen auf diese Weise natürlich ungemein steigen mußte, da sie in den Besitz der höheren und einträglicheren Posten der Civilverwaltung des römischen Reichs gelangten, ebenso wie sie im Heere die Officiersstellen, namentlich die höheren, und die bei der Reiterei besetzten [55]): in beiden Beziehungen aber mit der Person des Kaisers und dem kaiserlichen Hofe im engsten Zusammenhange waren. Darin mochten sie zugleich eine Entschädigung finden für die früher in den Händen der Publicani befindlichen, so einträglichen Staatspachtungen, da unter den Kaisern in dieser Hinsicht ein anderes System der Finanzverwaltung nach und nach Raum gewann, vermöge dessen durch eigene Beamte die Einnahmen des Staats eingezogen wurden: was insbesondere seit Hadrian allgemein geworden zu sein scheint [56]).

Betrachten wir nun die weitern Schicksale des Ritterstandes, der auf die bemerkte Weise unter den Kaisern immer mehr über die verschiedenen Länder und Städte des großen Reiches sich ausbreitete, so war die Aufnahme so mancher Personen niederen Standes [57]), die durch gewonnene Reichthümer oder durch die besondere Gunst der Kaiser sich den Zutritt verschafft hatten, keineswegs förderlich für die Erhaltung seines äußeren Ansehens und der äußeren Achtung und Ehre, deren sich dieser neu geschaffene Stand nach des Augustus Absicht erfreuen sollte; man ging daher auch von manchen der auf die Erhaltung dieses äußern Ansehens von ihm gegebenen Verordnungen vielfach ab, und es scheuelen sich bald römische Ritter nicht mehr, öffentlich in den Spielen und Kämpfen aufzutreten, zumal seit die Kaiser selbst daran Theil zu nehmen nicht unter ihrer Würde erachtet hatten [58]). Unter Tiberius, Caligula, Claudius und Nero kommen solche Beispiele vor; ein neues strenges Verbot des Vitellius mag schwerlich auf die Dauer gewirkt haben, da wo Alles an Ansehen und Achtung herabsank und zugleich alle besondere Standesprivilegien nach und nach zu einer Art von Allgemeingut wurden. Doch scheint die Corporation als solche noch immer fort bestanden zu haben, und selbst die jährliche Revue (recognitio, s. oben), wenn auch nicht durch die Kaiser selbst, so doch durch gewisse Beamte, die von ihnen dazu ersehen wurden, vorgenommen worden zu sein. Wenigstens führen uns hier einige Spuren bis zu den Zeiten Constantin's [59]). Anderes, was wir hören, zeigt uns die Entartung des Instituts, wie z. B. die Aufnahme von Kindern; die immer weiter selbst bis auf niedere Beamten ausgedehnte Ertheilung der Ritterwürde und dergl. mehr, worüber Ansehen und Charakter des Ganzen immer mehr verschwand und das ganze Institut nach und nach sich auflösen mußte. Daher dürfen wir uns denn auch nicht wun-

50) Bergl. über diese Verhältnisse die ausführlichere Erörterung nebst den Belegen *Marquardt* p. 77 seq., insbesondere p. 80 seq. 51) s. *Marquardt* p. 87 seq. 52) *Sueton.* Tit. 6: „*praefecturam* quoque *praetorii* suscepit, *nunquam ad id tempus nisi ab equite Romano administratam.*“ Mehr bei *Marquardt* p. 81. not. 53. über den Praefectus praetorio s. die Nachweisungen in Ersurdt's Röm. Antiqq. §. 166. S. 241 der zweiten Ausg. *Gronemann*, Comm. de Milit. Praetoriann. histor. (Traject. ad Rhen. 1832.) p. 84. 85. 53) Die Belege zu beidem s. *Marquardt* p. 82. 54) s. die Nachweisungen in Ersurdt's Röm. Antiqq. §. 184 der zweiten Ausg. und *Marquardt* p. 82. 83.

55) Vgl. Ernesti zu *Sueton.* Claud. 25. Gibbon, Gesch. d. Verfall. d. röm. Reichs. (Leipzig 1779.) I. S. 27 fg. 56) Cf. *Marquardt* p. 95. 57) Vgl. z. B. die bekannte Stelle des Juvenal, Sat. III, 154 seq. mit den Auslegern; s. auch IV, 32 mit den Auslegern. 58) Die Belege s. *Marquardt* p. 92. 93. Die Errichtung der Augustani, aus solchen Equites, durch Nero gehört ebenfalls hierher, da sie Würde und Achtung des Standes verletzen mußte; s. *Sueton.* Ner. 20. 25. insbes. *Tacitus*, Ann. XIV, 15 mit den Auslegern. *Dio Cass.* LXI, 20. 59) Die nähern Belege zu dem Gesagten s. *Marquardt* p. 92. 94—96.

Digitized by Google

dern, wenn wir in der Justinianeischen Gesetzgebung kaum noch eine Spur desselben finden; und späterhin selbst diese Spuren gänzlich verschwinden, die uns den völligen Untergang des Ritterstandes, wie er unter den Kaisern seit Augustus sich gestaltet hatte, beurkunden.

Wir haben theilweise bereits der Insignien[60]) oder äußeren Auszeichnungen gedacht, welche ein Vorrecht der Equites waren, und in Verbindung mit dem, was man die Ehrenrechte nennen könnte und mit dem daraus hervorgehenden äußeren Ansehen und Achtung, dasjenige eigentlich bildeten, was mit dem, alles dies zusammenfassenden, Worte splendor[61]), das wie eine Art von ehrender Titulatur dem Ritterstande beigelegt wird, bezeichnet ist. Es gehört hierher außer dem schon oben erwähnten Ehrenplatze im Theater, welcher durch das Gesetz des Roscius bestimmt war, das in weit früherer Zeit schon vorkommende Recht des Tragens eines goldenen Ringes (jus anuli aurei)[62]), worüber wir mancherlei Nachrichten bei Plinius (H. N. XXXIII, 1 et 2 init. [sect. VI—VIII.]) zusammengetragen finden, die freilich theilweise einer sorgfältigen Kritik zu unterziehen sind. Wenn das Tragen von Ringen in Rom überhaupt früh sehr verbreitet und allgemein war, so wird es uns weniger befremden, wenn wir hören, daß statt der eisernen Ringe, welche gewöhnlich und zunächst von den niedern Ständen getragen wurden, bei den höheren Ständen dafür goldene Ringe als eine besondere Auszeichnung üblich waren, getragen am vierten Finger der linken Hand[63]). Aus der Erzählung von dem zum Ädilen erhobenen C. Flavius, dem Sohne eines Libertinen, worüber ein so allgemeiner Unwille laut ward, daß man als Zeichen dieses Unwillens öffentlich die goldenen Ringe ablegte, grade wie bei der Trauer nach der schimpflichen Niederlage bei den caudinischen Pässen dasselbe geschehen war[64]) (im J. 434 u. c.), geht doch mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß unter den höheren Ständen Roms das Tragen solcher Ringe als eine Art von Standesauszeichnung angenommen war: von welcher Sitte demnach, wenn wir nicht auf die frühere Erzählung der Trauer wegen jener Niederlage achten, die erste sichere Erwähnung 448 u. c. oder 306 a. Chr. vorkommt, wie Plinius[65]) ausdrücklich bemerkt; erst zur Zeit des zweiten punischen Kriegs, setzt er hinzu, zeige sich ein allgemeiner Gebrauch in dem Tragen goldener Ringe; sonst hätten ja nicht die drei Scheffel goldener Ringe der bei Cannä gefallenen römischen Ritter von Hannibal nach Carthago geschickt werden können: und daß damals allerdings nur Ritter und Personen höherer Stände dieses Abzeichen getragen, möchte auch aus den Worten des Livius[66]) sich mit Grund schließen lassen: obwol wir die Angabe von den drei Scheffeln jedenfalls für eine Übertreibung halten[67]), selbst angenommen, daß, wie Dionysius von Halikarnaß (II, 17) versichert, wirklich 6000 römische Ritter bei Cannä gefallen. Ein Streit über einen solchen in einer Auction käuflichen Ring führte die Feindschaft zwischen Cäpio und Drusus herbei, wodurch, wie Plinius versichert, der so verderbliche Bundesgenossenkrieg erregt ward — ein Zeichen wenigstens des Werthes, den man auf dieses Standesabzeichen legte — und selbst damals, setzt Plinius ausdrücklich hinzu und belegt es auch mit Beispielen, hatten noch nicht alle Senatoren dieses Abzeichen. Mit der Bildung eines Ordo equester zu den Zeiten der Gracchen scheint der goldene Ring als besonderes Zeichen des Ritterstandes, der in den Gerichten saß, allgemein geworden zu sein[68]) und so denn nach und nach auch ein Recht aller derjenigen, welche den Rittercensus von 400,000 Sesterzen aufzuweisen hatten, mit welchem dieses Vorrecht des Tragens eines goldenen Ringes selbst in der Weise zusammenhing, daß der Verlust des Einen auch den des Andern nach sich zog. Daher auch die Verleihung des goldenen Ringes, wie sie z. B. auch durch den Feldherrn als Belohnung für ausgezeichnete Dienste im Felde Einzelnen ertheilt ward (donare anulo aureo)[69]), eben damit auch die Ertheilung der ritterlichen Würde mit sich bringt, in ähnlicher Weise wie heutigen Tags die Verleihung mancher Orden ebenfalls adligen Rang und Würde nach sich zieht. Nach Augustus wird von Tiberius versichert, daß er hinsichtlich dieser Ringe feste Bestimmungen

60) s. *Ch. G. Schwarz.* Diss. de insignibus ordinis equestris vett. Romn. (Altorf. 1715. 4.) und in dessen Dissertt. select. p. 60—102. 61) s. z. B. *Cicero* ad Divers. I, 3. XII, 27 pro Rosc. Amerin. 48 pro Sest. 51. Ch. J. G. Haymann, Anmerkk. zu Nieuport's Handb. der römischen Alterthümer. S. 12. *Marquardt*, Eqq. Romm. Hist. p. 81. not. 41. 44. 62) s. *Kirchmann*, De anulis. cap. 15. 16. *P. Burmann*, Diss. de jure anulorum aureorum (Traject. ad Rh. 1734. 4.), (auch in Ölrich's Thes. Diss. Belg. Vol. II. T. I. p. 199 seq.). Vergl. *Heindorf* ad *Horat.* Sat. II, 7, 8. p. 406 seq. *Juvenal.* IX, 43 mit den Auslegern. *Marquardt*, Eqq. Romm. Hist. p. 86. 63) s. die Erzählung *Sueton.* Caes. 33. Auch *Plinius*, H. N. XXXIII, 1. sect. IV: „et quisquis primus instituit, cunctanter id fecit, *laevisque* manibus latentibusque induit, quum si honos securus fuisset, dextra fuerit ostentandus." 64) s. *Livius* IX, 7 und daselbst besonders die Worte: „lati clavi, *annuli aurei positi*," die wir wol zunächst von den Senatoren zu verstehen haben. 65) Die eigenen Worte des Plinius (H. N. XXXIII, 1. sect. VI) lauten: „quo facto tanta senatus indignatione exarsit, ut *anulos* ab eo abjectos fuisse in antiquissimis reperiatur annalibus. Fallit plerosque, quod tum et equestrem ordinem id fecisse arbitrantur. Etenim adjectum hoc quoque sed et phalera posita proptereaque nomen Equitum adjectum est. Anulos quoque depositos a nobilitate, in annales relatum est, non a senatu universo." — Livius (IX, 46) sagt blos: Tantumque Flavii comitia indignitatis habuere, ut plerique nobilium annulos aureos et phaleras deponerent."

66) XXIII, 12, wo dem Mago, bei Überbringung der Ringe, die Worte beigelegt werden: „adjecit deinde verbis, quo majoris cladis indicium esset, *neminem nisi equitem atque eorum ipsorum primores* id gerere insigne." 67) Schon in dem Berichte des Livius (XXIII, 12), dem Valerius Maximus (VII, 2, 13) und Augustinus (De civit. dei III, 19) folgen, liegt dies angedeutet: „ad fidem deinde tam laetarum rerum effundi in vestibulo curiae jussit (Mago) annulos aureos, qui tantus acervus fuit, ut metientibus dimidium super tres modios explesse, sint quidam auctores. Fama tenuit, *quae proprior vero est*, haud plus fuisse modio." Auch nennt Florus (II, 6, 19) nur zwei Scheffel. 68) *Plinius* l. l. sect. VII: „— Sed *anuli* plane *medium ordinem tertiumque plebi et patribus inseruere:* quod antea militares equi nomen dederant, hoc nunc pecuniae judices tribuunt etc." 69) *Cicero* in Verr. III, 80. II, 3, 76. *Sueton.* Caes. 33. Vitell. 12 und andere Stellen bei Marquardt p. 87, besonders not. 8, vergl. p. 91.

Digitized by Google

gegeben [70]); aber der bald unter den Kaisern nach und nach immer mehr eingerissene Misbrauch in Ertheilung oder vielmehr Verschwendung dieser Auszeichnung und der damit verbundenen Würde an gemeine und unwürdige Personen, namentlich an libertī [71]), benahm der Sache selbst die damit verbundene äußere Achtung, setzte das Ganze herab und trug auf diese Weise nicht wenig zu dem gänzlichen Verfall des Ritterstandes bei, von dem wir oben berichtet haben.

Eine andere Auszeichnung war an der Kleidung befindlich. Wie die römischen Senatoren, oder späterhin auch alle die, welche senatorischen Rang und Würde hatten, an der Tunica einen breiten Purpurstreifen eingewebt trugen, der vorn in der Mitte vom Halse an bis an den untern Saum herablief (latus clavus) [72]), so hatten die zum Ritterstande Gehörigen einen ähnlichen, doppelten, nur schmäleren Streifen an ihrer Tunica (angustus clavus) von Oben zu beiden Seiten herablaufend, wodurch sie sich eben von den Personen senatorischen Ranges unterschieden [73]); weshalb die mit dieser Auszeichnung, welche der Ertheilung der Ritterwürde gleichkam, begabten, angusticlavii genannt wurden [74]). Übrigens finden wir unter der Kaiserzeit auch Equites, welche als besondere Auszeichnung und Standeserhöhung auch das Recht eines breiten Streifens erlangt hatten [75]), also laticlavii waren, wie denn überhaupt in der spätern Zeit auch diese Auszeichnungen, so gut wie der goldene Ring, immer allgemeiner wurden, mit bestimmten Ämtern und Graden im Heere wie in der Civilverwaltung verbunden waren, und ebendadurch ihr früheres Ansehen und das unterscheidende Abzeichen, zu dem sie dienen sollten, verloren.

Von einer andern besondern Uniform des Corps der Ritter ist wenigstens in den uns zugänglichen Quellen keine Rede: und wenn Dionysius [76]) bei Beschreibung des feierlichen Zugs der Ritter durch die Stadt (transvectio), ihnen ein purpurrothes Festkleid, eine trabea, beilegt, so mag dies wol mehr als eigene, festliche Sitte anzusehen sein, ohne darum ein besonderes Standesabzeichen gewesen zu sein; indem auch bei andern feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei der Leichenfeier des Germanicus die Ritter in der Trabea erscheinen [77]), die übrigens schon früh in Rom, ja schon unter den Königen, als Festkleid des Romulus vorkommt [78]), und überhaupt als ein Festkleid in allgemeinem Gebrauch schon früher und durchgängig im Gebrauch gewesen zu sein scheint.

Wir haben bisher von den Equites, in politischer Beziehung, als einer StandesCorporation gesprochen, die in der frühesten Zeit allerdings auch allein den Kriegsdienst zu Pferd besorgte, aber später darin durch eigene besoldete Truppen ersetzt ward: da diese ebenfalls Equites heißen, so bleibt uns noch übrig über diese, als Heeresabtheilung, nach ihrer militairischen Organisation Einiges zu bemerken [79]). Wie die Legion, als erste und älteste Heeresabtheilung, ursprünglich 3000 Mann Fußvolk zählte, so betrug die ihr beigegebene Reiterei die Zahl von 300 Mann aus den drei oben bezeichneten Rittercenturien; und diese Zahl scheint auch für die folgende Zeit als die Normalzahl angenommen worden zu sein, gestützt auf das Verhältniß von Eins zu Zehn, das hier in allen Beziehungen durchgeführt erscheint: sodaß selbst später, als die Zahl der Soldaten einer Legion bis zu 4000 und 5000 stieg, doch noch die Zahl der einer Legion beigegebenen Reiter der Regel nach auf die Zahl von 300 beschränkt blieb. So wird die Zahl 600 als die Zahl der Reiter von zwei Legionen bezeichnet (*Liv.* III, 62); sechs Legionen haben eine Reiterei von 1800 Mann (*Liv.* XXI, 17), und ein ähnliches Verhältniß stellt sich auch aus vielen andern Stellen des Livius heraus [80]), der nur an ~~einer einzigen Stelle (XXII, 36) sich auf eine Weise~~ ausdrückt, welche der Vermuthung Raum geben könnte, als habe in frühern Zeiten die Zahl der Reiter auf 200 sich belaufen, und erst späterhin eine Vermehrung von 100 stattgefunden [81]). Auch spricht Polybius [82]) von dieser Zahl als in früheren Zeiten vorkommend, während um seine Zeit allerdings die Zahl 300 die übliche gewesen. Und wenn wir nach der Mehrzahl der Stellen des Livius und anderer Autoren diese Zahl selbst für die frühere Periode als Normalzahl betrachten, so wollen wir damit nicht grade leugnen, daß in einzelnen Fällen nicht das ganze Contingent an Rittern ausgerückt, und demnach die Legionsreiterei nur 200 betragen, ebenso wie auch Fälle vorkommen, wo sie auf 400 Mann erhöhet ward, wie z. B. bei *Livius*, XXIII, 34. Daß Livius selbst die Zahl 300 in diesem

70) *Plinius* l. l. sect. VIII: „Tiberii demum principatus nono anno in unitatem venit equester ordo: *amborumque auctoritati formas constituta est.*“ 71) Vergl. Rein in Pauly, Realencyclopädie. I. S. 494. 72) s. darüber die Nachweisungen in Creuzer's Röm. Antiqq. §. 86 zu Anfang. 73) So nach Ruben (De re vestiaria) und Andern. *Schwarz*, Obss. ad *Nieuport* Compend. Antiqq. Romann. p. 575. *Spalding* ad *Quintilianni* Inst. Orat. XI, 3. §. 138. p. 441. 74) *Sueton*, Oth. 10 und daselbst Bremi; zgl. *Marquardt*, Eqq. Romm. Hist. p. 65. not. 74. 75) s. *Marquardt*, Eqq. Romm. Hist. p. 80. not. 39. 40. 76) Antiqq. Romm. VI, 13 und daselbst die Worte: „— ποφυρᾶς φοινικοπαφύρου ἁμπεχόμενοι τρίβωνας, τὰς καλουμένας τραβέας.“ 77) *Tacit*. Annall. III, 2: *trabeati equites*. So auch bei einem andern feierlichen Aufzuge s. *Sueton*. Domit. 14. Vgl. Lipsius zu der angef. Stelle des Tacitus. *Trabeata agmina* bei Statius (Sylv. IV, 2. §. 32; cf. V, 2, 17).

78) *Plinius* H. N. IX, 39. sect. LXIII: „Purpurae usum Romae semper fuisse video, sed *Romulo in trabea* etc. Daher *Ovid*. Fast. II, 505: *trabea* decorus Romulus; cf. VI, 375. 796. I, 37. Metam. XIV, 828. *Virgil*. Aen. VII, 612, 188. 79) Wir erinnern hier an die schon oben im Eingange genannten Abhandlungen von Le Beau in den Mém. de l'Acad. T. XXVIII und XXXII. 80) s. *Muhlert*, De Equitt. Romm. §. 19. p. 19. 81) „— numero quoque peditum equitumque legiones auctas, millibus peditum et centenis equitibus in singulas adjectis, ut quina millia peditum, *trecenî* equitas essent,“ wo jedoch Lipsius *quadringeni* ändert, dem die meisten neuern Herausgeber folgen. Cf. *Livius* XXIII, 34. 82) Er spricht II, 24 und III, 107 von 200 Reitern, aber I, 16 von 300; s. insbes. VI, 20 und dazu Schweighäuser's Note T. VI. p. 343 seq., nebst Le Beau a. a. O. T. XXVIII. p. 65 seq. *Muhlert* p. 19. *Lipsius*, De re milit. Roman. II. Dialog. 6 fin., welche die Widersprüche zwischen Livius und Polybius auf verschiedene Weise zu heben versuchen, in der Normalzahl von 300 aber doch so ziemlich übereinstimmen.

Digitized by Google

Sinne als Normalzahl ansah, geht aus Stellen hervor, wie XL, 36: binae legiones Romanae cum *suo* equitatu, und andern, wo er dafür den Ausdruck *justus* equitatus gebraucht. Eine solche Reiterabtheilung war eingetheilt [83]) in zehn Turmen (turma, bei den Griechen ἴλη genannt) [84]), welche insofern den zehn Cohorten der Legion entsprachen; jede Turma aber zerfiel in drei Decurien, wie die Cohorte in ihre drei Manipeln, jede Decurie von zehn Mann hatte ihren Chef oder Decurio; der Decurio der ersten Decurie befehligte die ganze Turme, Polybius nennt außerdem noch einen Unterofficier Optio (ὀπάγός) für jede Decurie: wornach dann die Turme sich auf 30 Gemeine mit sechs Officieren und Unterofficieren oder 36 Mann gestaltet: denn es scheint, daß bei der gewöhnlichen, runden Zahl von 30 nur die Gemeinen berechnet wurden. Bei Vegetius (II, 14) erscheint die Turme aus 32 Mann, d. h. 30 Gemeinen mit einem Ober- und Unterofficier.

Etwas anders gestaltete sich dies Verhältniß bei den Bundesgenossen, welche in den römischen Heeren kämpften: hier nämlich mußten die Bundesgenossen ein doppeltes Contingent an Reitern stellen, und die Zahl 600 bildete hier ebenso die Normalzahl für die Reiterei einer Legion [85]). Es ist dies ziemlich bestimmt in einer Stelle des Livius [86]) ausgesprochen, aus den Zeiten der punischen Kriege; die Geschichte Roms bietet uns nicht wenig andere Beispiele der Art; auch ist der Grund dieser Erhöhung nicht zu verkennen, wenn wir bedenken, daß zunächst nur aus den 18 Rittercenturien der Reichern nach des Servius Verfassung die Reiter genommen werden sollten, die bei der steigenden Größe der römischen Heere ebenfalls an Zahl stärker werden mußten, wenn das gehörige Verhältniß zwischen Fußvolk und Reiterei in der Organisation des Heeres beachtet bleiben sollte. Da nun aber die Rittercenturien die erfoderliche größere Zahl von Reitern zu stellen außer Stand sich sahen, so mußte man wol auf diese Weise den Abgang an Reiterei durch ein verdoppeltes Contingent, das man den Bundesgenossen auferlegte, decken. Überhaupt waren die Römer, die zumal in der früheren Zeit ihre ganze Stärke und Kraft in den Kern ihrer schweren Infanterie setzten, und namentlich in den punischen Kriegen mehre ihrer Niederlagen der überlegenen Reiterei der Gegner verdankten, von dieser Zeit an ernstlich bedacht, ihre Reiterei zu verstärken und auf einen bessern Fuß zu setzen, wie dies ausdrücklich von einem Scipio dem Jüngern, von Pompejus, Cäsar u. A. bemerkt wird. Jene Reiterei der Socii aber wird mit dem Namen Alae, Flügel, offenbar wegen der Aufstellung an den Flügeln des Heeres, bezeichnet [87]), oder auch Alarii Equites, welche bei Livius [88]) mehrmals im Gegensatze zu der römischen Legionsreiterei genannt werden, während bei Cäsar [89]) dieser Ausdruck in noch allgemeinerem Sinne sogar von der Infanterie der Verbündeten im Gegensatze gegen die römischen Legionssoldaten gebraucht wird. Noch allgemeiner ward dieser Ausdruck, als man seit den Zeiten Cäsar's die bisher den einzelnen Legionen in der oben bemerkten Weise und Anzahl beigegebene Reiterei von diesen trennte und in eigene Corps oder Regimenter absonderte, welche allerdings bisweilen auch einzelnen Legionen und Cohorten zugetheilt wurden und dann auch deren Benennungen annahmen, meistentheils aber selbständige und abgesonderte Reitercorps bildeten, deren Namen theils von einzelnen Ländern und Gegenden (wie z. B. *Ala* Britannica, Rhaetica, Picentina), theils auch von den Namen ihrer Anführer (z. B. Ala Petrina, Sulpicia, Valeria, Silana, Frontoniana, Flaviana u. s. w.) genommen waren [90]): wie dies ja heutigen Tages in gleicher Weise bei unseren Regimentern der Fall ist. Solche Alae kommen unter der römischen Kaiserzeit bis in die späteste Periode herab, in den Geschichtschreibern wie in Inschriften häufig vor, als die allgemeine Benennung der einzelnen Reiterabtheilungen des stehenden Heeres, eben weil man mit dem Worte Eques und Equites nun ganz andere Begriffe zu verbinden gewohnt war, wie wir dies oben nachgewiesen haben. Etwas später findet sich auch der unter der Kaiserzeit aufgekommene Ausdruck Vexillationes [91]), der in keinem andern Sinn als der Ausdruck Alae gesagt wird von solchen Reiterabtheilungen, die durch das ganze römische Reich stationirt waren, und uns durch die Angaben und Verzeichnisse der Notitia dignitatum näher bekannt sind. Hier werden diese stets als von den Legionen getrennte Corps aufgeführt: ebenso wie wir dies auch bei den meisten Schriftstellern der Kaiserzeit finden, indem schon, wie bemerkt, seit den Zeiten Cäsar's die eigentliche Legionsreiterei (Equites legionarii) zu verschwinden beginnt und an ihre Stelle diese Alae traten, welche bald eine Stärke von 5—600, bald von 1000 Mann hatten. Indessen wagen wir doch darum nicht, das gänzliche Abkommen der legionarischen Reiterei zu behaupten [92]), nicht sowol wegen Vegetius [93]), der von dieser Reiterei noch spricht, aber nicht selten Verhältnisse seiner Zeit mit dem früher Bestandenen verwechselt oder doch wenigstens nicht scharf genug unterscheidet, als vielmehr wegen einzelner, hier und dort vorkommender, Stellen, welche das Dasein der Equites legionarii im Gegensatze zu den alarii, bei

83) s. das Nähere *Le Beau* T. XXXII. p. 312 seq. 84) s. *Schweighäuser* ad *Polyb.* VI, 25. (T. VI.) p. 354 seq. 85) s. das Nähere *Lipsius*, De re milit. II. Dial. 7. 86) Buch XXII, 36: „— socii *duplicem numerum equitum darent*, peditis aequarent." 87) *Gellius*, N. A. XVI, 4: „Alae dictae exercitus equitum ordines: quod circum legiones dextra sinistràque tanquam alae in avium corporibus locantur." s. dazu *Le Beau* l. l. T. XXXII. p. 309 seq. *Lipsius* l. l. *Servius* ad *Virgil.* Aen. XI, 604: „*alae* autem dicuntur equites, quod alarum vice pedestrem exercitum tegunt.

88) z. B. XXXV, 5 oder XL, 40. 89) Bell. Gall. I, 51. Civ. I, 73. 83. II, 18. 90) Vergl. *Tacit.* Hist. I, 70 mit den Auslegern (*Ruperti* T. III. p. 127 und vergl. den Index T. IV. p. 471 s. v. *Ala* und *Alarii*. 91) *Veget.* II, 1: „Equitum alii alares dicuntur ab eo, quod ad similitudinem alarum ab utraque parte protegant acies: quae nunc *vexillationes* vocantur a velo, quia velis, hoc est flammulis utuntur." s. dazu Schwebel's Note. 92) *Le Beau* l. l. T. XXVIII. p. 59—64, früher auch schon Schele zu Hygin S. 68. 93) Insbesondere in der schon oben angeführten Stelle II, 1, wo, nachdem von den Equites alarii gesprochen war, dann die Worte folgen: „Est et aliud genus equitum qui *legionarii* vocantur, propterea quod connexi sunt legioni: ad quorum exemplum ecreati

Digitized by Google

welchem Ausdrucke auch noch immer eine Rücksicht auf Hilfstruppen vorzuwalten scheint, unzweifelhaft darzuthun scheinen [94]). Bei demselben Vegetius (II, 6) hat die erste Cohorte der Legion 1105 Mann zu Fuß und 132 geharnischte Reiter (Equites loricati); die übrigen neun Cohorten haben jede nur 66 Reiter. Auf welche Zeiten dies freilich zu beziehen ist, wird nicht angemerkt; ebenso auch (II, 14), wo er dem Abschnitt, der von den Turmen oder Unterabtheilungen der Reiterei handelt, die Aufschrift gibt: De turmis legionariorum. Und so glauben wir allerdings, daß Vegetius schwerlich mit der Bestimmtheit sich ausgesprochen haben würde, wenn zu seiner Zeit diese Einrichtung gänzlich verschwunden, oder doch bereits gänzlich abgekommen wäre. Andere Unterschiede unter den Reitercorps bezogen sich auf besondere Dienstleistungen oder augenblickliche Verhältnisse, wohin wir z. B. die Equites *extraordinarii* s. *delecti* rechnen, welche Polybius (VI, 24 vergl. *Liv.* XL, 31. XXXIV, 47) nennt [95]), oder die Equites singulares, singularii [96]), womit immerhin eine Art von Eliten, wie wir dies jetzt nennen, oder etwas Ähnliches bezeichnet wird, da sie als den prätorischen Cohorten, oder den kaiserlichen Leibwachen, die zum Theil ja auch zu Pferde dienten [97]), zunächst stehend betrachtet werden. Daß man zu dem Dienst zu Pferde meist die Mannschaft aus den von kräftigen Stämmen bewohnten Provinzen entnahm, zeigt schon die Benennung der meisten Alae aus der Kaiserzeit, zumal da schon früher in der letzten Periode der Republik die älteren römischen Equites nur als Officiere in den Heeren dienten, deren Reiterei bereits zum großen Theil aus Eingebornen fremder, außerhalb Italien gelegener, Landstriche zusammengesetzt war.

Die Bewaffnung und Ausrüstung der römischen Reiterei scheint nach den Äußerungen des Polybius (VI, 23) [98]) in der früheren Zeit manchen Mängeln unterlegen zu sein, welche wol die Veranlassung gaben, daß man später die griechische Bewaffnung einführte, wie dies derselbe Schriftsteller von seiner Zeit ausdrücklich versichert. Früher hatten die Reiter keinen Harnisch, sie waren leicht gegürtet und ebendarum viel beweglicher; sie konnten daher auch mit größerer Leichtigkeit auf- und absitzen, aber sie waren im Gefechte nicht hinreichend gedeckt, sondern als Leichtbewaffnete (διὰ τὸ γυμνοὶ κινδυνεύειν) größeren Gefahren ausgesetzt, zumal da auch ihre Hauptwaffe, der dünne, lange Speer, minder brauchbar war, die Spitze leicht abbrach und dadurch den Gebrauch der Waffe unnütz machte; selbst der runde, von Ochsenhäuten gemachte, Schild (parma) war zu klein, um den Körper hinreichend zu decken, und bei eintretender Nässe, welche das Leder zusammenschrumpfte, nicht gut zu gebrauchen. Statt dessen ward also später die griechische Bewaffnung eingeführt und damit die Reiterei aus einer mehr leichten in eine schwere umgewandelt. Der Reiter erhielt eine Sturmhaube (cassis), einen Cuiraß (lorica, cataphracta), der nicht blos den Leib von Vorn und Hinten, sondern auch die Arme und Hände deckte; einen ovalen Schild (clypeus) und Beinstiefeln (ocreae: daher auch *ocreati* equites); ferner eine lange, mit einer doppelten eisernen Spitze nach Unten wie nach Oben, versehene Lanze, die jedoch meist nur bei dem ersten Anrennen gebraucht ward, einen Säbel, der etwas länger, als die Infanteriesäbel war und jedenfalls für die Hauptwaffe des römischen Cavalleristen anzusehen ist; endlich für das Handgemenge noch einen Dolch. Das Pferd hatte über den Leib eine lederne Decke, war aber am Kopfe und an der Brust mit Eisenblech bedeckt, abgesehen von einzelnem besonderem Schmuck und Zierath, welchen z. B. Officiere oder Einzelne angebracht hatten. Auch wurden die Pferde sorgfältig dressirt, und mit Gepäcke in der Regel nicht belastet, indem man dazu eigener Lastpferde oder Maulesel sich bediente. So sehen wir noch auf manchen alten Denkmalen die römischen Reiter abgebildet, und daraus sind auch die in neueren Werken mehrfach vorkommenden Abbildungen entnommen, wie bei Lipsius (De re milit. III, 7), Montfaucon (Antiq. T. IV. p. 73 sq.), Krucher (Tab. III. fig. 1) u. A.

Wenn wir hier nicht weiter in alles das eingehen, was die Aufstellung der Reiterei in der Schlachtlinie, die Art und Weise des Kampfes und dergl. betrifft, da dies mehr in die Geschichte des Kriegswesens und der alten Taktik überhaupt gehört, so haben wir doch noch über den unter dem Namen des Magister Equitum bekannten Oberanführer der römischen Reiterei Einiges zu bemerken [99]), da er zugleich auch als einer der höheren Staatsbeamten Roms in gewissen Fällen erscheint, ernannt von dem Dictator, um ihm, aber als untergeordnete Person, zunächst in allen seinen verschiedenen Amtsverrichtungen zur Seite zu stehen, und neben und unter ihm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu führen in einer Zeit, wo die gewöhnlichen und ordnungsmäßigen Magistrate cessirten. Wenn wir nach Grund und Veranlassung dieser Würde fragen, so bietet sich uns

equites sunt instituti," und ebenso in der Stelle II, 2: „— cum (legio) proprios et sibi insitos *equites legionarios* iisdem matriculis teneat." Vergl. auch II, 21 fin.

94) Wir haben hier nicht sowol die von Le Beau (a. a. O.) behandelten Stellen aus Vegetius, Zosimus und dem Itinerarium Anton. vor Augen, hinsichtlich deren wir zum Theil mit Le Beau übereinstimmen, als Stellen, wie *Tacitus*, Ann. IV, 73, wo von den zuerst erwähnten equites legionarii deutlich unterschieden wird der alarius eques, vergl. Hist. I, 57. Will man auch hier equites *alarii*, wie in manchen andern Stellen des Livius und Tacitus, von der Reiterei der Bundesgenossen verstehen, so wird doch das Dasein einer der Legion (wie stets früher) zugetheilten Reiterei, die man für die Kaiserzeit leugnen will, daraus sich erweisen lassen. Vergl. Ernesti und Brotier zu Annall. l. l. (p. 459 seq. ed. *Rupert.* T. I.) 95) Mehr bei Lipsius (De re milit. II. dialog. 7). Vergl. auch *Duker* ad *Livium* XLII, 58. 96) s. *Tacit.* Histor. IV, 70 und daselbst die verschiedenen Ausleger, Brotier u. A. Manche wollen auch hier an einzeln kämpfende Reiter denken. 97) z. B. *Tacit.* Annal. I, 24: „Additur magna pars *praetoriani equitis* et robora Germanorum etc." 98) s. dazu den Commentar von Lipsius, De re milit. Romm. III, 7.

99) *J. A. Nösselt*, De Magistro Equitum ex antiquit. Romana Comment. (Halae 1757. 4.) *Muhlert*, De Eqq. Romm. §. 25. p. 24 seq. sind im Allgemeinen über die einzelnen, hier in Betracht kommenden, Punkte zu vergleichen.

Digitized by Google

in dem schon oben erwähnten Tribunus Celerum eine Spur, die wir nur weiter zu verfolgen haben, um in der ganzen Einrichtung nichts Befremdliches und Auffallendes zu finden. Wenn jener Anführer der zu Pferde dienenden vornehmen Geschlechter zugleich als Führer des ganzen Heeres und als dem Könige in dieser und in anderen Beziehungen an Würde zunächst stehend in dem monarchischen Rom erscheint, so kann es doch in der That nicht auffallen, wenn nach dem Sturze des Königthums, in dem republikanischen Rom in Fällen der Noth, welche die Vereinigung aller Macht und Kraft in den Händen eines Einzigen — des Dictators — zur gebieterischen Pflicht machten, diesem, mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestatteten, den Königen der frühern Zeit völlig in dieser Hinsicht gleichgestellten Magistrate, ein ähnlicher Magistrat zur Seite gestellt wird, der ebenso wie der Dictator Magister Populi heißt, den entsprechenden Namen Magister Equitum führt [1]), und in dieser Beziehung keineswegs als eine blos militairische Stelle zu betrachten ist, sondern ebenso gut als eine Civilstelle, wie ja auch Beides in der Hand des einen Dictators — die höchste Civil- wie die höchste Militairgewalt — vereinigt war. Schon in dem alten Gesetze, das Cicero (De Legg. III, 3. §. 9) mittheilt [2]), findet sich diese Stellung des Magister Equitum neben dem Dictator ausgesprochen; sie war mit der Einführung der Dictatur schon gegeben und muß daher mit dieser als gleichzeitig eingeführt betrachtet werden, hervorgerufen durch die Erinnerung und Beziehung auf den Tribunus Celerum, wie vielleicht selbst durch das Verlangen der Patres, dem mit so unumschränkter Macht über alle Bürger des Staats begabten Dictator in der Person eines solchen, wenn auch immerhin untergeordneten, Amtsgehilfen, welcher jedenfalls den patricischen Adelsgeschlechtern angehörte, ein Gegengewicht, das reactionäre Maßregeln wider die Aristokratie wenigstens zu verhindern im Stande war, zu schaffen, und so dem alten, herrschenden Geburtsadel selbst da eine Art von Vertretung zu geben, wo Alles im Staate gleichmäßig der Einen Gewalt des Dictators aufs Unbedingteste unterworfen war.

Wenn die Zeit, in welcher die erste Ernennung eines Dictators in Rom stattgefunden, nicht in übereinstimmender Weise von den Alten angegeben wird und Livius selbst (II, 18) die Sache als unentschieden und unerweislich betrachtet [3]), so wird auch ebenso wenig hinsichtlich der Zeit, in welcher der erste Magister Equitum in der bemerkten Weise vorkommt, etwas Bestimmtes und Sicheres sich angeben lassen; es wird auch hier genügen, zu bemerken, daß bei derselben Gelegenheit, wo der erste Dictator um das Jahr der Stadt 253 in der Person des T. Lartius ernannt worden, auch der erste Magister Equitum in der Person des Sp. Cassius von Livius, der sich hier auf die ältesten Quellen beruft (apud *veterrimos auctores* — invenio), erwähnt wird. Und wenn wir auch in der Folge da, wo von der Erwählung eines Dictators in der römischen Geschichte berichtet wird, nicht immer damit zugleich die Erwähnung seines Magister Equitum verbunden sehen [4]), so wird daraus noch keineswegs gefolgert werden können, daß mit der Ernennung eines Dictators die eines Magister Equitum nicht nothwendig verbunden gewesen, da wir vielmehr nach den der ganzen Institution zu Grunde liegenden Verhältnissen, und selbst nach der Analogie griechischer Einrichtungen, wo wir, wie z. B. im Achäischen und Ätolischen Bunde, neben dem Bundesoberhaupte, dem Strategen, den ἵππαρχος als nächste Behörde finden [5]), beides als mit einander innig und unzertrennlich verbunden ansehen zu müssen glauben [6]), und finden uns in dieser Ansicht durch das Zeugniß des Dionysius von Halikarnaß bestärkt, der, nachdem er der Erwählung des Dictators, und der von diesem alsbald erfolgten Ernennung des Magister Equitum erwähnt hat, die Worte folgen läßt: τοῦτο τὸ ἔθος ἕως τῆς κατ' ἐμὲ γενεᾶς ἐφυλάττετο ὑπὸ Ῥωμαίων καὶ οὐδεὶς εἰς τόδε χρόνον δικτάτωρ αἱρεθεὶς χωρὶς ἱππάρχου τὴν ἀρχὴν διετέλεσεν.

Die Ernennung des Magister Equitum ging nach ebendieser Stelle von dem Dictator aus: wie dies auch nicht wenige Stellen des Livius bestätigen [7]), daher Niebuhr's [8]) Vermuthung von einer Wahl des Magister Equitum durch die Rittercenturien durchaus unbegründet bleibt und aller Wahrscheinlichkeit entbehrt. In der Natur der Sache aber lag es, daß in der frühern Periode der Magister Equitum aus patricischem Geschlechte war [9]): und wenn später darin Änderungen eintreten, indem auch Plebejer diese Würde bekleiden, so kann dies hier nicht mehr auffallen, als bei den übrigen höheren Staatsämtern, die in diesen Zeiten sämmtlich den Plebejern zugänglich wurden. Wie man insbesondere gern solche Männer dazu wählte, welche bereits durch die Führung eines Consulats sich die vollkommene Kenntniß und Erfahrung über alle Staatsangelegenheiten erworben hatten, so findet es sich auch oftmals, daß der Consul, der den Dictator er-

1) Seneca (Epist. 108), der sich auf Cicero (De Republica) beruft, wo wir jetzt I, 40 einen Theil lesen, nämlich die Worte: „sed in nostris libris vides eum (dictatorem scil.) *magistrum populi* appellari," zu welchen Seneca noch hinzusetzt: „hodieque id exstat in auguralibus libris, et testimonium est, quod qui ab illo nominatur, *magister equitum* est." Ein Mehres s. bei *Cicero*, De Legg. III, 3. §. 9 und dazu den Excurs XII. in Moser's Ausgabe S. 509. *Varro*, De Ling. Lat. V, 82. 2) „Equitem cumque qui regat, habeto (sc. magister populi), pari jure cum eo, quicunque erit juris disceptator." 3) „In hac tantarum exspectatione rerum sollicita civitate, dictatoris primum creandi mentio orta. Sed nec quo anno, nec quibus consulibus, quia ex factione Tarquinia essent (id quoque enim traditur) parum creditum sit, nec quis primum dictator creatus sit, satis constat." Vergl. damit *Cicero*, De Rep. II, 32, wornach dies um 254 u. c., und *Dionys. Halic.* V, 73, wornach dies um 256 u. c. fallen würde.

4) Wie z. B. bei Livius (II, 30. VII, 6). 5) Vergl. C. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 186. Not. q. 6) So auch Rößelt a. a. O. §. III und IV. 7) Bei *Muhlert* p. 25. not. 22. Vergl. auch Rößelt a. a. O. §. XVII. S. 23. 8) Röm. Gesch. I. S. 631 (594), von Muhlert (a. a. O.), wie von Göttling (Gesch. der röm. Staatsverf. S. 281. 282) mit Recht verworfen. 9) Die Belege zu diesen, wie zu den folgenden Sätzen bei Muhlert a. a. O.

Digitized by Google

nannt hat, von diesem zu seinem Magister Equitum angenommen ward: was gewiß in dem natürlichen Interesse der Staatsverwaltung begründet war, und am besten den von einer rücksichtslos ausgeübten Dictatur für den Staat zu erwartenden Nachtheilen vorbeugen konnte.

Sehen wir nun auf die Wirksamkeit und den Dienstkreis des Magister Equitum über, so zeigt sich auch hier dieselbe innige Verbindung mit dem Dictator in allem dem, was der Macht und dem Wirkungskreise dieser Behörde überlassen war, somit die dienstliche Leitung aller den Staat betreffenden Angelegenheiten [10]). Daß er unter ihm und zwar ihm zunächst im Heere befehligt, auch insbesondere an die Spitze der Reiterei gestellt war [11]), obgleich nicht ausschließlich, da ihm ebenso gut auch andere Abtheilungen des Heeres [12]) oder auch in momentaner Abwesenheit des Dictators der Oberbefehl des ganzen Heeres als dessen Stellvertreter anvertraut werden konnte [13]), gibt schon sein Name zu erkennen, und es wird uns daher auch nicht auffallen, wenn er z. B. mit dem Dictator die Werbung und Organisation des Heeres leitet [14]), oder in Rom zurückgelassen, während der Dictator mit dem Heere ins Feld gezogen, dort mit der Sorge für die Sicherheit der Stadt oder für die Herbeischaffung des dem ausgezogenen Heere nöthigen Bedarfs und dergl. beschäftigt ist [15]). Daß er den Befehlen des Dictators untergeben und in allem den strengsten Gehorsam gegen dessen Befehle bewahren mußte, kann bei der Strenge der römischen Kriegsdisciplin nicht befremden, und das Verfahren, das in einzelnen Fällen strenge Dictatoren gegen den wider ihren Befehl handelnden Magister Equitum eingeleitet [16]), ist dasselbe, das in ähnlichen Fällen auch von römischen Consuln beobachtet wurde. Da wo der Dictator, um anderer Ursachen willen, nicht gegen Feinde von Außen oder von Innen, die durch militairische Gewalt zu besiegen waren, sondern um wichtiger innerer, selbst religiöser Angelegenheiten gewählt war (was bei dem innigen Zusammenhange des römischen Staatswesens mit altetruscischen Religionsinstitutionen und dem großen Aberglauben der Masse des römischen Volks nicht auffallen kann), sind uns bestimmte Verrichtungen und Geschäfte des Magister Equitum *nicht* näher angegeben [17]), und wir sind hier im Allgemeinen auf die Annahme dienstlicher Hilfsleistung in dem, was der Dictator überhaupt zu besorgen hat, namentlich bei der Leitung der Wahlen hingewiesen, wenn wir nicht auf Vermuthungen, mehr oder minder begründet, uns einlassen wollen. Jedenfalls war hier die Thätigkeit des Magister Equitum nicht von der Bedeutung und von dem Umfange, den sie im Kriege und im Felde einnahm. Immerhin ist inzwischen die Macht und das Ansehen dieses Magistrats hoch genug anzuschlagen, da er dem Dictator zunächst stand [18]), und die Verwaltung aller andern Stellen, durch den Rücktritt der sie verwaltenden Magistrate cessirte, der ganze Amtskreis dieser Behörden mithin dem Dictator und seinem Magister Equitum einzig und allein unterstellt war. Letzterer hatte daher auch das Recht, so gut wie andere der ordentlichen Magistrate, die Volksversammlung wie den Senat zusammenzuberufen [19]). Was die äußeren Abzeichen seiner Würde betrifft, so waren diese wol ähnlicher Art, wie die, welche der Prätor führte und zum Theil auch mit andern höhern Staatsbeamten gemein hatte [20]), also das Amts- und Ehrenkleid der toga praetexta, der curulische Stuhl, das Gefolge von sechs Lictoren. Wenn aber Rösselt [21]) dazu noch muthmaßlich, wenigstens für die spätere Zeit, eine eigene Art von Halbstiefeln, die mit rothen Binden oder Streifen verbrämt waren, und von den höheren Officieren getragen wurden (caligae clavatae), sowie einen Purpurmantel (lacerna) rechnen möchte, so wird sich dies wenigstens auf die Ciceronische Stelle (Philipp. II, 30) [22]) keineswegs begründen lassen und entbehrt auch sonst jedes weiteren Beweises.

Das natürliche Ende dieser Würde ist das Ende der Dictatur, mit der sie so innig und untheilbar verbunden war. Unter Cäsar bekleidete Antonius die Würde eines Magister Equitum, von Cäsar dazu ernannt, wie Plutarch (Vit. Anton. 8 vergl. *Appian*, Bell. civ. II, 92) angibt, nach Cicero aber (Philipp. II, 25 vergl. 29) ohne Wissen Cäsar's, der sich in Alexandrien aufhielt, von dessen Freunden dazu bestellt, und in Cäsar's Abwesenheit von Rom, als dessen Stellvertreter in allen Beziehungen daselbst die höchste Gewalt in seiner Person vereinigend; ihm folgte, nachdem ihn Cäsar zu seinem Collegen als Consul bestimmt hatte, Lepidus als Magister Equitum, wie Appianus (Bell. civ. II, 107 vergl. *Sueton.* Caes.

10) Rösselt §. VI fg. 11) Daher bei Livius (VIII, 33 fin.) der Dictator seinem Magister Equitum zuruft: „— mihi legiones peditumque pugna curae erunt: *penes te equestre sit decus.*“ Vgl. auch die Stelle aus den Origines des Cato bei Gellius (Noct. Att. II, 19 fin.) und andere Stellen des Livius bei Muhlert (p. 26. not. 27). 12) Belege aus Livius gibt Muhlert (p. 26. not. 28). 13) s. z. B. *Livius* VIII, 30. XXIII, 19. XXII, 24 init. 14) Belege dazu aus Livius bei Muhlert (p. 26. not. 29). 15) s. *Liv.* VIII, 36 init. oder IV, 27: „relictoque C. Julio consule ad praesidium urbis et L. Julio magistro equitum *ad subita belli ministeria, ne qua res, qua equissent in castris, moraretur*, dictator etc. etc. Vergl. auch XXII, 8. 16) z. B. *Livius* VIII, 32 oder XXIII, 19. XXII, 24 seq. *Plut.* Fab. Max. 3 seq., wo wir in Bezug auf das hier in Rede stehende Strafrecht des Dictators die Worte lesen: καὶ γὰρ εἶρξαι τῷ δικτάτορι καὶ ἐκτεῖσαι πρὸ δίκης (i. e. indicta causa) ἔξεστι. 17) Vgl. Rösselt §. VIII. IX.

18) Cf. *Plutarch.* Vit. Anton. 8: *μετὰ δὲ τὴν νίκην δικτάτωρ ἀναγορευθεὶς (ὁ Καῖσαρ), αὐτὸς μὲν ἔδωκε Πομπήϊον, Ἀντώνιον δὲ ἵππαρχον ἑλόμενος εἰς Ῥώμην ἐπεμψεν. Ἔστι δ' ἡ ἀρχὴ δευτέρα, τοῦ δικτάτορος παρόντος· ἂν δὲ μὴ παρῇ, πρώτη καὶ μόνη σχεδόν. Ἡ γὰρ δημαρχία διαμένει, τὰς δ' ἄλλας καταλύουσι πάσας, δικτάτορος ἀφιεμένου.* Daß in dieser Stelle die Lesart *ἵππαρχον* statt des fehlerhaften *δήμαρχον* die allein richtige ist, haben auch Hase und Schäfer jetzt anerkannt; s. des Letztern Note in seiner Ausgabe des Plutarch T. V. p. 412. 19) s. *Cicero*, De Legg. III, 8. *Liv.* VIII, 33. *Dio Cass.* XXVII, 42. Vergl. auch Rösselt §. XIII. 20) s. Rösselt §. XV. Creuzer's Römische Antiqq. §. 163 a. E. und daselbst die Stellen aus Dio Cassius, insbesondere XXVII, 42, und J. Laurentius Lydus. 21) a. a. O. S. 21. 22) Hier heißt es von Antonius: „Ex omnibus omnium flagitiis nullum turpius vidi, nullum audivi. Qui Magister Equitum fuisse tibi viderere — per municipia coloniasque Galliae — *cum Gallicis* (Andere früher *caligis*) et *lacerna* cucurristi.“

Digitized by Google

82) erzählt; auch Octavius hatte, wie derselbe Appianus (III, 9) meldet, ein Jahr lang diese Ehrenstelle bekleidet, welche Cäsar, um sie unter seinen Freunden von Einem auf den Andern zu bringen, zuweilen nur auf ein Jahr verliehen. Nach Cäsar's Tode, als Antonius die Abschaffung der Dictatur beantragt (*Cicer.* Philipp. I, 13), die selbst Augustus und seine Nachfolger sich anzunehmen scheuten — so unpopulär, so verhaßt war dieser Name bei dem Volke durch Sulla, Cäsar u. A. geworden — da verschwindet mit der Dictatur auch die Würde des Magister Equitum, um später in veränderter Form in dem Praefectus Praetorio gewissermaßen wieder sich zu erneuern, insofern in dem Wirkungskreise dieses hohen Beamten und seiner Stellung zum Monarchen allerdings Manches sich findet, was an das frühere Verhältniß des Magister Equitum zu dem Dictator erinnern kann. (*Baehr.*)

EQUITES oder Papiliones equites, Ritter, Ritterfalter. Mit diesem Namen belegte Linné die Schmetterlinge (Tagfalter), welche sehr kurze Taster und meist sehr lange Fühler haben, und bei denen der äußere Rand der Oberflügel länger ist, als die Wurzel derselben. Die Raupen, wenn sie sich fürchten oder beunruhigt fühlen, lassen aus dem obern Theile eines Brustringes ein weiches, gabelförmiges Horn hervortreten, welches gewöhnlich einen durchdringenden, höchst unangenehmen Geruch verbreitet. Ihre Haut ist nackt. Die Puppen sind ohne Gespinnst, mit einem Seidenfaden befestigt. Die Arten dieser Schmetterlingsabtheilung sind wegen ihrer Gestalt und Färbung merkwürdig, und finden sich besonders in den tropischen Gegenden der alten und neuen Welt. Die Namen der Arten hat Linné aus der Iliade und Äneide entnommen. Trojaner, Equites Troes, nennt er alle Ritterfalter mit rothen oder Blutflecken an der Unterseite des Brustschildes; fast alle sind übrigens schwarz. Hierher Papilio Hector, P. Ascanius, P. Paris, P. Antenor, P. Palinurus, P. Deiphobus, P. Achates, P. Lysander, P. Polydorus, P. Priamus, P. Anchises, P. Astyanax, P. Polydamas, P. Aeneas u. s. w. Die Griechen, Equites Achivi, haben keine rothen Flecke an der Brust, aber auf den Flügeln nach dem Winkel zu einen Augenfleck; außerdem sind bei mehren die Unterflügel schweifförmig verlängert. Hierher Pap. Pyrrhus, P. Jasius, Eteocles, P. Castor, P. Pollux, P. Ulysses, P. Agamemnon, P. Diomedes, P. Patroclus, P. Ajax, P. Machaon, P. Thoas, P. Antilochus, P. Empedocles, P. Podalirius, P. Palamedes, P. Philoctetes, P. Menelaus, P. Achilles, P. Nestor, P. Telemachus, P. Idomeneus u. s. w. Bei uns finden sich von ihnen nur folgende zwei Arten: —

P. Machaon *L.*, der Schwalbenschwanz. Flügel schwefelgelb; die vordern mit schwarzen Flecken und Strichen und einer Reihe länglich-runder, gelber Flecken im schwarzen Außenrande; die hintern sind geschwänzt und haben im Innenwinkel einen zimmetfarbenen, runden und im schwarzen, nach Innen zu bläulichen, Außenrande eine Reihe gelber, mondförmiger Flecken. Die Raupe ist in der Jugend schwarz, mit kurzen, rothen Dörnchen und einem weißen Fleck auf dem Rücken; später wird sie grün, mit schwarzen Ringen, in denen rothbraune Punkte stehen. Sie lebt auf Anetum Foeniculum, Anet. graveolens, Carum Carvi, Pimpinella saxifraga, Daucus Carota, Selinum oreoselinum u. s. w. Der Falter fliegt im Mai und im Herbst, ist allgemein bekannt und war früher gemein, wird aber von Jahr zu Jahr seltener.

P. Podalirius *L.*, der Segelfalter. Flügel hellgelb, die hintern stark geschwänzt; vom Vorderrande laufen schwarze, oben breite, unten zugespitzte Binden nach dem Innenrande; auf den Hinterflügeln am Außenrande halbmondförmige blaue Flecke und ein zimmetfarbener am innern Winkel. Die Raupe ist gelblichgrün, roth punktirt, mit weißgelben Linien über den Rücken und in den Seiten, und hat auf dem Kopfe zwei einziehbare Hörnchen; vor der Verwandlung wird sie gelb. Sie lebt auf Prunus- und Pyrus-Arten, Quercus Robur und Amygdalus communis. Der Schmetterling fliegt im Mai und August und ist jetzt auch seltener geworden. (*Streubel.*)

Equorea, besser Aequorea *Pér.*, franz. Equorée, eine Quallengattung, s. Aequorea.

EQUULA *Cuv.*, eine an Arten reiche Untergattung von Zeus (Classe: Fische; Stufe: Knochenfische; Ordnung: Stachelflosser; Zunft: Brustflosser; Familie: Scomberoiden), hat folgende Merkmale: Mund klein, quer, ganz nach Vorn gerichtet, ist der Ausdehnung und der Verlängerung im hohen Grade fähig und meist mit feinen Zähnen besetzt; am vordern Winkel der Augenhöhle befinden sich ein oder zwei Stacheln; die beiden Öffnungen der Nasenlöcher sind nahe zusammengerückt und stehen dicht am vordern Rande der Augenhöhle; die meist flache, zuweilen gar concave Stirn ist zwischen den Augen, verlängert sich aber in eine Spitze bis über die Brustflossen und bildet so einen sehr hohen, schuppenlosen Nacken. Zwischen diesem und der Rückenflosse befindet sich eine knöcherne Hervorragung und eine ebensolche zwischen dem After und der Afterflosse. Der erste Stachel der Rückenflosse sehr kurz, der zweite und oft der dritte lang und stark, die folgenden nehmen schnell an Länge ab; dasselbe Verhältniß findet bei der Afterflosse statt; der Stachel der Bauchflossen (Strahlen 1/5) stark; über derselben eine längliche, spitze Schuppe. Der zusammengedrückte und ziemlich hohe Leib ist mit kaum bemerkbaren, kleinen Schuppen bedeckt und seine Rücken- und Bauchkante am Grunde der Rücken- und Afterflosse gesägt. Schwanzflosse gabelförmig. Die Seitenlinie, das obere Drittel der Leibeshöhe begrenzend, läuft fast mit dem Rücken parallel und ihre Schuppen verdichten sich an den Seiten des Schwanzes. Der Darmkanal ist lang und macht mehre Windungen; am Pylorus sind 2—3 Blinddärme; der Magen ist ein ziemlich langer, einfach kegelförmiger Sack. Der Rogen befindet sich im Grunde des Hinterleibes. Die Schwimmblase ist hinten gabelförmig.

Diese Fische bewohnen den großen Ocean und nähren sich vom Raube kleinerer Krustenthiere, Fische und dergl. mehr, die einige von ihnen (z. B. Eq. insidiatrix) dadurch fangen, daß sie den Mund schnell vorstrecken.

Digitized by Google

Zur Vertheidigung dienen ihnen die Stacheln der Rücken- und Afterflosse, welche sie aufrecht stellen. Fast alle haben ein gutes Fleisch und werden deshalb, ihrer Kleinheit ungeachtet, von den Küstenbewohnern sehr gesucht. Man unterscheidet folgende Arten:

1) E. caballa *Cuv. Val.* = E. totta *Cuv.* (Règne anim.) = Scomber equula *Forsk.* = Centrogaster eq. *Gm.* = Caesio poulain *Lac.* = Tottah-Karah *Russel.* Silberfarben, gegen den Rücken zu röthlich; die Haut zwischen den Flossenstrahlen gelblich, die Stacheln aber silberfarben; am Grunde der Brustflosse ein schwärzlicher Fleck. Mund hervorragend, Unterlippe concav. Strahlen der Rückenflosse 8/16—17, Brustflosse 18, Bauchflosse 1/5, Afterflosse 3/15, Schwanzflosse 17. Körperlänge 5—7 Zoll. Ehrenberg und Rüppel brachten diese Art aus dem rothen Meere mit, Belanger von den Küsten von Malabar, Dussumier von Bombai, Quoy und Gaimard von Guam.

2) E. ensifera *Cuv.* = Scomber edentulus *Bloch* = Leiagnathe argenté *Lac.* Mund klein, mit kaum bemerkbaren Zähnen. Schuppen klein, silberfarben. Rücken grünlich-grau, von ihm gehen zehn röthliche oder violette Linien bis über die Seitenlinie. Im Übrigen der vorigen Art sehr ähnlich; auch die Flossenstrahlen wie bei dieser. Körperlänge bis 12″. Isle-de-France, Pondichery, Tranquebar.

3) E. coma *Cuv.* = Komah-Karah *Rus.* Silberfarben, mit dunkelgelben Binden vom Rücken bis zur Seitenlinie. Strahlen der Rückenflosse 8/16, Bauchflosse 1/5, Afterflosse 3/14, Brustflosse 18, Schwanzflosse 22. Der ersten Art überaus ähnlich, 5″ lang. Küste von Coromandel.

4) E. Dussumieri *Cuv. Val.* 2½ mal so lang als breit; Rücken gelblich-grün, mit dunkelgrünen Verticalstreifen; Bauch silber- und goldschillernd, Flossen, mit Ausnahme der Afterflosse und der untern Hälfte der Schwanzflosse, welche orangefarben sind, grünlich. Länge 4″. Küste von Coromandel.

5) E. bindus *Cuv. Val.* Seiten matt silberfarben, Flossen blaßgelb, mit Ausnahme des stacheligen Theiles der Rückenflosse und der ganzen Schwanzflosse, welche orangefarben sind. Flossenstrahlen: Brustflosse 15, Bauchflosse 1/5, Rückenflosse 9/15, Afterflosse 3/15, Schwanzflosse 23. Körperlänge 4—6″. Visagapatam.

6) E. ruconius *Cuv.* = Chanda Ruconius *Buchanan.* Der E. caballa ähnlich, glänzend silberfarben, mit 12—15 punktirten, schwarzen, abwechselnd langen und kurzen Linien, vom Rücken bis an die Mitte der Seiten reichend. Flossenstrahlen: Brustflosse 13, Bauchflosse 1/5, Rückenflosse 8/16, Afterflosse 3/14, Schwanzflosse 17. Länge 3″. An den Mündungen des Ganges.

Die vier folgenden Arten haben einen schwarzen Fleck an der Spitze des stacheligen Theiles der Rückenflosse.

7) E. splendens *Cuv.* = E. gomorah *Cuv. Val.* Oben röthlich, unten fast perlmutterfarben, Schwanzflosse gelblich, die übrigen Flossen durchsichtig. Strahlen der Rückenflosse 7/17 oder 8/16, Afterflosse 3/14 u. s. w. Körperlänge 4″. Im rothen Meere, an der Küste von Malabar.

8) E. brevirostris *Cuv. Val.* Schnauze sehr kurz. Körper 3½″ lang, silberfarben, Rücken röthlich, mit Querstreifen und dergl. Flecken, Flossen gelblich. Strahlen der Rückenflosse 8/15 u. s. w. Küste von Malabar.

9) E. dacer *Cuv. Val.* = E. daura *Cuv.* Silbergrau, Rücken bräunlich, jedoch nicht bis an die Seitenlinie. Flossenstrahlen: Rückenflosse 8/16, Afterflosse 3/15, Schwanzflosse 17, Brustflosse 18, Bauchflosse 1/5. Ceylon u. s. w.

10) E. Blochii *C. V.* = Zeus notatus *Bl.* Länglich, mit concavem Unterkiefer; silberfarbig, Rücken bleigrau, zwischen beiden Farben eine silberglänzende Querbinde. Rückenflossenstrahlen 8/16, Afterflosse 3/14 u. s. w. Länge 3—4″. Malabar.

Die folgenden Arten zeichnen sich durch ihre längliche Körperform aus:

11) E. berbis *C. V.* = Scomber equula var. *Forsk.* Körperform lanzettlich, die beiden Lappen der Schwanzflosse spitz, Seitenlinie unter der Rückenflosse endigend, alle Flossen mit gelbem Rande. Flossenstrahlen: Rückenflosse 8/16, Afterflosse 3/15, Schwanzflosse 16, Brustflosse 16, Bauchflosse 1/5. Länge 2—3″.

12) E. oblonga *Cuv.* Silberfarben, mit bräunlichem oder violettem Anfluge gegen den Rücken zu; die obere Hälfte der Seiten ist mit schwärzlichen Flecken besäet; Flossen gelblich-grau. Rückenflossenstrahlen 8/17, Afterflosse 3/14 u. s. w. Länge 2½″. Timor, Küste von Malabar.

13) E. lineolata *Val.* Silberfarben, gegen den Rücken zu bläulich, mit vielen kleinen, verticalen, schwärzlich-grünen Linien und Flecken; zwischen beiden Farben eine silberglänzende Längsbinde; an der Schulter der Brustflossen schwarz; die Flossen weiß. Länge 3″. Java, Sund.

14) E. parviceps *C. V.* Silberfarben, mit violettem Rücken; Flossen gelblich. Rückenflossenstrahlen 8/15, Afterflosse 3/14 u. s. w. Der E. dacer ziemlich ähnlich; 4½″ lang. Isle-de-France.

Die beiden folgenden Arten haben ebenfalls einen länglichen Körper, zeichnen sich aber durch längere Zähne und kurze Stirn aus; Seitenlinie am Ende des Schwanzes verwischt:

15) E. minuta *Cuv.* = Scomber minutus *Bl.* = Zeus argentarius *Forst.* Silberfarben, mit grünlich-braunem oder violettem Rücken und einem schwarzen Flecke am Stachelntheile der Rückenflosse und in der Achsel der Brustflosse. Flossenstrahlen: Rückenflosse 9/15, Afterflosse 3/14, Schwanzflosse 17, Brustflosse 18, Bauchflosse 1/5. Länge 5″. Pondichery, Tranquebar.

16) E. dentex *Cuv.* Silberglänzend, Rücken grünlich oder röthlich, mit unregelmäßigen, verticalen, dunkelbraunen Bändern. Kiemenhautstrahlen 5, Rückenflossenstrahlen 8/16, Afterflossenstrahlen 3/14 u. s. s. Länge sehr verschieden, von 2½—6 Zoll. Isle-de-France, Pondichery, Amboina, Manicolo, Sechellen.

Digitized by Google

Die nächsten vier folgenden Species ähneln der E. ensifera, haben aber den zweiten Strahl der Rücken- und zuweilen der Afterflosse fadenförmig verlängert:

17) E. filigera *C. V.* Silberfarben, Brust- und Schwanzflosse schön gelb, Rücken- und Afterflosse gelb gerandet. Kiemenhautstrahlen 5, Rückenflossenstrahlen 8/16, Afterflosse 3/14, Schwanzflosse 17, Brustflosse 18, Bauchflosse 1/5. Länge 4½—6″. Ceylon, Molukken, Sechellen.

18?) E. longispinis *C. V.* Schön silberfarben, mit gelblichen Flossen. Kiemenhautstrahlen 5, Rückenflossenstrahlen 8/16 u. s. f., wie bei Nr. 17. Länge 3″. Insel Waigiu.

19) E. Karah *Russ.* Ganz wie vorige, doch mit unregelmäßigen Flecken und verticalen Bändern von dunkeler Farbe. Nach Russel sind die Strahlen so: Kiemenhaut 2, Rückenflosse 8/16, Afterflosse 3/14, Schwanzflosse 22, Brustflosse 16, Bauchflosse 1/5.

20) E. fasciata *Cuv.* = Clupea fasc. *Lac.* = Clupeo *Commerson.* Glänzend silberfarben, mit braunen Wellenlinien vom Rücken bis zur Seitenlinie, über derselben bis zur Höhe der Brustflosse noch viele unregelmäßig gestellte runde Flecke. Rückenflossenstrahlen 8/15—17, Afterflosse 3/14, Schwanzflosse 16, Brustflosse 18, Bauchflosse 1/5. Länge 7″. Isle-de-France.

Die beiden letzten Arten zeichnen sich besonders durch den sehr vorstreckbaren Mund aus.

21) E. insidiatrix *Cuv.* — Zous insidiator *Bl.* Schön silberglänzend, schwarz punktirt, Rücken metallisch violett, mit 9—10 bis zur Seitenlinie herunterlaufenden Bändern, die durch braune Flecke gebildet werden; Flossen gelblich. Kiemenhautstrahlen 4. Flossenstrahlen (nach Valenciennes): Rückenflosse 8/16, Afterflosse 3/14, Schwanzflosse 17 u. s. f.; (nach Bloch) Rückenflosse 7/17, Afterflosse 3/17, Schwanzflosse 18, Bauchflosse 1/5. Körperlänge 4″. Küste von Malabar, Pondichery.

22) E. interrupta *C. V.* Der vorigen sehr ähnlich, doch etwas höher; die mit ovalen Schuppen bedeckte Seitenlinie verschwindet kurz vor der Mitte der Rückenlänge. Körperlänge kaum 2½ Zoll. (*Streubel.*)

EQUULEUS (Equus minor, Equus prior), das kleine Pferd, das Füllen, ein kleines Gestirn nahe beim Delphin und dem Pegasus. Es wird vom Pferde nur der Kopf und ein Theil des Halses vorgestellt, und zwar in verkehrter Stellung. Es besteht aus einem Sterne von der dritten, drei Sternen von der vierten, einem Sterne von der fünften und zwei Sternen von der sechsten Größe. Die ersten vier Sterne stehen paarweise nahe bei einander und bilden eine Trapezoide; α und β sind etwa doppelt soweit von einander entfernt, als γ und δ; die erstern beiden stehen am Kopfe, die letztern beiden am Maule. Die griechischen Astronomen nannten das Sternbild Ἵππου προτομή, d. h. das Brustbild des Pferdes, und wenn Geminus hinzusetzt: κατ' Ἵππαρχον, nach dem Hipparch, so scheint er anzudeuten, daß dies Sternbild von Hipparch eingeführt oder doch zuerst benannt worden sei. Aratus und Eratosthenes kennen es noch nicht. Bei den Arabern heißt es auch mit Bezug auf den Pegasus das erste Pferd. Auch bei Cicero, Germanicus, Avienus, überhaupt bei den Römern, kommt das Sternbild nicht vor. Die Namen Equuleus, Equus minor, Equus prior sind daher neuere Benennungen. (*Richter.*)

EQUULEUS PICTORIS, die Malerstaffelei, ein Sternbild des südlichen Himmels zwischen dem Canopus und dem Südpole der Ekliptik, eingeführt von La Caille. (*Richter.*)

EQUUS *Linn.*, Pferd, Roß, Esel, die einzige Gattung, welche noch lebende Arten aus der Familie Solidungula oder Equidae (vergl. diesen Art.) enthält, hat folgende Kennzeichen:

	B.	E.	B.	E.	B.
Gebiß [1]). In der Regel	6(7)	1(0)	6	1(0)	6(7)
	6(7)	1(0)	6	1(0)	6(7)′

zusammen eigentlich 44. Der Vorder- oder Schneidezähne (Rappzähne der Hippologen) sind nämlich im Ober- und Unterkiefer sechs vorhanden, von denen die beiden mittlern (von Pferdekennern Zangen genannt) eine etwas dreieckige Gestalt haben, während der nächste jederseits (der Mittel- oder Hohlzahn) und der darauf folgende, der zugleich der äußerste ist (und misbräuchlich Eckzahn heißt) mehr elliptisch sind. An der Schneide haben sie eine Vertiefung (Mark, Bohne, Kern, Kunde), die sich mit zunehmendem Alter durch die Abreibung verliert. Die Eckzähne (Hakenzähne) sind klein, kommen eigentlich nur den Männchen zu, bei denen sie noch oft im Unterkiefer fehlen; finden sie sich aber zufällig auch einmal bei einem Weibchen, so sind sie doch bedeutend kleiner. Sie haben eine etwas gekrümmte, kegelförmige Gestalt, sind an der Basis rundlich, spitzewärts plattgedrückt, außen glatt, innen mit zwei Rinnen bezeichnet und stehen von den Vorderzähnen etwas abgerückt, besonders in der obern Kinnlade. Darauf folgt eine Lücke und dann kommen die Backenzähne, von welchen sich jederseits im Oberkiefer, und nach Bojanus auch im Unterkiefer, eigentlich sieben vorfinden sollten. Doch da der erste derselben (Wolfszahn genannt) früh ausfällt, ohne wieder ersetzt zu werden, so findet man fast immer nur sechs Backenzähne. Der erste von diesen bleibenden des Oberkiefers hat auf der Kaufläche fast die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Scheitel nach Vorn gewendet ist, und zeigt in seinem ganzen Umfange eine Schmelzeinfassung, welche zwei große Falten bildet, eine ziemlich große innen und eine kleinere außen; in der Mitte sind überdies zwei vom Schmelz umgebene Halbmonde. Die vier folgenden Zähne sind vierseitig und zeigen auf der abgeriebenen Kaufläche ebenfalls vier deutliche Halbmonde, denen gegen den inneren Zahnrand noch ein fünfter angefügt ist. Der sechste und letzte Backzahn endlich zeigt ganz ähnliche Schmelzfalten, ist aber hinten schmaler als vorn und zeigt daher wieder eine dreiseitige Ge-

1) Vgl. *Fr. Cuvier*, Des dents des mammifères. *G. Cuvier*, Recherches sur les ossements fossiles. Kaup, Die zwei urweltlichen Pferdearten ꝛc. in Nova acta acad. Caes. Carol. Leopold. 1834, und besonders A. Wagner in Schreber's Säugethiere. 6. Bd. und Fr. Cuvier im Dictionnaire des sciences naturelles (Cheval).

Digitized by Google

stalt, ähnlich dem ersten; doch ist die Spitze hier nach Hinten gewendet. In der unteren Kinnlade sind die Backenzähne bedeutend schmaler als im Oberkiefer und stets nur sechs an der Zahl, denn der sehr kleine Wolfszahn fällt noch viel früher aus, als der der obern Kinnlade. Die beiden äußersten sind wieder dreiseitig, die vier dazwischen liegenden dagegen schmal vierseitig und von gleicher Größe. Auf ihrer flachen Krone bildet der Schmelz durch seine vielfachen Windungen wiederum vier Halbmonde, doch so, daß der vordere Halbmond des inneren Zahnrandes zwischen den beiden des äußeren Randes steht. Überdies haben die beiden äußersten Zähne an ihrer Spitze einen kleinen Anhang. Bei allen sechs ist die Concavität der Halbmonde nach Innen, hingegen bei den Backenzähnen der oberen Kinnlade nach Außen gerichtet.

Die Füllen, wenn sie auf die Welt kommen, bringen nur die drei vordersten Backenzähne in jedem Kiefer, zusammen also zwölf, mit, aber weder Vorder- noch Eckzähne. Acht Tage nach der Geburt brechen die vier sogenannten Zangen hervor und vier bis sechs Wochen später die vier Hohlzähne und die vier Milch-Hundszähne, welche letztere aber von dem Zahnfleische verdeckt sind und schon wieder von den, erst nach sechs bis neun Monaten erscheinenden vier äußersten Schneidezähnen ausgestoßen werden. Ein Füllen also, das ein Jahr alt ist, hat 24 Zähne, nämlich $\frac{4}{4}$ Milch-Vorderzähne und $\frac{4}{4}$ Milch-Backenzähne. Nach Verlauf von einem Jahre erhält es in jeder Kinnlade jederseits den vierten Backenzahn, welcher ein bleibender ist, und gewöhnlich schon sechs Monate später den fünften oder zweiten bleibenden Backenzahn, sodaß es nun im Ganzen 30 Zähne hat. Dann beginnt der Zahnwechsel in folgender Ordnung: Im Alter von $2\frac{1}{2}$—3 Jahren fallen die Zangen aus und werden sogleich durch die bleibenden Zähne ersetzt; ebenso werden im Alter von $3\frac{1}{2}$—4 Jahren die Mittelzähne und endlich mit $4\frac{1}{2}$—5 Jahren die äußersten Schneidezähne gewechselt. Etwas früher, zuweilen gar schon nach dem zweiten, manchmal aber erst zu Ende des fünften Jahres erscheinen die Augen- oder Eckzähne. Der erste Backenzahn fällt schon im Alter von 2—$2\frac{1}{2}$ Jahren aus, sehr schnell darauf der zweite und mit 3—$3\frac{1}{2}$ Jahr wird der letzte Milch-Backenzahn gewechselt. Mit dem vierten, fünften oder sechsten Jahre erscheint der hinterste oder sechste Backenzahn und nun ist das Gebiß vollständig, welches bei den meisten Weibchen aus 36—38, bei den Männchen gewöhnlich aus 40, zuweilen aus 42, ziemlich oft auch aus 38 Zähnen besteht. Jetzt hat das Thier aufgehört ein Füllen zu sein, und es läßt sich sein Alter nur noch nach dem Grade der Abreibung der Kauflächen und dem Nachschub der Vorderzähne abschätzen.

Füße. Nur der Mittelfinger ist zum Auftreten bestimmt, daher auf Kosten der anderen Zehen stark entwickelt und mit einem hornigen Schuh, Huf genannt, umgeben. Auf der inneren Seite des Vorderarms und an der hinteren Extremität auf der Grenze zwischen dem Sprunggelenk und der Röhre sieht man scheitelrechte, eiförmige, runzelige hornartige Platten (Kastanien, Schwielen oder Hornwarzen genannt), die Verdickungen des Oberhautgewebes sind, aber nicht durch Reibungen entstehen.

Der Kopf ist lang und mager. Die großen Augen haben eine oberflächliche Lage; die Pupille bildet ein horizontales längliches Rechteck. Die langen Ohren, die Nasenlöcher (Nüstern) und die mit langen Haaren besetzten Lippen sind sehr beweglich. Die ziemlich lange Zunge ist fleischig und weich.

Äußere Geschlechtsorgane. Die Ruthe des Hengstes ist sehr groß, cylindrisch und steckt in einer, von der Bauchhaut gebildeten und nach Vorn gerichteten, Röhre; die Hoden liegen in einem Hodensack. Das Euter ist zwischen den Hinterbeinen und hat zwei Zitzen; doch oft steht hinter jeder derselben noch eine kleinere Säugwarze.

Bedeckung. Die Haut ist von mittelmäßiger Dicke und mit kurzen anliegenden Haaren besetzt, die sich jedoch bei allen Arten am Halse zu einer Mähne verlängern. Der Schwanz ist entweder ganz (Roßschweif) oder nur am Ende mit langen Haaren besetzt.

Skelet[2]). Der Schädel ist oben platt gedrückt und zwischen den Augen breit; der Gesichtstheil ist über noch einmal so lang als der Gehirntheil; der Augenring ist geschlossen, wie bei den Wiederkäuern, doch steht das Jochbein nicht wie bei diesen, mit dem Stirnbeine in unmittelbarer Verbindung, sondern es befindet sich dazwischen noch der Jochfortsatz des Schlafbeines; der Zwischenkiefer ist gewölbt und sehr stark und der Unterkiefer besteht aus einem Stücke. Die Stirn-, Kiefer- und Keilbeinhöhlen sind groß. Ein knöchernes Hirnzelt ist vorhanden, aber klein, dreieckig, unten breiter und dicker als oben, nach Vorn ausgeschnitten und zugespitzt endigend. — Die Wirbelsäule ist in der Regel aus 7 Hals-, (9 + 9) Rücken-, 6 Lenden-, 5 Kreuzbein- und 18 Schwanzwirbeln zusammengesetzt[3]). Die Halswirbel sind schmal, sehr lang, sehr beweglich und fast ohne obere Dornen; der, wie immer, breitere Atlas und der Epistropheus zeichnen sich durch ihre Form nicht besonders aus. Die Dornfortsätze der Rückenwirbel sind, wie bei allen Hufthieren, sehr entwickelt; die Dornfortsätze des 2—9. Rückenwirbels sind länger als

2) Über die anatomischen Verhältnisse vergl. Cuvier's Vorles. der vergl. Anat. 2. Aufl.; Meckel's System der vergl. Anat.; d'Alton's Naturgeschichte des Pferdes; Gurlt, Handbuch der vergl. Anat. der Haussäugethiere, nebst Atlas u. s. w. 3) Doch finden sich häufig Abweichungen. So gibt Cuvier in seinen Vorlesungen der vergleichenden Anatomie von Eq. caballus 17 Schwanzwirbel an, von E. asinus 5 Lenden- und 21 Schwanzwirbel, von E. zebra 6 Kreuzbein- und 19 Schwanzwirbel; von E. Hemionus gibt Pallas 5 Lenden-, ?(7 + 11) Rücken- und 7 Kreuzbeinwirbel an. Derselbe fand bei einem Weibchen vom wilden Esel 16 Schwanzwirbel; ein im zoologischen Museum zu Halle befindliches Skelet von einer zahmen Eselin hat (10 + 9) Rücken- und 16 Schwanzwirbel. Linnäus Martin (general introduction to the natural history I, 82) zählt beim Hauspferde (8 + 10) Rückenwirbel. — Da die Zahl der Rückenwirbel mit der der Rippen übereinstimmt, unter diesen aber auch falsche, d. h. solche, die sich nicht mit dem Brustbeine unmittelbar verbinden, vorkommen; so kann man zur leichtern Übersicht das numerische Verhältniß beider Rippenarten gleich bei den Rückenwirbeln angeben. (10 + 9) R. bedeutet demnach: 19 Rückenwirbel, 10 wahre und 9 falsche Rippen.

Digitized by Google

die übrigen (der des 3. und 4. die längsten) und bilden den hohen Widerrist. Die Lendenwirbel haben große Querfortsätze und der des letzten Lendenwirbels artikulirt beinahe in seiner ganzen Breite mittels zweier Gelenkflächen mit dem Kreuzbeine. — Der von dem ersten bis zum fünften Rippenpaare sich erstreckende Theil des Brustbeins ist von Außen nach Innen sehr hoch, äußerst schmal von einer Seite zur andern; innen und außen ist es schmaler als in der Mitte und mit einem scharfen, ziemlich hohen Knorpel bekleidet; von Vorn nach Hinten wird es allmälig breiter und niedriger; gewöhnlich ist es an der oberen, inneren Fläche ausgehöhlt, an der äußeren, unteren mehr oder weniger stark gewölbt. — Das Schlüsselbein fehlt wie bei allen übrigen Hufthieren. Das Schulterblatt bildet wie bei den Wiederkäuern beinahe ein gleichschenkeliges Dreieck, dessen Rückgratsrand halb so lang ist als die beiden anderen; die Gräte verliert sich am Halse des Schulterblattes, bildet aber an ihrem hinteren Drittheile einen vorspringenden, etwas nach Hinten gebogenen Winkel; der Schulterhaken ist etwas hakenförmig gekrümmt. — Der Oberarmknochen ist kurz und dick; Kopf und Höcker oder Rollhügel liegen in derselben Fläche, und diese oberen Höcker sind durch zwei Gruben geschieden. Die Ellenbogenröhre ist nur rudimental und verschmilzt unterhalb ihres ersten Drittels ganz mit der Speiche; die untere Gelenkfläche der letzteren wird durch eine senkrechte Leiste in zwei Gruben abgetheilt. Die schmale Handwurzel besteht aus sieben Knochen, wovon vier in der oberen und drei in der unteren Reihe liegen. Die Mittelhand hat nur einen, aber sehr langen Hauptknochen, dessen unteres Ende eine, durch keinen Einschnitt getrennte, aber durch einen mittleren, über ihre ganze Ausbreitung verlaufenden, Vorsprung abgetheilte Rolle bildet. An jeder Seite dieses Knochens findet sich noch ein langer Griffelknochen, der an der Bildung der oberen Gelenkfläche Theil nimmt, längs der oberen vier Fünftel herabsteigt, sich allmälig verdünnt und dann meist angeschwollen endigt. Cuvier hielt diese Seitenknochen für Fingerglieder; Meckel deutete sie aber wegen ihrer Lage, Länge und Verbindung mit der Handwurzel als Mittelhandsknochen, und Kaup hat die Richtigkeit dieser Ansicht durch Auffindung einer Gelenkfläche für ein Zehenrudiment an den Griffelknochen einiger fossilen Pferde (Gatt. Hippotherium. Vergl. Equidae) nachgewiesen. Es entsprechen demnach die beiden Griffelknochen dem zweiten und vierten, der Hauptknochen dem dritten oder mittleren Mittelhandknochen der übrigen Thiere. Da der Mittelhandknochen an seinem untern Ende nur eine Rolle hat, so kann sich auch nur ein einziger Finger (der Mittelfinger) ansetzen, der aus drei kurzen, breiten Gliedern besteht, nämlich dem Fessel-, dem Kronen- und dem Hufbeine. Das erste ist das längste und schmalste, das zweite das kürzeste, jenes länglich, dieses fast quadratisch; das dritte und breiteste hat die Gestalt des Hufes, ist rundlich, unten platt und oben gewölbt. Endlich finden sich an der Hand noch drei Sesambeine, nämlich die beiden Linsenbeine an der hinteren Fläche des unteren Endes vom Mittelhandknochen über dem Fesselbein, und das Strahlenbein an der hinteren Fläche des unteren Theils vom Kronenbeine. Das Becken ist dem der übrigen Hufthiere ähnlich. Das Hüftbein ist, wie bei diesen, oben sehr breit, unten schmal und bildet so ein mit der Grundfläche nach Vorn, mit der Spitze nach Hinten gewandtes Dreieck; nach Unten ist es gewölbt, nach Oben concav und hat einen vorderen gewölbten, einen äußeren und einen inneren ausgeschnittenen Rand. Die Pfanne liegt im vorderen Theile der hinteren, kleinen Hälfte, die durch das Sitz- und das Schambein gebildet wird. Diese sind von Vorn nach Hinten mehr lang als von einer Seite zur andern breit, der vordere Schambeinast und der hintere Theil des hinteren Schambeinastes wenden sich nach Unten und Innen, die übrigen Theile nach Hinten. Der obere breite Theil des Hüftbeines beträgt die vordere Hälfte des Beckens, das Hüftbein selbst macht die beiden vorderen Drittel des Seitenwandbeins aus, und der untere schmale Theil ist ungefähr nur ein Fünftel so breit als der obere, der hintere Theil des Sitzbeins endlich ist sehr breit von Vorn nach Hinten und in einen starken, nach Außen und Hinten gerichteten Höcker ausgezogen. Die Schambeinfuge ist sehr lang und wird in ihrem hinteren Theile durch die Sitzbeine gebildet. — Der Schenkelknochen ist kurz, aber sehr dick und liegt unter der Haut des Rumpfes verborgen; er hat keinen Hals, einen kleinen Kopf und eine sehr große, tiefe Grube für das dicke, aber kurze runde Band; der kleine Rollhügel fehlt fast ganz, der große ist sehr entwickelt, höher als der Kopf und in eine vordere und hintere Hälfte gespalten, von welcher letzteren eine ziemlich breite Leiste herabläuft, die etwas über der Mitte stark nach Außen hervorspringt und dann plötzlich aufhört; das untere Ende ist sehr dick und in zwei Hälften getheilt, von denen die vordere eine schmale Rolle für die Kniescheibe bildet, während die hintere untere durch eine tiefe Zwischengrube in zwei schmale Knorren für das Schienbein getrennt wird. Das Schienbein ist lang, stark und schief, und wird am unteren Ende durch eine schiefe Leiste in zwei Gruben abgetheilt. Das Wadenbein ist nur noch ein griffelförmiger Fortsatz, der an dem oberen Kopfe des Schienbeins befestigt ist; der Körper ist etwas vom Schienbeine entfernt und sein unteres Ende reicht kaum bis an die Mitte dieses Knochens. Die Fußwurzel (das Sprunggelenk) besteht aus sechs Knochen, von denen drei in der ersten und ebenso viel in der zweiten Reihe liegen. Die übrige Fußbildung kommt ganz mit der der vorderen Extremität überein.

Eingeweide. Das Gehirn hat zahlreiche Windungen und seine Masse soll sich zu der des Körpers wie 1 : 400 beim Pferde und wie 1 : 254 beim Esel verhalten. — Die enge Speiseröhre soll nur oben aus zusammenziehbaren Muskelfasern gebildet sein, dagegen ihr unterer Theil in einer Länge von 8 — 10 Zoll keine Contractilität, wol aber viel Elasticität zeigen; sie bildet nach Unten die obere Magenöffnung, die nach Mehrer Untersuchungen durch eine Art Klappe immer geschlossen sein soll, und selbst nach dem Tode des Thie-

Digitized by Google

res dem eindringenden Finger einen starken Widerstand entgegensetze; dieser Theil öffne sich im Leben nur, wenn die Muskeln des obern Theiles der Speiseröhre beim Hinabschlingen von Nahrungsmitteln wirken, widerstehe aber jedem Rücktritt der einmal im Magen befindlichen Nahrungsstoffe, und dies sei die Ursache, weshalb die Pferde nicht zum Erbrechen gebracht werden können. Von einer solchen Bildung der Speiseröhre hat sich Meckel trotz aller Mühe jedoch nicht überzeugen können, und er ist daher der Meinung, daß zuweilen wol nur zufällig durch die Lockerheit der Verbindung zwischen der innern und Muskelhaut eine Art Klappe gebildet würde. Der kleine Magen ist einfach und ohne Einschnürung, und die Speiseröhre senkt sich schräg, fast in der Mitte des kleinen Bogens ein; die innere Haut ist in der linken Hälfte des Magens, wie in der Speiseröhre, glatt, in der rechten Hälfte aber flockig. Der Pförtner steht immer weit offen und setzt den Nahrungsstoffen, besonders den flüssigen, nur einen schwachen Widerstand entgegen, weshalb die Magenverdauung sehr unvollkommen ist. Der Darmkanal ist sehr lang, seine Länge verhält sich zu der des Körpers wie 8:1; der dünne Darm ist viel enger als der dicke; der Blinddarm ist viel größer als der Magen, und faßt über dreimal mehr Flüssigkeit als dieser. Die Leber ist in zwei große Lappen gespalten, die wieder durch Einschnitte zertheilt sind; eine Gallenblase ist nicht vorhanden. Das Pankreas ist mittelmäßig und öffnet sich dicht neben dem Gallengange in den Darmkanal. Die Milz ist länglichdreieckig und platt. Das Herz ist groß, stumpf kegelförmig. Die Lungen sind nicht in Lappen getheilt.

Die Gattung enthält sechs noch lebende Arten, die zum großen Theil die merkwürdige Fähigkeit haben, sich unter einander fruchtbar zu begatten und zuweilen wieder fruchtbare Bastarde zu zeugen, deren Kinder jedoch entweder früh sterben, oder doch nicht zur Fortpflanzung tauglich sind, oder endlich im günstigsten Falle sich der Art ganz anschließen, der sie durch ihre Ältern und Großältern am nächsten verwandt sind. Nie aber haben Bastarde sich unter einander fruchtbar begattet, und nie kann daher auf solche Weise eine neue Art oder resp. Unterart (subspecies) entstehen. — Ursprünglich gehört diese Gattung nur den wärmern Ebenen der alten Welt an; doch zwei Arten, welche Hausthiere und stete Begleiter des Menschen geworden, sind von diesem auch in die neue Welt übersiedelt und dort überall verbreitet worden. Im freien Zustande sind sie schnelle, flüchtige, scheue und doch muthige Thiere, was mit der Schärfe und Feinheit ihrer Sinne und dem übrigen Körperbau zusammenhängt. Sie haben nämlich ein sehr feines Gehör — sie spitzen schon beim geringsten Laut die Ohren und horchen, wie das alle furchtsame oder doch scheue Thiere auf ähnliche Weise thun; sie sehen sehr gut, besonders bei Nacht, sodaß ein gelehrter Professor sich zu der scharfsinnigen Behauptung veranlaßt fühlte: sie können Geister sehen (sic!), wobei sie scheu würden; sie riechen außerordentlich gut, denn die Nüstern sind in steter Bewegung, und sogar die Pferde der Araber, Tataren, Mongolen, sowie die der spanischen Priester in den Steppen von Caraccas, sind im Stande, die dort seltenen Wasserquellen schon in großer Entfernung zu riechen; sie haben ein sehr feines Gefühl, denn man kann leicht bemerken, wie schon bei der geringsten Berührung die Haut in eine zuckende Bewegung geräth. Ihre Beine sind leicht, im höchsten Grade proportionirt, unten mit einem kräftigen Hufe versehen, der als gewaltige Waffe dient. So findet sich auch bei diesen Thieren die größte Übereinstimmung des Charakters und der Lebensweise mit der Körperbildung. — Sie lieben die Gesellschaft ihres Gleichen und leben deshalb in zahlreichen Heerden, die von einem erwachsenen Hengste geführt werden, und bei Annäherung von Feinden (wozu besonders die großen Katzenarten gehören) sogleich geschlossene Reihen bilden. Ihre Nahrung besteht einzig aus Vegetabilien. Alle haben einen kurzen Schlaf und die meisten können im Stehen schlafen. — Die Unterscheidungszeichen der Arten sind nicht so genau zu bestimmen. Man sucht sie in der verschiedenen Länge der Ohren, in der Vertheilung und Länge der Schwanzhaare und in der Farbenzeichnung. Die verschiedene Größe kann nicht als Merkmal angenommen werden, indem bei einer und derselben Art die Größe nicht immer gleich ist; ebenso wenig kann aus dem Skelet eine Art bestimmt werden, da dies selbst bei entfernt stehenden Arten keine Verschiedenheit zeigt. Der Engländer Gray (im Zool. Journ. June 1824) hat versucht, die Gattung in zwei Untergattungen zu theilen, deren eine Equus, mit der einzigen Art E. caballus *L.*, er durch einen überall lang behaarten Schweif und Mangel der Rückenlinie, die andere aber, Asinus, die übrigen Arten umfassend, durch einen Haarbüschel nur am Ende des Schwanzes und eine deutliche Rückenlinie charakterisirt. Untergattungen sind jedoch bei den sechs, im Ganzen nur wenig verschiedenen, Arten eben nicht nothwendig, besonders wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß die eine nur ein Hausthier umfassen soll, das wild gar nicht vorkommt und durch seine Cultur bedeutende Veränderungen erlitten hat [3]). — Die Übersicht der Arten ist folgende:

I. Schwanz von der Wurzel an lang behaart. Hornschwielen (Kastanien) auch an den Hinterfüßen. Farbe gleichmäßig . . . . . 1) Eq. Caballus.

II. Schwanz am Ende mit einem Haarbüschel. An den Hinterfüßen keine Kastanien.

3) Nur zwei Hausthiere haben den Menschen überall begleitet: der Hund und das Pferd. Beide haben durch die Cultur und die klimatischen Einwirkungen bedeutende Veränderung erlitten in Farbe, Größe, Gestalt, Intelligenz, und beide sind von ihren Gattungsverwandten getrennt worden, sodaß ihr character specificus von der abweichenden Schwanzbildung hergenommen werden muß: Canis familiaris ist Canis cauda (sinistrorsum) recurvata, Equus caballus ist E. cauda undique setosa. Beide können daher keine Untergattungen für sich bilden. Getrennt sind sie aber von ihren Gattungsverwandten mehr als selbst generisch; denn sie sind dem Menschen näher getreten als die übrigen Thiere durch Intelligenz und durch die constanten, durch das Klima (?) und die Cultur hervorgerufenen Verschiedenheiten — Racen! — die der Mensch selbst in seiner Gattung darbietet.

A. Farbe gleichmäßig. Ursprüngliches Vaterland: Asien.
  a) Auf dem Rücken kein Kreuz 2) E. Hemionus.
  b) Auf dem Rücken ein schwarzbraunes Kreuz . . . . . 3) E. Asinus.

B. Grundfarbe gelblich, darauf eine Menge schwarzer Binden. Vaterland: Afrika.
  a) Füße und Bauch weiß ohne Binden:
    α) Hinterleib ohne Binden 4) E. Quagga.
    β) Hinterleib mit Binden . 5) E. Burchellii.
  b) Füße und Bauch gelblich; Extremitäten mit Binden . 6) E. Hippotigris.

Gehen wir jetzt die Arten genauer durch. Die wichtigste von allen ist in jeder Hinsicht:

1) E. Caballus *L.*[4]), das Roß, das Pferd, das gemeine Pferd, der Gaul, der Klepper, die Mähre, hat seinen Schwanz von der Wurzel an mit langen Haaren besetzt, eine gleichmäßigere Färbung, besonders keine Streifenbildung und keine Rückenlinie. — Die Stimme ist ein Wiehern.

Soweit die historischen Untersuchungen reichen, zeigen sie, daß das Pferd zuerst in Mittelasien und Ägypten, aber schon als Hausthier, verbreitet gewesen ist, und wahrscheinlich hat es der Mensch vom frühesten Anfang auch nur als solches, d. h. nie wild, gekannt. (Vergl. A. Wagner in Schreber's Säugthierwerk VI. S. 4—7 und 19—24.) Verwilderte Pferde aber gibt es auch jetzt noch auf großen unbewohnten Ebenen, z. B. im südöstlichen Rußland, im mittleren Asien, in Südamerika. Sie sind, früher gezähmt, dort vom Menschen in Freiheit gesetzt worden, haben sich vermehrt und sind jetzt vollkommen ausgeartet, daher nicht mehr zu gebrauchen, und lassen sich auch nur in der frühesten Jugend, und zwar nicht vollständig, zähmen. Sie sind klein, aber kräftig, meist von mausgrauer oder dunkelbrauner Farbe und haben in der Regel einen dicken Kopf. Sie leben in zahlreichen Heerden, die in manchen Steppen oft 10,000 Stück enthalten und vom stärksten Hengste geführt werden. Wenn sie in die Nähe der von Menschen bewohnten Orte kommen, so verursachen sie großen Schaden durch das Aufzehren des Futters, das Zertreten der Äcker und durch das Entführen zahmer Pferde. — Das gezähmte Pferd hat im Vergleich zu den übrigen Hausthieren das schönste Ebenmaß der Glieder, die stattlichste Haltung und den stolzesten Gang. Da jedoch manche Völker früher auf ihre Pferde mehr Pflege verwandt haben, als andere, so sind die ihrigen auch schöner gewachsen und dergl. m. Es gibt demnach hinsichtlich ihrer Gestalt und Güte sehr verschiedene Pferde. Im Allgemeinen verlangt ein Kenner von einem schönen Pferde einen mittellangen, mageren Kopf, schmale und eben nicht große, in die Höhe stehende Ohren, ziemlich große, feurige Augen, ausgefüllte Augengruben, eine gerade oder nur wenig gebogene, breite Nase mit großen Nasenlöchern, schmale, magere Kinnbacken, einen Schwanenhals, ebenen Rücken, ein gerundetes starkes Kreuz, eine breite Brust, schmächtige Unterfüße, feste, schwarzglänzende Hufe, eine lange, volle, schlichte Mähne (deren vorderster Theil — Schopf genannt — auf die Stirn fällt und deren lange Haare, sich selbst überlassen, auf beiden Seiten des Halses herabhangen) und einen vollen Schweif mit feinen Haaren. Geht man die einzelnen Theile genauer durch, so stellt sich Folgendes heraus. Eine hohe, leicht gebogene und mäßig breite Stirn ist gut gebaut, fehlerhaft aber, wenn sie ungewöhnlich breit oder schmal oder hohl ist. Mäßig gekrümmte Augenbogen gewähren dem Auge eine gute Stellung, während zu stark gewölbte demselben eine tiefe Lage geben und so einen finstern Blick verursachen. Die mäßig großen Augen werden den kleinen vorgezogen, doch dürfen sie nicht zu stark aus ihren Höhlen hervorstehen. Mit Fleisch und Fett überladene Oberkiefer entstellen den Kopf; am besten sind sie mäßig gewölbt und so mager, daß die Muskeln und Adern deutlich durch die Haut unterschieden werden können. Die Lippen müssen etwas derb und ohne Falten und im ruhenden Zustande geschlossen sein. Schöne Wangen oder Ganaschen sind nicht zu breit, etwas flach, derb und mäßig fleischig. Überhaupt ist ein trockener Kopf, dessen Muskulatur, Knochenfortsätze und Adern deutlich hervortreten, dem fleischigen vorzuziehen. Unter den verschiedenen Kopfformen sind die bemerkenswerthesten: 1) der gerade Kopf mit flacher Stirn und Nase, wird für die schönste Form gehalten; demnächst kommt 2) der Rammskopf mit gebogener Nase und schwacher Stirnkrümmung; 3) der Schafskopf mit stark gebogener Nase und Stirn, ist meist zu lang, 4) der Hechtkopf hat einen hohlen Nasenrücken, was aber leichter übersehen werden kann, wenn der Vorkopf und die Stirn groß sind. Fehlerhafte Bildungen sind: 5) der Schweinskopf mit eingesenkter Stirn und Nase, abstehenden schlaffen Ohren und plumpen Ganaschen; 6) der Ochsenkopf mit gleicher Verbildung der Wangen und Ohren und unmäßig breiter Stirn und dergleichen Lippen; endlich 7) der Eselskopf, der größer und schwerer als der Ochsenkopf ist und stark vorspringende Joch- uud Kieferknochen hat. Ein schöner Hals ist mäßig lang und mager. Der Schwanenhals, die schönste Form, welche sich noch am gewöhnlichsten bei orientalischen und spanischen Pferden findet, erhebt sich sanft aus dem Widerrist und ist am oberen Rande gegen den Kopf hin stark gebogen. Der Hirschhals oder umgekehrte Hals dagegen läuft am obern Rande einwärts gebogen herab und ist unten auswärts gekrümmt. Ein gut gebauter Widerrist ist gehörig erhaben, mit derbem Fleisch belegt und verliert sich allmälig in den Rücken. Dieser und die Lenden müssen eine gerade Linie bilden; eine concave oder convexe Linie ist fehlerhaft. Das Kreuz (Kruppe), das vom Ende der Lenden bis zum Schwanz reicht, soll gehörig lang sein, von Vorn nach Hinten und besonders an den Seiten sich leicht abrunden und derbes, festes Fleisch haben. Der Schwanz (Schweif), aus der Schweifrübe und den daran sitzenden Haaren bestehend, sieht am schönsten aus, wenn er voll ist und hoch getragen wird. Eine kräftige Brust ist verhältnißmäßig breit und gewölbt, und ein gesunder

4) Abbildung von Bojanus in der Isis 1825.

Digitized by Google

Bauch ist mäßig stark und abgerundet. Dicke Schenkel sind keineswegs ein Zeichen der Tüchtigkeit und der Kraft, sondern haben etwas Schwerfälliges; dagegen sind zu dünne Beine ebenfalls fehlerhaft. Der Bau der Füße muß mit dem ganzen Körperbau genau proportionirt sein und dabei eben dennoch eine gewisse Feinheit und Zierlichkeit verrathen. Ein guter Huf ist mäßig groß und hat hohe Wände; dabei ist er hart, eben, mattglänzend und von schwarzer oder grauer Farbe und seine Hornsohle muß fest und ausgehöhlt sein. Die Mittelgröße schöner Pferde ist 55—60 Zoll rheinl. oder 12½—15 Fäuste. Endlich bleibt noch die Farbe zu berücksichtigen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß hierbei mehr Liebhaberei ist und ein schön gebautes Pferd nur dann an Werth verliert, wenn es eine unreine, scheckige Farbe hat. Man unterscheidet zunächst einfach und bunt gefärbte Pferde. Jene können sein: 1) Weiße oder Schimmel, unter denen die weiß geborenen, welche man Glanz- oder Atlasschimmel nennt, und sich durch glänzend milchweißes Haar, weißliche Haut, die um Mund und Augen röthlich ist und blaßgelbe Hufe auszeichnen, wegen ihrer Schönheit und Seltenheit besonders geschätzt werden. Die Milchschimmel dagegen haben eine schwarze Haut, und werden schwärzlich geboren; haben ihre milchweißen Haare keinen Glanz, so heißen sie Silberschimmel. 2) Schwarze oder Rappen sind ganz schwarz. Der Glanzrappe hat tief schwarzes, glänzendes Haar, der Kohlrapp rothschwarzes ohne Glanz, der Licht- oder Sonnenrapp rußschwarzes. 3) Braune sind nicht ganz braun, sondern haben schwarze Mähne und schwarzen Schweif und in der Regel auch ebenso gefärbte Extremitäten; jedes andere braune Pferd gehört zu Nr. 4. Man unterscheidet übrigens viele Arten von echten Braunen: Fahl-, Reh-, Gold-, Kastanien-, Schwarzbraune und dergl. m. 4) Rothe oder Füchse; der Rothfuchs mit rothbraunem Haare, der Kupferfuchs von Kupferfarbe, der Goldfuchs ins Goldgelbe spielend und glänzend, der Brandfuchs, der Schweißfuchs u. s. w. 5) Isabellen oder Falben mit gelben oder grauen Haaren. Die Bunten oder mit gemischten Farben werden nicht sonderlich geachtet, am wenigsten die Schecken mit großen, unregelmäßigen Flecken auf einer einfachen Hautfarbe, die weiße ausgenommen, obgleich sie dabei mehr weiße als andere Haare haben können. Hierher der Gelb-, Fuchs-, Braun-, Porzellan-, Achat- und Schwarzscheck. Demnächst kommen die Tiger mit vorherrschender weißer Farbe und ziemlich regelmäßig abgerundeten Flecken. Hierher der Gelb-, Roth-, Braun-, Schwarz- und gemischte Tiger. Am meisten gelten noch die Buntschimmel, oder auch Schimmel schlechtweg genannt, mit gemischtem weißem Haar, z. B. der Fliegen-, Apfel-, Blau-, Schwarz-, Roth-, Grauschimmel u. s. f. Neben diesen Farben sieht man wol noch auf Abzeichen, d. s. weiße Flecke, die sich zuweilen am Kopfe oder an den Extremitäten finden. Man unterscheidet dabei den Stern, einen weißen Fleck auf der Stirn, die Blässe, einen weißen Strich von der Stirn bis in die Nähe der Nasenlöcher, und die Schnippe, einen weißen Fleck oder Streif auf der Vorderlippe. Füße mit weißen Flecken heißen bekrönt, gefesselt oder gestiefelt.

Obgleich allen Pferden von Natur mehre Gangweisen eigen sind, so sind diese doch bei vielen durch Kunst veredelt worden, bei anderen dagegen durch Nachlässigkeit und Verwöhnung in fehlerhafte Gänge umgewandelt worden, und deshalb sieht auch hierauf der Pferdekenner. Zunächst unterscheidet er drei vollkommene Gangweisen: den Schritt (Pas), den Trab (Trot) und den Galopp (Galop). Der Schritt ist der gemächlichste und am wenigsten ermüdende Gang. Man unterscheidet dabei an jeder Fußbewegung vier Tempo's: im ersten wird der Fuß nur etwas in die Höhe gehoben, sodaß der Huf hinterwärts gerichtet ist; im zweiten wird er noch mehr gehoben und nach Vorn gebracht (das Schweben); im dritten Tempo ist der Fuß im Niedersetzen begriffen, wobei sich die Zehe vorwärts streckt und im vierten tritt er auf. Wird z. B. der rechte Vorderfuß vom Boden gehoben, so folgt im zweiten Tempo der linke Hinterfuß; ist der rechte Vorderfuß im dritten Tempo begriffen, so ist der linke Hinterfuß im zweiten; berührt der rechte Vorderfuß im vierten Tempo den Boden, so hat er seinen ersten Schritt gemacht. Nun erhebt sich der linke Vorderfuß und der linke Hinterfuß ist jetzt im vierten Tempo; dann folgt der rechte Hinterfuß dem linken Vorderfuß u. s. w. Der Trab ist ein schnellerer, aber mehr ermüdender Gang und hat nur zwei Tempos in den Bewegungen, indem immer ein vorderer und ein hinterer Fuß zu gleicher Zeit, jedoch ebenfalls über's Kreuz, gehoben wird. Der Galopp ist eine Art an einander gereihter Sprünge, in denen ein Moment eintritt, wo alle vier Füße in der Luft schweben. Die Extremitäten der einen Seite greifen weiter vor als die der andern und je nachdem dies auf der rechten oder linken geschieht, sagt man, das Pferd galoppire rechts oder links. Da hierbei die ganze Schwere des Körpers immer auf die zurückbleibenden Füße fällt, und diese also am meisten angegriffen werden, so muß man das Pferd zum öfteren Wechseln des Galopps nöthigen. Beim Galopp werden drei Tempos unterschieden und die Füße in folgender Ordnung bewegt. Wenn z. B. das Pferd rechts galoppirt, so erhebt es zuerst den rechten Vorderfuß, dann den linken Vorderfuß und den rechten Hinterfuß zugleich und zuletzt den linken Hinterfuß. Beim Niedersetzen erreicht dieser zuerst den Boden, dann der rechte Hinterfuß mit dem linken Vorderfuß zusammen und zuletzt der rechte Vorderfuß. Geschieht der Galopp in solcher Eile, daß man nur zwei Tempos wahrnehmen kann, so heißt er gestreckter Galopp, Rennlauf, Rennen oder Carriere. Durch Verwöhnung finden sich bei abgenutzten oder schwächlichen Pferden fehlerhafte Gangweisen. Solche sind: der Paß (Amble), welchen einige Pferde jedoch schon von Jugend auf zeigen; er besteht darin, daß stets zwei Füße derselben Seite zugleich gehoben werden, wodurch ein sanftes Hin- und Herwiegen des Körpers entsteht. Pferde mit solchem Gange heißen Paßgänger (Zelter) und werden besonders von Damen geliebt. Der Antritt oder Halbpaß (Entre-pas) besteht darin, daß der Paß mit dem Trabe abwechselt. Der Mittelga-

Digitized by Google

lopp oder fliegende Paß (Aubin) ist eine Vereinigung des Trabes mit dem Galopp; das Pferd galoppirt nämlich mit den Vorderfüßen und trabt mit den hinteren.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Pferdezucht. Gute Pferde sind nur da vorhanden, wo sie mehre Generationen hindurch gehörig gepflegt worden sind. Zu einer sorgfältigen Pflege gehört zunächst gesunde Nahrung. Diese besteht bei uns aus gutem Hafer und gut getrocknetem, angenehm riechendem Heu. Der Hafer kann aber auch durch Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen, Erbsen und Wicken ersetzt werden; im Orient ist sogar Gerste das gewöhnliche Futter. Machen äußere Verhältnisse einen Futterwechsel nothwendig, so muß man das Pferd jedoch erst nach und nach durch kleine Portionen an das neue Futter gewöhnen. Frischer Klee und Grünfutter ist für abgemagerte Thiere besser als für gesunde. Ein erwachsenes, gesundes Pferd, das nicht zur Arbeit verwandt wird, braucht täglich 20 Pfund Heu; wird es aber zur Arbeit verbraucht, so bedarf es wenigstens 5 Pfund Körnerfutter und 10—12 Pfund Heu; sehr schwer angestrengte Pferde (z. B. die an Frachtwagen) erhalten in der Regel 20 Pfund Hafer und nur wenig Heu. Das Futter darf auch nicht mit einem Male gegeben werden, sondern am besten in drei Portionen, nämlich Morgens um 5 Uhr, Mittags um 11 oder 12, Abends zwischen 5—6, und nach jedem Futtern wird getränkt, wozu man klares Wasser nehmen muß. Nächst dem Futter ist die Wohnung zu berücksichtigen, die in einem geräumigen, trockenen, luftigen Stall bestehen muß. Dies Alles macht aber allein noch keine gute Pferde, sondern es kommt dabei noch wesentlich auf Erziehung, gute Behandlung und auf die Tüchtigkeit der Ältern an. Um eine gute Zucht zu erhalten, sucht man in der Zeit, in welcher bei den Weibchen der Geschlechtstrieb rege wird (man sagt dann: die Stute roßt oder ist rossig), nämlich im Frühjahr von Ende März bis Anfang Juni, die schönsten und kräftigsten unter den völlig erwachsenen Stuten aus, und läßt sie von dem besten Hengste bedecken (belegen, bespringen, beschälen). Der Beschäler (Springhengst, Stöter) darf nicht zu jung sein und ist oft von einer andern, aber edleren Race, wird dann fast nur zur Fortpflanzung gehalten und ist im Stande 30 und noch mehr Stuten zu belegen. Die Begattung geschieht am besten unter der Leitung des Menschen (Beschälen aus der Hand), um den Hengst vor Beschädigung durch Schlagen sicher zu stellen. Neun Tage nach dem Sprunge wird die Stute noch einmal zum Hengste geführt; läßt sie ihn nicht mehr zu, so ist sie befruchtet. Um in Gestüten zu wissen, ob eine Stute rossig ist, bedient man sich eines Probierhengstes, wozu ein alter, schlechter Hengst genügt. Nimmt sie ihn an, so wird er sogleich abgeführt und der Beschäler hervorgebracht. Das Rossen der Stute dauert ungefähr 14 Tage, in dieser Periode empfängt sie am besten, und deshalb muß man darauf Acht haben. — Die Zeit der Trächtigkeit, während welcher die Stute sorgfältig geschont werden muß, dauert 10—12 Monate, in der Regel 11 Monate und einige Tage. Die Stute wirft nur ein Junges (Füllen, Fohlen, Hainsel oder Henkerlein), selten Zwillinge, die gewöhnlich bald wieder sterben; das Fohlen geschieht meist im Liegen, doch von einigen auch stehend und ist gemeiniglich bald abgemacht. Den Füllen hängt bei der Geburt oft ein dunkelrothes, schwammiges Gewächs, das Pferdegift (Füllennahrung, Hippomanes der Alten), am Munde, das durch das Athmen eingeschluckt wird, und welches die Pferdezüchter, da sie es für schädlich halten, sorgfältig wegnehmen; es ist nichts weiter als ein Niederschlag aus der Flüssigkeit, die sich zwischen dem Amnion und der die innere Fläche des Chorion überziehenden Allantois findet. Ein gesundes Füllen springt schon in der ersten Viertelstunde auf und sucht das Euter; man läßt es 4—5 Monate saugen und entwöhnt es dann. Die Stute selbst wird neun Tage nach der Geburt wieder rossig und empfängt in dieser Zeit sehr leicht. Sind die Füllen zwei Jahre alt, so müssen sie nach dem Geschlechte getrennt werden, um sich nicht durch zu frühzeitiges Bespringen zu verderben, und jetzt fängt auch ihre Erziehung an. Nach dem dritten Jahre werden sie auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet, indem man ihnen zuweilen ein Gebiß ins Maul gibt oder einen Sattel auflegt oder sie an einen leeren Wagen spannt. Erst im fünften Jahre kann man sie als Reitpferde verwenden und um diese Zeit werden sie auch beschlagen. Zum Lenken bedient man sich des Gebisses, der Reiter überdies der Sporen und seiner Schenkel. Außerdem castrirt man in Europa die Hengste, um sie gelehriger und frömmer zu machen; eine Verstümmelung, die die Araber (ebenso wenig, wie das etwas früher fallende Schweifstutzen oder Englisiren) mit ihren Pferden vornehmen und sie doch durch zweckmäßige Behandlung sanfter und lenksamer zu machen wissen, als die Europäer. Die Verschneidung geschieht am besten bei drei- oder vierjährigen Füllen, und besteht bei uns darin, daß die Hoden ganz weggeschnitten werden. Einen solchen entmannten Hengst nennt man Wallach. In Spanien ist jedoch eine andere Art Castration üblich; es werden nämlich die Samengefäße durch Klopfen und Zerquetschen gestört. Diese Methode gibt die Klopfhengste. Viel zweckmäßiger als alle Castration ist eine gütige, liebevolle Behandlung von Früh an. Der Araber läßt dem Pferde nicht den Willen, aber er weiß es durch Zureden und Streicheln zu gewinnen; da Schläge und schlechte Behandlung es feig und tückisch machen. Auch reitet er es meist allein und strengt es nie über Gebühr an. Unter solchen Umständen conservirt es sich nicht allein viel besser, sondern zeugt auch vortreffliche Nachkommen. Schon in Teutschland hat man diese Erfahrung an eingebornen Pferden gemacht. Im Allgemeinen werden sie hier nur 16—20 Jahre alt, wohlgepflegte aber erreichen ein doppelt so hohes Alter, z. B. zwei Reitpferde Friedrich's des Großen.

Da der Wohlstand des Landes durch verbesserte Pferdezucht gehoben wird, so hat man Gestüte errichtet; dies sind meist öffentliche — Landgestüte — Anstalten, in denen ausgewählte Hengste, oft von den vorzüglichsten Racen, nur dazu gehalten werden, um von ihnen die besseren einheimischen Stuten aller nahen Pferdebesitzer gegen Geldvergütung belegen zu lassen. Außerdem sind Verord-

Digitized by Google

nungen über die Bepackung der Lastpferde erlassen, damit diese nicht überladen und so verdorben werden. Endlich werden in den meisten Provinzen jährlich Thierschauen und Wettrennen gehalten, die nicht wenig zur Aufmunterung der Pferdezüchter beitragen.

Die verschiedenen Pferderacen [5]) lassen sich bequem nach den Erdtheilen abtheilen, wie folgt:

I. Asiatische Pferde.

Sie sind der älteste und ursprünglichste Stamm, von welchem die Racen aller anderen Welttheile abstammen. Man kann sie nach des Prof. d'Alton [6]) und des Grafen Rzewuski [7]) Vorgange in zwei Familien theilen, nämlich in die arabisch-persische (nach Gr. Rzewuski und Alex. Wagner) [8]), oder arabische d'Alton's, und die mongolisch-scythische (nach Gr. R. und A. W.) oder tatarische (nach d'Alton). Der Unterschied zwischen beiden Racen-Familien scheint zunächst durch Weide und Klima bedingt zu sein. Die arabisch-persischen Pferde werden in einem meist hochgelegenen Lande mit trockenen, aromatischen und gesunden Weiden gezogen und haben daher einen trockenen Kopf, einen leichtgebauten, kräftigen und fein behaarten Körper, feine Füße, harte Hufe, und sind dabei von außerordentlicher Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit, Intelligenz und Muth. Die Mongolei und das alte Scythien haben trockene und gesunde Weiden, aber eine höhere Lage, kälteres Klima und weniger Aroma in den Futterstoffen; deshalb wahrscheinlich geht den mongolisch-scythischen Pferden, obgleich sie große Ausdauer besitzen, die Feinheit des Kopfes, der Füße und der Behaarung, sowie überhaupt die Eleganz der Araber ab, auch haben sie einen mehr massiven als leichten Huf. Von ihnen dürfte der größte Theil der europäischen Pferde abstammen. Diese zweite Familie asiatischer Pferde ist zahlreicher an Individuen als die arabisch-persische; sie gehört mehr den Steppen, die letztere mehr den Wüsten an.

1) Die arabischen Pferde, wenngleich nicht die schönsten, sind von allen die vorzüglichsten, weil keine andere Race zur Veredlung der einheimischen Schläge so geeignet ist, als diese. Von ihnen hat man folgende Charakteristik gegeben: Kopf klein, trocken, meist abgestumpft; Stirn gerade, platt und breit; Ohren gut angesetzt, schmal, ziemlich lang, gerade, mit der Spitze sich etwas einwärts krümmend; Augen groß, ziemlich erhaben, ungewöhnlich feurig; Nasenrücken gerade, zuweilen etwas ausgehöhlt; Nasenlöcher weit geöffnet; Wangen breit; Venen am Kopfe schon in der Ruhe bemerklich. Hals ziemlich lang und mager, gegen den Kopf sehr schmächtig, oben schön gebogen, unten wie ein Hirschhals nach Vorn gebogen, was als Mangel angesehen werden könnte, wenn die Thiere nicht von der Natur zum ausdauernden Laufe bestimmt wären und daher einen solchen Bau haben mußten; Mähne fein und immer schlicht. Brust breit; Leib etwas lang und schmächtig; Rücken stark; Kruppe (Kreuz) gerade und schön gerundet; Schweif hoch angesetzt und fein. Extremitäten fein, trocken und nicht stärker behaart als der übrige Körper; Sehnen stark und deutlich losgetrennt; Fesseln lang und dabei ohne Neigung zum Durchtreten; Hufe erhaben, hart, glänzend, glatt. Ungeachtet ihrer Feinheit sind die Füße doch so kräftig und stark, daß der Araber sicherer auftritt als irgend ein anderes Pferd. Die Haut ist fein, glänzend, mit kurzen Haaren bedeckt und die Muskeln wie die Knochenfortsätze, an welche sich dieselben ansetzen, sind durch die Haut deutlich wahrnehmbar. Die gewöhnliche Höhe dieser Thiere ist nur 4½ pariser Fuß; sehr selten finden sich welche, die die Höhe von 4⅚ Fuß übersteigen. Ihre Nachzucht jedoch ist größer, wenn man große Stuten von ihnen belegen läßt. Nach Niebuhr [9]) unterscheiden die Araber zwei Racen ihrer Pferde; die eine, welche sie Köchlani, Köhejle nennen, ist vollkommen unvermischt, und von ihr haben sie seit undenklichen Zeiten Stammregister aufbewahrt. Sie bildet gleichsam den Adelstand unter den Pferden und es darf nie eine Stute dieser Race von einem Hengste einer anderen Race belegt werden. Die Stuten geben sie um keinen Preis fort und verkaufen sie am allerwenigsten an einen Christen; dagegen sind die Hengste sehr leicht, aber nur für hohe Summen zu erhalten. Die andere Race, Kadischi, ist nur als eine Entartung oder Kreuzung jener anzusehen, indem oft die Stuten von Köchlani-Beschälern gedeckt werden. Während die Pferde der ersten Race nur zur Zucht und zum Reiten gebraucht werden, müssen die der andern die gewöhnlichen Arbeiten verrichten. Jene werden von den Beduinen zwischen Bassora (oder Basra), Mardin und Syrien erzogen und von ihnen in fünf große Geschlechter getheilt, über welche jedoch die Angaben sehr verschieden lauten. Nur soviel ist gewiß, daß die Anzahl dieser Pferde nicht bedeutend ist und von einigen Reisenden kaum auf 6000 geschätzt wird.

2) Die persischen Pferde sind nächst den Arabern die vorzüglichsten und übertreffen diese sogar an Schönheit und Größe, sie werden jedoch nicht über 14 — 14¹/₂ Fäuste hoch. Ihr Kopf ist fein und trocken, mit feinen Ganaschen und gerader Stirn; der Hals ist hoch und etwas gebogen, das Kreuz lang, die Haut sehr weich und zart. Auch hier werden noch mehre Unterracen unterschieden. Ein recht gutes Pferd wird mit einer Summe von 1000 Franken bis 1000 Thalern bezahlt. Die Pferdezucht wird in Persien mit größter Sorgfalt betrieben und ist fast ein Monopol des Landesherrn, indem diesem alle Gestüte gehören.

3) Die tscherkessischen Pferde auf der nördlichen Seite des Kaukasus und die kabardinischen Pferde sind, wie ihre Herren, Nachkommen von Arabern, stehen diesen an Schönheit und Ausdauer nur wenig nach und sind ihnen auch in der Gestalt sehr ähnlich, aber stärker und größer und meist Milchschimmel.

4) Die natolischen Pferde sind die besten im türkischen Reiche und zeichnen sich von den vorigen drei Racen

5) Vergl. Abbildungen sämmtlicher Pferderacen von Rud. Kunz mit naturhistorischer Beschreibung von Prof. E. d'Alton. Karlsruhe 1827. Querfolio. 6) Naturgeschichte des Pferdes. 7) Graf Rzewuski, Fundgruben des Orients V. S. 333. 8) a. a. O. 47.

9) Beschreibung von Arabien. S. 162.

Digitized by Google

besonders durch ihre Größe aus. Ihr Kopf ist fein und mager, der Hals dünn, der Leib schlank, die Füße fein, aber kräftig, der Schweif hoch angesetzt. Sie sollen sehr dauerhaft sein.

5) Die tatarischen Pferde sind von sehr verschiedenem Werthe, selten schön, meist gute Läufer und besonders deshalb bemerkenswerth, weil die ungarischen und siebenbürgischen Pferde von ihnen abstammen. Die sibirischen, baschkirischen, burätischen, kirgisischen, mongolischen, kalmückischen, tangutischen, indischen und chinesischen Pferde sind noch andere asiatische Schläge, deren Kenntniß jedoch nicht von großem Interesse ist. Mit Ausnahme der burätischen und tangutischen sind sie fast alle häßlich, werden aber oft in großen Heerden gehalten und machen alsdann einen großen Theil des Reichthums der Einwohner aus.

II. Afrikanische Pferde.

Während die meisten derselben von sehr geringem Werthe sind, so machen doch die, welche zwischen dem Mittelmeere und dem Sudan gezogen werden und arabischen Ursprungs sind, eine rühmliche Ausnahme.

1) Die ägyptischen Pferde sind nicht so rasch und dauerhaft als die Araber, aber größer (bis gegen 16 Fäuste hoch), haben einen feinen, trockenen, etwas gebogenen Kopf, längliche Kruppe, feine Schenkel und hochangesetzten Schweif.

2) Die nubischen Pferde, von einem vortrefflichen Schlage, sind zum Theil durch große Viehseuchen aufgerieben worden, und die wenigen übrigen sind beim Einfall der türkischen Truppen fast sämmtlich in die Hände der Soldaten gerathen, sodaß nach Rüppell die dortige Pferdezucht beinahe vernichtet ist. Die Pferde der in Cordofan wohnenden Araberstämme sind ausgezeichnet gute und schöne Renner, stammen großentheils aus Dongola und Berber, werden sehr gut gehalten und sogar bis ins vierte Jahr mit Kuhmilch getränkt.

3) Die berberischen oder maurischen Pferde, auch Berber oder Berben genannt, sind zum Theil überaus schön, kommen in viel größerer Anzahl, als ihre Stammgenossen, die Araber, vor, und haben sich von der Westküste Ägyptens bis an das atlantische Meer und die Sahara ausgebreitet. Die besten kommen aus Fez und Marokko, haben einen feineren Kopf als die Araber, einen gebogenen Nasenrücken, dünne Mähne, etwas lange Kruppe mit hochangesetztem Schweife, schöne, wenig behaarte Füße, und werden gewöhnlich nicht größer als die Araber, aus deren Vermischung mit den alten berühmten numidischen und libyschen Pferden sie hervorgegangen zu sein scheinen.

Die übrigen afrikanischen Pferde sind zum Theil zu wenig bekannt, zum Theil sehr schlecht und können übergangen werden.

III. Europäische Pferde.

Sie sind von einer großen Mannichfaltigkeit, welche theils durch Kreuzung der einheimischen Racen mit ausländischen, theils durch verschiedenartige Pflege hervorgebracht worden ist.

1) Die spanischen Pferde [10]) sind Abkömmlinge arabisch-maurischer Pferde oder doch mit ihnen gemischt, und wurden einst ihrer Schönheit und ihres Feuers wegen für die geschätzteste europäische Zucht gehalten. Ihr Kopf ist etwas groß und zuweilen mit etwas starken Ganaschen und gebogenem Nasenrücken; die Ohren sind an sich wohlgestaltet, aber häufig etwas zu lang und zu niedrig angesetzt; die Augen sind feurig; der Hals ist zu fleischig, aber mit einer vollen, feinhaarigen Mähne geziert; Schultern und Brust sind breit und voll; die Lenden stark und zuweilen niedrig; das Kreuz häufig wie bei Maulthieren; die Seiten rund und oft etwas zu bauchig; die Füße sind schön und fast unbehaart, aber zuweilen zu lang, und die Hufe eng mit etwas hohen Trachten, wodurch sie leicht zwangbufig werden. — Im Ganzen liefern Andalusien, Granada und Estremadura schöne Pferde; die ausgezeichnetsten kommen aber allein von Xeres, wo man wieder zwei Zuchten als die vorzüglichsten hervorhebt, die von Zamorano und die der Karthäuser. Die erstere hat viel Ähnlichkeit mit Arabern und ist durch Warzen an dem After, den Zeugungstheilen und der Schweifrübe ausgezeichnet; die andere Zucht ist noch feiner und ausgezeichnet schön, ist aber immer erst im sechsten oder siebenten Jahre gehörig entwickelt.

2) Die englischen Pferde, durch Vermischung inländischer Schläge mit vielen ausländischen entstanden, sind an Größe und Gestalt sehr verschieden. In keinem Lande Europa's ist die Pferdezucht mit solcher Sorgfalt und Kunst und mit so günstigem Erfolge betrieben worden, als in England. Besonders ist man dort schon frühzeitig darauf bedacht gewesen, auf eine zweckmäßige Weise die einheimische Zucht durch Kreuzung mit bewährten ausländischen zur Erlangung von leichten, schnellen Pferden zu verbessern. Man hat dabei nicht Pferde von den verschiedensten Racen sich unter einander paaren lassen, sondern immer stufenweise die nächst verwandten besseren ausländischen Zuchten zur allmäligen, aber gründlichen Verbesserung der einheimischen angewandt [11]). So hat man teutsche, flämische, spanische, persische, berberische und arabische Beschäler eingeführt. — Von den seit älterer Zeit in England einheimischen Racen sind die Suffolk-Punches, die cleveländischen, die schweren schwarzen und die clydesdalischen Pferde die besten. Die durch Kreuzung mit Ausländern entstandenen Bastardschläge bringt man gewöhnlich in folgende vier Gruppen: a) Rennpferde (Race-horses), sind keineswegs schön, aber die schnellsten Renner [12]) und stammen von arabischen oder

10) Abbildung in *Frèd. Cuvier* et *Geoffroy Saint-Hilaire*, Histoire naturelle des Mammifères. Tom. II. Livr. XLVII. c. 11) Vergl. F. v. d. Brincken, Bemerkungen über die englischen Pferde und die Pferdezucht im Allgemeinen. (Weimar 1827.) 12) Der Starling legte mehrmals in einer Secunde den Weg von 82½ Fuß zurück und durchlief in 6½ Minuten eine Bahn von über 3½ engl. Meilen. Der Childrен hatte eine Geschwindigkeit von 46½ Fuß und blieb sich immer gleich. Der Eclipse durcheilte 58 Fuß in Einer Secunde, indem er bei der größten Streckung 25 Fuß bedeckte und diese in einer Secunde 2½ Mal wiederholte.

Digitized by Google

berberischen Hengsten und höchst veredelten einheimischen Stuten ab. Man paart zu diesem Zwecke ausgezeichnet gute inländische Stuten mit orientalischen Hengsten, läßt die aus dieser Vermischung erzeugten Stuten wieder von einem Orientalen beschälen und wiederholt dieses Verfahren mit allen folgenden Generationen. Hierdurch erlangt man einen Bastardschlag, auf den die edlen Eigenschaften des Orientalen übertragen worden sind. Der Engländer nennt ihn Blood-horse, Blutpferd, Vollblut. Diese Race zeichnet sich durch feine Füße und schmächtigen Bau aus (der noch durch strenge Diät befördert wird) und ist so veredelt, daß Bluthengste mit Blutstuten ebenfalls Renner erzeugen. b) Jagdpferde (Hunters) entstehen aus der Paarung eines Bluthengstes mit einer minder veredelten Stute, haben etwas gröberen Körperbau als vorige, kommen ihnen daher an Schnelligkeit nicht gleich, sind aber von größerer Ausdauer. c) Kutschpferde entstehen durch Vermischung der Hengste der vorigen Abtheilung mit recht guten inländischen Stuten. Sie sind größer und kräftiger als die vorigen; ihre Zucht wird besonders in Yorkshire betrieben. d) Schwere Zugpferde sind von kolossalem Gliederbau und ausnehmender Stärke, gehen aus Vermischung von Hengsten der vorigen Varietät mit inländischen Stuten hervor und fallen zuletzt mit einer der einheimischen Racen zusammen.

3) Die teutschen Pferde sind zwar nicht durchgehends schön und haben häufig einen kurzen Athem; doch sind sie gewöhnlich für die ökonomischen Bedürfnisse recht brauchbar. In einigen Gegenden zieht man Schläge von besonderem Werth, von denen die Holsteiner und Mecklenburger den meisten Ruf haben und meist eine ansehnliche Größe erreichen. — Das mecklenburgische Pferd hat nicht einen ganz so feinen Kopf, als der englische, doch ist derselbe gut angesetzt und weder von zu starkem Knochenbau, noch mit Fleisch überladen; die Stirn ist platt, der Nasenrücken gerade, die Nasenlöcher weit, der Hals gewöhnlich etwas kurz und stark, aber von guter Haltung, die Mähne fein, die Brust breit, die Schultern stark, die Extremitäten gerade gestellt und der Huf rein; der Rücken ist etwas concav, die Kruppe gewölbt, der Größe der Brust entsprechend. Nächst den Mecklenburgern nehmen die Holsteiner den ersten Rang unter den teutschen Pferden ein und übertreffen die ersteren sogar etwas an Schönheit, stehen ihnen aber an allgemeiner Brauchbarkeit, Kraft und Ausdauer weit nach und sind sehr vielen schweren Krankheiten unterworfen. Sie haben einen sehr schönen Ramskopf, einen längeren, gewölbteren Hals als die Mecklenburger, ein gut gebautes Kreuz, breite Brust, nicht zu fette Schenkel, aber lange Fesseln und platte Hufe. Außer diesen beiden Schlägen wären noch die lausitzer Heidepferde, die thüringer, ansbacher, böhmischen und mährischen Pferde zu nennen. Mit den beiden letzteren wird ein Theil der österreichischen schweren Cavalerie versorgt.

4) Die dänischen Pferde sind ihrer schönen Bewegungen und ihres Wuchses im Allgemeinen, besonders ihres langen, reichen Schweifes wegen beliebt, obschon sie einen dicken Hals, große Schultern, lange niedrige Lenden und ein zu schmales Kreuz haben.

5) Die holländischen Pferde sind groß und stark und gute Traber, besonders die Hart-dravers aus Westfriesland. Sie zeichnen sich durch großen Kopf, dicke Ganaschen, kurzen Hals und gedrungenen festen Leib aus und werden besonders als Kutschpferde benutzt.

6) Die französischen Pferde sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Die schönsten sind die, welche die Normandie und Limousin liefern. Die Limousiner sind gute Reitpferde von feinem Bau und mittlerer Größe, haben einen trockenen Kopf, nicht starken Hals, gut gestellte Füße und ähneln etwas den Berbern. Die normannischen Pferde sollen von den dänischen abstammen, sind groß und stark und eignen sich gut zu Cavalerie- und Kutschpferden. Gute Zugpferde finden sich noch in der Franche-Comté.

7) Die Schweizer-Pferde sind von gedrungenem kräftigem Bau und zeichnen sich durch sehr stark behaarte Ganaschen, Kinnbacken und Beine aus, stammen von teutschen und italienischen Beschälern her und eignen sich meist zu guten Wagenpferden. Die besten sind die Berner.

8) Die italienischen Pferde waren einst berühmt, zumal die neapolitanischen. Sie ähneln spanischen Pferden, sind aber größer und haben einen schweren Ramskopf, dicke Ganaschen und fleischigen Hals. Die sardinischen Pferde sind gut, aber außerhalb Sardinien wenig bekannt. Die corsischen sind zum Theil sehr klein (Zwergpferde).

9) Die türkischen Pferde stammen von natolischen, persischen, tatarischen und arabischen Pferden, erreichen aber ihre Güte nicht.

10) Die moldauischen und walachischen Pferde sind von schöner Gestalt, großer Schnelligkeit und Ausdauer und kernhafter Gesundheit, haben aber einen tückischen, böswilligen Charakter; sie sind für die leichte Cavalerie sehr brauchbar und scheinen aus Vermischung von türkischen, ungarischen und siebenbürgischen Pferden entstanden zu sein. Sebald charakterisirt sie folgendermaßen: Pferde vom größten Mittelschlage, mit schönem Kopfe, aber etwas breiten Ganaschen, großen, feurigen, zuweilen aber Mistrauen verrathenden, Augen, schönem Halse, verhältnißmäßiger Brust, schönem, rundem Leibe, geradem Rücken, gutem Kreuz, hochangesetztem Schweif, starkem, kraftvollen Oberarm, feinem Unterschenkel und hartem, glänzendem Hufe.

11) Die ungarischen Pferde stammen aus der Tatarei, haben dürren Kopf, breite Stirn, große Augen, geraden Vorkopf, kleine Nasenlöcher, langen, dünnen Hals, etwas dünne Mähne, meist geraden Rücken, abgedachtes Kreuz, schlanke, gelenkige, fast unbehaarte Füße, die hinteren etwas nach Außen gewendet, wohlgestaltete und harte Hufe, werden ungefähr 4½ Fuß hoch und sind meistens braun oder fuchsroth. Sie sind zum Dienst für die leichte Reiterei sehr geschätzt und werden zum Theil durch orientalische Beschäler veredelt. Merkwürdig sind die ungarischen Pferdemärkte, auf denen man mehre tausend Pferde auf einmal zu sehen bekommt.

Digitized by Google

12) Die siebenbürgischen Pferde stammen ebenfalls aus der Tatarei, sind den vorigen nahe verwandt, aber größer. Ihr Kopf ist trocken und klein, die Ohren schön angesetzt und in steter Bewegung, die Augen groß und lebhaft, die Nasenlöcher bei der Bewegung weit geöffnet, der Hals etwas lang, aber von angenehmer Gestalt, der Rücken und das Kreuz gerade, Schweif hochangesetzt, Füße trocken, mit hervortretenden Muskeln und Sehnen, gut geformten und harten Hufen; Haare fein. Diese Race ist zu verschiedenen Zeiten durch türkische, arabische, persische, spanische, italienische, teutsche und englische Beschäler verbessert worden, und ist dadurch zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gelangt, denn sie gehören zu den besten Reitpferden Europa's.

13) Die polnischen Pferde sind von sehr verschiedener Güte. Die meisten sehen häßlich aus, besonders wegen ihrer Kopfbildung und ihres verkehrten Halses, haben außerdem grobe Mähnen, mehr schmale als breite Brust, platte Schultern, meist zu schwache Schenkel und in der Regel fehlerhafte Hufe; ihr Rücken ist gerade, das Kreuz abgeschliffen. Sie sind mistrauisch und boshaft, aber unerschrocken und halten gewaltige Strapazen aus. Die Polen machen aus ihnen gute Soldatenpferde. Die Lithauer sind oft sehr klein, aber schnell.

14) Die russischen Pferde zeigen bei ihrer großen Verschiedenheit doch viel Verwandtschaft zu den vorigen. Die Groß-Ruffen sind vom Mittelschlag, haben etwas starken Kopf, platte Stirn, kurzen Hals, breite Brust, sehr starkes Kreuz, langhaarige Füße und langen Schweif und Mähne. Sie sind fromm, folgsam, gelehrig und eignen sich besonders für's Postwesen. Die zaporogischen Pferde zwischen dem Dnjepr und Don sind orientalischer Abkunft, eignen sich besonders für die leichte Cavalerie. Sie sind von mitteler Größe und haben feinen Kopf, mit gut aufgesetzten Ohren, proportionirte Brust, schönes Kreuz und feine Extremitäten mit orientalischem Huf. Die ukrainer Pferde sind mittelgroß und leicht, gewandt, schnell und ausdauernd und haben einen schönen Kopf, meist langen, gebogenen Hals, geraden Rücken, feine Schenkel und gute Hufe. Die Kosaken-Pferde machen den Reichthum der donischen Kosaken aus. Bei den ärmern Kosaken findet man nur schlechte, abgenutzte Pferde; die in den Stutereien der Reichen sind jedoch stark und dauerhaft. Sie sind mittelgroß und haben etwas gebogene Nase, etwas starke Wangen, gestreckten Leib, schöne Kruppe und starkknochige Beine.

Die letzten vier Racen werden meistentheils in wilden oder doch halbwilden Gestüten gezogen. In einem wilden Gestüte stehen die Pferde unter keiner anderen Aufsicht, als bei uns in den Forsten die Rehe, Hirsche und dergl. m. Halbwilde Gestüte sind solche, in denen die Pferde zwar auch noch auf sehr großen Weideplätzen herumstreifen, aber doch genauer beaufsichtigt werden. Es bleiben hier nicht mehr Hengste und Stuten zusammen, und das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel, sondern die Stuten bleiben mit den Füllen allein während des größeren Theils des Jahres auf der Weide, und die Hengste werden nur zur Sprungzeit hingelassen; auch wird gewöhnlich die Beschälung aus der Hand vorgezogen. Im Winter erhalten die Pferde ihr Futter in besondern Einhegungen und haben auch meist offene Ställe zum Schutz gegen die Witterung. In Rußland, Polen und Ungarn sind viele und große solcher halbwilden und wilden Gestüte (so soll z. B. das gräflich Orlow'sche 8000 Pferde enthalten und einen Flächeninhalt von 200 □Meilen einnehmen). Die darin gezogenen Thiere sind in der Regel schwer zu erziehen, und die meisten zeigen ihr ganzes Leben hindurch etwas Mistrauisches und Störriges in ihrem Wesen.

IV. Amerikanische Pferde.

Da sie erst aus Europa eingeführt worden sind, so zeigen sie wenig Eigenthümliches. Sie sind über den ganzen Continent verbreitet, finden sich besonders in Südamerika in großer Menge, doch sind die meisten derselben verwildert und stammen zum großen Theil aus den im 15. und 16. Jahrh. von den spanischen Eroberern freigelassenen Pferden her. (*Don Felix d'Azara*, Voyage etc. II. p. 281.) Die merkwürdigsten Schläge sind:

1) Die Paraguay-Pferde sind spanischen Ursprungs, haben sich aber nicht wenig zu ihrem Nachtheil geändert. Die meisten sind mittelgroß und haben großen Kopf, etwas lange Ohren und dicke Gelenke; die Mähne und der Schwanz sind kurz und dünn. Im Ganzen schnelle, gewandte Thiere von großer Ausdauer, die aber sehr vernachlässigt werden. Ihre Anzahl ist groß; denn die ärmsten Tagelöhner besitzen deren acht bis zehn.

3) Die chilesischen Pferde. Obgleich ebenso zahlreich als die vorigen, übertreffen sie dieselben doch weit durch ihre Schönheit. Ihr Hals ist schön, der Kopf klein und wohl gebildet, das Kreuz abgerundet, der Schwanz etwas erhaben und stark behaart und die Füße sind dünn und kräftig, und haben sehr harte Hufe. Alle sind außerordentlich lebhaft und schnell. Man unterscheidet Traber, Paßgänger und Galoppirer.

3) Die nordamerikanischen Pferde sind sehr verschieden. Die südlicher vorkommenden sind meist spanischen Ursprungs, während die mehr im nordöstlichen Theile lebenden englischer oder französischer Herkunft sind. Im besondern Rufe stehen die virginischen als gute Reit- und Rennpferde. Die kanadischen Pferde sind kleiner, aber schnell und dauerhaft.

V. Australische Pferde.

Die in den Colonien Neuhollands befindlichen Pferde sind englischer Herkunft und weichen von ihren Stammältern noch nicht ab. Eigenthümliche Racen und Schläge kommen daher noch gar nicht vor.

Die Benutzung der Pferde ist nicht überall ganz dieselbe. Sämmtliche monotheistischen Völker verschmähen das Fleisch und die Milch, und benutzen ihre Pferde, so lange sie nur leben wollen, allein zum Tragen und Ziehen (wobei die Thiere jedoch gar nicht so selten bis zu Tode gemishandelt werden), und ihren Mist als Dünger für Mistbeete. Warum das Fleisch nicht gegessen wird, ist leicht einzusehen: man kann die Thiere vortheilhafter gebrauchen.

Digitized by Google

Außerdem hat sich von den Juden das Verbot, Thiere, die nicht wiederkäuen und keine gespaltene Klauen haben, zu essen, wahrscheinlich auf die ersten katholischen Christen fortgeerbt und ist dann zur Sitte geworden [13]). Aber warum trinkt man nicht die sehr gesunde und wohlschmeckende Milch? — Viele uncultivirte Völker, besonders die Kalmücken, Kirgisen, Tataren u. s. w., machen eine Delicatesse aus dem Pferdefleische, scheuen sich aber auch nicht, das von gefallenen zu essen. Das Fleisch der verwilderten Pferde soll übrigens einen sehr guten Geschmack haben [14]). Jene asiatischen Völker machen aus der gesäuerten Milch (Kumyß) ein berauschendes Getränk (Araka), das sie über Alles lieben, wie bei uns die Branntweintrinker den Schnaps. — Von den todten Pferden braucht fast nichts weggeworfen zu werden. Bei uns macht man aus der zu Leder hergerichteten Haut (Roßleder) Pferdegeschirre, Reitzeuge, Riemen, Stiefeln, Sohlen, Patrontaschen und dergl. m.; die Kirgisen gebrauchen die Felle zu Kleidungsstücken und mehre südamerikanische Indianerstämme zu Wohnungen. Die langen Haare der Mähne und des Schweifes (Pferdehaare) benutzt man zu Schnüren, Bändern, Fidelbogen, Vogelschlingen und als Ausfütterungsmaterial für Sophas, Sessel, Matratzen, Kopfkissen, Decken u. s. w. Die Fußsehnen (Roßadern) werden theils von Sattlern und Orgelbauern, theils zum Leimkochen benutzt. Aus den Hufen werden Kämme, schlechte Pfeifenspitzen und dergl. verfertigt; auch braucht man sie zur Gewinnung des Berlinerblaus. Mit dem Fett endlich macht man Leder geschmeidig.

Obgleich die Pferde von den Menschen schon auf so mannichfaltige Weise in Anspruch genommen werden, so machen dennoch mehre Thiere ihre Rechte zur Mitbenutzung geltend. Nicht große Raubthiere werden den Pferden gefährlich, denn nur die verwilderten haben zuweilen von großen Katzenarten zu leiden — sondern Kerfe und Würmer, die ihren Wohnsitz in und auf dem Leibe der Pferde aufschlagen, werden diesen oft zur gräßlichsten Plage. Mehre weibliche Mücken (Diptera) sind solche Plagegeelen ersten Ranges; man kennt sie allgemein unter den Namen Bremsen, Bremen und Stechfliegen. Die ersten (Oestrus equi *L.*) verfolgen die Pferde, bringen ihre Eier an die Schenkel und andere Orte, wo sie abgeleckt werden, sodaß die Larven in den Magen kommen und wie Eingeweidewürmer bis zur Verpuppung darin leben. Eine viel größere Plage sind die Bremen oder Tabanusarten, welche die Pferde oft rasend machen, indem sie dieselben unaufhörlich verfolgen. Sie bringen ihnen schmerzhafte Wunden bei, aus denen das Blut fließt, welches sie begierig auffaugen. Öfters werden solche Wunden, besonders wenn ihrer viele sind, bösartig. Eine nicht viel geringere Pein verursachen die, Stubenfliegen ähnlichen, Stomoxyiae oder Stechfliegen, welche die ruhigstehenden Pferde, besonders kurz vor einem Gewitter, in die Beine stechen, weshalb jene höchst unruhig werden und fortwährend mit den Hufen ausschlagen. Die Lausfliege (Hippobosca equina *L.* vergl. Hippobosca) [15]) legt ihre Puppen an die Schenkel und den After der Pferde und belästigt diese außerdem mit Blutsaugen. Als einzige Waffe gegen alle diese Feinde hat das Pferd nur den Schwanz, den die grausamen Menschen aber verstümmeln und unbrauchbar machen. Unter den beständigen Parasiten sind Trichodectes equi [16]) und Pediculus macrocephalus [17]) als Epizoen zu bemerken, und von den Entozoen mehre Bandwürmer (Taenia plicata, T. perfoliata, T. expansa), Strongylusarten (St. equinus, S. gigas), Spulwürmer (Oxyurus curvula, Ascaris lumbricoides equi), Fadenwürmer (Filaria papillosa), Distomum hepaticum und Pentastomum taenioides (s. Pentastomum).

Außer diesen Feinden haben die Pferde noch von einem Heere Krankheiten zu leiden, unter denen die wichtigsten der dem Pferdegeschlechte eigenthümlichen folgende sind:

Der Koller, eine langwierige Krankheit, von der man mehre Grade unterscheidet. Der erste ist der stille Koller, bei welchem sich ein großer Stumpfsinn äußert. Gewöhnlich hat das Thier einen stieren Blick, dumme Mienen und läßt den Kopf hangen oder lehnt ihn an. Ein höherer Grad des Übels ist der Dummkoller oder Schieber, bei welchem sich der Stumpfsinn im höchsten Grade zeigt. Das Thier geht immer gerade aus, bis es anstößt, oder immer nach einer Seite im Kreise herum oder bleibt mit aufgerichtetem Kopfe lange unbeweglich stehen. Der höchste Grad ist der Springkoller oder rasende Koller. Das Pferd wird nun plötzlich ganz wüthend, bäumt sich, schlägt mit den Vorderfüßen umher und rennt davon, bis es stürzt, worauf es wieder in den stillen Koller verfällt. Das Übel ist unheilbar.

Die Mauke, eine Hautgeschwulst. Am Fesselgelenke zeigen sich kleine Blattern, aus denen eine klare, lymphatische Feuchtigkeit, Equine, sickert, die auf die Haut des Menschen oder die Euter der Kühe geimpft Kuhpocken erzeugt.

Die Druse, eine für die Pferde ansteckende, besonders im Frühling und Herbst häufige Krankheit, von der man zwei Arten unterscheidet. Zuerst zeigen die Pferde Abnahme der Freßlust, trübe Augen und überhaupt eine gewisse Traurigkeit. Darauf treten Fieber ein, es fließt Schleim aus der Nase, die Drüsen der Kehle schwellen an und bilden ein Paar große Beulen, von denen oft die ganze Gegend zwischen den Ganachen ausgefüllt wird (Kropf). Bei der gutartigen Druse tritt bald Eiterung und dann völlige Genesung ein. Die bösartige Druse erscheint stets in Verbindung mit andern Krankheiten und ist schwer zu heilen.

13) Vielleicht hat hierauf auch die Ansicht mehrer Pferdeliebhaber, daß die Pferde einen gewissen Grad von Vernunft haben, Einfluß gehabt. 14) Auch das der zahmen wird nicht übel schmecken. Mehre meiner Bekannten haben in den Kriegsjahren Pferdefleisch gegessen, und ihre Aussagen stimmen darin überein, daß es einen vortrefflichen Geschmack habe. Die Milch habe ich in meiner Jugend mehrmals getrunken und fand sie stets recht schmackhaft. Wer weiß, ob sie nicht zuweilen in großen Städten von gewinnsüchtigen Leuten als Kuhmilch verkauft wird?

15) Nirmomyia equina *Nitzsch* in Germar's Magazin der Entomologie III. 305. 16) [. Burmeister, Handbuch der Entomologie, 2. Bd. S. 436 B. 17) *Burmeister*, Genera Insectorum, fasc. IV. Rhynchota. Genus Pediculus, species 18.

Digitized by Google

Die Rehe entsteht von Erkältung und äußert sich dadurch, daß die Thiere sich nur mit vieler Mühe und unter Schmerzen fortbewegen können. Oft tritt noch eine Hufentzündung ein.

Die Rotze (der Rotz, die Rotzkrankheit) ist eine gefährliche, selbst für Menschen ansteckende Krankheit, die vollkommen ausgebildet unheilbar ist. Ihre Symptome sind: struppiges Haar, beschwerliches Athmen, grünlicher oder bräunlicher, zäher Ausfluß aus einem Nasenloche.

Der Hautwurm (der Wurm), eine ansteckende, chronische Krankheit, die sich durch Knoten und Geschwüre am Kopf, Hals, den Schultern, Weichen, Geschlechtstheilen und Schenkeln äußert und zuletzt in den Rotz übergeht. — Viele andere Krankheiten haben die Pferde mit den übrigen Hausthieren gemein. Ausführliche Auskunft darüber geben die meisten Werke der Veterinärkunde.

Schließlich mögen hier noch die Maße des Pferdekörpers, wie sie der verstorbene Bojanus (weil. Professor zu Wilna, einer der bedeutendsten Anatomen und Hippologen) an den schönsten Pferden bestätigt fand und in der Isis [18]) mitgetheilt hat, eine Stelle finden.

Die Vorderhöhe des Pferdes, d. h. eine senkrechte Linie von der Höhe des Widerristes bis zur Erde ist gleich der Länge des Rumpfes, vom äußersten Ende des in Ruhe stehenden Schultergelenkes bis zum Sitzbeinende gemessen.

Die Hinterhöhe, vom erhabensten Theile des Kreuzes zur Erde meist etwas kleiner als die vordere.

Die ganze Kopflänge vom Hinterhauptkamme (Genick) bis zum Lippenende gleich $^{2}/_{10}$ der Körperlänge.

Die Schulterlänge, vom Schultergelenkende bis zum Oberende des Schulterblattes hinter der Widerristhöhe, eine Kopflänge, oder $^{2}/_{10}$ der Körperlänge.

Von der Höhe der Fersenspitze (Sprunggelenkspitze) senkrecht bis zur Erde, eine Kopflänge oder $^{2}/_{10}$ der Körperlänge.

Halslänge, von der Widerristhöhe bis zum Genick, gleich der halben Körperlänge oder $^{5}/_{10}$, und wenn der Hals gestreckt ist, etwas länger.

Beckenlänge, vom vordern Hüftbeinkamm bis Ende des Sitzbeins $^{3}/_{10}$ der Körperlänge. Je länger, desto besser.

Höhe vom Schultergelenk bis zur Erde gleich $^{7}/_{10}$ der Körperlänge.

Höhe von der Ellbogenspitze (olecranon) bis zur Erde, gleich $^{5}/_{10}$ der Körperlänge.

In ungefähr gleicher Höhe über der Erde steht auch, am Hinterfuß, die Kniescheibe.

Obere Karpusreihe bis zur Erde gleich $^{3}/_{10}$ der Körperlänge; also mitten inne liegend zwischen Ellenbogen und Erde.

Die größte Weite des Brustkastens von einer Seite der Rippenwand zur andern beträgt $^{2}/_{10}$ der Körperlänge, also eine Kopflänge.

Der größte Umfang des Brustkastens, mit der Schnur gemessen, ist um $^{2}/_{10}$ größer als die ganze Körperlänge, also $^{12}/_{10}$ derselben.

18) Oken's Isis, Jahrgang 1823. I. S. 108.

Nächst dem Pferde ist für den Menschen die wichtigste Art der Gattung Equus

3) E. Asinus *L.*, der Esel, der zwar an Brauchbarkeit, Schönheit und Intelligenz lange nicht das Pferd erreicht, aber sich doch hat domesticiren lassen [19]) und da von Werth ist, wo er gehörig gepflegt wird. — Sein wesentlicher Charakter ist: der Schwanz hat nur an seinem Ende einen Büschel langer Haare; die Ohren sind sehr lang, fast von halber Kopflänge; auf dem Rücken ein schwarzbrauner Streif, mit welchem ebenso gefärbte Querstreifen, auf dem Rücken und den Schultern befindlich, ein Kreuz bilden; Höhe ungefähr 4 Fuß. — Man unterscheidet zwei Formen, den wilden und den zahmen Esel.

Der wilde Esel [20]), E. Asinus Onager (*ὄνος ἄγριος Aristot. Xenoph.; ὄναγρος Strab.*; Asin. sylvestris s. Onager *Plin.*). bei den asiatischen Völkern unter den Namen Kulan, Kolan, Khurhan, Gurkhur bekannt, unterscheidet sich [21]) von dem zahmen durch höhere, dünnere Beine und überhaupt gefälligeren, feineren Körperbau, durch seine Färbung und seine Schnelligkeit. Sein Kopf ist ein stark gekrümmter Ramskopf mit zwischen den Augen platter, über den starken Augengruben flachrund erhabener Stirn, sehr dicken, mit steifen, borstigen Haaren besetzten Lippen und sehr dünnen, spitzen Ohren, die um ein Drittel kürzer sind als beim zahmen Esel. Die Nasenlöcher sind nicht so aufgetrieben, wie bei diesem; der Augenstern gelbbraun. Brust schmäler, Körper mehr zusammengedrückt. Die Grundfarbe des ganzen Leibes ist silberweiß; der obere Theil des Kopfes, die Sei-

19) Equus und Camelus sind die einzigen Säugthiergattungen, von denen zwei Arten Hausthiere geworden sind. 20) Abbildung in Schreber's Säugthieren. t. CCCXII. 21) Die Herren Graf von Keyserlingk und Professor Blasius geben in ihrer ausgezeichneten Wirbelthierfauna von Europa (Braunschweig 1840) S. 25 folgenden Unterschied zwischen dem wilden und dem zahmen Esel an:

„E. Onager." (Eine neue species oder subspecies im Sinne Brehm's?!) „Narbe an den Vorderfüßen länglich oval; Körperfarbe isabell; ein brauner Rückenstreif, weiß umgeben, und beim Männchen durch einen Querstreif gekreuzt; 16 Schwanzwirbel.

„E. Asinus. Narbe an den Vorderfüßen kreisrund; Körperfarbe grau; der braune Rückenstreif ohne hellen Rand, durch einen Querstreif gekreuzt; 17 Schwanzwirbel."

Die Anzahl der Schwanzwirbel kann aber gar nicht als Unterschied angegeben werden; denn 1) stützen die Herrn Graf von Keyserlingk und Prof. Blasius ihre Angabe allein auf Aussagen des Pallas. Dieser aber hat nur ein einziges Exemplar und zwar von einem, in der Gefangenschaft aufgezogenen, kranken weiblichen Abkömmlinge des wilden Esels untersucht, und hat vielleicht gar den oder die etwa noch vorhandenen letzten Wirbel beim Präpariren übersehen. Überdies ist dieser sonst so genaue Naturforscher beim Knochenzählen nicht genau; so gibt er z. B. vom Dschiggetai nicht allein 8 Handwurzelknochen, sondern sogar 7 Paar echter Rippen an, was schwerlich richtig sein dürfte. 2) Ist die Zahl der Schwanzwirbel beim zahmen Esel, wie bei allen Hausthieren, gar nicht so bestimmt. Vergl. die Anmerkg. Seite 155. 3) Ist die Angabe der Anzahl von Schwanzwirbeln, wenn sie auch richtig wäre, überflüssig, da in den ersten funfzig Jahren wol Niemand, Reisende vielleicht ausgenommen, nachzählen dürfte, indem ein Skelet zu solcher Zählung nie ausreichen kann, und keine Sammlung wol mehr als ein Exemplar vom Kulan (und gewiß oft genug ohne Knochen!) ankaufen wird.

Digitized by Google

ten des Halses und Rumpfes und die Hinterbacken sind isabellfarben; auf dem Rücken läuft von der schwärzlichbraunen Mähne aus bis zur Schwanzrübe ein kaffeebrauner Streif, der auf dem Kreuze breiter wird, sich gegen den Schwanz wieder zuspitzt, und mit einem dicken, gekräuselten Haar ausgefüllt ist. Beim Männchen (ob bei allen?) läuft über die Schultern ein schmaler Querstrich, der bei einigen sogar doppelt sein soll. Im Winter soll das Haar wollig, etwas kraus und fettig sein. Die Größe des Thieres wird etwas verschieden angegeben. Nach Hablizl ist die Länge des Männchens 4′ 10½″, die Höhe seines Vordergestells 4′ 2¼″ und die des Hintergestells 4′ 6½″; nach Pallas ist die Länge des Weibchens 3′ 10″, die Höhe seines Vordergestells 3′ 4⅞″, die des Hintergestells 3′ 6″. Das von Pallas gemessene Weibchen war aber nicht völlig ausgewachsen, denn es hatte nur $\frac{5-5}{5-5}$ Backenzähne. Der Kulan, welcher sich *nur in* den heißen Steppen der alten Welt, besonders in Persien, findet, zeichnet sich durch seine große Schnelligkeit aus und hält noch länger im Lauf aus, als das beste persische und arabische Pferd. Den Alten war er sehr gut bekannt. — Von ihm ist wohl zu unterscheiden der verwilderte Esel, welcher sich auch in der neuen Welt (Südamerika) findet, vom entlaufenen zahmen Esel abstammt, und von diesem nicht sehr in der Färbung abweicht, ihn aber beweitem an Schnelligkeit übertrifft.

Der zahme Esel, Haus-, Müller-, Stein-, Saumesel, E. Asinus domesticus, ist schon seit den ältesten Zeiten ein Hausthier und wurde deshalb früher von mehren Naturforschern für von dem Onager specifisch verschieden gehalten. Er ist jetzt über alle Erdtheile verbreitet, doch erträgt er ein feuchtes und kaltes Klima nicht und gedeiht meist nur in warmen und gemäßigten Himmelsstrichen. In trockenen, warmen Ländern mit aromatischen Futterkräutern ist er, bei gehöriger Pflege, ein ganz anderes Thier als bei uns, wo er verachtet, von früher Jugend auf überladen, mit der elendesten Stallung, der schlechtesten Nahrung, und oft damit noch spärlich, versehen, aber desto mehr mit Schlägen tractirt wird. Bei uns ist er daher ein träges, mismüthiges, tückisches und häßliches Thier, dessen Gestalt alle die Formen in sich vereinigt, welche, zuweilen einzeln bei einem Pferde vorkommend, für höchst fehlerhaft angesehen werden. Sein Kopf ist groß und schwer, seine Ohren sind lang und schlaff, die Lippen wulstig und herabhangend, der dicke Hals hat nur eine kurze Mähne, der Widerrist ist niedrig, das Kreuz flach und abgeschliffen, die Brust schmal, der Schwanz dem einer Kuh ähnlich. Das Fell ist dick und mit längeren, steifern Haaren als beim Pferde versehen. Die gewöhnliche Farbe ist eselgrau; Schnauze, Innenseite der Ohren und Füße und der Bauch sind heller, oft weißlich; der schwarze Rückenstreif wird auf dem Widerrist von einem queren durchschnitten, welcher fast bis zur Mitte der Schultern herabläuft. — Zwar finden sich überall solche Esel wie bei uns, aber in Arabien, Persien, Ägypten, Chili u. s. w. haben sich daneben eigene Racen gebildet, die sich durch Schönheit, Kraft, Schnelligkeit und Intelligenz auszeichnen, aber auch schon viele Generationen hindurch mit der größten Sorgfalt gepflegt und fast nur zum Reiten gebraucht werden, wozu sie sich wegen ihres sehr sicheren Schrittes in gebirgigen Gegenden besser eignen als das Pferd. In Persien haben manche ganz silbernes Reitzeug und sind zuweilen mit 400 Franken bezahlt worden. Auch soll man dort manchmal die schönen Saumesel sich mit wilden Eseln kreuzen lassen.

Der Esel nimmt dieselben Nahrungsmittel als das Pferd, läßt sich aber sogar mit Disteln und Kleie zufrieden stellen. Schlaf hat er noch weniger nöthig als das Pferd, indem er sich mit vier Stunden täglich begnügt. Seine Stimme, welche man schreien, yanen, hanen, ransken nennt, soll deshalb so höchst widrig und unangenehm sein, weil die bei den Einhufern am Grunde der Luftröhre befindlichen zwei kleinen Seitenhöhlen nicht, wie beim Pferde, von der halbmondförmigen Falte bedeckt sind.

Der Esel wird meist zum Lasttragen benutzt. Das Fleisch der gezähmten wird überall als Nahrungsmittel verabscheut, dagegen die gesunde Milch oft von Ärzten verordnet wird. Der Mist gibt einen guten Dünger. Die starke, elastische Haut wird zu Pergament, Chagrin, Trommelfellen, Sohlen und dergl. m. verarbeitet; die des wilden Esels erhält durch eine von Pallas beschriebene Operation eine narbige Beschaffenheit, welche frühere Zoologen als Artkennzeichen des Kulans angeführt haben.

Von großem Interesse sind die Bastarde, welche durch Vermischung des Esels mit dem Pferde entstehen und unter den Namen Maulthiere und Maulesel bekannt sind. Obgleich sie schon von den Alten gekannt waren, so sind sie doch keine Erzeugnisse der Natur; denn Pferde und Esel leben in der Freiheit in Feindschaft und zeigen auch in der Sklaverei Abneigung gegen einander. Dennoch gelingt es dem Menschen, beide Arten zur Vermischung zu bringen, indem er die ihnen, besonders dem Esel, eigenthümliche Geilheit benutzt, und das Pferd zu täuschen sucht. Bemerkenswerth ist, daß die Bastarde am meisten der Mutter ähneln.

Das Maulthier, E. hybridus Mulus *Schreb.* = E. Asinus mulus *L.* (ἡμίονος *Aristot.*, Mulus *Varr.*, *Colum. Plin.*) ist vom Eselhengste mit der Pferdestute erzeugt, kommt von beiden Bastarden am häufigsten vor und ist in manchen Gegenden unentbehrlich. Am besten gedeiht es in südlichen gebirgigen Gegenden, z. B. in Spanien, Italien, im ganzen Orient, in Nordafrika, Mittelamerika. Obgleich es nie die Schönheit des Pferdes erreicht, so hat es doch eine viel gefälligere Gestalt als der Esel, und vereinigt in sich die guten Eigenschaften desselben mit denen des Pferdes. Seine Größe, die Bildung des Halses und des Rumpfes ist fast wie beim Pferde; die Kopfform, die längeren Ohren, den an der Wurzel kahlen Schwanz, die trockenen Schenkel, den schmalen Huf und das Yanen hat es vom Esel. Es ist munter und flüchtig wie das Pferd und dabei doch behutsam und höchst sicher gehend, wie der Esel; außerdem empfiehlt es sich durch seine Stärke, Genügsamkeit, Ausdauer und Dauerhaftigkeit [22]). — Die Zucht der Maulthiere ist in

22) Aristoteles (Histor. animal. ex recencione *Bekkeri*, *Z*, 24.

Digitized by Google

den verschiedenen Ländern nicht ganz dieselbe. Eine Schwierigkeit ist dabei stets zu überwinden, nämlich die Beschälung der Pferdestute. Man sucht sie zu täuschen, indem man sie an einen finstern Ort bringt, und den Esel, weil er kleiner ist, höher stellt. Zuweilen führt man ihr einen Pferdehengst zu, den man aber, sobald sie rossig geworden, mit einem Esel vertauscht. Zeigt dieser sich zu lange kalt gegen die Stute, so wird er durch Wein und eine Tracht Schläge in Hitze gebracht. Die Esel, welche in Paraguay zu Beschälern verwendet werden sollen, trennt man gleich nach der Geburt von ihrer Mutter, bedeckt sie mit der frischen Haut eines neugeborenen Pferdefüllens (?) und bringt sie so verkleidet zu den Pferdestuten, die eben gefohlt haben. Diese säugen sie und gewinnen sie lieb, wenn auch bald darauf die Maske abgelegt wird. Man läßt die Esel dann mit den Stuten aufwachsen. Da aber ein Esel nicht im Stande ist, die ihm zugelegten Stuten zu führen, so wird diesen noch ein Pferdehengst beigesellt, dem man aber, damit er nicht die Beschälung verrichte, die Ruthe ungefähr acht Zoll hinter der Harnröhre aufschneidet und in die frische Wunde Kalkpulver streut, um das Zuheilen derselben zu verhindern. Der Hengst bespringt dann zwar auch die Stuten, aber ohne Erfolg; die Befruchtung wird stets dem Esel überlassen. Da die Paarung zweier Arten unter einander widernatürlich ist, so kommt es häufig vor, daß die Stuten abortiren; um dies soviel als möglich zu verhindern, müssen sie mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. — Man spricht gewöhnlich den Maulthieren die Fortpflanzungsfähigkeit ab, aber nicht ganz mit Recht; denn wenngleich die meisten steril sind, und keine Spermatozoen haben [23]), so fehlt es doch keineswegs an Beispielen, daß Maulthiere sich mit Pferden fruchtbar vermischt haben [24]). — Von geringerer Wichtigkeit als das Maulthier ist

der Maulesel, der das Pferd zum Vater, den Esel zur Mutter hat und daher von kleiner und häßlicher Gestalt ist. Vom Pferde hat er nur den dünneren längeren Kopf, die kürzeren Ohren, den ganz behaarten Schwanz und das Wiehern, vom Esel alles Übrige, selbst die Trägheit. Deshalb, und weil er schwerer zu ziehen [25]) ist als das Maulthier, wird er selten gehalten.

Die übrigen Equusarten sind noch nicht Hausthiere geworden, obgleich man hin und wieder einige Exemplare gezähmt hat. Dem Esel am nächsten verwandt, aber auch an das verwilderte Pferd erinnernd, und zwischen beiden ziemlich in der Mitte stehend, ist

2) [26]) Eq. Hemionus *Pall.* der Dschiggetai oder Dziggetai, Halbesel [27]). Er hat ziemlich die Größe und Gestalt eines Maulthieres, ist aber in allen Beziehungen schöner. Sein Kopf ist verhältnißmäßig größer und mehr zusammengedrückt als beim zahmen Pferde; die Stirn ist ganz flach, desgleichen die Seiten des Kopfes; die Ohren sind größer als beim Pferde, spitzig und in die Höhe gerichtet, die Augen von mittlerer Größe, die Nasenlöcher weit, die Lippen dick und schlaff; der Hals dünner und zusammengedrückter als beim Pferde, und mit einer braunen, weichen Mähne vom Nacken bis zum Widerrist. Der Körper ist lang, zusammengedrückt, auf dem Rücken gebogen, die Beine sehr hoch und schlank, Hinterfüße wie beim Esel und allen folgenden Arten ohne Kastanien, die schwarzen Hufe etwas kegelförmig, der Schwanz wie der einer Kuh. Farbe graulich-isabellgelb, Rückenlinie schwärzlich. Höhe 4 Fuß. Der Dschiggetai bewohnt das östliche Mittelasien, besonders die Wüste Kobi. Er lebt in kleinen Gesellschaften, ist äußerst schnell und hat sehr scharfe Sinne. Sein Wiehern ist helltönender als beim Pferde; die Begattungszeit ist im Herbst (?), die Stute fohlt im Frühling ein Junges, das mit drei bis vier Jahren ausgewachsen ist. Die Mongolen und Tunguſen jagen dies Thier seines Fleisches und Felles wegen. Siever sah in Sibirien ein gezähmtes Individuum, das aber sehr launisch war.

6) E. Hippotigris [29]), das Zebra [30]), ist mit den folgenden Arten auf Afrika beschränkt, und gleich ihnen mit zierlichen Querstreifen versehen. Es hat wie der Kulan eine wulstige Schnauze, lange Ohren, dicken Hals und einen Kuhschwanz. Das Kreuz ist aber gerundeter und unter der Kehle ist eine Art von kurzer Wamme. Die Mähne ist kurz, die Füße sind gut gebaut, der Huf eng und schmal. Der ganze Körper ist mit weißen, schwarzen und rothen Bändern bunt verziert; die Grundfarbe ist weißlich gelb. Körperlänge fast 7 Fuß, Höhe des Vordergestelles 3′ 11″, die des Hintergestelles 4′ ½″. Das Zebra findet sich in Afrika vom Cap bis 10° nördl. Br., wo es in kleinen Heerden die gebirgigen und sandigen Gegenden durchzieht. Einzelne weibliche Individuen hat man gezähmt und mit Erfolg von Eselhengsten und sogar einmal von einem Pferdehengste beschälen lassen [31]). In der Menagerie des pariser Pflanzengartens hat man mehre Jahre hindurch einen daselbst gezogenen Bastard von einem Eselhengste und einer Zebrastute lebend gehabt; er glich mehr dem Vater, hatte aber eine streifige Zeichnung (auf grauer Grundfarbe) und war tückisch [32]).

---

p. 190, 8) erzählt, daß ein Maulthier 80 Jahre alt geworden und bis zu seinem Ende rüstig gewesen sei.

23) Hebenstreit, Bonnet, Gleichen, Prevost und Dúmas haben keine Spur von Samenthierchen gefunden; Brúgogne dagegen ist von der Existenz derselben überzeugt. Übrigens sind die Geschlechtstheile der Maulthiere ganz sowie die der Pferde, und zeigen durchaus keine fehlerhafte Bildung, und es dürften die Spermatozoen wol nicht immer fehlen. Vergl. Rud. Wagner, Lehrbuch der Physiologie, I. Abth. S. 26. 2. 24) Aristoteles (loc. cit. Z, 24. p. 189. 31) sagt: sieben Jahr alt, befruchtet es auch: ἐπτατὴς δ' ὢν καὶ πληροῖ). — Specielle Angaben in Schreber's Säugthieren VI, 195. 25) Am leichtesten bringt man den Pferdehengst durch Täuschung dahin, daß er die Eselin belegt. Man verbindet ihm die Augen, führt ihn zu einer rossigen Stute, und wenn er sie besteigen will, so schiebt man ihm eine Eselin, die man aber höher stellt, unter.

26) Die Arten führe ich in der Ordnung auf, in welcher sie bekannt geworden sind. 27) Ἥμιονος *Arist. Aelian.* 28) Abbildung: Schreber's Säugthiere CCCXI. 29) Ἱπποτίγρις *Dio Cass.* Hist. rom. 30) Abbildung bei Schreber l. c. CCCXVI; *Lacépède* et *Cuv.* Ménag. du Muséum; *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* Mammif. 31) Vergl. *Fr. Cuv.* im Dictionnaire des sciences naturelles, art. *Cheval.* et *Mulet.* 32) Abbildung *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* loc. cit. I, 15 und Schreber's Säugthiere CCCXVI. A.

Digitized by Google

4) E. Quagga *L. Gm.*, das Quagga [33]), nähert sich in seiner Gestalt dem Pferde, hat aber fast den Schwanz des Esels. Die Kruppe rundlich, der Huf walzig, Kopf, Mähne und Hals hellgelblich, ins Graue ziehend, mit ungefähr zehn dunkelbraunen Längsstreifen am Halse, die von der Stirn herunter etwas schmaler und mehr an einander gedrängt sind; der übrige Oberleib und die Brust hellbraun oder röthlichgrau mit dunkleren Binden, die nach Hinten zu an Länge abnehmen; die Hinterbacken sind ganz ohne Streifen; auf dem Rückgrat und Schwanz ein breiter, schwärzlicher Streif; Schnauze schwärzlich, Höhe 3¾ Fuß. Das Quagga ist ein sehr schnelles, muthiges, aber doch friedliches Thier, das in Heerden Südafrika bewohnt. Da man es zuweilen in Gesellschaft des Zebra grasen gesehen hat, so hielt man es längere Zeit für ein Weibchen des Letztern; zwischen beiden Arten findet aber nie Vermischung statt. Lichtenstein theilt in seiner Reise (II. S. 341) mit, daß man häufig Quaggas und Strauße beisammen sehe. Die Quaggas folgen den Straußen, weil diese durch ihre Fernsichtigkeit Gefahr und Nahrung früher entdecken (?), dagegen bleibe der Strauß dem Quagga getreu, weil dessen Mist große Käfer herbeilocke, die ihm ein angenehmes Futter seien. Die Stimme des Quagga ist ein sehr helltönendes Qwah, Qwah, welches es wol zwanzigmal hinter einander wiederholt. Auch das Quagga hat man gezähmt, und Griffith [34]) erzählt, daß man unter den Equipagen, die in der schönen Jahreszeit nach Hyde Park und andern besuchten Orten kommen, ein mit zwei Quaggas bespanntes Carriol sehen könne, welche dem Leitseil und der Peitsche ebenso folgsam sind, als ein gut dressirtes Pferd. — Der Graf Morton in England hatte eine arabische Pferdestute von einem Quaggahengste belegen lassen. Der daraus hervorgegangene Bastard war weiblichen Geschlechts und wurde mit Erfolg von einem arabischen Hengste beschält. Das Füllen war dem Vater ähnlich, hatte aber noch die Streifen am Körper und das Haar der Mähne vom Quagga beibehalten [35]).

5) E. Burchellii *Fisch.* [36]) = E. montanus *auct.* = E. festivus *A. Wagner* [37]), Bergzebra, Tigerpferd, Onagga, Dauw [38]). Diese Art kommt in seiner Gestalt mehr mit dem Quagga als dem Zebra überein. Kopf, Ohren, Mähne, Hals wie beim Quagga, Schwanz ein Eselschwanz, ganz wie der des Zebra; eine Wamme ist nicht vorhanden; der Huf ist nicht so schmächtig und fein wie beim Zebra. Oberleib isabellfarben mit schwarzen oder braunen, queren oder schiefen Bändern versehen. Unterleib, Extremitäten und Schwanz weiß; Schnauze schwarz; Rückenlinie jederseits deutlich mit einer weißen Linie eingefaßt. Mähne starr emporgerichtet, abwechselnd weiß und schwarz gebändert und mit schwarzbraunem Rande. Körperlänge 4¾ Fuß, Höhe 3⅓′. Heimath: Ebenen Südafrika's. Ist erst seit 1811 etwas genauer, aber immer nur noch sehr ungenügend, bekannt geworden.

Außer diesen sechs Arten kennt man noch fossile Pferdeknochen, die man an den verschiedensten Orten Frankreichs, Teutschlands u. s. w. (z. B. bei Canstadt, Eppelsheim, Nordhausen [39]) und dergl. m.) in großer Menge mit Überresten von Elephanten, Hyänen, Rhinozerosarten, Tigern und dergl. m. gefunden hat. Da aber die Knochen der verschiedenen Pferdearten (mit Ausnahme derer, welche zur Gattung Hippotherium — s. Equidae — gehören) in nichts wesentlich verschieden sind, so läßt sich aus den fossilen Resten nicht mit Sicherheit bestimmen, ob diese eigenen Arten angehört haben oder nicht. Bronn in seiner Lethaea geognostica II. p. 838 führt folgende, vorläufig für specifisch verschieden angenommene, Arten auf: 1) E. brevirostris *K.*; 2) E. fossilis *H. de Meier*; 3) E. adamiticus; 4) E. Caballus; 5) E. Sivalense *Fr. Cuv.*

Schließlich wäre noch der fabelhaften Pferde zu erwähnen. Schon lange hat der Mensch einen Gefallen daran gefunden, das prächtige Roß mit lobenswerthen Eigenschaften anderer Thiere zu bereichern. So hat die prosaische Ökonomie das Maulthier und den Maulesel, die Poesie den Pegasus, das Einhorn (im großbritannischen Wappen noch vorhanden) hervorgebracht. Aber nicht dem Alterthume allein gehören dergleichen Bastarde. Die Naturforscher unserer Zeit haben noch mehre Bastardzeugungen verwirklicht (vergl. Zebra u. s. w.), aber auch die in das Reich der Fabeln gehörigen vermehrt. So haben Einige vorgegeben, Bastarde von Pferd und Rind gesehen zu haben, und Molina [40]) hat einen Equus bisulcus (mit zwei Klauen bekannt gemacht, der lange Zeit in den Systemen umhergespukt und verdienstvolle Naturforscher, wie Oken und Goldfuß, zu dem argen Misgriff verleitet hat, die Pferde mit den Wiederkäuern zu einer Ordnung zu verbinden. Bei dem neuen, durch G. Cuvier bewirkten, Aufschwunge der Zoologie sind jedoch solche Täuschungen gänzlich aus dem Gebiete der Wissenschaft verwiesen worden und zum bessern Ersatze dafür wird auch seitdem die Naturgeschichte der Pferde durch neue, rein wissenschaftliche Untersuchungen, die bisher mit dem besten Erfolge gekrönt worden, immerfort vermehrt. (S. übrigens Pferdewissenschaft.) (*Streubel.*)

EQUUS MARINUS *Nieremb.*, ist der sogenannte aschgraue Sturmvogel Brisson's (Procellaria glacialis var.). Nieremberg und Pantoppidan führen in ihren Naturgeschichten diesen Vogel unter dem obigen Namen auf und fügen hinzu, sie hätten ihn deshalb so genannt, weil das Geräusch, welches er hervorbringt, wenn er sich unter dem Wasser fortbewegt, dem eines trabenden Pferdes ähnlich sei. (*Streubel.*)

EQUUS TUTICUS (bei Cicero, Epp. ad Att. 6, 1. Equotuticus, auch blos Tuticum), Stadt in Sa-

33) *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* l. c. I, 30. 34) Animal Kingdom by *Cuvier*, III. p. 465. 35) Oken's Isis 1823. Literarischer Anzeiger. S. 19 (Auszug aus den Transactions of royal society. 1819). 36) *Fischer*, Synopsis Mammalium 432. 37) Schreber a. a. O. S. 216, Abbild. CCCXVII. B. 38) *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* l. c. II, 55.

39) Ein fast ganz vollständiges Gerippe, das sich im mineralogischen Museum zu Halle befindet, hat Prof. Germar im J. 1840 bei Nordhausen ausgraben lassen. 40) *Molina*, Sulla storia naturale del Chili. (Bologna 1782.) p. 320. Vergl. Leuckart in Oken's Isis 1825. S. 362.

Digitized by Google

mnium (dem Kirchenstat), nordöstlich von Beneventum, an der Grenze von Cam'panien, nach Cluver j. Ariano. Der Scholiast des Horaz nennt sie Equotutium, zu Sat. 1, 5, 87, wo es von ihr heißt, daß ihr Name im Verse nicht zu nennen sei. Es finden sich jedoch hiebei geographische Schwierigkeiten, da Horaz angibt, daß dieses Städtchen, welches er im Verse nicht namhaft machen kann, 24 Millien von der villa Trivici (j. Trevico), die nach dem Scholiasten an der Grenze Campaniens lag, entfernt sei. Die Reisenden sind aber jetzt, wie ausdrücklich gesagt wird (v. 77 fg.) in Appulien. Heindorf bemerkt daher: „hat Horaz wirklich equum Tuticum angedeutet, so muß man zwei Örter dieses Namens, einen auf der Grenze von Campanien, einen tief in Appulien, annehmen." (Vgl. Wesseling zu *Antonin.* itiner. S. 105.) (*H.*)

ERACLISSA. So nannte Forskål eine vermeintlich neue Pflanzengattung, welche er bei dem alten Castell Eraklissa (Heraclea) am westlichen Ufer des Marmarameeres fand. Sowol Eraclissa hexagyna aber, als Limeum humile *Forsk.* sind Synonyme von Andrachne telephioides *L.* (*A. Sprengel.*)

ERAE — *Ἔραι* — scheint eine Seestadt an der Jonischen Küste Kleinasiens unweit Teos, der Insel Chios gegenüber, gewesen zu sein. Thukydides (VIII, 19) erzählt wenigstens, die Chier hätten erst Lebedos, dann Erá, zum Abfall von den Athenäern vermocht. Und (cap. 20) berichtet er weiter, der Athenäer Diomedon sei bald nachher mit zehn Schiffen an jener Küste erschienen, habe eine Übereinkunft mit Teos abgeschlossen und Erá vergeblich belagert. Nach Strabon (XIV. p. 644) scheint der Ort zwischen Teos und Erythrä gelegen zu haben und ein zu Teos gehöriges Städtchen gewesen zu sein. Indessen schwankt in dieser Stelle die Lesart zwischen γ' Ἔραι, Γέραι und Γέρραι. Das Erstere erscheint als unhaltbar, da die Partikel γέ an jener Stelle schwerlich gerechtfertigt werden kann, wenn auch Palmerius (Exercitat. ad graec. auct. p. 282. 345) meinte, auf diese Weise am leichtesten den Strabon mit dem Thukydides ausgleichen zu können. Mit größerer Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß Strabon den Ort Gerá nannte, und dies um so mehr, da derselbe kurz vorher von einem nördlichen, 30 Stadien entfernten, Hafen der Teier, Namens Gerrhäidä, spricht. Auch bei Livius (XXXVII, 27) kommt in der Nähe von Teos ein Hafen Geräſtion vor. Darf man nun in die Lesart Ἔραι bei Thukydides, da sich in den Handschriften nicht einmal eine Abweichung darbietet, keinen Zweifel setzen, so bleibt kein anderer Ausweg übrig, als den Namen Erá neben dem von Gerá gelten zu lassen und den letzteren vielleicht nur für einen späteren anzunehmen. (*L. Zander.*)

ERAGIZA (*Ptol.*), Ort in der syrischen Landschaft Kyrrhestika, am Euphrat, südöstlich von Hierapolis; nach Büsching jetzt Razek. (*H.*)

Eragrostis *P. B.*, s. Poa.

ERÄJÄRVI, eine Kapellgemeinde des Pastorats Orioesi in der finnischen Landschaft Satakunda, Tavastehus Län, im J. 1820 mit 875 Einwohnern. Seit 1750 war hier ein Predigthaus, das 1785 in eine Kapelle umgewandelt ward, bei welcher ein Kapellan wohnt. Erájärvi liegt drei Meilen von der Mutterkirche. Der Gottesdienst wird in finnischer Sprache verrichtet. (*v. Schubert.*)

ERANA wird neben Sepyra und Commoris vom Cicero (Epp. ad div. XV, 4) als ein befestigter Ort im Gebirge Amanus genannt, den er, wol hauptsächlich mit Hilfe seines Bruders Quintus, gleich nach seiner Ankunft in der Provinz Kilikien eroberte, da die Bewohner jenes Gebirges wenig Rücksicht nahmen auf die in Kilikien herrschenden Römer, und deshalb unruhige und räuberische Grenznachbarn waren. Cicero legt in jenem Briefe an den Cato ein großes Gewicht auf diese Unternehmung, sodaß er seinen Freund ersucht, ihm die Zuerkennung eines Dankfestes und die Aufnahme in das Collegium der Augurn zu verschaffen. Indessen da wir diese Orte sonst nirgends genannt finden, so scheinen sie keine große Bedeutung gehabt zu haben.

Ein anderes Erana — ἡ Ἐρανά — führt Strabon (VIII. p. 348) an, und scheint es in die Nähe des Vorgebirges Platamodes, in der Landschaft Messenien, zu legen. Dieses Vorgebirge bestimmt er genauer durch die Angabe, es sei von Koryphasion und Pylos 120 Stadien entfernt. Demnach wird es nördlich von dem jetzigen Navarino zu suchen sein. Strabon widerspricht aber zugleich der Meinung derer, welche dieses Erana für das Homerische Arene halten wollten. (*L. Zander.*)

Erangelia *Renealm.*, s. Galanthus.

ERANNOBOA (*Plin.*), Erannoboas (*Arrian.*), schiffbarer Fluß in Indien, nach Arrian (Indica c. 10) vielleicht der dritte an Größe, durchströmt das Land der Prasier, und ergießt sich bei der Stadt Palimbothra in den Ganges. Muthmaßlich jetzt Gunduk. (*H.*)

ERANTHEMUM. Mit diesem Namen (Frühlingsblume, ἠράνθεμον *Dioscorid.* Mat. med. IV, 144, als Beiname der ἀνθεμίς, eranthemon *Plin.* H. N. XXII, 26) bezeichneten die Alten mehre Arten von Anthemis, vielleicht auch die Chamille, Dodoens die Gattung Adonis, und Linné diejenige außereuropäische Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Acantheen, deren Charakter hier folgt: Der Kelch gleich, viertheilig; die Corolle untertassenförmig; der Saum fünftheilig, fast gleich; zwei hervorstehende fruchtbare und zwei unfruchtbare Staubfäden; die Kapsel zweifächerig, zweiklappig; die Fächer zweisamig; die Scheidewand längs der Mitte der Klappen angewachsen, mit Häkchen versehen, welche die Samen umfassen und bei der Fruchtreife die Klappen öffnen. Es sind mehr als zwanzig Arten dieser Gattung bekannt, welche, den Justicien sehr ähnlich, als Sträucher und Halbsträucher zwischen den Wendekreisen wachsen. Die in Treibhäusern am häufigsten vorkommende Art ist Er. nervosum *R. Brown* (Prodr. flor. Nov. Holl. p. 477. Er. pulchellum *Andrews* repos. t. 88. Justicia pulchella *Roxburgh*, Fl. corom. t. 177. Just. nervosa *Vahl*, Enum. Ruellia varians *Ventenat*, Cels. t. 46) aus Ostindien. — Er. salsoloides *L.* — s. Campylanthus. (*A. Sprengel.*)

Digitized by Google

Eranthis *Salisb.*, s. Helleborus.

ERASIA, eine Tochter des Phineus, Königs von Salmidessus in Thrakien, und Schwester der Harpyia. (*Richter.*)

ERASINOS, Ἐρασῖνος, 1) ein Argiver, bei dessen Töchtern Byze, Melita, Mora und Anchiroe die schöne Britomartis eine Zuflucht fand, als sie vor dem Minos sich nach Argos flüchtete. (*Ant. Liberal.* 40.) — 2) Sohn des Herkules und der Thespiade Lysippe. (*Apollod.* II, 7. 8.) (*Richter.*)

ERASINOS — ὁ Ἐρασῖνος — Strabon (VIII. p. 371) führt drei Flüsse dieses Namens in Griechenland an, von denen sich der erste in Argolis, der zweite bei der Stadt Bura in Achaia, und der dritte bei Brauron in Attika finde. Nur der erste wird auch sonst noch erwähnt und hat eine Art Berühmtheit erhalten. Er kam hervor aus dem Berge Chaon, südwestlich von der Stadt Argos (*Pausan.* II, 24). Aber schon Herodotos (VI, 76) führt die Sage an, der Erasinos stehe in Verbindung mit dem See bei Stymphalos in Arkadien, durch einen unterirdischen Abfluß desselben. Der Zwischenraum beträgt nicht weniger als 200 Stadien oder 5 geographische Meilen. (*Diodor.* XV, 49. *Strab.* VI. p. 275. VIII. p. 389.) Auch die neueren Reisenden Dodwell und Gell widersprechen dieser Sage des Alterthums nicht; jedoch wird man schwerlich geneigt sein, darum schon die alte Sage als erwiesene Thatsache anzuerkennen; es bedarf dazu erst einer gründlichen Untersuchung. In der Nähe des Argolischen Meerbusens fließt der Erasinos in den lernäischen Sumpf und nimmt den Phrixos auf; wird aber nicht, wie Pausanias (II, 36. 38) angibt, vom Phrixos aufgenommen. (*L. Zander.*)

ERASIPPOS, Ἐρασίππος, ein Sohn des Herkules und der Thespiade Lysippe. (*Apollod.* II, 7. 8 und dazu *Heyne*, Not. crit.) (*Richter.*)

ERASISTRATUS [1]), ein griechischer Arzt, war zu Julis auf der Insel Keos geboren [2]). Über seine äußeren Lebensverhältnisse weiß man nur wenig und selbst über dieses Wenige widersprechen sich die Überlieferungen. Suidas nennt ihn den Sohn des Kleombrotus [3]) und der Kretorena, einer Schwester des Arztes Medius, während nach Plinius (lib. XXIX. c. 3) die Tochter des Aristoteles seine Mutter gewesen sein soll, wovon aber Sextus Empiricus [4]) nichts weiß, obschon er sorgfältig die drei Männer der Pythias, der Tochter des Aristoteles, nebst den Kindern aus diesen Ehen aufzählt und beim dritten Gemahl der Pythias, dem Metrodorus, bemerkt, daß er des Erasistratus Lehrer gewesen; woraus sich der Irrthum des Plinius erklären läßt, ohne daß man nöthig hat, mit Harduin eine Adoption oder mit Schulze (Hist. medicinae p. 387) anzunehmen, daß Metrodorus die bereits verwitwete Mutter des Erasistratus geheirathet und nach deren Tode erst sich mit der Pythias vermählt habe. Durch den Metrodorus, einen Schüler des knidischen Arztes Chrysippus, welcher nicht mit dem stoischen Philosophen aus Soli in Cilicien verwechselt werden darf, wurde Erasistratus mit den Grundsätzen jenes Chrysippus so vertraut, daß er sie vorzugsweise zu seiner Richtschnur wählte; daher mag die Sage rühren, daß Erasistratus ein Schüler des Chrysippus selbst gewesen sei [5]), wenngleich auch der Name von Schüler und Lehrer sich in weiterer Bedeutung recht gut fassen läßt. Einer spätern Tradition zufolge machte Erasistratus viele Reisen, auf denen er sich besonders angelegen sein ließ, seine medicinischen Kenntnisse zu erweitern und die Angaben des Hippokrates zu prüfen; auch die Gesänge Homer's scheint er sehr liebgewonnen zu haben, denn er hatte sie häufig im Munde [6]) und einige Verse derselben sollen ihm auch bei der Untersuchung des Antiochus, nach Julian's Bericht (Misopog. p. 347) vorgeschwebt haben. Dürfen wir nämlich der Sage [7]) Glauben beimessen, so lebte Erasistratus eine Zeit lang als angesehener Arzt am Hofe des Seleucus Nicator, dessen Sohn Antiochus in heftiger aber hoffnungsloser Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonike entbrannt, sich vorgenommen hatte Hungers zu sterben und bereits am Zehrfieber darniederlag, ohne daß Jemand die Ursache seines Leidens zu erforschen vermochte, bis endlich Erasistratus aus dem Benehmen des Kranken und besonders aus der Veränderung des Herz- und Pulsschlages in Gegenwart der Stratonike den Grund der Krankheit entdeckte, diesen dem Könige mittheilte, welcher dann Gemahlin und Reich dem Sohne übergab. Nach Plinius erhielt Erasistratus dafür von dem Ptolemäus, dem Sohne des Antiochus, 100 Talente; doch

1) *Hieronymi* Diss. exh. Erasistrati, Erasistrataeorumque historia. (Jenae 1790.) *F. H. Schwarz*, Herophilus und Erasistratus. Eine historische Parallele. (Würzburg 1826. 37 S.) 2) *Strabo*, Geograph. lib. X. cap. 5. §. 6. *Suidas* s. v. Ἐρασ. *Stephanus Byzant.* s. v. *Ioulis* p. 421. *Κεως* p. 500. Daher bei Galen, Introduct. c. 4 (ed. *Kühn*, Vol. XIV. p. 683) unrichtig Χίος für Κῷος steht. 3) Daher mag die Verwechselung des Plinius (H. N. VII. c. 37) zu erklären sein, welcher die nachher noch zu erwähnende Heilung des Antiochus dem Kleombrotus zuschreibt. 4) Adversus Grammaticos lib. I. c. 12. Μητροδώρῳ ἰατρῷ — Χρυσίππου μὲν τοῦ Κνιδίου μαθητῇ, Ἐρασιστράτου δὲ ὑφηγητῇ.

5) *Plinius*, H. N. XXIV. c. 1. XXIX, 3. *Diogenes Laertius*, VII. p. 186. *Galen.* De V. S. adv. Erasistr. c. 7 (XI. p. 171. cfr. p. 197). Wie Schulz (l. c. p. 387) und nach ihm Sprengel (Gesch. der Arzneikunde. 1. Bd. S. 540) annehmen konnten, Erasistratus sei auch Schüler des Theophrast gewesen, ist unbegreiflich, denn die von ihnen zum Beweise angezogene Stelle des Galenus (An sanguis in arteriis c. 7 [IV. p. 729]) enthält nichts davon, sondern sagt blos, daß Erasistratus ein Zeitgenosse des Theophrast (ὡς Θεοφράστῳ συνεγένετο) gewesen sei. 6) *Galen*, De catharticis, in Galeno adscripti libri. (Basil. 1562.) fol. p. 94: Primum considerando quomodo Erasistratus Homeri versus cantabat et Hippocratis libros amore medicinae per diversas civitates, provincias et singulas regiones proficiscens experimento cognoscitur collegisse et artificiose vitam et theoremata consumasse et quomodo ordinando nobis medicinam derelictam voluisset perquirere, ut posteris traderet. 7) *Plinius*, H. N. XXIX, 3. *Appian.* De bello Syr. c. 59. *Lucian.* De dea Syra c. 17. *Plutarch.* vita Demetrii c. 49. *Julian.* Misopog. p. 347. ed. *Spanhem.* *Suidas* s. v. Ἐρασιστράτος. *Galen.* De praecogn. ad Epigen. (XIV. p. 631. 635. *Valerius Maxim.* Lib. V. c. 7. Vergl. Droysen, Geschichte der Nachfolger Alexander's. (Hamburg 1836.) S. 607. Bekanntlich wird dem Hippokrates in der dem Soranus zugeschriebenen Biographie (ed. *Kühn*. III. p. 851) eine ähnliche Heilung des macedonischen Königs Perdikkas beigelegt.

Digitized by Google

schreibt derselbe (lib. VII. c. 37) die Heilung wieder dem Kleombrotus zu und Valerius Maximus dem Mathematiker Leptines, sagt aber auch, daß nach Andern Erasistratus der Arzt gewesen sei, dessen Namen auch Appian und Plutarch angeben; ebendies thut auch Galenus, welcher hinzufügt, er wisse nicht, auf welche Weise Erasistratus die Ursache der Abzehrung des Antiochus entdeckt habe; sophistische Ärzte hätten gesagt aus dem Pulse, indessen gebe es keinen Pulsus amatorius. Man hat diese Sage zur genauern Bestimmung der Zeit, in welcher Erasistratus lebte, benutzt. Vaillant (Histor. reg. Syr. ex numis p. 20 sq.) setzt das Factum Olymp. CXXI, 4. Seleucid. XX, etwa ums J. 293 v. Chr. Plinius (XIV. c. 9) meint, Erasistratus habe 450 a. U. c. gelebt, Eusebius Olymp. CXXXI. unter Ptolemäus Philadelphus, was le Clerc (Hist. med. p. 294) bezweifelt, da Erasistratus dann bei dem Olymp. CXXIV erfolgten Tode des Seleucus erst 28 Jahre alt und bei diesem Alter kaum schon dessen berühmter Arzt hätte gewesen sein können. Daß Erasistratus späterhin sich in Alexandrien aufgehalten, ist nur eine, wenn auch wahrscheinliche, Vermuthung neuerer Schriftsteller, denn die ältern geben unseres Wissens darüber keine Nachricht. Die von Sprengel angeführten Stellen des Galenus (V, 602. 646) sagen nur, daß Erasistratus im vorgerückteren Lebensalter nur theoretisch die Arzneikunde lehrte (*σχολὴν ἄγων μόνοις τοῖς τῆς τέχνης θεωρήμασιν*) und genauere anatomische Untersuchungen anstellte. Da er nach Suidas' Bericht bei dem Berge Mykale, Samos gegenüber, begraben wurde, weshalb er auch von Julian (l. c. p. 347) der Samier genannt wird, so scheint er seine letzten Lebensjahre in dieser Gegend zugebracht zu haben. Er genoß eines weitverbreiteten Ruhms (*περιώνυμος ἰατρὸς* nennt ihn Appianus, Medicorum veterum nobilissimum, Macrobius [Saturn. VII, 15]) als Anatom wie als Arzt, und trotz mehrfachen Tadels im Einzelnen lobt ihn doch Galen (Vol. V. p. 131) als einen derer, welche *ἤθους ἐπιεικοῦς οὐκ ἀμελῶς ἔχοντες* und Vol. XVI, 38, *ὃς περὶ τὰ ἄλλα ἄριστος ἐδόξε*. Der Verfasser der Introductio (*Galeni* Op. Vol. XIV, 683) rechnet ihn zur Sekte der rationellen Ärzte (*τῆς λογικῆς αἱρέσεως*); nur die *φιλονεικία* habe den Erasistratus als Haupt einer Schule gezwungen, die Ansichten des Hippokrates zu bekämpfen (Vol. V, 131. XI, 167. 168) und so nennt ihn Galenus (XI. p. 165) selbst *ἄνθρωπον ἐχθρὸν Ἱπποκράτει*, und wirft ihm in einem Falle (XV, 702) sogar Bosheit gegen den Hippokrates vor; deshalb ist es unbegreiflich, wie Sprengel (l. c. p. 547) unter Anziehung jener Stellen schreiben konnte: „Gegen Hippokrates hatte er (Erasistratus) die größte Ehrfurcht, und wenn er von seinen Meinungen abwich, so nannte er ihn nie, sondern widerlegte nur desselben eifrige Anhänger." Galen hat davon wenigstens auch nicht ein einziges Wort gesagt. Bedenkt man übrigens, daß Erasistratus die Grundsätze des Knidiers Chrysippus verfocht, so kann es nicht auffallen, daß er in Opposition gegen Hippokratische Lehren trat, wobei er immer die Verdienste des Hippokrates im Ganzen anerkennen konnte. Außerdem muß zugegeben werden, daß Galen's Aussagen nicht ganz zuverlässig sind, weil er aus Haß gegen die ihm in Rom wahrscheinlich viel Verdruß bereitenden Anhänger des Erasistratus, welche Erasistratus für einen unfehlbaren Gott hielten (*Galen.* Vol. II. 90. XV, 306), viele Behauptungen der Schüler auf den Lehrer übertrug, wobei er freilich insofern zu entschuldigen ist, als er eben nur aus den Schriften der Erasistratäer die Lehren des Erasistratus schöpfen konnte, da zu seiner Zeit bereits keins der von Letzterem verfaßten Bücher mehr vorhanden war (XI. p. 221). Nach Suidas waren dies neun an der Zahl, was aber kaum richtig ist, denn es finden sich bei Galen allein mindestens zwölf verschiedene Titel erwähnt. 1) *Περὶ τῶν καθόλου λόγων*, von welchen Galenus (II. p. 71. 93. V. p. 123) das erste und (II. p. 105) das zweite Buch erwähnt; auch Athenäus (Deipnos. XV. c. 2) gedenkt desselben. Mit Ausnahme des wenigen, welches beide Schriftsteller uns daraus aufbewahrt haben, kennen wir nichts über die Einrichtung und den Inhalt dieses die ganze Medicin umfaßt habenden Werkes. — 2) *Περὶ πνρετῶν*, eine aus mehren Büchern bestehende Schrift (*Galen.* XV. p. 702). Das erste Buch, worin Erasistratus die verschiedenen Ansichten der Ärzte über die Fieberdiät darstellt und sich vorzüglich an Hippokrates anschließt, erwähnt Galenus (Vol. V, 582. XI, 176 155. XV. 435. 436. 478); das zweite Buch (Vol. V, 138); das dritte, worin er auch von den Wunden handelte (Vol. XI, 155. 176. XVI, 39); *Caelius Aurelianus*, Acut. morb. lib. I. cap. 13. — 3) *Ἀνατομῶν βιβλία* erwähnt Galenus (Vol. IV, 718), und das zweite Buch derselben, worin von den einzelnen Krankheiten gehandelt wurde, citirt *Caelius Aurelianus*, Acut. morb. lib. III. c. 4. — 4) *Τῶν διαιρέσεων βιβλία* (*Galen.* Vol. XI. 192. 193. XVI. A. p. 86) wurden erst von Erasistratus als Greis verfaßt; vielleicht sind sie mit den vorigen identisch, denn *διαίρεσις* wie *διαιρεῖν* und *διαιρεῖσθαι* werden von anatomischen und chirurgischen Einschnitten gebraucht. Hecker, Gesch. der Heilkunde. I. S. 283 übersetzt den Titel freilich „Bücher über die Unterschiede." Es wurden darin Krankengeschichten erzählt und des Erasistratus spätere richtigere Darstellungen des Nervensystems kamen darin vor. Das Werk muß noch zur Zeit des A. Gellius vorhanden gewesen sein, denn dieser erzählt, daß er das erste Buch desselben zufällig gelesen, und führt einige Bruchstücke über den Hunger daraus an. (Lib. XVI. cap. 3.) — 5) *Περὶ τῶν ὑγιεινῶν Galen.* Vol. XI. p. 192, waren ebenfalls mehre Bücher, von denen das erste Galenus (Vol. V, 880. VII. p. 537. XI. p. 179), und das zweite Cäl. Aurelianus (Chron. morb. II. cap. 7) anführen. — 6) *Περὶ τῶν κατὰ τὴν κοιλίαν παθῶν*, *Galen.* Vol. XI. p. 192, *Cael. Aurelian.* Acut. II. cap. 30, bestand ebenfalls aus mehren Büchern, von denen das zweite Galenus (XVIII. A. p. 6) und Cäl. Aurelianus (Acut. III, 17. Chron. IV, 6), das dritte Cäl. Aurelianus (Chron. IV. cap. 3) anführt. — 7) *Περὶ αἵματος ἀναγωγῆ*, *Galen.* Vol. XI. 148. XIX, 14. XVIIII. A. p. 570 (wo Galenus erklärt, daß er über dies Werk geschrieben habe), muß

Digitized by Google

aus mehren Büchern bestanden haben, denn aus dem ersten finden sich mehre Anführungen bei Galen (VIII, 311. 317. XI, 191. 175. 230). — 8) *Περὶ τῶν παρείσων*, *Galen.* Vol. XI. p. 192. — 9) *Περὶ παραλύσεως*, *Galen.* Vol. XVI. p. 673. *Cael. Aurelian.* Chron. II. cap. 1, ist vielleicht mit dem vorigen identisch? — 10) *Περὶ ποδάγρας*, *Galen.* Vol. XI. p. 192. *Cael. Aurelian.* Chron. V. cap. 2. — 11) *Περὶ καταπόσεως*, *Galen.* Vol. II. p. 60. III. p. 316. — 12) *Περὶ ἀναδόσεως*, *Galen.* Vol. II. p. 61. III. p. 316. — 13) *Περὶ πέψεως*, *Galen.* Vol. III. p. 316. — 14) De hydrope, führt Cälius Aurelianus (Chron. II, 8) an. — 15) *Περὶ θανασίμων* wird von dem Scholiasten zu Nikander (Alexipharm. v. 65) erwähnt. — 16) *Ὀψαρτυτικά*, *Athenaeus*, Deipnosoph. lib. VII. c. 21. XII. c. 3. *Eustathius* ad *Homeri* Iliad. XXIII. p. 1393. lin. 42. — Sprengel (l. c. p. 552) schreibt dem Erasistratus auch ein Werk „über die Bereitung des Kohls und der Breiumschläge" zu, allein in der von ihm zum Beweise angeführten Stelle des Galenus (Vol. XI. p. 147 cf. p. 222) sagt dieser nur, daß er so sorgfältig in der Behandlung der Gegenstände gewesen, daß er selbst das Kochen der Kräuter und Kataplasmen beschrieben habe (*ἐν τοῖς σμικροτάτοις οὕτως ἐπιμελὴς ὥστε καὶ λαχάνων τινῶν καὶ καταπλασμάτων ἑψήσεις γράφειν*). Über die Form und Darstellungsweise [8]) in den Schriften des Erasistratus läßt sich aus den verhältnißmäßig wenigen Bruchstücken kein allgemeines Urtheil fällen, und zwar dies um so weniger, als diese Bruchstücke nicht einmal aus den Schriften selbst, sondern aus den Anführungen seiner Anhänger entlehnt sind. Aus demselben Grunde ist es auch unmöglich, von dem Umfange seiner Kenntnisse und seiner Verdienste um die Heilkunde mit ihren einzelnen Zweigen eine vollständige Darstellung zu geben, welche sich selbst nicht einmal aus einer vollständigen Sammlung alles dessen entnehmen ließe, was von den Schriftstellern des spätern Alterthums von und über ihn gesagt und mitgetheilt ist. Eine solche Sammlung selbst wird Niemand hier erwarten, und so mag es ausreichen, hier auf das Hauptsächlichste aufmerksam zu machen.

Den größten Ruf erwarb sich Erasistratus offenbar als Anatom, weshalb wir ihn auch mit dem Herophilus zugleich genannt finden, obschon es nicht zu ermitteln ist, ob beide in irgend einem Verhältnisse zu einander gestanden, wer jünger oder älter war. Abgesehen von der auch vom Celsus erwähnten Sage, daß beide lebende Verbrecher geöffnet haben, wird Erasistratus vom Galenus (Vol. V. p. 650) gradezu unter die Wiederhersteller der Anatomie gerechnet, und dieser schrieb selbst ein Werk von drei, leider verloren gegangenen, Büchern über die anatomischen Lehren des Erasistratus (Vol. II. 216. XIX. p. 13), welcher seine gründlichern anatomischen Studien erst im spätern Lebensalter gemacht hatte (wie bereits oben erwähnt ward), wo er dann mehrfach Gelegenheit fand, frühere fehlerhafte Angaben zu verbessern, was ihm nur zum Lobe gereichen kann. Am meisten scheint ihn die Untersuchung des Nervensystems beschäftigt zu haben. Er that dar, daß die Nerven, welche er für hohl hielt (XIV. p. 697), ihren Ursprung aus der Substanz des Gehirns selbst nähmen (*Galen.* V, 602), obschon er sie früher aus der Dura mater hatte entstehen lassen; oder nach Rufus' Angabe (De part. hum. fabric. ed. *Clinch.* p. 65) nahm er Letzteres nur für die Empfindungsnerven an, Ersteres von den Bewegungsnerven; ein Unterschied, welcher von ihm zum ersten Male gemacht ward. Von dem Gehirn gab er eine genauere Beschreibung der Höhlen und Windungen, worin er schon einen Unterschied zwischen Menschen und Thieren auffand (*Galen.* Vol. V. p. 603). Das kleine Gehirn, welches er *ἐπεγκρανὶς* nannte (*Galen.* III. p. 673), habe einen andern Bau als das große. An den Herzöffnungen kannte er die Klappen und beschrieb sie sorgfältig [9]), und zwar weit besser als Herophilus (Vol. V, 166. 206. 552). Er hielt das Herz für den Anfang der Arterien und Venen (V. p. 552). Wahrscheinlich kannte er auch die Milchgefäße des Gekröses, die er bei säugenden jungen Böcken sich mit Milch füllen sah, hielt sie aber für Arterien, und stützte darauf besonders die hartnäckig von ihm vertheidigte Ansicht, daß letztere nur Pneuma, nicht Blut führten (*Galen.* II, 648. IV, 718). Diese pneumatische Theorie, die er nur mit etwas mehr Spitzfindigkeit ausgebildet hat, gehört gewiß schon seiner frühern Lebensperiode an, beherrscht aber seine physiologischen wie pathologischen und therapeutischen Ansichten. Plutarch (Sympos. VII, 1) und Macrobius (Saturn. VII, 15) geben an, daß Erasistratus die Epiglottis, als zur Verschließung der Luftröhre bestimmt, anerkannt und Plato getadelt habe, daß er das Getränk durch sie habe in die Lunge gelangen lassen. Sprengel (l. c. p. 547) sagt, er habe dies zuerst umständlich widerlegt. Wäre dies wirklich der Fall, so würde sich daraus auf das Alter des vierten Buches De morbis, in der Hippokratischen Sammlung ein Schluß machen lassen, denn dort wird bereits (ed. *Kühn.* Vol. II. p. 374 sq.) die Ansicht umständlich widerlegt. Aber von dem zuerst wissen jene Schriftsteller ebenso wenig, als davon, daß er die Luftröhre zuerst mit dem Namen *τραχεῖα ἀρτηρία* belegt habe, und auch Galenus gedenkt nirgends weder des einen, noch des andern, obgleich er

8) Wenn Hecker (l. c. p. 283) sagt: Von den Werken des Erasistratus besitzen wir nur einzelne Bruchstücke, die den Vorwurf seiner Gegner, er sei geflissentlich dunkel gewesen, um gewisse Gegenstände seinem Lehrgebäude bequemer anpassen zu können, hinreichend widerlegen, so ist ihm an der von ihm angezogenen Stelle des Galenus (VIII. p. 312) der Vorwurf nur im Bezug auf einen bestimmten einzelnen Fall gemacht und der hinzugefügte Grund beruht auf unrichtiger Übersetzung der Worte *χάριν τοῦ δόξαι τι λέγειν*, welche von einem Lehrgebäude nichts enthalten, sondern nichts anderes bedeuten als: um den Schein zu haben, daß er etwas sage.

9) Wenn Sprengel (l. c. p. 543) sagt, er habe den Klappen der Hohlvene den Namen *τριγλώχινες* gegeben, so ist er im Irrthum, denn in der von ihm angeführten Stelle des Galenus (Vol. V. p. 548) sagt dieser, daß einige Nachfolger des Erasistratus sie so benannt hätten (*καὶ τριγλώχινας ἔνιοι τῶν Ἐρασιστρατείων ἐκάλεσαν αὐτούς*).

Digitized by Google

die Ansicht des Plato weitläufig bespricht (Vol. V, 713. XI, 502). Galen erwähnt aber auch der Hippokratischen Widerlegung nicht. Von den übrigen Organen scheint Erasistratus nur der Leber noch besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, in welcher er das Parenchym und die zur Absonderung der gelben Galle bestimmten Gefäßverästelungen unterschied (Vol. III. p. 304. XIII. p. 193).

In der Physiologie hatte Erasistratus viel unklare Ansichten, welche zum Theil seiner pneumatischen Theorie ihr Dasein verdankten, und deshalb häufig Gegenstand des Tadels von Galenus sind. So verwarf er namentlich alle specifischen Kräfte der Organe, besonders die anziehende Kraft bei der Absonderung (*Galen.* II, 60. 62. 187), wie er denn überhaupt auf die Secretionen wenig Gewicht legt; die Galle z. B. ebenso wie die Milz, das Netz, die Nierenarterien für unnütz erklärt (*Galen.* Vol. II. p. 78. 91. III, 315); ja er erklärt es sogar für unnütz, zu wissen, wie die Speisen im Magen verdaut würden (*Galen.* XVI. p. 39. II, 113). Daß die pathologischen Ansichten seiner mangelhaften Physiologie entsprechen werden, läßt sich im Voraus vermuthen. Das Eindringen des Blutes in die Arterien ist ihm die Ursache aller Krankheiten (*Galen.* XIV. p. 728), und so war er natürlich ein eifriger Anhänger der Lehre vom Error loci, die später noch in Boerhaave einen Vertheidiger fand; namentlich erklärte er dadurch die Entzündung (X. p. 461. III. p. 493), und kann als der eigentliche Begründer der Broussais'schen Schule angesehen werden, denn er läßt alle Fieber auf Entzündung beruhen (*Galen.* XV. p. 159: *καθάπερ Ἐρασίστρατος ἐπὶ φλεγμονῇ γίνεσθαι βουλόμενος ἅπαντας τοὺς πυρετούς.* XI, 220. *Celsus* III, 10), und hält es für nichts als ein Symptom (XIV. p. 728). Den Einfluß der Säfte berücksichtigte er gar nicht, weshalb ihn besonders Galen tadelt (V, 124. 132. VIII, 191. XVI, 38. 41), und auch um die Pulslehre bekümmert er sich nicht viel. Dagegen läßt er den Hydrops ganz richtig bereits aus Degeneration der Leber und Milz entstehen (*Galen.* XIV. p. 746. II, 109. *Celsus* III, 21). Er nahm eine doppelte Art der Apoplexie an, eine, welche die Glieder erschlafft, eine andere, welche sie contrahirt (*Cael. Aurelian.* Chron. II, 1). Ein besonderes Lob wird dem Erasistratus vom Celsus in der Vorrede zum ersten Buche wegen der Berücksichtigung der natürlichen Einflüsse auf die Entstehung von Krankheiten ertheilt. In Bezug auf die Therapie des Erasistratus sagt Galen, daß er in der Behandlung der Krankheiten der Organe rationell, in der Behandlung der Krankheiten der ähnlichen Theile, wie Knochen, Bänder, Membranen und Muskeln, aber Empiriker gewesen sei (XV. p. 8. X. p. 184). Auch Celsus (Lib. V. praef.) sagt von ihm, daß er, wie die Empiriker, alle Krankheiten mit Medicin behandelt habe. Dagegen lesen wir im Plutarch (Sympos. IV, 1), daß Erasistratus die Thorheit und unnütze Bemühung der Ärzte, welche aus allen drei Reichen der Natur Arzneimittel zusammenmischen, tadelte und versicherte, daß man mit einfachen Mitteln, die man noch dazu gleich bei der Hand habe, weiter komme, als mit dem Wuste der zusammengesetzten Mittel. Die Schriftsteller führen mehre von ihm gerühmte Pflanzenmittel auf, und den Wein scheint er selbst in homöopathischen Dosen angewendet zu haben (*Celsus* IV, 11). Das Opium hielt er für Gift und wollte es nicht angewendet wissen (*Plinius*, H. N. XX, 76. *Dioscorides* IV, 65). Gymnastische Übungen, schmale Diät und Bäder spielten eine Hauptrolle in seiner Therapie (*Galen.* V, 879. XI, 180). In vieler Beziehung folgte er den Lehren des Chrysippus, besonders verwarf er mit diesem, seiner pneumatischen Theorie gemäß, die Anwendung des Aderlasses (XI, 147. 149. 199. 216. 220), das er durch Binden der Glieder (X, 377. XI, 148. 230. *Celsus* IV, 4) und Fasten zu umgehen suchte. Doch geht aus Cälius Aurelianus (Chron. II, 13) hervor, daß er in der That gegen Blutfluß den Aderlaß angewendet hat; ebenso verhält es sich mit den Abführungen, die er zwar im Allgemeinen verdammte (XI. p. 324. *Caelius Aurelian.* Chron. V, 2), dennoch aber in einzelnen Fällen davon Gebrauch machte (*Galen.* XI. p. 171); sodaß auch hier viel auf die Behauptungen seiner spätern Anhänger zurückgeführt werden muß, die, um ihre eigene Unwissenheit zu schützen, ihren Lehrer lieber alles Mögliche sagen ließen. Über seine chirurgische Thätigkeit wissen wir wenig, doch verdient sein Versuch, bei Leberleiden den Unterleib zu öffnen, um die Mittel unmittelbar auf dieses Organ zu bringen, der Erwähnung (*Caelius Aurelian.* Chron. III, 4). Dagegen verwarf er die Paracentesis in der Bauchwassersucht als radical heilendes Mittel (*Celsus* III, 21. *Caelius Aurel.* Chron. III, 8). Nur die leicht sich entfernen lassenden Zähne wollte er ausgezogen wissen (*Cael. Aurelian.* Chron. II. c. 4); auch war er der Erfinder des Sförmig gebogenen Katheters (*Galen.* XIV. p. 751).

Die Anhänger des Erasistratus vereinigten sich zu einer Sekte, die aber erst nach dem Tode des Herophilus Consistenz gewann (*Galen.* VIII. p. 715), sich von Alexandrien über Kleinasien und später auch nach Rom verbreitete, wo sie von Galen in mehren Schriften und bei vielen Gelegenheiten tüchtig ihrer Unwissenheit wegen gegeißelt werden. Zu den berühmteren gehörten Strato von Berytus und Lampsakus Lykon aus Troas, Apollonius aus Memphis, Nikias aus Milet, Apollophanes, Artemidorus aus Sida, Charidemus und Hermogenes aus Trikka, Ikesius, Menodorus, Xenophon aus Kos, welche alle ihre eigenen Artikel erhalten werden. (*J. Rosenbaum.*)

ERASMO (San), eine einst viel stärker bevölkerte Insel der venetianischen Lagunen, welche zur Commune von Murano, Pfarre S. Donato und zur Provinz Venedig gehört. Sie liegt nordöstlich*) von der Hauptstadt in der Nähe des Haupteinganges in die Lagunen (Porto di S. Nicolò), nächst dem Eilande le Vignole gelegen, von Gärtnern bewohnt, trefflich angebaut und ergiebig an Feigen, Weintrauben und Pfirsichen. Auf dem Strande derselben erheben sich hohe Büsche von Saccharum Ravennae *L.* Zwischen diesen Inseln (littorali isolati) mündet sich der Hafen von St. Erasmo (Porto di S.

*) Hassel versetzt die Insel irrig südöstlich von Venedig.

Digitized by Google

Erasmo) aus den Lagunen in das Meer aus, der jetzt nicht mehr als 3—4 Fuß Tiefe hat und blos für leichte Fahrzeuge zugänglich ist. Auf diesen Inseln gab es in frühern Zeiten einige reiche Klöster. Sie haben weder Dünen, noch Murazzi (Steindämme), indem sie vom Meere darum weniger zu befürchten haben, weil sie hinter die Hauptlinie der Lide bedeutend zurücktreten und vor sich eine mit großen Sandbänken angefüllte Bucht haben. (*G. F. Schreiner.*)

ERASMUS (Desiderius) von Rotterdam, ist einer der merkwürdigsten Männer in der Geschichte der Wissenschaften, der bei der großen Umgestaltung des wissenschaftlichen Lebens im 15. und 16. Jahrh. eine der ersten Rollen spielte, eine Hauptrichtung des wissenschaftlichen Geistes vertrat, und eine große, vielseitige und allgemein umfassende Thätigkeit entwickelte, deren literarische Erzeugnisse nicht nur für seine Zeit von der höchsten Wichtigkeit waren, sondern großentheils auch einen unvergänglichen Werth für alle Zeiten behaupten.

Die Geburt des Erasmus war mit ungewöhnlichen Umständen verbunden. Sein Vater, Gerhard de Praet, aus einer angesehenen Familie zu Gouda in Holland, wurde, seiner Neigung zuwider, von seinen Ältern und Verwandten genöthigt, in den geistlichen Stand zu treten, nachdem er sich schon mit Margaretha, der Tochter eines Arztes von Sevenbergen, in ein Eheversprechen eingelassen hatte. Lange beharrte er auf seinem Widerspruche gegen den ihm aufgedrungenen Lebensplan, und da inzwischen der fortgesetzte Umgang mit seiner Geliebten sichtbare Folgen herbeiführte, so entfloh er nach Rom, wo er sich durch Bücherabschreiben ernährte; Margaretha aber ging nach Rotterdam, wo sie am 27. Oct. 1467 einen Sohn gebar, den man, nach seinem Vater, Gerhard Gerhardssohn (Gerhardus Gerhardi) nannte. Der Vater, dem man die erdichtete Nachricht von dem Tode seiner Geliebten beizubringen gewußt hatte, trat indessen, vor Schmerz hierüber, wirklich in einen geistlichen Orden, und erhielt vom Papste nach einiger Zeit eine Präbende in seinem Vaterlande, wo er die todtgeglaubte Margaretha mit dem Sohne lebend fand, auf dessen Erziehung er selbst nun die möglichste Sorge verwandte.

Der junge Gerhard (der in der Folge seinen, ihm zu barbarisch klingenden Namen, mit dem sinnverwandten lateinisch-griechischen, Desiderius Erasmus, vertauschte) besuchte zuerst eine kurze Zeit die Schule in Gouda, und da man hier eine gute Stimme an ihm bemerkte, so ward er nach Utrecht geschickt, um bei der dortigen Kathedralkirche unter die Chorknaben aufgenommen und mit diesen unterrichtet zu werden. Da er aber für die Musik sehr geringe Anlagen zeigte, und auch in andern Unterrichtsgegenständen, sei es nun wegen noch unentwickelter Fähigkeiten, oder aus Schuld seiner Lehrer, nur wenig Fortschritte machte, so ward er bald wieder von Utrecht entfernt, und kam im neunten Jahre seines Alters nach Deventer, wo die Brüder des gemeinsamen Lebens eine berühmte Schule hielten, und wohin seine Mutter selbst, um besserer Aufsicht und Pflege willen, ihn begleitete; doch verlor er diese schon in seinem 13. Jahre durch die Pest, und aus Kummer über ihren Tod folgte ihr in Kurzem auch sein Vater, sodaß er nun ganz verwaist war. Der Unterricht, den Erasmus zu Deventer empfing, geschah in den ersten Jahren ganz nach veralteten Methoden und Büchern, bis Alexander Hegius, um 1481, die Leitung der Schule zu Deventer übernahm, und den Unterricht in derselben auf die neu erwachte und durch seine Freunde Rudolf von Langen und Rudolf Agricola ihm bekannt gewordene classische Literatur gründete. Unter ihm machte Erasmus in Kurzem so glänzende Fortschritte, daß Rudolf Agricola bei einem Besuche der Schule seines Freundes Hegius auf ihn aufmerksam wurde, und ihm verkündigte, er werde einst ein großer Mann werden. Da inzwischen die Pest in Deventer auf's Neue ausbrach, und das Haus, in welchem Erasmus wohnte, fast ganz ausstarb, so kehrte er in seine Heimath zurück. Er glaubte sich hinlänglich vorbereitet, um eine Universität zu beziehen; aber seine Vormünder — die, gleich als sollte sich an ihm das Geschick seines Vaters wiederholen, ihn durchaus zum Klosterleben dringen wollten, gegen welches er doch, vielleicht im Gefühl des unglücklichen Schicksals seiner Ältern, einen unüberwindlichen Widerwillen empfand — nöthigten ihn, erst noch eine Klosterschule zu Herzogenbusch zu besuchen, deren Lehrer, Romboldus, ihn sehr lieb gewann, aber ebendeshalb um so eifriger ihn für das Kloster zu gewinnen suchte, und ebendadurch ihn so sehr zurückstieß, daß er auch das Gute, was sein damaliger Aufenthalt für ihn hätte haben können, unbenutzt ließ, und die drei Jahre, die er im Kloster zubrachte, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht für ihn verloren gingen, sondern ihn auch moralisch verschlimmerten. Ein viertägiges Fieber, an dem er lange Zeit litt, gab ihm endlich einen Vorwand, nach Gouda zurückzukehren; aber hier erneuerte sich der Kampf mit seinen Vormündern, die von ihren Vorschlägen zum Klosterleben nicht abließen. Sie hatten ihm wirklich eine vortheilhafte Stelle in dem Kloster der regulirten Chorherren zu Sion bei Delft ausgemacht; aber er weigerte sich hartnäckig, dahin abzugehen. Während dieses Streites, und noch gequält von seiner Krankheit, traf er mit einem Schulfreund aus Deventer, Namens Cornelius, zusammen, der eben aus Italien zurückgekehrt und im Begriffe war, sich in dem Kloster Emaus, auch Stein genannt, bei Gouda, als Mönch einkleiden zu lassen. Dieser schilderte ihm die Reize des Klosterlebens, besonders — was auf Erasmus den stärksten Eindruck machen mußte — in Ansehung des ruhigen, ungehinderten und durch den größten Reichthum an Hilfsmitteln begünstigten wissenschaftlichen Forschens, mit den anmuthigsten Farben; und was die Vormünder seit so vielen Jahren mit sanften und strengen Mitteln vergebens versucht hatten, das gelang der Überredung dieses — wie sich nachher zeigte — falschen Freundes in einer Stunde; Erasmus entschied sich für das Klosterleben, und zwar in dem Kloster Stein, wo er mit Cornelius zusammenleben konnte. Daß dieser, wenn auch nicht, wie Erasmus später glaubte, von dessen Vormündern gedungen, doch nicht ohne eigennützige Absichten ihm das Klosterleben

Digitized by Google

so angerühmt hatte, zeigte sich bald. Er selbst hatte nämlich seine Zeit für die Wissenschaften bisher schlecht angewandt, und selbst aus dem hochgebildeten Italien nur wenig Kenntnisse zurückgebracht; er wußte, daß Erasmus ihm hierin weit überlegen war, und hoffte also, in seinem Umgange das Versäumte desto besser nachzuholen, nicht eben aus wahrer Liebe für die Wissenschaften, sondern um desto schneller zu Ansehen und Würden zu gelangen. Sobald also Erasmus im Kloster war, brachte er diesen dahin, heimlich mit ihm lateinische Classiker zu lesen, und verschaffte ihm dafür manche Befreiung von der Klosterregel, wie man denn überhaupt im Kloster ihn mit vieler Nachsicht behandelte, um ihn darin desto fester zu halten. Dennoch fühlte sich Erasmus bald in seinen Hoffnungen getäuscht, und nur die Furcht vor Schande und Verfolgung machte, daß er, nach Ablauf des Probejahres, das Gelübde wirklich ablegte.

Die Gesellschaft, die Erasmus in dem Kloster Stein fand, war ihm wenig ersprießlich. Die Mönche waren zwar sehr streng in der Befolgung ihres äußeren Ceremoniendienstes, wahre Frömmigkeit aber ebenso wenig als wissenschaftlicher Geist unter ihnen zu finden; vielmehr lebten sie in Trägheit und Schwelgerei, und verachteten die, welche sich nicht gleichmäßig diesem sinnlichen Leben ergaben; und Erasmus besaß wieder nicht Geistesstärke genug, sich dem Einflusse dieses bösen Beispieles ganz zu entziehen. Doch hielt ihn seine unüberwindliche Liebe zu den Wissenschaften immer noch aufrecht, und in dieser stärkte ihn ein gleichgesinnter Freund unter seinen Klosterbrüdern, Wilhelm Hermanni aus Gouda, der, von gleichem wissenschaftlichen Eifer beseelt, sich ganz an ihn anschloß und ihm die Öde des Klosterlebens erheiterte. Beide versuchten sich um diese Zeit auch in eignen Productionen. Die Gedichte seines Freundes Wilhelm Hermanni gab Erasmus einige Jahre später (1497) heraus, und eröffnete hiermit seine eigene schriftstellerische Laufbahn; er selbst schrieb unter andern die Abhandlung de contemtu mundi, worin er über die Verderbtheit der Welt, aber auch über die Trägheit und Lasterhaftigkeit der Klosterleute, die unter dem Vorwande der Religion nur Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden und Leidenschaften suchten, mit Eifer sprach, die aber erst später ans Licht trat.

Nach fünfjährigem Aufenthalte im Kloster fand Erasmus (1491) eine erwünschte Gelegenheit dasselbe mit Ehren wieder zu verlassen. Der Bischof von Cambray, Heinrich von Bergen, der nach der Cardinalswürde strebte und deshalb nach Rom reisen wollte, suchte dazu einen der lateinischen Sprache vollkommen mächtigen Begleiter, und hierzu ward ihm Erasmus, nicht nur als ein fertiger Lateiner, sondern auch wegen seiner feinen Sitten und anderer Vorzüge empfohlen. Auf Verwendung des Bischofs von Cambray erhielt er von seinem ordentlichen geistlichen Obern, dem Bischof von Utrecht, die Erlaubniß, außerhalb des Klosters zu wohnen, und begab sich an den Hof des Bischofs von Cambray, wo er am 25. Febr. 1492 zum Priester geweiht wurde. Die beabsichtigte Reise nach Rom kam indessen nicht zur Ausführung, und Erasmus blieb daher fünf Jahre in Cambray; da ihm aber dies in wissenschaftlicher Hinsicht unfruchtbare Leben nicht behagte, so brachte er es dahin, daß ihn der Bischof (1496), mit dem Versprechen einer jährlichen Unterstützung, nach Paris gehen ließ, um auf dieser berühmtesten Hochschule seine Studien fortzusetzen. Hier erhielt Erasmus, durch die Fürsorge des Bischofs, eine Stelle in dem Collegio Montis acuti (Montaigu), das vornehmlich für das Studium der Theologie bestimmt war, wo er aber nicht nur in der scholastischen Theologie, wie sie dort gelehrt wurde, wenig Befriedigung fand, sondern wo auch, seiner Beschreibung nach, die äußere Lebensordnung so sklavisch, unteinlich und ungesund war, daß Erasmus ihr allein die Beschwerden eines siechen Körpers, woran er in seinen spätern Jahren noch litt, zuschreiben zu müssen glaubte [1]). Krankheit veranlaßte ihn, bald wieder zu dem Bischof zurückzukehren, worauf er kurze Zeit bei seinen Verwandten in Holland lebte, und dann, zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris zurückkehrte. Hier war er, da die von dem Bischof ihm versprochene Unterstützung ausblieb, genöthigt, seinen Unterhalt durch Unterricht zu erwerben, und that dies mit vorzüglichem Glück, da es in Paris damals an einem guten öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften fehlte, und deshalb die talentvollsten und wißbegierigsten Jünglinge aus allen Nationen, die damals in Paris studirten, sich an Erasmus wandten, dessen ausgezeichnete Kenntnisse und Geschicklichkeit schon anfingen Aufsehen zu machen. Ungeachtet Erasmus das Geschäft des Unterrichts seiner Neigung nicht ganz angemessen fand und deshalb nur ungern übernommen hatte, so verwaltete er dasselbe doch mit der größten Pünktlichkeit, war aber durch nichts zu bewegen, sich mit dem Unterrichte eines Menschen zu befassen, der nicht aus wahrer Liebe zu den Wissenschaften, sondern aus unlautern Beweggründen diesen Unterricht suchte. Unter seinen Schülern befand sich ein junger Engländer, Lord William Mountjoy, der ihn so lieb gewann, daß er nicht nur seine Wohnung mit ihm theilte, und dadurch seine Lage bedeutend verbesserte, sondern ihm auch sein ganzes Leben hindurch mit der innigsten Freundschaft zugethan blieb. Zunächst auf Veranlassung und zum Gebrauch dieses Freundes verfaßte Erasmus damals auch das, erst viel später und in einer umgearbeiteten Gestalt herausgegebene Buch De ratione conscribendi epistolas. Inzwischen wurde ihm der sonst ganz angenehme Aufenthalt in Paris durch die Pest verbittert, die alljährlich dort ausbrach und ihn zu wiederholten Auswanderungen nach Holland nöthigte. Auf einer dieser Reisen hatte er das Glück, der Marquisin Anna von Vera, einer ebenso gebildeten als großmüthigen Dame, bekannt zu werden, die ihm eine jährliche Pension von 100 Gulden anwies, und auf deren Verlangen er, zunächst für ihren Sohn Adolf, die vortreffliche Oratio de virtute amplectenda schrieb. Ein-

1) Vergl. die schauderhafte Beschreibung, welche Erasmus in seiner Ichthyophagia (in den Coll. familiar. z. B. ed. Ulm. 1712. p. 562) von der Lebensart in jenem Collegio macht; denn es leidet keinen Zweifel, daß er die, einer fremden Person beigelegten, Schicksale aus seiner eigenen Erfahrung erzählt.

Digitized by Google

mal ging er auch, um der Pest auszuweichen, nach Orleans, wo er bei dem Professor des geistlichen Rechts, Jacob Tutor, freundschaftliche Aufnahme fand und drei Monate verweilte.

Von der Theologie, die ihm bisher nur in dem abschreckenden Gewande des Scholasticismus entgegengetreten war, hatte sich Erasmus fast ganz zurückgezogen, und dagegen der griechischen und römischen Literatur alle Kräfte gewidmet. Weil ihm nun Paris für diese Studien keine vorzüglichen Hilfsmittel und Aussichten dorbot, und die immer wiederkehrende Pest ihn beunruhigte, so beschloß er, seinen Wohnsitz nach der damals berühmten niederländischen Universität Löwen zu verlegen, zuvor aber eine Reise nach Italien zu machen. Doch die Einladung seines Freundes Mountjoy bestimmte ihn, diesen Vorsatz aufzugeben und dafür nach England zu reisen, wo er über ein Jahr (1498—1499), vornehmlich in Oxford, kürzere Zeit in London und Cambridge, zubrachte [2]). Hier kam er mit großen Gelehrten und Staatsmännern, wie Thomas Morus, Johann Colet und Andern, in persönliche Bekanntschaft, und durch die Achtung, mit welcher ihm diese begegneten, erwachte, wie es scheint, zuerst in ihm das Gefühl seines höheren Werthes, und die Neigung, in höheren Kreisen zu leben. Durch Morus wurde er selbst der königlichen Familie vorgestellt, und von dieser mit dem größten Wohlwollen aufgenommen. In Oxford beschäftigten sich damals zwei Männer von ungemeiner Gelehrsamkeit, die sich aber als Schriftsteller eben nicht bekannt gemacht haben, William Grocyn und Will. Latimer, mit dem zu jener Zeit noch seltenen Unterricht in der griechischen Sprache, den auch Erasmus noch zu benutzen sich nicht schämte. Durch Colet aber wurde er vorzüglich mit der heiligen Schrift bekannt gemacht, und dadurch auf einem besseren, damals noch von Wenigen betretenen, Wege zu einem ernsteren Studium der Theologie geführt, die er von jetzt an mit seinen Sprachstudien möglichst zu verbinden, und beide durch gegenseitige Beziehung auf einander zu vervollkommnen suchte.

Neben diesen ernsteren Studien hatte auch das gesellige Leben in England für Erasmus viel Anziehendes; doch dachte er noch nicht an einen festen Wohnsitz in England, sondern kehrte 1499 nach dem festen Lande zurück, hatte aber das Unglück, daß ihm bei seiner Abreise zu Dover, vermöge eines ihm unbekannten oder von ihm nicht beachteten Gesetzes, welches die Ausführung des baaren Geldes verbot, die für ihn und für jene Zeit bedeutende Summe von 20 Pfund Sterling weggenommen wurde. So schmerzlich ihm sowol dieser Verlust als die damit verbundene Kränkung war, so schadete dies doch nicht seiner Anhänglichkeit an England, die er vielmehr in einem äußerst schmeichelhaften Lobgedichte auf England, den damaligen König Heinrich VII. und dessen Familie, öffentlich aussprach. Sein Leben auf dem festen Lande bestand einige Jahre lang in einem beständigen Wechsel des Aufenthaltes, zwischen Paris, Orleans und den Niederlanden, jedoch mit ununterbrochener Thätigkeit, sowol im Fortstudiren, als im Lehren und in eignen schriftlichen Ausarbeitungen. Er bedurfte der Thätigkeit nach Außen auch zur Gewinnung seines Lebensunterhaltes; denn obgleich Lord Mountjoy ihm eine lebenslängliche Pension von 100 Kronen jährlich angewiesen hatte, so war dagegen die Marquisin von Vera durch Unglücksfälle genöthigt worden, ihre Unterstützung einzustellen, und der Bischof von Cambray, auf den Erasmus noch immer gerechnet hatte, ließ sich nicht bewegen, etwas für ihn zu thun. Übrigens wußte er das eigene Studiren auf das Glücklichste mit schriftstellerischer Thätigkeit zu verbinden, indem er Schriften griechischer Autoren, die ihn besonders anzogen, ins Lateinische übersetzte, und beim Lesen griechischer und lateinischer Schriftsteller die Sprüchwörter (Adagia) sammelte, die unter seiner Bearbeitung allmälig zu einem so umfangreichen Werke erwuchsen. Da seine großen Kenntnisse in den alten Sprachen und seine Gewandtheit in ihrem Gebrauche schon rühmlich bekannt geworden waren, so ertheilten ihm die Stände von Brabant den Auftrag, ihren Landesherrn, den Erzherzog Philipp von Österreich, bei seiner Ankunft zu Brüssel am 6. Jan. 1504, in ihrem Namen mit einer feierlichen Rede zu begrüßen. Er that dies vor einer glänzenden Versammlung, nicht ohne Schüchternheit, doch mit so glücklichem Erfolge, daß der Erzherzog ihm ein Geschenk von 50 Goldstücken reichen ließ, und ihm den Antrag machte, in seine Dienste zu treten, den jedoch Erasmus dankbar ablehnte. Von seinem Zwecke bei dieser Rede (Panegyricus ad Philippum Burgund. principem) sagte Erasmus nachher: er habe gesucht, unter der Einkleidung einer Lobrede dem Erzherzog zu seiner Belehrung das Bild eines vollkommenen Fürsten zu entwerfen.

Außer den humanistischen Studien arbeitete Erasmus auch in der Theologie eifrig fort, und legte sich, neben den biblischen Schriften, zugleich auf das Studium der Kirchenväter, wozu ihn hauptsächlich der nachmalige Papst Adrian, der damals auf der Universität Löwen lehrte, und ein gelehrter Franziskaner, Johann Vitriarius, ermunterten. Eine bestimmtere Richtung erhielt aber seine Thätigkeit im theologischen Gebiete seit 1504 durch die Bekanntschaft mit Laurentius Valla's Anmerkungen über das neue Testament, die ihn so überraschten und anzogen, daß er sie im folgenden Jahre mit einer ausführlichen Schutzschrift herausgab. Diese Ausgabe ist in der Geschichte der neuern Literatur ein höchst wichtiges Ereigniß, denn mit ihr und Reuchlin's, ein Jahr später erschienenen, Rudimentis hebraicis beginnt die Wiedererweckung des wissenschaftlichen Studiums der heiligen Schrift, und sie ist insbesondere als Vorläufer von des Erasmus eigenen wichtigen Arbeiten über das neue Testament zu betrachten.

Von Jahr zu Jahr hatte Erasmus darauf gedacht, die schon früher beabsichtigte Reise nach Italien zu machen, die er, wenn auch nicht zu seiner vollkommneren Ausbildung, doch gleichsam zu seiner gelehrten Weihe für unerläßlich hielt; aber er hatte die Summe, die er dazu bedurfte, zumal da er seinem, schon ziemlich verbreiteten,

2) In den Briefen, die angeblich schon im J. 1497 aus England geschrieben sind, ist offenbar, wie bei so vielen gedruckten Briefen des Erasmus, das Datum falsch.

Digitized by Google

gelehrten Rufe auch einen gewissen äußeren Anstand schuldig zu sein glaubte, noch nicht zusammenbringen können, und folgte daher um so lieber, im J. 1505, einer abermaligen Einladung nach England, wo er die Zahl seiner vornehmen Bekanntschaften durch den berühmten Erzbischof von Canterbury, William Warham, vermehrte. Er selbst hielt sich meistens in Cambridge auf, wo man ihm auch die Würde eines Baccalaureus der Theologie ertheilte; auch wurde ihm der höhere Unterricht eines Sohnes des Königs Jacob von Schottland, Namens Alexander, der damals etwa 20 Jahre alt und schon zum Erzbischof von St. Andrews ernannt war, übertragen. Zu einer bleibenden vortheilhaften Stellung in England, auf die sich Erasmus Rechnung gemacht haben mochte, fand er jedoch noch keine so nahe Aussicht; er verließ daher England schon 1506 wieder, und reiste, nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, nun wirklich nach Italien, wozu ihm vermuthlich die Großmuth seiner britischen Freunde die nöthigen Mittel verschafft hatte. Die erste Stadt in Italien, wo er längere Zeit verweilte, war Turin, und hier erhielt er auch, im September 1506, die längst verdiente Würde eines Doctors der Theologie. Von Turin ging er nach Bologna; zwar vertrieb ihn der Krieg, den Papst Julius II. damals gegen diese Stadt führte, nach Florenz, aber auf die Nachricht von der Eroberung Bologna's kehrte er so schnell dahin zurück, daß er noch den Einzug des Papstes in die eroberte Stadt, am 11. Nov. 1506, mit ansah. Er blieb nun über ein Jahr in Bologna, wo er den freundschaftlichen Umgang der berühmtesten Gelehrten genoß und die Studien einiger jungen Leute von hohem Stande leitete. Um den Druck seiner großen Adagiensammlung in der weltberühmten Albinischen Druckerei zu besorgen, vertauschte er, gegen das Ende des J. 1507, den Aufenthalt in Bologna mit Venedig, wo er auf das Ehrenvollste empfangen und vielfach ausgezeichnet wurde. Unter andern wurde ihm die Benutzung der größten Bibliotheken und der seltensten Handschriften für seine gelehrten Arbeiten angetragen. Bei der Ausgabe einiger lateinischen Classiker, die Aldus eben damals unternommen hatte, leistete er diesem die gewünschte Hilfe, ließ sich aber nicht zu längerem Aufenthalt in Venedig bewegen, sondern ging 1508 nach Padua, wo er den Winter zubrachte, und hierauf, zu längerem Verweilen, nach Rom, das er schon von Bologna aus, im März 1507, auf kurze Zeit besucht hatte. Sein Ruhm war ihm schon dahin vorangegangen, und so fand er den glänzendsten Empfang bei Männern vom höchsten Range, sodaß er nicht einmal Zeit genug hatte, allen Einladungen, die an ihn gelangten, zu folgen; vom Papst aber erhielt er die Erlaubniß, das Ordenskleid ganz abzulegen und sich nach der Sitte jedes Ortes, wo er lebte, zu kleiden.

Da Erasmus in einem schon ziemlich gereiften Alter und mit einem ungewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen ausgestattet, nach Italien kam, so konnte ihm der Aufenthalt in diesem Lande, das man sonst als das Vaterland classischer Bildung zu betrachten pflegte, für seine eigne wissenschaftliche Vervollkommnung nicht mehr von besonderer Wichtigkeit sein, und er konnte später, als er sich von Italienern angefeindet sah und den Vorwurf hören mußte, er habe seine ganze gelehrte Bildung Italien zu verdanken, mit Recht darauf erwiedern: er habe beiweitem nicht soviel wahre Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Thätigkeit in Italien gefunden, als er erwartet, und er selbst habe mehr neue Kenntnisse und Bildungsmittel dahin gebracht, als für sich dort gewonnen. Indessen war ihm doch der Aufenthalt in Italien, wegen des bedeutenden Zuwachses an persönlicher Achtung, den er ihm gewährte, sehr wichtig, und das Leben daselbst, in der Gesellschaft vieler der vornehmsten Männer und berühmtesten Gelehrten, so ansprechend, daß er Italien und Rom insbesondere sobald noch nicht würde verlassen haben, hätte ihn nicht eine neue Einladung nach England zurückgerufen, wo (1509) König Heinrich VIII. den Thron bestiegen hatte, auf dessen, schon früher bewiesene Zuneigung zu Erasmus, des Letzteren Freunde die Hoffnung gründeten, diesen großen Gelehrten unter vortheilhaften Verhältnissen auf immer für England zu gewinnen. Ihre dringenden Aufforderungen bewogen Erasmus, mit Hintansetzung der günstigen Aussichten, die sich ihm eben damals in Rom zu eröffnen schienen, diese Welthauptstadt zu verlassen. Er reiste durch Toscana, die Lombardei und die Schweiz, dann dem Laufe des Rheins nach, bis nach Holland, und von hier, nach kurzem Aufenthalte, nach England. Unterwegs hatte er, noch voll von dem frischen Andenken der mannichfaltigen sittlichen Verirrungen, die er in Italien wahrgenommen hatte, die berühmte „Lobrede der Thorheit" (Morias encomium) ausgearbeitet, die er, gleich bei seiner Ankunft in London, seinem Freunde und Hauswirth Thomas Morus überreichte.

Bei seiner dritten Ankunft in England wurde Erasmus mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen und an den königlichen Hof gezogen; doch eilte er, diesen ihm nicht zusagenden Platz mit dem rein wissenschaftlichen Wirkungskreise auf einer Universität zu vertauschen. Beide Universitäten Englands, Oxford und Cambridge, kamen hierin seinen Wünschen entgegen, indem sie ihn freiwillig unter ihre Doctoren aufnahmen (nach dem Kunstausdrucke, nostrificirten). Er wählte Cambridge, wohin der Bischof Fisher, als Kanzler dieser Universität, ihn eingeladen hatte, der sich auch angelegen sein ließ, ihn dort mit allen Bequemlichkeiten zu versorgen, und ihm gleichzeitig zwei Lehrämter, der Theologie und der griechischen Sprache, verschaffte. Letztere, für welche bis dahin, wie es scheint, noch kein ordentlicher Lehrer in Cambridge gewesen war, lehrte Erasmus Anfangs nach der Grammatik des Chrysoloras, später nach der des Theodor Gaza, die er auch, um sie allgemeiner brauchbar zu machen, ins Lateinische übersetzte. Anfangs war die Zahl seiner Schüler nur klein, aber bald vermehrte sie sich ansehnlich, und Erasmus versäumte keine Gelegenheit, den Nutzen der griechischen Sprache anzupreisen und zum Studium derselben zu ermuntern. In seinen theologischen Vorlesungen erklärte er die Schriften des neuen Testaments und der Kirchenväter, wobei ihm seine Kenntniß der griechischen Sprache trefflich zu statten kam. Mehr noch als durch seine Vorlesungen,

Digitized by Google

gewann Erasmus durch sein anregendes Beispiel und durch die Verbreitung seiner Schriften, auf das wissenschaftliche Leben in England einen großen und wohlthätigen Einfluß. Auch um den Jugendunterricht machte er sich verdient; denn da Johann Colet im J. 1509 zu London eine Schule errichtet hatte, die besonders auf gründliche Vorbildung in den alten Sprachen berechnet war, so schrieb Erasmus, zum Gebrauch derselben, verschiedene Schulbücher, die hernach auch weitere Verbreitung fanden, und unter denen sich besonders die schätzbaren Bücher de Copia verborum ac rerum auszeichnen. Für die Entwickelung seines eignen wissenschaftlichen Strebens war es höchst wichtig, daß er in den englischen Bibliotheken, die er durchforschte, mehre griechische Handschriften des neuen Testaments entdeckte, deren er sich bei der Bearbeitung seiner neuen Ausgabe desselben, der größten seiner literarischen Unternehmungen, bediente.

Da Erasmus von seinem doppelten Lehramte auf der Universität Cambridge doch verhältnißmäßig nur wenig Einkünfte bezog, so verlieh ihm der Erzbischof Warham, zur Verbesserung seiner Lage, die Pfarrei zu Aldington bei Canterbury, die er, nach der in England herrschenden Gewohnheit, durch einen Vicar verwalten lassen konnte; allein es kostete dem Erzbischof viele Mühe, ihn zur Annahme dieser Präbende zu bewegen, denn die Pfarrgeschäfte konnte und wollte Erasmus nicht selbst verrichten, und auf der andern Seite hielt er es auch für unbillig, die Einkünfte von einem Amte zu beziehen, das ein Anderer verwalte. Den wiederholten Vorstellungen des Erzbischofes, daß er ja durch seine Schriften, als allgemeiner Lehrer, der ganzen Kirche nütze, gab Erasmus endlich nach, und wurde am 22. März 1511 in seiner Pfarrei eingeführt, resignirte sie aber am 31. Juli 1512 an den Titular-Bischof von Citon, D. Johann Thorenton, gegen eine jährliche Rente von 20 Pfund Sterling. Der Erzbischof hatte zwar dergleichen Verhandlungen über Pfarreien, des großen Misbrauchs wegen, verboten; aber er gestattete in diesem besondern Falle eine Ausnahme, bewogen, wie er sagte, durch die ungemeinen Verdienste des Erasmus, der sein Zeitalter durch seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit gleichsam wie ein neues Gestirn erleuchte, und den eine besondere Liebe für England vermocht habe, Teutschland, Frankreich und Italien, wo er in gutem Ansehen hätte leben können, zu verlassen [3]). — Nicht zufrieden, dem Erasmus diese Rente von 20 Pf. Sterling gesichert zu haben, fügte der Erzbischof noch eine gleich große aus eignen Mitteln hinzu, und machte ihm außerdem noch von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke.

Erasmus hatte öfters merken lassen, daß er geneigt sei, sein ganzes übriges Leben in England hinzubringen; und in der That scheint kein Grund vorhanden zu sein, weshalb er eine Veränderung seiner Lage hätte wünschen sollen. Er war freilich nicht im Besitz hoher Ehrenstellen, aber dies that seiner persönlichen Achtung keinen Eintrag, da ihn die ersten Männer im Staate mit der höchsten Ehrerbietung behandelten; zur Sicherung einer anständigen Subsistenz bedurfte er eines höheren Amtes nicht, da seine vornehmen und reichen Freunde auf das Uneigennützigste wetteiferten, ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und diese Art, sich von angesehenen Privatpersonen unterhalten zu lassen, für einen Gelehrten damaliger Zeit gar nichts Erniedrigendes hatte, sondern vielmehr als ein den Wissenschaften gebrachter, für den Geber wie für den Empfänger gleich ehrenvoller Tribut betrachtet wurde; Erasmus hatte in dem Stande, in welchem er lebte, den schönsten, ihm angemessensten und gemeinnützigsten Wirkungskreis, und eine äußerlich höhere Stellung, die ihm auch andere Pflichten auflegte, würde ihn nur in seiner ruhigen und fruchtreichen Beschäftigung mit den Wissenschaften gestört haben. Dennoch bemächtigte sich seiner eine gewisse Unzufriedenheit; der Aufenthalt in England begann ihm ungenügend und langweilig zu werden; er äußerte sich in unbestimmten Klagen über getäuschte Erwartungen und unerfüllte Versprechen, und sehnte sich zurück nach Italien, wo er ein glücklicheres Loos verscherzt zu haben glaubte. Sein Plan, im J. 1513 mit dem Bischof Fisher, der das lateranische Concil besuchen wollte, nach Italien zu reisen, zerschlug sich, weil die Reise des Bischofs unterblieb; aber seine Sehnsucht vermehrte sich nur, als er im J. 1514 hörte, der bisherige Cardinal von Medicis, der ihn bei seinem Aufenthalt in Rom so freundschaftlich behandelt hatte, und überhaupt für einen großen Beschützer der Wissenschaften und Künste galt, habe unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Er suchte sich daher auf mancherlei Weise dem neuen Papste zu nähern; allein dieser mochte doch wol Gründe haben, ihn nicht gern in seiner Nähe zu sehen; anstatt — was Erasmus wünschte, und dem Papste leicht sein mußte — ihn mit einer ansehnlichen Pfründe in Italien zu bedenken, empfahl er ihn dem Könige von England zu baldiger Beförderung. Mittlerweile machte Erasmus, der es doch nicht rathsam fand, ohne bestimmte Aussicht nach Italien zu gehen, im J. 1514, in literarischen Angelegenheiten, eine Reise durch Teutschland, die ihn bis nach Basel führte. Seine Ankunft in Teutschland wurde gleich einem großen Feste gefeiert; an mehren Orten wurden ihm, wie einem durchreisenden Fürsten oder Gesandten, Geschenke überreicht und ihm zu Ehren Gastmahle veranstaltet; die literarische Gesellschaft zu Strasburg bewillkommte ihn durch ein eigenes, von Wimpheling verfaßtes Schreiben. — Indessen kehrte Erasmus von diesem gelehrten Ausfluge bald wieder nach England zurück, wo wir ihn in den Jahren 1515 und 1516 noch finden, bis, in dem letzteren Jahre, eine neue Wendung seines Lebens ihn in sein Vaterland zurückführte.

Der damalige junge König Karl von Spanien, der einige Jahre nachher, als Karl V. auch den teutschen Kaiserthron bestieg, und die Niederlande für geraume Zeit mit der Krone Spanien vereinigte, war darauf bedacht, seinen Hofstaat in Brüssel mit berühmten Männern zu zieren, und so erhielt, auf den Vorschlag des Kanzlers Silvagius, auch Erasmus einen Ruf dahin, mit dem Ti-

3) s. die Urkunde in Knight's Leben Erasmi, übersetzt von Arnold; Anhang S. 35.

Digitized by Google

tel eines königlichen Rathes und der für jene Zeit ansehnlichen Besoldung von 400 Gulden, wobei er doch keineswegs an einen festen Wohnsitz gebunden, sondern ihm völlige Freiheit gegeben wurde, nach Gefallen dahin zu reisen, wo es ihm für seine gelehrten Arbeiten am bequemsten dünken würde. Diesen Antrag fand Erasmus so vortheilhaft, daß er deshalb England gern verließ, das er auch seit dieser Zeit nicht wieder sah, wiewol er mit seinen dortigen gelehrten Freunden, besonders Morus und Ammonius, immer durch Briefwechsel verbunden blieb.

Bei seiner Ankunft in Brüssel wurde Erasmus von dem Kanzler Sitvagius ehrenvoll empfangen und den versammelten königlichen Räthen vorgestellt. Er selbst erfuhr bei dieser Gelegenheit, der König habe ihm ein Bisthum in Sicilien zugedacht [4]); da aber hierzu die Einwilligung des Papstes nöthig war, so scheint die Verfagung derselben jene Beförderung vereitelt zu haben. Ob Erasmus im Wesentlichen Ursache hatte, dies zu beklagen, und ob die höhere Würde ihn für die Aufopferung seiner äußeren Ruhe und gelehrten Unabhängigkeit entschädigt haben würde, ist noch zu bezweifeln. Für seine wissenschaftliche Thätigkeit war die Lage, in der er sich befand, gewiß die vortheilhafteste, die er nur wünschen konnte; denn sein Amt als königlicher Rath gewährte ihm einen ansehnlichen Rang und ein gutes Einkommen, das noch durch anderweitige Pensionen und Geschenke, sowie durch den Ertrag seines Schriftstellerfleißes, beträchtlich vermehrt wurde; während es ihn von eigentlichen Berufsgeschäften fast ganz frei ließ, da er sich den Berathungen, an denen er zur Theilnahme berechtigt war, soviel als möglich entzog, und in dieser Zurückgezogenheit auch von denen, die ein Recht gehabt hätten, ihn zu strengerer Thätigkeit aufzufordern, selten gestört wurde, weil man voraussetzte, sein wissenschaftliches Leben gewähre dem Staate und der Welt mehr Nutzen, als alles, was er im unmittelbaren Dienste des Fürsten hätte leisten können. Sogar in der Wahl seines Wohnortes ließ man ihm völlige Freiheit, weshalb er diesen auch, um sich den Störungen des öffentlichen Lebens noch mehr zu entziehen, sobald als möglich von Brüssel nach Löwen verlegte, wo er sich sogar ein eignes Haus kaufte und sehr bequem einrichtete; auch empfand er es sehr wohl, daß die theologische Facultät zu Löwen ihn freiwillig in die Zahl ihrer Doctoren aufnahm, wiewol er die Bekleidung eines öffentlichen Lehramtes ablehnte. Um aber den Charakter eines königlichen Rathes wenigstens als Schriftsteller zu rechtfertigen, schrieb er die Institutio Principis christiani, die er dem König Karl zueignete, und damit sowol bei diesem, als bei dessen jüngerem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, großen Beifall erlangte. — Wiewol nun aber Erasmus sich alles persönlichen Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten fast gänzlich begab [5]), so war doch die Würde eines königlichen Rathes für ihn kein leerer Titel, vielmehr gab sie ihm eine sichere Stellung im Leben, deren er, bei allem Gewichte, das ihm sein innerer Werth als Gelehrter und das Bewußtsein seiner wissenschaftlichen Verdienste gab, doch um so mehr bedurfte, je größeren Einfluß der Rang und Stand auf die Bestimmung seines Verhältnisses zu Andern ausübte, zumal in einer Zeit, wo mehre der ersten Gelehrten in Teutschland, z. B. Reuchlin, Pirckheymer, Peutinger u. A., zugleich in bedeutenden Staatsämtern und Würden standen, und ebendadurch mittelbar auch die Wissenschaften zu höherem äußeren Ansehen erhoben. Für Teutschland aber war die Rückkehr des Erasmus in sein Vaterland (denn die Niederlande bildeten damals einen anerkannten Theil des teutschen Reiches) ein in wissenschaftlicher Hinsicht höchst wichtiges Ereigniß, und ein entscheidender Schritt für die völlige Wiedergeburt der Wissenschaften. Erasmus war fast der Einzige unter den größeren Gelehrten seiner Zeit, dessen Leben sich ausschließlich in rein wissenschaftlicher Thätigkeit bewegte, und von dieser Seite trug sein Beispiel wieder ebenso sehr dazu bei, die Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Lebens zu begründen, als sein äußerer Rang und sein weit verbreiteter Ruf ihn gleichsam zum gemeinschaftlichen Oberhaupte der teutschen Gelehrten erhob, und seine persönliche Nähe auch seinen Schriften mehr Eingang und Verbreitung verschaffte. Man nannte ihn und Reuchlin die beiden Augen Teutschlands; und wie er selbst, durch seine öfteren Reisen, mit vielen Menschen in nähere Berührung kam, so machten auch wieder die Gelehrten aus allen Gegenden Teutschlands, zum Theil weite Reisen, um seine Bekanntschaft zu erlangen. Diese höhere Stellung, die ihm theils seine ausgebreitete und erfolgreiche literarische Thätigkeit erworben, theils die freiwillige Unterordnung eines großen Theils seiner gelehrten Zeitgenossen angewiesen hatte, hielt ihn auch ab — wie sehr er Reuchlin achtete und seine Verdienste bei Gelegenheit rühmte — in dessen bekannte Streitigkeiten und die dadurch hervorgerufenen Bewegungen thätig einzugreifen. Zwar begann dieser Streit schon 1510, als Erasmus in England lebte, und diese Entfernung von dem eigentlichen Schauplatze desselben war für ihn schon Ursache genug, im Anfange, wenn er überhaupt davon nähere Kenntniß nahm, sich doch nur als ruhiger Zuschauer dabei zu verhalten. Aber auch später, da der Reuchlin'sche Streit

4) Der Brief an Ammonius, worin Erasmus dieser Sache gedenkt (Opus epistol. etc. [Basil. 1529. fol.] p. 316), führt irrthümlich die Jahrzahl 1514; denn in diesem Jahre war Karl noch nicht König von Spanien, hatte also auch in Sicilien noch nichts zu sagen.

5) In einem Briefe an die Äbte Konrad von Schuttern und Lorenz von Ettenheim-Münster, die in irgend einer Angelegenheit seine Vermittelung gesucht hatten, sagt er in dieser Hinsicht: „Nullus est mortalium, qui libentius abstineat ab aulae commercio, quam Erasmus. Et illic valere non potest, nisi qui subinde, suo fultus choro, fabulae partem agat. Ego nec factiones ambire possum, nec ingerere meipsum, nec alium cubito protrudere. Nec ignorat prudentia vestra, qualia sit aula Caesaris, nimirum belua capitum innumerabilium, adeo ut si mihi incidat aliquid negocii, malim jactura rei ocio meo consulere, quam persequi. Asciras quidem sum in ordinem consiliariorum, sed ita, ut ne vocatus quidem adsim, tantum abest, ut memet ingeram. Et tamen non gravabor causam vestram pro viribus adjuvare, si se dederit occasio, quanquam citra meam operam non dubito, quin sit successura, nimirum justissima, apud principem justissimum. (Opus epist. etc. p. 477.)

Digitized by Google

eine ganz andere Wendung genommen hatte, als sein Ursprung erwarten ließ, da fast alle gute Köpfe Teutschlands daran Theil nahmen, und Erasmus dem Kampfplatze ganz nahe gekommen war, ja, da man von verschiedenen Seiten her zu erwarten schien, Erasmus solle durch seinen offenen Beitritt für die gute Sache den Ausschlag geben, schwieg er, oder begnügte sich, ohne bestimmte Erklärung über den Gegenstand des Streites, die Streitenden auf beiden Seiten zur Mäßigung zu ermahnen. Hierin handelte Erasmus ganz seinen Grundsätzen und seinem Charakter gemäß; denn nachdem er sich selbst zu dem Range eines Heerführers im Reiche der Wissenschaft emporgeschwungen hatte, hielt er es unter seiner Würde, in einer fremden Sache, gleichsam unter der Fahne eines Andern zu kämpfen. Hierzu kam, daß der Gegenstand, der zuerst zum Ausbruche des Streites Anlaß gegeben hatte, nämlich die Vertilgung oder Erhaltung der hebräischen Bücher, außer der heiligen Schrift, den Studien, denen Erasmus seine Kräfte widmete, scheinbar etwas fern lag; und als er in seinem weiteren Fortgange eine Wendung genommen hatte, welche dem Interesse der ganzen humanistischen Zeitrichtung zu gelten schien, konnte Erasmus mit Grund behaupten, er habe für die humanistischen Studien weit mehr und Bleibenderes gethan, als auf dem Wege jenes Kampfes zu Tage gefördert wurde, ja mehr, als die jungen Männer, die in jenem Kampfe ihre Talente entwickelten, bis dahin insgesammt geleistet hatten, sodaß er wirklich ihrem Treiben aus einer gewissen Höhe zusehen konnte. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Waffen, welche in diesem Kampfe, auch von Seiten der Humanisten gebraucht wurden, nicht nach dem Geschmacke des Erasmus waren, der die Feinheit und Besonnenheit, die er auch im Spotte beizubehalten suchte, oft gröblich verletzt fand; und überhaupt wollte Erasmus, wie es scheint, durch sein Beispiel zeigen, daß die Wiedergeburt der Wissenschaften nicht nothwendig zu Streitigkeiten und Parteiungen führen müsse, sondern in friedlicher Stille desto besser gedeihe [6]). Daß er bei diesen Grundsätzen, ungeachtet seines behutsamen Auftretens, doch nicht ohne Streitigkeiten bleiben konnte, werden wir in der Folge bemerken.

Im Äußeren war Erasmus mit seiner damaligen Lage so zufrieden, daß er die glänzendsten Anträge, nicht nur nach Frankreich und andern Ländern, sondern auch in das Innere Teutschlands, wie schmeichelhaft sie ihm übrigens als Anerkenntnisse seiner Verdienste waren, ablehnte. Unter Andern erhielt er eine Einladung nach Ingolstadt, mit einem Jahrgehalte von 200 Dukaten, und dem Versprechen einer oder mehrer geistlicher Präbenden, ohne weitere Verpflichtung, als nur dort zu wohnen und sich nach eignem Gefallen zu beschäftigen; aber auch diesem vortheilhaften Rufe, dessen Annahme vielleicht die wichtigsten Entwickelungen in der Culturgeschichte Teutschlands veranlaßt haben würde, konnte er zu folgen sich nicht entschließen. Übrigens benutzte er die Freiheit, die ihm hinsichtlich seines Aufenthaltes gelassen worden war, zu öfteren Reisen, und hier zog ihn vorzüglich Basel an, wo er mit den gelehrten Buchdruckerherren Amerbach und Frobenius in ein freundschaftliches Verhältniß trat, und wo seit 1516 die meisten und wichtigsten seiner Schriften (die classische Ausgabe des neuen Testaments an der Spitze) ans Licht traten. Er verweilte dort oft und lange, bis endlich, theils die Bequemlichkeit hinsichtlich der Ausgabe seiner Schriften, theils auch das weniger angenehme Verhältniß, welches sich zwischen ihm und den Theologen zu Löwen, in Folge des inzwischen eingetretenen Kirchenstreites, gestaltet hatte, ihn bewog, seit 1521, seinen Wohnsitz gänzlich nach Basel zu verlegen.

Da Luther's Reformation, wie parteilos auch Erasmus bei derselben zu erscheinen sich bemühte, doch in seinem Leben und Wirken einen großen Wendepunkt bildete und auf seine späteren Lebensereignisse einen wesentlichen Einfluß hatte, so ist hier der schicklichste Ort, ehe wir in der Erzählung der letzteren fortschreiten, die wissenschaftlichen Leistungen des Erasmus im Zusammenhange zu überblicken, wobei wir, der vollständigeren Übersicht wegen, auch die aus der spätern Zeit seines Lebens, so weit sie nicht mit den reformatorischen Streitigkeiten in unmittelbarer Verbindung stehen, zugleich mit berücksichtigen.

Erasmus gehört im Gebiete der Wissenschaft nicht zu den Bahnbrechern, wol aber auf einem schon urbar gemachten Felde zu den fleißigsten und glücklichsten Arbeitern. Mit einem seltenen Reichthum von Kenntnissen und den trefflichsten Gaben, sie mitzutheilen, verband er eine unermüdliche Arbeitsamkeit, eine gründliche Einsicht in das, was der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit Noth that, und den reinsten Willen, dieser Noth abzuhelfen, soweit es ohne Gefahr für seine persönliche Ruhe und Sicherheit geschehen konnte. Die heldenmüthige Begeisterung, für die Wahrheit alles daran zu setzen und mit Aufopferung aller äußeren Rücksichten und Vortheile ausdauernd zu kämpfen, war ihm nicht eigen, und damit fehlte ihm freilich das Höchste, ja das Einzige, was ihn zum ersten Manne seiner Zeit, der er in vieler Hinsicht zu sein sich schmeichelte, wirklich hätte machen können. Der Charakter seines Denkens und Handelns war ein praktischer Verstand, durch die Liebe zum Schönen und Nützlichen geleitet; jeder Speculation, die nicht unmittelbar auf das Leben gerichtet und auf historisches Wissen gegründet war, zeigte er sich abhold; überall strebte er nach Klarheit und Abgeschlossenheit, sowie nach bestimmter Richtung und Zweckmäßigkeit seiner Gedanken; aber diese war ihm nun eben auch das Höchste; in allem handelte er nach besonnener, ruhiger, aber kalter Berechnung; bei allem, was er unternahm, mußte er bestimmt vorher wissen, was er

6) So schrieb er an den Rector der Universität zu Erfurt: „Bonae literae sic debent irrepere in academias, non ut hostes omnia depopulaturi videantur, sed hospites potius paulatim in civilem consuetudinem coaliturі. Mihi nunquam placuit tumultus, et aut ego parum perspicio, aut plus efficitur moderatis consiliis, quam viribus impotentibus. Ac bonorum virorum esse reor, sic velle prodesse, ut quam paucissimis noceatur atque adeo nullis, si modo liceat.“ (Op. epist. etc. p. 438, wo aber die Jahrzahl 1518 falsch ist und 1520 heißen muß, da erst in diesem Jahre Ludwig Platz von Melsingen, der, seinen eigenen Nachrichten in der Universitätsmatrikel zu Folge, obiges Schreiben von Erasmus erhielt, das Rectorat bekleidete.)

erreichen wollte, und erreichte daher auch nie mehr, als er eben wollte, da es nicht seine Sache war, mit kühnem Fluge sich in unbekannte Regionen zu erheben. Die Mittel, durch die er im Allgemeinen die geistige Cultur seiner Zeitgenossen zu verbessern gedachte, waren: Vermehrung des gelehrten Wissens, Aufklärung des Verstandes, Verfeinerung des Geschmacks und Veredelung der Sitten; dies alles aber sollte nur auf dem Wege sanfter Belehrung und eines einladenden Beispiels, höchstens feiner, pikanter Satyre, aber nicht durch auffallende, plötzliche Umgestaltung des Vorhandenen, bewirkt werden. Feinheit der Sitten und des Ausdrucks war ihm die höchste Zierde, und galt ihm mehr als kräftiges Auftreten, woran ihm auch seine berechnende Klugheit hinderlich war, die ihm bei jedem Schritte die möglichen Gefahren und Hindernisse zeigte, die er sorgfältig zu umgehen suchte. Nach dieser ganzen Geistesrichtung war er Meister in allem, wo es auf ruhige Forschung, Betrachtung und Belehrung ankam; aber wo es kühnes und rasches Vordringen, heldenmüthigen Kampf und festes Behaupten des Errungenen galt, da blieb er dahinten und konnte sich mit Männern wie Reuchlin und Luther nicht messen.

Sein Hauptfach, worauf er nicht nur durch die ganze Richtung seiner Zeit vorzüglich angewiesen war, sondern worin er auch vermöge seiner eigenen Geistesrichtung sich besonders hervorthun konnte, war die Philologie. Hat er auch hier nicht eigentlich das Gebiet der Wissenschaft nach Außen erweitert, so macht er doch für ihre Ausbildung und Verbreitung Epoche; denn keiner hatte vor ihm die Sprache und Kenntnisse der Griechen und Römer sich in solchem Umfange und solcher Tiefe zu eigen gemacht, keiner soviel für die Verbreitung ihrer Schriften gethan, keiner sich die schönsten Gedanken der Alten so angeeignet, keiner es in einem geschmackvollen Ausdruck, und besonders auch in der Kunst, die Wahrheit in einer gefälligen, bald überraschenden, bald einschmeichelnden Form zu sagen, soweit gebracht; keiner also durch alle diese Eigenschaften zusammen, unterstützt durch einen unermüdlichen Sammlerfleiß, durch die glückliche Gabe, alles Gefundene schnell und geschickt am rechten Orte wieder anzuwenden, und durch eine außerordentliche Leichtigkeit im schriftlichen Arbeiten, so vieles geleistet und so mannichfaltig auf seine Zeitgenossen gewirkt, wie Erasmus.

Zuvörderst haben wir nun, gleichsam als Einleitung in seine Thätigkeit für einzelne Zweige des Wissens, seine Ansichten „über wissenschaftliche Bildung im Allgemeinen" zu betrachten [7]). Alle Kenntniß, sagt er: ist von zweierlei Art, nämlich Wort- und Sachkenntniß. Die Sachkenntniß ist zwar die wichtigere, die Wortkenntniß aber muß die erste sein, und es ist ein Fehler, der nie ungestraft bleibt, wenn man die Wort- oder Sprachkenntniß vernachlässigt, in der Meinung, desto schneller zu den Sachen zu eilen; denn da man die Sachen nur mittels der Sprachen erlernen kann, so müssen aus mangelhafter Kenntniß der letzteren nothwendig auch in jenen große Irrthümer entspringen. Der erste Gegenstand des Lernens ist nun die Grammatik, und zwar sowol die griechische als die lateinische, denn in diesen beiden Sprachen ist fast alles Wissenswerthe verfaßt, und beide müssen mit einander verbunden werden, weil, wegen ihrer nahen Verwandtschaft, eine die andere wesentlich erleichtert. Die grammatischen Regeln müssen auf möglichst wenige, und zwar auf die zuverlässigsten, beschränkt werden, und es ist nicht zu billigen, wenn die gewöhnlichen Schullehrer ihre Schüler mehre Jahre damit quälen; denn die wahre Sprachfertigkeit erwirbt man am besten durch gut gewählte Gespräche und durch fleißiges Lesen guter Bücher. Unter diesen muß man zuerst solche auswählen, die neben einer reinen Sprache sich zugleich durch einen anziehenden Inhalt auszeichnen. Sobald man in der Sprache einen hinlänglichen Grund gelegt hat, muß man sich nun zur Sachkenntniß wenden, die am besten aus den griechischen Schriftstellern, als den eigentlichen Quellen der Wissenschaften zu schöpfen ist. Um die Schriftsteller mit möglichsten Nutzen zu lesen, ist es rathsam, jeden merkwürdigen Ausdruck oder Gedanken, jede durch Form oder Inhalt besonders ausgezeichnete Stelle, durch ein gewisses Zeichen zu bemerken, und zwar jede Art von merkwürdigen Stellen durch ein eigenthümliches Zeichen, welches sogleich die Beschaffenheit des Gegenstandes andeutet. Dabei muß man vor allem auf die Ausbildung des Gedächtnisses sehen, wodurch alles Lesen erst seinen wahren Werth erhält. Die mächtigsten Stützen des Gedächtnisses aber sind: richtiges Verständniß der Sachen, gute Ordnung im Denken, und Sorgfalt im Ergründen und Unterscheiden. Zur Erleichterung des Gedächtnisses, besonders in Dingen, die schwer und doch nothwendig zu merken sind, wie Namen, Kunstworte und dergl., kann man sich auch verschiedener kleiner mechanischer Kunstgriffe bedienen; denn durch solche anscheinend geringfügige, Mittel wird doch der Schatz des Wissens gesichert. — Einen besondern Werth für Bewahrung und Nutzbarmachung der Kenntniß legt Erasmus auf das Sammeln von Beispielen [8]). Unter Beispielen (Exempla) verstand man nämlich historische Züge, Allegorien, Gleichnisse, Denksprüche und dergl., deren man sich als Belege für moralische oder wissenschaftliche Sätze bedienen konnte. Der Reichthum an solchen wurde für eine der größten Zierden des mündlichen und schriftlichen Vortrags gehalten, und ihr Besitz galt daher für ein wesentliches Stück der Gelehrsamkeit. Erasmus empfiehlt hierzu, sich vor allen Dingen, für die Unterordnung aller einzelnen Gegenstände, allgemeine Gesichtspunkte (locos) aufzustellen, die von physischen oder moralischen Eigenschaften, oder von andern im menschlichen Leben häufig vorkommenden Verhältnissen hergenommen, nach den Gesetzen der Übereinstimmung und Widerspruchs zusammengestellt, und dann, nach ihren

7) Das Folgende ist größtentheils aus der kleinen Schrift, de ratione studii et pueris instituendis, genommen.

8) *Erasmi Roterodami* ratio colligendi exempla; in Libellus de formando studio vere aureus etc., cujus autores *Rodolphus Agricola*, *Erasmus Roterod.*, *Phil. Melanchthon*. (Lon. 1532.)

Digitized by Google

schiedenen Äußerungen und Beziehungen, wieder in untergeordnete Begriffe abgetheilt werden, sodaß man in den Stand gesetzt wird, bei jeder Sache sich sowol der ähnlichen als der entgegengesetzten Verhältnisse leicht zu erinnern, und dadurch zu verwandten Gedanken überzugehen. Bei der Anordnung muß man immer einen bestimmten, gleichförmigen Plan befolgen, die Genauigkeit in den Unterabtheilungen aber auch nicht zu weit treiben. In dieses Fachwerk kann man nun alles, was beim Lesen eines Schriftstellers Merkwürdiges vorkommt, gehörigen Orts eintragen; auf diese Art prägen sich nicht nur die einzelnen Gegenstände dem Gedächtnisse leichter ein, sondern man gewöhnt sich auch, von dem Lesen wahren Nutzen zu ziehen, und kann von dem Gelesenen beim eigenen Vortrage wieder mit Leichtigkeit angemessenen Gebrauch machen. Jede, auch dem Anschein nach noch so fremdartige Wissenschaft kann hierzu beitragen, und man kann jede Thatsache, je nachdem man sie von verschiedenen Seiten betrachtet, auf mannichfaltige Weise benutzen.

Wer nun als Lehrer auf Andere wirken will, muß wenigstens das Vorzüglichste aus jeder Wissenschaft inne haben, und deshalb die besten Schriftsteller aller Fächer mit vorzüglichem Fleiße lesen, aber auch die weniger ausgezeichneten gleichsam durchwandern, und das Merkwürdigste, was ihm beim Lesen vorkommt, in eine nach allgemeinen Grundsätzen geordnete Sammlung eintragen. Über das Formelle des Unterrichts bezieht sich Erasmus hauptsächlich auf Quintilian. Beim Sprachunterrichte muß man die Schüler, sobald sie der ersten Anfangsgründe mächtig sind, zum eigenen Gebrauche der Sprache führen. Der Lehrer selbst muß sich bemühen, nie anders als richtig und schön zu sprechen, und die Schüler, bei fleißiger Übung und Nachahmung gelesener Stellen, nicht blos zu richtigem, sondern auch zu schönem und gewähltem Ausdruck anhalten. Die Aufgaben zu eigenen Ausarbeitungen müssen durch eine scharfsinnige oder gefällige, dem jugendlichen Gemüth angemessene Sentenz ansprechen, und Sachkenntnisse enthalten, die in der Folge auch bei den höhern Studien benutzt werden können. Die eigenen Übungen müssen mit dem fleißigen Lesen der Schriftsteller abwechseln, um zugleich den Stoff zur Nachahmung immer mehr zu bereichern. Beim Lesen der Autoren muß der Lehrer sich nicht durch einen falschen Ehrgeiz verleiten lassen, bei jeder Stelle alles Mögliche sagen zu wollen, sondern sich auf das beschränken, was zur Erklärung der vorliegenden Stelle nöthig ist, außer wo er in einzelnen Fällen, der Veränderung wegen, eine Abschweifung rathsam findet. Bei dieser Erklärung ist besonders auf ausgezeichnete Schönheiten der Rede, auf veraltete, neue oder einer andern Sprache nachgebildete, dunkle oder weitläufige umschriebene Worte und Redensarten, schwere Constructionen, merkwürdige Ableitungen und Zusammensetzungen der Worte, rhetorische Figuren, Ausschmückungen oder Abkürzungen zu sehen; daran schließen sich Vergleichungen mit ähnlichen Stellen anderer Schriftsteller, und endlich die moralische Anwendung, wobei der Lehrer besonders auch darauf sehen muß, anstößigen Stellen eine solche Wendung zu geben, daß sie keinen schädlichen Eindruck in den jugendlichen Gemüthern hinterlassen. Ferner sind die Eigenthümlichkeiten, welche die besondere Form des Vortrags mit sich bringt, zu erörtern, und zu zeigen, was jeder Schriftsteller wieder bei seinem Gegenstande Eigenthümliches hat, wobei man auch seine Fehler nicht verschweigen darf, um eben hierdurch auch die Urtheilskraft zu bilden; auch gehört hierher die Untersuchung des Zweckes, welchen ein Schriftsteller durch eine besondere Art und Wendung des Vortrags zu erreichen sucht. Fleißige Wiederholung aller einzelnen wissenswerthen Gegenstände darf sich der Lehrer auch nicht verdrießen lassen. Daß die Schüler alles Vorgetragene aufschreiben, ist nicht zu rathen, weil sie dabei die Übung des Gedächtnisses vernachlässigen.

Schon aus diesem flüchtigen Umrisse (den übrigens Erasmus durch zahlreiche Beispiele und durch Verweisung auf die besten Schriftsteller jedes Faches erläutert) zeigt sich die ganze Richtung seines wissenschaftlichen Strebens. Die Alten waren ihm der Inbegriff alles wahren Wissens; an die Neuern denkt er selten und nur zur nothdürftigen Aushilfe; freilich war aber die neuere Literatur, wie sie Erasmus gebrauchen konnte, damals erst im Beginnen. So beschränkt er auch seine Vorschriften für Sprachbildung lediglich auf die griechische und lateinische Sprache; von einer Bildung in der Muttersprache hat er gar keinen Begriff, denn alle neuere Sprachen gelten ihm für barbarisch und des Gelehrten unwürdig, wie er denn sich selbst rühmte, in keinem der Länder, in welchen er gelebt, sich um die Landessprache bekümmert zu haben, und die Unbequemlichkeiten, die ihm hieraus nothwendig erwuchsen, gleichsam als ein seiner gelehrten Würde gebrachtes Opfer betrachtete. Formelle Geistes- und Geschmacksbildung und Eleganz des Ausdrucks sind ihm die Gegenstände der höchsten Sorgfalt; die Bildung des Herzens kommt nur nebenbei zur Sprache. Selbstdenken und eigenes Forschen macht er zwar dem Lehrer zur unerläßlichen Bedingung, verlangt aber nicht, daß dieser auch seine Schüler dazu anhalten, sondern vielmehr, daß er gleichsam für sie mit denken, und die Schüler das von ihm Erforschte und Ausgewählte auf Glauben annehmen sollen. Ich lege, sagte er: Einem (dem Lehrer) viele Mühe auf, um sie Vielen (den Schülern) zu erleichtern; ich will, daß Einer alles untersuche, damit nicht jeder Einzelne das Ganze zu untersuchen braucht. Die Arbeit des Lehrers soll mithin das Selbstdenken des Schülers entbehrlich machen. Dieser Grundsatz, welcher einigen Wenigen gleichsam das Privilegium des Selbstdenkens gibt, und die Andern an ihre unbedingte Leitung verweist, macht manches im Leben und Wirken des Erasmus, besonders auch sein Benehmen gegen die Reformation, erklärlich. Indessen sind doch viele, für seine Zeit neue und zweckmäßige Vorschriften, und im Ganzen sein verdienstliches Bemühen um die Anregung eines gründlicheren und geschmackvolleren Unterrichts, unverkennbar.

Je mehr Erasmus, wie sich auch aus dem Obigen ergibt, von dem großen Nutzen der griechischen Sprache in allen Wissenschaften überzeugt war, um so allgemeiner suchte er auch ihre Kenntniß zu verbreiten. Sowie (sagt

Digitized by Google

er in der Vorrede zur Grammatik des Gaza) die Vernachlässigung der griechischen Sprache den gänzlichen Untergang aller schönen Wissenschaften, aller geschmackvollen Schriftsteller nach sich zog, so ist zu hoffen, daß mit ihrer Wiederherstellung, auch diese von Neuem erblühen werden. Insbesondere empfahl Erasmus die griechische Sprache als das unentbehrlichste Hilfsmittel zum Verständniß der heiligen Schrift und deßhalb als die Grundlage aller wahren Theologie, und ging soweit (in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Hekuba des Euripides), seine eigenen Beschäftigungen mit den griechischen Profanschriftern für bloße Vorübungen zu desto besserem und geschickterem Arbeiten auf dem Felde der biblischen Theologie zu erklären. Nächst den Theologen empfahl Erasmus die griechische Sprache vorzüglich den Ärzten, um den Fürsten der Medicin, Hippokrates, sowie den Galenus, Dioskorides und Andere, in ihrer eigenen Sprache hören zu können, und rechnete es unter die glücklichen Zeichen seiner Zeit, daß Leonicenus und andere gelehrte Ärzte sich auch um das Studium der griechischen Literatur bemühten [9]). Als Schriftsteller hat Erasmus die griechische Sprachlehre in ihrem ganzen Umfange — außer der Übersetzung der griechischen Grammatik des Gaza, die er bei seinem eigenen Unterricht zum Grunde legte, — nicht bearbeitet; doch gehört hierher sein Dialogus de recta latini graecique sermonis pronunciatione, worin er zuerst die Ansicht durchführte, daß man beim Lesen der griechischen Diphthonge jeden der beiden Vocale, aus denen ein solcher besteht, nach seinem eigenthümlichen Laute, jedoch in einer Sylbe, hören müsse; daß das η kein i, sondern ein langes e, und daß das Lesen der griechischen Worte nach den Accenten, ohne Beobachtung der Quantität der Sylben, fehlerhaft sei; die freilich erst lange nachher allgemeinere Geltung erlangte.

Noch größer war die literarische Thätigkeit des Erasmus für die lateinische Sprache; denn wiewol er ebenso wenig, wie bei der griechischen, eine allgemeine grammatische Bearbeitung derselben unternahm (denn die einigermaßen hierher zu rechnende, ursprünglich für die Coletische Schule bestimmte, Syntaxis, sive libellus de octo orationis partium constructione, die sich unter den Werken des Erasmus findet, ist nicht eigentlich von ihm verfaßt, sondern nur verbessert), so machte er sich doch um einzelne Zweige der Sprachlehre, besonders aber um ihre geschmackvolle Anwendung für den eigenen mündlichen und schriftlichen Vortrag verdient. Hierher gehören zuerst seine berühmten und überaus häufig gedruckten Commentarii duo, de duplici copia verborum ac rerum, in denen er erklärt, worin eigentlich der wahre, lobenswerthe Reichthum der Rede besteht, und dann in zahlreichen Beispielen lehrt, theils einen Gedanken in verschiedenen Worten und Bildern auszudrücken (copia verborum), theils einen einfachen Satz, durch Verbindung mit verwandten Gedanken, auf mannichfaltige Weise zu erweitern (copia rerum); und die in einem geringen Umfange einen großen Schatz von Wort- und Sachkenntnissen enthalten. Gewissermaßen gehören hierher auch seine Colloquia, nicht nur wegen der, ihnen vorangeschickten, allgemeinen Regeln und Formeln für die lateinische Umgangssprache (familiarium colloquiorum formulae), sondern auch, weil er die Gespräche selbst, wenigstens zum Theil, als Beispiele und Übungsstücke für eine solche echt lateinische Umgangssprache betrachtet wissen wollte, obgleich sie, ihres Inhaltes wegen (den er eben unter diesem Gewande leichter ins Publicum bringen und unvermerkter verbreiten wollte) mehr unter seinen philosophisch-theologischen Schriften eine Stelle verdienen. Ferner ist hier seines Buches De ratione conscribendi epistolas zu gedenken, auf welches er zwar selbst wenig Werth legte, worin er aber doch seine zahlreichen Vorgänger nicht nur durch die Vollständigkeit, Genauigkeit und Umsicht seiner Vorschriften, sondern auch durch seine strenge und geschmackvolle Auswahl classischer Beispiele und seine ebenso standhafte als gemäßigte Bekämpfung eingerissener Mißbräuche, verdunkelt. Seine eigenen zahlreichen Briefe sind, abgesehen von ihrem mehr oder minder wichtigen Inhalte, fast alle zugleich auch Muster in stylistischer Hinsicht; nur erhalten sie zu oft, eben durch dies absichtliche Streben nach stylistischer Vollendung, etwas Gezwungenes und Affectirtes, wodurch sie den wahren, einfachen Charakter freundschaftlicher oder geschäftlicher Briefe verlieren.

Vor Allem suchte Erasmus die Liebe für das Studium der beiden classischen Sprachen und die Bekanntschaft mit ihren ausgezeichnetern Schriftstellern, durch verschiedene Sammlungen geistreicher Gedanken und ansprechender Züge, die sich ihm beim Lesen derselben darboten, allgemeiner anzuregen und zu verbreiten. Hierdurch entstanden drei Werke, auf die er selbst besondern Werth legte, und von denen das erste, mehr als irgend eine andere seiner philologischen Schriften, seinen Ruhm frühzeitig und allgemein verbreitete. Was er, wie wir wissen, zur Empfehlung des Sammelns allgemeiner Aussprüche, schöner Gedanken, merkwürdiger Thatsachen, moralischer Beispiele und dergl. gesagt hatte, das führte er hier im Großen wirklich aus; nur nicht in der systematischen Ordnung, die er für Sammlungen solcher Art vorschlug, sondern so gemischt, wie die einzelnen Gegenstände ihm beim Lesen der Classiker vorgekommen sein, oder sonst in seinem Ideengange sich zu einander gesellt haben mochten; wodurch sie sich aber vielleicht seinen Zeitgenossen um so mehr empfahlen. Das erste und größte dieser Werke waren die Adagia, eine Sammlung griechischer und lateinischer Sprüchwörter, oder sinnreicher Denksprüche, die ihn den größten Theil seines Lebens hindurch beschäftigten. Nachdem er schon in seiner Jugend, zu seinem eigenen Vergnügen, dafür gesammelt hatte, gab er zuerst 1500 eine kleine Sammlung unter dem Titel: Adagiorum collectanea, dann 1508 ein größeres Werk unter dem Titel: Adagiorum chiliades, heraus, in welchem letzteren er überaus lehrreiche historische, philologische und moralische Erläuterungen hinzufügte, die nicht selten zu kleinen Abhandlungen werden. Beide Sammlungen, die kleinere und die größere, schritten geraume Zeit in zahlreichen Ausgaben neben einander fort, bis endlich die Collectanea durch die Chiliades ganz verdrängt wurden, in wel-

9) In einem Briefe an Heinr. Afinius (Op. epist. etc. p. 453).

Digitized by Google

chen die Zahl der gesammelten und erklärten Sprüchwörter, Sentenzen und Redensarten zuletzt bis auf 4200 stieg. — Die zweite, aber kleinere und von Erasmus nie mit solcher Vorliebe behandelte Sammlung, bilden die Parabolae oder Similia, worin er aus Aristoteles, Plutarch, Plinius u. A. eine große Anzahl Gleichnißreden oder solcher Aussprüche gesammelt hat, in welchen Gegenstände der Natur und des gemeinen Lebens auf moralische oder politische Wahrheiten angewandt sind. Schon in einer Ausgabe vom Jahre 1514 belief sich die Anzahl dieser gesammelten Sätze oder Aussprüche auf 1356. — Die dritte, von Erasmus zwar ebenfalls schon frühzeitig begonnene, aber erst später (1531) herausgegebene Sammlung sind die Apophthegmata, oder kurze, treffende Aussprüche und Antworten merkwürdiger Männer des Alterthums enthaltende Anekdoten. Diese Sammlung, die Erasmus seinem Lieblingsschriftsteller Plutarch nachgebildet, und dessen Werk gleiches Titels fast ganz darin aufgenommen hatte, ist als eins seiner gelungensten und beliebtesten Werke zu betrachten, und wurde bis in die neuern Zeiten häufig beim Unterrichte benutzt. Gleiche Bestimmung mit diesen Auszügen aus den classischen Schriftstellern hatten auch die Übersetzungen, die Erasmus von ausgewählten Schriften griechischer Autoren verfertigte, um sie in der geläufigeren lateinischen Sprache theils ihrem Inhalte nach bekannter zu machen, theils ebendadurch zum Lesen der Originale und zum Studium ihrer Grundsprache mehr zu ermuntern. Er beschäftigte sich mit solchen Arbeiten schon sehr früh, und wählte dazu besonders moralische und witzige Schriften, die ihn durch Inhalt oder Form besonders ansprachen. Am meisten übersetzte er aus den kleineren Schriften des Plutarch, deren moralischen Werth er sehr hoch schätzte, und aus dem Lucian, an dessen Schriften er, wegen des darin herrschenden witzigen und satyrischen Geistes, vielen Geschmack fand und sich wol auch selbst zum Theil darnach bildete; außerdem haben wir von ihm Übersetzungen der Hekuba und Iphigenia des Euripides, einiger Reden des Libanius, und des Galenus exhortatio ad bonas artes; mehr mit Rücksicht auf politische Zwecke übersetzte er Xenophon's Tyrannus und Isokrates' de regno administrando.

Endlich sind, als die wichtigsten und zahlreichsten unter den philologischen Arbeiten des Erasmus, seine „Ausgaben lateinischer und griechischer Classiker" selbst zu nennen. Diese beschäftigten ihn besonders, seitdem er mit der Frobenischen Buchdruckerei zu Basel in Verbindung stand, die seiner Mitwirkung einen großen Theil ihres Glanzes verdankte. Sind gleich seine Ausgaben nicht alle von gleichem Werthe, und kann man, bei ihrer großen Anzahl und schnellen Folge, neben seinen übrigen häufigen literarischen Arbeiten, insbesondere nicht bei allen eine vollständige kritische Bearbeitung voraussetzen, so wurden doch nicht nur durch diese sauber gedruckten und verhältnißmäßig wohlfeileren Ausgaben die Schriften der Classiker selbst bekannter und zugänglicher, sondern es wurde in ihnen auch, durch des Erasmus Bemühung, der Text richtiger und correcter geliefert, als man ihn bis dahin gehabt hatte; einzelne aber, bei denen Erasmus durch reichere Hilfsmittel oder besondere Vorliebe für den Autor unterstützt wurde, konnten für ihre Zeit als Muster kritischer und philologischer Behandlung gelten. Nächst einer kleineren Arbeit, der ursprünglich für die Coletische Schule in London bestimmten Ausgabe und Erläuterung der unter dem Namen des Cato bekannten Sittensprüche (1514), die aber doch sehr geschätzt und wiederholt aufgelegt wurde — wie denn die Scholien des Erasmus auch in viele spätere Ausgaben übergegangen sind — wird die Reihe der von ihm herausgegebenen lateinischen Autoren durch den Seneca, 1515, eröffnet; hierauf folgte Suetonius nebst den kleineren sogenannten Scriptoribus Historiae augustae, verbunden mit Aurelius Victor, Eutropius, Ammianus Marcellinus u. A., 1518; Curtius, 1518; Cicero (De officiis), 1520, und dessen Tusculanae quaestiones, 1523; *Plinii* Historia mundi, 1525; Seneca, in einer neuen Bearbeitung, 1529; Livius, 1531; Terentius, 1532. Zu den bedeutendsten unter diesen Ausgaben gehört gleich die erste, des Seneca, der Erasmus solchen Fleiß gewidmet hatte, daß mit ihr eine ganz neue Periode für die Bearbeitung dieses Schriftstellers beginnt; und dennoch konnte er bei der zweiten Ausgabe, wo er den Text nicht nur auf den Grund neu verglichener Handschriften berichtigt und, nach seiner Angabe, nahe an 4000 Fehler in demselben verbessert, sondern auch schätzbare Anmerkungen hinzugefügt hatte, erklären, diese sei nun so vervollkommnet, daß er die erste gar nicht mehr für sein Werk erkenne. Nicht minder verdienstlich war die Ausgabe des Suetonius und der übrigen spätern lateinischen Geschichtschreiber, wo er ebenfalls, mit Benutzung aller ihm damals zugänglicher Hilfsmittel, einen möglichst berichtigten Text hergestellt und damit zugleich, bei der damaligen Seltenheit jener Schriftsteller, ein nützliches Material für geschichtliche Studien geliefert hatte. Die größten Verdienste aber hat sich Erasmus um die Bearbeitung des Terenz erworben, für den ebenfalls mit seiner Ausgabe eine ganz neue Periode beginnt. Er gab sich viele Mühe, nicht nur, mit Zuziehung alter Handschriften, den Text desselben zu berichtigen und besonders die schwierigen Versmaße in bessere Ordnung zu bringen, sondern auch durch zweckmäßige Einleitungen und ausgewählte Anmerkungen das Verständniß des Textes, besonders die Einsicht in die dramatische Anordnung der einzelnen Stücke, zu erleichtern. Überhaupt war Terenz einer seiner Lieblingsschriftsteller und wurde von ihm überaus hoch geachtet. Er rühmte nicht nur, daß aus keinem andern Schriftsteller die römische Umgangssprache in ihrer Reinheit besser zu lernen sei, sondern empfiehlt ihn auch von Seiten der Charakteristik, der Menschenkenntniß und des feinen Anstandes, ja selbst als eine Fundgrube sittlicher Weisheit, wiewol es, um diese richtig aus ihm zu entwickeln, der Anleitung eines geschickten Lehrers bedürfe [10]). — Erst in späteren Jahren wandte sich Erasmus zur Herausgabe

10) Vergl. die seiner Ausgabe des Terenz vorangesetzte Zueignung: Joanni et Stanislao Boneris fratribus Polonis.

Digitized by Google

griechischer Schriftsteller und lieferte griechische Ausgaben des Aristoteles, 1531, des Demosthenes, 1532, und die erste des Ptolemäus, 1533.

Wenn diese zahlreichen Arbeiten im Gebiete der classischen Literatur die Vorliebe beweisen, die Erasmus für die Schriftsteller der Griechen und Römer im Allgemeinen hatte, so war es doch natürlich, daß ihn einzelne derselben vor andern ansprachen, und daß er diese besonders zu empfehlen suchte. In Ansehung des schriftstellerischen Charakters und der behandelten Gegenstände waren seine Lieblinge unter den Griechen Plutarch und unter den Römern Cicero. Gegen jenen äußert er eine fast unbedingte Verehrung, und sagt unter Andern in der Vorrede zu den Apophthegmen: „Unter den griechischen Schriftstellern ist keiner, besonders für sittliche Bildung, achtbarer und lesenswerther, als Plutarch;" und an einer andern Stelle: „Nächst der heiligen Schrift habe ich nie etwas Ehrwürdigeres, als diesen Schriftsteller, gelesen" [11]). — Noch umständlicher und begeisterter spricht er von Cicero, besonders in der Vorrede zu den tusculanischen Untersuchungen, wo er ihn fast zu dem Range eines Heiligen erhebt. „Ich fühle mich," sagt er, „beim Lesen des Cicero, besonders seiner Gedanken über ein tugendhaftes Leben, jedesmal so ergriffen, daß ich nicht zweifeln kann, auch das Herz, aus dem jene Gedanken hervorgingen, wurde von einem göttlichen Geiste getrieben... Daran ist nicht zu zweifeln, daß er an einen über alles Denkbare großen und guten Gott glaubte; und was er von der Unsterblichkeit der Seele, von dem verschiedenen Zustande und den Vergeltungen des künftigen Lebens dachte, wie hoch er den Werth eines guten Gewissens schätzte, das geht aus so vielen seiner Bücher deutlich hervor." — Indessen ließ Erasmus weder durch die Verehrung, welche sich in diesen und ähnlichen Erklärungen aussprach, noch durch den hohen Werth, den er auf Reinigkeit und Eleganz der Sprache legte, für deren Verbreitung er in den meisten seiner Schriften, besonders den früheren, arbeitete, sich abhalten, noch in seinen späteren Jahren eine aus falscher Schätzung Cicero's hervorgegangene Übertreibung ebendieses Strebens nach Sprachreinheit, nämlich den einseitigen Ciceronianismus, nachdrücklich zu bekämpfen. Dieser Abweg war hauptsächlich dadurch entstanden, daß Peter Bembus den an sich richtigen Grundsatz, daß Einheit und Gleichförmigkeit des Styls für die Schönheit desselben ein nothwendiges Erforderniß und Cicero für die Bildung der Sprache das beste Muster sei, bis zur lächerlichsten Pedanterie übertrieb, und, als ein leidenschaftlicher Verehrer Cicero's, gleichsam das größte Verbrechen darin sah, vom Ausdruck und der Schreibart des Cicero sich nur im Geringsten zu entfernen. Seinem Beispiel folgte hauptsächlich Christoph Longolius (geb. zu Mecheln 1488, gest. zu Rom 1522), der es mit ungeheuerm Fleiß dahin brachte, daß er sich rühmen konnte, in seinen Schriften finde sich kein Ausdruck und keine Redensart, deren sich Cicero nicht bedient habe, und der nun, mit Aufopferung aller wesentlicheren Verdienste, die er um die Wissenschaften hätte haben können, das Vorbild einer förmlichen Schule der strengen und pedantischen Ciceronianer wurde, die selbst in der neueren Geschichte, Theologie und ähnlichen Gegenständen, auf welche die Sitten und Begriffe des Alterthums keine Anwendung finden, alles mit Ciceronianischen Ausdrücken benannten [12]), und theils hierdurch, theils auch durch Misverstand und falsche Anwendung Ciceronianischer Redensarten, unter dem Anscheine der Eleganz, grobe und lächerliche Misgriffe begingen. Nachdem Erasmus gegen diese Verirrung, die ihm ein verstecktes Heidenthum einzuschließen schien, in Briefen an seine Freunde schon geeifert hatte, schrieb er (1528) seinen Ciceronianus, in Form eines Gesprächs, worin er zwar den Werth einer vernünftigen Nachahmung des Cicero anerkannte, jedoch scharf tadelte, daß man andere gute Schriftsteller neben jenem ganz verachtete, oder gar, unter dem Vorwande, Ciceronianer zu bilden, die Würde der christlichen Religion verletzte. „Wir besitzen," sagt er, „nicht mehr alle Schriften des Cicero, können also auch nicht behaupten, daß uns alle von ihm als gut anerkannte Worte und Redensarten, die er in den verloren gegangenen Schriften gebraucht haben mag, bekannt sind; Cicero hat nicht über alle Wissenschaften und Gegenstände geschrieben, folglich können sich auch nicht alle, der lateinischen Sprache angehörige, übrigens gute Ausdrücke in seinen Schriften finden; endlich ist es widersinnig, von Dingen, die Cicero gar nicht gekannt hat (wohin namentlich die ganze christliche Theologie gehört), doch nur in seiner Sprache reden zu wollen; und sowie Cicero sich die Freiheit genommen hat, neue Worte zu bilden, so würde er dieses Recht auch denen, die nach ihm kamen, nicht streitig machen, sobald sie von neuen Gegenständen zu sprechen haben. Die wahre Nachahmung Cicero's," schließt er, „muß sich nicht an einzelne Worte und den äußern Anstrich des Vortrags halten, sondern an das, wodurch er sich wesentlich auszeichnete, nämlich die Wahrheit und Tiefe der Gedanken, die besonnene Anordnung des Ganzen und die treffende Übereinstimmung des Ausdrucks mit der Sache." Durch eine ausführliche Charakteristik des Longolius selbst zeigte er, zu welchen Absurditäten der einseitige Ciceronianismus diesen sonst so vorzüglich gelehrten und talentvollen jungen Mann, besonders in seinen, blos um der Nachahmung des Cicero willen geschriebenen Reden und Briefen, führte; wie widersinnig z. B., weil Cicero, als einer der ersten Staatsmänner Roms, in seinen Briefen sich ganz natürlich und ernstlich mit Männern von gleicher Würde über die wichtigsten Staatsangelegenheiten unterhält, Longolius dagegen, von seiner Studirstube aus, an seine in der größten Ruhe lebenden Freunde Briefe schreibt, in denen er sich

11) Nullus exstitit inter Graecos scriptores, Plutarcho, praesertim quod ad mores attinet, sanctior aut lectu dignior. — Nihil legi, secundum literas divinas, hoc auctore sanctius.

12) z. B. die Religion heißt ihnen persuasio; sie sprechen nicht von Gott, sondern von den Göttern, und selbst der Papst muß seine Erhebung zu dieser Würde für eine Wohlthat der unsterblichen Götter erkennen; jeder kleine Fürst in Italien wird Rex, der Feldherr Imperator genannt, die Jahre nicht von Christi Geburt, sondern ab urbe condita gezählt u. dgl. m.

Digitized by Google

stellt, als liege auf ihm die Sorge für das Wohl der Staaten, und die grundlosesten Gerüchte mit großer Wichtigkeit behandelt, um nur schreiben zu können wie Cicero; wo dann, was Cicero sehr passend sagte, bei Longolius, unter so ganz verschiedenen Zeitumständen und Verhältnissen, höchst unpassend wird, und seine Stellung zum Cicero eine ähnliche ist, wie die der Batrachomyomachie zur Iliade. — Die Freimüthigkeit, mit welcher Erasmus, obgleich ohne alle Übertreibung oder Bitterkeit, sich aussprach, zog ihm von vielen Seiten her feindliche Angriffe zu, über die er sich zwar in Briefen an seine Freunde beklagte, ohne jedoch sich öffentlich dagegen zu vertheidigen. Nach seinem Tode hatte er noch die Genugthuung, daß zwei seiner erbittertsten Gegner, Julius Cäsar Scaliger und Stephan Doletus, die mit der rücksichtslosesten Heftigkeit und Unverschämtheit nicht nur den Ciceronianus als ein durchaus schlechtes Buch verwarfen, sondern auch allen wissenschaftlichen und moralischen Werth des Erasmus ganz zu vernichten gesucht hatten, ihr Unrecht erkannten und ihre Schmähungen durch desto größere Lobsprüche widerriefen.

Wie schon bei diesem Ciceronianischen Streit nicht sowol Überzeugung von dem Werthe und der Richtigkeit der Sache, als Neid gegen die Verdienste und den Ruhm des Erasmus, die Gegner so sehr wider ihn aufbrachte, so zeigten sich diese Triebfedern auch in einem anderen, gleichsam von jenem abgezweigten, aber schneller und bedeutungsloser vorübergegangenen, seltsamen Federkriege wirksam. Die Italiener, die auch bei dem Ciceronianischen Streite am meisten betheiligt waren, fanden sich überhaupt von Erasmus nicht genug geehrt, und in ihrem früher behaupteten literarischen Übergewichte durch ihn so sehr erschüttert, daß noch in einem der letzten Lebensjahre des Erasmus ein Gegner in Italien aufstand, der unter einem sehr unbedeutenden Vorwande die vermeintlich angegriffene Ehre seiner Nation gegen ihn zu vertheidigen suchte. Erasmus hatte in seinen Adagien, als Beispiel des Ausdrucks für eine seltene und deshalb unglaubliche Sache, angeführt: ut si quis dicat, Scytham eruditum, Italum bellacem. Peter Cursius, der zu Rom die Rhetorik lehrte, nahm hiervon Anlaß, im J. 1535 eine heftige Streitschrift gegen Erasmus herauszugeben [13]), die er dem Papste selbst zueignete. Indem er zuerst jene Äußerung als einen vermeintlichen Ausfluß des Hasses gegen Italien und eines dem Erasmus eigenen Hochmuthes darstellte (dieser, sagte er, bilde sich nicht nur ein, den Italienern die Wissenschaften gänzlich entrissen zu haben, sondern suche nun auch die Nachwelt zu überreden, sie hätten durch die Teutschen allen Kriegsruhm verloren u. s. w.), ergriff er diese Gelegenheit, um überhaupt von dem Charakter und den Verdiensten des Erasmus sehr herabwürdigend zu sprechen. Dieser, dem Alles, was in Rom seinetwegen vorging, doppelt bedenklich war, antwortete seinem, übrigens ganz unbedeutenden, Gegner in einer kleinen Schrift (Responsio ad Petri Cursii defensionem nullo adversario bellacem), die er zuerst handschriftlich nach Rom schickte, nachher aber, da sie dort wider seinen Willen veröffentlicht wurde, umgearbeitet herausgab. Den angefochtenen Ausdruck betreffend, bewies er, mit einem viel größeren Aufwande von Gelehrsamkeit, als eigentlich nöthig war, daß derselbe nicht kriegerisch, sondern streitsüchtig bedeute, und überhaupt nichts enthalte, was der Ehre der Nation nachtheilig sein könne; den ihm angeschuldigten Haß gegen Italien, sowie die Einbildung, den Italienern den Ruhm der Gelehrsamkeit entrissen zu haben, lehnte er durchaus von sich ab, sprach von der wissenschaftlichen Bildung Italiens mit der größten Achtung, und führte als Beweis dafür an, wie er schon in seiner Jugend nichts eifriger gewünscht habe, als Italien zu sehen, woran ihn doch das Geschick wiederholt und bis in seine reiferen Jahre gehindert, wie er aber, nach Erreichung dieses Wunsches, mit vielen der größten Gelehrten Italiens in freundschaftlicher Verbindung gelebt habe. Von seiner eigenen literarischen Thätigkeit sagt er: „In seiner Jugend sei Teutschland noch ganz in Barbarei versunken gewesen; griechisch können, habe schon für Ketzerei gegolten; so habe er denn nach seinen Kräften versucht, die Jugend diesem Pfuhl der Unwissenheit zu entreißen und zu reineren Wissenschaften zu ermuntern. Er habe nicht für Italien, sondern für Teutschland und die Niederlande geschrieben, und seine Bemühung sei auch nicht übel von statten gegangen, obwol er selbst in jenen Studien fast ganz sein eigener Lehrer gewesen. Würden übrigens die Italiener, nach des Cursius Drohung, künftig mehr und bessere Schriften, als die seinigen, herausgeben, so solle ihm dies sehr angenehm sein. Cursius thue daher etwas ganz Überflüssiges und Thörichtes, wenn er ihn im Ernst ermahne, den Haß gegen Italien abzulegen, da er vielmehr der italienischen Nation mehr als irgend einer andern geneigt sei. Wenn mir aber," setzt er hinzu, „so oft vorgeworfen wird, daß ich in Italien lateinisch gelernt habe, so bedaure ich, daß dieses nicht wahr ist. Ich war, wie gesagt, beinahe 40 Jahre alt, als ich nach Italien kam, nicht um etwas zu lernen; denn das wäre zu spät gewesen; sondern um etwas zu sehen; und ich brachte mehr Kenntniß der griechischen und lateinischen Literatur mit nach Italien, als ich von dort hinwegtrug, wie ich denn auch durch Schriften schon Beweise meiner Kenntnisse gegeben hatte, ehe ich die Grenzen Italiens berührte."

Bei der vertrauten Bekanntschaft, die sich Erasmus mit den Schriftstellern des classischen Alterthums erworben, und bei der Vorliebe, mit welcher er sich ihren Geist angeeignet hatte, wurden zwar fast alle seine Schriften in ihrer Art zu Mustern eines gefälligen und geschmackvollen Vortrages, und schon seine Zeitgenossen wiesen ihnen unmittelbar nach den classischen Schriftstellern selbst den nächsten Rang an. Indessen gehören grade die dem Gebiete der schönen Redekünste ganz anheimfallenden Schriften, zu deren Ausarbeitung er sich durch die Sitte seiner Zeit veranlaßt sah, nämlich Reden und Gedichte, zu seinen am wenigsten ausgezeichneten Leistungen; die ersten haben nur Werth als Abhandlungen, und die letzteren ha-

13) *Petri Cursii* Defensio pro Italia ad Erasmum Roterodamum. (Rom. 1535. 4.)

Digitized by Google

den mit wahren Gedichten nur die äußere Form gemein, wie denn auch Erasmus selbst ihrer nicht mit Vorliebe gedachte.

In der Philosophie hat Erasmus weder die herrschenden Schulen seiner Zeit (obgleich er ihnen durch sein ganzes literarisches Wirken den größten Abbruch that) direct bekämpft, noch selbst ein System aufgestellt; doch ist er auch für die philosophische Bildung seiner Zeit ungemein wichtig geworden, und wir können ihn als einen der ersten Begründer der classisch-christlichen Philosophie betrachten. Die Richtung, welche wir mit diesem Namen bezeichnen, entsprang aus einem durch tiefere Kenntniß des classischen Alterthums gebildeten und besonders für sittliche Schönheit empfänglich gewordenen, zugleich aber auch durch vertrautere Bekanntschaft mit den Quellenschriften des Christenthums von der Erhabenheit der christlichen Sittenlehre überzeugten Gemüth; sie wandte sich nicht sowol der speculativen, als der praktischen Philosophie zu, bildete sich weniger nach abstracten Regeln, als nach guten Vorbildern, und strebte nach Klarheit des Denkens und Beförderung eines gottgefälligen, sittlichen Wandels. Die Schriften, welche aus dieser Richtung hervorgingen, kann man fast alle mit gleichem Rechte der theologischen wie der philosophischen Literatur zuschreiben, da sie ebenso sehr aus biblischen, wie aus profanen Quellen schöpfen, und zur Erreichung des Ideals eines christlichen Weisen immer auf die geistigen Hilfsmittel des Christenthums hinweisen, wiewol sie sich weder bei Speculationen über eigentliche Glaubenslehren aufhalten, noch auf Verdrehungen im äußerlichen Zustande der christlich-gesellschaftlichen Ordnung direct einlassen. Dies Alles ist nun auch der Charakter der Philosophie des Erasmus, der, als ein gleich großer Kenner und fleißiger Bearbeiter der classischen wie der biblischen Literatur, zu ihrer Ausbildung vorzüglich beitrug. Es ist leicht einzusehen, daß aus den Bemühungen des Erasmus, sowie der ganzen Schule, welcher er angehörte, und von welcher er lange Zeit gewissermaßen das Haupt war, weder ein ausgebildetes wissenschaftliches System, noch eine vollständige Wiedergeburt des christlichen Lebens hervorgehen, wol aber im Einzelnen auf Belebung eines christlichen Sinnes und Wandels mit Erfolg gewirkt werden konnte. Die Schriften, welche Erasmus in dieser Beziehung schrieb, sind von seinen eigentlich religiösen, eben der angegebenen Eigenschaften wegen, nicht streng zu scheiden, und daher erst im Zusammenhange mit diesen näher zu beleuchten.

Wir gehen daher sogleich zur Theologie über, in welcher Erasmus ohne Zweifel unter allen, die vor Luther's und Melanchthon's Auftreten sich auf wissenschaftlichem Wege ihrer annahmen, den höchsten Preis verdient. Frühzeitig hatte Erasmus sich von dem Verderbnisse der christlichen Lehre und dem anstößigen Leben derer, die sie predigen und pflegen sollten, überzeugt, und den Weg der herrschenden Schule verlassen. Mit dem größeren Umfange seiner Einsichten und der Verbreitung seines literarischen Ansehens regte sich in ihm auch der Trieb, jene Übel zu bekämpfen, und er wählte den Weg der Satyre, um seinen Zeitgenossen über ihre herrschenden Laster und Thorheiten die Augen zu öffnen. In dieser Absicht schrieb er (1509) das berühmte Encomium Moriae (die Lobrede der Thorheit), worin die Thorheit selbst auftritt, um in einer langen Rede ihr Lob und ihre Verdienste zu preisen; und so werden dann die Thorheiten und Gebrechen aller Stände und Lebensverhältnisse, durch ironisches Lob, zur öffentlichen Beschämung gezogen; die schärfsten Geißelhiebe empfangen aber die thörichten Einbildungen und Anmaßungen der damaligen gelehrten Stände, der in die Religion eingeschlichene Aberglaube, die Spitzfindigkeiten und lächerlichen Schriftauslegungen der Theologen, die Unwissenheit, der anstößige Lebenswandel und die ungeschickten Predigten der Mönche und andere Verirrungen des religiösen und kirchlichen Lebens, wobei selbst der Papst und die Bischöfe nicht leer ausgehen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Erasmus in dieser Schrift zuweilen aus der angenommenen Rolle fällt, die Ironie vergißt und in einen zu ernsten, der Anlage des Ganzen widersprechenden Ton geräth, und daß er auf der andern Seite manchmal, im Eifer den Aberglauben und Mißbrauch der Religion zu züchtigen, der Grenze zu nahe tritt, deren Schonung die der Religion selbst schuldige Achtung erfodert. Indessen war zu der Zeit, wo das Buch zuerst in die Welt trat, nicht allein der überraschende Eindruck desselben im Allgemeinen zu groß, sondern auch die Kritik noch zu wenig geübt, um jene Mängel so auffallend zu finden; die Lobrede der Thorheit fand daher selbst in den höchsten Kreisen (namentlich bei Papst Leo X.), wenigstens in formeller Hinsicht, großen Beifall, und trug, bei ihrer allgemeinen Verbreitung, wesentlich dazu bei, sowol den universellen Ruhm ihres Verfassers zu begründen, als die Herrschaft des Unverstandes, der Sittenrohheit und der Vorurtheile wirksam zu untergraben. Daß sie ihrem Verfasser auch Feinde zuzog, war, bei ihrem bedenklichen Inhalt, nichts anders zu erwarten; insbesondere wurde er durch sie in den ersten öffentlichen literarischen Streit verwickelt, indem ein damaliger berühmter Theolog zu Löwen, Martin Dorpius, ihn angriff, und dadurch zu einer Vertheidigung nöthigte, die Erasmus so sanftmüthig und geschickt führte, daß er nicht nur seinen guten Namen, sondern auch das freundschaftliche Verhältniß mit seinem Gegner vollkommen wiederherstellte. Einen ähnlichen Weg schlug Erasmus in späteren Jahren wieder ein, indem er in mehren seiner Gespräche einzelne tadelnswerthe Seiten des kirchlichen, wissenschaftlichen und sittlichen Lebens aus Licht zog, und ihnen sowol Lehren als Beispiele des Besseren gegenüberstellte. Die Unterhaltungen über diese Gegenstände werden an Ereignisse des täglichen Lebens angeknüpft und Menschen verschiedener Stände in den Mund gelegt, die jedoch für ihren angeblichen Stand manchmal etwas zu gelehrt auftreten. Da die Gespräche aber erst in einer späteren Zeit erschienen, wo dergleichen Ansichten nicht mehr neu, und das Wesentliche derselben schon viel stärker und eindringender gesagt war, so war auch ihre reelle Wirkkamkeit viel geringer, obgleich sie sich ihrer formellen Vorzüge wegen der allgemeinsten Verbreitung erfreuten.

Digitized by Google

Wichtiger und umfangreicher sind die Werke, in denen Erasmus auf dem Wege gründlicher, wissenschaftlicher Forschung und ernster Belehrung, darauf hinwirkte, die Erkenntniß und Abstellung der in Lehre und Leben eingerissenen Mißbräuche, die Verbreitung heilsamer Kenntnisse und die Ausübung christlicher Tugenden zu befördern. Zu diesem Behufe that er den großen Schritt, seine Zeitgenossen auf die erste Quelle aller christlichen Erkenntniß und Lebensweisheit, auf die heilige Schrift, mit Erfolg hinzuweisen. Daß Erasmus nicht, wie manche andere Gegner der damaligen Schulweisheit, sich, mit Verzichtleistung auf alle theologische Gelehrsamkeit, ganz der humanistischen Richtung ergab, sondern die Bibel, und vorzugsweise das neue Testament, zum Gegenstande seiner angelegentlichsten Studien machte, das war hauptsächlich eine Folge der von Colet in London ihm gewordenen Anregung. Entschieden aber wurde sein Streben durch die Bekanntschaft mit des Laurentius Valla, eines Mannes, den er schon als Sprachgelehrter äußerst hoch schätzte, kritischen Anmerkungen über die lateinische Übersetzung des neuen Testaments, die ihn so ansprachen, daß er der ganzen christlichen gelehrten Welt kein wichtigeres Geschenk glaubte machen zu können, als indem er (1505) die erste Ausgabe derselben veranstaltete; doch wagte er nicht, dieselbe ohne eine ausführliche Schutzschrift in die Welt gehen zu lassen, worin er, mit Aufwand aller Gründe der Vernunft und der Geschichte, die Rechtmäßigkeit und Tadellosigkeit des Unternehmens, die kirchlich eingeführte lateinische Übersetzung des neuen Testaments, mittels kritischer Benutzung des Grundtextes, zu berichtigen, und die Theologie überhaupt auf dem Wege der Sprachkunde zu vervollkommnen, vertheidigte. Es ist bemerkenswerth, daß Erasmus diesen ersten Schritt zu einem gründlichen Studium des neuen Testaments eben zu der Zeit that, als, nur ein Jahr später, Reuchlin durch seine Rudimenta hebraica den Weg zum Verständniß des alten Testaments in seinem Grundtexte bahnte, sodaß diese beiden großen Männer unverabredet, ja ohne bis dahin mit einander in näherer Bekanntschaft zu stehen, einander gleichsam in die Hände arbeiteten, um ein gründliches Bibelstudium von beiden Seiten anzuregen. Da Erasmus selbst nie besondern Fleiß auf die hebräische Sprache verwandt hatte, so konnte er, bei seinen weiter fortgesetzten Arbeiten im Felde der biblischen Theologie, Reuchlin's Bemühungen gleichsam als Vorarbeiten benutzen, dessen Verdienst er daher auch dankbar würdigte [14]). Denn Erasmus, nicht zufrieden, durch Valla's Nachlaß auf die Gebrechen der einzig zugänglichen lateinischen Übersetzung des neuen Testaments aufmerksam gemacht zu haben, fühlte sich auch berufen, nicht nur eine gereinigte Übersetzung, sondern auch den griechischen Grundtext selbst, von welchem damals noch gar keine gedruckte Ausgabe vorhanden war, ans Licht zu fördern. Durch Vergleichung von fünf Handschriften suchte Erasmus, mit Rücksicht auf die Bemerkungen des Valla, der sieben Handschriften benutzt hatte, den griechischen Text in der möglichsten Richtigkeit herzustellen; und wenn er sich sonst gewöhnlich der Leichtigkeit und Schnelligkeit rühmte, womit er seine Werke in kurzer Zeit zu Stande brachte, so legte er bei seiner Recension und Übersetzung des neuen Testamentes vielmehr einen hohen Werth darauf, daß er sich viele Jahre damit angelegentlich beschäftigt habe; und er würde vielleicht noch länger mit der Herausgabe gezögert haben, wäre ihm nicht daran gelegen gewesen, der in Spanien von dem Cardinal Ximenes beabsichtigten Polyglotte zuvorzukommen, damit Teutschland die Ehre habe, die erste gedruckte Ausgabe des neuen Testaments in der Ursprache hervorzubringen.

Als Vorläufer dieses seines Hauptwerkes ließ Erasmus (1515) eine Auslegung des ersten Psalms erscheinen, worin er, neben den kräftigen Zügen einer reinen, in jener Zeit so seltenen, christlichen Tugendlehre, zugleich über manche damals herrschende Verirrungen des religiösen Lebens, besonders über die Vernachlässigung der Bibel und ihre schädlichen Folgen, viel freier und schärfer, als man sonst an ihm gewohnt war, sich aussprach; und nachdem er so die Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift als die Quelle aller herrschenden Laster und Thorheiten dargestellt und eindringlich erklärt hatte, wie nöthig es sei, daß nicht nur die Gelehrten, sondern auch die Ungelehrten, jeder in seiner Landessprache, sie fleißig lasen [15]), lieferte er bald darauf (1516), in seiner ersten griechischen und lateinischen Ausgabe des ganzen neuen Testaments, wenigstens der gelehrten Welt, das sicherste Mittel zur Abhilfe jener Beschwerden, und mit diesem seinem verdienstlichsten Werke zugleich, ohne sein Wissen, zu der nahe bevorstehenden Kirchenverbesserung das wichtigste und unentbehrlichste Werkzeug. Da Erasmus mit vielen andern redlichen Männern seiner Zeit, vornehmlich in Teutschland, der Meinung war, es müsse dem Papste selbst an einer Verbesserung der Christenheit in Lehre und Leben am meisten gelegen sein, und jede hierauf abzielende Bemühung von ihm mit Beifall erkannt werden, so widmete er dies Werk dem Papste Leo X., erbeilt aber auf seine Zueignung eine zwar rühmende, doch ziemlich kalte Antwort,

14) In einem Schreiben an Papst Leo X., wo Erasmus von den Männern spricht, die ihn bei der Ausgabe des Hieronymus unterstützt haben, sagt er: „Unter quos est eximius ille vir Joannes Reuchlinus Phorcensis, trium linguarum, graecae, latinae et hebraicae, paene ex aequo peritus, ad haec in nullo doctrinae genere non versatus, ita ut cum primis certare possit, unde merito virum hunc ceu Phoenicem et unicum suum decus tota auspicit ac veneratur Germania.“ Op. epist. etc. p. 70. Und unter seinen Colloquiis befindet sich die Apotheosis Capnionis, worin Reuchlin's Verdienste gepriesen und er selbst für würdig erklärt wird, unter die Heiligen aufgenommen zu werden.

15) In fontibus versetur oportet, qui velit esse vere Theologus. Neque vero Theologiam profitentium dumtaxat est meditari in lege Domini, nisi his solis beati nomen tribuendum esse putamus. Omnibus qui beati volunt esse, meditandum est in lege Domini. *Legant et idiotae legem Domini quocumque lingua* etc. At nunc sunt, qui summopere cavendum putant, ne quid vulgus attingat de literis sacris in popularem versis linguam, clamant eos nihil intelligere, proinde in haereses. Quasi vero ea sit doctrina Christi, ut non nisi a paucis Theologis possit intelligi? Imo ut ipso Christo nihil fuit communius, ita doctrina illius nihil popularius. Legat arator, erit quo pascatur; legat eruditissimus, erit quod discat etc. (*Erasmi* Opp. omn. edit. Lugd. Bat. 1704. Tom. V. p. 188.)

Digitized by Google

die er indessen doch den folgenden Ausgaben, gleichsam als ein Schild gegen alle aus der römischen Kirche ihm drohenden Anfechtungen, vordrucken ließ. Ehrenvoller als das Zeugniß des Papstes sprach für ihn die allgemeine Verbreitung und der unleugbare Nutzen des Werkes, von dem er selbst fünf Auflagen erlebte. In der lateinischen Übersetzung, die ihn fast noch angelegentlicher beschäftigt zu haben scheint, als der Grundtext, suchte er genaues Anschließen an den letzteren mit der größten Eleganz des lateinischen Ausdruckes zu verbinden; aber wie sehr auch seine Übersetzung beliebt war und noch lange nach seinem Tode in viele Ausgaben aufgenommen wurde, kann man ihn doch nicht von dem doppelten Fehler freisprechen, zuweilen, im allzu ängstlichen Streben nach wörtlicher Treue, mit der Präcision des lateinischen Ausdrucks zugleich die Richtigkeit des Sinnes verletzt, und nicht selten auch wieder durch zu großes Bemühen um einen zierlichen, classischen Ausdruck die Kraft und Würde der biblischen Sprache verfehlt zu haben. Die Anmerkungen, mit welchen Erasmus das neue Testament begleitete, waren zwar zunächst nur bestimmt, die gewählten Lesarten und die in der Übersetzung vorkommenden Abweichungen von der Vulgata zu vertheidigen und schwierigere Stellen grammatisch zu erklären; doch ergriff er oder machte sich auch nicht selten die Gelegenheit, in längeren Ausführungen, den Unterschied zwischen der Schultheologie und der Lehre Christi zu zeigen und viele herrschende Verirrungen nachdrücklich zu bestreiten. Einer der längsten und schönsten Excurse dieser Art findet sich bei der Stelle (Matth. 11): Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht; wo er mit ebenso großer Beredsamkeit, als, bei aller Schonung, mit ergreifender Wahrheit schildert, wie das so leichte und einfache, nur auf allgemeine Liebe gegründete Gesetz Christi, durch die Schultheologen und die Bischöfe, die sich aus Dienern der Kirche zu ihren Beherrschern aufgeworfen, ungeheuer erschwert, verunstaltet und zu einer härtern Last als selbst das Judenthum gemacht worden sei. — In den folgenden Jahren lieferte Erasmus nach und nach auch seine Paraphrasen, oder umschreibenden Erläuterungen aller Bücher des neuen Testaments, mit Ausnahme der Offenbarung Johannis; wobei er die Absicht hatte, das Verständniß des neuen Testaments auch denen, welche im Grundtexte desselben noch zu viele Schwierigkeiten und Dunkelheiten finden möchten, zu erleichtern, und deshalb den wesentlichen Inhalt desselben gleichsam mit dem Commentar in einen zusammenhangenden Vortrag zu verschmelzen. Obgleich diese Umschreibung den Text, den sie verdeutlichen soll, nicht selten auch verwässert, so fand sie doch zu seiner Zeit großen Beifall, und wirkte, zumal in einer Nebenbeziehung, die Erasmus damit verbunden hatte, nämlich den Predigern Andeutungen zu geben, wie einzelne Stellen zum Behuf der öffentlichen Erbauung ausgelegt und angewendet werden müßten, sehr heilsam. — In Beziehung auf das alte Testament beschränkten sich die Arbeiten des Erasmus auf die Auslegung einiger Psalmen, wobei er die lateinische Übersetzung zum Grunde legte und, wie sich schon hieraus erkennen läßt, nicht sowol wissenschaftliche Erklärungen, als freie Betrachtungen gab, die am meisten wegen der darin ausgeführten moralischen und asketischen Lehren von Bedeutung sind.

Die von Erasmus so glücklich ausgeführte Bearbeitung des neuen Testamentes war ein zu wichtiges und in die Theologie seiner Zeit zu tief eingreifendes Werk, als daß er sich dadurch nicht auch Gegner hätte zuziehen sollen, die ihm mancherlei Streitigkeiten erweckten. Da aber die Häupter derjenigen Schule, welcher die Hervorziehung der heiligen Schrift aus der Dunkelheit allerdings unbequem sein mußte, zugleich klug genug waren, um einzusehen, daß sie, um nicht den Anschein zu haben, als ob sie wider das Wort Gottes kämpften, zu ihren Angriffen gegen Erasmus einen andern Vorwand suchen mußten, so kamen die Streitigkeiten, die wirklich das neue Testament zum Gegenstande hatten, von ganz andern Seiten her, nämlich aus einer gelehrten Eifersucht solcher Männer, die sich mit ähnlichen Studien beschäftigten; sie trugen dabei mehr einen persönlichen, als einen wissenschaftlichen Charakter, und traten vor den größern kirchlichen Bewegungen der Zeit ziemlich in den Hintergrund. Der Erste, mit welchem Erasmus, und zwar nicht ohne eigene Schuld, in Streit gerieth, war ein Mann, der sich schon vor ihm um die Wissenschaften, und besonders um die biblische Literatur, hoch verdient gemacht hatte, nämlich der berühmte Jacob Faber Stapulensis, der in Frankreich das Licht der Sprachen und Wissenschaften angezündet, und hier besonders die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift aus dem Dunkel hervorgerufen hatte. Unter Andern hatte er, noch vor dem Erscheinen des ganzen neuen Testaments durch Erasmus, die sämmtlichen Paulinischen Briefe zwar nach der Vulgata, aber mit Berichtigungen derselben aus dem Grundtexte und mit schätzbaren Commentarien, herausgegeben [16]). Erasmus scheint über dieses Zuvorkommen in der Bearbeitung eines so wichtigen Theiles des neuen Testamentes etwas empfindlich gewesen zu sein, denn er erlaubte sich, bei der abweichenden Erklärung einer Stelle des Briefes an die Hebräer, einen ziemlich bittern Angriff, der, durch Folgerungen, wie sie Erasmus bei Andern sehr tadelte, zugleich Faber's Orthodoxie verdächtig machte. Dieser fand nöthig, sich in einer bald darauf erschienenen neuen Auflage seines Werkes dagegen zu vertheidigen, und ungeachtet er hierbei die Achtung gegen Erasmus nicht verletzte, nahm derselbe doch die Vertheidigung so übel auf, daß er sich (im August 1517) in einer ebenso eiligen als heftigen Gegenschrift verantwortete. Faber antwortete darauf gar nicht, und obgleich Erasmus in einem Briefe an ihn wieder zum Frieden einlenkte, waren doch seine Versuche, von Faber, den er als den angreifenden Theil darstellte, eine förmliche Zurücknahme seiner Beschwerden zu erlangen, vergebens. Indessen kehrte später das gute Vernehmen zwischen Beiden zurück, und Erasmus sprach

16) S. Pauli Epistolae XIV. ex vulgata editione, adjecta intelligentia ex Graeco, cum commentariis *Jac. Fabri Stapulensis* etc. Paris 1512. fol. (Ob eine Ausgabe von 1514 oder 1515 existirt, ist zweifelhaft.) Epistolae Pauli apost. cum commentar. *Jac. Fabri Stapulensis* etc. Ibid. 1517. fol. und noch einige spätere Ausgaben.

Digitized by Google

von Faber mit vollkommener Achtung. — Ein zweiter Gegner des Erasmus war der Engländer Eduard Lee, der sich schon in seinem Vaterlande gute Kenntnisse der alten Sprachen erworben hatte und nachher in Löwen der Theologie widmete. Kaum hatte Erasmus sein neues Testament herausgegeben, als er erfuhr, Lee rühme sich, darin über 300 Fehler gefunden zu haben, und habe das Manuscript eines in dieser Absicht gegen Erasmus geschriebenen Buches an verschiedenen Orten, wo derselbe nicht beliebt war, vorgezeigt. Vergebens bot Erasmus, der sich sonst eben nicht das Ansehen gab, einen literarischen Gegner zu fürchten, Alles auf, um Lee's öffentlichen Angriff zurückzuhalten; desto mehr Unwillen äußerte er, als dieser wirklich erfolgte [17]). Lee hatte zwar in manchen Stücken gegen Erasmus Recht; doch war das Gute in seiner Schrift nicht nur unter vielen unnützen, kleinlichen und irrigen Bemerkungen versteckt, sondern auch durch einen bittern, feindseligen und gegen einen Gelehrten wie Erasmus, besonders von einem soviel jüngeren Manne, ganz unschicklichen Ton verunstaltet; aber auch Erasmus überschritt in seinen Gegenschriften zu sehr die Schranken der Mäßigung, und suchte mehr durch eine geringschätzende Behandlung zu imponiren, als sich durch Gründe zu vertheidigen, da doch Lee nicht der verächtliche Gegner war, wie Erasmus und seine Freunde ihn schilderten. Es mischten sich nämlich auch einige jüngere Verehrer des Erasmus, wie Ulrich von Hutten, Eoban Hessé, Peter Eberbach u. A., in den Streit, die, wenn auch über den eigentlichen Gegenstand desselben nicht die Urtheilsfähigsten, doch schon über Lee's Angriff auf den großen Erasmus, den sie mit Hochstraten's Benehmen gegen Reuchlin in eine Classe setzten, höchst aufgebracht waren, und sich darüber in satyrischen Gedichten aussprachen [18]), in denen Lee's Verstand und Herz auf das Tiefste herabgesetzt wurden. Daß sie hier die Wahrheit nicht ganz auf ihrer Seite hatten, bewies Erasmus selbst, indem er, seinem eigenen späteren Geständniß zufolge, Lee's Anmerkungen hin und wieder benutzte [19]). — Ein dritter Gegner des Erasmus war der Spanier Jacob Lopez Stunica, ein Theolog zu Alcala, der unter seinen Landsleuten im Rufe großer Gelehrsamkeit stand und an der Polyglotte des Cardinals Ximenes mitgearbeitet hatte. Vielleicht schrieb sich von daher seine Eifersucht gegen Erasmus, deren öffentlichen Ausbruch der Cardinal noch zurückhielt; kaum war aber dieser (am 5. Nov. 1517) gestorben, als Stunica mit einer scharfen Kritik über das Erasmische neue Testament hervortrat, die zwar, weil Stunica mit der Arbeit bekannt und an Kenntniß der hebräischen Sprache vor Erasmus voraus war, des wissenschaftlichen Werthes nicht ganz entbehrte, und von Erasmus auch im Stillen benutzt wurde, aber durch blindes Eifern für die vermeintliche Unfehlbarkeit der Vulgata, durch boshafte Verketzerung und andere Schmähungen des Erasmus, jenes Verdienst sehr verdunkelte [20]). Leider bediente sich Erasmus in seiner schnell fertigen Vertheidigung ganz ähnlicher Waffen, wie sein Gegner; ja er nahm sogar zur Autorität des Papstes seine Zuflucht, und Stunica wagte nicht, so lange Leo X. lebte, den Streit gegen Erasmus fortzusetzen; aber gleich nach dem Tode dieses Papstes (1522) brach sein verhaltener Ingrimm um so heftiger los; er blieb nun nicht bei dem neuen Testamente stehen, sondern fiel mit einer wahren Wuth über alle Schriften des Erasmus her, um allenthalben eine Menge glaubenswidriger, ärgerlicher und gotteslästerlicher Sätze herauszuspüren [21]); doch scheint er endlich von seinem Hasse gegen Erasmus zurückgekommen zu sein; denn vor seinem Tode (1530) befahl er, seine Handschriften, welche noch Streitigkeiten gegen Erasmus enthielten, nicht drucken zu lassen, sondern an Erasmus, zu seiner Benutzung, zu übergeben. — Die Streitschriften, zu denen sich Erasmus wegen des über Einzelnheiten seiner Übersetzung ausgesprochenen Tadels, z. B. wegen des Ausdrucks: In principio erat *Sermo* (anstatt des gewöhnlichen *verbum*), veranlaßt fand, sind für das Ganze zu unbedeutend, um besonders dabei zu verweilen.

Nächst den biblischen Büchern suchte Erasmus auch die Werke der besseren Kirchenväter unter seinen Zeitgenossen zu verbreiten, indem er Manches aus den Werken der griechischen Väter, am meisten von Chrysostomus und Athanasius, weniger von Origenes und Basilius Magnus, ins Lateinische übersetzte, von den Werken mehrer lateinischer Väter aber neue Ausgaben besorgte. Den Anfang machte er mit Hieronymus, theils weil er mit diesem bei der Bearbeitung des neuen Testamentes am vertrautesten bekannt geworden war, theils weil er ihn für den gelehrtesten unter den Kirchenvätern und für denjenigen hielt, welcher unter den Lateinern am meisten für das Studium und die Erklärung der heiligen Schrift gewirkt habe, weshalb Erasmus noch besonders hoffte, und sich in der Hoffnung auch nicht getäuscht sah, durch Aufstellung des ehrwürdigen und unverwerflichen Beispiels eines so großen und heiligen Kirchenlehrers, die mit ihm fast erloschene, wahre theologische Gelehrsamkeit zurückzurufen, die Verträglichkeit der Sprachstudien mit der Theo-

17) *Eduardi Leei* annotationum in Novum Testamentum Erasmi Roterod. libri II. scheinen zuerst in Paris herausgekommen zu sein. *Ed. Leei* Apologia, index annotationum, epistola ad Erasmum, annotationum in Erasmi Nov. Test. libri II., epistola ad duas Erasmi epistolas. Paris. in aed. Aegid. Gourmont (s. a.) 4. ist wahrscheinlich schon die zweite Ausgabe. Bekannter sind die Ausgaben mit der Widerlegung des Erasmus, Basil. ap. Froben. 1520. 4. und Antverp. in aed. Mich. Hillenii 1520. 4.

18) In Eduardum Leum quorundam e sodalitate Erphordiensi Erasmici nominis studiosorum Epigrammata. (Erphord. 1520. 4.)

19) Lee kehrte bald nach diesen Händeln nach England zurück, wurde hier in wichtigen Staatsgeschäften gebraucht, erhielt 1531 die Würde eines Erzbischofs von York, und starb 1544, im 62. Jahre seines Alters, mit dem Ruhm eines musterhaften Lebenswandels, ungemeiner Wohlthätigkeit und unermüdlicher Thätigkeit im christlichen Lehramte.

20) Annotationes Jacobi Lopidis Stunicae contra Erasmum Roterodamum in defensionem translationis Novi Testamenti. — Impr. in acad. Complutensi (1520. fol.), und mit der Apologia Erasmi in Stunicam; ejusd. Stunicae annot. in Jac. Fabrum super epist. Pauli. (Lutet. 1522. fol.)

21) Blasphemiae et Impietates Erasmi Roterodami nunc primum prolatae ac priori volumine redargutae. (Rom. 1522. 4.)

Digitized by Google

logie und ihren unersetzlichen Werth für dieselbe darzuthun, und das jüngere Geschlecht von den sinnverwirrenden Spitzfindigkeiten der damaligen Schultheologen zu den echten Quellen christlicher Wahrheit zurückzuführen. Daher bearbeitete er auch die Ausgabe dieses Kirchenvaters, die zuerst in den Jahren 1516—1518 und in einer neuen Auflage 1524—1526 erschien, mit vorzüglicher Liebe, und legte auf dieselbe einen besondern Werth, womit auch das Urtheil seiner sachkundigen Zeitgenossen übereinstimmte. Wegen der geringeren Kenntniß der hebräischen Sprache, die Erasmus sich zutraute, wurde Reuchlin aufgefodert, zur Berichtigung solcher Stellen, die eine genauere Kenntniß des Hebräischen voraussetzten, mitzuwirken, wozu er sich denn auch bereit fand. — Später wurden noch folgende Kirchenväter und ältere christliche Schriftsteller von Erasmus oder unter seiner Mitwirkung herausgegeben: Cyprianus, 1520; *Arnobii* Commentarius in Psalmos, 1522; Hilarius, 1523; Irenäus, 1526; Ambrosius, 1527; Augustinus, 1528—1529; Epiphanius, 1529; Lactantius (De opificio Dei), 1529; Chrysostomus, 1530; Algerus (De veritate corporis et sanguinis dominici), 1530; Eucherius, 1531; Basilius Magnus, griechisch, 1532; Haymo's Commentar über die Psalmen, 1533; die von Erasmus begonnene Ausgabe des Origenes, 1536, wurde erst nach seinem Tode durch Beatus Rhenanus vollendet.

Unter den eigenen theologischen Schriften des Erasmus ist zuerst das Enchiridion militis christiani zu nennen, worin er, zur Belehrung und Erbauung für alle Stände, einen Abriß des ganzen praktischen Christenthums, unter durchgängiger Vergleichung des Christen mit dem Bilde eines streitenden Kriegers, vortrug. „Das ganze Leben des Menschen," sagt er, „ist ein fortwährender Kampf oder Kriegsdienst gegen eine Menge furchtbarer Feinde, die ihn ins Verderben zu stürzen suchen. Gegen diese müssen wir beständig gerüstet sein. Christus ist unser König und Feldherr, dem wir Treue schuldig sind; wer nicht unter seiner Fahne kämpft, gehört zu seinen Feinden; seinen treuen Streitern aber hat er den schönsten Sieg und den herrlichsten Lohn verheißen, während der Sold seiner Feinde ewiger Tod ist. Die mächtigsten Waffen des christlichen Streites sind Gebet und fleißiges Lesen der heiligen Schrift. Das höchste Gut, welches durch diesen Kampf errungen werden soll, ist der Friede, aber nur der wahre Friede, welchen Christus, und nicht die Welt, gibt. Um diesen Frieden zu erlangen, müssen wir zuerst mit uns selbst kämpfen und unsere lasterhaften Neigungen mit Hilfe der wahren Weisheit unterjochen; der erste Schritt zu dieser wahren Weisheit, und welches einerlei ist, zur Glückseligkeit, ist, daß wir uns selbst kennen lernen; der andere, daß wir uns bemühen, nicht nach den Foderungen unserer Leidenschaften, sondern nach dem Urtheile der von Vorurtheilen befreiten Vernunft zu handeln. Dies ist zwar schwer, aber man muß dabei auch auf göttlichen Beistand rechnen und nur aufrichtig wollen; denn der feste Wille ist schon ein großer Theil des Gelingens." Die Grundsätze dieses christlichen Kampfes faßt Erasmus in 22 allgemeine Regeln oder Canones zusammen, und schließt endlich mit Rathschlägen gegen einzelne herrschende Laster, namentlich Wollust, Geiz, Ehrsucht, Hoffahrt, Zorn und Rachsucht. Wiewol die Hauptabsicht des Buches auf die Leitung des christlichen Privatlebens ging, so nahm Erasmus doch nicht selten auch Veranlassung, gegen die verkehrten Ansichten und verdorbenen Sitten seiner Zeit im Allgemeinen zu eifern und manche mit jenen im Widerspruche stehende Lehren vorzutragen [22]). Ungeachtet einzelner Missgriffe, von denen Erasmus nicht ganz frei blieb, gehört doch dies Buch zu den gelungensten und achtbarsten, die er geschrieben hat, und bei der allgemeinen Verbreitung, zu der ihm auch die schöne Sprache und der darin herrschende Geist ernster Milde und edler Freisinnigkeit förderlich war, gelangte es zu einer ungemeinen Wirksamkeit, und ist als einer der glücklichsten Vorboten der Kirchenverbesserung zu betrachten.

Über die Bildung des christlichen Theologen und das Studium der Theologie überhaupt hat Erasmus in der Ratio seu methodus compendio perveniendi ad veram Theologiam, die ursprünglich der ersten Ausgabe des neuen Testamentes, gleichsam als Einleitung, vorgedruckt wurde, seine Ansichten ausgesprochen. Er verlangt von dem künftigen Lehrer der christlichen Weisheit, die nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprunges ist, zuvörderst sein Herz nicht nur von allen herrschenden Lastern, sondern auch von allen irdischen Begierden und Leidenschaften möglichst zu reinigen, und es mit unverfälschtem Glauben und ungetheilter Lernbegierde der Stimme des göttlichen Lehrers zu öffnen. Eitelkeit, Eigensinn und vorwitzige Neuerungssucht sollen ihm fern sein, dagegen soll ihn eine tiefe Verehrung aller religiösen Gegenstände durchdringen. Das höchste und einzige Ziel des Theologen soll sein, gleichsam selbst in den Gegenstand seiner Studien ganz umgewandelt zu werden. Die Frucht seiner Studien soll sich also nicht in der Kunst, scharf zu disputiren, sondern in wahrer Besserung des Herzens und Lebens zeigen, die aber nicht vom Studiren allein kommt, sondern auch fleißiges Gebet erfodert. — Als Vorbereitungswissenschaften zum Studium der Theologie nennt er zuerst die lateinische, griechische und hebräische Sprache, Dialektik und Rhetorik; fleißiges Lesen der classischen Prosaschriftsteller soll, außer der Sprachübung, auch viele, zur gründlichen Erklärung der heiligen Schrift nöthige, Realkenntnisse verschaffen; durch das Studium der Dichter soll man lernen, das Herz zu erwärmen und zu rüh-

22) Dies geschieht unter Andern im fünften Kanon, der von dem Wesen der wahren Frömmigkeit handelt. Erasmus bemüht sich hier, zu zeigen, daß aller äußerliche Gottesdienst nur insofern einigen Werth habe, als man einen verborgenen geistigen Sinn und eine Anwendung auf das übersinnliche Leben darin finde. Wiewol er nun in allen kirchlichen Ceremonien einen solchen allegorischen Sinn nachzuweisen sucht, und sie dadurch rechtfertigt, geht er doch auf der andern Seite wieder soweit, daß er auch in der heiligen Schrift dem einfachen Wortverstande zu wenig Werth beilegt, und nur in der allegorischen Bedeutung Heil findet, und im heiligen Abendmahle nur von einem geistigen Genusse des Fleisches und Blutes Christi wissen will; eine Stelle, mit welcher ihn später die schweizerischen Reformatoren sehr in die Enge trieben.

Digitized by Google

ren, woran mehr gelegen ist, als an trockenen Verstandesbegriffen. Die scholastischen Studien will er zwar nicht ganz verwerfen, doch soll man sie mit Mäßigung treiben und ihnen keinen wesentlichen Einfluß auf die eigentliche christliche Weisheit gestatten, die vielmehr aus der heiligen Schrift allein, vornehmlich aus den evangelischen und apostolischen Schriften zu schöpfen ist, nach denen man alle andern Lehren zu prüfen, aber auch das eigene Leben ganz zu gestalten hat. Nachdem Erasmus hierauf gewisse Regeln für das richtige Verständniß der heiligen Schrift, aus der Beurtheilung der besondern Umstände, unter welchen etwas gesagt wurde, des innern Zusammenhanges der biblischen Geschichte, der Auflösung scheinbarer Widersprüche u. s. w. aufgestellt hat, entwickelt er aus den Evangelien und den apostolischen Briefen die Lehrweisheit und das Lebensvorbild Christi und der Apostel, als Muster für den christlichen Lehrer, wo er dann besonders bei der Lehrart durch Parabeln, Allegorien u. s. w. verweilt. Nächst der Bibel empfiehlt er zwar auch die Schriften der alten Ausleger, doch mit besonnener Auswahl und eigenem Urtheil. Von spitzfindigen Disputationen über Glaubenslehren hält er nichts, weil sie vorauszusetzen scheinen, daß die Glaubenslehren nicht an sich gewiß genug wären, sondern erst der Bestätigung durch menschliche Philosophie bedürften, und bei Vielen erst Zweifel hervorbringen, anstatt sie zu bekämpfen.

Als den praktischen Theil dieses Unterrichts, nur in weiterer Ausführung, kann man den Ecclesiastes sive de ratione concionandi, der Zeit des Erscheinens nach eine der letzten Schriften des Erasmus, betrachten. Hierin erklärt er das Amt des christlichen Predigers, als eines Verkündigers des göttlichen Willens und der himmlischen Weisheit, für das ehrwürdigste und nützlichste, aber auch das schwierigste unter allen; fodert außer andern nöthigen Eigenschaften und wissenschaftlichen Vorbereitungen zu demselben vor Allem, in Übereinstimmung mit seinen Grundsätzen über den Charakter des Theologen überhaupt, daß das höchste und einzige Ziel des Predigers das Seelenheil seiner Gemeinde sei, und seine Rede aus einem gereinigten, von wahrer Hochachtung für die heilige Schrift und Glauben an die göttlichen Verheißungen erfüllten Herzen entspringe; schildert ausführlich, mit durchgängiger Benutzung biblischer Beispiele und Gleichnisse, die Eigenschaften und das Verhalten eines wahren christlichen Lehrers, und gibt zur Unterweisung desselben eine vollständige geistliche Dialektik und Rhetorik, reich an sinnreichen und nützlichen Gedanken, doch nicht sowol in systematischer Ordnung, als in Gestalt einer freien Unterhaltung.

Weniger gelungen erschien des Erasmus Versuch einer katechetischen Bearbeitung der christlichen Lehre, in seiner Explanatio symboli quod apostolorum dicitur, decalogi praeceptorum, et dominicae precationis, wovon der letztere Theil vorher, als Modus orandi Deum, besonders herausgekommen war. Erasmus war in seinen späteren Jahren nicht mehr gewohnt, sich zu den Bedürfnissen der Jugend herabzulassen, seine Behandlung war daher zu gelehrt und zu kritisch, sodaß er in manchen Fragen, wenn auch unabsichtlich, Zweifel anregte, die hier gar nicht an ihrem Orte waren, und die er nicht einmal genügend löste. Daher war es kein Wunder, daß Erasmus, wenn er auch im Einzelnen manches Gute sagte und einigen Beifall fand, doch im Ganzen in diesem Werke weder den Anhängern der römischen Kirche, denen er schon viel zu freisinnig, noch den Reformatoren, denen er noch viel zu unentschieden sich aussprach, genügte.

Die übrigen moralischen und asketischen Schriften des Erasmus beschäftigen sich größtentheils entweder mit einzelnen Gegenständen der Lebensweisheit und Tugendlehre, wie z. B. Lingua, über den rechten Gebrauch und Misbrauch der Rede; de contemtu mundi; de praeparatione ad mortem u. a. m., oder mit dem Verhalten besonderer Stände und Lebensverhältnisse, wie die schon oben erwähnte Institutio Principis christiani, die sowol eine Anleitung zum Unterricht eines künftigen Fürsten, als eine Richtschnur für das Verhalten des Fürsten selbst enthält, und mit welcher — insofern Erasmus hauptsächlich darauf dringt, daß die Künste des Friedens dem Fürsten besonders angelegen sein und seine höchste Sorge dahin gehen soll, daß der Krieg nicht nöthig werde — die Querela Pacis nahe verwandt ist, worin der Friede selbst redend eingeführt wird, um seine eigenen Vorzüge und die Nachtheile des Krieges zu schildern, und die Thorheit derer zu beklagen, welche gleichwol den Krieg mehr lieben als den Frieden; Institutio matrimonii christiani; Vidua christiana u. a., deren Bestimmung und Inhalt schon aus dem Titel erhellt, und die daher keiner näheren Angabe bedürfen.

Die Verdienste, die sich Erasmus auf so mannichfaltige Weise um die Wissenschaften erworben hatte, würden, ungeachtet so mancher Mängel und Misgriffe, an denen es auch hierbei nicht fehlte, seinen Namen als einen Gegenstand ungetheilter Verehrung auf die Nachwelt gebracht haben, wäre er nicht mit den Bewegungen der Kirchenreformation in einen so bedenklichen Conflict gerathen, in welchem er, eben durch das Bemühen, seine Unabhängigkeit nach allen Seiten zu bewahren, alle feste Haltung verlor, sich in Widersprüche verwickelte, manche Blößen gab, und sogar seinen innern Frieden auf's Spiel setzte, ohne doch die äußere Ruhe, an der ihm soviel gelegen war, zu behaupten.

Als der durch Luther's Sätze gegen den Ablaßhandel (1517) angeregte Kirchenstreit von einem scheinbar geringen Anfange schnell zu einem heftigen Feuer entbrannte, und, gleich dem Reuchlin'schen Streite, der jenen gleichsam vorgebildet zu haben schien, eine ganz andere Wendung nahm, als sie anfänglich beabsichtigt wurde, konnte es den aufmerksamen Beobachtern von beiden Seiten nicht entgehen, wie vieles von dem, was Erasmus gesprochen hatte, sich hier wiederholte, wie manches, was er vorbereitet hatte, hier unerwartet zur Anwendung kam. Man dachte daran, wie oft und vielfältig Erasmus über das Verderben der Geistlichkeit, über den harten Gewissenszwang und die willkürlich ersonnenen guten Werke geklagt, wie er von der Schulgelehrsamkeit abgemahnt und zum allgemeinen Forschen in der heiligen Schrift ermuntert

Digitized by Google

hatte, ja wie er, als das kräftigste Werkzeug zu Luther's gewaltigen Arbeiten, eben ein Jahr vor dessen öffentlichem Auftreten, das neue Testament (bedeutungsvoll genug auf dem Titel der ersten Auflage novum *Instrumentum* genannt) in der Grundsprache mit einem gelehrten Apparat ans Licht gefördert hatte; und während Luther's Gegner spottend ausriefen: Erasmus habe das Ei gelegt und Luther es ausgebrütet; begrüßten ihn Luther's Freunde, die ohnehin meist auch die seinigen waren, als den Vorboten des nun angebrochenen Tages, und hofften, er werde sich bald öffentlich für Luther erklären, zumal hier nicht, wie in Reuchlin's Streite, an einen bloßen Privathandel, oder an eine Sache von untergeordneter Bedeutung zu denken war, sondern die große und allgemeine Wichtigkeit der immer mehr sich ausbreitenden Bewegung bald in die Augen fiel. Aber die letzteren sahen mit Befremden, daß Erasmus sich gegen Luther's Sache sehr gleichgültig und unfreundlich oder doch zweideutig benahm, und von Luther sich halb stolz, halb ängstlich zurückzog. Wir, die wir das ganze Leben und Wesen beider Männer überblicken, können besser als ihre Zeitgenossen die Ursachen dieser Entfremdung erklären, ohne bei Erasmus blos an eigennützige, weltliche Rücksichten zu denken, aber auch ohne die letzteren ganz auszuschließen. Beide Männer, wenn sie auch in der Achtung vor der heiligen Schrift und dem Streben nach wahrer christlicher Frömmigkeit übereinkamen, waren doch im übrigen zu verschieden geartete Naturen, als daß sie unbedingtes Zutrauen zu einander hätten fassen können. Erasmus legte, wie wir wissen, den höchsten Werth auf äußere geistige und sittliche Cultur; bei aller seiner Frömmigkeit galt ihm doch im Grunde das Christenthum nur für das vollkommenste Moralsystem, die Bibel für den vollständigsten und zugleich verständlichsten Codex desselben, und Christus für den erleuchtetsten und liebevollsten Lehrer; in seiner eignen Bildung war alles, wenn auch nicht ohne Mühe, doch ohne bedeutende innere oder äußere Stürme abgegangen, er hatte nicht, wie Luther, einen großen Glaubenskampf bestanden, daher aber auch nicht wie dieser, eine unerschütterliche Überzeugung, sondern nur, auf dem Wege seines ruhigen Studirens, Ansichten gewonnen, die ihm zwar lieb und werth waren, für die er aber doch sein ganzes zeitliches Glück daran zu geben, keinen Beruf fühlte; selbst diese Ansichten wurden in ihm erst recht lebendig, wenn er im Eifer des Schreibens sich gleichsam in sie hineinschrieb; daher kam es aber auch, daß er zuweilen, je nachdem seine eigene Stimmung und äußere Verhältnisse ihn auf verschiedene Weise aufregten, ganz verschiedene Behauptungen aussprach und ganz verschiedenen Grundsätzen folgte [23]), wiewol er, bei seiner Sprachgewandtheit, immer Mittel fand, sich aus solchen Widersprüchen herauszureden, wenn man ihn darauf aufmerksam machte. Erasmus und Luther foderten zwar beide den Glauben als unerläßliche Pflicht des Christen; aber bei Erasmus war es mehr ein blos historischer Glaube, theils zur Vermittelung der an das Geschichtliche des Christenthums gebundenen moralischen Lehren, theils zur Erhaltung der äußerlichen Eintracht der Kirche; der lebendige Glaube, in Luther's Sinne, der das Innere des ganzen Menschen durchdringt, und aus dem erst die christliche Gesinnung hervorgeht, war ihm etwas Fremdes; während Luther das ganze Werk der Heiligung als eine wunderbare Gabe von Oben betrachtete, baute Erasmus mehr auf die natürlichen Kräfte des Menschen, und nahm den göttlichen Beistand nur subsidiarisch, wie etwa auch bei wichtigen weltlichen Geschäften, in Anspruch. Diese eigenthümliche Richtung der Erasmischen Theologie wurde weniger bemerkt, so lange Erasmus allein stand; und da er ohne Zweifel viel Wahres und Heilsames, zugleich viel Besseres als alle seine Zeitgenossen sagte, so wirkte er bis dahin auch auf seine Weise sehr wohlthätig. Sobald aber Luther neben ihm auftrat, konnte die große Verschiedenheit der Principien, von denen beide ausgingen, nicht lange verborgen bleiben; denn die Lehren vom natürlichen Verderben des Menschen, von der Buße und von der allein durch den Glauben möglichen Rechtfertigung, mit welchen Luther auftrat und auf welche dieser sein ganzes Lehrgebäude gründete, hielt Erasmus, der ohnehin den eigentlich dogmatischen Lehren nur eine untergeordnete Wichtigkeit beimaß, für Paradoxien, nicht viel besser als die Sophismen der Scholastiker, und begriff nicht, wie man ihnen einen so hohen Werth beilegen könne, um alles für sie daran zu setzen; und wenn er in Luther's Lehrsystem, verglichen mit dem seinigen, einen Rückschritt wahrzunehmen glaubte, so ging ihm Luther in Ansehung des äußeren Kirchenthums wieder viel zu weit. Erasmus dachte sich die Kirche ungefähr als einen fest gegründeten und geordneten Staat, in dessen Verfassung sich im Laufe der Zeit mancherlei Unrichtigkeiten und Misbräuche eingeschlichen hatten; dem einzelnen Staatsdiener gestand er nun wol das Recht zu, das er auch selbst übte, diese Misbräuche nach seiner Einsicht zu rügen und auf das Bessere hinzuweisen; nur durfte die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen das Oberhaupt des Staates (hier den Papst) nicht darunter leiden, und der Einzelne durfte nicht eigenmächtig sich einem, wenn auch unbilligen, Gesetz oder Herkommen entziehen, oder sonst etwas an der bestehenden Verfassung thatsächlich ändern, oder gar von der allgemeinen Verbindung, wie viel Tadelnswerthes auch in dem Wesen derselben liegen mochte, sich trennen wollen; vielmehr, bis es dem Oberhaupte gefiel, eine zweckmäßige Verbesserung einzuführen, war es Pflicht des ruhigen Bürgers, sich der bestehenden Ordnung, auch wo sie nicht seinen Beifall hatte, geduldig zu fügen und seine besseren Einsichten einstweilen im Stillen zu verbreiten, oder, wenn auch dies irgend zur Störung des gesellschaftlichen Zustandes führen konnte, gar für sich zu behalten. Diese oder ähnliche, scheinbar sehr consequente, Ansichten hatte ohne Zweifel auch Luther vor seinem öffentlichen Auftreten gehabt; konnte er sich doch, wie seine ersten demüthigen

23) Wenn er z. B. im Enchiridion dem Wortverstande der heiligen Schrift zu wenig Werth beilegt und Alles auf den allegorischen Sinn hintreibt, zog er sich im Gegentheil durch die Anmerkungen über das neue Testament den Vorwurf zu, daß er sich hier fast nur mit dem grammatischen Sinne abgebe und die höhere Bedeutung zu sehr vernachlässige.

Digitized by Google

Schreiben an den Papst u. a. beweisen, nicht ohne Mühe davon losmachen, als er durch den mächtigen Umschwung der Ereignisse, zu seinem eigenen Erstaunen, weit über sein anfängliches Ziel hinausgetrieben wurde. Erasmus aber, der den Ausgang seines Strebens immer genau berechnete, ehe er anfing, der sein Ziel im Ganzen schon erreicht zu haben und rein in sich abgeschlossen dazustehen glaubte, konnte sich in die rastlose Bewegung, die mit immer deutlicher und kühner sich entwickelnder Überzeugung in Luther's Seele arbeitete, nicht finden, und sah in dem, was nur das unwiderstehliche Treiben eines höheren Geistes war, nichts als ein gefährliches Werk des Eigensinnes und Aufruhrs. Zu dieser ganz verschiedenen Grundansicht der Dinge kamen nun noch mancherlei für Erasmus sehr gewichtige Nebenumstände. Während Erasmus das Recht des Selbstdenkens und eigenen Forschens auf Wenige beschränkt wissen wollte, war es ihm anstößig, daß Luther zu dem ganzen Volke sprach und auch die Ungelehrten zur thätigen Theilnahme an den Angelegenheiten der Kirche heranzog, und er befürchtete hiervon neue Gefahren. Wenn auf der andern Seite Erasmus der Meinung war, es könne den Wissenschaften, mit denen er die Religion hier unter gleichem Gesichtspunkte betrachtete, nur durch Unterstützung von Seiten der Großen geistlichen und weltlichen Standes geholfen werden, und daher jede Veranlassung ergriff, diesen etwas Verbindliches und Empfehlendes zu sagen, so fürchtete er dagegen, es könne nur Erbitterung verursachen und der guten Sache schaden, wenn Luther, bei aller seiner Achtung vor dem Stande der Obrigkeit, doch da, wo er im Namen Gottes zu reden glaubte, kein Ansehen der Person kannte, und in seinem Propheteneifer dem Papste, den Bischöfen und Fürsten, wo sie den Fortgang des Evangeliums hinderten, die Wahrheit ebenso stark und unverhüllt sagte, wie dem gemeinsten Manne. Auch im Allgemeinen fand Erasmus Luther's Benehmen viel zu rauh und stürmisch; denn in dem Werke, worin Luther arbeitete, war freilich mit der Feinheit und dem gefälligen Anstande, den Erasmus verlangte, nicht auszukommen; als ein männlicher Wundarzt, griff Luther, um den Schaden seines Zeitalters zu heilen, zu schneidenden und brennenden Mitteln, vor deren bloßem Anblick Erasmus erschrak, und mit der ruhigen Klarheit und kalten Besonnenheit des letzteren, war Luther's verzehrendes Feuer und brausender Thatensturm nicht zu vereinen. Hierzu kam, daß bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche die von Luther angeregte Glaubenssache in Anspruch nahm, die humanistischen Wissenschaften, auf welche Erasmus den höchsten Werth legte, für einige Zeit, ohne grade vernachlässigt zu werden, doch gewissermaßen in den Hintergrund traten, wovon Erasmus, allzu ängstlich, sogleich die Rückkehr der alten Barbarei befürchtete. Überhaupt verfolgte ihn, wie ein Gespenst, die Furcht vor der Beschuldigung, daß die Wissenschaften Aufruhr erregten; und da der Zusammenhang von Luther's Auftreten mit der Wiedergeburt der Wissenschaften einmal nicht abzuleugnen war, so suchte Erasmus jenen Vorwurf doch für seine Person zu entkräften, indem er selbst um so fester, wenigstens äußerlich, bei der alten Ordnung beharrte. Endlich läßt sich nicht verkennen, daß Erasmus doch auch einigermaßen durch Rücksichten der Eigenliebe bestimmt wurde. Wie redlich auch sein Streben für das allgemeine Beste war, so fühlte er sich doch, nach seiner eigenen Äußerung, nicht zum Märtyrer berufen; gern wollte er für Andere leben und arbeiten, aber nicht sich aufopfern, sondern vielmehr die Früchte seiner Arbeit in behaglicher Ruhe mitgenießen, und durch kluge Schonung sich für künftiges Wirken erhalten. Diese Vorsicht würde sich mit der thätigen Theilnahme an einem so gefährlichen Kampfe, wie er sich in Luther's Sache bald entwickelte, nicht vertragen haben, zumal da Erasmus hier gleichsam zwischen zwei Feuer kam, indem die meisten seiner wissenschaftlichen Freunde und Anhänger auf der Seite Luther's, die meisten seiner hohen und freigebigen Gönner hingegen auf der Seite des Papstes standen, und zugleich der Stolz auf seinen bisher in der gelehrten Welt behaupteten Vorrang ihn abhielt, sich einer Richtung anzuschließen, in der ein anderer, viel jüngerer Mann als Führer voranging.

Erasmus hätte nicht der scharfsinnige Mann sein müssen, der er wirklich war, wenn er nicht gleich beim ersten Beginnen des Lutherischen Kirchenstreites hätte ahnen sollen, wo es mit demselben hinaus wollte. Daß er eine solche Ahnung hatte, beweisen manche Äußerungen, zu denen ihn, so früh wie er sie laut werden ließ, der wirkliche Stand der Sache noch gar nicht berechtigte. Indessen erkannte er auch das Wahre und Christliche, was in Luther's Lehren und Thaten lag, und konnte es daher nicht über sich gewinnen, ihn offen zu bekämpfen. Sein Benehmen war daher zu Anfange fast ebenso, wie bei dem Reuchlin'schen Streite; er ließ die Sache, worüber gestritten wurde, ganz bei Seite, und hielt sich blos an die Form, tadelte Luther's allzu große Heftigkeit, und begnügte sich mit unbestimmten Ermahnungen zur Mäßigung und zum Frieden. Übrigens ist es schwer, die Ansichten des Erasmus über Luther und sein Unternehmen einfach zusammenzufassen, da seine Äußerungen nicht nur hinsichtlich der Zeit, in welcher, sondern auch der Personen, gegen welche er sie aussprach, sehr verschieden gefaßt sind, und in der ersteren Beziehung das verfälschte Datum vieler seiner Briefe, in denen sich diese Äußerungen finden, manche Verwirrung macht. Die erste Erwähnung der Lutherischen Sache würde sich, wenn das Datum richtig ist, in einem Briefe von Erasmus an den Cardinal Thomas Wolsey, vom 18. Mai 1518, finden [24]). Er klagt hier, daß man die Sache der schönen Wissenschaften mit den Händeln Reuchlin's und Luther's zusammenwerfe, die doch gar nichts mit einander gemein hätten; und sagt von dem letzteren: Luther sei ihm von Person ganz unbekannt, und seine Schriften zu lesen habe er, anderer Beschäftigungen wegen, noch nicht Zeit gehabt; doch habe er ein günstiges Vorurtheil für ihn daher gefaßt, daß sein sittlicher Wandel allgemein gerühmt werde, obgleich er früher etwas unwillig gegen ihn gewesen sei, weil er befürchtet habe, die schönen Wissenschaften möchten um seinetwillen aufs Neue verlästert werden. Woher ihm diese Furcht

24) Opus epist. p. 389 seq.

Digitized by Google

gleich im Anfange kommen konnte, ist nur aus einer Ahnung der späteren Entwickelungen, verbunden mit seiner krankhaften Ängstlichkeit, zu erklären. In einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, vom 14. April 1519 [25]), nahm Erasmus wieder Gelegenheit, der Lutherischen Sache zu erwähnen, indem er ebenfalls von der Unstatthaftigkeit, dieser Sache wegen, die schönen Wissenschaften anzuklagen, ausging. Auch hier erklärte er, Luther sei ihm ganz unbekannt, und er habe seine Schriften bisher nur ganz oberflächlich gelesen, doch bürge sein allgemein geachteter Lebenswandel dafür, daß er die Sache nicht aus verdächtigen Beweggründen unternommen habe, und es sei nicht zu billigen, daß seine Gegner, ohne ihn, seinem eigenen Erbieten gemäß, gründlich widerlegt und eines Bessern belehrt zu haben, mit Schelten und Verketzern über ihn herführen, denn nicht jeder Irrthum sei eine gehässige Ketzerei, und nicht jeder, der sich das Ansehen gebe, die Sache des Glaubens zu führen, thue dies wirklich um des Glaubens willen; man finde auch bei den besten Schriftstellern Irrthümer und Widersprüche, und der beste Beweis des Christenthums sei ein christliches Leben. Dem Kurfürsten empfiehlt er, zwar die christliche Religion zu schützen, aber auch nicht zuzugeben, daß einem Unschuldigen, unter dem Vorwande der Religion, Unrecht geschehe, denn dies würde auch der Papst nicht billigen.

Mittlerweile hatte Luther sich mit Erasmus in unmittelbare Verbindung zu setzen gesucht. Er hatte diesen bisher als einen großen Gelehrten geschätzt und aus seinen Schriften manche Belehrung geschöpft, aber auch an seiner Theologie manches ausgesetzt. So hatte er unter andern in einem Briefe an Spalatin, vom 19. Oct. 1516 [26]), gemisbilligt, daß Erasmus, in seinen Anmerkungen zum neuen Testamente, die Gerechtigkeit des Gesetzes, von welcher Paulus im Briefe an die Römer spricht, blos auf das Ceremonialgesetz beziehen wollte; er meinte, Augustin, welchen Erasmus zu sehr vernachlässige, habe ihm hierüber ein besseres Licht geben können, als Hieronymus, und bat Spalatin, diese Bemerkung dem Erasmus selbst mitzutheilen. Seinen vertrauten Freund, Johann Lange in Erfurt, warnte er in einem Briefe vom 1. März 1517 [27]), sich dem Erasmus nicht zu sehr hinzugeben; denn, sagte er: wenn es mir auch gefällt, daß er die Unwissenheit und Trägheit der Geistlichen ebenso standhaft als gelehrt zurechtweist, so scheint es mir doch, daß er Christum und die Gnade Gottes nicht genug hervorhebt, worin ihm Faber Stapulensis überlegen ist; das Menschliche überwiegt bei ihm das Göttliche. Doch, setzt er hinzu, halte ich dieses Urtheil sehr geheim, um nicht seinen Feinden Vorschub zu leisten; vielleicht verleiht ihm Gott mit der Zeit bessere Einsicht. Denn immer achtete Luther die Verdienste des Erasmus, und schrieb z. B. an Spalatin, am 18. Jan. 1518 [28]): „Bei allen, welche die schönen Wissenschaften entweder absichtlich hassen, oder aus Unwissenheit verachten, nehme ich aus allen Kräften die Partei des Erasmus, und hüte mich wol, das herauszusagen, warum ich von ihm abweiche, um jene nicht auch durch meine Stimme in ihrem Widerwillen zu bestärken; denn wenn ich auch vieles im Erasmus finde, was mir, wenn ich nicht als Grammatiker, sondern als Theolog reden soll, zur Erkenntniß Christi undienlich scheint, so ist er doch im übrigen ein Muster von Gelehrsamkeit und Scharfsinn." In dieser Stimmung, und da es ihm wichtig scheinen mußte, wo möglich, die Mitwirkung oder doch die Zuneigung eines solchen Mannes zu gewinnen, schrieb Luther am 28. März 1519, in der zuvorkommendsten und ehrerbietigsten Weise, selbst an Erasmus [29]), um ihn seiner Hochachtung und Freundschaft zu versichern. Erasmus beantwortete diesen Brief am 30. Mai desselben Jahres [30]). Er nannte ihn seinen geliebten Bruder in Christo, und rühmte den christlichen Sinn, der sich in seinem Briefe ausspreche; beklagte, daß Luther's Schriften so große Unruhen hervorgebracht, und daß man diese als eine neue Gelegenheit benutzt habe, die schönen Wissenschaften anzugreifen und ihm (Erasmus) selbst Verdruß zu machen; meldete aber auch, daß einige der bedeutendsten Männer, sowol in den Niederlanden als in England, günstig von Luther's Schriften urtheilten; er selbst, sagte er, wolle sich unparteiisch verhalten, um desto besser für die schönen Wissenschaften wirken zu können; mit Sanftmuth, fügte er hinzu, könne man mehr ausrichten als mit Heftigkeit; man müsse nicht die Päpste, sondern nur diejenigen angreifen, welche die päpstliche Autorität missbrauchen; die Schulgelehrsamkeit sei nicht ganz zu verwerfen, sondern nur zu verbessern; boshafte Widersprüche besser zu verachten, als zu bestreiten; überall aber anmaßendes und aufrührisches Reden und Handeln zu vermeiden, und der Geist vor den Leidenschaften des Zornes, des Hasses und des Ehrgeizes zu bewahren. Obgleich Erasmus hinzusetzte, er schreibe dies nicht, um Luther'n zu sagen, was er thun solle, sondern um ihn zu ermuntern, in dem, was er ohnehin thue, zu beharren [31]), so sieht man doch, was eigentlich seine Meinung war und worin er glaubte, daß Luther das Maß überschreite. Übrigens hatte diese Annäherung keine weiteren Folgen.

Indessen war es bekannt geworden, daß Erasmus an Luther geschrieben habe, und waren ihm nun wirklich darüber ungünstige Äußerungen zu Ohren gekommen, oder fürchtete er dergleichen nur; er fand es nöthig, sich dagegen zu verwahren, und that dies in einem Briefe an den Kurfürsten von Mainz, vom 1. Nov. 1519 [32]), worin er sich zugleich über die ganze Lutherische Sache ausführlich aussprach. Ohne Zweifel lag es in der Absicht des Erasmus, daß dieser Brief, den er durch Ulrich von Hutten an den Kurfürsten bestellen ließ, öffentlich bekannt werden sollte, wiewol er sich hernach beklagte, daß dies wider seinen Willen geschehen sei. Der Kurfürst Albert von Mainz

25) Vitam Lutheri a Selneccero scriptam VIII. disput. subj. atque comment. add. *Jo. Fr. Mayer.* (Witteb. 1687. 4.) p. 87 seq. 26) Nach de Wette's Ausgabe. 1. Th. S. 39. 27) de Wette 1. Th. S. 52. 28) de Wette 1. Th. S. 87.

29) de Wette 1. Th. S. 247. 30) Opusc. epist. p. 257. 31) Haec non admoneo ut facias, sed ut, quod facis, perpetuo facias. 32) Zuerst einzeln einige Male gedruckt, dann auch im Op. epist. p. 420 und in den spätern Ausgaben der Briefe des Erasmus.

Digitized by Google

war ein Freund der Wissenschaften, dabei auch gemäßigten kirchlichen Reformen — nur unter der Voraussetzung, daß sie von der höchsten Kirchenbehörde selbst ausgingen — nicht abgeneigt, übrigens ein fester Anhänger des römischen Stuhls, aber zugleich ein Freund des Friedens, und sowol vermöge dieser anerkannten Eigenschaften, als vermöge seiner hohen Stellung, ganz der Mann, unter dessen Ägide Erasmus sich am unbedenklichsten aussprechen konnte. Er wiederholte auch hier seine Versicherungen, daß sowol Reuchlin's als Luther's Sache ihm ganz fremd sei, und die bekannten Klagen, daß man diese Unruhen auf Rechnung der schönen Wissenschaften schreibe; Luther habe ihm einen sehr christlichen Brief geschrieben, den er mit guten Ermahnungen beantwortet habe, und zwar in einem bescheidenen Tone, um desto besseren Eingang zu finden; es sei aber thöricht, hieraus zu schließen, daß Luther von ihm begünstigt werde. Er wolle sich in Luther's Sache nicht einmischen, halte es aber für christlich, ihn, wo er unschuldig sei, nicht unterdrücken, wo er irre, lieber *sanftmüthig* belehren, als zu Grunde richten zu lassen; nun aber wären Viele, ohne an Belehrung zu denken, mit wüthendem Geschrei über Luther'n hergefahren, und hätten als ketzerisch verdammt, was sie weder gelesen noch verstanden, ja was man ebenso in den Büchern eines Bernhard und Augustin finde. Man müsse gestehen, daß die Welt von menschlichen Satzungen, von den Lehrmeinungen der Scholastiker, von den Anmaßungen der *Bettelmönche*, zu sehr bedrückt, und die wahre christliche Lehre fast ganz verschwunden sei; dies hätten schon viele rechtschaffene Männer beklagt, und dies möge wol auch Luther'n, dem man weder Ehr- noch Geldgeiz Schuld geben könne, bewogen haben, sich der Anmaßung gewisser Leute zu widersetzen, und verschiedene Lehren, die man vorher ungebührlich übertrieben habe, zu bestreiten. Schon früher hätten sich fromme Gemüther darüber beklagt, daß man in den Schulen das Evangelium und die alten bewährten Kirchenlehrer ganz vernachlässigt, in den Predigten nicht von Christo gesprochen, sondern nur eigene Ehre und Gewinn gesucht habe; dadurch möge auch Luther hingerissen worden sein, manches mit zu wenig Mäßigung zu schreiben. Wer das Evangelium achte, müsse freilich auch den Papst, als dessen ersten Botschafter achten; diejenigen machten sich aber schlecht um ihn verdient, die ihm mehr Ehre beilegten, als er selbst, ohne Beeinträchtigung der Ehre Christi, annehmen könne, zumal sie dies nicht um des Papstes, sondern um ihres Eigennutzes willen thäten. Er selbst sei bei Reuchlin's und Luther's Sache ganz unbetheiligt, und könne daher um so freier behaupten, daß ihre Gegner sich mehr durch Ehrsucht und Eigennutz, als durch Liebe zur Wahrheit hätten leiten lassen; Luther habe vieles, mehr unvorsichtig als böswillig, geschrieben; seinen Gegnern sei aber das Empfindlichste, daß er den Thomas nicht genug achte, daß er den *Ablaß*handel beeinträchtige, den scholastischen Lehrmeinungen nicht soviel Werth beilege, als dem Evangelium, und dgl. m.; denn alles, was solchen Leuten nicht gefalle und was sie nicht verstehen, selbst griechisch können und mit Geschmack schreiben, müsse Ketzerei heißen. Sollte ihnen aber jetzt ihr Unternehmen gelingen, so würden sie sich am Ende gegen die Bischöfe und den Papst selbst erheben, denn man wisse ja, was der Predigerorden ohnehin schon gewagt habe. Ihm (Erasmus) sei es hier gar nicht um Luther's Sache, sondern nur um die Verfahrungsweise und die hierin liegende Gefahr zu thun; er selbst habe sich immer gehütet, nichts gegen die guten Sitten, gegen die Lehre Christi und die öffentliche Ordnung zu schreiben, und würde eher alles über sich ergehen lassen, als Unruhen erregen.

Übereinstimmend mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen tadelte Erasmus auch in andern seiner Briefe die ungeschickten Streitschriften einiger Gegner Luther's, z. B. des Prierias, deren übertriebene Behauptungen ihrer eigenen Sache nur schadeten. Dem Rector der Universität Erfurt aber schrieb er in dem schon früher erwähnten Briefe vom 31. Juli 1520 [33]): „Jene frostige Streittheologie war in ihrer Eitelkeit soweit gekommen, daß eine Zurückführung zu den Quellen nothwendig war; doch möchte ich sie lieber verbessert, als ganz vertilgt, oder doch wenigstens so lange, bis ein besseres System an ihre Stelle gesetzt ist, mit Geduld getragen wissen. Luther hat viele treffliche Ermahnungen ausgesprochen; möchte er es nur mit mehr Bescheidenheit gethan haben! Er würde dann mehr Freunde und Kampfgenossen finden und dem Reiche Christi mehr Nutzen schaffen; doch würde es unchristlich sein, auch in dem, was er Gutes gesagt hat, ihn aufzugeben, denn Niemand würde dann künftig wagen, die Wahrheit zu sprechen. Gewiß hat Luther darin Nutzen gestiftet, daß Viele durch ihn veranlaßt worden sind, die Schriften der alten Theologen zu lesen, wär es auch nur um ihres eigenen Vortheils willen geschehen, oder um ihn zu bestreiten." Selbst die 1520 gegen Luther erschienene Bannbulle, die Erasmus nicht so sehr dem Papste (mit dessen sanftmüthigem Charakter er sie ganz unvereinbar fand) als einigen unbesonnenen Gegnern Luther's zuschrieb, wurde von ihm in seinen Briefen, sogar an hohe Personen, als der Sache nicht angemessen, gemisbilligt. In demselben Jahre war es, wo Erasmus in Cöln mit dem Kurfürsten von Sachsen zusammenkam, und von diesem um sein Urtheil über Luther befragt, die bekannte Antwort gab: Luther habe es hauptsächlich darin versehen, daß er des Papstes Krone und die dicken Bäuche der Mönche zu hart angetastet; doch setzte er ernsthaft hinzu: Luther habe Recht, wenn er gewisse Irrthümer tadle und deren Abstellung verlange; die Hauptsache in seiner Lehre sei wahr, nur sei er zu hitzig im Schreiben, und die Sache des Evangeliums müsse auch in dem friedlichen Geiste des Evangeliums getrieben werden. Auf ähnliche Weise erklärte sich Erasmus gleich darauf, in Gegenwart Spalatin's, gegen den bekannten, ihm ziemlich gleichgesinnten Grafen Hermann von Neuenaar. Kein rechtschaffener und dem Evangelium ergebener Mann, sagte er: sei durch Luther's Lehren geärgert worden; wol aber habe die Heftigkeit der Bulle, die eines sanftmüthigen

33) s. Not. 6, wo auch der Grund angegeben ist, weshalb dieser Brief in das J. 1520 gehört.

Statthalters Christi ganz unwürdig sei, alle Gutdenkenden beleidigt; zwei Universitäten hätten Luther'n zwar verdammt, aber nicht widerlegt; Luther's Verlangen, sich vor unverdächtigen Richtern zu vertheidigen, sei billig, und seine Uneigennützigkeit zeuge für seine unverdächtige Wahrheitsliebe; der Papst suche mehr seine eigene, als Christi Ehre; was bisher gegen Luther geschrieben worden, müsse auch von Theologen, die ihm nicht beistimmen, gemisbilligt werden; und den verhängnißvollen Durst nach evangelischer Wahrheit, der sich jetzt allenthalben zeige, dürfe man nicht gewaltsam unterdrücken.

Erasmus glaubte, durch Friedensvorschläge, die er auf verschiedenen Wegen zur Sprache brachte, die Sache noch ausgleichen zu können; aber er fand damit auf keiner Seite Eingang, denn die Vertheidiger des päpstlichen Stuhls fanden es schon anstößig, mit Luther, von dem sie unbedingten Widerruf und Unterwerfung verlangten, als mit einem gleich berechtigten Gegner zu unterhandeln, und Erasmus wurde von ihnen schon wegen eines solchen Vorschlags unter die Feinde des römischen Hofes gerechnet; während Luther sich nicht entschließen konnte, von dem, was er als Wahrheit erkannte, nur im Geringsten zu weichen. Der Reichstag zu Worms (1521) entschied endlich die Sache; der Riß zwischen Luther und dem päpstlichen Stuhle war seitdem offen und unheilbar; Erasmus konnte fortan weder die Sache ignoriren, noch bei seiner bisherigen Unparteilichkeit beharren, und da er nicht nur auf Luther's Seite die größere Gefahr sah, sondern auch weder mit seinem Systeme sich verständigen konnte, noch sich ihm unterordnen wollte, so beharrte er äußerlich bei der römischen Kirche, wiewol deren eifrigste Vertheidiger in Teutschland und Italien fortwährend Anstand nahmen, ihn für einen der Ihrigen zu erkennen. Indessen blieb er seinem vorigen Benehmen auch jetzt noch insofern treu, als er da, wo er auf Luther zu sprechen kam, immer nicht so sehr die Sache, um die es sich eigentlich handelte, als die äußere Form ins Auge faßte. Seine Vorwürfe gegen Luther [34]) kommen immer nur darauf hinaus, daß es eine große Verwegenheit sei, mit dem römischen Stuhle, mit so vielen Universitäten und ganzen Mönchsorden in solcher Weise anzubinden; daß man auch die Wahrheit mit Bescheidenheit und Klugheit sagen müsse, und besser thue, sie zu verschweigen, wenn sie Aufruhr und Unruhen erregen könne, wie denn selbst die Apostel nicht alle Wahrheit auf einmal gesagt und es nicht verschmäht hätten, auch durch angenehme Worte Eingang zu finden; daß man neue Lehren nur mit großer Vorsicht verbreiten müsse; daß es scheine, als ob manche Anhänger Luther's, unter dem Vorwande der Religion, weltliche Vortheile suchten; daß manche gute Köpfe durch die Theilnahme an dem Kirchenstreite den schönen Wissenschaften entzogen würden und dergl. m.; was zum großen Theil in einer ganz unrichtigen Auffassung der Sachlage beruhte. Direct gegen Luther's Lehren zu schreiben, war er durch die wiederholten Aufforderungen der Gegner Luther's, ja des Papstes selbst, lange nicht zu bewegen, und schützte theils die Menge seiner andern literarischen Arbeiten vor, die ihn hinderten, Luther's Schriften zu lesen, theils auch die Schwierigkeit der Sache für ihn selbst, da er kein eigentlicher Theolog sei, Luther's verwickelte Lehren gründlich und vollständig zu widerlegen.

Mittlerweile hatte Ulrich von Hutten, einer der ersten und leidenschaftlichsten Verehrer des Erasmus unter den Teutschen, sich mit der ganzen Fülle seines Gemüths der Lutherischen Sache zugewandt, die er freilich mehr von der Seite eines Freiheits- als eines Glaubenskampfes auffaßte. Unter dem Schutze Franzens von Sickingen hatte er eine Reihe der kräftigsten und freimüthigsten Schriften ausgehen lassen, bis Franz von Sickingen, durch die unglückliche Wendung seiner Fehde mit dem Kurfürsten von Trier, sich genöthigt sah, die bis dahin bei ihm geborgenen Freunde zu entlassen. Hutten nahm jetzt (im November 1522) seine Zuflucht nach Basel, wo er von dem Stadtrathe gut aufgenommen, mit einer Wohnung versehen und sogar beschenkt wurde. Wie natürlich, wünschte er seinen alten Freund Erasmus zu sprechen; aber bei diesem war jetzt an die Stelle seiner ehemaligen Vorliebe für Hutten ein ebenso großer Unwille getreten, auch mochte er sich nicht gern der Verlegenheit eines ernsten Gesprächs über Luther's Angelegenheit aussetzen; er suchte daher seinen Besuch unter mancherlei unbedeutenden Vorwänden abzulehnen, wiewol er später bald die Schuld auf Hutten schob, daß dieser nicht zu ihm gekommen, bald zu seiner vermeinten Rechtfertigung, sich mancherlei bittere Verunglimpfungen Hutten's erlaubte. Hutten, der inzwischen, auf Antrieb des Bischofs und seines Klerus, genöthigt worden war, Basel wieder zu verlassen, und sich nach Mühlhausen im Elsaß begeben hatte, empfand die unrichtige Darstellung, die Erasmus, zu Hutten's Nachtheil und zur Beschönigung seines eigenen Benehmens, von der Sache gemacht hatte [35]), so übel, daß er im Anfange des J. 1523 eine weitläufige und heftige Streitschrift gegen Erasmus (Expostulatio cum Erasmo) ausarbeitete, worin er nicht nur die Unbilligkeit und Unwürdigkeit des von Erasmus gegen ihn selbst angewandten Benehmens zeigte, sondern ihm auch das Zweideutige seines Verhaltens gegen Reuchlin und Luther, die an unbedeutendere oder das Gute offenbar hindernde, aber äußerlich in großen Ehren stehende Menschen verschwendeten Lobsprüche, die Beschönigungen schlechter Sachen, die sich Erasmus in den letzten Jahren nicht selten erlaubt hatte, unerbittlich aufdeckte [36]). Erasmus erhielt durch Hutten's Freund, Heinrich von Eppendorf (s. d.), Nachricht von der bevorstehenden Herausgabe dieser Streitschrift, vermuthlich in der Absicht, ihn

34) Man vergl. z. B. einen, gleich nach dem wormser Reichstage geschriebenen, weitläufigen Brief an Justus Jonas, im Op. epist. p. 577 und viele ähnliche.

35) Er erlaubte sich sogar die wissentliche Unwahrheit, zu sagen, Hutten sei nur wenige Tage in Basel gewesen, da doch dessen Aufenthalt beinahe zwei Monate gedauert hatte. 36) Sowol die Expostulatio, als die Gegenschrift des Erasmus und andere in dieser Sache gewechselte Streitschriften und Briefe sind zusammen gedruckt in *Ulr. de Hutten*, Opp. omn. ed. *Münch*. T. IV. p. 323—576, wo sich auch die dazu gehörigen literarischen Nachweisungen finden.

Digitized by Google

dadurch noch jetzt zur Änderung seines Benehmens zu bewegen; allein Erasmus suchte, in einem Briefe an Hutten, allen Schein von Unbilligkeit, der ihn wegen seines Benehmens gegen Hutten treffen konnte, von sich ab und auf Hutten zurückzuwälzen, und diesen zwar durch die spöttische Vorstellung, welche Freude er einem Hochstraten und seines Gleichen durch eine Streitschrift gegen Erasmus machen werde, von der Herausgabe der letzteren abzuschrecken, schloß jedoch mit den Worten: Expecto tuam expostulationem. Hutten, der sich nicht leicht schrecken ließ, machte diese nun wirklich bekannt, und sie fand schnelle Verbreitung, zu so großem Ärger des Erasmus, daß dieser nicht nur den Stadtrath zu Strasburg, wo die Expostulatio gedruckt war, zur Verfolgung des unschuldigen Buchdruckers Schott zu bewegen suchte, und gegen diesen die ärgsten Schmähungen ausstieß, sondern auch, als er erfuhr, Hutten habe sich von Mühlhausen nach Zürich begeben, den Stadtrath zu Zürich, in einem besondern Schreiben vom 10. Aug. 1523, gegen Hutten, den er als den gefährlichsten Menschen schilderte, einzunehmen suchte [37]). Diesen unedlen Schritt, einem Manne, der doch bis vor nicht gar langer Zeit sein Freund gewesen und jetzt im Unglück, ja dem Tode nahe war [38]), die letzte Zufluchtsstätte abzuschneiden, wird man, wie sehr man auch sonst geneigt sein möchte, den Erasmus, auch in diesem Handel, in seiner Lage, mit mancherlei Gründen zu entschuldigen, doch nie rechtfertigen können. Eine Gegenschrift gegen Hutten's Expostulatio hatte Erasmus unter dem Titel Spongia adversus Hutteni aspergines, auch schon fertig, und dedicirte sie, schlau genug, an Ulrich Zwingli, der in Zürich im höchsten Ansehen stand und Hutten's Gönner war; allein die Absicht, Hutten dadurch zu schaden, erreichte er nicht, denn der Tod hatte diesen, ehe die Spongia ans Licht trat, allem irdischen Leid und Streit enthoben. Erasmus machte übrigens durch diese Beantwortung seine Sache um nichts besser, denn alles, was er vorbrachte, bestand entweder in persönlichen Lästerungen und Verleumdungen Hutten's, die mit der Mäßigung und Feinheit, worein er sonst seinen größten Stolz setzte, im schneidendsten Widerspruche standen, oder in den gewöhnlichen Ausstellungen gegen Luther und seine Freunde, mit denen er den Vorwurf eines wankelmüthigen und zweideutigen Benehmens, den ihm Hutten gemacht hatte, schwach genug zurückwies. Hutten's Tod brachte seinem Gegner auch nicht den Vortheil, das letzte Wort zu behalten; denn anstatt des abgeschiedenen Freundes übernahm Otto Brunfels dessen Vertheidigung; auch erhoben sich sonst noch manche Stimmen, die sich insgesammt gegen Erasmus misbilligend aussprachen. Um unter vielen nur einen zu nennen, Luther in einem Briefe an Nicolaus Hausmann, vom 1. Oct. 1523 [39]), erklärte: ihm misfalle zwar Hutten's Expostulation, aber noch mehr des Erasmus Antwort; wenn das heiße, mit dem Schwamme (spongia) abwaschen, was dann Schmähen und Lästern sei? Erasmus habe seinem Ansehen und guten Namen dadurch unglaublich geschadet, sodaß er (Luther) deshalb wahres Mitleiden mit ihm fühle. Ähnliches, in einem sehr gemäßigten und freundschaftlichen Tone, schrieb Luther auch in einem Briefe an Erasmus selbst, im April 1524 [40]); denn wiewol er von der Theologie des Erasmus nicht viel hielt und sein schwankendes Benehmen misbilligte, auch nebenbei in der Spongia manchen bittern Angriff erfahren hatte, so schätzte er doch noch immer seine wissenschaftlichen Verdienste und gab die Hoffnung nicht auf, Erasmus möchte sich einst noch entschiedener für die Sache der Reformation erklären. Luther spricht in diesem Briefe von dem, was ihm an Erasmus missfallen mußte, mit großer Milde, rühmt dagegen seine Verdienste, und sagt, er habe nie gewollt, daß Erasmus, mit Zurücksetzung seines eigenthümlichen Berufs, ganz in Luther's Sache eingehe, wohin nun einmal sein Charakter nicht passe; er möge sich nur nicht durch seine Gegner verleiten lassen, wider ihn zu schreiben, da er sich nicht gern in die Nothwendigkeit versetzt sähe, einen offenen Kampf mit Erasmus zu beginnen. Er bezeigt ihm sein Mitleiden wegen der Verdrießlichkeiten, in die er verwickelt worden sei, zeigt ihm aber mit großer Behutsamkeit, wie er sie zum Theil selbst verschuldet, und da Erasmus so oft Luther's heftige und bittere Schreibart getadelt hatte, so macht er ihn nun, an dem Beispiele seiner eigenen Spongia, darauf aufmerksam, wie schwer es sei, wenn man auch noch so gut von der Mäßigung zu sprechen wisse, sie selbst in allen Fällen zu beobachten; versichert aber zugleich, daß er selbst (Luther) sich nur gegen sehr hartnäckige und unverbesserliche Widersacher zu einer übermäßigen Heftigkeit habe hinreißen, und es sonst auch an Sanftmuth und Gelindigkeit gegen Irrende und Fehlende nicht ermangeln lassen. Endlich bietet er alles auf, um zu zeigen, wie wenig Erasmus, selbst äußerlich, zu fürchten Ursache habe, wenn er sich offen für die Wahrheit erkläre, verspricht aber, sich zu beruhigen, wenn derselbe nur die Angriffe gegen ihn und die Seinigen unterlasse. Wenn man Luther's hitzigen Charakter bedenkt, und wie sehr er schon Ursache hatte, auf Erasmus unwillig zu sein, so kann man diesen Brief, als ein Muster der höchsten Mäßigung bei aller darin ausgesprochenen Wahrheitsliebe, nicht genug bewundern. Aber Erasmus, der dieses Zuvorkommen Luther's vielleicht für Furchtsamkeit hielt, und dem auch der glimpflichste Tadel empfindlich war, stimmte jetzt einen andern Ton an. In seiner Antwort, vom 5. Mai desselben Jahres [41]), versichert er, das Evangelium über alles zu lieben und dafür alles thun und leiden zu wollen, und behauptet, dem Evangelium bisher bessere Dienste geleistet zu haben, als viele, die sich dessen rühmen; Luther aber scheine durch den Satan irre geführt zu werden [42]); vielleicht würde Erasmus, wenn er gegen

37) Der Brief des Erasmus ist zuerst gedruckt bei Heß, Erasmus von Rotterdam. 2. Th. S. 572, und hiernach bei Münch a. a. O. S. 397. 38) Wirklich erfolgte Hutten's Tod bald nachher, am 29. Aug. 1523, auf der Insel Aufnau im züricher See, wo er die Genesung von seinen körperlichen und geistigen Leiden umsonst gesucht hatte. 39) de Wette 2. Th. S. 411.

40) de Wette 2. Th. S. 498. 41) Münch a. a. O. S. 569. 42) Tua quaedam legens valde pertimesco, ne qua arte deludat Satanas animum tuum.

Digitized by Google

Luther'n schriebe, dem Evangelium mehr Nutzen schaffen, als so manche Unbesonnene, die für diesen schreiben und keinen ruhigen Zuschauer dulden wollen; die Ruchlosigkeit (improbitas) solcher Menschen mache das Evangelium verhaßt, richte Aufruhr an, und werde ihn selbst (Erasmus) noch ganz zu der entgegengesetzten Partei hintreiben. Auf die Spongia übergehend, wundert er sich, wie Luther ihm hier einen Mangel an Mäßigung vorwerfe, da er doch noch viele Laster und Schandthaten Hutten's verschwiegen habe, deren er nun eine lange Reihe aufzählt (die aber alle in bloßen Verleumdungen oder doch ganz verunstalteten Thatsachen bestehen). Nach vielen heftigen Schmähungen gegen Hutten und Brunfels, nimmt er es übel, daß Luther diese noch „Menschen seines Gleichen" genannt, da er sie nicht für Menschen, sondern für Furien halte; und wirft die Fragen auf: durch solche Scheusale (portenta) soll also das Evangelium aufgerichtet werden? Das sind die Säulen der neuen Kirche? Unter solche soll ich mich mischen? — So hatte der Schritt, den Luther in der besten Meinung gethan hatte, um Erasmus zu versöhnen, grade die entgegengesetzte Folge; er brachte diesen erst noch recht in die Hitze, und nun reifte in ihm der Entschluß, gegen Luther zu schreiben; Luther dagegen, der seine Mäßigung so übel belohnt sah, verlor nun seinerseits auch ganz die Geduld, die er bisher mit Erasmus gehabt hatte, und wenn er auch seinen Verdiensten um die Sprachen und schönen Wissenschaften immer Gerechtigkeit widerfahren ließ, so setzte er doch in seinem Urtheil über ihn, sobald von Gegenständen des Glaubens die Rede war, alle Rücksichten bei Seite, nannte ihn eine Schlange, einen Feind Gottes und aller Religion, der über alles, auch über Christum selbst spotte, und dessen vornehmste Lehre sei, sich nach der Zeit zu richten und den Mantel nach dem Winde zu hängen und dergl. m.; und wenn er ihm auch in diesen harten Urtheilen offenbar zu viel that und seinen eigentlichen Charakter verkannte, so hatte doch Erasmus, wie nicht zu leugnen ist, durch Mangel an Festigkeit und Entschiedenheit in seinem ganzen Benehmen, sowie an Ernst und Tiefe in Behandlung der Glaubenslehren, besonders aber durch so viele schwankende und vieldeutige Ausdrücke, deren er sich in seinen Schriften absichtlich bediente, um sich überall noch eine Ausrede offen zu halten, einen großen Theil jener Vorwürfe selbst verschuldet.

Erasmus hielt es nun für eine Ehrensache, gegen Luther in einer directen Streitschrift aufzutreten, und säumte nicht, ans Werk zu gehen; aber er wählte dazu einen Gegenstand, bei dessen Bearbeitung er sich mehr auf einen philosophischen und philologischen, als auf einen eigentlich theologischen Standpunkt stellen konnte, und dessen Entscheidung, wie sie auch ausfiel, den eigentlichen Mittelpunkt von Luther's System nur beiläufig berührte, nämlich die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Noch in demselben Jahre, wo der zuletzt erwähnte Briefwechsel stattgefunden hatte (1524), trat die einige Zeit vorher mit großer Wichtigkeit und Bedenklichkeit angekündigte und deshalb sehr begierig erwartete Diatribe de libero arbitrio ans Licht, mit der jedoch Erasmus selbst am Ende so wenig zufrieden war, daß er in einem freimüthigen Augenblicke bekannte: während er von dem freien Willen geschrieben, habe er selbst seinen freien Willen verloren.

Luther hatte, gestützt auf die Schriften des Apostels Paulus und Augustin's, übereinstimmend mit seiner eigenen inneren Erfahrung, die Lehre aufgestellt, daß, nachdem der menschliche Geist in Folge des Sündenfalles einmal die Richtung zum Bösen angenommen, der Wille des Menschen nicht mehr die Macht besitze, sich aus eigener Kraft für das Gute zu bestimmen, sondern daß alles, was er ohne Einwirkung der göttlichen Gnade wähle und thue, nur Böses sei; eine Lehre, die man von der fatalistischen Annahme einer unbedingten Nothwendigkeit, mit welcher sie oft (auch von Erasmus), nicht ohne Absicht, verwechselt wurde, wohl unterscheiden muß. Diese schwierige Lehre, die im Grunde doch am meisten auf einer inneren religiösen Überzeugung beruht, und deshalb durch Vernunftschlüsse leicht angefochten werden konnte, gewährte für Erasmus einen weiten Spielraum zu mancherlei Discussionen, und überhob ihn doch der Verlegenheit, in Luther's Systeme Dinge zu bestreiten, die er selbst ehedem, wiewol nicht mit solcher Bestimmtheit, gelehrt hatte. In der That bot nun Erasmus alle dialektische Kunst und alle seine Bibelkenntniß auf, um theils durch Verstandesdemonstration, theils durch Bibelstellen, die er für seine Meinung anzuwenden, oder, wo sie ihr widerstrebten, durch eine verschiedene Auslegung zu beseitigen wußte, dem freien Willen des Menschen in der Wahl des Guten und Bösen zu Ehren zu helfen; allein er setzte sich dabei zuerst in den ungebührlichen Vortheil, Luther's Lehre weiter auszudehnen, als dieser eigentlich wollte, sodaß er sie fast mit dem heidnischen Fatalismus identificirte; dann nahm er die Sache viel zu äußerlich, hütete sich wohl, in die Tiefen der christlichen Speculation zu weit hinabzusteigen, suchte dagegen manche schwache Stellen seiner Beweisführung durch rein rhetorische Kunstgriffe zu verdecken, und gestattete endlich seiner nun einmal zur andern Natur gewordenen Behutsamkeit und Sorge, der Sache nirgends zu viel zu thun, soviel Einfluß, daß er nicht einmal die Mittel, die ihm der Gegenstand auf seinem Standpunkte darbot, vollständig benutzte, sodaß er am Ende doch nur zu dem halben Resultate kam, das eines so großen Aufwandes von Gelehrsamkeit gar nicht bedurft hätte: der Gnade sei zwar das meiste, aber dem freien Willen doch auch etwas zuzuschreiben; man dürfe daher den guten Werken nicht alles Verdienst streitig machen, doch müsse der Mensch dabei auch fein bescheiden bleiben, weil er doch Gott die Hauptsache verdanke [43]). An spitzigen Reden und Seitenhieben gegen Luther (die aber meist zwischen Ernst und Ironie hin und her schwankten) fehlte es zwar nicht ganz,

43) Mihi placet illorum sententia, qui nonnihil tribuunt libero arbitrio, sed gratiae plurimum .... Hac moderatione fiet, ut sit aliquod opus bonum, licet imperfectum, sed unde nihil sibi posset arrogare homo; erit aliquod meritum, sed cujus summa debetur Deo. *Erasmi* Opp. omn. edit. Lugd. Bat. 1706. Tom. IX. p. 1247.

Digitized by Google

doch war im Allgemeinen der Ton dieser Schrift sehr ruhig und gemäßigt.

Erasmus versäumte nicht, diese Abhandlung, sobald sie vollendet war, allen seinen vornehmen oder gelehrten Gönnern und Freunden zu übersenden, die dann natürlich, schon vor Freude, daß sich Erasmus endlich zu einem wissenschaftlichen Streite mit Luther verstanden hatte, ungemein zufrieden damit waren, und nur den allzu milden Ton misbilligten, jedoch der Hoffnung lebten, Erasmus werde, da er nun einmal die Bahn gebrochen, auch diesen Fehler noch verbessern. Luther und seine Freunde fanden sich dagegen, nach den großen Ankündigungen, die Erasmus seinem Buche hatte vorhergehen lassen, in ihren Erwartungen sehr getäuscht, da ihnen das Werk nur in Ansehung des Vortrags beachtenswerth, sonst aber zu ungründlich, und weder eines Gelehrten wie Erasmus würdig, noch in der allgemeinen Streitsache von besonderem Gewicht schien. Luther war Anfangs nicht Willens, darauf zu antworten; doch bewog ihn dazu endlich die Ermahnung seiner Freunde und die Vorstellung, daß die Gegner sein Schweigen als ein Aufgeben seiner Sache betrachten würden, und als ob er nicht wage, wider Erasmus zu streiten. Erst ein volles Jahr später (im December 1525) erschien daher seine ausführliche Gegenschrift De servo arbitrio. In dieser weitläufigen Abhandlung zeigte Luther, wie er dem Erasmus an Schärfe der Dialektik und an gelehrter Exegese nichts nachgab, an Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken aber, sowie an sittlicher Strenge, ihn weit übertraf; gleichwol gehört sie nicht zu dem Gelungensten, was Luther geschrieben hat, da er die Sache von einer Seite (man könnte sagen, einer speculativen Religionsphilosophie) angriff, wo er nun einmal nicht auf seinem eigenthümlichen Felde war, und da er, im Eifer, Alles zu erschöpfen, manchmal zu viel bewies, oder sonst von seinem Ziele abschweifte, und dadurch seine Darstellung etwas verwickelt und unklar machte. In seinem formellen Bezeigen gegen Erasmus äußerte Luther zwar, wie gewöhnlich, gegen dessen Person und Gelehrsamkeit die gebührende Achtung, da er aber, ebenfalls nach seiner Gewohnheit, von dessen theologischer Richtung eben nicht achtungsvoll sprach, aus der ängstlichen Behutsamkeit seiner Schreibart auf einen Mangel an fester Überzeugung und entschiedener Gesinnung schloß, und sich selbst, im Feuer der Rede, manchmal zu etwas starken Ausdrücken hinreißen ließ, so fand sich Erasmus, der entweder gar keine, oder eine klein zugebende Antwort von Luther erwartet haben mochte, sehr gekränkt, und sah das Unrecht, das er von Luther erlitten zu haben glaubte, in einem so grellen Lichte, daß er meinte, Luther habe noch gegen Niemand feindseliger geschrieben. Den Brief, mit welchem ihm Luther seine Schrift übersandt hatte, und der, nach des Erasmus eigenen Äußerungen (denn er selbst ist nicht mehr vorhanden) in einem sehr anständigen Tone geschrieben war, beantwortete er in einer höchst gereizten, höhnenden und wegwerfenden Weise [44]), und brachte noch überdies gegen Luther eine Klage bei dem Kurfürsten von Sachsen an, die aber keine Berücksichtigung fand, weil ein Streit über gelehrte und theologische Gegenstände nicht vor den weltlichen Richterstuhl gehöre. Doch hatte Erasmus, als er diese Art von Genugthuung suchte, bereits den Weg literarischer Vertheidigung ergriffen, und im Februar 1526 das erste Buch seines Hyperaspistes adversus servum arbitrium Lutheri in möglichster Eil herausgegeben [45]), welchem das zweite Buch 1527 folgte. Ungeachtet der Weitläufigkeit dieser Schriften gewann doch aus ihnen weder die Wissenschaft noch der Ruhm des Erasmus einigen Vortheil. Die Heftigkeit, die er Luther'n erst zum Vorwurf gemacht hatte, wurde von ihm, gleichsam als ob er zeigen wollte, er könne auch in diesem Fache das Möglichste leisten, bis auf den höchsten Grad überboten, und seine Polemik besteht, insofern er nicht nur das früher Gesagte wiederholte, lediglich in Schmähreden, oder in Verdrehungen der Sätze Luther's, die er dann allerdings leichte Mühe hat, zu widerlegen, oder vielmehr ad absurdum zu führen; und damit nicht zufrieden, zieht er noch soviel als möglich, zur Sache gar nicht Gehöriges, aus andern Streitigkeiten Luther's herbei, nicht um hier in der Sache etwas aufzuklären, sondern nur um ihn mit recht vielen Vorwürfen zu überhäufen. Diese Schriften waren (nach dem Hutten'schen Streite) der zweite harte und unvermeidliche Stoß, den das Ansehen des Erasmus in der gelehrten, und besonders in der theologischen Welt erlitt, und manche Freunde, die er unter Luther's Anhängern noch gehabt hatte, zogen sich von ihm zurück [46]), während er auf der andern Seite unter den Anhängern des Papstes wenig oder nichts dadurch gewann; denn obgleich am kaiserlichen Hofe sein Verdienst gepriesen und er zu weitern Fortschritten aufgemuntert wurde, so machten ihm doch die dem alten Systeme anhangenden Schulgelehrten den Vorwurf: seine Erörterung der Lehre vom freien Willen schaffe der römischen Kirche wenig Nutzen; Luther habe seine Lehre über diesen Punkt mit Andern gemein, und Erasmus habe sich nur gefürchtet, wichtigere und eigenthümlichere Lehren anzugreifen; er sei nur ein falscher Anhänger, ja ein heimlicher Feind der römischen Kirche. Dies war eine neue Kränkung für Erasmus, der nun erklärte: wenn er noch nicht gegen Luther geschrieben hätte, so würde er sich hüten, ein Wort gegen ihn zu verlieren, da er solchen Dank erhalte. Luther hielt es für das Angemessenste, gar nicht zu antworten; Erasmus aber fuhr fort, ihn und die Seinigen durch bittern Spott zu verfolgen, der sich damals besonders Luther's Verheirathung zum Gegenstande wählte [47]).

44) Opus epist. p. 828.

45) Frobenius mußte sechs Pressen auf einmal in Bewegung setzen, und so wurde die Schrift innerhalb zehn Tagen ausgearbeitet und im Druck vollendet. 46) Justus Jonas, der noch immer große Achtung vor Erasmus gehabt und Luther's servum arbitrium zu heftig gefunden hatte, wurde nach der Erscheinung des Hyperaspistes ganz anderer Meinung. Melanchthon schrieb an Camerarius: „Ecquid unquam legisti scriptum acerbius quam Erasmicum ὑπεραπιστήν? Est is plane aspis." (Liber Epist. Phil. Melanchthonis ad Joach. Camerar. p. 39.) 47) Schon vorher waren ihm die Heirathen der Geistlichen sehr anstößig. Ehedem, sagt er in einem Briefe an Hedio mit der Jahrzahl 1524 (Opus epistol. p. 803), verließen diejenigen, welche Weiber hatten, sie um

Digitized by Google

So wenig Luther sich dadurch in seinem Gange irre machen ließ, so ist doch nicht zu leugnen, daß Erasmus der Sache der Reformation durch sein Benehmen viel schadete; denn sein in gewissen Kreisen noch immer überragendes Ansehen übte soviel Einfluß aus, daß manche, zwar nicht entschiedene, aber doch im Anfange den neuen Entwickelungen in Wissenschaft und Kirche nicht abgeneigte, Fürsten und Gelehrte sich durch sein Beispiel bestimmen ließen, eine der Reformation feindselige Stellung einzunehmen, ja daß manche sogar aus den Reihen ihrer Freunde zu ihren Gegnern zurücktraten. So würden vermuthlich Crotus, Wicelius u. A. der Reformation nicht untreu geworden sein, ja selbst den Kurfürsten Albert von Mainz würden wir vielleicht unter ihren Beschützern erblicken, hätte nicht Erasmus durch Wort und Beispiel sie derselben entfremdet.

Sonderbarer Weise bewährte die theologische Richtung, nach welcher Erasmus seinen Gang bestimmte, grade in seinem damaligen Wohnorte Basel am wenigsten ihren Einfluß, wie sehr man auch dort seiner Gesinnung und Einsicht vertraute. Die reformatorischen Bewegungen gewannen dort immer mehr an Umfang und Tiefe; indessen waren die Ansichten in Basel, besonders im Stadtrathe, noch getheilt; gleichwol hielt man es für nöthig, in der Sache zu einem festen Beschlusse zu kommen, und so wurde man eins, das Gutachten des Erasmus einzufodern. Dieser versagte dasselbe zwar nicht, stellte es aber so schwankend und unbefriedigend hin, daß der Rath wol schwerlich eine kräftige Stütze darin finden konnte[48]). Sein Urtheil über die Lutherische Angelegenheit im Ganzen lehnte er ab, weil er dazu weder Gelehrsamkeit noch Ansehen genug besitze, auch, bei seinem Alter und seiner Schwächlichkeit noch zu sehr mit anderen Studien beschäftigt sei. Er verwies sie auf andere gelehrte Männer in ihrer Mitte, namentlich Ludwig Berus (der aber grade zu den entschiedenen Gegnern der Reformatoren gehörte); meinte aber, dieser Angelegenheit könne nur durch das Zusammenwirken vieler großer Fürsten und Städte abgeholfen werden. Dazu hange dieser Rathschlag zum Theil von Umständen ab, die er, als ein Fremder, mit ganz verschiedenartigen Gegenständen beschäftigt und der Landessprache unkundig, um so weniger beurtheilen könne, je weniger er sich erlaubt habe, sich um fremde Staatsangelegenheiten zu bekümmern; und nun zeige sich schon eine solche Spaltung der Gemüther, daß jeder Rathschlag, wohin er sich auch neigen möge, ihm nur Unwillen zuziehen könne. Um jedoch seinen guten Willen gegen die Republik zu beweisen, wolle er wenigstens in einigen Stücken, welche vornehmlich auf die Ruhe des Staates Einfluß haben, seinen, wenn auch nicht klugen, doch treuen und freundschaftlichen Rath ertheilen; und hierzu wählte er das Bücherwesen, die verbotenen Speisen und die Heirathen der Priester und Mönche. In Ansehung der Bücher hält er es nicht für ausführbar, Maßregeln gegen alle Irrthümer zu ergreifen, weil sich deren auch in den besten Schriften finden können; doch will er auch keine unbedingte Freiheit, sondern verlangt obrigkeitliches Einschreiten gegen solche Schriften, welche den guten Ruf Anderer antasten (libelli famosi), oder zum Aufruhr anreizen; denn wenn man diejenigen strafe, welche mit Worten schmähen oder Unruhen anregen, so verdienten ja die noch mehr Strafe, welche Schriften solcher Art in die Welt ausstreuen. Bücher, welche den Verfasser, Drucker und Druckort nicht nennen, oder erdichtete Namen angeben, soll man gradezu verbieten und ihre Verbreitung bestrafen; doch sei es freilich sehr schwer, aller Täuschung vorzubeugen. Über ein Verbot der Lutherischen Schriften wagte er nicht sich auszusprechen; sollten sie verboten werden, so würde dies auch vielen andern, z. B. des Pomeranus, Ökolampadius u. s. w., widerfahren müssen, und dadurch auch manches in ihren Schriften enthaltene Nützliche verloren gehen. Man könne also gegen solche Bücher Nachsicht üben, zumal wenn sie nur Streitfragen mit Gründen abhandeln, ohne sich aufrührische Schmähungen zu erlauben. Neuerungen aber sind um so mehr zu vermeiden, je mehr bei ihnen die Gefahr, Unruhen hervorzurufen, den für die Frömmigkeit zu erwartenden Gewinn überwiegt. Dahin gehören die Bilder in der Kirche, die Kleider der Geistlichen, die Feierlichkeiten der Messe, Gesänge und andere Ceremonien, die entweder gut sind, wenn sie recht gebraucht werden, oder doch erträglich, so lange das Übel sie zu dulden geringer ist, als die Gefahr der gegen sie anzuwendenden Mittel. Nun aber, fährt er fort, gibt es Leute, denen alles misfällt, und die kein Ende wissen, sondern zu ihren alten Klagen immer noch neue finden. Sowie es gefehlt ist, auf menschliche Einrichtungen zu viel Werth zu legen, so ist es gefährlich, menschliche Ordnungen und Gewohnheiten ganz zu verachten, ohne welche doch die Ruhe im Staate nicht bestehen kann. Wenn man, setzt er hinzu, die Züricher dahin bringen könnte, die Bilder und die alte Ordnung der Messe und des Abendmahls, bis zur Entscheidung eines allgemeinen Conciliums, wieder herzustellen, so würde dies zur Ruhe der ganzen Eidsgenossenschaft viel beitragen; würden sie sich aber nicht in Güte dazu überreden lassen, so soll man deshalb doch auch keinen Krieg anfangen. Das Abendmahl unter beider Gestalt, meint er, würde, aus frommer Gesinnung und mit Übereinstimmung des ganzen Landes erbeten, von dem Papste leicht zu erlangen sein, und die Berufung auf dessen Autorität würde dann auch bürgerlichen Unruhen vorbauen. Ebenso, meint er zu dem zweiten Punkte übergehend, würde eine Abstellung der Speiseverbote, wenn der Papst im Namen des ganzen Landes darum gebeten würde, keine Schwierigkeit finden. Inzwischen könne man es ja halten, wie

---

des Evangeliums willen; jetzt soll das Evangelium blühen, wenn Einige sich mit reichen Weibern verheirathen. — Ich fürchte, Viele heirathen nur deshalb, weil es durch die Gesetze der Vorfahren verboten ist. — Über Luther's Heirath sagte er: Er habe die gegenwärtigen Händel immer die Lutherische Tragödie genannt, nun aber sehe er, daß es eine Komödie sei, denn sie endige sich mit einer Hochzeit. Auf ähnliche Weise spottete er auch über des Ökolampadius und Anderer Heirathen.

48) *Erasmi Roterodami* Consilium Senatui Basiliensi in negotio Lutherano a. 1525 datum. Zuerst vollständig gedruckt bei Heß, Erasmus von Rotterdam nach seinem Leben und Schriften. 2. Bd. S. 577 fg.

Digitized by Google

in ganz Italien, wo die ganze Fasten hindurch, ohne Widerspruch des Papstes, öffentlich Fleisch verkauft werde; denn der Papst wolle nicht, daß Menschen, die keine Fischspeisen vertragen können, sich durch sie Krankheit oder Tod zuziehen sollten. Hier könne man jeden seinem Gewissen überlassen, und dürfe nur diejenigen nicht dulden, die ein aufrührisches Geschrei treiben und Andere zur Verachtung einer allgemeinen Gewohnheit verleiten; wer sich aber in seinem Gewissen nicht beruhigen könne, möge sich von seinem Pfarrer oder Bischof Erlaubniß erbitten. In Ansehung des dritten Punktes erklärt er, daß diejenigen den Schutz der Obrigkeit nicht verdienen, welche muthwillig das Klostergewand abwerfen oder als Priester heirathen. Denen aber, welche im zarten Alter unfreiwillig zum geistlichen Stande und Klosterleben getrieben worden, möge die Obrigkeit zu Hilfe kommen. Viele dagegen müsse man in den Schranken des Klosters zurückhalten, damit sie nicht größeren Unfug treiben. Vielen ist, ihrer Schwachheit wegen, strenge Zucht heilsam, Freiheit gefährlich. In keiner Weise aber soll man die dulden, welche nicht nur selbst ihre Lebensart leichtsinnig wechseln, sondern auch andere dazu reizen, gleichsam als ob es an sich unrecht sei, wenn ein Mönch in seinem Orden oder ein Priester im ehelosen Stande bleibe. Es sei nicht wahrscheinlich, daß, wer im Kloster ausschweifend gelebt habe, in der Freiheit ein anständiges Leben führen, oder wer im Cölibat viele Concubinen gehabt, im Ehestande sich mit einer Frau begnügen werde. Wer möge sich aber solcher Mönche oder Priester annehmen, welche betrügerisch in den geistlichen Stand getreten wären und ihn dann durch ein schändliches Leben verunehrt, die Einkünfte der Kirche auf ihre Lasterhaftigkeit verwendet hätten, und nun, anstatt ihre Sünden zu erkennen, die päpstlichen Verordnungen anklagten? Und doch wünsche er, daß auch diesen geholfen werde, und daß sie lieber im Ehestande als im Concubinate lebten; dies sei jedoch ohne Mitwirkung der Fürsten oder eines Conciliums nicht zu erlangen. Wenn die Stadtobrigkeit ihren Schutz auf sich nehmen wolle, so würden von allen Orten leichtsinnige, ja wol gar mit Verbrechen belastete Menschen herbeiströmen, welche der Ruhe der Stadt sehr gefährlich werden könnten. Wenn mehre Bischöfe gemeinschaftlich mit den Städten, oder auch diese allein, vom Papste die Erlaubniß erlangten, in solchen Dingen Anordnungen zu treffen, so würde man in einzelnen Fällen nach dem Stande der Sachen entscheiden können. Unwissenden und unwürdigen Geistlichen würde man dann zwar die Ehe erlauben können, jedoch mit Ausscheidung aus dem geistlichen Stande; solchen aber, die durch ihre Gelehrsamkeit der Kirche noch nützen könnten und einen unanstößigen Wandel führten, möge man auch eine Ehefrau gestatten, ohne sie ihres geistlichen Amtes zu entsetzen. Und dies für die Gegenwart; für die Zukunft müsse man verhüten, daß die Welt nicht mit so vielen unwissenden, unthätigen und schlechten Mönchen und Priestern angefüllt werde. Die Bestrafung derjenigen, welche eigenmächtig und voreilig ihren Stand verändern, würde er übrigens, wenn sie nichts gegen die Ruhe des Staates begehen, ihren Bischöfen oder Äbten überlassen. Schließlich räth er, der Rath möge dieselbe kluge Mäßigung, wie bisher, befolgen, bis die Sache selbst zeigen werde, ob die gegenwärtigen Bewegungen aus Gott wären, oder anderswoher, und inzwischen nur alle Pflanzstätten des Aufruhrs sorgfältig verschließen. Wie gut nun auch Erasmus mit diesen Rathschlägen sich aus der Sache gezogen zu haben glauben mochte, so fand man doch seine Vorschläge auf keiner Seite genügend und erschöpfend, zumal da sie nur bei einigen äußeren Erscheinungen stehen blieben, und auch diese größtentheils aus einem ganz falschen Gesichtspunkte auffaßten, auf den Grund der Sache aber gar nicht eingingen. Indessen machten die reformatorischen Bewegungen in Basel immer mehr Fortschritte, und Erasmus mußte endlich, wie wir weiterhin sehen werden, ihren vollständigen Sieg an seinem damaligen Wohnorte, zu seinem großen Misvergnügen, erleben.

Um dieselbe Zeit, wo Erasmus den vorhin erzählten Streit mit Luther durchfocht, richtete sich gegen ihn noch ein anderer, aus dem Schooße der katholischen Kirche ausgehender, Angriff, den er selbst für den bedeutendsten hielt, welchen er von dieser Seite erfuhr, und der sein ganzes literarisches Wirken umfaßte.

Albert Pius, Fürst von Carpi, ein Mann, der sich unter seinen Standesgenossen durch Gelehrsamkeit auszeichnete, zugleich aber auch von ungemessenem Hasse gegen Luther und die teutschen Gelehrten überhaupt erfüllt war, lebte um das Jahr 1525 als kaiserlicher Gesandter in Rom, und hatte hier öffentlich geäußert: es sei ein Unglück, daß die Teutschen nicht in immerwährender Unwissenheit und Knechtschaft geblieben wären, da sie die Wissenschaften nur zu Aufruhr und Empörung misbrauchten; der Urheber dieses Unheils aber sei Erasmus, dem es zwar an gründlichen Kenntnissen der Theologie und Philosophie ganz fehle, von dem aber gleichwol die Feinde der Kirche ihre Waffen geliehen hätten. Da Erasmus diese ungünstige Äußerung erfuhr, und ihm ein Gegner von solchem Range und Einflusse in Rom sehr gefährlich schien, so schrieb er ihm, am 10. Oct. 1525, einen Brief, der zunächst die Abwehrung jener Beschuldigungen zur Absicht hatte, zugleich aber auch eine Zeichnung der Gestalt entwirft, in welcher Erasmus im Verhältnisse zu seiner Zeit sich darzustellen suchte [49]). Er verabscheue, sagt er, alles ungegründete Lob und habe nie für einen großen Theologen und Philosophen gelten wollen, auch nie etwas geschrieben, wozu es dieser Art von Gelehrsamkeit (nämlich im scholastischen Sinne) bedürfe. Mehr als der Zweifel an seinen wissenschaftlichen Verdiensten kränke ihn aber der Vorwurf, die gegenwärtigen Unruhen veranlaßt zu haben, da er doch, seit Luther's öffentlichem Auftreten, einer der Ersten gewesen sei, der dessen Unternehmungen mit Besorgniß angesehen, Andere vor der Verbindung mit ihm gewarnt, und sich ebendadurch Viele, die vorher seine anhänglichsten Freunde gewesen, zu den bittersten

49) Herm. von der Hardt (Hist. lit. Reformationis. Pars I. p. 107—180) hat den Streit zwischen Erasmus und dem Fürsten von Carpi ausführlich erzählt und die zwischen beiden gewechselten Schriften aus der Handschrift mitgetheilt.

Digitized by Google

Feinden gemacht habe; und während auf der einen Seite einige Theologen, aus Haß gegen die schönen Wissenschaften, alles angewandt, ihn in jene, nach ihrer Meinung, schon dem Untergange geweihte Partei, vollends hineinzustoßen, auf der andern Seite die Lutheraner durch Schmeichelei, List, Drohungen und Schmähungen ebendasselbe, wenngleich aus entgegengesetzter Absicht, versucht hätten, so habe er sich doch bisher auch nicht einen Finger breit von der Gemeinschaft der römischen Kirche entfernt. Gegen die Beschuldigung, daß Luther seine Lehren aus des Erasmus Schriften geschöpft habe, beruft er sich auf Luther's eigenes Zeugniß, der ebenso ungünstig von ihm urtheile, wie der Fürst von Carpi; einer so allgemeinen Bewegung aber allein zu widerstehen, dazu habe er weder Beruf noch Kraft genug in sich gefühlt. „Soll ich aber," so schließt er, „frei heraussagen, wo der erste Grund dieses Unglücks liegt, so will ich meine Meinung darüber aussprechen. Das offenbar ruchlose Leben einiger Priester, der Stolz einiger Theologen, die unerträgliche Tyrannei einiger Mönche haben diesen Sturm herbeigeführt. Anfangs galt der Streit den Sprachen und der alten Literatur. Diese begünstigte ich, um durch sie die bisher gebräuchlichen Studien zu verschönern und zu unterstützen, nicht aber um die alten Lehrer von der Brücke herabzustoßen, und um die Ehre Christi zu befördern, aber nicht das alte Heidenthum zurückzurufen. Während hierüber mit abwechselndem Glücke gestritten wurde, zogen die Mönche den Streit in das Gebiet des Glaubens, denn hier fanden sie einen günstigen Vorwand. Der Reuchlin'sche Handel erregte gegen jene vorzüglich den Zorn der Gelehrten. Während dieser Krieg zwischen den Herolden und Feinden der Musen noch in vollen Flammen stand, trat Luther auf, und sogleich suchten jene die Freunde der schönen Wissenschaften in den Lutherischen Handel zu verwickeln, um sie mit ihm zugleich zu verderben. So ist durch die sich immer mehr zum Schlimmen wendende Hartnäckigkeit des einen, sowie durch den Haß und das unzeitige Geschrei des andern Theils die Tragödie bis jetzt stufenweis fortgeschritten." Der Fürst von Carpi ließ auf seine Antwort lange warten, aber Erasmus erhielt dann auch, anstatt eines Briefes, ein ganzes Buch. Nach einer weitläufigen, mit großem Ruhm der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit des Erasmus angefüllten, Einleitung kommt er auf die erwähnten Vorwürfe zu sprechen, von denen er, obgleich unter beständig fortgesetzten Lobsprüchen, doch in der Hauptsache nichts zurücknimmt, sondern vielmehr sie recht gründlich und geflissentlich durchführt, und dabei alles, was nur irgend dem Erasmus zur Last gelegt wurde, hervorhebt. Anfangs rühmt er es als ein wahres Wunder, daß ein Teutscher in den beiden classischen Sprachen so große Fortschritte gemacht habe, worin er den größten, in Italien und Griechenland geborenen und erzogenen Männern gleichkomme, ja manche noch übertreffe, und zugleich in so vielen andern Wissenschaften bewandert sei; bald aber schränkt er dieses Lob dahin ein, daß Erasmus, besage seiner Schriften, mehr Fleiß auf die schönen Wissenschaften, Beredsamkeit und Sprachen, als auf die strengeren Studien und die Philosophie verwandt habe, und hieraus wird bald ein offenbarer Tadel wegen seiner Abneigung gegen die scholastische Philosophie, die überhaupt der neueren Schule verächtlich geworden zu sein scheine, gleichsam als ob das, worüber die gelehrtesten Männer bisher in den Schulen disputirten, allen Werth verloren habe. Über die zweite Beschwerde, daß Erasmus Urheber der Religionsunruhen sei, erklärt er sich Anfangs so: „Es ist allerdings bei uns die Rede davon gewesen, daß einige deiner Schriften zu diesem Aufruhr Gelegenheit gegeben haben; aber Niemand hat dich beschuldigt, daß du daran Ursache seist; denn dies setzt eine bestimmte Absicht voraus, und wir behaupten nicht, daß es dein Wille gewesen sei, solche Unruhen zu erregen, sondern daß, indem du glaubtest Weizen zu säen, Unkraut dafür aufgegangen ist." Bald darauf heißt es aber schon: „Beim Lesen deiner Schriften kann man fast mit Händen greifen, daß Luther und seine Anhänger aus deinen Quellen das Wasser schöpften, womit sie ihre Giftsaaten begießen." Und so schreitet er stufenweise immer weiter fort, bis er dahin kommt, dem Erasmus wirklich Ursache und Schuld zuzuschreiben, theils weil er Ungehöriges geschrieben, theils weil er sich gegen Luther zu ruhig verhalten. Er macht ihm verschiedene Stellen seiner Schriften bemerklich, wo er vom Alterthume der päpstlichen und bischöflichen Macht, von gewissen Kirchengebräuchen u. a. theils zweifelhaft, theils unehrerbietig gesprochen; tadelt, daß er den Ehestand über den Cölibat erhoben, die Beichte nicht für eine göttliche, sondern für eine blos menschliche Anstalt erklärt, hergebrachte kirchliche Ausdrücke mit andern vertauscht habe, die zu unwürdigen Nebenbegriffen Anlaß geben könnten, u. dgl. m. Unter den einzelnen Schriften des Erasmus trifft sein Verdammungsurtheil am härtesten die „Lobrede der Thorheit," welche Stellen enthalte, wie sie selbst Julian der Abtrünnige nicht greulicher geschrieben; doch misbilligt er unter andern auch die Paraphrasen über das neue Testament, welche gleichsam das Ansehen hätten, als ob ein Mensch dem heiligen Geiste nachhelfen müsse. Am meisten macht er dem Erasmus seine zu geringe Thätigkeit im Kampfe gegen Luther zum Vorwurf; spottet über dessen gewöhnliche Entschuldigungen, daß er für ein solches Unternehmen zu schwach sei und die Sache ihn zu wenig angehe; hält ihm das Beispiel des Königs von England vor, und verliert sich selbst, um zu zeigen, daß Luther weder Schonung verdiene, noch schwer zu widerlegen sei, in eine ebenso weitläufige, als gemeine und geistlose Polemik gegen Luther. Er kommt wieder darauf zurück, die Bekanntschaft der Teutschen mit den schönen Wissenschaften für die vornehmste Ursache des Streites zu erklären, wofür er sich auf des Erasmus eigenes Geständniß, daß alle Freunde der schönen Wissenschaften in Teutschland Luther's Unternehmen gebilligt hätten, beruft, und schließt seine wortreichen Klagen über den veränderten Zustand, oder, wie er es meint, über das allgemeine, durch die Wissenschaften und ihren Misbrauch herbeigeführte Verderben, mit der auf Erasmus insbesondere bezüglichen Wendung: er könne deshalb auch gar nicht dafür stimmen, daß das Studium der schönen Wissenschaften für die Theologie nützlicher sein

Digitized by Google

solle als die gründliche Gelehrsamkeit (worunter er allemal die scholastische Philosophie versteht), ohne welche die vielen, in der heiligen Schrift enthaltenen, hohen Geheimnisse gar nicht verstanden, noch viel weniger gegen die Angriffe der Ketzer und Religionsverächter vertheidigt werden könnten. Erasmus beeilte sich nicht mit seiner Antwort auf diese Vorwürfe, da sie fast nichts enthielten, was er nicht von Andern schon früher gehört und nach Möglichkeit beantwortet hatte. Inzwischen brach Kaiser Karl's V. Krieg gegen den Papst aus, und da der Fürst von Carpi bei dieser Gelegenheit dem Kaiser, in dessen Diensten er stand, untreu geworden war und sich an den Papst angeschlossen hatte, so kam er bei der Eroberung Roms durch die kaiserlichen Truppen in große Gefahr, der er sich jedoch durch die Flucht entzog. Sein Aufenthalt war eine Zeit lang unbekannt, bis er endlich in Paris, am Hofe des Königs von Frankreich, erschien, wo er auch den Streit gegen Erasmus erneuerte, indem er die beiden erwähnten Streitschriften, wiewol nicht ganz unverändert, drucken ließ, und dadurch die Sache zur Öffentlichkeit brachte. Dennoch ließ Erasmus noch über ein Jahr vergehen, ehe er zu einer schriftlichen Widerlegung schritt, die er dann aber auch sehr schnell, nämlich nach seiner Angabe in sechs Tagen, neben andern überhäuften Geschäften, ausarbeitete. Sie erschien in Gestalt eines Briefes an den Fürsten, unterm 13. Febr. 1529. Bei der Beantwortung der gegen ihn gerichteten harten Beschuldigungen, von denen er keine übersah, hielt sich Erasmus zwar immer in den Grenzen der Mäßigung und des Anstandes, ließ es aber auch an scharfen, freimüthigen und selbst satyrischen Gegenreden nicht fehlen. Indem er mit seiner bekannten Geschicklichkeit alle Vorwürfe von sich abwälzte, und dabei beharrte, er habe die katholische Kirche im Wesentlichen nirgends angetastet, und wo er Misbräuche und sittliche oder wissenschaftliche Mängel und Verirrungen in Ernst oder Scherz gerügt, dabei doch nie die Achtung vor dem Oberhaupte der Kirche vergessen, und jede gewaltsame Veränderung immer verabscheut, ließ er sich doch einmal das Zugeständniß entschlüpfen: er würde freilich manches lieber nicht geschrieben haben, wenn er eine solche Wendung der Zeitereignisse hätte voraussehen können! Übrigens vertheidigte er die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Sprachkunde für die Theologie, und die allgemeine Verbreitung christlicher Erkenntniß ohne Beschränkung auf den Gelehrtenstand, und setzte dem Vorwurfe, daß die Teutschen der Beredsamkeit die Weisheit aufgeopfert hätten, die Bemerkung entgegen, daß die Leute, welche sich ihr ganzes Leben lang auf nichts anderes, als auf die Verfeinerung der Sprache legten, nirgends häufiger zu finden wären, als eben in Italien, das doch, nach der Meinung des Fürsten, die Weisheit vorzugsweise inne haben sollte; in Teutschland blühe indessen das Studium der Philosophie weit mehr als in Italien, und noch mehr die Theologie; denn in Italien sei diese fast ausschließlich auf einige wenige Mönche verwiesen. Zum Schlusse wünscht er, es möge dem gelehrten Fürsten gefallen haben, seine Geistesgaben entweder an einem andern Gegenstande zu zeigen, oder den gewählten doch anders zu behandeln. Anstatt jedoch den letzten Rath zu befolgen, trat der Fürst mit einem neuen Werke, von noch größerem Umfange als das vorige, gegen Erasmus auf, worin er alle erdenkliche Stellen aus dessen Schriften, die auf irgend eine Weise dazu dienen konnten, jene alten Vorwürfe zu bestärken und durch neue zu vermehren, zusammenstellte, oder vielmehr durch Andere in seinem Namen zusammentragen ließ; aber die Vollendung dieses Werkes erlebte er nicht, sondern starb während des Druckes desselben, im J. 1530, nachdem er, wenige Tage vor seinem Tode, sich in das Gewand des Franziskanerordens hatte einkleiden lassen, in dem er auch begraben wurde. Ungeachtet er nun so für jeden irdischen Streit unzugänglich war, hielt es Erasmus doch, seiner übrigen Gegner in Paris wegen, für rathsam, sich auch gegen diesen letzten Angriff in einer kurzen Apologie, die jedoch in der Sache nichts Neues enthält, zu verantworten. Die Vertheidigung des Fürsten übernahm dagegen, nach dessen Tode, der spanische Theolog Sepulveda, ein zwar gelehrter, aber unredlicher und charakterloser Mann, in einer Antapologia pro Alberto Pio Comite Carpensi in Erasmum (1532), worin er zugleich den von Stunica begonnenen Streit gegen Erasmus wieder aufnahm. Dieser sprach sich gegen ihn mit einer Bitterkeit und Verachtung aus, die Sepulveda vielleicht durch seine sonstige Gesinnung, aber nicht eben durch den Gehalt und den ziemlich gemäßigten Ton seiner Schriften verdiente.

Ohne Zweifel war das letzte Werk des Fürsten von Carpi in Folge der Aufreizungen der pariser Theologen entstanden, die schon seit einer Reihe von Jahren mit Erasmus in offenem Kampfe lebten; denn Paris war es, wo die Gegner des Erasmus aus der römischen Kirche gleichsam ihr Hauptquartier hatten, und an ihrer Spitze stand dort einer der streitlustigsten Doctoren der Sorbonne, Natalis Bedda. Schon seit 1524 hatte dieser, in Gemeinschaft mit der durch ihn geleiteten theologischen Facultät, sich bemüht, die Verbreitung der Schriften des Erasmus in Frankreich zu hindern, was zuerst mittels eines äußerst nachtheiligen Berichts über die Paraphrasen des neuen Testaments geschah, worin Erasmus beschuldigt wurde, seine Lehre sei in vielen Stücken irrig und verberge unter künstlichen Worten das Gift der Ketzerei dieser Zeit; er greife ohne Scheu die guten Sitten an, begegne dem heiligen Stande der Mönche unanständig, und sei gewissermaßen ein Schismatiker. Als Erasmus von den Ausstellungen hörte, die man in Paris gegen seine Lehren und Schriften gemacht hatte, knüpfte er mit Bedda einen Briefwechsel an, in welchem er sich Anfangs (ungefähr auf ähnliche Weise, wie Reuchlin gegen die cölner Theologen) sehr ehrerbietig und nachgiebig aussprach, von Bedda aber (unterm 21. Mai 1525) die grobe Antwort erhielt: das Beste, was er (Erasmus) thun könne, sei, gar nichts mehr zu schreiben; was er bisher geschrieben habe, würde sehr gefährlich sein, wenn es nicht beträchtlich verbessert würde. Erasmus antwortete auch hierauf noch sehr glimpflich, obwol er gegen manche grundlose Vorwürfe sich gebührend vertheidigte; und da Bedda ihm Mangel an Kenntniß der Scholastiker als Fehler angerechnet, und auf

Digitized by Google

diese verwiesen hatte, um aus ihnen Demuth zu lernen, erklärte Erasmus dagegen: er verachte keinen Schriftsteller, bei den Scholastikern aber finde er zwar Niedrigkeit in ihrem Styl, aber sehr wenig Demuth bei ihnen selbst; einige Schriften, die er in seiner Jugend gelesen, hätten ihm eben nicht misfallen; aber, setzt er hinzu: wenn ich diese neuern Schriftsteller jetzt lese, missalle ich mir selbst weniger; ich finde keine Bücher, die fähiger sind, meinen Stolz zu demüthigen, als die Evangelien und die Briefe der Apostel. Da Erasmus in diesem Briefe sich verschiedentlich auf die günstigen Urtheile der höchsten Personen und großer Gelehrten, über ihn und seine Schriften, berufen hatte, so fand dies Bedda nur noch anstößiger. Der Briefwechsel ging eine Zeit lang fort; da aber Erasmus, bei aller Submission, die er in der Form beibehielt, doch seine Autorität zu behaupten suchte und seine angefochtenen Lehrsätze vertheidigte, so legte ihm Bedda dies als eine Hartnäckigkeit aus, die keine Schonung mehr verdiene, und trat öffentlich mit einer Schrift gegen ihn auf. Gleichzeitig (im Mai 1526) bewog er die theologische Facultät zu Paris überdies noch zu einem heftigen Verdammungsurtheile gegen die Gespräche des Erasmus, die eben damals in Frankreich stark verbreitet wurden. Erasmus wandte sich Anfangs mit glimpflichen Erbietungen an die Facultät; aber im Juni 1526 reichte er bei dem Parlamente zu Paris eine Klagschrift gegen Bedda ein, worin er unter Anderm behauptete, daß in Bedda's Streitschriften über hundert offenbare Lügen und Verleumdungen wären, und deshalb bat, entweder Bedda's Schmähschriften zu unterdrücken, oder auch ihm die Verbreitung seiner Antworten zu gestatten. In ähnlichem Sinne schrieb er bald nachher an den König von Frankreich selbst, und erlangte bei diesem wirklich, daß Bedda's Buch verboten, und dieser, da er es, gegen das königliche Verbot, dennoch verbreitete, gefangen gesetzt, und nur unter der Bedingung, sich auf Erfodern wieder zu stellen, entlassen wurde. Außer dem Briefwechsel in dieser Angelegenheit gab Erasmus auch zu seiner Vertheidigung einige Schriften öffentlich heraus, worin er, nicht zufrieden, den Ungrund der ihm gemachten Beschuldigungen darzuthun und die angefochtenen Sätze zu retten, es auch an Gegenvorwürfen und Schmähungen gegen Bedda nicht fehlen ließ, von denen er jedoch immer wieder zu versöhnlichen Anerbietungen, wiewol fruchtlos, zurückkehrte. Soviel ihm aber auch daran gelegen zu sein schien, und so mannichfache Mühe er sich gab, in Paris günstig beurtheilt zu werden, so waren doch alle seine Bemühungen vergebens; denn die theologische Facultät gab unterm 17. Dec. 1527 eine Erklärung heraus, worin sie über 32 angeblich von Erasmus behauptete irrige Lehrsätze ihr Verdammungsurtheil aussprach. Diese Sätze waren zum Theil offenbar verdreht, zum Theil von Erasmus nur problematisch ausgesprochen worden; übrigens wurde es auch als strafbare Irrlehre angegeben, wenn Erasmus z. B. lehrte, die dem Dionysius Areopagita zugeschriebenen Schriften rührten nicht wirklich von diesem her, sondern seien erst in späterer Zeit ihm untergeschoben; eine nachmals allgemein anerkannte Wahrheit, u. dgl. m. Erasmus unterließ nicht, auch gegen diesen Facultätsausspruch sich zu vertheidigen; doch that er dies mit so vieler Behutsamkeit, daß er sogar manches, theils ohne Noth, theils wider sein besseres Gewissen und nicht zur Ehre der Festigkeit seiner Überzeugung, zugab; wenn z. B. die Facultät es anstößig fand, daß Erasmus gezweifelt habe, ob der Apostel Paulus Verfasser des Briefes an die Hebräer sei, so beruft er sich zwar deshalb auf die Zeugnisse älterer guter Kirchenlehrer, welche dem Paulus diesen Brief absprechen, fügt aber hinzu: wenn die Kirche entscheide, dieser Brief sei von Paulus, so wolle er nicht länger daran zweifeln; und wenn es ihm zum Verbrechen gemacht wurde, gelehrt zu haben, daß die Todesstrafe der Ketzer kein göttliches Gebot sei, so begnügt er sich zu sagen: Ich verurtheile weder die, welche tödten, noch die, welche getödtet werden; ich drücke mich nur aus, wie die Kirchenväter, die gegen die Ketzer nur Gründe und Bücher gebrauchten.

Während Erasmus in diesem Streite mit den pariser Theologen begriffen war, erhielt die Sache noch eine andere Wendung durch Ludwig von Berquin, einen gelehrten französischen Edelmann und Verehrer von Luther und Erasmus, der, um der neu erwachten Geistesfreiheit in Frankreich noch mehr Eingang und Verbreitung zu verschaffen, seit 1525, mehre Schriften des Erasmus ins Französische übersetzte. Erasmus wußte ihm dafür wenig Dank, wie er ihm auch in einem Briefe selbst zu erkennen gab, weil er dadurch nur die Menge seiner Feinde vermehre. Inzwischen wurde Berquin als Ketzer angeklagt und auf Anstiften Bedda's ins Gefängniß geworfen, doch noch einmal auf freien Fuß gesetzt; die theologische Facultät aber unterwarf die von ihm übersetzten Schriften des Erasmus ihrer Censur, und erklärte sie, wegen vieler angeblich darin enthaltener ketzerischer, gottloser, den guten Sitten zuwider laufender, oder sonst anstößiger und fromme Ohren beleidigender Stellen, des Feuers würdig. Berquin, selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, ein Mann von unbescholtenen Sitten und durchaus kirchlicher Gesinnung, aber unfähig seine bessere Überzeugung zu unterdrücken, oder, wie es Erasmus nannte, sich ruhig zu verhalten, fiel indessen einige Jahre später aufs Neue in die Schlingen der Ketzerrichter, und endete sein Leben am 17. April 1529, mit unerschüttertem christlichem Heldenmuthe, auf dem Scheiterhaufen. Erasmus bedauerte aufrichtig seinen Tod und erklärte ihn für unschuldig; ja, er behauptete sogar, Berquin habe das Lutherthum verabscheut; doch hatte er hierin Unrecht, da Berquin allerdings als ein Bahnbrecher der Reformation in Frankreich auftreten wollte und, wie Beza sagt, für Frankreich ein zweiter Luther hätte werden können, wenn ihn die äußeren Verhältnisse begünstigt hätten. Obgleich nun das Verdammungsurtheil, welchem Berquin unterlag, sich angeblich nur auf die von ihm gefertigten Übersetzungen gründete, in denen er sich Änderungen erlaubt haben sollte, um dadurch eine noch größere Wirkung hervorzubringen, so würde doch Erasmus selbst, wenn er in Frankreich gelebt hätte, einem ähnlichen Schicksale schwerlich haben entgehen können.

In die Reihen der Gegner, die wider Erasmus in

Digitized by Google

Frankreich aufstanden, drängte sich auch Peter Sutor (eigentlich le Couturier), ein Doctor der Sorbonne, der sich aber in ein Karthäuserkloster zurückgezogen hatte, und von hier aus, in dem für Erasmus so fehdereichen Jahre 1525, eine gegen alle neueren Übersetzungen der Bibel, namentlich aber gegen die des neuen Testaments von Erasmus, gerichtete Schrift ausgehen ließ [50]), die eine ebenso starke Probe der Unwissenheit als der Bosheit ihres Verfassers gab; denn ohne es nur im Geringsten auf eine wissenschaftliche Prüfung der von ihm angegriffenen Arbeiten anzulegen, wozu er auch gar nicht die Kenntnisse und Fähigkeiten besaß, ging seine ganze Abhandlung nur darauf hinaus, die ausschließliche Autorität der Vulgata zu vertheidigen, ihre Allgenugsamkeit, selbst dem hebräischen und griechischen Grundtexte gegenüber, zu preisen, alle neueren Übersetzungen hingegen, und namentlich die des Erasmus, als ketzerisch und gotteslästerlich zu verdammen, wobei er diesen mit den heftigsten Schmähungen angriff, ihm alle theologische Gelehrsamkeit ebenso sehr als alle Wahrheitsliebe absprach, und überhaupt das Studium der Sprachen und schönen Wissenschaften für die Quelle alles Verderbens erklärte. Was noch irgend von einigem Sachgehalte in dem Buche vorkam, war nur aus den Schriften des Stunica und anderer gelehrterer Gegner des Erasmus zusammengestoppelt; die Sätze und Beweisführungen Sutor's, sowie sein Styl, waren ganz im Geist und Geschmack der obscurorum virorum gehalten, und er kam also damit wenigstens um zehn Jahre zu spät; dennoch schien der Umstand, daß das Buch in Paris, unter den Augen und mit der Censur der theologischen Facultät, erschienen war, für Erasmus wichtig genug, es einer ausführlichen Antwort (Apologia adversus debacchationes Petri Sutoris) zu würdigen, worin er, bald mit Ernst, bald mit Spott, wie sie ihm beide zu Gebote standen, theils den allgemeinen Charakter des Buches schilderte, theils die einzelnen thörichten Behauptungen desselben angriff und zurückwies. Freilich geschah dies auch nicht immer mit Gründen, sondern zugleich, was des Erasmus nicht so ganz würdig, aber vielleicht in Rücksicht auf seinen Gegner um so wirksamer war, mit Berufung auf höhere Autoritäten, namentlich auf Papst Leo X., der die ihm zugeeignete Übersetzung des neuen Testaments gebilligt habe, Papst Hadrian VI., der noch als Cardinal ihn habe auffodern lassen, das alte Testament ebenso zu bearbeiten, als das neue, u. s. w., sowie er sich auch, gleichsam zur Beschämung seines Gegners, die ganz ungegründete Behauptung erlaubte, kein guter Katholik habe bis dahin von seinen Paraphrasen Böses geredet, und nur die Lutheraner wären damit unzufrieden gewesen, weil Erasmus die Auslegungen der Alten den ihrigen vorgezogen habe. Erasmus widmete seine Apologie dem Parlamentspräsidenten Johann Selva, um sich zugleich des Schutzes eines hohen Gerichtshofes zu versichern; indessen hätte er dieser Vorsicht kaum bedurft, da man sich in Frankreich des Sutor'schen Werkes so schämte, daß selbst Bedda, dieser erbitterte Gegner des Erasmus, nicht umhin konnte, dasselbe zu misbilligen und die theologische Facultät wegen der ihm ertheilten Approbation zu entschuldigen. Gleichwol antwortete Sutor dem Erasmus in einer Antapologie, worin er, um Erasmus recht zu schmähen, auch aus anderen, früheren Schriften desselben allerlei angeblich ketzerische und gotteslästerliche Sätze hervorsuchte. Erasmus, ob er gleich eingestand, er habe seit vielen Jahren keine Arbeit so bereut, wie seine Apologie gegen Sutor, konnte es doch nicht unterlassen, auch diese Antapologie in seiner bekannten Weise zu beantworten, wodurch er, ungeachtet er hauptsächlich nur des Verfassers Unwissenheit aufdeckte, ihr doch eine Wichtigkeit gab, die sie gar nicht verdiente.

Einen nicht ganz so unwürdigen Gegner erhielt Erasmus einige Zeit nachher noch in Folge seines Streites mit dem Fürsten von Carpi, an Augustinus Steuchus Eugubinus, der später in der römischen Kirche eine bedeutende Rolle spielte, damals aber eben erst anfing, sich in der gelehrten Welt bekannt zu machen, und den ohne Zweifel seine genaue Verbindung mit dem Fürsten von Carpi bewog, nach dessen Tode wider Erasmus zu schreiben. Er griff diesen auf einer Seite, wo er grade nicht sehr stark war, zuerst zwar nicht namentlich, aber doch so an, daß Erasmus sich empfindlich getroffen fühlen mußte. Steuchus gab nämlich Anmerkungen über einige Theile des alten Testaments (Veteris Testamenti ad veritatem hebraicam recognitio) heraus, worin er zwar die kirchliche Autorität der Vulgata aufrecht zu erhalten, sie aber, mit Hilfe des hebräischen Grundtextes, zu der Richtigkeit zurückzubringen suchte, wie er meinte, daß Hieronymus sie geschrieben habe. Erasmus hatte zwar das alte Testament nicht ex professo kritisch bearbeitet, aber doch bei seinen Arbeiten über das neue Testament und an andern Orten öfters Gelegenheit gehabt, manches hierher Gehörige zu berühren, wovon Steuchus Gelegenheit nahm, zuweilen, ohne ihn zu nennen, ihn doch mit einiger Bitterkeit zu tadeln und zu widerlegen. Gingen nun diese Ausfälle zum Theil auch nur aus vorgefaßten Meinungen und persönlicher Abneigung hervor, so waren sie doch, bei der gründlicheren Kenntniß des Hebräischen, die Steuchus besaß, nicht ganz ohne wissenschaftliche Bedeutung. Erasmus hätte nun freilich, da er nicht namentlich angegriffen, sondern immer nur von gewissen Leuten und dergl. die Rede war, die Sache ganz können auf sich beruhen lassen; da ihn indessen jeder von Rom aus gegen ihn gerichtete Angriff doppelt ängstlich machte, so fand er doch eine Vertheidigung nöthig, und gab dieselbe in einem weitläufigen Sendschreiben an Steuchus (oder, wie er ihn nennt, Eugubinus) vom 27. März 1531 (Opp. edit. Lugd. Bat. 1703. T. III. p. 1374—1386), dessen Eingang keine Streitschrift, sondern eine freundschaftliche Unterhaltung erwarten läßt. Er beginnt nämlich mit einem Glückwunsch an Eugubinus, wegen seiner literarisch so ungemein günstigen Stellung bei der Bibliothek des verstorbenen Cardinals Grimani, und schließt daran eine umständliche Erzählung von seiner mit diesem

50) *Petri Sutoris*, Cartusiani, Theologi professione, de traditione Bibliae et novarum interpretationum reprobatione locubrationes variorum voluminum lectione undequaque collectae. (Paris. 1525. fol.)

Digitized by Google

Cardinal gemachten Bekanntschaft, die ihn, wenn sie früher eingetreten wäre, vielleicht für immer in Rom würde zurückgehalten haben; durch eine ganz überraschende Wendung kommt er dann auf Eugubinus' Anmerkungen zum Pentateuch, die er sehr lobt, jedoch mit dem Zusatz, er habe einiges Wenige darin gefunden, worüber einige Bemerkungen nützlich sein könnten, damit die künftigen Schriften, die Eugubinus erwarten lasse, noch tadelloser ans Licht treten möchten. Nun macht er seine Ausstellungen Anfangs ganz bescheiden und liebreich, je mehr er sich aber in den Text hineinschreibt, immer bitterer, spöttischer und gereizter, sodaß die persönliche Empfindlichkeit des Erasmus, der überall keinen Tadel vertragen konnte, vor dem Interesse an der Sache, der es Anfangs allein zu gelten schien, immer deutlicher und unangenehmer hervortritt. Steuchus antwortete, in einem Sendschreiben an Erasmus, vom 25. Juli 1531 (l. c. p. 1919—1932), ziemlich in gleichem Tone, mit Höflichkeiten anfangend, im weiteren Fortgange aber, wo er genau dem Gange des Erasmischen Briefes folgt, mit nicht geringer Bitterkeit; und indem er freilich Vieles nur aus Vorurtheil und Rechthaberei gegen Erasmus ohne Grund behauptet, sagt er ihm doch mitunter auch manche Wahrheit, wie er denn, nicht ohne Grund, es im Allgemeinen rügt, daß Erasmus, anstatt sich nur mit gemeinnützigen Arbeiten zu beschäftigen, seine Zeit auf so viele Apologien und Streitschriften verwende. Es war zu erwarten, daß Erasmus durch diese Vertheidigung nicht eines Besseren belehrt, sondern nur noch mehr erbittert werden würde; jedoch äußerte er seinen Verdruß, soviel bekannt, nur in Privatbriefen (von denen er aber freilich wußte, daß sie nicht verborgen bleiben würden), ohne den Streit öffentlich weiter fortzusetzen.

Durch diese Streitigkeiten mit einzelnen Mitgliedern der römischen Kirche — deren noch mehre ähnliche, besonders durch allerlei schmähsüchtige Angriffe der Franziskaner und anderer Mönche in Teutschland, Spanien und Italien hervorgerufen, erzählt werden könnten, wenn sie nicht in geschichtlicher und wissenschaftlicher Hinsicht allzu unbedeutend wären, — änderte sich jedoch nichts in der allgemeinen kirchlichen Stellung, die Erasmus behauptete; er wollte äußerlich immer für ein treues Mitglied der katholischen Kirche gelten, und trat den Reformatoren um keinen Schritt näher; vielmehr ward er um ebendieselbe Zeit mit einigen der letzteren in neue heftige Streitigkeiten verwickelt. Hierher gehört zuvörderst sein Federkrieg mit dem großen Schweizer-Reformator Ökolampadius. Dieser Mann hatte in seiner Jugend mit Erasmus in einer engen freundschaftlichen Verbindung gestanden und seinerseits immer große Achtung gegen ihn bewahrt; sobald er aber entschieden auf Zwingli's Seite trat und dem Werke der Reformation seine Kräfte widmete, zog sich Erasmus von ihm zurück, und empfand es sogar übel, daß Ökolampadius, in der Vorrede zu seinem Commentar über den Propheten Jesaias, ihn magnus noster Erasmus genannt hatte, da er von einer Gemeinschaft, wie man sie in dem Worte noster hätte angedeutet finden können, durchaus nichts wissen wollte. Als Ökolampadius im J. 1525 sein Buch De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, expositione, herausgab, worin er die bis dahin allgemein angenommene Lehre von der körperlichen Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle bestritt, und diese Schrift, wie leicht erklärlich, viel Aufsehen machte, ward Erasmus von dem Rathe zu Basel um sein Urtheil über dies Buch befragt, und gab sein Gutachten sehr schwankend dahin ab: das Buch sei mit vieler Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Anmuth geschrieben; er würde auch hinzusetzen, mit vieler Frömmigkeit, wenn man Frömmigkeit annehmen könne, bei einem Widerspruch gegen die Meinung der Kirche, von der man sich doch nie entfernen dürfe. Indessen erinnerte man sich nicht nur, daß auch Erasmus (z. B. im Enchiridion militis christiani) von einem blos geistigen Genusse des heiligen Abendmahls in einer Weise gesprochen hatte, die sich mit den Lehren der Schweizer-Reformatoren sehr gut vereinigen ließ, sondern auch, daß er noch, in vertrauten Gesprächen, über diesen Gegenstand Ansichten entwickelte, die vor der strengen Kirchenlehre nicht wol bestehen konnten. Ohne die Absicht, zu beleidigen oder zu kränken, nur im Feuer, die neue Auffassungsweise recht weit zu verbreiten und wo möglich durch eine geachtete und unverdächtige Autorität zu stützen, wurden dergleichen Äußerungen des Erasmus verschiedentlich ans Licht gezogen und besprochen. Unter andern soll (wenigstens nach des Erasmus eigener Vermuthung) Pellicanus, der damals, ebenso wie Ökolampadius, als Professor der Theologie zu Basel lebte, und vorher ebenfalls zu den größten Verehrern des Erasmus gehört hatte, dergleichen in Gesprächen mit Erasmus vernommene Äußerungen, in Briefen mitgetheilt haben, worüber Erasmus, wie man denken kann, sehr empfindlich war. Noch mehr Verdruß empfand er, als eine eigne kleine Schrift (von Leo Judá) erschien, worin Erasmus' und Luther's Lehren vom heiligen Abendmahle als verwandt und der Meinung der Schweizer-Reformatoren günstig zusammengestellt waren. Diese, in gutem Glauben und ohne alle üble Meinung verfaßte Schrift nahm Erasmus für eine böswillige Lästerung und Verleumdung auf, und setzte ihr, im Juni 1526, eine Gegenschrift (Praestigiarum libelli cujusdam detectio) entgegen, worin er sich auf das Eifrigste verwahrte, daß er nie die Meinung derer, welche die wirkliche Gegenwart leugneten, begünstigt habe. Er kam hier auch wieder auf das obige Buch des Ökolampadius zu sprechen, und sagte, er habe darin dreierlei lobenswerth gefunden, nämlich Gelehrsamkeit, richtige Schlußfolge und gute Schreibart; er habe es auch sonst mit Vergnügen gelesen, weil viel Gutes vom Gebrauche des Leibes und Blutes des Herrn darin gesagt werde; und er würde es gern unbedingt für ein frommes Buch erklärt haben, wenn nicht der Verfasser eine von der Kirche verworfene Lehre darin vertheidigt hätte; daraus aber, daß er sein Urtheil über das Buch des Ökolampadius mit Bescheidenheit gemäßigt habe, folge noch gar nicht, daß er dessen Ansichten theile. In einer andern Schrift, dem Sendschreiben an die Geistlichen zu Strasburg, ging er noch weiter, und erklärte, daß sein Urtheil über das Buch des Ökolampadius, richtig verstan-

Digitized by Google

den, sogar als ein Bekenntniß des katholischen Glaubens zu betrachten sei, wobei seine Mäßigung, in dem Gutachten an den Rath zu Basel, nur denjenigen Theologen misfallen könne, welchen auch die geringste Schonung gegen den Irrthum und die Irrenden schon für Gottlosigkeit gelte. In ähnlicher Weise widersprach er auch der Annahme irgend einer Übereinstimmung zwischen seiner und Luther's Lehre in Ansehung des Abendmahls, in einem Schreiben an die Versammlung zu Baden, welche den Zweck hatte, die Lehre vom Abendmahle zu untersuchen. Man hatte zu dieser Versammlung auch ihn eingeladen, doch fand er nicht für gut, derselben persönlich beizuwohnen, sondern entschuldigte sich mit seiner schwachen Gesundheit. Auch mit Pellicanus ließ er sich in einen Briefwechsel ein, und gab zugleich seinen Unwillen über die ihm angethane Verleumdung (wie er es nannte) in Briefen an Andere, und in dem schon erwähnten gedruckten Sendschreiben an die Geistlichen in Strasburg zu erkennen, welches er, um ihm noch weitere Verbreitung zu geben, sogar ins Teutsche übersetzen ließ. Bei alle dem sieht man nur zu deutlich, daß Erasmus in diesem ganzen Streite nicht mit Aufrichtigkeit zu Werke ging, und daß seine eigene Überzeugung in dieser wichtigen Lehre nicht recht fest stand; denn während er in seinen hierher gehörigen ostensiblen Briefen und Streitschriften sich vorzugsweise nur mit Persönlichkeiten, mit unbestimmten Klagen über Verleumdungen und dergl. und mit ebenso unbestimmten allgemeinen Versicherungen seiner kirchlichen Rechtgläubigkeit beschäftigt, und für die kirchliche Lehre doch zuletzt nichts anderes als eben die kirchliche Autorität anzuführen weiß (daher auch diese Schriften gar keinen eigentlichen wissenschaftlichen Werth haben), schreibt er, mit schüchtener Verhüllung seiner wahren Gedanken, an Pirckheymer: In der Lehre vom Abendmahle würde ich, bei meinen geringen Kenntnissen, einige Zweifel hegen, wenn mich nicht die Autorität der Kirche befestigte! Man weiß aber, daß Erasmus gemeiniglich dann sich in das Gewand der Bescheidenheit hüllte und seine Gelehrsamkeit gering anschlug, wenn er es nicht für gut fand, seine Meinung über einen wichtigen Gegenstand frei herauszusagen. Leo Judä, der von Erasmus in der oben genannten Schrift sehr übel behandelt worden war, verantwortete sich mit vieler Sanftmuth, in einer, nur die Sache ruhig ins Auge fassenden, teutschen Schrift [51]), welcher Erasmus keine ausdrückliche Widerlegung entgegensetzte, wiewol er bei andern Gelegenheiten noch mit manchen bitteren Ausfällen gegen die Lehre der Schweizer-Reformatoren hervortrat. Überhaupt wurde von jetzt an seine Stimmung gegen die Reformatoren immer gereizter, argwöhnischer und abgünstiger; den freundschaftlichen Verkehr, den er mit einzelnen derselben noch unterhalten hatte, brach er ab, und schien sich recht darin zu gefallen, jede ihrer Äußerungen und Handlungen sich und andern in dem möglichst ungünstigsten Lichte darzustellen, um dann seinen Groll und Mismuth wieder daran zu nähren.

In Basel gingen inzwischen, wie schon oben angedeutet wurde, die reformatorischen Bewegungen ihren unaufhaltsamen Gang fort. Eine Zeit lang erhielt sich noch der Zwiespalt zwischen den Anhängern des Papstes und der Reformatoren; und obgleich Erasmus, dem nach seiner damaligen Gesinnung überhaupt jede Abweichung von dem Hergebrachten ein Ärgerniß war, in einem Briefe an Pirckheymer erklärt, der päpstlich gesinnte Theil sei der vernünftigere, obgleich der kleinere gewesen, so weiß man doch aus andern, zuverlässigeren Nachrichten, daß eben die Päpstlichgesinnten es waren, die sich allen, auf Frieden und mögliche Vereinigung berechneten Anordnungen des Stadtrathes eigensinnig widersetzten und ihre Wirksamkeit vereitelten. Die Evangelischen, die sich allenthalben zurückgedrängt und mit leeren Vertröstungen abgewiesen sahen, verloren endlich die Geduld, und da sie befürchteten, es sei darauf angelegt, sie mit Gewalt zu unterdrücken und den Päpstischen alle Macht in die Hände zu geben, bewaffneten sie sich, führten Geschütz auf und blieben so gerüstet am 8. und 9. Febr. 1529 auf dem Markte. Die heimliche Flucht des Bürgermeisters Meltinger und seines Schwiegersohnes, des Rathsherrn Offenburg, vermehrte die aufgeregte Stimmung, und die Zahl der Bewaffneten stieg am 9. Febr. auf 2000. In der Hauptkirche stieß ein bewaffneter Bürger zufällig ein Heiligenbild um; darüber entstand Streit; man berichtete dies auf die Hauptwache, und nun drangen die Bürger haufenweise in das Münster ein, warfen Bilder, Altäre und dergl. um und räumten sie hinaus. Ebenso verfuhr man in den andern Stadtkirchen. Einigen Rathsherren, die herbeikamen, um Ruhe zu stiften und dem Bilderssturme zu wehren, gaben die Bürger zur Antwort: Ihr Herren habt über diese Sache nun drei Jahre lang gerathschlagt und kein Ende finden können, denn die Zwietracht ist immer unter euch geblieben; jetzt wollen wir es in einer Stunde ausmachen, damit fürderhin dieser Sache wegen keine Spannung mehr sei! Und so wurden alle Heiligenbilder und Altäre aus den Kirchen weggeschafft. Das Holzwerk sollte Anfangs den Armen zu Brennholz überlassen werden; da man aber zu keiner friedlichen Theilung kommen konnte, so entschloß man sich endlich, alles auf dem Münsterplatze öffentlich zu verbrennen. Dies geschah den 12. Februar. Den folgenden Tag wurden einige des Rathes entsetzt, und erklärt, daß Bilder und Messe für immer aus der Stadt verbannt sein sollten. So war das Papstthum in Basel, zwar nicht ohne Unruhe, aber doch ohne eigentlichen Aufruhr und ohne Blutvergießen abgeschafft. Die hohe Geistlichkeit und ihre Angehörigen begaben sich nach Freiburg im Breisgau, wohin auch einige Mitglieder der Universität, die sich der neuen Kirchenordnung nicht anschließen wollten, z. B. Berus und Glareanus, ihnen folgten [52]).

Erasmus, für welchen der Aufenthalt in Basel schon durch den zwei Jahre vorher erfolgten Tod seines Freun-

51) Auf Entdeckung Doctor Erasmi von Rotterdam der tückischen Argliften eines teutschen Büchleins, Antwort und Entschuldigung Leonis Jud. (3 Bogen.)

52) Heß, Erasmus von Rotterdam. 2. Th. S. 344 u. f., aus Bullinger u. A.

Digitized by Google

des, des älteren Frobenius, sehr an Werth verloren hatte, kam durch diese Vorgänge (die er in einigen seiner Briefe mit vieler Bitterkeit und Übertreibung schildert) in neue Verlegenheit. So schwer es ihm fiel, bei seinen schon vorgeschrittenen Jahren, sich einem vieljährigen Wohnorte zu entreißen und in einem ungewohnten Lebensverhältnisse neu einzurichten; so manche glänzende und vortheilhafte Anträge er deshalb noch in den letzten Jahren zurückgewiesen hatte; so achtungsvoll man in Basel ihn zu behandeln fortfuhr; so verletzte ihn doch nicht nur der tägliche Anblick des entschiedenen Sieges einer Sache, gegen die er nun einmal eingenommen war, sondern er fürchtete auch, sein fortgesetztes Verweilen in Basel, einer nun völlig reformirten Stadt, könnte auf ihn den Schein einer Anhänglichkeit an die dort herrschend gewordenen Grundsätze werfen, und dieser Verdacht werde ihm, mit dem Vertrauen seiner vornehmen Freunde, zugleich die Pensionen entziehen, auf welche sein äußerer Wohlstand und sein Leben in ehrenvoller Muße sich hauptsächlich gründete. So, nachdem er erst im Juni 1528 einen Ruf des Königs Ferdinand, mit einer Pension von 400 Gulden in Wien zu leben, um dort, ohne alle Geschäfte, nur dem Hofe und der Universität zur Zierde zu dienen, abgelehnt hatte, bemühte er sich nun, im März 1529, durch Vermittelung des Bischofs von Trient, wenigstens einen scheinbaren Ruf desselben Königs zu erlangen, um Basel unter einem gültigen Vorwand und ohne Aufsehen verlassen zu können. Dies wurde ihm gern bewilligt, und er machte sich nun in der Stille zur Abreise fertig, noch immer nicht ohne die grundlose Besorgniß, man möchte ihn gewaltsam zurückhalten oder sich gar an seinem Eigenthum vergreifen. Lange in Zweifel, wohin er sich wenden sollte, entschied er sich endlich für Freiburg im Breisgau, als die nächste österreichische Stadt, und schickte seine bewegliche Habe dahin voraus. Als dies in Basel kund wurde, bemühten sich mehre dortige Gelehrte, ihn von seinem Vorsatze zurückzubringen; aber es war zu spät; doch benahm er ihnen nicht ganz die Hoffnung einer baldigen Rückkehr. Mit Ökolampadius, der allerlei, theils gegründete, theils eingebildete, Ursachen zu persönlicher Unzufriedenheit mit Erasmus gehabt hatte, versöhnte er sich feierlich, doch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, mit dieser Wiederherstellung der alten persönlichen Freundschaft kein Zugeständniß in den bisher zwischen ihnen streitigen Glaubenslehren zu verbinden. So reiste er, gegen das Ende des April 1529, zu Schiffe von Basel ab. Bonifacius Amerbach und Glareanus begleiteten ihn; er selbst hatte zwar gewünscht, ganz unbemerkt, und deshalb von einem weniger besuchten Orte aus, abzufahren; dies verhinderte aber der Stadtrath, der nicht wollte, daß des Erasmus Abreise gleichsam das Ansehen einer Flucht gewinne; und so hatte sich eine große Menge Volks am Ufer versammelt, doch verhielt sich alles ganz ruhig.

In Freiburg verursachte die Ankunft des Erasmus, den König Ferdinand dem dortigen Magistrate besonders empfohlen hatte, große Freude. Zur Wohnung wies man ihm zuerst ein öffentliches Gebäude an, das für Kaiser Maximilian I. bestimmt gewesen war; bald aber kaufte er sich ein eigenes Haus für 1000 Dukaten. Kurz darauf bereute er jedoch diesen Kauf, da er sich durch die nöthigen Reparaturen, Anschaffung des Hausrathes u. s. w. in schwere Kosten gestürzt, und dabei noch in Verdrießlichkeiten mit den Arbeitern verwickelt sah, die gegen sein bisheriges ruhiges Leben einen unangenehmen Contrast bildeten. Überhaupt fand er nur zu viel Ursachen, mit seinem neugewählten Aufenthaltsorte bald unzufrieden zu sein. Er fand hier alles theurer als in Basel, und fühlte sich weder von der Gegend und der Beschaffenheit der Stadt, noch von dem Charakter ihrer Bewohner angesprochen. Unfreundliche Witterung und anhaltende körperliche Beschwerden verderbten noch mehr seine Stimmung, und so klagte er über sein Misgeschick, das ihn überall verfolge. Die einzige Erholung gewährte ihm der Umgang mit dem großen Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, den er jedoch, weil derselbe an Schwerhörigkeit litt, nicht ganz nach Wunsch genießen konnte. Auch mit den Franziskanern in Freiburg lebte er in gutem Vernehmen, und dies bewog ihn, jetzt ebenso viel zum Lobe des Klosterlebens zu sagen, als er vormals dagegen gesprochen hatte; diesen Widerspruch aber suchte er durch die Erklärung zu lösen, er lobe jetzt nur die guten Mönche, und habe ehemals nur die schlechten getadelt. Zu allen jenen Unannehmlichkeiten kam indessen noch die größte, die er sich freilich bei einer heiterern und besonnenern Lebensansicht größtentheils hätte ersparen können; es wurde ihm nämlich die Zeit seines Aufenthaltes in Freiburg, mehr als irgend eine andere Periode seines Lebens, durch Streitigkeiten verbittert, in welchen man einerseits den Einfluß seines durch körperliche Leiden und äußere Widerwärtigkeiten verstimmten Gemüthes nicht verkennt, während sie auf der andern Seite ihn, durch immer heftigere Gemüthsaufregung, sowie durch Entfremdung von seinen ehemals gewohnten Lieblingsbeschäftigungen, immer mehr verstimmten und die letzten Jahre seines Lebens mit trüben Wolken umhüllten.

Die erste und merkwürdigste dieser Streitigkeiten, in die sich Erasmus, aus allzu großer krankhafter Empfindlichkeit, ebenso unnöthig als nutzlos verwickelte, war die mit seinem ehemaligen Freunde Gerhard Geldenhauer aus Nimwegen, oder, wie er sich gewöhnlich nannte, Gerhardus Noviomagus. Dieser durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnete, schon 1517 von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönte, Mann hatte verschiedenen Fürsten, unter andern dem Bischof von Utrecht, Philipp von Burgund, als Secretair gedient, und war, da er für Letzteren auch die Correspondenz mit Erasmus zu führen hatte, mit diesem näher bekannt geworden. Im J. 1526 reiste er nach Wittenberg, um den Zustand der Kirchen und Schulen kennen zu lernen, und hier entschied er sich für Luther's Lehre, die er auch nach seiner Rückkehr öffentlich als wahr und schriftmäßig bekannte. Da er sich hierdurch in seinem Vaterlande Verfolgungen zuzog, entwich er nach Worms, verheirathete sich hier, mußte sich aber daselbst und hernach in Strasburg mit Unterricht kümmerlich durchhelfen. Während dieser Zeit wandte er sich an Erasmus und bat diesen, im Vertrauen auf die alte Freundschaft, um einige Geldunterstützung und um Empfehlung zu ei-

Digitized by Google

ner Professur der Poesie. Mittlerweile gab er einige kleine Schriften heraus, welche zur Absicht hatten, die Fürsten von der Verfolgung der Evangelischen abzuhalten, und darunter auch einen Brief des Erasmus, worin der Satz, daß man Ketzer nicht mit dem Tode bestrafen müßte, behandelt war[53]). Offenbar war seine Absicht nur, durch die große Autorität des Erasmus, die Fürsten, welche sich noch für die strengsten Maßregeln erklärten, um so sicherer zu milderen Gesinnungen umzustimmen; aber Erasmus sah, nach der ihm schon zur Gewohnheit gewordenen argwöhnischen Gesinnung, nichts anderes als die boshafte Absicht, ihn bei dem Kaiser und den Fürsten verhaßt zu machen, oder das Bestreben, ihn mit Gewalt auf die Seite der Lutheraner herüberzuziehen; und so schrieb er, im November 1529, unter der Form eines Briefes an Geldenhauer (dessen Namen er aber in Vulturius Neocomus[54]) umgewandelt hatte) eine heftige Invective „gegen die fälschlich sogenannten Evangelischen" (Epistola contra quosdam qui se falso jactant evangelicos), die, unter sehr freundschaftlichen Formen, doch an gehässiger Bitterkeit fast alles, was Erasmus jemals in Beziehung auf die kirchlichen Streitigkeiten und die dabei betheiligten Personen zu Tage gefördert hatte, überbietet, und dabei gleichwol die elendeste Menschenfurcht offen zur Schau trägt. In einer höchst unwürdigen und widerwärtigen, — man kann sich kaum enthalten, zu sagen — niederträchtigen Weise beginnt er dieses Sendschreiben, worin er die Ursachen seiner Abneigung gegen die Lutheraner entwickeln wollte, mit Spöttereien über die dürftige Lage des sogenannten Vulturius. Ich bin weder so arm noch so geizig, sagt er: daß ich nicht einem armen Freunde mit einigen Goldstücken helfen könnte oder wollte; aber was könnte wol eine so kleine Hilfe zur Erleichterung deiner Armuth beitragen? Mein Vermögen ist in der That sehr mäßig und nach der Bestreitung meiner eigenen Nothdurft bleibt mir äußerst wenig übrig. Nun folgt ein langes Verzeichniß der großen Ausgaben und Bedürfnisse, die Erasmus in seiner Lage habe, mit Klagen, wie große Kosten ihm der Umzug von Basel nach Freiburg verursacht, wie theuer alles sei, wie unordentlich ihm dagegen seine Pensionen ausgezahlt werden, und wie viel er besonders an den aus England und den Niederlanden eingehenden noch einbüße. Aber, fährt er fort, da du, lieber Vulturius, behauptest, dich jetzt zu einem evangelischen Leben zu bekennen, so wundert es mich, daß dir die Armuth beschwerlich fällt, da doch der heilige Hilarion, als er nichts hatte, um seine Überfahrt zu bezahlen, sich freute, unvermerkt zu einer solchen evangelischen Vollkommenheit gelangt zu sein; wie auch Paulus sich rühmt, Reichthum und Armuth ertragen zu können, und alles zu besitzen, während er nichts habe; und die Hebräer lobt, daß sie den Raub ihrer Güter mit Freuden ertragen hätten. Dir aber hat, soviel ich weiß, Niemand das Deinige geraubt, sondern du hast das Wenige, was du besaßest, freiwillig verlassen, dich also der Armuth mit Wissen und Vorbedacht hingegeben. Und wenn nun nicht einmal die Juden ihre Armen ohne Hilfe lassen, wie viel mehr ziemt es sich, daß die, welche sich des Evangeliums rühmen, die Dürftigkeit ihrer Brüder durch gegenseitige Mildthätigkeit erleichtern, zumal die evangelische Genügsamkeit mit so wenigem zufrieden ist! An diesen witzigen Einfall knüpft er noch einige frostige Spöttereien ähnlicher Art, und versichert übrigens, er würde sich durch die päpstliche Bulle, die jede Unterstützung der Anhänger Luther's mit der Strafe des Bannes bedroht, nicht abschrecken lassen, eine solche Unterstützung zu gewähren, da der Papst wol nur die aus Anhänglichkeit an die Sekte, nicht aber die aus bloßem Mitleiden geleistete Hilfe für strafbar erkläre. (Und dies sagt Erasmus ebenda, wo er einem gewesenen Freunde seine Hilfe gradezu abschlägt!) Aber, fährt er fort, du wirst sagen, ich verlange von dir kein Geld, sondern deine Verwendung wegen einer Professur der Poesie. Ach, lieber Vulturius, an Zeit leide ich noch mehr Mangel, als an Geld. (Und gleichwol hatte der Mann, der sich über Zeitmangel beklagt, um einen Empfehlungsbrief zu schreiben, worauf es doch am Ende nur ankam, überflüssige Zeit zur Abfassung einer weitläufigen Epistel gegen die Evangelischen, zu der ihn nichts als unnöthige Ängstlichkeit und gekränkte Eitelkeit bewog!) Ich könnte dir auch den verlangten Dienst mit der größten Mühe nicht leisten; denn wie sehr sind mir diese Studien seit einigen Jahren fremd geworden! (Zu andern Zeiten behauptete Erasmus bekanntlich, kein Theolog, sondern bloßer Humanist zu sein!) Nun spricht er über Vulturius, wegen der von diesem herausgegebenen Schriften, seinen Tadel aus; aber dieser Tadel gründet sich in der Hauptsache blos darauf, daß durch solche Schriften die Fürsten, die nun einmal der evangelisch genannten Partei abgeneigt wären, erzürnt würden; denn wie müßten sich die Fürsten nicht gekränkt fühlen, wenn man ihnen zurufe: Tödtet keine Unschuldigen! widerstehet nicht dem Evangelium! lasset das Wort Gottes ungehindert predigen! da sie doch eben die sogenannten Unschuldigen für strafbare Aufrührer und Ketzer, und das sogenannte Evangelium für die Lehre des Teufels hielten. (Aber dieser Irrthum sollte ihnen ja eben benommen werden. Und warum stellte sich Erasmus, indem er so allgemein von den Fürsten sprach, als wisse er nicht, daß es auch Fürsten gab, die ganz anderer Meinung waren?) Am meisten beklagt sich Erasmus darüber, daß Vulturius ihn als Autorität gegen die Todesstrafe der Ketzer anführte. Wenn ihm auch in einer seiner vielen Schriften ein Satz dieser Art einmal entschlüpft sei, so wäre es doch sehr unfreundlich, diesen, aus dem Zusammenhange gerissen, den Fürsten vorzulegen, bei denen ein solcher Ausspruch ihn nur verhaßt machen könne; denn

55) D. Erasmi Roterodami annotationes in leges Pontificias et Caesareas de Haereticis. Epistolae aliquot Gerardi Noviomagi, de re Evangelica et Haereticorum poenis. Ad Carolum Quintum Imp. Caes. Aug. Ad Germanorum Principes in conventu Spirensi. Ad Carolum Gelriorum Ducem. Ad Philippum Hessorum Principem. Argent. ap. Egenolph. 1529. 54) Der Name Vulturius sollte eine Übersetzung des Namens Gerhard sein, indem er diesen von dem holländischen Worte Geer (Geier) ableitete. Erasmus gab hernach vor, er habe diese Veränderung aus Schonung vorgenommen; dann hätte er aber den Mann, dessen wahren Namen er angeblich verbergen wollte, nicht in anderer Weise so genau bezeichnen müssen, daß ihn Niemand verkennen konnte.

Digitized by Google

die Todesstrafe der Ketzer für unrechtmäßig erklären, heiße ja, der weltlichen Obrigkeit das Recht des Schwertes streitig machen, das ihr doch Christus und die Apostel selbst nicht entzogen hätten. (Heißt es denn aber, Jemandem ein Recht streitig machen, wenn man nur behauptet, daß es auf einen bestimmten Fall keine Anwendung finde? Erasmus war gewiß kein so schlechter Logiker, um diesen Unterschied nicht einzusehen!) Er (Erasmus) habe nur die Fürsten gewarnt, sich mit der Strenge nicht zu übereilen, und nicht allen Anklagen der Theologen und Mönche zu leicht zu glauben; denn nicht jede abweichende Meinung, nicht jeder einfache Irrthum, sei Ketzerei, wenn nicht Bosheit des Herzens und hartnäckiges Widerstreben damit verbunden sei. Bei wirklichen Ketzereien, die allemal auch auf Aufruhr und Verwirrung der Staaten hinauslaufen, sei die Strenge der Fürsten nothwendig; und wenn diejenigen, welche selbst für Ketzer gelten, gegen die Todesstrafe der Ketzer sprechen, so müsse ja auch ein Blinder einsehen, daß sie damit nicht den Schutz der Wahrheit, sondern nur die Strafloſigkeit ihres Frevels suchen; denn was würde Dieben und Räubern angenehmer sein, als die Lehre, christliche Fürsten dürften keine Todesstrafen erkennen? In diesem Tone fährt er noch lange fort, und kommt immer wieder darauf zurück, die Anschuldigung, das Gegentheil ausgesprochen zu haben, müsse ihn bei den Fürsten verhaßt machen und durch Entziehung ihres Schutzes in Gefahr stürzen. Gesetzt aber, es sei nicht eigentlich die Absicht gewesen, ihn zu verderben, sondern ihn auf die Seite der Evangelischen (istius sectae) hinzutreiben, so würde diese Absicht ganz fehlschlagen; denn er würde sich schon längst für sie erklärt haben, wenn er ihre Sache billigen könnte. So geht er, nach einigen Umschweifen, auf die Sache der Evangelischen im Allgemeinen über, zu deren Richter er sich zwar nicht aufwerfen will, die er aber doch mit den größten Schmähungen überhäuft. Er macht es ihnen zum Vorwurf, daß sie sich zu Wiederherstellern des Evangeliums aufwerfen und gleichsam den Aposteln an die Seite setzen, da sie doch weder Zeugnisse der Propheten, noch Beweise durch Wunder, noch apostolische Tugenden für sich anführen könnten. Die Apostel hätten zwar das Alte aufgehoben, aber etwas viel Besseres dafür hergestellt; die Reformatoren tadelten alles Vorhandene, wollten das ihnen Mißfällige nicht bessern, sondern ganz ausrotten, und rauften das Unkraut mit dem Weizen, oder vielmehr den Weizen anstatt des Unkrautes aus; hätten aber nichts Besseres und dem Evangelium Gemäßeres zu Wege gebracht; denn nirgends wären der Laster weniger geworden, und man würde nirgends einen Lasterhaften aufweisen können, den das neue Evangelium gebessert habe; manche seien vielmehr, seitdem sie sich zu demselben bekennen, noch schlimmer geworden. Man habe die Bilder aus den Kirchen geworfen, aber die Götzenbilder der Laster im Herzen behalten; man habe Gebet, Beichte, Ceremonien, Fasten u. dgl. m. abgeschafft, um der Ungebundenheit und den sinnlichen Lüsten desto mehr nachzugeben. Die christliche Freiheit hebe das Gesetz auf, doch so, daß die Liebe freiwillig mehr leiste, als das Gesetz fodern könne; nun aber habe man das Joch menschlicher Satzungen abgeworfen, doch wolle sich auch Niemand dem sanften Joche des Herrn unterwerfen; indessen würden nur menschliche Satzungen mit andern menschlichen, wo nicht gar teuflischen Satzungen vertauscht; man nenne es zwar jetzt das Wort Gottes, aber die Sache sei dadurch so wenig besser geworden, daß rechtschaffene Männer ein freiwilliges Exilium jener hochgepriesenen Freiheit vorgezogen hätten. Man habe den Bischöfen den Gehorsam aufgesagt, aber man wolle nun auch der weltlichen Obrigkeit nicht mehr gehorchen; die neue evangelische Freiheit bestehe nur darin, daß jeder denken und thun könne, was ihm eben beliebe, Ehebrecher, Trunkenbolde und Lasterhafte aller Art befänden sich in großer Anzahl in der evangelischen Gemeinschaft; das Mönchthum habe man verworfen, aber nicht mit der Kutte zugleich die Laster ausgezogen, welche man den Mönchen zum Vorwurf mache. Diese Leute nun, die weder Gott, noch den Bischöfen, noch den Fürsten und Obrigkeiten gehorchten, und nur ihren Begierden und Lüsten dienten, wollten gleichwol Evangelische genannt sein, und erklärten Luther für ihren Meister, während sie doch dessen eigenen Lehren zuwider lebten. Wenn dies mehr von dem großen Haufen gelten soll, so gibt er weiter den Lehrern Schuld, daß sie sich unrechtmäßiger und betrügerischer Mittel zur Ausbreitung ihrer Sache bedienten, und sucht dies durch verschiedene, theils nach seiner vorgefaßten Meinung gestaltete, theils unverbürgte Anekdoten zu beweisen. So wälzt er auf die Evangelischen noch viele Beschuldigungen, als Gründe, weshalb er sich von ihrer Gemeinschaft abgestoßen fühle; und legt ihnen sogar noch zur Last, daß sie durch ihre eigenmächtige und übereilte Selbstbefreiung von manchen, theils nur eingebildeten, theils auf gesetzlichem Wege leicht zu beseitigenden, Beschwerden nur zu einer noch strengeren und drückenderen Herrschaft der Geistlichkeit Anlaß gegeben hätten. Alle jene Beschuldigungen waren, wie für den Kenner der Geschichte keines Beweises bedarf, theils grobe Übertreibungen, theils offenbare Verleumdungen. Erasmus konnte, bei seiner abgeschlossenen Lebensweise, gar nicht die Welt- und Menschenkenntniß besitzen, um so bestimmt sagen zu können, was sich im sittlichen Zustande des Volkes verbessert oder verschlimmert habe; er schloß also entweder nach dem, was ihm Andere, natürlich den Evangelischen Abgeneigte, zutrugen, oder nach den Eingebungen seiner trüben Phantasie. Er selbst hatte ja in früheren Jahren genug über den traurigen Zustand der Religion und Sittlichkeit geklagt, und daß sich hierin, besonders in der evangelischen Kirche, wirklich in kurzer Zeit vieles gebessert hatte, liegt offen am Tage und ist durch zahlreiche Beispiele zu erweisen; nur Erasmus konnte oder wollte es nicht erkennen. Bei blos oberflächlicher Betrachtung ist natürlich das Böse in allen seinen Erscheinungen leichter und deutlicher wahrzunehmen als das Gute, das eben kein Geräusch macht und sich nicht hervordrängt. Hätte aber Erasmus nur Unparteilichkeit genug gehabt, die Erscheinungen des Guten ebenso sorgfältig aufzusuchen und anzumerken, als die des Tadelnswerthen, so würde er gewiß über den sittlichen Zustand der evangelischen Christen-

Digitized by Google

heit seiner Zeit ein ganz anderes Urtheil gefällt haben. Daß nicht alles mit einem Male ganz tadellos werden konnte, daß bei einer so totalen Umgestaltung der Dinge auch einzelne Misgriffe mit unterlaufen mußten, daß da, wo ganze Städte und andere größere Volksmassen der neuen Lehre beifielen, nothwendig auch manche Unwürdige unter ihre Bekenner geriethen, die nicht wie durch einen Zauberschlag umgewandelt werden konnten, das würde er, bei anderer Gemüthsstimmung, sehr natürlich gefunden und entschuldigt haben. Nichts ist aber ungerechter und lächerlicher zugleich, als die Beschuldigung, welche den Evangelischen auch den, von der papistischen Geistlichkeit neuerdings ausgeübten, noch härteren Gewissenszwang zur Last legt; denn ebendiese Thatsache beweist ja nur, wie sehr die Evangelischen Recht hatten, sich diesem ungerechten und unerträglichen Zwange zu entziehen, worin ihnen jeder, der sich dadurch ungebührlich gedrückt fühlte, folgen konnte. Endlich erklärt Erasmus dieses ganze Übel für eine Züchtigung Gottes wegen der Sünden der Zeit, wogegen man aber doch auch erlaubte Mittel aufsuchen und anwenden dürfe. Zu diesem Ende müsse man aber zuvörderst die Ursachen aufsuchen, weshalb Gott dieses Leiden verhängt habe. Diese findet er zuerst in den Pfarrern selbst, welche, anstatt ihre Heerden zu lieben und zu weiden, sie vernachlässigt, verlassen und verrathen hätten. Diese sollten sich einer strengeren Pflichterfüllung und eines besseren Lebenswandels befleißigen, und dann sich gegen die Wölfe waffnen. Anstatt den Vergnügungen nachzugehen, sollten die Geistlichen die heilige Schrift studiren, anstatt der Ausschweifungen Mäßigkeit und Keuschheit, anstatt des Hochmuthes die Buße erwählen, und dann die Hilfe Gottes gegen Ketzer und Schismatiker anrufen. Hier tadelt er nun sehr das Leben der Geistlichen und klagt, daß keiner durch die Calamitäten der Zeit besser geworden sei; ohne zu bedenken, daß er durch dies Zugeständniß ebendasselbe und noch Ärgeres von der eigenen Kirche sagt, als er vorher den Gegnern Schuld gab. Auch die folgenden weitläufigen Beweisführungen, daß es zu keiner Zeit in der Kirche an tadelnswerthen Erscheinungen gefehlt, und daß man sich öfter genöthigt gesehen habe, Veränderungen im Kirchenwesen einzuführen — womit er die Angriffe der Gegner zurückschlagen will — konnten ebenso gut gegen ihn selbst angewandt werden. Er gelangt endlich zu dem Wunsche, man möge den herrschenden Fehlern abhelfen, aber ohne Aufruhr, und so, daß nicht das Heilmittel gefährlicher sei als die Krankheit. Wenn die geistlichen und weltlichen Fürsten, ohne irdische Leidenschaften, nur die Ehre Gottes und das Heil der Kirche suchten, so würden sie das Übel ohne großen Tumult heilen können; aber ebendeshalb müsse man lieber die Gunst derselben zu gewinnen suchen, als ihre Gemüther sich abgeneigt machen. Schließlich ermahnt er den sogenannten Vulturius zur Rückkehr in die verlassene Kirche, bescheidet sich aber selbst, keinen Erfolg von dieser Ermahnung zu hoffen.

Es ist leicht zu denken, daß Geldenhauer durch diesen Brief allerdings nicht wieder für die römische Kirche gewonnen, sondern für Erasmus nur noch mehr verstimmt wurde. Daß überhaupt die Evangelischen sich empfindlich gekränkt fühlten, war ganz unvermeidlich, zumal da die Schrift des Erasmus auch noch in einer teutschen Übersetzung von Hieronymus Gebwiler verbreitet wurde. Indessen beeilte man sich doch nicht so sehr, ihm zu antworten; denn erst im April 1530 traten die Theologen zu Strasburg mit einer Schutzschrift auf, die sie ihren Glaubensgenossen in Ostfriesland und den Niederlanden widmeten [55]). Diese Schutzrede war nicht allein gegen die Epistel an Vulturius, sondern auch gegen andere Briefe des Erasmus gerichtet, in denen er sich ebenso bitter gegen die Evangelischen ausließ. Sie war mit großer Mäßigung und Bescheidenheit geschrieben, und ohne die Schmähungen des Erasmus in gleichem Tone zu erwiedern, bezeugen die Verfasser vielmehr, sie schätzten ihn so hoch, daß sie ihm, wo es irgend möglich wäre, gern zu Gefallen leben und nicht im Geringsten wehe thun wollten, auch von der verdrießlichen Sache gern gelind und freundlich gesprochen hätten; da aber seine Vorwürfe so gehässig und falsch wären, hätten sie freilich nicht umhin gekonnt, die Sache zuweilen bei ihrem rechten Namen zu nennen; denn was einmal Lüge und Verleumdung sei, bleibe dies auch im Munde eines Erasmus. Sie zeigen also, wie Erasmus nur darauf ausgegangen sei, das Unternehmen der Evangelischen mit den schwärzesten Farben, als widersinnig, ruchlos und verderblich zu schildern, wie er den rechtschaffensten und verdienstvollsten Männern, als Gerhard von Nimwegen, Pellicanus, Brunfels, Capito u. A., die ungerechtesten Vorwürfe gemacht, den Charakter der Evangelischen entstellt und jedes ihnen nachtheilige, lügenhafte Gerücht für Wahrheit ausgegeben habe. Mit seinem Widerwillen gegen die evangelischen Verfassungen könne es ihm selbst nicht Ernst sein; keiner ihrer geistlichen oder weltlichen Vorsteher habe ihm ja jemals eine Beleidigung zugefügt oder etwas Unrechtes angesonnen; und auf der andern Seite möge er zusehen, auf wie viele Bischöfe er sich wirklich verlassen dürfe; denn nicht alle seien so gegen ihn gesinnt, wie die, welche ihm kostbare Becher, Löffel und andere Pretiosen schenken, und selbst unter diesen möchten noch manche sein, die, wenn sie seiner nicht bedürften und ihn ganz in ihrer Gewalt hätten, ihm Geschenke ganz anderer Art machen würden. Sie lehnen insbesondere den Vorwurf aufrührischer Gesinnungen von sich ab, zeigen die Verdienste der Reformatoren um die schönen Wissenschaften, und erweisen die Rechtmäßigkeit des Ehestandes der Geistlichen. Da Erasmus den Evangelischen die auch unter ihnen noch vorkommenden Laster spöttisch vorgeworfen hatte, antworten sie: Christus wird seine Kirche dereinst von allen diesen Flecken reinigen, wenn er die Herrschaft Gott seinem Vater übergeben wird; von uns wäre das zu viel gefodert. Wir haben uns auch

55) Epistola apologetica ad sinceriores Christianismi sectatores per Frisiam orientalem et alias inferioris Germaniae regiones, in qua Evangelii Christi vere studiosi, non qui se falso Evangelicos jactant, iis defenduntur criminibus, quae in illos Erasmi Roterodami epistola ad Vulturium Neocomum intendit. Per ministros Evangelii ecclesiae Argentoratensis. Argent. ap. Pet. Schaeffer. et Jo. Apronianum, 1530.

Digitized by Google

nicht allein darum von der römischen Kirche losgesagt weil wir uns an dem allgemeinen Sittenverderbniß ärgerten, sondern weil uns die Herabwürdigung des göttlichen Urhebers unseres Glaubens selbst und die schamlosen Betrügereien wehe thaten, mit denen die Hirten der Gemeinden ihre Heerde so entsetzlich hintergingen. Du spottest, fahren sie fort, unserer Bedrängniß, und fragst, worauf wir noch hoffen? Wir, lieber Erasmus, erwarten nichts anderes, als was Christus vorhergesagt hat, nämlich die Welt werde uns ebenso behandeln, wie sie ihn selbst behandelt hat, uns hassen und verfolgen, aber ebendadurch uns doch den Weg zum ewigen Leben bahnen; und diesen Ausgang wird Niemand unglücklich nennen, der Christum für seinen Herrn und Gott hält. Bei dem Vorwurfe, daß der theilweise Abfall von der römischen Kirche die in dieser immer höher steigende Tyrannei der Priester und Mönche verschuldet habe, machen sie ihn darauf aufmerksam, wie sehr er eben durch diesen Vorwurf die Schande seiner eigenen Kirche offenbare, und wie diese Mordlust, Grausamkeit und Tyrannei, über die er selbst klagt, ihn von jener Partei zurückschrecken müsse. Deine Klagen, sagen sie, sind nur allzu gegründet, daß schon so viele traurige Opfer ihrer Grausamkeit geworden, daß Jedermann vor ihnen zittern muß; uns aber, die wir ihnen alle Achtung und Gehorsam erboten haben, wenn sie uns nur wollten ungehindert nach den Lehren des Evangeliums leben und dies Evangelium rein und lauter nach der heiligen Schrift predigen lassen, uns kann ihr Grimm und ihr Wüthen ebenso wenig zur Last gelegt werden, als es dem Moses zur Last gelegt werden darf, daß Pharao, nach seinen Foderungen, die Israeliten noch tyrannischer behandelte, oder Christo, daß die durch seine Lehre erbitterten Pharisäer mit seinen Jüngern noch grausamer und wüthender verfuhren.

Erasmus setzte dieser Apologie nicht sowol eine Antwort, als eine Parodie entgegen (**Responsio ad epistolam apologeticam incerto auctore proditam, nisi quod titulus, forte fictus, habebat: per ministros verbi ecclesiae Argentoratensis**). Auch er richtet diese weitläufige Schrift an die christlichen Brüder in den Niederlanden und in Ostfriesland, und ahmt im Eingange ganz den sanften und frommen Ton der vorigen nach, nur in umgekehrter Richtung, indem er die Angeredeten bittet, sich nicht von der Gemeinschaft der katholischen Kirche zu trennen, sich nicht von jedem Winde der Lehre bewegen zu lassen, besonders aber sich nicht zu leicht durch solche Briefe oder Schriften einnehmen zu lassen, die viele Sanftmuth und Frömmigkeit zur Schau trügen; denn Satan pflege sich in einen Engel des Lichts zu verstellen, um die Einfältigen und Unvorsichtigen desto mehr zu betrügen. Die neuen Lehren (von denen Erasmus einige, aber nur ganz äußerlich aufgefaßt und zum Theil verdreht, anführt) wären sehr einschmeichelnd, aber in dem mit Honig versüßten Becher liege tödtliches Gift verborgen. Nach diesem Eingange kommt er auf die Apologie selbst, für deren Verfasser er Gerhard von Nimwegen hält, und die er, ungeachtet sie kaum ruhiger und bescheidener geschrieben sein konnte, doch voll Großsprechereien und Schmähungen findet. Indessen, wie es in Schriften dieser Art mit der Wahrheitsliebe des Erasmus beschaffen war, zeigt schon die Erzählung, die er von der Veranlassung des Streithandels aufstellt. Ich hatte, sagt er, an einen Freund etwas zur Ermahnung geschrieben, aus inniger Betrübniß, daß er sich in diese Sekte verwickelt hatte; mein Wohlwollen gegen ihn war indessen so unverändert geblieben, daß ich sogar, was heutzutage selbst unter den vertrautesten Freunden selten ist, bereit war, ihn, als einen Heimathlosen und Dürftigen, mit Geld zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit berührte ich zwar nebenher die jetzigen Sekten in etwas; ihm selbst aber machte ich keinen andern Vorwurf, als daß er durch meinen großgedruckten Namen auf dem Titel seiner Schriften mir nicht wenig Verdruß verursachte, sodaß sogar einige um mich besorgte Freunde mich darauf aufmerksam machten. Nur zu meiner öffentlichen Rechtfertigung gab ich den Brief heraus, und dies hat, ohne Zweifel auf Antrieb des Mannes, welchem ich jenen Vorwurf gemacht hatte, einige Leute in Strasburg so verdrossen u. s. w. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest, mit welcher Gemüthlichkeit Erasmus hier Dinge hinschreibt, von denen, wie jeder, der seinen Brief an Vulturius gelesen hat, nothwendig wissen muß, grade das Gegentheil wahr ist! Man kann aus diesem Anfange schon ungefähr schließen, in welchem Geiste die ganze Schrift gehalten ist. Gar bald verläßt Erasmus die Anfangs angenommene Sanftmuth, und geht in die gewohnte Bitterkeit über, wiederholt und überbietet alles, was er jemals zur Schmähung und Verkleinerung der Evangelischen gesagt hatte, und läßt deutlich durchscheinen, daß es ihm ganz vorzüglich absurd erscheint, wenn Zwingli, Bucerus und andere Männer, die er an Gelehrsamkeit tief unter sich glaubt, mehr Einsicht in das Wort Gottes haben sollen, als er, der große Erasmus. Es würde übrigens ganz unnütz sein, in das Detail dieser weitläufigen Abhandlung tiefer einzugehen, da sie nicht nur ohne alle wissenschaftliche Bedeutung ist, sondern auch selbst in polemischer Hinsicht nichts anderes darbietet, als auf der einen Seite wiederholte und fortgesetzte Schmähungen, die meistens und sogar geständlich auf bloßen Gerüchten beruhen, deren er als ein besonnener Mann sich schon hätte schämen sollen, und eine unaufhörliche Verwirrung aller Begriffe, um nur der Gegenpartei recht viel Thörichtes und Absurdes zur Last legen und die seinige in einem recht reinen Lichte darstellen zu können; und auf der andern Seite eine ängstliche, beinahe kriechende Unterwürfigkeit unter die Autorität der Kirche und der Fürsten, in einem Grade und Umfange, wie sie Erasmus unter andern Verhältnissen gewiß am ersten perhorrescirt haben würde, die aber hier soweit geht, daß er grade heraus sagt: Kein Laster ist schändlicher als Ketzerei oder Schisma; und wenn ein Priester auch mit Ausschweifung, Wollust, Hochmuth, Geiz und mit allem, was es sonst noch an Verbrechen geben kann, beladen wäre, so ist doch eine einzige Ketzerei schlimmer als dieser ganze Abgrund von Lastern! (wobei zu bedenken ist, was man zu der Zeit, wo Erasmus dies schrieb, Ketzerei nannte! Und dies schrieb derselbe Erasmus, der sich

Digitized by Google

sonst über die Gottseligkeit und christliche Duldsamkeit so schön auszudrücken wußte!) Das Resultat der ganzen Schrift war kein anderes, als daß Erasmus durchaus nicht geneigt war, Belehrung anzunehmen, oder denjenigen, die er sich nun einmal vorgenommen hatte als seine Gegner zu betrachten, nur das geringste Recht zu lassen, und daß er in jedem, auch dem bescheidensten und gegründetsten Widerspruche, eine nicht zu duldende Beleidigung sah, worüber er sich immer aufs Neue wieder in die heftigste Aufregung hineinschrieb. Da es nun offen am Tage lag, daß eine Streitschrift gegen Erasmus zu nichts weiter führen konnte, als ihn in seinen einmal gefaßten Vorurtheilen nur immer tiefer zu verwickeln, so befaßte sich jetzt auch Niemand mit einer ferneren Widerlegung.

Inzwischen hatte im Sommer 1530 der berühmte Reichstag zu Augsburg seinen Anfang genommen, auf welchem der kirchliche Zwiespalt ausgeglichen werden sollte. Die Anhänger der römischen Kirche glaubten von der persönlichen Mitwirkung des Erasmus sich große Vortheile versprechen zu können, und foderten ihn daher dringend auf, nach Augsburg zu kommen; er selbst glaubte aber nicht, dort an seinem Platze zu sein, und entschuldigte sich daher mit seiner Kränklichkeit, bei der ihn eine solche Reise in Lebensgefahr stürzen würde; in vertrauten Briefen aber sprach er unumwunden die wahre Ursache seines Wegbleibens aus, nämlich seine Besorgniß, es mit beiden Parteien zu verderben, und ohne zur Stillung der Unruhen etwas wirken zu können, sich selbst in neue Gefahren zu stürzen, die er sich freilich mit großer Übertreibung vorstellte. Melanchthon, der es theils seiner bedeutenden Stellung unter den Philologen, theils auch wol der besondern Leutseligkeit seines Charakters verdankte, daß Erasmus noch nicht alle Verbindung mit ihm abgebrochen hatte und ihn fast allein unter allen Reformatoren noch einigermaßen in Ehren hielt, benutzte dieses Verhältniß, um, von Augsburg aus, auch die Friedensliebe des Erasmus wieder aufzurufen, indem er ihm vorstellte, wie Eck und seines Gleichen Alles anwendeten, die friedlichen Gesinnungen der Fürsten wieder umzustimmen, und ihn um des allgemeinen Besten willen bat, sich bei dem Kaiser dafür zu verwenden, daß die zu fürchtenden gewaltsamen Maßregeln unterblieben. Erasmus lehnte dies zwar ab, schrieb aber doch bald nachher an den päpstlichen Legaten Campegius, um durch diesen auf den Kaiser einzuwirken und ihn für ein gelindes, friedliches Verfahren zu gewinnen. Die Handlungsweise des Kaisers wurde aber bekanntlich mehr durch seine Politik, als durch solche Betrachtungen, wie sie Erasmus anstellte, bestimmt, und so gingen seine wohlgemeinten Rathschläge wenigstens in der Hauptsache verloren. Indessen war man doch bei dieser Gelegenheit auf Erasmus und seine Ansichten von Neuem aufmerksam geworden, und da er durch seine gleichzeitigen bittern und heftigen Schriften gegen die Evangelischen dafür sorgte, sich von allem Verdacht einer Vorliebe für diese Partei zu reinigen, und in dem Ansehen eines standhaften Anhängers der römischen Kirche zu erhalten, so setzten die Gemäßigten und Friedliebenden in dieser Kirche vorzüglich auf ihn ihre Hoffnung, und unter denselben war es vornehmlich der bekannte Julius von Pflug, der angelegentlich in ihn drang, seine Rathschläge wegen Herstellung des Kirchenfriedens in einer besondern Schrift auszuführen. Erasmus that dies, nach einiger Weigerung, in dem Buche „von der lieblichen Eintracht der Kirche" (de amabili ecclesiae concordia), welches 1533 ans Licht trat. In diesem Buche wehet nun freilich ein ganz anderer Geist, als in jenen gallsüchtigen Streitschriften; in der Hauptsache machte aber Erasmus mit seiner Irenik ebenso wenig Glück als mit seiner Polemik. Die Evangelischen nahmen schon daran Anstoß, daß er von dem Grundsatze ausging: außer der Einheit der Kirche (worunter denn doch nur die römische verstanden werden sollte) sei keine Seligkeit zu finden, jede von dieser getrennte Verbindung sei nur eine ruhestörende Sekte, die, wenn sie auch einiges Gute an sich habe, doch damit keinen wahren Nutzen stiften könne, und was von der Kirche einmal anerkannt sei, davon dürfe man nicht abweichen; den Anhängern der römischen Kirche schien er dagegen noch zu weit zu gehen, wenn er das Verderben in allen Ständen (also auch in der Kirche selbst) einräumte und das gewaltthätige Verfahren gegen die von der Kirche Abgewichenen beschränkt wissen wollte; und wenn er am Ende zu gegenseitigen Concessionen rieth, und dabei stehen blieb, jeder solle nur sich selbst bessern und seines Amtes warten, ohne sich in allgemeinere Angelegenheiten einzumischen, so war dies begreiflich keiner Partei genügend, und nur wenige Einzelne, worunter Julius von Pflug selbst, schenkten dieser Schrift ihren Beifall, theils weil ihre Gesinnungen mit denen des Erasmus harmonirten, theils weil sie in seinen Vorschlägen nur die Einleitung zu künftigem weiterem Fortschreiten erkannten. Eine directe Gegenschrift von evangelischer Seite erschien 1534 durch den bekannten Anton Corvinus [56]), in Gestalt eines Dialogs zwischen Corvinus und Julianus, von denen der letztere den Erasmus vertheidigt, ohne doch die Argumente seines Gegners widerlegen zu können. Dieser zeigt die Widersprüche, die sich Erasmus selbst in seinen Schriften zu Schulden kommen ließ, wenn er z. B. in seinen Paraphrasen die Christen ermahnte, sich nicht durch menschliche Autorität von der reinen Lehre des Evangeliums abwendig machen zu lassen, und dagegen in seinen neueren Schriften die Kirche ganz von der Autorität des Papstes und der Bischöfe abhängig machte; er zeigt ihm die Unbilligkeit, womit er die Fehler einzelner Mitglieder der evangelischen Kirche, der Lehre derselben zur Last legte, und als Beweis ihrer Wahrheit, von ihren Bekennern eine unbedingte Vollkommenheit verlangte, die doch, seinen eigenen Äußerungen zufolge, auch in der römischen Kirche keineswegs zu finden war; er verweist ihn vielmehr, hinsichtlich der Prüfung der Lehre, auf die heilige Schrift, und fodert ihn auf, sie aus dieser, wenn es möglich sei, zu widerlegen; er weist die Ursachen der von den Evangelischen keineswegs

56) Quatenus expediat editam recens Erasmi de sarcienda ecclesiae concordia rationem seqni, tantisper dum adparatur synodus, judicium Antonii Corvini. Cum praef. Mart. Lutheri. Wittenberg. excud. Nic. Schirlentz, 1534.

Digitized by Google

in leichtsinniger und übereilter Weise vorgenommenen Veränderungen nach in dem traurigen Verfall der Religion und der Verfälschung der Glaubenslehren, die sie in der alten Verfassung gefunden, und in der strafbaren Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit der Kirchenvorsteher bei diesem Verderben; er sieht endlich in den Friedensvorschlägen des Erasmus zwar gutgemeinte fromme Wünsche, deren Ausführung aber theils in dem Gewissen der Evangelischen, denen die Schriftmäßigkeit ihrer Lehre nicht erlaubt, sich etwas davon abdingen zu lassen, theils in der feindseligen Gesinnung und eingewurzelten Erbitterung der Papisten unübersteigliche Hindernisse finde. Luther begleitete diesen, ebenso sehr mit Sanftmuth und Ruhe, als in einem angenehmen Style geschriebenen Dialog, mit einer Vorrede, worin er, ohne sich von der Heftigkeit hinreißen zu lassen, die ihm hier so nahe lag, mit ebenso viel Ruhe als Würde zeigte, daß und warum die Friedensvorschläge des Erasmus sich weder mit seinem Gewissen noch mit der Wahrheit vertrügen. Es gibt, sagt er, eine zweifache Eintracht: die des Glaubens und die der Liebe. Zur Erhaltung der letzteren haben wir unsererseits es an nichts fehlen lassen. Was aber die Eintracht des Glaubens betrifft, so sucht sie Erasmus vergebens, und die Nachgiebigkeit, die er von uns verlangt, ist unmöglich, theils weil die Gegenpartei auch in nichts nachgeben will, sondern sich nur immer mehr gegen uns verhärtet, theils weil wir zu dem, was der heiligen Schrift widerspricht, uns unmöglich verstehen können.

Die Ruhe, mit welcher sich Luther in dieser Vorrede über Erasmus und dessen irenische Versuche, bei allem Tadel derselben, erklärt, ist um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, mit welcher Abneigung er sonst um dieselbe Zeit, besonders seit dem durch Wicelius hervorgerufenen, persönlichen Streithandel, von Erasmus sprach. Georg Wicelius, früher Luther's Anhänger, hatte sich nach manchen gelehrten Abenteuern, wieder zur römischen Kirche gewandt, wollte aber das Ansehen eines unparteiischen Friedensvermittlers haben, und erklärte auf diesem Wege den Erasmus für sein Vorbild. Gegen diesen sprach er unter andern in einem Briefe an ihn selbst die Hoffnung aus, er werde der Solon sein, nach dessen Urtheil jeder Partei etwas werde genommen werden, um die Zwietracht wegzunehmen; denn um der Eintracht willen müsse man Alles versuchen. Nicht Luther, setzt er hinzu, nicht die Sophisten, sondern Erasmus und seines Gleichen, das heißt die Unparteiischen, müssen gehört werden! Gleichwol schrieb er, auch hierin dem Erasmus ähnlich, Schriften voll heftiger Angriffe und Schmähungen gegen die Evangelischen, die ihm den Unwillen derselben noch mehr zuziehen mußten, als es sein Abfall ohnehin schon gethan hatte. Unter andern gab er 1532 eine sogenannte Apologie wider seine Afterredner, die Lutheristen, heraus [57]), die zwar mit vieler Bitterkeit geschrieben war, aber in Gedanken und Ausdruck mit den jüngsten Streitschriften des Erasmus die größte Ähnlichkeit hatte, sodaß sie mehr diesem, als Wicelius selbst anzugehören schien, wie sie denn auch unter des Erasmus Augen in Freiburg gedruckt war. Als nun Luther's, damals in Magdeburg lebendem, Freunde Amsdorff das Gerücht zu Ohren gekommen war, man denke in Wittenberg an eine Widerlegung dieser Wicelius'schen Schrift, bezeigte derselbe, in einem Briefe an Luther, vom 28. Jan. 1534, seine Verwunderung darüber; denn auf das, was Wicelius gesagt habe, sei schon in andern Büchern Luther's hinlänglich geantwortet, auch verdiene jener keine Antwort, sondern nur Verachtung; er habe das Seinige alles aus den Schriften des Erasmus gestohlen; an diesen müsse man sich also halten und ihn einmal nach dem Leben abmalen; denn der oberste Grundsatz des Erasmus laute so: Luther's Lehre ist Ketzerei, weil der Kaiser und der Papst sie verdammt haben; die Lehre des Erasmus aber ist rechtgläubig, weil Bischöfe, Cardinäle, Fürsten und Könige ihm goldene Becher und dergl. schenken; und die höchste menschliche Weisheit besteht darin, sich die Bischöfe und Könige geneigt zu erhalten. Luther schrieb darauf an Amsdorff einen sehr weitläufigen Brief [58]), worin er dessen Urtheil über Erasmus billigte und noch weiter ausführte. Erasmus, sagt er, habe in seiner Lehre keinen andern Grund, als Menschengunst; daraus folge dann auch Mangel an Einsicht und böser Wille. Wenn du, redet er Amsdorff an, dieses Urtheil zu allgemeiner Geltung bringen könntest, so würdest du, als ein kleiner David, mit einem Schlage jenen großsprecherischen Goliath niederwerfen und seinen ganzen Anhang ausrotten. Was ist aber eitler und trügerischer als Menschengunst, besonders in geistlichen Dingen? Da nun der ganze Erasmus eitel und auf Eitelkeit und Täuschung gegründet ist, wozu ist es nöthig, ihm zu antworten? Er macht ihm hierauf den Vorwurf, daß er heilige und ernste Gegenstände nur oberflächlich und leichtfertig behandle, und in seinen Streitschriften sich auf die Sache eigentlich gar nicht einlasse; dies aber schreibt er einem von der Religion ganz abgewandten Gemüthe zu. Sein Katechismus sei nur dazu geeignet, Zweifel anzuregen, die Schwachen zu verwirren und das ganze Christenthum ungewiß zu machen. Den Apostel Paulus lobe er auf eine Weise, die den Unerfahrenen grade vom Lesen desselben abhalten müsse. Er tadelt hierauf einzelne unschickliche und anstößige Ausdrücke, die Erasmus gebraucht hatte, besonders aber seine Amphibologien, mit denen er gleichsam die ganze Welt beherrschen wolle. Es geschehe ihm ganz recht, wenn man alle seine zweideutigen und verdächtigen Worte gegen ihn deute, ohne sich an sein Geschrei über Verleumdung zu kehren; denn es sei seine Schuld, wenn er nicht offen rede.

Obgleich nun Luther in diesem Briefe wiederholt seinen Vorsatz erklärte, nicht wieder gegen Erasmus zu schreiben, so wurde doch dieser Brief selbst, nebst dem voran-

57) Apologia, das ist, ein vertedigsrede Georgii Wicelii wider seine afterredner die Luteristen, mit samt kurzer abconterfeyung Lutherischer Secten, vnd preiß alter Römischen Kirchen, nützlich zu lesen. Auch wie er von der Kirchen in die secten kommen, vnd von denselbigen wiederumb zu der Kirchen geflohen ist. (Freiburg im Breißgaw 1532. 4.)

58) Luther's Briefe, Ausg. v. de Wette. 4. Th. S. 507 —520.

Digitized by Google

gegangenen Briefe Amsdorff's gedruckt [59]) und war mithin als eine Schrift gegen Erasmus zu betrachten. Dieser säumte auch nicht, noch in demselben Jahre, mit einer Vertheidigung (Purgatio adversus epistolam non sobriam, oder nach einer andern Aufschrift, adversus calumniosissimam epistolam Lutheri) dagegen aufzutreten. Im Eingange dieser Schrift klagt er, daß er ganz unerwartet und ohne Veranlassung von Luther angegriffen werde, gegen den er doch, seit jenem Streite über den freien Willen, niemals etwas Gehässiges geschrieben, vielmehr die gegen ihn gerichteten, ärgerlichen Schriften Anderer gemisbilligt und zu unterdrücken gesucht habe, sodaß man ihn sogar einer Begünstigung Luther's beschuldige. (Man denke jedoch an die Schriften gegen die fälschlich sogenannten Evangelischen, gegen das Sendschreiben der strasburger Theologen u. A., um zu beurtheilen, inwieweit Erasmus bei dieser Versicherung die Wahrheit auf seiner Seite hat.) Die nächste Veranlassung des vorliegenden Schriftwechsels betreffend, gibt er vor, weder von Wicelius noch von dessen Schriften etwas zu wissen, sondern von Amsdorff ganz grundlos und muthwillig angegriffen zu sein; auch habe er nirgends gesagt, seine Lehre sei deshalb wahr, weil ihm die Fürsten Geschenke schicken, sondern er habe durch Erwähnung solcher Gunstbezeigungen nur seine Freunde, wegen der von andern Seiten ihn so häufig angreifenden Schmähschriften, zu beruhigen gesucht. (Als wenn Amsdorff eben behauptet hätte, Erasmus habe jenen Grundsatz, nach dem er nur zu oft handelte, wörtlich so ausgesprochen!) Zu den einzelnen Vorwürfen in Luther's Briefe übergehend, behandelt er nun zwar Alles, was dieser gegen besondere, in seinen Schriften vorkommende, Behauptungen und Ausdrücke erinnert hatte, als böswillige Verdrehung und Verleumdung, zeigt aber in seiner Rechtfertigung eben, wie sehr Luther Recht hatte, wenn er behauptete, Erasmus wisse sich, wie eine Schlange, so zu drehen, daß man ihn nirgends fassen könne, und seine größte Kunst bestehe darin, seine Worte so zu stellen, daß man ihnen jeden beliebigen Sinn unterlegen könne; denn seine ganze Vertheidigung kommt immer nur darauf hinaus, daß die von Luther angefochtenen Äußerungen auch einen unschuldigen Sinn haben können, wenn man sie nämlich darnach auslegt. Aber ebendieselbe Vieldeutigkeit und diesen Mangel an Offenheit hatte Luther ihm zum Vorwurfe gemacht. Dabei bedient er sich auch oft des Kunstgriffs, entweder seine eigenen, oder des Gegners Worte ganz zu verdrehen, und neben dem wahren Sinne derselben vorbeizugehen, um so die erlittenen Anklagen als ungerecht oder als thöricht erscheinen zu lassen. Auf ähnliche künstliche Weise vertheidigt er sich unter andern gegen die Ausstellungen, die Luther an seinem Katechismus gemacht hatte, indem er theils die Rede auf ganz andere Dinge bringt, über die gar kein Streit war, um nur das Ansehen zu haben, als ob er Luthern ad absurdum führe, theils Entschuldigungsgründe aufstellt, die sich zwar hören lassen, aber doch grade Luther's Vorwürfe nicht entkräften, sondern nur umgehen. Luther selbst wird von ihm in dieser ganzen Schrift als ein durchaus verdienstloser, keiner Achtung würdiger Mann behandelt; wogegen man freilich sagen konnte, daß, wenn er wirklich der war, wie ihn Erasmus hier anzunehmen scheint, seine Behauptungen auch keine so weitläufige und heftige Widerlegung verdienten.

Luther's Freunde suchten es zu verhüten, daß ihm die Schrift des Erasmus zu Gesichte kam [60]), weil sie befürchteten, er möchte zu heftig davon ergriffen werden; aber diese Besorgniß war ungegründet. Luther, der noch Schlimmeres, oder doch wenigstens Gründlicheres von Erasmus erwartet hatte, fand es gar nicht der Mühe werth, öffentlich zu antworten; nur in Privatgesprächen und Briefen sprach er noch gelegentlich seine ungünstigen Urtheile über Erasmus aus, die jedoch nur seiner theologischen Richtung galten, während er seinen Verdiensten um die schönen Wissenschaften immer Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ihn noch nach seinem Tode, als in Rom seine Gespräche verboten wurden, gegen dergleichen Angriffe in Schutz nahm. Durch Luther's Schweigen wurden auch die Erwartungen derer getäuscht, die schon angefangen hatten, in Erwartung einer heftigen Schrift Luther's, Erasmus zu einer noch heftigeren Gegenschrift aufzureizen, die nun aber unterbleiben mußte. So blieb jene Purgatio das letzte, was Erasmus direct gegen Luther und gegen die Reformatoren schrieb, und so verlebte er von dieser Seite die noch übrige kurze Zeit seines Lebens in Ruhe.

Daß Erasmus so wiederholt gegen Luther und andere Reformatoren in die Schranken trat, vermehrte zwar die Anzahl seiner Freunde unter den höher gestellten Personen in der römischen Kirche; da aber von Zeit zu Zeit die Erinnerung an so manches, was er in früheren Jahren, entweder zum Nachtheil des äußeren Ansehens der herrschenden Kirche, oder im Widerspruche mit ihren Lehrsätzen, geschrieben hatte, auftauchte, und man ihn von dieser Seite ganz makellos, als ein unbestrittenes Glied zu sehen wünschte, so wurde ihm, unter andern von dem Cardinal Cajetanus, empfohlen, seine Schriften einer Revision zu unterwerfen, das Anstößige aus denselben zu entfernen oder zu widerrufen, und so, durch einen öffentlichen Beweis seiner kirchlichen Rechtgläubigkeit seinen Feinden und Verleumdern den Mund zu stopfen. Erasmus beantwortete, am 23. Juli 1532 [61]), diese Aufforderung mit der Anzeige, daß er sich wirklich vorgenommen habe, ein solches Werk, nach Art der Retractationen des Augustinus, zu schreiben, obwol er glaube, sich schon in der Antwort auf die Censuren der Sorbonne hinlänglich und zur Abfertigung aller seiner Gegner erklärt zu haben; doch verband er damit die Bitte, ihm anzugeben, was eigentlich in seinen Schriften ärgerlich und heterodox erscheine, und wie er sich in Ansehung solcher Stellen zu verhalten habe, die man entweder misverstanden, oder absichtlich verdreht und gemisdeutet habe. Diese letzten Einschränkungen lassen schließen, daß es ihm mit dem angeb-

59) Epistolae D. *Nicolai Amsdorfii* et D. *Mart. Lutheri* de Erasmo Roterodamo. (Witeb. 1534.)

60) De Wette a. a. O. S. 545.

61) Opp. ed. Lugd. Bat. 1703. Tom. III. p. 1446.

Digitized by Google

lichen Vorhaben gar nicht Ernst, und seine Zusage an den Cardinal eigentlich nur eine höfliche Ablehnung war; wenigstens kam nie ein solches Werk zu Stande.

Indessen versäumte Erasmus doch keine Gelegenheit, in seinen Schriften seine Neigung zu der Lehre und Verfassung der römischen Kirche auszusprechen, selbst auf die Gefahr hin, sich in Widersprüche mit manchen seiner früheren Äußerungen zu verwickeln. Im J. 1530 gab er, um seine Rechtgläubigkeit in Ansehung der Abendmahlslehre zu documentiren, die damals noch ungedruckte Schrift des Algerus, eines Kirchenlehrers aus dem 12. Jahrh., de veritate corporis et sanguinis dominici in Eucharistia, heraus, eine der stärksten Vertheidigungen der Transsubstantiationslehre, die er mit einer Zueignung an den Bischof Balthasar zu Hildesheim versah [62]), um gleichsam unter der Autorität dieses einflußreichen und am kaiserlichen Hofe sehr angesehenen Prälaten, seine öffentliche Erklärung über den behandelten Gegenstand, nämlich sein Bekenntniß zu der Abendmahlslehre der römischen Kirche, in Verbindung mit einer glänzenden Lobrede auf die Heiligkeit und Würde der Messe, auszusprechen. Seine noch in Basel bearbeitete Ausgabe des Augustinus, eines Kirchenvaters, den er sonst sehr wenig geachtet, sogar oft bitter getadelt hatte, sodaß er unter andern es für unverschämt erklärte, ihn mit dem Hieronymus, in Ansehung der Schrifterklärung, nur in Vergleichung zu stellen, versah er mit einer Zueignung an den Erzbischof zu Toledo, Alfons Fonseca [63]), die mit den übertriebensten Lobpreisungen des Augustinus angefüllt ist. Gleich im Eingange nennt er ihn einen unvergleichlichen Lehrer und unbesiegten Vorkämpfer der Kirche. Was hat die christliche Welt, ruft er aus, Köstlicheres oder Ehrwürdigeres als diesen Schriftsteller! Jedem Kirchenlehrer (von denen er mehre der ausgezeichnetsten mit ihren besondern Vorzügen namhaft macht) sind durch das Gnadengeschenk des heiligen Geistes seine eigenthümlichen Gaben verliehen; aber auf keinen hat derselbe Geist alle seine Gaben reichlicher ausgegossen, als auf den Augustinus, gleichsam als hätte er in einem Gemälde das Bild eines an allen Tugenden vollkommenen Bischofs darstellen wollen. Nun folgt eine lange Lobrede, worin Augustin, durch ein Register aller Tugenden, als Muster in jeder einzelnen gepriesen wird; doch ist Erasmus gleichwol so vorsichtig, bei dem Lobe seiner freiwilligen Armuth und Verachtung zeitlicher Güter, hinzuzusetzen: er sage dies nicht in der Absicht, um die Bischöfe der gegenwärtigen Zeit auf dieses Beispiel hinzuweisen, sondern nur, um die Uneigennützigkeit jenes heiligen Kirchenfürsten darzuthun. In gleichem lobpreisenden Tone spricht er von Augustin's Verdiensten um die Bekämpfung der verschiedenen Irrlehren, besonders der Pelagianer; von seinem mit Milde gepaarten Eifer um Ausrottung der Überreste des Heidenthums; von seiner musterhaften Kirchenzucht u. s. w., und nennt ihn einen zum Heil der ganzen Kirche geborenen, gebildeten und von Gott gegebenen Mann. Ebenso unbegrenzt ist das Lob, das er Augustin's Schriften und wissenschaftlichen Verdiensten beilegt, die er in allen Beziehungen über alles, was irgend ein Zeitalter habe leisten können, erhebt. Zu diesem Panegyrikus hatte sich Erasmus theils darum begeistert, um den Vorwurf, daß er die älteren Kirchenschriftsteller nicht genug achte, von sich abzulehnen, theils um dem Bischofe, dem die Ausgabe zugeeignet, und der, wie Erasmus selbst sagt, ein besonderer Verehrer Augustin's war, zu gefallen; da er gegen manche feindliche Regungen, die sich in Spanien wider ihn erhoben, eines mächtigen Beistandes bedurfte. Auf ähnliche Weise ließ er sich auch über Basilius, in seiner Zueignung der Werke dieses Kirchenvaters an Sadolet, vom 22. Februar 1532 [64]), vernehmen. Er nennt denselben nicht nur einen christlichen Demosthenes und einen himmlischen Redner, sondern meint sogar, daß es eine Schmach für ihn sei, wenn man ihn auch mit den bewundertsten Rednern der alten Griechen und Römer nur vergleichen wollte; denn unter diesen sei doch keiner durch Rednertugenden so ausgezeichnet, daß man nichts an ihm zu tadeln finde, und keiner, man möge Naturgaben, Kunst oder Übung betrachten, komme dem göttlich begeisterten Basilius auch nur nahe: keiner verbinde so, wie dieser, mit der Beredsamkeit auch Philosophie und Kenntniß aller Wissenschaften; und ebenso, wie über alle weltlichen Redner, findet er ihn auch über alle gleichzeitigen kirchlichen Schriftsteller erhaben. Nicht zufrieden, durch die allgemeinen Lobsprüche auf diesen Kirchenvater, dem er nicht weniger als alle Wissenschaften und alle Tugenden beilegte, die Beschuldigung einer Geringschätzung der alten Kirchenlehrer von sich abzulehnen, arbeitete er, in demselben Jahre, dem ihm gemachten Vorwurfe des Zweifels an der Gottheit des heiligen Geistes dadurch entgegen, daß er das Buch desselben Basilius, vom heiligen Geiste, in lateinischer Übersetzung besonders herausgab, und als Beweggrund zu dieser Arbeit anführte, er sehe mit Betrübniß die Irrlehre, daß der heilige Geist nicht Gott sei, wieder aufleben, die Basilius in dieser Schrift so kräftig widerlegt habe. Bei der Ausgabe des noch ungedruckten, handschriftlich im Kloster der regulirten Chorherren zu Marbach im Elsaß aufgefundenen Commentars über die Psalmen, von Haymo, einem Schriftsteller des 9. Jahrh., sprach er in der Zueignung an seinen alten Bekannten, den Karthäusermönch zu Löwen, Johann Emsted, vom 28. Febr. 1533 [65]), nicht nur von dem Schriftsteller selbst mit großem Lobe, indem er unter andern erinnerte, es möge sich Niemand durch die einfache Schreibart vom Lesen desselben abschrecken lassen, sondern sich vielmehr an die Frömmigkeit seiner Gedanken halten; denn ich fürchte, sagt er, daß viele noch denselben Irrthum hegen, in welchem ich mich ehedem befand, daß sie vor allem, woran sie keine rhetorischen Zuthaten und Zierden bemerken, einen Ekel empfinden; — sondern er benutzte auch den Umstand, daß Haymo (zuletzt Bischof von Halberstadt) früher dem Mönchsstande angehört hatte, zu

62) Letztere findet sich auch unter den Briefen des Erasmus, in Ej. Opp. edit. Lugd. Bat. 1703. Tom. III. p. 1274. 63) Auch unter seinen Briefen l. c. p. 1243.

64) Auch unter seinen Briefen l. c. p. 1431. 65) Auch unter den Briefen l. c. p. 1462.

Digitized by Google

einer Lobrede auf das Mönchswesen. Er gesteht zwar, daß die schlechten Sitten einiger Mitglieder dieses Standes, den ehedem allgemein beliebten und verehrten Namen eines Mönches in üblen Ruf gebracht hätten; findet es aber sehr ungerecht, diesen Haß auch auf die guten auszudehnen, und Jemanden nur darum, weil er ein Mönch ist, zu verachten. Vom Mönchsleben selbst entwirft er die reizendste Schilderung, rühmt die Mönche als Leute, die der Welt wahrhaft abgestorben, sich ganz Gott geweihet haben, von deren Umgange Niemand anders als gebessert zurückkehrt, von denen Niemand etwas Böses zu befürchten hat, die alle christliche Tugenden ausüben, und je mehr sie sich darin vervollkommnen, um so mehr auch in der tiefsten Demuth zunehmen, kurz, deren Gemeinschaft ein Bild jener himmlischen Stadt und der Engelchöre darstellt, weil sie beständig mit dem Lobe Gottes beschäftigt sind, und gleichsam vergeistigt, mit den Leidenschaften des Fleisches nichts mehr zu thun haben. Ob Erasmus überzeugt war, daß viele Klöster diesem idealischen Bilde nahe kämen, muß man billig bezweifeln, und es war ganz in der Ordnung, wenn Corvinus, in jener, gegen des Erasmus Eintrachtsvorschläge gerichteten Schrift, auch dieses Lob des Mönchthums ins Auge faßte, und seine Schilderungen als bloße schöne Träume zurückwies.

Der Zweck des Erasmus, durch diese und ähnliche Aufsätze, deren manche, verglichen mit seinen früheren Äußerungen, in der That als Bruchstücke jener von ihm verlangten Retractationen zu betrachten sind, sein Ansehen in der römischen Kirche zu vermehren und zu befestigen, blieb indessen nicht unerreicht; und diese Wirkung zeigte sich sogar in einer Weise, wie sie Erasmus nicht eigentlich beabsichtigte; denn seine Freunde und Gönner, soviel deren am päpstlichen Hofe einigen Einfluß hatten, arbeiteten daran, ihn zu höheren kirchlichen Würden zu erheben, und wußten besonders den neu erwählten Papst Paul III. (seit 1534) für ihn zu interessiren. Auf sein Glückwünschungsschreiben wegen der Thronbesteigung dieses Papstes erhielt Erasmus zur Antwort ein mit den ehrenvollsten und schmeichelhaftesten Äußerungen angefülltes Breve, und bald nachher, im J. 1535, die Ernennung zu der durch den Tod Johann Ingenwinkel's erledigten Propstei zu Deventer, deren Ertrag man auf 1500 Dukaten schätzte; ja, man dachte sogar ernstlich darauf, ihm die Cardinalswürde, und — weil einige seiner Gegner eingewandt hatten, ein Cardinal müsse wenigstens 3000 Dukaten Einkünfte haben — die zur Erfüllung dieses Einkommens nöthigen Präbenden zu verschaffen; aber er lehnte dies Alles ernstlich ab, da er, im Vorgefühle seines nahen Todes, die Bemühungen fast lächerlich fand, ihn noch mit Würden, die er nie gesucht hatte, zu überhäufen.

Mittlerweile war der Aufenthalt in Freiburg ihm immer unangenehmer und lästiger geworden, und er fand immer mehr Ursache, sich einen andern Wohnort zu wünschen. Nun waren ihm allerdings auch in den letzten Jahren mehre vortheilhafte und ehrenvolle Anerbietungen in und außerhalb Teutschlands gemacht worden; aber theils waren ihm die Orte zu entfernt, theils trug er überhaupt Bedenken, bei seinem vorgeschrittenen Alter und seiner schwankenden Gesundheit, sich in neue Verbindungen einzulassen. Endlich entschloß er sich, in Folge wiederholter, dringender Auffoderungen, zur Rückkehr in die Niederlande, wozu die verwitwete Königin Maria von Ungarn, Schwester des Kaisers, als Regentin dieser Provinzen, ihm ein Reisegeld von 300 Gulden und eine ansehnliche Erhöhung seiner Pension bewilligt hatte. Seine schon einige Male vereitelte Abreise von Freiburg kam endlich im August 1535 zu Stande; doch wollte er vor seiner Reise in die Niederlande, aus denen er eine Rückkehr in die bisher von ihm bewohnten Gegenden nicht hoffen durfte, erst Basel noch einmal sehen und dort den Druck einiger seiner Schriften, besonders des eben damals vollendeten Ecclesiastes, persönlich in Aufsicht nehmen. Er kam also in Basel an, wo ihn Hieronymus Frobenius mit Freuden in sein Haus aufnahm und auf's Beste für seine Bequemlichkeit sorgte. Sein Haus und seine Mobilien in Freiburg ließ er durch Gilbert Cognatus verkaufen, und war mit dem Ausgange dieses Handels ziemlich zufrieden. In Basel war jetzt alles wieder beruhigt, aber freilich auch der unbedingte Sieg der Reformation entschieden; und Erasmus scheute, oder fürchtete wenigstens, daß ihm der abermalige Aufenthalt in einer nun ganz reformirten Stadt übel gedeutet würde, weshalb er sich auch in den Briefen an seine mit dem kaiserlichen Hofe in Verbindung stehenden Freunde bemühte, diesen Aufenthalt als nur vorübergehend und durch literarische Angelegenheiten veranlaßt darzustellen. In der That war es seine Absicht, nicht lange in Basel zu verweilen; aber heftige Gichtschmerzen nöthigten ihn, den ganzen Winter von 1535 auf 1536 das Bett zu hüten, wobei er doch, soviel ihm seine Schwäche zuließ, unausgesetzt literarisch thätig blieb. Unter andern schrieb er die Auslegung des 14. (oder nach unserer Zählung des 15.) Psalms (de puritate Tabernaculi s. ecclesiae christianae), die unter seinen Erbauungsschriften einen vorzüglichen Werth hat; auch arbeitete er noch an einer Ausgabe des Origenes, die er aber, seiner immer mehr abnehmenden Kräfte wegen, aufgab und seinem Freunde Beatus Rhenanus zu vollenden überließ. Mit dem Frühjahr erwachte bei ihm die Hoffnung zur Abreise wieder, und wenn er sich auch noch zu schwach fühlte, um in die Niederlande reisen zu können, so gedachte er doch seinen Aufenthalt nach Besançon zu verlegen, um wenigstens im unmittelbaren Gebiete des Kaisers zu sein, welchem bekanntlich die Grafschaft Hoch-Burgund damals unterworfen war. Gegen die Königin Maria glaubte er wenigstens sich entschuldigen zu müssen; er ließ ihr deshalb durch seinen Freund Konrad Goclenius melden [66]), er sei, nachdem er Freiburg seiner Gesundheit wegen verlassen, nur um des Druckes seines Ecclesiastes willen nach Basel gereist, wo ihn aber seine Krankheit gezwungen, den ganzen Winter zu verweilen; ungeachtet er nun hier unter den aufrichtigsten Freunden lebe, die er in Freiburg nicht gehabt, so wolle er doch, um der Verschiedenheit des Glaubens willen, lieber an el-

66) Opp. l. c. p. 1522.

Digitized by Google

nem andern Orte sein Leben beschließen: möchte nur Brabant ihm näher sein! Aber seine Krankheitsbeschwerden erlaubten ihm keine Weiterreise, und so schrieb er noch im Mai, zur Entschuldigung seines längeren Verweilens in Basel, an einen vornehmen kaiserlichen Beamten [67]): man lasse ihn der Religion wegen ganz unangefochten; indessen möchte er Niemand in seinem Hause leiden, der von der neuen Lehre angesteckt sei. Dergleichen Äußerungen konnten jedoch jetzt nur noch den Zweck haben, es mit seinen Gönnern am kaiserlichen Hofe zu guter letzt nicht ganz zu verderben; denn die Krankheit und der Hinblick auf das nahe Ziel seines Lebens schien seine Gesinnungen so gemildert zu haben, daß er der religiösen Differenzen, die ihm noch vor Kurzem so viele Unruhe gemacht hatten, kaum mehr gedachte. Pellicanus, mit dem er ehedem so verdrießliche Streitigkeiten gehabt hatte, besuchte ihn jetzt, und wurde freundschaftlich von ihm aufgenommen; auch von Heinrich Bullinger, Zwingli's Nachfolger in Zürich, der in Geschäften nach Basel gekommen war, sprach er mit Achtung und lobte seine Schriften. Da seine Schmerzen ihm keine eigene Arbeit mehr gestatteten, so unterhielt er sich damit, seine Briefe durchzusehen, um etwa noch eine neue Ausgabe davon zu veranstalten; und wenn ihm Briefe von verstorbenen Freunden in die Hände kamen, rief er aus: „Auch dieser ist nicht mehr! so wünsche auch ich nicht länger zu leben, wenn es Christo, meinem Herrn, gefallen will." — Überhaupt zog er seine Blicke immer mehr von allen irdischen Verhältnissen zurück und hielt sich, mit Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, einzig an den Trost der Erlösung durch Christum. Dabei verließ ihn doch seine Heiterkeit nicht ganz, und als wenige Tage vor seinem Tode seine drei vertrautesten Freunde, Bonifacius Amerbach, Hieronymus Frobenius und Nicolaus Episcopius, gemeinschaftlich zu ihm ins Zimmer traten, verglich er sie mit den drei Freunden Hiob's, und fragte sie lächelnd: ob sie nicht auch ihre Kleider zerrissen und Asche auf ihre Häupter gestreut hätten? — Nachdem er schon lange erklärt hatte, er werde dies Jahr nicht überleben, bestimmte er drei Tage vor seinem Ende auch seinen Sterbetag. Von Schmerzen und schleichendem Fieber erschöpft, starb er endlich in der Nacht vom 11. zum 12. Juli 1536 mit der Standhaftigkeit eines christlichen Weisen, unter gläubiger Anrufung seines Erlösers, in den Armen seiner Freunde, aber ohne den Beistand eines Priesters und ohne die Sterbesacramente der römischen Kirche. Nicht nur in Basel, wo er sich besonders durch Wohlthätigkeit gegen die Armen viele Liebe erworben hatte, sondern im ganzen gelehrten Teutschland, wo man, ungeachtet seiner spätern Misgriffe, doch seine wahren Verdienste nicht vergaß, erregte sein Tod allgemeines Bedauern. Sein Begräbniß war seinen Verdiensten angemessen. Er erhielt seine Ruhestätte in der Kathedralkirche zu Basel zur Seite des Chors; Studirende trugen ihn zu Grabe; der Stadtrath und die ganze Universität folgten seiner Leiche; Oswald Mykonius hielt ihm die Leichenpredigt, und außerdem wurden auf Veranstaltung des Magistrats und der Universität noch besondere Reden zu seinem Gedächtnisse gehalten.

In seinem Testamente hatte Erasmus seinen Freund Bonifacius Amerbach zum Universalerben seines Nachlasses eingesetzt, jedoch mehren andern Freunden theils Kostbarkeiten, theils Geschenke an Geld vermacht, auch für die Armen reichlich gesorgt. Seine Bibliothek hatte er schon mehre Jahre vor seinem Tode, mit Vorbehalt des lebenslänglichen Gebrauchs, an Johann von Lasco verkauft. Amerbach zeigte sich beim Antritt der Erbschaft sehr großmüthig; er zahlte nicht nur den Armen weit mehr aus, als Erasmus für sie bestimmt hatte, sondern machte auch andern Freunden, die im Testamente nicht bedacht waren, Geschenke; dem Verstorbenen aber errichtete er in der Kathedralkirche zu Basel ein marmornes Denkmal. Redner und Dichter in und außer Teutschland wetteiferten, das Andenken des großen Gelehrten auf mancherlei Weise zu feiern, und lange nach seinem Tode ward ihm in seiner Vaterstadt Rotterdam ein prächtiges Denkmal errichtet.

Von den Schriften des Erasmus sind die wichtigsten zwar in seiner Lebensgeschichte erwähnt worden; indessen ist es doch, Behufs einer allgemeinen Übersicht seiner literarischen Thätigkeit und genaueren Kunde seiner Schriften im Einzelnen, nöthig, hier noch ein möglichst vollständiges chronologisches Verzeichniß derselben anzufügen. Bei der großen Anzahl und den vielen Ausgaben dieser Schriften ist freilich eine absolute Vollständigkeit und Bestimmtheit aller einzelnen Angaben, wenigstens an diesem Orte, gar nicht zu erreichen, zumal von den früheren Schriften des Erasmus grade die ersten Ausgaben sehr selten und zum Theil nicht einmal mit Sicherheit bekannt sind; wenn indessen auch das hier zu gebende Schriftenverzeichniß bedeutende Ansprüche auf Nachsicht zu machen hat, so wird es diese schon dadurch einigermaßen rechtfertigen, daß es, außer der sehr nachlässigen und unkritischen Arbeit Rotermundt's [68]), der erste Versuch ist, die großen, in dieser Aufgabe liegenden, Schwierigkeiten zu überwinden. Es sind aber die von Erasmus verfaßten oder herausgegebenen Werke, soviel bekannt, folgende: 1) *Guilermi Hermanni Goudensis*, Theologi ac Poëtae clariss., Sylva Odarum. Hendecasyllabum *Herasmi ad studiosos* etc. Impr. Parrhis. op. atque imp. Guid. Mercatoris, 1497. 4. 7 Bogen. Von Erasmus selbst ist dabei ein Gedicht an Robert Gaguni und ein Sendschreiben an den Bischof Heinrich zu Cambray, dat. Parrhis. VII. Idus Novembr. 1496, worin er die Herausgabe der obigen Gedichte, ohne Vorwissen ihres Verfassers, entschuldigt [69]). 2) *Desyderii Herasmi Roterodami* veterum maximeque insignium paroemiarum, id est adagiorum collectanea. Paris. 1500. 1505. 4. Collectanea Adagiorum veterum *Desid. Erasmi Roterod.*, Germaniae decoris. Argent. ap. Schurer. 1509. 1510. 1511. 1512. 1513. 1515. 1516. 1517. 1518. 1519. 1520.

67) l. c. p. 1520.

68) Erneuertes Andenken der Männer, die für und gegen die Reformation Lutheri gearbeitet haben. 1. Bd. S. 290 fg. 69) Baumgarten (Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 1. Bd. S. 546) gibt von diesem seltenen Buche ausführlichere Nachricht.

Digitized by Google

Hagen. ex aed. Thom. Anshelmi, 1519. 1521. Colon. 1521. 4. 3) Ad illustriss. princ. Philippum Austriae *ducem*, Maximiliani Caes. filium, de triumphali profectione Hispaniensi deque felici in patriam reditu, panegyricus *Erasmi Roterodami*. Paris. ap. Ascens. (1505.) 4. 4) *Laurentii Vallensis*, viri tam graecae quam latinae linguae peritissimi, in latinam Novi Testamenti interpretationem ex collatione graecorum exemplarium adnotationes apprime utiles. Paris. in aed. Ascens. 1505. fol. *Laur. Vallae* ... in Novum Testamentum adnotationes; praeced. *Des. Erasmi* praefatio. Basil. 1526. 1541. 8. 5) *Euripidis* Hecuba et Iphigenia in Aulide, latinae factae, *Erasmo Roterodamo* interprete, et Prosopopoeia Angliae sibi de Regis Henrici virtute et regiae sobolis indole gratulantis, cod. *Erasmo* authore. Paris. ex offic. Ascens. 1506. fol. Hecuba et Iphigenia in Aulide, *Euripidis* Tragoediae in latinum translatae, *Erasmo Roterod.* interpr. *Ejusd.* Ode de laudibus Britanniae Regisque Henrici VII. et regiorum liberorum ejus. *Ejusd.* Ode de Senectutis incommodis. Venet. in aed. Aldi, 1507. 8. Vienn. op. Hieron. Victoris et Jo. Singrenii, 1511. 4. Florent. p. haer. Juntae, 1518. 8. *Euripidis* Tragoediae duae, Hecuba et Iphigenia in Aulide, latinae factae, *Des. Erasmo Roterod.* interpr. Basil. ap. Froben. 1518. 1524. 1530. ap. Thom. Wolff, 1522. Colon. 1519. 4. 6) Seit 1506 begann Erasmus, die Übersetzungen aus seinem Lieblingsschriftsteller Lucian zur Öffentlichkeit zu bringen, wodurch hauptsächlich sein literarischer Ruf zuerst allgemeinere Verbreitung gewann, und die auch, mehr als andere seiner Übersetzungen, wiederholte, immer vermehrte Auflagen erlebten. Ex *Erasmi* interpretatione. (*Luciani*) Toxaris sive de amicitia dialogus. Alexander qui et Pseudomantis. *Ejusd.* Gallus sive Somnium. *Ejusd.* Timon seu Misantropus. Tyrannicida declamatio, et declamatio Erasmica. De iis qui mercede conducti degunt dialogus, et quaedam alia. Ex *Thomae Mori* interpretatione. Tyrannicida Luciani. Declamatio Mori de eodem. Cynicus Luciani. Menippus seu Necromantia. Philopseudes seu Incredulus. Paris. ex offic. Ascens. 1506. fol. Complures Luciani Dialogi, e versione *Erasmi Roterod.* Lovan. 1512. 4. *Luciani Erasmo* interprete Dialogi et alia emuncta, quorum quaedam recentius, quaedam annis abhinc octo sunt versa, sed nuper recognita etc. Quaedam etiam a *Thoma Moro* lat. facta etc. Paris. 1514. 4. *Luciani* Opuscula quaedam, *Erasmo Rot.* et *Th. Moro* interpr. Basil. 1514. 4. Mit der Querela pacis und andern Erasmischen Schriften, Basil. ap. Froben. 1517. 4., erschienen ebenfalls die bis dahin von Erasmus und Morus gefertigten Übersetzungen aus Lucian [70]). *Luciani* Opuscula, *Erasmo Rot.* interprete. Toxaris, sive de amicitia. Alexander, qui et Pseudomantis. Gallus, sive somnium. Timon seu Misantropus. Tyrannicida, seu pro tyrannicida. Declamatio Erasmi contra Tyrannicidam. De iis, qui mercede conducti degunt. Et quaedam ejusdem alia. *Ejusd. Luciani*, *Thoma Moro* interpr., Cynicus. Menippus, seu Necromantia. Philopseudes, seu Incredulus. Tyrannicida. Declamatio Mori de eodem. *Ejusdem Mori* de optimo Reip. statu deque nova insula Utopia libellus vere aureus. Florent. ap. Junt. 1519. 8. Von Erasmus dem Bischof Richard zu Winchester zugeeignet. Darauf die Hauptausgabe: *Luciani Samosatensis* Saturnalia, Cronosolon, id est Saturnalium legum lator, Epistola saturnalis, de Luctu, Abdicatus, Icaromenippus seu Hypernephelus, Toxaris sive amicitia, Alexander seu Pseudomantis, Gallus seu Somnium, Timon seu Misanthropus. Pro tyrannicida declamatio, *Erasmi* declamatio Lucianicae respondens, de iis, qui mercede conducti degunt, Dialogi amatorii XVIII, Hercules Gallicus, Eunuchus seu Pamphilus, de Sacrificiis, Convivium seu Lapithae, de Astrologia, *Des. Erasmo* interprete. Aliquot item ex eodem commentarii, *Thoma Moro* interpr. etc. Basil. ap. Froben. 1521. fol. [71]) Ferner: *Luciani* aliquot Dialogi, interprete *Des. Er. Rot.* Paris. 1526. 1530. 1532. 1533. 1536. 8. *Luciani Samosat.* Opuscula, *Erasmo Rot.* et *Th. Moro* interpretibus. Lugd. 1528. 8. *Luc. Sam.* Dialogi aliquot, *Des. Er. Rot.* et *Th. Moro* interpr. Basil. 1534. Lugd. 1534. 1535. 8. Die griechische Ausgabe des Lucian, die auf dem Titel der lateinischen Ausgabe von 1521 schon als nahe bevorstehend angekündigt wurde, ist jedoch nie erschienen. 7) *Erasmi Roterodami* Adagiorum Chiliades tres ac Centuriae fere totidem. Venet. in aed. Aldi, 1508. Basil. ap. Froben. 1513. Tubing. in aed. Th. Anshelmi, 1514. *Er. Rot.* Proverbiorum Chiliades ... sic locupl. ut superioris edit. summae fere quarta pars accesserit. Basil. 1515. Proverb. Chiliad. jam tertium recogn. etc. Ibid. 1517. 1518. Adagiorum Chiliades, ex quarta auctoris recognitione. Ibid. 1520. 1523. Adagiorum opus per *eund.* recogn. et locupl. Ibid. 1526. 1528. 1533. 1536. Lugd. ap. Gryph. 1528. 1541. Adagiorum Chiliades *Des. Erasmi Roterod.* quatuor cum dimidia, ex postrema auctoris recognitione. Basil. 1551. Proverbiorum Chiliades IV. cum sesqui centuria; it. *Henr. Stephani* animadv. in Erasmicas quorund. adagior. expositiones. Paris. 1558. Prov. Chil. IV. cum sesqui cent. emend. et secundum concilii Trident. decretum expurgatae; adjectae sunt *Henr. Stephani* animadv. et *Hadr. Junii*, *Jo. Alex. Brassicani*, *Jo. Ulpii*, *Gib. Cognati* et *alior.* adagia. Ibid. 1571. fol. [72]). Auch bilden die Adagien des Erasmus die Grundlage mehrer späterer Sammlungen. Auszüge aus dem größeren

70) Von Erasmus finden sich bei dieser Ausgabe dieselben Stücke, wie sie nachher bei der Ausgabe von 1521 aufgezählt werden, sodaß sie vollständiger ist, als die nächstfolgende.

71) Alle von jetzt an zu nennenden baseler Ausgaben Erasmischer Schriften sind, wo kein anderer Drucker genannt ist, aus der Frobenischen Officin. 72) In Ansehung der nach Erasmus' Tode erschienenen Ausgaben seiner Schriften haben wir absichtlich auf absolute Vollständigkeit verzichtet und uns auf einige der bekanntesten oder ausgezeichnetsten beschränkt.

Digitized by Google

Werke sind: *Des. Erasmi Rot.* Adagiorum epitome. Paris. 1523. 8. Adagiorum opus *Des. Erasmi Roterod.* juxta locos secum congruentes et pugnantes summa diligentia redactum. Basil. in aed. Th. Wolfii, 1530. 8. (nach alphabetischer Ordnung der Materien). Adagiorum Epitome, post noviss. *D. Erasmi Roterod.* exquisitam recognitionem, per *Eberh. Tappium* ad numerum adagior. magni operis aucta. Antverp. 1544. 8. Colon. 1564. 4. (ebenso). *Des. Er. Rot.* Adagiorum epitome. Lips. 1696. 12. u. a. m. 8) *Des. Erasmi Roterod.* Lucubratiunculae. Epistola exhortatoria ad capessendam virtutem. Precatio ad Jesum. Paean Mariae dicendus. Obsecratio ad eandem. Ode de casa natalitia Jesu. Enchiridion militis christiani. Disputatiuncula de pavore, taedio, moestitia Jesu in passione. Ode in laudem Michaëlis et angelorum omnium. Antverp. op. Theod. Martini, 1509. 4. *D. Erasmi Rot.* Lucubrationes etc. Argent. ap. Schurer. 1515. 1516. 1517. 4., enthalten ebenfalls das Enchirid. mil. chr. als Hauptbestandtheil. Ferner: Enchiridion *Erasmi Roterodami* Germani de milite christiano (ed. *Hieron. Emser*). Lips. 1515. 4. Enchirid. militis christ. saluberrimis praeceptis refertum, autore *D. Erasmo Roterod.* Cui accessit nova mireque utilis praefatio, et *Basilii* in Esaiam commentariolus, *eod.* interpr. Cum aliis etc. Basil. 1518. 1519. Argent. 1519. 4. Das Enchirid. mil. christ. allein: Colon. 1519. Suoll. 1519. Lips. 1521. 1522. 4. Lovan. 1520. Argent. 1521. 1522 (zweimal). 1523 (zweimal). 1524. 1525. Mogunt. 1522. Antverp. 1528. 1531. Lugd. 1529. Paris. 1529. Basil. 1535. 8. und mehre neuere Ausg., z. B. eine sehr saubere: Lugd. Bad. ap. Jo. Maire, 1641. 12. 9) Von dem Encomium Moriae ist die erste Ausgabe ohne Zweifel 1509 zu Paris erschienen, aber nicht näher nachzuweisen. Unter den späteren ist als die erste classische Ausgabe zu betrachten: Moriae Encomium *Erasmi Rot.* declamatio nuper ab eo recognita. Paris. in aed. Ascens. 1512. 4. (Dabei de rer. ac verbor. copia, u. a. hernach anzuführende Schriften.) Ferner: *Erasmi Roterodami μωρίας ἐγκώμιον*, id est Stultitiae laus, libellus vere aureus, nec minus eruditus et salutaris quam festivus. Argent. ap. Schurer. 1511. 1512. 1514. 1517. 1519. Selestad. 1520. 4. *Erasmi Rot.* Opusculum cui titulus est Moria, id est Stultitia, quae pro Concione loquitur. Venet. in aed. Aldi, 1515. Flor. ap. Junt. 1518. 8. *D. Er. Rot. Μωρίας ἐγκώμιον*, id est, Stultitiae laus, libellus sane *ἐραστικώτατος*. *Ejusd.* epistola apologetica ad Mart. Dorpium. Colon. 1520. 4. *Er. Rot. Μωρ. ἐγκ.* i. e. Stult. laus, libellus verè aureus etc. nuper ex ipsius autoris archetypis diligentiss. restitutus. Argent. 1521. 1522. 1523. 8. *Des. Er. Rot.* Moriae encomium nunc postremum ab ipso autore religiose recognitum, una cum aliis aliquot libellis non minus eruditis quam amoenis. Basil. 1522. 1532. 8. Außerdem die zahlreichen Ausgaben mit dem Commentar des Listrius, hinsichtlich dessen Erasmus ohne Grund beschuldigt wurde, er habe ihn selbst, aus Eitelkeit, verfertigt: In hoc Opere contenta. Ludus *L. Annaei Senecae*, de morte Claudii Caesaris, nuper in Germania repertus, c. schol. *Beati Rhenani. Synesius Cyrenensis* de laudibus Calvitii, c. schol. *B. Rhenani. Erasmi Rot.* Moriae Encomium c. commentar. *Gerhardi Listrii* trium linguarum periti. Basil. 1513. 1515. *Des. Er. Rot.* Encomium Moriae cum *Gerh. Listrii* comment. et aliis complusculis libellis non minus eruditis ac festivis, videlicet *L. Annaei Senecae* Ludo de morte Claudii Caes., et *Synesio Cyrenense* de laudibus Calvitii, denique *Erasmi* epistola apologetica ad Mart. Dorpium. Ibid. 1515. 1517. 1519. 4. 1521. 8. Paris. 1524. 8. mit verschiedentlich verändertem Titel, den wir, der Weitläufigkeit wegen nicht wiederholen. Moriae Encomium, nunc ab ipso autore religiose recognitum, doctiss. *Ger. Listrii* commentariis illustratum. Colon. ap. Jo. Soterem, 1534. 8. u. m. A. Auch einigen Ausgaben der Gespräche ist das Encom. Mor. beigefügt. Eine besondere Ehrenbezeigung für dieses Werk sind die nicht weniger witzigen Zeichnungen, mit welchen der berühmte Maler Hans Holbein dasselbe illustrirt hat. Die Originalzeichnungen befinden sich in einem Exemplare der ersten Frobenischen Ausgabe auf der baseler Universitätsbibliothek, und die Nachbildungen derselben dienen einigen neuern Ausgaben zur Zierde, z. B. der von Karl Patin, Basel 1676, der lateinischen, teutschen und französischen von Wilh. Gottl. Becker, Basel 1780. 8. und der neusten: *Er. Rot. Μωρ. ἐγκ.* i. e. Stultitiae laus; Declamatio; ad fid. edit. aut. Frob. figuris Holbenianis ornata; cum duabus *Erasmi* epist. ad Mart. Dorpium et ad Thom. Morum. Access. dialogus Epicureus. Horn. 1839. 8. Unter den vielen Übersetzungen dieses Werkes wollen wir hier nur an die Verteutschung desselben durch den bekannten Sebastian Franck von Wörd, die selbst zu den literarischen Merkwürdigkeiten gehört, erinnern. 10) Mit der vorhin schon erwähnten Ausgabe des Encomium Moriae verbunden, erschienen: De duplici rerum ac verborum copia. De ratione studii et instituendi pueros commentarii. De puero Jesu concio scholastica, et quaedam carmina ad eam rem pertinentia. Paris. in aed. Ascens. 1512. 4., wahrscheinlich die erste Ausgabe dieser Schriften. Dieselben, ohne das Encom. Mor., Ibid. 1514. 4. *Des. Erasmi Roterod.* de duplici Copia verborum ac rerum Commentarii duo, ab autore ipso diligentissime recogniti et emaculati atque in plerisque locis aucti. Item Epistola *Erasmi Rot.* ad Jac. Wimphelingium Selestatinum. It. *Erasmi Rot.* Parabolae sive Similia e physicis, pleraque ex Aristotele et Plinio. Argent. ap. Schurer. 1514 [73]. 1516. 1518. 1519. Hagen. 1519. Selestad. 1519. 4. Argent. 1521. 4. et 8. 1523. Mogunt. 1521. 8. (Bei den Ausgaben seit 1518 sind die Parabolae nicht befindlich.) *Des. Erasmi Roterod.* de duplici Copia ver-

73) Der dieser Ausgabe vorgesetzte Brief des Erasmus an Schurer zeigt, daß keine Ausgabe von 1513 existiren kann; es gibt aber verschiedene Ausgaben von 1514, zum Theil ohne die Zugaben.

Digitized by Google

borum ac rerum Commentarii duo. *Erasmi* de ratione studii deque pueris instituendis commentariolus, ad Petrum Viterium Gallum. *Erasmi* de laudibus literariae societatis, Reipubl. ac magistratuum urbis Argentinae, Epistola. Basil. 1517. 1519. 1521. Vienn. 1519. 4. Venet. 1520. Paris. 1528. 1534. (cum schol. Chph. Hegendorph.) 1536. 8. Die Bücher de cop. verb. ac rer. allein: Antverp. 1524. 8. Basil. 1534. 4. Lugd. 1535. 8. cum schol. *Chph. Hegendorphini.* Colon. 1530. 1532. 8. cum comment. *M. Veltkirchii.* Hagen. 1534. 8. Colon. 1536. 4. und mehre andere auch neuere Ausgaben, z. B. eine sehr saubere: *Des. Er. Rot.* de utraque verb. ac rer. cop. libri II. Amstel. ap. Jo. Jansson, 1645. 12. 11) *Des. Erasmi Rot.* de ratione studii et instituenda pueritia commentarii duo, una cum aliquot *Guil. Goudani* carminibus. Lovan. 1512. 4. *Erasmi Roterod.* de ratione studii ac legendi interpretandique auctores libellus aureus. Officium discipulorum ex Quintiliano. Qui primo legendi, ex eodem. *Erasmi* Concio de puero Jesu, in schola Coletica Londini instituta pronuncianda. *Ejusd.* expostulatio Jesu ad mortales. *Ejusd.* Carmina scholaria. Argent. ap. Schurer. 1512. 1514. 1516. 1518. 1519. Basil. 1519. Selestad. 1519. Lips. 1520. 1521. 4. Argent. 1520. 1521. Venet. 1522. Aug. Vindel. 1524. 8. Colon. 1524. 4. Paris. 1526. 8. *Erasmi Rot.* de ratione studii deque pueris instituendis commentariolus, et Epistola ad Christianum Lubecensem de studiorum ratione et modo repetendae lectionis, cum Epistolis Plinii ad eandem rem facientibus. Argent. 1526. 8. De ratione studii puerilis, deque vita juventutis instituenda ac moribus studiisque corrigendis, opuscula diversorum autorum perquam erudita etc. Basil. per *Balth. Latium* 1539. 8. und mehre ähnliche Sammlungen, enthalten ebenfalls das zuerst genannte Werk. 12) *Plutarchus* de tuenda bona valetudine; utrum graviores animi morbi quam corporis; num bene dictum sit λάθε βιώσας; de cupiditate divitiarum; interprete *Erasmo.* Oratio consolatoria ad Apollonium, interpr. *Nigro.* De exilio, interpr. *Barbaro.* De sera numinis vindicta et vitanda usura, interpr. *Pirckheymero*; de notis Pythagoricis, interpr. *Melanchthone.* Basil. ap. Froben. 1513. 4. Opuscula *Plutarchi* nuper traducta, *Erasmo Roterod.* interpr. Ibid. 1514. 1517. Paris. in aed. Ascens. s. a. 4. (enthalten einige Schriften mehr als in der vorigen Ausgabe). Ex Plutarcho versa per *Des. Erasmum Rot.* recognita per *eund.* ex collatione graecor. voluminum. Basil. 1520. 4. 13) Disticha moralia, titulo Catonis, cum scholiis auctis *Erasmi Roterodami.* Apophthegmata Graeciae sapientum, interpr. *Erasmo.* Eadem, per *Ausonium*, cum schol. *Erasmi. Mimi Publiani*, cum *Ejusd.* schol. auctis recogniti. Institutum hominis christiani, carmine per *eundem Erasmum Roterod.* Londini per *Petr. Treveris*, 1514. 4. Die schol. aucta lassen auf die Existenz einer früheren Ausgabe schließen; wie denn auch des Erasmus Vorrede vom 1. Aug. 1513 datirt ist. Opuscula aliquot, *Erasmo Roterod.* castigatore. Cato. *Mimi Publiani.* Septem Sapientum celebria dicta. Institutum christiani hominis. Paraenesis Isocratis. Colon. in aed. Mart. Werdenensis, 1514. Ibid. ap. Quentell, 1515. 1517. Basil. 1520. 4. Contenta in hoc opere sunt haec: Catonis praecepta moralia recognita atque interpretata ab *Erasmo Rot. Mimi Publiani.* Septem Sapientum illustres sententiae. Institutio hominis christiani, versibus hexametris per *Er. Rot. Isocratis* paraenesis ad Demonicum, *Rud. Agricola* interpr. recogn. per *Mart. Dorpium.* Argent. 1515. 1516. 1517. Contenta etc. (wie zuvor, dann noch:) *Epicteti* Stoici Enchiridion. *Plutarchi* libellus de odio et invidia. Ibid. 1516. *Catonis* praecepta etc. (wie vorher.) Lips. 1517. 1518. ohne Epiktet und Plutarch: Selestad. 1520. *Catonis* libellus elegantissimus, continens praecepta ad componendos mores saluberrima, singulis comprehensa distichis, *Erasmi Rot.* scholiis nuper auctis illustratus. Sunt et alia etc. Hagano. 1522. 4. *Catonis* disticha moralia cum scholiis auctis *Erasmi Rot.* Apophthegmata Graeciae Sapientum, interpr. *Erasmo.* Eadem per Ausonium, cum schol. *Erasmi. Mimi Publiani*, cum *ejusd.* schol. auctis recogniti. Institutum hom. christ. carmine per *eund. Erasmum. Isocratis* paraen. ad Demon. denuo cum Graecis collata per *Erasmum.* Argent. 1523. Colon. 1528. (Bei dieser seltenen Ausgabe folgt, nach Cat. dist. etc. noch: Eadem disticha graece, a *Maximo Planud.* e latino versa. Im Buche selbst stehen jedoch die griechischen Distichen nicht abgesondert, sondern sind jedesmal zwischen den lateinischen Text und die dazu gehörigen Scholien eingeschoben.) Lips. 1536. *Catonis* Disticha c. schol. *Erasmi* et *Badii. Mimi Publiani*, et Carmina de christiani hominis instituto Erasmica. Dicta Sapientum. *Isocrates* ad Demon. lat. interpr. *Rod. Agricola*, et *Eucherii*, Episc. Lugd., Epistola de vero sapientiae studio, c. schol. *Erasmi.* Paris. 1533. *Catonis* Disticha lat. et graece, c. schol. *Erasmi Rot.* De civilitate morum, per *Er. Rot.* et alia. Basil. 1534. 8. Auch in viele andere Ausgaben des Cato sind die Scholien des Erasmus übergegangen. 14) *Erasmi Roterod.* Parabolarum sive Similium liber. Argent. ap. Schurer. 1514. 1516. 1518 (auch bei dem Buche de verb. ac rer. copia; s. oben) Lovan. 1515. 1516. Basil. 1518. 1519. 1522. Hagen. 1520. Selestad. 1520. Paris. 1523. 4. Lips. 1520. Argent. 1521. 1522. 1523. 1525. Basil. 1521. 1534. Mogunt. 1521. Paris. 1529. Antverp. 1534. 8. und spätere, zum Theil umgearbeitete, Ausgaben, z. B. Parabolae sive Similitudines, ex gravissimis auctoribus olim ab *Erasmo Roterod.* collectae, nunc vero recenti studio ad locos communes, observato ordine alphabetico, redactae, op. *Conr. Lycosthenis Rubeaquensis.* Colon. 1574. 8. 15) *L. Annaei Senecae* sanctissimi philosophi Lucubrationes omnes additis etiam nonnullis, *Erasmi Roterod.* cura si non ab omnibus certe ab innumeris mendis repurgatae. Basil. 1515. fol. *L. Annaei*

Digitized by Google

Senecae Opera ... per *Des. Erasmum Rot.* ex fide veterum codicum ... sic emendata, ut merito priorem edit. ipso absente peractam nolit haberi pro sua. Adjecta sunt *ejusd.* scholia nonnulla. Ibid. 1529. fol. 16) *Erasmi Roterod.* absolutissimus de octo partium orationis constructione libellus. Argent. 1515. (Eine frühere Ausgabe, Colon 1514, ist zweifelhaft.) Colon. 1515. Lips. 1515. 1521. Basil. 1517. Vienn. 1520. 4. Basil. ap. Ad. Petri, 1517. 1518. ap. Thom. Wolf, 1533. Erphord. 1520. Lips. 1534. 8. Bei einigen dieser Ausgaben befinden sich zugleich andere Schriften ähnlichen Inhalts. Cum schol. *Fred. Nauseae.* Venet. 1522. 8. Cum *Manutii* Instit. grammat. l. IV. Ibid. ap. Ald. 1523. 4. 17) Bei *Jani Damiani Senensis* ad Leon. X. de expedit. in Turcas elegia etc. Basil. ap. Froben. 1515. 4. befinden sich: *Erasmi* quatuor epistolae et in urbis Selestadii laudem carmen. Davon eine andere Ausgabe: *Des. Erasmi Rot.* epistola ad Leonem X., Pont. Max., de laudibus illius et nova Hieronymianorum operum editione. *Ejusd.* ad rev. D. Grimanum Card. epistola *Ejusd.* ad rev. Raphaëlem Rearium Card. epistola. *Ejusd.* ad Mart. Dorpium epistola apologet. de suarum lucubrationum editione. *Ejusd.* in laudem urbis Sletstadii panegyricum carmen. Lips. impr. Val. Schumann, 1516. 4. 18) *Theodori Gazae* grammaticae introductionis liber I. graece. Lovan. ex aed. Theod. Martini Alust. 1516. Id. translatus per *Erasmum Roterod.* Ibid. 1516. *Theod. Gazae* de linguae graecae institutione liber II. *Des. Erasmo* interprete. Praeced. *Erasmi* epist. ad Jo. Caesarium. Ibid. 1518. 4. *Theod. Gazae* grammat. institutionis liber I. graece cum latina *Erasmi Rot.* interpretatione. Colloquiorum familiarium incerto auctore libellus graece et lat. Basil. 1516. *Th. Gazae* Grammaticae lib. I. et II. translati per *Erasm. Rot.* Ibid. 1518. 1521. 4. Auch ist die Übersetzung des Erasmus in spätere Ausgaben dieses Schriftstellers übergegangen. 19) Novum Instrumentum omne, diligenter ab *Erasmo Roterod.* recognitum et emendatum, non solum ad graecam veritatem, verum etiam ad multorum utriusque linguae codicum eorumque veterum simul et emendatorum fidem, postremo ad probatissimorum autorum citationem, emendationem et interpretationem ... una cum annotationibus, quae lectorem doceant, quid qua ratione mutatum sit. Basil. ap. Jo. Froben. 1516. fol. Der griechische Text dieser Ausgabe wurde 1518 in die Aldinische Ausgabe der ganzen griechischen Bibel aufgenommen. Den Ausdruck Instrumentum hat Erasmus, weil er Anstoß fand, in seinen folgenden Ausgaben wieder mit dem gewöhnlicheren, Testamentum, vertauscht. Novum Testamentum omne, multo quam antehac diligentius ab *Erasmo Roterod.* recogn., emend. ac translatum etc. und dazu die Anmerkungen in einem besondern Bande: *Des. Erasmi Roterod.* in Novum Testamentum ab eod. denuo recogn. annotationes ingenti nuper accessione per autorem locupletatae. Basil. ap. Frob. 1519. fol. Ebenso die dritte Ausgabe (Nov. Test. tertio jam dilig. recogn. etc.) 1522, die vierte 1527 und die fünfte 1535. Außerdem ist nicht nur sowol der griechische als der lateinische Text der Erasmischen Ausgabe noch bei dessen Leben in verschiedenen kleineren Handausgaben, die hier nicht einzeln genannt werden können, verbreitet worden, sondern bekanntlich auch die Übersetzung des Erasmus in viele spätere Ausgaben übergegangen. 20) Omnium operum Divi *Eusebii Hieronymi Stridonensis* Tom. I. (—IX.) una cum argumentis et scholiis *Des. Erasmi Roterodami*, cujus opera potissimum emendata sunt quae antehac erant depravatissima, et instaurata ea quae prius erant mutila. Basil. 1516 (—18) et nova edit. 1524—26. fol. 21) *Des. Erasmi Rot.* Paraclesis seu exhortatio ad christianae Philosophiae studium. Mogunt. 1516. 8. Paraclesis, id est adhortatio ad sanctissimum et saluberrimum christianae Philosophiae studium. Basil. 1519. 4. et 8. Ibid. 1520. Mogunt. 1520. 1521. 8. Aug. Vindel. 1522. 4. Paris. 1529. 8. *Des. Erasmi Rot.* Opuscula. Paraclesis, *i. e.* ad christ. Philos. stud. adhortatio. Ratio seu compendium verae Theologiae. Argumenta in omnes Apostolorum epistolas. Lips. ap. Melch. Lotther, 1519. 8. Ratio seu methodus compendio perveniendi ad veram Theologiam. Basil. 1519. 1520. 1522. Mogunt. 1519. 1521. Daventr. 1520. Argent. 1521. 1522. 1523. 8. Ratio seu methodus etc. Paraclesis i. e. exhortatio etc. (wie oben). Basil. 1520. 1521. 4. Colon. 1523. 8. Beide Schriften erschienen zuerst mit der Ausgabe des neuen Testaments, gleichsam zur Einleitung in dasselbe. 22) Institutio Principis Christiani, saluberrimis referta praeceptis, per *Erasmum Roterod.* cum aliis nonnullis eodem pertinentibus (nämlich Praecepta *Isocratis* ad Nicoclem, *eod.* interpr. Panegyricus gratulatorius de reditu ex Hispania, ad Principem Philippum Maximiliani fil., eod. auctore. *Plutarchus* de discrimine adulatoris et amici, et al.). Lovan. 1516. Basil. 1516. 1517. 1518. 1520. 4. (die letztere Ausgabe mit einigen andern kleinen Aufsätzen vermehrt). Institutio princ. chr. salub. ref. praec. per *Er. Rot.* ab eod. recogn. Praecepta *Isocratis* de regno administrando ad Nicoclem regem, eod. interpr. Colon. 1523. 1524. 1525. 8. *Des. Er. Rot.* Instit. princ. Christ. et Querela pacis. Lugd. B. 1628. Die Instit. pr. chr. allein, Ibid. 1641. 12., u. m. a. theils allein, theils mit andern Erasmischen Schriften. 23) *Polydori Vergilii* Proverbiorum liber. *Erasmi Rot.* Querela Pacis undique gentium ejectae profligataeque. Encomium matrimonii et artis medicae. Basil. 1516. *Des. Er. Rot.* Querela pacis etc. *Ejusd.* declamatio de morte. Ex Luciano quaedam versa ab *Er. Rot. Thom. Mori* Lucubrationes. Declamatio Lucianicae respondens. Utopia, novum et insigne opus. Epigrammatum liber, quae partim Morus et Lilius e Graecis verterunt, partim ipse lusit Morus. Epigrammata *Erasmi.* Ibid. 1518. Quer. pacis etc. De morte declamatio. Encomium matrimonii. Encom. artis medicae. Ibid. 1518. Lovan. 1518. Querela

Digitized by Google

pacis etc. autore *Erasmo Rot. Ejusd.* de morte declam. Lips. 1518. 4. *Er. Rot.* Querela Pacis, Institutio Principis christiani, Panegyricus ad Philippum, et alia. Venet. in aed. Aldi, 1518. 8. Die Quer. pacis allein: Basil. ap. Cratand. 1518. Cracov. 1518. 4. Mogunt. 1521. 8. Basil. ap. Th. Wolff, 1522. 4, Argent. 1522. 1523. 8. Lugd. Bat. 1641. 12. u. m. a. 24) Mit dem Jahre 1516 beginnen auch die Briefſammlungen des Eraſmus. Epistolae aliquot illustrium virorum ad *Des. Erasmum* et hujus ad illos, selectae et editae a *Pet. Aegidio*. Lovan. 1516. 4. Aliquot epistolae sane quam elegantes *Erasmi Rot.* et ad hunc aliorum eruditiss. hominum. Basil. ap. Froben. 1518. 4., auch von Ägidius beſorgt. Auctarium selectarum aliquot epistolarum *Erasmi Rot.* ad eruditos et horum ad illum. Basil. ap. Froben. 1518. 4., beſorgt von Beatus Rhenanus. *Hel. Eobani Hessi* a profectione ad Des. Erasmum hodoeporicon carmine heroico etc. *Erasmi Rot.* ad Mucianum Rufum. Jod. Jonam, Eob. Hessum, Jo. Draconem, Henr. Bemingum epistolae. Erphurd. 1519. 4. Farrago nova Epistolarum *Des. Er. Rot.* ad alios et aliorum ad hunc, admixtis quibusdam quas scripsit etiam adolescens. Basil. ap. Froh. 1519. fol. Epistolae *D. Er. Rot.* ad diversos et aliquot aliorum ad illum, per amicos eruditos ex ingentibus fasciculis schedarum collectae. Ibid. 1521. fol. Selectae aliquot epistolae *D. Er. Rot.* nunquam antea vulgatae. Ibid. 1528. 4. Darauf die erſte große und claſſiſche Ausgabe: Opus Epistolarum *Des. Erasmi Roterod.* per autorem diligenter recognitum et adjectis innumeris novis fere ad trientem auctum. Ibid. 1529. fol. Doch hat dieſe Ausgabe die Unbequemlichkeit, daß ſie ohne alle chronologiſche Ordnung und das Datum der einzelnen Briefe nicht ſelten falſch oder doch unſicher iſt, wie davon oben in der Biographie ſelbſt einige Beiſpiele angeführt wurden. Nachträge dazu ſind: *Des. Er. Rot.* Epistolarum floridarum liber unus, antehac nunquam excusus. Basil. ap. Hervag. 1531. fol. Supplementum Epistolarum *Erasmi*. Friburg. 1532. fol. (die ſeltenſte unter allen Eraſmiſchen Briefſammlungen; ſ. Biblioth. Salthen. pag. 162). Neue Ausgaben des großen Opus epistolarum erſchienen: Basil. 1536. 1538. 1540. 1558. fol., wovon die letzte beſonders geſchätzt wird. Auszüge aus dieſer großen Sammlung wurden beſonders zum Behuf des Unterrichts veranſtaltet: *Des. Erasmi Rot.* breviores aliquot epistolae. Paris. 1531. Pars I—III. breviorum aliquot *D. Erasmi Rot.* epistolarum. Colon. 1536. Epistolae familiares *D. Er. Rot.* ex omnibus quas reliquit literis summo doctissimorum judicio segregatae. Basil. ap. Barth. Westhemer. 1538. Epistolae *D. Er. Rot.* familiares in tres Centurias divisae. Ibid. 1546. Pars I—IV. breviorum aliquot *D. Er. Rot.* epistolarum, quae jam nunc collatione magni operis epistol. sunt emendatae. Colon. 1556—1559. 8. Als einzelne Sammlung kamen hinzu: Bellaria epistolarum *Erasmi Rot.* et *Ambrosii Pelargi* vicissim missarum. Adjectum est his Judicium *Ambr. Pelargi* de declarationibus *Erasmi* ad censuras Theologorum Parisiensium. Colon. 1539. 8. Nach einigen weiteren Vermehrungen des bekannten Vorraths Eraſmiſcher Briefe, bei der Vita Erasmi, per *Paul. Merulam*, Lugd. 1607. 4., und per *Pet. Scriverium*, ibid. 1615. 1642. 1649. 12., erfolgte endlich wieder eine neue, vollſtändigere Sammlung: Epistolarum *D. Erasmi Rot.* libri XXXI. et *Phil. Melanchthonis* libri IV. Quibus adjiciuntur *Thom. Mori* et *Lud. Vivis* epistolae. Lond. 1642. fol. Die zunächſt auf dieſe londoner Sammlung gegründete Ausgabe in den Opp. *Erasmi*, Lugd. 1706. fol. Tom. III., iſt abermals ſehr vermehrt und chronologiſch geordnet, wiewol dieſe Ordnung, wegen des falſchen Datums einzelner Briefe, noch manche Unrichtigkeiten hat. Später erſchienen noch als neue Sammlungen: Epistolae familiares *Des. Er. Rot.* ad Bonif. Amerbachium, cum nonnullis aliis ad Erasmum spectantibus. Basil. 1779. 8., und vorzüglich: Spicilegium I—XXXIII. autographorum, illustrantium rationem quae intercessit D. Erasmo Rot. cum aulis et hominibus aevi sui praecipuis omnique republica; ed. *Jo. Fr. Burscher*. Lips. 1784—1802. 4., der an verſchiedenen Orten einzeln bekannt gemachten Briefe nicht zu gedenken. Eine wahrhaft vollſtändige und kritiſche Sammlung der Briefe des Eraſmus iſt indeſſen noch nicht erſchienen. 25) *Des. Erasmi Rot.* elegans adagium: Dulce bellum inexpertis. Basil. 1517. Lovan. 1517. 4. Mogunt. 1521. Paris. 1523. 1525. 8. 26) *D. Er. Rot.* Scarabaeus, cum schol. autore *Beato Rhenano*. Basil. 1517. Lovan. 1517. Argent. 1522. 4. 27) *D. Er. Rot.* Sileni Alcibiadis, c. schol. *Jo. Frobenii*. Basil. 1517. Lovan. 1517. Colon. 1520. 4. Paris. 1527. 8. 28) Ex recensione *Des. Erasmi Roterodami*. C. Suetonius Tranquillus. Dion Cassius Nicaeus. Aelius Spartianus. Julius Capitolinus. Aelius Lampridius. Vulcatius Gallicanus V. C. Trebellius Pollio. Flavius Vopiscus Syracusius. Quibus adjuncti sunt Sex. Aurelius Victor. Eutropius. Paulus Diaconus. Ammianus Marcellinus. Pomponius Laetus Ro. Jo. Bap. Egnatius Venetus. Basil. 1518. nova edit. 1533. fol. 28[b]) *Q. Curtius* de Rebus gestis Alexandri M. cum annotat. *Erasmi Rot.* Argent. ex aed. Schurer 1518. fol. 29) *Erasmi Rot.* In genere consolatorio de morte declamatio. Basil. ap. Cratonem, 1518. 4. 30) Encomium matrimonii, per *Des. Er. Rot.* Encomium artis medicae, per eundem. Basil. ap. Frob. 1518. 4. Mogunt. 1522. 8. *Er. Rot.* Declamationes duae, altera exhortatoria ad matrimonium, altera artis medicae laudes complectens. Colon. 1518. 4. *Er. Rot.* Declamationes quatuor, scil. Encomium Moriae, matrimonii etc. Colon. 1524. 8. 31) Familiarium colloquiorum formulae, et aliae quaedam; per *Des. Erasmum Rot.* (Basil. ap. Froben. 1518.) 4. Ibid. 1518. 1519. 1522. 1523. 1524. 8. Antverp. 1519. 4. Argent. 1519. 1520. 1521. 1522. 8. Daventr. 1519. 1520. Lips. 1519. 1520. Lovan. 1519. Lond. 1519. Vienn. 1519. 1520. Colon. 1520. 4. Mogunt. 1522.

Digitized by Google

Venet. 1522. Aug. Vindel. 1523. Basil. ap. Th. Wolf. 1523. 8. Bei mehren dieser Ausgaben sind andere kleine Schriften von Erasmus beigefügt. Später hören die besondern Ausgaben auf, da die Ausgaben der Colloquien auftreten, denen die Formulae vorangeschickt sind. *D. Erasmi Rot.* familiarium colloquiorum opus multis nominibus utilissimum. Basil. ap. Froben. 1524 [74]). 1526. 1527. 1529. 1531. 1533. 1546. 1547. Antverp. 1526. 1529. 1536. 8. Paris. 1526. 12. Argent. 1527. Cracov. 1531. Colon. 1532. 1533. 1544. Lond. 1535. 8. Lugd. 1545. 12. und viele spätere Ausgaben, z. B. cum omnium notis. Amstelod. 1642. 1650 u. m. a., unter Andern noch ganz gleichförmig Amstel. ap. Wetsten. 1754. 12. c. not. var. cur. *Corn. Schrevelio.* Lugd. Bat. 1655. 8. u. m. a. ex recens. et c. not. perpet. *Petri Rubi Roterod.* Acced. *ejusd.* Erasmi conflictus Thaliae et Barbariei, Apologia et utilitas Colloquiorum, nec non Laus Moriae. Amstel. 1693. Ulm. 1712. Norimb. 1774. 8. 32) Epigrammata *Des. Erasmi Rot.* Basil. ap. Froben. 1518. 4. (führt, als Theil einer größeren, oben bei der Querela pacis angeführten Sammlung von Schriften von Erasmus und Morus, die Seitenzahlen 273—355, findet sich aber auch einzeln; auch existirt noch eine zweite Ausgabe aus demselben Jahre). Mit *Thom. Mori* de opt. Reip. statu deque nova Insula Utopia, Vienn. 1519. 4. 33) Mit dem Jahre 1518 beginnt die Reihe der Paraphrasen über das neue Testament, die wir hier zusammenstellen. In Epistolam Pauli ad Romanos Paraphrasis, per *Erasmum Rot.* Basil. ap. Frob. 1518 [75]) (zwei verschiedene Ausgaben). 1519. 4. Lovan. 1527. 8. Paraphrasis in duas Epistolas Pauli ad Corinthios, per *Er. Rot.* Basil. 1519. 4. *Des. Er. Rot.* in Epistolam Pauli ad Galatas Paraphrasis. Basil. 1519. 4. Argent. 1520. 8. Paraphrases *Des. Er. Rot.* in Epistolas divi Pauli apost. ad Romanos, Corinthios et Galatas, quae commentarii vice esse possunt. Basil. 1520. 8. Paraphrases in Epistolam Pauli ad Ephesios, Philippenses et Colossenses et in duas ad Thessalonicenses, autore *Er. Rot.* Basil. 1520. 4. et 8. Paraphrases in Epistolas *Pauli* ad Timotheum duas, ad Titum unam, per *Des. Er. Rot.* Basil. 1520. 4. et 8. *Erasmi Rot.* Paraphrases in Epistolas *Pauli* ad Timoth. duas, ad Titum unam, et ad Philemonem unam, item in catholicas Epistolas Apostolorum *Petri* duas, *Judae* unam, unam *Jacobi* et tres *Joannis.* Basil. 1521. 8. (zwei verschiedene Ausgaben). Paraphr. in Epistolas canonicas duas *Petri*, unam *Judae*, unam *Jacobi* et tres *Joannis.* Basil. 1521. 8. In Epistolam *Pauli* apostoli ad Hebraeos Paraphrasis per *Erasmum Rot.* postrema. Basil. 1521. 8. (zwei verschiedene Ausgaben). Colon. 1522. 4. Erasmus war zuerst gesonnen, seine Paraphrasen hiermit zu beschließen, gab aber doch den Wünschen seiner Freunde nach, auch die historischen Bücher des neuen Testaments auf ähnliche Art zu bearbeiten. Paraphr. *Er. Rot.* in omnes Epistolas *Pauli* germanas et in omnes canonicas, diligenter ab autore recogn. et marginal. indicibus illustratae. Basil. 1521. Mogunt. 1522. Argent. 1522. 1523. 8. Colon. 1522. 4. Paraphr. *Er. Rot.* in aliquot *Pauli* Apostoli Epistolas. Basil. 1522. 8., enthält, ungeachtet des abweichenden Titels, ebenfalls die Paraphrasen über alle apostolische Briefe. *In* universas epistolas apostolorum ab ecclesia receptas, hoc est *Pauli* quatuordecim, *Petri* duas, *Judae* unam, *Jacobi* unam, *Joannis* tres, paraphrasis etc. per *Erasmum Rot.* Basil. 1522. 8. Paraphrasis *Des. Er. Rot.* in omnes Epistolas apostol. summa cura recognita. Basil. 1523. 8. *Des. Er. Rot.* Paraphr. in omnes Epistolas *Pauli.* Paris. 1523. 12. Paraphrasis in Evangelium *Matthaei*, per *D. Er. Rot.* Paraphrases in omnes Epistolas apostolicas, hoc est *Pauli*, *Jacobi*, *Joannis*, *Petri*, *Judae*, per *eundem.* Basil. 1522. fol. Epistola nuncupatoria ad Carolum Caesarem. Exhortatio ad studium evangelicae lectionis. Paraphrasis in Evangelium *Matthaei*, per *D. Er. Rot.* Epistola ad R. D. Matthaeum, Card. Sedun., Basil. 1522. 1523. Aug. Vindel. 1522. Colon. 1522. Argent. 1523. 8. S. l. 1525. 8. *Des. Er. Rot.* Paraphrasis in Evangelium secundum Joannem. Basil. 1523. fol. et 8. (in letzterem Format zwei verschiedene Ausgaben) 1524. 1534. Argent. 1525. 8. Die bisher erschienenen Paraphrasen zusammen Basil. 1523. fol. In Evangelium *Lucae* Paraphrasis *Erasmi Rot.* Basil. 1523. 8. (zwei verschiedene Ausgaben) 1524. fol. et 8. 1534. 8. In Evangelium *Marci* Paraphr. per *D. Er. Rot.* Basil. 1524. fol. et 8. Antverp. 1524. Argent. 1524. 8. S. l. 1524. 4. Erasmus war Anfangs nicht Willens, den Marcus und Lucas zu paraphrasiren, um nicht einerlei Gegenstände wiederholt behandeln zu müssen; daher waren einige Literatoren der Meinung, diese Paraphrasen seien wirklich nie erschienen, was aber, wie die wiederholt vorhandenen Ausgaben derselben beweisen, irrig ist. In Acta Apostolorum Paraphr. *Er. Rot.* Basil. 1524. 1534. S. l. 1524. Argent. 1525. 8., womit die Reihenfolge der einzelnen Paraphrasen beschlossen wurde. Tomus primus Paraphraseon *D. Erasmi Rot.* in novum Testamentum, videl. in quatuor Evangelia et Acta apostolorum. Basil. 1524. Tomus secundus continens Paraphrasin *Des. Er. Rot.* in omnes Epistolas apostolicas. Ibid. 1523. fol. Daß der zweite Theil dieser Gesammtausgabe vor dem ersten erschien, erklärt sich daher, daß man hier die gewöhnliche Ordnung der biblischen Bücher beibehalten wollte, die Paraphrasen der historischen Bücher des neuen Testaments aber zum Theil erst noch ausgearbeitet werden sollten. *Des. Erasmi Rot.* Paraphrases in novum Testamentum. Basil. 1540. 3 Voll. 8.

74) Eine Ausgabe von diesem Jahre wird zwar von Panzer u. A. nicht angegeben, ist mir auch sonst nicht zu Gesichte gekommen; sie muß aber existiren, da des Erasmus Vorrede Kal. Aug. 1524 datirt und die Ausgabe von 1527 schon als eine vermehrte (adjectis aliquot colloquiis antea non excusis) bezeichnet ist. 75) Zwei Ausgaben, die schon 1517 erschienen sein sollen, sind nicht erweislich. Da die Zueignung an den Cardinal Grimani erst am 18. Nov. 1517 geschrieben ist, so konnte das Buch auch wol nicht in diesem Jahre noch gedruckt werden.

Digitized by Google

Hanov. 1668. 4. Lugd. Bat. 1706. fol. (auch zu der großen Ausgabe von *Erasmi* Opp. gehörig) ex rec. *Jo. Clerici*, car. *Jo. Frid. Sigism. Augustin.* Berolin. 1778—1780. 3 Voll. 8. Von den Übersetzungen bemerken wir nur die erste, die vorzüglich zur Bekanntmachung und Verbreitung des Werkes beitrug: Paraphrases zu tütsch. Die Epistoln sancti Pauli, In Latin durch Doctor Erasmum von Roterdam kürtzlich beschryben und klarlich ußgelegt, durch Meister Leonem Jud, Pfarherren zu Eynsidlen, gentzlich dem Latin nach vertütscht Zürich durch Chph. Froschouer, 1522. 4. u. m. a. 34) *Erasmi Rot.* Apologia ad Jac. Fabrum Stapulensem. Basil. ap. Frob. 1518. 4. 35) *D. Erasmi Rot.* Apologiae duae contra Latomum. Item de vera nobilitate. De tribus fugiendis, ventre, pluma et Venere. Paris. 1518. 4. 36) Eximii Doctoris Hieronymi Stridonensis vita, ex ipsius potissimum literis contexta per *Des. Er. Rot.* Basil. 1519. 4. 37) *Des. Erasmi* Apologia refellens suspiciones quorundam, dictantium, dialogum *D. Jac. Latomi* de tribus linguis et ratione studii theologici conscriptum fuisse adversus ipsum. De trium linguarum et studii theologici ratione dialogus per *Jac. Latomum.* Basil. 1519. Lovan. 1519. 4. 38) *Des. Er. Rot.* Apologia pro declamatione de laude matrimonii. Basil. 1519. 4. 39) Da Erasmus bei seinen nun beginnenden literarischen Streitigkeiten fürchtete, es möchten ihm fremde Schriften irrthümlich beigelegt werden, arbeitete er selbst ein Verzeichniß seiner Schriften aus, welches 1519 zum ersten Male, und dann wiederholt mit den durch die Verhältnisse gegebenen Vermehrungen bekannt gemacht wurde. Lucubrationum *Erasmi Roterod.* index. Basil. 1519. 4. Catalogus omnium *Erasmi Rot.* lucubrationum, ipso auctore. Cum aliis nonnullis. Basil. 1523. Lovan. 1523. Aug. Vindel. s. a. Catalogus novus omn. lucubr. *Er. Rot.* cum censuris et digestione singularum in suos tomos. Basil. 1524. 8. Catalogi duo operum *D. Erasmi Rot.* ab ipso conscripti et digesti. Cum praef. *D. Bonif. Amerbachii*, Jurecons., ut omni deinceps imposturae via interluderetur, ne pro Erasmico quispiam edat, quod vir ille non scripserit dum viveret. Access. in fine Epitaphiorum ac Tumulorum libellus, quibus Erasmi mors defletur etc. Basil. 1537. 4. Catalogi duo etc. (wie vorher, bis:) viveret. Accod. vita Erasmi per *Beatum Rhenanum.* Monodia *Frid. Nauseae*, Erasmi vitam graphice depingens. Vita Erasmi ex ipsius epistola ad Ser. patrem. Praeterea ne quid desideres, Epitaphiorum libellus, cum clariss. virorum aliquot epistolis etc. Antverp. 1537. 8. 40) Contenta in hoc libello: *Erasmi Rot.* Epistola ad illustr. Princ. ac Ducem Saxon. etc. Fridericum. Positiones *Jo. Eckii* scholasticae. Positiones *Mart. Lutheri* theologicae. Conclusiones A. Carolostadii theologicae. S. l. e. a. (wahrscheinlich zu Wittenberg, 1519 oder 1520) 4. 41) *Des. Erasmi* ad Reverendissimum Moguntinensium Praesulem atque illustriss. Principem Epistola, nonnihil D. Martini Lutheri negotium attingens. S. l. e. a. (Die erste Ausgabe, auf Veranstaltung Ulrich's von Hutten, ohne Zweifel zu Mainz, eine andere gleichförmige zu Wittenberg gedruckt, 1519 oder 1520.) *Des. Er. ... attingens. M. Joh. Femelius* lectori judicii de Mart. Luth. deque ejus doctrina cupido etc. Erphord. 1520 (wobei auch der gleichzeitige Brief des Erasmus an Luther). *D. Er. Rot.* Epistola ad Rev. Archiep. et Card. Mogunt., qua commonefacit illius celsitudinem de causa D. Mart. Lutheri. Selestad. 1520. 4. Vielleicht existiren noch mehre Ausgaben. 42) *M. T. Ciceronis* Officia ab *Erasmo Rot.* recognita. Item liber de Amicitia, Senectute, Paradoxorum et Somnium Scipionis. *Theod. Gazae* dialogi *Ciceronis* de Senectute, ut et in Somn. Scip. in graecum traductio. Basil. 1520. 1528. 4. Die Anmerkungen des Erasmus sind auch in spätere Ausgaben übergegangen. 43) Opera *divi Caecilii Cypriani* Episc. Carth. ab innumeris mendis repurgata, adjectis nonnullis libellis ex vetustiss. exemplaribus, quae hactenus non habebantur, ac semotis iis, quae falso videbantur inscripta, una cum annotatiunculis. Atque haec omnia nobis praestitit ingenti labore suo *Erasmus Rot.* etc. Basil. 1520. 1521. 1525. 1530. fol. 44) Antibarbarorum *D. Erasmi Rot.* liber unus, quem juvenis quidem adhuc lusit, caeterum diu desideratum, demum repertum, non juvenis recognovit. Basil. 1520. Colon. 1520. 4. Argent. 1520. 1521. 1522. 8. Die Fortsetzung ist nie erschienen. 45) Brevissima maximeque compendiaria conficiendarum epistolarum formula, per *Erasmum Rot.* Mogunt. 1520. 1522. Basil. ap. Ad. Petri, 1521. 8. Lips. 1520. Colon. 1521. 4. alle diese Ausgaben ohne des Verfassers Willen; darauf von ihm selbst: *D. Erasmi Rot.* Opus de conscribendis epistolis, recognitum ab autore et locupletatum. Basil. 1522. 4. Argent. 1522. 1525. 1529. 1534. Colon. 1523. 1534. 1548. Paris. 1523. 1527. 1530. 1532. 1533. Venet. 1524. 1526. Lugd. 1528. 1534. Antverp. 1535. 8. und mehre spätere Ausgaben, z. B. Colon. 1587. 8. 46) *Erasmi Rot.* liber, quo Leicis conviciis sine tallone respondet. C. praef. W. Fabricii Capitonis. Basil. 1520. 4. *Er. Rot.* liber unus, quo Leicis conv. sine tal. resp. *Ejusd.* libri II. ad annotationes Lei. Epistola *W. F. Capitonis*, qua se purgat de suspicione Leic. favoris. Mogunt. 1520. 4. Apologia *Erasmi Rot.*, refellens quorundam seditiosos clamores apud populum, quod verterit: In principio erat Sermo. Acced. epistolae aliquot eruditorum virorum, ex quibus perspicuum, quanta sit Ed. Lei virulentia. Basil. 1520. 4. *Des. Er. Rot.* Apologiae duo. In priore palam refellit quorundam seditiosos clamores, quod in Evang. *Jo.* verterit: In principio erat Sermo. In posteriore respondet diabus invectivis Ed. Lei. Colon. 1526. 4. Annotationes *Ed. Lei* in annotat. Novi Testam. Des. Erasmi. *Erasmi* responsio ad annot. Ed. Lei. Apologia *Erasmi* de: In princ. erat Sermo. Epistolae aliquot illustr. virorum, Lei temerariam loquacitatem taxantium. Basil. 1520. 4. 47) *Arnobii Afri* commentarii in

Digitized by Google

omnes psalmos, per *Er. Rot.* proditi et emendati. *D. Erasmi Rot.* commentarius in psalmum: Quare fremuerunt gentes. Basil. 1522. fol. Argent. 1522. Colon. 1522. 4. Col. 1532. 8. 48) *Libanii*, Sophistae graeci, declamatiunculae aliquot, eaedemque latinae per *Des. Er. Rot.* Cum duabus orationibus *Lyriae* itidem versis, incerto interprete, et aliis nonnullis. Basil. 1522. 4. Die nicht genannten Zugaben sind Schriften des Isokrates und Lucian, theils von Erasmus, theils von Peter Mosellanus übersetzt. Die von Erasmus übersetzten Reden des Libanius sind später auch in andere Sammlungen übergegangen. 49) Apologiae *Erasmi Rot.* omnes adversus eos, qui illum locis aliquot in suis libris non satis circumspecte sunt calumniati, scil. in Jac. Lopidem Stunicam. In quendam super illud: Omnes quidem resurgemus. In Jac. Fabrum Stapulensem. In *Jac. Latomi* dialogum pro declaratione matrimonii. De: in principio erat Sermo. Et in Eduard. Leum. Basil. 1522. fol. Die Apologie gegen Stunica ist hier wahrscheinlich zum ersten Male gedruckt. *Er. Rot.* in Jac. Lopim Stunicam, non admodum circumspectum calumniatorem, Apologia. Apologia *ejusd.* de loco taxato, qui est in epistola *Pauli* ad Cor. I. cap. XV. Omnes quidem resurgemus etc. Argent. 1525. 4. 50) *Erasmi Rot.* Apologia contra Sanctium Caranzam, qui conatus est defendere tres annotationes Stunicae, una cum *ejusd.* Sanct. Caranzae libello. It. Apologia adversus Stunicae libellum, cui titulum fecit: Blasphemiae et Impietates Erasmi. Basil. 1522. 4. 51) Ad rev. in Chr. P. et illustr. Princ. Christophorum Episc. Basil. Epistola apologetica *Erasmi Rot.* de interdicto esu carnium deque similibus hominum constitutionibus. Cum aliis etc. Basil. 1522. Argent. 1522. Paris. 1523. 8. (Dabei unter andern die Apologien gegen Stunica und Caranza.) Allein: Aug. Vindel. 1522. 4. Colon. 1522. 8. 52) *M. T. Ciceronis* Tusculanarum Quaestionum libri V. Basil. 1523. 1536. 4. Die Anmerkungen des Erasmus sind aus dieser Ausgabe in spätere übergegangen. 53) Divi *Hilarii*, Pictav. Episc., lucubrationes, per *Erasmum Rot.* non mediocribus sudoribus emend. etc. Basil. 1523. 1526. fol. 54) Precatio dominica in septem portiones distributa per *D. Er. Rot.* Basil. 1523. (zwei verschiedene Ausgaben) Paris. 1523. 8. *Erasmi Rot.* Modus orandi Deum. Argent. 1524. Basil. 1525. Antverp. 1525. Norimb. 1525. Paris. 1533. 8. 55) Virginis Matris apud Lauretum cultae Liturgia, per *Erasmum Rot.* Basil. 1523. 4. 1525. 8. 56) *Des. Erasmi Rot.* de contemptu mundi epistola. Argent. 1523. Colon. 1523. 8. de cont. mundi liber. Lugd. B. 1641. 12. 57) Spongia *Erasmi* adversus aspergines Hutteni. Basil. 1523 (zwei verschiedene Ausgaben) 1524. 8. 58) Commentarius *Erasmi Rot.* in Nucem *Ovidii. Ejusd.* Comment. in duos hymnos *Prudentii*. Basil. 1524. Colon. 1524. 1532. Paris. 1526. 1533. Lugd. 1528. 8. 59) De immensa Dei misericordia, *Des. Erasmi Rot.* concio. Virginis et Martyris comparatio, per *eundem*. Basil. 1524. Argent. 1524. Colon. 1524. 8. Acc. concio de puero Jesu. Basil. 1524. Paris. 1534. 8. *D. Erasmus Rot.* de immensa Dei miseric. Lugd. B. 1641. 12. 60) *Erasmi Rot.* Exomologesis sive modus confitendi. Paraphrasis *ejusd.* in Psalmum: Domine quis habitabit. Literae *Erasmi* ad Adrianum VI. et *Ejusd.* ad Erasmum. *Erasmi* literae ad Jod. Gaverum. *Erasmi* conclusiones suspectae et scandalosae per *Jac. Lopidem Stunicam* excerptae. *Er.* Apologia contra Stunicam. Basil. 1524. 1530. 8. Die Exomol. allein: Antverp. 1524. Paris. 1534. 8. 61) *Des. Er. Rot.* Enarrationes in aliquot Psalmos. Colon. 1524. 8. 62) De libero arbitrio Diatribe sive Collatio *Des. Erasmi Rot.* Basil. 1524. Argent. 1524. Colon. 1524. S. l. 1524. Vienn. 1525. 8. 63) *C. Plinii Secundi* divinum opus cui titulus Historia mundi, multo quam antehac unquam prodiit emaculatius etc. Basil. 1525. fol. mit des Erasmus Zueignung an den Bischof zu Olmütz, Stanislaus Turzo. Die späteren Frobenischen Ausgaben des Plinius wurden von Rhenanus und Gelenius bearbeitet. 64) *Plutarchus* de non irascendo et de curiositate, graece et lat. *Erasmo* interpr. Basil. 1525. 1526. 8. 65) *D. Joannis Chrysostomi* de orando Deum libri II. graece, *Erasmo Rot.* interpr. Basil. 1525. Antverp. 1525. 8. 66) *D. Jo. Chrysost.* de Sacerdotio libri VI. graece. Basil. 1525. 8. mit Erasmus' Zueignung an Wilib. Pirckheymer. *Ejusd.* quod multae quidem dignitatis, sed difficile sit episcopum agere, dialogi VI. graece. Ibid. 1525. 8. 67) *Des. Erasmi Rot.* in primum et secundum Psalmum clarissimae enarrationes, in tertium Paraphrasis, jam denuo per autorem recognitae. Basil. 1525. 8. 68) *Des. Er. Rot.* in Psalmum quartum concio. Basil. 1525. Antverp. 1525. 8. 69) Lingua, per *Des. Er. Rot.* Basil. 1525. (zwei verschiedene Ausgaben.) Acced. libellus *Plutarchi Chaeronei* de immodica verecundia. Ibid. 1526. Hageno. 1526. Die Lingua allein: Paris. 1529. (zwei verschiedene Ausgaben) Colon. 1530. 8. Lugd. Bat. 1624. 1629. 12. 70) Adversus Petri Sutoris, quondam Theologi Sorbonici, nunc monachi Cartusiani, debacchationem, Apologia *Erasmi Rot.* Basil. 1525. 8. 71) Opus eruditissimum Divi *Irenaei*, Episc. Lugdun., in V libros digestum, in quibus mire retegit et confutat veterum haeresion impias ac portentosas opiniones, ex vetustiss. codicum collatione emend. op. *Des. Erasmi Rot.* Basil. 1526. 1528. fol. 72) *Galeni* exhortatio ad bonas artes, praesertim medicinam, de optimo dicendi genere, et qualem oporteat esse medicum, *D. Er. Rot.* interprete. Basil. 1526. 8. 73) *Plutarchus* de vitiosa verecundia. *Er. Rot.* interpr. Basil. 1526. 8. (Erschien auch mit der Lingua; s. oben.) 74) *D. Jo. Chrysostomi* Conciunculae perquam elegantes sex de fato et providentia Dei, graece. Basil. 1526. 8. *Ejusd.* in Epistolam ad Philippenses Homiliae III. versae per *Er. Rot.* additis Graecis. *Ejusd. Chrysost.* libellus elegans graecus, in quo confert verum monachum cum principibus ac divitibus ac nobilibus hujus mundi. Ibid. 1526. 8.

Digitized by Google

75) Christiani matrimonii institutio per *Des. Er. Rot.* Basil. 1526. Colon. s. a. 8. 76) *Des. Er. Rot.* Responsio ad epistolam paraeneticam Alberti Pii, et Notatiunculae ad naenias Bedaicas. Basil. 1526. 8. 77) Prologus *Erasmi Rot.* in supputationem calumniarum Natalis Bedae. Responsiunculae ad propositiones a Beda notatas. Appendix de Antapologia *Petri Sutoris* et scriptis *Jod. Clichtovaei.* Quibus addatur Elenchus erratorum in censuras *Bedae*, jam pridem excusus. Basil. 1526. 1527. 8. 78) Hyperaspistes Diatribae adversus servum arbitrium Martini Lutheri, per *D. Erasmum Rot.* Basil. 1526. (wahrſcheinlich zwei verſchiedene Ausg.) Paris. 1526. *Des. Er. Rot.* Hyperaspistae liber secundus, adversus librum *Mart. Lutheri*, cui titulum fecit Servum arbitrium. Basil. 1527. (zwei verſchiedene Ausgaben) 8. 79) *Erasmi Rot.* Detectio praestigiarum cujusdam libri, ficto autoris titulo, cum hac inscriptione: *Erasmi* et *Lutheri* opiniones de Sacra Coena Domini. Basil. 1526. Norimb. 1526. 8. 80) Divi *Ambrosii* Episc. Mediol. omnia Opera, per eruditos viros ex accurata diversorum codicum collatione emendata, etc. Basil. 1527. 4 Voll. fol. mit Erasmus' Zueignung an den Erzbiſchof von Gneſen, Johann von Laſco. 81) *D. Jo. Chrysostomi*, Archiep. Constantinop., et *Athanasii*, Alexandr. Archiep., Lucubrationes aliquot nunc primum versae et in luc. ed. per *Des. Erasmum Rot.* Basil. 1527. 8. 82) *D. Jo. Chrysost.* Commentarius in Epistolam ad Galatas, latine *Des. Erasmo* interpr. Ibid. 1527. 8. auch mit den Enarration. anderer Paulin. Briefe, von verſchiedenen Überſetzern, Ibid. ap. Hervag. 1536. fol. 83) Epistola de modestia profitendi linguas. Libellus *D. Jo. Chrysostomi* perquam elegans de Babyla martyre, graece. Epistola *Erasmi Rot.* in tyrologum quendam impudentissimum calumniatorem. Basil. 1527. 8. 84) *Πολυδαιτία.* Dispar Convivium *Erasmi Rot.* Antverp. 1527. 8. 85) *Des. Erasmi Rot.* de recta latini graecique sermonis pronunciatione dialogus. *Ejusd.* dialogus, cui titulus: Ciceronianus sive de optimo genere dicendi. *Ejusd.* deploratio mortis Jo. Frobenii. *Ejusd.* de obitu Mart. Dorpii. *Rud. Agricolae* oratio in laudem Matth. Richili. Basil. 1528. 1530. Paris. 1528. 8. *Des. Er. Rot.* de recta . . . Ciceronianus, cum aliis nonnullis. Acc. *Jac. Ceratini* de Literarum sono libellus, Aldi Manutii de vitiata vocalium ac diphthongorum prolatione Parerga, etc. Colon. 1529. 8. Der Ciceronianus auch bei der Ausgabe der Colloquien. Basil. 1529 und einzeln ebend.; der Dialogus de recta pronunc. etc. Paris. 1530. und mit dem Ciceron. Lugd. 1531. 8. 86) *Des. Erasmi Rot.* concionalis interpretatio in Psalmum LXXXV. Basil. 1528. 8. 87) *Er. Rot.* Epistola consolatoria in adversis. Basil. 1528. Lugd. 1528. 8. 88) *Des. Er. Rot.* Apologia adversus articulos aliquot per monachos quosdam in Hispaniis exhibitos. Basil. 1528. 1529. Ib. ap. Th. Wolff. 1529. 8. 89) *D. Joannis Chrysostomi* Opuscula aliquot etc. graece, c. praef. *Des. Erasmi Rot.* Basil. 1529. 4. 90) *D. Aurelii Augustini*, Hippon. Episc., Omnium operum I (—X.) Tomus, summa vigilantia repurgatorum a mendis innumeris per *Des. Erasmum Rot.* etc. (et Index). Basil. 1529. fol. 91) *Epiphanii*, Episc. Cypri, de prophetarum vita et interitu commentarius graecus, una cum interpr. lat. Albano Torino interpr. Sophronii graece et Hieronymi latine, libellus de vita evangelistarum, cum schol. *Erasmi Rot.* Parabolae et miracula, quae a singulis evangelistis narrantur, graecis versibus a *Gregorio Nazianzeno* conscripta, addita interpr. lat. Hieronymi scriptorum ecclesiasticorum vitae, per *Sophronium* e lat. ling. in graecam translatae et schol. per *Erasm. Rot.* illustratae. *Gennadii* illustrium viror. catalogus. Basil. ap. Cratand. 1529. 4. 92) Libellus novus et elegans *D. Erasmi Rot.* de pueris statim ac liberaliter instituendis, cum aliis compluribus. Bas. 1529. 4. Argent. 1529. Colon. 1529. Paris. 1529. 8. *D. Er. Rot.* Libelli aliquot selecti, quibus et studiorum ratio traditur, et quod praeceptoris erga discipulos et contra discipulorum erga praeceptorem munus, quae optima vivendi forma, quomodo in principum aulis versandum etc. assignatur. Friburg. 1536. 8. 93) Paraphrasis luculenta juxta ac brevis in elegantiarum libros *Laur. Vallae*, de lingua latina optime meriti, scripta quondam Lutetiae a *D. Erasmo Rot.* Colon. 1529. Paris. 1530. (zwei verſchiedene Ausgaben) 8. Dieſe Ausgaben einer Jugendſchrift des Erasmus wurden ohne ſein Vorwiſſen veranſtaltet. Hierauf durch ihn ſelbſt: Paraphrasis seu potius Epitome inscripta *D. Erasmo Rot.* in Elegantiarum libros *Laur. Vallae*, ab ipso jam recognita. Friburg. 1531. 1536. Paris. 1531. 1533. Basil. 1534. 8. 94) *Des. Erasmi Rot.* Vidua christiana, ad sereniss. pridem Hungariae Boëmiaeque Reginam Mariam, Caroli Caes. ac Ferdinandi Reg. sororem. Item liber *Lactantii Firmiani* de Opificio Dei, per *Erasmum Rot.* accurate recognitus et additis scholiis illustratus. Basil. 1529. Paris. 1529. 8. 95) *Des. Erasmi Rot.* adversus febricitantis cujusdam libellum responsio. Basil. 1529. 8. 96) *Des. Er. Rot.* Apologia monasticae religionis, et responsio adv. febricit. cujusd. libellum. Friburg. 1529. 8. 97) Contra quosdam, qui sese falso jactant evangelicos, epistola *Des. Erasmi Rot.* ad Vulturium Neoconium. Friburg. 1529. Colon. 1530. Paris. 1530. 8. Cum aliis Erasmi epist. Frib. 1531. 4. *D. Er. Rot.* Epistola ad quosdam impudentissimos gracculos S. l. e. a. (wahrſcheinlich Frib. 1529) 8. *D. Er. Rot.* Epistolae in Tyrologum, in Evangelicos et Gracculos. Antverp. 1530. 8. 98) *D. Joannis Chrysostomi* Opera, quae hactenus versa sunt omnia, ad graecor. codicum collationem multis in locis per utriusque linguae peritos emendata. Accessere non pauca hactenus non vulgata etc. per *Erasmum Rot.* Basil. 1530. 5 Voll. fol. 99) *Xenophontis*, Socratici Rhetoris, Hieron sive Tyrannus, latine, *Erasmo Rot.* interpr. Basil. 1530. 8. 100) D. *Algeri*, quondam ex Scholastico monachi Benedictini, de Veritate

Digitized by Google

corporis et sanguinis dominici in Eucharistia, cum refutatione diversarum circa hoc haeresecon, opus pium juxta ac doctum, nunquam antehac excusum. Ex recognitione *Des. Erasmi Rot.* Friburg. 1530. Colon. 1535. Antverp. 1536. 8. 101) De Civilitate morum puerilium per *Des. Erasmum Rot.* libellus. Friburg. 1530. Basil. 1530. Colon. 1530. 8. Lips. 1530. 4. Norimb. 1532. 1536. Paris. 1535. 8. Schol. illustr. per *Gisb. Longolium.* Lips. 1532. 1534. 1535. 8. 102) *Des. Er. Rot.* Enarratio triplex in Psalmum XXII. Basil. 1530. 8. 103) *Des. Er. Rot.* utilissima consultatio de bello Turcis inferendo, et obiter enarratus Psalmus XXVIII, annexo omnium suarum lucubr. indice. Basil. 1530. Colon. 1530. Vienn. 1530. 8. *D. Er. Rot.* Consultatio de bello Turcis inf. Lugd. B. 1643. 12. 104) *D. Er. Rot.* adversus mendacium et obtrectationem utilis admonitio. Friburg. 1530. 4. Gegen Eppendorf. 105) *D. Er. Rot.* Responsio ad epistolam apologeticam, incerto auctore proditam, nisi quod titulus forte fictus habeat: per ministros verbi ecclesiae Argentoratensis. Friburg. 1530. 8. 106) *Ἀριστοτέλους ἅπαντα. Aristotelis* summi viri etc. Opera quaecunque impressa hactenus extiterunt omnia. Basil. ap. Jo. Bebel. 1531. 2 Voll. fol. mit Erasmus' Zueignung an Johann Morus. 107) *T. Livii Patavini* Latinae Historiae principis, quicquid hactenus fuit editum, sed aliquanto quam antea tum magnificentius, tum emaculatius. Access. autem quintae Decadis libri V. nunquam antehac editi etc. Basil. 1531. fol. mit Erasmus' Zueignung an Karl von Mountjoy. Sowol an der Ausgabe dieses als des vorigen Schriftstellers hatte Simon Grynäus Antheil. 108) *D. Euchertii* Lugdun. Episc. Lucubrationes non minus piae quam eruditae, cura ac benef. *Jo. Alex. Brassicani* recens ed. aliquot, cum schol. *Erasmi Rot.* Basil. 1531. fol. 109) Apophthegmatum sive scite dictorum libri VI. ex optimis quibuscunque utriusque linguae auctoribus, Plutarcho praesertim, excerptorum, cum brevi commodaque explicatione etc. per *Des. Erasmum Rot.* Basil. 1531. 4. 1532. fol. Paris. 1532. 1533. Venet. 1534. Basil. 1535. 1558. Magdeburg. 1536. Colon. 1570. 8. u. m. A. mit etwas verändertem Titel. Auch sind die Apophthegmen des Erasmus, theils vollständig, theils auszugsweise, in andere Apophthegmensammlungen übergegangen. 110) Enarratio pia juxta et docta in Psalmum XXXIII. per *Erasmum Rot.* Basil. 1531. 4. 111) *Des. Er. Rot.* Apologia adversus rhapsodias calumniosarum querelarum Alberti Pii. Basil. 1531. 8. Ultima apologia adversus querimonias Alberti Pii. Venet. 1532. fol. 112) *Basilius Magnus* (graece) Basil. 1532. fol. mit Erasmus' Zueignung an Jacob Sadolet, Bischof von Carpentras. Anstatt des Titels ist dieser Ausgabe, wie mehren aus der Frobenischen Officin, hervorgegangenen Autoren, eine Art lobpreisender Ankündigung vorgesetzt. Sie enthält übrigens nicht alle Werke des Basilius, sondern nur: In Hexaëmeron Homiliae VI. in Psalmos Homil. XV. aliae Homil. variae XXIX. de Spiritu sancto liber I. Epistolae Basilii M. et Gregorii Theologi. 113) *Basilii* Opus de Spiritu sancto ad Amphilochium, latine, *Erasmo* interpr. Basil. 1532. 4. Bis dahin war von dieser Schrift des Basilius noch keine lateinische Übersetzung vorhanden gewesen. 114) Duae Homiliae *D. Basilii* de laudibus Jejunii, *Des. Erasmo Rot.* interpr. *Xenophontis* Tyrannus ab *eod.* recognitus. Cum aliis nonnullis. Friburg. 1532. 8. 115) *Demosthenis* Graecorum Oratorum omnium facile principis Orationes LXII. et in easdem Ulpiani commentarii, quantum extat. *Libanii* argumenta, tum collectae a studioso quodam ex *Des. Erasmi Rot.*, *Guil. Budaei* atque aliorum lucubrationibus annotationes, etc. Basil. per Jo. Hervag. 1532. fol. mit Erasmus' Zueignung an Georg Paumgartner zu Augsburg. 116) *P. Terentii* Comoediae, una cum scholiis ex *Donati*, *Asperi* et *Cornuti* commentariis excerptis, multo quam antehac unquam prodierunt emendatiores etc. stud. et op. *Des. Erasmi Rot.* Basil. 1532. fol. 117) Enarratio Psalmi XXXVIII. multum ab enarratione veterum differens, per *Des. Erasmum Rot.* Basil. 1532. 4. 118) *Des. Erasmi Rot.* divae Genovefae praesidio a quartana febri liberati carmen votivum nunquam antehac excusum. Friburg. 1532. 4. 119) Declarationes *Des. Erasmi Rot.* ad Censuras Lutetiae vulgatas sub nomine Facultatis Theologiae Parisiensis. Basil. 1532. Antverp. 1532. 8. 120) *Des. Er. Rot.* Dilutio eorum, quae Jodocus Clichtovaeus scripsit adversus Declamationem suasoriam matrimonii. Epistola *ejusd.* de delectu ciborum, cum scholiis per ipsum autorem recens additis. In Elenchum Alberti Pii brevissima scholia, per *eundem Er. Rot.* Basil. 1532. 8. 121) *Des. Er. Rot.* Epistolae Palaeonaeoi. Ad haec Responsio ad disputationem cujusdam Phimostomi, de Divortio. Friburg. 1532. fol. 122) *Κλαυδίου Πτολεμαίου Ἀλεξανδρέως φιλοσόφου ἐν τοῖς μάλιστα πεπαιδευμένου, περὶ τῆς γεωγραφίας βιβλία ὀκτὼ κ. τ. λ. Claudii Ptolemaei*, Alexandr. philos. cumprimis eruditi, de Geographia libri VIII. summa cum vigilantia excusi (graece). Basil. 1533. 4. mit Erasmus' Zueignung an den D. Med. Theobald Fettich. 123) *D. Joannis Chrysostomi* Homiliae aliquot ad pietatem summopere conducentes, nunc primum versae et ed. per *Erasmum Rot.* Basil. 1533. 8. 124) *D. Haymonis*, Episc. Halberstad., in omnes Psalmos explanatio, opus antehac nunquam excusum, editore *Erasmo Rot.* Friburg. 1533. fol. 125) *Des. Er. Rot.* dilucida et pia explanatio Symboli, quod Apostolorum dicitur, Decalogi praeceptorum et Dominicae precationis. Basil. 1533. 4. et 8. Antverp. 1533. (zwei verschiedene Ausgaben) Paris. 1533. S. l. 1534. 8. Explicatio in Symbolum apostolorum et decalogum. Lugd. Bat. 1641. 12. 126) *Des. Er. Rot.* Liber de sarcienda Ecclesiae concordia deque sedandis opinionum dissidiis. cum aliis nonnullis lectu dignis. Basil. 1533. 4. Antverp. 1533. Lips. 1533. Paris. 1533. 8. 127) *Flavii Josephi* Antiquitatum Judaica-

Digitized by Google

rum libri XX. de bello Judaico libri VII, contra Apionem libri II, de Imperio rationis sive de Machabaeis liber unus, a *Des. Erasmo Rot.* recognitus. Basil. 1534. fol. Der eigentliche Herausgeber ist Gelenius. 128) *D. Athanasii*, Alexandr. Episc., de Passione Domini ac de Cruce liber optimus, per *Des. Erasmum Rot.* S. l. 1534. 8. 129) *Des. Er. Rot.* Liber cum primis pius, de praeparatione ad mortem, nunc primum et conscriptus et editus. Acced. aliquot epistolae seriis de rebus. Basil. 1534. 4. Antverp. 1534. Paris. 1534. Colon. 1534. 1536. 8. *Des. Er. Rot.* de virtute ampl. oratio. De praeparatione ad mortem. De Morte declamatio. De puero Jesu concio. Lugd. B. 1641. 12. 130) *Des. Er. Rot.* Purgatio adversus non sobriam epistolam Mart. Lutheri. Basil. 1534. Colon. 1534. Paris. 1534 (zweierlei Ausgaben). S. l. 1534. 8. 131) *Des. Er. Rot.* Responsio ad Petri Cursii defensionem. Basil. 1535. 4. 132) *Des. Er. Rot.* Ecclesiastae sive de ratione concionandi libri IV. Basil. 1535. fol. 1536. (zwei verschiedene Ausgaben) Antverp. 1535. 8. recens. in capita divis. indic. instr. etc. *F. A. Klein.* Lips. 1820. 8. 133) *Des. Er. Rot.* Precationes aliquot novae, quibus adolescentes adsuescant cum Deo loqui. Basil. 1535. 12. Lips. 1535. 8. *D. Er. Rot.* Precat., quibus homines assuesc. cum Deo loqui. It. Precatio dominica digesta in septem partes juxta septem dies, eod. auctore. Lugd. B. 1641. 12. 134) De puritate Tabernaculi sive Ecclesiae christianae, per *Des. Er. Rot.* Cum aliis nonnullis lectu diguis. Basil. 1536. 4. Lips. 1536. Paris. 1536. 8. 135) *Des. Er. Rot.* ad Guil. Copum. Basil. Ode de Senectutis incommodis. Paris. 1536. 8. Dies Gedicht gehörte zu den frühesten Arbeiten des Erasmus, und war mehrmals mit andern seiner Schriften (vergl. oben Nr. 5), aber nie vorher einzeln erschienen. 136) Incomparabilis doctrinae, trium item linguarum peritissimi viri *D. Erasmi Rot.* in sanctissimorum martyrum Roffensis episcopi ac Thomae Mori jam pridem in Anglia pro christianissima veritate constanter defensa innocenter passorum heroicum carmen etc. editore *Hieron. Gebwilero.* Hageno. 1536. 4. 137) *Origenis* Adamantii Opera, quae quidem extant omnia, per *Des. Erasmum Rot.* partim versa, partim vigilanter recognita, cum praefatione etc. adj. epistola Beati Rhenani nuncupatoria, quae pleraque de vita obituque ipsius Erasmi cognitu digna continet. Basil. 1536. 2 Voll. fol. Die Anzeige der vielen Übersetzungen Erasmischer Schriften, die schon zu seiner Zeit ins Teutsche (besonders von Spalatin), Französische, Italienische, Englische und Spanische, sowie auch später, und von einigen noch bis in die neueren Zeiten erschienen, mußten wir, um nicht zu weitläufig zu werden, hier übergehen.

Zu einer Sammlung seiner Werke hatte Erasmus bei seinem Leben selbst schon Anstalten gemacht, war aber nicht zur Ausführung seines Planes vorgeschritten; diese erfolgte daher bald nach seinem Tode und nach seinen eigenen, zu diesem Ende angegebenen, Bestimmungen, durch Beatus Rhenanus. Es erschienen nämlich: Omnia Opera *Des. Erasmi Roterodami*, quaecunque ipse autor pro suis agnovit, novem tomis distincta. Cum praef. Beati Rhenani Selestadiensis; vitam antoris describente, ad Imp. Caes. Carolum V. Basil. 1540—41. 9 Voll. fol. Wegen der Seltenheit dieser Ausgabe [76]), ward eine neue durch Clericus besorgt: *Desid. Erasmi Roterod.* Opera omnia emendatiora et auctiora, ad opt. edit. praccipue quas ipse Erasmus postremo curavit, summa fide exacta, doctorumque virorum notis illustrata. Tom. I—X. Lugd. Bat. 1703—6. fol. Diese Ausgabe hat zwar, besonders was die Briefe betrifft, manche Vermehrungen; der Herausgeber ist aber dabei oft etwas unkritisch verfahren; auch steht die Ausgabe sowol an Correctheit, als an Gefälligkeit und Sauberkeit des Druckes, der ersten weit nach, sodaß diese durch sie keineswegs entbehrlich gemacht wird, eine wahrhaft vollständige und kritische Gesammtausgabe der Werke des Erasmus aber noch immer fehlt. Die innere Einrichtung beider Ausgaben stimmt übrigens, bis auf die wenigen, später anzugebenden, Abweichungen völlig überein, und ist, wie sie von Erasmus selbst vorgeschrieben war, folgende. Tom. I. enthält, nach dem, von Erasmus selbst entworfenen Verzeichnisse seiner Schriften, diejenigen, welche sich auf Sprachen und schöne Wissenschaften (ad institutionem literarum) beziehen. An der Spitze derselben stehen die Bücher de Copia verborum ac rerum; dann folgen nicht nur die übrigen grammatischen und kritischen, sondern auch die pädagogischen und hodegetischen Schriften, die Übersetzungen aus Lucian (mit der Gegenrede zu dem Tyrannicida) und aus Libanius, die Similia oder Parabolae, die Colloquia, die Epigramme und andere Gedichte, nebst den Übersetzungen aus Euripides. Tom. II. enthält die Adagien, und Tom. III. die Briefe. In Tom. IV. befinden sich die moralischen Schriften (quae faciunt ad morum institutionem), an deren Spitze die Übersetzungen aus Plutarch, dann die Apophthegmen, das Encomium Moriae, die Institutio principis christiani, Querela pacis, Lingua, und mehre kleinere Schriften moralischen und politischen Inhalts, worunter die Übersetzungen aus Isokrates und Xenophon, und zum Schlusse das Carmen de Senectute. Tom. V. enthält die religiösen Schriften (quae instituunt ad pietatem), voran das Enchiridion militis christiani, dann eine Menge größerer und kleinerer Schriften in Bezug auf Methode der Theologie, Lehre und Ausübung des Christenthums, nur mit Ausschluß der eigentlichen Streitschriften. Unter andern befinden sich darunter auch die Auslegungen der Psalmen, die Bücher de puritate ecclesiae, de amabili eccl. concordia, der Ecclesiastes, dann die Commentarien über zwei Hymnen des Prudentius, und die religiösen Gedichte. Tom. VI. ent-

76) Als eine Collectivausgabe kann man allenfalls auch die sehr saubern Handausgaben einzelner Schriften des Erasmus, Lugd. Bat. ex offic. Jo. Maire, 1641—1649. 12., betrachten, die aber schon einzeln ziemlich selten und äußerst schwer vollständig zusammenzubringen sind.

Digitized by Google

hält das neue Testament, und zwar den griechischen Text mit der Übersetzung und den Anmerkungen. T. VII. die sämmtlichen Paraphrasen über das neue Testament. Tom. VIII. die Übersetzungen aus den Kirchenvätern, Chrysostomus, Athanasius, Origenes und Basilius Magnus; endlich Tom. IX. die sämmtlichen Streitschriften, zuerst die gegen Dorpius, wegen des Encom. Moriae, dann die, welche näher oder entfernter durch die Bearbeitung des neuen Testaments veranlaßt wurden, ferner die gegen andere Widersacher in der römischen Kirche, nebst der Abhandlung de esu carnium, dann die gegen Luther und dessen Freunde, endlich gegen Hutten und Eppendorf. Die neue Ausgabe hat nicht nur einzelne, in der früheren übergangene, kleine Schriften hinzugefügt, und den die Briefe enthaltenden Band auf die bereits angegebene Weise bereichert und umgearbeitet, sondern auch den letzten Band in zwei getheilt, woraus die Anzahl von zehn Bänden erwachsen ist; indessen ist diese Trennung ganz ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Gegenstände geschehen, sodaß die erste Schrift gegen Luther, de libero arbitrio, den neunten Band schließt, und der unmittelbar an jene sich anschließende Hyperaspistes, den zehnten Band anfängt. Von Erasmus' Ausgaben der Classiker und anderer älterer Schriftsteller sind die, größtentheils in die Form von Zueignungsschriften eingekleideten Vorreden in die Sammlung der Briefe aufgenommen; die Anmerkungen aber, welche freilich nicht gut von dem Texte getrennt werden konnten, blieben von der Gesammtausgabe seiner Werke ausgeschlossen.

Beiträge zu fremden Schriften haben wir von Erasmus weit weniger als von irgend einem seiner berühmteren gelehrten Zeitgenossen aufzuweisen, und das griechische Lexikon seines Landsmannes Jacob Cerasinus (Dictionarius graecous etc. Basil. 1524. fol.) ist fast das einzige Werk eines gleichzeitigen Schriftstellers, das er, mit einer Vorrede begleitet, in die gelehrte Welt einführte [77]).

(*H. A. Erhard.*)

77) Die erste Lebensbeschreibung des Erasmus ist von ihm selbst (Compendium vitae Erasmi) und befindet sich unter andern vor mehren Ausgaben seiner Colloquien, ist aber auch einzeln erschienen, z. B. (nach mehren frühern Ausgaben): Maggi *Des. Erasmi Roterod.* Vita partim ab ipsomet, partim ab amicis aequalibus fideliter descripta. Acced. Epistolae illustres quas notiae provectiore scripsit etc. P. Scriverii et fautorum auspiciis. Lugd. B. 1649. 12. Der Zusatz: partim ab ipso, part. ab amicis, bezieht sich darauf, daß der Lebensbeschreibung verschiedene Briefe von Erasmus und seinen Freunden beigefügt sind, wodurch sie ergänzt wird. (Die besonders angehängte Briefsammlung ist davon unterschieden.) Zunächst an diese kurze Autobiographie schließen sich die Nachrichten, welche Beatus Rhenanus, unmittelbar nach Erasmus' Tode, theile in der Vorrede zum Origenes, 1536, theils zu den Operibus *Erasmi*, 1540, von dessen Leben gab, und welche in die eben erwähnte Vita gleichfalls aufgenommen sind. Hauptsächlich auf diese Nachrichten gründet sich die Biographie des Erasmus in *Adami* vit. German. philos. (in der Ausg. Francof. 1705 fol. p. 40 sq.), und diese liegt wieder den meisten biographischen Artikeln über Erasmus, in fast allen ausführlicheren Werken zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte, historischen Wörterbüchern u. s. w. zum Grunde, die sich übrigens nur wenig von einander unterscheiden. Ausführlichere und auf eigene Studien der Erasmischen Schriften und anderer gleichzeitiger Denkmale gegründete Arbeiten erschienen erst seit dem 18. Jahrh.: Das Leben des fürtrefflichen Erasmi von Roterdam, insonderheit aber derjenige merkwürdige Theil davon, den er in England zugebracht, nebst einem Anhang unterschiedener rarer Urkunden, abgefasset von Sam. Knight; ins Teutsche übersetzt von Th. Arnold. Leipz. 1736. The life of Erasmus, by *John Jortin*. Lond. 1758. 2 Voll. 4. gibt eigentlich nur eine erweiterte Uebersetzung der von Clericus der Leydener großen Ausgabe von *Erasmi* Opp. oman. vorangesetzten Lebensbeschreibung, mit vielen Auszügen aus des Erasmus eigenen und andern gleichzeitigen Schriften, Briefen u. s. w. Das Leben des Oesid. Erasmus von Roterdam; zugleich Beiträge zur Geschichte vieler seiner berühmten Zeitgenossen u. s. w. aus dem Französischen des Hrn. von Burigny, mit Berichtigungen und Zusätzen von Heinr. Phil. Konr. Henke. (Halle und Helmstädt 1782.) 2 Bde. (das Original war 1757 erschienen.) Enthält ein sehr reiches Material, ist aber oft zu weitschweifig, nicht selten zu parteiisch für Erasmus, und bei den Religionsstreitigkeiten mit unbedingter Parteilichkeit für die römische Kirche geschrieben; in den Anmerkungen des teutschen Herausgebers werden nicht nur manche einseitige und irrige Urtheile des Verfassers berichtigt, sondern auch wichtige literarische Nachträge gegeben. Erasmus von Roterdam, nach seinen Leben und Schriften (von Sal. Hess). 1—2. Hälfte. (Zürich 1789—90.) Ad. Müller, Leben des Erasmus von Roterdam. (Hamb. 1828.) Nicht wenige Schriften haben sich mit der Beleuchtung einzelner Gegenstände aus Erasmus' Leben und literarischem Wirken, besonders seines Verhältnisses zur Kirchenreformation beschäftigt, deren Angabe wir hier, zur Vermeidung allzu großer Weitläufigkeit, unterlassen. Die obige Biographie ist zwar mit Berücksichtigung der genannten und anderer Vorgänger, jedoch, wie sich von selbst versteht, auf den Grund selbständiger Benutzung der eignen Schriften des Erasmus und seiner Zeitgenossen, bearbeitet. Die Biographie des Erasmus, die ich früher im 2. Bde. meiner Geschichte des Wiederaufbl. wissenschaft. Bildung gab, konnte zwar in die Charakteristik einzelner seiner philologischen und moralischen Schriften etwas tiefer eingehen, als es hier die nothwendige Rücksicht auf den Raum gestattet hat aber manches andere, namentlich die einzelnen Streitigkeiten, die Erasmus in Beziehung auf die Kirchenreformation durchführte, absichtlich ausgeschlossen, worüber die obige neue Bearbeitung sich ausführlicher verbreitet.

1) Die Schmetterlinge von Europa. 5. Bd. 3. Abtheil. S. 250—272

ERASTRIA (ἐρώστρια. Liebhaberin), nannte Treitschke in dem großen Werke von Ochsenheimer [1]) eine Nocturengattung, von welcher er folgende Diagnose gab: Schmetterlinge klein, mit schwach gefärbten, fast fadenförmigen, kurzen Fühlhörnern; die Vorderflügel laufen gegen das äußere Ende spitzig aus, sind zart gebaut und haben bindenartige, hellere Striche; die Hinterflügel sind verhältnißmäßig groß und abgerundet. Die Raupen sind schlank, hell gefärbt, mit Längslinien, haben unvollkommene Bauchfüße, gehen spannerartig und leben auf Gräsern. Sie verpuppen sich in leichtem Gewebe an den Futterpflanzen. Die Schmetterlinge sind den Spannern nahe verwandt und schwärmen bei Tage in der Sonne. Diese Gattung zerfiel in zwei Abtheilungen: 1) Schmetterlinge mit metallglänzender Zeichnung der Vorderflügel: E. sulphurea = Pyralis sulphuralis *L.*; E. unca = Tortrix uncana *L.*; E. argentula = Pyralis Bankiana *Fabr.*; 2) Schmetterlinge ohne Metallglanz: E. fuscula = Noctua polygramma *Esper*; E. quieta; E. atratula = Geometra rivulata *Fabr.*; E. candidula; E. venustula; E. minuta; E. paula; E. parva: E. ostriua und E. cymbalariae. Dr. Boisduval zu Paris, rühmlichst bekannt durch seine lepidopterologischen Arbeiten, hat zwar

Digitized by Google

die Gattung Erastria beibehalten, sie aber in seinem neuesten Werke [2]) auf die Species fuscula, atratula, candidula und venustula beschränkt, indem er für die Arten sulphurea und unca eine neue Gattung Agrophila schafft und parva, paula, minuta, ostrina zu Authophila zieht. Die Diagnose der Gattung Erastria gibt er nun genauer so an: Fühlhörner fadenförmig, ziemlich lang; die ziemlich langen, seinen Taster reichen über die Stirn hinaus, ihr Endglied ist kurz und spitz, das zweite Glied lang und horizontal. Der Thorax ist klein und abgerundet, der Hinterleib lang und bei beiden Geschlechtern mit kammförmiger Rückenseite; der ganze Körperbau ist behend; die Flügel sind etwas breit, fast wie bei Spannern, und mit glänzenden, nicht ausgezeichneten Flecken besetzt. Arten:

1) E. fuscula *Ochs. Tr.* = Kopf, Thorax und Rücken weiß und dunkelbraun gemischt; Fühler bräunlich; Hinterleib aschgrau, mit erhabenen, braunen Haarbüscheln; Vorderflügel hell und dunkelbraun marmorirt, im hintern Winkel mit weißem Fleck und Strich; Hinterflügel braungrau; Füße grau, schwarz geringelt. Beim Männchen sind die Farben lebhafter als beim Weibchen. Die Raupe lebt im August und September auf Brombeeren, ist gelb mit röthlichen Längslinien und rothen Füßen; der Falter fliegt im Mai und Juni.

2) E. atratula *Tr.* Vorderflügel weiß mit braunem Rande und einer breiten braunen Binde in der Mitte. Die Raupe lebt auf Wiesengräsern, der Falter fliegt im Mai und Juni auf Wiesen.

3) E. candidula *Tr.* Vorderflügel weiß, an der Basis braun; gegen den äußeren ein schwarzbrauner Fleck, in der Mitte ein schwarzer Punkt. Sehr selten.

4) E. venustula *Tr.* Vorderflügel weißlich, in der Mitte wie der Außenrand braun; von der Wurzel bis in die Flügelhälfte ein rosenrother Längsstrich, der grade in der Mitte aufhört, wo ein schwarzer Fleck ist. Diese Art ist kleiner als die vorigen und sehr selten. (*Streubel.*)

ERASTUS (Thomas), ein als geistreicher und glücklicher Arzt und medicinischer Schriftsteller, zugleich als entschlossener Gegner hierarchischer Herrschsucht in der *reformirten* Kirche beachtenswerther Gelehrter. Er wurde geboren zu Baden in der Schweiz den 7. Sept. 1524. Andere Nachrichten geben Auggen in der großherzogl. badischen Herrschaft Badenweiler als seinen Geburtsort an; daß dies aber unrichtig ist, beweiset theils die Universitätsmatrikel, theils die Inschrift auf seinem Leichenstein in der St. Martinskirche zu Basel, wo er Helvetius Aquensis genannt wird. Sein wahrer Name war Lieber oder Liebler. Von seiner Jugendgeschichte ist nichts Anderes bekannt, als daß eine Lähmung oder wenigstens Schwäche der rechten Hand, aus unbekannten Gründen, ihn nöthigte, sich beim Schreiben der linken zu bedienen, worin er es soweit brachte, daß, als er 1540 nach Basel kam, bald keiner seiner Mitschüler ihn im Schnellschreiben übertraf. Im J. 1542 wurde er bei der Universität immatriculirt, und studirte mit großem Fleiße alte Sprachen und die Schriften des N. T. Die zu Basel herrschende Pest brachte ihn 1544 dem Tode nahe. Nach seiner Herstellung verschaffte ihm ein Wohlthäter, der nicht genannt wird, die dem armen Jünglinge fehlenden Mittel, seine Studien in Italien fortzusetzen. Er ging nach Bologna, wo er durch seine Fortschritte anfänglich in der Philosophie, dann in der Arzneiwissenschaft sich auszeichnete, und in letzterer den Doctorgrad erhielt. Daselbst verheirathete er sich mit der Tochter eines Edelmannes, Isotta a Canonicis, die vielleicht durch ihn für die reformirte Lehre gewonnen wurde. Im J. 1553 kehrte er nach einem Aufenthalte von neun Jahren in Italien nach Teutschland zurück. Er erhielt einen Ruf als Leibarzt des Grafen von Henneberg und hielt sich einige Zeit bei demselben auf. Schon hier wurde der denkende Mann von den theologischen Eiferern verdächtigt. Man beschuldigte ihn des Arianismus, gegen welchen Vorwurf er sich in einem Briefe an Goldast (der 70. unter den Briefen Goldast's) vertheidigt. Er wurde hierauf von dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich III., nach Heidelberg als Professor der Arzneiwissenschaft und kurfürstlicher Leibarzt und Rath berufen. Von seinen Verdiensten um die Medicin wird nachher die Rede sein; wir betrachten zuerst seine Bestrebungen in Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse, an denen er eifrigen Theil nahm, da seine philologischen Studien zu Basel und die philosophischen zu Bologna nach dem Geiste jener Zeit auch in das Gebiet der Theologie hinübergriffen, ohne daß er in die Einseitigkeit und den Kastengeist so vieler protestantischer Theologen seines Zeitalters verfiel. Daß der Kurfürst auch in theologischen Dingen seine Stimme als gewichtig anerkannte, bewies er dadurch, daß er ihn mit seinen Theologen zu dem bekannten Religionsgespräche sandte, welches 1564 zu Maulbronn über die Abendmahlslehre gehalten wurde. Einige Zeit nachher entstanden in der Pfalz Streitigkeiten über den Kirchenbann. Belgische Geistliche, die den blutigen Verfolgungen des Herzogs von Alba entronnen waren, und vorzüglich auch durch Erastus' Verwendungen Unterkommen in der Pfalz gefunden hatten, und mit ihnen ein anderer Flüchtling, Olevianus, der von Trier verjagt, die erste Predigerstelle zu Heidelberg erhalten hatte, fachten diesen Streit an. Unter den Erstern ist besonders Dathenus zu bemerken, der den herrsch- und streitsüchtigen Fanatismus aus seinem früheren Mönchsstande in die reformirte Kirche mit hinübernahm (s. den Art. Dathenus in der ersten Section) [1]). Ebenso heftig war Olevianus, von welchem Beza, obschon er in Rücksicht der Streitfrage dessen Ansichten beistimmte, doch sagt, cujus vehementius ac pene immoderatum interdum esse ingenium noveram. Diese Flüchtlinge suchten nun den Kirchenbann nach den Grundsätzen Calvin's mit Gewalt auch in der pfälzischen Kirche einzuführen. Erastus nennt ihr Treiben Febris excommunicatoria; daß die Flüchtlinge

2) Genera et index methodicus Europaeorum Lepidopterorum. (Parisiis 1840.) p. 175.

1) Über denselben s. auch *Brandt*, Histoire abregée de la Reformation des Pays-Bas. (1726.) Tom. I. p. 131. 192. 266. 275. 304.

Digitized by Google

aber auch in dem Lande, welches sie aufgenommen hatte, herrschen wollten, ergibt sich klar aus der Geschichte dieser Bewegungen. Sie foderten Presbyterien, an deren Spitze natürlich die Geistlichen stehen sollten, um über jeden Einzelnen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, zu entscheiden, ob sein Leben und seine Sitten ihn des Genusses des Abendmahls würdig oder unwürdig machen. Erastus, der die gefährliche Parteiung, welche entstehen mußte, vorhersah, indem ohnedies der große Einfluß der fremden Flüchtlinge auf den Kurfürsten Unzufriedenheit erregte, warnte mit Mäßigung vor der Aufstellung eines solchen Gerichtes, indem in einem christlichen Staate die Bestrafung von Vergehungen nur der weltlichen Obrigkeit zukomme, und die Excommunication in den ersten christlichen Gemeinden nichts beweisen könne, weil dieselben unter heidnischen Obrigkeiten standen. Er bewirkte aber dadurch nichts Anderes als Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit. Anfänglich war es nicht seine Absicht, etwas dagegen zu schreiben. Im J. 1568 indessen arbeitete er nach und nach 100 Thesen gegen die Excommunication aus, die er in Handschrift seinen Bekannten mittheilte und die auch bald in die Hände der Studenten kamen. Seine Gegner suchten nun vergeblich einen Befehl zu erzwingen, wodurch die Studenten verpflichtet würden, die Exemplare abzuliefern, und ebenso wenig gelang es ihnen, eine Verordnung auszuwirken, daß, wer nicht Theolog sei, sich nicht in theologische Sachen mischen dürfe. Unterdessen hatte Erastus seine Thesen auch nach Zürich an Bullinger gesandt. Die züricher Theologen, sowol Zwingli als seine Nachfolger, hatten sich immer, sowol in den Disputationen mit den Wiedertäufern, als bei der Zusammenkunft zu Basel 1536 (s. d. Art. Helvetische Confession, 2. Sect.) entschieden gegen Einführung eines solchen Kirchenbannes, dabei aber erklärt, daß dies jeder Regierung müsse überlassen bleiben; und in diesem Sinne drückt sich auch die helvetische Confession von 1566 aus. Daher fand auch zwischen ihnen und den Genfern, bei denen Calvin und Beza denselben eingeführt hatten, nie ein eigentlicher Streit darüber statt, obschon es von Genf aus nicht an Versuchen fehlte, auch die übrigen reformirten Schweizerstädte zur Annahme zu bewegen. Unter den bedeutenden schweizerischen Reformatoren hatte nur Ökolampadius dieselbe Ansicht gehabt, und den Bann zu Basel einzuführen gesucht; es gelang ihm jedoch nur zum Theil, und nach seinem Tode zerfiel die Einrichtung wieder. Bullinger und mit ihm Gwalther und die übrigen züricher Theologen stimmten daher der Ansicht von Erastus entschieden bei, gaben sich aber Mühe, den Streit zu stillen. Sie schrieben deswegen zweimal an den Kurfürsten, um ihn sowol durch theologische als politische Gründe von der Einführung dieser Neuerung abzuhalten; allein die Fremden wußten den Kurfürsten auch gegen Bullinger, den er sonst auf's Höchste achtete, einzunehmen, und Dathenus ging in seinem Übermuthe soweit, von Bullinger zu verlangen, daß er sich förmlich gegen Erastus erkläre, und ihm zu drohen, er werde, wenn er dies nicht thue, sein ganzes Ansehen verlieren. In der würdig gehaltenen Antwort erinnerte ihn Bullinger daran, daß Dathenus selbst und die übrigen belgischen Flüchtlinge ihre Aufnahme vorzüglich Erastus zu danken haben. Beza, der mit Erastus in freundschaftlicher Verbindung stand, hatte sich vorgenommen, sobald er von dem entstandenen Streite hörte, an Erastus und an Olevianus zu schreiben, und obgleich er der Meinung des Letztern beistimmte, zum Frieden zu ermahnen. Als ihm nun eine Abschrift der Thesen von Heidelberg zugesandt wurde, schrieb er eine Widerlegung, die er sowol Erastus selbst als den Züricher sandte. Die sehr ausführliche Antwort von Erastus wurde ebenfalls den Zürichern und Beza zugesandt. Unverhohlen erklärte nun Gwalther im Namen des kranken Bullinger in einem Schreiben an Beza, daß die Züricher einstimmig urtheilten, „Erastus disputire über die Hauptfrage so gegen Beza, daß er dessen Meinung durch gewichtige Gründe widerlege." Auch äußert sich der Brief sehr stark über die Herrschsucht der Heidelberger, und wie sie jeden, der ihnen in dieser Sache nicht beistimme, des Atheismus anklagen. Zugleich aber bewirkten die Züricher nun, daß weder Erastus noch Beza ihre Streitschriften drucken ließen, und der Streit zwischen ihnen ruhte. Allein sechs Jahre nach Erastus' Tode gab Castelvetro, dessen Witwe geheirathet hatte, die früher von Erastus etwas abgeänderten und auf 75 verminderten Thesen mit der Vertheidigung derselben gegen Beza heraus, und fügte die Briefe Bullinger's und Gwalther's an Erastus bei, die für diese Streitigkeiten sehr wichtig sind. Der Titel ist: Explicatio gravissimae quaestionis utrum excommunicatio, quatenus religionem intelligentes et amplexantes, a sacramentorum usu propter admissum facinus arcet; mandato nitatur divino, an excogitata sit ab hominibus. Autore clariss. viro *Thoma Erasto* D. Medico. Pesclavii (Poschiavo in Graubündten) 1589. 4. Beza sagt, der Druckort sei falsch angegeben, was dahin gestellt bleibt; jedenfalls war zu Poschiavo in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. eine Buchdruckerei. Nun glaubte sich auch Beza zur Bekanntmachung seiner Widerlegung der Thesen genöthigt. Sie erschien mit einer Vorrede, worin er seinen Antheil an dem Streite darstellt, mit folgendem Titel: Tractatus pius et moderatus de vera excommunicatione et christiano Presbyterio, — — *Theodoro Beza Vezelio* auctore. Genevae 1590. 4. — In der Pfalz selbst dauerten übrigens die Umtriebe der Vertheidiger des Bannes fort, sodaß Bullinger einen Brief vom 11. Jan. 1574 an Erastus mit den Worten anfängt: horreo sano ad commemorationem eorum, quae narras de excommunicatoribus. Auch findet sich unter jenen Briefen ein Bruchstück eines Briefes von Gwalther an den Grafen von Wittgenstein, woraus sich zeigt, wohin eine solche papistische Priestergewalt auch in der protestantischen Kirche führen kann, indem dort erwähnt wird, wie tadellose Männer ohne Angabe der Gründe vom Abendmahle ausgeschlossen werden. Daß Erastus unter solchen Verhältnissen des Aufenthaltes in Heidelberg überdrüssig wurde, ist begreiflich. Er begab sich 1580 nach Basel zu dem Theologen Joh. Jacob Grynäus, der seit 1579 mit Lavinia, der Schwester seiner Gattin, vermählt war, nach-

Digitized by Google

dem sie in Erastus' Hause zu Heidelberg erzogen worden war. Hier privatisirte er, bis ihm im Januar 1583 die Professur der Ethik an der Universität übertragen wurde, wovon er aber den Gehalt der Witwe seines Vorgängers, Simon Grynäus, des Bruders von Jacob, überließ. Allein noch in demselben Jahre (den 31. Dec. 1583) starb er im Alter von 60 Jahren kinderlos. In seinem Testamente setzte er ein Capital von 4000 Pfund aus, wovon die Zinsen unter vier Studenten, zwei zu Basel und zwei zu Heidelberg, sollten vertheilt werden. Theologische Schriften, die man außerdem von Erastus hat, sind: Declaratio libri *Jac. Sheggii* de una persona et duabus naturis Christi. Genev. 1566 und eine von Konrad Geßner angeführte teutsche, aber ohne Erastus' Namen 1562 gedruckte Schrift vom heiligen Abendmahle.

Wie in der Theologie so zeigt sich Erastus auch in der Arzneiwissenschaft und der Naturkunde als unabhängigen, denkenden Mann. Er war zu jener Zeit der bedeutendste Gegner von Paracelsus und dessen Schule. Die von Paracelsus aufgestellten Urstoffe der belebten und unbelebten Körper, Schwefel, Quecksilber und Salz, bekämpfte er mit richtigen Gründen, und da die Paracelsisten von der Anwendung der Elementarqualitäten auf die Theorie der Krankheiten ausgingen, so leugnete Erastus die Krankheiten der ganzen Substanz, und bewies, wie wenig begründet die Lehre des Paracelsus von den chemischen Ursachen mancher Krankheiten sei. In Beziehung auf die verborgenen Eigenschaften und Kräfte der Arzneimittel verwarf er die angeblichen Sympathien und Antipathien der Paracelsisten gänzlich, und erklärte die Quintessenz oder den Balsam des Paracelsus und seiner Anhänger für ein bloßes Hirngespinnst. So sehr er die Chemie empfahl, so behauptete er doch, es sei unmöglich, die Körper in alle ihre Bestandtheile zu zersetzen, da bei der chemischen Operation doch immer vieles verloren gehe. Die Widersprüche, die sich bei Paracelsus finden, weiset er mit Klarheit nach und eifert entschieden gegen die Heilmethode der Paracelsisten, obschon er nicht leugnet, daß Paracelsus sehr bösartige Geschwüre geheilt habe. Dabei beruft er sich dann aber auf Zeugnisse, daß Alle, welche zu Basel des Paracelsus Arzneien innerlich gebraucht haben, vor Abfluß des Jahres gestorben seien. Er verwirft zwar den Gebrauch des Quecksilbers und Spießglanzes und der daraus bereiteten Arzneien nicht, warnt aber vor der Verwegenheit, womit Paracelsus und seine Jünger diese Mittel in ihren verschiedenen Zubereitungen anwenden. In der Reaction gegen die bisher allgemein gültige arabische Heilmethode, die aus dem wiedererwachten Studium der Griechen namentlich des Hippokrates hervorgegangen war, wobei unter Andern heftig gestritten wurde, ob in der Pleuresie die Aderlässe in der Nähe oder entfernter vom leidenden Theile vorzunehmen seien, stellte sich Erastus entschieden auf die Seite der Araber. Seine Grundsätze und die Kritik des Systems des Paracelsus, die zuweilen leidenschaftlich wird, finden sich in den Disputationibus IV contra novam medicinam Philippi Theophrasti. Basil. 4.: die erste Abhandlung ohne Jahrzahl, die drei übrigen 1572, alle mit besondern Titeln. Ferner: De occultis pharmacorum facultatibus et de medicamentorum purgantium facultate. Bas. 1574. 4. Anatome V. librorum comitis Montani de morbis. Bas. 1581. 4. Disputatio de putredine. Bas. 1570. 4. Dissertationes et epistolae medicinales. Tiguri 1595. 4. In Rücksicht des Hexenglaubens konnte sich Erastus nicht über den Aberglauben seiner Zeit erheben. Vergeblich hatte der niederländische Arzt Wyer in einer klaren und gründlichen Schrift (Praestigia Daemonum) denselben bekämpft: Erastus schrieb gegen ihn, ohne jedoch seiner Schrift Erwähnung zu thun, Disputatio de lamiis et strigibus (Bas. 1578), worin er den krassesten Aberglauben von dem Bunde der Hexen mit dem Teufel, von ihrer Gewalt, Gewitter zu erregen, durch Zauberei Menschen und Vieh Schaden zuzufügen u. s. w. vertheidigt, und die Obrigkeiten ermahnt, die Welt von solchen Ungeheuern zu befreien. Erastus ist in dieser Beziehung eins der vielen Beispiele der Vereinigung des verwerflichsten Aberglaubens mit großer Gelehrsamkeit und hellen Einsichten in andere Gegenstände. Weit unbefangener zeigt er sich in Beziehung auf den allgemein verbreiteten Glauben an die Astrologie, die astrologischen Kalender und die Bestimmungen der Tage, wo man zur Ader lassen, abführen oder schröpfen dürfe. Er beklagt sich ausdrücklich, daß man am Hofe des Grafen von Henneberg nicht habe dürfen zur Ader lassen oder purgiren, ohne vorher den Kalender zu Rathe zu ziehen. Diese Unbefangenheit zog ihm dort vielen Verdruß zu. In den Epistolis de Astrologia divinatrice (Basil. 1580. 4.) leugnet er jeden Einfluß der Gestirne auf die Kräfte der Pflanzen, und sucht dies auch aus dem ersten Capitel der Genesis zu beweisen, nach welchem die Pflanzen vor den Gestirnen erschaffen wurden. Hierher gehört auch seine Schrift: Defensio libelli Hier. Savanarolae de astrologia divinatoria. (Genev. 1569.) Auch gegen die Alchymie erklärte er sich entschieden in der Schrift: Explicatio quaestionis famosae utrum ex metallis ignobilibus aurum verum et naturale arte conflari possit. (Basil. 1572. 4.) Er zeigt, daß sich eine wirkliche Verwandlung nicht denken lasse, da die wesentlichen Eigenschaften eines Dinges keinem andern zukommen können, und die Eigenschaften, welche der verwandelte Körper vorher gehabt, nicht völlig verschwinden können. Noch hat man von Erastus Judicium de indicatione cometarum. Bas. 1578. und 1580. De discrimine logicae, dialecticae et scientiae demonstrativae. Basil. 1565. Epistola de natura et materie lapidis fabulosi, qui in Palatinatu ad Rhenum reperitur. Bas. 1572. 4. De auro potabili. Bas. 1578. 1580 etc.[2]). (*Escher.*)

ERATH (Anton Ulrich von), der gelehrte Diplomatiker und Geschichtsforscher, war zu Braunschweig den 19. März 1709 geboren. Dort lebte sein Vater, Joh. Peter Erath, seit Anfang des Jahrhunderts, nachdem er

2) Vergl. *Haller*, Bibl. Botan. I, 348. Bibl. Anatom. I, 250. Bibl. Chirurg. I, 252. Bibl. Pract. II, 174. *Adami* vitae Medicorum, Athenae Rauricae I, 427. Gmelin, Gesch. der Chemie I. Sprengel, Gesch. der Arzneikunde III.

Digitized by Google

sein Vaterland, Baiern oder Schwaben, und eine Prälatur, welche er daselbst bekleidet, verlassen hatte und in Braunschweig zur evangelischen Kirche übergetreten war, als Capitular des dasigen St. Blasiusstiftes. Von dem damaligen Herzoge Anton Ulrich erhielt der Sohn seine Taufnamen. Von dem Adelsprädicat, obwol der Vater aus einem ehemaligen Adelsgeschlecht Erath von Erathsberg abstammen sollte, machte der Sohn nicht eher Gebrauch, als bis K. Franz I. ihm während eines Aufenthalts in Wien 1750 den Adel erneuert hatte.

Erath's wissenschaftliche Bildung fing auf dem Martinianum zu Braunschweig unter dem gelehrten Philologen Weichmann und Konr. Pohlmann an, und ward seit 1726 auf der wolfenbütteler Schule unter Coordes, Salig und Bokemeyer fortgesetzt. Wie schon seine ersten Schriften zeigen, mußte er in der lateinischen Sprache besonders einen guten Grund gelegt haben. Um die Muttersprache gut zu schreiben, dazu fehlte es in jener Zeit noch zu sehr an Anleitung, Hilfsmitteln und guten Mustern. Erath hatte sich aus Neigung der Rechtskunde gewidmet. Darum schloß er sich im täglichen Umgange und des Unterrichts wegen, hauptsächlich an A. und Pol. Leyser an, als er 1727 die Universität Helmstedt bezog. Dem ersten verdankte er, neben dem eigentlichen Unterrichte in dem römischen Rechte, die Aufmunterung, sich fleißig im guten lateinischen Styl zu üben. Als Hausgenosse konnte er dabei dessen auserlesene Büchersammlung nach Gefallen benutzen, erhielt auch von demselben Anleitung, mancherlei juristische Ausarbeitungen zu fertigen. Pol. Leyser mochte ihm zuerst Liebhaberei an Urkundenwissenschaft und Geschichtsforschung beigebracht, neben der aber auch einigen Hang zur Vielwisserei bei ihm angeregt haben. Erath hatte bald den Tod dieses Lehrers zu bedauern, suchte aber diesen Verlust durch eigenen Fleiß und Quellenstudium zu ersetzen. Die treffliche helmstedtsche Bibliothek kam ihm hierbei sehr zu statten. Hier fing er schon an, die scriptores rer. Germ. der Reihe nach zu lesen, und sich mit Bearbeitung der braunschw.-lüneb. Geschichte zu beschäftigen. Das hielt ihn doch nicht ab, bei Kreß, Willerding u. a. Lehrern mit allen Theilen der Rechtswissenschaft sich gründlich bekannt zu machen, sowie er unter des bekannten Ribow's Anleitung die Wolf'sche Philosophie, und Wolf's mathematische Methode sich aneignete. Frühe Angewöhnung an pünktliche Ordnung, an strengen Haushalt, wie mit seinen Einkünften, so besonders mit seiner Zeit, setzten ihn in den Stand, in kürzerer Frist mehr auszuführen, als im Jünglingsalter sonst zu erwarten ist. Naturanlagen kamen ihm dabei sehr zu statten. Darum konnte er mit Ablauf des dritten Jahres in seine Vaterstadt zurückkehren, ohne des längeren akademischen Unterrichts zu seiner völligen Ausbildung zum Geschäftsmann und eigentlichen Gelehrten — beides war sein Ziel — weiter zu bedürfen.

Eine im J. 1731 in Druck gegebene Abhandlung: de ficta Henrici superbi superbia, die ihm zu einer Anstellung im Vaterlande den Weg bahnen sollte, verfehlte doch diesen Zweck durch plötzliches Absterben des Herzogs August Wilhelm. Auch eine Aussicht, in Petersburg Versorgung zu finden, verschwand, und Erath ging nun im folgenden Jahre nach Hamburg und von da ins Holsteinische, wo er eine Hofmeisterstelle bei den Kindern des Landraths von Wedderkop zu Marutendorf annahm. Der Aufenthalt dieser Familie zu Rendsburg während des dortigen Landgerichts gab ihm zugleich zur Erweiterung seiner Rechts- u. a. Kenntnisse eine erwünschte Gelegenheit und mehr noch eine Reise im J. 1734 mit dem nachmaligen schwedischen Hofmarschall von Wedderkop durch Teutschland nach Wien, wo er mit mehren angesehenen Männern und Gelehrten in Verbindung kam.

Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Wolfenbüttel, wo er sich wieder mit der braunschweigischen Geschichte beschäftigte und eine Nachricht von den Erbtheilungen dieses Hauses erscheinen ließ, kam ihm ein Ruf nach Quedlinburg von der damaligen Äbtissin zu, welche ihm die Aufsicht über das dortige Archiv des Stifts anvertraute. Von derselben erhielt er zugleich die Erlaubniß, zur Berichtigung der Kettner'schen quedlinburger Alterthümer und der darin sehr fehlerhaft abgedruckten Urkunden, das Archiv zu benutzen, wodurch er in Stand gesetzt ward, zu seinem Hauptwerke, dem später erschienenen Cod. dipl. Quedlinburg., den Grund zu legen. Außerdem bediente sich die Fürstin seiner in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Versendungen nach Wien, Hanover, Wolfenbüttel, Berlin und an die schleswig-holsteinischen Höfe, ernannte ihn auch erst zum Beisitzer der Kanzlei, später zum wirklichen Hofrath. Einen von A. Leyser veranlaßten Ruf, als Professor der Geschichte nach Wittenberg, lehnte er ab.

Dagegen folgte er, obwol er seine Stelle ungern verließ, im J. 1743 dem Rufe seines Landesherrn, als Beisitzer des wolfenbütteler Hofgerichts, nach Braunschweig, wo ihm zugleich die Oberaufsicht über die von ihm eingerichtete Intelligenzanstalt, das Directorium des Armenwesens und die Curatel des Carolinums, dessen erster Curator Abt Mosheim fast immer abwesend war, übertragen wurden. Daneben ward er immer noch von der Äbtissin in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen, konnte sich aber doch nicht entschließen, nach deren Wunsch als Kanzleidirector nach Quedlinburg zurückzukehren. Auch auf den Vorschlag, die Lehrstelle des Staatsrechts bei der Universität Leyden anzunehmen, ließ er sich nicht ein.

Im J. 1747 trat er als Regierungsrath, Archivarius und Deducent zu Dillenburg in fürstl. oranien-nassauische Dienste. Seine Hauptbestimmung war die Ordnung des oranien-nassauischen Haus- und Landesarchives, welches auf dem Schlosse Dillenburg seinen Platz hatte, durch das während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erfolgte Aussterben der nassauischen Linien Dillenburg, Siegen und Hadamar aber einen sehr starken Zuwachs erhalten hatte, auch noch nie durch einen eigentlichen Diplomatiker bearbeitet worden war. Urkunden und Acten waren nicht gehörig von einander gesondert, von jenen größtentheils keine genaue, zuverlässige Abschriften vorhanden, die in alten Copialbüchern etwa befindlichen ausgenommen, welche aber den meisten Geschäftsmännern ebenso unleserlich, als die Originale sind. An vollständigen, brauchbaren Reperto-

Digitized by Google

rien und Registern fehlte es fast ganz. Dennoch mußte, nachdem Wilhelm IV. die sämmtlichen altväterlichen Lande wieder vereinigt hatte, auf das Hauptarchiv weit häufiger recurrirt werden, als in unseren Tagen, wo urkundliches Recht selten entscheidet. Der oranische Mannsstamm beruhete auf vier Augen, ein Erbprinz war noch nicht geboren. Mit den übrigen nassauischen Häusern bestand kein Erbverein, das passive Lehnswesen war zum Theil in Unordnung gerathen, die Eigenschaft der Passivlehen bei manchen unbestimmt und im Streite mit den Lehnshöfen. Die wichtigen Fragen von Todttheilungen, von Erbfolge der Töchter, vom Heimfallsrechte der Lehnsherren u. s. w. mußten aus Archivalien erörtert werden. Oranien hatte noch mit einem Prätendenten, dem sogenannten Prinzen von Nassau-Siegen, zu kämpfen, der bei dem französischen Hofe und oft selbst in Wien mächtige Unterstützung fand. Auch gegen diesen gefährlichen Feind mußte das Archiv einen Theil der Waffen liefern. Nur einem Manne von so gründlichen ausgebreiteten Kenntnissen in allen Theilen der Rechtswissenschaft und der Diplomatik, wie sie Erath besaß, der zugleich mit den Regeln der zweckmäßigen Einrichtung eines Archives vertraut war, und eisernen Fleiß hatte, konnte es möglich werden, in ein solches Chaos, wie er das Archiv in Dillenburg fand, Licht und Ordnung zu bringen, zu gleicher Zeit aber aus den verworrenen Materialien Stoff zu den ihm aufgetragenen rechtlichen Ausführungen in den wichtigsten Angelegenheiten des Fürstenhauses herauszuholen. Daß ein Kenner und Freund des Diplomatenwesens, neben dem Dienstgeschäfte, nicht versäumen werde, eine zahlreiche Urkundensammlung auch wissenschaftlich zu benutzen, zugleich aber für die damals noch ziemlich unbekannte Geschichte des nassauischen Hauses zu sammeln, die ihm ohnehin zu seinen Dienstgeschäften unentbehrlich war, ist leicht zu ermessen. Wird ferner erwogen, daß die Urkunden des dillenburgschen Archivs über 7000 Stück betrugen, daß in den Actenrepertorien die Nummern der Rubriken bei den wenigsten Buchstaben unter 1000 bleiben, bei sehr vielen über 2 und 3000 hinauslaufen, viele einzelne Bände und Fascikel gar nicht, oder unrichtig rubricirt, gar viele zersplittert und ganz ungeordnet lagen, so kann man von der Weitläufigkeit und Schwierigkeit der Arbeit sich einen Begriff machen. Es kam hinzu, daß Erath keine untergeordnete Gehilfen fand, welche alte Schriften lesen konnten. Er mußte sich deren erst erziehen und üben. Endlich ward er auch in der Bearbeitung und Einrichtung des Archivs gleich in seinen ersten Dienstjahren häufig unterbrochen. Erath war nicht blos Diplomatiker, er hatte sich auch schon in seinen früheren Diensten den Ruhm eines trefflichen Geschäftsmannes, eines gewandten Diplomaten erworben. Während der ersten vier Jahre war er fünfmal, und immer auf mehre Monate abwesend, theils im Haag, theils am kaiserlichen Hofe, wegen wichtiger Unterhandlungen in Hausangelegenheiten, da Wilhelm IV. ein besonderes Vertrauen zu ihm, und wol mit vollem Rechte, gefaßt hatte. So war er auch noch im J. 1751 auf einer Sendung in Wien, als die Nachricht vom Tode dieses Fürsten einging, und er nun auch noch wegen der dem Herzoge Karl von Braunschweig übertragenen Mitvormundschaft am kaiserl. Hofe die nöthige Einleitung zu machen hatte. Daß die Wahl eines Landesvormundes auf seinen vormaligen Herrn gefallen, war für Erath um so angenehmer, als er von demselben noch immer sehr geachtet und geschätzt ward. So mochte er sich dann auch mit der Hoffnung eines besonderen Einflusses auf die vormundschaftliche Regierung schmeicheln. Erath konnte damals nicht ahnen, daß grade von seiner Vaterstadt aus er noch den bittersten Verdruß und die tiefsten Kränkungen zu erwarten haben werde.

Nach seiner Zurückkunft von Wien setzte er zwar die archivalischen Arbeiten fort, legte auch den Grund zu einem handschriftlich gebliebenen Conspectus histor. Nassav., aus zehn starken Foliobänden bestehend, und mag in dieser Zeit zugleich, seiner eigenen Bequemlichkeit wegen, zum Gebrauche bei jenem Werke sowol, als in wissenschaftlicher Hinsicht, eine Menge Originalurkunden in seinem Hause und unter seinen Augen haben abschreiben, auch eine große Anzahl Siegel haben abzeichnen lassen. Doch ward er in diesen Arbeiten mehrmals wieder durch die ihm aufgetragenen Unterhandlungen mit dem kurpfälzischen Ministerium und Lehnhof in Mannheim unterbrochen, sodaß in dem Zeitraume von 1748 bis 1760 seine Schriftstellerei, kleine Aufsätze in den braunschweigischen u. a. Wochenblättern ausgenommen, fast ganz ruhen mußte. Dennoch waren die zahlreichen Actenbände mit Buchstaben und Nummern versehen, auch Repertorien und Register über Urkunden und Acten gefertigt worden, welche freilich einer nochmaligen Revision und Verbesserung bedurften. Es war aber immer schon viel geschehen, und wenn den einsichtsvollen und geschickten Archivar irgend ein Vorwurf traf, so war es wol nur der, daß mit dem Zusammenheften einzelner Fascikel oft zu schnell vorgeschritten worden. Eine längere Störung veranlaßte inzwischen der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Das Nassauische blieb von fremden Völkern, seiner Neutralität ungeachtet, nicht verschont. Selbst das Schloß Dillenburg, eine Bergfeste, ward bald von Teutschen, bald von Franzosen besetzt. Es ward nöthig gefunden, das noch nicht völlig geordnete Archiv in das abgelegene Schloß Beilstein zu flüchten, eine Vorsicht, wodurch es vor der Vernichtung bewahrt blieb, da am 13. Juli 1760 das von den Hanoveranern besetzte Schloß nach 14tägiger Vertheidigung, durch die französischen Kriegsvölker in Brand geschossen und zerstört ward. Nach dem Frieden mußte erst ein neues feuerfestes Gebäude zur Aufnahme des Archivs aufgeführt werden. Und da während des Krieges auch die auswärtigen Geschäfte meistens ruhten, so erhielt v. Erath mehr Muße, auch wieder an literarische Arbeiten zu denken. Diese suchte er zugleich als Mittel zu benutzen, um seine Besorgnisse, durch Kriegsvorfälle etwa noch seine Bibliothek, seine Landkarten u. a. schätzbare Sammlungen verlieren zu können, möglichst zu verscheuchen, zugleich aber Erheiterung wegen manches Verdrusses zu finden, den er im Dienstleben sowol, als im gesellschaftlichen zu erfahren hatte. Denn schon damals scheint v. Erath mit seinen Collegen, besonders mit dem Chef der Landesregierung,

Digitized by Google

nicht in dem besten Vernehmen gestanden zu haben, sowie er überall mehr geachtet, vielleicht gefürchtet, als sehr beliebt war. Bei einer imponirenden Gestalt hatte seine Gesichtsbildung etwas sehr Ernsthaftes, mehr Zurückstoßendes, als Anziehendes. Die Festigkeit seines Charakters, in dem auch ein gewisser Stolz lag, artete wol in Härte aus. Nur im Umgange mit Freunden seines Hauses soll er weniger ernst, und durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erfahrungen sehr unterhaltend und mittheilend gewesen sein. Im Allgemeinen war er dagegen trocken, zurückhaltend, verschlossen. Wir werden bald sehen, wie er sich dadurch Unannehmlichkeiten zuzog, denen er durch ein offeneres, zutraulicheres Benehmen großentheils würde zuvorgekommen sein.

v. Erath hatte die Idee gefaßt, zu seinem Gebrauche bei diplomatischen und geschichtlichen Forschungen, einen eigenen Kalender über die einzelnen Jahre von 751 der christlichen Zeitrechnung an bis zum J. 1582 sich anzulegen. Er ließ sich deswegen in der akademischen Druckerei zu Herborn für jedes Jahr in diesem Zeitraume, also in allem 832 einzelne Kalender, jeden auf zwei Foliobogen, dergestalt drucken, daß je zwei Monate eine Seite in zwei halben Hauptcolumnen füllen, das vierte Blatt aber weiß blieb, um bei jedem Jahre Anmerkungen darauf einschreiben zu können. Jede dieser Halbseiten ist wieder durch senkrechte Linien in fünf Columnen getheilt, wovon die eine schmale und die zwei breiteren durch Querlinien in ebenso viel Fächer getheilt sind, als jeder Monat Tage hat. Die erste für die Zeichen der Wochentage bestimmte, blieb in der Druckerei leer, der zweiten für die Monatstage ist nur die Zahl eines jeden Tages vorn eingedruckt, der übrige Raum für Namen der Fest- oder Heiligentage leer gelassen. Die 3., 4. und 5. bestimmte v. Erath, um darin drei der vormals, außer der gemeinen vom 1. Jänner, üblichen Arten des Jahresanfangs, nämlich von Weihnachten, von Mariä Verkündigung und von Ostern, einzutragen, daher diese drei Columnen mit a N. C. ab Inc. (fest. Incarnat. s. Mar. Ann.) und a f. Pasch. in der Druckerei bezeichnet sind. Beide Hauptcolumnen trennt eine mittlere durch Querlinien in mehre Fächer getheilte, welche den Mondscyklus oder die goldene Zahl und die Epakten, den Sonnencyklus und die Epakten oder Concurrenten, den Sonntagsbuchstaben, die regulares, claves terminorum und die Indictionen enthalten. Dieser Druck, welcher auf schönem baseler Papier neun Foliobände ausmacht, mag schon einen beträchtlichen Kostenaufwand veranlaßt haben. Es war aber nur das Skelett, in welches nun erst von einem Sachverständigen die Sonntagszeichen, die Namen der Feste, und die Meßeingänge, die verschiedenen Jahresanfänge, die Zahlen der Cyklen und der übrigen Rubriken in der Mittelcolumne eingetragen werden mußten. v. Erath bewirkte dieses selbst, unter Hilfsleistung seiner Familie, mit Typen und rother Druckfarbe, aus freier Hand, und es gehörte ein solcher ausdauernder Fleiß und fester Sinn dazu, wie der seinige, zugleich ein solcher Eifer für sein Lieblingsstudium, um an die sorgfältigste Genauigkeit erfoderndes, dabei aber höchst beschwerliches und mühsames Werk auszuführen. Indessen möchte, auch nach der gänzlichen Vollendung, die darauf verwendete Arbeit doch nicht verhältnißmäßig belohnt worden sein. Denn diese 832 einzelne Kalender machen immer noch nicht andere Hilfsmittel entbehrlich, um Daten in Urkunden und Geschichtswerken nach unserem Gebrauche anzugeben. So fehlt z. B. ganz der römische Kalender, obwol der Gebrauch, die Tage in römischer Weise nach Calenden, Nonen ꝛc. anzugeben, bis tief ins Mittelalter fortgedauert, eigentlich nie ganz aufgehört hat. Es fehlt ferner darin fast ganz der Kirchenkalender, indem außer den beweglichen Festen nur wenige einzelne eingetragen, die Heiligennamen aber übergangen sind. Außerdem ist aber die Ausführung, wie sie der Verfasser selbst nach seinem Plane beschlossen hatte, noch nicht vollendet. Besonders gilt dies die frühern Jahrhunderte, in den spätern, vom 16. rückwärts, ist fast alles planmäßig eingetragen, sodaß es wahrscheinlich wird, daß er die neuern Jahrhunderte früher als die ältern in Arbeit genommen hat.

Vor 60 Jahren war es bekanntlich noch so ziemlich allgemeine Sitte sämmtlicher Regierungen, für die Bewahrung wirklicher nicht nur, sondern auch mancher vermeintlichen, nur sogenannten, Staatsgeheimnisse mit der ängstlichsten Sorgfalt zu wachen. Auf Archivare ward vollends ein scharfes Auge gehalten; denn ihnen waren ja die geheimsten Sachen anvertraut. Bei der damaligen vormundschaftlichen Landesregierung in Dillenburg war nun schon etwas davon kund geworden, daß v. Erath, welcher zu der Zeit (1761 und 62) mit seinem Kalendarium, und der Herausgabe seines Cod. dipl. Quedlinb. beschäftigt war, häufig die Druckerei im nahen Herborn besuche, daß wöchentlich, oft täglich, Correcturbogen an ihn gebracht würden, daß er selbst eine eigene Handdruckerei in seinem Hause habe, woran kein Fremder arbeiten dürfe, daß diese Drucksachen nicht einmal aus dem Hause zum Einbinden gegeben würden. Es war dabei nicht ganz unbekannt geblieben, daß v. Erath früher schon eine Menge Urkunden in seiner Wohnung habe abschreiben, durch seine Gattin, und die Erzieherin seiner Töchter, die als Schriftstellerin bekannt gewordene Helene Dörrien, viele alte Siegel habe abzeichnen lassen. Hätte es in dem Charakter des Mannes gelegen, überall offener und mittheilender zu sein, hätte er also auch wol über seine literarischen Arbeiten und Plane gegen einen Collegen oder andern Bekannten sich geäußert, was aber um so weniger geschah, da er fast mit keinem auf einem vertraulichen Fuße lebte; so würden jene Unternehmungen kein Aufsehen erregt haben. Ohne es zu wollen, gab er ihnen jetzt selbst den Anstrich eines Geheimnisses, wovon man den Grund nur in einem mit den Pflichten des Archivars nicht allerdings vereinbarlichen Gebrauch des ihm anvertrauten Archivs suchen zu können glaubte. Die Regierung fand, um sich selbst außer Verantwortung zu setzen, nöthig, dem Herzoge Vormund die Anzeige zu machen. In Braunschweig ward die Sache auch nicht als gleichgültig angesehen, und weitere Aufklärung verlangt, doch Anfangs bei den einzuziehenden Erkundigungen möglichste Schonung und Glimpf gebraucht. Es ist auch kein Zweifel, daß v. Erath durch offene Vor-

Digitized by Google

legung seiner Arbeiten das Ungewitter hätte abwenden können. Übermäßiges Ehrgefühl ließ ihn aber schon in der bloßen Erkundigung nach seinen Geschäften etwas Beleidigendes finden. Theils durch Zögerung, theils durch Unvollständigkeit seiner Erläuterungen, ward das Mistrauen noch mehr angeregt. Menschen, die ihm übel wollten, wußten in Braunschweig seine Absichten, die eigene Druckanstalt in seinem Hause, die für bedeutender gehalten ward, als sie war, die von ihm angelegten Copiensammlungen und die sonstige Benutzung des Archivs zu seinem Privatgebrauch, als verdächtig und pflichtwidrig darzustellen. Braunschweigische, nach Dillenburg abgeschickte, Räthe wollten Vernachlässigung der Archivgeschäfte, Mängel in der Anordnung, sehr unvollkommene Repertorien gefunden haben. Unter den Angebern scheint ein ehemaliger Hauslehrer von Erath's aus dem Braunschweigischen, den er zum Copiren der Urkunden gebraucht, der sich mancherlei diplomatische Kenntnisse bei v. Erath erworben, der ihm eine vortheilhafte Anstellung zu danken hatte, am feindseligsten gegen ihn in Braunschweig gewirkt zu haben. In Dillenburg war die Sache eingeschlafen und schien vergessen. Das Calendarium war in der Hauptsache vollendet, die quedlinburger Urkundensammlung erschienen, als plötzlich von dem Herzoge Vormund im Anfange des J. 1765 eine Verfügung einlief, wodurch v. Erath von dem Zugange zum Archive vorerst ausgeschlossen ward. Eine besondere Commission mußte sich alle auf das Nassauische Beziehung habende Papiere, darunter die Urkunden- und Siegelsammlung, selbst das mehrerwähnte Calendarium, doch nur eine Privatarbeit und des Mannes Eigenthum, abliefern lassen. Selbst die Bekanntmachung der quedlinburger Urkunden ward ihm zum Vorwurf gemacht, was v. Erath freilich hätte vermeiden können, wenn er nicht, ohne daß sich ein Grund davon angeben läßt, die Vorlegung der ihm hierzu bereits während seiner Anstellung in Quedlinburg ertheilten Erlaubniß bis dahin verweigert hätte. v. Erath, der sich durch diesen, aus Cabalen entsprungenen, Machtspruch tief gekränkt fand, ließ zwar eine ausführliche Vertheidigung an den Herzog gelangen; sie blieb aber, wahrscheinlich weil die Vormundschaft ihrem Ende nahe war, ohne Folgen. Erst von dem jungen Erbstatthalter Wilhelm V. ward v. Erath im J. 1768 mit Zurückgabe seiner sämmtlichen Literalien und Sammlungen, in die volle Ausübung seiner Stellen als Archivar und Deducent auf eine ehrenvolle Art wieder eingesetzt und er daneben von der laufenden Arbeit bei der Landesregierung freigegeben, um seine Zeit desto mehr dem Archiv widmen zu können. Einige Jahre nachher erhielt er auch mit einer außerordentlichen Gehaltsvermehrung den Charakter eines Geheimenjustizraths und ward durch eine nochmalige Sendung an den kaiserlichen Hof ausgezeichnet.

So war zwar v. Erath aus dem Kampfe mit einem widrigen Schicksale siegreich hervorgegangen. Für das nassauische Archiv, um welches er sich große Verdienste erworben hatte[1]), blieben aber mehre Jahre der Thätigkeit dieses ausgezeichneten Diplomatikers verloren. Höher — sowol extensiv als intensiv — ist aber noch der Verlust anzuschlagen, welchen die Wissenschaften, besonders teutsche Geschichte und Urkundenwissenschaft, durch die gegen v. Erath's schriftstellerische Wirksamkeit ausgebrochene siebenjährige Verfolgung, zu erleiden hatte. Wie trefflich der aufmerksame und treue Beobachter, der scharfsinnige Kenner, für beide Fächer den neuen Stoff benutzt haben würde, der in dem reichhaltigen, von ihm erst der Dunkelheit und Verwirrung entrissenen nassauischen Archive verborgen lag, davon zeugen mancherlei kurze Bemerkungen über einzelne Urkunden und Thatsachen in seinem conspectus hist. Nass. hauptsächlich die dem Register über seine Siegelsammlung aus dem nassauischen Archiv angehängten annotat. miscellae, aus welchen, wie auch Gerken über die Sammlung urtheilte, die Siegellehre noch hätte bereichert werden können. Seine Neigung zu historisch-diplomatischen Forschungen war auch noch immer ungeschwächt, sodaß er noch auf der Rückreise aus dem emser Bade, welcher sein Tod schnell folgte, mit solchen Gegenständen beschäftigt war. Auch hätte ihm seine jetzige Hauptbestimmung zu Ausarbeitungen für die Presse Muße genug vergönnt, und bei der liberalen Denkungsart Wilhelm's V., welcher wissenschaftliche Unternehmungen liebte und beförderte, hätte er keine Unannehmlichkeiten zu besorgen gehabt. Es scheint aber, daß frühere kränkende Erfahrungen ihn zu sehr eingeschreckt hatten. Wenigstens hat er seit Erscheinung des mehrerwähnten quedlinburger Codex, in seinem eigentlichen Fache nichts mehr in den Druck gegeben. Es ist selbst nicht bekannt, was aus mehren kleinen diplomatischen Abhandlungen, deren das neue gelehrte Europa als handschriftlich erwähnt, geworden sein mag.

Von der historischen Akademie, nachherigem historischen Institute zu Göttingen, war v. Erath bereits im J. 1766 zu einem freien Mitgliede ernannt worden, hielt auch bei demselben, als er sich 1770 dort befand, einige Vorlesungen. Ebenso verlieh ihm die altorfer gelehrte Gesellschaft 1769 das Diplom eines Ehrenmitgliedes, und die kurpfälzische Akademie zu Mannheim ernannte ihn 1771 zum außerordentlichen Mitgliede in der historischen Classe.

Außer seinem Lieblingsstudium beschäftigte sich v. Erath häufig mit ökonomischen Gegenständen, sammelte auch an einer Bibliothek der Ökonomie, welche sich dermalen noch in Handschrift in der oranischen Bibliothek zu Dillenburg befindet. Leidenschaftlicher noch ward v. Erath von der Pflanzenkunde angezogen. Wie er Alles wissenschaftlich und gründlich zu betreiben gewohnt war und durch selbstgeschaffene Hilfsmittel zeitraubendes Nachschlagen zu ersparen sich bemühete, so legte er sich auch ein alphabetisches Register über gestochene und ausgemalte Pflanzenzeichnungen an. Häufig machte er auch mit der oben schon erwähnten Dörrien, einer vortrefflichen Pflanzenzeichnerin, botanische Wanderungen, und veranlaßte diese, alles, was im Nassauischen aus dem Gewächsreiche zu finden, nach der Natur zu zeichnen und auszumalen, woneben jedem Gewächse die Charaktere nach Linné's System beigefügt sind. Es entstand daraus eine kostbare, an mehre tausend Blätter betragende Sammlung, welche sich

1) Vergl. Gerken's Reisen. 3. Th. S. 451 fg.

Digitized by Google

noch bei der Erath'schen Familie befindet und wegen der Schönheit und Treue der Nachbildung und Farbengebung die Zierde einer Bibliothek oder eines Cabinets sein würde. Von vorzüglicher Schönheit und Kunst ist besonders die dazu gehörende Sammlung der Schwämme. Die Künstlerin gab nach v. Erath's Tode auch eine Beschreibung sämmtlicher im Nassauischen wildwachsenden Pflanzen, Herborn 1777, heraus. Da v. Erath von seinen und seiner Hausgenossin botanischen Arbeiten der botanischen Societät zu Florenz im J. 1706 Nachricht gegeben, und derselben einige Probeblätter aus jener Sammlung beigefügt hatte, so erhielt er bald nachher ein Diplom, als Ehrenmitglied, und die Künstlerin ward ebenfalls in die Gesellschaft aufgenommen.

Dem so thätigen, als nützlichen Leben v. Erath's machte ein Stickfluß ein schnelles, für die Wissenschaften zu frühes Ende. Er starb am 25. Aug. 1773 und hinterließ zwar sechs Kinder, die aber sämmtlich in ihren besten Jahren dem Vater folgten. Auf deren Bildung hatte er große Sorgfalt verwendet, selbst einige kleine Schriften in französischer und teutscher Sprache für sie drucken lassen. Seine Hoffnung, einst bei einem seiner Söhne Neigung zu seinen Lieblingswissenschaften zu finden, der dann auch seine schätzbare Bücher- und handschriftlichen Sammlungen nach ihm benutzen sollte, ward aber nicht erfüllt. Der älteste, dem Gelehrtenstande überall abgeneigt, ging von der Schule zu Braunschweig unter ein Freicorps, ward mehre Jahre von dem Vater einem harten Schicksale überlassen, erhielt 1767 durch Vermittelung einiger Freunde eine geringe Stelle auf einem holländischen Ostindienfahrer, erwarb aber bald zu Batavia durch Redlichkeit, Fleiß und Kenntnisse Ansehen und Vermögen, ward Commandeur auf der Westküste von Sumatra, und kehrte nach 26 Jahren, als er Frauen und Kinder durch den Tod verloren hatte, mit großen Schätzen nach Europa zurück. Durch den Ankauf einiger Rittergüter im Nassauischen ward er Herr zu Waldmannshausen und starb 1803 zu Dillenburg. v. Erath's zweiter Sohn starb schon vor dem Vater auf der Schule zu Idstein. Der jüngste, Justus Hieronymus, bildete sich zwar zu einem trefflichen Geschäftsmann im Justiz- und Regierungsfache, hatte aber zu eigentlichen wissenschaftlichen oder gelehrten Beschäftigungen keine Neigung, und starb als Geheimerregierungsrath zu Dillenburg wenige Monate nach seinem Bruder, dessen Reichthümer ihm zugefallen. Ein Sohn von ihm, der einzige nun noch übrige des berühmten Namens, zog das Landleben auf dem ererbten Rittergute Waldmannshausen den weiteren Staatsdiensten vor.

So wäre also v. Erath's auserlesene Bibliothek, mit einer schönen Karten- und Kupferstich-, Urkunden- und Siegelsammlung, und verschiedenen Collectaneen, von seiner Nachkommenschaft doch unbenutzt geblieben und wol ganz zerstreut worden, hätte nicht bald nach des Besitzers Tode die damalige Regierung den literarischen Nachlaß, wovon doch mehre handschriftliche Aufsätze nicht mit überliefert worden, oder während der französischen Usurpation abhanden gekommen sein müssen, für die oranische Bibliothek in Dillenburg angekauft. Dahin kam auch das oben beschriebene Exemplar unicum calendarii medii aevi.

Die Schriften des gelehrten Mannes, sowol die im Druck erschienenen, als handschriftlich gebliebenen, sind — wahrscheinlich von dem Verfasser selbst — vollständig verzeichnet in Strodtmann's Neuem gelehrten Europa 19. und 20. Theil, wo auch ausführliche Nachrichten von seinem Leben gegeben werden. Das wichtigste Werk v. Erath's bleibt immer der Codex dipl. Quedlinburg. mit der angehängten exegesi diplomat. praecip. documentorum, bei der nur zu bedauern ist, daß der Verfasser aus der Fülle seiner Kenntnisse nicht noch mehre Bemerkungen mitgetheilt, oder über manchen Gegenstand sich nicht ausführlicher verbreitet hat. Eine Sammlung seiner kleinen in mehren älteren Zeitschriften zerstreuten oder auch noch ungedruckten Abhandlungen historisch-diplomatischen Inhalts, womit auch eine Auswahl aus dem, bei seinem Enkel wahrscheinlich noch aufbewahrten, ausgebreiteten Briefwechsel mit vielen Gelehrten seiner Zeit verbunden werden könnte, würde eine wahre Bereicherung der teutschen Literatur sein [2]). (*v. Arnoldi.*)

ERATO, Ἐρατώ. 1) eine von den Nereiden, bei Apollod. I. 2. 7. — 2) Eine Dryas, Gemahlin des Arkas und Mutter des Azanes, Aphidas und Elatos (*Paus.* VIII. 4), Auslegerin der Orakel des Pan (ib. 37). — 3) Eine der neun Musen, welche Jupiter mit der Mnemosyne erzeugte. (*Hes.* Theog. 78.) Sie hat den Namen von ἔρως, Liebe (*Ovid.* De art. am. II. 16), weil ihre zärtlichen Lieder die Herzen auch der sprödesten Mädchen rühren. (*Apollon.* III, 1.) Damit harmonirt auch, wenn sie als Erfinderin des Tanzes und der Elegie, der zärtlichen Liebesklage, verehrt wird. (*Apollon.* l. c. und daselbst die Schol.) Auf geschnittenen Steinen wird sie mit der Lyra im linken Arme, welche sie mit dem Plektrum spielt, tanzend und singend mit flatterndem Ober- und Untergewande vorgestellt. (*Maff.* Gemm. ant. II. 51.) Unter den Münzen des Pomponius Musa soll sie diejenige sein, welche mit zum Singen geöffnetem Munde und zerstreut fliegenden Haaren im langen Gewande sich darstellt. In der linken Hand trägt sie auch einen niederwärts gebogenen Griffel. (*Morell.* Thes. Numism. I. p. 347.) Auf einigen Abbildungen hat sie eine Rohrflöte. (*Patin.* Rom. fam. p. 226.) Auf einem Herkulanischen Gemälde erscheint sie mit Lyra oder Barbiton und Plektrum; es hat die Aufschrift: *EPATΩ ΨAATPIAN.* (Pitt. ant. d'Ercol. II, 6.) (*Richter.*)

ERATO. So nannte Candolle eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Asterineae Chrysocomeae Psiadieae *Cand.*) mit dem Namen einer Muse, um die Ähnlichkeit mit Polyhymnia anzudeuten. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden, lanzettförmigen Schuppen, von denen

2) Außer dem angeführten Strodtmann'schen Neuen gel. Europa hat der Verfasser auch Archivalien und handschriftliche Nachrichten, doch nicht die für das Publicum wahrscheinlich verlorene gel. Correspondenz von Erath, benutzen können.

Digitized by Google

die äußeren steif-gewimpert, die inneren längeren fast nackt sind; der gemeinschaftliche Fruchtboden flach, nackt; die weiblichen Blümchen des Strahls mit feinbehaarter Röhre; die Zwitterblümchen der Scheibe an der Spitze der Zähne steifbehaart; das Achenium vierkantig, glatt: die Samenkrone besteht aus einer Reihe borstiger, scharfer Haare. Die einzige Art, Er. polyhymnioides *Cand.* (Prodr. V. p. 318), ein perennirendes Kraut, hat Hänke am oberen Orinoco gefunden. Der Stengel ist glatt, vierkantig; die Blätter sind gegenüberstehend, an der Basis mit breiten, scheidenförmig-zusammengewachsenen Öhrchen versehen, eiförmig, langzugespitzt, eingeschnitten-gezähnt, unten an den Nerven feinbehaart; die gelben Blüthenknöpfe stehen am Ende des Stengels in einer dichten Doldentraube beisammen. (*A. Sprengel.*)

ERATO ist der Trivialname eines südamerikanischen Schmetterlinges aus der Abtheilung der Heliconier, Papilio Erato. s. Papilio. (*Streubel.*)

ERATONES, Inseln im arabischen Meerbusen, an der südöstlichen Küste von Troglodytike. (*Plin.* H. N. VI. 29.) (*H.*)

ERATOSTHENES. Männer dieses Namens werden uns mehre in verschiedenen Zeiten der Hellenischen Welt genannt. Unter ihnen ist der älteste jener Eratosthenes von Athen, welcher als College der Dreißigmänner, mit Kritias nahe verbunden, durch ungerechten Mord sich befleckte, nach dem Sturze der Tyrannen in den oligarchischen Magistrat der Zehnmänner gewählt an anderen gewaltthätigen Maßregeln Theil nahm und von Lysias in der noch jetzt erhaltenen Rede κατὰ Ἐρατοσθένους (der einzigen, welche er selbst gesprochen haben soll) wegen der Hinrichtung seines Bruders Polemarchus angeklagt wurde. Von demselben Redner besitzen wir auch die Vertheidigung eines Bürgers Euphiletus (ὑπὲρ τοῦ Ἐρατοσθένους φόνου), welcher den Eratosthenes von Da im Ehebruch ertappte und an ihm Genugthuung nahm; es fehlt aber dort an jedem charakteristischen Zuge, der auf Identität des Ermordeten mit dem vorhin erwähnten Oligarchen leitete. Die Person eines Eratosthenes, welcher über die gallischen Völkerschaften ein voluminöses Werk verfaßte, läßt keine chronologische Bestimmung zu [1]). Am spätesten, an der Grenze des antiken und mittelalterlichen Zeitraums, unter Anastasius oder vielleicht auch unter Kaiser Justinian, erscheint Eratosthenes mit dem Beinamen Σχολαστικός (oder Sachwalter), welcher gleich anderen seines Standes der epigrammatischen Poesie opferte und vier Kleinigkeiten der Art von erotischer Farbe in der griechischen Anthologie (*Brunck.* Anal. T. III. p. 123) zurückgelassen hat. Allein Niemand war berühmter als

Eratosthenes der Kyrenäer, der vielseitigste der Alexandrinischen Gelehrten. Seine Lebensumstände sind uns nur oberflächlich bekannt, und zwar ganz in der summarischen Art berichtet, welche die biographischen Notizen über literarische Größen der Periode nach Alexander dem Großen an sich tragen; doch hat Suidas auf einem Platze das Erheblichste bewahrt, wozu die zerstreuten Angaben anderer Autoren wenig beisteuern. Desto reicher sind die Fragmente an inneren Andeutungen über seine Studien und den Umfang seiner Bildung, welche mit dem übrigen Material vereint ein leidliches Bild des universellsten Polyhistors von Alexandria gewähren. In den Darstellungen der Neueren fließt gewöhnlich die Lebensbeschreibung dieses Mannes mit der literarischen Schilderung zusammen, ohne daß nach einer von beiden Seiten hin der Aufgabe genügt wäre [2]).

1) Lebensnachrichten von Eratosthenes. Es ist hinlänglich bezeugt, daß sein Geburtsort Kyrene war, die Mutter der verschiedenartigsten und talentvollsten Geister, welche sowol in praktischer Wirksamkeit als auf den mannichfaltigsten Feldern des Wissens glänzten [3]). Aber

1) Eratosthenes der Verfasser Γεωγραφικῶν (d. h. ethnographischer und historischer Darstellungen über die Gallogräken in Asien und benachbarte Landschaften), welche uns Stephanus Byzantius, und zwar sechs Mal (vv. Βοὸς Κεφαλαί, Δανεῖς. Σπάρταχος, Τολιστόβοι, Ὑδρηλα, Ὑρκανία), bis zum 33. Buche citirt, ist noch in die Register der Literargeschichte einzutragen. Es bedarf wol nicht umständlicher Erörterungen (s. *Eratosth.* p. 109), um die geringe Wahrscheinlichkeit einzusehen, daß ein so methodischer Autor, wie Eratosthenes, der sich begnügte, die Chorographie der bekannten Welt in einem Buche abzuhandeln, eine voluminöse Specialgeschichte und überdies für ein ihm völlig entlegenes Feld sollte übernommen haben. Wir werden daher jenen Schriftsteller als einen homonymen aus unbekannter Zeit absondern.

2) Das gesammte, fast vollständige Material über Eratosthenes den Kyrenäer, welches nach den vorläufigen Skizzen von Meursius (in *Nicomach.* p. 166, in *Hesych. Milet.* p. 125 sq. *Orelli*), *G. J. Vossius*, De historicis Graecis, Fell und Gale vor den Katasterismen durch Fabricius und seinen Herausgeber (Bibl. Gr. T. IV. p. 117 sqq.) im ansehnlichsten Umfange, wiewol ohne alle Kritik, aufgespeichert worden, dann in größeren und kleineren literar-historischen Arbeiten der neueren Zeit (wie von Matter, L'école d'Alexandrie, oder von Delambre im unbrauchbaren Artikel der Biographie Universelle) nach einzelnen Seiten hin gefärbt ist, läßt sich entnehmen aus des Verfassers Jugendschrift: Eratosthenica. Composuit *G. B.* (Berol. 1822.) XVI und 272. 8, welche zugleich die einzige Sammlung der unglaublich zerstreuten Fragmente abgibt, zu deren Vervollständigung (abgesehen von etlichen damals entgangenen Stellen des Strabo und Stephanus) manche später bekannt gemachte Schrift (z. B. Herodian's, oder Scholien zum Aristophanes) Einiges beträgt. Über die Mängel dieser rasch hingeworfenen Arbeit, wie solche durch jugendliche Begeisterung für den Helden, durch Eigensinn, einsame Studien, ungelenke Form und eigenthümliche Lebensgeschicke können verschuldet werden, bin ich nach wenigen Jahren nicht zweifelhaft gewesen, obgleich Letronne am Schlusse der Recension im Juniheft des Journal des Sav. 1824 (welche nicht eben zu seinen gediegensten gehört) sehr vortheilhaft urtheilte, qui nous paroit un de ceux du même genre les plus utiles et les mieux faits. Wenigstens ist die Masse durch methodische Kritik gesichtet und festgestellt (nur daß die Bruchstücke hier und da in andere Plätze rücken müssen); auch das Bild und die literarische Kenntniß von einem der ausgezeichnetsten Männer, über den die Philologen höchst verworrene Traditionen gelten ließen, hinreichend begründet. 3) Eratosthenes wird als Kyrenäer oft bezeichnet, wie von Strabo (XVII. p. 838): Κυρηναῖος δ' ἦν καὶ Καλλίμαχος καὶ Ἐρατοσθένης, und Kyrene, seine Mährerin, dem Dionysius Cyzicenus (Epigr. X. Anth. Pal. VII, 78) heißt. Statt aller andern Belege genügt aber die Schlußformel, die er seinem Epigramm auf die Verdoppelung des Würfels angehängt hat: λέγει δέ τις ἀνθέμια λεπτύνων τοῦ Κυρηναίου τοῦτ' Ἐρατοσθένεος. Dahin gehört auch die Bemerkung desselben über den Gebrauch des Wortes ἀναβεβηκέναι bei den Kyrenäern, Schol. Ven. *Aristoph.* Pac. 70.

Digitized by Google

der Ruhm dieses Mannes machte jeden Zusatz oder Bezug auf die Vaterstadt überflüssig, und die symbolischen Wendungen ὁ Κυρηναῖος, ὁ Κυρηναῖος ποιητής müssen auf Kallimachus gedeutet werden. Von seinem Vater ist nichts als der Name Aglaus bekannt und sicher; Varianten desselben, Ambrosius und Agakles, stehen vereinzelt, und den geringsten Glauben würde die Form Ambrosius verdienen [4]). Als sein Geburtsjahr gibt Suidas ganz allgemein Olymp. 126 an; eine nähere Bestimmung wird durch die Ansicht bedingt, welche man über die in etwas schwankende Berechnung seiner Lebensjahre fassen mag. Die alten Sammler nämlich berichten, daß er im 80. oder 81. oder 82. Jahre gestorben sei; die Wahrheit liegt hier wirklich einmal in der Mitte, da die Zahl 81, welche schon äußerlich einiges für sich hätte, durch den sorgfältigen Chronologen Censorinus überliefert ist. Demnach war Eratosthenes um Olymp. 126, 2, oder 275 a. Chr. geboren, während sein Todesjahr in 194 a. C. fällt [5]). Wenn man hiernächst ein so langwieriges Leben nach der Reihenfolge der Ptolemäer gliedert, so gehört seine gesammte Jugendzeit unter die Regierung des Königs Ptolemäus Philadelphus (285—247 a. Chr.), seine Wirksamkeit aber und Blüthe trifft mit den Jahren Euergetes' des ersten und seines Nachfolgers Philopator (247—205) hauptsächlich zusammen, mithin sah er die schönste, durch gesetzliche Ordnung und reges wissenschaftliches Schaffen ausgezeichnetste Periode der Alexandriner. Dieser allgemeinen Festsetzung entsprechen mehre beiläufige Notizen, welche gewisse Stufen in jenem langwierigen Lebensmaße herausheben, unter anderem die Beziehung auf Philochorus, daß er als junger Mann das Greisenalter dieses Zeitgenossen von Ptolemäus Lagi berührte, weiterhin der Verkehr mit Archimedes, welcher 212 das Leben einbüßte; um mehres zu verschweigen, was sich von selbst aus den hiernächst zu erwähnenden Personen ergibt.

Seine Lehrer waren, nach Suidas, die Grammatiker Lysanias und Kallimachus; wir dürfen wol annehmen, in Alexandria. Lysanias, der Landsmann des Eratosthenes, erscheint unter den Commentatoren des Homer; auch wird von ihm ein literar-historisches Buch über die Dichter, sowie ein nicht näher zu bestimmendes antiquarisches Werk angeführt; aber einen Ruf hat er schwerlich besessen. Desto gefeierter war Kallimachus, ein Mann von erstaunlichem Fleiße, dessen Blick ebenso sehr die Alterthümer und Literatur umfaßte, als er auf den Gebieten der gelehrten Poesie mit Ruhm verweilte; zugleich bildete er in verschiedenen Stellungen die namhaftesten Schulhäupter, unter denen Eratosthenes, Apollonius von Rhodus und Aristophanes der Byzantier hervorragen. Ob letzteres besonders durch Vorträge innerhalb des Museums geschah, wie einige denken, oder durch freien Umgang, ließe sich bezweifeln [6]). Indessen trifft man den Kallimachus, nachdem er aufgehört hatte, in Eleusis, nahe der Hauptstadt, zu unterrichten, nur in den Geschäften eines Bibliothekars und in zwanglosen gelehrten Mußearbeiten an, und da erst Aristarch, wenn wir an den gewissen Thatsachen festhalten, ein förmliches Schulregiment mit allen Zugaben der zünftigen Unterweisung einführte, so nehmen wir besser an, daß Eratosthenes die Weihe des philologischen Wissens einer liberalen Belehrung seines Meisters verdankte. Doch wie es sich immer hiermit verhalten mochte, so ging er vorzüglich auf die historische Seite der Alterthumsforschung ein, und die Mühen der technischen Grammatik sind ihm ebenso fern geblieben als die Aufgaben der Kritik. Eben diese seine Richtung läßt uns glauben, daß er frühzeitig nach Athen wanderte, wo die philosophischen Studien ihn fesselten. Ob er auf Anlaß des Attischen Musensitzes bereits damals in Griechenland wanderte, wovon er mindestens einige Landschaften sah (wie er z. B. den Platz, auf welchem einst die Achäische Stadt Helike stand, selbst betrachtete), diese und so manche ähnliche und interessante Frage bleibt aus Mangel an Zeugnissen unbeantwortet. In Athen also fand er nicht blos an Ariston, dem Chier, einen geachteten Lehrer der Philosophie, sondern er genoß auch den Umgang anderer ausgezeichneter Männer. Jener Zeitpunkt (so lauteten seine eigenen Äußerungen) vereinigte auf demselben Raume und in den Ringmauern der einen Stadt die Häupter der Philosophen, Ariston und Arkesilas; überdies erwähnte er häufig den fast vergessenen Apelles und den witzigen, aber charakterlosen Borysthenites Bion; an den Stoikern hingegen genügte er sich wenig, und wiewol mit Zenon bekannt geworden, überging er desselben Nachfolger und Schule mit Stillschweigen [7]). Dafür hat ihn

---

hingegen ist es wenig wahrscheinlich, daß in der Epitome des Athenäus (I. p. 2. B.): Τρὶς δ' ἀπομαξαμένοισι θεοὶ διδάσκον ἄμεινον, ὡς ποὺ φησιν ὁ Κυρηναῖος ποιητής, ein anderer als Kallimachus zu verstehen wäre.

4) ὁ Ἀγλαοῦ *Lucianus* qui fertur *Macrob.* 27. Ἀγλαοῦ *vit Dionys. Cyzic.* l. l. Ἀγλαοῦ *Suidas*, der hinzusetzt: οἱ δὲ Ἀμβροσίου. Auffallender *Steph. Byz.* v. Κυρήνη: ἐντεῦθεν ἦν Ἐρατοσθένης, Ἀγακλέους παῖς, ὁ ἱστορικός. Das Prädicat eines Historikers überrascht dort nicht minder, als die Erwähnung des Eratosthenes statt aller anderen Kyrenäer; man kann aber aus Mangel an Varianten dem Verdacht gegen diesen Einschirbsel keinen weitern Raum geben. 5) Die Zeitbestimmungen verhandelt namentlich *Clinton*, Fasti Hellen. T. III. p. 513 sq.

6) Über die Art, in welcher Kallimachus auf seine Schüler einwirken mochte, früher als Grammatiker in einer Privatanstalt, dann am Museum entweder durch vertrauten Umgang, oder durch Vorlesungen, stellt Weichert seine Muthmaßungen im Anfange der Schrift zusammen: über das Leben und Gedicht des Apollonius von Rhodus (Meißen 1821). Zu erwähnen ist namentlich seine Folgerung, die aus chronologischen Hypothesen über Kallimachus entspringt (S. 22), daß Eratosthenes als Knabe vom Kallimachus, mithin in der Vorstadt Eleusis, unterrichtet worden. Aber Alles, was man auf diesem engeren Gebiete versucht hat, bewegt sich nur in Möglichkeiten. 7) Hauptstelle bei *Strabo* I. p. 15. commentirt *Eratosth.* p. 187 sqq. Merkwürdig ist in den Auszügen Strabo's die anerkennende Äußerung, daß er sich des Umgangs vieler trefflicher Männer erfreute, da grade in seinen Jugendjahren dieselben Ringmauern einen seltenen Verein von Philosophen umschlossen. Hierbei müssen wir aber nachträglich bemerken (denn es kommt Einiges darauf an), daß bei Strabo Mehres ausgefallen sei: ἐγένοντο γὰρ (φησὶν ὁ Ἐρατοσθένης) ὡς οὐδέποτε καιρὸ τοῦτον τὸν χρόνον ὥστ' ἔνα περίβολον καὶ μίαν πόλιν οἰκεῖν Ἀρίστωνα καὶ Ἀρκεσίλαον ἀνδήσαντες φιλόσοφοι. Hier wäre nichts zu vermissen, wenn nicht ὡς οὐδέποτε auf eine superlative Wendung hindeutete; auch sagt Strabo weiterhin: ὁ δὲ Ἀρκεσίλαον καὶ Ἀρίστωνα τῶν καθ' ἑαυτὸν ἀνδρώνων κοσμήτορας εἶδησιν, weshalb man vermuthen dürfte: — πόλιν κοσμήτορε φι-

Digitized by Google

Strabo, der eifrige Stoiker, mit Härte beurtheilt, und den Vorzug, welchen er so ephemeren Größen, wie Ariston und dessen Geistesverwandten, zugestand, als eine Schwäche der Gesinnung gedeutet. Nun besitzen wir zwar viel zu geringe Nachrichten, um den geistigen Einfluß von Männern, wie Ariston oder Arkesilas, auf das strebsame Wesen eines Jünglings zu würdigen, und genau zu ermessen, ob die Wahl einer weltmännischen Philosophie zum Nachtheil der finstern Stoa für Verrath an der Tugend müsse geachtet werden. Allein erstlich war die Autorität der Stoiker nach Zenon's Tode (welchen Eratosthenes wol nur kurze Zeit sah) merklich gelähmt, da sie an Kleanthes keinen schöpferischen Repräsentanten erlangten; dann aber lehren uns einige Bruchstücke zur Genüge, wie wenig der Freund eines Ariston und Bion ihre Seichtigkeit verkannte. Diesem gab er das nicht rühmliche Lob, daß er zuerst die Philosophie mit bunten (das heißt Hetären-) Kleidern geschmückt habe; jenen klagte er in einer Schrift, welche den Namen seines Lehrers trug, unverhohlen an, daß er am Höchsten zum Verräther geworden: „auch ihn (waren die Worte) habe ich schon sonst ertappt, indem er die Scheidewand der Tugend und der Lust durchbrach und bei der letzteren Wohnung nahm." Ariston nämlich, der Chier, ein Mann von Geist, aber ohne sittlichen Ernst und speculatives Vermögen, hatte sich aus Überdruß an den steifen und herzlosen Systemen der Dogmatiker, worunter Zenon ihn auch persönlich verletzte, einen bequemeren Weg erwählt, der zu den Interessen der vornehmen Welt und des großen Publicums, welches ihm zuströmte, vortrefflich stimmte, nämlich den Weg des wissenschaftlichen Indifferentismus; er strich die Fächer der Logik und Physik als unnütz, und ließ mit Beseitigung alles Überflusses von der Ethik nur den praktischen Theil stehen, welcher um Tugend und Laster sich drehte und was zwischen beiden in der Mitte lag, als gleichgültig behandelte. Wie ärmlich nun auch eine solche Philosophie erscheint und selbst dem Eratosthenes erschien, so fehlte doch dem Ariston nichts an der persönlichen Anziehungskraft, welche das jugendliche Gemüth zu fesseln taugte: er war ein feiner Weltmann und glänzte durch seinen Witz, den er in der lebhaften Polemik sowol gegen die Dogmatiker als den skeptischen Arkesilas aufbot. Hierzu kam die Neigung zur sinnlichen und realistischen Auffassung der Dinge, welche die genußliebenden und gewandten Kyrenäer selten verleugnen, Aristipp in der schönsten Form erklärt hat. Im übrigen zeigt das Ergebniß, welches Eratosthenes seinen philosophischen Studien abgewann, mit wie großer Freiheit und Selbständigkeit er verfuhr. Er wird nämlich zu den Platonikern gerechnet, und seine philosophischen Arbeiten (auf die wir weiterhin eingehen) betrafen nicht blos die verschiedenen Seiten der praktischen Tugend, sondern auch metaphysische Probleme, namentlich die Fortdauer der Seele. Was sonst seinen Aufenthalt in Athen betrifft, so knüpft jede weitere Combination an ein Buch des gelehrten Polemon, angeblich überschrieben *περὶ τῆς Ἀθήνησιν Ἐρατοσθένους ἐπιδημίας* [8]). Dieser gründliche, aber kleinliche Kenner der Alterthümer hatte das antiquarische Fach theils in systematisch geordneten Werken, theils in antikritischen, gegen namhafte Forscher

---

λύσοφοι οἱ καὶ Ἀρίστωνα καὶ Ἀρκεσίλαον ἀνδήσαντες. Übrigens hat Strabo Einiges in jener Charakteristik der Philosophen misverstanden, unter Anderem das angebliche Lob des geistreichen Mithobates Bion, ὃν φησι πρῶτον ἀνδρικὰ περιβαλεῖν φιλοσοφίαν, welches doch heißen sollte: er schmückte zuerst die Philosophie mit den bunten Gewändern einer koketten Dirne; s. *Wyttenb.* in *Plut.* T. VI. p. 396. *Welcker*, Prolegg. in *Theogn.* p. 88 sqq. Daß Eratosthenes einer Sekte der Platoniker (d. h. Eklektiker) angehörte, sagt Stobäus (Eclog. phys. I, 52), worauf wir aber kein Gewicht legen.

8) Von diesem polemischen Buche des Polemon ist bereits in *Eratosth.* p. 4—6 die Rede gewesen, aber unter der unrichtigen Voraussetzung, daß es gegen die Geographica gerichtet gewesen; allein der Stoff derselben war viel zu bündig ausgemessen, um der Attischen Topographie und Antiquität einen weiten Raum zu vergönnen, geschweige daß ein Alterthumsforscher des ersten Ranges Ursache fand, in einer voluminösen Kritik ein so kleines Capitel zu beleuchten. Eben hiermit hing auch die Hypothese zusammen, die für des Eratosthenes Ehre ausgedacht war: daß er nur in jungen Jahren und kurze Zeit in Athen verweilt haben möge. Richtiger urtheilt Preller (*Polemonis* fragm. p. 85 sq.), daß der Perieget einzig mit den antiquarischen Thatsachen des Eratosthenes sich befaßte; wiewol dies nicht in der musivischen Weise geschehen konnte, „ut quicquid ab Eratosthene parum recte vel parum accurate de rebus Atticis traditum erat, id enotaret etc.," sodaß er auch die geographischen oder chronologischen Werke mit ins Treffen gezogen hätte. Vielmehr bezog sich Polemon ausschließlich auf das Gebiet, das vor seinen Richterstuhl gehörte, den Commentar über die alte Attische Komödie. Demnächst entsteht die Frage, mit welchem Recht er den oben gesetzten Titel für seine Gegenschrift wählen durfte (gleichsam als wäre der Aufenthalt des Eratosthenes in Athen ein classisches Moment gewesen, dessen dieser sich ausnehmend gerühmt hätte), mit welchem Recht er ferner behauptete, was Strabo als ein ungerechtes Extrem erwähnt (I. p. 15): ἔστι δ' ὁ Ἐρατοσθένης οὐχ οὕτως εὐκατατρόχαστος, ὥστε μηδ' Ἀθήνας αὐτὸν ἰδεῖν φάσκειν, ὅπερ Πολέμων ἐπιχειρεῖ δεικνύναι. Nun meint Preller, das sei nur im (bittern) Scherz gesagt worden, allein der Titel: *περὶ τῆς Ἀθήνησιν Ἐρατοσθένους ἐπιδημίας*, verräth den durchdachtesten Ernst, sowie die Worte des Strabo bezeugen, daß Polemo systematisch die Ungründlichkeit dessen, was die Kenntniß seines Widerparts von Attischen Dingen erweisen sollte, sich bemühte darzuthun. Hierzu kommt, daß ein solcher Titel außerhalb der Analogie steht; Bentley zwar verglich (Ep. ad Millium p. 66) die *Ἐπιδημίαι* des Chiers Ion, aber die Beispiele von Reiseabenteuern berühmter Männer bedeuten etwas ganz Anderes, als die gehässige Demonstration und Überschrift: „Bedenken, ob Eratosthenes, der gefeierte Ausleger Attischer Antiquitäten, wirklich in Athen war." Da nun Harpocratio und der Scholiast des Sophokles citiren *ἐν τοῖς πρὸς Ἐρατοσθένην*, ein Aristophanisches Scholion (in Av. 11: *καὶ Πολέμων ἐν τῷ δευτέρῳ περὶ τῆς Ἀθ. Ἐρατ. ἐπιδημίας λέγων*) blos das Object des Werkes andeutet, endlich Hesychius in einer noch unaufgeklärten Glosse (*Βλημν. — ὡς Πολέμων ἐν Ἐρατοσθένους Ἀποδημίᾳ*; Letzteres wie in einer Variante zu Schol. *Aristoph.* aus *Ἐπιδημίᾳ* verschrieben) kurzweg *Ἐπιδημία* nennt: so dürfen wir als wahren Titel *Πολέμωνος Ἀντιγραφαὶ πρὸς Ἐρατοσθένην*, als Formel der Bequemlichkeit *Π. Ἐρατοσθένους Ἐπιδημία* setzen, dagegen das oben aufgeführte *περὶ τῆς Ἀθ. Ἐρατ. ἐπιδημίας*, welches etwas scholastischen Duft hat, ausmerzen. Übrigens läßt sich wol nicht zweifeln, daß Polemo, der ohnehin keinen Scherz machte, buchstäblich vom Eratosthenes, einer anerkannten Autorität in diesem Felde der realen Erudition, die völlige Unkenntniß der Attischen Archäologie nachzuweisen suchte. Mit dem historischen Aufenthalte unseres Kyrenäers in Athen hat diese Beweisführung, mag sie triftig oder anders ausgefallen sein, keine Berührung.

Digitized by Google

gerichteten Arbeiten oder Miscellanschriften auf's Emsigste erläutert; in gleicher Weise wandte er sich gegen Eratosthenes, dessen vielseitige, namentlich in den Commentaren über die Komödie niedergelegte Erudition zu manchen Gegenbemerkungen Anlaß geben mochte, und bestimmte ihm ein voluminöses Buch, dessen Titel eine nicht zu freundliche Gesinnung verräth; denn die Irrthümer, die er ihm nachzuweisen suchte, führten ihn zur harten Behauptung, daß sein Widersacher nicht einmal Athen müsse gesehen haben; daß ihm also Eratosthenes so wenig in Attischen Antiquitäten heimisch zu sein dünkte, als hätte er niemals in Athen gewohnt. Über seinen wirklichen Aufenthalt in jenem Studienort erfahren wir daraus nichts Näheres. Aber auch die Lehrer des Eratosthenes in mathematischen Disciplinen sind uns unbekannt.

Aus Athen berief ihn Ptolemäus Euergetes nach Alexandrien, wo er bis zu seinem Tode blieb [9]). Nach aller Wahrscheinlichkeit muß man annehmen, daß Eratosthenes damals sich einen literarischen Ruf erworben hatte und bereits im Mannesalter stand, woraus weiter zu folgern ist, daß die Berufung mindestens nicht in die ersten Regierungsjahre des dritten Ptolemäers fiel, als jener kaum 30 Jahre alt war. Er trat aber an die Spitze der großen Bibliothek; und wie durch ein Zeugniß feststeht, daß ihm Apollonius von Rhodus in diesem Amte nachfolgte, so läßt sich nicht bezweifeln, daß er selbst den Kallimachus seinen Lehrer zum Vorgänger hatte [10]). Denn daß letzterer Bibliothekar gewesen, wollen wir nicht sowol aus einer neulich bekannt gemachten Notiz entnehmen, als aus dem großartigen Inventarium der dortigen Büchervorräthe, durch welches Kallimachus den Grund zur äußeren Literargeschichte legte; ohnehin wäre nach Zenodotus kein anderer Gelehrter ersten Ranges aufzufinden, dem die Aufsicht über einen solchen Schatz konnte übertragen werden. Daran schließt sich auch natürlich ein ausgezeichnetes Unternehmen des Eratosthenes an, der literarisch-exegetische Commentar über die alte Komödie. Zwar scheint der Plan dieser Arbeit, ohne den zufälligen Einfluß des Berufs in Anschlag zu bringen, an sich aus den weitverzweigten Interessen eines Polyhistors zu fließen, dem kein Gebiet des Wissens fremd blieb. Wenn man indessen erwägt, daß die engeren philologischen Studien nur einen untergeordneten Platz im Gesichtskreise des Eratosthenes einnahmen, so begreift man die Entstehung eines Werkes, worin literarhistorische Forschung und antiquarische Gelehrsamkeit zusammenwirkten, welches das früheste, von Alten nicht übertroffene Muster in diesem Felde war, am einfachsten aus bibliothekarischen Beschäftigungen. Nachdem nämlich ein Repertorium der in Alexandrien aufgespeicherten griechischen Literatur vollendet worden, kam Alles auf eine sorgfältige Behandlung der einzelnen Gattungen mit ihren Details an; und ein Blick auf die Leistungen jener Zeiten lehrt zur Genüge, wie eifrig und einsichtig seitdem Geschichten der Poesie, Verzeichnisse der kanonischen Autoren und Hilfsmittel jeder Art zur Revision, zum Verständniß, zur höheren Kritik der classischen Texte unternommen seien. Für Eratosthenes war gedachte Production gleichsam eine Gewähr seiner bibliothekarischen Tüchtigkeit und ein Zeugniß des amtlichen Fleißes, in der Hauptsache aber ein Beiwerk, da die mathematischen Studien ihn im weitesten Umfange beschäftigten. Hierfür konnte nicht wol ein fruchtbarerer Ort sich darbieten als die Hauptstadt Ägyptens, der Mittelpunkt für die gesammten praktischen Tendenzen zweier Welten, insbesondere aber der Sitz der Mathematiker und Ärzte. Was nun die Wissenschaft im Vereine mit glücklichen Naturverhältnissen aus eigener Macht hervorrief, das gewann einen noch höheren Schwung durch die Gunst der Könige, welche keinen Aufwand zur Bestreitung von Sammlungen, Apparaten oder Beobachtungen scheuten. Auch Eratosthenes erfreute sich des königlichen Wohlwollens: was wir erstlich aus einer allgemeinen Bemerkung von Strabo ersehen, wozu zweitens der ihm ertheilte Auftrag kommt, das Register der thebanischen Königsreihen aus dem Ägyptischen Texte der uralten Urkunden, welche die Priester in Diospolis bewahrten, ins Hellenische zu übertragen; dann beweist die Demonstration des delischen Problems, welche er begleitet von einem historischen Bericht über die bisherigen Auflösungen und einem schmeichelhaften Epigramm dem Könige Euergetes

9) *Suidas: μετεπέμφθη δὲ ἐξ Ἀθηνῶν ὑπὸ τοῦ τρίτου Πτολεμαίου.* Diese nicht verächtliche Notiz wird erst dann einen tieferen Werth erlangen, wenn man feststellen könnte, durch welche Schriften Eratosthenes sich einen weitverbreiteten Ruf erworben hätte. Daß zu solchen Vocationen nicht immer ein großer gelehrter Name nothwendig war, zeigt das Beispiel des Apollonius Rhodius. Hier aber ließe sich gegenwärtig nicht über unsichere Combinationen hinauskommen; und es genügt, daran festzuhalten, daß Eratosthenes der berühmte Schüler des Kallimachus war. 10) Auf das Bibliothekariat des Eratosthenes hat einige Beziehung die Notiz im Scholium Plautinum, welche von Ritschl in der Monographie über die Alexandrinischen Bibliotheken sorgfältig erörtert worden. Die lateinische Form der Erzählung lautet über die angebliche Zahl der Alexandrinischen Büchermasse folgendergestalt: In exteriore autem fuerunt milia voluminum quadraginta duo et octingenta; in regia autem bibliotheca voluminum quidem commixtorum quadringenta milia, simplicium autem et digestorum milia nonaginta, sicuti refert Callimachus anticus regius bibliothecarius, qui etiam singulis voluminibus titulos inscripsit. Fuit praeterea, qui idem asseveret, Eratosthenes non ita multo post ejusdem custos bibliothecae. Kallimachus konnte nun füglich in seinen *Πίναξες* die Bücherzahl berechnen; beim Eratosthenes aber wissen wir den Platz nicht aufzufinden, wo er zweckmäßig eine solche Notiz geben mochte. Denn daß sie in der Chronographie stand, was Ritschl muthmaßt, dies läuft an den äußersten Rand der Möglichkeit: einer Möglichkeit, welche sich besser für den modernen Chronisten der Welt- und Literargeschichte schicken würde. Doch hiervon abgesehen, sollte wirklich Eratosthenes dieselbe Zählung überliefert haben, welche für die Zeiten seines Vorgängers paßte? und wenn er die unveränderte Zahl des Kallimachus wiederholte, wozu brauchte der Excerptenmacher für diesen Punkt (oder was Ritschl jetzt in seinem Corollarium [Bonnae 1840] p. 38 meint, für die Pinakographie des Kallimachus, wo nicht einmal idem taugt) das ganz parallele Zeugniß des Eratosthenes aufzuheben? Man überzeugt sich wohl, daß asseveret verdorben sei; daran läßt aber auch nicht die sehr abweichende Fassung des griechischen Excerptes zweifeln (s. Cram. Anecd. e Codd. Bibl. Paris. Vol. I. p. 6): — *ὧν τοὺς πίνακας ὕστερον Καλλίμαχος ἐπεγράψατο. Ἐρατοσθένει δὲ χρήσασθαι Καλλιμάχου παρὰ τοῦ βασιλέως τὸ τοιοῦτον ἐπιστευθῆναι βιβλιοφυλακίου.* Jenes qui idem asseveret geht folglich blos auf das Geschäft des titulos inscribere: vielleicht ist die schlichteste Besserung qui idem assueverat.

übersandte, welche Theilnahme dieser den Bestrebungen seines Bibliothekars zuwandte; daß er endlich der Herrscherfamilie nahe stand, deutet die nach der Königin benannte Schrift Ἀρσινόη an, wenn man noch in dem einzigen vorhandenen Bruchstück auf die Züge des vertraulichen Umgangs achten will. Ob ferner die von ihm in Syene vollzogene Gradmessung von ähnlichen Veranlassungen ausging, sei dahin gestellt; mindestens leitet man aus solcher Quelle die beiden ehernen Kreise ab, bestimmt um theils den Eintritt der Äquinoctien, theils den Zenithabstand der Sonne an den Solstitien zu beobachten, welche Eratosthenes in der Quadrathalle zu Alexandrien aufstellen ließ [11]).

Am wenigsten sind wir aber unterrichtet, in welcher Form die äußere Wirksamkeit des Eratosthenes, besonders sein Verdienst um die Bildung einer Schule, hervortrat. Als seine Schüler werden angegeben Aristophanes von Byzanz, Mnaseas, Menander und Aristis; ein Mathematiker erscheint nirgends; denn die genannten Männer lassen sich, soweit man sich auf ihre Namen verlassen kann, nur als Philologen betrachten. Aristophanes war der erste methodische Grammatiker in Alexandria, welcher Interpretation mit antiquarischen Untersuchungen verband, zugleich die bibliothekarischen Aufgaben in der früher angedeuteten Weise fortführte. Aristis kann blos als Verderbung aus Aristophanes gelten; die Formation des Namens ist zweifelhaft, und auf keinem Felde der Alexandrinischen Gelehrsamkeit kommt eine solche Figur zum Vorschein. Mnaseas hat einigen Ruf als Mythograph und ethnographischer Sammler erlangt; letzteres Geschäft betrieb wol auch Menander, wofern wir unter so vielen gleichnamigen an den Ephesier denken. Ob mithin Eratosthenes persönlich und durch Lehrtalent einwirkte, ist schwer zu sagen. Daß er aber einen ansehnlichen Ruhm besaß (die Chronisten setzen seine Blüthe sogar erst unter der Regierung des Ptolemäus Philopator an), dürfte man schon aus der Fülle von Prädicaten oder Stichwörtern abnehmen, welche die Bewunderung oder der Neid seiner Standesgenossen auf ihn häufte. Erstlich und mehrmals heißt es, daß ihn die Vorsteher des Museum βῆτα nannten; wie man hinzusetzt, weil er in allen Gebieten nur den zweiten Rang behauptete; was man aber aus Kenntniß ähnlicher Stichnamen ermittelt, läßt vielmehr glauben, daß eine ganz äußerliche Charakteristik und kein wissenschaftliches Urtheil im Hintergrunde liegt. Besseren Klang hat der Ehrenname eines zweiten oder jüngeren Plato; wenn nur die Berechtigung desselben aus den philosophischen Büchern oder der allgemeinen Bildung des Eratosthenes abzuleiten wäre. Will man also nicht ein auszeichnendes Wort, das irgend ein Bewunderer ihm spendete, darin erblicken, so müssen wir wol ein Misverständniß annehmen, zu welchem der Πλατωνικὸς unseres Kyrenäers leicht veranlaßte, zumal wenn man ähnliche Misgriffe des Suidas in literarischen Artikeln (wie beim oben erwähnten Antiquar Polemon) erwägt. Unverfänglich lautet dagegen der Titel Πένταθλος, als Bezeichnung eines Meisters in jeglichem Kampf und Tummelplatz der Wissenschaften [12]).

Dies führt unmittelbar zu demjenigen Beinamen, welchen Eratosthenes selbst sich beigelegt haben soll, demnächst zur Schilderung seines Wesens und seiner Stellung in der Literatur. Jener Beiname war φιλόλογος; allein wie die Worte des einzigen Gewährsmannes zweifelhaft lassen, ob das Attribut von ihm selbst abstammen oder aus der Anerkennung Anderer herrühren sollte, so lehrt der wohlbekannte Gebrauch des Ausdrucks, welcher in guten griechischen Zeiten stets den Theilnehmer an liberaler Bildung angeht und in Alexandria niemals einen Mann vom Handwerk betraf (denn die dortigen Grammatiker auch Philologen zu nennen, ist blos moderne Sitte), daß Ἐρατοσθένης ὁ φιλόλογος, worin immer der Ursprung der Formel lag, den vielseitigen Geist charakterisirte, der allen Objecten der menschlichen Erkenntniß seine Neigung zuwandte und in keinem Fremdling war [13]). Mit diesem Begriff und leuchtenden Zuge darf schicklich eine Zeichnung des Eratosthenes anheben. Er gilt rechtmäßig für den vielseitigsten der gesammten Alexandrinischen Periode, welcher zum ersten und letzten Male die sonst gespaltenen und unverträglichen Berufsweisen des Grammatikers, des Philosophen,

11) *Strabo* XVII. p. 838: Κυρηναῖος δ' ἐστὶ καὶ Καλλίμαχος καὶ Ἐρατοσθένης, ἀμφότεροι τετιμημένοι παρὰ τοῖς τῶν Αἰγυπτίων βασιλεῦσιν. ὁ μὲν ποιητὴς ἅμα καὶ περὶ γραμματικὴν ἐσπουδακώς, ὁ δὲ καὶ ταῦτα καὶ περὶ φιλοσοφίαν καὶ τὰ μαθήματα, εἷ τις ἄλλος, διαφέρων. Daß die Metaphrase der Ägyptischen Tempelurkunde vom Eratosthenes besorgt worden κατὰ πρόσταξιν βασιλικήν, sagt Syncellus (p. 91 C.). Die Stelle des Buches Ἀρσινόη gibt *Athen.* VII. p. 276 A. Den Brief an König Euergetes (beginnend mit den Worten: *Βασιλεῖ Πτολεμαίῳ Ἐρατοσθένης χαίρειν*) mit dem Epigramm auf die Lösung des delischen Problems, s. *Eratosth.* p. 176—180. Über die Aufstellung der beiden ehernen Kreise s. *Ptolemaei* Almag. I. p. 47 und 153.

12) Die gelehrten Bei- und Stichnamen des Eratosthenes hat Suidas aufgehäuft: διὰ δὲ τὸ δευτερεύειν ἐν παντὶ εἴδει παιδείας τοῖς ἄκρους ἐγγίσαντα βῆτα ἐπεκλήθη· οἱ δὲ καὶ δεύτερον ἢ νέον Πλάτωνα. ἄλλοι Πένταθλον ἐκάλεσαν. Von diesen Prädicaten wäre nur das gehässige *Βῆτα* zu erwägen, das freilich mit der Ansicht des in vorhergehender Note citirten Strabo, der ihn als Meister der Mathematik und in Poesie, Grammatik und Philosophie thätig ohne Seitenblick anerkennt, in starkem Widerspruche steht, aber aus gleichem Motive wie bei Suidas hergeleitet wird vom Verfasser der Chrestom. ex Strab. p. 5 und von Marcianus (Heracl. Peripl. p. 63). Aber schon Jonsius (De Scriptt. hist. phil. p. 175) hat in vielen Beispielen (erweitert von *Lehrs*, Quaest. epic. I. p. 19. 20) anschaulich gemacht, daß die Alten oftmals Prädicate von Buchstaben entnahmen, wobei sie mit spielender Symbolik auf allerhand Äußerlichkeiten zielten. Statt Anderer Photius (Bibl. p. 151 b): Ἀπολλώνιος δ' ὁ ἐν τοῖς τοῦ Φιλοπάτορος χρόνοις ἐπ' ἀστρονομίᾳ περιβόητος γεγονὼς ξ ἐκαλεῖτο, διότι τὸ σχῆμα τοῦ Ε συμπεριφέρεται τῷ τῆς σελήνης, περὶ ἣν ἐκεῖνος μάλιστα ἠσχολήθη. Σάτυρος δ' ὁ Ἀριστάρχου γνώριμος ζῆτα ἐκαλεῖτο διὰ τὸ ζητητικὸν αὐτοῦ κτλ. Diese und ähnliche Memorabilien, welche Photius aus dem Krame des Ptolemäus Hephästionis schöpft, führen uns in denselben Zeitraum zurück, dem das Eratosthenische *Βῆτα* entstammt. 13) *Suetonius*, De ill. gramm. 10: Philologi appellationem assumpsisse videtur (die Rede ist von Atejus), quia sicut Eratosthenes, qui primus hoc cognomen sibi vindicavit, multiplici variaque doctrina censebatur; s. Encykl. der Philologie S. 3 und ein Schulprogramm von Lehrs. (Königsb. 1838.)

des Mathematikers in seiner Person ohne zünftigen Beischmack zu verschmelzen verstand, und — was hierin schon angedeutet liegt, was auch die früher besprochenen Studien seiner Schüler anschaulich machen — statt particulare Sekten zu hinterlassen, überall den Kern und positiven Schatz der zersplitterten Fächer zur weitesten Anwendung brachte, bald innerhalb des engeren Kreises, bald auch für populären Nutzen sogar der Ungelehrten. Als Mathematiker befaßte er sich nicht nur mit den reinen esoterischen Problemen, er wußte mit noch größerem Ruhm in jede der angewandten Formen einzudringen, und schuf die Wissenschaft der Geographie, stellte die erste Chronik der Völkergeschichten auf, indem er die Kenntniß der Staaten- und Literarhistorie geschickt an die Chronologie knüpfte, schrieb endlich ein astronomisches Lehrgedicht zur praktischen Unterweisung über das Himmelssystem und die Astrognosie. Als Bibliothekar und Exeget unternahm er einen erschöpfenden Commentar über die alten Attischen Komiker, verbunden mit einer kritischen Dramaturgie und einem Gemälde der scenischen Alterthümer, wie wir ein solches noch gegenwärtig nicht wieder gewonnen haben. Was er in der Philosophie leistete, wagt man nicht zu bestimmen; es genügt indessen die Thatsache, daß er ebenso sehr den speculativen Aufgaben nachging, als die Darstellung der Moralphilosophie nach dem Vorgange der Peripatetiker betrieb, nämlich in einem Verein von Dogmen mit historischen Erläuterungen und biographischen Sittenzügen. Hieraus erhellt auch gelegentlich, daß die alten Sammler, welche den Eratosthenes als ersten Grammatiker mit privilegirter Benennung angaben [14]), im Irrthume waren; niemals hatten Theile der Grammatik ihn beschäftigt. Nächst dieser Eigenthümlichkeit einer gesunden Polyhistorie besaß er einen Vorzug an der Reinheit seiner Diction. Man weiß, daß die Alexandriner und überhaupt die Autoren aus der hellenisirenden Periode triviale Prosa schrieben, deren Grund im gemeinen Leben und nicht im Studium der Attiker wurzelte. Soweit nun Bruchstücke die unmittelbare Rede des Eratosthenes überliefern, treffen wir in seiner Gräcität, welche klar, gewandt und correct ist, den Nachhall seines mehrjährigen Aufenthalts in Athen an; ob er grade den Plato, wie es vielleicht scheint, sich angeeignet habe, getrauen wir uns nicht aus so mäßigen Belegen abzunehmen. Auch seine Leichtigkeit im poetischen Ausdrucke verdient hier in Anschlag zu kommen. Zwar hat der Vortrag des Ἑρμῆς, wie es in der Natur eines so nüchternen didaktischen Stoffes lag, nicht immer über den trockenen Lehrton sich erhoben; aber darin ist er dem guten Geschmack treu geblieben, daß seine Darstellung ohne gelehrten Prunk rein und verständlich dahin fließt, nicht in der Art des Kallimachus und der meisten Dichter in jenem Zeitalter durch einen buntscheckigen, aller Orten musivisch zusammengelesenen Sprachschatz gedrückt und berechnet auf erläuternde Noten der staunenden Scholiasten zu Boden liegt. Fragmente seiner Erigone fesseln durch ihren blühenden Styl und sprechen ein so frisches, lebendiges Gefühl aus, daß sie jedem der gerühmtesten Elegiker wohl stehen würden. Endlich verrathen seine Bemerkungen über die Zwecke der Poesie, welche ziemlich in den Anfängen seines geographischen Werkes Platz hatten, wie fein und durch helle Kritik gesichert der Geschmack dieses Mannes war.

Da vom Leben des Eratosthenes nichts weiter sich berichten läßt, schließen wir mit dem wenigen ab, was seinen Tod betrifft. Suidas erzählt nun, daß er im Alter von 80 Jahren den freiwilligen Hungertod starb, weil ihn seine Augenschwäche (oder wol gar Erblindung) bekümmerte. Diese Todesweise kommt zu häufig in den Biographien alter Gelehrten vor, als daß sie Bedenken erregen könnte; nur ist das Lebensalter, welches Eratosthenes erreichte, wie früher gesagt, auf 81 Jahre zu stellen, und fällt sein Ende demgemäß in das Jahr 194 a. C. Hierbei hindert nicht die poetische Wendung, welche Dionysius von Cyzicus in seinem Epigramm auf Eratosthenes nimmt: „Mildes Greisenalter, nicht sieche Krankheit versenkte dich in den vom Schicksale bestimmten Schlummer, nachdem du Hohes sinnend ergründet hattest; wenn aber die Mutter Kyrene den Sohn des Aglaos nicht in ihre Grabstätten aufnahm, so ruhest du doch auch in der Fremde geehrt am Küstensaume des Proteus." Immer liegt darin die Andeutung eines in voller geistiger Kraft beschlossenen Lebens, ohne darum irgend physische Schwächen und ein aus Überdruß beschleunigtes Ziel auszuschließen. Um so müßiger erscheint eine neuere Hypothese, welche davon ausgehend, daß Eratosthenes bei seiner Augenschwäche nicht bis zum Ende der Tage die Bibliothek verwalten konnte, und daß anderseits kaum ein Plätzchen für seine Nachfolger im Bibliothekariat, für Apollonius Rhodius und Aristophanes den Byzantier übrig bleiben will, ihn bereits Jahre vorher das Amt niederlegen läßt. Nach ungefähren Ansetzungen wäre nun Eratosthenes, als Kallimachus um Ol. 135 starb, Vorstand jenes Instituts seitdem bis gegen Ol. 144 gewesen, wo Apollonius eintrat, der ziemlich früh von Aristophanes abgelöst worden [15]).

14) *Clemens Alex.* Strom. I. p. 309: Ἀπολλόδωρος δὲ ὁ Κυρηναῖος πρῶτος τοῦ Κριτικοῦ εἰσηγήσατο τοὔνομα, καὶ Γραμματικὸς προσηγορεύθη· ἔνιοι δὲ Ἐρατοσθένη τὸν Κυρηναῖον φασιν, ἐπειδὴ ἐξέδωκεν οὗτος βιβλία δύο, Γραμματικὰ ἐπιγράψας: ein schwer zu deutendes Mährchen. Ἐρατοσθένης ὁ γραμματικός Schol. in *Cram.* Anecd. III, 413 und so führen ihn unter den Grammatikern vor Pf. Lucian (*Macrob.* III, 27), Tatianus (p. 107) u. A. Ja Suidas legt ihm γραμματικὰ συγκρά bei. Dagegen durfte Strabo (s. Note 12) sagen, περὶ γραμματικὴν λαπουδακῶς, das Wort in der liberalen Bedeutung der gesammten formalen und ästhetischen Erudition genommen. In dieser Hinsicht wird man sich also nicht wundern, daß Eratosthenes eine Definition der Grammatik gab. Schol. *Dionysii Thr.* p. 725.

15) Diese Hypothese hat, so gut es auf einem völlig öden Felde glücken wollte, Ritschl (über die Alexandr. Bibl. S. 82 fg.) verziert: nämlich Eratosthenes könne nicht bis an sein Ende, das erst Olymp. 146 eintrat, der Bibliothek vorgestanden haben; eben die Augenschwäche mochte der Grund zur Niederlegung seines Amtes sein; alsdann löste ihn Apollonius ab, um in kurzer Zeit dem Aristophanes Platz zu machen. Approximativ seien für das Bibliothekariat des Kallimachus und Eratosthenes Ol. 133—139, für das des Letzteren bis zur Niederlegung und für Apollonius Ol. 139—145 zu rechnen. Geht es einmal mit Schlüssen und Calcüls in dieser Weise, so darf man Weichert (über Apollon. S. 10) und Anderen nicht verübeln, wenn sie die alte Tradition unangetastet lassen.

Digitized by Google

Da man aber für beide zuletzt genannte Grammatiker, was ihr höheres Alter betrifft, jedes chronologischen Anhalts entbehrt, und deshalb mehre, wenngleich auffallende, Unwahrscheinlichkeiten in der Bestimmung ihrer Zeiten nicht entfernen kann, und doch gegenüber die Möglichkeit, daß Eratosthenes bis kurz vor seinem Ende thätig war, nicht ohne Weiteres zu bestreiten ist: so rathen wir vorläufig bei der herkömmlichen Ansicht zu beharren. Ohnehin eröffnet sich hier ein großer Raum für Möglichkeiten, wenn man z. B. nur bedenken mag, daß in Alexandria zwei Bibliotheken bestanden und Apollonius (seinem Biographen zufolge) an der Bibliothek des Museums angestellt wurde, oder daß uns unbekannt ist, ob nicht an derselben Bibliothek mehre Gelehrte sich in die Verwaltung theilten.

2) Schriften des Eratosthenes. Ein so thätiger und umfassender Mann fand in seinem langwierigen Leben, welches mehr der stillen Forschung als der persönlichen Mittheilung an Schüler gewidmet war, reichen Anlaß zur Abfassung der verschiedenartigsten Werke. Nun entgeht uns zwar keine der größeren Arbeiten, welchen Eratosthenes seinen allgemeinen Ruhm verdankte; daneben aber läuft eine Menge von Büchertiteln her, deren Deutung im Blick auf spärliche Fragmente viele Bedenken erleidet, und wenn man überdies das Problematische der bibliographischen Citationen im Alterthum erwägt, wo manches den Buchstaben nach als ein eigenes Werk erscheint, was nur ein Volumen, eine vereinzelte Abtheilung einer voluminösen Schrift bildete, so steigern sich die Zweifel noch um ein Bedeutendes. Die Neueren sind indessen zum großen Theile auf diese zersplitterten Büchertitel eingegangen, und betrachteten den Eratosthenes als einen Vielschreiber besonderer Art [16]). Bei schärferer Sichtung stellt sich Alles in angemessenen Verhältnissen her, und seine gesammte Schriftstellerei wird unter nachfolgende Classen und Abtheilungen zu befassen sein:

I. Mathematische Classe, und zwar im theoretischen Felde: 1) ein Werk, die Verhältnisse und Methoden der reinen Mathematik begreifend, ungewiß unter welcher Überschrift; mindestens einen Theil enthielt der *Πλατωνικός*, und daneben mögen einzelne Lösungen geometrischer Probleme hergelaufen sein, worunter das namhafteste die Verdoppelung des Würfels betraf. 2) Im angewandten Felde, das berühmteste von allen *Γεωγραφικά*. 3) Das dichterische Lehrbuch der Astronomie und Astrognosie *Ἑρμῆς*, welches einen vereinzelten Beiläufer an der Elegie *Ἡριγόνη* hatte. Ganz im Hintergrunde stehen die *Καταστερισμοί*, ein untergeschobenes Compendium der Sternkunde; der Commentar zum Arat ist längst beseitigt.

II. Philosophische Classe, worin namhafte Monographien waren: *Ἀρίστων, Περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν, Περὶ πλούτου καὶ πενίας, Ἀριστόν, Ἐπιστολαί.*

III. Literarisch-antiquarische Classe, an deren Spitze das zweite Hauptwerk *Περὶ τῆς ἀρχαίας κωμῳδίας* stand; dann die Chronik der Historie und Literatur *Χρονογραφίαι*, nebst einem Anhange *Ὀλυμπιονῖκαι*, beiläufig wol auch das Actenstück über die Ägyptische Königsreihe von Theben. Für unecht galt schon den Alten die Schrift *Περὶ τῆς ὀκταετηρίδος.*

A. *Γεωγραφικά* (auch unter Umschreibungen citirt, wie *Γεωγραφούμενα*, eigentlich *ὑπομνήματα τῶν γεωγραφουμένων*), in drei Büchern, das erste wissenschaftliche System der Erd- und Länderkunde, zugleich aber auch, trotz der natürlichen Mängel, welche dem frühesten umfassenden Versuch anhaften mußten, das Grund- und Schulbuch des Alterthums, das unter den vielfältigsten Redactionen für den Elementargebrauch im Wesentlichen verblieb [17]). Nachdem Apollodor dasselbe populärisirt hatte, gingen die mathematischen Umrisse sammt der Karte des Eratosthenes, zu welcher Dionysius der Perieget gleichsam einen poetischen Commentar der weitesten Verbreitung schrieb, ins Publicum über, und noch die spätesten Geographen halten daran als einer unentbehrlichen Voraussetzung fest. Weder die nöthig gewordenen Berichtigungen, noch die polemischen Arbeiten geschätzter Forscher vermochten dieser einmal anerkannten Autorität bedeutendes zu entziehen. Sogleich nach dem Tode des Verfassers trat der große Astronom Hipparchus hervor, und indem er die Elemente seiner Wissenschaft zu Hilfe nahm und mittels sorgfältiger Beobachtungen die Polhöhe mehrer Orte bestimmte, überhaupt mit mathematischer Schärfe verfuhr und Einiges von der Methode der Projectionen sich aneignete, so wagte er doch in den Hauptsachen nur selten von seinem Vorgänger abzuweichen, sogar ließ er Parallelen und Meridiane für gerade sich unter rechten Winkeln schneidende Linien gelten. Seine in mehren Büchern ausgeführte Kritik des Eratosthenes, welche selten gerecht war, weil sie vorherrschend auf einseitigen astronomischen Principien ruhte, und lieber zu den veralteten Karten zurückkehren wollte, gewährte den Fachgelehrten ein brauchbares Material zur richtigeren Ansetzung einzelner Punkte; das Ganze blieb dennoch unangetastet. Von einem andern Tadler des Eratosthenes, Serapion, der neben Hipparch erwähnt wird, besitzen wir die bloße Notiz. Weit reichere Proben sind auf uns aus dem geographischen Excurse (jetzt Buch 34) des Polybius gekommen, welcher vorzugsweise die Chorographie der alten Welt mit den zuletzt ermittelten Distanzbestimmungen verfolgte und begreiflich in einer guten Menge Einzelheiten richtiger als der

16) Man ist hierin bis zum äußersten Extrem fortgeschritten, und wenn man die Titelmasse bei Fell oder Fabricius (welche z. B. aus einer Bemerkung über Homer den Anlaß zur *Ὁμήρου διόρθωσις* nehmen, aus den Erdmessungen ein Werk *Μετρήσεις* und sogar eine Überschrift *Ἴλιος* folgern) ins Auge faßte, so mochte Heeren ohne Weiteres verleitet werden, an libros sexcentos zu denken (De fontibus V. Plut. p. 90). Nur die philosophischen oder gemischten Bücher lassen über das Mehr und Weniger ein freies Bedenken zurück.

17) Unvollständige Fragmentsammlung: *Eratosthenis* Geographicorum fragmenta, ed. *C. F. Seidel.* (Gott. 1789.) Erster Versuch von *Laur. Ancher*, Diatribe in fragm. Geogr. Erat. (Gott. 1770. 4.) P. I. Diesen Stoff behandelt in vielen Einzelheiten, nach den willkürlichsten Hypothesen, Gossellin (Géographie des Grecs analysée) und in seinem größeren Werke. Kaum ist es nöthig, an Ukert zu erinnern. Übrigens sei des Namens wegen erwähnt: *Eratosthenes Batavus* de terrae ambitus vera quantitate a *Willebrordo Snellio* suscitatus. (L. B. 1617. 4.)

Digitized by Google

Alexandrinische Gelehrte sah; aber nirgends erschien der praktische Blick des Staatsmannes eingeschränkter als in den allgemeinen Principien, wo er die Traditionen der Dichtersage zu schützen oder nach Euhemeristischer Norm umzudeuten suchte. Desto wichtiger muß in Betracht so vieler Verluste die Kritik des Strabo erscheinen. Nicht als ob dieser wohlunterrichtete, mit den besten Quellen vertraute Forscher das System des Eratosthenes entkräftet und die Irrthümer desselben vollständiger entwickelt hätte: er verstand zu wenig von mathematischer und physikalischer Geographie, um sich allzu weit vom überkommenen Lehrbuche zu entfernen, oder die Einwendungen der Gegner in ihrem wahren Lichte zu würdigen; auch war er ein zu eifriger Stoiker, um ohne Vorurtheil die Vortheilen der Eratosthenischen Dogmatik gegen die helleren Einsichten des Eratosthenes aufzugeben. Sondern indem Strabo zwischen den feindseligsten Sätzen und Sekten schwankt, hier excerpirt und dort vermittelt, zieht er die Summe jener ältesten Alexandrinischen Geographie auch, und neben den erhellichsten, längsten und zusammenhängendsten Fragmenten verdanken wir ihm eine ziemlich sichere Kenntniß der *Γεωγραφικά*.

Quellen benutzte Eratosthenes in so großer Zahl und Güte, als die damaligen Zeiten und Verhältnisse gestatteten: in manchen Stücken hatte ihn der Moment begünstigt, in anderen traf ihn das Schicksal jedes Geographen, zu früh und unvorbereitet mit geringen trügerischen Mitteln sein Werk unternehmen zu müssen. Eine Darstellung der alten Welt war durch Alexander den Großen, durch die Kriegszüge seiner Nachfolger und den erweiterten Handelsverkehr möglich geworden, Asien lag halb eröffnet vor, Memoiren über Seefahrten und ferne Völker bildeten in stets wachsender Zahl einen beträchtlichen Apparat; hierzu kamen die Büchervorräthe von Alexandria. Wie sehr ihm die macedonischen Eroberungen gefördert hätten, gestand er selbst; was ihm die Bibliothek gewährte, hob Hipparch hervor [18]). Aber diese scheinbare Fülle so glänzender Vortheile stand auf einem schwankenden Boden, so lange nicht die Kritik den wahrhaften Bestand der durch Schrift und Sage verbreiteten, durch eitle Eitgen und griechische Phantasie entstellten Nachrichten ergründete. Nun unterzog sich Eratosthenes einer solchen Kritik, aber die Schwäche seines Materials stieß ihm unfreiwillige Grenzen, und er mußte häufig genug bei unbezeugten oder vielmehr leichtfertigen Traditionen stehen bleiben. Diese durch die Umstände gebotene Abhängigkeit machten ihm öfters die Gegner zum Vorwurf; während man billigerweise die Nothwendigkeit hätte fühlen sollen, wo keine Wahl vergönnt war, und der behutsame Kritiker trotz aller Zweifel sich entscheiden mußte. Weder Nord- und Westeuropa waren ihm anders als in dämmernden Umrissen bekannt, noch boten ihm die Quellen über das nördliche und östliche Asien feste Thatsachen und klare Anschauungen dar, auch wenn er durch strenges Zeugenverhör eine Sicherheit zu gewinnen strebte. Für den europäischen Westen gab ihm Pytheas ein wunderliches Chaos, aus welchem noch jetzt die Ergebnisse der Autopsie nicht mehr auszusondern sind; ein weiter Strich erschien in der Beschreibung des Eratosthenes und auf seiner Karte als eine kümmerlich bezeichnete Steppe. Besser dienten ihm für Asien Patrokles und Timosthenes. Jener hatte im Dienste der syrischen Könige besonders den indischen Ocean erkundigt und gute Actenstücke gebraucht; Timosthenes aber, der Admiral des zweiten Ptolemäus, lieferte ein umfassendes nautisches Werk über die Häfen oder Register von Distanzbestimmungen im Mittelmeere, welches von Eratosthenes zwar hoch geschätzt und fleißig angewandt (sodaß übelwollende ihn für einen Compilator des Admirals zu erklären wagten), durchweg aber auch bestritten wurde; letzteres nicht blos nach eigenen Berechnungen, sondern mehr und regelmäßig mit Zuziehung der überall, selbst in anonymen Schriften niedergelegten Messungen. In sämmtlichen Geschäften einer überaus mühseligen und oft undankbaren Arbeit hat Eratosthenes einen Fleiß, eine Sorgfalt und Offenheit bewährt, wie sie bei griechischen Gelehrten selten sich antreffen ließ und die dem Strabo mitten unter den schärfsten Differenzen eine rühmende Anerkennung entreißt. Um so übereiller sind die Anklagen des Franzosen Gosselin, welcher außer anderen unhistorischen Behauptungen den Stifter der geographischen Wissenschaft beschuldigt, mehre seiner Quellen, angeblich von Orientalen oder einem Urvolke ausgegangen, künstlich aus der Welt geschafft zu haben.

Bei einer solchen Lage der Dinge wird man begreiflich finden, daß Eratosthenes mit einem Summarium von Principien und baldbaren Resultaten beschäftigt seine ganze Stärke in der mathematischen und physikalischen Grundlegung zuwandte, vom politischen Abschnitte aber die Details der Statistik strich, um desto klarer und sicherer die Ghorographie zu begrenzen. Seine drei geographischen Bücher nahmen daher einen, mindestens nach Verhältniß des Stoffes, nur mäßigen Raum ein. Der Inhalt derselben läßt sich schon aus einer so schlichten Anlage und Vertheilung der Massen vermuthen; auch belehren uns die Alten im Wesentlichen über den Fortgang der wichtigeren Capitel. Das erste Buch begann mit einer Geschichte der geographischen Erkenntniß unter den Griechen, namentlich aber mit einer Kritik der ältesten anerkannten Gewährsmänner; worauf er zu den Grundsätzen der physikalischen Lehre, den Verhältnissen des Landes zum Meere, der Figur des bewohnten Erdkreises und den Veränderungen der Erdoberfläche fortschritt. Das zweite, zugleich das eigenthümlichste Buch war völlig der mathematischen Geographie gewidmet: es handelte der Ordnung nach von Parallelen und Meridianen, von der Gradmessung und der hiernach abzuschätzenden Größe der Erde, von Längen-

18) Über den Zuwachs der geographischen Erkenntniß s. bei Strabo I. p. 14 und 48 extr. Über die Hilfsmittel ib. II. p. 69: *ἐντεύξεσθαι ὑπομνήμασι πολλοῖς, ἂν τύχωσι, βιβλιοθήκην ἔχων τηλικαύτην, κἄλλην αὐτὸς ἱππαρχὸς ἐγώ.* Ferner p. 71: *καὶ γὰρ καὶ τὰ διαστήματα μόνον ἐκ πολλῶν συναγόντι τῶν τοῖς στοιβαδὸς πραγματευομένων· τινὰς δὲ καὶ αὐτοπτεύσαντος πολλά.* Äußerung der Resignation ib. XV. p. 723: *οὐ γὰρ ἐγωμὲν τὸ λέγειν βέλτιον περὶ αὐτῶν*, und in Bezug auf Pytheas, ib. II. p. 104: *τὸν δ' Ἐρατοσθένη διαπορήσαντα εἰ χρὴ πιστεύειν τούτοις.*

Digitized by Google

und Breitengraden in aller Umständlichkeit; den Beschluß machten die Ansichten über die bisher angenommenen Welttheile, wieweit die Naturgrenzen oder die conventionellen Bestimmungen gültig seien. Das dritte Buch enthielt gewissermaßen einen summarischen Commentar zum Texte seiner Karte; denn die Figuren und Gruppen derselben bildeten in der That eine Art Text, da sogleich die gesammte Ländermasse von ihm in mathematische Felder und Schichten, soweit dergleichen zur Anschauung diente, umschrieben wurde; dann folgte die Chorographie mit den erfoderlichen Angaben der Distanzen, der Völkergeschichten und der wichtigsten Ortnamen, ob in derjenigen Reihenfolge, welche von Strabo gebraucht ist, bleibt ungewiß. Die Lichtpunkte dieser Bücher hervorzuheben und in kurzen Strichen anzudeuten, kann hiernächst die einzige Aufgabe sein, welche dem vorliegenden Artikel zukommt.

Das Prooemium des ersten Buches enthielt eine der interessantesten und geistvollsten Erörterungen, über die Elemente der griechischen Geographie und die von der Nation anerkannten Quellen. Nachdem er erinnert hatte, daß die ältesten Dichter stets geneigt waren in die Poesie Schilderungen oder Denkwürdigkeiten der Länder und Orte zu verflechten, griff er sofort die Glaubhaftigkeit der Dichter auf diesem Gebiet an, wiefern sie nämlich im Hellenischen Bereich großentheils bewandert gewesen, hingegen aus Unkunde über die fernen Gegenden mit und ohne Absicht gefabelt (hier also die erste Bezeichnung der mythischen Geographie) und jede glänzende Staffage von Begebenheiten in den Ocean (Ὠκεανισμός) und die Enden der Welt verlegt hätten. Homer gab ihm für diesen Satz einen reichen Tummelplatz, und indem er die Locale, sowie die physischen Verhältnisse der Odyssee durchging, namentlich die Irrfahrten des Helden und die daran geknüpfte Willkür (wobei ihm der Scherz entfiel, dann würden die Stätten seiner Abenteuer aufzufinden seien, wenn man den Schuster entdeckte, welcher den Windschlauch genäht hätte), das üppige Leben der Phäaken, die Unkenntniß von Ägypten und anderen durch feindselige Politik lange verschlossenen Ländern, die Classification der Winde, mischte er eine Fülle von Bemerkungen über die Homerische Geographie und Mythologie ein, und verschonte auch nicht die Verstöße und Vorurtheile der Erklärer, die bereits mit den Stoikern anfingen, dem Haupte der Epiker eine vollständige Wissenschaft der menschlichen Dinge beizulegen. Wenn schon diese Kritik eines geheiligten Namens heftigen Widerspruch erregte, wie die übellaunige Polemik des Strabo darthut, so erhob sich vollends ein lauter Schrei des Unwillens, als Eratosthenes behauptete, daß ein reales und gelehrtes Wissen keineswegs zum Wesen eines guten Dichters gehöre, mithin durch ihn dem Homer nichts an seiner wahren Ehre entzogen werde, und als er mit dem berühmten Ausspruch, dem Zeugniß eines gesunden Geschmacks abschloß: der Dichter trachtet in Allem nach Ergötzlichkeit, nicht nach Belehrung. Was er über Homer dargelegt hatte, das verfolgte er auch am Hesiodus. Mit Beseitigung dieser Antiquitäten gab er als die frühesten Darsteller der Geographie den Anaximander, welcher die erste Karte unternahm, und Hekatäus an, den Commentator jener Jonischen Karte; auch mögen andere historische Notizen hinzugekommen sein, wie die Erwähnung der seltenen Fahrten auf dem Meere und der Ungewißheit, in der man noch über das Dasein oder die Lage gewisser Orte schwebe, so vieles auch seit Alexander gelichtet worden.

Hierauf begann die physikalische Geographie. Voran ging der Satz, daß die bewohnte Erde eine vom Ocean rings umschlossene Insel sei, die man in der Gestalt einer nicht gleichmäßig kreisrunden Kugel denken müsse. Dies bahnte den Übergang zu den Ursachen und Wirkungen, welche besonders unter Vermittelung von Wasser, Feuer und Erdbeben auf die Veränderung der Erdoberfläche ihren Einfluß ausgeübt hätten; wobei auch das Verhältniß der Meereshöhe zu den Ländern bestimmt wurde. Glücklicherweise sind uns durch Strabo mehre zusammenhängende Stücke dieser Demonstration gerettet worden, aus denen einleuchtend hervorgeht, daß Eratosthenes die von Aristoteles zuerst in der Meteorologie begonnenen Beobachtungen und die in vielen Büchern hingeworfenen Erzählungen in großartigem Geiste zusammenfaßte und bereichert durch eigene Forschung als ein Ganzes vortrug: das Alterthum hat in dieser Materie kein umfassenderes Actenstück aufzuweisen. Hauptsächlich beweist er, daß ehemals das Meer weit über das jetzt trocken gelegte Land sich erstreckte und auf den höchsten Bergen stand, aus den allerwärts gefundenen Muscheln oder Seeproducten, aus der geognostischen Beschaffenheit mehrer Binnenländer Asiens und besonders der Ägyptischen Landschaft; aus dem tieferen und flacheren Boden der bekanntesten Meere und aus der höheren oder niederen Lage der letzteren: wie der Pontus auf verseichtetem Grunde süßes Wasser führe und das Meer oberhalb des korinthischen Busens einen höheren Stand als das Mittelmeer im Umkreise der Inseln behaupte; woraus insgesammt das Resultat gezogen wurde, daß immer mehr Land den Fluten abgewonnen sei. Vieles Wichtige muß hiermit verbunden gewesen sein, aber die weiteren Ausführungen fehlen ganz.

Das zweite Buch, der Inbegriff der mathematischen Geographie, besaß im Alterthume das höchste Ansehen; wenige möchten es in seinem ganzen Umfange geprüft haben, sondern die meisten ergaben sich der Autorität und gleichsam der Kühnheit seiner überraschenden Combinationen; auch läßt sich nicht leugnen, daß noch gegenwärtig die Analyse der dortigen Positionen an starker Dunkelheit leide. Die Gradmessung war der Kern und Ausgangspunkt des Buches: eine Leistung, welche bei Nichtgelehrten die größte Bewunderung erregte und ihrem Urheber den Ruhm des Messers der Welt gewann [19]). Mit-

19) Die panegyrischen Stellen der Alten s. *Eratosth.* p. 57 sqq. über die Methode der Gradmessung und die Gruppirung der chorographischen Bilder handelt am Klarsten Ukert (Mathem. Geogr. der Alten. S. 42 fg. und 219 fg.), bei dem noch anderwärts mehre Details dieses Capitels vorkommen, deren Belege wir im Einzelnen nicht verfolgen dürfen. Ferner F. Wilberg, Das Netz der allgemeinen Karten des Eratosthenes und Ptolemäus. (Essen 1834. 4.) Eine sorgfältige, doch zu ängstliche Forschung hat hierüber noch Letewel angestellt: „Pytheas und die Geographie seiner Zeit," übersetzt von Hoffmann (Leipz. 1838). S. 96 fg. (s. den raisonniren-

Digitized by Google

teils des Gnomons bestimmte er die Entfernung zwischen Alexandrien und Syene annähernd auf 5000 Stadien, unter Voraussetzung, daß beide Städte unter demselben Mittagskreise lägen; da nun die Mittagslinien größte Kreise sind, so betrug der Umfang des ganzen Kreises 250,000 Stadien. Ferner setzte er den Grad in runder Zahl auf 700, demnach für den Umfang der Erdkugel 252,000 Stadien. Sowie diese Maße nur approximative waren, so lehren die einzel von ihm angesetzten Punkte, daß er wol den Meridian durch eine Reihe ungleich liegender Orte zu ziehen kein Bedenken trug, daß er aber kein Mittel hatte zu bestimmen, ob zwei mehr oder minder von einander entfernte Orte unter einerlei Meridian lägen. Ferner stellte er nicht mit dem Gnomon, sondern mit Dioptern Bergmessungen an, und er meinte zu finden, daß kein Berg höher als zehn Stadien sei [20]). Da er die Erde gleich anderen für eine unbeweglich stehende Kugel hielt, so gab er eine Abfolge der Planeten an und berechnete die Größen derselben nebst ihren Entfernungen: die Sonne z. B. galt ihm 27 Mal größer als die Erde und 408 Myriaden Stadien von ihr entfernt, während er die Distanz des Mondes auf 78 Myriaden setzte. Dann berechnete er die Schiefe der Ekliptik, sodaß der Abstand der Wendekreise zum Umfange des Meridians sich wie 11 zu 83 verhielt, und zwar gleichfalls mit Hilfe des Gnomons; die Breiteangaben blieben daher unter ihrem wahren Werthe um 14 oder 15 Minuten. Die Erdkugel theilte er in 60 Abschnitte, welche er nicht ohne willkürlichen Überschlag unter die fünf Zonen zerlegte. Daß er aber, wie Hipparch zum Behuf wissenschaftlicher Genauigkeit foderte, Sonnen- und Mondfinsternisse verglichen oder auf das Klima geachtet hätte, um die Lage der Orte nach den Himmelsgegenden sicher zu ermitteln, müssen wir verneinen. Vielmehr zeigt das Netz seiner Karte, wie naiv und harmlos er verfuhr: er begnügte sich die Länder figürlich oder in bildlichen Umrissen zu zeichnen; die Länge betrug ihm mehr als das Doppelte der Breite, was dem Ganzen eine verschobene Gestalt gab und gewissermaßen die jedesmaligen Entfernungen vorschrieb; da er nun die natürlichen Punkte in großer Vollständigkeit eintrug, so muß seine Plattkarte nicht genug Anschaulichkeit besessen haben. Was Spätere versichern, daß er das Maß der geographischen (römischen) Meile gleich $8^1/_3$ Stadien schätzte, läßt sich nicht bestätigen [21]). Dagegen sehen wir ihn eifrig bemüht, aus den Angaben von Tagemärschen und Seefahrten die Entfernungen zu berechnen. Eine der originellsten Ansichten aber war die Überzeugung, daß die Erde sich von Osten nach Westen mehr als man glaube ausdehnen müsse; dieser noch unbekannte Rest, an dessen Kenntniß nur die Größe des atlantischen Meeres hindere (sonst müßte man unter demselben Parallel von Spanien nach Indien schiffen), möge wol mehr als den dritten Theil der Erdkugel betragen. Diese Divination nimmt nicht den niedrigsten Platz unter den Conjecturen über die neue Welt ein, welche vor Columbus umliefen. Den Schluß des zweiten Buches erfüllten mehre geistvolle Sätze über die Statistik der Welttheile. Bekannt war die Zweitheilung der Erde; man begann auch schon Libyen als dritten Theil abzusondern: Eratosthenes verwarf jeden ähnlichen Mechanismus, welcher einzig aus den eingeschränkten Vorstellungen der Hellenen geflossen sei und höchstens auf kleine Landstrecken passe; schon Alexander der Große habe die zufällige, in der moralischen Stellung nicht begründete, Spaltung zwischen Hellenen und Barbaren beseitigt. Demnach ließen sich nur physische Grenzen anerkennen, indem man von einer nördlichen und einer südlichen Halbkugel ausgehe.

Das dritte Buch begann mit einer unmittelbaren Anwendung hiervon auf die Karte. Um zur politischen Geographie zu gelangen, setzte er Parallelen und Meridiane ohne ängstliche Rücksicht auf Grade in Bewegung, sodaß er die Breiten unter acht Parallelen vermaß, im Betrage von 38,000 Stadien, die Länge der Erdinsel aber auf 78,000 mittels ungefährer Distanzen brachte. Dann suchte er die Länder zu gruppiren und durch die Analogie mathematischer Figuren anschaulicher darzustellen; unter Anderem kennen wir Abschnitte von Asien, welche er unter der Benennung von σφραγῖδες beschrieb, wie etwa Indien, so gut es ging, auf einen Rhombus passen mußte. Diese typische Formenlehre der Erdkarte behauptete sich trotz ihres problematischen Gehaltes auch späterhin soweit, daß man nur in einzelnen Punkten abwich, wo man die Distanzen richtiger anzusetzen vermochte. Hierauf folgte die Charakteristik der einzelnen Landschaften, welche nach Maßgabe der Quellen reichlicher oder dürftiger ausfiel, in gewissen Stücken auch berichtigende Kritiken erfuhr, wie bei Spanien durch Artemidor. Im Allgemeinen mag Europa im Rückstande geblieben sein, namentlich aber die Notiz vom Westen und Norden; wobei doch einige Kenntnisse merkwürdig scheinen, wie die Nachricht vom hercynischen Walde. Griechenland mag er mit vielen Details, doch meistentheils physikalischer Art, geschildert haben: wenn man aus den Erwähnungen des Korkes und der verschwindenden Flüsse Arkadiens folgern darf. Reicher sind die, wenngleich zerstückelten, Angaben über Choro- und Topographie Asiens, wo namentlich die Messungen für die inneren oder entlegenen Provinzen des ehemaligen persischen Reiches hervorstechen. Bei Kleinasien merken wir die Beobachtung über untergegangene Völkerschaften an, unter denen er (zum Theil mit anderen Gewährsmännern übereinstimmend) die Solymer, Leleger, Bebryker, Kolykantier und Trepseder nannte. Viel-

den Auszug von Wilberg in Jahn's Jahrb. 25. Bd. Anfang des 2. Heftes). Er sucht darzuthun, daß Kleomedes, jetzt auf diesem Punkte unser ausführlichster Gewährsmann, der allerdings von Astronomie wenig verstand, das Verfahren des Eratosthenes und die daraus entspringenden Resultate falsch angebe, namentlich die Summe von 250,000 Stadien für den Umfang der Erde, während die Schätzung von 252,000 Stadien längst vor ihm bekannt gewesen sei. Dies erregt doch ein Bedenken, da grade die Entfernung zwischen Alexandrien und Syene, welche der alte Geograph vermuthlich aus der herkömmlichen Wegeschätzung auf 5000 Stadien setzte, als das Element seiner ganzen Rechnung betrachtet wird. Vergl. auch das Scholium in *Milleri* Geograph. p. 137.

20) Vergl. Schneider zu den Eclogae phys. p. 267 sq. Ukert II, 1. S. 15. 21) Ukert I, 2. S. 76. *Hodii* Appendix ad *Malalam* p. 668. ed. Bonn.

Digitized by Google

leicht der originellste Abschnitt betraf Indien, wobei er die Geschichtschreiber Alexander's des Großen, besonders den Megasthenes und Daïmachus, einer so gründlichen Kritik unterwarf, daß seine Darstellung unter den älteren für die gewissenhafteste galt. Auszuheben sind unter den naturgeschichtlichen Erzählungen diejenigen, welche des Tikholzes und der Baumwolle gedenken. Sorgfältig waren auch die Beschreibungen von Arabien und dem persischen Meerbusen; und die Genauigkeit, mit welcher er den Lauf des Nil gezeichnet hat, trägt nicht wenig bei, um den Glauben an die Klarheit seiner geographischen Anschauung zu begründen.

B. Ἑρμῆς, die poetische Darstellung des Himmelssystems, eins der namhaftesten und gelesensten Lehrgedichte des Alterthums, woraus auch die gebildeten Römer schöpften [22]). Das Werk fand gelehrte Commentatoren, unter denen Timarchus der bekannteste ist; bei den Römern aber gewann es durch die geschmackvolle Nachbildung des Varro Atacinus in seiner Chorographia ein Ansehen. Über die Einkleidung des Ganzen sind wir nicht vollständig unterrichtet. Zum Grunde lag die Fabel von der Geburt und Kindheit des Hermes; ihre Scenerie läßt manche Zweifel zurück, da man z. B. die Beziehungen auf den Fischfang Mühe hat unterzubringen. Aber die noch jetzt verständliche Hauptsache war, daß der Gott die Figur eines Lehrers in allen astronomischen Verhältnissen übernahm; er stieg nämlich zum Himmel empor, und bewunderte dort nicht nur die (seit den Pythagoreern vielfach verzierte) harmonische Bewegung der Himmelskörper, sondern auch ihre symmetrischen Ordnungen, welches Beides den Eigenthümlichkeiten seiner Lyra analog erschien; daran knüpfte er seine Erzählung von den allgemeinen Gesetzen des Weltgebäudes und den Sternbildern an, welche mehrmals den Anschein trug, als hätte Hermes zuerst diese Form festgesetzt. Die Trockenheit, die mit solcher wissenschaftlichen Theorie verbunden zu sein pflegt, wurde durch die Mythen gemildert, welche Arat versäumt hatte in die Beschreibung der Gestirne zu verweben: die Katasterismen (*Καταλογοι*) waren der Glanzpunkt des Ganzen. Über den Vortrag gestatten uns nächst einzelnen, gut gearbeiteten Hexametern blos 15 Verse, worin die fünf Zonen charakterisirt werden, ein Urtheil; ihr Ton ist klar, correct und ungezwungen, wiewol nicht frei vom Beischmack der Gelehrsamkeit, wovon unter Anderem die Vergleichung mit Virgil's bündiger und weltmännischer Metaphrase überzeugen kann.

Daneben stand vereinzelt [23]) das malerische Epyllium Ἡριγόνη, in Distichen abgefaßt und vielleicht als Vorläufer des späteren Hermes zu betrachten. Die Geschichte vom Landmann Ikarius, der den Weinstock als Gastgeschenk des Dionysos empfing und dessen Anbau in Attika verbreitete, bis ein unglückliches Abenteuer ihm das Leben kostete und seine trauernde Tochter Erigone zum Selbstmorde fortriß, worauf die Götter zum Andenken das Sternbild des Bootes, der Jungfrau und des Hundes, die Athener ein ländliches Schaukelfest stifteten: diese Folge der ansprechendsten Begebenheiten eignete sich vortrefflich für ein anmuthiges Idyll mit sentimentaler Färbung, und Eratosthenes muß es, wenn wir der Kritik eines alten Kunstrichters nachgehen, mit dem saubersten Fleiße durchgearbeitet haben. Uns sind nur kleine zerrissene Bruchstücke zugekommen, bis auf zwei schöne Distichen, welche die Gewalt des Weines mit einem Feuer malen, das jeden alten Elegiker geziert hätte.

Beiläufig finden sich einige Titel von Gedichten, welche zu starken Verdacht erregen, um ihnen zu vertrauen: wie Ἐπιθαλάμιον, Ἐριννύς und Ἀντερινύς.

Zum Schlusse müssen wir eines verwandten prosaischen Buches gedenken, welches den berühmten Namen des Eratosthenes an der Stirn trägt; nämlich der *Καταστερισμοί*, die in 44 Capiteln den mythischen Anlaß jedes Sternbildes und die Zahl, sowie die Stellung der dazu gehörigen Sterne verhandeln [24]). Zu den Mythen treten bisweilen die Citationen guter, zum Theil verlorener Gewährsmänner hinzu, doch nicht selten in ungelehrter Citirweise, wie Αἰσχύλος (oder Σοφοκλῆς) ὁ τῶν τραγῳδιῶν ποιητής; im Übrigen liegt die Stärke des Ganzen in der dürren Fabellese. Die Katasterismen gab zuerst der Engländer Fell heraus; die darauf folgenden Abdrücke weichen von dessen oft verfälschtem Texte wenig ab, und es läßt sich gegenwärtig nicht einmal sicher sagen, ob der Apparat über jenen britischen Codex erheblich hinausgehe. Wenn nun die Frage nach dem Alterthum und der Authentie des Büchleins entsteht, so hat darüber weder bei Sachkennern, noch bei geübten Beobachtern der Grácität ein sonderliches Bedenken stattgefunden, und seit dem verdammenden Ausspruche Valckenaer's sind so starke Belege der Unechtheit zusammengekommen, daß gegenwärtig kein Zweifel sein kann. Die Sachkenner bemerkten im Blick auf den wissenschaftlichen Umfang des Hermes, daß auch abgesehen von den unterlaufenden materiellen Fehlern ein so nüchternes Machwerk, welches mehr dem popularen Unterricht, als dem antiquarischen oder astronomischen Studium dient, vom Standpunkte des Meisters völlig entfernt liege. Die Philologen überzeugen sich aber bald an der Plattheit des Styls und den Fehlern der auf spätere Zeit hinweisenden Grácität, daß Eratosthenes auf der Höhe seiner Bildung, die auch

22) Über die Fragmente des Ἑρμῆς und den fast gleichzeitigen Commentator Timarchus bemerkt Einiges *Meineke*, De Euphorione. p. 17 sq. Einen anderen Ausleger Parmeniskus sucht, wiewol nicht überzeugend, Bergk in der Zeitschrift für Alterth. 1841. S. 86 fg. nachzuweisen. 23) Die Ἡριγόνη läßt sich (anders als *Eratosth.* p. 114 geurtheilt wurde) nur abgesondert vom Hermes fassen; das Motiv einer so vereinzelten Dichtung lassen wir auf sich beruhen. Verkehrt ist die hohe Kritik des Longinus (33, 5), der sie zwar für durchaus untadelhaft erklärt (*διὰ παντων γὰρ ἀμώμητον τὸ ποιημάτιον*), aber den begeisterten Genius des Archilochus darin vermißt. Einige Fragmente hat in seinen Delectus poett. eleg. p. 165 sq. Schneidewin aufgenommen. Dazu kommt ein Pentameter aus *Matthaei* Medici Graeci p. 360.

24) Alles, was diese Schrift angeht, s. in *Eratosth.* p. 114 — 133. Die letzten Ausgaben von J. C. Schaubach (Gott. 1795) und F. C. Matthiä (Frcf. 1817), wozu noch die französische Übersetzung des Abbé Halma, nebst Collation der pariser Codd. Par. 1822. 4. hinzukommt, berühren die kritische Frage nicht.

Digitized by Google

durch gute prosaische Fragmente bezeugt wird, niemals zu solcher Mittelmäßigkeit herabsinken konnte. Zum Abschluß gelangt diese Frage durch Hygin's zweites Buch Poeticon Astronomicon, worin derselbe Stoff zwar mit ähnlichem Material und oft in denselben Ausdrücken vorgetragen wird, aber in ungleich größerer Vollständigkeit und mit einer Fülle griechischer Gelehrsamkeit, auch unter Anführung des Eratosthenes, wovon in den Katasterismen fast nichts vorkommt. Letzteren fehlen noch diejenigen Notizen, welche die Alten sonst aus dem Kreise der Astrognosie unter Gewähr des Eratosthenes erzählen. Daß nun Hygin, dessen encyklopädisches Lehrbuch in den Schulen zerstückelt und interpolirt worden, unmittelbar aus dem Hermes schöpfte, läßt sich nicht bezweifeln; um so näher liegt nun die Vermuthung, daß der Urheber unserer Katasterismen den Hygin zum Grunde gelegt und in ein bequemes Compendium gebracht habe, zumal da wir das Beispiel des Grammatikers Dositheus kennen, welcher Theile des Hygin ins Griechische übertrug. Denn weder darf man annehmen, daß Eratosthenes neben seinem Gedicht einen dürren Sternenkalender abfassen mochte, woraus die fragliche Schrift in einen Auszug gedrängt worden; noch weniger aber, daß er Neigung verspürt habe, Scholien über Arat, die vermeinte Quelle der Katasterismen, zu hinterlassen [25]). Diese zweite Hypothese erinnert an einen Commentar zum Arat, der in Petav's Uranologium steht, und wechselsweise dem Eratosthenes oder Hipparch beigelegt wurde, bis man einsah, daß er keinem von beiden gehöre.

C. Mathematische Werke. Weder Titel noch Aufgabe der einzelnen theoretischen Arbeiten ist sicher zu bestimmen; namentlich wird der *Πλατωνικὸς* angeführt, eine propädeutische Anweisung wie es scheint zur Geometrie und zunächst durch das delische Problem motivirt. In den verschiedenen Fragmenten dieses Gebietes sind besonders Elementarbegriffe, meistentheils auf Arithmetik und Musik angewandt, hervorstechend, am meisten aber haben zwei praktische Darstellungen die Aufmerksamkeit erregt. Erstlich die Methode, Primzahlen zu finden und in eigenen Tabellen aufzuführen; letztere hießen des Diagramms wegen ein Sieb oder *Κόσκινον* [26]). Dann die weit berühmtere Lösung des delischen Problems, welche die Verdoppelung des Würfels nicht (wie die Vorgänger thaten) durch geometrische Demonstration, sondern auf dem Wege der Mechanik und auf die Zwecke des gewöhnlichen Lebens berechnet zu bewirken suchte; vielleicht hatte früher Niemand in solchem Augenmerk um die mittlere Proportionale sich bemüht. Er selbst gab in einer anmuthigen Epistel an den König die Geschichte der früheren Methoden nebst seinem eigenen Verfahren, und schloß mit einem für Euergetes schmeichelhaften Epigramm von neun Distichen, welches auch unter dem (wol öffentlich als Anathem aufgestellten) Modell der mechanischen Zurüstung sich befand. Das Ganze verdanken wir dem Eutokius, Commentator über Archimed's Kugel und Cylinder; anderweit hört man, daß das Instrument der Operation Mesolabium hieß [27]). Daß übrigens Eratosthenes auch mit den schwierigen Analysen der Integralrechnung sich befaßte, deutet der Verkehr zwischen ihm und Archimedes an, welcher sein Problema bovinum dem Alexandrinischen Mathematiker übersandte.

D. Philosophische Werke. Von der philosophischen Bildung, welche in jungen Jahren Eratosthenes bei den Attischen Philosophen Ariston, Arkesilas und einigen Andern empfing, ist bereits zu Anfange dieses Artikels die Rede gewesen. Eine Reihe moralischer, mit biographischen und literarischen Zügen durchwebter Dissertationen dürfen wir als die Frucht jener Studien betrachten; die Bruchstücke sind aber spärlich genug. *Ἀρίστων* war wol mehr eine Kritik als ein Panegyrikus auf die allzu lare weltmännische Lehre des oben geschilderten Chiers Ariston. *Περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν*, blos um historischer Details willen erwähnt; vielleicht gehörte dazu die ähnliche Schrift *Περὶ πλούτου καὶ πενίας*, auf der Sage bei Suidas aber beruhen *διάλογοι* (vermuthlich einerlei mit den *Μελέται* bei Strabo, oder allgemein gesagt *διαλέξεις*), *Περὶ ἀλυπίας* und ein wunderlich ersonnenes Werk über philosophische Sekten. Unter den wenigen Theoremen fällt besonders der Satz auf, welchen die Neuplatoniker aufs Äußerste verfeinerten; daß die Seele nicht frei von materiellen Bestandtheilen sei, sondern nach der Trennung vom Leibe mit feineren Körpern verbunden werde. Das schönste prosaische Fragment besitzen wir aus dem Dialog *Ἀρσινόη*. Den Beschluß machen Briefe, das heißt, blos formell stylisirte *Ἐπιστολαί*, welche den Rahmen für ausgesuchte Notizen des antiquarischen Kreises darbieten mußten. Hieran knüpft die Reihe der philologischen Schriften am unmittelbarsten an.

E. *Περὶ τῆς ἀρχαίας κωμῳδίας* in mindestens zwölf Büchern, welche wol einzeln herausgegeben wurden [28]). Eratosthenes machte mit diesem großartigen Unternehmen, das, wie früher bemerkt, aus seinem bibliothekarischen Beruf hervorging, Epoche: wovon selbst die spärlichen Trümmer desselben, die sich höchstens auf 60 Fragmente belaufen, noch jetzt Zeugniß geben. Vor ihm hatten die Peripatetiker, Aristoteles an ihrer Spitze, die Didaskalie der Komödien und die Alterthümer der Gattung

25) Jenes war die Meinung von Valckenaer, dieses die von Heyne. Verschieden *Letronne*, Journ. d. Savans 1824. p. 358: — mais on admettroit peut-être avec plus de difficulté que cet ouvrage ne soit qu'une traduction du latin: nous sommes plus disposés à croire que l'auteur de cet ouvrage et celui du Poeticon Astronomicon ont eu sous les yeux non seulement le Mercure d'Eratosthène, mais encore plusieurs autres poëmes relatifs à la mythologie astronomique. Keine Hypothese lautet natürlicher; aber Letronne muß damals den Hygin nicht vergtichen haben, von dessen Material der Autor der Katasterismen völlig abhängt. 26) Über den Ausdruck *Κόσκινον* s. die Walz'ischen Rhett. Graec. T. VI. p. 86. Ferner die Abhandlung über das Sieb des Eratosthenes von Sam. Horsley in den Philosophical Transactions Vol. 62. p. 327—347.

27) Die mathematischen Verhältnisse behandelt N. T. Reimer, Historia problematis de cubi duplicatione. (Gott. 1798.) Dann H. Dreßler, Eratosthenes von der Verdoppelung des Würfels (Wiesbader Programm 1828. 4.) und Wurm in Jahn's Jahrb. 14. Bd. 2. Heft. 28) Im Allgemeinen vergl. Meineke, Com. Graec. Vol. I. p. 11.

Digitized by Google

behandelt; den dramaturgischen Theil führten in Alexandria Lykophron und Kallimachus fort, von denen jener auch das Geschäft der Interpretation, aber mit geringem Erfolge betrieb. Nach diesen Vorgängern und von mäßigen Vorarbeiten unterstützt trat Eratosthenes hervor, und lieferte mit umfassender Sachkenntniß, mit Geschmack und seinem Urtheil einen Commentar zu den alten Komikern, welcher einer Fundgrube sowol für Sammler als für die späteren Scholien geworden und hierdurch vom Wuste der gehäuftesten Compilationen verschlungen ist, dennoch aber auch ohne Nennung mehrfach in bestimmten Zügen durchschimmert. Er setzte die Chronologie der Dramen fest, erläuterte die eigenthümliche Sprachbildnerei der Komiker und den realistischen Stoff der Interpretation, und faßte, wie es scheint, in bündigen Umrissen den ganzen Apparat zusammen, welcher damals zum Verständnisse sowol der Texte als des Attischen Lebens erfodert werden konnte. Einen Lichtpunkt bildeten die scharfsinnigen, auf das kleinste Detail gegründeten Erörterungen über unechte Stücke; die beurkundende Kritik war wol Nebensache. Zur vollständigsten Einsicht in die Attische Dramaturgie hatte Eratosthenes zwei einleitende Bücher abgefaßt, welche das Theaterwesen mit allen Einzelheiten der Scenerie, Kostüme, Geräthschaften und vermuthlich auch der Schauspielkunst entwickelten, unter den Titeln des *Ἀρχιτεκτονικός* und des *Σκευογραφικός*. Daß Pollux hieraus mehres für die Nomenklatur seines zehnten Buches entnahm, ist glaublich, obwol er das Gegentheil anzudeuten scheint. Übrigens war das früher erwähnte Werk des Polemon: *περὶ τῆς Ἀθήνηαν Ἐρατοσθένους ἐπιδημίας*, gegen einen großen Theil des Commentars gerichtet, soweit dieser die Attischen Alterthümer betraf.

F. *Χρονογραφίαι*, eine der ältesten und sorgfältigsten Chroniken für Welt- und Literargeschichte, welche weiterhin von Apollodor ausgebeutet wurde. Leider sind die Citate der Alten viel zu unbestimmt, um die Grenzen des dort eingetragenen Stoffes auf's Schärfste zu ziehen. Wir finden aber mittels derselben, daß Eratosthenes in seinen Zeittafeln (wofern dieser Ausdruck für ein Unternehmen taugt, das nicht füglich ohne Erörterungen und Belege sich behaupten konnte) sowol die äußerlichen Thatsachen nachwies, z. B. die Berechnung für den Zeitraum von der mythischen Geschichte bis zur ersten Olympiade, die Daten von der Einnahme Troja's ab, die Epochen des Homer oder Lykurg, als auch die literarischen Größen einschaltete, wie Pherekydes, Euenus, den Tod des Euripides, das Stemma des Hippokrates. Dagegen können Zweifel entstehen über eine Notiz, welche die heftige Beredsamkeit des Demosthenes schildert [29]), und über biographische, sogar ausführlich erzählte Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Alexander's des Großen, namentlich seine mährchenhafte Geburt, seine Züge, die über Indien durch Macedonier verbreiteten Fabeln und die vom Könige erwählte persische Kleidertracht betreffend. Eine Biographie Alexander's schrieb nun Eratosthenes schwerlich: sie wäre sicher sowol von Plutarch als Arrian fleißig angeführt, oder doch bei wichtigen Ereignissen geltend gemacht worden, während beide nur in Nebenpunkten selten und beiläufig auf Eratosthenes zurückkommen. Solche mehr anekdotenartige Züge mochten indessen schicklich in einer der moralisch-historischen Dissertationen, deren unter D. gedacht ist, ihren Platz einnehmen.

Als eine urkundliche Beilage zur Chronik sind die *Ὀλυμπιονῖκαι* in mehren Büchern zu betrachten, welche (wie auch die Methode des Timäus und anderer Geschichtforscher zeigt) aus der mühsam festgesetzten Reihenfolge der Sieger in den Olympischen Spielen zu gleicher Zeit die Olympiaden und das Gerüst der Historie bestimmen halfen. Hierbei fehlten selbst die antiquarischen Belehrungen über Sitten der Olympischen Sieger und die Instrumente derselben nicht; sogar müssen wir zusammenhängende Prolegomena voraussetzen, da von den Tyrrhenern dort die Rede war, welche zur Flöte den Faustkampf übten. Das werthvollste Bruchstück dieses Werkes betrifft den Pythagoras, der zuerst kunstgerecht den Faustkampf betrieb und im kecken Auftreten unter den Männern einen Sieg gewann.

Zum Schlusse ist die wichtige Chronologie der Ägyptischen Könige aus der Thebanischen Dynastie zu erwähnen [30]). Eratosthenes hatte sie aus dem priesterlichen Archiv zu Diospolis gezogen und, wir wissen nicht, ob aus eigener Sprachkenntniß, ins Griechische auf Geheiß seines Königs übertragen. Apollodor nahm dieses Verzeichniß auf; woher es Georg Syncellus in seiner Chronik niedergelegt hat. Ob noch ferner ein so ganz eigenthümliches Actenstück, das bisher dem Linguisten ebenso schätzbar als dem Geschichtforscher gewesen ist, seine bisherige Schätzung behaupten werde, muß die nahe Zukunft der Ägyptischen Studien lehren. (*Bernhardy.*)

ÉRAU (Hérault), lat. Araucis, Fluß im französischen Departement des Gard (Languedoc). Er entspringt am Fuße des Cevennenberges Laigoual oder Eygnal, drei Lieues nördlich von Vigan im Bezirke Alais, geht bei St. Guillem le desert, Agnane, Pezenas, St. Thyberi und Agde vorbei und ergießt sich nach einem Laufe von etwa 25 Lieues ein Wenig unterhalb der letztgenannten Stadt in das mittelländische Meer. (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

ERAX, nennt Scopoli (Entomologia Carniolica 1763. p. 358) einen Theil der Zweiflügler- oder Dipterengattung Asilus *L.*, und gibt dafür folgende Diagnose: Schöpfrüssel hat drei Borsten, von denen zwei kürzer sind und öfters Taster tragen; die Scheide besteht aus einem Stücke und ist nicht länger als der Kopf. Arten E. prostratus = Asilus ater *Linn.*, E. crabroniformis = As. crabr. *Linn.*, E. forcipatus, E. barbatus, E. ferox, E. conopsides, E. tenthredoides, E. rufipes, E. niger, E. aquaticus, E. pusillus, E. maculatus,

29) An eine Biographie des Demosthenes glaubt Westermann (De fontibus V. Demosth. p. 25 sq.).

30) Hiervon *A. Bedford*, Chronology demonstrated by astronomical calculations. (Lond. 1730.) p. 59 sqq. J. Jackson in seinen Chronological antiquities. (Lond. 1752.) Vol. II. p. 113 sqq. 258 sqq. Jablonski im ersten Theile s. Opuscula u. X.

Digitized by Google

E. inquinatus, E. rufus. Die Gattung Erax hat man nicht beibehalten können, und sie daher mit Asilus L. wieder vereinigt; s. Asilus. (*Streubel.*)

ERBA, ein großes Gemeindedorf (Commune) und Hauptort des gleichnamigen Districtes XIV. (Capo luogo del Distretto) in der Provinz Como des lombardischen Königreichs, an der von Como durch die herrliche Brianza nach Lecco führenden Straße, am schönsten Punkte der ganzen Gegend, am Abhange eines Hügels sehr malerisch gelegen, sechs Miglien westwärts von Como entfernt, der Sitz eines königl. Districtscommissariats, mit einer eigenen katholischen Pfarre (des Bisthums Como), einer dem heil. Martin geweiheten Kirche, einer Schule, Gemeindedeputation, mehren anmuthig gelegenen Landhäusern, einer Fiera (17. und 18. Jan.), neun zerstreut liegenden Cascinen und einem Dorfe, die sämmtlich zu dieser Gemeinde gehören. In der Nähe befindet sich die sehenswerthe Bleigrotte, die sehr tief ist, und die sowol durch ihre schöne Lage und herrliche Aussicht, als auch durch ihre zierliche Bauart und einige Kunstwerke ausgezeichnete Villa Amalia. In dieser Gegend soll Licinophorus, eine der drei Städte der Orobier, zu suchen sein, deren zweite Como und die dritte Bergamo waren. Bemerkenswerth ist endlich auch die schöne, Piano d'Erba genannte, Fläche, welche sich auf dem Gebiete dieser Gemeinde zu beiden Seiten des Lambroflusses am Fuße der reizendsten Hügel zwischen den Seen di Pusiano und d'Alserio ausbreitet. (*G. F. Schreiner.*)

ERBA, mailändisches Patriziergeschlecht, dessen eine Linie das fürstliche Haus Odescalchi beerbt hat (vergl. diesen Art.). Apollonia, Marchesa von Erba, geborne Gräfin Trotti, Sternkreuzordensdame, starb zu Mailand zwischen dem 3. Mai und 14. Sept. 1737. Hieronymus Marchese Erba, Senator zu Mailand, wurde im November 1740 von der Königin von Ungarn, an des verstorbenen Marchese Trotti Stelle, zum Vicestatthalter und subdelegirten Gevollmächtigten für die Staaten von Parma und Piacenza ernannt, trat im Februar 1749 an des Grafen Pertusati Stelle, als Präsident an die Spitze des mailändischen Staatsraths, und erscheint im September 1753 als Mitglied der für das Herzogthum Mailand creirten Gouvernements-Junta und als k. k. Geheimrath. Er starb im December 1761. Ein Bruder von ihm könnte Anton Maria Erba gewesen sein, der, geboren zu Mailand, den 11. Jan. 1712, nach seinen in Rom abgemachten Studien sich dem geistlichen Stande widmete, auch von Clemens XII. zu der Prälatur erhoben wurde. Erzbischof von Nicäa durch Benedict's XIV. Verleihung, empfing er von demselben Papste das Amt eines Secretarius bei der Congregation der Indulgenzen und Reliquien, nachmals aber jenes eines Commendators von dem Hospital St. Spirito in Sassia. Von Clemens XIII. wurde Erba alsbald nach dessen Thronbesteigung zum Camerlengo ernannt, und in der Promotion von 22 Cardinälen, den 24. Sept. 1759, trug er die eilfte Stelle davon. An demselben Tage empfing er mit 15 seiner Collegen aus des Papstes Händen das Biret und den 27. Sept. den Hut. Am 19. Nov. wurde ihm, unter Verleihung des Priestertitels von San Marcello, der Mund geöffnet. Das wichtige Amt eines päpstlichen Generalvicarius bekleidete er bereits seit dem September desselben Jahres, daneben war er Protector des Ordens der frommen Schulen, der theologischen Akademie und des römischen Seminariums. Wegen seiner Stellung als Generalvicarius und noch mehr wegen seines exemplarischen Wandels galt er als einer der Candidaten für den päpstlichen Stuhl; er hat aber eine Vacanz nicht erlebt, indem eine heftige Kolik am 28. März 1762 sein Ende herbeiführte. (*v. Stramberg.*)

ERBACH, 1) Stadt, liegt in dem großherzogl. hessischen Kreise Erbach, im schönen Thale der Mümling, 8½ Stunden von Darmstadt. Sie ist der Stammsitz der ehemaligen Schenken, jetzigen Grafen von Erbach, und jetzt die Residenz der Grafen von Erbach-Erbach, oder von Erbach-Wartemberg-Roth. Dieses Geschlecht hatte hier schon in der Mitte des 12. Jahrh. eine Burg, welche zuerst Erdbach genannt wurde, und die später von Pfalz zu Lehen ging. Gegen Ende des 13. Jahrh. verkaufte Gerhard, Schenk von Erbach, seinen Antheil der Burg, nämlich die Hälfte derselben an die Herren von Breuberg. Nach Gerhard's Tode widersprachen zwar die Besitzer der andern Hälfte diesem Kaufe, aber vergeblich, denn Schiedsrichter sprachen 1303 zu Gunsten der Käufer. Später aber verlor Eberhard, Herr von Breuberg, seine erbachische Hälfte im mainzischen Kriegsdienste, und erhielt sie erst durch den Kaiser Ludwig den Baier wieder zurück (1314), der 1320 ihn und seine beiden Töchter damit belehnte. Dessenungeachtet setzten sich die Erbacher nach Eberhard's Tode, der ums J. 1323 erfolgte, in den Besitz jener Hälfte, und es erhob sich darüber ein langer Streit, der erst 1365 durch die Verzichtleistung der Breubergischen Erben beendet wurde. Schon früh hatte sich unter dem Schlosse ein Dorf gebildet, welches nachher zur Stadt erhoben wurde; doch auch diese hatte anfänglich nur eine Kapelle, die von der Kirche zu Michelstadt aus versehen wurde und erst 1498 eigene Pfarrrechte erhielt. Die jetzige Kirche wurde 1750 eingeweiht. Diese Stadt hat jetzt an 190 Häuser und 2000 meist protestantische Einwohner. Man findet darin eine Posthalterei, eine Buchdruckerei, in der Nähe eine Tuchfabrik; eine Papier-, eine Öl-, eine Schneide- und eine Mahlmühle, viele Tuchmacher, Gärber, Gewehrmacher ꝛc. Ferner mehre Lehranstalten. Jährlich finden zwei Woll-, sechs Viehmärkte und ein Krammarkt statt. Das gräfliche Residenzschloß ist 1736 erbaut, und der in seiner Mitte stehende, 70—80 Fuß hoch mit Epheu umschlungene, Thurm ist noch ein Rest der alten Burg. Berühmt ist die schöne Sammlung von Alterthümern im Schlosse. Der Rittersaal besteht aus einem hohen, gothischen Gewölbe, geschmückt mit vielfachen Verkreuzungen und Wappenschilden, reichen Trophäen an den Pfeilern, mit alten Rüstungen und Waffen, die Fenster mit bunten Glasmalereien. Sechs Ritter erblickt man zu Pferde: Konrad von Cunsburg, Erasmus Schenk von Erbach, einen Herrn von Leiningen, Herzog Johann Ernst von Sachsen, Kaiser Friedrich III. und Graf Eitel Friedrich von

Digitized by Google

Hohenzollern. Sechzehn andere Ritter erblickt man zu Fuß, darunter Kaiser Maximilian I., den Marschall von Frankreich Peter Strozzi, Albert von Wallenstein, Georg von Waldburg, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, König Gustav Adolf von Schweden. Prachtvoll ist die Sammlung alter Glasmalereien. An den Rittersaal stößt die Begräbnißkapelle, mit Sarkophagen und Resten merkwürdiger Menschen, darunter auch das Grabmal Eginhard's. Dann folgt die Rüstkammer, ausgezeichnet durch ihre Sammlung von Gewehren aller Zeiten, sowie von Waffen der verschiedensten Völker, verbunden mit einer Sammlung von Hirschgeweihen. Nicht minder interessant ist die Sammlung römischer und griechischer Alterthümer. Man s. über diese Sammlungen: Kurze Beschreibung des Rittersaales im Schlosse zu Erbach und der in demselben aufgestellten Rüstungen und Waffen (Erbach). Rüstungen aus dem Rittersaale im Schlosse zu Erbach; gezeichnet und in aqua tincta geätzt von G. L. von Creß (Offenbach 1831). Über einige der merkwürdigsten etruriſchen Vasen im erbacher Schlosse Creuzer's Symbolik.

2) Erbach, auch Dorf Erbach, Lutherisches Filialdorf im großherzogl. hessischen Kreise Erbach, ¼ Stunde von der Stadt Erbach, gehört den Grafen von Erbach-Wartemberg-Roth und hat 21 Häuser und 180 Einwohner.

3) Erbach, früher Erdbach, Bach im großherzogl. hessischen Kreise Erbach, entspringt hinter dem Dorfe Erbach und verschwindet unterhalb desselben in einem Kalkfelsen; nach ¼ Stunde Weges tritt er bei Stockheim wieder hervor und mündet dann in die Mümling. (*G. Landau.*)

ERBACH (die Grafschaft). Die Besitzungen der Grafen von Erbach liegen theils unter großherzogl. hessischer, theils unter bairischer, würtembergischer und badischer Oberhoheit, und umfassen an 11½ □Meilen mit etwa 37,000 Einwohnern. Die größere Masse gehört jedoch zum Großherzogthume Hessen, und zieht über einen großen Theil des Odenwaldes hin. Der Boden, der durchaus gebirgig ist, erhebt sich häufig zu ausgedehnten Hochebenen und steigt an mehren Punkten 1600—1700 *pariser* Fuß über die Meeresfläche empor. Man findet aber auch die herrlichsten Naturschönheiten, und vorzüglich reich daran ist das liebliche Mümlingthal. Rauh und unfreundlich ist das Klima und der Ackerbau an mehren Stellen wenig lohnend und mit den größten Mühseligkeiten verknüpft. Um so mehr rührt sich da aber auch der Gewerbfleiß, und Webereien aller Art, Färbereien, Eisenwerke, Gärbereien, zahlreiche Mühlen ꝛc. geben Ersatz für die mangelnde Fruchtbarkeit des Bodens.

Die drei Linien des Erbachischen Hauses besitzen ihre Güter getrennt, und zwar hat 1) die Linie Erbach-Erbach, oder jetzt Erbach und Wartemberg-Roth: a) im Großherzogthume Hessen: die Ämter Erbach und Reichenberg mit 30 Ortschaften, wovon das Dorf Kirchbeerfurt mit den Fürsten von Löwenstein-Wertheim gemeinschaftlich ist; b) im Königreiche Würtemberg: die Grafschaft Wartemberg und die Herrschaft Roth; c) im Königreiche Baiern: das zur Grafschaft Wartemberg gehörige Amt Steinbach und die Herrschaft Wildenstein oder Eschau. Ihre Residenz ist zu Erbach.

2) Die Linie Erbach-Fürstenau, welche zu Fürstenau residirt, besitzt a) im Großherzogthume Hessen: das Amt Michelstadt und Fürstenau, das Amt Freienstein und das Gericht Rothenberg, mit 38 Ortschaften; b) im Großherzogthume Baden: Oberkunzenbach und Rischweiler.

3) Die Linie Erbach-Schönberg, welche zu Schönberg residirt, im Großherzogthume Hessen die Ämter König und Schönberg, sowie die aus vier Centen bestehende, mit den Fürsten von Löwenstein-Wertheim gemeinschaftliche Herrschaft Breuberg. (*G. Landau.*)

ERBACH [1]) (die Grafen von), die Besitzer der gleichnamigen Grafschaft im Odenwalde, gehörten schon bei ihrem ersten Erscheinen zu den Dynasten. Dieses fällt in die Mitte des 12. Jahrh. [2]). Der lorscher Codex klagt nämlich darüber, daß dem Kloster durch mehre Magnaten große Schäden zugefügt und ansehnliche Güter entrissen worden seien, und nennt unter jenen auch Eberhard v. Erbach. Im J. 1184 findet sich auch ein Eberhard I. von Erbach als Zeuge; es läßt sich aber nicht sagen, ob es derselbe oder ein anderer, etwa dessen Sohn, sei. Später erhielten die v. Erbach das Erbschenkenamt der Pfalz und führten seitdem den Namen Schenken (pincernae) von Erbach. Der erste, welcher mit diesem Titel erscheint, ist Gerhard, den Urkunden von 1222 und 1224 nennen. Ihm folgten zwei Brüder Eberhard II. und Konrad I., wahrscheinlich seine Söhne. Sie finden sich seit 1255 und waren damals bereits zu Bensheim an der Bergstraße begütert. Beide Brüder lebten noch 1267. Konrad scheint einen Sohn Gerhard II. hinterlassen zu haben, Eberhard II. aber, der mit Anne v. Bickenbach verehelicht war, und 1269 gestorben sein soll, hatte drei Söhne: Johann I., Eberhard III. und Konrad II., welche durch ihre Mutter einen Theil der bickenbachschen Güter ererbten und 1277 ihre mainzische Lehen zu Bensheim und Pfungstadt durch Güter zu Mossau ersetzten. Johann, der das Kloster Amorbach beschädigt hatte, und 1280 demselben dafür Schadenersatz leistete, starb 1296 ohne Söhne. Die andern beiden scheinen eine Theilung ihrer Güter getroffen zu haben, denn sie verfügen über einzelne derselben gesondert. So erneuert z. B. Dietrich der Jüngere, Herr v. Bickenbach, den Burgfrieden über die bicken-

1) s. Schneider's Historie und Stammtafel des hochgräflichen Hauses Erbach (1736. Fol.) und Luck's Historische Genealogie des reichsgräflichen Hauses Erbach. (1786. Fol.) Wenk's Hess. Landesgeschichte I., Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde II, 2 ꝛc. Was die Genealogie betrifft, welche Schneider und Luck geben, so hält sie auch nicht einmal eine flüchtige Prüfung aus, und wir haben es deshalb versucht, dieselbe nach den vorhandenen Urkunden zu läutern und zu befestigen. Selbst die von Luck gegebenen Grabinschriften lassen sich mit den Urkunden nur selten vereinigen. 2) Die gewöhnliche Annahme, daß die v. Erbach von Eginhard, dem Kanzler Karl's des Großen, und dessen Gemahlin Emma abstammen, gehört zu den bodenlosen genealogischen Träumereien, die keiner besondern Widerlegung bedürfen. Wer jedoch Näheres darüber lesen will, sehe Eigenbrodt im Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde II. S. 207 ꝛc.

Digitized by Google

bachsche Burg Habitzheim 1306 nur mit Eberhard III., der gewöhnlich der Alte genannt wird, allein. Im J. 1310 erhielt Eberhard die Gerichte „Modach und Limbach" von Würzburg zu Lehen. Gleich nachdem Ludwig der Baier zum teutschen Könige erwählt worden war, schlossen sich ihm die Schenken auf das Engste an und leisteten ihm so wesentliche Dienste, daß er ihnen, namentlich Eberhard (dem Alteren) und dessen Neffen Konrad III., nebst den Herren von Lisberg und von Frankenstein, schon im ersten Vierteljahre die Summe von 3000 Pfund Heller schuldig wurde, und am 28. Jan. 1315 dafür die Reichseinkünfte zu Weinheim und Limbach verpfändete. Eben in Folge jener Theilung war Eberhard auch aus dem Besitze von Erbach gekommen, sodaß, als er später dennoch Ansprüche darauf machte, er mit den Inhabern desselben, seinen Neffen und den Herren von Breuberg, in Streit gerieth. In der Sühne, die diesem Streite 1321 folgte, mußte er jedoch auf Schloß und Stadt Erbach und alle deren Zubehörungen verzichten und auch versprechen, in der Stadt Michelstadt keine Burg zu errichten. Dennoch brach der Streit nochmals aus, und wurde erst in Folge eines Todtschlags 1324 von Neuem beigelegt.

Konrad II., Eberhard's Bruder, der 1290 eine Gütertauschung an das Kloster Schönau machte, hatte eine v. Breuberg zur Gattin, und hinterließ vier Söhne und eine Tochter Lutgarde, welche an Gerhard von Jossa vermählt wurde. Von den Söhnen wurde Gerlach als Propst zu Speier 1329 zum Bischof von Worms erwählt und starb 1332, während sein Bruder Engelhard ihm im Propstamte folgte und 1346 starb. Die beiden weltlichen Söhne waren Konrad III. und Eberhard IV. Neben ihnen lebte Gerhard II., den man 1290 findet. Ihr Vater Konrad nennt denselben zwar seinen nepos, aber diese Bezeichnung ist so vieldeutig, daß sich darauf durchaus kein Schluß auf seine verwandtschaftlichen Verhältnisse bauen läßt. Ein Enkel von jenem Konrad war es auf keinen Fall; da er aber über eine ganze Hälfte des Schlosses Erbach verfügen konnte, so scheint es ein Nachkomme Konrad's I. gewesen zu sein. Dieser Gerhard verkaufte die Hälfte von Erbach und dessen Zubehörungen an Gerlach, Herrn von Breuberg. Als er nun starb, fochten jene Brüder den Kauf an, und es kam sogar zu einer Fehde, welche 1303 durch einen Schiedsspruch gesühnt wurde. Die Schiedsrichter erkannten, daß die Schenken die Hälfte von Erbach ꝛc. an die Breuberge wieder zurückstellen, die Güter zu Reichelsheim aber zwischen beiden gemeinschaftlich sein sollten; daß Gerlach v. Breuberg für 500 Pfund Heller die Hälfte des Schlosses Schönberg so lange pfandweise behalten sollte, bis die Schenken dieses Pfand lösen würden ꝛc. Seitdem besaßen die Breuberge die Hälfte von Erbach bis zu ihrem Erlöschen.

Einen anderen Streit, welchen jene Brüder mit ihrem Oheim Eberhard III. 1321 und 1324 hatten, haben wir schon oben erzählt. Um diese Zeit entstand eine Trennung der Schenken von Erbach in zwei Hauptstämme, in den zu Erbach und in den zu Fürstenau, aber nur die Entstehung des erstern, dessen Stammvater Konrad III. wurde, ist sicher; der Stammvater des zweiten ist ungewiß. Der klarern Übersicht wegen trennen wir von nun an beide.

1) Der Stamm zu Erbach. Konrad III., der Stifter desselben, war eben wol ein treuer Anhänger Ludwig's des Baiern. Schon 1328 erhielt er von demselben für sein Dorf Beerfelden die städtischen Rechte. In den J. 1335, 1346 und 1356 erkaufte er von den Kindern seiner Schwester das Schloß Darberg mit dem Dorfe Zugenheim an der Bergstraße, und stiftete mit seiner Gattin Ida 1341 mit einem Hofe zu Stockheim eine Priesterpfründe in der Kapelle zu Erbach. Im Jahre 1342 verglich er sich mit dem Erzbischofe von Mainz und den sogenannten „gemeinen" Wald. Dann wurde er 1351 Obmann des Landfriedens und starb kurz nachher mit Hinterlassung von zwei Söhnen, Konrad IV. und Eberhard V., welche sich wieder in zwei Linien trennten:

a) Konrad, wurde in Gemeinschaft mit seinem Bruder von der breubergischen Erbtochter, der Wittwe Lutgarde v. Eppstein, und deren Söhnen wegen der breubergschen Hälfte von Erbach angesprochen, welche die Schenken nach dem Erlöschen der von Breuberg im Mannesstamme, wie es scheint, auf den Grund von ganerbschaftlichen Verträgen an sich gezogen hatten. Aber der Lehnsherr, Pfalzgraf Ruprecht der Ältere, entschied gegen Lutgarden. Im J. 1366 versetzten beide Brüder ihren Antheil an Guntersblum, an ihre Verwandten, die Herren von Frankenstein und von Bickenbach, und verglichen 1372 sich mit Mainz wegen Zugenheim. Konrad hinterließ nur einen Sohn Konrad, der sich mit seiner Gattin Margrethe Landschade 1416 in die Brüderschaft der Johanniter zu Obermosau einkaufte. Mit seinen Kindern erlosch diese Linie.

b) Eberhard V. Er hatte sich mit Elisabeth, Gräfin von Katzenelnbogen, vermählt, die nach ihres Bruders Tode den ganzen Erbtheil ihrer Mutter, welche eine bickenbachische Erbtochter gewesen, erhielt, worüber schon 1354 mit Elisabeth's Oheim, dem Grafen Johann von Katzenelnbogen, ein Vergleich getroffen wurde. Es waren namentlich drei Achttheile von der Herrschaft Habitzheim, an der die v. Erbach schon durch Anna v. Bickenbach, die Gemahlin Eberhard's II., einen Antheil ererbt hatten, sowie der Burg Bickenbach, mit deren übrigen Besitzern sie 1357 einen Burgfrieden errichteten. Im J. 1360 theilten Eberhard Schenk und Konrad, Herr zu Bickenbach, die zu Bickenbach gehörigen Vasallen, und verglichen sich wegen der Voigteien zu Spachbrücken, Zeilhardt und Habitzheim. Im J. 1361 kam Eberhard in einen Streit mit Eberhard, Herrn v. Eppenstein, in Folge dessen der Letztere in die Reichsacht verfiel und mit 4000 Mark Silbers Strafe belegt wurde, welche Eberhard Schenk auf die eppensteinschen Festen Eppenstein, Homburg an der Höhe und Steinheim angewiesen erhielt. Wie es scheint, betraf diese Sache die eppensteinschen Ansprüche auf Erbach, auf welche 1365 Lutgarde v. Eppenstein mit ihren Söhnen Verzicht leisten mußte. Auch mit dem Grafen Johann von Wertheim, dem bickenbachschen Miterben, verglich Eberhard sich 1371 wegen Streitigkeiten, die über Bickenbach und über Güter zu Rorheim, Habitzheim, Zimmern und Umstadt entstanden waren, sowie auch wegen Ansprüche, welche die

Digitized by Google

Grafen v. Wertheim auf einen Viertheil an Erbach machten. Eberhard starb 1373 und hinterließ neben seiner Witwe und einem Sohne Eberhard VI., auch drei Töchter, welche an Grafen von Hohenfels-Reipoltskirchen, v. Weinsberg und v. Eberstein verehelicht, alle an den bickenbachischen Gütern mit erbten. Die Witwe stiftete 1379 in der von ihrer Mutter errichteten Kapelle zu Alsbach, unter Bickenbach, am Fuße des Melibokus, eine Messe, sowie 1383 eine gleiche im Kloster zu Dieburg. Nachdem Elisabeth noch den wertheimschen Antheil an Bickenbach für 2100 Fl. erkauft hatte, übergab sie 1385 ihrem Sohne ihre Güter und wies die Vasallen an, demselben zu huldigen. Eberhard erkaufte 1388 Güter zu Michelstadt, Stockheim, Steinbach, Anselborn und Marbach, und 1391 den schon seinem Vater verpfändeten Hof der Herren von Frankenstein vor der Burg Habitzheim. Im J. 1381 wurde er Landvoigt des rheinischen Landfriedens, erhielt 1392 vom Erzbischofe von Mainz die dem Grafen Johann von Sain heimgefallenen Dörfer Rischweiler und Kuntzenbach zu Lehn, sowie 1393 zwei Thurnosse auf den Zoll zu Gernsheim und einen Thurnoß auf den Zoll zu Lahnstein für 1008 Fl. als Sold für sein Landvoigteiamt. Er erneuerte wiederum die Klage gegen die v. Eppenstein, und erhielt von Neuem 1401 eine Achtserklärung und eine Anweisung von 100 Mark Goldes auf deren Burgen Homburg und Steinheim, doch mit nicht größerem Erfolge als früher, denn der Streit zog sich noch durch ein Jahrzehnt hindurch und führte 1411 sogar noch zu einer Fehde. Im J. 1407 erkaufte er von dem Kaiser Ruprecht dessen pfälzischen Antheil (fünf Achttheile) an Habitzheim für 6730 Fl., besaß seitdem Habitzheim ganz und erbaute vor der Burg eine Kapelle. Dagegen wurde der wertheimsche Theil an Bickenbach, der an Eberhard's Mutter verpfändet worden war, 1411 wieder zurückgekauft; auch versetzte er selbst 1417 einen Theil des Schlosses Habitzheim. Von seiner Hausfrau Elisabeth v. Kronenberg erhielt er Güter um Tannenberg, welche er nebst andern seinen Söhnen überließ. Als er 1425 starb, hinterließ er vier Söhne, von denen zwei Geistliche waren: Eberhard war Domherr und weltlicher Gerichtskämmerer zu Mainz, Propst zu St. Stephan und Amtmann zu Mornbach, und Ludwig Domherr zu Worms; eine Tochter, Adelheid, wurde an Philipp v. Kronenberg verehelicht, und erbte einen Theil der bickenbachschen Güter; nur Konrad, verehelicht mit Anne v. Bickenbach, setzte den Stamm fort. Im J. 1436 erwarb derselbe für 5000 Fl. den wertheimschen Antheil an der Herrschaft Bickenbach, war 1441 Oberschultheiß zu Oppenheim, und wurde 1443 von Herrmann Waise von Fauerbach vor dem freien Stuhle zu Lichtenfels verklagt. Seine Söhne waren Philipp und Hans, von denen der letztere Pfarrer zu Hofheim wurde. Philipp, der die Kirche zu Schönbach erbaute, starb 1477. Sein Sohn Erasmus brachte mehre Theile von Bickenbach in seinen Besitz; 1483 den mainzischen, 1488 den mansfeldischen und 1502 den kronenbergischen, und ließ 1497 die Kapelle zu Erbach zu einer Pfarrkirche erheben. Mit ihm erlosch noch in dem J. 1502 am 1. Sept. der erbachische Mannsstamm. Er hatte zwei Töchter, welche die bickenbachischen Güter 1510 an Hessen verkauften; alle übrigen Stammgüter gingen dagegen auf die andere Linie über.

Der fürstenauer Stamm.

Das verwandtschaftliche Verhältniß dieses mit dem andern Stamme klar zu ermitteln, ist uns bisher nicht gelungen; doch hat es viele Wahrscheinlichkeit, daß der Stammvater niemand anders als Eberhard III. ist.

Im J. 1333 verkauften die Johanniter zu Mossau „dem edelen Schenken Eberhard, der genannt ist Rauch, und Frau Uden seiner ehelichen Wirthin, sowie Schenken Eberhard dem Jüngeren und Schenken Heinrich dessen Bruder, des Schenken Rauch's Vettern Söhnen," das Dorf Königsbach. Dieses ist die erste Nachricht, welche wir von diesem Stamme gefunden haben, der, wie man schon hier bemerkt, sich ebenwol in zwei Linien trennte.

a) Die beiden Brüder Eberhard II. und Heinrich, sowie ihr Vetter Konrad I. erhielten 1349 von dem Erzbischofe Gerlach von Mainz die Burg Fürstenau und das halbe Dorf König (Kunnich), für 1000 Pfund Heller verpfändet. In demselben Jahre verbanden sich dieselben auch dem Kaiser Karl IV. zur Kriegshilfe gegen Günther von Schwarzburg. Schon seit früher besaßen sie das Schloß Schönberg. Heinrich ließ sich 1365 für dessen Kapelle einen Ablaßbrief ertheilen und gab 1375 einen Theil desselben dem Grafen Heinrich von Spanheim auf Lebenszeit. In demselben Jahre half er auch diesem Grafen in einer Fehde, und erlitt in einer Niederlage bei „Bries" bedeutenden Schaden. Heinrich starb, nachdem er eine Menge von Kirchen beschenkt, 1387, und wurde in der Kirche zu Michelstadt beerdigt. Er hatte zwei Söhne Eberhard III. und Philipp II. Eberhard hatte auf die erste Bitte des Kaisers Wenzel von dem Stifte St. Gideon zu Speier ein Kanonikat erhalten und war Pfarrer zu Weiblingen geworden; nach seines Vaters Tode resignirte er aber und trat in den weltlichen Stand zurück, während sein Bruder Philipp II. jene Pfarre übernahm. Von seinen sechs Söhnen wurden fünf Geistliche; Gerhard wurde Domherr zu Mainz; Theoderich 1434 zum Erzbischofe von Mainz erwählt und starb als solcher 1459 zu Aschaffenburg; Philipp III. wurde 1440 Fürstabt von Weißenburg und starb 1467; Heinrich trat in den teutschen Orden und wurde Komthur zu Prodselten; Diether war Capitular zu Mainz, Würzburg und Aschaffenburg, und Otto. Dieser Letztere resignirte zwar auf sein mainzisches Kanonikat und verehelichte sich noch, erhielt auch einen Sohn; aber dieser starb als Domherr zu Worms 1482. Nur Eberhard's sechster Sohn Hans erhielt den Stamm. Im J. 1435 bestellte ihn sein Bruder, der Erzbischof, zum mainzischen Amtmann zu Heppenheim; auch wurde er Amtmann zu Starkenburg und Bensheim, sowie 1450 zu Fürstenau. Er starb 1458 und hatte Hans zum Sohne. Dieser erkaufte von Konrad, Herrn v. Bickenbach, dessen Antheil an Habitzheim und starb 1484. Mit Valentin, dem Sohne desselben, der 1525 Commandant zu Heidelberg war und 1528 seinen Theil von Habitz-

Digitized by Google

heim an die Grafen von Löwenstein veräußerte, erlosch diese Linie im J. 1531.

b) Eberhard I., genannt Rauch, ein Beiname, welchen auch seine meisten Nachkommen führten, hatte mit seiner Gattin Ude zwei Söhne, von denen Johann I. Domherr zu Würzburg wurde. Der andere, Konrad I., bewitthumte 1339 seine Gattin Kunigunde v. Brück auf ein Viertel an der Burg Schönberg. Der Erwerb von Fürstenau 1349, sowie seine Verbindung mit Kaiser Karl IV. sind schon oben erwähnt. Im J. 1372 erhielten beide Brüder das Dorf Traisa vom Kloster Höchst verpfändet. Im J. 1382 schloß Konrad I. mit den Ganerben von Tannenberg einen Burgfrieden und starb nach 1387. Er hatte drei Söhne: Rudolf und Konrad II. wurden Geistliche; der andere war Hans II. Dieser verglich sich 1394 mit den Grafen von Spanheim und befestigte in Gemeinschaft mit seinem Vetter Eberhard III. Michelstadt (1395). Im J. 1408 wurde er mainzischer Burgmann auf der Starkenburg. Sein Bruder Konrad II. war Geheimerrath des Erzbischofs Johann von Mainz und erhielt von demselben das „Haus und den Burgstadel" zu Rimbach an der Weschnitz; aber nicht lange nachher verließ er den geistlichen Stand, und ehelichte 1412 eine Tochter Eberhard Schenk's VI. v. Erbach. Es war dieses für die Erhaltung der Linie um so nothwendiger, als Hans nur eine Tochter hatte. Diese, verehelicht an Hadamar von Laber, erhob nach ihres Vaters Tode, welcher ums Jahr 1418 erfolgte, Ansprüche auf dessen Verlassenschaft, die erst nach langem Streite beseitigt wurden. Konrad empfing 1418 vom Stifte Mainz das Lehn über das halbe Dorf König und die Burgsitze zu Fürstenau und Starkenburg. Sein Sohn Philipp I. erhielt 1433 mit seiner Gemahlin Lutgarde v. Eppenstein den eppensteinschen Theil an Breuberg verschrieben und 1441 für 9000 Fl. erblich überlassen. Im J. 1451 wurde er zum mainzischen Vitzthum zu Aschaffenburg bestellt, und stiftete 1454 einen Altar zu Michelstadt. Im J. 1459 erhielt er vom Erzbischofe von Mainz das ganze Schloß Fürstenau nebst der bisher noch mainzisch gewesenen Hälfte des Gerichts König, und baute darauf 1460 zu Fürstenau eine Kapelle. Er starb 1461. Von seinen drei Söhnen gehörte nur einer, Georg, dem weltlichen Stande an und auch dieser hatte nur einen weltlichen Sohn, Namens Eberhard, den Stammvater aller spätern Erbacher. Eberhard verkaufte die Hälfte seines Antheils an Breuberg den Grafen v. Wertheim und lebte in pfälzischen Diensten. Dieses und dann auch seine pfälzische Vasallenschaft zogen ihm 1504 feindliche Scharen ins Land. Der Kurfürst Ruprecht sowol, als sein Sohn waren in die Reichsacht verfallen und von verschiedenen Seiten erschienen Heere, dieselbe zu vollstrecken. Ein hessisches Heer drang namentlich in den Odenwald, und Habitzheim wurde erobert, Bickenbach ergab sich, Schönberg wurde niedergebrannt und die ganze Gegend weithin mit Feuer und Schwert verwüstet. Erst durch einen Vertrag von 1510 gab Hessen Habitzheim und Schönberg unter der Bedingung wieder zurück, daß diese künftig von Hessen zu Lehen gehen sollten; das Schloß Bickenbach aber sollte mit alle seinem Zubehör und besonders seinen ansehnlichen Lehenschaften dergestalt bei Hessen bleiben, daß dieses des Schenken Erasmus Töchtern für ihren Antheil daran jeden Gulden jährlicher Einkünfte mit 10 Fl. Capital abkaufen sollte. Vergeblich bemühte sich Eberhard nachher das Schloß Bickenbach wieder zu erhalten; er brachte nichts, als 1527 einen Vergleich zu Stande, worin ihm Hessen seinen Antheil der Burg Tannenberg oder des Dorfes Seeheim gegen das Dorf Traisa und den Zehnten zu Umstadt vertauschte. Im J. 1525 führte Eberhard die pfälzischen Truppen gegen die Bauern und verkaufte 1530 in Gemeinschaft mit seinem Vetter Valentin den größten Theil der Herrschaft Habitzheim an die Grafen von Löwenstein-Wertheim. Im J. 1532 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben. Er führte in seinen Besitzungen die Reformation ein. Durch seine Vermählung mit Marie Gräfin v. Wertheim legte er den Grund zu dem spätern vollständigen Erwerbe von Breuberg, wie denn auch durch den Tod des Schenken Valentin die sämmtlichen erbachischen Stammgüter in seinem Besitze vereinigt wurden. Sein Tod erfolgte 1539, nachdem ihm nicht weniger als sieben Söhne und neun Töchter geboren worden waren. Doch von den Söhnen gelangten nur drei zu einem höhern Alter. Diese, welche die von ihrem Vater begonnene Einführung der Reformation vollendeten, trafen eine Theilung ihrer väterlichen Besitzungen. Georg, der 1526 eine Reise nach Palästina unternahm und kurpfälzischer Unterlandvoigt im Elsaß wurde, erhielt Michelstadt, Fürstenau, Reichenberg und Tannenberg; Valentin, der anfänglich Domherr war, nach dem Rücktritt in den weltlichen Stand aber Burggraf zu Alzei wurde, erhielt das Schloß Schönberg; Eberhard aber Erbach, Freienstein, Beerfelden und Jugenheim. Diesen drei Brüdern fiel auch die Hälfte der Herrschaft Breuberg zu. Schon ihre Mutter Marie hatte nach dem Absterben ihres Vaters, des Grafen Michael von Wertheim (1531), weil sie bei ihrer Vermählung keinen Verzicht ausgestellt hatte, gegen ihren Bruder, den Grafen Michael III. von Wertheim, Anspruch auf einen Theil des väterlichen Nachlasses erhoben und es war ihr auch im J. 1549, durch ein Urtheil des kaiserlichen und Reichs-Kammergerichts, der sechste Theil der väterlichen Verlassenschaft, mit allen Nutzungen vom Tode desselben an, zuerkannt worden.

Um die Schenken für die Verluste zu entschädigen, welche sie in der pfälzischen Fehde von 1504 erlitten hatten, war ihnen ein Gnadengeld verschrieben worden, für welches ihnen 1560 der Kurfürst das Schloß und Amt Wildenstein abtrat. Im J. 1561 trafen jene Brüder mit Kurpfalz einen Tausch. Sie erhielten die seither zum Amte Lindenfels gehörigen Dörfer Lautern, Seidenau, Reinbach und den pfälzischen Antheil von Reichenbach. und überließen dagegen an Pfalz: Muttershausen, Scheuerberg, Mittelechter, Knoda, Breitenwiesen, Schandenbach, Oberlaudenbach und Güter zu Scharbach, was bisher alles zum Amte Schönberg gehört hatte.

Eberhard starb 1564 nach langer Krankheit und hinterließ außer vier Töchtern nur einen Sohn, Georg II. Seine Brüder waren dagegen kinderlos, sodaß nach Georg's I. Tode (1569) das ganze erbachische Besitzthum in Georg's II.

Digitized by Google

Hand vereinigt wurde. Nicht weniger als vier Mal vermählt, hatte derselbe 27 Kinder erzeugt. Doch viele davon starben schon jung und nur vier Söhne erlebten seinen Tod, der 1605 erfolgte. Diese theilten sich in das väterliche Besitzthum, aber nur einer von ihnen, Georg Albrecht, hinterließ eine dauernde Nachkommenschaft, denn die Söhne der andern starben alle kinderlos. Georg Albrecht hatte das Schicksal 1617 auf einer Fahrt von Italien nach Spanien von Seeräubern aus Tunis gefangen zu werden. Sein Lösegeld betrug nicht weniger als 27,000 Fl. Seit 1643 besaß er das ganze Land, das durch den 30jährigen Krieg schwer verwüstet wurde und dessen Ende er nicht einmal erlebte, denn er starb 1647. Von seinen 15 Kindern kommen nur zwei Söhne in Betracht: Georg Ludwig und Georg Albrecht, zwischen denen das Land seit 1678 getheilt war und die sich in die erbachische und fürstenauer Linien trennten. Im J. 1664 fanden sie ihres Oheims, des Grafen Ludwig, Witwe, Johanne v. Sain, durch die Überlassung des Restes der Herrschaft Habitzheim ab.

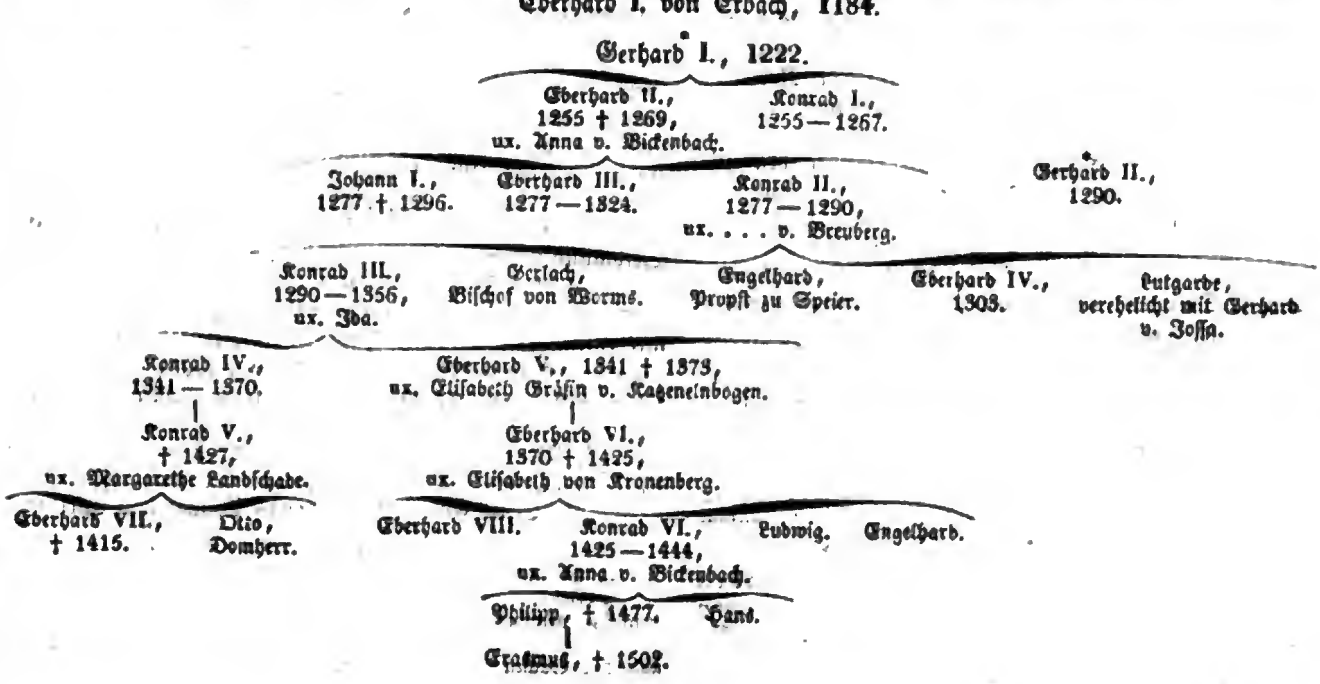
a) Georg Ludwig, der das Erstgeburtsrecht einführte und 1693 starb, war gleich seinen Vorfahren an Kindern reich gesegnet, denn er zählte derer 16, von denen Friedrich Karl den Mannsstamm dieser Linie schon 1731 schloß, wodurch seine Stammgüter auf die Nachkommen seines Bruders übergingen.

b) Georg Albrecht, der die fürstenauer Linie gründete, hatte eine ansehnliche Schuldenlast gehäuft und verkaufte deshalb 1704 das ganze Amt Seeheim und Tannenberg mit den Dörfern Bickenbach, Jugenheim, Seeheim, Malchen, Balkhausen, Staffel, Wurzelbach und Beedenkirchen, sowie auch Güter zu Groß- und Kleinrorheim ꝛc. für 221,750 Fl. an Hessen-Darmstadt und starb 1717. Durch drei seiner Söhne: Philipp Karl (gest. 1736), Georg Wilhelm (gest. 1757) und Georg August (gest. 1758), entstanden die noch jetzt blühenden Linien zu Fürstenau, zu Erbach und zu Schönberg.

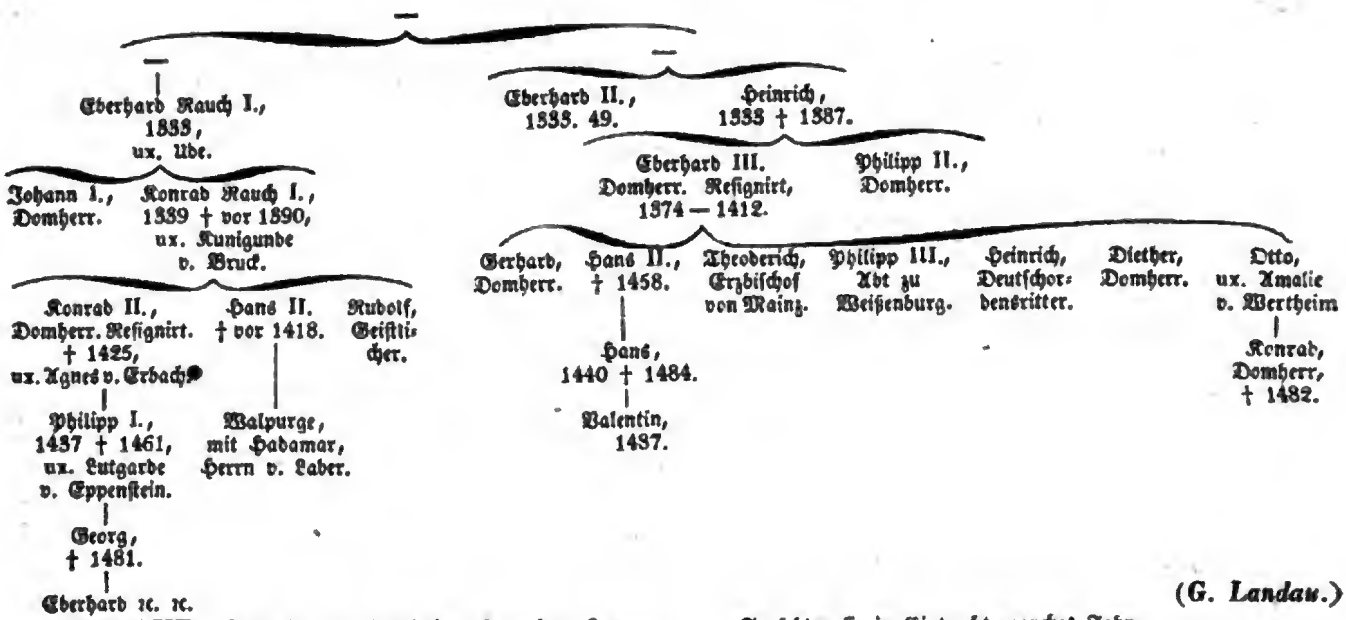
Zu den seitdem noch gemachten Erwerbungen der Grafen von Erbach gehört namentlich die Herrschaft Rothenberg, welche der Graf von Erbach-Fürstenau 1797 von den Grafen von Degenfeld erkaufte, sowie die Grafschaft Wartenberg-Roth. Der kinderlose Graf von Wartenberg, welcher durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom J. 1803 zur Entschädigung für verlorne überrheinische Besitzungen die Reichsabtei Roth erhalten hatte, nahm im J. 1804 seine Neffen, die Grafen Franz Karl und Franz Georg Friedrich von Erbach-Erbach, in der Art an Kindes Statt an, daß sie seinen Geschlechtsnamen und sein Wappen neben den ihrigen führen, und daß nach seinem Ableben der ältere Adoptivsohn nach dem Rechte der Erstgeburt succediren sollte. Graf Karl von Erbach-Erbach trat im J. 1809 in den Mitbesitz und, nach dem Ableben des Adoptivvaters, im J. 1818, in den Alleinbesitz der Grafschaft Wartenberg-Roth ein.

Erst durch die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 verloren die Grafen von Erbach ihre Unabhängigkeit und wurden zum größten Theile hinsichtlich ihrer Besitzungen unter die Oberhoheit des Großherzogs von Hessen gestellt. Aber nicht nur hier, sondern auch in Baiern, Würtemberg und Baden stehen ihnen die Rechte als Standesherren zu. Die Linien rangiren nicht etwa nach dem Alter ihrer Abstammung, sondern nach dem Alter ihrer jedesmaligen Häupter. Das ganze Haus bekennt sich zum Lutherischen Glauben.

Um einen Überblick der älteren Genealogie zu erleichtern, fügen wir die von uns aufgestellte Geschlechtstafel an:



Digitized by Google



(*G. Landau.*)

ERBAUT, Dorf in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Mons, liegt nicht weit von dem Flecken Lens entfernt und hat eine Kirche mit einem Grabhügel, welcher den Römern zugeschrieben wird. (*Fischer.*)

ERBAUUNG ist in eigentlicher Bedeutung die Aufführung eines Gebäudes, wird aber fast ausschließlich in uneigentlicher Bedeutung genommen. Vollkommen ist dieses Wort in unserer Sprache eingebürgert, zur Bezeichnung für alle diejenigen Verhältnisse, welche das hebräische בָּנָה ausdrückt, für dessen Übertragung das lateinische aedificare zwar gebräuchlich ist, aber nicht genügt; Luther pflegt in der Übersetzung der Bibel zwischen erbauen und bauen nicht zu unterscheiden, und mit beiden Worten ohne Störung des Sinnes zu wechseln, wie Jerem. 42, 10. Gewöhnlich hat erbauen den Nebenbegriff der beabsichtigten Dauer dessen, was man errichtet oder baut, da die Vorsetzsylbe Er in erbauen ebenso wol das Kommen oder das beabsichtigte Bringen in den Zustand, den das Zeitwort anzeigt, bedeutet (wie in Erneuen u. A.), als auch, wie das alte celtische Ar, über, hoch, und Bauen auf den Begriff der Erhaltung, Vervollständigung hinweist. So wird es Gen. 16, 2. 30, 2. Exod. 1, 21. 2 Sam. 7, 11 von der Sorge um eigene Nachkommenschaft, der Erhaltung eines Geschlechts, Erbguts, Namens gebraucht, Hiob 22, 23. Jes. 53, 12. Jerem. 12, 6. 31, 4. Mal. 3, 15 von Wiederherstellung, Einsetzung in den frühern Zustand des Glücks, der Ruhe, Deut. 25, 9. Ruth 7, 11 gradezu für erzeugen, creando producere, mit dem Nebenbegriff der freudigen Bereitwilligkeit dazu, sowie Prov. 14, 1. Ps. 83, 3 es anzeigt, daß etwas durch Fleiß und Ordnung in gutem Stande erhalten und annehmlich gemacht werde.

Die Nebenbedeutung des freudig Erhebenden tritt in Erbauen zuweilen so hervor, daß auf sie, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich gesehen wird. So bei Wieland:

So lebten sie in Eintracht manches Jahr
Zusammen, keusch und treu, wie fromme Turteltauben,
So treuergeben sie, und er so voller Glauben,
Daß Jedermann dadurch erbauet war,

d. h. sich innig freute, da das Gemüth besonders nur durch frohe, angenehme Empfindungen erhoben, sowie durch traurige niedergeschlagen wird. Auch im alten Testament wird dieses erbauen genannt, und ihm niederschlagen in eigentlichster Bedeutung entgegengesetzt, wie construere und exstruere dem destruere, Ps. 28, 5. Jerem. 42, 10. Figürlich wird deshalb die Erweckung freudig-erhebender Empfindungen und Gesinnungen sowol im eigenen Gemüthe, als in dem eines Andern, oder die Gewinnung derselben durch Andere Erbauung genannt [1]).

In dieser Bedeutung wird es jetzt gewöhnlich, auf Grund des neuen Testaments, in moralisch-religiösem Sinne genommen [2]). Jesus selbst nämlich stellte oft den Christenverein als ein Gebäude dar, das auf unerschütterlichem Grunde ruhend (Matth. 16, 18), für alle diejenigen von Gott eingerichtet sei, die, nach ihrem wahren Heile begierig, ihr Herz und ihren Sinn einzig zur Annahme und Befolgung seiner Lehre lenken würden. (Matth. 7, 24 fg.) So vergleichen auch die Apostel die ganze christliche Kirche überhaupt nicht selten mit einem Gebäude (οἰκοδομή) oder mit einem gottgeweihten Tempel (ναὸς θεοῦ), der immer herrlicher aufgebaut werden und sich erheben müsse zum Preise des Höchsten, von Christus selbst zusammengefügt und gehalten. (1 Kor. 3, 9—17. 6, 19. 2 Kor. 6, 16. Eph. 2, 21—22.) Es wird zugleich bemerkt (1 Kor. 3, 11 fg.), der wahre, feste Grund der christlichen Gemeinde sei Jesus Christus selbst (das Evangelium Christi),

1) Zu einseitig will Teller (Wörterbuch des N. T. S. 174) überall erbauen dem stärken gleichgesetzt wissen. 2) G. F. Meier, Kunst zu predigen (Halle 1772). S. 23: Erbauung ist Hervorbringung und Verbesserung der praktischen oder lebendigen Erkenntniß göttlicher Sachen oder Wahrheiten.

Digitized by Google

und auf diesem Grunde müsse jeder Lehrer einer christlichen Gemeinde fortbauen, damit das Gebäude wandellos dastehe und in der Feuerprobe sich bewähre [3]). An andern Orten wird daher das Zunehmen und Wachsen der christlichen Gemeinde selbst, d. h. ihr auf dem lebendigen Glauben an Jesus beruhendes Fortschreiten in jener echten Religiosität und Sittlichkeit, welche seine Bekenner der Theilnahme am Reiche Gottes fähig und würdig macht, ein Erbautwerden, sowie das thätige Befördern dieser Fortschritte und der darauf beruhenden Glückseligkeit ein Erbauen oder Aufbauen genannt (z. B. Röm. 14, 19. 1 Kor. 14, 3. 8, 2. 2 Kor. 5, 1) [4]).

Ganz schriftgemäß ist es daher auch, wenn gemeinschaftliche Erbauung als Zweck jener öffentlichen, feierlichen Versammlungen angesehen wird, in denen eine christliche Gemeinde zusammenkommt, um ihre heiligsten, religiösen und sittlichen Bedürfnisse befriedigt zu sehen. In dem Gemüthe jedes Einzelnen soll der Prediger eine echt christliche Sittlichkeit und Religiosität befördern, um so Alle dem Reiche Gottes zu weihen. Daß dieses Erbauen noch mehr, als das bloße Lehren [5]) umfasse (das Beschäftigen des Erkenntnißvermögens), läßt sich schon aus dem neutestamentlichen Gebrauche des Ausdrucks *οἰκοδομὴ* erweisen. Denn der Apostel Paulus behauptet ausdrücklich (1 Kor. 14, 2 fg.), daß *γλώσσαις λαλεῖν* [6]) einen geringeren Werth habe, als das *προφητεύειν*, weil das letztere zur Erbauung der Gemeinde diene. Dieses war aber nicht ein blos ruhiges, die religiöse Erkenntniß aufklärendes und erweiterndes Belehren, es war (nach Act. 2, 17. 18. 1 Kor. 11, 4. 13, 9; vergl. 1 Kor. 12, 28. 29) ein gottbegeistertes Sprechen von göttlichen Dingen, es mochte nun im Weissagen künftiger Dinge, oder im Preise Gottes und in frommen Gebeten, oder im Vortrage religiöser Wahrheiten und Auslegen der heiligen Schriften, oder im Ermuntern, Warnen und Trösten bestehen; ein Sprechen, welches nicht blos aus Überlegungen und Forschungen des betrachtenden Verstandes, sondern hauptsächlich aus dem innigsten und lebendigsten religiösen Gefühle hervorströmte, und, wie es vom Herzen kam, so zum Herzen gehen und die Gemüther mächtig ergreifen mußte.

Das Hauptmittel nun, um wahre Erbauung hervorzubringen, besteht immer in der Lehre des Geistlichen, dessen Beruf es ist, das heilige Werk Jesu und der Apostel fortzuführen; und da schon der Schulunterricht die Bestimmung hat, die Elemente der Tugend- und Religionslehre mitzutheilen, den kindlichen Geist in dem großen, heiligen Gebiete des Glaubens und der Liebe gleichsam zu orientiren, das Herz den ersten heilsamen Regungen zu öffnen, und den Grund zu legen, auf dem der Prediger fortbauen kann und soll, so bleibt es auch diesem überlassen, den Umkreis dieser Einsichten, welche sich auf das Höchste und Heiligste beziehen, zu erweitern, die erweckten Überzeugungen zu befestigen, an das Gehörte und Empfangene zu erinnern, aber es auch lebendiger darzustellen, als es im gewöhnlichen Leben gedacht und empfunden wird, und es dem Herzen so nahe zu legen, daß es den wirksamsten Einfluß auf das menschliche Leben, auf Denken und Handeln äußere.

Um diese Aufgabe genügend zu lösen, ist es im Allgemeinen für den Prediger unerläßlich, daß er zuvor an seiner eigenen Erbauung arbeite [7]), um auf diese Weise sich die Tugend der Erbaulichkeit [8]) anzueignen, ohne welche ihm jede Möglichkeit der Vermittlung fehlen würde. Sein Lehren und Reden darf ferner durchaus nicht etwas von seiner Person, von seinem Wandel, seinen übrigen Verrichtungen und Bestrebungen völlig Abgesondertes, für sich allein Bestehendes, durch sich allein seinen Entzweck vollkommen Erreichendes betrachtet und dargestellt werden, sondern die Kraft und Wirksamkeit seiner Worte muß mit seiner ganzen übrigen Thätigkeit in unauflöslichem Zusammenhange stehen, und bezwecken, daß der Zuhörer zugleich ein religiöses und sittliches Interesse an der Person des Predigers nehme, in der er die verkündete Lehre gleichsam als etwas Lebendiges erblickt. Es wird sicher einem so beschaffenen Prediger gelingen, nicht allein in öffentlichen Zusammenkünften oder beim gewöhnlichen Gottesdienste durch seiner Rede überzeugende Kraft und durch die Wahrheit seiner begeisterten Worte die jedesmalige Versammlung der heilbegierigen Christen zu erbauen, sondern er wird auch außerdem in allen besondern Verhältnissen seiner Mitchristen (in die er sich natürlich die möglichste Einsicht zu verschaffen suchen muß, um desto gewisser den

3) *Glass.* Phil. sacra. p. 1833: hoc medio aedificatio ecclesiae peragitur, quae spiritualis domus et civitas dei est. Ps. 51, 20. 102, 15. Jes. 60, 10. 54, 11. 12. Eph. 2, 21. 22. 4, 12. 1 Petri 2, 5. 4) Derselbe l. c. aedificatio pro informatione, quae verbo et vita fit, accipitur. Cf. *Flacius*, Clavis script. sacrae s. v. *aedific.* p. 25: significat etiam crebro *docere*, unde doctores etiam dicuntur aedificantes, quia hominum mentes salutari doctrina exstruuntur, melioresque fiunt. Add. *Glass.* l. l. unde aedificantium nomen, h. e. eorum, qui verbo dei ecclesiam eius instaurare et conservare debent, et pro talibus, licet falso, se venditent. Matth. 21, 42. Act. 4, 11. 2 Petri 2, 7. 5) Meier S. 38: durch die Erbauung muß die ganze Religion, folglich ihr theoretischer und praktischer Theil, befördert werden. 6) Ein bei den ersten Christen üblicher Ausdruck der höchsten religiösen Begeisterung, die aber blos für den Redenden selbst verständlich war.

7) A. Struensee (in seiner Anweisung zum erbaulichen Predigen [Halle 1756]) gibt dem Prediger zur Selbsterbauung folgende Rathschläge (S. 12. §. 12): 1) Er solle seinen Seelenzustand kennen lernen und die heilsamen Lehren zu seiner eigenen Besserung, Ermunterung, Stärkung anwenden. 2) In der Erkenntniß göttlicher Wahrheiten zunehmen und von der Richtigkeit derselben mehr und mehr Überzeugung zu erhalten suchen. 3) Im Glauben an Christum seine Seele zu weiden und seines Gnadenstandes mehr und mehr vergewissert werden. 4) In einem beständigen Umgang vor und mit Gott bleiben. 5) Eine reichere Erfahrung in den Wegen Gottes erlangen. 6) In wahrer Verleugnung seiner selbst, in Unterdrückung der unordentlichen Affecte und in einer aufrichtigen Liebe gegen seine Gemeinde einen unanstößigen Wandel führen. 1 Kor. 9, 26. 27. 2 Kor. 1, 12. 2, 17. Jerem. 31, 14. Joh. 7, 37. 38. 1 Tim. 6, 12—16. Tit. 2, 7. 8. 1 Petri 5, 1—3. 8) Mosheim (Sittenlehre der heiligen Schrift IV, 234) erklärt Erbaulichkeit treffend als lebendigen und unveränderlichen Vorsatz des geheiligten Willens, seinen Wandel sowol, als seine Reden so einzurichten und abzufassen, daß Andere dadurch Anlaß bekommen, in der Erleuchtung und Heiligung sich zu stärken und Alles dasjenige zu unterlassen, was die Seelen anderer Menschen verderben und zur Sünde verführen kann.

Bedürfnissen jeder einzelnen Seele entsprechen zu können) [9]), den bleibenden Grund echter Erbauung legen. Um aber in größern Kreisen allgemeine Erbauung hervorzubringen, muß der Geistliche noch im Besondern sich bei seiner Lehre anderer Hilfsmittel bedienen, als zur Erbauung eines einzelnen Gemeindemitgliedes nöthig sind. Während hier seiner Wirksamkeit durch das eigenthümliche Verlangen und die besondern Angelegenheiten eines Individuums gewisse Schranken gesetzt sind, innerhalb derer er durch die Macht des Geistes meist nur nachhelfend und bessernd aufbauen, erhalten und fördern soll, so bietet sich dort ein viel weiteres Feld für freiere Thätigkeit dar, in welchem er nicht allein die Erbauung der verschiedenen Einzelwesen an sich, sondern auch die nothwendige Zusammenfügung zu einem einzigen, im Glauben und in Liebe verbundenen großen Ganzen, gehörig berücksichtigen muß.

Die dem neuen Testament geläufige Vergleichung der apostolischen Thätigkeit mit dem Arbeiten eines weisen Baumeisters (1 Kor. 3, 10), dessen Absicht auf die Erbauung eines geistlichen Hauses aus lebendigen Steinen gerichtet sei (1 Petri 2, 5), vermag hierbei die beste Anleitung zu geben. Wie dieser soll der Prediger, wol kundig der angewiesenen Stelle seiner Wirksamkeit, sein Werk nach einem bestimmten und wohlgeprüften Plane beginnen [10]), in dem sowol auf den vorliegenden Zweck, als auch auf alle Mittel zur Erreichung desselben gebührende Rücksicht genommen ist, d. h. er muß seine Worte seiner Lehre gemäß so einrichten, daß jeder Einzelne der verschiedenartigen Zuhörer in dem, allein durch den Geist frommer Andacht geeinten Ganzen, seinen nothwendigen Platz findet [11]). Blos gelehrte oder einseitig dogmatische, wie moralische Predigten, auch Reden über specielle Fälle ohne allgemeines Interesse und Anwendung auf die Gesammtmasse der Zuhörer, Predigten voll Übertreibungen, oder blos wortreiche Schilderungen ganz fremder und unbekannter Zustände und Verhältnisse [12]), gehören zu den völlig unzweckmäßigen Mitteln. In ungekünstelten Worten muß der Geistliche das Gemüth der Einzelnen so zu ergreifen und zu bearbeiten suchen, daß alle sich für befähigt halten, an gemeinschaftlicher Aufführung des heiligen Baues, je nach dem Maße ihrer Kräfte, thätigen Antheil zu nehmen, jeder Einzelne soll erkennen, daß er berufen sei, auf welchen Standpunkt ihn auch die Vorsehung gestellt haben möge, sein Dasein nicht in eigenmächtiger Zurückhaltung oder Abgesondertheit zu verbringen, sondern einer höhern, göttlich angeordneten Einheit sich zu weihen, und soll einsehen lernen, daß nicht das zerstreute, sondern das auf diesen einen Zweck eingerichtete Material in seiner Zusammenfügung und festen Verknüpfung seiner Bestimmung allein entspräche. Während also der Prediger den abzuhandelnden Stoff nach seiner Allgemeingültigkeit und seiner Fruchtbarkeit genau erwogen haben muß, während er und mit ihm seine Worte von dem Geiste der einigen Wahrheit und einigenden Liebe muß durchdrungen sein, während er aufrichtig, aber geschickt nicht allein einen Wechsel fremdartiger Eindrücke bei dem anhaltenden Hinarbeiten auf sein Ziel zu verhindern suchen muß, sondern auch durch seine Lehre ebenso sehr die Mittheilung theoretischer Kenntnisse in faßlichem Unterricht, als die Anleitung zu deren Anwendung und Ausübung in deutlicher Unterweisung beabsichtigt [13]), muß er auch die passendste, für Geist und Herz seiner christlichen Mitbrüder zugänglichste Form der Rede beobachten, um dem Gehalt der Rede auch die richtige Gestalt zu geben, kurz, er muß für die erbauliche Materie die erbauliche Fassung wählen.

Hierzu gibt Meier (in seinem angeführten Werke, S. 22 fg.), — der die Erbauung in sinnliche und vernünftige eintheilt, da durch jene eine praktische Erkenntniß göttlicher Sachen und Wahrheiten gewirkt und vermehrt werde, die ganz oder ihrem größten Theile nach sinnlich bleibe, durch diese aber eine solche Erkenntniß, die ihrem vornehmsten Theile nach deutlich und vernünftig sei —, die Vorschrift, daß jede Predigt, da sie doch ein erbaulicher Vortrag sei, mithin auch geschickt sein müsse, entweder eine sinnliche oder eine vernünftige Erbauung in den Zuhörern zu erzeugen und also ebenso viel sinnlich als vernünftig Ansprechendes im Vortrag enthalten sollte, um gleichmäßig Herz und Verstand mit erleuchtender, überzeugender und bewegender Kraft des Wortes zu berühren, und den Willen des Einzelnen in der Richtung des Erhabenen, Edlen und Guten, auf der Bahn des Religiösen und Sittlichen vermöge der ästhetischen Fassung und Durchbildung unverrückt zu erhalten [14]).

Ob der äußerliche Cultus in der Kirche an und für sich allein geeignet sei, Erbauung hervorzubringen, ist dem-

9) s. Struensee §. 13. 10) Meier S. 105 fg. 11) *Goebel*, Eloquentia sacra s. Methodologia homiletica p. 12: quando in definitione aedificatio auditorii in fide et moribus cujusvis concionis finis dicitur, non in sensu disjunctivo, sed copulativo hoc accipiendum est. Nimirum numquam ita informandi sunt auditores circa credenda, ut horum usus ad salutarem praxin, in vera fiducia et seriis pietatis exercitiis, non ostendatur et inculcetur. Nec umquam circa moralia ita versandum, ut dogmata fidei seu credenda negligantur, cùm doctrina de bonis operibus, seu fidei fructibus et exercitio pietatis, aliis articulis de lege scil. et evangelio, conversione cet. sit inaedificata quasi et superstructa, sine quibus nec commode satis nec utiliter tractari queat. Nec in morum doctrina uni saltem generi inhaerendum, sed ita omnia temperanda, ut et Paedine et Epanorthosi et consolationi suus detur locus. Numquam in impiorum vitam solam invehendum, sed sociâ operâ peccatoris contriti et desperabundi efficaci, quo opus habent, solatio erigendi et refocillandi, atque sic totius auditorii aedificationi vellficandum. Aliis enim atque aliis auditoribus alius atque alius fieri debet concionator, et laborare cum Paulo: omnibus fieri omnia, ut singulis prodesse valeat, et omnino reliquos servet. 1 Kor. 9, 22. 12) Beispiele hiervon s. in Horst, Mysteriosophie I. S. 221 fg.

13) Kindervater, über nützliche Verwaltung des Predigtamtes. S. 32: Der Prediger soll praktisch unterrichten ꝛc., sonst wird ein wesentlicher Zweck des öffentlichen Gottesdienstes, die Erbauung im echt apostolischen Sinne, vernachlässigt. Vgl. S. 72: Er soll unterrichten, christliche Tugend befördern, den Willen immer geneigter zum Guten machen, er soll den Menschen veredeln. — Herder, Relig. und Theol. XVIII, 307: Erbauen kann mich nichts, als was mich mit Andern in guten Grundsätzen befestigt, denen gemäß ich wirklich Religion zu erweisen habe; sie führt und gewöhnt zu dieser, ohne daß sie solche selbst sei. 14) Eine schätzbare Beurtheilung der Predigt als Mittel zur Erbauung findet sich in Horst's Mysteriosophie. S. 732 fg.

Digitized by Google

nach zu bezweifeln, aber gewiß ist es, daß er das menschliche Gemüth zur Andacht zu stimmen vermag, und andächtige Erhebung des Herzens und Geistes zu Gott der erste Schritt zur Erbauung bleibt. Der Cultus mit seinen symbolisch-ästhetischen Elementen soll, wie sich Horst (S. 229) ausdrückt: „Allen, welche die Kirche besuchen, Erweckung und Stoff zur Erbauung darbieten," oder, wie Schott sagt (Theorie der geistlichen Beredsamkeit S. 316): er ist eine Anstalt der Erbauung, und der Geistliche ist als Liturg mehr der Leiter und Theilnehmer an der gemeinschaftlichen Erbauung, während er als Prediger selbst Erbauer ist.

Jede einseitige Neigung der Sinnlichkeit oder des Gefühls zur Erbauung führt aber leicht und sehr gewöhnlich zur Schwärmerei und Mystik.

Ausführliche und gründliche Behandlung dieses Stoffes findet man bei Ammon, Handbuch der Kanzelberedsamkeit. (Nürnberg 1812.) S. 131—148. Schott und Rehkopf, Zeitschrift für Prediger ꝛc. 1. Bd. 1. Heft. Gaß, Über den christlichen Cultus. Schuderoff, Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes, 1813, 1. Bd. 1. Stück. (*O. Gruber.*)

Erbe, nebst allem damit Zusammenhängenden, s. in den Nachträgen.

ERBENDORF, ursprünglich Arbendorf, ein Markt auf einer Anhöhe an der Waldnab und an der Straße von Kemnath nach Böhmen, im bairischen Landgerichte Kemnath, wovon er drei Stunden entfernt ist. Er begreift 186 Häuser mit 1400 Einwohnern, die Sitze eines katholischen und protestantischen Pfarramtes in den entsprechenden Dekanaten Sulzbach und Weiden, eines Magistrates, zwei Kirchen, die Hansel- und Rohrmühle, verschiedene Gewerbe und in der Nähe mannichfaltige Mineralien. Die Einwohner dieses Marktes ziehen häufig durch ganz Baiern bis nach Österreich und Böhmen, um Sämereien, die sie in Nürnberg kaufen, auch Brillen, Nadeln u. a. zu verkaufen. Ehemals stand dieser Ort in hoher Blüthe: seine Gewerbe waren zahlreich und brachten reichlichen Gewinn; in der Nähe ward Bergbau auf Blei und Kupfer lebhaft und glücklich betrieben. In Zeit von hundert Jahren wurde Erbendorf drei Mal fast gänzlich in Asche gelegt. Der Ort erscheint urkundlich bereits im J. 1244 und hatte da seinen Voigt. König Rudolf verpfändete im J. 1281 diesen Markt an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg um 300 Mark Silbers, welche Verpfändung im J. 1300 vom Könige Albert bestätigt wurde. Der Ort war also Reichsgut und kam bald darauf an das Haus Baiern. (*Eisenmann.*)

ERBERSDORF (Neu-), ein zu den herzogl. jägerndorfer Kammergütern gehöriges Dorf im troppauer Kreise des österreichischen Antheils am Herzogthume Schlesien, in einem engen, von hohen Bergen und ausgedehnten Waldungen umgebenen Thale, am linken Ufer der Oppa gelegen, 1½ Meile südwärts von Jägerndorf entfernt, nach Seifersdorf (Dekanat Jägerndorf, Erzbisthum Olmütz), mit 73 weit aus einander stehenden Häusern, 505 teutschen Einwohnern, welche sich bei dem dürftigen Ackerbaue durch Flachsspinnen, Garn- und Zwirnbleichen und dem Verfertigen von Futterschwingen, Sieben und Körben ernähren, einem Erbgerichte mit den gewöhnlichen Regalien, einer Schule, zwei Wassermühlen, zwei Bretsägen, einer Ölstampfe und acht Bleichen.

(*G. F. Schreiner.*)

ERBESBÜDESHEIM, katholisches Pfarrdorf im großherzogl. hessischen Canton Alzei, 1½ Stunde von Alzei. Schon zu den Zeiten der Karolinger findet es sich unter dem Namen Botinesheim und Butinisheim. Im Mittelalter war es eine pfalzgräfliche Besitzung, welche nach dem Erlöschen der Simmerischen Linie 1673 an Kurpfalz überging. Im J. 1797 wurde das Dorf mit Frankreich vereinigt und erst 1816 an Hessen überwiesen. Es hat zwei Kirchen, gegen 120 Häuser und über 900 Einwohner, von denen etwa ein Drittel Katholiken sind, sowie zwei Burgen, von denen die sogenannte weiße im Dorfe, die sogenannte rothe aber am Dorfgraben liegt. Beide besaß ehemals die Familie von Morsheim als wildgräfliches Lehen; nachher kamen sie an die v. Carben, dann an die v. Rochau und endlich 1729 an die Witwe v. Laroche Edele von Starkenfels. — Im nahen Walde befindet sich eine verlassene Queckfilbergrube. (*G. Landau.*)

ERBESSOS — ὁ Ἔρβησσός. — Unter diesem Namen werden bei den alten Schriftstellern zwei Städte auf der Insel Sicilien angeführt, von welchen die eine in der Gegend von Agrigentum, die andere unweit Syracusá lag. Daß sie durch die Aspiration der Anfangssylbe von einander unterschieden worden seien, und daß daher jene Erbessos, diese stets Herbessos genannt sei, ist kaum glaublich, wenigstens haben wir zu einer solchen Behauptung nicht die genügenden Beweisgründe bei den Alten. Der erste Ort wird von Polybios (1, 18) bei der Erzählung der Belagerung Agrigentums durch die Römer im J. 262 v. Chr. Geb. angeführt. Daraus ersieht man, daß dieses Erbessos im Rücken des römischen Belagerungsheeres lag, denn es war der Waffenplatz und Magazinort desselben, und wurde von dem carthagischen Feldherrn Hanno, welcher der bedrängten Stadt zu Hilfe geschickt wurde, den Römern weggenommen, und diese dadurch in große Noth versetzt. Dasselbe Erbessos ist es unstreitig, welches von Diodoros (Ecl. l. XXIII, 8. p. 502. ed. *Wesseling.*) genannt wird, und namentlich (XX, 31) bei Erzählung von der allgemeinen Erhebung der Sikuler gegen die Carthager im J. 307 v. Chr. Geb. Cluverius ist der Meinung, daß das heutige Städtchen Le Grotte an der Stelle dieses Erbessos liege.

Über die Lage des zweiten Erbessos oder Herbessos werden wir am Vollständigsten durch Livius (XXIV, 30. 35) belehrt. Nach der Ermordung des Königs Hieronymus von Syracusá (214 v. Chr. Geb.), welcher die Verbindung mit den Römern verließ und sich an die Carthager anschloß, wurde der Consul Marcellus mit einem Heere nach Sicilien gesandt. Da erhob sich die römische Partei in Syracusá. Leontini wurde von Marcellus erobert. Die Häupter der carthagischen Partei, Hippokrates und Epikydes, entflohen nach Erbessos, welches aber sehr bald von Marcellus zur Übergabe gezwungen wurde. Da nun die in diesem Kriege zugleich genannten Orte, Megara

Digitized by Google

und Heloros, nicht weit von Syracusá lagen, so läßt sich mit gutem Grunde annehmen, daß auch Erbessos in jener Gegend zu suchen ist. Zu vergleichen sind *Paus.* VI, 12. *Ptolem.* III, 4. *Diod.* XIV, 7. 78. Auf dieses Erbessos bezieht sich auch wol das Citat bei Stephanus Byzant. aus dem zweiten Buche des Philistos. Plinius (H. N. III, 14) nennt nur Herbessenses; da er aber die Völkernamen auf Sicilien nach dem Alphabet aufführt, so ist nicht zu erkennen, welche von beiden Städten er meint. (*L. Zander.*)

ERBFOLGEKRIEG (spanischer), von 1701—1713. Als der letzte Nachkomme von dem spanischen Zweige des Hauses Habsburg, Karl II., den 1. Nov. 1700 gestorben war, erklärte sich Ludwig XIV., König von Frankreich, ohne Rücksicht auf den von ihm mit England und Holland eingegangenen Theilungsvertrag, für die testamentarische Erbfolge seines Enkels, des Herzogs Philipp August von Anjou, zweiten Sohnes des Dauphin. Karl II. hatte diesen Prinzen, als den Enkel seiner mit Ludwig XIV. vermählten ältesten Schwester, Maria Theresia, ungeachtet diese auf die Erbfolge verzichtet, der castilischen Erbordnung, dem Wunsche seiner Umgebungen und dem Gutachten Innocenz' XII. vom 16. Juli 1700 gemäß, zum einzigen Erben der ganzen spanischen Monarchie in seinem letzten Willen — es war sein drittes Testament — vom 2. Oct. 1700 eingesetzt. Er wollte dadurch die von Ludwig XIV. — dem ersten Urheber dieser Verträge, welchem auch Baiern, nicht aber Österreich beigetreten war — und von Wilhelm III., im Namen Englands und Hollands, in zwei Partagetractaten, Haag den 11. Oct. 1698 und den 25. März 1700, beschlossene Theilung seiner Monarchie verhindern, und einem Kriege mit Frankreich vorbeugen, sowie der Vereinigung Spaniens und Österreichs, welche Europa fürchtete.

Dagegen nahm die ganze spanische Monarchie nach der Intestaterbfolge in Anspruch der römisch-teutsche Kaiser Leopold I., als das Haupt der teutschen Linie des Hauses Habsburg in Österreich. Seinen Plan, die schriftliche Erbeinsetzung seines zweiten Sohnes Karl durch seinen Gesandten in Madrid, den Grafen Harrach, zu bewirken, hatten der gewandtere französische Minister Marquis d'Harcourt, dessen Sendung nach Madrid Ludwig XIV. mehr als 12 Mill. Livr. kostete, und der Cardinal Portocarrero vereitelt, weil Leopold nicht Geld genug zur Verfügung hatte, um, wie Karl II. verlangte, den Erzherzog mit 10,000 Mann nach Spanien überschiffen zu lassen. Obgleich vermählt mit Philipp's IV. zweiter Tochter (Karl's II. jüngeren Schwester) stützte der Kaiser seinen Erbanspruch mehr auf das Vorzugsrecht der Agnation und auf das Erbrecht seiner Mutter, Maria Anna, Philipp's III. von Spanien Tochter, die nicht, wie die beiden Töchter Philipp's IV., und wie ihre ältere Schwester, Ludwig's XIV. Mutter, auf die spanische Erbfolge verzichtet hatte, sondern der das Erbrecht durch Familienverträge, insbesondere durch das Testament des spanischen Königs Philipp IV. zu Gunsten eines Sohnes Leopold's I., letzter Ehe, und Enkels der Infantin Maria Anna, zugesichert war. Ein dritter Erbberechtigte, der von Karl II. in einem Testamente von 1698 zum Universalerben eingesetzte Kurprinz von Baiern, war schon den 8. Febr. 1699 gestorben.

Ludwig's XIV. und Leopold's I. Absichten entgegen wollte Wilhelm III. für das Interesse der Seemächte England und Holland, seinen Grundsatz vom Gleichgewichte der Staatenmacht geltend machen, und deshalb Spanien allein, ohne dessen Nebenländer in Europa, dem Erzherzog Karl zutheilen. Unterdessen hatten schon die spanischen Provinzen sämmtlich Philipp V. (von Anjou) im December 1700 und im April 1701 gehuldigt; Europa erkannte ihn an, selbst Wilhelm III. Da erregte Ludwig XIV. bei den Seemächten die gerechte Besorgniß: er wolle die französische und die spanische Monarchie vereinigen; denn mit den Worten: Il n'y a plus de Pyrénées, entsandte er seinen Enkel nach Madrid, bestätigte hierauf urkundlich desselben Erbrecht auf Frankreich, als König von Spanien, und vertrieb die holländischen Besatzungen aus den vertragsmäßig ihnen eingeräumten spanisch-niederländischen Plätzen, wo den 6. Febr. 1701 französische Truppen einrückten. Auch in Mantua nahm der mit Geld gewonnene Herzog Karl IV. Ferdinand Gonzaga, aus dem Hause Nevers, den 5. April 1701, französische Besatzung auf. Er fiel deswegen, und weil er, obgleich Vasall des Reichs im Kriege auf Frankreichs Seite trat, in die Reichsacht, in welcher er 1708 starb.

Jetzt verbanden sich, von dem staatsklugen Wilhelm III. geleitet, um einer Vereinigung der spanischen und französischen Monarchie entgegen zu wirken, zunächst aber auch in der Absicht, die spanischen Nebenländer und Colonien zu erobern, die Seemächte Holland und England in der großen Allianz, Haag den 7. Sept. 1701, mit Leopold I. Dieser hatte bereits durch Eugen bei Carpi den 9. Juli und bei Chiari den 1. Sept. 1701, den Krieg in Italien mit Erfolg begonnen. Doch am meisten reizte Ludwig XIV. die britische Nation und das Parlament gegen sich auf, als er, dem ryßwicker Frieden zuwider, nach Jacob's II. Tode, den 16. Sept. 1701, dessen Sohn als König von Großbritannien anerkannte. Anna, Königin von England, Wilhelm's III. Nachfolgerin, blieb daher den Staatsgrundsätzen desselben treu. Sie, die Niederländer und der Kaiser, erklärten den Krieg an Frankreich und Spanien den 4., 8. und 15. Mai 1702, dasselbe geschah vom teutschen Reiche den 28. September. Auch Friedrich I., König von Preußen, welcher, von Österreich als König anerkannt, diesem Hause seinen Beistand versprochen, trat den 20. Jan. 1702 zu dem großen haager Bunde; hierauf den 16. Mai 1703, Peter II., König von Portugal, dessen Staat der englische Minister Methuen (s. d. Art.) ganz in das Handelsinteresse Englands hineingezogen; endlich schloß sich im J. 1703 dem großen Bündnisse an, gereizt durch den Übermuth der französischen Feldherren und durch Hoffnung zu Landerwerbungen, der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen. Dagegen verbanden sich mit Frankreich, außer dem Herzoge von Mantua, den 15. Mai 1702, Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Baiern, dem Spanien und Frankreich den 7. Nov. 1702 und in der Folge den 2. Jan. 1712, dafür die spanischen Niederlande zusicherten, und sein

Digitized by Google

Bruder, der Kurfürst Clemens von Cöln. Beide Kurfürsten fielen deswegen 1706 den 29. April in die Reichsacht. Letzterer hatte überdies französische Besatzung in Cöln und Lüttich aufgenommen.

So wurde Teutschland der Hauptschauplatz eines blutigen Krieges, der Frankreichs innere Kraft zerstörte, und England ermächtigte, als die erste See- und Handelsmacht, in der Mitte der Angelegenheiten des Festlandes jene entscheidende Stellung anzunehmen, in der es hundert Jahre hindurch sich behauptet und die Alleinherrschaft auf dem Weltmeere, endlich selbst über die Neutralen, errungen hat. Drei große Männer, Eugen von Savoyen, Marlborough (s. d. Art.) und Heinsius, der Rathspensionär von Holland, gaben durch ihre Eintracht dem lockeren haager Bunde Festigkeit. Sie demüthigten Frankreich, wo der alternde Ludwig, von der Frau von Maintenon geleitet, unfähige Minister, wie Chamillart, oder Feldherren, wie Villeroi, an die Spitze stellte. Auf dem festen Lande schlugen nämlich Eugen und Marlborough Ludwig's Heere unter Tallard, Marsin und dem Kurfürsten von Baiern bei Höchstädt oder Blenheim, den 13. Aug. 1704; Baiern ward erobert und Teutschland befreit. Dann vertrieb die Franzosen, welche unter Vendome bis 1704 in Italien gesiegt hatten, der Entsatz Turins, den 7. Sept. 1706, wo Eugen das französische Belagerungsheer unter Marsin und dem Herzog von Orleans vernichtete, im J. 1707 gänzlich aus Italien. Zu gleicher Zeit versetzten Marlborough's Sieg über Villeroi bei Ramillies, den 13. Mai 1706, hierauf Marlborough's und Eugen's Sieg über den Duc de Bourgogne, der Vendome's Rath vernachlässigt hatte, bei Oudenarde, den 11. Juli, und die denkwürdige Einnahme von Lille, den 23. Oct. und 9. Dec. 1708, endlich der von beiden Feldherren mit vielem Blut über Villars' und Bouffler's errungene Triumph bei Malplaquet den 11. Sept. 1709, den Krieg in die französischen Niederlande. Zur See zerstörte der britische Admiral Rook die französisch-spanische, 40 große Kriegsschiffe starke, Flotte unter dem Grafen Château Renaud, im Hafen von Vigo, den 22. Oct. 1702; der Prinz von Hessen-Darmstadt überrumpelte mit einem Haufen gelandeter englischer Soldaten das von 100 Mann schlecht bewachte Gibraltar, den 4. Aug. 1704; endlich eroberten die Briten 1708 Sardinien und Minorca.

Unterdessen hatte Leopold sein Recht auf Spanien seinem zweiten Sohne Karl (in der Folge als Kaiser: Karl VI.) übertragen. Dieser ging 1704 zur See vom Haag nach Lissabon, landete den 9. Oct. 1705 in Catalonien, das sich nebst Barcelona, Valencia und Aragonien, ihm willig unterwarf. Philipp V., dem Castilien mit der größten Treue bis zur Aufopferung anhing, schloß ihn zwar in Barcelona ein, mußte aber im Mai 1706 die Belagerung aufheben, weil die Portugiesen, unter Lord Galloway, bis Madrid vorgedrungen waren, wo sie den 6. Juni den Erzherzog als Karl III. zum König ausriefen. Allein es ist schwer, einer Nation wider ihren Willen einen König zu geben. Denn schnell eroberte jetzt der Marschall von Berwick (s. d. Art.) für Philipp V. den größten Theil von Spanien durch den Sieg bei Almanza den 25. April 1707. Auch als späterhin der britische General Stanhope bei Almenara den 27. Juli 1710, und der kaiserliche General Stahremberg bei Saragossa, den 20. August Philipp's V. Heer, unter dem Marquis de Bay, geschlagen und Karl III. den 8. Sept. in Madrid eingeführt hatten, eilte Vendome herbei, setzte binnen drei Monaten Philipp V. wieder auf den Thron von Castilien, trieb den Feind nach Portugal zurück, zwang den General Stanhope bei Brihuega den 8. Dec. mit 5000 Mann sich zu ergeben, und schlug den General Stahremberg bei Villaviciosa den 10. Dec., wodurch Philipp V. Herr von ganz Spanien wurde, bis auf Barcelona und Tarragona.

Solcher Siegeswechsel störte den Fortgang der Friedensunterhandlungen, welche Ludwig XIV., von Niederlagen und Landesnoth gebeugt, wiederholt 1707 und 1709, mit Holland allein, in Moerdyk und im Haag anzuknüpfen gesucht hatte. Überdies machte der stolze Republikaner Heinsius Bedingungen, wie „Einer, der an Siege nicht gewöhnt ist." Daher verwarf Ludwig den Entwurf, welchen ihm Heinsius, Eugen und Marlborough zu Gertruydenberg vorlegten, wo er 1710 einen Friedenscongreß eröffnet hatte. Der besiegte König hatte nämlich sich bereits erklärt, Strasburg, Breisach, Landau und alle Reunionen zurückzugeben; allein sein Gefühl empörte sich gegen die Foderung der Alliirten, daß er seinen Enkel, dessen Sache gänzlich aufzugeben er schon entschlossen war, und gegen welchen er sogar zuletzt eine Million Livres monatliche Hilfsgelder den Verbündeten zu zahlen sich erboten, binnen zwei Monaten selbst mit Gewalt entthronen sollte. Mit den Worten: „Soll denn Krieg sein, so will ich ihn lieber mit meinen Feinden führen, als mit meinen Kindern" (Puisqu'il faut faire la guerre, j'aime mieux la faire à mes ennemis qu'à mes enfans), brach er die Unterhandlung ab. Doch unerwartet siegte in England die Friedenspartei der Tories über die Kriegspartei des Whigministeriums und über den gefeierten Helden Marlborough. Der Übermuth der Gemahlin dieses Hauptes der Whigs verwundete Anna's Gefühl so tief, daß sie mit der Herzogin brach. Sofort traten die Tories: Harlay, Graf von Oxford, und St. John, Vicomte von Bolingbroke, im August 1710, an die Stelle der entlassenen Minister Sunderland (Marlborough's Eidam) und Godolphin. Ohne Verzug leitete das neue Ministerium geheime Unterhandlungen mit dem Cabinete von Versailles ein. Als nun auch Kaiser Joseph I., den 17. April 1711 gestorben, und sein Bruder Karl III. in Spanien Herr der ganzen österreichischen Monarchie geworden war, so mochte England nicht länger für ihn, der als teutscher Kaiser Karl VI. hieß, den Besitz der spanischen Monarchie erkämpfen. Es verließ seine Bundesgenossen, und schloß einseitig mit Frankreich den dreifachen Präliminarvertrag, London, den 8. Oct. 1711. Der erste betraf Englands Vortheile, der zweite die Grundlage des allgemeinen Friedens, der dritte Savoyen, welches ebenfalls mit Frankreich in geheime Unterhandlungen sich eingelassen hatte. So kam der Congreß von Utrecht zu Stande (s. Utrechter Congress und Friedensschlüsse).

Eugen versuchte zwar in London persönlich, ob er

Digitized by Google

die Partei der Tories aus dem Staatsrathe entfernen, ein neues Ministerium für die Fortsetzung des Krieges gewinnen und seines berühmten Mitfeldherrn Einfluß wiederherstellen könnte; allein die britischen Minister kamen ihm durch Marlborough's Absetzung zuvor. Der Sieger von Blenheim wurde der Veruntreuung großer Geldsummen angeklagt, und der Herzog von Ormond an seine Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt. Bald darauf kam auch England mit Frankreich über einen Waffenstillstand überein, und trennte daher sein Heer von den Verbündeten, den 12. Juli 1712. Dieser Umstand vereitelte Eugen's ganzen Kriegsplan. Indessen beharrte Österreich fest auf allen seinen Foderungen. Da entschied endlich Villars' Sieg über den Grafen Albemarle bei Denain, den 24. Juli 1712, durch welchen Eugen die bisher noch behaupteten Vortheile, seine Magazine und die festen Plätze Marchiennes, Douay, Bouchain und le Quesnoy verlor, wenigstens soviel, daß der Kaiser den Evacuationstractat über Catalonien und den Neutralitätstractat über Italien mit England, Frankreich und Savoyen den 14. März 1713 zu Utrecht unterzeichnete. Der Waffenstillstand war nun allgemein; die verbündeten Truppen räumten Catalonien; allein die Catalonier selbst weigerten sich hartnäckig, Philipp von Anjou als ihren König anzuerkennen. Nach einer blutigen Belagerung, in welcher der tapfere Prinz Georg von Darmstadt, als er die Montjouis einnahm, sein Leben verlor, eroberte der Marschall Berwick die Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, den 11. Dec. 1714. England erhielt zwar durch seine Fürsprache das Leben der Bürger; aber die Vorrechte der Stadt und des Landes wurden aufgehoben. Unterdessen waren die Verhandlungen auf dem Congresse zu Utrecht soweit gediehen, daß schon am 11. April 1713 fünf besondere Friedensschlüsse (s. Utrechter Frieden) daselbst unterzeichnet wurden. Nur der Kaiser noch und das Reich weigerten sich, auf die Grundlage derselben zu unterhandeln. Karl's VI. Minister, der Graf von Sinzendorff, verließ daher Utrecht im Frühjahre 1713. Hierauf unternahm Villars im Juni die Belagerung von Landau, das Prinz Alexander von Würtemberg nach einer tapfern Vertheidigung den 21. Aug. übergeben mußte. Da nun Eugen nicht stark genug war, um Widerstand zu leisten, so ging der französische Marschall über den Rhein, und eroberte den 21. Nov. das vom Baron von Harsch gut vertheidigte Freiburg im Breisgau. Dies nöthigte den Kaiser, mit Frankreich Unterhandlungen anzuknüpfen, die den rastadter Frieden herbeiführten, welchen die Feldherren den 6. März 1714 unterzeichneten, worauf auch im Namen des teutschen Reichs vom Kaiser und Frankreich zu Baden der Reichsfriede den 7. Sept. 1714, abgeschlossen wurde (s. Rastadter Frieden, Badner Frieden). Doch dauerte der Kriegsstand in Ansehung Österreichs und Spaniens noch fort, weil Karl VI. mit Philipp V. keinen Vertrag eingegangen war. Dieses Verhältniß blieb indessen ohne Folgen, und spätere Ereignisse brachten endlich beide Höfe einander näher, sodaß jene Monarchen zu Wien den 30. April 1725 einen Friedenstractat mit einander abschlossen (s. d. Art.). Vergl. *Voltaire*, Siècle de Louis XIV. Vol. II. Mém. du maréchal de *Berwick*, écrits par lui-même. (Paris 1778.) T. I. II. 8. Mém. du maréchal *de Villars*. (Amsterd. 1736.) T. I—III. 12. und die bei dem Art. Utrechter Congress und Friedensschlüsse angeführten Schriften. (*Hasse*.)

ERBION, einer der zwölf in geschichtlicher Beziehung merkwürdigen, sogenannten Schildhöfe im Passeirthale und Landgerichte, im Kreise an der Etsch der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Zur Zeit nämlich, als der Adel in Tyrol gegen die Selbständigkeit der Landesfürsten ankämpfte, erhielten mehre getreue Bauern dieses Thales eine Art Mittelstandschaft zwischen Volk und Adel. Sie erhielten das Recht eines eigenen Schildes, eines eigenen Gerichtsstandes, die Befähigung auf Rittertagen zu erscheinen, Jagd- und Fischereirechte, Steuerfreiheit, das Recht mit Schwert und Lanze vor Gericht und in der Kirche zu erscheinen, mit mehren anderen Freiheiten und Nutzungen. Ihr Entstehen setzt man gewöhnlich am Ende des 14. Jahrh. an, und bezeichnet Friedrich mit der leeren Tasche als den vorzüglichsten Begünstiger dieser adeligen Bauern. Allein diese Ansicht ist offenbar unrichtig, denn man findet schon unter Ludwig dem Brandenburger und seiner Gemahlin Margaretha Maultasche Spuren dieser bäuerischen Lehensmänner, und die späteren unter Friedrich mit der leeren Tasche ausgefertigten Lehensbriefe thun ausdrücklich früherer Rechte Erwähnung. Wie es scheint, waren die Schildhofinhaber in Passeir eine Art landmännischer Leibgarde der Fürsten auf Tyrol verpflichtet, zu bestimmten Festgelegenheiten gewisse Hofdienste zu versehen. Dahin scheint der Ausdruck der Lehensbriefe gedeutet werden zu müssen, welcher besagt, daß sie auf den Ruf der Landesfürsten von Tyrol stets zu erscheinen und zu dienen bereit sein müssen *). (*G. F. Schreiner*.)

Erbis, s. Lathyrus sativus.

ERBITA oder Herbita — ἡ Ἔρβιτα. — Um die Mitte des 5. Jahrh. vor Chr. Geb. bieten sich auf Sicilien zwei wichtige Erscheinungen dar. Einmal die Vereinigung und gemeinsame Verfassung der Sikuler in den Gebirgsgegenden Siciliens, also meistentheils in der Mitte der Insel, jedoch sich erstreckend zur nordöstlichen Seite derselben, durch Duketios; dann das Emporkommen von Syracusá, indem es sich nicht allein zur See behauptete gegen die Etrusker, sondern auch dem Angriff des Duketios Widerstand leistete (*Diodor*. XI, 88. 91) und ihm bei Nomá eine solche Niederlage beibrachte, daß er sich genöthigt sah, den Schutz der Syrakusaner anzusleben. Diese nahmen ihn auf und sandten ihn nach ihrer Metropole, Korinthos. Da trat nun an seine Stelle Archonides, der Tyrann von Herbita. Hieraus möchte man schon annehmen dürfen, daß Herbita eine nicht ganz unbedeutende Stadt war. Mit diesem Archonides führte darauf der erste Dionysios von Syracusá gegen das Jahr 400 vor Chr. Geb. Krieg, vermochte aber nichts gegen Herbita, und sah sich genöthigt, Frieden zu schließen (*Diod*. XIV, 15). Das

*) s. das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg; ein Handbuch für Reisende. 3. Bd., Nebenthäler. Vorarlberg. (Innsbruck 1838.) S. 299.

Digitized by Google

ist alles, was wir aus jener Zeit von dem Orte wissen. Später kommt Herbita beim Cicero vor, in der Klage gegen Verres, von dessen schauderhaftem Räubersystem, sowie von dem Umfange des Territoriums von Herbita wir durch Cicero (in Verr. III, 18, 47. 32, 75. 51, 120) einige Winke erhalten. Auch noch bei Plinius (III, 18) kommen die Herbitenses als steuerpflichtig vor; sowie auch Ptolemäus (III, 4) den Ort namhaft macht. (*L. Zander.*)

ERBLASSEN. Mit diesem Worte bezeichnet man jene wahrnehmbare Veränderung in der Beschaffenheit der äußern Haut, die unter besondern psychischen und somatischen Einflüssen augenblicklich oder doch innerhalb eines beschränkten Zeitraums hervortritt, und darauf beruht, daß kein arterielles Blut in die Capillargefäße der Haut tritt. Bei Individuen mit einer frischen, mehr oder weniger rothen Hautfarbe ist das Erblassen dem Auge natürlich leichter erkennbar, als bei Individuen mit blasser Haut. Doch können letztere ebenso gut erblassen; denn mit dem gehemmten oder wenigstens geminderten Eintritte des Blutes ist auch zugleich eine geringere Lebensenergie, ein Collapsus der Haut vergesellschaftet, und es sinkt die Temperatur derselben.

Die Ursachen des Erblassens liegen nämlich in der Regel im Nervensysteme, und zwar gehen sie meistens von deprimirenden Eindrücken auf dessen Centraltheile aus. Vor Allem aus gehört hierher von psychischer Seite der Schreck, sowie dessen niedrigere Grade, die Angst, die Furcht. Unter den somatischen Einflüssen, welche ein Erblassen bewirken, sind zu nennen Ohnmachten, Einwirkung mancher narkotischer Substanzen, z. B. des Tabaks, Übelkeit, intensive Schmerzen, der Eintritt des Froststadiums mancher intensiver Fieber. Das Erblassen kann aber auch primär vom Blute ausgehen, nämlich bei Verblutungen.

Mancherlei krankhafte Zustände, z. B. anhaltende colliquative Ausleerungen, manche chronische Metallvergiftungen, können zwar die nämliche Beschaffenheit der Haut in ihrem Gefolge haben (s. Blass), doch kann man in diesen Fällen nicht eigentlich von einem Erblassen reden, da es zum Begriffe des Erblassens wesentlich gehört, daß jene Umänderung der gewöhnlichen Hautbeschaffenheit innerhalb eines kürzeren Zeitraums stattfindet, dessen Maß eine einmalige einfache Beobachtung nicht überschreitet.

Das Erblassen ist keineswegs der Gegensatz des Erröthens, wenn auch die Beschaffenheit der Haut in beiderlei Zuständen im Wesentlichen die entgegengesetzte ist. Das Erröthen ist ein rein physiologischer Zustand; dem Erblassen liegt immer eine Abweichung vom Normalen zu Grunde, mag diese Abweichung auch noch so schnell vorübergehen, wie meistens die Wirkungen eines Schrecks. Die Veränderungen der Haut beim Erröthen beschränken sich aufs Gesicht, höchstens verbreiten sie sich auf Kopf und Hals; beim Erblassen ist die Haut der gesammten Körperoberfläche afficirt.

Das Wort Erblassen wird synonym mit Erbleichen gebraucht; nur scheint das letztere in poetischen Darstellungen häufigere Anwendung zu finden.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

ERBRAY, Gemeindedorf im französischen Departement der Niedern-Loire (Bretagne), Canton St. Julien de Vouvantes, Bezirk Châteaubriant, hat eine Succursalkirche, Marmorbrüche und 1627 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ERBRECHEN (Vomitus, Emesis, Rejectio s. rejectus cibi, Brechen, Übergeben)[1], nennt man denjenigen Act der Thätigkeit, wodurch der Inhalt des Magens theilweise oder ganz durch die Mundöffnung mehr oder weniger gewaltsam nach Außen geführt wird. Es erscheint als eine normale Action bei den Thieren ohne After, wie Polypen, Aktinien, Asterien, Quallen, wo die unverdaulichen Überreste der Nahrungsmittel einzig und allein durch die Mundöffnung ausgeleert werden; theilweise findet dasselbe bei mehren Fischen, wie Karpfen, Barben, Hechten, und Vögeln, wie Reihern, Adlern, Falken und Krähen, statt, indem diese Thiere das am meisten Unverdauliche, wie Schalen, Schuppen, Knochen, Federn,

1) *Ferd. Salandi*, De vomitu ac de aliis affectibus praeter naturam. (Veronae 1607. 4.) *Heurnius*, De vomitu. (Lugd. Batav. 1613. 4.) *Horn*, De vomitione. (Altdorf. 1626. 4.) *de Hoest*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1670. 4.) *Boecler*, De vomitu. (Argentor. 1673. 4.) *G. W. Wedel*, resp. *Jo. Ludw. Schlapperitius*, De vomitu. (Jenae 1673. 4.) *Meibom*, De vomitu. (Helmstadt. 1678. 4.) *Bohn*, De vomitu. (Lips. 1688. 4.) *Burnet*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1691. 4.) *Verhooft*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1694. 4.) *Sperling*, De vomitu simplici. (Viteberg. 1700. 4.) *Goeschen*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1705. 4.) *Abel*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1707. 4.) *Jo. Andr. Fischer*, Qui bene vomit, bene vivit. (Erf. 1719. 4.) *Ludolff*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1721. 4.) *Pet. Bruynvisch*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1727. 4.) *Jo. van der Zne*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1730. 4.) *Mich. Morgenbesser*, De vomitu. (Lips. 1738. 4.) *Schulze*, De vomitu et vomitionibus. (Halae 1742. 4.) *Pet. Josselet*, De vomitu. (Lugd. Bat. 1742. 4.) *Benj. Schwartz*, De vomitu et motu intestinorum. (Lugd. Bat. 1745. 4.) *Ainslie*, De vomitu idiopathico. (Edinb. 1753.) *Rosenstein*, De emesi. (Upsal. 1754. 4.) *Haurameck*, De vomitu. (Viennae 1770.) *Dollinger*, De vomitus ortu, progressu et usu. (Bamberg. 1780.) *Oeggl*, De vomitu. (Anglip. 1783.) *Klinpennik*, Vomitus theoria experimentis superstructa. (Harderov. 1787. 4.) *Roedler*, De vomitu. (Halae 1788. 4.) *Ploucquet*, De emesia. (Tubing. 1791.) *Friedrich*, Generaliora de nausea et vomitu. (Francof. 1794. 4.) *Ottermanns*, De vomitu. (Marburg. 1795.) *Macquelyn*, De vomitu. (Leyd. 1795. 4.) *Goez*, De vomitu. (Gotting. 1797. 4.) *Blumer*, Diss. s. criticea theoriae vomitus. (Jenae 1801. 4.) *Bouvenot*, Recherches sur le vomissement, sur les causes multipliées directes ou sympathiques. (Paris 1801. 4.) *Schlesinger*, Meletemata de vomitu. (Regiom. 1801.) *Magendie*, Mémoire sur le vomissement. (Paris 1813.) Aus d. Franz. von H. Dittmer. (Bremen 1814.) *Marquais*, Réponse au Mémoire de Mr. Magendie sur le vomissement. (Paris 1813.) *Maingault*, Mémoire sur le vomissement. (Paris 1813.) *C. Ed. Boehr*, Veram vomitus theoriam contra sententiam a cl. viro Magendie nuper propositam defendet. (Berolin. 1816.) *Isid. Bourdon*, Mémoire sur le vomissement. (Paris 1819.) *W. J. Palm*, Vomitus adumbratio pathologica. (Berolin. 1820.) *Legallois* et *Béclam*, Expériences sur le vomissement, in Oeuvres de *Legallois*. (Paris 1824.) Tom. II. p. 93—111. *Hub. W. a Broich*, De causa proxima vomitus. (Berolin. 1833.) Jo. W. Arnold, Das Erbrechen, die Wirkung und Anwendung der Brechmittel. Eine physiologische, pathologische und therapeutische Monographie. (Stuttgart 1840.) 403 S. Jul. Budge, Die Lehre vom Erbrechen. Nach Erfahrungen und Versuchen. Mit einer Vorrede von Friedr. Nasse. (Bonn 1840.) 248 S.

Digitized by Google

Haare, zum Theil in Klumpen geballt, durch den Mund wieder ausspeien. Einigen Raupen, wie Sphinx Euphorbiae, Sphinx Galii, scheint das Erbrechen als Waffe zu dienen, indem sie willkürlich den scharfen Magensaft gegen ihre Feinde ausspritzen. Bei den Säugethieren und dem Menschen ist das Erbrechen stets eine abnorme Thätigkeit, doch erinnert das normale Wiederkauen der Wiederkäuer an jene normale Thätigkeit der vorhergenannten Thiere, ebenso wie das sogenannte Speien oder Milchbrechen der Säuglinge eine Andeutung dazu liefert.

Über die Art und Weise, wie das Erbrechen beim Menschen, denn von diesem kann hier eigentlich jetzt nur die Rede sein, vor sich geht, und namentlich über den Antheil, welchen einzelne Organe an diesem Acte haben, sind die Ansichten der Ärzte noch immer sehr getheilt. Früher glaubte man allgemein, das Erbrechen sei nichts anderes, als das Ergebniß der antiperistaltischen Bewegung des Magens, und Niemandem fiel es ein, außer dem Magen noch irgend einem Theile des Körpers einen wesentlichen Antheil zuzuschreiben. Zuerst machte Wepfer (Cicutae aquaticae historia et noxae [Basil. 1679. 4.]) durch einige Versuche die allgemeine Annahme zweifelhaft, doch sprach sich erst Chirac (Miscell. Curios. Dec. II. ann. IV. [Norimberg. 1686.] obs. 125) entschieden gegen die Zusammenziehungen des Magens beim Erbrechen aus, und schrieb, wie schon früher Bayle, dem Zwerchfell und den Bauchmuskeln die Hauptthätigkeit zu. Haller suchte die Nichtigkeit der Beweise für eine solche Ansicht darzuthun, und mit ihm kehrten die meisten Ärzte zur ältern Ansicht zurück, bis neuerdings Magendie, auf Versuche gestützt, von Neuem dem Magen jeden Antheil an dem Acte des Erbrechens absprach, ohne jedoch die Mehrzahl der Ärzte und Physiologen überzeugen zu können. Magendie ließ einem Hunde Brechweinstein in brechenerregender Gabe nehmen, machte dann einen Einschnitt in die linea alba, und konnte mit seinem in den Bauch gebrachten Finger keine Zusammenziehung des Magens fühlen, ebenso wenig konnte er eine solche mit dem Auge wahrnehmen, wenn er die Öffnung vergrößerte; vielmehr fand er, daß der Magen sich während des Würgens nach und nach aufblähte und mit Luft füllte, dann durch Zwerchfell und Bauchmuskeln zusammengedrückt wurde, und nun die Luft mit einer Quantität Speisen nach Oben getrieben ward. Nahm er den Magen aus der Bauchhöhle heraus, so hörte das Erbrechen auf, stellte sich aber wieder ein, sobald man die beiden Flächen mit den Händen drückte. Hieraus schloß Magendie nun allerdings sehr vorschnell, daß der Magen bei dem Acte des Erbrechens passiv sei, und um dies nach seiner Meinung ganz außer Zweifel zu stellen, machte er folgenden Versuch: Einem sehr großen Hunde wurde der Magen exstirpirt und an dessen Stelle eine Schweinsblase gebracht, in deren Hals mit Fäden ein Röhrchen von elastischem Harze befestigt war, dessen Spitze in das äußere Ende der Speiseröhre geschoben und darin gleichfalls mit Fäden befestigt wurde, sodaß die Blase den Magen vorstellte und wie dieser mit dem Ösophagus in Verbindung stand. Ein in die Blase gebrachter halber Litre Wasser dehnte sie aus, ohne sie ganz anzufüllen. Nach gemachter Vereinigung der Wundränder des Bauches durch eine Naht wurden vier Gran Brechweinstein in die Jugularvene gespritzt. Das Würgen erfolgte bald in Begleitung wirklicher Anstrengungen zum Erbrechen, und nicht lange nachher brach das Thier das Wasser, welches in der Blase enthalten war, aus. Durch andere Experimente suchte Magendie nun den Antheil des Zwerchfells und der Bauchmuskeln darzuthun und dadurch seine Ansicht zu erhärten. Alle diese Versuche, sowie auch die von Andern, und neuerdings von Budge, unternommenen beweisen nur, daß die genannten Muskeln allerdings eine wesentliche Rolle beim Acte des Erbrechens spielen, nicht aber, daß sie allein denselben vermitteln und der Magen sich passiv dabei verhalte. Der hauptsächlichste Irrthum, welchen Magendie beging, liegt offenbar in der Misdeutung des beobachteten Aufblähens des Magens, und darin, daß man glaubt, daß wenn der Magen sich contrahire, sich seine Flächen einander nähern müssen. Jeder Muskel, sobald er sich contrahirt, wird in seiner Länge zwar kürzer, nimmt aber in seiner Dicke zu, *schwillt auf*; dasselbe muß nun auch bei den Muskeln des Magens, welcher gleichsam ein Hohlmuskel ist, stattfinden; die Muskeln des Magens sind nämlich aus mehren verschiedenen Lagen zusammengesetzt, welche in dem Verhältniß der Beuger und Strecker zu einander stehen, indem sich nun die Längsfasern vom Pförtner und der Cardia her zusammenziehen, schwellen sie sämmtlich in der Mitte auf; dasselbe muß nun die ganze Magenwand, die sie darstellen; der Längendurchmesser des Magens verkürzt sich, während der Querdurchmesser sich vergrößert, und die Magenwände sich sonach von einander entfernen, wobei zugleich die Ringsfasern als Antagonisten der Längsfasern sich im Zustande der Erschlaffung befinden und von den Längsfasern mehr oder weniger widerstandlos ausgedehnt und auseinandergezogen werden. Erschlaffen nun die Längsfasern, so contrahiren sich die Kreisfasern, aber nur von zwei Punkten aus, die übrige Partie schwillt ebenfalls auf, was die Längsfasern noch begünstigen, und so muß gleichfalls wieder Aufschwellen des Magens folgen. Diese Thätigkeit der Kreis- und Längsfasern alternirt so rasch, daß man sie bei den einzelnen Muskellagen nicht gehörig unterscheiden kann, der Magen daher, so lange seine Thätigkeit als Ganzes erhöht ist, sich beständig im Zustande der Aufschwellung befindet, mithin scheinbar passiv darin verharrt, in der That aber sich in dem Zustande seiner höchsten Thätigkeit befindet und nur erst, wenn diese aufhört, sinken seine Wände zusammen. Auch Budge scheint das Aufblähen des Magens nicht gehörig gewürdigt zu haben, indem er dasselbe durch das hypothetische Eindringen von Luft bedingt glaubte. Daß Luft durch den Mund in den Magen eindringen *könne*, ist allerdings nicht abzuleugnen, ebenso wenig, daß, wenn dies geschieht, das Erbrechen dadurch bedeutend erleichtert werde, denn die Erfahrung hat hinlänglich dargethan, daß, wenn absichtlich Luft verschluckt wird, in der That Erbrechen hervorgerufen wird[2]),

2) Man könnte sogar noch die Frage aufwerfen, ob in der That

Digitized by Google

indessen ist damit noch nicht gesagt, daß dies jedem Erbrechen vorausgehen müsse, und selbst, wenn dies der Fall wäre, und z. B. während des dem Erbrechen vorausgehenden Würgens wirklich Luft verschluckt wird, so kann die Quantität derselben doch nicht so groß sein, daß der Magen dadurch in dem Grade ausgedehnt wird, wie es beim Erbrechen wirklich geschieht. Uns wenigstens ist es wahrscheinlich, daß die im Magen befindliche Luft sich größtentheils erst in demselben erzeugt und zwar durch die nothwendig mit dem Erbrechen verbundene perverse Nervenaction; indessen können wir hier um so weniger näher darauf eingehen, als die Gaserzeugung im Körper überhaupt noch zu den dunkelsten Partien der Physiologie gehört. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß der Magen in dem aufgeblähten Zustande nicht passiv zu nennen ist. Magendie's Versuch mit der Blase beweist wol nicht viel, sagt Müller (Physiologie I. 487), und Rudolphi bemerkt mit Recht, daß durch Einspritzen von Brechweinstein in die Venen antiperistaltische Bewegungen in der Speiseröhre entstehen müssen, welche den Inhalt der Blase, der ohnehin nur zum kleinsten Theil ausgeworfen wurde, hinaufziehen können. Dieser Versuch verliert aber alle Beweiskraft, wenn man bedenkt, daß die Ursache, warum überhaupt der Mageninhalt nicht in die Speiseröhre auslaufen kann, die Zusammenziehung der Speiseröhre an der Cardia, bei dem Durchschneiden der Speiseröhre an dieser Stelle aufhören mußte, jede Flüssigkeit also bei der geringsten Veranlassung auslaufen konnte. Eine solche Veranlassung ist nun offenbar die krampfhafte Thätigkeit der Bauchmuskeln und des Zwerchfells, die bei einem verwundeten, einen fremden Körper in der Bauchhöhle habenden Hunde natürlich eine nicht unbedeutende Höhe erreicht und offenbar den Zweck hat, den fremden Körper zu entfernen, ihn also zusammendrückt, und da der Blaseninhalt nirgends anders entweichen kann, ihn nach Oben austreibt. Ähnlich verhält es sich nun mit dem aufgeblähten Magen, der durch Arendrehung seine Lage verändert hat und einen größern Raum einnimmt, als ohne Belästigung geschehen kann. Wäre das Zwerchfell und die Bauchpresse alleiniger Grund des Erbrechens, so würde nicht einzusehen sein, warum nicht vielmehr der Mageninhalt nach Unten durch den Pförtner getrieben würde, zumal da durch Contraction des Zwerchfelles die Speiseröhre nothwendig geschlossen werden muß. Nun geht noch dazu die antiperistaltische Bewegung gar nicht selten vom Duodenum und selbst vom Cöcum, ja noch tiefer aus, wie das Kothbrechen zeigt, und sie hat hier sogar die Bauchpresse wie die Thätigkeit des Zwerchfelles, die doch bekanntlich die Entleerung des Darmes nach Unten vorzugsweise unterstützen, zu besiegen, was gar nicht einmal immer gelingt, indem nach vorausgegangenen Vomituritionen gar nicht so selten kein Erbrechen, sondern Durchfall eintritt, oder dieser auf jenes folgt; ja wir sehen Erbrechen und Durchfall, z. B. in der Cholera, so schnell mit einander abwechseln, daß wir sie fast für gleichzeitig erachten möchten. Alles, was wir demnach zugeben können, ist das, daß man den Antheil des Magens am Erbrechen in früherer Zeit überschätzt hat, wenn man ihn allein den ganzen Act vollbringen ließ; ebenso muß man aber auch zugestehen, daß Magendie und seine Anhänger den Antheil des Zwerchfelles und der Bauchpresse überschätzten und namentlich auch den Antheil der Speiseröhre und des Schlundkopfes am Erbrechen nicht gehörig würdigten, welcher zuerst von Beclard näher erörtert ward; indessen herrscht über letzteres jetzt wol kein Zweifel mehr, und so können wir füglich zur Darstellung der Erscheinungen des Erbrechens in ihrem Zusammenhange übergehen, wie sie namentlich nach einem genommenen Brechmittel sich kund geben. Schon wenige Minuten, nachdem ein Brechmittel eingebracht ist, fühlt der Mensch einen Druck und Schwere in der Magengegend, und zwar nach dem Pylorus und dem Duodenum zu. Bei einigen geht Gefühl von Hitze und Schmerz in der Stirngegend vorher, bei andern kommen sie nach, fehlen aber zuweilen auch ganz. Gewöhnlich lassen diese Erscheinungen Anfangs nach und verstärken sich dann wieder. Dies gilt besonders von dem Gefühle in der Gegend des Pylorus, welches entweder undeutlich und dann mit bedeutendem Angstgefühl verbunden ist, oder als Zusammenziehen sich darstellt. Das Blut strömt nämlich zum Pylorus, dieser wird in Congestion versetzt und beginnt sich zu contrahiren, worauf das Duodenum Theil nimmt; die zahlreichen Drüsen fondern stärker ab, das Abgesonderte vermehrt den Mageninhalt und reizt zur Entleerung. Da aber die Contractionen vom Pförtner aufgehen und dieser sich immer fester zusammenschnürt, so kann die Entleerung nicht nach Unten erfolgen; der Magen bläht sich also immer mehr auf, in der bereits oben angegebenen Weise, was man deutlich fühlen kann, wenn man die Hand äußerlich auf die Magengegend legt, die schon nach 5 — 10 Minuten deutlich hart und gespannt wird, indem der sich um seine Axe drehende Magen mit der großen Curvatur nach Vorn, mit der kleinen nach Hinten tritt und so den Raum ausfüllt. Sowol durch den Einfluß der Brechen erregenden Ursache, als durch die mit dem Aufblähen des Magens verbundene Zerrung der Nerven entsteht das Gefühl des Ekels (s. d. Art.), mit welchem sich zugleich eigenthümliche Bewegungen des Schlundes verbinden; in Folge des Ekels entstehen Reflexerscheinungen in dem Nervensysteme überhaupt, die sich durch Schauder und Frostgefühl subjectiv, durch Blässe und Kälte der Haut, kalte Schweiße auf der Stirn objectiv aussprechen. Während dessen nimmt das Aufblähen des Magens zu, und drängt an das Zwerchfell und die vordere Bauchwand, die zu Contractionen gereizt werden und den Magen dadurch zusammenpressen, dessen Pylorus sich immer fester zusammenzieht und stoßweise sich der Cardia nähert; indem gleichzeitig nun durch den Ekel die Erscheinungen des Würgens im Schlunde hervorgerufen werden, tritt der Schlundkopf in die Höhe und zieht die Speiseröhre nach sich, die nun von der Car-

die verschluckte diese Wirkung hat, oder ob nicht die wiederholten Versuche zum Hinabschlingen, ohne daß wirklich eine compacte Masse eingeführt ward, die Speiseröhre endlich in antiperistaltische Bewegung setzen, welche sich dann auf den Magen fortpflanzt. Das Entwickeln von kohlensaurem Gase mittels Brausepulver stillt ja Erbrechen!

Digitized by Google

dia an antiperistaltische Bewegungen macht, wobei der obere Magenmund sich öffnet und ein Theil des Mageninhalts in die Speiseröhre tritt, die sich unten aber sogleich wieder schließt und ihren Inhalt nach Oben treibt; gleichzeitig verstärken sich die Bewegungen im Schlundkopfe; der Unterkiefer wird herabgezogen, ebenso die Zunge, deren Spitze, wie die Unterlippe, zittert; dadurch wird der Raum zwischen weichem Gaumen und Zunge erweitert, der Kehldeckel auf die Stimmritze gedrückt und der Mund weit geöffnet. Gelangt nun der in die Speiseröhre getretene Theil des Mageninhalts nach Oben, so wird der obere mittlere Theil des hintern Gaumenvorhanges in die Höhe gezogen und dessen beide Schenkel nähern sich einander genauer; das Zäpfchen zieht sich zusammen, um das obere Ende der Spalte zwischen den zusammengezogenen Schenkeln des hintern Gaumenvorhanges desto genauer zu verschließen, wodurch dann der Eingang zu den Choanen und den Eustachischen Röhren ebenfalls verschlossen und das Einbringen der aus dem Magen gestoßenen Massen verhindert wird. Der vordere Gaumenvorhang bleibt dabei meistens theilnahmlos; er wird blos durch die gewaltsame Annäherung der Schenkel des hinteren Gaumenvorhanges und dessen Hinaufziehen im Mittelpunkte des Bogens in der Gegend des Zäpfchens etwas nach Oben gehoben und verengert. Während dieser Vorgänge, die sich verstärken und nachlassen, wobei namentlich der Oschophagus wie ein Pumpenstock auf- und abgezogen wird, athmet der Mensch nun tief ein, und mit der darauf erfolgenden stoßweisen Exspiration beginnt Anfangs nur Luft aus dem Magen als Ructus befördert zu werden, später kommt dann der flüssige Mageninhalt, wobei aber die Respiration aufgehoben ist durch die Verschließung des Kehlkopfes durch den Kehldeckel; daher wird das Gesicht roth, heiß, die Augen werden hervorgetrieben, die Bindehaut röthet sich, es wird dem Kranken selbst wol schwarz vor den Augen; die Venen des Halses und Kopfes schwellen an und schnell erkaltender Schweiß bedeckt die Stirn. Ist eine Portion Luft oder Mageninhalt entfernt, so sinkt der Magen zusammen und alle convulsivischen Erscheinungen lassen nach, der Kranke fühlt sich meistens freier, aber matt und abgeschlagen. Gewöhnlich wiederholt sich der Brechact nach einiger Zeit mehre Male unter denselben Erscheinungen und zwar meistens so lange als die brechenerregende Ursache noch fortwirkt, mit deren Verschwinden auch die das Erbrechen constituirenden Erscheinungen schwinden, die Aufblähung des Magens wird immer geringer, der Ekel schwächer und endlich hören sie ganz auf; die allgemeine Mattigkeit zwingt den Kranken zur Ruhe, er fällt in einen erquickenden Schlaf, aus welchem er dann neu gestärkt erwacht. Wird der Schlaf gehindert oder ist das Bedürfniß zu demselben nicht stark genug, um den Kranken zu überwältigen, so reagirt entweder die Haut als Antagonist der verstärkten Schleimhautabsonderung durch die Schweißdrüsen, und es tritt allgemeiner duftender Schweiß ein, mit dessen Nachlaß der Schlaf erfolgt, oder wenn das Erbrechen nicht alle schadhaften Stoffe aus dem Magen entfernte, treten diese, wenn die peristaltische Bewegung wieder die Oberhand erhält, in den Darm und vermehren hier dessen excretielle Thätigkeit; es entleeren einige flüssige Stühle, welche auch da bemerkt werden, wo eine größere Menge Galle in den Darm während des Erbrechens geführt wurde, die nur zum Theil in den Magen gelangte und ausgeleert ward. Da wo dies aber nicht der Fall war, wie in der Mehrzahl der Fälle, stiftet nachher der größere Theil der Secretionen und die Resorption gewinnt die Oberhand, wobhalb dann auch meistens in den nächsten 24 Stunden Verstopfung vorhanden ist, die wol auch länger anhält und dann durch Abführmittel beseitigt werden muß. Wahrscheinlich hat dies auch zum Theil darin seinen Grund, daß auch vom After her, wenn auch nur schwache antiperistaltische Bewegungen beginnen, die den Darminhalt wieder nach Oben treiben, wo er dann bei verstärkter Resorption fester, und somit schwerer weiter nach Unten getrieben wird. Zuweilen hält der durch das Erbrechen bedingte Congestionszustand des Magens zu lange an, es bilden sich die Zeichen der Saburra, des gastrischen Fiebers oder selbst der Magenentzündung aus; in andern Fällen zerreißen durch die heftigen convulsivischen Anstrengungen einzelne Blutgefäße im Rachen oder im Magen, und es wird Blut ausgeleert, was zur wirklichen Magenblutung Veranlassung werden kann. Da wo Brüche oder Vorfälle oder die Disposition dazu vorhanden, treten diese ein; bei Schwangern kann durch die zu starken Contractionen der Bauchmuskeln Hämorrhagie des Uterus und selbst Abortus herbeigeführt werden, wie hinwiederum vorhandene Uterinblutungen durch das Erbrechen zum Stehen gebracht werden. Wie schon erwähnt, wird durch den Druck der Bauchmuskeln auch die Leber in erhöhte Thätigkeit gesetzt; sie sondert stärker Galle ab und die bereits in der Gallenblase angehäufte Galle wird in den Zwölffingerdarm geführt; etwa vorhandene Leberabsesse können platzen und sich in die Bauchhöhle ergießen. Der ganze Blutumlauf im Unterleibe, besonders im Pfortadersystem wird verstärkt und dadurch auch, wie erwähnt, die Resorption erhöht, was sich übrigens auf den ganzen Körper erstreckt, wodurch sich das Verschwinden von Geschwülsten, sowie auch die gute Wirkung des Erbrechens auf die Hodenentzündung erklären läßt. Was die Respirationsorgane betrifft, so wird durch das während des Erbrechens nothwendige Anhalten des Athmens die Lunge mit Blut überfüllt und von der eingeathmeten Luft ausgedehnt; dies kann Veranlassung zur Zerreißung des schon mürben Lungengewebes oder einzelner Gefäße werden, sobaß Lungenblutung erfolgt oder vorhandene Eiterhöhlen, Tuberkeln sich in die Bronchien entleeren und der Inhalt dann nach ausgestoßenem Mageninhalt gleichfalls ausgeleert wird; dasselbe geschieht mit dem etwa angehäuften Bronchialschleim, der gleichzeitig in stärkerem Maße abgesondert wird, daher auch nicht selten ein vorher lange Zeit trockener Husten nach dem Erbrechen feucht wird. Auch andere Secretionen werden nicht blos quantitativ, sondern auch qualitativ dadurch verändert, was durch die Einwirkung des Erbrechens auf das Nervensystem vermittelt wird, die wir freilich in dieser Beziehung nur aus ihren Folgen erkennen, da sie vorzugsweise das organische Nervensystem trifft, außer der Wirkung der Congestion zu dem Centraltheilen, besonders dem Gehirn,

Digitized by Google

die man so heftig beobachtet hat, daß Apoplexie entstanden ist, doch wird freilich mit dem ganzen Körper auch das ganze Nervensystem erschüttert; die Schule gebraucht dafür das Wort „Umstimmung des Nervensystems; indessen ist dies leider der Wissenschaft gegenüber bis jetzt eben nur ein Wort, dessen wahrer Sinn erst noch gefunden werden soll.

Was nun die Ursachen des Erbrechens betrifft, so sind dies theils äußere, theils innere, und hiernach theilt man auch das Erbrechen selbst in idiopathisches, symptomatisches, sympathisches, antagonistisches. Das idiopathische Erbrechen entsteht durch Reize, welche von Außen in den Magen eingebracht werden und diesen unmittelbar in den zum Erbrechen nothwendigen Zustand versetzen. Die Reize sind entweder mechanischer Art und wirken dann gewöhnlich nur durch ihr Volumen oder ihre Schwere, wie fremde Körper, die verschluckt wurden, Würmer, die in den Magen gelangten; oder sie sind chemisch-dynamischer Art; zwischen beiden in der Mitte steht die Überladung des Magens mit Speisen und Getränken ohne Rücksicht auf ihre Natur, wodurch der Magen mehr mechanisch ausgedehnt wird; diese Dinge werden um so eher Erbrechen hervorrufen, je mehr sie zugleich eine chemisch-dynamische Wirkung ausüben, so alles gegohrene, viel Kohlensäure enthaltende Getränk; Wein, Bier, schon laues Wasser gehört hierher; ferner zu fette ölige Speisen; besonders aber diejenige Classe von Arzneimitteln, die wir Brechmittel (s. d. Art.) nennen. Den Übergang zu dem symptomatischen Erbrechen, d. h. demjenigen, welches durch eine anderweitige Affection der bei dem Erbrechen vorzugsweise thätigen Organe, des Magens, Schlundes, der Speiseröhre und des Zwerchfelles, hervorgerufen wird, machen die scharfen Gifte, welche eine Entzündung des Magens hervorrufen; ähnlich wirken ranzig gewordene Speisen und Getränke, verschluckter scharfer Speichel ꝛc., Anhäufung von Schleim oder Galle, Blut im Magen, Bildung von Säure in demselben, welche häufig mit Neurosen des Magens einhergeht oder durch zu große Ausdehnung des Magens bedingt wird, welche die gehörige Einwirkung auf die genossenen Nahrungsmittel hindert; ferner Lagenveränderung des Magens, daher auch Kinder so leicht brechen; Verengerung des Magens, Verhärtung, Degeneration, zu große Reizbarkeit, daher das Erbrechen bei Convalescenten, selbst bei geringern Quantitäten übrigens normal beschaffener Nahrungsmittel, Magenerweichung, Aphthen, Soor, die sich bis in den Magen erstrecken. Da die antiperistaltische Bewegung nicht immer im Magen beginnt, sondern oft schon in größeren Strecken des Darmes, so erregen mannichfache Zustände desselben gleichfalls ein symptomatisches Erbrechen, indem sie sich gradezu auf den Magen fortpflanzen, wie Entzündungen, Erweichungen, oder die Fortschaffung des Inhaltes des Darmes nach Unten hindern, so Verschließung des Darmes bei Atresie, durch Würmer fremde Körper, durch Einschiebung, durch Verschlingung und Einklemmung (daher das Erbrechen bei eingeklemmten Brüchen), wo es selbst bis zum Kothbrechen kommt, durch Stricturen, Auswüchse auf der Darmschleimhaut, Geschwülste in dem Darme, sowie in seiner wie des Magens nächster Umgebung, Hypertrophien der Leber, Milz, des Pankreas, welche durch Druck wirken; wohin auch das Erbrechen vom einwärtsgebogenen Processus ensiformis des Brustbeines gehört. Das sympathische Erbrechen entsteht durch Reize, welche einen krankhaften Zustand in einem andern Organe, das mit dem Magen in Sympathie steht, erregen, oder das Product eines solchen Zustandes sind; so das Erbrechen bei fremden Körpern in der Luftröhre und dem Kehlkopf, bei Krampfhusten; zum Theil gehört hierher auch das Erbrechen, welches man durch Kitzeln des Schlundes erregt, ferner jenes Erbrechen, welches durch Eindrücke auf das Nervensystem, besonders das Gehirn, hervorgerufen worden, so durch Ekel erregende psychische Einflüsse, durch Gehirnreizungen, besonders der Theile, wo der Magennerv entspringt, daher das Erbrechen bei heftigem Kopfschmerz; alles, was Schwindel erregt, ruft auch Erbrechen hervor, so die Drehbank, das Schaukeln, Fahren, wohin auch die Seekrankheit (s. d. Art.) gehört; ferner das Erbrechen bei organischen Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten. Sympathisch ist das Erbrechen bei Schwangern, Menstruationsstörungen, bei Hodenkrankheiten, Nierenkrankheiten, Durchtritt von Harnsteinen in die Blase und aus dieser heraus. Was endlich das antagonistische Erbrechen anlangt, so hat dies den Zweck, irgend ein anderes Organ von einer krankhaften Thätigkeit oder einem krankhaften Reize zu befreien; es ist also der Ausdruck der Reaction, die der Magen zu Gunsten eines andern Organes übernimmt und deshalb stets kritisch, wenn auch nicht immer zu einem erwünschten Ziele führend. Häufig entwickelt es sich aus dem sympathischen Erbrechen, weshalb es auch meistens mit diesem verwechselt wird. Es gehört hierher das Erbrechen durch zu starken Blutverlust, welches anstatt der Ohnmacht eintritt, das Erbrechen bei Hydrocephalus, beim Eindringen von Contagien und Miasmen, welche auf die ganze Blutmasse und das Nervensystem wirken, daher auch bei fieberhaften Krankheiten, beim gelben Fieber ꝛc., bei unterdrückten Ausleerungen und Secretionen anderer Organe, daher das Harnerbrechen bei Verstopfung der Nieren und deren Ausführungsgänge, beim Zurücktreten von Exanthemen von der Haut, überhaupt bei unterdrückter Hautthätigkeit, Gicht ꝛc., wo der Magen zum Ausscheidungsorgane wird; am deutlichsten sieht man aber das antagonistische Erbrechen beim Durchfall, in der Cholera. Dieses antagonistische Erbrechen ist es nun auch, welches der Arzt absichtlich Behufs verschiedener Heilzwecke mittels der Brechmittel hervorruft. So verschiedenartig nun alle diese Ursachen des Erbrechens sind, so verschieden werden auch die dasselbe begleitenden Erscheinungen sein, und namentlich richtet sich auch darnach die Beschaffenheit des Ausgebrochenen. Eine Diagnose dieser verschiedenen Arten des Erbrechens hier zu geben, würde uns hier viel zu weit führen, um so mehr, da es bei den einzelnen Krankheitszuständen in den besondern, für sie bestimmten, Artikeln gewürdigt werden muß. Dasselbe gilt von der Prognose und Therapie des Erbrechens, das stets nur Sym-

Digitized by Google

ptom eines anderweitigen krankhaften Zustandes ist, und darnach seine Würdigung und Behandlung finden muß.
(*J. Rosenbaum.*)

ERBSCHAFT hat, außer der gewöhnlichen, auf die Nachlassenschaft eines Verstorbenen sich beziehenden Bedeutung, in der älteren Urkunden- und Rechtssprache eine mit dem Begriff einer Verlassenschaft in keiner Beziehung stehende Nebenbedeutung. Die Alten nannten nämlich Erbschaft den ganzen Inbegriff eines gewissen Eigenthums an einem Orte, mit allen Zugehörungen und Rechten, welche damit als Theile eines Ganzen verbunden waren, z. B. ein Hofgut mit seinen Gebäuden und dem Inventarium. In gleicher Bedeutung ward auch das, in manchen Gegenden noch heutiges Tags in diesem Sinne übliche Wort Erbe gebraucht. Es ist das lateinische: universitas. — Aus einer ungedruckten Urkunde von 1320, Donnerst. nach Lucientage, stellt sich jene Erklärung des Worts Erbschaft deutlich dar. Abt und Convent zu Erbach im Rheingau verkaufen an Graf Emich zu Nassau und dessen Gemahlin ihren Hof zu Hadamar, wie die Verkäufer sagen: „myt alle unse Gut, daz von alders in denselben hove — geheort hat und wyr dar uz geboyrt hayn." Diese Zugehörungen werden in dem Kaufbriefe noch näher beschrieben, sowie die aus dem Hofe zu entrichtenden Abgaben, unter diesen auch ein Kornpacht von einer Mühle zu Hadamar, welche Eigenthum des Klosters Seligenstadt war. In Anfedung dieses Mühlenpachts, welchen zwar die Abtei Erbach, nicht aber das Kloster aufzukündigen berechtigt gewesen, sagt nun der Kaufbrief weiter: „Wer aber Sache, daß — dir Erebe und die Grebinne von Nassowe die (den Pacht nämlich) — nyt geben in wulden, so sullint sie die Muele — lavßin lygin — dir Meysteren und dem Convente von Seyglinstayt, und sayl doch stayn an Wyltkure dis Grebin rc. von Nassowe — und nyt anme Cloystere von S. wand wir unse Eyrbeschaf eyn (ihnen) mit — virkauft hayn, und alse lange alse sie die Muelen — habin wullint — sullint sie den — Paycht — gebin — dem Cloystere — und vürbaz nyt me (mehr)," weil nämlich das dem Hauptgute anklebende einseitige Aufkündigungsrecht der Pachtung durch den Verkauf des Ganzen — der Erbschaft — von der Abtei an die Käufer mit übergegangen war. (*v. Arnoldi.*)

Erbse, s. Pisum.

Erbsenstrauch, s. Robinia Caragana.

ERBSTADT, Kirchdorf im kurhessischen Kreise Hanau, war ehemals ein Zubehör der Propstei Naumburg und hat 91 Häuser und 543 Einwohner. Neben dem Dorfe liegt der Pfaffendorf mit etwa 700 Morgen, der ehemals dem Kloster Ilbenstadt gehörte, bei dessen Aufhebung im J. 1803 aber den Grafen von Leiningen-Westerburg als Entschädigung überwiesen wurde. (*G. Landau.*)

Erbsünde, s. Sünde.

ERCE. 1) Ercé, Gemeindedorf im französischen Arrisgedepartement (Gominges), Canton Oust, Bezirk St. Girons, liegt 4½ Lieues von dieser Stadt entfernt auf dem linken Ufer der Erce, hat eine Succursalkirche, eine Stuterei von 30 Pferden und 3531 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. In den Umgebungen des Orts sind Eisen- und Zinnminen. Der Eisenhammer liefert jährlich 1500 Centner Eisen. 2) Ercé, Gemeindedorf im französischen Departement der Ille-Bilaine (Bretagne), Canton Liffré, Bezirk Rennes, hat eine Succursalkirche und 1408 Einwohner. 3) Ercé-en-Lamée, Gemeindedorf desselben Departements, Canton Bain, Bezirk Redon, liegt am linken Ufer des Saumon, und hat eine Succursalkirche und 3166 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ERCHAMBERT, angeblich Möringen von Hopferbach, Neffe des Bischofs Hitto von Freisingen, scheint schon während dessen Lebens das Bisthum verwaltet zu haben, und folgte ihm 835 als Bischof. Am 31. Juli d. J. empfing er zu Freisingen vom Diakon Zotto ein Mannlehen; am 28. Juli 836 zu Ihny vom Kleriker Richard mehre Güter, wie später und bald hernach von einem gewissen Rapoz vom Priester Sinpert, welche Geschenke dem Stifte Ihny zugewendet worden sein mögen. Am 3. Aug. d. J. erhielt er für sein Bisthum mehre Güter und Leben vom Priester Hrodpert und dessen Neffen Wilipert, am 23. Nov. d. J. noch andere für gleichen Zweck, wie am 14. Nov. d. J. für die Abtei Scheftlarn. Im J. 837 und 838 erhielt er wieder mehre Geschenke. Von einem Edlen Ratold nach Tagolfing eingeladen, empfing er alle dessen Güter daselbst, zu Cramersdorf und Huffenheim für das Bisthum unter dem Vorbehalte des Ertrags bis zum Tode des Gebers. Im J. 840 wurde er auch zum Abte des Stiftes Kempten wegen seiner vielen Vorzüge postulirt, wie ein Gütertausch vom J. 851 — 852 mit dem Priester Milo bestätigt. Im nämlichen J. 840 wurde er mit einem Theile des Waldes bei Freisingen und mit Wiesen bei Feldmochingen beschenkt. Im Verlaufe mehrer Jahre empfing er noch viele andere Güter und Leben, und zwar einige für den Unterricht adeliger Jünglinge in der Schule zu Freisingen, welche sich dem Domstifte der heil. Maria einst widmen wollten, wo die Regel des heil. Benedict herrschte, obschon Kanoniker und Mönche beisammen in Urkunden genannt werden. Am 10. Aug. 843 kaufte er mehre Güter gegen baares Geld von einem gewissen Paldrich bei der Gelegenheit, daß die drei Söhne K. Ludwig's des Frommen sich zu Verdun mit einander versöhnten, und Italien, Frankreich und Teutschland unter sich theilten. Vom J. 847 — 854 erwarb er seinem Stifte noch eine große Reihe von Gütern theils durch Geschenke, theils durch Tausch. Er blieb während seines bischöflichen Amtes höchst sorgfältig für alle Kirchen seines Sprengels, sogar rücksichtlich ihrer Inventarien, starb den 11. Jan. 854, und wurde in die Kapelle des heil. Petrus auf dem Berge zu Freisingen begraben *). (*Jaeck.*)

ERCHANGER, ERCHINGER, schwäbischer Kammerbote [1]), war dieses nebst seinem Bruder Berthold bereits zur Zeit des Königs Arnulf. Damals nämlich war

*) *Meichelbeck*, Hist. Frising. I, 118 — 128. *Pez*, Anecd. T. I. P. III. 758. *Mabillon*, Annal. ord. Ben. II. L. 23. No. 58. *Hund*, Metrop. Salisb. II, 140.

1) cameras nuncius.

Digitized by Google

Schwaben noch nicht zum Herzogthume gemacht, sondern gehorchte dem königlichen Fiscus eigenthümlich, und ward von den genannten Brüdern verwaltet. Dem Bischof Salomon von Constanz war von den Königen einiges zu Bodman, einem unter der Gerechtsame der Kammerboten stehenden Städtchen, Gehöriges gegeben worden. So begannen diese den Bischof zu verfolgen. Er aber, der das Bisthum und Abteien besaß, hatte eine stärkere Kriegsmacht. Als er einst Erchangern und Bertholden zufällig begegnete, erwartete er, daß sie ihn grüßten und ihre friedlichen Gesinnungen dadurch an den Tag legten. Aber vergebens! Er schickte ihnen Boten nach, welche die Sache verhandeln sollten. Aber sie wollten nicht Frieden machen. Aus Furcht vor einem Überfall von Seiten der genannten Brüder begab sich der Bischof aus seinem Lieblingsaufenthalte St. Gallen heimlich in den zu jener Zeit ganz wüsten Wald Turbenthal. Jene drangen in St. Gallen ein, um den Bischof gefangen zu nehmen. Aber er war fort. Während er in der kleinen zu Ehren des heiligen Gallus in der Einöde erbauten Kapelle sich verborgen hielt, schickte er Gesandte an den Hof. Von dem Könige, welches damals Arnulf war, wurden der Bischof und die Kammerboten unter Friedensbann [2]) an den Hof nach Mainz geladen. Hier ward den beiden letztern Staatswegen der Proceß gemacht und sie für Majestätsverbrecher erklärt, und nach Ingelheim in Haft gebracht, bis dahin, daß sie mit Exil oder dem Tode bestraft würden. Salomon wollte aber nicht die Ursache dazu sein, daß ihr Blut vergossen würde. Er unterhandelte daher mit dem Erzbischofe Hatto von Mainz, daß er sie befreien möchte. Sie beide gingen hierauf flehentlich bittend den König an, erweichten das Herz desselben, und brachten die Verurtheilten wieder zu Gnaden. In Gegenwart Aller demüthigten sich diese vor Salomo, schlossen mit ihm Frieden, und erhielten durch seinen Beistand die vorige Gewalt wieder. Sie schwuren vor dem Könige, daß sie den Bischof niemals beleidigen, noch ihn an den ihm geschenkten fiscalischen Gegenständen beeinträchtigen wollten. Gleichsam als sehr befreundet mit ihm, kehrten sie endlich nach Hause. Hierauf lud er sie nach Constanz zu einem Gastmahle und zum Empfange von Geschenken ein, verdarb aber alles durch seine Ruhmredigkeit. Er hörte nicht nur äußerst gern, wenn er von Andern gelobt wurde, sondern prahlte auch, wenn die andern schwiegen, von freien Stücken. Nebst den köstlichen Getränken bewunderten seine Gäste, die Kammerboten, auch die künstlichen goldenen und silbernen und besonders gläsernen Gefäße, welche damals eine große Seltenheit waren. Aber der eitle Bischof mit dieser stillen Bewunderung nicht zufrieden, erhob gewisse Dinge unter seinen übrigen von den Königen erhaltenen Reichthümern. Die Gäste schwiegen geflissentlich; doch der Bischof zeigte sie, indem er ihnen auch die großen Habseligkeiten, welche St. Gallen besaß, vorzählte, und diese waren es eben, durch welche er die längst verwundeten Gemüther der Kammerboten beleidigt hatte. Kleinlich an sich waren diese Ruhmredigkeiten des Bischofs, aber von großen Folgen. Ungeachtet der Unbescheidene sagte: er habe zu St. Gallen einen Ofen, in welchem er durch eine Heizung ihnen beiden Brod auf ein Jahr backen könne, und Ähnliches von einem großen kupfernen Kessel [3]) und einer Haferdarre für 100 Malter vorbrachte, so schwiegen doch aus wohl berechneter Vorsicht die listigen Gäste, und ertrugen die Ruhmredigkeit des Bischofs mit Geduld. Als er jedoch hinzufügte, er habe Viehhirten, vor denen sie (die Kammerboten), wenn sie dieselben sähen, die Hüte abziehen, und sich verneigen würden, so widersprachen sie und bemerkten, das könne niemals geschehen. Doch wurden den hochherzigen Männern, als sie endlich fortwollten, Geschenke gebracht. Unter ihnen waren die zwei sehr ausgezeichneten gläsernen Gefäße, welche sie auf dem Gastmahle bewundert hatten. Sie nahmen sie in die Hand, und ließen sie absichtlich, jedoch ohne diese Absicht zu erkennen zu geben, fallen, und sie zerbrachen in Stücken. Für alles Übrige sagten sie dem Bischofe tausend Dank, nahmen jedoch listiger Weise nichts an. Als bei dem Abschiede der Bischof im Begriffe war, sie zu küssen, sagte er: „Sie waren euer, deshalb habt ihr euch nicht geschämt, die Becher von so großem Werthe zu zerbrechen. Aber ihr konntet, wenn ihr sie statt Münzen den Armen gegeben hättet, euren Seelen großes Heil verschaffen." „Gläserne Freunde," sagten sie, „müssen mit Glas beschenkt werden; wir aber, die wir nicht gläsern sein wollen, haben das Glas zerbrochen." Nachdem sie die Minne [4]), wie Sitte war, geküßt und ausgetrunken hatten, gingen sie freudig [5]) davon [6]). Sie hielten sich nun während der noch übrigen Regierungszeit Arnulf's, und auch unter der Ludwig's des Kindes ruhig, und um so mehr, je mehr Macht Salomon auch dadurch hatte, daß er während der letzteren Kanzler des Reichs war. Zwischen dem Könige Konrad und Erchanger brach im J. 913 Zwietracht [7]) aus;

2) sub banno pacis, unter bei Strafe gebotenem Frieden.

3) Braukessel. 4) Den Abschiedstrank. 5) Nämlich darüber, daß sie vom Bischofe loskamen. 6) *Ekkehardi* IV. Casus S. Galli ap. *Pertz*. Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 83. 84. 7) Der Verfasser der Annal. Alam. bei Pertz T. I. p. 56 gibt den Grund nicht an. Hermann der Gichtbrüchige (bei Usser-mann, Germ. Sacr. Prod. p. 176) sagt zum J. 911: „Burkhard, Herzog von Schwaben, ward auf seiner Versammlung im entstandenen Tumult erschlagen; an seiner Statt riß Erchanger das Herzogthum an sich." Nach dem Ekkehard von St. Gallen war Schwaben aber noch kein Herzogthum wieder, und der erste Herzog der neuern Folge ward nach Erchanger's Tode Burkhard. Den im J. 911 von Anselm erschlagenen Burkhard nennen die Annal. Alam. blos Grafen und Fürsten der Schwaben. Es war also wol der mächtigste Gaugraf, und wird vorzugsweise Fürst genannt, weil er an der Spitze der Schwaben stand. Hermann hat also aus einem Fehler, in den er leicht fallen konnte, weil er die Herzoge, die nach Erchanger's Tode stattfanden, vor sich hatte, schon zum J. 911 einen Herzog von Schwaben aufgestellt. Anselm und sein Anhang nahmen der Witwe des Erschlagenen Alles und trieben die Söhne, Burkhard den Jüngern und Udalrich, ins Exil und vertheilten des Ermordeten Allod und Lehn unter sich. Erchanger wird also wol, wenn er nach Burkhard's des Ältern Tode sich wirklich einer Besitzung desselben bemächtigt hat, die Beute den Mördern nicht ruhig gelassen und ihnen besonders die Gaugrafschaft des Erschlagenen wieder abgenommen haben. Wollte sie ihm dann König Konrad nicht zu Lehn geben, so mußte er natürlich mit ihm in Zwietracht gerathen, und der später schreibende Hermann konnte leicht den Feh-

Digitized by Google

doch machte dieses Erchangern nicht zum Feinde des Vaterlandes in Beziehung auf die auswärtigen Gegner. Die Ungarn brachen [8]) in Schwaben ein. Als sie durch Baiern zurückkehrten, schlugen sich Herzog Arnulf von Baiern und dessen Oheim Erchanger nebst seinem Bruder Berthold und dem Grafen Udalrich gegen sie, und brachten ihnen eine große Niederlage bei. Im nämlichen Jahre (913) machte Erchanger mit dem Könige Frieden, dieser nahm des Genannten Schwester, Liupoid's Witwe Tochter, als Friedensgeißel zur Frau [9]). Aber Bischof Salomon hatte schon unterdessen wieder die Keime zu neuen Unruhen gelegt. Als nämlich die Anwesenheit [10]) Konrad's in St. Gallen vom Bischof Salomon durch ein prächtiges Gastmahl gefeiert ward, fand er die Brüder Erchanger und Berthold traurig und erbittert, und fragte nach dem Grunde auf heitere Weise. Er war dieser. Bischof Salomon gab zwei Meisterhirten von wildem Aussehen und mit langen Bärten, welche er hatte jagen lassen, und von welchen der eine einen Bären, der andere einen Hirsch brachte, für Nachbarn und Freie aus, und ließ sie das Wild Erchangern und Bertholden darbringen. Diese standen vor den Überbringern auf, zogen die Hüte, und dankten den Jägern durch ehrerbietige Verbeugung. Der Bischof, des früher Gesagten eingedenk, freute sich. Als die Brüder den wahren Zusammenhang erfuhren, ließen sie das Wild vor den Bischof mit den Worten legen: Es soll dir, wir sind genug zum Besten gehabt. Der weise König milderte den Vorgang durch eine kluge Wendung, indem er sagte: Da wir zur Freude zusammengekommen sind, so habe ich das Recht, alle gefahrlosen Scherze zu vertheidigen, und sie, wenn sie zu Streitigkeiten führen, durch mein kaiserliches Decret zu annuliren. Daher will ich, daß ihr, meine Richter [11]), euch beide beruhigt, und mit dem Bischofe wieder Freund werdet. So wurden sie durch einen Schattenfrieden zum zweiten Male versöhnt. Der König Konrad zeigte sich für die herrliche Bewirthung im Kloster St. Gallen durch Bestätigungen und Schenkungen sehr gefällig, und namentlich in Folgendem. Um das von Karl'n dem heiligen Otmar geschenkte Dorf Stamheim waren noch einige Orte königlichen Rechts, oder gehörten mit andern Worten dem Reiche. Konrad gab alles das, was der königliche Fiscus daselbst noch hatte, in die Hand des Voigtes über den Altar, und bekräftigte es durch sein Siegel. Die Kammerboten empfanden wieder Herzeleid über den Schaden des königlichen Fiscus, denn sie hatten schon längst über Stamheim eine Burg gebaut, welche sie vor dem Könige als ihr Eigenthum ansprachen. Dieser aber sagte, daß sie die Burg ohne Schaden der Bewohner des Fleckens nicht haben könnten, und drohte ihnen mit seiner Ungnade, wenn sie frevelhaft handelten. Der Bischof mit dem Voigte bemächtigte sich der Orte nach schwäbischem Rechte [12]), indem sie, wie Recht war, an drei Tagen die Leute des Fiscus mittels Eidesleistungen dem heiligen Otmar zueigneten. Ihnen drohte die Besatzung der Burg, daß sie sie, wenn sie nicht gehorchten, übel behandeln wollten, und ließen den Drohungen die Thaten folgen, denn sie nahmen das Schlachtvieh, und anderes, was ihnen beliebte, den Fiscalischen, die es nicht geben wollten, mit Gewalt. Der Voigt führte sowol für sich, als im Namen Salomon's bei Gebrüdern Erchanger und Berthold Klage, und erhielt entweder lügende oder beleidigende Worte. Als der Bischof dieses beinahe ein Jahr erduldet, und selbst eines Tages den Kammerboten begegnete, klagte er über die Unbillen, und ermahnte zugleich, dessen eingedenk zu sein, daß er sie aus der Bedrängniß, in welcher sie einst vor dem Könige Arnulf gewesen, mit vieler Mühe gerissen. Liutfrid, der Neffe der Kammerboten, ein hochherziger Jüngling, sprach seinen Unwillen gegen seine Oheime darüber aus, daß sie den verbrecherischesten der Mönche, wie er Salomon nannte, der sich der Kränkungen rühme, die ihnen (den Kammerboten) für ihn (den Bischof) zugefügt worden, leben ließen. Mit gezogenem Schwerte hätte der beharrliche Jüngling den Bischof erschlagen, wenn ihn die beiden Oheime nicht zurückgedrängt hätten. Der Bischof entfernte sich, um dem Tode zu entgehen, schnell mit dem Pferde seitwärts, ward aber von den beiden Kammerboten am Zügel gefaßt und ergriffen. Einer von den Bischöflichen, welcher seinen Herrn gegen das Schwert Liutfrid's mit dem Schwerte zu beschirmen unternahm, ward von den Lanzen der ihn Umringenden durchbohrt. Als man sich berieth, was mit

ler begehen und die große Gaugrafschaft für das Herzogthum nehmen, das erst nach Erchanger's Tode wieder rechtmäßig errichtet ward. Da Erchanger im J. 915 seine Landsleute bei Wallawis schlug, und dann, wie die Annal. Alam. p. 56 erzählen, zu dem Herzog derselben gemacht ward, das heißt, sich mit Gewalt zu ihrem Herzog aufwarf, so hat Hermann der Gichtbrüchige sich wahrscheinlich um so mehr veranlaßt gefunden, anzunehmen, Erchanger habe schon bei den Unruhen im J. 911 das Herzogthum an sich gerissen, welches aber erst im J. 915 geschah. Doch beginnt man die neue Reihe der Herzoge von Schwaben nicht mit Erchanger 915, sondern nachdem dessen Hinrichtung, welche nach den Annal. Alam. im J. 916, nach Hermann im J. 917 statthatte, mit Burkhard; s. die Nachweisungen bei Ussermann, Observationes in Codicem Veronensem de Burchardo Alemanniae Duce in Germ. S. Prod. p. CXI — CXVIII, und daraus bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 57 — 60.

8) Wir beobachten im Betreff des Zwistes Erchanger's mit dem Könige und der durch Ersteren geschlagenen siegreichen Schlacht gegen die Madscharen die Reihenfolge der Ereignisse, wie sie die Annal. Alam. darbieten, nach welchen von dem baierischen Herzog und den schwäbischen Herren die Schlacht gegen Ungarn im J. 913 geschlagen ward, während sie nach Hepidannus im J. 912 und nach Hermann dem Gichtbrüchigen im J. 911 statthatte. 9) Annal. Alam. p. 56. 10) Sie fand am Feste des heil. Stephanus nach den Annal. Alam. Cod. Turic. et Sirmond. p. 155 und nach Hepidannus im J. 912, oder wahrscheinlicher im J. 913 statt. Die Quelle der Erzählung von der Demüthigung, welche Erchanger und sein Bruder Berthold dabei spielten, ist Ekkehard, und hat keinen rein geschichtlichen, sondern mehr nur sagtichen Werth, sowie auch die frühere Erzählung von der Zerbrechung der gläsernen Gefäße, hat die Demüthigung Erchanger's durch Salomon wirklich stattgehabt, so muß sie auf jeden Fall sich vor Konrad's Vermählung mit Erchanger's Schwester ereignet haben, denn Salomon würde auf keinen Fall gewagt haben, des Königs Schwäher eine so komische Rolle spielen zu lassen.

11) Nämlich als schwäbische Kammerboten. 12) lege Alamannica, sagt Ekkehard, und macht so den Gegensatz zu dem fränkischen Rechte, nach welchem der Fiscus von den Kammerboten verwaltet ward.

Digitized by Google

dem Bischofe zu thun, wollte Liutfrid, daß man ihm die Augen aussteche, oder die rechte Hand abhaue. Ein Theil der Kriegsmannen bat dagegen, daß der Bischof mit heiler Haut freigelassen werden sollte. Die Gebrüder Erchanger und Berthold aber beharrten bei dem Entschlusse, ihn nach Thietpoldispurch [13]) zu bringen, wo damals Bertha, Erchanger's Gemahlin, sich aufhielt. Diese, eine thatthätige Frau, sagten sie, sei sehr scharfsinnig zu Ränken; sie, die aus Liebe zum Manne, Salomon vorher oft Übles gewünscht, werde ihn schnell umkommen lassen. Aber sie hatten sich verrechnet. Bertha achtete in Salomon den Bischof zu sehr. Als sie die Nachricht von der Gefangennehmung desselben erhielt, sagte sie seufzend: „Dieser Tag wird unsern Ehren und Würden bei Gott und den Menschen ein Ende machen!" Sie ließ Alles sogleich zum ehrenvollsten Empfange des Bischofs durch die zwei gegenwärtigen Presbyter bereiten, ging selbst ihm bis an die Pforte entgegen, und bat mit Thränen, daß er sie küssen möge. Nachdem sie hierauf ihm ein erquickendes Bad hatte geben lassen, ging sie in das Zimmer zu ihm mit nur einer Magd, und verhieß ihm Heil und eine baldige Rückkehr zu den Seinigen. Als ihr Mann und ihr Schwager den Verhafteten von sich und in Bertha's Obhut gegeben, ließen sie auf dem Berge Twiel (Hohentwiel) Lebensmittel zusammenbringen und ihn Tag und Nacht befestigen [14]).

Es war im J. 914, wo Erchanger den Bischof von Constanz der Freiheit beraubte, welches zur Folge hatte, daß Ersterer im nämlichen Jahre vom Könige bei der Burg Onfridinga [15]) ergriffen und ins Exil geschickt ward. Konrad belagerte im J. 915 die Burg Twiel, und ging, da Heinrich, Herzog der Sachsen, in Franken einbrach, zurück. Erchanger kehrte aus dem Exil zurück, und schlug sich in Verbindung mit Burkhard, der sich im vorigen Jahre gegen den König zu empören und sein eigenes Vaterland (Schwaben) zu verwüsten begonnen, und mit Berthold gegen seine übrigen Landsleute, und besiegte sie bei Wallawis [16]) und ward zu ihrem Herzoge gemacht. Aber schon das folgende Jahr (917) verlor Erchanger die Freiheit und das Leben, ohne daß klar ist, auf welche Weise er und sein Bruder und sein Neffe in des Königs Gewalt gekommen [17]). Dieser ließ zuvörderst zu Mainz eine öffentliche Unterredung oder einen Reichstag und dann zu Altheim ein Generalconcil (im September 916) halten. Hier

13) Ist jetzt unbekannt, wiewol es Einige in Dietlishofen bei Twiel gefunden zu haben vermeinen. 14) Ekkehardus a. a. O. S. 86. 15) jetzt Oefingen im Rellenburgischen nicht. 16) Dorf im Rellenburgischen. 17) Die Annal. Alam. bemerken nur ganz kurz zum J. 916: „Erchanger, Berthold und Liutfrid werden betrügerisch erschlagen." Bei dieser Kürze geht das dolose wol nicht unmittelbar auf occidantur, sondern auf die Art und Weise, wie die drei Genannten in des Königs Gewalt kamen. Hermann der Gichtbrüchige sagt, daß sie sich in Hoffnung auf einen Vergleich (spe pactionis) dem König ergeben haben. Am besten Auskunft könnte der umständlicher über Erchanger's Geschichte handelnde Ekkehardus von St. Gallen geben, wenn dieselbe sein Zweck wäre. Er führt uns Erchangern und seinen Bruder Berthold nur darum ein, weil sie die Gegner des Bischofs Salomo von Constanz, der die Abtei St. Gallen inne hatte, waren. Er erzählt nur Erchanger's Gefangennehmung, welche die Befreiung Salomon's zur Folge hatte, und knüpft gleichwol an diese Gefangennehmung die Enthauptung desselben. Er erzählt nur von einer Gefangennehmung. Nach den Folgen derselben, nämlich der Enthauptung Erchanger's, zu schließen, mußte Ekkehardus die letzte Gefangennehmung meinen. Gleichwol setzt er dieselbe ganz nahe an die Gefangennehmung des Bischofs. Sie hat nämlich statt nach der dritten Nacht derselben und während der Berg Twiel befestigt wird. Auch wäre es an sich nicht wahrscheinlich, daß Erchanger, als er im J. 914 vom Könige gefangen wurde, nicht hätte gezwungen worden sein sollen, den Bischof wieder herauszugeben, und daß also Salomon bis ins J. 916 auf Thietpoldispurch gesessen hätte. Wenn wir dieses und Anderes erwägen, so finden sich bei Ekkehardus die Gefangennehmung Erchanger's im J. 914 und die im J. 916 in eine zusammengeschmelzt. Ohne willkürlich zu verfahren, läßt sich nicht genau trennen und angeben, welche von den dabei stathabenden Umständen, welche Ekkehardus darbietet, zu der ersten oder zu der zweiten gehören, sondern es läßt sich nur der Gang zeigen, den der Geschichtschreiber nimmt. Während Bischof Salomo sich auf der Thietpoldispurch, dem Aufenthaltsorte Bertha's, der Gemahlin Erchanger's, befindet und der Berg Twiel (Hohentwiel) befestigt und verproviantirt wird, halten Erchanger, Berthold und Liutfrid mit den Ihrigen, die sie für die treuesten annehmen, sich verborgen, und zwar des Nachts in Wäldern. Dieses wird in der dritten Nacht nach der Gefangennehmung des Bischofs Sigfriden, dem Sohne des Vaterbruders desselben, angezeigt. Sigfrid sammelt sogleich die Kriegsmannen des Bischofs, greift des Morgens früh Erchangern und dessen Bruder und Neffen in einem Walde, während sie noch schlafen, an. Sie erwachen, können aber, da sie ihrer nur wenig sind, mit den schleunig ergriffenen Waffen gegen die durch Panzer und Helme gesicherten Scharen nichts ausrichten. Ungeachtet sich die genannten drei Männer muthvoll vertheidigen, werden ihnen doch die Waffen aus den Händen geschlagen, sie lebend gefangen und gebunden hinweggeführt. Sogleich eilen welche von den Siegern, Bertha'n und ihren Burgmannen zu sagen, daß sie (die Sieger), wenn sie (die in der Thietpoldispurch) den Gesalbten des Herrn (den Bischof) nicht sogleich freiließen, ihre Herren auf Hängemaschinen gelegt, an drei Seiten der Festung vor ihren Augen an der Sonne rösten würden. Als die Wachen dieses hören, glauben sie Anfangs, daß sie getäuscht werden; als sie aber gewisse Nachricht erhalten, laufen Alle, sich trennend, aus der Burg, welche von Männern leer wird. Der Bischof wird frei nebst den Presbytern, und Bertha heulend und weinend nebst den Mägden zurückgelassen. Der Bischof sucht Bertha'n zu trösten, denn er ist ihr Freund, da sie mit ihm verabredet gehabt, ihn in der nächstfolgenden Nacht aus einer Geheimthüre zu entlassen, weil ihr durch einen Boten ihres Mannes bekannt gemacht worden, daß der Bischof in einer andern Nacht nach Twiel oder gar zum Tode gebracht werden sollte. Jetzt geht der Bischof, auf eine andere Weise befreit, Bertha'n an der Hand haltend, aus den Thoren der Burg, den Seinigen entgegen; doch läßt er, um die Habe Bertha's zu retten, nur die in die Burg, welche auf den kräftigsten Rossen vorausgeeilt waren, und den übrigen Haufen nicht. Auf Verlangen der Frau, welche mit dem Manne (Erchanger) sprechen will, wird er zu ihr gebracht. Aus den Armen desselben, der auch weint, kann sie kaum losgerissen werden. Der gebundene Erchanger fällt vor dem Bischof nieder und fleht um Vergebung. Er ertheilt sie ihm mit der Bemerkung, so viel an ihm liege, und gibt ihm den Segen. Er unterhandelt mit seinem Neffen (Sigfrid) und den Kriegsmannen, daß das Weib ohne Verletzung ihrer Ehre und Habe sicher zu den Ihrigen geführt wird. Die drei Gefangenen werden nach Twiel gebracht, um sie zur öffentlichen Untersuchung aufzubewahren. Durch Schnellreiter erhält Konrad, der damals sich in Franken befindet, Nachricht von der Gefangennehmung und Wiederbefreiung des Bischofs. Hierauf erzählt Ekkehardus weiter, welche Maßregeln der König zur Bestrafung Erchanger's und seiner Mitschuldigen trifft, welche mit Umbringung derselben endigen. Es ist also kein Zweifel, daß der Geschichtschreiber, der freilich in Beziehung auf das, was er von Erchanger darbietet, zum Theil nur sachlichen Werth hat, in seiner

Digitized by Google

wurden jene drei für gesetz- und rechtlos erklärt, ihre Alode confiscirt, und sie selbst als Majestätsverbrecher zum Tode [17]) verurtheilt. Die übrigen alle, welche der Gefangennehmung des Bischofs beigewohnt, wurden geächtet. Mit Einwilligung der Fürsten Schwabens ward Burkhard zum Herzoge dieses Landes gemacht, und erhielt die confiscirten Alode der Verurtheilten zu Lehen, mit Ausnahme der Morgengabe und des Leibgedings Bertha's, welche ihrem Manne nicht beigestimmt hatte. Der Bischof bat bei dem Herzoge um Frist für die Verurtheilten, um die Todesstrafe von dem Könige in Exil verwandeln zu lassen. Nachdem der Herzog die Verurtheilten einige [18]) Tage in Gewahrsam gehalten, ließ der König, welcher vom Herzoge häufig darum auf das Dringendste angegangen ward, sie endlich hinrichten. Salomon bewilligte ihnen ein kirchliches Begräbniß. So nach Ekkardus, bei welchem wir Sage und Geschichte in starker Vermischung finden. Hermann der Gichtbrüchige, welcher dagegen zu kurz ist, sagt nur, Erchanger und sein Bruder Berthold, welche sich gegen den König empört, haben sich ihm endlich in der Hoffnung auf Vergleich ergeben, und seien bei dem Gehöfe oder Dorfe Adinga [19]) den 21. Jan. 917 enthauptet worden. (*Ferdinand Wachter.*)

ERCHENFRID, Bischof zu Regensburg und Abt von St. Emmeram, gelangte erst im 80. Lebensjahre 844 zu dieser Würde, nachdem er als Blutsverwandter und Kaplan K. Ludwig's seit Jahrzehnten die höchste Gunst genossen hatte. Er bewog den Grafen Wilhelm von Österreich zu einem bedeutenden Geschenke an Rechten und Gütern für die Abtei St. Emmeram, über welches K. Ludwig zu Regensburg am 18. Jan. 853 eine Bestätigungsurkunde ausstellte. Gegen das J. 848 schloß er mit dem Bischof Hartwich von Passau einen Gütertausch. Am 19. Juli 849 vereinigte er sich als Besitzer des Klosters Mondsee mit dem Erzbischof Luipbram von Salzburg über ihre beiderseitigen Ansprüche auf Fisch- und Jagdrechte im Apernsee. Im J. 852 übernahm er mit seinem Schutzvoigte Cundpert ein Gütergeschenk des Diakons und seiner Neffen Cundpert und Engilbert für das Kloster Mondsee mit der Unterschrift mehrer Zeugen. Am 11. Febr. 853 wurde er zu Regensburg durch ein Gütergeschenk K. Ludwig's im Sundergau, am 1. Mai 859 durch ein Geschenk auf Tuln zwischen den Bächen Krems und Wien, für das Kloster Emmeram erfreut. Im nämlichen Jahre scheint er wegen Altersschwäche freiwillig sein bischöfliches Amt niedergelegt zu haben, wie aus einer Antwort Papsts Nicolaus I. vom J. 864 zu schließen ist *). (*Jaeck.*)

ERCILLA. Eine von Adr. de Jussieu (Ann. des sc. nat. 25. p. 11. t. 3. f. 1) zu Ehren des spanischen Dichters Don Alonso de Ercilla, dessen Heldengedicht — la Araucana — in Chile spielt, so benannte Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gisekieen der natürlichen Familie der Phytolacceen. Char. Der Kelch mit drei Stützblättchen versehen, fünftheilig; keine Corolle; meist acht, seltener zehn freie, pfriemenförmige Staubfäden mit getrennten Antherenfächern sind auf dem stielförmigen Fruchtboden eingefügt; vier bis acht Fruchtknoten, von denen jeder ein Eichen enthält und auf der inneren Seite einen fadenförmigen Griffel trägt; ebenso viele kleine saftlose Steinfrüchte: der Same nierenförmig, mit ringförmigem Embryo. Die einzige Art, Erc. volubilis *Adr. de Juss.* (l. c., Suriana volubilis *Dombey* herb., Galvesia spicata *Bertero* Merc. chilen., Bridgesia spicata *Hooker* et *Arnott.* in *Hook.* bot. misc. III. p. 168. t. 102), ist eine in Chile und Peru einheimische perennirende Schlingpflanze mit abwechselnden, einfachen, ganzrandigen Blättern und ährenförmigen, in den Blattachseln stehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

ERCILLA Y ZUNNIGA (Alonzo de), geb. zu Madrid 1540, nach Andern 1533, der Sohn eines spanischen Rechtsgelehrten, Fortuio Garcias, stammte aus einem altadeligen Geschlechte. Den Namen Ercilla führte er von einem alten Schlosse in Biscaya, das seine Vorfahren besessen hatten. Seine Mutter, die den Namen Zunniga auf ihn vererbte, kam nach dem frühen Tode ihres Gatten an den Hof der Kaiserin Isabella, der Gemahlin Karl's V. Dort ward Ercilla Page bei dem Kronprinzen Philipp, dessen Diensten er sich mit Eifer und Ergebenheit widmete, ohne jedoch eine besondere Anerkennung zu finden. Er war 14 Jahre alt, als er den Prinzen auf einer Reise durch die Niederlande und einen Theil von Teutschland und Italien begleitete. Im J. 1551 kehrte er mit dem Prinzen wieder nach Spanien zurück,

---

Erzählung die Gefangennehmung Erchanger's im J. 914 und die im J. 916 in eine zusammenschmelzt, was ganz dem Charakter der Sage gemäß ist.

18) So nach Ekkehardus dem Jüngern S. 67. Weit sicherere Nachricht hätten wir über das, was auf der Kirchenversammlung zu Altheim gegen Erchanger beschlossen ward, wenn die Echtheit der Decrete, von welchen Aventinus (Annal. Bojor. Lib. IV. Cap. 22. p. 455 [der leipziger Ausg. von 1710]) sagt, daß er sie gefunden habe, unbezweifelt wäre. In dem einen der Decrete werden Erchanger, Berthold, Burkhard und Arnulph für excommunicirt erklärt, weil sie ungehorsam gewesen. In dem andern weiter oben stehenden Decrete wird gesagt, Erchanger nebst seinen Genossen (welche nicht genannt werden) habe dem Leben des Königs, seines Herrn, und des Gesalbten Gottes nachgestellt, er solle daher aus den Herren des Staates ausgestoßen sein und keine Waffen tragen dürfen, ewig gefangen in einem Kloster sein und das Verbrechen durch die strengste Disciplin der Religion büßen. Hier ist also von einem Verurtheilen zum Tode nicht die Rede. Ist das Decret echt, so ist die in ihm ausgesprochene Strafe später verändert worden, und zwar auf Andringen Burkhard's bei dem Könige, wenn das begründet ist, was Ekkehardus erzählt. 19) So nach Ekkehardus; aber die Kirchenversammlung zu Altheim war im September 916 und Erchanger ward nach Hermann dem Gichtbrüchigen den 21. Jan. 917 enthauptet. 20) Scheint, wie Ussermann zu *Hermann. Contract.* p. 177 vermuthet, Ottinga in dem rhäzischen Gaue an der Wernitz zu sein. In dem genannten Gaue hatte auch nach Aventinus die Kirchenversammlung zu Altheim statt.

*) *Coelestini Vogt.* Mausol. S. Emmerami 112; *ejusd.* Rat. mon. 14—16. Godeau, Kirchengesch. XXXV, 62. *Ried*, Cod. dipl. episc. Ratisb. I, 41—44. *Hansiz*, Germ. s. I, 159. *Hochwart* ap. *Oefele* I, 172. *Hund*, Metrop. Salisb. I, 164. *Pez*, Thes. anecd. T. I. P. III. 226. 247. *Hoffmann* et *Andreas*, Rat. ap. *Oefele* I, 32. 549. Chron. ep. Rat. ap. *Eccard.* II. 2245. *Lang*, Reg. Bav. I, 12.

und ging in dessen Gefolge 1554 zur Vermählungsfeier mit der Königin Maria, nach England. Dort erhielt Philipp die Nachricht von dem Aufstande der Bewohner von Arauco, einem Landstrich an der Küste von Chili [1]). Diese Empörung zu dämpfen, ward der erfahrene Feldherr Alderete abgeschickt, und Ercilla begleitete ihn. Alderete starb während der Seereise, und der Vicekönig von Peru, Don Hertado de Mendoza, sandte hierauf seinen eigenen Sohn, Don Garcias, mit einem ansehnlichen Heere gegen die Araucaner [2]). Ercilla nahm Theil an diesem Zuge, und von Muth beseelt, that er sich in mehren blutigen Schlachten rühmlich hervor. Im Laufe seiner Thaten hatte er den jugendlichen Einfall, die Geschichte der Eroberung des Landes Arauco, in epischer Form, aber der historischen Wahrheit getreu zu schildern. Unter Gefahren und Beschwerden realisirte er diese Idee. In dem wilden Lande, wo er des Nachts oft, in der Nähe des Feindes, nur den Himmel zum Obdach hatte, schrieb er seine Verse, in denen die Tagesbegebenheiten aufbewahrt, bald auf alte Papierstückchen, bald in Ermangelung des Papiers, auf Leder. Noch ehe er 15 Gesänge seines Gedichtes oder den ersten Theil desselben vollendet, hätte er sich durch eine jugendliche Unbesonnenheit bald einen schmachvollen Tod zugezogen. Bei einem öffentlichen Feste, durch welches Philipp's Thronbesteigung gefeiert ward, entzweite sich Ercilla mit einem jungen Spanier. In der Hitze des Streites zogen beide die Schwerter, die Zuschauer mischten sich, und Übelgesinnte verbreiteten das grundlose Gerücht: jener Zwist habe eine verabredete förmliche Empörung einleiten sollen. Don Garcias verdammte beide Gegner ungehört, öffentlich enthauptet zu werden. Ercilla stand schon auf dem Blutgerüste, als seine Unschuld noch an den Tag kam. Tief gekränkt verließ er Chili, ging nach Callao, Panama, und von da nach Spanien.

Er war noch nicht 30 Jahre alt, als er dort anlangte, begeistert von der Hoffnung als Held und Dichter belohnt zu werden. Aber Philipp, dem er seine Araucana zueignete, nahm wenig Notiz von diesem Werke und nicht viel mehr von dem Verfasser. So tief aber auch Ercilla den Mangel einer verdienten Belohnung empfand, sein Herz hing schwärmerisch an seinem Monarchen, den er unermüdet in der Fortsetzung seines Gedichtes verherrlichte. Von Kaiser Rudolf II. soll Ercilla den Kammerherrnschlüssel erhalten haben [3]). Über seine Verbindung mit diesem Fürsten herrscht jedoch ein ebenso großes Dunkel, als über die ganze letzte Hälfte seines Lebens. So viel weiß man, daß er sich 1570 zu Madrid mit Maria Bazan vermählte, einem Frauenzimmer, deren Reize und Tugenden er an mehren Stellen seines Gedichts erhebt. Er scheint in großer Eingezogenheit gelebt zu haben, oft mit dem Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen kämpfend. Die Zeit und die Umstände seines Todes sind ungewiß. Doch muß er 1596 noch gelebt haben, wie aus einem spanischen Werke über die Kriegszucht erhellt, dessen Verfasser Mosquera von ihm als einem lebenden Zeitgenossen spricht, der eben beschäftigt sei mit einem Gedichte zur Verherrlichung der Siege des Don Alvaro Bazan, Marquis de Santa Cruz. Dies Gedicht ist nie im Druck erschienen, und wahrscheinlich unvollendet geblieben. Aber an seiner Araucana zu arbeiten, hörte er nicht auf, bis das Ganze mit dem dritten Theile geschlossen war. Er hinterließ, als er zwischen dem 50. und 60. Jahre starb, keine ehelichen Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine Tochter, die an einen portugiesischen Edelmann verheirathet war.

Voltaire's Urtheil in seinem Essai sur la poésie épique über das von Ercilla in 37 Gesängen verfaßte Gedicht: la Araucana, beweist, daß er es nicht gelesen. Gründlicher urtheilt Cervantes darüber im sechsten Capitel seines Don Quixote, doch offenbar zu günstig, indem er dies Gedicht den besten Epopöien der Italiener an die Seite stellt. Auf den Namen eines Epikers hat jedoch Ercilla keine Ansprüche. Er war ein Dichter, der ausgezeichnetes Talent besaß einen rein historischen Gegenstand poetisch auszuschmücken, ohne ihn deshalb in die Sphäre der wahren Poesie erheben zu können. Schon die chronologische Ordnung, in der die Hauptbegebenheiten und die Beschreibungen der einzelnen Gefechte, von denen er ein Augenzeuge war, einander folgen, zeigt, daß dem Dichter das historische Interesse mehr am Herzen lag, als das ästhetische. Eine Art von epischer Einheit erhielt das Gedicht, dem eine gerechte Kritik Natürlichkeit und Correctheit der Diction nicht absprechen kann, durch den historischen Lauf der Begebenheiten, indem die Noth der Spanier in Arauco stufenweise steigt und das Waffenglück sie erst wieder begünstigt, als die Verstärkungstruppen aus Peru anlangen. Im Grunde fehlt aber doch dem Gedichte die historische Einheit der Composition, da die Gefangennehmung und Hinrichtung des araucanischen Heerführers Caupolican dem Kriege noch immer kein Ziel setzt. Ercilla scheint übrigens gefühlt zu haben, daß die historische Treue, mit welcher er die Hauptbegebenheiten in jenem Feldzuge schilderte, zuletzt etwas Monotones erhalten mußte. Er mischte daher, gegen die Mitte des Gedichts,

1) Arauco ist eine kleine Provinz, ungefähr 7 spanische Meilen lang und 20 breit. Sie wird von mehren Bergreihen durchschnitten, welche Thäler von verschiedener Größe bilden. Diese Beschaffenheit des Landes mochte es den Bewohnern desselben, von Muth und Freiheitssinn beseelt, möglich machen, sich so lange gegen die Spanier zu wehren, ungeachtet der Überlegenheit, welche diese durch die Reiterei und das Feuergewehr erhielten. 2) Dem Don Garcias, und nicht dem damals noch sehr jungen und weder durch Reichthum, noch Verwandtschaft etwas vermögenden Ercilla, wie Dieze (in der Übersetzung von Don Velasquez' Geschichte der spanischen Dichtkunst [Göttingen 1769]. S. 203) behauptet, ward diese wichtige Unternehmung übertragen. Aus Ercilla's später anzuführendem Gedicht: la Araucana, geht deutlich hervor, daß er nur einige Mal eine kleine Anzahl von Truppen, und auch nur auf kurze, unbestimmte Zeit, befehligt. Noch grundloser ist es demnach, wenn es a. a. O. heißt: „Endlich war Ercilla so glücklich, dieses bisher unbezwingliche Volk zu überwinden und unter spanische Botmäßigkeit zu bringen."

3) Nach Voltaire stand Ercilla bei Maximilian II. als Kammerherr, nach Dieze bei Karl V. und Philipp II. Die obige Angabe ist indessen die wahrscheinlichste, weil er auf einer großen Reise durch Frankreich, Italien, Teutschland, Schlesien, Mähren und Ungarn auch Wien berührte. Die nähern Umstände von dieser Reise sind jedoch ebenfalls unbekannt.

Digitized by Google

und besonders in den letzten Gesängen, immer mehr beiläufige Erdichtungen mit ein. Zu diesen gehört unter andern die Beschreibung der paradiesischen Gärten des Zauberers Diton und die romantische Lebensgeschichte der wilden Glaura, welche die Gefahren schildert, denen ihre Tugend unter den Bestürmungen eines zärtlichen Liebhabers ausgesetzt gewesen [4]).

Diese und andere Episoden, wie die Schilderung des Todes der Dido nach Virgil und die ausführliche Beschreibung der Seeschlacht bei Lepanto, welche Ercilla seinem Könige zu Ehren in sein Gedicht eingeflochten haben mochte, sind eben so reich an poetischen Schönheiten, als einige Reden, unter andern die des Kaziken Colocolo im zweiten Gesange, die sogar Voltaire, ungeachtet seines im Allgemeinen ungünstigen Urtheils, vortrefflich fand [5]). Ungeachtet dieser mannichfachen Schönheiten trifft das Gedicht der nicht unbegründete Tadel, daß es, obgleich ein Bruchstück, doch schon zu lang ist. Den Maßstab für die Länge epischer und erzählender Gedichte überhaupt, für die Dauer der Handlung, für die Anzahl der Gesänge u. s. w. genau bestimmen zu wollen, scheint zwar ein Versuch zu sein, der noch keinem Kunstrichter gelungen. Leugnen läßt sich jedoch nicht, daß es in jedem einzelnen Falle gewisse, durch das Gefühl auffindbare Grenzen gibt, die der Dichter nicht überschreiten darf, ohne die Geduld der Leser zu ermüden oder wenigstens die Aufmerksamkeit zu schwächen. Über dritthalbtausend Stanzen, fast ein Drittheil mehr Verse, als die Iliade enthält, scheint in der That etwas zu viel zu sein, zumal für ein Gedicht, das arm an Fictionen und fast ohne alle Maschinerie ist, und der Natur der Sache nach einer gewissen Einförmigkeit nicht entgehen konnte bei den oft sich wiederholenden Beschreibungen von Heereszügen, Schlachten, Belagerungen und Zweikämpfen. Gemildert wird jedoch diese Monotonie durch die Art und Weise, wie der Dichter das wahrhaft Poetische, das in dem gewählten Stoffe lag, benutzt hat. Schon der Schauplatz selbst war dem freien Spiel der Phantasie sehr günstig. Ercilla zeigt uns eine neue Welt, neue Menschen, neue Sitten und Gebräuche, eine Natur, durchaus verschieden von der auf unserer Hemisphäre, die Contraste in den Charakteren und der ganzen Handlungsweise der beiden kämpfenden Völker. Ercilla selbst, wenn auch nicht als eine der thätigsten Personen des Gedichtes erscheinend, ist doch offenbar eine der interessantesten. Muth, Tapferkeit, strenge Tugend vereinigen sich in ihm mit Sanftmuth und Milde der Gesinnung. Erhaben über den seinem Volke so oft vorgeworfenen Nationalstolz, zeigt er sich überall bereit, seine und der Seinigen Fehler zu bekennen und die Tugenden und Heldenthaten der Feinde rühmend hervorzuheben — ein Zug, der nicht blos seinem Charakter, sondern auch seinem Werke zu wesentlichem Vortheil gereicht.

Die erste Ausgabe der Araucana erschien zu Madrid 1578 in zwei Quartbänden. Ebendaselbst erschien das Werk 1610 in drei, und 1776 in zwei Octavbänden. Die neueste Ausgabe kam zu Gotha 1805 in drei Octavbänden heraus. Ins Französische, doch abgekürzt, wurde das Werk übersetzt, Paris 1824. Eine zu Salamanca 1597 in fünf Octavbänden erschienene Ausgabe enthält zugleich die Fortsetzung des Gedichts von Don Diego de Santiste von Osorio, der noch 33 Gesänge hinzufügte, in denen er die fernern Kriegsereigniße bis zur gänzlichen Unterwerfung des Landes und der Ausrottung der Kaziken schilderte. Diese Fortsetzung steht an poetischem Werthe dem Werke des Ercilla weit nach; doch fehlt es auch ihr nicht an einzelnen Schönheiten, zu denen unter andern in dem vorletzten Gesange Eponamon's Klage über das Schicksal der Araucaner und seine Rede an die höllischen Geister unbedenklich gerechnet werden können [6]).

(*Heinrich Döring.*)

Ercinit, s. Kreuzstein.

4) Diese Schilderung stehe hier als Probe von Ercilla's poetischem Styl.

Visto yo que por maestras y rodeo
Muchas veces su pena descubria,
Conocé que su intento y mal deseo
De los honestos limites salia:
Mas ay! que en lo que yo padesco veo
Lo que el mismo entonces padecia,
Que a termino he llegado al pie del palo,
Que aun no puedo decir mal de lo malo.

Hallabále mil veces suspirando
En mi los engañados ojos puestos
Otras andaba timido tentando
Estrada a sus osados presupuestos:
Ye la ocasion dañosa desviando,
Con gravedad y términos honestos
(Que es lo que mas refrena la osadia)
Sus erradas quimeras deshacia.

Estando sola en mi aposento un dia
Temerosa de algun atrevimiento,
Ante mi de rodillas se ponia
Con grande turbacion, y desatiento:
Diciendome temblando: o Glaura mia,
Ya no basta razon, ni sufrimiento,
Ni de fuerza una minima me queda,
Que a la del fuerte amor resistir pueda etc.

5) Diese Rede beginnt mit den nachfolgenden Strophen:

Caciques del Estado defensores
Codicia del mandar no me convida
A pesarme de veros pretensores
De cosa que a mi tanto era debida;
Porque segun mi edad, ya veis, señores,
Que estoy al otro mundo de partida;
Mas el amor que siempre os he mostrado,
A bien aconsejaros me ha incitado.

Por qué cargos honrosos pretendemos,
Y ser en opinion grande tenidos,
Pues que negar al mundo no podemos
Haber sido sujetos y vencidos?
Y en esto averiguarnos no queremos
Estando aun de Españoles oprimidos;
Mejor fuera ésta furia egecutalla
Contra el fiero enemigo en la batalla etc.

6) Vergl. die Nachrichten von Ercilla's Leben vor dem ersten Bande seiner Araucana (Madrid 1776). Nachträge zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 2. Bd. 1. St. S. 140 fg. 2. St. S. 549 fg. Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften. 5. Bd. S. 278 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 5. Bd. S. 408 fg.

Digitized by Google

ERCKENBOLD, Erckembald, Erchambald, Hermbold, Herimbold, Erzbischof zu Mainz, war aus Sachsen gebürtig, zuerst seit 997 Abt zu Fulda, und wurde den 1. April 1011 als Nachfolger des Erzbischofs Willigis durch seinen Blutsverwandten Bischof Berward oder Bernwald von Hildesheim eingeweiht. Ob er auch, wie dieser, von den Grafen Sommerseburg stammte, ist unbekannt. Die Verwaltung der Abtei Fulda setzte er als Erzbischof noch fort, wie er selbst durch eine Urkunde vom J. 1019 bestätigte. Sein Siegel auf einer Urkunde vom Juli 1011 stellt sein Brustbild, bei entblößtem und mit einem mönchischen Haarkranze geschorenem Haupte, mit der Rechten den Stab, mit der Linken ein Buch haltend, ohne Pallium unter der Umschrift seines Namens vor. Im J. 1013 war er und Bischof Burchard von Worms durch die Reichsversammlung zu Frankfurt beauftragt worden, den Bischof Heinrich von Würzburg für die Abtretung der Pfarreien Hallstatt, Amlingstatt, und Seußling an den Bischof Eberhard von Bamberg gegen die Grafschaft Bissingen zu gewinnen. Er ist in der Urkunde von 1014, durch welche K. Heinrich II. zu Rom bei seiner Krönung die Privilegien seiner Vorgänger für den Papst bestätigt, zuerst unterzeichnet. Im nämlichen Jahre weihte er den Bischof Witger von Werden ein. Im J. 1016 begleitete er den Kaiser nach Dortmund, und weihte die Kirche zu Wingershausen am Rheine ein. Am 1. Jan. 1017 weihte er zu Trier auf dessen Befehl den Erzbischof Poppo feierlich ein. Im nämlichen Jahre wohnte er der Versammlung der Reichsstände zu Lietzkau im Magdeburgischen bei, von welchen er zu einer Unterredung mit dem Herzoge Boleslaus von Polen ersucht wurde. Nachdem er 14 Tage an der Mulda dessen Ränke kennen gelernt hatte, kehrte er mit Unwillen nach Merseburg zurück, und suchte den Kaiser zum Kriege gegen Boleslaus zu bewegen, um das Ansehen des teutschen Reichs gegen die Geringschätzung der Slawen zu retten. Er selbst begleitete den Kaiser zu diesem wichtigen Feldzuge. Während dieser Zeit ließ er das Kloster zum heiligen Kreuze außerhalb Mainz erbauen. Im November d. J. segnete er den durch den Kaiser ernannten Bischof Helicard von Prag ein. Im Frühlinge 1018 war er an der Seite des Kaisers zu Neumagen auf der Kirchenversammlung, wo Graf Otto von Thüringen und dessen Gemahlin Irmengard wegen blutschändischer Ehe, deren Auflösung ihnen vergebens befohlen war, excommunicirt wurden. Da Otto durch Ausfälle aus seinem Schlosse Hammerstein jenseit des Rheins mit Feuer und Schwert im mainzer Erzbisthume sich vielfach rächte, so ersuchte Erckenbold den Kaiser um Belagerung und Zerstörung dieses Schlosses, welche auch im Winter 1020 erfolgte. Erst dann entließ Otto seine Gemahlin, und bat den Kaiser und Erzbischof um Vergebung und Frieden. Im J. 1019 wohnte Erckenbold zu Bamberg der Einweihung der Domkirche durch St. Benedict VIII. bei. Er starb den 2. Aug. 1021 zu Mainz, und wurde in der Kirche des St. Johannes vor dem Thore beerdigt *). (*Jaeck.*)

*) *Leibnitii* Script. Brunsvic. introd. I. N. XXXIII. *Würdtwein*, N. subsid. dipl. I. praef. XX., et dioecesis Mogunt. I, 330. *Hoffmanni* Annal. Bamberg. ap. *Ludewig* I, 49. §. 77. *Hartzheim*, Concil. Germ. III, 44. 48. 49. 51. 52. *Goldast*, Constit. imp. I, 229. *Brower*, Antiq. Fuld., et Annal. Trevir. *Adlzreiter*, Annal. Boic. I. XV. I, 390. *Trithem.* Chron. Hirsaug. I, 155. *De Lang*, Regesta Bavariae I, 65. 71. *Serarii* Res Mogunt. I, 460.

ERCSÉNY (Ertsény, Ercsi, Ertschin), Dorf in Niederungarn jenseit der Donau, stuhlweißenburger Gespanschaft (Székesfejérvár), bitschker Bezirk, am rechten Donauufer und an der Landstraße, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einem Postwechsel, Ruinen eines Schlosses, magyarischen, teutschen, slowakischen und serbischen Einwohnern, fruchtbarem Ackerboden, hinlänglichen Wiesen und Weiden. Die Gegend an der Donau ist reizend. Kommt unter Kunike's Donauansichten (mit erläuterndem topographischen, historischen, ethnographischen und pittoresken Text von Dr. Rumy, Wien 1826) Nr. 150 vor. Das Schloß von Ercsény wurde von den Türken, die es lange im Besitz hatten, im J. 1661 verlassen, wobei es von den Hayducken in Brand gesteckt, die zurückgebliebenen 48 Türken aber niedergesäbelt worden sind. Seit dieser Zeit liegt das Schloß in Ruinen. (*Rumy.*)

Erdapfel, s. Helianthus tuberosus und Solanum tuberosum.

Erdarten, s. Erde, chemisch und ökonomisch.

ERDBEBEN heißen im Allgemeinen die localen Bewegungen der Erdoberfläche, durch welche die auf ihr befindlichen Gegenstände erschüttert, aus der Stelle gerückt oder zerstört werden. Die Ursachen davon können in dem Einstürzen von Höhlen, dem Unterwaschen von Gesteinschichten durch Wasser und einem darauf folgenden Herabgleiten derselben, dem Abspülen durch Flüsse oder das Meer u. s. w. liegen. So verheerend indessen Erscheinungen dieser Art sind (ich erinnere nur an den Bergsturz von Goldau, Canton Schwyz, im J. 1807), so übergehen wir dieselben hier gänzlich, da man unter Erdbeben im engeren Sinne nur diejenigen versteht, welche durch vulkanische und tief im Innern der Erde liegende Ursachen hervorgebracht werden.

Die wesentlichen Erscheinungen der Erdbeben bestehen in Bebungen und Erschütterungen der Erdrinde, welche sich oft über große Räume der Erdoberfläche erstrecken, zuweilen aber sich nur auf einem kleinen Raume zeigen. Im südlichen Italien unterscheidet man nach F. Hoffmann [1]) die Bewegungen des Bodens in drei Classen. Die Schwankungen sind:

1) undulatorisch (moto undulatorio), wenn sie sich horizontal fortpflanzen und indem sie in einer einfachen Richtung fortgehen, den Boden successiv aufheben und niedersenken;

2) succussorisch, aufstoßend (moto succussorio), wenn die Bewegung des Bodens in mehr oder minder verticaler Richtung stattfindet, indem sie der explodirenden Gewalt einer Mine gleicht, welche das über ihr befindliche Erdreich mit Gewalt in die Höhe schleudert;

3) wirbelnd, drehend (moto vorticoso), wenn

1) Hinterlassene Werke II, 310.

Digitized by Google

die beiden vorhergehenden Wirkungen sich mit einander combiniren, oder wol gar sich mehre gleichzeitige undulatorische Bewegungen von verschiedenen Richtungen durchkreuzen, sodaß sich die Oberfläche des Festlandes wie ein von unregelmäßigen Wellenschlägen beunruhigter Meeresspiegel darstellt, dessen Bewegungen durch den Rückstoß von verschiedenartig durch einander wirkenden Erschütterungen (an einander prallenden Kräften) verwirrt werden.

Die leichtern Erdstöße, welche sehr oft vorkommen, haben gewöhnlich eine undulatorische, meistens nach einer Richtung fortschreitende Bewegung, sodaß man annehmen kann, daß die Bewegung von einem Punkte als Mittelpunkt ausgehe und sich von diesem nach allen Seiten in Gestalt von Radien ausbreite. So wünschenswerth daher auch eine genaue Kenntniß dieser Richtungen wäre, um die Centralpunkte in einzelnen Fällen auszumitteln, so sieht man sich doch meistens genöthigt, sich mit sehr unbestimmten Nachrichten zu begnügen, ja es tritt bei diesen sogar der Uebelstand ein, daß man häufig nicht weiß, ob die Erschütterung sich z. B. von SW. nach NO. oder umgekehrt fortpflanzte. Um die Richtung der Erschütterung zu bestimmen, wendet man in Italien häufig ein freihängendes Loth an, welches unten mit einer feinen Spitze versehen ist, die in ein darunter gestelltes Gefäß mit feinem Sande reicht; wird durch irgend eine Erschütterung dieses Pendel in Bewegung gesetzt, so gibt die Richtung, nach welcher das Pendel im Sande eine Furche zog die des Erdbebens an. Weit zweckmäßiger ist die Vorrichtung, welche Cacciatore mehre Jahre auf der Sternwarte in Palermo benutzte, welche er Sismometer (σεισμός, Erschütterung) nennt, und die wir durch die Berichte von F. Hoffmann [2]) kennen gelernt haben. Das Ganze ist ein flaches, kreisrundes Becken von etwa 10 Zoll im Durchmesser, dessen Seitenwände in gleicher Höhe und in gleichen Abständen von acht Löchern durchbohrt sind, welche den acht Weltgegenden entsprechen. Auf der Außenseite umgibt dasselbe ein ringförmiger Wulst, welcher von ebenso viel Rinnen, welche den Löchern entsprechen, durchfurcht ist. Dieses alles ruht auf einer massiven Scheibe, welche zugleich acht kleine Becher trägt, die den Rinnen untergestellt werden. Man gießt dann jenes Becken bis zur Höhe der Löcher voll Quecksilber und stellt es an einen vor zufälligen Erschütterungen gesicherten Ort. Wird nun bei einem Erdbeben der Boden undulatorisch bewegt, so fließt das Quecksilber aus dem dieser Richtung entsprechenden Loche in den darunter befindlichen Becher, und so läßt sich die Richtung der Erschütterung bestimmen.

Mit Hilfe dieses Instrumentes fand Cacciatore in 27 Fällen eine bestimmt ausgedrückte lineare Fortpflanzung der Stöße, und diese zeigte sich zugleich auf eine merkwürdige Weise nach den Weltgegenden vertheilt. Es fand sich nämlich die Fortpflanzung

von S. nach N. in	4	Fällen
„ SW. nach NO. in	4	„
„ O. nach W. in	19	„

2) Poggendorff, Annalen der Physik XXIV, 62 nebst Abbildung. F. Hoffmann, Hinterlassene Werke II, 313.

Unmöglich kann man hier wol das auffallende Vorwalten der Ost-West-Richtung bemerken, ohne nicht zugleich den Blick auf den östlich von Palermo liegenden Ätna zu werfen. Zwar läßt sich der Zusammenhang zwischen diesem und den Erdbeben in Palermo nicht immer nachweisen, doch zuweilen ist eine solche Verbindung äußerst auffallend. So z. B. war von allen Eruptionen, welche der Ätna von 1792—1831 gemacht hat, keine auffallender als jene von 1819. Sie ward sogar ein Jahr vorher durch heftige Erdbeben angekündigt, welche Catania in große Gefahr brachten, und zahlreiche minder bedeutende Erdstöße begleiteten sie und folgten ihr. Es ist daher wol keineswegs zufällig, daß in dem Erdbebenverzeichniß in Palermo bei allen Stößen, deren Richtung sich mit Bestimmtheit hatte angeben lassen, in den J. 1817—1820 diese Richtung die vorwaltende ist. Die Erdbeben, deren Centralpunkt selbst nahe bei Palermo war, wie namentlich das im März 1823, erschienen hier nur undulatorisch und sie entbehrten daher einer deutlich ausgesprochenen Richtung. Wo ferner die von S. nach N. gegangenen vier Stöße ihren ursprünglichen Sitz hatten, läßt sich aus Mangel vergleichender Nachrichten nicht angeben; gewiß aber ist es nicht zufällig, daß drei Erschütterungen vom J. 1831, nämlich am 9. Febr., 30. Juni und 2. Juli, von S.W. nach N.O. gingen, denn grade nach jener Seite war es, wo sich in etwa 70 Miglien Entfernung die Insel Ferdinandea bildete; auch wurden die Erdstöße vom 30. Juni und 2. Juli mit größerer Stärke an der Küste bei Sciacca bemerkt.

Hoffmann fügt hinzu, es sei durch zahlreiche Vergleichungen erwiesen, daß eine große Zahl grade der ansehnlichsten Erdbeben sich an der Oberfläche strahlenförmig mehr oder minder concentrisch um einen gemeinsamen Mittelpunkt verbreiten. Überaus schön ließ sich dieses bei dem Erdbeben von Calabrien im J. 1783 erkennen, und hier ist die Thatsache namentlich von Hamilton [3]) hervorgehoben: der Hauptstiß und Anfangspunkt dieser Erschütterung war der südliche Theil von Calabrien zwischen den beiden Meerbusen von Eufemia und Squillace, welcher von dem übrigen Theile durch einen flachen Thalgrund abgesondert ist. Hier lag das Centrum des ersten Stoßes in der Nähe von Oppido, denn rings um dasselbe war bis zu einer Entfernung von 5½ Meilen alles von Grund aus zerstört worden. Berge, Städte und Dörfer waren so umgestürzt und durch einander geschoben, daß von dem früher vorhandenen Zustande kaum eine Erinnerung blieb. Schrecklich freilich noch, doch beiweitem nicht so furchtbar, waren die Zerstörungen, welche sich von hier aus bis an die Grenze dieses Landstriches ausdehnten, und dicht daran lag das so sehr mitgenommene Messina. Endlich noch weiter, etwa in einem Umkreise von 18 geographischen Meilen Halbmesser, waren die Wirkungen des Erdbebens noch sehr auffallend, und man empfand sie auf den liparischen Inseln sehr deutlich als von Oppido her sich einstellend, und ebenso erzählt Spallanzani, daß sich die Erschütterungen sehr deutlich von Calabrien durch die Nordostspitze

3) Philos. Trans. LXXIII, 169.

Digitized by Google

Siciliens und von dort längs der Küste bis Messina fortpflanzten. Als man dort das gewöhnlich mit Erdbeben verbundene rasselnde Geräusch vernahm, sah man Calabrien in Staub gehüllt, und die Häuser der Küste Siciliens stürzten deutlich nach einander ein, bis die Schwankungen auch die prächtige Reihe von Palästen erreichten, welche die Einfassung des Hafens zierten [4]).

Wenn sich die Erdbeben durch die Schwingungen fester Felsmassen verbreiten, so muß die Intensität der Stöße nach der Beschaffenheit der Gesteine ungleich sein, und daher geschieht es, daß dasselbe Erdbeben in verschiedenen Gegenden, je nach der Beschaffenheit der Gesteine, ungleich stark ist. So wurde auf Jamaica ein Erdbeben an verschiedenen Punkten auf weißem Kalksteine bemerkt, welches in den benachbarten Kies-, Sand- und Thonebenen nicht wahrgenommen wurde. Ebenso erwähnt A. v. Humboldt, daß während des Erdbebens von Carracas im J. 1812 die Cordilleren stärker erschüttert wurden, als die Ebenen, was davon herzurühren scheint, daß sich die Schwingungen in Gneiß und Glimmerschiefer leichter fortsetzten, als in den Gebirgsarten der Ebene. Da natürlich die Schwingungen bei lockeren, vielfach zerklüfteten und durch Zwischenräume getrennten Massen viel leichter geschwächt werden, als wenn das Ganze ein Continuum bildet, so ist klar, daß ein Stoß sich weit leichter nach der Streichungslinie eines Gebirges fortpflanzt, als nach einer darauf senkrechten Richtung. Diese Thatsache zeigte sich sehr auffallend bei dem Erdbeben in Calabrien im J. 1783, denn es hielt sich dasselbe vorzüglich auf der Westseite der von S.W. nach N.O. laufenden Kette, dagegen waren die Stöße auf der Ostseite geringer.

Ebendieses zeigen fast alle Erdbeben; so ist es in den Pyrenäen, England und den Niederlanden beobachtet worden; vorzüglich ist diese Thatsache durch Humboldt für die Gebirge Amerika's nachgewiesen worden. Dort gibt es hauptsächlich zwei Gebirgslinien, welche den Wirkungen der Erdbeben ausgesetzt sind; die eine ist die Küstenkette der Cordilleren, welche sich von Chili durch Peru bis nach Mexico erstreckt; die zweite ist die Seitenkette, welche, auf der eben erwähnten fast senkrecht stehend, mit der Insel Trinidad anfängt und von hier längs den Küsten von Neu-Andalusien, Venezuela, Caracas nach Neu-Granada reicht, und welche Humboldt die Küstenkette von Venezuela nennt. Von den vielen gewaltigen Erdbeben, die sich in dieser Kette ereigneten, gingen die meisten nach der Richtung derselben fort.

Wenn indessen auch die meisten Erdbeben sich nach der Richtung der Gebirgsketten fortpflanzen, so gibt es doch auch einige, die freilich nicht zu den bedeutenderen gehören, bei denen die Richtung der Bewegung darauf senkrecht stand. So setzte sich das Erdbeben in den tyroler Alpen vom 23. und 24. Juni 1826 quer über die Kette von Briren bis Mantua fort.

Als Ursache dieser linearen Fortpflanzung nach einer bestimmten Richtung sieht Mitchell die Dämpfe an, welche sich unter der Erdrinde in einer linearen Richtung fortpflanzen, wodurch ein Theil nach dem andern erhoben wird, sodaß also die Erdoberfläche dieselbe Erscheinung darbietet, als eine auf dem Wasser forschreitende Welle [5]), und dieser Ansicht stimmt auch Lyell [6]) bei. Indessen glaube ich, daß wir dazu keine künstliche Hypothese bilden dürfen, vielmehr folgt der Vorgang einfach aus dem Verhalten elastischer Körper und der Fortpflanzung eines Stoßes. Ist die Erde an irgend einer Stelle gehoben und sinkt diese dann zurück in die Tiefe, so pflanzt sich auch in den festen Körpern die Bewegung auf eine ähnliche Weise fort, als in einem gespannten Seile.

Die erwähnten Erdbeben gehören häufig nur zu den leichtern; sie erzeugen meistens nur ein Krachen in den Häusern als Folge einer Bewegung der Balken in ihren Fugen, ein Klirren der Gläser und anderer leichter Gegenstände, ja zuweilen sind sie so schwach, daß sie nur von kundigen Personen unterschieden werden können. Personen, welche daran nicht gewöhnt sind, fühlen sich in ihrer Lage unsät und werden nicht selten von einem Schwindel ergriffen.

Heftiger sind diejenigen Erdbeben, bei denen eine succussorische Bewegung stattfindet; dann stürzen nicht selten sogleich Gebäude ein und der Aufenthalt in ihnen ist in hohem Grade gefährlich. Alle Bewohner stürzen dann gewöhnlich ins Freie; aber auch hier ist der Aufenthalt nicht immer sicher, da sich nicht selten Spalten im Boden bilden. Bei einigen Erdbeben ist diese Bewegung sehr auffallend gewesen. So am 28. März 1783 in Calabrien, wo man nach den Berichten von Hamilton sehr deutlich sah, wie die höheren Granitberge Calabriens auf und ab hüpften, selbst einzelne Menschen und einzeln stehende Häuser wurden in die Höhe geschleudert und gelangten zum Theil ohne Schaden selbst an höher gelegenen Stellen wieder auf die Erde. Ganz etwas Ähnliches zeigte sich nach dem Berichte von Humboldt [7]) bei dem Erdbeben von Caracas am 26. März 1812, welches plötzlich ohne irgend ein Vorzeichen anfing. Um 4 Uhr 7 Minuten Abends zeigte sich der erste, etwa 5—6 Secunden dauernde, Stoß, hinreichend, um die Glocken in Schwingungen zu bringen; unmittelbar darauf folgte ein zweiter Stoß, welcher etwa 10—12 Secunden anhielt, bei welchem der Boden in einer beständigen Undulationsbewegung war und wie eine Flüssigkeit zu sieden schien. Man glaubte schon, daß die Gefahr vorüber wäre, als sich ein fürchterliches unterirdisches Geräusch vernehmen ließ. Es war wie das Rollen des Donners, aber stärker und anhaltender als der, welchen man zwischen den Wendekreisen in der nassen Jahreszeit hört. Unmittelbar darauf folgte ein senkrechter Stoß, welcher etwa 3—4 Secunden dauerte, worauf eine etwas länger dauernde Undulationsbewegung folgte. Die Stöße waren in zwei auf einander senkrechten Richtungen von N. nach S. und von O. nach W. Nichts konnte dieser Bewegung von Unten nach Oben und diesen sich durchkreuzenden Bewe-

4) Mehre andere Thatsachen bei Hoffmann, Hinterlassene Werke II, 319.

5) Phil. Trans. for 1760. Vol. LVIII. 6) Geology I, 542. 7) Voyage V, 15.

Digitized by Google

gungen widerstehen; ganz Caracas wurde zerstört und etwa 10,000 Menschen kamen um. Ebendiese Bewegung zeigte sich bei dem Erdbeben, welches am 7. Juni 1692 ganz Jamaica verwüstete. Zu Port Royal schien, nach der Beschreibung eines dortigen Geistlichen, die ganze Erdoberfläche flüssig geworden zu sein. Meer und Festland stürzten sich unregelmäßig durch einander; die Menschen, welche sich beim Anfange der Erscheinung auf die Straßen und auf die Plätze der Stadt geflüchtet hatten, wurden von den Bewegungen des Bodens ergriffen, niedergestürzt, hin- und hergerollt, wobei Viele auf's Schrecklichste zerquetscht und verstümmelt wurden; Andere wurden in die Höhe geschnellt und weit fortgeschleudert, sodaß einige Menschen, welche sich mitten in der Stadt befanden, weit hinaus in den Hafen geworfen wurden und ins Wasser fielen [8]).

Seltener scheinen die drehenden Bewegungen vorzukommen, ja es sind dieselben zum Theil sogar bezweifelt worden, während Augenzeugen versichern, sie gesehen zu haben. So erzählt Agostino Longo, daß bei dem Erdbeben in Catania im J. 1818, dessen Richtung im Allgemeinen von S.W. nach N.O. ging, mehre Statuen gedreht wurden, und namentlich fand man die Richtung einer großen Steinmasse um 25 Grad von O. nach S. geändert. Bei dem Erdbeben in Valparaiso am 19. Nov. 1822 wurden mehre Häuser umgedreht, drei Palmen aber um einander gewunden. Ebenso bemerkte dieselbe Vassali-Eandi bei den Erdbeben, die am 2. April 1818 in Piemont in den Thälern von Gelis und Cluson erfolgten [9]). Schwer hält es stets, sich einen klaren Begriff davon zu machen, wie einzelne Theile der Erdoberfläche in drehende Bewegung kommen sollen.

Daß bei diesen Erschütterungen Veränderungen auf der Erdoberfläche vorkommen, bedarf wol kaum eines Beweises. Nicht selten werden tiefe Thalspalten gebildet und andere Thäler durch Schlamm und herabstürzende Steine wieder ausgefüllt. Die Richtung und Beschaffenheit der so gebildeten Spalten hängt natürlich von der Beschaffenheit der Gesteine und der Richtung der Stöße ab. Auffallend aber sind trichterförmige, umgekehrt-kegelförmige Höhlungen, welche man nicht selten nach Erdbeben in Ebenen findet und einander allenthalben sehr ähnlich sind. Man fand deren in Menge im J. 1783 in Calabrien, welche theils mit Wasser, theils mit Sand angefüllt waren, und von denen es schien, als ob sie sämmtlich Wasser ausgeworfen hätten. Während des Erdbebens in Murcia im J. 1829 wurden in einer Niederung nahe am Meere nahe bei Alicante viele kleine, kreisrunde Öffnungen gebildet, welche schwarzen Schlamm, Salzwasser und Meermuscheln auswarfen [10]). Nach dem Erdbeben am Vorgebirge der guten Hoffnung im December 1809 war die sandige Oberfläche des Thales der blauen Berge mit kleinen Öffnungen bedeckt bis 3 Fuß Durchmesser und 1½ Fuß Tiefe, welche während des Erdbebens getrübtes Wasser bis 6 Fuß hoch auswarfen [11]).

Ereignen sich die Erdbeben in der Nähe des Meeres, so wird dieses in lebhafte Bewegung gesetzt; Schiffe, die auf dem hohen Meere ein Erdbeben erleben, erhalten einen Stoß, grade so, als ob sie auf eine Klippe stießen. Ganz besonders hat man diese Bewegungen des Meeres bei dem Erdbeben in Lissabon im J. 1755 wahrgenommen. Etwa eine Stunde, nachdem die heftigsten Stöße vorüber waren, erhob sich plötzlich das Meer an den Mündungen des Tajo, und ungeachtet die Ebbe seit zwei Stunden begonnen hatte und der Wind vom Lande wehete, stieg es mit großer Schnelligkeit bis 40 Fuß über den Stand der höchsten Fluth. Es drang in die Straßen ein und verwüstete einen neuerbauten Steindamm, auf den sich gegen 3000 Menschen geflüchtet hatten. Es floß dann ebenso schnell zurück und kehrte noch 3 — 4 Mal mit verminderter Heftigkeit wieder, bevor es seinen gewöhnlichen Stand einnahm. Dieselbe Bewegung zeigte sich an der ganzen Westküste der pyrenäischen Halbinsel. Sehr heftig war dieselbe in Cadiz. Der Felsen, auf welchem die Stadt liegt und welcher durch eine flache, sandige Landzunge mit dem festen Lande zusammenhängt, hatte die ersten Stöße fast gleichzeitig mit Lissabon empfunden; sie dauerten dort etwa 3½ Minuten, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Nachdem man sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, sah man eine neue Gefahr vom Meere herankommen. Dieses hatte in etwa acht Seemeilen Entfernung von der Küste eine Höhe von 60 Fuß über seinen mittleren Stand erreicht, und bildete eine furchtbare Welle, welche sich mit großer Schnelligkeit der Stadt näherte. Der erste Andrang derselben gegen die Küste war außerordentlich heftig; ein Theil ihrer Kraft brach sich an den Klippen, welche dem Hauptfelsen vorliegen; sie zerstörte dann die ihr entgegenstehenden Wälle und Schutzmauern, wobei sie schwere Kanonen bis 100 Fuß weit zurückrollte; dadurch war ihre Kraft bei der Ankunft in die Stadt sehr geschwächt, sie überschwemmte nur die dem Meere zunächst liegenden Straßen und richtete unbedeutenden Schaden an; dann zog sich das Wasser ebenso schnell zurück und kehrte noch mehrmals schwächer zurück. Aber diese Bewegungen des Meeres erstreckten sich bis zu den Mündungen der Elbe und den Küsten von Dänemark und Norwegen, doch auch auf der entgegengesetzten Seite des atlantischen Meeres zeigten sich noch auffallende Bewegungen des Wassers an den Antillen und den Küsten der Vereinigten Staaten.

Ähnliche Erfahrungen über die Bewegung des Meeres ließen sich in Menge anführen; Hoffmann zählt in seiner mehrfach erwähnten Abhandlung über die Erdbeben mehre derselben auf. Es möge unter den von ihm gegebenen Thatsachen nur noch die angeführt werden, welche sich bei dem Erdbeben von Lima im J. 1746 zeigte. Als am 28. Oct. der erste verheerende Stoß vorüber war, erhob sich das Meer in dem Hafen von Callao zu etwa 80 Fuß über seine mittlere Höhe. Es drang rasch über

8) Hoffmann, Hinterlassene Werke II, 312. 9) Hoff, Veränderungen der Erdoberfläche II, 71 und III, 362. 10) Perussac, Bulletin des Sc. nat. XIX, 207.

11) de la Beche, Geologie, übers. von Dechen. S. 139.

Digitized by Google

die Stadt hinein und zerstörte sie so völlig, daß nur noch einige Reste der Befestigungen davon sichtbar blieben; 5000 Menschen kamen um und von der ganzen Bevölkerung blieben nur etwa 200 übrig. Von den 23 Schiffen, welche sich im Hafen befanden, wurden vier über die Mauern der Festung hinweg fast eine Stunde weit ins Land getrieben und aufs Trockene gesetzt; alle übrigen gingen verloren.

Die Ursache dieser lebhaften Bewegung des Meeres darf nicht weit gesucht werden; denn sowie das Wasser in jedem Gefäße in Wellenbewegung kommt, wenn das Gefäß erschüttert wird, so muß es auch hier sein, wo der Boden des Meeres abwechselnd gehoben und gesenkt wird.

Außer den schon erwähnten Änderungen in dem Ansehen der Erdoberfläche finden wir mehre Erdbeben, bei denen der Boden bleibend gehoben ist. So war es bei dem Erdbeben von Lissabon, bei dem in Calabrien u. s. w. Eine der interessantesten Thatsachen dieser Art aber ist diejenige, welche man im J. 1822 in Chili beobachtete. Schon früher scheinen hier einzelne Hebungen stattgefunden zu haben. Am 24. Mai 1750 wurde die Stadt Penco durch eine Meereswoge zerstört und die Bewohner bauten sodann in größerer Entfernung von der Küste die jetzige Stadt Conception, weil der alte Hafen ganz unbrauchbar geworden war. Als Beechey diesen Hafen in neueren Zeiten untersuchte, so fand er hier ein Sandsteinriff, von welchem einzelne Punkte zur Zeit der Ebbe aus dem Wasser hervorragen, während der größte Theil des Hafens so seicht ist, daß wir, in Vergleich mit seinem frühern Zustande, annehmen müssen, der Boden sei hier wenigstens 24 Fuß gehoben [12]). Der Stoß am 19. Nov. 1822 zeigte sich an der Küste von Chili gleichzeitig auf einem Raume, welcher sich etwa 1400 Meilen von Norden nach Süden erstreckt. St. Jago, Valparaiso und andere Orte wurden mehr oder weniger beschädigt. Diese Stöße dauerten dann mit Unterbrechungen bis zum September 1823. Nach dem ersten Stoße waren am Morgen des 20. Nov. alle Flüsse und Seen stark angeschwollen; der Granit, aus welchem das Küstengestein bestand, war durch eine Menge frisch gebildeter Spalten zerrissen, deren Richtung mit der von älteren Spalten parallel war. Mehre derselben ließen sich 1¼ englische Meile weit verfolgen. Zugleich aber sah man, daß die Küste in der Richtung von Norden nach Süden auf einem Raume von ungefähr 100 englischen Meilen über ihr früheres Niveau gehoben war. Ich nahm, sagt Lady Graham in ihrem Berichte, von einem kleinen Hügel bei Quentero herab wahr, daß ein Schiffswrack, dem man sich zuvor nicht nähern konnte, jetzt vom Lande her erreichbar war, obgleich es seine Stelle an der Küste nicht verändert hatte. Die scheinbare Veränderung des Meeresspiegels betrug bei Valparaiso etwa 3 Fuß, und einige Felsen wurden dadurch bloß gelegt, auf denen die Fischer die Kammmuscheln sammelten, welche vor dem Erdbeben als nicht daselbst vorhanden bekannt waren. Zu Quentero betrug die Hebung ungefähr 4 Fuß. Als ich die Küste in Begleitung des Lord Cochrane untersuchte, fand ich, obgleich es hohe Fluth war, das alte Bett des Meeres bloß und trocken gelegt, mit Banken von Austern und andern Muscheln, die den Felsen anhingen, auf denen sie gewachsen waren; die Fische waren sämmtlich todt und hauchten sehr widrige Gerüche aus. Ich habe guten Grund zu glauben, daß die Küste in früherer Zeit auf ähnliche Weise durch Erdbeben gehoben wurde, indem mehre alte Uferlinien, bestehend aus Schiefer mit Muscheln gemischt, sich bis zu einer Höhe von 50 Fuß über dem Meere, parallel mit der jetzigen Küste fortziehen [13]).

Ähnliche Erscheinungen sind in andern Gegenden beobachtet; am bekanntesten ist darunter die Änderung des Niveau's in der Gegend von Puzzuoli, welche wahrscheinlich seit dem Anfange unserer Zeitrechnung zwei Mal stattfand, und jedes Mal etwa 20 Fuß betrug. Fährt man zu Wasser von Neapel nach Puzzuoli, so ziehen sich bei der Annäherung an diesen letzteren Ort die verhärteten Tuffklippen immer mehr zurück, und es zeigt sich zwischen ihnen und dem Meere ein fruchtbarer Küstenstrich. An diesen Klippen zeigen sich nach den Berichten von mehren Beobachtern, namentlich Babbage, entschiedene Wirkungen der Meereswellen, und außerdem Löcher, welche deutlich von Schalthieren gebohrt waren. Diese Klippen haben in der Nähe von Puzzuoli eine Höhe von etwa 80 Fuß. Etwas nördlich von der Stadt liegen auf dem aufgeschwemmten Küstenstriche und in etwa 100 Schritt Entfernung vom jetzigen Meeresstrande die Ruinen eines dem Jupiter Serapis geweihten Tempels, in welchem drei schöne, gut erhaltene Marmorsäulen von etwa 40 Fuß Höhe auf ihren ursprünglichen Postamenten stehen. Als man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Schutt forträumte, welcher das Gebäude größtentheils anfüllte, und aus welchem die erwähnten Säulen hervorragten, so fand man, daß diese Säulen bis zu einer Höhe von 12 Fuß über ihrer Basis und etwa 15 Fuß über dem jetzigen Meeresspiegel erhalten waren, dann aber folgte eine mehre Fuß hohe Zone, wo der Marmor von Löchern durchbohrt war, wie sie noch gegenwärtig an den benachbarten Klippen von der Bohrmuschel (Mytilus lithophagus *L.*) gebildet werden; mehre dieser Löcher sind so bedeutend, daß wir annehmen müssen, diese Thiere haben hier sehr lange gearbeitet. Da diese Muscheln stets nur in der Nähe der Meeresoberfläche leben und gewöhnlich an den Felsen einen Saum bilden, welcher sich nur bis zu wenigen Fußen unter den Meeresspiegel erstreckt, so müssen wir annehmen, daß das Meer einst an diesen Säulen etwa 20 Fuß höher gestanden habe. Auf der andern Seite aber dürfen wir hier nicht an eine einfache Hebung denken, denn es ist wol wenig wahrscheinlich, daß ein so bedeutendes Gebäude in dem Meere in so großer Tiefe erbaut sei; wir müssen daher annehmen, daß dasselbe schon in früheren Zeiten in die Tiefe gesunken sei [14]).

Über die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung sind sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden; manche

12) *Lyell*, Geology I, 517.

13) Poggendorff's Annalen III, 345. 14) Forbes im Edinb. Journ. of Sc. N. S. II, 280.

Digitized by Google

Naturforscher konnten sich von einer Senkung und darauf folgenden Hebung nicht überzeugen, um so mehr, da man lange Zeit geneigt war, ähnliche Änderungen des Niveau's nur aus einem Zurücktreten oder Vordringen des Meeres abzuleiten, was natürlich so local und in einem so ausgedehnten Maßstabe nicht möglich wäre. Manche, wie Hoff [15]), sind der Meinung, daß das Meer hier niemals die Säulen berührt und die Bohrmuscheln ernährt habe, sondern die Säulen seien aus einem Steinbruche genommen, welcher den Angriffen der Bohrmuscheln ausgesetzt war, und man habe sie wegen der Symmetrie so aufgestellt, daß die durchlöcherten Ringe in derselben Höhe lagen. Dagegen aber bemerkt Hoffmann [16]), er habe neben den drei stehenden Säulen noch eine vierte von demselben Marmor gefunden, welche zerbrochen und umgestürzt liegend wagerecht ihrer ganzen Länge nach auf der oberen und unteren Fläche durchlöchert erschien. Auch hat Hoff in der Folge selbst seine Ansicht zurückgenommen und behauptet, es sei keine Frage, daß die Pholaden diese Säulen an der Stelle durchbohrt haben, wo sie jetzt stehen [17]). Andere, wie Pini [18]), Brocchi [19]), nehmen an, daß das Meer eigentlich niemals selbst im Niveau der Löcher in den Säulen gestanden habe, sondern daß sich hier durch den Schutt eine Art Becken bildete, in welches bei einem heftigen Sturme die Meereswellen drangen und eine Lagune bildeten, in welcher die Pholaden lebten, zumal da sich diese nach Brocchi sehr lange in verdünntem Salzwasser aufhalten können. Indessen machen die Beobachtungen von Forbes [20]), F. Hoffmann [21]), Lyell [22]) u. s. w. Ansichten dieser Art sehr unwahrscheinlich; denn wir wissen, wie Hoff mittheilt, aus den von Loffredo gegebenen Nachrichten, die von 1580 sind, daß man 50 Jahre früher in der Gegend des Serapistempels noch fischen konnte, und daß das Meer bis an das nächste hinter demselben senkrecht aufsteigende Felsenufer reichte. Auf allen Säulen, selbst auf den von den Pholaden nicht angegriffenen Granitsäulen, sowie an den oberen Theilen der Mauern findet man deutliche Überzüge, wie das Meer sie auf allen mit ihm in Berührung kommenden Körpern absetzt, gemengt mit darauf festgewachsenen Schalen der Serpeln, zahlreiche Überzüge von kleinen Korallen und mehren Seemuscheln und Schnecken, welche nicht im verdünnten Seewasser zu leben pflegen; ebenso wenig zeigen alle übrigen Verhältnisse, daß hier einst eine Lagune gewesen sei. Wir müssen daher nothwendig annehmen, daß dieser Tempel, in welchem wir Inschriften zum Andenken der Kaiser Marcus Aurelius und Septimius Severus finden, zweimal sein Niveau geändert habe, daß zuerst diese Gegend gesunken und später wieder gehoben sei. Nach dem Urtheile von Baukundigen muß indessen dieser Tempel noch im 4. Jahrh. n. Chr. gestanden haben, indem seinem hintern Theile ein Bauwerk zugefügt ist, welches den Charakter dieser Zeit trägt; zu welcher Zeit dieses aber geschehen sei, läßt sich nicht bestimmen. Einige Naturforscher, wie Lyell, glauben, dieses sei im J. 1198 geschehen, als aus der benachbarten Solfatara ein Ausbruch erfolgte. Diese Ansicht wird auch dadurch bestätigt, daß wir in der ganzen Umgegend nach den Erfahrungen von Forbes und Hoffmann eine Zahl römischer Monumente finden, welche sich in Lagen befinden, in denen sie ursprünglich nicht erbaut sein konnten. Man sieht nämlich bei stillem Wetter die Substructionen vieler Häuser in bedeutender Entfernung vom Lande und selbst 15—20 Fuß tief unter dem Meeresspiegel; unter ihnen befinden sich die Postamente ganzer Säulenreihen, Treppen, welche in die Tiefe führen, Thür- und Fensterbogen; ganz in derselben Lage befinden sich zwei noch sehr wohl erhaltene Römerstraßen, die eine von Bajä nach Misene führend, die andere von Puzzuoli nach dem lucriner See. Die Hebung des Bodens fand wahrscheinlich 1538 statt, als sich der Monte nuovo bildete; wenigstens wird ausdrücklich bemerkt, daß die Regierung einen großen Theil des damals gewonnenen Küstenstriches an geistliche Corporationen schenkte. Dabei aber kann es allerdings auffallen, daß die Säulen bei dieser gewaltsamen Hebung und Senkung zum Theil in ihrer Stellung blieben, aber wie Hoff bemerkt [23]) beweist diese Thatsache nichts gegen das Gesagte, denn nicht bei jedem Versinken des Landes, besonders wenn ein Strich von einiger Ausdehnung versinkt, fällt alles, was darauf steht, in Trümmer. Bei dem Erdbeben auf Jamaica im J. 1692 versanken viele Gebäude, ohne einzustürzen; ebenso sanken bei dem Erdbeben am Indus im J. 1819 die Häuser in Fort Sindree senkrecht nieder, ohne umgeworfen zu werden.

Hoffmann hat eine ähnliche Hebung in der Gegend von Palermo beobachtet [24]). Die Lage dieser Stadt ist in dem Grunde eines flach ausgeschweiften Meerbusens, der bis zu etwa stundenweiter Entfernung von der Küste von einem Halbkreise schroff aufsteigender Berge eingefaßt wird, deren Gipfel sich theilweise bis zu mehr als 3000 Fuß erheben. Diese Berge bestehen aus älterem Secundärkalk und entblößen theilweise nackte, starre Felswände; zwischen ihrer Basis und dem heutigen Meere breitet sich eine sanft gegen das Innere aufsteigende, fruchtbare und reich bewässerte Ebene aus, wo man in derselben durch die Dammerde dringen kann, sieht man sehr deutlich, daß diese Ebene nur aus wagerechten Schichten von locker zusammengekittetem Meeressande und Geschieben gebildet wird, welche eine sehr große Zahl von Schalthieren einschließen, von derselben Art, wie sie noch jetzt dort im Meere leben. Noch deutlicher geht das Verweilen des Meeres aus den Erscheinungen an höherliegenden Punkten hervor. Hier zeigen sich mehre Groten im Kalksteine, von denen die Grotta di Mardolce etwa 180 Fuß über dem Meere liegt. Tritt man in das Innere derselben, so bemerkt man einen an den nackten Felsenwänden etwa acht Fuß über dem Boden eingenagten, horizontalen Streifen von we-

15) Veränderungen der Erdoberfläche I, 455. 16) Hinterlassene Werke II, 417. 17) Veränderungen der Erdoberfläche III, 330. Daselbst ist eine ausführliche Literatur angegeben. 18) Memorie della Societa Ital. IX, 199. 19) Biblioteca Italiana XIV, 193. 20) Edinburgh Journ. of Sc. N. S. II, 280. 21) Hinterlassene Werke II, 417. Karsten's Archiv III, 374. 22) Geology I, 526.

23) Veränderungen der Erdoberfläche III, 332. 24) Hinterlassene Werke II, 425.

Digitized by Google

nigen Zoll Breite; er ist mit angewachsenen Meeresgeschöpfen besetzt, und es ist nicht zweifelhaft, daß er den ursprünglichen Stand von der einst hier eindringenden Meeresoberfläche bezeichnete. Was aber diese Ansicht noch besonders bestärkt, ist, daß unterhalb dieses Streifens, nie über ihm, sich in der Felswand tausende von dicht neben einander liegenden runden Löchern einstellen, welche entschieden von der Arbeit der hier so häufigen Bohrmuscheln herrühren. Über dem Streifen aber zeigen sich 10—12 Fuß hoch sehr auffallend die Felswände, welche im übrigen Theile der Grotte rauh und zackig sind, in flach-wellenförmigen Biegungen ausgewaschen und an einigen Stellen so glatt, als ob sie künstlich polirt wären. Es ist nicht schwer, darin die Thätigkeit der hin- und herrollenden abschleifenden Meereswogen zu erkennen. In der Tiefe der Höhle endlich liegt eine mehre Fuß dicke Schicht von Meeressand, worin unzählige Schalthiere sind, von denen Hoffmann etwa 80 Arten sammelte, welche sämmtlich mit den im benachbarten Meere lebenden übereinstimmen. Finden wir hier also einerseits eine große Übereinstimmung dieser Erscheinung mit der des Serapistempels, so wird andererseits sehr wahrscheinlich, daß die Hebung bei Palermo in vorhistorischen Zeiten stattgefunden habe. Denn wir finden bei Palermo in den obersten Schichten des alten Meeresgrundes und besonders in der Nähe des alten Ufergrandes unregelmäßig auf einander gehäuft zahlreiche Säugethierknochen, welche vorherrschend einer ausgestorbenen Art von Mitsperden, dem fossilen Elephanten und vorweltlichen Stieren, Hirschen und Fleischfressern gehören; ebendiese Knochen zeigen sich in größer Menge am Eingange der vorher erwähnten Höhle, wo sie zu Hunderten von Centnern gefunden und verkauft wurden. Alle Verhältnisse zeugen dafür, daß diese Knochen hier vom Meere zusammengeführt wurden, kurz bevor es sich entfernte.

Bei den meisten Erdbeben läßt sich ein starkes Geräusch vernehmen, wodurch die Stöße nicht selten kurz vorher angekündigt werden, obgleich nicht selten Stoß und Geräusch fast gleichzeitig sind. Dieses Geräusch, welches fast in jedem Berichte erwähnt wird, wird mit dem Rollen des Donners oder dem Rasseln vieler Wagen verglichen, welche über ein holpriges Straßenpflaster fahren; nach Humboldt besteht es bisweilen in einzelnen, mehr oder minder schnell folgenden, Detonationen, welche mit Kanonenschüssen oder dem dumpfen Knalle einer platzenden Mine verglichen werden [25]). Obgleich in vielen Fällen die Intensität dieses Geräusches mit der Heftigkeit der Erschütterung in geradem Verhältnisse steht, so ist dieses doch nicht stets der Fall; ja es sind Fälle bekannt, wo man Monate hindurch ein starkes unterirdisches Getöse hörte, ohne daß darauf Erdbeben folgten [26]). Die Weite, bis zu welcher dasselbe gehört wird, ist oft sehr bedeutend. So wurde der Ausbruch des Minguay auf Luçon im J. 1641 bis nach Cochinchina gehört.

Daß dieses Geräusch ein unterirdisches sei, geht aus allen Erfahrungen über dasselbe hervor, und daher hört man es auch in tiefen Bergwerken, ja hier sogar stärker als auf der Oberfläche, was nicht möglich wäre, wenn es sich durch die Luft fortpflanzte. Ob es aber von der Explosion von Gasen im Innern der Erde herrühre, wage ich nicht zu entscheiden. Wo so bedeutende Massen von festem Gestein erschüttert, zum Theil zerrissen und an andern Stellen zusammengestoßen werden, muß nothwendig ein sehr starkes Geräusch entstehen. Hören wir ja schon beim Austhauen der Flüsse, wenn die Eisdecke zerreißt, oder bei dem Spaltenwerfen der Gletscher ein zum Theil heftiges, donnerähnliches Geräusch; wie vielmehr muß es hier der Fall sein, wo die in Bewegung gesetzten Massen weit größer sind?

Bei manchen Erdbeben will man gesehen haben, wie Feuer aus dem Boden drang, doch scheinen es nur vorzüglich heftige Erdbeben zu sein, bei denen dieses Phänomen sich zeigt. So wird es von dem Erdbeben von Lissabon vom 1. Nov. 1755 berichtet. Man sah dort in sieben Meilen Entfernung an den Felsen bei Colares bei den ersten heftigen Stößen leuchtende Flammen hervorbrechen, gleich einem schnell angefachten Kohlenfeuer, und mehre Tage stieg dort eine dicke Rauchsäule vom Rande des Meeres empor. Auch in der Stadt selbst sollen Flammen aus der Erde gestiegen sein und den Brand veranlaßt haben; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Feuersbrunst ihren Grund darin hatte, daß die Häuser zu einer Zeit zusammenstürzten, wo in den meisten Küchen Feuer brannte; auch zündeten Böswichter die Stadt an, um bei der daraus entstehenden Verwirrung desto besser plündern zu können [27]). Ebenso erwähnt Humboldt [28]), daß man bei dem Erdbeben in Cumana am 14. Dec. 1797 Flammen an den Ufern des Manzanares, sowie auf dem Wasser im Meerbusen von Cariaco hervorbrechen sah. Desgleichen sollen bei dem Erdbeben, welches Syrien im J. 1822 verheerte, viele Flammen aus der Erde gekommen sein. Bei andern Erdbeben hat man ein blitzähnliches plötzliches Leuchten gesehen, wie dieses viele Personen bei dem Erdbeben in England im J. 1795 bemerkt haben wollen, während Andere nichts davon bemerkt haben [29]). Dieselbe Unbestimmtheit der Zeugnisse findet sich bei dem Erdbeben im Kirchenstaate im J. 1779 [30]). Da die Beschaffenheit des Phänomenes nicht einmal vollständig bekannt ist, so wird es sehr schwer, etwas über seinen Grund zu sagen. Treten inflammable Gasarten durch gebildete Spalten des Bodens aus der Tiefe hervor, so wird es sehr schwer einzusehen, wie dieselben sich beim Eintritte in die Atmosphäre entzünden sollen; anzunehmen, daß dieselben schon brennend aus dem Boden treten, scheint mir sehr gewagt. Das blitzähnliche plötzliche Aufleuchten scheint mir eine Phosphorescenz zu sein, welche wir ja schon im Kleinen nachahmen können, wenn Steine gegen einander geschlagen werden, und welche hier eine weit stärkere Helligkeit erlangen muß, wo so bedeutende Massen gerieben und gestoßen werden.

25) *Humboldt*, Voyage II, 275. 26) *Kries*, Von den Ursachen der Erdbeben. S. 26.

27) *Kries*, Ursachen der Erdbeben. S. 27. 28) *Humboldt*, Voyage VI, 277. 29) *Gilbert's* Annalen IV, 72. 30) *Kries*, Ursachen der Erdbeben. S. 28.

Digitized by Google

Daß indessen Gase und Wasser aus dem Innern der Erde hervortreten, ist eine Thatsache, welche durch viele Beobachter erwiesen ist. Eine merkwürdige Erscheinung dieser Art wurde bei dem Erdbeben in Callao am 30. März 1828 beobachtet. Unter andern Schiffen lag dort das englische Schiff Volant an zwei starken Eisenketten vor Anker. Um 7½ Uhr erlitt das Schiff einen heftigen Stoß, das Wasser, welches etwa 150 Fuß tief war, zischte, als hätte man glühendes Eisen hineingetaucht, und seine Oberfläche bedeckte sich mit zahlreichen Blasen von Schwefelwasserstoffgas, durch welche eine Menge Fische getödtet wurde. Nach diesem Stoße wurden die Anker gelichtet und es zeigte sich nun, daß die eine Ankerkette auf einem großen Theile ihrer Länge eine Schmelzung erlitten hatte. Die Kettenglieder, welche gegen zwei Zoll im Durchmesser hatten, waren in die Länge gezogen, sodaß sie 3—4 Zoll lang und viel dünner geworden waren. Auf ihrer Oberfläche zeigten sich zahlreiche unregelmäßige Vertiefungen, in denen kleine Eisenklümpchen hingen, die sich leicht lostrennen ließen. Die Kette des andern Ankers hatte gar nicht gelitten und ebenso wenig eins der anderen in der Nähe befindlichen Fahrzeuge [31]). Hoffmann, der diese Thatsache mittheilt, hält es sehr wahrscheinlich, daß ein Theil des Gases, welches auf dem Festlande das Erdbeben veranlaßte, hier auf dem Meeresgrunde unter Entwickelung eines hohen Hitzegrades entwichen sei. Die Öffnung, aus welcher es ausbrach, muß sehr klein gewesen sein und zufällig auf ihr die angeschmolzene Ankerkette gelegen haben [32]).

Hervordringen von Wasser zeigte sich besonders bei den Erdbeben in den Abruzzen in den J. 1702 und 1703. Man sah in den Feldern von Aquila mehre Öffnungen aufreißen und aus diesen traten Wasser und Steine in solcher Menge hervor, daß die umliegenden Äcker nicht bestellt werden konnten. Das Wasser spritzte dabei höher als die höchsten Bäume und dicke Dampfmassen nebst Flammen traten aus den benachbarten Bergen. Ähnliches zeigte sich bei dem Erdbeben in Jamaica im J. 1692 und in vielen andern Fällen.

Das Hervorbrechen von Gasen, besonders irrespirablen, ist von vielen Beobachtern erwähnt, und hierin müssen wir auch die Unruhe suchen, welche viele Thiere, besonders die in der Nähe des Bodens lebenden, zur Zeit von Erdbeben oder kurz vor dem ersten Stoße zeigen. Fast in jedem Berichte über Erdbeben wird dieser Thatsache gedacht, es möge daher genügen, hier dasjenige mitzutheilen, was Poli von dem Erdbeben in Neapel am 26. Juli 1805 sagt [33]): „Ich will nicht unterlassen, hier noch des gewohnten Vorzeichens zu erwähnen, welches von den Thieren ausging. An allen Orten, wo die Wirkungen des Erdbebens sehr fühlbar waren, fingen einige Minuten vor dem Eintreten der Stöße die Rinder und die Kühe an laut zu brüllen, die Schafe und die Ziegen blökten und beunruhigt durch einander stürzend suchten sie die Netze und das Flechtwerk der Hürden zu durchbrechen; die Hunde heulten fürchterlich, die Gänse und die Hühner geriethen in Verwirrung und machten großen Lärm. Die Pferde tobten in ihren Ställen und rissen sich wüthend vom Zügel los, diejenigen derselben aber, welche grade auf der Straße waren und liefen, standen plötzlich still und schnaubten in ganz ungewöhnlicher Weise. Die Katzen liefen erschreckt davon und suchten sich zu verbergen, oder sie sträubten wild das Haar. Man sah die Kaninchen und die Maulwürfe aus ihren Löchern hervorgehen, die Vögel wurden von ihren Ruhesitzen aufgescheucht und die Fische schwammen ans Ufer, wo sie in großer Menge beim Granatello erhascht wurden. Selbst die Ameisen und Reptilien verließen am hellen Tage in großer Unordnung ihre Erdlöcher und zwar oft schon viele Stunden vor dem Erdbeben; die Heuschrecken sah man in großen Schwärmen während der Nacht durch Neapel gegen das Meer kriechen; geflügelte Ameisen flüchteten sich bei dunkler Nacht in die Zimmer der Häuser. Es gab Hunde, welche ihre Herren wenige Minuten vor dem Erdbeben gewaltsam aufweckten, gleichsam als wollten sie sie rufen und warnen vor der nahe bevorstehenden Gefahr, und welche auf diese Weise wirklich auch deren Rettung bewirkten."

Selten vergeht ein, wenigstens bedeutendes, Erdbeben mit einem einzigen bald momentanen, bald wol mehre Minuten anhaltenden Stoße, sondern oft Monate, ja selbst Jahre hindurch wiederholen sich die Bebungen des Bodens mit mehr oder weniger großer Stärke. Um aber diesen Vorgang näher kennen zu lernen, scheint es mir zweckmäßig, einige der größern Erdbeben, von denen wir genaue Beschreibungen besitzen, näher zu betrachten.

Wir beginnen mit dem Erdbeben in Caracas [34]), welches nicht nur die weite Ausdehnung des erschütterten Raumes, sondern auch die lange Dauer der Stöße, sowie den Zusammenhang mit Vulkanen zeigt. Am 30. Jan. 1811 zeigte sich zuerst ein submariner Ausbruch bei der Insel St. Miguel in der Gruppe der Azoren; ein Fels trat hier aus dem Wasser an einer Stelle hervor, wo dieses früher 60 Klaftern Tiefe gehabt hatte; die vulkanische Kraft dauerte hier lange Zeit fort und am 15. Juni war die Insel bis zu einer Höhe von 50 Toisen erhoben. Gleichzeitig mit der Entstehung dieser Insel wurden die kleinen Antillen von Erdbeben heimgesucht; vom Mai 1811 bis April 1812 zählte man auf der Insel St. Vincent mehr als 200 Stöße. Aber gleichzeitig bebte der Boden seit dem 16. Dec. 1811 fast anhaltend in den Thälern des Missisippi, Arkansas und Ohio; diese Stöße waren östlich von den Alleghanis schwächer als westlich von denselben; stellenweise wiederholten sich die Stöße mehre Monate hindurch, täglich, ja fast stündlich. Anfänglich auf den südlichen Theil des Missisippithales beschränkt, schienen sie sich nach und nach weiter gegen N. auszubreiten. Am 16. Dec. 1811, wo die Stöße in dieser Gegend begannen, erlitt auch Caracas den ersten Stoß, aber dann war es hier ganz ruhig, während das Missisippithal jetzt beständig erschüttert wurde. Am 26. März 1812, einem

31) Annales de chimie XLII, 416. 32) Hinterlassene Werke II, 380. Es wäre übrigens die Frage, ob diese scheinbare Wirkung der Hitze nicht vielmehr in dem Schwefelungsprocesse zu suchen ist. 33) Hoffmann, Hinterlassene Werke II, 382.

34) Die ganze Beschreibung nach Humboldt, Voyage V, 1 fg.

Digitized by Google

sehr heißen Tage, zeigte sich um 4 Uhr 7 Minuten in Caracas der erste Stoß, welcher 5—6 Secunden dauerte; unmittelbar darauf folgte ein zweiter, etwa 10—12 Secunden. Etwa neun Zehntel der Stadt wurden dadurch in Ruinen verwandelt, etwa 9—10,000 Menschen auf der Stelle getödtet, sehr viele verwundet. Die ganze Dauer der Katastrophe wurde von Einigen zu 50 Secunden, von Andern zu 72 Secunden angegeben; die Wirkungen dieses Stoßes zeigten sich ebenso in den Provinzen Barinas, Venezuela, Maracaybo, sowol an der Küste als in den Gebirgen des Innern. Die Städte la Guayra, Mayquetia, Antimano, Baruta, la Vega, San Felipe und Merida wurden fast ganz zerstört; der Stoß zeigte sich in dem Königreiche Neugranada von der Verzweigung der hohen Sierra de Santa Marta bis Santa Fé de Bogota und Honda an den Ufern des Magdalenenstromes; allenthalben war er im hohen Gebirge heftiger als in den Ebenen. Bei Valecillo, wenige Stunden von dem wenig betroffenen Valencia, warf die Erde eine so große Wassermenge hervor, daß sich ein neuer Fluß bildete; ganz dasselbe ereignete sich bei Porto Cabello, während der See von Maracaybo merklich abnahm. In Coro, welches zwischen andern stark mitgenommenen Städten lag, bemerkte man nichts von dem Stoße und ebenso wenig auf der Insel Orchila, welche 30 Stunden nordöstlich von la Guayra liegt. Auch östlich von Caracas waren die Stöße sehr heftig in Caurimare in dem Capayathale, wo sie sich bis in den Meridian des Cap Codera verbreiteten; aber es ist sehr auffallend, daß sie nur sehr schwach waren auf den Küsten von Neu-Barcellona, Cumana und Paria, obgleich diese Gegenden in der Fortsetzung des vorher erwähnten Küstenstriches liegen und sonst oft erschüttert werden. Nach diesen ersten Stößen blieb der Boden 15 oder 18 Stunden ruhig, am 27. aber wiederholten sich dieselben mit einem fürchterlichen unterirdischen Donner; sehr häufig betrug ihre tägliche Zahl von nun an 15. Ein Stoß, fast ebenso heftig als der erste, zeigte sich am 5. April, der Boden blieb mehre Stunden fast anhaltend in Schwankungen, große Felsmassen stürzten von den Gebirgen herab. Am 30. April zeigten sich im Missisippithale, auf der Insel St. Vincent, und in der Provinz Venezuela heftige Stöße; gleichzeitig hörte man in Caracas, Calabozo und an den Ufern des Rio Apure, auf einem Raume von 4000 □Stunden ein furchtbares Getöse, ohne daß man Stöße bemerkte. An diesem Tage machte der Vulkan auf St. Vincent einen Ausbruch. Hiermit jedoch endigte die Reihe der Erscheinungen noch nicht, sondern bis zum Jahre 1813 dauerten die Stöße besonders im Missisippithale fort.

Sehr viel Aufsehen erregte das Erdbeben von Lissabon, welches allerdings sehr bedeutend war und von welchem eine große Anzahl von Nachrichten vorhanden ist [35]). Der erste Stoß, welcher am 1. Nov. 1755 stattfand, zeigte sich in der ganzen pyrenäischen Halbinsel, und selbst Madrid wurde hart mitgenommen. Ebendiese Bewegungen zeigten sich in den Pyrenäen. Im südlichen Frankreich öffnete sich bei Augoulême in Languedoc eine sechs Stunden lange Spalte, auf deren Boden sich eine tiefe Wassermasse befand; in der Provence ward das Wasser mehrer Quellen trübe roth gefärbt und sie zeigten große Unregelmäßigkeiten in ihren Abflüssen. Weiter gegen Osten zeigten sich die Wirkungen in den Alpen. Am 1. Nov. um Mittag war besonders Wallis afficirt worden, und vorzugsweise litt Brieg durch Einstürzen von Häusern, Risse in den Mauern; ja die Erschütterungen selbst dauerten dort ebenso wie in Lissabon noch lange fort und wurden zwischen dem 9. und 21. Dec. fast täglich verspürt; nördlich von der Stadt hatte sich in der Bergkette, durch welche Wallis und Bern getrennt werden, ein Berg gespalten, aus welchem eine neue Quelle hervortrat. Viel geringer äußerten sich diese Wirkungen bei Genf und Neufchatel, und noch weniger in andern Theilen der Alpen; doch wurden fast in dem ganzen Gebiete derselben auffallende Beunruhigungen der zwischen hohen Bergen eingeschlossenen Landseen verspürt; ganz besonders war dieses der Fall bei dem von Neufchatel, welcher übertrat und bei dem die sich in ihn ergießenden Bäche trübe und schlammig wurden. Der Murtensee soll dabei sein Niveau um drei Ellen gesenkt haben und später in diesem Zustande verblieben sein. Besonders stark wurde der Comersee afficirt und südlich in Italien Turin und Mailand. Doch blieb Turin beim Stoße des ersten Tages unerschüttert und wurde erst am 9. beunruhigt, aber Mailand bebte bereits am 1. Nov. so stark, daß man seinen Umsturz fürchtete. Gleichzeitig wurden dieselben Wirkungen in den Küstenländern von ganz Italien empfunden, besonders aber verdient es bemerkt zu werden, daß der Vesuv, welcher am Morgen des ersten Tages sich in einiger Unruhe befunden hatte, plötzlich zur Stunde des Erdstoßes ruhig ward und daß die von ihm in heftigem Wirbel aufsteigende Rauchsäule in den Krater zurückschlug.

Auch nordwärts von den Alpen verbreiteten sich diese Erschütterungen sehr merklich; man spürte sie in Baiern, besonders in Augsburg; in Thüringen zeigten sich auffallende Schwankungen, besonders in dem Wasserspiegel des Salzungersees, und etwas Ähnliches fand an einem See bei Templin statt, wohin sich sonst nie eine bekannte Erdbebenwirkung verirrt hatte. Die heißen Quellen von Teplitz zeigten ferner am ersten Tage und fast zu derselben Stunde eine merkwürdige Beunruhigung, während der karlsbader Sprudel keine Störungen erlitt. Die Quellen wurden nämlich plötzlich ohne ein vorhergegangenes Ereigniß trübe und hörten dann etwa eine Minute lang zu fließen auf; hierauf brachen sie plötzlich wieder mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit hervor und erschienen roth gefärbt, beladen mit einer großen Menge von Eisenocker. Sie flossen so stark, daß in Zeit von einer halben Stunde alle Badebecken überliefen und der Platz in der Vorstadt überschwemmt wurde. Die Quellen wurden wieder klar, doch behauptet man, daß das Wasser seit dieser Zeit reichlicher als zuvor fließe, daß es heißer und reicher an festen Bestandtheilen geworden sei. Auch in Norwegen und Schweden wurden gleichzeitig einige der dortigen Landseen, wie der Wenersee, beunruhigt.

35) Ich gebe die Beschreibung nach F. Hoffmann, hinterlassene Werke II, 397.

Digitized by Google

Noch merkwürdiger waren die Schwankungen des Meeres. Wenige Minuten nach dem ersten zu Lissabon erfolgten Stoße zeigten sie sich an der Küste von Holland, wo das Meer etwa einen Fuß über den gewöhnlichen Stand stieg; zu Rotterdam empfand man gleichzeitig eine Erschütterung in der Kirche. Zu Glückstadt war das Steigen 15 Minuten nach dem Ereignisse in Lissabon noch bedeutender, und in Hamburg sah man das Wasser um 12—18 Zoll steigen und sinken. In geringerem Grade empfanden dasselbe die Küsten von Dänemark und Norwegen und selbst in der Ostsee zeigten sich bis nach Åbo in Finnland wahrnehmbare Schwankungen. Noch mehr wurden die Küsten von Großbritannien beunruhigt. Am Strande von Cornwallis erhob sich das Wasser 8—10 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand, und Schiffe wurden daher losgerissen und fortgeschleudert. Zu Cork in Irland scheint die Aufregung noch heftiger gewesen zu sein; schwächer, aber dennoch bemerkbar, war sie zu Liverpool, an den Küsten von Northumberland und in den Häfen von Schottland. Gleichzeitig zeigten sich hier Erschütterungen des Bodens. In Esser traten die Teiche aus; in den Gruben von Derbyshire wurden die Bergleute durch heftige Stöße erschreckt, welche sie glauben machten, daß ein Theil ihrer Baue eingestürzt sei, und die bedeutenderen Seen Schottlands stiegen wiederholt zwischen 10 und 11 Uhr um 2—3 Fuß über ihre Ufer.

Außer Europa und der dem mittelländischen Meere zugekehrten Küste von Afrika erfuhren auch die dem großen Ocean zugekehrten Küsten des letzteren Erdtheiles eine sehr lebhafte Beunruhigung. Fast gleichzeitig mit den Erschütterungen in Lissabon wurden alle bekannten Orte im Reiche Marocco, wie Tetuan, Tanger, Fez, Mequinez und Marocco gleichzeitig umgestürzt. Nahe bei Marocco ging ein Dorf mit 8—10,000 Einwohnern unter; bei Mequinez spaltete sich ein Berg, aus welchem mehre Tage lang geröthetes Wasser hervorfloß; allenthalben war hier der Vormittag des 1. Nov. der unruhigste Zeitpunkt. Auf den kanarischen und azorischen Inseln geschah dasselbe, Madeira ward besonders an seinen Küsten beunruhigt, denn das Meer stieg zu Funchal 4—5 Mal 15 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand und richtete große Verwüstungen an.

Diese Bewegungen pflanzten sich bis Amerika fort. Die kleinen Antillen empfingen den ersten Stoß und litten besonders durch das außerordentliche Steigen der Fluth. Zu Barbados, wo die gewöhnliche Fluthhöhe 2 Fuß bis 2 Fuß 4 Zoll beträgt, stieg sie stellenweise 20 Fuß hoch; ebendiese Höhe betrug auf Antigua und Martinique 15 Fuß. Dabei war das Wasser ganz schwarz, offenbar von dem Aufrühren des Meeresgrundes, welcher dort reichlich mit Erdpech bedeckt ist. Auch in Nordamerika spürte man die Wirkungen dieses Erdbebens; Boston erlitt am 1. Nov. gegen Mittag mehre heftige Stöße; dasselbe zeigte sich am 18. Nov., wo die Stöße noch fortdauerten, in Neu-York; ebenso war es in Pensylvanien, und besonders stark waren die Schwankungen schon seit dem October in den Umgebungen des Ontariosees in Canada gewesen.

Nehmen wir die äußersten Punkte, aus denen wir bestimmte Nachrichten haben, so zeigten sich die Wirkungen dieses Erdbebens auf einem Raume, welcher 700,000 geographische □Meilen enthält, und etwa $^1/_{14}$ von der Oberfläche der ganzen Erde ausmacht. Jedoch hatten die Erschütterungen jetzt noch kein Ende, sondern mit Unterbrechungen wiederholten sie sich bis zum März des folgenden Jahres.

Es möge genügen, hier diese beiden Erdbeben näher beschrieben zu haben; es geht aus ihnen die ungeheure Mächtigkeit der in der Tiefe wirksamen Kraft und die große Ausdehnung hervor, bis zu welcher sich ihre Wirkungen erstrecken. Ähnliche Thatsachen ließen sich noch in Menge anführen, aber alle beweisen dasselbe. Gegen die Größe dieser Kraft verschwindet alles dasjenige, was wir an der Oberfläche der Erde sehen, und nur die Wirkungen der Vulkane sind mit ihr zu vergleichen. Ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß Erdbeben und Vulkane nur Wirkungen derselben Kraft sind, welche sich auf die eine oder die andere Art äußert. Hiernach werden schon im Voraus alle diejenigen Hypothesen, welche die Erdbeben zum Theil aus Erscheinungen an der Erdoberfläche oder in der Atmosphäre ableiten, etwas gewagt erscheinen; es scheint aber zweckmäßig, hier kürzlich diesen oft behaupteten Zusammenhang zu betrachten. Dabei aber scheint mir die Bemerkung nicht überflüssig, daß bei dem Hange der Menschen, das Wunderbare zu erklären, Erscheinungen oft mit einander verbunden werden, welche nicht zusammengehören. Der Gang der Witterung dreht sich beständig um einen mittleren Zustand; ungewöhnlich kalte oder warme, trockene oder nasse Jahre werden nicht beachtet, höchstens in den Chroniken erwähnt und bald vergessen. Weicht dann aber ein Jahr weit weniger von seinem mittleren Zustande ab, und ereignet sich dann eine ungewöhnliche Erscheinung, so werden sogleich beide in Verbindung gesetzt, dann heißt es, daß „seit Menschengedenken kein so warmes oder kaltes Wetter gewesen sei," was nun nothwendig mit diesem Phänomene in Verbindung gesetzt wird, indem man eins oder das andere als Ursache ansieht. Bemerkungen dieser Art, wie man sie beständig in Zeitungen findet, und welche zum Theil von Unkundigen herrühren, gehen dann leicht in wissenschaftliche Schriften über.

Zuerst ist es gewiß, daß kein kosmisches Ereigniß mit den Erdbeben im Zusammenhange stehe. Weder die Phasen des Mondes, noch sein Abstand von der Erde haben den geringsten Einfluß darauf. Ganz dasselbe gilt von den Tageszeiten. Dagegen wird sehr häufig angenommen, daß die Erdbeben eine Abhängigkeit von den Jahreszeiten zeigen. So führt es Cotte [36]) als eine Beobachtung von Bertrand an, daß die Erdbeben häufiger im Winter als im Sommer vorkommen; dagegen bemerkt Seneca [37]) bei Erwähnung des Erdbebens, das zu seiner Zeit Pompeji zerstörte und Calabrien verwüstete, daß sich dieses Erdbeben dadurch als ungewöhnlich ausgezeichnet habe, daß es hibernis diebus gewesen sei, quos vacare a tali periculo majores nostri solebant promittere.

36) Journal de physique, Septbr. 1807. p. 161. 37) Quaest. nat. VI, 1.

Digitized by Google

Kant meint, die häufigsten und fürchterlichsten Erdbeben fallen in die Herbstmonate und gegen Ende des Jahres [38]). Smyth führt es als bemerkenswerth an, daß 13 der verheerendsten Erdbeben in Sicilien zwischen den 10. Jan. und 28. März gefallen seien [39]). In Algier ereignen sich nach Shaw die Erdbeben vorzüglich am Ende des Sommers oder im Herbste [40]). Mehre andere Behauptungen dieser Art hat Hoffmann [41]) gesammelt, und er ist nicht abgeneigt, eine Abhängigkeit von den Jahreszeiten anzunehmen, aber wie Kries [42]) mit Recht bemerkt, so scheinen schon diese zum Theil sich widersprechenden Nachrichten keineswegs die Existenz einer solchen Periode zu bestätigen. Hoffmann glaubt, daß die Erdbeben, welche man während einer Zeit von 40 Jahren in Palermo beobachtet hat, auf ein Übergewicht der Frühlingsmonate deuten; dagegen behauptet Arago [43]), daß 63 Erdbeben, welche Pouqueville zwischen den Jahren 1807 und 1825 zu Janina beobachtete, keine Abhängigkeit von den Jahreszeiten zeigen. Um über diese Frage gehörig zu entscheiden, würde ein Verzeichniß aller eine lange Periode umfassenden Erdbeben nöthig sein; da es daran noch ganz fehlt, so müssen wir uns mit kürzeren Zeiträumen begnügen. Cotte hat ein Verzeichniß von 338 Erdbeben mitgetheilt und diese mit dem von ihm beobachteten Stande der meteorologischen Instrumente verglichen [44]); ebenso hat Hoffmann die in 40 Jahren in Palermo beobachteten Erdbeben nach den Monaten geordnet [45]); ebendieses hat Hoff [46]) für alle Erdbeben gethan, welche ihm zwischen den Jahren 1821 und 1830 aus der nördlichen Halbkugel bekannt waren. Erscheinungen dieser Art, die sich in Basel seit den ältesten Zeiten ereignet haben, sind von Merian [47]) in einer lehrreichen Abhandlung zusammengestellt. Die folgende Tafel enthält die Übersicht dieser Erscheinungen:

	Cotte.	Hoffmann.	Merian.	v. Hoff.	Summe.
Januar . . .	24	4	12	31	71
Februar . . .	25	5	14	36	80
März	23	13	6	31	73
April	26	4	5	29	64
Mai	16	1	11	33	61
Juni	28	6	3	33	70
Juli	42	4	7	20	73
August . . .	34	6	8	31	79
September . .	25	6	12	24	67
October . . .	38	2	11	41	92
November . .	22	4	14	26	66
December . .	35	2	15	34	86

Ich vermag hier, namentlich in der Summe aller vier Reihen, durchaus keine jährliche Periode zu erkennen; monatlich finden im Mittel etwa 74 Erdbeben statt, aber es liegen Monate mit großer und geringer Zahl neben einander. Nehmen wir die ganzen Jahreszeiten, so finden wir

Winter	237,
Frühling	198,
Sommer	222,
Herbst	225.

Ein Minimum liegt hier im Frühling und das Maximum im Winter, aber der Unterschied ist so unbedeutend, daß sich darüber nichts entscheiden läßt, ob diese Periode zufällig sei oder nicht. Wollte man übrigens aus den eben gegebenen Größen ein empirisches Gesetz herleiten, welches die Abhängigkeit der Erdbeben von den einzelnen Monaten zeigte, so würde man allerdings ein geringes Übergewicht des Winters über die wärmere Jahreszeit finden, aber der wahrscheinliche Fehler wäre so groß, daß das Gewicht dieses Resultates sehr unbedeutend wäre, und es stets noch die Frage bliebe, ob das Ganze Zufall oder Naturgesetz wäre.

Nicht minder soll die Witterung im Zusammenhange mit Erdbeben stehen. In allen vulkanischen, selbst weit von einander entfernten, Gegenden fürchtet man die Erdbeben bei ungewöhnlicher Witterung; Hoffmann und Kries haben eine Reihe dieser Thatsachen zusammengestellt, aber auch hier finden wir, daß bald große Dürre, bald große Feuchtigkeit mit ihnen in Verbindung gesetzt wird; und mit Recht bemerkt Humboldt [48]), daß häufig der Zufall solche Aussprüche von Unkundigen bestätige.

Vorzüglich aber soll das Barometer von den Erdbeben abhängen, ja man hört bei ungewöhnlich niedrigem Stande desselben nicht selten von Leuten, welche sich ein Ansehen geben wollen, es müsse in der Ferne ein Erdbeben gewesen sein. Aber schon Cotte machte darauf aufmerksam, daß ein solcher Zusammenhang nicht zu erkennen sei; ebendieses geben die Beobachtungen von mir, wo ich den Luftdruck zur Zeit von Erdbeben untersuchte; vorzüglich aber wird dieses durch die von Hoffmann [49]) für Palermo gemachten Vergleichungen erwiesen.

Was den Zusammenhang der Erdbeben mit der Elektricität der Luft betrifft, so läßt sich darüber um so weniger sagen, da wir bisher noch fast gar keine genügenden und anhaltend fortgesetzten Beobachtungen derselben besitzen, sodaß sich das Normale vom Anormalen nicht unterscheiden läßt.

Endlich der Zusammenhang der Erdbeben mit Schwankungen der Magnetnadel ist zwar öfter beobachtet worden, öfter aber stand die Nadel ganz still. Es wäre nicht unmöglich, daß Kräfte, welche die Anordnung der Massen im Innern der Erde ändern, auch die Theile verrücken, welche durch ihre Wirkung den magnetischen Meridian bestimmen, oder doch in der Vertheilung der magnetischen Kräfte eine Änderung bewirken. Doch muß ich gestehen, daß die bisher beobachteten Thatsachen so beschaffen sind, daß sie sich ebenso gut aus einer Erschütterung des gan-

38) Phys. Geogr. II, 2. S. 199. 39) Memoirs of Sicily. p. 6. 40) Travels in Barbary. p. 152. 41) Hinterlassene Werke II, 357. 42) Ursachen der Erdbeben. S. 8. 43) Annales de chimie XLII, 409. 44) Journal de physique, Septbr. 1807. 45) Poggendorff's Annalen XXIV. 52. 46) Das. XXXIV, 104. 47) Über die in Basel wahrgenommenen Erdbeben. S. 9.

48) Voyage V, 14. 49) Poggendorff's Annalen XXIV, 56.

Digitized by Google

zen Instrumentes und einer damit verbundenen Schwankung der leicht beweglichen Nadel erklären lassen.

Mehre andere Phänomene, sowie eine Theorie der Erdbeben werden im Artikel Vulkane mitgetheilt werden. (*L. F. Kämtz.*)

Erdbeerbaum, s. Arbutus.

Erdbeere, s. Fragaria.

Erdbeerspinat, s. Blitum.

Erdbirne, s. Helianthus tuberosus und Solanum tuberosum.

ERDBOHRER, auch Bergbohrer, ein Werkzeug, das bei dem Bergbau sowol, als bei Anlegung der Salzwerke, der Brunnen, der Kanäle und bei dem Grundbau schwerer Gebäude nützlich, selbst unentbehrlich ist, um die Beschaffenheit des Erdbodens in verschiedenen Tiefen von der Oberfläche desselben zu untersuchen und die erfoderlichen Anstalten beurtheilen zu können, oder auch, um einer schon vorhandenen Strecke (Gange) einen Abzug des Wassers oder frische Luft zu verschaffen. Für den letzteren Gebrauch wird er öfters auch bei Kriegsminen angewendet und von nicht genug praktischen Minirern empfohlen. Man sieht nämlich leicht, daß, nach den Gesetzen der Luftlehre, durch ein 12—24 Fuß tiefes Bohrloch von höchstens 3—4 Zoll Weite weder frische Luft in hinreichender Menge einfallen, noch das unten vorhandene mephitische Gas gehörig ausziehen kann, wie auch die Erfahrung genugsam gelehrt hat. Der Erdbohrer selbst besteht demnach: 1) aus dem eigentlichen Bohrer oder Zwicker; 2) dem Gestänge oder den Ansetzestangen, um den ersteren willkürlich verlängern zu können; 3) dem Griffe oder Hefte; 4) der Bohrmaschine und 5) der Hilfsstücke.

Nach Verschiedenheit des Erdbodens, in welchem ein Bohrloch gemacht werden soll, sind auch verschiedene Arten Unterstücke nöthig, mit denen das eigentliche Bohren verrichtet wird. a) In gewöhnlicher Erde, Letten und in mildem Gebirge von wenig Zusammenhang wird das Schneideisen angewendet. Dasselbe ist bis 6 Zoll an der obern Schraube hohl und inwendig rund, 20—24 Zoll lang, 2—5 Zoll im Durchmesser, unten mit einer Schneide und mit einem 1—2″ breiten Ritz versehen. Wo die Erde sehr fest und steinig ist, wendet man b) den Spitzbohrer an, der unten eine schräge und fast schneckenförmig gewundene Spitze hat. c) Das Steineisen oder Bergeisen ist 8—13 Zoll lang, 6 Zoll dick, seine getheilte Spitze von Außen her gegen die Mitte zunehmend und dann wieder nach der Stange hin schwächer werdend. Beide Seiten sind geschärft und geht die eine ein Viertheil rund gebogen links, die andere rechts. Häufiger noch bedient man sich in den sächsischen Bergwerken des Meißelbohrers von 12—24 Zoll Länge, mit einem keilförmigen Kopfe, etwas breiter und dicker als die Stange, mit einer etwas erhabenen Schneide. Für festeres Gestein hat diese Art Bohrer den Vorzug, denn man kann ihn sogleich nach Hinwegschaffung der Erdbedeckung anwenden. Noch ein anderes Schneideeisen ist bei 13″ Länge unten spitz und auf beiden Seiten scharf. Es ist aber nicht brauchbar, sobald auf der einen Seite des Bohrloches festes Gestein und auf der andern weiche Erde oder Lehm sich befindet. In solchem Falle gebraucht man d) den Kolben, einen Kronenbohrer von 13 oder 14 Zoll Länge mit 4 oder 5 Spitzen, die etwas eingekrümmt hervorstehen.

Alle diese Bohrer müssen eine gleichförmige Größe haben, gut verstählt und von der bestimmten Art 3—4 vorhanden sein, um den stumpf gewordenen oder ausgebrochenen sogleich vertauschen zu können.

e) Der Krätzer oder Schaufelbohrer ist bestimmt, das sich im Gestein mehrende Bohrmehl hinwegzuschaffen. Man hat ihrer zweierlei Arten: der erste ist einem Schneideeisen nicht unähnlich, jedoch einige Zolle von Unten verschlossen, damit das Bohrmehl nicht herausfällt, wenn der Bohrer herausgezogen wird. Sein Durchmesser ist etwas geringer, als der des Bohrloches, damit das trockene und lockere Bohrmehl bei dem Herausziehen des Bohrers nicht herausfällt. Der andere Krätzer ist 20″ lang, gleichfalls hohl, oberwärts weiter geöffnet, unterwärts mit einem schief geöffneten, scharfen Boden. In der Mitte hat er ein viereckiges Loch, durch welches das Bohrmehl hineindringt und wieder herausgeschafft wird.

f) Ist das Bohrmehl nicht trocken, sondern wie gewöhnlich in Thon oder Letten, naß und fließend, bedient man sich eines Bohrlöffels, der dem vorhergehenden ähnlich, nur darin von demselben abweicht, daß er von Unten bis auf seine halbe Höhe völlig geschlossen, alsdann aber eine ziemliche Öffnung hat, damit das Wasser hineinfließen kann. So kann man durch die mit dem Schaufelbohrer herausgebrachte Substanz die Beschaffenheit der in jeder bestimmten Tiefe vorhandenen Erd- oder Steinart erkennen und beurtheilen.

g) Will man die etwa vorhandenen Salzquellen entdecken, so bedarf man eines Sohllöffels, deren man zweierlei Arten kennt: 1) einen hohlen Cylinder von 10 Zoll Höhe, auf dessen verschlossener Oberfläche sich ein rundes Loch von ½″ Weite befindet, dessen Deckel durch eine Feder an der Seite der Stange fest angedrückt wird, damit bei dem Einbringen und Herausziehen des Löffels kein wildes Wasser hinein kommt. Ein Faden, so lang als die Bohrstange, dient zu dem Öffnen des Deckels, wenn der Löffel auf der Sohle des Bohrloches ankommt. 2) Hier finden sich in der Hohlung des Cylinders zwei Böden: am untern Ende und dem zweiten etwas von Oben herabwärts. Jeder dieser Böden ist mit einem Loche versehen, das sich durch ein Ventil verschließen läßt; beide Ventile aber sind durch eine Stange verbunden, die 3 Zoll aus dem untern Boden hervorsteht, damit sich die Löcher öffnen, wenn man den Cylinder auf die Sohle des Bohrloches stößt und das Salzwasser durch den untern Boden des Löffels hinaufsteigt. Eine oben an der Stange angebrachte Feder drückt die Stange abwärts und verschließt dadurch das Loch, durch welches das Wasser in den Cylinder gekommen ist.

2) Um den Bohrer willkürlich verlängern zu können, dienen die eisernen Mittelstücke, oben mit einer Schraube und unten mit einer Mutter geschmiedet, die alle durch dasselbe Schneidezeug verfertigt sind, damit sie ohne Un-

Digitized by Google

terschied an einander passen. Ihre Länge ist ¼, ½, ¾ und 1 Lachter (1 Lachter zu 6′ 8″ 10½‴ gerechnet), und werden bei der Bohrarbeit zuerst die kürzesten und so nach und nach immer neue lange angeschraubt, nach der Tiefe, welche man dem Bohrloche zu geben beabsichtigt. In die Mutter des letzten Mittelstückes wird der eigentliche Bohrer geschraubt; das Oberstück oder die erste Stange ist gewöhnlich 4 Fuß lang und hat an seinem obern Ende ein Öhr, um ein Querholz hindurchschieben oder die ganze Vorrichtung an eine dazu eingerichtete Maschine befestigen zu können. Zu diesem Endzweck ist auch bisweilen anstatt des Öhres eine Schraube angebracht, deren Mutter einen um einen Bolzen beweglichen Ring hat, um das Gestänge an eine zweckmäßige Bohrmaschine befestigen zu können.

3) Soll nur auf eine geringe Tiefe gebohrt werden, wird blos ein Heft oder Griff durch den Ring des Oberstückes geschoben und derselbe durch einen oder zwei Mann umgedreht. Mit der Tiefe, auf die man bohren soll, wächst jedoch die Schwierigkeit des Umdrehens durch Menschenhände; man muß die Kraft durch Maschinen zu vervielfältigen suchen, weil die erstere Bewegungskraft nur in wenigen Fällen hinreichen wird.

4) Die einfachste solcher Maschinen ist die aus der Mechanik genugsam bekannte Hebelade, wo sich ein 8—10 Fuß langer Hebel in einem geschlitzten Blocke (der Docke) von 4—6 Fuß Höhe auf dem quer durch jene geschobenen Bolzen — dessen kurzer Arm 2 Fuß ist — bewegt.

Wirksamer ist die in Freiberg in Sachsen vom Obersteiger Franke angegebene Maschine, die bei jedem Umgange einer stehenden Welle und des an derselben angebrachten Kammrades 64 Hübe des kürzern Armes einer liegenden Schwinge und dadurch des an derselben sich bewegenden, senkrechten Bohrgestänges thut. Letzteres fällt allezeit theils durch das eigene Gewicht, theils durch die am Ende des Schlagarmes angebrachte Spannkraft mit um so größerer Geschwindigkeit nieder. Mit dieser Maschine hat man in 32 Tagen ein 4″ weites, 59 Ellen tiefes Loch gebohrt.

Bei dem Bohren selbst wird, nach gehöriger Errichtung der Maschine, dem Zwecke und vielleicht der schon vorher bestimmten Tiefe des Bohrloches gemäß, eine nach der Richtung desselben gesetzte Leere errichtet, um mit dem Bohrer während der Arbeit die gehörige Richtung zu halten. Hierauf wird ein der Festigkeit des Erdbodens angemessenes Schneideeisen eingeschraubt und mit demselben so tief in die Erde gebohrt, bis der Cylinder des Bohrers voll ist, worauf derselbe herausgezogen, ausgeleert und von Neuem angewendet wird. Man dreht dabei den Bohrer, den man zugleich hebt und in senkrechter Richtung niederfallen läßt; oder, wenn die Richtung schräg und beinahe horizontal ist, jenem einen möglichst heftigen Stoß gibt, um einige Theilchen des Gesteines damit loszureißen; er muß zugleich bei jedem Ansetzen ein wenig gedreht werden, damit er nicht in demselben Einschnitt auffällt, wo das Loch nicht rund werden würde. In sehr trockenem Gestein ist es nothwendig, von Zeit zu Zeit Wasser einzugießen, damit das Bohrmehl locker und geschmeidig bleibt. In jedem Falle wird es von Zeit zu Zeit so angehäuft, daß der Bohrer sich nur mit Schwierigkeit herumdrehen läßt. Nun muß man ihn herausziehen und dafür einen Bohrlöffel oder Schaufelbohrer einbringen, den man nach mehrmaligem Umdrehen herauszieht, und dabei genau untersucht, auf was für Erd- oder Steinarten man gekommen ist. Unter Umständen ist hierzu der bloße Augenschein nicht hinreichend, es muß eine förmliche chemische Untersuchung unternommen werden.

5) Bei dieser Arbeit sind einige besondere Hilfsstücke nöthig, unter denen a) der Sucher das gewöhnlichste ist. Er hat oben eine Schraube, um ihn anschrauben zu können, unten aber läuft sein schneckenförmig gewundenes Ende spitz zu. Man kann damit ein stecken gebliebenes Stück des Bohrers fassen, oder auch, wenn es an einer Seite fest liegt, los machen. Wäre dies nicht zu bewirken, so wendet man b) die Fußschraube an. Diese hat bei einer Länge von 9—10 Zoll oben ein Gewinde zu dem Einschrauben in die Verlängerungsstangen, unten aber entweder eine viereckige, nach Oben engere Öffnung, oder auch eine Hohlschraube, um das im Bohrloche Zurückgebliebene anzuschrauben.

c) Damit die herausgezogenen Stangen nicht von sich selbst wieder zurückfallen, faßt man sie mit der Gabel, die 5—6 Zoll lang und soweit geöffnet ist, als die Stärke der Mittelstücke es erfodert. Sicherer ist jedoch hierzu

d) die geschlossene Schere, welche die Gestalt eines Ringes von 10 Zoll Länge und soviel Breite hat, als die Dicke der Verlängerungsstangen beträgt. Sie hat zwei Griffe von 4″ Länge, in der Richtung ihres größeren Durchmessers, und kann in zwei Stücke zerlegt werden, wenn man die beiden einzelnen Theile aus einander schraubt. Eine andere bequemere Schere ist einer gewöhnlichen, ohne Handgriffe, sehr ähnlich; nur greifen die Blätter nicht über einander, sondern berühren sich blos in gerader Linie, indem ihr Bewegungspunkt an dem einen Ende ist. Um sie zusammenzuhalten, wird ein genau darauf gehender Ring übergeschoben.

e) Um das Gestänge vermittels einer Leine aus dem Bohrloche zu ziehen, wird jene um die Mittelstücke befestigt, oder man schraubt einen unten als Mutter geschnittenen Haken von 6—8″ Länge darauf.

f) Endlich sind noch zwei Schraubeschlüssel nöthig, um die Bohrer und Mittelstücke an- und abschrauben zu können. Ihre Form ist bekannt und ihre Größe richtet sich nach den damit zu befestigenden Schrauben. (*v. Hoyer.*)

Erdbrod, s. Cyclamen europaeum.

ERDE, I. (als Weltkörper). So heißt der von uns bewohnte Theil des Weltsystems oder specieller unseres Sonnensystems. Die Betrachtung der Gesetze, welche sich auf ihr Wesen beziehen, kann im Allgemeinen unter einem doppelten Gesichtspunkt angestellt werden; wir sehen sie nämlich als einen Theil eines größeren Ganzen an oder beschränken uns nur auf sie allein. Im ersten Falle, wo die Welt als ein harmonisches Ganze betrachtet wird, von welchem die Erde einen sehr kleinen Theil ausmacht, be-

Digitized by Google

schäftigen wir uns mit Astronomie und Kosmologie, und hier ist vorzüglich die Stelle zu betrachten, welche die Erde in dem Sonnensysteme einnimmt, also ihr Abstand von der Sonne, die Drehung um ihre eigene Axe, sowie um die Sonne, und ihr Verhältniß zu den übrigen Planeten. Im zweiten Falle, wo wir nur dasjenige berücksichtigen, was uns die Erde als isolirter Körper zeigt, beschäftigen wir uns mit Geographie, Erdbeschreibung, und wir verstehen unter der letzteren im weitesten Sinne die systematische Kenntniß aller Thatsachen, welche sich auf Größe, Gestalt und Beschaffenheit der Erde auf ihrer Oberfläche, sowie in ihrem Innern, in der Gegenwart, sowie in der Vergangenheit beziehen [1]).

Schon in den ersten Spuren ihres Entstehens zeigt die Geographie zwei Richtungen, die sich allerdings unter einem allgemeinen Begriffe zusammenfassen lassen, aber meistens als völlig verschiedene Theile eines größeren Ganzen angesehen, selten neben einander behandelt sind. Die eine dieser Richtungen bezieht sich auf die Vorstellung von der Erde als einem Ganzen, alle einzelnen Thatsachen, welche man beobachtet, werden darnach sogleich auf dieses Ganze zurückgeführt, und dieses ist die eigentlich wissenschaftliche Geographie. Die andere Richtung bezieht sich auf die Kenntniß der verschiedenen Völker der Erde und die Merkwürdigkeiten der von ihnen bewohnten Länder; es wird dabei vorzüglich die Verknüpfung von Boden und Mensch betrachtet, und hier, wo man sich weniger um die Erde als ein Ganzes bekümmert, finden wir die ersten Anfänge der historischen und politischen Geographie [2]).

Es bedarf wol kaum einer weiteren Ausführung, daß es grade die wissenschaftliche Behandlung ist, durch welche die Kenntniß der Erde im hohen Grade lehrreich wird. Fängt gleich unsere Kenntniß der Erde mit einzelnen Thatsachen an, haben wir es nur mit einer Erfahrungswissenschaft zu thun, so müssen doch alle diese einzelnen Wahrnehmungen stets auf das Ganze bezogen werden, falls ein wissenschaftliches Gebäude statt eines bunten Chaos entstehen soll. Diese Beziehung ist die eigentlich architektonische Idee, ohne welche die Entstehung der Wissenschaft nicht möglich ist; nur auf diese Art wird das Verhältniß der einzelnen Theile der Erde unter sich und zum Ganzen klar [3]). Sehr treffend sagt der Schöpfer der neueren Geographie: die Erde, ein Glied des Sonnensystemes, besteht für sich wieder als ein eigenes System von Erscheinungen, unter welchen auch die vielfache Sonderung ihres Umfanges und die scheinbare Zerstreuung oder Sammlung ihrer verschiedenartigen Theile, durch benachbarte oder entfernte Räume die Natur ihrer Oberfläche mannichfaltig bedingt hat. Jeder ihrer gesonderten Theile liegt gleichfalls nicht wirkungslos und nur zufällig fern von oder neben dem andern, sondern steht im Zusammenhange mit ihrem Gesammten; jeder hat als ein wirkendes Glied seinen nothwendigen Antheil an dem geschlossenen Ringe des ganzen Erdensystemes, das ebendadurch zum besonderen Planeten ward, mit eigenthümlicher Anordnung und in allen seinen Verhältnissen und Theilen eigenartiger Wirksamkeit [4]).

Betrachten wir die Erde als ein Ganzes, so können wir den Gegenstand unter einem doppelten Gesichtspunkte auffassen. Wir können nämlich zunächst auf ihre mathematischen Dimensionen Rücksicht nehmen, ohne uns um die innere Beschaffenheit ihrer Theile zu bekümmern; wir bestimmen dabei nicht blos die Größe und Gestalt des Planeten im Ganzen, sondern suchen die Lage der einzelnen Punkte auf ihm auf und bemühen uns zugleich so genaue Abbildungen seiner Oberfläche zu geben, als es die Natur erlaubt. Dieser Theil der Geographie heißt mathematische Geographie und sie steht in der engsten Verbindung mit der Astronomie, indem viele der erwähnten Bestimmungen nur durch astronomische Beobachtungen möglich sind, ja viele der hierher gehörigen Aufgaben werden zugleich in den Lehrbüchern der Astronomie und mathematischen Geographie behandelt [5]). Da jedoch dem Plane dieser Encyklopädie zufolge die wichtigsten hierher gehörigen Gegenstände unter den entsprechenden Artikeln behandelt sind, so soll hier nur vorzugsweise Gestalt, Größe und Dichtigkeit der Erde betrachtet werden.

Haben wir auf diese Art die äußeren Umrisse der Erde und ihrer einzelnen Theile entworfen, so müssen wir die Physiognomie der Länder genauer studiren; es müssen, wie C. Ritter sich ausdrückt [6]), die von der Natur auf der Erde errichteten Denkmale und ihre Hieroglyphenschrift betrachtet, beschrieben und entziffert werden. Erst wenn dieses geschieht, kommt wahres Leben in die Wissenschaft und nur durch diese Behandlung der Geographie wird der Geist des Menschen wahrhaft gehoben. Machen wir uns demnach bei dem Studium der Geographie frei von dem Vorurtheile zu glauben, über diejenigen Theile der Erde unterrichtet zu sein, deren wohlgezeichnete und mit Namen gefüllte Karten vor uns liegen. Dieses ist nur der erste Schritt, welchen zu thun unumgänglich nöthig ist. Die Landkarte gibt uns, sammt alle dem, was aus ihr bisher in die Wissenschaft übergegangen ist, nichts als das negative Bild, das topische und arithmetische Verhältniß der Erdoberfläche, eine Begrenzung dessen, was sie vorstellt. Werden wir uns des Inhaltes dieses Bildes lebendig bewußt, dann erst kann seine Betrachtung, wie die einer jeden inhaltvollen Darstellung, erweckend und zu einer reichen Quelle von Gedanken und Ideen für uns werden; bis dahin ist es sprach- und klangloses Contrefait, das uns nicht selten irre führen kann [7]).

---

1) Es hält schwer, die Grenzen zwischen Astronomie und Geographie anzugeben, und manche Schriftsteller sehen daher die letztere als einen Theil der ersteren an. So sagt J. F. Herschel: Geography is not only the most important of the practical branches of knowledge to which astronomy is applied, but is also, theoretically speaking, an essential part of the latter science. Treatise on Astronomy etc. (London 1833.) p. 107. 2) Fröbel in Berghaus' Annalen. 3) Kant, Physische Geographie I, 1. 10. C. Ritter, Erdkunde I, 8. II, 15.

4) C. Ritter, Abhandlungen der berliner Akademie. 1826. S. 103. 5) Daher nennen sie Manche auch astronomische Geographie, so Herschel in Treatise on Astronomy. p. 108. 6) Erdkunde I, 28. 7) Ritter, Erdkunde II, 5.

Digitized by Google

Indem wir so die natürliche Beschaffenheit der Erde und ihrer einzelnen Theile, sowie die gegenseitige Einwirkung der einzelnen Theile nicht blos in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit betrachten, beschäftigen wir uns mit der physikalischen Geographie. Wir können dieselbe ansehen als eine systematische Kenntniß der sämmtlichen Naturgesetze auf die Erde als ein Ganzes bezogen [8]). Da hier von Naturkräften die Rede ist, insofern sie im Raume wirken und bestimmte Veränderungen bedingen, so heißt sie mit Recht physikalisch und dieses Physikalische muß stets den leitenden Faden bei den Untersuchungen bilden, sowie es umgekehrt das geographische Element ist, wodurch sie sich von der reinen Physik unterscheidet [9]). Indessen kann hierbei nicht blos von den Wirkungen eigentlich physischer, mechanischer und chemischer Kräfte die Rede sein, sondern es müssen die organischen und minder berechneten Kräfte betrachtet werden, die nur in der Zeit sich offenbaren [10]).

Das Gebiet der physikalischen Geographie ist demnach ungemein groß und wir müssen mehre einzelne Theile unterscheiden, wenn wir eine klare Einsicht in das Ganze erlangen wollen. Diese Theile sind folgende:

1) Kenntniß der festen Rinde unseres Erdkörpers. Wir müssen dabei den inneren Bau, sowie die äußere Gestalt der Festländer und Inseln näher betrachten. Dieser Theil heißt Geognosie, wenn wir vorzugsweise auf die jetzige Gestalt der Erde Rücksicht nehmen, dagegen Geologie, wenn wir zugleich die Entstehung der Erde und die Ursachen zu erforschen bemüht sind, wodurch die Erde ihre jetzige Gestalt und Beschaffenheit erlangt hat. Gewöhnlich wird in den Lehrbüchern dieses Theiles vorzugsweise die innere Beschaffenheit der Gesteine berücksichtigt, aus denen die Berge zusammengesetzt sind, ohne daß man sich viel um die äußere, für den Menschen und organische Wesen so wichtige Configuration bekümmert, oder höchstens wird diese nur kurz berührt.

2) Kenntniß von dem Wasser auf der Erde, Hydrographie. Hier müssen die Erscheinungen betrachtet werden, welche die Gewässer von ihrem Ursprunge in den Quellen bis zu ihrer Ankunft im Meere zeigen, sowie die Strömungen, Ebbe und Fluth, Salzgehalt, Temperatur und andere Thatsachen, welche sich auf die Natur des Meeres beziehen.

3) Kenntniß von der gasförmigen Hülle der Erde, Meteorologie. Hier muß die chemische Zusammensetzung der Luft, ihre Temperatur und die Verschiedenheit der letzteren nach Länge, Breite und Höhe, die Entstehung der Winde, Niederschläge, Gewitter und der optischen Phänomene isolirt und in ihrem Wechsel betrachtet werden. Eine besondere Abtheilung derselben bildet die Klimatologie, in welcher diese einzelnen Phänomene nicht mehr in ihren Ursachen, sondern nach ihrer geographischen Vertheilung betrachtet werden.

So bilden also Geognosie, Hydrographie und Meteorologie drei unabhängige, selbständig neben einander bestehende Theile der physikalischen Geographie, und es ist nur als ein Misbrauch zu betrachten, wenn die beiden letzten Theile so häufig als einzelne Abschnitte in den Lehrbüchern der Geognosie, meistens sehr dürftig und oberflächlich, abgehandelt werden. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sehr viele geologische Phänomene nur dadurch erklärt werden können, daß man auf die Änderungen Rücksicht nimmt, welche Luft und Wasser auf die Gesteine ausüben: darin liegt aber noch nicht die Nothwendigkeit, die Gesetze beider Körper zu betrachten, vielmehr müssen diese als bekannt aus der allgemeinen physikalischen Geographie vorausgesetzt werden, denn sonst müßte in den Lehrbüchern zugleich die ganze Physik, Chemie, Oryktognosie, Botanik, Zoologie und die sämmtlichen Hilfswissenschaften dieser Theile behandelt werden.

Bisher haben wir nur die todte Masse unserer Erde angegeben; zu einer vollständigen Kenntniß derselben gehört noch ein vierter Theil, welchen F. Hoffmann [11]) die naturhistorische Geographie nennt, welcher die Lehre von der Vertheilung lebender Wesen auf der Erdoberfläche, also die Geographie der Pflanzen und Thiere, enthält. Will man den Menschen nicht mit zu den Thieren rechnen, so kann man noch einen besondern fünften Theil, die Anthropogeographie bilden, welcher namentlich den Einfluß zu betrachten hat, welchen die äußeren Naturverhältnisse auf die körperliche und geistige Beschaffenheit des Menschen ausüben.

Erst in neueren Zeiten hat man angefangen, die geographische Vertheilung organischer Wesen auf eine wissenschaftliche Art zu behandeln; früher wurde nur vorzugsweise der Mensch nebst einigen Handelsproducten betrachtet, oder es wurden auch wol einige organische Wesen angeführt, wofern sie selten vorkamen, und nach hergebrachter Sitte ist dieses auch noch bei vielen Verfassern von Lehrbüchern der Fall, welche ohne eigenes Studium aus zehn Lehrbüchern das eilfte abschreiben. So findet man z. B. in vielen Werken über Preußen angeführt, es kämen dort Adler vor, weil zuweilen einer geschossen wird; aber der Sperling, welcher weit charakteristischer ist, wird nicht erwähnt. Ganz etwas Ähnliches gilt von der Terrainkunde. Hier finden wir eine Menge von Angaben über einzelne Berghöhen, dagegen wird nichts von dem Zusammenhange und dem Verlaufe der Berge gesagt; man überläßt dieses der Betrachtung der Karten, welche freilich meistens ebenso schlecht sind. Durch diese Behandlungsart wird die Geographie zu einer elenden Zusammenstellung von Thatsachen, deren Durchsicht den meisten Lesern zum Ekel wird, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß grade dieser Theil unseres Wissens von den Schülern mit solcher Nachlässigkeit betrieben wird.

Unter den organischen Wesen ist noch am häufigsten der Mensch betrachtet worden; ja nicht selten wird die politische Geographie nur auf ihn bezogen. So heißt

8) Kant, Phys. Geogr. I, 1. S. 9 und 11. 9) Hoffmann, Physik. Geogr. S. 6. 10) C. Ritter, Erdkunde I, 21. 11) Physikal. Geogr. S. 3. Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt I, 27.

Digitized by Google

es in dem weimar'schen Handbuche der Geographie [12]): „Die politische Geographie hat die Vertheilung des menschlichen Geschlechtes in große politische Gesellschaften, die man Staaten nennt, zum Gegenstande und erstreckt sich nur soweit, als diese reichen. Wo kein Staat ist, kann es auch keine politische Geographie geben. Sie wird durch den Menschen allein hervorgebracht." Hier erscheint also der Mensch, der vornehmste Bewohner und Herr der Erde, als ein denkendes vernünftiges Wesen, das fähig ist, sich in politische Gesellschaften von willkürlicher Einrichtung zu vereinigen, und durch den Besitz, den diese Gesellschaften auf der Erde nehmen und genommen haben, den großen Partien der Erde kleinere Eintheilungen zu geben. Diese Verbindung der Menschen zu besondern Staaten ist freilich oft eine Folge von Configuration des Bodens; viele Eintheilungen aber beruhen auf willkürlichen Verträgen und besonders ist bei den europäischen Staaten die Idee des politischen Gleichgewichtes zu vorherrschend, als daß die sogenannten natürlichen Grenzen beachtet wären. Meistens wird daher von dem eben angegebenen Standpunkte aus die Geographie für einen besondern Zeitabschnitt behandelt, und man unterscheidet deshalb alte, mittlere und neuere Geographie nach den Hauptperioden der Weltgeschichte; dabei werden aber doch zuweilen Dinge genommen, die einer jeden Logik widersprechen. Denn wenn z. B. bei Dänemark seine Colonien in Afrika und Amerika neben den europäischen Besitzungen behandelt werden, so ist dieses ein Weg, der für ein Staatshandbuch oder ein statistisches Werk recht passend ist, für eine Geographie der ganzen Erde aber ist es eine Albernheit.

Selbst dadurch, daß die Geographie nur meistens für den jetzigen Augenblick behandelt wird, entsteht eine Unvollkommenheit in der Darstellung des Landes, welche wenig geistigen Gewinn gewährt, es sei denn, daß Jemand die Curiosa einem wissenschaftlichen Zusammenhange vorziehe. Erst dann, wenn das Land nebst seinen Bewohnern in verschiedenen Perioden betrachtet wird, kommt wahres Leben in das Gemälde. Darin ist eine der Ursachen des großen Genusses zu suchen, welchen die Arbeiten Ritter's einem Jeden gewähren.

Noch ist hier die Bezeichnung allgemeine vergleichende Geographie zu erwähnen, welche K. Ritter seinem Werke als Titel gibt; öfter mit der physikalischen Geographie verwechselt unterscheidet sie sich nach F. Hoffmann's richtiger Bemerkung wesentlich von der letzteren. Hat nämlich auch die physikalische Geographie den größten Theil ihrer Gegenstände mit der allgemeinen Erdkunde gemein, so ist doch die Betrachtungsweise derselben in dieser eine andere als in jener. Wenn die allgemeine Erdkunde die Gegenstände nach den Welttheilen und Ländern ordnet und bei jedem die natürliche Beschaffenheit des Bodens und Klima's mehr oder weniger ausführlich angibt, so sind es bei der physikalischen Geographie die einzelnen Verhältnisse in der Natur der Länder, Meere und Himmelsstriche, welche das Classificationsprincip darbieten, welche herausgehoben, zusammengestellt, und ihrer Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit nach mit einander verglichen werden. Sie ist demnach vergleichende Erdkunde. Die Verschiedenartigkeit der Anwendung ist es aber nicht allein, welche den specifischen Unterschied beider Wissenschaften abgibt: er liegt auch in der ungleichen Auffassung, ungleichen Behandlungsweise der Gegenstände. Die allgemeine Erdkunde ist ihrem Wesen nach naturhistorischer oder beschreibender Art; die physikalische Geographie dagegen sucht die Naturerscheinungen an der Erde nicht blos zu beschreiben, sondern, soweit es thunlich, auch zu erklären, auf ihre Ursachen zurückzuführen. Und weil sie dazu die Grundsätze aus der Physik entlehnt, hat man sie eben sehr passend mit dem Namen der physikalischen Geographie belegt [13]).

Endlich bildet die Lehre vom Magnetismus der Erde einen besondern Theil der physikalischen Geographie.

I. Bewegung der Erde.

Obgleich bereits verschiedene Astronomen und Philosophen des Alterthums die Ansicht ausgesprochen hatten, daß die Sonne im Mittelpunkte des zu ihr gehörigen Systemes stehe, und daß die Erde sich theils um ihre Axe, theils um die Sonne drehe, so wurde diese Behauptung doch erst durch Copernicus in ein helleres Licht gesetzt, und durch Kepler, welcher eine größere Zahl sorgfältiger Messungen benutzen konnte, als seine Vorgänger, wurde erwiesen, daß die Planeten sich in Ellipsen bewegen; die Entdeckung der Fernröhre, welche bei den übrigen Planeten ebensolche Bewegungen zeigte, als hier der Erde zugeschrieben wurden, lieferte eine Bestätigung durch Analogie für diese Ansicht. Da die Erde in dieser Hinsicht mit den übrigen Planeten übereinstimmt, so gehört eine nähere Betrachtung derselben in die Artikel Planeten und Weltsystem. Hier genüge es, specieller diejenigen Thatsachen mitzutheilen, welche sich auf die Erde beziehen und für sie zum Theil diese Drehung bestätigen.

Gegen diese Behauptung, daß die Erde sich von Westen nach Osten drehe, wurde sogleich, nachdem dieselbe aufgestellt war, der Einwurf gemacht, daß die Gesetze der fallenden Körper derselben widersprächen. Wenn nämlich, sagte man, die Erde sich dreht, so kann ein Stein, welchen wir von der Spitze eines Thurmes herabfallen lassen, nicht am Fuße desselben den Boden erreichen; denn da er genau vertical gegen den Mittelpunkt der Erde fällt, so muß er dann, wenn die Erde sich von Westen nach Osten bewegt, an einem Punkte den Boden erreichen, welcher in derselben vom Mittelpunkte der Erde gegen den Himmel gezogenen Linie liegt, als der Punkt, von welchem der Stein herabfiel, d. h. letzterer muß westlich von dem Fuße herabfallen, und da dieses nicht geschieht, so glaubte man darin ein Argument gegen die Axendrehung der Erde zu finden. Dieser Einwurf indessen konnte nur zu einer Zeit im Ernste gemacht werden, wo die Gesetze der Mechanik weniger bekannt waren, als jetzt, und daher dürfen wir uns kaum wundern, daß

12) Vollständiges Handbuch der Erdbeschreibung von Gaspari, Hassel und Cannabich. I, 395.

13) F. Hoffmann, Phys. Geogr. S. 3.

Digitized by Google

selbst Männer, wie Tycho de Brahe und Riccioli, Gründe dieser Art anführen konnten. Aber Copernicus und Kepler hatten bereits geantwortet, daß wenn die Erde sich bewege, sie sich auch mit Allem bewege, was auf ihr ist, und der Stein, welcher dieselbe Bewegung nach Osten hat, verliert dieselbe nicht, wenn er seinen Fall anfängt, sondern bewegt sich während seines Falles ebenso schnell nach Osten, als der Thurm, und muß deshalb am Fuße desselben niederfallen. Ebenso fällt ein Stein, der auf einem segelnden Schiffe aus der Spitze des Mastes fällt, am Fuße desselben nieder, obschon der Mast mit dem Schiffe sich während dieser Zeit fortbewegt. Zwar leugnete Tycho de Brahe dieses Letztere, aber Versuche, welche Gassendi darüber im Hafen von Marseille anstellte, bestätigten es vollkommen. Ähnliche Versuche machten die Mitglieder der florentiner Akademie.

Galilei glaubte, daß sich durch keinen Versuch ermitteln ließe, ob die Erde ruhe oder ob sie sich drehe; aber 1679 zeigte Newton, daß die Fallversuche sehr wohl dazu dienen könnten, über diesen Punkt Gewißheit zu erlangen. Ist nämlich C (Taf. I. Fig. 1) der Mittelpunkt der Erde, A der Fuß und B die Spitze eines Thurmes, und bewegt sich derselbe mit der Erde in der Richtung des Pfeiles, so kann ein von B herabfallender Stein nicht am Fuße des Thurmes ankommen, sondern er muß östlich von demselben den Boden erreichen. Während der Zeit nämlich, die der von B nach A fallende Körper zu diesem Falle gebraucht, hat die Erde sich soviel bewegt, daß die Verticale BC nach CD gerückt ist; wäre der Körper also in B geblieben, so hätte er den Raum BD zurückgelegt; machen wir daher AF = BD, so beschreibt er die Diagonale BF des Parallelogrammes ABDE, und erreicht also den Boden in F. Aber da BD und mithin AF größer ist als AE, so muß der Körper östlich von dem Fuße des Thurmes zum Boden kommen.

Um diese Ansicht zu prüfen, ließ Hook wenige Wochen nachher eine Kugel aus einer Höhe von 27 Fuß herabfallen, und glaubte darin eine Bestätigung zu finden, aber jedenfalls ist diese Höhe zu klein, um über einen Satz dieser Art Auskunft zu erhalten, und daher unterblieben die Versuche, welche die Mitglieder der königlichen Societät zu London in Gemeinschaft mit Hook machen wollten. Erst 1792 machte Guglielmini Versuche dieser Art in dem Thurme degli Asinelli zu Bologna, wobei er eine Höhe von 240 Fuß benutzte. Er fand dabei, daß eine Kugel um 7,4 Linien östlich und 5,272 südlich von der Verticale des Punktes ankam, von welchem sie herabfiel. In den Jahren 1801 und 1802 machte Benzenberg eine Reihe ähnlicher Versuche im Michaelisthurme zu Hamburg, doch waren die Abweichungen der einzelnen Versuche zum Theil ziemlich groß; er wiederholte dieselben dann 1803 in einem Kohlenwerke zu Schlebusch in der ehemaligen Grafschaft Mark [14]). Mit großer Sorgfalt wurden dieselben im J. 1830 von Reich im Dreibrüderschachte bei Freiberg im Erzgebirge wiederholt und dadurch ebenfalls die Umdrehung der Erde erwiesen [15]).

Die Theorie dieser Versuche wurde bald darauf von Laplace [16]), Olbers und Gauß [17]) entwickelt und durch diese gleichzeitigen Arbeiten mehre Schwierigkeiten gehoben, welche sich anfänglich gezeigt hatten. Ich will hier zuerst die einfache Theorie von Olbers geben, und dann zeigen, wie weit Theorie und Erfahrung in dieser Hinsicht übereinstimmen.

Setzen wir die Rotationszeit der Erde = τ Secunden, den Halbmesser der Erde = r und das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange des Kreises = $1 : \pi$ und endlich den Raum, durch den ein schwerer Körper bei ruhender Erde in der ersten Secunde im leeren Raume fallen würde, = g, so ist das Verhältniß der Centrifugalkraft zur Schwerkraft am Äquator und in der Breite φ respective gleich

$$2r\left(\frac{\pi}{\tau}\right)^2 : g \text{ und } 2r\cos\varphi\left(\frac{\pi}{\tau}\right)^2 : g;$$

die Centrifugalkraft wirkt nun in einer Ebene, welche dem Äquator parallel ist und auf der Axe senkrecht steht; zerlegen wir sie, so ist der Theil

$$2r\cos^2\varphi\,\frac{\pi^2}{\tau^2}$$

der Richtung der Schwere entgegen und vermindert dieselbe; der zweite Theil

$$2r\cos\varphi\sin\varphi\,\frac{\pi^2}{\tau^2} = r\sin 2\varphi\,\frac{\pi^2}{\tau^2}$$

steht auf der Richtung der Schwere in der Ebene des Meridians senkrecht. Bezeichnen wir mit g_1 den Raum, durch welchen der Körper in der Breite φ in der ersten Secunde fällt, und ist g derselbe bei ruhender Erde, so ist

$$g_1 = g - 2r\cos^2\varphi\,\frac{\pi^2}{\tau^2},$$

und ist ϱ der Winkel, um welchen das Loth wegen der Centrifugalkraft von der nach dem Mittelpunkte der Erde gezogenen Linie abweicht, so ist

$$\operatorname{tang}\varrho = \frac{r\sin 2\varphi\,\frac{\pi^2}{\tau^2}}{g_1}.$$

Ist also a die Höhe, um welche der obere Punkt des Lothes von der Oberfläche der Erde entfernt ist, so weicht es an seinem untern Theile von der gegen den Mittelpunkt der Erde gezogenen Linie gegen Süden um eine Größe ab, welche gleich ist

$$\lambda = \frac{a\,r\sin 2\varphi\,\frac{\pi^2}{\tau^2}}{g_1}.$$

14) Benzenberg, Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde. (Dortmund 1804.) Er legt darin das Nähere von den Versuchen Guglielmini's dar, die in der Schrift: *Jo. Baptistae Guglielmini, De diurno terrae motu* (Bononiae 1792) mitgetheilt sind.

15) F. Reich, Fallversuche über die Umdrehung der Erde. (Freiberg 1832.) 16) Bulletin de la Soc. Philomatique. Jahrgang XI, daraus abgedruckt in der Mécanique céleste IV, 294 und bei Benzenberg S. 388. 17) Bei Benzenberg S. 363 fg.

Fällt nun von B (Taf. I. Fig. 1) eine Kugel herab, so bleibt diese während des Fallens in der Ebene eines größten Kreises, während der Punkt A in einem kleineren Kreise rotirt. Dieser größte Kreis berührt den kleineren in A. Es sei nun t die Zeit, welche die Kugel im Fallen zugebracht hat, so ist $\frac{t}{\tau} . 360° = \eta$ der Winkel, um den die Erde sich während der Fallzeit gedreht hat. Ist nun P das Complement der Polhöhe des Punktes A, P_1 das Complement der Polhöhe des Punktes, wo die fallende Kugel wieder die Erde berührt, so ist

$$\text{tang } P_1 = \frac{\text{tang } P}{\cos \eta},$$

also

$$\text{tang}(P_1 - P) = \frac{\frac{\text{tang } P}{\cos \eta} - \text{tang } P}{1 + \frac{\text{tang}^2 P}{\cos \eta}},$$

oder da η stets sehr klein ist, so wird

$$\text{tang}(P_1 - P) = \sin 2P \sin^2 \tfrac{1}{2}\eta = \sin 2\varphi \sin^2 \tfrac{1}{2}\eta.$$

Da hier $\text{tang}(P_1 - P)$ mit Bogen $(P_1 - P)$ verwechselt werden darf, und da $P_1 - P$ im Fußmaß ausgedrückt werden soll, so haben wir

$$P_1 - P = \lambda_1 = r \sin 2\varphi \sin^2 \tfrac{1}{2}\eta;$$

da aber $\eta = \frac{t}{\tau} . 360$, so wird

$$\sin^2 \tfrac{1}{2}\eta = \frac{t^2 \pi^2}{\tau^2},$$

also

$$\lambda_1 = t^2 r \sin 2\varphi \frac{\pi^2}{\tau^2},$$

und dieses ist die Größe, um welche die fallende Kugel südlich von R ankommt. Oben aber sahen wir, daß das herabgelassene Loth von dem Punkte R gegen Süden abweicht um die Größe

$$\lambda = \frac{a r \sin 2\varphi}{g_1} \frac{\pi^2}{\tau^2};$$

fiele nun der Körper von der Höhe a im leeren Raume, so wäre $t^2 = \frac{a}{g_1}$, also $\lambda_1 = \lambda$. Es kann also keine Abweichung nach Süden stattfinden, wenn man den Widerstand der Luft nicht berücksichtigt. Olbers glaubte aber anfänglich, daß durch diesen Widerstand die Abweichung nach Süden erklärt werden könne, denn dadurch wird $t^2 > \frac{a}{g_1}$, folglich $\lambda_1 > \lambda$, und die fallende Kugel wird nach Süden abweichen um die Größe

$$\lambda_1 - \lambda = \left(t^2 - \frac{a}{g_1}\right) r \sin 2\psi \frac{\pi^2}{\tau^2}.$$

Aber mit Recht erinnerte Gauß daran, daß, sobald man diesen Widerstand in Betrachtung zieht, es nicht mehr erlaubt ist, anzunehmen, die Kugel bleibe während des Fallens in der Ebene eines größten Kreises. Vielmehr wird der Widerstand der Luft dieselbe während des Fallens grade um die Größe $\lambda_1 - \lambda$ aus dieser Ebene nach Norden drücken und dadurch jene vermeintliche südliche Abweichung völlig aufheben. Es ist nämlich λ_1 die Abweichung von Süden, wenn der Widerstand der Luft nicht beachtet wird. Es war aber oben

$$\text{tang}\varrho = \frac{r \sin 2\varphi}{g_1} \frac{\pi^2}{\tau^2}$$

und damit wird

$$\lambda_1 = t^2 r \sin 2\varphi \frac{\pi^2}{\tau^2} = t^2 g_1 \text{tang}\varrho.$$

Nun ist $t^2 g_1$ die Höhe, durch welche die Kugel im leeren Raume während der Zeit t fällt. Die Kugel wird also, wenn wir die kleine östliche Abweichung übersehen, genau in der Richtung des Lothes herabfallen. An dieser Richtung kann der Widerstand der Luft nichts ändern, da die Luft gegen das Loth in relativer Ruhe ist und jener Richtung grade entgegenwirkt. Aber in der Luft fällt die Kugel wegen des Widerstandes in der Zeit t nicht durch den Raum $t^2 g_1$, sondern nur durch den Raum a. Folglich wird in der Widerstand leistenden Luft

$$\lambda_1 = a \text{tang}\varrho = \frac{a r \sin 2\varphi}{g_1} \frac{\pi^2}{\tau^2},$$

mithin ist $\lambda_1 = \lambda$ und $\lambda_1 - \lambda = 0$, oder es findet keine Abweichung nach Süden statt.

Dagegen zeigt die Theorie, daß nach Osten hin eine Abweichung vorhanden sein müsse. Die Kugel nämlich hat in dem Punkte B, von welchem aus sie durch die Höhe a fällt, eine Geschwindigkeit

$$A = \frac{(r + a) 2\pi \cos\varphi}{\tau}$$

in der Richtung der Tangente des kleinen Kreises, welchen der Punkt B beschreibt, und damit wird sie in der Zeit t den Weg At durchlaufen. Um nun die Wirkung der Schwere zu bestimmen, müssen wir erwägen, daß diese Kraft nicht mehr nach parallelen Richtungen wirkt. Gesetzt, die Kugel habe in der Richtung der Tangente senkrecht auf der Ebene des als unbeweglich angenommenen Meridianes, in dem sie zu fallen anfing, einen Raum x zurückgelegt, ihre Geschwindigkeit nach dieser Richtung sei $= w$, ihr Abstand vom Mittelpunkte der Erde, welcher Anfangs $r + a$ war, sei jetzt $r + y$, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie sich dem Mittelpunkte der Erde nähert, sei $= v$, so ist, da wir wegen der verhältnißmäßig geringen Höhe die Schwere als constant ansehen können,

$$dv = 2g\,dt,$$

also

$$dw = \frac{-2gx\,dt}{r + y}.$$

Da y gegen r sehr klein ist, so darf man ohne Bedenken setzen

$$dw = \frac{-2gx\,dt}{r}.$$

Da nun $dt = \frac{dx}{w}$,

so ist $w^2 = A^2 - \frac{2gx^2}{r}$.

Digitized by Google

Für $x = 0$ soll nämlich die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel

$$A = \frac{(r+a)2\pi\cos\varphi}{\tau}$$

sein. Weil nun $dx = w\,dt$, so hat man

$$\frac{dx}{\sqrt{\left\{1-\frac{2gx^2}{rA^2}\right\}}} = A\,dt.$$

Nun ist

$$\frac{1}{\sqrt{\left\{1-\frac{2gx^2}{rA^2}\right\}}} = 1+\frac{gx^2}{rA^2}+\ldots\ldots,$$

folglich wird

$$At = x+\frac{gx^3}{3rA^2}+\ldots\ldots$$

Die Constante des Integrales ist $= 0$, da $x = 0$ für $t = 0$. Da nun das zweite Glied rechter Hand gegen x sehr klein ist, so kann man A^2t^2 für x^2 setzen, dann wird

$$x = At-\frac{gAt^2}{3r}.$$

Aber $$A = \frac{2\pi(r+a)\cos\varphi}{\tau}$$

und $$gt^2 = a+\delta$$

wo δ bedeutet, um wie viel der Fall gt^2 im leeren Raume durch den Widerstand der Luft verändert ist. Ferner ist ohne merklichen Fehler

$$\frac{r+a}{r} = 1,$$

und mithin wird

$$x = \frac{2\pi(r+a)\cos\varphi\,.\,t}{\tau}-\frac{2\pi(a+\delta)\cos\varphi\,t}{3\tau}.$$

Da nun der Ort A in der Zeit t nach Osten gerückt ist um

$$\frac{2\pi r\cos\varphi\,t}{\tau},$$

so ist die östliche Abweichung der gefallenen Kugel von dem herabhängenden Lothe

$$= \frac{2\pi a\cos\varphi\,t}{\tau}-\frac{2\pi(a+\delta)\cos\varphi\,t}{3\tau}$$

$$= \frac{4\pi\cos\varphi}{3\tau}t(a-\tfrac{1}{4}\delta).$$

Als Polhöhe des Michaelisthurmes nimmt Benzenberg 53° 33′, für die Pendellänge im leeren Raume 448‴,85, also der Fall in der ersten Secunde durch einen Raum von 15′,108. Die Höhe des Thurmes war 235 Fuß, $t = 4''$, oder wenn wir zugleich den aus ebendiesen Versuchen sich ergebenden Widerstand berücksichtigen, so wird $t = 4''\,1''' = 4'',017$, und in dieser Zeit würde die Kugel im leeren Raume den Weg von 243′,782 zurückgelegt haben. Es ist also der Unterschied zwischen den Räumen, welche die Kugel im Vacuum und in der Atmosphäre durchläuft, $\delta = 243{,}782 - 235 = 8{,}782$; ferner ist $\tau = 86164{,}1$ Secunden, und darnach wird die Abweichung nach Osten

3,853 Linien.

Die Versuche von Benzenberg gaben

3,997 Linien;

der Unterschied rührt von den zufälligen Störungen her. Im Steinkohlenschachte bei Schlebusch betrug die Abweichung von der Verticale nach den Versuchen 5,09 Linien, während die Rechnung 4,64 Linien erfoderte, also ein Unterschied von 0‴,45. Bei den Versuchen von Guglielmini war die mittlere Abweichung 7,4, die Rechnung dagegen gab 7,581 Linien, also ebenfalls eine geringe Abweichung. Eine weit größere Übereinstimmung zeigten die mit großer Sorgfalt gemachten Versuche von Reich. Bei einer Fallhöhe von 158,5407 Metren betrug die östliche Abweichung 28,396 Millimeter,

die Theorie dagegen gibt für dieselbe den Werth von

27,512 Millimeter.

Die Differenz 0,770 ist weit kleiner, als der wahrscheinliche Fehler der einzelnen Messungen.

Dagegen zeigte sich besonders bei den Versuchen in Bologna und auf dem Michaelisthurme in Hamburg eine auffallende Abweichung nach Süden. Guglielmini fand 5,272, Benzenberg 1,49 Linie, vielleicht, wie Olbers meint, wol zum Theil deshalb, weil die Thurmmauern der Südseite stärker erwärmt sind, als die der Nordseite, und daß dadurch ein von N. nach S. gehender Luftstrom erzeugt wird [18]). Daß zum Theil zufällige Störungen Ursache dieser Abweichung sind, scheint daraus hervorzugehen, daß die Versuche in dem Stollen bei Schlebusch keine Abweichung nach Süden, sondern sogar eine schwache Abweichung nach Norden zeigten. Dagegen zeigten auch die Versuche von Reich eine Abweichung von 4,374 Millimeter nach Süden.

Durch diese Versuche ist die Drehung der Erde um ihre Axe bewiesen, und obgleich Galilei einst meinte, daß es nicht möglich sein würde, je Versuche zu machen, welche die Bewegung der Erde zeigten, so haben doch die von ihm selbst entwickelten Fallgesetze das Mittel dargeboten, die Axendrehung nachzuweisen. Aber eben die Sätze, welche er über die Zusammensetzung der Kräfte entwickelte, und deren er sich zuerst bediente, um die Bahn geworfener Körper zu bestimmen, haben gedient, die Bewegung der Erde um die Sonne nachzuweisen. Es ist dieses die von Bradley entdeckte Aberration des Lichtes.

Seitdem man anfing, genauere astronomische Beobachtungen zu machen, bemühte man sich vielfach, eine Parallaxe der Fixsterne zu finden, und namentlich glaubte Hook, daß eine solche vorhanden wäre, wodurch man dann auch im Stande sein würde, die Entfernung eines solchen von der Erde zu berechnen. Um über diesen Punkt ins Reine zu kommen, fingen Bradley und Molyneux am 3. Dec. 1725 mit einem sorgfältig gearbeiteten Zenithsector von Graham eine Reihe von Beobachtungen des Sternes γ Draconis an. Am 20. Dec. fanden sie bereits, daß der Stern südlicher stände, als im Anfange des Monates. Sie waren hierüber um so mehr verwundert, da diese Bewegung grade derjenigen entgegengesetzt war, welche eine Parallaxe hätte hervorbringen müssen.

18) Olbers bei Benzenberg S. 405.

Digitized by Google

Bald überzeugten sie sich, daß der Grund dieser Erscheinung nicht in einer Unvollkommenheit ihres Instrumentes liegen könnte. Als sie ähnliche Beobachtungen an mehren andern Sternen machten, so fanden sie, daß die Declination von einigen größer, von andern kleiner wurde, von noch andern aber sich gar nicht änderte; B. fand ferner, daß alle Sterne dieselbe Richtung in dieser scheinbaren Bewegung hatten, wenn sie um dieselbe Zeit entweder bei Tage oder bei Nacht durch sein Instrument gingen, denn sie bewegten sich alle südwärts, wenn sie bei Tage, und nordwärts, wenn sie während der Nacht durchgingen, sodaß jeder am nördlichsten war, wenn er um 6 Uhr Abends, und am südlichsten, wenn er um 6 Uhr Abends durchging. Fortgesetzte Untersuchungen zeigten, daß die Sterne am Himmel Ellipsen beschrieben, deren größere Axen etwa 20½ Secunden betrugen, und daß das ganze Phänomen eine Folge von der Bewegung des Lichtes und derjenigen der Erde sei.

Die Möglichkeit einer Erscheinung dieser Art läßt sich auf folgende Art übersehen. Gesetzt, bei völlig windstillem Wetter fallen Regentropfen herab, so fallen diese auf den Kopf des Beobachters, und wenn eine Röhre vertical gehalten wird, so geht der Tropfen, welcher oben in sie hineinfällt, parallel mit der Axe nach Unten. Ginge der Beobachter fort, so würden die Tropfen seitwärts gegen sein Gesicht schlagen, grade so, als ob sie von einem Winde fortgetrieben würden, und in der vertical gehaltenen Röhre würden sie die innern Wände benetzen. Sollen sie parallel mit der Axe durch letztere durchgehen, so muß diese schief gehalten werden, und zwar läßt sich ihre Neigung leicht aus der Geschwindigkeit des fallenden Tropfens, sowie ihrer eigenen Translationsgeschwindigkeit herleiten, sodaß umgekehrt der Neigungswinkel dazu dienen kann, die eine dieser Geschwindigkeiten zu bestimmen, wenn die andere bekannt ist. Ganz etwas Ähnliches gilt auch dann, wenn die Tropfen schief fallen. Ruht die Röhre, so ist ihre Axe parallel mit der Richtung der fallenden Tropfen; geht man dem Winde entgegen, so muß die Röhre weniger steil gehalten werden; geht man in der Richtung des Windes fort, so muß sie mit dem Horizonte einen größern Winkel machen, wenn der Tropfen parallel mit der Axe gehen soll.

Ganz etwas Ähnliches gilt von der Bewegung der Lichttheilchen in Vergleich zu unsern Fernröhren. Die Lichttheilchen fallen mit einer Geschwindigkeit von etwa 42,000 Meilen in der Secunde gegen die Erde, und müssen sich ebenso durch die Axe des Fernrohres neben einer bestimmten Stelle des Fadenkreuzes bewegen, als in dem obigen Beispiele die Regentropfen parallel mit der Axe der Röhre. Während das Licht den obigen Raum durchläuft, bewegt sich die Erde durch einen Raum, welcher sich dazu verhält, wie der Halbmesser zu einem Bogen von 20″,5. Wenn demnach ein Lichtstrahl von einem genau im Zenith stehenden Sterne kommt, und wenn die Erde sich fortbewegt, so muß die Axe des Rohres so geneigt werden, daß es mit der Verticale einen Winkel von 20″,5 macht, wenn die Bahn der Erde senkrecht auf der Richtung des Strahles steht. Eine ähnliche Änderung muß auch dann stattfinden, wenn der Stern irgend eine andere Neigung gegen die Erdbahn hat.

Bei dieser Erklärung der Aberration ist angenommen, daß sich sowol das Licht als die Erde bewegen. Die erste dieser Bewegungen ist durch anderweitige astronomische Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt, und so gibt uns die vollständige Lösung dieses Problemes den genügendsten Beweis für die zweite Bewegung der Erde, die um die Sonne.

Nach den Berechnungen Kepler's, welche durch alle späteren Beobachtungen bestätigt sind, ist die Bahn der Erde eine Ellipse, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht. Die halbe große Axe dieser Ellipse, d. h. die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, beträgt nach den sorgfältigen Rechnungen von Enke 20′666800 Meilen, ist also etwa 12,000 Mal größer, als der Durchmesser der Erde. Die Parallaxe der Sonne beträgt darnach 8″,58. Die Excentricität dieser Ellipse ist nicht sehr groß, sie beträgt 0,0168415 der mittleren Entfernung, und ändert sich abnehmend in 100 Jahren um 0,0000415. Diese Abnahme ist jedoch nicht fortschreitend, sondern nachdem die Excentricität bis zu einer gewissen Grenze abgenommen hat, nimmt sie wieder zu.

Die Zeit, welche die Erde zu einem Umlaufe um die Sonne gebraucht, heißt ein Jahr, und zwar unterscheidet man 1) ein siderisches Sonnenjahr; diejenige Zeit, welche die Erde gebraucht, um zu demselben Sterne zurückzukehren, wenn man sie vom Mittelpunkte der Sonne aus betrachtet, = 365,256383 Tagen. 2) Ein tropisches Sonnenjahr; die Zeit, wo die Erde in Beziehung auf die Nachtgleichenpunkte wieder dieselbe Stelle erhält, = 365 Tagen 5 Stunden 48′ 51½″. 3) Die anomalistische Umlaufszeit; die Zeit, wo die Erde zu einerlei Stellung in Beziehung auf die große Axe ihrer Bahn zurückkehrt, = 365 Tagen 6 Stunden 13′ 59″.

Die Ebene, in welcher die Erde ihre Bahn vollendet, ändert sich ein wenig um ihre mittlere Lage; es heißt dieselbe die Ekliptik. Es steht dieselbe nicht auf der Drehungsaxe senkrecht, sondern bildet mit derselben einen Winkel, welcher die Schiefe der Ekliptik heißt, und welcher 23° 27′ 42″ beträgt, jährlich aber um ½ Secunde kleiner wird; eine Änderung, welche von der Anziehung der übrigen Planeten herrührt und ebenfalls innerhalb gewisser Grenzen schwankt. Wenn nun aber auch gleich die Erdaxe im Allgemeinen stets mit sich selbst parallel bleibt, also immer gegen denselben Punkt des Himmels gerichtet ist, so wird doch aus der erwähnten Ursache eine kleine Änderung hervorgebracht. Während nämlich ihre Neigung gegen die Ebene der Erdbahn unbedeutend geändert wird, rückt sie gegen die Ordnung der Zeichen fort. Diese in einem Jahre nur sehr wenig betragende Änderung der Stellung gegen die Sonne bringt im Laufe vieler Jahrhunderte einen kegelförmigen Umlauf um den Pol der Ekliptik hervor, und obgleich der Pol des Äquators immer etwa 23° vom Pole der Ekliptik entfernt ist, so liegt er doch in verschiedenen Jahrhunderten in einer verschiedenen Länge (s. Präcession der Nachtgleichen). Außer dieser stetig fortgehenden Änderung in der Lage der

Digitized by Google

Erdaxe gegen die Sterne findet noch eine periodisch wechselnde, welche ihre Nutation heißt, statt. Jene hängt von dem Einflusse der Sonne, diese von dem des Mondes ab.

Die schiefe Stellung der Bahn gegen die Erdaxe ist Ursache von der ungleichen Länge der Tage. Befindet sich nämlich die Erde in demjenigen Theile ihrer Bahn, wo der nördliche Theil der Erdaxe gegen die Sonne geneigt ist, so haben die Bewohner der nördlichen Hälfte längere Tage als die der südlichen, und zugleich hat die Sonne Mittags eine größere Höhe, das Maximum findet beim Sommersolstitium, etwa am 21. Juni, statt. Befindet sich die Erde im entgegengesetzten Theile ihrer Bahn, so findet das Gegentheil statt, das Maximum beim Wintersolstitium, etwa den 21. Dec.

Da die Erde sich in einer Ellipse bewegt, so sind auch die Wege, welche sie in derselben Zeit durchläuft, nach den Kepler'schen Gesetzen ungleich. Sie bewegt sich nämlich desto schneller, je geringer ihre Entfernung von der Sonne ist, also am schnellsten bei der Sonnennähe, was dann geschieht, wenn sie sich in der Länge 3 Zeichen 9° 35′ befindet, etwa zehn Tage nach dem Wintersolstitium. Daraus folgt, daß die Länge der Sonne sich nicht gleichförmig ändern könne; der größte Unterschied zwischen derjenigen, welche bei gleichförmiger Änderung und bei der wirklich existirenden stattfindet, beträgt 1° 55½′.

Aus dieser Bewegung folgt ferner die ungleiche Länge der Tage, indem wir hier unter Tag die ganze Zeit einer Umdrehung der Erde um ihre Axe verstehen. Die Zeit zwischen zwei Culminationen desselben Sternes heißt ein Sterntag, und diese Größe wird bei allen Zeitbestimmungen zum Grunde gelegt. Beobachten wir ebenso zwei auf einander folgende Culminationen der Sonne, so gibt das zwischen beiden verflossene Intervall den Sonnentag an, welcher größer ist, als der Sterntag, denn da die Sonne sich scheinbar von Westen nach Osten bewegt, so liegt der Stern, welcher gestern zugleich mit der Sonne culminirte, heute westlich von der Sonne, und es vergeht also einige Zeit, ehe die Sonne in den Meridian tritt. Diese Zeit beträgt 3′ 56″, um welche der Sonnentag größer ist als der Sterntag. Aber da die Erde sich mit ungleicher Geschwindigkeit bewegt, so wird der Bogen, um welchen sich die Sonne täglich scheinbar fortbewegt, nicht zu allen Zeiten gleich sein, und daher haben die Sonnentage zu verschiedenen Zeiten eine ungleiche Länge. Um die daraus entstehende Verwirrung im Gange der Uhren zu vermeiden, denkt man sich eine Sonne, welche sich gleichförmig fortbewegt, und bestimmt nach der Culmination von dieser die Zeit. Dadurch erhält man den mittleren Sonnentag im Gegensatze des wahren, und es ist jener bald länger, bald kürzer als dieser. Werden die einzelnen Abweichungen zusammen addirt, so kann ihre Summe bis zu 16½ Minuten steigen, und es ist dieses die Größe, welche in den astronomischen Jahrbüchern als Zeitgleichung angeführt wird. Mehres s. Tag und Zeit.

II. Größe und Gestalt der Erde.

Die Ansichten über die Gestalt der Erde mußten so lange sehr unvollkommen bleiben, als man nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Erde kannte und erst mit der Zeit, als das gesammelte Material größer wurde, war eine Berichtigung der älteren Vorstellungen möglich. So wie ein jedes Individuum mehr oder weniger sich zum Mittelpunkte seiner Umgebungen macht, so finden wir es bei den Vorstellungen, die ungebildete Völker sich von der Erde gemacht haben. Es hielt seinen Wohnort für den bedeutendsten und größten Theil der Erde und um ihn herum lagen die andern Länder, desto kleiner, je weiter sie entfernt waren. Daher bildete einst Jerusalem den Mittelpunkt der Erde und alle asiatischen Völker erschienen im Vergleiche mit dem jüdischen unbedeutend [19]). Auch die Griechen halten den Olymp oder Delphi [20]) ebenso für den Mittelpunkt der Erde als die Hindus den Berg Merou [21]) und die alten Skandinavier den hohen Norden. Bei Völkern, welche isolirt leben, finden wir auch noch jetzt dieselben Vorstellungen. So gibt uns die Weltkarte des Sultan Bello von Sackatu, welche Denham in seiner Reise mittheilt, ein interessantes Beispiel dieser Art. In der Mitte der Erde liegt die Stadt Sackatu, darin am größten der fürstliche Palast, ringsum die verschiedenen Völker, von denen er gehört hatte, in Ländern, welche mit wachsender Entfernung immer kleiner wurden. Ganz etwas Ähnliches zeigen die Karten der Chinesen, und Geographen oder Historiker, welche die Erzählungen der Bibel von der Ausbreitung der Völker nach der Sündfluth zu commentiren versuchen, könnten aus dem bloßen Anblicke dieser Karten manchen lehrreichen Wink erhalten.

Die Griechen hatten größtentheils die Ansicht, daß die Erde eine platte kreisförmige Scheibe sei, über welche sich das Himmelsgewölbe ausspanne. Diese Vorstellung finden wir zuerst bei Homer, denn der im 18. Gesange der Ilias beschriebene Schild des Achilles, worauf das Rund der Erde mit einer festen Wölbung dargestellt ist, unter welcher die Gestirne des Tages und der Nacht auf von Wolken getragenen Wagen dahin rollen, gibt uns nach Voß [22]) auf eine glaubwürdige Weise den Grundbegriff der Geographie etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die Erde ist vom Strome Okeanos [23]) umflossen und die Sonne steigt des Morgens aus dem östlichen Theile desselben herauf, während sie des Abends sich in Westen in seinem Schooße niedertaucht, wo ein goldenes Schiff, das mystische Werk des Vulkan, sie schnell durch die Wolken des Nordens nach Osten zurückführt. Den Okeanos ließ man im fernsten Osten, in Kolchis, mit dem heißen Phasis zusammenhängen. Über die Länder im Norden von Griechenland und im Süden hatte man unbestimmte Sagen; westlich lag die Weltgrenze zwei Tagereisen westlich von Sicilien.

19) Ezechiel 5, 4. 20) *Livius* XXXVIII, 48. Umbilicus generis humani. 21) Ritter, Erdkunde II, 7. 22) Mythologische Briefe I, 27. Göttinger Magazin. 2. St. S. 297. 23) Der Name Ὠκεανός wird gewöhnlich von ὠκύς abgeleitet, indessen sagt wol richtiger Bochart (Opera omnia 1692. p. 639): Og Phoenici sua lingua matris ambitus aut mare ambiens, unde Oceanos, Ogeni domus, et Og(hug) quod in scriptura nomen cosmographicum; eine Ansicht, zu welcher sich auch Voß (Krit. Blätter II, 178) hinneigt, sodaß der Okeanus der Griechen das äußere Meer bezeichnet.

Digitized by Google

Ähnliche Vorstellungen finden wir bei Hesiod. Aber wir treffen bei den Griechen noch eine große Anzahl anderer Ansichten, und Kant bemerkt daher [24]), es gebe fast keine Gestalt, in welche die Alten nicht die Erde gepaßt hätten, wie es bei einem auf empirischen Schein gegründeten Rathen nicht anders sein konnte, und er zählt nun eine Menge von Ansichten auf, welche man ausführlicher bei Ukert [25]) findet.

Indessen hatten bereits mehre Philosophen richtigere Ansichten. Namentlich scheint dieses vielleicht von Thales und Pythagoras, bestimmter aber von Eudoxus zu gelten [26]), indem sie behaupteten, die Erde habe die Gestalt einer Kugel. Da indessen die Nachrichten über ihre Ansichten aus spätern Schriftstellern entnommen sind, so wird es nicht möglich, die Gründe derselben mit der wünschenswerthen Genauigkeit kennen zu lernen. Auch Aristoteles [27]) hat diese Ansicht und gibt einen Beweis aus dem Verhalten des Wassers. Dieses nämlich sucht nach seiner Meinung stets die niedrigste Stelle einzunehmen, folglich müssen alle Punkte des Meeres gleich tief stehen und mithin gleichweit von einem gemeinsamen Mittelpunkte entfernt sein; da aber diese Eigenschaft nur der Kugel zukommt, so muß der Ocean und folglich die ganze Erde Kugelgestalt haben. Noch bestimmter zeigte Archimedes [28]), daß in einer Flüssigkeit, die sich im Zustande der Ruhe befindet, kein Gleichgewicht vorhanden sein könne, wenn sie nicht die Gestalt einer Kugel hat, und in einer andern Abhandlung [29]) geht er davon aus, daß die Erde eine Kugel sei, deren Umkreis etwa drei Millionen Stadien betrage.

Ich will hier nicht dabei verweilen, die übrigen zum Theil abenteuerlichen Ansichten über die Gestalt der Erde mitzutheilen. Es ist durch alle Untersuchungen der Astronomen erwiesen, daß die Erde die Gestalt einer Kugel oder doch eines Sphäroides habe, welches wenig von der Kugel abweicht, und wir wollen nunmehr theils die theoretischen, theils die experimentellen Beweise dieser Ansicht beachten.

In den Lehrbüchern der Geographie werden verschiedene Beweise für die Kugelgestalt der Erde angeführt, welche zum Theil für Anfänger berechnet, nicht immer die Prüfung einer strengen Kritik aushalten. Der gewöhnlichste Beweis wird aus der runden Gestalt des Horizontes hergenommen, ein Beweis, der sich in einem gebirgigen Lande gar nicht, auf Ebenen nur unvollkommen führen läßt und der nur auf dem Meere sich in seiner größten Reinheit zeigt. Wenn wir nämlich von einem außer einer Kugel liegenden Punkte eine Reihe von Tangenten an jene führen, so liegen die sämmtlichen Berührungspunkte in einem Kreise, dessen Mittelpunkt in der Linie liegt, welche das Centrum der Erde und den gegebenen Punkt verbindet und dessen Ebene senkrecht auf dieser Linie steht; ist die Gestalt des Körpers eine andere als die einer Kugel, so weicht die Linie, welche die Berührungspunkte verbindet, vom Kreise ab. Nun sind die Gesichtslinien, welche vom Horizonte nach dem Auge gelangen, die vorher erwähnten Tangenten, und wenn also die Grenze des sichtbaren Horizontes ein Kreis ist, so muß die Erde eine Kugel sein. Allerdings scheint der Horizont ein Kreis zu sein, aber zu einem Beweise ist mehr als Schein nöthig; genaue Messungen fehlen, und daher geht aus dieser Thatsache nur hervor, daß die Erde ein gekrümmter Körper sei.

Man führt ferner das Verhalten der Gegenstände am Horizonte an. Wenn ein Schiff dem am Ufer befindlichen Beobachter unter dem Horizonte auftaucht, so sieht jener zuerst die Spitzen des Mastes und erst bei größerer Annäherung den übrigen Theil des Schiffes, und ganz auf dieselbe Weise erscheint von jedem Gegenstande am Horizonte zuerst der obere Theil. Aber auch diese Thatsache beweist so, wie sie jetzt dasteht, nur daß die Erde eine gekrümmte Oberfläche habe.

Sodann werden die Weltumsegelungen angeführt. Seit der Zeit, wo Magellan zuerst die Erde umschiffte, sind eine Menge von Reisenden gefolgt; alle vollendeten den Umlauf um die Erde und kehrten nach dem Punkte ihrer Abreise zurück. Wurde dadurch auch die Ansicht, daß es Antipoden gäbe — eine Ansicht, welche Lactantius einst so lächerlich fand und wegen deren der Bischof Virgil von Salzburg im 8. Jahrh. seiner Würden entsetzt wurde — erwiesen, so beweist doch diese Thatsache nur, daß die Erde ein frei im Raume schwebender Körper sei, da es möglich ist, um einen jeden solchen Körper herumzugehen [30]).

Weit beweisender schon ist die kreisförmige Gestalt des Erdschattens bei Mondfinsternissen. Wenn nämlich die Lichtstrahlen, welche neben einem undurchsichtigen Körper vorbeigehen, senkrecht auf eine dahinter liegende Fläche fallen, so gibt der Schatten des Körpers eine Ansicht von dem Durchschnitte des letzteren. Der Schatten einer Kugel ist daher rund. Da nun der Schatten, welchen die Erde auf den Mond wirft, kreisförmig ist, so ist gewiß, daß der Durchschnitt des Theiles der Erde, welcher den Schatten gibt, kreisförmig sei, und da dieses bei allen Finsternissen der Fall ist, so müssen sehr viele Durchschnitte der Erde kreisförmig sein, was nur bei einer Kugel möglich ist.

Da ferner alle übrigen Himmelskörper die Gestalt von Kugeln haben, so wird es der Analogie zufolge sehr wahrscheinlich, daß dieses auch bei der Erde der Fall sei.

Beiweitem wichtiger ist der bereits von mehren älteren Philosophen, z. B. Kleomedes, angegebene Grund, über die verschiedene Höhe der Gestirne an verschiedenen Orten, und wenn diese Thatsache mit Messungen auf der Erde verbunden wird, so liefert sie das beste Mittel, die Gestalt der Erde zu bestimmen. Nehmen wir z. B. den Polar-

24) Kant's Physik. Geogr. von Vollmer I, 19. 25) Geographie der Alten I, 2, 14. 26) Schaubach, Gesch. der griech. Astronomie. S. 257. 27) De Coelo II, 4. 28) Von schwimmenden Körpern I, 2. 29) Sandeszahl, nach der Übersetzung von Nizze. §. 2.

30) Link sagt: „Den Hauptbeweis für die sphäroidische Gestalt der Erde geben die Reisen um die Welt, sodaß es keines andern bedarf." Phys. Erdbeschr. I, 81. Rings um jeden Körper von willkürlicher Gestalt kann man eine Linie ziehen und diese als Bahn eines Schiffes betrachten. Also könnte hierdurch ebenso gut Plato's Ansicht, daß die Erde ein Würfel sei, bewiesen werden.

Digitized by Google

stern und messen an verschiedenen Orten, welche nahe in demselben Meridiane liegen, seine Höhe, so finden wir, daß sich dieselbe ändert, wenn wir nach Norden oder Süden gehen. Sie ist z. B. in Halle 51° 29′, in Christiania nahe 60°, dagegen in Rom nur 41° 54′ und wenn wir auf diese Weise bis zum Äquator fortgingen, so würde hier der Stern am Horizonte stehen. Wenn wir indessen nur die Änderung der Höhe betrachten, so könnte es sich damit ebenso verhalten, wenn auch die Erde die Gestalt einer Ebene hätte. Denn gesetzt, die Entfernung der Gestirne von der Erde wäre nicht sehr groß und man ginge auf derselben von Norden nach Süden fort, so würden die Sterne eine gewisse Höhe haben. Gingen wir nun nach Süden, so würde die scheinbare Höhe der südlich vom Beobachter stehenden Sterne wachsen, die der nördlich liegenden dagegen abnehmen. Aber wir finden zugleich, daß im Norden auf diese Weise Sterne unter dem Horizonte verschwinden, in Süden dagegen neue Sterne auftauchen, was nur dadurch möglich wird, daß die Erde gekrümmt ist.

Sobald mit dieser Messung der Höhenwinkel nicht geodätische Messungen der Beobachtungsörter auf der Erde verbunden werden, wird dadurch nur die von Norden nach Süden gekrümmte Gestalt der Erde erwiesen. Wenn jedoch die Erde eine Kugel ist, so findet eine innige Relation zwischen der Änderung der Sternhöhen und den auf der Erde durchlaufenen Bogen statt. Es bezeichne der Kreis in Taf. I. Fig. 2 einen Durchschnitt der als Kugel angenommenen Erde, welcher durch die beiden Pole hindurchgeht, und S sei ein Stern, dessen Höhe an verschiedenen Punkten dieses Kreises gemessen wird. Nun haben astronomische Beobachtungen gezeigt, daß die Entfernung aller Fixsterne in Vergleich mit den Dimensionen der Erde so groß sei, daß wir alle Strahlen SA, Sa, Sb ...., welche von irgend einem Sterne nach den Punkten A, a, b .... der Erde kommen, als parallel ansehen dürfen. Einem in A befindlichen Beobachter erscheine dieser Stern also im Horizonte; geht derselbe nach a, so gibt die Tangente gak seinen Horizont an, der Stern erscheint nach der Richtung Sa und der Winkel Saf ist die Höhe des Sternes. Ist nun der erwähnte Durchschnitt der Erde ein Kreis, so muß der Winkel Saf = ∠ ACa sein. Es ist nämlich Saf = gah und gah + haC = 90° = haC + ACa, mithin gah oder Saf = aCb. Wenn der Beobachter nach b geht, so wird ebenso ∠ Sbd = ACb, und mithin ist auch

∠ Sbd — Saf = ACb — ACa,

d. h. die Änderung des Höhenwinkels ist proportional der Änderung des Weges von A gegen b hin. Nun haben genaue, in der Folge später zu erwähnende, Messungen gezeigt, daß dieses wirklich nahe der Fall sei, und so wird auf diese Weise die kreisförmige Gestalt des Durchschnittes erwiesen.

Auf diese Weise wird indessen nur die kreisförmige Gestalt in dem zu den Messungen benutzten Durchschnitte erkannt. Da man aber Messungen dieser Art in verschiedenen Meridianen gemacht hat, so wird dadurch auch erwiesen, daß die Erde von Osten nach Westen auf dieselbe Weise gekrümmt sei. Wollte man nämlich annehmen, die Erde wäre ein Cylinder, dessen Axe von Osten nach Westen ginge, so würde in Einem Meridiane der Durchschnitt ebenfalls kreisförmig und in allen übrigen würden wir, wofern der Durchschnitt stets durch den Pol gelegt würde, andere Gestalten erhalten; da aber alle Messungen in verschiedenen Meridianen kreisförmige Durchschnitte der Erde angeben, so kann dieses nur dadurch erklärt werden, daß die Erde als eine Kugel angenommen wird. Wäre ferner die Erde ein Cylinder, dessen Axe von Osten nach Westen ginge, so müßte ein Stern gleichzeitig an allen Punkten culminiren, was nicht der Fall ist. Haben wir an irgend einem Orte den Gang einer gut construirten Uhr bestimmt und gehen damit nach Osten, so finden wir, daß es hier früher Mittag wird und Himmelsbegebenheiten, die in einem Momente stattfinden, wie Finsternisse des Mondes, der Sonne oder Jupitersträbanten, werden an den östlich gelegenen Orten scheinbar später beobachtet als an den westlich gelegenen, weil es dort früher Mittag wird. Genaue Messungen haben auch hier gezeigt, daß die Änderungen der Zeit proportional sind mit den gemessenen Längen auf der Erde.

Es gibt noch einen andern Grund, welcher aus den Gesetzen der Attraction und dem Verhalten von Flüssigkeiten hergenommen, bereits dunkel von Aristoteles und Archimedes erkannt wurde und welcher seit Newton weiter verfolgt, nicht blos zeigt, daß die Erde nahe eine Kugel, sondern daß sie ein an den Polen abgeplattetes Sphäroid sei. Wird nämlich eine flüssige Masse sich so überlassen, daß ihre Theile die Lage annehmen, welche die anziehenden Kräfte erfodern, so muß im Falle des Gleichgewichtes diese Flüssigkeit die Gestalt einer Kugel haben. Daher entsteht die sphärische Gestalt der Tropfen, welche wir bei Wasser und noch schöner bei Quecksilber beobachten, welches wir in ein Glasgefäß schütten. Da es nun sehr wahrscheinlich ist, daß die Erde einst flüssig war, — ob feuerflüssig oder wäßrigflüssig, ist hier zunächst gleichgültig —, so mußte dieselbe die Gestalt einer Kugel annehmen. Wollte man aber auch die Hypothese über den einst flüssigen Zustand der Erde nicht zugeben, so müßte doch noch jetzt der Ocean die Gestalt einer Kugel haben, und da die einzelnen Erhöhungen über dem Meere in Vergleich mit den Dimensionen der Erde unbedeutend sind, so muß die Erde kugelförmig sein. Ich werde auf diesen Beweis später zurückkommen und dabei zugleich zeigen, wie aus den Gesetzen der Attraction und der Rotation der Erde die abgeplattete Gestalt der letzteren folge.

Da die Erde eine Kugel ist, so werden auf sie auch die in der Geometrie bei der Kugel gebräuchlichen Ausdrücke bezogen. Die Linie, um welche sie sich bei ihrer täglichen Rotation dreht, heißt Axe, und die beiden Punkte der Erdoberfläche, wo diese von der letzteren getroffen wird, heißen Pole, und zwar unterscheidet man Nordpol und Südpol. Durchschnitte der Erde, welche durch Ebenen gemacht werden, die auf der Axe senkrecht stehen, schneiden auf der Oberfläche die Parallelkreise ab. Der größte dieser Parallelkreise hat von beiden Polen einerlei Abstand und er heißt der Äquator, Glei-

cher, Linie, durch ihn wird die Erde in zwei gleiche Hälften, eine nördliche und südliche Halbkugel, getheilt. Der Durchmesser des Äquators heißt einfach Erddurchmesser. Der Abstand eines Punktes von dem Äquator wird durch den Bogen eines größten Kreises bestimmt, welcher zwischen dem Beobachtungsorte und dem Äquator liegt und den Gesetzen der Geometrie zufolge muß dieser Kreis durch beide Pole gehen. Jener Bogen heißt geographische Breite oder schlechthin Breite oder Polhöhe. Alle Orte, welche auf demselben Parallelkreise liegen, haben dieselbe Breite; um sie daher von einander zu unterscheiden, muß man ihre Lage nach Osten oder Westen noch besonders bestimmen und dieses Element heißt die geographische Länge oder schlechthin Länge. Um sie zu bestimmen, legt man durch einen willkürlich auf der Erde angenommenen Punkt einen größten Kreis, welcher durch beide Pole hindurchgeht; soll nun die Lage eines Ortes angegeben werden, so legt man durch ihn und die Pole einen ebensolchen Kreis und gibt den Winkel an, welchen beide mit einander einschließen, wobei zugleich bestimmt werden muß, ob dieser letztere östlich oder westlich von jenem liege. Ein solcher durch beide Pole gehender größter Kreis heißt ein Meridian, Mittagslinie, weil alle Orte, welche in demselben liegen, zugleich Mittag haben, und ein jeder Stern in ihnen zugleich culminirt. Im Allgemeinen ist der erste Meridian, auf welchen alle Bestimmungen der Länge bezogen werden, gleichgültig. Ptolemäus rechnete die Länge östlich von den canarischen Inseln, spätere Seefahrer nahmen gewöhnlich die westlichste derselben, Ferro, und besonders auf den in Teutschland erschienenen Karten wird dieser angenommen. Doch wird jetzt die Länge nicht sowol von Ferro aus, als vielmehr von einem Punkte aus gerechnet, welcher 20° westlich von der pariser Sternwarte liegt. Den Meridian der letzteren sehen die Franzosen als den ersten an. Die Engländer rechnen gewöhnlich von der Sternwarte zu Greenwich aus und ebendieses thun die Nordamerikaner, obgleich Letztere auch häufig von dem Capitolium zu Washington ausgehen. Fast eine jede Nation nimmt eine Sternwarte ihres Landes zur Bestimmung der Länge an. (Mehres über diese Bezeichnungen unter den entsprechenden Artikeln.)

1) Gradmessungen.

Nachdem man einmal angenommen hatte, daß die Erde eine Kugel wäre, kam es darauf an, ihre Größe zu bestimmen. Aristoteles sagt, die Mathematiker hätten vor ihm den Umfang der Erde zu 400,000 Stadien gefunden, und Archimedes erzählt, daß die Geometer für diese Größe 300,000 Stadien angeben; beide Angaben sind etwa 9300 und 6980 geographische Meilen. Es wird indessen nicht erwähnt, wie diese Größen gefunden sind. Die älteste genauere Bestimmung scheint die von Eratosthenes zu sein. Zur Zeit des Sommersolstitiums spiegelte sich die Sonne in dem Wasser tiefer Brunnen zu Syene, stand also im Zenith derselben; als er nun um dieselbe Zeit die Mittagshöhe der Sonne zu Alexandria bestimmte, so fand er diese 7° 12′ kleiner. Er nahm nun an, beide Punkte lägen in demselben Meridian, und da er den Abstand derselben gleich 5000 Stadien hielt, so würde der Umfang der Erde 250,000 Stadien sein. Da jedoch die beiden Endpunkte des Bogens nicht in demselben größten Kreise lagen, so mußte dieses Resultat zu groß sein. Wenn man mit Schubach auf diese Längenverschiedenheit Rücksicht nimmt und den wahrscheinlichsten Werth des Stadiums zu Grunde legt, so erhält man 5408,4 Meilen [31]). Diese Bestimmung, welche Plinius ein ausum improbum, sed ita subtili ratione comprehensum, ut pudeat non credere, nennt, weicht wenig von den neueren Bestimmungen ab, was jedoch wol mehr einem Zufalle zuzuschreiben ist.

Später folgte Posidonius mit einer neuen Messung. Er nahm den Stern Canopus im Schiffe Argo, welcher zu Rhodus kaum über dem Horizonte erschien, und maß seine Höhe in Alexandria; sie betrug hier 7½°. Die Entfernung beider Punkte schätzte er zu 5000 Stadien, wonach der Umfang der Erde 240,000 Stadien, nahe 5580 Meilen, wäre, doch weichen verschiedene Berichte über die von Posidonius gefundene Größe von einander ab.

Es folgte nun die Gradmessung, welche der Khalif al Mamum in den Ebenen von Mesopotamien im J. 827 anstellen ließ; es hält aber auch hier schwer, die Länge eines Grades aus den mitgetheilten Thatsachen herzuleiten, da die wahre Größe des zu Grunde gelegten Normalmaßes fehlt.

Als die Christen endlich dahin gekommen waren, einige der in der Bibel mitgetheilten Erzählungen nicht mehr in gläubiger Blindheit als apodiktisch anzusehen, besonders aber seitdem der geographische Gesichtskreis durch die Reisen von Marco Polo nach Osten und von Columbus nach Westen erweitert war, schien es nöthig, aufs Neue die Größe der Erde zu bestimmen, da die Bestimmungen in früheren Itinerarien doch manches zu wünschen übrig ließen. Es war diese Bestimmung um so nöthiger, da die erweiterte Schiffahrt quer durch das atlantische Meer eine genaue Kenntniß von der Größe der Erde erforderte, wofern die Längenbestimmungen sich nicht zu sehr von der Wahrheit entfernen sollten. So versuchte es zuerst 1525 der französische Arzt Fernel, die Länge eines Grades und damit den Umfang der ganzen Erde aufzusuchen. Er sagt im Anfange seiner Kosmotheorie, er habe die Polhöhe zu Paris beobachtet und darauf sei er grade nach Norden gereist. Nach vier Tagen kam er an einen Ort, wo er aus der Mittagshöhe der Sonne urtheilte, er sei einen Grad nördlicher als Paris, fuhr von hier soviel möglich gerades Weges nach Paris zurück und zählte 17,024 Umläufe eines Rades fere, Berge und Thäler zur Gleiche gebracht, quoad facultas nostra ferebat. Des Rades Durchmesser war sechs geometrische Fuß und darüber ein wenig mehr als sechs Zoll, daraus rechnete er den Umfang 20 Fuß oder vier Schritte und mithin zu einem Grade 68,096 geometrische Schritte [32]), was nach Picard [33]) 56,746 Toisen drei Fuß beträgt.

31) Schubach, Geschichte der Astronomie. S. 230. 32) Riccioli, Geographia reformata V, 10. Kästner, Gesch. der Mathem. II, 329. 33) Der Meridiangrad zwischen Paris und Amiens. (Jürich 1742.) S. 52.

Digitized by Google

Es bedarf wol kaum eines Beweises, daß dieses Verfahren ebenso wenig als das von Norwood, welcher zwischen den Jahren 1633 und 1635 den Bogen zwischen London und York mit der Kette maß, zu einem genügenden Resultate führen konnte, da die Berücksichtigung der Erhöhungen und Vertiefungen zu schwierig war. Das einzig brauchbare Verfahren ist dasjenige, welches durch Triangulation vorgenommen wird, und welches zuerst im J. 1615 von Willebrord Snellius in Leyden angewendet wurde. Bei diesem Verfahren werden zwei Punkte bestimmt, von denen der eine südlich von dem andern in einer größeren oder geringeren Entfernung liegt, und diese beiden Endpunkte des Bogens nicht durch directe Messungen, sondern durch eine Reihe passend gewählter Dreiecke mit einander verbunden. Neben diesen Dreiecken wird dann auf einem geeigneten ebenen Boden eine kürzere Basis gemessen und aus ihr die Dimensionen der einzelnen Dreiecke abgeleitet (s. Grndmessung, Triangulation).

Dieses Verfahren anwendend maß Snellius einen Bogen zwischen Alkmaar und Bergen op Zoom. Dabei maß er zwischen Leyden und Souterwoerde auf dem Felde eine Linie, deren Länge 316 Ruthen 4 Fuß rheinländisch betrug, und verband nun die äußersten Punkte, welche einen Breitenunterschied von 1° 11′ 30″ hatten, durch eine Reihe von Dreiecken. Die Größe eines Grades betrug zu Folge dieser Messung 28,500 rheinländische Ruthen oder 55,072 Toisen, wenn die rheinländische Ruthe zu 1,93236 Toisen angenommen wird [34]), wofür Snellius selbst nach einem andern Verhältnisse zwischen beiden Maßen 55,021 Toisen gibt [35]). Indessen fand Snellius sehr bald, daß er sowol in den Messungen als in den Berechnungen Fehler gemacht habe und maß daher im J. 1622 auf dem Eise in der Gegend von Leyden eine neue Standlinie, indem er zugleich die Winkel aufs Neue bestimmte; jedoch scheint es, als ob er diese Messungen, welche er bis Mecheln fortsetzte, nicht berechnet habe, da die Logarithmen zu jener Zeit noch nicht aufgefunden waren und er sich vor der Multiplication und Division der trigonometrischer Functionen scheute. Bald darauf starb er und später nahm sein Verwandter und Nachfolger Muschenbroek nach dem Manuscripte des Snellius die Rechnung vor, verbesserte auch mehre Winkel [36]), jedoch waren zur Zeit, wo diese revidirte Arbeit erschien, bereits bessere Messungen vorhanden.

Picard erwähnt noch einer andern holländischen Gradmessung, welche Wilhelm Bleau in Amsterdam gemacht hat, allein man kann nicht recht wissen, ob diese Messung wirklich angestellt worden, da sich Picard bei Erwähnung derselben eines ziemlichen Anachronismus schuldig macht. Dieser Bleau war ein Schüler von Tycho de Brahe, und Picard, welcher 1671 nach Uranienburg reiste, sagt Folgendes: „Als ich hörte, daß Bleau in Amsterdam vor nicht langer Zeit ebenso wie ich eine Gradmessung angestellt hätte, wünschte ich sehr, mich mit ihm über dieselbe zu unterhalten, und ich darf sagen, daß wir beide, sowol der gute Alte als ich, eine außerordentliche Freude hatten, als wir sahen, daß wir bei der Bestimmung der Größe eines Grades so genau zusammentrafen, indem der ganze Unterschied nicht einmal 60 Fuß betrug. Ich weiß nicht, ob das Manuscript je herausgegeben worden ist, allein ich kann behaupten, daß Snellius selbst nichts so Großes zu Stande gebracht hat." Aus dieser Erzählung muß man schließen, daß Picard den Urheber der Messung, Wilhelm Bleau, selbst gesprochen habe, welches aber sehr unwahrscheinlich ist, da Tycho de Brahe, dessen Schüler doch Bleau war, bereits 1601 gestorben ist. Die bloße Unwahrscheinlichkeit wird aber zur Unmöglichkeit durch die Nachricht, welche uns Friedrich Foppens in seiner 1739 erschienenen Bibliotheca belgica gibt, wo ausdrücklich gesagt wird, daß dieser Schüler und Freund Tycho's am 18. Oct. 1638 gestorben sei [37]).

Die erste genaue Messung ist die von Picard im J. 1669 [38]). Er befolgte das Triangulirungsverfahren von Snellius, aber wie er selbst sagt, so erhielt er die Winkel, welche die verschiedenen Seiten der Dreiecke einschlossen, weit genauer als Letzterer, da er an den Instrumenten Fernröhre anbrachte, was bis dahin noch Niemandem in den Sinn gekommen war [39]), während Snellius sich der Diopteren bediente, wobei man für Fehler von mehren Minuten nicht stehen konnte [40]). Auf Befehl Ludwig's XIV. maß er eine Reihe von Dreiecken zwischen Dünkirchen (unter 49° 54′ 46″ N.) und Malvoisine (unter 48° 31′ 48″) und fand darnach die Länge eines Grades zu 57,060 Toisen. Diese Größe wurde besonders von Newton und Huygens bei ihren Untersuchungen über Gestalt und Größe der Erde benutzt. Diese Größe indessen, welche sich wenig von den Resultaten späterer Messungen entfernt, hat wol nur durch die Compensation mehrer begangener Fehler eine solche Genauigkeit, wie später La Caille zeigte. Denn die benutzte Toise war zu klein, da sie sich zu derjenigen, welche die Akademie besaß, wie 999 zu 1000 verhielt.

Picard selbst war mit dieser Arbeit nicht zufrieden; er schlug daher vor, die von ihm im Meridiane von Paris begonnene Messung wo möglich über ganz Frankreich auszudehnen, und unterstützt durch Colbert fingen Joh. Dominique Cassini, sein Sohn Jac. Cassini, de la Hire und Maraldi im J. 1680 eine Reihe von Messungen sowol nördlich als südlich von Paris an. Allein Colbert's Tod und andere Hindernisse führten eine Unterbrechung der Arbeit herbei und erst 1700 wurde die Arbeit fortgesetzt. Im J. 1718 wurde diese Operation vollendet, der gemessene Bogen ging von Dünkirchen bis Collioure, unweit Perpignan, an der südlichen Grenze von Frankreich. Nach den Messungen von Cassini, Maraldi, Couplet und Chazelles zwischen Paris und dem südlich gelegenen Punkte ergab sich die Länge eines Grades zu 57,097 Toisen, nach

34) Schmidt, Mathem. und phyſ. Geogr. I, 169. 35) Eratosthenes Batavus. (Lugd. Bat. 1617. 4.) 36) Muschenbroek, Dissert. de Magnitudine Terrae in Diss. phys. (Lugd. Bat. 1729. 4.)

37) Schmidt, Mathem. und phyſ. Geogr. I. 171. 38) Histoire de l'Acad. I. 85. VII, 1. Der Meridiangrad zwischen Paris und Amiens, bestimmt durch die Messungen des Hrn. Picard. (Zürich 1742.) 39) Der Meridiangrad zwischen Paris und Amiens. S. 53. 40) Daselbst S. 54.

Digitized by Google

denen von Cassini, Maraldi und dem jüngern de la Hire war eben diese Größe zwischen Paris und Dünkirchen gleich 56,960 Toisen.

Dieses Resultat erregte ein großes Aufsehen, denn nicht nur ging daraus hervor, daß die Erde keine vollkommene Kugel sei, sondern es widersprach auch den theoretischen Betrachtungen, welche kurz zuvor (1687) Newton und Huygens angestellt hatten. Es folgt nämlich aus den Gesetzen der Gravitation, daß die Erde im Zustande der Ruhe die Gestalt einer Kugel haben müsse; dieses kann aber nicht mehr der Fall sein, sobald sich eine solche Kugel um eine bestimmte Axe dreht. Der Zustand des Gleichgewichtes erfodert nämlich, daß der Druck einer Säule, die wir uns vom Pole bis zum Mittelpunkte der Erde gezogen denken, ebenso groß sei, als der Druck einer Säule zwischen dem Äquator und dem Mittelpunkte der Erde. Da sich nun die Erde um ihre Axe dreht, die dadurch hervorgebrachte Geschwindigkeit aber am Pole Null ist, und von hier bis zum Äquator wächst, so muß die Centrifugalkraft das Gewicht der vom Äquator nach dem Centrum der Erde gezogenen Säule vermindern, im Falle des Gleichgewichts muß also der Halbmesser des Äquators größer sein, als die halbe Axe. Diese von den beiden Geometern gefundene Thatsache aber foderte, daß die Länge eines Grades desto größer werde, je mehr man sich den Polen nähert [41]).

Dieses theoretische Resultat, welches ich später ausführlicher anwenden werde, wurde bereits von Picard einer Prüfung unterworfen. Es muß nämlich nach demselben die Gravitation am Äquator kleiner sein als in größeren Breiten, und da die Größe dieser Kraft durch die Länge eines Pendels gemessen wird, welches eine Secunde zu einer Oscillation gebraucht, so maß er diese Größe an verschiedenen Punkten Europa's, aber fand dieselbe allenthalben gleich (s. Pendel Nr. 11). Sprach dieses Resultat wegen der im Ganzen geringen Verschiedenheit der Breiten weder für noch gegen die theoretischen Folgerungen, so wurden dieselben gleichzeitig (1671) auf eine auffallende Weise durch Richer bestätigt. Er hatte mit Sorgfalt die Länge des Secundenpendels in Paris gemessen und fand, daß dasselbe in Cayenne 1¼ Linie kürzer war (s. Pendel), ein hinreichender Beweis, daß die Schwere am Äquator kleiner wäre als am Pole.

Diese Thatsache in Verbindung mit der Gradmessung führte zu mancherlei Discussionen, welche besonders im Schooße der pariser Akademie mit Lebhaftigkeit geführt wurden. Denn während der Versuch mit dem Pendel zeigte, daß Newton's Folgerungen richtig wären, daß also, wie man sich öfter ausdrückte, die Erde die Gestalt einer Pomeranze habe, zeigte die Gradmessung völlig das Gegentheil, die Erde glich einer Citrone. Aber das Resultat von Richer wurde von mehren andern französischen Astronomen bestätigt, namentlich fanden dieses Varin, des Hayes und de Glos auf Gorea und Guadeloupe, und bald darauf folgten mehre andere Beobachter (s. Pendel Nr. 11).

Lange Zeit wurde dieser Streit zwischen den Anhängern Newton's und denen von Cassini [42]) geführt, bis man endlich zu der Überzeugung kam, daß der gemessene Bogen doch wol zur Entscheidung einer Frage von so delicater Natur zu kurz wäre. Die Akademie veranlaßte daher den Minister Maurepas und den Cardinal Fleury, eine Expedition in die Nähe des Äquators und eine zweite nach den Polargegenden zu schicken. Beide Unternehmungen gehören unstreitig zu den großartigsten, welche ausgeführt worden sind, zumal wenn man die geringe Unterstützung betrachtet, welche den Wissenschaften in jener Zeit zu Theil wurde.

Nach Peru gingen 1735 Bouguer und Condamine als Geometer, begleitet wurden sie von dem Botaniker Jussieu, dem Ingenieur Verguin, dem Zeichner Marainville, den beiden Assistenten Couplet und Godin, dem Arzte Seniergue und dem Uhrmacher Hugo; von spanischer Seite gesellten sich zu ihnen Don George Juan und Don Antonio de Ulloa. So sehr indessen auch von der spanischen Regierung alles aufgeboten war, ihnen die Arbeit zu erleichtern, so fanden sie doch theils in der Natur, theils in der Ungefälligkeit der Bewohner manche Hindernisse. Nachdem sie sich an einigen Orten, Carthagena, Porto Cabello u. s. w., vorläufig orientirt hatten, hielten sie es für das Passendste, das Hochland von Quito, welches zwischen zwei parallelen Bergketten sich fast genau von Norden nach Süden erstreckt und vom Äquator durchschnitten wird, zum Schauplatze ihrer Operationen zu wählen. Aber in dem rauhen Klima des Hochgebirges mußten sie oft vergeblich auf gutes Wetter warten und so erfoderte die Messung selbst zwei Jahre. Dabei maßen sie einen 3° 22′ langen Bogen, aber es verging lange Zeit, ehe die näheren Resultate bekannt wurden, denn fast ein jedes Mitglied der Expedition nahm einen andern Weg. Bouguer kehrte 1744 über Merico zurück, la Condamine befuhr den Amazonenstrom, und kehrte 1746 zurück, Godin 1750. Die beiden Spanier kamen ums Cap Horn nach Europa. Bei dieser Expedition wurde zuerst eine genau gearbeitete Toise, die bekannte Toise de Perou, benutzt, und man fand für die Länge eines Grades 56,753 Toisen, also 307 Toisen weniger als Picard in Frankreich [43]).

Obgleich aber durch diese Messung der streitige Punkt entschieden wurde, so schwebt doch über der ganzen Operation ein gewisses Dunkel, welches verhindert, daß man die gefundene Größe eines Bogens unter dem Äquator mit absoluter Sicherheit bei der Bestimmung der Figur der

41) Laplace, nachdem er mehre Unvollkommenheiten von Newton's Arbeit erwähnt hat, fährt fort: Malgré ces imperfections, ce premier pas doit paraître immense; si l'on considère l'importance et la nouveauté des propositions que l'auteur établit sur les attractions des sphères et des sphéroides, et la difficulté de la matière. Mécanique céleste V, 5.

42) Es ist doch auffallend, wie sehr sich Cassini, ungeachtet seiner andern Verdienste, gegen die Wahrheit mancher Sätze sträubte. Ich rechne dahin besonders seine Opposition gegen Römer, als dieser die Geschwindigkeit des Lichtes entdeckt hatte. 43) Bouguer in Mém. de l'Ac. 1736. p. 569. 1744. p. 249. *la Condamine*, Relation abrégée. Ib. 1745. p. 391. La figure de la Terre determinée par les observations de Mrs. *Bouguer* et de *la Condamine*. (Paris 1749. 4.)

Digitized by Google

Erde zum Grunde legen kann. Beide Geometer bestrebten sich nämlich einander nicht blos in der Bekanntmachung der gewonnenen Ausbeute zuvorzukommen, sondern jeder suchte dabei zugleich sein eigenes Verdienst auf Kosten seines Begleiters zu erheben, bis jeder einsah, daß er sich selbst dadurch am meisten schade [44]).

Auf den Antrieb von Celsius [45]), welcher grade in Paris anwesend war, wurde die zweite Expedition nach Lappland geschickt. Maupertuis, Clairaut, Camus, Lemonnier und Outhier kamen im Juli 1736 im botnischen Meerbusen an, und hier gesellte sich zu ihnen der Schwede Celsius. An der Spitze des Unternehmens stand Maupertuis [46]). Nachdem sie lange nach einem geeigneten Terrain gesucht hatten, fanden sie dasselbe in der Nähe von Torneä, wo sie ein Netz von Dreiecken von Torneä bis zum Berge Kittis bei Pello in einer Ausdehnung von 57′ 28½″ legten und dann die Basis auf dem Eise des Torneäflusses maßen. Sie fanden die Länge eines Grades zu 57,437 Toisen [47]). Das Resultat dieser Expedition wurde weit früher bekannt, als das von Bouguer und Condamine; es wurde dadurch die Ansicht von Newton bestätigt, aber spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß dabei Fehler begangen sind, indem die Länge eines Grades viel kleiner ist, als Maupertuis gefunden hatte. Eine spätere Revision der ganzen Arbeit, worin die Berechnung mit großer Sorgfalt geführt wurde, von Rosenberger [48]), hat diese Größe nur wenig geändert und es scheint am wahrscheinlichsten, daß in der Messung der Basis ein Fehler begangen worden ist.

Nachdem auf diese Weise gezeigt war, daß die Erde wirklich abgeplattet sei, wurde die Messung durch Frankreich einer neuen Revision unterworfen, was in den Jahren 1739 und 1740 geschah, und Cassini und Lacaille entdeckten mehre Fehler, die bei der früheren Operation begangen waren; später nahm Delambre eine neue Untersuchung der Manuscripte dieser letzteren Messung vor [49]), und hier zeigte sich der Übelstand, daß auf die Temperatur der Maßstäbe gar keine Rücksicht genommen war, oder daß die Correctionen wegen dieses Elementes nur unvollkommen waren; ebenso wurde die Länge der letzteren dadurch geprüft, daß man sie neben einander auf einen Rasen legte. Unter diesen Umständen ist es nach Delambre's Meinung wol möglich, Zweifel über die Genauigkeit der Resultate zu erheben, aber eine Correction derselben ist nicht möglich.

Nachdem einmal erkannt war, daß die Erde wirklich an den Polen abgeplattet sei, bemühte man sich, die Elemente in verschiedenen Gegenden so genau als möglich zu bestimmen, und es wurden daher in mehren Ländern ähnliche Messungen vorgenommen. Lacaille ging im J. 1750 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um die südlichen Sterne zu beobachten, und benutzte diese Gelegenheit dazu, eine Gradmessung vorzunehmen. In der Breite von 33° 18′ 30″ fand er für die Länge des Grades 57,037 Toisen [50]), aber diese Größe entfernt sich im hohen Grade von den Messungen in der nördlichen Halbkugel, und man hat daher öfter geglaubt, daß die südliche und nördliche Hälfte der Erde verschieden gestaltet seien, worüber sich um so weniger entscheiden läßt, da es die einzige Messung jenseit des Äquators ist. Da jedoch diese verschiedene Gestalt beider Erdhälften wenig wahrscheinlich ist, so sind häufig Zweifel gegen die Genauigkeit dieser in zwei Monaten vollendeten Arbeit erhoben worden. Dagegen sucht ihn Delambre, der die Handschrift in der Folge untersuchte, zu vertheidigen: La lecture de ce manuscrit, so lauten seine Worte [51]), m'a pleinement confirmé dans l'idée où j'étais depuis long-temps qu'on ne peut élever aucun doute sur la bonté de ce degré, qui, par le petit nombre des triangles, par les soins avec lesquels ils ont été mesurés, enfin par l'expérience et l'habilité si bien reconnue de l'observateur, me paraît mériter ce même degré de confiance qu'il est impossible de refuser à ses travaux pour la méridienne de Paris.

Es folgten nun mehre Gradmessungen in Europa. Der Papst Benedict XIV. ließ durch Boscowich diese Größe im Kirchenstaate bestimmen, durch die zwischen 1751—1753 vorgenommenen Operationen wurde diese Länge unter 43° N. zu 56,973 Toisen gefunden, aber dieses Resultat ist im hohen Grade ungenau, wie die später vorgenommenen genaueren Bestimmungen der Polhöhen einzelner Stationen gezeigt haben. Ebenso unzuverlässig ist die Messung, welche Beccaria 1768 in der Nähe von Turin vornahm, wonach die Länge des Grades 57,024 Toisen sein sollte. Ganz dasselbe gilt von der Gradmessung, welche Liesganig in Österreich vornahm, welcher nach den Bemerkungen von Pasquich [52]) sehr bedeutende Fehler bei Bestimmung der Polhöhen beging. Die Messung der Jesuiten in der Nähe von Peking im J. 1702 kann nur als ein Curiosum betrachtet werden.

Wichtiger dagegen ist die Messung, welche Mason und Dixon im J. 1764 in den Ebenen von Pensylvanien vornahmen. Die beiden astronomisch bestimmten Punkte lagen unter 38° 27′ 34″ und unter 39° 56′ 19″ und die ganze zwischenliegende Strecke wurde sorgfältig mit

---

44) Muncke in Gehler's Wörterb. III, 851. 45) Hansteen, Magnetismus der Erde. 46) Eigentlich hätte Celsius diese Messung leiten sollen; allein Montucla (Histoire des mathém. IV, 149) sagt: Maupertuis était agréable, il faisait des chansons, il jouait de la guitarre, et cela lui aida à obtenir la commission qu'il demandait. 47) *Maupertuis*, Figure de la terre. (Amsterdam 1738.) Deff. Discours sur la Parallaxe de la lune. (Paris 1741.) *Outhier*, Journal d'un Voyage au Nord. (Paris.) *Celsius*, De observationibus pro figura terrae determinanda. (Upsala 1738. 4.) 48) Schumacher, Astron. Nachrichten. 49) Base du système métrique décimal III, 482.

50) Mém. de l'Acad. 1751. p. 435. 51) Base du système métrique III, 544. Etwas Ähnliches sagt auch Zach, aber er setzt hinzu: il nous sera tout aussi bien permis, qu'il l'avoit été à Bradley, à Bevis, à Zanotti, à Mayer, à la Lande et à la Caille lui-même, de soupçonner la perfection de ses instrumens, construits vers 1737, dont la carcasse étoit de fer et le limbe en cuivre. Für Fehler von mehren Secunden konnte er nicht stehen, und Zach meint, daß ein Fehler von 6″ im Ganzen die Anomalie erklärt. Attraction des montagnes. p. 465. 52) Monatliche Correspondenz VIII, 507. IX, 52 und 120.

Digitized by Google

der Kette gemessen; die nöthigen Krümmungen der Linie wurden mit Sorgfalt aufgezeichnet, und so wurde es möglich, die wahre Länge mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Biot [53]) berechnet nach dieser Messung die Länge des Grades zu 56,888 Toisen; indessen haben mehre Analytiker, wie Schmidt [54]), diese Messung bei ihren Arbeiten nicht weiter berücksichtigt.

Das großartigste Unternehmen dieser Art ist aber unstreitig die Messung in Frankreich während und nach der Revolution [55]). Da die Maße und Gewichte in diesem Lande so verschieden waren, so beschloß die constituirende Versammlung im J. 1790 eine Regulirung derselben. Auf den Antrieb von Talleyrand sollte die englische Regierung aufgefodert werden, sich mit der französischen dahin zu vereinigen, daß eine Commission von Gelehrten aus beiden Ländern die Länge des Secundenpendels in der Breite von 45° aufsuchte und diese Größe allen übrigen zum Grunde legte. Borda, Lagrange, Laplace, Monge und Condorcet betrachteten die verschiedenen Wege, um zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, und unter diesen schien es am zweckmäßigsten, die Größe eines Meridianquadranten allen Bestimmungen zum Grunde zu legen, und daß der 10 millionte Theil desselben das Normalmaß, der Meter, sein sollte. Deshalb beschlossen die Franzosen, für sich allein die Arbeit vorzunehmen und den Bogen zwischen Dünkirchen und Barcellona zu messen. Am 26. März 1791 beschloß die Nationalversammlung die Ausführung dieser großen Arbeit, und es wurden keine Kosten gescheut, damit dieselbe so vollkommen als möglich werde. Lenoir in Paris erhielt den Auftrag, die nöthigen Repetirkreise und die Maßstäbe, letztere von Platina, zu verfertigen und die thermometrische Ausdehnung der letzteren wurde 1792 sorgfältig von Lavoisier untersucht.

Méchain und Delambre theilten unter sich die astronomischen und geodätischen Operationen; Letzterer maß zwischen Rhodès und Dünkirchen, Ersterer zwischen Dünkirchen und Barcellona, und er wollte die Arbeit bis zur Insel Cabrera fortsetzen, hatte dazu auch bereits die nöthigen Dreiecke ausgewählt, wurde jedoch an der Ausführung der Arbeit verhindert. Mit großer Genauigkeit wurden die Winkel der Dreiecke gemessen, und noch mehr gilt dieses von den Grundlinien. Eine derselben wurde von Delambre in der Nähe von Melun, die andere bei Perpignan gemessen; jene hatte 6075,9 Toisen, diese 6006,2478 Toisen Länge; ihre Distanz betrug 360330 Toisen. Als man bei der Berechnung der Dreiecke von der bei Melun ausging und daraus den Werth der bei Perpignan herleitete, so zeigte sich zwischen dem berechneten und beobachteten Werthe nur ein Unterschied von 10—11 Zollen. Erst 1799 wurde die ganze Arbeit vollendet; um aber der Arbeit den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben, wurden auf Veranlassung des Nationalinstitutes zu Paris diejenigen Regierungen, welche mit der französischen Republik im Frieden lebten, aufgefodert, Deputirte nach Frankreich zu schicken, um Theil an der letzten Bestimmung dieser Größe zu nehmen. Die so gebildete Commission bestand aus Balbe und später Vassali von Seiten Sardiniens, Bugge von Seiten Dänemarks, Ciscar und Pedrages von Seiten Spaniens, Fabbroni von Seiten Toscana's, Franchini von Seiten der römischen, Mascheroni von Seiten der cisalpinischen, Multedo von Seiten der ligurischen, Tralles von Seiten der helvetischen und van Swinden von Seiten der batavischen Republik. Die französischen Gelehrten, welche daran Theil nahmen, waren: Berthollet, Borda, Brisson, Coulomb, Darcet, Delambre, Hauy, Lagrange, Laplace, Lefebre-Gineau, Legendre, Méchain, Monges, Prony und Vandermonde. Die auf die Gradmessung bezüglichen Rechnungen wurden einzeln von Tralles, van Swinden, Legendre und Delambre geführt und eine völlige Übereinstimmung gefunden. Die Resultate dieser großen Arbeit enthält folgende Tafel:

Ort.	Breite.	Intervall in Bogen.	Intervall in Toisen.	Länge eines Grades.	Mittlere Breite.
				Toisen.	
Dünkirchen . . .	51° 2′ 9″,20				
		2° 11′ 19″,83	124944,8	57082,63	49° 56′ 29″,30
Pantheon	48. 50. 49,37				
		2. 40. 6,83	152293,1	57069,31	47. 30. 45,91
Evaux	46. 10. 42,54				
		2. 57. 48,24	168846,7	56977,80	44. 41. 48,37
Carcassone	43. 12. 54,30				
		1. 51. 9,34	105499,0	56946,68	42. 17. 19,60
Montjouy	41. 21. 44,96				

So zeigte also diese einzige Gradmessung bereits die Änderung der Länge eines Grades mit der Breite.

53) Traité d'Astron. phys. I, 148. 54) Mathem. und phys. Geogr. I, 180. 55) Ausführlich beschrieben in *Delambre*, Base du Système métrique. (Paris 1810. 4.) 3 Bände.

Digitized by Google

Méchain, welcher in Spanien als ein Opfer seiner Anstrengungen fiel, wünschte nichts sehnlicher, als seine Arbeit soweit fortzusetzen, daß die Mitte des gemessenen Bogens sehr nahe nach 45° der nördlichen Breite fiele; er erkannte aber auch zugleich die Schwierigkeiten, auf welche er stoßen würde, wenn er die balearischen Inseln mit dem Festlande durch ein Netz von Dreiecken verbinden wollte [55]). Unter Napoleon's Regierung erhielten Arago und Biot den Auftrag, diese Operation auszuführen; ihnen schlossen sich von spanischer Seite Chair und Rodriguez an; Spanien gab zu der Expedition ein Schiff her, und in den Jahren 1806—1808 wurde das Unternehmen vollendet. Aber hier zeigten sich die größten Schwierigkeiten, da zur Verbindung der Insel Iviza mit dem Festlande ein Dreieck nöthig war, dessen Seite etwa 160,000 Meter betrug; eine Entfernung, in welcher die Signale kaum sichtbar waren. Arago ging nach dem Berge Desierto de las Palmas, während Biot sich nach der Insel Iviza begab und später die Insel Formentera anschloß. Viele Hindernisse zeigten sich [57]), und mehre Monate vergingen, ehe der eine Beobachter die Signale des andern sah, bis er sie endlich mehr zufällig fand und in Gestalt eines kleinen Sternes erkannte. Als dritter Punkt des Dreieckes wurde die Spitze des Mongo in Spanien genommen. Nachdem diese Messung vollendet war, maß Arago noch einen Längengrad von hier bis zu den balearischen Inseln.

Eine andere Gradmessung von sehr bedeutender Ausdehnung ist die englische, welche im J. 1784 angefangen wurde, und welche Cassini de Thury veranlaßte, indem er vorschlug, die Observatorien Paris und Greenwich durch eine Reihe von Dreiecken zu verbinden. Auf der Hunslowheide wurde mit Glasstäben eine Basis von 27404,08 englischen Fußen gemessen, und im August 1787 fingen der General Roy und Isaak Dalby die Messung der Winkel mit einem trefflichen Theodolithen von Ramsden an. Es wurde nun noch eine zweite Basis auf dem Romneybruche mit einer von Ramsden eigens zu diesem Zwecke verfertigten Stahlkette gemessen, und als die Größe derselben später mit Hilfe der ersteren berechnet wurde, zeigte sich nur ein Unterschied von 28 Zollen. Im J. 1788 wurden Frankreich und England durch Dreiecke verbunden, aber bei dem Tode des General Roy trat bis 1791 eine Unterbrechung in dem Unternehmen ein. Der Herzog von Richmond ließ nun neue Instrumente verfertigen, und Oberst Mudge und Dalby, welche an die Spitze des Unternehmens gestellt wurden, maßen nochmals die erste Grundlinie und fanden eine Abweichung von 2½ Zoll von der ersten Messung. Auf der Ebene von Salisbury wurde eine dritte Grundlinie von 36574,4 Fuß gemessen. Es wurde dabei zugleich die Größe eines Längengrades bestimmt, indem die Insel Wight mit in die Kette von Dreiecken aufgenommen wurde. Um endlich der Operation den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben, wurde im nördlichen Theile von Lincolnshire noch eine Basis von 26342,7 Fuß gemessen [58]). Diese Messung zeigt zwar ebenfalls im Allgemeinen die Abplattung der Erde, aber ungeachtet der größten Sorgfalt fanden sich einige auffallende Anomalien, welche nur aus localen Ungleichheiten in der Dichtigkeit der Erde und den dadurch hervorgebrachten Ablenkungen des Bleilothes von der verticalen Richtung gesucht werden können.

Nicht minder großartig ist die Messung, welche der Major Lambton 1802 in Ostindien anstellte [59]). Zuerst maß derselbe von Trivandeporum unter 11° 44′ 52″,6 bis Paudrée unter 13° 19′ 49″, und fand darnach die Länge eines Breitengrades unter 12° 32′ 20″,8 gleich 56763 Toisen. Später dehnte er die Messung noch weiter aus, sodaß sie von 8° 9′ 38″,4 bis 18° 3′ 23″,6 ging. Nachdem Kater [60]) die zu Grunde gelegten Maßstäbe geprüft und eine kleine Unrichtigkeit in denselben gefunden hatte, so nahm er nochmals eine Berechnung vor, und gab nun für die Länge eines Grades die folgenden Größen [61]):

Breite	9° 34′ 44″	gleich	56746,50	Toisen.
»	13. 2. 55.	»	56757,63	»
»	16. 34. 42.	»	56777,63	»

Alle diese Messungen bestätigten vollkommen die Abplattung der Erde, aber sowie ihre Zahl größer wurde, so zeigte sich immer deutlicher, daß die Messung von Maupertuis in der Nähe des Polarkreises sich nur unter Voraussetzung einer plötzlichen Änderung der Gestalt der Erde in jenen Gegenden mit diesen Thatsachen vereinigen ließe. Auf den Antrieb von Melanderhielm wurden daher Swanberg, Ofverbom, Palander und Holmquist im J. 1801 nach Lappland geschickt, und hier nahmen sie von 1801—1803 eine Messung vor, nach welcher die Länge eines Grades daselbst nur 57209,28 Toisen betrug [62]).

Von den späteren Messungen verdienen vorzugsweise die von Gauß in Hanover, von Struve in Rußland und die des preußischen Generalstabes hervorgehoben zu werden.

Alle diese Messungen zeigen auf das Bestimmteste die Abplattung der Erde, und man hat daher dieselbe als ein Sphäroid angesehen, welches durch Umdrehung

56) Méchain schrieb darüber einen Brief, worin er selbst viele Zweifel gegen die Möglichkeit einer Operation erhob, dont le succès, so lauten seine Worte, me paraît plus qu'incertain; et même en supposant ce succes possible, l'éloignement du tarme où il pourrait être effectué est si grand, qu'il m'accable, me tue, et que je n'en puis supporter l'idée. Cette malheureuse commission, dont le succès est si éloigné, beaucoup plus qu'incertain, sera plus que probablement ma perte. *Biot* et *Arago*, Récueil d'Observations géodésiques. (Paris 1821. 4.) p. XXI.

57) Ce n'est qu'après avoir vu ces lieux sauvages, que l'on peut apprécier tout ce qu'il faut de zèle et de dévouement pour se resoudre à passer ainsi un hiver entier dans une pareille solitude, n'ayant pour compagnons que des matelots, pour nourriture que les alimens les plus grossiers, pour promenade que des debris de rocs, pour perspective que la vue uniforme et monotone de la mer. *Biot* et *Arago*, Récueil, p. XIII.

58) Phil. Trans. LXXX, 111 und 1803. p. 383. 59) Asiatic Researches VIII, XIII. Phil. Trans. 1815. p. 486. 60) Phil. Trans. 1821. 61) Phil. Trans. 1823, 27. 62) *Swanberg*, Exposition des opérations faites en Laponie pour la détermination d'un arc du méridien. (Stockholm 1805. 4.)

Digitized by Google

einer Ellipse um ihre kleine Axe entstanden ist. Von dieser Ansicht ausgehend, will ich die Gestalt der Erde besonders nach den umfassenden Arbeiten von Schmidt in seiner mathematischen Geographie bestimmen.

Ist a die halbe große, b die halbe kleine Axe einer Ellipse, welche sich um letztere dreht; ferner v die Polhöhe eines Ortes und ds das Element eines Bogens; nehmen wir ferner an, daß letzterer an verschiedenen Punkten desselben Meridians gemessen sei, so zeigt die Geometrie die Gleichung

$$ds = \frac{a^2 b^2 dv}{(a^2\cos^2 v + b^2\sin^2 v)^{\frac{3}{2}}}.$$

Setzen wir hier $b^2 = a^2(1-\varepsilon^2)$, wo $a\varepsilon$ die Excentricität der Ellipse bezeichnet, so wird

$$ds = \frac{a(1-\varepsilon^2)dv}{(1-\varepsilon^2\sin^2 v)^{\frac{3}{2}}},$$

der Quotient $\frac{a-b}{a} = \alpha$ heißt die Abplattung der Erde. Aus dieser Gleichung folgt $b^2 = a^2(1-2\alpha)$, wenn die höheren Potenzen der kleinen Größe α übersehen werden, und es wird also $\varepsilon^2 = 2\alpha$. Dadurch verwandelt sich der obige Ausdruck von ds in

$$ds = \frac{a(1-2\alpha)dv}{(1-2\alpha\sin^2 v)^{\frac{3}{2}}}.$$

Wenn wir Behufs der Integration die Wurzelgröße in eine Reihe verwandeln und die höheren Potenzen fortlassen, so wird

$$ds = a\,dv(1-2\alpha+3\alpha\sin^2 v) = a\,dv[1-\tfrac{1}{2}\alpha(1+3\cos 2v)],$$

da $\sin^2 v = \frac{1}{2} - \frac{1}{2}\cos 2v$, und mithin wird

$$s = \text{Const} + av(1-\tfrac{1}{2}\alpha) - \tfrac{1}{4}a\alpha\sin 2v.$$

Um die Constante zu bestimmen, fange der gemessene Bogen an der Stelle an, wo $v = v_1$ ist, dann ist $s = 0$, und es wird

$$s = a(1-\tfrac{1}{2}\alpha)(v-v_1) - \tfrac{1}{4}a\alpha\sin(v-v_1)\cos(v+v_1).$$

Nennt man die Länge des ganzen gemessenen Bogens s_1 und bezeichnet die geographische Breite des nördlichsten Punktes durch v_2, so wird

$$s_1 = a(1-\tfrac{1}{2}\alpha)(v_2-v_1) - \tfrac{1}{4}a\alpha\sin(v_2-v_1)\cos(v_2+v_1).$$

An einer anderen Stelle der Erde habe man zwischen den Polhöhen v_3 und v_4 die Länge des Bogens s_2 gefunden, so wird ebenso

$$s_2 = a(1-\tfrac{1}{2}\alpha)(v_4-v_3) - \tfrac{1}{4}a\alpha\sin(v_4-v_3)\cos(v_4+v_3).$$

Sind die Bogen $v_2 - v_1$ und $v_4 - v_3$ gleich und wird ihre Länge mit δ bezeichnet, so geben die Werthe von s_1 und s_2 die Gleichung

$$\frac{s_2}{s_1} = \frac{(1-\frac{1}{2}\alpha) - \frac{1}{2}\alpha\cdot\frac{\sin\delta}{\delta}\cos(v_4+v_3)}{(1-\frac{1}{2}\alpha) - \frac{1}{2}\alpha\cdot\frac{\sin\delta}{\delta}\cos(v_2+v_1)}.$$

Wird diesen Bestimmungen die Länge eines Grades zum Grunde gelegt, so können wir ohne Fehler $v_2 + v_1 = 2v_1$ und $v_4 + v_3 = 2v_3$ setzen, wenn man für v_1 und v_3 die mittleren Breiten nimmt. Da wir ferner in diesem Falle sehr nahe $\delta = \sin\delta$ setzen können, so wird

$$\frac{s_2}{s_1} = \frac{(1-\frac{1}{2}\alpha) - \frac{1}{2}\alpha\cos 2v_3}{(1-\frac{1}{2}\alpha) - \frac{1}{2}\alpha\cos 2v_1}.$$

Setzen wir $\frac{s_2}{s_1} = 1 + \mu$, wo μ wegen der geringen Verschiedenheit der Längen eines Grades nur klein ist, so wird

$$\tfrac{1}{2}a\cos 2v_1 - \tfrac{1}{2}\alpha\cos 2v_3 = \mu(1-\tfrac{1}{2}a - \tfrac{1}{2}\alpha\cos 2v_1).$$

Übersieht man das Product $\mu\alpha$, so wird

$$\alpha = \frac{\mu}{\cos 2v_1 - \cos 2v_3} = \frac{1}{2}\frac{\mu}{\sin(v_3-v_1)\sin(v_3+v_1)}.$$

Vermittels dieses Ausdruckes kann man durch Verbindung von je zwei Gradmessungen die Gestalt und Größe der Erde bestimmen; wenn man aber diese Arbeit vornimmt, so findet man Größen für die Abplattung, welche zwischen $\frac{1}{270}$ und $\frac{1}{334}$ liegen. Abweichungen dieser Art liegen besonders in der Schwierigkeit, die Polhöhe mit Schärfe zu bestimmen, was besonders bei der Gradmessung in England hervortritt, wo die Länge des Grades in verschiedenen Breiten bedeutende Differenzen zeigte. Hätte nämlich die Erde allenthalben dieselbe Dichtigkeit, so würde das Bleiloth, welches bei Bestimmung der Polhöhe benutzt wird, auch stets gegen denselben Punkt gerichtet sein; sowie aber locale Anziehungen das Pendel von der verticalen Richtung ablenken, so wird die Polhöhe unrichtig werden. Betrachten wir nun den Meridian als eine Ellipse, so wird die Amplitude des gemessenen Bogens durch den Winkel bestimmt, den die beiden an den Endpunkten des Bogens gezogenen Verticalen mit einander bilden; ein Winkel, welcher durch die Breitenverschiedenheit der Endpunkte bestimmt wird.

Unter diesen Umständen scheint es am zweckmäßigsten, ein ideales elliptisches Sphäroid aufzusuchen, welches sich den genauesten Messungen so genau als möglich anschließt. Dieses führte zuerst Walbeck [63]) in größerem Umfange aus, und er fand für die Abplattung der Erde $\frac{1}{302{,}78}$ Länge des 360. Theiles des Meridians 57009,758 Toisen. Später unternahm Schmidt [64]) die Berechnung ausführlicher, indem er dabei zugleich das Quadrat der Abplattung benutzte und die möglichen Fehler bei Bestimmung der Polhöhen aufsuchte.

Nehmen wir die obige Gleichung für das Differential des Bogens; setzen aber in derselben nicht mehr wie oben $\varepsilon^2 = 2\alpha$, sondern $\varepsilon^2 = 2\alpha - \alpha^2$, so ergibt sich bei Berücksichtigung der vierten Potenz von ε

$$\frac{ds}{a} = (1-\varepsilon^2)dv(1+\tfrac{3}{4}\varepsilon^2\sin^2 v + \tfrac{15}{64}\varepsilon^4\sin^4 v)$$
$$= dv[1-\tfrac{1}{4}\varepsilon^2(1+3\cos 2v) - \tfrac{3}{32}\varepsilon^4(1+4\cos 2v-5\cos.4v)]$$
$$= dv[(1-\tfrac{1}{4}\varepsilon^2-\tfrac{3}{32}\varepsilon^4) - 3\cos 2v(\tfrac{1}{4}\varepsilon^2+\tfrac{1}{16}\varepsilon^4) + \tfrac{15}{64}\cos 4v\,.\,\varepsilon^4].$$

63) *Walbeck*, De forma et magnitudine telluris ex dimensis arcubus meridiani definiendis. (Aboae 1819.) 64) Mathem. und phys. Geogr. I, 183.

Digitized by Google

Setzen wir hier statt s^2 seinen Werth $2a - a^2$, so wird

$$\frac{ds}{a} = dv[(1 - \tfrac{1}{2}a + \tfrac{1}{16}a^2) - \tfrac{1}{2}a\cos 2v + \tfrac{1}{16}a^2\cos 4v].$$

Und hieraus folgt

$$\frac{s}{a} = \text{Const} + v(1 - \tfrac{1}{2}a + \tfrac{1}{16}a^2) - \tfrac{1}{4}a\sin 2v + \tfrac{1}{64}a^2\sin 4v.$$

Bezeichnet man den 360sten Theil des Erdmeridianes durch f, so ist das obige Integral vom Äquator bis zum Pol, also von $v = 0$ bis $v = \frac{1}{2}\pi$, genommen, $s = 90f$; zugleich aber wird $s = \frac{1}{2}\pi a(1 - \frac{1}{2}a + \frac{1}{16}a^2)$, folglich

$$90f = \tfrac{1}{2}\pi a(1 - \tfrac{1}{2}a + \tfrac{1}{16}a^2).$$

Dasselbe Integral, von $v = v_1$ bis $v = v_1 + \delta$ genommen, gibt für den zwischen diesen Polhöhen enthaltenen Bogen

$$\frac{s}{a} = \delta(1 - \tfrac{1}{2}a + \tfrac{1}{16}a^2) - \tfrac{1}{2}a\sin\delta\cos(2v_1 + \delta) + \tfrac{1}{32}\sin 2\delta\cos(4v_1 + 2\delta)\,.\,a^2,$$

oder wenn man a aus dieser Gleichung vermittels der oberen eliminirt,

$$\frac{s\pi}{180f} = \delta - \tfrac{1}{2}a(1 + \tfrac{1}{2}a)\sin\delta\cos(2v_1 + \delta) + \tfrac{1}{32}\sin 2\delta\cos(4v_1 + 2\delta)a^2.$$

Aus den bekannten Reihen

$$\sin\delta = \delta - \tfrac{1}{6}\delta^3 + \tfrac{1}{120}\delta^5$$
$$\cos\delta = 1 - \tfrac{1}{2}\delta^2 + \tfrac{1}{24}\delta^4 - \ldots$$

folgt sehr nahe $\sin\delta = \delta\sqrt[3]{\cos\delta}$, $\sin 2\delta = 2\delta\sqrt[3]{\cos 2\delta}$, und dadurch wird der obige Ausdruck, wenn $v_1 + v_1 + \delta = p$ gesetzt wird,

$$\frac{s\pi}{180f} = \delta[1 - \tfrac{1}{2}a(1 + \tfrac{1}{2}a)\sqrt[3]{\cos\delta}\cos p + \tfrac{1}{16}\sqrt[3]{\cos 2\delta}\cos 2p\,.\,a^2].$$

Setzen wir hier der Kürze wegen

$$\tfrac{1}{2}a(1 + \tfrac{1}{2}a)\sqrt[3]{\cos\delta}\cos p = A$$
$$\tfrac{1}{16}\sqrt[3]{\cos 2\delta}\cos 2p = B$$

und dividiren dann die Gleichung durch den Coëfficienten von δ, so wird

$$\delta = \frac{s\pi}{180f}[1 + Aa - (B - A^2)a^2];$$

dadurch ergibt sich δ in Theilen des Halbmessers, letztern als Einheit angenommen. Will man δ in Secunden haben, so muß man den hinter dem Gleichheitszeichen befindlichen Theil mit $\frac{180\,.\,3600}{\pi}$ multipliciren, dann wird

$$\delta = \frac{3600\,.\,s}{f}[1 + Aa - (B - A^2)a^2].$$

Nun seien f_1 und a_1 die schon bekannten Annäherungswerthe von f und a, x und y seien die Coordinaten von f_1 und a_1, sodaß

$$f = \frac{f_1}{1 + x}, \quad a = a_1(1 + y),$$

wo die Größen x und y so klein sind, daß ihre höheren Potenzen, sowie ihre Producte, übersehen werden dürfen. Dann wird

$$d = \frac{3600.s}{f_1}(1+x)[1 + a_1(1+y)A - a_1^2(1+2y)(B - A^2)],$$

und wenn wir mit A_1 den Werth von A setzen, welcher sich ergibt, wenn a_1 für a genommen wird, ferner

$$\delta_1 = \frac{3600.s}{f_1}[1 + a_1A_1 - a_1^2(B - A_1^2)]$$

nehmen, so wird

$$\delta = \delta_1 + x\delta_1 + ya_1\frac{3600\,.\,s}{f_1}[A_1 - 2a_1(B - A_1^2)],$$

und da man im letzten Gliede

$$\frac{3600\,.\,s}{f_1} = \delta_1(1 - a_1A_1)$$

setzen kann, so wird

$$\delta = \delta_1 + \delta_1 x + a_1\delta_1 y[A_1 - 2a_1(B - \tfrac{1}{2}A_1^2)].$$

Als angenäherte Werthe nimmt Schmidt die von Walbeck erhaltenen Größen

$$f_1 = 57009{,}76 \text{ Toisen}, \quad a_1 = \frac{1}{302{,}78}.$$

Er wendet diesen Ausdruck auf die französische und ostindische Gradmessung an. Bei der erstern ist

Polhöhe von Formentera 38° 39′ 56″,11,
Polhöhe von Dünkirchen 51. 2. 8,74,
Länge des Meridianbogens 705189,4 Toisen.

Bei der zweiten derselben ist

Polhöhe von Punnâ 8° 9′ 38″,39,
Polhöhe von Namthabad 15. 6. 0,64,
Länge des Meridianbogens 393810,72 Toisen.

Die erstere dieser Messungen gibt die Gleichung

$$\delta = 44532'',23 + 44532x + 2{,}02\,.\,y,$$

die zweite von ihnen gibt

$$\delta = 24981{,}30 + 24981x + 113{,}63\,.\,y.$$

Nehmen wir nun für δ die beobachteten Werthe 44532,63 und 24982,25, so folgt

$$x = 0{,}00000870, \quad y = 0{,}0064471,$$

und darnach wird

$$f = 57009{,}26, \quad a = \frac{1}{300{,}84}.$$

Zur Herleitung des Endresultates nimmt Schmidt die folgenden Messungen:

	Polhöhe.	δ in Secunden.	s in Toisen.	Fehler.
	Peruanische Messung.			
Tarqui	− 3° 4′ 30″,83	11228,66	176866,17	+ 1″,79
Cotohesqui . .	+ 0. 2. 37,83			− 1,79
	Erste ostindische Messung.			
Trivandeporum	11. 44. 52,59	5696,43	89813,81	− 0,54
Paudree . . .	13. 18. 49,02			+ 0,55
	Zweite ostindische Gradmessung.			
Punnâ	8. 9. 38,39	10210,54	160932,28	− 1,73
Putohapolliam	10. 59. 48,93			− 1,21
Dodagoontah .	12. 59. 59,91	17421,52	274674,30	+ 3,50
Namthabad . .	15. 6. 0,64	24982,25	393803,63	− 0,57

	Polhöhe.	δ in Secunden.	s in Toisen.	Fehler.
		Französische Gradmessung.		
Formentera . .	38. 39. 56,11			+ 3,39
Montjouy . . .	41. 21. 45,45	9709,34	153605,8	+ 2,56
Barcelona . . .	41. 22. 47,16	9771,05	154554,8	+ 0,83
Perpignan . . .	42. 41. 58,01	14521,90	229669,8	— 4,15
Carcassonne . .	43. 12. 54,31	16378,20	259104,8	— 1,01
Evaux	46. 10. 42,19	27046,08	427951,5	— 5,88
Panthéon . . .	48. 50. 48,94	36652,83	580244,6	+ 0,36
Dünkirchen . . .	51. 2. 8,74	44532,63	705189,4	+ 3,88
		Hanoversche Gradmessung.		
Göttingen . . .	51. 31. 47,85			— 2,74
Altona	53. 32. 45,27	7257,42	115163,27	+ 2,74
		Englische Gradmessung.		
Dunnose	50. 37. 8,21			— 1,88
Greenwich . . .	51. 28. 40,00	3091,79	49057,4	+ 0,95
Blenheim . . .	51. 50. 27,90	4399,69	69825,8	+ 3,01
Arbury Hill . .	52. 13. 28,19	5779,98	91691,9	+ 1,83
Clifton	53. 27. 31,99	10223,78	162068,2	— 3,89
		Schwedische Gradmessung.		
Mallörn	65. 31. 31,06			+ 1,33
Pahtawara . .	67. 8. 51,41	5840,35	92760,73	— 1,33

Gehen wir von den oben erwähnten Annäherungswerthen Walbeck's aus und suchen dann solche Correctionen für dieselben auf, daß die Summe der Quadrate der Unterschiede zwischen den beobachteten und berechneten Polhöhen ein Minimum werde, so findet man den

360sten Theil des Erdmeridianes 57008,655,

Abplattung $\frac{1}{297,479}$.

Geht man von diesen Bestimmungen aus und berechnet dann die Polhöhen jedes Punktes, so ergeben sich die oben in der Rubrik „Fehler" angezeigten Abweichungen. Darnach ist der mittlere Fehler 3",1403 und der Fehler, welchen man in der Länge des 360sten Theiles des Erdmeridianes fürchten darf, 4,26 Toisen[65]).

Die Größen, welche dieser Bestimmung zum Grunde liegen, sind sämmtlich in der nördlichen Halbkugel gefunden, und da die unter sehr verschiedenen Längen liegenden Messungen eine solche Übereinstimmung zeigen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Erde ein solches Umdrehungssphäroid sei, als hier vorausgesetzt wurde. Doch beziehen sich diese Größen nur auf die nördliche Halbkugel; wollte man die peruanische Messung mit der am Vorgebirge der guten Hoffnung zusammenstellen, so würde man für die Abplattung nahe $\frac{1}{180}$ erhalten, also eine Größe, welche die in der nördlichen Halbkugel bedeutend übersteigt. Statt aber, wie es sehr häufig geschieht, hieraus den Schluß herzuleiten, daß die südliche Halbkugel anders gestaltet sei, als die nördliche, scheint es zweckmäßiger, jedes Urtheil über diesen Gegenstand, und namentlich die Behauptung eines so wenig wahrscheinlichen Satzes so lange zu versparen, bis genauere Messungen hierüber etwas Näheres gezeigt haben.

Die Messung von Breitengraden läßt sich am leichtesten vornehmen; ebenso gut aber kann man auf demselben Parallelkreise die Messung eines Längengrades ausführen, jedoch ist wegen der Schwierigkeit die Länge der Punkte mit einer zu diesen Operationen nöthigen Genauigkeit zu bestimmen, das Resultat mit einer größeren Unsicherheit verbunden. Jedoch sind mehrmals Versuche gemacht worden, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen.

Die ersten Messungen dieser Art machten Cassini und Maraldi in den Jahren 1733 und 1734. Sie maßen das Perpendikel auf dem Meridiane von Paris bis zur westlichen Grenze des Reiches, und fanden hieraus die Länge eines Grades 36676 Toisen, also 1037 Toisen kleiner, als unter Voraussetzung einer vollkommenen Kugelgestalt. Ebenso wurde das Perpendikel östlich bis in die Gegend von Strasburg gemessen und die Länge eines Grades 37745, also 680 Toisen kleiner, gefunden, als auf einer Kugel; beide Größen zeigen zwar die Existenz der Abplattung, aber weichen doch so sehr von einander ab, daß die Größe der letzteren daraus nicht hergeleitet werden kann. Eine dritte Messung dieser Art stellte Cassini 1735 auf der Höhe von Brest an, und fand abermals zwar die Kugelgestalt bestätigt, allein die Erdaxe war darnach größer als der Durchmesser des Äquators. Im Jahre 1740 nahmen Cassini de Thury und Lacaille eine andere Messung zwischen dem Berge St. Victoire bei Aix und St. Clair bei Cette vor. Die Längendifferenz bestimmten sie durch die Beobachtung von Pulversignalen, und sie fanden dieselbe zu 1° 53′ 19″ in Bogen; die geodätischen Operationen wurden vermittels sechs Dreiecken und einer Basis von etwa 9000 Toisen ausgeführt; darnach wurde die Länge eines Grades gleich 41358 Toisen gefunden, also etwa 260 Toisen kleiner, als er auf einer Kugel gewesen sein würde.

Bei der Gradmessung von Lambton in Ostindien wurde ebenfalls ein Längengrad bestimmt; allein die Größe desselben entfernt sich so sehr von den Resultaten, zu denen die früher erwähnten Operationen führen, daß man annehmen muß, es sei dabei ein Fehler begangen; auch theilt Lambton in der späteren Umarbeitung seiner Messungen diese Bestimmung gar nicht mehr mit. Ebenso maß Arago im J. 1808 den Längengrad, welcher durch die balearischen Inseln geht, aber die Resultate scheinen bis jetzt noch nicht erschienen zu sein.

Die einzige Arbeit dieser Art, deren Resultate eine hinreichende Genauigkeit besitzen und vollständig vor uns liegen, ist die Messung eines Längengrades zwischen Padua und Marennes in der Breite von 45° 32′ 12″, welche von Brousseaud, Nicollet und Pictet ausgeführt und später von Carlini und Plana vollendet wurde. Die Resultate dieser Messung in Metern sind folgende:

65) Die Arbeit von Bessel über diesen Gegenstand wurde mir zu spät bekannt, ich werde die Resultate derselben in den Nachträgen zu E geben.

Digitized by Google

Bogen					
von Marennes	bis	St. Preuil	228″,990	Länge	74407,385
„ „	„	Sauvagnac	612,084	„	198589,610
„ „	„	Isson	1025,475	„	331935,121
„ „	„	Genf	1741,295	„	565022,505
„ „	„	Mailand	2470,865	„	801739,900
„ „	„	Padua	3116,248	„	1010996,176.

Um aus diesen Werthen die Größe der Abplattung der Erde herzuleiten, geht man von dem bekannten Differentialverhältnisse des Bogens aus. Bezeichnet nun ebenso wie oben a die halbe große, b die halbe kleine Axe der sich um die letztere drehenden Ellipse, σ den Bogen, und ist der Bogen u, welcher in der Richtung des Meridianes von irgend einem Punkte aus gerechnet wird, constant, ferner t die Länge, so ist

$$d\sigma = a\cos u \,.\, dt,$$

also

$$\sigma = \text{Const} + a\cos u \,.\, t.$$

Es sei nun die Länge des Anfangspunktes der Messung t_1, die des Endpunktes t_2, so ist die lineare Länge des zwischen beiden Punkten enthaltenen Bogens des Parallelkreises

$$\sigma = a \,.\, \cos u\,(t_2 - t_1).$$

Für u nehmen wir die Polhöhe v, so ist $a \operatorname{tang} u = b \operatorname{tang} v$. Setzen wir wie oben $b = a(1-\alpha)$, so wird

$$\cos^2 u = \frac{\cos^2 v}{1-(2\alpha-\alpha^2)\sin^2 v},$$

und hieraus folgt

$$\cos u = \cos v\,[1 + \alpha\sin^2 v - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v(1-3\sin^2 v)]$$

$$\sigma = a\cos v\,(t_2-t_1)[1+\alpha\sin^2 v - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v(1-3\sin^2 v)].$$

Auf einem andern Parallelkreise, dessen geographische Breite v_1 ist, sei ein Bogen gemessen, dessen Endpunkte um dieselbe Meridiandifferenz $t_2 - t_1$ verschieden sind und die Länge des Bogens des Parallelkreises gleich σ_1 gefunden worden, so verwandelt sich die obige Gleichung in

$$\sigma_1 = a\cos v_1\,(t_2-t_1)[1+\alpha\sin^2 v_1 - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v_1(1-3\sin^2 v)].$$

Setzen wir hier

$$\frac{\sigma}{\sigma_1} = \frac{\cos v_1}{\cos v} = 1-\mu,$$

so wird

$$1-\mu = \frac{1+\alpha\sin^2 v - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v(1-3\sin^2 v)}{1+\alpha\sin^2 v_1 - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v_1(1-3\sin^2 v_1)}.$$

Hieraus ergibt sich

$$\alpha(\sin^2 v_1 - \sin^2 v) - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v_1\,(1-3\sin^2 v_1)$$
$$= \mu + \mu\alpha\sin^2 v_1 - \tfrac{1}{4}\alpha^2\sin^2 v_1\,(1-3\sin^2 v).$$

Setzen wir ferner

$$\frac{\mu}{\sin^2 v_1 - \sin^2 v} = \lambda,$$

so wird

$$\alpha - \tfrac{1}{4}\alpha^2(1-3\sin^2 v_1 - 3\sin^2 v) = \lambda - \lambda\alpha\sin^2 v_1.$$

Nehmen wir $\alpha = \lambda + n\lambda^2$ an, so wird

$$\tfrac{1}{4}\lambda^2(1-3\sin^2 v_1 - 3\sin^2 v) = \lambda^2\sin^2 v_1 + n\lambda^2$$

$$n = \tfrac{1}{4} - \tfrac{1}{4}\sin^2 v_1 - \tfrac{1}{4}\sin^2 v,$$

und daher

$$\alpha = \lambda + \tfrac{1}{4}\lambda^2(1-5\sin^2 v_1 - 3\sin^2 v).$$

Wären nun zwei Messungen von Längengraden von hinreichender Genauigkeit vorhanden, so würde sich daraus die Größe der Abplattung mit völliger Sicherheit herleiten lassen, da es aber hieran fehlt, so muß man sich jetzt damit begnügen, den Werth von α aus der Vergleichung eines Breitengrades mit einem Längengrade vorzunehmen. Indem Schmidt diese Berechnung mit den obigen Elementen vornimmt, findet er die Abplattung

$$\frac{1}{287{,}6}$$

also etwas größer als die Messungen von Meridianbogen gegeben hatten.

2) Pendelmessungen.

Die Gestalt der Erde und namentlich ihre Abplattung läßt sich noch auf eine andere Art herleiten, sodaß wenn wir die Größe eines Grades an einem Punkte bestimmt haben, daraus die Dimensionen sich von selbst ergeben. Es sind dieses die Schwingungen des Pendels. Messungen dieser Art lassen sich mit größerer Leichtigkeit und in einer weit kürzern Zeit vornehmen, als die eines Meridiangrades; aber auf der andern Seite haben hier kleine, leicht zu begehende Fehler einen sehr großen Einfluß auf das Endresultat.

Ich habe unter dem Artikel Pendel gezeigt, wie die Länge eines einfachen Pendels bestimmt werden kann, welches zu einer Oscillation im luftleeren Raume eine Secunde braucht; zugleich habe ich dort gezeigt, wie die Schwere auf dieses Element Einfluß hat, und das Historische dieser Bestimmungen. Ich will jetzt zeigen, wie die Abplattung der Erde aus der Vergleichung der Pendellängen in verschiedenen Breiten gefunden werden könne.

Ruhte die Erde und wäre sie eine vollkommene, allenthalben gleich dichte Kugel, so würde die Schwere (mit Ausnahme localer Anziehungen) allenthalben gleich sein und die Länge des Pendels, welches zu einer Oscillation eine Secunde erfodert, allenthalben denselben Werth besitzen. Da sich aber die Erde um ihre Axe dreht, so vermindert die dadurch entstehende Centrifugalkraft allenthalben die Gravitation, desto mehr, je schneller die Drehungsgeschwindigkeit ist, und am Äquator wird daher dasselbe Pendel sich langsamer bewegen, als in der Nähe der Pole, oder seine Länge muß am Äquator verkürzt werden, wenn es dort dieselbe Zeit zu einer Schwingung gebrauchen soll. Ich habe schon vorher erwähnt, daß Newton und Huygens von diesen Principen ausgehend noch vor Anstellung genauer Messungen aus diesem Satze die Behauptung herleiteten, daß die Erde ein an den Polen abgeplatteter Körper sei; ich werde später die Resultate einer solchen theoretischen Untersuchung mittheilen, hier, wo ich zuerst die Bestimmungen selbst geben will, genüge es, die Erfahrungen und die daraus folgenden Größen anzugeben.

Bezeichnen wir die geographische Breite eines Ortes mit ψ, die Schwere am Äquator mit G_0, mit γ das Verhältniß der Schwungkraft zur Schwere an demselben Orte, mit K die Abplattung der Erde und mit G die Schwere in der Breite ψ, so ist[66])

$$G = G_0 + \sin^2\psi \,.\, G_0(\tfrac{1}{2}\gamma - K).$$

66) Schmidt, Mathem. und phys. Geogr. I, 369.

Digitized by Google

Nun folgt aus der Lehre vom Pendel, daß für unendlich kleine Schwingungen im leeren Raume die Relation zwischen der Länge des Pendels l, und der Zeit t, welche dasselbe zu einer Schwingung gebraucht, durch die Gleichung

$$t = \pi \sqrt{\frac{l}{2g}}$$

bestimmt wird, wo π die Ludolph'sche Zahl bezeichnet (s. Pendel Nr. 3). Setzen wir t einer Secunde des mittleren Sonnentages gleich, und also $t = 1$, nehmen wir ferner G für $2g$, so wird

$$G = \pi^2 l,$$

der obige Ausdruck wird also

$$\pi^2 l = G_0 + \sin^2\psi \,.\, G_0(\tfrac{1}{2}\gamma - K).$$

An einem andern Orte in der Breite ψ_1 habe das Secundenpendel die Länge l_1, so wird ebenfalls

$$\pi^2 l_1 = G_0 + \sin^2\psi_1 (\tfrac{1}{2}\gamma - K) \,.\, G_0.$$

Aus diesen beiden Gleichungen folgt

$$\pi^2 (l - l_1) = (\tfrac{1}{2} G_0\gamma - K G_0)(\sin^2\psi - \sin^2\psi_1)$$

und

$$K G_0 = \tfrac{1}{2} G_0\gamma - \frac{\pi^2(l - l_1)}{\sin^2\psi - \sin^2\psi_1},$$

und hieraus folgt, in Verbindung mit einer der beiden obigen Gleichungen, sowol der Werth von K als der von G_0.

Wenn man auf diese Weise irgend zwei Messungen zusammenstellt, so läßt sich die Abplattung bestimmen. Da aber locale Störungen durch ungleiche Dichtigkeit, Beobachtungsfehler u. s. w. dabei Einfluß auf das Endresultat haben können, so scheint es zweckmäßig, die sämmtlichen Messungen, welche wir über diesen Gegenstand besitzen, dergestalt zu benutzen, daß die Abplattung und die Kraft der Schwere unter dem Äquator so bestimmt werden, daß die Summe der Quadrate der Unterschiede zwischen den beobachteten und berechneten Werthen ein Minimum werde.

Diese Aufgabe ist von Schmidt (a. a. O.) mit großer Sorgfalt und Umsicht gelöst worden. Er gab die Länge des Pendels in verschiedenen Breiten in englischen Zollen, und fand aus der Combination aller Beobachtungen, daß sie in der Breite ψ durch die Gleichung

$$l = 39,''015233 + 0,''202898 \,.\, \sin^2\psi$$

ausgedrückt werden könne. Für die Abplattung fand er

$$K = \frac{1}{288,20}$$

und endlich für die Schwere am Äquator

$$G_0 = 385,0649 \text{ engl. Zoll} = 30,10906 \text{ par. Fuß}.$$

Da jedoch seit der Zeit, wo Schmidt diese Untersuchung führte, die Länge des Pendels noch in einigen andern Gegenden gemessen ist, und da verschiedene Mathematiker die Ansicht aufgestellt haben, daß die Abplattung wol nicht in allen Breiten gleich sein möge, so scheint es mir zweckmäßig, alle mir bekannten Messungen gruppenweise zusammenzustellen und eine neue Bestimmung vorzunehmen; die Längen werde ich in Millimetern angeben, sowie diese Größen im Artikel Pendel mitgetheilt sind.

Es sei die beobachtete Pendellänge $= l$, der bei ihrer Bestimmung stattfindende Fehler $= \delta l$, so wird

$$\pi^2(l + \delta l) = G_0 + \tfrac{1}{2}\sin^2\psi\, G_0\gamma - K G_0 \sin^2\psi,$$

oder auch

$$\delta l = -l + \frac{G_0}{\pi^2} + \tfrac{1}{2}\sin^2\psi \,\frac{G\gamma_0}{\pi^2} - K \,.\, \frac{G_0}{\pi^2}\sin^2\psi.$$

Da sich ferner l am Äquator sehr wenig von 991 Millimetern entfernt, so können wir annähernd $G_0 = 991 \,.\, \pi^2$ setzen. Für K wollen wir $\frac{1}{300}$ annehmen, dann ist also

$$\frac{G_0}{\pi^2} = 991 + x$$

$$K = \frac{1}{300} + \frac{y}{991}$$

die Schwungkraft am Äquator, also die Größe $G_0\gamma$ ergibt sich aus dem Ausdrucke

$$G_0\gamma = \frac{4\pi^2}{T^2} \,.\, a,$$

wo a den Halbmesser des Äquators in Millimetern und T die Anzahl von Secunden der mittleren Sonnenzeit bezeichnet, welche die Erde gebraucht, um sich um ihre Axe zu drehen. Nun ist

$$a = 3271837,5 \text{ Toisen}.$$

Nach der definitiven Bestimmung der Commission, welche zur Regulirung des Maßsystems niedergesetzt war, ist die Länge des Meters gleich 0,513074 Toisen, folglich wird

$$a = 6376931,008 \text{ Meter}$$
$$= 6376931008 \text{ Millimeter}$$
$$\log . a = 9,8046117.$$

Ferner ist die Rotationszeit der Erde 0,99727 des mittleren Sonnentages, also

$$T = 86400 \,.\, 0,99727 \text{ Secunden},$$

daraus folgt

$$G_0\gamma = 33,90944 \text{ Millimeter}$$
$$\tfrac{1}{2}\frac{G_0\gamma}{\pi^2} = 8,5893,$$

mithin, wenn xy fortgelassen wird,

$$\delta l = 0 = -l + 991 + x\left(1 - \frac{\sin^2\psi}{300}\right) + 5,2860\sin^2\psi - y\sin^2\psi.$$

Hier ist $\frac{x\sin^2\psi}{300}$ eine sehr kleine Größe, und wenn wir sie daher fortlassen, so wird

$$\delta l = 0 = -l + 991 + 5,2860\sin^2\psi + x - y\sin^2\psi.$$

Ich will diese Gleichung auf die vorhandenen Messungen anwenden und aus diesen die Werthe von x und y herleiten. Wenn, wie es an mehren Punkten geschehen ist, mehre Beobachter die Pendellänge zu verschiedenen Zeiten gemessen haben, so will ich nicht das Mittel derselben nehmen, sondern ich will jede dieser Bestimmungen beibehalten.

Digitized by Google

Südliche Halbkugel bis 30° S.

Beobachter.	Ort.	Breite.	Pendellänge 991‴+‴
Freycinet	Malouinen	51° 35′ 18″	3,0657
Duperrey	daſelbſt	51. 31. 44	3,1925
Fallows	Vorgebirge der guten Hoffn.	33. 55. 56	1,5887
Freycinet	daſelbſt	33. 55. 15	1,5677
Freycinet	Port Jackſon	33. 51. 34	1,6260
Duperrey	daſelbſt	ib.	1,5879
Brisbane	Paramatta	33. 48. 43	1,5590
Dunlop	daſelbſt	daſ.	1,5730
Lütke	Valparaiſo	33. 2. 30	1,5178

Dieſe Beobachtungen geben die beiden Endgleichungen

$0 = + 0{,}5776 + 9x - 3{,}38745 \cdot y$

$0 = - 0{,}247653 - 3{,}38745 \cdot x + 1{,}41965 \cdot y,$

und hieraus folgt

$x = + 0{,}01 \cdot 6341$

$y = + 0{,}21393,$

mithin Länge des Secundenpendels am Äquator 991,016341 Millimeter Abplattung

$$K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}21393}{991} = \frac{1}{281{,}75}.$$

Südliche Halbkugel vom Äquator bis 30° S.

Beobachter.	Ort.	Breite.	Pendellänge 991 +
Freycinet	Rio Janeiro	22° 55′ 13″	0,6956
Foſter	daſ.	22. 55. 22	0,7137
Baſil Hall	daſ.	daſ.	0,7170
Duperrey	Isle de France	20. 9. 40	0,7707
Lütke	St. Helena	15. 54. 59	0,6035
Sabine	Bahia	12. 59. 21	0,2203
Sabine	Aſcenſion	7. 55. 48	0,1948
Duperrey	daſ.	7. 55. 9	0,1824
Sabine	Maranham	2. 31. 43	— 0,1025
Freycinet	Rawak	0. 1. 34	— 0,0534

Dieſe Beobachtungen geben die beiden Endgleichungen

$0 = - 0{,}03275 + 10x - 0{,}73951 \cdot y$

$0 = - 0{,}029141 - 0{,}73951x + 0{,}092078 \cdot y,$

und hieraus folgt

$x = + 0{,}065702$

$y = + 0{,}84415.$

Mithin wird Länge des Secundenpendels am Äquator 991,065702 Millimeter

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}84415}{991} = \frac{1}{238{,}95}.$$

Werden die ſämmtlichen Beobachtungen in der ſüdlichen Halbkugel zuſammengeſtellt, ſo werden die beiden Endgleichungen

$0 = + 0{,}54485 + 19x - 4{,}12696 \cdot y$

$0 = - 0{,}27679 - 4{,}12696 \cdot x + 1{,}51173 \cdot y,$

und hieraus folgt

$x = + 0{,}027259$

$y = + 0{,}25752$

alſo wird die Länge des Secundenpendels am Äquator 991,027259 Millimeter

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}25752}{991} = \frac{1}{278{,}32}.$$

Dieſe Abplattung iſt bedeutend größer als diejenige, welche die Meſſungen von Meridianbogen in der nördlichen Halbkugel gegeben hatten. Auffallend aber iſt beſonders die ſehr ſtarke Abplattung in der Nähe des Äquators. Jedoch zeigen hier mehre Meſſungen Anomalien, da in Maranham und Rawak die Länge des Pendels kleiner iſt, als die Beobachtungen an den übrigen Punkten andeuten, während in Rio Janeiro ebendieſe Größe einen bedeutenden Werth hat.

Nördliche Halbkugel vom Äquator bis 28° N.

Beobachter.	Ort.	Breite.	Pendellänge 991 +
Sabine	St. Thomas	0° 24′ 21″	0,1109
Baſil Hall	Gallopagos	0. 32. 19	0,0403
Lütke	Ualan	5. 21. 16	0,3043
Sabine	Sierra Leone	8. 29. 28	0,1073
Sabine	Trinidad	10. 38. 56	0,0609
Goldingham	Madras	13. 4. 9	0,2723
Lütke	Guaham	13. 26. 21	0,4277
Freycinet	daſ.	13. 27. 51	0,4520
Sabine	Jamaica	17. 56. 7	0,4725
Freycinet	Mowi	20. 52. 7	0,7850
Baſil Hall	San Blas	21. 32. 24	0,5633
Foſter	daſ.	daſ.	0,5903
Lütke	Boni	27. 4. 12	1,3773

Dieſe Beobachtungen führen zu den beiden Endgleichungen

$0 = - 0{,}58737 + 13x - 0{,}922576 \cdot y$

$0 = + 0{,}048470 - 0{,}922576x + 0{,}114515 \cdot y$

und aus dieſen folgt

$x = + 0{,}035362$

$y = - 0{,}13838.$

Mithin Länge des Secundenpendels am Äquator 991,035362

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} - \frac{0{,}13838}{991} = \frac{1}{313{,}19}.$$

Würde dagegen angenommen, daß die Erde in niedern Breiten auf beiden Seiten des Äquators ſymmetriſch gebaut wäre, und würden daher die ſämmtlichen Meſſungen zwiſchen 30° N. und 30° S. zuſammengeſtellt, ſo wären die Endgleichungen

$0 = - 0{,}62012 + 23x - 1{,}66209 \cdot y$

$0 = + 0{,}019329 - 1{,}66209x + 0{,}20660 \cdot y$

Digitized by Google

und hieraus folgt

$$x = + 0{,}048254$$
$$y = + 0{,}29464.$$

Mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
991,048254 Millimeter

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}29464}{991} = \frac{1}{275{,}44}.$$

Nördliche Halbkugel von 30° bis 50° N.

Beobachter.	Ort.	Polhöhe.	Pendellänge 991 +
Biot	Lipari	38° 28′ 37″	2,0792
Biot	Formentera	38. 39. 56	2,0697
Sabine	Neu-York	40. 42. 43	2,1586
Biot	Barcellona	41. 23. 15	2,2321
Duperrey	Toulon	43. 7. 20	2,3652
Biot, Mathieu	Figeac	44. 36. 45	2,4578
Biot, Mathieu	Bordeaux	44. 50. 26	2,4529
Biot	Fiume	45. 19. 0	2,5841
Biot	Padua	45. 24. 3	2,6073
Biot	Mailand	45. 28. 1	2,5476
Biot, Mathieu	Clermont	45. 46. 48	2,5823
Littrow	Wien	48. 12. 35	2,9483
Borda, Caſſini	Paris	48. 50. 14	2,8462
Biot, Bouvard	daſ.	daſ.	2,8668
Sabine, Kater	daſ.	daſ.	2,8606

Dieſe Beobachtungen geben die beiden Endgleichungen

$$0 = + 1{,}29484 + 15x - 7{,}38819 . y$$
$$0 = - 0{,}71626 - 7{,}38819x + 3{,}69038 . y,$$

und hieraus folgt

$$x = + 0{,}666491$$
$$y = 1{,}5284.$$

Mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
991,666491

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{1{,}5284}{991} = \frac{1}{205{,}09}.$$

Werden alle Beobachtungen vom Äquator bis zur Breite von 50° genommen, ſo werden die beiden Endgleichungen

$$0 = + 0{,}711144 + 28x - 8{,}310766 . y$$
$$0 = - 0{,}667790 - 8{,}310766x + 3{,}804895 . y,$$

und hieraus

$$x = + 0{,}0756386$$
$$y = + 0{,}33683,$$

mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
991,0756386

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}33683}{991} = \frac{1}{272{,}26}.$$

Beobachtungen zwiſchen 50° und 60° N.

Beobachter.	Ort.	Breite.	Pendellänge 991 +
Kater	Shanklin Farm	50° 37′ 24″	3,0470
Biot, Mathieu	Dünkirchen	51. 2. 10	3,0804
Kater	London	51. 31. 8	3,1234
Kater	Arbury Hill	52. 16. 55	3,2275
Beſſel	Berlin	52. 30. 16	3,2318
Lütke	St. Peter und Paul	53. 0. 53	3,3734
Kater	Clifton	53. 27. 43	3,3016
Schumacher	Altona	53. 32. 45	3,3520
Beſſel	Königsberg	54. 42. 50	3,4099
Kater	Fort Leith	55. 58. 37	3,5352
Biot	daſ.	daſ.	3,5310
Lütke	Sitcha	57. 2. 58	3,6200
Kater	Portſoy	57. 40. 59	3,6906
Swanberg, Cronſtrand	Stockholm	59. 20. 43	3,8059
Lütke	Petersburg	59. 56. 21	3,9100

Dieſe Beobachtungen geben die beiden Endgleichungen

$$0 = + 1{,}34702 + 15x - 9{,}94830 . y$$
$$0 = - 0{,}890052 - 9{,}94830 . x + 6{,}63066 . y,$$

und hieraus folgt

$$x = - 0{,}156957$$
$$y = - 0{,}10126,$$

mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
990,843043

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} - \frac{0{,}10126}{991} = \frac{1}{309{,}50}.$$

Von 60° bis 80° N.

Beobachter.	Ort.	Polhöhe.	Pendellänge 991 +
Sabine	Braſſa	60° 9′ 42″	3,9985
Kater	Unſt	60. 45. 25	3,9384
Biot	daſ.	daſ.	3,9457
Sabine	Drontheim	63. 25. 24	4,0132
Sabine	Hare Island	70. 26. 17	4,6370
Sabine	Hammerfeſt	70. 40. 5	4,5312
Foſter	Port Bowen	73. 13. 39	4,7724
Sabine	Grönland	74. 32. 19	4,7465
Sabine	Melville's Inſel	74. 47. 12	4,8560
Sabine	Spitzbergen	79. 49. 58	5,0359

Dieſe Beobachtungen führen zu den beiden Endgleichungen

$$0 = + 1{,}02504 + 10x - 8{,}59524 . y$$
$$0 = - 0{,}895132 - 8{,}59524x + 7{,}47161 . y,$$

und daraus folgt

Digitized by Google

$$x = + 0{,}041999$$
$$y = + 0{,}16812,$$

mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
991,041999 Millimeter

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}16812}{991} = \frac{1}{285{,}55}.$$

Werden die sämmtlichen Messungen in der nördlichen Halbkugel zusammengenommen, so finden wir die beiden Gleichungen

$$0 = + 3{,}08320 + 53x - 26{,}854306 . y$$
$$0 = - 2{,}452974 - 26{,}854306x + 17{,}907165 . y,$$

und daraus

$$x = + 0{,}046776$$
$$y = + 0{,}20713.$$

Mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
991,046776 Millimeter

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}20713}{991} = \frac{1}{282{,}31}.$$

Geben wir der ganzen Erde in beiden Halbkugeln denselben Bau, und verbinden daher die in beiden gemachten Messungen, so werden die beiden Gleichungen

$$0 = + 3{,}62805 + 72 . x - 30{,}981266 . y$$
$$0 = - 2{,}729768 - 30{,}981266 . x + 19{,}418895 . y,$$

und daraus folgt

$$x = + 0{,}0322113$$
$$y = + 0{,}19196,$$

mithin Länge des Secundenpendels am Äquator
991,032211

$$\text{Abplattung } K = \frac{1}{300} + \frac{0{,}19196}{991} = \frac{1}{283{,}54}.$$

Ehe ich eine Vergleichung dieser Größen vornehme, scheint es mir zweckmäßig, die Länge des Secundenpendels selbst in verschiedenen Breiten mitzutheilen. Nach dem oben gegebenen Ausdrucke ist

$$\frac{G_\psi}{\pi^2} = 991 + x = 991{,}046776$$

mithin

$$G_\psi = 9{,}77898 \text{ Meter.}$$

Die Länge des Secundenpendels in der Breite ψ war

$$l = 991 + x + (5{,}2860 - y) \sin^2\psi,$$

also wenn wir die Werthe von x und y setzen

$$l = 991{,}032211 + 5{,}09404 . \sin^2\psi$$
$$\log . 5{,}09404 = 0{,}7070623.$$

Vergleichen wir nun die Größe der Abplattung in den verschiedenen Gruppen, so finden wir

Von 30° bis 52° S. $K = \frac{1}{281{,}75}$

Von 30° S. bis 0 $K = \frac{1}{238{,}95}$

Von 0 bis 28 N. $K = \frac{1}{313{,}19}$

Von 30° N. bis 50° N. $K = \frac{1}{205{,}09}$

Von 50° N. bis 60° N. $K = \frac{1}{309{,}50}$

Von 60° bis 80° N. $K = \frac{1}{285{,}55}$

Diese Größen zeigen bedeutende Abweichungen von einander, und es ist daher mehrfach die Behauptung aufgestellt worden, daß die Krümmung der Erde nicht allenthalben gleich sei. So behauptet Biot[67]), daß die Abplattung der Erde von 0 bis 45° im Mittel $\frac{1}{276{,}38}$, von 45° bis 90° aber $\frac{1}{306{,}33}$ und von 0 bis 90° $\frac{1}{290{,}59}$ sei, und für die Länge des Secundenpendels gibt er folgende Ausdrücke

von 0° bis 45°: $991{,}027015 + 4{,}986672 . \sin^2\psi$
von 45 bis 90: $991{,}027015 + 5{,}337224 . \sin^2\psi$
von 0 bis 90: $991{,}027015 + 5{,}161948 . \sin^2\psi$.

Da es mir nicht möglich war, die Arbeit von Biot selbst zu vergleichen, so kann ich auch nicht sagen, welche Messungen er benutzt habe; da ich indessen die Längen des Pendels aus der Arbeit von Muncke entnommen und diesen noch die Bestimmungen von Wien und Berlin hinzugefügt habe, so bezweifle ich, daß er mehr numerische Größen zum Grunde gelegt habe, als ich; außerdem macht es mir der übereinstimmende Werth des Secundenpendels am Äquator in allen drei Gruppen sehr wahrscheinlich, daß er von einer bestimmten Länge an dem letzteren ausgegangen sei und darnach die Abplattung bestimmt habe.

Zeigen nun die von mir vorher gegebenen Werthe der Abplattung in einzelnen Gruppen schon bedeutende Verschiedenheiten, so würden diese noch bedeutender ausgefallen sein, wenn ich noch geringere Breitendifferenzen genommen hätte. Wäre die Erde wirklich kein vollkommnes Sphäroid, so scheinen mir die Pendelmessungen, welche bis jetzt vorhanden sind, doch keinen bestimmten Beweis für diese Abweichungen zu liefern, vielmehr glaube ich, daß letztere ihren Grund darin haben, daß die Bestimmung dieser Länge selbst noch Manches zu wünschen übrig läßt. Es scheint mir daher zweckmäßig, die gemessenen Längen mit den Werthen zu vergleichen, welche der Ausdruck

$$l = 991{,}032211 + 5{,}09404 \sin^2\psi$$

gibt.

Beobachter.	Ort.	Pendellänge 990 + Beobachtet.	Pendellänge 990 + Berechnet.	Unterschied. Länge.	Unterschied. Zeit.
Freycinet	Malouinen	4,0657	4,1598	+ 0,0941	4",10
Duperrey	daſ.	4,1925	4,1547	— 0,0378	+ 1,65
Fallows	Cap	2,5887	2,6195	+ 0,0308	— 1,34
Freycinet	daſ.	2,5677	2,6186	+ 0,0509	— 2,22
Freycinet	Port Jackson	2,6260	2,6135	— 0,0125	+ 0,55
Duperrey	daſ.	2,5879	2,6135	+ 0,0256	— 1,12
Brisbane	Paramatta	2,5590	2,6096	+ 0,0506	— 2,21
Dunlop	daſ.	2,5730	2,6096	+ 0,0366	— 1,60

67) Mém. de l'Acad. des Sc. VIII, 1 bei Muncke in Gehler's Wörterb. VII, 372.

Digitized by Google

Beobachter.	Ort.	Pendellänge 990 + Beobachtet.	Berechnet.	Unterschied. Länge.	Zeit.
Lütke	Valparaiso	2,5178	2,5466	+ 0,0288	— 1,26
Freycinet	Rio Janeiro	1,6956	1,8048	+ 0,1089	— 4,75
Foster	daſ.	1,7137	1,8050	+ 0,0913	— 3,98
Basil Hall	daſ.	1,7170	1,8050	+ 0,0880	— 3,84
Duperrey	Isle de France	1,7707	1,6337	+ 0,1370	— 5,97
Lütke	St. Helena	1,6035	1,4153	— 0,1882	+ 8,20
Sabine	Bahia	1,2203	1,2896	+ 0,0693	— 3,02
Sabine	Ascension	1,1948	1,1292	— 0,0656	+ 2,87
Duperrey	daſ.	1,1824	1,1289	— 0,0535	+ 2,33
Sabine	Maranham	0,8975	1,0421	+ 0,1446	— 6,32
Freycinet	Rawack	0,9466	1,0323	+ 0,0857	— 3,74
Sabine	St. Thomas	1,1109	1,0325	— 0,0784	+ 3,42
Basil Hall	Gallopagos	1,0403	1,0327	— 0,0076	+ 0,33
Lütke	Ualan	1,3043	1,0766	— 0,3277	+ 14,30
Sabine	Sierra Leone	1,1073	1,1432	+ 0,0359	— 1,56
Sabine	Trinidad	1,0609	1,2062	+ 0,1453	— 6,33
Goldingham	Madras	1,2723	1,2927	+ 0,0204	— 8,89
Lütke	Guaham	1,4277	1,3074	— 0,1203	+ 5,23
Freycinet	daſ.	1,4520	1,3084	— 0,1436	+ 6,28
Sabine	Jamaica	1,4725	1,5153	+ 0,0428	— 1,87
Freycinet	Mowi	1,7850	1,6786	— 0,1064	+ 4,62
Basil Hall	San Blas	1,5633	1,7189	+ 0,1556	— 6,80
Foster	daſ.	1,5903	1,7189	+ 0,1286	— 5,62
Lütke	Boni	2,3773	2,0872	— 0,2901	+ 12,64
Biot	Lipari	3,0792	3,0043	— 0,0749	— 3,27
Biot	Formentera	3,0697	3,0206	— 0,0491	+ 2,14
Sabine	New-York	3,1586	3,1994	+ 0,0408	— 1,78
Biot	Barcellona	3,2321	3,2589	+ 0,0268	— 1,17
Duperrey	Toulon	3,3652	3,4121	+ 0,0469	— 2,04
Biot, Mathieu	Figeac	3,4578	3,5448	+ 0,0870	— 3,79
Biot, Mathieu	Bordeaux	3,4529	3,5651	+ 0,1122	— 4,89
Biot	Fiume	3,5841	3,6074	+ 0,0233	— 1,02
Biot	Padua	3,6073	3,6149	+ 0,0076	— 0,33
Biot	Mailand	3,5476	3,6207	+ 0,0731	— 3,19
Biot, Mathieu	Clermont	3,5823	3,6486	+ 0,0663	— 2,89
Littrow	Wien	3,9483	3,8640	— 0,0843	+ 3,68
Borda, Cassini	Paris	3,8462	3,9193	+ 0,0721	— 3,14
Biot, Bouvard	daſ.	3,8668	3,9193	+ 0,0525	— 2,29
Sabine, Kater	daſ.	3,8606	3,9193	+ 0,0587	— 2,56
Kater	Shanklin Farm	4,0470	4,0760	+ 0,0290	— 1,26
Biot, Mathieu	Dünkirchen	4,0804	4,1119	+ 0,0315	— 1,37
Kater	London	4,1234	4,1536	+ 0,0302	— 1,33
Kater	Arbury Hill	4,2275	4,2197	— 0,0078	+ 0,34
Bessel	Berlin	4,2318	4,2388	+ 0,0070	— 0,31
Lütke	St. Peter u. Paul	4,3734	4,2825	— 0,0909	+ 3,96
Kater	Clifton	4,3016	4,3207	+ 0,0191	— 0,83
Schumacher	Altona	4,3520	4,3278	— 0,0242	+ 1,05
Bessel	Königsberg	4,4099	4,4264	+ 0,0165	— 0,72
Kater	Fort Leith	4,5352	4,5315	— 0,0057	+ 0,25
Biot	daſ.	4,5310	4,5315	+ 0,0005	— 0,02
Lütke	Sitcha	4,6200	4,6192	— 0,0008	+ 0,03
Kater	Portsoy	4,6906	4,6704	— 0,0202	+ 0,88
Swanberg	Stockholm	4,8059	4,8019	— 0,0040	+ 0,17
Lütke	Petersburg	4,9100	4,8480	— 0,0620	+ 0,27
Sabine	Brassa	4,9985	4,8652	— 0,1333	+ 5,67
Kater	Unst	4,9384	4,9106	— 0,0278	+ 7,76
Biot	daſ.	4,9457	4,9106	— 0,0351	+ 1,53
Sabine	Drontheim	5,0132	5,1072	+ 0,0940	— 4,10
Sabine	Hare Island	5,6370	5,5552	— 0,0818	+ 3,57
Sabine	Hammerfest	5,5312	5,5680	+ 0,0368	— 1,60
Foster	Port Bowen	5,7724	5,7021	— 0,0703	+ 3,07
Sabine	Grönland	5,7465	5,7642	+ 0,0177	— 0,77
Sabine	Melville's Insel	5,8560	5,8191	— 0,0369	+ 1,61
Sabine	Spitzbergen	6,0359	5,9675	— 0,0684	+ 2,98

Ich habe in der obigen Tafel die Abweichungen zwischen den beobachteten und berechneten Werthen auf eine doppelte Weise ausgedrückt, zuerst nämlich durch die Länge des Pendels selbst; sodann habe ich annähernd diesen Unterschied in Zeit ausgedrückt. Um diese Größe zu finden, habe ich dem Secundenpendel am Äquator die Länge von 991,013 Millimetern gegeben; dieses macht im mittleren Sonnentage 86400 Schwingungen; geben wir dem Pendel die Länge von 991,113, so läßt sich die Zahl s von Schwingungen, welche es während des Tages macht, durch die Proportion

$$991{,}013 : 991{,}113 = \frac{1}{s^2} : \frac{1}{(86400)^2}$$

ausdrücken, und daraus ergibt sich, daß ein einfaches Pendel, dessen Länge um 0,1 Millimeter größer geworden ist, täglich 4,36 Schwingungen weniger macht, als das Secundenpendel. Um nun überhaupt die Abweichung zwischen der beobachteten und berechneten Pendellänge in Zeit auszudrücken, würde nöthig sein, daß ich an jedem Orte die berechnete Pendellänge zum Grunde legte und den Werth von s nach der obigen Proportion ausdrückte; da es sich hier indessen nur um eine Annäherung handelt, hat es mir genügend geschienen, die sämmtlichen Differenzen mit 4,36 zu multipliciren, wodurch nur eine Abweichung in der zweiten Decimalstelle von dem Resultate einer schärferen Rechnung entsteht. Auf diese Weise finden wir, daß die Unterschiede selbst 10 Secunden in Zeit übersteigen können.

Mehre Ursachen tragen zu diesen Abweichungen das Ihrige bei. Die Untersuchungen, welche besonders Laplace, Young, Bessel u. A. über das Secundenpendel angestellt haben, machen es wahrscheinlich, daß, wenn wir mit demselben Apparate an verschiedenen Orten beobachten und namentlich das unveränderliche Pendel daselbst anwenden, es sehr wohl geschehen kann, daß wir an dem einen von ihnen das Verhältniß der Schwere mit großer Schärfe finden, während wir an einem zweiten eine davon abweichende Größe finden, obgleich mehre Beobachtungsreihen an dem letzteren völlig übereinstimmen. Wenn das Lager, auf welchem die Schneiden ruhen, etwas, wenn auch nur wenig, von der horizontalen Stellung abweicht, wenn die Are ein wenig schief auf diesen Unterlagen ruht, so können daraus Fehler von mehren Secunden entstehen, wie dieses namentlich Lubbock nachgewiesen hat. Ist aber besonders bei den auf Reisen benutzten Apparaten einmal ein Fehler bei der Aufstellung begangen, so bleibt dieser in allen daselbst gemachten Messungen übrig.

Sodann bedürfen bekanntlich die Messungen selbst mehrer Correctionen. Die erste betrifft die Ausdehnung des Metalles wegen der Temperaturänderung. Vergleichen wir die von verschiedenen Beobachtern gefundenen Größen für dieses Element, so finden wir bei demselben Körper so verschiedene Angaben, daß wir wol kaum annehmen dürfen, daß bloße Beobachtungsfehler Ursache davon seien. Besonders gilt dieses von dem Messing, dessen ungleiche, von verschiedenen Beobachtern gefundene, Ausdehnung gewiß zum Theil in der chemischen Zusammensetzung zu suchen ist. Da nun die meisten Pendel aus

Digitized by Google

dem letzteren Metalle bestehen, so können dadurch Fehler entstehen, daß man nicht bei jedem Individuum selbst die Ausdehnung aufsucht, sondern die von irgend einem Beobachter gefundene Größe nimmt.

Wichtiger dagegen ist die Reduction auf den leeren Raum. Wie Bessel und später Baily zeigte, so ist die ganze ältere Theorie des Widerstandes der Luft und namentlich seine Einwirkung auf die Änderung der Länge des Pendels unrichtig. Obgleich schon Buat vor der ältesten genaueren Messung von Borda auf die wahren Umstände hierbei aufmerksam machte, so wurden seine Bemerkungen doch übersehen, und Bessel mußte, wie sich Baily sehr wahr ausdrückt, die wahren Gesetze aufs Neue entdecken. Wären nun alle früheren Pendel von derselben Construction und wäre allenthalben bei derselben Dichtigkeit der Luft beobachtet, so würde der Fehler constant sein und das Verhältniß der Pendellängen würde nahe dasselbe bleiben. Da jedoch bei einem Pendel der Fehler größer ist als bei einem andern, so wird der Einfluß derselben auf das Endresultat nicht vollständig aufgehoben.

Wenn ferner die gebrauchten Normalmaße nicht ganz richtig waren, so wird auch hieraus ein Fehler entstehen. Glücklicherweise sind nur wenige Messungen unter günstigen Umständen direct gemacht worden; bei den meisten wurde ein unveränderliches Pendel genommen und die Oscillationen desselben an den einzelnen Orten beobachtet. War nun die Länge des Pendels an dem einen von ihnen bekannt, so konnte daraus dieses Element an den übrigen bestimmt werden. So einfach dieses Verfahren ist, so darf doch nicht dabei übersehen werden, daß ein Fehler, welcher an dem Punkte der Abreise begangen wird, sich an allen übrigen Orten wiederholt. Vergleichen wir nun namentlich die Messungen, welche derselbe Beobachter an verschiedenen Punkten gemacht hat, so zeigen sich oft Anomalien, die ich vorzugsweise aus diesem Umstande abzuleiten geneigt bin. Nehmen wir z. B. die von Lütke, so finden wir folgende Abweichungen in Zeit:

Valparaiso	— 1″,26
St. Helena . . .	+ 8,20
Ualan	+ 14,30
Guaham	+ 5,23
Boni	+ 12,64
Petropaulowsk . .	+ 2,96
Sitcha	+ 0,03
Petersburg	+ 0,27,

also fast sämmtliche Differenzen mit dem Zeichen + behaftet. Ganz etwas Ähnliches gilt von den Messungen von Biot. Wir finden nämlich

Lipari	— 3″,27
Formentera . . .	+ 2,14
Barcellona	— 1,17
Figeac	— 3,79
Bordeaux	— 4,89
Fiume	— 1,02
Padua	— 0,33
Mailand	— 3,19
Clermont	— 2,89
Paris	— 2,29
Dünkirchen . . .	— 1,37
Fort Leith	— 0,02
Unst	+ 1,53.

Auch hier haben fast die sämmtlichen Differenzen dasselbe Zeichen, sodaß vielleicht bei der Reduction oder der Messung irgend ein constanter Fehler übriggeblieben ist. Die Messungen anderer Beobachter dagegen zeigen bald positive, bald negative Differenzen. So will ich die von Sabine mit großer Umsicht gemachten nehmen. Hier finden wir

Bahia	— 3,02
Ascension	+ 2,87
Maranham . . .	— 6,32
St. Thomas . .	+ 3,42
Sierra Leone . .	— 1,56
Trinidad	— 6,33
Jamaica	— 1,87
New-York . . .	— 1,78
Paris	— 2,56
Brassa	+ 5,67
Drontheim . . .	— 4,10
Hare Island . .	+ 3,57
Hammerfest . . .	— 1,60
Grönland	— 0,77
Melville's Insel	+ 1,61
Spitzbergen . . .	+ 2,98.

Hier also zeigt sich durchaus keine Abweichung nach der einen oder nach der andern Seite.

Vergleichen wir endlich die Messungen, welche verschiedene Beobachter an demselben Orte gemacht haben, so zeigen sich darin nicht selten bedeutende Differenzen. Nehmen wir die Abweichungen in Zeit, so haben wir

Malouinen,	Freycinet	—4,″10
. . . . .	Duperrey	+ 1,65
Cap	Fellows	— 1,34
. . . . .	Freycinet	— 2,22
Port Jackson,	Freycinet	+ 0,55
. . . . .	Duperrey	— 1,12
Paramatta,	Brisbane	— 2,21
. . . . .	Dunlop	— 1,60
Rio Janeiro,	Freycinet	— 4,75
. . . . .	Foster	— 3,98
. . . . .	Basil Hall	— 3,84
Ascension,	Sabine	+ 2,87
. . . . .	Duperrey	+ 2,33
San Blas,	Basil Hall	— 6,80
. . . . .	Foster	— 5,62
Paris,	Borda	— 3,14
. . . . .	Biot	— 2,29
. . . . .	Sabine	— 2,56
Forth Leith,	Kater	+ 0,25
. . . . .	Biot	— 0,02
Unst,	Kater	+ 7,76
. . . . .	Biot	+ 1,53

Der Unterschied zwischen den von zwei Beobachtern erhaltenen Resultaten kann also bis zu mehr als 6

Digitized by Google

Secunden im Tage steigen, wie dieses auf Unst und den Malouinen der Fall ist. Da Duperrey und Freycinet mit unveränderlichen Pendeln beobachteten, so könnte man glauben, daß in ihren Apparaten eine constante Verschiedenheit sei, aber vergleichen wir die Messungen derselben beiden Beobachter in Port Jackson, so zeigt sich eine weit geringere Verschiedenheit, und zwar haben die Differenzen das entgegengesetzte Zeichen als auf den Malouinen. Ganz dasselbe zeigt eine Vergleichung der Beobachtungen von Kater und Biot, welche jeder mit demselben Apparate in Leith und auf Unst anstellte, denn während dort der Unterschied zwischen den Abweichungen beider etwa ¼ Secunde beträgt, ist er an letzterem Orte mehr als 6 Secunden größer.

Diese Thatsachen zeigen hinreichend, daß selbst die neuesten Pendelmessungen noch mit einer Unsicherheit behaftet sind, welche bis zu mehren Secunden in Zeit, fast 0,1 Millimeter, steigen kann; da nun der Unterschied der Längen am Äquator und am Pole nur etwa fünf Millimeter beträgt, so ist einleuchtend, daß eine kleine Abweichung von der wahren Pendellänge einen großen Einfluß auf das Endresultat haben muß.

Ich habe es für nöthig gehalten, diese Bemerkungen über die Sicherheit der Beobachtungen voraufzuschicken, weil mehre Mathematiker, wie Schmidt [68]), es nicht für wahrscheinlich halten, daß Fehler von mehren Secunden in Zeit bei diesen Messungen vorkommen können. Man ist vielmehr geneigt, dieselben zum Theil aus einer Verschiedenheit in der Dichtigkeit der Erdrinde an verschiedenen Punkten abzuleiten. Die ganze Theorie von der Bestimmung der Abplattung der Erde vermittels der Pendelbeobachtungen setzt nämlich voraus, daß die Erde ein elliptisches Sphäroid sei, auf welchem sich die Schwere regelmäßig vom Pole gegen den Äquator ändert. Diese Theorie erfodert aber eine gleichförmige Dichtigkeit der Erdrinde. Gesetzt nun, die letztere habe an einem Orte eine weit größere Dichtigkeit, so wird, da die Anziehung sich umgekehrt verhält wie das Quadrat der Entfernung, die Gravitation hier größer sein und das Pendel muß also hier verlängert werden, falls es im Tage 86400 Schwingungen machen soll. An einem Orte dagegen, wo die Dichtigkeit der Rinde bis zu bedeutender Tiefe kleiner ist als im Mittel, ist die Gravitation geringer und das Secundenpendel also kürzer.

Schon als Kater und Sabine ihre Messungen in England an verschiedenen Punkten machten, welche bei der Gradmessung als Hauptpunkte der Triangulation gedient hatten, fanden sie Abweichungen, welche zugleich mit der Gradmessung eine ungleiche Dichtigkeit erwiesen. Späterhin machte Sabine bei seiner größeren Reise, welche er Behufs der Bestimmung der Pendellänge machte, wieder darauf aufmerksam. Untersucht man nämlich die Fehler der Pendellängen, so findet man, daß die beobachteten Werthe kleiner sind als die berechneten, wenn die Erdrinde eine große Dichtigkeit hat. Wir finden an den von ihm beobachteten Punkten folgende Abweichungen:

Bahia	Abweichung	+ 0,0693,	tiefe Erde über Sandstein.
Ascension	„	— 0,0656,	vulkanischer Felsen.
Maranham	„	+ 0,1446,	angeschwemmtes Land.
St. Thomas	„	— 0,0784,	Basaltfelsen.
Sierra Leone	„	+ 0,0359,	schnell verwitternder Granit.
Trinidad	„	+ 0,1453,	angeschwemmtes Land.
Jamaica	„	+ 0,0428,	Kalk.
New-York	„	+ 0,0408,	Sand von 100 Fuß Tiefe auf Serpentin.
Drontheim	„	+ 0,0940,	Thon auf Glimmerschiefer.
Hammerfest	„	+ 0,0368,	Glimmerschiefer.
Grönland	„	+ 0,0177,	Sandstein.
Spitzbergen	„	— 0,0684,	Quarzfelsen.

Hier haben die dichteren vulkanischen Gesteine allemal eine Pendellänge, welche kleiner ist als die berechnete, und welche mithin einer größeren Gravitation entspricht; da wir jedoch nur bis zu einer mäßigen Tiefe die Beschaffenheit des Bodens angeben können, so scheint es mir voreilig, über alle Anomalien hieraus urtheilen zu wollen.

Unter den neueren Messungen über das Verhältniß der Schwere in verschiedenen Breiten will ich nur noch diejenigen erwähnen, welche Parrot auf seiner Reise nach dem Ararat anstellte, und welche in der Folge von Struve berechnet wurden [69]). Er beobachtete ein unveränderliches Pendel an verschiedenen Punkten und fand folgende Größen:

Ort.	Polhöhe.	Meereshöhe. Toisen.	Zahl der Schwingungen des Pendels im leeren Raume bei 16° C.
Dorpat	58° 22′ 51″	24	110921,22 = A_1
Tiflis	41. 41. 27	198	110829,88 = B_1
Ararat	39. 46. 12	997	110799,46 = C_1

Um diese Größen auf das Niveau des Meeres zu reduciren, nimmt Struve die Gleichung

$$Y = Y_1\left(1 + \frac{h}{R}\right) = Y_1 + \frac{h}{R}\,Y_1 = Y_1 + \tau,$$

wo Y die Zahl von Schwingungen bezeichnet, welche das Pendel an der Meeresfläche macht, Y_1 die Zahl derselben in der Höhe h und R den Halbmesser der Erde, welchen er zu 3272000 Toisen nimmt. Dadurch wird für Dorpat $\tau = 0{,}81$, für Tiflis $\tau = 6{,}71$, für den Ararat $\tau = 33{,}76$ und es gehen die Schwingungen in folgende über

$$A = 110922{,}03$$
$$B = 110836{,}59$$
$$C = 110833{,}20.$$

68) Mathem. und phys. Geogr. I, 385.

69) F. Parrot, Reise zum Ararat II, 65.

Digitized by Google

Für die Abplattung geben

Dorpat und Tiflis $\frac{1}{312,5}$

Dorpat und Ararat $\frac{1}{279,3}$.

Struve hält es aber für zweckmäßiger, aus diesen Versuchen nicht sowol die Abplattung selbst herzuleiten, sondern zu zeigen, wie nahe das Verhältniß der Schwere in Dorpat und an den beiden andern Orten mit demjenigen übereinstimmt, welches aus den anderweitig bekannten Pendelversuchen folgt. Er nimmt deshalb den Ausdruck, welchen Schmidt in seiner mehrfach erwähnten Arbeit entwickelt, wornach die Länge des Secundenpendels in englischen Zollen durch die Gleichung

$$L = 39{,}015233 + 0{,}202898 \cdot \sin^2\varphi$$

ausgedrückt wird. Sind daher A und B die Schwingungen des constanten Pendels in den Breiten φ und φ_1, so erhält man

$$B' = A' \cdot \frac{39{,}015233 + 0{,}202898 \cdot \sin^2\varphi_1}{39{,}015233 + 0{,}202898 \cdot \sin^2\varphi}.$$

Setzt man für Dorpat A = 110922,03 als gegeben voraus, so findet sich

	Durch Rechnung.	Beobachtet.	Unterschied.
Tiflis	B = 110841,02	110836,59	— 4,43
Ararat	C = 110831,49	110833,20	+ 1,71

Nehmen wir aus beiden das Mittel, so ergibt sich der Unterschied 1,36 Schläge nahe $\frac{1}{80000}$ des Ganzen oder in Tiflis allein $\frac{1}{25000}$ des Ganzen. Hieraus folgt also, daß das beobachtete Verhältniß der Schwere in Dorpat und in Tiflis und am Ararat im Mittel nur $\frac{1}{40000}$ oder, wenn wir Tiflis allein betrachten, um $\frac{1}{12500}$ von dem aus den übrigen Pendelversuchen gefolgerten abweicht. Die bisherigen Versuche sind fast alle in der Nähe der Weltmeere angestellt. Der Kaukasus und Ararat liegen aber fast genau im Schwerpunkte des aus Europa, Asien und Afrika bestehenden alten Continentes, und wir folgern daher, daß die Veränderung der Schwere an der Oberfläche der Erde im Innern des alten Continentes fast genau dieselbe ist, wie sie bisher in der Nähe des Oceanes beobachtet wurde.

Für die Größe der Abplattung haben wir daher die beiden folgenden Größen:

Meridianbogen $\frac{1}{297,48}$,

Pendelmessungen $\frac{1}{283,54}$.

Da es jedoch scheint, daß die Gradmessungen ein größeres Vertrauen verdienen, indem bei ihnen die Abweichungen keinen so bedeutenden Werth erreichen, so scheint es, daß diese den Vorzug verdienen; auf keinen Fall aber scheint es mir wahrscheinlich, daß die Pendelmessungen bis jetzt schon genügen, um Anomalien in der Abplattung anzugeben und jedenfalls ist eine größere Zahl von Beobachtungen in verschiedenen Gegenden nöthig, wenn die Fehler, welche theils hier, sowie bei jeder andern Messung unvermeidlich sind, theils von anomalen Attractionen herrühren, entfernt werden sollen.

Da eine jede genaue Messung die Resultate aus früheren Beobachtungen modificirt, oder ihnen doch ein größeres Gewicht gibt, so scheint es mir weniger nöthig, die älteren Bestimmungen hier anzugeben; ebendieses gilt auch von den Pendelmessungen. Eine vollständige Tafel aller derjenigen, welche vor Borda gemacht sind, findet sich in dem Artikel Pendel in der neuen Ausgabe von Gehler's physikalischem Wörterbuche; dort, sowie in dem Artikel Erde ist zugleich das Resultat der früheren Untersuchungen über die Gestalt der Erde gegeben; es genüge hier die Bemerkung, daß die meisten dieser Bestimmungen um den Werth $\frac{1}{300}$ schwanken, indem sie bald größer, bald kleiner sind.

3) Theoretische Bestimmungen.

Es ist schon mehrfach erwähnt, daß Newton und Huyghens bereits zu einer Zeit, wo noch keine genaue Gradmessung vorgenommen war, die Behauptung aufstellten, daß die Erde an den Polen abgeplattet sei; die Resultate, welche beide gaben, wichen jedoch sehr von einander ab [70]).

Newton betrachtet die Erde als ein homogenes Fluidum, welches sich um eine Axe dreht, und dessen Theile sich mit einer Kraft anziehen, die sich umgekehrt verhält wie das Quadrat der Entfernung. Er nimmt nun an, daß diese Masse im Zustande des Gleichgewichtes die Gestalt eines Umdrehungsellipsoids annimmt, und sucht unter dieser Voraussetzung das Verhältniß der Axe zum Durchmesser des Äquators. Deshalb geht er von communicirenden Röhren aus, welche am Mittelpunkte zusammentreffen, und von denen die eine am Pole, die andere am Äquator an die Oberfläche tritt, und untersucht die Erscheinungen, die hier im Falle gleicher Drucke stattfinden. Denkt man sich nun das Ellipsoid in unendlich dünne und ähnliche Schichten getheilt, so wird die Schwere an den Polen dieser Schichten den kleinen Axen proportional sein, wobei er den merkwürdigen Satz aufstellt, daß ein Punkt, welcher sich in einem hohlen Ellipsoide befindet, dessen innere und äußere Flächen ähnlich sind und ähnlich liegen, von allen Seiten gleich angezogen wird. Auf der Oberfläche einer dieser Schichten haben die höher liegenden Schichten keinen Einfluß auf die Schwere und diese ist daher ebenso groß, als am Pole des Ellipsoids, welches durch die Oberfläche dieser Schicht begrenzt wird. Hieraus folgt, daß die Gravitation von Punkten, welche eine

70) Die folgenden historischen Bemerkungen hauptsächlich nach *Laplace*, Mécanique céleste V, 2.

Digitized by Google

ähnliche Lage auf der Oberfläche von homogenen, ähnlichen und gleich dichten Körpern haben, sich wie lineare und ähnliche Dimension dieser Körper verhält. Denn da die Anziehung gleich der Masse dividirt durch das Quadrat der Entfernung ist, so ist sie in Betreff der Fläche nur von einer Dimension. Daraus folgt, daß das Gewicht der Säule am Pole als Summe der Schweren auf den Oberflächen der verschiedenen Schichten gleich dem Producte der Schwere am Pole mit der halben Länge dieser Säule, oder mit dem Viertel der Polarare ist. Auf eine ähnliche Weise wird das Gewicht der Säule am Äquator gleich dem Producte der Schwere am Äquator mit dem Viertel des Durchmessers. Denn die Schwere am Äquator ist gleich der um die Centrifugalkraft verminderten Gravitation, aber die Centrifugalkraft vermindert sich gegen den Mittelpunkt ebenso, wie die Schwere im Verhältnisse des Abstandes von diesem Punkte. Im Zustande des Gleichgewichtes ist mithin das Product der Schwere am Pole mit der Polarare gleich dem Producte der Schwere am Äquator mit dem Durchmesser des letzteren. Newton betrachtet nun ein Umdrehungsellipsoid, dessen Axe zum Durchmesser des Äquators in dem Verhältnisse 100 : 101 steht, und findet nun, daß die Schwere am Pole desselben sich zu der Schwere auf der Oberfläche einer Kugel vom Durchmesser 100 verhält, wie 126 : 125. Um die Schwere an einem Punkte A des Äquators desselben Ellipsoides zu erhalten, betrachtet er eine Kugel, welche mit dem Ellipsoid denselben Mittelpunkt und einen Durchmesser von 101 Theilen hat, also durch den Punkt A geht; vermindert man nun einen der Durchmesser, welche senkrecht auf dem durch A gehenden stehen, um einen Theil, sodaß dieser so verminderte Durchmesser die Axe eines Umdrehungsellipsoides wird, welches durch denselben Punkt geht, so liegt dieser Punkt im Äquator des Ellipsoides. Vermindert man ferner den Durchmesser der Kugel, welcher senkrecht auf den beiden ersten steht, um einen Theil, so erhält man ein zweites Ellipsoid, in dessen Äquator A ebenfalls liegt. Ändert man zugleich die beiden letzteren Durchmesser, so erhält man ein Umdrehungsellipsoid, von welchem A der Pol ist, und dessen Umdrehungsaxe 101 Theile, dessen Äquator aber 100 enthält. Auf letzterem verhält sich die Schwere am Pole zu der Schwere auf der Oberfläche der Kugel, dessen Durchmesser 101 beträgt, wie 125 zu 126. Aber wegen der sehr kleinen Änderungen beider Größen ist die Verminderung der Schwere, welche von der gleichzeitigen Verminderung beider Durchmesser herrührt, gleich der Summe der Verminderungen der Schwere, wenn man den dritten Durchmesser ohne Änderung des zweiten vermindert; und diese Summe ist das Doppelte von dem Überschusse der Schwere auf der Oberfläche der Kugel, deren Durchmesser aus 101 Theilen besteht, über die Schwere am Äquator des Ellipsoides, in welchem der Durchmesser des Äquators 101 Theile, die polare Axe 100 Theile enthält. Hieraus folgt, daß dieser Überschuß $\frac{1}{2} \cdot \frac{1}{126}$ von der Schwere an der Oberfläche dieser Kugel beträgt. Aber diese Schwere verhält sich zur Schwere auf der Oberfläche der Kugel, deren Halbmesser 100 Theile beträgt, wie 101 zu 100; daraus folgt, daß die Schwere am Pole des ursprünglich angenommenen Ellipsoides sich zu der Schwere am Äquator verhält wie $\frac{126}{125} . 100$ zu $\frac{125\frac{1}{4}}{126} . 101$ oder nahe wie 501 : 500. Bezeichnet man mit φ das Verhältniß der Centrifugalkraft zu der Schwere am Äquator, so stehen die Schwere am Pole und am Äquator des Ellipsoides in dem Verhältnisse von 501 zu $500(1-\varphi)$. Werden diese Werthe der Schwere mit respective den Längen der flüssigen Säulen oder mit 100 und 101 multiplicirt, so sind die Producte proportional mit den Gewichten dieser Säulen. Für den Fall des Gleichgewichtes sind also $501 . 100$ und $500 . 100 (1-\varphi)$ einander gleich, und dieses gibt sehr nahe $\varphi = \frac{4}{500}$ oder $\frac{4}{5}$ von der Abplattung $\frac{1}{100}$ des angenommenen Ellipsoides. Es ist also überhaupt die Abplattung eines Ellipsoides, welches wenig von der Kugel abweicht, $\frac{4}{5}$ von dem Verhältnisse der Centrifugalkraft zur Schwere am Äquator, und da das letztere bei der Erde $\frac{1}{289}$ ist, so folgt daraus eine Abplattung von $\frac{1}{230}$. Vom Äquator gegen die Pole wächst die Schwere wie das Quadrat des Sinus der Breite.

Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Huyghens mit demselben Gegenstande. Er geht davon aus, daß jedes Theilchen eines homogenen Fluidums, welches sich um eine Axe dreht, gegen den Mittelpunkt dieser Masse mit einer Kraft gezogen wird, welche sich umgekehrt verhält wie das Quadrat der Entfernung von diesem Punkte. Indem er mit dieser Kraft die Centrifugalkraft verbindet und die Längen zweier Flüssigkeitssäulen bestimmt, welche am Pole, sowie am Äquator vom Mittelpunkte bis zur Oberfläche kommen, findet er für die Gestalt des Meridians eine Curve der vierten Ordnung, welche dann, wenn das Verhältniß φ der Centrifugalkraft zur Schwere klein ist, in eine Ellipse übergeht, deren große Axe $1 + \frac{1}{4}\varphi$ ist, wenn die kleine als Einheit angesehen wird. Ist die Schwere am Äquator 1, so ist sie an den Polen $1 + 2\varphi$, während Newton $1 + \frac{1}{2}\varphi$ gefunden hatte. Nach beiden Theorien aber ist die Summe der Ellipticität und des Überschusses der Schwere am Pole über die am Äquator, letztere als Einheit genommen, $\frac{1}{2}\varphi$.

Nachdem durch die Arbeiten dieser beiden ausgezeichneten Männer gezeigt war, daß die Erde abgeplattet sei, verging längere Zeit, ehe diese Ansichten weiter ausgebildet wurden; hatten beide gleich die Bahn zu diesen Untersuchungen eröffnet, so war die Lösung des Problemes, welches zu den schwierigsten in der Mechanik gehört, doch keineswegs vollständig. Denn es hängt das Verhältniß der Schwere in verschiedenen Breiten von der Abplattung der Erde ab, die letztere selbst aber ist wieder ein Resultat von der Wirkung der anziehenden Kräfte. Erst 1737 fing Clairaut seine Arbeiten an, und es folgte nun 1740

Digitized by Google

die von Maclaurin, welcher das Problem der Anziehung zweier Sphäroide zuerst zu lösen versuchte. Er zeigte, daß ein Umdrehungsellipsoid den Bedingungen des Gleichgewichtes genüge und bestimmte das Verhältniß der Axen genauer.

Es war jetzt die Zeit, wo die Gradmessungen in Peru und Lappland vorbereitet und ausgeführt wurden, und die Mathematiker bemühten sich auf verschiedene Weise, die Gestalt der Erde a priori zu bestimmen. Besonders ausgezeichnet war die erste analytische Arbeit über den Gegenstand von Clairaut, welche im J. 1743 erschien. Er entwickelt darin zuerst die Gleichungen für das Gleichgewicht von Flüssigkeiten beliebiger Art, deren Theilchen sich nach irgend einem Gesetze anziehen. Weicht die Erde wenig von einer Kugel ab, so bildet im Falle des Gleichgewichtes der Meridian eine Ellipse. Ist nun E der Überschuß des Durchmessers des Äquators über die Axe, letztere als Einheit angesehen, und C der Überschuß der Schwere am Pole über die am Äquator, letztere gleich 1 gesetzt; endlich φ das Verhältniß der Centrifugalkraft am Äquator zur Schwere, so ist die Summe $E + C$ bei allen Hypothesen, welche man über die innere Beschaffenheit der Erde machen kann, constant und gleich $\frac{5}{4}\varphi$; die Zunahme der Schwere vom Äquator nach den Polen ist das Product von C mit dem Quadrate des Sinus der Breite.

Das ganze Verfahren von Clairaut findet jedoch nur auf die Umdrehungsellipsoide statt. D'Alembert behandelte diesen Gegenstand in den Jahren 1754 und 1756 weit allgemeiner. Er bestimmte die Anziehungen eines Sphäroides, welches wenig von der Kugel abweicht und dessen Oberfläche eine algebraische Gleichung von irgend einer Ordnung hat, selbst in dem Falle, wo es aus Schichten von verschiedener Dichtigkeit besteht, und er folgerte, daß die Gestalt, welche diese Schichten annehmen, der allgemeinen Bedingung ihres Gleichgewichtes genügen kann, wenn sie flüssig und mit einer Rotationsbewegung begabt sind. Diese Bedingung besteht darin, daß die Schwere senkrecht auf der Oberfläche einer jeden Schicht steht.

Die Untersuchungen von Clairaut und d'Alembert waren auf analytischem Wege angestellt, während Maclaurin die Synthese angewendet hatte; aber es fehlte noch immer der analytische Beweis mehrer Sätze, welche der letztere entwickelt hatte. Diesen gab zuerst Lagrange in einem Aufsatze, der sich in den Abhandlungen der berliner Akademie für das J. 1773 befindet, dadurch, daß er die Coordinaten auf eine glückliche Weise umbildete; er dehnte dann die Untersuchung auf Ellipsoide von irgend einer Gestalt aus, und leitete daraus den Satz ab, welchen Maclaurin nur angedeutet und d'Alembert zuerst bewiesen hatte, daß die Anziehung, welche irgend ein Ellipsoid auf einen Punkt ausübt, welcher in der Verlängerung einer seiner Axen liegt, sich zu der Anziehung eines Sphäroides verhält, welches denselben Mittelpunkt und dieselben Brennpunkte hat, und durch den angezogenen Punkt geht, wie die Masse des ersten Sphäroides zur Masse des zweiten. Um diese Theorie ganz vollständig zu machen, war nur noch erfoderlich, die Anziehung eines außerhalb liegenden Punktes zu bestimmen. Legendre [71]) löste diese Aufgabe für die Umdrehungsellipsoide durch eine sinnreiche Analyse, welche für alle Körper dieser Art ein sehr einfaches Verhältniß zwischen ihrer Anziehung auf einen Punkt in der Verlängerung ihrer Umdrehungsaxe und ihrer Anziehung auf einen Punkt in der Verlängerung irgend eines Halbmessers in demselben Abstande vom Mittelpunkte gibt. In Betreff auf die Umdrehungsellipsoide zeigt dieses Verhältniß, daß der Quotient der Anziehung eines außerhalb gelegenen Punktes, dividirt durch die Masse, derselbe ist für alle Umdrehungsellipsoide, welche denselben Mittelpunkt und dieselben Brennpunkte haben. Da nun die Anziehung auf der Oberfläche durch die Sätze von Maclaurin gegeben ist, so darf man nur durch einen Punkt, welcher außerhalb liegt und dessen Anziehung gesucht wird, eins dieser Ellipsoide gehen lassen.

Die Beweise von Legendre waren indessen mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und Laplace versuchte daher sie zu vereinfachen. Er gab ein allgemeines Verhältniß zwischen den Anziehungen eines Sphäroides auf irgend einen außerhalb gelegenen Punkt und seinen Anziehungen auf die Punkte, welche in der Verlängerung einer seiner Axen und in der senkrecht darauf stehenden Ebene liegen. Dadurch, daß er mehre Untersuchungen vereinfachte und die Resultate allgemeiner entwickelte, war es möglich, diese Verhältnisse schärfer zu bestimmen, als es früher geschehen war.

Laplace kam auf diesen Gegenstand mehrmals zurück; später haben sich besonders noch Ivory, Schmidt und Airy mit diesem schwierigen Probleme beschäftigt. Da die Lösung des letzteren sich durch große Einfachheit und Eleganz auszeichnet, so werde ich in dem Folgenden vorzugsweise derselben folgen.

Bei der theoretischen Untersuchung über die Gestalt der Erde geht man davon aus, daß diese einst ganz flüssig war; eine Ansicht, welche durch geologische Forschungen höchst wahrscheinlich wird. Dabei ist es für unseren Zweck völlig gleichgültig, ob die Erde einst wäßrig oder feurigflüssig war. Im ersteren Falle waren alle festen Körper, aus denen die Erdrinde besteht, im Wasser entweder chemisch aufgelöst, oder mit demselben mechanisch verbunden, und im Laufe der Jahrtausende schlugen sich die festen Bestandtheile nieder, während das Wasser in den Meeren angesammelt wurde. Im zweiten Falle war die Erde ursprünglich ein glühender Körper, die Hitze war so groß, daß alle Bestandtheile geschmolzen waren, und erst allmälig erkaltete dieselbe an der Oberfläche, und bildete hier eine harte Rinde, während in der Tiefe noch vielleicht im gegenwärtigen Augenblicke geschmolzene feurigflüssige Körper vorhanden sind. Diese letztere Ansicht, für welche sich ein Theil der neueren Geognosten erklärt hat, findet ihre Stütze besonders in der Zunahme der Wärme, wenn wir in das Innere der Erde hinabsteigen, sowie in den heißen Quellen und den übrigen vulkanischen Erscheinungen.

Welche dieser Ansichten indessen auch naturgemäß sein möge, so folgt doch aus jeder von ihnen, daß die Erde

71) Mém. présentés X,

Digitized by Google

im ruhenden Zustande die Gestalt einer Kugel annehmen müßte, wofern die Dichtigkeit des Fluidums allenthalben gleich war; fand letztere Bedingung nicht statt, so mußten die ungleich dichten Flüssigkeiten concentrische Kugelschichten dergestalt bilden, daß ihre Dichtigkeit mit der Annäherung an die Oberfläche der Erde kleiner wurde. Letzteres findet sogar in dem Falle statt, wo die ganze Kugel aus demselben Fluidum besteht. Denn da alle Körper durch Compression dichter werden, und da jedes Theilchen von den über ihm liegenden Schichten einen desto größeren Druck erleidet, je näher es sich am Mittelpunkte befindet, so muß es damit auch dichter werden.

Bei einem flüssigen Körper indessen, welcher sich um eine bestimmte Axe dreht, kann die Kugelgestalt nicht länger fortdauern. Denn da die Theile am Aquator sich schneller drehen, als irgend ein anderer Punkt, so erreicht hier die Centrifugalkraft ihren größten Werth, während sie am Pole verschwindet, die Kugel wird abgeplattet und der Meridian nimmt die Gestalt einer Ellipse an. Wird die Kugel nach und nach fest, so muß das Sphäroid unverändert bleiben, zumal wenn das Fluidum durch den zähen Zustand an den festen Körper übergeht. Gesetzt aber, die Erde wäre bereits zum Theil erhärtet und die Umdrehungsaxe plötzlich verändert worden, so hätte die Gestalt derselben etwas von der ursprünglichen abweichen müssen; bei einer völlig flüssigen Masse würde sich die frühere Gestalt bald wieder dergestellt haben, bei dem zähen Körper konnten jedoch die Theile nicht mehr den Gesetzen der wirkenden Kräfte folgen. Verschiedene Geologen glauben, daß wirklich eine solche Veränderung der Erdaxe stattgefunden habe und stützen sich dabei auf die Anomalien, welche Grad- und Pendelmessungen zeigen; bis jetzt aber sind diese Beweise für eine unregelmäßige Gestalt noch nicht genügend und es scheint mir zweckmäßiger anzunehmen, daß diese Anomalien in localen Anziehungen des Lothes und in den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern ihren Grund haben.

Nach diesen Bemerkungen will ich die Resultate der theoretischen Untersuchungen mittheilen, zuvor aber einige Sätze über die Anziehung von Pyramidenstücken auf einen Punkt vorausschicken.

Nehmen wir an, daß ein Theilchen von einem Körper angezogen werde mit einer Kraft, welche sich verhält direct wie die Masse und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, ein Gesetz, welches bekanntlich von der Schwere gilt, und legen wir ein Theilchen in die Spitze einer homogenen Pyramide, so wird dieses von der Pyramide angezogen mit einer Kraft, welche sich wie die Länge der letzteren verhält. Denken wir uns nämlich die Pyramide durch Ebenen, welche senkrecht auf der Axe stehen, in eine große Anzahl dünner gleich dicker Schichten getheilt, so verhalten sich die ähnlichen Seiten dieser Schnitte wie ihr Abstand von der Spitze, der Inhalt derselben also wie das Quadrat dieses letzteren, und daher verhält sich die Masse zweier Schichten wie das Quadrat des Abstandes. Aber die Anziehung eines Theilchens verhält sich direct wie die Masse, und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, oder ist gleich $\frac{M}{l^2}$, wenn M die Masse und l die Entfernung von der Spitze ist. Bezeichnen wir mit m die Masse einer Schicht, welche in der Entfernung 1 liegt, so ist $M = ml^2$, die Anziehung jeder Schicht also gleich $\frac{ml^2}{l^2} = m$, also ist dieselbe in jeder gleich, daher ist die Anziehung der ganzen Pyramide gleich der Summe aller Schichten, d. h. proportional ihrer Länge. Ganz dasselbe gilt auch noch dann, wenn nur ein Stück der Pyramide gegeben ist, die Anziehung, welche ein in der Spitze liegender Punkt erleidet, ist gleich der Länge dieses Stückes.

Ist der körperliche Winkel, welchen die Spitze einer Pyramide bildet, klein und die Grundfläche derselben gegeben, so ist die Anziehung, welche ein in der Spitze liegender Punkt erleidet, gleich der Grundfläche, dividirt durch die Axe. Denn ist b die Grundfläche, l die Länge und x die Entfernung eines Schnittes von der Spitze, so ist die Größe dieser Fläche $= \frac{bx^2}{l^2}$, und das Stück von der Spitze bis zu diesem Schnitte $= \frac{1}{3}\frac{bx^3}{l^2}$; nehmen wir nun den Inhalt des sehr kleinen Stückes zwischen den Schnitten in der Entfernung x und $x + dx$, so wird dieser $= \frac{bx^2dx}{l^2}$, seine Anziehung also $= \frac{bdx}{l^2}$. Bezeichnen wir die Anziehung mit u, so wird $\frac{du}{dx} = \frac{b}{l^2}$, mithin $u = \frac{bx}{l^2} + C$ und nehmen wir dieses Integral für die ganze Pyramide zwischen den Grenzen $x = 0$ und $x = l$, so wird die Anziehung der Pyramide $u = \frac{b}{l}$. Nehmen wir an, daß k die Dichtigkeit der Materie sei, erzeugt also die Anziehung der Materie in dem Volumen M auf einen Punkt in der Distanz D die beschleunigende Kraft $= \frac{Mk}{D^2}$, so ist die Anziehung, welche eine Schicht ausübt, gleich $\frac{kbdx}{l^2}$, also $u = \frac{kbx}{l^2}$ oder für die ganze Pyramide $\frac{kb}{l}$.

Vermittels dieser beiden Sätze läßt sich mit Leichtigkeit die Anziehung bestimmen, welche ein am Pole eines Sphäroides befindliches Theilchen von ihm erleidet. Es sei nämlich B (Taf. I. Fig. 3) der Pol des Sphäroides, BD die Axe; wir legen durch letztere eine Reihe von Ebenen, und theilen dadurch das Sphäroid in eine Reihe keilförmiger Stücke. Eins der letzteren sei von den Ebenen BPD und BQD eingeschlossen, welche mit einander den sehr kleinen Winkel ω einschließen. Man ziehe in diesen die Linien BP und BQ, welche mit BD den Winkel ϑ einschließen; ebenso mögen die Linien Bp und Bq mit BP und BQ den Winkel $d\vartheta$ bilden, so schließen diese vier Linien die Pyramide BPQpq ein. Wir denken uns das

Digitized by Google

ganze keilförmige Stück in eine Reihe ähnlicher Pyramiden getheilt, so ist offenbar die Anziehung des ganzen gleich der Summe der Wirkung von allen diesen Pyramiden. Wir rechnen die Abscisse x von P auf der Axe des Sphäroides und ziehen die Ordinate y darauf senkrecht, setzen ferner PB = r, so läßt sich der Inhalt und die Anziehung der Pyramide auf P leicht bestimmen. Legen wir nämlich durch qp einen Schnitt pqts senkrecht auf die Axe der Pyramide, und erwägen, daß bei der Kleinheit der Winkel qp = yω, qt = rϑ, so wird der Inhalt dieses Schnittes gleich ryωdϑ, also die Anziehung der Pyramide gleich $\frac{kry\omega d\vartheta}{r} = ky\omega d\vartheta$. Diese Anziehung erfolgt nach der Richtung BP; da indessen die totale Anziehung des ganzen Sphäroides nach der Richtung BD erfolgt, so zerlegen wir die Wirkung der Pyramide nach dieser und der darauf senkrecht stehenden Richtung. Da letztere von einer gleichen entgegengesetzten Kraft aufgehoben wird, so bleibt nur die erstere übrig, und der Werth derselben ist

$$ky\omega d\vartheta . \frac{x}{r} = kr \sin\vartheta . \cos\vartheta . \omega . d\vartheta.$$

Es sei nun in unserem Sphäroide a die halbe große, b die halbe kleine Axe der erzeugenden Ellipse, so ist bekanntlich

$$y^2 = \frac{a^2}{b^2}(2bx - x^2),$$

oder, wenn wir hier für x und y ihre Werthe r cos ϑ und r sin ϑ setzen,

$$r^2 \sin^2\vartheta = \frac{a^2}{b^2}(2br\cos\vartheta - r^2\cos^2\vartheta),$$

und hieraus

$$r = \frac{2b\cos\vartheta}{1 - \frac{a^2 - b^2}{a^2}\sin^2\vartheta}.$$

Bezeichnen wir die Excentricität der Ellipse mit e, so ist bekanntlich $e = \frac{a-b}{a}$, und mithin wird

$$r = \frac{2b\cos\vartheta}{1 - e^2\sin^2\vartheta}.$$

Es wird daher die Anziehung der Pyramide gleich

$$k\omega \frac{2b\cos^2\vartheta . \sin\vartheta . d\vartheta}{1 - e^2\sin^2\vartheta}.$$

Bezeichnen wir mit w die Anziehung des ganzen keilförmigen Stückes, so wird

$$\frac{dw}{d\vartheta} = 2kb\omega \frac{\cos^2\vartheta . \sin\vartheta}{1 - e^2\sin^2\vartheta}.$$

Setzen wir hier cos ϑ = z, so wird

$$\frac{dw}{dz} = -2kb\omega \frac{z^2}{1 - e^2 + e^2z^2},$$

mithin

$$w = -\frac{2kb\omega}{e^2}\left(z - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e} . \tang^{-1} . \frac{ez}{\sqrt{1-e^2}}\right).$$

Nehmen wir dieses Integral von ϑ = 0 bis $\vartheta = \frac{\pi}{2}$ oder von z = 1 bis z = 0, so wird

$$w = 2kb\omega\left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\tang^{-1}\frac{e}{\sqrt{1-e^2}}\right).$$

Dieses ist die Anziehung des keilförmigen Stückes, dessen Flächen den Winkel ω einschließen; da die Anziehung eines jeden ähnlichen Stückes dieselbe ist, so erhalten wir die Anziehung des ganzen Sphäroides, wenn wir 2π für ω setzen; es wird mithin die Anziehung

$$4\pi . bk\left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\tang^{-1}\frac{e}{\sqrt{1-e^2}}\right)$$
$$= 4\pi kb\left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\sin^{-1}e\right).$$

Ist die Excentricität der erzeugenden Ellipse klein, unterscheidet sich also das Sphäroid wenig von einer Kugel, so können wir a = b(1 + ε) setzen, dann wird e^2 nahe gleich 2ε. Daher wird die Anziehung der Pyramide

$$2bk\omega \frac{\cos^2\vartheta \sin\vartheta . d\vartheta}{1 - 2\varepsilon\sin^2\vartheta}$$
$$= 2bk\omega(\cos^2\vartheta.\sin\vartheta.d\vartheta + 2\varepsilon.\cos^2\vartheta\sin^2\vartheta.d\vartheta) \text{ nahe}$$
$$= 2bk\omega(\cos^2\vartheta + 2\varepsilon\cos^2\vartheta - 2\varepsilon\cos^4\vartheta)\sin\vartheta.d\vartheta.$$

Daher die Anziehung des ganzen keilförmigen Stückes

$$2bk\omega\left(-\frac{\cos^3\vartheta}{3} - \frac{2\varepsilon}{3}\cos^3\vartheta + \frac{2\varepsilon}{5}\cos^5\vartheta\right).$$

Nehmen wir dieses Integral von ϑ = 0 bis $\vartheta = \frac{\pi}{2}$, so wird die Anziehung

$$= 2bk\omega\left(\frac{1}{3} + \frac{2\varepsilon}{3} - \frac{2\varepsilon}{5}\right) = \frac{2}{3}bk\omega\left(1 + \frac{4\varepsilon}{5}\right).$$

Setzen wir 2π für ω, so wird die Anziehung des ganzen Sphäroides

$$\frac{4\pi}{3} . kb\left(1 + \frac{4\varepsilon}{5}\right).$$

Liegt das angezogene Theilchen in dem Äquator des Sphäroides, so läßt sich die Größe der Anziehung auf eine ähnliche Weise bestimmen. Es sei nämlich ARM (Taf. I. Fig. 4) der Äquator des Sphäroides, AZ ein Perpendikel auf denselben von dem angezogenen Punkte, und es werde das Sphäroid durch Ebenen, welche durch AZ gehen, in keilförmige Stücke getheilt. Es seien APR und Apr zwei solcher nahe an einander liegenden Ebenen. Zieht man den Durchmesser AM, so sei Winkel MAR = φ und MAr = φ + dφ. Zieht man in den Ebenen APR und Apr die Linien AP und Ap, welche mit AR und Ar gleiche Winkel ϑ bilden, ebenso die Linien AQ und Aq, welche mit AQ und Aq die gleichen Winkel ϑ + dϑ bilden, so läßt sich auch hier die Anziehung des Sphäroides wieder auf die einer Pyramide zurückführen. Ziehen wir durch q die Ebene qtsw senkrecht auf die Axe der kleinen Pyramide APq, so wird

$$wq = r\cos\vartheta d\varphi, \quad qt = rd\vartheta,$$

und die Grundfläche der Pyramide wird

$$wq . qt = r^2\cos\vartheta . d\varphi . d\vartheta.$$

Digitized by Google

Daher wird die Anziehung nach der Richtung AO

$$\frac{kr^2 . \cos\vartheta . d\varphi . d\vartheta}{r} = kr\cos\vartheta . d\varphi . d\vartheta.$$

Ziehen wir nun PN senkrecht auf die Ebene des Äquators, NO senkrecht auf AM und setzen AO = x, ON = y, PN = z und zerlegen die Anziehung der Pyramide in zwei andere, von denen die eine in der Richtung AN, die andere nach NP erfolgt, so wird die letztere von einer gleichen und entgegengesetzten Anziehung aufgehoben, und die erstere wird

$$kr . \cos\vartheta . d\varphi . d\vartheta . \cos\vartheta = kr . \cos^2\vartheta . d\varphi . d\vartheta.$$

Diese Anziehung erfolgt in der Richtung AN; zerlegen wir sie nach den beiden Richtungen AO und ON, so wirkt der letzteren eine gleiche Anziehung entgegen, und es bleibt nur die erstere übrig, deren Werth gleich

$$kr . \cos^2\vartheta . d\varphi . d\vartheta . \cos\varphi$$

ist. Nun ist die Gleichung des Sphäroides

$$PN^2 = \frac{b^2}{a^2}(AC^2 - CO^2 - ON^2),$$

oder

$$z^2 = \frac{b^2}{a^2}(2ax - x^2 - y^2).$$

Setzen wir für x, y und z ihre Werthe

$$r . \cos\vartheta . \cos\varphi, \quad r\cos\vartheta\sin\varphi, \quad r\sin\vartheta,$$

so wird die Gleichung des Sphäroides

$$r^2\sin^2\vartheta = \frac{b^2}{a^2}[2ar . \cos\vartheta\cos\varphi - r^2\cos^2\vartheta\cos^2\varphi - r^2\cos^2\vartheta\sin^2\varphi],$$

mithin

$$r = \frac{2b^2}{a} \cdot \frac{\cos\vartheta\cos\varphi}{(1-e^2)\cos^2\vartheta + \sin^2\vartheta}.$$

Mithin wird der wirksame Theil von der Anziehung der Pyramide

$$\frac{2kb^2}{a} \cdot \frac{\cos^2\varphi . \cos^2\vartheta . d\varphi . d\vartheta}{(1-e^2)\cos^2\vartheta + \sin^2\vartheta}.$$

Ist daher w die Anziehung des keilförmigen Stückes, so wird

$$\frac{dw}{d\vartheta} = \frac{2kb^2}{a} . \cos^2\varphi . d\varphi . \frac{\cos^2\vartheta}{(1-e^2)\cos^2\vartheta + \sin^2\vartheta}.$$

Setzen wir $\sin\vartheta = v$, so wird

$$\frac{dw}{dv} = \frac{2kb^2}{a}\cos^2\varphi . d\varphi \frac{1-v^2}{(1-e^2)+e^2v^2},$$

folglich

$$w = \frac{2kb^2}{a}\cos^2\varphi . d\varphi \times \left(-\frac{v}{e^2} + \frac{1}{e^2\sqrt{1-e^2}}\,\text{tang}^{-1} . \frac{ev}{\sqrt{1-e^2}}\right).$$

Nehmen wir dieses Integral von $\vartheta = -\frac{\pi}{2}$ bis $\vartheta = +\frac{\pi}{2}$ oder von $v = -1$ bis $v = +1$, so wird

$$w = \frac{2kb^2}{a} . \cos^2\varphi . d\varphi \left(\frac{2}{e^2\sqrt{1-e^2}} . \text{tang}^{-1}\frac{e^2}{\sqrt{1-e^2}} - \frac{2}{e^2}\right)$$

$$= 4kb . \cos^2\varphi . d\varphi \left(\frac{1}{e^2}\sin^{-1}e - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right).$$

Ist mithin u die Anziehung des Sphäroides, so wird

$$\frac{du}{d\varphi} = 4kb\cos^2\varphi\left(\frac{1}{e^2}\sin^{-1}e - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right),$$

und wenn dieses von $\varphi = -\frac{\pi}{2}$ bis $\varphi = +\frac{\pi}{2}$ integrirt wird, so wird die gesuchte Anziehung des Sphäroides

$$u = 2kb\pi\left(\frac{1}{e^2}\sin^{-1}e - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right).$$

Unterscheidet sich das Sphäroid wenig von einer Kugel und setzen wir wie vorher $a = b(1+\varepsilon)$, so wird

$$e^2 = 2\varepsilon, \quad \frac{b^2}{a} = b(1+\varepsilon),$$

folglich

$$\frac{dw}{dv} = 2kb(1-\varepsilon)\cos^2\varphi . d\varphi . \frac{1-v^2}{1-2\varepsilon+2\varepsilon v^2}$$

$$= 2kb(1-\varepsilon)\cos^2\varphi . d\varphi(1-v^2+2\varepsilon-4\varepsilon v^2+2\varepsilon v^4)$$ nahe

und

$$w = 2kb(1-\varepsilon)\cos^2\varphi . d\varphi\left(v - \frac{v^3}{3} + 2\varepsilon v - \frac{4\varepsilon v^3}{3} + \frac{2\varepsilon v^5}{5}\right);$$

wird dieses Integral von $v = -1$ bis $v = +1$ genommen, so wird

$$w = 4kb(1-\varepsilon)\cos^2\varphi . d\varphi\left(\frac{2}{3} + \frac{16\varepsilon}{15}\right)$$

$$= \frac{8kb}{3}(1-\varepsilon)\cos^2\varphi . d\varphi\left(1 + \frac{8}{5}\varepsilon\right)$$

$$= \frac{8kb}{3}\cos^2\varphi . d\varphi\left(1 + \frac{3}{5}\varepsilon\right).$$

Daher wird

$$\frac{du}{d\varphi} = \frac{8kb}{3} . \cos^2\varphi\left(1 + \frac{3}{5}\varepsilon\right).$$

Wird diese Größe von $\varphi = -\frac{\pi}{2}$ bis $\varphi = +\frac{\pi}{2}$ integrirt, so wird

$$u = \frac{4kb\pi}{3}\left(1 + \frac{3}{5}\varepsilon\right).$$

Nehmen wir irgend einen Punkt E (Taf. I. Fig. 5) auf der Oberfläche eines Sphäroides an, und fällen wir von ihm das Perpendikel EC auf die Ebene des Äquators, beschreiben dann ein zweites Sphäroid, welches mit dem ersten concentrisch, ähnlich und ähnlich gelegen ist, und welches die Linie EC in C berührt, dann ist die Anziehung, welche das gegebene Sphäroid auf E nach einer Richtung ausübt, welche parallel dem Halbmesser CW ist, gleich der Anziehung, welche das kleinere Sphäroid nach derselben Richtung auf den Punkt C ausübt. Nehmen wir nämlich an, daß beide Sphäroide durch Ebenen, welche durch EC gelegt sind, in keilförmige Stücke getheilt werden, und sind EGHB und CDKL die Durchschnitte beider Sphäroide von einer dieser Ebenen, und ERSb und CTdV die Durchschnitte einer zweiten, welche sehr nahe an der ersten liegt, so läßt sich die Wirkung beider Sphäroide sehr leicht dadurch herleiten, daß wir sie auf die von Pyramiden zurückführen. Man ziehe EF parallel CD, und

Digitized by Google

es seien die Winkel GEF, HEF, KCD und LCD alle gleich. Ebenso seien die Winkel gEF, hEF, kCD und lCD unter sich und sehr nahe den ersteren gleich, und man theile den Keil durch Ebenen, welche durch diese Linie senkrecht auf der Ebene AEB gehen, in Pyramiden, dann sind die Winkel GEg, HEh, KCk und LCl einander gleich. Da mithin die Axen der Pyramiden GEr, HES, KCt, LCv gleich gegen EC geneigt sind, so sind auch ihre körperlichen Winkel gleich, und es verhalten sich mithin ihre Anziehungen nach der Richtung ihrer Axen, wie die Längen dieser. Die Anziehung, welche eine jede nach der Richtung EF oder CD ausübt, verhält sich also wie die Länge, multiplicirt mit dem Cosinus des Winkels, welchen die Axe mit EF oder CD bildet, oder weil dieser Winkel für alle gleich ist, so verhält sich die Anziehung einer jeden nach der Richtung EF oder CD, wie die Länge der letzteren Linie. Es verhält sich mithin die Summe aller Anziehungen von EGr und EHs nach der Richtung EF zu der Summe der Anziehungen von CKt und CLv nach der Richtung CD, wie EG + EH : CK + CL. Aus den Eigenschaften der Ellipsen folgt aber EG + EH = CK + CL, oder die Anziehungen von GEr und HEs nach der Richtung EF, ist gleich der Anziehung von KCt und LCv nach der Richtung CD. Hätte der Punkt G auf der andern Seite von E gelegen, dann wäre EH — EG = CK + CL, und daher ist der Unterschied der Anziehungen der beiden Pyramiden, deren Scheitel in E liegen, gleich der Summe der Anziehungen von denen, deren Scheitel in C liegen. Da jedoch in diesem Falle die nach dieser Seite gerichtete Componente der Anziehung von EGr in einer Richtung liegt, welche EF entgegengesetzt ist, so können wir auch sagen, die Summe der Anziehungen von GEr und HEs nach der Richtung EF, sei gleich der Summe der Anziehungen von KCt und LCv nach der Richtung CD. Ganz dasselbe gilt für alle übrigen Paare correspondirender Pyramiden. Da nun die Winkel CEg = KCk und HEh = LCl, so haben wir dann, wenn wir dieselbe Zahl von Pyramidenpaaren nehmen, das Doppelte des Stückes AEBO und das ganze Stück CKLL genommen. Da nun für jedes correspondirende Pyramidenpaar die Anziehung nach der Richtung CD oder EF dieselbe ist, so ist die Anziehung von E durch den doppelten Keil AEBO nach der Richtung EF ebenso groß, als die Anziehung von C durch den Keil CKDL nach der Richtung CD.

Zerfällen wir jede dieser beiden Anziehungen in zwei andere, von denen die eine auf der Axe des Sphäroides senkrecht, die zweite auf dieser letzteren wieder senkrecht steht, so sind, da EC der Axe des Sphäroides parallel steht, die Perpendikel, welche auf der Axe aus E und C gefällt sind, einander parallel. Aber EF und CD sind ebenfalls parallel, mithin ist der Winkel, welchen EF mit dem aus E gefällten Perpendikel macht, gleich dem Winkel, welchen CD mit dem aus C gefällten Perpendikel einschließt; folglich sind auch die Componirenden der gleichen Anziehungen nach Richtungen, welche senkrecht auf der Axe des Sphäroides stehen, einander gleich. Nun wurden der doppelte Keil AEBO und der Keil CDKL von denselben Ebenen gebildet, und daher ist auch die Zahl von Keilen, in welche die Sphäroide zerfällt wurden, bei beiden gleich und wegen der Gleichheit der Anziehungen jedes correspondirenden Paares von Keilen nach einer Richtung, welche senkrecht auf der Axe steht, müssen auch die Anziehungen der ganzen Sphäroide nach ebendiesen Richtungen gleich sein, mit andern Worten ist also die Anziehung, welche das größere Sphäroid auf den Punkt E nach einer auf der Axe senkrecht stehenden Richtung ausübt, gleich der Anziehung, welche das kleinere Sphäroid nach ebendieser Richtung auf C ausübt.

Hiernach läßt sich nun die Größe der Anziehung, welche das ganze Sphäroid auf den Punkt E nach einer auf der Axe senkrecht stehenden Richtung ausübt, leicht bestimmen. Da nämlich diese gleich der Anziehung ist, welche das Sphäroid CN auf C ausübt, so dürfen wir nur die Größe der letzteren bestimmen. Nun fanden wir aber die Anziehung eines Sphäroides, dessen Axen b und a sind, auf einen in seinem Äquator liegenden Punkt gleich

$$2kb\pi\left(\frac{1}{e^3}\sin^{-1}e-\frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right)$$
$$=2ka\pi\left(\frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\sin^{-1}e-\frac{1-e^2}{e^2}\right).$$

Es ist mithin die Anziehung, welche E in einer auf der Axe des Sphäroides senkrecht stehenden Richtung erleidet, gleich

$$CW\,.\,2k\pi\left(\frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\sin^{-1}e-\frac{1-e^2}{e^2}\right),$$

wo e die Excentricität des kleineren Sphäroides bezeichnet, welche ebenso groß als die des größeren ist, da beide einander ähnlich sind. In demselben Sphäroide ist diese Größe daher proportional mit CW.

Auf eine ähnliche Weise läßt sich die Größe der Anziehung bestimmen, welche ein auf der Oberfläche des Sphäroides liegender Punkt nach einer Richtung erleidet, welche parallel mit der Polarare liegt. Denn ist E (Taf. I. Fig. 6) dieser Punkt, und ziehen wir EX senkrecht auf die Axe und beschreiben das Sphäroid XY, welches mit dem ersten concentrisch, ähnlich und ähnlich gelegt ist und die von E aus gezogene Linie in X berührt, so läßt sich ebenso wie vorher zeigen, daß die Anziehung, welche der Punkt E nach der angegebenen Richtung erleidet, gleich der Anziehung ist, welche das kleinere Sphäroid auf den in seinem Pole liegenden Punkt X ausübt. Nun sahen wir vorher, daß die Anziehung, welche ein Sphäroid auf einen in seinem Pole liegenden Punkt ausübt, gleich

$$4k\pi\,.\,WX\,.\left(\frac{1}{e^2}-\frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\sin^{-1}e\right)$$

sei. Es ist daher die Anziehung des größeren Sphäroides auf den Punkt E nach einer mit seiner Axe parallelen Richtung gleich

$$4k\pi\,.\,EC\,.\left(\frac{1}{e^2}-\frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3}\sin^{-1}e\right)$$

die Anziehung in demselben Sphäroide ist daher proportional mit EC.

Digitized by Google

Wenn ein Punkt E (Taf. I. Fig. 7) an der inneren Oberfläche einer Schale liegt, welche von ähnlichen und concentrischen Sphäroidalflächen eingeschlossen wird, so ist die Anziehung, welche die ganze Schale auf denselben ausübt, gleich Null. Denn nehmen wir an, daß die kleinen Pyramiden EF und EG von denselben durch E gehenden Ebenen gebildet werden, so legen wir eine Ebene durch die Axe der Pyramiden und den gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Sphäroide; durch H, den Halbirungspunkt von EM ziehe man WHKL. Weil nun EM in H halbirt wird, so ist die Tangente in K parallel mit EM, und da die Ellipsen ähnlich und concentrisch sind, so ist die Tangente in L parallel mit der in K, daher parallel mit FG, und es wird daher FH = HG. Aber es ist EH = HM, folglich EF = MG. Nun verhalten sich die Anziehungen der Pyramide FE und des Stückes MG auf den in E befindlichen Punkt, wie die Längen EF und MG, sie sind mithin gleich, und da sie nach entgegengesetzten Richtungen liegen, so heben sie sich gegenseitig auf. Da wir nun die ganze Schale in ähnliche Pyramidenstücke zerlegen können, so wird auch die Anziehung der ganzen Schale gleich Null.

Mit Hilfe dieses Satzes läßt sich leicht die Anziehung bestimmen, welche ein Sphäroid auf einen in seinem Innern liegenden Punkt ausübt. Ist E (Taf. I. Fig. 7) dieser Punkt, so ist die Anziehung der ganzen Schale, deren Abstand von der Oberfläche durch das Sphäroid bestimmt wird, welches durch E geht, gleich Null. Ziehen wir nun EC senkrecht auf die Ebene des Äquators, so ist die Anziehung, welche das Sphäroid EKM nach einer Richtung ausübt, welche senkrecht auf der Axe des Sphäroides steht, gleich

$$CW \cdot 2k\pi \left(\frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3} \sin^{-1} e - \frac{1-e^2}{e^2} \right).$$

Nach einer mit der Axe parallelen Richtung wird diese Anziehung

$$EC \cdot 4k\pi \left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3} \sin^{-1} e \right).$$

Unterscheidet sich das Sphäroid in den obigen Fällen wenig von einer Kugel, und ist ε die Excentricität, so wird die Anziehung auf ein Theilchen senkrecht mit der Axe bestimmt durch die Gleichung

$$\text{Abstand von der Axe} \times \frac{4k\pi}{3} \left(1 - \frac{2}{5} \varepsilon \right).$$

Die Anziehung nach einer Richtung, welche senkrecht auf der Ebene des Äquators steht, ist gleich

$$\text{Abstand von der Ebene des Äquators} \times \frac{4k\pi}{3} \left(1 + \frac{4}{5} \varepsilon \right).$$

Nachdem wir auf diese Weise die Anziehung bestimmt haben, welche ein irgendwie gelagerter Punkt auf der Oberfläche oder im Innern eines Sphäroides von dem letzteren erleidet, wollen wir die Längen zweier Flüssigkeitssäulen bestimmen, welche auf einem Sphäroide vom Mittelpunkte bis zur Oberfläche gezogen werden und einander im Gleichgewichte halten. Ist nun E (Taf. I. Fig. 6 und 7) ein Theilchen auf der Oberfläche eines Sphäroides, so sucht sich dasselbe vermöge der Centrifugalkraft nach der Richtung EX zu entfernen. Bezeichnen wir nun mit T die Zeit, während welcher sich das Sphäroid um die Axe dreht, so ist die Größe der Centrifugalkraft

$$\frac{4\pi^2}{T^2} \cdot EX = \frac{4\pi^2}{T^2} \cdot CW.$$

Bezeichnen wir die vorher betrachteten Anziehungen senkrecht auf und parallel mit der Axe respective mit Q und P, so wird, wenn wir zu letzteren die Centrifugalkraft addiren, die totale Anziehung, welche das Theilchen E erleidet,

$$\text{nach der Richtung } EX = \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2} \right) CW$$

$$\text{nach der Richtung } EC = P \cdot EC.$$

Die Kräfte verhalten sich also auch noch in diesem Falle respective wie die Abstände von der Axe und der Ebene des Äquators.

Denken wir uns nun vom Mittelpunkte des Sphäroides zwei Flüssigkeitssäulen zum Äquator und zum Pole gezogen, und sollen diese denselben Druck am Mittelpunkte ausüben, so muß sich die ganze auf ein Theilchen wirkende Kraft am Pole zu der am Äquator verhalten, wie der Halbmesser des Äquators zu der halben Axe. Es sei nämlich p die Entfernung eines Theilchens, in dem zum Pole gehenden Kanale vom Mittelpunkte, p + dp die Entfernung eines nahe dabei liegenden Punktes. Der Druck, welcher durch das zwischen beiden befindliche Fluidum ausgeübt wird, ist proportional mit der Flüssigkeitsmenge, multiplicirt mit der darauf wirkenden beschleunigenden Kraft, also proportional mit dp . Pp. Setzen wir den Querdurchschnitt des Kanales gleich 1, so wird der Druck gleich Pp . dp. Ist nun u der ganze Druck und beachten wir, daß dieser um Pp . dp kleiner wird, wenn die Entfernung um dp wächst, so wird

$$\frac{du}{dp} = -Pp \text{ oder}$$

$$u = C - \frac{Pp^2}{2}.$$

Um die Constante C zu bestimmen, müssen wir erwägen, daß der Druck an der Oberfläche verschwindet, setzen wir daher für p die halbe kleine Axe b, so wird

$$C - \frac{Pb^2}{2} = 0,$$

also

$$u = \frac{P}{2} (b^2 - p^2),$$

und am Mittelpunkte ist daher der Druck $\frac{Pb^2}{2}$.

Auf eine ähnliche Weise ergibt sich für den Druck der bis zum Äquator gehenden Säule der Ausdruck

$$\left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2} \right) \frac{a^2}{2}.$$

Sind die Drucke gleich, wie es die Bedingung des Gleichgewichtes erfodert, so ist

$$Pb^2 = \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2} \right) a^2,$$

Digitized by Google

oder es verhält sich

$$Pb : \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) a = a : b,$$

und da das erste Verhältniß die am Pole und Äquator wirksamen Drucke angibt, so ist der Satz erwiesen.

Aus diesem Satze folgt, daß die totale Anziehung, welche ein auf der Oberfläche liegender Punkt erleidet, auf der Oberfläche senkrecht steht. Es sei E (Taf. I. Fig. 8) der Punkt auf der Oberfläche, es bezeichnen EC und CN die Intensität der Kräfte, welche nach EC und EX gerichtet sind, dann wird EN die Resultirende aller in E wirksamen Kräfte. Nun verhält sich

$$EC : CN = P . EC : \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) CW = a^2 . EC : b^2 . CW$$

$$= EC : \frac{b^2}{a^2} . CW,$$

also ist

$$CN = \frac{b^2}{a^2} . CW,$$

mithin ist CN die Subnormale und EN die Normale des Punktes E, und diese auf der Oberfläche senkrecht stehende Kraft gibt daher nicht blos die Richtung, sondern auch die Größe der Kraft an.

Denken wir uns nun von irgend einem Punkte des Sphäroides Kanäle gegen die Oberfläche gezogen, so ist der Druck, welchen die Flüssigkeitssäule in jedem dieser Kanäle auf den Punkt ausübt, gleich. Es sei E (Taf. I. Fig. 9) dieser Punkt, EOok ein Kanal und man nehme darin die beiden einander nahe liegenden Punkte O und o; man ziehe ON und on senkrecht auf die Ebene des Äquators, OM, om senkrecht auf die Axe; ferner ol senkrecht auf no und OK senkrecht auf mo; es sei MO $= x$, $NO = y$, $EO = s$; ferner $mo = x = \Delta x$, $no = y + \Delta y$, $EO = s + \Delta s$. Setzen wir den Querschnitt des Kanals gleich 1, so ist die Menge materieller Theilchen, welche sich in der Länge Oo befinden, gleich Δs. Die beschleunigende Kraft nach der Richtung ON ist gleich $P . ON = P . y$, und daher die Componirende nach der Richtung des Kanales

$$Py \cos Oon = Py \frac{\Delta y}{\Delta s} = Py \frac{dy}{ds},$$

wenn wir für das Differenzenverhältniß das Differentialverhältniß nehmen. Die beschleunigende Kraft nach der Richtung OM ist

$$\left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) . OM = \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) . x.$$

Der nach der Richtung des Kanales wirkende Theil derselben wird also gefunden, wenn wir diese Größe mit $\cos Ook$, also mit $\frac{ok}{Oo}$ oder $\frac{\Delta x}{\Delta s}$ multipliciren, wofür wir das Differenzenverhältniß $\frac{dx}{ds}$ nehmen können. Es ist mithin die beschleunigende Kraft nach dieser Richtung gleich

$$Py . \frac{dy}{ds} + \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) . x . \frac{dx}{ds}.$$

Der Druck, welcher durch die Wirkung dieser Kraft auf das in Oo befindliche Fluidum hervorgebracht wird, ist mithin

$$\Delta s . \left\{Py . \frac{dy}{ds} + \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) x . \frac{dx}{ds}\right\}.$$

Setzen wir p für den Druck, so ist die angegebene Größe die Änderung desselben, wenn s um Δs wächst; nehmen wir für $\frac{\Delta p}{\Delta s}$ das Differentialverhältniß, so wird

$$\frac{dp}{ds} = -Py \frac{dy}{ds} - \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) x . \frac{dx}{ds},$$

und hieraus folgt

$$p = Const - \frac{Py^2}{2} - \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) \frac{x^2}{2}.$$

Bezeichnen wir die Werthe von x und y im Punkte E mit f und g, dagegen da, wo der Kanal die Oberfläche erreicht, mit v und w, und beachten wir, daß der Druck an der Oberfläche $= 0$ wird, so erhält derselbe im Punkte E den Werth

$$\frac{Pw^2}{2} + \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) . \frac{v^2}{2} - \frac{Pg^2}{2} - \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) . \frac{f^2}{2}.$$

Aber nach der Gleichung der Ellipse ist

$$w^2 = \frac{b^2}{a^2} (a^2 - v^2),$$

mithin wird

$$\frac{Pw^2}{2} = \frac{Pb^2}{2} - \frac{Pb^2}{a^2} . \frac{v^2}{2}.$$

Wir fanden ferner vorher

$$\frac{Pb^2}{a^2} = Q - \frac{4\pi^2}{T^2},$$

und mithin wird der Druck in E gleich

$$\frac{Pb^2}{2} - \frac{Pg^2}{2} - \left(Q - \frac{4\pi^2}{T^2}\right) . \frac{f^2}{2}.$$

Dieser Ausdruck ist völlig unabhängig von der Gestalt des Kanales und von der Stelle, an welcher er die Oberfläche erreicht, und daher gilt derselbe auch von jedem andern irgendwie gestalteten Kanale GE. Es ist demnach der Druck, welchen irgend ein Kanal auf dieses Theilchen ausübt, gleich. Da nun nach allen Seiten auf dieses Theilchen gleiche und entgegengesetzte Drucke einwirken, so ist klar, daß ein solches Sphäroid, in welchem sich die Kraft am Pole zu der Kraft am Äquator verhält, wie der Durchmesser des Äquators zur Axe ein Körper ist, in welchem sich alle Theile im Gleichgewichte halten.

Hiernach läßt sich nun leicht das Verhältniß zwischen den Axen des Sphäroides für den Fall des Gleichgewichtes bestimmen. Wir fanden nämlich für die Attraction am Pole den Werth

$$4\pi . kb \left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1 - e^2}}{e^3} \sin^{-1} e\right),$$

für die Attraction am Äquator

$$2\pi . kb \left(\frac{1}{e^3} \sin^{-1} e - \frac{\sqrt{1 - e^2}}{e^3}\right).$$

Die Centrifugalkraft war am Äquator

Digitized by Google

$$\frac{4\pi^2}{T^2} \cdot a = \frac{4\pi^2}{T^2} \frac{b}{\sqrt{1-e^2}},$$

mithin die totale Kraft am Äquator

$$2\pi k b \left(\frac{1}{e^3} \sin^{-1} e - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right) - \frac{4\pi^2}{T^2} \cdot \frac{b}{\sqrt{1-e^2}}.$$

Nach dem früher Entwickelten müssen sich diese beiden Kräfte wie die Axen der Ellipse, also wie $a:b$ oder wie $1:\sqrt{1-e^2}$, verhalten, also

$$2k\left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3} \sin^{-1} e\right) : k\left(\frac{1}{e^3} \sin^{-1} e - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right) - \frac{2\pi}{T^2} \cdot \frac{1}{\sqrt{1-e^2}} = 1 : \sqrt{1-e^2}.$$

Setzen wir hier $\frac{2\pi}{T^2} = q$, so ergibt sich

$$2k\left(\frac{1}{e^2} - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^3} \sin^{-1} e\right)\sqrt{1-e^2} = k\left(\frac{1}{e^3} \sin^{-1} e - \frac{\sqrt{1-e^2}}{e^2}\right) - q \cdot \frac{1}{\sqrt{1-e^2}},$$

und hieraus

$$\frac{3(1-e^2)}{e^2} - \frac{(3-2e^2)\sqrt{1-e^2}}{e^3} \sin^{-1} e + q = 0.$$

Aus dieser Gleichung ergibt sich e, wenn q bekannt ist. Da sie jedoch eine transscendente Gleichung ist, so läßt sie sich nur durch Näherung lösen; es lassen sich jedoch einige Eigenschaften ihrer Wurzeln auf folgende Art angeben. Die linke Seite der Gleichung wird positiv, wenn $e = 0$ und $e = 1$; die äußersten Werthe, welche e haben kann. Construiren wir nun die Curve, indem wir die e als Abscisse annehmen, so durchschneidet jene die Axe in zwei Punkten, und es kann daher nicht mehr als zwei Sphäroide geben, welche den Bedingungen des Gleichgewichtes genügen; das eine gehört zu einem kleinen Werthe von e, in dem andern ist e nahe $= 1$.

Nehmen wir zuerst an, daß die Centrifugalkraft klein sei, so können wir die Größe ε für e setzen. Dann verhält sich

$$\frac{4\pi}{3} bk\left(1+\frac{4\varepsilon}{5}\right) : \frac{4\pi}{3} bk\left(1+\frac{3\varepsilon}{5}\right) - 2\pi kqb(1+\varepsilon) = 1+\varepsilon : 1.$$

Da $q\varepsilon$ das Product von zwei kleinen Größen ist, so können wir es übersehen, dann wird die Proportion

$$1+\frac{4\varepsilon}{5} : 1+\frac{3\varepsilon}{5} - \frac{3q}{2} = 1+\varepsilon : 1,$$

also

$$1+\frac{4\varepsilon}{5} = 1+\frac{8\varepsilon}{5} - \frac{3q}{2},$$

oder

$$\varepsilon = \frac{5}{4} \cdot \frac{3}{2} \cdot q.$$

Es ist zweckmäßig, die Ellipticität durch das Verhältniß der Centrifugalkraft zu der Schwere am Äquator auszudrücken. Dann ist

$$\frac{2\pi kbq}{\frac{4\pi}{3} bk\left(1+\frac{3\varepsilon}{5}\right) - 2\pi kq} = \frac{2\pi kbq}{\frac{4\pi}{3} bk} \text{ nahe} = \tfrac{1}{2} q = m.$$

Dann ist $$\varepsilon = \frac{5m}{4}.$$

Um die andere Bedingung des Gleichgewichtes zu finden, müssen wir erwägen, daß e nahe $= 1$, also $\frac{b}{a}$ klein ist. Entwickeln wir daher die Gleichung nach Potenzen von $\frac{b}{a}$, und setzen $e^2 = 1 - \frac{b^2}{a^2} = 1 - c^2$, wo $c = \frac{b}{a}$, so wird

$$\frac{3c^2}{1-c^2} - \frac{(1+2c^2)c}{(1-c^2)^{\frac{1}{2}}} \cos^{-1} c + q = 0.$$

Behalten wir nun die erste Potenz von c, so wird

$$-c\frac{\pi}{2} + q = 0 \text{ oder } \frac{b}{a} = c = \frac{2q}{\pi}.$$

Bei der Erde wird $m = \frac{1}{289}$ oder $q = \frac{1}{434}$; nehmen wir daher die Ellipticität sehr klein, so wird $\frac{1}{230}$, oder ist die Excentricität nahe $= 1$, so wird $c = \frac{1}{681}$, d. h. die Erde ist ein Sphäroid, in welchem die beiden Axen entweder in dem Verhältnisse von 230 : 231 oder in dem von 1 : 681 stehen.

Keine der beiden mitgetheilten Größen ist indessen naturgemäß, denn da die früher mitgetheilten Bestimmungen der Erde eine Abplattung von nahe $\frac{1}{300}$ geben, so finden wir eine bedeutende Abweichung. Aus diesem Grunde ist die Hypothese, von welcher wir ausgingen, daß die Erde allenthalben dieselbe Dichtigkeit besitze, unrichtig; außer der eben betrachteten Abweichung machen auch die Bestimmungen der mittleren Dichtigkeit der Erde diese Hypothese einer gleichförmigen Dichtigkeit wenig wahrscheinlich, vielmehr müssen wir annehmen, daß letztere desto bedeutender werde, je tiefer wir ins Innere der Erde hinabsteigen, was auch die Gesetze der Compression erfodern. Die Untersuchung wird in diesem Falle weit schwieriger, und läßt sich bei geringer Ellipticität nur gut dadurch führen, daß man die höheren Potenzen übersieht.

Wir wollen hier zunächst die Anziehung betrachten, welche ein Prisma von kleiner Grundfläche auf einen außerhalb seiner Axe liegenden Punkt, nach einer mit der Axe parallelen Richtung ausübt.

Es sei BC (Taf. I. Fig. 10) das gegebene Prisma, A der gegebene Punkt. Man ziehe AD senkrecht auf die Axe, und lege senkrecht auf letztere zwei Schnitte durch das Prisma, welche durch die nahe an einander liegenden Punkte E und F gehen. Man ziehe AB, AE und AC. Es sei $AD = a$, $Db = b$, $DC = c$, der Durchschnitt des Prisma's $= S$ und seine Dichtigkeit $= \varrho$, ferner

Digitized by Google

$DE = x$, $DF = x + dx$. Die Masse, welche zwischen den beiden Schnitten E und F liegt, ist $S \cdot dx$ und daher die Anziehung, welche der Punkt A erleidet,

$$= \frac{\varrho \cdot S \cdot dx}{AE^2}.$$

Die Componente dieser Größe, welche mit der Axe parallel ist, wird daher

$$\frac{\varrho \cdot S \cdot dx}{AE^2} \cdot \frac{DE}{AE} = \frac{\varrho \cdot S \cdot DE \cdot dx}{(AE)^3};$$

wenn wir daher die ganze Anziehung mit u bezeichnen, so wird

$$\frac{du}{dx} = \frac{\varrho \cdot S \cdot x}{(a^2 + x^2)^{\frac{3}{2}}}$$

$$u = -\frac{\varrho \cdot S}{(a^2 + x^2)^{\frac{1}{2}}} + C.$$

Bestimmen wir C dergestalt, daß $u = 0$ wird, wenn $x = DB = b$ wird, so ergibt sich die Anziehung des ganzen Prisma's

$$u = \varrho S \left(\frac{1}{\sqrt{a^2+b^2}} - \frac{1}{\sqrt{a^2+c^2}}\right) = \varrho S \left(\frac{1}{AB} - \frac{1}{AC}\right).$$

Aus diesem Satze läßt sich die Anziehung herleiten, welche ein außerhalb eines Ellipsoides liegender Punkt von ihm erleidet. Es seien CD, CE und CF (Taf. I. Fig. 11) die drei halben Axen des Ellipsoides, welche wir respective mit a, b und c bezeichnen wollen; diese drei Axen mögen die Richtungen der x, y und z bestimmen. Dann ist die Gleichung für die Oberfläche des Ellipsoides

$$\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} + \frac{z^2}{c^2} = 1.$$

Die Coordinaten des angezogenen Punktes A mögen f, g, h sein. Wir denken uns das Ellipsoid durch Ebenen PMQ, pmq, welche der Ebene yz parallel sind, in eine große Zahl von Schichten getheilt; diese Schichten seien durch Ebenen PNQ, pnq, welche der Ebene xz parallel sind, in eine große Zahl Prismen getheilt. Es sei $CM = x$, $Mm = dx$, $MN = y$, $mn = y + dy$, $PN = z$. Nun ist das Parallelogramm $Nn = dx \cdot dy$, es ist daher die Anziehung, welche das Prisma Pq auf A in einer mit z parallelen Richtung ausübt

$$\varrho \cdot dx \cdot dy \left(\frac{1}{AP} - \frac{1}{AQ}\right)$$

$$= \varrho \cdot dx \cdot dy \left[\frac{1}{\sqrt{((f-x)^2 + (g-y)^2 + (h-z)^2)}} - \frac{1}{\sqrt{((f-x)^2 + (g-y)^2 + (h+z)^2)}}\right].$$

Es sei $x = ar$, $y = bs$, dann ist die Anziehung des Prisma's gleich

$$\varrho \cdot a \cdot b \cdot dr \cdot ds \left(\frac{1}{AP} - \frac{1}{AQ}\right);$$

die Anziehung der Schicht ist mithin

$$\varrho \cdot a \cdot b \cdot dr \int \left(\frac{1}{AP} - \frac{1}{AQ}\right) ds,$$

das Integral von G bis H genommen. Um die Werthe von y zu finden, welche diesen Punkten entsprechen, müssen wir in der Gleichung der Oberfläche $z = 0$ machen; dann ist

$$\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1,$$

also

$$y = \pm \frac{b}{a}\sqrt{a^2 - x^2}, \quad s = \pm \sqrt{1 - r^2};$$

die Anziehung der Schicht ist mithin

$$\varrho \cdot a \cdot b \cdot dr \int \left(\frac{1}{AP} - \frac{1}{AQ}\right) ds,$$

das Integral von $s = -\sqrt{1-r^2}$ bis $s = +\sqrt{1-r^2}$ genommen. Bezeichnen wir dieses Integral mit $v\,dr$, dann ist die Anziehung des Ellipsoides gleich $\int v\,dr$, das Integral von $x = -a$ bis $x = +a$ oder von $r = -1$ bis $r = +1$ genommen. Es ist mithin die Anziehung des Ellipsoides, wenn wir $ct = z$ setzen

$$\varrho \cdot a \cdot b \int_{-1}^{+1} \int_{-\sqrt{1-r^2}}^{+\sqrt{1-r^2}} \left[\frac{1}{\sqrt{(f-ar)^2 + (g-bs)^2 + (h-ct)^2}} - \frac{1}{\sqrt{(f-ar)^2 + (g-bs)^2 + (h+ct)^2}}\right] dr \cdot ds.$$

Wenn ein Sphäroid, dessen halbe Axen a, b, c sind (Taf. I. Fig. 11), einen Punkt anzieht, dessen Coordinaten $l\alpha$, $m\beta$ und $n\gamma$ sind, wo $l^2 + m^2 + n^2 = 1$, und wenn ferner ein Sphäroid (Taf. I. Fig. 12) von derselben Dichtigkeit, dessen halbe Axen α, β, γ sind, einen innerhalb gelegenen Punkt A_1 anzieht, dessen Coordinaten la, mb und nc sind, und wenn $a^2 - c^2 = \alpha^2 - \gamma^2$, $b^2 - c^2 = \beta^2 - \gamma^2$, dann verhält sich die Anziehung, welche A parallel mit c erleidet, zu der Anziehung von A_1 parallel mit γ, wie $ab : \alpha\beta$.

Es ist nämlich die Anziehung, welche A parallel mit c erleidet, gleich

$$\varrho ab \int_{-1}^{+1} \int_{-\sqrt{1-r^2}}^{+\sqrt{1-r^2}} \left[\frac{1}{\sqrt{(l\alpha - ar)^2 + (m\beta - bs)^2 + (n\gamma - ct)^2}} - \frac{1}{\sqrt{(l\alpha - ar)^2 + (m\beta - bs)^2 + (n\gamma + ct)^2}}\right] dr \cdot ds.$$

Nun ist das Quadrat vom Nenner des ersten dieser Brüche

$$\begin{aligned} &l^2\alpha^2 - 2\alpha alr + a^2r^2 \\ &+ m^2\beta^2 - 2\beta bms + b^2s^2 \\ &+ n^2\gamma^2 - 2\gamma cnt + c^2t^2 \end{aligned}$$

aber $l^2 + m^2 + n^2 = 1$ nach der Voraussetzung und die Gleichung des Ellipsoides

$$\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} + \frac{z^2}{c^2} = 1$$

gibt $r^2 + s^2 + t^2 = 1$.

Eliminirt man daher n^2 und t^2, so wird der Nenner

$$\begin{aligned} &l^2(\alpha^2 - \gamma^2) + m^2(\beta^2 - \gamma^2) + \gamma^2 \\ &- 2(a\alpha lr + b\beta ms + c\gamma n\sqrt{1 - r^2 - s^2}) \\ &+ r^2(a^2 - c^2) + s^2(b^2 - c^2) + c^2. \end{aligned}$$

Digitized by Google

Der Nenner des zweiten Bruches unterscheidet sich von dem vorliegenden nur durch das Zeichen von

$$2c\gamma n\sqrt{1-r^2-s^2}.$$

Die Anziehung von A_1 parallel mit γ ergibt sich auf demselben Wege gleich

$$\varrho\alpha\beta\int_{-1}^{+1}\int_{-\sqrt{1-r^2}}^{+\sqrt{1-r^2}}\left[\frac{1}{\sqrt{(la-\alpha r)^2+(mb-\beta s)^2+(nc-\gamma t)^2}}-\frac{1}{\sqrt{(la-\alpha r)^2+(mb-\beta s)^2+(nc+\gamma t)^2}}\right]dr.ds.$$

Das Quadrat vom Nenner des ersten Bruches wird

$$l^2(a-c)^2+m^2(b^2-c^2)+c^2$$
$$-2(aalr+\beta bms+\gamma cn\sqrt{1-r^2-s^2})$$
$$+r^2(\alpha^2-\gamma^2)+s^2(\beta^2-\gamma^2)+\gamma^2.$$

Aber nach der Annahme ist

$$a^2-c^2=\alpha^2-\gamma^2,\quad b^2-c^2=\beta^2-\gamma^2.$$

Die Quadrate beider Nenner sind also gleich, und mithin sind die beiden unter dem Integralzeichen stehenden Größen gleich. In dem ersten Ausdrucke wird diese Größe mit ϱab, im zweiten mit $\varrho\alpha\beta$ multiplicirt, und mithin verhält sich die Anziehung von A parallel mit c zu der von A_1 parallel mit γ, wie ab zu $\alpha\beta$.

Auf dieselbe Weise läßt sich zeigen, daß die Anziehung, welche A nach einer mit a parallelen Richtung erleidet, sich zu der, welche A_1 nach einer mit α parallelen Richtung erleidet, verhält wie bc zu $\beta\gamma$, die Anziehung von A parallel mit b verhält sich zu der von A_1 parallel mit β, wie ac zu $\alpha\gamma$. Geht das Ellipsoid in ein Sphäroid über, und wird $a=b$, so wird $\alpha=\beta$ und die Kräfte, welche parallel mit c und γ wirken, verhalten sich wie $a^2:\alpha^2$; die, welche parallel mit a und α wirken, wie $ac:\alpha\gamma$, die parallel mit b und β wirkenden, wie $ac:\alpha\gamma$.

Hiernach läßt sich nun leicht die Anziehung bestimmen, welche ein Sphäroid von geringer Ellipticität auf einen außerhalb gelegenen Punkt ausübt.

Es sei c die halbe Umdrehungsaxe des Sphäroides, und diese falle mit der Axe der z zusammen; es seien ferner f, g, h die Coordinaten des angezogenen Punktes; es sei $f=l\alpha$, $g=m\alpha$, $h=n\gamma$ und

$$l^2+m^2+n^2=1,\quad \alpha^2-\gamma^2=a^2-c^2.$$

Es sei ferner

$$a=c(1+\varepsilon),\quad \alpha=\gamma(1+\varepsilon).$$

Läßt man die höheren Potenzen fort, so wird

$$2\gamma^2\varepsilon=2c^2e \text{ oder } \varepsilon=\frac{c^2}{\gamma^2}e.$$

Aus der Gleichung

$$l^2+m^2+n^2=1,$$

oder

$$\frac{f^2+g^2}{\alpha^2}+\frac{h^2}{\gamma^2}=1,$$

oder

$$\frac{1}{\gamma^2}[f^2+g^2+h^2-2\varepsilon(f^2+g^2)]=1,$$

folgt

$$\gamma^2=f^2+g^2+h^2-2\varepsilon(f^2+g^2).$$

Aber

$$\varepsilon=\frac{c^2}{\gamma^2}.e=\frac{c^2}{f^2+g^2+h^2}.e,$$

folglich

$$\gamma^2=f^2+g^2+h^2-2e\frac{c^2(f^2+g^2)}{f^2+g^2+h^2}$$

$$\gamma=\sqrt{f^2+g^2+h^2}-e\frac{c^2(f^2+g^2)}{f^2+g^2+h^2}.$$

Da ferner

$$a^2-\gamma^2=a^2-c^2=2c^2e,$$

so wird

$$a^2=\gamma^2+2c^2e=f^2+g^2+h^2+2e\frac{c^2h^2}{f^2+g^2+h^2},$$

folglich

$$a=\sqrt{f^2+g^2+h^2}+e\frac{c^2h^2}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}.$$

Nun sind die Coordinaten von A_1 gleich la, mb, nc oder $\frac{fa}{a}$, $\frac{gh}{\alpha}$, $\frac{hc}{\gamma}$. Die Entfernung dieses Punktes von der Axe des Sphäroides ist daher gleich

$$\sqrt{\frac{f^2a^2}{a^2}+\frac{g^2a^2}{\alpha^2}}=\frac{a}{\alpha}\sqrt{f^2+g^2}.$$

Und da dieser Punkt innerhalb des Sphäroides liegt, dessen halbe Axen α und γ sind, so wird seine Anziehung gegen die Axe gleich

$$\frac{4\pi}{3}\varrho(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon).\frac{a}{\alpha}\sqrt{f^2+g^2};$$

es wird mithin seine Anziehung nach der Axe der x gleich

$$\frac{f}{\sqrt{f^2+g^2}}.\frac{4\pi}{3}\varrho(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon).\frac{a}{\alpha}\sqrt{f^2+g^2}$$
$$=\frac{4\pi}{3}\varrho(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon)\frac{a}{\alpha}.f.$$

Auf eine ähnliche Weise wird seine Anziehung nach der Axe der y

$$\frac{4\pi}{3}\varrho(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon)\frac{a}{\alpha}.g,$$

und die Anziehung nach der Axe der z

$$\frac{4\pi}{3}\varrho(1+\tfrac{3}{4}\varepsilon).\frac{c}{\gamma}.h.$$

Es ist daher die Anziehung, welche A erleidet, nach der Axe der x

$$\frac{ac}{a\gamma}.\frac{4\pi}{3}\varrho(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon).\frac{a}{\alpha}f$$
$$=\frac{4\pi}{3}\varrho.\frac{a^2c}{\alpha^2\gamma}(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon)f;$$

nach der Axe der y

$$\frac{ac}{a\gamma}.\frac{4\pi}{3}\varrho(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon).\frac{a}{\alpha}.g$$
$$=\frac{4\pi}{3}\varrho.\frac{a^2c}{\alpha^2\gamma}(1-\tfrac{3}{4}\varepsilon).g,$$

Digitized by Google

nach der Axe der z

$$\frac{-a^2}{a^2}\cdot\frac{4\pi}{3}\varrho(1+\tfrac{2}{5}\varepsilon)\cdot\frac{c}{\gamma}\cdot h$$
$$=\frac{4\pi}{3}\varrho\cdot\frac{a^2c}{a^2\gamma}(1+\tfrac{2}{5}\varepsilon)h.$$

Nun ist

$$a^2c=\frac{c^3(1+2e)}{a^2\gamma}$$
$$=(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}+e\frac{c^3(2h^2-f^2-g^2)}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}},$$

mithin

$$\frac{a^2c}{a^2\gamma}=\frac{c^3}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\left[1+2e-e\frac{c^2(2h^2-f^2-g^2)}{(f^2+g^2+h^2)^2}\right].$$

Es ist ferner

$$1-\tfrac{2}{5}\varepsilon=1-e\cdot\tfrac{2}{5}\frac{c^2}{f^2+g^2+h^2},$$

indem $f^2+g^2+h^2$ für γ gesetzt wird; ebenso

$$1+\tfrac{4}{5}\varepsilon=1+e\cdot\tfrac{4}{5}\cdot\frac{c^2}{f^2+g^2+h^2}.$$

Substituiren wir diese Werthe, so finden wir die Anziehung von A nach der Richtung der x

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\frac{c^3}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\left[1+2e-e\frac{c^2(12h^2-3f^2-3g^2)}{5(f^2+g^2+h^2)^2}\right]\cdot f,$$

und nach der Richtung der y

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\frac{c^3}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\left[1+2e-e\frac{c^2(12h^2-3f^2-3g^2)}{5(f^2+g^2+h^2)^2}\right]g,$$

nach der Richtung der z

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\frac{c^3}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\left[1+2e-e\frac{c^2(6h^2-9f^2-9g^2)}{5(f^2+g^2+h^2)^2}\right]h.$$

Es sei ein Sphäroid von ungleicher Dichtigkeit gegeben, jedoch liegen die Punkte von derselben Dichtigkeit in sphäroidischen Schichten von veränderlicher Ellipticität; man soll die Anziehung bestimmen, welche ein außerhalb desselben liegender Punkt von ihm erleidet.

Es sei EF (Taf. I. Fig. 13) das Sphäroid; E′F′ sei eine sphäroidische Fläche, die Dichtigkeit in jedem Punkte derselben sei gleich; ebenso E″F″ eine andere sphäroidische Fläche von verschiedener Ellipticität, deren Dichtigkeit allenthalben dieselbe ist, aber von der von E′F′ abweicht. Es sei CF = c, CF″ = c + △c. Da die Ellipticität sich mit der halben Axe des Sphäroides ändert, so muß e eine Function von c sein. Nun ist die Dichtigkeit der zwischen E′F′ und E″F″ liegenden Materie nicht gleichförmig, aber wenn wir △c verkleinern, so können wir uns der Gleichförmigkeit so nähern, als wir wollen. Wäre die innere Materie des Sphäroides E′F′ von derselben Dichtigkeit als an der Oberfläche, also gleich ϱ, so wäre die Anziehung nach der Richtung x gleich ϱA. Dann ist die Anziehung des Sphäroides E″F″ nach derselben Richtung gleich dem Werthe, welchen A erhält, wenn 0 in c + △c übergeht, und wenn wir für e den Werth der Ellipticität in dem Sphäroide E″F″ nehmen. Wenn wir aber e als eine Function von c ansehen, so liegt diese Änderung zugleich in der von c. Es geht also A über in

$$A+\frac{dA}{dc}\triangle c+\ldots\ldots,$$

und die Anziehung des Sphäroides E″F″ wird

$$\varrho\left(A+\frac{dA}{dc}\triangle c+\ldots\right).$$

Der Unterschied in der Anziehung beider Sphäroide oder die Anziehung der von ihnen eingeschlossenen Schale wird daher, wenn wir sogleich die Grenzverhältnisse, also die Differentiale statt der Differenzen nehmen,

$$\frac{du}{dc}=\varrho\cdot\frac{dA}{dc},$$

wo u die Anziehung des heterogenen Sphäroides bezeichnet, dessen polare Axe gleich c ist, und hieraus folgt

$$u=\int\varrho\cdot\frac{dA}{dc}\cdot dc,$$

wo ϱ und e Functionen von c sind. Um dieses Integral zu bestimmen, nehmen wir den vorher gefundenen Werth

$$A=\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\cdot c^3(1+2e)\right.$$
$$\left.-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}c^5e\right]f.$$

Wird dieser Ausdruck nach c differentiirt, so müssen wir erwägen, daß f, g, h von c ganz unabhängig sind, und daß die einzigen veränderlichen Größen $c^3(1+2e)$ und c^5e sind. Es sei nun

$$\int\varrho\frac{dc^3(1+2e)}{dc}\cdot dc=\varphi c$$
$$\int\varrho\frac{d(c^5e)}{dc}\cdot dc=\psi c,$$

und beide Integrale verschwinden für c = 0. Dann wird nach dem vorher gefundenen Ausdrucke die Anziehung nach der Richtung der x

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\cdot\varphi c-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi c\right]f,$$

nach der Richtung der y

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\cdot\varphi c-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi c\right]g,$$

nach der Richtung der z

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{3}{2}}}\cdot\varphi c-\frac{6h^2-9f^2-9g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi c\right].h.$$

Ist die Ellipticität gering, so ist das zweite Glied in jedem dieser Ausdrücke klein.

Auf eine ähnliche Weise läßt sich bei ebendiesem Sphäroide die Anziehung bestimmen, welche ein innerhalb desselben liegender Punkt von einer Schale erleidet, deren innere und äußere Oberflächen Sphäroide von derselben Dichtigkeit sind. Es sei A′ dieser Punkt und f, g, h seine Coordinaten. Man nehme E′F′ und E″F″ ebenso

Digitized by Google

als vorher und das ganze Sphäroid E'CF' habe dieselbe gleichförmige Dichtigkeit ϱ. Dann ist die gegen die Axe gerichtete Anziehung des Sphäroides E'CF', welche A' erleidet gleich

$$\frac{4\pi}{3}\cdot\varrho\sqrt{f^2+g^2}(1-\tfrac{1}{4}e),$$

daher die Anziehung nach der Axe der x

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\cdot f(1-\tfrac{3}{4}e),$$

nach der Axe der y

$$\frac{4\pi}{3}\cdot\varrho\cdot g(1-\tfrac{3}{4}e),$$

nach der Axe der z

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\cdot h(1+\tfrac{1}{4}e).$$

Dann läßt sich ebenso, wie vorher, zeigen, daß die Anziehung dieser heterogenen Schale gefunden wird, wenn wir diese Ausdrücke mit Beziehung auf c differentiiren und integriren. Es sei

$$\int\varrho\cdot\frac{de}{dc}\cdot dc=\chi c,$$

wo das Integral für $c=0$ verschwindet. Bezeichnen wir nun die halbe Polarare der inneren Fläche mit c, die der äußeren mit c_1, so wird das Integral zwischen diesen Grenzen gleich $\chi c_1-\chi c$ und so ist daher die Anziehung nach der Richtung der x

$$-\frac{4\pi}{3}\cdot\tfrac{3}{4}[\chi c_1-\chi c]f,$$

nach der Richtung der y

$$-\frac{4\pi}{3}\cdot\tfrac{3}{4}[\chi c_1-\chi c]g,$$

nach der Axe der z

$$\frac{4\pi}{3}\cdot\tfrac{3}{4}[\chi c_1-\chi c]\cdot h.$$

Hiernach sind wir nun im Stande, die Anziehung zu bestimmen, welche ein Punkt erleidet, welcher innerhalb eines Sphäroides von der angegebenen Beschaffenheit liegt. Es sei nämlich γ die halbe Polarare des Sphäroides, dessen Oberfläche durch den angezogenen Punkt geht; ferner c_1 die halbe Axe der äußern Oberfläche; dann liegt der gegebene Punkt außerhalb aller Sphäroide, deren halbe Axen kleiner als γ sind, und innerhalb aller Sphäroide deren halbe Axen größer als γ sind. Um daher die Anziehung des Punktes zu bestimmen, müssen wir die Wirkungen beider Classen von Sphäroiden einzeln aufsuchen und ihre Differenz nehmen. Nehmen wir für die erstere Classe die Integrale von $c=0$ bis $c=\gamma$, so wird die Anziehung nach der Axe der x

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi\gamma-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi\gamma\right]f,$$

nach der Axe der y

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi\gamma-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi\gamma\right]\cdot g,$$

nach der Axe der z

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi\gamma-\frac{6h^2-9f^2-9g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi\gamma\right]\cdot h.$$

Nehmen wir jetzt die Wirkungen der außerhalb gelegenen Sphären, so wird die Anziehung nach der Axe der x

$$-\frac{4\pi}{3}\cdot\tfrac{3}{4}[\chi c_1-\chi\gamma]\cdot f,$$

nach der Axe der y

$$-\frac{4\pi}{3}\cdot\tfrac{3}{4}[\chi c_1-\chi\gamma]\cdot g,$$

nach der Axe der z

$$\frac{4\pi}{3}\cdot\tfrac{3}{4}[\chi c_1-\chi\gamma]\cdot h,$$

und die Summen beider Reihen von Ausdrücken geben dann die totale Anziehung.

Diese bisherigen Betrachtungen gelten von einem ruhenden Sphäroid; wenn letzteres sich in der Zeit T um seine polare Axe dreht, so wird jeder Punkt eine Centrifugalkraft erleiden, welche sich wie seine Entfernung von der Axe verhält. Zerlegt man die letztere nach den Richtungen x und y, so erhalten wir als Componenten die beiden Größen $\frac{4\pi^2}{T^2}\cdot f$ und $\frac{4\pi^2}{T^2}\cdot g$ und diese müssen von den obigen Ausdrücken subtrahirt werden. Es ist daher die totale Wirkung nach der Richtung der x

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi\gamma-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi\gamma-\tfrac{3}{4}(\chi c_1-\chi\gamma)-\frac{3\pi}{T^2}\right]f\ldots\ldots=F,$$

nach der Richtung der y

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi\gamma-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi\gamma-\tfrac{3}{4}(\chi c_1-\chi\gamma)-\frac{3\pi}{T^2}\right]g\ldots\ldots=G,$$

nach der Richtung der z

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi\gamma-\frac{6h^2-9f^2-9g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi\gamma+\tfrac{3}{4}(\chi c_1-\chi\gamma)\right]h\ldots\ldots\ldots=H.$$

Hiernach läßt sich nun die Ellipticität der Sphäroide von gleicher Dichtigkeit in dem Falle bestimmen, wo die anziehende Kraft senkrecht auf der Oberfläche des durch jenen Punkt gehenden Sphäroides steht. Es sei nämlich EF (Taf. I. Fig 14) die Oberfläche von gleicher Dichtigkeit, welche durch den Punkt P geht, dessen Coordinaten CM, MN und NP wir mit f, g, h bezeichnen wollen; es seien γ und $a=\gamma(1+\varepsilon)$ die halbe Axe und der halbe Durchmesser des Äquators; FPG die erzeugende Ellipse, welche durch den Punkt P geht, PQ die Normale in P und QR senkrecht auf MN. Es sei nun PQ die Kraft, welche senkrecht auf der Oberfläche steht, und die wir in die drei Componenten PN, NR, RQ zerfäl-

Digitized by Google

len wollen. Behalten wir für diese Kräfte die obigen Bezeichnungen F, G und H, so verhält sich

$$H : G = PN : NR;$$

aber bekanntlich ist

$$\frac{NQ}{CN} = \frac{a^2}{\gamma^2},$$

folglich auch

$$\frac{NR}{MN} = \frac{a^2}{\gamma^2}$$

$$NR = MN \cdot \frac{a^2}{\gamma^2} = g \cdot \frac{a^2}{\gamma^2},$$

mithin $H : G = h : g\,\frac{a^2}{\gamma^2}$,

oder $\frac{H}{h} : \frac{G}{g} = \frac{\gamma^2}{a^2} : 1 = 1 + 2\varepsilon : 1$,

also $\frac{H}{h} = (1 + 2\varepsilon)\frac{G}{g}$.

Substituiren wir hier die obigen Ausdrücke für G und H und beachten, daß alle Glieder mit Ausnahme des ersten klein sind, wenn ε klein ist, multipliciren also mit 2ε nur das erste Glied, so wird

$$\frac{2\varepsilon \cdot q\gamma}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}} - \frac{6\psi\gamma}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}} - \tfrac{4}{3}(\chi c_1 - \chi\gamma) - \frac{3\pi}{T^2} = 0.$$

Aber $f^2 + g^2 + h^2$ unterscheidet sich von γ^2 nur durch eine Größe, welche von ε abhängt; setzen wir daher γ^2 für $f^2 + g^2 + h^2$, so wird, da alle Glieder klein sind,

$$\frac{\varepsilon q\gamma}{\gamma^3} - \tfrac{1}{5} \cdot \frac{\psi\gamma}{\gamma^5} - \tfrac{1}{3}(\chi c_1 - \chi\gamma) - \frac{3\pi}{2T^2} = 0.$$

Da diese Gleichung wahr bleiben muß, welchen Werth auch γ haben möge, so können wir dafür das allgemeine c setzen, dadurch wird

$$\frac{\varepsilon \cdot qc}{c^3} - \tfrac{1}{5}\frac{\psi c}{c^5} - \tfrac{1}{3}(\chi c_1 - \chi c) - \frac{3\pi}{2T^2} = 0.$$

Setzen wir für qc, ψc und χc ihre Werthe

$$\int \varrho \frac{d \cdot c^3(1+2\varepsilon)}{dc} \cdot dc \text{ oder nahe } \int \varrho \frac{dc^3}{dc} \cdot dc$$

$$\int \varrho \frac{d(c^5\varepsilon)}{dc} \cdot dc \text{ und } \int \varrho \frac{d\varepsilon}{dc} \cdot dc$$

und differentiiren, so wird

$$\frac{d^2\varepsilon}{dc^2} + \frac{2\varrho c^2}{\int \varrho c^2 dc} \cdot \frac{d\varepsilon}{dc} + \left(\frac{2\varrho c}{\int \varrho c^2 dc} - \frac{6}{c^2}\right)\varepsilon = 0.$$

Diese Gleichung läßt sich stets, wenigstens durch Reihen, integriren, wenn ϱ durch c gegeben ist, und die beiden Constanten der Integration lassen uns für ε einen solchen Werth angeben, welcher der primitiven Gleichung genügt. Ist daher ϱ in Werthen von c gegeben, so ist es stets möglich, die Ellipticität einer Fläche von gleicher Dichtigkeit zu bestimmen, welche der Foderung genügt.

Wenn nun diese Bedingung erfüllt wird, so ist zwischen allen Theilen des flüssigen Ellipsoides ein Gleichgewicht vorhanden. Wir dürfen deshalb nur von irgend einem im Innern liegenden Punkte Kanäle von beliebiger Gestalt gegen die Oberfläche ziehen und den Druck aufsuchen, welchen das in letzteren enthaltene Fluidum auf den gegebenen Punkt ausübt, so läßt sich leicht zeigen, daß jeder Kanal, nach welcher Richtung er auch gezogen sein möge, auf diesen Punkt denselben Druck ausübt. Es sei P (Taf. I. Fig. 15) ein Punkt in einem Kanale, und p ein nahe dabei liegender Punkt; es sei $RP = s$, $Rp = s + \Delta s$; es seien ferner f, g, h die Coordinaten von P, $f + \Delta f$, $g + \Delta g$, $h + \Delta h$ die von p. Construiren wir dann ein Parallelepipedon, von welchem Pp oder Δs die Diagonale ist und dessen Seiten respective mit f, g, h parallel sind, so sind diese Seiten respective gleich Δf, Δg, Δh. Um nun den Unterschied zwischen den Drucken, welche P und p erleiden, zu bestimmen, müssen wir jede der wirksamen Kräfte in zwei zerfällen, von denen die eine in der Richtung Pp liegt, die zweite aber darauf senkrecht steht, sodann dürfen wir nur die Summe der erstern nehmen, während die zweiten Componirenden ganz unwirksam sind. Nun haben wir vorher die nach f, g und h wirksamen Kräfte mit F, G und H bezeichnet, es ist also die Summe der nach der Richtung pP wirkenden Kräfte gleich

$$F\cos pPq + G\cos pPr + H\cos pPt$$

$$= F\frac{\Delta f}{\Delta s} + G\frac{\Delta g}{\Delta s} + H\frac{\Delta h}{\Delta s}.$$

Nehmen wir die Weite des Kanales gleich 1 an, so wirken diese Kräfte auf eine Menge von Materie, welche durch den Ausdruck $\varrho\Delta s$ bestimmt wird, und daher ist der Druck, welchen sie hervorbringen, gleich

$$\varrho(F\Delta f + G\Delta g + H\Delta h).$$

Wenn wir daher eine Größe V von der Beschaffenheit finden, welche den Bedingungen

$$\frac{dV}{df} = -\varrho F, \quad \frac{dV}{dg} = -\varrho G, \quad \frac{dV}{dh} = -\varrho H$$

genügt, so ist V zwischen den zugehörigen Grenzen genommen, dem Drucke gleich.

Nehmen wir nun die früher gefundenen Werthe von F, G und H, und integriren dieselben, so wird

$$-V = \frac{4\pi}{3}\left[\frac{-\varrho q \cdot \gamma}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}} + \varrho \cdot \psi\gamma \frac{2h^2 - f^2 - g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\right.$$

$$\left. + \tfrac{1}{3}\varrho(\chi c_1 - \chi\gamma)(2h^2 - f^2 - g^2) - \frac{3\pi}{2T^2}\varrho(f^2+g^2)\right]$$

$$+ \frac{4\pi}{3}\int\left[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}} \cdot \frac{d\varrho q\gamma}{d\gamma} - \frac{2h^2 - f^2 - g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}} \cdot \frac{d\varrho\psi\gamma}{d\gamma}\right.$$

$$\left. - \frac{2h^2 - f^2 - g^2}{5} \cdot \frac{d\varrho(\chi c_1 - \chi\gamma)}{d\gamma} + \frac{3\pi}{2T^2}(f^2+g^2)\frac{d\varrho}{d\gamma}\right] d\gamma,$$

wo γ der polare Halbmesser des Sphäroides von gleicher Dichtigkeit ist, welches durch den Punkt geht, dessen Coordinaten f, g, h sind. Da die halbe Axe des Äquators gleich $\gamma(1 + \varepsilon)$ ist, so haben wir

$$\frac{f^2+g^2}{\gamma^2(1+2\varepsilon)} + \frac{h^2}{\gamma^2} = 1,$$

also

$$f^2 + g^2 + h^2 = \gamma^2 + 2\varepsilon(f^2+g^2).$$

Substituiren wir diesen Werth in dem ersten Gliede von jeder der in Klammern eingeschlossenen Größen, und setzen

Digitized by Google

in den zweiten Gliedern, welche klein sind, γ^2 für $f^2+g^2+h^2$, beachten ferner, daß dann

$$2h^2-f^2-g^2=2\gamma^2-3(f^2+g^2),$$

so erhalten wir für das erste Glied

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\Big[-\frac{\varphi\gamma}{\gamma}+\frac{\epsilon\varphi\gamma}{\gamma^3}(f^2+g^2)+\tfrac{3}{4}\frac{\psi\gamma}{\gamma^3}\cdot -\tfrac{1}{4}\frac{\psi\gamma}{\gamma^3}(f^2+g^2)+\tfrac{3}{4}\gamma^2(\chi c_1-\chi\gamma) -\tfrac{1}{4}(\chi c_1-\chi\gamma)(f^2+g^2)-\frac{3\pi}{2T^2}(f^2+g^2)\Big].$$

Aber früher fanden wir

$$\frac{\epsilon\varphi\gamma}{\gamma^3}-\tfrac{1}{4}\frac{\psi\gamma}{\gamma^3}-\tfrac{1}{4}(\chi c_1-\chi\gamma)-\frac{3\pi}{2T^2}=0,$$

und das erste Glied reducirt sich daher auf

$$\frac{4\pi}{3}\varrho\Big[-\frac{\varphi\gamma}{\gamma}+\tfrac{3}{4}\frac{\psi\gamma}{\gamma^3}+\tfrac{3}{4}\gamma^2(\chi c_1-\chi\gamma)\Big]\ldots\ \text{A.}$$

Nehmen wir dieselben Substitutionen in dem zweiten Gliede vor, so wird dasselbe

$$\frac{4\pi}{3}\int\Big[\frac{1}{\gamma}\frac{d\varrho\varphi\gamma}{d\gamma}-\frac{2}{5\gamma^3}\cdot\frac{d\varrho\psi\gamma}{d\gamma} -\frac{2\gamma^3}{5}\cdot\frac{d\varrho(\chi c_1-\chi\gamma)}{d\gamma}+(f^2+g^2)\Big(-\frac{\epsilon}{\gamma^3}\cdot\frac{d\varrho\varphi\gamma}{d\gamma} +\frac{3}{5\gamma^3}\cdot\frac{d\varrho\psi\gamma}{d\gamma}+\tfrac{1}{4}\cdot\frac{d\varrho(\chi c_1-\chi\gamma)}{d\gamma}+\frac{3\pi}{2T^2}\frac{d\varrho}{d\gamma}\Big)\Big]d\gamma.$$

Der Coëfficient von f^2+g^2 ist hier

$$\frac{d\varrho}{d\gamma}\Big[-\frac{\epsilon}{\gamma^3}\varphi\gamma+\frac{3}{5\gamma^3}\cdot\psi\gamma+\tfrac{1}{4}(\chi c_1-\chi\gamma)+\frac{3\pi}{2T^2}\Big] +\varrho\Big[-\frac{\epsilon}{\gamma^3}\cdot\frac{d\varphi\gamma}{d\gamma}+\frac{3}{5\gamma^3}\cdot\frac{d\psi\gamma}{d\gamma}-\tfrac{1}{4}\frac{d\chi\gamma}{d\gamma}\Big].$$

Aber nach den früher entwickelten Sätzen ist der erste Theil $=0$ und ebendieses gilt vom zweiten Theile, wie sich leicht übersehen läßt, wenn man für

$$\frac{d\varphi\gamma}{d\gamma},\quad\frac{d\psi\gamma}{d\gamma},\quad\frac{d\chi\gamma}{d\gamma},$$

ihre Werthe

$$\varrho\frac{d\gamma^3}{d\gamma},\quad\varrho\frac{d\gamma^3\epsilon}{d\gamma}\quad\text{und}\quad\varrho\frac{d\epsilon}{d\gamma}$$

setzt. Es geht daher dieses zweite Glied in

$$\frac{4\pi}{3}\int\Big[\frac{1}{\gamma}\frac{d\varrho\varphi\gamma}{d\gamma}-\frac{2}{5\gamma^3}\cdot\frac{d\varrho\psi\gamma}{d\gamma}-\frac{2\gamma^3}{5}\frac{d\varrho(\chi c_1-\chi\gamma)}{d\gamma}\Big]d\gamma\ldots\ \text{B}$$

über. Der Ausdruck für den Druck, oder $-(A+B)$ ist mithin nur eine Function von γ. Bezeichnen wir denselben mit $\Phi\gamma$ und beachten, daß der Druck an der Oberfläche gleich Null ist, so wird der Druck, welchen irgend ein im Innern liegender Punkt erleidet, gleich

$$\Phi\gamma-\Phi c_1.$$

Dieser Ausdruck ist sowol von der Gestalt des Kanals als von der Lage seiner Enden unabhängig, wofern letztere nur die Oberfläche erreichen; der Druck, welchen der Punkt R erleidet, ist mithin derselbe, möge die Flüssigkeit sich im Kanale SR oder TR befinden, und da der Punkt R also von allen Seiten gleiche Drucke erleidet, so bleibt er in Ruhe, und daher ist der ganze Körper im Gleichgewichte.

Zugleich darf nicht übersehen werden, daß der Ausdruck für den Druck, welchen irgend ein Punkt erleidet, von den Coordinaten dieses Punktes völlig unabhängig ist, sondern nur von der halben Polarare der durch diesen Punkt gehenden Oberfläche von gleicher Dichtigkeit abhängt. Der Ausdruck für das Gleichgewicht ist daher derselbe, mögen wir annehmen, daß die Dichtigkeit von dem Drucke abhänge oder nicht.

Nachdem wir die Drucke nach den drei Coordinatenaxen einzeln bestimmt haben, läßt sich der totale Druck angeben, welchen ein an der äußern Oberfläche befindlicher Punkt erleidet.

Da nämlich die drei nach den Richtungen x, y, z wirkenden Kräfte gleich F, G, H sind, so ist die totale Kraft gleich

$$\sqrt{(F^2+G^2+H^2)}.$$

Die Kräfte an der Oberfläche ergeben sich, wenn wir in den obigen Ausdrücken c für γ setzen. Dadurch wird für einen an der Oberfläche liegenden Punkt

$$F=\frac{4\pi}{3}\Big[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi c-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi c-\frac{3\pi}{T^2}\Big]f,$$

$$G=\frac{4\pi}{3}\Big[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi c-\frac{12h^2-3f^2-3g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi c-\frac{3\pi}{T^2}\Big]g,$$

$$H=\frac{4\pi}{3}\Big[\frac{1}{(f^2+g^2+h^2)^{\frac{1}{2}}}\cdot\varphi c-\frac{6h^2-9f^2-9g^2}{5(f^2+g^2+h^2)^{\frac{7}{2}}}\cdot\psi c\Big]h.$$

Beachten wir nun, daß nur das erste Glied eines jeden dieser Ausdrücke groß ist, so wird

$$\sqrt{(F^2+G^2+H^2)}=\frac{4\pi}{3}\Big[\frac{\varphi c}{f^2+g^2+h^2}-\frac{6h^2-3(f^2+g^2)}{5(f^2+g^2+h^2)^3}\psi c -\frac{3\pi}{T^2}\cdot\frac{f^2+g^2}{\sqrt{f^2+g^2+h^2}}\Big].$$

Ist nun e die Ellipticität der äußern Fläche, dann ist

$$f^2+g^2+h^2=c^2+2e(f^2+g^2),$$

und daher wird der Ausdruck für die Kraft

$$\sqrt{(F^2+G^2+H^2)}=\frac{4\pi}{3}\Big[\frac{\varphi c}{c^2}-\frac{2e\varphi c}{c^2}(f^2+g^2)-\frac{6c^2-9(f^2+g^2)}{5c^4}\psi c -\frac{3\pi}{cT^2}(f^2+g^2)\Big].$$

Nehmen wir nun an, daß am Äquator die Centrifugalkraft das mfache der Schwere sei, wo m ein kleiner Bruch ist, welcher bei der Erde $\frac{1}{289}$ beträgt, und erwägen, daß bei Übersehung der kleinen Glieder die Schwere am Äquator $\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^2}$ ist, so ist die Centrifugalkraft $\frac{4\pi^2}{T^2}\cdot a=\frac{4\pi^2}{T^2}\cdot c$ nahe; folglich

$$\frac{4\pi^2}{T^2}\cdot c=m\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^2}$$

$$\frac{3\pi}{cT^2}=m\frac{\varphi c}{c^4},$$

Digitized by Google

folglich ist die ganze Kraft an der Oberfläche gleich

$$\frac{4\pi}{3}\left[\frac{\varphi c}{c^2}-\frac{6}{5}\frac{\psi c}{c^3}-\left((2e+m)\frac{\varphi c}{c^3}-\frac{9}{5}\frac{\psi c}{c^3}\right)(f^2+g^2)\right].$$

Nun fanden wir früher für die Oberfläche den Werth

$$\frac{e\varphi c}{c^3}-\frac{3}{5}\frac{\psi c}{c^3}-\frac{3}{5}(\chi c_1-\chi c)-\frac{3\pi}{2T^2}=0.$$

Da hier $c=c_1$, so wird $\chi c_1-\chi c=0$, und daher wird dieser Ausdruck

$$\frac{e\varphi c}{c^3}-\frac{3}{5}\frac{\psi c}{c^3}-\frac{3\pi}{2T^2}=0.$$

Ferner ist

$$\frac{3\pi}{2T^2}=\frac{m}{2}\cdot\frac{\varphi c}{c^3}$$

$$\left(e-\frac{m}{2}\right)\frac{\varphi c}{c^3}-\frac{3}{5}\frac{\psi c}{c^3}=0.$$

Leiten wir hieraus den Werth von ψc her, so wird für irgend einen Punkt an der Oberfläche

$$\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^3}\left[1-(2e-m)-\left(\frac{5m}{2}-e\right)\frac{f^2+g^2}{c^2}\right].$$

Am Pole wird $f=0$, $g=0$ und die Kraft wird hier mithin

$$\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^3}\left(1-(2e-m)\right).$$

Am Äquator wird $f^2+g^2=a^2=$ nahe c^2, daher die Schwere am Äquator

$$\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^2}\left[1-(2e-m)-\left(\frac{5m}{2}-e\right)\right].$$

Der Unterschied beider wird mithin

$$\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^3}\left(\frac{5m}{2}-e\right).$$

Setzen wir $\frac{5m}{2}-e=n$, so ist $n+e=\frac{5m}{2}$, d. h. wenn wir, wie auch das Gesetz für die Dichtigkeit der Erde beschaffen sein möge, die Ellipticität der Oberfläche zu dem Verhältnisse addiren, welches der Überschuß der Schwere am Pole über die Schwere am Äquator zu der Schwere am Äquator hat, so ist ihre Summe gleich $\frac{5m}{2}$, wo m das Verhältniß der Centrifugalkraft am Äquator zu der Schwere am Äquator hat. Dieser merkwürdige Satz heißt der von Clairaut.

Leicht läßt sich nun die Größe der Gravitation an irgend einem Punkte als eine Function der Polhöhe entwickeln. Es sei nämlich EF (Taf. I. Fig. 16) die Oberfläche der Erde, PQ die Normale im Punkte P, dann bezeichnet der Bogen PQN die Breite von P, und es ist

$$QN=PQ.\cos l.$$

Nun ist nahe $PQ=c$, $QN=CN=\sqrt{f^2+g^2}$, also $\sqrt{f^2+g^2}=c.\cos l$, und wenn wir diese Größen in den allgemeinen Ausdruck für die Schwere substituiren, so wird dieser

$$\frac{4\pi}{3}\frac{\varphi c}{c^3}\left[1-(2e-m)-\left(\frac{5m}{2}-e\right)\cos^2 l\right]$$

$$=\frac{4\pi}{3}.\frac{\varphi c}{c^2}\left[1-\left(e+\frac{3m}{2}\right)+\left(\frac{5m}{2}-e\right)\sin^2 l\right]$$

$$=\frac{4\pi}{3}.\frac{\varphi c}{c^2}\left[1-\left(e+\frac{3m}{2}\right)\right]\left[1+\left(\frac{5m}{2}-e\right)\sin^2 l\right].$$

Es läßt sich die Schwere in irgend einer Breite also durch den Ausdruck

$$E(1+n\sin^2 l)$$

bestimmen, wenn E die Schwere am Äquator bezeichnet, und $n+e=\frac{5m}{2}$ ist, ein Ausdruck, dessen Anwendung bereits früher bei der Berechnung der Abplattung aus den Beobachtungen des Secundenpendels gezeigt wurde.

Ist nun irgend ein Gesetz für die Dichtigkeit der Schichten gegeben, so läßt sich darnach die Ellipticität der Erde bestimmen. Differentiiren wir nämlich die Gleichung

$$\frac{e\varphi c}{c^3}-\frac{3}{5}\frac{\psi c}{c^3}-\frac{3}{5}(\chi c_1-\chi c)-\frac{3\pi}{2T^2}=0 \qquad \text{I}$$

so finden wir

$$c^3\varphi c.\frac{de}{dc}+3\psi c-3e.c^2\varphi c=0 \qquad \text{II}$$

und wenn wir dieselbe nochmals differentiiren

$$\frac{d^2e}{dc^2}+\frac{2\varrho c^2}{\int\varrho c^2.dc}\cdot\frac{de}{dc}+\left(\frac{2\varrho c}{\int\varrho c^2 dc}-\frac{6}{c^2}\right)e=0 \qquad \text{III}$$

Ist nun ϱ als Function von c gegeben, so müssen wir diesen Werth in die letztere Gleichung setzen und daraus durch Integration e herleiten. Der so gefundene Ausdruck enthält zwei willkürliche Constanten; eine derselben läßt sich füglich bestimmen, wenn wir sie in die Gleichung (II) substituiren, die zweite durch Substitution in die Gleichung (I). Die Gleichung (III) läßt sich auf folgende Weise einfacher ausdrücken. Es sei $\int\varrho c^2 dc=p$ und $pc=v$ oder $e=\frac{v}{p}$, substituiren wir dieses in (III), so wird

$$\frac{d^2v}{dc^2}-\frac{6v}{c^2}-v\frac{c}{p}.\frac{d\varrho}{dc}=0 \qquad \text{(IV)}$$

Wir wollen annehmen, es sei $\varrho=A\frac{\sin qc}{c}$, wo A und q constante Größen sind. Da dieser Ausdruck eine vom Mittelpunkte gegen die Oberfläche abnehmende Dichtigkeit gibt, so wird er wahrscheinlich sehr nahe die Verhältnisse der Erde darstellen. Substituiren wir dieses in Gleichung (IV), so wird

$$\frac{d^2v}{dc^2}-\frac{6v}{c^2}+q^2v=0,$$

und hieraus folgt

$$v=C\left[\sin(qc+C_1)+\frac{3}{qc}\cos(qc+C_1)-\frac{3}{q^2c^2}\sin(qc+C_1)\right],$$

wo C und C_1 willkürliche Constanten sind. Erwägen wir nun, daß

Digitized by Google

$$\varphi c = 3p$$

$$\psi c = \int \varrho \cdot \frac{d}{dc}\left(\frac{c^2 v}{p}\right) dc = \frac{\varrho c^2 v}{p} - \int \frac{c^2 v}{p} \cdot \frac{d\varrho}{dc} \cdot dc;$$

ein Integral, welches für $c = 0$ verschwinden muß, und substituiren diese Werthe in die Gleichung (II), so reducirt sich diese auf

$$\frac{45C \cdot \sin C_1}{q^2} = 0;$$

daher muß $C_1 = 0$ sein, und es wird

$$v = C\left(\sin qc + \frac{3}{qc}\cos qc - \frac{3}{q^2c^2}\sin qc\right).$$

Setzen wir diesen Werth in die Gleichung (I) und erwägen zugleich, daß

$$\chi c = \int \varrho \frac{d}{dc}\left(\frac{v}{p}\right) dc = \frac{\varrho v}{p} - \int \frac{v}{p} \cdot \frac{d\varrho}{dc} dc,$$

und setzen für $\frac{3\pi}{2T^2}$ seinen Werth $\frac{m}{2}\frac{\varphi c}{c^3}$, so verwandelt sich die Gleichung (I) in

$$-A \cdot \frac{3m}{2}\left(\frac{\sin qc}{q^2c^3} - \frac{1}{qc^2}\cos qc\right)$$

$$-\tfrac{1}{2}C \sin q \frac{\frac{\sin qc}{c} + \frac{3\cos qc}{qc^2} - \frac{3\sin qc}{q^2c^3}}{\frac{\sin qc}{q^2} - \frac{c \cdot \cos qc}{q}}$$

$$+\tfrac{1}{2}C\left(\frac{q\cos qc}{c^2} - \frac{\sin qc}{c^3}\right) = 0.$$

Leitet man aus dieser Gleichung den Werth von $\frac{C}{A}$ her, so ergibt sich für die Ellipticität irgend einer Schicht, deren halbe Polarare c_1 ist,

$$\frac{v}{p} = \frac{5m}{2} \frac{\left(1 - \frac{qc}{\operatorname{tang} qc}\right)^2}{2 - q^2c^2 - \frac{qc}{\operatorname{tang} qc} - \frac{q^2c^2}{\operatorname{tang}^2 qc}} \cdot \frac{1 - \frac{3}{qc_1^2} + \frac{3}{qc_1 \operatorname{tang} qc_1}}{1 - \frac{qc_1}{\operatorname{tang} qc_1}}.$$

Um die Ellipticität der Oberfläche zu bestimmen, setzen wir $c = c_1$ dann wird

$$e = \frac{5m}{2} \frac{\left(1 - \frac{qc}{\operatorname{tang} qc}\right)\left(1 - \frac{3}{q^2c^2} + \frac{3}{qc \cdot \operatorname{tang} qc}\right)}{2 - q^2c^2 - \frac{qc}{\operatorname{tang} qc} - \frac{q^2c^2}{\operatorname{tang}^2 qc}}.$$

Setzen wir

$$z = 1 - \frac{qc}{\operatorname{tang} qc},$$

so wird

$$e = \frac{5m}{2} \cdot \frac{1 - \frac{3z}{q^2c^2}}{3 - z - \frac{q^2c^2}{z}}.$$

Wir wollen annehmen, es sei $q = \frac{5}{6} \cdot \frac{\pi}{c}$ oder $qc = \frac{5\pi}{6}$, so wird $z = 5{,}53452$ und $e = \frac{5m}{2} \cdot 0{,}37703$, folglich $n = \frac{5m}{2} - e = \frac{5m}{2} \cdot 0{,}62297$. Bei der Erde ist nun $n = \frac{1}{289}$; $\frac{5m}{2} = \frac{1}{115}$ und daher

$$e = \frac{1}{305}, \quad n = \frac{1}{184{,}6}.$$

Diese Größen stimmen nahe mit der Erfahrung überein.

Wir können nach diesen Betrachtungen zugleich die mittlere Dichtigkeit der ganzen Erde bestimmen. Wir stellen uns vor, daß sie bei Übersehung der Ellipticität aus einer Reihe sphärischer Schalen bestehe, von denen jede dieselbe Dichtigkeit besitzt, und da die Oberfläche einer derselben von dem Halbmesser c gleich $4\pi c^2$ ist, so ist die Masse einer Schale von der Dicke $\triangle c$ gleich $4\pi\varrho c^2 \triangle c$; bezeichnen wir die Masse mit u, und nehmen statt der Differenzen die Differentialverhältnisse, so wird

$$\frac{du}{dc} = 4\pi\varrho c^2$$

$$u = 4\pi \int \varrho c^2 dc = 4\pi \cdot p.$$

Das Volumen ist $\frac{4\pi}{3} c^3$. Da nun die Dichtigkeit gleich der Masse dividirt durch das Volumen ist, so ist dieselbe

$$\varrho = \frac{3p}{c^3}.$$

Bezeichnen wir die Dichtigkeit an der Oberfläche mit ϱ^1, so ist das Verhältniß der Dichtigkeit zu der an der Oberfläche gleich $\frac{3p}{c^3\varrho^1}$.

Nehmen wir dasselbe Gesetz für die Dichtigkeit und denselben Werth für q als oben, so wird

$$p = A\left(\frac{\sin qc}{q^2} - \frac{c}{q}\cos qc\right)$$

$$\varrho = \frac{A \sin qc}{c},$$

folglich

$$\frac{3p}{c^3\varrho^1} = \frac{3}{c^3 \sin qc}\left(\frac{\sin qc}{q^2} - \frac{c}{q}\cos qc\right)$$

$$= \frac{3}{q^2c^2}\left(1 - \frac{qc}{\operatorname{tang} qc}\right) = \frac{3z}{q^2c^2} = 2{,}4225,$$

also die mittlere Dichtigkeit der Erde ist nahe $2\frac{1}{2}$ Mal so groß, als an der Oberfläche.

Diese beiden Größen weichen indessen etwas von der wirklich beobachteten ab. Die Abplattung der Erde ist etwas größer, die mittlere Dichtigkeit etwas kleiner, als die Erfahrung anzugeben scheint. Hauptsächlich liegt die Schwierigkeit bei der Untersuchung darin, den Werth von qc zu bestimmen. Wäre dafür eine andere Annahme gemacht worden, so würde sich sowol für Abplattung als mittlere Dichtigkeit ein anderer Werth ergeben haben. Schmidt nimmt, freilich sich auf die durch Gradmessungen erlangte Abplattung $\frac{1}{298}$ stützend, für qc den Werth $\frac{19}{24}\pi$, und dann ergibt sich als mittlere Dichtigkeit die Größe 2,057 [72]),

72) Mathem. und phys. Geogr. I, 357.

Digitized by Google

welche der Wahrheit weit näher kommt, sodaß die bisherigen Untersuchungen darin ihre beste Bestätigung finden.

4) Bestimmung aus dem Laufe des Mondes.

Es gibt noch ein anderes Verfahren, um die Gestalt der Erde aus den Gesetzen der Gravitation abzuleiten. Da sich nämlich Erde und Mond gegenseitig anziehen, und ihre Bahnen durch diese gegenseitige Anziehung bestimmt werden, so muß die Art, wie die schwere Materie in beiden Körpern vertheilt ist, auf ihre Bewegungen Einfluß haben. Wäre nun die Erde eine vollkommene Kugel, entweder von derselben Dichtigkeit, oder aus gleich dichten concentrischen Schalen bestehend, so würde die Anziehung des Mondes stets gegen den Mittelpunkt gerichtet, es also auch gleichgültig sein, welche Declination der Mond hätte; wenn aber Axe und Durchmesser des Äquators eine verschiedene Länge haben, so muß auch die Anziehung des Mondes gegen die einzelnen Punkte verschieden sein, und hieraus ein Einfluß auf Nutation und Präcession folgen. Eine nähere Untersuchung des Problemes auf diesem Wege würde indessen eine fast vollständige Theorie des Mondlaufes erfodern, und ich begnüge mich daher mit der Angabe der gefundenen Resultate. Lindenau [73]) fand auf diese Weise $\frac{1}{315,82}$, nahe dieselbe Größe, nämlich $\frac{1}{318}$ fand Le Gendre [74]); Laplace, welcher vorzüglich die Parallaxe des Mondes mit benutzte, fand $\frac{1}{304,6}$ [75]), spätherhin benutzten auf seine Auffoderung Bouvard, Bürg und Burckhard mehre Tausend Beobachtungen des Mondes, und fanden dadurch $\frac{1}{306}$ [76]). Airy findet aus der Parallaxe des Mondes $\frac{1}{297}$ [77]) und aus Präcession und Nutation $\frac{1}{303,3}$ [78]).

5) Dimensionen der einzelnen Theile.

Die verschiedenen Methoden, welche wir bisher betrachtet haben, geben sämmtlich dem Durchschnitte der Erde eine Gestalt, welche mehr oder weniger mit einer Ellipse übereinstimmt, wenigstens sind die Abweichungen so beschaffen, daß sich bis jetzt noch nicht bestimmen läßt, ob dieselben von Beobachtungsfehlern und einer ungleichen Dichtigkeit herrühren, oder ob die Erde eine unregelmäßige Gestalt habe. Die Größe der Abplattung beträgt nun

nach den Messungen der Meridianbogen	$\frac{1}{297,48}$
nach den Messungen des Pendels	$\frac{1}{283,54}$
nach den Gesetzen des Gleichgewichtes	$\frac{1}{305}$
nach der Parallaxe des Mondes	$\frac{1}{297}$
nach Präcession und Nutation	$\frac{1}{303,3}$.

Das Mittel dieser Bestimmungen ist $\frac{1}{297,3}$ also ebenso groß, als die Messungen der Meridianbogen gegeben haben.

Wir wollen diese mittlere Bestimmung

$$\alpha = \frac{1}{297,3},\quad \log.\alpha = 7,5268051 - 10$$

den folgenden Rechnungen zum Grunde legen. Ebenso nehmen wir für den 360sten Theil des Erdmeridians die Größe

$$f = 57008^t,655,\quad \log.f = 4,7559408.$$

Wird diese Länge mit 90 multiplicirt, so wird darnach die Länge eines Quadranten des Erdmeridianes 5130778,95 Toisen.

Nun sahen wir früher, es sei

$$90\,f = \tfrac{1}{2}\pi a(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{16}\alpha^2),$$

wo a die halbe große Axe oder den Durchmesser des Äquators bezeichnen. Ist E die Länge eines Quadranten des Erdmeridianes, Q der Umfang des Erdäquators, so ist

$$E = 90.f,\quad Q = \tfrac{1}{2}\pi a, \text{ oder}$$
$$E = \tfrac{1}{4}Q(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{16}\alpha^2)$$
$$Q = 4E(1 + \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{3}{16}\alpha^2).$$

Dadurch wird der Umfang des Äquators

20557676 Toisen.

Bekanntlich wird die Peripherie des Erdäquators in 5400 teutsche oder geographische Meilen getheilt, es ist also

Länge der geographischen Meile = 3806,977 Toisen
Halbmesser des Äquators = 3271856,08 Toisen = a
Halbe Polaraxe = 326085,08 " = b

Wäre die Erde eine vollkommene Kugel, so wäre ihr Krümmungshalbmesser allenthalben derselbe, jetzt aber, wo sie sich immer mehr gegen die Pole verflacht, wird diese Größe einen von der Polhöhe abhängigen Werth haben. Nach den bekannten Dimensionen des Erdsphäroides läßt sich diese Größe leicht bestimmen. Ist nämlich ρ der Halbmesser des Krümmungskreises an irgend einer Stelle des Meridianes, dessen Breite v ist, so ist

$$\rho\,dv = ds,$$

aber wir fanden früher

$$ds = adv[(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{16}\alpha^2) - \tfrac{1}{2}\alpha\cos 2v + \tfrac{1}{16}\alpha^2\cos 4v],$$

mithin wird

$$\rho = a(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{16}\alpha^2) - \tfrac{1}{2}a\alpha\cos 2v + \tfrac{1}{16}a\alpha^2\cos 4v.$$

Nehmen wir die obigen Werthe von a und α, so wird in Toisen

$$\rho = 3266354 - 16508\cos 2v + 35\cos 4v$$
$$\log.16508 = 4,2176905$$
$$\log.34 = 1,5403756.$$

Es ist mithin der Krümmungshalbmesser

am Äquator	3249881 Toisen
in 45° Breite	3266320 "
am Pole	3282896 "

73) Astron. Jahrb. für 1820. S. 212. 74) Mém. de l'Académie 1789. p. 424. 75) Mécanique céleste III, 282. 76) Daselbst V, 13. 77) Mathematical Tracts p. 121. 78) Daselbst S. 157.

Digitized by Google

Wäre ferner die Erde eine Kugel, so würde der Abstand irgend eines willkürlich gewählten Punktes von ihrem Mittelpunkte derselbe sein, was bei einem Sphäroide nicht der Fall ist. Aus den bekannten Werthen der Abplattung und des Erdhalbmessers läßt sich diese Größe auf folgende Weise bestimmen. Es sei r diese Länge, und die drei rechtwinkeligen Coordinaten eines Punktes werden vom Mittelpunkte der Erde aus gerechnet und mit x, y, z bezeichnet, so ist

$$r^2 = x^2 + y^2 + z^2,$$

wo die Ordinate z auf der Umdrehungsaxe gerechnet wird. Hier sind die drei Größen x, y, z durch eine Gleichung mit einander verbunden, und man kann dieselbe in den obigen Ausdruck setzen. Bequemer jedoch ist es, jede derselben durch Einführung von zwei neuen veränderlichen Größen t und u, zu bestimmen. Es sei daher

$$x = a \cos t \cos u$$
$$y = a \sin t \cos u$$
$$z = b \sin u,$$

so wird

$$r^2 = a^2 \cos^2 u + b^2 \sin^2 u.$$

Nun ist ferner $a \operatorname{tang} u = b \operatorname{tang} v$, folglich

$$\cos^2 u = \frac{a^2 \cos^2 v}{a^2 \cos^2 v + b^2 \sin^2 v}$$

$$\sin^2 u = \frac{b^2 \sin^2 v}{a^2 \cos^2 v + b^2 \sin^2 v},$$

folglich wird

$$r^2 = \frac{a^4 \cos^2 v + b^4 \sin^2 v}{a^2 \cos^2 v + b^2 \sin^2 v}.$$

Substituiren wir hier $a(1-\alpha)$ für b, so wird bei Übersehung der höheren Potenzen von α

$$r^2 = a^2 \frac{1 - \alpha(4 - 6\alpha)\sin^2 v}{1 - \alpha(2-\alpha)\sin^2 v}$$
$$= a^2[1 - 2\alpha \sin^2 v - 4\alpha^2 \sin^4 v + 5\alpha^2 \sin^2 v],$$

und hieraus

$$r = a(1 - \alpha \sin^2 v + \tfrac{1}{4}\alpha^2 \sin^2 v - \tfrac{1}{2}\alpha^2 \sin^4 v).$$

Setzen wir $\sin^2 v = \frac{1}{2} - \frac{1}{2}\cos 2v$, $\sin^4 v = \frac{3}{8} - \frac{1}{2}\cos 2v + \frac{1}{8}\cos 4v$, so wird

$$r = a[(1 - \tfrac{1}{4}\alpha + \tfrac{5}{128}\alpha^2) + \tfrac{1}{2}\alpha \cos 2v - \tfrac{1}{32}\alpha^2 \cos 4v],$$

oder wenn wir für a und α ihre Werthe nehmen, so wird in Toisen

$$r = 3266364 + 5503 \cos 2v - 12 \cos 4v.$$

Mit der sphäroidischen Gestalt der Erde hängt auch die geocentrische Breite zusammen. Wir verstehen unter der Breite den Winkel, welchen die vom Beobachter nach dem Mittelpunkte der Erde gezogene Linie mit der Ebene des Äquators bildet. Wäre nun die Erde eine Kugel, so würde jene Linie mit einem Halbmesser zusammenfallen und durch das Zenith gehen, was natürlich bei einem elliptischen Sphäroide nicht der Fall sein kann, und es kommt nun darauf an, den Unterschied zwischen der geographischen und geocentrischen Breite zu bestimmen. Bezeichnet man den Winkel, welchen die vom Beobachter nach dem Mittelpunkte der Erde gezogene Linie mit der Ebene des Äquators bildet, mit φ, so ist

$$\frac{z}{r} = \sin \varphi.$$

Nun war oben

$$z = b \sin u$$
$$r = \sqrt{(a^2 \cos^2 u + b^2 \sin^2 u)},$$

folglich

$$\sin \varphi = \frac{b \sin u}{\sqrt{(a^2 \cos^2 u + b^2 \sin^2 u)}}$$
$$= \frac{b \operatorname{tang} u}{\sqrt{(a^2 + b^2 \operatorname{tang}^2 u)}}.$$

Setzen wir hier $\frac{b}{a} \operatorname{tang} v$ für $\operatorname{tang} u$, so wird

$$\sin \varphi = \frac{b^2 \operatorname{tang} v}{\sqrt{(a^4 + b^4 \operatorname{tang}^2 v}}$$

$$\cos \varphi = \frac{u^2}{\sqrt{(a^4 + b^4 \operatorname{tang}^2 v}}$$

$$\operatorname{tang} \varphi = \frac{b^2}{a^2} \operatorname{tang} v = (1-\alpha)^2 \operatorname{tang} v.$$

Stets also ist $\varphi \angle v$, das Maximum des Unterschiedes findet in 45° statt.

Die Länge eines Breitengrades läßt sich nach den bisherigen Bestimmungen sehr leicht aus der Formel

$$\frac{5\pi}{1801} = \delta - \tfrac{1}{4}\alpha(1 + \tfrac{1}{4}\alpha)\sin\delta\cos(2v + \delta)$$
$$+ \frac{15}{32}\sin 2\delta \cos(4v + 2\delta)$$

herleiten. Setzen wir $\delta = 1°$, so gibt der daraus hervorgehende Werth von s die Länge eines Grades, dessen südlicher Endpunkt die Polhöhe v hat. Ebenso läßt sich der Werth eines Längengrades aus dem obigen Werthe von r und der Breite ableiten. Ich gebe hier nach Muncke eine Tafel, welche die Länge eines Grades in verschiedenen Breiten angibt.

Breite.	Grade im Meridian.		Grade im Parallel.	
	Toisen.	Meilen.	Toisen.	Meilen.
0	56711,96	14,896	57106,33	15,000
5	56716,44	14,897	56890,51	14,943
10	56729,70	14,901	56244,63	14,773
15	56751,34	14,907	55173,25	14,492
20	56780,75	14,914	53684,07	14,101
25	56817,07	14,924	51787,86	13,603
30	56859,15	14,935	49498,27	13,002
35	56905,80	14,947	46832,00	12,301
40	56955,57	14,960	43808,53	11,507
45	57007,00	14,974	40450,17	10,625
50	57058,46	14,987	36781,85	9,661
55	57108,46	15,000	32831,00	8,623
60	57155,41	15,013	28627,40	7,519
65	57197,94	15,024	24202,92	6,357
70	57234,70	15,034	19591,34	5,146
75	57264,54	15,041	14828,05	3,895
80	57286,54	15,047	9949,79	2,613
85	57300,04	15,051	4994,29	1,312
90	57304,51	15,052	0	0

Digitized by Google

Die Oberfläche der Erde läßt sich nach den bekannten Gesetzen der Complanation sehr leicht bestimmen. Ohne bei der Entwickelung des einfachen Ausdruckes näher zu verweilen, möge es genügen, das Endresultat anzugeben. Bezeichnen wir die Oberfläche mit S, so wird

$$S = 2\pi a^2 \sin v\left[\left(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{7}{30}\alpha^2\right) - \left(\tfrac{1}{2}\alpha - \tfrac{7}{12}\alpha^2\right)\cos 2v + \tfrac{1}{120}\alpha^2 \cos 4v\right],$$

wo wir für v die beiden Polhöhen nehmen und die Resultate von einander subtrahiren müssen. Nehmen wir diese Größe von $v = 0$ bis $v = 90$, so wird die Oberfläche des halben Erdsphäroides

$$\tfrac{1}{2}\Sigma = 2\pi a^2\left(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{12}\alpha^2\right)$$

und die Oberfläche der ganzen Erde

$$\Sigma = \frac{(2\pi a)^2}{\pi}\left(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{12}\alpha^2\right)$$

$$= \frac{(5400)^2}{\pi}\left(1 - \tfrac{1}{2}\alpha + \tfrac{1}{12}\alpha^2\right)$$

$$= 9261108 \text{ Meilen.}$$

Setzen wir diesen Werth von Σ in die obige Gleichung, so wird

$$S = \tfrac{1}{8}\Sigma \sin v\left[\left(1 - \tfrac{1}{2}\alpha - \tfrac{1}{30}\alpha^2\right) - \left(\tfrac{1}{2}\alpha - \tfrac{1}{24}\alpha^2\right)\cos 2v + \tfrac{1}{120}\alpha^2 \cos 4v\right],$$

oder wenn wir für Σ und α ihre Werthe setzen, so wird in □Meilen

$$S = 4620156 \sin v - 10382 \sin v \cos 2v + 16 \sin v \cos 4v.$$

Bekanntlich theilt man jede Halbkugel der Erde in drei Zonen, die heiße von dem Äquator bis zum Wendekreise in einer Breite von nahe 23° 30′, die gemäßigte von hier bis zum Polarkreise in einer Breite von 66° 30′ und die kalte von hier bis zum Pole. Wenden wir diese Formel an, so wird der Flächeninhalt

der heißen Zone	1839460	□Meilen
der gemäßigten	2403994	„
der kalten	393593	„

Berechnen wir den Flächeninhalt einer Halbkugel vom Äquator bis zur Breite von etwa 27° als der Gegend, bis zu welcher sich im Allgemeinen die Passatwinde erstrecken, so wird der Inhalt dieses Raumes

2095000 □Meilen.

Dieses ist aber sehr nahe die Hälfte einer Halbkugel, sodaß die Passatwinde sehr nahe auf der halben Erde wehen, zumal da ihre Polargrenze im Mittel vielleicht etwas weiter vom Äquator liegt, als hier angenommen ist.

Endlich ergibt sich aus den bekannten Werthen des Erdsphäroides der kubische Inhalt desselben. Bezeichnen wir das Volumen mit V, so wird

$$V = \frac{1}{6\pi^2} \cdot \frac{b}{a}(5400)^3$$

$$= 2650 \text{ Millionen Kubikmeilen.}$$

Es bliebe jetzt noch die Aufgabe übrig, den Abstand zweier Orte auf der Erde zu bestimmen. Liegen die Orte in demselben Meridiane oder auf demselben Parallelkreise, so hat die Aufgabe keine Schwierigkeit. Wenn dieses jedoch nicht der Fall ist, so wird die Auflösung sehr weitläufig, wenn wir die sphäroidische Gestalt der Erde berücksichtigen. Der Bogen, welcher zwischen beiden Punkten liegt, heißt dann die geodätische Linie, deren Aufsuchung die Schriftsteller über Geodäsie mehr oder weniger ausführlich zeigen [79]). Ohne hier bei dieser Auflösung zu verweilen, will ich nur die der Wahrheit nahe kommende Formel für den Fall angeben, wo die Erde als Kugel angesehen wird und die Orte keinen großen Abstand haben. Sind dann φ und ψ die Breiten beider Orte, λ ihre Längendifferenz, und setzen wir $90° - \varphi = \alpha$, $90° - \psi = \beta$ und ist d der Bogen des größten Kreises, durch welchen beide Orte verbunden werden, so ist

$$\cos d = \cos\alpha \cos\beta + \sin\alpha \sin\beta \cos\lambda,$$

wo wir d dann mit 15 geographischen Meilen oder auch dem Werthe eines Grades multipliciren müssen, welcher dem Mittel von φ und ψ entspricht.

III. Dichtigkeit der Erde.

Sowie bei einem jeden Körper nicht blos sein Volumen, sondern auch sein Gewicht betrachtet werden muß, wenn die physikalische Untersuchung desselben vollständig sein soll, so ist es bei der Erde der Fall. Nach Entdeckung der allgemeinen Gesetze der Gravitation wurden Untersuchungen dieser Art ein dringendes Bedürfniß für die Astronomie. Denn da nach demselben die gegenseitigen Anziehungen der Himmelskörper sich direct wie die Massen und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalten, so mußten bei Bestimmung der Störungen, welche die Himmelskörper durch ihre gegenseitige Anziehung in ihren Bahnen veranlassen, die Massen der Körper unseres Sonnensystems gemessen werden, und da nun durch anderweitige Messungen die Dimensionen derselben bekannt waren, so ergab sich daraus ihre gegenseitige Dichtigkeit. Auf diese Weise sind folgende Größen gefunden:

Sonne	0,26
Merkur	3,61
Venus	1,07
Erde	1,00
Mond	0,68
Mars	0,69
Jupiter	0,22
Saturn	0,10
Uranus	0,20

Aber diese Größen sind nur relativ, indem die Dichtigkeit der Erde dabei als Einheit angesehen wird, die Dichtigkeit der letzteren selbst in Vergleich mit Wasser, das man allen ähnlichen Bestimmungen zu Grunde legt, bleibt uns unbekannt. Es bedarf aber wol kaum eines Beweises, daß man bei dieser Bestimmung nicht die Dichtigkeit der Körper an der Oberfläche der Erde nehmen darf, denn abgesehen davon, daß es sehr schwer werden würde, ein scharfes Mittel aus der Dichtigkeit der Körper zu erhalten, welche die Erdrinde zusammensetzen, so läßt sich doch nichts darüber sagen, wie die Dichtigkeit der Massen beschaffen sei, welche in uns unergründlichen Tiefen der Erde befindlich sind. Ja selbst wenn die Erde bis zu ihrem

79) *Puissant*, Géodésie II, 237. Schmidt, Mathem. und phys. Geogr. I.

Digitized by Google

Mittelpunkte aus demselben Materiale bestände als die Oberfläche, etwas, was ohnehin durch geologische Thatsachen wenig wahrscheinlich wird, so würde doch die Dichtigkeit dieser Massen desto bedeutender werden, je tiefer wir in die Erde hinabsteigen. Denn da alle Körper durch Compression ein kleineres Volumen erhalten, so wird begreiflich, daß die Dichtigkeit mit der Tiefe wachsen müsse.

Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß die mittlere Dichtigkeit der Erde von der an der Oberfläche beobachteten abweichen, ja diese mehr oder weniger übersteigen müsse. Diese Zunahme der Dichtigkeit mit der Tiefe wird zunächst durch die Gestalt der Erde bewiesen, denn wenn wir dieser allenthalben dieselbe Dichtigkeit geben wollten, so würde sie eine ganz andere Abplattung haben müssen, als die Erfahrung zeigt, und es wurde daher schon oben bei der theoretischen Herleitung der Abplattung dieses Element berücksichtigt. Verschiedene Geometer haben es versucht, diese Zunahme der Dichtigkeit aus der Compression der Körper a priori herzuleiten [80]), da indessen weder die Beschaffenheit der die Erde bildenden Gesteine, noch die Größe ihrer Compression unter so großen Drucken bekannt sind, so wird eine jede Bestimmung dieser Art sehr viel Hypothetisches behalten.

Unter diesen Umständen ist es zwar nicht möglich, die Dichtigkeit der Erde in verschiedenen Entfernungen von ihrem Mittelpunkte zu bestimmen, dagegen liefern uns die Gesetze der Gravitation mehre Wege, die mittlere Dichtigkeit der ganzen Erde zu finden. Gesetzt nämlich, die Erde wäre eine vollkommene Kugel, aus concentrischen Schichten von derselben Dichtigkeit bestehend, so wird die Richtung der Schwere an jedem Orte genau mit dem Halbmesser zusammenfallen, und gleichen Änderungen in der Polhöhe werden auf demselben Meridiane gleiche Bogen entsprechen. Gesetzt aber, es erhebe sich irgendwo plötzlich eine Bergmasse, so wird das Bleiloth in ihrer Nähe nicht mehr mit dem Erdhalbmesser zusammenfallen, sondern eine Ablenkung von der verticalen Richtung gegen den Berg erleiden. Denn in diesem Falle wirken auf das Bleiloth zwei anziehende Kräfte, die der ganzen Erde und die des Berges, und die Lage, in welcher es im Gleichgewichte bleibt, wird also durch diese beiden Kräfte bestimmt. Gesetzt also, es würde auf der Südseite eines Berges beobachtet, so wird das Pendel nach N. gezogen, während es auf der Nordseite gegen S. gezogen wird. Liegen beide Orte in demselben Meridiane, so wird ihre Breitendifferenz kleiner sein, als sie wirklich ist. Um diese Abweichung von der Wahrheit zu finden, muß man den Abstand beider Orte von einander durch geodätische Operationen bestimmen, und aus den bekannten Dimensionen des Erdsphäroides läßt sich vermittels dieser Länge ihre Breitendifferenz berechnen. Werden beide Bestimmungen der letzteren Größe mit einander verglichen, so ergibt sich daraus die Ablenkung des Bleilothes von der verticalen Richtung und aus dieser nach dem Parallelogramme der Kräfte das Verhältniß zwischen den Anziehungen des Berges und der ganzen Erde. Ist nun Gestalt und Dichtigkeit des ganzen Berges bekannt, so ergibt sich daraus zugleich die Dichtigkeit der ganzen Erde nach dem Gesetze, daß die Gravitation sich verhält direct wie die Masse, und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung.

Diese Resultirende der anziehenden Kräfte des Berges und der ganzen Erde läßt sich noch auf eine andere Weise zur Lösung unseres Problemes benutzen. In der Nähe eines Berges wird nicht nur die Richtung der Schwere, sondern auch ihre Intensität geändert, indem die Anziehung hier um die des Berges vergrößert ist. Wenn wir daher in der Breite des Berges auf einer weit ausgedehnten Ebene von derselben Dichtigkeit die Schwingungen eines Pendels beobachten, und dann die Messung am Berge wiederholen, so finden wir, daß es hier wegen vergrößerter Gravitation schneller schwingt, und daß das Secundenpendel wegen dieser Ursache eine größere Länge haben müsse. Wird dann die Resultirende auf eine ähnliche Weise aufgesucht, als oben, so läßt sich aus dem bekannten Verhältnisse zwischen Dichtigkeit der ganzen Erde und der des Berges, die erstere Größe als eine Function der letzteren angeben. Diese locale Anziehung läßt sich vermittels beider Methoden auch dann erkennen, wenn der Boden in einer Gegend eine andere Dichtigkeit hat als in einer zweiten, und hieraus müssen wir uns zum Theil die Anomalien erklären, welche Grad- und Pendelmessungen an manchen Punkten zeigen, wie dieses schon früher erwähnt ist.

Schon Newton [81]), und nach ihm andere Geometer, machten auf die Möglichkeit aufmerksam, durch locale Anziehungen dieser Art das Gewicht der Erde zu bestimmen, aber da die Größe aller auf der Erde hervorragenden Gegenstände in Vergleich mit dem Planeten selbst so unbedeutend ist, daß diese Vergrößerung der Schwere oder die Ablenkung des Pendels nur sehr klein ist, so wurde es erst dann möglich, dieses Problem zu lösen, als die Construction der Instrumente einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht hatte.

Erfahrungen dieser Art machten zuerst Bouguer und Condamine bei der mehrfach erwähnten Gradmessung in Peru; eine Vergleichung der astronomischen und geodätischen Messungen zeigte Abweichungen, welche nur durch locale Anziehungen der hohen Gipfel der Cordillerenkette erklärt werden konnten. Jedoch zu einer Herleitung der Dichtigkeit der Erde eigneten sich diese Erfahrungen wegen des Locales, in welchem sie gemacht wurden, nicht, denn da die aus der Tiefe hervorgequollenen trachytischen Dome nothwendig leere Räume in der Tiefe zurücklassen mußten, so wurde durch letztere die Anziehung wieder verkleinert. Erst später wurde durch Hutton und Maskelyne eine genaue Messung dieser Art in der Nähe des Berges Shehallien in Pertshire gemacht. Letzterer beobachtete die Polhöhe eines nördlich und eines zweiten südlich von dieser Kette liegenden Punktes, und verglich den auf diese Weise gefundenen Unterschied der Breiten mit einer geodätischen Messung. Während er diese mühsamen Ar-

80) *Young*, Phil. Trans. 1819. p. 87. *Laplace*, Méc. céleste V, 46. *Ivory*, Phil. Mag. LXVI, 321.

81) Bei Maskelyne in Philos. Trans. 1775. p. 496.

Digitized by Google

beiten in den Jahren 1774 bis 1776 vollendete, unterſuchte Hutton ſorgfältig die Beſchaffenheit der Geſteine, aus denen der Berg beſtand. Dieſe Unterſuchung wurde von Hutton mehrmals wiederholt, und noch in ſeinem 84. Lebensjahre ging er dieſe ſeine Jugendarbeit ſorgfältig durch. Um keinen Zweifel über die Dichtigkeit des Berges übrig zu laſſen, wurden die Geſteinſchichten auch von Playfair und Webb Seymour ſorgfältig gemeſſen.

Um bei dieſen Meſſungen ein möglichſt ſcharfes Reſultat herzuleiten, wählt man zur Herleitung der Breite ſolche Sterne, welche möglichſt nahe am Zenith vorbeigehen. Es ſei D die Declination eines ſolchen Sternes, z ſeine Zenithdiſtanz nach Süden gerechnet am Südabhange des Berges, z_1 ebendieſe Größe am Nordabhange, ſo ſind $D + z$ und $D + z_1$ die Polhöhen beider Orte, alſo $z - z_1$ die Differenz der Polhöhen. Da aber die Zenithdiſtanz durch das am Inſtrument befindliche Bleiloth angegeben wird, letzteres aber gegen den Berg gezogen wird, ſo iſt einleuchtend, daß die Zenithdiſtanz auf der Südſeite des Berges durch dieſe Anziehung verkleinert, auf der Nordſeite dagegen durch dieſelbe vergrößert wird; wenn wir daher die Veränderungen durch ζ und ζ_1, die wahren Zenithdiſtanzen aber durch Z und Z_1 bezeichnen, ſo iſt

$$z = Z - \zeta, \quad z_1 = Z_1 - \zeta_1,$$

folglich

$$z - z_1 = \zeta_1 + \zeta + Z_1 - Z;$$

die geodätiſche Meſſung gibt die Amplitude, welche man aus den aſtronomiſchen Beobachtungen hergeleitet hätte, falls der Berg nicht vorhanden geweſen wäre, d. h. $Z_1 - Z$, und daher iſt der Unterſchied zwiſchen der aſtronomiſchen und geodätiſchen Meſſung

$$(z_1 - z) - (Z_1 - Z) = \zeta_1 + \zeta,$$

d. h. der Summe der Winkel, um welche das Bleiloth auf beiden Seiten gegen den Berg gezogen wird.

Da der Berg keine geometriſche Figur bildet, auch die Dichtigkeit der Materien, aus denen er beſteht, auf eine unregelmäßige Art wechſelt, ſo läßt ſich die Größe der Anziehung, welche er auf einen außerhalb gelegenen Punkt ausübt, nicht durch eine einfache, über ſeine ganze Maſſe ausgedehnte, Integration finden; wenn man ſich indeſſen den Berg in regelmäßige Schichten getheilt denkt, welche eine möglichſt gleichförmige Dichtigkeit beſitzen, ſo kann man doch die Größe der Anziehung finden, welche jede einzelne Maſſe nach der Richtung einer in der Ebene des Meridianes ſenkrecht auf das Pendel gezogenen Linie ausübt, und die Summe aller dieſer Anziehungen gibt dann die Totalattraction des ganzen Berges. Sind alſo

$$\varrho, \varrho_1, \varrho_2 \ldots\ldots$$

die Dichtigkeiten der verſchiedenen Materien, aus denen der Berg beſteht, ſo kann die totale Anziehung des ganzen Berges durch einen Ausdruck von der Form

$$a\varrho + b\varrho_1 + c\varrho_2 \ldots\ldots$$

dargeſtellt werden, wo a, b, c..... Zahlencoëfficienten ſind, welche von der Geſtalt des Berges und der Lage des Pendels abhängen. Auf eine ähnliche Weiſe wird die Anziehung auf der Nordſeite durch einen Ausdruck von der Form

$$a_1\varrho + b_1\varrho_1 + c_1\varrho_2 + \ldots\ldots$$

gefunden.

Iſt nun g die Anziehung, welche die ganze Erde auf das Pendel ausübt, ſo wird dieſes die Lage der Diagonale eines Parallelogrammes einnehmen, deſſen eine Seite vertical ſteht und mit g proportional iſt, während die zweite horizontal liegende Seite mit $a\varrho + b\varrho_1 + c\varrho_2 \ldots$. proportional iſt. Da wir vorher den Winkel, welchen das Pendel mit der Verticale bildete, mit ζ bezeichneten, ſo wird

$$\operatorname{tang}\zeta = \frac{a\varrho + b\varrho_1 + c\varrho_2 + \ldots\ldots}{g},$$

oder da dieſer Winkel ſehr klein iſt, ſo können wir den Bogen ſtatt der Tangente nehmen; es wird mithin

$$\zeta = \frac{a\varrho + b\varrho_1 + c\varrho_2 + \ldots.}{g}.$$

Ebenſo wird auf der andern Seite des Berges

$$\zeta_1 = \frac{a_1\varrho + b_1\varrho_1 + c_1\varrho_2 + \ldots.}{g},$$

und wenn wir beide Größen zuſammen addiren, ſo wird die Summe der Abweichungen

$$\zeta + \zeta_1 = \frac{(a+a_1)\varrho + (b+b_1)\varrho_1 + (c+c_1)\varrho_2 + \ldots.}{g}\ ^{82}).$$

Um nun den Werth von $\zeta + \zeta_1$ am Berge Shehallien auszumitteln, beobachtete Maskelyne die Zenithdiſtanzen von 43 Sternen; um jedoch der königlichen Societät zu London die Reſultate der Arbeit vorzulegen, begnügte er ſich damit, deren zehn zu berechnen. Es war ſeine Abſicht, die übrigen Beobachtungen auf dieſelbe Weiſe zu benutzen; aber weder er, noch ein anderer Aſtronom führten dieſes aus. Deshalb nahm Zach eine neue und vollſtändige Berechnung der ſämmtlichen Meſſungen vor, von denen 169 auf der Südſeite, 168 auf der Nordſeite des Berges gemacht waren. Nach dieſer Rechnung betrug die Weite des Bogens 54″,651, wobei die einzelnen Reſultate zwiſchen 50″,04 und 58″,70 liegen. Die geodätiſche Meſſung gab für die Diſtanz beider Punkte 4364,4 engliſche Fuß, oder 682,524 Toiſen, welche auf Bogen reducirt 43″,019 geben; der Unterſchied beider Meſſungen gibt 11″,632 als Localattraction des Berges [83]); ein Reſultat, welches ganz mit dem übereinſtimmt, welches Maskelyne ſelbſt gegeben hatte [84]). Durch dieſe Meſſung wurde nicht blos die Exiſtenz einer ſolchen Localanziehung bewieſen, ſondern es gab dieſelbe auch ein treffliches Mittel, durch welches man ſich von der Richtigkeit von Newton's Hypotheſe über das Weſen der Gravitation überzeugen konnte; denn nicht blos ging daraus hervor, daß alle Materie ſich gegenſeitig anzöge, ſondern es folgte daraus auch mit großer Wahrſcheinlichkeit das umgekehrte quadratiſche Verhältniß dieſer Kraft; denn wenn die Anziehung des Berges nicht wegen ſeiner großen Nähe ſo

82) Schmidt, Mathem. und phyſ. Geogr. II, 476. 83) Zach, Attraction des Montagnes (Avignon 1814). p. 686. 84) Philos. Trans. 1775. p. 531.

bedeutend gewesen wäre, so hätte die Ablenkung des Pendels ganz unmerklich werden müssen [85]).

Verwandeln wir die oben gegebene Summe der Ablenkungen von 11″,6 in Bogen, so wird, wenn der Umfang der Erde als Einheit genommen wird,

$$\zeta + \zeta_1 = \frac{1}{17781}.$$

Aber diese Größe muß noch wegen der Schwungkraft verbessert werden, welche die Größe der Gravitation vermindert, und also etwas zur Vergrößerung der Ablenkung beiträgt. Wenn wir nach dem früher Gesagten diese Correction vornehmen, so wird

$$\zeta + \zeta_1 = \frac{1}{17804}.$$

Ist nun D die mittlere Dichtigkeit der Erde, r ihr Halbmesser und π die Ludolphische Zahl, so wird

$$g = 4\pi r D,$$

und mithin wird

$$\frac{1}{17804} = \frac{(a+a_1)\varrho + (b+b_1)\varrho_1 + (c+c_1)\varrho_2 + \ldots}{4\pi r D}.$$

Um hieraus den Werth von D herzuleiten, berechnete Hutton die Anziehung des ganzen Berges in Vergleich mit der der ganzen Erde, und fand durch eine sehr weitläufige Rechnung, daß sich die der Erde zu der des Berges unter Voraussetzung einer gleichförmigen Dichtigkeit verhalten müßte wie 9933 : 1; da aber diese Messungen am Shehallien das Verhältniß 17804 : 1 gaben, so folgte daraus, daß die Hypothese, die mittlere Dichtigkeit der Erde stimme mit der des Berges überein, nicht richtig sei. Die mittlere Dichtigkeit der Erde verhält sich danach zu der des Berges wie 17804 : 9933, wofür Hutton das einfache Verhältniß 9 : 5 annimmt [86]). Um die Dichtigkeit des Berges auszumitteln, schlug er Bohrversuche vor; da diese aber nicht vorhanden waren, so glaubte er ohne Fehler dafür die des gemeinen Steines (common stone) annehmen zu dürfen, mit der wenigstens die der Gesteine an der Oberfläche nahe übereinstimmte, und da diese Dichtigkeit 2½ war, die des Regenwassers als Einheit gesetzt, so folgte daraus 4,5 als mittlere Dichtigkeit der Erde [87]).

Später erhielt Hutton ein anderes Resultat, indem er die geognostischen Bestimmungen von Macara zum Grunde legte, nach denen das Gestein des Berges größtentheils syenitartig ist und eine mittlere Dichtigkeit von 3,0 hat, woraus für die Erde der Werth von 5,377 folgt [88]).

Später wurde dieses Resultat durch die lithologische Untersuchung berichtigt, welche Playfair und Seymour am Shehallien vornahmen [89]). Der größte Theil des Berges, besonders in seinen höheren Theilen, bestand aus einem körnigen, sehr harten und homogenen Quarz, und aus ihm war die ganze Masse zusammengesetzt, welche höher lag als die beiden Stationen, an denen die astronomischen Messungen gemacht waren. Der tiefer liegende Theil des Berges bestand auf jeder Seite aus einem Schiefer, welcher viel Glimmer und Hornblende enthielt. Außerdem zeigte sich stellenweise in den untern Theilen ein körniger und Glimmer haltender krystallinischer Kalk, welcher an einer oder zwei Stellen bis zu bedeutender Höhe steigt. Hier und dort sind Gänge von Porphyr und Grünstein, welche nach verschiedenen Richtungen streichen. Die sämmtlichen Schichten standen fast senkrecht, sodaß sie sich wahrscheinlich bis in eine sehr bedeutende Tiefe erstrecken. Zehn verschiedene Stücke des Quarzes gaben als mittlere Dichtigkeit 2,639876, wobei die einzelnen Größen zwischen 2,61 und 2,66 schwanken; für die mittlere Dichtigkeit des Schiefers und Kalkes wurde 2,81039 gefunden, wobei die Extreme der Messungen 2,7 und 3,06 waren. Indem Playfair diese Größen zum Grunde legt und auf die Dimensionen der einzelnen Steinmassen und ihre respective Entfernung vom Lothe Rücksicht nimmt, findet er als mittlere Dichtigkeit der Erde

$$D = 4{,}55886,$$

wobei vorausgesetzt wird, daß der Quarz bis zu bedeutender Tiefe hinabsteige. Wenn aber der Kern des Berges nicht aus diesem Gesteine besteht, sondern wenn dieser nur auf dem in der Tiefe befindlichen Glimmerschiefer aufgelagert ist, so ergibt sich

$$D = 4{,}866997.$$

Schmidt [90]) nimmt die erstere dieser beiden Hypothesen an, und darnach findet er

$$a + a_1 = +0{,}000158166 \cdot \frac{4}{3}\pi r$$

$$b + b_1 = -0{,}000057473 \cdot \frac{\pi}{3}\pi r,$$

mithin wird

$$\frac{1}{17804} = +0{,}000158166 \cdot \frac{\varrho}{D} - 0{,}000057473\,\frac{\varrho_1}{D},$$

und hieraus

$$D = 2{,}8160\,\varrho - 1{,}0232\,\varrho_1;$$

wird nun $\varrho = 2{,}63988$ und $\varrho_1 = 2{,}81039$ gesetzt, so wird

$$D = 4{,}5589.$$

Bei dieser Unsicherheit scheint es am zweckmäßigsten, das Mittel beider Messungen zu nehmen und

$$D = 4{,}713$$

zu setzen.

Die Messung von Maskelyne und Hutton ist die einzige dieser Art, so wünschenswerth es auch wäre, dieses Element in der Nähe von andern Bergen auf dieselbe Weise zu bestimmen. Zwar sind bei verschiedenen geodätischen Operationen ähnliche Ablenkungen des Bleilothes gefunden, aber nirgends sind die geognostischen Verhältnisse aufgesucht und die Erfahrungen nicht zur Bestimmung der Dichtigkeit der Erde benutzt worden. Unter den direct angestellten Messungen über die Ablenkung des Bleilothes erwähne ich nur noch die von Zach in der

85) Maskelyne daf. S. 532. 86) Phil. Trans. 1778. p. 780. 87) Daf. S. 782. 88) *Hutton*, Tracts II, 1. 89) Philosoph. Trans. for 1811. p. 347.

90) Schmidt, Mathem. und phyſ. Geogr. II, 478.

Digitized by Google

Nähe von Marseille [91]), welche jedoch in Betreff des vorliegenden Problemes zu keinem Resultate geführt hat.

Auf eine etwas abweichende Art hat Carlini die Gravitation in der Nähe eines Berges dazu benutzt, um unsere Aufgabe zu lösen [92]). Er bestimmte nämlich die Länge des Secundenpendels auf dem Mont Cenis, und verglich diese mit derjenigen Größe, welche dasselbe in der Breite des Beobachtungsortes am Niveau des Meeres hat. Das Verfahren ist hier einfacher und die gesuchte Größe wird nach den im Artikel Pendel angegebenen Methoden gefunden. Es sei also l die Länge des Secundenpendels am Beobachtungsorte, g die Schwere an demselben, so ist $l = \frac{g}{\pi^2}$; wenn in dieser Gleichung l und g als veränderlich angesehen werden, so wird

$$\frac{dl}{l} = \frac{dg}{g}.$$

Ist nun ϱ die Dichtigkeit des Berges, auf dessen Spitze die Beobachtung gemacht wird, so läßt sich seine Anziehung durch $\pi a \varrho$ ausdrücken, während die Anziehung der Erde durch $\frac{4}{3}\pi a D$ ausgedrückt wird, wenn a den Halbmesser und D die mittlere Dichtigkeit der Erde bezeichnet. Es ist also

$$dg = \pi a \varrho, \quad g = \frac{4}{3}\pi a D,$$

also

$$\frac{dl}{l} = \frac{3}{4} \cdot \frac{a}{a} \cdot \frac{\varrho}{D},$$

und hieraus folgt

$$D = \frac{3}{4}\varrho \cdot \frac{a}{a} \cdot \frac{l}{dl}.$$

Nun fand Carlini die Länge des Secundenpendels auf dem Mont Cenis l = 993,708 Millimeter, wenn er diese Größe nach den gewöhnlichen Regeln auf das Niveau des Meeres reducirte. Die Breite des Beobachtungsortes war 45° 14′ 10″. Aus den Messungen, welche Biot zu Bordeaux gemacht hatte, ergab sich in der Breite des Mont Cenis die Länge des Secundenpendels gleich 993,498 Millimeter. Der Unterschied beider

$$dl = +0{,}210 \text{ Millimeter}$$

kam also auf Rechnung der Localanziehung des Berges. Letzteren nimmt Carlini als ein sphärisches Segment an, dessen Höhe eine italienische Meile beträgt, deren der Halbmesser der Erde 3437 enthält, dessen kreisförmige Basis von Susa bis Lanslebourg 11 Meilen hat. Dadurch findet er

$$a = 2 - \frac{4}{3\sqrt{11}}.$$

Der Berg besteht aus Schiefer, Marmor und Gyps, deren mittlere Dichtigkeit 2,66 ist. Dadurch findet Carlini für die Dichtigkeit der Erde 4,39.

Schmidt [93]) bemerkt gegen diese letztere Bestimmung, daß Carlini den Coëfficienten a nicht richtig berechnet habe; denn die Anziehung eines Berges von der angegebenen Dimension auf einen an seiner Spitze liegenden Berg wird durch

$$2\pi\delta\left(1 - \tfrac{1}{2} \cdot \frac{2}{5\sqrt{5}}\right)$$

ausgedrückt, und es wird daher

$$a = 2 - \frac{8\sqrt{5}}{75};$$

dadurch wird die mittlere Dichtigkeit der Erde

$$D = 4{,}837.$$

Wollte man übrigens hier nicht sowol die unmittelbar beobachtete Pendellänge, als vielmehr diejenige Größe nehmen, welche nach einer der obigen Formeln für die Breite des Mont Cenis gefunden worden, so würde das Resultat noch etwas anders ausfallen.

Ein drittes Verfahren, die Dichtigkeit der Erde zu bestimmen, besteht darin, die Anziehung aufzusuchen, welche gegebene Körper theils von der Erde, theils von andern Körpern erleiden; sind dann die Dimensionen und die Dichtigkeit der letzteren bekannt, so läßt sich daraus die gesuchte Größe herleiten. Auch auf diesem Wege ist bisher nur eine einzige Reihe von Beobachtungen durch Cavendish gemacht worden [94]); wie derselbe jedoch selbst bemerkt, rührte die Idee zu diesen Versuchen von John Michell her, von welchem der Apparat an den Professor Wollaston in Cambridge kam, der ihn an Cavendish abgab, weil es ihm an der gehörigen Bequemlichkeit zu solchen Versuchen fehlte.

Um die Größe dieser Anziehung zu messen, wurde die Torsion eines Drahtes benutzt; eine Vorrichtung, mit welcher sich kleine Kräfte weit leichter bestimmen lassen, als auf irgend eine andere Weise. Man denke sich einen horizontalen Hebel, so leicht und so schwach, als es ohne Biegung möglich ist; genau in seiner Mitte, oder wenigstens in der Verticale des Schwerpunktes, hängt er an einem feinen Drahte. An beiden Enden sind kleine Metallkugeln befestigt. Ist der Draht zur Ruhe gekommen, so wird der Hebel ein bestimmtes Azimuth einnehmen; wird letzterer aus dieser Lage entfernt, so kehrt er durch eine Reihe von Schwingungen in dieselbe zurück, bei denen Dauer und Verminderung der Oscillationsweite von den Dimensionen und der Masse des Hebels und der Torsion des Fadens abhängen. Gesetzt aber, es würde der Kugel an dem einen Ende des Hebels, oder noch besser den beiden Kugeln von entgegengesetzten Seiten eine Masse genähert, so wird er von letzterer angezogen, und es muß der Hebel eine andere Stelle einnehmen, oder, wofern die anziehende Kraft dazu zu klein sein sollte, so muß die Dauer der Oscillation und Verminderung der Weite eine andere werden, da zu den vorher erwähnten Kräften noch die Anziehung dieser Massen kommt.

So einfach die Idee ist, so erfodert doch die Ausführung der Versuche viele Vorsicht; denn da die Anzie-

91) Zach, Attraction des Montagnes (Avignon 1814). 92) Effemeride di Milano 1824. Append. p. 28.

93) Mathem. und phys. Geogr. II, 481. 94) Philos. Trans. 1798. p. 469, daraus in Gilbert's Annalen II, 1.

Digitized by Google

hung stets nur klein ist, so wird der geringste störende Umstand einen großen Einfluß auf den Erfolg haben. Am störendsten sind dabei Änderungen in der Temperatur des Beobachtungsraumes, wodurch Luftströmungen entstehen, welche die Lage des Hebels leicht verrücken. Diese und mehre andere Schwierigkeiten bewogen Cavendish zu einer Abänderung einzelner Theile in dem ihm übergebenen Apparate, den er auf folgende Art einrichtete.

Taf. I. Fig. 16 stellt einen senkrechten Längendurchschnitt durch den Apparat und das Beobachtungslocal vor. ABCDEF ist ein Gehäuse von Mahagoniholz. Es wird von vier Schrauben S getragen, die auf festen Pfeilern ruhen, und läßt sich vermittels derselben horizontal stellen. An den Drähten hx hängen zwei Bleikugeln x, die 2 Zoll im Durchmesser haben, von dem Arme herab. Der Arm ist aus einem dünnen hölzernen Stabe hmh und dem angespannten Silberdrahte hgh zusammengesetzt, und seiner großen Leichtigkeit ungeachtet doch stark genug, um die beiden Kugeln zu tragen, ohne sich zu krümmen. Er hängt an dem Drahte lg, der sowol am obern als untern Ende g von messingenen Klöbchen gehalten und in sie durch Schrauben eingeklemmt wird. Der obere Träger l läßt sich drehen, indem eine Schraube ohne Ende, die an dem hölzernen Stabe FK sitzt, in ein gezähntes Rad am Träger eingreift. Zugleich wird der Draht und der ganze Arm gestellt, sodaß der Beobachter außerhalb der Stube diesen willkürlich stellen kann. GG sind die Mauern des Zimmers und HH ist ein Balken, durch welchen genau senkrecht über dem Mittelpunkte des Armes ein Loch gebohrt und der Stift p gesteckt ist. Von diesem Stifte hängen die kupfernen Stäbe PrR herab; ein hölzerner Sparren rr hält sie aus einander, und an sie sind zu unterst die beiden Bleimassen W von 8 Zoll Durchmesser befestigt, deren Anziehung auf die Kugeln x die Drehung des Armes bewirken soll. Auf den Stift p ist zugleich eine Rolle MM genietet, die horizontal liegt und sich mittels eines darum geschlagenen Fadens Mm, der durch die Mauer geht, hin und her drehen läßt. Dadurch werden die Bleimassen in einem Kreise gedreht, sodaß sie sich aus einer Lage im Gehäuse in die entgegengesetzte bringen lassen. Die Lage des Armes wird mittels zweier elfenbeinernen Scalen bestimmt, worauf der Zoll in 20 gleiche Theile getheilt ist, und an den Armen befanden sich elfenbeinerne Verniers, wodurch $\frac{1}{100}$ Zoll bestimmt wurde. Die Querseiten des Gehäuses vor den Scalen sind ausgeschnitten und mit Glasscheiben versehen, durch welche sich die Theilung mittels zweier Fernröhre T von Außen beobachten läßt, indem Lampen, welche vor Converlinsen stehen, das nöthige Licht auf die Scale werfen.

Die Anziehung, welche hier stattfindet, läßt sich auf folgende Art finden. Gesetzt der Arm wäre in Ruhe, ehe ihm die beiden Bleimassen W genähert werden. Versetzt man nun letztere in die Nähe der Bleikugeln x, so werden diese angezogen, und der Arm der Drehwage nähert sich ihnen, was durch eine Reihe stets abnehmender Schwingungen geschieht. Um die Lage des Armes selbst zu bestimmen, werden die Excursionen bei drei auf einander folgenden Messungen beobachtet und aus dem Mittel der ersten und dritten in Verbindung mit der zweiten der mittlere Stand hergeleitet. Gleichzeitig wurde die Dauer einer Schwingung beobachtet, was dadurch am sichersten erlangt wurde, daß er eine größere Anzahl von Oscillationen und die dazu erfoderliche Zeit beobachtete.

Cavendish machte auf diese Weise zwei Reihen von Versuchen. Bei der ersten derselben hing der Arm an einem 39¼ Zoll langen, versilberten Kupferdrahte, von welchem der Fuß 2,4 Gran wog, und welcher so wenig steif war, daß auf eine Schwingung 15 Minuten vergingen. Dabei waren die Stäbe, welche die Bleimassen trugen, von Eisen; doch scheinen letztere schwache magnetische Wirkungen zu zeigen. Später nahm er dafür Kupfer.

Um aus den Messungen mit diesem Apparate die Dichtigkeit der Erde abzuleiten, wollen wir zunächst nur die Einwirkung der Kugeln auf einander betrachten und späterhin die nöthigen Correctionen wegen des Hebelarmes und der übrigen Theile anbringen. Es sei[95]) Taf. I. Fig. 17 also $AC = a$ die Länge des Hebelarmes, E die Lage der einen, F die der zweiten Bleimasse, und $EC = b$; durch Einwirkung der in E und F befindlichen Bleimassen werde der Hebel nach A_1B_1 getrieben. Es liegen ferner, sowie es in dem Apparate von Cavendish der Fall war, die Mittelpunkte der Bleimassen nicht mit denen der Kugeln in einer Horizontale, sondern es sei Winkel $ACE = \lambda$, der Winkel, um welchen der Hebelarm aus seiner Lage entfernt wird, $ACA_1 = \varphi$, so wirken auf den angezogenen Punkt A_1 zwei Kräfte nach den Richtungen EA_1 und FA_1, welche sich direct wie die Massen m und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalten. Bezeichnen wir mit f irgend einen unbestimmten Coëfficienten, so sind diese Kräfte gleich $\frac{mf}{EA_1^2}$ und $\frac{mf}{FA_1^2}$. Wir zerlegen beide Kräfte nach Richtungen, welche auf A_1C senkrecht stehen, dann werden dieselben

$$\frac{fm \cdot \sin CA_1E}{EA_1^2} \text{ und } \frac{fm \cdot \sin FA_1C}{FA_1^2};$$

die erstere derselben vergrößert den Winkel φ, die zweite dagegen sucht den Hebelarm in seine frühere Stellung zurückzuführen; es ist demnach die Kraft P, welche zur Vergrößerung von φ beiträgt, gleich dem Unterschiede beider Kräfte, oder

$$P = fm\left(\frac{\sin CA_1E}{EA_1^2} - \frac{\sin CA_1F}{FA_1^2}\right).$$

In den Dreiecken CA_1E und CA_1F verhält sich

$$\sin CA_1E : b = \sin(\lambda - \varphi) : EA_1$$
$$\sin CA_1F : b = \sin(\lambda - \varphi) : FA_1,$$

und mithin wird

$$P = fmb \cdot \sin(\lambda - \varphi)\left(\frac{1}{EA_1^3} - \frac{1}{FA_1^3}\right).$$

95) Schmidt, Mathem. und phys. Geogr. II, 483.

Digitized by Google

Es ist ferner

$$EA_1^2 = a^2 + b^2 - 2ab\cos(\lambda - \varphi)$$
$$FA_1^2 = a^2 + b^2 + 2ab\cos(\lambda - \varphi).$$

Da indessen der Winkel φ stets sehr klein ist, und wenn

$$a^2 + b^2 - 2ab\cos\lambda = p^2$$
$$a^2 + b^2 + 2ab\cos\lambda = q^2$$

gesetzt wird, so erhalten wir

$$EA_1^2 = p^2 - 2ab\sin\lambda . \varphi$$
$$FA_1^2 = q^2 + 2ab\sin\lambda . \varphi,$$

und hieraus folgt

$$\frac{1}{EA_1^3} = \frac{1}{p^3} + \frac{3ab . \sin\lambda}{p^5} \cdot \varphi$$
$$\frac{1}{FA_1^3} = \frac{1}{q^3} - \frac{3ab\sin\lambda}{q^5} \cdot \varphi.$$

Multiplicirt man die Differenz dieser Ausdrücke mit $mb\sin(\lambda - \varphi)$ oder mit

$$fmb(\sin\lambda - \varphi\cos\lambda),$$

und vernachlässigt die Potenzen von φ, welche die erste übersteigen, so wird, wenn der Kürze wegen

$$\sin\lambda\left(\frac{1}{p^3} - \frac{1}{q^3}\right) = h$$
$$3ab\sin^2\lambda\left(\frac{1}{p^5} + \frac{1}{q^5}\right) - \cos\lambda\left(\frac{1}{p^3} - \frac{1}{q^3}\right) = k$$

gesetzt wird, die Kraft

$$P = fmb(h + k\varphi).$$

Die in F befindliche kugelförmige Bleimasse dreht die Kugel B in demselben Sinne, als A von der in E befindlichen bewegt wird; beide zusammen wirken also mit der Kraft 2P, und die Bewegung des Punktes A oder B wird also durch die Gleichung

$$a\frac{d^2\varphi}{dt^2} = 2P$$

bestimmt. Dieser Kraft wirkt die Torsion des Fadens entgegen, welche den Hebel in die Stellung AB_1, wo keine anziehende Kraft auf ihn wirkte, zurückzuführen strebt. Diese Kraft aber verhält sich nach den Versuchen von Coulomb wie der Winkel, um welchen der Hebel aus seiner ursprünglichen Lage entfernt ist; ist daher n eine von der Beschaffenheit des Drahtes abhängige Größe, und erwägen wir ferner, daß diese Kraft den Winkel φ zu verkleinern strebt, so wird die Bewegung des horizontalen Pendels ausgedrückt durch die Gleichung

$$a\frac{d^2\varphi}{dt^2} = 2mbf(h + k\varphi) - n\varphi.$$

Wird diese Gleichung auf beiden Seiten mit $2d\varphi$ multiplicirt, so gibt die Integration

$$a\frac{d\varphi^2}{dt^2} = 4mfbh\varphi - \varphi^2(n - 2mfbk).$$

Da die Geschwindigkeit $\frac{d\varphi}{dt}$ für $\varphi = 0$ verschwindet, so ist keine Constante nöthig. Der Werth von φ, bei welchem der Hebel unter Einwirkung der Elasticität des Drahtes und der anziehenden Kraft der Kugeln in Ruhe bleibt, wird bestimmt durch die Gleichung

$$0 = 2mbf(h + k\varphi) - n\varphi,$$

und aus dieser folgt

$$n = 2mfbk = \frac{2mfbh}{\varphi_1},$$

wo φ_1 diesen bestimmten Winkel bezeichnet. Substituirt man diesen Werth in die vorige Gleichung, so wird

$$a\frac{d\varphi^2}{dt^2} = 2mbhf\left(2\varphi - \frac{\varphi^2}{\varphi_1}\right).$$

Setzt man ferner $\varphi = \varphi_1 + \vartheta$, wo ϑ ein neuer veränderlicher Winkel ist, so wird

$$a \cdot \frac{d\vartheta^2}{dt^2} = \frac{2mbhf}{\varphi_1}(\varphi_1^2 - \vartheta^2),$$

oder wenn die Quadratwurzel ausgezogen wird,

$$dt\sqrt{\frac{2mbhf}{a\varphi_1}} = \frac{d\vartheta}{\sqrt{(\varphi_1^2 - \vartheta^2)}},$$

und hieraus

$$t\sqrt{\frac{2mbhf}{a\varphi_1}} = C + \text{Arc sin}\frac{\vartheta}{\varphi_1}.$$

Für $\vartheta = -\varphi_1$ fängt die Zeit an, also ist die Constante $= +\frac{1}{2}\pi$, und die Zeit einer ganzen Schwingung ist verflossen, wenn $\vartheta = +\varphi_1$ wird; daher wird dieselbe

$$t = \pi\sqrt{\frac{a\varphi_1}{2mbhf}}.$$

Ist nun l die Länge des Secundenpendels, welches von der Schwere g getrieben wird, so ist $l\pi^2 = g$ (s. Pendel); bezeichnet ferner M die Masse der Erde, r ihren Halbmesser, so ist $g = f\frac{M}{r^2}$, also $lr^2\pi^2 = fM$. Substituirt man diesen Werth von f in die vorige Gleichung, so wird

$$t = \frac{1}{r}\sqrt{\frac{Ma\varphi_1}{2mbhl}}.$$

Bezeichnet man nun die Volumina der Erde und der Kugel mit V und v, ihre Dichtigkeiten mit D und ϱ, so wird $M = DV$, $m = \varrho v$, also

$$\frac{D}{\varrho} = \frac{2r^3t^2bhl}{a\varphi_1} \cdot \frac{v}{V}.$$

Man setze das Gewicht der Bleikugel $= P$, das Gewicht eines Kubikzolles Wasser $= P_1$, so wird, wenn die Dichtigkeit des Wassers als Einheit angenommen wird, $\varrho v = \frac{P}{P_1}$. Ebenso ist $V = \frac{4}{3}\pi r^3$, folglich wird

$$D = \frac{3}{2\pi} \cdot \frac{t^2bh}{a\varphi_1} \cdot \frac{l}{r} \cdot \frac{P}{P_1}.$$

In dem Apparate von Cavendish wog jede der größeren Bleimassen 2439000 Gran, und wenn mit Schuckburg angenommen wird, daß der Kubikzoll Wasser 252,422 Gran wiege, so wird

$$\log\frac{P}{P_1} = 3{,}98508.$$

Die Länge des Armes a und der Abstand des Mittelpunktes der anziehenden Bleikugeln von der Drehungsaxe waren einander gleich, und zwar

$$a = b = 36{,}65 \text{ Zoll englisch.}$$

Digitized by Google

Der Abstand des Mittelpunktes der Bleikugel von dem in Ruhe befindlichen Arme betrug 8,85 Zoll, also war

$$\sin\lambda = \frac{8{,}85}{36{,}65}, \quad \lambda = 13^\circ\ 58'\ 26''.$$

Die elfenbeinerne Scale, auf welcher die Bogen abgelesen wurden, war 38,3 Zoll vom Mittelpunkte der Drehung entfernt, und jeder Theil derselben betrug $\frac{1}{766}$ des Halbmessers. Im Mittel aus den acht letzten Versuchen war

$$\varphi_1 = \frac{304}{38300}$$

$$t = 424{,}5 \text{ Secunden},$$

und hieraus findet Schmidt die Dichtigkeit der Erde

$$D = 5{,}52.$$

Wie Cavendish selbst bemerkt, so bedarf dieses Resultat noch mehrer Correctionen und zwar 1) wegen des Widerstandes, welchen der vibrirende Arm wegen seiner Masse der Bewegung leistet; 2) wegen der Kraft, womit die Bleimassen den Arm anziehen[96]); 3) und 4) wegen der Anziehung, welche die Kupferstäbe und das Gehäuse auf Kugeln und Arm äußern, und 5) wegen der Veränderung in der Anziehung der Bleimassen bei veränderter Lage des Armes, welches auf das Fortrücken des letzteren und die Schwingungszeit Einfluß hat. Indessen bemerkt Cavendish selbst, daß mit Ausnahme der letzteren Correction die Werthe derselben sehr unbedeutend seien, und auch selbst diese ist so klein, daß es unnöthig scheint, hier dabei länger zu verweilen. Aus 17 Reihen von Versuchen, welche zwischen dem 5. Aug. 1797 und dem 30. Mai 1798 gemacht wurden, findet Cavendish die Dichtigkeit der Erde

$$D = 5{,}48,$$

wobei die einzelnen Größen zwischen 4,88 und 5,79 schwanken. Schwerlich, setzt er am Schlusse seiner Abhandlung hinzu, möchte die gefundene Dichtigkeit der Erde, die meinen Berechnungen zufolge 5,48 Mal größer ist, als die des Wassers, um mehr als $\frac{1}{14}$ fehlerhaft sein. Die Beobachtungen des Dr. Maskelyne über die Anziehung des Berges Shehallien geben der Erde eine $4\frac{1}{2}$ Mal größere Dichtigkeit als dem Wasser, und von dieser Bestimmung weichen die Resultate meiner Versuche weiter ab, als ich erwartet hätte. Welche von beiden Bestimmungen die zuverlässigere sei, darüber enthalte ich mich alles Urtheiles, bis ich den Einfluß der Unregelmäßigkeiten, die ich bisher noch nicht habe messen können, auf die Resultate meiner Versuche sorgfältiger werde geprüft haben[97]).

Ist auch nach dem eben Gesagten die Dichtigkeit, welche aus den Messungen am Shehallien hergeleitet ist, von $4\frac{1}{2}$, wie Hutton sie zuerst bestimmt hatte, nach den Bestimmungen von Playfair bis zu 4,713 vergrößert worden, so ist die Abweichung zwischen beiden Bestimmungen doch sehr groß. Sehr viele Astronomen waren geneigt, der Bestimmung von Cavendish den Vorzug zu geben, und deshalb entschloß sich Hutton nochmals zu einer Revision der Arbeit des letzteren[98]). Er fand nicht nur mehre Druckfehler, sondern auch in den Rechnungen zeigten sich Unrichtigkeiten, und im Mittel fand er

$$D = 5{,}31.$$

So haben wir also die folgenden drei Bestimmungen

$$D = 4{,}713 \text{ am Shehallien}$$
$$D = 4{,}837 \text{ am Mont Cenis}$$
$$D = 5{,}31 \text{ nach Cavendish}.$$

Die beiden ersteren derselben dienen offenbar zu einer gegenseitigen Bestätigung, und man muß in der That bedauern, daß Hutton nicht mehr die Publication der Arbeit Carlini's erlebte. Es wird dadurch wahrscheinlich, daß bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse die Untersuchung von Maskelyne und Hutton der von Cavendish vorzuziehen sei; gegen dieselbe hat man sehr häufig den Einwurf gemacht, daß die geognostische Beschaffenheit und also die Dichtigkeit des Berges nicht genau bekannt seien. Ist freilich auch später von Playfair und Webb Seymour die Oberfläche so sorgfältig untersucht, als dieses nur irgend möglich war, so konnten doch, wie häufig gesagt wird, im Inneren dichtere, namentlich basaltische, Gesteine vorhanden sein, wodurch die Dichtigkeit des Berges und also die der ganzen Erde vergrößert wird. Jedoch dürfte es doch wol ein sonderbarer Zufall sein, daß dieselben störenden Ursachen auch am Mont Cenis wirksam sein sollten.

Daher scheint der Fehler mehr in der Bestimmung von Cavendish zu liegen. Es ist gegen letztere öfter der Einwand gemacht worden, von so kleinen Dimensionen als die, welche in diesem Apparate nothwendig stattfinden mußten, auf die ganze Erde schließen zu wollen; jedoch haben wir eine Reihe ähnlicher Arbeiten, welche ganz scharfe Resultate geliefert haben. Die Sorgfalt, mit welcher diese Versuche gemacht wurden, bürgt hinreichend für ihre Genauigkeit, und wenn auch die Erschütterungen des Gebäudes einen so delicaten Apparat in unruhige Bewegungen versetzten, etwas, worüber Cavendish selbst spricht, so dürfte dieses doch kaum genügen, um ein Resultat zu erzeugen, bei welchem der kleinste Werth sich kaum dem Mittel der beiden andern nähert. Die Ursache der bedeutenden Abweichung zwischen beiden Bestimmungen scheint mir vorzugsweise darin zu liegen, daß Cavendish die Dich-

96) Die Rechnung von Cavendish weicht etwas von der obigen ab; er hatte die entferntere Bleikugel nicht beachtet, deren Wirkung schon in der obigen Formel enthalten ist, und welche er als dritte Correction nimmt. 97) Gilbert's Annalen II, 61.

98) Phil. Trans. 1821. p. 276. Er sagt in dieser Abhandlung (S. 285) von den Versuchen von Cavendish: „Alle Wirkungen waren so klein und wurden in einer so zusammengesetzten Verrichtung erlangt, und die Gesetze durch so verwickelte Rechnungen gefunden, daß es auf den ersten Anblick für nicht mathematische Leser schwierig wird, zu begreifen, wie auf diesem Wege scharfe Resultate erlangt werden konnten. From the nature of the machinery, I could therefore derive no confidence in the results, nor compare them with the mountain experiment, without repeating the whole of the calculations. But, after a long life spent in almost daily abstruse investigations, from the tenth year of my age, and now being at eighty four, and oppressed with distressing illness, I thought I might be excused for such a task."

Digitized by Google

tigkeit der größern Bleimassen etwas zu groß angenommen hat; er bestimmte ihr absolutes Gewicht, und aus der Vergleichung mit dem Gewichte eines Cubikzolles Wasser, und der durch anderweitige Messungen bekannten Dichtigkeit des Bleies wurden die übrigen Elemente der Rechnung hergeleitet. Es ist indessen stets ein unsicheres Verfahren, wenn die Resultate auf diesem Wege erlangt werden. Werden Metalle geschmolzen und nach der Erkaltung zerschlagen, so zeigen sich in ihrem Innern nicht selten Höhlungen. Namentlich zeichnet sich Blei in dieser Hinsicht aus. Werden gewöhnliche Gewehrkugeln gegossen und nach dem Erkalten zerschnitten, so findet man nicht selten Blasen darin von den Dimensionen kleiner Erbsen, welche den Schwerpunkt der Kugel nicht in ihren Mittelpunkt fallen lassen, zum Theil die Unsicherheit des Schusses veranlassen, und vielleicht zur Construction der gezogenen Büchsen Veranlassung gegeben haben. Die Entstehung dieser Blasen folgt ganz einfach daraus, daß das geschmolzene Blei weit größere Dimensionen hat als das kalte, und daß sich zuerst eine feste Rinde bildet, während das Innere noch flüssig ist. Gesetzt die Bleimassen von Cavendish hätten in ihrem Innern Höhlungen gehabt, welche verhältnißmäßig ebenso groß gewesen wären, als die der Gewehrkugeln, so würde ihre eigene Dichtigkeit, und mithin die der Erde weit geringer geworden sein. Ich glaube daher annehmen zu dürfen, daß die Bestimmung von Cavendish etwas zu groß sei.

Betrachten wir nun die Gesteine, welche vorzugsweise die Erdrinde bilden, so ist ihre Dichtigkeit weit kleiner. Nach Parrot [99]) finden wir nämlich

Kalkarten	2,363
Thonschiefer	2,775
Sandstein	2,336
Granit und verwandte Mineralien	2,697
Porphyrarten	2,779
Basalt und verwandte Mineralien	2,973
Steinkohlenarten	1,385
Schwefelkies	4,850
Mittel	2,770

Alle diese Mineralien haben eine Dichtigkeit, welche kleiner ist, als die mittlere der Erde; nur die Metalle haben im Allgemeinen eine größere Dichtigkeit, da sie jedoch in verhältnißmäßig geringer Menge angetroffen werden, so sind sie hier fortgelassen, ja selbst der Schwefelkies ist nur stets eingesprengt, und lassen wir ihn deshalb ebenfalls fort, so wird die mittlere Dichtigkeit der festen Rinde 2,472. Es ist demnach die mittlere Dichtigkeit der ganzen Erde nahe doppelt so groß als die Rinde; ja wenn wir das Wasser hinzurechnen, so wird der Unterschied noch bedeutender.

Es folgt aus dieser Thatsache zunächst, daß die Erde kein hohler Körper sein könne, wie namentlich Halley und Steinhäuser annehmen, um die Gesetze des Erdmagnetismus zu entwickeln, und wenn hier und dort auch große Höhlen getroffen werden, wie es namentlich in den Kalksteingebirgen der Fall ist, so machen diese doch einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Erde aus. Ebenso erhält dadurch die Ansicht, daß im Innern der Erde bedeutende Massen von Kalimetallen vorkommen, und durch ihre Gegenwart Veranlassung zu den vulkanischen Phänomenen geben, ein geringes Gewicht, da ihre Dichtigkeit noch geringer ist, als die des Wassers.

Wir müssen daher nothwendig annehmen, daß das Innere der Erde, ihr Kern, aus Massen bestehe, welche weit dichter sind als die Rinde. Über die Beschaffenheit desselben aber lassen sich nur Hypothesen aufstellen. Sehr viele Geognosten haben die Ansicht, daß er aus Magneteisen bestehe, und suchen daraus die Erscheinungen zu erklären, welche uns die Magnetnadel zeigt, eine Ansicht, welcher auch Hansteen in seinen Untersuchungen über den Magnetismus der Erde beistimmt, und für welche sich schon früher Euler, Tob. Mayer und Biot ausgesprochen hatten. Noch andere endlich halten es nicht für unwahrscheinlich, daß durch den großen Druck, welchen die centralen Theile erleiden, eine so bedeutende Dichtigkeit hervorgerufen werde, obgleich die bisherigen Versuche über Compression noch nicht gezeigt haben, daß so bedeutende Veränderungen des Volumens bei festen Gesteinen stattfinden können. Ja es dürfte zum Theil die große Hitze, welche neueren Erfahrungen zufolge im Innern der Erde wirksam ist, dieser Compression entgegenwirken.

IV. Vertheilung von Land und Wasser.

Wenn man die Erde auf einem Globus betrachtet, so findet man, daß der größere Theil ihrer Oberfläche mit Wasser bedeckt ist. Bleiben wir bei der Vergleichung zwischen Wasser und Land nur bei runden Zahlen stehen, so finden wir für

Europa	172000	□Meilen
Asien	641000	"
Afrika	532000	"
Amerika	573000	"
Inseln	1'143000	"
Summa	3'061000.	

Da nun die Oberfläche des ganzen Erdsphäroides etwa 9¼ Millionen □Meilen beträgt, so ragt nur etwa ⅓ von der ganzen Erdoberfläche aus dem Wasser hervor, alles Übrige ist von letzterem bedeckt.

Untersuchen wir die Lagerung des Landes genauer, so finden wir dieses sehr unregelmäßig nach Länge und Breite vertheilt. Bleiben wir zunächst bei der Länge stehen, so treffen wir in jeder Hälfte der Erde, der östlichen und der westlichen, eine zusammenhängende größere Masse, nebst vielen umherliegenden kleineren. Wir nennen diese beiden Hauptmassen Continente, Festländer, die umherliegenden kleineren Inseln. Diese Unterscheidung ist nur herkömmlich und keineswegs läßt sich dafür ein innerer Grund anführen. Heißt nämlich Insel jede ganz von Wasser umflossene Landmasse, so besteht alles Land der Erde aus größeren und kleineren Inseln. Es haben jedoch verschiedene Geographen versucht, innere Gründe

99) Physik der Erde. §. 48.

Digitized by Google

für eine solche Unterscheidung anzugeben. So meint Kant [1]), man solle diejenigen Länder Continente nennen, deren Umschiffung noch nicht vollendet ist, und welche mehre Jahre Zeit zu dieser Arbeit erfodern würden, und obgleich er bald darauf selbst auf mehre Schwierigkeiten aufmerksam macht, so dürfte diese Unterscheidung noch nicht Stich halten. Denn nach derselben würde Asien so gut als Amerika eine Insel bilden (auch abgesehen davon, daß sie nicht getrennt wären), da gegenwärtig ihre Küsten soweit erforscht sind, daß ihr Zusammenhang kaum angenommen werden darf; ebenso ist der relative Begriff der Zeitdauer nicht ausreichend, da es geschehen kann, daß in Folge verbesserter Methoden in der Nautik eine Reise sehr leicht bewerkstelligt werden kann, welche früher unendlich mehr Zeit und Arbeit erfodert hätte [2]). Ebenso wenig genügt die Definition, welche Hochstetter [3]) gegeben hat. Darnach nämlich soll das Meer weit leichter eine Insel überfluthen als ein Festland. Sprechen wir hier indessen nur von einer Überfluthung durch das Meer, nicht von Einstürzungen des Landes in Folge von Erdbeben und Revolutionen im Innern der Erde, so dürfte es weit leichter sein, die Sahara oder einen großen Theil Europa's zu überfluthen, als die Inseln Teneriffa oder Sicilien.

Das Festland in der östlichen Halbkugel heißt die alte Welt, weil seine Geschichte sich bis zu den ältesten Zeiten erstreckt und weil es uns Europäern weit länger bekannt ist, als die in der westlich von uns liegenden und deshalb mit dem Namen der westlichen Halbkugel belegten Ländermasse, sonst auch die neue Welt genannt [4]). Schon seit den ältesten Zeiten unterscheidet man in dem alten Continente die drei Erd- oder Welttheile: Europa, Asien und Afrika; als vierter Erdtheil wird dann Amerika und als fünfter die Inselwelt (Polynesien) in dem großen Ocean oder dem stillen Meere angenommen. Diese Abtheilung hat allerdings mehre wichtige innere Gründe und ist deshalb beizubehalten, da nicht blos die Geschichte, sondern auch das ganze Naturleben in diesen fünf Abtheilungen wichtige Unterschiede zeigt, von denen wir später einige Hauptzüge hervorheben wollen.

1) Phys. Geogr. II, 66. 2) Ich erinnere in dieser Hinsicht an die Umschiffung der Südspitze Amerika's. Selbst klimatische Verhältnisse können die Schiffahrt sehr erschweren. Eine merkwürdige Thatsache dieser Art erzählt L. v. Buch. In zwei Tagen erreicht man bequem Teneriffa von Madera aus; nicht leicht aber entschließt sich Jemand, von Teneriffa oder von Canaria nach Madera zu gehen; man würde Gefahr laufen, einen ganzen Monat dazu anwenden zu müssen. Wenige Menschen auf der Erdoberfläche leben isolirter als die Bewohner der Insel Ferro. Man braucht nicht einen Tag, um von Teneriffa dorthin zu kommen; aber die Rückkehr, die im Sommer nur durch Hilfe starker, sich besonders weit verbreitender Landwinde geschehen kann, ist so unsicher und so gefahrvoll, weil man sich nicht selten dem Hungertode ausgesetzt sieht, daß man diese Reise nur unternimmt, wenn sie durchaus nicht zu vermeiden ist. Gewöhnlich rechnet man dazu 8 oder 10 Tage, kann aber leicht 3, 4 oder 5 Wochen brauchen. Phys. Beschreibung der canarischen Inseln. S. 67. 3) Phys. Geogr. I, 19. 4) Verschiedene Schriftsteller haben Gründe angegeben, aus denen hervorgehen soll, daß Amerika jünger sei als unser Continent, welche größtentheils bei Kant (Phys. Geogr. II, 1, 69) aufgezählt werden, aber keiner derselben hält eine nähere Prüfung aus.

Die Vertheilung des aus dem Meere hervorragenden Landes zeigt einige merkwürdige Verschiedenheiten. Mehr als zwei Drittel des Festlandes liegt auf der nördlichen Halbkugel, und mehre Geographen haben deshalb diese die continentale, im Gegensatze der südlich vom Äquator liegenden oceanischen genannt. Diese Ungleichheit beider Halbkugeln hat zu manchen Discussionen geführt. Zuerst suchte man die Ursache auf, weshalb die Meere in der südlichen Halbkugel eine so bedeutende Ausdehnung hätten, und mehre Naturforscher leiteten diese Thatsache aus der elliptischen Bahn der Erde ab, was zum Theil bis in die neuesten Zeiten geschehen ist. Da nämlich der Sommer der südlichen Halbkugel mehre Tage kürzer ist, als der der nördlichen, so müßte in Folge dessen die letztere wärmer sein, und wenn sich diese geringere Temperatur bis zum Mittelpunkte der Erde erstreckt, so müßte die Materie, aus der die Erde besteht, sich in der südlichen Halbkugel mehr zusammenziehen, als die der mehr erwärmten nördlichen Halbkugel, wodurch die gleichsam niedriger liegenden Theile der südlichen Halbkugel überfluthet wurden. Die Zunahme der Wärme mit der Tiefe im Innern und in Folge dessen die wahrscheinlich sehr hohe Temperatur des Erdkernes geben dieser Ansicht eine geringe Wahrscheinlichkeit.

Ehe die Untersuchungen über mittlere Dichtigkeit angestellt waren, erhob man sogar mehrfach Zweifel gegen die weite Ausdehnung des Wassers in der südlichen Halbkugel. Es mußte nach diesen theoretischen Betrachtungen in der Nähe des Südpoles noch ein Festland vorhanden sein, weil es sonst nicht möglich wäre, daß die hier vorhandene größere Wassermasse mit dem dichteren Festlande in der nördlichen Halbkugel im Gleichgewichte stehen könnte [5]). Aber dieser Grund hält durchaus keine nähere Prüfung aus, da schon die ganze Idee von der Erhaltung des Gleichgewichtes bei einem festen Körper hier nicht richtig angewendet ist. Aber auch abgesehen davon, so zeigt eine einfache Rechnung, daß das Gewicht der nördlichen und südlichen Halbkugel nahe gleich sei. Nehmen wir nämlich an, daß alles feste Land sich in der nördlichen Halbkugel befinde und daß es den dritten Theil der Erdoberfläche einnehme, so ist seine Oberfläche $\frac{4}{3}\pi r^2$, wo r den Halbmesser der Erde und π die Ludolph'sche Zahl für die Peripherie des Kreises bezeichnet. Ist das Land nun im Mittel um die Größe $\frac{r}{n}$ ins Meer eingesenkt und erhebt es sich im Mittel um die Größe $\frac{r}{m}$ über letzteres, so ist das Gewicht des eingetauchten Theiles $\frac{4}{3}\pi\frac{r^3}{n}(\varrho - 1)$, das des erhabenen Theiles $\frac{4}{3}\pi\frac{r^3}{m}\varrho$, wo ϱ die mittlere Dichtigkeit der Rinde bezeichnet, die des Wassers als Einheit genommen.

5) Buache in Mém. de Paris 1757. p. 190. Brosse, Vollst. Gesch. der Schiffahrten nach den Südländern, teutsch von Adelung. (Halle 1767. 4.) S. 10.

Digitized by Google

Es ist also das Übergewicht der nördlichen Halbkugel über die südliche

$$\frac{4}{3}\,\pi r^3\left(\frac{\varrho-1}{n}+\frac{\varrho}{m}\right).$$

Wenn wir also der ganzen Erdmasse auch nur dieselbe Dichtigkeit geben, als der Rinde, so verhält sich das Gewicht der nördlichen Halbkugel zu dem der südlichen wie

$$\frac{2}{3}\,\pi r^3\varrho+\frac{4}{3}\,\pi r^3\left(\frac{\varrho-1}{n}+\frac{\varrho}{m}\right):\frac{2}{3}\,\pi r^3\varrho,\text{ oder wie}$$

$$1+2\left(\frac{1}{n}+\frac{1}{m}-\frac{1}{\varrho n}\right):1.$$

Nehmen wir die mittlere Tiefe des Meeres zu $^1/_4$ Meile, die mittlere Höhe des Landes zu 1000 Fuß oder $^1/_{20}$ Meile und $r = 860$ Meilen, $\varrho = 3$, so wird

$$n = 4\,.\,860 = 3440$$
$$m = 20\,.\,860 = 17200$$
$$\varrho n = 12\,.\,860 = 10320,$$

und hieraus folgt, daß sich das Gewicht der nördlichen Halbkugel zu dem der südlichen verhält wie 1,0005038:1, es ist also die nördliche um $\frac{1}{2000}$ schwerer als die südliche[6]). Aber auch dieses Verhältniß muß noch bedeutend dadurch verkleinert werden, da in der südlichen Halbkugel doch zum Theil noch sehr bedeutende Landmassen vorhanden sind, welche wir in die nördliche verlegt haben. Wenn wir aber zugleich erwägen, daß die Dichtigkeit der Erde in der Tiefe weit größer ist, als hier angenommen wurde, so verschwindet der Unterschied gänzlich.

Unter andern Gründen, die man früherhin für die Existenz großer Ländermassen in der Nähe des Südpoles anführte, möge nur noch der von Buffon hervorgehobene erwähnt werden. Wird nämlich das Eis der Polarmeere geschmolzen, so erhalten wir frisches Wasser (im Gegensatz des salzigen). Dieses Eis, welches kein Salz enthält, konnte nach Buffon's Ansicht nur von großen Flüssen eines südlichen Festlandes ins Meer geführt werden, denn sonst müßte es nothwendig Salz enthalten; ja es wurde sogar häufig behauptet, daß Seewasser überhaupt nicht gefrieren könne. Indessen haben nicht blos Seefahrer, wie namentlich Scoresby[7]), ganz deutlich ein Gefrieren des Meeres beobachtet, sondern Versuche im Kleinen haben auch den Vorgang in diesem Falle genauer kennen gelehrt. Wird Salzwasser einer bedeutenden Kälte ausgesetzt, so scheidet es sich in zwei völlig verschiedene Theile. Zu oberst bildet sich eine Schicht von frischem Wasser, welche sich sogleich in Eis verwandelt, darunter liegt eine Schicht einer mehr concentrirten Soole. Es ist diese Sonderung so bestimmt, daß man in Ochotzk das Meerwasser im Winter dadurch gradirt, daß man es gefrieren läßt. Erst bei sehr hohen Kältegraden erstarrt auch die Soole, es bildet sich ein Salz, welches nach den Untersuchungen von Fuchs 61$^1/_2$ Procent Krystallwasser enthält, wobei es zugleich die Gestalt von sechsseitigen Tafeln mit zwei breiteren Seitenflächen annimmt, während das durch Verdunsten krystallisirende Salz die Gestalt von Würfeln oder Octaedern hat. Daher wird das Salz ganz ausgeschieden, und hieraus müssen wir uns die Entstehung der großen Massen krystallisirten Salzes erklären, welche häufig auf den Polarmeeren, wie namentlich an der Nordküste Sibiriens, vorkommen[8]). Hat sich auf diese Weise die erste Eismasse gebildet, so wird sie in der Folge durch Regen und Schnee vergrößert, und so ist der Salzmangel des Polareises kein Grund für die nothwendige Existenz eines südlichen Festlandes.

Betrachtungen dieser Art bewogen die Regierung Englands, diese Terra australis incognita, wie sie öfter auf Karten verzeichnet war, aufsuchen zu lassen, und es war Zweck der zweiten Reise (1772—1775) Cook's, dieses zu thun. Er umschiffte die Erde in möglichst hohen Breiten, aber allenthalben wurde er in Breiten von etwa 60° durch große Eisfelder am weiteren Vordringen verhindert, und nur an einer einzigen Stelle gelang es ihm, etwas weiter als bis 71° S. vorzudringen. Dabei fand er nirgends eine deutliche Spur eines größeren Festlandes, sondern überall nur gefrornes Meer, nur in 59° S. entdeckte er südöstlich von der Südspitze Amerika's eine Küste, welche er Sandwichsland nannte. So schien jede Behauptung, daß es in der Nähe des Südpoles ein Land gebe, widerlegt zu sein.

Später jedoch, vielleicht in Jahren, welche wegen ihrer Witterung zu solchen Unternehmungen günstiger waren, wurden einzelne Reihen von Inseln entdeckt. Zuerst fuhr 1819 der Capitain Smith von der Handelsbrigg William um das Cap Horn südlicher, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, und fand in etwa 62° S. eine ansehnliche Inselgruppe, welche er theilweise aufnahm und Neu-Süd-Shetland nannte. Jenseit der Inseln schien ihm ein größeres Land zu liegen. Vielleicht dasjenige, welches Theodoric de Guerik im J. 1599 sah und dessen Küste der norwegischen glich[9]). Als jedoch im J. 1821 der russische Capitain Bellingshausen in dieser Gegend war, so waren die Verhältnisse noch günstiger; er umsegelte Neu-Süd-Shetland und das Sandwichsland im Süden, und entdeckte südwestlich von der erst genannten Gruppe unter 68° bis 69° S. zwei hohe Küstenstücke, deren Zusammenhang er nicht näher untersuchen konnte, und die er Insel Peter's I. und Küste Alexander's I. nannte, wahrscheinlich beides vorspringende Spitzen eines größeren südlichen Landes. Der südlichste Punkt, bis zu welchem Bellingshausen kam, lag in 71° 10′ der Breite.

Kurze Zeit darauf drang der Engländer Weddel mit zwei auf den Robbenfang geschickten Schiffen noch weiter nach Süden. Er entdeckte zwischen Neu-Süd-Shetland und Sandwichsland in 60° 45′ S. und 45° W. von Greenwich einige hohe felsige Inseln, welche er die südlichen Orcaden nannte, und drang dann am 20. Febr. 1824 bis zu 74° 15′ S. vor, wo er durch große Eismassen an der Weiterreise verhindert wurde.

6) Schmidt, Mathem. und phys. Geogr. II, 21. 7) Gilbert's Annalen LVII, 144. 8) Wrangel, Physikal. Beobachtungen während seiner Reisen auf dem Eismeere. Herausgegeben von Parrot. S. 47. 9) Brosse, Geschichte der Schiffahrten nach den Südländern, übers. von Adelung. S. 131.

Digitized by Google

Später vervollständigte der Engländer Biscoe auf der Brigg Tula unsere Kenntnisse von diesen Gegenden. Er hielt sich meistens in den Breiten zwischen 50° und 70° und fand zuerst in der Nähe des Polarkreises und im Meridiane von Madagaskar eine Küste von beträchtlicher Ausdehnung, welche er zu Ehren des Handlungshauses, welches ihn ausgeschickt hatte, Enderby's Land nannte. Im J. 1832 drang er auf dem Meere in dem Meridiane des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zu 70° vor; später fand er südwestlich von Neu-Süd-Shetland in 67° S. eine Küste, welche er Graham's Land nannte.

Ob und wie weit diese verschiedenen Punkte zusammenhängen, läßt sich bisher nicht entscheiden, vielleicht dürfte es auch sehr schwer halten, wegen der Naturverhältnisse jener Gegenden darüber je ins Reine zu kommen. Indessen scheint ein Umstand sehr zu Gunsten der Ansicht zu sprechen, daß die gesehenen Punkte entweder selbst zum Festlande gehören, oder daß in geringer Entfernung hinter ihnen ein Festland liege. Mehre dieser Punkte hatten thätige Vulkane, und diese schienen, soweit die Untersuchung möglich war, in Reihen zu liegen. Es ist aber eine anderweitig erwiesene Thatsache, daß Reihenvulkane entweder die Küsten in geringer Entfernung umziehen (Curilen, Japan, Java), oder daß sie Festländer verbinden (Aleuten, Antillen), oder endlich nahe am Meere auf dem Festlande selbst liegen (Vulkane der Cordilleren), während nur die sogenannten Centralvulkane auf isolirten Inseln stehen (Ätna, canarische, capverdische, Sandwichs-Inseln u. s. w.). Es wäre daher nicht unmöglich, daß der ganze Südpol von einer zusammenhängenden Ländermasse umzogen wäre.

Wie es sich hiermit auch verhalten möge, so ist doch soviel gewiß, daß die südliche Halbkugel im Gegensatze der nördlichen sehr wohl die oceanische heißen könne. Dieser Gegensatz zwischen einer continentalen und einer pelagischen Halbkugel tritt indessen noch deutlicher hervor, wenn wir nicht sowol den Äquator als Grenze, als vielmehr mit K. Ritter [10]) eine nordöstliche und südwestliche Halbkugel annehmen. Die Grenze beider Hälften, welche sich nicht durch eine bloße Linie bezeichnen läßt, sondern durch eine breite Zone, die über Wasserflächen und Gestadeländer hinziehend umkreiset den ganzen Erdball und durchsetzt den Äquator im Nordost der Mosambikstraße und am Küstenmeere von Peru unter einem Winkel von etwa 45 Grad. Nicht blos in Betreff der äußern Gestalt, sondern auch in Betreff des Völkerverkehrs und des Ganges der Civilisation ist diese Abtheilung von Wichtigkeit. In der Mitte der Landhalbkugel liegt Europa in möglichst vielseitiger Berührung mit den andern Continenten, mit der am weitesten gewonnenen Sphäre seiner historischen Einwirkungen und Entwickelungen. In die Mitte der Wasserhalbkugel dagegen wurden die australischen Gestade- und Inselgruppen, ganz außerhalb aller natürlichen, frühzeitig entwickelnden Berührungen mit dem großen Kreise der Continente gestellt, und erst nach Vervollkommnung der Schiffahrt wurden sie mit der übrigen Welt in Verbindung gesetzt. Durchaus verschieden von der Lage der zerstreuten und außer dem Zusammenhange gestellten Australländer ist die der nur scheinbar gleichartig aus einander liegenden Gebiete anderer Erdtheile, wie Amerika's, Afrika's und eines großen Theiles von Ostasien. Der Landhalbkugel zugehörig liegen diese wirklich der gemeinsamen Masse, räumlich, weit näher; doppeltartige günstige Formen von Land- und Wasserverbindungen drängen sie, der Zeit nach, noch näher gegen den großen Schauplatz des gemeinsamen Weltverkehres, welcher sich, in jeder Hinsicht zuerst und am ergreifendsten in der Mitte der Landhalbkugel, dem Boden der alten Weltgeschichte, nur entwickeln und von da die Sphäre seiner Wirkungen erweitern konnte. Daher tragen auch fast alle Ländertheile der Landhalbkugel in ihren Erscheinungen, Producten, Bevölkerungen, Sagen, Denkmalen und Geschichten, wenigstens analoge Spuren jener Einwirkung eines allgemeineren frühesten Zusammenhanges, desto mehr, je näher sie der allgemeinen Mitte stehen, desto weniger, aber individualisirter in allem, je weiter davon entfernt und den Enden der großen Landhalbkugel angehörig; sie scheinen dagegen den vom Continente unberührten fernen Inselländern der Wasserhalbkugel, die man nicht etwa noch Nachbarinseln derselben nennen kann, gänzlich zu fehlen.

Der Umriß des festen Landes hat nirgends eine bestimmte regelmäßige Gestalt, welche zeigte, daß die Erde plötzlich nach einem symmetrischen Gesetze gebaut wäre, ähnlich wie es bei Krystallen der Fall ist. Bald erstreckt sich das Land in vorspringenden Spitzen weit ins Meer hinein, bald bildet letzteres Buchten tief im Innern von jenem. Wenn wir jedoch auch nicht im Stande sind, die Umrisse des Festlandes durch eine mathematische Formel auszudrücken und sie a priori zu construiren, so zeigen sich doch einige Verhältnisse, welche zu verschiedenen Zeiten aufgefaßt zu Hypothesen über die Entstehung der Erde gedient haben. Schon Baco v. Verulam [11]) machte darauf aufmerksam, daß alle Länder gegen Süden in Spitzen auslaufen; in der Folge wurde diese Ansicht besonders von J. R. Forster entwickelt [12]), der jedoch die Meinung Baco's nicht gekannt zu haben scheint. Dieser Ansicht traten besonders Kant [13]), Pallas [14]), Ebel [15]), Steffens [16]) u. A. bei, und sie hat noch in neueren Zeiten an Walker [17]) einen Vertheidiger gefunden.

10) Abhandlungen der berliner Akademie. 1826. S. 106.

11) Novum Organon. Lib. II. Aphor. 27. 12) Beobachtungen und Wahrheiten, nebst einigen Lehrsätzen, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten haben; als Stoff zur künftigen Entwerfung einer Theorie der Erde. (Leipzig 1798.) S. 29. „Als ich auf diesem herrlichsten Granitberge von Afrika (Tafelberg) stand und daselbst den unermeßlichen, von uns beschifften Ocean im Süden vor mir sah, und dem Gedanken, daß diese steile Felsenwand den Fluthen des Weltmeeres seit Tausenden von Jahren Trotz geboten und es da begrenzt hatte, so ruhig und einsam nachdachte, da fiel ich zuerst auf die Bemerkung, welche ich auch in meinen Observations p. 12. 13 angeführt habe, daß u. s. w." 13) Phys. Geogr. II, 1, 64. 14) Sur la Structure des Montagnes. Nov. Comment. Petrop. XVII. 15) Über den Bau der Erde im Alpengebirge. (Zürich 1808.) II, 289. 16) Vermischte Schriften. 1. Bd. 17) London and Edinb. Journ. of Science III, 426.

Digitized by Google

Nach Forster sind es hauptsächlich drei Eigenthümlichkeiten, durch welche die Umrisse der größeren Continente charakterisirt werden [18]). Er zeigte, 1) daß alle Continente nach Süden in schmale Spitzen auslaufen, und daß diese steil und felsig sind, und er sieht diese als die äußersten Enden von Gebirgen an, welche nach Norden fortlaufen. So endigt Afrika mit dem steilen Tafelberge, Amerika mit dem Cap Horn und Asien mit dem Cap Comorin, ebendieses ist der Fall mit Neu-Holland, indem Forster noch glaubte, daß dieses mit Van-Diemens-Land eine zusammenhängende Masse bilde. Dieses gilt selbst von einzelnen Theilen der Festländer, so Spanien, Scandinavien, Kamtschatka, Florida, Grönland.

2) Daß es eine allen Continenten eigenthümliche Erscheinung ist, an der östlichen Seite ihrer Südspitze eine oder mehre Inseln zu besitzen. So finden wir bei Afrika die Insel Madagaskar, bei Amerika die Falklandsinseln und Staatenland, für Asien Ceylon, für Neu-Holland Neu-Seeland; in Nordamerika, neben Florida, die Bahama- und Bermudainseln, bei Grönland liegt Island u. s. w.

3) Während von dieser Südspitze das Land der Westküste ziemlich nahe nach Norden läuft, finden wir in einiger Entfernung einen tiefen Meerbusen, auf dessen Nordseite das Land nach Westen geht. Dieses ist zunächst auf der Westküste Südamerika's unter dem Wendekreise des Steinbockes merkbar, wo Lima und Arica an diesem Busen liegen; noch mehr tritt dieses bei Afrika in dem Golf von Guinea hervor; Asien zeigt dieses nur unbedeutend in Ostindien jenseit Cambaya in dem Bogen um die Mündung des Indus, dagegen tritt es desto auffallender bei Neu-Holland ins Auge. Selbst einzelne Abtheilungen der größeren Länder zeigen uns dieses, so der mexicanische Meerbusen bei Florida, die Baffinsbai bei Grönland, das ochotzkische Meer bei Kamtschatka u. s. w.

Mit dieser Ansicht über den Bau der Festländer im Allgemeinen stellte Forster noch eine Thatsache zusammen, welche sich auf den Bau der einzelnen Gebirge bezog. Wenn man nämlich die von Westen nach Osten, oder die von Südost nach Nordwest laufenden Gebirgsketten genau untersucht, so findet man, daß diese Gebirge an der Südseite und Südwestseite fast durchgängig jäh und prall sind; da hingegen sind diese Gebirge mit einer gelinden Abdachung und großen Strecken aufgeschwemmter Erdschichten an der Nord- und Nordostseite verbunden, welche mit allerlei Überbleibseln organischer Körper der Vorwelt angefüllt sind [19]). Forster stellte eine große Zahl einzelner Beispiele für diese Behauptung auf, und in der Folge wurde dieselbe besonders von Pallas und Ebel durchgeführt, aber spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß diese Regel nicht nur nicht allgemein gelte, sondern daß manche Gebirge, welche die gedachten Naturforscher als solche nannten, welche ihr günstig wären, zum Theil das Gegentheil erwiesen. Besonders sprechen für diesen Satz die Gebirge Südamerika's, wie dieses aus der trefflichen Schilderung hervorgeht, welche A. v. Humboldt im 10. Bande der Relation historique gibt. Schnell steigen sie am großen Ocean in die Höhe und senken sich dann allmälig gegen Osten in die Tiefe. Ebendieses zeigen die scandinavischen Alpen, denn das Land steigt in Schweden 40—50 Meilen an, während es sich in Norwegen oft innerhalb 2—4 Meilen zu derselben Höhe erhebt [20]). Ebenso sollen die Pyrenäen gegen Spanien weit steiler sein, als gegen Frankreich, doch gibt es hier wol sehr bedeutende Ausnahmen; denn abgesehen davon, daß der größte Theil Spaniens ein ziemlich hoch liegendes Plateau bildet, so ist auch die südliche Seite, wenn man von dem Kloster von Roncevalles nach dem Ebro geht, von der Nordseite völlig verschieden. Können hier auf dem steilen, unerklimmbaren Abhange nur Adler horsten, so ist dagegen die breitere südliche Seite, obschon überall auch zerklüftet und durchschnitten, doch aller Orten noch gangbar [21]). Sehr bestimmt sprechen für diese Regel die Alpen. An der Südseite ziehen die Ebenen der Lombardei fast bis an den Fuß der sich steil erhebenden Felsen, welche hintereinandergedrängt in ungeheure Massen zusammenzufließen scheinen, an der Nordseite dagegen stufen vom Jura aus Hügel hinter Hügel immer höher und höher nach den Hochalpen. Deshalb wird auch der Anblick der Alpen von der Südseite mehr furchtbar, auf der Nordseite mehr prachtvoll erhaben [22]). Ganz dasselbe gilt vom Erz- und Riesengebirge. Es gibt jedoch in Teutschland mehre Ausnahmen, so der thüringer Wald, an welchem alle aufmerksame Beobachter in dieser Hinsicht übereinstimmen, und L. v. Buch sagt daher, das Gebirge erhebe sich auf seiner Nordseite so schnell, daß man fast auf wenige Schritte seinen Fuß angeben könne, eine Bemerkung, welche auch durch die Lage der Gipfel bestätigt wird, welche sich dem nordöstlichen Gebirge fast um das Doppelte nähergerückt finden als dem südwestlichen [23]). Ebendieses zeigt sich an allen Höhenzügen, welche zwischen dem thüringer Wald und Harz liegen [24]), sowie diese letztere Gebirgsmasse dasselbe zeigt [25]). Ganz auf dieselbe Weise machen Kaukasus, die Küstenkette von Venezuela, die Vogesen, Sevennen und Karpathen [26]) eine Ausnahme.

Forster benutzte diese Gesetze, von welchen ihm die Ausnahmen kaum bekannt waren, dazu, eine Ansicht über die Entstehung der Erde zu entwerfen, welche dann von Ebel im zweiten Bande seiner Schrift über den Bau der Erde im Alpengebirge weiter ausgebildet wurde. Die Erde bekam durch irgend eine Ursache, etwa durch die Ankunft eines Kometen in der Nähe des Südpoles, einen Stoß, und es entstand durch seine Einwirkung eine heftige Strömung in der Richtung von Südwest nach Nordost; die vorliegenden Festländer wurden zerstört, tiefe Busen in sie gerissen und nur einzelne feste Spitzen leisteten diesem Andrange Widerstand. Die Trümmer wurden nach dieser

18) In der angef. Schrift. §. 32—46. 19) Forster, Vers. und Beob. §. 46.

20) Bergmann, Phys. Erdbeschr. I, 159. 21) Das Ausland. 1840. Nr. 42. 22) Ebel, Bau der Erde im Alpengebirge I, 13. 23) F. Hoffmann, Nordwestliches Teutschland I, 69. 24) Hoff, Höhenmessungen in und um Thüringen S. 123. 25) Hoffmann, Nordwestliches Teutschland I, 23 und 26. 26) Sydow, Reise nach den Beskiden und Central-Karpathen. S. 154 und 165.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Richtung geführt, und blieben mit den Überresten der getödteten Thiere und Pflanzen theils auf der Nordseite liegen, theils bildeten sie die erwähnten östlich gelegenen Inseln, während aller Abraum von der Südseite durch diese Strömung entfernt wurde. Diese letztere Behauptung ist von mehren Naturforschern bestritten worden. So glaubt Link [27]), daß in Folge einer solchen Fluth nicht sowol die Südseite als vielmehr die Nordseite steil sein müsse, weil die Trümmer nicht über die Bergkette gehen könnten; aber die Erscheinungen bei Wehren in den Flüssen zeigen uns ja dasselbe, indem über ihnen eine bedeutende Tiefe, unter ihnen aber flaches Wasser gefunden wird, und ganz dasselbe läßt sich bei Flußinseln sehen.

Es bieten sich indessen andere, weniger beachtete, Umstände dar. War nämlich in der Nähe des Südpoles ein Meer vorhanden, und geschah der Stoß in letzteres, so mußte sich das Wasser strahlenförmig von diesem nach allen Seiten ausbreiten, und den Gesetzen der Bewegung zufolge mußten sich alle diese Wassermassen in der Nähe des Nordpoles vereinigen, von hier zurückfließen und so eine hin und her gehende Bewegung längere Zeit fortdauern. War aber die übrige Beschaffenheit des Bodens so beschaffen, daß die strahlenförmige Bewegung nach einer Seite nicht möglich war, sondern ging z. B. diese Fluth über das alte Continent nur nach der Nordküste Sibiriens, so mußte sie bei der ungeheuren heftig wirkenden Masse über den Pol hinausgehen und nun über Amerika hinaus von Nordost nach Südwest gehen, und auf diese Weise längere Zeit einen Kreislauf über die Erde machen. Wird nun auch diese ganze Ansicht nicht durch den Bau der einzelnen Gebirge erwiesen, ja zeigen die neueren geologischen Untersuchungen, daß jedes Gebirge isolirt und in verschiedenen Perioden aus der Tiefe gehoben ist, so schien es mir doch zweckmäßig, diese Ansicht Forster's einer näheren Prüfung zu unterwerfen, da sie sehr häufig die Basis der geologischen Hypothesen machte.

A. v. Humboldt, welcher früher diese Idee Forster's mit Enthusiasmus aufgefaßt und mit mehren Thatsachen in Betreff des Streichens der Schichten in Gebirgen in Verbindung gesetzt hatte, machte späterhin darauf aufmerksam, daß das atlantische Meer die Gestalt eines großen Thales habe, welches durch einen Fluß ausgespült sei [28]). Die aus- und einspringenden Winkel seiner Thalränder (Cap St. Roque und Meerbusen von Guinea, Grünes Vorgebirge und Meerbusen von Merico) nebst der parallelen Richtung der gegenüberliegenden Küsten entsprechen so sehr diesem Bilde, welches schon früher von Kant [29]) gebraucht wurde, daß man glaubt, im Innern eines großen Thales zu sein, welches durch einen aus Südwest kommenden Strom ausgehöhlt ist. Diese überraschende Erscheinung kann jedoch, wie sich F. Hoffmann ausdrückt [30]), nur als ein anziehendes Bild betrachtet werden, um sich die allgemeinen Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung der Länder und Meere eindringlich zu machen, indem wir sie aus einem allgemeinen Standpunkte auffassen.

Auch Karl Ritter, dessen Eintheilung der Erde in eine continentale und oceanische Halbkugel bereits vorher angegeben wurde, hat diese Verschmälerung der Continente nach Süden, ihre Ausbreitung gegen Norden ebenfalls hervorgehoben, jedoch nicht sowol dazu, um geologische Theorien zu bilden, als vielmehr um den Einfluß dieser wichtigen Thatsache auf das ganze Naturleben nachzuweisen [31]). Der Erdglobus zeigt, wie den nördlichen Polarkreis die beiden großen Festländer der alten und neuen Welt in großen Breitenausdehnungen umlagern, wo sich ihre auslaufenden Landspitzen und Vorgebirge bis auf geringe Strecken begegnen, ja, wie zwischen Nordost-Asien und Nordwest-Amerika, beinahe bis auf Tagereisenbreite gegenseitig berühren. Dieser weiten Ausbreitung gegen Norden ist überall nach dem Süden hin die Verengung der Continente entgegengesetzt. Gegen die Wasserhalbkugel bilden allenthalben schmale Vorländer und endlich nur Inseln in sporadischer Zerstreuung die letzten Repräsentanten der Continentalform, bis auch diese im Gebiete des freien Oceans fast in bloße Klippen zersplittert sind, oder gänzlich verschwinden.

Aus dieser Gruppirung ergibt sich, daß die arctischen Länderbreiten überall einander räumlich benachbart geblieben sind; sie zeigen darum auch unter den verschiedenen Längengraden minder verschiedenartige Erscheinungen, als andere mit ihnen unter gleichen Erdmeridianen, aber viel weiter auseinandergerückt liegende Localitäten der Erde. Sie stehen, wie es scheint, einander geognostisch sehr nahe. Die organischen Bildungen sind durch einander mehr genäherte Formen und einfachere Verhältnisse bedingt, zeigen in den beiden getrennten Haupttheilen der alten und neuen Welt mehr verwandte und gleichartige Gruppen, als sonst wo, und selbst die Ausbreitung der Völkerschaften, welche zu ähnlichen Familien und Stämmen gehören, mußte sich diesem näheren Verwandtschaftsgrade der arctischen Anordnung fügen.

Aber nicht nur die arctischen Enden der Erde überhaupt, sondern alle gegen den Norden vorragende Enden der Erdtheile insbesondere, weil sie mehr der gemeinsamen Mitte zugestreckt liegen, blieben unter sich in näheren Verwandtschaftsgraden ihrer Gesammterscheinungen als die Südenden der Erdtheile, die überall durch verhältnißmäßig weitere Meeresstrecken aus einander gerückt sind, und darum unter den verschiedenen Meridianen ebenso vielfach sich unterscheidende, in sich abgeschlossene und von den andern charakteristisch verschiedene Welten von Erscheinungen darbieten, wie dieses nicht nur die Südenden der drei großen Erdtheile, Amerika, Asien, Afrika, zeigen, sondern auch wieder im Besondern die vereinzelten Südenden des tropischen und östlichen Asiens und die des temperirten Europa's.

27) Physikal. Erdbeschr. I, 118. 28) „En suivant," setzt er hinzu, vers le nord les côtes du Nouveau Continent, depuis son extremité pyramidale ou le détroit de Magellan, on croit reconnaître les effets d'une impulsion dirigée d'abord vers le nordest, puis vers le nordouest et enfin encore vers le nordest." *Humboldt*, Voyage V, 46 (Octavausgabe). 29) Kant, Phys. Geogr. II, 1, 62.

30) Phys. Geogr. I, 74. 31) Abh. der berl. Akad. 1826. S. 109.

Digitized by Google

Diese Zusammenschiebung der Continente ist indessen nicht vollkommen ausgefallen, sondern selbst in der Mitte der großen Gruppirung unterbrochen. Diese wassererfüllten Unterbrechungen, welche wir Meerengen, Straßen, Buchten, Golfe, mittelländische Meere, selbst Theile des Oceanes nennen, wie das Nordeismeer und der nördliche atlantische Ocean, sind bei aller Größe dennoch gegen die völlig freien Gewässer der von allen Seiten offenen Wasserhalbkugel nur als eingeengte Wasserbehälter, als eingeschlossene Mittelmeere zu betrachten im Gegensatz der vorzugsweise freien und offenen oceanischen, der südlichen Wasserwelt. Denn obwol diese Meere einander ganz gleichgestellt zu werden pflegen, so haben sie doch als zweierlei Classen mehr entgegengesetzte Verhältnisse und Eigenschaften, die vorzüglich aus dieser räumlichen Stellung hervorgehen (Verhältniß von Ebbe und Fluth).

Diese durchbrechenden Meeresstraßen mit ihren eigenthümlichen hin- und herwogenden Bewegungen und Strömungen haben die völlige Abscheidung der gemeinsamen Ländermitte von der oceanischen Südwelt und der großen äußeren Gestadezone theilweise wieder aufgehoben, zumal gegen den Westen hin, und so den europäischen Erdtheil dem oceanischen Weltverkehr der Zeit nach (durch Fortbewegung auf dem flüssigen Elemente) weit näher gerückt, als der Raum es gestattete, wodurch die Lage dieses Erdtheiles vor allen andern ausgezeichnet ist, indem sie die Vortheile der centralen mit denen der peripheren Länderstellung vereinigte.

An diese Thatsache schließt Ritter noch einige Sätze über die Größe und gegenseitige Stellung der einzelnen Erdtheile an, von denen ich nur diejenigen hervorheben will, aus denen hervorgeht, daß die seit den ältesten Zeiten gebräuchliche Eintheilung der alten Welt in die drei Haupttheile allen Thatsachen zufolge, welche uns die Geschichte darbietet, vollkommen zu rechtfertigen ist.

Betrachten wir nämlich das Verhältniß der Zurundung und Gliederung der horizontalen Ausbreitungen, so bietet Afrika in dieser Hinsicht die einfachsten Erscheinungen dar; es zeichnet sich unter den drei Theilen der alten Welt durch seine fast insularische Abgeschiedenheit von den übrigen aus, nur mit einer sehr schmalen, wahrscheinlich jüngeren, continentalen Verbindung mit Westasien durch die Landenge Suez. Seine mehr abgeschliffene Erdgestalt nähert sich einer elliptisch zugerundeten Figur mit im Ganzen sehr einförmiger Küstenperipherie; der Längendurchmesser dieser Figur ist dem Breitendurchmesser fast gleich, und ebenso klimatisch gleichartig (bis zum 35. Parallel) auf der Nord- wie auf der Südseite des Äquators hingestreckt. Ohne tiefere Buchten, Einschnitte oder Meeresarme ist der Umfang seiner Küstenkrümmung von 3800 Längenmeilen die einförmigste Küstenumsäumung aller Erdtheile. Afrika hat daher, seiner insularischen Lage und seines großen Areales ungeachtet, verhältnißmäßig die kürzeste Küste unter den Erdtheilen, und sein Binnenland hat durch die kärglichste Gestadeform die möglichst geringste Berührung mit dem Ocean erhalten.

Asien, nur nach drei Seiten vom Meere umflossen, macht in seiner horizontalen Ausdehnung mit Europa gegen Westen hin noch einen gemeinsamen Stamm aus; zumal seine Ost- und Südküsten laufen in weit vorspringende Landzungen, Vorländer und Halbinseln aus, welche als ebenso viele, mehr oder weniger getrennte, Glieder des großen und breiten Erdkörpers zu betrachten sind. Von der Halbinsel der Tschuktschen und Kamtschatka, rund um den Erdtheil über Corea, das chinesische Vorland, die beiden Indien, Arabien, auch gegen West hin bis Kleinasien nehmen diese Gliederformen, welche Afrika gänzlich fehlen, einen sehr bedeutenden Flächenraum ein, und selbst das sibirische Nordgestade hat noch, wiewol in kleinerem, dort vorzüglich ungünstigem Maßstabe, dennoch stärkere Buchtenbildung und dadurch mehr und tiefere horizontale Spaltungen erhalten, als die afrikanische Küste. Dennoch bleibt im Binnenlande Asiens noch immer ein breiter und langer Erdraum übrig, welcher nicht unmittelbar von einschneidenden Meeren und den Einwirkungen ihrer zugehörigen Formen berührt wird, der sich als der eigentliche Stamm des Ganzen zeigt. Dieser geschlossen gebliebene Theil ist dem Areale nach noch immer sehr vorherrschend vor dem, welches seine Verzweigungen und seine Glieder einnehmen, Afrika bleibt aber nur als Stamm ohne Verzweigung und Gliederung zurück. Der große Einfluß einer so mannichfaltig entwickelten Küstenform auf den Reichthum und die Vervielfältigung aller Natur- und Völkerverhältnisse des Erdtheiles springt von selbst in die Augen; dessen gesammte Peripherie hat durch diese Gliederung eine ganz andere Individualisirung und Steigerung aller Verhältnisse gewonnen, für jeden besondern Ländertheil, wie für das Ganze.

Europa, der kleinste der drei Erdtheile der alten Welt, ist seiner horizontalen Dimension nach am allermannichfaltigsten gestaltet. Verzweigung, Gliederung, Individualisirung seiner Länderräume und nicht blos seiner Umsäumungen ist sein Hauptcharakter. Denn sein von Osten nach Westen lang gedehnter und verhältnißmäßig sehr schmaler Stamm nimmt gegen West immer mehr an Breite ab, und ist durch einschneidende Meeresarme und Mittelmeere in viele große und kleine Halbinseln getheilt, von denen wieder einige in sich gegliedert erscheinen, z. B. die in dieser Hinsicht ganz einzige und merkwürdige Gestaltung Griechenlands, welches die Gestadebildung in höchster Entwickelung zugetheilt erhalten hat. Nicht nur wie Asien gegen zwei Meeresseiten, sondern auch noch gegen den polaren Norden zeichnet diese Zertheilung Europa's sich im alten Continente charakteristisch aus, sodaß dort seine zum Theil sehr mächtigen Glieder völlig im Contraste mit Asien zweierlei eigenthümlich gebildete Mittelmeere einschließen, die Ostsee und Nordsee. Durch diese charakteristische Trennung und Abscheidung so vieler Theile seines Festlandes ist die Küstenumsäumung von Europa zu einer Küstenkrümmung von außerordentlicher Länge geworden. Seine durch ihn eingeschlossenen Binnenmeere machen etwa die Hälfte des Areales seiner trockenen Länderräume aus. Ungeachtet sein Flächeninhalt etwa dreimal kleiner ist als der von Afrika, so ist die Entwickelung seines Küstenrandes fast um das Doppelte größer (5400 geographische Meilen), also das Zwölffache seiner Land-

Digitized by Google

grenze gegen Asien. Die Küstenentwickelung Asiens ist allerdings noch um ⅓ größer als die von Europa, etwa 7000 Meilen, aber das Areal dieses Welttheiles auch mehr als viermal bedeutender. Europa ist daher der Erdtheil mit der relativ größten Küstenbegrenzung, mit der reichsten Entwickelung der Gestadeform auf der Erde; er ist also der zugänglichste von der Seeseite geworden. In seiner Gestaltung ist die vollkommenste Ausgleichung und günstigste Scheidung der flüssigen und festen Formen auf dem Planeten realisirt, ohne die Nachtheile der völlig insularischen Zerspaltung, die wir in einem etwa gleich großen Raume wie der europäische am Südostende Asiens, in der sundischen Inselgruppe wahrnehmen, welche nur eine Steigerung und Fortschritt derselben Bildung durch noch größere Abscheidung darbietet, und insofern durch zu große Gliederung den vollkommensten Gegensatz zum Mangel aller Gliederung, wie in Afrika, bildet, zwei Extreme, welche ungleichartig und entgegengesetzt auf Naturverhältnisse wirken mußten, aber gleichartig hemmende Formen für die Entwickelung und den Fortschritt ihrer menschlichen Bewohner waren, die dadurch nur bis zur Stufe der blos continentalen, oder blos litoralen Cultur sich erheben konnten, wie Neger und Malayenvölker gethan. Europa erhielt in dieser Mitgabe der Küstengestaltung zu jenen eben bezeichneten Stellungen noch die Vervollständigung aller räumlichen Naturbedingungen zur Realisirung des merkwürdigen Factums, daß auf dem kleinsten der Erdräume sich die größte historische Mannichfaltigkeit im Menschengeschlechte entwickeln konnte, und daß der kleinste die Herrschaft der größten erlangen sollte.

Bei Afrika kann von keinem Verhältnisse der Glieder zum Stamme des Erdkörpers die Rede sein, denn diese fehlen dort gänzlich; keine seiner Küsten hat bei dem Mangel günstiger Formen die Verschiedenartigkeiten und Reichthümer anderer Gestadeländer im höheren Maße erhalten, und alle einheimischen Bewohner dieses Erdtheiles bilden in ihrer großen Verbreitung gegen diejenigen anderer Erdtheile eine sehr einförmige Völkergruppe und sind überall in ihren beschränkteren, blos continentalen Verhältnissen zurückgeblieben. Asien ist in seinen Länderräumen gegliedert und zumal gegen Südost und Süden in die reichsten und größten Halbinseln getheilt, deren jede für sich eine eigenthümliche Welt von Erscheinungen darbietet, die den Erdtheil unerschöpflich bereichert haben, so die chinesische Welt, die hinterindische der Malayen, die hindostanische, die arabische, die kleinasiatische. Aber die ländertheilenden Meere dringen bei ihm doch noch nicht individualisirend bis in die Mitte seines geschlossenen Körpers ein. Diese breite Mitte erhält sich immer in ungeheurer, fast unnahbarer Ausdehnung; das Areal der Glieder tritt noch immer sehr gegen die Masse des Erdkörpers zurück. Die Natur und die Völkerverhältnisse entwickelten sich höchst mannichfaltig und jedes Mal ganz eigenthümlich auf dem verschiedenartigen Boden seiner Glieder; aber weit einförmiger in der Mitte, und es konnten jene schon vermöge der großen scheidenden Formen ihrer gemeinsamen Mitte (wenige temporäre Ausnahmen ungerechnet) zu keiner vollkommenern gegenseitigen historischen Vermittlung, Berührung, Verkehr, Austausch der Gaben und Kräfte gelangen, das mittlere Asien blieb noch immer vom Äußeren des Erdtheiles vielfach geschieden und gesondert. Bei Europa hat sich das Verhältniß dieser Ländertheile ganz anders gestellt; wenn bei Asien das Areal der Glieder zum Stamme sich wie 1 zu 4 verhält, so ist es bei Europa wie 1 zu 2. Die Glieder haben also eine weit größere Bedeutung gegen den Stamm gewonnen. Dieser tritt in geringerer Masse gegen seine Extremitäten zurück, bringt nirgends Hemmungen, sondern sein Boden ist überall Vermittlung der Gliederung. Die Wirksamkeit der Meere und der Gestadebildung verbreitete dadurch ihren Einfluß auf und durch den ganzen Continent; kein anderer Erdtheil ist ihm darin gleich. Sein Binnenland hat dadurch die größtmöglichste Berührung mit dem Ocean erlangt, und die centralen Länder zugleich die Anregungen und Vortheile der Seegestade. Die reichhaltigste, geschichtliche Entwickelung des reich gegliederten europäischen Bodens und seiner Völker und Staaten entsprach dieser natürlichen Grundlage.

Amerika schließt gewissermaßen die Progression des Kreises dieser räumlichen Umgestaltungen, aller möglichen dem Wesen nach verschiedenen horizontalen Entwickelungen des Planeten, indem es in sich die Gegensätze und die Verdoppelung der Formen der alten Welt wiederholend vereinigt. Im Gegensatze des afrikanischen Erdtheiles ist der amerikanische durch ein mittelländisches Meer, das mexicanische in seiner Mitte fast gleichmäßig in einen verdoppelten Continent verwandelt, dessen verbindende Mitte durch die jede Communication hemmende Form ihrer Oberfläche zur Scheidewand des Nordens und Südens werden mußte. Für diese Verbindung der beiden Hälften spielt die große centrale Inselgruppe die Rolle der Vermittelung, wenigstens seit ihrer ersten Entdeckung durch die Fremdlinge und Einwanderer. Der übrige getrennte Norden und Süden Amerika's haben beide in den horizontalen Dimensionen sehr viel Analoges, größere Breiten im Norden, Breitenabnahme gegen Süden, eine dem afrikanischen Dreieck genäherte Gestalt, die sich zweimal wiederholt und durch die Landenge verknüpft ist. Auch ist wenigstens theilweise hierdurch eine gewisse Einförmigkeit der Küstenumsäumung bedingt, und der Süden Amerika's steht in dieser Hinsicht dem einförmigsten der Erdtheile, Afrika, am nächsten, von dessen innerer Oberflächenentwickelung die seinige indessen völlig abweicht, wegen ihres gänzlich verschiedenen orographischen und hydrographischen Systemes. Eine größere Mannichfaltigkeit der Küstenumsäumung zeigt der Norden des Erdtheiles, dem die günstige Gliederung zu Theil ward, zumal gegen den atlantischen Ocean hin. Die größten Baien und mittelländischen Meere, welche so tief und mannichfaltig in den Norden Amerika's einschneiden, verschaffen diesem einen großen Vorzug vor dem Norden Asiens und geben ihm an seinen Süd-, wie an seinen Nordenden von Binnenmeeren bespült und mannichfaltig gestaltet, der mehr polaren Annäherung ungeachtet die größere Zugänglichkeit und seiner ganzen Ausbreitung den Natureharakter Europa's, welchen die klimatische Stellung unterstützte.

Digitized by Google

In der erwähnten Abhandlung, welche des Trefflichen und Lehrreichen soviel enthält, daß es mir schwer geworden ist, nur dieses Wenige mitzutheilen, hat Ritter nur die horizontalen Dimensionen betrachtet, während er die nicht minder merkwürdigen verticalen Dimensionen nicht weiter erwähnt. Auch diese sind in den drei Theilen der alten Welt völlig verschieden, und rechtfertigen ebenfalls die hergebrachte Eintheilung. Große Einförmigkeit charakterisirt die Ebenen, mögen diese nun ewige Wüsten sein, wie die Sahara, oder mögen die anderweitigen klimatischen Verhältnisse so beschaffen sein, daß sie nur einen Theil des Jahres Wüste sind, wie die Llanos in Südamerika und die Karroowüste im südlichen Afrika, oder mögen sie zwar das ganze Jahr mit Vegetation bedeckt und culturfähig sein, wie die nordteutsche Ebene und zum Theil die Steppen Rußlands, auf welchen letzteren wir im Frühlinge viele Liliaceen, im Herbste aber Salzpflanzen finden. Haben auch hier die beiden geographischen Verhältnisse der Länge und Breite auf die Änderung des Naturcharakters Einfluß, so sind doch die Punkte, in denen diese Verschiedenheit hervortritt, so weit von einander entfernt, und es erfolgt der Übergang so allmälig, daß diese Ungleichheiten auf die Entwickelung des Volkslebens ohne Einfluß sind. Wo dagegen die Massen sich aus der Tiefe erheben, wo die Erdrinde bis zu bedeutender Höhe in die Atmosphäre aufsteigt, da ändert sich sehr schnell die Temperatur, Vegetation und der Charakter der Landschaft. Am Fuße der Alpen finden wir auf beiden Seiten Weinbau, und in einem Tage kann man bis zur Region des ewigen Schnees aufsteigen, wo die Vegetation der Polarländer angetroffen wird. In den abgeschlossenen Thälern entwickelten sich eigenthümliche Volkscharaktere, welche bei dem Verkehr mit den Nachbarn hindernd auf die Bildung einwirkten. Diese Contraste und ihre gegenseitige Einwirkung sind natürlich bei eigentlichen Gebirgsketten am größten, denn hier hat jeder Abhang seine zum Theil eigenthümliche Natur, wie uns dieses die Alpen zeigen; wo dagegen die Erdrinde aus dem Flachlande in die Höhe steigt und sich hier aufs Neue zu einer Hochebene umbildet, ist dieser Contrast nur einfach, denn die Höhe trägt wieder den einförmigen Charakter der Ebene, Gleichförmigkeit der Bildungen und ihrer Producte, wie man dieses im Kleinen schon am Harze sehen kann, wo man auf den Hochebenen nur durch die Vegetation daran erinnert wird, daß man aus der Tiefe aufwärts gestiegen ist.

Sowie Afrika in seinen horizontalen Dimensionen große Einförmigkeit zeigte, so auch in den verticalen. Nehmen wir den Atlas aus, welcher doch in Vergleich mit dem ganzen Erdtheile klein ist, und an welchem sich durch die Nähe des Meeres begünstigt eine Geschichte entwickelte, so scheint dieser Erdtheil nach den trefflichen Untersuchungen von K. Ritter, welche durch die vielen Reisen der neueren Zeit bestätigt worden sind, nur vorzugsweise zwei Ebenen zu bilden, die mehre tausend Meilen große Sahara, welche durch ihre weite Ausdehnung in der Nähe des Wendekreises und durch den ewig heiteren Himmel zur ewigen Wüste bestimmt ist, und welche nur gegen Süden, wo tropische Regen herabstürzen, zur Cultur und Wohnung des Menschen geeignet ist, während die ganze südliche Hälfte aus einem hohen Plateau zu bestehen scheint. Nur da, wo letzteres in die Tiefe sinkt, zeigt sich große Mannichfaltigkeit der Formen und Schönheit der Natur, aber auch hier fehlt es an dem Mittel zu einem Austausche und größtentheils ist das Tiefland an der einförmigen Meeresküste nur ein schmaler Saum.

Größere Verschiedenheit herrscht in Asien [32]). Es zeigt in seinem größten Aufsteigen nicht eine, sondern mehre verschiedenartig geformte und gestellte Massen mit vorherrschender Plateaubildung, und wenn auch hohe Gebirge daselbst angetroffen werden, so nehmen sie doch einen verhältnißmäßig kleineren Raum ein. Dieses Hochland nimmt etwa $^2/_3$ des ganzen Erdtheiles ein, und erstreckt sich vom schwarzen Meere bis Korea in einer Länge von 1200 Meilen. Die größte Breite im äußersten Ostrande beträgt von S.W. nach N.O. 400—500 Meilen vom Südabfall in Yünnan bis Tungusiens Nordosthöhen; in der Mitte, am Ostrande Irans, nur 150 Meilen, vom Steilrande der Küste des alten Gedrosia bis zum Abfall gegen den Gihon und weiter gegen Westen wird in Kleinasien die Breite stets schmäler. Außer dieser Hauptmasse, welche wir in die östliche und westliche Hälfte theilen müssen, finden wir mehre abgesonderte Hochländer von bedeutender Ausdehnung, von denen Hindostan und Arabien die bedeutendsten sind. Mannichfaltig sind rings um diese Hochländer weit ausgedehnte Tiefländer gelagert, die für die ganze Geschichte des Erdtheiles von der größten Wichtigkeit geworden sind.

Im Osten tritt das große chinesische Tiefland auf, die wasserreichste und bevölkertste Kornkammer der Erde, mit höchster Land- und Wassercultur. Das indo-chinesische Tiefland zwischen dem Meerbusen von Tong-kin und Siam ist ganz für sich gestellt, und nur der Malayenwelt des vorliegenden Archipeles geöffnet und ihr bequem zugänglich, mit dem Übermaß von Wasserreichthum, ein wahrer Reisboden mit allen begleitenden Erscheinungen der Sumpfcultur. Das hindostanische Tiefland zwischen dem bengalischen und indo-persischen Golf gelegen, ist von den Gebieten des Ganges und Indus begrenzt und durchschnitten, und von drei Plateauhöhen (Tibet, Iran und Dekan) umschlossen. In geringer Entfernung von den Tropen gelegen ist es reich an Naturgaben aller Art, die zweierlei Meere, doppelte Strombewässerung und dreifache Terrassenabfälle von dreierlei Hochländern in allem, was Bewässerung, Klimatik, Vegetation, Fauna, Population, historischen und physikalischen Einfluß betrifft, darbieten oder herbeiführen mußten; mit starker Population, wie das chinesische, mit Monumentenreichthum durch ein chronologisch weit hinauf blühendes Völkerleben. Das syrisch-arabische Tiefland in der nördlichen Hälfte vom Euphratsysteme bewässert, in der südlichen wasserarm; daher hier zum Theil der Sahara ähnlich, und in seinen Producten Afrika ähnlich, welchem sich auch seine Bewohner von jeher sehr genähert haben. Das sibirische Tiefland ist das größte des ganzen Erdtheiles, erfüllt mit wenigen Aus-

32) s. K. Ritter, Erdkunde II, 35 fg.

Digitized by Google

nahmen das Land vom Ural im Westen bis zur ochotzkischen Bucht im Osten, und von dem Rande des Hochlandes bis zum Eismeere. Von großen Strömen durchschnitten ist bis jetzt nur sein südlicher Theil cultivirt, während der nördliche Sumpfland mit Polarklima ist. Daher war es ihm nie möglich, sich selbständig zu entwickeln. Das bucharische Tiefland von Gihon und Sir begrenzt und durchschnitten, und vom Ural- und kaspischen See begrenzt, ist die continentalste Niederung, und zwischen den Rändern der hohen Plateaus von Tibet und Iran zieht sie in beengter Unterbrechung über die Wolga hinaus bis zum Don. Es ist die physikalische Übergangsform von Asien zu Europa, und das große Thor der Völkerwanderung zwischen beiden Erdtheilen.

Zeigt Asien eine weit größere Mannichfaltigkeit als Afrika, bilden bei ihm große Ströme die vermittelnden Glieder entfernter Gegenden, so vereinigt sich in Europa alles noch in einem vollständigeren Maße, die Plateaubildung fehlt fast ganz, nur die iberische Halbinsel macht eine Ausnahme, und wir erkennen hierin, sowie in ihren Producten und Klima zum Theil den afrikanischen Charakter, und daher stand dieselbe auch von jeher mit Afrika in Verbindung (Carthager, Mauren). Zu dem Vortheile der im Süden hervorspringenden Halbinseln, Spanien, Italien und Griechenland, in denen wir frühzeitig Cultur finden, und an deren Küsten noch die afrikanische Zwerg- und Dattelpalme gedeihen, gesellten sich die beiden im Norden vorliegenden Bergketten der Pyrenäen und Alpen, welche selbst von einander geschieden, in ihrem Gesammten die Grenze des Nordens und Südens bilden, und von deren Abhängen Ströme von bedeutender Größe nach verschiedenen Seiten gehen und die tief ins Innere des Landes dringenden Meere verbinden. Während wir nördlich von diesen beiden Ketten ein auffallendes Seeklima treffen, haben wir südlich davon eine eigenthümliche Gruppe von Klimaten, welche in Frankreich auf mannichfaltige Weise zusammentreffend die Naturproducte modificiren und entscheidend auf die Bewohner einwirken, sodaß man mit wenigen Modificationen noch jetzt das von den Galliern sagen kann, was einst Cäsar bemerkte. Eine Menge Berg- und Hügelreihen durchzieht Teutschland, und indem sie die Verschiedenartigkeit in den Verhältnissen der Höhe und Tiefe darbietet, sendet sie den größeren Flüssen eine Menge Wasseradern, während günstig gelegene Thäler die nahe liegenden Quellgebiete der großen Flüsse verbinden. Dieser kettenartige Charakter der Höhen Europa's wiederholt sich auch in den Karpathen und den Gebirgen Scandinaviens. Nur die große nordteutsche Ebene, welche sich von den Küsten Hollands bis zum Ural erstreckt, zeigt den Charakter der Gleichförmigkeit, aber auch hier haben theils die größeren Flüsse, theils die klimatischen Verhältnisse es möglich gemacht, dieser Ebene den Charakter der wüstenartigen Einförmigkeit zu mildern; nur im östlichen Theile, wo der continentale Charakter immer auffallender hervortritt, ist das Land der Wüste ähnlicher, obgleich auch hier mehre Flüsse von bedeutender Mächtigkeit, und namentlich die Wolga mit ihrem ungeheuern Gebiete, den Völkerverkehr erleichtern.

In Amerika sind die kolossalsten Längenerstreckungen der Gebirge (nahe 2000 Meilen von S. nach N.) mit verhältnißmäßig sehr geringen Breiten die charakteristische Form der Andes-Cordilleren, die sich von verschiedenen Knoten aus strahlig oder parallel verzweigen, und dann sich wieder vereinigend, mehr oder weniger große, aber stets von O. nach W. schmale Hochthäler oder Plateaus einschließen. Erst weiter in N., innerhalb der Parallelketten des Felsgebirges, werden auch mehre Plateaurücken zwischen denselben getragen, die sich gegen Norden immer mehr verflachen und den Ebenen nähern. Dazu gesellt sich nun das Verbindungssystem des innern Landes durch die ungeheuren Stromgebiete.

Neben den Festländern bilden die Inseln eine gesonderte Welt. Ältere Geographen sahen dieselben sehr häufig als übriggebliebene Stücke eines zerstörten Festlandes oder als Fortsetzungen von Gebirgen an, deren Gipfel aus der Tiefe des Meeres hervorragten, oder sie glaubten auch wol, daß sie völlig sporadisch zerstreute, durch den Zufall hier und da hervorgehobene Massen seien. Seitdem man indessen genauer mit der Beschaffenheit, und namentlich mit der inneren Bildung dieser isolirten Ländermassen bekannt wurde, hat man auch bei ihnen tief in der Natur begründete Eigenthümlichkeiten aufgefunden, welche besonders von Steffens [33]), L. v. Buch [34]) und F. Hoffmann [35]) entwickelt sind.

Betrachten wir nämlich die Inseln genauer, so finden wir nach L. v. Buch in der Form ihrer Umrisse eine bemerkenswerthe Verschiedenheit; einige sind von langgestreckter, schmaler Gestalt und an den Enden ihrer großen Axe meistens in schmale Spitzen auslaufend, während andere mehr eine kreisförmige oder weniger elliptische Gestalt haben. Er nennt deshalb die erstern langgestreckte, die andern runde Inseln, und diese Unterscheidung ist von Wichtigkeit für unsere Vorstellungen von ihrer Bildung. Die langgestreckten liegen gewöhnlich reihenweise hinter einander und bilden Ketten, deren Richtung mit der Längenaxe der einzelnen Inseln zusammenfällt. Diese Längenausdehnung entspricht auch der Hauptausdehnung von einer oder mehren in ihrem Innern parallel fortlaufenden Bergreihen, und wir finden daher hier ganz den Charakter der größeren Continente und der an ihnen befindlichen Halbinseln, deren Gestalt ebenfalls meistens von den durch sie hindurchgehenden Bergzügen abhängt. Aber nicht blos durch diese eigenthümliche Gestaltung werden wir an die Continente erinnert, sondern auch dadurch, daß sich diese Inseln nie sehr bedeutend von den Küsten der Festländer entfernen, und daher kann man sie Continentalinseln, oder mit K. Ritter [36]) Gestadeinseln nennen. Wir können sie gewissermaßen als zugehörige Stücke des Festlandes betrachten, und dafür spricht auch die geognostische Beschaffenheit beider. Nicht selten bilden sie eine Vulkanreihe, und setzen auf diese Weise dem Empordringen des Landes aus der Meerestiefe eine

33) Vermischte Schriften I, 193—219. 34) Leonhard, Taschenbuch. 1821. S. 393. 35) Phys. Geogr. 36) Erdkunde II, 27.

Digitized by Google

Grenze, indem hier die hebenden Gase durch die Öffnungen der Erdrinde emporstiegen. Ein solches Vorkommen von Continentalinseln zeigt sich im Osten und Norden von Neu-Holland, wo wir Neu-Seeland, die Norfolksinseln, Neu-Caledonien, die Salomonsinseln, Neu-Guinea, die Molukken, Timor, Flores und die übrigen sundischen Inseln antreffen. Am größten ist aber die Inselreihe, welche Asien auf seiner südlichen und östlichen Seite umgibt und Sumatra, Java, die Molukken, Philippinen, Formosa, Ludschu, Japan, die Kurilen und die Halbinsel Kamtschatka in sich schließt. Weniger ausgezeichnet ist diese Erscheinung bei den übrigen Welttheilen; so finden wir bei Afrika nur die Insel Madagaskar, bei Amerika die Antillen, sowie die Inseln an der Süd- und Nordwestküste. In Europa zeigt sich ein solches Vorkommen genauer im Kleinen, aber desto schärfer hervortretend in den Scheeren an der norwegischen Küste; ebenso sind viele Inseln der Ostsee, wie Gothland, Öland, Bornholm, die Ålandsinseln Bildungen dieser Art; desgleichen die ganze Inselreihe, welche sich in der Nordsee vom Terel bis Neuwerk erstreckt, sowie auch England nebst den umliegenden Inseln nur als eine Continentalinsel angesehen werden darf. Im mittelländischen Meere finden wir dieselbe Erscheinung an den Inseln, welche Griechenland auf beiden Seiten umgeben. Hier ist es so deutlich, daß die Inseln nur Fortsetzungen der griechischen Gebirge sind, und zum Theil nothwendige Bestandtheile des festen Landes ausmachen, daß man mit vollem Rechte, und blos von der Natur geleitet auf den äußersten Felsen von Stampelia setzen konnte: hier ist Europa und nicht Asien, und auf den westlichsten von Cos und Callimene: hier ist Asien und nicht Europa [37]).

Völlig verschieden von den langgestreckten Inseln sind die runden; es ist bei ihnen nicht nöthig, daß sie in der Nähe des Festlandes liegen; sie sind unabhängige, mitten im Meere befindliche Individuen, und wir können sie daher pelagische, oceanische oder Meeresinseln nennen. Zu ihnen gehören besonders die Inseln, welche im großen Oceane zerstreut sind, wie Marquesas, Freundschafts-, Sandwichsinseln u. s. w. Doch finden wir sie zerstreut auch in andern Gegenden, so die canarischen und capverdischen bei Afrika. Eine nähere Betrachtung dieser Inseln zeigt, daß sie in zwei natürliche Gruppen zerfallen, nämlich niedrige oder Coralleninseln und hohe oder vulkanische Inseln, welche letztere aus der Tiefe emporgehoben sind (s. Coralleninseln, Erhebungsinseln und Vulkane).

Dieser Gegensatz zwischen continentalen und pelagischen Inseln ist nicht blos in Betreff ihres Baues, sondern auch in Hinsicht auf ihre Weltstellung von großer Wichtigkeit, wie dieses namentlich K. Ritter gezeigt hat [38]). Während nämlich die pelagischen Inseln, im offenen, freien Oceane liegend, keinem der größeren Erdtheile angehören, sind die Continentalinseln höchst mannichfaltig und verschiedenartig vertheilt, und für verschiedene Erdtheile eine ganz besondere Gunst der Natur zu nennen, indem sie als Trabanten der Gestadeländer die Herrschaft solcher Continente ungemein durch die Meeresräume hin nicht blos erweitern, sondern auch auf das Merkwürdigste und Vielfachste bereichern. Ihre Gruppirung, Stellung und verhältnißmäßige Größe zum Continente und Analogie der Beschaffenheit ihrer Gegengestade bedingte jedoch jedesmal den besondern individuellen Werth ihrer auszuübenden Function für das Ganze. So nannte schon Strabo Sicilien eine günstige Zugabe Italiens, und derselbe Ausdruck bezeichnet die Lage Ceylons zu Indien im ausgezeichnetesten Grade. Ebenso reicht Europa mit seinen Gliedern, wie mit Armen, zu den meisten seiner Nachbarinseln hinüber, die schon darum an seiner Entwickelung den wichtigsten Antheil nahmen, während Afrika fast nur Madagaskar hat, welches aber wegen seiner schroffen Küsten und der ungünstigen Lage an der Geschichte dieses Erdtheiles keinen Antheil nahm. Ebenso ist die Feuerlandsinsel am Südende Amerika's durch diese insulare Verlängerung gegen so stürmische und gefahrvolle antarctische Polarbreiten selbst zu einem Nachtheile für dessen Entwickelung geworden, zu einer Hemmung des Völkerverkehres, statt zu einer Förderung.

V. Innerer und äußerer Bau der Erde, s. Gebirge, Geognosie und Geologie.

VI. Erscheinungen des Wassers, s. Fluss, Meer, Quelle.

VII. Wärmevertheilung auf der Erde.

Eine Thatsache, welche seit den ältesten Zeiten bekannt und von der sehr häufig die Ursache angegeben wurde, ist die Änderung der Wärme, welche auf das ganze Leben auf der Oberfläche von der größten Wichtigkeit war. War auch den Alten die Thatsache bekannt, daß die Temperatur eines Ortes mit der Annäherung an den Äquator größer wurde, dagegen sich auf entgegengesetzte Weise mit der Bewegung gegen Norden änderte, so glaubten sie doch, daß diese Änderungen weit bedeutender wären, und sie hielten deshalb sowol die Äquatorial- als die Polargegenden wegen ihrer großen Hitze und Kälte für unbewohnt und unbewohnbar. Erst mit den Reisen seit dem Ende des 15. Jahrh., wo alle Breiten von Europäern durchschnitten wurden, erkannte man die Unrichtigkeit dieser Ansichten. Wurden jedoch dadurch die Ansichten im Allgemeinen berichtigt, so waren genauere Bestimmungen doch erst seit der Zeit möglich, wo das Thermometer erfunden wurde; aber mehr als ein Jahrhundert verfloß, bevor dieses Instrument auf eine zweckmäßige Weise benutzt wurde, um das nöthige Material zu einer Lösung der vorliegenden Aufgabe zu sammeln; erst etwa seit dem Jahre 1770 wurden seine Angaben nicht nur häufiger aufgezeichnet, sondern Scale und Beobachtungsstunden waren so beschaffen, daß man Größen erhielt, welche sich weniger von der Wahrheit entfernten, als früher.

Da indessen die Wärme der Luft ein so verände-

37) *Clarke*, Travels II, 765 bei L. v. Buch, Beschr. der canarischen Inseln. S. 354. Hoffmann in Poggend. Annalen X, 169. 38) Erdkunde II, 27.

liches Element ist, daß selten zwei Beobachtungen, welche nach einem, wenn auch kurzen, Intervalle gemacht sind, denselben Thermometerstand angeben, so müssen wir aus allen Beobachtungen, welche in einer längeren oder kürzeren Periode gemacht sind, die mittlere Temperatur herleiten. Genau genommen, müßte dieses Element dadurch hergeleitet werden, daß wir während dieser ganzen Zeit in sehr kurzen Zwischenräumen, etwa von Minute zu Minute, beobachteten; würde dann die Summe der Thermometerhöhen gesucht, so würde diese Größe die ganze Wärmemenge angeben, welche ein Ort innerhalb der Zeit der Beobachtungen erhält. Diese Summe durch die Anzahl von Messungen dividirt, führt dann zu der mittleren Temperatur.

Dieses Verfahren jedoch ist völlig unausführbar; glücklicherweise indessen ist der Gang der Wärme so beschaffen, daß wir dieses Element mit Hilfe weniger Beobachtungen während des Tages bestimmen können, wofern diese Beobachtungen selbst zweckmäßig im Tage vertheilt sind. Da nämlich das Thermometer im Allgemeinen eine halbe Stunde vor dem Aufgange der Sonne seinen tiefsten Stand erreicht, hierauf aber steigt, bis es um 2 oder 3 Uhr Abends am höchsten steht und von nun bis zum folgenden Morgen wieder sinkt, so ist die mittlere Temperatur offenbar eine Größe, welche zwischen diesen beiden Extremen liegt, und es muß also möglich sein, aus der höchsten und tiefsten Wärme, welche während des Tages stattfinden, die mittlere abzuleiten. Dieses ist ein Verfahren, welches sehr häufig angewendet wird, indem man Thermometer construirt, die so angegeben sind, daß sie auch in Abwesenheit des Beobachters die Extreme anzeigen. Das arithmetische Mittel dieser beiden Größen liefert eine Temperatur, welche sich wenig von der mittleren Wärme des Tages entfernt, obgleich es damit keineswegs völlig übereinstimmt, wie die meisten Beobachter annehmen. Es ist ferner einleuchtend, daß sowol am Morgen als am Abend ein Moment eintreten müsse, wo die Wärme gleich der mittleren des Tages ist, was nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten bald früher, bald später der Fall ist, im Durchschnitt des Jahres aber um etwa 9 Uhr Morgens und Abends der Fall ist. Ich finde jedoch im Allgemeinen keine dieser beiden Methoden empfehlenswerth. Denn wenn auch durch beide die mittlere Temperatur eines Monates annähernd gefunden werden kann, so liefern sie doch für manche Untersuchungen, die sich auf einzelne Tage beziehen, Elemente, welche sich sehr weit von der Wahrheit entfernen können. Wie oft geschieht es nicht, daß vom Morgen bis zum Mittag das Thermometer sehr schnell steigt, aber dann wird durch Bewölkung, Regen, Änderung des Windes und andere Ursachen das Instrument schnell herabgedrückt, und so ist in der zweiten Hälfte des Tages die Wärme weit niedriger, als man es nach den Messungen in der ersten Hälfte erwarten sollte; das angegebene Verfahren gibt also eine zu hohe mittlere Temperatur, während zu andern Zeiten diese Größe wieder zu klein gefunden wird. Bei dem zweiten Verfahren wird sogar nur die Größe erhalten, welche zufällig im Augenblicke der Beobachtung stattfindet, und dasjenige, was am ganzen übrigen Tage sich ereignet, wird nicht beachtet.

Je zahlreicher die Beobachtungen sind, welche während des Tages gemacht werden, besonders aber, je mehr dieselben in den verschiedenen Tageszeiten vertheilt sind, desto mehr wird man sich der Wahrheit nähern, desto brauchbarer werden die Resultate dann sein, wenn es sich darum handelt, Untersuchungen nicht sowol für ganze Monate oder Jahreszeiten, sondern vielmehr für einzelne Tage zu führen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß die Beobachtungen während der Nacht im Allgemeinen weniger zahlreich sein werden, als während des Tages im engeren Sinne, und wenn man dann die Summe der beobachteten Werthe durch ihre Anzahl dividirt, so wird das so erhaltene arithmetische Mittel im Allgemeinen höher liegen, als das wahre Mittel, welches eben erwähnt wurde. Man kann jedoch einige Stunden im Laufe des Tages so wählen, daß ihr arithmetisches Mittel nahe mit dem wahren zusammenfällt; dabei aber muß man stets dafür sorgen, wo möglich früh und später am Tage Messungen zu machen, weil hier der Einfluß zufälliger Änderungen der Witterung mehr berücksichtigt wird. So eignen sich besonders die Stunden 4 Uhr Morgens und Abends zu dieser Untersuchung; ebenso 9 Uhr oder 10 Uhr Morgens und Abends; am besten sind nach meiner Ansicht für einen Beobachter, der früh die Instrumente aufzeichnen kann, die Stunden 4 und 10 Uhr Morgens und Abends, indem das arithmetische Mittel dieser vier Aufzeichnungen sich wenig von der wahren mittleren Wärme entfernt. Dreimalige Beobachtungen zu den Stunden 7 Morgens, 2 und 9 Abends, oder 6 Morgens, 2 und 10 Uhr Abends geben ebenfalls Größen, die für die meisten Untersuchungen brauchbar sind. Ich habe Mehres über die Benutzung der Beobachtungen zur Herleitung der wahren mittleren Temperatur im ersten Bande meines Lehrbuches der Meteorologie gesagt; ich werde in dem Folgenden stets wahre Mittel geben und diese Größen nach der hunderttheiligen Scale ausdrücken.

Die wichtigste Ursache für die Bestimmung der Temperaturverhältnisse ist die Sonne; alle übrigen Ursachen, welche hierbei noch wirksam sein können, wie namentlich die große Hitze, welche nach neueren Untersuchungen im Innern der Erde vorhanden ist, sind in Vergleich mit jener unbedeutend. Durch die Wirkung ihrer Strahlen und durch die Wärme, welche der Boden und die Luft schon vor dem Augenblicke der Beobachtung besitzen, wird die Angabe des Thermometers bedingt.

Wir dürfen bei Betrachtung ihres Einflusses nicht vergessen, daß die Luft ein durchsichtiger Körper ist; Licht- und Wärmestrahlen verbreiten sich durch sie bis zum Boden. Aber so groß ihre Durchsichtigkeit auch ist, so gehen doch nicht alle Strahlen hindurch; ein Theil von ihnen wird theils reflectirt, theils absorbirt, und dient nun zur Erwärmung der Luft selbst. Unter den günstigsten Umständen kommen von der hochstehenden Sonne zur Mittagszeit im Sommer in unsern Klimaten kaum $^3/_4$ aller auf die Atmosphäre fallenden Strahlen zum Boden: je tiefer die Sonne sinkt, desto bedeutender wird dieser Ver-

Digitized by Google

luft, weil dann der Weg, welchen die Strahlen in der Atmosphäre zurücklegen, größer ist, als bei höherem Stande.

Aber selbst wenn die Atmosphäre völlig durchsichtig wäre, so ist doch die Einwirkung der Sonne auf die Temperatur des Bodens und der Luft nicht zu allen Zeiten gleich. Nehmen wir die Strahlen, welche von der Sonne zu uns gelangen, als parallel an, und legen durch einen solchen parallelen Strahlenbündel eine Reihe von Ebenen, welche gegen seine Axe verschiedene Neigung haben, so ist eine solche Ebene, die von ihm erleuchtet wird, am kleinsten, wenn sie darauf senkrecht steht; je bedeutender ihre Neigung wird, desto größer ist der erleuchtete Raum. Bei tiefem Stande der Sonne also breitet sich dieselbe Anzahl von Strahlen auf einem weit größeren Raume aus, als dann, wenn sie dem Scheitelpunkte näher steht, und so ist die von ihr bewirkte Erwärmung auch geringer. Nehmen wir die Wärme, welche die Sonnenstrahlen mittheilen, ihrer Helligkeit proportional an, so läßt sich leicht zeigen, daß sie sich wie der Sinus der Sonnenhöhe verhalte. Wenn wir aber zugleich den vorher erwähnten Verlust beim Durchgange durch die Atmosphäre erwägen, so wird einleuchtend, daß sich die Wärme, welche die Erde von der Sonne erhält, etwas schneller ändert, als der Sinus der Sonnenhöhe. Sehr viele Mathematiker, welche sich mit der Lösung dieses Problemes beschäftigten, haben dafür das Quadrat des Sinus der Höhe angenommen.

Wollen wir jedoch das Problem der Sonnenwärme allgemein mathematisch lösen, so wird es sehr verwickelt; nicht blos ist eine Menge von Constanten in dem Ausdrucke erfoderlich, sondern diese Constanten scheinen sich auch zum Theil mit den Tages- und Jahreszeiten zu ändern. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die Erde von der Sonne von ihrem Aufgange bis zu ihrem Untergange Wärmestrahlen erhält, und daß also die Temperatur in dieser ganzen Zeit zunehmen müßte, wenn weiter keine Ursache vorhanden wäre. Wenn wir die Aufgabe genauer betrachten, so wirkt noch eine zweite Ursache. Die Erde nämlich befindet sich in dem kalten Himmelsraume, gegen welchen sie unaufhörlich Wärme ausstrahlt; so verliert sie zugleich Wärme, während sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, und je nachdem die eine oder die andere dieser Ursachen mächtiger wirkt, steigt oder sinkt ihre Temperatur.

Wenn die Sonne sich über dem Horizonte befindet, so wirkt sie sogleich auf den Boden und die darüber liegenden Luftschichten, desto mehr, je bedeutender ihre Höhe ist. Ein Theil der so erlangten Wärme dringt durch Leitung in das Innere der oberen Erdschichten, ein anderer geht durch Strahlung gegen die Luft und den Himmelsraum verloren. So lange die Sonne am Vormittage steigt, erhält die Erde in jedem Momente eine Wärmemenge, welche größer ist als diejenige, welche in ebendieser Zeit durch Strahlung verloren geht und ihre Temperatur steigt, was noch einige Zeit fortdauert, nachdem sie ihren höchsten Stand erreicht hat, und daher findet das Maximum der Wärme einige Stunden nach der Culmination der Sonne statt. Wenn jedoch gegen Abend die Sonne sinkt, so wird ihre Wirkung geringer; das, was durch die Strahlung verloren geht, ist nun bedeutender als das, was die Erde in derselben Zeit erhält, und die Temperatur nimmt ab, was besonders um die Zeit des Sonnenunterganges mit Schnelligkeit erfolgt. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, so ist die wärmende Ursache entfernt, die am Tage erlangte Wärme strahlt jetzt gegen den kalten Himmelsraum, die Temperatur sinkt und würde noch geringer werden, wenn der bis zu einiger Tiefe erhitzte Boden nicht durch Leitung einen Theil der am Tage erlangten Hitze an die untersten Luftschichten abgäbe. Diese Erkaltung dauert so lange, bis sich am Morgen wieder die Gegenwart der Sonne durch eine schwache Erleuchtung des östlichen Himmels zu erkennen gibt; es tritt jetzt das Minimum der täglichen Wärme ein, indem mit dem Erscheinen des Lichtes eine neue Erwärmung beginnt.

Ganz etwas Ähnliches gilt von dem Gange der Wärme während des Jahres. Suchen wir die mittlere Temperatur eines jeden Monates auf, so gibt die durch 12 dividirte Summe dieser Größen die mittlere Temperatur des Jahres. Macht man eine Reihe von Jahren Bestimmungen dieser Art, so zeigt sich, daß die Temperatur desselben Monates je nach der verschiedenen Witterung in mehren Jahren sehr ungleich ist, während die für das ganze Jahr geltenden Größen weniger von einander abweichen, sodaß man durch die Beobachtungen von einigen Jahren ein der Wahrheit nahe kommendes Resultat erhält. Soll aber dieses Element mit großer Schärfe bestimmt werden, so ist erfoderlich, den Thermometerstand so lange als möglich aufzuzeichnen. Wir haben es hier mit einer Reihe von Zahlen zu thun, welche sich stets in der Nähe eines mittleren Werthes halten und bald größer, bald kleiner sind, als dieser. Nur dadurch, daß wir eine große Menge solcher Zahlen aufsuchen, vermögen wir die Wahrheit zu finden.

Haben wir nun durch eine mehrjährige Reihe von Beobachtungen die Temperatur des Jahres und der Monate für mehre Punkte bestimmt, so zeigen die erhaltenen Größen eine große Übereinstimmung. Nehmen wir nämlich Orte, welche nicht in den Tropengegenden liegen — denn hier treffen wir eigenthümliche, in der Folge näher zu betrachtende Verhältnisse — so finden wir, daß die Wärme etwa von der Mitte des Januar an langsam, im April und Mai ziemlich schnell, dann wieder langsamer steigt und gegen Ende des Juli ihren größten Werth erreicht. Anfänglich langsam, im September und October schneller abnehmend, wird sie in der Mitte Januars am kleinsten. Um diesen Gang der Wärme zu erkennen, könnte man auch hier die drei Elemente, nämlich Wärme, welche die Erde besitzt, Höhe der Sonne und Strahlung der Wärme, berücksichtigen; es scheint jedoch, als ob namentlich das letztere Element in verschiedenen Jahreszeiten sehr ungleich sei; dadurch würde der strenge Ausdruck für diesen Gang eine große Unsicherheit mit sich führen, sodaß diese weitläufige Rechnung kein schärferes Resultat gibt, als eine einfache Interpolationsformel. Die letztere muß so beschaffen sein, daß sie nach Verlauf eines Jahres stets denselben Werth gibt, und wir sehen uns daher genöthigt,

Digitized by Google

trigonometrische Functionen in dieselbe zu setzen. Schon Lambert bediente sich eines solchen Ausdruckes, und in der Folge ist derselbe von Bouvard, Hällström und mir dazu angewendet worden, um die Gesetze von mehren meteorologischen Phänomenen zu ergründen. Wir wollen uns nämlich den Lauf des Jahres unter dem Bilde eines Kreises vorstellen, und da die Monate nahe gleich lang sind, so können wir einem jeden $^1/_{12}$ der Kreisperipherie geben, sodaß jedem ein Winkel von 30° entspricht. Da nun die mittlere Temperatur des Monates nahe dem 15. Tage desselben entspricht, so wollen wir das Jahr vom 15. Januar an rechnen und diesen Punkt in unserer Kreisperipherie mit 0 bezeichnen. Den Monaten Februar, März u. s. w. entsprechen die Ordnungszahlen 1, 2, 3...., oder die Winkel 30, 60, 90...., wofür wir 1 . 30, 2 . 30, 3 . 30.... schreiben können. Bezeichnen wir ferner mit T_0, T_1, T_2.... die durch Beobachtungen gefundenen Temperaturen des Januar, Februar, März u. s. w., so läßt sich allgemein die Temperatur T_n des nten Monates durch einen Ausdruck von der Form

$$T_n = T + a_1 \sin(n \,.\, 30° + v_1) + a_2 \sin(n \,.\, 60° + v_2) + a_3 \sin(n \,.\, 90° + v_3) + \ldots.$$

angeben, wo a_1, a_2, a_3 constante Coëfficienten, v_1, v_2, v_3.... constante Hilfswinkel sind und T die mittlere Temperatur des Jahres bezeichnet, wo alle diese Constanten aus den Beobachtungen hergeleitet werden müssen. Je größer die Zahl der genommenen Glieder dieser Reihe ist, desto mehr nähert man sich der Wahrheit. Im Allgemeinen genügt es indessen, den Ausdruck

$$T_n = T + a_1 \sin(n \,.\, 30° + v_1) + a_2 \sin(n \,.\, 60° + v_2)$$

zu nehmen, und da wir hierin fünf Constanten haben, so würden die Messungen von fünf willkürlich gewählten Monaten genügen, um ihre Werthe zu bestimmen. Zweckmäßiger natürlich ist es, die Beobachtungen in allen 12 Monaten zu nehmen und dann die Constanten nach der Methode der kleinsten Quadrate zu bestimmen.

So verschieden nun auch die mittlere Temperatur der einzelnen Monate und des ganzen Jahres an verschiedenen Orten ist, so zeigt der mittlere Gang der Wärme vom persischen Meerbusen bis zu den Polargegenden, in der alten und neuen Welt, an den Küsten des Meeres und im Innern der Continente, im Niveau des Meeres und in der Region des ewigen Schnees eine große Übereinstimmung. Die Werthe der Hilfswinkel v_1 und v_2, welche die Variationen im Laufe des Jahres abgeben, zeigen so geringe Verschiedenheiten, daß ich nicht weiß, ob ich die letzteren klimatischen Ungleichheiten zuschreiben soll, oder ob dieselben ihren Grund nur in zufälligen Umständen, namentlich darin haben, daß die Beobachtungen nirgends hinreichend lange fortgesetzt sind, um den Einfluß kalter und warmer Jahre zu eliminiren. Rechnen wir nämlich das Jahr nicht mehr vom 15., sondern vom 1. Januar an, so wird der allgemeine Ausdruck

$$T_n = T + a_1 \sin[(n+\tfrac{1}{2})30° + v_1 - 15°] + a_2 \sin[(n+\tfrac{1}{2})60° + v_2 - 30°],$$

und die Beobachtungen zeigen, daß sehr nahe

$$T_n = T + a_1 \sin[(n+\tfrac{1}{2})30° + 248°\,54'] + a_2 \sin[(n+\tfrac{1}{2})60° + 353°\,46']$$

wird. Da die Hilfswinkel sich allgemein bestimmen lassen, so bleiben nur noch die Coëfficienten T, a_1 und a_2, also drei unbekannte Größen, übrig; ja, da T dem arithmetischen Mittel der 12 Monatswerthe gleich ist, so sind nur noch a_1 und a_2 aufzusuchen. Abgesehen davon, daß dieser Ausdruck uns in den Stand setzt, den Gang der Wärme an solchen Orten zu erkennen, wo mehrjährige Reihen von Beobachtungen vorhanden sind, gestattet er uns auch, annähernd die Wärme solcher Orte anzugeben, an denen Reisende nur wenige Monate beobachtet haben, wie dieses z. B. in Asien öfter der Fall ist.

Bestimmen wir die Constanten für Orte, wo mehrjährige Beobachtungen vorhanden sind, und suchen dann die Tage auf, an denen die Wärme durchschnittlich ihren kleinsten, mittleren und größten Werth erreicht, so finden wir

Kleinste Wärme am 14. Januar,
Mittlere Wärme am 24. April und 21. October,
Größte Wärme am 26. Juli.

Das Gesetz dieses Ganges läßt sich mit großer Leichtigkeit aus den Änderungen im Stande der Sonne herleiten. Wenn nämlich nach Beginn des neuen Jahres die Tage länger werden, so wird nicht nur die Sonne wegen ihres höheren Standes wirksamer, sondern die Zeit, während welcher die Erde erwärmt wird — der Tag im engeren Sinne — wird im Vergleich mit der Nacht länger, und daher erhält die Erde zu derjenigen Wärme, welche sie noch seit dem vorigen Sommer besaß, einen neuen Zuwachs. Da jedoch anfänglich die Änderungen im Stande der Sonne sehr unbedeutend sind, so zeigt sich auch nur eine geringe Erhöhung der Temperatur; erst um die Frühlingsnachtgleiche nimmt letztere mit größerer Schnelligkeit zu. Von der Wärme, welche die Erde während des Tages von der Sonne erhält, geht ein Theil durch Strahlung verloren, ein anderer dringt bis zu geringer Tiefe in das Innere der Erdrinde, und ein Theil dient zur Erwärmung der Luft. Wenngleich von dem auf diese Art erlangten Zuwachse ein Theil wieder während der Nacht durch Strahlung verloren geht, so ist doch letztere weit kürzer als der Tag, und daher bemerkt man von einem Tage bis zum folgenden eine Erhöhung der Temperatur. Wenn gegen das Sommersolstitium die Zunahme der Sonnenhöhe kleiner wird, dann steigt auch die Wärme langsamer. Wäre nun blos die directe Wirkung der Sonne in jedem Momente vorhanden, so müßten wir erwarten, daß der wärmste Tag mit dem längsten zusammenfiele. Wenngleich mit der Abnahme der Höhe der Sonne ihre Wirkung nothwendig kleiner werden muß, so müssen wir die Erkaltung während der Nacht vor Augen behalten. Es wird von der Sonne etwas zu dem hinzugefügt, was die Erde bereits besaß; an jedem Tage also steigt die Temperatur, und damit zugleich die mittlere Wärme der 24 Stunden zunehme, muß der am Tage erlangte Überschuß größer sein, als das in der Nacht durch Strahlung Verlorene. In der ersten Zeit nach dem Sommersolstitium, wo die Nächte noch wenig zunehmen, finden wir noch ein Steigen der Temperatur, bis endlich Gewinn am Tage und Verlust während der Nacht gleich sind, und hier tritt das

Digitized by Google

Maximum im Gange der jährlichen Wärme ein. Erst wenn später die Nächte schneller zunehmen und die Sonne tiefer sinkt, finden wir eine Abnahme der Temperatur, und diese würde noch bedeutender sein, wofern jetzt die obersten Schichten der Erdrinde nicht an die Luft einen Theil derjenigen Wärme zurückgäben, die sie von ihr im Sommer erhalten hatten. Diese Abnahme dauert noch einige Wochen nach dem Wintersolstitium fort, weil auch hier der Verlust während der Nacht größer als am Tage ist.

Ehe wir zur Betrachtung derjenigen Ursachen übergehen, welche die Unregelmäßigkeiten im Gange der Witterung erzeugen, muß noch ein Umstand berücksichtigt werden, der bisher wenig oder gar nicht beachtet ist. Wenn ein Thermometer frei im Schatten hängt, so glaubt man, daß es die Wärme der Luft angebe, und es ist dieses Element allgemein als solches behandelt worden. Indessen dürfen wir nicht vergessen, daß das Instrument diejenige Höhe, welche es anzeigt, nur durch die gemeinsame Wirkung aller Ursachen erhält, von denen es afficirt wird. Im Allgemeinen sind hier zwei Ursachen vorzüglich wirksam. Zuerst nämlich die eigene Wärme der Luft, welche dem Instrumente nahe diejenige Höhe gibt, welche es hat, und sodann die Strahlung des Bodens. Da der letztere im Allgemeinen am Tage wärmer, in der Nacht kälter ist, als die Luft, so wird er durch seine Einwirkung die Angaben des Thermometers am Tage erhöhen, in der Nacht herabdrücken, beides desto mehr, je näher das Instrument am Boden hängt. Wenn wir daher vertical über einander in verschiedenen Höhen Thermometer befestigen, so sind ihre Angaben in der Nacht desto kleiner, am Tage desto größer, je tiefer sie hängen. Wenn auch die mittleren Temperaturen des Tages in diesen verschiedenen Höhen nahe gleich sind, so bezweifle ich doch, daß unter allen Verhältnissen diese Werthe die wahre Wärme der Luft angeben. Dieses scheint mir auch der Grund zu sein, daß die Abnahme der Wärme vom Boden nach den höheren Luftschichten zu verschiedenen Tageszeiten so ungleich ist.

Um den Einfluß der Strahlung aus diesen Größen zu entfernen, scheint es am natürlichsten, Thermometer anzuwenden, deren Kugeln ein ungleiches Strahlungsvermögen besitzen, und dann aus ihren verschiedenen Angaben die wahre Wärme der Luft abzuleiten. Ich versuchte es zuerst im J. 1833 in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Horner in Zürich, die Wärmeabnahme in der Atmosphäre auf diesem Wege zu bestimmen, und wir ließen deshalb die Kugeln der Instrumente vergolden; jedoch war die Ausführung der Thermometer so unvollkommen, daß wir von dem Versuche abstanden. Späterhin hat Poisson [39]) dasselbe Problem behandelt. Können wir es dahin bringen, daß das Instrument in jedem Momente dasjenige verliert, was es durch Einwirkung der Strahlung in seinen Angaben geändert wird, so ist die Aufgabe gelöst, und Poisson empfiehlt deshalb eine sehr schnelle Bewegung des Instrumentes. Da indessen eine solche nicht wohl ausführbar ist, wofern nicht ein Uhrwerk zu dieser Bewegung verwendet wird, so sind drei Thermometer erfoderlich, deren Oberflächen die Wärme ungleich ausstrahlen und welche gleichzeitig beobachtet werden.

Durch Betrachtungen über den Gang eines Thermometers unter Einwirkung der verschiedenen Umstände, welche ich hier übergehen will, kommt Poisson zu dem Ausdrucke

$$U = \frac{\beta a + \gamma \eta}{\beta b + \gamma},$$

wo U die Angabe des im Schatten hängenden Thermometers ist, β das Absorptionsvermögen desselben, γ die erkaltende Kraft der mit der Kugel in Berührung stehenden Luft, η die eigene Temperatur der letzteren, a und b zwei unbekannte Größen, welche von der Strahlung des Bodens und der Atmosphäre abhängen. Nehmen wir noch zwei andere Thermometer, deren Oberflächen das Strahlungsvermögen β_1 und β_2 besitzen, so geben diese die Höhen U_1 und U_2 an, und wir erhalten dadurch die folgenden drei Gleichungen

$$U(\beta b + \gamma) = \beta a + \gamma \eta$$
$$U_1(\beta_1 b + \gamma) = \beta_1 a + \gamma \eta$$
$$U_2(\beta_2 b + \gamma) = \beta_2 a + \gamma \eta,$$

und aus diesen ergibt sich für die eigene Temperatur der Luft

$$\eta = \frac{\beta\beta_2 U_1(U - U_2) + \beta_1\beta U_2(U_1 - U) + \beta_2\beta U(U_2 - U_1)}{\beta\beta_2(U - U_2) + \beta_1\beta(U_1 - U) + \beta_2\beta(U_2 - U_1)}.$$

Wäre hier das Strahlungsvermögen eines dieser Thermometer gleich Null oder doch sehr klein, und wäre sein Stand gleich U, so wäre $\eta = U$. Würde noch ein viertes Thermometer beobachtet, so ließen sich auch die Werthe von a und b bestimmen, und man würde dadurch erfahren, wie sich das Strahlungsvermögen des Bodens und der Atmosphäre mit den übrigen Witterungszuständen ändert.

Da das Glas einer von denjenigen Körpern ist, welche ein sehr starkes Absorptionsvermögen für strahlende Wärme besitzen, so ist gewiß, daß die Angaben der Thermometer durch die erwähnte Ursache mit manchen kleinen Fehlern behaftet sind. Aber die praktische Ausführung des Vorschlages von Poisson ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Denn da kaum zu vermeiden ist, daß sich Staub auf den Kugeln niederschlage, so wird das Absorptionsvermögen dadurch geändert; ein Abwischen der Kugel aber ist zwar bei Glas und ähnlichen harten Körpern möglich, wird jedoch weniger leicht ausführbar bei andern Körpern. Wollte man eine Kugel bloß lassen, eine zweite mit Firniß und eine dritte mit Lampenruß überziehen, so würden die beiden letztern sich bei jeder Reinigung in Betreff dieser Eigenschaft ändern. Versuche, welche ich mit vergoldeten Kugeln gemacht habe, gaben kein genügendes Resultat. Wäre es möglich, aus den schwach absorbirenden Metallen Thermometerkugeln zu verfertigen und in diese Röhren zu kitten, so würden diese Apparate sich gut zu den Versuchen eignen. Aber die wenigen nicht oxydirbaren Metalle verbinden sich mit dem Quecksilber, und wir müßten zur Füllung der Instrumente andere Flüssigkeiten anwenden; diejenigen Me-

39) Poisson, Théorie de la chaleur. (Paris 1835.) p. 454.

Digitized by Google

talle aber, welche mit diesem keine Amalgame bilden, oxydiren so leicht, daß in kurzer Zeit das Strahlungsvermögen ein anderes wird. Wenn endlich auch die Beobachtungen gemacht würden, so dürften sich doch viele Beobachter vor den weitläufigen Rechnungen fürchten, welche jede Aufzeichnung erfodert.

Ich glaube jedoch, daß man den Einfluß der Strahlung entweder entfernen oder doch sehr verkleinern kann, wenn man das Thermometer mit Körpern umgibt, welche weder leuchtende noch dunkle Wärmestrahlen in bedeutender Menge durch sich hindurchlassen, und dazu scheint folgendes Verfahren am einfachsten. Man nehme eine beiderseits offene Glasröhre von einem Fuß Länge und etwa einem Zoll Durchmesser. Diese Röhre wird von einer mit ihr concentrischen Röhre von Eisenblech umgeben, sodaß zwischen beiden eine Luftschicht von einer oder mehren Linien Breite bleibt. Um diese Röhre wird noch eine zweite von Blech oder Glas gelegt. Etwa in der Mitte der inneren Glasröhre befindet sich die Thermometerkugel. Durch diese Vorrichtung kann die auffsteigende Luft ungehindert bei dem Thermometer vorbeigehen; die erste äußere Röhre von Eisen läßt keine dunkle Wärme durch sich hindurch, ist dagegen ein guter Leiter; da jedoch die innere mit ihr in Berührung stehende und erwärmte Luft in die Höhe steigt, so wird die zweite Röhre nur wenig erwärmt, das jedoch, was durch sie hindurchgeht, wird durch die Glasröhre nur in geringer Menge bis zum Thermometer gelangen, da sie ein schlechter Wärmeleiter ist und nur wenig dunkle Strahlen durch sich hindurchläßt.

Außer den beiden erwähnten Umständen, nämlich Stand der Sonne und Strahlung des Bodens, wirken mehre andere Ursachen dahin, den regelmäßigen Gang der Wärme im Laufe des Jahres abzuändern, und vermögen durch ihre öftere Wiederkehr das Klima eines Ortes zu einem ganz andern zu machen, als man nach der bloßen Polhöhe erwarten sollte. Es sind dieses vorzugsweise Hydrometeore, Winde und geographische Lage gegen Meere und Festländer.

Schon oberflächliche Beobachtungen zeigen den Zusammenhang zwischen dem Feuchtigkeitszustande der Luft und ihrer Wärme, und eine genaue Vergleichung beider Classen von Erfahrungen läßt denselben noch deutlicher erkennen. Ohne hier diesen Gegenstand im Allgemeinen weiter zu verfolgen, genüge es, die Thatsache anzuführen, daß die Depression des Thermometers vom Abende bis zum folgenden Morgen, sein Steigen vom Morgen bis zum Nachmittage bei sonst völlig gleicher Beschaffenheit des heiteren Himmels desto bedeutender wird, je trockener die Luft ist, dergestalt, daß man mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem am Abende beobachteten Thaupunkte die Größe bestimmen kann, bis zu welcher die Wärme in der Nacht sinkt.

Viel wichtiger ist der Gegensatz von heiterem und trübem oder regnigem Wetter. Ist die Luft wolkenfrei, so können sowol Licht- als Wärmestrahlen mit Leichtigkeit durch sie hindurchgehen, während ein trüber Himmel beiden den Durchgang erschwert. Wenn die Sonne daher über dem Horizonte steht, so kann sie an heiteren Tagen mit Mächtigkeit auf den Boden einwirken, und die Temperatur steigt; aber ebendieser Zustand der Luft begünstigt auch die Wärmestrahlung des Bodens, es scheint jedoch nach allen übrigen Erfahrungen über den Durchgang der Wärmestrahlen durch Körper sehr wahrscheinlich, daß diese in der Luft einen größern Widerstand finden, als die Lichtstrahlen. Nur dann, wenn die Sonne niedrig steht und die directe Einwirkung von ihr auf den Boden klein ist, scheint die Wärmestrahlung des Bodens, also der Verlust an Wärme, welchen die Luftschichten in jedem Momente erleiden, bedeutender zu sein, als das, was sie von der Sonne erhalten. Noch bedeutender wird diese Wärmestrahlung in der Nacht werden. Anders dagegen ist es bei trübem Himmel. Dann kommen Licht und Wärme nur in geringer Menge zum Boden, dieser wird von der Sonne weniger erwärmt, aber umgekehrt verhindert ebendiese Decke auch die Erkaltung des Bodens durch Strahlung, indem der Dunst theils durch seine frei gewordene Wärme die Erkaltung verkleinert, theils wol die Wärmestrahlen zurückwirft.

Je nach der verschiedenen Höhe der Sonne wird die Einwirkung beider Umstände sehr ungleich sein. Nur das Phänomen zeigt sich constant während des ganzen Jahres, daß der Unterschied zwischen der höchsten und niedrigsten Wärme der einzelnen Tage bei trübem Himmel weit kleiner ist, als bei heiterem. Nehmen wir dagegen die mittlere Wärme des ganzen Tages, so ist dieselbe bei heiterem Wetter im Winter kleiner, im Sommer größer als bei bedecktem Himmel.

Die Herabdrückung der Temperatur, welche sich im Sommer bei trübem Himmel zeigt, ist noch bedeutender, wenn es etwa zugleich regnet; dann kommen die Wassermassen nicht blos aus den oberen kalten Schichten der Atmosphäre herab und deprimiren dadurch das Thermometer, was wegen der großen Wärmecapacität des Wassers stets sehr bedeutend ist, sondern indem das Wasser nun wieder verdunstet, binden die auffsteigenden Dämpfe eine große Menge von Wärme, welche sie dem Boden und den mit ihm in Berührung stehenden Luftmassen nehmen. Daher führen Tage, an denen es heftig regnet, wie dieses bei Gewittern der Fall ist, in der Regel eine bedeutende Erkaltung der Luft mit sich, ja wenn wir an demselben Orte eine Reihe von Jahren hindurch beobachtet haben, so ergibt sich die verschiedene Wärme heiterer und nasser Monate, sowol im Winter als im Sommer sehr auffallend. Einem Jeden ist noch wol der naßkalte Sommer von 1833 und auch 1838, der heitere und heiße Sommer von 1834, sowie der gelinde, aber trübe Winter 1833 auf 1834 und der kalte und heitere von 1837 auf 1838 erinnerlich. Ganz etwas Ähnliches bestätigte die Kälte des Winters 1840 auf 1841, und die Hitze in der ersten Hälfte des Sommers 1841.

Besonders auffallend zeigt sich diese Einwirkung der Himmelsbeschaffenheit auf die Temperatur zwischen den Wendekreisen. Hier, wo die Mittagshöhe der Sonne sich während des Jahres weit weniger ändert, als in unseren Gegenden, sind es vorzüglich die Regen, welche seinen Gang der Wärme hervorrufen, der von dem in unseren

Digitized by Google

Klimaten ganz abweicht. Ist nämlich die Sonne am weitesten vom Scheitel entfernt (also in der nördlichen Halbkugel im December und Januar), so ist die Wärme am kleinsten; sowie jene höher steigt, nimmt die Temperatur zu und würde dieses so lange thun, bis sie genau im Scheitel stände, aber noch ehe dieses geschieht, beginnt die Jahreszeit der Regen, die Temperatur wird kleiner, und erst später, wenn die Sonne bei ihrer Rückkehr in die andere Halbkugel sich vom Scheitel entfernt, treffen wir eine neue Zunahme der Wärme, welche ihren größten Werth erreicht, wenn der Regen aufhört, worauf späterhin die Abnahme der Temperatur bis zu dem zuerst erwähnten Minimum erfolgt. Während daher in unseren Breiten die Wärme im Laufe des Jahres ein Maximum und ein Minimum zeigt; finden wir zwischen den Tropen im Allgemeinen zwei Maxima und zwei Minima, die beiden letzteren in der Mitte der trockenen und der nassen Jahreszeit, die beiden ersteren beim Anfange und Ende derselben. Jeder Ort zwischen den Wendekreisen zeigt eine mehr oder weniger vollständige Bestätigung des Gesagten, aber auch zugleich je nach seiner verschiedenen Lage einen eigenen Gang der jährlichen Wärme. Es tritt das durch den Regen bewirkte Minimum entweder stark hervor, oder es geschieht auch wol, daß mit dem Regen plötzlich eine lebhafte Depression des Thermometers erfolge, und daß diese niedrige Temperatur fast gleichförmig mehre Monate dauert, ohne daß später ein auffallendes Maximum erscheint, indem die Sonne sich schnell vom Scheitel entfernt, und in Folge dieser Bewegung das Thermometer sinkt. Es folgt hieraus zugleich, daß diejenigen Orte zwischen den Wendekreisen, welche sich durch reichliche Regen auszeichnen, eine geringere mittlere Temperatur haben, als die trockenern Gegenden. Dieses zeigt besonders die Westküste von Südamerika. In der Nähe des Äquators, von der Bai von Cupica bis zum Golf von Guayaquil regnet es fast das ganze Jahr, und die mittlere jährliche Temperatur dieser Gegenden beträgt nach den trefflichen Untersuchungen Boussingault's nur etwa 26° Cels., aber weiter nach Süden, in Payta, wo es selten regnet, sowie auf der Ostküste bei Cumana, beträgt diese Größe mehr als 27°, obgleich beide Orte weiter vom Äquator entfernt sind.

Nicht minder einflußreich sind die Winde; durch sie werden die Luftmassen entfernter Gegenden mit einander vermischt, und es ist klar, daß die Winde, die aus den südlicher gelegenen warmen Gegenden zu uns kommen, die Temperatur ebenso erhöhen müssen, als diese durch nördliche Winde deprimirt wird. Um die Einwirkung derselben aber genauer zu erkennen, ist es am zweckmäßigsten die sämmtlichen Beobachtungen zu nehmen, welche längere Zeit an einem Orte gemacht sind und sie dergestalt zusammenzustellen, daß man die Temperatur bei jedem einzelnen Winde aufsucht, indem man dabei zugleich auf die täglichen und jährlichen Variationen dieses Elementes Rücksicht nimmt. In der folgenden Tafel gebe ich den Zusammenhang zwischen Windrichtung und Temperatur, letztere in Graden der hunderttheiligen Scale für mehre Orte Europa's:

Wind.	London.	Hamburg.	Halle.	Ofen.	Moskau.	Stockholm.
N.	9°,14	7,75	7,50	9,15	0,59	3,74
NO.	10,53	7,75	6,89	9,55	— 0,68	5,51
O.	11,03	8,75	7,59	10,10	2,78	8,23
SO.	11,97	9,12	9,54	10,64	3,91	9,41
S.	11,32	10,13	10,57	12,44	4,14	8,78
SW.	11,77	10,62	10,31	12,62	3,51	8,46
W.	10,42	9,88	9,66	10,40	3,30	7,21
NW.	9,86	9,12	7,38	9,55	1,04	3,13

Ist gleich nicht zu leugnen, daß die in dieser Tafel enthaltenen Größen noch manche Anomalien zeigen, welche erst durch eine vieljährige Reihe von Messungen entfernt werden können, so geht doch aus ihnen auf eine sehr entschiedene Weise der Gegensatz nördlicher und südlicher Winde hervor; von dem Winde, bei welchem das Thermometer am niedrigsten steht, ändert dieses seinen Stand ziemlich regelmäßig bis zu demjenigen, wo es am höchsten steht. Der kälteste Wind liegt nahe bei N.N.O., der wärmste etwa bei S.S.W. Orte und Monate, welche sich durch das Vorwalten des einen dieser beiden Winde auszeichnen, werden also eine andere Temperatur besitzen, als wenn dieses nicht der Fall wäre.

Ein Umstand, welcher dauernd und einflußreich auf die mittlere Temperatur wirkt, ist die geographische Lage. Ich will hier nicht auf die Breite oder Meereshöhe Rücksicht nehmen, da durch sie eine große Änderung der Wärme bewirkt wird, sondern hier Orte in gleicher Breite und Meereshöhe annehmen. Vergleichen wir dieselben, so zeigt sich eine sehr bedeutende Verschiedenheit nicht blos in dem Unterschiede zwischen der Wärme von Winter und Sommer, sondern auch in der mittleren Temperatur des Jahres, und man erkennt sehr bald, daß die Nachbarschaft von Festland oder Meer diese Verschiedenheit verursacht.

Wasser und festes Erdreich müssen in ihren Temperaturänderungen eine sehr bedeutende Verschiedenheit zeigen. Wenn die Sonnenstrahlen bis zu dem undurchsichtigen Boden gelangen, so wirken sie nur auf die oberste Schicht von diesem ein; sie wird erwärmt, im Allgemeinen desto mehr, je schlechter sie die Wärme leitet und je geringer ihre Wärmecapacität ist. Wenn dann nach Entfernung der Sonne die Strahlung während der Nacht beginnt, so sind es auch nur vorzugsweise diese oberen Schichten, welche die Wärme verlieren, und wenn wegen schlechter Leitung nur ein geringer Ersatz aus den tiefer liegenden Schichten kommt, so wird die Erkaltung in der Nacht bedeutend sein, und wir finden daher einen großen Unterschied zwischen Wärme des Tages und der Nacht. Bis zu bedeutender Tiefe dagegen dringen die Strahlen ins Innere des durchsichtigen Wassers; nicht die oberste Schicht allein ist es, welche erwärmt wird, sondern auch die tiefer liegenden nehmen an der Wirkung der Sonnenstrahlen Theil. Aber gesetzt, es wäre dieses auch nicht der Fall, so würde schon die große Wärmecapacität des Wassers verursachen, daß selbst bei Aufnahme derselben Wärmemenge die Temperatur, wie sie durch das

Digitized by Google

Thermometer angegeben wird, sich nicht so bedeutend änderte. Wenn dann während der Nacht die Strahlung wirksam ist, so ist diese Wärmecapacität Ursache, daß die Temperatur weit weniger sinkt, als auf dem Festlande, selbst wenn dieselbe Wärmemenge verloren geht. Daher finden wir auf dem hohen Meere zwischen den Temperaturen am Nachmittage und Morgen nur Unterschiede von vielleicht einem Grade, während dieselben auf dem Lande zehn- und mehrfach größer sind. Es gesellen sich zu dem Gesagten noch einige Umstände, welche in der Natur des Wassers ihren Grund haben. Wenn in der Nacht die obersten Wassertheilchen kälter geworden sind, so sinken sie in die Tiefe und wärmere treten an ihre Stelle. Bei der Menge von Dämpfen, welche sich am Tage bildet, verschwindet eine Menge von Wärme, welche dann bei dem schwachen Niederschlage, der häufig in der Nacht stattfindet, aufs Neue frei wird.

Was hier von der Änderung während des Tages gesagt wurde, gilt auch von der Änderung im Laufe des Jahres. Auf dem Meere werden die Winter gelinder, die Sommer kühler sein, als auf dem Lande, und da nun durch die Winde ein beständiger Austausch zwischen den Temperaturen entfernter Gegenden stattfindet, so müssen sich die Verhältnisse in der Vertheilung der Wärme im Jahre desto mehr ändern, je weiter wir uns von den Küsten der größeren Meere ins Innere der Festländer begeben.

Dieses zeigt sich sehr auffallend in Europa. Betrachten wir die britischen Inseln, so sinkt an keinem Orte derselben die mittlere Temperatur des Winters bis zum Gefrierpunkte, selbst auf den Färöern in etwa 62° nördlicher Breite, sowie auf den shetländischen Inseln liegt diese Wärme mehre Grade über demselben, ja sie ist hier sogar mehre Grade höher als an mehren Punkten der britischen Inseln. Dafür aber haben sie auch kalte Sommer, sodaß der Unterschied der mittleren Temperaturen zwischen Sommer und Winter kaum 8° beträgt; selbst in Cornwallis, wohin die südwestlichen Winde warme Luftmassen vom benachbarten Meere treiben, ist der Unterschied zwischen Sommer und Winter noch nicht 9°, während wir in London für diese Differenz 13½° finden.

In Holland und Frankreich ist die Winterwärme nahe 3°, etwa ebenso als in England, dagegen ist diese Größe im Sommer etwa 18°, mehre Grade höher als in England, sodaß der Unterschied zwischen Sommer und Winter etwa 15° beträgt. Noch mehr tritt die Einwirkung des Festlandes in Teutschland hervor. Obgleich an den der Küste nahe liegenden Orten die Temperatur noch nicht bis zum Gefrierpunkte sinkt, so sind die Winter doch mehre Grade kälter als in dem nördlicher liegenden England; im Innern Teutschlands dagegen liegt die mittlere Wärme des Winters unter dem Gefrierpunkte. Dafür sind aber auch die Sommer wärmer geworden, sodaß der Unterschied beider Jahreszeiten im nordwestlichen Teutschland in der Nähe des Meeres etwa 16° beträgt, und im östlichen Theile bis zu 20° steigt. Je weiter wir ins Innere des Festlandes gehen, desto kälter werden die Winter und desto größer die Differenz zwischen Sommer und Winter; denn während in England das Thermometer nur an einzelnen sehr kalten Tagen höchstens bis zu etwa 10° unter dem Gefrierpunkte sinkt, finden wir im Innern des Festlandes bei ungefähr gleicher Breite dieselbe und eine noch bedeutendere Kälte für die ganze Jahreszeit, und schon in Kasan geschieht es nicht selten, daß das Quecksilber gefriert; im Innern Sibiriens, wo die Winter noch kälter werden, bildet dieses Metall oft wochenlang einen festen Körper. Während aber einerseits der Mangel an Dämpfen die Strahlung im Winter und damit die Erkaltung so sehr begünstigt, kann die Sonne auch im Sommer lebhaft einwirken, und daher sind die Sommer wärmer als in England. Der Unterschied zwischen beiden Jahreszeiten, welcher im westlichen Theile Rußlands noch etwa 23° beträgt, ist im Innern Sibiriens bis zu mehr als 33° gestiegen, also 3—4 Mal größer als in England.

Dieses Gesetz wiederholt sich allenthalben auf der Erde. So zeichnet sich die nasse Westküste Norwegens durch sehr gelinde Winter und geringe Differenz zwischen der Temperatur dieser Jahreszeit und der des Sommers aus; aber kaum haben wir den Kamm der skandinavischen Alpen überstiegen, so treten uns auf eine auffallende Weise die continentalen Verhältnisse entgegen. Ganz etwas Ähnliches gilt von Nordamerika. Denn während die Westküste desselben sich nach den wenigen vorhandenen Messungen durch gelinde Winter und kühle Sommer auszeichnet, finden wir den Unterschied beider Jahreszeiten im Innern größer, er nimmt ab, wenn wir uns der Küste des atlantischen Meeres nähern, stets aber ist er hier bedeutend größer als im westlichen Europa.

Um eine Übersicht über die eben betrachteten Verhältnisse zu erlangen, könnte man auf einer Karte diejenigen Orte verbinden, deren Temperatur in derselben Jahreszeit gleich wäre, sodaß diese gezeichneten Linien ein Bild von der Wärmevertheilung auf der Erde geben. Linien, welche die Orte verbinden, welche gleiche Winterwärme haben, könnten Isochimenen (ἴσος gleich und χειμών Winter) heißen, diejenigen, durch welche Orte mit gleicher Sommertemperatur verbunden werden, dagegen Isotheren (ἴσος gleich und θέρος warm). Bis jetzt reichen die vorhandenen Thatsachen noch nicht aus, um diese Linien mit hinreichender Genauigkeit zu zeichnen, aber die bekannten Materialien zeigen bereits, daß beide Classen von Linien sehr bedeutend von denen abweichen, durch welche auf einer Karte die Orte von gleicher Polhöhe verbunden werden, denn im Winter senken sich die Isochimenen schnell nach Süden, wenn wir von der Westküste Europa's ins Innere des Landes gehen, indem die östlich liegenden Orte weit kältere Winter haben, als die westlichen. Die Isotheren dagegen heben sich von der Westküste aus gegen Nordosten, und erst weiter im Festlande scheinen die Sommer bei einerlei Breite auch gleiche Temperatur zu haben. Etwas Ähnliches zeigt sich in Nordamerika, denn bei gleicher Breite haben die Orte westlich von den Alleghanis kältere Winter, und etwas wärmere Sommer als die an dem Meere liegenden Gegenden.

Daß Verhältnisse dieser Art auf das Leben der Pflanzen und Thiere vom größten Einflusse seien, ja zum Theil deren geographische Verbreitung bedingen, ist wol von

Digitized by Google

selbst einleuchtend, und einige wenige Bemerkungen mögen zum Beweise dieser Behauptung dienen. Viele Thiere, gamentlich Vierfüßer, welche nicht so bedeutende Wanderungen machen können, als die Vögel, fliehen sowol große Wärme als Kälte, und namentlich ist ihnen die letztere zuwider. Wenn wir daher die nördlichsten Punkte, an denen diese Thiere sich zeigen, durch Linien verbinden, so fällt die so gebildete Grenze ihres Verbreitungsbezirkes sehr nahe mit den Isochimenen zusammen. Dieses zeigt sehr deutlich die von K. Ritter gezeichnete Karte über die Verbreitung der gezähmten und wilden Säugethiere in Europa. So gedeiht z. B. in Schweden das Elenthier noch in einer Breite von 65°, aber im Innern Sibiriens wird es kaum nördlich von 55° getroffen.

Ebenso auffallend zeigen uns dieses die Pflanzen, aber bei Betrachtung dieser Verhältnisse müssen wir die perennirenden von denen unterscheiden, welche sich im Laufe eines Jahres aus Samen vollständig entwickeln und nach der Reife des Samens sterben. Perennirende Gewächse können der Kälte nur bis zu einem gewissen Grade Widerstand leisten und sind sie zugleich so beschaffen, daß nur kurze Zeit zur Entwickelung der Blüthe und dem Reifen des Samens erfoderlich ist, dann treffen wir sie an der Küste des atlantischen Meeres in sehr hohen Breiten, während sie im Innern des Landes sich nur bis zu Punkten zeigen, welche weit südlicher liegen. So zeichnet sich das südliche England, namentlich die Gegend von Penzanze, dadurch aus, daß mehre Culturpflanzen, wie Myrten, Camelien, Fuchsien und Buddlejen den ganzen Winter im Freien ausdauern können, während der Sommer freilich nicht immer genügt, um reife Früchte zu erzeugen, was bei diesen Pflanzen wegen ihrer Verbreitung durch Stecklinge auch weniger nöthig ist. Ganz dasselbe gilt vom Departement Finisterre in Frankreich. Ebendieses zeigen wild wachsende Pflanzen. So gedeiht die Buche (Fagus sylvatica) in Norwegen noch in der Breite von 59°, ihre Polargrenze liegt an der Westküste Schwedens in 58°, in Smäland in 57°, und an der Ostküste in der Gegend von Kalmar; in Litthauen zwischen 54° und 55°, in den Karpathen in etwa 49° und in der Krimm in etwa 45°. Die Stechpalme (Ilex aquifolium), welche in Norwegen und Schottland noch in bedeutenden Breiten vorkommt, ist in der Gegend von Berlin und Halle mehrmals im Winter erfroren. Völlig ähnliche Verhältnisse zeigen mehre Arten von Erica, Betula alnus, Populus nigra, Syringa vulgaris, Hedera helix, Viscum album, Berberis vulgaris, Vaccinium myrtillus u. s. w.

Etwas anders gestalten sich die Verhältnisse von einjährigen Pflanzen, und unter diesen verdienen besonders die Getreidearten unsere Beachtung. Mögen die Winter kalt oder warm sein, sie haben wenig Einfluß darauf; wichtiger für sie ist die Temperatur derjenigen Periode, während welcher sie sich entwickeln; daher laufen ihre Polargrenzen nahe mit den Isotheren parallel. Im Innern von Norwegen und Lappland kann noch in einer Breite von 70° Getreide gebaut werden, was an der Meeresküste erst mehre Grade weiter südlich möglich ist. Aber weiter gegen Osten sinkt die Grenze wieder nach Süden, und in Sibirien werden die Cerealien nicht mehr nördlich von 60° gebaut. Eine völlig ähnliche Biegung zeigt uns die Polargrenze des Mais in Frankreich. An der Küste des atlantischen Meeres liegt sie südlich von Rochelle in 45° 50′, berührt aber den Rhein zwischen Strasburg und Mannheim in etwa 49° nördlicher Breite.

Selbst perennirende Culturgewächse, welche sich vor der strengen Kälte des Winters schützen lassen, aber zu ihrem Gedeihen warme Sommer verlangen, zeigen an der Westküste Europa's eine von der Gestalt der Isotheren abhängige Biegung ihrer Polargrenze. So kann der Wein im westlichen Frankreich nicht mehr nördlich von 47° 30′ mit Vortheil gebaut werden, aber schon im Innern des Landes geht die Grenze bis 49° und erreicht den Rhein nördlich von Coblenz in 50° 20′. Dann aber hält sich diese Grenze in Teutschland sehr nahe in 51°, und scheint bedeutend nach Osten hin in dieser Polhöhe zu bleiben.

Um die Vertheilung der Wärme auf der Erde zu bestimmen, gebe ich in der folgenden Tabelle die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, sowie des Sommers und Winters an einer Zahl von Orten in Graden des hunderttheiligen Thermometers. Ich habe dieselben aus einem weit größeren Verzeichnisse gewählt, je nachdem sie mir durch ihre Lage interessant schienen, oder je nachdem die Größen durch eine vieljährige Reihe von Beobachtungen mit großer Schärfe bestimmt waren. Die Länge ist von dem Meridiane von Greenwich an gerechnet, und die Höhe über dem Meere in Toisen ausgedrückt.

Ort.	Breite.	Länge.	Meereshöhe.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Melville's Insel	74° 15′ N.	110° 40′ W.	. . . . .	— 17°,0	— 33°,3	3°,1
Hafen Bowen	73. 14 N.	88. 55 W.	. . . . .	— 15,7	— 31,7	2,4
Boothia	69. 59 N.	92. 1 W.	. . . . .	— 15,1	— 32,8	3,3
Ingloolikinsel	69. 20 N.	81. 40 W.	. . . . .	— 13,9	— 26,5	1,8
Winterinsel	66. 12 N.	83. 10 W.	. . . . .	— 12,5	— 29,0	2,0
Fort Reliance	62. 46 N.	109. 1 W.	. . . . .	— 10,2	— 29,1	5,0
Nishni Kolymsk	68. 18 N.	163. 18 O.	. . . . .	— 11,9	— 31,8	8,4
Jakutzk	62. 2 N.	129. 7 O.	58	— 10,0	— 37,4	16,2
Felsen-Bai, Novaja Semlja	70. 37 N.	57. 47 O.	. . . . .	— 9,4	— 16,0	2,0
Matotschkin-Schar, daselbst	73. 15 N.	54. 30 O.	. . . . .	— 8,4	— 19,0	3,6
Nain, Labrador	57. 0 N.	61. 20 W.	. . . . .	— 3,6	— 18,5	7,6

Digitized by Google

Ort.	Breite.	Länge.	Meereshöhe.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Enontekis, Lappland	68. 30 N.	20. 47 O.	226	— 2,9	— 17,6	12,8
Tobolsk	58. 12 N.	68. 6 O.	50	— 2,4	.....	.....
St. Bernhardkloster	45. 15 N.	7. 3 O.	1278	— 1,1	— 8,0	5,9
St. Gotthardkloster	46. 30 N.	8. 3 O.	1073	— 1,0	— 7,8	7,1
Irkutzk	52. 10 N.	129. 7 O.	225	— 0,2	— 17,9	16,0
Nord-Cap, Magerõe	71. 10 N.	26. 1 O.	.....	0,1	— 4,6	6,4
Eyafiord, Island	66. 30 N.	.....	.....	0,2	— 6,2	7,7
Slatouft	55. 8 N.	59. 20 O.	185	0,5	— 16,5	16,1
Uleo	65. 0 N.	25. 30 O.	.....	0,7	— 11,1	14,3
Barnaul	53. 20 N.	83. 7 O.	61	1,7	— 14,1	16,6
Petropaulowsk, Kamtschatka	53. 0 N.	158. 8 O.	.....	2,0	.....	.....
Petersburg	59. 56 N.	30. 18 O.	.....	2,8	— 8,7	16,0
Kasan	55. 44 N.	49. 30 O.	30	2,2	— 13,7	17,3
Moskau	55. 47 N.	37. 33 O.	59	3,8	— 10,2	17,5
Iluluk, Unalaschka	53. 53 N.	168. 20 W.	.....	4,0	— 0,1	10,5
Åbo	60. 27 N.	22. 17 O.	.....	4,6	— 5,8	16,1
Fort Brady	46. 39 N.	84. 43 W.	93	4,9	— 7,0	17,3
Söndmör, Norwegen	62. 30 N.	5. 18 O.	.....	5,3	— 2,7	13,3
Christiania	59. 55 N.	10. 49 O.	.....	5,3	— 3,7	15,8
Upsala	59. 52 N.	17. 39 O.	.....	5,4	— 4,0	15,8
Fort Sullivan, Maine	44. 44 N.	67. 4 W.	.....	5,4	— 5,2	15,5
Stockholm	59. 21 N.	18. 4 O.	50	5,6	— 3,7	16,3
Königsberg	54. 42 N.	20. 29 O.	.....	6,5	— 3,3	15,9
New-Archangelsk	57. 0 N.	135. 37 W.	.....	7,1	.....	.....
Unst, Shetl.-Inf.	60. 42 N.	0. 51 W.	.....	7,5	— 4,1	11,9
Danzig	54. 21 N.	18. 21 O.	.....	7,6	— 1,1	16,6
Kopenhagen	55. 41 N.	12. 35 O.	.....	7,7	— 0,9	17,2
Berlin	52. 33 N.	13. 22 O.	17	8,1	— 1,0	17,2
Augsburg	48. 21 N.	10. 53 O.	244	8,1	— 1,1	16,8
Bergen	60. 24 N.	5. 18 O.	.....	8,2	2,2	14,8
Kremsmünster	48. 3 N.	14. 10 O.	181	8,3	— 1,9	17,6
Apenrade	55. 3 N.	9. 26 O.	4	8,3	0,7	16,2
Dresden	51. 3 N.	13. 45 O.	60	8,3	— 1,2	17,2
Edinburgh	55. 58 N.	3. 10 W.	.....	8,4	3,5	14,1
Falklandsinseln	51. 0 S.	66. 0 W.	.....	8,5	4,4	11,8
Kurhaven	53. 21 N.	8. 43 O.	.....	8,6	0,5	16,5
Utica, Neu-York	43. 6 N.	75. 12 W.	76	8,6	— 2,9	20,1
Tübingen	48. 31 N.	9. 3 O.	168	8,7	0	17,0
Aberdeen	57. 8 N.	1. 55 W.	8	8,7	3,4	14,6
Sagan	51. 42 N.	15. 40 O.	64	8,8	— 2,6	18,2
Regensburg	49. 1 N.	12. 6 O.	173	8,6	— 1,5	17,9
Zürich	47. 23 N.	8. 32 O.	225	8,9	— 0,9	17,9
Hamburg	53. 33 N.	9. 58 O.	.....	8,9	0,4	19,0
Göttingen	51. 32 N.	9. 47 O.	69	9,1	0,6	17,6
Basel	47. 34 N.	7. 32 O.	141	9,1	— 0,2	17,6
Fort Georg, Columbiafluß	46. 18 N.	123. 0 W.	.....	9,3	3,7	15,5
Middelburg	51. 30 N.	4. 35 O.	13	9,3	1,9	16,9
Nicolaïeff	46. 58 N.	32. 0 O.	20	9,4	— 3,9	22,4
Dublin	53. 21 N.	6. 19 W.	.....	9,6	4,0	15,3
Boston, Massachusets	42. 21 N.	71. 4 W.	.....	9,6	— 1,4	21,0
Genf	46. 12 N.	6. 9 O.	202	9,7	0,9	18,4
London	51. 31 N.	0	27	9,8	3,2	16,7
Frankfurt a. M.	50. 7 N.	8. 35 O.	38	9,8	1,4	18,3
Strasburg	48. 35 N.	7. 45 O.	72	9,9	1,3	18,1
Prag	50. 6 N.	14. 25 O.	127	10,0	— 0,4	19,9

Digitized by Google

Ort.	Breite.	Länge.	Meereshöhe.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Council Bluffs	41. 25 N.	95. 43 W.	125	10,2	— 4,6	23,8
Mannheim	49. 29 N.	8. 27 O.	43	10,3	1,5	19,5
Karlsruhe	49. 1 N.	8. 25 O.	60	10,3	1,3	18,9
Wien	48. 12 N.	16. 22 O.	75	10,4	0,2	20,4
Ofen	47. 30 N.	19. 3 O.	80	10,5	— 0,4	21,2
Paris	48. 50 N.	2. 20 O.	20	10,8	3,6	18,0
Fort Vancouver, Columbiafluß	45. 36 N.	121. 25 W.	.....	10,8	3,7	18,4
Penzanze	50. 11 N.	5. 33 W.	.....	11,2	7,0	15,8
Hobart Town	42. 53 S.	147. 35 O.	.....	11,3	5,6	17,2
Fort Columbus	40. 42 N.	74. 2 W.	.....	11,4	— 0,2	22,6
Sevastopol	44. 35 N.	33. 32 O.	.....	11,7	1,6	22,4
Rochelle	46. 9 N.	0. 58 W.	.....	11,7	4,8	19,2
Marietta, Ohio	39. 36 N.	81. 40 W.	100	11,9	1,3	22,2
Padua	45. 24 N.	11. 53 O.	.....	12,3	1,7	23,1
Mailand	45. 28 N.	9. 11 O.	.....	12,9	2,4	22,8
Dotacamund, Hindostan	11. 35 N.	76. 45 O.	1151	14,2	11,8	14,9
Triest	45. 46 N.	13. 46 O.	.....	14,6	5,7	23,6
Marseille	43. 18 N.	5. 22 O.	.....	14,6	7,3	22,7
Rom	41. 54 N.	12. 28 O.	.....	15,5	8,3	22,8
Quito	0. 13 S.	78. 45 W.	1495	15,6	15,6	15,6
Lissabon	38. 43 N.	9. 8 W.	36	16,3	11,4	21,6
Palermo	38. 7 N.	13. 22 O.	.....	16,8	11,3	22,0
Buenos Ayres	34. 36 S.	58. 24 W.	.....	17,0	....	....
Canea, Creta	35. 29 N.	19. 32 O.	.....	17,9	12,1	25,2
Paramatta	34. 6 S.	151. 14 O.	.....	18,0	12,8	23,0
Capstadt	33. 55 S.	19. 22 O.	.....	19,2	14,8	23,5
Fort Johnston	34. 0 N.	78. 5 W.	.....	19,2	11,3	26,7
Bermudische Inseln	32. 15 N.	64. 50 W.	.....	19,7	15,1	24,0
Funchal, Madera	32. 38 N.	16. 5 W.	.....	19,8	17,5	22,0
Cant. Jesup	31. 30 N.	93. 47 W.	.....	20,1	11,9	28,4
Tunis	36. 48 N.	10. 11 O.	.....	20,1	12,6	28,3
Cant. Clinch	30. 24 N.	87. 14 W.	.....	20,3	11,9	27,7
Algier	36. 47 N.	2. 15 O.	.....	21,6	16,5	26,7
Sta. Cruz, Teneriffa	28. 28 N.	16. 16 W.	.....	21,7	18,1	24,8
Fort King, Florida	29. 3 N.	82. 15 W.	.....	22,0	16,6	27,8
Cairo	30. 3 N.	31. 18 O.	.....	22,2	14,5	29,5
Macao	22. 10 N.	113. 32 O.	.....	22,3	15,2	28,2
St. Augustine, Florida	29. 50 N.	81. 27 W.	.....	22,3	15,3	28,2
Kandy, Ceylon	7. 17 N.	80. 49 O.	263	22,8	22,1	22,9
Canton	23. 7 N.	113. 14 O.	.....	23,1	17,2	28,2
Rio Janeiro	22. 56 S.	43. 16 W.	.....	23,4	20,7	26,1
Hawaii	19. 30 N.	155. 30 O.	.....	24,0	21,7	25,7
Poonah, Hindostan	18. 31 N.	74. 6 O.	185	24,9	21,5	26,1
Vera Cruz, Mexico	19. 12 N.	96. 1 W.	.....	25,0	21,6	27,7
Abusheher, Persien	28. 15 N.	50. 54 O.	.....	25,0	16,5	33,3
Seringapatam	12. 25 N.	76. 42 O.	377	25,2	22,9	24,7
Key West, Florida	24. 34 N.	82. 53 W.	.....	25,2	22,6	28,7
Benares	25. 30 N.	83. 1 O.	50	25,5	17,0	30,4
Havannah	23. 9 N.	82. 23 W.	.....	25,5	22,0	28,5
Port-Louis, Isle de France	20. 10 S.	57. 28 O.	.....	25,7	23,0	28,5
Raiatea, Gesellschaftsinseln	16. 40 S.	151. 30 W.	.....	25,8	25,2	26,4
Bancoorah, Hindostan	23. 20 N.	87. 12 O.	34	26,0	20,6	28,9
Calcutta	22. 35 N.	88. 30 O.	.....	26,4	19,5	28,5
Bombai	18. 58 N.	72. 38 O.	.....	26,5	23,1	28,0
Colombo, Ceylon	6. 57 N.	80. 0 O.	.....	27,2	26,4	27,4

Digitized by Google

Ort.	Breite.	Länge.	Meereshöhe.	Jahr.	Winter.	Sommer.
Cobbe, Darfour	14. 11 N.	28. 8 O.	?	27,2	20,6	30,8
Sierra-Leonekûste	8. 30 N.	. . . . .	. . . . .	27,2	26,2	27,4
St. Thomas, Jungfrauinseln	18. 22 N.	64. 59 W.	. . . . .	27,3	26,6	28,2
Nagpoor, Hindostan	21. 9 N.	79. 11 O.	. . . . .	27,5	22,7	32,9
Trinconomale, Ceylon . . .	8. 32 N.	81. 12 O.	. . . . .	27,6	25,7	18,4
Cumana	10. 28 N.	64. 15 W.	. . . . .	27,6	. . . .	. . . .
Madras	13. 5 N.	80. 25 O.	. . . . .	27,6	25,0	30,1
la Guayra	10. 37 N.	66. 58 W.	. . . . .	28,1	. . . .	. . . .
Kouka, Bornu	13. 10 N.	. . . . .	200	28,7	24,7	32,6
Maracaybo	10. 42 N.	71. 15 W.	. . . . .	29,2	. . . .	. . . .

Betrachten wir die obige Tafel aufmerksamer, so zeigt sich, daß zwar im Allgemeinen die Wärme eines Ortes mit seiner Entfernung vom Äquator geringer wird, daß aber seine Temperatur nicht blos von seiner Breite, sondern auch zugleich von seiner Länge abhängt. So haben z. B. Fort Sullivan im Staate Maine und Stockholm sehr nahe dieselbe Temperatur von 5½°, aber der Unterschied ihrer Polhöhen beträgt fast 15°, und ähnliche Beispiele zeigt uns die obige Tafel in Menge.

Die wichtigste, theils mittelbar, theils unmittelbar wirkende Ursache dieser Wärmeungleichheit bei einerlei Polhöhe sind die Winde. Wäre die Erde vollkommen eben, und bestände ihre Oberfläche entweder ganz aus Festland, oder wäre sie mit einem großen Meere bedeckt, dann würden wir wahrscheinlich auch in einerlei Breite stets dieselbe Temperatur finden. Jedoch zeigt eine nähere Betrachtung des Phänomenes, daß die Wärme sich vom Äquator nach den Polen in einem andern Verhältnisse ändern müßte, als es die Sonnenhöhe erfodert. Denn da unaufhörlich die Passatwinde nach den Äquinoctialgegenden Luftmassen aus höheren Breiten führen, so theilen diese den Gegenden, in denen sie ankommen, einen Theil ihrer geringeren Wärme mit, und die Länder am Äquator haben deshalb eine Temperatur, welche kleiner ist, als es bei völliger Ruhe des Luftmeeres der Fall sein würde. Die nördlicher liegenden Länder dagegen, in denen der vom Äquator kommende obere Südwestwind herabsinkt, erhalten einen Theil der von diesem mitgebrachten Wärme, und so wird ihre Temperatur erhöht.

Hieraus müssen wir es uns erklären, wie die mathematischen Ausdrücke, welche man zur Entwickelung des Zusammenhanges zwischen Temperatur und Polhöhe aufgestellt hat, so wenig genügend sind. Ist nämlich φ die Polhöhe und T_φ die entsprechende Temperatur, so läßt sich leicht zeigen, daß

$$T_\varphi = a + b \cos^2 \varphi$$

sein müßte, wo a und b zwei durch Beobachtungen zu bestimmende Constanten sind. Dieser Ausdruck findet jedoch nur dann statt, wenn alle übrigen Naturverhältnisse dieselben sind; sowie derselbe aber alle Orte umfassen soll, welche selbst in demselben Meridiane zwischen Äquator und Pol liegen, so finden wir Abweichungen, die wir nicht blos von Fehlern der Instrumente oder andern Unrichtigkeiten in der Bestimmung der mittleren Temperatur ableiten dürfen. Für die Gegenden am Äquator gibt derselbe Werthe, welche höher sind als die durch Beobachtungen gefundenen, in höheren Breiten dagegen finden wir zu kleine Werthe, beides offenbar, weil jene Gegenden durch die Passatwinde erkaltet, diese durch die Südwestwinde erwärmt werden.

Die Verschiedenheit der Temperatur bei einerlei Breite aber wird vorzugsweise durch die Vertheilung von Land und Wasser auf der Erdoberfläche bedingt. Die große Wärmecapacität des Wassers ist Ursache, daß die beiden Meere, welche sich zwischen den großen Ländermassen unserer Erde von Pol zu Pol erstrecken, im Sommer kälter, im Winter dagegen wärmer sind als das Land, und daher werden die südwestlichen Seewinde den Westküsten der Continente besonders im Winter, wo sie am häufigsten wehen, eine höhere Temperatur mittheilen; dann, wenn ebendiese Winde tiefer ins Innere des Landes dringen, haben sie bereits einen Theil ihrer Wärme verloren. Ganz vorzüglich wird dieses dann der Fall sein, wenn diese südwestlichen Winde in der Nähe der Küste steile Bergketten antreffen; daher haben Schottland und noch mehr Norwegen eine so hohe Temperatur, wie wir sie nirgends auf der Erde bei einerlei Breite antreffen.

Zu dieser Wärme der südwestlichen Winde kommt noch ihre Feuchtigkeit. Im Winter besonders fast ganz mit Dämpfen gesättigt, sind sie Ursache des fast anhaltend trüben Himmels im westlichen Europa und Amerika; sie verhindern nicht blos die Erkaltung durch Verdunstung und Strahlung, sondern die Dämpfe geben zugleich ihre vorher gebundene Wärme her, während dann gleichzeitig im Innern der Länder der heitere Himmel die Wärmestrahlung und damit die Erkaltung begünstigt. Hierfür aber liefert der Sommer keinen hinreichenden Ersatz. Wäre nämlich in dieser Jahreszeit der Himmel in Vergleich mit den westlichen Küstengegenden ebenso oft heiter als im Winter, so würde die Sonne alsdann desto mächtiger einwirken, so aber finden wir im Innern von Europa vorzugsweise Sommerregen, der Himmel ist oft trübe und somit liefert die warme Jahreszeit keinen Ersatz für die Winterkälte, um so mehr da doch ein großer Theil der Wärme zunächst dazu verwendet werden muß, um diesem im Winter erkalteten Boden eine etwas höhere Temperatur zu geben; es wird demnach die mittlere jährliche Temperatur geringer im Innern des Landes als an den westlichen Küsten.

Digitized by Google

Ganz etwas Ähnliches gilt von den Ostküsten. So ist Kamtschatka wärmer als Sibirien, Neu-York wärmer als Orte am Missisippi, jedoch sind die östlichen Küsten in höheren Breiten stets kälter als die westlichen. Zeigt sich einerseits in der Temperaturerhöhung der Einfluß des benachbarten Meeres, so gibt sich die Wirkung des Festlandes in der geringeren Wärme der östlichen Küsten zu erkennen. Denn die Südwestwinde, welche besonders im Winter über große Festländer gegangen sind, kommen trocken nach den Küstengegenden, und so erkaltet der Boden durch Strahlung bei dem öfter heiteren Himmel.

Müssen sich demnach Temperaturdifferenzen wie die eben betrachteten schon dann zeigen, wenn die Meere vollkommen in Ruhe sind, so müssen sie noch auffallender hervortreten, wenn Meeresströmungen zugleich diese Vertheilung begünstigen. Dieses findet besonders an beiden Rändern des atlantischen Meeres statt, und hierin müssen wir einerseits die ungewöhnlich hohe Temperatur des westlichen Europa, andererseits manche Eigenthümlichkeiten in der Vertheilung der Wärme an Amerika's Ostküste suchen.

Indem nämlich der Passat auf dem atlantischen Meere mit Regelmäßigkeit weht, treibt er eine große Wassermasse nach Westen; dieser westliche Strom wird immer breiter, bis er sich bei dem Vorgebirge St. Roque in zwei Arme theilt, von denen der eine nach Süden, der andere nach Norden neben Amerika's Ostküste fortläuft. Der letztere Arm geht nach dem Meerbusen von Merico und strömt von hier mit ungeheurer Schnelligkeit in den Bahamakanal, und von hier geht das Wasser unter dem Namen des Golfstromes nach Norden. In diesem engen Kanale durchläuft er etwa 80 Seemeilen während des Tages. Diese Wassermasse, welche lange Zeit der Einwirkung der tropischen Sonne ausgesetzt war, hat bei ihrem Austritte aus dem mericanischen Meerbusen eine Wärme von mehr als 27 Grad. Indem der Strom neben der Ostküste Amerika's fortläuft, erhält er eine größere Breite, dabei aber nimmt zugleich seine Geschwindigkeit ab. Zwischen Cayo Biscaino und der Bank von Bahama beträgt die Breite etwa 12 teutsche Meilen, steigt aber schon in der Parallele von Charlestown, dem Cap Henlopen gegenüber, bis zu mehr als 30 Meilen. Dabei vermindert sich die Geschwindigkeit so sehr, daß sie im Durchschnitte dem Cap Hatteras in Nord-Carolina gegenüber 60 — 70 Seemeilen beträgt.

Bei dieser Bewegung nach Norden ändert der Golfstrom zugleich seine Richtung. Die Küsten von Georgia und Nord-Carolina lenken ihn nach N.O., in dieser neuen Richtung geht er neben dem Cap Hatteras vorbei und ohne Hindernisse setzt er seinen Lauf fort, bis er zu der Georg's Bank, östlich von Nantucket, kommt. Hier in der Breite von 49½ Grad und der westlichen Länge von 65 Grad, hat er eine Breite von etwa 60 teutschen Meilen, aber nun wendet er sich plötzlich nach Osten, sodaß sein bis dahin westlicher Rand in den nördlichen übergeht und an der großen Bank von Neufundland vorbeistreicht. Diese Grenzen hängen jedoch zum Theil von den Jahreszeiten ab. Wenn im Herbste in diesen Gegenden schwere Stürme aus N. und N.W. wehen, dann wird in dem Raume zwischen Cap Race in Neufundland und der westlichen Grenze des Stromes eine große Menge Wasser angehäuft, welche ihn früher nach Osten ablenkt. Von hier geht er nach O. oder O.S.O. bis zu den Azoren, aber hier beträgt seine Breite etwa 100 — 120 teutsche Meilen, und seine Geschwindigkeit ist bis auf etwa 30 Seemeilen während des Tages gesunken. Weniger regelmäßig bewegt sich das Wasser nun nach Süden neben den Westküsten Afrika's vorbei, um seinen Kreislauf aufs Neue zu beginnen, jedoch beträgt die Schnelligkeit des sogenannten Guineastromes etwa 25 Seemeilen während des Tages.

Ein weniger kenntlich hervortretender und zum Theil von den Winden abhängiger Theil dieses Stromes trennt sich in etwa 45 — 50 Grad nördlicher Breite nahe bei der Bank von Bonnet Flamand und bewegt sich gegen Europa. Dieser Strom erreicht besonders dann eine große Kraft, wenn die Westwinde lange Zeit hindurch vorherrschen. Jährlich bringt derselbe nach den westlichen Küsten von Irland und Norwegen Früchte von Bäumen, welche der heißen Zone von Amerika angehören. Ebendiese Westwinde, welche den Golfstrom bis in die Nähe Europa's bringen, erzeugen neben Frankreich einen localen Strom, den wir in neueren Zeiten durch die Arbeiten von Rennell kennen gelernt haben, und welcher seinen Namen von diesem ausgezeichneten Geographen hat. Diese Winde treiben das Wasser an dem Nordrande Spaniens tief in den Golf von Biscaya, das dann neben Frankreich nach Norden strömt, bei England aber sich sehr ausbreitet und seine Geschwindigkeit verliert, daß der Strom bei der veränderlichen Windrichtung nur mit Mühe zu erkennen ist.

Indem sich der Golfstrom als ziemlich scharf begrenzte Wassermasse mitten durch das atlantische Meer bewegt, behält er seine ursprünglich hohe Temperatur lange Zeit bei. Schon Franklin und Blagden empfahlen im J. 1780 den Schiffern den Gebrauch des Thermometers, um zu erfahren, ob sie sich in ihm befänden, und alle späteren Untersuchungen haben diese hohe Temperatur erwiesen. So hatte nach den Erfahrungen von Humboldt das Meer in der Breite von 40 — 41′ eine Wärme von 22°,5, während dieselbe außerhalb des Stromes kaum 17°,5 beträgt. Als Sabine in der Breite von 36° 14′ N. und der westlichen Länge von 72° am 5. Dec. zwischen 10 Uhr Morgens und Mittag den Strom verließ, sank die Temperatur des Meeres während einer Zeit von zwei Stunden fast um 6½ Grad, ohne daß die Tiefe des Meeres sich bedeutend geändert hatte. Daß demnach die Wärme der Luft auf diesem Strome ungewöhnlich hoch sein müsse, bedarf wol kaum eines Beweises, auch deuten die vorhandenen Beobachtungen dieses auf eine bestimmte Weise an.

Durch diese Strömung wird die Temperatur an beiden Rändern des atlantischen Meeres sehr ungleich. In niederen Breiten nämlich haben wir neben Florida einen von Süden nach Norden laufenden warmen Strom, über welchen die Passatwinde fortwehen, dagegen neben Afrika einen von Norden kommenden, also kälteren Strom. Daher ist Florida bei gleicher Breite etwa 1 — 2° wärmer als die canarischen Inseln. Nehmen wir die Gegenden außerhalb der Region der Passate, so haben beide Küsten

Digitized by Google

etwa dieselbe mittlere Wärme, bis sich endlich in der Breite von einigen dreißig Graden eine große Ungleichheit zu erkennen gibt; die Wärme an Amerika's Ostküste nimmt mit der Entfernung vom Äquator weit schneller ab, als die von Europa. Diese schnelle Abnahme zeigt sich besonders da, wo der Golfstrom sich von dem neuen Continente entfernt, worauf sie in höheren Breiten wieder langsamer wird. Stellen wir z. B. die Polhöhen zusammen, in denen wir mittlere Temperaturen von 25°,20°..... finden, so geben die vorhandenen Messungen die folgenden Größen:

Wärme.	Küste von Amerika.	Küste von Europa.	Norwegen.
25°	24° 21′	18° 49′	.....
20	32. 20	31. 27	.....
15	38. 24	41. 33	.....
10	41. 30	52. 3	.....
5	44. 51	60. 7	63. 23
0	51. 57	66. 48	70. 56

Die in höheren Breiten vorherrschenden südwestlichen Winde, welche nach Europa eine Luftmasse bringen, die einen Theil von der großen Wärme des Golfstromes erlangt hat, sind Ursache, daß das westliche Europa, besonders Norwegen, so warm ist, daß die Temperatur von 0°, welche wir in Amerika bereits in der Breite von 52° treffen, in Norwegen erst in Gegenden getroffen wird, welche fast 20° nördlicher liegen, also in Breiten, welche an der Ostküste Amerika's eine Temperatur von nahe — 10° und im Innern des Landes von nahe — 15° haben.

Ist nun gleich die Westküste Amerika's ebenfalls bedeutend wärmer als die Ostküste beider Continente, so hat sie doch keine so hohe Temperatur, als das westliche Europa, welches zum Theil in den Meeresströmungen liegt. Der Äquatorialstrom hat hier bei seiner Bewegung nach Westen eine bedeutende Breite, jedoch erleidet er an den vielen kleinen Inseln, welche in diesem Meere zerstreut sind, locale Störungen, im westlichen Theile finden wir zwischen Neu-Holland und den Philippinen Ströme, welche ihre Richtung im Laufe des Jahres mit den Moussons ändern, und nur neben Japan läuft ein Strom nach N.O., welcher weder die Stärke noch die große Ausdehnung des Golfstromes hat und sich ohne bestimmte Richtung verliert. Jedoch treiben die südwestlichen Winde Wassermassen gegen Amerika, wie besonders daraus hervorgeht, daß man bei Alaschka und Californien Überreste japanischer Schiffe gefunden hat, aber nie erreicht das Meer hier die hohe Temperatur als in der Mitte des atlantischen Meeres, wenn man hier zugleich den Golfstrom berücksichtigt. Vermögen daher auch die Südwestwinde die Temperatur von Kamtschatka und der Westküste Amerika's zu erhöhen, so sind diese Winde selbst doch nicht so warm, als die über den Golfstrom fortgegangenen Luftmassen.

Wenn wir die Temperatur zunächst in der Nähe des Äquators betrachten, so finden wir, daß sie sich mit der Breite verhältnißmäßig sehr langsam ändert. Die Ursache davon scheint nicht sowol in der verhältnißmäßig kleineren Änderung des Sinus der Sonnenhöhe, als vielmehr in dem Einflusse der Passate und Meeresströmungen zu liegen. Während nämlich neben Amerika's Ostküste das warme Wasser des Äquatorialstroms fortfließt und die nördlicher liegenden Punkte etwas erwärmt, finden wir neben Afrika's Westküste einen von Norden kommenden Meeresstrom, welcher die südlich liegenden Punkte erkaltet. Ebenso zeigt sich in Hindostan ein überwiegender Einfluß der Moussons; nur an der Westküste Südamerika's scheint die Wärme sehr schnell abzunehmen, doch fehlt es uns hier ebenso wie an der Ostküste des alten Continentes an einer hinreichenden Zahl von Beobachtungen, welche es uns gestattete, manche locale Verhältnisse mit Schärfe zu erkennen.

Zuerst bestimmte Humboldt die Temperatur des Äquators genauer, indem er ihren Werth zu etwa 27½ Grad angab. Suchen wir diese Größe in verschiedenen Gegenden auf, indem wir die in der Nähe des Äquators beobachteten Temperaturen durch eine einfache Interpolationsformel verbinden, so ergeben sich folgende Werthe:

Westküste Afrika's, nördliche Halbkugel	27°,85
Ostküste Amerika's, nördliche und südliche Halbkugel	27,74
Hindostan und Ceylon	27,29
Ostküste Asiens	27,66
Inseln des großen Oceanes	27,27
Westküste Amerika's	27,40

Das Mittel 27°,53 stimmt ganz mit der von Humboldt gegebenen Größe überein. Doch gilt dieses nur von den Küsten. Im Innern Amerika's und Afrika's aber ist die Temperatur etwas höher als am Meere; fehlt es uns gleich an genügenden Beobachtungen, um diesen Punkt mit Schärfe auszumachen, so scheinen doch mehre Umstände darauf zu deuten, daß das Innere Amerika's wärmer ist, als die Küsten. Boussingault, welcher die Natur jener Gegenden mit großem Erfolge studirte, hat eine Reihe von Bestimmungen an verschiedenen Punkten der Anden mitgetheilt; obgleich diese Orte bis zu Höhen von mehr als 10,000 Fuß über dem Meere liegen, so können wir daraus doch annähernd diejenige Größe herleiten, welche hier in der Höhe des Meeres stattfinden würde. Auf diese Art finde ich mehr als 28 Grad, wobei ich die Beobachtungen selbst dazu benutzt habe, die Correction wegen der Meereshöhe zu machen. Dabei aber zeigt sich zugleich sehr deutlich der Einfluß, welchen die äußeren Verhältnisse auf die mittlere Temperatur haben, denn bei einerlei Meeres- und Polhöhe sind hier die dürren und trockenen Gegenden einen Grad oder noch mehr wärmer, als die vom häufigen Regen heimgesuchten Waldgegenden. Dort vermag die senkrecht stehende Sonne mit größerer Kraft einzuwirken, und wenn daher in der Nähe des Äquators große dürre Ebenen vorkommen, so wiederholt sich diese lebhafte Einwirkung auf einem großen Raume. Daher ist das Innere von Afrika nebst den Ebenen des südlichen Asiens so warm. Die wenigen vorhandenen Messungen geben dem Äquator im Innern Afrika's eine Temperatur von 29°,2 und doch liegen die südlichen Orte noch in einer Höhe von mehr als 1000 Fuß über dem Meere, ohne daß ich diese Höhe berücksichtigt habe.

Digitized by Google

Wenn wir auf einer Landkarte diejenigen Punkte mit einander verbinden, deren mittlere Temperatur gleich ist, so erhalten wir dadurch Linien, welche zuerst von Humboldt gezeichnet wurden, und denen er den Namen Isothermen (ἴσος, gleich, und θερμός, warm) gab. Durch diese Arbeit, einen der wichtigsten Beiträge, welchen wir je über einen Gegenstand der Meteorologie erhalten haben, lernten die Physiker das Großartige in den Gesetzen der Wärmevertheilung kennen; seit der ersten Bekanntmachung dieser Arbeit ist die Zahl der Temperaturbestimmungen vielfach größer geworden. Im J. 1831 versuchte ich es, eine neue Karte zu zeichnen, welche zwar im Allgemeinen mit der von Humboldt übereinstimmte, zum Theil aber doch abwich, wie es kaum bei dem vermehrten Materiale anders zu erwarten war. Seit jener Zeit aber ist die Masse bekannter Thatsachen schnell angewachsen, und ich habe die Biegung der Isothermen aufs Neue in solchen Gegenden aufgesucht, in denen viele neuere Messungen gemacht waren. Außer mir hat Berghaus in seinem physikalischen Atlas eine Karte der Isothermen für die ganze Erde und eine specielle Karte für Europa geliefert; aber die Linien sind zum Theil so gekrümmt, daß ich bezweifle, daß sie ganz naturgemäß seien. Wären nämlich die Messungen alle hinreichend genau und wäre namentlich der Einfluß warmer oder kalter Jahre ganz eliminirt, so würde eine graphische Zeichnung wenigstens für Gegenden, welche einerlei Meereshöhe haben, am zweckmäßigsten sein. Schwieriger dagegen wird die Berücksichtigung der Meereshöhe; hier nach einem allgemeinen Gesetze die Reduction auf den Meeresspiegel vorzunehmen, führt manche Unsicherheit mit sich, zumal wenn die Orte sehr hoch liegen. Bei meiner ersten Arbeit über diesen Gegenstand ließ ich die hoch liegenden Punkte ganz aus und reducirte die Messungen an allen denjenigen Orten, welche nur einige hundert Fuß über dem Meere lagen, annähernd auf dieses, sodann nahm ich Orte, welche sich wenig von demselben Meridiane entfernten und verschiedene Polhöhen hatten, und leitete aus ihnen einen einfachen Ausdruck her, welcher die Relation zwischen Breite und mittlerer Temperatur angäbe. Ist T_φ die Wärme in der Breite φ, so können wir

$$T_\varphi = T + a \cos^2 \varphi$$

setzen, wo T und a durch die Beobachtungen selbst zu bestimmende Constanten sind. Wenn die Breite des nördlichsten Punktes nicht bedeutend von der des südlichsten abweicht, so gibt diese Interpolationsformel Werthe, welche sich wenig von den beobachteten entfernen. Sind die Messungen in diesem Raume nicht gleichzeitig, sodaß nicht alle wegen der Beschaffenheit einzelner Jahre zugleich zu hoch oder zu niedrig sind, so erhält man auf diese Weise Größen, welche sich der wahren Vertheilung der Temperatur nähern. Wenn wir jedoch bei diesem einfachen Ausdrucke stehen bleiben, so treten verschiedene Übelstände ein. Wir wissen zuerst nicht, ob die Wärme in allen Gegenden der Erde nach der Höhe auf dieselbe Weise abnehme; wäre dieses nicht der Fall, so könnten sehr bedeutende Fehler begangen werden, wenn wir alle Messungen nach derselben Regel auf den Meeresspiegel reduciren. Bei sehr hoch liegenden Punkten wird der auf diese Weise gemachte Fehler natürlich sehr groß, diese aber auszuschließen ist in gebirgigen Gegenden nicht möglich, wofern hier in den Linien nicht Lücken übrigbleiben sollen. Aus diesem Grunde scheint es am zweckmäßigsten, aus den Beobachtungen in einem gegebenen Raume selbst die Wärmeabnahme mit der Höhe herzuleiten, was am einfachsten dadurch geschieht, daß man annimmt, die Wärme nehme nach Oben in arithmetischer Reihe ab. Ist also T die Temperatur am Boden, t die in der Höhe von h Toisen, so wird

$$t = T + ch,$$

wo c durch die Beobachtungen zu bestimmen ist. Sodann wird bei dem obigen einfachen Ausdrucke die Länge der Orte nicht berücksichtigt; ihr Einfluß ist zwar nicht sehr bedeutend, wenn die Längendifferenz wenige Grade beträgt, aber dennoch ist er so, daß man ihn bei einer genauen Untersuchung nicht übersehen darf; dazu gestellt sich der Übelstand, daß dann, wenn Orte genommen werden, deren Längenunterschied 2—3 Grad beträgt, nicht nur die Zahl der zu suchenden Formeln weit größer wird, sondern daß die Bestimmungen vieler Punkte unbenutzt bleiben müssen, weil keine andern Messungen vorhanden sind, welche mit ihnen in demselben Meridiane liegen. Betrachten wir nun die Isotherme, welche durch irgend einen Meridian geht, genauer, so finden wir, daß sie sich im Allgemeinen von einem zwischen N. und W. liegenden nach einem zwischen S. und O. liegenden Punkte oder umgekehrt bewegt, dergestalt, daß wenn zu der Temperatur des betrachteten Meridianes etwas addirt wird, wenn wir die eines in demselben Parallele aber westlich liegenden Punktes haben wollen, wir etwas subtrahiren müssen, wenn es sich um die Wärme eines genau östlich liegenden Punktes handelt, und umgekehrt. Die Function also, welche den Einfluß der Länge angibt, muß so beschaffen sein, daß dieser Gegensatz zwischen Ost und West deutlich hervortritt. Es hat mir am einfachsten geschienen, dann, wenn ich eine Zahl von Punkten mit einander verband, einen nahe in der Mitte von ihnen liegenden Meridian zu nehmen und auf diesen die Beobachtungen so zu reduciren, daß ich den westlich liegenden Orten eine positive, den östlich liegenden eine negative Länge gab, und nun die Änderung der Temperatur auf demselben Parallelkreise dem Sinus der Länge proportional zu setzen. Ist also T die Länge dieses Meridianes, t die Temperatur eines östlich oder westlich auf demselben Parallelkreise liegenden Punktes, und λ die positiv oder negativ genommene Längendifferenz, so wird

$$t = T + b \sin \lambda,$$

wo b durch die Beobachtungen zu bestimmen ist. Werden nun die drei Elemente, Breite, Länge und Meereshöhe, in einem einzigen Ausdrucke verbunden, so wird dieser

$$T_\varphi = T + a \cos^2 \varphi + b \sin \lambda + ch.$$

Hierdurch wird es im Allgemeinen möglich, Orte zu verbinden, deren Längendifferenz gegen 20° beträgt und deren Meereshöhe sehr ungleich ist. Da wo die Isother-

Digitized by Google

men sich schnell ändern, und wo eine hinreichende Zahl von Beobachtungen vorhanden ist, wird es natürlich besser, die Meridiandifferenz nicht so groß zu nehmen, wie in Europa und dem östlichen Theile der vereinigten Staaten.

Wenn wir auf diese Weise die Beobachtungen mit einander verbinden, so ergeben sich die folgenden Resultate:

1) Die Punkte, welche in jedem Meridiane die höchste Temperatur besitzen, scheinen nicht immer mit dem Äquator zusammenzufallen, sondern bald nördlich, bald südlich von ihm zum liegen.

2) Der terrestrische Äquator hat an den Küsten der Meere eine Temperatur von 27½°; an den Westküsten der beiden großen Continente scheint diese Temperatur etwas geringer zu sein, weil kältere von den Polen kommende, Meeresströme durch ihre Kälte die Wärme dieser Gegenden etwas deprimiren. Im Innern der beiden Continente ist die Wärme des Äquators etwas höher als an den Küsten, es scheint die Regenmenge und die Bewölkung des Himmels geringer und dadurch die Einwirkung der Sonne mächtiger zu sein. Dieser Umstand scheint in Amerika wegen der geringeren Ausdehnung des Landes kleiner zu sein als in Afrika, wo über der großen Sandwüste eine ungeheure Erwärmung der Luft stattfindet, welche dann ihren Einfluß auf die benachbarten Gegenden äußert. In Afrika scheint daher die Temperatur des Äquators die Größe von 29° zu erreichen, oder noch zu übersteigen.

3) Die Isotherme von 25° C. durchschneidet die Westküste Amerika's etwas nördlich von Acapulco, läuft durch Vera-Cruz und nördlich von der Havannah (Temperatur 25°,49) fort; etwas östlich von der Havannah erreicht sie ihren nach Norden converen Scheitel und senkt sich gegen die Westküste Afrika's, welche sie etwa in der Mitte zwischen dem weißen Vorgebirge und der Mündung des Senegal (18—19° N.) erreicht. Von hier hebt sie sich schnell gegen Norden, läuft durch den nördlichen Theil des rothen Meeres und in der Nähe von Abusheher am persischen Meerbusen (Breite 28° 15′, Temperatur 25°,03) fort, und erreicht in dieser Gegend wahrscheinlich ihre größte Annäherung an den Pol. Dann weiter östlich senkt sie sich nach Süden und durchschneidet die Gruppe der Philippinen im nördlichen Theile der Insel Luzon in einer Breite von 16—17° (Manilla Breite 14° 36′, Temperatur 25°,60).

4) Die Isotherme von 20° durchschneidet die Westküste Amerika's etwa in der Mitte von Alt-Californien (Breite 28—29°), hebt sich dann etwas nach Norden und läuft nahe dem Äquator parallel, bis sie die Ostküste Amerika's in Süd-Carolina in etwa 32° nördlicher Breite durchschneidet (Fort Johnston, Breite 34° 0′ Temperatur 19°,22; Cantonment Jesup, Breite 31° 30′, Temperatur 20°,12); sie senkt sich dann sehr wenig nach Süden und läuft südlich von Bermuda (Breite 32¼°, Temperatur 19°,74) fort, worauf sie zwischen Madera und Teneriffa fortgeht. In Afrika sich schnell gegen Norden hebend geht sie in der Nähe von Algier und Tunis fort, scheint sich jedoch hier zugleich mit der Küste des Landes etwas nach Süden zu senken und zwischen Creta (Breite 35° 29′, Temperatur 17°,94) und Cairo (Breite 30° 3′, Temperatur 22°,19′) fortzugehen. Es scheint wahrscheinlich, daß sie sich im Innern Asiens wieder etwas hebt, jedoch senkt sie sich gegen die Ostküste dieses Landes aufs Neue und durchschneidet letztere nördlich von Formosa.

5) Die Isotherme von 15° durchschneidet die Westküste Nordamerika's in der Gegend des Hafens von San Francesco in Neu-Californien und scheint von hier ziemlich genau nach Osten zu laufen, bis sie in dem Staate Delaware eine Breite von 37°—38° erreicht (Fort Severn, Breite 38° 58′, Temperatur 13°,91; Chapel Hill, Breite 35° 54′, Temperatur 15°,66; Nashville, Breite 36° 5′, Temperatur 15°,43). Von hier hebt sie sich allmälig nach Norden und erreicht die Westküste Europa's etwa an der Grenze von Spanien und Portugal, geht dann nördlich von Rom (Temperatur 15°,48) und durch den nördlichen Theil der Türkei fort. Die Ostküste Asiens erreicht diese Linie im südlichen Theile von Korea und Japan (Nangasaki, Breite 32° 45′, Temperatur 16°,01).

6) Die Isotherme von 10° durchschneidet die Westküste Amerika's an der Mündung des Columbiaflusses (Fort Georg, Breite 46° 18′, Temperatur 9°,29; Fort Vancouver in 45° 36′ N., Temperatur 10°,81), senkt sich dann nach Südosten, geht durch den nördlichen Theil des Staates Ohio und erreicht südlich von Neu-York die Küste des atlantischen Meeres. Hier hat die Isotherme von 10° auffallend einen gegen den Äquator converen Scheitel, schnell hebt sie sich gegen Europa und läuft in der Nähe von London fort (London, Breite 51° 31′, Temperatur 9°,83; Dublin, Breite 53° 21′, Temperatur 9°,56). Hier im westlichen Europa aber erreicht diese Isotherme ihren nach Norden converen Scheitel, denn bei ihrem weiteren Verlaufe senkt sie sich nach Süden, geht durch Böhmen (Prag, Breite 50° 16′, Höhe 100 Toisen, Temperatur 9°,97; Dresden, Breite 51° 3′, Höhe 60 Toisen, Temperatur 8°,31) und den nördlichen Theil des schwarzen Meeres (Nicolaieff, Breite 46° 58′, Temperatur 9°,43; Sevastopol, Breite 44° 35′, Temperatur 11°,67). Die Ostküste Asiens durchschneidet diese Linie vielleicht im nördlichen Theile der japanischen Insel Nipon.

7) Die Isotherme von 5° durchschneidet die Westküste Amerika's nördlich von Neu-Archangelsk auf der Insel Sitcha (Breite 57°, Temperatur 7°,09), jedoch scheint sie zu diesem Orte bereits aus einer südlichern Gegend gekommen zu sein, da Iluluk auf der Insel Unalaschka in der Breite von 53° 53′ nur eine Temperatur von 4°,03 hat. Schnell senkt sie sich gegen Südosten, durchschneidet den Michigansee (Fort Brady 46° 39′, Höhe 93 Toisen, Temperatur 4°,89) und die Ostküste Amerika's in dem Staate Maine (Eastport, Breite 44° 54′, Temperatur 5°,43; Halifax, Breite 44° 44′, Temperatur 4°,77). Dann durch den südlichen Theil Neufundlands gehend, läuft sie nördlich von den Farörern fort und durchschneidet die Küste Norwegens etwa in der Gegend von Drontheim (Breite 63° 26′, Temperatur 4°,48). Sowie sie über die scandinavischen Alpen gegangen ist, senkt sie sich nach Südosten, läuft nördlich von Christiania und Stockholm, südlich von Moskau und Kasan fort

Digitized by Google

und erreicht die Küste Asiens etwa in der Mitte der Kurilenkette.

8) Die Isotherme von 0° senkt sich aus dem nordwestlichen Theile von Nordamerika gegen Südosten, scheint durch den südlichen Theil des Winipegsees zu gehen und den südöstlichen Winkel von Labrador zu durchschneiden. Von hier schnell nach Nordosten aufsteigend, durchschneidet sie die Nordspitze Norwegens, senkt sich aber im Innern Lapplands schnell nach Süden, zu vielleicht der Bergkette parallel nach Südwesten. Von hier läuft sie durch den nördlichen Theil des finnischen Meerbusens, nördlich von Kasan und Barnaul fort, hebt sich aber gegen die Nordküste Asiens nordöstlich und durchschneidet diese etwa in der Breite von 56° in der Mitte von Kamtschatka.

Die bisher betrachteten Linien zeigen die Hebung von Amerika's Ostküste nach Europa's Westküste sehr auffallend; zugleich fällt die schnelle Abnahme der Wärme in der Gegend auf, wo der Golfstrom sich schnell nach Osten bewegt. Zeichnen wir sie auf einen Erdglobus, so laufen sie noch um die ganze Erde. Bei den weiter nach Norden liegenden Isothermen ist dieses nicht mehr der Fall, sie bilden in jedem Continente besondere, in sich selbst geschlossene, Systeme; höchstens würde sich noch die Isotherme von — 5° mit schnell steigendem Scheitel in beiden Meeren dem Pole nähern. Ich will hier noch kürzlich die wichtigsten Umrisse dieser Linien angeben.

9) Die Isotherme von — 5° tritt vielleicht westlich vom Mackenzieflusse schnell nach S.O. laufend ins Innere von Nordamerika, erreicht etwa 90° westlich von Greenwich ihren südlichsten Punkt, indem sie sich hier in einer Breite von 52° zeigt; sich nun nach N.O. hebend, läuft sie durch den nördlichen Theil von Labrador (Nain, Breite 57° 30′, Temperatur — 3°,24; Okak, Breite 57° 0′, Temperatur — 3°,62) und durchschneidet die Westküste Grönlands etwa in der Gegend des Polarkreises. Ein anderer Zweig dieser Linie tritt schnell, nach S.S.O. laufend, zwischen dem weißen Meere und Novaja Semlja in das Innere unseres Continentes, läuft mehre Grade nördlich von Tobolsk fort und erreicht im Meridiane von Irkutsk seinen nach Norden concaven Scheitel, worauf er sich wieder nach N.O. hebt und die Nordostküste Asiens im Lande der Tschuktschen zu verlassen scheint.

10) Die Isotherme von — 10° scheint, schnell von Norden kommend, durch den nördlichen Theil des Bärensees zu gehen, streicht dann in der Nähe des Fort Reliance (Breite 62° 46′ N., Temperatur — 10°,18) vorbei und hebt sich weiter östlich wieder nach Norden. Die im alten Continente liegende Curve geht durch Novaja Semlja (Felsenbai, Breite 70° 37′, Temperatur — 9°,44; Matotschkin Scharr, Breite 73° 15′, Temperatur — 8°,38), läuft dann in der Nähe von Irkutsk vorbei, und sich nun schnell nach N.O. hebend, läuft sie südlich von Nishni Kolymsk fort.

11) Die Isotherme von — 15° läuft südlich von Melville's Insel durch den Elisabethhafen in Boothia (Breite 65° 59′, Temperatur — 15°,13) und hebt sich nun wieder schnell nach Norden, nördlich von der Insel Igloolik fortlaufend (Breite 69° 20′, Temperatur — 13°,89). Die Nordküste Sibiriens scheint diese Linie mehre Grade westlich vom Vorgebirge Taimura zu durchschneiden und dann durch Ustjansk zu gehen.

Weiter nördlich läßt sich die Beschaffenheit der Wärme aus Mangel an Beobachtungen nicht bestimmen; indessen hat die Frage nach der Temperatur des Poles die Physiker mehrfach beschäftigt. Die meisten älteren Untersuchungen gaben ihm eine Wärme, welche jedenfalls zu hoch war; später unterschied Arago bei diesem Probleme die beiden Fälle, wo das Meer, oder wo das Festland sich bis zum Pole erstreckte. Im ersteren Falle glaubte er, daß die vorhandenen Messungen dem Pole eine Temperatur von — 18° gäben, im zweiten Falle würde dieselbe — 32° sein. Während aber die älteren Bestimmungen dem Pole eine zu große Wärme geben, scheinen diese Werthe etwas zu klein zu sein.

Die Polarreisen in den letzten 20 Jahren machen es sehr wahrscheinlich, daß das Meer sich bis zum Pole erstrecke; gehen wir davon aus, so geben die von mir gemachten Zusammenstellungen dem Nordpole sehr nahe eine Temperatur von — 8°; eine Größe, welche sich wol nicht sehr von der Wahrheit entfernt, da die Messungen an der Westküste Amerika's, der Ostküste Asiens und der Westküste Europa's nahe zu demselben Werthe führen. Hätten wir die Temperatur des Seewassers in den beiden großen Meeren untersucht und aus den in verschiedenen Breiten gefundenen Größen das Gesetz hergeleitet, welches die Verbindung zwischen Polhöhe und Wärme angibt, so hätten wir in beiden nahe dieselbe Größe gefunden; darnach wird die Temperatur des Meeres am Nordpole — 5°,6, etwas größer als die der Luft. Der Unterschied zwischen Luft und Meer muß darin gesucht werden, daß die vom Lande kommenden Winde die Luft am Pole erkalten.

Vergleichen wir aber diese Größen mit der Temperatur verschiedener Orte in den nördlichen Theilen beider Continente und betrachten zugleich die Biegung der Isothermen, soweit diese noch durch directe Messungen bestimmt sind, so leuchtet von selbst ein, daß der Nordpol nicht der kälteste Punkt unserer Halbkugel sein könne. Brewster behauptete zuerst, daß jedem Continente ein kältester Punkt entspräche, sodaß wir genöthigt wären, zwei Kältepole zu unterscheiden; er glaubte, beide lägen in etwa 80° nördlicher Breite und in den Meridianen 95° östlich und 100° westlich von Greenwich. In meinem Lehrbuche der Meteorologie habe ich gezeigt, wie einer dieser Punkte nördlich von der Barrowsstraße, der zweite nahe am Vorgebirge Taimura in Sibirien läge. Berghaus in seinem physikalischen Atlas verlegt den amerikanischen Pol nach etwa 78° nördlicher Breite und 90° westlicher Länge, und gibt ihm eine Temperatur von — 19°,7; den asiatischen Kältepol verlegt er nach 79½° nördlicher Breite und 120° östlicher Länge und gibt ihm eine Temperatur von — 17°,2; jedoch scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß letzterer zu weit östlich gelegt sei, und daß er zwischen 70° und 110° östlicher Länge sich befinde.

Alle bisherigen Bestimmungen bezogen sich auf die

Digitized by Google

nördliche Halbkugel. Was die Wärme der südlichen betrifft, so fehlt es noch zu sehr an umfassenden Beobachtungen, um auf dem Wege der Erfahrung hinreichend scharfe Gesetze aufzustellen. Nur von der Ostküste Amerika's besitzen wir einige Messungen, welche sich bis zu höheren Breiten erstrecken; jedoch läßt sich nicht einmal über den inneren Werth dieser wenigen Bestimmungen ein genaues Urtheil fällen. Diese sind folgende:

Maranham,	Breite	2° 29′,	Temperatur	27°,40
Rio Janeiro	=	22. 56	=	23,42
Buenos Ayres	=	34. 36	=	17,00
Falklandsinseln	=	51. 0	=	8,46
Hunger-Hafen	=	53. 44	=	5,04

Darnach wird die Isotherme von 5° nahe durch die äußerste südliche Spitze von Amerika gehen. In dieser Breite aber von etwa 55° durchschneidet die Isotherme von 5° auch die Westküste Amerika's, während dieses an den Ostküsten beider Continente mehre Grade südlicher, im westlichen Europa aber 5—10° nördlicher geschieht. Wir sehen daraus also, daß bis zu einer Breite von etwa 50° die mittlere Temperatur beider Halbkugeln ungefähr gleich ist, wenigstens soweit, als wir den bisherigen Messungen trauen dürfen. Wollten wir aber die Temperatur des Poles aus denen der südlichsten Punkte herleiten, so würden wir sie mehre Grade kleiner finden, als die des Nordpoles, und ebendieses geben die Messungen in Betreff der Wärme des Meeres.

Über die Temperatur der südlichen Halbkugel herrschen jedoch ziemlich allgemein unrichtige Ansichten, indem meistens angenommen wird, daß sie viel kleiner sei, als die der nördlichen. Wären die Erfahrungen hierüber indessen nicht vorzugsweise von Reisenden aus dem sehr warmen westlichen Europa gesammelt, sondern hätten Bewohner des östlichen Asiens oder Amerika's die hierher gehörigen Thatsachen beobachtet, so würden sie vielleicht andere Folgerungen gemacht haben. Gegen die übertriebenen Vorstellungen von der Kälte der südlichen Halbkugel traten besonders le Gentil, Kirwan uhd Humboldt auf; namentlich bemerkte Kirwan, daß man daraus, daß die Reisenden hier sehr kalte Sommer erlebten, nicht schließen dürfe, daß die Winter, und mithin die mittlere Temperatur, ebenso kalt seien, da die große Wassermasse auf eine gelinde Winterwärme schließen lasse. Ist es nun auch gleich wahrscheinlich, daß in höheren Breiten die Temperatur der südlichen Halbkugel geringer ist, als die der nördlichen, wenigstens wenn die Küsten in dieser genommen werden, so enthalten doch die vorhandenen Nachrichten darüber Widersprüche, welche wenigstens zeigen, daß die Beobachtungen einseitig aufgefaßt sind.

Die einzigen Quellen, aus denen wir lange Zeit unsere Kenntnisse über die Temperatur jener Gegenden entlehnten, oder welche wenigstens bei dem Aufsehen, welches das ganze Unternehmen erregte, vorzugsweise benutzt wurden, waren die Berichte von Cook's zweiter Reise, zumal da der Naturforscher derselben (J. R. Forster) alles dasjenige, was er beobachtet hatte, in einem lebhaften und übersichtlichen Gemälde darstellte. Cook wurde durch die großen Eismassen verhindert, viel über den Polarkreis zu kommen; doch gelang dieses späterhin mehren Reisenden, und namentlich fand Weddell in 74° südlicher Breite noch ein offenes Meer, auf welchem er nur einzelne Eismassen erblickte. Daneben werden uns Schilderungen von dem Ansehen verschiedener Gegenden mitgetheilt, welche jedoch einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. So erzählt J. R. Forster: „Die Gebirge der Insel Neu-Georgia sind mitten im Sommer mit Schnee beladen, der sich bis an den Meeresstrand herab erstreckt. Nur auf Landspitzen, wo die Sonne noch einigermaßen wirken kann, schmilzt endlich jene Winterdecke und läßt den schwarzen Felsen völlig entblößt zurück. Wir fanden an unserm Landungsplatze nur zwei Pflanzenarten, nämlich das Hakenkraut (Ancistrum decumbens *Forst.*), und eine Art des Knauelgrases (Dactylis glomerata)." Freilich ein eigenes Klima in 54½° südlicher Breite, welches nur zwei Pflanzen erzeugen und in welchem der Schnee mitten im Sommer fast am Meeresstrande liegen soll; aber Cook's Schilderung von dieser Insel zeigt, daß Gletscher sich von den bis in die Wolken ragenden Gebirgen bis an die Meeresküsten erstreckten; da ferner die Reisenden nur kurze Zeit am Lande waren, so konnte nach Schouw's richtiger Bemerkung unmöglich die ganze Flora der Insel untersucht werden; auch gedenkt Cook noch einer von Forster nicht erwähnten Pflanze, die wie Moos aussah. Weddell, welcher diese Insel später besuchte, sagt, das Gras wachse bis zu zwei Fuß Höhe, und er habe allerlei Gemüse gefunden, welches zwar einen bittern Geschmack hatte, aber kräftig gegen den Scharbock wirkte. Selbst mehre Grade südlicher zeigt Neu-Süd-Shetland noch ein Gras, nebst einer Flechte, welche dem isländischen Moos ähnlich ist.

Ebenso abschreckend lautet die Schilderung, welche Forster vom Feuerlande macht: „Die westliche Küste ist ein nacktes und ödes Felsengebirge mit schneebedeckten Gipfeln. In einem großen Hafen desselben, nordwestwärts vom Cap Horn, wo wir einige Tage zubrachten, fand man nirgends eine Spur des Pflanzenreiches, ausgenommen auf etlichen flachen, felsigen Holmen, die mit einem sumpfigen, moosartigen Wasen bedeckt waren, und in den niedrigsten Thälern oder Bergklüften ein kleines Gesträuch, darunter nur selten ein Baum war, aufzuweisen hatten." Dagegen erwähnt Cook an ebendieser Stelle einen großen Reichthum von Pflanzen, nebst Wäldern. Wollen wir hier dem Urtheile des Naturforschers auch ein größeres Gewicht geben, als dem des Capitains, so müssen wir annehmen, daß Forster das Unglück gehabt habe, nach einer Gegend zu kommen, wo keine Pflanzen vorhanden waren; denn noch südlicher konnte Weddell Bäume zu Bretern sägen lassen. Weit glücklicher als Forster war der aufmerksame Banks auf Cook's erster Reise in der St. Vincentsbai neben der Straße le Maire, denn in Zeit von vier Stunden fand er mehr als 100 neue Pflanzen, daneben treffliches Gras und viel gutes Holz. Die Birken (Betula antarctica), aus denen die Wälder meistens bestanden, hatten einen Stamm von 30—40 Fuß Länge und 2—3 Fuß Dicke; ganz das-

Digitized by Google

selbe galt von den Buchen (Fagus antarctica). Und doch scheinen wir annehmen zu müssen, daß hier an der Küste die Bäume nicht einmal gehörig ausgewachsen waren; denn nur einen Grad nördlicher fand Byron am Hungerhafen in der Magellansstraße (mittlere Temperatur 5°) die schönsten Bäume, die er jemals gesehen hatte, sodaß er überzeugt war, daß man aus dieser Gegend die ganze britische Marine mit den besten Masten der Welt versehen könnte. Einige Bäume waren sehr hoch und hatten mehr als 8 Fuß im Durchmesser; in den Wäldern fand er viele Papageien und die Eingebornen gingen fast nackt einher; ein hinreichender Beweis, daß der Winter nicht sehr kalt sein kann.

Wenn aber Forster von den großen Schneemassen spricht, welche er dort antraf, so sind dieses jedenfalls Gletscher, welche sich ja auch in den Schweizeralpen bis in die Region der Kornfelder erstrecken. Dieses geht wenigstens aus allen Schilderungen von Reisenden hervor. So sagt schon Magellan, daß das Land aus schneebedeckten Bergen bestehe, gewisse Wälder mit großen Bäumen ausgenommen; als hier die Holländer unter Simon de Cordes und Sebald de Wert im J. 1599 zwischen hohen Schneebergen durchsegelten, fanden sie in 54° S. hohe Bäume, deren Stämme dick genug waren, um 2½ Fuß breite Bretter zu sägen, und ebenso gedenkt Drake der immer grünen Bäume, neben denen sich eine Menge guter Pflanzen mit trefflichen Früchten befand. Diese Nachrichten von älteren Reisenden werden auch durch die Erfahrungen bestätigt, welche Capitain King in neueren Zeiten machte.

Daß in einem so stürmischen und regnerischen Lande, als die Südspitze Amerika's ist, der Sommer höchst unangenehm sei, bedarf wol keines Beweises; aber ebendiese kalten Sommer haben gelinde Winter zur Folge, grade so, wie wir es in Norwegen finden.

Man hat sich bemüht, verschiedene Gründe für diese geringere Temperatur aufzusuchen. Da nämlich wegen der elliptischen Bahn der Erde der Sommer in der südlichen Halbkugel einige Tage kürzer ist, als in der nördlichen, so glaubte man, dem Sommer eine geringere Wärme, dem Winter eine größere Kälte geben zu müssen. Doch ist dieser Umstand nur von geringer Bedeutung, und wird zum Theil dadurch compensirt, daß die Erde der Sonne bei südlicher Declination der letzteren näher ist.

Andere haben die große Menge von Wasser in der südlichen Halbkugel angeführt; dieses nämlich reflectirt einen Theil der auffallenden Strahlen, ein anderer dringt ins Innere des Meeres, erwärmt dieses, und kann daher keine große Erwärmung der Erdoberfläche bewirken. Jedoch dürfte wol im Laufe der Jahrtausende die Erwärmung der inneren Schichten längst ihre Grenze erreicht haben. Ganz dasselbe würde auch der Fall sein, wenn man die große Wärmecapacität des Wassers in Vergleich mit der der festen Erdrinde in Anschlag bringen wollte. Dadurch werden nur die jährlichen und täglichen Schwankungen kleiner, aber ohne Einfluß bleibt dieser Umstand auf die mittlere jährliche Temperatur. Ja man könnte sogar umgekehrt folgern, daß die südliche Halbkugel wegen ihrer großen Wassermasse wärmer sein müßte, als die continentale nördliche. Denn da die Festländer eine mehr trockene, wenig verdunstende Oberfläche haben, so müssen sie die Dämpfe von den umgebenden Meeren erhalten, und da mithin die Atmosphäre über letzteren trockener ist, als in der südlichen Halbkugel, wo sie fast allenthalben in gleichem Grade trocken ist, so müßte die nördliche Halbkugel wegen stärkerer Verdunstung des Meeres und der größeren Menge von Wärme, welche die Dämpfe binden, kälter sein. Außerdem aber zeigt die Biegung der Isothermen in der nördlichen Halbkugel, wie grade die Küsten durch die Nähe des Meeres sich durch eine Temperatur auszeichnen, welche die des Landes übersteigt.

Ich glaube, daß vorzugsweise die eigenthümliche Configuration des Landes die Ursache der geringeren Wärme in höheren südlichen Breiten ist. In der nördlichen Halbkugel wird das Wasser der Äquatorialströme in beiden Meeren durch die Westwinde nach höheren Breiten getrieben, und trägt dadurch zur Erwärmung, besonders der westlichen Küsten, bei. In der südlichen Halbkugel aber bewegt sich der Strom des indischen Meeres sogleich an der Westküste Afrika's nach Norden, kann also nicht dazu beitragen, die dem Pole näher liegenden Gegenden zu erwärmen. Ebenso wenig scheinen sich Ströme vom Cap Horn aus nach Süden zu verbreiten. Sollte es sich noch bestätigen, was neuere Reisen anzudeuten scheinen, daß sich am Südpole größere Ländermassen befänden, so würden diese nicht blos die Äquatorialströme zurückwerfen, sondern ihre Temperatur würde wahrscheinlich ebenso, wie dieses in Sibirien und Nordamerika der Fall ist, sehr niedrig sein, dergestalt, daß die von ihnen kommenden Winde die Temperatur der Gegenden, welche näher am Äquator liegen, herabdrückten.

Noch in der Kürze will ich die Änderungen der Temperatur nach der verticalen Richtung betrachten. Je höher wir in einem Gebirge steigen, desto kleiner wird die Temperatur in Vergleich mit derjenigen der tiefer liegenden Punkte. Zwar geschieht es nicht selten, daß ein Punkt, welcher mehre tausend Fuß höher ist, als ein in der Nähe befindlicher in der Tiefe, nicht viel kälter ist, als letzterer, ja es kann sich ereignen, daß der höhere sogar wärmer ist. Jedoch sind dieses Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetze, deren Grund größtentheils in der Windrichtung und der Witterung zu jener Zeit zu suchen ist. Denn nicht selten wehen in der Höhe warme südliche Winde, während in der Tiefe kalte Nordwinde herrschen. Um daher die Größe dieser Wärmeabnahme kennen zu lernen, müssen wir das Mittel aus einer großen Zahl von Messungen nehmen. Das Gesetz jedoch, nach welchem die Wärme bis zu den obersten Regionen der Atmosphäre abnimmt, ist bis jetzt unbekannt; innerhalb der Grenzen, in denen die vorhandenen Messungen liegen, begeht man keinen großen Fehler, wenn man annimmt, daß gleichen Höhenunterschieden gleiche Temperaturdifferenzen entsprechen. Ist also die erstere dieser Größen bekannt, so wird sie durch letztere dividirt, und der

Digitized by Google

Quotient gibt dann die Höhe, um welche man sich erheben muß, wenn die Wärme um einen Grad sinken soll.

Stellen wir längere Zeit gleichzeitige Beobachtungen in der Höhe und Tiefe an, so zeigt sich, daß, abgesehen von den erwähnten anomalen Thatsachen, die Wärmeabnahme nicht zu allen Tages- und Jahreszeiten gleich ist. Der Einfluß der Tageszeiten wurde besonders durch eine Reihe von Messungen erwiesen, welche Saussure auf dem Col du Géant in einer Höhe von etwa 10,000 Fuß über dem Meere machte, während das Thermometer gleichzeitig in Genf und in Chamouni beobachtet wurde. Ebendieses zeigen mehrwöchentliche Messungen, welche ich auf dem Rigi und Faulhorne gemacht habe, während in Basel, Bern, Genf und Zürich gleichzeitig der Stand der Instrumente aufgezeichnet wurde. Darnach nimmt die Wärme am schnellsten ab um etwa 5 Uhr Abends, am langsamsten um die Zeit des Sonnenaufganges, und der Unterschied der zu beiden Zeiten gefundenen Werthe beträgt nahe ⅓ der Größe, um welche man sich im Mittel des Tages erheben muß, wenn die Wärme um 1° sinken soll.

Nicht minder deutlich tritt in unseren Klimaten die jährliche Periode hervor. Sehr auffallend zeigen dieses die Messungen, welche seit einer Reihe von Jahren gleichzeitig in Genf und auf dem St. Bernhard gemacht worden. Um jedoch die Anomalien zu entfernen, welche etwa in einem unregelmäßigen Gange der Witterung oder in der Lage des Ortes ihren Grund haben, ist von mir ein zweites Verfahren angewendet worden. Ich habe auf beiden Seiten der Alpen zwischen den Parallelen von 45° und 50° und zwischen den Meridianen Genf und Wien 30 Orte genommen, deren Temperatur in den einzelnen Monaten bekannt war. Rechnete ich die Länge λ von einem in der Mitte liegenden Meridiane aus, nahm die Polhöhen φ und Meereshöhen h und verband dann die Temperaturen T_φ durch die Gleichung

$$T_\varphi = T + a\cos^2\varphi + b\sin\lambda + ch,$$

so gab der aus der Erfahrung hergeleitete Coëfficient c die Anzahl von Toisen, um welche man sich erheben muß, wenn die Wärme um 1° sinken soll. Auf diese Weise habe ich folgende Tafel für die Höhe gefunden, welche in Toisen einer Wärmeabnahme von 1° entspricht.

Monat.	Genf und St. Bernhard.	Südliches Teutschland und nördliches Italien.
Januar	132,8	132,0
Februar . . .	114,2	99,3
März	93,6	81,9
April	90,3	82,4
Mai	91,4	81,0
Juni	90,4	76,1
Juli	92,9	76,3
August	101,0	74,9
September . .	101,0	83,1
October	100,5	91,2
November . .	124,1	100,3
December . . .	111,8	119,8
Jahr	103,7	83,6

In beiden Reihen tritt sehr auffallend die Thatsache hervor, daß das Thermometer im Sommer mit der Erhebung über den Ebenen weit schneller sinkt, als im Winter; stimmen darin beide überein, so zeigen die Größen, namentlich im Sommer, sehr bedeutende Abweichungen von einander. Ich bin jedoch geneigt, den in der dritten Spalte mitgetheilten Größen den Vorzug zu geben; denn der Einschnitt im Gebirgskamme, in welchem das Kloster auf dem St. Bernhard liegt, ist dem Eindringen der warmen Südwinde geöffnet, in Folge deren das Thermometer mehr oder weniger steigt; besonders wird im Sommer der heiße Luftstrom, welcher sich über der Sahara erhebt, in den höchsten Luftschichten nach Norden fließt und sich in den Alpen herabsenkt, ein bedeutendes Steigen der Temperatur veranlassen, sodaß man eine zu langsame Abnahme der Wärme findet. Dieser bedeutende Einfluß einer localen Erwärmung verschwindet zum Theil bei der Zusammenstellung einer größeren, in verschiedenen Localitäten angestellten Reihe von Messungen, wie dieses bei den in der dritten Spalte gegebenen Größen der Fall ist.

Außer den Alpen ist diese Größe vorzugsweise nur noch in Südamerika durch die Arbeiten Humboldt's bestimmt worden. Darnach nimmt an schnell aufsteigenden Bergen die Wärme um einen Grad ab, wenn wir um 98 Toisen aufwärts steigen; dagegen beträgt diese Größe auf Bergebenen 125 Toisen. Eine Reihe von Orten im südlichen Hindostan, bei denen Länge und Breite mit in die Rechnung gezogen wurde, gibt 91 Toisen; dagegen finden wir im nördlichen Hindostan 116,5 Toisen, also nahe ebenso, als es Humboldt für größere Ländermassen angibt. Die Orte im westlichen Sibirien geben 127 Toisen, die in den vereinigten Staaten Nordamerika's 114 Toisen.

Ich glaube nicht, daß diese Differenzen ihren Grund blos darin haben, daß die von mir benutzten mittleren Temperaturen der verschiedenen Orte nicht in denselben Jahren gefunden sind; vielmehr scheint es, als ob die Configuration der Länder dabei von wesentlichem Einflusse sei. Steigt der Boden allmälig an, oder haben wir es mit weit ausgedehnten Hochländern zu thun, dann ändert sich die Wärme allenthalben auf der Erde weit langsamer, als in steilen Gebirgen; in jenem Falle können wir etwa 120, in diesem noch nicht ganz 100 Toisen annehmen.

Dieses Phänomen der Wärmeabnahme mit der Höhe scheint auf den ersten Anblick mehren Thatsachen zu widersprechen, welche man mit Leichtigkeit in jedem Gebirge wahrnehmen kann. Steigen wir nämlich bei schönem Wetter aufwärts, so ist die Hitze der auf unseren Körper fallenden Sonnenstrahlen sehr drückend, weit mehr als dieses in den Ebenen der Fall ist, namentlich dann, wenn das Wetter windstill ist. Hängen wir gleichzeitig ein Thermometer in die Sonne und ein zweites in den Schatten, so ist der Unterschied beider in bedeutender Höhe weit größer, als in der Tiefe, was auch directe Messungen über die Schwächung des Sonnenlichtes beim Durchgange durch die Atmosphäre erweisen. Da also in den oberen Schichten die Sonnenstrahlen wegen des kür-

Digitized by Google

zeren Weges, den sie zurückgelegt haben, weniger geschwächt ankommen, so sollte man hier eine höhere Temperatur erwarten. Mehre andere Ursachen bewirken indessen das Gegentheil.

Wäre die Luft kein elastischer Körper, sondern hätte sie allenthalben dieselbe Dichtigkeit als im Niveau des Meeres, so würde die Atmosphäre in einer Höhe von etwas mehr als einer Meile eine scharf begrenzte Oberfläche haben. Außerhalb der letzteren befände sich ein leerer Raum von einer sehr niedrigen Temperatur, in welchem die Erde ihren Weg machte. Indem nun die oberste Schicht der Atmosphäre mit dieser kalten Region in Berührung stände, würde sie die niedrige Wärme derselben annehmen und durch Leitung sich ein Theil dieser Kälte nach Unten verbreiten. Ganz etwas Ähnliches muß auch dann stattfinden, wenn, wie es der Fall ist, die Dichtigkeit der Luft nach Oben abnimmt. Stets aber wird die auf diese Weise bewirkte Abnahme der Wärme von Unten nach Oben sehr klein sein, da schon die flüssigen Körper sehr schlechte Wärmeleiter sind, und dieses noch mehr bei den Gasen der Fall zu sein scheint. Dafür aber gibt die Beweglichkeit dieser Körper Veranlassung zu der Wärmeabnahme. Wenn nämlich die Theilchen der obersten Schicht kälter geworden sind als die darunter liegenden, so wird ihre Dichtigkeit größer, und sie sinken in die Tiefe, während andere an ihre Stelle treten. Bei dieser Bewegung theilen sie den tieferliegenden Schichten einen Theil ihrer geringern Wärme mit, und so werden diese erkaltet.

Wichtiger ist eine Verschiedenheit zwischen dunkeln und leuchtenden Wärmestrahlen bei ihrem Durchgange durch Körper. Wenn die Wärmestrahlen zugleich leuchtend sind, wie es z. B. bei denen der Fall ist, welche von der Sonne oder von glühenden Metallen kommen und dann auf durchsichtige Körper treffen, so gehen sie zwar hindurch, aber ein Theil der Strahlen wird zurückgehalten und dient zur Erwärmung des Körpers selbst. Die Menge von Strahlen, welche auf diese Weise absorbirt werden, hängt von der Beschaffenheit und Dicke des Körpers ab, durch welchen sie gehen, kann aber am einfachsten als ein aliquoter Theil der ankommenden Wärmemenge angesehen werden. Gehen die Wärmestrahlen von einem nicht leuchtenden Körper aus, z. B. von einem Gefäße, welches mit heißem Wasser gefüllt ist, so lassen zwar die erwähnten Körper ebenfalls Wärmestrahlen hindurch, aber der Verlust ist in diesem Falle weit größer als im ersten, die Menge Strahlen, welche zur Erwärmung des Körpers verwendet werden, weit bedeutender. Obgleich bisher noch keine directen Versuche gemacht sind, um die Schwächung der dunkeln Wärmestrahlen beim Durchgange durch die atmosphärische Luft zu bestimmen, so ist es doch nach der Analogie mit allen übrigen Körpern sehr wahrscheinlich, daß sie den dunklen Wärmestrahlen, welche durch sie hindurchgehen, einen weit größeren Widerstand entgegensetze, als den leuchtenden. Wenn daher die Sonnenstrahlen die Atmosphäre durchdringen, so verlieren sie allerdings bei jedem Schritte einen Theil ihrer Wärme, welchen sie an die Lufttheilchen abgeben, durch welche sie hindurchgehen, aber es kommt doch noch ein großer Theil von ihnen zum Boden und dieser erhält dadurch eine hohe Temperatur. Dieser strahlt nun die Wärme aus nach Oben, aber diese Strahlen sind theils dunkel, theils weniger leuchtend als diejenigen, welche von der Sonne kommen, und so erleiden diese Strahlen eine weit größere Schwächung als die der Sonne, es werden daher vorzugsweise die untersten Schichten erwärmt. Diese Verschiedenheit in der Temperatur der untern und obern Schichten wird noch mehr dadurch begünstigt, daß die Dichtigkeit der Luft sich mit der Höhe ändert. Nicht blos verschlucken die untern und dichteren Luftschichten, welche denselben Raum einnehmen, eine größere Menge von Sonnenstrahlen und werden dadurch stärker erwärmt, sondern sie sind es auch, durch welche zuerst die vom Boden ausgehenden Wärmestrahlen dringen, wodurch sie bei der großen Absorption lebhaft erwärmt werden und den höheren Lufttheilchen eine geringere Wärmemenge zukommen lassen. Eine ähnliche Wärmestrahlung findet bei allen Lufttheilchen statt, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist; jedes von ihnen strahlt nach Oben und nach Unten Wärme aus, aber da die Luft nach Oben immer weniger dicht wird, so wird von den nach Unten gehenden Strahlen ein weit größerer Theil aufgehalten und zur Erwärmung verwendet als von den nach Oben gehenden, welche zum Theil in den leeren Himmelsraum dringen.

Die eben erwähnten Umstände geben uns auch einen Grund für den wichtigen Einfluß, welchen Tages- und Jahreszeiten auf die Schnelligkeit der Wärmeabnahme haben. Wenn bei heiterem Wetter und hohem Stande der Sonne der Boden sehr stark erwärmt wird, so erhält er eine weit höhere Temperatur als bei trübem Wetter und tiefem Stande der Sonne, dann aber strahlt er zugleich sehr lebhaft Wärme aus. Die dadurch bewirkte Erwärmung aber zeigt sich vorzugsweise in den untersten Schichten, und daher finden wir im Sommer und in den heißen Tagesstunden eine so schnelle Abnahme der Wärme. Wird der Boden selbst auf bedeutende Strecken in die Höhe gehoben, dann ist die Wärme strahlende Quelle den höheren Schichten der Atmosphäre näher, wenn sich daher das Gebirge in ein Hochland verwandelt, wird auch die Wärmeabnahme weit langsamer. Hierbei bleibt aber stets die Frage unentschieden, wie die numerischen Verhältnisse sein würden, wenn wir hierbei nicht sowol das Resultat aller auf das Thermometer wirkenden Ursachen, als vielmehr die wahre Wärme der Luft verglichen. Denn da das Glas, aus welchem die Thermometerkugel besteht, einer von denjenigen Körpern ist, welche die strahlende Wärme am lebhaftesten absorbiren, so wird darauf die Strahlung des Bodens einen sehr großen Einfluß haben, seine Temperatur am Tage bedeutend über die der Luft erhöhen, in der Nacht dagegen herabdrücken. Wenn daher auch wahrscheinlich bei Berücksichtigung dieses Elementes die Wärmeabnahme der Luft eine ähnliche Abhängigkeit von Tages- und Jahreszeiten zeigen würde, als wir jetzt gefunden haben, so würde doch der Unterschied zwischen Maximum und Minimum bedeutend verkleinert werden. Eine Bestimmung dieser Art, welche auch Behufs des Höhen-

Digitized by Google

messens mit dem Barometer von praktischem Interesse sein würde, muß künftigen Zeiten überlassen bleiben.

Zu den bisher erwähnten Umständen gesellt sich noch die geringere Wärmecapacität der dichtern Luftschichten, in denen also bei Aufnahme einer gleichen Menge von Wärme das Thermometer höher steigt.

Gewöhnlich wird als die wichtigste Ursache der Wärmeabnahme die Bewegung der auf- und absteigenden Luftströme angesehen. Wenn nämlich die Luft am Boden stark erwärmt wird, so dehnt sie sich in Folge dieser Temperaturerhöhung aus, erhält eine geringere Dichtigkeit als die höheren Schichten, und steigt in die Höhe. Indem aber hier ein geringerer Druck auf sie einwirkt, dehnt sie sich immer mehr aus, steigt weiter in die Höhe, so lange bis ihre Dichtigkeit gleich der der umgebenden Luft ist. Indem aber die Luft sich auf diese Weise ausdehnt, nimmt ihre Temperatur ab, und so bringt sie diese geringere Wärme in die Höhe. Ich muß jedoch gestehen, daß die Ableitung der geringeren Wärme der oberen Luftschichten aus der Kälte, welche dieser aufsteigende Luftstrom bewirkt, mir nicht recht einleuchten will. Geht nämlich eine Luftmasse in die Höhe und erkaltet, so kommt eine ebenso große Luftmasse nach Unten und wird bei der Verdichtung erwärmt, sodaß auf diese Weise eine Compensation stattfindet. Denn gesetzt die Luftmasse stiege 1000 Fuß in die Höhe und es würde durch die bloße Ausdehnung eine gewisse Kälte erzeugt, so müßte eine zweite ebenso große Luftmasse dafür 1000 Fuß sinken und diese würde bei der Condensation um dieselbe Größe erwärmt.

Mehres über die sämmtlichen in diesem Abschnitte behandelten Phänomene in meinem Lehrbuche der Meteorologie II, 1—229, wo ich auch die nöthigen literarischen und numerischen Nachweisungen gegeben habe. Kürzer, aber mit manchen späteren Erfahrungen versehen, ist der Gegenstand behandelt in meinen Vorlesungen über Meteorologie, S. 182—265.

VIII. Magnetismus der Erde.

Wo sich auf der Erde auch eine frei bewegliche Magnetnadel befinden möge, stets nimmt sie eine bestimmte Stellung an und kehrt in letztere mit einer gewissen Kraft zurück, wenn sie aus ihr entfernt wurde. Alle Erfahrungen selbst deuten darauf, daß nicht sowol der Polarstern, wie in früheren Zeiten geglaubt wurde, diese Anziehung auf die Nadel äußere, als vielmehr, daß die Erde selbst dieses thue, und seitdem Gilbert um das J. 1600 zuerst die Erde als einen großen Magneten ansah, hat man sich immer mehr von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt. Bei der Richtung unterscheidet man die Declination und Inclination, indem man die Winkel aufsucht, welche die Nadel theils mit dem Meridiane, theils mit dem Horizonte macht. Die Methoden, wie diese Elemente gefunden werden, sind unter den entsprechenden Artikeln behandelt.

Die drei Stücke: Abweichung, Neigung und Stärke des Erdmagnetismus, geben durch ihre Verbindung die Lage des Magneten an, den wir uns im Innern der Erde vorstellen wollen, und durch den alle magnetischen Phänomene hervorgebracht werden. Die Aufgabe, welche hier vorkommt, ist dieselbe als die in der Experimentalphysik behandelte, wo es sich darum handelt, die Vertheilung des freien Magnetismus in einem Stahlstabe zu bestimmen; eine Magnetnadel wird an verschiedenen, ihrer gegenseitigen Lage nach bekannten, Stellen in der Nähe des Stabes aufgestellt und die Richtung, nach welcher sie gezogen wird, sowie die Kraft, mit der dieses geschieht, werden aufgesucht und der Rechnung unterworfen. So könnte man auch hier die Aufgabe lösen. Es wird eine größere oder geringere Zahl von Magneten ins Innere der Erde verlegt gedacht, dann werden die drei Elemente an einer großen Zahl von Orten beobachtet und aus den letzteren Größen die numerischen Elemente für die Lage und Beschaffenheit der Axen hergeleitet. Aber die Gleichungen, welche auf diese Art erhalten werden, enthalten so viele unbekannte Größen und werden so weitläufig, daß wol kaum ein Rechner die Geduld haben würde, die Aufgabe nur mit soviel Gleichungen aufzulösen, als unbekannte Größen vorhanden sind, noch weniger aber eine größere Zahl von Messungen Behufs der Verminderung des Einflusses, welchen die Beobachtungsfehler haben könnten, vermittels der Methode der kleinsten Quadrate zu verbinden.

Unter diesen Umständen hat man sich bei dieser Untersuchung gewöhnlich mit einer graphischen Darstellung begnügt. Man verband auf einer Karte diejenigen Punkte durch Linien, an denen die Abweichung völlig gleich war. Auf diese Art erhielt man ziemlich regelmäßige Linien, deren Richtung im Allgemeinen von N. nach S. ging, und welche isogonische Linien heißen. Sodann wurden die Punkte verbunden, welche gleiche nördliche oder südliche Neigung hatten. Diese Linien, die Isoklinien, gehen im Allgemeinen von Osten nach Westen rings um die ganze Erde. Ebenso wurden isodynamische Linien gezeichnet, indem man die Punkte verband, an denen die Intensität des Erdmagnetismus gleich war, sei es nun, daß man nur das horizontale Moment der Kraft nahm, oder daß man letztere ganz benutzte.

Am ältesten unter diesen drei Classen von Linien kennen wir die isogonischen Linien. Seit mehren Jahrhunderten haben die Reisenden in verschiedenen Gegenden der Erde die Abweichung bestimmt, und wenn manche dieser Angaben auch vieles zu wünschen übriglassen, so gestatten sie uns doch einen annähernden Blick in das Verhalten dieses Elementes. Weniger gilt dieses von der Neigung. Nicht blos ist die Kenntniß derselben verhältnißmäßig jung, sondern die Instrumente, mit denen sie gefunden ist, waren zum Theil so unvollkommen, daß man für Fehler von mehren Graden nicht stehen konnte. Am spätesten hat man die Intensität aufgesucht und in Betreff dieser waren bis vor wenigen Jahren die Bestimmungen so unvollkommen, daß man nicht wußte, ob Variationen, welche man auffand, ihren Grund in einer Änderung des Erdmagnetismus oder in der der Nadel hätten.

Die Erfahrung zeigt, daß die Abweichung an demselben Orte, abgesehen von den täglichen und jährlichen Variationen, eine große, mehre Jahrhunderte umfassende Periode hat und daß das System der isogonischen Linien also sich mit der Zeit ändert. So war die Abweichung in

Digitized by Google

Paris im 17. Jahrh. östlich, wurde dann 0 und stieg im J. 1824 bis zu 24°, und kehrt nun allmälig wieder zurück. Hansteen hat in seinen Untersuchungen über den Magnetismus der Erde eine große Zahl von Beobachtungen mitgetheilt, welche das Gesagte bestätigen, und in dem dazu gehörigen Atlas hat er mehre Abweichungskarten für verschiedene Zeiten gegeben, welche zum Theil in Gehler's Wörterbuch copirt sind. Hier genüge es, diese Verhältnisse für das J. 1828, den neusten Zeitpunkt, wo wir durch die Arbeiten von Erman und Hansteen Karten dieser Art erhalten haben, mitzutheilen.

Im ganzen westlichen Europa ist gegenwärtig die Abweichung westlich. Wenn wir uns von der Küste in das Innere des Continentes begeben, so nimmt die westliche Declination ab und die Nadel zeigt genau nach Norden. Verbinden wir die Punkte, an denen dieses geschieht, so finden wir, daß eine Linie ohne Abweichung von Norden nach Süden durch das russische Lappland zwischen Umba und Ponoi, etwas westlich von Archangelsk, durch Pensa und Saratow bis zum nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres zwischen Astrachan und Gurief geht. Eine andere Linie ohne Abweichung geht durch die Ostküste des Baikalsees, dann etwas westlich von Wilinsk bis 68° N., wo sie sich gegen Osten dreht und gegen Süden durch das ochozkische Meer geht, sonach also den Theil von Sibirien, welcher zwischen dem Baikalsee und dem großen Oceane liegt, nebst Japan und dem östlichen Theile von China einschließt. Hansteen glaubt, daß diese Linie gegenwärtig eine in sich selbst zurücklaufende Curve sei, welche ein kleines System von westlichen Abweichungen in sich schließt, deren Maximum nicht 5° übersteigt; dagegen verbindet Erman die zuerst erwähnte Linie mit der zweiten, indem er sie nach S.O. fortzieht und dann nach O.S.O. und später O. verlängert; ihr südlichster Punkt liegt darnach in 44° N. und 75° östlicher Länge von Greenwich; darauf hebt sich diese Linie gegen N.O. und vereinigt sich mit der durch den Baikal gehenden Linie ohne Abweichung. Es ist demnach die Gestalt dieser sich mehrfach krümmenden Linie nach Erman nahe ebenso, als sie Hansteen für das J. 1769 gegeben hatte, wo sie etwas östlich von Archangel fortlief, sich dann nach Orsk bewegte, etwas östlich von dem Meridiane dieses Ortes in etwa 45° N. ihren südlichen Scheitel erreichte und sich dann nach N.O. erhob. Nördlich von dieser Linie, also zwischen dem eben erwähnten sibirischen und dem europäischen westlichen Systeme, liegt ein östliches, welches sich bis zum Erdpole erstreckt. Die zu demselben gehörigen Linien laufen von N.W. gegen S.O., erlangen mehr und mehr eine östliche Biegung, erreichen ihren südlichen Scheitel etwa 92° östlich von Ferro, heben sich gegen N.O., erreichen etwa im Meridiane von Jakutsk ihren nördlichen Scheitel und laufen östlich von der durch das ochozkische Meer gehenden Linie ohne Abweichung in den großen Ocean.

Gehen wir demnach auf einem Parallelkreise, etwa dem von 60° N. gegen Osten, so finden wir bei Bergen eine Abweichung von etwa 23° W., es wird letztere geringer und verschwindet etwa in dem Meridiane von Archangel (59° östlich von Ferro); wir finden nun eine östliche Abweichung, welche nach und nach größer wird und ihr Maximum etwa in dem Meridiane von Tara erreicht, wo sie 11½° beträgt; sie wird kleiner und in etwa 130° östlich von Ferro zeigt die Nadel aufs Neue nach Norden. Nun finden wir das System westlicher Abweichungen, deren Maximum von 5° etwa in dem Meridiane von Jakutsk stattfindet, worauf die Abweichung im ochozker Meere verschwindet und später östlich wird. Hätten wir dagegen diese Reise auf dem Parallelkreise von 70° vorgenommen, so hätten wir die Linie ohne Abweichung in der Länge von etwa 57° gefunden; die Declination wäre nun östlich geworden und hätte in dem östlichen Theile des obischen Meerbusens ihr Maximum von fast 20° erreicht; von hier abnehmend hätte sie im Meridiane von Jakutsk etwa 2° betragen, darauf aber hätte sie wieder zugenommen, und im nordöstlichen Sibirien eine Größe von mehr als 20° erreicht.

Der Zweig der Linie ohne Abweichung, welchen wir vorher im Meere von Ochozk verließen, tritt gegen Süden in den großen Ocean und bewegt sich in der Nähe von China fort; wir finden sie sodann wieder in der Nähe von Surabaya auf Java, und von hier geht sie durch Neu-Holland gegen den Südpol der Erde. Westlich von dieser Linie finden wir westliche, auf der andern Seite östliche Abweichung.

Entfernen wir uns von der Westküste Europa's, so nimmt die westliche Abweichung zu und erreicht im atlantischen Meere ihr Maximum; von hier nimmt sie wieder ab und zeigt dann genau nach Norden. Erman hat ein Stück dieser Linie auf seiner Karte gezeichnet. Darnach geht sie durch den östlichen Theil von Südamerika, dann wendet sie sich in nordwestlicher Richtung in das Innere von Nordamerika, gegen Südosten laufend geht sie mitten durch den südlichen Theil des atlantischen Oceanes. Zwischen den beiden erwähnten, durch die südliche Halbkugel gezogenen Linien finden wir im atlantischen und indischen Meere westliche, im großen Oceane aber östliche Abweichung.

Wie schon erwähnt ist, so ändert sich die Lage des magnetischen Meridianes mit der Zeit und mithin auch das System der isogonischen Linien. Bleiben wir z. B. beim nördlichen Europa stehen, so finden wir nach Hansteen[40]), daß von dem Anfange dieses Jahrhunderts die westliche Abweichung in Christiania und Stockholm ebenso im Zunehmen begriffen war, als im übrigen Europa; bald nach dem Anfange dieses Jahrhunderts blieb sie erst einige Zeit unveränderlich, und hierauf fing sie an abzunehmen. In Christiania beträgt die jährliche Abnahme etwa eine Minute; weiter ostwärts, wie in Stockholm, Petersburg u. s. w., beträgt sie zwischen den Parallelkreisen von 50° und 60° jährlich etwa drei Minuten, bis man zur Länge von etwa 60° von Ferro kommt. Hier fängt die Abnahme der westlichen oder die Zunahme der östlichen Abweichung an zu wachsen bis zum Meridiane von Tara (92° O.), wo sie ihr Maximum von neun Minuten erreicht zu haben scheint; weiter ostwärts wird sie wieder geringer und scheint etwas östlich von Selenginsk zu ver-

40) Poggendorff's Annalen XXI, 369.

Digitized by Google

schwinden. Von diesem Punkte an nimmt wieder die westliche Abweichung zu oder die östliche ab, bis gegen den Meridian von Jakutzk, wo die Änderung etwa ihr Maximum von fünf Minuten jährlich erreicht. Weiter ostwärts nimmt die jährliche Veränderung wieder ab, bis sie in der Nähe der Insel Unalaschka verschwindet. An der Nordwestküste Amerika's, z. B. in Sitcha, scheint die östliche Abweichung wieder etwas zuzunehmen. Diese Veränderungen sind nördlich von 60° größer und südlich von 50° N. kleiner, als hier angegeben worden ist.

Hansteen hat auf mehren Abweichungskarten in seinem magnetischen Atlas Linien gezeichnet, durch welche diejenigen Orte verbunden wurden, in denen sich die Declination während eines gegebenen Zeitraumes nicht änderte. Verbindet man z. B. die Orte, an welchen die Nadel ihre Stellung von 1700—1756 behielt, so finden wir eine Linie, welche von Petersburg durch das schwarze Meer, den arabischen Meerbusen und Madagaskar bis 40° S. geht; hierauf wendet sie sich gegen Osten und geht neben der Westküste Neu-Hollands vorbei, nordwärts nach Malacca und China. Die oben mitgetheilten Bemerkungen über die Veränderung der Abweichung zeigen, daß sich der östliche Zweig dieser Linie weiter nordwärts bis zum Baikalsee verlängern läßt, und daß sich ihr westlicher Zweig, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Petersburg nach der Ostküste Spitzbergens ging, jetzt weiter gegen Westen verrückt hat, sodaß er gegenwärtig etwa durch Paris und dicht an der Westküste Norwegens vorbeigeht. Auf dem ganzen Stücke der Erdoberfläche, welches von dieser Linie eingeschlossen ist, also zwischen der Ostsee und dem Baikal, hat sich der Nordpol der Magnetnadel in mehr als 100 Jahren nach Osten, außerhalb dieser Linie nach Westen bewegt.

Vergleicht man die jetzigen Verhältnisse mit denen in früheren Zeiten, so findet man, daß sich um das J. 1600 ein kleines System östlicher Abweichung, dessen Maximum etwa 9° betrug, über ganz Europa und den östlichen Theil des nördlichen atlantischen Meeres erstreckte, und daß die Abweichung in ganz Asien westlich war. Im folgenden 17. Jahrh. drang das westliche Abweichungssystem von der Hudsonsbai schnell in das atlantische Meer hinein, und drängte das vorher erwähnte östliche System gegen Nordosten nach Asien, wo es sich nach gerade über den Pol in Verbindung mit dem östlichen Systeme im großen Oceane setzte, und sich bis auf unsere Zeit immer mehr und mehr entwickelt hat. Von dem westlichen Systeme, welches im J. 1600 über ganz Asien verbreitet war, ist jetzt nur das kleine Stück zwischen dem Baikalsee und Kamtschatka vorhanden, und dieses bewegt sich ebenfalls nach Osten.

Westlich von Europa zeigen die vorhandenen Beobachtungen, daß an der Küste Spitzbergens die Abweichung in mehr als 200 Jahren fast unverändert geblieben ist; weiter westwärts hat sich der Nordpol der Nadel nach Westen gedreht, und diese westliche Bewegung hat ihr Maximum von etwa 12 Minuten des Jahres in der Davisstraße erreicht, ist aber etwas nördlich von Quebeck wieder verschwunden. Ziehen wir eine Linie, in welcher sich die Abweichung von 1700—1770 nicht geändert hat, so geht diese östlich von den Falklandsinseln durch Südamerika bis Neu-Fundland, und muß von hier nördlich von Quebeck gegen Nordwesten durch die Hudsonsbai bis zur Repulsebai fortgesetzt werden. Östlich von dieser Linie hat sich der Nordpol in 200 Jahren nach Westen, westlich von ihr nach Osten bewegt. Wahrscheinlich dreht sich diese Linie, in welcher die Abweichung unverändert ist, von der Repulsebai gegen Westen, und steigt darauf gegen Süden durch die Insel Unalaschka in den großen Ocean hinab. Zwischen diesem Zweige und dem oben erwähnten von Malacca nach dem Baikal gehenden dreht sich der Nordpol der Nadel etwas gegen Westen. Bei Verfolgung eines Parallels rings um die ganze Erde treffen wir also vier Mal auf einen Punkt, wo die jährliche Veränderung der Nadel verschwindet, einen in Amerika, den zweiten an der Ostküste Afrika's und im europäischen Rußland, den dritten zwischen Malacca und dem Baikal und den vierten im großen Ocean zwischen Unalaschka und der Ostküste Neu-Hollands.

Betrachten wir die Verhältnisse in der Nähe des Äquators, so finden wir, daß sich von Acapulco bis Carthagena der Nordpol der Nadel gegen Osten bewegt. Vom Meridiane 60° westlich von Ferro, wo die Nadel gegenwärtig still steht, bis zur Ostküste Afrika's bewegt sie sich dagegen nach Westen. Das Maximum dieser westlichen Bewegung scheint bei St. Helena und Ascension einzutreffen, wo es jährlich neun Minuten beträgt. Beim Eingange in das rothe Meer verschwindet diese westliche Bewegung und geht in eine östliche über, deren Maximum nahe am Cap Comorin und Ceylon eintrifft, wo sie etwa fünf Minuten beträgt. Diese verschwindet wieder bei Macao und Manilla. Im ganzen großen Oceane ist die Bewegung östlich, aber sehr gering und scheint nirgends eine Minute zu übersteigen, worauf sie wieder bei dem vorher erwähnten Meridiane in Amerika verschwindet.

In der südlichen Halbkugel endlich finden wir, daß sich an der Westküste Südamerika's der Nordpol der Magnetnadel etwas gegen Osten bewegt; allein diese östliche Bewegung ist jetzt geringer als vor 100 Jahren. Am Feuerlande verschwindet sie ganz und geht weiter ostwärts in eine westliche Bewegung über, welche am Vorgebirge der guten Hoffnung bis zu acht oder neun Minuten steigt. Diese verschwindet wieder bei Madagaskar und Bourbon, und wird weiter ostwärts östlich bis in die Nähe von Südamerika.

Betrachten wir die Verrückung der Abweichungslinien, so ergibt sich, daß in der nördlichen Halbkugel das große westliche System in 200 Jahren von der Hudsonsbai gegen Osten vorgedrungen ist und das kleine östliche System, welches in Europa lag, sowie das kleine westliche System bei Novaja Semlja vor sich gegen die östlichen Grenzen Asiens getrieben hat; auf eine völlig ähnliche Art ist in der südlichen Halbkugel das große westliche System, welches vor 200 Jahren auf das indische Meer eingeschränkt war, gegen Westen vorgedrungen, und hat das östliche im südlichen atlantischen Meere liegende dem Feuerlande zugetrieben. Die Bewegung beider Liniensysteme ist also östlich in der nördlichen, westlich in der südlichen Halbkugel.

Digitized by Google

Wir wenden uns zu dem zweiten Elemente, der Neigung. Da diese in der nördlichen Halbkugel im Allgemeinen nördlich, in der südlichen dagegen südlich ist, so hat jede Halbkugel ein eigenes System von Isoclinen, welche durch den magnetischen Äquator, d. h. durch die Linie geschieden werden, auf welcher die Punkte liegen, in denen die Inclinationsnadel horizontal steht. Von mehren Mathematikern ist seine Lage in neueren Zeiten bestimmt worden, namentlich haben Duperrey [41]), Hansteen [42]) und Morlet [43]) sich viel damit beschäftigt. Seine Lage wird aus Beobachtungen hergeleitet, die in seiner Nähe gemacht sind. Bezeichnen wir nämlich mit J die Neigung an einem Orte, mit φ seinen Abstand vom magnetischen Äquator, wobei letzterer in der Verlängerung des magnetischen Meridianes gerechnet wird, so ist

$$\text{tang } J = 2 \text{ tang } \varphi,$$

wenn wir mithin Neigungen nehmen, welche nicht größer sind als 20°, so läßt sich daraus annähernd die Lage des magnetischen Äquators herleiten.

Lange Zeit wurde geglaubt, es bilde derselbe einen größten Kreis der Erde, welcher den terrestrischen Äquator in zwei Punkten schneide und gegen ihn unter einem Winkel von etwa 12° geneigt sei, bis später Biot [44]) zeigte, daß wir drei oder vier Knoten annehmen müßten, und dieses ist auch durch die neueren Untersuchungen bestätigt. Nach Morlet lag ein solcher Knoten im J. 1780 in etwa 10° östlicher Länge von Paris, dann ging die Linie ohne Neigung nach der südlichen Halbkugel und erreichte in 28° westlicher Länge ihre größte südliche Breite von 14° 10′; in 120° westlicher Länge berührt sie den Erdäquator, bewegt sich aufs Neue nach Süden und erreicht ihr Maximum südlicher Breite von 3° 13′ in 164° westlicher Länge. Sie durchschneidet dann den Äquator in 174° östlicher Länge und erreicht in dem Meridiane der Philippinen ihre größte nördliche Breite von 8° 57′; nähert sich dem Äquator, aber entfernt sich bald wieder von ihm und erreicht in 61° östlicher Länge ein neues Maximum nördlicher Breite von 11° 47′. Etwas abweichend davon ist die Zeichnung Hansteen's, namentlich zeigt dieselbe einen regelmäßigeren Verlauf. Seit dem J. 1780 hat sich derselbe auffallend nach Westen bewegt, wie es namentlich die Knoten am besten zeigen; der eine derselben lag im J. 1827 in etwa 4° östlicher Länge von Paris, ein zweiter in 184° westlicher Länge.

Die übrigen Neigungslinien laufen in der Nähe des magnetischen Äquators mit diesem parallel, sowie aber die Inclination größer wird, verschwindet dieser Parallelismus. In der nördlichen Halbkugel zeigen dieselben zwei Stellen, wo sie sich sehr tief nach Süden bewegen, nämlich im östlichen Theile Nordamerika's und im Innern Asiens, dergestalt, daß wir an jeder Isocline zwei Maxima und zwei Minima ihres Abstandes vom Äquator zu unterscheiden haben. Kupffer [45]) machte auf eine Relation zwischen den Neigungs- und Abweichungslinien aufmerksam, indem er zeigte, daß die Linien ohne Abweichung den magnetischen Äquator an denjenigen Stellen durchschnitten, wo letzterer seine größte Annäherung an die Pole hätte; noch allgemeiner sprach sich darüber Erman [46]) aus. Vergleicht man nämlich aufmerksamer die isoclinischen Linien mit den Abweichungen, welche an den Orten stattfinden, durch welche sie gehen, so bemerkt man überall, daß der Winkel der Normale zwischen der isoclinischen Linie und dem Meridiane des Ortes nach derselben Seite gerichtet ist, als der Nordpol der Nadel, und nahe gleich der Abweichung ist.

Die Intensität ist weniger bekannt, als die beiden andern Elemente, da Beobachtungen derselben noch jung sind. Sie nimmt im Allgemeinen vom Äquator gegen die Pole zu. Verbinden wir die Punkte, an denen in jedem Meridiane die Intensität am kleinsten ist, so erhalten wir dadurch eine Linie, welche Duperrey den magnetischen Äquator nennt, und zwar im Allgemeinen mit der eben betrachteten Linie ohne Neigung zusammenfällt, jedoch an einzelnen Stellen von ihr abweicht. Ob dieses der Fall sei oder nicht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da die von verschiedenen Naturforschern gegebenen Größen sehr von einander abweichen. Aber auf dieser Linie kleinsten Intensität ist die Stärke des Erdmagnetismus nicht allenthalben gleich. Sehen wir die Größe, welche Humboldt am magnetischen Äquator in Peru fand, als Einheit an, so ist sie auf ebendieser Linie, im Meridiane der Capstadt, nur etwa 0,75 bis 0,8. Zeichnen wir nun die isodynamischen Linien, so finden wir, daß sie zwar im Allgemeinen mit denen der Neigung übereinstimmen, es zeigen sich jedoch auch Abweichungen, namentlich ist die Intensität an der Ostküste Amerika's bei einerlei Neigung weit größer als in Europa, und überhaupt zeigt das System dieser Linien zwei Gegenden, in denen sie sich dem Äquator am meisten nähern, welche den beiden Continenten entsprechen. Daher laufen die Linien zwar im Allgemeinen rings um die ganze Erde, aber in hohen nördlichen Breiten finden wir zwei gesonderte Systeme von Linien, von denen das eine im nördlichen Amerika, das zweite im nördlichen Asien liegt, wo die Intensität so beschaffen ist, daß die isodynamischen Linien geschlossene Linien bilden, welche um einen Mittelpunkt laufen.

Die bisher mitgetheilten Thatsachen mögen genügen, um die Vertheilung der magnetischen Kraft auf der Oberfläche der Erde zu übersehen. Was aber die Ursache derselben betrifft, so ist es bis jetzt noch sehr schwer, dieselbe zu erkennen. Die einfachste Vorstellung, die man sich machen kann, ist die Erde selbst als einen großen Magneten anzusehen oder auch ins Innere der Erde Magnete zu verlegen, welche der Nadel ihre Richtung geben, und sich nach einem bestimmten Gesetze bewegend, die Ursache der Säcularvariationen der Magnetnadel sind. Dieses ist wenigstens die zunächstliegende Vorstellung; ob dann eine nähere Untersuchung zeigt, daß wir nicht an Stahlmagnete,

41) Poggendorff's Annalen XXI, 151. 42) Gilbert's Annalen LXXI, 273. Poggendorff's Annalen XXI, 426. 43) *Biot*, Précis de physique II, 81. Gilbert's Annalen LXXI, 1. 44) *Biot*, Traité III, 131. 45) Poggendorff's Annalen X, 555.

46) Poggendorff's Annalen XXI, 135.

Digitized by Google

sondern an elektrische Ströme denken müssen, läßt sich erst dann beurtheilen, wenn der mathematische Theil dieser Aufgabe gelöst sein wird; bis jetzt aber sind wir noch weit von diesem Punkte entfernt.

Nehmen wir an einer Stelle einen bestimmten Pol an und nähern uns demselben, so wird die Nadel mit einer größeren Kraft gezogen werden; gehen wir rings um diesen Punkt, so wird die Nadel stets gegen denselben zeigen. Wenn wir also in höheren Breiten eine Reihe Beobachtungen combiniren, welche an verschiedenen Stellen gemacht sind, so können wir daraus annähernd die Punkte bestimmen, gegen welche die Nadel vorzugsweise gerichtet ist. Hansteen [47]) hat auf diese Weise vier Punkte auf der Oberfläche der Erde erhalten, welche für die Magnetnadel von Wichtigkeit sind. Diese liegen bei Van-Diemens-Land (A), beim Feuerlande (B), in Nordamerika (C) und im sibirischen Eismeere (D). Für das J. 1770 gibt er diesen Punkten folgende Lagen:

	Abstand vom Pole.	Länge östlich von Greenwich.
A	20° 33′,5	136° 15′,4
B	12. 43,2	236. 43
C	19. 43	259. 58
D	4. 17	119. 0,5

Er nennt diese Punkte Convergenzpunkte, ohne darüber zu entscheiden, ob sie wirklich Pole seien oder nicht. Von ihnen ist jedoch nur die Lage des in Nordamerika liegenden durch genauere Messungen bestimmt worden. Nicht nur war Roß in der Nähe desselben, sondern auch Parry segelte nördlich von demselben fort, indem die Magnetnadel zwischen den Punkten 74° 40′ N. und 75° 9′ N. der Breite, sowie zwischen 91° 47′ und 103° 45′ westlicher Länge genau nach Süden zeigte. Roß glaubte im J. 1831, daß er in der Breite von 70° 5′ N. und der Länge 96° 46′ westlich von Greenwich höchstens einige Meilen vom Magnetpole der Erde entfernt wäre [48]).

Hansteen glaubte aus seinen Untersuchungen folgern zu müssen, daß die Erde zwei magnetische Aren hätte, deren Pole nahe in der Gegend der von ihm gefundenen Convergenzpunkte lägen; ein Versuch, mit Hilfe dieser Hypothese Neigung und Abweichung an verschiedenen Orten zu bestimmen, zeigte jedoch noch sehr bedeutende Differenzen zwischen beobachteten und berechneten Werthen. Dagegen bemerkt Gauß [49]), daß man bei dieser Ansicht keinen rechten Begriff von demjenigen habe, was unter magnetischem Pole zu verstehen sei. Nennen wir Pol jeden Punkt, wo die horizontale Intensität verschwindet, also die Neigungsnadel vertical steht, so ist es zwar sehr wohl möglich, daß zwei Nordpole existiren können, aber es muß dann zwischen ihnen noch einen dritten Punkt geben, der ein magnetischer Pol, aber eigentlich weder ein Südpol, noch ein Nordpol, oder beides zugleich ist, indem die Nadel hier zugleich nach zwei verschiedenen Richtungen zeigen müßte.

Hansteen war in seinen Untersuchungen über den Magnetismus der Erde noch geneigt, eisenhaltige Substanzen im Innern anzunehmen, da zur Zeit, wo die Arbeit verfaßt wurde, keine anderen Kräfte bekannt waren, welche auf die Nadel wirkten, als diejenigen, welche Eisen, Nickel und Kobalt besäßen. Indessen der bald nachher aufgefundene Elektromagnetismus änderte den ganzen Standpunkt, und Hansteen selbst war geneigt, thermomagnetische Ströme als Ursache der täglichen Variationen der Magnetnadel anzusehen. Die Verbindung der heterogenen Theile der Erdrinde, sowie ihre Temperaturverschiedenheit müssen elektrische Ströme hervorrufen und dadurch die Stellung der Nadel bestimmen helfen, ja vielleicht ganz bestimmen, wie dieses Ampère behauptete. Auffallend ist es allerdings, daß die Isothermen in ihrem Verlaufe große Ähnlichkeit mit den Isoclinen haben, wie dieses namentlich Hansteen zeigte, und wenn auch beide in Einzelheiten von einander abweichen, so müssen diese Abweichungen ihren Grund zum Theil darin haben, daß keine dieser beiden Classen von Linien wol ganz scharf bestimmt ist, theils aber auch, daß die magnetischen Erscheinungen durch Punkte modificirt werden, welche einen weit größeren Abstand von einander haben, als diejenigen, welche auf die Abänderung der Temperatur wirken. Indessen, um dieser Ansicht ihr volles Gewicht zu geben, würde erfoderlich sein, daß man aus derselben die numerischen Elemente des Erdmagnetismus so ableitete, als sie wirklich beobachtet sind, doch ist dieses bisher noch nicht in dem Umfange geschehen, als der Gegenstand erfodert. Indessen hat Moser einen Versuch gemacht, das Problem auf diesem Wege [50]) zu lösen. Er glaubt, wir dürfen der Erde keine eigentlichen Aren geben, sondern die ganze Erdrinde ist nach ihm magnetisch, und zwar rührt dieser Erdmagnetismus nicht etwa von Eisentheilen her, weil dann eine Temperaturerhöhung die Kraft verstärken würde, während alle Phänomene auf eine dadurch bewirkte Schwächung deuten. Die magnetische Kraft ist vielmehr jeder Materie, welche zum Ganzen des Erdkörpers gehört, ursprünglich einwohnend, grade wie die allgemeine Attraction, aber wahrscheinlich nur so lange, als sie noch dazu gehört. Der einzelne, vom Ganzen getrennte, Körper zeigt die magnetische Kraft nicht, deshalb weil beide Flüssigkeiten sich sogleich in ihm verbinden. Die Zunahme der magnetischen Intensität vom Äquator gegen die Pole ist darnach weiter nichts als die Abnahme der Wärme nach eben dieser Richtung; ebenso muß die Vertheilung des Magnetismus ähnlich derjenigen der Wärme sein, sodaß Isothermen und Isoclinen ähnlich sind. Obgleich indessen Moser bei seinen Untersuchungen weiter ging, als die meisten seiner Vorgänger, so hat er ebenfalls die ganze Aufgabe nur im Allgemeinen gelöst, ohne es zu versuchen, die magnetischen Elemente für irgend einen Punkt zu bestimmen.

Dieses ist erst später durch Gauß [51]) geschehen. Da

47) Untersuchungen über den Magnetismus der Erde, S. 180. 48) Philos. Trans. 1834. p. 47. 49) Gauß und Weber, Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins 1838. S. 15.

50) Poggendorff's Annalen XXVIII, 49 und XXXIV, 65. 51) Gauß und Weber, Resultate für 1838. S. 1 fg.

Digitized by Google

aus allen früheren Versuchen hervorgeht, daß die beobachteten Werthe nicht mit den berechneten übereinstimmen, wenn wir im Innern der Erde einen oder mehre kleine Magnete annehmen, so geht er davon aus, daß die erdmagnetische Kraft von der Gesammtwirkung aller magnetisirten Theile des Erdkörpers abhängt. Um die Menge der auf die Nadel wirkenden magnetischen Flüssigkeit zu finden, lege man diejenige Quantität nördlichen Fluidums zum Grunde, welche auf eine ebenso große Quantität desselben Fluidums in der zur Einheit angenommenen Entfernung eine bewegende Kraft ausübt, die der zur Einheit angenommenen gleich ist. Die in Einem Punkte concentrirt gedachte magnetische Flüssigkeit μ übt also in der Entfernung ϱ die magnetische Kraft $\frac{\mu}{\varrho^2}$ aus, und zwar abstoßend oder anziehend, je nachdem μ positiv oder negativ ist. Bezeichnet man mit a, b, c die Coordinaten von μ in Beziehung auf drei rechtwinkelige Axen, mit x, y, z die Coordinaten des Punktes, wo die Kraft ausgeübt wird, so ist

$$\varrho = \sqrt{[(x-a)^2 + (y-b)^2 + (z-c)^2]},$$

und zerlegt man die Kraft parallel den Coordinatenaxen, so sind die Componirenden

$$\frac{\mu(x-a)}{\varrho^3}, \quad \frac{\mu(x-b)}{\varrho^3}, \quad \frac{\mu(x-c)}{\varrho^3},$$

welche gleich den partiellen Differentialverhältnissen von $-\frac{\mu}{\varrho}$ nach x, y, z sind. Wirken noch die Theilchen μ', μ'', μ'''.... in den Entfernungen ϱ', ϱ'', ϱ'''....., so sind die Componenten nach den drei Axen gleich den partiellen Differentialquotienten von

$$-\left(\frac{\mu}{\varrho} + \frac{\mu'}{\varrho'} + \frac{\mu''}{\varrho''} + \ldots\right).$$

Denkt man sich die ganze Erde, soweit sie freien Magnetismus enthält, in unendlich kleine Elemente zerlegt, und bezeichnet die in jedem von ihnen enthaltene Menge freien Fluidums mit $d\mu$, wobei südliches stets als negativ angesehen wird; ferner mit ϱ die Entfernung des $d\mu$ von einem unbestimmten Punkte des Raumes, dessen Coordinaten x, y, z sind, und mit γ das Aggregat der $\frac{d\mu}{\varrho}$ mit verkehrtem Zeichen durch die Gesammtheit aller magnetischen Theilchen der Erde erstreckt, so ist

$$\gamma = -\int \frac{d\mu}{\varrho}.$$

Es ist also γ eine Function von x, y, z. Die magnetische Kraft ψ in jedem Punkte des Raumes und die Componenten ξ, η, ζ, die aus der Zerlegung von ψ nach den drei Axen entstehen, werden gegeben durch die Formeln

$$\xi = \frac{d\gamma}{dx}, \quad \eta = \frac{d\gamma}{dy}, \quad \zeta = \frac{d\gamma}{dz}$$

$$\psi = \sqrt{(\xi^2 + \eta^2 + \zeta^2)}.$$

Das vollständige Differential von γ wird nun

$$d\gamma = \frac{d\gamma}{dx}.dx + \frac{d\gamma}{dy}.dy + \frac{d\gamma}{dz}dz$$
$$= \xi dx + \eta dy + \zeta dz.$$

Bezeichnet man mit ds die Entfernung zwischen den beiden Punkten, auf welche sich γ und $\gamma + d\gamma$ beziehen, mit ϑ den Winkel, welchen die Richtung der magnetischen Kraft ψ mit ds macht, so wird

$$d\gamma = \psi \cos\vartheta . ds,$$

weil $\frac{\xi}{\psi}$, $\frac{\eta}{\psi}$, $\frac{\zeta}{\psi}$ die Cosinus der Winkel sind, welche die Richtung von ψ mit den Coordinatenaxen macht; hingegen $\frac{dx}{ds}$, $\frac{dy}{ds}$, $\frac{dz}{ds}$ die Cosinus der Winkel zwischen ds und denselben Axen. Es ist also $\frac{d\gamma}{ds}$ gleich der auf die Richtung von ds projicirten Kraft.

Werden zwei Punkte im Raume P° und P′ durch eine beliebige Linie verbunden, wovon ds ein unbestimmtes Element darstellt, und bedeutet ϑ den Winkel zwischen ds und der Richtung der daselbst stattfindenden magnetischen Kraft und ψ deren Intensität, so ist

$$\int \psi \cos\vartheta . ds = \gamma' - \gamma^\circ,$$

wenn die Integration durch die ganze Linie ausgedehnt wird und γ° und γ' die Werthe von γ an den Endpunkten bezeichnet. Dieses Integral behält einerlei Werth, auf welchem Wege man auch von P° nach P′ übergeht; es ist ferner durch die ganze Länge einer in sich zurückkehrenden Linie ausgedehnt gleich Null, und endlich muß in einer solchen ϑ entweder gleich 90′ oder doch ein Theil kleiner und ein Theil größer sein als 90°.

Es sei in einem Punkte P der Erdoberfläche ψ die Intensität, PM die Richtung der ganzen magnetischen Kraft; ω die Intensität, PN die Richtung der auf die horizontale Ebene projicirten Kraft oder des magnetischen Meridianes, i die Inclination; ϑ und t die Winkel zwischen dem Elemente ds einer auf der Erdoberfläche liegenden Linie und den Richtungen PM, PN; endlich entsprechen γ und $\gamma + d\gamma$ dem Anfangs- und Endpunkte von ds. So wird

$$\cos\vartheta = \cos i \cos t, \quad \omega = \psi \cos i,$$

mithin

$$d\gamma = \omega \cos t . ds.$$

Sind also zwei Punkte P°, P′ auf der Erdoberfläche, in welchen γ die Werthe γ° und γ' hat, durch eine ganz auf der Erdoberfläche liegende Linie verbunden, von welcher ds ein Element bedeutet, so ist

$$\int \omega \cos t . ds = \gamma' - \gamma^\circ.$$

Die Linie auf der Erdoberfläche, in deren sämmtlichen Punkten γ einerlei bestimmten Werth $= \gamma^\circ$ hat, scheidet die Theile jener Fläche, in welchen γ einen größeren Werth hat, von denen, wo es einen kleineren Werth hat. Die horizontale magnetische Kraft in jedem Punkte dieser Linie ist offenbar senkrecht gegen dieselbe, und zwar nach der Seite zu gerichtet, wo die größeren Werthe von γ stattfinden. Ist ds eine unendlich kleine Linie in dieser

Digitized by Google

Richtung und $\gamma^0 + d\gamma^0$ der Werth von γ an deren anderem Endpunkte, so ist $\frac{d\gamma^0}{ds}$ die Intensität der horizontalen magnetischen Kraft an dieser Stelle. Sowie nun auch hier die Gesammtheit der Punkte, welchen der Werth $\gamma = \gamma^0 + d\gamma^0$ entspricht, eine zweite der ersten unendlich nahe liegende Linie bildet, also aus der ganzen Erdfläche eine Zone aussondert, innerhalb welcher die Werthe von γ zwischen γ^0 und $\gamma^0 + d\gamma^0$ liegen, und wo die horizontale Intensität der Breite der Zone verkehrt proportional ist, so wird, wenn man γ durch unendlich kleine, aber gleiche Stufen von dem kleinsten auf der Erdoberfläche statthabenden Werthe bis zum größten sich ändern läßt, die ganze Erdfläche in eine unendlich große Anzahl unendlich schmaler Zonen abgetheilt, gegen deren Scheidungslinien die horizontale magnetische Kraft überall normal und in ihrer Intensität der Breite der Zonen an den betreffenden Stellen verkehrt proportional ist. Den beiden äußersten Werthen von γ entsprechen hierbei zwei von den Zonen eingeschlossene Punkte, in welchen die horizontale Kraft $= 0$ wird, und wo also die ganze magnetische Kraft nur vertical sein kann, und diese Punkte heißen die magnetischen Pole der Erde.

Auf der Oberfläche der Erde geht γ in eine Function zweier veränderlichen Größen über, wofür wir die geographische Länge, von einem beliebigen ersten Meridiane östlich gezählt, und die Distanz vom Nordpole annehmen wollen. Es sei λ die Länge und u das Complement der Breite. Übersehen wir die abgeplattete Gestalt der Erde und sehen diese als eine Kugel vom Halbmesser R an; zerlegen ferner die horizontale Kraft in zwei Theile, wovon X in der Richtung des Erdmeridianes, der andere Y dagegen senkrecht wirkt, und betrachten X als positiv, sofern diese Componente nach Norden, Y sofern sie nach Westen gerichtet ist, so wird

$$X = -\frac{d\gamma}{R\,du}$$

$$Y = -\frac{d\gamma}{R \sin u \,.\, d\lambda}.$$

Ist X durch eine gegebene Function von u und λ ausgedrückt, so läßt sich daraus Y a priori herleiten. Man setze

$$\int_0^u X\,du = T,$$

indem man bei der Integration λ als constant ansieht, so wird, wenn man auf gleiche Weise nach u differentiirt,

$$\frac{d(\gamma + RT)}{du} = 0,$$

und mithin wird $\gamma + RT$ eine von u unabhängige Größe oder in allen Punkten Eines Meridianes constant; es muß daher diese Größe auch absolut constant sein, weil alle Meridiane in den Polen zusammenlaufen. Bezeichnet man mit γ^* den Werth von γ im Nordpole, so wird

$$T = \frac{\gamma^* - \gamma}{R}$$

und

$$Y = \frac{dT}{\sin u \,.\, d\lambda} = \frac{1}{\sin u}\int_0^u \frac{d\chi}{d\lambda}\,.\,du.$$

Wenn also die nach Norden gerichtete Componente der horizontalen magnetischen Kraft für die ganze Erdoberfläche gegeben ist, so folgt daraus die nach Norden oder Osten gerichtete Componente von selbst.

Betrachten wir außer dem horizontalen Theile der erdmagnetischen Kraft auch den verticalen, so müssen wir γ als eine Function von drei veränderlichen Größen ansehen, die den Platz eines unbestimmten Punktes im Raume O ausdrücken. Dazu wählen wir die Entfernung r vom Mittelpunkte der Erde, den Winkel u, welchen r mit dem nördlichen Theile der Erdaxe bildet, und den Winkel λ zwischen der durch r und die Erdaxe gelegten Ebene und einem festen Meridiane, nach Osten zu als positiv gezählt. Es sei nun γ in eine Reihe entwickelt, welche nach den Potenzen von r fällt, der wir die Form

$$\gamma = \frac{R^1 P^0}{r} + \frac{R^1 P'}{r^2} + \frac{R^1 P''}{r^3} + \frac{R^1 P'''}{r^4} + \ldots.$$

geben. Hier sind die Coëfficienten P^0, P', P'' ..... Functionen von u und λ; um zu übersehen, wie sie mit der Vertheilung des magnetischen Fluidums im Innern der Erde zusammenhängen, sei $d\mu$ ein Element desselben, ϱ seine Entfernung von O, und für $d\mu$ bedeuten r^0, u^0, λ^0 dasselbe, was r, u, λ für O sind. Man hat also

$$\gamma = -\int \frac{d\mu}{\varrho}$$

durch alle $d\mu$ ausgedehnt;

$$\varrho = \sqrt{[r^2 - 2r^0(\cos u \cos u^0 + \sin u \sin u^0 \cos(\lambda - \lambda^0)) + r^{0^2}]},$$

und wenn man $\frac{1}{\varrho}$ in die Reihe entwickelt

$$\frac{1}{\varrho} = \frac{1}{r}\left(T^0 + T'\frac{r^0}{r} + T''\frac{r^0 r^0}{r r} + \ldots\right),$$

so wird

$$R^1 P^0 = -\int T^0\,d\mu$$

$$R^1 P' = -\int T'\,d\mu.$$

Da $T^0 = 1$ ist, so wird unter der Voraussetzung, daß die Menge beider Flüssigkeiten, also auch in der ganzen Erde, gleich groß, oder daß $\int d\mu = 0$ ist,

$$P^0 = 0,$$

oder das erste Glied der Reihe für γ fällt aus. Es hat ferner P' die Form

$$R^1 P' = \alpha \cos u + \beta \sin u \cos\lambda + \gamma \sin u \sin\lambda,$$

wo $\alpha = -\int \cos u^0 \,.\, d\mu$, $\beta = -\int \sin u^0 \cos\lambda^0\,d\mu$,

$$\gamma = -\int \sin u^0 \sin\lambda^0\,d\mu.$$

Es sind also $-\alpha$, $-\beta$, $-\gamma$ die Momente des Erdmagnetismus in Beziehung auf drei rechtwinkelige Axen, wovon die erste die Erdaxe, die zweite und dritte die Äquatorsradien für die Länge 0 und 90° sind. In Be-

Digitized by Google

ziehung auf u und λ sind die Coëfficienten der Reihe von $\frac{1}{\varrho}$ ganze rationale Functionen von cos u, sin u cos λ und sin u sin λ. So lange r nicht kleiner ist als R, convergiren die Reihen für $\frac{1}{\varrho}$ und für γ.

Die Function γ thut, in Folge ihrer Zusammensetzung aus $-\int\frac{d\mu}{\varrho}$, der folgenden partiellen Differentialgleichung Genüge:

$$0 = \frac{r\,d\,d\,r\gamma}{dr^2} + \frac{d\,d\gamma}{du^2} + \text{cotang}\,u\,\frac{d\gamma}{du} + \frac{1}{\sin u^2}\cdot\frac{d\,d\gamma}{d\lambda^2},$$

welche nichts anderes ist, als eine Umformung der bekannten

$$0 = \frac{d\,d\gamma}{dx^2} + \frac{d\,d\gamma}{dy^2} + \frac{d\,d\gamma}{dz^2},$$

wo x, y, z die rechtwinkeligen Coordinaten von O bedeuten. Substituirt man in jener den Werth

$$\gamma = \frac{R^1P'}{r^1} + \frac{R^2P''}{r^2} + \frac{R^3P'''}{r^3} + \ldots\ldots,$$

so erhellt, daß für die einzelnen Coëfficienten P′, P″, P‴.... gleichfalls partielle Differentialgleichungen stattfinden, deren allgemeiner Ausdruck ist

$$0 = n(n+1)P^{(n)} + \frac{d\,dP^{(n)}}{du^2} + \text{cotang}\,u\,\frac{dP^{(n)}}{du} + \frac{1}{\sin u^2}\,\frac{d\,dP^{(n)}}{d\lambda^2}.$$

Daraus ergibt sich die allgemeine Form von $P^{(n)}$. Bezeichnet man nämlich mit $P^{n,m}$ folgende Function von u

$$\left(\cos\mu^{n-m} - \frac{(n-m)(n-m+1)}{2(2n-1)}\cos u^{n-m-2}\right.$$
$$\left. + \frac{(n-m)(n-m-1)(n-m-2)(n-m-3)}{2\,.\,4(2n-1)(2n-3}\cos u^{n-m-4} + \ldots\right)\sin u^m,$$

so hat $P^{(n)}$ die Form eines Aggregates von 2n + 1 Theilen

$$P^{(n)} = g^{n,0}P^{n,0} + (g^{n,1}\cos\lambda + h^{n,1}\sin\lambda)P^{n,1}$$
$$+ (g^{n,2}\cos 2\lambda + h^{n,2}\sin 2\lambda)P^{n,2}$$
$$+ \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots$$
$$+ (g^{n,n}\cos n\lambda + h^{n,n}\sin n\lambda)P^{n,n},$$

wo $g^{n,0}$, $g^{n,1}$..., $h^{n,1}$, $h^{n,2}$.... bestimmte Zahlencoëfficienten sind.

Nehmen wir an, daß der Punkt O auf der Oberfläche der Erde liege und zerlegen die ganze Kraft in die drei Componirenden X, Y, Z, wovon X und Y die obige Bedeutung behalten, Z aber die verticale ist, und zwar positiv, wenn sie nach Unten gerichtet ist, so wird

$$X = -\left(\frac{dP'}{du} + \frac{dP''}{du} + \frac{dP'''}{du} + \ldots\right)$$
$$Y = -\frac{1}{\sin u}\left(\frac{dP'}{d\lambda} + \frac{dP''}{d\lambda} + \frac{dP'''}{d\lambda} + \ldots\right)$$
$$Z = 2P' + 3P'' + 4P''' + \ldots\ldots$$

Wegen der einfachen Art der Abhängigkeit der einzelnen Kräfte X, Y, Z von einer einzigen Function γ und des einfachen Zusammenhanges, in welchem jene unter sich stehen, sind dieselben weit mehr geeignet, zur Grundlage der Theorie zu dienen, als der gewöhnliche Ausdruck der magnetischen Kraft durch die drei Elemente: ganze Intensität, Inclination und Declination. Daher ist eine genaue Kenntniß der horizontalen Intensität nöthiger, als die der ganzen, während die Beobachter häufig die letztere ohne Neigung angeben.

Wenn wir nun gleich a priori gewiß sind, daß die Reihen für V, X, Y, Z convergiren, so läßt sich doch im Voraus nichts über den Grad der Convergenz bestimmen. Wären entweder die Sitze der magnetischen Kräfte auf einen mäßigen Raum um den Mittelpunkt der Erde beschränkt, oder fände eine solche Vertheilung der magnetischen Flüssigkeiten im Innern der Erde statt, die jenem Falle äquivalirte, so würden die Reihen sehr schnell convergiren müssen; je weiter hingegen jene Sitze bis gegen die Oberfläche sich erstrecken, und je unregelmäßiger die Vertheilung ist, desto mehr muß man sich auf eine langsame Convergenz gefaßt machen; dann aber würde eine große Zahl von Gliedern erfoderlich sein, und es würde große Geduld erfodern, diese Rechnung durchzuführen.

Sind indessen alle drei Elemente in Punkten bekannt, die auf einer hinreichenden Zahl von Parallelkreisen so gruppirt sind, daß jeder Parallelkreis dadurch in eine hinlängliche Zahl gleicher Stücke getheilt wird, so läßt sich die Untersuchung leichter führen. Man leitet nämlich zuerst aus den in gewöhnlicher Form gegebenen Elementen die numerischen Werthe von X, Y, Z ab. Diese Werthe bringt man in jedem Parallelkreise in die Form

$$X = k + k'\cos\lambda + K'\sin\lambda + k''\cos 2\lambda + K''\sin 2\lambda$$
$$+ k'''\cos 3\lambda + K'''\sin 3\lambda + \ldots.$$
$$Y = l + l'\cos\lambda + L'\sin\lambda + l''\cos 2\lambda + L''\sin 2\lambda$$
$$+ l'''\cos 3\lambda + L'''\sin 3\lambda + \ldots.$$
$$Z = m + m'\cos\lambda + M'\sin\lambda + m''\cos 2\lambda + M''\sin 2\lambda$$
$$+ m'''\cos 3\lambda + M'''\sin 3\lambda + \ldots.,$$

wo man für jeden der Coëfficienten k, l, m, n′, l′..... ebenso viele Werthe erhält, als Parallelkreise behandelt sind. Auf jedem der letzteren sollte nach der Theorie l = 0 werden; die aus der Rechnung hervorgehenden Werthe von l geben also einen Maßstab für den Grad der Unsicherheit, welchen die benutzten Zahlen noch haben.

Aus den Gleichungen

$$k = -g^{1,0}\frac{dP^{1,0}}{du} - g^{2,0}\frac{dP^{2,0}}{du} - g^{3,0}\frac{dP^{3,0}}{du} - \ldots.$$
$$m = 2g^{1,0}P^{1,0} + 3g^{2,0}P^{2,0} + 4g^{3,0}P^{3,0}\ldots\ldots,$$

deren Gesammtzahl doppelt so groß ist, als die der Parallelkreise, wird man, nachdem in $\frac{dP^{1,0}}{du}$.... und $P^{1,0}$.... die entsprechenden Zahlenwerthe von u substituirt sind, von den Coëfficienten $g^{1,0}$, $g^{2,0}$.... so viele als nöthig sind, zu bestimmen haben. Ebenso dienen die Gleichungen

$$-k' = g^{1,1}\frac{dP^{1,1}}{du} + g^{2,1}\frac{dP^{2,1}}{du} + g^{3,1}\frac{dP^{3,1}}{du} + \ldots.$$

Digitized by Google

$$L' = g^{1,1}\frac{P^{1,1}}{\sin u} + g^{2,1}\frac{P^{2,1}}{\sin u} + g^{3,1}\frac{P^{3,1}}{\sin u} + \ldots\ldots$$

$$m' = 2g^{1,1}P^{1,1} + 3g^{2,1}P^{2,1} + 4g^{3,1}P^{3,1} + \ldots\ldots,$$

deren Zahl dreimal so groß ist, als die der Parallelkreise zur Bestimmung der Coëfficienten $g^{1,1}$, $g^{2,1}$, $g^{3,1}$....., sowie die Gleichungen

$$-K' = h^{1,1}\frac{dP^{1,1}}{du} + h^{2,1}\frac{dP^{2,1}}{du} + h^{3,1}\frac{dP^{3,1}}{du} + \ldots.$$

$$-l' = h^{1,1}\frac{P^{1,1}}{\sin u} + h^{2,1}\frac{P^{2,1}}{\sin u} + h^{3,1}\frac{P^{3,1}}{\sin u} + \ldots.$$

$$M' = 2h^{1,1}P^{1,1} + 3h^{2,1}P^{2,1} + 4h^{3,1}P^{3,1} + \ldots\ldots$$

zur Bestimmung der Coëfficienten $h^{1,1}$, $h^{2,1}$, $h^{3,1}$..... Ferner dienen zur Bestimmung der Coëfficienten $g^{2,2}$, $g^{3,2}$, $g^{4,2}$..... die Gleichungen

$$-k'' = g^{2,2}\frac{dP^{2,2}}{du} + g^{3,2}\frac{dP^{3,2}}{du} + g^{4,2}\frac{dP^{4,2}}{du} + \ldots.$$

$$L'' = 2g^{2,2}\frac{P^{2,2}}{\sin u} + 2g^{3,2}\frac{P^{3,2}}{\sin u} + 2g^{4,2}\frac{P^{4,2}}{\sin u} + \ldots.$$

$$m'' = 3g^{2,2}P^{2,2} + 4g^{3,2}P^{3,2} + 5g^{4,2}P^{4,2} + \ldots\ldots,$$

und auf ähnliche Weise ergeben sich die Coëfficienten der folgenden höheren Ordnungen.

Durch dieses Verfahren lassen sich die unbekannten Größen in Gruppen zerfällen, und dadurch wird die Rechnung in hohem Grade erleichtert, während bei dem zuerst erwähnten directen Verfahren durch die Vermengung sämmtlicher Unbekannten die Scheidung überaus beschwerlich wird. Dagegen hat das befolgte Verfahren den Übelstand, daß nicht die directen Beobachtungen, sondern nur eine graphische Darstellung derselben benutzt wird, was stets nur eine rohe Annäherung an die Wahrheit ist.

Gauß benutzte nun für die Intensität die Karte von Sabine, für die Inclination die von Horner und für die Declination die von Barlow, und für je zwölf Punkte auf sieben Parallelkreisen nahm er die Berechnung vor. Bei der Intensität nahm er die Beziehung auf die willkürliche Einheit, nach welcher in London die Intensität 1,372 ist, wofür er 1372 nahm. Werden nun die Längen von Greenwich östlich gezählt, so ergeben sich folgende Constanten:

$g^{1,0} = +\ 925{,}782$	$g^{2,2} = +\ 0{,}493$
$g^{2,0} = -\ 22{,}059$	$g^{3,2} = -\ 73{,}193$
$g^{3,0} = -\ 18{,}868$	$g^{4,2} = -\ 45{,}791$
$g^{4,0} = -\ 108{,}858$	$h^{2,2} = -\ 39{,}010$
$g^{1,1} = +\ 89{,}024$	$h^{3,2} = -\ 22{,}766$
$g^{2,1} = -\ 144{,}913$	$h^{4,2} = +\ 42{,}573$
$g^{3,1} = +\ 122{,}936$	$g^{3,3} = +\ 1{,}396$
$g^{4,1} = -\ 152{,}589$	$g^{4,3} = +\ 19{,}774$
$h^{1,1} = -\ 178{,}744$	$h^{3,3} = -\ 18{,}750$
$h^{2,1} = -\ 6{,}030$	$h^{4,3} = -\ 0{,}178$
$h^{3,1} = +\ 47{,}794$	$g^{4,4} = +\ 4{,}127$
$h^{4,1} = +\ 64{,}112$	$h^{4,4} = +\ 3{,}175$

Diese Zahlen kann man als die Elemente des Erdmagnetismus ansehen, und es ergeben sich daraus die folgenden Gleichungen, wobei der Abkürzung wegen e für cos u und f für sin u geschrieben wird:

$$\frac{\gamma}{R} = -1{,}977 + 937{,}103\,e + 71{,}245\,e^2 - 18{,}868\,.\,e^3 - 108{,}855\,.\,e^4$$
$$+ (64{,}437 - 79{,}518e + 122{,}936e^2 + 152{,}589e^3)f\cos\lambda$$
$$+ (-188{,}303 - 33{,}507e + 47{,}794e^2 + 64{,}112e^3)f\sin\lambda$$
$$+ (7{,}035 - 73{,}193e - 45{,}791e^2)f^2\cos 2\lambda$$
$$+ (-45{,}092 - 22{,}766e - 42{,}573e^2)f^2\sin 2\lambda$$
$$+ (1{,}396 + 19{,}774e)f^3\cos 3\lambda$$
$$+ (-18{,}750 - 0{,}178e)f^3\sin 3\lambda$$
$$+ 4{,}127f^4\cos 4\lambda$$
$$+ 3{,}175f^4\sin 4\lambda$$

$$X = (937{,}103 + 142{,}490e - 56{,}603e^2 - 435{,}420e^3)f$$
$$+ (-79{,}518 + 181{,}435.e - 298{,}732e^2 - 368{,}808e^3 + 610{,}357\,.\,e^4)\cos\lambda$$
$$+ (-33{,}507 + 283{,}892.e + 259{,}349.e^2 - 143{,}383e^3 - 256{,}448e^4)\sin\lambda$$
$$+ (-73{,}193 - 105{,}652e + 219{,}579e^2 + 183{,}164e^3)f\cos 2\lambda$$
$$+ (-22{,}766 + 175{,}330\,.\,e + 68{,}098e^2 - 170{,}292e^3)f\sin 2\lambda$$
$$+ (19{,}774 - 4{,}188e - 79{,}096e^2)f^2\cos 3\lambda$$
$$+ (-0{,}178 + 56{,}250e + 0{,}716e^2)f^2\sin 3\lambda$$
$$- 16{,}508\,e\,f^3\cos 4\lambda$$
$$- 12{,}701\,e\,f^3\sin 4\lambda$$

$$Y = (188{,}303 + 33{,}507e - 47{,}794e^2 - 64{,}112e^3)\cos\lambda$$
$$+ (64{,}437 - 79{,}518e + 122{,}936e^2 - 152{,}589e^3)\sin\lambda$$
$$+ (99{,}184 + 45{,}532e - 85{,}146e^2)f\cos 2\lambda$$
$$+ (14{,}070 - 146{,}386e - 91{,}582e^2)f\sin 2\lambda$$
$$+ (56{,}250 + 0{,}534e)f^2\cos 3\lambda$$
$$+ (4{,}188 + 59{,}322e)f^2\sin 3\lambda$$
$$- 12{,}701f^3\cos 4\lambda$$
$$+ 16{,}508f^3\sin 4\lambda$$

$$Z = -24{,}593 + 1896{,}847.e + 400{,}343e^2 - 75{,}471.e^3 - 544{,}275\,.\,e^4$$
$$+ (79{,}700 - 107{,}763.e + 491{,}744e^2 - 762{,}946e^3)f\cos\lambda$$
$$+ (-395{,}724 - 155{,}473e + 191{,}176e^2 + 320{,}560e^3)f\sin\lambda$$
$$+ (34{,}187 - 292{,}772\,.\,e - 228{,}955e^2)f^2\cos 2\lambda$$
$$+ (-147{,}439 - 91{,}064e + 212{,}865e^2)f^2\sin 2\lambda$$
$$+ (5{,}584 + 98{,}870e)f^3\cos 3\lambda$$
$$+ (-75{,}000 - 0{,}890e)f^3\sin 3\lambda$$
$$+ 20{,}635f^4\cos 4\lambda$$
$$+ 15{,}876f^4\sin 4\lambda.$$

Ist nun δ die Declination, i die Inclination, ψ die ganze und ω die horizontale Intensität, so wird

$$X = \omega\cos\delta, \quad Y = \omega\sin\delta$$
$$\omega = \psi\cos i, \quad Z = \psi\sin i.$$

Digitized by Google

Gauß hat nun die nach diesen Größen berechneten Werthe der drei Elemente an 91 Punkten aus allen Theilen der Erde mit den durch Beobachtung gegebenen verglichen, und die Übereinstimmung ist so groß, als man es nur wünschen kann; wenigstens sind die größten Abweichungen kaum bedeutender als diejenigen, welche verschiedene Beobachter in wenig entfernten Zeitpunkten an demselben Orte gefunden haben.

Die Möglichkeit, das Problem so vollständig zu lösen, als es zum Theil der Zustand der Messungen zuließ, liegt darin, daß Gauß keins der Elemente selbst suchte, sondern die Größe $\frac{\gamma}{R}$ nahm, welche das magnetische Potential genannt werden kann[52]). Um sich einen Begriff von seinem Wesen zu machen, stelle man sich den Magnetismus als Fluidum vor; es sei dann C (Taf. I. Fig. 18) der Mittelpunkt der Erde, A ein Punkt der Erdoberfläche, wo das Potential $\frac{\gamma}{R}$ betrachtet werden soll; man denke sich ferner in A das verschlossene Ende einer Röhre, deren Querschnitt der Flächeninhalt (Quadratmillimeter) gleich ist, und daß diese Röhre sich von A bis in sehr entfernte Räume erstrecke, wo die Wirkung des Erdmagnetismus verschwindet oder ganz unmerklich wird. Diese Röhre sei ferner ganz mit nördlichem magnetischen Fluidum so erfüllt, daß jede Volumeinheit ein Maß von dieser Flüssigkeit enthält, so bedeutet das erdmagnetische Potential $\frac{\gamma}{R}$ im Punkte A den Druck jener von der Erde angezogenen Flüssigkeit auf den Boden der Röhre. Werden die Punkte mit einander durch Linien verbunden, an denen dieses Potential gleich ist, so stehen sie auf dem magnetischen Meridiane senkrecht.

Aus dieser Untersuchung ergibt sich, daß die Erde nur zwei magnetische Pole habe, wenn wir unter Polen diejenigen Punkte verstehen, an denen die Neigungsnadel vertical steht. Diese Pole liegen

1) in 73° 35′ N. und 264° 21′ östlich von Greenwich, mit der ganzen Intensität 1,701;

2) in 72° 35′ S. und 152° 30′ O., mit der ganzen Intensität 2,253.

Im erstern Punkte hat $\frac{\gamma}{R}$ seinen größten Werth = +895,86, im zweiten den kleinsten — 1030,24.

Die Chorde, welche jene beiden Punkte verbindet, ist indessen ganz ohne Bedeutung, und es würde ein unpassender Misgriff sein, wollte man diese Linie durch die Benennung magnetische Axe der Erde auszeichnen. Verstehen wir dagegen unter magnetischer Axe eine gerade Linie in Beziehung auf welche das Moment des in dem Körper enthaltenen freien Magnetismus ein Maximum ist, so läßt sich diese nach dem obigen leicht bestimmen, indem dazu blos die Kenntniß der Glieder erster Ordnung von γ erforderlich ist. Es ist

$$P' = +925{,}782\cos u + 89{,}024\sin u\cos\lambda - 178{,}744\sin u\sin\lambda,$$

mithin sind — 925,782 R¹, — 89,024 R¹, + 178,744 R¹ die Momente des Erdmagnetismus in Beziehung auf die Erdaxe und die beiden Erdradien für die Länge 0 und 90°. Die Richtung der magnetischen Axe findet sich hiernach parallel mit dem Erddurchmesser von 77° 50′ N. und 296° 29′ Länge nach 77° 50′ S. und 116° 29′ Länge und das magnetische Moment in Beziehung auf dieselbe = 947,08 R¹. Hieraus folgt die horizontale Intensität für Göttingen 1357, aber nach der von Gauß gewählten Bezeichnung war die horizontale Intensität daselbst am 19. Juli 1834 gleich 1,7748 und mit der Neigung 68° 1′ die ganze Intensität 4,7414, also auf absolutes Maß reducirt ist die nach der gewöhnlichen Bezeichnung gefundene Intensität mit 0,0034941 zu multipliciren, wenn sie auf die absolute Einheit reducirt werden soll, und nach der letzteren wird das magnetische Moment der Erde = 3,3092 R². Bei dieser Bezeichnung ist das Millimeter als Einheit angenommen, also muß R in demselben Maße ausgedrückt werden. Übersehen wir dabei die Abplattung, so ist R Halbmesser eines Kreises, dessen Umfang 40000 Millionen Millimeter beträgt. Darnach wird das obige Moment durch eine Zahl ausgedrückt, deren Logarithmus 29,93136 ist. Nach ebendieser Einheit war das magnetische Moment eines einpfündigen Magnetstabes durch Versuche = 100877000 gefunden, das magnetische Moment der Erde ist also 8464 Trillionen Mal größer. Es wären also 8464 Trillionen solcher Magnetstäbe mit parallelen Axen erfoderlich, um die magnetische Wirkung der Erde zu ersetzen, was bei gleichförmiger Vertheilung etwa acht solcher Stäbe im Kubikmeter macht.

Suchen wir diejenigen Punkte auf, an denen die magnetische Intensität den größten Werth hat, so finden wir deren drei, zwei auf der nördlichen und einen auf der südlichen Halbkugel. Die Lage derselben ist

54° 32′ N.	Breite	261° 27′	Länge
71. 20	=	119. 57	=
70. 9 S.	=	160. 26	=

Der erste dieser Punkte liegt 19° 3′ südlich vom nördlichen magnetischen Pole in Nordamerika, der zweite in der Gegend von Sibirien, wo Hansteen einen zweiten Pol vermuthete, der dritte 2° 26′ nördlich und 7° 56′ östlich vom südlichen Magnetpole, südlich von Van-Diemens-Land.

Bei dieser ganzen Untersuchung ist angenommen, daß wirkliche Stahlmagnete im Innern der Erde vorhanden seien. Nach den Untersuchungen von Gauß ist es wenig wahrscheinlich, daß die wirksamen Kräfte ihren Sitz außerhalb der Erde haben, wenigstens würde dieses nur ein vergleichungsweise kleiner Theil derselben sein. Ebenso wenig läßt sich bis jetzt die Frage entscheiden, ob wir galvanische Ströme im Innern der Erde statt der Magnete substituiren dürfen. Was endlich die Säcularvariationen in der Stellung der Magnetnadel betrifft, so läßt sich darüber gar nichts sagen, weil die Beobachtungen, deren wir uns bei Berechnung der Elemente für verschiedene

52) Gauß und Weber, Atlas des Erdmagnetismus. (Leipzig 1840. 4.) S. 19.

Digitized by Google

Zeiten bedienen könnten, bis jetzt noch zu mangelhaft sind. Diese und eine Menge verwandter Untersuchungen müssen der Zukunft überlassen bleiben.

IX. Geschichte der Erdkunde.

Nur mit Mühe lassen sich einige wenige Umrisse von den Ansichten der Alten von der Erde angeben; nicht blos ist der größte Theil der Nachrichten wahrscheinlich verloren gegangen, sondern bei den Völkerstämmen, welche den uns bekannten Theil der Erde mehrmals verwüstet haben, bei den Änderungen, welche besonders die Handelswege genommen haben, sind Orte, welche einst eine große Berühmtheit hatten, welche vielfach von den Schriftstellern früherer Zeiten genannt werden, verschwunden, und wir vermögen kaum ihre Stelle wieder zu finden. Ist dieses schon der Fall mit Punkten, welche zur Orientirung bei der Bestimmung ihrer Ansichten dienen können, so muß es noch weit mehr von den untergeordneteren Verhältnissen gelten. Nur in einem Punkte stimmen die Ansichten aller alten Völker überein, darin, daß sie ihr Land für die Mitte der Erde hielten und alles für desto unbedeutender und dunkler hielten, je weiter es von ihnen entfernt war, mögen wir nun die Entfernung blos nach den mathematischen Dimensionen oder nach der Richtung des Verkehres mit entfernten Gegenden bestimmen.

Von den Vorstellungen, welche die alten Indier von der Erde hatten, ist uns nur wenig bekannt, poetische Vorstellungen wechseln mit guten Beschreibungen, aber, wie Bohlen bemerkt [53]), so sind viele Schriften, welche sich auf Geographie und Physik beziehen, noch nicht näher untersucht. Aber Abulfeda benutzte geographische Werke der Inder und gab ihnen sogar einen Vorzug vor denen der Griechen. Die Gelehrten scheinen nach Bohlen eine tiefere Einsicht in die Gestalt der Erde gehabt zu haben, welche sehr von der Volksansicht abweicht; so wird in den Jyotish, dem alten Kalender der Vedas, die Erde als ein Sphäroid betrachtet, dessen Durchmesser 1600 und Umkreis 5059 Yojanas enthält. Da nun der Yojana etwa 1½ teutscher Meile gleich ist, so erhalten wir sehr nahe die wahre Größe; auch erwähnt bereits Strabo, daß die Inder der Erde die Gestalt einer Kugel geben. Davon weicht sehr die Ansicht des Volkes ab, von welcher uns Bohlen und K. Ritter [54]) Darstellungen gegeben haben.

Es wird danach die Erde unter dem Bilde einer Lotosblume gedacht, welche auf der Fläche des Oceanes schwimmt [55]). In der Mitte dieser Lotosblume, der Padma, erhebt sich der Fruchtknoten, Pistill, Meru genannt, als Hochland der Erde. Dieser Meru ist die Mitte der Erde. Dieser Berg, der ebenso hoch empor wie tief hinabreicht, wird durch viele Sagen verherrlicht. In dem Gedichte Mahabharata heißt er der goldene Berg, wie die Sonne leuchtend und rauchlosem Feuer vergleichbar; an dessen Seiten liegen die reinen Zufluchtsörter, wo die glücklichen Menschen wohnen, die Gehänge, an denen die verschiedenen Stufen des Paradieses gedacht werden. Er ist vierseitig nach den Tibetanern, convex und geschwellt nach den Buddhisten oder ein Kegel. Der Gipfel dieses Meru oder Su-Meru (d. h. schöner Meru) ist eine kreisrunde Fläche von unermeßlicher Ausdehnung, von Bergkränzen, Jlawradam, umgeben, um den sich Sonne, Mond und Sterne bewegen und auf welchem Bramah seinen Götterhof hält, weshalb er auch von allen anwohnenden Völkerschaften bis auf den heutigen Tag verehrt wird. Nach den vier Weltgegenden wird dieser Fabelberg durch metallene Wände verschiedener Art, von Gold, Silber, Kupfer, Eisen oder auch von edlen Steinen, gestützt, daher auch seine Gehänge von mancherlei Farben, roth, weiß, gelb, schwarz sind, wie die Meere, zu denen sich nach den vier Weltgegenden seine Hauptströme ergießen. Diese großen Ströme heißen nach Süden der Ganga und Sindhu (Ganges und Indus), aus denen nicht blos reine, sondern auch unreine Völker das Wasser trinken; gegen Osten strömt der Sitâ, gegen Norden der Bhadra, nach Wilson wahrscheinlich der Irtysch, gegen Westen der Apara Gandica oder Chacschu, der Orus der Alten, den die Anwohner seines oberen Laufes noch jetzt Coesha nennen. Rund um den Meru liegen Bergreihen oder Seen, welche die ganze Erdfläche in sieben Gürtel oder Inseln (dvipa) theilen. Die südlichste dieser Dwipas umfaßt Indien oder Bharatakhanda, dessen äußerste Spitze Lanka oder Ceylon bildet; ihm gegenüber liegen die nördlichen Kuru (Nordländer, etwa Sibirien) und ebenso in Osten und Westen. Rings um die seeumgürtete Erde strömt der Ocean, dann folgt ein hohes Gebirge (Lokâloka) und darüber hinaus ist das Land der Finsterniß und die Wohnung böser Dämonen, besonders im dunkeln und niedrigen Süden, wo als eine Art Gegenpol des erhabenen Meru (Su-Meru), der niedrige Meru (Ku-Meru) und das Reich des Todtenrichters Yama sich befindet. Die Nachbarländer Indiens scheinen völlig unbekannt, wenn auch durch Wallfahrter einige Kunde vom hohen Norden sichtbar wird, desto besser aber kennen die alten Schriften ihre eigene Heimath: selbst die Eigenthümlichkeit der Luftspiegelung in den Sandwüsten ist bekannt und konnte nur durch Pilger bemerkt werden. Nach Ritter ist offenbar in dieser ganzen Darstellung des Erdbaues von Asien nicht zu verkennen, daß die Eine wahre Hauptidee vom gemeinsamen asiatischen Hochlande und seinem Einflusse auf das ganze Continent derselben zum Grunde liegt. Der Meru ist das ganze Plateau der hohen Tatarei und Tibets, und hiernach richtet sich das Übrige in der weiteren Ausführung. Denn im Süden und Norden vom Meru oder Hochlande streichen von Osten nach Westen je drei und drei Bergketten in paralleler Richtung, wodurch nun sammt den Landschaften im Norden und Süden und dem Meru in der Mitte sieben Zonen als Haupteintheilungen der Erde von Norden nach Süden gebildet werden, und das ganze feste Land Asien die natürliche Gebirgseintheilung seiner Landschaften erhält.

Wenig läßt sich von den geographischen Kenntnissen der Hebräer sagen; wir erfahren daraus nur Einiges über die Sitze der westasiatischen Völker, und wenn ihre Nach-

53) Das alte Indien II, 209. 54) Erdkunde II, 5. 55) Ritter a. a. O. Nach Bohlen wird die Erde als eine gerundete Fläche gedacht, welche auf einer Schildkröte oder vier Elephanten ruht. Das alte Indien II, 210. I, 222.

Digitized by Google

richten weiter gehen, so schreinen sie zum Theil die Nachrichten von den Phönizern entlehnt zu haben, von denen wir leider keine unmittelbaren Nachrichten haben, und welche mit großer Eifersucht einen jeden Fremden verhinderten, in ihre Fußtapfen zu treten, worin ihnen auch später die Carthager folgten.

Moses erklärt sich weder über den allgemeinen Bau der Erde, noch über den Lauf der Gebirge und Flüsse. Von Bergen werden nur vorzugsweise der Sinai und Ararat erwähnt, letzterer wol identisch mit dem gleichnamigen Berge im heutigen Armenien. Alle Nationen des westlichen Asiens werden von ihm auf drei Familien zurückgebracht, die des Sem, Ham und Japhet [56]); schwer würde es aber sein, in der Bezeichnung ihrer Sitze die Stellen aufzufinden, an denen sie wohnten. Der Gesichtskreis des Moses scheint sich im Norden bis zum schwarzen Meere zu erstrecken, und hier wohnten wol die Gog und Magog. Ob Tharschisch das Tarsus der Cilicier sei, läßt sich nicht entscheiden, das gleichnamige Land aber, nach welchem zu Salomon's Zeiten Phönizier und Juden von dem Hafen Ezjongeber ausfuhren, scheint nach den Bemerkungen von Gesselin [57]) nichts als das offene Meer zu bedeuten. Ebenso wenig läßt sich etwas über Ophir sagen, wahrscheinlich lag dieses in Indien. Deutlicher tritt die Verwandtschaft der vorder- und mittelasiatischen Völker aus der in der Bibel gegebenen Stammtafel hervor. Lebhafter Handelsverkehr durch Karavanen verband entfernte Gegenden, und die Art der Kriegführung, Überrumpelung durch Pferde [58]), war ebenso wie noch jetzt bei den räuberischen Stämmen. Mehres s. Biblische Geographie Bd. VIII.

Die Geographie der ältesten Griechen lernen wir am besten aus den Gedichten Homer's kennen. Auf dem Schilde, welchen Vulkan für den Achilles geschmiedet hatte, und welcher im 18. Gesange der Iliade beschrieben wird, finden wir eine Darstellung der ganzen Erde. Diese wird darnach als eine auf allen Seiten von dem Ocean umgebene Scheibe dargestellt [59]), welchen sich Homer als Fluß vorstellt, eine Vorstellung, die wir auch in der Folge sehr oft bei Dichtern wiederfinden; ja Hesiodus [60]) beschreibt sogar die am westlichen Ende der Erde liegenden Quellen dieses Flusses. Dieses Erdenrund war mit einer festen Wölbung bedeckt, unter der die Gestirne auf von Wolken getragenen Wagen rollen; am Morgen stieg die Sonne aus dem östlichen Ocean, tauchte am Abende im westlichen unter, und ein von Vulkan gearbeitetes Schiff brachte sie während der Nacht von Westen durch Norden gegen Osten zurück. Unter der Erde befand sich der Tartarus, in welchem die Titanen lebten, wohin weder Winde noch die Strahlen der Sonne kamen [61]). Außerhalb der Grenzen der Erde, wo der Himmel anfing, lag das Chaos, welches selbst den Göttern furchtbar war [62]); die Erde war nach den Vorstellungen Homer's durch das schwarze, ägäische und mittelländische Meer in zwei Theile getheilt, den nördlichen und den südlichen, welchen Anaximander später die Namen Europa und Asien beilegte. Diese Eintheilung erhielt sich mit manchen Modificationen bis zu den Zeiten des Eratosthenes, und daher sahen so viele alte Schriftsteller den Phasis für die Grenze von Europa und Asien an; man glaubte, dieser Fluß verbinde das schwarze und östliche Meer ebenso, als die Meerenge des Herkules das mittelländische Meer mit dem westlichen Ocean. Hekateus, welcher den Nil (Aegyptus bei Homer) als eine dritte Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Ocean hielt, gab der Idee eines dritten Welttheiles, Lybien, den Ursprung, jedoch hielt noch später Herodot Asien und Libyen für so groß als Europa. In der Mitte der Erdscheibe lag Griechenland mit seinen Inseln. Im Norden lag die Ebene der Pelasger [63]). Die Grenze der von den Griechen bewohnten Länder bildete gegen Norden der Peneus. Die Insel Scheria (Corfu) lag nach Homer schon außer Griechenland und war die Nachbarin des Oceanes [64]). Die südliche Küste Italiens lag am Ende der civilisirten Welt, und die Meerenge, wodurch Sicilien von Italien geschieden wird, bildete den Eingang in die fabelhafte Welt; daher wird Sicilien mit vielen Wundern ausgestattet, doch ist es auch das Land, aus welchem die Griechen ihre Sklaven erhielten. Westlich von Sicilien ist das eigentliche Land der Fabeln. Das Mittelmeer selbst erstreckt sich so wenig nach Westen, daß Ulysses nur einen Tag gebrauchte, um von der Insel Circe zum Eingange des Oceanes zu kommen, eine Vorstellung, welche auch noch lange nachher beibehalten wurde. Was von den westlich liegenden Ländern der Cimmerier, und im Ocean von dem Lande der Glücklichen (Elysium) gesagt wird, beruht wahrscheinlich auf dichterischen Fictionen; vielleicht waren es auch dunkle Nachrichten, welche sich auf den Bernsteinhandel der Phönizier bezogen. Über die Nachrichten von jenen glücklichen Inseln und den darauf lebenden Makrobiern waren zu reizend, als daß man es nicht hätte versuchen sollen, sie in der Folge allenthalben zu suchen. Ebenso wenig läßt sich über die Hyperboreer und die ripäischen Berge sagen, auch diese wurden allenthalben gesucht, und Herodot [65]) bedauert sehr, nichts von den Hyperboreern entdeckt zu haben. Ebenso wenig läßt sich etwas von der Lage des zuerst von Hesiod genannten Eridanus sagen. Die Idee von diesem Flusse, der sich in den Ocean ergoß, nachdem er das Land der Celten durchflossen hatte, erhielt sich im ganzen Alterthume. Bald sollte es der Po, bald Rhone, bald Rhein sein.

In Asien kannte Homer genau die Gegenden, in denen der trojanische Krieg geführt wurde, alle spätere Untersuchungen haben diese Genauigkeit in das hellste Licht gesetzt; ganz dasselbe gilt von den benachbarten Ländern. Erst gegen das äußerste Ende des schwarzen Meeres wird die Geographie Homer's wieder fabelhaft; die Amazonen, Kolchis u. s. w. zeigen, daß der Verkehr nach jenen Gegenden unbedeutend war. Ebenso kennt Homer die Küsten Kleinasiens, wo Pelasger und Mäonier wohnten, de-

56) 1 Mos. 10, 2—4. 57) Recherches sur la géographie ancienne II, 126. Vergl. Wahl's Indostan I, 203. 58) Habakuk 1, 69. 59) Ilias XVIII, 606. 60) Theogonia 775. 61) Ilias VIII, 16. 62) *Hesiod*, Theog. 756. 63) Ilias II, 681. 64) Odyss. VI, 8. 65) *Herodot*. IV, 32.

Digitized by Google

ren Wohnsitze erst später von den Jonieru besetzt wurden. Auch die Werke der Sidonier werden gerühmt [66]). Von Ägypten hatte Homer ebenfalls einige Begriffe. Er rühmt die Kenntnisse seiner Bewohner, namentlich in der Medicin, und erwähnt Theben mit seinen hundert Thoren, sowie den Nil. Sehr weit aber scheint sich nach seiner Vorstellung Afrika nicht gegen Westen erstreckt zu haben. Aber eine Reise nach Ägypten schien eine der größten Unternehmungen, zu welcher Menelaus acht Jahre gebrauchte [67]). Auch der ferne Osten und Süden wurden mit fabelhaften Erzählungen angefüllt. Hier wohnten die Äthiopier, von denen ein Theil gegen den Aufgang, der andere gegen den Untergang der Sonne gerichtet ist [68]).

Etwas abgeändert, jedoch im Ganzen mit dem Gegebenen übereinstimmend, erscheint die Geographie im Zuge der Argonauten, und nur aus den unrichtigen Vorstellungen der Alten von der Erde lassen sich mehre Thatsachen auf diesem Zuge erklären.

In den folgenden Jahrhunderten erweiterten die Griechen ihre Kenntnisse, besonders durch die Anlegung der Colonien. Die Milesier und Megarenser legten deren am schwarzen Meere an, Korinth in Sicilien und Groß-Griechenland. Später wurden Sardinien, Corsica und das südliche Frankreich von den Phocäern besucht und Kolâos von Lemnos segelte um 780 v. Chr. durch die Säulen des Herkules ins atlantische Meer, wozu er vielleicht Nachrichten und Karten von den Phöniziern erhalten hatte. Die erste Karte von Griechenland soll Anarimander von Milet verfertigt haben [69]), die in der Folge von Hekateos verbessert wurde, aber jedenfalls sehr unrichtig war, da Anarimander die Erde als einen Cylinder ansah.

Durch Herodot (450 v. Chr.) wurden die geographischen Kenntnisse der Griechen schnell erweitert. Er war wahrscheinlich Kaufmann und wußte sich vorher völlig unbekannte Wege zu eröffnen. Er kam bis zu den Päoniern, wahrscheinlich im heutigen Serbien, besuchte die griechischen Colonien am Pontus Eurinus, durchwanderte einen Theil des südlichen Rußland zwischen Borysthenes und Phasis; kam nach Babylon und Susa, und zog hier Nachrichten über Persien ein. Ägypten lernte er ebenfalls kennen und zum Theil die Karavanenstraßen, welche von hier ins Innere Afrika's gehen. Ebenso besuchte er Groß-Griechenland. In Tyrus scheint er mit eifersüchtigen Augen angesehen worden zu sein, da seine Nachrichten über Phönizien unbedeutend sind. So groß seine Kenntnisse auch waren, und so sehr sie die seiner Zeitgenossen übertrafen, so vereinigte er sie doch in kein System, nur das geht aus seinen Beschreibungen hervor, daß ihm die Welt nach den herrschenden Vorstellungen zu klein war; auch bemerkt er, es sei ihm unmöglich gewesen, den Oceanfluß zu finden. Er kennt die Grenzen Asiens gegen Süden, indem Darius eine Flotte vom Indus bis zu den Grenzen Ägyptens schickte, aber die Umschiffung Afrika's zieht er in Zweifel. Bei ihm finden wir die ersten Nachrichten vom kaspischen Meere, welche weit richtiger waren, als das, was spätere Geographen darüber gesagt haben. Er kennt die alte Handelsstraße von Indien nach Europa durch das kaspische Meer.

In die Zeit Herodot's fällt wahrscheinlich auch die Reise des Carthagers Hanno, welcher an der Westküste Afrika's nach Süden fuhr, um dort neue Colonien anzulegen [70]), und welcher bei seiner Rückkehr einen Bericht in einen Tempel eingraben ließ, der später ins Griechische übersetzt wurde. Genau lassen sich die von ihm beschriebenen Gegenden nicht bestimmen. Gosselin [71]) glaubt der südlichste Punkt sei das Vorgebirge Nun gewesen. Malte Brun [72]) ist der Ansicht, daß in dem Berichte von zwei Reisen die Rede sei, und daß er bis zur Weihrauchküste gekommen sei. Er ist um so mehr dazu geneigt, da Himilkon um dieselbe Zeit bis Albion kam, wo Zinn gefunden wurde, also Cornwallis; kamen die Carthager aber soweit nach Norden, so ist es wahrscheinlich, daß sie auch nach Süden vordringen konnten.

Ein vielfach bestrittener Gegenstand ist die Atlantis der Alten, deren Kenntniß zuerst von den Carthagern entnommen wurde. Diodorus [73]) beschreibt uns eine entfernte Insel von beträchtlicher Größe, wohin die Carthager im Falle eines großen Verlustes ihre Republik verlegen wollten, und dahin waren nach Aristoteles [74]) so viele Bewohner von Carthago gegangen, daß der Senat die Auswanderung bei Todesstrafe verbieten mußte. Plato hatte davon in Ägypten gehört und malte dieses Land sehr schön aus, ohne jedoch in seinen Angaben über Größe und Entfernung mit sich einig zu sein; späterhin ging diese Insel nach ihm unter. Ob hierin eine Kenntniß von Amerika liege oder nicht, läßt sich nicht bestimmt sagen [75]).

Während ein Theil der Griechen sich mit Hypothesen beschäftigte, suchte Skylax (404) die Kenntnisse zu berichtigen und die Erzählungen zu sichten. Er sammelte die von den Seefahrern hinterlassenen Tagebücher und beschrieb die Gegenden im westlichen Theile des Mittelmeeres, sowie die Insel Cerne jenseit der Säulen des Herkules genauer als seine Vorgänger. Die Genauigkeit seiner Kenntnisse wird durch die Beschreibung des Sargassomeeres, wo viel Kraut auf dem Wasser schwimmt, erwiesen.

Von der Reise des Eudorus von Knidus (366 v. Chr.), in welcher sehr viel richtige Ansichten gewesen zu sein scheinen, sind nur einzelne Fragmente bei andern Schriftstellern übriggeblieben. Etwas früher (410) machte Hippokrates von Kos seine Reise und liefert uns in seinem Berichte die erste physikalische Geographie. Er untersucht besonders den Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf den menschlichen Körper. Er besuchte Scythien, Kolchis, Thracien, Thessalien, Attika, Kleinasien, und scheint auch in Ägypten gewesen zu sein.

Durch den Rückzug Xenophon's mit seinen 10,000

66) Il. VI, 289. XIII, 741. 67) Odyss. III, 73. XIV, 257. 68) Odyss. I, 22—26. V, 282. Il. I, 423. XXIII, 206. 69) *Diog. Laert.* II, 1.

70) Hannonis Periplus in Hudson's Geogr. Graec. min. I. 71) Rech. sur la Geogr. anc. I, 61. 72) Gesch. der Erdkunde I, 102. 73) *Diodorus Sic.* IV, 300. 74) *Aristotel.* De Mirab. c. 85. 75) v. Humboldt, Kritische Untersuchungen über die Entwickelung der geogr. Kenntnisse von der neuen Welt I, 53 fg.

Digitized by Google

Griechen wurden die Gegenden des heutigen Kurdistan und Armenien bekannt; ebenso besuchte er die Gegenden des schwarzen Meeres.

Um diese Zeit suchten die Bewohner des reichen Massilia neue Handelsstraßen zu finden, und Pytheas erhielt (334 v. Chr.) den Auftrag, die Bahn des Himilkon zu verfolgen. Sein Bericht ist leider verloren gegangen und wir besitzen nur einzelne Angaben von dieser Reise, auch diese werden mehrfach bezweifelt, jedoch glaubt Malte Brun, daß sich alle Angaben vereinigen lassen, wenn man den Gebrauch zweier verschiedener Stadien annimmt [76]). Durch die Meerenge von Gibraltar segelte er an den Küsten von Portugal, Spanien und Frankreich fort. An der Küste des letzteren Landes entdeckte er mehre Inseln, von denen die bedeutendste Uriſama hieß, vielleicht identisch mit der Insel Ouessant. Sodann gelangte er nach Albion (Britannien) und scheint die nördlichste Spitze derselben besucht zu haben, jedoch gab er die Lage der Insel unrichtig an. Nach einer sechstägigen Reise gelangte er nach Thule, welches verschiedene neuere Geographen für Island halten, wahrscheinlicher wol ein Theil der Küste von Jütland, welcher jetzt Thy oder Thyland und in der alten scandinavischen Sprache Thinland hieß. Damit stimmt auch namentlich die Beschreibung der Dünen. Schwerer läßt sich bestimmen, was unter dem Lande Basilia, der Bernsteinküste und den Guttonen zu verstehen sei, oder ob Pytheas wirklich bis zur preußischen Küste gelangte.

Durch Aristoteles wurden mehre Untersuchungen genauer geführt, als es früher der Fall gewesen war, namentlich glaubte er an die Kugelgestalt der Erde und war der Ansicht, daß die Küsten Indiens nicht weit von denen Spaniens entfernt wären. Er scheint Madagaskar zu kennen, und seine Erde erstreckt sich vom Indus bis zur Küste Spaniens. Durch ihn wurde der Sinn für Geographie angeregt, und unter seinen Schülern zeichnete sich besonders Theophrast durch seine Arbeiten in der physischen Geographie aus.

Durch Alexander's Feldzüge (330) wurde die Kenntniß der bewohnten Erde im hohen Grade erweitert; mehre Geographen in seinem Gefolge, unter denen Diognetos und Beton die bekanntesten sind, bestimmten die Marschroute nach astronomischen Messungen in Gegenden, welche früher entweder gar nicht bekannt waren, oder über welche man nur fabelhafte Nachrichten besaß. Ebenso wurden die Generale beauftragt, alles zu sammeln, was sich auf Geographie und Geschichte der besuchten Länder bezog. Die Archive von Babylon und Tyrus wurden nach Alexandria geschleppt. Nearchus besuchte die südlichen Küsten Asiens, und so wurde dieser Feldzug für die Kenntniß Asiens von großer Wichtigkeit.

Auch die Nachfolger Alexander's suchten die Nachrichten über ferne Länder zu vervollständigen. Megasthenes und Daimachus, die Gesandten des Seleukus Nikator, sammelten in Palibothra, der Hauptstadt eines großen Reiches am Ganges, Nachrichten über jene Gegenden (310) und Patrokles beschiffte das indische und kaspische Meer. Der Handel von Ägypten mit Indien, welcher unter den Ptolemäern wieder auflebte, vervollständigte viele dieser Nachrichten, sodaß Eratosthenes (220) eine systematische Geographie zu liefern im Stande war, welche zum großen Theil auf mathematische Bestimmungen basirt war.

Nicht blos Asien, sondern auch Afrika wurde nun etwas bekannter. Agatharchides von Knidus besuchte die Niederlassungen der Griechen an den Küsten von Arabien und Äthiopien (150), Hipparchus (140) entlehnte von ihm zum Theil seine Nachrichten und suchte die astronomische Basis der Geographie zu vervollständigen. Während der punischen Kriege besuchte Polybius die Küsten Afrika's bis zum Atlas und hielt die heiße Zone für bewohnbar. Bald darauf entwarf Posidonius ein neues System der Geographie. Artemidorus (128) bereiste kurz darauf die Ostküsten Afrika's. Eudorus (120) machte zwei Seereisen von Ägypten nach Indien.

Durch die Kriege mit dem Könige Mithridates von Pontus, durch die Feldzüge Cäsar's, des Germanicus wurden die Kenntnisse einzelner Länder vervollständigt. Während der Partherkriege wurden die Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere bekannter. Von Ägypten gingen viele Schiffe nach Indien und Älius Gallus besuchte unter August das Innere Arabiens.

Kurz nach dem Beginne unserer Zeitrechnung (25) schrieb Strabo seine Geographie in 17 Büchern. Europa kennt er bis zu den britischen Inseln, und beachtet dabei die Reise des Pytheas nicht; es scheint sich bis zu den Mündungen der Elbe zu erstrecken, im Süden endigte die den Alten bekannte Welt mit den Gegenden, durch welche der Niger geht, während im Westen das Cap St. Vincent, im Osten die Mündungen des Ganges die Grenze darstellen. Um dieselbe Zeit verfaßte Dionysius Periegeta seine Reisebeschreibung, welche in der Folge sehr viele Commentatoren fand.

Unter den Römern arbeitete Pomponius Mela (48) die erste gute Geographie, in welcher er das System des Eratosthenes zu Grunde legte, indem er nur die späteren Entdeckungen hinzufügte. Er scheint jedoch nicht eine richtige Ansicht von der Kugelgestalt der Erde gehabt zu haben; aus seiner Beschreibung möchte man eher folgern, daß er die Erde kegelförmig aus dem Meere hervorragen ließ. Bei ihm werden die fünf Zonen unterschieden, zwei kalte, zwei gemäßigte und eine heiße, von denen nur die beiden gemäßigten bewohnbar sind, aber wegen der zwischenliegenden heißen Zone in keinem Verkehre stehen können. Auf der andern Seite der Erde befanden sich die Antichthones. Das Mittelmeer trennt nach seiner Ansicht Europa und Afrika; die Grenzen von jenem sind im Osten der Tanais, von diesem der Nil, alles, was weiter östlich liegt, hieß Asien. Letzteres war mit Ausnahme der westlichen Seite allenthalben vom Meere umgeben. An der östlichen Küste wohnen die Inder im Süden, die Seres in der Mitte und die Scythen im Norden; aber das Gebiet der Inder und Scythen ist wegen der großen Hitze und Kälte zum Theil unbewohnbar. Daß er aber die wahre Grenze im Osten nicht gekannt habe, geht daraus hervor, daß er sagt, der östliche Ocean gehe von dem Vorgebirge Kolis (Komorin)

76) Gesch. der Erdkunde I, 142.

Digitized by Google

nach Norden, der Gangesfluß in denselben, und die Scythen bewohnen seine nördlichen Küsten bis zum kaspischen Busen; er scheint sogar zu glauben, ein indisches Schiff sei durch Winde bis zu den Küsten Germaniens verschlagen. Sein Europa erstreckt sich vom Tanais bis Gades und wird mit Ausnahme des östlichen Theiles allenthalben vom Meere umflossen. Den Pontus Eurinus und Palus Möotis hält er für Verlängerungen des Mittelmeeres, dagegen das ägäische, ionische und adriatische Meer bilden drei große Busen desselben. Die Küsten Spaniens und Frankreichs werden von ihm richtiger angegeben als von seinen Vorgängern, und macht die Pyrenäen zur Grenze beider Länder. Deutlich beschreibt er Ebbe und Fluth des atlantischen Meeres und den Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem Monde. Dagegen Britannien wird weniger deutlich beschrieben, nur über die von den Römern besiegten Gegenden gibt er mehr als Strabo. Jenseit desselben lag Inverna und nördlich davon 30 orkadische Inseln. Germanien wird ein waldiges, gut bewässertes Land mit vielen Strömen genannt. Jenseit der Vistula folgt Sarmatien, welches sich bis zur Donau erstreckt. Dunkle Andeutungen finden sich außerdem von der Ostsee und den dänischen Inseln. Ebenso unvollständig sind seine Kenntnisse von Afrika. Er hält es für ein Dreieck, dessen größte Länge sich vom Nil bis zum atlantischen Meere erstreckt, aber weit geringer ist, als die von Europa. Von dem oberen Nile läuft die südliche Küste gegen die Säulen des Herkules. Andeutungen vom Niger finden sich bei ihm. Fabelhaft sind seine Beschreibungen von den Ufern des rothen Meeres und von Äthiopien.

Durch den Periplus des erythräischen Meeres von einem unbekannten Verfasser aus einer unbekannten Zeit, durch Isidorus' von Charax Beschreibung von Parthien, durch Tacitus u. s. w. wurden einzelne Länder bekannter, und Plinius der Ältere lieferte eine bessere Geographie als Pomponius Mela, indem er dazu viele Nachrichten aus den Archiven entlehnte. Doch vermißt man dabei sehr oft gesunde Kritik, indem er theils verschiedene Stadien verwechselte, theils ältere Nachrichten nicht von denen seiner Zeitgenossen unterschied. Reichhaltiger als bei seinen Vorgängern sind die Nachrichten über Afrika, indessen ist hier Wahres und Falsches vermischt. Ebenso werden die canarischen Inseln beschrieben. Durch die Entdeckung der Moussons im indischen Meere, welche von Hippalus gemacht wurde, nahm der Verkehr mit Indien schnell zu und die Nachrichten über jenes Land wurden reichhaltiger, aber schon von Ceylon (Taprobane) und noch mehr von den östlich gelegenen Ländern werden viele Fabeln erzählt. Über den Norden Europa's ist er besser unterrichtet, als seine Vorgänger, Scandinavien sollte eine Insel in der Ostsee sein, letztere den atlantischen und serischen Ocean verbinden.

Eine Hauptquelle der geographischen Kenntnisse waren bei den Römern die Itineraria, deren es nach Vegetius zwei Arten gab, die scripta und die picta. Erstere waren bloße Verzeichnisse der Orte, welche auf den Landstraßen lagen, zum Theil mit statistischen Nachrichten versehen. Unter ihnen ist besonders das des Kaisers Antoninus bekannt, aber der Verfasser und die Zeit desselben sind nicht bestimmt, da Orte darin genannt werden, welche erst nach jenem Kaiser gebaut wurden. Wahrscheinlich ist dasselbe nach und nach vervollständigt; zum Theil [77]) wird vermuthet, daß Äthicus im 4. Jahrh. irgend ein altes Itinerarium mit Zusätzen vermehrte, und auf diese Weise ein seinen Zeiten angemessenes Itinerarium durch das ganze Reich sammelte. Ebenso unbekannt ist die Zeit des Itinerarium hierosolymitanum.

Zu der zweiten Classe von Itinerarien gehört die sogenannte Peutinger'sche Tafel, welche einem augsburgischen Patrizier Peutinger gehörte, und welche Scheyb im J. 1753 herausgab [78]). Der Herausgeber schreibt dieselbe dem Kaiser Theodosius I. zu, und glaubt, sie sei zwischen 368 und 396 gemacht; dagegen glaubt Mannert, daß sie bis in die Zeiten des Kaisers Severus hinaufgehe, daß man aber die vorhandene Copie der Muße eines Mönches aus dem 13. Jahrh. zu danken habe. Wahrscheinlich ist sie nach und nach vervollständigt worden. Der Abschreiber der in Wien und Paris vorhandenen Handschriften war ein Christ, der bei Rom den heiligen Petrus, und bei Palästina den Ölberg und die Wüste anführt, durch welche Moses die Kinder Israel's führte. Der Anfang der Karte ist verloren; Portugal, Spanien und der westliche Theil von Afrika fehlen, dagegen ist die südöstliche Küste von England vorhanden. Dagegen erblickt man die äußersten Grenzen des östlichen Asiens, soweit sich die Kenntnisse der Römer auf dieser Seite erstreckten, das Land der Seren, die Mündung des Ganges und die Insel Ceylon nach ihrer damals angenommenen größten Ausdehnung von O. nach W.; die Straßen sind bis nach Indien gezeichnet. Jedoch sind die Länder nicht nach ihrer Lage, Grenzen und wahren Ausdehnung gezeichnet, sondern ohne Rücksicht auf die von den Geographen gefundenen Grade der Breite und Länge willkürlich von W. nach O. gezerrt, wovon die Größe der Karte den besten Beweis gibt, indem diese 21¼ Fuß beträgt, während ihre Ausdehnung von Nord nach Süd nur ein Fuß ist.

In Alexandrien wurde das Studium der Geographie mit größerem Eifer getrieben, als in irgend einem andern Theile des römischen Reiches; die geographischen Schulen, welche sich hier und in Tyrus befanden, hatten sehr viele ausgezeichnete Hilfsmittel. Man sah ein, wie nöthig es sei, den von Hipparchus empfohlenen Weg zu verfolgen, und die Lage der Orte durch astronomische Messungen zu bestimmen. In der Schule zu Tyrus zeichnete sich Marinus um das J. 100 aus, indem er dazu besonders die Nachrichten der Kaufleute benutzte, welche zum Theil weiter fuhren und weniger engherzig waren, als zur Zeit, wo die phönizischen Republiken noch selbständig waren; außer den Meeresstraßen verfolgten die tyrischen Kaufleute jener Zeit noch eine Karavanenstraße, auf der sie in fast einem Jahre bis zur Grenze China's gelangten. Von den Werken dieses Geographen kennen wir indessen nur einzelne Stellen bei späteren Schriftstellern.

77) Sprengel, Gesch. der geogr. Entdeckungen S. 131.
78) Peutingeriana tabula Itineraria ed. *F. C. Scheyb.* (Wien 1753.) Spätere Ausgabe von Mannert. (Leipz. 1824.)

Digitized by Google

Die Grundlage der Geographie bildete Ptolemäus, welcher zwischen 140 und 170 zu Alexandria lebte, und auf die Ansichten späterer Jahrhunderte den größten Einfluß ausübte. Er suchte die astronomischen Bestimmungen zur Basis zu machen. Bis jetzt jedoch ist der Text des Werkes noch sehr unvollkommen. Wahrscheinlich sind viele spätere Zusätze gemacht, die wol ursprünglich Randbemerkungen einzelner Reisenden waren und später in den Text übergingen. Ein Fehler, welcher durch seine ganze Arbeit hindurchgeht, betrifft die bedeutende Vergrößerung der geographischen Länge. Das mittelländische Meer ist 20 Grad zu viel von Westen nach Osten ausgedehnt; die ganze Länge vom heiligen Cap in Iberien bis zu der östlichen Mündung des Ganges beträgt nach ihm 146 Grade, er hat sich also um 46° 36′ 15″ versehen. Indessen glauben Gosselin und Andere, daß hiebei zwei verschiedene Stadien verwechselt seien, indem er deren 500 auf einen Grad nahm, während er hätte 700 rechnen müssen, wodurch der ganze Fehler in dieser Länge auf 4° 53′ 23″ verkleinert wird. Diese falsche Bestimmung wurde übrigens in der Folge dadurch von Wichtigkeit, daß durch sie verleitet Columbus den Weg von Spanien bis Indien für weit kleiner hielt, als er wirklich ist.

Da Ptolemäus der letzte beachtungswerthe Geograph der Alten ist, so scheint es hier zweckmäßig nach seinen Angaben dasjenige mitzutheilen, was die Alten von der Erde kannten. Im Osten Europa's beschreibt er ziemlich genau die Wolga unter dem Namen Rha und sogar den Kama, der aus dem Ural kommt, und welchen er den östlichen Rha nennt. Der Lauf des Tanais wird genauer dargestellt als bei Strabo. Die Scythen werden von ihm nicht in der früheren Ausdehnung genommen, dafür dehnt er Sarmatien von dem Tanais bis an die Weichsel und die Karpathen aus, auf diesem Gebiete wohnten aber außerdem die Alauni. In der Mitte des Dniepr wohnten die Chuni. Die Jazyges kamen aus dem Nordosten des möotischen Sees, und drangen bis nach Ungarn vor. In Lithauen und Preußen nennt er die Galindä, Sudeni, Borusci, Carbones, Hossi und Sali. Von ihnen unterscheidet er die Venedä (Wenden) zwischen Rhubo (Memel) und Weichsel. Andere slawische Stämme werden weniger deutlich beschrieben, ausführlicher dagegen Dacien. Die Nachrichten von Schweden und Norwegen fand Ptolemäus zu unsicher, um sie aufzunehmen, und daher endigt sein Europa mit dem cimbrischen Chersonesus, den er aber um 2° zu weit nördlich ausdehnt. Im Osten des letzteren liegen nach ihm vier Inseln, Scandiae insulae, von welchen die drei kleinsten den Inseln Laland, Fünen und Seeland entsprechen, während die vierte, Scandia, Scandinavien ist. Hier finden wir auch den Namen Thule, womit er ein in Nordost von Großbritannien gelegenes Land bezeichnet. Irland (Iverne), welches Strabo nördlich von Britannien annahm, wird von Ptolemäus nach Westen verlegt, jedoch um 5° zu weit nördlich. Überhaupt zeigen besonders diese Gegenden die Fortschritte der Geographie seit Strabo. Weniger bedeutend sind dieselben in der Zeichnung des Mittelmeeres, obgleich auch hier vieles verbessert ist.

Besonders groß waren die Änderungen, welche Ptolemäus an der Karte von Afrika anbrachte. Strabo und Plinius glaubten, dieses sei eine innerhalb des Äquators liegende Insel, in deren Süden das atlantische und indische Meer zusammenhingen. Ptolemäus nahm dagegen an, daß die westliche Küste von Afrika nach Bildung eines Meerbusens von einem nur mittelmäßigen Einschnitte in das Land, welchen er Hespericus nennt, sich in einer unbestimmten Richtung von O. gegen W. erstrecke; ebenso dachte er, daß sich die Küste des östlichen Asiens jenseit des Cap Prasum mit der von Asien im Süden von Catigara vereinige, so also, daß das indische Meer ein großes Becken bildete, wozu ihn unbestimmte Nachrichten von Reisen nach jenem Lande veranlaßt zu haben scheinen. Die Westküste von Afrika scheint bis zum fünften Grade nördlicher Breite grade nach Süden zu gehen, doch herrschen hier große Widersprüche, und Gosselin meint, daß sich seine Kenntnisse nicht weiter als bis zum Vorgebirge Nun erstreckt haben, während Malte-Brun der Ansicht ist, daß die von ihm angezeigte Lage der glücklichen Inseln nöthige, dieselbe weiter nach Süden zu verlängern. Im Innern Afrika's nennt er zuerst mit Bestimmtheit den Niger und die Gebirge im Südwesten desselben.

Asien war durch die vielen Handelsreisen späterer Zeiten bekannter geworden, aber nichtsdestoweniger enthält die Beschreibung von Ptolemäus sehr viel Unwahres, namentlich ist sein Indien sehr unrichtig gezeichnet. Nachdem er mit Eratosthenes alle Küsten Asiens, sowie die Mündungen des Indus zu weit südlich gezeichnet hatte, gab er der Insel Taprobane oder Ceylon eine zu große Erstreckung, sei es nun, daß er verschiedene Stadien verwechselte, oder weil man lange die ostindische Halbinsel mit Ceylon verwechselte. Daher verlor Indien die Ähnlichkeit mit einer Halbinsel, und Ptolemäus sah sich genöthigt, der Küste daran viele Krümmungen zu geben. Jenseit des Ganges glaubte er an einen Zusammenhang mit einem unbekannten südlichen Lande, das sich im Westen mit Afrika vereinige; jedenfalls ein Beweis, daß die Reisenden, denen Ptolemäus folgte, nicht über die Halbinsel Malacca kamen. Nachdem er eine hafenreiche Küste beschrieben hat, bei welcher es schwer wird, die Localitäten wieder zu erkennen, kommt er zu dem goldenen Chersonesus, in welchem er einen Fluß erwähnt, der sich in drei Armen ins Meer ergießt, und an welchem Räuber wohnten, wahrscheinlich der Irawaddy. Dann folgt der Meerbusen Perimulus, welchen d'Anville für die Meerenge von Sincapore hält. Später kommt eine Küste, auf welcher Thinä und Cattigara liegen. Malte-Brun glaubt mit Gosselin, daß Thinä mit Tenasserim identisch sei, aber Murray meint, die Ansicht von Vincent sei vorzuziehen, wornach es Siam bezeichnet. Schwerlich dürfen wir mit Einigen an China denken, da die ganze Richtung der Küste unrichtig sein würde. Hätte nämlich Ptolemäus das jetzige China gekannt, so würde er wol schwerlich die Küste gegen Afrika zurücklaufen lassen.

Im Innern Asiens, wo Ptolemäus die Wolga kannte, betrachtete er das kaspische Meer nicht mehr als einen Golf des nördlichen Oceanes, ja er gab ihm davon

Digitized by Google

eine sehr große Entfernung; jedoch scheint er den Aralsee mit ihm in Verbindung gesetzt zu haben, wodurch es eine zu große Ausdehnung von Osten nach Westen erhielt, und so ergossen sich in dieses Meer der Jaxartes (Sihon) und Orus (Gihon). Nördlich vom Jaxartes und östlich von der Wolga erstreckte sich Scythien gegen Norden bis zu unbekannten Ländern und gegen Osten über eine Bergkette hinaus, die von Indien aus nach Norden fortläuft und Imaus heißt; jenseit dieser Kette stößt es an die Serica an. In Scythien diesseit des Imaus wohnten Alanen und Massageten gegen Norden, Jaxartä am Jaxartes, Komödi an den Quellen des letztern, und Sacä in der Bucharei. In Scythien jenseit des Imaus ist Casia regio wol das heutige Cashgar. Andere Völker dieser Gegenden lassen sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Dann folgt Serica, ein Land, von welchem Plinius und Pomponius Mela sagen, daß es zwischen dem der Scythen und Inder liege. Da nun beide Schriftsteller Asien im Meridiane des Ganges enden lassen, so glaubt Malte-Brun, daß dieses Land zu Folge seiner Beschreibung nach Tibet verlegt werden müsse, und ebendieses scheinen die Angaben von Dionysius Periegeta, der Periplus des erythräischen Meeres ꝛc., zu bestätigen, indem diesen zufolge die Waaren der Serica nach den indischen Häfen auf dem Ganges ankamen. Nach Ptolemäus wurde die Serica im Osten durch unbekannte Länder begrenzt; gegen Süden lagen die Berge Emodus (Emod, Hema und Himmala der Inder) und Ottorocorras, worauf Indien folgte. Dieses deutet ebenfalls auf Länder nördlich von Indien, wozu noch die Autorität von Ammianus Marcellinus kommt, welcher die Seren in die Gegend des östlichen Persiens versetzt und ihr Land als eine erhabene, von Bergen umgebene, Fläche beschreibt. Auch einzelne Punkte entsprechen nach Malte-Brun ganz dieser Ansicht. Asmira ist nach ihm Kaschmir, Issedon ist Issedon oder Scheferdon in Klein-Tibet, Sera wahrscheinlich Seringor. Die Nabannä des Ptolemäus haben ihren Namen von dem Berge Naubandh im Osten von Kaschmir. Der wichtigste Handelsartikel der Serica war Seide, Eisen und wohlriechende Kugeln. Dagegen sind Andere, und namentlich Murray, der Ansicht, daß wir unter diesem Lande China zu verstehen haben.

Bei den Völkerstürmen, die bald darauf folgten, gingen die Kenntnisse zum Theil verloren, theils wurde man mit fremden Menschen und ihren Ländern bekannt. Auf Ptolemäus folgten nur noch wenige Geographen; die von ihnen übriggebliebenen Arbeiten, so unbedeutend sie zum Theil sind, erhalten dadurch mehr Werth, daß wir in ihnen manche Auszüge aus älteren Schriften finden. Namentlich gehören dahin Martian von Heraklea und Festus Avienus, welcher Letztere theils eine Bearbeitung des Dionysius Periegeta gab, theils einige Nachrichten von den Reisen der Carthager mittheilte. Die Geographie des Äthicus, welche uns Orosius erhalten hat, die Wörterbücher des Vibius Sequester für die römische Welt und des Eusebius für die in der Bibel genannten Orte, sowie das des Stephanus von Byzanz enthalten manche nützliche Nachweisungen.

Fast das einzige, auf eigenen Beobachtungen beruhende, Werk ist die Topographie des Ägyptischen Mönches Kosmas (550), welcher von seinen Reisen nach Äthiopien (Indien) den Namen Indopleustes hat. Er beschreibt die christliche Welt ziemlich ausführlich; die Erde betrachtet er als eine große, mit einer Mauer umgebene, Fläche, das Firmament als eine auf dieser Mauer ruhende Wölbung und die Folge der Tage und Nächte als die Wirkung eines großen, im Norden der Erde gelegenen Berges, hinter welchem sich die Sonne des Abends verbirgt.

Schon früher (460) hatte der Armenier Moses von Chorene besonders das östliche Asien genauer beschrieben, als seine Vorgänger. Der Alane Jornandes gab um 560 Nachrichten von den Wanderungen der Gothen und Hunnen, nebst Beschreibungen der von ihnen durchzogenen Gegenden. Im 8. Jahrh. schrieb ein unbekannter Gothe die unter dem Namen des Geographen von Ravenna bekannte Geographie, welcher mit großem Fleiße ältere Arbeiten excerpirte, welche wir jedoch vorzugsweise nur durch einen Auszug kennen, welchen davon ein Italiener im 13. Jahrh. machte.

Die Reisen nach dem heiligen Grabe lieferten jetzt manchen Stoff zur Bearbeitung von Itinerarien. Adamon, Abt von Jona, beschrieb Jerusalem; Willibald, erster Bischof von Eichstädt, beschrieb seine im J. 730 gemachte Pilgerreise durch Italien und Cypern nach Palästina. Ebensolche Arbeiten besitzen wir von einem französischen Mönche Bernard und Haiton von Basel nach Constantinopel.

Aus dieser Zeit werden mehre Karten erwähnt; eine der bekanntesten befindet sich zu Turin in einem 787 verfertigten Commentar zur Offenbarung Johannis. Sie stellt die Erde als eine kugelrunde Planisphäre von drei ungleichen Theilen vor, welche ganz vom Meere umgeben ist. Südwärts trennt der Ocean von Afrika ein Stück Land, welches der vierte Welttheil genannt wird, worauf die Antipoden wohnen, und welches wegen der großen Hitze noch unerforscht ist. An den vier Seiten der Erde sind vier Winde verzeichnet, die auf Blasebälgen reiten und aus diesen und einer im Munde gehaltenen Meermuschel Wind verbreiten. Oben oder gegen Osten stehen Adam und Eva, der verbotene Baum mit der Schlange, zu ihrer Rechten liegt Asien mit zwei spitzigen Bergen, welche Mons Caucasus, Armenia genannt werden. Aus diesem entspringt der Fluß Eufis, der sich in ein Meer ergießt, welches ein Arm des die Erde umgebenden Oceanes ist, sich mit dem mittelländischen Meere vereinigt und Europa von Asien scheidet. Zwischen den Bergen liegt Kappadocien, darunter Asia minor, Galcedonia, Frigia, Pamphilia, nordwärts davon und durch den Fluß Eufis geschieden Arenosa deserta. Ungefähr um die Mitte der Karte sind bemerkt Mons Carmelus, Mons Sinai, Ibrem, Ascalones, Judnea, Babilonia. Zur Linken der Eva befindet sich Sydon und Mons Libanus vom Jordan umgeben, darauf Mesopotamia, Antiocheia, zwischen den Bergen mit der Überschrift Mons Arabiae. An der Seite eines Flusses, vielleicht Euphrat, Abicu-

Digitized by Google

sia, Timisci fixi campi de Sera. In dieser Gegend sollen die Amazonen gewohnt haben. Sandige Wüsten. Indien. Hier werden die Inseln Crisa und Algure bemerkt. Darauf folgt ein Gebirge und ein Fluß ohne Namen. Weiter unten das rothe Meer, der Nil mit der Beischrift: quem alii autores ferunt procul habitantes montes habentes et continuo aureis arenis immergi. Inde in angustum mergi spatium vastissimo loco. Deserta et arenosa et Ethiopia. In der Gegend, wo das übrige Afrika liegt, werden nur wenig Gebirge und Flüsse bemerkt, und unter diesen liest man Garamantes, Baggi, Getuli locus, montes Atlanti, duo Alpes contra Aresibi, Tingi, Abencania, Gens und im atlantischen Meere bei Afrika zwei unbekannte Inseln. In Europa hat die Karte folgende Länder und Städte: Tascia, Roma, Salerna, Benebenti, Epirum, Aquileja, Fluvius Ensis, der aus einem Gebirge entspringt, Constantinopolis, Thessalonica, Macedonia, Germania, Renus fluvius, Danubii, Stolie, Sarmati. Hic caput Europae, Rettacum Canonicum. Auf der andern Seite Dardania, Epirum, Apollin, Spoleti, Niavraria. Etwas niedriger stehen die Namen Suebi, Francia, Gallia, Belgia, Gallia Lugdunensis, montes Galliarum, Litania, Tolosa, Asturia, Gallicia, Sancti Jacobi Apostoli, Betica, Fluvius Tavus, Caesar Augusta Narbona. Nordwärts dieser Küste sind Tile insula, Tancuses insula, Bitania insula, Scocia insula. In dem Meere zwischen Europa liegen außer sieben nicht benannten Inseln Coos insula, Samos insula, Sicin insula, Tascis, Corso insula. Jenseit Afrika stehen die Worte: Extra tres autem partes orbis quarta pars trans Oceanum interior est, quae solis ardore incognita nobis est, cujus finibus antipodes fabulosos inhabitare.

Während im Abendlande nach und nach die Kenntnisse verloren gingen, wurden die Wissenschaften im Oriente mit größerem Eifer gepflegt. Seit ihren ersten Eroberungen ertheilten die Khalifen ihren Generalen den Befehl, Beschreibungen der unterworfenen Länder zu liefern. Im J. 833 ließ der Khalif Al Mamun in der Wüste Sandgiar zwischen Rocca und Palmyra einen Meridiangrad messen; später wurde bei der Stadt Kufa eine ähnliche Messung wiederholt. Lange vor Columbus segelten von Lissabon arabische Abenteurer, welche die Almagrurim hießen, von Lissabon nach den westlichen Ländern. Ebenso beschifften die Araber das indische und chinesische Meer. Wahab und Abuzeid durchwanderten zwischen 851 und 877 die entferntesten Länder Asiens. Aber mehre dieser ältesten Geographen sind uns nur durch die Excerpte späterer Schriftsteller bekannt.

Unter den Geographen der Araber sind besonders Massudi (947) zu Kairo, Ibn Haukal (saec. 10), Edrisi (1153), Ibn al Ouardi (1232), der Perser Hamdoullah (zu derselben Zeit), Abulfeda (1321), el Bakui (saec. 14) und Leo Africanus zu nennen. Vorzugsweise jedoch beschreiben sie solche Länder, welche den Koran angenommen hatten, und welche entweder von ihren Heeren oder ihren Kaufleuten besucht waren; das Übrige wird entweder gar nicht erwähnt, oder nur kurz angedeutet. So sagt Ibn Haukal: „Was die Länder der Christen und Äthiopier betrifft, so werde ich ihrer nur flüchtig erwähnen, indem meine angeborene Liebe zur Weisheit, Gerechtigkeit, Religion und zu den regelmäßigen Regierungsformen mir nicht verstattet, etwas bei diesen Nationen zu loben oder von ihnen anzuführen." Indessen waren ihnen die europäischen Reiche und Sibirien nicht ganz unbekannt; aber die isolirten Kenntnisse, die man in ihren Geographien von einzelnen Ländern und Städten findet, z. B. von Irland, Paris, der Hauptstadt der Franken, England (Anthorcat), dem Herzogthume Schleswig, der Stadt Kiow und einigen andern Orten lassen es uns schwer begreifen, wie sie in Ansehung einiger Punkte so genaue Nachrichten erhalten konnten, während sie von andern nichts wußten.

Als Herren des größten Theiles von Afrika wurde dieser Erdtheil von den Arabern bis auf die südlichsten Länder und den größten Theil der westlichen Küsten untersucht. Überall wurden von ihnen Reiche und Städte gegründet, und sie führten mit ihrer Religion Pferde und Zuckerrohr ein. Sie drangen bis zum Niger vor, jenseit desselben indessen sind die Nachrichten dunkel. Das äußerste südliche Land heißt bei ihnen bald Lamlem, bald Vacuac, bald Alphiani; jenseit desselben war die Hitze so groß, daß keine Menschen daselbst wohnen konnten, obgleich seit dem 12. Jahrh. von dort Negersklaven gebracht wurden. Östlich von den Negerländern lag Wankara, westlich davon Maczar mit dem Hauptorte Util, wahrscheinlich am atlantischen Meere. Maczar gehörte zum Negerstaate Belad al Soudan, der sich bis ans westliche Meer erstreckte. Nordwärts davon lag die Wüste Sahara. Das östliche Afrika wurde seit dem 10. Jahrh. besucht, Melinda, Mombaza und Sofala blühten seit dem 12. Jahrh. Unterhalb Ägypten liegt Nubien, darauf folgte Habessinien. Weiter gegen Süden lag an der Küste das Land Zindge oder Zangebar; die südlichste ihnen bekannte Gegend war Sofala. Der Zusammenhang des indischen Meeres mit dem atlantischen war ihnen unbekannt, und daher glaubten sie an einen Zusammenhang zwischen Asien und Afrika. Madagaskar wurde von ihnen wahrscheinlich ebenfalls besucht, da wir hier arabische Colonien treffen. An der Westküste kannten sie die glücklichen Inseln der Alten unter dem Namen Chaledat; seit dem Anfange des 13. Jahrh. werden von den Arabern die Statuen erwähnt, welche mit dem Finger nach Westen zeigen. Andere Inseln in diesem Meere lassen sich nicht näher bestimmen.

Ebenso war ihnen Asien bekannt und die älteren Nachrichten wurden von ihnen vervollständigt, namentlich über Arabien, Syrien und Persien. Das alte Bactrien und Transoxiana wurde von ihnen sorgfältiger beschrieben, ebenso die Länder auf der Nord- und Ostseite des Gihon. Die Halbinsel jenseit des Ganges und Sumatra und Java, sowie die weiter östlich gelegenen Gegenden sind nur dunkel angedeutet. Die genauen Kenntnisse von Asien östlich vom schwarzen Meere endigten mit dem Kaukasus bei den Schlössern Bab-el-Abuab, dem von den Russen im 18. Jahrh. entdeckten Grenzwall bei Der-

Digitized by Google

bent. In der Nähe wohnen die Lesgier. Jenseit dieser Bergkette lag Seklat, das Land der Slawen. Später folgte Belad-al-Rus, das heutige Rußland, in welchem mehre Städte genannt werden, namentlich Kenan oder Kujah (Kiew). An der Wolga wohnten die Chazaren und neben ihnen die Bulgaren. Das kaspische Meer war ihnen in seiner großen Ausdehnung von N. nach S. bekannt; nördlich davon lagen die Ebenen Kiptschak, wo das Volk vom goldenen Throne wohnte und durch deren Hauptstadt Saray, nahe an der Mündung der Wolga, die Karavanen nach China gingen. Die Gegenden östlich vom kaspischen Meere waren ihnen weniger bekannt. Nördlich von Persien nennen sie Chorasan, zu welchem sehr häufig das heutige Candahar und Balkh gerechnet werden; am südöstlichen Ufer des kaspischen Meeres Chowaresm mit blühenden Städten, welche von Dschingiskhan zerstört wurden. In den höchsten Gebirgen zwischen Indien und China nennen sie Tibet, nördlich davon fabelhafte Länder. Jenseit des Sihon dehnte sich Turkestan gegen Norden und Osten aus; jedoch hält es schwer, die Nachrichten davon zu entziffern. Das nördlichste den Arabern bekannte Land Asiens war das Land Gog und Magog. Die große Höhe und Abschüssigkeit der Berge, die Tiefe des Schnees und der wilde Charakter der Einwohner waren Ursache, welche die Fremden von Reisen dahin abhielten; die außerordentliche Dunkelheit, welche in den engen Pässen herrschte, machte den Ausgang besonders gefährlich. Dieses vermeinte Ende der Welt war nach den Berichten einiger Geographen durch eine ungeheure Mauer von den übrigen Ländern getrennt, und die Reise dahin vom kaspischen Meere dauerte 28 Monate; Nachrichten, welche später in die Geographie der Europäer übergingen. Der Verkehr mit China fing sehr früh an. Unter dem Khalifen Walid (704—715) gingen Gesandte durch Kaschgar nach China und kehrten mit reichen Geschenken zurück. Seitdem waren die Reisen von Samarkand nach Canfu in China sehr häufig. Im 9. Jahrh. fuhren arabische Schiffer nach China und viele Araber ließen sich hier nieder. Die nördlichen Provinzen dieses Reiches nennen sie Cathai, die südlichen Tschin oder Sin, wozu sie vielleicht die Halbinsel jenseit des Ganges rechneten, da diese bei keinem arabischen Geographen erwähnt wird. Hindostan theilen sie in die beiden Provinzen Hind und Sind, von denen Sind die Länder am Indus, Hind die am Ganges umfaßte; Decan wurde mit zu Sind gerechnet, das Innere jedoch, sowie die Küste Coromandel blieb ihnen unbekannt, und ihre Kenntniß hörte mit dem Vorgebirge Comorin auf. Multan und Lahore, welche ziemlich früh erobert waren, werden ausführlich beschrieben, sowie Kaschmir, Guzurate; ebenso erwähnen sie Canoge, die Hauptstadt von Bengalen, sowie Benares. Auf der Küste Malabar nennen sie nur Mangalore als einen Punkt, den wir jetzt kennen. Die malediviſchen Inseln werden unter dem Namen Rohaibat erwähnt und ihre Zahl geben sie zu 1900 an. Ceylon nennen sie eine sehr reiche Insel; hinter ihr liegt das Reich Ramani, wahrscheinlich in dem Delta, welches der Madura bildet, wo man eine Stadt Ramana findet. Unter Lameri, welches öfter mit Ramani verwechselt wird, ist wahrscheinlich Sumatra zu verstehen. Java war ihnen als eine an Specereien reiche Insel bekannt, die aber durch Vulkane erschüttert wurde. Von den weiter östlich gelegenen Inseln finden sich nur dunkle Andeutungen.

Während die Araber durch ihre Unternehmungen die Kenntnisse des Ostens und Südens bereicherten, erweiterten die Scandinavier den Gesichtskreis im Norden. Von den Königen Teutschlands und Frankreichs zurückgehalten, wählten die Normanen das Meer zum Schauplatze ihrer Streifereien. Anfänglich Seeräuber wurden sie seit dem 9. Jahrh. Geographen, begierig neue Entdeckungen zu machen. Besonders nach ihren Nachrichten vervollständigte König Alfred (872—900) die Kenntniß des Nordens. Unter Scandinavien begreift er Biarmien, Findmarken, Queenland, Gothland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, welche größtentheils von Other besucht waren, und sich zum Theil bis zur Wolga erstrecken. Eine Beschreibung des baltischen Meeres wurde schon früher von Eginhard geliefert, ohne daß er jedoch sein östliches Ende kannte; Alfred beschrieb es genauer nach den Berichten von Wulstan. Preußen wird unter dem Namen Witland erwähnt, ohne daß jedoch des Bernsteines gedacht wird.

Seit dem 9. Jahrh. besuchten sie die Inseln und Küsten der Nordsee. Irland wurde schon am Anfange des 7. Jahrh. entdeckt, und hier gründeten sie die Reiche Dublin, Ulster und Connaught. Die alten Chroniken sagen, daß im 9. Jahrh. im Westen davon ein sehr großes Land gefunden wurde, welches sie Groß-Irland oder das Land der weißen Männer nannten, jedoch läßt sich hierüber nichts Näheres sagen. Die Faröer wurden im J. 861 aufgefunden; im J. 964 die shetländischen Inseln, genauer wurden sie mit den Orcaden bekannt, welche häufig mit Thule verwechselt wurden. Caithnes, der nördlichste Theil von Schottland, hatte oft mit den Orcaden gemeinsame Herren, die ihre Eroberungen weit nach Süden ausdehnten. Die Inseln an der Westküste Schottlands (Sudureyer) wurden 893 erobert. Zwischen 860 und 872 besuchten drei Seefahrer Island. Grönland wurde 982 von Isländern entdeckt und 986 bevölkert, andere jedoch sagen, daß es 932 vom Isländer Rauda gefunden sei. Bis 1418 war hier ein eigener Bischof, und mehre große Städte, Garda und Hratalid werden genannt. Selten aber wurde dahin eine Reise unternommen, und es war das Land der Fabeln. Es unterschied sich nach dem isländischen Spiegel der Könige nicht von dem neuern Grönland. An seiner Küste war es selbst im Sommer von ungeheuren Eisbergen umgeben, Ackerbau wurde nicht getrieben, Holz war nicht vorhanden. Nur einzelne fischreiche Stellen der Küste waren bewohnbar, das Innere des Landes enthielt in den Thälern Schnee und Eis.

Gleichwie ihnen Grönland wegen des unterbrochenen Verkehres in der Folge verloren ging, ebenso war es auch mit Amerika der Fall. Der Isländer Biörn, welcher 1001 eine Reise zu seinem Vater nach Grönland unternimmt, wird von einem Sturme sehr weit gegen S.W. getrieben; er erblickt ein flaches Land, das ganz mit Holz

Digitized by Google

bedeckt ist, und langt, indem er gegen N.O. umkehrt, am Orte seiner Bestimmung an. Leif, der Sohn des Erich Rauda, welcher die grönländischen Colonien angelegt hatte, rüstet mit Biörn ein Schiff aus, und beide kommen an der gesehenen Küste an. Eine Insel voll Felsen wird Helleland genannt; ein niedriges, sandiges, mit Holz bedecktes Land erhält den Namen Markland. Zwei Tage darauf stoßen sie an eine neue Küste, an deren Nordseite eine Insel liegt; sie fahren einen Fluß hinauf, dessen Ufer mit Buschwerk bewachsen waren, welches Früchte von sehr angenehmem Geschmack hatte; die Temperatur der Luft war sehr angenehm. An einem See, aus welchem der Fluß kam, brachten sie den Winter zu, und fanden, daß die Sonne am kürzesten Tage etwa acht Stunden über dem Horizonte blieb, was auf eine Breite von etwa 49° deutet. Ein Teutscher, welcher die Reise mitmachte, fand hier viele wilde Weintrauben, und daher erhielt die Gegend den Namen Vinland. Den dritten Sommer sahen sie einige Eingeborne von kleiner Statur ankommen, welche auf ledernen Kähnen fuhren und von ihnen den Namen Skrälinger (Zwerge) erhielten, mit denen sie in Feindschaft kamen, aber mehre Jahre nachher entstand ein lebhafter Handel, besonders mit Pelzwerk. Ob hier bleibende Niederlassungen gewesen sind, ist unbekannt; nur soviel weiß man, daß sich ein Bischof Erich im J. 1121 von Grönland nach Vinland in der Absicht begab, um seine noch heidnischen Landsleute zum Christenthume zu bekehren. Jedenfalls ist das hier beschriebene Land Amerika; schwerlich ist es aber das Land, welches auf der freilich sehr unklaren Karte der Brüder Zeni unter dem Namen Friesland vorkommt, wohin sie 1380 eine Reise gemacht hatten, wofür Buache und Eggers wol mit Recht die Färöer ansehen.

Die Entdeckungen der Araber und Normannen, so bedeutend sie auch waren, blieben dem größten Theile Europa's unbekannt; nur einzelne Mönche hatten bessere Kenntnisse, und diese wurden besonders von den Missionairen erweitert. Bonifacius beschrieb die östlich von den Franken liegenden Länder der Slawen. Ditmar von Merseburg spricht von Polen und Schlesien, Otto von Bamberg ging nach dem nördlichen Teutschland und Anscharius von Corvey nach Schweden und Norwegen, auf dessen Arbeit sich in der Folge Adam von Bremen stützte. Bei den meisten dieser Beschreibungen aber erkennt man vorzugsweise das Streben, wunderbare Thatsachen zu erzählen. Besonders an den Höfen der nordischen Fürsten waren Geschichte und Geographie sehr beliebt. So ließ Waldemar II. von Dänemark im J. 1231 ein Verzeichniß aller Provinzen seines Reiches entwerfen; ebenso wurden im 12. Jahrh. in England Karten des Reiches entworfen, und das Doomsdaybook, an welchem Wilhelm der Eroberer zwischen 1080 und 1083 arbeiten ließ, enthielt eine Beschreibung Englands mit genauen statistischen Angaben. Ebenso wurde 1291 auf Befehl von Eduard II. an einem Gemälde der Ländereien der Geistlichkeit in England gearbeitet.

Durch die Revolutionen in Asien wurde zum Theil der politische Zustand dieser Länder geändert, aber nur die von den Türken gegründeten Reiche waren von längerer Dauer; Dschingis-Khan und seine Mongolen zerstören in Asien blühende Städte und ganze Völker werden erwürgt. Durch die Schrecken, welche von ihnen ausgingen, wurden die Europäer auf sie aufmerksam, und der Papst schickte mehrmals Gesandte zu ihnen, deren Berichte aber zum Theil noch nicht bekannt gemacht sind.

Einer der ersten Reisenden nach dem Orient war der Jude Rabbi Benjamin von Tudela in Navarra, welcher seine Erlebnisse im J. 1160 beschrieb. Es enthält seine Arbeit Alles, was ihm im südlichen Europa, Griechenland, Palästina, Mesopotamien, Indien, Äthiopien und Ägypten am merkwürdigsten schien; jedoch stützte er sich dabei zum Theil auf die Berichte von Andern. Besonders ausführlich erwähnt er die Orte, wo Juden in größerer Menge lebten. Manche seiner Berichte sind völlig unverständlich, weil wir nicht im Stande sind, die Gegenden anzugeben, von denen er spricht.

Besonders Handelsreisende trugen viel dazu bei, entferntere Gegenden kennen zu lernen, und der Gebrauch des Kompasses, welcher nun allgemeiner wurde, erleichterte die Reisen zur See; die Hanseaten drangen tief ins Innere von Rußland; die Genueser trieben über das schwarze Meer einen Karavanenhandel nach Indien und China; die Venetianer schlossen einen Tractat mit dem Sultan von Ägypten, und Alexandrien wurde das große Emporium für indische Waaren bis zu der Zeit, wo die Portugiesen den Weg ums Vorgebirge der guten Hoffnung fanden. Der Karavanenweg durch Asien wurde von Balduci Pegoletti beschrieben, welcher 1353 jene Gegenden besuchte. Viele dieser Reisen von Kaufleuten und Geistlichen sind indessen nur mit Mühe zu verstehen, und da keiner die Berichte seiner Vorgänger kannte, so waren sie nicht im Stande, die von diesen begangenen Fehler zu verbessern. Dazu kommt, daß die Berichte meistens erst nach der Rückkehr aus dem Gedächtnisse entworfen wurden.

Die Karten des Mittelalters sind meistens sehr unvollkommen, woran nicht blos der Mangel an Kenntnissen, sondern auch die systematische Anordnung nach imaginären Hypothesen Schuld ist. Die neuen Entdeckungen wurden zum Theil sehr willkürlich auf dieselben übertragen. Im 14. Jahrh. war Madera, sowie die azorischen Inseln, bekannt. Auf einer Karte, welche Andreas Bianco im J. 1436 entwarf, soll schon Amerika erwähnt sein, indem westlich von den canarischen Inseln ein Land von länglicher Gestalt liegt, welches Antilia heißt, was wol mehr Folge der Einbildungskraft ist und sich nicht auf eine bestimmte Kenntniß von jenem Lande deuten läßt.

Besonders durch die Gesandtschaften zu den Fürsten der Mongolen wurde die Kenntniß des Innern von Asien gefördert. Zuerst ging 1245 auf Befehl von Innocenz IV. der Dominikaner Ascelin in jene Gegenden; er durchwanderte Syrien, Mesopotamien und Persien, und begab sich zu dem mongolischen General Bajothnoi oder Baju-Novian am östlichen Ufer des kaspischen Meeres. Nur ein Fragment seiner Reise, der Aufenthalt bei den Mongolen, ist bis jetzt bekannt gemacht. Im J. 1246 ging der Franziskaner Johann de Plano Carpini mit einigen

Digitized by Google

seiner Ordensbrüder zum Khan Batu im Kaptschak und von diesem zum Khan Ajouk, dem Beherrscher aller mongolischen Horden. Er ging durch Böhmen, Schlesien und Polen nach Kiew, dann am schwarzen Meere, und erwähnte zuerst ausführlicher den Dniepr, Don, Wolga und Jaik. Dann durchwanderte er das Land der Canglen und Biserminer, wahrscheinlich die Muhammedaner an der Ostküste des kaspischen Meeres. Hierauf kam er zu den Naymans, bei denen er zuerst den Priester Johann erwähnt. Nach der Durchwanderung des schwarzen Kithai (Kaschgar) zwischen Sihon und Oby kam er bei der goldenen Horde an, worauf er nach Kiew zurückkehrte. Er beschreibt nicht nur seinen Weg, sondern auch Alles, was er unterweges gehört hatte; doch lassen sich mehre dieser zum Theil fabelhaften Erzählungen sehr schwer deuten.

Kurz darauf machte Wilhelm Rubruquis (Ruisbroek) eine Reise in ebendiese Gegenden. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, der Khan der Mongolen sei ein Christ geworden, und so schickte Ludwig der Heilige von Frankreich den genannten Minoriten aus Brabant dahin. Er ging 1253 fort, nahm denselben Weg als seine Vorgänger und erreichte nach vielen Strapazen die Stadt Coracorum in der Wüste Gobi. In der Krimm fand er Überbleibsel der alten Gothen, mit denen er teutsch reden konnte. Die Gegend an der Wolga war ganz verwüstet, und zwei Monate fand er hier keine Wohnung, sondern brachte alle Nächte in seinem Wagen zu. Zwischen Don und Wolga wohnten die Morels (Mordwinen), die in den Wäldern zerstreute Hütten bewohnten; nördlich von ihnen waren die Merdus (Tscheremissen). Darauf ging er durch das Land der Pascatirs (Baschkiren), welche mit den Ungarn dieselbe Sprache redeten. Endlich kam er zu der Stadt Equius, deren Einwohner persisch sprachen, deren Lage sich aber schwer bestimmen läßt. Von hier gelangte er zu der blühenden Handelsstadt Cailac im Lande Organon, wahrscheinlich Irgonekon. Hierauf folgten die Igours, in deren Lande die Stadt Caracorum lag. Weiter östlich erstreckt sich Tangut und nahe dabei lag Tibet. Höher hinauf lag Cathai, welches er als das Land der Seres ansieht. So unbestimmt dieser Name in seinem Gebrauche ist, so scheint er unter Cathai das nördliche China verstanden zu haben; er redet davon nach gewissen Documenten, welche er im Lager der Mongolen gesammelt hatte, wo er chinesische Gesandte sah, deren Art zu schreiben er genau beobachtete. Zwanzig Tagereisen von Cathai befand sich das Hauptquartier des Khan Mangu, wo sich Rubruquis fünf Monate aufhielt. Die Rückreise wurde im Allgemeinen auf demselben Wege gemacht.

Wenige Reisende haben soviel gesehen und sind für die Fortschritte der Geographie so fördernd gewesen, als Marco Polo von Venedig. Er trat diese Reise 1271 in Begleitung seines Vaters Nicolas Polo an, welcher schon am Hofe des Khan Kublai gewesen war, und durchwanderte Asien 26 Jahre. Ob er seine Berichte schon unterweges aufgezeichnet habe, oder ob er den Bericht erst nach der Rückkehr im Gefängnisse in Genua verfertigte, ob er denselben lateinisch oder italienisch verfaßte, läßt sich nicht bestimmen. Ebenso wird darin die chronologische Ordnung vermißt, und häufig wissen wir nicht, ob er die beschriebenen Länder selbst sah, oder ob er sich auf Berichte von Andern stützte. Sehr häufig wird es schwer, die Lage der von ihm gesehenen Länder wiederzufinden. Er sah das Hochland Asiens und gibt davon eine gute Beschreibung, ebenso die kleine Bucharei; China durchwanderte er zum großen Theile und stand bei dem Kaiser in großem Ansehen, sodaß er drei Jahre Gouverneur der Stadt Gangui war. Pegu erwähnt er unter dem chinesischen Namen Mien, Bengalen wird von ihm sehr gerühmt. Japan nennt er Cipangu; südlich von letzterem dehnt sich das Meer Cin aus, in welchem 7440 Inseln liegen, von denen die meisten bewohnt und reich an Gewürzen sind. Ciampa, südlich von Cochinchina, wurde von ihm besucht, und er erwähnt südöstlich von ihm eine große Insel unter dem Namen Java, welches wol Borneo ist. Klein-Java, welches er besuchte, scheint Sumatra zu sein. Im Norden des letzteren fand er die Nicobaren und Andamanen, aber seine Beschreibungen stimmen schlecht mit den von neueren Reisenden. Sodann ging er nach Dekan, aber er beschreibt nur die Länder an den Küsten Coromandel, Malabar, Concan und Guzurate; über das Innere wird fast gar nichts erwähnt, sonst aber werden Sitten und Gebräuche der Indier gut beschrieben. Nördlich von Malawar an der Küste Coromandel lag das Reich Mursili oder Morsil, wahrscheinlich Golconda, in welchem reiche Bergwerke waren. Sonst aber herrscht manche Verwirrung in der Ordnung, in welcher die Länder genannt werden. Sodann beschreibt er die vorzüglichsten Städte Persiens und Arabiens, sowie auch eines Theiles von Afrika. Aden war ein berühmter Handelsplatz, von welchem Indien seine Pferde bezog, und nach welchem die meisten nach Europa bestimmten Gewürze und Waaren gingen, von wo sie auf dem rothen Meere weiter spedirt wurden. In Bassora scheint er ebenfalls gewesen zu sein. Im östlichen Afrika wird Madagaskar oder Magastar beschrieben, sodann Zanguebar und Habessinien.

Ehe ich andere Reisende erwähne, scheint es mir zweckmäßig, des Priesters Johann zu gedenken, welcher in vielen Reisen des Mittelalters eine so wichtige Rolle spielt, und über den wir neuerdings durch K. Ritter [79]) so manche Aufschlüsse erhalten haben, indem die seltsame Sage von einem christlichen Könige und Priester, der in Asien herrschen sollte, viele Reisende anspornte, ihn aufzusuchen. Schon frühzeitig verbreiteten Missionaire das Christenthum bis ins Innere Asiens, besonders werden Matthäus, Bartholomäus und Thomas um 430 genannt, ein Johannes wird nicht erwähnt. Nach und nach entstand aber im fernen Osten die Sage von einem Johann, die vom 12. bis zum Anfange des 16. Jahrh. genährt wurde. Die Nestorianischen Christen fanden nach ihrer Verdammung auf der Synode zu Ephesus (431) Schutz bei den Persern, wo Firuz (461—488) sie sehr freundlich aufnahm, und dadurch Gelegenheit gab, daß sich ihre Bischöfe bis zum fernen Osten ausbreiten konnten, indem deren bald nachher in Medien, Batrien, Hyrcanien und

79) Erdkunde II, 283.

Digitized by Google

Indien erwähnt werden; selbst als späterhin der Koran hier ausgebreitet wurde, waren die Nestorianer angesehene Diener der Fürsten. Im 7. Jahrh. gingen Missionaire von ihnen nach China. Schon früh standen indische und baktrische Christen durch ihre persischen Metropoliten in Verbindung. Die erste Sage indessen von einem christlichen Fürsten in diesen fernen östlichen Gegenden scheint um das Jahr 1000 entstanden zu sein, wo die Khalifen von Bagdad einen Angriff von jener Seite fürchteten, und durch die Kreuzfahrer, welche vielfach mit den syrischen Christen in Berührung kamen, wurde die Sage weiter ausgebreitet und vielfach verbreitet. Offenbar aber suchten die Nestorianer ihren im Westen als Häretiker angesehenen Catholicos Patriarcha dadurch zu heben. Aus dieser Rivalität des Klerus beider gespaltenen Kirchenparteien mögen anfänglich manche Übertreibungen der wahren Daten sich erzeugt haben, und als die katholischen Missionaire, bei dem stegreichen Fortschritt der Mongolen, nun selbst als Augenzeugen in jene Länder der Nestorianer vordrangen, fanden sie nichts bestätigt, sondern nur Nestorianer, welche sie für Ketzer hielten, und mongolische oder tatarische Prinzen, welche höchstens das Zeichen des Kreuzes machten und alle Religionen duldeten. Sehr schwer aber wird es, anzugeben, woher der Name Johann herstamme. Vielleicht hieß der Nestorianische Patriarch Johann, oder vielleicht, weil Johannes der Täufer in so großem Ansehen stand, vielleicht aber war es auch eine Namensverdrehung von Wang-Khan (Oder Khan) in Um-Khan, Ung-Khan, Dan-Khan und daraus Joan Rex, wovon Ritter mehre ähnliche Beispiele anführt. Die Nestorianer, welche in der Folge Hilfe bei den abendländischen Christen suchten, schilderten diesen Presbyter Johannes als sehr mächtig, und bald verbreitete sich die Kunde von ihm durch Europa. Als jedoch die erwähnten Reisenden nach Asien kamen, so fanden sie davon keine Spur, und Rubruquis zeigte, daß er gar nicht existire. Aber noch längere Zeit erhielt sich die Sage, zumal da Tschingis-Khan zum Christenthume geneigt schien und auch seine Nachfolger die Christen nicht verfolgten, sondern Gegner der Sarazenen waren. Als sich später der Kamaculitus in diesen Gegenden ausbreitete, so verschwand die ganze Sage, und später glaubte man den Priester Johann in Habesch wiederzufinden.

Auf dem Wege nach Asien folgten noch mehre ausgezeichnete Reisende. Balduin Pegoletti ging 1335 von Azof nach China. Er beschreibt sehr genau den Weg und die Art zu reisen, wobei die Kaufleute viel gewinnen. Der armenische Prinz Haithon schrieb eine allgemeine Geographie der Hauptstaaten Asiens, mit Ausnahme der Halbinsel jenseit des Ganges; der Mönch Oderich von Portenau durchzog Asien von den Küsten des schwarzen Meeres bis China und endete die Reise 1330. Im J. 1337 verließ der englische Ritter Johann Mandeville sein Vaterland, diente Anfangs dem Sultan von Ägypten, dann dem Khan von Cathai, schreibt aber in seinem Berichte sehr Vieles aus Oderich von Portenau und Haithon ab; außerdem fügt er fabelhafte Erzählungen von Wundern hinzu. Heinrich III. von Castilien schickte zu dem Khan der Tataren zwei Edle, Pelajo de Sotomayor und Ferdinand de Palazuelor, im J. 1398 als Gesandte; sie kamen zu Tamerlan vor seinem Siege über Bajazet und waren Zeuge von der Niederlage der Türken. Sehr gut aufgenommen, wurden sie von einer Gesandtschaft Tamerlan's begleitet. Im J. 1403 ging Clavigo in derselben Eigenschaft dahin und beschreibt sehr genau den Weg und die einzelnen Punkte auf demselben. Der teutsche Kriegsgefangene Johann Schildberger folgte dem Tamerlan bis 1405 und diente noch verschiedenen andern Khanen der Tataren bis 1427; jedoch schrieb er seine Nachrichten nur aus dem Gedächtnisse nieder. Im J. 1436 ging der Venetianer Josaphat Barbaro nach Tana und 1471 nach Persien.

Inzwischen wurden die Verhältnisse im westlichen Europa geändert. Die Verfassung der meisten Staaten ward fester begründet, kleinere Reiche mit einander verbunden; der Handel über die italienischen Seestädte nach dem Oriente war sehr bedeutend, und schnell erweiterte sich der Gesichtskreis der Europäer. Besonders lebhaft wurde der Hang zu abenteuerlichen Unternehmungen, welcher das Mittelalter charakterisirt, in der pyrenäischen Halbinsel genährt, und hier zugleich die Quelle wichtiger Entdeckungen. Die Portugiesen verfolgten die aus ihren Lande vertriebenen Mauren bis zu den Küsten Afrika's, und wollten nicht blos diese verhaßte Religion ausrotten, sondern, was jedenfalls wichtiger war, die Schätze der Mauren erobern. Nach Portugal strömten alle hin, die von Liebe zu neuen Unternehmungen beseelt waren und vom Durste nach Ruhm gequält wurden. Italiener, Castilier, Niederländer und Teutsche sammelten sich hier. Selbst die Frauen nahmen an diesem Enthusiasmus Theil, indem sie demjenigen ihre Hand versagten, welcher nicht an Afrika's Küsten Proben seiner persönlichen Tapferkeit abgelegt hatte. Dazu kam, daß der nun bekannte Kompaß verstattete, kühner über's Meer zu gehen. Der Eifer für geographische Untersuchungen wurde besonders vom Infanten Heinrich angeregt. Die Schiffahrt hatte sich bis dahin nur bis zum Cap Nun an der Westküste Afrika's erstreckt; was jenseit dieses für die Seereisenden so gefährlichen Vorgebirges lag, war unbekannt. Gilianez ging 1433 weiter. Während der Stürme, welche seine Reise so sehr verzögerten, landeten Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz an den Inseln Porto Santo und Madera. In den großen Waldungen der letzteren Insel gründeten die Portugiesen ihre erste Colonie; Menschen, zahme Thiere, Zuckerrohr und Wein wurden dahin verpflanzt. Um dieselbe Zeit scheinen auch die Azoren entdeckt zu sein. Gonzalo Velho Cabral landete 1432 an der Insel Santa Maria und bis 1450 wurden die übrigen der Gruppe entdeckt; noch fehlt es an genauen Zeitangaben. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Inseln vor Ankunft der Portugiesen unbewohnt waren; ja es soll nicht einmal ein vierfüßiges Thier vorhanden gewesen sein. Indessen sind auf mehren Karten des 14. Jahrh. Inseln in jenen Gewässern. Die carthaginiensischen und cyrenäischen Münzen, welche auf Corvo gefunden sind, scheinen für eine ältere Bekanntschaft mit ihnen zu

Digitized by Google

sprechen, obgleich andere es für möglich halten, daß Araber, und selbst Normannen, die von einem afrikanischen Heerzuge zurückkamen, die Münzen dahin gebracht haben. Anfänglich hielt man diese Inseln für die Antillen des Marco Polo, und Martin Behaim zeichnete auf seiner Karte westlich von ihnen die Küste von Cathai.

Indessen dauerte der Krieg mit den Mauren jenseit des Vorgebirges Bojador fort. Im J. 1442 sah man in Lissabon die ersten schwarzen Sklaven, welche die Muhammedaner als Lösegeld für einige ihrer Mitbürger gegeben hatten. Im J. 1445 drangen die Portugiesen bis zum Senegal, wo sie die ersten heidnischen Neger fanden. Im J. 1456 entdeckte Aloysio de Cadamosto in Gesellschaft einiger Genueser die Inseln des grünen Vorgebirges. Bald nachher erreichte Peter von Cintra zuerst die Küste von Guinea und fuhr bis ans Vorgebirge Mesurado. Auch als Prinz Heinrich 1463 gestorben war, behielten die Portugiesen denselben Hang zu Entdeckungen. Besonders trug dazu die afrikanische Handelsgesellschaft Vieles bei, welche das Recht hatte, ganz allein nach den Gegenden zu handeln, welche südlich von Sierra Leone lagen. Im J. 1472 wurden die Inseln St. Thomas und Annabon entdeckt, von denen namentlich die erstere von verwiesenen Juden bebaut wurde, welche sich dabei der Negersklaven bedienten. Bald nachher fand Diego Cam den Zairefluß, dessen Nachbarschaft er durch Errichtung eines steinernen Kreuzes für Portugal in Besitz nahm, woher der Name Rio Pedrao bei Martin Behaim stammt. Alfonso d'Aveira entdeckte zu derselben Zeit Benin und brachte von daher Pfeffer nach Lissabon. Hier hörte er, daß 250 Meilen östlich von diesen Gegenden ein christlicher Fürst wohne, und es wurde nun der Priester Johann dahin versetzt. Um diese Zeit begann in Portugal lebhafter der Handel mit Negersklaven.

Nach mancherlei Beschwerden erreichte Bartholomäus Diaz im J. 1486 die südliche Spitze von Afrika, welcher Johann II. den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung gab, da er es jetzt nicht mehr für unmöglich hielt, Afrika zu umschiffen. Schon früher hatte dieser König zwei Mönche nach Jerusalem geschickt, um von den hier anwesenden Pilgern Nachrichten über den Priester Johann einzuziehen, aber ihre Unkenntniß der arabischen Sprache vereitelte diesen Plan. Darauf gingen Peter Covilham und Alfonso de Paira nach Alexandrien, um dort Nachrichten über die entfernten Gegenden einzuziehen. Covilham ging nach Suez, dann besuchte er Goa, Calicut und die Goldminen von Sofala in Afrika. Paira war inzwischen nach Habessinien gegangen, aber daselbst gestorben. In Folge der Berichte von Covilham und derer, welche zwei portugiesische Juden gaben, die sich lange in Ormus und Calicut aufgehalten hatten, wurde man überzeugt, daß südlich von Afrika ein Land läge, und so wurde Vasco de Gama 1497 beauftragt, auf diesem Wege Indien zu suchen; zugleich wurde er beauftragt, mit dem Priester Johann ein Bündniß zum Schutze des Handels gegen Araber und Mauren zu schließen. Nachdem er das Cap dublirt hatte, besuchte er einen Theil der Kaffernküste (Natal), entdeckte, ohne Sofala zu berühren, Mosambique, wo er in Mombaze eine arabische Colonie fand; von hier ging er nach Melinde, wo großer Luxus herrschte, der Handel blühte und er Steuermänner fand, welche ihn weiter führten. Im J. 1498 landete er zu Calicut an der Küste Malabar, seine Gefährten gingen nach verschiedenen Häfen, und es wurden dadurch die Größe und Wichtigkeit Indiens bekannter.

Erst die Nachfolger Gama's vervollständigten unsere Kenntnisse von der Ostküste Afrika's. Peter Alvarez Cabral kam 1500 nach Quiloa, der Hauptstadt eines mächtigen arabischen Königreiches an der Küste Zanguebar. Albuquerque entdeckte 1503 die Insel Zangibar in der Nähe von Mombaze, und hier, sowie an verschiedenen andern Punkten, wurde Tribut erhoben. Tristan d'Acunha untersuchte 1502 die Insel Madagaskar, wo er arabische Colonisten traf. Um dieselbe Zeit landeten andere portugiesische Seefahrer an der Küste Ajan, womit die Araber alle Länder zwischen dem Quilmance und dem Cap Guardafui bezeichnen, wo Magadoro einen sehr lebhaften Handel trieb. Als Albuquerque die Araber 1513 aus Aden vertrieben hatte, wurde das rothe Meer besucht.

Auch die Kenntniß von Asien wurde um dieselbe Zeit sehr erweitert. Nachdem Vasco de Gama in Calicut gelandet war, verbreiteten sich die Portugiesen sehr schnell an der Westküste Hindostans bis an den Meerbusen von Camboge. Im J. 1510 eroberte Albuquerque Goa in Decan, welche späterhin der Mittelpunkt der portugiesischen Besitzungen wurde; außerdem wurde noch eine große Zahl anderer Punkte besetzt. Im J. 1514 kam Johann von Silveira in Bengalen an. Die Küste Coromandel wurde weniger besucht. Ebenso wurden die benachbarten Inseln aufgesucht. Im J. 1512 wurde Sincon d'Andrade nach den Maldiven verschlagen, die wegen ihrer Kokosnüsse bald berühmt wurden. Seit 1506 hatten sie Ceylon besucht und Colombo erbaut, von wo aus bald die Herrschaft über die ganze Insel erlangt wurde. Lopez Segueira ging 1509 nach Malakka und dieses wurde 1511 von Albuquerque erobert. Dann wurden Siam und Pegu bekannt. Im J. 1516 landete Ferdinand Perez in China, wo es nicht mehr erlaubt wurde zu landen, sondern die Portugiesen mußten ihre Waaren auf der Insel Taman absetzen; ein Gesandter, welcher bald darauf nach Peking ging, wurde nicht zur Audienz gelassen; er starb nebst seinen Begleitern zu Canton im Gefängnisse. Seit 1511 durchkreuzten portugiesische Schiffe den ganzen Archipel östlich von Indien. Sumatra wurde genauer untersucht; 1513 Borneo gefunden; seit demselben Jahre lebhafter Verkehr mit der Nordküste Java's; im J. 1511 die Molukken, 1525 Celebes untersucht. Indessen war der Verkehr mit diesen östlichen Inseln sehr unbedeutend, da die Bewohner allen Umgang mit Fremden mieden. Im J. 1542 entdeckte Antonio de Mota Japan, wo die Portugiesen gut aufgenommen wurden, und wo die Jesuiten bald ihre Arbeiten anfingen.

Dies waren, um die Worte von Malte-Brun zu gebrauchen, die Resultate des vom Infanten Heinrich angegebenen Projectes; denn der Geist dieses großen Mannes, welcher die Gamas und Albuquerques belebte, hatte

Digitized by Google

sie von den äußersten Punkten des westlichen Europa bis zu den Orten geführt, wo der ungeheure östliche Ocean die große Masse von Asien in tausend Inseln zersplittert zu haben scheint. Nichts hatte sie aufhalten können, weder der Umfang der unfruchtbaren und wilden, von ihnen befahrenen Küsten, noch das schreckende Beispiel von mehr als einer Flotte, die Schiffbruch gelitten hatte; sie hatten das furchtbare Vorgebirge zurückgelegt, wo Camoens' Muse den Schutzgott des Oceanes von der Höhe eines Thrones von Wolken im Zorn seinen blitzenden Scepter schütteln sah, welcher die Wogen in die Höhe trieb und den Sturm besänftigte; sie hatten die zahlreichen Armeen von kriegerischen Arabern zerstreut, welche unter der Anführung von berühmten Fürsten und tapfern Heerführern ihren Glauben, ihre Schätze und ihr Leben gegen eine Hand voll Fremder vertheidigten. Alles hatte dem Muth einer kleinen europäischen Nation weichen müssen, alle Küsten von Asien und Afrika sandten ihren Tribut nach Lissabon; aber die Verwegenheit des Königs Sebastian ermüdete endlich das Glück, und die portugiesische Macht fand ihr Grab in den blutigen Ebenen von Alcaçar el Kibir. Portugal, das unter dem spanischen Joche seufzte, sah sein prächtiges Reich in Asien und Afrika hinabsinken, sodaß dieses nach und nach auf einige Comptoirs herabkam. Der Durst nach Geld, der den Chefs der portugiesischen Colonien ein tyrannisches Betragen eingeflößt hatte, das Aufstehen der Nationen des Orients, die Angriffe der Holländer, der innere Zwist, Alles trug dazu bei, die Wunder von Tapferkeit unnütz zu machen, wodurch der große Castro und einige andere Portugiesen die Eroberungen in Asien zu behaupten suchten.

Während Portugal die Kenntniß des Ostens erweiterte, wurde Spanien gleichsam unwillkürlich durch die klugen Projecte eines Auslänbers nach Westen zu ähnlichen Großthaten hingerissen. Christoph Columbus, der Sohn eines genuesischen Schiffers, seit seiner Jugend mit dem Meere vertraut, mit einem wohlgebauten, festen Körper, hatte durch eifriges Studium der nautischen Wissenschaften richtigere Ansichten von dem Bau der Erde, als die meisten seiner Zeitgenossen. Überzeugt von der Kugelgestalt der Erde, vielleicht auch bekannt mit den früheren Reisen der Normannen, führten ihn die Entdeckungen der Portugiesen zu dem Gedanken, nach jenen reichen Ländern Indiens gebe es auch einen Weg nach Westen. Da die älteren Karten dem Festlande Asiens nach Osten eine viel zu große Ausdehnung gaben, so glaubte er, die Reise auf diesem Wege sei sehr kurz. Voll von dieser Idee bot er zuerst seinem Vaterlande seine Dienste zu diesem Unternehmen an; von Genua zurückgewiesen, wendete er sich nach Portugal; auch hier abgewiesen, ging er nach Spanien, während sein Bruder Bartholomäus in derselben Absicht zu Heinrich VII. von England ging. Zum Theil von dem vornehmen spanischen Pöbel in den Umgebungen des Königs verlacht, verfolgte er seine Idee mit Beharrlichkeit; aber erst nach acht Jahren war es möglich, die nöthigen Mittel zu erhalten. Kaum ist wohl je eine Expedition erbärmlicher ausgerüstet worden. Nur 90 Mann, auf drei kleine Fahrzeuge vertheilt, wurden ihm zugestanden, und mit ihnen verließ er am 3. August 1492 den Hafen Palos. Bei den canarischen Inseln trat er in ein ihm völlig unbekanntes Meer, aber bald verlor seine Mannschaft den Muth. Die Magnetnadel zeigte Abweichung, was Columbus aus einer Verrückung des Polarsternes ableitete; die beständigen Ostwinde, welche er hier zuerst kennen lernte, machten seine Begleiter unruhig, indem sie glaubten, sie würden keine günstigen Winde für die Rückreise antreffen; als die Expedition durch das Sargassomeer ging, stieg die Unruhe immer mehr; dazu die lange Dauer der Reise. Columbus beschwichtigte seine Leute zum Theil dadurch, daß er eine falsche Schiffsrechnung führte, nach welcher die Entfernung von Europa nicht so groß erschien. Mehrmals wollten seine Leute umkehren, und es schienen ernstliche Meutereien ausbrechen zu wollen. Als er aber am 7. Oct. zuerst das westliche Land durch ein sich dort hin und her bewegendes Licht entdeckte, da sah dieser zaghafte Pöbel sofort mit Verehren an dem so eben verwünschten Ausländer als ein überirdisches Wesen hinauf und bat knieend um Verzeihung. Am folgenden Tage stieg er auf der Insel Guanahani, einer der Lukaien, ans Land, nannte sie St. Salvador und nahm davon im Namen des Königs Ferdinand von Castilien förmlich Besitz. Sein Betragen machte ihm die Bewohner geneigt, und zum Theil durch deren Hilfe wurde es ihm möglich, binnen wenigen Wochen noch acht benachbarte Inseln zu entdecken. Am 27. Oct. lief er in dem Flusse Luna auf der Nordostküste von Cuba ein. Als er diese Insel umfuhr und an der Südküste hinsegelte, erblickte er am 3. Dec. die Berge von Hayti, und am 4. Dec. legte er sich daselbst im Hafen St. Nicolas an dem Nordwestcap vor Anker; die Insel nannte er wegen der Ähnlichkeit ihres Klima's mit dem von Spanien Klein-Spanien (Hispaniola).

Nachdem Columbus diese wenigen Punkte eines westlich von Europa gelegenen Landes gefunden hatte, kehrte er nach Europa zurück. Seine Ankunft in Spanien glich einem wahren Triumph; bald erkannte man, daß er nicht sowol einen neuen Weg nach Ostindien, als vielmehr eine völlig neue Welt mit neuen Menschenracen, neuen Producten und goldenen Schätzen gefunden habe. Spanien wachte mit Eifersucht darüber, die Früchte dieser wichtigen Entdeckung allein zu genießen. Portugal vermuthete, daß diese Länder mit Ostindien zusammenhingen, welches von ihm nach so vielen Anstrengungen erreicht war. Zwischen beiden Ländern entstand ein Streit, welcher jedoch binnen Kurzem durch den Papst beigelegt wurde. Alexander VI. erließ im Mai 1493 eine Bulle, in welcher er vermittelt einer Linie, die von einem Pole zum andern ging und 100 Meilen westlich von den canarischen Inseln gezogen wurde, die Grenzen zwischen den auswärtigen Besitzungen der Spanier und Portugiesen bestimmt werden sollten; späterhin kamen beide Mächte darin überein, daß diese Linie noch 300 Meilen weiter westlich gelegt werden sollte. Mit Recht wirft dabei Paw die Frage auf, wie wol Europa eine Bulle des großen Lama von Tibet aufnehmen würde, wodurch dieser einem Kalmücken-

Digitized by Google

führer Spanien oder Italien schenkte, weil es von einem seiner Leute entdeckt wäre.

Columbus bereitete sich indessen zu einer zweiten Reise vor. Am 25. Sept. 1495 verließ er den Hafen von Cadiz. Im November war der größte Theil der Antillenreihe entdeckt, im Juni 1496 kehrte er nach Spanien zurück, um sich gegen mehre Verleumdungen zu vertheidigen.

Indessen hatten andere Mächte große Lust, an dem Vortheile dieser Entdeckungen Theil zu nehmen, und namentlich trat England in die Schranken. Als Bartholomäus Columbus nach England ging, wurde er unterwegs von Seeräubern gefangen genommen; aus der Gefangenschaft entflohen, kam er in England in so dürftigen Umständen an, daß er sich einige Zeit mit dem Zeichnen von geographischen Karten soviel verdienen mußte, um sich mit Anstand bei Hofe einführen zu lassen. Heinrich VII. war sogleich bereit zu einer Unterstützung, allein grade damals hatte Christoph bereits von Isabellen die Mittel zur Reise erhalten. Indessen suchte Heinrich diesen Zufall zu seinem Nutzen gut zu machen. Er schickte 1496 den Venetianer Sebastian Cabot, welcher in Bristol lebte, nach Westen, und im folgenden Jahre machte derselbe eine zweite Reise. Er entdeckte Labrador und Neufundland, sowie einen großen Theil der Küstenstrecke bis Florida. So also wurde von ihm zuerst das Festland gefunden. Columbus entdeckte dieses erst später, denn erst auf seiner dritten Reise entdeckte er am 1. Aug. 1498 die Insel Trinidad an der Mündung des Orinoco; die gewaltsame Strömung, mit welcher die Gewässer dieses mächtigen Flusses gegen das Meer meilenweit hinausgetrieben wurden, ließen ihn ahnen, daß er es mit einem großen Lande zu thun habe. Er verfolgte nun die Küste bis in die Gegend von Cumana, und kehrte hierauf, durch Kränklichkeit genöthigt, nach Domingo zurück. Schon früher hatte Americus Vespucius das Festland gefunden, obgleich diese Thatsache zweifelhaft erscheint; bestimmter ist es, daß derselbe in den J. 1501—1503 Brasilien entdeckte, an dessen Küsten bereits Cabral im J. 1500 durch einen Sturm geworfen war. Er gab ihm den Namen des heiligen Kreuzes und verfolgte die Küste von 5—17 Grad südlicher Breite. Erst 28 Jahre später gab ihm der Engländer John Hawkins den Namen Brasilien, von dem rothen, feuerfarbenen Holze. Im J. 1507 entdeckten die Spanier Pinzon und Diaz de Solis die Halbinsel Yukatan, und drei Jahre später erreichten Ojeda und Nicuessa die Landschaft Darien, 1518 Grijalva das Reich Mexico. Schon früher hatte Nugnez Balboa den Weg nach Peru angetreten und auf diesem sah er 1513 den großen Ocean, welchen er im Namen seines Königs in Besitz nahm.

So hatte man auch das stille Meer, welches Columbus so sehnlich gesucht hatte, gefunden. Ferdinand Magelhaens, ein Portugiese, fuhr nun zuerst um die Erde. Von Portugal für seine großen Verdienste in Ostindien mit Undank belohnt, trat er in die Dienste Karl's I. von Spanien und bot diesem es an, einen Weg nach den Molukken durch oder um Südamerika zu suchen [80]). Am 10. Aug. 1519 trat er die Reise an; er überwinterte in dem von ihm am Ende von Südamerika entdeckten Hafen St. Julian, und lernte hier die kolossalen Patagonier kennen. Am 21. Oct. 1520 erreichte er bei einem Vorgebirge, welches er nach den 11,000 Jungfrauen benannte, den Eingang in die nach ihm benannte Straße; alle seine Gefährten hielten diese Meerenge nur für eine tiefe, aber verschlossene Bucht, während er überzeugt war, daß hier eine Durchfahrt in den großen Ocean vorhanden wäre; mehre frühere Meutereien hatte er schon mit der Hinrichtung der Rädelsführer gedämpft. Eins seiner Schiffe kehrte von hier nach Europa zurück, ein anderes legte den Weg durch die Straße bis in den großen Ocean zurück. Am 28. Nov. erreichte die Expedition dieses Meer, welches von ihm wegen seiner Schönheit und Stille den Namen des stillen erhielt. Auch noch jetzt wollte ein Theil seiner Leute zurückkehren. Ohne widrige Winde ging die Reise ziemlich schnell von statten, aber die Lebensmittel wurden täglich elender. So segelte er 3 Monate und 20 Tage, ohne etwas anderes zu sehen, als zwei wüste Inseln, die eine in 9°, die andere in 15° S. Am 6. März 1521 sah er die Inseln Iwoguana, Acaca und Setana, deren Bewohner alles nahmen, dessen sie nur habhaft werden konnten, weshalb er sie Diebeeinseln (Ladronen) nannte. Einige Tage später entdeckte er für Spanien den Archipel der Philippinen. Am 30. März ging er auf Maginda-nao ans Land; darauf besuchte er noch andere Inseln, fiel aber am 26. April 1521, als er für den König von Zebu gegen den König von Matan kämpfte. Im Commando folgten ihm Odoard Barbosa und Juan Serrano, die aber bald darauf vom Könige von Zebu ermordet wurden. Unter Pigafetto kamen sie im Juni nach Borneo, und am 8. Nov. zu den Molukken, dem Ziele ihrer Reise. Sie verließen Timor am 11. Febr. 1522 und fuhren um das Cap, worauf sie am 7. Sept. 1522 in dem Hafen von St. Lucar ankamen, was aber nach ihrer Rechnung erst der 6. Sept. war.

So waren die beiden größten Unternehmungen ausgeführt, welche je in der Nautik ausgeführt worden sind. Haben die Welthistoriker sich genöthigt gesehen, mit der Entdeckung der neuen Welt die sogenannte neuere Geschichte zu beginnen, so gilt dieses noch viel mehr von den Wissenschaften, welche mit der Geographie in mehr oder weniger naher Berührung stehen. Die Entdeckung der neuen Welt, bemerkt Humboldt sehr wahr, und die Arbeiten, welche zur Erweiterung der Kenntniß von ihrer Geographie unternommen worden sind, haben nicht blos den Schleier gehoben, der seit Jahrhunderten einen bedeutenden Theil der Erdoberfläche den Augen der Bewohner des andern Erdtheils entzogen hatte, sondern auch den entschiedensten Einfluß auf die Verbesserung der Karten und der graphischen Darstellungsweise im Allgemeinen, sowie auf die zur Ortsbestimmung am meisten

80) Durch die Demarcationslinie hätten die Molukken den Spaniern gehört. Als diese der Portugiese Serrano im J. 1511 entdeckte (wobei Magellan auf dem Schiffe war), so nahmen diese die Portugiesen in Anspruch, weil sie auf dem Wege nach Osten gefunden waren.

Digitized by Google

geeigneten astronomischen Mittel ausgeübt. Verfolgt man mit einiger Aufmerksamkeit die Fortschritte der menschlichen Bildung, so erkennt man leicht, wie der Scharfsinn des Menschen mit Erweiterung des Feldes wuchs, das seinen Untersuchungen dargeboten wurde. Die nautische Astronomie, die physische Geographie, die Geologie der Vulkane, die beschreibende Naturgeschichte haben seit dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrh. durchaus ihre Gestalt verändert. Ein neues Festland bot den Seefahrern eine Küstenausdehnung von 120 Breitengraden dar: den Naturforschern neue Pflanzen- und Vierfüßerfamilien, deren Classification nach den bis dahin angewendeten, auf die Gestaltungen des organischen Lebens in der alten Welt berechneten Methoden nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte: dem Philosophen eine gemeinsame Menschenracc, die jedoch durch den langen Einfluß der Nahrungsmittel, der Temperatur und der Sitten die verschiedenartigsten Modificationen erlitten, und durch eine fast unendliche Anzahl von Sprachen gespalten war, deren wunderlicher grammatischer Bau bei einem Gesammtüberblick den gemeinsamen Grundtypus nicht verkennen läßt: dem Physiker und Geologen eine unermeßliche Gebirgskette, die, durch unterirdische Feuer emporgehoben, reich an kostbaren Metallen, an ihrem jähen Abhange und auf ihren terrassenförmigen Hochebenen, in einem verhältnißmäßig unbedeutenden Raume die Klimate und Erzeugnisse der entferntesten Zonen neben einander vereinigte. In keinem Zeitpunkte, seit dem Entstehen des gesellschaftlichen Zustandes, war der Ideenkreis in Bezug auf die Außenwelt auf eine so wunderbare Weise erweitert worden; nie hatte der Mensch das Bedürfniß lebendiger gefühlt, die Natur zu beobachten und die Mittel zu vervielfältigen, durch welche sie mit Erfolg zu befragen ist. Wenn man sich dem Studium der frühesten Geschichtschreiber über die Eroberung Amerika's mit Eifer hingibt, und ihre Werke, besonders die von Acosta, Oviedo und Garcia, mit den Untersuchungen neuerer Reisenden vergleicht, so erstaunt man, häufig den Keim der wichtigsten physischen Wahrheiten in den spanischen Schriftstellern des 16. Jahrh. schon vorzufinden. Bei dem Anblicke eines neuen Festlandes, welches in den weiten Einöden des Oceanes gleichsam von allen übrigen Gegenständen der Schöpfung getrennt erschien, bot sich sowol der thätigen Neugierde der ersten Reisenden, als derer, welche ihren Erzählungen weiter nachdachten, der größte Theil jener wichtigen Fragen dar, welche uns noch heutiges Tages beschäftigen: über die Einheit des Menschengeschlechtes und dessen Abweichungen von einer gemeinsamen Urgestaltung, über die Wanderungen der Völker, die Verschwisterung der Sprachen, die in ihren Wurzelworten oft größere Verschiedenheiten darbieten, als in den Flexionen oder grammatikalischen Formen, über die Wanderung der Pflanzen- und Thierarten, über die Ursache der Passatwinde und Meeresströmungen, über die Wärmeabnahme an dem jähen Abhange der Cordilleren und mit der Tiefe im Ocean, über die gegenseitige Einwirkung der Vulkane auf einander und den Einfluß, welchen sie auf die Erdbeben ausüben.

Während Magellan den Weg durch den großen Ocean verfolgte, wurde auch Amerika selbst bekannter. Ferdinand Cortez machte von 1519—1522 seinen Raubzug durch Mexico, und versuchte nun ebenfalls einen Weg nach Ostindien, und nach vieljährigen Bemühungen entdeckte er 1533 Californien und den nach diesem Lande benannten Meerbusen. In Mexico besuchte der Missionair Marco di Niza die Nachbargegenden von Californien. Um dieselbe Zeit eroberten die Pizarros, blutigen Andenkens, Peru und zerstörten das Reich der Incas. Im J. 1535 entdeckte Diego Almagro Chili, und in demselben Jahre wurden durch Mendoza die Länder am Rio de la Plata bekannt und Buenos-Ayres angelegt. Im J. 1537 wurde Florida durch Ferdinand Solo in Besitz genommen; 1535 durch Cartier der Lorenzfluß und Canada, 1541 durch Orellana der Amazonenfluß entdeckt.

Verschiedene Reisende verfolgten nun den von Magellan eingeschlagenen Weg. Garcia de Loyaso segelte von Corunna im Juli 1524 aus, und erreichte die Molukken im October 1526. Saavedra umsegelte die Erde 1528. Im J. 1565 gingen le Gaspis und Urdanetta von Neu-Spanien quer durch den großen Ocean zu den Ladronen. Im J. 1567 segelte Alvaro Mendana von Callao aus und entdeckte die Salomons-Inseln. Im J. 1577 am 17. Dec. begann Franz Drake seine Reise, welche er in zwei Jahren und zehn Monaten vollendete. Er umsegelte das Feuerland und entdeckte die Nordwestküste von Amerika, welche er Neu-Albion nannte. Mendana verließ 1595 nochmals Peru und entdeckte die Marquesas.

Die Engländer nahmen in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. ebenfalls lebhaften Antheil an den Entdeckungen, hauptsächlich aber waren ihre Schritte gegen Nordwesten gerichtet, zumal da es ihre Absicht war, hier eine Straße nach dem großen Ocean zu finden. Forbisher ging dahin 1567 und 1577, und entdeckte einen Theil von Grönlands Küsten. Nach derselben Richtung gingen später Humphrey Gilbert (1578), Arthur Pet und C. Jakmann 1580, John Davis dreimal (1585, 1586 und 1587), wobei er die Davisstraße fand. Um dieselbe Zeit (1584) machte Walter Raleigh seinen Zug nach Virginien, aus welchem Lande er die Kartoffel mitgebracht haben soll; seine spätere Reise (1595) nach Guyana, wo er das gerühmte el Dorado aufsuchte, gewährte der Geographie weniger Nutzen. Im J. 1586 ging Thomas Candish um die Welt. In dieser Zeit scheint der Grieche Juan de Fuca (Apostolos Valerianos) seine angebliche Reise quer durch Nordamerika in der nach ihm benannten, und in der Folge so häufig aufgesuchten Straße gemacht haben zu wollen.

Nachdem die Holländer sich vom spanischen Joche befreit hatten, begannen sie ebenfalls eine Reihe geographischer Entdeckungen und Untersuchungen. Im J. 1594 gingen Ney und Barentz nach dem hohen Norden, denen bald mehre andere Schiffe folgten, hauptsächlich in der Absicht, um eine nordöstliche Durchfahrt nach Japan zu finden. Im J. 1596 entdeckte Heemskerk Spitzbergen, und von hier weiter fahrend beschloß er mit Barentz auf Novaja Semlja zu überwintern. Dadurch lernte man die hochnordische Natur genauer kennen, vorzugsweise waren die Mitglieder der Expedition über die starke Strahlen-

Digitized by Google

brechung verwundert, da ihnen die Sonne 14 Tage früher erschien, als sie vermutheten. Da die nördliche Durchfahrt nicht aufgefunden wurde, so gaben die Holländer die Idee auf, weitere Untersuchungen in jener Gegend machen zu lassen. Dagegen verfolgten sie mit um so größerem Eifer die Unternehmungen nach Ostindien. Cornelius Houtmann ging dahin zuerst 1595, darauf folgten 1598 van Neck und Warwick, und in demselben Jahre gingen Olivier van Noordt und 1598 Sebald de Weert nach der Südsee.

Um diese Zeit bildeten sich verschiedene Handelsgesellschaften. Im J. 1600 in England die ostindische Compagnie, 1602 in Holland die ostindische Gesellschaft; gleichzeitig fuhren die Franzosen nach Ostindien, und wenngleich Gesellschaften von Kaufleuten öfter Expeditionen dahin schickten, so bildete sich die französisch-ostindische Compagnie doch erst 1664.

Zu den bedeutendsten Reisenden dieser Zeit gehört der Engländer Heinrich Hudson. Zuerst ging er 1607 gegen Norden, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen; im folgenden Jahre suchte er diesen Weg durch das nordöstliche Asien zu finden und gelangte bis Novaja Semlja, wo er durch das Eis zur Rückreise genöthigt ward. Diese beiden Reisen hatte er im Auftrage der Engländer gemacht; 1609 bot er der holländisch-ostindischen Compagnie seine Dienste an, und segelte in deren Auftrage nach Novaja Semlja, wo er aufs Neue zur Rückreise gezwungen wurde. Die letzte Reise wurde 1610 für England gegen N.W. gemacht, aber Meuterer, an deren Spitze Green stand, setzten ihn nebst seinem Sohne an der von ihm entdeckten und nach ihm benannten Hudsonsbai aus, wo er wahrscheinlich durch Hunger umgekommen ist. Durch ihn lernte man nicht blos Spitzbergen, sondern auch den nordöstlichen Theil von Amerika genauer kennen, indem er fast die ganze Ostküste Grönlands und die Hudsonsbai entdeckte.

Die Südsee wurde ebenfalls bekannter. Der Portugiese Fernandez de Quiros verließ Callao im J. 1605, um das große Land, welches theils nach dunklen Berichten, theils nach theoretischen Vorstellungen in der südlichen Hälfte der Erde sein sollte, zu entdecken. Er entdeckte dabei Tahiti, welches er Sagittoria nannte, einige Inseln von Roggeveens Archipel, von der Gruppe der Hebriden und Terra del Espiritu Santo. Sein Begleiter, Luis Vaez de Torres, welcher von hier allein weiterfuhr, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland.

Die Engländer konnten sich noch immer nicht von der Idee einer nordwestlichen Durchfahrt trennen. Besonders zeichnete sich Robert Byat und Baffin aus, welche die nordischen Gewässer mehrmals besucht hatten, und 1615 die Baffinsbai entdeckten.

Um dieselbe Zeit wurde auch Neu-Holland gefunden. Dirk Hartigh sah im October 1616 den nördlichen Theil an der Westküste Neu-Hollands, welchen er nach seinem Schiffe Eendrachtsland nannte; ob er darunter das ganze Land verstand oder nur den Theil der von ihm besuchten Küste, läßt sich um so weniger bestimmen, da er keinen Begriff von der großen Ausdehnung des Landes hatte. Zwei Jahr später befuhr Zechaen aus Arnheim einen Theil der Nordküste in der Gegend von Willamsfluß und nannte diesen Arnheimsland. Im J. 1619 fand Jan von Edels den südlichen Theil der Westküste Neu-Hollands und gab ihm seinen Namen; 1620 wurde der Meerbusen von Carpentaria an der Nordostküste Neu-Hollands gefunden, welchen man bis auf die neuesten Zeiten, wo Flinders denselben näher untersuchte, für einen Meereseinschnitt hielt, welcher Neu-Holland in zwei Theile theilen sollte. Im J. 1622 wurde ein holländisches Schiff, die Leuwin (Löwin), nach dem südlichen Theile verschlagen und nach ihm wurde derselbe Leuvinsland genannt. Im J. 1627 erforschte Peter Nuyt den Theil der Südküste, welcher östlich von Leuvinsland lag, und gab ihm den Namen Nuytsland. Im J. 1628 wurde durch de Witt das nach ihm benannte Land an der Nordwestküste gefunden. Im J. 1629 berührte Franz Pelsaert einen Theil der Küste. So war ein großer Theil jenes merkwürdigen Landes gefunden, welchem die Geographen jener Zeit den Namen Terra australis oder Magellanica gaben, welches späterhin, als Abel Tasman 1644 mehre Entdeckungen in jener Gegend gemacht hatte, den Namen Neu-Holland erhielt. Indessen zeigten sich die Küsten allenthalben unfruchtbar, und die Holländer verfolgten daher ihre Untersuchungen nicht weiter, und es war erst der letzten Hälfte des vorigen, sowie dem gegenwärtigen Jahrhundert vorbehalten, nicht blos die Küsten mit größerer Schärfe zu fixiren, sondern auch einen Blick in das Innere zu werfen.

Auch ein Theil des großen Oceanes wurde von den Holländern befahren. Jacob Lemaire und Wilhelm Cornelisson Schouten verließen am 14. Juni 1615 die Rhede des Terel in der Absicht, eine Reise um die Welt zu machen. Am südlichen Ende Amerika's fanden sie die nach Le Maire benannte Straße, welche zwischen dem von ihnen entdeckten Staaten- und Feuerland lag, durch welche sie in den großen Ocean drangen. Als die Fahrt von der Insel Juan Fernandez höher hinauf zwischen dem 20. und 10. Grade der Breite gegen Westen fortging, wurden vier neue Inseln entdeckt, welche jetzt zu dem nach Schouten benannten Archipel gehören, später wurden Verradens- oder Keppelsinsel, gute Hoffnung-, Cocos- und Heronsinsel gefunden. Reicher war die Ausbeute, als sie höher nach der Nordküste von Neu-Guinea liefen. Sie fanden hier mehre Inseln und Vulkane, und gaben einer dort entdeckten großen Insel den Namen Schoutensland. Daneben lagen viele kleinere Inseln, und viele derselben wurden auf dem weiteren Wege nach den Molukken gefunden. Am 28. Sept. 1616 langten die Schiffe auf Java an. Die holländisch-ostindische Compagnie hatte indessen das Privilegium ganz allein, um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder durch die Magellansstraße nach Indien zu fahren. Obgleich die Expedition vom Prinzen von Oranien genehmigt war und einen neuen Weg in den großen Ocean gefunden hatte, so wurde doch Schiff und Ladung in Beschlag genommen, ohne daß den Unternehmern je Gerechtigkeit wurde. Als der König von Spanien von dieser neuen Straße Nachricht erhielt, zog er den Jan de Moore und Jan de Witt in seine Dienste;

Digitized by Google

unter dem Oberbefehle von Don Garcia de Nodal wurden zwei Schiffe ausgerüstet, welche 1618 aus dem damals spanischen Essabon abfuhren, mehre Entdeckungen an der Ostküste Brasiliens machten und dann die Straße von le Maire so fanden, wie sie auf den Karten des letzteren gezeichnet war.

Um dieselbe Zeit wurde auch das Innere einzelner Länder bekannter. Die Engländer Richard Jobson und George Thompson wollten Tombuktu, „die Perle von Afrika" aufsuchen. Sie gingen 1620 von der Mündung des Gambia aufwärts, Thompson wurde bald von seinen eigenen Leuten erschlagen und Jobson segelte auf diesem Flusse nach Kassan, wo sich längst portugiesische Kaufleute niedergelassen hatten; weiter aufwärts erreichte er Barrakonda und Settiko, konnte aber das Ziel seiner Reise nicht erreichen.

Kurz nachher ließen sich die Jesuiten in Japan nieder, die Missionaire Hieronymus de Angelis und Jacob Carvalho gingen 1620 von der südlichen Insel Nipon nach der nördlichen Jeso, von der sie zuerst bestimmtere Nachrichten lieferten.

Thomas Rhoe wurde 1615 von der englisch-ostindischen Compagnie an den Hof des Großmoguls geschickt, in dessen Gefolge er zwei Jahre blieb und eine Menge interessanter Thatsachen beobachtete. Der Franzose Augustin de Beaulieu machte eine Reise nach den Molukken und lieferte die erste ausführliche Nachricht über die Insel Sumatra, namentlich über das Reich Achem. Der Däne Ove Giedde, welcher 1620 im Auftrage des Königs Christian IV. nach Ceylon ging, lieferte über diese Insel, so wie über die Küste Coromandel wichtige Aufschlüsse. Im J. 1622 ging der französische Missionair Alexander de Rhodes nach Persien und der Mongolei, drang von hier nach Cochinchina, Malakka, den Philippinen und sundischen Inseln, und machte auf seiner Reise, welche bis 1649 dauerte, viele gute Beobachtungen. In demselben Jahre ging der Engländer Wilhelm von Methold zu den Diamantengruben in Golconda. Im J. 1624 ging der spanische Jesuit Antonio d'Andrada nach Tibet und beschrieb ausführlich die Felsentempel. Im J. 1632 ging Johann Sigismund Wurffbain aus Nürnberg nach Ostindien. Im J. 1634 durchwanderte der Engländer Heinrich Blount (the great traveller) zu Fuße einen großen Theil von Asien und Afrika, besonders in der Absicht, um die Sitten kennen zu lernen. Im J. 1625 ging der Holländer Franz Caron nach Japan, und lieferte darüber, sowie über die Kurilen, das erste brauchbare Werk.

Auch in Amerika wurden einzelne Gegenden näher untersucht. Vincent de los Reyes de Villalobos und Alonzo Miranda befuhren 1621 zuerst den Amazonenstrom, und im folgenden Jahre fingen die Niederlassungen der Engländer an. Im J. 1623 ging unter Jacques l'Hermite und Ghaen Hugens Schapenham die holländische Expedition ab, deren Absicht es war, die spanischen Besitzungen in Peru zu plündern. Es wurden mehre Straßen im Feuerlande gefunden; nach einem unglücklichen Angriffe auf Arica und Potosi wurden die Inseln Lobos, Ladrilleros u. f. gefunden. Besonders aber war es das Streben, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, welches für die Kunde Amerika's wichtig wurde. Im J. 1631 segelte der Engländer Lucas Fox von Deptford ab und fing sogleich eine Reihe interessanter physikalischer Beobachtungen an. An der Westseite der Hudsonsbai fand er verschiedene Inseln und vervollständigte die Kenntniß dieses Meeres. Ohne eine Durchfahrt gefunden zu haben, kehrte er in demselben Jahre zurück. Gleichzeitig ging Thomas James nach derselben Richtung. Er überwinterte auf Grönland, wo er von der Kälte viel zu leiden hatte, nur die Jamesbai, der südlichste Theil der Hudsonsbai, wurde im folgenden Jahre näher untersucht.

Die Kenntniß des großen Oceanes wurde besonders durch Abel Jans Tasman gefördert. Man wußte nicht, ob die einzelnen Küstenstücke, welche man von Neu-Holland gefunden hatte, zusammenhingen oder nicht; Tasman erhielt den Auftrag, dieses Problem zu lösen. Er verließ Batavia am 14. August 1642, ging über Isle de France nach Süden, und fand am 24. Nov. in 42° 25′ S. die Küste des von ihm sogenannten Van-Diemens-Landes, welches er in Zusammenhang mit Neu-Holland setzte. Von hier wollte er nach den Salomonsinseln gehen, sah aber am 13. Dec. ein hohes und bergiges Land, welches er Staatenland nannte, das jetzt Neu-Seeland heißt, wo er mit den Eingebornen zusammentraf; am nördlichsten Ende Neu-Seelands fand er im Januar 1643 die drei Könige-Inseln. Am 29. Jan. fand er Pyilstaart's Insel, am 20. Jan. die Inseln Amsterdam und Rotterdam im Archipel der freundschaftlichen Inseln; später fand er in dieser Gegend noch mehre Inselgruppen. Im März kam er nach Neu-Guinea oder vielmehr, wie Dalrymple glaubt, nach Neu-Britannien, und nachdem er noch verschiedene Punkte berührt hatte, erreichte er Batavia am 15. Juni 1643.

Um dieselbe Zeit machten die Holländer einen neuen Versuch, eine nordöstliche Durchfahrt zu finden, da aber alle früheren Reisen von Europa aus kein genügendes Resultat geliefert hatten, so sollte eine Expedition unter Vries und Shaep vom großen Ocean aus gegen Westen segeln. Am 3. Febr. 1643 ging die Expedition von Ostindien ab, am 14. Mai wurden die beiden Schiffe durch einen Sturm getrennt, dann segelte Vries zwischen 42 und 43° N. neben der Küste von Jesso fort; in 44° 30′ stieg die Expedition ans Land, dort waren hohe Berge. Unter 45° 50′ fand er eine Insel, welche er Staateninsel nannte und durch eine etwa 14 Stunden breite Meerenge von dem Compagnielande getrennt ist. Durch den Verkehr mit den Eingebornen lernte er diese Insel, Jesso, näher kennen; viele Umstände dabei blieben indessen dunkel. Im folgenden Jahre 1644 schickte die holländisch-ostindische Compagnie eine Gesandtschaft nach Japan, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, denen 1656, 1658 und 1660 neue folgten.

Um diese Zeit fingen die Russen ihre Untersuchungen des nördlichen Asiens an. Wol schon seit langen Zeiten war von Rußland aus ein Handel nach Sibirien geführt worden; in der Mitte des 16. Jahrh. ließ der Russe Anica den Ob untersuchen, und dadurch wurde Sibirien

Digitized by Google

bekannter; 1598 ging Fedor Djakow zu den Samojeden am Jeniſſei, und 1610 gingen einzelne Boote auf dieſem Fluſſe bis zum Eismeere; 1636 wurden Jana, Indigerka, Alaſna und Kolyma gefunden. Im J. 1646 trat ein Haufe von Jägern unter Iſai Ignatiew eine Reiſe öſtlich von der Mündung der Kolyma an, wo ſie die Tſchuktſchen fanden, aber bald darauf wieder zurückkehrten. Im J. 1647 ging eine zweite Expedition unter dem Koſaken Deſhnew auf demſelben Wege ab, indem ſie den ihnen dem Namen nach bekannten Anadyr ſuchen wollten, an welchem ein zahlreiches Volk wohnen ſollte, und von welchem ſie glaubten, daß er ſich ins Eismeer ergöſſe. Die Verſuche vorzudringen, waren 1647 vergeblich; im folgenden Jahre gingen ſieben Boote, jedes mit etwa 30 Mann, ab. Allerdings ſegelte Deſhnew um das Land der Tſchuktſchen nach Kamtſchatka, weil nach ſeinem eigenen Bericht das Meer in dieſem Jahre frei von Eis war, was nicht ſtets der Fall iſt; aber wir wiſſen ſehr wenig von den näheren Umſtänden der Unternehmung. Weniger glücklich waren die Unternehmungen des Koſaken Staduchin, welcher 1647 ein Land im Eismeere nördlich von der Jana ſuchte. Auch andere Reiſen in dieſen Gegenden waren im Allgemeinen ohne Erfolg.

Unter den Reiſenden, welche in dieſer Zeit einzelne Länder beſuchten, ſind beſonders Thevenot (1652—1666) für Aſien und Afrika, Hamel (1653) für Corea, Neuhof nach China (1655), Robert Knox nach Kandy (1657), Bernier nach Kaſchmir (1664), Chardin nach Perſien (1665), Tavernier (1665) nach Perſien und Hindoſtan zu erwähnen. Die Niederlaſſungen, welche die Franzoſen 1642 auf Madagaskar gemacht hatten, waren Urſache, daß dieſe Inſel genauer bekannt wurde und Etienne Flacourt, welcher dort 1648 Commandant wurde, lieferte eine Beſchreibung derſelben. In dieſe Zeit fällt auch die Reiſe, welche Jean de Thevenot (1652) durch einen Theil von Aſien und Afrika machte. Im J. 1666 und 1667 machte Nicolaus Villault de Bellefond ſeine Reiſe nach der Küſte von Guinea, und lieferte in ſeiner Beſchreibung intereſſante Beiträge zur phyſikaliſchen Geographie. Groſſeiller drang 1668 tiefer in Canada hinein, und in demſelben Jahre befuhr Zacharias Gillam die Hudſonsbai, ſowie Nicolaus van Graaf den Ganges unterſuchte. Im J. 1669 ging John Narborough nach dem ſüdlichen Ende Amerika's. Durch die Jeſuiten wurden Hinterindien und China bekannter, indem ſie ſeit 1688 auf Geheiß des Kaiſers Canghi Materialien zu der großen Beſchreibung China's ſammelten.

Unter der großen Zahl von Reiſenden, die bis zum Ende des 17. Jahrh. alle Theile der Erde beſuchten, verdienen noch beſonders Dampier und Kämpfer eine Erwähnung. Erſterer diente von 1679—1700 in den verſchiedenſten Verhältniſſen, als Soldat, Plantagenaufſeher, Arzt, Flibuſtier, beſuchte einen großen Theil der amerikaniſchen Küſten, den großen Ocean, entdeckte Neu-Britannien und mehre Inſeln in der Nähe, und ſammelte eine große Reihe von intereſſanten Thatſachen über die Natur der von ihm geſehenen Gegenden; das, was er über Winde und Meeresſtrömungen ſagt, iſt von allen ſpäteren Reiſenden mit dem größten Erfolge benutzt worden. Kämpfer beſuchte zwiſchen 1683 und 1692 einen großen Theil von Aſien und Japan, und lieferte beſonders über das letztere treffliche geographiſche Bemerkungen.

So war mit dem Jahre 1700 ein großer Theil des Landes und der Meere bekannt; war in früheren Zeiten der Gewinn oder die Ausbreitung des Chriſtenthums der einzige Zweck der Reiſen, ſo traten doch jetzt ſchon einzelne Männer auf, welche blos von dem Streben zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe beſeelt, entfernte Länder durchwanderten. Aber auch die Hilfswiſſenſchaften der Geographie hatten in den letzten Jahrhunderten große Fortſchritte gemacht. Nachdem Purbach und Regiomontanus die Trigonometrie verbeſſert hatten, wurden die aſtronomiſchen Rechnungen einfacher, und Copernicus ſtellte ſein Weltſyſtem auf, welches zwar von Tycho de Brahe angegriffen, aber mit Hilfe ſeiner eigenen Beobachtungen durch Kepler ſo ausgebildet wurde, daß alle ſpäteren Erfahrungen, die mit unendlich vollkommneren Inſtrumenten gemacht wurden, nur dazu dienten, dem Ganzen eine beſſere Geſtalt zu geben. Am Ende des 16. Jahrh. wurde der Kalender verbeſſert, Kepler ſchrieb ſein Mysterium cosmographicum, und Galilei ſtellte ſeine Verſuche über den Fall der Körper an, die erſte gründliche Unterſuchung über die Wirkung einer Kraft, von welcher Newton zeigte, daß durch ſie der große Haushalt der Natur bedingt werde. Die bisherigen Erfahrungen über den Magneten ſammelte Gilbert (1590) und zeigte, daß die Richtung der Nadel von der Erde ſelbſt herrühre. Wurde gleich der Anfang des 17. Jahrh. dadurch charakteriſirt, daß Jordanus Brunus, ein eifriger Anhänger des Copernicus, verbrannt wurde, ſo wirkte die Entdeckung der Fernröhre, denen bald die Sonnenflecken und die Jupitertrabanten folgten, weit mächtiger als Scheiterhaufen, und die drei Kepler'ſchen Geſetze (1609—1618) ſetzten dem aſtronomiſchen Theile die Krone auf. Die Entdeckung der Logarithmen durch Neper (1614) erleichterte die Rechnungen und die Gradmeſſung von Snellius (1617) zeigte die Größe der Erde. Wurde auch durch Carteſius eine Speculation an die Stelle einer andern geſetzt, ſo wurde doch ein verjährtes Syſtem über den Haufen geworfen. In der Mitte des 17. Jahrh. entſtanden die gelehrten Geſellſchaften in London und Florenz; Barometer und Thermometer wurden zu geographiſchen Unterſuchungen benutzt, Fernröhre an Meßwerkzeugen gebraucht, die Geometrie erweitert und die Pendeluhren zur Beſtimmung der Zeit conſtruirt. Einzelne Sternwarten wurden erweitert, die Axendrehung der Erde durch Riccioli's Fallverſuche erwieſen, und die Abplattung der Erde aus der verſchiedenen Länge des Secundenpendels am Äquator und Paris abgeleitet. Newton gab die Theorie des Weltſyſtems, und leitete aus den Geſetzen der Gravitation die Kepler'ſchen Geſetze ab. Ebbe und Fluth, Theorie der Quellen, Geſetze der Winde und Meeresſtrömungen waren um das J. 1700 bekannt. Durch alle dieſe Unterſuchungen wurde die geographiſche Ortsbeſtimmung erleichtert, die Menge von Erfahrungen in verſchiedenen Gegenden machte es möglich, phyſikaliſche Geographie beſſer zu behandeln als früher, und es folgten eine

Digitized by Google

Reihe geologischer Systeme, unter denen besonders das von Leibniz und Whiston viel Aufsehen erregte. Zugleich wurden die Karten weit besser, und mit dem Anfange des 18. Jahrh. traten besonders Sanson und Homann mit ausgezeichneten Atlanten auf.

Die Zahl der Reisenden nahm jetzt immer mehr zu, und es ist hier nur möglich, einige der ausgezeichnetesten zu nennen. Mit dem J. 1700 trat Jean Piton de Tournefort seine Reise an, er besuchte Candia, den Archipel, Constantinopel, Armenien und Persien in der Absicht, die Naturgeschichte dieser Länder zu studiren; er theilte die ersten Spuren der Pflanzengeographie mit. Corneliué de Bruyn besuchte seit 1700 einen großen Theil Asiens, Jacques Barbot (1700), Jean Cassenenve und Godefroy Lover (1701) besuchten die Westküste Afiens, Kino zeigte (1701), daß Californien eine Halbinsel sei, und Peter Kolbe (1703) besuchte das Vorgebirge der guten Hoffnung. Louis Feuillé ging 1707 nach der Levante und Armenien, Barties, de la Grénadière und de Nayors (1708) nach Arabien; 1710 fand Juan de Padilla Stücke vom Archipel der Carolinen; 1712 besuchte Henry Frézier einige Theile der Südsee. Mehre Versuche, die besonders von den Franzosen in den folgenden Jahren gemacht wurden, um von der Küste von Guinea ins Innere Afrika's zu dringen, glückten nicht. Dagegen lieferte der Engländer Shaw (1720) gute Nachrichten über die Staaten der Berbern. Eine größere Reise machte der Holländer Jacob Roggeween. Von Holland 1721 fortsegelnd entdeckte er die Osterinsel und mehre Inseln in Schouten's Archipel, sowie den nach ihm benannten Archipel; fuhr dann nach Neu-Guinea und Java, von wo er von den engherzigen Beamten der holländisch-ostindischen Compagnie nach Europa als Gefangener geschickt wurde, weil er durch seine Reise gegen ihre Privilegien gefehlt hatte.

Jetzt wurde auch das nördliche Asien bekannter. Schon 1696 hatten die Kosaken Kamtschatka gefunden, und bald war dieses Land erobert, und bald erhielt man Nachricht von den südlich gelegenen Kurilen; zugleich wurden 1712 neue Versuche gemacht, die Küsten des sibirischen Eismeeres zu befahren, wobei die Reisenden auf Schlitten fuhren. Diese Versuche wurden auch in den folgenden Jahren wiederholt. Durch die Reise von Popow (1711) wurden die Tschuckischen bekannter; 1714 lernte man den Seeweg von Ochotsk nach Kamtschatka kennen. Im J. 1719 ging auf Geheiß Peter's des Großen der Danziger Daniel Gottlieb Messerschmidt durch einen großen Theil Sibiriens, in welchem er acht Jahre blieb. In den J. 1725—1730 machte Vitus Beering seine Reise zwischen Asien und Amerika; 1733 wurden neue Versuche gemacht, um an den Küsten des Eismeeres fortzufahren. Wichtiger waren zwischen 1734 und 1743 die Landreisen von Gmelin, Müller und Delisle, durch Sibirien, während Krascheninikow und Steller nach Kamtschatka gingen; zugleich fuhr Spangberg von Ochotsk nach Japan. Im J. 1739 gingen Beering, Tschirikoff, de la Croyere und Steller von Kamtschatka nach der Küste Amerika's, sie entdeckten Kupfer- und Beeringsinsel, und lieferten interessante Nachrichten über die Natur jener Meere.

Während besonders der Norden Asiens bekannter wurde, machte man von Frankreich aus den Versuch, die Gestalt und Größe der Erde zu bestimmen. Im J. 1735 wurden die beiden Gradmessungen in Peru und Lappland begonnen und dadurch bewiesen, daß die Erde an den Polen abgeplattet sei. Aber auch alle übrigen Theile der Geographie wurden durch beide Unternehmungen bereichert. Nicht nur wurde die Lage vieler Orte mit Schärfe bestimmt und die Karten dadurch verbessert, sondern auch die physikalische Geographie hatte davon großen Nutzen.

Ägypten wurde durch die Reise von Norden (1737) bekannter, und in demselben Jahre ging ein Schiff der Hudsonsbaigesellschaft nach Amerika, denen 1741 und 1746 Middleton Moor folgten, wodurch die Meere jener Gegenden bekannter wurden. In den J. 1740—1744 umsegelte Anson die Erde, dadurch wurden die Insel Juan Fernandez und mehre Küsten des südlichen Amerika, sowie die Labronen bekannter; auch wurden interessante Thatsachen über die Strömungen der Luft und des Meeres gesammelt.

Die physikalische Geographie aber zog den größten Nutzen aus der Schule Linné's. Nachdem derselbe sein System der Naturkörper aufgestellt hatte, kam es darauf an, die Producte entfernter Länder kennen zu lernen, und eine große Menge seiner Zöglinge traten Reisen dahin an. Martin, Bergius, Lerche, J. C. und Otto Fabricius, Falk und Solander gingen nach dem hohen Norden; Kalm, Löfling, Rolander, Mutis und Silander nach Amerika; Osbeck, Ternström, Toreen und Eckeberg nach Asien; Hasselquist, Rothmann, Sköldebrand, Sparmann und Thunberg nach Afrika. Der Franzose Michael Adanson bereiste von 1749—1753 die Länder an der Mündung des Senegals, und lieferte sehr schätzbare Beiträge zur Kenntniß derselben.

Der Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe im J. 1761 und die Möglichkeit, dadurch die Entfernung der Erde von der Sonne kennen zu lernen, veranlaßte eine Reihe von Reisen. Der Abbé Chappe d'Auteroche ging nach Sibirien, le Gentil nach Ostindien, wo er neun Jahre verweilte und viele Thatsachen sammelte. Im J. 1761 ging die dänische Expedition nach Arabien, von welcher Carsten Niebuhr allein übrigblieb.

Durch die Bemühungen der russischen Regierung wurde das nördliche Asien bekannter. Im J. 1747 entdeckten Ssyedikoff und Tolstyk die aleutischen Inseln, 1752 überwinterte Kravin auf Unalaschka, und Stephan Glottof besuchte die Halbinsel Alaschka. Aber der Venusdurchgang im J. 1769 gab noch mehr Gelegenheit, diese Gegenden kennen zu lernen. Rumowsky, Grischow, Christ. Mayer, Islenieew, Schmidt, Trescot, Tschernoi u. A. gingen nach verschiedenen Gegenden des Reiches, und lieferten dadurch Verbesserungen der Karten. Pallas, Gmelin, Falk, Lepechin, Georgi, Güldenstädt u. A. besuchten als Naturforscher dieses Reich, und dadurch wurde der größte Theil desselben bekannt.

Mit dem Beginn der Sechziger des vorigen Jahrhunderts fingen die Umsegelungen der Erde an, bei denen nicht mehr bloßer Handelsgeist die Triebfeder war.

Digitized by Google

Schon 1756 machte de Brosses auf die Wichtigkeit aufmerksam, den großen Ocean zu besahren und den etwa vorhandenen südlichen Welttheil aufzusuchen, aber der nunmehr ausgebrochene siebenjährige Krieg verhinderte Unternehmungen dieser Art. Nach dem Abschlusse des Friedens trat 1764 Byron seine Reise um die Welt an; ihm folgte 1766 Wallis, welcher Otaheiti entdeckte, während sein Begleiter Carteret, der von ihm getrennt wurde, den Archipel Santa Cruz entdeckte, und die Kenntnisse mehrer Küsten bei Neu-Britannien, Mindanao und Celebes berichtigte. Gleichzeitig (1766) machte Bougainville seine Reise um die Erde, fand ebenfalls Tahiti, den Schiffer-Archipel und den der Louisiade. Wichtiger war die Reise von Cook 1768, der im Archipel der Societätsinseln mehre wichtige Entdeckungen machte, Neu-Seeland genauer erforschte und Neu-Süd-Wallis auffand und die Cooksstraße. Im J. 1772 trat er seine zweite Reise in der Absicht an, um zu entscheiden, ob in der Nähe des Südpols ein großes Land vorhanden sei. Ihn begleiteten die beiden Forster, denen sich später Sparmann anschloß. Schon im 51° S. fand er am 14. Dec. große Eisfelder, die ihn fast allenthalben innerhalb 60° der Breite begleiteten. Er ging dann nach Otaheiti, besuchte die Freundschaftsinseln, und gelangte bis 71° 10½′ S., wo er durch Eisfelder am weiteren Vordringen gehindert wurde. Dann ging er nach der Osterinsel, den Marquesas und dem Archipel der neuen Hebriden, von denen bereits Bougainville einige Inseln gesehen und große Cykladen genannt hatte. Später fand er Neu-Caledonien, und nochmals gegen Süden fahrend fand er Sandwichland. Groß war der Enthusiasmus bei seiner Rückkehr; die Frage nach dem großen Continente in der Nähe des Südpoles war dadurch erledigt; Niemand hatte vor ihm eine so gefährliche und mühsame Reise gemacht und auf keiner derselben hatten Krankheiten so wenige Menschen fortgerafft. Die Ortsbestimmungen waren wegen der Benutzung der von Harrison construirten Thermometer weit sicherer als früher. Aber Cook sollte nicht lange in Ruhe bleiben. Die Frage nach einem Zusammenhange zwischen Amerika und Asien gab zu vielen Discussionen Veranlassung; Cook wurde aufgefodert, dieses Problem zu lösen. Im Juni 1776 verließ er England, ging über das Vorgebirge der guten Hoffnung, fand im December Kerguelensland (Desolationsinsel) und erreichte im Januar 1777 Van-Diemens-Land. Auf den Societätsinseln wurden europäische Früchte und Thiere gelassen. Am 18. Jan. 1778 wurde der Archipel der Sandwichsinseln gefunden und er erreichte im März die Westküste Amerika's in 44° der Breite, untersuchte die Gegenden am Nutkasunde, und fuhr durch die Beeringsstraße bis 70° 44′ N., wo ihn das Eis und der Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr nöthigten. Am 14. Febr. auf den Sandwichsinseln erschlagen, versuchte sein Nachfolger Clarke vergeblich an der Nordküste Asiens vorzudringen; er sah sich genöthigt, nach Kamtschatka zu gehen, und nach seinem Tode besuchte sein Nachfolger Gore China, wo der erste Grund zu dem Pelzhandel mit der Westküste Amerika's gelegt wurde, worauf die Expedition auf dem gewöhnlichen Wege nach Europa zurückkehrte. War die geographische Ausbeute derselben bedeutend, so wurde sie auch dadurch wichtig, daß Ludwig XVI. in seiner Kriegserklärung gegen England ausdrücklich sagte, daß die Schiffe Cook's von den Franzosen nicht als feindliche angesehen werden sollten.

Von den vielen Reisen, die um dieselbe Zeit gemacht wurden, möge es genügen, nur die folgenden zu nennen. Kerguelen-Tremarec ging 1767 nach Norden und 1773 nach Süden; Rochon 1767 nach Madagaskar und Indien; Chappe d'Auteroche nach Californien; 1769 Surville nach den Inseln östlich von Indien; Marion, Crozet und Durlemeur nach dem großen Ocean. Im J. 1771 ging Sonnerat nach dem westlichen Afrika. Im J. 1768 fing J. Bruce seine Reisen nach den Quellen des Nils an und machte auf denselben eine Reihe genauer Beobachtungen, denen man freilich nicht immer trauen darf, die aber für die Fortschritte der Geographie von Wichtigkeit gewesen sind. Im J. 1769 ging Samuel Hearne durch das nördliche Amerika bis zum Eismeere, und zeigte, daß eine nordwestliche Durchfahrt, falls sie vorhanden wäre, für die Schifffahrt von geringem Nutzen sein würde. Im J. 1773 ging Phipps im atlantischen Meere nach Norden, ohne eine Durchfahrt zu finden; 1771—1779 verweilte Thunberg in Ostindien und Japan; 1774 ging Forrest nach Neu-Guinea und 1772 Robert Norris nach Afrika. In den J. 1769 und 1771 besuchten die Spanier die Nordwestküste Amerika's; 1773 ging Juan de Langana nach Tahiti, 1775 Juan de Ayala und de la Bodega y Quadra nach dem nordwestlichen Amerika. Im J. 1780 trat le Vaillant seine Reise nach dem südlichen Afrika an, und in ebendiesem Jahre begannen die geographischen Arbeiten von Gatterer. In den J. 1781—1801 wurde das südliche Amerika von Azara untersucht; 1781 trat Rennell mit seiner Arbeit über Hindostan auf und Dalrymple fing seine kritischen Arbeiten über Geographie an. Im J. 1783 umsegelte Henry Wilson die Erde und entdeckte die Pelewinseln; gleichzeitig besuchte Robert Saunder Tibet, Volney die Länder am Ostrande des Mittelmeeres; 1784 ging de Guignes nach China; 1785 fuhren Dixon und Portlock um die Erde; in denselben Jahre versuchten Billings und Sarytschew den Zusammenhang zwischen Asien und Amerika zu ermitteln. Im J. 1786 fing Jean François de la Peroufe seine Reise an, auf welcher er Brasilien, Oster- und Sandwichsinseln berührte, im Port des François an der Nordwestküste Amerika's länger verweilte, dann China und die Philippinen besuchte, hierauf die Meere bei China und Japan genauer erforschte, später viele Beiträge zur genaueren Kenntniß von Kamtschatka und den Inseln des großen Oceanes sammelte. Im J. 1786 versuchten Rubault, Lamiral, Jean de Grandpré, Palissot de Beauvais ins Innere Afrika's zu dringen. Im J. 1787 machte Bligh seine Reise, deren Zweck hauptsächlich dahin ging, die nutzbaren Pflanzen aus den Inseln der Südsee nach Westindien zu verpflanzen. Im J. 1788 bildete sich in London die afrikanische Gesellschaft, auf deren Kosten Ledyard und Lucas ins Innere dieses Landes zu dringen suchten. In demselben Jahre kam George Forster von Indien

Digitized by Google

durch Persien nach Europa. Im J. 1789 trat Malaspina seine Reise an und in demselben Jahre ging Alexander Mackenzie nach dem nördlichen Amerika. Im J. 1790 umsegelte Marchand die Erde und Vancouver ging nach dem nordwestlichen Amerika, dessen Küsten wir durch ihn zuerst genauer kennen lernten. Im J. 1791 versuchte es Houghton, in das Innere Afrika's zu dringen, kam aber sehr bald um; in demselben Jahre begann die Reise von d'Entrecasteaux, deren Zweck es war, die Expedition von Laperouse aufzusuchen, indem man von ihr seit mehren Jahren keine Nachricht hatte. Im J. 1792 ging die englische Gesandtschaft unter Lord Macartney nach China; in ebendiesem Jahre ging Mungo Park als Schiffsarzt nach Sumatra und Larmann nach Japan. Im J. 1793 machte Browne seine Reise nach Asien und Afrika, wo es ihm gelang, bis Darfur vorzudringen, Olivier nach dem Oriente, Mackenzie zum zweiten Male nach dem nördlichen Amerika und Pallas nach den südlichen Provinzen Rußlands. Im J. 1794 untersuchten Watt und Winterbottom die Westküste Afrika's. Im J. 1795 sing Mungo Park seine Reise nach dem Innern von Afrika an, und nach vielen Beschwerden erreichte er endlich das große Ziel seiner Reise, den Niger, dessen Existenz und Richtung dadurch erwiesen wurde; in demselben Jahre ging Weld nach Nordamerika und Michael Symes als Gesandter zum Herrscher der Birmanen und Volney nach den vereinigten Staaten, deren Natur und Geschichte er sorgfältig erforschte. Im J. 1796 besuchte John Barrow das südliche Afrika und lieferte eine ausführliche Beschreibung desselben, während 1797 Friedrich Hornemann von Norden in das Innere dieses Welttheiles zu gelangen suchte, und in demselben Jahre ging Joseph Beauchamps nach Asien.

Eine der wichtigsten Unternehmungen für Geographie am Schlusse des 18. Jahrh. war der Feldzug der Franzosen nach Ägypten. Unter dem Schutze siegreicher Waffen konnten Berthollet, Costaz, Dénon, Dubois, Pouqueville, Girard, Monge, Nouet und eine große Anzahl anderer Gelehrter die Natur und Geschichte dieses merkwürdigen Landes studiren.

Zu groß ist die Zahl der Reisen im 19. Jahrh., als daß es möglich wäre, nur die Namen derselben anzuführen. Es scheint mir daher zweckmäßiger, nur wenige bedeutendere Untersuchungen näher zu betrachten. Die Reise von Alexander von Humboldt wurde im J. 1799 angetreten; als Gefährte begleitete ihn Aimé Bonpland. Über Teneriffa ging er nach Cumana und blieb im J. 1800 in Neu-Andalusien, worauf er die Provinzen von Venezuela, Neu-Barcellona und das spanische Guiana durchstreifte. Hierauf wurden Rio Apure und Orinoco befahren, die Quellen des Rio Negro aufgesucht und die Verbindung der beiden großen Ströme Südamerika's erwiesen. Nach Cumana zurückgekehrt, ging er nach Cuba und von hier nach Carthagena, später nach Santa Fé de Bogota und Quito, bestieg den Pichincha und Chimborazzo; nach einer beschwerlichen Reise über die Anden besuchte er den Amazonenstrom und später Peru. Von Lima segelte er nach Guayaquil, Acapulco und erreichte Mexico, segelte über Vera Cruz nach der Havannah und von hier über Philadelphia nach Europa, wo er 1804 ankam. Kein früherer Reisender hat die Erdkunde so gefördert; er hatte die Geduld, ein einzelnes Phänomen bis ins kleinste Detail zu verfolgen, aber auch das Talent, aus einzelnen Erscheinungen sogleich das Allgemeine herzuleiten und durch bewundernswürdige Combinationen die verwickeltsten Naturgesetze aufzuhellen und in ihrer Einfachheit darzustellen. Nicht blos die Geographie im engern Sinne, sondern alle Theile der Naturwissenschaften, welche mit der Geographie in Verbindung stehen, haben aus diesem Unternehmen den größten Nutzen gezogen. Die Pflanzengeographie wurde wissenschaftlicher und ausführlicher bearbeitet, als in früheren Werken; die großartigen Erscheinungen, welche die Vulkane der Andenkette darboten, zeigten, daß die damals herrschende Ansicht Werner's über die Bildung der Erdrinde nicht allgemein gültig sein könne, und es bildete sich die neuere Lehre von der vulkanischen Hebung der Gebirge, welche Humboldt mit seinem Freunde L. v. Buch vorzugsweise begründete; die Lehre von den Meeresströmungen wurde wissenschaftlicher behandelt, die regelmäßigen Gesetze der Bewegungen des Barometers, sowie die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche untersucht. Nur wenige Reisende können sich mit Humboldt nicht sowol in Betreff der Größe des besuchten Landstriches, als vielmehr in Betreff der Resultate ihrer Arbeiten vergleichen; am nächsten steht ihm nach meiner Ansicht Horaz Benedict von Saussure aus Genf, welcher in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Gebirge seines Vaterlandes besuchte; ebenso wie Humboldt das Große und Kleine beachtete und in seinen Reisen durch die Alpen einen großen Schatz der schönsten Erfahrungen niederlegte und Gesetze aufstellte, die zwar öfter bezweifelt, zum Theil unbeachtet, durch Erfahrungen, welche ich fast ein halbes Jahrhundert später machte, auf das Vollkommenste bestätigt worden sind.

Von andern Unternehmungen aus dem Beginn unseres Jahrhunderts möge die Reise von Baubin um die Erde (1800) erwähnt werden, von welcher Péron und Freycinet die Beschreibung geliefert haben. Hauptsächlich durch ihn und Flinders (1801) wurden die Küsten von Neu-Holland aufgenommen. Bory de St. Vincent, welcher die Baudin'sche Expedition auf Isle de France verließ, untersuchte die Natur der benachbarten Inseln; Michaux ging 1801 nach Nordamerika; 1802 Lord George Viscount Valentia und Heinrich Salt nach Habessinien. In den J. 1803—1806 machte Krusenstern seine Reise um die Welt, wobei ihn Horner als Astronom, Langsdorf und Tilesius als Naturforscher begleiteten, und während derselben Zeit sammelte Martin Heinrich Karl Lichtenstein ein treffliches Material zur Kunde des südlichen Afrika; 1803 verweilte Robert Percival auf Ceylon; 1804 ging Louis de Torres nach der Südsee, Lewis Merryweather und Clarke reisten durch das westliche Nordamerika. Im J. 1805 trat Mungo Park seine zweite Reise ins Innere von Afrika an; Jebulon Montgomery Pike bereiste das Innere der vereinigten Staaten und eine russische Gesandtschaft unter Golownin suchte nach dem In-

Digitized by Google

nern von China zu gelangen; Pierre Amadée Jaubert ging nach Persien. Im J. 1806 ging Leopold v. Buch nach Norwegen und Lappland und lieferte in seiner Beschreibung ein anziehendes Gemälde jener Gegenden. Später besuchte derselbe einen großen Theil Europa's, sowie die canarischen Inseln, vorzugsweise um ihre geognostische Constitution zu untersuchen, welche ihn zu trefflichen Gesetzen über die Bildung unserer Erdrinde führte. Doch nicht blos der Boden, sondern auch die Atmosphäre wurden von ihm studirt. Gern gestehe ich, daß es mein Streben gewesen ist, dasjenige, was L. v. Buch, A. v. Humboldt und H. B. v. Saussure über diesen schwierigen Theil der Physik und Geographie gesagt haben, vorzugsweise zu verfolgen, und daß ich ihren Schriften so vielfache Belehrung danke, als den Arbeiten von wenigen andern Gelehrten. Im J. 1807 ging eine russische Expedition unter Ludloff nach Novaja Semlja, Klaproth nach dem Kaukasus, Generfich lehrte die Karpathen kennen, Monier besuchte Persien. Im J. 1808 ging Stevphensen nach Island und in demselben Jahre trat Johann Ludwig Burckhardt von Basel seine Reisen nach dem Orient an. Scharfe Beobachtungsgabe und genaue Kenntniß der Sitten und Sprache machten es ihm möglich, bis 1817 Gegenden zu besuchen, welche früher nie ein Europäer gesehen hatte; der große Reichthum von Thatsachen in seinen Tagebüchern läßt es bedauern, daß sein frühzeitiger Tod in Kairo ihn verhinderte, selbst die Beschreibung der Reise zu bearbeiten. Im J. 1808 besuchten Malcolm, Christie und Pottinger die Länder zwischen Persien und Indien, während Webb, Raper und Hearsay die Quellen des Ganges aufsuchten und Mountstuart Elphinstone nach Kabul ging. Im J. 1809 trat Salt seine zweite Reise nach Habesch an und Hedenström besuchte das nördliche Asien. Im J. 1810 ging eine englische Gesandtschaft unter Dnseley nach Persien, Burchell nach dem Innern von Südafrika, Georg Stuart Mackenzie nach Island. Im J. 1811 lehrte Raffles die Insel Java genauer kennen; 1812 wurde die Insel Pitcairn mit ihrer merkwürdigen Colonie gefunden, und in demselben Jahre untersuchte der Schwede Georg Wahlenberg die Botanik der nördlichen Alpen. Durch diese Arbeit, sowie durch diejenigen, welche er über Lappland, die Karpathen und Schweden geliefert hat, ist die Pflanzengeographie in hohem Grade gefördert worden.

Nach dem Sturze Napoleon's wurden die Reisen weit häufiger als früher, und nach der Rückkehr des Friedens wurden die naturwissenschaftlichen Theile der Geographie sorgfältiger studirt. Da ein großer Theil der einzelnen Unternehmungen noch in frischem Andenken ist, so scheint es mir zweckmäßig, aus dieser jüngsten Zeit nur einzelne großartigere Unternehmungen hervorzuheben. Ich beginne mit den Polarreisen. Seitdem Ellis im J. 1746 in jenen Gegenden gewesen war, folgten nur einzelne, zum Theil wenig bedeutende, Nachrichten von Walfischfängern; noch aber glaubte man an die Möglichkeit einer Nordwestpassage. Die englische Regierung schickte daher 1818 eine Expedition unter Roß und Buchan nach Norden; auf dem Schiffe des Ersteren befand sich Parry als Lieutenant. Nachdem sie die Südspitze Grönlands erreicht hatten, gingen sie an dem Ostrande der Baffinsbai fort, deren Ende sie im August in 77—78° Breite erreichten, wie dieses auch schon früher Baffin gefunden hatte. Aber dadurch, daß die Längen genauer bestimmt wurden als früher, erhielt sie ein ganz anderes Ansehen. Die Rückreise wurde am Westrande ausgeführt; sie glaubten hier nur stets eine zusammenhängende Küste zu finden, und nur in 75° Breite waren sie beim Lancastersunde ungewiß, ob sie es mit einer Bucht oder einer Durchfahrt zu thun hätten; aber die Mehrzahl der Reisenden war der Ansicht, daß im Hintergrunde Berge lägen; ein Versuch hineinzudringen mißlang wegen des vorliegenden Eises. Im Herbste kehrte die Expedition zurück; aber mehre Mitglieder derselben, und namentlich Parry, behaupteten, an der genannten Stelle sei eine Durchfahrt vorhanden. Um die Frage zu entscheiden, wurde Parry dahin 1819 mit den Schiffen Hecla und Gryper geschickt; er erreichte den Lancastersund am 30. Juli; nach mancherlei Beschwerden fuhr er hinein, und erkannte, daß er sich auf einer Straße befände, welche er Prinz-Regents-Einfahrt und Barrowsstraße nannte. Nördlich von dem Magnetpole fortfahrend, ging er bis zu 113° westlicher Länge von Greenwich und entdeckte eine große Insel, Melville's Insel, wo er überwinterte und wo die Expedition eine Reihe interessanter Thatsachen beobachtete. Erst am 2. August verstattete die Beschaffenheit des Eises den Beginn einer neuen Reise; aber die Expedition konnte nicht weiter vordringen, als im vorigen Jahre, und sie sah sich zur Rückkehr nach Europa genöthigt. Im J. 1821 wurden die Schiffe Hecla und Fury ausgerüstet, Parry und Lyon erhielten das Commando; sie wollten jetzt versuchen, aus dem nördlichen Theile der Hudsonsbai vorzudringen, in welcher seit Middleton (1741) kein Reisender von Bedeutung gewesen war. Durch die Untersuchung der nördlichen Küsten dieses Binnenmeeres wurde die Expedition aufgehalten, und sie sah sich genöthigt, auf Winterinsel zu überwintern; im folgenden Jahre drang die Expedition weiter nach Norden und entdeckte im August in 70° N. die Fury- und Heclastraße, aber das Eis verhinderte ein weiteres Vordringen; aber Excursionen auf einem westlich gelegenen Landstriche zeigten, daß weiter westlich ein großes Meer lag. Die Expedition sah sich genöthigt, hier einen zweiten Winter auf Igloolik zu bleiben, und kehrte im Herbst 1823 nach England zurück. Im J. 1824 trat Parry mit Hoppner eine neue Reise nach der Baffinsbai an; aber durch das Eis aufgehalten, sah die Expedition sich genöthigt, schon an der Ostküste von Prinz-Regents-Einfahrt im Hafen Bowen zu überwintern; im folgenden Jahre waren die Versuche nicht günstiger, und da das eine Schiff gestrandet war, so sah man sich zur Rückkehr genöthigt. Noch einmal im J. 1827 versuchte es Parry, im atlantischen Meere bis zum Nordpole zu gelangen, aber er kam nur bis 83° N.

Roß, welcher die erste Polarexpedition geführt hatte, versuchte mit dem Dampfboote Victory 1829 eine Reise nördlich von Amerika auszuführen; die Maschine indessen war schlecht, und in der Baffinsbai sah er sich bereits genöthigt, das Boot als Segelschiff zu gebrauchen. Die gelinde

Digitized by Google

Witterung verstattete es ihm, schnell vorwärts zu dringen, und er überwinterte dann im Felixhafen, welcher nach den Berichten eines Eskimostammes, mit welchem er zusammentraf, schon am Festlande liegen sollte. Als er im J. 1830 nach Norden segeln wollte, hinderte ihn das Eis, sodaß er nur sechs Meilen weiter rückte, aber das Jahr 1831 war ebenso ungünstig; als er 1832 ebenso schlechtes Wetter hatte, sah sich die Expedition genöthigt, zu der Stelle zu Lande zu gehen, wo Parry's Schiff Fury gestrandet war und wo die Lebensmittel desselben lagen. Die Boote desselben wurden ausgebessert, aber Eis hinderte die Reise durch die Prinz-Regents-Einfahrt nach der Baffinsbai; sie sahen sich genöthigt, nochmals zu der Stelle zurückzukehren, wo die Überreste der Fury lagen. Mit vieler Mühe fuhren sie 1834 bis an die Baffinsbai, wo sie ein englisches Schiff trafen, welches sie in die Heimath führte.

Während diese Reisen zur See ausgeführt wurden, suchte man zu Lande die Nordküste Amerika's zu erforschen. Franklin und Richardson drangen 1820 von den Niederlassungen der Hudsonsbai-Compagnie gegen N.W. vor und erreichten nach vielen Mühseligkeiten die Küste des Polarmeeres; ihr Versuch an dieser bis zur Hudsonsbai zu fahren mislang. Beide betraten denselben Weg nochmals 1825; sie wollten vom Mackenziefluſse aus nach Westen vordringen; gleichzeitig ging Beechey um das Cap Horn nach der Westküste Nordamerika's, um durch den 1816 von Kotzebue entdeckten und nach ihm benannten Sund weiter nach Osten zu gehen, und beide wollten sich dann treffen. Nachdem Franklin 1825 den Mackenziefluß bis zum Meere befahren war, kehrte er nach dem Bärensee um; im folgenden Jahre gingen sie wieder zum Meere, Richardson übernahm die Untersuchung der Küstenstrecke zwischen dem Mackenzie- und Kupferminenfluß, Franklin wollte die westlich gelegenen Gegenden befahren. Richardson erreichte seinen Zweck, er fuhr durch den Kupferminenfluß bis zum Bärensee, aber Franklin traf auf viele Hindernisse, und er mußte in 150° westlicher Länge umkehren. Beechey verfolgte indessen die westlich liegende Küste vom großen Ocean her und kehrte wegen des Eises an einer Stelle um, welche 30 teutsche Meilen westlich von dem Punkte lag, bis zu welchem Franklin zu Lande gekommen war.

Als Roß mehre Jahre keine Nachrichten von sich gegeben hatte, so schickte die Regierung den Capitain Georg Back nach dem nördlichen Amerika, um wo möglich diesen aufzusuchen. Er brachte den Winter 1833—1834 bei einer fürchterlichen Kälte im Fort Reliance am großen Sklavensee zu, und erfuhr hier, daß Roß zurückgekehrt sei; er nahm dann nicht blos diesen See auf, sondern fand noch eine große Menge anderer Seen. Er untersuchte dann den großen Fischfluß und traf ein großes Meer südlich von der Stelle, wo Roß die Küste des Festlandes annehmen zu müssen glaubte. Er fuhr unter 67° 11′ N. und 94° 30′ W., erreichte das Meer, aber das Wetter war zu ungünstig, um mit einem schlechten Boote an der Küste weiter zu fahren; dagegen deuteten mehre Thatsachen mit Bestimmtheit auf eine Meeresströmung von Westen her, welche schon frühere Reisende nachgewiesen hatten. Nachmals trat Back im J. 1836 eine neue Reise nach jenen Gegenden an, wobei er zu Wasser von der Hudsonsbai vorzudringen suchte, aber er sah sich bald zur Rückkehr genöthigt. Im J. 1836 verfolgten Simpson und Dease die Aufnahme der Nordküsten Amerika's weiter.

Durch diese Arbeiten wurde erwiesen, daß Grönland vom amerikanischen Festlande getrennt wäre. Diese Insel selbst wurde 1822 von W. Scoresby an ihrer Ostküste befahren, und durch diese, sowie seine früheren Reisen, haben wir die Natur jener hochnordischen Gegenden kennen gelernt. Während der Jahre 1821 und 1831 machte der Däne Graah eine Reise nach eben jenen Gegenden, hauptsächlich in der Absicht, um hier Überreste der alten Colonien zu finden, von denen er indessen keine Spur traf. Im J. 1836 berührte die französische Expedition unter Tréhouart das westliche Grönland, während andere Mitglieder der Expedition die Natur Islands studirten. Im J. 1838 ging Gaimard nach Spitzbergen.

Auch die russische Regierung sorgte dafür, daß die Küsten des sibirischen Eismeeres bekannter würden. Die Sage, daß nördlich von den Mündungen der Lena ein größeres Land läge, hatte zu verschiedenen Unternehmungen einzelner Kaufleute Veranlassung gegeben, ohne daß man mehr als einzelne Inseln fand. Im J. 1808 ging Hedenström auf Geheiß des Kanzlers Romanzow nach jener Gegend; im folgenden Jahre reiste er von Ustjansk nach der ersten Láchow'schen Insel; es wurden einzelne Küstenstrecken der dort liegenden Inseln aufgenommen. Im J. 1810 glaubte er dieses nördliche Land bei seinen Excursionen auf dem Eismeere deutlich zu sehen; es zeigte sich aber schon am folgenden Tage, daß es nur Eisinseln waren. Mehre Versuche, auf dem Meere nach Norden vorzudringen, mislangen gänzlich. So blieb die ganze Küstenstrecke vom Cap Schelagskoi bis zum Nordcap im Lande der Tschuktschen, bis wohin Cook gekommen war, unbekannt, da die ältere Reise von Deshnew so dunkel war, daß wenigstens die Beschaffenheit der Küste daraus nicht entnommen werden konnte. Anjou und Wrangel wurden 1820 dahin geschickt, um die Gegenden östlich von der Jana zu untersuchen. Unter den größten Beschwerden vollendeten sie in den Jahren 1820—1824 die Aufnahme der Küste; indem Wrangel an der letzteren fortfuhr, kam er bis zu Punkten, welche östlich von dem Nordcap lagen, und so war das geographische Problem über den Zusammenhang der alten und neuen Welt auch in dieser Gegend gelöst. Soweit es möglich war, wurde auch das Land der Tschuktschen besucht; dabei wurde auch auf alle übrigen Naturverhältnisse, sowie auf Ethnographie, Rücksicht genommen. In der Absicht, um die Gesetze des Erdmagnetismus zu erforschen, ging Hansteen 1828 nach Sibirien; sein Begleiter Erman berichtigte dabei den nördlichen Lauf des Ob.

Ein zweites Problem, mit welchem man sich in neueren Zeiten viel beschäftigt hat, das aber noch nicht vollständig gelöst ist, bezieht sich auf die Kunde von Afrika. Der Schiffbruch der amerikanischen Brigg Commerce am Cap Bojador im J. 1815 war Ursache, daß James Ri-

Digitized by Google

ley durch einen Theil der Wüste als Sklave geschleppt wurde, wo er von Sidi Hamet manches über die innern Handelsstädte des Landes vernahm. Die Expeditionen von Peddie und Campbell (1815), sowie die von William Gray (1817) von Westen ins Innere einzudringen, mislangen gänzlich; ebenso wenig konnte Mollien (1815 — 1817) tiefer ins Innere von Senegambien eindringen, aber er lieferte interessante Bemerkungen über jene Gegenden. Im J. 1816 wurde die Expedition unter Tuckey ausgerüstet, um den Congostrom aufwärts zu fahren, ihn begleitete als Botaniker der treffliche Smith, aber Krankheiten wütheten so unter der Expedition, daß kaum ein Berichterstatter übrigblieb. Die Westküste wurde besonders durch die Gesandtschaftsreise zu dem Könige der Ashanties im J. 1817 bekannt, von welcher Edward Bowdich eine Beschreibung lieferte; in demselben Jahre sammelte Della Cella viele Erfahrungen über das nördliche Afrika; auf dem Wege von Tripolis suchten Ritchie und Lyon nach dem Süden zu dringen; aber Ritchie starb in Murzuk und Lyon (der spätere Begleiter von Parry auf einer seiner Polarreisen) sah sich ebenfalls bald zur Rückkehr genöthigt. Dagegen wurde in ebendiesem Jahre das östliche Afrika durch Belzoni untersucht, er eröffnete die eine Pyramide, untersuchte die Ruinen von Epsambul und ging nach der großen Oase; als er 1823 von der Westküste ins Innere dringen wollte, starb er auf dem Wege nach Benin. Im J. 1819 suchte Campbell vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Norden zu dringen, und um dieselbe Zeit erforschte Cailliaud das östliche Afrika, namentlich Nubien und Dongola. Im J. 1820 trat der General Heinrich Freiherr Menu von Minutoli seine Reise durch Ober-Ägypten und die lybische Wüste zur Oase des Jupiter Ammon an, wobei er vorzüglich Archäologie berücksichtigte, seine Begleiter Ehrenberg und Hemprich, von denen Letzterer während der Expedition starb, trennten sich bald von ihm, besuchten Ägypten und seine Oasen, die Cyrenaica, Dongola, Nubien, die Halbinsel des Sinai, Palästina, Syrien und Arabien, und haben sehr viel für die Aufhellung der Natur jener Gegenden gethan. Die seit den Zeiten Francisco de Gama's kaum besuchte Ostküste Afrika's wurde 1822 von Owen und Cutfield aufgenommen. Wichtiger wurde dieses Jahr dadurch, daß es zuerst Europäern, die sich nicht für Muselmänner ausgaben, gelang, durch die Wüste nach dem Sudan zu dringen. Clapperton, Denham und der während der Reise gestorbene Oudney gingen im Februar von Tripolis aus, verweilten sieben Monate in Murzuk und reisten im November nach Süden, worauf sie mehre Monate in der Wüste blieben, bis sie am 4. Febr. 1823 zu Lari in Bornu in der Nähe des großen Binnensees Tsad ankamen. Von dem Herrscher von Bornu wurden sie gut aufgenommen. Denham schloß sich hier dem Kriegszuge gegen die Fellatas an, während Oudney und Clapperton die Umgegenden des Tsadsees untersuchten; wahrscheinlich bildet derselbe die Wangara Moräste von älteren Reisenden. Dann besuchten beide Haussa und Sackatu, wo sie vom Sultan Bello gut aufgenommen wurden. Da der Niger auf dieser Reise nicht aufgefunden war, so machte Clapperton 1825 eine zweite Reise von der Bucht von Benin aus, mehre Mitglieder der Expedition starben bald nach ihrer Ankunft, Clapperton selbst erreichte zwar Sackatu, starb daselbst aber im April 1827, und sein Diener Lander brachte die Berichte der Reise. Denham versuchte 1826 ebenfalls eine Reise von der Westküste aus, starb aber bereits in Sierra Leone.

Auch der Osten Afrika's wurde um diese Zeit besonders durch die Arbeiten von Eduard Rüppell bekannter; namentlich wurde die Lage der Orte durch astronomische Messungen genauer bestimmt, er besuchte Kordofan und den westlichen Nilarm, ohne letzterem die Bedeutung zu geben, als die Berichte früherer Reisenden annehmen ließen. Die Länder am Südrande der Sahara wurden 1824 von Beaufort untersucht, der jedoch ebenfalls bald starb, die Gegend des alten Cyrene und Pacho. Im J. 1825 ging Laing von Tripolis nach dem Innern von Afrika, starb aber wahrscheinlich bald nachher. Im J. 1829 ging Champollion in der Absicht nach Ägypten, um die Alterthümer zu studiren, besonders aber um die Hieroglyphen zu entziffern, und in derselben Absicht begab sich Rosellini dahin, sowie Acerbi und Prokesch treffliche Aufschlüsse über jene Gegenden lieferten. Im J. 1832 wurde Habesch durch Pearce bekannter. Die Hoffnungen, welche man hegte, daß durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen das nördliche Afrika bekannter werden würde, sind bis jetzt noch nicht erfüllt, da die Stämme sich stets sehr feindselig gezeigt haben. Im J. 1829 lieferte Washington Nachrichten über Marocco. Im J. 1832 machten die Gebrüder Lander eine Reise nach dem innern Afrika, wobei sie von der Bucht von Benin ausgingen und stromaufwärts fuhren, aber auch ihnen war es nicht möglich tief hinein zu fahren. Weit wichtiger und erfolgreicher war die neue Reise von Rüppell 1831, als die von Smith im südlichen Afrika. Im J. 1836 ging Russegger nach Ägypten und den Nachbarländern, und 1837 die Gebrüder Abbadie nach Habesch, gleichzeitig besuchte Holroyd Ägypten, Sennaar und Kordofan und Schimper Habesch und Nachbarländer.

Können wir gleich auch noch jetzt sagen, daß ein jeder Reisende aus Afrika etwas Neues mitbringe, wie es bereits die Alten thaten, so ist doch unsere Kenntniß in den letzten Decennien sehr gefördert worden. Was sich aus diesen Arbeiten folgern läßt, hat Karl Ritter in seiner Erdkunde gezeigt. Dieses Werk, von welchem in den letzten Jahren auch ein großer Theil Asiens erschienen ist, macht unstreitig in der Geschichte der Erdkunde Epoche, und der Geist seiner Schule zeigt sich in manchen Elementarwerken mit Erfolg. Während frühere Geographen meistens einen bestimmten Zeitpunkt vor Augen hatten, oder eine Nomenclatur aller Städte, Dörfer und Weiler gaben, es bei Beschreibung der Configuration des Landes für genügend hielten, die Höhen einiger Bergspitzen mitzutheilen und ein dürftiges Skelett ohne inneres Leben lieferten, hat Ritter die Länder in der Gesammtheit ihrer Naturerscheinungen aufgefaßt, das Leben in ihnen mit wenigen kräftigen Zügen geschildert, und den Einfluß der Natur auf den Menschen seit dem Beginne der Geschichte auf-

Digitized by Google

gefaßt. Offenbar ist dieses der einzige Weg, um zur genauen Kenntniß der Erde zu gelangen, und sehnlich wünscht ein Jeder, daß die ganze Erdkunde vollendet sein möge. (*L. F. Kämtz.*)

ERDE (chemisch). Bereits unter dem Artikel Elemente ist erwähnt worden, daß die älteren Chemiker die Erde als eins der vier Elemente ansahen. Als später die Naturverbindungen sorgfältiger untersucht wurden, sah man, daß mehre chemisch verschiedene Körper manche übereinstimmende Verhältnisse zeigten, und es wurden daher mehre besondere Erden unterschieden, wie Kalkerde, Barytерde, Kieselerde u. s. w., deren Eigenschaften manche Abweichungen von den sogenannten Metallkalken zeigten. Es waren jedoch die Ansichten darüber getheilt, ob manche von ihnen zu den Alkalien gezählt werden sollten, oder nicht, wie z. B. die Kalkerde. Die neueren Untersuchungen haben gezeigt, wie die besondere Unterscheidung der Alkalien, Erden und Metallkalke der älteren Chemiker zwar für den Anfänger einigen Vortheil darbote, daß aber alle drei Classen von Körpern zu der größten Classe von oxydirten Körpern (s. Oxyde) gehörten, indem die meisten von ihnen Metalloxyde wären, und zwar größtentheils der Art, daß sie sich mit Säuren verbänden, während andere Erden, wie z. B. die Kieselerde, als Säuren angesehen werden müßten. Über das Nähere s. Oxyde und die einzelnen Artikel. (*L. F. Kämtz.*)

Erdeichel, s. Lathyrus tuberosus.

ERDEN (mineralogisch). Alle in einem staubartigen Aggregatzustande vorkommenden Mineralien werden von den Mineralogen erdige Mineralien oder Erden genannt, und auch wol mit dem Beinamen der Substanz belegt, der sie angehören, z. B. Bleierde, Barytерde, Eisenerde ꝛc. Jedoch die Erfahrung, daß die meisten Mineralien in diesem Zustande vorkommen und derselbe theils eine Folge von Verwitterung, theils von äußern Einflüssen bei der Bildung ist, haben veranlaßt, daß man zur genaueren Bezeichnung der Substanz diese selbst nennt und diesen Aggregatzustand durch das Beiwort erdig bezeichnet, z. B. erdiger Baryt, erdiger Grüneisenstein ꝛc. In früheren Zeiten hielt man jedoch das Vorkommen in erdiger Gestalt für eine besondere Eigenthümlichkeit mancher Stoffe, und stellte in den Mineralsystemen eine eigene Classe oder Ordnung der Erden auf, wie es noch bei Linné, Hebenstreit u. A. der Fall ist. Erst Cronstedt vereinigte die Erden mit den Steinen (1758), und seine Classe der Erden und Steine enthält alle diejenigen Mineralien, deren vorwaltende Bestandtheile aus Erden im chemischen Sinne des Wortes bestehen, ohne Rücksicht auf die Cohärenz zu nehmen, und in gleicher Bedeutung nahm auch Werner seine Classe der Erd- und Steinarten auf. (*Germar.*)

ERDEN, ERDARTEN (in landwirthschaftlicher Hinsicht; als Nachtrag zu dem Artikel Boden). Die rastlos in ihren Forschungen fortschreitende Chemie hat hierüber nicht nur Aufschlüsse gegeben, an die man früher kaum denken konnte, sondern noch immer mehren sich die darauf Bezug habenden Entdeckungen, und man darf nicht glauben, daß unsere Kenntniß davon bereits abgeschlossen sei, daß das, was wir jetzt darüber wissen, unabänderlich auf völlige Richtigkeit werde Anspruch machen können. Das Wichtigste von dem, was in der Lehre vom Boden und von seinen Bestandtheilen jetzt anders als früher erscheint, unter der Überschrift: „Erdarten," die unter den letzteren doch die hauptsächlichsten sind, in aller Kürze hier nachzutragen, dürfte daher wesentlich nothwendig sein. Was die Chemie über die verschiedenen Erdarten gegenwärtig lehrt, kann hierbei nicht in Betracht kommen. Chemisch rein findet sich keine einzige dieser Substanzen in der tragbaren und culturfähigen Erdkrume, sondern man trifft sie darin nur in den mannichfaltigsten Verbindungen und Vermischungen unter sich und mit andern hier nicht genannten Substanzen an, wodurch die verschiedenen Bodenarten und deren verschiedene Ertragsfähigkeit, zum Theil wenigstens, bedingt werden. Die am häufigsten vorkommenden Verbindungen dieser Art sind bereits in dem schon erwähnten Artikel Boden angegeben und die hervorstechendsten Eigenschaften derselben, sowie die physische Beschaffenheit der daraus hervorgehenden verschiedenen Bodenarten richtig, auch noch dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften angemessen beschrieben, sodaß also das über den Thon-, Lehm-, Sand-, Kalk-, Mergel- und Humusboden daselbst Gesagte auch jetzt noch der Hauptsache nach seine Gültigkeit hat. Dagegen ist daselbst noch nicht darauf hingewiesen, daß neben dem Thon, Sand und den anderen Hauptbestandtheilen der verschiedenen Boden- oder Erdarten auch noch viele andere Substanzen, Kali, verschiedene Salze, Oxyde u. s. w., bald in größerer, bald in geringerer Menge, wenn auch nie in bedeutender, darin zu finden sind, und dadurch die Ertragsfähigkeit derselben höchst wahrscheinlich auf sehr mannichfaltige Weise abgeändert wird; daß ferner der Humus nicht allein das eigentlich pflanzennährende Princip im Boden ausmacht, sondern auch mehre in diesem befindliche oder in ihm sich erzeugende anorganische Stoffe wol wesentlich mit dazu beitragen, daß namentlich die kiesel-, salpeter-, salz- und phosphorsauren Salze, die sich im Boden schon befinden, oder durch manche Wechselwirkung erst neu darin bilden, desgleichen das aus dem Mist und anderen faulenden Substanzen sich erzeugende Ammonium vorzugsweise einen mächtigen Einfluß auf die Vegetation äußere. Der Thon- und Lehmboden ist, sobald er nicht durch allzugroße Gebundenheit, feuchte, kalte Lage, ungünstigen Untergrund ꝛc., nicht, wie man sonst gewöhnlich annahm, blos deßhalb in der Regel fruchtbarer, als ein Sandboden, weil er den meisten Pflanzen einen passenderen, sichereren Standort gewährt, die Feuchtigkeit mehr anhält, den Humus nicht so schnell sich zersetzen läßt (minder thätig ist) ꝛc., sondern auch deßhalb, weil in ihm mehr Kali und Natron enthalten sind, oder darin sich erzeugen. Und hierin macht es wieder einen nicht geringen Unterschied, aus welcher Gesteinart sich der Thonboden bildete. Der aus solchen Gebirgsarten, welche viel Kali enthalten, hervorgegangene zeigt sich unter übrigens gleichen Umständen in der Regel fruchtbarer, wenigstens für manche Gewächse, als der aus solchen entstandene, die daran Mangel lei-

den, oder nur sehr wenig davon besitzen. Gneis, Klingstein, Basalt liefern daher bei ihrer Verwitterung einen fruchtbarern Boden, als der Porphyr ꝛc.; denn in jenen, besonders im Feldspath und Glimmer, den wichtigsten Gemengtheilen des Gneises und Granites, ist weit mehr Kali enthalten, als in diesem, und immer ärmer daran wird der Boden, je mehr sein Sandgehalt überwiegt [1]). Daraus erklärt sich manche in die Augen fallende, wol oft bemerkte, aber immer räthselhaft gefundene Erscheinung bei dem Pflanzenbau. Es erklärt sich z. B. daraus, warum mancher Thonboden, der sich weder durch seinen Gehalt an Thon oder Sand, noch durch sonst etwas sichtbar von einem andern unterscheidet, diesem vielleicht hinsichtlich des Reichthums an Humus sogar nachsteht, ihn dennoch an Tragbarkeit, selbst bei gleicher Behandlung, übertrifft [2]). Es erklärt sich ferner daraus, warum, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, das Diluvium fast jederzeit dem Alluvium nachsteht; denn in letzterem sind die Rückstände der verschiedenen Gebirgsarten, die sich in jenem meistens deutlich nachweisen lassen, häufig so unter einander gepeitscht, gemengt und gerührt, daß sich ihr Ursprung nicht mehr erkennen läßt und die guten Eigenschaften eines jeden hervortreten, dagegen die fehlerhaften des einen durch die des andern oft ausgeglichen und nutzbar gemacht werden.

Der Humus (s. d. Art.), der nicht nur durch seine, die Nachtheile des zu strengen Thonbodens ebenso wol, wie die des zu losen Sandbodens vortheilhaft abändernden physischen Eigenschaften, sondern auch durch den günstigen Einfluß, den er unverkennbar auf die Vegetation unmittelbar ausübt, und der seiner im trockenen Zustande erdartigen Beschaffenheit wegen nicht ohne Grund, mit dem Namen Faul- oder Gewächserde, unter die Erdarten gerechnet wird, bleibt gewiß stets ein sehr wichtiger und wünschenswerther Bestandtheil des Bodens, dessen Vermehrung darin durch organische Düngungsmittel ein jeder Landwirth sich ernstlich angelegen sein lassen sollte; seinen Werth hat man aber offenbar überschätzt, wenn man ihn, wie es sonst wol geschah, als das hauptsächlichste, ja wol gar alleinige Nahrungsmittel der Pflanzen betrachtete, wenigstens die in Wasser löslichen humussauren Salze, d. h. die, welche die aus der Humussubstanz sich entwickelnde Humussäure mit den im Boden befindlichen oder dahin gebrachten Kali, Natron, Kalk und anderen Basen bildet, als die dazu vorzugsweise beitragenden Substanzen ansah. Dr. Karl Sprengel, der sich um die Agriculturchemie, Bodenkunde und Düngerlehre in der neueren Zeit unverkennbar nicht geringe Verdienste erworben und diesen drei Gegenständen auch drei umfassende Werke gewidmet hat, trug vornehmlich dazu bei, diese Ansicht von den humussaueren Salzen zu verbreiten, indem er zwar keineswegs den Einfluß anderer Salze und anorganischer Substanzen auf das Pflanzenwachsthum verkannte, jenen aber doch einen vorzüglichen Werth beilegte, und sie, besonders die humussaure Thon-, Kalk- und Talkerde, das humussaure Kali, Natron und Ammoniak, als die schätzenswerthesten Düngungsmittel für den Landwirth empfahl (s. dessen Lehre vom Dünger. S. 404). Dieser Ansicht widerspricht das Ergebniß der Untersuchungen des Professors Liebig zu Gießen, der in seinem vortrefflichen Werke: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie“ (Braunschweig 1841), über diesen Gegenstand ein neues, strahlendes Licht verbreitet, aber doch noch nicht Alles erhellt, und mit einigen seiner Behauptungen wieder neue, vielleicht nicht ganz ungegründete, Widersprüche erregt hat. Nach ihm ernährt der Humus die Pflanze nicht, weil derselbe im löslichen Zustande von derselben aufgenommen und als solcher assimilirt wird, was er a. a. O. S. 107 fg. als unmöglich zu beweisen sucht, sondern weil er (der Humus) eine langsame und andauernde Quelle von Kohlensäure darstellt, welche als das Hauptnahrungsmittel die Wurzeln der jungen Pflanze zu einer Zeit mit Nahrung versieht, wo ihr noch die äußeren Organe der Ernährung fehlen. Ist sie soweit erwachsen, daß diese Organe, Blätter ꝛc., vollkommen ausgebildet sind, so nimmt sie mit ihnen ihren Bedarf an Kohlensäure mehr aus der Luft, als aus dem Boden; der Humus in diesem wird ihr entbehrlich, sie consumirt ihn nicht, sondern vermehrt ihn vielmehr, indem sie faulende Substanzen an ihn zurückgibt, sammt dem Übermaß von aufgenommener Kohlensäure. Daraus erklärt es sich, warum Grundstücke, die mehre Jahre hindurch mit gleichmäßig fortwachsenden Pflanzen bedeckt sind, z. B. Wälder und Wiesen, sich, selbst ohne künstliche Nachhilfe, immer mehr an Humus

1) Der Gehalt an Kali ist in den an Thonerde reichen Mineralien keineswegs gering. Der Feldspath hat 17½ % Kali, der Albit 11,12 % Natron, der Glimmer 4—5 %, Klingstein und Basalt ½—3 % Kali und 5—7 % Natron, Thonschiefer 2,75—3,01 % Kali, Letten 1½—4 % Kali. Eine 20 Zoll dicke Lage einer aus der Verwitterung der genannten Felsarten entstandenen Erde enthält also auf einen Morgen von 2500 □Metres

vom Feldspath 1153000 Pfund Kali,
„ Klingstein 200000—400000 Pfund Kali,
„ Thonschiefer 100000—200000 „ „

Es bedürfen aber die Gewächse nur sehr wenig davon zu ihrer Constitution. Liebig weist nach (S. 151 a. a. O.), daß ein Kubikfuß Feldspath hinreicht, einen Morgen Waldfläche, mit Laubholz bestanden, fünf Jahre lang mit Kali zu versehen, und eine völlige Erschöpfung desselben im Thonboden ist um so weniger denkbar, da es sich leicht wieder durch eine kalireiche oder kalierzeugende Düngung darin neu bildet.

2) Die verschiedenen, in dem Artikel Boden genannten, Thonbodenarten, Letten-, Lehm- und Klayboden, von denen der zweite in der Regel die größte Fruchtbarkeit zeigt, unterscheiden sich nicht blos, wie es dort angegeben worden, durch die größere oder geringere Menge des darin enthaltenen Sandes, sondern auch durch die verschiedene Zusammensetzung des Thones selbst, indem der Klay die meiste reine Thonerde und am wenigsten Kieselsäure enthält, in dem Lehm dagegen jene geringer wird und diese sich mehrt. Im Letten findet wol häufig in dieser Hinsicht dasselbe Mengenverhältniß statt, wie im Klay; der darin befindliche reine Thon ist ebenso zähe, schlüpfrig und feuchtigkeit enthaltend, wie in diesem, hält aber eine größere Menge ganz feinen Sand beigemengt, der ihn nur noch kälter, wasserflüchtiger und für die Zwecke des Landwirthes ungeeignater macht. Bemerkenswerth zeigt sich in der Regel der reine Lettenboden unter den Thonbodenarten am unbauthaftesten und bei der Bearbeitung am schwierigsten. Doch hat gewiß auch der verschiedene Gehalt an Kali auf ihre verschiedene Fruchtbarkeit nicht geringen Einfluß. Derselbe dürfte in den besten Lehmbodenarten, die meistens aus den kalireichsten Gesteinen entstanden sind, am bedeutendsten sein.

Digitized by Google

bereichern, nie davon erschöpft werden, wie es doch der Fall sein müßte, wenn er das wichtigste, oder gar alleinige Nahrungsmittel der Pflanzen ausmachte. Scheint auf diese Weise der Nutzen des Humus für den Landbauer minder erheblich, als man sonst annahm, so bleibt er doch immer noch ungemein groß, weil nur die Pflanzen kräftige äußere Ernährungsorgane erhalten, denen es in ihrer frühesten Jugend nicht an reichlicher Nahrung fehlte. Müssen sie zu dieser Zeit darben, so werden sie späterhin, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, bei der zusagendsten Witterung ꝛc., fast niemals recht kräftig, wenigstens nie so, wie sie ohne jenen Mangel es geworden sein würden. Dies wird besonders merklich bei solchen Pflanzen, die zu ihrer vollständigen Ausbildung nur kurze Zeit, höchstens einige Jahre, bedürfen, und dann von selbst vergehen, also fast bei allen denen, mit deren Anbau der Landwirth sich beschäftigt; allerdings jedoch nicht bei allen auf gleiche Weise, sondern bei der einen oft weit mehr, als bei der andern. Deshalb hat für diesen der Humus im Boden ganz besonderen Werth, und er muß vorzugsweise auf dessen Ersatz, oder auf andere Erzeugungsmittel der Kohlensäure darin denken. Darunter nehmen die faulenden organischen Düngungsmittel den vornehmsten Rang ein. Einseitig und der Erreichung des möglich höchsten Fruchtertrages hinderlich ist aber die Ansicht, daß dies der alleinige Zweck der Düngung, und daher neben den genannten Düngungsmitteln jedes andere entbehrlich sei. Zeigt sich solches in der Wirklichkeit anscheinend bestätigt, so ist dies zufällig eine Folge davon, daß wir mit ihnen zugleich den Pflanzen auch die meisten anderen Substanzen, oder vielmehr die Mittel zu deren Erzeugung zuführen, die sie zu ihrer Constitution bedürfen. Dahin gehören vornehmlich Ammoniak, ohne welches kein mehlhaltendes Korn sich auszubilden vermag, Alkali, kiesel- und phosphorsaure Salze ꝛc. Die Pflanzen bedürfen zwar nur sehr geringe Mengen von allen diesen Stoffen, können durch ein Übermaß daran sogar oftmals leiden, sie aber doch niemals ganz entbehren, und ohne dieselben nicht zur vollständigen Entwickelung gelangen. So gedeiht z. B. der Weizen nur unvollkommen in einem sehr humusreichen Boden, sobald diesem die anderen Stoffe fehlen, welche jener zu seiner Ausbildung bedarf. Dahin gehören kieselsaures Kali, das seinem Halme die erfoderliche Festigkeit verleiht; ferner phosphorsaure Bittererde, ohne die sein Korn nicht seine Vollkommenheit erreichen kann ꝛc. Der reine Humusboden erzeugt nur Kraut, keine Frucht. Aber nicht alle Pflanzen erfodern dieselben Stoffe im Boden, nicht alle machen ferner gleiche Ansprüche an die vorhandenen, und selbst ihre verschiedene Benutzung bewirkt wieder darin einen Unterschied, indem zur vollen Fruchtausbildung andere Stoffe gehören, als zur bloßen Blatt- und Stengelentwickelung. Hierauf beruht gewiß zum großen Theil die Wirkung des Fruchtwechsels (s. d. Art.), und die Bestrebungen des Landwirthes werden nur dann mit dem möglich größten Erfolge gekrönt werden, wenn er über diesen Gegenstand die vollste Aufklärung erlangt hat. Noch ist Vieles davon in Dunkel gehüllt; die bessere Erkenntniß davon in den letztvergangenen Jahren aber doch bedeutend gesteigert, und gegenwärtig die wol sehr richtige Ansicht allgemeiner verbreitet worden, daß sich bei dem Landbau mit den blos thierisch-vegetabilischen Düngungsmitteln, dem Mist, wol allenfalls auskommen, die Wirkung derselben jedoch ungemein steigern, der Bedarf daran wol sehr verringern lasse, wenn man damit den Gebrauch solcher Düngungsmittel verbindet, welche zur Erzeugung der den Pflanzen nöthigen anorganischen Stoffe im Boden überhaupt beitragen. Dahin gehören grüne Pflanzen, Kalk, die Aschenarten, mehre Salze, Knochenmehl ꝛc. (s. d. Art. Düngung). Wie aber die anzubauenden Pflanzen selbst hierin einen großen Unterschied bedingen, so verdienen auch wieder die verschiedenen Erd- oder vielmehr Bodenarten, welche der Landwirth zu behandeln hat, große Berücksichtigung. Hierauf wird noch immer nicht genug geachtet, und doch ist der Gegenstand von der größten Wichtigkeit; daher eine genaue Kenntniß dieser Erdarten und ihrer verschiedenen Anfoderungen dem Landwirthe nicht genug zu empfehlen. Von ihr hängt das glückliche Gedeihen seiner Wirksamkeit vornehmlich ab, und durch sie allein wird manche auffallende Erscheinung bei dem Pflanzenbau aufgeklärt. So schlägt der Weizen auf einem ziemlich thonfreien Sand- oder Kalkboden nicht blos deshalb fehl, weil ihm die nöthige Bindung und Feuchtigkeit mangeln, sondern auch deshalb, weil diese Bodenarten für dieses Gewächs nicht hinreichend Alkali enthalten; es bleibt darauf selbst dann noch in seiner Entwickelung zurück, wenn ihm auch alles Andere, was es bedarf, im Überfluß geboten wird. Wenige Procente kalireichen Thons, oder andere, die Kalierzeugung im Boden befördernde, Substanzen würden fähig sein, das Gedeihen des Weizens auf manchem ihm sonst ungünstig sich erweisenden Boden zu befördern, und nie wird es erfolgen, wenn man diese Frucht nach einem Gewächse baut, das dem Boden bereits sein Kali genommen hat, wie es nach dem von Liebig (a. a. O. S. 99) erzählten Beispiele der Fall nach Wermuth ist.

Es scheint vielleicht unstatthaft, Dinge hier mit zur Sprache zu bringen, die sich unter der Überschrift „Erdarten" eigentlich nicht erwarten lassen, und daher auch, streng genommen, nicht hierher gehören; es verdient solches aber vielleicht doch wol Entschuldigung, weil es bei anderen, damit in engerer Verbindung stehenden, Artikeln (Boden und Dung) noch nicht sattsam hervorgehoben ist, weil dadurch ferner das über den Fruchtwechsel zu Sagende eingeleitet wird, und weil endlich grade dadurch die Wichtigkeit einer genaueren Kenntniß der Erdarten für den Landwirth am überzeugendsten sich herausstellt.

Am Schlusse dieser Abhandlung noch einige Worte über die sogenannte Dammerde hinzuzufügen, dürfte um so passender erscheinen, als dieses Wortes früher noch nicht gebührend gedacht wurde, und man sich seiner doch gar oft im gemeinen Leben bedient, es auch, wenn einmal von Erdarten die Rede, nicht wol ganz außer Acht zu lassen ist. Ehedem nahm man Dammerde für ziemlich gleichbedeutend mit Humus, einem Worte, das erst

Digitized by Google

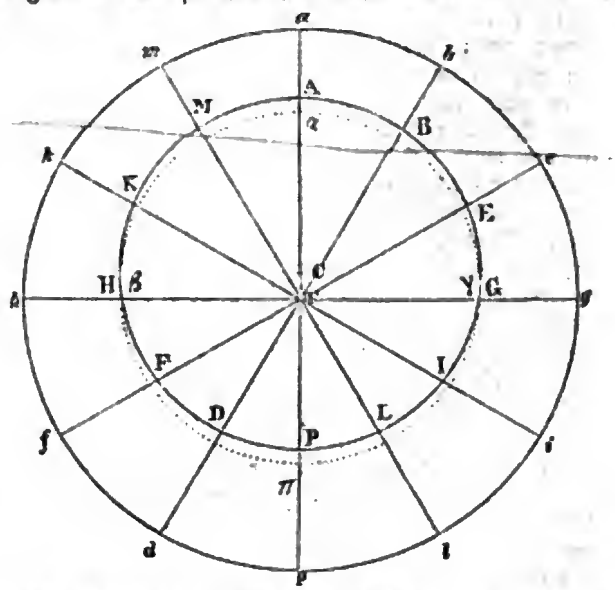
in neuerer Zeit, vornehmlich durch den zu früh verstorbenen Einhof, in Umlauf gebracht wurde, und verstand darunter vorzugsweise sämmtliche erdartigen Rückstände verfaulter oder verwester organischer Substanzen aller Art, die man schon früh als die wesentlichsten Beförderungsmittel des Pflanzenwachsthums erkannt hatte. Späterhin fand man wol, daß man diese nicht mit vollem Rechte eine Erde nennen könne, und daß man eigentlich mit dem Namen „Dammerde" einen schwankenden Begriff verbinde, und in den meisten Fällen vielleicht am richtigsten die ganze obere tragbare, mit organischen Überresten versehene und der Cultur keine Hindernisse in den Weg legende Erdschicht darunter zu verstehen habe. Dieser Begriff von Dammerde ist auch gegenwärtig der fast allgemein angenommene; deshalb wird sie jedoch Niemand mit der Ackerkrume für gleichbedeutend ansehen wollen. Oftmals zwar, wo z. B. ein felsiger, steiniger Untergrund das tiefere Eindringen des Pfluges hindert, ist die Ackerkrume, d. h. die in der Regel von Zeit zu Zeit mit dem Pfluge umgewendete obere Erdschicht, ebenso tief, wie die Dammerde, nicht selten, zumal auf den fruchtbareren Bodenarten, steht die letztere jedoch ungleich tiefer. Hier unterscheidet sich dann der Untergrund, das unter der Ackerkrume Liegende, nur wenig von dieser, blos durch einen geringeren Gehalt an Humus, und dann ist es leicht, ihr eine größere, nutzbarere Tiefe zu geben. Ein an Dammerde reicher Boden wird daher immer wünschenswerth und besonders ergiebig sein.

Die Ableitung des Wortes Dammerde ist übrigens noch nicht genau bekannt. Der Professor König sagt in seinem, alle Beachtung verdienenden, Beitrage zur Düngerlehre in den vom Dr. Sprengel redigirten Annalen der Land- und Forstwirthschaft. 1. Bd. S. 5, diese Benennung solle bezeichnen, daß die Dammerde gleichsam einen Damm der organischen Natur abgebe, unter ihr nur Unorganisches in dem Boden zu finden sei. Dieser weithergeholten, spitzfindigen Ableitung setzt der genannte Redacteur eine andere entgegen, indem er sagt, jener Name sei wahrscheinlich eine Folge der Beobachtung, daß Erde, die lange aufgeschichtet in Dämmen gelegen habe, mehr Fruchtbarkeit besitze, als andere. Die einfachste und natürlichste Ableitung scheint indessen die von Aufschichten, Aufdämmen zu sein. Dammerde ist die obere aufgeschichtete, gleichsam aufgedämmte, zur Cultur vorzüglich geeignete Erde, und wohl dem Landwirthe, dem es da, wo die Natur nicht dafür sorgte, gelungen ist, sich ohne zu großen Kostenaufwand eine recht große, mächtige, tiefe Schicht mürber, lockerer, nicht loser, fruchtbarer Erde (Dammerde) zu verschaffen; ihm wird dann Vieles möglich, was andere seiner Gewerbsgenossen, die nicht so glücklich waren, unterlassen müssen. (*Schweitzer.*)

Erdepheu, s. Glechoma hederaceum.

Erdfeige, s. Lathyrus tuberosus.

ERDFERNE (Apogaeum), würde im Allgemeinen der größte Abstand eines Weltkörpers von der Erde heißen, sowie Erdnähe, Perigaeum, der kleinste. Im engeren Sinne versteht man aber die größte und kleinste Entfernung des Mondes von unserem Planeten darunter, und, dem Scheine huldigend, auch wol den größten oder kleinsten Abstand der Sonne von demselben, wiewol hier die Ausdrücke Sonnenferne (Aphelium) und Sonnennähe (Perihelium) die richtigern sind, da nicht die Sonne um die Erde, sondern diese um jene sich bewegt und während ihres Umlaufs die Entfernung von derselben ändert. Wir nehmen hier die Ausdrücke im engern Sinne. Bekanntlich bewegen sich alle Haupt- und Nebenplaneten in Ellipsen um ihren Centralkörper, der sich in dem einen der beiden Brennpunkte dieser Curve befindet, also die Sonne in dem der Erdbahn, die Erde in dem der Mondbahn. Diese Ellipsen erscheinen uns an der Himmelssphäre sämmtlich als Kreise, weil wir nicht sie selbst, sondern nur ihre Projection an der Hohlkugel desselben wahrnehmen. Erst durch die genaueren Forschungen Kepler's haben wir die Planetenbahnen als wirkliche Ellipsen kennen gelernt. Es sei nun der kleine Kreis um T die El-



lipse der Mondbahn, T als Ort der Erde, der eine Brennpunkt, C der Mittelpunkt der Ellipse, also TC die Excentricität und AP die große Axe oder die Apsidenlinie, dann ist A das Apogäum und P das Perigäum der Mondbahn. Befindet sich also der Mond während seines monatlichen Umlaufs in A oder P, so sagt man, er stehe in der Erdferne oder dem Apogäum, und in der Erdnähe oder dem Perigäum. Beide Punkte sind diametralisch entgegengesetzt, und wenn der große Kreis um T den Umfang der Sphäre bedeutet, so wird A in a und P in p gesehen und a und p sind an der Sphäre die Örter, wo man das Apogäum und Perigäum erblickt, welche Örter durch ihre Entfernung vom Widderpunkte oder durch ihre Länge bestimmt werden. Diese Bestimmung ist mit eine Hauptaufgabe der Astronomie, weil davon die Lage der Mondbahn hauptsächlich mit abhängt. Zu diesem Ziele kann man auf verschiedene Art gelangen.

Mit der Entfernung eines Körpers von unserem Auge steht seine scheinbare Größe in directem Verhältnisse. Ist

Digitized by Google

also der Mond im Perigäo uns am nächsten, so wird er auch daselbst den größten, sowie im Apogäo den kleinsten Durchmesser zeigen. Mißt man also während eines Mondumlaufs in verschiedenen Punkten seiner Bahn dessen Durchmesser, und findet man nun diesen an zwei entgegengesetzten Stellen am größten und kleinsten, so wird die Länge dieser Punkte den Ort der Erdnähe und Erdferne an der Sphäre angeben; indessen gibt dieses Mittel den Ort der Apsiden nur beiläufig an, weil in der Nähe derselben der Monddurchmesser sich nur unmerklich ändert.

Ein anderes Mittel ergibt sich aus Folgendem: Die Punkte des Apo- und Perigäums sind volle 180° von einander entfernt, die Bestimmung des einen lehrt daher auch die Lage des andern kennen. Aber auch andere Punkte der Mondbahn, wie B und D, E und F, G und H u. s. w. scheinen an der Sphäre, wo sie in b und d, e und f, g und h u. s. w. gesehen werden, 180° von einander abzustehen. Allein sämmtliche durch jene Punkte gezogene Durchmesser theilen wol den größten Kreis der Sphäre in sich deckende Halbkreise, aber die Ebene der Mondbahn wird von den meisten ungleich geschnitten. Nur die Linie, in welcher die Apsiden liegen, halbirt auch genau die Ellipse und der Mond muß die eine Hälfte AHP genau in derselben Zeit durchlaufen, in der er die andere PGA zurücklegt. Die Hälften, in welche die andern Durchmesser der Sphäre die Ellipse theilen, sind desto ungleicher, je weiter sie von den Apsiden abstehen, und zwar liegt in der größeren Hälfte der Punkt der Erdferne, in der kleinern der der Erdnähe. So sind die Hälften MGL, KGI, HAG u. s. w. größer als die Hälften LHM, IHK, GPH u. s. w. Unter allen Durchmessern aber wird derjenige, welcher durch den Brennpunkt T geht, die Ellipse am ungleichsten theilen und GAH die größte, HPG die kleinste Hälfte sein. Obgleich also der Mond in den Punkten M, K, H u. s. w. an der Sphäre auch 180° von den Punkten L, I, G entfernt ist, so wird er den Bogen zwischen ihnen doch in ungleichen Zeiten zurücklegen. Von L durch E bis M, von I durch B bis K, von G durch A bis H u. s. w. wird er längere Zeit brauchen, als von M durch H bis L, von K durch F bis I, von H durch P bis G u. s. w. Den Bogen HPG aber wird er in der kürzesten, sowie den Bogen GAH in der längsten Zeit durchlaufen. Durch solche Bogen aber, deren Endpunkte gleich weit von den Apsiden abstehen, wird er sich in gleicher Zeit bewegen, z. B. durch den Bogen DGB in derselben Zeit, wie durch den Bogen MHL. Merkt man sich nun während eines oder mehrer Mondumläufe die Zeitpunkte, wo seine Örter in der Bahn an der Sphäre 180° von einander entfernt sind, so wird man aus den verflossenen Zwischenzeiten sehen, in welcher Hälfte das Apogäum oder Perigäum liege, und hat man unter den verschiedenen Halbumläufen einen gefunden, der unter allen der größte oder kleinste ist, so ist dieser GAH oder HPG und durch die Mitte derselben geht die Apsidenlinie, wodurch also die Lage des Apogäum und Perigäum an der Sphäre bestimmt wird. Oder man bemerkt auch zwei entgegengesetzte Halbumläufe, die genau in einerlei Zeit zurückgelegt werden, dann sind dieses die Bogen AHP und PGA, ihre Anfangspunkte A und P also die Apsiden. Oder man findet zwei gleichlange Halbumläufe, wie MHL und BGD, die einander nicht genau entgegengesetzt sind, dann stehen an der Sphäre ihre Anfangs- oder Endpunkte m und b, l und d gleich weit ab vom Apogäum oder Perigäum und diese befinden sich in der Mitte der Bogen bm und dl.

Der Mond bewegt sich ferner in seiner Bahn mit ungleicher Geschwindigkeit, im Apogäum am langsamsten, im Perigäum am schnellsten. Er legt z. B. im ersten 29′ 32″, im letzten 38′ 36″ in einer Stunde zurück. Im größten Abstande vom Centralkörper muß nämlich der Einfluß der bewegenden Kräfte am schwächsten, im kleinsten aber am stärksten sein. Findet man also durch die Beobachtung Punkte, wo der Mond die langsamste oder die schnellste Bewegung hat, so kann man schließen, daß dieselben das Apogäum und Perigäum sein werden. Um diese ungleichförmige Bewegung besser zu ordnen, denkt man sich einen mittlern Mond, der, während der wahre die Ellipse durchläuft, mit vollkommen gleichförmiger Geschwindigkeit sich in dem (punktirten) Kreise αλπρ bewegt. Da dieser stets in gleichen Zeiten gleiche Räume durchläuft, so kann man, wenn die Zeit eines Mondumlaufs bekannt ist, durch die bloße Division mit dieser Zeit in 360° erfahren, wie groß der in einem Tage, einer Stunde, Minute und Secunde zurückgelegte Bogen sein muß. Diese Bewegung heißt die mittlere, und man läßt sie mit der wahren zugleich im Apogäo oder Perigäo beginnen, weil die durch diese Punkte gehende große Axe auch zugleich durch den Mittelpunkt des gedachten Kreises geht, also der mittlere und wahre Ort des Mondes von der Erde an einem und demselben Punkte der Sphäre gesehen werden. Im Apogäum wird die Bewegung des mittleren Mondes schneller als die des wahren, im Perigäum aber langsamer sein. Vom Apogäum aus wird also der mittlere Mond dem wahren voraneilen; da aber der letztere auch immer geschwinder wird, so wird seine Geschwindigkeit endlich der des mittleren gleich sein und daher der Unterschied der beiden Bewegungen ein Maximum erreichen, welches in der Gegend von H der Fall sein wird. Von da an wird der wahre Mond schneller als der mittlere, die Unterschiede beider Bewegungen werden immer kleiner und verschwinden endlich bei P und π ganz, da hier beide Monde wieder an der nämlichen Stelle des Himmels gesehen werden. Sowie aber beide Monde die genannten Punkte wieder verlassen haben, beginnen die Unterschiede aufs Neue, aber entgegengesetzt. Der wahre Mond geht jetzt dem mittleren voraus. Da er aber von P aus wieder langsamer wird, so muß in der Gegend von G, wo seine Geschwindigkeit der des mittleren gleich geworden ist, der Unterschied der Bewegungen wieder ein Maximum erreichen. Von da an werden die Unterschiede immer kleiner, bis endlich im Apogäum ihr Werth gleich Null wird und beide Monde wieder an einerlei Stelle des Himmels erscheinen. Findet man also durch die Beobachtung Punkte, wo die wahre Geschwindigkeit der mittleren gleich ist, so sind dies die

Digitized by Google

Punkte G und H, welche an der Sphäre 90° von den Apsiden entfernt sind, wodurch diese daher selbst bestimmt werden. Oder man wird auch deren Lage kennen lernen, wenn man durch die Beobachtung zwei wahre Längen findet, welche der mittleren Länge gleich sind, weil dies nur in den Apsiden der Fall sein kann. Wäre es aber der Fall, daß die Epoche der mittleren Längen fehlerhaft, also entweder zu groß oder zu klein ist, so hat dies doch keinen Einfluß auf die gewünschten Resultate, weil der Unterschied immer derselbe sowol beim Apogäum als Perigäum sein wird. Es werden daher die beiden mittleren Längen, welche um gleich viel von den wahren abweichen, die beiden verlangten Punkte geben.

Hat man während eines oder mehrer Mondumläufe durch Beobachtungen solcher Art die Lage der Apsiden zu erforschen gesucht, so darf man immer noch nicht glauben, ihre Stelle an der Sphäre mit der nothwendigen Schärfe gefunden zu haben. Auf den Lauf des Mondes wirken zu viel störende Kräfte ein, die seine Bewegung fast in jedem Monate zu einer andern machen und deren Einfluß um so merkbarer wird, da sie wegen der Nähe dieses Weltkörpers für unsere Sinne sich weit stärker, als bei den andern Planeten ausprägen. Den Einfluß dieser Störungen hat aber im Laufe von Jahrtausenden die Astronomie immer mehr kennen gelernt und bei Bestimmung der Örter des Mondes in seiner Bahn in Anschlag zu bringen gewußt, und so ist es ihr denn gelungen, die Stelle der Apsiden mit der nöthigen Schärfe zu bestimmen. Seitdem man sich aber mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, hat man auch gefunden, daß die Apsiden nicht immer denselben Ort in der Bahn einnehmen, sondern nach und nach ihre Stelle verändern, bis sie endlich nach fast neun Jahren wieder auf den vorigen Punkt zurückkehren. Diese Bewegung ist eine rechtgängige, d. h. die Apsiden rücken von Westen nach Osten oder nach der Ordnung der Zeichen vorwärts. Der siderische Umlauf derselben, nach dessen Vollendung sie wieder bei demselben Fixsterne erscheinen, beträgt 3232 Tage (acht gemeine Jahre zu 365 Tagen und noch 312 Tage) 13 St. 37 M. 14,6 Sec., der tropische aber, wo sie wieder in demselben Punkte der Ekliptik, oder in demselben Grade der Länge gesehen werden, 3231 Tage 11 St. 4. M. und 7 Sec. In einem gemeinen Jahre bewegen sich also die Apsiden siderisch durch 40° 38′ 55″,69 und tropisch durch 40° 39′ 45″,79, während eines periodischen Monats aber durch 3° 2′ 35″,75 und in einem Tage durch 6′ 41″. Auch auf diese Bewegung muß bei Bestimmung der Lage der Apsiden Rücksicht genommen werden, denn in den zwei Wochen, in welchen der Mond vom Apogäum zum Perigäum fortgeht, haben beide ihre Lage schon merklich genug geändert und das zuerst gefundene Apogäum entspricht nach 14 Tagen nicht mehr dem neuen Perigäum. Es ist daher nöthig, Reductionen der gefundenen Örter auf die früheren vorzunehmen, wenn man sich genau über Lage und Bewegung der Apsiden orientiren will. Da die tägliche periodische Bewegung des Mondes 13° 10′ 35″ beträgt und das Apogäum mit ihr nach einerlei Richtung fortgeht, so entfernt sich der Mond täglich nur um 13° 3′, 54″ von demselben; woraus sich die Zeit ergibt, in der er einen ganzen Umlauf von 360° in Beziehung auf die Apsiden macht. Diese Zeit heißt der anomalistische Monat und beträgt 27 T. 13 St. 19 M. 3 Sec. Endlich ist auch die Bewegung der Apsiden einer kleinen Säcularänderung unterworfen, vermöge der sie von Jahrhundert zu Jahrhundert abnimmt. Setzt man die Säculargleichung der mittleren Bewegung des Mondes = S, so ist die Säcularbewegung der Apsiden $= -3{,}00052 \times S$, d. h. um soviel nimmt sie mit jedem Jahrhundert ab. Bezeichnet man die Anzahl der seit 1801 verflossenen oder diesem Jahre vorangegangenen Jahrhunderte mit t, so ist $S = 10'',7232 \times t^2 + 0{,}01936 \times t^4$. Für eine Epoche nach 1801 muß man diese Größen zur mittleren Bewegung addiren, weil diese durch die Säculargleichung beschleunigt wird, für eine Epoche vor 1801 aber davon abziehen. Reducirt man zur Erleichterung der Rechnung jene Größen auf Grade, so ist

$$S = 0°{,}0029787 \times t^2 + 0°{,}00000538 \times t^4.$$

Diese Formeln dienen, um die mittlere Bewegung, also die mittlere Länge des Mondes, sowie den Ort des Apogäums oder Perigäums aus einer gegebenen Epoche für jeden andern Zeitpunkt zu finden.

Wegen der Ungleichheiten in der Mondbewegung hat dieser Satellit nicht immer im Apogäum seinen kleinsten und im Perigäum seinen größten Durchmesser, ebenso auch im erstern nicht immer die kleinste und im letztern die größte Geschwindigkeit. Die Ursachen liegen vornehmlich in den Ungleichheiten, welche Evection und jährliche Gleichung genannt werden (s. diese Art.). Nur wenn das Apogäum mit der Conjunction (Neumond) und das Perigäum mit der Opposition (Vollmond) zusammenfällt, kann man versichert sein, den kleinsten und größten Durchmesser aus der Beobachtung zu finden. Der kleinste kann bis 28′ 55″ herabsinken, der größte bis zu 33′ 50″ steigen. Ebenso variirt die Äquatorialparallaxe des Mondes zwischen 53′ 46″ und 61′ 22″. Daraus ergibt sich die kleinste Entfernung des Mondes von der Erde = 48978, die größte = 54663, die mittlere = 51821 Meilen. In der Erdnähe kann der scheinbare Monddurchmesser den der Sonne übertreffen; tritt dann eine totale Sonnenfinsterniß ein, so wird an den Orten, wo sie central ist, und in deren Nähe die Sonne einige Minuten lang ganz bedeckt; fällt aber die Verfinsterung mit der Erdferne zusammen, so wird die totale Finsterniß eine ringförmige, weil dann der Sonnendurchmesser größer ist.

Über die Erdferne und Erdnähe der Sonne sehe man d. Art. Aphelium und Perihelium.

Auch bei den andern Weltkörpern kann es einen kleinsten und größten Abstand von der Erde geben. Von den Fixsternen kann in dieser Hinsicht gar nicht die Rede sein, da wir nur von wenigen die Entfernung und auch diese nur beiläufig kennen. Bei den Kometen fragt man nur nach ihrer größten Erdnähe und diese hängt von der Lage ihrer Bahnen gegen die Erdbahn und von den Örtern ab, welche sie selbst in ihrer Ellipse und die Erde in der ihrigen zu der Zeit einnehmen, wo beider Bahn-

Digitized by Google

linien die kleinste Entfernung von einander haben. Vornehmlich kommen also die Planeten und ihre Satelliten in Betracht. Bei den letzteren muß der kleinste und größte Abstand von uns natürlich von der kleinsten und größten Entfernung des Hauptplaneten abhängen, und dann kommt es noch darauf an, ob der Satellit sich dies- oder jenseit seines Centralkörpers befindet. Nur bei Jupiter, Saturn und Uranus kennen wir Satelliten und deren Entfernung vom Hauptplaneten ist in Vergleich mit den Abständen desselben von uns so unbedeutend, daß die Astronomie auf ihre kleinste und größte Entfernung von der Erde weiter keine Rücksicht nimmt. Wo von mehr als 100 Millionen Meilen die Rede ist, verschwinden Unterschiede von wenigen Tausenden. Bei den Hauptplaneten aber kann man allerdings nach ihren größten und kleinsten Abständen von uns fragen. Die ersteren finden überhaupt bei den obern Planeten statt, wenn sie sich in Conjunction mit der Sonne befinden, also von der Erde aus jenseit derselben gesehen werden, dann ist ihre Entfernung von uns gleich der Summe der Abstände des Planeten von der Sonne und der Erde von der letztern. Derselbe Fall tritt für die untern Planeten in der obern Conjunction ein. Der kleinste Abstand eines obern Planeten aber tritt ein, wenn derselbe sich in der Opposition, und der eines untern, wenn er sich in der untern Conjunction befindet. Aber auch diese Abstände bleiben nicht immer dieselben, da sowol die Entfernungen der Erde als der andern Planeten von der Sonne variiren, je nachdem sie sich in den Conjunctionen und Oppositionen in der Sonnennähe oder Sonnenferne, oder von beiden mehr oder weniger entfernt befinden. Man wird daher erstlich im Allgemeinen einen größten, mittlern und kleinsten Abstand von der Erde angeben können, dann werden aber auch diese Abstände in den Conjunctionen und Oppositionen einen größten, mittlern und kleinsten Werth haben. Steht ein oberer Planet in der Opposition, so wird er seine kleinste Entfernung von uns haben, wenn er zu gleicher Zeit sich in der Sonnennähe, die Erde aber in der Sonnenferne befindet, die größte aber, wenn die Erde im Perihelio und der Planet im Aphelio steht, die mittlere dagegen, wenn beide sich in der mittleren Entfernung von der Sonne befinden. Der größte Abstand von uns aber wird bei der Opposition eintreten, wenn die Erde sich im Perihelio und der Planet im Aphelio befindet. Bei der Conjunction findet der größte Abstand statt, wenn sowol Erde als Planet im Aphelio sind, der kleinste, wenn beide im Perihelio stehen, der mittlere, wenn die Conjunction mit den mittleren Entfernungen zusammentrifft. Ein unterer Planet wird bei der untern Conjunction am wenigsten von der Erde entfernt sein, wenn er sich in seinem Aphelio, die Erde aber in ihrem Perihelio befindet, am weitesten aber im umgekehrten Falle. Der mittlere Werth hängt wieder mit den mittleren Abständen von der Sonne zusammen. Bei der obern Conjunction werden Erde und Planet am weitesten entfernt sein, wenn beide im Aphelio, am wenigsten aber, wenn beide im Perihelio stehen. Hieraus ergeben sich nun folgende Tafeln, deren erste den größten, mittleren und kleinsten Abstand im Allgemeinen, die zwei folgenden die verschiedenen Werthe derselben in den Oppositionen, unteren und oberen Conjunctionen angeben werden.

Größter, mittlerer und kleinster Abstand der Planeten von der Erde im Allgemeinen.

Planeten.	Größter.	Mittlerer.	Kleinster.
☿	30'656404	20'665838	10'675272
♀	36'063141	20'665838	5'268535
♂	55'439975	31'488390	7'536805
♃	74'179808	48'833410	23'487012
♄	90'275225	55'177800	20'080375
♅	82'766021	57'264000	31'761979
♆	92'309731	57'299000	22'288269
☋	133'716051	107'519740	81'323429
☊	229'189171	197'126950	165'064729
☉	435'906993	396'420000	356'933007

Größte, mittlere und kleinste Abstände der Planeten von der Erde in der obern Conjunction.

Planeten.	Größte.	Mittlere.	Kleinste.
☿	30'656404	28'665543	26'674682
♀	36'063141	35'614093	35'165445
♂	55'439975	52'154228	48'868481
♃	74'179808	69'499248	64'818688
♄	90'275225	75'843638	61'412051
♅	82'766021	77'929838	73'093655
♆	92'309731	77'964838	63'619945
☋	133'716051	128'185578	122'655105
☊	229'189171	217'792788	206'396405
☉	435'906993	417'085838	398'264683

Größte, mittlere und kleinste Abstände der Planeten von der Erde in der Opposition und untern Conjunction.

Planeten.	Größte.	Mittlere.	Kleinste.
☿	14'656994	12'666133	10'675272
♀	6'166631	5'717583	5'268535
♂	14'108299	10'822552	7'536805
♃	32'848132	28'167572	23'487012
♄	48'943549	34'511962	20'080375
♅	41'434345	36'598162	31'761979
♆	50'978055	36'633162	22'288269
☋	92'384375	86'853902	81'323429
☊	187'857495	176'461112	165'064729
☉	394'575317	375'754162	356'933007

(*Richter.*)

Digitized by Google

ERDFEST GUT, in den Grund und Boden befestigte Habe, gehört zu den Arten von Sachen, welche zwar von Natur beweglich sind, aber wegen ihrer Befestigung an ein Gebäude oder ein Grundstück in rechtlicher Beziehung für unbeweglich genommen, und unter der Formel erdfest und pfahlfest, und unter der umfassendsten: erd- und band-, wand- und mauer-, niet- und nagelfest begriffen werden [1]). Erdfest Gut ward aber auch in weiterer Bedeutung gebraucht, und dann begriff es alle unbeweglichen Güter (immobilia bona) und sie machten den Gegensatz zur fahrenden Habe überhaupt. So heißt es im riga'schen Rechte: Auf wen Gut verstirbt [2]), das in dieser Stadt belegen ist, es sei erdfest Gut oder fahrende Habe, der soll das fodern binnen Jahr und Tag; thut er das nicht, so fällt das Gut an die Stadt, und wäre es Sache, daß das Gut in unserer Stadtmark verstirbt [3]), es sei erdfeste oder fahrende Habe, und es sind keine rechten Erben dazu, so ist die Stadt der nächste Erbe dazu [4]). (*Ferdinand Wachter.*)

Erdgalle, s. Erythraea Centaurium.

ERDHARZ (Bitumen). Die dem Mineralreiche angehörigen, natürlichen Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff, welche bei höherer Temperatur flüssig werden und unter Entwickelung eigenthümlicher Gerüche verbrennen, bilden eine besondere Ordnung der brennlichen Mineralien und werden mit der Benennung Erdharze belegt. Einige von ihnen sind organischen Ursprungs und stammen von umgewandelten animalischen und vegetabilischen Körpern her, aber die meisten möchten als besondere, dem Mineralreiche ausschließlich angehörige Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff zu betrachten sein, die theilweise auch noch Verbindungen mit Sauerstoff und Stickstoff eingehen. Es gehören in diese Ordnung:

1) Steinöl. Nach Boussingault's Untersuchungen [1]) besteht das Steinöl aus zwei verschiedenen Erdharzen, von denen das eine, welches er Petrolen nennt, 88,5 Kohlenstoff und 11,5 Wasserstoff, das andere, welches er Asphaltin nennt, aus 75,3 Kohlenstoff, 0,99 Wasserstoff, 14,8 Sauerstoff besteht, und erscheint nach den verschiedenen Quantitäten, in denen diese beiden Stoffe sich mit einander verbinden, von verschiedener Farbe und Flüssigkeit. Man unterscheidet

a) Erdöl (Petroleum, Naphtha, Bergöl). Gelblichweiß, in weingelb, wachsgelb und honiggelb, durchsichtig, vollkommen flüssig und schon in mittlerer Lufttemperatur sich mit eigenthümlichem Geruche verflüchtigend. Specifisches Gewicht 0,7. Es brennt leicht und verflüchtigt sich, ohne Rückstand zu hinterlassen, und scheint reines Petrolen zu sein. An der Luft wird es jedoch dunkler gelb und geht endlich in braun über, wobei es weniger dünnflüssig wird, wahrscheinlich indem durch Aufnahme von Sauerstoff sich ein Theil des Petrolens in Asphaltin umwandelt.

Das Erdöl kommt in Quellen zu Tage, die aus verschiedenen Gesteinen hervorbrechen. Manche dieser Quellen liefern nur Erdöl, andere Wasser mit Erdöl. Besonders reich daran ist der Isthmus zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, wo in der Gegend von Baku in einem den tertiairen Gebirgen angehörigen Kalkstrine, der auch selbst von Bitumen durchdrungen ist, zahlreiche Quellen von Erdöl und Steinöl sich finden. Um Baku und Sallian, sowie auf mehren Inseln an der Westküste des kaspischen Meeres, bemerkt man das Emporquellen von Schlammhügeln, die bald zusammenfallen, und aus denen dann Naphtha hervortritt [2]). Bei Amiano im Herzogthume Parma, am Monte Zibio in Modena, bei Girgenti in Sicilien findet man ebenfalls Quellen, welche Erdöl liefern. Im östlichen Theile der Karpathen im jasloer Kreise führen die Quellen, welche aus dem Sandsteine aussteigen, Erdöl und Bergtheer mit sich. Bei Burkesville in Kentucky stieß man bei Bohrversuchen auf Salzquellen bei 200 Fuß Tiefe auf eine Quelle von Erdöl, die mit großer Kraft in die Höhe stieg, aber nach einiger Zeit wieder versiegte. Das Erdöl war mit Salzwasser vermischt, trennte sich aber in den Gefäßen, in denen es gesammelt wurde, von demselben.

b) Bergtheer (Maltha). Von dunkelbrauner Farbe, schwach durchscheinend oder undurchsichtig, zähe-flüssig, etwas schwerer als das Erdöl.

Kommt mit dem Erdöle zusammen vor, und ist gewöhnlich in größerer Menge vorhanden, sodaß manche Quellen nur Bergtheer, aber kein Erdöl liefern. Bei Bechelbrunn in Elsaß, in Genf, in der Gegend von Celle, in Hanover und an vielen andern Orten finden sich Wasserquellen, mit denen Bergtheer hervorkommt. Aber auch als Ausfüllungsmasse von Klüften und auf Gängen wird es an mehren Orten gefunden, oft so dickflüssig, daß es bei niederer Temperatur fest erscheint, z. B. bei Iberg am Harze im ältern Kalksteine, bei Mansfeld und Kamsdorf im Zechsteine, bei Dannemora in Schweden auf Magneteisensteinlagern, in Derbyshire in Klüften des Kalksteines ꝛc.

c) Asphalt (Bergpech, Judenpech, schlackiges Erdpech). Dunkelschwarz, mit muscheligem, glänzendem Bruche von der Härte des Gypses. Spec. Gewicht 0,9 — 1,2.

Enthält vorwaltend Asphaltin, und erweicht bei höherer Temperatur, manches schon in der Sonnenwärme, und bildet dann Übergänge in Bergtheer. Findet sich besonders in großen Quantitäten am todten Meere, auf Trinidad, in Mexico, kommt aber auch an vielen Orten im Steinkohlengebirge, auf Gängen und Klüften vor, z. B. bei Darfeld in Westfalen, auf der Insel Bua in Dalmatien, in Italien, Sicilien ꝛc.

d) Erdiges Erdpech. Von schwärzlichbrauner Farbe, mit groberdigem, mattem Bruche. Schmilzt leicht und verbrennt mit Absatz von vielem Ruß und Hinterlas-

1) Vgl. Jac. Grimm, Teutsche Rechtsalterthümer. S. 566. 2) „versterven," morte obvenire, seu devolvi, erblich heimfallen. Vgl. Gerh. Hirichs Dat Rigische Recht (Bremen 1773), im Glossarium p. 330. 3) Durch Tod des Eigenthümers ledig wird. 4) Dat Rigische Recht. P. VII. §. 10. l. c. p. 43. Vgl. p. 277.

1) Lond. and Edinb. philos. Mag. Vol. IX. 1836. Erdmann's Journ. 9. Bd. 1836. S. 282.

2) Eichwald in Karsten's Arch. II. S. 55.

Digitized by Google

sung eines Rückstandes. Bildet den Übergang in erdige Braunkohle und kommt mit derselben bei Helbra im Mansfeldischen vor. Außerdem findet man es bei Neuschatel, Prag, in England.

Das Steinöl wird sehr mannichfaltig benutzt, und häufig aus Steinkohlen, Braunkohlen und andern Bitumen enthaltenden Mineralien auch künstlich dargestellt. Man benutzt es zu verschiedenen Firnissen und Farben, zu Theer, zu mehren Schmieren, zur Bereitung von Kohlenwasserstoffgas, zu Cement bei Wasserbauten und bei Straßenpflasterung. Auch hat man es mehrfach in der Medicin anzuwenden versucht, und bei den alten Ägyptern wurde es zur Einbalsamirung der Mumien gebraucht.

2) Ozokerit. Von einer Mittelfarbe zwischen gelblichgrün und lauchgrün, wird aber an der Luft braun. In dünnen Scheibchen durchscheinend. Von wachsartiger Consistenz, läßt sich auch wie Wachs schneiden und schaben, und erwärmt zwischen den Fingern kneten. Specifisches Gewicht 0,96. Kommt in derben Massen, mitunter von beträchtlicher Größe unter Sandstein in der Nähe von Steinkohlen und Steinsalz zu Slanik in der Moldau vor, und wird dort zur Erleuchtung gebraucht, ist auch bei Gresten unweit Gaming in Österreich unter ähnlichen Verhältnissen aufgefunden worden. Er erhält 86,204 Kohlenstoff und 13,787 Wasserstoff. Bei Zietrestka in der Moldau findet sich ein Ozokerit, der zum Schmelzen und Sieden einen höheren Wärmegrad erfodert, aber dieselben Bestandtheile enthält, wie der von Slanik.

3) Hatchetin. Gelblichweiß, in wachsgelb und honiggelb, von wachsartiger Consistenz, schimmernd, in dünnen Schüppchen durchscheinend. Leicht brennbar und bei mäßig hoher Temperatur flüssig werdend, dabei bituminösen Geruch entwickelnd. Leichter als Wasser, findet sich eingesprengt auf Klüften von Kalkstein und Bergkrystall in einem Eisensteinlager bei Merthyr Tydvil in Südwales. Ist chemisch vielleicht nicht vom Ozokerit unterschieden. Der Bergtalg von Loch Fyne in Schottland, und das Naphthein aus dem älteren Kalksteine von Beaulieu in Frankreich dürften ebenfalls zum Hatchetin gehören, von dem sie sich im Äußern nicht wesentlich unterscheiden.

4) Elaterit (elastisches Erdpech, Federharz, mineralischer Caoutchouc). Schwärzlichbraun, in röthlichbraun, derb und eingesprengt, mit muscheligem oder ebenem, wenig glänzendem Bruche, an den Kanten durchscheinend oder undurchsichtig, sehr weich, geschmeidig, läßt sich zusammendrücken und dehnt sich nachher wieder aus. Specifisches Gewicht 0,9 — 1,2. Verbrennt leicht. Enthält nach Henry [3]) 52,25 Kohlenstoff, 40,10 Sauerstoff, 7,496 Wasserstoff, 0,154 Stickstoff (der von Derbyshire), oder 58,26 Kohlenstoff, 36,74 Sauerstoff, 4,89 Wasserstoff, 0,10 Stickstoff (der von Montrelais).

Kommt vorzüglich aus Derbyshire, wo er auf Gängen von Bleiglanz im Bergkalke einbricht, ist aber auch bei Montrelais im Departement der untern Loire und bei Vouvant in der Vendee mit Quarz und Kalkspath auf Gängen des Kohlensandsteines im Kohlengebirge, und bei Newhaven in Nordamerika im Braunkohlengebirge aufgefunden worden.

5) Scheererit (Naphthalin) findet sich in der Braunkohle von Uznach bei Zürich und am Westerwalde bei Bach in krystallinischen Blättchen, Schüppchen oder nadelförmigen Krystallen angeflogen und eingesprengt, von gelblich oder grünlichweißer Farbe mit Perlmutterglanz. Schmilzt sehr leicht und verbrennt mit Flamme und aromatischem Geruche. Enthält 73 Kohlenstoff, 24 Wasserstoff und ist daher als eine Verbindung von zwei Raumtheilen Wasserstoff mit einem Raumtheile Kohle zu betrachten.

6) Idrialin. Man kennt das Idrialin noch nicht als besonderes Mineral, sondern hat dieses Erdharz nur als Bestandtheil des Queckſilberlebererzes und eines kohligen Gesteins bei Idria in Krain gefunden [4]).

7) Retinit (Retinasphalt). Eine Verbindung von einem Pflanzenharze mit Erdharz, welche an mehren Orten, besonders ausgezeichnet aber bei Walchow in Mähren, derb und eingesprengt in Braunkohle vorkommt [5]).

8) Bernstein, s. Encyklop. Erste Sect. 9. Theil. S. 211. (*Germar.*)

ERDING, ein bairisches Landgericht im Isarkreise, mit 27,412 Einwohnern auf 14 □Meilen. Erding, ein Städtchen am Flüßchen Sempt und an der Straße von Freising nach Mühldorf, in einer sehr getreidereichen Gegend des bairischen Landgerichts gleiches Namens, von Freising vier Stunden entfernt. Dasselbe enthält 292 Häuser mit 1830 Einwohnern, die Sitze des gleichnamigen Landgerichts und Rentamtes, eines katholischen Dekanates und Pfarramtes in der Erzdiöcese München-Freising, 4 Kirchen, 1 Kapelle, 1 Magistrat, 1 zweckmäßig eingerichtetes Feuerhaus (mit Requisiten zum Feuerlöschen) bedeutende Manufacturen vieler Lodenermeister, deren Hauptproducte in Flanell, Trilch, Schwanenbey, Loden, Tuch, Bett- und Pferdedecken bestehen, viele Gärbereien, bedeutende Schafzucht, sehr reichlichen und guten Getreidebau, einen wöchentlichen Getreidemarkt (Schranne), sechs Jahrmärkte, ein Spital (schon 1448 vorhanden, großentheils durch die altfrauenbergische Familie gegründet), ein Arm- (vormals Leprosen-) und Krankenhaus (entstand 1697), eine Stiftung für studirende arme Bürgerssöhne (für welche der Bürgermeister Matthias Pachinger im J. 1741 zu einem Stipendium 1200 Fl. auf Zinsen anlegte). Das Städtchen verlor in den J. 1632 und 1634 des 30jährigen Krieges gegen 210 Häuser durch den Brand und die meisten seiner Bürger durch das Schwert; im J. 1648 wurde es gebrandschatzt und wieder größtentheils durch Brand verwüstet. Während dieses Krieges ging auch die hiesige Jungfern-Geldstiftung, aus welcher jedes arme, rechtschaffene Bürgermädchen, bei seiner Verehelichung, einen gewissen Beitrag erhielt, zu Grunde. Nur der unermüdete Fleiß seiner Bewohner konnte das Städtchen wieder zum blühenden Wohlstande erheben, welcher sich

3) Ann. des scienc. nat. 1824. p. 434.

4) Vgl. Encykl. 2. Sect. 15. Th. S. 142. 5) Encykl. 1. Sect. 9. Th. S. 212.

Digitized by Google

erhielt, obschon seit 1720 und 1784 vier weitere Feuersbrünste demselben großen Schaden zugefügt hatten. Nach diesem Orte ward ehemals ein eigener Gau Erdingau (Hartingau) benannt. (*Eisenmann.*)

ERDINGER (Franz), geb. zu Wyl in Schwaben 1640. Es gibt keine nähern Nachrichten von dem Leben dieses Künstlers, als daß er sich einige Zeit in Rom aufhielt, wo er unter andern zwölf Blätter nach den schönen Miniaturgemälden Werner's radirte, und dann 1680 in Paris arbeitete. Daß aber Erdinger ein guter Zeichner war, beweisen die Blätter, welche er nach Raimont la Fage radirte; sie sind frei und geistvoll behandelt, und ganz in dem Charakter ausgeführt, mit welchem sie la Fage flüchtig zeichnete. Auch von seiner eigenen Erfindung kennen wir eine Folge von zehn Blättern Kindergruppen. Er starb zu Paris um 1702. (*A. Weine.*)

ERDISSOWICZE, teutsch Erdischowitz, ein dem Freiherrn Henniger von Eberg gehöriges Allodialgut im berauner Kreise Böhmens mit dem Dorfe gleiches Namens, welches acht Meilen von Prag entfernt liegt, sich eines sehr guten Bodens erfreuet, mit einem herrschaftlichen Schlosse, 30 Häusern und 96 Einwohnern. Die Gegend ist wegen ihres landschaftlichen Charakters und auch in geognostischer Hinsicht interessant. (*G. F. Schreiner.*)

Erdkastanie, s. Sium Bulbocastanum.

Erdkobalt, s. Kobalt.

Erdkohle, s. Braunkohle. Encykl. 1. Sect. 12. Bd. S. 300.

Erdkohlrabi, s. Brassica Napus (rapifera).

Erdmandel, s. Cyperus esculentus.

Erdmaus, s. Lathyrus tuberosus.

Erdnähe, s. Erdferne.

Erdnuss, s. Sium Bulbocastanum und Lathyrus tuberosus.

ERDÖD, 1) ein Marktflecken in Oberungarn jenseit der Theiß, szatmarer Gespanschaft, kraßnakóczer Prozeß- oder Comitatsbezirk, drei Stunden von Szatmár-Némethy entfernt, unter 47° 37′ 52″ der nördl. Breite, den Grafen Károlyi gehörig, zwischen bewaldeten Bergen gelegen, woher es seinen ungarischen Namen erhalten hat (von Erdö, der Wald), mit einer römisch-katholischen und griechisch-unirten Pfarre, größtentheils walachischen Einwohnern, an der Zahl 1050, einem gräfl. Károlyi'schen Schloß, Glashütten, drei trockenen Mühlen und einer Wassermühle, fruchtbarem Ackerboden an Roggen, Halbfrucht und Weizen, der jedoch gute Düngung erfodert, hinlänglichem Wiesengrund, der größtentheils gutes Heu liefert, hinreichender Weide mit Tränkplätzen, großen Weingärten, welche guten Wein erzeugen, hinlänglichem Brenn- und Bauholz, gutem Absatz der Producte theils auf den eigenen Wochenmärkten und zwei Jahrmärkten, theils zu Nagy (Groß-) Károly, Szatmár und Nagy-Bánya, und wird dadurch wegen seines Bodens und dessen Erzeugnisse und leichten Absatzes zu den Ortschaften erster Classe gerechnet. Die ärmern Einwohner haben hier auch gute Gelegenheit, sich durch Handarbeiten Geld zu verdienen. Erdöd war einst eine Festung und gehörte der berühmten Familie Drágfi, unter welcher der Feind nach einer langen Belagerung die Festungswerke ganz zerstörte. In Erdöd ist der berühmte graner Erzbischof Thomas Bakócs (sprich Bakatsch) geboren, der den unglücklichen König von Ungarn Ludwig II. krönte, zum Beyhuf des Türkenkrieges diesen König mit 20,000 Dukaten unterstützte, und im J. 1521, vor der Niederlage bei Mohács, in Gran starb (s. den Art. Bakócs).

2) Herrschaft und Marktflecken[1]) in Slavonien, verőczer Gespanschaft, esseker Comitatsbezirk, am rechten Ufer der Donau (in einem Winkel, welchen der Strom durch eine Krümmung bildet), und an einem Weingebirge auf einer angenehmen Anhöhe romantisch gelegen, drei Stunden von der königl. Freistadt Eßek entfernt, jetzt der adeligen Familie Adamovich (sprich Adamovitsch) von Cserin (Tscherin) gehörig (früher der Pálffy'schen Familie), mit einem verfallenen Schlosse, von welchem die Grafen Pálffy ihr Prädicat ab Erdöd noch heutzutage führen, einer griechischen nicht unirten Pfarre und einer katholischen Filialkirche, die nach Dálya eingepfarrt ist, 280 katholischen und 440 griechischen nicht unirten serbischen Einwohnern, gutem Weinbau. Das auf einem Felsen gelegene uralte Schloß war ehemals stark befestigt und blieb lange Zeit in den Händen der Türken. Als aber dieselben im J. 1687 nach der harten Niederlage bei Mohács (Mohátsch), bei Annäherung des kaiserl. Generals Dunwald alle haltbaren Plätze in ganz Slavonien und Sirmien verließen, so räumten sie auch diese Burg. Die Einwohner nähren sich meistens von der Fischerei. Die hier häufig gefundenen römischen Alterthümer bezeugen, daß die Römer einst diese Gegend bewohnten[2]). — Die jetzt der Familie Adamovich (Adamovics) von Cserin gehörige Herrschaft Erdöd stößt gegen Morgen theils an die Donau, theils an die Herrschaft Bukovár, gegen Abend an Eßek, gegen Mittag an die Herrschaft Nustar, von welcher sie durch den Fluß Buka getrennt wird, und gegen Mitternacht sowol an die Donau als Drave, die hier zusammenfließen. Sie ist nicht beträchtlich groß und ihr Boden ist größtentheils eben und morastig. Zu dieser Herrschaft gehören, außer dem Marktflecken Erdöd, die Dörfer: Almás (sprich Almátsch), einst ein ansehnlicher Ort, jetzt nur ein Dorf, bei welchem die Drave in die Donau fällt und wo Hausen gefangen werden, Zatha (nicht weit von Almás), ein kleines, unbedeutendes Dorf, wo einst die blühende römische Stadt Cornacum oder *Kopaxov* stand[3]), und Beloberdo und Tenja, deren Gemeinden sich von den Roboten (Frohnen) durch Geld befreit haben. (*Rumy.*)

ERDÖDKA, ein großes, unter die Herrschaft Arva gehöriges Dorf, im namestzoer Gerichtsstuhl (Bezirke,

1) Nach Grufius' Postlexikon nur ein Dorf. 2) Eine schöne Ansicht von Erdöd und dem verfallenen Schlosse an der Donau findet sich unter Adolf Kunike's lithographirten 264 Donauansichten vom Ursprunge des Stromes bis zu seinem Ausflusse ins schwarze Meer, mit erläuterndem Text in topographischer, historischer, ethnographischer und pittoresker Hinsicht von Dr. Georg Karl Rumy. (Wien 1826. Querfolio.) Nr. 158. 3) Bei Zatha sind viele römische Denkmäler ausgegraben worden, und man findet noch immer einige, wenn Häuser gebaut, oder gegraben, oder ein neues Feld gebrochen wird.

Digitized by Google

Processus) der arvaer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in der Nähe der galizischen Grenze, am Fuße der Ossuskowa, eines Berges, der sich im Zuge jenes Theils der Karpathen befindet, den man mit dem Namen der Beszkiden belegt, im höchsten Theile des Gebirges, an der von dem Hauptorte des Bezirkes nach dem Marktflecken Csácza führenden Straße gelegen, von dem noch jugendlichen Arvaflusse, der oberhalb dieser Ortschaft entspringt, durchrauscht, mit 196 Häusern, die sehr zerstreut und deren Scheunen und Viehställe meist außerhalb des Ortes und in großer Entfernung von einander liegen, 982 größtentheils polnischen Einwohnern, welche mit alleiniger Ausnahme von vier Juden sämmtlich Katholiken sind, viele Wagenschmiere, Krummholzöl und eine gewisse Gattung von Öl, Dehecht genannt, verfertigen, und ungeachtet der geringen Fruchtbarkeit des Bodens und des rauhen Klima's eine große Anhänglichkeit an ihre Heimath besitzen, einer eigenen katholischen Pfarrerpositur, welche zum zipser katholischen Bisthume gehört, einer katholischen Kirche und einer Schule. Das nach diesem Dorfe benannte Gebirge ist mit hohen, stämmigen Bäumen besetzt, die den Bewohnern durch ihr Holz das ersetzen, was der karge Boden an Getreide versagt. Diese neue Colonie wurde nach Einigen von dem Grafen Georg Erdödy, nach Andern von einem sogenannten Libertiner Mutnyánsky gegründet. (*G. F. Schreiner.*)

ERDÖDY. Eine berühmte gräfliche, noch in drei Linien blühende Familie in Ungarn, die schon seit bald vierthalb Jahrhunderten dem Staate in allen Zweigen seiner öffentlichen Dienste verdienstvolle Männer gab. Ihr Ahnherr ist Nicolaus Bakács, Beamter des Bartholomäus Drágfy, Besitzers von Erdöd im szathmárer Comitat, nach welchem Orte sich seine Söhne, als sie unter K. Matthias Corvin im J. 1459 geadelt wurden, Bakács von Erdöd nannten, die Enkel aber, als sie die Besitzung Monyorokerék (Eberau) im eisenburger Comitate erhielten, das Prädicat von Erdöd in den Familiennamen Erdödy verwandelten, und Monyorokerék zum Prädicate wählten. Dieser Ahnherr hatte fünf, nach Andern sechs Söhne, deren ältester der berühmte Thomas Bakács war, der es bis zur Cardinalswürde und zu so großen Besitzungen brachte, daß man ihn, freilich übertrieben, für den Inhaber des sechsten Theils des Reichs ansah. Er starb den 11. Juni 1521, und sein Vermögen wurde das Stammgut der Familie Erdödy, welches er folgendermaßen unter die Söhne seiner Brüder vertheilte. Des nach ihm nächsten Bruders Nicolaus I. Sohn, Peter I. (gest. 1547), erhielt Monyorokerék, Körmend und Rothenthurm, im eisenburger Comitate; Monoszló, oder Moszlavina (Mons Claudius) Szanvaskó, Diánvár im kreuzer, Czézávár im warasdiner, und Somlyó im weßprimer Comitate. Der zweite Bruder, Franz, war Bischof von Raab (1494—1509), und hätte also keines Erbes bedurft, auch wenn er noch am Leben gewesen wäre, als Thomas sein Testament verfaßte. Des dritten Bruders, Johann I., Sohn gleichen Namens erhielt nichts, da ihn Thomas studiren ließ, und zu schönen Pfründen, und selbst zum agramer Bisthume verhalf, das er von 1511—1519 verwaltete (gest. 1526 den 13. Aug. aet. 37). Des vierten Bruders, Valentin I., Söhne, Stephan und Wolfgang, erhielten Csabrag im honter und Been im barscher Comitate. Alle diese Ortschaften, bis auf die zwei letzten, sind noch im Besitze der Familie, und wurden späterhin noch mit andern vermehrt. — Einige geben dem Cardinal Thomas noch einen fünften Bruder, nämlich den bei der Familie Pálfy genannten Blasius Bakács, den Vater des Simon Erdödy, Bischofs von Agram, des Peter Erdödy, genannt Tompa, und der Juditha Clara Erdödy, die erst an Andreas Kerekes, dann seit 1515 [1]) an Paul Pálfy vermählt war, und die Stammmutter der Familie Pálfy wurde. Doch von diesem fünften Bruder weiß der größte Theil der Genealogen nichts, die fast alle den agramer Bischof Simon einen Bruder Peter's I. sein lassen, die Juditha Clara Erdödy wol für eine Tochter des Blasius Bakács, genannt Tompa, ausgeben, aber für diesen Blasius keinen Vater wissen. Und dies ist die große Dunkelheit, in welche noch die Genealogie der Familie Erdödy gehüllt ist, und welche nur das Licht der Familien-Archive aufhellen kann.

Von den Nachkommen Stephan's und Wolfgang's ist nichts bekannt; Peter I. aber pflanzte das Geschlecht fort. Mit seinem Sohne Peter II., der in seinen jüngern Jahren die Veranlassung zu einer schauerlichen Sage, „des Vaters Fluch" betitelt, gab [2]), und in seinen spätern (1557) die Würde eines Bans von Kroatien erhielt (gest. 1566), theilte sich die Familie durch seine zwei Söhne, Thomas II. und Peter III., die er von seiner zweiten Gattin, Barbara Alapy, hatte [3]), in zwei Linien, von welchen die ältere noch bis auf diesen Tag besteht, die jüngere aber in der dritten Generation ausgestorben ist. Thomas II., gleichfalls Ban von Kroatien und ein großer Held (gest. 1624 den 7. Jan.), hatte von seiner Gattin, Anna Maria Ungnad, mit welcher er 1584 vermählt wurde, vier Söhne, Johann III., Siegmund I., Stephan II. und Christoph I. Der erste war Bischof von Erlau (1616—1625), der zweite folgte dem Vater in der Banswürde, der dritte bekleidete das syrmier Bisthum (1604—1607) und der vierte, der noch vor dem Vater starb (1621), wurde mit seiner Gattin, Barbara Thurzo, einer Tochter des Palatins Georg Thurzo, der nähere Stammvater aller noch vorhandenen Mitglieder der Familie. Mit seinen zwei Söhnen Georg II., Tavernicus (1622) und Gabriel I., Oberstthürhüter (gest. 1650), theilte sich dieselbe

1) Es findet sich irgendwo für dieses Jahr das Jahr 1550 angegeben, das freilich selbst der flüchtigste Blick auf die ersten Nachkommen aus der damals geschlossenen Ehe als unrichtig darstellen muß. So ist natürlich auch das unrichtig, was auf diesen Irrthum — aber nur auf diesen — bei der Familie Pálfy gebaut ward, von der man behauptet, daß sie durch den Nepotismus des Cardinals Thomas Bakács zu ihren Reichthümern und Besitzungen gekommen sei. 2) Sie findet sich in der Freiherren von Hormayr und Mednyánsky Taschenb. für die vaterl. Gesch. Zweiter Jahrg. 1821. S. 220—225. 3) Auch eine Tochter, Namens Anna, hatte er von dieser zweiten Gattin. Sie war erst an Stephan Deresy (1566) und dann an Stephan Illyésházy, den nachmaligen Palatin, verehelicht (1572), und starb 1577 aet. 26. Die erste Gattin Peter's war Margaretha Táhy.

Digitized by Google

in zwei Hauptlinien, und die erstere wieder mit des Tavernicus Georg II. Urenkeln Ladislaus II. (gest. 1751) und Ludwig I. (gest. 1766), in zwei Nebenlinien; und dies sind die noch bestehenden drei Linien der Familie, die ältere, mittlere und jüngere.

Die ältere Linie ist die ausgebreitetste. Der Stammherr derselben, Ladislaus II., hinterließ von seiner Gemahlin, Anna Maria Illyeshäzy vier Söhne, Niclas V., k. k. Kämmerer und Geheimer Rath (gest. 1757), Alexander III., Generalmajor (gest. 1793), Johann V., General der Cavalerie und Ban von Kroatien und Slavonien (gest. 1806) und Karl I., k. k. Kämmerer (gest. 1772), von welchen der erste und der dritte ihr Geschlecht fortpflanzten, der letzte aber keinen Erben, und der zweite nur eine Tochter, Anna, hinterließ, an den Grafen Anton Szirmay vermählt. Von Niclas' V. Sohne Ludwig Rudolf, der Geheimer Rath und ungarischer Vice-Hofkanzler war (gest. 1777), stammt der unlängst verstorbene (1834) Excellenzherr und Obergespan des warasdiner Comitats, Karl II., her (geb. 1770 den 5. Febr.), von welchem nur zwei Kinder leben, Barbara, vermählt an den Grafen Eugen von Wrbna, und Cajetan k. k. Kämmerer (geb. 1795), und bis jetzt noch ohne Erben. Johann V. hinterließ drei Söhne, alle mit seiner ersten Gattin Marie Széchényi erzeugt, Alexander IV. (geb. 1766), k. k. Kämmerer und Geheimer Rath, Peter (geb. 1771), k. k. Kämmerer und gewesener Major bei der kroatischen Insurrection, und Siegmund (geb. 1775), k. k. Kämmerer und gewesener Lieutenant bei Nadasdy Insanterie, welche die Familie fortpflanzten, und von welchen der erste drei Söhne, Karl IV. (geb. 1793), Johann Nep. (geb. 1794) und Anton (geb. 1797), der zweite einen Sohn Namens August (geb. 1798), und der dritte gleichfalls einen, Namens Ludwig (geb. 1902) hat.

Die mittlere Linie, deren Stifter Ludwig I. ist, theilte sich durch seine zwei Söhne Ladislaus III., k. k. Kämmerer und Geheimen Rath (gest. 1786), und Ludwig II., k. k. Kämmerer (gest. 1794), in zwei Äste, von welchen jetzt der letztere nur aus des Grafen Karl Pejacheovich hinterlassener Witwe, Eleonora, die zu Ödenburg lebt und Sternkreuz-Ordensdame ist (geb. 1769 den 13. April), der erstere aber aus einer einzigen Familie besteht, der des Excellenzherrn und Administrators der warasdiner Gespanschaft, Georg IV. (geb. 1784), seiner Gattin, Ottilie Gobertine, Gräfin Aspremont, und den mit ihr erzeugten sechs Kindern besteht, unter welchen sich drei Söhne, Stephan (geb. 1813), Ludwig (geb. 1814) und Karl (geb. 1815) befinden.

Die jüngere Linie, deren Stifter der gedachte Gabriel I. war, gab dem Reiche in dem älteren Sohne dieses Stifters, Georg IV. (gest. 1712), einen Tavernicus (1693) und Judex Curiä (1704), in dem jüngern, Ehristoph II. (gest. 1704), einen ungarischen Kammerpräsidenten. Letzterer pflanzte das Geschlecht fort, und hinterließ fünf Söhne, Ladislaus, Bischof von Neutra (1707—1736) und ungarischer Hofkanzler (1723), der die bischöfliche Residenz zu Neutra nach den Verwüstungen der letzten Rákoczy'schen Belagerung prachtvoll herstellte, erweiterte und verschönerte (gest. 1736); Georg V., Kronhüter, Geheimer Rath, und ungarischer Kammerpräsident (gest. 1758); Emerich II., Generalmajor; und Joseph I., k. k. Kämmerer (gest. 1733). Georg V. hinterließ drei Söhne, von welchen der erste Anton I., Generalmajor (gest. 1769), der zweite aber Johann IV., ungarischer Kammerpräsident (gest. 1789), und der Vater Joseph III., ungarischen Hofkanzlers wurde, mit welchem die Linie den 12. Juni 1824 gänzlich ausstarb.

Bis auf die neueste Zeit herab ist fast kein einziges männliches Individuum der Gesammtfamilie Erdödy bekannt, das nicht hohe Ämter und Würden bekleidet hätte. — Von dem Cardinal Thomas Bakács, dem merkwürdigsten Manne der Familie, war schon die Rede (Encykl. 7. Th. S. 200). Es ist über ihn noch nachzutragen, daß er 1445 geboren, 1459 mit seinen Brüdern geadelt, 1486 Bischof von Raab, 1493 Bischof von Erlau, 1497 Erzbischof von Gran, 1499 ungarischer Hofkanzler, 1501 Cardinal, 1510 Gubernator des Reichs wurde, und 1521 den 11. Juni aet. 76 zu Gran starb, wo seinem Leichenbegängnisse K. Ludwig II. beiwohnte. (*Gamauf.*)

ERDÖDY, 1) Peter, ungarischer Feldherr unter Ludwig II., Johann Zápolya und Ferdinand I. Als er im J. 1523 an der Save eine neue Burg anlegen wollte, fehlte es ihm an Steinen und Ziegeln. Auf seine Bitte befahl daher der König Ludwig II. dem agramer Bischof und Domcapitel, ihm zu erlauben, dazu die Steine der verfallenen Mauer der Feste Sisseg benutzen zu dürfen, um so mehr, da die zu erbauende Burg zur Vertheidigung von ganz Slavonien dienen würde. Mit dem agramer Bischof Simon Erdödy führte er mehr als 200 wohlbewaffnete Reiter im J. 1526 in die unglückliche Schlacht bei Mohács. Beide waren so glücklich, der Niederlage zu entrinnen, und hielten sich dann lange Zeit zur Partei des Johann Zápolya. Im J. 1530 war er Obergespan der eisenburger Gespanschaft und wurde auch Oberkämmerer und königl. Oberstallmeister. Er starb im J. 1543 zu Venedig, wohin er sich mit seiner zweiten Gemahlin, Barbara, gebornen Puchaim, begeben hatte, um den Kränkungen seines Sohnes von der ersten Gemahlin, Sara Bánfi, zu entgehen.

2) Simon Erdödy, agramer Bischof seit 1519, an der Stelle des Johann Bakács von Erdöd. Der Niederlage bei Mohács im J. 1526 entronnen, war er lange Zeit ein Anhänger des Gegenkönigs Johann Zápolya gegen den rechtmäßigen König Ferdinand I., weswegen ihn Zápolya nach dem Tode des Ehristoph Frangepan zum Ban von Slavonien, Kroatien und Dalmatien ernannte. Als die Witwe des unglücklichen Königs Ludwig II., Maria und der Palatin Stephan Bátori ihn zum ungarischen Reichstage nach Komorn einluden, berief er die Domherren des Domcapitels zu Csasma (Tschasma), wo er sich damals grade aufhielt, zu sich und berathschlagte mit ihnen, wer zum Könige von Ungarn zu wählen sei. Er selbst rieth, Zápolya zum König zu wählen, ungeachtet ihm Ferdinand I. das graner Erzbisthum versprach, wenn er zu seiner Partei übergehen würde. Damit Zápolya

Digitized by Google

die Kroaten mehr auf seine Seite ziehen möchte, sandte er im J. 1527 auf den Landtag zu Dombro in Kroatien den Reichstagsbeschluß vom Rákoschfelde (Rákosmező), kraft dessen Je Ungarn jede fremde Person von der ungarischen Königswürde ausgeschlossen hatten. Der Bischof Erdödy bearbeitete auf diesem Landtage zu Dombro die kroatischen Stände so lange, bis sie diesen Reichstagsbeschluß unterschrieben. Er begleitete in demselben Jahre Zápolya, als er aus Furcht vor Ferdinand I. Ofen verließ und sich noch Tokaj zurückzog. Auf dieser Reise sagte ihm Zápolya das mit reichen Einkünften versehene erlauer Bisthum zu, aber Erdödy konnte nie zum Besitze desselben gelangen. Als Ferdinand I. in Ofen einzog und daselbst einen Reichstag hielt, proscribirte er auf demselben, nebst vielen andern Magnaten, auch den Bischof Erdödy, wenn er bis zum Katharinentage nicht Zápolya verlassen und zu Ferdinand übertreten würde. Diese Proscription machte auf den Bischof keinen Eindruck, vielmehr veranstaltete er im J. 1528 mehre gegen Ferdinand gerichtete Versammlungen. Als dies Ferdinand, der sich damals in Prag aufhielt, vernahm, schrieb er dem Palatin von Ungarn, daß er den Bischof daran hindern und mit ihm als mit einem Proscribirten verfahren möchte; allein Erdödy war zu sicher, als daß man ihm hätte schaden können. Als im J. 1529 Zápolya aus Polen mit einer ansehnlichen Truppenzahl nach Ungarn zurückgekehrt war und Erdödy vernommen hatte, daß die Truppen Ferdinand's jenen befestigten Theil von Agram (Zágráb) in Kroatien, welcher Gorni város heißt, eingenommen hätten, und daß darin eine Besatzung von 700 Spaniern liege, sammelte er in Eile Truppen, und eilte mit Johann Bánfi von Lindva, Tahi und andern, die Spanier in der Gorni város zu belagern; als aber zu ihrer Hilfe 10,000 teutsche, slavonische und kroatische Soldaten sich näherten, verließ er die Belagerung und begab sich nach Slavonien, um die Burg Szent Erzsébet (h. Elisabeth), welche Ladislaus Móré inne hatte, zu belagern. In jenem Theile der Stadt Agram, welcher der Gorni város gegenüber liegt, ließ er eine Zahl Truppen unter dem Commando eines alten Hauptmannes, Namens Johann Vagorovics, zurück. Als das Heer von 10,000 Mann angelangt war und das von den Truppen des Vagorovics besetzte Agram belagerte, gerieth dieser in solche Noth, daß bereits die Lebensmittel ausgingen. Er ließ daher von der Stadtmauer einen Priester hinunter und durch diesen dem Bischof Erdödy die große Gefahr melden, in welcher er sich befand. Erdödy ließ den alten Commandanten versichern, daß er bald mit Hilfe der Türken zu seinem Entsatze herbeieilen würde. Diese Aussicht zeigte der alte Commandant mit dem Donner der Kanonen und Trommel- und Paukenschall dem Feinde an, welcher dadurch erschreckt, zumal da auch ein Spion die Nachricht brachte, daß die türkischen Hilfstruppen sich näherten, die Belagerung aufgab. Da auf solche Weise Agram befreit war, gab auch Erdödy die Belagerung der Burg Szent Erzsébet auf und begab sich zu Zápolya nach Ofen, wo er dem von der vereitelten Belagerung Wiens mit Schmach zurückgekehrten türkischen Kaiser Soliman aufwartete. Von Ofen kehrte er mit Peter Erdödy nach Agram zurück, allein auf dem Wege überfiel ihn Ludwig Pekri mit 300 Soldaten, schlug ihn (ungeachtet der Bischof weit mehr Truppen hatte), beraubte ihn seiner Schätze und verwundete ihn selbst. Auch nachher sügte ihm Pekri vielen Schaden zu, indem er mehre seiner Güter anzündete und verwüstete. Deswegen bat der Bischof im J. 1530 den türkischen Kaiser wiederholt um Hilfe gegen die Feldherren Ferdinand's; befestigte auch mehre Burgen und versah sie mit Lebensmitteln. Als aber die türkische Hilfe ausblieb, unterhandelte Erdödy einen Waffenstillstand mit Ferdinand's Feldherren in dem Lager bei Desnicze und Ujjudvár. Nun neigte sich der Bischof zur Partei Ferdinand's, dessen hartnäckiger Gegner er bisher gewesen war. Im J. 1537 war er bereits ein erklärter Anhänger Ferdinand's, denn als dieser unter Anführung des Johann Kah ein Heer nach Ezsek gegen die Türken schickte, wurde dem Bischof aufgetragen, das Heer mit Lebensmitteln zu versehen. Er führte auch dem Heere Lebensmittel zu, aber nicht in hinreichendem Maße, und deswegen fiel die Unternehmung unglücklich aus. Hierauf hatte er vielen Zwist mit den Zrinys, namentlich mit Johann Zriny, sodaß beide wechselseitig einander die Güter verwüsteten. Als der Bischof einst auf eine Zahl Soldaten des Johann Zriny stieß, hieb er einen Theil zusammen, die andern ließ er in Eisen schlagen und bei sich arbeiten [1]). Als im J. 1541 Johann Zriny den Bischof in der Burg Winidol belagerte und Schanzen graben ließ, traf ihn eine Kanonenkugel aus der Burg. Um seinen Tod zu rächen, warb Nicolaus Zriny (der berühmte Held von Sziget) Truppen, um den Bischof in Winidol zu belagern; allein König Ferdinand, der diesen Zwist zwischen so ausgezeichneten Männern ungern sah, verbot beiden, bei dem Verluste ihrer Ehre, den Zwist gewaltsam fortzusetzen, und sandte Balthasar Bánfi von Thallocz, Stephan Gyulai, Georg Frangepan und andere ausgezeichnete Männer, um zwischen Erdödy und Zriny eine Ausgleichung zu Stande zu bringen. Es gelang ihnen auch, es dahin zu bringen, daß beide einander die Gefangenen zurückstellten, und einander zum Zeichen der künftigen Freundschaft die Hand reichten. Auch mit den agramer Domherren hatte der Bischof Streit, und seine Heftigkeit und Rachsucht ging so weit, daß er die Häuser von drei Domherren anzünden ließ. Das Domcapitel flehte den König um Hilfe an, der auch dem Ban Peter Keglevics auftrug, das Domcapitel zu schützen. Aber selbst nach diesem königl. Befehle beunruhigte noch der leidenschaftliche Bischof das Domcapitel. Er starb am 2. Juni 1543 zu Csazma und wurde in der Kathedralkirche zu Agram begraben [2]).

3) Peter Erdödy, Sohn des obigen Peter Erdödy von dessen erster Gemahlin Sara, gebornen Bánfi. Als sich sein Vater mit seiner zweiten Gemahlin Barbara, gebornen Puchaim, nach Venedig zur Ruhe zurückgezogen

1) Ein solches Faustrecht bestand damals in Ungarn, und selbst Prälaten bedienten sich desselben. 2) S. Budai Magyar Országy polyári históriájára való Lexicon. 1. Bd. (Großwardein 1804.) Vergl. die Werke von Katona, Engel, Fejer.

Digitized by Google

hatte (weil die Stiefmutter und der Stiefsohn sich mit einander nicht vertrugen), nahmen ihm bereits im J. 1544 die Türken die Burg Monoſzló oder Monyoró (ehemals Mons Claudius) weg. Im J. 1547 führte er in dem ſchmalkaldiſchen Kriege 200 Soldaten an und zeichnete ſich mit ihnen aus, trug auch dann zur Stillung der Unruhen in Prag viel bei, wie Ferdinand I. öffentlich anerkannte. Im J. 1548 erſuchte der ungariſche Reichstag zu Preßburg den König, die Rechte Peter Erdödy's auf Güns (Kőszeg) und Cſákyaróvár unterſuchen und ihm Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen, und im J. 1552, den von Ferdinand mit Erdödy und Szécſely begonnenen Vergleich über gewiſſe ihnen geſchenkte Güter, auf welche Andreas Bátori und andere Anſprüche machten, bald zu beendigen. Als Olaman Beg, welchen der Biſchof und Cardinal Georg Martinuzzi gegen Caſtaldo, Thomas Nádasdi und andere aus der Burg Lippa entlaſſen hatte, jetzt als Baſcha der Herzegowina im J. 1553 die Burgen Cſajma und Berocze und den Marktflecken Lombró eingenommen hatte, ſammelten Peter Erdödy und Georg Frangepan auf allen Seiten Truppen, ſetzten ſie auf Kähne und Flöße, und ſchifften gegen die türkiſchen Burgen Velika und Gradiska zu, wo ſie ans Land ſtiegen, viele ſchlafende Türken zuſammenhieben und die übrigen nebſt vielen Pferden und anderem Vieh mit ſich nahmen. Im J. 1557 ernannte ihn Ferdinand an die Stelle des bei Sziget, gleich dem Leonidas, mit allen ſeinen Soldaten gefallenen Nicolaus Zrinyi zum Ban von Slavonien, Dalmatien und Kroatien. Im J. 1561 begab er ſich nach Wien, wo Ferdinand I. den ungariſchen Reichsſtänden ſeinen Sohn Maximilian zu ſeinem Nachfolger empfahl; allein auf dem Wege warf ſein Wagen um, und er brach den Arm und blieb deswegen zurück. Allein im J. 1563 erſchien er zu Preßburg zur Krönung des jungen Prinzen Maximilian und ging ihm als Ban mit 160 Reitern bis Kópcſény entgegen. Bei der Krönung trug er dem Prinzen das Kreuz vor. Im J. 1565 ſchlug er bei Kőrösbaſárhely den Baſcha von Bosnien Muſtapha, der dem Matthias Bakács Kruppa und dem Theodor Deli Novi abgenommen hatte und jetzt mit 17,000 Mann aus Bosnien gezogen war. Erdödy hatte nur 4500 Soldaten und erfocht dennoch einen vollſtändigen Sieg über die Türken, wozu vorzüglich 1500 verſteckte ungariſche Reiter viel beitrugen. Er ſtarb im J. 1566 [3]). (*Rumy.*)

ERDÖFALVA, auch Erdőſalu, teutſch Waldorf, wall. Argyóv genannt, ein mehren Adeligen, beſonders aber dem Grafen Kan gehöriges Dorf im dänffihunyader Gerichtsſtuhle des oberen Kreiſes der klauſenburger Geſpanſchaft, im Lande der Ungarn des Großfürſtenthums Siebenbürgen, von Walachen bewohnt, im Gebirge gelegen, mit einer Kirche der unirten Griechen; die Gegend iſt in geognoſtiſcher Hinſicht ſehr intereſſant. (*G. F. Schreiner.*)

ERDONIA, war eine Stadt in Apulien. Ihr Name iſt aber nicht in derſelben Form auf uns gekommen; denn während Ptolemäos (III, 1) ſie Erdonia nennt, heißt ſie im Itiner. Anton. (p. 116) Erdonia, im Itiner. Hierosol. (p. 610) Serdonâ, bei Strabon (VI. p. 282) Kerdonia, bei Livius XXIV, 20 Arduneâ und XXVII, 1 Herdoneа, und bei Plinius (H. N. III, 16) kommen Herdonienses vor. Alle dieſe Abweichungen des Namens ſind aber nicht von der Art, daß man nicht die Wahrſcheinlichkeit daraus gewinnen dürfte, der Ort ſei gewöhnlich Erdonia, oder mit Aſpiration Herdonia genannt worden. Er lag auf einer Nebenſtraße von Brundusium nach Beneventum, welche aber vor der Eröffnung der via Appia, mithin vor dem Jahre 313 vor Chr. Geb., die Hauptſtraße geweſen ſein mag; wenigſtens war ſie die kürzere, denn die via Appia führte über Tarentum. Durch dieſe Lage ſcheint die Stadt einige Bedeutung erhalten zu haben. Nach der Niederlage der Römer bei Cannä war ſie in die Gewalt der Carthager gekommen. Die Römer verſuchten daher, ſobald ſie ſich nach dieſem Schlage etwas erholt hatten, dieſelbe wieder zu gewinnen, ohne es jedoch erreichen zu können. Schon im J. 540 (*Liv.* XXV, 21) zog der Prätor Fulvius mit 18,000 Mann vor die Stadt und ließ ſich unvorſichtig mit dem *Hannibal* in ein Treffen ein, welches (o nachtheilig für die römiſchen Waffen endigte, daß kaum 2000 Mann aus demſelben durch die Flucht entkommen konnten. Zwei Jahre ſpäter ſollte ein zweiter Verſuch gemacht werden. Deshalb zog der Proconſul Cnejus Fulvius vor Erdonia, leitete aber die Belagerung mit ſo wenig Geſchick, ja ſelbſt mit ſolcher Nachläſſigkeit, daß es dem Hannibal, welcher zum Entſatz heranzog, gelang, den Proconſul zur Schlacht zu bringen, worin dieſer eine große Niederlage erlitt und ſein eigenes Leben verlor. Hannibal ließ aber darauf die Stadt niederbrennen und die Einwohner nach Metapontum und Thurii verſetzen, weil er erfahren hatte, daß dieſelbe im Begriff geweſen wäre, ſich den Römern zu ergeben (*Liv.* XXVII, 1). Nach dieſem Untergange der Stadt finden wir keine beſtimmten Nachrichten, wann und wie ſie wieder aus dem Schutthaufen erſtanden ſei, dürfen jedoch aus der Erwähnung derſelben bei Strabon, Plinius und in den Itinerarien ſchließen, daß ſie wieder aufgebaut worden iſt, und das heutige Städtchen Ordona ſcheint die Fortdauer der Stadt Erdonia durch ihren Namen zu beſtätigen. (*L. Zander.*)

ERDÖSI (ſprich Erdőſchi), oder Sylvester (Johann), evangeliſch-lutheriſcher Hofprediger des Palatins von Ungarn, Thomas Nádasdi (Nádaſchdi), zu Sárvár (Scharwar) in der eiſenburger Geſpanſchaft und nachher Profeſſor der hebräiſchen Sprache auf der Univerſität zu Wien unter Ferdinand I. in der erſten Hälfte des 16. Jahrh., war ein um die nach der Reformation aufblühende magyariſche Literatur ſehr verdienter Literator. Sein eigentlicher ungariſcher Name war Erdősi, welchen er aber nach der Gewohnheit der teutſchen und ungariſchen Gelehrten im Zeitalter der Reformation in den lateiniſchen Sylvester verwandelte. Er war zu Szinnyéreváralja in der ſzatmarer Geſpanſchaft geboren [1]). Als um

3) ſ. Bubai, Katona, Engel, Fejér.

1) Nach ſeiner eigenen Verſicherung wurde er von ſeinen Zeit-

Digitized by Google

das J. 1518 mehre teutsche zipfer und siebenbürger Kaufleute von der leipziger Messe von Luther und Melanchthon herausgegebene Bücher nach Ungarn und Siebenbürgen mitbrachten, wurde die Reformation in Ungarn und Siebenbürgen bald so bekannt und beliebt, daß bereits im J. 1524 mehre, für den geistlichen Stand sich vorbereitende, Jünglinge nach Wittenberg sich begaben, um auf der dasigen Universität Luther und Melanchthon selbst zu hören. Auch Erdösi ging im J. 1534, obgleich bereits beweibt, nach Wittenberg, wo er ein Liebling Melanchthon's wurde, der ihn auch in dem Empfehlungsschreiben, welches er dem von der Universität nach Ungarn zurückkehrenden Matthias Biro Dévay an den berühmten, der Reformation holden, Thomas Nádasdy (Erzschatzmeister des Königreichs Ungarn, dann Ban von Kroatien, endlich Palatin des Königreichs Ungarn) mitgab [1]), demselben mit den Worten empfahl: „Joannem Sylvestrum, etiam hominem doctum, Celsitudini Tuae commendo." Diese Empfehlung war nicht fruchtlos; denn kaum war Erdösi von Wittenberg nach Ungarn zurückgekehrt, als ihn der die Wissenschaften befördernde und die Gelehrten schätzende Thomas Nádasdy zum Rector der von ihm bei seinem Wohnorte Sárvár (Schärwär) in der eisenburger Gespanschaft auf der kleinen Insel Uj Sziget (d. h. Neu-Insel, von Erdösi griechisch Neanesos, νεανησος, genannt), welche von den Flüssen Günz und Raab, die sich hier vereinigen, gebildet wird, errichteten lateinischen Schule berief. Diese Stelle trat Erdösi zu Ende des Jahres 1536 an. Bald ernannte ihn Nádasdy auch zu seinem Hofprediger, und Erdösi bekleidete beide Stellen zu Sárvár gegen sechs Jahre. In der von Nádasdy auf derselben Insel Uj Sziget bei Sárvár errichteten Buchdruckerei [2]) ließ Erdösi im J. 1539 seine Grammatica hungaro-latina drucken, die schon deswegen in der ungarischen Literaturgeschichte merkwürdig ist, weil sie das erste magyarische (obgleich zum Theil in lateinischer Sprache abgefaßte) Werk war, welches in Ungarn selbst (bisher wurden die ungarischen Bücher zu Krakau oder in Teutschland gedruckt) die Presse verließ. Auf diese Grammatik folgte 1541 Erdösi's magyarische Übersetzung des neuen Testaments [3]). Diese Übersetzung dedicirte Erdösi den beiden Söhnen des Königs Ferdinand I., Maximilian und Ferdinand, und diese Dedication war wahrscheinlich die Veranlassung, daß ihn Ferdinand I. [4]) im J. 1543 zum Professor der hebräischen Sprache an die wiener Universität berief, ungeachtet er den sowol seiner Erbschaft als seines selbst erworbenen Vermögens beraubt.

2) Ribini theilt es in seinen Memorabilibus Aug. Conf. in Hung. Parte I. p. 40. 41 mit. 3) Der zweiten, in ungarn nach der vom Könige Matthias I. Corvin zu Ofen angelegten, für welche der teutsche Buchdrucker Andreas Heß aus Benedig berufen wurde, der hier im J. 1473 die ungarische Chronik in lateinischer Sprache druckte, die nur noch in drei Exemplaren existirt. 4) Den Druck besorgte Benedict Abáli, zweiter Prediger zu Sárvár. 5) Bekanntlich war Ferdinand I. dem Protestantismus nicht günstig, und seine Schwester Maria, Gemahlin des bei Mohács gefallenen Königs von Ungarn, Ludwig's II., mit der Luther correspondirte, hatte einen protestantischen Hofprediger, obgleich unter ihrem schwachen Gemahl die Protestanten in Ungarn durch ein Protestant war. Erdösi folgte dem ehrenvollen Ruf und bekleidete bereits zu Anfang des Jahres 1544 seine Professur mit Beifall [5]). Ferdinand I. schätzte ihn und belohnte ihn im J. 1551 mit einem Landgut in der Nähe von Wien, aus welchem er durch aufrührische Bauern vertrieben wurde, wobei er in Lebensgefahr gerieth, aus der er sich nur durch die Flucht retten konnte, wie er in der Dedication seiner im J. 1551 herausgegebenen Schrift Querela fidei erzählt [6]). Bald darauf wurde er so gefährlich krank, daß er entweder seine Professur nicht mehr versehen konnte, oder starb, denn im J. 1554 war an der wiener Universität bereits ein anderer Professor der hebräischen Sprache angestellt. — Seine herausgegebenen sehr seltenen Schriften sind, außer den bereits genannten, zum Theil auch seltenen [7]): 1) De bello Turcis inferendo elegia, nunc primum nata et edita. (Viennae Pannoniae 1545. 4.) [8]). 2) In tristissimum Serenissimae atque adeo Clementiss. Dominae D. Annae, Rom. Hung. ac Boh. Reginae etc., obitum Epitaphium Joanne Sylvestro Pannonio autore. (Viennae Austriae 1547. 4.) [9]). 3) In mortem praematuram Nob. ac Humanissimi adolescentis Domini Gulielmi Mamminger epitaphium. (Viennae Austriae 1550. 4.) [10]). 4) Querela fidei ad Sereniss. Romanorum, Hung. et Bohem. etc. Regem, Divum Ferdinandum, autore Joanne Sylvestro Pannonio. (Viennae Austriae 1551. 4.) (In lateinischen Versen, mit einer Dedication in Prosa.) Er übersetzte auch einige Lieder Luther's ins Ungarische, und in den ältesten protestantisch-magyarischen Gesangbüchern steht von ihm ein Osterlied, welches anfängt: „Christus feltámada, ki emberré lött vala" (Christus ist erstanden, der Mensch geworden war). Er dichtete auch zuerst magyarische Verse im griechischen Versmaß [11]). — Erdösi war einer

Reichstagsgesetz als Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt worden waren.

6) Reiscacher sagt von ihm in seiner Doctorum in Viennensi Academia brevis descriptio (Viennae 1551. 4.):

Quam pia promisistis gremio vos munera, Musae!
O quantos nutria, hungara terra, viros!
Felices Musae, felicisque hungara prata,
Quae datis hosce viros ex Helicone sacros.
En tua Maeoniis *Sylvester* tempora lymphis
Unxit Tritonis, quae tua fata iuvat.
Hungaricae graecam, Solyman, linguamque latinam
Addis, Pieridum roscida templa colens.
Et quamquam pedibus fato vexeris acerbo,
Artibus at praestas, ingenioque vales.

7) Er klagt darin: „Cum praeteritis hisce diebus cum mandato Sacratissimae Majestatis Tuae in agellum mihi per M. T. S. collatum venissem, ab eo deturbatus iterum sum, seditione in me rusticorum mota. Qui etiam, jussu Officialium, parati erant mihi vim inferre, nisi parva admodum corporis declinatione periculum evitassem, in tutumque me, uxore, liberis, bonisque omnibus in periculo relictis recepissem." 8) Erdösi hatte bei seiner Übersetzung außer dem griechischen Originaltexte die Vulgata benutzt. 9) s. Denis, Wiens Buchdruckergeschichte. (Wien 1782. 4.) 2. Hälfte. S. 411. 10) Sehr selten; s. Frey, Index librorum rar. Bibl. Reg. Budensis. P. II. p. 379. Denis a. a. O. 2. Hälfte. S. 429. 11) s. Denis, Wiens Buchdruckergesch. 2. Hälfte. S. 459. 12) Solche findet man in der Ausgabe seiner Bibelübersetzung.

Digitized by Google

der verdienteſten erſten Heroen für das Aufblühen der magyariſchen Literatur im 16. Jahrh. Zu weiſe, um ſich wie Dévay und andere von Teutſchlands Hochſchulen nach Ungarn damals zurückgekehrte ungariſche Gelehrte in unfruchtbare polemiſche theologiſche Streitigkeiten einzulaſſen, folgte er lieber den Muſtern des Erasmus und Melanchthon's, und beſtrebte ſich vielmehr, die Humanitätswiſſenſchaften und das Sprachſtudium in Ungarn und Öſterreich zu befördern [13]). Er forſchte zuerſt über die Eigenſchaften ſeiner magyariſchen Mutterſprache nach [14]) und gab die erſte magyariſche Grammatik heraus, die noch jetzt für die Sprachforſchung einen hohen Werth hat. Sie war, bis ſie der jetzige Veteran der magyariſchen Literatoren, Franz von Kazinczy, 1808 in ſeinen Magyar Régiségek és Ritkaságok (Magyariſche Alterthümer und Seltenheiten) neu abdrucken ließ und mit einer ſchätzbaren Vorrede und trefflichen Noten begleitete, in der That liber rarissimus, denn ſie exiſtirte nur noch in einem einzigen Exemplar (welches jetzt in Kazinczy's Beſitz iſt), und ſelbſt dieſes war eine geraume Zeit unbekannt. Zwar erwähnten der wiener Bibliograph Denis in ſeiner Buchdruckergeſchichte Wiens (1782). 2. Th. S. 412 [15]) und der ungariſche Literator Paul Wallaſzky in ſeinem Conspectus Reipublicae Literariae in Hungaria p. 113 [16]) derſelben; weil ſie aber weder in ungariſchen, noch ausländiſchen Bibliotheken gefunden wurde, ſo glaubte man allgemein, ſie exiſtire nicht mehr. Im J. 1792 machte aber Dr. Stephan Veſzprémi zu Debreczin in der wiener-ungariſchen Zeitung und in dem kaſchauer Muſeum (2. Bd. S. 422) bekannt, daß dieſe Grammatik noch in einem einzigen Exemplar exiſtire; er verſchwieg aber wo? [17]) Endlich ſagte er dem magyariſchen Dichter und Literator Franz von Kazinczy zu Széphalom im Vertrauen, daß der Beſitzer dieſes gelehrten Schatzes der alte gelehrte Exprofeſſor der Univerſalgeſchichte und der griechiſchen und römiſchen Literatur Nicolaus Sinai (Schinai) zu Debreczin ſei. Dieſem Gelehrten (geſtorben am 7. Juni 1808, 78 Jahre alt, ſ. d. Art.) war dieſes Exemplar nicht nur um keinen Preis feil (ungeachtet er ſich, nachdem er die Profeſſur niederzulegen genöthigt worden war, in ſehr dürftigen Umſtänden befand), ſondern er wollte es auch, aus einem ſonderbaren gelehrten Eigenſinn und Pedantismus, Niemandem zeigen, und verweigerte auch ſeinem gelehrten Freunde Kazinczy, eine Abſchrift davon zu nehmen. Eine ſolche Abſchrift machte jedoch heimlich davon ein Sohn des eigenſinnigen Greiſes für Kazinczy, dem er auch auf drei Stunden das Original in die Hände gab, um damit die Abſchrift zu vergleichen. Kazinczy ließ dieſe diplomatiſch genau copirte Abſchrift nach der alten magyariſchen Orthographie aus Erdöſchi's Zeiten, die ungariſchen Worte mit Schwabacher Schrift (wie es damals üblich war) von Trattner in Peſth 1808 drucken. Nach Sinai's Tode kaufte Kazinczy das Original für 200 Gulden an ſich. — Durch ſeinen erſten Verſuch, das griechiſche Metrum in magyariſchen Verſen zu gebrauchen, befreundete Erdöſi die magyariſche Poeſie mit der griechiſchen, und bahnte dadurch den Weg zu der Vollkommenheit, welcher ſich gegenwärtig die magyariſche Dichtkunſt erfreut [18]). — Es iſt auffallend, daß der gelehrte und ſorgfältige ungariſche Literator P. Alexius Horányi den um die ungariſche Literatur ſo verdienten Erdöſi oder Sylveſter in ſeine Memoria Hungarorum et Provincialium scriptis editis notorum (Wien 1775. 3 Bde.) nicht aufgenommen hat. Wahrſcheinlich war er ihm gänzlich unbekannt. Wallaſzky erwähnt ſeiner nur mit wenigen Worten. (*Rumy.*)

ERDÖ-SZENT GYÖRGY, teutſch ſiebenbürger St. Georgen, ein mehren Adeligen gehöriges Dorf im ſzövather Bezirke (Gerichtsſtuhle, Processus) des maroſer Stuhles, im Lande der Székler des Großfürſtenthums Siebenbürgen, am rechten Ufer des kleinen Kokelfluſſes, über den hier eine ſchöne Brücke führt, im Thale, in ſehr ſchöner, gebirgiger Gegend gelegen, von Széklern und Walachen bewohnt, unter denen ſich 71 Katholiken befinden, mit einer eigenen reformirten Pfarre, Kirche und Schule, desgl. auch einer griechiſch nicht unirten Pfarre und Kirche, einem dem Grafen Rhedey gehörigen Luſtſchloſſe, welches eins der ſchönſten Schlöſſer im ganzen Lande iſt, das in einer anmuthigen Gegend auf einem Hügel liegt, und einem theils im engliſchen, theils im franzöſiſchen Styl angelegten Park, der viele Luſthäuſer, Tempel, Springbrunnen u. dgl. m. enthält; überhaupt aber bietet das ganze Thal der Annehmlichkeiten viele dar.

(*G. F. Schreiner.*)

Erdrauch, ſ. Fumaria.

ERDREICHSTHAL, eine zur freiherrl. von Leonhardi'ſchen Herrſchaft Platz gehörige Colonie im budweiſer Kreiſe des Königreichs Böhmen, wo ſich eine Glashütte befindet. (*G. F. Schreiner.*)

ERDRE (die), Fluß im franzöſiſchen Departement der Nieder-Loire (Bretagne), welcher bei St. Mars le Jaille entſpringt und von Nort bis zu ſeinem Zuſammenfluß mit der Loire bei Nantes durch einen bei Barbin erbauten Damm, welcher das Waſſer in der nöthigen Höhe erhält, ſchiffbar iſt. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ERDROSSELN, ERDROSSELUNG, STRANGULIRUNG (Strangulare, Strangulatio, Laqueus), diejenige Art von Erwürgen, bei welcher gewöhnlich durch Umlegung eines Strickes, die Droſſel, d. i. der ſtarke Knorpel über der Gurgel (im Angelſächſiſchen: Throta, Throte, Throtbolla, im Engliſchen: Throat, Throttle)

13) Anſtatt, wie andere Anhänger Luther's in Ungarn zu jener Zeit, über die babyloniſche Hure und den Krypto-Calvinismus zu ſchreiben. 14) Dies ſoll zwar nach Einigen ſchon früher der gelehrte königliche Erzieher Johann Vitéz gethan haben; es kann aber nicht bewieſen werden, wenigſtens hinterließ er darüber nichts Schriftliches. 15) Noch vor dieſem (nämlich vor dem J. 1541, in welchem Erdöſi oder Sylveſter ſein neues Teſtament herausgab) gab Sylveſter 1539 Grammaticam hungaro-latinam in usum puerorum (Neanesi) heraus. 16) Transfudit is (Joann. Sylvester) aliquot cantilenas Lutheri in hungaricum, atque scripsit Grammaticam hungaro-latinam in usum puerorum (Neanesi 1539). 17) Es gehörte zu den Eigenheiten des gelehrten Dr. Veſzprémi, aus manchen gelehrten Seltenheiten und Merkwürdigkeiten abſichtlich ein Geheimniß zu machen.

18) Die magyariſche Sprache iſt für das griechiſche Metrum weit mehr geeignet, als die teutſche, da alle Sylben der magyariſchen Wörter eine beſtimmte Quantität haben.

Digitized by Google

dann im weitern Sinne die Luftröhre zugeschnürt, oder zugedrückt wird. Daher heißt auch im Englischen dieses Wort to throttle, wovon es in das Teutsche (im Hannöverischen in der Form drüsten) übergegangen ist. Nach diesem allen liegt die Etymologie ziemlich klar vor. Es unterscheidet sich diese Art der Tödtung vom Erhenken (Erhängen) dadurch, daß bei Letzterm die Zuziehung der Luftröhre und sonach der Tod durch das Aufhängen, also durch die eigene Schwere des zu Tödtenden, bei dem Erdrosseln hingegen ohne Aufhängen durch eine äußere Kraft erfolgt. In der Regel versteht man unter Erdrosseln die Tödtung durch Zuziehung oder Zudrückung der Luftröhre, zwar ohne Aufhängen, aber mit einem Strick wie beim Henken. Es ist, wie gedacht, eine Art des Erwürgens in engerer Bedeutung. Erwürgen wird nämlich ursprünglich von jeder Art von Ermordung gebraucht. So in der Lutherischen Übersetzung der Bibel, wo erwürgen z. B. soviel wie steinigen [1], mit dem Schwerte umbringen [2]) heißt, ja sogar von dem Falle gebraucht wird, wo eine Frau zu Tode geschändet worden war [3], und im Allgemeinen von dem Ersegen des Feindes im Kriege, z. B. der Mannschaft auf den Streitwagen [4]). Späterhin findet man erwürgen specieller blos in der Bedeutung von: umbringen durch Zuziehung oder Zudrückung der Luftröhre, also erhenken und erdrosseln; nur in der Jägersprache heißt noch jetzt das Zutodebringen eines Wildes, dessen Tödtung durch die Hunde, gleichfalls erwürgen [5]). Das Erdrosseln war in den ältesten Zeiten der Römer die übliche Strafe, die immer im Gefängnisse, und zwar gewöhnlich in dem sogenannten Tullianum [6]) auf Befehl der Triumviri capitales, an welche die Verbrecher abgeliefert werden mußten, von Lictoren [7]) vollzogen wurde. Wahrscheinlich geschah sie auf ähnliche Art, wie neuerlich durch Anlegung des Knotens des Strickes an die Halswirbel beim Henken diese eingedrückt werden und so der Henker den Tod erleichtert. Denn wenn von dieser Todesstrafe bei den Römern gesprochen wird, findet man gewöhnlich den Ausdruck: cervices laqueo fracture [8]). Am häufigsten war diese Strafe bei den Juden. Es wurde da der Verbrecher bis an die Kniescheibe (nach Einigen bis an den Hals) in Mist oder Koth gesteckt, ihm ein grobes Schweißtuch (nach Andern ein Strick), in ein dünneres Tuch geschlagen, um den Hals gedreht und dies von zwei Zeugen, welche gegen ihn gezeugt hatten, auf beiden Seiten so lange zugezogen, bis er todt war, worauf das Tuch mit ihm in die Erde verscharrt wurde. Diese Strafe, von welcher die Thalmudisten behaupten, daß sie immer gemeint sei, wenn in der heiligen Schrift die Worte gebraucht sind: Er soll des Todes sterben, traf folgende Verbrecher: Wer seinen Vater oder Mutter schlug, wer eine Seele aus dem Volke Israel stahl, einen Propheten, der Lügen predigte, oder im Namen anderer Götter redete, und wer bei seines Nächsten Weibe schlief. Doch meinen Andere, daß die Strafe hier Steinigung nach Moses' Gesetzen sei [9]).

In der Türkei ist das Erdrosseln eine noch jetzt gewöhnliche Todesstrafe für Vornehme. Der Sultan übersendet dem, welcher hingerichtet werden soll, einen seidenen Strick, den er küßt, sich um den Hals legt, sich auf ein sammetnes Kissen setzt und so von den Überdringern des Strick,, sonst vor Aufhebung der Janitscharen, gewöhnlich zwei Janitscharen oder stummen Sklaven, durch Zusammenziehung des Strickes getödtet wird. Bei den Kaybylen hat der Mann das Recht, seine über dem Ehebruche betroffene Frau zu erdrosseln [10]).

Ohne Anwendung eines Strickes, jedoch in der Sache selbst, besteht die Strafe der Erdrosselung noch neuerlich [11]) in Spanien, als eine Auszeichnung für vornehme Verbrecher, welche eigentlich den Strang verwirkt hätten, unter dem Namen der Garrote. Sie wird dadurch executirt, daß dem Verbrecher ein an einem Pfahle, vor welchem er sich auf ein Bänkchen setzt, angebrachtes Halseisen umgelegt und mittels einer hinten daran befindlichen Schraube so zugeschraubt wird, daß der Tod rasch und unfehlbar erfolgt. Die Strafe ist von Spanien nach Südamerika übergegangen. Ein neuerer Reisender [12]) beschreibt eine in Monte Video mit angesehene Execution so: „ward der Verbrecher in der Mitte von Priestern und Soldaten auf den Markt geführt und dort, an Händen und Füßen gebunden, auf eine Art Stuhl gesetzt, an dessen hoher Lehne ein eiserner Ring seinen Hals aufnahm. Nach diesen Vorbereitungen ward eine Schraube ein oder zwei Mal umgedreht und in einem Augenblick war der Verurtheilte erstickt." Das spanische Wort Garrote kommt her von dem Worte garra, Kralle, womit die Raubvögel erdrosseln, übergegangen in das Spanische aus dem arabischen Worte garras, krümmen, krumm machen, und bedeutet ursprünglich einen Knebel, dann gedachte Todesstrafe [13]). Man sagt im Spanischen: Dar el garrote, den Knebel geben, d. i. vermittels der Garrote erdrosseln. Vom Erhenken brauchen die Spanier diesen Ausdruck nie, sondern nen-

1) 5 Mos. 13, 9. 2) 2 Könige 8, 12. 3) Richt. 20, 4, 5. 4) 2 Sam. 10, 18: Und David erwürgte der Syrer sieben hundert Wagen. 1 Chron. 20, 18: und David erwürgte der Syrer sieben tausend Wagen. 5) Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyklopädie. S. 511. 6) Dessen Beschreibung s. bei *Sallustius*, De conjuratione Catilinae. Cap. 55. 7) *Valerius Maximus* Dictorum factorumque Lib. V. Cap. 4. N. 7 erwähnt als den, welcher die Strafe zu vollstrecken gehabt habe, le qui custodiae praeerat. 8) *Cicero*'s Oratio in Vatinium, Cap. 11: fregerisne in carcere cervices ipsi illi Vettio? *Sallustius*, De conjuratione Catilinae. Cap. 55: laqueo gulam fregere. Bei dieser Stelle erinnert Herzog in seiner Ausgabe des Sallust, daß hier nicht von einem Stricke überhaupt die Rede sei, sunia, sondern von einem solchen, der eine Schlinge bildet, laqueus. Vergl. *Döpler*, Theatri poenarum Pars. II. Cap. VI. §. XV: Maximinianus a Constantio apud Massiliam obsessus, deinde captus, poenas mortis genere praepostero, fractis laqueo cervicibus, luit.

9) Zedler, Universal-Lexikon. 8. Bd. (Halle und Leipzig 1734.) S. 1581 und 1827. Döpler a. a. O. §. VIII. 10) Blätter der hamburger Börsenhalle von 1841. Nr. 2015. S. 595. 11) Hitzig, Annalen der teutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. 2. Bd. 3. Heft. S. 97. 12) Reise in atlantischen Ocean vom Cap. H. Förster, in Friedenberg, Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Mai 1836. S. 78. 13) Diccionario de la Lengua Castellana por la Academia Española. (Madrid 1823.) p. 476.

Digitized by Google

nen dies ahoreas von la horca, der Galgen. Mit dem Begriffe eines Knebels hat die französische Sprache das Wort Garrot aufgenommen und davon garroter, knebeln [14]). (*Buddeus.*)

Erdscheibe, s. Cyclamen europaeum.

Erdschichten, s. Geogonie.

ERDSCHLACKEN. Man begreift darunter die durch Erdbrände geschmolzenen und in Schlacken verwandelten Gesteine. (*Germar.*)

Erdspinnenkraut, s. Antherium Liliago.

Erdweihrauch, s. Veronica Teucrium.

ERDWEISS, ein zur landgräflich von fürstenbergischen Fideicommißherrschaft Weitra gehöriges Dorf im V. O. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, am linken Ufer der Lainsitz, in der Nähe von Gmünd, in sehr waldreicher Gegend gelegen, mit 65 Häusern, 460 Einwohnern, einer kleinen Eisengrube, die aber nur einen geringen Ertrag an eben nicht reichem Thoneisenstein abwirft, einem Hochofen und reicher Kohlenbrennerei. Früher waren hier eine Glashütte und zwei Eisenhämmer im Betriebe. (*G. F. Schreiner.*)

ERDWINDE, um sehr schwere Lasten auf der Erde von einem Orte zum andern zu bewegen, besteht aus einer senkrechten Welle, an der sich zwei oder vier Hebelarme finden, um vermittels derselben die Welle zu bewegen, für die alsdann eine besondere Vorrichtung oder Gestelle nöthig ist, um ihr unten und oben einen festen Halt zu verschaffen. Man bedient sich deshalb öfter einer hohlen Welle, an der unten ein gewöhnliches Wagenrad angebracht ist, ihr auf zwei untergelegten Brettern als Basis zu dienen. Ein glatter, lothrecht eingeschlagener Pfahl dient der Welle als Spindel, um die sie vermittels zweier angebundenen Handspeichen gedreht wird, während drei oder vier oben an den Pfahl — wo er aus der Welle emporragt, — geschlungene Leinen denselben festhalten, eine Absicht, zu der auch öfters ein besonderes Galgengerüste aufgerichtet wird. (*v. Hoyer.*)

Erdwinde, s. Linaria Elatine.

ERDWURF oder ERDMÖRSER, ward zuerst von den Schweden in der Belagerung von Kostnitz 1633 angewendet, um die Besatzung der Außenwerke mit einem Hagel von Steinen zu überschütten und zu vertreiben, wozu es ihnen an Steinmörsern fehlte. Auch in der Belagerung von Thorn 1659 bediente sich der Oberst von Getkant ihrer, um auf einmal 500—600 Pfund Steine in die Stadt zu schleudern. Ein solcher Erdmörser besteht aus einem großen Fasse ohne Boden, das unter einem Winkel von 40—45 Grad in die Erde gegraben wird, und unter sich die Ladung von 20—50 Pfund Pulver in einem hölzernen würfelförmigen Kasten oder in einem metallnen oder eisernen Mörser von angemessener Größe eingesetzt hat. Auf diese Ladung kommt ein 4—5 Zoll starker hölzerner Hebelspiegel, der den eingelegten Steinen zur Unterlage dient, mit denen das Faß beinahe bis oben angefüllt wird. Eine Stopine, durch einen alten Flintenlauf ohne Schwanzschraube, oder durch eine blechene Röhre von hinten in die Kammer geleitet, oder auch durch den Hebelspiegel vorwärts oben herausgeführt, dient: die Ladung zu zünden, die hinterwärts durch gefüllte Sandsäcke von 1½ Durchmesser des Fasses in der Breite und Länge, und so hoch, als die Entfernung des unteren Kammerbodens von der Oberfläche der Erde, beschwert wird, das Rückwärtsschlagen der Ladung zu verhindern. Die letztere haben die alten Artilleristen zu 2—3 Loth auf jedes Pfund Steine berechnet; doch haben die Versuche in Gibraltar 1774 gezeigt, daß vielleicht ihr bestes Verhältniß 1 Pfund Pulver zu 50 Pfund Stein, oder zu 25 Pfund Stein ist, weil im ersteren Falle 1350 Pfund Steine mit 27 Pfund Pulver 900 Schritt, im zweiten Falle aber dieselbe Menge Steine durch 54 Pfund 1100 Schritt fortgeschleudert wurden. Das nämliche Gewicht eiserner Kugeln und Granaten hingegen wurde von derselben Ladung 1200 und 1800 Schritt fortgetrieben. Als bei einem andern Versuche in Schlesien das Verhältniß von 1 Pfund zu 80 Pfund Stein gesetzt ward, blieb die Ladung hinterwärts aus; bei 1 Pfund: 60 Pfund aber ward sie gegen 200 Schritt weit geworfen. (*v. Hoyer.*)

EREBIA. Unter diesem Namen hat *Dalman* (in Kongl. Vedenskaps Academiens Handlingar 1826. 1, 58) eine neue, zu der Familie der Papilionen gehörige, Faltergattung aufgestellt, die er folgendermaßen charakterisirt: Fühler nach der Spitze zu mehr oder weniger dicker werdend, oft mit einem gestreckten, dünnen, glatten, etwas kurzen, deutlichen Köpfchen versehen; Taster zusammengedrückt, fein, nur am Außenrande mit langen, dichten Haaren besetzt; mit kleinem, fast nickendem Endgliede; Vorderbeine kurz, nach dem Geschlechte entweder nackt oder mehr oder weniger zottig; Flügel meist dunkel, braun, rostroth u. dgl. m. gefärbt, die Hinterflügel unten marmorirt und mit mehren innerhalb des Mittelfeldrandes Reihen bildenden Augenflecken und Punkten gezeichnet; hinsichtlich der Form sind die hinteren Flügel fast kreisrund zu nennen, ihr Rand ist schwach gezähnelt, fast ganz; die Mittelzelle ist geschlossen, mit strahlig von ihr auslaufenden Adern. Der Flug dieser Schmetterlinge ist oft ungleichförmig, mühsam. Die Larve hat einen fast kugeligen Kopf, einen unbewehrten nackten Leib, oft zwei Afterspitzen und lebt im Gras. Die Puppe ist kurz, etwas höckerig, fast unbewehrt, vorn mit zwei Spitzen. Als Typus dieser Gattung betrachtet Dalman E. Ligea; außerdem rechnet er noch 17 andere Arten dahin. Boisduval (Genera et index methodicus Europaeorum Lepidopterorum [Par. 1840], p. 26—29) hat mehre derselben in sein neues genus Chionobas gebracht und charakterisirt nun die Gattung Erebia so: Fühler mit länglicher, ovaler, zusammengedrückter Keule; Taster fast zurückgezogen, mit dichten, borstigen Haaren versehen, ihr letztes Glied kaum zu erkennen, behaart; Flügel schwarz, gelbbraun geäugelt. Europäische Arten zählt er 32 auf, die von Ochsenheimer und Treitschke zu Hipparchia gerechnet worden sind: P. Cassiope, Arete, Pharte, Melampus, Mnestra, Pyrrha, Oeme, Ceto, Psodea, Medusa, Stygne, Evias, Epistygne, Afra, Melas, Lefeburei, Nerine, Parme-

14) Dictionnaire de l'académie française. (Paris 1835.) Tome I. p. 825.

Digitized by Google

nio, Scipio, Alecto, Arachne, Blandina, Neoridas, Ligea, Euryale, Embla, Disa, Goante, Gorge, Gorgone, Manto, Dromus. (*Streubel.*)

EREBOS, Ἔρεβος, die ursprüngliche, das Chaos erfüllende Finsterniß, ehe das Licht erzeugt ward. Als die Erde gebildet ward und als breite Scheibe zwischen Ober- und Unterwelt trat, blieb letztere mit der Urfinsterniß erfüllt, und so konnte Erebos auch zugleich diese Unterwelt bedeuten. Hermann in seiner Mythologie übersetzt den Namen durch massige lastende Finsterniß, weil sie mit der Urmaterie, wie mit einem Nebel, erfüllt gedacht wurde. Personificirt war Erebos ein Sohn des Chaos und nach Spätern seine Mutter die Dunkelheit, caligo, seine Gemahlin aber seine Schwester, die Nyx, Nacht, nämlich die mit dem Tage wechselnde Erdennacht. Hermann denkt sich unter Nyx einen andern Begriff, nämlich den des Sinkens, zur Tiefe sich Neigens, weil sich nur so die von beiden erzeugten Kinder Aether und Hemera (Heiterkeit und Klarheit) erklären lassen. Er spricht sich in dem Briefe an Creuzer darüber so aus: Chaos ist der leere, mit dem Erebos erfüllte Raum. Der Urheber der Hesiodeischen Kosmogonie hielt sich nun an das, was die sinnliche Anschauung ihm zunächst darbot. Diese lehrte ihn den Raum zuerst als etwas Ausgedehntes erkennen. Aber dieses Ausgedehnte war in weiter Ferne mit etwas Dämmerndem, Düsterem, Dunklem, gleichsam wie mit einem verhüllenden Gewande, überdeckt. Also das Chaos der Erzeuger des Erebos, des Opertanus (des Bedeckenden). Ehe es Licht gab, schloß er, mußte der ganze Raum in einer solchen Trübheit, die wedrr Tag noch Nacht war, verhüllt sein. Richtete er nun die Augen grade über sich, so erblickte er Klarheit und Heiterkeit. Diese konnte nicht vom Sonnenlichte, welches nur hell macht, sondern nur dadurch entstehen, daß jene düstere Verhüllung weggeschafft wurde. Dies konnte nur durch Bewegung geschehen, das Trübe mußte sich senken; dies aber lehrte ihn auch die Erfahrung, denn wenn der den Raum erfüllende Nebel sich senkte, so erblickte man oben den klaren, heitern Himmel. Darum gab er denn dem Erebus das Sinken (die *Nύξ*, Nuta) zur Gemahlin. Creuzer dagegen in seinem Briefe an Hermann will lieber den Begriff der Nacht beibehalten wissen, und auf die Frage, wie Klarheit und Heiterkeit beider Kinder sein können, antwortet er: grade ebenso, wie Apollo und Diana, als Sonne und Mond, für Kinder der Latona, der Sternnacht, angesehen werden. Nachdem die Erde im Chaos sich gebildet und dasselbe in die obere Lichtsphäre und die Unterwelt getheilt hatte, ward diese noch immer vom düstern Erebos erfüllt gedacht und über diesen Erebos der Unterwelt wollen wir die Bemerkung aus Passow's griechischem Wörterb. noch beifügen, daß man sich denselben zwischen der Erde und dem noch tiefer gelegenen Hades, von dem (Iliad. VIII, 368) Erebos ausdrücklich unterschieden wird, gleichsam als Durchgangsort für die in den Hades hinabsteigenden Seelen vorstellte, wie dies aus Od. X, 528. XII, 81. Iliad. IX, 572 und andern Stellen sich ergebe. Von den andern Kindern, die nach spätern Mythologen aus der Ehe des Erebos und der Nyx entsprossen sein sollen oder auch der Nyx allein zugeschrieben werden, sehe man den Art. Nox. Der Name Erebos wird verschiedentlich abgeleitet. Wenn Hermann denselben durch Opertanus übersetzt, so denkt er dabei an das Zeitwort *ἐρέφω*, ich überdecke, wovon *ὄροφος*, Dach, Decke. Schwenk, in den Andeutungen, findet darin den Begriff der Dunkelheit und hält es für verwandt mit *ὀρφός*, Abkürzung von *ὀρφανός*. Am wahrscheinlichsten möchte indessen doch die Benennung aus den Semitischen Sprachen stammen, von ערב, Abend, Zeit der Dämmerung zwischen Sonnenuntergang und völliger Nacht, vom Zeitworte ערב, sich entfernen, verschwinden, das insbesondere vom Entfernen, Untergehen der Sonne gebraucht wird. (*Richter.*)

EREBUS, nennt Latreille (Considérations générales sur les crustacés et les insectes p. 225) eine Abtheilung der Schmetterlingsgattung Noctua (s. d.). Die dahin gehörigen Formen sind mit Ausnahme der in Spanien vorkommenden Ophiusa scapulosa *Ochsh.* sämmtlich exotisch, zeichnen sich durch ihre Größe aus und haben folgende zoologische Charaktere gemein: Das Endglied der Taster ist dünn, ebenso lang oder viel länger als das vorhergehende und beinahe ganz kahl; die Flügel sind stets vollkommen horizontal ausgebreitet. Die Männchen einiger Arten haben gekämmte Fühlhörner. — E. odorus = Noctua odora mit gezähnten, braunen, schwarzwolligen Flügeln, deren vorderes Paar mit einem schwarzen Auge, das hintere Paar nur mit einem halben Auge bezeichnet ist; findet sich in Surinam. Andere Arten sind: E. Strix, E. Bubo u. dgl. m. Vergl. *Cuvier* et *Latreille*, Règne animal, 2. edit., t. V. p. 409 und den Artikel Glossata. (*Streubel.*)

Erech, s. Chaldäer.

Erechtheum, Ἐρεχθεῖον, s. 3) Erechtheus.

ERECHTHEUS, Ἐρεχθεύς, auch Ἐρεχθέης, Name zweier Könige in Athen und Beiname des Neptun.

1) Erechtheus, mit dem Beinamen Erichthonios (Ἐρεχθεὺς ὁ Ἐριχθόνιος καλούμενος im Etym. Magn.) und gewöhnlich Erichthonios genannt, aber oft mit dem zweiten Erechtheus verwechselt, ein Sohn der Erde (ein Eingeborner des Landes, daher er auch für einen Sohn der Attthis, der Tochter des Kranaos, d. h. Attika's, ausgegeben wird. *Apollod.* III, 14, 6). Seine Entstehung wird verschieden angegeben. Nach der einen Mythe verfertigte Vulkan allen Göttern goldene Stühle, in den der Juno aber legte er den Zauber, daß sie von demselben nicht wieder aufstehen konnte, denn er zürnte ihr, weil sie ihn aus dem Olymp gestoßen. Aber Bakchos kam der Göttin zu Hilfe, berauschte den Hephästos und vermochte ihn so, die Mutter wieder zu befreien. Jupiter bewilligte ihm dafür die Gewährung einer Bitte und auf Neptun's Anrathen, der sich auch hier der Minerva feindlich zeigte, verlangte er diese Göttin zur Gemahlin. Aber diese verschmähete den häßlichen Liebhaber, und da er in der höchsten Begierde der Leidenschaft sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen suchte, sie aber sich seinen Umarmungen entwand, so fiel sein Same auf die Erde und Minerva scharrte mit dem Fuße Staub darüber. Aber der Same hatte die Erde befruchtet und so ward der Erden-

Digitized by Google

sohn Erichthonios geboren. *Hyg.* f. 166; *Hyg.* Astron. poet. II, 15. Nach Eratosthenes (Catast. 13) vertheidigte sich die Göttin mit ihrer Lanze gegen den lüsternen Gott und verursachte durch einen Schlag mit derselben die Verschüttung des Samens. Andere erzählen, Minerva sei einst zum Vulkan gekommen, um sich Waffen zu bestellen. Er wollte nun die Göttin gewaltsam umarmen, aber sie stieß ihn von sich und ihr Schenkel oder ihr Gewand ward von dem ausströmenden Samen besudelt. Da wischte sie den Schmutz mit Wolle ab und warf diese auf die Erde. Daraus ward nun Erichthonios geboren. *Apollod.* III, 14, 6; *Tzetz.* ad *Lycophr.* III. Noch Andere wollen, Jupiter habe dem Vulkan die Minerva zugesagt, weil er ihm bei ihrer Geburt beigestanden, und so gibt es denn noch mehr solche Erzählungen; s. *Meurs.* Regg. Ath. I, 1 etc. Alle drehen sich um die Idee, Erichthonios ward wider Willen der Athene erzeugt, und da Athene die Schutzgöttin Attika's ist, also tropisch für dieses selbst genommen werden kann, so könnte der Mythos auch darauf deuten, daß Erichthonios durch die Verjagung des Amphikthyon sich mit Gewalt auf den Thron von Athen setzte. Indessen scheinen in der alten Hieroglyphe auch noch andere Ideen zu liegen, auf die wir weiterhin zurückkommen werden. Da Hephästos' Same einmal ein lebendes Wesen hervorgebracht hatte, obgleich ein ungestaltetes, denn das Kind hatte Drachenfüße (*Serv.* ad *Virg.* Georg. III, 112), oder glich ganz in Gestalt einer Schlange (*Hyg.* Astron. Poet. II, 13), so nahm sich die Göttin des Verlaßnen an, verbarg ihn in eine Kiste und gab ihn des Kekrops Töchtern, Pandrosos, Herse und Aglauros, aufzuheben, doch mit dem Gebote, das Behältniß ja nicht zu öffnen (*Apollod.* l. c.), aber Herse und Aglauros, oder letztere allein, konnten der Neugier nicht widerstehen, öffneten die Kiste (*Paus.* I, 18 und 27; *Ovid.* Met. II, 559) und fanden darin das drachengestaltete Kind, oder nach anderer Sage neben dem Kinde einen Drachen, der die Verbrecherinnen tödtete oder durch seinen Anblick so in Raserei versetzte, daß sie sich von der Burg zu Athen hinabstürzten. *Apollod.* l. c. Andere wollen, ein Rabe habe sie der Göttin verrathen, worauf sie sich im Meere ersäuft hätte. *Hyg.* fab. l. c. und Astron. poet. I. c.; *Ovid.* Met. II, 553. Nun erzog Minerva das Kind selbst insgeheim in ihrem Tempel. *Apollod.* l. c. Als er erwachsen war, vertrieb er den Amphikthyon vom Throne und regierte als König daselbst. Der Minerva errichtete er in der Akropolis von Athen eine Bildsäule und stiftete das Fest der Panathenäen. *Apollod.* III, 14, 6. Doch wird auch die Einführung dieses Festes dem Theseus zugeschrieben. Auch soll er zuerst den berühmten Minerventempel in der Akropolis erbauet haben. *Hyg.* Astron. poet. II, 13. Seine Schlangenfüße erklären Einige von dem Gebrechen der Lahmheit oder von krumm gewachsenen Füßen, mit denen er nicht gehen konnte (*Serv.* ad *Virg.* l. c.); dies habe ihn veranlaßt, den vierspännigen Wagen zu erfinden, und diese Erfindung habe dem Jupiter so wohl gefallen, daß er ihn als Fuhrmann, Heniochos (s. d. Art.) unter die Sterne versetzte. *Eratosth.* Catast. 13; *Hyg.* l. c.; *Virg.* Georg. III, 113. Mit der Nymphe Pasithea zeugte er den Pandion, seinen Nachfolger, und als er starb, ward er in dem Tempel der Minerva begraben. *Apollod.* l. c. Nach Plinius (H. N. VII, 57) lehrte er den Athenern zuerst das Silber kennen. Auch soll er die ersten Münzen haben prägen lassen. *Poll.* Onom. 9, 53; Marm. *Arund.* Ep. 31.

Daß die Hieroglyphen in der Mythe vom Erichthonius sich auf die erste Einführung des Ackerbaues und die ersten Anfänge der Cultur in Attika beziehen, scheint wol keinem Zweifel unterworfen. Man leitet den Namen ab von ἔρα, die Erde, von ἐρίζειν, sich sträuben, von ἔριον, Wolle und χθών, Erde, endlich von ἔρις, Streit. Er ist also ein Sohn der Erde, wie ihn Homer (Iliad. II, 549) gradezu nennt, ein Sohn des Sträubens und des Streits, denn nur mit Mühe mochte der steinige, widerstrebende Boden Attika's zuerst bearbeitet worden sein; endlich ist er auch ein Sohn der Wollerde, der durch Beackerung locker und fruchtbar gemachten Erde. Seine Erzeuger sind die innere Feuerkraft der Erde (Hephästos) und das Licht aus der Höhe (Minerva), der thätige, durch Nachdenken zweckmäßig gemachte Fleiß, der dem Hephästos nöthigte, seine befruchtende Kraft zu ergießen. Ein Schlangensohn wird geboren, denn die den Boden durchwühlende Schlange ist Symbol des Ackerbaues. Minerva nimmt sich seiner pflegend an und übergibt ihn den drei Kekropiden Aglauros, dem Lichte, Herse und Pandrosos, dem Nacht- und Morgenthau, zur Pflege. Doch im Verborgenen, im geheimen Schooße der Erde, keimt der Same, darum schließt die Göttin den Sohn in eine Kiste, und verbietet den Pflegerinnen, durch unzeitige Neugier das Verborgene in seinem geheimen Wachsthum zu stören. Auch an Ägyptischen Fetischdienst, durch Colonien aus dem Milande nach Attika verpflanzt, kann die Schlangengestalt des Erichthonios, oder die neben ihm befindliche Schlange erinnern. Die Schlange gehörte mit zu den Attributen der Athene. In einem ihrer Tempel ward noch zur Zeit des Perserkrieges die das Haus beschützende Schlange unterhalten (*Herodot.* VIII, 41) und mit Honigkuchen gefüttert. Solcher Fetischdienst hatte den Cultus der ältesten von Kekrops eingeführten Minerva begleitet. Nach Diodor (I, 29) war Erichthonios ein Ägypter, der zur Zeit einer Dürre Getreide aus Ägypten nach Attika führte und den deswegen die dankbaren Athener zu ihrem Könige ernannten. Auch diese Nachricht deutet auf agrarische Verdienste eines alten Königs in Attika hin, den man Erechtheus oder Erichthonios nennt. Da sein Enkel auch Erechtheus hieß, so wird Vieles von jenem berichtet, was wahrscheinlich erst von dem Letztern gilt, wie z. B. daß er die Eleusinien gestiftet, den Bachchos erzogen habe u. a. m.

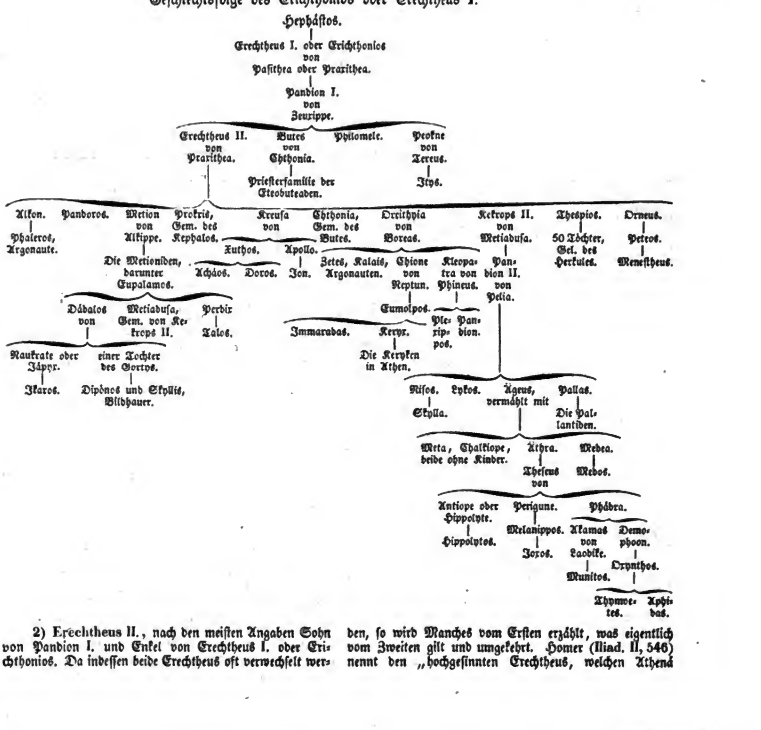
Zum Beschluß fügen wir noch die von Hermann aufgestellte Erklärung des Mythos hinzu. Hephästos, Athene, Poseidon, Herse und Dionysos, sagt er, sind Kalenderideen und beziehen sich auf die Bestimmung des Sonnenjahres. Der Peloponnes und Attika erhielten sie durch einwandernde Ägypter, welche mehre Versuche mit ihrem Kalender gemacht hatten, ehe sie zu der Kenntniß eines

Digitized by Google

Sonnenjahres von 365¼ Tagen gelangten, das sie früher zu 360, dann zu 365 Tagen gerechnet hatten. Der Sonnencyklos von 360 Tagen hieß Phthas (Hephästos), der dritte Noïth (Athene); jener war ein veralteter und unbrauchbarer, dieser, der allein brauchbare, zeigte sich mit dem ersten durchaus nicht verbindbar. Man drückte dies in Hieroglyphensprache aus: Hephästos wirbt um Athene, aber diese behauptet auf Geheiß des Zeus, d. h. des bestimmten Sonnenlaufs, ihre Jungfrauschaft, und obgleich Hephästos die ernstlichsten Versuche macht, sich ihr näher zu verbinden, so sind doch alle vergeblich und die ganze daraus entstehende Frucht ist ein in jedem Betracht unvollkommnes Wesen, weder ganz Mensch, noch ganz Schlange, nur ein Mißgeschöpf aus beiden zusammengesetzt, d. h. ein unvollkommener Zeitcyklus. Die Schlange war nämlich Bild des Zeitkreises, Jahreskreises; s. Herm. Myth. der Griechen 2. Bd. S. 350 fg.

Das Geschlecht des Erichthonios ist folgendes:

Geschlechtsfolge des Erichthonios oder Erechtheus I.



2) Erechtheus II., nach den meisten Angaben Sohn von Pandion I. und Enkel von Erechtheus I. oder Erichthonios. Da indessen beide Erechtheus oft verwechselt werden, so wird Manches vom Ersten erzählt, was eigentlich vom Zweiten gilt und umgekehrt. Homer (Iliad. II, 546) nennt den „hochgesinnten Erechtheus, welchen Athena

Digitized by Google

pflegte," einen Erdgeborn, d. h. einen Fremdling, dessen Abkunft man nicht kennt, und schreibt ihm die Stiftung der Panathenäen zu. Dies ist also offenbar Erechtheus I., ebendieser ist wol auch zu verstehen, wenn Diodor (I, 29) den Erechtheus für einen Ägypter ausgibt, der zur Zeit einer Dürre Getreide aus Ägypten nach Attika brachte und deswegen von den Athenern zu ihrem Könige erwählt worden sei. Wenn er aber hinzusetzt, daß er auch die Eleusinien gestiftet habe, so scheint dies besser auf Erechtheus II. zu passen, von dem aber nicht die eigentlichen Eleusinien, sondern nur die Thesmophorien herrühren, die aber auch als ein eleusinisches Fest betrachtet werden. Auch Ceres soll unter Erechtheus, nämlich dem zweiten, nach Attika gekommen sein. Von Erechtheus II. wird insbesondere berichtet, daß er nach des Vaters Tode mit seinem Zwillingsbruder Butes das Erbe getheilt habe. Butes erhielt das Priesterthum der Athená Polias und des Poseidon Erechtheus, Erechtheus II. aber die weltliche Herrschaft. Seine Gemahlin war Praxithea, des Phrasimos Tochter, auch gibt man ihm noch eine zweite Gemahlin, Diogeneia, Tochter des Kephisos. Mit diesen Frauen erzeugte er drei Söhne: Kekrops II., Metion und Pandoros, und vier Töchter: Prokris, Kreusa, Chthonia und Oreithyia. *Apollod.* III, 15, 1. Bei Eustathios (ad Iliad. II, 291) und Pausanias (II, 25) wird noch ein vierter Sohn, Orneus, der Vater des Peteos und Großvater des Menestheus, und beim Scholiasten ad *Apollod.* I, 97 noch ein 5. und 6. Alkon und Thespios genannt, worauf Suidas v. *πάρεσις* auch von sechs Töchtern spricht, um den Parallelismus wieder vollständig zu machen. Berühmt ist insbesondere sein Krieg mit den Eleusiniern. Damals waren die Ortschaften Attika's noch nicht völlig zu einem Staate verbunden. Der König von Athen sollte zwar die Oberhoheit über alle haben, aber jedes Städtchen hatte sein Prytaneum und seine Archonten, und nur selten nahm man bei Streitigkeiten zu dem Spruche des Königs seine Zuflucht und ließ sie lieber durch die Waffen entscheiden; eine Menge kleiner Fehden war davon die Folge. Eine solche fand unter Erechtheus zwischen Athen und Eleusis statt. Der thrakische König Eumolpos kam dem Letzteren zu Hilfe. Die Sage macht diesen zu einem Sohne des Neptun und der Chione, der Tochter des Boreas und der Oreithyia, also war er mit dem Königsgeschlechte in Athen verwandt und der Gegenstand des Streites scheint die Oberherrschaft selbst gewesen zu sein. Ein ähnlicher Streit war schon früher zwischen Neptun und Minerva gewesen, Kekrops hatte ihn zu Gunsten der Letzteren entschieden. Eumolpos erneuerte also die Ansprüche seines Vaters. Der Kampf war hartnäckig. Erechtheus gerieth in Noth und wandte sich an das Orakel zu Delphi. Dieses verhieß ihm Glück, wenn er eine seiner Töchter den Göttern zum Opfer darbrächte. Er wählte dazu die älteste (*Demaratus* in Tragodum ap. *Stob. serm.* 157), oder die jüngste (*Apollod.* III, 15, 4), in jedem Falle die Chthonia, und schlachtete sie der Persephone, worauf die andern Töchter, welche die Schwester nicht überleben wollten, sich freiwillig dem Tode opferten. Dafür wurden ihnen die dauernden Huldigungen des Volks, das ihnen das Fest der Nephalien, d. h. das nüchterne, feierte, weil man Trankopfer ohne Wein, blos aus Wasser, Milch, Honig, Blut und dergl. bestehend, darbrachte. Schol. *Soph.* Oed. Col. 101. Nun war Erechtheus glücklich und tödtete nach *Apollod.* III, 15, 4 im Kampfe den Eumolpos oder nach Pausanias (I, 9) dessen Sohn Immarados. Aber nach Pausanias (I, 38, 3) fiel Erechtheus ebenfalls im Kampfe, oder nach Andern Jupiter erschlug ihn auf Neptun's Bitte mit dem Blitze, oder ließ ihn von der Erde verschlingen. *Hyg.* f. 46. Der Sieg blieb, wenn auch etwas zweideutig, den Athenern und im Frieden wurde der Streit dahin geschlichtet, daß das Geschlecht des Eumolpos das Richteramt über Religionsverbrecher und das Hoheprieſterthum behalten, die Nachkommen des Erechtheus aber Könige bleiben sollten. Eleusis muß sich politisch Athen unterwerfen, aber die Eumolpiden behalten das Priesterthum zu Eleusis und bleiben Vorsteher der Gerealischen Religion, wogegen des Erechtheus Bruder Butes und seine Nachkommen das Priesterthum der Minerva und des Neptun behaupteten. Die Religion der Ceres vermittelte also eine neue Aussöhnung zwischen Neptun und Minerva, d. h. zwischen den Ansprüchen alter Königshäuser, sodaß die Erechtheiden ihr Recht behaupten und die Eumolpiden mit dem Hoheprieſterthume der Ceres abgefunden werden. Der ganze Streit scheint zugleich auch die Befugnisse der geistlichen und weltlichen Macht betroffen zu haben und somit war dieser Krieg einer der allerfrühesten, der sich zwischen der Hierarchie und dem Königthum erhob. Scholiast. msert. *Aristid.* ad **Panathen.**, p. 118. Auch sehe man über die Fehde zwischen Eleusis und Athen und über die Aufopferung der Töchter des Erechtheus *Meurs.* De Regg. Ath. II. 8, 10; *Hyg.* f. 46; Schol. *Eurip.* Phoen. 861; *Cic.* pro Sext. 21; *Lycurg.* adv. Leocrat. §. 217 etc. p. 175. ed. *Hauptm.*; *Eumolp.* ap. *Suid.* Euripides wählte diesen Kampf und die Aufopferung der Jungfrauen zum Inhalt einer Tragödie, die aber, sowie die lateinische Nachbildung des Ennius, verloren gegangen ist. *Fabr.* Bibl. graec. II, 18, 5. Erechtheus gehörte wegen dieses Krieges zu den vornehmsten Heroen der Athener, die sich auch nach ihm das Volk des Erechtheus nannten und demselben in dem Erechtheum göttliche Ehre erwiesen, denn hier hatte er einen Altar mit dem Neptun gemeinschaftlich. Übrigens hat der Mythos nicht blos einen historischen Sinn, sondern enthält auch Anspielungen auf physische Erscheinungen. Darüber wollen wir Creuzer's Bemerkungen mittheilen.

Wie schon bemerkt war der Streit mit Eleusis eigentlich die Erneuerung des Kampfes zwischen Neptun und Minerva. Dieser Kampf hatte aber auch einen physischen Sinn. In der frühen Urzeit, der Cyvgischen, war Böotien noch größtentheils Sumpfland, und Attika ward noch häufig unter den Wellen des Meeres begraben. Es hatte sich also Poseidon des Landes bemächtigt und Minerva stritt gegen ihn um den Besitz des Landes. Kekrops vindicirte es der Letzteren, denn während seiner Regierung wurde es (vielleicht durch allmälige Erhebung) immer mehr gegen die Fluthen geschützt und der Erdmann

Digitized by Google

Erichthonios konnte sich nun um den Anbau desselben verdient machen. Neptun war also gewichen, doch weissagte man ihm im Erechtheum mit der Göttin eine gemeinschaftliche Verehrung. Allein später will der Wassergott aufs Neue das Land bedrohen, ein neuer Krieg entsteht also zwischen den beiden Gottheiten; da macht denn Ceres die Ausgleichung. Es wird gleichsam ein Vertrag geschlossen. Ceres befriedigt die Ansprüche des Poseidon durch die Aufnahme seines Geschlechts in ihr Priesterthum; Athene aber behält den Sitz der Verehrung mit Neptun gemeinschaftlich im Erechtheum. Dadurch ist Attika für immer gerettet und bleibt der Hauptsitz der Göttin der Weisheit, der Cerealischen Religion und des von Demeter eingeführten Ackerbaues. Doch dieser Friede wird nur durch blutige Menschenopfer erlangt. Eine Jungfrau muß der furchtbaren Göttin der Tiefe fallen. Der Vater Erechtheus muß das traurige Opfer bringen, um den Zorn des Meergottes zu versöhnen. Seine Tochter ward der Persephone geopfert. Dieß war noch die Göttin aus der alten Zeit der Barbarei, wo Menschenopfer gewöhnlich waren, um den Zorn der Himmlischen oder Unterirdischen zu besänftigen. Die große Noth leitete nämlich auf den Gedanken einer großen Schuld. Diese konnte nur durch Darbringung des Köstlichsten getilgt werden. Eine reine Jungfrau muß also sterben und zwar die vornehmste im Vaterlande, die Tochter des Königs selbst. Sie war den Mächten der Tiefe bestimmt und heißt daher selbst Chthonia, die Frau der Tiefe. Die Göttin aber, der sie fallen muß, ist Persephone, welche jetzt Neptun's und der Ceres Tochter, die im Abgrunde herrschende Despoina ist, denn sie konnte am leichtesten den Zorn des Vaters besänftigen, und in der That wendet sie ihn glücklich ab; denn die Erechtheiden behaupten sich und Attika's Bestehen ist aufs Neue gegen die Drohungen des Meergottes und zwar für immer geschützt. Auch darum feierten die Dichter diesen Eleusinischen Krieg und den Ruhm des Erechtheus durch Gesänge und Festreden bis in die spätesten Zeiten; s. Creuzer's Symb. 4. Th. S. 340 fg. und 2. Th. an verschiedenen Orten.

3) Erechtheus, Beiname des Neptun, welcher (von ἐρέχθειν) den Erschütterer, Zermalmer, Zerreißer bedeutet und dem Gotte wegen der im Vorigen bemerkten Ursache gegeben wurde. Auch der König Erechtheus mag erst vom Gotte seinen Namen erhalten haben und darum wurden auch diesem im Erechtheum Opfer dargebracht.

Dieses Erechtheum (ἐρεχθεῖον) war ein Tempel, welcher dem Neptun und der Athene Polias (der Stadtgöttin) zum Zeichen ihrer Aussöhnung gemeinschaftlich geweihet war. Es war ein länglich viereckiger Doppeltempel unter einem gemeinschaftlichen Dache, die eine Hälfte dem Poseidon, die andere der Athene gewidmet, und an denselben stieß noch die Kapelle der Pandrosos, der Tochter des Kekrops I., welche an der Verschuldung ihrer Schwestern keinen Antheil gehabt hatte. Nach O. Müller (s. Encyklop. 1. Section. 6. Band. S. 239) zerfiel das Erechtheum in eine östliche, dem Neptun insbesondere geweihete und von ihm im engern Sinne benannte Cella, in ein inneres, nicht unmittelbar zugängliches, Heiligthum (Adytum) der Minerva Polias und in eine hintere durch Fenster erleuchtete Nachcella, das Pandrosium, welchem auf der einen Seite ein kleiner Karyatidenportikus, auf der andern eine weite offene Säulenhalle am Haupteingange angebaut war. Im Morgenblatte 1821 Nr. 181 wird bemerkt, der Tempel der Minerva habe gegen Norden, der der Pandrosos gegen Süden und der des Erechtheus gegen Osten geschauet. Pausanias (1, 26) spricht nur von einem δικλῷ οἰκήματι und Wilkins in Walpole's Türkei S. 582 glaubt, daß diejenigen sich irren, welche von drei mit einander verbundenen Tempeln des Neptunus Erechtheus, der Minerva Polias und der Pandrosos sprechen; des Pausanias δικλοῦν οἴκημα bedeute die an einander grenzenden Tempel der Minerva und der Pandrosos, und diese seien unter dem Namen Erechtheum mit begriffen worden, weil sie den Platz, wo vorher der Tempel des Erechtheus gestanden, eingenommen hätten.

Das eigentliche Erechtheum sei vom Parthenon 150 Fuß gegen Norden entfernt. So bei Siebelis in der Anmerkung zu seiner Ausgabe des Pausanias. Nach der Beschreibung, welche dieser gibt (1, 26 am Ende und 27 am Anfange) stand vor dem Eingange ein Altar Jupiter's, des Höchsten, auf welchem keine blutigen Opfer gebracht wurden, nur Kuchen wurden darauf gelegt, auch kein Wein zu den Trankopfern gebraucht. Im Innern hatte Neptun einen Altar, auf dem zugleich auch dem Erechtheus geopfert wurde; auch Butes, der Stammvater der Eteobutaden, und Vulkan hatten daselbst Altäre, Letzterer unstreitig, weil Erechtheus I. von ihm abstammte. An den Wänden befanden sich Gemälde der Hohenpriester aus dem Geschlechte der Butaden. In ebendiesem Theile des Tempels war ein Brunnen, ἁλμυρὰς genannt, der Seewasser enthielt. Wenn das Meer hohl ging, besonders bei Südwinden, hörte man in demselben ein Geräusch wie von brausenden Wellen. Es sollte dies der Brunnen sein, den einst Neptun durch einen Schlag mit seinem Dreizack aus dem Felsen hervorgerufen. Am Gestein sah man auch die Figur des Neptunischen Dreizacks. — In der der Minerva geweiheten Abtheilung, oder nach andern Erklärungen in der Kapelle der Pandrosos ward der heilige Ölzweig aufbewahrt, den die Göttin bei dem Streite mit Neptun hervorgebracht. Nach einer Legende verbrannte dieser Ölzweig mit, als die Perser Athen in die Asche legten, aber noch an demselben Tage war er wieder hoch in die Höhe gewachsen. Außerdem spricht noch Pausanias von der für am heiligsten gehaltenen Bildsäule der Minerva, die einst vom Himmel gefallen sein sollte; vor derselben der Altar der Vergessenheit als Denkmal der Aussöhnung mit dem ihr feindlichen Gotte und über diesem eine goldene Lampe mit immer brennendem Dochte von karpasischem Flachse (wahrscheinlich Asbest), der man nur einmal im Jahre Öl zu geben brauchte. Über ihr erhob sich eine goldene Palme bis an die Decke des Tempels, in deren Stamm eine Röhre versteckt war, welche den Rauch ins Freie führte. Auch sah man hier eine hölzerne Bildsäule des Merkur, angeblich ein Geschenk des Kekrops, mit Myrtenzweigen bedeckt, desgleichen einen Tragsessel von der Arbeit des Dädalos, der zusammenge-

Digitized by Google

legt werden konnte, auch den Panzer des Masistos, des Anführers der persischen Reiterei, und den Säbel des Mardonios. — Im Perserkriege verbrannte der Tempel, ward vom Perikles wieder aufgebaut und verbrannte 24 Jahre später aufs Neue. Der Bau wurde wieder angefangen, aber erst unter der Herrschaft der Römer vollendet. Man sieht davon noch jetzt Ruinen *).

4) Erechtheus, auch ein Beiname des Hermes, dem Sinne nach einerlei mit Eriunios, s. d. (*Richter.*)

Erechthites *Rafin.*, s. Senecio.

Erechthitoides *Cand.*, s. Kleinia.

ERECTA, hat Illiger die oberste Ordnung der Säugethiere genannt. Sie entspricht vollkommen der der Bimana *Blumenb. Cuv.* und enthält nur die einzige Gattung Homo. (*Streubel.*)

ERECTION. Es finden sich in der thierischen Ökonomie mehre Gebilde, die unter der Einwirkung bestimmter äußerer oder innerer Einflüsse den Zustand von Schlaffheit, Biegsamkeit, in dem sie sich vielleicht grade befinden, rasch aufgeben und dafür eine Anschwellung, verbunden mit einem mehr oder weniger starken Grade von Spannung, zeigen. Dahin gehört das männliche Glied der Säugethiere, und wahrscheinlich aller Thiere, bei denen die Befruchtung mit einer wirklichen Begattung verbunden ist, der Kitzler der weiblichen Thiere, die Brustwarzen des Weibes (und der übrigen Säugethiere?), die häutigen Lappen am Kopfe des Truthahns, die Zunge des Chamäleon u. s. w. Man hat in diesen verschiedenen Theilen eine gleichartige Structur vermuthet, nämlich eine beträchtliche Erweiterungsfähigkeit ihrer Gefäße, die sich im Momente der Erection mit Blut anfüllten, und mit Dupuytren hat man ein eigenes anatomisches Gewebe, das *erectile Gewebe*, angenommen, dem in weiterer Ausdehnung auch die Lippen, die Iris, die Nervenpapillen, die Darmzotten, ja selbst die Milz zugezählt wurden. Indessen ist es keineswegs erwiesen, daß der genannten Anschwellung überall die nämlichen organischen Verhältnisse zum Grunde liegen. Auch hat sich die Annahme eines eigenen, erectilen Gewebes, in Teutschland wenigstens, keinen Eingang in der allgemeinen Anatomie verschaffen können.

Unter Erection schlechthin versteht man jenen Zustand der männlichen Ruthe, wobei dieselbe an Länge und Dicke zunimmt, sich bis zur horizontalfläche, oder noch darüber hinaus aufrichtet und jenen Grad von Steifheit und Festigkeit erlangt, wie er zur Vollbringung des Begattungsactes erfoderlich ist. Welchen Grad aber diese Steifheit und Festigkeit bei jungen, kraftvollen Männern durch eine energische Erection erreichen könne, davon führt Haller folgenden, aus Schenck entlehnten, Fall an: Stanneum cantharum mensuras cerevisiae quinque (libras 10) continentem juvenis 22 annorum citra molestiam, nec sine intuentium stupore et risu, ultra horae dimidium pene appensum circumtulit.

Bei einer ganz vollkommenen Erection sind nicht nur die Zellkörper der Ruthe ganz fest und steif, sondern auch die Eichel, das vordere Ende des schwammigen Körpers der Harnröhre, ist angeschwollen und prall. Die Steifheit der Ruthenzellkörper allein ist schon hinreichend, das Glied in die Scheide einzubringen und die Begattung zu beginnen; schreitet diese dann bis zur Ausspritzung des Samens fort, so wird auch immer die Eichel mit steif, wenn sie es nicht schon beim Beginn der Begattung war. Hieraus scheint mir nun ein wesentlicher Unterschied zu beruhen zwischen der Erection, wie sie vor der Pubertät vorkommt, und jener, die dem mannbaren Alter eigen ist. Denn bekanntlich zeigt sich auch bei Kindern, ja schon bei Säuglingen, das Glied nicht selten aufgerichtet und fühlbar steif; bei manchen Kindern ist es fast gewöhnlich der Fall, wenn sie in warmen Federbetten aus dem Schlafe erwachen. Nach meinen Beobachtungen findet aber hierbei immer nur eine Anschwellung der Ruthenzellkörper statt, an welcher die Eichel im gesunden Zustande niemals Theil nimmt. Ob bei Kindern durch onanistische Reizung der Geschlechtstheile oder durch krankhafte Zustände auch die Eichel mit erigirt werden, das Glied also in jenen Zustand kommen kann, den ich als vollkommene Erection bezeichnen möchte, ist mir unbekannt.

Die vollkommene Erection zeigt sich spontan und periodisch mit dem Eintritte der Pubertät, d. h. von der Zeit an, wo die Absonderung des Samens in den Hoden beginnt, und sie kann bei gesunden, kräftigen Männern so lange stattfinden, als die Absonderung der Hoden besteht; dieser Zeitraum ist aber kein bestimmter. Daß die Erection in dem Grade, wie sie zur Vollbringung des Begattungsactes erfodert wird, nicht nothwendig an die Anwesenheit der Hoden und der Samenabsonderung gebunden, aber doch wesentlich davon abhängig ist, läßt sich aus folgenden Mittheilungen A. Cooper's über einen Mann, dem beide Hoden exstirpirt worden waren, entnehmen. Die ersten zwölf Monate nach der Operation hatte der Mann nach seiner Angabe bei Befriedigung des Geschlechtstriebes Ejaculationen, oder wenigstens das Gefühl, als ob dergleichen stattfänden. Später hatte er, doch nur selten, Erectionen, und er befriedigte den Geschlechtstrieb ohne das Gefühl der Ejaculation; nach zwei Jahren waren die Erectionen fehr selten und unvollkommen, und sie hörten sogleich auf, sobald er den Coitus zu vollziehen suchte. Zehn Jahre nach der Operation theilte er A. Cooper mit, daß er während des verflossenen Jahres den Geschlechtstrieb ein Mal befriedigt habe; 28 Jahre nach der Exstirpation des zweiten Hoden gab er an, daß er schon seit Jahren selten Erectionen habe, und daß sie dann nur unvollständig seien. Seit vielen Jahren habe er nur selten und ohne Erfolg versucht, den Geschlechtstrieb zu befriedigen; nur ein paar Male habe er wollüstige Träume ohne Ejaculation gehabt. (A. Cooper, Bildung und Krankheiten des Hodens. [Weimar 1832.] S. 21.)

Die Erection entsteht unter Vermittelung der Ruthennerven durch Reize, die entweder auf das Gehirn und Rückenmark, oder local auf die Nerven der Geschlechtstheile selbst wirken. Vor Allem gehört hierher der

*) Ich bedaure, daß ich mir bei diesem Artikel die Abhandlung von O. Müller über den Tempel der Minerva Polias nicht verschaffen konnte.

Digitized by Google

physische Reiz des liebenden Begehrens. Aber jede heftige Irritation der Centraltheile des Nervensystemes kann Erection veranlassen; so entsteht sie bei mancherlei Krämpfen, bei Thieren nach mechanischer Reizung oder Zerstörung des Rückenmarkes, beim Erhängungstode, durch Genuß von allgemein aufregenden Spirituosis. Auch bei Decapitirten hat man Erection und Samenentleerung gefunden; die Ursache kann hier möglicherweise im Zutritte der Luft zum Rückenmarke, oder in der Erschütterung desselben beim Transport des Leichnams, oder in der durch den Blutverlust momentan gesteigerten Reizbarkeit des ganzen Nervensystemes liegen. Für das Letztere spricht besonders der Umstand, daß die Erscheinung auch auf dem Schlachtfelde an gefallenen Kriegern nicht selten vorkommen soll, namentlich bei Orientalen, wo man sie mit dem Gebrauche des Opiums in Verbindung gebracht hat. (*Garmann*, De miraculis mortuorum.) Zu den localen Ursachen der Erection gehören mechanische Reizungen der Ruthe, namentlich der Eichel; zu starke Erwärmung der Geschlechtstheile in Federbetten, an Kaminen; mechanischer Druck oder Reizung der innern Geschlechtstheile oder ihrer Umgebung durch Anfüllung der Blase oder des Mastdarmes, durch Blähungen, durch Harnsteine; reichliche Samenabsonderung durch Wohlleben oder sehr kräftige Nahrung; Gebrauch solcher Substanzen, die eine specifische Beziehung zu den Harn- und Geschlechtsorganen haben, wie Cantharіden, Harze, ätherische Öle u. s. w.

Bei der Erection füllen sich die zelligen Räume oder vielmehr die Venengeflechte der Ruthenzellkörper und der Eichel mit mehr Blut an. Langguth wollte zwar in den erigirten und amputirten Gliedern von Thieren keine Blutanfüllung gefunden haben; aber durch Roose's und Anderer Versuche sind diese Angaben vollständig widerlegt worden. Die Arterien der Ruthe klopfen während der Erection, die oberflächlichen Venen strotzen von Blut, die Temperatur des Gliedes ist erhöht. Es fragt sich nun, wodurch diese Blutanhäufung zu Stande kommt. Die von J. Müller beschriebenen Arteriae helicinae, nämlich die quastenartigen Anhänge, die an den Ästen der Arteria profunda penis vorkommen, sind noch nicht als eine diesem Gefäße eigenthümliche Bildung anerkannt; Valentin z. B. hat sich bestimmt gegen ihre Existenz erklärt; existiren sie aber auch, so bieten sie doch noch keinen Anhaltpunkt für die Erklärung der Erection, da ihr Vorkommen kein allgemein verbreitetes ist; denn sie fehlen nach Müller beim Elephanten, und beim Pferde finden sie sich nur spurweise. Manche Physiologen haben eine active Ausdehnung des Gewebes der Ruthenzellkörper und eine consecutive Anfüllung desselben mit Blut angenommen, so Chaussier und Adelon in Frankreich, Stieglitz in Teutschland. (Die Hypothese, daß eine heftige Anziehung des Blutes durch das Gewebe der Ruthenzellkörper, in Folge der Nerveinwirkung, die Erection bedinge, ist zwar dem Worte nach von der eben angeführten verschieden; bei genauerer Zergliederung kann sie aber doch dem Sinne nach kaum auf etwas Anderes hinauslaufen, als auf eine active Expansion des Zellkörpergewebes.) Wir kennen aber sonst kein Beispiel einer activen Ausdehnung eines Gewebes, und es würde dabei doch noch als zweites Moment eine Verschließung der rückführenden venösen Kanäle postulirt. In der That kommt man zu keiner Erklärung der Erection, wenn man nicht eine Verschließung der venösen Kanäle annimmt, welche das Blut aus der Ruthe zurückführen. Diese Verschließung erfolgt aber durch organische Contractilität der Venenwände. Zwar hat man die Behinderung des Blutrückflusses auch durch einen rein mechanischen Druck zu erklären versucht, aber nicht auf befriedigende Weise. Die Sitzbeinzellkörpermuskeln können freilich einen Druck auf den hintern Theil der Ruthenzellkörper ausüben, aus welchem mehre Venenäste austreten; diese Wirkung kann sich aber nicht bis auf die Rückenvene der Ruthe erstrecken, in welche die Venen der Eichel, sowie eines Theiles der Ruthenzellkörper sich öffnen. Ein besonderer Muskel zur Compression dieser Vene, den Houston bei Thieren und unbeutlicher auch beim Menschen gefunden haben wollte, existirt aber nicht.

Nach der Natur der die Erection zunächst hervorrufenden Ursachen kann man wol drei Arten derselben unterscheiden:

a) Arterielle, wahre Erection, wenn in Folge directer oder indirecter Reizung der Ruthennerven das Blut rascher zur Ruthe strömt, nach der allgemeinen Regel: ubi irritatio, ibi affluxus, und nun auch gleichzeitig die Contractilität der Venen den Rückfluß hindert. Wie rasch in diesem Falle die volle Erection eintreten kann, ist fattsam bekannt.

b) Venöse Erection, wenn die Anhäufung des Blutes primär durch mechanisch gehinderten Rückfluß desselben entsteht, bei Anfüllung des Mastdarmes, der Harnblase, bei Compression der Ruthenwurzel. Oefils beobachtete, daß selbst am Leichname, der in aufrechte Stellung gebracht wird, durch das mechanisch rückfallende Blut noch ein Anschwellen der Ruthe eintreten kann; einmal erfolgte selbst ein Aufrichten des Gliedes. Eine solche beginnende venöse Erection wird natürlich leicht das veranlassende Moment zu einer wahren, arteriellen.

c) Krampfhafte, Priapistische Erection, wenn die den Rückfluß hemmende Kraft krampfhaft über die gewöhnliche Zeit anhält, sodaß die Steifheit des Gliedes continuirlich Tage, ja Wochen lang andauern kann.

J. H. Fr. Günther (Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Anatomie, Physiologie und Thierarzneikunde. Erste Lieferung. [Hanover 1837]) hat an Pferden über die Erection einige erwähnenswerthe Versuche angestellt. Als einem begattungslustigen Hengste die Ruthennerven unterhalb der Insertion des Erector penis durchschnitten worden waren, fiel die Ruthe schlaff aus dem Schlauche vor, und die Zuführung der rossigen Stute, die vor der Operation sogleich Erection bewirkt hatte, war jetzt ohne Einwirkung auf die Ruthe; ebenso wenig wirkten mechanische Reizungen der Ruthe, oder Besprizen mit kaltem Wasser. — Zwei begattungslustigen Hengsten wurden die tiefen Ruthenpulsadern unterbunden. Der eine flämmerte sich, als ihm gleich nach der Opera-

tion eine roſſige Stute zugeführt wurde, gar nicht um dieſelbe; vier Stunden ſpäter gerieth er zwar durch die Stute in Begattungsluſt, aber die Ruthe füllte ſich nicht bis zur Erection. Der zweite Hengſt zeigte ſich, als ihm bald nach der Operation eine roſſige Stute zugeführt wurde, ſo liebesfeurig wie ſonſt; die Ruthe füllte ſich aber nicht vollkommen und zog ſich, nachdem er einige Bewegungen gemacht hatte, aus dem Wurfe der Stute in den Schlauch zurück. Dieſes Spiel wiederholte ſich binnen 24 Minuten acht Mal. Vier Stunden ſpäter wurden auch die Ruthennerven durchſchnitten, und jetzt veranlaßte die vorgeführte roſſige Stute kaum noch einige Liebkoſungen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Ereicephyllum *Less.*, ſ. Elichrysum.

EREK (auch unter dem Titel Erek und Enite angeführt), heißt ein zu dem Sagenkreiſe von der Tafelrunde gehöriges Gedicht von Hartmann von der Aue, welches man lange Zeit nur aus den Anführungen der alten Dichter kannte; und wenigſtens bis jetzt hat ſich nur Eine Handſchrift davon aufgefunden, die ſich in der, auf Kaiſer Maximilian's Befehl im erſten Viertel des 16. Jahrh. verfertigten, ſogenannten Ambraſer Handſchrift befindet. Erſt vor Kurzem aber iſt dieſes Gedicht in unſre Litteratur eingeführt worden: Erec, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von Moritz Haupt (Leipz. 1839). Es beſteht aus 10,134 Verſen, und enthält in der Hauptſache die ſchweren Proben, auf welche Erek ſeine Gemahlin Enite ſtellt, um ihrer Liebe und Treue gewiß zu werden. Da er deshalb mit ihr auf Abenteuer auszieht, ſo kann es an ſolchen dann nicht fehlen. Der Dichter des Iwein iſt nicht zu verkennen, wenngleich einige Unterſchiede zu bemerken ſind. Der Herausgeber hat Gründe angeführt, denen zufolge er den Erek für die frühere Arbeit Hartmann's erklärt, und ſeinen feinen kritiſchen Sinn, wie mit der Ausgabe überhaupt, ſo insbeſondere auch durch ſeine Vergleichung des Erek mit Iwein*) neuerdings bewieſen. (*H.*)

EREKLI oder **ELEGRI**, der heutige türkiſche Name der Stadt Heraklea (früher Perinthus genannt) in Thrakien. (*Rumy.*)

EREMANTHUS. So nannte Leſſing (Linnaea 1829. p. 317. 1831. p. 682. Syn. comp. p. 147) eine Pflanzengattung, welche Candolle mit Albertinia vereinigt hat. Die Gattung Albertinia, von K. Sprengel (Neue Entd. II. S. 133) ſo benannt zu Ehren des Biſchofs der Brüdergemeinde J. B. v. Albertini, welcher mit ſeinem Amtsgenoſſen L. D. v. Schweinitz eine ausführliche Beſchreibung der in der Gegend von Niesky vorkommenden Pilze (Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium [Lips. 1805]) herausgab, gehört zu der erſten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Vernonieae Vernonieae Euvernonieae Albertinieae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compoſitae. Char. Die Blüthenknöpfe, von denen jeder ein bis drei Blümchen enthält, ſtehen in dichten, faſt kugeligen Knäueln beiſammen und ſind oft mit einer kurzen, vielblätterigen, gemeinſchaftlichen Hülle verſehen; der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus aufrechten, angedrückten, bisweilen durch gegenſeitigen Druck verkümmernden Schüppchen; der gemeinſchaftliche Fruchtboden iſt mit Grübchen und borſtigen Spreublättchen verſehen; die Samenkrone beſteht aus zwei oder mehren Reihen fadenförmiger, ſcharfer, oft gefärbter Borſten. Die 13 bekannten Arten ſind braſiliſche Sträucher mit abwechſelnden, geſtielten, elliptiſchen, an beiden Enden verſchmälerten, ganzrandigen, faſt unbehaarten, oder unten weißlich behaarten Blättern und meiſt wohlriechenden, röthlichen Blüthen. Die Gattung zerfällt in zwei Unterabtheilungen:

I. Anisotrichia *Cand.* (Prodr. V. p. 80). Die äußere Borſtenreihe der Samenkrone zwei bis drei Mal kürzer, als die innere. Sieben Arten, u. a. Alb. braſiliensis *Spr.* (l. c. Vernonia brasiliensis *Less.* Linn. 1831. p. 682) bei Rio de Janeiro und Bahia de todos os Santos.

II. Isotrichia *Cand.* (l. c. p. 82). Die Borſten der äußeren und inneren Reihe der Samenkrone gleich lang. Sechs Arten, z. B. Alb. glomerulata *Cand.* (l. c. Eremanthus glomerulatus *Less.* ll. cc.) im tropiſchen Braſilien. (*A. Sprengel.*)

EREMIA. Eine durch D. Don (Gener. syst. III. p. 828) von Erica getrennte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Salarideen der Gruppe der Ericeen der natürlichen Familie der Ericaceen. Char. Der Kelch mit drei Stützblättchen verſehen, tief vierſpaltig oder viertheilig, gleich; die Corolle krug-glockenförmig oder kugelig, mit vierſpaltigem, aufrecht-zuſammenſtoßendem oder offenſtehendem Saume; ſechs bis acht, ſelten fünf Staubfäden; der Fruchtknoten zwei- bis vierfächerig, in jedem Fache ein Eichen; die Kapſel ein- bis vierfächerig, ein- bis vierſamig. Die ſieben bekannten Arten ſind am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſche, heideartige, kleine Sträucher mit drei- oder vierzählig-quirlförmigen, meiſt ſparrigen, fleiſchbehaarten Blättern und am Ende der Zweige ſtehenden, knopf-, knäuel- oder doldenförmigen Blüthen. Die Gattung wird von Bentham (in *Candolle*, Prodr. VII. p. 699) in vier Abtheilungen zerlegt:

I. Eremiastra *Benth.* (l. c. Eremia *Klotzsch.* Linnaea XII. p. 218). Der Fruchtknoten ungetheilt, vierfächerig; dreizählige Blätter; die Stützblättchen dicht an den Blüthen; ähneln den echten Erifen. 1) Er. tota *Don* (l. c. Erica tota *Thunberg*, Diss. n. 17. Eric. pectinata *Bartling*, Linnaea VII. p. 647), auf den Bergen des Bezirks Worceſter; 2) Er. Bartlingiana *Klotzsch* (l. c. Eric. tota *Bartl.* l. c. Eric. ferox *Salisbury*, Linn. transact. VII. p. 324), ebenda und im Bezirke Stellenbosch.

II. Poderemia *Benth.* (l. c.). Der Fruchtknoten langgeſtielt, vierfächerig; dreizählige Blätter; die Stütz-

*) Von dieſem iſt die in dem Artikel Hartmann (2. Sect. 5. Bd. S. 25) noch nicht angegebene Ausgabe von Benecke und Lachmann (Berl. 1827), die ſich auch durch das dazu gehörige Wörterbuch auszeichnet, nachzutragen. Auch der Ausgabe des Erek hat Lachmann ſeinen Beiſtand nicht verſagt.

Digitized by Google

blättchen von den Blüthen entfernt; der Untergattung Euryloma der Ericen sehr ähnlich. 3) Er. tuberularis *Benth.* (l. c. p. 700. Eric. tuberularis *Salisb.* l. c. p. 330. Eric. notabilis *Wendland*, *Spreng.* Syst. veg. II. p. 184. Eric. tubercularis und Euryloma notabile *G. Don.* Gard. syst. p. 798 et 816), auf den Bergen der Bezirke Stellenbosch und Zwellendam.

III. Micreremia *Benth.* (l. c.). Meist acht Staubfäden; der Fruchtknoten zweifächerig; die Stützblättchen dicht an den Blüthen. 4) Er. brevifolia *Benth.* (l. c.), im Bezirke George von Masson gefunden; 5) Er. parviflora *Klotzsch* (l. c. p. 498), auf den Bergen des Districts Worcester; 6) Er. recurvata *Klotzsch* (l. c.), auf den Cederbergen.

IV. Hexastemon *Klotzsch* (l. c. p. 220). Meist sechs Staubfäden; der Fruchtknoten ungestielt, zweifächerig; die Stützblättchen dicht an den Blüthen. 7) Er. lanata *Benth.* (l. c. Erica xeranthemifolia *Salisb.* l. c. p. 339. Blaeria xeranthemifolia *G. Don* l. c. p. 885. Hexastemon lanatus *Klotzsch* l. c.), im Bezirke Zwellendam. (*A. Sprengel.*)

Eremiaphila, f. Eremophila.

Eremit, f. Einsiedler.

EREMITA, ist der Trivialname verschiedener Thiere, die in den lebenden Sprachen gewöhnlich Eremiten, Einsiedler und dergl. m. genannt werden, z. B. Trichius Eremita, der Eremit; Pagurus eremita = Pagurus Bernhardus, Einsiedler oder St. Bernhardskrebs und dergl. m. (*Streubel.*)

EREMNUS, ist eine von Schönherr aufgestellte Rüsselkäfergattung, welche zu seiner Familie Cyclomides gehört und sich durch längliche, eiförmige Deckschilde auszeichnet. Die Arten finden sich am Vorgebirge der guten Hoffnung und auf Teneriffa. (*Streubel.*)

Eremobia, f. Eremophila.

Eremocallis *Salisb.*, f. Erica.

Eremocephala *Cand.*, f. Penaea.

EREMODENDRON. So nannte Candolle (wahrscheinlich um die Ähnlichkeit mit Eremophila anzudeuten: ἔνδρον, Baum, ἔρημος, wüst, einsam) eine noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Myoporinen. Char. Der Kelch fünftheilig: die Lappen gefärbt, groß, ablang, an der Basis verschmälert; die Corolle röhrenförmig, außen glatt, innen feinbehaart; der Saum fünflappig, fast zweilippig; die Staubfäden kaum aus der Corolle hervorragend; die jüngere Frucht zusammengedrückt, oval-ablang, mit angedrückten, zottigen Borsten bekleidet. Die einzige Art, Er. Cunninghamii *Cand.* (in *Meisner*, Gen. pl. p. 292, comm. p. 201, Eremophila? arborescens *All. Cunninghamius.*), ist ein neuholländischer Baum mit eckigen Zweigen, linienförmigen, ganzrandigen, stachelicht-stumpfen Blättern, kurzen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen und purpurrothen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Eremodon *Brid.*, f. Splachnum.

EREMOPHILA. Eine von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 518) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Myoporinen. Char. Der Kelch fünftheilig, bei der Fruchtreife an Größe zunehmend, trockenhäutig; die Corolle mit großer Röhre, zweilippig: die Oberlippe fast gewölbeförmig, ausgerandet; die Unterlippe stumpf-dreilappig; der Griffel einfach, mit knopfförmiger Narbe; die Steinfrucht fastlos, mit vierfächerig, vierfamiger Nuß. Zu den beiden Arten, Er. oppositifolia und alternifolia *R. Br.* (l. c.), hat Endlicher (Stirp. australas. dec. p. 15) eine dritte gefügt, welche Baron Hügel entdeckt hat. Alle drei Arten wachsen an der Südküste von Neuholland (wahrscheinlich an den Orten: φίλη, liebend, ἔρημος, wüst, einsam) als Sträucher mit abwechselnden, oder gegenüberstehenden, flachen oder halbdrehrunden Blättern und einblumigen, einzeln oder gehäuft in den Blattachseln stehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

EREMOPHILA *Burm.* = Eremiaphila *Lefebr.* = Eremobia *alior.*, ist eine Kerfgattung aus der Familie Mantodea, von welcher Burmeister in seinem Handbuche der Entomologie (2. Bd. 2. Abth. S. 524 fg.) folgende Charakteristik gibt: Kopf groß, dick, plump, ziemlich senkrecht gestellt; Scheitel breit, etwas gewölbt; Nebenaugen klein; Fühler über halb so lang als der Leib, beim Männchen recht deutlich perlschnurförmig; Vorderrücken viereckig, die Ecken zugespitzt, die Seitenränder sind gerade Linien, die bald nach Vorn, bald nach Hinten divergiren; die Fläche gewölbt. Die abgestutzten Flügel und Flügeldecken sind lederartig, abgerundet, reichen nur bis ans Ende des Mittelbrustkastens oder bis zum zweiten Hinterleibsringe. Der Hinterleib ist eiförmig, flach gewölbt; das letzte Bauchsegment der Weibchen ist nicht gespalten, sondern mit zwei starken, parallelen Stacheln in der Mitte bewaffnet. Die Afterraife sind versteckt unter dem Seitenrande der Rückenplatte und sechseckig. Die Vorderbeine ohne Auszeichnung, nur kurz und plump; Hinterbeine desto länger, am Grunde mit weit von einander stehenden Hüften. Jeder Schenkel ist am Ende der Unterseite mit einem Dorn bewaffnet, die Schienbeine mit zwei; die Füße kurz, stark, die Krallen kräftig, mehr oder weniger ungleich.

Die Arten dieser Gattung bewohnen die afrikanischen, arabischen und syrischen Sandwüsten, fern von allen vegetativen Erdflächen (daher der Gattungsname), und hüpfen auf dem brennend heißen Boden, dessen Farbe sie nachahmen, grade so umher, wie die Arten der Gattung Hydrometra auf dem Wasser. Mit diesen haben sie überhaupt sehr viel gemein.

Arten: E. Audouinii, E. Genei, E. Zetterstedtii, E. Bovei, E. Lefebvrii, E. Ehrenbergii u. a. Vgl. Burmeister a. a. O. S. 525. Lefebvre in Annales de la société entomologique de France. T. IV. p. 449 et suiv. 1835. *Audinet-Serville*, Histoire naturelle des Orthoptères (Paris 1839). p. 210 und Burmeister in Germar's Zeitschrift der Entomologie 1840. S. 1—82. (*Streubel.*)

EREMOPHILUS (von ἔρημος, Wüste, Einsamkeit, und φιλέω, liebe), hat A. v. Humboldt (im Recueil

Digitized by Google

d'observations de zoologie et d'anatomie comparée I, 6) eine Fischgattung aus der Ordnung der weichstrahligen Bauchflosser, und zu der Familie Anguilliformes oder Apodes gehörig, genannt. Sie scheint mit Ammodytes einige Ähnlichkeit zu haben und bietet folgende Kennzeichen dar: Der Körper ist lang; der Oberkiefer ist stark verlängert, ragt weit über den Unterkiefer hervor und trägt vier Bartfäden; zwei andere, zum Theil hohle, Bartfäden befinden sich an der Nase; es sind fünf Flossen vorhanden, nämlich eine Rückenflosse, eine Schwanzflosse von rundlicher Gestalt, eine Afterflosse und zwei Brustflossen; die Kiemenhaut hat nur einen oder zwei Strahlen, die Kiemendeckel sind am Rande gezähnelt, die Kiemenöffnung ist sehr schmal; der Kopf ist nur klein und ziemlich flachgedrückt, die Mundöffnung nicht groß und die Zunge kurz und sehr fleischig; eine Schwimmblase ist nicht vorhanden. Die einzige bis jetzt bekannte Art dieser merkwürdigen Gattung ist E. Mutisii *Humb.*, von zusammengedrücktem, aalförmigem Körperbau und bläulich-grauer Grundfarbe mit kleinen, rundlichen, olivengrünlichen Flecken; der Oberkiefer ist fast noch einmal so lang, als die untere Kinnlade, doppelt, und der Lippenrand voll mit kleinen, haarförmigen Zähnchen besetzt sein; die Augen sind klein und mit einer nur halbdurchsichtigen Haut überzogen; der ganze Leib ist sehr stark mit Schleim bedeckt, wie bei den Aalen; die ganze Körperlänge beträgt ungefähr 10 — 11 pariser Zoll.

Dieser Fisch bewohnt beinahe allein, nur noch mit einer Atherina-Art zusammen, welche dort Guapucha heißt, 347 Toisen hoch über dem Meeresspiegel den wegen seines Wasserfalles von Tequendama berühmten Fluß Bogota im Königreiche Neu-Granada, und darauf soll sich auch sein Gattungsname beziehen. Die Einwohner von Santa-Fe-de-Bogota nennen ihn den Capitain und seinen Trivialnamen trägt er dem berühmten reisenden Naturforscher Mutis zu Ehren. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft, und besonders zur Fastenzeit für die katholischen Einwohner von Santa-Fe von größter Wichtigkeit, da sie außer ihm dann nur noch eingelagene Seefische, welche ihnen aus großer Ferne zugeschickt werden, essen dürfen. (*Streubel.*)

Eremosis *Cand.*, s. Monosis.

EREMURUS. Diese von Marschall von Bieberstein gegründete Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Asphodeleen. Char. Das Perianthium (der corollinische Kelch) sechsblätterig, offenstehend, beim Verblühen eingerollt; die Staubfäden an der Basis der Blumenblätter angeheftet, vor dem Aufblühen in der Corolle eingeschlagen, später sehr lang und steif werdend; der Griffel zuletzt zurückgeschlagen; die Kapsel dreifächerig, vielsamig; die Samen stumpf dreikantig. Die einzige Art, **Er. spectabilis** *M. v. B.* (Cent. pl. ross. II. t. 61. Asphodelus altaicus *Pallas*, Act. petrop. 1779. t. 10), wächst in den Steppen (daher und nach dem Ansehen des Blüthenschaftes der Name: οὐρά, Schwanz, ἔρημος, Wüste, Steppe) von Südrußland und Sibirien als ein zwiebelgewächs mit linien-kielförmigen Wurzelblättern und einem gegen drei Fuß hohen Blüthenschafte, welcher oberhalb die gelben Blüthen in einer Traube trägt. (*A. Sprengel.*)

ERENFRID, zusammengezogen Ezo[1]), Pfalzgraf[2]), Sohn des Pfalzgrafen Hermann, war in seinem ersten Jünglingsalter häufig bei seinem Blutsverwandten, dem Bischof Udalrich dem Heiligen von Augsburg, und dieses konnte nicht ohne Einfluß auf seine religiöse Richtung sein[3]). Diese, sowie seine Verbindung mit dem kaiserlichen Hause haben ihn berühmt gemacht. Zu letzterer verhalfen ihm seine ausgezeichneten Körper- und Geistesgaben, denn er übertraf alle Fürsten Lothringens an Schönheit, Tapferkeit, Klugheit, und war sehr geschickt zur Geschäftsführung sowol in Privat- als Staatsangelegenheiten[4]), wie der Brauweiler hervorhebt. Dithmar von Merseburg sagt: „Des Kaisers[5]) Schwester, Namens Mathilde, heirathete des Pfalzgrafen Hermann Sohn, Ezo, und dieses mißfiel. Aber weil es nicht gesetzlich zu verbessern vermochte[6]), so ertrug es der einzige Bruder derselben, und gab ihr sehr viel, damit die ihr von den höchsten Ältern angeborene Glorie nicht gering werden möchte[7])." Der brauweiler Mönch, der in lobendem Tone von den Stiftern seines Klosters redet, erzählt den Hergang auf folgende Weise: die Kaiserin, welche bei Regulirung der Angelegenheiten Galliens (d. i. Lothringens) und Germaniens auf den Rath des so klugen Erenfrid, dessen Beistand sie dazu niemals entbehrte, immer hört, weilt indessen mit ihrem Sohne in der Pfalz zu Aachen. Die-

1) Sein Name kommt auch mit dem Hauche Herenfrid, Hezo vor. 2) Der Lothringer, deren Pfalz die berühmte zu Aachen war. Nach der Sitte seiner Zeit wird er jedoch blos Pfalzgraf ohne Zusatz genannt, sowol in den Urkunden, als in Schriften von dem brauweiler Mönche; doch führt dieser uns ihn ein, wie er in der Pfalz zu Aachen Schach spielt. Die Zuschrift seines Werkes: De Venerabilibus Comitibus Palatinis Rheni Erenfrido seu Ezone et Mathilde eorumque filia B. Richiza Regina Polonine Narratio, a Monacho Brunwillerensi conscripta (bei Leibnig, Script. Rer. Brunswic. T. I. p. 313—322), kann wegen des Zusatzes Rheni nicht von dem Verfasser selbst sein, denn erst Heinrich von Lach nannte sich Pfalzgrafen bei Rhein (im J. 1093). 3) Auch ist Erenfrid in die Wunderzage des heil. Udalrich versetzen, da er nach ihr den Baumzweig aufhob, dessen Knospen in der Hand des Heiligen Blätter trieben; s. den brauweiler Mönch C. 319. 4) Doch irrt der brauweiler Mönch C. 315, wenn er Erenfriden schon zu der Zeit, wo er Mathilden, die Tochter des Kaisers Otto II., sich erwarb, Pfalzgrafen sein läßt, denn damals lebte sein Vater Hermann noch. Dagegen jedoch war Erenfrid schon früher, denn er ist aller Wahrscheinlichkeit nach eins mit dem Grafen Erenfrid, dessen Grafschaft im Haspungowe in einer Urkunde vom J. 982 erwähnt wird; s. dieselbe bei Calmet, Hist. de Lorraine. T. II. Preuves p. CCLX der neuen Ausgabe, und in den Scriptt. Rer. Gall. et Franc. T. IX. p. 395 und im Auszuge bei Crollius, Erläuterte Reihe der Pfalzgrafen zu Aachen aber in Niedersachsen. C. 95. 5) Otto's II. 6) sed quia id non valuit emendare legaliter, bemerkt Dithmar von Merseburg (Lib. IV. p. 100 der Wagner'schen Ausgabe) in Beziehung auf den Kaiser. 7) Der Annalista Saxo (bei Eccardus, Corp. Hist. Med. Aev.) hat diese Stelle des Dithmar von Merseburg in das J. 991 aufgenommen, wo er von der Kaiserin Theophania handelt, deren Tod sich in diesem Jahre (den 15. Jun.) ereignete. Hat der brauweiler Mönch Recht, daß zur Zeit der Verbindung Mathilde's mit Ezo'n die Mutter der Ersteren noch lebte, so muß sie vor dem 15. Jun. 991 stattgehabt haben.

Digitized by Google

fer ist unter andern bewunderungswürdigen Anzeichen von Scharfsinn ein ausgezeichneter Schachspieler [8]), sodaß er glaubt, es gebe keinen, der ihn in dieser Kunst übertreffen könne. Eines Tages fodert er den Pfalzgrafen [9]) zum Spiele auf. Als Bedingung wird festgesetzt, daß derjenige, welcher den Sieg dreimal erhalte, die beste Sache des andern, welche der Gewinnende wolle, erhalten solle. Erenfrid ruft dreimal die Hilfe der Dreieinigkeit an, und wird dreimal Sieger, und fodert das, was er schon längst sich gewünscht, aber zu erlangen verzweifelt hatte, des Besiegten Schwester, Mathilde, zur Gemahlin. Der Besiegte hält es für seiner königlichen Ehre zuwider, sein Versprechen nicht zu halten, und bestätigt die Zusage durch Handschlag. Der Pfalzgraf eilt mit seinen Truppen nach Ajnide (Essen), ruft das ehrwürdige Mädchen auf das Gebot des Königs vor sich, und erklärt es auf Befehl desselben und mit dem Willen der Mutter für seine Braut. Nur die Tante [10]) der Jungfrau widersteht hartnäckig, gibt jedoch endlich der Gewalt des Königs nach. Mathilde wird nach der Sitte der Selbbösse mit dem Ringe verlobt. In Braunwilre (Brauweiler), einem Adobe des Pfalzgrafen, wird die Hochzeit gefeiert [11]). So der braunweiler Mönch, welcher sich Erenfriden schon damals als Pfalzgrafen denkt. Sein Vater Hermann kommt jedoch noch im J. 993 in zwei Urkunden [12]) als lebend und als Pfalzgraf vor. Blos Muthmaßung ist es, daß der Erzbischof Heribert von Cöln, der nach Otto's III. Tode im Besitze der heiligen Lanze war, diese habe dem Pfalzgrafen Erenfrid zuwenden und ihm zu der Königskrone habe verhelfen wollen. Erenfrid wird in den für jene Zeit brauchbaren Geschichtsquellen gar nicht als Throncandidat erwähnt, und tritt auch gar nicht als Gegner Heinrich's II. auf [13]). Soweit die sichern Quellen reichen, kennen wir

8) Denn es ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Schachspiel gemeint, indem der braunweiler Mönch vom jungen Kaiser sagt: qui, inter reliqua admirandae iu eo sagacitatis indicia, satis effulsit peritus in construendo sive dissolvendo flexuoso alearum schemate etc., und sogleich darauf: Quadam ergo die Dominum Comitem Palatinum compellat quatenus secum ad tabulam alearum e regione sedeat, ordinemque disponat, pariterque jocosam congressionis stropham promoveat. Übrigens paßt der Ausdruck alene (Würfelspiel), Würfelspiel) durchaus nicht auf das Schachspiel, weil aber die übrigen Angaben, wiewohl auch die Neuern angenommen haben, daß der Kaiser seine Schwester an Erenfrieden im Schachspiel verloren habe. 9) Nach dem braunweiler Mönch ist Erenfrid noch zu Theophania's Lebenszeit Pfalzgraf, aber der Pfalzgraf Hermann überlebte ja die Kaiserin. Daß der braunweiler Mönch, der später schrieb, Erenfriden sich schon als Pfalzgrafen denkt, ist ganz der Sage angemessen; denn sehr wahrscheinlich fällt auch diese Partie seines Werkes, wie so vieles Andere in demselben, der Sage anheim. Nach den Ausdrücken, mit welchen Dithmar von Merseburg von der Heirath redet, scheint dieselbe vielmehr auf Betrieb Mathilde's vor sich gegangen zu sein. Sie, vermuthlich in den schönen Jüngling verliebt, ließ sich von ihm entführen und mit ihm trauen, und der junge Herrscher, sein Rigorist, ertrug es geduldig und trennte die Verbindung nicht wieder, sondern sorgte dafür, daß das Paar fürstlich leben konnte. 10) Die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg. 11) Diese Erzählung von dem Schachspiele Otto's III. mit dem Pfalzgrafen und von den Folgen dieser Brauweiler als Thatsache dar, als Sage jedoch nur knüpft er daran die Darstellung, daß Erenfrid den Zweig eines Baumes dieses Landes (Brauweilers) in Rasen gepflanzt genommen und mit ihm das braunweiler Allod und vieles Andere ihm als Eigen Gehörige seinen Bruder Braut zur Morgengabe gegeben, und dieser Zweig zum Zeugnisse der guten That lange lieblich grün geblieben. 12) s. die Nachweisungen bei Crollius a. a. O. S. 27. 28.

13) Die Angaben von dem zehnjährigen Zwiste Erenfrid's mit Heinrich II. sind aus Verwechslung des Heinrich (in der Verkleinerungsform Henlin) von Luxemburg, des Bruders der Kaiserin Kunigunde, mit dem Pfalzgrafen Erenfrid (in der so zusammengezogenen Form Ezo) entstanden. Die Chronica Regia s. Pantaleonis (bei Eccardus, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 899) erzählt nämlich zum J. 1011: Da Pfalzgraf Ezzelin sich dem Könige zehn Jahre hindurch widersetzte und durch seinen Einfluß die gesammten Lothringer demselben die königliche Ehre verweigerten, so hielt es der König für gerathener, den ausgezeichneten Mann durch Wohlthaten zu versöhnen, als durch Beleidigungen zu befeinden, foderte die Freundschaft desselben und gab die Rheinischen Sanctî Svitberti nebst allen Zubehörungen, Duisburg auch und Salaveld (Saalfeld), ihm und seinen Kindern mit ewigem Erbrecht zu besitzen. Dieser Graf hatte zur Frau genommen Mathilden, Theophania's Tochter und des Kaisers Otto III. Schwester. Von ihr wurden drei Söhne und sieben Töchter geboren: Hermann, nachmals Erzbischof von Cöln u. s. w. Die Chron. Reg. S. Pantaleonis führt nun weiter die Kinder des Pfalzgrafen und Mathilde's namentlich auf, und es ist kein Zweifel, daß er in diesem Theile seiner Angaben den Pfalzgrafen Erenfrid meint. Aber aus den für jene Zeit brauchbaren Geschichtsquellen ist nicht das Mindeste von einer Empörung desselben gegen den König Heinrich II. bekannt, wol aber von der Heinrich's von Luxemburg, des Schwagers desselben, und daß der Verfasser der genannten Chronik Erenfrieden mit diesem verwechselt, lehrt die Zeit, nämlich das J. 1011, zu welchem er von jenen Unruhen in Lothringen handelt. Die Stelle der Chron. Reg. S. Pantaleonis ist nicht ohne Einfluß geblieben; so führt sie B. Trithemius in Monast. Hirsaug. Chron. zum J. 1011 (frankfurter Ausgabe seiner Werke vom J. 1601. I. Th. S. 46) auf. Der Verfasser des Mati Browillerensis de gestis Abbatum (ap. Tolnerum, Histor. Palat. p. 233) hat sich mit der einfachen Aufnahme jener Stelle nicht begnügt, sondern dichtet sie erweitert auf folgende Weise dar. Herbert hatte die Abgeschiedenen aus Italien gebracht; Herzog Heinrich von Baiern entreißt sie ihm an den Alpen und nimmt das Reich an sich; aber weil Erenfrid vieler Güter desselben sich bemächtigt hatte, widersetzt er sich. Dadurch erkennen die Lothringer Heinrichen nicht als König an. Dieser beidseitige Zwist dauert zehn Jahre. Nachher steht Heinrich, daß er gegen Erenfrieden nichts vermag, und stellt eine Friedensunterhandlung zu Mainz an. Pfalzgraf Erenfrid erscheint; aber da er sieht, daß mehrere gegen ihn und für Heinrich sprechen, entfernt er sich ergrimmt sogleich vom Hofe und begibt sich nach dem Dorfe Obenheim, jetzt Philippsburg, und schlägt hier das Lager auf. Der König hält Rath, wie einer so großen Kühnheit zu begegnen sei. Der an der Mosel mächtige Herzog Dietrich verspricht sogleich, daß er den Pfalzgrafen dem Könige gebunden bringen wolle, wenn er die Auswahl der Mittel aus dem Heere des Königs habe. Erenfrid, dem diese Rathschläge nicht verborgen bleiben, bereitet sich zum Widerstande. Als Dietrich anrückt, geht ihm Erenfrid entgegen, und hat besonders Unterstützung an seinem Bruder Gislin und dessen Söhnen. Eine scharfe Schlacht erhebt sich. Fast das ganze Heer des Herzogs Dietrich wird zerstreut, und er selbst mit sehr vielen seiner Grafen gefangen, auf ein schlechtes Zugvieh gesetzt und nach Tonaburg, dem Schlosse des Pfalzgrafen, zur Verwahrung gebracht. So eine große war die Niederlage der Ritter Dietrich's, daß heute noch das Sprüchwort eines Gutes Mißverhalten ist: möge es dir nie begegnen, nach Obenheim zu kommen. Um den Herzog und die anderer Gefangenen auszulösen und den Pfalzgrafen zu versöhnen, gibt ihm der König die Insel S. Swiberti nebst allen Zubehörungen, Duisburg und Saalfeld. Nicht lange darauf, nachdem er die Einwilligung des Pfalzgrafen hat, reist der König nach Rom und wird

Digitized by Google

Erenfrid'en nur in freundlicher Beziehung mit dem genannten Kaiser. Im J. 1023 gab dieser dem Herzog Heinrich [14]), dem Pfalzgrafen Erenfrid, und dem Grafen Otto [15]) von den Mariminischen [16]) Gütern Höfe und Dörfer und Besitzungen im Betrag von 656 Hufen zu Lehen, unter der Bedingung, daß die genannten drei Herren statt des Abtes von St. Maximin den königlichen Hof zu besuchen und die Heerfolge zu leisten verpflichtet sein sollten. Erenfrid und seine Gemahlin hegten den Wunsch, ein Kloster zu stiften. Um sich in dieser Angelegenheit Raths zu erholen, reisten beide nach Rom zu dem Papste Johann [17]). Dieser ertheilte ihnen Absolution, die kostbarsten Reliquien und ein goldenes Kreuzchen, und legte ihnen auf, wie sie gelobt hatten, auf ihrem erblichen Eigenthum ein Kloster zu errichten. Als sie von Rom zurückgekehrt, untersuchte Erenfrid fleißig, welcher von den ihm eigenthümlich zugehörigen Orten zur Ausführung seines Vorhabens am passendsten sei. Er hielt am tauglichsten dazu besonders Duisburg oder die Rheininsel St. Swiberti; seine Gemahlin aber bestand auf Brauweiler, weil sie daselbst, nachdem sie in dem Kirchlein St. Medardi gebetet, unter einem Maulbeerbaume eine Vision [18]) gehabt. Erenfrid wählte daher diesen Ort, den sein Vater aus einer waldigen Einöde und Lager der wilden Thiere zu einem Wohnorte für Menschen umgeschaffen hatte. Nun erholte er sich bei Poppo, dem Abte der Klöster St. Maximini und St. Reclami, bei welchem das Mönchsleben damals in besonderem Rufe stand, und bei dem Erzbischof Pilgrin von Cöln Raths und Beistandes, und erhielt sieben gelehrte und rechtschaffene Mönche, welche den 14. April 1024 nach Brauweiler kamen. Die Grundsteine zu dem Kloster wurden nicht auf die Stelle selbst, wo das Kirchlein St. Medardi stand, gelegt, sondern etwas nördlicher [19]). Erenfrid gab dem Kloster sein Alod Brunwilre (Brauweiler), und die dazu gehörigen Oerter Lövenich, Bremersdorf, Kunigsdorf, Brunwilre [20]), Esselsme, Kyrdorf, Syntere, Mansfede, Dechendorf [21]), Slenderhagen, und außerdem vier Wälder Widehowe, Hampuze, Asp und Brom mit dem ganzen Wildbann, ferner Wiesen bei Tonaburg [22]) und an der Erf, und endlich seinen Theil des Waldes Bele, dessen anderen Theil sein Bruder Hezelin dem heiligen Cornelius (dem Patron des Klosters Inden) schenkte [23]). Erenfrid war in der Pfalz zu Aachen mit einer Unterredung der Großen ganz Lothringens beschäftigt, als er die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin (zu Aichezе (Eich) den 4. Nov. 1025) erhielt. Er eilte dahin, und brachte den theuern Leichnam nach dem Städtchen Brauweiler. Die Mitstifterin hatte die Vollendung des Klosters nicht erlebt. Doch weihte der Erzbischof Pilgrin von Cöln innerhalb eines Zeltes einen Altar zur Ehre der heiligen Maria, vor welchem Mathilde begraben wurde. Das ganze Kloster ward erst den 5. Nov. 1028 zu Ehren des heiligen Nicolaus von dem genannten Erzbischofe eingeweiht. Im zehnten [24]) Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin starb Erenfrid in seiner Provinz Salaveldt (Saalfeld) in einem Alter von beinahe 80 Jahren (21. Mai 1034 oder 1035). Sein Grab ist neben dem seiner Gemahlin Mathilde im Kloster Brauweiler, und eine Inschrift verewigte seine Verdienste.

Kinder aus der Ehe Erenfrid's und Mathilde's, welche sich auch selbst gleich den Ältern auszeichneten, waren: 1) Ludolf, ein tapferer Krieger, Graf oder Voigt des Erzbischofs von Cöln, und als solcher der Bannerführer desselben, der zwar drei Jahre vor seinem Vater starb, aber diesem zwei Enkel [25]) hinterließ. 2) Otto, der dem Vater in der Pfalzgrafschaft folgte [26]). 3) Hermann, welcher Erzbischof von Cöln ward. 4) Richeza, die Gemahlin des Herzogs (oder, wie er sich fälschlich nannte, des Königs) Micislav's II. von Polen, die sogenannte Polnische Königin, und 5) Theophanu (Theophania) und Adelheid, welche sich beide dem Kloster Brauweiler widmeten.

---

vom Papste zum Kaiser gekrönt. So das Matum Brawillerense de gratia Abbatum, wo sich Falsches und Erdichtetes mit Wahrem vermischt findet. So z. B. hatte allerdings im J. 1011 eine Niederlage der Königlichen statt, bei welcher Dietrich, Herzog von Oberlothringen, gefangen ward, aber nicht vom Pfalzgrafen Erenfrid, der gar nicht dabei erwähnt wird, sondern von den des Herzogthums Baiern entsetzten Heinrich von Luxemburg, dem Schwager des Königs (s. Ditmar von Merseburg Lib. VI. p. 169 und Hermannus Contractus, Ausg. von Usserman, S. 198). Gegen Papendrechius, welcher in Actis Sanct. ad 22. d. Maji p. 52 zeigt, daß die angebliche Schlacht Erenfrid's bei Odenheim eine Dichtung ist, kämpft Teinerus (S. 234. 235), aber vergebens, denn er vermag die geschichtliche Wahrheit derselben auch nicht darzuthun. Aber freilich war die Erzählung bereits zu beliebt geworden, besonders dadurch, daß sie Joh. Clunerus in die Hist. Univers. p. 407 aufgenommen, als daß man sie hätte so leicht wieder aufgeben sollen. Hauptsächlich aber hat dieser Beifall gefunden, was der Interpolator der Vita Erenfridi sagt, daß nämlich Kaiser Otto III., als er sich im Todeskampfe befand, dem Erzbischof Heribert von Cöln die Reichskleinodien übergeben habe, damit er sie dem Gemahle seiner Schwester in Deutschland bringen könnte.

14) Von Baiern. 15) Nach der Muthmaßung des Tolnerus zu der Urkunde des Cod. Diplom. Palat. No. 27. p. 22 ist dieser Otto des Pfalzgrafen Erenfrid's Sohn, nach Hontheim (Hist. Trev. T. I. n. CCVII. p. 359) und Crollius (S. 35) dagegen Graf Otto von Hammerstein. 16) Der Abtei St. Joh. und St. Maximini in der Vorstadt zu Trier. 17) Es war dieses Johann XIX., der vom J. 1024 — 1033 auf dem päpstlichen Stuhle saß. 18) s. das Nähere hierüber bei dem brauweiler Mönch Cap. 2. S. 317.

19) s. die Gründe hierzu bei dem brauweiler Mönch Cap. 2. S. 317. 20) oder nach anderer Lesart Dansswilre, Domsweiler. 21) Ichendorf, nach anderer Angabe Rhindorf. 22) Tomburg. 23) s. die Urkunde des Erzbischofs Pilgrin bei Crollius S. 96—100, wo S. 97—98 die Grenzen und der Bann des Alods Brunwilre, und die Urkunde S. 100—105, wo die zu dem Alode gehörigen Ortschaften, sowie in beiden noch mehres Andere, auf Erenfrid's Stiftung Bezügliche, enthalten ist. 24) Es gibt der brauweiler Mönch die Zeit des Todes Erenfrid's an. Auch kommt dieser Pfalzgraf mit seinem Sohne Otto noch im J. 1033 als Zeuge in einer Urkunde K. Konrad's II. vor, in welcher dieser eine von seiner Gemahlin Gisela dem Stifte Würzburg gemachte Schenkung des Dorfes Reichenbach bestätigt; s. Eccardus (von Eckhart). Animadvers. hist. et crit. in Schannati dioecesin et hierarchiam Fuldensem, Addend. et Emend. p. 107. 108. v. Eckhart handelt von dem Pfalzgrafen Erenfrid in der Abhandlung: Von der alten Salzburg in Franken. S. 57—61. 25) Nämlich Heinrich, der des Vaters Grafschaft oder die Besitzel des Erzstiftes Cöln erhielt, und Cuno, der Herzog von Baiern ward. 26) s. die Urkunden Kaiser Heinrich's III. (bei Tolnerus Nr. 30. 31), wo Erenfrid als Stifter von Brauweiler von seinen Söhnen Hermann, Richeza und Theophanu (Theophania) und diese selbst als Wohlthäter des Klosters genannt werden.

Digitized by Google

nannte Königin von Polen, die nach ihrer Flucht von ihrem grausamen Gemahle in Teutschland lebte [a]). Die sechs andern Töchter nahmen den Nonnenschleier und wurden Äbtissinnen, nämlich 5) Adelheid im Kloster zu Nivelle. 6) Theophania zu Essen. 7) Heylewig zu Neuß. 8) Mathilde zu Dedekirchen und zu Willig (am Siegfluß, Bonn gegenüber). 9) Ida im Marienkloster zu Cöln. 10) Sophia im Marienkloster zu Mainz und zu Gandersheim. (*Ferdinand Wachter.*)

ERENFRID, König von Thüringen, der mit dem Frankenkönige Theoderich kriegt [b]), ist veränderte Form von Hermenfrit [c]), und tritt in der Heldensage [d]) als Irnfrit von Thüringen auf. (*Ferdinand Wachter.*)

ERENHOLD, wird von dem einen Theile der Sprachforscher für gleich mit Herold gehalten, und auf verschiedene Weise wie dieser abgeleitet [e]). Andere dagegen unterscheiden Erenhold von Herold; namentlich thut dieses Joh. Georg Wachter, welcher ersteres durch fecialis, caduceator, minister publicus, und letzteres durch praeco, vociferator erklärt; jener werde als ein heiliger Bote gebraucht, dieser dagegen verrichte entweder keine Botschaft, oder wenn er es thue, nur eine rituale [f]). Palthenius hat die Ableitung von dem gothischen airus, Bote, Gesandter und hold [g]), der zuerst genannte Sprachforscher von dem angelsächsischen *aerend*, mandatum, und *halten*, tenere, mit Hinweisung auf Ælfrik's Glossar, wo aerent-racan [h]), durch caduceatores erklärt wird. Palthenius und Joh. Georg Wachter stimmen in Beziehung auf die Wurzel ganz überein, denn das gothische airus (ohne Zeichen des Nominativs air) ist eins mit dem angelsächsischen ar, der Bote, wovon ärende, die Botschaft, ärendgevrit, der Botschaftsbrief, ärendraca, Botschafter, ärend-skip, Botschaftsschiff; ärendjan, Botschaft bringen; ärendra, der Bote [i]). Zu vergleichen mit dem angelsächsischen ist das altnordische ár, arr, ári, Diener, Bote, und erendi, Geschäft, Gesandtschaft [k]). Wie verbreitet in den teutschen Mundarten die Wurzel war, lehrt das althochteutsche arunti, Bote, sodaß in Erenhold das Er als Umlaut von Ar erscheint. (*Ferdinand Wachter.*)

ERESIONE, *ἐρεσιώνη*, der Ölzweig, welchen der Friedensherold als Zeichen seiner Würde trug; ferner ein Erntekranz von Ölzweigen, mit Wolle umwunden, der an den Festen Pyanepsia und Thargelia von Knaben in Procession herumgetragen und, nachdem man der Sonne geopfert, an der Hausthür aufgehängt wurde, weil er dem Hause Segen bringe und die bösen Dämonen von demselben abhalte (*Aristoph.* Plut. 1055). Auch als Todtenkranz wurde derselbe gebraucht. (*Alciphron.* ep. III, 37. p. 117 *Wagner.*) *Ilgenii* opuscula enthalten hierüber eine ausführliche Abhandlung. (*Richter.*)

ERESMA, Fluß, welcher in der spanischen Provinz Segovia entspringt, mit nordwestlicher Richtung bei St. Ildefonso, wo er herrliche Wasserpartien bildet und zu Wasserkünsten benutzt wird, sowie bei Segovia, Moraleja und Coca vorbeigeht und sich oberhalb dieser Stadt mit der Adaja verbindet. (*Fischer.*)

ERESOS, *Ἔρεσος*, Sohn des Makaris, daher Enkel des Helios und der Rhode. Von ihm erhielt die Stadt Eresos in Lesbos den Namen. (*Steph. Byz.* h. v.) Als nämlich sein Vater mit den andern Heliaden eines Brudermordes wegen von Rhodos fliehen mußte, kam Eresos nach Lesbos. (*Richter.*)

ERESUS, hat Walckenaer im Tableau des Aranéides p. 21 eine zu der Gruppe Saltigradae *Latr.* gehörige Spinnengattung genannt, welche folgende Kennzeichen hat: acht ungleich große Augen, von denen die vier kleinern gleiche Größe haben, weit aus einander und so geordnet stehen, daß sie ein großes, querstehendes Rechteck bilden; die vier andern stehen darin so, daß die zwei kleinsten sehr zusammengerückt die Stelle der Mitte der Vorderseite des Rechteckes gegenüber einnehmen, die zwei größten dahinter und etwas weiter aus einander stehen, also sämmtliche vier ein kleines Trapez bilden. Das Verhältniß aller acht Augen zu einander ist demnach so:

Die Kinnladen sind gerade, höher als breit, an dem Ende breiter und abgerundet, innen schief abgeflakt; die Lippe ist verlängert, fast von Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks, aber mit einer rundlichen Spitze; der Körper ist höher als bei Salticus; die Beine sind dick, kurz, fast gleich lang und zum Springen geschickt, der Tarsus endigt sich in drei Krallen; das dritte Fußpaar ist noch das kürzeste, darauf folgt das zweite, dann das erste und zuletzt das vierte, welches das längste ist. Diese Spinnen finden sich an Baumstämmen, Blumen u. s. w., in ein feines weißes Seidengespinnst eingeschlossen zwischen den Blättern, welche sie zusammenziehen. E. cinnaberinus *Walck.* = Aranea moniligera *Villers.* = A. 4 guttata *Roos.*, zimmetbraun oder schwarz; der Hinterleib oberhalb zinnoberfarben mit vier bis sechs schwarzen Punkten, die in eine doppelte Längsreihe gestellt sind, Brust und Beine schwarz, letztere weiß geringelt. In Südteutschland, Frankreich und Italien. Einige Arten finden sich noch in Spanien. Abbildung in *Schaeffer*, Icones insectorum Ratisbonensium t. 32. f. 20. (*Streubel.*)

ERETHISMUS. Mit diesem Namen wird in der Pathologie häufig jener Zustand des Körpers belegt, wo organische Reactionen rasch, aber ohne besondere Energie eintreten, sobald den Körper Einflüsse treffen, die sonst keine, oder doch nur schwache Reactionen hervorrufen. Be-

27) s. Testamentum Richezae Reginae Poloniae filiae Erenfridi Comitis Palat. Rheni.

a) *Casp. Pencerus*, Idyllium bei Hofmann, Rer. Lusat. Scriptt. T. I. p. 56. b) s. Allgem. Encykl. 2. Sect. 6. Th. S. 322. 323. c) Im Nibelungenlied 3. 5395. 8395, in der Klage 3. 7725, im Biterolf S. 79. 99. 103. 105. 108. Bergl. Wilh. Grimm, Die teutsche Heldensage S. 69. 115—117. 345.

1) s. Allgem. Encykl. d. Wiss. u. K. 2. Sect. 6. Th. S. 400, wo die Ableitungen von Herold sich finden. 2) *Joh. Georg. Wachter*, Glossarium Germanicum. p. 387. 388. 717. 5) *Paltheniue*, Animadvers. ad Isidorum. p. 411. 4) Welches Joh. Georg Wachter von reccan, erzählen, ableitet. 5) Vergl. Leo, Verzeichniß angelsächs. Wörter in den altsächs. und angelsächs. Sprachproben. S. 102. 6) s. die Glossaria zur großen Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 471 und 2. Th. S. 563. 564.

Digitized by Google

sonders in der Sphäre des Nervenlebens, weniger in der des Blutlebens, kommt der Erethismus vor, z. B. bei Hysterischen. In der Regel steht der Erethismus nervorum mit einer Affection der Unterleibsganglien in Beziehung. Manche Pathologen betrachten den Erethismus als eine Grundform des Exkrankens. (*Fr. Wilh. Theile.*)

ERETRIA — *ἡ Ἐρέτρια* — war eine der Hauptstädte auf der Insel Euböa. Der Ursprung derselben ist nicht zu ermitteln; wir erfahren nur durch Strabon (X. p. 447), daß sie nicht immer diesen Namen führte, sondern Melaneis und Arotria (*Μελανῆς, Ἀροτρία*) hieß, und daß sie schon vor den trojschen Zeiten von Athenäern angesiedelt sei. Der Name Eretria kommt wenigstens schon im Homerischen Schiffsverzeichnisse (Iliad. II, 537) vor, wodurch jedenfalls ein hohes Alter dieses Namens verbürgt zu sein scheint. Bestimmtere Nachricht gibt Strabon (cf. Scym. Chr. v. 574), wenn er hinzufügt, nach der trojschen Zeit hätten Äklos und Kothos, welche von Plutarchos (Quaest. Gr. 22) Söhne des Xuthos genannt werden, von Athen, jener nach Eretria, dieser nach Chalkis auf Euböa Ansiedler geführt. So wird dann der Name Eretria von einem Flecken bei Athen hergeleitet. Strabon fand jedoch auch, daß eine Colonie von Makistos in Triphyllien unter Anführung des Eretrieus der Stadt den Namen gegeben habe, und von dieser Colonie sei zugleich der in der Stadt gebräuchliche Rhotakismos herzuleiten (*Plat.* Cratyl. 108; dazu *Hesych.* s. v. *Ἐρετριεῶν*, und die Sprüchwörter-Sammler Diogenian. 4, 57. Apostol. 9, 5). Auch die Eigenthümlichkeit, den Spiritus Asper anstatt des Sigma zu gebrauchen, scheinen die Eretrier von den Eleern erhalten zu haben (Etymol. magn. s. v. *Εὐϊος*). Daß aber Eretria so häufig Ansiedler bekam, kann wegen seiner günstigen Lage nicht befremden. Bekannt ist schon im Allgemeinen die Fruchtbarkeit der Insel Euböa, wodurch der Handelsverkehr sehr befördert wurde. Außerdem wurde die Meerenge zwischen Euböa und dem Festlande lieber befahren, als die Ostküste der Insel, welche durch ihre Klippen gefahrdrohend war. Eretria wurde daher ein viel besuchter Ort und Handelsplatz. Eretria hatte aber auch einen Hafen, dessen Name Bathys für seine Güte zu zeugen scheint (*Strab.* IX. p. 403). Demosthenes (Philip. III.) nennt den Hafen von Eretria wiederholt Porthmos. Diese Verschiedenheit möchte sich dadurch vielleicht heben lassen, daß der eine dieser Häfen bei Alt-Eretria, der andere bei Neu-Eretria lag. Auf die Breite der Meerenge kann man einigermaßen aus der Entfernung der Stadt von dem Attischen Dropos schließen, welche auf 60 Stadien angegeben wird (*Strab.* l. l. *Thuc.* VIII, 95). Übrigens soll das Klima in Eretria nicht gesund gewesen sein (*Diog. Laert.* II. 133); es war dort eine ebenso schwere und feuchte Luft, wie gegenüber in Böotien.

Bei solchen Verhältnissen gelangte Eretria schon früh zu Wohlstand und Macht; und aus einer Inschrift, deren Inhalt uns von Strabon erhalten ist, und welche an einer Säule im Tempel der amarynthischen Artemis angebracht war, geht hervor, daß die Eretrier mit 3000 Popliten, 600 Reitern und 60 Streitwagen einst zur Festversammlung auszogen. Man erkennt daraus nicht blos die Macht und den Glanz des Staates, sondern auch die uns von anderen bezeugte (*Pind.* Ol. 13, 158. Isth. 1, 82) Neigung der Einwohner zu festlichen Aufzügen und Spielen, worin ein Beweis ihres behaglichen Lebens gefunden werden mag. Die Amarynthien (*Strab.* l. l. *Liv.* XXXV, 38. *Paus.* I, 31) waren Festversammlungen, welche man wol nicht für eine Amphiktyonie, sondern nur für einen einheimischen Gesammtdienst ansehen darf, da theils ein Krieg zwischen Eretria und Chalkis außer Zweifel ist (*Herod.* V, 99. *Thuc.* I, 15), welcher nach den Scholien zu Thukydides über die an Bergwerken und warmen Bädern reiche Landschaft Kelantos geführt wurde, theils überhaupt kein besonders freundliches Verhältniß zwischen beiden Städten bestanden zu haben scheint, denn Eretria war beständig fest verbunden mit Athen, Chalkis aber mit Böotien. Außer der Artemis wurde in Eretria auch Apollon verehrt; sein Tempel stand in der Nähe der Stadt zu Tamynä und sollte der Sage nach von dem Pheräer Admetos gegründet sein (*Strab.* p. 447. *Harpocrat.* s. v.); man beschenkte den Gott dort mit Erstlingen von Menschen (*Plut.* De Pythiae orac. 16). Auch die Thesmophorien wurden *in Eretria gefeiert (Plut.* Quaest. Gr. 31).

Die Verfassung der Stadt war ursprünglich oligarchisch, indem die Ritter Grundherren waren, wie Aristoteles (Polit. IV, 3) ausdrücklich bezeugt. Gestürzt wurde aber die Oligarchie durch Diagoras, wie es bei Aristoteles (V, 6) heißt, beliebigt wegen einer Heirath. Er gibt uns zwar nicht das Jahr an, in welchem diese Revolution ausbrach, allein daraus, daß Chalkis allein im J. 509 den Isagoras, Haupt der Adelspartei in Athen, unterstützte und dafür von den Athenern hart bestraft wurde (*Herod.* V, 77), darf man schließen, daß Eretria damals keine oligarchische Verfassung mehr gehabt haben mag. Erst um das Jahr 367 vor Chr. Geb. wird ein Tyrann, Themeson (*Diod.* XV, 76), oder Themison (*Demosth.* De cor. p. 153; *Aesch.* De fals. leg. p. 50. cont. Ctes. p. 65) in Eretria erwähnt. Indessen stand die Stadt in dem Zeitraum ihrer oligarchischen Verfassung schon in der Blüthe und gründete damals mehre Colonien. Nach einer Erzählung Plutarch's (Quaest. Gr. 11) zu schließen, fällt die Gründung der ersten eretrischen Colonie, Methone, in die Zeit von 700 vor Chr. Geb. Die Eretrier segelten nämlich zuerst nach Kerkyra, um sich dort niederzulassen. Diese Insel war aber schon von den Korinthiern besetzt (um 730). Die Eretrier landeten jedoch und die korinthischen Colonisten scheinen nicht im Stande gewesen zu sein, ihnen die Landung zu wehren. Deshalb schickte Korinth unter dem Chairikrates eine Flotte nach Kerkyra, durch welche die Eretrier gezwungen wurden, die Insel wieder zu verlassen. Als sie darauf in ihrer Heimath wieder ankamen, so wehrten ihnen die Ihrigen die Landung, und deshalb entschlossen sie sich, nach der thrakischen Küste zu segeln, wo sie dann Methone gründeten. Dieses Ereigniß muß nothwendig eine Zeit lang vor dem J. 664 angenommen werden, denn in diesem Jahre fiel Kerkyra schon von der Mutterstadt ab und besiegte die

Digitized by Google

Flotte derselben. Seitdem mögen dann die Eretrier die Vortheile, welche die thrakische Küste den Ansiedlern darbot, kennen gelernt haben, denn sie gründeten seitdem viele Ortschaften am Athos und auf Pallene.

Ein schwerer Schlag traf Eretria im ersten persischen Kriege, 490 vor Chr. Geb. Weil es den Joniern in Kleinasien bei ihrem Aufstande unter Aristagoras Beistand geleistet hatte, so wurde es von dem persischen Feldherrn Datis angegriffen, und fiel nach sechstägiger Belagerung durch Verrath in dessen Gewalt. Die Stadt wurde völlig zerstört und die Einwohner wurden größtentheils nach Asien geschleppt und im Lande Kissien, 210 Stadien von Susa, zu Arderikka angesiedelt (*Herod.* VI, 100. 119). Indessen wurde Eretria nach Beendigung der Perserkriege wieder aufgebaut, aber nicht auf den Ruinen der alten Stadt, sondern etwas weiter nördlich. Es kam zwar bald wieder empor, aber Chalkis behielt seitdem das entschiedene Übergewicht. Unter dem Einfluß der Athener genoß es dann noch eine Zeit lang der inneren Ruhe und gewann durch den Philosophen Menedemos, der aus der Sokratischen Schule hervorgegangen war, und die sogenannte eretrische Schule stiftete, einen Namen bei der Nachwelt.

Als aber nach den Bürgerkriegen die allgemeine Zerrüttung in Griechenland ausbrach, so erreichte der Macedonier Philipp auch Eretria mit seinen Umtrieben, denn er suchte die Insel Euböa den Athenern zu entziehen. Es wandte sich daher der Tyrann Plutarchos, von dessen Emporkommen wir keine weitere Kunde haben, an Athen um Hilfe, und Phokion erschien mit einem Hilfsheer und schlug Philipp's Truppen bei Tamynä (*Plut.* Phoc. 12. 13). Darauf vertrieb er aber auch den Plutarchos (vergl. was Böckh in der Staatsh. 2. S. 110 darüber beigebracht hat). Indessen wurde Philipp's Einfluß immer größer und deshalb erhoben sich in Eretria bald wieder Tyrannen, von denen aber nichts weiter auf uns gekommen ist als die Namen, Kleitarchos, Automedon, Hipparchos und Sosistratos (*Demonth.* De cor., *Phil.* III., cont. Mid.). Späterhin stand Eretria in Verbindung mit König Philipp III. von Macedonien und wurde von dem Römer L. Quinctius bezwungen (*Liv.* XXXII, 16) und seiner Kunstschätze beraubt. Seitdem sank die Stadt immer tiefer, obwol sie von den Römern für frei erklärt wurde (*Polyb.* 18, 30) und jetzt ist nicht einmal die Stelle, wo es einst gestanden, nachzuweisen. Manneret hält den heutigen Porto Bufalo für den Hafen der ehemaligen Stadt. (*L. Zander.*)

ERETRIEUS, Ἐρετριεύς, ein Sohn des Phaëthon, welcher der Stadt Eretria auf Euböa den Namen gegeben haben soll. (*Eustath.* ad *Hom.* Iliad. II, 537. — Vergl. Eretria.) (*Richter.*)

ERETUM, war eine alte Stadt der Sabiner, welche in der ältern Kriegsgeschichte Roms öfters genannt wird. Ihre Lage bot unstreitig einen militairisch wichtigen Punkt dar, denn bei ihr vereinigten sich die große Straße von Reate oder die salarische mit der nomentanischen (*Strab.* V. p. 228 und Tab. *Peuting.*). Es kommt daher öfters bei Livius vor (III, 26. 29. 38. 47), sowie bei Dionysios Halik. (III, 59. IV, 3. 51. V, 45), denn mehre Treffen fielen bei diesem Orte vor. Auch Hannibal scheint im zweiten punischen Kriege in jener Gegend eine Stellung vor Rom genommen zu haben (*Liv.* XXVI, 11). Die Entfernung der Stadt von Rom gibt Dionysios (XI, 3) auf 140 Stadien oder 17½ Millien an; damit stimmt das Itiner. Anton. so ziemlich überein, wenn es 18 Millien ansetzt, sowie die tab. *Peuting.*, welche bis Fidenä 13 Millien angibt, von Fidenä bis Rom aber keine Zahl hat. Es ist daher wol nur als ein Fehler anzusehen, wenn Dionysios (III, 32) die Entfernung nur auf 107 Stadien angibt. (*L. Zander.*)

EREUNETES. Jüliger hat unter diesem griechischen Namen (ἐρευνήτης, Forscher — an Strepsitas interpres erinnernd) in seinem Prodromus systematis Mammalium et Avium eine zu den Sumpfvögeln gehörige Gattung aufgestellt, von der er folgende Charaktere angibt: Schnabel mäßig groß, dünn, weich, schmal, mit geraden, gleich großen, am Ende etwas löffelförmig endenden, rauh anzufühlenden Kiefern und kleinen, in einer Rinne an der Wurzel des Oberkiefers befindlichen Nasenlöchern; das Gesicht befiedert; schwache, lange Stelzfüße mit drei an der Wurzel durch eine Haut verbundenen Vorderzehen und einer sehr kurzen, aber auf der Erde ruhenden Hinterzehe; der Lauf ist etwas länger als die Mittelzehe; die Verbindungshaut zwischen der innern und mittleren Zehe kürzer als zwischen diesen und der Außenzehe; die obere Fußbedeckung genegt; die Krallen zusammengedrückt. Als Typus dieser Gattung betrachtete Jüliger einen Sumpfvogel, den er aus Bahia erhalten hatte, und welcher kleiner als Tringa hypoleucos *Lin.* war. Nach der Ansicht desselben Zoologen wären auch mehre, von ihm nicht namentlich aufgeführte, europäische Sumpfvögel in diese Gattung zu bringen, welche jedoch nicht beibehalten worden ist. (*Streubel.*)

EREUTHALION, Ἐρευθαλίων, ein Arkadier, Sohn des Hippomedon oder Aphidas (*Didym.* ad *Hom.* Iliad. IV, 319), Waffenträger des Arkadiers Lykurgos, der ihm später seine Waffen schenkte. Er machte sich damit bald furchtbar und selbst die tapfersten Feinde wurden von ihm herausgefodert. Nestor erlegte ihn als Jüngling in einem Kriege der Pylier mit den Arkadiern im Zweikampfe, nicht weit von der Stadt Phea (*Hom.* Iliad. VII 136). Bei Pherecydes (Fragm. p. 173. ed. *Sturz*) wird ein Ereuthalion als Sohn des Kriasos genannt. (*Richter.*)

EREZ HATTACHTONA, nach den Talmudisten die unterste der sieben Welten oder Erden, von denen immer eine über der andern ist. Hier herrscht ewige Finsternis, und Adam ward nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese auf dieselbe verstoßen, ward aber bald wieder auf die zweite Erde von Unten, Adamah, versetzt, um sie zu bebauen. Diese war von einem Lichte ihres Firmaments erleuchtet, und Adam lebte hier 130 Jahre und zeugte mit Lilith riesenhafte böse Dämonen. (*Richter.*)

ERFAHRUNG (Empirie u. s. w.). — I. Erfahrung überhaupt. Für die genauere Bestimmung dieses sowol theoretisch als praktisch so höchst wichtigen, aber nur zu oft mißverstandenen und im Leben wie in der Wissenschaft gemißbrauchten Begriffs, sowie für die deutlichere

Digitized by Google

Einsicht in das Wesen der durch denselben bezeichneten einen Hauptart und einer Hauptquelle der menschlichen Erkenntniß, ist es unerläßlich, zunächst sprachliche und psychologische Erörterungen vorauszuschicken, um einen festen Boden für die weitere Entwickelung zu gewinnen. Wir beginnen mit der Bedeutung des Worts „Erfahrung" nach dem gemeinen Sprachgebrauche, theils weil derselbe auch für das Verständniß eigentlich philosophischer Grundbegriffe als die sicherste und ergiebigste Quelle anzusehen ist (was die besonnensten Philosophen alter und neuer Zeit anerkannt haben, z. B. Seneca, Baco, Spinoza u. A.) [1]; theils um die Erfahrung auf ihrem eigenen Gebiete kennen zu lernen. Diesem gemeinen Sprachgebrauch nach (der jedoch allerdings noch genauerer wissenschaftlicher Determination bedarf) heißt Erfahren in seiner gewöhnlichen Bedeutung soviel, als etwas durch die Sinne erkennen, eine Sache wahrnehmen, sie mit Bewußtsein empfinden, und Erfahrung bezeichnet demgemäß theils den Zustand eines solchen Erkennens (z. B. in den Ausdrücken: ich habe es aus eigener Erfahrung; durch die Erfahrung gelangt man zu vieler Erkenntniß u. dergl. m.), theils die durch sinnliche Wahrnehmung erlangte Erkenntniß selbst (z. B. viele Erfahrungen sammeln; aus Anderer Erfahrung klug werden ꝛc.). Erfahren heißt ferner auch schlechthin eine Sache inne werden, Nachricht davon einziehen, sie ausspähen, erforschen, vernehmen ꝛc. In diesem Verstande gebraucht man das Wort, wenn man sagt: das will ich bald erfahren; man kann nichts davon erfahren; man erfährt es bald [2]). Übrigens hat das Wort „erfahren" noch verschiedene andere, locale oder veraltete, Bedeutungen im gemeinen Leben [3]), die wir hier nicht weiter berücksichtigen können, da sie nichts wesentliches zur genaueren Begriffsbestimmung beitragen, welche hier um so nöthiger erscheint, je unklarer in der Regel der Begriff der Erfahrung eben seines großen, unendlichen Umfangs wegen aufgefaßt zu werden pflegt. — Die Etymologie des Wortes „Erfahrung" ist streitig. Nach Adelung (s. dessen gr. krit. Wörterb. unt. fahren) soll das Stammwort das jetzt veraltete Zeitwort fahren sein, welches sonst für wahrnehmen üblich war (Adelung führt den Pictorius an, welcher sagt: der Zeit fahren und wahrnehmen; sowie: seiner Ehre fahren, sie wahrnehmen oder zu bewahren suchen). Maaß bemerkt (in seinem und Eberhard's Versuch einer allg. teutschen Synonymik, dritte Ausg., fortgesetzt von Gruber 1826. 1. Bd. S. 448), daß erfahren sowol dem Klange, als der Bedeutung nach von dem Wahren, von welchem wir gewahren sagen, abgeleitet werden könnte und dann 'wegen seines Er') eigentlich bedeuten würde, durch Wahren (wahrnehmen), erreichen, völlig und in der Nähe kennen lernen. Inzwischen setzt Maaß selbst hinzu, es lasse sich nicht-zweifeln, daß erfahren von fahren, in dessen ursprünglichem oder eigentlichstem Sinne: sich bewegen, vorwärtskommen [4]), hergenommen ist. Denn es ist anfänglich in der Bedeutung: durch Fahren erreichen, gebraucht; und z. B. anstatt: durch Reisen erreichen, gesagt werden. „Der diu Werlt in iarin zvelevin ie̊fur uns an did einti, der die Wel: in zwölf Jahren durchreiste bis ans Ende" heißt es in dem alten Gedichte auf den h. Anno, V. 328 (Adelung). Daraus entstand zunächst die Bedeutung: Dinge durch Reisen — durch Hinfahren zu denselben — kennen lernen, und daraus der erweiterte Begriff: Dinge durch eigene Wahrnehmung, in der Nähe, also genau und bestimmt kennen lernen. Von dieser Entstehungsart des Ausdrucks erfahren zeigt sich noch eine deutliche Spur in dem, auch als Beiwort gebräuchlichen Mittelworte erfahren. Denn man gebraucht dasselbe auch für bewandert (z. B. Er weiß den Kranken guten Rath zu geben; denn ob er gleich eigentlich kein Arzt ist, so ist er doch sehr erfahren, sehr bewandert in der Heilkunde). — Mit dem lateinischen experiri, erfahren, hat es die nämliche Bewandtniß. Denn dieses Ausdrucks, der früher experire gelautet hat, liegt ire, gehen, zum Grunde. — Konrad Schwenk dagegen gibt in seinem Wörterbuche der teutschen Sprache (Frankf. 1834. S. 180) s. v. fahren Folgendes an: „Fahr, soviel als Gefahr; angels. faeran, a-faeran, erschrecken; schwed. fara, fürchten und erfahren, fara als Hauptwort: Furcht, faera, erschrecken; angelf. ferht, Furcht; ferlic, schrecklich; engl. fear, fürchten. Außer dem Begriffe der Furcht findet sich bei diesem Wortstamme der Begriff der List, schwed. fara, List, Nachstellung; goth. ferja, der Nachsteller; altbd. vara, Nachstellung, varari, der Nachsteller; altnord. far, Gefahr, fara, nachstellen. Vergleichen wir diese Wörter mit dem lat. periculum, Gefahr, in welchem Worte culum der Wortbildung angehört und per Wurzel ist, so drängt sich die Annahme einer Wurzelverwandtschaft auf, und da periculum auf perior, perere, durchdringen, experiri, erfahren, führt, und auch Versuch, Probe heißt, so können wir Fahr, Gefahr, mit fahren zusammenstellen

1) *Seneca*, Epist. 81. *Baco*, De augm. scient. V. 4. *Spinoza*, Cogit. metaphys. c. 6. (T. I. p. 105. ed. *Paul.*) Vgl. Herder, W. z. d. u. Kunst I, 197. II, 209. Fries, Logik. S. 579. (2. Ausg.) Bachmann, Logik. S. 590. Benecke, Psikol. im Berhältn. z. Erfahr. S. 81. 2) Danert, Neues Organon. 1. Bd. S. 349. 3) Im Oberteutschen z. B. bedeutet erfahren noch jetzt manchmal soviel wie zu Tode fahren. In Luther's Übersetzung der Bibel kommt es in der Bedeutung vor: untersuchen, prüfen (z. B. Ich habe dich zum Schmelzer gesetzet unter mein Volk, daß du ihr Wesen erfahren und prüfen sollst. Jerm. 6, 27. Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz. Ps. 139, 23). bei Notker bedeutet irvvaren werden soviel wie eingeholt, ertappt, erhascht werden. Von einem Fuhrmann sagt man im gemeinen Leben, er habe sich ein hübsches Geld erfahren, d. h. durch Fahren erworben u. dergl. m. Vgl. Adelung, Gramm. krit. Wört. s. h. v.

4) Diese Silbe Er hat nämlich in vielen Zeitwörtern die Bedeutung einer Annäherung, Bemächtigung, Erreichung, z. B. in Erlangen, Ergreifen, Erdiften, Erkennen u. dergl. m. Vergl. Eberhard-Maaß-Gruber's Synon. u. d. Wt. Erkennen (II. 271). 5) Fahren (früher auch Varan geschrieben) drückt ursprünglich sich vorwärts bewegen aus, und kommt von einem Stamme her, der in unserm Wor (sonst auch For, Fora) noch übrig ist. Vergl. die citirte Synon. unter Gehen (III, 86) und unter Erkennen (II, 270), wo nachgewiesen ist, daß Kennen und Können (kan) ursprünglich mit Gehen (gan), d. i. vorwärts kommen, einerlei ist.

Digitized by Google

und auch das griechische πειρᾶν, versuchen, in Versuchung bringen, damit vergleichen, welches ebenfalls zuerst durchdringen heißt. Das Durchdringen ist ein Versuchen, Probiren, der Versuch aber eine Gefahr."

Um hier gleich noch der aus der griechischen Sprache entlehnten Wörter Empirie, Empirik und Empirismus zu gedenken, die meist gleichbedeutend gebraucht werden, so scheint es passend, von der Empirie als Erfahrung überhaupt die Empirik als Erfahrungskunst zu unterscheiden (sowie man ja auch Ökonomie und Ökonomik, Diplomatie und Diplomatik, Pädagogie und Pädagogik in ähnlichem Sinne unterscheidet) und den Ausdruck Empirismus blos auf das philosophische System zu beziehen, nach welchem nur die Erfahrung die Quelle der philosophischen Erkenntniß sein soll (sowie man ja auch die Wörter Dogmatismus, Skepticismus, Kriticismus blos auf das Gebiet der Philosophie zu beschränken pflegt).

Um zugleich die genetische Entwickelung des Begriffs Erfahrung mit der genauern logischen Determination desselben zu verbinden, ist es erforderlich, zunächst die Unterschiede der sinnverwandten Wörter: Anschauung, Empfindung, Wahrnehmung, Bemerkung, Beobachtung und Erfahrung kennen zu lernen, da in diesen sich zugleich in psychologischer Hinsicht die Stufenfolge der menschlichen Erkenntniß ausspricht. Die der Zeit nach erste Art und Weise, wie das menschliche Erkenntnißvermögen (d. h. das Vermögen unseres Geistes, das Sein der Dinge im Bewußtsein aufzufassen) zur Lebensäußerung gelangt, ist ohne Zweifel das blos passive, durch irgend welche Einwirkung der Außenwelt auf das menschliche Nervensystem mittels Affection der Sinne hervorgerufene Anschauen, d. h. das unmittelbare Auffassen eines gegenwärtigen Gegenstandes durch die Sinne, und zwar heißt dieses Anschauen, wenn dabei das Subjective (oder die Affection unseres Geistes) überwiegt, vorzugsweise Empfindung (was auch die Etymologie dieses Wortes andeutet[6]), wenn dagegen das Objective überwiegt, wird es Anschauung im engern Sinne genannt (z. B. der Ofen wird angeschaut, die Wärme empfunden), von Einigen auch Vernehmung, jedoch nicht passend, da in letzterm schon eine Art von Denkthätigkeit liegt[7]). Diese wo nicht ausschließlich, doch überwiegend passive Aufnahme sinnlicher Eindrücke im Anschauen oder Empfinden beginnt in der That mit dem Eintritt in die Welt bei der Geburt[8]), wobei indessen zu bemerken, daß Anfangs blos durch das sogenannte Gemeingefühl die Sinneseindrücke aufgefaßt werden, da die besondern Organsinne (oder die sogenannten fünf Sinne) noch schlafen und erst allmälig sich entwickeln[9]). Überhaupt herrscht in der ersten Zeit das vegetative Leben vor, da die Centralorgane des animalen Lebens (das Gehirn, Nerven- und Muskelsystem) noch nicht ihre nöthige Ausbildung erhalten haben. Haben sich dann die eigentlichen Sinnesorgane allmälig entwickelt[10]), so entsteht das Gewahrwerden oder Wahrnehmen, in welchem sich schon ein bestimmter Grad der Selbstthätigkeit (Spontaneität) im Gegensatz gegen die bloße Empfänglichkeit (Receptivität) zu erkennen gibt. Auch liegt in diesem Wahrnehmen oder Gewahren das wichtige Merkmal der ersten bestimmten Scheidung des eigenen Daseins von dem fremden durch das Innewerden eines objectiven Daseins überhaupt[11]). Offenbar deutet das Wort Wahrnehmen in seiner Zusammensetzung darauf hin, daß ein den Sinnen sich darbietender Gegenstand von dem Geiste als solchem aufgenommen, in seiner Wahrheit oder Wesenheit erkannt, hierbei also das Wahre von dem blos Scheinbaren unterschieden wird; weshalb auch dasjenige, was die Sinne nur obenhin auffassen und der Geist nur leichtfertig beachtet, nicht Wahrnehmung genannt zu werden verdient[12]).

Als eine besondere Modification des Wahrnehmens ist das Bemerken anzusehen, bei welchem die Selbstthätigkeit noch mehr hervortritt, und durch welches die bestimmten einzelnen Merkmale, wodurch sich Gegenstände unterscheiden, aufgefaßt und hervorgehoben werden, und welches, indem es als ein höherer Grad des Achtens oder Achthabens, oder als eine Association unserer Willensbestimmung mit dem Vorstellungsvermögen erscheint, die Grundlage des abstracten Erkennens oder des Denkens, des vom Willen geleiteten Erkennens durch allgemeine, abstracte Vorstellungen (Merkmale) bildet; worauf auch die Etymologie und andere abgeleitete Bedeutungen des Wortes „merken"[13]) hinweisen. Eine noch höhere Stufe, als das zunächst nur zufällige, unwillkürliche Wahrnehmen und als das nur auf Einzelnes sich beziehende Bemerken oder Aufmerken ist das Beobachten; dieses ist nicht bloßes Achten, son-

6) Vergl. Gruber's Zusatz zu Eberhard-Maaß' Synon. u. d. W. Empfinden (I, S. 204). 7) Herder, Metakritik II. S. 6. Vergl. die angez. Synonym. u. d. W. Verstand (VI, 114 fg.). 8) Burdach, Physiologie. 3. Bd. S. 173. Dessen Bau des Gehirns III, 130. 212. Heusinger, Anthropol. S. 140. 9) Carus, Vorles. über Psychol. S. 111. Gruber, Best. des Menschen I, 190. Treviranus, Biol. VI, 174.

10) F. A. Carus, Psychol. II, 46. Burdach, Physiol. III, 182. Scheidler, Psychol. S. 394. 11) „Wenn die Seele gleichsam zu sich selbst innerlich sagt, und wo dieser Actus lebhaft wird, ihn wirklich so ausdrückt: Siehe! wenn sie nämlich einen Gegenstand nur als einen besondern Gegenstand fasset, ihn auseinnet unter andern, ihn unterscheidet, dann ist dasjenige vorhanden, was ein Gewahrwerden oder Gewahrnehmen, oder die Apperception genannt wird." Tetens Philos. Versuche. I, 262. 12) Carus, Psychol. I. S. 46: „Wahrnehmung ist Anerkennung eines Objects als eines Vorhandenen, und daher auch des eigenen Subjects als eines Objects. Hier beginnt schon wahre, obgleich noch nicht höhere Thätigkeit; das Male (Wahre) wird von dem Scheinbaren geschieden." Vergl. Körte in einem Aufsatze über Wahrnehmung, Beobachtung und Erfahrung in landwirthschaftlichen Dingen, in Thär's Möglinschen Annalen. 15. Bd. S. 426. 13) „Merken deutet auf das Bestreben, sich eine Sache nicht blos klar, sondern auch deutlich zu machen, indem man einzelne Kennzeichen (Merkmale) an der Sache hervorzuheben und aufzufassen sucht. Das Wort kommt her von Mark, ursprünglich Grenze (und offenbar mit dem lat. margoterant einerlei), und dann Zeichen oder Kennzeichen überhaupt (im Franz. marque), weil man die Grenzen der Äcker, z. B. durch aufgerichtete Steine und dergl. Zeichen, kenntlich zu machen suchte. Sodann hat Merken noch die Bedeutung: etwas aus gewissen Zeichen schließen; an an den Früchten merkt man, wie des Baums gewartet ist." Sir. 27, 7. Vergl. die angeführte Synonymik u. d. W. Acht haben (I, 75). Schwenck, Wörterb. S. 405.

Digitized by Google

dern die mit besonderer Aufmerksamkeit und absichtsvoll eine geraume Zeit hindurch fortgesetzte Richtung der Seele auf die Wahrnehmung eines gewissen Objectes; und zwar liegt in dem Begriffe der Beobachtung schon das Merkmal einer gesteigerten, methodischen Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, oder das einer absichtsvoll nach dem Zweck der Erkenntniß eingeleiteten und fortgesetzten Wahrnehmung [14]), welches ebenfalls eine Mitwirkung des Verstandes oder der Denkkraft voraussetzt [15]).

In der Erfahrung endlich finden sich alle diese einzelnen Merkmale und Functionen des Erkennens im Anschauen, Wahrnehmen, Bemerken und Beobachten, vereinigt, indem sie als ein Product derselben und zugleich des eigentlichen Denkvermögens angesehen werden muß, wofern man sie in ihrem wahren Sinne auffassen will. Wir müssen nämlich in dem Begriff Erfahrung drei Hauptmerkmale unterscheiden: 1) Die Sinnlichkeit der Erkenntniß, d. h. alles, was erfahren werden soll, muß sich durch sinnliche Eindrücke auf unser Gemüth offenbaren, seien diese nun äußere oder innere, je nachdem sie entweder durch den äußern Sinn, dessen Organe die sogenannten fünf Sinne sind und der uns von der Außenwelt Kunde verschafft, oder durch den innern Sinn entsteht, der uns über das, was im Augenblick der Gegenwart in unserem Geiste oder der Innenwelt vorkommt, nämlich über die grade vorherrschenden Vorstellungen, Gefühle oder Begehrungen belehrt. In Hinsicht dieses ersten Hauptmerkmales ist der Unterschied von wirklichen Wahrnehmungen durch die Sinne, und bloßen Einbildungen wichtig; indem z. B. Mystiker die sogenannten Inspirationen erhalten zu haben sich rühmen, die Visionen ihrer Phantasie mit eigentlichen innern Sinnesanschauungen verwechseln (Fries, Logik S. 562). 2) Eine öftere Wiederholung einer solchen innern oder äußeren Wahrnehmung, welche der Natur der Sache nach eine Mitwirkung des Gedächtnisses oder der Erinnerungskraft voraussetzt, daher auch schon Aristoteles sagt: eine Erfahrung sei nichts Anderes, als viele Erinnerungen (αἱ γὰρ πολλαὶ μνῆμαι τῷ ἀριθμῷ ἐμπειρία μία ἐστί). 3) Die Mitwirkung des Verstandes oder der Denkkraft, welche den von den Sinnen gelieferten und im Gedächtniß aufbehaltenen Stoff verändert, und zwar besteht diese Mitwirkung theils in der Verknüpfung des Mannichfaltigen der Sinneswahrnehmungen durch den Verstandesbegriff zur Einheit des Objectes (d. h. in dem Bilden eines Begriffs vom Gegenstande), wodurch Bestimmtheit in die Erkenntniß kommt, theils und vornehmlich in der Bemerkung des Causalzusammenhanges oder des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, wodurch die innere Verknüpfung im Sein der Dinge aufgefaßt wird. Dieser höhere Begriff der Erfahrung ist auch jetzt ziemlich allgemein anerkannt. So sagt z. B. Fries in seiner Logik [16]) bei Erörterung des Unterschiedes zwischen Wahrnehmung und Erfahrung: „Wahrnehmungen nennen wir die einzelnen empirischen oder historischen Erkenntnisse, sowie wir uns ihrer in der isolirten Sinnesanschauung bewußt werden; Erfahrung hingegen heißt dieselbe Erkenntniß, wiefern wir uns auch ihres nothwendigen Zusammenhangs mit andern durch ihre Unterordnung unter die apodiktischen oder allgemeinen und nothwendigen Gesetze der äußern oder innern Einheit bewußt werden, unter denen das Mannichfaltige der Erscheinung steht. Es ist z. B. für den einzelnen Menschen etwas Zufälliges, ob er diesen einzelnen Gegenstand kennen lernt, oder nicht; es ist für mich etwas Zufälliges, von einer Berührung des Sinnes Abhängendes, „daß ich grade diesen Baum hier sehe." Dieses erste Anschauen nennen wir Wahrnehmung. Wenn ich aber den Baum einmal wahrgenommen habe, so setzt mir ihn die Anschauung zu dieser bestimmten Zeit an diesen bestimmten Ort, damit ordnet sich die Wahrnehmung gleich nothwendigen mathematischen Gesetzen unter, meine Erkenntniß stehet dieses Baumes verbindet sich drei die Stelle desselben in Raum und Zeit mit allem Andern, was ich in Raum und Zeit erkenne nach nothwendigen Gesetzen zu einem Ganzen; die Wahrnehmung tritt also als Theil in das Erfahrungsganze aller meiner Erkenntniß ein." Ebenso erklärt Carus die Erfahrung als die Wahrnehmung von Thatsachen, verbunden mit der Erkenntniß der Verknüpfung einer Reihe von Begebenheiten und der Gesetze dieser Verknüpfung; wobei also immer ein Causalverhältniß vorausgesetzt wird, in welches jedoch die Erfahrung selbst nicht tiefer einbringen kann [17]). In ebendiesem Sinne definirt Trevisanus in seiner Biologie [18]): die Erfahrung als „das anerkannte Verhältniß von Ursache und Wirkung zweier Erscheinungen gegen einander."

Hieraus ergibt sich schon zur Genüge, wie irrig der gemeine Begriff von der Erfahrung ist, welcher darunter die bloße Sinneserkenntniß versteht, ohne zu bedenken, daß diese nur den rohen Stoff liefert, aus welchem erst die Mitwirkung der übrigen Erkenntnißkräfte, namentlich des Verstandes, eine Erfahrung im eigentlichen wahren Sinne machen kann. Mit Recht hat einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller über diesen Gegenstand, Zimmermann, bemerkt, daß jener gemeine Begriff nur auf die falsche Erfahrung paßt [19]), und auch in andern Gebie-

14) „Beobachten bezeichnet ein besonders genaues und sorgfältiges Aufmerken auf eine Sache. Der Sternkundige beobachtet die Himmelserscheinungen, der Feldherr die Bewegungen des Feindes. Denn der Letztere richtet auf diese Bewegung, der Erstere auf jene Erscheinungen die genaueste und sorgfältigste Aufmerksamkeit. Diesen Nachdruck hat Beobachten durch Ueberfüllung (Pleonasmus) erhalten. Denn sein Be bezeichnet die Anwendung des Achtens auf einen Gegenstand (s. Befolgen), und sein Ob, welches hier soviel als Auf ist, ebenfalls. Davon ist Beobachten gleichsam ein verdoppeltes Achten auf eine Sache." Bergl. die cit. Synonymik von Eberhard und Gruber I, 75. 15) Bergl. Carus a. a. O. S. 27.

16) S. 542. 2. Ausg. 17) Carus, Psychol. I. S. 47. 18) 1. Bd. S. 125. 19) Zimmermann, Von der Erfahrung in der Arzneikunst. 1. Bd. S. 6: „Man hält insgemein die Erfahrung für die Kenntniß einer Sache, die uns dem öftern Anschauen derselben entsteht. Ein Mensch, der viel gereist ist, hat nach diesen Grundsätzen die größte Erfahrung von der Welt, ein alter Officier hat die größte Erfahrung in dem Kriegswesen, eine alte Krankenwärterin in der Arzneikunst. Nichts scheint voll-

Digitized by Google

ten der Wissenschaft und des Lebens erkennt man die Unzulänglichkeit dieses gemeinen Begriffes an, der viel richtiger durch den Ausdruck Schlendrian bezeichnet werden sollte [20]).

Noch eines andern, nicht minder einseitigen Begriffs der Erfahrung müssen wir hier gedenken, wonach man denselben auf die Wahrnehmungen eines Individuums beschränkt, und wobei man vergißt, daß eigentliche Erfahrungen und namentlich ein Ganzes der Erfahrungserkenntniß nur durch das vereinte Wirken Vieler oder Aller zu Stande zu bringen. Aus der Verkennung dieser letztern Wahrheit entsteht jene selbstgenugsame Beschränkung auf die eigenen, subjectiven Wahrnehmungen, die alle als Erfahrungen gelten sollen, und jene Verachtung der Gelehrsamkeit oder des historischen Wissens, die sich so oft bei den gemeinen Praktikern oder Routiniers findet. Auch hierüber hat ebensalls Zimmermann schon das Treffendste gesagt, zwar zunächst nur in Beziehung auf seinen Hauptgegenstand, die Arzneikunst, doch läßt sich dasselbe auch auf alle andere praktische Disciplinen anwenden [21]). Die Nothwendigkeit der Gelehrsamkeit für die Erfahrung ergibt sich übrigens auch unmittelbar schon daraus, daß die eine, und zwar bedeutendere, Hauptclasse der Erfahrungen eben sogenannte gelehrte Erfahrungen im Gegensatze zu den sogenannten gemeinen Erfahrungen sind; ein Unterschied, den schon die Logik anerkennt, und auf dessen Erörterung wir später zurückkommen.

II. Erfahrungskunst (Empirik). Schon aus dem aufgestellten Begriff der Erfahrung in ihrem wahren Sinne ergibt sich, daß dieselbe sich keineswegs gleichsam von selbst macht, daß es dabei nicht mit bloßer sinnlicher Auffassung oder Wahrnehmung gethan ist. Vielmehr muß das zunächst von den Sinnen angebotene oder gelieferte rohe Material der Erfahrung seiner unendlichen Mannichfaltigkeit wegen (selbst schon zum praktischen Gebrauch für die bloße Kunst), ohne noch auf das unmittelbare Interesse der Vernunft an wissenschaftlicher Erkenntniß Rücksicht zu nehmen, durch die höhern Geisteskräfte in Ordnung gebracht und verarbeitet werden. Es gehört Witz und reflectirende Urtheilskraft dazu, um Gleiches zu Gleichem zu stellen, um Analogien zu finden; Scharfsinn oder feinere Unterscheidungsgabe, um die genaueren Bestimmungen und Verschiedenheiten des Ähnlichen zu finden; Verstand, um Alles auf feste Regeln und allgemeine, bei Ausübung jeder Kunst sicher leitende Begriffe zurückzuführen; Vernunft, um das Mancherlei dieser Regeln zum Behufe der leichtern Übersicht und der schnellen Auffindung und Anwendung an Ort und Stelle systematisch zu ordnen, und unter vielumfassende Gesichtspunkte zu bringen; glücklicher und geübter Beobachtungsgeist, um den gegebenen Fall selbst schnell, richtig und vollständig auszufassen; ein treues Gedächtniß und eine bereitwillige Phantasie, der alle erworbene Kenntnisse zu Gebote stehen, und selbst eine gewisse

kommener, als ein Arzt, der eine Menge Kranker gesehen hat; nichts ist bei dem Pöbel ehrwürdiger. Ohne nach den Merkmalen einer wahren Erfahrung sich zu erkundigen, gibt man dem alten Weibe und dem alten Arzte den Preis, den man einer alten Erfahrung geben sollte. Man fragt nicht, sind sie geübt, sind sie scharfsichtig, haben sie Genie; man fragt: sind sie grau?" — S. 47: „Die Gelegenheit, Vieles zu sehen, macht noch keine Erfahrung, weil das dumme Anschauen einer Sache nichts lehrt, und weil auch die geschickte Beobachtung derselben noch nicht Alles ist, was man durch Erfahrung erlernt. Wer nicht weiß, was auf er sehen soll, wer der Kunst zu sehen und über das Gesehene zu denken nicht mächtig ist, kann alle Länder der Erde durchreist haben und kein einziges kennen; er kann eine noch weit beträchtlichere Reise, die Reise durch das menschliche Leben, gemacht haben, und nichts in den Herzen der Menschen sehen; er kann 20 Jahre in Kanzleien schmachten, 20 Schlachten mitmachen, 10,000 Kranke besuchen, und immer in der Staatskunst, in der Kriegskunst und in der Arzneikunst unerfahren sein. Die wahre Erfahrung hängt hauptsächlich von dem Kopfe des Menschen ab, der erfahren will."

20) So sagt es z. B. Körte in dem schon erwähnten Aufsatze über Wahrnehmung und Erfahrung im Gebiete der Landwirthschaft, daß besonders in der landwirthschaftlichen Welt ein arger Mißbrauch mit jenem edeln Worte (der Erfahrung) getrieben wird. „Man rühmt häufig einen praktischen Landwirth, obgleich man ihm unbedenklich, und ohne Widerspruch zu finden, fast alle sonstige landwirthschaftliche Ausbildung absprechen muß, als einen erfahrenen Mann, oder als einen Mann von großer Erfahrung; als wenn ohne tüchtige Ausbildung und gründliche Einsicht wahre Erfahrung möglich wäre! und als ob das Stehenbleiben bei der Gewohnheit und dem Hergebrachten, oder der sogenannte Schlendrian nicht das gerade Gegentheil von der Erfahrung wäre, die als solche nur in einem beständigen Fortschreiten begriffen gedacht werden kann." — „Grade in diesem Gebiete ist der so höchst bedeutungsreiche Begriff der Erfahrung seines Adels beraubt und in eine dauerische Niedrigkeit herabgezogen worden. Der gedankenlose Knechte, keiner Einsicht des Bessern fähig, gibt sein altes Gewohntsein, und wäre es nur auf eingebildeten, sinnlosen Aberglauben begründet, für Erfahrung aus, mit tyrannischer Zunftmäßigkeit dadurch beherrschend. Sein oft nur wenige Bildungsstufen höher stehender Herr hält sich, nicht viel weniger gedankenlos, ebenfalls an das Hergebrachte, und nennt seine längst verknorpelte Praxis Erfahrung, während er jede neue Erfahrung, und wäre sie noch so unwidersprechlich auf Wahrnehmung und Beobachtung gegründet, als Schwindelei der Gelehrten höhnisch von sich weist. Selbst gebildetere Landwirthe schenen sich nicht, ein ihnen etliche Mal aufstoßendes Begebnis alsbald und nicht ohne Anmaßung gegen Zweifelnde für Erfahrung auszugeben, während man sie vergeblich nach der Thatsache ihrer Wahrnehmung und nach der Erkenntniß ihrer Beobachtung fragt."

21) 1. Th. S. 101 fg.: „Ein Arzt, der durch seine Erfahrung lernen wollte, was man durch die Gelehrsamkeit in wenigen Jahren lernt, müßte zu dieser Erfahrung vermittels einer ebenso mühsamen Arbeit gelangen, als alle Erfinder in allen Jahrhunderten angewendet haben; er müßte zudem ein Geist von der ersten Größe sein und wenigstens einige tausend Jahre leben und morden. — Ein Practicus kann nicht einmal in seinem ganzen Leben so viele Beobachtungen machen, als Hippokrates und Boerhaave bei einer Regel von zwei Sprüchen zum Grunde setzen. Hinggen lernen wir durch das Lesen in wenig Jahren, was unsere Vorväter seit dem Anfange der Dinge gewußt haben. In einem Tage begreifen wir Entdeckungen, worüber die ersten Erfinder Jahre lang gearbeitet haben. — Rhazes sagt, tausend Ärzte haben vielleicht seit tausend Jahren an der Ausbesserung der Arzneikunst gearbeitet; wer also ihre Schriften mit Fleiß und Nachdenken liest, entdeckt in einem kurzen Leben mehr, als wenn er wirklich tausend Jahre zu Kranken liefe. — Sydenham hat zwar die Zeit, die Andere mit Lesen zubringen, allein auf die Beobachtung verwandt; aber er sah sich auch oft gezwungen, Kranke sterben zu lassen, bis ihm die Natur ihrer Krankheit bekannt war, weil er nicht las; und wie weit ist der Practicus unter einem Sydenham!"

Digitized by Google

Festigkeit des Willens oder Charakterbildung, woraus allein die nöthige Ruhe und Besonnenheit hervorgehen kann, um den eintretenden Fall unter die passende Regel zu subsumiren [21]).

Hieraus folgt zur Genüge, daß es gar nicht so leicht ist, echte Erfahrungen zu machen, daher denn auch in den empirischen Disciplinen oder Erfahrungswissenschaften, sowie im gemeinen Leben überhaupt so viele Scheinfacta und Irrthümer für wirkliche Thatsachen ausgegeben werden. Am häufigsten ist der sogenannte Erschleichungsfehler (vitium subreptionis), wobei man in einer Erfahrung angetroffen zu haben glaubt, was man doch erst zu ihr hinzugedacht oder hinzuphantasirt hat; ein Fehler, der seine psychologische Erklärung in dem großen Einflusse des willkürlichen Reflectirens oder auch der dichtenden Einbildungskraft auf das Erkennen findet [22]), übrigens in allen Naturwissenschaften überaus häufig vorkommt [23]). Am meisten ist dies ohne Zweifel in der Medicin, der praktisch wichtigsten aller Naturwissenschaften, der Fall. Wie häufig sind nicht selbst von den berühmtesten Aerzten ihre (wahren oder falschen) Theorien von Lebenskraft, Erregbarkeit, von Kochung, Krise und Metastase des Krankheitsstoffes, von specifischen Exaltationen oder Specificationen irgend einer thierischen Feuchtigkeit, Fermentationen, Despumationen ꝛc. für reine Erfahrungen ausgegeben worden! Wie oft erzählen selbst geschickte Praktiker nicht das, was sie am Krankenbette wirklich wahrnehmen, sondern was mit ihrer Theorie oder Hypothese übereinstimmt, z. B. der Humoralpatholog sieht überall verdorbene Säfte, die dem Brownianer unbekannt bleiben, und wer dem Blutlassen hold ist, fühlt da einen vollen und harten Puls, wo der Freund von reizenden Mitteln Schwäche und Weichheit im Schlage der Arterien findet. Wollte doch selbst ein Reil ein epidemisches Blutharnen selbst beobachtet haben, das im Organismus so isolirt gewesen sein soll, daß auch übrigens ganz gesunde Menschen blutigen Harn ausonderten [24]). Jean Paul sagt einmal: „Jeder Arzt muß sich eine Universalkrankheit auslesen, wofür er alle andern ansieht, die er con amore behandelt, und in der er, wie der Theolog in Adam's Sünde, oder der Philosoph in seinem Princip den ganzen Rest ertappt" [25]); und dies Scherzwort wird nur zu häufig im „ernsten" Leben befolgt!

Gleichergestalt haben öfters selbst berühmte Philosophen sich des gedachten Fehlers schuldig gemacht. Dahin gehört z. B. die Behauptung des Descartes, es sei Thatsache der Erfahrung oder des Bewußtseins, daß unsere Erkenntnisse überhaupt (also auch die Wahrnehmungen oder Anschauungen) blos aus Vorstellungen bestünden; ein Scheinfactum, welches, für eine wirkliche Thatsache des Bewußtseins gehalten, fast alle Philosophen bis auf die neuesten Zeiten irre leitete und die Systeme des Idealismus hervorrief, in denen unbewußt oft Solche befangen sind, die am meisten Realisten zu sein glauben [26]). Wir erinnern ferner an die Behauptung des als Philosophen so trefflichen E. Platner, zu Folge welcher der sogenannte „Nervengeist" als ein Gegenstand der Wahrnehmung [27]) und die Annahme eines zweifachen Seelenorgans (eines geistigen und thierischen) „nicht für eine Hypothese, sondern für eine ebenso erweisliche als begreifliche Wahrheit" ausgegeben wird. In dieselbe Kategorie gehören die meisten angeblichen Thatsachen des sogenannten thierischen Magnetismus und seiner Wunder, ferner viele der Erzählungen von der wunderbaren Macht der Einbildungskraft, z. B. im Traume oder bei Schwangern. So erzählt selbst ein Trevíranus es dem Mesener als eine jene Macht beglaubigende Thatsache nach, daß eine Kranke am Morgen die deutlichsten Strimemen auf dem Rücken und den Armen gehabt, nachdem ihr Nachts geträumt hatte, sie sei heftig geschlagen

---

22) Vergl. E. Schmid, Physiologie 1, 239. Fries, Logik. S. 483. 23) Fries, Logik. S. 479 fg. 24) Gruithuisen, über Naturforschung. S. 22 fg. 25) Vergl. die Rec. des Prof. Sachs in Königsberg) von Hartmann's Parhel. in der Hall. A. L.-Z. December 1828. Schon Zimmermann in seinem angeführten Hauptwerke: Von der Erfahrung in der Arzneikunst. 1. Bd. S. 185 sagt in dieser Beziehung sehr richtig: „Alle Arten von Vorurtheilen werden durch die Liebe zu Hypothesen begünstigt, alle Gewißheit wird verbannt, alle Erscheinungen werden nach Wohlgefallen gebogen, man nimmt der Erfahrung ihre Rechte, man hört nicht mehr ihre Stimme, man verkehrt ihre Ausdrücke, man verschweigt ihre Siege, man sieht nicht mehr, als man zu sehen verlangt; anstatt der Natur seine Hypothesen aufzuopfern, opfert man seinen Hypothesen die Natur auf. Die Einen machen ihre Beobachtungen bei dem Pulte und dichten der Natur ihre Urtheile an. Andere sind von den Gestirn, nach welchen sie ihre eigene Gesundheit erhalten und ihre eigenen Krankheiten heilen, so sehr bezaubert, daß sie alle Menschen nach diesen Gesetzen regieren wollen. Andern dünkt es, eine beliebte Arznei sei in allen Krankheiten gut, weil sie in einer gut war. Wenn ein Arzt gewisse Umstände in einer Krankheit vorzüglich zu sehen hofft, so setzt er gewiß diese Umstände, wo er sie wünscht, und nicht, wo sie sind; auch merkt man bald, durch was für ein Glas er sieht. Ich kenne einen hochberühmten, hier angeborenen und etwas dummen Practiker, der Verdeckungen in der Leber hat; er sieht in allen seinen Patienten diese Verstopfung."

26) Hesperus 17. Hundspostt. — Der berühmte van Helmont erzählt selbst von dem isländischen Arzte und Adept Butler, daß, als er ihm besonders darüber seine Bewunderung bezeigte, daß er mit dem nämlichen Mittel seines künstlichen Steines, welchen er jedoch bald so, bald anders verwendete, so verschiedenartige Krankheiten heilte, er ihm die merkwürdige Antwort gegeben hätte: „Mein Lieber, wenn Ihr es nicht dahin bringt, daß Ihr mit einem und demselben Mittel jede Krankheit heilt, so bleibt Ihr ein Stümper auf immer." Siehe v. Helmont, Tract. 54. De morb. Cap. 12. n. 9. Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker von Th. A. Kirner und Sibet. 7. Heft. S. 21. (Dazu lese man das witzigen Dr. Miles Panegyrikus der jetzigen Medicin (Leipzig 1822), welcher nachweist, daß die Blausäure wirklich ein solches Universalmittel gegen alle Krankheiten ist!!!) 27) F. H. Jacobi Werke II. S. 89 fg. Schulze, Psych. Anthrop. S. 52. 107. 130. 572. Ertens, Phil. Vers. I, 75 fg. Fries, R. Kritik d. V. I. §. 11. 14. 15. Verr. zur 2. Ausg. S. XXVII. Tiedemann, Handb. der Psych. S. 273 fg. Benekt, über das Verhältn. von Seele und Leib. Einleit. 28) „Man bemerkt (!) in dem menschlichen Körper ein feines, unsichtbares, von allen namhaften festen und flüssigen Theilen unterschiedenes Princip, welches sich vornehmlich bei der Empfindung und Bewegung offenbart." N. Anthropol. 1. Th. §. 1. Vergl. §. 108. E. Schmid, Physiol. 1, 146.

Digitized by Google

worden [29])! So mißt ebenderselbe [30]) und mit ihm eine große Menge von Ärzten und der ganze Haufe der Laien der Erzählung von dem sogenannten Versehen der Mutter unbedingt Glauben bei, und zwar berufen sich die Anhänger dieser Meinung auf viele angebliche Thatsachen der Erfahrung, ohne zu bedenken, daß das Entstehen der sogenannten Muttermäler oder Mißbildungen am Körper des Kindes durch das Phantasiebild in der Mutter durchaus nicht Sache der Beobachtung ist und sein kann, sondern nur eine hinzugedachte Hypothese über den Ursprung jener Mäler, und zwar eine nach den Regeln der Logik ganz unstatthafte Wageerklärung [31]), welche als nichtig um so mehr aufgezeigt und bekriegt werden muß, als man sich neuerdings auf diese angeblichen Thatsachen zur Begaubigung mancher sogenannten Wunder des thierischen Magnetismus zu berufen beliebt [32]). Wie häufig ist es ferner bei Zeugenaussagen, daß ein Zeuge mit demjenigen, was er wirklich wahrgenommen, nur zu leicht das verwechselt, was er selbst sofort hinzugedacht hat.

Ohne dies nur zu reichhaltige Thema von den Schwierigkeiten wahrer Erfahrung weiter zu verfolgen, deuten wir nur die nothwendige Schlußfolgerung daraus an, daß nämlich die gemeine Erfahrung oder Erfahrungserkenntniß zur eigentlichen Erfahrungskunst (Empirik) erhoben werden muß, d. h. zu der Fertigkeit, nach zweckmäßigen technischen Regeln oder einer bestimmten Methode die einzelnen Wahrnehmungen aufzufassen und in ein Ganzes der Erfahrung zu vereinigen. Nur hierdurch unterscheidet sich zugleich die echte Empirie von der gemeinen Routine, oder dem gedankenlosen Schlendrian des blos handwerksmäßigen Verfahrens. Daß bei der innigen Wechselwirkung von Kunst und Wissenschaft die Erfahrungskunst in den meisten Fällen zugleich einer wissenschaftlichen Beihilfe bedarf, ist leicht einzusehen, und wird auch allgemein anerkannt, namentlich in allen praktischen Disciplinen, wie z. B. in der Medicin, Ökonomie Pädagogik, Politik u. dgl. m.

Wir können hieran die schon oben erwähnte Verschiedenheit zwischen der gemeinen und den gelehrten Erfahrungen anknüpfen, sowie an diese den Unterschied zwischen Beobachtungen in engerer Bedeutung und Versuchen. Erfahrungen heißen nämlich gemeine oder auch natürliche, zufällige, wenn sie sich im Leben ungesucht von selbst anbieten; gelehrte oder künstliche, methodische hingegen, wenn sie für den Zweck wissenschaftlicher Untersuchungen regelmäßig angestellt worden sind. Die Kunst, welche hier die gelehrte Beobachtung zur Ausbildung der Erkenntniß anwenden kann, ist aber nach Verschiedenheit der Gegenstände sehr verschieden. Bei manchen Beobachtungen besteht die Beihilfe der Wissenschaft nur in regelmäßiger Aufmerksamkeit und Auffammlung dessen, was sich gelegentlich zur Beobachtung anbietet, so z. B. bei allen psychologischen Beobachtungen der Menschen. Bei andern können wir wenigstens methodisch mit Instrumenten zu Hilfe kommen, die uns feiner und bestimmter die Erfahrungen, die sich anbieten, auffassen lassen, und endlich in den vortheilhaftesten Fällen können wir die Erfahrungen selbst unsern Zwecken gemäß erst veranlassen. So unterscheiden wir Beobachtungen in engerer Bedeutung, bei denen wir nur der Genauigkeit nachhelfen, von Versuchen, bei denen wir den zu beobachtenden Hergang der Sache selbst veranstalten [33]). Experimentalphysik, Chemie, Technologie, Ökonomie bilden sich z. B. vorzüglich durch Versuche weiter aus; wo es aber auf das Große ankommt in Astronomie, Geographie, Meteorologie, Geologie, können wir nur mit Instrumenten der Beobachtung zu Hilfe kommen. Über Verbreitung der Wärme und des Schalles, über Brechung der Lichtstrahlen, Bildung der Salze, stellen wir Versuche an. Die Gestirne, das Wetter, die Beschaffenheit von Land und Meer beobachten wir. Übrigens bilden Versuch und Beobachtung keinen eigentlichen Gegensatz, wenn der Versuch die Beobachtung in sich aufnimmt, sobald er zur Ausführung kommt, und die Beobachtung selbst stattfinden kann, sowol mit, als ohne Versuch; so kann man z. B. das Licht beobachten, wenn es auf einen Fluß, Teich, eine regnende Wolke fällt, aber auch nachdem man zuvor in ein verfinstertes Zimmer durch eine kleine Öffnung eines Fensterladens Lichtstrahlen ge-

29) Biologie. 6. Th. S. 30. Die Wahrnehmung hat hier in offenbar nicht die Erinnerung als Producte der Phantasie gezieht, sondern blos blaue Flecke, die offenbar von Stockungen des Blutes herrührten, und jenen Traum allererst (wie so manche Träume dieser Art) veranlaßten, indem das dunkele Bewußtsein derselben die spielende Phantasie auf die Association der blauen Flecke in Folge von Schlägen leitete. 30) Biologie. 5. Th. S. 465. 31) Der Embryo ist nämlich schon von der ersten Anlage an eine abgeschlossene Organisation, die sich aus sich selbst entwickelt, und zu der weder Nerven noch auch Blut, sondern nur ernährende Säfte aus der Mutter gelangen. Vergl. Gel. Blätter für Naturwiss. und Med. 3. Bd. 1. St. S. 128. Auch Jean Paul zeigt (Evana §. 42) treffend die Nichtigkeit und Geschrtichkeit jenes Wahns einer elektrischen Tadelkette, worum der Embryo hängen und welche ihn mit den Strömen und Funken der mütterlichen Leidenschaften und Gefühle laden soll. Unter Anderm sagt er (S. 138): „Wäre es wahr, daß die Mutter noch einen geistigern Einfluß auf wehrlose nackte Menschen hätte, als den ernährenden, was für eine traurige Menschheit würde auf der neunmonatlichen Verzjehanstalt in die Welt geschickt werden, da auf mütterlicher Seite sich alle geistigen und körperlichen Mängel der weiblichen Natur in jene neun Monate zusammendrängen und auf kindlicher Seite das Gebiren und die Erregbarkeit am größten ist? Himmel! wenn der Ekel an Speisen und Menschen, die Gier nach Unnatürlichkeiten, die Furcht, die Melancholeriehkeiten und Schwachsichtigkeiten so geistig einflößen, daß der Mutterleib die erste Adoptionsloge und Taubstummenanstalt der Geister, und die Weiblichkeit das Geschlechtscuratorium der Männer wäre: welche sieche, schrue, weiche Nachwelt fortgepflanzter Schwangeren! Es gäbe keinen Mann mehr! Jeder lebte und thränte und gelüstete und wäre nichts. — So aber ist es eben nicht. Das Weib gibt Männer, wie die weiche Wolke den Donner und Hagel: die Frühgeburten und die natürlichen Kinder, wofür die Mütter am meisten leiden, sind grade die stärksten; die Kinder der Missethäterinnen, der Nerven- und Schwindsüchtigen, der trauernden Witwen u. s. w. erweisen sich ebenso geistigkräftig, als die von Freude zu Freude tanzender Mütter u. s. w." 32) Rasse, Zeitschrift für psych. Ärzte. 1820. S. 764.

33) Vergl. Eberhard-Gruber's Synonymik unter Versuch (VI, 125) u. d. W. Beobachtung (I, 75).

Digitized by Google

leitet und mit einem dreiseitigen gläsernen Prisma aufgefangen hat, welches ein Versuch ist [34]).

Zu bemerken ist noch, daß wir bei allen Erkenntnissen, die wir aus Sinnesanschauung erhalten, immer davon abhängen, wie unser Sinn angeregt worden ist; also z. B. von der Schärfe unserer Sinnorgane bei Beobachtungen, oder der Güte und Genauigkeit der gebrauchten Instrumente bei Beobachtungen und Versuchen; immer also können wir die gewonnenen Resultate nie für absolut genau halten, indem einige Fehler oder Mängel immer aus der begrenzten Schärfe der Sinne und Apparate nothwendig folgen. Daher man denn auch in den Wissenschaften, die auf Beobachtungen beruhen, eigene Methoden erfunden hat, um die Grenzen aller möglichen Fehler auszumitteln und diese Fehler, die sich bei Wiederholungen der Beobachtungen oder Versuche gegenseitig ausgleichen oder aufheben, zu eliminiren. So läßt sich z. B. beim Messen der Zeitdauer einer Erscheinung diese nur soweit genau finden, als wohin die Abtheilungen der Uhr oder eines sonstigen Zeitmessers reichen, bedingt durch das Zeitintervall, welches erfoderlich ist, um die Aufmerksamkeit der Seele auf die zu beobachtende Erscheinung und die verflossene Zeit selbst zu richten [35]). Die Abstände zweier Punkte können entweder durch directe Anlegung eines Maßes oder durch ein Winkelmeßwerkzeug nur bis zu einem gewissen Grade der Genauigkeit gemessen werden, welcher im Allgemeinen durch die Schärfe und Feinheit der Theilung des gebrauchten Maßes bedingt wird. Noch mehr Unbestimmtheit verursacht die Unvollkommenheit der gebrauchten Apparate oder Instrumente beim Messen und dergl., daher nie bloße Erfahrungen oder Beobachtungen ein schlechthin sicheres Resultat ergeben [36]). Was besonders die chemischen Versuche betrifft, so wäre es sehr zu wünschen, wenn man dabei nicht vergäße, wie schon Bachmann in seiner Logik richtig bemerkt hat, daß durch die chemischen Processe selbst Mancherlei entstehen kann, was vorher nicht da war [37]).

Was nun die Nachweisung der Regeln für diese Empirie als Kunst Erfahrungen zu machen betrifft, so läßt sich das Specielle nur in den einzelnen Künsten und Wissenschaften mit Berücksichtigung der genauesten Detailkenntniß ihrer Objecte angeben. Die allgemeinen Vorschriften und Regeln über die Kunst des Beobachtens überhaupt, haben gegeben Baco von Verulam in: De interpretatione Naturae; und in: De augmentis scientiarum; s. Works. V Vol. (Lond. 1765. 4.) Sennebier in l'Art d'observer. (Genève 1775.) II Vol. (die Kunst zu beobachten von J. Sennebier; aus dem

34) Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob Beobachtungen oder Versuche zu Erlangung von Erfahrungen wichtiger oder unentbehrlicher seien; allein diese Frage ist, wie Munke (Gehler's Physik. Wörterb., neue Ausg. 1. Bd. S. 884) richtig bemerkt, durchaus überflüssig, indem viele, zur Auffindung der Naturgesetze ganz unentbehrliche, Erfahrungen theils nur durch Beobachtungen, theils nur durch Versuche erhalten werden können. So lassen sich die Beobachtungen des Regens, der Gewitter, der Stürme, Erdbeben, Vulkane u. a. auf keine Weise durch Experimente ersetzen, und auf der andern Seite würden die brennende Kraft der concentrirten Sonnenstrahlen, die Gewalt der Dämpfe, die Erscheinungen des Galvanismus, des Elektromagnetismus und unzählige andere ohne Versuche nicht erkannt sein. Zudem sind beide so mit einander verbunden, daß sie in der Wirklichkeit nur selten getrennt werden und oft bis zur Unbestimmbarkeit ihres Unterschiedes in einander übergehen. So bringt man z. B. Wasser im Versuche zum Sieden und beobachtet das Thermometer, um den Siedepunkt zu finden; man beobachtet die Luftelektricität am Kerauoskop, mißt die Quantität des im beobachteten Regen herabgefallenen Wassers im Regenmesser u. dergl. m. Hierzu kommt, daß, wie schon aus dem Begriff der Versuche sich ergibt, bei allen zugleich nothwendig beobachtet werden muß; daher auch alle Regeln, die in Beziehung auf die Kunst der Beobachtung aufgestellt werden, auch auf die Versuche anzuwenden sind. 35) Wenn man bei Versuchen oder Beobachtungen in der Astronomie und Physik, wobei man sich der Uhren bedient, von der Voraussetzung ausgehen wollte, daß unsere Sinne völlig momentan sind oder wirken, d. h. daß wir in demselben Moment die Uhr stehen lassen, in welchem der Schall unser Ohr trifft, so würde diese Voraussetzung unstatthaft sein, da immer ein kleiner Zeittheil darüber hingeht, ehe der Schall bis ins Gehirn fortgepflanzt wird und wieder aus diesem der Befehl zum Loslassen durch die Nerven des Armes bis in die Fingerspitze gekommen ist, welche den Sperrhaken einfallen läßt.

36) z. B. Tertienuhren können ihrer Einrichtung nach nur sehr kurze Zeiten genau angeben, für längere machen sie beträchtliche Fehler. Da die Unruhe nur sehr kleine Schwingungen macht und die Spiralfeder nur wenig Windungen hat, so ist ihr Gang für alle Anomalien empfindlich, die entweder von der Ungleichheit des Räderwerks, oder von dem ungleichen Zuge der Schnecke herkommen. Außer diesen Anomalien haben die Tertienuhren noch die Eigenheit, daß sie ihren mittlern Gang, für einen bestimmten Theil der Schnecke, nicht allein jeden Tag ändern, sondern auch oft an demselben Tage mehre Male. Dieses rührt größtentheils von den verschiedenen Temperaturen her, in denen sich die Tertienuhr befindet. Wenn man auch den mittlern Gang der Uhr für eine Minute kennt, so ist man doch noch nicht sicher, daß sie in den zwei oder vier Secunden der Beobachtung genau denselben mittlern Gang geht. Vergl. Benzenberg, Versuch über das Gesetz des Falles, den Widerstand der Luft und die Umdrehung der Erde. (Dortmund 1804.) S. 57. 37) „Liest man z. B. von der Analyse eines Minerals, wie es von dem einen Chemiker erst 4—6 Stunden den höchsten Wärmegraden ausgesetzt, mit Wasser zu einem Pulver zerrieben, geschlämmt, filtrirt, mit Salzsäure behandelt, getrocknet, in einer besondern Auflösung (z. B. kohlensauren Kalis) gekocht, wieder filtrirt, gelaugt, getrocknet, Ammonium zugesetzt wird u. s. w., oder wie ein Anderer ein anderes (den Pertikin), nachdem er es zu einem geschlämmten und getrockneten Pulver gemacht, mit kohlensaurem Baryt mengt und glüht, dann in Salzsäure auflöst, die Flüssigkeit mit kohlensaurem Ammoniak präcipitirt und mit dem Niederschlag digerirt, hierauf filtrirt, abdampft und den Rückstand glüht, das geschmolzene salzsaure Alkali durch Zusatz von kaustischem Ammoniak und Glühen neutral macht, das schwefelsaure Salz durch essigsaures Bleioxyd in ein kohlensaures verwandelt, das kohlensaure Salz durch Salzsäure in salzsaures verwandelt, dieses in Wasser löst und mit salzsaurer Platinauflösung versetzt u. s. w., so wird Einem Angst und bange um das arme, so gefolterte Mineral. Daß der letzte Rückstand von so und soviel Kieselerde, Alaun, Natron u. s. w. wirklich da ist, mag richtig sein; allein daß das analysirte Mineral vor der Analyse aus allen diesen Stoffen in diesen Proportionen bestanden habe, dies ist höchst unwahrscheinlich. Es sind nicht blos Educte, sondern auch Producte entstanden." Syst. der Logik. S. 300. (Man erwäge hierbei, daß auf solchen chemischen Processen oft die Ausmittelung des Thatbestandes eines Verbrechens und somit die gerechte Bestrafung eines Verbrechers oder Verlust von Ehre, Vermögen und Leben eines Unschuldigen beruht, wie dies z. B. in dem Proceß der berüchtigten Mad. Lafarge der Fall war.)

Digitized by Google

Französ. übers. von J. F. Gmelin. [Leipz. 1776.] II Vol.) *Carrard*, Art d'observer. (à Amsterdam 1777.) J. G. Zimmermann, Von der Erfahrung in der Arzneikunst, 1. Theil. (Zürich 1763) 3. Buch S. 203—235. Lambert, Neues Organon. (Leipz. 1764.) 1. Bd. 8. Hptst. S. 348—386. Platner, Philosophische Aphorismen. 1. Theil. S. 100. E. Schmid, Allg. Encykl. und Methodd. der Wiss. S. 70 fg. Herschel, Über das Studium der Naturwissenschaften, S. 121—138. G. Succow, Systematische Encyklopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften. (Halle 1839.) S. 287. — In Beziehung auf die Kunst der Beobachtung in der Astronomie vergl. man die bekannten astronomischen Werke von Delambre, Schubert, v. Zach, Schröter, Littrow u. A., sowie über die Bestimmung der Genauigkeit der astron. Beobachtung eine Abhandlung (unter diesem Titel) von Gauß in Bohnenberger's und v. Lindenau's Zeitschrift für Astronomie 1816. I. Bd. S. 185. Über Beobachtungen im Gebiete der Physik vergl. Fries, Math. Naturphilos. S. 4 fg. 601 fg. Dessen Naturlehre I. S. 28 fg. G. E. Fischer, Lehrb. der mechan. Naturlehre. Einl. Benzenberg's angef. Versuch über die Gesetze des Falles. Link, Ideen zur Naturforsch. S. 34. Succow a. a. O. S. 288 fg. Gehler, Phys. Wört. unter Versuch, und Muncke in der neuen Ausgabe des Gehler'schen Wörterbuchs u. d. W. Beobachtung. Auch enthalten die ausgezeichneten Lehr- und Handbücher der Logik (z. B. die ältern von Reimarus, Lambert, Steinbart, Tieftrunk, Hoffbauer, E. Schmid, Snell, sowie die neuern von Krug, Fries, Schulze, Beneke und Bachmann) viele hieher gehörige Regeln. Doch langt Alles dies nicht hin, wenn es an dem Talente (oder praktischen Tact) der geschickten Beobachtung fehlt, welches als eine besondere Anlage oder angeborne Naturgabe anzusehen und daher nicht Jedermanns Ding, noch durch bloßen Unterricht zu erlangen ist; vergl. G. E. Schulze Psych. Anthropol. S. 227 (3. Ausg.). und Kant, Anthrop. §. 54 (Werke X, 240), der dieses Talent durch das Wort Sagacität bezeichnet.

III. Erfahrungssystem (Empirismus). Unter diesem Worte wird das philosophische System oder die philosophische Grundansicht verstanden, nach welcher alle unsere Erkenntniß ein bloßes Product der Erfahrung ist (worunter die sinnliche Wahrnehmung verstanden wird), oder wonach (um das bekannte von Aristoteles gebrauchte Gleichniß anzuführen) die Seele nur eine leere Tafel (tabula rasa) ist, welche erst von der Erfahrung, d. h. von Sinneseindrücken, beschrieben werden muß und durchaus keine sogenannten übersinnlichen Erkenntnisse hat. Dieses System haben Aristoteles in der ältern Zeit und Locke, sowie Hume und Helvetius in der neuern am vollständigsten entwickelt. Namentlich wurden von Locke schon bestimmt die Sätze ausgesprochen: alle unsere Vorstellungen stammen von den Gegenständen, aus den Vorstellungen macht der Verstand seine allgemeinen Begriffe, aus allgemeinen Begriffen werden Urtheile und Schlüsse, und so wird die ganze Logik und zuletzt das ganze System unsers Wissens und Glaubens zusammengesetzt. Das ganze System beruht mithin zuletzt immer nur auf der Wahrheit der sinnlichen Eindrücke, und läßt sich irgend ein Begriff, Urtheil oder Schluß nicht auf einen solchen sinnlichen Eindruck zurückführen, so ist er selbst und Alles, was daraus folgen soll, nur eine leere Fiction; womit über alle höhern, idealen Erkenntnisse, welche die Vernunft aus sich selbst zu schöpfen vermeint, also über unsere wichtigsten moralischen und religiösen Überzeugungen der Stab gebrochen ist, da für alle diese es an einer solchen sinnlichen Beglaubigung fehlt.

Wir haben bereits im Art. Intellectualismus das System des Empirismus zugleich mit diesem seinem directen Gegensatze ausführlich besprochen und widerlegt, und verweisen demgemäß auf denselben (vergl. auch den Art. Intellectuelle Anschauung). Wir fügen nur noch hinzu, daß in der neuesten Zeit der Empirismus in einer besondern Gestalt aufgetreten ist, in welcher er keineswegs mehr einen eigentlichen Gegensatz zu dem Intellectualismus oder Rationalismus bildet, sondern nur zu den rein speculativen Systemen, welche durch bloße Erkenntnisse a priori, durch sogenanntes reines Denken (welches, wie schon Herder gezeigt hat [38]), gar nicht möglich ist) überhaupt durch ein angeblich höheres Organ (in der Fichte-Schelling'schen Schule durch die sogenannte intellectuelle Anschauung und in der Hegel'schen durch die sogenannte speculative Methode) mit Verachtung aller Erfahrung die volle Wahrheit im Sein der Dinge erfassen wollen. Schon durch Kant ist das Unhaltbare eines solchen Beginnens gezeigt und die richtigere Methode (die sogenannte kritische) angedeutet worden, welche darin besteht, daß alle Speculation von höherer Selbsterkenntniß unseres Geistes (Kritik der Vernunft) ausgeht. Allerdings wird hierdurch die Philosophie (wie es auch Fries bestimmt ausgesprochen hat [39]) insofern zu einer Art Erfahrungswissenschaft, als hierbei von den Thatsachen des Bewußtseins ausgegangen wird und die Psychologie oder psychische Anthropologie die eigentliche Grundlage der ganzen Philosophie ausmacht. Allein dies ist keineswegs der gewöhnliche oder gemeine Empirismus, welcher keine allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten, überhaupt nichts Übersinnliches gelten läßt, sondern im Gegentheil wird eben durch denselben der Thatbestand jener höhern übersinnlichen (moralischen und religiösen) Wahrheiten und Überzeugungen als Thatsache der innern Erfahrung fest und außer allen Zweifel gestellt; wie dieses am vollständigsten von Fries in dessen Neuer oder anthropologischer Kritik der Vernunft und seinen übrigen Schriften nachgewiesen worden ist. Vergl. über diesen höhern Empirismus auch die Schriften von Prof. Beneke in Berlin (namentlich Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit 1832 und die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung 1833). Mit Ausnahme der Anhänger der eigentlichen Philosophenschulen (der Hegelianer, Schellingianer, Krausianer u. s. w.) bekennt sich überhaupt immer mehr die Mehrzahl aller Gebildeten in Teutschland,

38) Vom Erkennen und Empfinden. S. 45. S. 356. 654. Vgl. Metaphys. S. 106.

39) Logik.

Digitized by Google

die sich für Philosophie interessiren, zu der Überzeugung, daß mit bloßen Speculationen nichts gewonnen ist, und daß alle Philosophie, wie ja auch schon Platon *40) lehrt, nothwendig auf Selbsterkenntniß beruhen muß, deren wissenschaftliche Auffassung eben der sogenannte Kriticismus, oder die kritische Methode des Philosophirens ist.

Auch bei den übrigen gebildeten Völkern, die sich um Philosophie bekümmern, sehen wir diesen Grundgedanken, daß die Philosophie die Psychologie zur Basis haben müsse, somit jenen höhern Empirismus, anerkannt (nur daß den Teutschen ohne Frage der Vorzug bleibt, zugleich die Rechte des Intellectualismus oder Rationalismus auf wissenschaftliche Weise begründet zu haben). Wir wollen hierfür nur folgende Zeugnisse anführen: „die allein wahre Methode, sagt Cousin *41) (bekanntlich der Chorführer der neueren philosophischen Schule in Frankreich), ist die der Beobachtung. Aber sich einzig auf Beobachtung und Erfahrung beziehen, heißt, sich auf die menschliche Natur beziehen; denn wir beobachten nur mit uns selbst, der Fähigkeit und den Grenzen unserer Erkenntnißkräfte, sowie den dieselben regelnden Gesetzen gemäß. Man studire die Systeme, welche die Feuerprobe der Zeit durchgemacht haben: was hat dieselben zerstört, und was hat sie zerstören können? Nichts Anderes, als den speculativen Theil dieser Systeme. Was aber verlieh diesen Speculationen Leben und Bestand? Nichts Anderes, als einige Sätze, welche durch die Erfahrung gefunden worden waren, welche die Erfahrung noch heute so findet, und die, in Folge dessen noch heute die gleiche Wahrheit, wie früher besitzen. Die Ontologie (Metaphysik) also muß vertagt werden bis zur festen Begründung der Psychologie. Auch jene soll und kann allerdings von uns gewonnen werden, aber allein durch die Psychologie, d. h. durch die Erfahrung hindurch." — Ebenso bemerkt der Geschichtschreiber der französischen Philosophie des 19. Jahrh., Damiron *42): „Die einzig gültige Methode der Philosophie ist die Begründung auf Erfahrung; dies ist heutigen Tages die allgemeinste Ansicht in der wissenschaftlich gebildeten Welt. — Die Erkenntniß der menschlichen Seele bildet das nothwendige Princip, den Mittelpunkt und das natürliche Band aller moralischen Wissenschaften. Von der Psychologie aus verbreitet sich Licht und Gewißheit auf alle Wahrheiten der moralischen Erkenntniß. Will man also wahrhaft wissenschaftliche Entscheidungen über die dem menschlichen Geschlechte als Aufgabe vorliegenden erhabenen Probleme gewinnen, so muß man vor Allem die Psychologie klar und sicher begründen." Ganz auf ähnliche Weise erklärt sich v. Bonstetten in den Études de l'homme ou recherches sur les facultés de sentir et de penser. (Genève 1821.) I. p. 45. 48. 57. Ferner die Italiener Galuppi (Lettre filosofiche su le vicende della filosofia relativamente a' principj delle conoscenze umane da Cartesio sino a Kant inclusivamente. [Messina 1827.] p. 8. — Elementi di filosofia. [Messina 1821—1827.] T. III. p. 2 und III. T. IV. p. 3. T. V. p. 1 sq.) und Romagnosi (Che cosa è la mente sana? Indovinello massimo che potrebbe valere poco o niente. [Milano 1827.] p. 65 und 10. — Della suprema economia dell' umano sapere in relazione alla mente sana. [Milano 1828.] p. 98); der Engländer Abercrombie (Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth. [Edinburgh 1830.] T. I. p. 24. 403) und der nordamerikanische Philosoph Thomas Upham (Elements of mental philosophy. [Portland and Boston 1831.] Vol. I. p. 382), sowie der bostoner Recensent von Th. Brown's Sketch of a philosophy etc. (in North American Review. Vol. XIX. [Boston 1824.] p. 2). Vgl. Beneke's Werk, die philos. Aufgabe unserer Zeit. 1832. S. 91 fg. Dessen Philos. im Verhältniß zur Erfahrung. S. 117. — Vollständige wissenschaftliche Widerlegungen des gemeinen Empirismus (sowol des speculativen, als des moralischen) finden sich, wie schon angedeutet, in der Kant'schen und Fries'schen Kritik der Vernunft, dessen Syst. der Metaphysik. S. 154 fg.; ferner in G. E. Schulze's Kritik der theoretischen Philosophie. 2. Bd.; vergl. auch Sigwart, Handb. der theoret. Philos. S. 76 fg. Clodius, Allgemeine Religionslehre. S. 51 fg. H. Schmid's Vorles. über das Wesen der Philos. 1836. S. 294 fg. Erd. Schmid, Moralphil. 1. Bd. S. 76. (4. Ausg.) (*K. H. Scheidler.*)

Erfahrungserkenntniss, s. Erkenntniss a posteriori.

Erfahrungswissenschaft, s. ebendaselbst und Wissenschaft.

ERFELDEN, Luther. Filialdorf im großherzoglich-hessischen Kreise Dornberg (Provinz Starkenburg), 1½ Stunde von Dornberg. Der Ort hieß früher Erifeld und war der Hauptort einer Cent, zu welcher außerdem noch die Orte Dornheim, Wolfskehlen, Goddlau, Krumstadt, Biebesheim, Stockheim, Leeheim, Riedbausen und Bentheim, sowie die vom Rhein verschlungenen Dörfer Elmersbach und Popfenheim gehörten, welche nach ihrer zwischen Erfelden und Goddlau gelegenen Malstätte das Gericht am hohlen Galgen genannt wurde. Im J. 1401 belehnten die Grafen von Katzenelnbogen die von Wolfskehlen mit Erfelden, und 1441 verkauften die letztern ihre zwei Theile des Dorfes jenen Grafen. Im J. 1689 wurde das Dorf von den Franzosen zerstört. Es hat jetzt etwa 85 Häuser und 700 Einwohner. Am Hahnensand bei Erfelden steht die sogenannte Schwedensäule, eine 56 Fuß hohe, pyramidenförmige Sandsteinsäule, auf deren Spitze ein Löwe mit einer Helmkrone und einem Schwerte sich befand. Es wurde dieses Monument zur Erinnerung des am 6. Dec. 1631 erfolgten Rheinüberganges des Königs Gustav Adolf errichtet. Derselbe ging hier mit vier Geschützen in einem Nachen über den Rhein, um die Gegend zu recognosciren. Den folgenden Tag

40) Phaedr. p. 229. Phileb. p. 284. Alcib. I. p. 33. 65 seq. Charm. p. 170. Min. p. 142. De republ. IV. p. 372. Bip. 41) Cousin, Fragmens philosophiques. (Paris 1826.) p. VI. VII. XV. 42) Essai sur l'histoire de la philosophie en France au dix-neuvième siècle. 2. éd. 1828. T. II. p. 240. 302 s.

Digitized by Google

wurde der Übergang des schwedischen Heeres bewerkstelligt. (*G. Landau.*)

ERFFA (Erpha, Herpha), ein altes, in Thüringen und Franken blühendes, freiherrliches Geschlecht, das auch in einigen Linien die gräfliche Würde führte. — Die Geschichte dieses Geschlechts verliert sich in das Dunkel der frühen Jahrhunderte, und die von den Chronisten über dessen Ursprung angeführte Sage läßt es von den Hunnen abstammen. Nach dieser wäre bei dem Einfalle Königs Etzel oder Attila's ums J. 455 n. Chr. in Thüringen ein Stamm der sogenannten Grün- oder Grein-Hunnen ansässig geworden, dem die von Wangenheim, die von Utterot und die von Erffa vorstanden, welche sich als ein einziger Stamm an der Nesse niederließen, Feld- und Landwirthschaft trieben und einen nicht unbedeutenden Handel mit Getreide in die Saal- und Elbgegenden führten, wo sich die Sorben und Wenden, ohne bestimmte Wohnsitze zu haben, aufhielten. Sie erbauten sich dann Schlösser, wovon das heutige Wangenheim und das bis vor kaum 100 Jahren noch bestandene Erffa Zeugniß geben. Bei den Karavanen, welche die Erffa mit Getreide den Sorben und Wenden zuführten, hielt man am Flusse Gera das erste Nachtlager und passirte am andern Tage an einer guten Stelle das Wasser; diese Furth wurde daher bald die Erfurth genannt, und eine dort erbaute, den Erffa gehörig gewesene, Mühle soll den Anfang der Stadt an der Erfurth gemacht haben[1]).

Wenn nun auch trotz den vielen Gewährsmännern dieser Behauptungen die historische Kritik neuerer Zeit ebenso viel daran auszusetzen finden dürfte, als an der Aufzählung mehrer Personen dieses Geschlechts im 9. und 10. Jahrh., wie z. B. an der eines Emmerich's, der als Feldherr Kaisers Ludwig des Frommen in dem siegreichen Feldzuge gegen die Wenden (856) sein Leben verlor, oder an der eines Wenzel's, den Kaiser Otto I. persönlich in der Pfalz Wahlhausen zum Ritter geschlagen, so kann sie doch die Existenz desselben als ein thüringisches Dynastengeschlecht in der frühern Zeit um so weniger in Zweifel ziehen, da es vom 11—14. Jahrh. selbst von den thüringischen Landgrafen und den fuldaischen Äbten als solches (nobiles viri domini in Erffa) in den Urkunden aufgeführt wird. Man sieht also, wie einseitig diejenigen aburtheilen, welche behaupten, daß kein Geschlecht des niedern Adels seinen Ursprung mit einem ehemaligen Grafen- oder Dynastenhause gleiches Namens herzuleiten berechtigt sei. Zwar ist es wahr, daß öfters Burgmänner eines Schlosses, das einem Grafengeschlechte den Namen gab, mit diesem Geschlechte gleichen Namen geführt haben, aber ebenso wahr und geschichtlich begründet ist es auch, daß Grafen- und Dynastenfamilien, besonders in Niedersachsen und Thüringen, als die Macht der Herzoge immer größer und die der teutschen Kaiser und Könige immer schwächer wurde, zum niedern Adel herunterstanken, gleichwie dieser, wenn er durch unglückliche Ereignisse seine Schlösser und Güter verlor, bürgerliche oder bäuerliche Gewerbe treiben mußte, und zu diesen Ständen sich endlich auch zählte. Fast in jedem teutschen Gaue finden wir noch Nachkömmlinge solcher heruntergesunkenen Adelsgeschlechter, die entweder das Wörtchen „von" noch führen, oder, wenn auch dieses durch die Zeit verloren gegangen, sich trotz des Kittels, der sie jetzt deckt, ihrer ritterlichen Abstammung noch bewußt sind.

Gehen wir nun zu der Genealogie dieser Familie über: Hartungus de Erphа ist der Erste dieses Namens, welcher mit Grafen Meinhard von Mühlberg als Zeuge in einer Urkunde des Landgrafen Ludwig III. von Thüringen vorkommt, in der dieser dem Kloster Reinhardsbrunn gegen Erlegung von 110 Mark Silber und Überlassung von sieben Hufen Landes die Güter und die Kirche zu Teutleben, die früher ein gewisser edler Ritter Heinrich besessen, übergibt (1179). — Der Sohn dieses Hartung mag Hartung II., welcher sich öfters in den Urkunden der Landgrafen Heinrich und Ludwig IV. findet, gewesen sein. So erscheint dieser 1200 unter den thüringischen Großen, welche mit dem Grafen von Orlamünde eine Zusammenkunft zur Aufrichtung eines Schutz- und Trutzbündnisses hielten, und als Landgraf Ludwig der Heilige in das gelobte Land zog, sehen wir ihn unter den thüringischen Grafen und Dynasten, die den Landgrafen dorthin begleiteten. Zuvor ernannte ihn der Landgraf zu seinem Hofmeister, und als dieser in Otranto starb, vollzog er das Gelübde seines verstorbenen Herrn, indem er den Kreuzzug vollführte. Nach Beendigung desselben brachte er den in der Kirche zu Otranto aufbewahrten, einbalsamirten Körper in das Erbbegräbniß nach Reinhardsbrunn. Einige Jahre nachher (1231) tritt er in einer Urkunde des Landgrafen Heinrich von Thüringen, in der dieser zehn Hufen Land in Luthersborn dem Kloster Reinhardsbrunn zum Heil der Seele seiner verstorbenen Gemahlin Elisabeth schenkte und in einer andern (1243) als Landgraf Heinrich dem Kloster Georgenthal die Erlaubniß zu dem Ankaufe eines Waldes Tambuch ertheilte, als Zeuge auf. — Nun treffen wir zuerst auf die zwei Brüder Hartung III. und Heinrich I., die im J. 1300 an das Cistercienserkloster in Gotha zwei Hufen zu Warza um 30 Mark Silber verkauften, und später 1311 schenkt ebendieser Hartung demselben Kloster sechs Malter Korngülten von einer Hufe dortselbst. Als Landgraf Albrecht von Thüringen dem Kaiser Adolf von Nassau einen Theil seiner thüringischen Länder zum Nachtheile seiner Söhne verkauft hatte (1295), hielten diese beiden Brüder die Partei der jungen Markgrafen und zeichneten sich in der Schlacht bei Lucca, wo die kaiserlichen Truppen in die Flucht geschlagen und Thüringen zu räumen gezwungen wurden, besonders aus. Ebendieser Hartung III. trug in einer Urkunde (1321 am Palmtag) dem Grafen Berthold VII. von Henneberg, mit dem er in gutem Vernehmen stand, um sich gegen seine Feinde zu schützen, folgende Güter zu Lehen auf:

1) Bange, Thüringische Chronik. S. 120. Ursinus, Thüringische Chronik in Menken's Script. rer. sax. T. III. p. 1241. *Paul. Jovius*, Chronic. Schwarzb. p. I. c. IV. in Schötgen, Script. hist. germ. med. p. 118. Sagittarius in Antiquitat. regn. Thuring. Lib. I. 2. Cap. 6. §. 18. fol. 178. Vetustum Chronicon thuring. Mspt. in 4. p. 20. *Petrus Pertius*, In comment. rer. Germanor. III. und Olearius in Syntagm. rer. thuring. I. p. 89.

Digitized by Google

zu Mechterstedt einen Hof, zum Grafenberg bei Gotha 20 Hufen, fünf Hufen zu Sonnedorn und Brüheim, fünf Hufen zu Tungeda, sieben Hufen zu Niederwelschbach, eine Hufe zu Altengottern, einen Hof zu Aschersteht, desgleichen einen zu Wiscka, zwei Hufen und den Wald bei Grumbach, wie auch noch einzelne Güter in Sonthausen, Gelbach, Oberstadt, Nordhofen, Oberschlächtenroda, Fritstedt und Frankenroda. Später noch als diesen Hartung III. finden wir dessen Bruder Heinrich I., als er in seinem schon vorgerückten Alter von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen und dem Grafen Bertold VII. von Henneberg zum Schiedsrichter in ihren Zwistigkeiten erwählt wurde (1344). — Ein dritter Bruder scheint Marquard, der in den fuldaischen Urkunden 1297 als Propst zum Liebfrauenberg und 1308 als Dombechant zu Fulda vorkommt, gewesen zu sein. Die Familienstammbäume nennen noch einen vierten Bruder Erhard, der ein berühmter Turniergenosse gewesen sei und auch 1318 auf einem Turniere sein Leben verloren haben soll [1]).

Hartung III. hinterließ zwei Söhne, Hartung IV. und Hartung V., welche 1354 dem Kloster Reinhardsbrunn bei dem ihnen gehörigen Dorfe Afpach umweit Gotha sechs Hufen um 40 Mark Silber verkauften, welchen Verkauf der Abt Heinrich von Fulda als Lehnsherr bestätigte. Der Abt nennt diese Brüder nobiles viri domini in Erffa, gleichwie der Landgraf Friedrich von Thüringen einen dieser Brüder, der sein Geheimschreiber war, gleichfalls in einer Bestätigungsurkunde 1354 den edlen Herrn Hartung von Erffa benennt. Hartung V. finden wir auch 1355, als er zum Seelgeräth seiner verstorbenen Frau Gisela sechs Malter Fruchtgefälle von einer Hufe zu Warza und zwölf Schillinge von seinem Hofe zu Goldbach an das cistercienser Nonnenkloster zu Gotha entrichtete. — Die Nachkommen dieser beiden Brüder sollen später den Namen von dem Dorfe Afpach angenommen haben. Mit dem Erlöschen dieser Linie in der Mitte des 17. Jahrh. fielen die von ihnen besessenen Güter Afpach und Emleben an die von Erffa zurück.

Erst 1340 mit Johann I., dem ältesten Sohne von Heinrich I., der mit Elisabeth Gräfin von Plesse vermählt gewesen sein soll, beginnt eine ununterbrochene Geschlechtstafel. Sein Bruder Johann II. oder der Jüngere kommt als Kellermeister des Stiftes Fulda vor, als die Pröpste und sonstige Geistliche ihren Mitbruder Heinrich von Cralucf zum Abte erwählten, 1354. — Die Söhne Johann's I. waren Adelbert, Hartung VI. und Heinrich II. Auch diese wurden noch von dem Landgrafen Balthasar von Thüringen unter die „edlen Herren" gerechnet, und als der Abt Heinrich von Fulda Hartung VI. die Lehnbarkeit des Schlosses Erffa mit allen dazu gehörigen Pertinenzen um 190 Mark Silber verkauft (1390), so nennt sie dieser gleichfalls wieder nobiles viri domini in Erffa. Heinrich II., der nachher als Feldhauptmann des Kurfürsten Friedrich's von Sachsen in der blutigen Hussitenschlacht bei Aussig 1426 als Sieger fiel, hatte von dem Landgrafen Balthasar von Thüringen einen gewissen Antheil an der Jahresrente, welche die Stadt Gotha demselben geben mußte, erhalten. Den andern Bruder, Adelbert, sehen wir an einem von dem sächsischen und märkischen Adel im J. 1387 zu Burg gehaltenen Turniere, Theil nehmen. Er und sein Bruder Hartung beschlossen ihren Lebenslauf kinderlos und nur Heinrich II. hinterließ von seinem Eheweibe Katharine von Brandenstein, der Tochter Albrecht's des alten Ritters und Herrn zu Oppurg und Ranis, einen Sohn Johann III., der mit Amalie von Wangenheim zum Winterstein sich vermählte. Dieser verkaufte 1472 das Dorf Ebenheim bei Gotha nebst mehren Gütern an den Ritter Diedrich von Hopfgarten um 4000 Fl. und 1482 seinen Antheil an Nagelstedt an das Kloster Volkerode. Seinen Sohn Friedrich finden wir 1463 auf einem Turniere zu Braunschweig, welches der thüringische und braunschweigische Adel zu Ehren des zum Erzbischofe zu Bremen erwählten Grafen Heinrich von Schwarzburg veranstaltet hatte. Auch dieser hielt seine Besitzungen nicht zusammen, sondern veräußerte 1498 Sonnedorn, Kälberfeld, Fischbach, Kahlenberg, Trügleben und Schönau, desgleichen auch seinen Antheil an dem Marktflecken Hayna an die von Wangenheim. Seine Gattin Elisabeth Maria von Diemar gebar ihm Hartmann I. (s. w. u.) und Johann IV., welcher Letztere, mit Anna von Boyneburg zu Stedtfeld verheirathet, auch das halbe Dorf Hörsel an der Werra an seine Schwäger 1496 verkaufte. Dessen Sohn Felix hingegen erwarb sich von denen von Tangel den Egelsee, Güter zu Liselbach, Ramsal, Metebach und am Hutsberge, womit er von den Grafen von Henneberg beliehen wurde (1550). Mit dessen Sohn Christoph erlosch diese Nebenlinie.

Hartmann I. lebte 1512 und hatte Nachkommen aus seinen beiden Ehen mit Barbara von Hausen und Agnes von Farrenroda. Aus der ersten Ehe wurden ihm Heinrich IV., Hartmann II. und Hartmann III. geboren. Heinrich lag mit allem Fleiße auf der Universität Wittenberg den Studien ob, und war nach dem Zeugnisse Philipp Melanchthon's der Erste vom Adel, der durch eine öffentliche Disputation 1544 die Doctorwürde erlangte. Nicht lange hatte ihn der Herzog Albrecht in Preußen zu seinem Rathe ernannt, als er in sächsische Dienste trat und von Herzog Johann Friedrich dem Jüngern von Sachsen die Feste Grimmenstein anvertraut erhielt. In noch größerem Ansehen stand er bei dem Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, der ihn nicht allein zum Hofmeister seiner Söhne und zum Marschall seines Hofes bestimmte, sondern in allen wichtigen Angelegenheiten sich seines Rathes und seiner Gesandtschaft bediente. Zugleich war er auch ein Besitzer des Hofgerichts zu Jena. Er war mit Margarethe von Weinbach vermählt, starb aber 1579 ohne Nachkommen, sowie sein 1594 verstorbener Bruder Hartmann II., welcher eine von Wangenheim zur Gattin hatte. Hartmann III. zeichnete sich unter dem Kriegsheere des Kaisers Karl V. und des römischen Königs Ferdinand I. in Italien, Ungarn und in den Niederlanden, wie auch

1) Zwar wird in dem Rixner'schen Turnierbuche kein Turnier vom J. 1318 erwähnt, allein es ist hinlänglich bewiesen, daß Rixner mehrer Turniere, die uns aus geschichtlichen Quellen bekannt sind, aufzuzeichnen unterlassen hat.

Digitized by Google

in dem Kriege gegen Tunis vortheilhaft aus. Nach seiner Rückkehr in die Heimath verheirathete er sich mit Katharine von Stotternheim, die ihm einen Sohn Heinrich gebar, der sich gleich seinem Vater zur militairischen Laufbahn berufen fühlte und drei Jahre lang als Rittmeister in den französischen Kriegen diente. Hierauf ging er in die Dienste des Herzogs Johann Kasimir von Sachsen, der sich seiner bei auswärtigen Commissionsgeschäften bediente. Er verkaufte 1580 den Antheil an Schloß und Gericht Tüngeda an die von Wangenheim, und da seine seit 1587 bestandene Ehe mit Agnes von Rufin kinderlos war, so erlosch 1606 mit ihm auch diese Nebenlinie.

Aus der zweiten Ehe Hartmann's I. mit Agnes von Farrenroda waren ein Sohn, Georg, und vier Töchter entsprossen. Dieser Georg (geb. 1530, gest. 1559) befliß sich in Wittenberg der Wissenschaften, und nachdem er diese Universität absolvirt, wurde er in gräflich mansfeldischen Diensten als Hofmeister und nachher in der nämlichen Eigenschaft vom Bischof zu Bamberg auf drei Jahre angestellt. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er vom Fürsten Georg Ernst von Henneberg zum Hofmeister ernannt, und er erhielt bei dessen Tode in Anerkennung seiner treu geleisteten Dienste eine goldene Kette mit des Fürsten Bildniß. Als er später nach dem Tode des Fürsten von Henneberg beim Herzoge Johann Ernst von Sachsen-Eisenach als Hofmeister und Obereinnehmer Anstellung fand, zogen ihn die drei Söhne des unglücklichen, 28 Jahre lang in Steier gefangenen, Herzogs Johann Friedrich des jüngeren, zu ihrer Landestheilung, und sandten ihn öfters, um die Verhältnisse ihres gefangenen Vaters zu ordnen, nach Prag zum Kaiser Rudolf, der ihn gleichfalls so lieb gewann, daß er ihm selbst die goldene Gnadenkette umhing. Als endlich Herzog Johann Friedrich 1595 gestorben, holte er dessen Leichnam von Steier ab, starb aber im folgenden Jahre, als er mit dem Herzoge zu Mark-Suhl sich befand. Seine erste Ehefrau, Maria Milchling von Schönstädt, mit der er im J. 1550 sich verehelichte, hinterließ ihm die drei Söhne Hans Hartmann, Hans Heinrich und Georg Friedrich, und eine Tochter, Agnes. Seine zweite Gattin Cordula Groß zu Heimersdhausen, die ihm als die Letzte ihres Stammes das Rittergut Heimersdhausen zur Ehe brachte, gebar ihm keine Kinder.

Hans Hartmann (geb. den 23. Oct. 1551, gest. am Johannistage 1610) begab sich, nachdem er in Gotha das Gymnasium absolvirt und in Jena seine Studien vollendet hatte, nach Frankreich und Italien auf Reisen, nahm in Genua Kriegsdienste und focht auf der Galeere gegen die Türken. Von da zurückgekehrt wurde er Hofmeister bei Herzog Heinrich zu Braunschweig Lüneburg, mit dem er sich nach Insbruck zum Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem Gemahle der schönen Philippine Welser, begab. Der Erzherzog, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, gewann Hans Hartmann seiner Kenntnisse wegen so lieb, daß er ihn acht Jahre an seinem Hofe behielt. Endlich kehrte er wieder zum Herzog Heinrich zurück, um dessen drei Söhne, die Prinzen Julius Ernst, Franz und August, nach Wittenberg und Leipzig zu begleiten (1588). Dort lernte ihn der Kurfürst Christian von Sachsen kennen und bewog ihn, den braunschweigischen Dienst zu verlassen und die Oberhauptmannsstelle in Wittenberg anzunehmen, die er aber nur bis zum J. 1592, als der Kurfürst starb, bekleidete. Er kehrte nun von da wieder an den braunschweigischen Hof zurück, wo man ihn meist als Gesandten brauchte; so wurde er zwei Mal zum Kaiser Rudolf II. nach Prag abgesandt, und in gleicher Eigenschaft finden wir ihn auf dem Reichstage in Regensburg. Er besaß das Rittergut Ommersleben, hatte zwar mit seinen beiden Eheweibern Anna von der Asseburg und Margarethe Bock von Pollach Kinder erzeugt, wovon ihn jedoch nur der älteste Sohn Christian, welcher als kaiserlicher Rittmeister im 30jährigen Kriege sein Leben verlor, überlebte.

Hans Heinrich (geb. 1556, gest. 1620) ging, nachdem er gleich seinem Bruder die Hochschule besucht, in französischen, darauf in niederländischen und endlich unter König Christian in dänischen Kriegsdienst (1589). Mit Ursula Fuchs vertheirathet, erzeugte er vier Söhne: Georg Moritz I., Hans Hartmann, Otto Friedrich und Eitel Georg. Dößchen auch diese alle aus ihren Ehen Nachkommen, welche meist in kurfächsischen Diensten sich befanden, hinterließen, so erlosch dieser Stamm dennoch im Anfange des 18. Jahrh. mit Georg Moritz II. [5]).

Georg Friedrich zu Helmersdhausen (geb. 1570, gest. 1639) trat, auf Universitäten und Reisen gebildet, in Hof- und Kriegsdienst bei Landgraf Moritz von Hessen, wo er bis zum J. 1611 blieb und die Feldzüge in die Niederlande mitmachte. Aus diesem Staatsdienste geschieden, ernannte ihn der Herzog Johann Kasimir von Sachsen zum Schloßhauptmann zu Coburg, übertrug ihm die Amtshauptmannsstelle zu Römhild, und erwöhlte ihn 1622 zu seinem Geheimen Rath und Besitzer des neu errichteten Hofgerichts zu Coburg. Er begleitete auch 1610 den Herzog nach Cöln, als König Rudolf durch einen Generalcommissarius einen Vergleich wegen der jülischen Erbschaft zwischen Sachsen, Brandenburg und Pfalz zu Stande bringen wollte, und nach dem Tode dieses Kaisers wurde er nach Prag gesandt, um mit den übrigen sächsischen Gesandten von Kaiser Matthias die Reichslehen zu empfangen. Von seiner Gattin Sabina von Oölau aus dem Hause Ruppertsgrün wurden ihm 13 Kinder (fünf Söhne und acht Töchter) geboren, von denen aber schon neun in der Kindheit starben. Von den Söhnen pflanzten A. Georg Sigismund und B. Hans Hartmann III., als die Stifter der ältern und jüngern Linie, ihr Geschlecht weiter fort.

A. Georg Sigismund (geb. 1603, gest. 1669), Landrath in der Pflege Coburg, besaß die Rittergüter zu Sontheim im Grabfeld und zu Windhausen, und hinter-

5) Die Witwe eines dieser Nachkommen, Anna Margaretha, Geb. v. Wangenheim, bestimmte ihr hinterlassenes Vermögen zu einer Stiftung, woraus drei Fräulein aus der Familie Wangenheim oder Treusch von Buttlar Wohnung, Holz und Kost erhalten könnten. Zu dem Ende kaufte sie ein Haus in Gotha, ließ es dazu einrichten und übertrug dem Consistorium die Oberaufsicht über die bis auf heutigen Tag noch bestehende Stiftung.

Digitized by Google

ließ von seinen zwei Ehefrauen, Sibylla von Thungen und Veronica von Stein aus dem Hause Völkershausen, fünf Söhne und sechs Töchter. Seine Söhne hießen Hans Christoph, Hans Wilhelm, Hans Hartmann IV., Hans Friedrich und Hans Georg. — Der älteste, Hans Christoph (geb. 1629), hatte zu Altdorf, Jena, Tübingen und Straßburg studirt, Frankreich und die Niederlande bereist (1656 und 1657), und wurde wegen seiner vielen Kenntnisse von Herzog Friedrich Wilhelm II. zu Sachsen als Hofrath zu Altenburg angestellt. Hier vermählte er sich mit Maria Elisabeth von Thumbshirn, der Tochter des sachsen-altenburgischen Geheimen Raths und Kanzlers Wolf Adam (1662), und erzeugte mit ihr zwei Söhne, Friedrich Konrad und Hans Christoph II., welcher Letztere erst nach seinem im J. 1663 erfolgten Tode geboren ward. Sowol Friedrich Konrad (geb. 1663), als sein Bruder Hans Christoph, starben unverheirathet. — Hans Wilhelm (geb. 1647), der zweite Sohn von Georg Sigismund, lag den Wissenschaften in Jena und Straßburg ob, trat dann in brandenburg-culmbachische Dienste, wo er als Geheimer Rath und Oberjägermeister 1695 starb. Er hinterließ mit Maria Elisabeth Ratiborska von Sechzehnbusz zwölf Kinder *). Christian Heinrich starb als königl. Hauptmann bei der Belagerung von Melazzo in Sicilien 1718; Hans Wilhelm II. starb als kurfächs. Lieutenant der Grenadiergarde zu Pferde 1719; Christoph Albrecht als würtembergischer Lieutenant 1715 und Georg Sigismund (geb. 1690), der gleich seinem Vater brandenburgisch-culmbachischer Geheimer Rath und Oberjägermeister, auch Ritter des rothen Adlerordens war, hatte sich zwar mit Maria Susanna von Seeger verheirathet, starb aber 1760 dennoch kinderlos. — Der dritte Sohn Georg Sigismund's, Hans Hartmann IV. (geb. 1648), war königl. dänischer Oberst eines Fußregiments auf der Insel Fünen, hatte die niederländischen Feldzüge mitgemacht und starb 1701, ohne mit seiner Frau, M. Kielmannsegg, Nachkommen erzeugt zu haben. Sein Bruder, Hans Friedrich (geb. 1653), der als kaiserl. Hauptmann in gräflich-mansfeldischem Regimente den damaligen Feldzügen mit beiwohnte und in Siebenbürgen starb, hinterließ mit seiner Frau Maria Barbara von Stein zu Lausitz einen Sohn, Albrecht Ernst, der nach zurückgelegten rechtswissenschaftlichen Studien von dem Cardinal Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz zum Hofrath ernannt und im J. 1720 von dem Kurfürsten August von Sachsen und König von Polen zu seinem Kammerherrn und Oberappellationsrathe befördert und von diesem in dem Interregnum nach dem Tode Kaisers Karl VI. 1740 in Anerkennung seiner Verdienste in den H. R. R. Grafenstand erhoben wurde. Er starb als Oberappellationspräsident in Dresden und hinterließ mit N. von Holzendorf einen Sohn und eine Tochter, und da der Sohn noch unverheirathet starb, so erloschi auch diese Linie. — Endlich der fünfte Sohn von Georg Sigismund, Hans Georg (geb. 1659), früher holländischer Oberstwachtmeister, nachher fürstl. öttingischer Oberamtmann, war zwar mit Christiane Karoline von Wöllwarth aus dem Hause Laubach verheirathet, starb aber ebenfalls kinderlos.

B. Hans Hartmann (geb. 1605 am 5. April, gest. am 4. Sept. 1660), der Stifter der jüngern Linie, hat den Stamm fortgesetzt. — Als Leibpage der unglücklichen Herzogin Anna von Sachsen, Gemahlin Herzogs Johann Kasimir, war er doch so frei von Verdacht einer Theilnahme an deren Einverständnis mit dem von Lichtenstein oder dem italienischen Bublen, daß ihn Herzog Johann Kasimir vielmehr nach der Abführung seiner Gemahlin ins Gefängniß zum eigenen Leibpagen ernannte. Allein sobald als möglich entfernte er sich und trat in holländische, dann in französische Kriegsdienste, kam nach vielen widrigen Schicksalen in kurfächsische Dienste, führte 1631 in der Schlacht bei Leipzig noch als Lieutenant eine eigene Compagnie, wohnte 1632 der Schlacht bei Lützen bei, und ward, als dem prager Frieden zufolge im J. 1635 die Festung Coburg an Sachsen vom Kaiser Ferdinand II. zurückgegeben wurde, zum Commandanten derselben ernannt, wofelbst er bei dem Anfall Coburgs an Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg in dessen Dienste trat, die verwüstete Festung Coburg herstellen ließ und deren Commandant bis an seinen Tod blieb, dabei aber zum Rath, Landeshauptmann und Obersteuereinnehmer befördert wurde, als welcher er 1660 verstarb. Außer seinem Antheil am Schloß Erffa und Absach in Thüringen besaß er in Franken die größtentheils in der Pflege Coburg liegenden Rittergüter Nieder-Lind, Rodach, Birkach, Rosfeld, Wildenheyd, Bodendorf, Urlsdorf und Berlsdorf. Mit Anna Sophia von Schedwingen aus dem Hause Helm hatte er eine zahlreiche, in 13 Kindern bestehende, Nachkommenschaft, und unter dieser sieben Töchter, von denen sechs an die ansehnlichsten Familien verheirathet wurden. Seine Söhne nahmen ehrenvolle Stellungen im teutschen Vaterlande ein, wie Hans Georg Hartmann (geb. 1638, gest. 1667), der als Page am Hofe des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar erzogen, den Prinzen Bernhard von Weimar nach Frankreich begleitete, und nachdem sich dieser mit Maria von Tre-

*) Eine Tochter, Charlotte Christiana, war vermählt mit Erdmann Freiherrn von Stein, brandenburgischen Geheimen Rathe und Premierminister. Da ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so errichtete sie aus ihrem Vermögen ein Frauen- und Fräuleinstift in Birken bei Baireuth. In diesem sollten nach dem von ihr selbst am 30. Juli 1740 unterschriebenen Stiftungsbriefe vier adelige Wittwen aus den Familien von Erffa und von Stein zu Nordheim und vier bürgerliche Wittwen aus Baireuth Wohnung, Kost, Feuer und Licht, Erstere 50 Fl. fränkisch, Letztere 5 Fl. jährlich an Geld für Kleidung erhalten. Doch sollten in Zukunft, wenn sich etwa die Einnahme der Stiftungsgüter vergrößere, auch die Präbenden erhöht werden. Sie bestimmte auch, wie viele Schüsseln zu Mittag und Abend den Präbendisten, die gemeinschaftlich jedoch bürgerlich von adelig getrennt) speisen sollen, dargereicht werden dürfen. Des Morgens um 8 Uhr verordnet sie eine Stunde im Betsaale gemeinschaftlich mit Gesang, Lesen in der heil. Schrift und eines Capitels aus „Arend's wahrem Christenthume" sich zu beschäftigen. Die Oberaufsicht über dieses Institut übergibt sie dem ältesten Geheimen Rathe in Baireuth und dem Superintendenten, von denen der Erstere 100 Fl., der Letztere 50 Fl. für ihre Bemühungen jährlich beziehen soll. Dieses Stift hat sich bis auf heutigen Tag noch erhalten, und ist vom Kaiser Joseph II. mit einem besondern Orden begnadigt.

Digitized by Google

mouille, der Tochter des Duc Henri de Thouars, verheirathet hatte, in die Dienste des Herzogs Anton Ulrich's von Würtemberg trat, begleitete diesen auf dem Feldzuge nach Ungarn und wohnte namentlich der Schlacht bei St. Gotthard bei. Er, sowie sein Bruder Hans Friedrich Hartmann (geb. 1656), der auf einer Reise durch Frankreich und Niederlande 1678 starb, waren unverheirathet. — Seine übrigen Brüder, Hans Heinrich Hartmann, Hartmann Friedrich und Georg Hartmann, aber waren Stifter ebenso vieler Linien. Diese Brüder verkauften 1677 an den Herzog Friedrich I. das Schloß Erffa mit allen Zubehörungen, nachdem sie das Jahr zuvor 1676 das Rittergut von Aspach an die v. Wangenheim veräußert hatten. — Hans Heinrich Hartmann (geb. 1643, gest. 1698), Stifter der ausgestorbenen Linie zu Goldschau, welcher durch den Besuch des Gymnasium Casimirianum zu Coburg und der Universitäten zu Jena und Tübingen eine große Gelehrsamkeit erlangte, womit er ein edles Benehmen verband, bereitete als Hofmeister mit dem Grafen N. von Ortenburg Frankreich, wurde bei seiner Zurückkunft im Jahre 1673 von Herzog Eberhard von Würtemberg als Rath und Kammerjunker an seinen Hof aufgenommen. Noch in demselben Jahre wurde er Hofmeister des Prinzen Christian von Sachsen, dritten Sohnes des Herzogs Ernst des Frommen, bezog mit ihm die Akademie zu Genf, durchreiste Italien und nochmals Frankreich, und erhielt bei seiner Zurückkunft als Rath die Amtshauptmannschaft zu Meiningen, Maßfeld, Themar und Breitungen 1676, die er bald darauf mit der Directorialstelle des Vormundschaftscollegiums in Gotha vertauschte. Der Herzog Friedrich ernannte ihn zum Hofmeister seiner Gemahlin Christine und zum Director der Justiz und des Landschaftscollegiums, und beförderte ihn nach mancherlei ehrenvollen Sendungen an den kaiserlichen Hof zum wirklichen Geheimen Rathe zu Gotha, als welcher er, hochgestellt und hochgeachtet, 1695 starb. Wiewol er in der Ehe mit Blandine Christine von Schönberg, der Erbin des Ritterguts Goldschau in Meißen, drei Söhne und sieben Töchter erzeugt hatte, erlosch dennoch mit Wilhelm Heinrich Hartmann 1715 diese Linie. — Hartmann Friedrich (geb. am 20. März 1645, gest. am 10. Mai 1702), welcher, die kriegerische Laufbahn erwählend, unter den sächsischen Reitern den Feldzug in Ungarn als Cornet mitgemacht, trat im folgenden Jahre auf einer Reise nach Frankreich gleichfalls als Cornet unter die Garde du Corps in französischen Dienst, wo er unter der Anführung des Marschalls von Schomburg innerhalb fünf Jahren eine Compagnie erhielt. Als aber bald darauf beim Ausbruche des französischen Krieges alle Teutsche aus dem feindlichen Dienste zurückkehren mußten, trat auch er als Rittmeister und Kammerjunker in die Dienste des Herzogs Friedrich von Sachsen und wohnte dem Feldzuge am Rheine bei. Nur kurze Zeit blieb er als Hofmeister am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Hildburghausen, da er 1681 in derselben Eigenschaft die Prinzessin Eleonore Erdmuthe von Sachsen-Eisenach, als sie sich an den Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach vermählte, nach Ansbach begleitete. In dem damaligen Türkenkriege wohnte er an der Seite des Markgrafen der Belagerung von Wien (1683) bei und wurde zum Generaladjutanten des Fürsten Christian von Waldeck erwählt, dessen Liebe und Achtung er sich durch seine militairischen Kenntnisse und persönliche Tapferkeit in solchem Maße erwarb, daß dieser ihn, als der Markgraf Johann Friedrich 1686 starb, dem Könige Wilhelm von England empfahl, der ihn auch zum Obersten mit einer jährlichen Pension unter der Bedingung ernannte, daß er allezeit auf des Königs Befehle bereit sein müßte. Beim Ausbruche des Krieges in England wurde ihm auch der Befehl, ein Regiment in Teutschland anzuwerben, welches er in aller Schnelle ward, nach Holland führte und sich an der Spitze desselben bis zum J. 1698 in allen damaligen Feldzügen tapfer auszeichnete. Die seit seiner Jugend ausgestandenen Kriegsbeschwerlichkeiten hatten aber seine Kraft geschwächt, sodaß er, sich nach Ruhe sehnend, seine Stelle niederlegte und sich auf seine Güter zurückzog, wo er einige Jahre darauf starb. Mit der Tochter des kurtrierischen Oberjägermeisters Johann Wilhelm Hilch von Lorch, Marie Sidonie, hatte er fünf Kinder erzeugt, die aber, gleich der Mutter (1688), frühzeitig starben. Aus seiner zweiten Ehe (1691) mit Dorothea Magdalena von Schönberg, der Tochter des herzogl. sächsisch-gothaischen Geheimen Raths und Kanzlers Hans Dietrich, erhielt er einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Eberhard Hartmann (geb. 1691, gest. 1753), kurfürstlich-sächsischer Oberappellations-Gerichtspräsident, erzeugte mit Henriette Sophie von Holzendorf 1728 ebenfalls eine Tochter und einen Sohn, Heinrich Hartmann, der aber als kurfürstlich-sächsischer Oberstwachtmeister der Garde du Corps 1773 unverheirathet starb. Georg Hartmann (geb. den 31. Jan. 1649, gest. den 4. Juli 1720), der jüngste von den sechs Söhnen Hans Hartmann's von Erffa, sowol durch seine Würden als durch sein persönliches Benehmen einer nähern Bezeichnung nicht unwerth, ist als der neuere und letzte Stammwater der noch lebenden Familie von Erffa anzusehen. Erst elf Jahre alt, als der Vater starb, wurde er als Page an den Hof nach Altenburg genommen, und erhielt dort eine so sorgfältige Erziehung und durch Reisen, die man ihn mit dem Pagenhofmeister machen ließ, eine so gute Ausbildung, daß, als er als gemeiner Musquetier in das lothringische Regiment im J. 1669 eintrat, sein Hauptmann, Hans Karl von Thüngen, nachheriger kaiserl. Feldmarschall, ihn bald zu befördern wußte und zu seinem ersten Hauptmann ernannte, als im J. 1673 das Regiment unter Anführung des von Thüngen ganz an Spanien, in dessen Sold es bis jetzt stand, abgetreten wurde. Die Schwäche der spanischen Truppen, die sie stets im Nachtheil gegen die französische Armee sein ließ, wodurch Georg Hartmann mehrmals in Salins und in Luxemburg zum Rückzug oder zur Übergabe genöthigt wurde, veranlaßte ihn, nach Hause zurückzukehren, von wo er dann 1675 als Hauptmann einer Schwadron schwerer Reiter der fränkischen Kreistruppen dem Feldzuge am Rhein beiwohnte, Philippsburg erobern half und nach Auflösung der Armee erst am Hofe zu

Digitized by Google

Ansbach, dann zu Sachsen-Hildburghausen und endlich zu Baideck lebte, mit den Fürsten der beiden letzten Länder auch Reisen durch die Schweiz, Frankreich, die Niederlande und Holland als deren Kammerjunker und Stallmeister machte. Von jetzt an lebte er aber nur dem Soldatenstande, denn im J. 1682 zog wieder ein Regiment Reiterei des fränkischen Kreises zu den Reichstruppen, dem der Markgraf von Baireuth als Oberster, Georg Hartmann als Oberstlieutenant vorstand, und nun folgte Feldzug auf Feldzug, in welchen er sich auszeichnen konnte und ausgezeichnet hat, namentlich in den von den Ungarn durch Tökeli angezettelten Unruhen in den Türkenkriegen beim Entsatze der Residenzstadt Wien, bei der Schlacht von Gran, bei der Einnahme von Neuhäusel, bei der Schlacht von Zicklos, der Schlacht von Scattimar, Eroberung von Griechisch-Weißenburg und andern kleinern und größern Gefechten. Ferner legte er Proben seiner Tapferkeit in den Kriegen gegen Frankreich, am Rhein namentlich 1689 und folgende Jahre, bei der Eroberung von Mainz, bei dem Sturm auf Bonn, bei der Bataille von Speierbach u. m. ab, und kehrte nach 15 Feldzugsjahren zweimal verwundet nach Hause auf seine Besitzung mit der auf dem Schlachtfelde erhaltenen Würde eines General-Feldzeugmeisters des fränkischen Kreises in die Arme seiner verlassenen Gattin Rosina Barbara, einer gebornen Rüdt von Collenberg, die ihm als Erbtochter die Rittergüter Erkenbrechtshausen und Sindelsheim im Canton Odenwald zugebracht hatte, im J. 1699 zurück, nachdem ihn Kaiser Leopold I. mit allen seinen Nachkommen in den Freiherrenstand erhoben, vielmehr darin bestätigt hatte. — Obgleich auf seinem Rittergute Niederlind bei Sachsen-Coburg wohnhaft, behielt er dennoch das Commando der fränkischen Kreistruppen, bei denen ein Regiment zu Fuße sein Eigenthum war; auch erhielt er von dem Markgrafen von Ansbach die Würde eines wirklichen Geheimen Raths. Sein fortdauerndes Commando führte ihn auch im J. 1700 noch einmal ins Feld, wo er es war, der, nachdem das vereinigte teutsche Heer geschlagen war, den Sieg bei Friedlingen im Breisgau gegen die französische Macht erfocht und dadurch die Nachtheile wieder ersetzte, und im J. 1703 stritt er abermals bei Passau, Ortenburg u. s. w., besonders aber bei Donauwörth, kämpfte 1704 beim Schellenberg, half die Schlacht bei Hochstädt schlagen, befreite Ulm und beseitigte unausgesetzt die fränkischen Kriegsvölker bis zu Ende des Jahres 1708, wo er sich nach dem Tode seines vertrauten Freundes, des Feldmarschalls von Thüngen, und seines ihm sehr gewogenen Vorgesetzten, des Markgrafen Louis von Baden, der ihm in der Sterbestunde seinen eigenen, zu so vielen Siegen gebrauchten, Degen als dem würdigsten Nachfolger zum Vermächtniß übergab, und mehrer anderer Umstände wegen vom Kriegsschauplatze zurückzog und nach Hause begab. Noch zwölf Jahre verlebte er hier in der Erinnerung seines vielbewegten Erdens und starb im J. 1720, geschätzt vom Kaiser und Reich, geehrt von allen Fürsten, unter denen er gekämpft, und geliebt von seiner Familie und seinen Unterthanen. Er hinterließ seinem einzigen Sohne Hans Kraft Hartmann die Güter Niederlind, Erkenbrechtshausen, Rodach, Sindelsheim, Frankenroda gut verwaltet und schuldenfrei, ein neuerbautes, vortreffliches eingerichtetes Herrenhaus zu Niederlind mit einer Anzahl von Oigemälden, welche die Schlachten treu darstellten, in denen er selbst mitgefochten hatte; außerdem aber eine Menge schätzenswerther Gegenstände, die ihm aus seinen Feldzügen geblieben waren. Vor allen aber hinterließ er der Familie das Andenken an einen biedern Stammvater, der mit Verstand sowol als mit Redlichkeit seine Verhältnisse zu benutzen wußte.

Seinen Sohn Hans Kraft Hartmann (geb. 4. Jan. 1688, gest. 15. Juni 1741) brachte er, nachdem er das Gymnasium zu Coburg verlassen, zu Frankfurt a. d. O. studirt und auf einer Reise durch Teutschland bei der Wahl des Kaisers Karl VI. zum heil. r. R. Ritter zu Frankfurt a. M. geschlagen worden war, in die Dienste des Kurfürsten Georg August von Hanover, und hatte die Freude, ihn noch als kurhanövrischen wirklichen Geheimen Rath bestellt zu sehen. Dieser erwarb sich noch zu den von seinem Vater überkommenen Gütern Hengsfeld und Berlewagen, und verheirathete sich 1720 mit Henriette Ernestine Freiin von Wibra, welche ihm sechs Kinder gebar, wovon ihn aber nur ein Sohn und eine Tochter, Eleonora Luise, überlebten. Dieser Sohn, Georg Hartmann (geb. den 14. Mai 1717, gest. den 11. Juni 1770), endete als brandenburg-ansbachischer Geheimer Rath und Staatsminister auch Statthalter in Baireuth (nachdem das Haus Baireuth dem Markgrafen von Ansbach zugefallen war) mit Hinterlassung von zwei Söhnen, von denen der älteste Karl Lebrecht Hartmann (geb. den 17. Febr. 1761, gest. den 9. Sept. 1825) kinderlos, aber gesegnet von allen, die sein Wirken gekannt hatten, starb (s. den folgenden Artikel), der jüngere Sohn, Gottlieb Friedrich Hartmann von Erffa, als sachsen-meiningischer Geheimer Rath und Oberstallmeister eine ruhmwürdige Laufbahn führte. Das Leben dieses ebenso vortrefflichen als ausgezeichneten Mannes war so bewegt als segensreich für die Staaten, denen es gewidmet war. Unter den teutschen Truppen im französischen Solde begann er seine öffentliche Laufbahn im J. 1778, stand dort unter den Befehlen des Obersten Prinzen Max Joseph von Zweibrücken, nachherigen ersten Königs von Baiern, verließ den Dienst, weil man ihm nicht gestattete mit den französischen Hilfsvölkern unter Lafayette nach Nordamerika zu ziehen, und trat in sachsen-meiningische Dienste als Stallmeister des ihm sehr befreundeten Herzogs Georg, dessen steter Gefährte er bis zum Tode desselben im J. 1803 blieb. Die französischen Eroberungen Napoleon's brachten für die teutschen Fürsten stets Verwickelungen hervor, und Gottlieb Friedrich Hartmann, unterdessen zum wirklichen Geheimen Rath erhoben, war von seinem Hofe berufen, diese überall so günstig als möglich zu lösen, und man darf ihm nachrühmen, daß er dies für Meiningen mit Glück und Geschick gethan hat. Er trat im J. 1806 der Rheinbundesacte bei, beseitigte 1810 zu Paris die angesonderte unverhältnißmäßige Contribution, schloß sich 1814 zu Frankfurt a. M. dem teutschen Bunde an, und

Digitized by Google

vertrat das während dieser ganzen Zeit durch eine Vormundschaft regierte Land beim Congreß zu Wien im J. 1815. Sein einsichtsvoller Rath galt selbst bei gelehrteren und ergrauteren Staatsmännern, und seine Treue und Uneigennützigkeit wurde von allen Biedern erkannt. Der Mutter des unmündigen jungen Fürsten war er ein treuer Rath, der Gattin ein beständiger liebevoller Freund, seinen fünf Kindern ein zärtlicher sorglicher Vater, und hat ebenso eifrig für seine mühevollen wichtigen Staatsgeschäfte als für das Wohl seiner Familie gesorgt, wenn ihm gleich nicht vorbehalten war, das ererbte Vermögen zu vermehren. Er war mit Karoline Freiin von Bibra vereheliget gewesen, mit der er drei Söhne und zwei Töchter erzeugt hat. Von den Söhnen ist Eduard Hartmann herzoglich sachsen-meiningischer Kammerherr und Oberstallmeister, Ferdinand Hartmann aber der einzige bis jetzt verheirathete unter den Brüdern. Bei dieser geringen Zahl von Mitgliedern ist das freiherrliche von Erffaische Haus gegenwärtig im Besitze der Rittergüter Wernburg, Niederlind, Drisdorf und Wörlsdorf.

Das uralte Wappen dieser Familie hat zwei gegeneinander abgetheilte aufrecht stehende ehemals rothe, jetzt güldene Adlerflügel, sonst im silbernen, jetzt im blauen Schilde, auf dessen offenem adeligem Turnierhelm eine goldene Krone ruht, woraus gegenwärtig neun, sonst nur sechs Fähnlein in Roth und Silber getheilt, an rothen Schäften in die Höhe gehen; auch die Helmdecke ist sonst mit Roth und Silber, gegenwärtig Blau und Gold, geziert; die Zahl der Fähnlein soll die Anzahl der Lehngüter bedeuten, die die Familie damals besessen hat.

(*Albrecht Freihr. von Boineburg-Lengsfeld.*)

ERFFA (Karl Lebrecht Hartmann, Freiherr von), kam in früher Jugend nach Baireuth, als sein Vater dort die Stelle eines dirigirenden Ministers erhielt. Nach dem Tode desselben bezog er das väterliche Rittergut Niederlind bei Meiningen. Seine wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Lyceum zu Meiningen und dem akademischen Gymnasium zu Coburg. Eine kurze Zeit besuchte er auch die Schule zu Klosterbergen, wo besonders der Abt Frommann einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung gewann. Die erlangten Kenntnisse berichtigte und erweiterte er auf der Universität Jena, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete. Die Neigung zu einer durch keine Amtsverhältnisse beschränkten Thätigkeit veranlaßten ihn, mehre Anträge des coburger Hofes abzulehnen. Die damaligen Verhältnisse in Coburg, besonders die dort niedergesetzte kaiserliche Debitcommission, hatten wenig Lockendes für ihn. Er ließ sich daher auf seinem mütterlichen Erbgute Wernburg nieder. Vertraut mit den Wissenschaften, einheimisch in den höhern Gesellschaftskreisen, selbst an mehren benachbarten Fürstenhöfen wohlwollend empfangen, lebte er an der Seite einer geliebten und vielseitig gebildeten Gattin, mit der er sich 1781 vermählt, in einer glücklichen Unabhängigkeit. Doch gab er im J. 1810 den wiederholten Anträgen nach, königl. sächsischer Amtshauptmann im neustädter Kreise zu werden. Wie sehr er sich herangebildet hatte zu einem solchen Geschäftskreise, der in der damaligen Kriegsperiode vielseitige Kenntnisse und Lebensgewandtheit erforderte, bewiesen einige Schriften, welche in jene Zeit fallen. Zu diesen gehören seine „Hilfstabellen für Richter, Schulzen und Dorfeinnehmer des Kurfürstenthums Sachsen bei Lieferung an Getreide nach Magazinhusen, oder Geldeinnahmen und Abgaben, so nach gleichem Fuße berechnet werden." (Neustadt a. d. O. 1806. 4.) Auch schrieb er eine „Kurze Übersicht der Entstehung, Vertheilung und Gattungen der Steuern und Abgaben im Königreiche Sachsen, besonders in den sieben Kreisen." (Ebend. 1811.) Die zweckmäßige Einrichtung und Brauchbarkeit dieser staatswissenschaftlichen Schriften verschaffte ihnen bald Eingang in den königl. sächsischen Landen. Daneben benutzte er in Mußestunden sein poetisches Talent zu mehren Gedichten, Prologen und Aufsätzen, welche in mehren belletristischen Zeitschriften eine Stelle fanden. Als im J. 1815 der neustädter Kreis an Preußen kam und von dieser Monarchie größtentheils an Sachsen-Weimar abgetreten ward, belohnte Friedrich Wilhelm III. die Verdienste, welche sich Erffa besonders als Mitglied der Theilungscommission erworben, mit Ertheilung des rothen Adlerordens, vermochte jedoch nicht, ihn in seine Dienste zu ziehen, obgleich Erffa's Rittersitz Wernburg dem ziegenrücker Kreise zugefallen war, der in Preußens Händen blieb. Persönliche Neigung und Verhältnisse knüpften ihn an den Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der ihn schon früher zum Kammerherrn ernannt hatte. Er übernahm die ihm angetragene Stelle eines großherzogl. Landraths im neustädter Kreise, und schlug sein Expeditionslocal in Neustadt an der Orla auf, obgleich er die meiste Zeit, wie früher, auf seinem Rittergute Wernburg verlebte. Der Verlust seiner geliebten Gattin (1819) beugte ihn um so tiefer, als ihm seine zunehmende Altersschwäche immer fühlbarer ward. Den Abend seines Lebens erheiterte (1820) ein zweites Ehebündniß mit einer vieljährigen Freundin, der Freiin Ernestine von Schlämbach. Seit dem J. 1824 gesellten sich zu der Trauer über den Verlust eines geliebten Bruders mehre körperliche Leiden, in denen einsichtsvolle Ärzte die Symptome der Brustwassersucht erblickten. Seine gewohnte Heiterkeit schien seitdem von ihm gewichen, und oft quälte ihn der Unmuth, seine rastlose Geschäftigkeit gestört zu sehen. Als er den 9. Sept. 1825 starb, folgten seinem Sarge die sämmtlichen Behörden des neustädter Kreises und zahlreiche Freunde, denen er theuer gewesen war. Glückliche Verhältnisse hatten ihn in den Stand gesetzt, immer nur geben zu können, nie bitten zu müssen. Sein zartfühlendes Gemüth fand die höchste Freude im Wohlthun. Auch konnte er in seiner bürgerlichen Stellung zwischen dem Fürsten und den Staatsbehörden auf der einen und dem Volke auf der andern Seite um so mehr Gutes wirken. Personen, die mit ihm in näherer Geschäftsverbindung gestanden, geben ihm das rühmliche Zeugniß, durch sein redliches Streben sich gleichen Dank erworben zu haben an Fürstenthöfen und in niedern Hütten *). (*Heinr. Döring.*)

*) Vgl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. 3. Jahrg. 2. Heft. S. 1521 fg. Meusel's Gel. Teutschl. 13. Bd. S. 337. 17. Bd. S. 519. 22. Bd. 2. Abth. S. 69.

Digitized by Google

ERFI (nordische Alterthumskunde), die wichtige Feier zum Antritte der Erbschaft und Andenken des Erblassers, welche uns auf das Anschaulichste in den Geist des nordischen Heldenlebens einführt. Zuvor ist in sprachlicher Beziehung zu bemerken, daß in den ältesten Denkmälern das einfache erfi [1]) vorkommt, später bisweilen auch der größeren Deutlichkeit wegen Erfiöl [2]) (Bier- oder Trinkgelag zur Todtenfeier und zum Erbschaftsantritte) und Erfis-dryckia, das Trinken des Erfis, die Todtenfeier und den Erbschaftsantritt durch Trinken begehen. Am gebräuchlichsten in den ältesten Denkmälern ist nämlich die Redensart erfi drekka [3]) (das Erfi trinken, die Todtenfeier begehen) eptir fódur sinn [4]) (nach seinem Vater, d. h. zum Andenken desselben) und die Redensart mit dem Zeitwort erfa, nämlich erfa fódur sinn, seinen Vater beerben, und zwar dieses thun durch ein feierliches Trinkgelag. Für erfa ward auch gebraucht giöra erfi, und zwar auch mit eptir [5]), z. B. eptir konúnga edr jarla [6]), nach Königen oder Jarlen. Der Geschichtschreiber, welcher uns die Nachrichten von den Gebräuchen, welche bei dem Erfi statthatten, gibt, sendet ausdrücklich voraus, daß sie bei der Todtenfeier und dem Erbschaftsantritte der genannten Fürsten gewöhnlich war. Eine Hauptrolle spielten, wie wir sehen werden, dabei die kriegerischen Gelübde. Die ersten Keime der Erblichkeit der Vasallenpflicht zeigten sich nämlich schon bei den Germanen des Tacitus [7]). Sie entsprang aus der Anhänglichkeit der Mannen des Fürsten an dessen Sohn und Erben. Wollte dieser nun die Mannen seines Vaters an sich fesseln, so mußte er ihnen bei dem Erbschaftsantritte durch ein Gelübde zeigen, daß er nach ihren Wünschen regieren werde. Diese bestanden bei den Kriegsruhm über alles Achtenden und den Beutelustigen in nichts Anderem, als in dem Verlangen, daß ihr Fürst Eroberungen oder wenigstens Raubzüge machen möchte. Das Erfi hatte, wie sich hiernach schließen läßt, nicht blos den Zweck des Erbschaftsantrittes des Landes und der Unterthanen, soweit diese als Bewohner desselben dem Fürsten unterworfen waren, sondern insbesondere die Übernahme der Mannen des Erblassers. Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir die lehrreichen Schilderungen folgen, welche Snorri Sturluson bei zwei Gelegenheiten, und zwar die erste im Betreff Ingiald's Illradi's gibt, welcher bei seinem Regierungsantritte beschloß, die vielen Heradskönige zu vertilgen und sich in den Besitz ihrer Reiche zu setzen. König Ingiald ließ, bemerkt Snorri Sturluson, zu Uppsalir großen Schmaus bereiten, und hatte vor, das Erfi des Königs Önund, seines Vaters, zu begehen [8]). In diesen Zeiten war folgende Sittengewohnheit. Wenn man das Erfi nach Königen oder Jarlen thun (zu Ehren derselben begehen) sollte, so mußte derjenige, welcher das Erfi that und zum Erbe gehen (die Erbschaft antreten) sollte, auf dem Schemel vor [9]) dem Hochsitze bis zu dem Zeitpunkte sitzen, wo das volle Horn hereingebracht ward, welches Bragafull [10]) genannt ward. Er mußte dann zum Empfange des Bragafull aufstehen und ein Gelübde thun, und nachher das Vollhorn austrinken. Hierauf mußte er auf den Hochsitz, den sein Vater hatte, gehen; dann war er zu allem [11]) Erbe nach ihm (das er hinterlassen hatte) gekommen. So geschah auch hier. Als das Bragafull hereinkam, stand König Ingiald auf und griff zu dem großen Thierhorne [12]).

1) Gebildet aus arfr, Erbe (Erbschaft). 2) Dänisch Arveöl, Gastmal zu einer Begräbnißfeier, einem Begräbnißschmaus. 3) z. B. *Snorri Sturluson*, Saga af Olafi Tryggvasyni. Cap. 38; ferner Saga Ragnars Konúngs Lodbrókar. Cap. 20 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 295. Wie das Trinken bei dieser Gelegenheit die Hauptrolle spielte, veranschaulicht auch das Sinfiötla-lok in der großen Ausgabe der Edd. Sám. 2. Bd. S. 119. Doch war das Begehen durch Trinken dem Erfi nicht ausschließlich eigenthümlich, sondern auch bei andern Feiern hatte es statt. Daher findet man in der Fridthiofs-Saga. Cap. 14 die Redensart zusammengefaßt: var thá allt saman drukkit, erfi Hrings konúngs ok brullaup theirrar Ingibjargar ok Fridthiófs; es ward da alles zusammengetrunken, das Erfi des Königs Hrings und der Brautlauf Ingibiorg's und Fridthiof's (d. h. die Todtenfeier des Königs Hrings und die Hochzeit Ingibiorg's und Fridthiof's begangen). 4) Über diese Redensart mit eptir in Beziehung auf den Vater und andere Verwandte s. Beispiele in der Völsunga Saga Cap. 41, in den Fornaldar Sögur Nordrlanda 1. Bd. S. 227, Hervarar Saga Cap. 16 a. a. O. S. 490. 493, Saga Ketils Haengs Cap. 3. a. a. O. 2. Bd. S. 122, Örvar-Odds Saga Cap. 15 a. a. O. S. 223, wo in Beziehung auf die Veranstaltung gebraucht wird erfi fá (fangen, d. h. schaffen, anstellen, bereiten) eptir thau Hjálmar ok Ingibjörgu. 5) Das eptir, nach, in der Bedeutung zu ehren, ward nicht blos in Beziehung auf das Begehen des Erfi gebraucht, sondern auch beim Setzen von Denkmälern, z. B. Errichtung von Grabhügeln und Bautar-Steinar, und ist der gewöhnliche Ausdruck nicht blos in den Sögur, sondern auch in den Grabschriften. 6) s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. und erläut. von F. Wachter. S. 102. Ein anderes Beispiel s. in der Snorra-Edda, in der Skalida Daemisaga 76, wo es heißt: „und da ward gethan (giört) Erfi Niflunga (die Todtenfeier der Nibelungen)," und in der Völsunga-Saga, wo Gudrun das Erfi nach ihren Brüdern (zu Ehren derselben), und so auch König Atli nach seinen Mannen (zum Andenken derselben) thut (gerir). 7) s. hierüber F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 82.

8) Die großen Anstalten und Einladungen, welche König Ingiald dazu traf, s. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 18. Th. S. 277. 9) Auf dem Hochstuhle oder Throne durfte er nämlich noch nicht sitzen, weil er das Erbe seines Vaters oder anderer Verwandten noch nicht angetreten hatte. 10) Bragi's Vollhorn. Dieses zu trinken war überhaupt bei Opferfesten gewöhnlich; s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 40. 11) Natürlich hatten auch bei Begehung des Erfi Opfer statt. Auch heißt es in der Orvar-Odds Saga Cap. 4 (in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. II. ibid. p. 174): at hèr mundi vera blót mikit eda drukkit erfi, daß hier würde werden großes Opferfest oder getrunken Erfi. Auf die Opferfeste gehörte aber das Bragafull, weil man auf ihnen die Großthaten seiner Blutsfreunde in ehrenvolle Erinnerung brachte und selbst neue beschloß, und weil Bragi der Gott der Dichtkunst war, dessen Verehrer die Skalden die Heldenthaten in Liedern verewigten. Aber ganz unerläßlich mußte das Trinken des Bragafull bei Begehung des Erfi sein, weil dieses ganz eigentlich die Bestimmung der Feier der Großthaten des Erblassers und der Verheißung neuer kriegerischer Unternehmungen von Seiten des Erben hatte. In ersterer Beziehung fand auch der Gebrauch der Erfidrápa (der zu Ehren des Todten verfaßten Drápa, Liedes mit Schaltversen) statt. Ein Beispiel s. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 299. 12) Zu dem ganzen. 13) dyr (Thier) bedeutete nämlich im Altnordischen vorzugsweise wildes Thier, also dyrahorn, aller Wahrscheinlichkeit nach Auerochsenhorn.

Digitized by Google

Dann that er das Gelübde, daß er sein Reich um die Hälfte nach jeder Hauptgegend [14]) vergrößern oder in anderem Falle sterben sollte, und trank das Horn aus. Als am Abend die Menschen trunken geworden waren, verrichtete er die Heradskönige und unterwarf sich darauf ihre Reiche [15]). Eine andere Begebung des Erfi schildert Snorri Sturluson bei folgender Gelegenheit, zur Zeit, wo die Begeher zwar Christen waren, aber das Heidenthum größtentheils nur erst dem Namen nach aufgegeben hatten, und die heidnischen Bräuche noch beobachteten, aber so gut es eben gehen wollte, christlich umgewandelt. König Swein von Dänemark machte ein mächtiges Gastgebot, und lud alle die Häuptlinge, die in dem Reiche waren, zu sich. Er sollte seinen Vater Haraldi erfa (ersen, beerben, d. h. zugleich den Todtenfeier- und Erbtrunk für ihn thun). Damals waren auch kurz zuvor Strut-Haraldi auf Skani [16]) (der Vater des Jarls Sigwaldi und Thorkell's Hawi's), und Weseti in Burgunderholm [17]), der Vater Bui's und Sigurd's, gestorben. König Swein sandte da den Jomswikingen [18]) Botschaft, daß Jarl Sigwaldi und Bui, und deren Brüder dahin kommen, und bei dem Schmause, den der König anstellte, ihre Väter erfa (ersen, die Todtenfeier für sie halten) sollten. Die Jomswikingar fuhren mit allem ihrem tapfersten Kriegsvolke auf eilf Schiffen von Wendenland, und auch zwanzig von Skani zu diesem Schmause. Auf ihm kam eine ganz große Menschenmenge zusammen. Den ersten Tag auf diesem Schmause, bevor König Swein auf den Hochsitz seines Vaters stieg, trank er dessen Minni [19]), und that das Gelübde, daß er, bevor drei Winter [20]) verlaufen wären, mit seinem Heere nach England kommen sollte, um den König Adalrad zu erschlagen, oder ihn aus dem Lande zu vertreiben. Dieses Minni mußten alle diejenigen trinken, die auf dem Erfi waren. Demnächst ward zuerst den Häuptlingen der Jomswikingar das größte Horn von dem stärksten Tranke, der dort war, geschenkt. Als aber dieses Minni abgetrunken war, mußten alle Menschen Christsminni [21]) trinken. Das dritte war Michialsminni [22]). Nach diesem aber trank Jarl Sigwaldi das Minni seines Vaters, und that hierauf das Gelübde, daß er, bevor drei Winter verflossen wären, nach Norwegen gekommen sein, und den Jarl Hakon erschlagen, oder aus dem Lande treiben sollte. Hierauf that sein Bruder Thorkell Hawi das Gelübde, daß er Sigwaldi's, seinem Bruder, nach Norwegen folgen, und nicht aus der Schlacht fliehen sollte, so lange sein Bruder Sigwaldi sich noch schlüge. Dann that Bui Digri das Gelübde, daß er mit ihnen nach Norwegen fahren und nicht aus der Schlacht vor Jarl Hakon fliehen würde. Dann that sein Bruder Sigurd das Gelübde, daß er nach Norwegen fahren und nicht fliehen würde, so lange der größere Theil der Jömswikingar sich schlüge. Dann that Wagn Akafon das Gelübde, daß er mit ihnen nach Norwegen ziehen und nicht zurückkommen sollte, bevor er Thorkell Leira vertrieben und in das Bett zu seiner Tochter Ingibiorg ohne der Blutsfreunde Rath [23]), gegangen. Viele Häuptlinge thaten Gelübde, welche verschiedene Gegenstände betrafen. Aber am Morgen darauf, als die Häuptlinge nicht mehr trunken waren, dünkten sie sich zu voll gesprochen zu haben [24]). Die Jomswikingar, welchen der stärkste Trank gebracht worden war, hatten hier eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Leben gemacht. Nach Tacitus beriethen sich die Germanen zwar bei Trinkgelagen über Unternehmungen, faßten aber Entschlüsse erst, wenn sie wieder nüchtern waren. Daher muß man auch annehmen, daß die Gelübde bei dem Erfi gewöhnlicher Weise nicht augenblickliche Eingebungen des Rausches, sondern vorher gefaßte Entschlüsse waren. Auch geht aus den Anstalten, welche König Ingiald vor dem Erfi traf, auf das Deutlichste hervor, daß er den Entschluß zu seinem Gelübde schon vorher gefaßt und reiflich überlegt hatte.

(*Ferdinand Wachter.*)

ERFINDUNG, ERFINDUNGSKUNST (Heuristik). Erfindung bezeichnet theils die Handlung des Erfindens, d. h. des Hervorbringens neuer Sachen oder Gedanken, welche vorher gar nicht oder wenigstens auf diese Art nicht da waren, theils die erfundene Sache oder aufgefundene Wahrheit selbst. In beiderlei Beziehung werden die Erfindungen am zweckmäßigsten definirt als die durch geistige Selbstthätigkeit hervorgebrachten neuen Erzeugnisse dessen, was noch nicht vorhanden war; sie mögen nun entweder blos eine neue Denkart über gewisse Dinge enthalten, oder die zweckmäßige Anwendung bekannter Naturkräfte zur Hervorbringung eines (qualitativ, quantitativ oder relativ) neuen Effects betreffen. Erfindungen unterscheiden sich demgemäß wesentlich von Entdeckungen, d. h. von dem Auffinden dessen, was schon vorhanden, aber noch nicht oder nicht hinlänglich bekannt war (z. B. Amerika, der Uranus, die Platina sind entdeckt, Glas, Fernröhre, Porzellan, Schießpulver u. dergl. m. sind erfunden worden). Hierauf deutet auch die Etymologie von entdecken (die Decke, die ein Ding verbirgt, wegnehmen) [1]) hin; wiewol der frühere Sprachgebrauch diesen Unterschied nicht kennt, der erfinden und entdecken für gleichbedeutend nimmt (so heißt es z. B. im 1. Buch

14) Nach allen vier Winden. 15) s. das Nähere bei Snorri Sturluson, übersetzt von F. Wachter. S. 103 fg. 16) Schonen. 17) Bornholm. 18) Den berühmten Seeräubern in Jömsborg (s. d. Art.). Die Häuptlinge der Jömswikingar (s. d. Art.) waren die Gebrüder Jarl Sigwaldi und Thorkell und die andern Gebrüder Bui Digri und Sigurd, welche sämmtlich das Erfi begingen. 19) Andenken, Gedächtniß, das alte Minne in der Redensart von dem Gebrauche: „St. Johannes Minne trinken," Gertruden-Minne, s. d. Art. Minne (Alterthumskunde). Hier bemerken wir nur, daß im Altnordischen das Minni, welches zur Erinnerung an den Erblasser getrunken ward, in weiterer Bedeutung zugleich auch das Gelübde (heit, Verheißung) in sich begriff, das zu Ehren des Todten, dessen Erfi begangen ward, mit in sich begriff. 20) Jahre. 21) Der Trunk zur Erinnerung an Christum, der an die Stelle der heidnischen Gottheit getreten war. 22) Der Trunk zur Erinnerung an den Erzengel Michael.

23) Ohne ihre Verwandten zu befragen. Ohne Zustimmung derselben durfte sich nämlich kein Mädchen verheirathen. 24) s. das Weitere bei Snorri Sturluson, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 255.

1) s. Eberhard-Maaß-Gruber's Synonymik u. d. W. Entdecken (II, 219).

Digitized by Google

Mos. 36, 24, in Luther's Übersetzung: Ana, der in der Wüste Maultpferde erfand). Auch bezeichnet im Oberteutschen (z. B. in der Redensart: Jemanden in Diebstahl, oder auf frischer That erfinden), sowie ebenfalls in der Lutherischen Bibelübersetzung erfinden oft soviel, wie das einfache finden (z. B. 1 Sam. 13, 19. Weish. 9, 16), oder wie gewahr werden, sehen (z. B. 1 Mos. 18, 27. 5 Mos. 22, 22), ferner wie befinden, nach angestellter Untersuchung erkennen (z. B. unerfindliche Beschuldigungen, vgl. 1 Kön. 21, 20. Hiob 23, 10). Erfindungen heißen endlich auch die bloßen Erdichtungen der Phantasie, oder Einbildungskraft, denen keine Realität zukommt. Im poetischen Sprachgebrauche wird auch der in der Regel auf den Menschengeist beschränkte Begriff Erfindung der Natur beigelegt (z. B. in Klopstock's Zürichersee: „Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht!").

Ob es eine eigentliche Erfindungskunst gibt, ist streitig. Da das Erfinden im strengen Sinne des Wortes durchaus nur Sache des Talents oder Genies ist und gleichsam in blitzschnellen Inspirationen (apercus) besteht, mithin weder methodisch gelehrt, noch gelernt werden kann, so kann es natürlich keine Erfindungskunst in dem Sinne geben, wie etwa Tanz-, Fechtkunst und andere derlei Künste. In der Wissenschaft sind Erfindungen ebenfalls Producte einer ausgezeichneten angebornen Befähigung der Geisteskräfte, namentlich der Phantasie (vergl. Herbart, Lehrb. zur Psych. S. 46. Scheidler, Hodeg. S. 374 fg.). Dennoch kann man eine wissenschaftliche Erfindungskunst (Heuristik) annehmen, wenn man darunter nur die Angabe der zweckmäßigsten methodischen Regeln versteht, nach welchen neue Erkenntnisse in den Wissenschaften zu erlangen sind [1]). Diese Methodik ist natürlich verschieden für die einzelnen Disciplinen, und im Allgemeinen können wir eine dreifache Heuristik unterscheiden, nämlich für das Gebiet der empirischen oder historischen Wissenschaften, sodann für das der Mathematik und das der Philosophie.

Für das erstgenannte Gebiet kommen hier die Hauptregeln über die Kunst der Erfahrung oder Beobachtung und die Combinationen von Analogien und Inductionen in Betracht, die wir in den Art. Erfahrung und Induction schon gegeben haben, auf die wir deshalb hier verweisen [2]).

Was die Mathematik betrifft, so gibt es, wie Fries bemerkt [3]), hierbei zwei Hauptarten der wissenschaftlichen Erfindung, nämlich erstlich, eine analytische Heuristik der Erfindung neuer Methoden und dann eine synthetische Heuristik des neuen Gebrauchs schon bekannter Methoden. Alle mathematische Erkenntniß besteht in Constructionen oder anschaulichen Zusammensetzungen. Hier kommt es nun für die wissenschaftliche Erfindung erstlich darauf an, neue Arten der Construction zu erfinden und sie auf ihre Principien zurückzuführen. Dies Verfahren ist analytisch, indem es abstrahirend regressiv zu den Principien aufsteigt. Hat Jemand dann aber eine solche neue Methode erfunden, so kommt es darauf an, aus den Principien durch die neue Constructionsweise das System der neuen Wissenschaft auszubilden und ihm die Anwendungen zu suchen. Dies Verfahren ist synthetisch, indem es immer nur nach einer neuen Methode der Zusammensetzungen von den einfachsten Elementen zu dem Zusammengesetzteren aufsteigt. Die erste Art der Erfindung ist die seltenste und schwerste, indem sie nicht nur allein dem mathematischen Genie zugänglich ist, sondern selbst für dieses oft Geschenk des guten Glücks bleibt; die andere läßt sich, je nachdem Jemand das Talent hat, bis zu immer höhern Stufen methodisch betreiben. Erfindungen der ersten Art sind die Erfindung der Buchstabenrechnung; die Erfindung der Differentialrechnung durch Newton und Leibniz; die Erfindung der Combinationslehre durch Hindenburg. Als große Erfinder der andern Art können wir die Bernouillis, Euler, Laplace und Gauß auszeichnen, wiewol diese in untergeordneten Gebieten auch wieder neue Methoden finden mußten, um die Entwickelung ihrer Systeme möglich zu machen. Um das Verhältniß beider Verfahrungsarten kenntlich zu machen, denke man z. B. an die Ausbildung der Differentialrechnung. Es kam hier darauf an, das stetige Wachsthum der Größen einer bestimmten Rechnungsart zu unterwerfen. Dies geschah durch Newton und Leibniz, indem sie vermittels einer ganz neuen mathematischen Abstraction neue Constructionsweise der Differentiale und Integrale und die Principien dazu auffanden. Nun sing aber eigentlich erst auf reichem Felde neuer Entdeckungen, auf dem es noch immer Ausbeute gibt, die synthetische Erfindung der Ausbildung dieser Wissenschaften an. Die Geometrie kennt nur eine regressive Erfindung in der Anforderung, alle ihre Constructionen auf das Ziehen gerader Linien und der Kreise zu reduciren. Alles Übrige ist synthetische Fortbildung. In der Arithmetik hingegen gibt es wegen ihrer schematischen Bezeichnungen mehre Hauptconstructionsweisen. Bisher 1) das Addiren und Subtrahiren durch die Symbolik der Ziffern, aus welchem alle Operationen der Zahlenlehre synthetisch gebildet werden; 2) das Combiniren von Buchstaben als Zeichen für Größen und Zahlen im Allgemeinen, wodurch in der Buchstabenrechnung nicht aus Zahlen, sondern aus den Verfahrungsarten mit Zahlen selbst synthetische Constructionen gebildet werden; 3) das Gleichungenbilden und Auflösen der Algebra; 4) das Variiren der Combinationslehre und 5) das Differentiiren und Integriren. Alle diese verschiedenen Constructionsweisen der Arithmetik lassen von denselben Axiomen der Combinationslehre und Elementararithmetik aus und unterscheiden sich nur durch die eigenthümlichen Kunstgriffe der Bezeichnung. In Beziehung auf die Lehrart in der Mathematik wollen wir hier gleich noch den Unterschied zwischen der heuristischen oder erfindenden und der blos ostensiven oder nur die Wahrheit nachweisenden Methode anführen, welcher Unterschied gewöhnlich von den Mathematikern durch die Ausdrücke analytische und synthetische Me-

2) Vgl. Fries, Logik. S. 551. Bachmann, Logik. S. 271. 364. 3) Vgl. auch Fries, Logik. S. 556—575. 4) Logik. S. 583.

Digitized by Google

thode ausgedrückt wird, jedoch mit Unrecht, da alle mathematische Theorie synthetisch oder progressiv, d. h. von den einfachsten Anfängen oder Grundsätzen zu den abgeleiteten oder Folgesätzen fortschreitet [5]). Was man gewöhnlich synthetische oder auch Euklidische Methode nennt, besteht darin, daß zunächst die Lehrsätze und Aufgaben aufgestellt, dann Construction oder Auflösung gegeben und zuletzt die Beweise hinzugesetzt werden, ohne daß man den Hergang hierbei einsieht. Mit Recht hat man neuerdings an die Stelle dieser die passender als ostensive Methode bezeichnete heuristische oder erfindende gesetzt, die nicht blos zeigt, daß etwas ist, sondern auch, warum es so ist und wie man zu dieser Einsicht gelangt. Um diese heuristische Methode haben sich neuerdings Prof. Schweins in Heidelberg, Thibaud in Göttingen, Ohm in Berlin besondere Verdienste erworben (vgl. Fries, Logik. S. 630. Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zur. Grund. S. 98. Dessen Welt als Wille und Vorst. S. 104. 270. Bernhardi, Sprachlehre II, 182. Scheidler, Propäd. der Psychol. S. 31. Dessen Hodeg. S. 320. (2. Ausg.) Peter's Curvenlehre und Littrow's Recension dieser Schrift in den Wiener Jahrb. 1836. 74. Bd., wo ebenfalls nachgewiesen ist, daß das an sich so bewundernswürdige System des Euklides nicht mehr befriedigt). Über das heuristische Verfahren in der Mathematik ist auch noch zu vergl. Mönnich, Lehrb. der Mathematik, 2. Aufl. (Berl. 1800) 1. Theil. S. 433 fg. G. S. Klügel, Mathem. Wörterbuch (Leipz. 1803) in d. Art. Auflösung, Beweis. J. G. Kiesewetter, Lehrb. der Hodegetik. S. 239 fg.

Was die Philosophie betrifft, so kann hierbei von eigentlichen Erfindungen im strengen Sinne des Wortes gar keine Rede sein, da die philosophischen Wahrheiten ihrem Gehalte nach (insbesondere unsere moralischen und religiösen Überzeugungen, überhaupt alle Ideen des Wahren, Schönen und Guten) in jeder Menschenvernunft liegen, mithin blos entdeckt zu werden brauchen. Auch ist man ja allgemein darüber einverstanden, daß in der Philosophie nicht diese selbst, sondern nur das Philosophiren als zweckmäßige Methode der höhern Selbsterkenntniß oder Selbstverständigung über das große Räthsel des Daseins der Dinge und der Bestimmung des Menschen gelehrt und gelernt werden könne. Alle Erfindung oder richtiger Auffindung von philosophischen Wahrheiten beschränkt sich daher auf diese Methode der Selbsterkenntniß. Das wissenschaftliche Mittel oder die wissenschaftliche Methode hierfür ist die Speculation, welche ihrem wahren Wesen nach darin besteht, daß die gewöhnliche Erkenntniß des gemeinen Lebens durch Analysis oder Zergliederung unserer eigenen Gedanken auf ihre ersten und allgemeinsten apodiktischen Anfänge oder Voraussetzungen zurückgeführt wird, von denen man dann nachweist, daß sie in jeder einzelnen Anwendung schon im Allgemeinen als wahr vorausgesetzt werden, wprauf man sodann diese allgemeinsten Principien in bestimmten Gesetzen ausspricht. In der Speculation heben wir das Gesetz in seiner Allgemeinheit (in abstracto) aus der Erkenntniß heraus, welches wir in der einzelnen Anwendung (in concreto) täglich brauchen; wir lernen daher durch die Speculation eigentlich nichts Neues, sondern wir machen uns nur deutlich, was wir Alles schon wissen; wir beweisen nichts durch die Speculation, sondern wir machen uns nur deutlich, worauf wir eigentlich gemeinhin alle unsere Beweise zu führen pflegen (wenn z. B. Jemand ohne Widerrede behauptet, ein Gefäß müsse, nachdem es der Künstler gegossen hat, ebenso viel wiegen, als das rohe Metall wog, ehe er ihm die Form gab, so zeigt die Speculation, daß dieser unbewußt schon die Richtigkeit des metaphysischen Grundsatzes von der Beharrlichkeit der Substanz voraussetze, und nur hieraus sein einzelnes Urtheil ableite. Nämlich nur, weil er die Masse des Metalles als Substanz, und die Begriffe von Substanz und Beharrlichkeit als nothwendig verknüpft ansieht, urtheilt er, das Gewicht dieser bestimmten Masse sei unveränderlich. Ebenso wenn Jemand einen einzelnen Stein, weil er fällt, für schwer erklärt, setzt er darin schon voraus die nothwendige Verknüpfung der Begriffe, Veränderung und Wirkung nach dem Gesetze der Causalität) [6]). Auf ähnliche Weise verhält es sich mit unsern moralischen, rechtlichen ꝛc. Urtheilen, die wir zunächst blos in Folge unsers sittlichen, religiösen oder Rechtsgefühls aussprechen, die aber erst durch eigentlich philosophische Speculation auf bestimmte und deutlich erkannte Principien gebracht werden können. In diesem Ausgehen von den gewöhnlichen Beurtheilungen des täglichen Lebens, um durch immer fortschreitende Zergliederung unserer eigenen Urtheile uns bis zu den höchsten Principien oder Abstractionen allmälig zu erheben, besteht nicht allein die wahre Sokratische Methode (deren Wesen durchaus nicht in die blos äußerliche, zufällige, dialogische Form gesetzt werden darf, sondern auch die Kantische oder kritische (oder der Criticismus), welche, wie ebenfalls Fries ausführlicher nachgewiesen hat, in der Philosophie sowol für die Erfindung als für die Mittheilung oder den Unterricht ganz dieselbe und die einzig stattafte ist.

Über Erfindungskunst oder Heuristik ist zu vergl. J. L. Dommerich, Die Mnemonik und Heuristik nach ihren ersten Zügen entworfen (Halle 1765). *Degen*, Tentamen theoriam heuristicae generalis adumbrandi (Kopenhagen 1798). Ferner Bacon's und Lambert's Neues Organon, sowie die Handb. der Logik von Fries, Bachmann ꝛc. (vergl. d. Art. Erfahrung). Eine Geschichte der Erfindungen in den Wissenschaften und Künsten in alphab. Ordnung hat Donndorf versucht. Busch hat ein Handbuch der Erfindungen in 12 Bden. geliefert. Busch, Alman. der Fortschr., neuesten Entdeckungen und Erfindungen ꝛc. ist durch Lang's Jahrb. der neuesten und wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen (Ilmenau 1824) fortgesetzt worden. In Paris erschien ein Dictionnaire des découvertes, inventions, innovations etc. in 17 Bden. (1822—1824). Eine Geschichte

5) Vgl. Fries, Logik. S. 651.

6) Vgl. Fries, N. Krit. d. Vern. I, 387. (2. Ausg.)

Digitized by Google

der denkwürdigsten Erfindungen hat so eben Dr. Vogel in Leipzig (1841. 6 Theile) herauszugeben begonnen.

(*K. H. Scheidler.*)

ERFINDUNG, in der Redekunst. Man theilte ehedem die Rhetorik in die vier Theile: 1) der Lehre von der Erfindung (εὕρεσις, inventio), welcher Theil von Einigen die rhetorische Heuristik genannt wurde, 2) der Lehre von der Anordnung (τάξις, dispositio, collocatio), welchen Theil man Diataktik nannte, 3) der Lehre von der Wahl des Stils und Haltung des Tons (λέξις, ἑρμηνεία, elocutio, pronunciatio), welchen Theil man Lexik nannte, und 4) der Lehre von dem mündlichen Vortrag (ὑπόκρισις, actio). — Cicero erklärt inventio als das Ausdenken wahrer oder wahrscheinlicher Sachen, die eine Rechtsangelegenheit überredungsfähig machen können (inventio est excogitatio rerum verarum, aut verisimilium, quae causam probabilem reddant, de Invent. I, 7), und gibt als das Erste an, worauf die ganze Stärke und Geschicklichkeit des Redners beruhe, zu erfinden, was er zu sagen habe (ut deberet reperire quid diceret), nämlich um zu überreden, denn die erste Pflicht des Redners ist, das zu sagen, was zur Überredung sich eignet (dicere ad persuadendum accommodate, De orat. I, 31). Er führt hierauf an, wie dies zu bewirken sei sowol bei allgemeinen streitigen Untersuchungen, als in gerichtlichen, berathenden, und Prunkreden (für Lob oder Tadel), für welche alle es bestimmte Beweisquellen (certos locos) gebe. Auf die Auffindung von überredungsfähigen Beweisen kommt alles an, wie aus seiner Unterredung hierüber mit seinem Sohne aufs Deutlichste erhellet. Da nun, sagt der Sohn, das Erste für den Redner das Erfinden ist, was wird er suchen? Vater. Daß er finde, wie er denen, die er überreden will, etwas glaubwürdig mache und wie er ihre Gemüther bewege*). Sohn. Wodurch macht man etwas glaubwürdig? Vater. Durch Beweise, welche aus Beweisquellen abgeleitet werden, die entweder in der Sache selbst liegen, oder von Außen hinzugezogen werden. Sohn. Was nennst du Beweisquellen (locos)? Vater. Die, in welchen Beweise verborgen liegen. Sohn. Was ist ein Beweis? Vater. Eine taugliche Erfindung, um etwas glaubwürdig zu machen (Probabile inventum ad faciendam fidem. Partit. or. 2). Man sieht hieraus, daß das, was die Alten unter der Erfindung des Redners verstanden, sich nur auf die Überredung durch Beweisführung bezieht. Überredung ist der Zweck, Beweisführung das Mittel zu dessen Erreichung; die Beweise werden aber nicht im strengen Sinne des Wortes erfunden, sondern mittels der Anwendung allgemeiner, zu diesem Behuf in ein Fachwerk gebrachter, Sätze aufgefunden. Die Erfindung besteht demnach in einem Überdenken des für die Behandlung einer Sache zweckmäßigen, und Dionysius von Halikarnaß hat sie mit Recht hierauf bezogen, und spricht von Zurüstung dazu (παρασκευή) mit dem ausdrücklichen Zusatz: welche die Alten εὕρεσις nennen (de vi dicendi in Demosthene c. 51), worauf dann die Benutzung des Zugerüsteten folge, die man Ökonomie nennt.

Es ist die Frage entstanden, ob die Lehre von der Erfindung in die Rhetorik gehöre, oder nicht. Cicero selbst scheint hierüber zweifelhaft gewesen zu sein, denn er sagt: auf dreierlei hat der Redner zu sehen, was er sagt, an welcher Stelle jedes, und wie er es sagt. Das Erfinden und das Beurtheilen dessen, was zu sagen ist, ist allerdings von großer Bedeutung, gleichsam wie die Seele in dem Leibe, aber es gehört mehr der Klugheit, als der Beredsamkeit an (Orator 14). Neuere Rhetoriker verwerfen die Aufnahme dieser Lehre in die Rhetorik gänzlich. Maaß in seiner Rhetorik sagt hierüber: „Wenn man in der Rhetorik von der Erfindung der Gedanken und von der Einkleidung derselben in Worte handelt, so kann man zuvörderst bei dem ersteren nicht die eigentliche Erfindung im Sinne haben. Denn einen Theils bedarf es zu einer schönen Rede oben nicht neu erfundener Gedanken, andern Theils läßt sich das Erfinden auch nicht lehren, weil dasjenige, was man denken, thun, hervorbringen gelernt hat, ~~wesentlich kein Erfindung~~ ist. Das Erfinden ist und bleibt Sache der angebornen Geisteskraft.' Man kann also nur das Auffinden der Gedanken meinen. Sodann aber gehört die Lehre de inventione gar nicht in die Rhetorik. Die Rhetorik betrachtet nur die Schönheit, also nur die Form der Reden; das Geschäft, den Stoff dazu herbeizuschaffen, geht sie nichts an, diesen setzt sie als gegeben voraus; ebenso, wie die Logik die Form der Vernunftschlüsse, aber nicht den Stoff derselben, kennen lehrt. Ein Redner muß freilich noch etwas mehr können und wissen, als Rhetorik. Er muß, außer natürlichen Anlagen, 1) eine reiche Sachenntniß von den Dingen haben, worüber er reden will, die er sich durch Erfahrung, durch Umgang mit der Welt, durch Lesen guter Schriften, durch streng wissenschaftliche Bildung, erwirbt; 2) eine ebenso reiche Kenntniß der menschlichen Natur, da er auf Menschen wirken soll, wozu besonders die Erfahrungsseelenkunde nützlich ist; und er muß 3) denken, und besonders praktisch denken gelernt haben, daß er im Stande ist, aus dem Vorrathe seiner Kenntnisse jedesmal das herauszufinden, auszuwählen und gehörig anzuwenden, was zu seinem Zwecke dient" (vergl. den Art. Rhetorik). (*H.*)

ERFRISCHUNGSINSELN. Im atlantischen Ocean, unter 37° 36′ südlicher Breite und 5° 38′ östlicher Länge v. F., liegt eine aus drei Inseln bestehende Gruppe, die man die Erfrischungsinseln oder auch die Inseln des Tristan d'Acunha nennt. Inzwischen ist es die größte von ihnen, welche den letztern Namen vorzugsweise führt, und auch allein in Betrachtung kommt, da die beiden andern sowol wegen ihrer geringen Größe als ihrer Beschaffenheit ohne allen Werth sind. Die Insel Tristan d'Acunha bildet ein Viereck, welches einen Umfang von 20 Meilen hat und sich in der Länge sechs Meilen weit erstreckt. Sie ragt hoch aus dem Meere hervor, denn die nördliche Küste, die allein von den Seefahrern besucht wird, erhebt

*) Aristoteles (Rhet. I, 3) bezieht mit Recht den Zweck der Rede auf den Zuhörer, und so meint auch Cicero, daß es darauf ankomme, die Überredung nach der Beschaffenheit der Zuhörer einzurichten und sie zu gewinnen, wozu er, außer der Argumentation, hier noch ein ästhetisches Mittel hinzufügt.

Digitized by Google

sich in senkrechter Linie fast 1000′ über das Meer und steigt allmälig zu einem Berge von 8000′ Höhe aufwärts. An dieser Küste befindet sich einem Wasserfalle, in welchem das reinste und erfrischendste Wasser hinabstürzt, gegenüber ein den Schiffern in dieser öden Gegend des Meers sehr willkommener Ankerplatz, der indessen nur dann den Aufenthalt der Schiffe gestattet, wenn der Wind aus Süden weht. An den Ufern finden sich Seeelephanten, Seelöwen und Seewölfe in Menge, weshalb denn auch diese Inselgruppe häufig von Schiffen besucht wird. Indessen hat die Zahl jener Thiere schon beträchtlich abgenommen. Auf Tristan d'Acunha wächst viel Petersilienkraut, Sellerie und Sauerampfer; auch fehlt es nicht an Bäumen, die jedoch mehr in die Breite als in die Höhe wachsen. Von Thieren hat man vornehmlich Ziegen bemerkt. (*Eiselen.*)

ERFURT. — I. Regierungsbezirk, zu der preußischen Provinz Sachsen gehörig, wurde im J. 1816 theils aus früher schon preußischen (meist vormals kurmainzischen), theils aus neu erworbenen, vormals königlich sächsischen und anderen kleineren Landestheilen gebildet, und hat seitdem keine Veränderung seines Bestandes erfahren. Er umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 70 □Meilen, den gegen 300,000 Menschen bewohnen, ist also einer der kleinern Regierungsbezirke der preußischen Monarchie, und fast ganz zwischen die Gebiete verschiedener anderer Staaten vorgeschoben, daher ihm auch mannichfaltige Grenzverhältnisse eigenthümlich sind. Einige Parcellen desselben sind ganz zwischen solchen fremdherrischen Gebieten eingeschlossen. Die Hauptmasse des Regierungsbezirkes ist von dem, gleichfalls zur Provinz Sachsen gehörigen, Regierungsbezirk Merseburg, dem Königreich Hanover, dem braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg, Kur-Hessen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Coburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen und Sachsen-Meiningen umgeben. Das Regierungscollegium hat seinen Sitz in der Stadt Erfurt, und besteht aus zwei Abtheilungen, der einen für das Innere, mit Einschluß des Kirchen- und Schulwesens, der andern für die Verwaltung der directen Steuern, der Domänen und Forsten. Der Regierungsbezirk wird in neun landräthliche Kreise getheilt, wie folgt. 1) Der erfurter Kreis, von welchem sogleich ein besonderer Artikel folgen wird. 2) Der hennebergische Kreis, begreift den ehemals königlich-sächsischen, seit 1815 preußischen Antheil der gefürsteten Grafschaft Hennenberg, und ist von der Hauptmasse des Staates getrennt, zwischen sachsen-weimarischem, sachsen-coburg-gothaischem, kur-hessischem und sachsen-meiningischem Gebiet eingeschlossen; mit der Kreisstadt Schleusingen und der wichtigen Fabrikstadt Suhl. 3) Der langensalzer, und 4) der weißenseeer Kreis, mit den Kreisstädten gleiches Namens, sind hauptsächlich aus Theilen des ehemaligen thüringischen Kreises von Sachsen gebildet; nur ist von dem vormaligen erfurter Gebiete jenem das Amt Bargula, diesem das Amt Sömmerda beigelegt. 5) Der mühlhäuser Kreis, besteht aus der ehemaligen Reichsstadt, jetzigen Kreisstadt, Mühlhausen mit ihrem Gebiete, der ehemaligen Ganerbschaft Treffurt und einem Theile des Eichsfeldes. 6) Der obereichsfeldische oder heiligenstädter, und 7) der untereichsfeldische oder worbiser Kreis, mit den Kreisstädten Heiligenstadt und Stadt-Worbis, umfassen den größten Theil des ehemals kur-mainzischen, daher schon in älteren Zeiten mit Erfurt auf mancherlei Weise verbundenen Eichsfeldes; dem letzteren sind auch die von Hanover abgetretenen Orte Rüdigershagen und Gänseteich einverleibt. 8) Der hohensteinische oder nordhäuser Kreis, begreift die ehemalige Reichsstadt, jetzige Kreisstadt, Nordhausen, und den preußischen Antheil der Grafschaft Hohenstein, mit der Hauptstadt Ellrich. Die dazu gehörige Stadt Bennekenstein liegt abgesondert, zwischen hanöverschem und braunschweigischem Gebiet eingeschlossen. 9) Der ziegenrücker Kreis, mit der Kreisstadt gleiches Namens, besteht aus Theilen des ehemaligen neustädter und voigtländischen Kreises von Sachsen, und liegt in ziemlicher Entfernung von den übrigen Bestandtheilen des Regierungsbezirks, zwischen sachsen-weimarischem, sachsen-meiningischem, schwarzburg-rudolstädtischem und reußischem Gebiet eingeschlossen; einige Ortschaften, worunter die Stadt Gefell, sind im Reußischen enclavirt. — Hauptfluß ist die, auf dem Eichsfelde entspringende, Unstruth, welche innerhalb des Regierungsbezirkes auch die vom thüringer Walde herabkommende Gera aufnimmt; nur der ziegenrücker Kreis wird von der Saale berührt. Die natürliche Beschaffenheit des Regierungsbezirkes ist, nach der Lage desselben, sehr verschieden. Der hennebergische Kreis gehört dem thüringer Waldgebirge, und zwar der rauhesten Partie desselben an; er erzeugt daher wenig Getreide, ist aber reich an Holz und Eisen. Der nordhäuser Kreis umfaßt einen Theil des Vorderharzes, aber auch einen Theil der überaus getreidereichen goldnen Aue. Die beiden eichsfeldischen Kreise sind in Hinsicht des Bodens von der Natur am dürftigsten ausgestattet, auch hinsichtlich der Cultur lange vernachlässigt gewesen; in neuerer Zeit hat aber auch hier die Landwirthschaft bedeutende Fortschritte gemacht. Der erfurter, langensalzer, weißenseeer und mühlhäuser Kreis sind größtentheils eben, oder doch nur von niedern Höhenzügen durchschnitten, daher sehr fruchtbar an Getreide und andern Feld- und Gartengewächsen, doch mit Holz nicht reichlich versehen. Im erfurter Kreise wird etwas Weinbau getrieben. Berg- und Hüttenwerke finden sich im hennebergischen, ziegenrücker und hohensteinischen Kreise; in letzterem auch Marmorbrüche. Von Mineralwässern sind vorzüglich die Schwefelquellen zu Langensalza und Tennstädt zu bemerken. Fabriken verschiedener Art finden sich in Erfurt und Langensalza; die bedeutendsten aber sind die Gewehrfabriken zu Suhl. Bierbrauerei und Branntweinbrennerei werden vorzüglich in Erfurt und Nordhausen betrieben. Für wissenschaftliche Bildung wirken die Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, die Gymnasien zu Erfurt, Schleusingen, Mühlhausen, Nordhausen und Heiligenstadt, und das Schullehrer-Seminarium zu Erfurt. Ein eigenes Oberlandesgericht hat der Regierungsbezirk nicht, sondern ist, hinsichtlich der Justizpflege, unter die beiden Oberlandesgerichte zu Halberstadt und Naumburg dergestalt vertheilt,

Digitized by Google

daß jenem die beiden eichsfeldischen, der mühlhäuser und nordhäuser, diesem aber alle übrigen Kreise angehören. Das Berg- und Hüttenwesen ressortirt von dem Oberbergamte zu Halle.

II. Der landräthliche Kreis, ist aus dem ehemaligen erfurter Gebiete hervorgegangen. Dieses bestand aus dem Städtchen Sömmerda und 76 Flecken und Dörfern, nebst einigen einzelnen Höfen, welche alle unter die Ämter Stadtamt, Mühlberg, Tonndorf, Azmannsdorf, Gispersleben, Alach, Vargula, Sömmerda und Vippach sehr ungleich vertheilt waren. Nachdem im J. 1815 die Ämter Tonndorf, Azmannsdorf und Vippach, und vom Amte Gispersleben die Dörfer Stotternheim und Schmerborn an das Großherzogthum Sachsen-Weimar abgetreten worden, wurden bei der Errichtung des erfurter Regierungsbezirkes zwei landräthliche Kreise gebildet, wovon der eine, der erfurter Stadtkreis, die Stadt allein, der andere, der erfurter Landkreis, die zu den Ämtern Stadtamt, Mühlberg, Alach und Gispersleben gehörigen Ortschaften, nebst dem zur ehemaligen Grafschaft Gleichen gehörigen Amte Wandersleben und dem von Weimar an Preußen überlassenen Dorf Ringleben umfaßte; später wurden jedoch beide zu einem, dem jetzigen erfurter Kreise, vereinigt. Derselbe begreift, außer der Bezirkshaupt- und Kreisstadt Erfurt, 40 Flecken und Dörfer, und sieben einzelne Häuser und Höfe; die Gesammtzahl seiner Einwohner mag etwas über 40,000 betragen. Die Religion derselben ist größtentheils die evangelische; außer einem Theil der Stadt Erfurt sind nur die ehemaligen kur-mainzischen Kameral- oder sogenannten Küchendörfer (Witterda mit Friedrichsdorf, Hochheim, Melchendorf und Dittelstädt) katholisch; Juden sind nur in Erfurt in geringer Anzahl vorhanden. Die Grenzen des Kreises sind: gegen Norden der Kreis Weißensee, gegen Osten das Großherzogthum Sachsen-Weimar, gegen Westen das Herzogthum Sachsen-Gotha, gegen Süden ebendieses, die schwarzburg-sondershausische Herrschaft Arnstadt, das schwarzburg-rudolstädtische Dorf Elrleben, und der sachsen-meiningische Antheil der Herrschaft Kranichfeld. Ein kleinerer Theil des Kreises, die Flecken Wandersleben und Mühlberg, das Dorf Röhrensee und die Güter Rinkhofen und Hessenrode umfassend, liegt von dem größern Theil getrennt, von gothaischem Gebiete umschlossen. In dem Umfange dieses letztern Bezirks liegen auch die Ruinen der berühmten Schlösser Gleichen und Mühlberg, die man zu den gewöhnlich sogenannten drei Gleichen rechnet [1]). Unter den übrigen Ortschaften des Kreises ist besonders der ansehnliche Marktflecken Walschleben an der Gera zu bemerken. Von den natürlichen Eigenschaften des Kreises wird sofort, bei Gelegenheit der Lage und Umgebungen der Stadt Erfurt die Rede sein.

III. Die Stadt; Hauptort des Regierungsbezirkes und landräthlichen Kreises gleiches Namens, und nach älteren Begriffen die Hauptstadt des Landes Thüringen (28° 41′ 24,5″ L., 50° 58′ 38,5″ B.), in alten Urkunden Erpisfurt, Erphesfurt, auch wol Erdfurt (letzteres jedoch nur in auswärtigen, und nicht vor dem 14. Jahrh.), lat. Erfurdum, Erfordia oder Erphordia genannt, liegt in dem Vorlande des thüringer Waldgebirges, in Süden, Osten und Westen von mehren, mittels der arnstädter Berge mit dem thüringer Waldgebirge zusammenhangenden Höhenzügen umschlossen, gegen Norden der weitausgedehnten mittelthüringischen Ebene zugewendet, an der Gera. Der Boden um Erfurt ist in den Ebenen und auf den niedrigern Anhöhen größtentheils von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, und wird zum Anbau der verschiedenartigsten Gewächse mit Vortheil benutzt. Seen und Sümpfe sind größtentheils, bis auf geringe Überreste, ausgetrocknet und in fruchtbares Land verwandelt. Die höheren Berge sind meistens mit Wald bedeckt, mehre zum Theil mit Wein bepflanzt. Die Luft ist rein und gesund, und an fließendem Wasser kein Mangel. Das reinste und gesundeste Wasser liefern die, südwestlich von der Stadt, am Fuße des Steigers entspringenden Quellen, von welchen die von ihnen bewässerte, zwischen der Stadt und dem Steiger gelegene, ganz mit Gärten angebaute Gegend, den Namen des Dreienbrunnens (Trifontium) führt. Auch Mineralquellen sind in der Nähe von Erfurt entdeckt worden, worunter in der neuesten Zeit besonders die am Fuße der Cyriaksburg wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, durch den Apotheker Bilz chemisch untersucht und medicinisch benutzt worden ist [2]).

Die Stadt selbst ist mit bedeutenden Festungswerken umgeben und hat noch zwei Citadellen, den Petersberg, dicht an der Stadt und an ihrer nordwestlichen Seite, und die Cyriaksburg, in einiger Entfernung von derselben gegen Westen gelegen. Der Umfang der eigentlichen Stadt, innerhalb der Festungswerke (mit Einschluß der ehemaligen, jetzt nicht mehr von der Stadt getrennten Vorstädte), beträgt 1725 Ruthen, ihr Flächenraum (mit Ausschluß der Festungswerke) 161,225 □Ruthen. Mit dieser räumlichen Größe steht jedoch ihr innerer Anbau und ihre Bevölkerung nicht in gleichem Verhältnisse. Es befinden sich in der Stadt (mit Einschluß einiger, zwar außerhalb des geschlossenen Umfanges derselben gelegener, aber doch in polizeilicher Hinsicht dazu gehöriger, und deshalb in die Zählung aufgenommener Etablissements) 3111 einzeln gezählte Grundstücke, in 214 Straßen, Plätzen und andern öffentlichen Wegen. Unter jenen befanden sich im J. 1837, 28 Kirchen und Kapellen, 118 Gebäude für andere Staats- und Communalzwecke, 2725 Privatwohnhäuser, 12 Brau-, Schutt- und Waarenhäuser, 91

1) Das dritte dieser Schlösser ist das im angrenzenden Gothaischen liegende Schloß Wachsenburg. Die volksthümliche Benennung der drei Gleichen, die ihren Grund in der Nähe und ziemlich gleichen Höhe dieser alten Burgen hat, ist historisch ganz unrichtig, da weder Mühlberg noch Wachsenburg jemals den Grafen von Gleichen gehört, noch weniger jenen Namen geführt haben.

2) Nach der Untersuchung von Bilz enthält diese Quelle in zwei Pfund Wasser: salzsaures Natrum 29,51 Gr., salzsaure Talkerde 2,8 Gr., schwefelsaures Natrum 3,0 Gr., schwefelsauren Kalk 15,2 Gr., kohlenstoffsaures Natrum 0,05 Gr., kohlenstoffsauren Kalk 3,8 Gr., kohlenstoffsaures Eisen 0,3 Gr., Kieselerde 0,06 Gr., Extractivstoff 0,03 Gr., zusammen an fixen Bestandtheilen 54,75 Gran, und 5,4 Kubikzoll kohlenstofffaures Gas.

Digitized by Google

Scheuern, 53 Baustätten und 84 Gärten unter besondern Nummern. Unter den Straßen befinden sich sechs größere Plätze, unter welchen der Friedrich-Wilhelms-Platz (ehemals Graben genannt) und der Anger durch Größe und Schönheit sich auszeichnen. Die Zahl der Einwohner betrug nach der am 1. Jan. 1841 aufgenommenen Zählung, mit Ausschluß der activen Militairpersonen, 24,782. Von der christlichen Bevölkerung gehören beinahe vier Fünftel zu der evangelischen, etwas mehr als ein Fünftel zu der katholischen Kirche. Andere Religionsverwandte sind, außer 144 Juden, nicht vorhanden.

IV. Geschichte[3]). Von dem Ursprunge der Stadt wissen wir nur soviel, daß sie von sehr hohem Alter ist, und Bonifacius, bei seiner Ankunft in Thüringen (719), sie als einen befestigten Wohnsitz heidnischer Ackerleute (Urbs paganorum rusticorum) schon vorfand. Schon vor Bonifacius waren zwar, seit 685, durch Kilian und Wilibrord Versuche zur Begründung des Christenthums in Thüringen gemacht, und der Letztere besonders durch den ostfränkischen Herzog Hetan begünstigt worden, der ihm die Orte Arnstadt, Mühlberg und Monra schenkte (Erfurt wird, was zu bemerken, bei dieser Gelegenheit nicht genannt); aber ihre Thätigkeit war von wenig Erfolg, und ihre Spuren gingen bald wieder verloren; Bonifacius mußte daher seine Arbeit ganz von Neuem beginnen. Er errichtete (741) zu Erfurt ein Bisthum, und gründete bei dieser Gelegenheit die Marien- oder Domkirche, als die erste, und lange Zeit einzige Pfarrkirche in Erfurt, mit einer Congregation von Geistlichen, die Anfangs die Einrichtung eines Benedictinerklosters erhielt, später aber in ein Collegiatstift verwandelt wurde. Auch ein Nonnenkloster des heil. Paulus wurde, in der Nähe der Marienkirche, wahrscheinlich noch von Bonifacius gegründet. Als Bonifacius, der schon die persönliche Würde eines Erzbischofs besaß, das Bisthum Mainz erhielt, wurde dieses zu einem Erzbisthume erhoben, und das Bisthum zu Erfurt ihm untergeordnet; doch mit dem Märtyrertode des ersten, von Bonifacius eingesetzten, Bischofs Adelar (755) ging das erfurter Bisthum schon wieder ein, und sein Sprengel wurde dem mainzischen unmittelbar einverleibt. Die Güter, welche, nach damaliger Gewohnheit, dem Bischofe zu seinem Unterhalte angewiesen wurden, legten wahrscheinlich den Grund zu den nachmaligen mainzischen Besitzungen in Erfurt. Obgleich nun Erfurt kein bischöflicher Sitz mehr war, so blieb es doch in kirchlicher

3) Die Geschichte der Stadt Erfurt ist in früheren Zeiten öfters bearbeitet worden. Eine handschriftliche Chronik, die sich in ihrer jetzigen Gestalt aus dem 16. Jahrh. herschreibt und besonders die Geschichte des Aufruhrs von 1509—1515 sehr umständlich darstellt, ist in vielen Abschriften verbreitet, aber für die älteren Zeiten sehr ungenügend. Mit großem kritischen Fleiße schrieb um die Mitte des 17. Jahrh. der Pfarrer und Gymnasialdirector Zacharias Hogel seine Erfurtische Chronik, ein sehr ausführliches, besonders die Kirchen- und Gelehrtengeschichte berücksichtigendes Werk, dessen Originalhandschrift, nachdem sie lange in der Hogel'schen Familie aufbewahrt worden war, an die Bibliothek des evangelischen Ministeriums kam. Nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen, nämlich unbedingt im mainzischen Interesse, schrieb der Stadtschultheiß Robert Balthas. v. Wechmann (1664) sein „Memoriale historischer Beschreibungen vom Ursprung und Wachsthum der Stadt Erfurt," dessen noch erhaltene Handschrift jedoch mit 1521 schließt, ohne daß ich angeben kann, ob die Fortsetzung nicht fertig geworden, oder verloren gegangen ist. Gedruckt sind: Joh. Hundorph, Encomium Erfurtinum, oder Beschreibung aller denkwürdigen Stücke der Stadt Erfurt, und Encomii Erfurtini Continuatio, oder fernere Beschreibung der Stadt Erfurt (Erf. 1651. 4.), enthält nur Einzelnheiten. *Jo. Maur. Gudeni* Historiae Erfurtensis ab urbe condita ad reductam libri IV. (Erf. 1675), und wieder abgedruckt in *Joannis* Script. Rer. Mogunt., ist zwar mit vieler historischer Kunst, aber auch mit großer Parteilichkeit für Mainz und die katholische Kirche und nach manchen ganz irrigen Ansichten geschrieben. (Joh. Mich. Weinrich's) Kurzgefaßte und gründliche Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten der uralten und berühmten Hauptstadt Erfurt in Thüringen (Frankf. und Leipz. [oder vielmehr Erf.] 1713) ist ebenso parteiisch im Interesse des Hauses Sachsen gehalten. Durch den großen Brand im J. 1736 wurde veranlaßt: Heinr. Ernst Seebach, Erfurtische Feuer-Chronica, oder historische Nachrichten von allen Feuersbrünsten, welche vom 11. Jahrh. an bis auf gegenwärtige Zeit in der thüringischen Hauptstadt Erfurt entstanden. (Erf. 1736. 4.) Joh. Heinr. v. Falckenstein, Civitatis Erfurtensis Historia critica et diplomatica, oder vollständige alt-, mittel- und neue Historie von Erfurt (Erf. 1739. 4.), ist nichts weniger als kritisch, sondern spricht hauptsächlich dem Gudenus nach, und ist übrigens eine rudis indigestaque moles. (Fr. Wilh. Mofel von Alenstein, Regierungsrath zu Erfurt) Analecta eisrhenana, oder diesseit-rheinische Sammlungen in der teutschen Staatsgeschichte und diplomatischen Wissenschaft u. s. w., nebst einem synoptischen Innhalt von den allermerkwürdigsten politischen Geschichten der Stadt Erfurt (Erf. 1739. Fol.), wollte mit Falckenstein concurriren, gibt aber eigentlich nur einen historisch-publicistischen Commentar des leipziger Recesses. (Karl Fr. Dietrich) Kurze historische Topographie des erf. Gebietes (Erf. 1777), gehört hierher, insofern die Territorialgeschichte auf die Stadtgeschichte nicht ohne wichtigen Einfluß ist, obgleich die letztere nicht eigentlich darin berührt wird. Jac. Dominicus, Erfurt und das erfurtische Gebiet, nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen. 2 Thle. (davon der erste in zwei Büchern [Gotha 1793]), durch eine Preisaufgabe der erfurter Akademie der Wissenschaften veranlaßt; ist zwar in der Geschichte sehr oberflächlich und mangelhaft, aber für die Statistik, besonders des damaligen erfurter Gebietes, wichtig. Die Geschichte und statistische Darstellung der Stadt Erfurt in einem kurzen Entwurfe zum Unterrichte (vom Prof. Rössig in Leipzig [Gotha 1794]), theilte mit Dominicus den Preis, und gibt nur einen kurzen Abriß, aber mit mehr kritischem Geist als jener. J. L. K. Arnold, Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten und Alterthümern (Gotha 1802), hauptsächlich der Topographie gewidmet, enthält wenig eigentliche Geschichte, und ist überhaupt eine ganz unwissenschaftliche, leichtsinnige Compilation, voll Fehler und schiefer Urtheile. *Chr. Gthf. Herrmann*, Anecdotorum ad Historiam Erfurtensem pertinentium Partic. I. (Erf. 1820), gibt unter Andern einzelnen Merkwürdigkeiten besonders urkundliche Nachrichten zur Geschichte des Bauernkrieges. Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt, oder Erzählung alles dessen, was sich vom J. 1736 bis zum J. 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignete (Erfurt 1821), und dessen Nachträge zu der neuen Chronik von Erfurt (ebendas. 1823), sind zwar sehr unwissenschaftlich und häufig geschmacklos zusammengetragen, haben aber doch das Verdienst, manche interessante Nachricht dem Untergange entzogen zu haben. Erfurt mit seinen Umgebungen, nach seiner Geschichte und seinen gegenwärtigen gesammten Verhältnissen dargestellt von Heinr. Aug. Erhard (Erf. 1829). Obgleich die Geschichte hier nur kurz behandelt werden durfte, so wurde sie doch ganz unabhängig von den nächsten Vorgängern, auf den Grund eigener urkundlicher Forschung und daher nicht ohne neue Aufschlüsse bearbeitet. Viele historische Details und kritische Erörterungen mußten indessen, der durch äußere Umstände gebotenen Beschränkung wegen, zurückbehalten werden.

Digitized by Google

Hinsicht der Hauptort Thüringens, und dies Verhältniß scheint auch zu seinem äußeren Gedeihen nicht wenig beigetragen zu haben. Neben dem Ackerbau bildete sich auch ein gewisser Handelsverkehr, besonders durch slawische Familien, die sich an der rechten Seite der Gera niederließen und einen Theil der Stadt anbauten, welcher davon den Namen unter den Kaufmännern erhielt, und durch die Krämerbrücke mit dem jenseitigen Theile verbunden wurde. In Ansehung der weltlichen Regierung gehörte Erfurt zu den unmittelbaren königlichen Städten; wir finden deßhalb auch nicht, daß sie zu einem Gau gerechnet wird. Von ihrem Wachsthume zeugt es, daß Karl der Große (805) sie zu einer Stapelstadt für den Handel mit den slawischen Völkern jenseit der Saale und Elbe machte, Ludwig der Teutsche (852) daselbst einen Reichstag, und Heinrich I. (932) eine Kirchenversammlung hielt. Durch den Letztern erhielt Erfurt auch eine ausgedehntere Befestigung, und bei dieser Gelegenheit wurde das bis dahin abgesondert an der nordwestlichen Seite der Stadt gelegene Dorf Schilderode mit derselben vereinigt. Wahrscheinlich entstand um diese Zeit auch die königliche oder kaiserliche Burg, die auf dem Petersberge lag, und von deren Dasein wir noch im Anfange des 13. Jahrh. Spuren finden; und die adeligen Familien, welche Erzbischof Wilhelm von Mainz, der Sohn Kaiser Otto's I., um 960, in die Stadt gezogen haben soll, waren ohne Zweifel die Burgmänner dieser kaiserlichen Burg, von denen die nachmaligen erfurtischen Patrizierfamilien abstammten. Der Umstand, daß Kaiser Otto seinem ebengenannten Sohne, doch nur für seine Person, die Regierung Thüringens übertrug, läßt sich aus der schon bestehenden geistlichen Oberaufsicht der Erzbischöfe von Mainz über dieses Land leicht erklären, kann aber nicht als Grundlage der weltlichen Gerechtsame derselben in Erfurt betrachtet werden. Diese rühren vielmehr aus dem bedeutenden Grundbesitz her, den das Erzstift Mainz in und um Erfurt hatte, und mit welchem die oberste Gerichtsbarkeit in der Stadt verbunden war. Ob lehtere als ein nothwendiges Zubehör der erzbischöflichen Tafelgüter betrachtet, oder den Erzbischöfen von dem Kaiser besonders übertragen wurde, läßt sich, aus Mangel aller urkundlichen Beweise, nicht entscheiden; soviel ist aber gewiß, daß schon im 12. Jahrh. der Erzbischof als Erbherr, d. h. als Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit in der Stadt, betrachtet wurde. — Die Vermehrung der geistlichen Institute in Erfurt, seit dem 11. Jahrh., zeugt theils für die Zunahme der Stadt, theils gab sie zu derselben Anlaß. So entstand 1059 das in verschiedener Hinsicht wichtige Benedictinerkloster auf dem Petersberge, daher gewöhnlich das Peterskloster genannt; und um dieselbe Zeit finden wir auch schon eine zweite Pfarrkirche in dem Theile der Stadt, welcher unter den Kaufmännern hieß, wovon sie selbst gewöhnlich die Kaufmannskirche genannt wurde.

Der bekannte Zehentstreit, welcher seit 1069 Thüringen wiederholt beunruhigte, brach zur Zeit des Erzbischofs Adalbert (um 1120) in einen blutigen Krieg aus, wodurch dieser Erzbischof veranlaßt wurde, sich auf dem Severiberge ein befestigtes Schloß zu bauen. Er wies zu dem Ende den Nonnen, welche bisher ihr Kloster dort gehabt hatten, einen andern Wohnsitz außerhalb der Stadt auf der Cyriaksburg an, verband aber mit seiner Schloßkapelle ein Collegiatstift, welches den Namen des heil. Severus erhielt, und auch nach dem Untergange der bischöflichen Burg fortdauerte. Ebenfalls Erzbischof stiftete ein Kloster regulirter Chorherren Augustinerordens. Noch wichtiger wurde aber seine Regierung dadurch, daß er (seit 1120) seine bisherigen eigenhörigen Dienstleute in und um Erfurt zu freien Leuten und ihre Grundstücke zu freien Erbgütern machte, denen nur ein gewisser Zins auferlegt wurde, welcher von seinem Ursprunge den Namen des Freizinses erhielt. — Eine bei Gelegenheit des erneuerten Zehentstreites, unter Erzbischof Markolf (1142), in der Stadt ausgebrochene Empörung veranlaßte eine große Feuersbrunst, die unter andern den bischöflichen Hof und das Peterskloster mit vielen unersetzlichen Urkunden zerstörte. Doch muß die Stadt sich von diesem Unfalle bald wieder erholt haben, denn in den Jahren 1176 und 1185 wurden wieder große Reichstage daselbst gehalten. Der lehte hinterließ ein schreckliches Andenken; denn als am 26. Juli 1185 König Heinrich VI., viele Fürsten und Edle zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Landgrafen von Thüringen in einem Saale der Dompropstei versammelt waren, brach der Saal ein, und die Grafen von Schwarzburg, Abensberg, Ziegenhain und Meldingen, nebst vielen andern Personen kamen dabei elend ums Leben, während der König, der Erzbischof und der Landgraf das ihrige mit Mühe retteten; und die Versammlung wurde durch diesen Unglücksfall aufgelöst [4]).

Mit dem 13. Jahrh. werden allmälig unsere Kenntnisse des innern Zustandes der Stadt etwas heller. Die Besitzungen und Rechte der Erzbischöfe von Mainz hatten sich zu einem landeshoheitlichen oder doch nahe an Landeshoheit grenzenden Verhältnisse ausgebildet (denn bekanntlich hatte sich die staatsrechtliche Grenze zwischen den Rechten des Kaisers und der Territorialherren, besonders in Ansehung der größeren Städte, damals überhaupt noch nicht durchgängig festgestellt), und Erfurt wurde gewissermaßen als die zweite Hauptstadt des Erzstifts Mainz betrachtet. Schon das älteste Stadtsiegel, wie wir es um 1194 finden, enthält die Umschrift: Erfordia est fidelis filia Moguntinae sedis. — Daneben bestand zu Anfange des 13. Jahrh. auch noch die kaiserliche Burg zu Erfurt, auf welcher die Grafen von Gleichen und von Kevernberg gemeinschaftlich das Burggrafenamt verwalteten und vom Kaiser zu Lehen trugen. Die Landgrafen von Thüringen hatten, außer der Schirmvogtei des Marienstifts, keine Rechte an oder in der Stadt [5]). Die ei-

4) Das Jahr dieser Unglücksbegebenheit, über welches in den Chroniken Ungewißheit herrscht, ergibt sich unzweifelhaft aus einer Urkunde des Bischofs Martin von Meißen, bei Kreyßig, Beiträge zur Historie der kur- und fürstl. sächs. Lande (Altenb. 1754). S. 10. Den Tag nennt das Chron. S. Petr. bei Menckenius, Script. R. G. T. III. p. 229.

5) Dies Alles lehren Urkunden aus damaliger Zeit, welche im Einzelnen nachzuweisen für diesen Ort zu weitläufig sein würde.

Digitized by Google

gentliche städtische Verwaltung war in den Händen eines Stadtmagistrats, dessen Mitglieder Consiliarii Civitatis genannt wurden; doch ward ein großer Theil der städtischen Polizei, besonders des Münz- und Marktwesens, von erzbischöflich-mainzischen Beamten verwaltet [6]). Übrigens war die Stadt im Besitz bedeutender Freiheiten und Rechte, über welche sie 1234 von Kaiser Friedrich II. die erste bekannte kaiserliche Bestätigung erhielt, in welcher aber die Rechte selbst nicht einzeln genannt werden; ein Beweis, daß man dieselben nicht als neu verliehen, sondern als von Alters hergebracht ansah. Was die Gerichtsverfassung betrifft, so stand die Stadt Erfurt nicht unter dem thüringischen Landgerichte, welches im Namen des Kaisers von den Landgrafen von Thüringen, seit der Errichtung der Landgrafschaft verwaltet wurde, sondern ihre Bürger und Angehörigen durften nur vor ihren eignen städtischen Gerichten belangt werden, von denen die Appellation unmittelbar an den Kaiser und dessen Hochgericht ging [7]). Diese städtischen Gerichte waren von zweierlei Art; die höhere Gerichtsbarkeit gehörte dem Erzbischof von Mainz, der sie durch einen Stadtschultheißen verwalten ließ; die niedere Gerichtsbarkeit wurde, unter dem Namen des Voigtgedinges, von den Grafen von Gleichen verwaltet, und dieses Verhältniß stand wahrscheinlich mit dem vorhin gedachten Burggrafenamt derselben in Verbindung. Von einer Gerichtsbarkeit, die andere thüringische Grafen und Herren über einzelne Theile der Stadt ausgeübt haben sollen, ist urkundlich nichts zu erweisen. Der kirchlichen Verfassung nach war Erfurt der Sitz eines erzbischöflich-mainzischen Archidiakonats, welches der Propst des Marienstifts verwaltete, und welches sich über einen großen Theil des mittleren und südlichen Thüringens erstreckte. Die Stadt selbst war, seit 1182, in mehre Pfarrkirchen eingetheilt, und hatte schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. wenigstens zwölf Pfarrkirchen, nebst mehren Klöstern. Die letzteren waren, nebst den Schulen des Marien- und Severistiftes, zugleich die einzigen Anstalten für wissenschaftliche Bildung. Daß unter der Bevölkerung Erfurts gegen das Ende des 12. Jahrh. sich eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl Juden befinden mußte, ist aus der Eidesvorhaltungsformel zu schließen, welche Erzbischof Konrad I. zum Behufe des gerichtlichen Verfahrens mit denselben vorschrieb, und welche sich als eins der ältesten Documente in teutscher Sprache erhalten hat [8]).

Um die Mitte des 13. Jahrh., in einer Zeit, welche für ganz Teutschland durch den Mangel eines allgemein anerkannten Oberhauptes (das sogenannte große Interregnum) und für Thüringen insbesondere durch den Erbfolgestreit nach dem Aussterben des älteren Landgrafenhauses, voll Unruhen und Verwirrung war, brachen auch in Erfurt innere Streitigkeiten zwischen den Patriziern, welche allein die Rathsämter verwalteten, und den übrigen Bürgern aus, zu deren Beilegung Erzbischof Gerhard I. (1255) die erste gesetzliche städtische Regimentsverfassung aufrichtete, welche zwar die Patrizier in dem ausschließlichen Besitz aller Stellen des Stadtraths ließ, aber fünfjährlich abwechselnde Rathscollegien einführte, um dem Missbrauche der höchsten Gewalt vorzubeugen. Auch wurde um diese Zeit die erste schriftliche Sammlung der Stadtrechte oder Willküren veranstaltet. Die Erweiterung des Handels, und die Erwerbung auswärtiger Besitzungen (worunter Stotternheim, 1266, die erste war), ließ der Stadt die Unterhaltung eines guten Einverständnisses mit den neuen Landgrafen von Thüringen vortheilhaft erscheinen, und gab Gelegenheit zu mancherlei Bündnissen und Verträgen, sowol mit den Landgrafen als mit andern benachbarten Fürsten, Herren und Städten, verwickelte sie aber auch in nicht wenige Fehden, wobei sie jedoch den Grundsatz festhielt, ihre Kriegszüge nie jenseit der Grenzen Thüringens auszudehnen. Dem König Rudolf I., der 1289—1290 zu Erfurt einen großen Reichstag hielt, halfen die Erfurter viele dem Handel und der Sicherheit der Straßen gefährliche Burgen zerstören. Es wurde damals ein besonderes thüringisches Landfriedensgericht angeordnet, und Erfurt zur Maasstadt desselben bestimmt. In eine frühere Zeit ebendieses Jahres 1289 gehört auch die schriftliche Abfassung des ersten ausführlichen Weisthums der Rechte des Erzbischofs von Mainz in Erfurt, durch Erzbischof Gerhard II. (daher gewöhnlich, aber mit Unrecht Concordata Gerhardi genannt) [9]), worin dem Erzbischofe die hohe oder peinliche Gerichtsbarkeit, die Freizinsen und andere Rechte an den Freigütern, das Münzrecht mit dem Schlägeschatz und andern daraus fließenden Rechten und Einkünften, der Marktzoll nebst der Markt- und Handelspolizei, besonders der Aufsicht über Maß und Gewicht, desgleichen die Straßen- und Baupolizei, zugesprochen, und als erzbischöfliche Beamte, der Stadtschultheiß, der Vicedom (als Verwalter der erzbischöflichen Güter und Einkünfte), der Schultheiß im Brühle (einem zu den erzbischöflichen Domänen gehörigen Theile der Stadt), der Marktmeister und der Münzmeister mit ihren Unterbedienten genannt werden. In derselben Urkunde wird auch noch der Voigt des Grafen von Gleichen erwähnt; allein gegen das Ende des 13. Jahrh. kaufte der Stadtrath das Voigtgeding an sich, wodurch also ein großer Theil der städtischen Gerichtsbarkeit in die Hände einer städtischen Behörde gelangte.

Zu Anfange des 14. Jahrh. entwickelte die Stadt eine bedeutende Kraft in dem wichtigen Kriege gegen die Burggrafen von Kirchberg, wodurch dieses bisher so mächtige Haus von seiner Höhe ganz herabgestürzt wurde. Die Größe der Stadt erregte die Eifersucht des Land-

6) Vergl. die später zu erwähnenden Concordata Gerhardi. 7) Dieses, der Stadt Erfurt besonders werthe, Privilegium de non evocando wurde ihr nicht nur von den Kaisern, sondern auch von den Erzbischöfen von Mainz und den Landgrafen von Thüringen selbst in einer Reihe noch vorhandener Urkunden bestätigt. 8) Sie ist mehrmals gedruckt; zuerst, bald nachdem ich sie in dem damaligen erfurter Archive aufgefunden hatte, in der Thüring. Vaterlandskunde, 1822. S. 192; dann durch Höfer in Dorow's Denkmälern I, 2 und in der Auswahl der ältesten Urkunden teutscher Sprache. (Hamb. 1835. 4.) Nr. 1, wo jedoch aus Versehen eine Zeile ausgefallen ist, und hiernach in Wackernagel's Altteutschem Lesed. 2. Ausg. S. 303.

9) Gedruckt in Höfer's Auswahl. S. 39.

Digitized by Google

grafen von Thüringen, Friedrich's I., der ohnehin auf sie zürnte, weil sie bei seinen Kriegshändeln immer auf der Seite seiner Feinde gestanden hatte, und sie deshalb 1310 mit Krieg überzog. Dieser wurde für die Stadt um so gefährlicher, als gleichzeitig im Innern eine Empörung der gemeinen Bürger gegen die Patrizier ausbrach, über deren rohen Übermuth und gewaltthätige Willkür jene sich beklagten. Um zuerst die Bürger zu beruhigen, bewilligte ihnen der Rath, daß künftig vier von ihnen selbst aus ihrer Mitte zu wählende Männer (die Vierherren) den Rathssitzungen beiwohnen sollten, um das Beste der gemeinen Bürger wahrzunehmen. Erst 1315 gelang es den Erfurtern, mit dem Landgrafen einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu schließen, der ihnen sowol ihre Besitzungen, als ihre alten Rechte und Freiheiten bestätigte; dem Landgrafen wurde, außer dem Lehenrecht über verschiedene der Stadt Erfurt gehörige Dörfer, besonders auch das Geleitsrecht bestätigt, und zu dem Ende die erste Geleitstafel aufgerichtet. Von dieser Zeit an erhielt sich die Stadt meistens in gutem Vernehmen mit den Landgrafen, die, in Gemeinschaft mit den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen, über die Sicherheit der Straßen und die Erhaltung des Landfriedens wachten. Der Handel der Stadt Erfurt, welcher durch diese Veranstaltungen sehr begünstigt wurde, erhielt durch ein von Kaiser Ludwig IV. 1331 ihr verliehenes Meßprivilegium neuen Zuwachs. — In dem thüringischen Grafenkriege (seit 1342) finden wir Erfurt mit dem Landgrafen verbündet, und zum ersten Male mit dem Erzbischof von Mainz, welcher die gegen den Landgrafen vereinigten thüringischen Grafen unterstützte, in offener Fehde. Der durch den Kaiser endlich (1346) vermittelte, für den Landgrafen und die Stadt vortheilhafte, Friede vermehrte abermals die Besitzungen der letzteren durch einige dem Grafen von Orlamünde entzogene Dörfer, nachdem sie schon 1343 von den Grafen von Gleichen die aus 15 Dörfern bestehende Grafschaft Vilelbach erkauft hatte, sowie sie 1346 von dem Erzbischof von Mainz die Schlösser und Ämter Tonndorf und Mühlberg wiederkäuflich erwarb, und in den J. 1348—1350, größtentheils aus burggräflich-kirchbergischen Besitzungen, das wichtige Amt Kapellendorf, bestehend aus dem Schlosse dieses Namens und 13 Dörfern, zusammenkaufte, wovon einige Stücke von Kaiser und Reich unmittelbar zu Lehen gingen. Bei der ersten kaiserlichen Belehnung (1352) wurden zugleich die erfurtischen Rathsmeister in soweit geadelt, um die von dem Schlosse Kapellendorf abhangenden adeligen Lehen verleihen zu können. Mit dem Schlosse Kapellendorf war den Erfurtern zugleich das Münzrecht zu Theil geworden; sie erkausten aber auch (1354) von dem Erzbischof von Mainz die Münze zu Erfurt. — Bei dem Streite um das Erzstift Mainz, zwischen Adolf von Nassau, welchen das Domcapitel rechtmäßig erwählt hatte, und Ludwig von Thüringen, welchen der Papst dagegen einzudrängen suchte (seit 1374), kämpfte die Stadt Erfurt standhaft und mit Glück für den ersteren, obgleich Ludwig nicht nur von seinen Brüdern, den Landgrafen von Thüringen, sondern auch von Kaiser Karl IV. selbst unterstützt wurde, und die Stadt von Letzterem eine 16wöchentliche Belagerung auszuhalten hatte, auch den päpstlichen Bann sich zuzog. Adolf, der endlich das Erzstift behauptete, bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Stadt unter anderem dadurch, daß er durch seine Verwendung am päpstlichen Hofe die Privilegien der neuen Universität auswirkte, die jedoch erst nach seinem Tode (1392) wirklich eröffnet wurde, und den Glanz der Stadt, besonders während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens, beträchtlich vermehrte.

Der Anfang des 15. Jahrh. fand Erfurt auf der höchsten Stufe seiner Macht und seines Wohlstandes. Das Gebiet der Stadt wurde noch immer erweitert, unter anderm durch das, im J. 1408, von den Grafen von Schwarzburg erkaufte Städtchen Sömmerda; und bei den benachbarten Fürsten und Herren stand sie in solcher Achtung, daß viele derselben sich um ihr Bündniß bewarben. Allein der in der Stadt zusammenfließende Reichthum, bei verhältnißmäßiger Wohlfeilheit der nöthigen Lebensbedürfnisse, führte Luxus und Verschwendung herbei, und legte dadurch den Grund zum Verfall ihrer Größe. Dazu versetzte sie das eigenthümliche Verhältniß zu den Erzbischöfen von Mainz und den Landgrafen von Thüringen in den Zustand einer gewaltsamen Spannung. Die Erzbischöfe hatten unbestritten, neben der geistlichen Jurisdiction, auch die meisten Rechte der weltlichen Landeshoheit ausgeübt; die Stadt aber war durch ihre großen Besitzungen, ihren Handel und den dadurch gewonnenen Reichthum, zu einer Art von Selbstständigkeit gelangt, mit der sich jene Unterordnung gar nicht gut vertrug. Mit Fürsten und Grafen hatte sie schon in Krieg und Frieden in den wichtigsten Verhältnissen gestanden, ihre Bürger saßen in den Landfriedensgerichten neben Grafen und Rittern; an Größe ihres Gebietes that es ihr, außer Ulm und Nürnberg, keine Reichsstadt gleich; sie besaß sogar unmittelbare Reichslehen; was lag näher, als der Gedanke, sich ganz zur Freiheit einer unmittelbaren Reichsstadt zu erheben? Von den weltlichen Rechten der Erzbischöfe waren ohnehin manche, besonders bei Gelegenheit streitiger Wahlen und dadurch herbeigeführter Kämpfe zwischen verschiedenen Bewerbern um den erzbischöflichen Stuhl, verloren gegangen; und so suchte die Stadt fortwährend ihre Rechte auf Kosten der erzbischöflichen zu erweitern; aber dies erregte nur um so stärker die Eifersucht der Erzbischöfe und vermehrte ihre Ansprüche selbst in solchen Dingen, die man der Stadt vorher nicht bestritten hatte; die Concordate des Kurfürsten Dieterich (1440), welche die streitigen Punkte berichtigen sollten, waren nicht von dauernder Wirkung; der Streit brach von Zeit zu Zeit von Neuem aus, und wurde um so heftiger und verwickelter, je mehr sich während desselben die Ansichten über die streitigen Gegenstände verwirrten. — Mit den Landgrafen von Thüringen hatte die Stadt, mit wenigen Ausnahmen, in gutem Einverständniß gelebt, und die Schwäche der letzten Grafen hatte nicht wenig dazu beigetragen, Erfurts Macht zu vergrößern; nun aber traten (1440) an deren Stelle die mächtigen Herzoge von Sachsen, die sofort eine ganz andere Stellung gegen die Stadt einnahmen, und nicht nur das fast vergessene Geleitsrecht alsbald wieder-

Digitized by Google

herstellten, sondern auch allmälig, theils aus der alten Schirmvogtei über das Marienstift, theils aus dem Schutzgelde, welches die Stadt zuweilen bei besondern Veranlassungen freiwillig und vertragsmäßig auf gewisse Jahre bezahlt hatte, eine permanente Schutzgerechtigkeit über die ganze Stadt und eine fortdauernde Abgabe zu entwickeln suchten. Ehe es aber dahin kam, gab der unter dem Namen des sächsischen Bruderkrieges bekannte blutige Zwist zwischen dem Kurfürsten Friedrich II. und dem Herzog Wilhelm zu Sachsen (1447—1451), in welchen die Stadt aus mehr als einer Ursache verwickelt war, derselben Gelegenheit, sich zum Wohl Thüringens noch einmal in ihrer ganzen Größe zu zeigen, indem sie zur Wiederherstellung des Friedens und zum Sturz der Vitzthume, denen man die hauptsächlichste Schuld des Krieges beimaß, das Meiste beitrug. Aus diesem Kriege entwickelte sich ein anderer, den die Stadt Erfurt, in Verbindung mit dem Herzog Wilhelm, gegen die Vitzthume zu führen hatte, um diesen die Schlösser, deren Herausgabe sie verweigerten (worunter sich auch Kapellendorf befand) mit Gewalt abzunehmen; und dieser Krieg wurde von den Erfurtern mit besonderem Ruhm und glücklichem Erfolge geführt, war aber gleichsam der Wendepunkt ihrer Größe.

Ein vorübergehender Streit mit Kur-Mainz entsprang aus der gewaltsamen Vertreibung der bis dahin in Erfurt ziemlich zahlreichen Juden, von welchen das Erzstift eine besondere Steuer erhoben hatte, daher Kurfürst Dieterich, wegen Verletzung seiner Rechte, an die Stadt Ansprüche machte, denen er jedoch (1458) gegen eine Geldsumme entsagte. — Nach dem Tode dieses Kurfürsten erhoben sich abermals zwei Prätendenten des Erzstifts, Diether von Isenburg und Adolf von Nassau, Letzterer von dem Papste begünstigt. Die Stadt Erfurt hatte sich Anfangs für den Erstern erklärt, aber der päpstliche Bann, den sie sich dadurch zuzog, und das Beispiel des Herzogs Wilhelm von Sachsen bewogen sie (1462), auf Adolf's Seite überzutreten; doch als dieser das Eichsfeld an Herzog Wilhelm verpfändete, und die Erfurter fürchteten, es könne mit den mainzischen Besitzungen in Erfurt ein Ähnliches geschehen, verschafften sie sich ein päpstliches Privilegium, daß der mainzer Hof zu Erfurt nie veräußert werden dürfe, und nahmen denselben vorläufig unter ihre eigene Verwaltung, bis sie ihn (1463) dem Kurfürsten Adolf übergaben und Rechnung darüber zu seiner Zufriedenheit ablegten.

Die fehdereiche Zeit machte indessen die Erfurter besorgt wegen ihrer weitläuftigen, außerhalb der alten Stadtmauer liegenden Vorstädte, und sie faßten den Entschluß, einen neuen Wall um die ganze Stadt, mit Einschluß der Vorstädte, aufzuführen, womit 1472 der Anfang gemacht wurde. In demselben Jahre, am 19. Juni, traf aber die Stadt das entsetzliche Unglück, daß ein aus dem Kloster Pforta entsprungener Mönch, durch Erfurts alte Feinde, die Vitzthume, zum Verderben der Stadt erkauft, mit Hilfe anderer boshafter Menschen, sie an mehren Orten zugleich in Brand steckte; und da bei der ungewöhnlich heißen und trockenen Witterung in den engen Straßen das Feuer schnell um sich griff und in der allgemeinen Verwirrung Niemand wußte, wo man zuerst retten sollte, so sank fast die Hälfte der Stadt in Asche; auch das Innere des Domes und der Severikirche wurde zerstört und ihre prächtigen Glocken zerschmolzen. Seit diesem großen Brande, der die Reihe von Erfurts verhängnißvollen Unfällen so furchtbar eröffnete, und von dem die Stadt sich nie wieder ganz erholte, hat sie nur schwache Spuren ihrer ehemaligen Größe behalten.

Kaiser Friedrich IV., der für Erfurt sehr wohlwollend gesinnt war, verlieh der Stadt zu einiger Vergütung des erlittenen Schadens (1473) eine neue Messe. Die Erfurter wollten sich dem Kaiser wieder dankbar zeigen, und sandten ihm daher 1474, zur Belagerung von Neuß, eine stattliche Kriegshilfe, stürzten sich aber dadurch in beträchtliche Schulden, zumal sie gleichzeitig auch die angefangene Befestigung der Stadt vollendeten. Damit nicht zufrieden, fanden sie es auch zu besserem Schutze für nöthig, auf der Cyriaksburg (bis zu deren Fuße sich damals die brühler Vorstadt erstreckte) eine besondere Festung anzulegen; zum Behufe derselben mußte aber das seit 1123 auf diesem Berge gelegene Nonnenkloster an eine andere Stelle verlegt werden, und hierzu bedurfte es der Erlaubniß des Papstes, und zur Erlangung derselben einer eigenen Gesandtschaft nach Rom. Durch alle diese und andere Nebenumstände wurde nicht nur die Ausführung der Sache bis 1480 verzögert, sondern auch der Kostenaufwand, und somit die Schuldenlast der Erfurter beträchtlich vergrößert.

Mittlerweile war Kurfürst Adolf (1475) gestorben, und sein ehemaliger Mitbewerber Diether zu seinem Nachfolger erwählt worden; aber auch dies Mal war ihm der Kaiser zuwider, und Erfurt, Anfangs mit Diether in gutem Vernehmen, trat bald auf die Seite seiner Gegner, in der Absicht, diese Gelegenheit zu gänzlicher Befreiung von der mainzischen Oberherrlichkeit und zur Erwerbung völliger Reichsfreiheit zu benutzen; ein Bestreben, womit man jetzt zum ersten Male offen hervortrat. Diether selbst erlebte keine völlige Ausgleichung der Sache; indessen hatte er sich mit dem Hause Sachsen verbündet, und es eingeleitet, daß nach seinem Tode (1482) ein sächsischer Prinz Albert (Sohn des Kurfürsten Ernst) zum Kurfürsten von Mainz erhoben wurde, während der gleichzeitige Tod des Herzogs Wilhelm dem Kurfürsten Ernst und seinem Bruder, Herzog Albert, den Besitz Thüringens verschaffte. So von beiden Seiten bedrängt und aus ihrem alten Systeme, Sachsen im Nothfalle gegen Mainz und Mainz gegen Sachsen zu Hilfe zu rufen, ganz herausgerissen, entschlossen sich die Erfurter endlich zu Verträgen mit beiden Theilen; und so kamen am 3. Febr. 1483 die Concordate zu Amorbach mit Kur-Mainz und zu Weimar mit Kur-Sachsen zu Stande. Jene brachten der Stadt keinen wesentlichen Nachtheil, indem darin nur die Rechte des Kurfürsten von Mainz aufs Neue befestigt und in vielen Stücken genauer bestimmt wurden; in den letzteren hingegen wurde (außer der Befestigung einiger Jurisdictions- und Lehensirrungen) das sächsische Schutzrecht über die Stadt Erfurt und ihr Gebiet als eine immer-

Digitized by Google

während Verpflichtung ausdrücklich anerkannt und ein jährliches Schutzgeld von 1500 Gulden bedungen.

Durch die ganz veränderten Verhältnisse Thüringens mußte Erfurt nothwendig sein früheres politisches Übergewicht größtentheils verlieren; aber nicht genug, daß man, in einem leicht erklärlichen Irrthume, diese veränderten Verhältnisse nicht erkennen wollte und auf Kriegsrüstungen, Gesandtschaften, kostspielige Feste und dergl. große Summen unnütz verschwendete, versäumte man auch eben darüber die Mittel, den Wohlstand der Stadt wahrhaft zu verbessern, da man doch um so mehr auf die Eröffnung neuer Erwerbsquellen hätte Bedacht nehmen sollen, je mehr die alte Bedeutung Erfurts für den Handel, theils durch die Veränderung der Handelsstraßen in Folge der Entdeckung Amerika's und des neuen Seeweges nach Ostindien, theils durch das Emporkommen der leipziger Messen, abnahm. Überhaupt wurden die öffentlichen Angelegenheiten immer mehr mit großer Sorglosigkeit und Willkürlichkeit behandelt; Eifer für Gemeinwohl verlor sich immer mehr unter allen Ständen; bei den Vornehmen wurde übpiger Hochmuth, bei den gemeinen Bürgern freche Rohheit, bei allen Eigennutz und leichtsinnige Verschwendung herrschend.

Durch das Misverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, und die Unordnung, in welche man das ganze städtische Rechnungswesen hatte gerathen lassen, versank die Stadt allmälig in eine fast unübersehbare Schuldenlast, sodaß man am Ende sogar die Bezahlung der Zinsen einstellen mußte; und da die auswärtigen Gläubiger, nach damaligem Gebrauche, sich der Personen einzelner Bürger zu versichern und hierdurch ihre Befriedigung zu erzwingen suchten, so kam es dahin, daß kein erfurtischer Bürger, ohne Gefahr seiner Freiheit, sich in einer benachbarten Stadt durfte sehen lassen. Die Bürgerschaft wurde hierdurch gegen den Rath erbittert; der Rath seinerseits dachte auf Mittel, wenigstens für den Augenblick der dringendsten Verlegenheit abzuhelfen, und verpfändete (1508) das Amt Kapellendorf an Kur-Sachsen; aber durch diesen Schritt, den man als unverantwortliche Verschleuderung der Stadtgüter ansah, wurde die Aufregung im Volke nur noch bedenklicher. Der Rath glaubte sich aus dieser mislichen Lage nicht anders herausziehen zu können, als indem er der ganzen Bürgerschaft die Lage der Sache eröffnete; es wurde daher am 8. Juni 1509 eine allgemeine Versammlung veranstaltet, und Abgeordnete von der Bürgerschaft wurden erwählt, um die Sache mit dem Rathe zu überlegen. Da man aber bei der Durchsicht der Rechnungen einen Schuldenbetrag von mehr als 500,000 Gulden fand, und der Rath über die Entstehung dieser Schulden keine genügende Auskunft zu geben vermochte, so trennte sich die Stadt förmlich in zwei feindliche Parteien, von denen die des Rathes bei Sachsen Hilfe suchte, während die der Bürger sich nach Mainz wandte, und es dahin brachte, daß der damalige Kurfürst, Uriel von Gemmingen, Abgeordnete nach Erfurt schickte, um die dortigen Verhältnisse zu untersuchen. Mittlerweile nahmen die Unruhen in Erfurt immer mehr überhand; weder durch auswärtige Vermittelung, noch selbst durch kaiserliche Verordnungen war der Verwirrung abzuhelfen; die meisten Rathsherren und andere vornehme Bürger wanderten aus und nahmen ihre Zuflucht in die benachbarten sächsischen Städte, wo sie ihr Hauptgewerbe, die Waidbereitung, fortsetzten, dadurch aber die Vortheile derselben in jenen Städten bekannt machten, woraus der Stadt Erfurt ein großer Schade erwuchs. Überdies gab jene Auswanderung (1510) Gelegenheit zur Wahl eines neuen Rathes, größtentheils aus Handwerkern und ähnlichen Personen, und zur Aufstellung einer neuen Regimentsordnung, die alle Gewalt in die Hände des gemeinen Volkes legte. Diese Veränderung vermochte nicht einmal augenblicklich der Empörung Einhalt zu thun; auch die letzten Spuren einer öffentlichen Ordnung gingen verloren, Mord und andere Verbrechen wurden zu alltäglichen Erscheinungen, und selbst die Universität, die als solche bis dahin bei den allgemeinen Unruhen ganz unbetheiligt geblieben war, fiel ihnen zum Opfer. Denn ein Streit, der sich am Michaelis-Kirchweihfeste (den 29. Sept. 1510) zwischen den Studenten und den Stadtsoldaten entspann, und wobei die Bürger sich auf die Seite der letzteren schlugen, endigte sich mit Stürmung der Collegien und Flucht der meisten Studirenden, und verursachte der Universität durch Zerstörung ihrer Bibliothek und ihres Archives unersetzlichen Schaden.

Durch innere Zerrüttung und äußere Bedrängniß endlich erschöpft, suchten die Erfurter in ihrer Rathlosigkeit Hilfe bei dem neuen Kurfürsten von Mainz, Albert II. aus dem Hause Brandenburg. Dieser staatskluge Fürst, der überall auf ein festes System entschiedener Landesherrschaft hinarbeitete, würde ohne Zweifel von selbst nicht unterlassen haben, seine Ansprüche gegen die Stadt Erfurt, die sich in den letzten Jahren auch von Mainz ganz abgewandt und völlige Freiheit affectirt hatte, geltend zu machen; aber die Erfurter kamen ihm freiwillig entgegen, indem sie am 10. Oct. 1514 eine Gesandtschaft an ihn abschickten, die er zwar mit Wohlwollen, aber ganz in der Eigenschaft eines Landesherren aufnahm, dem sich abtrünnige Unterthanen wieder unterwarfen. Er schickte einige seiner vornehmsten Räthe (an ihrer Spitze den Fürstabt von Fulda, Hartmann von Kirchberg) nach Erfurt, um die streitenden Parteien zu versöhnen und die Wiederherstellung der Ordnung vorzubereiten, und erließ am 29. Jan. 1515, aus landesherrlicher Autorität, ein Friedensgebot, worin er allen Bürgern und Einwohnern der Stadt befahl, alle Feindseligkeiten einzustellen, allen gegenseitigen Unwillen aufzugeben, alles in der Empörung Vorgefallene zu vergessen und ihre Privatstreitigkeiten den ordentlichen Richtern zur Entscheidung zu überlassen. Dies alles wurde befolgt, ohne daß man daran dachte, die erstrebte Freiheit der Stadt gegen den Kurfürsten zu wahren; und so war die Stadt im Innern beruhigt. Noch war man aber ungewiß darüber, ob die von dem Kurfürsten gebotene Amnestie auch die während der Unruhen ausgewanderten Bürger in sich schließe; und da die sächsischen Fürsten nicht nur dieser sich annahmen, sondern auch auf der Anerkennung ihrer eigenen Rechte beharrten, so drohten sich hieraus neue Verdrießlichkeiten zu entwickeln. Zwei allgemein

Digitized by Google

geachteten, klugen und friedliebenden Männern, dem Oberstrathsmeister Adelarius Huttener und dem berühmten Rechtsgelehrten Henning Göde, gelang es, auch diese Wolken zu zerstreuen. Der Letztere hatte lange Zeit als Kanonikus des Domstifts und Professor an der Universität in Erfurt gelebt, auch der Stadt bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Dienste geleistet, aber beim Ausbruche der Unruhen sie verlassen und die Würde eines Propstes der Allerheiligen-Stiftskirche und Professors des geistlichen Rechts in Wittenberg angenommen, ohne jedoch auf seine erfurtischen Ämter zu verzichten. Jetzt entschloß er sich, der Einladung zur Rückkehr nach Erfurt zu folgen, wo Rath und Bürgerschaft ihn auf das Ehrenvollste und Freudigste empfingen. Durch seine und Huttener's vereinigte Bemühungen — denen ohne Zweifel bei den Erfurtern die Betrachtung vorarbeitete, daß man dem Kurfürsten von Mainz wol etwas zu viel eingeräumt habe, und um sich eines Gegengewichts gegen denselben zu versichern, es mit dem Hause Sachsen nicht verderben dürfe — kam, in Folge der zu Buttstädt und Naumburg gepflogenen Unterhandlungen, am 25. Oct. 1516 ein Vertrag zu Stande, worin die Erfurter das sächsische Schutz- und Geleitsrecht aufs Neue anerkannten, und sich verbindlich machten, die ausgewanderten und verwiesenen Bürger wieder aufzunehmen, ihnen ihre Güter und Ehrenstellen wieder einzuräumen, die Regimentsordnung von 1510 abzuschaffen, und die alte Rathsordnung wiederherzustellen. Dieser Vertrag verursachte in Erfurt allgemeine Freude, da er den Erfurtern ihre von Sachsen in Beschlag genommenen Besitzungen, namentlich das Amt Barguta, sowie die Freiheit ihres Handels und Wandels wieder verschaffte; und obgleich der Kurfürst von Mainz nicht damit zufrieden war, sondern seine Rechte gegen denselben durch ein eigenes kaiserliches Decret verwahren ließ, so wurde doch in der Hauptsache nichts dadurch verändert. Zur Verminderung der Schuldenlast wurden ebenfalls wirksame Anstalten getroffen; und so hatte nun freilich der Aufruhr mit seinen Schrecken ausgetobt, aber nicht ohne manche unheilbare Wunden zu hinterlassen. Die alte Macht der Stadt war unwiederbringlich dahin, und doch regte sich von Zeit zu Zeit das ebenso kostspielige als fruchtlose und gefährliche Streben nach Erneuerung der alten Größe, nur grade nicht in solchen Gegenständen, welche der Stadt wahre, zeitgemäße und bleibende Ehre würden gebracht haben; vielmehr wurden diese, nämlich Handel, Künste und Wissenschaften, mit seltenen Ausnahmen unverantwortlich vernachlässigt.

Unter den Gelehrten, die in Erfurt ihre höhere Bildung empfangen hatten, und fortwährend freundschaftliche Verbindungen dort unterhielten, war auch Einer, in dem sich bald die bewegende Kraft seines ganzen Zeitalters concentriren sollte, Martin Luther. Leider fiel nur der von ihm ausgestreute Same in Erfurt großentheils auf einen sehr verderbten Boden; denn bei dem streitsüchtigen, zügellosen Charakter, der sich nun einmal der Erfurter bemächtigt hatte, mußte durch jede neue Erscheinung die alte Streitsucht wieder aufgeregt, und so auch das Vortreffliche schädlich werden, wie sich dies nur zu bald zeigte. — Anfangs beschäftigte Luther's Sache vornehmlich die Gelehrten, aber bald fand sie auch im Volke großen Anklang, und als Luther am 6. April 1521, auf seiner Reise zu dem Reichstage nach Worms, in Erfurt ankam, ward er von Tausenden festlich empfangen, und eine ungeheure Menge Volks strömte zu der Predigt, die er am folgenden Tage, dem ersten Sonntage nach Ostern, in der Augustinerkirche hielt, zusammen. Luther, der wohl wußte, was den Erfurtern Noth that, wählte aus dem Sonntagsevangelium zu seinem Texte die Worte: Habt Friede! — Aber kaum hatte er seine Reise weiter fortgesetzt, als, im gräßlichsten Widerspruche mit seinen treuen Ermahnungen zur Sanftmuth und Friedfertigkeit, eine der verderblichsten Friedensstörungen ausbrach. Es hatten nämlich an jenem feierlichen Empfange Luther's auch einige Geistliche des Dom- und Severistifts Theil genommen, und dadurch den Unwillen ihrer gegen Luther feindlich gesinnten Dechanten erregt, die sich nun verabredeten, diese Geistlichen von ihren Stiftern auszuschließen, weil sie durch ihren Umgang mit Luther, den der Papst in den Bann gethan, sich gleichfalls de facto des Bannes schuldig und ihrer geistlichen Würden verlustig gemacht hätten. Als nun der gelehrte Johann Draconites, der auch unter dieser Zahl begriffen war, als Kanonikus des Severistifts, den Tag nach Luther's Abreise zu gewöhnlicher Zeit in den Chor kam, empfing ihn der Dechant Dr. Schröter mit heftigen Vorwürfen und Schmähungen, riß ihm den Chorrock vom Leibe und stieß ihn aus der Kirche. Draconites beklagte sich über diese Beschimpfung bei der Universität, deren Mitglied er war; aber ohne die von ihm gesuchte friedliche Vermittelung abzuwarten, erhob sich, ohne Zweifel durch verstellte Rubestörer aufgeregt, eine große Schar von Studenten und Bürgerssöhnen, denen sich der leicht zu bewegende Pöbel anschloß, zu tumultuarischer Rache. Am Abend desselben und am Morgen des folgenden Tages drangen sie mit stürmender Hand in die Häuser mehrer Stiftsgeistlichen ein, überfielen in ihrer blinden Wuth ohne Unterschied auch unschuldige und hochverdiente Männer, und verwüsteten Alles, was ihnen vorkam. Zwar wurde dies Mal dem Unfuge noch zeitig gesteuert; aber, wahrscheinlich aus Verdruß über eine strenge Untersuchung des vorigen Tumultes, rotteten sich am 12. Juni aufs Neue Studenten und Bürger zusammen, brachen in die Häuser der Geistlichen ein, und wütheten noch ärger als zuvor, ja sie stürmten endlich sogar das erzbischöfliche Gerichtshaus zur rothen Thür, und machten es beinahe der Erde gleich. Erst als die bedrängten Stiftsgeistlichen sich mit dem Versprechen einer großen Geldsumme und der Theilnahme an öffentlichen Lasten an den Stadtrath wandten, ergriff dieser kräftige Maßregeln, dem Unfuge, dessen die Rubestörer ohnehin fast müde waren, Einhalt zu thun. Dieses sogenannte Pfaffenstürmen hatte für Erfurt die traurigsten Folgen. Gegen die Stadt klagte der Kurfürst von Mainz bei den Reichsgerichten, und sie wurde dadurch aufs Neue in weitaussehende Streitigkeiten verwickelt.

Die Kirchenverbesserung litt indessen nicht unter diesen Übeln, und obgleich ihre Feinde nicht säumten, ihr

Digitized by Google

die Schuld an den vorgefallenen Unruhen beizumessen, — unbekümmert darum, daß Luther und seine wahren Freunde ihr Misfallen an solchen Vorgängen laut genug aussprachen, — so war es doch grade ihre vollkommnere Ausbildung, welche die Wiederkehr ähnlicher stürmischer Auftritte zurückhielt. Der Prior des Augustinerklosters und Luther's Jugendfreund, Johann Lange, trat in Erfurt an die Spitze der Reformation und fand in Johann Eulsheimer, Ägidius Mechler und andern eifrige Mitarbeiter, in den regierenden Rathsobersten Adelarius Huttener und Georg Friederaun standhafte Beschützer; und so wagte man es, noch im J. 1521 viele für heilsam erkannte Verbesserungen des Kirchenwesens öffentlich einzuführen; im J. 1523 wurde schon regelmäßig in acht Kirchen evangelisch gepredigt, und durch Lange wurden auch bei der Universität neue theologische Vorlesungen in Luther's Geiste eingeführt [10]). Der kräftige Einfluß der Reformatoren unterdrückte alle inneren unruhigen Bewegungen, und als im J. 1525 die von fremden Schwärmern aufgewiegelten Bauern des erfurtischen Gebiets und der benachbarten Herrschaften, die Stadt überfielen, waren es zwei evangelische Prediger, Johann Lange und Johann Eberlin, welche den in der Stadt ausbrechenden Aufruhr beschwichtigten, und den Bauern, deren Besänftigung ihnen nicht gelang, doch in der Ausführung ihrer verderblichen Anschläge wenigstens einige Schranken setzten; denn die Bauern, die der erschrockene Rath allzu unvorsichtig in die Stadt eingelassen hatte, beschränkten sich darauf, den mainzer Hof, einige Klöster und andere geistliche Gebäude zu besetzen, und von den darin gefundenen Vorräthen zu schwelgen, ohne der Stadt und den Bürgern an ihrem Eigenthume Schaden zu thun; bis die Nachricht von dem Untergange des Hauptheeres in der Schlacht bei Frankenhausen sie so in Schrecken setzte, daß sie in größter Eile die Stadt verließen und sich zerstreuten. Ein späterer Versuch der Bürger, wesentliche Veränderungen in der Stadtverfassung zu bewirken, hatte, nachdem Luther, den man dabei zu Rathe zog, ihnen das Ungereimte der meisten ihrer Foderungen nachgewiesen hatte, keine weiteren Folgen. Dagegen kam noch in demselben Jahre (1525) die völlige Einrichtung des evangelischen Kirchenwesens zu Stande, wobei auch der Dom von den Evangelischen in Besitz genommen wurde; auch wurde für eine gute Einrichtung der Volksschulen, theils durch den Rath, theils durch die Pfarrer der einzelnen Gemeinden (unter denen sich in dieser Hinsicht der Pfarrer an der Barfüßerkirche, Ägidius Mechler, auszeichnete) gesorgt. — Der Kurfürst von Mainz nahm indessen theils von diesen, ohne seine Genehmigung ausgeführten, Veränderungen im Kirchen- und Schulwesen, theils von den Zerstörungen und Beschädigungen, welche die Bauern an seinen Gebäuden und sonstigem Eigenthum in der Stadt verübt hatten, Gelegenheit, neue Beschwerden gegen die Stadt zu erheben; und obgleich der Stadtrath, um ihn einigermaßen zu besänftigen, der katholischen Geistlichkeit den Mitgebrauch des Domes gestattete, den katholischen Gottesdienst in den noch übrigen Stiftern und Klöstern frei gab, und noch einige andere, den Evangelischen entbehrliche, Kirchen den Katholischen wieder einräumte, so war doch der Kurfürst damit nicht zufrieden, sondern verlangte die gänzliche Vertreibung der evangelischen Prediger, wozu er sogar einen kaiserlichen Befehl auswirkte. Vornehmlich der Verwendung des Kurfürsten von Sachsen verdankte es endlich die Stadt, daß, unter der Vermittelung des schwäbischen Bundes, zu Hamelburg am 5. Febr. 1530 ein Vertrag zu Stande kam. In diesem entsagte der Kurfürst von Mainz allem Unwillen gegen die Stadt, die ihm dagegen die Anerkennung seiner Rechte aufs Neue zusicherte und den Schaden, welcher ihm im Bauernaufruhr zugefügt worden war, zu ersetzen versprach; dem Dom- und Severistifte wurde zwar die Zurückgabe oder Bezahlung der entwendeten Kirchenkleinodien versprochen, auch das im J. 1521 bewilligte Schutzgeld wieder erlassen; doch sollten sie weder das bereits bezahlte zurückfodern, noch einen Ersatz des an ihren Häusern erlittenen Schadens verlangen; die beiden Stiftskirchen und das Peterkloster wurden den Katholischen ausschließlich eingeräumt (womit also der Dom für die Evangelischen ganz verloren ging), in Ansehung der andern Gotteshäuser und in Sachen, den Glauben und die Ceremonien überhaupt betreffend, sollte durch den gegenwärtigen Vertrag keiner Partei etwas gegeben oder genommen, erlaubt oder verboten sein; d. h. es sollte vorläufig alles in dem bisherigen Besitzstande bleiben, worin es auch im Allgemeinen bis auf die neuesten Zeiten geblieben ist. Dieser hamelburger Vertrag ist als die staatsrechtliche Grundlage der erfurtischen Religionsfreiheit zu betrachten; denn obgleich die Stiftsgeistlichen mit den sie angehenden Bedingungen nicht zufrieden waren, und sogar wider die Stadt eine langwierige Klage bei den Reichsgerichten erhoben, so wurde dadurch doch in der Hauptsache nichts verändert. — Nachdem auch die Verhältnisse mit Sachsen, vorzüglich wegen des Geleitsrechtes, 1533, und mit den Grafen von Gleichen, wegen der gegenseitigen Grenz- und Lehensverhältnisse, 1534, durch Verträge geordnet waren, sah sich die Stadt in einer lange nicht genossenen, und bis zum J. 1579 nur selten unterbrochenen, äußeren und inneren Ruhe und Ordnung, die nicht nur für Handel und Gewerbe und den darauf beruhenden äußeren Wohlstand, sondern auch für die Wissenschaften sehr vortheilhaft war, indem 1561 das evangelische Gymnasium eingerichtet und bei der Universität mehre wichtige Verbesserungen gemacht wurden.

Das erste Signal zur Störung dieses ruhigen Zustandes, besonders insofern er die friedlichen Verhältnisse mit Mainz betraf, gab ein an sich sehr geringfügiger Umstand, das sogenannte Cavatenstürmen, am 16. Aug. 1579, wo der Pöbel ein neu erbautes hölzernes Thor,

10) Eyn Sermon vonn menschlicher schwacheit, wo er aus sich nichts vormag, vnd Gott ynn allen dingen anruffen soll, auch vonn schulen oder vniuersiteten zu erhalten, zu S. Michel gepredigt durch D. Joh. Langen. 1523. — Gedr. zu Erffordt zum bunthen Lawen bey S. Paul. 1¼ Bogen, 4. — Führt inwendig die Aufschrift: „Eyn Sermon do mann dye new lection anhub;" war also zur Einweihung dieser neuen Vorlesungen bestimmt, und enthält am Schlusse zugleich Ermahnungen, die Universität wieder in guten Stand zu setzen.

Digitized by Google

durch welches der Dombechant die Cavate (den auf Gewölben ruhenden, steinernen Gang um den Chor der Domkirche) gegen Verunreinigung schützen wollte, als eine vermeintliche gefährliche Neuerung, gewaltsam niederriß. Dieser Vorgang gab den Stiftsgeistlichen Anlaß zu einer Beschwerde bei dem Kurfürsten von Mainz, mit welcher sich noch andere Klagen gegen den Stadtrath verbanden; und hieraus entspannen sich neue, langwierige Streitigkeiten mit Mainz, die bis weit in das 17. Jahrh. hinein fortdauerten und der Stadt manchen Nachtheil zuzogen, während ihr mehrmals erneuertes Streben nach anerkannter Reichsfreiheit ohne Erfolg blieb.

Nun erschien die Zeit des 30jährigen Krieges, der, besonders seit 1622, auch für Erfurt und dessen Gebiet höchst verderblich wurde. Im September 1631 erfolgte die Besetzung Erfurts durch schwedische Truppen, und am 22. desselben Monats kam Gustav Adolf selbst in die Stadt, wo er drei Tage verweilte und manches Denkmal seiner Anwesenheit zurückließ. Der mainzer Hof wurde von Schweden in Besitz genommen, das mainzische weltliche Gericht, im Namen des Königs von Schweden, mit erfurtischen Rechtsgelehrten besetzt, und die meisten noch vorhandenen geistlichen Güter, theils der Stadt, theils der Universität geschenkt. Schon glaubte der Stadtrath sich auf dem nächsten Wege zu der längstgewünschten Reichsfreiheit, als der von Kur-Sachsen, am 20. Mai 1635, einseitig geschlossene, und der Stadt Erfurt am 9. Juli desselben Jahres aufgedrungene prager Friede die Sache änderte; denn in Folge desselben wurden der Kurfürst von Mainz und die katholische Geistlichkeit in alle ihre Güter und Rechte wieder eingesetzt, und obgleich die Schweden unter Baner schon im December 1636 Erfurt wieder besetzten und bis zum Ende des Krieges behaupteten, so hatte doch ihre Anwesenheit auf die Civilverfassung keinen Einfluß, nur daß Erfurt sich thatsächlich von dem Kurfürsten von Mainz ziemlich unabhängig erhielt, wodurch das nie ganz erloschene Streben nach Reichsfreiheit neue Nahrung gewann; aber das Bemühen der Stadt, bei den westfälischen Friedensunterhandlungen eine förmliche Anerkennung dieser Unabhängigkeit, oder eine ausdrückliche Aufnahme in den Friedensschluß zu erlangen, wurde sowol durch die Widersprüche von Mainz als von Sachsen vereitelt, und nur der Streit zwischen diesen Höfen selbst war Ursache, daß das Verhältniß Erfurts vor der Hand ganz unentschieden blieb [11]).

Inzwischen hatten sich während des Kriegs neue Beschwerden der Bürgerschaft gegen den Stadtrath angehäuft, und da der Kurfürst von Mainz, unmittelbar nach dem Frieden, zur Berichtigung seiner Ansprüche an Erfurt, eine kaiserliche Commission auswirkte, so wurde dieser gleichzeitig auch die Ausgleichung der inneren Streitigkeiten übertragen. Die mit der Commission beauftragten Subdelegirten von Bamberg und Würtemberg vollendeten diesmal ihr Geschäft zur Zufriedenheit aller Theile, und brach-

11) Sowol zwischen Mainz und Erfurt, als zwischen Sachsen und Mainz, und wieder zwischen Sachsen und Erfurt wurde eine Reihe von Streitschriften gewechselt. Alle Parteien suchten ihr Recht auf Urkunden und historische Zeugnisse zu begründen, bei allen aber sind die Beispiele der Misgriffe oder absichtlichen schlechten Kunstgriffe der alten Rechtsdeductionen, als Folgerungen aus historischen Irrthümern, falsche Schlüsse aus richtigen Thatsachen, Misverstand uekundlicher Zeugnisse, einseitige und übertriebene Behauptungen u. dgl. m. in nicht geringer Zahl zu finden. Zuerst erschien gegen die von Seiten der Stadt Erfurt bei dem Friedenscongresse gemachten Anträge von Kur-Mainz: Abdruck des summarischen Berichtes, welcher denen Königl. Schwed. Herrn Plenipotentiariis im Namen des Hochlöbl. Erzstifts Mainz wider die Stadt Erffurth, bei denen Universal-Friedens-Tractaten zu Osnabrück übergeben werden, den 11. Junii Anno 1646. Fol. — Dagegen von Erfurth: Ohnumbgänglicher und beständigster Gegen-Bericht auf den bei jetziger zu Osnabrügg und Münster noch währenden höchstansehnlichen Versammlung, im Namen des hochlöbl. Erzstifts Mainz, wider die Stadt Erffurth überreichten summarischen Bericht u. s. w. Gedr. zu Erffurth, 1646. Fol., und von Sachsen: Des Chur- und Fürstl. Hauses zu Sachsen unvermeidlich und gegründete, durch das hochlöbl. Erzstift Mainz, vermittelst der ohnlängst, in loco Tractatuum Pacis, ad Dicta:uram gebrachter vermeinter Deduction, veranlassete Anzeige und Gegen-Information, die Jura Superioritatis und anders zu und um Erffurth betreffend. 1647. Fol. — Gegen diese sächsische Schrift erschien von Erfurt: Nothwendige Gegen-Anzeige und wohlgegründete Ursachen, warumb die, durch des hochlöbl. Erzstifts Mainz . . . Deduction oder summar. Bericht veranlassete, und von dem höchst- und hochlöbl. Chur- und Fürstl. Hause Sachsen durch den Druck jüngsthin publicirte Anzeige und Gegen-Information, die Jura superioritatis zu und um Erffurth belangend, Rathemeister und Rath dafelbst, soweit es sie betrifft, mit Stillschweigen nicht übergehen, noch die darinnen geführte adsertiones einräumen können. 1647. Gedr. zu Erffurth. Fol. — Gegen den obigen erfurtischen Gegenbericht erfolgte von Kur-Mainz: Abgedrungene, in Jure et facto wohlgegründete Refutation-, wiederholte Contradiction-, Salvation- und ausführliche Remonstration-Schrift des hochlöbl. Erzstifts Mainz, über dessen ohnmittelbare Churfürstliche Stadt Erffurth antiquitus von ohndenklichen Jahren and Saeculis ohnverneinlich hergebrachten . . . . omnimodae Superioritatis et Jurisdictionis, Universal-Erb- und Eigenthumbs u. s. w. entgegen und wider einen unterm Namen mehrgemeldten Stadtraths zu Erffurth zu Ende des 1646 Jahrs in Druck gegebenen . . . also intitulierten ohnumbgänglichen und beständigsten Gegenbericht ꝛc. Gedr. in der Churfürstl. Haupt- und Residenzstadt Mainz, 1647. Fol. (zwei verschiedene Ausgaben) — und hierauf wieder von Erfurt: Ohnvermeidliche Vorantwort auf die also genannte Refutation- u. s. w. Schrift, welche . . . denen Königl. Schwed. Hrn. Plenipotentiariis bei der zu Osnabr. obschwebenden Friedens-Handlung, von wegen des hochlöbl. Erzst. Mainz wider die Stadt Erffurth übergeben und . . . unter die sämmtliche bei gedachter Friedens-Handlung sich befindende des heil. Reichs Stände ausgetheilet worden u. s. w. Gedr. zu Erff. 1648. Fol. — Wegen des bald darauf erfolgenden Friedensschlusses ruhte der Schriftwechsel, bis er erst später, bei Gelegenheit der erneuerten Streitigkeiten zwischen Mainz und Erfurt, besonders im J. 1663, wieder angefangen wurde; indem von Seiten Sachsens: Justitia Protectionis Saxonicae in civitate Erfurtensi. 1663. 4.; dagegen von Kur-Mainz: Assertio Juris Moguntini contra affectatam Justitiam protect. Saxon. in civit. Erfurtensi. Mogunt. 1663. fol., und darauf wieder von Sachsen: Repetita et necessaria defensio justae protect. Saxon. in civit. Erfurtensi. 1664. 4. erschien, worauf die thatsächliche Unterwerfung der Stadt Erfurt unter Kur-Mainz und der hiernach zwischen Mainz und Sachsen abgeschlossene leipziger Receß dem Streite ein Ende machte. Obgleich die angeführten Schriften ihre, ohnehin sehr zweifelhafte, rechtliche Bedeutung schon längst verloren haben, so haben sie doch, nicht nur wegen des Aufsehens, welches jene erfurtische Angelegenheit in staatsrechtlicher Hinsicht machte, ein historisches Interesse, sondern zum Theil auch durch die beigefügten Urkunden, von denen manche jetzt nirgends anders mehr nachzuweisen sind, einen bleibenden Werth erhalten.

Digitized by Google

ten am 18. Juli 1650 den Restitutionsrecess zwischen Kur-Mainz und der Stadt, und am 19. Sept. desselben Jahres den Compositionsrecess zwischen dem Stadtrath und der Bürgerschaft zu Stande, wodurch die Jurisdictionsrechte des Kurfürsten und seiner Behörden in ihrem alten Umfange wiederhergestellt, die Streitigkeiten wegen der Rathswahl beseitigt, das städtische Abgaben- und Rechnungswesen in Ordnung gebracht und alle städtische Beamte mit neuen Instructionen versehen wurden. Bald aber entspannen sich neue Streitigkeiten, sowol mit Kur-Mainz, wo jetzt besonders das Kirchengebet für den Kurfürsten den Mittelpunkt des Streites bildete, als auch zwischen dem Rath und den Bürgern, sodaß schon 1654 eine abermalige kaiserliche Commission nöthig wurde. Durch diese wurden zwar am 20. Febr. und 5. April 1655 neue Verträge aufgerichtet, aber bald nachher brachen doch die Unruhen wieder aus, und verwirrten sich noch mehr, da nun auch Sachsen sich einmischte. Innere Zwietracht und Parteiwuth stieg auf den höchsten Grad, und führte zu solchen Excessen, daß — nachdem 1662 die kaiserlichen Commissarien von dem empörten Volke zur Flucht genöthigt, 1663 ein kaiserlicher Notarius, der ein Friedensgebot publiciren sollte, gemißhandelt worden — endlich die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen wurde; und auch jetzt noch kehrte die Besonnenheit nicht zurück, vielmehr wurde selbst der kaiserliche Herold, der am 8. Oct. 1663 die Achtserklärung zu Erfurt bekannt machte, so schrecklich gemißhandelt, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Der Kurfürst von Mainz machte nun Anstalt, die Acht zu vollstrecken, und ließ Truppen gegen Erfurt anrücken, die aber theils zu schwach waren, um bedeutende Erfolge zu erlangen, theils durch unbesonnene Grausamkeiten die Erfurter noch mehr aufreizten, sodaß nun erst die schrecklichste Empörung und Wuth gegen alle, die man für Mainzisch gesinnt hielt, ausbrach. Während nun der Kurfürst sich nach fremder Hilfe umsah, vergingen mehre Monate, und die Erfurter überließen sich schon der Hoffnung, daß alle Gefahr vorüber sei, als im August 1664 die von dem Kurfürsten erlangten französischen Hilfstruppen, unter den Befehlen des Generals Pradel, anrückten. Jetzt suchte der erfurter Stadtrath, nachdem er sich vergebens bei verschiedenen Fürsten um Beistand beworben hatte, sich durch Unterhandlungen zu helfen, aber der Kurfürst wollte sich auf nichts einlassen, sondern soderte unbedingte Unterwerfung, und da diese noch verweigert wurde, begann am 17. Sept. die Belagerung. Anfangs wurde die Vertheidigung in Erfurt sehr lebhaft betrieben; da man sich aber bald von der Fruchtlosigkeit aller Anstalten und von dem Ausbleiben der noch immer erwarteten Hilfe Sachsens überzeugte, so kam am 15. Oct. endlich eine Capitulation zu Stande, worin die Erfurter sich und ihre Stadt dem Kurfürsten unbedingt, nur gegen das Versprechen der Amnestie und Religionsfreiheit, ergaben. Johann Philipp, der sich zu Königshofen in seinem Bisthume Würzburg aufgehalten hatte, empfing hier die Abgeordneten der Stadt, die ihm fußfällig Abbitte thaten, und hielt darauf am 21. Oct. zu Erfurt seinen feierlichen Einzug. Er wiederholte hier das Versprechen, wegen des Vorgefallenen keine Rache zu nehmen, und ertheilte der Stadt am 16. Dec. 1664 die merkwürdige Religionsversicherung, worin den evangelischen Unterthanen in der Stadt und auf dem Lande die freie Religionsübung mit dem Besitze aller ihnen bisher zuständigen Kirchen, Schulen und dazu gehörigen Stiftungen, Einkünfte und Gebäude, dem Stadtrath evangelischen Theils aber die Direction des geistlichen Ministeriums, das Patronat der evangelischen Kirchen und Schulen, und die Jurisdiction in Ehe- und Gewissenssachen auf das Vollkommenste bestätigt wurde. Die Verhältnisse mit Sachsen wurden 1665 durch den leipziger, und 1667 durch den erfurter Executionsrecess vollständig auseinandergesetzt.

Die Eroberung Erfurts konnte, bei der ungeheuern Schuldenmasse, in welche die Stadt versunken war, dem Erzstifte Mainz keinen augenblicklichen Vortheil gewähren; aber Johann Philipp traf sogleich die kräftigsten Anstalten, die Schulden zu tilgen (wofür nun aber auch das ganze bisherige Gebiet und Vermögen der Stadt unter unmittelbare landesherrliche Verwaltung kam), Handel und Gewerbe wieder in Aufnahme zu bringen, die Universität wieder in besseren Stand zu setzen, und eine gute Polizei einzuführen. In der Verfassung und Verwaltung blieb Erfurt von dem eigentlichen Erzstifte getrennt. Die oberste Leitung der Verwaltung wurde einem Vicedom übertragen, und diesem einige Vicedomamtsräthe beigeordnet. Später trat an die Stelle des Vicedoms ein Statthalter, der aus den Mitgliedern des mainzer Domcapitels ernannt wurde, mit ausgedehnteren Befugnissen; und das Vicedomamt wurde zu einer Regierung umgebildet, in welcher der Statthalter präsidirte. Für das Finanzwesen wurde eine besondere Kammer errichtet. Das weltliche Civil- und Criminalgericht behielt seine alte Verfassung, unter dem Vorsitz des Stadtschultheißen, der seit dem Ausgange des 17. Jahrh. immer zugleich Director der Regierung war. Alle diese Behörden wurden den, ihnen entsprechenden, höchsten Stellen in Mainz untergeordnet. Der Stadtrath blieb als Polizeiobrigkeit, mit der Jurisdiction in Erbschafts-, Vormundschafts-, Handwerks-, Markt-, und geringeren Injuriensachen, unter der Aufsicht der Regierung und des Provinzialgerichts; die bisherigen fünf Transitus wurden in drei zusammengezogen und unter ihren Mitgliedern die Religionsgleichheit eingeführt. Der Petersberg wurde befestigt, nicht sowol um gegen äußere Feinde zu schützen, als um die Stadt selbst nöthigenfalls im Zaume zu halten. — Da Johann Philipp schon 1673 starb und seine Nachfolger nicht in seinem Geiste fortarbeiteten, so blieb vieles in Erfurt mangelhaft, die Stadt kam in ihrem Wohlstande wieder zurück und versank in eine Unthätigkeit, die nur durch die unaufhörlichen, meist von den Jesuiten angeregten Religionsstreitigkeiten, auf unerfreuliche Weise, unterbrochen wurde. Durch die Pest in den J. 1678 und 1682—1683 wurde die Bevölkerung so geschwächt, daß sie seitdem ihre frühere Höhe nicht wieder erreicht hat.

Philipp Wilhelm, Graf von Boyneburg, der 1702 die Statthalterschaft zu Erfurt übernahm, fand die Stadt verarmt, verschuldet, nahrungslos, entvölkert, und die noch übrigen Einwohner in Gleichgültigkeit und Unthätig-

Digitized by Google

keit versunken, voll innern Unfriedens, ohne Zutrauen und Liebe zu ihrer Regierung. Ihm gelang es, während seiner 15jährigen Verwaltung, den Zustand Erfurts gänzlich umzuwandeln. Alle Behörden wurden durch ihn mit neuen zweckmäßigeren Instructionen versehen, zu einer regeren Thätigkeit aufgemuntert und in einen besseren Geschäftsgang geleitet, vielen Mängeln der Justiz und Polizei, besonders auch vielen Handwerksmißbräuchen abgeholfen, die Medicinalpolizei neu eingerichtet und Apothekenvisitationen angeordnet, die Feuerordnung verbessert, die Wasserleitungen in den Straßen zweckmäßiger angelegt, der Anbau wüster Stellen in der Stadt und die Baumpflanzung in ihrer Umgebung begünstigt, und die Stadt durch mehre ansehnliche öffentliche Gebäude verschönert, dem Handel und den Gewerben kräftig aufgeholfen, fremde Fabrikanten und Capitalisten in die Stadt gezogen, zur Abschaffung der Bettelei und besseren Versorgung der Armen heilsame Anstalten eingeführt, und die Erhebung der Abgaben erleichtert. Auch das wissenschaftliche Leben gewann unter seiner Leitung einen neuen Aufschwung. Ein Flecken seines Charakters war eine übertriebene Parteilichkeit für den Katholicismus, die sich in manchen nachtheiligen Mißkunden äußerte. Hierher gehört unter andern der im J. 1712 ausgebrochene, berüchtigte Streit wegen gewisser, den Katholischen anstößiger Kirchenlieder, deren Gebrauch den Evangelischen durch die katholische Regierung, mit großer Härte, und ganz den bestehenden Verträgen zuwider, verboten wurde [1]). Im Allgemeinen war jedoch Boyneburg's Regierung noch in ihren Folgen sehr wohlthätig, und die Weisheit seiner Anstalten bewährte sich unter andern dadurch, daß die Einwohnerzahl sich beträchtlich vermehrte, und ungeachtet der großen Bauten und anderer bedeutender Ausgaben 58,000 Thaler an Landesschulden bezahlt wurden. — Der große Brand am 21. Oct. 1736, der 188 Wohnhäuser mit vielen Hintergebäuden, Scheunen und dergl. zerstörte, schlug zwar der Stadt eine tiefe Wunde, ward aber, durch den weit schönern und zweckmäßigeren Wiederaufbau der abgebrannten Straßen, Ursache zu einer wesentlichen Verbesserung. Unter der Regierung des Kurfürsten Johann Friedrich Karl, aus dem Hause Ostein, unter der Leitung des Statthalters von Warsberg und der Geheimen Räthe von Lyncker und von Bellmont, besonders seit 1752, suchte man dem Handel, dem Fabrikwesen und andern Gewerben durch mancherlei wohlgemeinte Veranstaltungen aufzuhelfen, besonders die Gewinnung und Verarbeitung einheimischer Naturproducte zu befördern; die Akademie der Wissenschaften wurde 1754 gestiftet, die ganz verfallene Medicinalpolizei wurde wiederhergestellt und Behufs derselben ein besonderes Sanitätscollegium errichtet; auch die Universität erhielt wesentliche Verbesserungen. Leider mischte sich in diese nützlichen Anstalten manche eitle Projectmacherei, und der siebenjährige Krieg, der Erfurt besonders beunruhigte, hemmte nicht nur durch die gewöhnlichen Kriegslasten den Fortgang des begonnenen Guten, sondern veranlaßte auch in dem Geschäftsgange der Behörden manche Unordnung und Zerrüttung, die erst nach dem Frieden, und unter der Regierung des folgenden Kurfürsten Emmerich Joseph (von Breidbach-Buresheim) ihre nachtheiligen Folgen zeigte, und wegen der Berechnung und Vertheilung der Kriegslasten einen vieljährigen Streit zwischen der Regierung und der Bürgerschaft hervorrief. Merkwürdig wurde seine Regierung durch die 1771 eingetretene große Theuerung, die in Erfurt, durch ungeschickte Maßregeln ihr abzuhelfen, einen bedenklichen Tumult veranlaßte, und durch die Aufhebung des Jesuitenordens; am wohlthätigsten aber war (1772) die Ernennung Karl Theodor's von Dalberg zum Statthalter, in welcher Eigenschaft dieser ausgezeichnete Mann 30 Jahre lang, wetteifernd mit dem letzten Kurfürsten von Mainz (seit 1774), Friedrich Karl Joseph (von Ehrthal), sich um Erfurt unvergeßliche Verdienste erwarb, bis er, gleichzeitig mit der Auflösung des mainzer Staates, zu dessen Regenten er berufen war, aus jenem Verhältnisse heraustrat. Noch nie hatte ein so angenehmes Verhältniß zwischen Mainz und Erfurt, noch nie eine so wohlgeordnete, rege und heitere Thätigkeit in Erfurt selbst bestanden, als unter dieser Regierung. Es geschah viel Gutes, um Handel und Gewerbe zu beleben, die Landwirthschaft zu verbessern, den Anbau wüster Stellen in der Stadt und auf dem Lande zu befördern; das Armenwesen wurde in eine bessere Verfassung gebracht, durch Errichtung eines Polizeihauses für die Bewahrung und Beschäftigung arbeitsscheuer, oder auch ohne ihre Schuld arbeitsloser Leute gesorgt, ein Leihhaus und eine Landnothdurftscasse zur Unterstützung bei unvorhergesehenen Nothfällen, oder zu andern außerordentlichen Ausgaben für gemeinnützige Zwecke gegründet, die Feuerassecuranz gesetzlich eingeführt, zugleich aber auch durch eine neue Bauordnung mehr Sicherheit gegen Feuersgefahr bewirkt. Die früheren ärgerlichen Religionsstreitigkeiten wurden beseitigt und die Rechte der evangelischen Unterthanen gewissenhaft anerkannt und geschützt. Die Akademie der Wissenschaften wurde durch Dalberg neu ins Leben gerufen und besonders zur Beförderung der Landescultur aufgemuntert; die Universität erhielt manche Verbesserung, und

58*

1) Die streitigen Lieder waren: 1) O Herre Gott, dein göttlich Wort ꝛc., wegen der Stelle: Ds wollten gleich Papst, Kaiser, Reich, dich und dein Wort vertreiben, ist doch ihr Macht vor die nichts geacht u. s. w. 2) Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort ꝛc., wegen der gleich darauf folgenden Zeile: und steur' des Papsts und Türken Mord. 3) Das alte Jahr vergangen ist ꝛc., wegen der Stelle: Für's Papsts Lehr' und Abgötterei behüt' uns, Herr, und steh' uns bei. Da von jenen Gesängen das Wohl der evangelischen Kirche doch eigentlich nicht abhing, so hätte man evangelischerseits freilich durch kluges Zuvorkommen das Aufsehen, welches das Einschreiten der Regierung verursachte, und wodurch die an sich unbedeutende Sache zu einer Rechtsstreitsache wurde, verhüten können. Der Pfarrer an der Kaufmannskirche, Joh. Kiesling, der sich am unbesonnensten, selbst gegen die spätern (obwol nun eigentlich zur Unzeit) nachgiebigen Beschlüsse des Stadtraths zeigte, verlor darüber sein Amt und mußte Erfurt verlassen. Ein Sohn desselben, Joh. Stud. Kiesling (Prof. der Theologie zu Erlangen) schrieb nachmals: Historische Nachricht von der im J. 1712 in Erfurt über die drei Lieder u. s. w. entstandenen Religionsstreitigkeit. (Coburg 1767.) Diese Schrift ist nicht ganz unparteiisch, und in manchen Nebensachen, z. B. in dem, was über gewisse persönliche Verhältnisse des Statthalters v. Boyneburg und des damaligen evangelischen Seniors Sauerbrey gesagt wird, durchaus irrig.

Digitized by Google

das wissenschaftliche Leben überhaupt manche wohlthätige Anregung; am meisten wurde das Studium der Natur- und Heilkunde begünstigt und für das allgemeine Wohl benutzt; unter andern wurde eine neue Entbindungslehranstalt und ein klinisches Institut, sowol für die Bildung angehender Ärzte, als für die Pflege der kranken Stadtarmen errichtet; es wurden Rettungsapparate für Verunglückte und Scheintodte angeschafft, viele zweckmäßige Verordnungen im Gebiete der Medicinalpolizei gemacht, und endlich (1799) eine Sanitätscommission errichtet, die zwar bei der bald darauf erfolgenden Regierungsveränderung wieder einging, während ihrer kurzen Dauer sich aber um Vertilgung der Pfuscherei, Verbesserung der Krankenanstalten u. a. sehr verdient machte. Einer gleichen wohlthätigen Aufmunterung erfreuten sich die Bürgerschulen; besonders erfuhr das katholische Schulwesen eine durchgreifende Umgestaltung; für das evangelische Schulwesen, auf welches die Staatsregierung nicht unmittelbar einwirken konnte, dem sie aber doch manche Vortheile angedeihen ließ, war besonders die Errichtung eines, mit dem evangelischen Gymnasium verbundenen Schullehrerseminars von großer Wichtigkeit. Auch die Kunst wurde durch Dalberg in Erfurt zu Ansehen gebracht, und zur Förderung derselben eine Zeichenschule errichtet. Dalberg's milder, wohlwollender Geist theilte sich auch den Verwaltungsbehörden mit, und selten hatte man unter den früheren Regierungen ein so einträchtiges, ununterbrochenes und uneigennütziges Wirken für das allgemeine Wohl gesehen. Bei der Besetzung der Staatsämter wurde auch viel freisinniger und umsichtiger als ehemals verfahren; es wurden, was seit undenklicher Zeit nicht geschehen war, in die obersten Verwaltungsbehörden (die Regierung und Kammer) evangelische Mitglieder aufgenommen, und überhaupt die sonst gewöhnlichen Familien- und anderen Nebenrücksichten bei der Verleihung öffentlicher Ämter immer mehr zurückgedrängt. Auf diesem Wege hatte sich endlich eine feste Anhänglichkeit Erfurts an Mainz gebildet; aber eben als dieses Band am unauflöslichsten geknüpft schien, sollte es durch eine unerwartete Wendung des Schicksals für immer zerreißen. Der König von Preußen hatte sich Erfurt als einen Theil der ihm nach dem lüneviller Frieden gebührenden Entschädigung ausersehen, und es erfolgte am 21. Aug. die Entlassung der kurfürstlichen Beamten von ihren Pflichten gegen das Erzstift, und am 22. die Besitznahme der Stadt und ihres Gebietes durch königl. preußische Truppen, unter den Befehlen der Generale v. Voß und v. Wartensleben, in Begleitung einer Civilorganisations-Commission.

Nachdem unter andern vorläufigen Veränderungen, schon zu Anfange des J. 1803 die Aufhebung des Severistifts, des Peter- und Karthäuserklosters und die Einführung des preußischen Landrechts geschehen war, am 30. Mai desselben Jahres der neue Landesherr selbst Erfurt zum ersten Male in dieser Eigenschaft besucht, und am 10. Juli zu Hildesheim die Huldigung der neuerworbenen Provinzen stattgefunden hatte, erfolgte die definitive Organisation, wodurch Erfurt mit der Herrschaft Blankenhain, dem Eichsfelde und den ehemaligen Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen zu einem Verwaltungsbezirke vereinigt wurde, dessen oberste Verwaltungsbehörde, damals Kriegs- und Domänenkammer genannt, unter dem Vorsitze des bisherigen Directorialgesandten im westfälischen Kreise, Geheimen Raths von Dohm, ihren Sitz in Heiligenstadt erhielt, während die oberste Justizbehörde, unter dem Namen einer Regierung, Anfangs auch in Heiligenstadt etablirt, bald aber nach Erfurt verlegt wurde. Das ehemalige weltliche Provinzialgericht wurde zu einem Stadtgericht umgebildet, der Stadtrath, nunmehr Magistrat genannt, auf eine geringere Anzahl von Mitgliedern reducirt und nicht mehr wechselnd, erhielt einen, der neuen Verfassung angemessenen, engeren Wirkungskreis, mit Aufhebung der meisten seiner bis dahin noch erhaltenen Jurisdictionsrechte, jedoch mit Beibehaltung des Patronats der evangelischen Kirchen und Schulen in der Stadt und auf dem Lande; dem erfurter Gebiete oder nunmehrigen Landkreise wurde ein Landrath vorgesetzt. Die Ausführung anderer Plane aber, sowie die vollständige Entwickelung der neuen Verfassung in noch manchen anderen Richtungen, hinderte der schon nach wenigen Jahren ausbrechende Krieg zwischen Preußen und Frankreich. Erfurt war für einige Zeit das Hauptquartier des Königs; aber die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt, am 14. Oct. 1806, vernichtete die Hoffnungen Preußens, und der gänzlich gesunkene Muth der preußischen Heerführer lieferte Erfurt, als die dem Schlachtfelde zunächst gelegene, erste preußische Festung, schon am 17. Oct., ohne den Versuch einer Vertheidigung in die Hände der Franzosen. Schon am 26. Oct. ward, im Namen des Kaisers der Franzosen, ein förmliches Besitzergreifungspatent publicirt und die preußischen Wappen abgenommen, und in dem Frieden zu Tilsit, am 7. Juli 1807, wurde die Losreißung Erfurts, mit allen diesseit der Elbe gelegenen Landestheilen, vom preußischen Staate, entschieden. Erfurts Bewohner trösteten sich in dem allgemeinen Unglück eine Zeit lang mit der Hoffnung, wieder unter ihren vorigen Fürsten, der damals den Titel eines Fürsten Primas, später den eines Großherzogs von Frankfurt führte, zurückzukehren; allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, auch ward Erfurt keinem andern Staate zugetheilt, sondern blieb, zu seinem größeren Unglück, unter unmittelbarer französischer Verwaltung. Unbeschreiblich ist es, was Erfurt, theils durch unmittelbare Kriegslasten, theils durch eine über alle Begriffe schlechte, und wie auf den Ruin des Landes absichtlich berechnete Verwaltung, in den schrecklichen sieben Jahren, welche der Schlacht bei Jena folgten, zu leiden hatte. Der geräuschvolle Glanz des Congresses, den Napoleon im September und October 1808 in Erfurt veranstaltete, und bei welchem unter andern Kaiser Alexander von Rußland mit seinem Bruder Constantin, die Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg und Westfalen erschienen, konnte die allgemeine Noth zwar auf kurze Zeit übertäuben, aber nicht mildern, und von den Versprechungen, welche Napoleon den an ihn gesandten Abgeordneten der Behörden und der Bürgerschaft ertheilt hatte, ging sehr wenig in Erfüllung. Die eintretenden Veränderungen in der Verwaltungsform dienten

Digitized by Google

nur dem Ehrgeiz und der Gewinnsucht Einzelner, und vermehrten die allgemeinen Lasten. Durch die Errichtung zahlreicher Behörden unter glänzenden Titeln, und andere, innerlich hohle, nur auf äußeren Schein berechnete Veranstaltungen suchte man das kleine und ausgesogene erfurter Land gleichsam in den Rang großer Staaten zu erheben. So entstand, unter der obern Aufsicht eines französischen Intendanten, eine neue Finanz- und Domainenkammer, ein Oberschulcollegium, ein Medicinal- und Sanitätscollegium, ein General-Armendirectorium (anstatt der vormaligen bescheidenen Almosencommission), und besonders eine zum Entsetzen zahlreiche Polizei, mit einem Generalinspector an der Spitze, öffentlich und im Geheimen mit furchtbarer Strenge wirkend, nur nicht zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit, die vielmehr auf schauderhafte Weise verfiel und von den eingedrungenen Machthabern absichtlich untergraben wurde. — Nur für die Justiz wurde die vorgefundene Verfassung, soweit es bei der vereinzelten Lage Erfurts möglich war, und sogar das preußische Gesetzbuch beibehalten, da doch fast in allen andern von Frankreich abhängigen Staaten die Einführung des Code Napoléon erfolgte. — In allen Verwaltungszweigen wurden soviel als möglich die Beamten, welche das Vertrauen der vorigen Regierung genossen hatten und sich nicht den neuen Ansichten bequemten, von ihren Stellen entfernt, und bei der Besetzung der Ämter mit der leichtsinnigsten Willkür, nur nach persönlichen Rücksichten verfahren; die wenigen einsichtsvollen und redlichen Männer, die man noch beibehielt oder neu anstellte, weil man ihrer, als tüchtiger Arbeiter, nicht entbehren konnte, wurden wenigstens in ihrer Wirksamkeit ängstlich überwacht und in jeder freien Bewegung, in jedem ernstlichen Streben für das allgemeine Beste gehindert; und es war ein seltner Glücksfall, wenn es einem solchen gelang, aus der allgemeinen Verwirrung noch etwas zu retten oder etwas wahrhaft Nützliches durchzuführen. — Selbst im Äußeren wurde die Stadt mancher alten ehrwürdigen Gebäude und anderer Denkmale der Vorzeit, ohne Noth, aus bloßer Gewinnsucht oder Zerstörungslust, beraubt, während eine verächtliche Schmeichelei dem übermüthigen Herrscher Frankreichs Denkmale errichtete, die bald ebenso schnell wieder verschwanden.

Endlich schlug auch für Erfurt die Stunde der Befreiung, doch mußte diese erst noch durch große und schwere Opfer erkauft werden. Durch die schweren, in Rußland erlittenen Verluste noch nicht ganz erschöpft, erschien Napoleon während der Osterfeiertage des J. 1813 mit einem neu gesammelten Heere in und bei Erfurt, um von hier aus den neuen Feldzug zu beginnen, den die Schlacht bei Lützen (am 2. Mai) eröffnete. Nicht nur wurde Erfurt in Folge dieser Schlacht und der ferneren Kriegsbegebenheiten mit Verwundeten und Kranken überfüllt, sodaß die ganze Stadt einem großen Lazarethe glich und die furchtbare Kriegspest immer weiter um sich griff; es wurde auch an der Befestigung der Stadt rastlos gearbeitet und viele Gärten und Obstbaumpflanzungen in ihrer nächsten Umgebung deshalb vernichtet; dabei wurde die Stadt durch unaufhörliche Truppendurchzüge fast erdrückt und durch unerschwingliche Lieferungen ihre letzten Kräfte ihr entzogen. Die große Völkerschlacht bei Leipzig entschied endlich den unheilvollen Krieg, und am 20. Oct. sah Erfurt das vorher so stolze französische Heer in der wildesten Zerrüttung zurückeilen. Wegen des scheinbaren Mangels an Lebensmitteln ließ Napoleon nur eine mäßige Besatzung in Erfurt, und setzte mit den übrigen in Erfurt wieder gesammelten Truppen am frühen Morgen des 24. Oct. den Rückzug fort; und an demselben Tage erschien auch das preußische Heer vor der Stadt und begann deren Belagerung. Der französische Gouverneur d'Alton machte, zum Behufe seiner Vertheidigungsanstalten, wiederholte harte Requisitionen, die er größtentheils mit Gewalt beitreiben ließ; die benachbarten Dörfer Daberstadt und Ilsersgehofen wurden durch Ausfälle der französischen Besatzung zerstört; die Stadt selbst erfuhr am 6. Nov. die Schrecken eines Bombardements, und durch dieses eine Feuersbrunst, welche 121 Häuser in der Nähe des Petersberges zerstörte, und was von Häusern in der nächsten Umgebung des Petersberges und des Domes dem Feuer entgangen war, wurde nachher von den Franzosen niedergerissen, um den Petersberg und den Domberg, den man mit in die Befestigung des ersteren zog, haltbarer zu machen; denn d'Alton sah, bei seiner durch Krankheiten immer mehr geschwächten Besatzung, bald die Nothwendigkeit ein, die Stadt aufzugeben und sich auf jene Festung zu beschränken, verdoppelte aber seine gewaltsamen Maßregeln, Lebensmittel und andere Bedürfnisse beizutreiben, und ließ am 15. Dec. eine große Anzahl achtbarer Bürger einkerkern, um dadurch die Bewilligung einer ihm von der Bürgerschaft abgeschlagenen Foderung von 240,000 Franken zu erzwingen. Viele dieser Männer stürzte der Schrecken und der Aufenthalt in einem ungesunden Gefängniß in gefährliche Krankheiten; unter andern wurde für den hochverdienten Pharmaceuten Bucholz dieses Ereigniß der Keim seines frühen Todes. Überhaupt wurden die in der Stadt epidemisch herrschenden perniciösen Fieber, bei dem Mangel an frischen Nahrungsmitteln, der Überfüllung und schlechten Ausstattung der französischen Militairlazarethe, der Nothwendigkeit, die Menge der Verstorbenen innerhalb der Stadt zu begraben, und der beständigen Aufregung durch Angst und Gemüthsunruhe, besonders unter der ärmeren Classe der Einwohner, immer bedenklicher, und nur die rastlosen Anstrengungen uneigennütziger Ärzte, verbunden mit manchen wohlthätigen Anstalten zur Unterstützung der nothleidenden Kranken, setzten den Verheerungen jener Krankheiten noch einige Schranken. Endlich wurde, in Folge einer von dem General d'Alton mit dem preußischen Feldherrn Kleist von Nollendorf geschlossenen Übereinkunft, die Stadt (mit Vorbehalt der Cyriaksburg, des Dom- und Petersberges und der beiden diesem zunächst gelegenen Thore) von den Franzosen aufgegeben, und am 6. Jan. 1814 erfolgte der längst ersehnte Einzug der preußischen Truppen, die mit freudiger Begeisterung empfangen wurden.

Die nächste Sorge nahmen nun zwar die Bedürfnisse des Krieges in Anspruch; doch wurde auch die Ei-

Digitized by Google

vilverwaltung, wenigstens vorläufig, neu geordnet. Erfurt wurde dem für die Provinzen zwischen der Elbe und Weser bestehenden Militair- und Civilgouvernement in Halberstadt und der bereits in Wirksamkeit getretenen Landesdirection in Heiligenstadt zugetheilt, die specielle Verwaltung aber durch einen Vice-Landesdirector in Erfurt selbst geleitet. Die Finanz- und Domainenkammer wurde sogleich aufgelöst, die so verhaßt gewordene Polizei gänzlich umgestaltet, und überhaupt von allen, während der französischen Occupation neu geschaffenen, Behörden, nur das Medicinalcollegium noch eine Zeit lang beibehalten, um gegen die in der Stadt und auf dem Lande noch gewaltig herrschende Epidemie um so wirksamer einzuschreiten. — In Folge der glorreichen Fortschritte der verbündeten Heere in Frankreich wurden von der auf dem Petersberge zurückgebliebenen französischen Besatzung zuerst am 6. Mai 1814 die beiden vorbehaltenen Stadtthore den preußischen Truppen übergeben; am 16. Mai erfolgte auch die Räumung der Citadellen und der Abzug der Franzosen, und nun erst konnte Erfurt sich als völlig befreit betrachten.

Nachdem der im J. 1815 neu ausgebrochene Krieg die endliche Ordnung aller Staatsverhältnisse noch für einige Zeit verzögert, und inzwischen der im November 1815 abgeschlossene Staatsvertrag zwischen Preußen und dem Großherzogthume Sachsen-Weimar, diesem einen ansehnlichen Theil des vormaligen erfurter Gebietes (die Ämter Tonndorf, Azmannsdorf und Wippach, nebst den Dörfern Stotternheim und Schwerdorn) überlassen hatte, trat endlich zu Anfange des Jahres 1816 die neue Ordnung der Dinge völlig ins Leben. Erfurt wurde Sitz einer Regierung, deren Verwaltungsbezirk, außer dem Reste des erfurter Gebietes, das Eichsfeld und die Grafschaft Hohenstein, nebst den Städten Mühlhausen und Nordhausen, dann von den vormals königl. sächsischen Ländern die zum thüringischen Kreise gehörigen Ämter Langensalza, Weißensee und Tennstädt, der sächsische Antheil der Grafschaft Henneberg und die bei Preußen gebliebenen Parcellen des neustädter und voigtländischen Kreises, nebst dem von Sachsen-Weimar abgetretenen Dorfe Ringleben bildeten. Bei der Eintheilung dieses Regierungsbezirks in landräthliche Kreise wurde Anfangs die Stadt zu einem besonderen Kreise bestimmt, später aber mit dem bisherigen Landkreise zu einem Kreise vereinigt. In Hinsicht der Justizpflege wurde der erfurter Regierungsbezirk unter die beiden Oberlandesgerichte zu Halberstadt und Naumburg vertheilt, Erfurt selbst aber dem letzteren überwiesen.

Gegenwärtig ist Erfurt Sitz einer Regierung und einer landräthlichen Behörde, und es besteht daselbst ein Domainenrentamt, ein Oberpostamt, die Generalinspection des thüringischen Zollvereins und ein denselben untergeordnetes Hauptsteueramt. Für die Rechtspflege bestehen, unter der oberen Leitung des Oberlandesgerichtes zu Naumburg, in Erfurt: eine Kreis-Justizcommission, hauptsächlich Behufs der Jurisdiction über die eximirten Personen, ein Land- und Stadtgericht und ein Criminalgericht. — Die Communal- und Polizeiverwaltung der Stadt leitet der Magistrat. In polizeilicher Hinsicht ist die Stadt in 14 Bezirke getheilt, deren jeder seinen Bezirksvorsteher hat. In kirchlicher Hinsicht besteht sie aus acht katholischen und ebenso viel evangelischen Pfarrgemeinden; eine neunte evangelische Pfarrkirche besteht für die den Namen des Hospitals führende bürgerliche Versorgungsanstalt. — Die katholischen Kirchen Erfurts gehören zur Diöcese des Bisthums Paderborn; als geistliche Localbehörde besteht zu Erfurt ein bischöfliches geistliches Gericht. Von den ehemaligen zahlreichen Stiftern und Klöstern ist — nachdem auch das Marien- oder Domstift, das älteste und das letztbestehende von allen, im J. 1839 aufgehoben wurde — nur noch das Ursulinernonnenkloster vorhanden, welches der damit verbundenen weiblichen Erziehungsanstalt seine Erhaltung verdankt. — Über die evangelischen Kirchen der Stadt Erfurt und ihres ehemaligen Gebietes, soweit dasselbe gegenwärtig zum preußischen Staate gehört, steht dem Magistrate evangelischen Theils das Patronatrecht zu, und es bildet derselbe mit dem evangelisch-geistlichen Stadtministerium die nächste Aufsichtsbehörde für das evangelische Kirchenwesen. — Unter den Kirchen befinden sich mehre sowol in historischer als in architektonischer Hinsicht sehr merkwürdige.

V. Die Universität. — Obgleich die vormalige, uralte Universität Erfurt schon seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr in die Reihe der bestehenden Dinge gehört, so ist sie doch in der Geschichte, wegen ihres früheren, wichtigen Einflusses auf die gelehrte Bildung eines großen Theiles von Teutschland, und besonders auf die Wiederherstellung der Wissenschaften und die Kirchenreformation, unvergeßlich, und verdient um so mehr auch jetzt noch gekannt zu sein, als sich in ihr zugleich ein Bild des alten Universitätswesens im Allgemeinen darstellt [13]).

13) Über die Geschichte der erfurter Universität sind viele, jedoch insgesammt sehr unvollständige und zum Theil mit irrthümlichen Nachrichten angefüllte Schriften vorhanden. Einiger früheren, nur auf einzelne Ereignisse sich beziehenden, Gelegenheitsschriften, wie der Reden von Eoban Hesse 1518, Suffridus Petri 1560 u. a. nicht zu gedenken, legte den Grund zur erfurtischen Gelehrtengeschichte: *Kurtzhal. Loemicen*, Series magnificorum Rectorum etc. (Krf. 1614. 4.), ein aus der Originalmatrikel genommenes und mit manchen andern historisch-literarischen Nachrichten begleitetes Verzeichniß aller Rectoren seit Gründung der Universität. Ähnliche Verzeichnisse, welche Jo. Rehfeld (Trophaeum Hermetico-Hippocratieum [Krf. 1634. 4.], wobei sich auch einige auf die Stiftung der Universität bezügliche Urkunden befinden) und Jo. Wolbracht (Devotum votum gratulans urbis Erphord. magistratui academicum etc. [Krf. 1640. 4.]) gaben, sind von da an, wo sie Lücken nicht mehr benutzen konnten, fehlerhaft. Geo. Theod. Petri v. Hartenfels gab in seinem Einladungsprogramme zur dritten Jubelfeier der Universität (Jubilaeum seu festum seculare tertium in alma Electorali Hierana celebrandum indicit etc. [Krf. 1692. fol.]) einen mehr rhetorischen als historischen, auch nicht fehlerfreien Abriß ihrer Geschichte. Jus. Chph. Motschmann, Erfordia literata, oder gelehrtes Erfurt. 1—6. Sammlung und 1—5. Fortsetzung (Krf. 1729—1737; bes. 3. Bandes 1. Stück von Joh. Nic. Sinnhold, 1748; 2. Stück von G. G. Hohann, 1758); war nicht allein für die Geschichte der Universität, sondern für die Geschichte der erfurtischen Gelehrten überhaupt bestimmt, hat aber auch jene zuerst gründlich, wiewol nicht vollständig, bear-

Digitized by Google

Die ersten Anstalten zur Stiftung dieser Universität wurden im J. 1379 getroffen. Bei den damaligen Streitigkeiten, sowol um das Erzstift Mainz als um den päpstlichen Stuhl, hing die Stadt Erfurt dem von dem Domcapitel zu Mainz postulirten Erzbischof Adolf von Nassau, und mit diesem, dem zu Avignon residirenden Gegenpapst Clemens VII. an, und erhielt von letzterem, unterm 16. Sept. und 1. Oct. 1379 [14]), die Privilegien einer neu zu gründenden Hochschule, um so bereitwilliger, als dieser Papst, seinem eignen Geständniß nach, hierin ein Mittel fand, sich sowol die Stadt, als den Erzbischof und andere mächtige Freunde, die sich in dieser Angelegenheit für sie verwandt haben mochten, noch mehr zu verbinden [15]). Die Ausführung der Sache wurde indessen wahrscheinlich durch die Kriegshändel, in welche Erfurt damals verwickelt war, verzögert, und es ergab sich inzwischen, daß Papst Clemens in Teutschland wenig Anhänger fand, sodaß selbst Adolf, der mittelerweile in ruhigen Besitz des Erzstiftes Mainz gelangt war, sich genöthigt sah, den in Rom residirenden Papst Urban VI. anzuerkennen. Unter diesen Umständen konnte von den Privilegien des Gegenpapstes Clemens kein Gebrauch gemacht werden; doch ließ man die einmal angeregte Sache nicht ruhen. Auf Verwendung des Erzbischofs Adolf wurden von Papst Urban VI. am 3. Mai 1389 neue Privilegien (in denen natürlich der vorigen gar nicht gedacht wird) ausgefertigt, und nachdem durch dessen Nachfolger Bonifacius IX. im J. 1390 noch einige obwaltende Hindernisse beseitigt waren [16]), und das erste, die neue Universität bildende Personal sich zusammengefunden hatte, wurde dieselbe am Sonntage Misericordias Domini (28. April) 1392, durch die Wahl des ersten Rectors (Ludwig Mülner aus Arnstadt, Artium Magister et Decretorum Baccalaureus) feierlich eröffnet. Rechnet man von diesem Zeitpunkte das wirkliche Bestehen der Universität, so war sie in Teutschland, nach Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386) und Cöln (1388), die fünfte. Außer dem Rector waren bei der Eröffnung der Universität schon 20 in akademischen oder höheren geistlichen Würden stehende Männer zugegen, die wahrscheinlich sogleich als Lehrer auftraten, obgleich sich unter ihnen nur fünf wirklich besoldete Professores oder Lectores ordinarii befanden. Die merkwürdigsten unter denselben waren: Angelus von Dobelyn, Theologiae Professor, der als Prediger zu seiner Zeit berühmt war und nachmals auch dem Concilium zu Constanz beiwohnte; Konrad von Dryborg, Decretorum Doctor et Art. Mag., Kanonikus zu Bardewik, Halberstadt und Verden, der erste Ordinarius im geistlichen Rechte; und Amplonius von der Buchen (de Fago, auch nach seinem Geburtsorte Rheinbergen, de Bercka genannt), ein gelehrter Arzt und nachmals Stifter des nach ihm benannten Amplonianischen Collegiums [17]). Unter den Gelehrten, die sich nach Eröffnung der Universität, aber doch noch im ersten Jahre derselben einfanden, war der berühmte Geschichtschreiber Gobelinus Persona. Die meisten der ersten Lehrer und Studirenden scheinen von Prag eingewandert zu sein; wenigstens sind die ersten, in der Matrikel der philosophischen Facultät aufgezählten Magister alle

beitet; sie erscheint darin zu sehr zersplittert und isolirt; auch waren den Verfassern nicht alle Quellen zugänglich. Ofann's Arbeit ist übrigens sehr verworren ausgefallen und der seiner Vorgänger sehr ungleich, daher die unterbliebene Fortsetzung durch diesen Verfasser nicht eben zu beklagen. Die Programme von Joh. Arn. v. Bellmont (ad aud. disput. Franc. Ant. Com. de Khevenhüller ab Aichelberg [Erf. 1756. 4.]) und Rud. Chph. Henne (De eventibus Acad. Erfordiensis [Erf. 1768. fol.], bei Gelegenheit der Restaurationsfeier) sind überaus dürftig. Jac. Dominicus (Zum Andenken der vierten akademischen Jubelfeier [Erf. 1792]) gibt nur einen Abriß, hauptsächlich nach Motschmann, und nichts eigentlich Neues. *Jo. Theoph. Erhard*, De Univ. Erford. splendore antiquo ejusque decrementi causis et al. satis etc. (Erf. 1816. 4.) (bei der Aufhebung der Universität) ist eigentlich von mir verfaßt, hat aber, weil mir damals noch nicht alle urkundlichen und literarischen Quellen (deren ich viele der wichtigsten später erst auffand) zur Hand waren, noch manche Mängel und Irrthümer behalten. Meine später neu bearbeitete urkundliche Geschichte der Universität Erfurt konnte, mannichfaltiger Hindernisse wegen, noch nicht ans Licht treten. Ich gebe oben vorläufig einen Auszug aus derselben.

14) Motschmann u. A. setzen diese Urkunden und somit die erste Stiftung der Universität Erfurt zwar in das J. 1378, dieser Irrthum rührt aber nur daher, daß sie das laufende Kalenderjahr, in welchem Clemens erwählt wurde, mit seinem ersten Pontificatjahre für identisch nahmen. Die erste Urkunde ist nämlich datirt XVI. Kal. Octobr. pontif. a. I. und die andere Kal. Octobr. pontif. a. I. Da aber die Pontificatjahre vom Tage der Krönung des Papstes, also hier vom 31. Oct. an, gerechnet werden müssen, so folgt von selbst, daß der 16. Sept. und 1. Oct. des ersten Pontificatsjahr in das Jahr 1379 fallen. 15) In der Stiftungsurkunde vom 16. Sept. sagt der Papst unter anderm: Maxime cum Proconsules, Consules et Oppidani praedicti, *sicut nonnullorum fide dignorum relatione didicimus*, studium ipsum ac docentes et studentes hujusmodi proponant et intendent manutenere et etiam defensare etc., und in dem Briefe vom 1. Oct.: *Speciales tamen causae* cogitationibus nostris se offerunt, quae ad vestri oppidi utilitates et commoda, inter alia oppida Alemanniae, *praerogativa quadam* multipliciter nos invitant etc. Et quia . . . *ad vestrum salubre regimen multiplicitter obligamur* etc. Cupientes igitur vestrum oppidum ejusque statum laudabiliter honorare, ad nonnullorum instantiam affectantium utilitatem illius etc. Endlich: Universitatem vestram requirimus et rogamus attente, quatenus . . . nobis ut vere catholici adhaerere velitis etc. (Daß in dem letzteren Satze unter Universitas nicht die erst zu gründende Universität nach unserm Sprachgebrauche, die immer Studium generale heißt, sondern die Stadtgemeinde zu verstehen ist, bedarf kaum der Erinnerung.)

16) Welcher Art diese Hindernisse gewesen sein mögen, ist nicht genau bekannt; indessen existiren zwei Bullen des obengenannten Papstes vom 15. April 1390, in deren einer der Propst zu Hildesheim und die Dekane zu St. Marien in Erfurt und zu St. Peter in Jechaburg zu Conservatoren der Privilegien der Universität zu Erfurt ernannt werden; eine Maßregel, die, wo sie vorkommt, allemal einen durch Verletzung solcher Privilegien verursachten Rechtsstreit voraussetzt; in der andern aber der Abt des Petersklosters und der Dechant des Marienstiftes zu Erfurt bevollmächtigt werden, alle diejenigen, welche die zum Behufe des Studirens nach Erfurt Reisenden gewaltthätig überfallen, berauben oder sonst beleidigen würden, in den Bann zu thun. 17) Außer den im Texte Genannten scheinen als ordentliche Professoren fungirt zu haben: Nicolaus Humleven, Med. Doctor et Mag. Art. und Henricus de Grebinstein, Mag. Art. et Baccal. in Theologia; die übrigen zu nennen würde, da sich keine literarisch bedeutenden Namen darunter finden, hier zu weitläufig sein. Die merkwürdigsten darunter sind Thammo de Nebra, Mag. Art. et Decr. Baccal. und Henricus de Munden, Mag. Art.; Letzterer auch als Schriftsteller bekannt.

Digitized by Google

zu Prag promovirt. — Es war eine Auszeichnung für die erfurter Universität, daß sie sogleich bei ihrer Stiftung das Recht erhielt, in allen erlaubten Wissenschaften zu lehren und Würden zu ertheilen [18]), und daß ihr namentlich in den erwähnten päpstlichen Privilegien auch das bürgerliche Recht zugestanden wird, dem sonst die Päpste und die Geistlichen überhaupt nicht geneigt waren; obgleich wegen des damaligen Mangels an Lehrern des römischen Rechts in Teutschland dasselbe erst seit dem J. 1402 wirklich gelehrt werden konnte, wo D. Konrad Thus (der später auf die Universität Leipzig überging) als erster Lehrer des bürgerlichen Rechts in Erfurt auftrat.

Allmälig wurden der neuen Universität mehre, für ihr Gedeihen und für ihre Verfassung wichtige Privilegien verliehen. Noch vor ihrer Eröffnung (von Papst Clemens VII. im J. 1380, und von Bonifacius IX. am 25. April 1390) wurde allen Geistlichen (mit Ausnahme der bei Kathedralkirchen die nächste nach der bischöflichen, bei Collegiatkirchen aber die oberste Würde bekleidenden), welche sich zu Erfurt als Lehrende oder Lernende aufhalten würden, der uneingeschränkte Genuß ihrer an andern Orten gelegenen Beneficien, ohne Verpflichtung zur Residenz (nach dem ersten Privilegium auf fünf, nach dem andern aber auf zehn Jahre), bewilligt. — Am 22. Sept. 1395 incorporirte Papst Bonifacius IX. zwei Kanonikate an jedem der beiden erfurtischen Collegiatstifter St. Marien und St. Severi, der Universität dergestalt, daß die Inhaber jener Präbenden allezeit Lehrer der Theologie oder des kanonischen Rechts sein sollten; und befreite, am 5. Juli 1396, die Inhaber dieser Präbenden sowol von den statutenmäßigen Receptionsgebühren, als von andern Verpflichtungen bei den Capiteln, unbeschadet ihres Antheils an den täglichen Distributionen (aus unbekannten Ursachen ist der Universität in der Folge nur ein Kanonikat an jeder der beiden Stiftskirchen, unter dem Namen der Lectoralpräbende, geblieben). Derselbe Papst übertrug das Kanzleramt der Universität, welches, nach früherer Bestimmung, der Dechant des Marienstifts bekleiden sollte, ebenfalls am 5. Juli 1396, dem Erzbischof von Mainz [19]), worauf der damalige Erzbischof Johann II. (aus dem Hause Nassau) im J. 1398 selbst nach Erfurt kam und die Universität feierlich inaugurirte. Die Erzbischöfe von Mainz ließen seitdem die Functionen des Cancellariats durch einen Prokanzler verwalten, den sie willkürlich aus den angesehenern Professoren oder andern Gelehrten in Erfurt wählten [20]). Seit dem Ausgange des 17. Jahrh. ging die Prokanzlerwürde herkömmlich auf die erfurtischen Weihbischöfe über, war aber zuletzt ein bloßer Ehrentitel ohne wesentliche Bedeutung. — Da man hin und wieder den Geistlichen die Befugniß zum Studium des bürgerlichen Rechts streitig machte, so erhielt die Universität Erfurt im J. 1442 von dem Concilium zu Basel ein Privilegium, nach welchem es 25 Geistlichen erlaubt sein sollte, daselbst das bürgerliche Recht zu studiren, zu lehren und akademische Würden in demselben anzunehmen [21]).

Was die Verfassung der Universität betrifft, so zeigt sich von der Eintheilung in Nationen, wie sie in Paris, Prag, Leipzig, und auf andern alten Universitäten stattfand, in Erfurt keine Spur. Die Universität bildete Anfangs einen ungetheilten Körper; einige Jahre nach ihrer Gründung gestaltete sich die Eintheilung in die bekannten vier Facultäten, die sich jedoch nur auf die Lehrenden, nicht auf die Lernenden bezog, und auch hinsichtlich jener noch zuließ, daß Einer gleichzeitig Mitglied von zwei oder drei Facultäten sein konnte [22]).

An der Spitze der ganzen Universität stand der Rector, der auf eine sehr complicirte Weise von einer theils durch Wahl, theils durch das Loos bestimmten Deputation der vier Facultäten und der Studirenden frei gewählt wurde, sodaß nicht selten auch Studirende von hohem Range zu dieser Würde gelangten [23]).

Das Oberhaupt und der gewöhnliche Geschäftsführer einer jeden Facultät war der Decanus, der sein Amt jederzeit ein Jahr bekleidete, und Anfangs von den Mitgliedern seiner Facultät aus ihrer Mitte frei gewählt wurde, bis allmälig, jedoch bei den einzelnen Facultäten zu verschiedener Zeit, sich der Gebrauch einer regelmäßigen Reihenfolge nach der Anciennität feststellte. Indessen mußte jedes neu eintretende Mitglied erst eine bestimmte Anzahl von Jahren in der Facultät gewesen sein, ehe das Decanat ihm zu Theil werden konnte; dies nannte man Decanisren. Insofern man unter der Facultät, im engeren Sinne, eine zur Ausübung gewisser Rechte, namentlich zur Verwaltung gewisser Stiftungen und Einkünfte, zur Ertheilung akademischer Würden und den ihr vorhergehenden Prüfungen, ausschließlich befugte Corporation verstand, waren die Mitglieder derselben von den eigentlichen Professoren ganz verschieden. Zwar gaben die akademischen Würden, welche zur Aufnahme in eine Facultät berech-

18) In den Privilegien Papst Clemens' VII. vom 16. Sept. 1379 werden als die zu lehrenden Wissenschaften genannt: Grammatica, Logica, Philosophia, Jus canonicum et civile, Medicina et quaelibet alia licita facultas; und in dem Briefe vom 1. Oct. 1379 heißt es: quod in vestro oppido studium vigeat generale, tam in sacra Theologia, quam in jure canonico et civili, quam etiam quacunque alia licita facultate. So auch in den Privilegien Urban's VI. vom 3. Mai 1389: ut in eorum oppido de caetero sit Studium generale, illudque perpetuis futuris temporibus in sacra Theologia, nec non in canonico et civili Juribus, ac etiam in Medicina, Philosophia et qualibet alia licita facultate vigeat etc. 19) Alles bisher Angeführte nach den Originalurkunden.

20) Der erste Prokanzler war der oben unter den ersten Professoren genannte Konrad von Dryborg. 21) Observatio de prohibita Clericis auditione Juris Romani et de privilegio universitati Erford. indulto, vi cujus certus numerus Clericorum ibi jus civile audire potuit; bei Chr. Fr. Imm. Schorch, Delineatio Historiae Juris civilis. (Witteb. 1779.) Append. II. p. 152 sq. 22) Der großen Anzahl solcher Gelehrten, welche gleichzeitig in der philosophischen und einer der höhern Facultäten saßen, nicht zu gedenken, war z. B. Hermann Lurz von Nürnberg 1395 Doctor der Theologie und der Medicin; Joh. Schönemann von Nordheim 1424 war zugleich in der juristischen und medicinischen Facultät u. s. w. 23) Wem es Vergnügen macht, den alten weitläufigen Wahlact mit allen Ceremonien kennen zu lernen, findet ihn ausführlich beschrieben bei Motschmann, Erf. lit. 3. Samml. S. 528 fg.

Digitized by Google

tigten, auch die Befugniß zum Lehramte, aber sie enthielten keine bestimmte Verpflichtung dazu; die Professores oder Lectores ordinarii waren dagegen durch einen angewiesenen Gehalt zu regelmäßigen Vorlesungen über gewisse Wissenschaften verpflichtet, wurden aber durch diese Anstellung nicht nothwendig Mitglieder einer Facultät, wenn sie nicht die Aufnahme in dieselbe, durch Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen, besonders erlangt hatten. Die Zahl der besoldeten Professoren war in den ersten Zeiten der Universität nur gering, weil man immer auf eine hinlängliche Anzahl freiwilliger Docenten rechnen konnte; es ist auch aus dem 1. Jahrh. nichts Näheres über dieselben bekannt, ja es wird nur selten ein Gelehrter unter dem Titel eines Professors erwähnt, da man dem Doctor- oder Magistertitel mehr eigenthümliche Würde beilegte; erst aus dem Anfange des 16. Jahrh. hat sich zufällig eine Nachricht erhalten, daß damals (wahrscheinlich aber ohne die Inhaber der Lectoralpräbenden an den beiden Stiftern mitzurechnen) 13 besoldete Professoren vorhanden waren, nämlich zwei Professoren der Theologie, zwei des kanonischen und zwei des bürgerlichen Rechts, zwei Professoren der Medicin, und sechs Professoren der Philosophie, oder der freien Künste; die Anzahl der letzteren wurde im J. 1518 auf acht erhöht. Die Ernennung der Professoren geschah in den ältern Zeiten, wenn ihre Besoldung aus den eigenen Mitteln der Universität erfolgte, entweder von den einzelnen Facultäten oder auch von dem ganzen akademischen Senate; wenn sie aus dem Stadtvermögen floß, von dem Stadtrathe. — Die Facultäten im engeren Sinne gaben sich als solche ihre Mitglieder selbst, und das Recht, in eine solche einzutreten, beruhte zunächst auf dem Besitz der höchsten akademischen Würde, als Baccalaureus, Licentiat, Magister, Doctor. In den ältesten Zeiten (vorübergehende Perioden tiefer Zerrüttung abgerechnet) war die Zahl der Facultätsmitglieder größer als die der Professoren; später, als die Zahl der Professoren, namentlich in der juristischen und medicinischen Facultät, allmälig bedeutend vermehrt wurde, gestaltete sich das Verhältniß umgekehrt. In der medicinischen Facultät kam es noch im 17. Jahrh. dahin, daß die Assessoren derselben immer zugleich Professoren waren; in der juristischen aber gab es noch nach der Mitte des 18. Jahrh. einzelne Assessoren, die keine Professur bekleideten. Zur Theilnahme an den Verhandlungen des akademischen Senats waren nur die Facultätsmitglieder als solche berechtigt; die Professoren, denen diese Eigenschaft mangelte, kamen dahei (einzelne Ausnahmen abgerechnet) nicht in Betrachtung.

Zu den wesentlichen Stücken einer Universität rechnete man in älteren Zeiten (wie noch jetzt auf den englischen Universitäten) die Collegien oder Burſen, in welchen eine gewisse Anzahl Studirender, unter einem gesetzlich bestimmten oder selbstgewählten Oberhaupte (dem Decanus) beisammen lebte, und wol auch eine bestimmte Studienordnung befolgte. In Erfurt war gleich bei der Entstehung der Universität von dem Stadtrathe das Collegium majus gestiftet worden, dessen Haus zugleich das allgemeine Universitätsgebäude war. Mehre wurden im Laufe der Zeit von Privatleuten gestiftet; unter diesen waren besonders merkwürdig: das Collegium Amplonianum, von Amplonius de Fago, einem der ersten Lehrer der Universität, im J. 1412, aus seinem Vermögen, und vorzugsweise zum Nutzen der Angehörigen seiner Vaterstadt Rheinbergen gestiftet, deren deshalb viele in Erfurt studirten; das Haus, welches den Collegiaten zur Wohnung angewiesen wurde, führte den Namen der Himmelspforte (Porta Coeli), welcher dann im gemeinen Leben auch auf das Collegium selbst überging; — das Collegium Marianum, auch die Schola Juris genannt, im J. 1448 von dem Domprobst Heinrich von Gerbstede hauptsächlich für das Studium der Theologie und des kanonischen Rechts gestiftet, und der theologischen Facultät einverleibt; — und das Collegium Saxonicum, im J. 1524 durch den hildesheimischen Propst Tilemann Brandis, nur für geborene Hildesheimer gestiftet. Unter diesen hatte, außer dem Colleg. maj., nur das Amplonianische Collegium besondere corporative Rechte bei der Universität selbst, indem die aus ihm hervorgehenden Magistri einen wesentlichen Theil der philosophischen Facultät bildeten.

Eine öffentliche Bibliothek gründete zuerst Amplonius de Fago, doch zunächst nur für das von ihm gestiftete Collegium, dem er seine eigene, für jene Zeit prachtvolle, besonders mit einem ungewöhnlichen Reichthum von Handschriften der Classiker ausgestattete Bibliothek schenkte. Ein anderer Doctor der Medicin, Johann Wesselt von Xanten, legte durch eine ähnliche Schenkung den Grund zu einer allgemeinen Universitätsbibliothek, die um das J. 1440, durch Geschenke der Professoren und anderer Wohlthäter vollends zu Stande kam und sich auf ähnliche Weise im Laufe des 15. Jahrh. beträchtlich vermehrte.

Während des 1. Jahrh. der Universität wurden unter dem ersten Rector 523 Personen in die Matrikel eingeschrieben; und in der Folge betrug die Anzahl der jährlich Eingeschriebenen (einzelne durch Pest, Krieg und andere Zufälle besonders unglückliche Jahre abgerechnet) gewöhnlich 300—400. Diese Studirenden kamen in Erfurt nicht blos aus allen Gegenden Teutschlands, sondern selbst aus dem fernen Norden zusammen [24]), und wir finden unter ihnen die Namen nicht weniger Fürsten, Grafen und Herren aus den Häusern Sachsen, Hessen, Baden, Holstein, Anhalt, Henneberg, Hohenzollern, Schwarzburg, Hohenstein, Gleichen, Mansfeld, Waldeck, Leiningen, Isenburg, Solms, Oldenburg, Hoya, Barby, Kirchberg u. a. m. [25]). Unter den bekannten Lehrern der Universität finden wir zwar, wie sich leicht erklären läßt,

24) Unter denen, welche bei der philosophischen Facultät die Magisterwürde erhielten, findet sich z. B. Ericus Nicolai de Vidorgia 1470, Georgius Patkul de Lyvonia 1471 u. s. m. 25) Ein Verzeichniß der in den erfurter Universitätsmatrikeln genannten fürstl. und reichsgräfl. Personen aus thüringischen und sächsischen Familien s. in d. Neuen Mittheil. aus dem Geb. hist.-antiq. Forschungen. 6. Bd. 1. Heft. S. 124. Dabei befindet sich unter Andern der nachmalige Kurfürst Berthold von Mainz aus dem Hause Henneberg, Bischof Heinrich von Münster aus dem Hause Schwarzburg u. dgl. m.

Digitized by Google

wenige Namen, die noch heute für die Wissenschaft von besonderer Bedeutung wären; daß sie aber zu ihrer Zeit in nicht geringem Ansehen standen, beweist unter andern der Umstand, daß man sich bemühete, für auswärtige, neu gestiftete Universitäten Lehrer aus Erfurt zu erlangen. Besonders ist der wesentliche Antheil der Universität Erfurt an der Wiedererweckung der classischen Literatur für ganz Teutschland zu bemerken; denn soviel wir wissen, war Erfurt die erste teutsche Universität, auf welcher besondere Professores Poëseos (unter welchem Namen man gewöhnlich die gesammten humanistischen Studien begriff) gefunden werden. Als der erste dieser Art erscheint im J. 1460 ein übrigens wenig bekannter Petrus Luderus, den wir später in Basel wieder antreffen [26]); dann 1466 der bekanntere Jacob Publicius aus Florenz; und da zur Zeit des Ersteren Rudolf von Langen, zur Zeit des Andern Johann von Dalberg, beide die größten Beförderer des neu erwachenden wissenschaftlichen Lebens, in Erfurt studirten, so unterliegt es wol keinem Zweifel, daß wenigstens die Anregung zu den folgenden großen Umgestaltungen im Reiche der Wissenschaften großentheils von Erfurt ausging. Obgleich diese Studien im 15. Jahrh. hier noch nicht planmäßig und ununterbrochen fortgesetzt wurden, so fanden sich doch von Zeit zu Zeit Lehrer für dieselben; so lehrte seit 1472 Johann Knäs aus Rheinbergen, ein Schüler des Publicius, dessen in der Bibliothek des Amplonianischen Collegiums aufbewahrte Manuscripte von seiner Beschäftigung im Gebiete der classischen Literatur zeigen; um 1486 hielt sich der berühmte Kontad Celtes einige Zeit in Erfurt auf; seit 1494 trat Maternus Pistorius aus Ingweiler als Lehrer auch in diesem Gebiete auf, und von dieser Zeit an kann man die ununterbrochene Bearbeitung und Blüthe desselben in Erfurt rechnen, die sich durch viele, in den ersten Jahren des 16. Jahrh. hier gebildete, bedeutende Männer, wie Martin Luther, Ulrich von Hutten, Georg Spalatin, Andreas Carlstadt, Justus Jonas, Johann Draconites, Justus Menius, Adam Krato, Kaspar Schalk, Erhard Schnepf, Tilemann Plattener, und viele Andere (derer, die in Erfurt selbst ihren Wirkungskreis fanden, nicht zu gedenken) kund gab. Nicolaus von Marschall (Marschalcus Thurius), um 1500 und 1501, Herm. Busch und Publius Vigilantius, um 1504 und 1505, wirkten zwar nur vorübergehend, aber doch nicht ohne nachhaltige Folgen. — Nicht minder machten sich auch im 15. und den ersten Jahren des 16. Jahrh. verschiedene Gelehrte in Erfurt, z. B. Jacobus de Clusa, Johannes ab Indagine, Johann von Wesel, Johann von Dorsten, Johann Hilten, Sebastian Weinmann von Oschatz u. A. m. durch freimüthige Aeußerungen über die im kirchlichen Leben herrschenden Mängel und Mißbräuche und die nothwendige Verbesserung derselben bemerklich.

Im Anfange des 16. Jahrh. befand sich die Universität Erfurt, sowol was den Ruhm ihrer Lehrer als die Anzahl der Studirenden und das innere wissenschaftliche Leben selbst betrifft, im Zustande ihrer höchsten Blüthe. In der theologischen Facultät war Jodocus Trutvetter von Eisenach, in der juristischen Henning Göde von Havelberg, vorzüglich berühmt, welche beide nachmals auch auf der neuen Universität Wittenberg eine Zeit lang lehrten; in der medicinischen stand Georg Eberbach von Rothenburg in vorzüglichem Ansehen, der, ohne selbst als Schriftsteller thätig zu sein, doch mit einigen der größten Gelehrten seiner Zeit in naher Verbindung stand und sich um die Einführung des Studiums der griechischen Aerzte verdient machte, und in der philosophischen Facultät traten, neben den ältern Lehrern, allmälig mehre jüngere Männer auf, die in den folgenden Jahren eine hohe Stufe des Ruhmes erstiegen. Doch schon in den ersten Jahren des 16. Jahrh. wurde das wissenschaftliche Leben in Erfurt durch die in der Geschichte der Stadt erwähnten inneren Unruhen sehr gestört, und der unglückliche sogenannte Stu-dentenkrieg, am 29. Sept. 1510, hätte beinahe den völligen Umsturz der Universität herbeigeführt. Das ganz ruinirte große Collegium wurde erst nach 15 Jahren (1525) ganz wieder hergestellt, und die Bibliothek erstand erst nach 182 Jahren (1692) aus ihren Trümmern. Im Ganzen erholte sich jedoch die Universität bald wieder von dieser gefahrvollen Erschütterung; schon im nächsten Jahre stellte sich der Zufluß der Studirenden wieder her und nahm in den folgenden Jahren merklich zu; daß aber die Frequenz immer noch hinter den Verhältnissen des 15. Jahrh. zurückblieb, ist wol hauptsächlich aus dem Einflusse und wachsenden Ruhme der neuen Universität Wittenberg zu erklären. Gleichwol erhob sich auch Erfurt, besonders seit 1515, als die bürgerlichen Unruhen schwiegen, zu einem neuen Glanze; denn in diesem Jahre trat der berühmte Dichter Eoban Hesse in Erfurt als Lehrer auf, und um ihn sammelte sich eine ganze Schar gelehrter Männer und aufstrebender Jünglinge: Johann Crotus, Euricius Gordus, Heinrich und Peter Eberbach, Johann Lange, Georg Forchheim, Georg Sturcius, Joachim Camerarius, Jacob Micyllus und Andere ließen sich in Erfurt nieder und bildeten dort einen Gelehrtenverein, der wenige seines Gleichen gehabt hat, und mit welchem die größten Gelehrten Teutschlands, ein Reuchlin, Erasmus, Luther, Melanchthon, Ulrich von Hutten u. A., in freundschaftlichen Beziehungen standen. Die meisten jener Männer widmeten, wo nicht ihre ganze, doch einen großen Theil ihrer Zeit und Thätigkeit, dem Studium der classischen Literatur, und dem, was man damals die Vertreibung der Barbarei nannte; mehre unter ihnen nahmen, besonders Reuchlin, lebhaft Partei, und die für Reuchlin's Widersacher so gefährlichen Epistolae obscurorum virorum erhielten, wenigstens einem großen Theil nach, in Erfurt (durch Crotus, wahrscheinlich unter Mitwirkung von Peter Eberbach) ihr Dasein [27]). Freilich führten diese

26) In Gust. Haenelii Catal. libror. Manuscript., qui in Biblioth. Gallicae, Helvetiae etc. asservantur (Lips. 1830. 4.), werden bei Basel S. 535 angeführt: Pet. Ludner, ars puncandi ex Franc. Petrarcha, und dessen Oratio, habita Basil. a. 1464. Der Verf. dieser Schriften scheint kein anderer als der oben genannte Pet. Luderus zu sein, und eine Wanderung von Erfurt nach Basel ist auch bei den wanderlustigen Gelehrten jener Zeit keine Seltenheit.

27) Vergl. über diesen Gegenstand meine Gesch. des Wieder-

Digitized by Google

neuen Lebensregungen auch manche Mißhelligkeiten mit den älteren Lehrern und ihren Anhängern herbei, besonders als seit 1517 noch die Bewegungen in Luther's Sache hinzukamen, die in Erfurt alsbald starken Anklang fand; doch behielt der Streit im Ganzen einen wissenschaftlichen Charakter, bis nach Luther's Durchreise, im April 1521, der schon in der Geschichte der Stadt erzählte, unter dem Namen des Pfaffenstürmens bekannte, verderbliche Ausbruch erfolgte. Mit diesem beginnt der plötzliche Verfall der Universität, von welchem sie sich nie wieder erholte. Theils in Folge dieses Tumultes, theils wegen einer in demselben Jahre in der Stadt herrschenden Epidemie (damals gewöhnlich Pest genannt), wurde die Universität von den meisten Studirenden und selbst von mehren ihrer Lehrer verlassen, deren Auswanderung in den folgenden Jahren fortdauerte, ohne daß irgend ein Ersatz dieses Verlustes erfolgte. Die Zahl der Inscribirten, die im J. 1520 noch 310 betragen hatte, sank in dem Unglücksjahre 1521 auf 120 herab; im J. 1522 betrug sie nur 72, und verminderte sich von Jahr zu Jahr so auffallend, daß sie 1526 bis auf 14 herunterkam, worauf sie bis 1532 nur unbedeutend sich wieder vermehrte. Die neu ausbrechenden Streitigkeiten der Stadt mit Kur-Mainz lenkten die öffentliche Theilnahme von der Universität ab, der in der Stadt und bei der Universität selbst herrschende Parteigeist, und besonders der Zwiespalt in der Religionssache waren nicht weniger hinderlich. Zwar machten Luther's Anhänger in der Stadt und bei der Universität, der Zahl nach, eine weit überwiegende Mehrheit aus; allein es gelang doch den katholischen Geistlichen, unter dem Schutze des Kurfürsten von Mainz, als Kanzlers der Universität, sich bei dieser, und namentlich in der theologischen Facultät, zu behaupten; und da man bis zur Einführung einer gesetzlichen Parität noch nicht vorgeschritten war, gleichwol auf dem Religionszustande damals alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens beruhten, so war es natürlich, daß eine so unklare Mischung nicht nur unheilbare Trennungen und Zerwürfnisse unter den Mitgliedern der Universität herbeiführen, sondern auch ihrem Rufe schaden und die Studirenden beider Glaubensparteien von ihr verscheuchen mußte, da die Anhänger der einen wie der andern gegen eine Universität mißtrauisch waren, die in dieser wichtigsten Angelegenheit keinen entschiedenen Charakter zeigte; und nachdem andere, in jener entscheidenden Periode neu aufblühende Universitäten, den Zufluß der Studirenden, der früher nach Erfurt gegangen war, einmal an sich gezogen hatten, gelang es um so weniger, ihn von Neuem zu gewinnen, je ungenügender die Mittel waren, die man für jenen Zweck in Bewegung setzte, und je größer die Hindernisse, die sich in den eigenthümlichen politischen Verhältnissen der Stadt Erfurt dagegen erhoben.

Nachdem Eoban Hesse, der sich vergebens durch Wort und That bemüht hatte, den Verfall der Universität aufzuhalten, im J. 1526 einem Rufe an das neue Gymnasium zu Nürnberg gefolgt war, waren es nur zwei Männer, der Theolog Johann Lange, das Haupt der Kirchenreformation zu Erfurt, der sich zwar von der theologischen Facultät getrennt, aber seit dem J. 1523 neue theologische Vorlesungen eröffnet hatte, und zugleich das Lehramt der griechischen Sprache bekleidete; und der vielseitig gebildete Arzt Georg Sturcius, die sich dem gänzlichen Untergange derselben noch mit Erfolg widersetzten. Als der hamelburger Vertrag die Verhältnisse der Stadt einigermaßen geordnet und beruhigt hatte, dachte man auch ernstlicher an die Wiederaufrichtung der Universität, wozu friedfertig und patriotisch gesinnte Männer von beiden Religionsparteien einander die Hände boten. Eoban Hesse, auf den man das größte Vertrauen setzte, kehrte im J. 1533 nach Erfurt zurück, aber der neue, allerdings etwas vermehrte Zufluß der Studirenden, war doch nur mäßig, und wurde abermals beschränkt durch eine Verordnung des Kurfürsten von Mainz, der, als Kanzler der Universität, im J. 1536 dem Prokanzler befahl, keinen, der in Wittenberg studirt habe, in Erfurt akademische Würden ertheilen zu lassen (worin eigentlich die Absicht lag, die Evangelischen von der Universität auszuschließen); daher auch die philosophische Facultät, die einzige, die noch in regelmäßiger collegialischer Thätigkeit blieb, mehre Jahre lang gar keine Promotionen halten konnte. Da nun die Absicht, auch Camerarius und noch einige andere namhafte Gelehrte nach Erfurt zu berufen, aus verschiedenen Ursachen nicht zur Ausführung kam, und selbst Eoban Hesse, im Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung, 1537 nach Marburg zog, konnte man den ganzen Plan als vereitelt betrachten. Indessen nahm doch die Zahl der Studirenden in den nächstfolgenden Jahren wieder zu, so daß die Zahl der Inscribirten im J. 1547 auf 200 stieg. Vor und nach dieser Zeit, im Laufe des 16. Jahrh., machten auch mehre wohlthätig gesinnte Männer beider Confessionen verschiedene Stiftungen zur Unterstützung Studirender, zur Verbesserung der Besoldungen der Professoren in der philosophischen Facultät, und zu andern nützlichen Zwecken.

Im J. 1557 machte man, auf Anregen des Dompropstes und damaligen Rectors der Universität Henning Hopfe, einen ernstlichen Anfang, die bei derselben entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Zuvörderst wurde der bekannte Suffridus Petri aus Löwen als Professor der griechischen und lateinischen Sprache berufen [23]), und als dieser Erfurt schon im J. 1561 wieder verließ, hatten sich indessen jüngere Männer für dieses und andere Lehrfächer trefflich gebildet; auch die juristische und medicinische Facultät, welche dem Erlöschen nahe waren, wur-

aufblühens wissenschaftl. Bildung. 2. Bd. S. 394 fg. und die Biogr. des Joh. Crotus in dieser Encykl. 20. Th. S. 201 fg.

23) Das Schreiben des akademischen Senats zu Erfurt an die Universität Löwen, worin man um Vorschlag eines Professors der griechischen und lateinischen Sprache bat, d. Kyphord. XII. Jan. 1557, findet sich in Kyland. ad illustr. et cl. viris scriptar. Centuriae III. coll. ac ed. Jim. Abbes Goderus (Harling. Fris. 1665). p. 223. Aus den folgenden Briefen an Suffr. Petri ergibt sich, daß dieser von dort aus empfohlen und dem Rufe gefolgt war. In dem angeführten Briefe klagen die Erfurter besonders über die in der Universität Jena ihnen neuerwachsene Nebenbuhlerin, von der sie sich doch nicht ganz wollen verdunkeln lassen.

Digitized by Google

den durch Aufnahme neuer würdiger Mitglieder wieder hergestellt, und da die katholischen sich im ausschließlichen Besitze der theologischen Facultät zu erhalten wußten (obgleich die übrigen Facultäten fast ausschließlich mit evangelischen Mitgliedern besetzt waren), so wurde im J. 1566 durch wohlthätige Bürger eine eigene Professur der Theologie augsburg. Confession gestiftet; und dieser zur Seite trat eine gleichzeitig neu errichtete Professur der hebräischen Sprache, welche der philosophischen Facultät einverleibt wurde. Wahrscheinlich entstand um dieselbe Zeit auch das sogenannte Paedagogium im großen Collegio, eine Art Vorbereitungsanstalt zu den höheren akademischen Lectionen, mit eigenen Professoren, die aber Mitglieder der philosophischen Facultät waren. Diese und andere nützliche Anstalten waren zwar für einige Zeit nicht ohne Wirkung; aber bei den wieder ausbrechenden Streitigkeiten mit Mainz verlor sich die Beharrlichkeit, das Angefangene fortzusetzen und zu erhalten, und so gerieth im ersten Viertel des 17. Jahrh. die Universität wieder in die tiefste Zerrüttung. Die katholisch-theologische Facultät war nur dem Namen nach vorhanden und stand mehre Jahre lang ganz leer; auch die medicinische Facultät blieb fast 20 Jahre lang (von 1609—1628) ganz unbesetzt; das vorhin erwähnte Pädagogium ließ man so unbemerkt wieder eingehen, daß nicht einmal von seiner Verfassung und der eigentlichen Zeit seines Bestehens Nachricht gegeben werden kann; die juristische und philosophische Facultät blieben zwar in erträglichem Stande, und erfreuten sich sogar einzelner, für ihre Zeit ausgezeichneter, Männer; doch war das, was Einzelne leisten konnten, immer nur Stückwerk, da der Zusammenhang des Ganzen fehlte; dabei ging von den Fonds der Universität Vieles verloren, und so schien sie dem völligen Erlöschen nahe zu sein. Dennoch erwachte sie seit 1628 wieder zu neuem Leben, indem sowol die medicinische, als die katholisch-theologische Facultät, und zwar letztere durch die Jesuiten, wieder hergestellt wurde; und als wenige Jahre nachher, in Folge der Besetzung Erfurts durch die Schweden (im September 1631), bei dem erfurter Stadtrathe die Hoffnung auf Reichsfreiheit neu erwachte, nahm derselbe sich auch der Universität besonders an, wozu ihn der König von Schweden, durch Überweisung eines großen Theiles der in Beschlag genommenen katholischen Kirchengüter, unterstützte. Man feierte daher am 10. Sept. 1632 ein Restaurationsfest, und obgleich der für jene Zeit sehr zweckmäßig und großartig angelegte Plan nicht vollständig zur Ausführung kam, so wurde doch die theologische Facultät mit evangelischen Gelehrten besetzt, die philosophische Facultät, die seither nur vier ordentliche Professoren gehabt hatte, mit einem Professor der Geschichte und Beredsamkeit und einem Professor der Mathematik vermehrt und mit einigen Adjuncten versehen; die Universität und die einzelnen Facultäten erhielten neue zeitgemäße Statuten; der Stadtrath wurde als Patron der Universität anerkannt und aus dessen Mitte ein aus vier sogenannten Scholarchen bestehendes Curatorium erwählt, von denen einer zugleich das Procancellariat verwaltete. Kaum war aber diese neue Einrichtung ins Leben getreten, als man sich schon wieder genöthigt sah, Manches davon zurückzunehmen; denn in Folge des prager Friedens, welchem die Stadt im J. 1635 beigetreten war, sollten auch dem Kurfürsten von Mainz seine Rechte und Besitzungen in Erfurt wieder eingeräumt werden, und um den voraussichtlichen Ansprüchen desselben hinsichtlich der Universität zuvorzukommen, setzte der Rath eine neue Restaurationsurkunde auf, worin dem Kurfürsten das Kanzleramt und das Recht, einen Prokanzler zu ernennen, zugesichert, den katholischen Theologen, wenn dergleichen gehörig qualificirt vorhanden wären, das Recht, bei der Universität zu lehren, eingeräumt, und dem Rathe nur das Patronat über die von ihm selbst besoldeten Lehrämter vorbehalten wurde. Der Kurfürst war nun zwar mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden, sondern verlangte gänzliche Zurückführung des früheren Zustandes; doch konnte er während des Krieges mit seinen Forderungen nicht durchdringen; es blieb also im Übrigen vorläufig bei den neuen Einrichtungen; da aber der Rath mit der Zurückgabe der eingezogenen geistlichen Güter die Mittel zur Erhaltung der Universität verlor, so blieben unter andern die in der evangelisch-theologischen Facultät erledigten Lehrämter unbesetzt, *und es war seit 1643* nur noch ein einziger Professor in derselben übrig. Theils diese gestörte Entwickelung der Universität, theils die Kriegsunruhen waren auch von sehr nachtheiligem Einfluß auf ihre Frequenz, und so ging die durch jene Restauration hervorgerufene, momentane Blüthe derselben gar bald fast spurlos verloren. Die kaiserliche Restitutionscommission setzte endlich im J. 1649 auch bei der Universität Alles wieder auf den alten Fuß; vergeblich suchte der Stadtrath wenigstens die evangelisch-theologische Facultät zu erhalten. Nach dem Frieden vermehrte sich zwar die Frequenz der Universität wieder etwas, aber sie selbst hemmte ihre ersprießliche Thätigkeit durch eine Reihe unerfreulicher und zum Theil kleinlicher innerer Streitigkeiten, die für geraume Zeit den größten Theil ihrer Geschichte ausmachen; und so waren auch die bald darauf in der Stadt wieder ausbrechenden bürgerlichen Unruhen zugleich für die Universität sehr verderblich.

Nachdem der Kurfürst Johann Philipp sich endlich (1664) der Stadt bemächtigt hatte und die Ordnung in ihrer Verwaltung zurückführte, dachte er auch darauf, das Loos der Universität zu verbessern. Zwar blieb Alles, was unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern für diesen Zweck geschah, nur Stückwerk; doch war grade dies die Periode, wo die Universität theils durch absichtliche Anordnungen im Einzelnen, theils durch die allgemeine Macht der Umstände und die allmälige Entwickelung eines neuen wissenschaftlichen Geistes, eine fast durchgängige Umwandelung ihres Zustandes erfuhr, aus welcher hauptsächlich die folgende Gestalt der Dinge sich ergab. Die katholisch-theologische Facultät blieb am meisten in ihrer alten Verfassung. Sie fuhr fort, ihre Mitglieder sich selbst zu geben, mit Ausnahme der Inhaber der beiden Lectoralpräbenden, deren Ernennung jetzt unbestritten durch den Landesherrn geschah, von denen aber gewöhnlich nur Einer in der theologischen Facultät seinen

Digitized by Google

Sitz hatte; doch stand es auch andern Stiftsgeistlichen frei, sich die Doctorwürde und dadurch einen Platz in der Facultät zu erwerben. Mit dem Benedictinerkloster auf dem Petersberge bestand seit 1672 das Übereinkommen, daß der Abt desselben jederzeit Assessor primarius und zwei andere Conventualen ordentliche Assessoren der theologischen Facultät waren; auch aus dem Augustiner-Eremitenkloster wurden regelmäßig zwei Mitglieder in dieselbe aufgenommen; aus dem Benedictiner-Schottenkloster befand sich gewöhnlich nur ein Geistlicher in der theologischen Facultät, obgleich zwei dazu berechtigt waren. Einer größeren Anzahl von Klostergeistlichen wurde zwar die Doctorwürde, bei gesetzmäßiger Qualification, nicht versagt, doch betrachtete man sie nur als Ehrenmitglieder der Facultät, und sie konnten das Dekanat nicht erhalten. Die Aufnahme der Jesuiten in die theologische Facultät hatte im J. 1651 von Seiten der andern Facultäten heftigen und langwierigen Widerspruch erfahren; später ließ man sie stillschweigend geschehen; doch kamen im 18. Jahrh. keine Beispiele derselben mehr vor. Besoldungen waren (die Lectoralpräbenden abgerechnet) mit den Stellen in der theologischen Facultät, außer einigen ihr von Alters her *incorporirten geistlichen Beneficien*, nicht verbunden. — Die im J. 1566 gestiftete und nach der Auflösung der evangelisch-theologischen Facultät fortbestehende Professur der Theologie augsb. Conf. blieb seit 1649 immer mit der Würde eines Seniors des evangelischen Ministeriums verbunden, und wurde in der Religionsversicherung des Kurfürsten Johann Philipp nicht nur bestätigt, sondern auch, mit dem ganzen übrigen evangelischen Kirchen- und Schulwesen, dem Patronate des Stadtraths evangelischen Theils namentlich überlassen. Dieser Professor nahm indessen, weil er keine Stelle in einer Facultät einnehmen konnte, auch an der Verwaltung der Universitätsangelegenheiten keinen Antheil. Verschiedentlich wiederholte Anträge auf Anstellung einer größeren Anzahl evangelisch-theologischer Lehrer mit Facultätsrechten blieben, selbst bei dem freisinnigen Kurfürsten Johann Philipp, erfolglos; doch fanden sich von Zeit zu Zeit evangelische Geistliche und andere Gelehrte, welche theologische Vorlesungen hielten. — In der juristischen Facultät, die in Erfurt verhältnißmäßig immer in vorzüglicher Blüthe stand, war schon im J. 1655 die Zahl der Assessoren (Mitglieder des Spruch- und Promotionscollegiums) auf vier festgesetzt worden; diese Zahl wurde bis zum gänzlichen Erlöschen der Universität beibehalten, und zwar mit strenger Berücksichtigung der Religionsparität. Diese Assessoren genossen als solche keine Besoldung, wol aber, wegen der häufig vorkommenden Spruchsachen, bedeutende Sporteln. Die Zahl der besoldeten Professoren der Rechte wurde durch den Kurfürsten Johann Philipp ebenfalls auf vier festgesetzt, mit den Nominalfächern der Decretalen, des Codex, der Pandekten und der Institutionen; im J. 1684 kam hierzu noch (wie auf den sächsischen Universitäten) ein zweiter Professor der Pandekten, dessen Nominalfach aber später in das Staatsrecht verwandelt wurde. Gemeiniglich hatte auch einer der beiden, mit Lectoralpräbenden versehenen, Stiftsgeistlichen, als Lehrer des kanonischen Rechts, seine Stelle unter den Professoren der Rechte; auch waren seit dem Ausgange des 17. Jahrh. gewöhnlich einige Professores extraordinarii vorhanden. Die Stellen der Assessoren waren sehr oft von denen der Professoren getrennt; erst seit 1772 kam es dahin, daß alle Assessoren zugleich Professores ordinarii waren. — In der medicinischen Facultät wurde im J. 1670 die Zahl der Assessoren auf drei festgesetzt, zu denen 1693 noch ein vierter, aber als extraordinarius, kam. Seit 1690 waren alle Assessoren nothwendig zugleich Professoren, indem die alte Zahl von zwei ordentlichen Professoren 1670 durch einen Professor der Anatomie und Botanik und 1693 durch einen Professor der Chemie vermehrt wurde (wiewol die letztere Wissenschaft auch vorher schon eifrige Bearbeiter gefunden hatte). Seit dem Ausgange des 17. Jahrh. war gewöhnlich auch ein oder mehre Professores extraordinarii vorhanden. Die Ernennung der Assessoren und Professoren der juristischen, sowie der medicinischen Facultät geschah seit der Reduction durch den Landesherrn, doch wurde zuweilen ein Gutachten der betreffenden Facultät eingefodert. — Die philosophische Facultät ordnete ihre Verfassung im J. 1678 durch einen Vergleich der drei Corporationen, aus welchen sie zusammengesetzt war, und welche das Corpus majoristicum, Amplonianum und communisticum genannt wurden. Hiernach bestand sie aus sechs ordentlichen und vier außerordentlichen Mitgliedern, die alle zugleich Professoren waren; von jenen gehörten zu jedem Corpus zwei, von den letzteren zu dem Corp. major. ebenfalls zwei, zu jedem der beiden andern Einer; bei eintretender Erledigung einer Ordinarstelle rückte der zu demselben Corpus gehörige Extraordinarius (oder bei dem Corp. maj. der älteste von beiden Extraordinarien) ipso jure in dieselbe ein, und die beiden Ordinarien wählten einen neuen Extraordinarius, welcher der Facultät präsentirt, und wenn nichts gegen ihn einzuwenden war, von derselben recipirt wurde. Der Landesherr und seine Behörden nahmen an einem solchen Vorgange gar keinen Antheil; auch wurden die Mitglieder der philosophischen Facultät nicht aus dem landesherrlichen Ärarium, sondern aus ihrem eigenen Fonds besoldet, über welchen der zeitige Dekanus die Rechnung zu führen hatte; beides aber, wiewol die Facultät darauf, als auf eine besondere Freiheit, eifersüchtig hielt, gereichte derselben im Wesentlichen doch nicht zum Vortheil; denn während ihr beschränktes und durch mancherlei Unglücksfälle geschmälertes Vermögen nur äußerst dürftige Besoldungen gestattete, richteten sich auch die Wahlen der Professoren mehr nach persönlichen Nebenrücksichten, als nach wahrer wissenschaftlicher Befähigung. Gelehrte, welche von dem Landesherrn zu Professoren der Philosophie ernannt wurden, erhielten zwar ihren Platz in der Reihe der Professoren der philosophischen Facultät, blieben aber von der Theilnahme an den Facultätsrechten so lange ausgeschlossen, bis sie von der Facultät selbst die Aufnahme in ein Corpus erlangten. — Über das Religionsverhältniß in den drei untern Facultäten war zwar (die Parität der Assessoren der Juristenfacultät abgerechnet) nichts gesetzlich bestimmt;

Digitized by Google

während sie jedoch vor der Reduction fast ausschließlich mit evangelischen Mitgliedern besetzt waren, vermehrte sich nach dieser Zeit die Zahl der katholischen so sehr, daß sie manchmal überwiegend war; unter Andern kam das ganze Corpus communisticum der philosophischen Facultät seit 1698 an die Geistlichen des Benedictiner-Schottenklosters. — Seit dem letzten Viertel des 17. Jahrh. wurden die akademischen Würden in Erfurt nicht nur ungleich häufiger als vormals, sondern auch von solchen Candidaten gesucht, die nicht dort studirt hatten. Dies geschah zwar nicht (wie man die erfurter Universität verleumderisch beschuldigt hat) wegen einer sträflichen Erleichterung des Examens; denn es sind wol eher Fälle vorgekommen, daß Leute, die man in Erfurt ihrer Unwissenheit wegen abgewiesen hatte, auf andern Universitäten promovirt wurden, sondern theils wegen der mäßigeren Kosten, theils wegen der Entfernung unnöthiger, zeitraubender Weitläufigkeiten, wodurch es möglich wurde, die Candidaten schneller abzufertigen; doch wurden einige Male Betrügereien gespielt, indem unqualificirte Personen, im Vertrauen darauf, daß man sie in Erfurt nicht persönlich kannte, die gesetzlichen Specimina durch Andere unter ihrem Namen ablegen ließen, worauf dann verdrießliche Händel entstanden. — Mit der Wiederherstellung der Universitätsbibliothek machte der, auch in anderer Hinsicht um die Stadt und Universität sehr verdiente, gelehrte Arzt Petri von Hartenfelß, als Rector der Universität, im J. 1692 den Anfang.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Universität übte der Statthalter Graf von Boyneburg, der zugleich seit 1705 bis an seinen Tod, 1717, das Rectorat derselben mit Unterstützung eines Prorectors führte; jedoch mehr durch persönliche Aufmunterung und geistige Belebung, als durch neue Einrichtungen; denn die von ihm schon projectirte Akademie der Wissenschaften kam nicht zu Stande, und erst kurz vor seinem Tode machte er zwei wichtige Stiftungen, indem er seine ansehnliche Bibliothek, nebst einem Capitale zu ihrer Vermehrung und zur Besoldung eines Bibliothekars, an die Universität vermachte, und durch Überweisung eines andern Capitals eine zweite Professur des Staatsrechts und der Reichsgeschichte stiftete, die jederzeit von einem katholischen Gelehrten, jedoch nicht geistlichen Standes, bekleidet werden sollte. — Das von Boyneburg erweckte neue Leben wirkte noch geraume Zeit nach seinem Tode fort; daß aber dessenungeachtet die Frequenz der Universität sich nicht über das Mittelmäßige erhob, hatte viele Ursachen. Der erfurter Staat war zu klein, um durch seine Eingebornen die Universität in Blüthe zu erhalten; ja diese selbst waren, wenn sie sich der evangelischen Theologie widmeten, wie die Mehrzahl that, genöthigt, ihre wissenschaftliche Ausbildung auf fremden Universitäten zu vollenden, weil grade für dieses Studium in Erfurt sehr unvollkommen gesorgt war. Dann war die Mehrzahl der Professoren so spärlich besoldet, daß sie, wenn sie kein bedeutendes Vermögen besaßen, nicht umhin konnten, sich mit andern Geschäften zu befassen und das Lehramt nur als Nebensache zu behandeln; und die natürlichen Folgen dieses Umstandes, sowie die beschränkte literarische Thätigkeit der erfurtischen Professoren (während die thätigsten und berühmtesten derselben von Zeit zu Zeit für andere Universitäten gewonnen wurden)[29]), und der Mangel der meisten, neben den Vorlesungen noch nöthigen Institute, waren nicht geeignet, viele auswärtige Studirende herbeizuziehen, deren Zufluß vielmehr durch die benachbarten Universitäten Jena, Leipzig, Halle, u. a. abgeleitet wurde. Doch pflegten sich nicht nur aus dem benachbarten kurmainzischen Eichsfelde, sondern auch aus den Rheingegenden, aus Franken und Westfalen, Studirende, besonders Juristen, noch in ziemlicher Anzahl in Erfurt einzufinden, bis im J. 1748 ein verdrießlicher Vorfall die meisten derselben verscheuchte. Ein aus Westfalen gebürtiger Student bekam nämlich Händel mit einem Fähndrich von der kaiserlichen Besatzung, der ihn auf eine sehr grobe Weise muthwillig beleidigt hatte. Da der Fähndrich im Handgemenge den Kürzern zog, rief er die Soldaten von der nahen kaiserlichen Wache zu Hilfe, die mit Gutheißen ihres commandirenden Officiers den Studenten in ihre Wachstube schleppten und mit Kolbenstößen und Stockschlägen auf lebensgefährliche Weise mißhandelten. Auf das Geschrei des Studenten eilten die Bürger in Masse herbei und würden die Hauptwache gestürmt haben, hätte nicht der mainzische Festungscommandant durch ein abgeschicktes Commando Soldaten den Tumult gestillt und eine Untersuchung eingeleitet, in welcher der Student zwar unschuldig befunden wurde, von einer Genugthuung, oder ernstlichen Bestrafung der schuldigen Officiere aber nicht weiter die Rede war. Die Westfalen, welche damals die Mehrzahl der in Erfurt studirenden Ausländer ausmachten, verließen, in Folge dieser Beschimpfung, sämmtlich die Universität und wandten sich größtentheils nach Göttingen; und von dieser Zeit an wollte es, durch alle angewandte Vorkehrungen und gemachte Verbesserungen, nicht wieder gelingen, einen bedeutenden Zufluß auswärtiger Studirender für Erfurt zu gewinnen und für die Dauer festzuhalten[30]).

29) Wie viele erfurtische Gelehrte zu auswärtigen Lehr- oder Staatsämtern im Verlaufe des 18. Jahrh., und besonders in der ersten Hälfte desselben, berufen wurden, wird aus der weiter unten folgenden Angabe der bedeutendsten erfurtischen Universitätslehrer erhellen.

30) Die bedeutendsten Männer, welche von der Mitte des 16. bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. hier lehrten: Unter dem katholischen Theologen kann nur ein wirklich bedeutender Mann genannt werden, nämlich Augustin Gibbon de Burgo, eine geborener Irländer, Augustinerordens, Prof. in Erfurt 1657, gest. 1676; Verf. eines großen Lehrgebäudes der scholastischen Theologie u. a. Schriften. — Unter den evangelischen Theologen zeichneten sich aus: Andreas Prach, der erste Prof. der Theologie augsb. Conf. 1566, verließ Erfurt 1572, gest. 1585; Joh. Aurifaber, lehrte zu Erfurt seit 1566, gest. 1575; beide bekannt als Herausgeber mehrer Schriften Luther's; Berthold Sprochof (Sprocovius), Prof. 1591, gest. 1600; Elias Sildersschlag, Prof. 1601, gest. 1606; kann die bei der Restauration 1633 zu der evangelisch-theologischen Facultät berufenen Lehrer: Joh. Matth. Meyfarth, gest. 1642; Georg Großhayn, ging 1637 nach Weimar, gest. 1638; Nicolaus Zopf, ging 1643 ebenfalls nach Weimar, gest. 1672, und Barthol. Elsner, welcher nach Auflösung der theologischen Facultät die theologische Professur alter Stiftung bekleidete, gest. 1662; ferner Nicol. Stenger, Prof. der Phil. 1654, der Theol. 1662.

Digitized by Google

Durch den Abgang mehrer ihrer vorzüglichsten Lehrer und andere Arten des Mißgeschicks war die Universität ziemlich herabgekommen, als ein besonderer Zufall — eine im J. 1752 von einem evangelischen Candidaten der Rechte verfaßte und unter dem Vorsitz des katholischen Prof. Joh. Georg Brückmann gehaltene Disputation, welche des letzteren Feinde unter der Geistlichkeit zu einer heimtückischen Anklage in Rom benutzt hatten — dem damaligen Kurfürsten von Mainz, Johann Friedrich Karl, Veranlassung gab, sich um den Zustand der Universität näher zu bekümmern und auf Mittel zu ihrer Verbesserung zu denken, die seit 1754 in Ausführung kamen. Alle Facultäten erhielten allmälig einen Zuwachs von neuen, tüchtigen Lehrern. Die katholisch-theologische Facultät wurde neu belebt durch den, vorzüglich im Fache des kanonischen Rechts

gest. 1680; Joach. Just. Breithaupt, Prof. 1687, ging 1692 nach Halle, gest. 1732; Joh. Weißenborn, lehrte zu Erfurt seit 1692, ging 1700 nach Jena, gest. in demselben Jahre; Joh. Georg Zoch, Prof. 1722, ging 1726 nach Wittenberg, gest. 1731; Joh. Lor. Pfeiffer, Prof. 1726 (vorher vielbeliebter Privatdocent), gest. 1743, und dessen Sohn Joh. Chph. Pfeiffer, 1741 als Generalsuperintendent nach Hera berufen, gest. 1768. — Unter den Juristen sind zu bemerken: Ambrosius Schurer, der 1560 die fast ganz ausgestorbene Facultät wieder aufrichtete, gest. 1584; Heinrich Knaust oder Cnaustinus, zugleich ein bemerkenswerther Volksschriftsteller, lehrte ungefähr seit 1560 bis nach 1568; Eberhard Bronchorst, der seiner ausgezeichneten juristischen Gelehrsamkeit wegen Pater legum genannt wurde, Prof. 1581—1585, gest. zu Leyden 1627; Hermann Rennemann, einer der ersten Rechtsgelehrten, welche das Studium des teutschen Rechts wieder erweckten und dasselbe mit dem römischen Rechte verbanden, Prof. 1604, gest. 1646; Joh. Moritz Gudenus, Verf. der bekannten Historia Erfurtensis, Prof. 1666, gest. 1688; Joh. Schmidel, Prof. 1667, und zwar von Jena berufen, indem Kurfürst Johann Philipp durch Berufung ausgezeichneter beliebter Docenten Studirende herbeizuziehen die Absicht hatte, deren Ausführung sich jedoch auf diesen einen, übrigens sehr thätigen, Mann beschränkte, gest. 1672; Joh. Heinr. Meier, Prof. 1677, stand auch auswärts in solchem Ansehen, daß man ihn Stella polaris inter 1Ctos nannte, gest. 1730; Geo. Heinr. Brückner, Prof. 1678, gest. 1700, und dessen Bruder Mich. Hieron. Brückner, Prof. 1685, nach Jena berufen 1690, gest. 1736; Joh. Matthias Winkopp, Prof. der Phil. 1688, der Rechte 1696, als Geheimer Rath nach Mainz berufen 1712, gest. 1727; Tobias Jacob Reinhardt, Prof. 1710, nach Göttingen berufen 1735, gest. 1743; Phil. Franz v. Belmont, der erste Prof. Boyneburgischer Stiftung 1717, gest. 1740, und dessen Sohn Joh. Arnold v. Belmont, Prof. 1740, resign. 1762, bekleidete viele Jahre die höchsten Aemter im erfurtischen Staate, gest. 1803; Hieron. Friedr. Scherzy, Prof. 1732, lehnte mehre bedeutende auswärtige Anträge ab, gest. 1733; Jac. Ernst v. Brückner, Privatdocent seit 1736, als Geh. Justizrath nach Berlin berufen 1745, gest. . . . — In der medicinischen Facultät machten sich vorzüglich verdient: Joh. Eurio, 1548, gest. 1561; Peter Avianus, gewesener Leibarzt Kaiser Karl's V., Prof. 1561, gest. 1578; Joh. Rebefeld, Prof. 1632, gest. 1648; Eccard Leichner, 1644, nicht nur als Arzt, sondern auch durch zahlreiche Schriften und ausgebreiteten Briefwechsel Beförd. einer klügeren Behandlung der Philosophie und des ganzen Schul- und Unterrichtswesens merkwürdig, gest. 1690; Bal. Andreas Wallenbrod, 1651, eins der ersten Mitglieder der damals gestifteten Akademie der Naturforscher, zog 1657 nach Halle, gest. 1675; Geo. Chph. Petri v. Hartenfels, 1663, gest. 1718; Kaspar Cramer, 1675, eigentlich als Prof. der Anatomie angestellt, aber zugleich ein guter Chemiker, und in diesem Fache Lehrer des großen Friedr. Hoffmann, gest. 1682; Justus Welt, Prof. 1682, gest. 1715; Joh. Phil. Ehsel, Prof. 1687, gest. 1717; Chph. v. Hellwig, ein überaus fruchtbarer Vielschreiber, Privatdocent seit 1712, gest. 1720; Herm. Paul Juch, Prof. 1717, ein echter Schüler Stahl's in Halle und ungemein berühmter Praktiker, auch Leibarzt an mehren benachbarten fürstl. Höfen, gest. 1756; Jos. Joh. Stahl, Prof. 1725, machte sich besonders um Aufnahme des Studiums der Botanik verdient, gest. 1745; Andr. Elias Büchner, Prof. 1729, Präsident der kaiserl. Akademie der Naturforscher, nach Halle berufen 1745, gest. 1769; Joh. Wilh. Albrecht, Prof. 1729, nach Göttingen berufen 1734, gest. 1736; Joh. Hieron. Knipdorf, Prof. 1737, machte sich besonders als Erfinder des Pflanzenadstrahls berühmt, gest. 1763; Hieron. Rudolf, Prof. der Phil. 1740, der Med. 1745, lehte mehre Jahre als kurfürstl. Leibarzt in Mainz, gest. 1764; Joh. Chph. Riedel, Prof. 1748, vorher aber mehre Jahre Privatdocent, um die Anatomie und praktische Medicin verdient, gest. 1757; Rudolf Augustin Vogel, seit 1748 Privatdocent, als Prof. nach Göttingen berufen 1752, gest. 1774. — Unter den Lehrern der philosophischen Facultät sind vorzugsweise zu nennen: Ludwig Helmbold, 1554, ein bekannter glücklicher Dichter in lateinischer und teutscher Sprache, lehrte 1570 in seine Vaterstadt Mühlhausen zurück, gest. als Superintendent daselbst 1598; Joh. Gallus, 1559, Prof. der Theol. 1573, gest. 1587, ebenfalls ein guter lateinischer Dichter; Matth. Dreffer, 1559, nach Jena berufen 1574, gest. zu Leipzig 1607; Anton Wocker, 1564, ein guter lateinischer Dichter und Verf. eines für seine Zeit ausgezeichneten Werkes über Erziehungswissenschaft, gest. 1607; Bruno Seidelius, 1565, gest. 1591, und Barthol. Hübner, 1566, gest. 1597, gehörten der phil. Facultät an, und waren fertige lateinische Dichter, zugleich aber auch berühmte Aerzte; Basilius Faber, Verf. des unter dem Namen Thesaurus erudit. scholast. u. a. Schriften, wurde 1569 als Rector des Gymnasiums nach Erfurt berufen, lehrte aber auch an der Universität, gest. 1576; Joh. Dinckel, Prof. der hebräischen Sprache 1572, ging 1580 nach Gotha, gest. zu Coburg 1601; Barthol. Löneisen, Prof. 1591, legte durch seine Series Rectorum den Grund zur erfurtischen Gelehrtengeschichte, gest. 1622; Joh. Kaus, Prof. der Geschichte und Beredsamkeit 1634—1636; Georg Schulz, Prof. der Mathematik 1634—1641; Sebast. Schröter, Prof. am evangelischen Gymnasium (und zwar der erste Prof. der Mathematik) 1615—1626, an der Universität 1644, Verf. eines ausführl. geograph. Werkes, gest. 1650; Joh. Bollbracht, Prof. 1644, Verf. verschiedener kleiner, besonders Erfurt betreffender, historischer Schriften, gest. 1664; Joh. Michl. Starckloff, Prof. 1653, Verf. philosoph. und theolog. Schriften, gest. 1671; Christ. Reubauer, Prof. 1658, Verf. eines zu seiner Zeit geschätzten lateinischen Lexikons und anderer philol. Schriften, gest. 1672; Mich. Berg, Prof. der Geschichte 1675, Verf. der Bibliotheca Germanica, und in seiner Art ersten litteraturwerkes über die gesammte teutsche Geschichte, ging 1678 als Rector nach Schneeberg, gest. 1718; Zacharias Hogel der Jüngere, Director des evangelischen Gymnasiums seit 1677, später zugleich Prof. der Geschichte an der Universität, gest. 1714; Hios Ludolf, Prof. 1683, ein zu seiner Zeit berühmter Mathematiker, lehnte 1692 einen Ruf an die neue Universität Halle ab, gest. 1711; Kaspar v. Stieler, bekannt unter dem Schriftstellernamen der Spate, brachte die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens in Erfurt zu, und hielt Vorlesungen, besonders über den teutschen Styl, gest. 1707; Joh. Heinr. Ziemerotz, Prof. 1713, Verf. eines guten lateinisch-poetischen Lexikons u. a. Schriften, gest. 1758, seit 50 Jahre als Justus Chph. Mosschmann, Prof. 1729, vorher aber vielshäriger Privatdocent, und zwar ein vorzüglich gründlicher und beliebter Lehrer der philosophischen und historischen Wissenschaften, besonders als Schriftsteller um die erfurtische Gelehrtengeschichte verdient, gest. 1738; Joh. Nic. Simnoth, Privatdocent seit 1723, Fortsetzer von Mosschmann's ges. Ersf. und Verf. vieler anderer theologischer und historischer Schriften, gest. 1748; Andreas Gordon, Conventual des Benedictiner-Schottenklosters, Prof. 1737, ein guter Mathematiker und Physiker und trefflicher Beförderer der scholastischen Philosophie, die zu Anfange des 18. Jahrh. durch seine Ordensgenossen in Erfurt wieder eingeführt worden war, gest. 1751; Heinr. Ekolf. Fraysicher, Prof. 1758, als Generalsuperintendent nach Coburg berufen 1764, gest. 1767.

Digitized by Google

und der Kirchengeschichte gelehrten, Augustiner Jordanus Simon (Prof. 1757, verließ Erfurt 1771, gest. 1776). Um das lange vermißte Studium der evangelischen Theologie in Gang zu bringen, wurden im J. 1756 zwei gelehrte evangelische Prediger, Joh. Sylv. Bohn (wurde 1758 Senior, gest. 1762) und Gabr. Chph. Benj. Mosche (ging 1759 als Superintendent nach Arnstadt, gest. zu Frankfurt a. M. 1792) zu Vorlesungen förmlich beauftragt. Einem in der juristischen Facultät 1756 neu angestellten Prof. Benj. Gottfr. Hommel (gest. 1773) wurde zugleich das bis dahin noch nicht besetzte Lehrfach der Ökonomie und Kameralwissenschaften aufgetragen. — Die medicinische Facultät gewann einen höheren Aufschwung besonders durch zwei, Anfangs über die herkömmliche Zahl angestellte, Professoren, Joh. Wilh. Baumer (Prof. der Phil. 1752, der Med. 1754, nach Gießen berufen 1765, gest. 1788) und Chph. Andr. Mangold (Prof. der Phil. 1745, der Med. 1755, gest. 1767), die vornehmlich das Studium der Naturgeschichte ganz neu in Gang brachten und für die Untersuchung der einheimischen Naturproducte die Bahn brachen; und nach ihrem Beispiele bildete sich Joh. Phil. Nonne (Prof. 1762, gest. 1772), der erste wissenschaftliche Bearbeiter der erfurtischen Flora und Restaurator des seitdem nie wieder in Verfall gekommenen, vielmehr durch Trommsdorff, Planer, Naumburg und Bernhardi ununterbrochen gepflegten Studiums der Botanik. Überdies wurden ein neuer botanischer Garten und ein anatomisches Theater eingerichtet, zur besseren Betreibung des anatomischen Studiums ein Prosector angestellt, und durch Baumer ein politinisches Institut begründet. — In der philosophischen Facultät wurde vornehmlich dem ganz darniederliegenden Studium der Geschichte durch Ferd. Wilh. Beer (1756 von dem Kurfürsten unter dem Titel eines Professors des Naturrechts und der Alterthümer angestellt, gest. 1760) aufgeholfen; um die Mathematik machten sich vorzüglich verdient: Jacob Adelung (Prof. am evangelischen Gymnasium seit 1741, und bei der Universität vieljähriger Privatdocent, zugleich als theoretischer und praktischer Musiker ausgezeichnet, gest. 1762); Wilh. Gtl. Hesse (Prof. 1741, gest. 1784), und Bernard Grant (Prof. 1752 als Gordon's Nachfolger; mußte 1781, wegen Verdrießlichkeiten mit der Regierung, Erfurt verlassen); Sigism. Leberecht Hadelich (Prof. 1756, gest. 1783) war in mancherlei Fächern, zuletzt in der Ökonomie und Gewerbskunde, thätig; auch der nachmals berühmte Sprach- und Geschichtforscher Joh. Chph. Adelung (Prof. am evangelischen Gymnasium 1758—1762, gest. zu Dresden 1806) gehörte der Universität gleichzeitig als Privatdocent [31]) an. Unter den Gelehrten, die zwar mit der Universität nicht in Verbindung standen, aber theils durch ihren Ruf, theils durch Rath und That mittelbar auf sie vortheilhaft einwirkten, genoß der berühmte ökonomische Schriftsteller, Rathsmeister Chr. Reichardt (gest. 1775, über 90 Jahre alt) des größten Ansehens. — Außerdem wurde der schon im J. 1741 angeschaffte und im Schottenkloster aufbewahrte physikalische Apparat beträchtlich vermehrt, eine neue Reitbahn erbaut, für die Reit-, Fecht- und Tanzkunst Exercitienmeister angestellt, und man die Einrichtung getroffen, um den Studirenden auch äußerlich den Aufenthalt in Erfurt zu erleichtern und angenehmer zu machen. — Die im J. 1754, hauptsächlich auf Baumer's Betrieb, errichtete Akademie der Wissenschaften, obwol sie mit der Universität nicht in einem so nothwendigen Zusammenhange stand, wie dies etwa bei der göttinger Societät der Wissenschaften der Fall ist, trug doch, durch Belebung wissenschaftlicher Thätigkeit, auch zur Aufnahme der Universität vieles bei. — Die Folgen dieser und anderer nützlicher Anstalten wurden bald sichtbar; es erschienen Prinzen von Hohenlohe, Grafen von Ingelheim, Khevenhüller, Ostein u. a. in der Reihe der erfurtischen Studirenden; aber die Unruhen des siebenjährigen Kriegs und die, an jene sich anschließenden, inneren Streitigkeiten, verschuldeten hauptsächlich, daß die neuen Anstalten, mit dem Abgange einiger der Männer, die sich ihrer zunächst angenommen hatten, größtentheils wieder ins Stocken geriethen. Nur in der Juristenfacultät wurden auch in dieser Zeit noch einige vorzügliche Lehrer angestellt, als: Adam Ignaz Turin, Prof. 1758, erhielt 1762 die Boyneburg'sche Professur, gest. 1777; Chr. Friedr. Imman. Schorch, Prof. 1760, gest. 1804; Herm. Ernst Rumpel, Prof. 1765, gest. 1794. — Im Allgemeinen aber hörte man viele Klagen über den abermaligen Verfall der Universität, und sei nach Leipzig geflohen. An alle diesem ist durchaus nichts Wahres. Adelung kam schon im J. 1758 nach Erfurt; Religionsstreitigkeiten von Bedeutung fanden in dieser Zeit gar nicht statt, und Adelung hat sich in kirchliche Angelegenheiten nie gemischt, auch für seine persönliche Sicherheit nie etwas zu fürchten gehabt. Sein damals noch etwas leichtsinniger Charakter soll ihn einst verleitet haben, Ausgleichsscherzen gegen hochgestellte Personen scherzhaft zu verbreiten, wodurch er sich Verdrießlichkeiten zu dem sogenannten Feuer, dem gewöhnlichen Bürgergefängniß, zuzog, aus welchem ihn aber ein witziger Einfall, in einem Briefe an den ihm wohlwollenden Statthalter, sogleich wieder befreite. Da er öfters nach Gotha reiste, um die dortige Bibliothek zu benutzen, und bei dieser Gelegenheit einflußreiche Bekanntschaften machte, so geschahen ihm Anträge, in gothaische Dienste zu treten, die er mit vollkommen ruhiger Überlegung annahm, weil er dort bessere Aussichten und mehr Muße für literarische Arbeiten als in Erfurt zu finden hoffte. Er erhielt seine Entlassung in Erfurt in der besten Form, nahm dem Gymnasium im Frühlingsexamen 1762 feierlich Abschied, und zog nach Gotha, wo er das Prädicat eines Rathes erhielt, und von wo er erst später, aus mit unbekannten Ursachen, wahrscheinlich aber aus Liebe zu einer, rein literarischen Beschäftigungen gewidmeten, Muse seinen Wohnsitz nach Leipzig verlegte. Die von seinem Zeitgenossen und Freunde Rumpel in einem hinterlassenen Manuscripte: „Mein Umgang mit Menschen, hauptsächlich mit Gelehrten," über Adelung's Leben in Erfurt aufgezeichneten, sehr speciellen Nachrichten habe ich in der Allgem. thüring. Vaterlandskunde, 1822. S. 11 fg. bekannt gemacht.

31) Ich benutze diese Gelegenheit, einige über Adelung's Leben in Erfurt vielfach verbreitete und noch in dessen Biographie im J. Bd. dieser Encycl. S. 404 übergangene irrige Angaben zu berichtigen. Dort wird nämlich gesagt, Adelung sei 1759 Professor am evangelischen Gymnasium geworden, habe sich aber schon 1761, auf Veranlassung eines zwischen der dasigen protestantischen Gemeinde und der Regierung über einige Kirchenleider entstandenen Streites, in welchem er die Gerechtsame seiner Confessionsverwandten zu vertheidigen übernommen, aus Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit genöthigt gesehen, Amt und Ort schnell zu verlassen,

Digitized by Google

bis im J. 1767 wieder ein zufälliger Umstand — der Wunsch des evangelischen Predigers Vogel, ein theologisches Lehramt bei der Universität zu erhalten — bei dem Kurfürsten Emmerich Joseph den Gedanken an eine vollständige Restauration der Universität rege machte. Nach der Absicht des Kurfürsten sollte nun allerdings eine ausgezeichnete, für den ganzen mainzischen Staat und sonst noch in größerer Ausdehnung einflußreiche Schöpfung hervortreten; aber die Leute, in deren Hände die Ausführung kam, verstanden den Sinn des Kurfürsten nicht, und verderbten vieles, theils durch mangelhafte Einsicht, theils durch üblen Willen, und besonders durch die unglückliche Idee, äußerlich glänzen und doch am unrechten Orte sparen zu wollen. Die wichtigste der neuen Einrichtungen war, daß nun endlich ein Collegium Professorum Theologiae Aug. Conf., wiewol nicht mit Facultätsrechten, zu Stande kam. Der Eigensinn des damaligen Senior Joh. Chph. Beßler war schuld, daß die Professur der Theologie alter Stiftung von demselben getrennt und in einer ungewissen Stellung zur Universität blieb. Die ersten Mitglieder des neuen Collegiums waren: Joh. Balth. Schmidt, gest. 1772; Chr. Heinr. Vogel, gest. 1771; beide am meisten durch ihre Streitigkeiten mit Bayrer verannt; Chph. Schellenberger, ein gelehrter und friedfertiger Mann, aber nie Schriftsteller, gest. 1791; Joh. Heinr. Bohn, ging 1769 als Prof. der orient. Spr. nach Jena, gest. 1771; Chph. Friedr. Ludewig, gest. 1769. — In der Juristenfacultät, obwol sie reichlich genug besetzt war, wurden doch noch berufen: Chr. Heinr. Schmid, als Prof. Jurisprudentiae elegantioris 1769; mehr Belletrist als Jurist, ging 1771 als Prof. der Beredsamkeit nach Gießen, gest. 1800; und Joh. Chph. Erich Springer, als Prof. des Staatsrechts und der Kameralwissenschaften 1771, ging 1778 nach Darmstadt, gest. zu Rinteln 1798. — Die medicinische Facultät blieb ohne wesentliche Veränderung, und selbst die eingetretenen Vacanzen wurden nur mittelmäßig ersetzt. Desto zahlreicher waren die neuen Ernennungen in der philosophischen Facultät, nur, anstatt daß diese einer totalen Reform bedurft hätte, ließ man sie in ihrer veralteten und schadhaften Verfassung bestehen, und setzte eine Reihe neuberufener, aber auch nicht allzu glücklich gewählter Professoren unverbunden neben sie hin, wodurch sogleich der Same zu unheilbaren Streitigkeiten ausgestreut wurde. Diese neuen Professoren, welche 1768 eintraten, waren: Fried. Just. Riedel, Prof. der Philosophie, ging 1771 nach Wien, gest. 1785; Joh. Georg Meusel, Prof. der Geschichte, ging 1779 nach Erlangen, gest. 1820; Karl. Fr. Bahrdt, Prof. der bibl. Alterthümer, ging 1771 nach Gießen, gest. zu Halle 1792; Joh. Fr. Herel, Prof. der Philologie, legte 1772 seine Stelle nieder, gest. zu Nürnberg 1800. Unter diesen allen füllte nur Meusel seine Stelle würdig und nützlich aus; Riedel und Bahrdt schadeten durch ihre Streitsucht und ihre theils leichtfertige, theils rohe Gesinnung mehr als sie durch ihre, ohnehin sehr oberflächlichen, Kenntnisse nützen konnten; Herel war zwar ein guter Philolog, aber zum Lehrer durchaus nicht geschaffen. Hierzu kam 1769 Chph. Mart. Wieland als Prof. Philos. primarius; und obgleich, wie man ziemlich offen gestand, die Berufung des schon damals gefeierten Dichters mehr auf den Glanz als auf wesentliche Wirksamkeit berechnet war, nützte er doch auch als Lehrer vielleicht unter allen neuberufenen am meisten, folgte aber schon 1772 dem bekannten Rufe nach Weimar. Gleichsam um eine vollständige neue Facultät neben die alte hinzustellen, sollte auch ein neuer Prof. der Mathematik berufen werden, obgleich zwei in diesem Fache geschickte Lehrer (Hesse und Grant, s. oben) vorhanden waren; doch Garve, den man dazu im Vorschlag hatte, lehnte den Ruf ab [32]). — Neben diesen Anstellungen wurden freilich auch andere Anstalten nicht unterlassen; unter andern wurde für alle Vorlesungen ein halbjährlich abgeschlossener Cursus gesetzlich eingeführt, die Bibliothek an einem bequemern Orte aufgestellt, ein neues, zweckmäßigeres anatomisches Theater im botanischen Garten erbaut, und Freitische für ärmere Studirende gestiftet. Da man die neuen Einrichtungen mit einigem Pomp in die Welt posaunte, so wurden in den ersten Jahren allerdings eine Menge Studirende herbeigezogen; aber die bald ausbrechenden Streitigkeiten schadeten dem Rufe der Universität ebenso sehr, als sie ihre innere Ordnung zerrütteten, und da in den J. 1771 und 1772 viele Professoren an den herrschenden epidemischen Krankheiten starben, andere auswärtigen Rufen folgten, und die meisten dieser erledigten Stellen lange Zeit unbesetzt blieben, auch der Kurfürst bald darauf starb, so war die Universität in Kurzem wieder verdbet. Erst 1778 traf der neue Kurfürst Friedrich Karl Joseph, unter Mitwirkung des Statthalters v. Dalberg, ernstliche Anstalten, die Mängel der Universität zu verbessern, und obgleich eine durchgreifende Reform schon um deswillen unterblieb, weil man keine bedeutenden Kosten aufwenden konnte oder wollte, und der Kurfürst die gleichzeitig restaurirte mainzer Universität vorzugsweise begünstigte, so geschah doch im Einzelnen manches Nützliche; die erledigten Lehrämter wurden größtentheils gut wieder besetzt, eine neue Entbindungslehranstalt errichtet, und das klinische Institut wieder hergestellt. Aus persönlicher Vorliebe begünstigte Dalberg besonders die Natur- und Gewerbskunde, und ließ unter andern auf seine Kosten im botanischen Garten ein chemisches Laboratorium erbauen. Seinem belebenden Einflusse war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Erfurt, in den letzten 30—40 Jahren des Bestehens der Universität, eine Reihe von Männern aufzuweisen hatte, die jeder andern Ehre gemacht und auch die erfurter Universität blühend erhalten haben würden, wenn gute Docenten allein hierzu ausreichten. Wir nennen zum Beweis hier noch einige der ausgezeichnetsten Lehrer, die bis zum Untergange der Universität in Erfurt wirkten. In der katholisch-theologischen Facultät machten sich besonders verdient: Peter Franz Agricola, Prof. 1783, besaß vorzüglich in der Kirchen- und Literaturgeschichte seltene Kenntnisse, gest. 1807; und der gelehrte und philosophisch gebildete Prälat des Peterklosters, Placidus Muth (Prof. 1788, gest. 1821), durch welchen das Studium der ka-

32) Garve's Briefe an seine Mutter. S. 47. 51.

Digitized by Google

tholischen Theologie eine gründliche Umgestaltung erfuhr, und manche Classe wichtiger Vorlesungen, wie Exegese und Pastoraltheologie, zuerst im Lectionskatalog eine bleibende Stelle erhielt. — Unter den evangelischen Professoren der Theologie zeichneten sich aus: Justus Friedr. Froriep, Prof. 1771, verließ Erfurt 1783, gest. zu Wetzlar 1800; und Joh. Joach. Bellermann, Prof. der Phil. 1784, der Theol. 1790, nach Berlin berufen 1803, auch in andern Wissenschafts- und Berufskreisen vielseitig verdient. — In der Juristenfacultät sind vorzugsweise zu nennen: Karl Fr. Dieterich, Prof. 1773, zugleich ein gelehrter Naturforscher, gest. 1805; Franz Moritz Bachmann, Prof. 1779, widmete zwar den größten Theil seiner Zeit, zum Nachtheil seines wissenschaftlichen Wirkens, dem Staatsdienste, als Regierungs- und Kammerrath, war aber doch auch als Lehrer ausgezeichnet, ging 1803 als Rath der neuorganisirten Kriegs- und Domainenkammer nach Heiligenstadt, gest. zu Wetzlar 1809; Chr. Wilh. Wehrn, Prof. 1779, nach Halle berufen 1805, gest. 1814. — In der medicinischen Facultät erwarben sich besondere Verdienste: Friedr. Ludw. Eusebius Rumpel, Prof. 1767, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, der besonders das Studium der medicinischen Literärgeschichte, worin seine vorzüglichste Stärke lag, einführte, gest. 1811; Wilh. Bernhard Trommsdorff, Prof. 1770, stellte 1781 das seit Baumer's Zeit erloschene klinische Institut wieder her, gest. 1783; Joh. Jacob Planer, Prof. 1779, ein Mann von ebenso tiefer als ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vielseitigen Verdiensten als Botaniker, Chemiker und praktischer Arzt, mit Trommsdorff zweiter Begründer und nach ihm Vorsteher des klinischen Instituts, gest. 1789; Joh. Friedr. Weißenborn, Prof. 1779, erster Director des neuerrichteten Entbindungsinstituts, gest. 1799; Joh. Gottlieb Erhard, Prof. 1789, nach Planer's Tode Director des klinischen Instituts, zugleich als Lehrer der Anatomie, durch Einführung einer umfassenden, feineren und praktischen Behandlung dieser Disciplin, sowie um wissenschaftliche Bildung der Wundärzte verdient, gest. 1822; August Friedr. Hecker, Prof. 1790, trug besonders durch seine rührige Schriftstellerthätigkeit dazu bei, den Ruf der Universität auszubreiten, wurde 1805 nach Berlin berufen, gest. 1811; Joh. Barthol. Trommsdorff, der berühmte Chemiker, Prof. 1795, lehnte mehre, zum Theil sehr glänzende, auswärtige Berufungen ab, gest. 1837; Joh. Jacob Bernhardi, Prof. der Phil. 1805, der Med. 1809, neuer Schöpfer des botanischen Gartens in großartigem Sinne; Georg Heinr. Thilow, Prof. 1809, vorher viele Jahre Privatdocent, ein geschickter Anatom, gest. 1837; Chr. Fr. Bucholz, der berühmte Chemiker und Pharmaceut, Prof. 1809, gest. 1818. — In der philosophischen Facultät lehrten außer einigen, bei andern Facultäten schon genannten, noch als ausgezeichnetere Männer: Joh. Christ. Lossius, Prof. 1770, gest. 1813; Adam Friedr. Chr. Reinhard, Prof. 1771, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vielseitigen Verdiensten, besonders ein großer Mathematiker, gest. 1808; Georg Heinrich Werner, geschickter Mathematiker und gelehrter Kunstkenner, lehrte viele Jahre als Privatdocent, gest. 1788; Jacob Dominicus, Prof. 1789, stellte das, seit Meusel's Abgange fast ganz erloschene Studium der Geschichte wieder her, wurde, nach Aufhebung der Universität, 1817 an das Consistorium in Coblenz versetzt, gest. 1819; Joh. Chr. Gotthard, Prof. der Ökonomie und Kameralwissenschaft 1792, gest. 1813; Joh. Chph. Weingärtner, ausgezeichneter Mathematiker, Prof. 1801, seit 1813 zugleich Prof. der Theol., gest. 1834; Heinr. Schorch, geschmackvoller Literator und Dichter, Prof. 1803, gest. 1822; Hieron. Ludw. Wilh. Völker, verdient um Mineralogie, Ökonomie und Technologie, Prof. 1809, gest. 1840; Ephr. Sal. Unger, rühmlich bekannter Mathematiker, Privatdocent 1810. — Unter den Gelehrten, welche, ohne mit der Universität in näherer Verbindung zu stehen, sich durch literarische und andere wissenschaftliche Verdienste hervorthaten, und dadurch zur allgemeinen Anregung des wissenschaftlichen Lebens beitrugen, sind vorzüglich die pädagogischen Schriftsteller Chr. Gotthilf Salzmann und Kasp. Fr. Lossius zu bemerken.

Was die Universität, auch unter der Obsorge eines so thätigen Freundes der Wissenschaften wie Dalberg, in ihrem Aufschwunge zurückhielt, war — abgesehen von der allzu großen Nähe anderer berühmter Universitäten — theils die auch nach manchen eingetretenen Verbesserungen doch immer noch allzu dürftige Besoldung der Professoren, welche die meisten nöthigte, sich andern Geschäften vorzugsweise zu widmen und das akademische Lehramt als Nebensache zu behandeln [33]), oder sich manche wesentliche Hilfsmittel des wissenschaftlichen Fortschrittes zu versagen, theils die unrichtigen Begriffe über das wahre Wesen einer Universität, die auch Dalberg mit andern hochgestellten Personen seiner Zeit theilte, und wonach man sie nur als eine höhere Landesschule betrachtete. So wurden die althergebrachten Jurisdictionsrechte der Universität immer mehr beschränkt und diese dadurch in der öffentlichen Achtung herabgesetzt, Lehrer und Studirende von der aus Mitgliedern der Regierung bestehenden akademischen Commission, die eigentlich für das Wohl der Universität wachen sollte, auf eine theils unwürdige, theils lächerliche Weise despotisirt, und das Heil der Universität von äußerlichen Vorschriften und lästigen Controlen, wie man leicht denken kann, vergebens erwartet [34]). — Nachdem Erfurt (1802)

33) Es war zuletzt fast etwas Ungewöhnliches geworden, einen Gelehrten zu sehen, der blos Professor war, und in der letzten Periode waren Schorch in der juristischen, Rumpel in der medicinischen und Lossius in der philosophischen Facultät fast die Einzigen, die gar kein anderes Geschäft hatten. Dagegen war z. B. Bachmann Prof. der Rechte und Assessor der Juristenfacultät, dabei wirklicher Regierungsrath und Kammerconsulent; Bellermann war Prof. der Theol. und Philos. und Director des evangelischen Gymnasium; eine Verbindung von Ämtern, deren jedes einzelne seinen Mann beschäftigen konnte u. s. w. 34) Man verlangte unter andern vierteljährliche Berichte über Anzahl und Namen der Studirenden, die jedes Collegium besuchten, ihren Fleiß und Aufführung u. s. w., und machte dabei oft unnöthige und mit kränkenden Verfügungen begleitete Ausstellungen über scheinbare Collisionen angekündigter Vorlesungen und dergl., die sich bei ruhiger Erkundigung von selbst würden gehoben haben. So erhielt z. B. die medicinische Facultät einst eine scharfe Rüge, weil zwei Professoren gleichzeitig specielle Therapie lasen, und zwei andere ihre Vorlesung

Digitized by Google

an den preußischen Staat übergegangen war, sprach sich bald die Absicht der neuen Regierung aus, die Universität, deren Erhaltung für den Staat kein Bedürfniß war, eingehen zu lassen; die erledigten Stellen blieben daher unbesetzt und die Universität verlor in kurzer Zeit beinahe die Hälfte ihrer Lehrer. Die hieraus nothwendig erfolgenden Lücken des Lehrplans und die schnell verbreitete Kunde von der bevorstehenden Aufhebung der Universität mußten endlich auch die noch übrigen Studirenden, die nicht durch besondere Gründe an Erfurt gebunden waren, verscheuchen. Die unglücklichen Folgen der Schlacht bei Jena, welche Erfurt vom preußischen Staate losrissen, schienen zwar gleich Anfangs den Untergang der Universität, durch die ungeheuren Kriegslasten, Beschlagnahme ihrer Gebäude, Einziehung der aus Staatscassen fließenden Gehalte und anderer Zuschüsse u. s. w. zu vollenden; dennoch erfolgte ganz unerwartet eine sogenannte Restauration derselben, aber freilich aus sehr unlautern Beweggründen und meist nur auf den äußern Schein berechnet. Die damals in Erfurt dominirenden Personen sahen in der Universität ein nothwendiges Ingrediens für die angestrebte Scheingröße Erfurts, und wußten daher Napoleon bei seiner Anwesenheit im Herbst 1808 für dieselbe zu interessiren. Die Universität wurde, wie man es nannte, neu botirt; aber für die neu angewiesenen, doch nie richtig eingehenden, Einkünfte wurden ihr die älteren, bedeutenderen, soweit sie aus Staatscassen geflossen waren, entzogen; die erledigten Lehrstellen wurden neu besetzt, aber neben einigen wahrhaft würdigen Gelehrten, die man des Anstandes wegen nicht zurücksetzen konnte, großentheils mit Männern, die von dem Berufe eines akademischen Lehrers gar keinen Begriff hatten, und nur aus rein persönlichen Rücksichten gewählt wurden; und bei alle dem war man nicht im Stande, in das durch den Krieg zerrüttete, und von allen, die nicht durch Nothwendigkeit dahin geführt wurden, gemiedene Erfurt, Studirende herbei zu zaubern. Doch wurde im Wesentlichen die Bereicherung der Bibliothek durch die Bibliotheken aufgehobener Klöster, und die großartige Erweiterung des botanischen Gartens (der auch noch gegenwärtig unterhalten wird) gewonnen. Die Wiederkehr der preußischen Regierung führte auch die früheren Absichten der Auflösung der Universität zurück, nur sollte diese nicht langsam, sondern mit einem Schlage geschehen, und so wurde am 12. Nov. 1816 ihre Aufhebung feierlich vollzogen. Der Fonds der Universität ist nunmehr mit dem allgemeinen Kirchen- und Schulfonds für Erfurt und das Eichsfeld vereinigt, ihre noch übrigen Gebäude aber größtentheils der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken überlassen. Traurig war das Erlöschen dieses alten und durch seine historischen Erinnerungen immer noch ehrwürdigen Instituts besonders in Ansehung einiger der letzten Lehrer, welchen ein wissenschaftlicher Wirkungskreis, worin sie noch lange und viel hätten nützen können, nicht wieder eröffnet wurde. In Erfurt selbst hat übrigens wissenschaftliche Thätigkeit auch nach dem Untergange der Universität nicht aufgehört, wie außer den fortgesetzten Leistungen einiger, die Universität noch um eine Reihe von Jahren dort überlebenden Mitglieder derselben, auch später dort wirkende Gelehrte, wie Möller im theologischen, Spitzner, Schmidt, Kritz im philologischen, Hahn im pädagogischen, Straß, Benicken im historischen, Streit und Mensing im mathematischen Fache u. a. m. beweisen.

Auch nach Aufhebung der Universität dauerte die im J. 1754 durch den Kurfürsten Johann Friedrich Karl gestiftete Akademie der Wissenschaften fort, die nicht blos auf literarische Thätigkeit beschränkt blieb, sondern auch auf andere Weise zur Beförderung des allgemeinen Wohls zu wirken suchte, wie denn unter anderem die Bildung des Gewerbevereins durch sie veranlaßt worden ist. Dieser hat den dreifachen Zweck: unter allen Classen der Gewerbetreibenden, mit der Überzeugung von der Nothwendigkeit wissenschaftlicher Kenntnisse zum Behuf industriellen Fortschreitens, zugleich diese Kenntnisse selbst in angemessener Weise zu verbreiten; neue Erfindungen des In- und Auslandes unter den dabei interessirten Gewerbetreibenden bekannt zu machen und Versuche zu ihrer Prüfung und Fortbildung zu veranlassen; und endlich neue, der Örtlichkeit angemessene, Erwerbsquellen aufzusuchen, besonders aber die Aufnahme solcher Gewerbszweige, deren Erzeugnisse bisher vom Auslande bezogen wurden, zu befördern. Seit seiner Stiftung im J. 1827 hat dieser Verein sehr vortheilhaft gewirkt.

Die erste Lehranstalt ist gegenwärtig das königl. vereinigte Gymnasium, welches seit seiner Reform im J. 1827 unter der Direction des bewährten Schulmannes Dr. Straß sich den besten an die Seite stellt. — Neben dem vereinigten Gymnasium wurde zwar Ostern 1822 ein besonderes katholisches Progymnasium mit drei den drei untern Classen des gemeinschaftlichen Gymnasiums parallel laufenden Classen errichtet, aber wegen allzu geringer Frequenz im J. 1834 wieder aufgehoben, und die katholischen Schüler, welche nicht geneigt sein sollten, das gemeinschaftliche Gymnasium, bei welchem ein besonderer katholischer Religionslehrer angestellt ist, zu besuchen, dem katholischen Gymnasium in Heiligenstadt zugewiesen.

Da mit der Auflösung des ehemaligen evangelischen Rathsgymnasiums auch das seit 1775 mit demselben verbundene Schullehrerseminarium aufhörte und überhaupt die Verbindung beider Anstalten nicht zweckmäßig erschien, so wurde noch im Sommer 1820, durch die Bemühungen des thätigen Regierungs- und Schulraths Hahn (jetzt in Magdeburg), ein neues Seminarium organisirt und demselben sein Local in dem ehemaligen Neuwerkskloster angewiesen. Auch diese Anstalt ist für beide Religionsparteien gemeinschaftlich bestimmt; ihre Verfassung bedarf übrigens, aus der bei dem Gymnasium angegebenen Ursache, keiner weitern Erklärung.

Als höhere Unterrichtsanstalten für besondere Zwecke (wie deren Erfurt von Zeit zu Zeit von verschiedener Bestimmung, und darunter sehr berühmte

60*

zu einer Stunde hielten und doch beinahe dieselben Zuhörer nannten; da sich doch sogleich ergab, daß von jenen einer die erste, der andere die zweite Hälfte des Cursus vortrug, und letztere beide zwar zu gleicher Stunde, aber an verschiedenen Tagen lasen, sodaß also füglich dieselben Zuhörer beide hören konnten.

Digitized by Google

und ausgezeichnet wirksame, z. B. das Trommsdorffsche pharmaceutische Institut, gehabt hat) bestehen gegenwärtig die Rodad'sche Handlungslehranstalt und die mathematische Lehranstalt des Dr. Unger. — Volksschulen sind in hinreichender Anzahl, und zwar nach dem Religionsbekenntnisse getrennt, vorhanden; wie denn auch für das gesammte Volksschulwesen jeder Confession eine besondere Oberschulaufsicht besteht. Für die Kinder der ärmeren Volksclassen ist eine Frei- und Erwerbschule und für Handwerker eine Sonntagsschule vorhanden. Eine weibliche Erziehungsanstalt, mit einem Pensionate verbunden, und zwar ohne Unterschied der Confession, wird von den Ursulinernonnenklöster unterhalten, dessen Conventualinnen deshalb vor ihrer Aufnahme hinsichtlich ihrer Fähigkeiten für den Unterricht geprüft werden. — Für die Erziehung ältemloser und unterstützungsbedürftiger Kinder wird durch das evangelische und katholische Waisenhaus und für die sittliche Besserung verwahrloster durch das (nebenbei noch manchem andern gemeinnützigen Zwecke dienende) von Karl Reinthaler 1820 gegründete Martinsstift gesorgt. Über die Wirksamkeit und Geschichte des letzteren wird alsdann[35]) Bericht ausgegeben werden. Eine Taubstummen-Unterrichtsanstalt wurde 1832 errichtet und steht mit dem Schullehrerseminar in Verbindung. (*H. A. Erhard.*)

ERGA, Stadt in Hispania citerior, an der Grenze des Gebietes der Ilergetes, westlich von Ilerda, jetzt Lerida.

ERGANE, *Ἐργάνη*, die Arbeiterin, Weberin, Beiname der Minerva als Beschützerin der Künste und mechanischen Thätigkeit des Menschen, besonders des weiblichen Geschlechts. Sie führte ihn vornehmlich zu Sparta, Thespiä, Athen und Samos, und zwar in Athen zuerst, wie Pausanias I, 24, 3 versichert. *Ἐργάνη* bedeutet ursprünglich das Tagewerk und die Arbeitsamkeit selbst. Diese weckt nämlich der Geist der Göttin in dem Menschen, und darum gehört der Hahn mit zu ihren Symbolen, der des Morgens früh durch sein Geschrei zur Thätigkeit auffodert und zwar zur Thätigkeit jeder Art, daher sie bei den Agineten auch Vorsteherin des Schiffswesens war (*Müller's Aeginet.* p. 108); auch ist sie in diesem allgemeinen Sinne die Pflegerin des Erdmannes Erichthonios, ja beinahe seine Mutter. Bisweilen drücken sich die Schriftsteller selbst so aus, als ob sie unter Ergane eine eigene Göttin verständen, z. B. *Aelian.* Var. Hist. I, 2; dies wäre denn eine besondere Personification der erfindungreichen Athene, die wieder bei Andern zu der stolzen Weberin Arachne wird, welche vergißt, wem sie ihre Kunst verdankt. Dieser Mythos war von Phrygien und Lydien her zu den Hellenen gekommen, über welche Länder die babylonischen Webereien und Stickereien zu den Griechen gelangten. Diese Künste besaß aber auch Ägypten im hohen Grade der Vollkommenheit, und so wurde daselbst gewiß auch Neith, aus der Athene sich bildete, unter dem Begriffe der Künstlerin verehrt. Bei Artemidoros (Oneirocrit. II, 35. p. 126 und 204. *Reiff.*) wird erklärt, welchen Menschenclassen Minerva's Erscheinung im Traume günstig sei und da heißt es denn: den Handwerkern ist sie günstig wegen des Namens Ergane; denen, welche ein Weib nehmen wollen, weil sie auf die Häuslichkeit und Züchtigkeit des Weibes deutet; den Philosophen, weil sie die Weisheit aus Jupiter's Haupte ist; den Landleuten, weil sie den Begriff der Erde, den Kriegern, weil sie den des Ares in sich schließt. Sie war also den Griechen Vorstherin aller Künstler und Werkmeister, und lehrte sie Lanzen fertigen, Häuser bauen und Gewänder weben. Frauen und Jungfrauen, die an Weberei Vergnügen finden und die Ergane verehren, bemühen sich um ein wohlgeordnetes und züchtiges Leben (*Alciphron.* III, 41. p. 128. *Wagner*); darum ist sie auch die Frieden und Glück Bringende. Pausanias (IX, 26, 5) zählt unter mehren Bildern, die er zu Thespiä sah, neben einander folgende auf: Dionysos, Tyche, Hygiea, Athene Ergane und Plutus, d. h. Natur, Glück, Gesundheit, weise Thätigkeit und Reichthum, in so fern ein schöner Kreis allegorischer Bilder, die ihre Auslegung in sich selbst tragen (s. *Struzer's* Symb. II. S. 744). (*Richter.*)

ERGASTINAE, die beiden Jungfrauen in Athen, welche jährlich der Minerva den großen Peplos webten, ein sehr ehrenvolles Geschäft, daher auch die Jungfrauen im höchsten Sinne unbescholten sein mußten. (*Richter.*)

ERGASTULUM. Dieses Wort, das ursprünglich eine objectivische, nachher als Substantiv gebrauchte Form gewesen zu sein scheint, da wir auch die Masculinform Ergastulus, obwol in veränderter Bedeutung (s. unten), antreffen, stammt von dem griechischen *ἔργον*, *ἐργάζεσθαι* [wovon auch *ἐργαστήριον*[1]), und das in seiner Bedeutung dem lateinischen Ergastulum näher stehende *ἐργάνης*[2])], und ist daher gleich diesen griechischen Ausdrücken zunächst auf die Geschäfte schwerer Feldarbeit zu beziehen, als der für die dazu Bestimmten eingerichtete Aufenthaltsort, mithin eine Art von Arbeitshaus oder Einkerkerungshaus, dessen Bewohner dann auch zu andern beschwerlichen Arbeiten jeder Art, die ihnen als eine Art von Strafe auferlegt sind, gebraucht und verwendet werden können. Daher schon die alte Glosse des Pitorenus: Ergastulum *τόπος ἐν ᾧ δουλεύειν ἐργάζονται*, und die Erklärung des Isidorus: *Ergastula*, ubi deputantur noxii ad aliquod opus faciendum[3]). Wir haben demnach unter Ergastulum ein zunächst für Skla-

35) Außer diesen Jahresberichten gibt über die Geschichte und Verfassung des so merkwürdigen als wohlthätigen Martinsstiftes ausführliche Nachricht: Das Lutherdächtnis, handelnd von Gottes Führungen in der Geschichte des Dr. Mart. Luther, Joh. Falk, des Martinsstiftes zu Erfurt und Luther's verwaistester Nachkommen; herausgegeben von Heinr. Holzschuher. (Nürnberg 1836.)

1) s. *Hesych.* T. I. p. 1419: *Ἐργάτωνες· οἱ ἐν τοῖς ἔργοις τόποι, ἔνθα οἱ ὀλκέται κοπιῶσιν.* 2) Cf. *Stephani* Thes. L. Gr. T. III. p. 3794. ed. Lond. Über das lateinische Wort Ergasterium in dem Sinne von Kaufbuden, Boutiquen und Magazinen, s. Gothofred zum Cod. Theodos. VII. tit. VIII. l. 5. (T. II. p. 347 seq.) — Über die Ableitung von Ergastulum vergl. auch Salmasius zu *Spartian.* Hadrian. 18. 3) Daß nun bei Isidor weiter folgt: „ut solent gladiatores et exules, qui marmora secant, et tamen vinculorum custodiis alligati sant," kann uns zunächst nicht berühren, und scheint Vermischung heterogener Gegenstände zu sein.

Digitized by Google

ven zu harter und schwerer, zunächst Feldarbeit bestimmtes Arbeitshaus zu denken, in welchem sie des Nachts über eingesperrt sind und des Tages über, wo sie nicht durch die Feldarbeit in Anspruch genommen sind, andere schwere Arbeiten, und zwar gefesselt, zu verrichten haben, sodaß das Ganze auch als eine Art von Strafanstalt, oder Zuchthaus anzusehen ist, in welchem die Sklaven, die irgend etwas verbrochen hatten, oder zu andern Geschäften nicht zu gebrauchen waren, zur Strafe gewissermaßen detinirt waren *).

Fragen wir nun näher, wann solche Zucht- und Arbeitshäuser der Sklaven zuerst in Rom aufgekommen und wie es sich mit ihrer Errichtung wie mit ihrer Einrichtung überhaupt verhalte, so würde eine Stelle des Livius (II, 23)*) das Dasein solcher Arbeitshäuser schon am Anfange der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts der Stadt, also in den ersten Zeiten der Republik bald nach Vertreibung der Könige, darthun können: wenn wir nicht in ebendieser Stelle mit Grund zu der Annahme berechtigt wären, daß, um die Härte des ganzen Verfahrens, das die Gläubiger gegen die ihnen als Sklaven zugesprochenen, zahlungsunfähigen Schuldner zu beobachten pflegten, zu bezeichnen, der einer spätern Zeit und Sitte angehörende Ausdruck Ergastulum von dem rhetorisirenden Schriftsteller absichtlich angewendet und in diesem Sinne auf eine frühere Periode übertragen worden sei. Findet sich doch selbst in den Komödien des Plautus, wo ähnliche Sklavenverhältnisse, wie z. B. die harte Arbeit in den Mühlen (pistrinum), öfters zur Sprache kommen, da ja Plautus selbst einmal dazu genöthigt ward, noch nicht der Ausdruck Ergastulum: und so scheint selbst die damit bezeichnete Sache erst später in der Weise aufgekommen zu sein, in welcher sie uns gewöhnlich entgegentritt. Überhaupt mochte in dieser ganzen früheren Periode Roms, wo das Verhältniß des Sklaven zum Herrn noch nicht in dem Grade abgeschlossen war, wie es später werden mußte, wo der Sklave, der zur Familie des Herrn gehörte, mit dieser lebte und arbeitete, seinem Herrn ebendadurch weit näher stand, wo auch die Zahl der Sklaven weit geringer war, und diese nicht aus fremden Ländern des Ostens und Nordens herbeigeschleppt waren, die Nothwendigkeit der Errichtung solcher Ergastula, die später auf keinem der großen römischen Landgüter fehlen durften, wegfallen. Diese Nothwendigkeit trat erst dann ein, als mit der Eroberung so vieler und so ausgedehnter Landstrecken Italiens, die nun als ager publicus von Sklavenbänden, und zwar meist im Interesse des im Genuß dieses ager publicus befindlichen höheren römischen Adels, bebaut werden mußten, eine ungleich größere Zahl von Sklaven zum Anbau dieser Strecken nothwendig ward, und diese Sklaven nun durch Kauf oder Krieg aus fernen Gegenden beigebracht werden mußten *). Der Römer hatte nach den punischen Kriegen nach und nach aufgehört, selbst sein Land zu bebauen; unermeßliche Landgüter waren in den Besitz einzelner Großen Roms — es genügt nur, an die Gracchischen Ackergesetze und die Veranlassung zu denselben zu erinnern — gelangt, und konnten nun nur durch die überall her zusammengerafften Sklaven bearbeitet werden. Daß es bei solchen Verhältnissen, wo Hunderte, ja Tausende solcher Sklaven zusammentrafen, nöthig war, zur Erhaltung der Ordnung und Zucht, wie selbst zur Sicherheit, Strafhäuser und eigene Arbeits- oder Zuchtanstalten für widerspenstige, strafbare oder entlaufene und wieder eingefangene Sklaven zu errichten, liegt am Tage: und da nicht sowol ordentliche Richter, sondern der Herr der Sklaven die Justiz über dieselben übte und ein unbedingtes Recht über dieselben besaß, so war es auch Sache des Herrn, auf seinem Landgute für derartige Sklaven ein Straf- und Arbeitshaus zu schaffen. Und dies waren zunächst die Ergastula, die in der Folge immer nothwendiger werden mußten, je mehr eben in Folge der innern Kriege und bürgerlichen Fehden, sowie der kaiserlichen Herrschaft, der Ackerbau in Italien den Händen der freien Bevölkerung entzogen und fast gänzlich den Sklaven überlassen ward. Wo ein größeres Gut war, das von Sklaven bebaut ward, da war auch ein Ergastulum, und darum fehlt auch in der Beschreibung, welche Columella von der Anlage einer römischen Villa gibt, keineswegs die Beschreibung des Ergastulum. Es war eine Art von großem Keller, möglichst gesund zwar und ohne Nachtheil für das physische Wohl der zu schwerer Arbeit bestimmten Sklaven angelegt, daher mit möglichst vielen, aber engen Fensterlöchern erhellt, die jedoch in einer solchen Erhöhung vom Boden angebracht waren, daß man sie mit der Hand nicht erreichen konnte *). Hier waren sie wohl verwahrt und einer strengen Beaufsichtigung unterworfen. In der Regel waren sie mit Fesseln belastet, ja sie mußten auch, gleich unseren Sträflingen, in Fesseln selbst die schwersten Geschäfte der Feldarbeit, z. B. das Graben des Bodens und dergl., besorgen; wie

4) Daraus schon, wie aus der folgenden Entwicklung, wird sich zur Genüge ergeben, wie irrig es ist, Ergastulum, als das bei einigen substantivisch gebrauchten Adjectiven fehlende Wort, suppliren zu wollen, wie z. B. bei Pistrinum oder Textrinum in *Paleireti* Thes. Illipa. Latt. p. 72. ed. *Runkel*. 5) Hier sind einem der Nexi, unter den übrigen Beschwerden und Klagen, die er vorbringt, die Worte in den Mund gelegt: „Ductum se ab creditore non in servitutem sed *in ergastulum* et *carnificinam* esse.“ Nicht anders ist wol auch VII, 4 zu fassen, wo unter den gegen Manlius erhobenen Beschwerden — es fällt dies gegen Ende des 4. Jahrh. der Stadt — es heißt: „quod filium juvenem, nullius probri compertum, extorrem urbe, domo, penatibus, foro, luce, congressu aequalium prohibitum, *in opus servile*, prope in carcerem atque in *ergastulum* dederit, ubi summo loco natus dictatorius juvenis *quotidianis miseriis* discereat, vere imperioso patre se natum esse.“

6) Man lese z. B. Plutarch (Vit. Tib. Gracch. 8) und daselbst am Schluß die Worte: „— ὥστε τοχὺ τὴν Ἰταλίαν ὅπαν ὀλιγαρχίας ἐλευθέρων ἀοικήσαι, δεσμωτηρίων δὲ βαρβαρικῶν ληπτικήσθαι, ἐν ὧν ἐγεώργουν οἱ πλούσιοι τὸ χωρίον, τοὺς πολίτας ἐξελάσαντες.“ Bei den Worten δεσμωτηρίοις βαρβαρικοῖς an Ergastula zu denken, liegt wol nicht allzu fern. 7) Columella's eigene Worte (I, 6. §. 3) lauten: „— vinctis (servis) quam saluberrimum *subterraneum ergastulum* plurimis idque angustis illustratum fenestris atque a terra sic editis, ne manu contingi possint.“ Von dem Feuchtkeitsorte der übrigen Sklaven heißt es unmittelbar zuvor: „Optime solutis servis cellae meridiem aequinoctialem spectantes sunt.“

Digitized by Google

dies aus mehren Stellen der Alten hervorgeht, wo die das Feld bebauenden Sklaven vincti genannt oder mit ähnlichen Prädicaten bezeichnet werden[8]). Daß sie auch mit eigenen Abzeichen gebrandmarkt gewesen, möchten wir als allgemeine Sitte nicht aussprechen, da uns dazu die nöthigen Belege fehlen[9]); aber daß unter den eingesperrten Sklaven sich auch solche befunden, welche mit solchen Schand- und Brandmalen, wahrscheinlich zur Strafe wegen Entlaufens oder ähnlicher Vergehungen, versehen waren (inscripti, literati bekanntlich genannt), wird ebenso wenig sich in Abrede stellen lassen[10]). Auch mag man mit Lipsius[11]) wol annehmen, daß sie, gleich andern Sklaven, den einen Theil der Haare geschoren, als äußeres Abzeichen ihres Standes, trugen, und zugleich als Gegenstand der Geringschätzung anderer freigeborenen oder doch freigelassenen Römer.

Man kann sich darnach wol einen Begriff machen von der Lage der in ein solches Gefängniß — carcer rusticus, wie Juvenalis[12]) ein Ergastulum nennt, eingesperrten und einer täglichen strengen Aufsicht von Seiten des Herrn oder des von ihm dazu bestellten Aufsehers unterworfenen Sklaven; man untersuchte täglich ihre Fesseln, sowie die Sicherheit und die gute Verwahrung des Ergastulum; aber man untersuchte auch, ob der Oberaufseher (villicus) ohne Wissen des Herrn einen Sklaven in Fesseln gelegt oder davon wieder befreit, und es war überhaupt dem Herrn in dieser Hinsicht ganz besondere Aufmerksamkeit zur Pflicht gemacht, auf daß nicht ungerechte Härte der Aufseher und allzu harte Behandlung den unglücklichen Sklaven treffe: ein sicherer Beweis, daß die Verweisung in das Ergastulum als eine schwere Strafe angesehen ward, die nur von dem Herrn selbst über den straffälligen Sklaven verhängt werden konnte[13]). Es kommt daher auch bei Columella ein eigener Aufseher über das Ergastulum unter dem Namen Ergastularius oder Ergastulus (bei Nonius, S. 447, der auch eine Stelle aus den Satyren des Lucilius anführt) vor, der natürlich unter dem Villicus stand, der die Aufsicht über das ganze Landgut und Alles, was dazu gehörte, oder darin sich befand, führte.

Wie hoch sich die Anzahl der Sklaven belaufen, welche ein Ergastulum aufnehmen konnte, läßt sich natürlich nicht genau bestimmen, indem dies von der Ausdehnung des Gutes, der Größe der Villa und der Zahl der dort befindlichen Sklaven abhing; merkwürdig ist indessen hier eine Bestimmung, welche bei Appulejus sich findet, und die Normalzahl auf fünfzehn festsetzt[14]).

Erwägt man aber dies Alles, um von der Beschaffenheit dieser für die niederste Menschenclasse bestimmten Strafanstalten sich einen Begriff zu machen, so wird man auch im Stande sein, die Größe des Vorwurfs zu würdigen, welcher dem Antonius gemacht wird, als er, um sein Heer zu verstärken, auf seinen Zügen die Ergastula öffnete und die darin befindlichen Sklaven als Soldaten unter seine Truppen steckte[15]). Es war dies um so auffallender, als auch noch späterhin unter den Kaisern man so etwas nicht sich erlauben zu dürfen glaubte, und noch aus dem Jahre 380 eine Verordnung Theodosius' der Großen existirt, welche es ausdrücklich verbietet, aus den Ergastulis Recruten zu nehmen[16]). Andererseits bezeichnet es uns Juvenalis[17]) als etwas Übliches, nichtsnützige Sklaven, die zu nichts tauglich und zu gebrauchen waren, in ein Ergastulum zu schicken, wo sie zur Arbeit zwangsweise angehalten waren. Aber man beschränkte sich damals schon nicht mehr auf Sklaven; schon unter Augustus kommen Fälle vor, daß von schlechten Besitzern Menschenraub verübt, und Wanderer, Freie wie Sklaven, auf den Wegen gewaltsam weggeschleppt und heimlich in die Ergastula gesteckt wurden, wo sie für den Besitzer arbeiten mußten; weshalb Augustus eine Revision der Ergastula vornehmen ließ[18]); und daß das Übel nicht damit ausgerottet war, zeigt uns die Nachricht, daß Tiberius eine ähnliche Revision vorgenommen, weil viele gewaltsam Geraubte widerrechtlich in solchen Orten zurückgehalten worden, manche aber auch, um dem Kriegsdienste zu entgehen, sich in solche Orte geflüchtet und daselbst im

8) Dies sind z. B. die vincti bei Seneca (De benef. VII, 10): „vasta spatia terrarum colenda per *vinctos*;" ebenso De brevit. vit. 12. Oder bei Lucanus (VII, 489): „*vincto fossore* coluntur Hesperiae segetes," welcher Ausdruck bei Ovidius (Trist. IV, 1, 5) und Juvenal (II, 79) wiederkehrt. Daher auch bei Cicero pro Rabir. perduell. 7. §. 20: „etiam ille *ex compedibus atque ergastulo* Gracchus." Siehe auch die weiter unten noch anzuführenden Stellen des Columella, insbesondere XI, 1, sowie des Plinius. 9) So scheint es Lipsius (Electt. II, 15 [p. 321. T. I. Opp.]) zu nehmen. 10) *Juvenalis* XIV, 24: quem mira afficiunt *inscripta* ergastula. Andere Stellen, die man darauf beziehen kann, führt Lipsius (l. l.) an; s. auch *Petron.* Satyr. p. 65. über die Brandmarkung selbst und derartige Abzeichen s. Becker, Gallus I. S. 129 fg. 11) am vorher angef. Orte S. 322. 12) XIV, 24. 13) *Columella* I, 8. §. 15: „— illa solemnia sunt omnibus circumspectis, ut ergastuli mancipia recognoscant, ut explorent, an diligenter vincta sint, an ipsae sedes custodiae satis tutae munitaeque sint: num villicus aut alligaverit quempiam domino nesciente aut revinxerit. Nam utrumque maxime servare debet, ut et, quem patersamilias tali poena mulctaverit, villicus nisi ejusdem permissu, compedibus non eximat: et quem ipse sua sponte vinxerit, antequam sciat dominus, non resolvat: tantoque curiosior inquisitio patrisfamilias debet esse pro tali genere servorum, ne aut in vestiariis, aut in caeteris praebitis injuriose tractentur, quanto et pluribus subjecti, ut villicis, ut operum magistris, *ut ergastulariis* magis obnoxil perpetiendis injuriis et rursus saevitia atque avaritia laesi magis timendi sint. Itaque diligens dominus etc. etc." Ebenso XI, 1. §. 22: Itaque *mancipia vincta, quae sunt ergastuli*, per nomina quotidie citare debebit atque explorare, ut sint compedibus diligenter innexa; tum etiam custodiae sedes an tuta et recte munita sit: nec si quem dominus aut ipse (sc. villicus) vinxerit, sine jussu patrisfamiliae resolvat."

14) Apolog. p. 504. B.: „quindecim liberi homines populus est; totidem servi familia; *totidem vincti ergastulum*." 15) s. *Cicero*, Epist. ad Div. XI, 10 und 13. 16) Cod. Theodos. VII, 13. l. 8 und daselbst die Worte: „nec *tracta de ergastulis nomina*." 17) Sat. VIII, 179:

Quid facias talem sortitus, Pontice, servum?
Nempe in Lucanos aut *Tusca ergastula mittas*.

18) *Sueton.* Octav. 32: „rapti per agros viatores sine discrimine, liberi, servique ergastulis possessorum supprimebantur," und bald darauf: „— Igitur — *ergastula recognovit*."

Digitized by Google

Verborgenen versteckt gehalten hatten [19]). Immerhin aber bestanden die Ergastula fortwährend noch unter den Nachfolgern des Tiberius, wie die schon oben angeführten Stellen des Seneca, Juvenalis und vor Allem des Columella beweisen, zu dessen Zeit sie als eine allgemeine Einrichtung erscheinen, geboten auch wol durch die Natur der Verhältnisse und namentlich auch dadurch, daß die Bebauung des Feldes, zum großen und offenbaren Nachtheil der gesammten Agricultur [20]), großentheils durch Sklavenhände geschah; bis mit einem Male unter Hadrianus eine Änderung oder vielmehr eine Aufhebung der Ergastula uns entgegentritt, die auch in den Rechtsquellen dieser und der folgenden Zeit, soweit wir sie noch kennen, nicht mehr sich erwähnt finden. Es wird nämlich von Spartianus (Vit. Hadrian. 18) mitten unter andern wohlthätigen Einrichtungen Hadrian's, der insbesondere den Herren das Recht genommen hatte, ihre Sklaven umzubringen, auch einer die Ergastula betreffenden Bestimmung gedacht mit den Worten: Ergastula servorum et libertorum tulit, wo wir tulit schwerlich in dem Sinne von toleravit: er duldete, sondern in dem Sinne von sustulit, abstulit, er hob auf, zu fassen haben: wie dies ebenso wol der Sprachgebrauch späterer Schriftsteller zu verstatten, als der ganze Zusammenhang der Stelle selbst zu gebieten scheint. Will man aber statt libertorum (da allerdings von solchen Strafhäusern der Freigelassenen nirgends eine Spur) mit Salmasius, Gothofredus und Anderen die wahre Lesart liberorum wiederherstellen, mit Bezug auf das eben erwähnte gewaltsame Einschleppen von freien Menschen in diese Ergastula, so wird der Sinn der Stelle und die darin ausgesprochene Aufhebung der Ergastula durchaus nicht verändert; wollte man aber daraus weiter das Dasein von eigenen für die freie Bevölkerung bestehenden Zucht- und Strafhäusern, welche Hadrian wieder abgeschafft, ableiten, so zweifeln wir, ob eine solche Annahme sich in irgend einer Weise näher bestätigen oder beweisen ließe, eben weil Ergastulum stets nur als ein ländliches Gefängniß oder Arbeitshaus erscheint, in welches Sklaven und nur Sklaven zur Strafe und zu schwerer Arbeit eingesperrt werden, aber von einem öffentlichen Zuchthaus oder einer Strafanstalt des Staates, für die freie Bevölkerung bestimmt, keineswegs die Rede ist. Zu einer solchen Annahme aber würde uns die allerdings sinnreiche, aber nicht gerechtfertigte Änderung der oben angeführten Stelle des Spartianus führen, welche d'Arnaud [21]) vorgeschlagen hat, indem er tulit gänzlich auswirft und die übrigbleibenden Worte mit den nachfolgenden unmittelbar verknüpft: Ergastula servorum et liberorum, lavacra pro sexibus separavit. So hätte der Kaiser nur eine Trennung der für Sklaven und der für freie bestehenden Ergastula angeordnet, ebenso wie eine Trennung der für das männliche und der für das weibliche Geschlecht bestimmten Bäder. Aber es wird sich diese, nur durch eine gewaltsame Änderung herausgebrachte, Annahme keineswegs erweisen lassen, und so wird auch für uns kein Grund vorhanden sein, von dem klaren Sinn der Stelle nach ihrer überlieferten Lesart abzugehen und dem menschenfreundlichen Kaiser die Ehre der Aufhebung einer solchen Einrichtung zu entziehen, von welcher wol die Worte des großen Lipsius [22]) in der Abhandlung, die er (Electt. II, 15) diesem ganzen Gegenstande gewidmet hat, gelten können: — quem (ergastulorum carcerem) *in poenam generis humani, non in bonum ullum publicum inventum esse fatebuntur mecum omnes, qui suae sunt mentis.* (*Baehr.*)

ERGATIA, ein dem Herkules zu Ehren gefeiertes Fest in Sparta. (*Richter.*)

ERGATIS, Beiname der Minerva, gleichbedeutend mit Ergane (s. d. Art.). (*Richter.*)

ERGAVIA (Ergavica). 1) E. Vasconum, Stadt in Hispania Tarraconensis im Gebiete der Vascones diesseit des Iberus (Ebro). — 2) E. Celtiberum, Colonie der Römer, die vornehmste Stadt im Gebiete der Celtiberer in Hispania Tarraconensis, südlich von Bilbilis (Bambola), muthmaßlich jetzt Alcaniz in Aragonien. Nach Andern lag diese Stadt in der Nähe der Quelle des Tajo, wo man Spuren von ihr zu entdecken vermeint hat. (*H.*)

ERGEBENHEIT, ERGEBUNG. Ergeben bezeichnet ein gänzliches Dahingeben in eine fremde Gewalt; Ergebung, zu Folge der Endsylbe ung, die Handlung des Ergebens; Ergebenheit, zu Folge der Endsylbe heit, den Zustand des Ergebenseins. Man hat hier zu unterscheiden zwischen Ergeben sein und Sich ergeben. Beide kommen darin überein, daß sie ein Dahingeben in fremde Macht, und zwar aus Rücksicht eines fruchtlosen Widerstandes, anzeigen, unterscheiden sich aber dadurch, daß das erste mehr ein unfreiwilliges, das zweite ein freiwilliges Dahingeben andeutet; jenes ist eine Sache der Neigung, dieses des freien Willens. Wer sich ergibt, der unterwirft seinen Willen einer fremden Macht, und zwar durch einen Act seines Willens. Wer den Wissenschaften, dem Spiel, dem Trunk ergeben ist, der hat Neigung dazu; sagt man aber von ihm, daß er sich denselben ergeben hat, so heißt dies: er hat denselben eine solche Macht über sich eingeräumt, daß sein Wille denselben gänzlich unterworfen ist, und gegen diese Macht keinen Widerstand leisten kann. Diese Unterwerfung des eignen Willens unter eine fremde Gewalt kann die Folge einer gänzlichen Ergebenheit sein, ist es aber nicht in allen Fällen. In allen Fällen aber tritt das Verhältniß von Kraft und Widerstand ein, und dieses ist entscheidend für die Bestimmung des Begriffes von Ergebung. Mag man einer auf uns wirkenden Kraft ohne Widerstand oder erst nach langem hartnäckigem Widerstande sich ergeben,

19) *Sueton.* Tiber. 8: „— Inter haec duplicem curam administravit annonae, quae arctior inciderat: et *repurgandorum tota Italia ergastulorum*, quorum domini in invidiam venerant, quasi exceptos supprimerent non solum viatores, sed et quos sacramenti metus ad hujusmodi latebras compulisset." 20) Daher sagt Plinius (H. N. XVIII, 6. [sect. VII, 4]): „*Coli rura ab ergastulis pessimum* est et quidquid agitur a desperantibus." In ähnlichem Sinne und noch stärker cap. 3 oder sect. IV. fin. 21) Dissertat. de jure servorum. cap. IX. p. 44 — 47 (hinter desselben Variarr. Conjecturarr. libri duo. Leovard. 1744. 4.)

22) am a. a. O. S. 823.

Digitized by Google

so wird der Wille dazu allezeit bestimmt durch die Überzeugung eines fruchtlosen Widerstandes. Man ergibt sich dem Feinde, dem Schicksal, wenn man einsieht, daß nun alles Ankämpfen gegen dieselben doch nur vergeblich ist. Hier könnte ein Zweifel entstehen, ob diese Ergebung nicht mehr eine Folge der bloßen Nothwendigkeit, als ein Act des freien Willens sei, wenn die Nothwendigkeit der Art wäre, daß ein Widerstand gar nicht stattfinden könnte. Dies ist aber nicht der Fall, denn selbst dann, wenn man sich überzeugt hat, daß jeder fernere Widerstand fruchtlos sei, daß man nicht mehr unter Bedingungen, sondern nur auf Gnade oder Ungnade sich ergeben könne, steht dem Willen noch die Wahl frei zwischen Sich ergeben und Unterliegen, Kämpfen bis zum Tode, oder sonst den Tod dem Sich ergeben vorzuziehen. Das Verzichten auf den eignen Willen mit Anerkennung des fremden, nennt man Resignation, die aber zu völliger Ergebung erst bei freiwilliger Unterwerfung unter diesen fremden Willen wird, der als nicht feindseliger vorausgesetzt wird, sodaß eine mehr oder minder starke Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang stattfinden kann. Diesem allen zufolge wird Ergebung zu erklären sein als diejenige freiwillige Handlung einer Person, wodurch sie, im Streben nach etwas Widerstand findend und dagegen ankämpfend, aus Überzeugung fruchtlosen Widerstandes, auf diesen verzichtet (resignirt) und der Macht eines fremden Willens sich unterwirft, nicht ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Mit allen diesen Merkmalen ist der Ausdruck Ergebung in die christliche Moral übergegangen, wo sie sich auf die Überzeugung gründet, daß der heilige Wille eines allmächtigen, weisen, gerechten und gütigen Wesens die Schickungen bestimmt. Ergebung in den göttlichen Willen ist Folge des Vertrauens auf Gott und des festen Glaubens, daß alles, was uns begegnet, im Plane der unendlichen Weisheit begründet ist und zu unserm wahren Besten gereicht. Dies bewirkt Seelenruhe im Mißgeschick und Standhaftigkeit in den Leiden der Welt. Blos leidend verhält sie sich aber darum nicht, denn abgesehen davon, daß Entgegenstreben gegen alles Übel durch diese Ergebung nicht ausgeschlossen ist, gehört doch offenbar Selbstbeherrschung dazu, um beim Mißlingen jene Seelenruhe und Standhaftigkeit zu behaupten. Dies wird aber hier dadurch sehr unterstützt, daß die Ergebung in den göttlichen Willen Folge der Ergebenheit ist, d. i. der Neigung, welche bereitwillig macht das zu thun, was dem Gegenstande der Neigung, der als solcher sehr wünschenswerth sein muß, angenehm ist. Nicht immer ist Ergebung Folge der Ergebenheit, oder diese von jener; wo aber Ergebung Folge der Ergebenheit ist, da folgt der Wille der Neigung, oder wenigstens stimmen beide überein, und die Ergebung ist eine vollständige. Die überwiegende Neigung macht willenlos und kann sich bis zur Leidenschaftlichkeit steigern. *(H.)*

ERGERS (Ergitia), die, Fluß im französischen Departement des Niederrheins (Elsaß), entspringt auf den Bogesen in den Waldungen des Cantons Oberehnheim, Bezirk Sélestat (Schlettstadt), durchschneidet das Klingethal, Oberehnheim, Niederehnheim, bis zu welchem Orte er den Namen Ehn führt, und vereinigt sich bei Geispolsheim mit der Ill. (Nach Aufschlager.) *(Fischer.)*

ERGERSHEIM, Gemeindedorf im französischen Departement des Niederrheins (Elsaß), Canton Molsheim, Bezirk Strasburg, liegt 3¼ Lieues vom dieser Stadt entfernt an der Kanalstraße und hat eine Succursalkirche und 821 Einwohner, welche einen trefflichen weißen Wein bauen. (Nach Expilly, Barbichon und Aufschlager.) *(Fischer.)*

Ergersweyer, s. Elgersweyer.

ERGETIUM, wird von Steph. Byz. als eine Stadt Siciliens aufgeführt, nach Angabe des Philistos in der Sikelika. Auch kommt der Name der Bewohner Ergetini bei Plinius (III, 8) vor. Ptolemäos nennt ein Sergention, womit vielleicht derselbe Ort bezeichnet wird. Bei so dürftigen Quellen läßt sich die Lage desselben nicht bestimmen. *(L. Zander.)*

ERGEUS, Vater der Keläno, welche vom Neptun den Euphemos, Lykos und Nykteus gebar. *Hyg.* f. 157. Nach Andern ist diese Keläno Tochter des Atlas. *(Richter.)*

ERGINOS, Ἐργῖνος, 1) Sohn des Orchomenischen Königs Klymenos. Der Vater war zu Theben von des Menökeus Wagenführer mit einem Steine hart verwundet worden, und starb an der Wunde. Erginos hatte ihm Rache an den Thebanern versprochen, überzog also diese, als nach dem Tode des Lajus Kreon regierte, mit Krieg, und zwang sie, ihm 20 Jahre lang einen jährlichen Tribut von 100 Ochsen zu geben. Herkules kam inzwischen nach Theben, und als die Gesandten des Erginos kamen, den Tribut zu holen, schnitt er ihnen Nasen und Ohren ab, band ihnen die abgehauenen Hände um den Hals, und befahl ihnen, diesen Tribut dem Erginos zu bringen. Dieser suchte die Unbill aufs Neue durch Krieg zu rächen, ward aber geschlagen und selbst getödtet. (*Apollod.* II, 4, 11. Nach *Paus.* IX, 37 aber überlebte er den Krieg.) Den Besiegten wurde nun vom Herkules der doppelte Tribut auferlegt. Nach Pausanias (IX, 38) ließ Herkules durch Abdämmung des Flusses Kephissos die Felder der Orchomenier überschwemmen. Der Fluß nämlich habe vorher unter einem Berge weg seinen Lauf zum Meere genommen und die Öffnung dieses Kanals habe Herkules verstopft. Derselbe Pausanias (IX, 37) erzählt, Erginos habe nach geschlossenem Frieden mit Herkules seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, den Minyern (deren König er war) den verlorenen Reichthum und ihr ehemaliges Glück wieder zu verschaffen. Ganz mit dieser Sorge beschäftigt habe er erst im hohen Alter daran gedacht, Kinder zu zeugen, und nachdem er einen günstigen Orakelspruch erhalten, ein junges Mädchen geheirathet und mit ihr den Trophonios und Agamedes erzeugt. Ersterer findet in dem Mythos des Erginos manches Symbolische, das sich auf Ackerbau und die Arbeiten desselben bezieht. Erginos ist der Ackermann, Arbeitsmann (vom alten ἔργω, ich thue, arbeite) und zugleich der Wehrmann, denn der Ackermann muß auch das kriegerische Schwert führen, um seine Felder zu schützen; darum verschafft er den Minyern Reichthum und Glück, und seine Söhne sind: Trophonios,

Digitized by Google

der Nährmann, und Agamedes, der Mann der Klugheit (s. seine Briefe an Hermann. S. 114 und Symb. II. S. 381).

2) Einer der Argonauten, Sohn des Neptun (*Apollod.* I, 9, 16. *Apollon.* I, 185. *Hyg.* f. 14). Einige halten ihn für den obigen Erginos, den Sohn des Klymenos. Schol. *Apollon.* l. c. *Pind.* Olymp. IV. Er war von Milet (*Burman.* Catal. Argon. h. v.) und in Seewesen und Sternkunde wohl erfahren, daher Gehilfe des Steuermanns Tiphys, und nach dessen Tode selbst Steuermann. (*Val. Flacc.* V, 65. Schol. *Apollon.* II, 897.) Nach dem Schol. ad *Pind.* Olymp. IV. landeten die Argonauten auf Lemnos, als Hypsipyle ihrem Vater Thoas Leichenspiele feierte. Erginos, obgleich der jüngste von den Argonauten, nahm am Wettrennen Theil. Die Lemnierinnen lachten darüber, aber bald erregte er allgemeine Bewunderung, als er selbst die Boreaden im Laufe übertraf. (*Richter.*)

ERGINUS, Fluß in Thrakien, welcher westlich von Byzantium strömte und in der Nähe des Athyras in die Propontis fiel. (*H.*)

Ergitia, s. Ergers.

Ergovia, s. Aargau.

ERGUE (die), kleiner Fluß im französischen Departement des Hérault. Sie entspringt unweit Caylar im Bezirke Lodève, geht bei dieser Stadt vorbei und ergießt sich nach einem Laufe von etwa 8 Lieues Poulets gegenüber in den Hérault. (*Fischer.*)

Erguel, s. Immerthal.

ERGYNE *Risso* (Crustacea). Krebsgattung aus der Familie der Peccilopoden zu den Popitiden gehörig; der Körper eiförmig, glatt, lederartig, der Kopf rundlich, der Thorax vielgliederig, die Fühler sind lang, federig, die Augen sind kaum sichtbar, die zwölf Füße spitzig; die einzig angegebene Art, Cornu cervus, ward von Risso schon früher in seiner Naturgeschichte der Crustaceen von Nizza beschrieben und abgebildet. Der Körper ist glatt und platt, in der Mitte schön roth, rings mit einem weißen Saume; er besteht aus fünf Segmenten, und über jedes derselben zieht ein weißer Faden; am Kopfe stehen vier ästige, federige Fühler, von denen die beiden mittleren fast so lang als der Körper sind; der Mund steht auf der untern Seite des Körpers; der Bauch ist etwas gewölbt; der Schwanz besteht aus einem einzigen rundlichen Stück. Die Länge ist acht Millimeter, die Breite sechs. Das sehr kleine Männchen sitzt immer unter dem Schwanze des Weibchens, welches kleine lebendige Junge mit sich trägt, welche zwischen den den Unterleib bedeckenden Platten hervorschlüpfen. Man findet dieses Thier im Frühjahr und Herbst unter den Kiemen von Portunus *Rondeletti* bei Nizza. (Dr. *Thon.*)

Ende des sechsunddreißigsten Theiles der ersten Section.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Zu den Karten zum Artikel Erde.

Um Raum zu ersparen, sind auf Taf. II und III vier Darstellungen der Erde in einem kleinen Maßstabe gegeben, bei welchem es unmöglich war, die Namen selbst zu schreiben; es sind daher mehre Punkte mit Buchstaben oder Zahlen bezeichnet, welche folgende Bedeutungen haben:

Taf. II. Fig. 1.

ist eine Weltkarte nach Eratosthenes.

Europa.

1) Massilia.
2) Roma.
3) Athenae.
4) Byzantium.
a) Rhenus.
b) Borysthenes.
c) Tanais.

Asia.

1) Dioscurias.
2) Amisus.
3) Sinope.
4) Ephesus.
5) Issus.
6) Thapsacus.
7) Ninus.
8) Susa.
9) Babylon.
10) Rhinoclura.
11) Aelana.
12) Gerra.
13) Tyrus Insula.
14) Aradus Insula.
15) Patala.
16) Palibothra.
a) Oxus.
b) Jaxartes.
c) Phasis.
d) Euphrates.
e) Tigris.
f) Indus.
g) Ganges.

Taf. II. Fig. 2.

Weltkarte nach Ptolemäus.

Europa.

1) Carthago Nova.
2) Massilia.
3) Genua.
4) Roma.
5) Athenae.
6) Byzantium.

a) Rhenus.
b) Chesimus.
c) Tanais.
d) Rhea.
e) Borysthenes.

Asia.

1) Ephesus.
2) Sinope.
3) Amicus.
4) Issus.
5) Elana.
6) Zaaram.
7) Musa.
8) Gerra.
9) Teredon.
10) Babylon.
11) Ninus.
12) Dioscurias.
13) Gagara.
14) Susa.
15) Persepolis.
16) Bactra.
17) Patala.
18) Palibothra.
19) Baracura.
20) Besynga.
21) Barabae.
22) Tacola.
23) Sabana.
24) Catigara.
25) Thinae.
26) Aspithra.
27) Tomara.
28) Sinda.
29) Daiona.
30) Sera.

a) Euphrates.
b) Tigris.
c) Oxus.
d) Polytimetus.
e) Jaxartes.
f) Oechordes.
g) Bautisus.
h) Scnus.
i) Ganges.
j) Indus.

Insula Tapobrane.

a) Ganges.

Lybia.

1) Nigira.
2) Gira.
3) Carthago.
4) Phycus.
5) Cyrene.
6) Alexandria.
7) Heropolis.
8) Syene.
9) Ptolemais.
10) Meroe.
11) Adulis.

a) Trachis.
b) Daratus.
c) Nigir.
d) Nilus.
e) Astapus.
f) Astaboras.

Taf. III. Fig. 1.

Arabische Weltkarte in einem Manuscripte von Edrisi in der Bodley'schen Bibliothek.

1) Mondgebirge und Nilquellen.
2) Berbera (Adel).
3) Al-Zung (Zanguebar).
4) Sefala (Sofala).
5) Al-Wak.
6) Serendeeb (Ceylon).
7) Al-Comor (Madagaskar).
8) A-Dasi.
9) Al-Yemen.
10) Tehama.
11) Al-Hedjaz.
12) Al-Shugur (Seger).
13) Al-Imama (Yamama).
14) Al-Habesh.
15) Al-Nuba.

Digitized by Google

16) Al-Tajdeen.
17) Al-Bejah.
18) Al-Saneed (Said).
19) Al-ouhat-what (Oasis).
20) Gowas.
21) Kanun.
22) Belad Al-lemlum.
23) Belad Mufrada.
24) Belad Nemaneh.
25) Al-Mulita.
26) Curan (Kyrene).
27) Nigerland.
28) Al-Sous Nera.
29) Al-Mughrub Al Mukeen (das westliche Magreb).
30) Afreekeea (Afrika).
31) Beladel Gerid (Dattelland).
32) Seharee, Berenik.
33) Missur (Ägypten).
34) Al-Sham (Syrien).
35) Al-Irak (Persien).
36) Fars.
37) Kirman (Caramanien).
38) Alfazeh.
39) Mughan.
40) Al-Sunda (Scindi).
41) Al-Hind (Indien).
42) Al-Seen (China).
43) Kharasan.
44) Al-Beharus.
45) Azerbijan.
46) Chuwarizm.
47) Al-Shash.
48) Chirkeez.
49) Al-Sefur.
50) Al-Tibut (Tibet).
51) Al-Nufuz-Izz.
52) Kurjeea (Georgien).
53) Keymack.
54) Kulhöa.
55) Izzea.
56) Azkush.
57) Turkesh.
58) Iturab.
59) Bulghar (Bulgarien).
60) Al-Mutenah.
61) Yajooj (Gog).
62) Majoog (Magog).
63) Asiatish (Rußland).
64) Bejeerut.
65) Al-Alman.
66) Al-Chuzzus Chors (kaspisches Meer).
67) Turkea (Türkei).
68) Albejan (Albanien).
69) Makeduneeah (Macedonien).
70) Baltisches Meer.
71) Jenubea (? Schweden).
72) Germania.
73) Dännemark.
74) Afranseeah (Frankreich).
75) Felowiah (Norwegen).
76) Burtea (Britannien).
77) Corsika, Sardinien ꝛc.
78) Italien.
79) Ashkerineah (Theil v. Spanien).

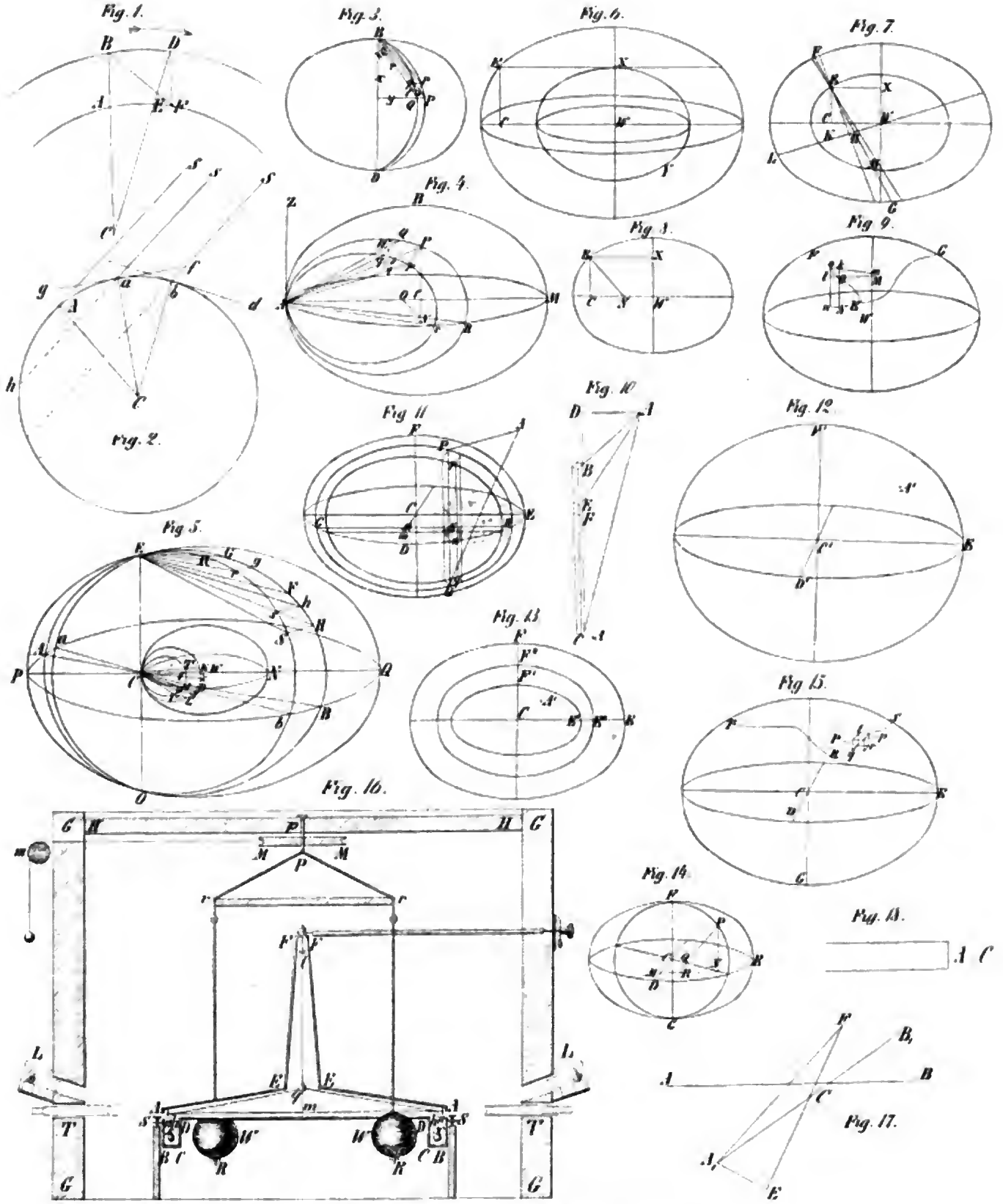
Taf. III. Fig. 2.

Ansichten zur Zeit der Kreuzzüge, Sanudo's Weltkarte.

VERSITY
CALIFORNIA

Digitized by Google

Zum Artikel: Erde.



Zur Allgem. Encyklopädie der Wissensch. u. Künste.

Digitized by Google

LIBRARY
IVERSITY

Digitized by Google

Zum Artikel Erde.

Taf: II.

Fig: 1.

Fig: 2.

Zur Allgem. Encyklopaedie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 1.

Fig. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google